Meyers
Konversations-Lexikon.

Fünfte Auflage.

Elfter Band.

Langenbeck bis Mauri.

Meyers Konversations-Lexikon.

Ein

Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit mehr als 10,500 Abbildungen im Text und auf 1088 Bildertafeln, Karten und Plänen.

Elfter Band.

Langenbeck bis Mauri.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1897.

L.

Langenbeck, 1) Konrad Johann Martin, Mediziner, geb. 5. Dez. 1776 zu Horneburg in Hannover, gest. 24. Jan. 1851, studierte seit 1794 in Jena, Wien und Würzburg, habilitierte sich 1802 mit der Schrift »Über eine einfache und sichere Methode des Steinschnittes« (Würzb. 1802) in Göttingen und ward als Wundarzt des akademischen Hospitals angestellt. Er baute ein eignes Auditorium für seine anatomischen Vorlesungen und erhielt 1804 eine außerordentliche Professur. 1807 errichtete er daselbst das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde. 1814 zum ordentlichen Professor der Anatomie und Chirurgie und gleichzeitig zum Generalchirurgus der hannöverschen Armee ernannt, folgte er dieser 1815 nach Belgien. 1828—29 erbaute er das neue anatomische Theater. L. stand unübertroffen da in der anatomischen und chirurgischen Technik, in Schnelligkeit und Sicherheit beim Operieren; voll von Begeisterung für sein Fach, war er hinreißend als Lehrer. Er schrieb: »Anatomisches Handbuch« (Götting. 1806); »De structura peritonaei« (das. 1817); »Von den Leisten- und Schenkelbrüchen« (das. 1821); »Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten« (das. 1822—50, 5 Bde.); »Icones anatomicae« (das. 1826—1839, 8 Bde.); »Handbuch der Anatomie« (das. 1831—1847, 4 Bde.), hierzu »Mikroskopisch-anatomische Abbildungen« (das. 1848—51, 4 Hefte). Auch gab er die »Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie« (Götting. 1806—13, 4 Bde.) und die »Neue Bibliothek« (Hannov. 1815—28, 4 Bde.) heraus.

2) Bernhard Rudolf Konrad von, Mediziner, Neffe des vorigen, geb. 8. Nov. 1810 zu Padingbüttel im Land Wursten, gest. 29. Sept. 1887 in Wiesbaden, studierte in Göttingen, England und Frankreich, habilitierte sich 1838 in Göttingen für Physiologie und war als praktischer Chirurg thätig. 1842 ging er als Professor der Chirurgie nach Kiel und ward 1847 als Nachfolger Dieffenbachs Professor und Direktor des königlichen chirurgischen Klinikums in Berlin. Als Leiter des Sanitätswesens im schleswig-holsteinischen Kriege 1864 erwarb er sich große Verdienste, wurde bald darauf geadelt und 1866 zum Generalarzt à la suite des Sanitätskorps ernannt, in welcher Eigenschaft er auch im deutsch-französischen Kriege 1870/71 fungierte. 1872 gründete er die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie, 1882 zog er sich in den Ruhestand zurück. L. war einer der ersten Chirurgen der Neuzeit, genial und erfinderisch, ein meisterhafter Operateur, ein feiner Therapeut und vorzüglicher Lehrer, von dessen zahlreichen Schülern viele die chirurgischen Lehrstühle an Universitäten deutscher Zunge bekleiden. Zahlreiche alte Operationsmethoden wurden von ihm verbessert oder durch neue ersetzt, viele Gebiete der chirurgischen Thätigkeit erst neu erschlossen. Besonders förderte er die konservative Chirurgie durch die Lehre von den Resektionen. Indem er ganz bestimmte Regeln und Vorschriften dafür aufstellte, den Wert der sofortigen Immobilisierung durch Gipsverband nach der Operation hervorhob, bewirkte er, daß sich die Erfolge der Resektionen ungleich günstiger gestalteten, und daß jetzt unzählige Glieder erhalten werden, welche früher amputiert werden mußten. Von ihm sind die Resektionen auch in die Kriegschirurgie eingeführt worden, indem er nach der Schlacht bei Schleswig zum erstenmal mit glücklichem Erfolge resezierte. Die von ihm angegebenen osteoplastischen Resektionen, vor allen die Uranoplastik, die Gaumennaht, die subkutane Osteotomie zur Geraderichtung schief geheilter Knochenbrüche und ankylosierter Gelenke, die Behandlung der letztern mittels allmählicher forcierter Streckung in der Chloroformnarkose, die Durchschneidung des äußern Haltebandes bei einwärts gebogenem Kniegelenk, die Kauterisation der Hämorrhoidalknoten mit dem Glüheisen und andre Neuerungen sind Gemeingut der Chirurgie geworden. Seit 1860 gab er mit Billroth und Gurlt das »Archiv für klinische Chirurgie« heraus; auch veröffentlichte er »Chirurgische Beobachtungen aus dem Kriege« (Berl. 1874). Seine »Vorlesungen über Akiurgie« gab Gluck heraus (Berl. 1888). Vgl. Bergmann, Zur Erinnerung an B. v. L. (Berl. 1888).

3) Maximilian Adolf, Mediziner, Sohn von L. 1), geb. 11. Jan. 1818 in Göttingen, gest. 2. Mai 1877 in Hannover, studierte seit 1835 in seiner Vaterstadt, in Paris, Wien und Berlin, habilitierte sich 1843 in Göttingen, erhielt 1846 eine Professur daselbst, siedelte aber 1851 als Arzt nach Hannover über und ward 1865 Mitglied des Obermedizinalkollegiums daselbst. Er schrieb: »Klinische Beiträge aus dem Gebiet der Chirurgie und Ophthalmologie« (Götting. 1849, 2 Teile); »Untersuchungen über die Allantois« (das. 1847); »Die Impfung der Arzneikörper«

(Hannov. 1856); »Die Insolation des menschlichen Auges« (das. 1859); »Die gewaltsame Streckung der Kniekontrakturen« (das. 1858).

Langenberg, 828 m hoher Ausläufer des Rothaargebirges, in Westfalen, auf der Grenze gegen Waldeck.

Langenberg, 1) Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Mettmann, an der Linie Vohwinkel-Kupferdreh der Preußischen Staatsbahn, 101 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Realprogymnasium, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, eine Reichsbanknebenstelle, bedeutende Fabrikation von seidenen und halbseidenen Stoffen und Bändern, eine Seidentrocknungsanstalt, Seidenfärberei, Pappdeckel- und Maschinenfabrikation, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte, Steinbrüche und (1890) 7491 Einw., davon 1427 Katholiken und 60 Juden. — 2) Flecken im Fürstentum Reuß j. L., in schöner Lage an der Elster und der Linie Leipzig-Probstzella der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Kaltwasserheilanstalt und (1890) 2090 Einw. Nahebei die Saline Heinrichshall mit großer chemischer Fabrik.

Langenbielau, Landgemeinde im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Reichenbach, längs des Rotwassers und an der Linie Reichenbach-Oberlangenbielau der Preußischen Staatsbahn, 270—440 m ü. M., ist 8 km lang, besteht aus den vier Bezirken: Neu-, Ober-, Mittel- u. Niederbielau, die einheitlich verwaltet werden, und dem Gutsbezirk L., hat eine evangelische und eine schöne gotische kath. Kirche mit 101 m hohem Turm, ein Schloß (des Herrn v. Seydlitz), eine höhere Privatknabenschule, 2 Kranken- und 2 Waisenhäuser, ein Mädchenheim (Hilbertstiftung), ein Rettungshaus, bedeutende mechanische Weberei für Woll- und Baumwollzeuge und Leinen, Baumwollspinnerei, Appreturen, Färbereien, Bleichereien, Stärke-, Zucker- und Chemikalienfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Dampfmahl- und Sägemühlen und (1890) 15,860 meist evang. Einwohner. Vgl. Hannig, Chronik von L. (Langenbielau 1887).

Langenbrück, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Neustadt in Oberschlesien, hat eine alte kathol. Kirche mit der Gruft der Reichsgrafen von Mettich, Mühlen und (1890) 2215 Einw.

Langenbrücken, Flecken und Badeort im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Bruchsal, am Kraichbach u. an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, 121 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Thonschiefergruben, Wein-, Hopfen- und Tabaksbau und (1890) 1377 meist kath. Einwohner. Die Mineralquellen gehören zu den erdig-salinischen Schwefelwässern. Die beiden wichtigsten sind der Kurbrunnen (11°) u. die Waldquelle (14°); ersterer enthält neben 0,453 festen Bestandteilen in 1 Lit. 4,366 ccm Schwefelwasserstoff und 690 ccm Kohlensäure. Die Waldquelle enthält 1,491 feste Bestandteile, 166 ccm Schwefelwasserstoff, 2496 ccm freie und gebundene Kohlensäure. Man benutzt das Wasser zum Trinken und Baden, außerdem die Gase zum Inhalieren, besonders bei chronischen Katarrhen der Luftwege, Blasenkatarrh, Rheumatismen, Hautkrankheiten ꝛc.

Längenbüreaus, wissenschaftliche Anstalten zur Förderung der Interessen der Seefahrt, ursprünglich durch genaue Orts-, namentlich Längenbestimmungen, sodann aber auch durch Herausgabe astronomischer Ephemeriden. Das Pariser Längenbüreau (Bureau des longitudes), gegründet 1795, veröffentlicht die »Connaissance des temps« und außerdem noch einen kleinern Almanach (»Annuaire du Bureau des longitudes«), das Londoner (Board of longitude) den »Nautical Almanac«. In Deutschland erfolgt die Herausgabe des »Berliner Astronomischen Jahrbuchs« durch das Recheninstitut der Berliner Sternwarte, und in Washington wird die »American Ephemeris« von der mit der Marinesternwarte verbundenen Nautical Almanac Office herausgegeben.

Langenburg, 1) Stadt im württemb. Jagstkreis, Oberamt Gerabronn, an der Jagst, hat eine alte evang. Kirche mit interessanten Grabmälern, ein Schloß des Fürsten Hohenlohe-L. mit wertvollem Archiv, ein Amtsgericht, Glockengießerei und (1890) 1417 Einw., davon 41 Katholiken. Dabei das Lustschloß Ludwigsruhe mit Wildpark. — 2) Station in Deutsch-Ostafrika am Nyassa (s. d.).

Langendijk (spr. -deik), Pieter, niederländ. Dichter, geb. 25. Juli 1683 in Haarlem, gest. daselbst 18. Juli 1756, war erst Damastweber in Amsterdam, ließ sich 1722 in seiner Vaterstadt nieder, wo er lange Zeit als Zeichner für verschiedene Fabriken thätig war, und erhielt in seinem Alter (1749) das Amt eines Stadthistorienschreibers. Seine besten Arbeiten sind seine frühern Komödien, wie: »Don Quichot« (1711), »De Zwetser« (1712) und namentlich »Het wederzyds huwelyks bedrog« (1714; Neudruck mit Einleitung von J. te Winkel, Zwolle 1890), »De Wiskunstenaars« (1715) und »Krelis Louwen« (1715), welche meist in leichtem, natürlichem Ton geschrieben sind und zum Teil noch jetzt aufgeführt werden. Später erschienen die beiden satirischen Spiele gegen den »Windhandel«: »Quincampoix of de windhandelaars« (1720), »Arlequin Actionist« (1720; hrsg. von Meijer, Zutphen 1892), »De bedriegerij van Cartouche« (1732), »Papirius«, »Xantippe« (1756) und der unvollendete »Spiegel der vaderlandsche hooplieden« (Neudruck von Meijer, Zutphen 1892), ferner eine weniger gelungene gereimte Geschichte Wilhelms von Oranien (Haarlem 1754, 2. Aufl. 1762) und eine ausführlichere der holländischen Grafen (das. 1745). Seine Gedichte und Lustspiele (nebst einer kurzen Biographie) erschienen gesammelt Haarlem 1721—60, 4 Bde. Vgl. C. H. Ph. Meijer, Pieter L. (Haag 1891).

Langendorf, 1) Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Neiße, an der Biela, hat Fabrikation von Holzpantoffeln und Schulutensilien, Strumpfwirkerei, Holzdreherei und (1890) 2003 Einw. — 2) Markt in Ungarn, s. Hosszufalu.

Langendreer, Dorf und Landgemeinde im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Bochum, Knotenpunkt der Linien Ruhrort-Holzwickede, Steele-Witten, Hochfeld-L. und L.-Löttringhausen der Preußischen Staatsbahn, im Ruhrkohlenrevier, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, 2 Steinkohlenzechen (1820 Arbeiter), Bierbrauerei, Dampfmühlen und (1890) 12,335 meist evang. Einwohner.

Langeneß (Langenaes), eine der Halligen an der Westküste von Schleswig, zwischen Föhr und Pellworm, hat eine evang. Kirche und (1890) 138 Einw.

Längenfeld, im Bergbau, s. Bergrecht, S. 817.

Längenfeuer (Längsfeuer), s. Enfilieren.

Längengrad, s. Länge (geographische).

Langenhagen, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Hannover, an der Linie Hannover-Visselhövede der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Idiotenanstalt und (1890) 934 Einw.

Langenhorst, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Steinfurt, an der Vechte, hat eine alte kath

Kirche, eine Präparanden- und eine Taubstummenanstalt, eine chemische Fabrik, Leim- und Dungmittelfabrikation und (1890) 422 Einw.

Langenkandel, Flecken, s. Kandel.

Längenkreis, soviel wie Meridian, s. Länge (geographische).

Langenlois, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. Krems, an der Staatsbahnlinie Sigmundsherberg-Hadersdorf, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Irrenanstalt, Weinbau und (1890) 3540 Einw.

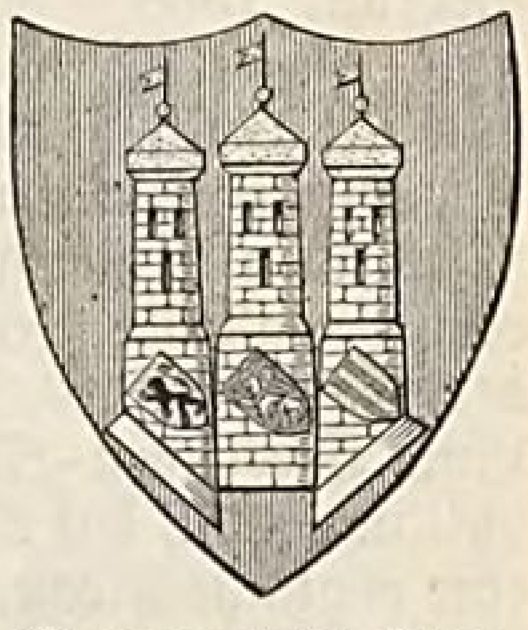
Längenmaße, die zur Ermittelung einer einzigen Dimension in gerader Richtung dienenden Maße. Um die Entfernung zwischen den Endpunkten einer Linie zu finden, wendet man einen Maßstab an, der mit Teilstrichen, bei sehr feinen Messungen mit Transversallinien und Mikrometerschraube versehen ist; noch größere Genauigkeit läßt sich mittels vielfacher Umdrehung des zu messenden Körpers u. nachheriger Teilung der Gesamtlänge sowie unter Beihilfe von Temperaturmessungen u. Meßkeilen erzielen. Bei Messungen im Felde pflegen Meßketten, bei solchen gekrümmter Linien Maßschnüre benutzt zu werden. Als der Tauschverkehr begann, boten sich als natürlichste L. die von der menschlichen Gestalt hergenommenen dar: Fingerglied, Daumen, Faust, Spanne, Fuß, Ellbogen, Arm, Manneslänge; aus deren Verschiedenheit und ungleicher Auswahl entstand eine ungemeine Mannigfaltigkeit der L., welche Huygens 1673 durch allgemeine Einführung des dritten Teiles vom Sekundenpendel (pes horarius) zu beseitigen vorschlug. Aber erst das metrische System hat der vielen Zeitverlust veranlassenden Willkür abgeholfen.

Längenmesser, Vorrichtung zum Messen von Längen, wie der Maßstab, die Meßkette, das Meßrad, der Wegmesser, Schrittzähler, Perambulator etc. Über Längenmessung s. Aufnahme (topographische) und Triangulation.

Langenn, Friedrich Albert von, sächs. Staatsmann, geb. 26. Jan. 1798 in Merseburg, gest. 30. Dez. 1868, studierte in Leipzig die Rechte und Geschichte, las 1820 als Dozent daselbst über das römische Recht, wurde 1822 Oberhofgerichtsrat in Dresden, 1823 Appellationsgerichtsrat und 1829 Hof- und Justizrat. 1831 als provisorischer Regierungskommissar nach Leipzig gesandt, wurde er 1834 zum Kreisdirektor für Leipzig bestimmt, aber 1835 als Erzieher des Prinzen Albert nach Dresden berufen und zum Geheimrat, bald auch zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Auch trat er 1837 als Mitglied in die Erste Kammer. 1845 wurde er zum Direktor des Justizministeriums, 1849 zum ersten Präsidenten des Oberappellationsgerichts in Dresden ernannt. Seiner politischen Gesinnung nach war er streng konservativ. L. schrieb: »Herzog Albrecht der Beherzte« (Leipz. 1838); »Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen« (das. 1841, 2 Bde.); »Züge aus dem Familienleben der Herzogin Sidonie« (Dresd. 1852); »Christoph von Carlowitz« (Leipz. 1854); »Doktor Melchior v. Ossa« (das. 1858).

Langenöls, Gemeinde im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Lauban, an der Linie Kohlfurt-Glatz der Preußischen Staatsbahn, 266 m ü. M., besteht aus den Dörfern Ober-, Mittel- und Nieder-L., hat eine evang. Kirche, 3 Schlösser, eine Diakonissenanstalt, 2 Möbelfabriken (die Schlesische Holzindustrie-Gesellschaft beschäftigt 400 Arbeiter), Leinweberei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1890) 4100 meist evang. Einwohner.

Langensalza, Kreisstadt im preuß. Regbez. Erfurt, an der Salza, unweit der Unstrut und an der Linie Gotha-Leinefelde der Preußischen Staatsbahn, 211 m ü. M., hat 4 evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß und (1890) 11,501 Einw., davon 306 Katholiken und 8 Juden, welche bedeutende Kammgarnspinnerei, Tuchfabrikation und Baumwollweberei (zusammen mit 1069 Arbeitern) betreiben. Außerdem befinden sich dort eine Eisengießerei, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Zigarren, Spritzen, Leder und Malz, Bierbrauerei, Druckerei, Färberei, Ziegelbrennerei und Steinbrüche, Getreidehandel und zwei bekannte Schulbuchhandlungen. L. hat ein Realprogymnasium, ein Rettungshaus, ein Amtsgericht und ein Hauptsteueramt. In der Nähe ein Schwefelbad mit Kurhaus und hübschen Anlagen, in welchen sich mehrere Denkmäler der Gefallenen von 1866 befinden. — L. erhielt 1211 Stadtrechte und wurde 1344 von den Herren von Salza an den Landgrafen von Thüringen verkauft. Bei der Teilung Sachsens (1485) fiel es der Albertinischen Linie zu und kam 1815 an Preußen. Nördlich von L., unweit des rechten Ufers der Unstrut, die sehr spärlichen Überreste des 1541 aufgehobenen Benediktinerklosters Homburg (Hohenburg), bei welchem Kaiser Heinrich IV. 9. Juni 1075 gegen die Sachsen eine Schlacht gewann, die auch nach dem Dorf Nägelstedt benannt wird. Bei L. 15. Febr. 1761 Sieg der Preußen und Engländer unter Sybow und Spörcken über die Reichsarmee unter Stainville; 17. April 1813 Gefecht zwischen den Preußen u. Bayern, in welchem erstere siegten. Bemerkenswert ist besonders das Gefecht von L. 27. Juni 1866, in dem die 19,000 Mann starke hannöversche Armee unter General v. Arentschildt, welche sich mit den Bayern vereinigen wollte, ihre Stellung bei Merxleben gegen die preußische Division v. Flies (8200 Mann) siegreich behauptete; doch waren die durch den Angriff festgehaltenen Hannoveraner inzwischen auf allen Seiten umstellt worden und mußten 29. Juni die Kapitulation von L. abschließen, wonach sie die Waffen streckten. König Georg, der mit dem Kronprinzen der Schlacht beigewohnt hatte, rühmte sich auch nach der Kapitulation mit übermütigen Worten des Sieges und stiftete eine L.-Medaille. Vgl. Marschall, Historisch-statistisch-topographische Beschreibung des Kreises L. (Langens. 1863); Göschel, Chronik der Stadt L. (das. 1818—1842, 3 Bde.); Gutbier, Schwefelbad L. (das. 1887); »Offizieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen im J. 1866 und Relation der Schlacht bei L. 27. Juni 1866« (Wien 1867, 2 Tle.); v. d. Wengen, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866 (Gotha 1886); Derselbe, General Vogel v. Falckenstein und der hannöversche Feldzug (das. 1887); Gutbier, Der Kampf bei L., ein Gedenkbuch (Langens. 1891).



Wappen von Langensalza.

Langenscheidt, Gustav, Sprachgelehrter und Buchhändler, geb. 21. Okt. 1832 in Berlin, machte nach ausgedehnten Reisen in England, Frankreich, Italien etc. seinen Namen bekannt durch die von ihm im Verein mit dem französischen Sprachlehrer Charles Toussaint (gest. 1877) verfaßten »Französischen Unterrichtsbriefe zum Selbststudium« (1856 im eignen Verlag erschienen, seitdem fast alljährlich neu aufgelegt). Der glänzende Erfolg dieser Briefe, der auf

einer glücklichen Weiterbildung der Hamilton-Jacototschen Sprachlehrmethode sowie auf der Bezeichnung der Aussprache nach neuem System beruhte, veranlaßte L., in Gemeinschaft mit den englischen Sprachlehrern Karl van Dalen (gest. 1879) und Henry Lloyd (gest. 1864) auch englische Unterrichtsbriefe herauszugeben, die gleichfalls weite Verbreitung fanden (vgl. Sprachunterricht). Verschiedene Nachahmer wendeten seitdem die »Methode Toussaint-L.« auch auf andre Sprachen an. In Langenscheidts Verlag und nach seinem eignen Plane erschienen ferner: das große Sachs-Villattesche französisch-deutsche Wörterbuch (gedruckt 1868—80; Supplement 1894) und das große Muret-Sanderssche englisch-deutsche Wörterbuch (1891 ff.). 1874 erhielt L. den Professortitel.

Langenschwalbach, Kreisstadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Untertaunuskreis, in einem engen, von reich bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thal unweit der Mündung des Schwalbachs in die Aar, an der Linie Wiesbaden-Diez der Preußischen Staatsbahn, 290 m ü. M., hat 2 evangelische, eine katholische und eine englische Kirche, eine Synagoge, eine Realschule, einen schönen Kursaal, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine königliche Brunnenverwaltung, eine Konsularagentur der Vereinigten Staaten Nordamerikas, eine Fabrik flüssiger Kohlensäure und (1890) 2698 Einw., davon 880 Katholiken und 185 Juden. L. hat acht Mineralquellen, welche sich durch ihren starken Eisengehalt und ihren Reichtum an Kohlensäure auszeichnen. Man benutzt sie zum Trinken und zu Bädern. Wirksam erweisen sich dieselben gegen Blutarmut, Frauenkrankheiten, Schwächezustände der Muskeln und Schleimhäute, Leiden der Harnorgane und Nieren ꝛc. Der jährliche Versand an Mineralwasser beläuft sich auf 160,000 Flaschen. Außer den Mineralbädern hat L. auch noch Moorbäder. Die Zahl der Badegäste beläuft sich auf ca. 6000 Personen. In der Nähe die Aussichtspunkte Busenmach u. Bräunschesberg und die Ruine Adolfseck. — L. gehörte im Mittelalter zur Grafschaft Katzenellenbogen, kam 1497 an Hessen und 1815 an Nassau. Vgl. C. Genth, Die Heilfaktoren Schwalbachs (Wiesb. 1883); Frickhöffer, Die Eisenquellen zu Schwalbach (2. Aufl., das. 1888) und weitere Schriften von Roth, Birnbaum; A. Genth, Geschichte des Kurortes Schwalbach (3. Aufl., Wiesb. 1884).

Langensee, s. Lago Maggiore.

Langenselbold, Flecken im preuß. Regbez. Kassel, Landkreis Hanau, an der Linie Frankfurt a. M.-Bebra der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Schloß des Fürsten von Isenburg-Birstein, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, Handel mit Landesprodukten und (1890) 3572 Einw.

Langensteinbach, Dorf im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Durlach, hat eine evang. Kirche, eine Bezirksforstei, eine Mineralquelle (Thonsäuerling mit im 18. Jahrh. stark besuchtem Bad) und (1890) 1444 Einw.

Längenstreuung, s. Geschoßgarbe.

Langenthal, Marktflecken im schweizer. Kanton Bern, Bezirk Aarwangen, 483 m ü. M., an der Langeten (Nebenfluß der Aare) und an den Eisenbahnen Olten-Bern-Thun und L.-Huttwyl, hat Leinwand-, Käse-, Holz- und Weinhandel, Fabrikation von Woll- und Halbwollwaren, Kokosteppichen, Zigarren und Zichorien und (1888) 3791 meist evang. Einwohner.

Längenteilmaschine, s. Teilmaschine.

Längenuhr (Seeuhr), Chronometer, der zur See zur Bestimmung der geographischen Länge, bez. des Längenunterschiedes zweier Orte benutzt wird (vgl. Länge, geographische).

Langenweddingen, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Wanzleben, an der Sülze und der Linie Magdeburg-Halberstadt der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, 2 Zuckerfabriken, 3 Zichoriendarren, Ziegelbrennerei, Zement- und Zementwarenfabrikation, eine Maschinenwerkstatt, Kunst- und Handelsgärtnerei und (1890) 3042 Einw.

Langenwetzendorf, Dorf im Fürstentum Reuß j. L., Unterländischer Bezirk, hat eine evang. Kirche, Weberei, Bierbrauerei und (1890) 2280 Einw.

Langenwinkel, s. Winkel.

Langenzenn, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Fürth, an der Zenn und der Linie Siegelsdorf-L. der Bayrischen Staatsbahn, 318 m ü. M., hat eine schöne gotische evang. Kirche, eine Dampfgerberei, 2 Dampfziegeleien, eine Kunststeinfabrik, Hopfenbau und (1890) 1722 Einw. (38 Katholiken, 16 Juden). Das Augustiner-Chorherrenstift, 1408 von den Burggrafen Johann und Friedrich von Nürnberg gestiftet, wurde im 16. Jahrh. aufgehoben.

Lang-Enzersdorf, s. Enzersdorf 2).

Langeoog, eine der ostfriesischen Inseln im preuß. Regbez. Aurich, Kreis Wittmund, 11 km lang und 2 km breit, hat eine evang. Kirche, ein Seebad (jährlich ca. 1200 Badegäste), ein von dem Kloster Loccum gegründetes u. verwaltetes Seehospiz, eine Rettungsstation, Dampfschiffsverbindung mit dem Festlande (Bensersiel) und den benachbarten Inseln, Fischfang, Viehzucht und 200 Einw. Vgl. Tongers, Die Nordseeinsel L. und ihr Seebad (2. Aufl., Norden 1892).

Langer, 1) Johann Peter von, Maler, geb. 1756 in Kalkum bei Düsseldorf, gest. 6. Aug. 1824 in München, begann seine Studien bei Krahn in Düsseldorf, wurde 1784 Professor und 1789 Direktor der Düsseldorfer Akademie; 1806 ward er als Direktor der Akademie der bildenden Künste nach München berufen. L. malte namentlich religiöse, aber auch profangeschichtliche Bilder. Auch lieferte er viele Zeichnungen, Porträte sowie geistreich radierte Blätter. Im Kolorit sind Langers Bilder besser als die seiner meisten Zeitgenossen, seine Figuren wohl studiert; seine Komposition steht aber unter der Herrschaft eines kalten akademischen Klassizismus, der unter seiner Leitung auch für die Münchener Akademie maßgebend war. Deshalb hat er sich auch gegen anders geartete Talente, wie Cornelius und Schwanthaler, ablehnend verhalten.

2) Robert von, Maler, Sohn des vorigen und dessen Schüler, geb. 1783 in Düsseldorf, gest. 6. Okt. 1846 in Haidhausen bei München, ward 1806 Professor an der Akademie der Künste in München, versah von 1820 an noch die Stelle eines Generalsekretärs der Akademie und ward 1827 Direktor des königlichen Kabinetts der Handzeichnungen, 1841 Zentralgaleriedirektor. Von seinen Werken sind hervorzuheben: ein Cyklus von Federzeichnungen zu Dantes »Divina Commedia«; die sieben Werke der Barmherzigkeit und das Altarbild: Christus, Blinde und Lahme heilend, in der Kirche des allgemeinen Krankenhauses zu München; eine Kreuzabnahme in der Frauenkirche, Franz von Assisi in der Franziskanerkirche daselbst.

3) Karl Hermann Theodor, Kupferstecher, geb. 17. Dez. 1819 in Leipzig, gest. 1. Juni 1895 in Dresden, Sohn des Kupferstechers Gottfried L., bildete sich an der Akademie zu Leipzig und von 1839 an bei Steinla und Thäter an der Dresdener Akademie. L. war ein trefflicher Zeichner; seine besten

Leistungen gehören dem Gebiete des Kartonstichs an. Er stach nach Schnorr, Schwind (Leben der heil. Elisabeth auf der Wartburg), Rietschel, Hähnel, Wislicenus (der Sommer und der Herbst), Pinturicchio (zehn Blätter nach den Fresken in der Dombibliothek in Siena) und nach Gemälden älterer und neuerer Meister in der Dresdener Galerie (des Sohnes letzter Gruß, nach Hoff; der Aufstand der Sensenschmiede in Tirol, nach Defregger; der Maitag, nach F. A. Kaulbach). Auch hat er einige Folgen landschaftlicher Darstellungen radiert.

4) Anton, österreich. Volksschriftsteller, geb. 12. Jan. 1824 in Wien, gest. daselbst 7. Dez. 1879, wendete sich bereits im 20. Jahre der Journalistik zu und brachte wenige Jahre nachher sein erstes Volksstück: »Eine deutsche Fabrik«, auf die Bühne des Josephstädter Theaters. Es gefiel so sehr, daß L. bald eine Reihe andrer Stücke folgen lassen konnte, die auf den Wiener Vorstadtbühnen dargestellt wurden. Andauernde Erfolge hatten darunter: »Ein Wiener Freiwilliger«, »Strauß und Lanner«, »Ein Judas von Anno neun«, »Der Aktiengreisler«, der als »Aktienbudiker« von Kalisch für Berlin bearbeitet wurde, »Vom Juristentag«, »Salon Pitzelberger«, »Ein Wort an den Minister« u. a. (teilweise gesammelt in der »Wiener Volksbühne«, Wien 1859—64, 4 Bde.). L. redigierte außerdem seit 1850 die im Wiener Dialekt größtenteils von ihm selbst geschriebene Zeitschrift »Hannsjörgl von Gumpoldskirchen« und verfaßte eine Anzahl von Romanen, die auf dem Boden Wiens oder Österreichs spielen, und von denen »Der letzte Fiaker« (1855), »Die Rose vom Jesuiterhof« (1861), »Dämon Brandwein« (1863) und »Der alte Naderer« (3. Aufl.: »Ein Polizeiagent von Anno 48«, 1868) am bekanntesten wurden. Er war einer der tüchtigsten Repräsentanten des wienerischen Volkshumors und auch gelegentlich als politischer Publizist thätig.

Langerfeld, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Schwelm, an der Mündung der Schwelme in die Wupper, unmittelbar bei Barmen, Knotenpunkt der Linien Barmen-Wipperfürth, Lennep-L. und Barmen-L. und an der elektrischen Schmalspurbahn Barmen-Schwelm, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Fabrikation von Kordeln, Spitzen, Litze, Band, Soutaches, Besatzartikeln, Eisengarn und Schnürringen, Gummistoffweberei, Färberei u. (1890) 6910 Einw.

Langeron (spr. längsch'róng), Alexander, Graf, russ. General, geb. 13. Jan. 1763 in Frankreich, gest. 4. Juli 1831 in Petersburg, trat jung in die französische Armee und machte die Expedition nach Amerika unter Rochambeau mit. Nach seiner Rückkehr erhielt er in Frankreich den Grad eines Obersten en second, trat aber 1789 in russische Dienste, kämpfte zuerst im schwedischen Kriege und bekundete in dem Kriege gegen die Türken, insbes. bei der Erstürmung Ismails, glänzende Tapferkeit und militärische Begabung, so daß ihm die Kaiserin 1791 einen Ehrendegen übersandte. Als Generalleutnant focht er zuerst in der Schlacht bei Austerlitz gegen Frankreich. Von 1807 an war L. im türkischen Kriege thätig und machte sich 1810 insbes. um die Einnahme Silistrias verdient. 1812 zeichnete er sich wiederholt aus, namentlich auch durch rege Fürsorge für seine Landsleute während des unglücklichen Rückzugs. In der zweiten Hälfte des Feldzuges von 1813 befehligte L. ein Korps Russen, das zur schlesischen Armee gehörte, und an der Katzbach zwang er die französische Division Puthod, das Gewehr zu strecken. Auch in der Schlacht bei Leipzig focht er mit Auszeichnung. 1814 nahm er den thätigsten Anteil an der Wegnahme der Höhen von Montmartre; 1815 befehligte er ein Korps von 35,000 Mann, ohne jedoch ein Gefecht zu liefern. Nach der Rückkehr nach Rußland erhielt er das Gouvernement der Krim und führte 1829 ein Armeekorps gegen die Pforte.

Langer Tag, s. Versöhnungstag.

Langerwehe, Dorf im preuß. Regbez. Aachen, Kreis Düren, am Wehebach, an der Linie Köln-Herbesthal der Preußischen Staatsbahn, 145 m ü. M., hat eine kath. Kirche, Gerberei, Töpferei, Steinnußknopf-, Häkelnadel- und Dachziegelfabrikation, Loh- und Ölmühlen, Thongruben und (1890) 1646 meist kath. Einwohner. Dazu der Weiler Schönthal mit bedeutender Nähnadelfabrik (500 Arbeiter).

Langes Parlament, das englische Parlament, welches 3. Nov. 1640 von König Karl I. eröffnet wurde, seit der Ausstoßung der nicht independentistischen Mitglieder durch Cromwell 1648 Rumpfparlament hieß, 20. April 1653 von Cromwell gewaltsam aufgelöst, 7. Mai 1659 nach dem Sturz Richard Cromwells wieder einberufen, 13. Okt. d. J. von Lambert abermals gesprengt wurde, 26. Dez. nach dem Staatsstreich Moncks von neuem zusammentrat und sich endlich 16. März 1660 selbst auflöste. Vgl. Großbritannien, S. 1040 ff.

Langethal, Christian Eduard, landwirtschaftlicher und botanischer Schriftsteller, geb. 6. Jan. 1806 in Erfurt, gest. 25. Juli 1878 in Jena, studierte 1827—32 in Jena Botanik u. Landwirtschaft, ging 1835 als Lehrer der Naturgeschichte nach Eldena und 1839 als Professor nach Jena, wo er nach Schulzes Tode das landwirtschaftliche Institut bis 1861 leitete. Er schrieb: »Geschichte der teutschen Landwirtschaft« (Jena 1847—56, 4 Bde.), »Lehrbuch der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde« (das. 1841—45, 3 Bde.; 5. Aufl., Berl. 1874—76, 4 Bde.), »Beschreibung der Gewächse Deutschlands nach ihren natürlichen Familien und ihrer Bedeutung für die Landwirtschaft« (Jena 1858, 2. Aufl. 1868) und lieferte mit Schlechtendal und Schenk die Fortsetzung der von Zenker begründeten »Flora von Thüringen« (das. 1830—55, 145 Hefte).

Langewiesen, Stadt in der schwarzburg-sondersh. Oberherrschaft, Landratsamt Gehren, an der Ilm, am Thüringer Wald und an der Eisenbahn Ilmenau-Großbreitenbach, 451 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Porzellan-, Pappe-, Farben-, Thermometer-, Holzwaren-, Waschmaschinen- u. Kistenfabrikation, Kunstglasschleiferei, mechanische Weberei, Braunstein-, Flußspat- und Schwerspatgruben und -Mühlen, eine Mühlenbauanstalt, Sägemühlen, Ziegelbrennerei, Bergbau auf Manganerze und (1890) 2353 evang. Einwohner, davon 7 Katholiken. L. ist Geburtsort des Dichters Wilhelm Heinse.

Langfaden, s. Combretum.

Langfisch (Leng), s. Quappe.

Langfjelde, Gesamtname für die Gebirge des südlichen Norwegen, südlich vom Dovrefjeld, die sich in einer Länge von 290 km vom Thal der Otta im N. bis zu den Bytlefjelden im S. ausdehnen. Dazu gehören vornehmlich die Jotunfjelde, das Filefjeld und die Hardangervidda. Der Name ist ursprünglich nur dem Gebirgsplateau zwischen der Rauma und der Otta an der Grenze von Romsdal eigen.

Langflügler (Longipennes), s. Schwimmvögel.

Langfuhr, Vorstadt von Danzig (s. d.).

Langfüßer (Tarsiidae), eine Familie der Halbaffen (s. d.).

Langgeschoß (Langgranaten), s. Geschoß.

Langgesichter, s. Mensch.

Langhänder (Macrochires), s. Segler.

Langhans, 1) Karl Gotthard, Architekt, geb. 1733 zu Landeshut in Schlesien, gest. 1808 in Grüneiche bei Breslau, widmete sich erst dem Studium der Sprachen und der Mathematik, sodann dem der Baukunst und machte mehrere Reisen. 1775 ward er Kriegs- und Oberbaurat bei der Kammer zu Breslau und 1785 als Geheimer Kriegsrat und Direktor des Oberhofbauamtes nach Berlin berufen. Seine bekanntesten Werke sind: in Breslau das fürstlich Hatzfeldsche Palais, die Kirche der Elftausend Jungfrauen und die Börse; in Landsberg das große Armenhaus; mehrere Dorfkirchen in Schlesien und in Berlin das Brandenburger Thor, der erste Versuch einer Wiedererneuerung der Baukunst im Anschluß an die griechisch-römische Architektur.

2) Karl Ferdinand, Architekt, Sohn des vorigen, geb. 14. Jan. 1781 in Breslau, gest. 22. Nov. 1869 in Berlin, lernte neben Schinkel bei Gilly in Berlin, ging 1806 nach Italien, wurde 1819 königlicher Baurat und später Architekt beim Opernhaus und Oberbaurat. Das einfach schlichte, aber in den Verhältnissen und Details außerordentlich fein durchgebildete Palais des Kaisers Wilhelm ist sein Hauptwerk. Später widmete er sich mit Vorliebe dem Theaterbau, in welchem er für seine Zeit eine Autorität war. Er leitete den Wiederaufbau des 1843 abgebrannten Berliner Opernhauses und entwarf die Pläne zum Neuen Theater in Breslau, zum Neuen Theater in Leipzig u. a.

3) Ernst Friedrich, prot. Theolog, Führer des Reformvereins in der Schweiz, geb. 2. Mai 1829 in Bern, gest. daselbst 16. April 1880, wurde 1855 Pfarrer in Lauenen, 1858 an der Waldau, stiftete 1866 den Reformverein, für den er auf Synoden und in Zeitschriften kämpfte, ward 1871 außerordentlicher, 1876 ordentlicher Professor der Theologie in Bern. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Pietismus und Christentum im Spiegel der äußern Mission« (Leipz. 1864); »Pietismus und äußere Mission vor dem Richterstuhl ihrer Verteidiger« (das. 1866); »Das Christentum und seine Mission im Lichte der Weltgeschichte« (Zürich 1875). Sein Nachfolger wurde sein Bruder Eduard, geb. 20. April 1832 in Guttannen, gest. 9. Jan. 1891 in Bern, Verfasser eines »Handbuchs der biblischen Geschichte und Litteratur« (Bern 1875—81, 2 Bde.). Vgl. Hegg, Langhans, ein Zeuge der Geistesfreiheit (Bern 1891).

4) Wilhelm, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 21. Sept. 1832 in Hamburg, gest. 9. Juni 1892 in Berlin, bildete sich seit 1849 auf dem Leipziger Konservatorium als Violinspieler aus und genoß, nachdem er zwei Jahre im Leipziger Theater- und Gewandhausorchester gewirkt hatte, 1854 noch den Unterricht von Alard in Paris. 1857—60 war er Konzertmeister in Düsseldorf, lebte darauf in Hamburg, Paris und Heidelberg, erwarb hier 1871 auf Grund seiner Schrift: »Das musikalische Urteil« (2. Aufl., Berl. 1886) den Doktortitel und ließ sich dann in Berlin nieder, wo er als Lehrer der Musikgeschichte an der Kullakschen Akademie der Tonkunst, später an Scharwenkas u. Klindworths Konservatorium wirkte. Von seinen Kompositionen sind zu erwähnen ein Streichquartett (in Florenz preisgekrönt), eine Symphonie in B dur, Stücke für Violine u. Klavier sowie Lieder und Balladen; von seinen Schriften: »Die Musikgeschichte in zwölf Vorträgen« (2. Aufl., Leipz. 1879); »Die Geschichte der Musik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts« (das. 1883—86, 2 Bde.) und die Übersetzung der Chopin-Biographie von Nieck's (das. 1890).

Langhaus, in der Kirchenbaukunst allgemeine Bezeichnung des Langschiffs im Gegensatz zum Kreuz- oder Querschiff, mag ersteres aus einem, drei oder fünf Schiffen bestehen.

Langholm (spr. länggöm), schönes Städtchen in Dumfriesshire (Schottland), vom Esk durchflossen, mit Manufaktur von Plaids, Antimongruben, Fischerei, einem Denkmal Sir J. Malcolms und (1891) 3643 Einw. L. ist Geburtsort des Ingenieurs Telford.

Langholz, an Nutzholz die Schnittfläche, die dem Laufe der Fasern parallel liegt; s. auch Holzsortimente.

Langhörner (Nematocera), s. Zweiflügler.

Langhügel, s. Gräber, prähistorische.

Langiewicz (spr. -gjéwitsch), Marian, poln. Insurgentenführer, geb. 5. Aug. 1827 in Krotoschin, gest. im Mai 1887 in Konstantinopel, widmete sich seit 1848 in Breslau besonders mathematischen Studien, diente ein Jahr in der preußischen Gardeartillerie, machte dann Reisen ins Ausland und beteiligte sich 1860 an der Expedition Garibaldis nach Sizilien und Neapel. Beim Ausbruch des polnischen Aufstandes im Januar 1863 trat er an die Spitze einer Insurgentenschar im Distrikt Sandomir, erklärte sich 10. März an der Stelle des von den Russen geschlagenen Mieroslawski selbst zum Diktator von Polen, sah sich aber schon am 19. genötigt, auf österreichisches Gebiet überzutreten, wo er an demselben Tage zu Tarnow von der österreichischen Regierung interniert wurde. Ende April ward er in die Festung Josephstadt gebracht. Ende Februar 1865 in Freiheit gesetzt, begab er sich in die Schweiz, von da nach der Türkei.

Langkofel, Berggruppe der Südtiroler Dolomitalpen, erreicht im L., dem nördlichen Hauptgipfel, 3178 m, in der südlichen Grohmannspitze 3111 m. Die (schwierige) Besteigung erfolgt von St. Ulrich im Grödnerthal über die Langkofelhütte (2200 m).

Langköpfe, s. Dolichokephalen und Schädellehre.

Langland, William, engl. Dichter, geb. um 1332 in der Grafschaft Shropshire, gest. 1399 in Bristol, erwarb sich eine umfassende theologische Bildung, empfing aber nur die niedern Weihen, zog nach London und verdiente sich dort seinen Unterhalt als Psalmensänger und Beter. Seine puritanische Lebensanschauung prägte sich litterarisch in den »Visions concerning Piers the Ploughman« aus, einem visionären Gedicht, das alle Stände vom Standpunkt des Ackermanns aus satirisiert. Alle haben sie den Weg zur Wahrheit verloren; da steckt Peter der Pflüger den Kopf aus dem Ährenfeld und weist sie zurecht, heißt sie arbeiten, die Bibel lesen und der Seelsorge sich widmen. In metrischer Hinsicht griff L. auf die altheimische Alliteration zurück; in religiöser steht er zu Wiclif in naher Wechselbeziehung; in politischer hat er der kommunistischen Rebellion des Wat Tyler (1381) Losungsworte geliefert. Die »Visionen« bestanden in der ersten Redaktion aus 12 Gesängen (1362), wuchsen aber bis zur dritten Redaktion (1392) auf 23. Dann griff L. nochmals zur Feder, als es sich um den Sturz Richards II. handelte, klagte den verschwenderischen Monarchen als »Richard Ratlos« mit Prophetenzorn an, verspottete das schwache Parlament und wurde dabei, wie es scheint, mitten im Satz vom Tode abgerufen. Er war kein großer Künstler (obwohl seine Ostervision, aus der ihn das Ge-

läute der Osterglocken erweckt, einen hohen mystischen Schwung hat), aber ein energischer Charakter und ein Schriftsteller, dessen Einfluß sich in England stark erhielt, bis die Reformation vollzogen war. Seine Dichtungen sind am besten herausgegeben von Skeat (Oxford 1886, 2 Bde.; auch in mehreren Bänden der »Early English text society«), mit ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen. Vgl. außerdem Kron, W. Langlands Buch von Peter dem Pflüger (Erlang. 1885), und Jusserand, Les Anglais au moyen-âge: l'épopée mystique de W. L. (Par. 1893).

Langleinenfischerei, s. Angelfischerei.

Langlochbohrmaschine, s. Bohrer und Bohrmaschinen (Tafel).

Lang-Lütjensand (Lützensand), Sandbank am Ausfluß der Weser, nordwestlich von Bremerhafen; auf derselben Festungswerke, die mit denen zu Brinkamahof an der östlichen Seite der Weser die Einfahrt zur Weser beherrschen. Nördlich davon, an der Vereinigung des Wurster und des Fedderwarder Fahrwassers, steht auf Triebsand der Weserleuchtturm, ein Meisterstück der Baukunst.

Langnau, 1) L. im Emmenthal, Gemeinde und Amtssitz des Bezirks Signau im schweizer. Kanton Bern, an der Ilfis, 683 m ü. M., Knotenpunkt der Eisenbahn Bern-Luzern und der Emmenthalbahn, Hauptort des (obern) Emmenthals und Hauptstapelplatz des Emmenthaler Käses, mit einer Sekundärschule, Bleichen, Tuch- und Tabaksfabrikation, Gerbereien, Uhrmacherei u. (1888) 2629 (als Gemeinde 7644) meist evang. Einwohnern. — 2) L. am Albis, Dorf im Bezirk Horgen des schweizer. Kantons Zürich, 498 m ü. M., an der Eisenbahnlinie Zürich-Sihlwald, mit Baumwollspinnerei, Weberei, Landwirtschaft und (1888) 1672 Einw. — 3) L. bei Reiden, Dorf im Bezirk Willisau des schweizer. Kantons Luzern, 467 m ü. M., mit (1888) 878 meist kath. Einwohnern.

Langö, Insel, s. Lofoten.

Langobarden (abzuleiten von ihren langen Bärten; Longobarden ist die spätere romanisierte Namensform), eine wenig zahlreiche, aber tapfere Völkerschaft suevischen Stammes, wohnte zu Anfang unsrer Zeitrechnung am linken Ufer der untern Elbe, wo der mittelalterliche Bardengau mit dem Hauptort Bardowiek ihren Namen bewahrt hat. Ursprünglich hießen die L. Winilen (Vinili). Ihre herrlichen Nationalsagen hat uns ein günstiges Geschick, zwar nicht in der ursprünglichen Form und Sprache, doch dem Inhalt nach in der lateinisch geschriebenen Geschichte der L. von Paulus Diaconus, einem Zeitgenossen Pippins und Karls d. Gr., erhalten; sie endigt mit dem Tode Liutprands 744. Im J. 4—6 n. Chr. wurden sie von Tiberius unterworfen, standen in den Kämpfen zwischen Arminius und Marbod auf des erstern Seite, und eine Schar L. nahm am großen markomannisch-quadischen Kriege unter Marcus Aurelius teil. Die an der Elbe bleibenden L. gingen später in den Sachsen auf; der größere Teil des Volkes zog über die Mark und Böhmen nach dem Donaulande, doch fehlt über diese Wanderung jede genauere Angabe. Der Sieg über die Heruler, wahrscheinlich im österreichischen Marchfeld 493, machte die L. zu Besitzern des ganzen linken Donauufers von der Wachau bis an den Granfluß. Von hier breiteten sie sich weiter aus und wurden von Justinian zum Kriege gegen die Gepiden gereizt, die nach mehrjährigen Kämpfen 567 von Alboin (561—573) vernichtet wurden. 568 zogen die L. unter Alboin im Bunde mit 20,000 Sachsen über die Alpen und eroberten innerhalb weniger Jahre den größten Teil Nord- und Mittelitaliens. Nur Mailand und Pavia leisteten längern Widerstand; letztere Stadt ergab sich erst 572 nach dreijähriger Belagerung und wurde von Alboin wegen ihrer günstigen Lage zu der Hauptstadt seines Reiches erhoben. Nachdem Alboin auf Veranstaltung seiner Gemahlin Rosamunde, die er hatte zwingen wollen, aus dem Schädel ihres von ihm erschlagenen Vaters, des Gepidenkönigs Kunimund, zu trinken, 573 ermordet worden, wählten die L. Kleph zum König, der jedoch schon 575 erschlagen wurde.

Während der Minderjährigkeit von dessen Sohn Authari (574—590) führten zehn Jahre lang 36 Herzöge die Regierung, von denen die zu Friaul, Spoleto und Benevent residierenden die mächtigsten waren. Erst 584 übernahm Authari die Regierung. Er verlieh zuerst dem Staatswesen eine feste monarchische Form und ordnete das Verhältnis des Königs zu den Großen des Reiches, wie es im wesentlichen bis zum Untergang desselben bestand. Die Gesetze wurden von dem König mit den Großen beraten, in der Volksversammlung angenommen und im Namen des Königs erlassen. An der Spitze dieser Aristokratie standen die Herzöge (duces), ursprünglich vom Volke gewählt, seit der Einwanderung der L. in Italien vom König aus den hervorragendsten Geschlechtern ernannt. Sie waren sowohl Heerführer als Richter in den Städten und den dazu gehörigen Gebieten; eine ähnliche Stellung nahmen die Gastalden ein, unter denen die Comites als die angesehensten galten. Ihnen war der Sculdahis oder Schultheiß, der Schuld und Pflicht einforderte, untergeben, diesem wiederum die Dekane und Saltaria, die Vorstände kleinerer Ortsbezirke. Seit 644 wurden auch die langobardischen Gesetze in Schrift gefaßt (s. Langobardisches Recht); eine neue Blüte der Gesittung erwuchs, und Landbau, Gewerbefleiß, Kunst, Handel und Verkehr gediehen. Italien erfreute sich unter der langobardischen Königsherrschaft des Schutzes gegen äußere Feinde, der Ordnung und der Gerechtigkeit.

Die Zeiten Autharis wurden für die spätere Stellung der L. auch durch die eheliche Verbindung des Königs mit der bayrischen Königstochter Theodolinde bedeutungsvoll. Unter ihrem Einfluß begann die Bekehrung der noch immer arianischen L. zur katholischen Religion und war um die Mitte des 7. Jahrh. so weit vollendet, daß von da an nur katholische Könige regierten. Nach Autharis Tod (590) wählte seine Witwe Theodolinde Agilulf (590—615), Herzog von Turin, zum Gemahl und bewog auch diesen, den katholischen Glauben anzunehmen. Auf Agilulf folgte 615 Adelwald (615—625), Autharis Sohn. Dieser begünstigte ebenfalls den Katholizismus, verfiel aber bald in Wahnsinn, worauf sein Schwager Ariowald (625—636) auf den Thron erhoben wurde. Rothari (636—652), von Ariowalds Witwe zum Gemahl und König erwählt, regierte trefflich, beschränkte die Macht der Griechen in Italien und ließ 644 die Volksrechte der L. in einem Gesetzbuch zusammenstellen. Sein Sohn und Nachfolger Rodoald (652—653) ward bereits 653 von einem Langobarden, dessen Gemahlin er verführt hatte, erschlagen, und Theodolindens Neffe Aribert I. (653—661), ein Agilolfinger, bestieg nun den Thron. Derselbe that sich besonders als Beschützer der Künste und Wissenschaften hervor. Nach seinem Tode stritten seine beiden Söhne, Berthari und Godebert, um die Alleinherrschaft. Beide riefen den mächtigen Herzog von Benevent, Grimoald, der

mit Ariberts Tochter vermählt war, zu Hilfe, der Godebert in Pavia ermordete, Berthari aus Mailand vertrieb und hierauf von den L. zum König (662—672) erwählt wurde. Er schlug die Angriffe der Griechen und Franken sowie die Einfälle der Avaren zurück. Auch um die Ordnung im Innern machte sich Grimoald durch neue Gesetze verdient. Unter seiner Regierung wurde zwar die katholische Kirche bei den L. herrschend; doch gelang es derselben nicht, einen solchen Einfluß auf den Staat zu erlangen, wie sie ihn unter den übrigen katholischen germanischen Völkern errang. Als Grimoald 672 starb, wurde sein unmündiger Sohn Romuald (Gariwald?) auf Benevent beschränkt, und die L. riefen Berthari (672—690) zurück. Diesem folgte sein Sohn Kunibert (690—703). Im Bunde mit Aldo und Grauso, zwei mächtigen L. in Brescia, fiel Alachis, Herzog von Trient, während Kunibert abwesend war, in Pavia ein und machte sich zum König, trat aber alle Volksrechte so mit Füßen, daß ihn Aldo und Grauso verrieten und Kunibert wieder auf den Thron setzten. Alachis wagte mit seinem Anhang noch eine blutige Schlacht unweit Como, fand aber den Tod. Unter Kuniberts minderjährigem Sohn Liutbert (703—704), für den sein Vater den Herzog Ansprand zum Vormund eingesetzt hatte, erlebte das Langobardenreich schwere Zeiten. Raginbert, Godeberts Sohn, Herzog von Turin, erhob Ansprüche auf den Thron und besiegte Ansprand bei Novara. Zwar überlebte Raginbert seinen Sieg nicht lange, aber sein Sohn Aribert (704—712) behauptete durch einen zweiten Sieg bei Pavia die Herrschaft. Liutbert wurde umgebracht; Ansprand floh nach Bayern, wo er endlich 712 die lang erbetene Hilfe erhielt und mit einem stattlichen Heere in Oberitalien erschien. Aribert entwich und ertrank auf der Flucht in dem Tessin, von dem Gold, womit er sich beladen hatte, niedergezogen.

Der weise Ansprand (712—713) wurde nun König, hinterließ aber den Thron schon nach drei Monaten seinem Sohn Liutprand (713—744), dessen Streben dahin ging, die ganze Halbinsel zu einem großen Langobardenreich zu vereinigen. Der heftige Widerstand, den er hierbei bei Gregor II., dem damaligen Papst, fand, der sich sogar mit den Herzögen von Spoleto und Benevent verband, bewog ihn, mit dem griechischen Statthalter im Bunde gegen Gregor und seine Alliierten zu ziehen. Gregor, in Rom hart bedrängt, bot Karl Martell durch Übersendung der Schlüssel zum Grab des heil. Petrus die Schutzherrschaft an; aber ehe die Verhandlungen zum Abschluß gelangten, starben Karl und Gregor (741). Sein Nachfolger Zacharias schloß mit Liutprand Frieden (742) und gab die Herzöge auf, die nun ihre Länder verloren. Ebenso energisch griff Liutprand im eignen Lande durch: die Herzöge wurden in ihrer Macht beschränkt und mußten wesentliche Rechte an die Gastalden abtreten. Sein Nachfolger Rachis (744—749) zeigte sich so energielos, daß die L. ihn des Thrones entsetzten und seinen Bruder Aistulf (749—756) auf denselben erhoben. Dieser nahm zunächst Ravenna ein, zog dann vor Rom und brachte den Papst Stephan II. in solche Bedrängnis, daß er Pippin um Hilfe bat. Pippin zwang Aistulf durch zwei Feldzüge, von seinen Angriffen auf Rom abzustehen und die fränkische Oberhoheit anzuerkennen. Auf Aistulf folgte Desiderius, Herzog von Tuscien, 756—774. Dieser, aufgebracht, daß Karl d. Gr. seine Tochter verstoßen hatte, nahm die Witwe Karlmanns, Gilberga, mit ihren Kindern auf und wollte den Papst Hadrian zwingen, die Söhne Karlmanns zu fränkischen Königen zu salben. Der Papst bat Karl um Hilfe, der mit einem Heer über die Alpen kam und Desiderius nach siebenmonatiger Belagerung in Pavia zur Ergebung zwang. Wann und wo Desiderius sein Leben beschlossen, ist ungewiß. Die langobardische Verfassung wurde anfänglich beibehalten, Karl d. Gr. nannte sich König der L.; indessen wiederholte Aufstände unter Desiderius' Sohn Adalgis und dessen Schwager Arichis von Benevent 776 und 786 führten zur Auflösung der alten Verfassung und Einführung fränkischer Institutionen. Da die L. inzwischen romanisiert worden waren, so verschmolzen sie mit der übrigen Bevölkerung Italiens, in dessen Geschichte die ihrige aufgeht. Germanisch gebliebene Reste der L. will man in einigen deutschen Gemeinden in den Thälern Südtirols erkennen. Vgl. Flegler, Das Königreich der L. in Italien (Leipz. 1851); S. Abel, Der Untergang des Langobardenreichs in Italien (Götting. 1858); Pabst, Geschichte des langobardischen Herzogtums (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 2, das. 1862); Blume, Die gens Langobardorum und ihre Herkunft (2 Hefte, Bonn 1868 u. 1874); Martens, Politische Geschichte des Langobardenreichs unter König Liutprand (Heidelb. 1880); L. Schmidt, Zur Geschichte der L. (Leipz. 1885); Weise, Italien und die Langobardenherrscher von 568 bis 628 (Halle 1887); R. Meyer, Sprache und Sprachdenkmäler der L. (Paderb. 1877); Brückner, Die Sprache der L. (Straßb. 1895).

Langobardische Münzen, die vom Ende des 6. Jahrh. bis zum Tode des letzten Langobardenherrschers Desiderius (774) in Oberitalien geprägten Münzen, die zu den numismatischen Seltenheiten gehören.

Langobardisches Recht. Die älteste Satzung und Aufzeichnung langobardischen Rechts ist das Edikt König Rotharis (Edictus Langobardorum), entstanden 643, im Vulgärlatein geschrieben. Dasselbe ist die hervorragendste legislative Schöpfung aus der Zeit der Volksrechte, bewahrt dem römischen Recht gegenüber eine weitgehende Selbständigkeit und bildet mit den Rechten der Altsachsen und Angelsachsen eine engere Gruppe innerhalb des Kreises der deutschen Volksrechte. Die von den Nachfolgern Rotharis (Grimoald, Liutprand, Ratchis und Aistulf) erlassenen Gesetze sind Nachträge zum Edikt Rotharis. Die dem Edikt einverleibten Gesetze sind auf den langobardischen Reichstagen mit Beirat der Beamten und unter Zustimmung des Volkes beschlossen worden. Auch nach der fränkischen Eroberung blieb der Edictus Langobardorum im Langobardenreich in Geltung; als neuer Rechtsstoff traten hierzu die allgemeinen und die speziell für Italien oder als Ergänzungen des langobardischen Stammesrechts erlassenen Kapitularien (Capitula italica, capitula legi Langobardorum addenda). Auf Grund des Edictus und einer vor 988 entstandenen Sammlung der in Italien geltenden Kapitularien (Capitulare Langobardorum) entwickelte sich in Italien, besonders in Pavia, in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. eine rege juristische Thätigkeit, durch welche Edictus und Capitulare zunächst zu einem geschlossenen, chronologisch geordneten Rechtsbuch, Liber legis Langobardorum (Liber Papiensis), verbunden und noch vor dem 12. Jahrh. systematisch verarbeitet wurden; letztere Bearbeitung, die Lombarda, verdrängte schließlich den Liber Papiensis und wurde mit Glossen versehen, welche Anfang

des 13. Jahrh. durch Carolus de Tocco abgeschlossen wurden. Aus den über L. R. in Bologna gehaltenen Vorlesungen gingen im 12. Jahrh. die sogen. Lombardakommentare hervor, nachgeschriebene Hefte von Schülern. Die Lombarda liegt in einer ältern, durch eine Handschrift des Klosters Monte Cassino vertretenen (Lombarda Casinensis) und einer neuern Form (Lombarda vulgata) vor. Vgl. Merkel, Die Geschichte des Langobardenrechts (Berl. 1850; erweiterte italien. Ausgabe von Bollati, Turin 1857). Die Quellen des langobardischen Rechts sind am besten herausgegeben von Bluhme und Boretius in den »Monumenta Germaniae« (Legum tom. IV., 1868; verbesserte Separatausgabe von Bluhme, Hannov. 1869).

Langogne (spr. langgónnj'), Stadt im franz. Depart. Lozère, Arrond. Mende, am Allier, welcher hier den Langouyrou aufnimmt, und an der Lyoner Bahn, mit roman. Kirche (11. Jahrh.) u. (1891) 3245 Einw.

Langon (spr. langgóng), Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrond. Bazas, am linken Ufer der Garonne, über welche eine Brücke nach St.-Macaire führt, an der Südbahn, hat eine gotische Kirche mit schönem Glockenturm, Tabaks- und Weinbau, Branntweinbrennerei, Gerberei und (1891) 3883 (als Gemeinde 4733) Einw.

Langport (spr. lángpört), Städtchen in der engl. Grafschaft Somerset, am Parret, hat eine gotische Kirche (16. Jahrh.) und (1891) 890 Einw. In der Nähe beim Dorfe Muchelney Ruinen einer Abtei aus dem 10. Jahrh.

Langrand-Dumonceau (spr. langgrang-dümongßō), Andreas, berüchtigter Schwindler, geb. 5. Dez. 1826 in Vossem bei Lüttich, trat zuerst 1852 als Finanzmann mit der neuen Idee der »Christianisierung des Kapitals« auf, welche beim belgischen Klerus großen Beifall fand und sogar vom Papst unterstützt wurde; ja, der Papst erteilte den Langrandschen Unternehmungen seinen apostolischen Segen und ernannte L. zum Grafen, wofür sich dieser dankbar erwies, indem er der päpstlichen Kasse in ihren öftern Verlegenheiten zu Hilfe kam. Aus den Taschen der Geistlichkeit selbst, dann besonders der Bauern, Witwen und Waisen flossen L. große Summen zu, der nicht weniger als 24 Aktien- und Kommanditgesellschaften in Belgien und im Ausland gründete. Der Rückhalt, welchen L., der nach seinem Bankrott entfloh, bei hohen Persönlichkeiten und der ganzen klerikalen Partei in Belgien fand, verzögerte den Prozeß gegen ihn wegen schwindelhaften Betrugs. Ja, 1871 wurde sogar ein Hauptmitschuldiger Langrand-Dumonceaus von der klerikalen Partei zum Abgeordneten und in der Zweiten Kammer zum Vorsitzenden des Finanzausschusses erwählt und ein andrer, Dedecker, zum Gouverneur von Limburg ernannt; dies führte zu einem energischen Ausbruch des Volksunwillens und zum Sturz des Ministeriums d'Anethan, und nach langem Prozeß wurde der nach Amerika geflüchtete L. 1879 in contumaciam zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt.

Langres (spr. langgr'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Obermarne, 473 m ü. M., auf einem nach N. gestreckten Bergrücken des Plateaus von L., welches den Südrand des lothringischen Hügellandes bildet und mit seiner höchsten Erhebung, Le Haut du Sec, 516 m erreicht, unweit des linken Ufers der Marne gelegen, Knotenpunkt der Ostbahn, ist Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, hat ein in die Stadtmauer eingefügtes gallorömisches Thor, eine schöne Kathedrale (St.-Mammès) vom Ende des 12. Jahrh., ein Denkmal des hier gebornen Diderot, ein Kommunalcollège, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek (10,000 Bände), ein Kunst- und Altertumsmuseum, Fabrikation von Messerschmiede- u. andern Stahlwaren, lebhaften Handel und (1891) 9840 (als Gemeinde 10,719) Einw. — L. hieß im Altertum Andematunnum, lag im belgischen Gallien und war die Hauptstadt der Lingonen, deren Name auf sie überging. Hier erlitten 298 die Alemannen eine Niederlage durch die Römer; dann wurde die Stadt von den Vandalen und von Attila verbrannt, später kam sie an Burgund und bei der Länderteilung von 843 an Westfranken. Sie war schon in der Römerzeit Bischofsitz. Später hatte sie eigne Grafen, kam aber 1197 durch Hugo III. von Burgund an die Bischöfe, welche zu Herzögen von L. erhoben wurden. 1362 wurde die Stadt gegen die Engländer befestigt und von Ludwig Philipp durch eine Citadelle mit acht Bastionen verstärkt. Im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 wurde L. nicht belagert, sondern nur von einer Brigade unter dem General v. d. Goltz beobachtet. Seit der Abtrennung von Elsaß-Lothringen hat L. erhöhte Bedeutung als befestigter Punkt zum Schutz der Nordostgrenze gewonnen und ist in eine Lagerfestung ersten Ranges mit 12 Forts (Ausdehnung des Fortgürtels 52 km, Schienenverbindung) umgewandelt worden. Vgl. Roussel, Le diocèse de L., histoire et statistique (Langres 1873—79, 4 Bde.); »Die Festung L. während des Krieges 1870/71« (Heft 15 der »Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften«, hrsg. vom Großen Generalstab, Berl. 1893).

Langschwänzer, s. Schildkrebse.

Langsd. et Fisch., bei botan. Namen Abkürzung für Georg Heinrich v. Langsdorff, geb. 18. April 1773 in Wöllstein, lebte 1797—1803 in Portugal, nahm an der Krusensternschen Weltreise teil, ging dann als russischer Geschäftsträger nach Brasilien und lebte seit 1831 in Freiburg i. Br., wo er 29. Juni 1852 starb. Hauptwerk: »Bemerkungen auf einer Reise um die Welt« (1812, 2 Bde.). *Fisch.*, Abkürzung für Fischer, s. »*F.* et *M.*« (Bd. 6, S. 360).

Langsdorffia *Mart.*, Gattung aus der Familie der Balanophoraceen mit der einzigen Art L. hypogaea *Mart.* (s. Tafel »Schmarotzerpflanzen«), welche in Südamerika auf den Wurzeln von Ficus, Geonoma und Iriartea schmarotzt. Die Pflanze ist fleischig, gelblich oder rötlich, mit glattem oder filzigem, knolligem Rhizom, aus einer kurzen, gelappten Scheide hervorbrechenden, mit eilanzettlichen Schuppenblättern umgebenen Blütenstengeln, einfachen, eiförmigen und kugeligen, eingeschlechtigen Blütenkolben und Steinfrüchten. Sie ist sehr reich an Wachs, aus welchem in Neugranada Kerzen gefertigt werden, auch werden die ganzen Pflanzen ohne weitere Zubereitung an Festtagen als Kerzen (Siejas) gebrannt.

Längsfläche, s. Kristall, S. 746.

Lang-shan-Huhn, s. Huhn, S. 30.

Langside (spr. längßaid), Dorf bei Glasgow in Schottland, bekannt durch die Niederlage der Truppen der Königin Maria Stuart durch Murray 13. Mai 1568.

Langson, Stadt im nördlichen Tongking, unter 21° 57' nördl. Br. und 106° 57' östl. L. v. Gr., 20 km von der chinesischen Grenze, 5 km vom rechten Ufer des Songkikong, besteht aus einer von den Chinesen errichteten, 1885 von den Franzosen eroberten Citadelle und der jetzt befestigten Stadt Kilua, mit belebten Märkten und einer vielbesuchten Pagode.

Längsprismen, s. Kristall, S. 746.

Längsschermaschine, s. Tafel »Appreturmaschinen I«, S. 2.

Längsschotten, s. Querschotten.

Längster Tag, s. Kürzester Tag.

Längsthäler, s. Thäler.

Längst Leib, längst Gut, deutsches Rechtssprichwort, welches den in einzelnen Rechtsgebieten geltender Grundsatz ausdrückt, daß der überlebende Ehegatte das gesamte gemeinschaftliche Vermögen behält. Gleichbedeutend ist das Sprichwort: »Hut bei Schleier, Schleier bei Hut«, »der Letzte macht die Thür zu«. S. Güterrecht der Ehegatten. Dasselbe Sprichwort wird auch zur Bezeichnung des statutarischen Erbrechts der Ehegatten bei kinderloser Ehe gebraucht.

Languard, Piz (eigentlich Lungo guardo, »Fernsicht«), schlanke Felsnadel der Graubündner Alpen, 3266 m hoch, das Haupt der zwischen dem Flatz- und Spölfluß aufgebauten Gebirgsgruppe. Es umstehen ihn der Piz Vadret (3171 m) und der Piz Albris (3166 m); den Endpfeiler am Spöl bezeichnen Piz d'Esen (3130 m), Piz Quater-Vals (3157 m) und Piz del Diavel (3072 m). Auf der wenig geräumigen Spitze imposante Fernsicht, zunächst in die Berninagruppe und weiter bis zum Monte Rosa und Montblanc, östlich bis zum Ortler. Der gut gebahnte Weg führt von Pontresina aus in 3½—4 Stunden hinauf. Vgl. Lechner, Piz L. (Leipz. 1865).

Languedoc (spr. langh'dóck), ehemalige Provinz Südfrankreichs, umfaßte die Landschaften Lauragais, Carcassez, Rasez, Gévaudan, Velay und Vivarais, war in Ober- und Nieder-L. eingeteilt und hatte ein Areal von 41,500 qkm (754 QM.). Hauptstadt war Toulouse. Jetzt ist die Provinz in die Departements Ardèche, Aude, Gard, Hérault, Lozère, Oberloire, Obergaronne und Tarn geteilt. Der Name L. rührt von der Bezeichnung der provenzalischen Sprache als Langue d'oc her (s. Französische Sprache, S. 809). Vgl. Devic und Vaissete, Histoire générale du L. (1730—45, 5 Bde.; neue Ausg., Toulouse 1873—93, 15 Bde.).

Languedoc-Kanal, s. Midi, Canal du.

Languedocsprite, s. Franzbranntwein.

Languedocweine, die in der franz. Provinz Languedoc erzeugten Weine, wachsen vorzüglich in der Gegend von Montpellier bis nahe an die spanische Grenze. Die vorzüglichsten Sorten sind Likörweine ersten Ranges: Muskat-Frontignan und Muskat-Lunel. Ersterer steht dem Rivesaltes am nächsten, ist sehr süß, hat viel Körper, einen merkwürdigen Obstgeschmack und mildes Parfüm. Er wird durch das Lagern besser und verträgt jeden Transport. Der Lunel steht ihm in allen Eigenschaften nach, ist aber im Ausland am meisten verbreitet. Auch werden im Languedoc Kalabrier, Malaga, Madeira, kurz alle möglichen Südweine gefertigt, und von Cette, dem Hauptsitz dieser Industrie, gehen jährlich enorme Quantitäten solcher Weine in den Handel. Außerdem liefert Languedoc Rotweine dritten Ranges (Cante Perdrix, St.-Georges d'Orques, Cornas, St.-Joseph etc.), welche feurig und geistreich, aber ohne Parfüm sind, vielfach unter dem Namen der Oberburgunder gehen und bei billigem Preis guten Absatz finden. Von den Weißweinen gehören St.-Peray (berühmter moussierender Wein) und St.-Jean zu den Weinen zweiten Ranges.

Langue d'oïl (spr. langh' bo-il, Langue d'oui), s. Französische Sprache, S. 809

Languente (spr. lang-gwénte, auch Languido, ital.) musikal. Bezeichnung: schmachtend, sehnsuchtsvoll.

Languet (spr. langgä), Hubert, polit. Schriftsteller, geb. 1518 zu Vitteaux in Bourgogne, gest. 30. Sept. 1581 in Antwerpen, studierte zu Poitiers, begab sich sodann nach Italien, lernte hier 1547 Melanchthons »Loci communes« kennen, ward durch sie für den Protestantismus gewonnen und begab sich 1549 nach Wittenberg, um in Melanchthons Nähe zu leben. Nachdem er das nördliche Europa besucht, trat er 1559 in die Dienste des Kurfürsten August von Sachsen, für den er Gesandtschaften an die verschiedensten Höfe, namentlich wiederholt nach Frankreich, übernahm, und war 1568 auf dem Reichstag zu Speyer zugegen. Während der Bartholomäusnacht 1572 befand er sich als Gesandter in Paris und rettete mehrere seiner Freunde. 1573—77 hielt er sich am kaiserlichen Hof in Wien auf. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien. Sein namhaftestes Werk ist: »Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum populique in principem legitima potestate« (Edinb. u. Basel 1579; franz. von Étienne, Par. 1581; deutsch von R. Treitschke, Leipz. 1846), das er unter dem Namen Junius Brutus herausgab, und in welchem er das Recht, ja die Pflicht der Unterthanen zur Empörung gegen ungerechte Fürsten verteidigte. Briefe Languets haben herausgegeben Ludwig (Halle 1699, 2 Bde.), Elzevir (Leiden 1646), Camerarius (Groning. 1646). Seine Biographie schrieb Philibert de Lamare (Halle 1700). Vgl. Chevreul, Hubert L. (2. Aufl., Par. 1856); O. Scholz, Hubert L. als Berichterstatter und Gesandter in Frankreich 1560—72 (Halle 1875); Blasel, Hubert L. (Oppeln 1872).

Languette (franz., spr. langgétt', »Zünglein«), in der Stickerei Bogen oder Zacken; languettieren, mit Bogen oder Zacken verzieren.

Langue verte (franz., spr. langg' wert', »grüne Sprache«), soviel wie Rotwelsch, Argot (s. d.).

Languste (Palinurus), Gattung aus der Familie der Panzerkrebse (s. Krebse). Die gemeine L. (Palinurus vulgaris, s. Tafel »Aquarium«, Fig. 24), am ganzen Rücken stark bestachelt (daher Stachelhummer), mit langen, als Waffe dienenden Hinterfühlern, ohne Scheren am ersten Beinpaar, rötlichviolett, gelbfleckig, findet sich am häufigsten im Mittelmeer, auch an der West- und Südküste von England und Irland und bewohnt felsigen, mit Seepflanzen bewachsenen Grund. Sie wird über ½ m lang und über 6 kg schwer, läßt sich leichter als der Hummer in Parken mästen und wird gegessen. Die Jungen kommen aus den Eiern, welche die Weibchen am Bauche befestigt tragen, ganz klein und platt, völlig durchsichtig; sie ähneln den Alten so wenig, daß sie und die Jungen andrer Panzerkrebse früher als besondre Arten beschrieben wurden (Phyllosoma, Blattkrebs). Als solche leben sie eine Zeitlang nahe der Oberfläche des Wassers. — Ein der L. nahe verwandter versteinerter Krebs ist Pemphix (s. Tafel »Triasformation I«).

Langwälle, s. Befestigungswerke, prähistorische.

Langwanzen, s. Wanzen.

Langwaren, soviel wie Schnittwaren, d. h. Waren, welche nach dem Metermaß (früher nach der Elle, daher Ellenwaren) verkauft werden.

Langwerden, eine Krankheit des Weines (s. d.).

Langwerth von Simmern, Heinrich, Freiherr von, Politiker, geb. 15. Nov. 1833 in Hannover, studierte in Heidelberg und Göttingen die Rechte, trat 1858 in den hannöverschen Staatsjustizdienst, den er

aber schon 1861 wieder verließ, und widmete sich dann der Bewirtschaftung seiner Güter am Rhein und in Hannover, wo er Wichtringhausen und Landringhausen bei Hannover besitzt. Schon 1862 Mitglied der großdeutschen Partei, war er seit der Annexion Hannovers ein eifriger Gegner der preußischen Herrschaft und gehörte als Vertreter der welfisch Gesinnten 1880—87 dem Reichstag an. Er schrieb: »Von 1806 bis 1866. Zur Vorgeschichte des neuen Deutschen Reichs« (Leipz. 1872); »Österreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution 1790—97« (Berl. 1880, 2 Bde.); »Die deutsch-hannöversche Partei und die braunschweigische Frage« (Celle 1885); »Von 1790 bis 1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unsrer Zeit« (Hannov. 1882) u. a.

Langwiede (Langwert, Langbaum), das lange Rundholz, welches das Vorder- und Hintergestell eines Rüst- (großen Leiter-) Wagens verbindet.

Langzeile, der Vers der altgermanischen Dichtung, der durch eine Cäsur in zwei durch die Alliteration zusammengehaltene Halbverse zerfällt. In der mittelhochdeutschen Dichtung erscheinen Langzeilen nur in Strophen, z. B. in der Nibelungenstrophe, nicht in fortlaufenden Reihen; eine besondere Bindung der beiden Halbzeilen besteht hier nicht. S. Deutsche Verskunst.

Lanier (spr. lännjer), Sidney, amerikan. Dichter, geb. 3. Febr. 1842 zu Macon in Georgia, gest. 8. Sept. 1881 in Lynn (Nordcarolina), diente während des amerikanischen Bürgerkriegs als gemeiner Soldat in der konföderierten Armee von Virginia, studierte späterhin die Rechte, war drei Jahre Advokat in seiner Geburtsstadt und siedelte darauf nach Baltimore über, wo er mehrere Winter im Orchester des Peabody-Instituts als erster Flötenspieler thätig war. Es erschienen von ihm: »Poems« (Philad. 1876), von denen das didaktische Gedicht »Corn« ihm einen Ehrenplatz sichert; »The science of English verse« (New York 1880), ein auf gründlichen Studien beruhendes Werk; »Florida, its scenery, climate and history« (1877, 2. Aufl. 1881); »The English novel and the principle of its development« (1883). Eine Gesamtausgabe seiner »Poems« veranstaltete seine Frau (mit Biographie von Ward, New York 1884; neue Ausg. 1891), eine Auswahl erschien das. 1894.

Lanista (lat.), Lehrmeister der Gladiatoren (s. d.).

Lanius, Würger (s. d.); Laniidae, Würger, eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Lanjarón (spr. -charón), Stadt in der span. Provinz Granada, am Südabhang der Sierra Nevada in den Alpujarras gelegen, hat Marmorbrüche, eisenhaltige Quellen (30°) und (1887) 4286 Einw.

Lanjuinais (spr. langschwinä), 1) Jean Denis, Graf, franz. Staatsmann, geb. 12. März 1753 in Rennes, gest. 13. Jan. 1827, wurde 1771 Advokat in seiner Vaterstadt, 1775 Professor des Kirchenrechts an der dortigen Universität und erhielt, nachdem er 1789 als Deputierter des dritten Standes Mitglied der Nationalversammlung geworden war, 1790 den neuerrichteten Lehrstuhl des konstitutionellen Rechtes daselbst. An den Beratungen der Nationalversammlung über die Verfassung, namentlich über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, nahm er als liberaler Jansenist hervorragenden Anteil. Als Mitglied des Konvents kämpfte er mit den Girondisten höchst mutig und entschlossen gegen die Anarchie und den Jakobinismus. Im Juni 1793 mit den Girondisten geächtet, entfloh er nach Rennes, wo er 18 Monate versteckt blieb, bis er nach dem Sturz der Schreckensherrschaft, 8. März 1795, wieder in den Konvent berufen wurde. Hier setzte er es durch, daß den Familien der Opfer der Schreckenszeit die konfiszierten Güter wiedergegeben wurden. Er ward Mitglied der Kommission zur Entwerfung einer Verfassung, wobei er die Trennung der gesetzgebenden Gewalt in zwei Kammern bewirkte. 1795 wurde er von 73 Departements in den Rat der Alten gewählt, wo er zu der monarchisch gesinnten Rechten gehörte. Nach dem 18. Brumaire trat er in den Gesetzgebenden Körper und 22. März 1800 in den Senat, wo er als Haupt der schwachen Opposition die autokratischen Bestrebungen Bonapartes bekämpfte. Dessenungeachtet erhob ihn Napoleon I. 1803 zum Grafen. Während der Restauration erhielt er von Ludwig XVIII. die Pairswürde und blieb ein Verfechter der konstitutionellen Rechte gegen die Reaktion und den klerikalen Fanatismus. Seit 1808 war L. Mitglied des Instituts. Er hatte umfassende Kenntnisse auch auf dem Gebiete der Philologie, besonders der orientalischen Sprachen. Unter seinen publizistischen Schriften haben eine bleibende Bedeutung: »Appréciation du projet relatif aux trois concordats« (1817); »Constitutions de la nation française« (1819, 2 Bde.) und »De l'organisation municipale en France« (1821). Seine »Œuvres complètes« erschienen Paris 1832 in 4 Bänden. — L.' ältester Sohn, Paul Eugène, Graf von L., geb. 6. April 1789 in Rennes, folgte dem Vater 1827 in der Pairskammer und starb 6. Mai 1872; dessen Sohn Paul Henri, Graf von L., geb. 24. Juli 1834, ist als Deputierter des Morbihan einer der eifrigsten Monarchisten und Gegner der Republik in der französischen Kammer.

2) Victor Ambroise de, franz. Staatsmann, jüngerer Sohn des vorigen, geb. 5. Nov. 1802, gest. 1. Jan. 1869, ward Advokat, 1830 Substitut des königlichen Staatsprokurators zu Paris und war 1837—38 Mitglied der Deputiertenkammer, wo er zur gemäßigten Opposition gehörte. 1845 übernahm er mit Tocqueville und Corelle den »Commerce«. 1848 zum Repräsentanten in der Konstituante gewählt, wie er auch später Mitglied der Legislative ward, gehörte er der gemäßigten Rechten an, war vom 2. Juni bis 31. Okt. 1849 Handels- und Ackerbauminister, stimmte im Juli 1851 gegen die Verfassungsrevision, 17. Nov. für den Quästorenantrag, protestierte 2. Dez. mit etwa 50 Mitgliedern der Majorität gegen den Staatsstreich und wurde danach auf kurze Zeit verhaftet. 1863 trat er als Deputierter in den Gesetzgebenden Körper, in dem er zur Opposition gehörte. Er schrieb außer nationalökonomischen Aufsätzen die Biographien seines Vaters (1832) und seines ältern Bruders (1848).

Lanka, Insel, soviel wie Ceylon.

Lanke, die Seite eines menschlichen oder tierischen Körpers, Weiche, Lende; dann Seite überhaupt.

Lankowitz, s. Köflach.

Lankwitz, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, hat eine evang. Kirche, viele schöne Villen, eine Privatheilanstalt, eine Imprägnieranstalt, Gärtnerei, Zierfischzucht und (1890) 2120 Einw.

Lannemezan (spr. lann'mĕsāng), Flecken im franz. Depart. Oberpyrenäen, Arrond. Bagnères-de-Bigorre, auf dem von zahlreichen, aber meist wasserarmen Flüssen fächerförmig durchschnittenen Plateau von L., 610 m ü. M., an der Südbahn gelegen, hat eine romanische Kirche, ein militärisches Übungslager, Maultierzucht und (1891) 1675 Einw.

Lanner, Joseph Franz Karl, Tanzkomponist, geb. 11. April 1801 in Döbling bei Wien, gest. 14. April 1843 in Wien, zeigte schon in der Jugend ein hervorragendes musikalisches Talent und brachte es später auf der Violine zu großer Fertigkeit. Die Konzertsäle entsprachen wenig seinem Geschmack, und in richtiger Erkenntnis seiner Kraft wendete er sich der Tanzmusik zu, die er durch seine geniale Erfindungskraft veredelte und mit einem selbstgebildeten, nach und nach vergrößerten Orchester in meisterhafter Weise ausführte. Ein echtes Wiener Kind und eine dort allgemein beliebte Persönlichkeit, beschränkte er seine Thätigkeit auf das lebensfrohe Österreich, während sein Nebenbuhler Strauß auch ins Ausland längere Kunstreisen unternahm. Lanners Kompositionen, deren er über 200, meist Walzer, veröffentlichte, sind echte Erzeugnisse jener aus Grazie, Humor und Sentimentalität gemischten spezifisch wienerischen Musik und zeichnen sich nicht allein durch reiche melodiöse Erfindung, sondern auch durch interessante Harmonie und wirkungsvolle Instrumentierung aus. Eine Gesamtausgabe seiner »Walzer für Pianoforte« besorgte Kremser (Leipz. 1889, 5 Bde.).

Lannes (spr. lann'), 1) Jean L., Herzog von Montebello, franz. Marschall, geb. 11. April 1769 als Sohn eines Stallknechts in Lectoure (Gers), gest. 31. Mai 1809, war erst Färber, trat 1792 als Feldwebel in die Armee ein, erhielt bereits 1795 das Kommando eines Bataillons und erwarb sich 1796 und 1797 in Italien durch heroische Tapferkeit den Rang eines Brigadegenerals. 1798 folgte er Bonaparte nach Ägypten. Bei den Ereignissen des 18. Brumaire leistete er Bonaparte wesentliche Dienste, folgte ihm 1800 nach Italien und schlug hier den Feind 9. Juni bei Montebello. 1801 ernannte ihn Bonaparte zum bevollmächtigten Minister in Lissabon und 1804 zum Marschall und zum Herzog von Montebello. Im Feldzug gegen Österreich und Rußland (1805) erhielt L. den Befehl über die Vorhut der großen Armee und lieferte der russischen Armee 16. Okt. das Treffen bei Hollabrunn. Bei Austerlitz trug er an der Spitze des linken Flügels viel zum Siege bei. 1806 befehligte er in der Schlacht bei Jena das Zentrum, schlug 26. Dez. die Russen bei Pultusk und wurde hier schwer verwundet. Im Mai 1807 übernahm er das Kommando über das Reservekorps und wohnte den Treffen bei Heilsberg und bei Friedland bei. Er begleitete 1808 den Kaiser nach Spanien, wo er 22. Nov. den General Castaños bei Tudela schlug und darauf die berühmte Belagerung von Saragossa leitete. Im Feldzug von 1809 gegen Österreich befehligte er zwei Divisionen in dem Treffen bei Eggmühl und bei der Einnahme von Regensburg und zog nach zweitägiger Beschießung Wiens an der Spitze des Vortrabs 13. Mai daselbst ein. Bei Aspern befehligte er das Zentrum. Als er am zweiten Schlachttag, 22. Mai, die Linien durchritt, um den Soldaten Mut zuzusprechen, riß eine Kanonenkugel ihm beide Beine hinweg; er erlag dieser Verstümmelung in Wien. Seine Leiche wurde nach Straßburg gebracht, 1810 zu Paris im Panthéon beigesetzt und später auf dem Kirchhof Père-Lachaise beerdigt. In seinem Geburtsort ist ihm eine Statue errichtet. Vgl. Thoumas, Le maréchal L. (Par. 1891).

2) Napoléon Auguste L., Herzog von Montebello, Sohn des vorigen, geb. 30. Juli 1801, gest. 19. Juli 1874, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde und trat nach der Revolution von 1830 in den Staatsdienst als Gesandter. Am 1. April 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, trat es aber schon 12. April an den Marschall Soult ab. Darauf ging er als Gesandter nach Neapel, war später Marineminister im Guizotschen Kabinett und wurde 1849 in die Legislative gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. 1858—64 war er französischer Botschafter in Petersburg. 1864 wurde er zum Senator ernannt.

3) Gustave Olivier L., Graf von Montebello, Bruder des vorigen, geb. 4. Dez. 1804, gest. 29. Aug. 1875, diente 1830—40 als Kavallerieoffizier in Algerien, nahm 1831 am polnischen Insurrektionskrieg teil, ward nach dem Staatsstreich 1851 französischer Brigadegeneral u. Adjutant Napoleons, 1855 Divisionsgeneral und 1862 Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Rom. 1867 wurde er zum Senator ernannt, trat aber 1869 in den Ruhestand.

Lannion (spr. laniōng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, am Unterlauf des Guer, welcher hier schon für Seeschiffe zugänglich ist, an der Westbahn, hat ein Seehandelsgericht, ein Collège, Spital, eine eisenhaltige Mineralquelle, Bierbrauerei, Ciderbereitung, Seefischerei, Handel und (1891) 5693 Einw. Im Hafen von L. sind 1892: 210 beladene Schiffe von 12,156 Ton. ausgelaufen.

Lanolin, aus Schafwollfett dargestellte fettähnliche Substanz, besteht aus Fettsäureestern des Cholesterins, Isocholesterins u. Cerylalkohols sowie aus freien Cholesterinen. Das käufliche L. enthält überdies 25 Proz. Wasser. Man gewinnt das L. aus Wollwaschwässern, welche es in Form einer Emulsion enthalten. Auf einer Zentrifuge wird das L. mit Schmutz von dem Seifenwasser getrennt, dann wird es mit Wasser geknetet, erwärmt, um Wasser und L. zu trennen, und wieder mit Wasser geknetet. Man extrahiert auch das rohe Wollfett mit Aceton und destilliert letzteres von der Lösung des Lanolins ab. Oder man scheidet aus dem Wollwaschwasser das Fett mit Schwefelsäure ab, extrahiert es mit Benzin, versetzt diese Lösung mit Kochsalz, trennt die klare Lösung von dem Ausgeschiedenen und destilliert das Benzin ab. L. läßt sich mit 110 Proz. Wasser, auch mit Fetten und Balsamen mischen, ist sehr schwer verseifbar, wird nicht wie die gewöhnlichen Fette (die Glyceride) ranzig, aber sehr viel leichter als diese durch die Haut resorbiert. Es eignet sich daher, und weil es durchaus nicht reizend wirkt, sehr gut zur Benutzung als Salbengrundlage, indem man ihm die verschiedenen Arzneistoffe beimischt. Meist benutzt man wasserhaltiges L. (mit 25 Proz. Wasser) und nur in gewissen Fällen wasserfreies (Lanolinum anhydricum). Besonders wertvoll zeigt sich die Anwendung von L., wenn eine Wirkung auf tiefer liegende Hautschichten erzielt werden soll, wie bei Psoriasis, schwieligen und verdickten Hautstellen, schorfender Flechte, Ekzemen etc. Man benutzt L. auch zu Pomaden, Cremes, Seifen und Schmiermaterial. Wollschweißfett war bereits im Altertum wegen seiner heilsamen Wirkung geschätzt. Es stand bis Ende des 17. Jahrh. in Ansehen, scheint dann aber verschollen zu sein. Erst 1856 schrieb Chevreul über die Cholesterinverbindungen, Bohl machte 1867 auf die Abscheidung aus Wollwaschwässern aufmerksam, u. Liebreich führte das L. 1885 in den Arzneischatz ein.

Lanoue (spr. lanū'), François de, franz. Schriftsteller, geb. 1531 bei Nantes, gest. 4. Aug. 1591 in Moncontour bei Lamballe. Er trat 1557 zum Protestantismus über, machte zahlreiche Feldzüge mit und

verlor 1570 durch einen Armbrustschuß den linken Arm, daher er einen eisernen Arm tragen mußte und den Beinamen Bras de fer erhielt. Von den Spaniern in Limburg gefangen gesetzt, schrieb er dort bis 1585, wo er gegen den Grafen Egmont ausgetauscht wurde, seine (26) »Discours politiques et militaires« (Basel 1587), worin er seine Ansichten besonders über politische und taktische Fragen darlegte. Der letzte dieser Discours umfaßt seine »Mémoires« (über die Jahre 1562—70) und ist öfter selbständig gedruckt worden.

Lanquart, s. Prätigau.

Lansdown (spr. lännsdaun, Landsdowne), Hügel in der engl. Grafschaft Somerset, bei Bath, bekannt durch eine Schlacht 5. Juli 1643 zwischen den königlichen und den Parlamentstruppen.

Lansdowne (spr. lännsdaun, Landsdowne), 1) William Petty, Graf Shelburne, Marquis von, brit. Staatsmann, geb. 2. Mai 1737, gest. 7. Mai 1805, erhielt nach des Vaters Tode 1784 dessen Titel eines Grafen von Shelburne und trat, nachdem er mehrere Jahre an der Spitze der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Chatham ins Ministerium. Nachdem er bei dessen Auflösung 1768 ebenfalls hatte zurücktreten müssen, zeigte er sich als heftigsten Gegner der ministeriellen Politik rücksichtlich der Maßregeln gegen die nordamerikanischen Kolonien, wurde 1782 Staatssekretär des Auswärtigen und begann sogleich die Friedensunterhandlungen mit den Vereinigten Staaten. Nach dem Tode des Marquis von Rockingham stand er bis 1783 an der Spitze des Kabinetts, wurde dann auf kurze Zeit durch das Koalitionsministerium Fox-North verdrängt, stürzte dasselbe im Dezember 1783 mit Pitt, trat aber nicht wieder in das Kabinett ein. 1784 zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben, zog er sich bald darauf auf seine Güter zurück, wo er als Beschützer der Gelehrten und Künstler lebte. Seine Bibliothek kaufte das Britische Museum. Vgl. Fitzmaurice, Life of William Marquis of L. (Lond. 1875—76, 3 Bde.).

2) Henry Petty Fitzmaurice, Marquis von, brit. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 2. Juli 1780, gest. 31. Jan. 1863, erzogen zu Edinburg und Cambridge, trat 1802 in das Unterhaus, wo er seine Thätigkeit hauptsächlich den irischen Angelegenheiten widmete, und war 1806 kurze Zeit Kanzler der Schatzkammer in dem von Fox und Grenville gebildeten Koalitionsministerium. 1809 erbte er Titel und Güter der Familie und den Sitz im Oberhaus, wo er namentlich für die Emanzipation der Katholiken eintrat. 1827 übernahm er das Ministerium des Innern, dann unter Lord Goderich (Ripon) das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich jedoch, als Wellington in die Verwaltung trat, zurück. Er wirkte namentlich für zeitgemäße Verbesserung der Kriminaljustiz und setzte eine Akte (Lansdowne Act) durch, welche alte harte Strafbestimmungen abschaffte. Im November 1830 trat er als Präsident des Geheimen Rats in das Reformministerium Greys, behielt diese Stellung unter der Verwaltung Melbournes bis zum Austritt der Whigs 28. Aug. 1841 und übernahm sie im Juli 1846 zum drittenmal. Beim Fall des Whigministeriums im Februar 1852 legte er zwar seine Stelle nieder, ward indessen nach dem Rücktritt Lord Derbys im Dezember d. J. mit Graf Aberdeen zur Bildung einer neuen Regierung berufen, in der er jedoch kein Portefeuille übernahm. Dem Ministerium Palmerston 1855—58 gehörte er ebenfalls ohne Portefeuille an. L. nahm auch thätigen Anteil an mehreren Anstalten für Wissenschaft und Kunst und war Vorstand der British Institution, der Akademie der Musik und der Zoologischen Gesellschaft.

3) Henry Charles Keith Petty Fitzmaurice, fünfter Marquis von L., Enkel des vorigen, geb. 14. Jan. 1845, war in Gladstones erstem Ministerium 1872—74 Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, in dessen zweitem Ministerium seit April 1880 Unterstaatssekretär für Indien, legte dies Amt aber schon im August nieder, weil er mit der von dem Premier eingebrachten Bill zur Reform der Pachtverhältnisse in Irland nicht einverstanden war, und trennte sich ganz von Gladstone. Von 1883—88 war er, nachdem er den Eintritt in das zweite Ministerium Salisbury abgelehnt hatte, Generalgouverneur von Kanada, von 1888 bis zum Januar 1894 Generalgouverneur von Indien. Ende Juni 1895 trat er als Kriegsminister in das dritte Kabinett Salisbury ein. Vgl. Forrest, The administration of the Marquis of L., etc. (Kalkutta 1894).

Lanser Köpfe, 945 m hohe felsige Hügel südöstlich von Innsbruck, mit schöner Aussicht.

Lansford, Ort in der Grafschaft Carbon des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, hat starken Kohlenbergbau und (1890) 4004 Einw.

Lansing (spr. lännßing), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Michigan, am Grand River, Bahnknotenpunkt, hat ein Staatenhaus, mehrere höhere Schulen und Bibliotheken, eine Ackerbauschule, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, lebhafte, durch Wasserkraft begünstigte Industrie, eine Mineralquelle und (1890) 13,102 Einw.

Lansingburg (spr. lännßingbörg), Stadt in der Grafschaft Rensselaer des nordamerikan. Staates New York, am Hudson, mit Seminar, Fabrikation von Bürsten, Linoleum, lebhaftem Handel u. (1890) 10,550 Einwohnern.

Lanskoi, Sergej Stepanowitsch, Graf, russ. Staatsmann, geb. 23. Dez. 1787 (3. Jan. 1788) in Petersburg, gest. 7. Febr. 1862, wurde 1855, bald nach dem Regierungsantritt Alexanders II., Minister des Innern. L. übernahm sein Portefeuille zu der Zeit, wo Rußland das wichtige Problem der Befreiung der Leibeignen zu lösen sich vorgesetzt hatte. Er erwies sich als geschickten und thatkräftigen Beförderer dieser großen Aufgabe, deren Lösung bedeutende politische und finanzielle Schwierigkeiten im Wege standen. Zum Grafen ernannt, trat er nach mehr als 50jähriger Thätigkeit in den Ruhestand.

Lanslebourg (spr. läng-löbūr), Flecken im franz. Depart. Savoyen, Arrond. St.-Jean-de-Maurienne, am Arc, 1398 m ü. M., nördlicher Anfangspunkt der Mont Cenis-Straße, mit Viehhandel u. (1891) 914 Einw.

Lansquenet (franz., spr. langß-knä), Glücksspiel, s. Landsknecht.

Lantāna *L.* (Bergsalbei, Wandelröschen), Gattung aus der Familie der Verbenaceen, Sträucher, selten aufrechte Kräuter, mit einfachen Haaren oder filzig, gegenständigen, gezahnten, oft runzeligen Blättern, gedrängtblütigen, oft endständigen und zu Köpfchen zusammengezogenen, seltener cylindrischen achselständigen Blütenähren, kleinen, verschiedenartig gefärbten Blüten und zweifächeriger oder in zwei einfächerige Steine sich auflösender Frucht. Von den etwa 50 Arten, die meist dem tropischen und subtropischen Amerika, wenige Asien und Afrika angehören, haben mehrere stark aromatisch riechende Blätter und werden

in zahlreichen Varietäten als sehr dankbar blühende Gewächse in Warmhäusern und Gärten gezogen. L. Pseudo-Thea *St.-Hil.* ist ein 1,25 m hoher, unbewehrter, sehr klebriger und dicht mit dicken Haaren besetzter Strauch in Brasilien, dessen aromatische Blätter in der Heimat einen beliebten Thee abgeben.

Lanthān, s. Cer.

Lantschau (Lantschëu), Hauptstadt der chines. Provinz Kansu, unter 30° 8′ nördl. Br. und 103° 55′ östl. L. v. Gr., 1594 m ü. M., rechts am Huangho, über den eine Schiffbrücke führt, Knotenpunkt der hier aus dem östlichen China, der Mongolei, Ostturkistan und Tibet zusammenlaufenden Handelsstraßen, hat regelmäßige u. reinliche, wohlgepflasterte Straßen, ist periodisch Sitz des Generalgouverneurs für Schankan (Schansi und Kansu), der aber jetzt in Ninghia, dem Sitz des Oberbefehlshabers der Truppen, wohnt, mehrerer Missionare und andrer Europäer. L. hat eine Kanonengießerei, Fabrik von Militärtuchen u. groben Stoffen aus Wolle und Kamelhaaren, betrieben durch Dampfmaschinen, bei denen die Kohle der Nachbarschaft verwendet wird, Handel mit Seidenstoffen, Edelsteinen und Holzschnitzereien, Zieraten in Silber und Jadeït, eisernen Geräten, Früchten, Gemüse, Tabak, Thee und 500,000 Einw. (fast sämtlich Chinesen, nur wenige Mongolen und Tataren), darunter 80 Christen (in der Umgegend 200) u. 3000 Mohammedaner.

Lantzierer, s. Kürassiere und Lanciers.

Lanuginsäure, s. Färberei, S. 190.

Lanūgo (lat.), das Wollhaar.

Lanuvium, uralte Stadt in Latium, am Südabhang der Albaner Berge, nahm in den kleinen Kämpfen der ersten Jahrhunderte Roms bald für, bald gegen dasselbe Partei, bis es mit Schluß des Latinerkrieges (338 v. Chr.) römisches Munizipium wurde. L. besaß einen berühmten Tempel der Juno Sospita und war Geburtsort des Kaisers Antoninus Pius. Jetzt Civita Lavinia.

Lanza, 1) Giovanni, ital. Staatsmann, geb. 1815 zu Vignale in Piemont, gest. 9. März 1882, studierte in Turin Medizin und ließ sich in seiner Heimat als Arzt nieder. 1848 wurde er zuerst in das sardinische Parlament gewählt, in dem er der gemäßigten Linken angehörte und sich Cavour anschloß. 1855 wurde er in dessen Kabinett Minister des Unterrichts, 1858 der Finanzen, trat 20. Juli 1859 nach dem Frieden von Villafranca mit Cavour zurück und ward wiederholt zum Präsidenten der Kammer erwählt. 1864 übernahm er im Kabinett Lamarmora das Ministerium des Innern, führte die Verlegung des Regierungssitzes von Turin nach Florenz durch, trat aber wegen eines Zerwürfnisses mit Lamarmora über die Wahlen im August 1865 zurück. 1867 wurde er gegen Rattazzi zum Präsidenten der Kammer gewählt, legte aber 1868 das Präsidium nieder, als die Kammer in der Frage der Tabaksregie gegen ihn entschied. Er opponierte nun hauptsächlich gegen die Finanzpolitik des Ministeriums Menabrea, und als dieses nach Lanzas Wahl zum Kammerpräsidenten im Dezember 1869 zurücktrat, bildete L. ein neues Kabinett, in welchem er das Präsidium und das Innere übernahm. Sein Hauptziel war, mit Sellas Hilfe die Finanzen Italiens in Ordnung zu bringen, ein Bestreben, welches der deutsch-französische Krieg und die Besetzung Roms 1870 durchkreuzten. Nachdem er 1871 das Garantiegesetz durchgebracht und die zweite Verlegung der Regierung von Florenz nach Rom ausgeführt hatte, gab er im Juni 1873, als die Finanzvorlagen Sellas durch eine Koalition der Rechten und der Linken verworfen wurden, seine Entlassung. Vgl. Tavallini, Giov. L. ed i suoi tempi (Tur. 1887, 2 Bde.).

2) Carlo, Marchese di Busca, Graf, ital. Diplomat, geb. 31. Mai 1837 in Mondovi, ward 1856 Leutnant der Artillerie, machte die Kriege von 1859 und 1866 mit, trat 1873 als Militärattaché in Paris in den diplomatischen Dienst über, war 1879—84 der Botschaft in Wien beigegeben, ward dann General, befehligte 1887—90 eine Brigade in Erythräa, dann die Division in Genua und wurde 1892 zum Botschafter in Berlin ernannt.

Lanzarōte (Lancerote), eine der Kanarischen Inseln, 806 qkm (14,6 QM.), einschließlich der umliegenden kleinen Inseln Allegranza, Montaña Clara und Graciosa 845 qkm (15 QM.) groß mit (1887) 16,409 Einw. Die Insel ist durchaus vulkanisch (letzter Ausbruch 1824) und erreicht im Famara 684 m Höhe; Quellwasser und Wald fehlen gänzlich. Hauptstadt ist Arrecife mit 3025 Einw. und lebhaftem Handel mit Kochenille, Orseille und Barillasoda; größer ist Teguisa mit 3439 Einw.

Lanze (lat. lancĕa), Angriffswaffe für Reiter, wie die Pike (s. d.) für das Fußvolk, welche bis zu ihrer Verdrängung durch die Feuerwaffen Hauptwaffe war. Die Sarissophoren im Heer Alexanders d. Gr., an die Kosaken erinnernd, kämpften mit langen Lanzen. Später gab es bei den Griechen auch Lanzenreiter (Kontophoroi). Die römische L. war die Hasta (s. d.). Die Ritterlanzen (Gleve oder Glefen) hatten eine etwa 20 cm lange eiserne oder stählerne Spitze, unter welcher zuweilen ein kleines Fähnchen (Penon) befestigt war, dessen Form zugleich anzeigte, ob der Ritter als Vasall oder als selbständiger Bannerherr kämpfte. Der nach unten stärker werdende Schaft hatte unweit des untern Endes einen die Hand deckenden Griff. Der Gebrauch dieser L. verschwand aber mit dem Verfall des Rittertums. Nur einzelne Abteilungen mit einer leichtern L. bewaffneter Speerreiter (s. Lanciers) blieben noch. Erst Gustav Adolf verbannte die L. aus der schwedischen Reiterei. Bei den Slawen blieb sie bis in die neueste Zeit Nationalwaffe. Die Gewandtheit und Tapferkeit, welche die leichte, mit Lanzen ausgerüstete polnische Kavallerie entwickelte, veranlaßte Friedrich d. Gr., 1745 unter dem Namen Bosniaken (s. d.) eine ähnliche Truppengattung zu schaffen, nachdem ihm bereits Montecuccoli und der Marschall von Sachsen mit dieser Idee vorausgegangen waren. Die Österreicher nahmen gleichfalls die L. als Waffe an, indem sie Ulanenregimenter errichteten, und selbst Napoleon I. fand sich durch den russischen Feldzug von 1812 bewogen, seine Lanciers zu vermehren. Die nach dem Kriege notwendig gewordene Bewaffnung der Reiterei mit einem Karabiner verminderte das Ansehen der L., sie wurde deshalb in Frankreich 1871 und Österreich 1884 ganz abgeschafft, dagegen erhielt 1890 die gesamte deutsche Reiterei die 3,20 m lange Stahlrohrlanze (1,85 kg). In Rußland führt nur noch das erste Glied der Gardekürassiere, Husaren und der Kosaken eine L. In Italien haben die Lancieri Lanzen. Ein kurz unter der Spitze befindliches Fähnchen, meist in den Nationalfarben, in Preußen weiß-schwarz (für Unteroffiziere weiß mit schwarzem Adler), hat den Zweck, während des Gefechts die Pferde der feindlichen Reiter scheu zu machen. Unter L. verstand man früher auch einen Haufen schwerer Reiter oder im 15. Jahrh. (Karl VII.) eine aus einem Ritter (gendarme), 3 Bogenschützen (ar-

chers), einem Knappen (coutiller) und einem Pagen (valet) bestehende Abteilung Bewaffneter, die dann den eigentümlichen Namen volle L. (lance garnie oder fournie) erhielt. Vgl. Ulanen und Gleve. Über prähistorische Lanzen und Lanzenspitzen s. Metallzeit und Steinzeit. Heilige L., s. Lanzenfest.

Lanzelot vom See, soviel wie Lancelot vom See.

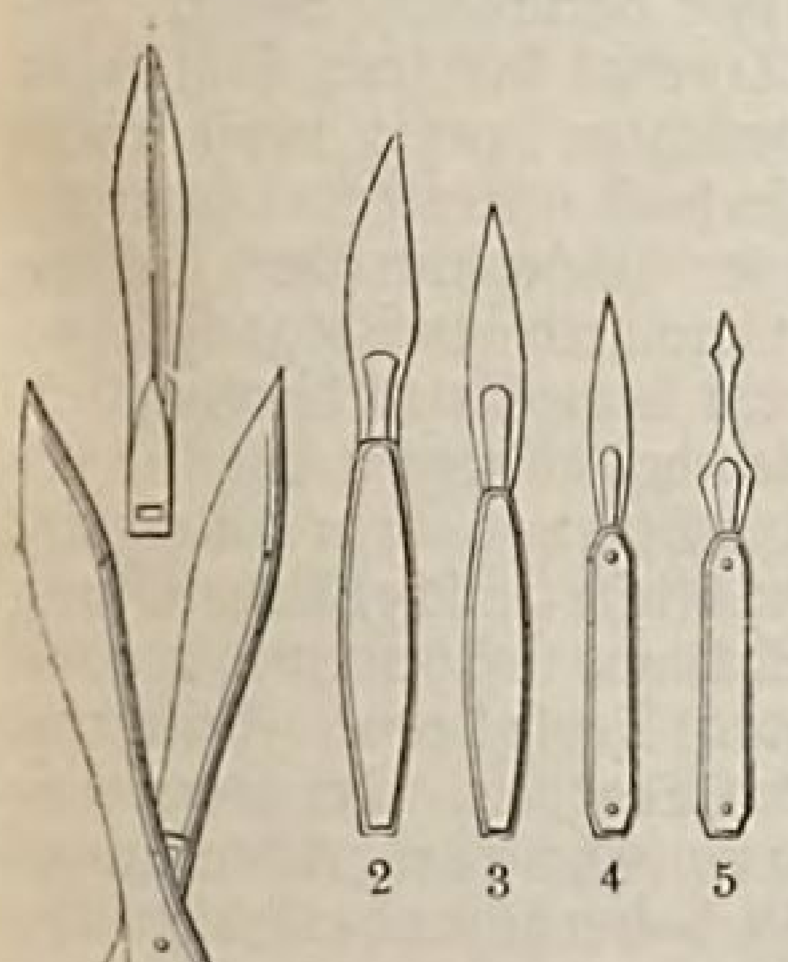
Lanzenfechten. Das Fechten der Reiterei mit der Lanze erreicht seine Erfolge ebenso durch die geschickte Handhabung der Waffe wie auch durch die gewandte Führung und sichere Leitung des Pferdes. Die Kraft des Stoßes wie der Deckung wird durch die Bewegung des Pferdes beeinflußt. Der Reiter wird geübt, die Lanze nach allen Seiten zu richten, da der Fechter sie aber rechts führt, ist die Stoßwirkung nach links vorwärts die vorteilhafteste, nach rechts vorwärts hingegen weniger günstig. Man lehrt daher den Infanteristen, im Einzelkampf dem Lanzenreiter die rechte Seite abzugewinnen. Weiteres s. Fechtkunst, S. 245.

Lanzenfest (Festum armorum Christi oder lanceae et clavorum Domini), Fest der katholischen Kirche zum Andenken an die heilige Lanze des Longinus, mit welcher Christus am Kreuz in die Seite gestochen worden sein soll; hieß früher auch Speerfeier oder Heiltumsfest (s. d.).

Lanzenreiter, s. Lanciers.

Lanzenschlange (Bothrops lanceolatus *L.*), Schlange aus der Familie der Grubenottern, verhältnismäßig schlank gebaut, mit dreieckigem, kleinbeschupptem Kopf und zu einer feinen Spitze sich verjüngendem Schwanz, ist 2 m lang, von der Stärke eines Mannesarmes, rotgelb, braun bis schwarz, mit zwei Reihen lichterer Querflecken längs des Rückens, zuweilen an den Seiten prachtvoll rot. Sie bewohnt die Kleinen Antillen und die Landenge von Darien und ist besonders häufig auf Martinique und Santa Lucia, wo sie sich im Gebüsch, in Wäldern, an Ufern, auf Äckern, besonders auch in den Zuckerplantagen findet. Sie legt bis 60 Eier, denen die Jungen sofort entschlüpfen. Diese nähren sich von Eidechsen, die erwachsenen Tiere von Ratten und Geflügel aller Art. Ihr Biß tötet in wenigen Stunden oder Tagen oder erzeugt jahrelang Leiden aller Art.

Lanzettbogen, ein überhöhter Spitzbogen, insbes. der englischen Gotik; s. Bogen, S. 184, mit Fig. 5.



Lanzette.

1 Bewegliche Schalen, aus welchen die oberhalb abgebildete Klinge herausgenommen ist; 2, 3, 4 verschiedene Formen der Lanzette; 5 Impflanzette.

Lanzette (Wundnadel, Lanceola), ein chirurgisches, kleines lanzenförmiges Messer, welches aus einer dünnen, zweischneidigen, zwischen zwei Hornschalen befestigten Klinge besteht u. zu verschiedenen Zwecken (Aderlassen, Impfen, Eröffnung von Abscessen) verwendet wird. Die Beweglichkeit der Klinge um ihren Drehpunkt bedingt die Unterscheidung der L. von dem Scalpell, dessen Klinge feststeht. Verschiedene Formen der L. zeigen die obigen Abbildungen.

Lanzettfisch, s. Amphioxus

Lanzi, Luigi, ital. Altertumsforscher, geb. 1732 in Monte dell' Olmo bei Macerata, gest. 30. März 1810 in Florenz, trat in den Jesuitenorden und widmete sich erst in Rom, hierauf in Florenz klassischen Studien, deren Gegenstand namentlich die alten Kunstdenkmäler waren. Dabei befleißigte er sich einer reinen Schreibart im echt Toscanischen und wurde deshalb 1806 Präsident der Accademia della Crusca. Seine beiden Hauptwerke sind: »Saggio di lingua etrusca etc.« (Rom 1789, 3 Bde.; neuere Ausg., Flor. 1824—25) und »Storia pittorica d'Italia« (Bassano 1789 und öfter; deutsch von Wagner, mit Anmerkungen von Quandt, Leipz. 1830—33, 3 Bde.). Er schrieb ferner: »Notizie della scultura degli antichi« (Rom 1789; neue Aufl. von Inghirami, Flor. 1824; deutsch, Leipz. 1816). Seine »Opere postume« wurden von Boni (Flor. 1817, 2 Bde.) herausgegeben. Vgl. Cappi, Biografia di Luigi L. (Forli 1840).

Lanzknechte, unrichtig für Landsknechte (s. d.).

Lanzo Torinese, Stadt in der ital. Provinz Turin, an der Stura, über welche eine alte Brücke führt, und an der Eisenbahn Turin-L., mit (1881) 1506 (als Gemeinde 2749) Einw. Das Sturathal verzweigt sich oberhalb L. in drei malerische Hochalpenthäler (Valli di L.).

Lao (Lawa), den Taivölkern zugehöriger Volksstamm in den innern und nördlichen Teilen der hinterindischen Halbinsel, insbes. im nördlichen Siam, wo noch eine Million L. leben. Sie sind klein (1,6 m im Durchschnitt), aber kräftig und wohl gestaltet; der Schädel ist brachykephal, die Stirn ziemlich hoch und schmal; das schwarze Haar wird von den Männern bis auf einen Büschel auf dem Wirbel geschoren (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 16). Während die westlichen L. Bauch und Schenkel tättowieren, weshalb sie Khong Dam (»schwarze Bäuche«) genannt werden, herrscht diese Sitte bei den östlichen, den Khong Kao (»weiße Bäuche«), nicht. Die Kleidung besteht meist nur aus einem um die Hüften gewundenen Tuch; die Häuser aus Bambus stehen auf Pfosten erhöht über der Erde. Polygamie kommt nur bei Reichen vor, aber auch da gilt nur eine Frau als rechtmäßig. Die Männer sind träge, Sklaven (meist Angehörige der wilden Stämme des Ostens) und Frauen besorgen fast alle Arbeit. Die L. sind Buddhisten, dabei sehr abergläubisch; Zauberer spielen eine große Rolle. Amerikanische Baptisten u. Presbyterianer haben Bekehrungsversuche hier seit etwa 40 Jahren gemacht; sie besitzen jetzt Stationen in Zimmeh, Lathon, Bethlehem ꝛc., die mit 5 Missionaren und 2 Ärzten besetzt sind, u. denen 432 einheimische Christen angehören. Die Sprache ist dem Siamesischen nahe verwandt, steht aber auf einer ältern Lautstufe als dieses. Die L. haben auch eine besondere Schriftsprache. Den Tanz lieben sie nicht, wohl aber die Musik, für die sie verschiedene Instrumente haben. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; Reis ist die Hauptfrucht. Büffel, Lastochsen u. Pferde finden in einigen Gegenden gute Weide. Die Industrie ist unbedeutend; außer Blei-, Zink- und Salzgruben sowie Kalkbrüchen ist nur die Bronzegießerei einheimisch, alles übrige wird von Siam entlehnt. Der Handel in Seide, Fellen, Büffelhörnern, einer Art Thee, vornehmlich aber in Teakholz (nach Bangkok), erfolgt fast ausschließlich auf den Wasserwegen in Einbäumen. Auch der Viehhandel ist bedeutend; 1880 wurden nach Britisch-Birma 1322 Pferde und 41,600 Rinder im Werte von 2,810,400 Mark ausgeführt. Der Handel ist meist Tauschhandel, doch

kursieren auch siamesische Münzen, Kaurimuscheln, Silberbarren, Salzstücke, auch geben die an vielen Orten lebenden chinesischen Bankiers Porzellangeld aus, das indes über ihren Wohnort hinaus keine Geltung hat. Als Gewichte dienen kupferne Gänse und Elefanten, doch kommen siamesische, birmanische und chinesische immer mehr in Gebrauch. Politisch gehört das Gebiet der L. teils zu Siam, teils zu Tongking und Anam (s. unten), zum kleinen Teil auch zu Britisch-Birma. Thatsächlich ist der bei weitem größte Teil aber noch fast ganz unabhängig. Man zählt sieben Königreiche: Xiengmai (Zimmeh), Lampun, Lakhon, Muangphe, Muangnan, Muanglom und Luangprabang, das letzte das bei weitem bedeutendste. Die Herrscher dieser Staaten senden alle drei Jahre einen Tribut nach Bangkok, bestehend in einem silbernen oder goldnen Baum im Werte von 300 Tikal (3700 Mark) nebst andern Gegenständen, die bisweilen einen Wert von 14,000 Mark erreichen. Der südliche Teil steht unter siamesischen Gouverneuren mit einer Anzahl von Mandarinen verschiedener Rangstufen. In diesem Teil des Laogebiets ist die Bevölkerung zu Steuerzwecken in vier Klassen geteilt: die steuerfreien Fürsten und Mandarine, die steuerpflichtigen Birmanen, welche 12 Mark pro Kopf, die Chinesen und andern Fremden, welche eine geringe Steuer (ein Pikul Reis), aber andre Abgaben zu entrichten haben, und die unterworfene Bevölkerung, die die Steuern nach Dorfgemeinden, meist in Sklaven oder Silber, zahlt. Die L. wurden zuerst von dem Londoner Kaufmann Fitch genannt, der 1586 nach Zimmeh kam; 1641 fuhr der Holländer Wusthoff den Mekhong aufwärts bis Vienschan, der alten Hauptstadt der L., Richardson kam 1830 nach Zimmeh. Unter den spätern Reisen sind die von Lagrée und Garnier 1866, dann die von Harmand, Bock und Neïs die ergebnisreichsten. Vgl. Bastian, Die Völker des östlichen Asien, Bd. 1 (Berl. 1866); Garnier, Voyage d'exploration en Indo-Chine (2. Ausg., Par. 1884); Aymonier, Notes sur les Laos (Saigon 1885).

Laodămas (»Völkerbändiger«), nach griech. Mythus der Sohn des Königs Eteokles von Theben, stand nach seines Vaters Tod unter Kreons Vormundschaft. Während seiner Regierung geschah der Zug der Epigonen gegen Theben. Er tötete Aigialeus, den Sohn des Adrastos, ward aber selbst durch Alkmäon erschlagen. Nach andrer Sage rettete er sich nach verlorner Schlacht mit dem Reste des Heers nach Illyrien zu den Encheleern.

Laodameia, nach griech. Mythus Tochter des Akastos, berühmt wegen ihrer zärtlichen Liebe zu ihrem Gatten Protesilaos (s. d.), dem sie freiwillig in den Tod folgte.

Laodĭke, nach griech. Mythus eine Tochter des Priamos und der Hekabe, Gattin des Helikaon, verliebte sich in Akamas (oder Demophon), der als Gesandter nach Troja gekommen war, und gebar von ihm einen Sohn, Munitos, der von Äthra, Akamas' Großmutter, auferzogen und nach der Eroberung Trojas demselben übergeben wurde. L. selbst aber ward bei der Zerstörung der Stadt von der Erde verschlungen oder starb später aus Verzweiflung über den Verlust ihres Sohnes, der zu Olynthos durch den Biß einer Schlange umgekommen war. — L. ist bei Homer auch Name einer Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, an deren Stelle die Tragiker die Elektra setzten.

Laodikeia (lat. Laodicēa), Name mehrerer antiker Städte; 1) L. am Meer, Hafenstadt in Syrien, in phönikischer Zeit Ramitha genannt, von Seleukos I. neugebaut und nach seiner Mutter Laodike benannt, vorzüglich durch ihren Wein berühmt. Von Julius Cäsar mit der Autonomie beschenkt, nahm sie dessen Anhänger Dolabella willig auf, ward aber dafür von Cassius empfindlich gestraft. Septimius Severus machte sie zur Kolonie. Ihre lange wohlerhaltenen Befestigungswerke wurden 1170 durch ein Erdbeben zerstört; 1188 wurde L. vom Sultan Saladin erobert und verwüstet. Jetzt Ladikîe. — 2) L. am Libanon, von Seleukos I. gegründet, am Orontes. Heute Ruinen Tell Nebi Mindu. — 3) L. am Lykos, Stadt in Phrygien, am Nordfuß des Gebirges Salbakos, vorher Diospolis, von Antiochos II. von Syrien zu Ehren seiner Gemahlin L. genannt, kam mit dem pergamenischen Reich unter römische Herrschaft und hob sich unter den ersten Kaisern zu ansehnlicher Blüte. Häufig durch Erdbeben zerstört, wurde sie stets wieder aufgebaut. L. war früh ein Hauptsitz des Christentums; 1255 kam es an die Türken und wurde 1402 zerstört. Jetzt Ruinen Eski Hissar bei Denizli. — 4) L. Katakekaumene (die »Verbrannte«), eine von Seleukos I. nordwestlich von Ikonion erbaute Stadt in Lykaonien. Unter Maximin wurde L. römische Kolonie. Ihre Trümmer fanden Leake und Hamilton beim heutigen Jurgan-Ladik.

Laodikios, der zwölfte Monat im Kalender der Asianer, vom 25. August bis 23. September.

Laokai, wichtiger Handelsplatz in der franz. Kolonie Tongking in Hinterindien, unter 22° 30′ nördl. Br. und 103° 59′ östl. L. v. Gr., am linken Ufer des hier noch schiffbaren Roten Flusses, nahe der Grenze gegen Jünnan, hat eine kleine Citadelle und in der Umgebung reiche Kupfer-, Eisen-, Blei-, Zink- und Kohlengruben, auch findet man schöne Bergkristalle.

Laokŏon, Priester des Apollon in Troja, warnte (so dichtet Vergil im 2. Buch der Äneïde) die Trojaner vor dem hölzernen Pferd, welches die Griechen bei ihrem scheinbaren Abzug von Troja zurückgelassen hatten, und schleuderte seine Lanze in dessen Seite. Aber der Gefangene Sinon wußte den Verdacht von dem Pferd abzulenken. Während dann L. als Stellvertreter des abwesenden Poseidonpriesters dem Meeresgott am Ufer ein Opfer darbrachte, kamen, von Apollon gesandt, von Tenedos her zwei Schlangen herangeschwommen, erwürgten den L. nebst seinen zwei Söhnen, die als Opferknaben dienten, und bargen sich alsdann im Tempel der Athene unter dem Schilde der Göttin. Durch diesen wunderbaren Vorgang sahen die Trojaner wie durch ein Gottesurteil die Angaben Sinons über die Heiligkeit des hölzernen Pferdes bestätigt und zogen es in die Stadt, so ihren Untergang selbst beschleunigend. Die älteste (epische) Behandlung in der »Iliupersis« des Arktinos ließ den einen der beiden Söhne am Leben bleiben; Sophokles verarbeitete die Sage zu einer (verlornen) Tragödie. Der alexandrinische Dichter Euphorion von Chalcis führt den Untergang des L. darauf zurück, daß er gegen den Willen des Apollon ein Weib (Antiope) genommen oder im Heiligtum mit ihr der Liebe gepflogen hatte. Am bekanntesten wurde die Fabel durch die noch vorhandene, den Tod des Priesters u. seiner Söhne darstellende Gruppe des L., die, von den rhodischen Bildhauern Agesandros, Polydoros und Athenodoros gefertigt, zu den berühmtesten der uns erhaltenen Werke der alten Kunst gehört (s. Abbildung). Die Gruppe, aus weißem großkörnigen Marmor in Überlebensgröße gearbeitet und durch tief durchdachte Komposition, Schönheit der

Modellierung, anatomische Richtigkeit des Muskelspiels, Wahrheit des schmerzvollen Ausdrucks ausgezeichnet, während die Ausführung die volle Frische klassischer Arbeit vermissen läßt, stand ehedem in dem Hause des nachmaligen Kaisers Titus und ward 1506 in dem Gewölbe eines Saales (»Sette Sale«) entdeckt, der mit den Bädern des Titus im Zusammenhang gestanden zu haben scheint. Papst Julius II. kaufte dem Finder das Kunstwerk gegen ein Jahrgeld ab u. stellte es im Belvedere des Vatikans auf. Von hier wanderte die Gruppe 1796 als ein Triumphstück Bonapartes nach Paris, kehrte aber 1815 nach Rom zurück. Übrigens besteht das Ganze nicht, wie Plinius berichtet, aus



Laokoongruppe (gegenwärtige Ergänzung). Rom, Vatikan.

einem, sondern, wie neuere Forschungen dargethan haben, aus fünf Stücken. Der rechte Arm des L. und des jüngern Knaben fehlen, desgleichen die rechte Hand des ältern Knaben; erstere sind unter Clemens VII. von Montorsoli, später von Cornachini (im 17. Jahrh.), aber unschön, ergänzt worden. Über die Entstehungszeit der Gruppe ist lange Zeit gestritten worden. Während Winckelmann dieselbe in die Zeit Alexanders d. Gr. hinaufrückte, Welcker und Brunn sie in die Diadochenzeit setzten, ließen Thiersch, C. Fr. Hermann, Lachmann und Stephani sie erst unter Kaiser Titus entstehen. Jetzt neigt man mehr Welckers Ansicht zu, besonders da das Motiv des L. bereits in einer Gigantenfigur des pergamenischen Frieses vorkommt, welcher derselben Epoche und Stilrichtung angehört. Eine Nachbildung von Baccio Bandinelli besitzt die Florentiner Galerie. Von der Laokoongruppe nahm Lessing den Anlaß zu seinem klassischen Werk »Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie« (Berl. 1763). Vgl. Blümner in seiner Ausgabe von Lessings »Laokoon« (2. Aufl., Berl. 1880, im Anhang); Kekule, Zur Deutung und Zeitbestimmung des L. (Stuttg. 1883); Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries (Berl. 1884); Robert, Bild und Lied (Berl. 1881); Förster in den Verhandlungen der Görlitzer Philologenversammlung (Leipz. 1890) und im »Archäologischen Jahrbuch« (1891 und 1894); Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, 4. Aufl., Bd. 2, S. 293 f. (Leipz. 1894).

Laomĕdon, Vater der Hesione (s. d.).

Laon (spr. lāng), Hauptstadt des franz. Depart. Aisne und der ehemaligen Landschaft Laonnais, 181 m ü. M., auf einer isolierten Anhöhe über dem Ardon gelegen, Knotenpunkt der Nord- und Ostbahn, Festung mit einer Citadelle, Umwallungsmauer und mehreren Außenwerken, hat 5 Vorstädte am Fuß des Berges, viele altertümliche öffentliche Gebäude, darunter die Kathedrale Notre-Dame im gotischen Stil des 12. Jahrh., mit schöner Fassade und 7 großenteils unvollendeten Türmen, ein ehemaliges bischöfliches Palais, jetzt Justizgebäude (das Bistum L. wurde 1790 aufgehoben), ein Kloster, St.-Vincent, mit alter Kirche, und 2 andre aufgehobene Klöster, welche jetzt als Gebäude der Präfektur und des Spitals dienen. L. zählt (1891) 12,959 (als Gemeinde 14,129) Einw., welche Gemüsebau (berühmte Artischocken und Spargel), Fabrikation von Zwieback und Siebwaren und Handel mit Web- und Glaswaren treiben. Die Stadt hat ein Lyceum, ein Mädchencollège, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Bibliothek von 15,000 Bänden, ein Kunst- und Antiquitätenmuseum, eine Akademische Gesellschaft, ein Blinden- und Taubstummeninstitut, 2 Spitäler und ist Sitz des Präfekten und eines Assisenhofs. Sie ist Geburtsort des Königs Lothar und des Marschalls Sérurier, welchem hier ein Denkmal errichtet wurde. — L. war im 5. Jahrh. eine gallische Festung, Laudanum oder Lugdunum Clavatum genannt, u. wurde bereits 515 ein Bischofsitz. Im 10. Jahrh. war es Residenz und letzte Besitzung der karolingischen Könige. 1419 wurde es von den Engländern, 1594 von König Heinrich IV. eingenommen. Hier siegten 9. u. 10. März 1814 die Alliierten unter Blücher über die Franzosen unter Napoleon (Schlacht bei L.). Zumal Marschall Marmonts Korps wurde völlig zersprengt und vermochte sich erst hinter der Aisne wieder zu sammeln; außer 2500 Gefangenen und 1500 Toten und Verwundeten hatte es fast seine ganze Artillerie, 45 Geschütze und 131 Munitionswagen, verloren. Infolgedessen scheiterten Napoleons Angriffe auf L. am nächsten Tage (10. März), und er mußte sich mit einem Gesamtverlust von 9000 Mann zurückziehen, während die Verbündeten kaum 2000 eingebüßt hatten. Im letzten deutsch-französischen Kriege mußte sich die Citadelle von L. dem deutschen Heer (der 6. Kavalleriedivision) 9. Sept. 1870 ergeben; beim Einzug der deutschen Truppen wurde das Pulvermagazin von einem fanatischen französischen Unteroffizier in die Luft gesprengt, wodurch über 500 Personen, meist Einwohner der Stadt, aber auch 70 Mann vom 4. preußischen Jägerbataillon getötet und verwundet und große Verwüstungen angerichtet wurden. Vgl. Melleville, Histoire de la ville de L. (Laon 1846, 2 Bde.).

Laos, Volksstamm, s. Lao.

Laotse (auch Laokiün), gewöhnlicher Name des chines. Weisen Lipeyang, eines ältern Zeitgenossen des Konfutse, soll im 6. Jahrh. v. Chr. in einem Dorf der jetzigen Provinz Honan geboren, später als Reichsgeschichtschreiber am kaiserlichen Hofe angestellt gewesen sein, sich aber in höherm Alter in die Einsamkeit zurückgezogen und fortan ganz seinen philosophischen

Spekulationen gelebt haben. Das Ergebnis derselben hat er in seinem tiefsinnigen und schwierigen Werk »Taoteh-king« (etwa soviel wie »Kanon vom Logos und der Tugend«, hrsg. mit franz. Übersetzung von Stan. Julien, Par. 1842; engl. von Chalmers, Lond. 1868; deutsch von Viktor v. Strauß, Leipz. 1870, und von R. von Plänckner, das. 1870) niedergelegt. Seine Lehre setzt ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel in das Tao (Weg, Vernunft, Logos). Mit diesem Namen bezeichnet er das höchste Wesen, welches Urgrund der physischen wie der moralischen Welt ist. Der Mensch soll mit Hilfe des Tao streben, sich ins Tao zu versenken, es begreifen, um in ihm zu wandeln und am Ende zu ihm zurückzukehren; alle wahre Tugend beruht nur in jenem Einssein mit dem Tao, im Sein, nicht im Thun des Menschen, und das Thun ist nur dann wahrhaft tugendhaft, wenn es der durch das Tao geläuterten sittlichen Natur selbst entspringt, nicht, wenn es durch äußere Ordnungen anerzogen wurde. Daß L. den Tao-Begriff von Frühern überkommen und nur selbständig weiter entwickelt habe, ist wahrscheinlich; daß er aber dabei von vorderasiatischen Religionsanschauungen beeinflußt gewesen sei, ist kaum denkbar. Sicher ist, daß die übrigens noch nicht hinreichend bekannte Sekte der Taosse mit ihren magisch-alchemistischen Phantastereien nicht als Nachfolgerin des Weisen, wie sie sich zu nennen liebt, gelten kann; sie verehrt ihn, ohne ihn zu verstehen. Im scharfen Gegensatz zu dem staatsmännischen, konservativen, überall die altvererbte äußere Ordnung und die Grundsätze der Autorität und Pietät verfechtenden Konfutse setzt L. den einzelnen Menschen als Selbstzweck und will die Vervollkommnung der Menschheit nicht durch äußere staatliche oder gesellschaftliche Satzungen, sondern durch läuternde Selbstverinnerlichung des Individuums erzielen. Mehr als die Achtung vor den besondern Pflichtverhältnissen, in denen Staat, Gesellschaft und Familie ihren Grund und Halt finden, gilt ihm eine allgemeine Menschenliebe, die selbst Kränkungen mit Wohlthaten erwidert. Die Taosse, jetzt, soviel bekannt, arg herabgekommen und von der Mehrzahl ihrer Landsleute gering geschätzt, haben aus ihrer frühern Zeit mehrere sehr bedeutende und auch von Andersgläubigen hochgeachtete Schriftsteller aufzuweisen und mehr als einmal an den kaiserlichen Höfen in Gunst gestanden. Was sie von L. angenommen haben, eine reine, nur von ihnen vielfach ins Kleinliche gezogene Sittenlehre, Neigung zur Beschaulichkeit und Askese, das mag sie indischen Einflüssen zugänglich gemacht haben, deren Nachwirkung in dem heutigen Leben der Sekte, in ihrem Mönchs- und Klosterwesen ꝛc. unverkennbar ist.

Lap., bei botan. Namen Abkürzung für Philipp Picot de Lapeyrouse (spr. lapärūs'), geb. 20. Okt. 1744 in Toulouse, gest. daselbst 18. Okt. 1818 als Professor der Naturwissenschaften. Er schrieb: »Monographie des Saxifrages« (1801); »Figures de la flore des Pyrénées« (1795—1801, mit 46 Tafeln); »Histoire abrégée des plantes des Pyrénées« (Toulouse 1813, Suppl. 1818).

Lapalisse (La Palisse, spr. -liß'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Allier, an der Bèbre und der Lyoner Bahn, mit altem Schloß, Wollspinnerei und -Weberei, Handel und (1891) 1844 (als Gemeinde 2904) Einw.

Laparocele (griech.), der Bauchbruch.

Laparohysterotomie (griech.), der Kaiserschnitt.

Laparotomie (griech.), s. Bauchschnitt.

La Paz, Städte, s. Paz.

La Paz o Lomas, Bezirkshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, 15 km von der Hauptstadt und Sommerfrische derselben, an der Bahn Buenos Aires-Bahia Blanca, mit (1890) 4000 Einw.

Lapenna, Alois, Freiherr von, österreich. Jurist, geb. 26. Febr. 1825 zu Sinj' in Dalmatien, gest. 5. April 1891 in Persenbeug (Niederösterreich), studierte in Wien die Rechte, wurde 1854 Landrat und Staatsanwalt beim Landesgericht in Zara, 1863 Präsident des Oberlandesgerichts daselbst. Als eifriger Anhänger der italienischen Autonomistenpartei in Dalmatien trat er im dalmatinischen Landtag und im Wiener Reichsrat auf das entschiedenste gegen die 1860 geplante Vereinigung dieses Kronlandes mit Kroatien zum illyrischen Königreich auf. Seit 1866 Hofrat beim Obersten Gerichtshof in Wien, wurde er 1874 zum Mitglied des internationalen Gerichtshofs in Alexandria ernannt und, nachdem er denselben organisiert und seine Reglements verfaßt hatte, 1876 zum Präsidenten desselben gewählt. 1881 kehrte L. nach Österreich zurück, wurde 1882 zum Senatspräsidenten beim Obersten Gerichtshof ernannt und trat 1889 in den Ruhestand. 1888 war er wieder zum Mitglied des Reichsrats gewählt worden.

Lapérouse (spr. -rūs'), Jean François de Galaup, Graf von, franz. Seefahrer, geb. 22. Aug. 1741 in Guo bei Albi im Depart. Tarn, gest. 1788, trat 1756 in die Marine, wurde in der Schlacht von Belle-Ile (20. Nov. 1759) verwundet und von den Engländern gefangen, doch bald wieder ausgeliefert, unternahm 1764—78 große Seereisen, diente im Kriege gegen England 1778 mit Auszeichnung und zerstörte 1782 die englischen Ansiedelungen an der Hudsonbai. Von Ludwig XVI. mit einer Entdeckungsreise um die Welt beauftragt, verließ L. Brest 1. Aug. 1785 mit den zwei Fregatten Boussole und Astrolabe, umsegelte Amerika, landete an der Nordwestküste in der Nähe des Eliasberges, ging von dort über die Sandwichinseln und Makao nach den Philippinen, besuchte Korea und die japanischen Inseln, entdeckte 2. Aug. 1787 die Lapérousestraße, landete 7. Sept. in Petropawlowsk, ging dann nach Australien und sandte 7. Febr. 1788 die letzte Nachricht von Sydney aus. Seitdem war er verschollen. Erfolglos ward 1791 d'Entrecasteaux von der französischen Nationalversammlung ausgesandt; erst 1826 wies der britische Kapitän Dillon nach, daß L. bei der Insel Vanikoro gescheitert sei, was Dumont d'Urville (s. d.) 1828 bestätigte. Nach den aus Kamtschatka (durch J. B. de Lesseps, s. d.) und Sydney eingesendeten Tagebüchern Lapérouses bearbeitete Milet de Mureau den Reisebericht: »Voyage autour du monde pendant les années 1785—88« (Par. 1797, 4 Bde., mit Atlas; deutsch von Forster und Sprengel, Berl. 1799—1800, 2 Bde.). Vgl. Lesseps, Journal historique du voyage de L. (Par. 1790, 2 Bde.); Dillon, Voyages aux îles de la mer du Sud en 1827—28 (das. 1830, 2 Bde.); Dumont d'Urville, Voyage autour du monde (das. 1830—33); Marcel, La Pérouse (das. 1888).

Lapérousestraße, Meerenge zwischen der japanischen Insel Jeso und der russischen Insel Sachalin, 40—46 km breit, verbindet das Japanische mit dem Ochotskischen Meer; 1787 von Lapérouse entdeckt.

Lapēthos, im Altertum bedeutende Stadt auf der Nordküste von Cypern, von Phönikern gegründet, dann von Doriern kolonisiert und in früherer Zeit Sitz eines kleinen Reichs. Jetzt Lambusa bei Lapithos.

Lapeyrouse, Philipp Picot de, s. *Lap.*

Lapidär (franz. lapidaire), eine Schleif- und Poliermaschine der Uhrmacher, s. Schleifen.

Lapidarschrift, eine lateinische Schriftart, welche sich nur der Uncialen bedient und nur auf Steindenkmälern (lat. lapides) angewandt wird oder die Buchstabenformen der Inschriften auf solchen nachzuahmen strebt; daher Lapidarstil, die den alten römischen Inschriften eigentümliche Ausdrucksweise, überhaupt kurze, bündige Schreibart.

Lapĭdes cancrōrum, s. Krebsaugen.

Lapilli (lat., »Steinchen«, fälschlich Rapilli), Lavastückchen, welche, von Vulkanen ausgeschleudert, die Aufschüttungskegel bilden. Vgl. Vulkan und Sand.

Lapin (franz., spr. -pāng), s. Kaninchen.

Lapis (lat.), der Stein; L. albanus, Peperino; L. bezoardicus, Bezoarstein; L. calaminaris, Galmei; L. cancrorum, Krebsauge; L. causticus (chirurgorum), geschmolzenes und in Stengel gegossenes Ätzkali; L. divinus s. ophthalmicus, Heiligenstein, Augenstein, Kupferalaun; L. haematitis, Blutstein, faseriger Roteisenstein; L. infernalis, Höllenstein, salpetersaures Silber; L. i. nitratus, mit Salpeter zusammengeschmolzener Höllenstein; L. mutabilis, Hydrophan; L. nephriticus, Nephrit; L. philosophicus (philosophorum), Stein der Weisen; L. pumicis, Bimsstein; L. ruber, nach Vitruv vulkanischer Tuff, der an den Ufern des Anio im großen abgebaut wurde; er diente zu Fundamenten, aber auch der Tempel der Fortuna virilis, die Wasserleitung des Claudius ꝛc. sind davon gebaut; L. solaris, Bologneser Leuchtstein; L. specularis, Marienglas, spatiger Gips.

Lapisdruck, s. Zeugdruckerei.

Lapislazuli, s. Lasurstein.

Lapīthen, im griech. Mythus ein wildes Bergvolk am Peneios in Thessalien, welches sich nach Lapithes, einem Sohn des Apollon und der Stilbe, nannte. Sie lebten in stetem Krieg mit den Kentauren. Namentlich kam es unter ihrem König Peirithoos (s. d.), bei Gelegenheit der Hochzeit desselben, zu einem mörderischen Kampf zwischen beiden, der für die Kentauren (s. d.) verderblich endete, indem Theseus die L. unterstützte. Später wurden sie ins nördliche Gebirge zurückgedrängt.

Lapithos, Dorf auf Cypern, s. Lapethos.

Laplace (spr. -plāß'), 1) Pierre Simon, Graf, Mathematiker und Astronom, geb. 28. März 1749 in Beaumont-en-Auge im Depart. Calvados, gest. 5. März 1827 in Paris, ward Lehrer der Mathematik an der Militärschule seiner Vaterstadt, sodann in Paris Examinator beim königlichen Artilleriekorps, 1773 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und später eins der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längenbüreaus und Mitglied der Kommission für Maß und Gewicht. Von Bonaparte ward er 1799 zum Minister des Innern befördert, aber bald zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vizepräsidenten, im September zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaiserthrons 1804 zum Grafen ernannt. Im September 1805 führte er die Abschaffung der revolutionären Zeitrechnung u. die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders herbei. 1814 stimmte er für Ernennung einer provisorischen Regierung und Wiedereinsetzung der Bourbonen. Während der Hundert Tage nahm er kein Amt an; Ludwig XVIII. ernannte ihn dafür zum Pair und 1817 zum Marquis. L. zählt zu den größten Mathematikern und Astronomen aller Zeiten. Er bewies zuerst auf analytischem Wege die Unveränderlichkeit der mittlern Entfernungen der Planeten von der Sonne, entdeckte mehrere Gesetze in der Bewegung der Jupitermonde und bestimmte die gegenseitigen Störungen aller Hauptplaneten. Sein Hauptwerk ist die »Mécanique céleste« mit den Supplementen (Par. 1799—1825, 5 Bde.; 2. Aufl. 1829—39), in welcher er fast alle in der Theorie der Bewegung der Himmelskörper vorkommenden Probleme behandelte und zum großen Teile löste. Als eine populäre Bearbeitung desselben ist seine »Exposition du système du monde« (Par. 1796, 2 Bde.; deutsch, Frankf. 1797 ff., 2 Bde.) anzusehen. In diesem Werke gibt er seine in gleichem Sinne schon von Kant aufgestellte Hypothese über die Entstehung des Planetensystems. Auch mit Chemie beschäftigte sich L. und erfand z. B. einen Wärmemesser. Groß sind seine Verdienste um die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Seine »Théorie analytique des probabilités« (Par. 1812, 3. Aufl. mit Supplem. 1820) und der »Essai philosophique sur les probabilités« (das. 1814, 6. Aufl. 1840; deutsch von Tönnies, Heidelb. 1819) führten diesen Zweig in den höhern Unterricht Frankreichs und damit erst in das praktische Leben ein. Seine »Œuvres complètes« erschienen Paris 1843—48 in 7 Bänden, in neuer Ausgabe (13 Bde.), von der Pariser Akademie besorgt, seit 1878 (bis 1895: 11 Bde.).

2) Cyrille Pierre Théodore, franz. Seefahrer, geb. 7. Nov. 1793 auf dem Atlantischen Ozean, gest. 24. Jan. 1875 in Brest, machte als Fregattenkapitän zwei Reisen um die Welt (die erste 1830—32 mit der Korvette Favorite, die zweite 1837—40 mit der Fregatte Artémise), wurde 1841 Konteradmiral, 1853 Vizeadmiral und 1857 Marinepräfekt in Brest. Seine Reisen beschrieb er in »Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine« (Par. 1833—39, 5 Bde.) und »Campagne de circumnavigation de la frégate l'Artémise« (das. 1840—1853, 6 Bde.).

La Plata (Rio de la Plata), der Mündungsbusen, in den sich die beiden südamerikanischen Ströme Paraná und Uruguay ergießen, ist etwa 320 km lang und zerfällt in einen westlichen Teil von 44—100 km Breite (bei Montevideo), dessen Wasser gewöhnlich süß ist, und in einen östlichen Teil, der sich bis 225 km Breite erweitert, und dessen salziges Wasser besonders bei der Ebbe stark mit süßem gemischt ist. Die dem Staat Uruguay angehörende Nordküste ist hoch und steil, die Südküste, die zu Buenos Aires gerechnet wird, flach und sehr einförmig, das Bett des Busens zum großen Teil mit gefährlichen Sandbänken gefüllt, die besonders der Annäherung der Schiffe an den Landungsplatz von Buenos Aires sehr hinderlich sind, und seine Beschiffung namentlich bei den heftigen Südweststürmen, den sogen. Pamperos, überaus schwierig und gefährlich. Montevideo besitzt den einzigen Hafen, der aber bei Südostwinden auch keinen Schutz gewährt; Buenos Aires hat nur eine offene Reede. Von den kleinen Inseln in dem Busen sind die wichtigsten Lobos an der Nordküste und Martin Garcia an der Mündung des Paraná. Jede Minute ergießen Paraná und Uruguay 1,470,000 cbm Wasser in dieses Ästuarium. Ihr schlammiges gelbliches Wasser erkennt man schon 100 km auf hoher See, ehe man die Küste erreicht hat. Das gesamte Flußgebiet erstreckt sich über den größten Teil der Argentinischen Republik, umfaßt ganz Paraguay und große Teile von Uruguay (La Plata-Staaten), Brasilien

und Bolivia u. umfaßt 4,040,000 qkm (73,375 QM.). Es besteht im wesentlichen aus einem Tiefland, welches sich nach N. zu nur allmählich hebt, so daß die Wasserscheide zwischen ihm und dem Amazonenstrom 300—500 m nicht überschreitet. Als schiffbare Wasserstraße sind namentlich der Paraná und sein Zufluß, der Paraguay, von Bedeutung, indem auf ihnen Dampfschiffe von 3 m Tiefgang 2500 km weit bis ins brasilische Gebiet gelangen können. Der L. wurde 1515 von D. de Solis entdeckt, aber erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von Azara näher erforscht und aufgenommen. Jüngere Untersuchungen sind die von dem Engländer Day (1853) und dem Amerikaner Page (1853—56; vgl. dessen »Report«, Washingt. 1856).

La Plata, Hauptstadt der argentin. Provinz Buenos Aires, 56 km südöstlich von der Bundeshauptstadt und 8 km von ihrem Hafen Ensenada, mit dem es ebenso wie mit Buenos Aires durch Bahn verbunden ist, besteht zum großen Teil noch aus Holzhäusern, hat aber auch viele prächtige Bauten, darunter die Regierungsgebäude, ein Museum mit Bibliothek, eine Sternwarte, besitzt Gas- und Wasserleitung, eine Trambahn, ein Nationalkollegium und zählt (1890) 46,721, mit den Vorstädten (Ensenada, Tolosa, Hornos, Melchor Romero ꝛc.) 65,557 Einw. Ein Kanal führt zum Hafen Ensenada, dessen 800 Hektar großer Außenhafen durch die Santiagospitze gedeckt wird; der Binnenhafen ist 48 Hektar groß und 5 m tief. Die Stadt wurde 1882 gegründet.

La Plata-Staaten, s. La Plata (Rio de la Plata).

La Porte, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Indiana, in fruchtbarer Gegend, Bahnknotenpunkt, hat Gießereien, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, bedeutenden Handel und (1890) 7126 Einw.

Lápos (spr. lāposch), rechter Nebenfluß des Szamos in Ungarn, entspringt im Norden des Komitats Szolnok-Doboka im Láposgebirge, wendet sich zuerst westlich, fließt dann, in das Komitat Szatmár übertretend, gegen N. und NW. und mündet nach 104 km langem Lauf westlich von Nagy-Bánya in den Szamos.

Láposgebirge (spr. lāposch-), Höhenzug im Siebenbürgischen Hochland, der sich südlich von Marmaros-Sziget zwischen den Flüssen Theiß und Szamos in südöstlicher Richtung bis an das Rodnaer Gebirge herabzieht und in den Hauptgipfeln Gutin und Czibles 1447, bez. 1842 m Höhe erreicht (s. Karpathen).

Lappa *Juss.* (Arctium *L.*, Klette), Gattung aus der Familie der Kompositen, zweijährige hohe, ästige Kräuter mit großen, wechselständigen, ungeteilten Blättern, mittelgroßen, an der Spitze der Äste in Trauben oder Doldentrauben stehenden Köpfchen, deren Hüllkelch meist in eine einwärts hakenförmige Spitze auslaufende Blättchen besitzt. Die Blüten sind meist purpurrot, die Achenen länglich-eiförmig mit kurzem, leicht abfallendem Pappus. 4 europäisch-asiatische Arten. Von den drei deutschen Arten: große Klette (L. officinalis *All.*), kleine Kette (L. glabra *Lam.*) und filzige Klette (L. tomentosa *Lam.*) mit dicht spinnwebig filzigen Köpfchen, wurde die Wurzel als Klettenwurzel (Radix Bardanae) arzneilich gebraucht. Sie schmeckt frisch etwas scharf, getrocknet fade, schleimig süßlich, enthält Inulin, etwas Gerbstoff und Zucker und wird in manchen Gegenden, wie auch die jungen Sprosse, als Gemüse gegessen. Schon im Altertum wurde die Klette als Arzneimittel benutzt, jetzt benutzt man die Wurzel im Volk noch als blutreinigendes Mittel und zur Beförderung des Haarwuchses. Das sogen. Klettenwurzelöl (s. d.) hat mit der Wurzel der Klette nichts als den Namen gemein. Von L. edulis *Sieb.* (japanische Scorzonere) werden die Wurzeln im südlichen Ostasien als Gemüse gegessen.

Lappa (Kungpak), dem fremden Handel seit 1887 geöffneter Hafen in der chines. Provinz Kuangtung, Macao gegenüber, am Kantonfluß. Die Schiffahrt wird meist in Dschonken betrieben; 1892 liefen 9822 Schiffe einheimischer Bauart ein; die Einfuhr (Baumwollwaren, Garn, Opium ꝛc.) betrug 5,8, die Ausfuhr (Seide, Öl, Matten, Reis, Thee) 3,8 Mill. Tael.

Lappalie (v. deutschen »Lappen«), unbedeutende, wertlose Kleinigkeit.

Lappen, s. Jagdzeug.

Lappen (Lappländer), s. Lappland.

Lappenbäume (Fetzenbäume), heilige Erinnerungsbäume, deren Stamm und Äste man bei den verschiedensten ältern und neuern Natur- u. Kulturvölkern, namentlich den alten Griechen, Römern, Kelten, den heutigen Esthen, Ägyptern und den Wilden aller Länder, mit Opfergaben aus bunten Bändern, von abgerissenen Kleiderfetzen und abgelegten Kleidungsstücken schmückt. Gewöhnlich sind es verdorrte Bäume, die für heilig gelten, und ebenso wie man beim Vorübergehen den zur Erinnerung dienenden Steinhaufen einen Stein zufügt, halten sich die Vorübergehenden für verpflichtet, dem Lappenbaum als Opfer ein Stück ihrer Kleidung unter Gebet darzubringen.

Lappenberg, Johann Martin, deutscher Geschichtsforscher, geb. 30. Juli 1794 in Hamburg, gest. 28. Nov. 1865, studierte in Edinburg Medizin, ging aber bald zu historisch-politischen Studien über und lebte längere Zeit in London, um die englische Verfassung u. Verwaltung kennen zu lernen. Nach Deutschland zurückgekehrt, widmete er sich in Berlin u. Göttingen besonders rechtshistorischen Studien, ward 1820 hamburgischer Ministerresident in Berlin und wirkte dann 1823—63 als Archivar der Stadt Hamburg. Er veröffentlichte: »Das Billwerder Recht vom Jahr 1498« (Schlesw. 1828); »Über die Entstehung der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs« (1828) und »Über die ältere Geschichte und Rechte des Landes Hadeln« (Lüneb. 1829). Nach Sartorius' Tode setzte er dessen noch unvollendetes Werk über die ältere Geschichte des hanseatischen Bundes unter dem Titel: »Urkundliche Geschichte der deutschen Hanse« (Hamb. 1830, 2 Bde.) fort. Es folgten: die Schrift »Über den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands« (Hamb. 1831); »Die Elbkarte des Melchior Lorichs« (das. 1847); »Urkundliche Geschichte des hansischen Stahlhofs zu London« (1851); »Zeitschrift des Vereins für Hamburger Geschichte« (Hamb. 1841—51, Bd. 1—3); »Hamburger Rechtsaltertümer« (das. 1845, Bd. 1); »Die Miniaturen der Hamburger Stadtrechte vom Jahr 1497« (das. 1846); das »Hamburger Urkundenbuch« (das. 1842, Bd. 1), in welchem er die Urkunden des von ihm aufgefundenen Archivs des ehemaligen Domkapitels veröffentlichte; die »Hamburger Chroniken« in niedersächsischer Sprache (das. 1852—1861); die Ausgabe des Thraziger (das. 1864) und die »Quellensammlung der Schleswig-Holsteinischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte« (Kiel 1862—65, 3 Bde.). Als Mitglied der Historischen Kommission in München regte er die Herausgabe der Hansa-Rezesse an. In den »Monumenta Germaniae historica« gab er die Chronik des Thietmar von Merseburg, die Gesta Hamburgensis ecclesiae, die Sla-

wische Chronik Helmolds u. Arnolds von Lübeck heraus. Für die Heeren-Ukertsche Staatengeschichte schrieb er die »Geschichte von England« (Hamb. 1834—37, Bd. 1 u. 2, fortgesetzt von Pauli; engl. von Thorpe, 1845 u. 1857). Auch um die Geschichte der deutschen Litteratur machte er sich durch verschiedene Publikationen verdient, wie: »Reliquien des Fräulein S. C. v. Klettenberg« (Hamb. 1849), des Thomas Murner »Ulenspiegel« (Leipz. 1854); die für den Stuttgarter Litterarischen Verein besorgten Ausgaben von Laurembergs Scherzgedichten (1861), Paul Flemings lateinischen Gedichten (1863) und dessen deutschen Gedichten (1866). Eine Sammlung »Briefe von und an Klopstock« erschien (Braunschw. 1867) als nachgelassenes Werk. Vgl. E. H. Meyer, Johann Martin L. (Hamb. 1867).

Lappentaucher, soviel wie Steißfuß.

L'appétit vient en mangeant (franz.), »der Appetit kommt beim Essen«, »je mehr man hat, um so mehr begehrt man«, geflügeltes Wort aus Rabelais' »Gargantua«, Kap. 5.

Lappets (engl., spr. läppits), broschierte oder figurierte, meist zwischen erhabenen Streifen durchbrochen gemusterte Musseline, die zwei Rechtsstreifen haben und auf einem besondern Stuhl gewebt werden.

Lappingmaschine, s. Spinnen.

Lappjagen, ein mit Lappen (s. Jagdzeug) eingestelltes Jagen, s. Hauptjagen.

Lappland (Sameland), Landschaft im nördlichsten Teil Europas, grenzt gegen N. an das Eismeer, gegen S. an das schwedische Norrland und an das mittlere Finnland, gegen O. an das Weiße Meer und gegen W. an das norwegische Amt Tromsö und zerfällt in das norwegische, russische und schwedische L. Das norwegische L., 47,385 qkm (860,6 QM.) groß, nimmt den nördlichsten Teil ein (s. Finmarken); das russische umfaßt den nordöstlichen, und zwar einen Teil des Gouv. Archangel (Halbinsel Kola und Gebiet am Kem) und einen Strich im finnischen Gouv. Uleåborg (Probstei Kemi am Bottnischen Meerbusen), zusammen etwa 130,000 qkm (2361 QM.), und das schwedische den südlichen Teil, 115,778 qkm (2102,7 QM.). Letzteres ist gegenwärtig in folgende 5 Lappmarken eingeteilt: Åsele- oder Ångermanlands-, Umeå- oder Lycksele-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmark. Ein Teil von Torneå-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark wurde von Schweden im Frieden von Frederikshamn (17. Sept. 1809) nebst Finnland, wozu es gegenwärtig gehört, an Rußland abgetreten. L. ist ein unwirtliches Land, teils bergig, teils eben und mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, nach O. sich allmählich verflachend, und besteht, wie die skandinavisch-finnländische Urgneisplatte, mit welcher es im innigsten Zusammenhange steht, wesentlich aus Gliedern des Urgebirges (Gneis und Glimmerschiefer mit Granit, Syenit [Eläolithsyenit] und Diorit); nur an der Ostküste der Halbinsel Kola umsäumt eine verhältnismäßig schmale Zone devonischer Sedimente das Urgebirge. Ähnliche paläozoische Ablagerungen sind auch im N. südlich vom Nordkap weit verbreitet. Lagerstätten von Eisen-, Kupfer- und silberhaltigen Blei-Erzen finden sich besonders im südlichen Teil der Halbinsel Kola, werden aber kaum ausgebeutet. Im Gebirge, das im Kebnekaisse, dem höchsten Berge Schwedens, 2156 m erreicht, entspringen zahlreiche Flüsse, die in den Bottnischen Meerbusen münden, so Luleå, Piteå, Skellefteå und Umeå. Auch finden sich zahlreiche Seen, zum Teil von beträchtlichem Umfang, z. B. der Enare in Finnland von 1421 qkm (25,8 QM.) Flächeninhalt. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz. Der längste Tag dauert in den südlichen Gegenden 24 Stunden, in den nördlichsten aber drei Monate; ebenso lang ist dann die längste Nacht im Winter. Im Sommer plagen zahllose Mückenschwärme Menschen und Vieh. Der Boden eignet sich nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen L. zum Anbau. Pferde, Rindvieh und Schafe finden sich fast ausschließlich bei den Kolonisten und nur vereinzelt bei den norwegischen Lappen. Von wilden Tieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern, Hasen ꝛc. Zugvögel und wildes Geflügel sowie Fische sind in Menge vorhanden.

Die Ureinwohner sind Lappen, zu denen etwa 10,000 Kolonisten kommen. Die Lappen, welche sich selbst Same, Sabme oder Sameladnennen, ein Name, der mit dem der Finnen Surmalaiset zusammenhängt, während sie jenen Namen für schimpflich halten, gehören zum finnisch-ugrischen Volksstamm; doch sind sie hinsichtlich ihrer Körpergestalt von den Finnen sehr verschieden. Sie sind beträchtlich kleiner als die übrigen Bewohner Skandinaviens und Europas überhaupt, die Männer durchschnittlich 1,53, die Frauen 1,47 m groß. Bei den Lappen an den Küsten, welche nur von der Fischerei oder als Lotsen leben, soll sich (nach Bastian) durch das beständige Sitzen in äußerst engen Kähnen eine eigentümliche, von Generation zu Generation zunehmende Schwächung und Verkürzung der Beine, dagegen kräftige Muskulatur und Größe der Arme herausbilden. Ihr Gesicht ist breit mit spitzem Kinn, großem Mund, vorstehenden Backenknochen, breiter Nase und eng geschlitzten, doch horizontal gestellten Augen. Ihr Haar ist dunkelbraun und schlicht, ihre Gesichtsfarbe gelblich. Von Haus aus gutmütigen und sanften Charakters, sind sie infolge des auf ihnen lastenden Druckes träge, feig und mißtrauisch geworden und zeigen sich von dieser ungünstigen Seite besonders der herrschenden Rasse gegenüber. Das Hauptlaster der Lappen ist die Trunksucht, und schon seit 1723 sind in den skandinavischen Ländern strenge Gesetze gegen den Verkauf von Branntwein an die Lappen erlassen worden. Ihre geistige Begabung ist nicht groß, doch können wenigstens in Norwegen viele von ihnen lesen und schreiben. Als Heiden brachten die Lappen ihren Göttern auf Bergspitzen, Seeinseln und in Höhlen Opfer dar, die meist in Renntieren bestanden; Priester hatten sie nicht, wohl aber Zauberer und Wahrsager, die einen großen Einfluß ausübten. Gegenwärtig bekennen sie sich sämtlich zum Christentum, und zwar gehören die skandinavischen und finnischen Lappen zur evangelischen, die russischen, d. h. die Bewohner der Halbinsel Kola, zur griechisch-katholischen Kirche. Erstere besitzen auch eine bescheidene religiöse Litteratur, bei allen aber spielt der Aberglaube noch eine bedeutende Rolle.

Die an Flexionen, besonders an Kasusformen sehr reiche Sprache der Lappen gehört zu der finnisch-ugrischen Gruppe des Uralaltaischen Sprachstammes (s. d.). Grammatiken verfaßten Possart (Stuttg. 1840), Stockfleth (Christ. 1850), Friis (das. 1856), eine »Laut- und Formenlehre der Lula-lappischen Dialekte« Wiklund (Stockh. 1891), Wörterbücher Stockfleth (Christ. 1850), Friis (das. 1885—87, mit Formenlehre, letztere auch besonders erschienen) und Genetz (Helsingf. 1891), ein vergleichendes Wörterbuch der finno-ugrischen Sprachen Donner (Leipz. 1879—88, 3 Bde.).

Nach ihrer Lebensweise teilt man die Lappen in **Renntier-** od. **Berglappen** (Fjeld-Lappar), **Waldlappen** und **Fischer-** (Skogs-Lappar) oder **Küstenlappen**, welch letztere die größere Zahl ausmachen und im ganzen viel höher stehen als die erstern. Man könnte noch eine vierte Klasse hinzufügen, die Lappen der Flüsse (Elfs-Lappar). Die Berglappen führen ein Nomadenleben, indem sie mit ihren Renntierherden umherziehen. Diese sind der einzige Reichtum des Lappen; von ihnen entnimmt er alles, was er zu seiner Nahrung und Kleidung bedarf. Doch ist zum Unterhalt einer Familie eine nicht geringe Zahl dieser Tiere erforderlich; wer nicht mehr als 100 Renntiere besitzt, ist gezwungen, sich mit seiner Herde an einen größern Besitzer anzuschließen, und tritt dadurch zu diesem in das Verhältnis der Dienstpflichtigkeit. Zur Selbständigkeit und Wohlhabenheit gehört eine Renntierherde von 300—500 Stück. Da aber das Gebiet, welches den Lappen früher zu ungehindertem Durchziehen offen stand, durch das Vordringen der ackerbautreibenden Bevölkerung nach N. bedeutend geschmälert ward und noch wird, so sahen sich viele der ärmern Lappen genötigt, das nomadische Leben aufzugeben und mit Annahme fester Wohnsitze sich der Fischerei in den Seen und Flüssen und an den Meeresküsten sowie der Jagd zuzuwenden, welch letzterer auch die Renntierlappen obliegen. Während aber die Wald- und Fischerlappen zum großen Teil Kleidung und Wohnung der schwedischen und russischen Bauern angenommen haben, haben die Renntierlappen noch meist ihre alten Eigentümlichkeiten bewahrt. Sie gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Renntiere, weben Decken, stricken Handschuhe, verfertigen hölzerne Gerätschaften, Kähne, Schlitten und die nötigen Kleidungsstücke. Die Tracht der beiden Geschlechter ist wenig verschieden; sie besteht in einem Pelz, Beinkleidern, Schuhen und ist je nach der Jahreszeit von Renntierfell, Filz oder grobem Tuch. Die russischen Lappen dagegen tragen eine mit Ohrlappen versehene Kopfbedeckung. Mit Beginn der warmen Jahreszeit ziehen die Renntierlappen nach den Hochplateaus, von wo sie im Herbst mit ihren beladenen Renntieren in das niedrige waldreiche Land zurückkehren. Das Sommerzelt besteht aus einem mit Renntierfellen bedeckten Stangengerüst, die Winterhütte ist fester, außen mit Rasen bedeckt, innen mit Renntierfellen bekleidet und oft ganz eingeschneit. Die wenigen, von seßhaften Lappen bewohnten Dörfer bestehen aus Erd- u. Holzhütten, die zerstreut um die hölzerne Kirche liegen. Die Zahl der Lappen nimmt anscheinend beständig ab, doch ist diese Abnahme aus der Vermischung mit den angrenzenden Völkern zu erklären. Gegenwärtig leben in Norwegen 14,645, in Schweden 6800, in Rußland 2400, in Finnland 961 Lappen, die Gesamtzahl beträgt also 24,806. S. Tafel »Nordische Kultur II« und die »Völker- und Sprachenkarte von Europa«. Vgl. **Helms**, L. und die Lappländer (Leipz. 1868); **Aubel**, Reise nach L. (das. 1874); **Friis**, Lappisk Mythologi, Eventyr og Folkesagn (Christ. 1871); Derselbe, Laila. Schilderungen aus L. (deutsch, Leipz. 1886); **Nemirowitsch-Dantschenko**, L. und die Lappländer (Petersb. 1876); **Donner**, Lieder der Lappen (Helsingf. 1876); **Ecker**, L. und die Lappländer (Freiburg 1878); **Poestion**, Lappländische Märchen, Volkssagen rc. (Wien 1885); Über die Bekehrungsgeschichte der Lappen vgl. **H. Hammond**, Den nordiske Missions Historie (Kopenh. 1787); **J. Vahl**, Lapperne og den lapske Mission (das. 1865); **D. Thrap**, Thomas v. Westen (Christ. 1882). Eine ethnographische Karte des norwegischen L. lieferte Friis.

Lappmarken, s. Lappland.

Laprade (spr. -prad'), **Victor de**, franz. Dichter, geb. 13. Jan. 1812 in Montbrison, gest. 13. Dez. 1883 in Lyon, studierte in Lyon Jurisprudenz und ergriff die Advokatenlaufbahn. Als Dichter machte er sich zuerst durch die im Lamartineschen Stil gehaltenen Dichtungen »Les parfums de Madeleine« (1839) und »La colère de Jésus« (1840) bekannt, denen er »Psyché« (1841, 3. Aufl. 1860), »Odes et poëmes« (1844), »Poëmes évangéliques« (1852), »Les Symphonies« (1855) und »Idylles héroïques« (1858) nachfolgen ließ. 1858 zum Mitglied der französischen Akademie ernannt, hat er seitdem noch andre, auch prosaische, Werke veröffentlicht: »Questions d'art et de morale« (1861); »Les arbres du Luxembourg« (1865); »Le sentiment de la nature avant le christianisme« (1866) und »Prolégomènes« (1883) und die entsprechende Schrift »Le sentiment de la nature chez les modernes« (1867); »L'éducation homicide« (1867) und »L'éducation libérale« (1873); die vorzügliche Dichtung »Pernette« (1868) und die Tragödie »Harmodius« (1870); »Contre la musique« (1880); »Essais de critique idéaliste« (1882); »Le livre d'un père« (1877) u. a. L. gilt unter seinen Landsleuten als der echteste Nachfolger Lamartines. Ihm gelingen besonders Naturschilderungen. Seine Dichtungen zeichnen sich durch einen mystischen Anhauch und hohe Idealität aus, ermüden freilich durch Monotonie. Doch weiß er auch den satirischen Ton anzuschlagen, so namentlich in den »Poëmes civiques« (1873) und in der Gedichtsammlung »Tribuns et courtisans« (1875). Eine Sammlung seiner »Œuvres poétiques« erschien 1878—81 in 6 Bänden. Der Nationalversammlung von Versailles hat L. eine Zeitlang (1871—73) als Mitglied des rechten Zentrums angehört. Vgl. **Heinrich**, Notice sur Victor de L. (Par. 1884); **Biré**, Victor de L. (das. 1886); **Condamin**, La vie et les œuvres de V. de L. (Lyon 1886); **L. Roux**, Victor de L. (das. 1888).

Lapsaki, Städtchen am Hellespont, s. Lampsakos.

Lapsi (lat., »Gefallene«), in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche Bezeichnung derjenigen, welche unter den Verfolgungen der heidnischen Staatsgewalt vom christlichen Glauben abfielen. Man unterschied solche, die den heidnischen Göttern wirklich geopfert und Weihrauch angezündet (sacrificati oder thurificati), solche, die einen obrigkeitlichen Schein (libellus, neuerdings sind zwei Exemplare davon, auf Papyrus geschrieben, entdeckt worden) über angeblich dargebrachte Opfer erkauft hatten (libellatici), wozu später zur Zeit der Diokletianischen Verfolgung noch solche kamen, welche die heiligen Bücher u. Gefäße ausgeliefert hatten (traditores). Die Frage nach der Möglichkeit ihrer Wiederaufnahme rc. gab früh Anlaß zu Streitigkeiten, namentlich zwischen den römischen und afrikanischen Bischöfen, und damit zur Bildung von Sekten (vgl. z. B. Novatianer).

Lapsista, Hauptort des Kasa Naslidsch oder Anaselitza (mit etwa 100 Ortschaften; viele Maurer und Zimmerleute) im europäisch-türk. Wilajet Monastir, 670 m hoch, südlich von Kastoria und westlich von der obern Vistritza (Haliakmon) gelegen, mit ca. 4000 meist mohammedan. Einwohnern.

Lapsus (lat.), Fall, Fehler; l. bonorum, Verfall des Vermögens; l. calami, Schreibfehler; l. memoriae, Gedächtnisfehler.

Lärche I.



Europäische Lärche (Larix europaea).

Lärche II.



1. **Europäische Lärche** (Larix europaea); ein Zweig mit einem Lang- und mehreren Kurztrieben und mit einer Durchwachsung eines Zapfens (a). — 2. Ein Zweig mit männlichen (m) und weiblichen (w) Blüten. — 3. Ein männliches Blütenkätzchen, 3 mal vergr. — 4. Reifer Zapfen. — 5. Zapfenschuppe von außen (a), von innen mit den Samen (b) und ohne Samen (c). — 6. **Russische Lärche** (Larix europaea var. rossica). — 7. **Japanische Lärche** (Larix leptolepis). — 8. **Dahurische Lärche** (Larix dahurica). — 9. **Amerikanische Lärche** (Larix americana).

Lapunder, Affe, s. Makako.

Lapurdum, antike Stadt, s. Labourdan.

Laquea, orangefarbener Karneol aus Asien, welcher zu Perlen, Kugeln &c. geschliffen wird.

Lar, Affe, s. Gibbon.

Lar, Hauptstadt der pers. Landschaft Laristan, Provinz Fars, liegt in einer palmenreichen Ebene, 270 km südöstlich von Schiraz, mit Citadelle, schönem Bazar, 6000 Einw. und starkem Handel mit dem Tabak der Umgegend.

Lara (Larunda), altlatinische Erd- und Todesgöttin, auch Mania genannt, als Mutter der Laren (s. d.) verehrt, auch Göttin des Schweigens, deren Dienst der Sabinerkönig Titus Tatius in Rom eingeführt haben soll. Spätere Ausschmückung machte sie zu einer Quellnymphe und Tochter des Almo, eigentlich Lala heißend, die der Juno die Vertraulichkeiten des Jupiter mit der Juturna verriet, deshalb von ihm der Sprache beraubt und von Merkur zu den Manen in die Unterwelt gebracht wurde. Letzterer gewann sie lieb und zeugte mit ihr die zwei Lares (compitales).

Lara, Staat der Republik Venezuela, zwischen der Kordillere von Merida und dem Karibischen Meer, 24,085 qkm (437,4 QM.) groß, mit (1891) 246,760 Einw. Der Süden ist gebirgig (Paramo de Cavimbú, 2200 m), der Norden und Westen meist eben. Von den Flüssen münden der Tocuyo und der Yaracuy (beide schiffbar) ins Karibische Meer. Die Bodenbeschaffenheit ist im allgemeinen nicht besonders günstig. Landbau und die Zucht von Rindern und Ziegen bilden die Haupterwerbszweige. Hauptstadt ist Barquisimeto (s. d.).

Larache (spr. -asch'), Stadt, s. Araisch.

Laracor, Dorf, s. Trim.

Laralien, Fest, s. Laren.

Laramie City (spr. ßitti), Hauptstadt der Grafschaft Albany im nordamerikan. Staat Wyoming, 2177 m ü. M., am Laramiefluß und an der Union Pacificbahn, hat große Eisenbahnwerkstätten u. (1890) 6388 Einw. Der Ort liegt mitten auf den Laramie Plains, einem 2130 m hohen, fruchtbaren Weideland, das von den Laramie Mountains mit dem 2750 m hohen Laramie Peak im NO. und O. und dem Medicine Bow, einem Ausläufer der Rocky Mountains, im SW. begrenzt und von dem Big und Little Laramie River durchflossen wird.

Laramieschichten (Laramieformation), nach ihrem hauptsächlichen Vorkommen (s. Laramie City) benannte, weit über den Westen der nordamerikanischen Union verbreitete Schichtengruppe an der Grenze von Kreide- und Tertiärformation (s. d.).

Laranda (jetzt Karaman), im Altertum Stadt in Lykaonien (Kleinasien), am Nordfuß des Taurus, im ersten vorchristlichen Jahrhundert Festung des durch seine Räubereien berüchtigten Häuptlings Antipatros, im Mittelalter lange Zeit Sitz einer seldschukischen Dynastie.

Larangeiras, Stadt im brasil. Staat Sergipe, am bis hier für Küstenfahrer schiffbaren Cotindiba, mit Zollamt, Hospital, Schiffswerften, lebhaftem Handel und 4000 Einw.

Larche (spr. larsch'), Dorf im franz. Departement Niederalpen, Arrondissement Barcelonette, 1697 m ü. M., an der Ubayette und am Nordfuß des an der italienischen Grenze gelegenen Col de Larche (1995 m), über welchen die Straße ins Sturathal nach Cuneo führt.

Lärchenbaum (Lärche, Larix *Mill.*, hierzu Tafel »Lärche I u. II«), Koniferengattung aus der Familie der Abietineen, schlanke, hohe Bäume, deren Hauptäste undeutliche Quirle bilden, während die Nebenäste zweireihig gestellt sind, mit im ersten Herbst abfallenden, weichen, nadelförmigen Blättern, die an den jungen Langtrieben spiralig zerstreut, an den Spitzen der Kurztriebe büschelförmig stehen. Fünf Arten in Europa und Nordasien, drei in Nordamerika. Die gemeine Lärche (L. decidua *Mill.*, L. europaea *DC.*, Pinus Larix *L.*, Tafel I u. II, Fig. 1—5), ein 25—45 m hoher Baum mit pyramidenförmiger Krone, etwas hängenden Zweigen, anfangs gelbbrauner, später grauer, rauher, rissiger Rinde, 2,5—4 cm langen, lichtgrünen, auf beiden Seiten des Mittelnervs der Unterfläche mit einer bläulichweißen Mittellinie versehenen Nadeln, an denselben Trieben durcheinander stehenden männlichen Blütenkätzchen und doppelt so großen, karminroten weiblichen Blütenzäpfchen, eiförmigen, selten über 4 cm langen, hellbraunen Zapfen und geflügeltem Samen, welcher im Oktober reift und im nächsten Frühjahr abfliegt, während die leeren Zapfen meist noch mehrere Jahre an den Zweigen bleiben. Die abgefallenen Nadeln hinterlassen kleine Höcker. Die Wurzel dringt mit deutlicher Pfahlwurzel und zahlreichen Seitenästen ziemlich tief in den Boden ein. Die Lärche, in den Alpen und Karpathen zwischen 900 und 3000 m heimisch, ist durch Kultur weit über Europa nach Norden und Süden verbreitet. Sie liebt einen steinigen, frischen, tiefgrundigen Boden und bewährt sich überall als echter Gebirgsbaum. In den Alpen bildet sie oft allein oder mit Fichte oder Zirbelkiefer die Baumgrenze. In Graubünden und weiter östlich tritt sie in großen Beständen auf. In dem rauhen Klima entfaltet sie ihre volle Schönheit, während sie in der wärmern Ebene weder eine solche Höhe noch das höchste Alter erreicht. Die Keimpflanze ist sehr zart und fein, mit 3—4 Keimnadeln, und entwickelt einen schnellen Wuchs. Zeitiger als bei einem andern Nadelbaum reinigen sich die jungen Stämmchen, und oft erscheinen schon an sechs- bis achtjährigen weibliche Blüten. In der Ebene läßt der Wuchs mit 30—50 Jahren schon nach, und mit 60—80 Jahren ist der Baum mit nur mäßigem Stamm zum Abhieb reif. Im Gebirge kommen 400- und selbst 600jährige Bäume vor. Die Lärche leidet im jugendlichen Alter (an 20—25jährigen Stämmen) besonders am Lärchenkrebs, der durch Peziza Willkommii *R. Hrtg.* hervorgebracht wird und zu frühzeitigem Greisentum u. Absterben führt. Außerdem leidet sie durch die Lärchenminiermotte u. durch eine Gallmücke (Cecidomyia Kellneri *Hensch.*), die die Knospen der Kurztriebe zerstört; auch ist nicht leicht ein andrer Baum für das Ansetzen von Flechten &c. so empfänglich wie sie. Das Holz der Lärche ist im Kern rot, im Splint gelblich, weich, grob, auf den Spaltflächen glänzend, sehr vollkommen spaltbar. Es zeigt sowohl trocken als feucht und auch dem Wechsel der Witterung ausgesetzt eine große Widerstandskraft und dient besonders als Bauholz. Das Kernholz von Lärchen, die im Hochgebirge gewachsen sind, ist als Rotlärchenholz besonders gesucht. Die Rinde bietet ein besseres Gerbmaterial als die Fichte und wird auch zum Färben und als adstringierendes Mittel benutzt. Als Harzbaum wird die Lärche besonders in Südtirol, aber auch in den französischen und italienischen Alpen verwertet; sie liefert den venezianischen Terpentin. In südlichen Gegenden

(Depart. Oberalpen) sammelt man auf der Lärche die Manna von Briançon, und im Ural liefert der Baum das sogen. orenburgische Gummi, welches wie die Manna gegessen wird. Auf alten Stämmen findet sich der Polyporus officinalis *Fries*, ein Hutpilz, welcher als Lärchenschwamm (Fungus laricis, Agaricus albus) arzneilich benutzt wurde. Man baut die Lärche durch Saat oder Pflanzung an. Ihr starkes Lichtbedürfnis verbietet überall ihre Anzucht unter starkem Schirmdruck. Die Lärche trägt früh und reichlich Samen, welcher 3—4 Jahre lang seine Keimfähigkeit in genügendem Maße bewahrt. Zur Pflanzenerziehung im Saatkamp säet man pro Ar 60—80 g reinen Kornsamen. Die jungen Pflanzen werden meist zweijährig im Kamp umgepflanzt (verschult) und vier- bis fünfjährig in die Bestände gepflanzt. Von der Erziehung reiner Lärchenbestände nimmt man im geregelten Forstbetrieb gänzlich Abstand, benutzt diese Holzart vielmehr nur als Misch- und Gelegenheitsbaum, in welcher Eigenschaft sie immerhin ihre guten Dienste leistet. Die Güte des Holzes und die scheinbare Genügsamkeit des Baumes in Bezug auf die Nährkraft des Bodens veranlaßten den Massenanbau der Lärche auch in den mitteleuropäischen Berg- und Hügelländern und auf herabgekommenem Boden. Allein sie hat den in sie gesetzten Hoffnungen fast überall wenig entsprochen. Das in bedeutenden Höhen auf den Alpen gewachsene Holz ist sehr viel widerstandsfähiger (Steinlärche, Jochlärche) als das auf fettem Boden in den Thälern gewachsene (Graslärche). Als Zierbäume kultiviert man bei uns viele Varietäten, wie die sibirische Lärche (L. decidua var. sibirica) mit längern Nadeln und dichter beisammenstehenden Nadelbüscheln, welche in Sibirien bis zur Baumgrenze vorkommt. Die russische Lärche (L. decidua var. rossica, Tafel II, Fig. 6), von starkem Wuchs, mit schlankem Stamm und sehr kleinen Zapfen, bildet in Nordrußland große Waldungen. Auch Formen mit hängenden Zweigen, mit blaugrünen Nadeln rc. werden kultiviert. L. dahurica *Fisch.* (Tafel II, Fig. 8) wächst im Amurland, in Kamtschatka u. auf Jeso, während das eigentliche Japan die zartschuppige Lärche (L. leptolepis *S.* et *Z.*, Tafel II, Fig. 7) besitzt, welche dort eifrig kultiviert wird. L. occidentalis *Nutt.*, ein 40—80 m hoher Baum von schlankem, schmal pyramidalem Wuchs, bildet im nordwestlichen Nordamerika ausgedehnte Waldungen und liefert ein sehr festes Holz; bei uns ist sie völlig hart. L. americana *Mich.*, ein sehr zierlicher, leicht bezweigter Baum von 30 m Höhe mit 1,5—2 cm langen Zapfen (Tafel II, Fig. 9), bildet von Virginia bis Kanada große Waldungen und liefert gutes Nutzholz. L. microcarpa *Pin. Wob.* wird als hoher, stattlicher Baum gerühmt, wird aber von manchen mit L. pendula *Salisb.* als L. laricina *Dur.* vereinigt. Sie ist unbedingt schöner als die europäische und sibirische Lärche, weil sie ihre blaugrüne Farbe bis spät in den Herbst behält; auch stehen die Blattbüschel gedrängter, und die Nadeln sind kürzer. Vgl. Bolle, Über Lärchenbäume (»Monatsschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde«, 1873).

Lärchenkiefer oder österreichische Kiefer, s. Kiefer, S. 91.

Lärchenkrebs, s. Peziza.

Lärchenmanna oder Manna von Briançon, s. Lärchenbaum.

Lärchenminiermotte, s. Motten.

Lärchenschwamm, s. Polyporus.

Larcy (spr. -ßi), Charles Paulin Roger de Saubert, Baron de, franz. Staatsmann, geb. 20. Aug. 1805 in Le Vigan (Gard), gest. 7. Nov. 1882, trat 1827 in den Justizdienst, nahm aber nach der Julirevolution 1830 seine Entlassung und ward Advokat. 1839 in Montpellier zum Deputierten gewählt, war er mit Berryer Führer der Legitimisten. Von 1848—51 gehörte er in der Konstituierenden und der Gesetzgebenden Versammlung zu den eifrigsten Monarchisten. Nach dem Staatsstreich Napoleons III. zog er sich ins Privatleben zurück, aus dem er erst 1871 bei den allgemeinen Wahlen wieder an die Öffentlichkeit trat. In die Nationalversammlung gewählt, übernahm er im ersten Kabinett Thiers' das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, das er 30. Nov. 1872 wieder niederlegte, als Thiers sich weigerte, auf die Wünsche der Monarchisten einzugehen. Er wurde darauf zum Präsidenten des legitimistischen Klubs der Straße des Réservoirs erwählt und gehörte fortan zu den eifrigsten Klerikalen und entschiedensten Feinden der Republik und Thiers'. Nach dessen Sturz übernahm er 26. Nov. 1873 im Ministerium Broglie wieder die öffentlichen Arbeiten, die er bis 16. Mai 1874 behielt. Seit 1877 war er Senator und einer der Führer der monarchistischen Partei.

Lardīt, s. Agalmatolith.

Lardizabalaceen, kleine, aus elf in Ostasien und Chile einheimischen Gattungen bestehende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Ranalen, meist schlingende Holzpflanzen mit handförmig zusammengesetzten oder gefiederten Blättern, dreigliederigen Blüten und Beerenfrüchten.

Lardner, Dionysius, Physiker und Mathematiker, geb. 3. April 1793 in Dublin, gest. 29. April 1859 in Neapel, studierte in Cambridge, ward 1817 Lehrer am Trinity College daselbst und machte sich durch die Werke: »Treatise on algebraical geometry« (Lond. 1823) und »On the differential and integral calculus« (1825, 2. Aufl. 1828), namentlich aber durch seine mit den hervorragendsten Gelehrten verfaßte reichhaltige »Encyklopädie« (1829—46, 132 Bde.; 2. Aufl. 1854 ff., 135 Bde.) bekannt. L. selbst schrieb für dies Werk Artikel über Mechanik, Hydrostatik, Geometrie, Arithmetik und (mit E. B. Walker) »Manual of electricity, magnetism and meteorology« (1841, 2 Bde.). Von 1828—40 war er Professor der Naturphilosophie und Astronomie an der Londoner Universität, welches Amt er jedoch infolge eines skandalösen Prozesses niederlegen mußte. Er ging infolgedessen nach Paris, dann nach den Vereinigten Staaten, kehrte aber später nach Europa zurück. Noch schrieb er: »Treatise on heat« (Lond. 1844); »On railway economy« (1850); »On the steam engine, steam navigation, etc.« (1852); »Handbook of natural philosophy and astronomy« (1851—52, 3 Bde.; neue Ausg. 1877, 5 Bde.), das alle Zweige der Physik, Mechanik, Hydraulik, Optik rc. behandelt; »On animal physics« (1854); »Museum of science and arts« (1853—56, 10 Bde., neue Ausg. 1873) u. a.

Lard-oil (engl.), soviel wie Schmalzöl.

Lardum, Speck, Schmalz.

La recherche de la paternité est interdite (franz., »die Erforschung der Vaterschaft ist untersagt«), bekannte Rechtsvorschrift des französischen bürgerlichen Gesetzbuchs (Code Napoléon, Art. 340), wonach der außereheliche Vater eines Kindes weder von diesem und seiner Vormundschaft, noch von der Kindesmutter wegen Alimenten u. dgl. in Anspruch

genommen werden kann. Doch hat die neuere Praxis des französischen Rechts anerkannt, daß eine außerehelich Geschwängerte, welche durch betrügliche Vorspiegelungen, insbes. durch Eheversprechung, zur Gestattung des Beischlafs verführt wurde, aus dem Gesichtspunkte der Beschädigung einen Ersatzanspruch geltend machen könne.

Larēdo, 1) Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Santander, am Ostufer der Ria de Marron, gegenüber von Santoña gelegen, hat ein Fort, einen kleinen Hafen, Fischfang, Fischhandel u. (1887) 4850 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Webb im nordamerikan. Staate Texas, am Rio Grande, gegenüber von Nuevo Laredo in Mexiko, Bahnknotenpunkt, hat ansehnliche Schafzucht, lebhaften Handel mit Mexiko und (1890) 11,319 Einw. (1880 erst 3521).

Laren (Lares), bei den Römern gute Geister, Schutzgötter (s. Lara), zunächst die verklärten Seelen der Verstorbenen (besonders der guten), welche auf der Erde als Schutzgeister der hinterbliebenen Angehörigen wirken (lares familiares), und deren einfache, meist aus Holz geschnitzte Bilder in den Wohnungen in besondern Schreinen (lararia) oder Kapellen aufgestellt waren. Außer den Familienlaren gab es öffentliche L. (lares publici), die nach dem Ort, wo sie aufgestellt waren, besondere Benennungen hatten: L. der Straßen und Kreuzwege (lares viales, compitales), des Feldes (lares rurales) ꝛc. Den L. zu Ehren wurde in Rom 1. Mai das Fest der Laralien gefeiert, den L. der Kreuzwege zu Ehren noch besondere Feste, die Compitalia (s. Compitum). Die Hauslaren hatten ihre gemeinschaftliche Stätte mit den Penaten (s. d.) und werden mit letztern oft verwechselt. Eine ständige Verehrung derselben fand an jedem ersten Tage des Monats statt; sie war einfach, besonders in alter Zeit und auf dem Lande. Die L. bekamen von jeder Mahlzeit einen Teil in einer kleinen Schüssel auf den Herd gesetzt und in das Feuer geschüttet. Servius Tullius sollte der Sohn eines L. gewesen sein. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 2, S. 101 ff. (Berl. 1883); Wissowa in Roschers »Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 1868 ff.

Larentia, s. Spanner.

Larentia, Acca, s. Acca Larentia.

Largeau (spr. larschō), Victor, franz. Afrikareisender, geb. 1840 in Niort, machte seit 1875 zwei Reisen vom südlichen Algerien aus durch die Wüste nach Ghadames u. versuchte 1877, freilich vergeblich, Timbuktu zu erreichen. Später wurde L. zum Verwaltungschef des Kreises Boké (am Rio Nuñez) in Französisch-Guinea ernannt. Er veröffentlichte: »Le Sahara« (Par. 1876); »Le pays de Rirha-Ouargla; voyage à Rhadamès« (das. 1879) und »Le Sahara algérien; les déserts de l'Erg« (2. Aufl. 1882).

Largentière (spr. larschangtjär'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Ardèche, in tief eingeschnittenem Thale gelegen, dankt ihren Namen den im Mittelalter betriebenen Silberbergwerken, hat Reste eines alten Schlosses, eine schöne Kirche (12.—15. Jahrh.), Wein- und Obstbau, Seidenspinnerei, Seidenhandel und (1891) 2306 (als Gemeinde 2820) Einw.

Larghetto (ital., »etwas breit«), eine musikal. Tempobezeichnung, die zwischen Largo und Andante fällt und etwa mit Andantino identisch ist, vielleicht etwas langsamer. Die Bezeichnung L. findet sich häufig als Überschrift des langsamen Satzes der Symphonie, Sonate ꝛc.; man nennt daher auch den ganzen Satz in solchem Fall das L.

Largillière (spr. larschiljär'), Nicolas, franz. Maler, geb. 9. oder 10. Okt. 1656 in Paris, gest. daselbst 20. März 1746, lernte seit 1668 zu Antwerpen bei A. Goubau und trat 1673 oder 1674 in die Lukasgilde daselbst. Dann ging er nach London und blieb daselbst vier Jahre, bis ihn die über die Katholiken verhängten Verfolgungen vertrieben. Er wandte sich nach Paris und verließ es nur auf kurze Zeit, als er von Jakob II. bei seiner Thronbesteigung nach England berufen ward, um ihn und die Königin zu malen. 1705 wurde er Professor, 1738 Direktor, 1743 Kanzler der Pariser Akademie. Seine Bedeutung liegt in der Bildnismalerei. Seine zahlreichen Porträte zeichnen sich durch lebendige Auffassung, reiches Kolorit und geistvolle, tiefe Charakteristik aus und gehören zu dem Besten, was seine Zeit geleistet hat. Im Louvre befindet sich sein Porträt Lebruns, im Berliner Museum das Bildnis des Landschaftsmalers Jean Forest, in der Dresdener Galerie das des Herzogs de la Rochefoucauld.

Largo (ital., »breit«), die langsamste der musikalischen Tempobezeichnungen. Ganze Sätze mit der Überschrift L. sind selten; dagegen sind sehr häufig die Einleitungen der Symphonien mit L. bezeichnet, am ausgeprägtesten bei Händel. Der Grund dafür ist, daß das Charakteristische des L. bleierne Schwere ist, welche durch Figuration nicht aufgehoben wird; für einen ganzen Satz ist dieses Zeitmaß meist zu bedrückend, für eine beschränkte Anzahl Takte dagegen von ausgezeichneter Wirkung.

Largs, Stadt und Seebad im nördlichen Ayrshire (Schottland), in anmutiger Lage, der Cumbraeinsel gegenüber, mit Hafen, Fischerei und (1891) 3187 Einw.

Laridae (Möwen), eine Familie der Schwimmvögel (s. d.).

Larifari, eigentlich Silben ohne Sinn, die man singend einer Weise unterlegt, besonders im Refrain; dann überhaupt: leeres Gerede, albernes Geschwätz.

Larīno, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Campobasso, an der Eisenbahn Benevento-Termoli, Bischofsitz, hat Ringmauern, Weinbau, Ölgewinnung, Teigwarenfabrikation und (1881) 5879 (als Gemeinde 6872) Einw. In der Nähe Reste des Amphitheaters des alten Larinum.

Lario, ital. Benennung des Comersees (s. d.).

Larisa, zwei thessalische Städte des Altertums: 1) die bedeutendste Stadt des Landes, am Peneios, Sitz der mächtigen Aleuaden, heute Larissa; 2) mit dem Beinamen Kremaste, am Südabhang des Othrys in der Landschaft Phthiotis, hoch und schön gelegen, angeblich Heimat des Achilleus. Ruinen bei Gardiki.

Larissa, Hauptstadt des gleichnamigen griech. Nomos (6540 qkm [118,8 QM.] Areal, [1889] 168,034 Einw., mit 6 Eparchien), am Salamvrias (dem antiken Peneios) und an der Eisenbahn L.-Volo, das alte Larisa, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines Nomarchen, hat 8 Kirchen, 26 meist geschlossene Moscheen und 4 Synagogen, ein Gymnasium, ein Hauptpostamt, das Appellationsgericht für die neuen Provinzen, Garnfärbereien (besonders in Rot), Seiden- und Baumwollmanufakturen, Saffiangerbereien, Tabaksfabrikation, Handel und (1889) 13,610 Einw. (davon 3000 Juden). Seit der griechischen Besitznahme ist L. infolge der Auswanderung der wohlhabenden Türken wirtschaftlich gesunken. — Im frühern Altertum bis in die spätern Römerzeiten durch Handel und Gewerbe blühend, kam die

Stadt unter den byzantinischen Kaisern und mehr noch unter den Türken sehr herab. L. wurde bereits im 5. Jahrh. zur Metropole erhoben, und sein Erzbischof hatte 15 Suffraganbischöfe unter sich. Unter Ali Pascha bildete es im griechischen Freiheitskrieg den Mittelpunkt der türkischen Operationen.

Laristan, Landschaft in Persien, bildet den südlichen wasserarmen Teil der Provinz Fars, mit der Hauptstadt Lar (s. d.).

Larius Lacus, lat. Name des Comersees.

Larive (spr. -rīw'), Jean Maudit de, franz. Schauspieler, geb. 6. Aug. 1747 in La Rochelle, gest. 30. April 1827 in Montmorency, debütierte 1770 auf dem Théâtre-Français in Paris und erhielt nach dem Tode Lekains (1778) die ersten Rollen, wie Warwich, Philoktet, Orosman, Spartacus etc., in denen er seinen Landsleuten als klassisches Vorbild erschien. Während der Schreckenszeit wurde er eingekerkert und in Anklagestand versetzt, jedoch durch seinen Schreiber, der alle auf seinen Prozeß bezüglichen Papiere beiseite schaffte, gerettet. Vor den Erfolgen Talmas zog er sich später von der Bühne zurück. Er hinterließ einen »Cours de déclamation« (Par. 1804—10, 3 Tle.), welcher noch jetzt geschätzt wird. Außerdem schrieb er: »Réflexions sur l'art théâtral« (1801) und eine lyrische Szene: »Pyrame et Thisbé« (1784).

Larivey oder **L'Arivey** (spr. -wē), Pierre, franz. Lustspieldichter des 16. Jahrh., geb. um 1540 in Troyes, gest. daselbst nach 1611, stammte aus der berühmten italienischen Buchdruckerfamilie Giunto (übersetzt in L'Arivey) und lebte als Kanonikus in Troyes. Wir haben von ihm französische Lustspiele in Prosa, die frisch und lebendig geschrieben sind und auf Molière Einfluß übten. Sie sind sämtlich Bearbeitungen italienischer Stücke, so auch Lariveys bestes Stück »Les Esprits«, welches nach dem »Aridosio« des Lorenzino von Medici gearbeitet ist. L. übersetzte auch mehrere italienische Werke ins Französische, wie die »Notti piacevoli« des Straparola (mit Louveau, 1560—72, neue Ausg. 1857). Seine Lustspiele sind im »Ancien théâtre français« (Bd. 5—7) von Viollet le Duc herausgegeben. Vgl. Macgillivray, Life and works of Pierre L. (Leipz. 1889).

Larix, s. Lärchenbaum.

Larkhall, Stadt in Lanarkshire (Schottland), 5 km südöstlich von Hamilton, mit Kohlengruben, Handstuhlweberei, Bleicherei und (1891) 8349 Einw.

Lärmapparate (Alarmapparate, Warner), Vorrichtungen an solchen Maschinen, welche einer regelmäßigen Bedienung bedürfen, bestehend in einer Glocke oder Pfeife, welche von der Maschine in dem Augenblick selbstthätig zum Ertönen gebracht wird, wenn die Bedienung nötig ist (wenn z. B. in einem Mahlgang das aufgeschüttete zu mahlende Korn verarbeitet ist und neues aufgeschüttet werden muß). Die Alarmapparate an den Telegraphen, welche dazu dienen, den Telegraphisten anzurufen, wenn er von einer andern Station eine Depesche empfangen soll, heißen Rufer. Von großer Wichtigkeit sind die Alarmapparate bei solchen Maschinen und Apparaten, bei welchen die Unterlassung der rechtzeitigen Bedienung eine Gefahr mit sich bringt, so z. B. bei den Dampfkesseln. Hierher gehört der Alarmapparat von Blake (Blakes Pfeife, Blakes Warner), der im wesentlichen aus einer bis zu der Linie des niedrigst zulässigen Wasserstandes eines Dampfkessels in denselben hineinragenden Röhre besteht, an deren oberem verschlossenen schraubenförmigen Ende C B (Fig. 1) eine Dampfpfeife E eingesetzt ist, die bei normalem Wasserstand durch einen Pfropfen A aus einer bei der Temperatur des Kesseldampfes schmelzenden Metalllegierung gegen die Röhre abgeschlossen ist. Es ist dann das ganze Rohr mit Wasser angefüllt, das wegen der Wärmeausstrahlung in den Schraubenwindungen eine bedeutend niedrigere Temperatur als der Kesseldampf hat. Sobald jedoch der Wasserstand im Kessel übermäßig sinkt, tritt heißer Dampf in das Rohr, schmelzt den Metallpfropfen hinweg und bringt die Pfeife (Alarmpfeife) zum Ertönen, wodurch der Kesselwärter veranlaßt werden soll, die eben herannahende Gefahr einer Kesselexplosion durch Wasserzuführung in den Kessel zu verhindern. Durch das mittels des Hebels HD bewegliche Ventil F kann man nachher die Pfropfenöffnung vorläufig verschließen, bis nach Abnahme der Pfeife ein neuer Pfropfen eingesetzt ist. Die genannte Metallmischung besteht aus Wismut, Blei und Zinn und ist je nach dem Druck, resp. der Temperatur des Dampfes verschieden zusammengesetzt. Für 4 Atmosphären, entsprechend 145°, sind z. B. zu nehmen 2 Teile Wismut, 4 Teile Blei, 3 Teile Zinn. Der unter dem Namen Universalkontroll- u. Sicherheitsapparat, Patent R. Schwartzkopff, bekannte Lärmapparat (Fig. 2 u. 3) besteht aus zwei konzentrisch angeordneten Metallrohren a und i, von denen das innere, unten geschlossene, oben offene Rohr i zur Aufnahme von zwei durch Serpentinkolben m isolierten Drähten d, d_1 bestimmt ist, an denen am obern und am untern Ende je eine trichterförmig ausgedrehte Schmelzbüchse k und k_1 zur Aufnahme geschmolzener Legierungen befestigt ist. Diese Schmelzbüchsen sowie die von ihnen

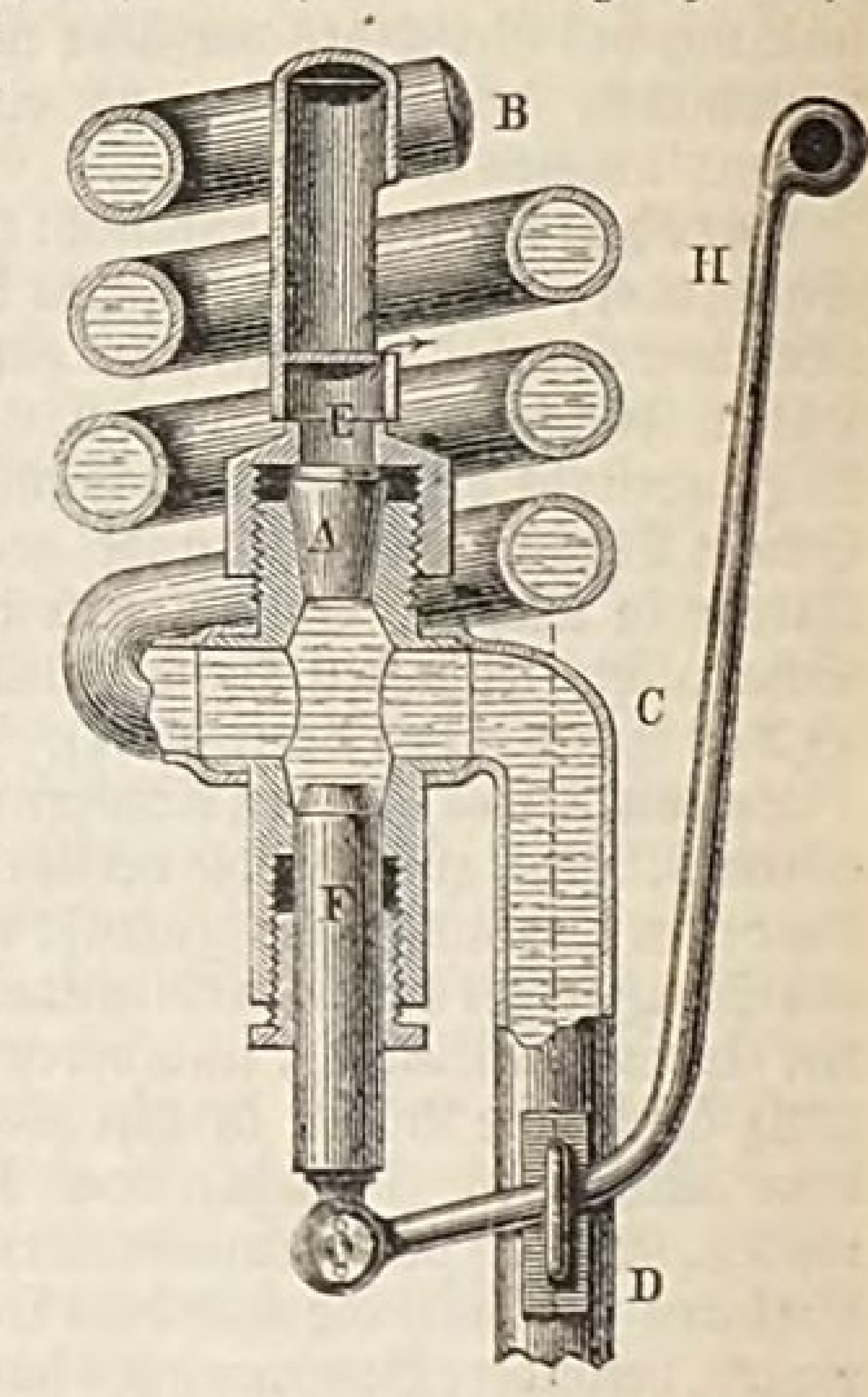


Fig. 1. Blakes Alarmapparat.

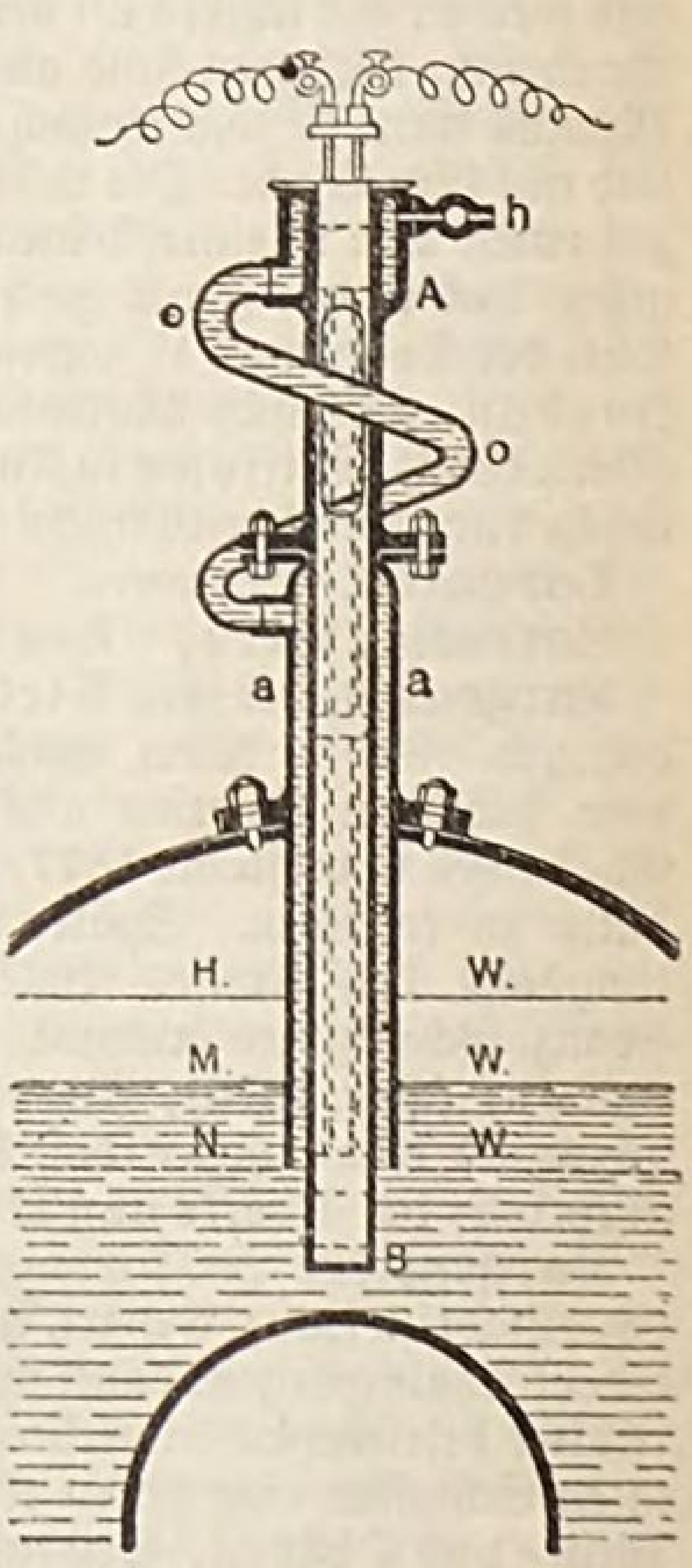


Fig. 2. Schwartzkopffs Universalkontroll- und Sicherheitsapparat.

getragenen, in Form von geschlitzten Ringen angebrachten Legierungen l und l_1 sind von dünnwandigen, gerade ins Innenrohr i hineinpassenden Kupferzylindern c und c_1 umfaßt. Die Verschlußkolben v und v_1 sollen Verunreinigungen zurückhalten. Das innere Rohr i reicht mit seinem geschlossenen Ende B (Fig. 2) bis in die Nähe der höchsten feuerberührten Teile des Kessels, während das äußere, unten offene, oben geschlossene Rohr bei der Marke des niedrigst erlaubten Wasserstandes (NW) endigt. Der ringförmige Raum zwischen a u. i ist auf eine gewisse Strecke unterbrochen und an dieser Stelle (lediglich der bessern Abkühlung wegen) durch das schlangenförmige Verbindungsrohr o ersetzt. Der kleine Hahn h im obern Ringraum A dient zum Auslassen der Luft beim Anfeuern des Kessels. Der ganze Ringraum ist samt dem Rohr o bei normalem Wasserstand im Kessel mit Wasser gefüllt. Sinkt das Wasser unter die NW-Linie, so schmilzt unter dem Zutritt von Dampf der im obern Teil befindliche Legierungsring l (Schmelzpunkt bei ca. 100°). Die im untern Teil angebrachte Legierung l_1 ist so gewählt, daß sie gerade dann schmilzt, wenn im Kessel die dem höchst zulässigen Druck entsprechende Temperatur erreicht ist (also, je nachdem der Kessel für 2, 3, 4, 5, 6 Atmosphären konzessioniert ist, bei 120, 134, 144, 152, 159°). Durch das Schmelzen eines der beiden Pfropfen füllt sich die zugehörige Schmelzbüchse mit der flüssigen, Elektrizität gut leitenden Legierung, so daß dadurch ein elektrischer Strom geschlossen, eine od. mehrere elektrische Klingeln in Bewegung gesetzt und zugleich, ähnlich wie bei den elektrischen Hotelklingeln, eine Signalscheibe sichtbar wird, auf welcher die Nummer des gefährdeten Kessels verzeichnet ist. Der Apparat funktioniert also in der Weise, daß er mit Hilfe einer elektrischen Leitung an beliebig vielen und beliebig weit von den Kesseln entfernten Stellen ein akustisches und ein optisches Signal gibt, 1) wenn der zulässig höchste Druck im Kessel erreicht, resp. um ein Geringes überschritten ist (kontrolliert also Manometer und Sicherheitsventil); 2) wenn der Wasserstand bis zur niedrigst erlaubten Linie gesunken ist (kontrolliert also alle Vorrichtungen zur Erkennung des Wasserstandes); 3) wenn der Kessel bei völligem Wassermangel angeheizt wird, und zwar noch, bevor eine gefährliche Erhitzung der Kesselbleche eingetreten ist; 4) wenn das Kesselwasser die dem höchsten zulässigen Druck entsprechende Temperatur aufgenommen hat, ohne daß gleichzeitig eine dieser Temperatur entsprechende Druckerhöhung eingetreten wäre (s. Siedeverzug).

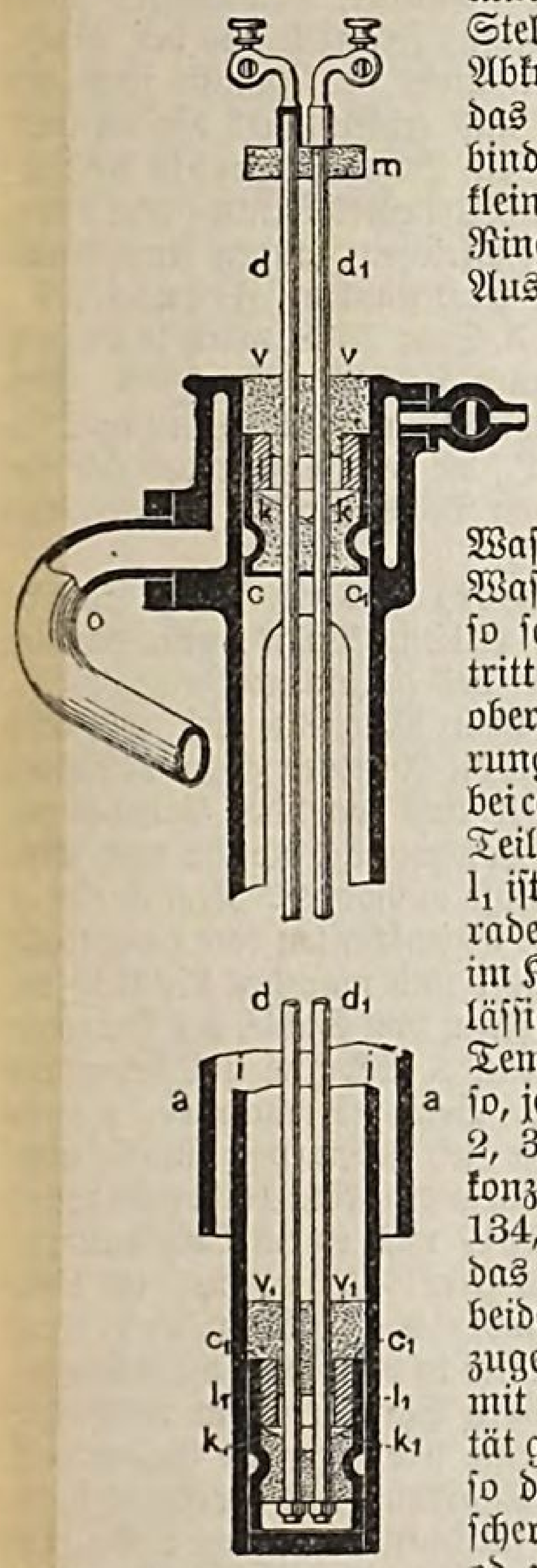


Fig. 3. Details des obersten und untersten Teils des Schwarzkopfschen Apparats.

Um ein Lärmzeichen zu geben, wenn die Spannung in einem Kessel ꝛc. eine gewisse Höhe erreicht, bringt Julian in dem Zifferblatt eines Manometers einen bogenförmigen, mit dem Teilkreis konzentrischen Schlitz an, in welchem sich eine mit dem Pol einer elektrischen Batterie zu verbindende Kontaktschraube an der Stelle feststellen läßt, bis zu welcher der mit dem andern Pol zu verbindende, die Spannung angebende Zeiger sich höchstens bewegen soll (Lärmmanometer). Ähnliche Vorrichtungen finden Anwendung bei Öfen zum Anzeigen zu hoher oder zu niedriger Temperaturen.

Zu den Lärmapparaten gehören auch die Vorrichtungen, welche gegen Einbruch sichern sollen (Diebestelegraphen). Diese beruhen meist darauf, daß ein elektrischer, zu einer Rasselglocke führender Strom geschlossen wird, sobald ein Schlüssel in ein Schloß gesteckt oder dessen Riegel zurückgezogen (Lärmschlösser) oder eine Thür, ein Fenster, ein Schubkasten geöffnet oder ein Behälter (Kassette, Geldschrank ꝛc.) angehoben oder sonst bewegt oder auch ein den Fußboden um einen Geldschrank ꝛc. herum bedeckender Teppich betreten wird. Statt der elektrischen Klingeln wendet man hierbei auch wohl mechanisch bewegte Glocken- oder auch Knallsignale an. Der Admonitor von John Monnington in Hamburg gibt ein Warnzeichen, wenn ein Maschinenteil im Begriff steht, warm zu laufen. Er besteht aus einer Patrone, die in eine Bohrung des zu schützenden Maschinenteils (Lager, Exzenter ꝛc.) eingesteckt wird, und deren Inhalt sich entzündet, sobald die Temperatur des Maschinenteils auf 75° gestiegen ist. Dabei entsteht ein Knall und eine stark leuchtende, langsam brennende Flamme.

Lärmmanometer, s. Lärmapparate.

Larmoyant (franz., spr. larmŭajäng), weinerlich; s. Comédie larmoyante.

Lärmschlösser, s. Lärmapparate.

Lärmstange, s. Fanal.

Lärmzeichen, s. Signal.

Larnaka (im Altertum Kition), Stadt auf Cypern, nahe der südöstlichen Küste, westlich vom Kap Greco, trotz seiner schlechten Reede Hauptort eines der sechs Distrikte und Haupthandelsplatz der Insel, hat 3 Moscheen, 4 Kirchen, 2 Klöster, einen Hafenort (Marina oder Skala) und (1891) 7593 Einw. ($^{2}/_{5}$ Mohammedaner). Die Einfuhr (namentlich Manufakturwaren, Baumwollgarn und Kurzwaren) bewertete 1892: 4,729,280 Mk., die Ausfuhr (namentlich Karuben, Getreide und Felle): 3,210,400 Mk. Der Schiffsverkehr betrug im Ein- und Auslauf 171 Dampfer von 202,814 Ton. und 777 Segler von 27,980 T. Unter englischer Herrschaft hat L. zwar nicht an Einwohnerzahl, aber in Bezug auf Reinlichkeit, Ordnung und Gesundheitsverhältnisse große Fortschritte gemacht.

Larne (spr. larn), Stadt in der irischen Grafschaft Antrim, am Eingang zum Larne Lough, mit Leinen-, Segeltuch- und Lederfabriken, einem kleinen Hafen (2,4 km entfernt) und (1891) 4217 Einw. Zwischen L. und Stranraer in Südschottland, das nur 63 km entfernt liegt, tägliche Dampferverbindung. Dabei eine Schloßruine, ein Cromlech und ein Schaukelstein.

La Roche (spr. -rosch'), Städtename, s. Roche.

Laroche (spr. -rosch'), 1) Sophie, deutsche Schriftstellerin, geb. 6. Dez. 1731 in Kaufbeuren als Tochter des gelehrten Arztes Gutermann, Edlen von Gutershofen, gest. 18. Febr. 1807 in Offenbach, erhielt,

nachdem ihr Vater 1743 nach Augsburg übergesiedelt war, hier ihre wissenschaftliche Ausbildung, lebte sodann längere Zeit zu Biberach, erst im Hause ihres Großvaters, hierauf bei dem mit ihr verwandten Prediger Wieland, dem Vater des Dichters Wieland. Letzterer machte sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Litteratur bekannt und faßte eine schwärmerische Neigung zu ihr; doch löste sich das Verhältnis wieder, obwohl ein freundschaftlicher Verkehr zwischen beiden bis in ihr hohes Alter fortbestand. 1754 wurde sie die Gattin des damaligen mainzischen Hofrats Georg Michael Frank v. Lichtenfels, genannt L., des Verfassers der im Sinne der Aufklärungszeit geschriebenen »Briefe über das Mönchswesen« (1771), der 1762 Gutsverwalter bei seinem Gönner Stadion wurde und seit 1771 als Geheimer Konferenzrat des Kurfürsten von Trier in Thal-Ehrenbreitstein bei Koblenz lebte, wo sein Haus der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Männer war (vgl. Goethes »Dichtung und Wahrheit«, 13. Buch). Als Laroche 1780 seinen Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten zurückgezogen anfangs zu Speyer, dann zu Offenbach, wo Laroche 1789 starb. Seine Gattin blieb dort wohnen, unternahm jedoch häufige Reisen, unter andern 1799 nach Weimar. Ihre Studien waren vornehmlich auf Geschichte, schöne Künste und Wissenschaften, Moral und Erziehungswissenschaft gerichtet. Namentlich gelangen ihr Romane u. Familiengeschichten in Briefform oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten Richardsonschen Manier. Es fehlt ihnen zwar an Phantasie und wahrhaft poetischer Kraft, aber fast alle Charaktere in ihnen bekunden der Verfasserin ungemeine Kenntnis des Herzens. Von ihren Schriften fand den größten Beifall die von Wieland herausgegebene »Geschichte des Fräuleins v. Sternheim« (Leipz. 1771, 2 Bde.). Außerdem sind zu nennen: »Moralische Erzählungen« (das. 1782); »Geschichte von Miß Long« (1789); »Schönes Bild der Resignation« (das. 1795) und »Melusinens Sommerabende« (hrsg. von Wieland, Halle 1806). Vgl. Ludmilla Assing, Sophie v. L., die Freundin Wielands (Berl. 1859); »Wielands Briefe an Sophie L.« (hrsg. von Horn, das. 1820); »Goethes Briefe an Sophie L. und Bettina Brentano« (hrsg. von Loeper, das. 1879); Ridderhoff, Sophie L., die Schülerin Richardsons und Rousseaus (Götting. 1895). — Ihre Tochter Maximiliane, Mutter Klemens Brentanos (s. d.), geb. 1757, gest. 1793, hat in der Wertherzeit auf Goethe einen tiefen Eindruck gemacht.

2) Karl, Schauspieler, geb. 14. Okt. 1794 in Berlin, gest. 11. März 1884 in Wien, fand, nachdem er mehrfach bei der Secondaschen Gesellschaft in Dresden debütiert, Engagement beim Theater in Danzig, dann in Lemberg, Berlin, Königsberg und 1823 in Weimar. Von hier aus gastierte er in Hannover, Hamburg, Berlin &c. mit Beifall. 1833 erhielt er ein lebenslängliches Engagement am Hofburgtheater in Wien, dem er bis zu seinem Tode angehörte. 1873 wurde er unter Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Ritterstand erhoben. L. wirkte in einem so vielfach verzweigten Repertoire wie vielleicht kein Schauspieler Deutschlands: als Franz Moor, Mephistopheles (getreu nach Goethes Intention), König Lear, Shylock und Klingsberg Vater, Cromwell und Bäcker Ehlers, Hofrat Wacker und Malvolio; stets zeigte er sich nach jeder Richtung hin seiner Aufgabe gewachsen. In allen Darstellungen strebte L. nach der unmittelbaren Wiedergabe der Natur, wozu ihm die Mittel sowohl zur Erfassung der dichterischen Absicht als zum Verständnis der Charaktere und zur geistreichen Wiederbelebung des vom Dichter Gegebenen in hohem Grade zu Gebote standen. Vgl. Mautner, Karl L., Gedenkblätter (Wien 1873).

3) Johann, s. Kasperle.

Larochefoucauld (spr. -rosch'fukō), berühmtes, vielverzweigtes franz. Geschlecht, dessen Stammsitz die kleine Stadt La Rochefoucauld unweit Angoulême ist, und das Foucauld de Laroche (um 1020) als seinen Stammvater betrachtet. Ein Nachkomme desselben, François de Laroche, Kammerherr Ludwigs XII., hob 1494 König Franz I. aus der Taufe, weswegen seitdem der älteste der Familie stets den Namen Franz führt, und erhielt 1515 die Grafenwürde; starb 1517. Sein Sohn François de Laroche führte zuerst den Titel eines Prinzen von Marsillac. In den Religionskriegen standen seine Nachkommen auf seiten der Protestanten. François V., Herzog von L., geb. 5. Sept. 1588, ward 1622 zum Herzog und Pair ernannt, starb 8. Febr. 1650. Von den Gliedern des Geschlechts, welches jetzt in drei Linien: die ältere Linie L., die der Herzöge von Estissac und die der Herzöge von Doudeauville, zerfällt, sind folgende bemerkenswert:

1) François VI., Herzog von, franz. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1612 in Paris, gest. daselbst 17. März 1680, Sohn des genannten François V., bis zu dessen Tode er Prinz Marcillac hieß, trat früh in die Armee, wurde in die Intrigen gegen Richelieu und Mazarin verwickelt und war der Geliebte der schönen Herzogin von Longueville, die ihn nach Mazarins Tod mit dem Hofe aussöhnte. Nun spielte er wegen seiner brillanten Eigenschaften eine Hauptrolle in der feinen Gesellschaft und war der Liebling berühmter Frauen, der Frau von Sablé, der Herzogin von Chevreuse, der Frau v. Sévigné und besonders der Frau v. Lafayette. Seine »Mémoires«, die ein interessantes Bild seiner Zeit geben (doch sind sie nicht ganz von ihm) erschienen zuerst Köln 1662 (am besten hrsg. von Renouard 1817 nach einem Originaltext). Am berühmtesten sind seine »Réflexions, ou Sentences et maximes morales«, bekannt unter dem Titel: »Maximes«. Diese in philosophische Form gekleideten, meist paradoxen Sätze, reich an boshaften Ausfällen gegen Einzelne wie gegen die Gesamtheit, sind ein Gesetzbuch des Egoismus und der Genußsucht, eine Verneinung jeder sittlichen Grundlage unter dem Mantel einer Scheinmoralität, alles aber in eleganter, geistreicher Sprache, in nüchternem, präzisem Stil; von den Franzosen mit Recht ein klassisches Werk genannt. Von L. selbst wurden die »Maximes« fünfmal herausgegeben, zuerst 1665, am vollständigsten 1678 (mit 504 Maximen); neu von Aimé Martin 1822, dann von Gilbert und Gourdault (1868—83, 4 Bde.), von Pauly 1883. Unter dem Titel: »Œuvres inédites de L.« hat Barthélemy 1863 eine Anzahl Maximen (259) veröffentlicht, die aber zum großen Teil nur Varianten sind. Vgl. Rahstede, Studien zu Larochefoucaulds Leben und Werken (Braunschw. 1888); Bourdeau, La Rochefoucauld (Par. 1895).

2) François Joseph de L.-Bayers, geb. 1735 in Angoulême, gest. 2. Sept. 1792, wurde 1772 Bischof von Beauvais, vertrat als Mitglied der Generalstaaten und der Konstituierenden Versammlung lebhaft das Interesse des Klerus und des Hofes und ward deshalb samt seinem Bruder Pierre Louis (geb. 1744, seit 1782 Bischof von Saintes) von Cha

bot bei der Gesetzgebenden Versammlung als Verschwörer gegen die konstitutionelle Monarchie angeklagt. Beide Brüder entflohen, wurden aber ergriffen und zu Paris niedergemetzelt.

3) Louis Alexandre, Herzog von Laroche-Guyon und von L. d'Anville, geb. 11. Juli 1743, gest. 14. Sept. 1792, trat früh in die Armee und ward 1789 von dem Adel der Hauptstadt zur Versammlung der Generalstaaten gesandt, wo er sich sogleich mit dem dritten Stand vereinigte und die Abschaffung der Negersklaverei, den Verkauf der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und die Herstellung der Preßfreiheit beantragte. Als er jedoch bei den Ereignissen vom 20. Juni 1792 seine Stimme gegen Pétion und Manuel erhob, mußte er aus Paris entfliehen, wurde aber zu Forges verhaftet und starb an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt Gisors von der wütenden Menge erhalten hatte.

4) François Alexandre Frédéric, Herzog von L.-Liancourt, Vetter des vorigen, geb. 11. Jan. 1747, gest. 27. März 1827, trat früh in die Armee, widmete sich aber dann auf seinem Landgut Liancourt bei Clermont der Landwirtschaft. In den Generalstaaten vertrat er den Adel von Clermont. Er war es, der nach dem Sturm auf die Bastille 14. Juli 1789 dem König die Lage der Hauptstadt enthüllte und, als Ludwig XVI. ausrief: »Also eine Revolte!« ernst erwiderte: »Nein, Sire, das ist eine Revolution!« In der Nationalversammlung zeichnete er sich besonders durch treue Berichterstattung über das Elend des Volkes, das Armenwesen und die Hospitalpflege aus. Nach dem Schluß der Nationalversammlung erhielt er als Generalleutnant das Kommando in Rouen. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 floh er nach England. Die Resultate einer Reise nach Nordamerika legte er in der Schrift »Voyage dans les États-Unis d'Amérique fait en 1795—97« (Par. 1798, 5 Bde., u. öfter) nieder, machte darauf eine Reise durch Norddeutschland, Holland und Dänemark, kehrte nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück und lebte zu Paris. In seiner 1800 erschienenen Schrift »Les prisons de Philadelphie« erörterte er wichtige Fragen des Gefängniswesens und trug auf Abschaffung der Todesstrafe an; auch wirkte er für die Kuhpockenimpfung. Napoleon I. gab ihm 1809 den Herzogstitel zurück, nach der Restauration erhielt er die Pairswürde. Als Präsident der Gesellschaft für christliche Moral, als Mitglied der Generalkonseils für die Gefängnisse, für den Ackerbau, für die Manufakturen, für die Hospitäler ꝛc. entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit. Seine Opposition in der Pairskammer bewog jedoch das Ministerium, ihn seiner sämtlichen Ämter zu entsetzen, wogegen ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied erwählte. Er gründete in Frankreich die erste Sparkasse. 1861 wurde ihm in Liancourt eine Statue errichtet. — Sein Sohn Frédéric Gaëtan de L. (geb. 1779, gest. 1863) gab 1825 des Vaters »Œuvres complètes« heraus und beschrieb sein Leben (1827).

5) Sosthène, Herzog von L.-Bisaccia, aus einem Seitenzweig, geb. 1. Sept. 1825, hielt sich fern von aller Politik, bis ihn sein Name, sein großes Vermögen, seine legitimistischen und klerikalen Ansichten bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung brachten, in der er an der Spitze der Legitimisten, des sogen. Klubs der Straße des Réservoirs, stand und eifrig am Sturz Thiers' und der Wiederherstellung der Monarchie arbeitete. Nach der Abdankung Thiers' 24. Mai 1873 übernahm er den Botschafterposten in London, wo er durch seine Pracht und Verschwendung Aufsehen erregte, legte ihn aber nach Errichtung des Septennats im November 1873 nieder, stellte noch im Juni 1874 einen Antrag auf Errichtung der Monarchie und wirkte für die klerikale Sache. 1876 wurde er Mitglied der Deputiertenkammer.

Larochejacquelein (spr. -rosch'schaklӓng), alte franz. Familie der Vendée, berühmt durch ihre Anhänglichkeit an das Königtum, hieß mit ihrem eigentlichen Namen Duverger. Gui Duverger vermählte sich 1505 mit Renée, der Erbtochter von Jacques Lemastin, Seigneur von L., und nahm von dem ihm zugefallenen Besitztum den Namen an. Merkwürdig sind von den Gliedern des Geschlechts:

1) Henri Duverger, Graf von, geb. 30. Aug. 1772 auf dem Schloß Durbellière bei Châtillon-sur-Sèvre, gest. 4. März 1794, trat 1791 als Offizier in die konstitutionelle Garde Ludwigs XVI., stellte sich nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792 in der Vendée an die Spitze der Royalisten, nahm 5. Mai 1793 teil an der Eroberung von Thouars und befehligte am 24. im Treffen bei Fontenay den linken Flügel. Hierauf trug er 14. Juli zur Einnahme von Châtillon wesentlich bei, und nach der Niederlage bei Luçon (12. Aug.) rettete er das Heer durch Deckung des Rückzugs und rächte die Seinen bei Chantonay. Nach der Niederlage von Chollet 9. Okt. und dem Tode Lescures von den Vendéern zum Generalissimus ernannt, siegte er bei Condé und Château-Gouthier, bemächtigte sich der Stadt Laval und stellte sich den Generalen Westermann und Léchelle bei Etrasme und Fougères entgegen. Ein Sieg bei Antrain öffnete ihm den Weg nach Angers, das ihm aber widerstand. Er nahm zwar La Flèche und Le Mans, unterlag jedoch hier in der Schlacht 21. Dez. 1793. Er wandte sich hierauf in das obere Poitou, wo er neue Insurgentenhaufen sammelte, fiel aber bei Nouaillé in der Gegend von Chollet. Er hatte sich bei seinen Anhängern den Namen »Held der Vendée« erworben. Berühmt ist seine Anrede an die Vendéer bei Übernahme des Kommandos: »Wenn ich zurückweiche, tötet mich; wenn ich vordringe, folgt mir; wenn ich falle, rächt mich« (»Si je recule, tuez-moi; si j'avance, suivez-moi; si je meurs, vengez-moi!«). Vgl. »Henri de L. et la guerre de la Vendée, d'après des documents inédits« (Niort 1890).

2) Louis Duverger, Marquis de, Bruder des vorigen, geb. 29. Nov. 1777 in St.-Aubin, gest. 4. Juni 1815 in Orléans, wanderte beim Ausbruch der Revolution mit seinem Vater aus, focht zuerst am Rhein im Heere Condés und trat dann in britische Dienste. 1801 kehrte er nach Frankreich zurück; doch versuchte Napoleon I. vergebens, ihn für sich zu gewinnen. 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein, wofür ihn Ludwig XVIII. zum Maréchal de Camp ernannte. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St.-Gilles, wurde aber von dem General Travot zurückgeschlagen und fiel unweit St.-Gilles. — Seine Witwe Marie Louise Victoire, geborne de Donnissau, ebenfalls berühmt als royalistische Heldin, geb. 25. Okt. 1772 in Versailles, gest. 15. Febr. 1857, hatte sich 1789 mit dem Marquis de Lescure, ihrem Vetter, vermählt. Als derselbe nach der Katastrophe vom 10. Aug. in der Vendée die Fahne der Insurrektion erhob, nahm sie mit ihm an allen Kriegszügen

teil. Als ihr Gemahl 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber infolge der Amnestie von 1795 nach Frankreich zurück. 1801 vermählte sie sich mit dem Marquis de L. Ihre oft aufgelegten »Mémoires« (Bord. 1815, neue Ausg. 1889) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kämpfe in der Vendée. Vgl. Nettement, Vie de Mme. la marquise de L. (3. Aufl., Par. 1876).

3) Henri Auguste Georges Duverger, Marquis de, Sohn des vorigen, geb. 28. Sept. 1805, gest. 7. Jan. 1867, ward schon 1815 zum Pair von Frankreich erhoben, trat 1821 in die Armee und machte 1823 den Feldzug in Spanien mit. 1828 trat er in russische Dienste und focht unter Diebitsch am Balkan. Nach der Revolution von 1830 verzichtete er auf seine Pairswürde und widmete sich auf seinen Gütern im westlichen Frankreich industriellen Unternehmungen, insbes. Wasserbauten an der Loire. 1842 trat er in die Kammer, wo er die Prinzipien der monarchischen Legitimität mit denen der Volkssouveränität in Einklang zu bringen suchte. Nach dem 25. Febr. 1848 war er einer der ersten Legitimisten, welche die neue Republik anerkannten. Er ward in die Konstituierende Versammlung und im März 1849 in die Legislative gewählt und gründete den Verein Association générale de patronage et de mutualité au profit des classes ouvrières. Bei den Legitimistenkongressen 1843 zu London, 1849 zu Ems und 1850 zu Wiesbaden war er gegenwärtig; er protestierte gegen den Staatsstreich, warf sich aber bald der neuen Napoleonischen Regierung in die Arme und wurde 31. Dez. 1852 zum Senator ernannt. Die Abtrünnigkeit wurde ihm von den Legitimisten nie verziehen, wenn er auch als glänzender Redner im Senat die eifrigste Hingebung für die Sache des Papstes zeigte und selbst Napoleons Politik mit Schärfe opponierte.

La Rochelle (spr. roschäl'), Stadt, s. Rochelle, La.

Laromiguière (spr. -mighjär'), Pierre, franz. Philosoph, geb. 3. Nov. 1756 zu Levignac in Rouergue, gest. 12. Aug. 1837 in Paris, studierte im Collège von Villefranche, trat dann in die Kongregation der Pères de la doctrine chrétienne, wurde aber durch die Revolution aus seiner Thätigkeit als Lehrer gerissen und infolge seiner Schrift »Projet d'éléments de métaphysique« (Toulouse 1793) durch Siehès nach Paris berufen, wo er 1797 zum Professor der Philosophie an der École centrale, später an der Faculté des lettres ernannt wurde, welche Stelle er 1812 niederlegte, um seine Vorlesungen: »Leçons de philosophie sur les principes de l'intelligence« (Par. 1815—18, 2 Bde.; 8. Aufl. 1871) herauszugeben. Seine Philosophie ist ein gemäßigter psychologischer Empirismus im Sinne Condillacs. Vgl. Lame, Philosophie de L. (Par. 1867).

La Roncière le Noury (spr. rongßjär' lö nuri), Camille Adalbert Marie Clément, Baron de, franz. Admiral, geb. 31. Okt. 1813 in Turin, gest. 14. Mai 1881, Sohn eines französischen Generals, trat 1830 in die Marine und wurde 1855 Linienschiffskapitän. 1856 befehligte er die Expedition der Reine Hortense nach dem Eismeer unter dem Prinzen Napoleon und 1860—61 in der Levante. Auch wurde er wiederholt von Napoleon III. zu diplomatischen Sendungen verwendet. 1861 zum Konteradmiral ernannt, leitete er 1867 die Räumung Mexikos. 1868 zum Vizeadmiral befördert, erhielt er 1870 den Befehl über die nach den Pariser Forts geschickten Marinesoldaten. Von der Regierung der Nationalverteidigung zum Oberbefehlshaber der Forts und der Truppen von St.-Denis ernannt, nahm er hervorragenden Anteil an den Kämpfen um Paris. Am 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung und 1876 in den Senat gewählt, hielt er sich zur Partei der Bonapartisten. L. schrieb: »Considérations sur les marines à voiles et à vapeur de France et d'Angleterre« (anonym, Par. 1844) und »La marine au siége de Paris« (1872). Vgl. de Jancigny, Le vice-amiral baron de L. (Evreux 1881).

La Roque (spr. rock'), Pseudonym, s. Boyer 2).

La Rothière, s. Rothière, La.

Larousse (spr. -ruß'), Pierre, franz. pädagogischer Schriftsteller und Lexikograph, geb. 23. Okt. 1817 in Toucy (Yonne), gest. 3. Jan. 1875 in Paris, erhielt seine Ausbildung in Versailles, war längere Zeit Vorstand eines kleinen Instituts in der Provinz, dann Lehrer in einem großen Erziehungshaus zu Paris, gründete hier 1851 mit Boyer eine »Klassische Bibliothek«, worin er, außer andern Werken für die Schule, zahlreiche eigne, mit großem Erfolg gekrönte Erziehungs- und Unterrichtsschriften veröffentlichte. Sein Hauptwerk ist das antiklerikale »Grand dictionnaire universel du XIX. siècle« (1864—76, 15 Bde.; Supplemente 1878 u. 1887), fortgesetzte neue Auflage der berühmten »Encyklopädie« des 18. Jahrh. Zwei kleinere Nachschlagewerke (»Nouveau dictionnaire illustré« und »Dictionnaire complet illustré«) in vielen Auflagen gehen diesem zur Seite. In seiner Vaterstadt wurde ihm 1894 ein Denkmal errichtet.

Larra, Mariano José, span. Dichter und politischer Schriftsteller, geb. 26. März 1809 in Madrid, gest. 13. Febr. 1837, war mit seinen Eltern 1813—1817 in Frankreich, begründete 1828 die satirische Zeitschrift »El Duende satirico« (»Der satirische Kobold«) und, nachdem diese unterdrückt worden, 1831 das ähnliche Tendenzen verfolgende Blatt »El pobrecito Hablador« (»Der armselige Schwätzer«). Später trat er bei der »Revista española« als Hauptredakteur ein und beteiligte sich schließlich an der Zeitschrift »El Mundo«. Schon längere Zeit an einer tiefen Gemütsverstimmung leidend, welche durch häusliche Zerwürfnisse noch genährt wurde, erschoß er sich im 28. Lebensjahre. Für die spanische Bühne schrieb er das Lustspiel »No mas mostrador« (Madr. 1831) und das Trauerspiel »Macias« (das. 1834), welches das tragische Ende des galicischen Troubadours Macias (s. d.) behandelt. Denselben Stoff hat er auch zu einem Roman: »El doncel de Don Enrique el Doliente« (Madr. 1834, 4 Bde.), verarbeitet. Außerdem bearbeitete er viele französische Stücke für die spanische Bühne. An der politisch-religiösen Bewegung seiner Zeit beteiligte er sich nicht bloß als Journalist, sondern auch durch das selbständige Werk »De 1830 á 1835, ó la España desde Fernando VII hasta Mendizabal« (Madr. 1836). Seine in der »Revista española« meist mit »Figaro« unterzeichneten Artikel wurden unter dem Titel: »Figaro« (Madr. 1837, 5 Bde.; neueste Ausg., Barcelona 1884) herausgegeben. Eine gute Auswahl ist die »Coleccion de articulos escogidos« (Barcelona 1885). Ausgaben seiner sämtlichen Werke erschienen zu Madrid 1843 (4 Bde.) und Paris 1890 (4 Bde.). Larras Werke, namentlich die politischen, zeichnen sich durch Kraft der Gedanken, Schärfe der Beobachtung und einen edlen Stil aus.

Larrey (spr. -rä), Jean Dominique, Baron, Mediziner, geb. 8. Juli 1766 in Beaudéan bei Bagnères-de-Bigorre (Oberpyrenäen), gest. 25. Juli 1842

in Lyon, studierte in Toulouse, ging 1787 als Oberschiffswundarzt nach Nordamerika, ward 1792 zweiter Arzt am Invalidenhotel zu Paris, 1793 Chirurg erster Klasse bei Luckners Heer und führte hier zuerst die sogen. fliegenden Feldlazarette (ambulances volantes) ein. Fortan stand er als Chirurgien principal den ambulanten Lazaretten bei der Avantgarde vor. Bei der Unternehmung der Armee gegen Corsica 1794 erhielt er die Stelle eines Chirurgien en chef, wirkte dann zu Toulon als Lehrer der Chirurgie und kam 1796 an die medizinisch-chirurgische Schule zu Val-de-Grâce. Von Bonaparte 1797 nach Italien berufen, richtete er dort Lazarette und in den meisten derselben chirurgische Schulen ein. 1798 ging er mit nach Ägypten (vgl. seine »Relation historique et chirurgicale de l'expédition de l'armée d'Orient«, Par. 1803). 1805 ward er zum Generalinspektor des Militärmedizinalwesens ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte L. allen Feldzügen des Kaisers bis zur Schlacht bei Waterloo bei. Nach der zweiten Restauration wurde er Oberwundarzt der Garde und Oberchirurg des Invalidenhauses; 1836 trat er in den Ruhestand. Er war einer der größten Chirurgen seiner Zeit, und seine in die meisten europäischen Sprachen übersetzen Schriften haben auch die deutsche Chirurgie zunächst angeregt und gefördert. Die namhaftesten sind: »Mémoires sur les amputations des membres à la suite des coups de feu« (Par. 1797, 3. Aufl. 1808); »Mémoires de médecine et de chirurgie militaire« (1812—22, 5 Bde.; deutsch von Becker, Leipz. 1813—19, 2 Bde.) und »Clinique chirurgicale« (1830—36, 5 Bde.; deutsch von Sachs, Berl. 1831). 1853 wurde ihm ein Denkmal in Val-de-Grâce, 1864 ein zweites in Tarbes errichtet. Vgl. Leroy-Dupré, L., chirurgien en chef de la Grande armée (Par. 1860); Werner, Jean Dom. L., ein Lebensbild (Stuttg. 1885).

L'Arronge (spr. -óngsch'), Adolf, Dramatiker, geb. 8. März 1838 in Hamburg als Sohn des Theaterdirektors und Schauspielers E. Th. L. (gest. 1878), studierte auf dem Leipziger Konservatorium Musik, wirkte darauf als Theaterkapellmeister in Köln, Königsberg, Würzburg, Stuttgart u. a. O., übernahm 1866 die Direktion der Krollschen Oper in Berlin und schrieb hier seine erste Posse: »Das große Los«, deren Erfolg ihn ermutigte, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten und der Musik untreu zu werden. Mit »Gebrüder Bock« beschritt er 1868 das Wallner-Theater, diese klassische Possenstätte, und von 1869—72 redigierte er die »Berliner Gerichtszeitung«. Dazwischen fand er Muße genug, teils mit andern, teils allein für das Theater Verschiedenes zu schreiben, so mit Hugo Müller die »Spitzenkönigin«, mit Wilken »Die Kläffer«, mit Moser den »Registrator auf Reisen« u. a., während er ohne Mitarbeiter für das Berliner Viktoria-Theater eine Feerie, die »Weiße Katze«, und die Kleinigkeit: »Papa hat's erlaubt« verfaßte. So sehr diese Arbeiten ansprachen, ihr Erfolg wurde verdunkelt durch das Volksstück »Mein Leopold« (1873), welches rasch seinen Weg über alle deutschen Bühnen machte und L. die Anerkennung eintrug, die Möglichkeit einer gesunden Darstellung des modernen Berliner Volkslebens erwiesen zu haben. 1874 übernahm L. die Leitung des Lobe-Theaters in Breslau, die er bis 1878 führte; seitdem lebt er in Berlin, wo er 1881 das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater erwarb, das er 1883 als »Deutsches Theater« neu eröffnete und bis 1894 leitete. Weitere dramatische Arbeiten von ihm sind: »Alltagsleben«, Volksstück (1874); »Hasemanns Töchter« (1877); »Doktor Klaus« (1878), ein Stück, das L. wieder große Erfolge brachte; ferner: »Wohlthätige Frauen« (1879); »Haus Lonei« (1880); »Der Kompagnon« (1880); »Die Sorglosen« (1882); »Das Heimchen« (1883); »Der Weg zum Herzen« (1884); »Die Verkannten« (1886); »Lolos Vater« (1893); »Pastor Brose« (1895). Der Vorzug dieser Stücke vor den meisten ähnlichen Genres besteht vor allem in einem gemütvollen, etwas sentimentalen Zug, der zum Herzen der Zuschauer spricht und das in der modernen Posse beliebte Zweideutige gänzlich ausschließt. 1886 brachte er das Trauerspiel »Die Loreley«.

Larroumet (spr. lärumä), Gustave, franz. Litterarhistoriker, geb. 1852 in Gourdon (Lot), war anfangs Lehrer an verschiedenen Lyceen, wurde 1888 Direktor der École des Beaux-Arts in Paris und 1891 zum Professor für französische Litteratur an der Sorbonne ernannt. Sein Hauptwerk ist: »Marivaux, sa vie et ses œuvres« (1882). Auf gründlichen Studien beruht auch: »La comédie de Molière« (1887, 2. Aufl. 1892). Von seinen zahlreichen kleinern Arbeiten ist eine Auswahl als »Études d'histoire et de critique dramatique« (1892) und als »Études de littérature et d'art« (1893) erschienen.

Lartigue (spr. -tīgh'), Jean, franz. Seefahrer und Hydrograph, geb. 25. Mai 1791 in Vic-Bigorre (Oberpyrenäen), gest. 26. April 1876, bereiste nach mehreren Seefahrten 1820—24 die Küsten von Brasilien, den La Plata und die Südsee, stellte 1844 als Kommandant der westindischen Seedivision wichtige hydrographische Untersuchungen an und war seit 1860 im Dépôt des cartes et des plans der Marine thätig. Er veröffentlichte unter anderm: »Description de la côte du Pérou« (1824) und »Exposition du système des vents« (1840, 2. Aufl. 1855).

Lartiguebahn (spr. lartīgh'-, Lartigues einschienige Eisenbahn), eins derjenigen Eisenbahnsysteme, bei welchen die Fahrzeuge oder deren Gestelle die Bahn rittlings umfassen und der Schwerpunkt der Fahrzeuge in der Regel tiefer liegt als die

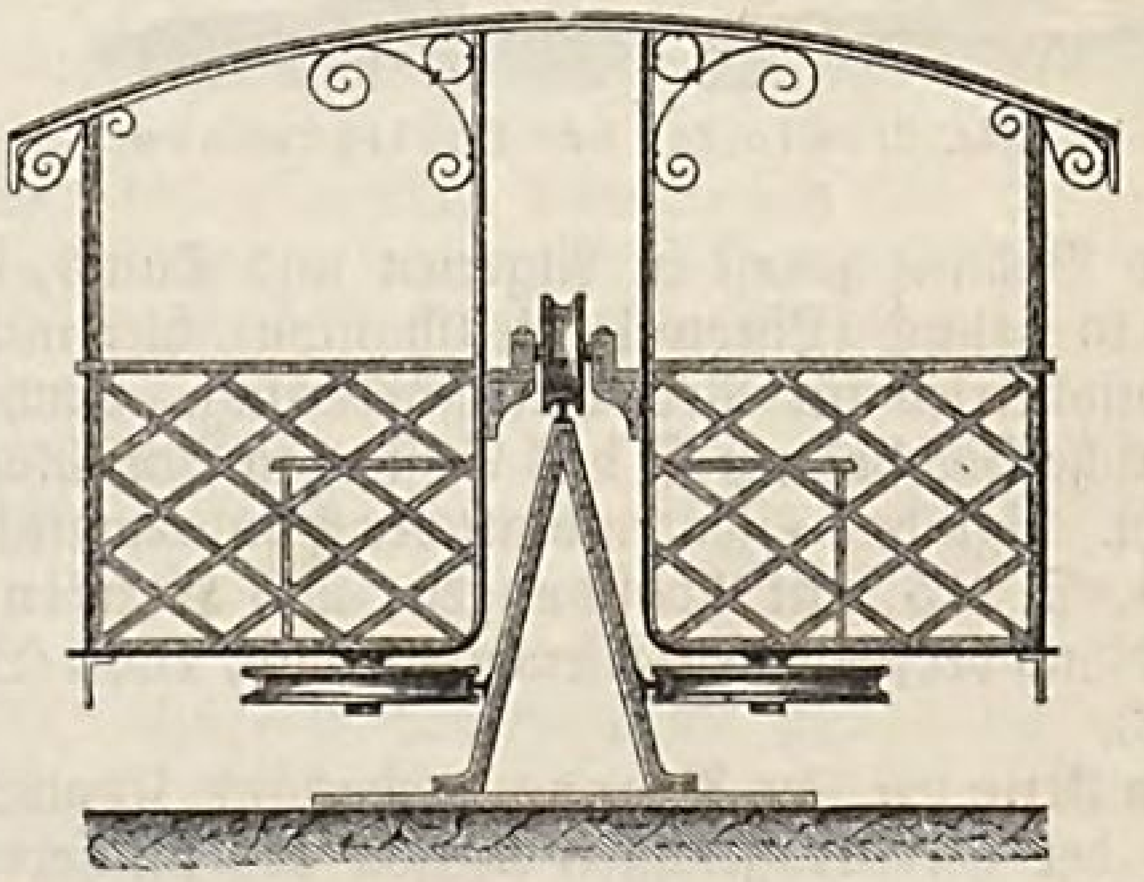


Fig. 1. Wagen der einschienigen Lartiguebahn.

Schiene. Gegen Seitenschwankungen werden, wo nötig, wie z. B. für Personenbeförderung, unten an den Fahrzeugen wagerechte (oder schräge) Leitrollen angebracht, welche sich gegen entsprechende Leitschienen lehnen. In diesem Falle ist die Bahn dreischienig, eine Schiene trägt, zwei andre führen die Fahrzeuge (s. Abbild.). Die Schienen können unmittelbar durch hölzerne oder eiserne Böcke von verschiedener Höhe [oder bei größern Stützweiten durch leichte eiserne Träger und diese durch hölzerne oder eiserne

Pfeiler unterstützt werden, so daß die Bahn Wasserläufe, Schluchten, Wege u. dgl. unschwer überschreiten kann. Die Bewegung der Fahrzeuge kann durch tierische Kräfte oder durch ein Drahtseil mit Maschinenbetrieb, aber auch durch eine den Fahrzeugen entsprechend gebaute Lokomotive erfolgen. Als Triebkraft können dabei Dampf und andre Mittel, namentlich auch Elektrizität zur Anwendung kommen. Wenn die Bahn lediglich zur Güterbeförderung (z. B. von Feldfrüchten u. dgl.) dient, so können die Leitschienen wegfallen. Die Fahrzeuge bestehen dann aus einfachen Radgestellen mit seitwärts herabhängenden kleinen Fördergefäßen, die durch Drehung um eine wagerechte Achse leicht zu entleeren sind. Ausgeführt sind

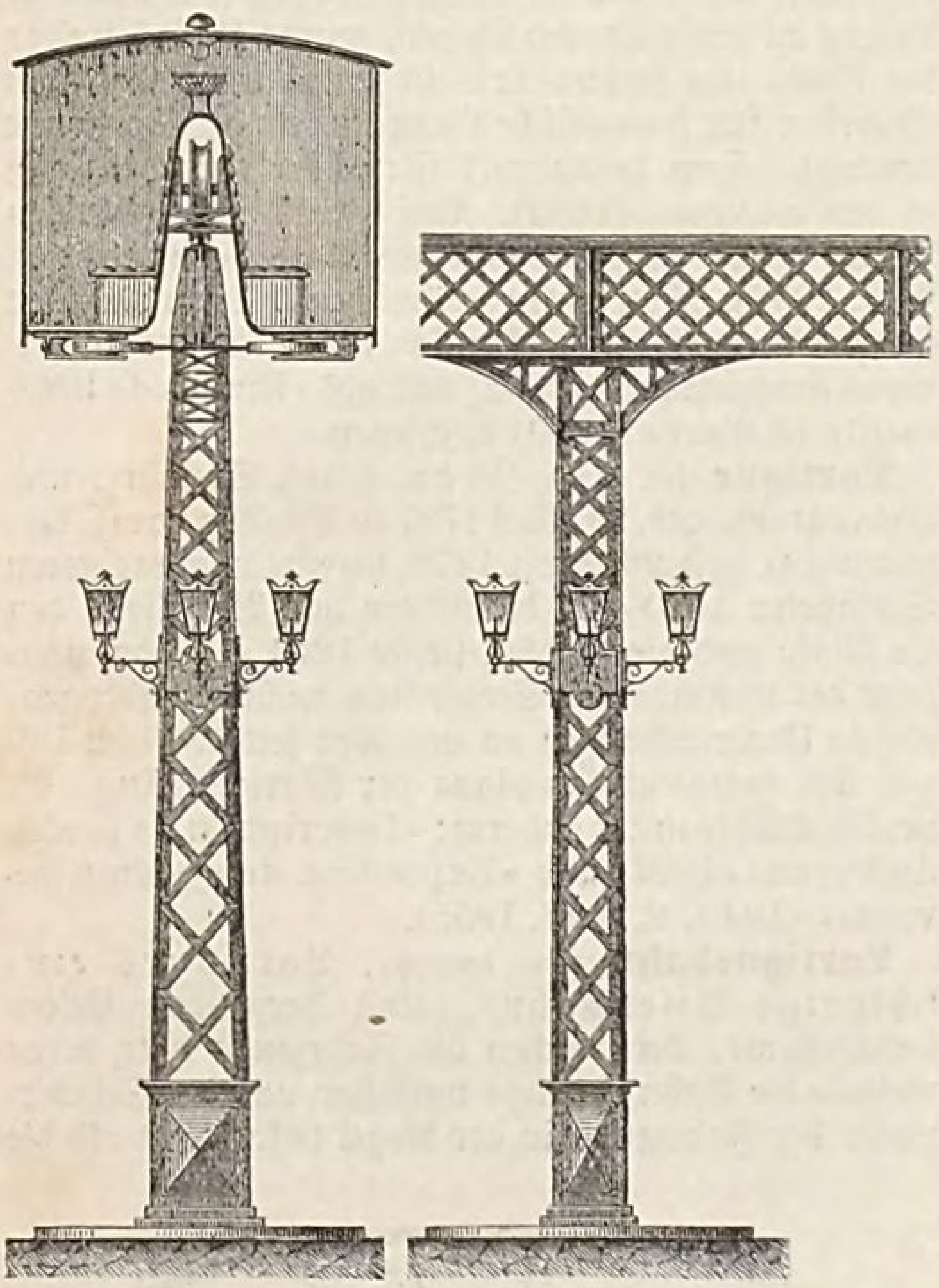


Fig. 2. Pfeiler der Lartiguebahn.

solche Bahnen zuerst in Algerien und Tunis, dann auch in Irland (Listowel-Bellibunion), hier mit Lokomotivbetrieb für Personenbeförderung. Auch für städtische Hochbahnen ist das System in Vorschlag gebracht. Vgl. das »Zentralblatt der Bauverwaltung«, 1889, S. 215, mit Abbildungen, und Heusinger, Handbuch der speziellen Eisenbahntechnik, Bd. 5 (Leipz. 1878).

La Rue (spr. rü'), Pierre, niederländ. Komponist, einer der hervorragendsten Meister des imitierenden Vokalsatzes im 15.—16. Jahrh., war 1492—1510 Kapellsänger am burgundischen Hofe und gelangte 1501 in den Genuß einer Präbende zu Courtray. Eine große Zahl Messen von L. sind in Drucken von Petrucci u. a. sowie handschriftlich erhalten (auch einige Motetten und Chansons).

Larunda, Göttin, s. Lara.

Laruns (spr. larõngs), Stadt im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrond. Oloron, in schöner Lage am Gave d'Ossau, an der Südbahn, mit Marmorbrüchen, Bergbau auf Zink und silberhaltiges Blei, Brettsägen, Holzhandel und (1891) 1591 (als Gemeinde 2193) Einw. Dabei die Badeorte Eaux-Bonnes und Eaux-Chaudes (s. d.).

Larus, die Möwe.

Larve (Larva), bei den Römern ursprünglich Bezeichnung für die Seelen der (bösen) Verstorbenen, welche als Gespenster umgehend und erschreckend gedacht wurden im Gegensatz zu den Laren (s. d.), dann überhaupt für gespensterhafte Erscheinungen (s. Lemuren), Gerippe; aber auch bereits in der jetzigen Bedeutung als Gesichtsmaske (s. Maske) gebraucht. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 2, S. 117 ff. (Berl. 1883); Treu, De ossium humanarum larvarumque imaginibus (Berl. 1874); Wissowa in Roschers »Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 1901. — In der Zoologie versteht man unter L. bei den Tieren mit Metamorphose (s. d.) diejenige Form, in welcher das dem Ei entschlüpfte Junge zunächst erscheint, wie z. B. die L. des Frosches, mancher Insekten (s. Tafeln »Hautflügler«, »Käfer«, »Schmetterlinge«, »Waldverderber«) ꝛc., welche vom Volk als Kaulquappe, Raupe, Made, Engerling ꝛc. bezeichnet wird. Von den wirbellosen Tieren entwickelt sich die Mehrzahl aus Larven, während bei den Wirbeltieren der Larvenzustand sehr viel seltener ist und nur bei den niedern Klassen (Fischen und Amphibien) vorkommt. Jede L. unterscheidet sich vom erwachsenen Tier durch das Fehlen von Organen, die letzterm eigen sind (fast immer der Geschlechtsorgane), oder durch das Vorhandensein von provisorischen, später abzuwerfenden Organen (bei der Kaulquappe z. B. des Schwanzes). Ein und dasselbe Tier kann mehrere Larvenformen durchmachen; diejenige, welche sich, ohne weitere Nahrung aufzunehmen und vielfach auch ohne sich zu bewegen, in das vollendete Tier (Imago) umwandelt, heißt Puppe. Die Larven vieler Tiere leben unter ganz andern Verhältnissen als die Imagines, erstere z. B. im Wasser, letztere auf dem Lande, erstere als Kriech-, letztere als Fliegetiere, erstere als Fleischfresser, letztere als Honigsauger ꝛc.; im Einklang mit dieser Verschiedenheit der Gewohnheiten steht natürlich auch diejenige des Körperbaues. Von nahe verwandten Tieren (z. B. Hummer und Flußkrebs) schlüpft wohl das eine (Hummer) aus dem Ei als L., das andre (Flußkrebs) in vollendeter Gestalt; doch sind dann in der Entwickelung des letztern im Ei meist noch Spuren davon wahrzunehmen, daß auch hier ursprünglich eine L. vorhanden war, später jedoch die Entwickelung den kürzern Weg eingeschlagen hat (vgl. Entwickelungsgeschichte, mit Tafel).

Larvenblume, s. Mimulus.

Larvenschwein (Maskenschwein), s. Schwein.

Larventaucher (Mormon *Ill.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Alken (Alcidae). Die L. der nördlichen Meere hat man in die Gattungen Fratercula, Lunda, Chimerina, Ombria und Simorhynchus geteilt. Sie besitzen außer ihrem doppelten Federkleidwechsel eine Schnabelmetamorphose, sofern sie bald nach der Paarung die larvenartige, rote oder gelbe Hornbekleidung der Schnabelwurzel, die wahrscheinlich als Schutz beim Graben der Nester dient, in 2—9 Stücken abwerfen. Sie sehen dann, weil diese Bekleidung bei manchen Arten den Schnabel sehr unförmlich macht, bei andern (wie Chimerina cornuta) ein ansehnliches Horn bildet, sehr verändert aus, und da die Hornbekleidung mit dem fortschreitenden Gefiederwechsel stückweise abfällt, hatte man vor der Feststellung dieser Verhältnisse zusammengehörige Formen als verschiedene Arten beschrieben.

Auf der Tafel »Hochzeitskleider I«, Fig. 8a und b, ist die Schnabelmetamorphose des japanischen Federbuschalks (Simorhynchus cristatellus) dargestellt. Die Gattung Fratercula *Briss.* umfaßt Vögel mit gedrungenem, schwerem Körper, kurzem Hals, dickem Kopf, kurzem, sehr hohem, auf der Firste stark gekrümmtem, stark zusammengedrücktem, quer gefurchtem Schnabel, einen verdickten Wulst am Schnabelgrund bildender Wachshaut, schwachen Flügeln, kurzem Schwanz und drei ziemlich langen Zehen mit vollständigen Schwimmhäuten und starken Nägeln. Der Lund (Polarente, Goldkopf, Papageitaucher, Brüderchen, Buttelnase, F. arctica *L.*, M. fratercula *Temm.*), 31 cm lang, 62 cm breit, am Oberkopf, Rücken und Hals schwarz, an Wangen, Kehle und den Seiten des Leibes grau, sonst weiß, mit dunkelbraunem Auge, korallenrotem Augenring, an der Spitze blaß korallenrotem, an der Wurzel blaugrauem Schnabel und zinnoberroten Füßen, bewohnt die Nordsee, die Küsten des Nordatlantischen Ozeans bis 80° nördl. Br., brütet einzeln auf Helgoland (Mai bis Juni), in sehr großen Scharen im Eismeer und bildet auf der europäischen Seite des Meeres die Hauptbevölkerung der Vogelberge. Er schwimmt und fliegt vortrefflich, läuft auch ziemlich gut, ist munterer als seine Verwandten, aber doch vertrauensselig wie die Lummen u. auf dem Lande hilflos. Er nährt sich von Krustentieren und kleinen Fischen, brütet gesellig mit den Lummen und Alken, aber stets in tiefern Spalten, Löchern oder Höhlen, die er zum Teil selbst gräbt, legt nur ein großes, weißes Ei und, wenn ihm dieses geraubt wird, ein zweites und drittes. Man ißt die Eier und salzt die Jungen für den Wintervorrat ein.

Laryngektomie (griech.), teilweise oder vollständige operative Entfernung des Kehlkopfes.

Laryngismus stridŭlus, Stimmritzenkrampf.

Laryngītis (griech.), Entzündung des Kehlkopfes.

Laryngochirurgie (griech.), s. Kehlkopf, S. 19.

Laryngofissiŏn (griech.-lat.), Spaltung des Kehlkopfes zur Entfernung von Fremdkörpern.

Laryngologie (griech.), Lehre von den Funktionen des Kehlkopfes.

Laryngophthĭsis (griech.), Kehlkopfschwindsucht.

Laryngoskōp (griech.), Kehlkopfspiegel; Laryngoskopie, Untersuchung des Kehlkopfinnern mit dem Kehlkopfspiegel.

Laryngospasmus (griech.), Stimmritzenkrampf.

Laryngostroboskop, von Örtel angegebenes Instrument zur exakten Untersuchung aller Bewegungsvorgänge an den Stimmbändern für physiologische, diagnostische, bez. therapeutische Zwecke, eignet sich auch für das Studium andrer schwingender Körper, der Saiten, Stäbe, Platten, Membranen, singender Flammen etc. Vgl. Örtel, Das L. (Berl. 1895).

Laryngotomīe (griech.), s. Kehlkopfschnitt.

Laryngotrachēītis (griech.), Entzündung des Kehlkopfes und der Luftröhre (s. Krupp).

Laryngotrachĕotomīe (Krikotracheotomie, griech.), operative Eröffnung der Luftwege mittels Durchschneidung des dem Kehlkopf angehörigen Ringknorpels und der 2—3 ersten Trachealringe.

Larynx (griech.), der Kehlkopf.

Larynxödēm (griech.), soviel wie Glottisödem.

Larzac, Causse de (spr. kōß' dö larsack), s. Causses.

Las, Landschaft, s. Lus.

Lasa, Schachmeister, s. Heydebrand und der Lasa.

Lasagnes (franz., spr. -sanj'), dünne, fingerbreite Bandnudeln.

Lasāla y Collado (spr. koljādo), Fermin, span. Finanzminister, geboren in San Sebastian, kam 1857 zum erstenmal in den Kongreß und gehörte der unionistischen und kongressistischen Partei an, welche unter O'Donnell in den Cortes herrschte. Als O'Donnell wieder ans Ruder kam, wurde L. Vizepräsident des Kongresses, und nach der Revolution von 1868 zählte er zu denen, welche die Thatsachen anerkannten, aber nicht die Prinzipien. Er lieh jedoch das Wort immer der Sache der Ordnung. Als der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken hauste, zog er sich nach San Sebastian zurück und schrieb dort sein Werk über die »Vicisitudes de la monarquia constitucional en Francia«, in welchem er eine gründliche Kenntnis der Geschichte des konstitutionellen Lebens überhaupt an den Tag legte. Ende 1876, nach der Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie, nahm er die Wahl zum lebenslänglichen Senator von der Krone an und verteidigte die Politik des ersten Ministeriums Canovas', der ihn, als er wieder ans Ruder kam, 9. Dez. 1879 zum Ackerbau- und Handelsminister berief. Im Februar 1881 trat er zurück.

La Salle (spr. ßall'), Stadt in der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Illinois, an dem von hier ab schiffbaren Illinoisfluß, Endpunkt des Illinois- u. Michigan-Kanals, Bahnknotenpunkt, hat Kohlengruben und bedeutenden Kohlenhandel, Zinkwerke, Brauereien und (1890) 9855 Einw.

La Salle (spr. ßall'), Antoine de, hervorragender franz. Schriftsteller, geb. gegen 1398 in der Bourgogne oder Touraine, gest. gegen 1470, war 1422 in Rom, lebte dann in der Provence im Dienste Ludwigs II. und Renés, der seinen Sohn Johann durch ihn erziehen ließ. Von da ging er nach Flandern an den Hof Herzog Philipps des Guten und wurde um 1448 Erzieher der drei Söhne Ludwigs von Luxemburg. Von seinen Werken verdienen Erwähnung die »Chronique du petit Jehan de Saintré«, 1459 in Genappe geschrieben und Johann gewidmet (Ausg. von Guichard 1843, von Hellény 1890); es ist ein historischer Roman, der das Ideal der ritterlichen Ausbildung jener Zeit schildern soll. Sodann die »Quinze joyes de mariage« (Par. 1857, illustriert 1887), eine Satire auf die Ehe, so treffend beobachtet und mit so feinem Witz geschildert, daß das Werk noch heute höchst ergötzlich wirkt. Während Antoine sich hier in einem Rätsel nennt, hat er in den »Cent nouvelles nouvelles« seine Autorschaft nur angedeutet, die verschiedenen Novellen aber verschiedenen Personen an Philipps Hof zu Genappe in den Mund gelegt (Ausg. von 1480 nach einer verlornen, von 1858 von Th. Wright nach der einzigen jetzt noch bekannten Handschrift).

Laesae majestatis crimen (lat.), s. Politische Verbrechen.

Läsare (schwed., »Leser«), eine religiöse Sekte in Schweden, 1760—70 aus dem fühlbaren Bedürfnis des Hausgottesdienstes entstanden und seit 1797 von Hans Nielsen Hauge (s. d.) organisiert. Im allgemeinen sich zum Glauben der lutherischen Kirche bekennend, bethätigen sie ihren frommen Eifer namentlich durch fleißiges Lesen in der Bibel und in Luthers Postille. Um 1842 trat unter ihnen ein Bauer, Erich Jansen (Erik Jansson), auf, der Luthers Schriften ins Feuer warf und sich für einen unmittelbaren Apostel Jesu ausgab, aber polizeilich verfolgt wurde und 1846 mit seinen Anhängern nach Nordamerika auswanderte, wo er im Staat Illinois eine geistliche Kolonie (Bishopshill) gründete, aber 30. Mai 1850 erschossen

wurde. Gegenwärtig ist L. allgemeiner Name für die lutherischen Pietisten, besonders des nördlichen Schweden, im südlichen Norwegen speziell für die Anhänger von H. N. Hauge.

Lasaulx (spr. laßō), 1) Ernst von, Altertumsforscher, geb. 16. März 1805 in Koblenz, gest. 10. Mai 1861 in München, Sohn des Architekten Johann Claudius L. (1781—1848), studierte 1824—30 in Bonn u. München, ward nach längern Reisen in Italien, Griechenland und im Orient 1835 außerordentlicher, 1837 ordentlicher Professor der Philologie zu Würzburg, 1844 Professor der Philologie und Ästhetik in München, als Ultramontaner im Februar 1847 seines Amtes enthoben und im März 1849 in dasselbe zurückberufen. 1848 in die deutsche Nationalversammlung, später in die bayrische Abgeordnetenkammer gewählt, war er ein eifriger Vertreter des Katholizismus. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten verfolgte er die Tendenz, christliche Ideen im Altertum nachzuweisen. Wir heben davon hervor: »Studien des klassischen Altertums« (Regensb. 1854); »Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter« (Münch. 1854); »Neuer Versuch einer Philosophie der Geschichte« (Regensb. 1856); »Des Sokrates Leben, Lehre und Tod« (das. 1857); »Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern« (das. 1858); »Philosophie der schönen Künste« (das. 1860). Vgl. Holland, Erinnerungen an Ernst v. L. (Münch. 1861).

2) Amalie von, Schwester des vorigen, geb. 1815 in Koblenz, gest. 28. Juni 1872 in Vallendar, trat als »Schwester Augustina« in die Kongregation des heil. Borromäus, war zuerst in Aachen, seit 1849 als Oberin der Barmherzigen Schwestern vom St. Johannes-Hospital zu Bonn, besonders in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 thätig. Weil sie sich nicht zur Unterwerfung unter das Infallibilitätsdogma verstand, ward sie abgesetzt, aus der Stätte 20jähriger Wirksamkeit vertrieben, ja nach ihrem Tode noch die Leiche des Ordenskleides beraubt. Vgl. Reinkens, Amalie v. L., eine Bekennerin (Bonn 1878); »Erinnerungen an A. v. L.« (3. Aufl., Gotha 1881).

3) Arnold von, Mineralog und Geolog, geb. 14. Juni 1839 in Kastellaun auf dem Hunsrück, gest. 25. Jan. 1886 in Bonn, widmete sich der bergmännischen Praxis, studierte seit 1861 in Bonn, Berlin und Lüttich, habilitierte sich 1869 an der Universität Bonn, ging 1875 als außerordentlicher Professor nach Breslau, 1880 als Ordinarius nach Kiel und noch in demselben Jahr nach Bonn. Er bereiste 1867 die Auvergne, 1872 Vicenza, 1876 Irland und Schottland, ging 1878 nach dem Ätna, konstruierte ein Seismometer u. gab gleichzeitig mit Bertrand eine Methode an, das Mikroskop für Untersuchungen im konvergenten polarisierten Licht einzurichten. Er schrieb: »Petrographische Studien an den vulkanischen Gesteinen der Auvergne« (Stuttg. 1868—71); »Das Erdbeben von Herzogenrath vom 22. Okt. 1873« (Bonn 1874); »Das Erdbeben von Herzogenrath vom 24. Juni 1877« (das. 1878); »Elemente der Petrographie« (das. 1875); »Über vulkanische Kraft« (nach dem Engl. von Mallet, das. 1875); »Aus Irland, Reiseskizzen und Studien« (das. 1877); »Sizilien. Ein geographisches Charakterbild« (das. 1879); »Der Ätna«, nach Sartorius v. Waltershausens nachgelassenen Manuskripten selbständig herausgegeben, bearbeitet und vollendet (Leipz. 1880); »Die Bausteine des Kölner Doms« (Bonn 1882); »Einführung in die Gesteinslehre« (Berl. 1886); die kleinen Schriften: »Irland und Sizilien« (das. 1883) und »Wie das Siebengebirge entstand« (das. 1884). [(f. d.).

Lasca, il, Beiname des ital. Dichters Grazzini

Las Casas, Fray Bartolomé de, span. Geistlicher, geb 1474 in Sevilla, gest. im Juli 1566 in Madrid, begleitete, nebst seinem Vater, Columbus auf dessen erster Reise, trat nach seiner Rückkehr in den Dominikanerorden, ging 1502 zum zweitenmal nach der Neuen Welt und ward 1511 zum Priester auf Cuba ernannt. Um der durch das Gesetz gebotenen Verteilung der Eingebornen an die Eroberer entgegenzuwirken, reiste er wiederholt nach Spanien und erlangte auch den Erlaß mehrerer Dekrete zum Schutz der Indianer. Um die gänzliche Ausrottung der zu schweren Arbeiten untauglichen Indianer zu verhindern, machte er den Vorschlag, kastilische Bauern als Kolonisten hinzusenden und die Verwendung von Negersklaven für die schwersten Arbeiten in den Minen und Zuckerplantagen zu erlauben. Wegen dieses Vorschlags hat man L. als Urheber des Negersklavenhandels verschrieen, obwohl es erwiesen ist, daß derselbe schon früher betrieben ward. 1520 versuchte L. auf dem Festland eine Ansiedelung als Stützpunkt der christlichen Mission zu gründen, die jedoch scheiterte. Er trat hierauf 1521 in das Dominikanerkloster auf Hispaniola und widmete sich dem Missionsgeschäft; auch begann er seine »Historia general de las Indias«, woran er von 1527 bis wenige Jahre vor seinem Tod arbeitete. Sie ist unvollendet geblieben (nur drei Bücher von den geplanten sechs) und geht bis zum Jahre 1520. Sie findet sich abgedruckt in der »Coleccion de documentos inéditos para la historia de España«, Bd. 62—66 (Madrid 1875—76). L. ward darauf Bischof von Chiapas in Mexiko, kehrte aber 1551 nach Europa zurück. Er schrieb ferner die weitverbreitete »Brevisima relacion de la destruccion de las Indias« (Sevilla 1552; deutsch von Andreä, Berl. 1790), welche mehrere Maßregeln der Regierung zum Schutz der Indianer zur Folge hatte; gegen den Chronisten Juan Ginés de Sepulveda, der zu gunsten grausamer Ausrottung der heidnischen Indianer den »Democratus secundus« geschrieben, verfaßte er seine »Apologia« und seine »Treinta proposiciones juridicas«. Seine »Obras« erschienen zu Sevilla 1552 und wurden von Llorente ins Französische übertragen (Par. 1822), der auch eine freie Übersetzung der übrigen Werke herausgegeben hat (»Œuvres complètes de L.«, das. 1822, 2 Bde.). Vgl. Grégoire, Apologie de L.; Michel Pio, Vie de L. (Bol. 1618); Helps, Life of L. (2. Aufl., Lond. 1868); Baumstark, Bartholomäus de las Casas (Freiburg 1879).

Las Cases (spr. lāß kāß'), 1) Emmanuel Augustin Dieudonné, Graf de, Freund Napoleons I., geb. 1766 auf dem Schloß Las Cases unweit Revel im Languedoc, gest. 15. Mai 1842, diente vor der Revolution als Leutnant in der Marine, wanderte 1791 aus, machte 1792 den Feldzug gegen Frankreich mit und flüchtete dann nach England. Als der Erste Konsul den Emigranten 1799 die Rückkehr gestattete, ließ sich L. in Paris als Buchhändler nieder. Sein unter dem Namen Lesage erscheinender »Atlas historique, chronologique, géographique et généalogique« (Par. 1803—1804, neue Aufl. 1826; deutsch bearbeitet und vermehrt von Dusch u. Eyselein, Karlsr. 1826—27; 2. Ausg. 1843) lenkte die Aufmerksamkeit Napoleons auf ihn, und er ward 1808 zum Reichs-

baron und 1809 zum Kammerherrn und Requetenmeister in der Marinesektion des Staatsrats ernannt. Bei der ersten Invasion der Verbündeten 1814 kommandierte er eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Nach Napoleons erster Abdankung ging er für kurze Zeit nach England, trat aber nach dessen Rückkehr von Elba wieder in den Staatsrat. Nach Napoleons zweiter Abdankung erbat er sich von demselben die Erlaubnis, samt seinem ältesten Sohn, Emmanuel (s. unten 2), ihm nach St. Helena folgen zu dürfen. Hier diktierte ihm jener einen Teil seiner »Mémoires«. Da L. aber heimliche Verbindungen mit Europa anknüpfte, wurde er 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohn von Napoleon getrennt und nach Europa zurückgeschickt, wo er sich in Frankfurt a. M. niederließ. Seine Bemühungen, die Monarchen des Aachener Kongresses zu einer Erleichterung des Loses Napoleons zu bewegen, blieben erfolglos. Nach dessen Tod veröffentlichte er das bekannte »Mémorial de Ste.-Hélène« (Par. 1821—23, 8 Bde.; neue Ausg. 1894; deutsch, Stuttg. 1822—26, 9 Bde.), wozu O'Mearas »Napoléon en exile« die Fortsetzung bildet. Vgl. Grille und Musset-Pathay, La suite au Mémorial, etc. (Par. 1824, 2 Bde.). Nach der Julirevolution trat L. als Abgeordneter in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm.

2) Emmanuel Pons Dieudonné, Baron, dann Graf de, Sohn des vorigen, geb. 8. Juni 1800 in Vieux-Châtel bei Brest, gest. 8. Juli 1854, diente auf St. Helena dem Kaiser Napoleon I. als Sekretär. Als konstitutionell Gesinnter nahm er an der Julirevolution lebhaften Anteil und trat dann als Abgeordneter in die Kammer, wo er sich der neuen Dynastie ergeben zeigte. 1837 erhielt er eine Sendung an die Republik Haïti und begleitete 1840 den Prinzen von Joinville zur Abholung der Überreste des Kaisers nach St. Helena, worauf er das »Journal écrit à bord de la frégate ‚la Belle Poule'« (Par. 1841) herausgab. Von Napoleon III. wurde er noch 1852 zum Senator ernannt.

Lasch, s. Lâche.

Lasch, Karl, Maler, geb. 1. Juli 1822 in Leipzig, gest. 28 Aug. 1888 auf einer Reise in Moskau, begann seine Studien auf der Akademie in Dresden, war später Schüler von Ed. Bendemann und ging 1844 nach München, wo er unter dem Einfluß Schnorrs und Kaulbachs mehrere geschichtliche Bilder, wie Enzio im Gefängnis, Eberhard der Rauschebart (Kensington-Museum zu London), Sängerkrieg auf der Wartburg, malte. Nach einer Reise durch Italien begab er sich 1847 nach Moskau, um eine Anzahl Bildnisse auszuführen. 1857 ging er nach Paris, wo er zwei Jahre blieb. Hier malte er unter anderm: Tannhäuser und Venus, Tintoretto und seine Tochter und studierte eifrig in den Galerien die Werke alter und neuer Meister. Nachdem er wieder ein Jahr in Moskau zugebracht, siedelte er 1860 nach Düsseldorf über. Sein erstes dort vollendetes Bild war Eginhard und Emma, worauf er sich der Genremalerei zuwandte, welcher seine besten Schöpfungen angehören. Die hervorragendsten sind: Kinderlust (1862, Dresdener Galerie); bei der jungen Witwe (gestochen von Vogel); Heimkehr von der Kirchweih; der Dorfarzt in Verlegenheit; hinter der Mühle; schwäbisches Hochzeitsmahl; des alten Schullehrers Geburtstag (1866, Nationalgalerie in Berlin); die Verhaftung (1872); Verwaist (1874); singende Mädchen am Waldessaum (1875) u. a. L. war Mitglied der Akademien von Dresden, St. Petersburg und Wien und königlicher Professor. Auch als Bildnismaler leistete er Vortreffliches.

Lasche, ein Eisenblechstreifen, der zur Verbindung zweier Körper dient.

Laschene, s. Lisene.

Laschenkette, s. Kette.

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate! (ital., »Laßt jede Hoffnung [schwinden], ihr, die ihr eintretet«), in Dantes »Göttlicher Komödie« (»Hölle«, 3, 9) der letzte Vers der Inschrift über dem Eingang zur Hölle.

Lascīv (lat.), unzüchtig, wollüstig, schlüpfrig; Lascivität, Unzüchtigkeit ꝛc.

Lasco, Johannes a, s. Laski 2).

Lascy, s. Lacy.

Lasen, Volksstamm, s. Lasistan.

La Serēna, Stadt in Chile, s. Coquimbo.

Laserpitium, s. Silphium.

Lasieren, einen Gegenstand mit einem durchsichtigen farbigen Überzug versehen, um ihm Glanz und Frische zu erteilen; in der Malerei des Verfahren, die pastosen Lokalfarben der Untermalung mittels durchsichtiger Lagen in ihrer Wirkung zu mildern und mit dem Gesamtton des Gemäldes in Einklang zu bringen. Vgl. Saftfarben.

Lasiocampa, s. Glucke (Schmetterling).

Läsion (lat.), Verletzung, Beschädigung, besonders im Rechtswesen als Voraussetzung für die »Wiedereinsetzung in den vorigen Stand« (s. d.) von Wichtigkeit; Laesio ultra dimidium, L. enormis, Verletzung über die Hälfte, übermäßige Verletzung, s. Kauf.

Lasionīt, s. Wavellit.

Lasisch, die Sprache der Lasen (s. Lasistan), gehört zur südkaukasischen Sprachfamilie; s. Kaukasische Sprachen.

Lasistan (Lazistan), Küstenlandschaft an der Südostküste des Schwarzen Meeres, zum größten Teil zum türkischen Wilajet Trapezunt, zum kleinern (seit 1878) zum russ. Gouv. Kutaïs gehörig, ist im allgemeinen nur längs der Küste in ihren Hauptortschaften bekannt. Die Flüsse sind ausnahmslos kurze Küstenflüsse. Der Kamm der Küstenkette ist 15—20 km vom Meere entfernt. Die Küste selbst, durch Reichtum an Nußbäumen, Kern- und Steinobst ausgezeichnet, erscheint als Heimat des Obstes, namentlich der Kirschen und Birnen. Die Einwohner, deren man etwa 70,000 männlichen Geschlechts zählt, sind die Lasen (Lazen), die ihre Verwandtschaft mit den dem Kaukasus zunächst wohnenden Völkerschaften weniger durch ihre Körper- und Gesichtsbildung, als vielmehr durch ihre Sprache (Lasisch), durch die Roheit ihrer Sitten und mohammedanischen Fanatismus verraten. Wegen ihres leidenschaftlichen und räuberischen Charakters sind sie bei den Türken und Georgiern verschrieen. — Die Römer nannten den Küstenstrich Lazica und stritten sich mit den neupersischen Königen um den Besitz des als Vormauer gegen den Kaukasus wichtigen Landes; doch knüpfte die christliche Religion, welche im Anfang des 6. Jahrh. Eingang gefunden, die Lasen von selbst mehr an Byzanz. Später teilte L. meist die Schicksale Georgiens. Im Frieden von Santo Stefano (3. März 1878) von der Türkei an Rußland abgetreten, wurde der Osten Lasistans im Mai gegen den Willen der Bevölkerung in Besitz genommen.

Lasithi, Gebirge auf Kreta, s. Dikte.

Lasius, Gattung der Ameisen (s. d.).

Lask, Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Piotrkow, an der Newolka, hat (1890) 5677 Einw. Im Kreise, namentlich in Flecken Pobjäniza, sind bedeutende Tuch-, Baumwoll- und Leinenfabriken.

Laskaratos, Andreas, neugriech. Dichter, geb. 1. Mai 1811 auf Kephallinia, widmete sich in Paris und Italien dem Studium der Rechtswissenschaft, promovierte 1839 in Pisa, war aber, nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, nur kurze Zeit in seinem Berufe thätig. Nachdem er noch in Florenz sein erstes Gedicht: »Meine Geburt« (1832), veröffentlicht hatte, folgten das satirisch-komische Heldengedicht »Lixouri« (1845) und sein bestes Werk, die Satire »Die Mysterien Kephalonias« (1856), die ihn in lebhaften Kampf mit der Geistlichkeit versetzte. 1859—68 gab er eine satirische Zeitschrift »*Λύχνος*« heraus, 1860 in italienischer Sprache »Le mie sofferenze«, eine Erzählung seiner Leiden in der Gefangenschaft, 1867 die »*Ἀπόκρισις εἰς τὸν ἀφορεσμὸν τοῦ κλήρου τῆς Κεφαλονιᾶς*«, 1886 »*Ἰδοὺ ὁ ἄνθρωπος*«, 26 Charakterschilderungen in der Art von Theophrasts »Charakteren«. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1872 in Kephallinia, wo L. noch lebt.

Laskaren, indische Matrosen oder Kanoniere; davon Laskars, ein aus Infanterie, Artillerie und berittenen Ordonnanzen bestehendes Korps der britisch-indischen Kolonialtruppen, 278 Mann stark, auf Ceylon und in Hongkong.

Laskaris, 1) Johannes, als Kaiser von Byzanz Johannes IV., s. Johannes 4).

2) Theodor I. u. II., Kaiser von Nicäa, s. Theodor.

3) Konstantin, griech. Gelehrter, geb. 1434, gest. 1501 in Messina, stammte aus einer edeln Familie Bithyniens, kam nach der Eroberung Konstantinopels 1454 nach Italien, wurde Lehrer der Prinzessin Ippolita Sforza in Mailand, lebte dann in Rom als Günstling des Kardinals Bessarion und lehrte seit 1465 in Neapel, seit 1466 in Messina die griechische Sprache. Unter seinen zum größten Teil unedierten Schriften gewann die »Griechische Grammatik«, auch »Erotemata« (»Fragen«) betitelt, das erste griechische Buch, welches gedruckt worden ist (zuerst Mail. 1476), die weiteste Verbreitung (vgl. Inkunabeln).

4) Andreas Johannes oder Janos, geb. um 1445 zu Rhyndakos in Kleinasien (daher auch Rhyndakenos), gest. 1535 in Rom, Bruder oder Vetter des vorigen, kam mit ihm nach Italien und lebte am Hof Lorenzos von Medici, der ihn nach Griechenland schickte, um alte griechische Handschriften und Kunstwerke zu kaufen, war dann Lehrer der griechischen Sprache in Paris, wurde 1513 vom Papst Leo X. als Vorsteher eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer griechischen Druckerei nach Rom berufen, kehrte 1518 nach Paris an den Hof des Königs Franz I. zurück, wo er die königliche Bibliothek gründete, und siedelte später nach Venedig über, von wo ihn Papst Paul III. 1535 wieder nach Rom rief. Außer manchen Ausgaben und Erläuterungen griechischer Schriftsteller, besonders der »Anthologia Planudea« (Flor. 1494), der »Scholien zur Ilias« (Rom 1517) u. a., verdanken wir ihm mehrere grammatische Abhandlungen und eine Sammlung griechischer Epigramme und Briefe (Basel 1537). Vgl. Villemain, L., ou les Grecs du quinzième siècle (Par. 1825; deutsch, Straßb. 1825); Vast, De vita et operibus J. L. (Par. 1878); P. de Nolhac, Inventaire des manuscrits de Jean Lascaris (in den »Mélanges d'archéologie et d'histoire« 1886, S. 251 ff.).

Lasker, 1) Eduard, deutscher Politiker, geb. 14. Okt. 1829 in Jarotschin (Posen) von jüdischen Eltern, gest. 5. Jan. 1884 in New York, studierte seit 1847 in Breslau und in Berlin Mathematik und Rechtswissenschaft, beteiligte sich im Oktober 1848 in der akademischen Legion an den Kämpfen in Wien, wurde 1851 Auskultator am Berliner Stadtgericht und begab sich nach Ablegung des zweiten Staatsexamens auf drei Jahre nach England. 1856 kehrte er als Referendar in den preußischen Staatsdienst zurück und wurde 1858 Assessor an dem Stadtgericht in Berlin. Zuerst lenkte er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich durch mehrere gediegene Abhandlungen in Oppenheims »Deutschen Jahrbüchern« (1861—64), welche später unter dem Titel: »Zur Verfassungsgeschichte Preußens« (Leipz. 1874) gesammelt erschienen. 1865 trat er als Vertreter eines Berliner Wahlbezirks in das Abgeordnetenhaus ein, wo er seinen Sitz bei der Fortschrittspartei nahm und eine solche Schlagfertigkeit der Rede und Gewandtheit der Debatte bewies, daß er bald zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der Partei zählte. 1866 war L. einer der Gründer und seitdem einer der Führer der nationalliberalen Partei im Abgeordnetenhaus und im norddeutschen wie im deutschen Reichstag. An den zahlreichen organisatorischen Gesetzen für Deutschland und Preußen, wie den großen Justizgesetzen, der Kreisordnung etc., hatte L. einen hervorragenden Anteil. In den Fragen der hohen Politik vertrat er mit gleichem Eifer die Sache der nationalen Einigung wie der konstitutionellen Freiheit. Großes Aufsehen erregte er durch seine Rede vom 7. Febr. 1873 über die schwindelhaften Gründungen, namentlich die Beteiligung des Geheimrats Wagener an denselben. Nachdem er 1870 Rechtsanwalt beim Stadtgericht geworden, trat er 1873 als Syndikus des Pfandbriefamtes in den Dienst der Stadt Berlin über und ward 1876 zum Mitglied des Verwaltungsgerichts gewählt. 1873 ward er von der Leipziger Juristenfakultät zum Doktor der Rechte und 1875 von der Freiburger Universität zum Ehrendoktor der Philosophie promoviert. In seiner Partei sank Laskers Einfluß etwas, als der Reichskanzler ihn wegen seiner Opposition gegen mehrere Vorschläge der Regierung wiederholt heftig angriff, und als L. 7. Okt. 1879 bei der Neuwahl zum Abgeordnetenhaus in Frankfurt a. M. durchfiel, verzichtete er auf ein Landtagsmandat. Da er in wichtigen Fragen, wie der Wirtschafts- und Steuerreform, dem Sozialistengesetz u. a., nicht mehr mit der Mehrheit der nationalliberalen Fraktion übereinstimmte, schied er im März 1880 aus derselben aus und schloß sich den Sezessionisten an. Seit längerer Zeit kränkelnd, reiste L. 1883 nach Nordamerika, wo er, im Begriff in die Heimat zurückzukehren, an einem Schlaganfall starb. Er ward 28. Jan. in Berlin beigesetzt. Das Repräsentantenhaus in Washington beschloß 9. Jan. für L. eine Resolution und übermittelte sie zur Abgabe an den Reichstag dem Reichskanzler, der sie aber nicht annahm. Von den Schriften Laskers sind noch zu erwähnen: »Zur Geschichte der parlamentarischen Entwickelung Preußens« (Leipz. 1873); »Die Zukunft des Deutschen Reichs« (das. 1877); »Wege und Ziele der Kulturentwickelung«, Essays (das. 1881); ferner (anonym) »Erlebnisse einer Mannesseele«, herausgegeben von B. Auerbach (das. 1873; von L. selbst aus dem Buchhandel zurückgezogen). Vgl. A. Wolff, Zur Erinnerung an E. L. (Berl. 1884); Freund, Einiges über E. L. (Leipz. 1885).

2) Emanuel, Schachmeister, geb. 24. Dez. 1868 in Berlinchen, erwählte das mathematische Fach als Beruf, pflegte aber zugleich schon frühzeitig das Schach mit solchem Erfolg, daß er seit 1892 in ununterbrochener Kette Turnier- und Matchsiege gegen ältere Meister erfocht: Matches gegen Blackburne, Bird und J. Mieses (Leipzig), in denen er keine Partie verlor; auch gewann er den ersten Preis im engern Londoner Meisterturnier 1892 und im New Yorker internationalen Turnier 1893. Aufsehen erregte 1894 Laskers Sieg im Wettkampf gegen Steinitz (10 gegen 5 Partien), an den sich eine lange Preßfehde anschloß.

Laski, poln. Adelsfamilie; bemerkenswert sind:

1) Jan (Johannes) L. oder a Lasco, geb. 1466, gest. 19. Mai 1531, ward Erzkanzler von Polen, 1510 Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches und vom König Siegmund I. mit mehreren diplomatischen Missionen betraut. Auf dem lateranischen Konzil von 1513, wo er die Christenheit zur Hilfe gegen die Türken aufforderte, erhielt er vom Papst für sich und seine Nachfolger die Würde eines Legatus natus Sedis apostolicae. Er war Herausgeber der für die polnische Rechtsgeschichte wichtigen Sammlung der ältesten polnischen Gesetze: »Commune inclyti Poloniae regni privilegium« (Krak. 1506) und kirchlicher Statuten. Sein »Liber beneficiorum archidioecesis Gnesnensis« gab Lukowski (Gnesen 1880) heraus. Vgl. Zeißberg, Johannes L. (Wien 1875).

2) Jan (Johannes a Lasco), Neffe des vorigen, ein Hauptbeförderer der Reformation in Polen, geb. 1499 zu Lask bei Petrikau in Großpolen, gest. 1560 in Pirczow, widmete sich dem geistlichen Stande, studierte in Bologna und Basel besonders unter Erasmus und kehrte 1526 als Anhänger einer gemäßigten Kirchenreform in seine Heimat zurück, wo er Propst in Gnesen wurde und noch andre einträgliche Pfründen erhielt. Nach fruchtlosem Wirken für die Reformation verließ er 1539 Polen, heiratete in Löwen und kaufte sich ein Landgut bei Emden. Auf Wunsch der verwitweten Gräfin Anna von Ostfriesland führte er hier die Reformation durch u. begründete die presbyteriale Verfassung der ostfriesischen Kirche; auch schrieb er 1548 den Emdener Katechismus. 1549 durch das Interim verdrängt, folgte er einer Einladung Cranmers nach England und wurde Vorsteher einer aus Fremden bestehenden protestantischen Gemeinde in London. Durch Marias der Katholischen Thronbesteigung genötigt, 1553 England zu verlassen, begab er sich erst nach Emden und 1555 nach Frankfurt a. M., wo er ebenfalls Superintendent der Fremdengemeinde wurde, welche sich durch ihre biblisch-apostolische Verfassung und ihre strenge Kirchenzucht auszeichnete. 1556 kehrte er nach Polen zurück, wo unter Siegmund Augusts Regierung die Reformation sich Bahn brach. Als Vorsteher der protestantischen Kirchen in Kleinpolen bemühte er sich, eine Vereinigung der protestantischen Kirchenparteien in Polen zu stande zu bringen, wie er denn auch den Grund zum Sandomirer Vergleich von 1570 legte. Seine Werke gab Kuyper heraus (Amsterd. 1866, 2 Bde.). Vgl. Bartels, Joh. v. L. (Elberf. 1860); Dalton, Johannes a Lasco (Gotha 1881); Pascal, Jean de Lasco (Par. 1894).

Läsö, dän. Insel im Kattegat, zum Amt Hjörring in Jütland gehörend, 105 qkm (1,9 QM.) mit (1890) 2725 Einw. Die Insel ist von gefährlichen Untiefen umgeben, beinahe ganz waldlos und hat sehr durch Flugsand gelitten.

Lasos, griech. Lyriker, aus Hermione, lebte um 508 v. Chr. in Athen am Hofe des Peisistratiden Hipparch und führte in die athenischen Wettkämpfe den Dithyrambus ein. Angeblich war er der erste, der eine theoretische Schrift über Musik schrieb, deren Weiterbildung in Rhythmus und Melodie aus der altertümlichen Einfachheit und Strenge der Terpandrischen Hymnenpoesie er begründete.

Laspeyres (spr. -peires), 1) Etienne, deutscher Nationalökonom und Statistiker, geb. 28. Nov. 1834 in Halle a. S., studierte in Tübingen, Berlin, Göttingen, Halle und Heidelberg, habilitierte sich 1860 zu Heidelberg, wurde 1864 Professor in Basel, 1866 in Riga, 1869 in Dorpat, 1873 in Karlsruhe und 1874 in Gießen. Außer zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften, die meist auf dem Gebiete der Handels- und Preisstatistik liegen, schrieb er: »Die Wechselbeziehungen zwischen der Volksvermehrung und der Höhe des Arbeitslohns« (Heidelb. 1860); »Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Litteratur zur Zeit der Republik« (Leipz. 1863); »Liebigs Theorie der Bodenerschöpfung, vom nationalökonomischen Standpunkt aus beleuchtet« (Riga 1869); »Der Einfluß der Wohnungen auf die Sittlichkeit« (Berl. 1869).

2) Hugo, Geognost und Mineralog, Bruder des vorigen, geb. 3. Juli 1836 in Halle a. S., trat 1856 in die staatliche Bergamtskarriere, verließ dieselbe aber 1864 als Bergreferendar, um die wissenschaftliche Laufbahn in den genannten Fächern zu verfolgen, zunächst als Schüler Bunsens in Heidelberg. 1865—70 war er für die geologische Landesanstalt in Berlin besonders durch Kartierung eines Teiles der Provinz Sachsen thätig. 1867 habilitierte er sich in Berlin, lehrte auch an der Bergakademie daselbst, wurde 1870 Professor der Mineralogie und Geologie am Polytechnikum zu Aachen, 1884 Professor an der Universität zu Kiel, 1886 in Bonn. L. lieferte zahlreiche kristallographische und chemische Untersuchungen von Mineralien. Von seinen größern Arbeiten sind besonders hervorzuheben die Untersuchungen über die Gegend von Kreuznach, die mit E. Weiß herausgegebene Übersichtskarte des kohlenführenden Saar-Rheingebietes (Berl. 1868) und »Geognostische Darstellung des Steinkohlengebirges und Rotliegenden von Halle« (das. 1875); auch schrieb er eine Biographie Heinrich von Dechens (Bonn 1889).

Lassalle, Ferdinand, Gelehrter u. Begründer der Sozialdemokratie in Deutschland, geb. 11. April 1825 in Breslau, gest. 31. Aug. 1864, Sohn eines reichen israelitischen Seidenhändlers, Lassal (Ferdinand L. schrieb sich »Lassalle« erst nach einem Pariser Aufenthalt im J. 1846), der ihn für den Handelsstand bestimmt hatte und deshalb auf die Leipziger Handelsschule schickte. Aber L., der keine Neigung für den kaufmännischen Beruf hatte, verließ im Sommer 1841 heimlich Leipzig, machte das Abiturientenexamen und studierte nun auf den Universitäten Breslau und Berlin Philosophie, Philologie und Archäologie. Schon während seiner Universitätszeit begann er sein Werk über Heraklit, welches ihm die akademische Laufbahn eröffnen sollte. Früh trat er in freundschaftliche Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten, so namentlich in Berlin zu A. Böckh, A. v. Humboldt u. a. 1844 ging er auf Reisen und hielt sich einige Zeit in Paris auf. Nach Deutschland zurückgekehrt, lernte er im Winter 1844/45 in Berlin die Gräfin Sophie Hatzfeldt kennen, die mit ihrem Manne im Ehescheidungs-

prozeß lebte (s. Hatzfeldt 3). Gerührt von dem Unglück der schönen, von ihren Verwandten verlassenen Frau, bot er derselben sein Vermögen und seine Dienste an, begab sich mit ihr nach der Rheinprovinz und führte nun fast 10 Jahre ihre Prozesse mit dem Grafen, die er schließlich auch gewann. L. und die Gräfin lebten dann bis zu seinem Tode fortwährend an denselben Orten und in dem engsten freundschaftlichen Verkehr. In jenem Rechtsstreit wurde L. auch in einen Kriminalprozeß, der seiner Zeit viel Aufsehen machte, verwickelt, indem er als intellektueller Urheber des Diebstahls einer Kassette der Mätresse des Grafen, der Baronin von Meyendorff, in welcher ein für den Fortgang des Prozesses wichtiger Kontrakt aufbewahrt war, angeklagt, aber nach einer glänzenden Verteidigungsrede freigesprochen wurde. 1848 stürzte L. sich in die politische Agitation. Seine Anschauungen waren die der radikalen Demokratie. Unter den Führern derselben nahm er sofort neben Marx, Freiligrath, Becker &c. einen hervorragenden Platz ein, durch den Verkehr mit Marx wurde er auch zum Sozialisten. Wegen einer zu Neuß gehaltenen Rede 22. Nov. 1848 verhaftet und angeklagt, die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben, wurde er nach sechsmonatiger Untersuchungshaft 3. Mai 1849 von den Geschwornen zu Düsseldorf freigesprochen. Die »berühmte« Assisenrede (»Meine Assisenrede &c.«, Düsseld. 1849) ist von L. nicht gehalten worden. Trotz der Freisprechung wurde aber L. nicht aus dem Gefängnis entlassen, sondern jetzt wegen derselben Rede eines geringern Vergehens, die Bürgerwehr zur Widersetzlichkeit gegen die Beamten aufgefordert zu haben, angeklagt und vom Korrektionstribunal 5. Juli 1849 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Nach Beendigung der Hatzfeldtschen Prozesse (1854) nahm L., zuerst in Düsseldorf, dann in Berlin, wohin er 1857 übersiedelte, seine wissenschaftlichen Studien wieder auf, vollendete sein Buch über »Die Philosophie Herakleitos' des Dunklen von Ephesos« (Berl. 1858, 2 Bde.) und schrieb »Das System der erworbenen Rechte, eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie« (Leipz. 1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1880), zwei Werke, welche ihm wegen ihrer Originalität einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt verschafften. Zwischendurch erschien auch sein historisches Trauerspiel »Franz von Sickingen« (Berl. 1859), ein Werk voll kühner, genialer Gedanken trotz aller Schwächen in ästhetischer und formaler Beziehung und von hohem Interesse durch die deutschnationale Gesinnung des Dichters, eines begeisterten Anhängers des deutschen Einheitsstaates. Diese Gesinnung tritt noch stärker hervor in der während des italienischen Krieges erschienenen Broschüre »Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens« (Berl. 1859), in welcher er die preußische Neutralität Frankreich gegenüber billigte, aber riet, Preußen solle den günstigen Augenblick der Beschäftigung seiner Gegner benutzen, um den Dualismus in Deutschland zu beseitigen und die deutschen Stämme mit Ausschluß Österreichs unter einer nationalen demokratischen Regierung zu einigen, ebenso in der Abhandlung »Fichtes politisches Vermächtnis und die neueste Gegenwart« (in Walesrodes »Demokratischen Studien«, Hamb. 1860) und in seiner Festrede auf Fichte 19. Mai 1862: »Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes« (Berl. 1862). Im März 1862 erschien als eignes Buch eine Kritik der Julian Schmidtschen Litteraturgeschichte, zu dem auch der L. nahe befreundete Lothar Bucher als »Das Setzerweib« Beiträge geliefert hat (»Herr Julian Schmidt, der Litterarhistoriker«, Berl. 1862). In der Konfliktszeit versuchte L. die Fortschrittspartei zum passiven Widerstand, zur Niederlegung des Mandats in Masse, zu bewegen und hielt auch in diesem Sinne öffentliche Vorträge: »Über Verfassungswesen« (Berl. 1862), »Was nun?« (das. 1862). Da die Fortschrittspartei diese Politik verwarf, glaubte L. die Zeit gekommen, eine eigne demokratische Partei bilden zu können. Er versprach sich einen Erfolg aber nur bei einem Programm, das zugleich Vorschläge über die Lösung der sozialen Frage enthielte. Zu diesem Zweck hielt er 12. April 1862 in einer großen Arbeiterversammlung einen Vortrag: Über den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes« (gedruckt u. d. T.: »Arbeiterprogramm«, Berl. 1862). Auf Grund dieses Vortrags wurde L. wegen Gefährdung des öffentlichen Friedens durch öffentliche Anreizung der Angehörigen des Staates zum Haß gegeneinander angeklagt und 16. Jan. 1863 zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, aber in zweiter Instanz freigesprochen. Anläßlich dieses Prozesses veröffentlichte L. folgende Schriften: seine Verteidigungsrede »Die Wissenschaft und die Arbeiter« (Zürich 1863), »Der Lassallesche Kriminalprozeß« (das. 1863), »Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen« (das. 1863). Sein Auftreten für die Arbeiterklasse veranlaßte 10. Febr. 1863 ein Arbeiterkomité in Leipzig, welches damals einen allgemeinen deutschen Arbeiterkongreß berufen wollte, sich an L. zu wenden und seine Ansicht über den Kongreß und über die Arbeiterfrage zu erbitten. L. antwortete nach 14 Tagen in einer Broschüre: »Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomité &c.« (Zürich 1863), in welcher er sein sozialistisches Programm entwickelte. Er riet dem Komité, dies Programm, dessen Hauptpunkt die Gründung von Produktivgenossenschaften mit Hilfe des Staatskredits war, anzunehmen, den Kongreß nicht zu halten, aber einen allgemeinen deutschen Arbeiterverein zu gründen, der sich zunächst nur die eine Aufgabe stelle, für das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht mit geheimer Abstimmung zu agitieren, um, wenn dies erreicht sei, mit Hilfe des Stimmrechts die Macht im Staat für den Arbeiterstand zu erlangen und dann das sozialistische Programm durchzuführen. Das Komité folgte dem Rat, L. wurde von ihm veranlaßt, in Leipzig 16. April (Lassalles Rede »Zur Arbeiterfrage«), in Frankfurt 17. und 19. Mai (»Arbeiterlesebuch«, Frankf. a. M.) und andern Orten zu sprechen; am 23. Mai 1863 wurde der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein in Leipzig mit etwa 600 Mitgliedern gegründet und L. zum Präsidenten gewählt. In dieser Stellung entfaltete er eine umfassende agitatorische Thätigkeit, aber seine Erfolge waren sehr gering. Kaum einige tausend Arbeiter gelang es ihm zu gewinnen. Sein Hauptkampf war gegen Bourgeoisie und Liberalismus gerichtet. Dieser Kampf verwickelte L. in eine Reihe von Kriminalprozessen, schließlich sogar in einen Hochverratsprozeß auf Grund einer gedruckten Ansprache: »An die Arbeiter Berlins« (Berl. 1863), in welcher er ausführte, daß die oktroyierte preußische Verfassung nicht zu Recht bestehe, und die Arbeiter aufforderte, in den Verein zu treten, um diese Verfassung zu stürzen. Er wurde in diesem Prozeß 12. März 1864 freigesprochen, aber in andern verurteilt. Die Agitation hatte Lassalles Gesundheit zerrüttet.

zur Stärkung derselben ging er, nachdem er noch im Mai 1864 am Rhein in den ihm ergebenen Arbeiterdistrikten einen Triumphzug gehalten, im Juni 1864 nach der Schweiz. L. traf dort mit Helene v. Dönniges, der Tochter eines bayrischen Diplomaten, zusammen, welche, ihm selbst schon von früher her bekannt, damals mit einem Walachen, Janko von Rakowitz, verlobt war. Sein Verhältnis zu dieser Dame führte zu einem Pistolenduell zwischen L. u. Rakowitz in Genf 28. Aug. 1864, in welchem L. tödlich verwundet wurde. — Die gegenwärtige Sozialdemokratie hat die Ideen Lassalles für veraltet erklärt, und sie mußte dies nach der Entwickelung, die sie genommen, thun; denn die moderne Sozialdemokratie ist international und staatsfeindlich geworden, während der Sozialismus Lassalles durchaus national war. Aber das ändert nichts an der historischen Bedeutung dieses Mannes, die darin liegt, daß er es verstanden hat, in Deutschland zuerst eine nachhaltige Arbeiterbewegung ins Leben zu rufen und den Arbeiterstand für seine eignen Interessen zu begeistern. — Außer den erwähnten Agitationsschriften erschienen noch: »Macht und Recht« (Zürich 1863); »Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag« (Düsseld. 1863); »Der Hochverratsprozeß wider Ferdinand L. ꝛc.« (Berl. 1864); »Die Agitation des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins« ꝛc.; Lassalles letzte Rede (das. 1864) und Lassalles letztes wissenschaftliches Werk: »Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit« (das. 1864), eine Polemik gegen die manchesterlichen Anschauungen über die soziale Frage und der Versuch, seinen sozialistischen Standpunkt wissenschaftlich zu begründen. Eine Gesamtausgabe seiner »Reden und Schriften« besorgte im Auftrage des Vorstands der sozialdemokratischen Partei E. Bernstein (Berl. 1891—94, 3 Bde.). Vgl. B. Becker, Geschichte der Arbeiteragitation F. Lassalles (Braunschw. 1874); G. Brandes, Ferdinand L. (2. Aufl., Berl. 1888); A. Aaberg, Ferdinand L. (Leipz. 1883); E. v. Plener, L. (das. 1884); Diehl, Artikel »Lassalle« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaft«, Bd. 4 (Jena 1892); Brandt, F. Lassalles sozialökonomische Anschauungen und praktische Vorschläge (das. 1895); »F. Lassalles Tagebuch« (hrsg. von P. Lindau, Bresl. 1891).

Lassan, Stadt im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Greifswald, an der Peene, hat eine evang. Kirche, Fischfang, Fischhandel u. Fischräucherei, eine Dampfschneidemühle, Möbeltischlerei und (1890) 2340 Einw., davon 5 Katholiken und 9 Juden.

Laßberg, Joseph, Freiherr von, Altertumsforscher und Litterarhistoriker, geb. 10. April 1770 in Donaueschingen, gest. 15. März 1855 auf Schloß Meersburg am Bodensee, ward 1804 Landesforstmeister und Geheimrat des Fürsten von Fürstenberg, gab aber 1817 diese Stellung wieder auf und lebte seitdem auf seinem Landsitz zu Eppishausen im Thurgau, seit 1838 auf Schloß Meersburg ausschließlich dem Studium der altdeutschen Litteratur. L. war im Besitz ansehnlicher Sammlungen für deutsche Altertümer und altdeutsche Litteratur (jetzt in Donaueschingen befindlich), deren Schätze (darunter besonders wertvolle Handschriften) zahlreiche Verehrer und Forscher in sein stets gastlich geöffnetes Haus führten. Von seinen Ausgaben altdeutscher Gedichte, die er zum Teil unter dem Pseudonym »Meister Sepp von Eppishausen« erscheinen ließ, verdient besondere Hervorhebung der »Liedersaal« (St. Gallen 1820—25, 4 Bde.), dessen letzter Band den ersten Abdruck der sogen. Hohenemsschen Nibelungenhandschrift enthält. Mannigfaches Interesse bietet der »Briefwechsel zwischen L. und Uhland« (hrsg. von Pfeiffer, Wien 1870). Seinen Briefwechsel mit dem appenzellischen Historiker Joh. Kasp. Zellweger gab E. Ritter v. Trogen heraus (St. Gallen 1889).

Lassell, William, Astronom, geb. 18. Juni 1799 zu Bolton in Lancashire, gest. 4. Okt. 1880, ursprünglich Brauer, wandte sich um 1820 der Astronomie zu und erbaute zwei Reflektoren von je 7 Zoll Öffnung, später noch einen größern von 9 Zoll Öffnung, mit denen er in der Nähe von Liverpool auf seiner Privatsternwarte »Starfield« beobachtete. 1844 ging er an die Herstellung eines Reflektors von 2 Fuß Öffnung u. 20 Fuß Brennweite und erfand dabei eine Spiegelpoliermaschine, die zur Zeit noch gebraucht wird. Mit diesem Fernrohr entdeckte L. 1847 den Neptunmond sowie 1848, gleichzeitig mit Bond, den achten Saturnmond, Hyperion, und 1851 zwei Uranusmonde, Umbriel und Ariel. Vom Oktober 1852 bis März 1853 beobachtete L. in Malta und veröffentlichte sorgfältige Zeichnungen des Orionnebels und verschiedener planetarischer Nebel. Nach England zurückgekehrt, verlegte L. seine kleine Sternwarte nach Bradstones. Mit einem neuerbauten Reflektor von 4 Fuß Öffnung und 37 Fuß Brennweite ging L. 1861 nach Malta, wo er bis 1865 zahlreiche Beobachtungen anstellte und 600 neue Nebel entdeckte. Nach seiner Rückkehr nach England ließ sich L. in Ray Lodge bei Maidenhead nieder, wo er in einer neugebauten Sternwarte seinen zweifüßigen Refraktor aufstellte.

Lassen, 1) Christian, Begründer der ind. Altertumswissenschaft, geb. 22. Okt. 1800 zu Bergen in Norwegen, gest. 9. Mai 1876 in Bonn, studierte in Christiania, dann in Heidelberg und Bonn, wo er, durch A. W. v. Schlegel den indischen Studien zugeführt, in den Genuß eines Stipendiums zu einem zweijährigen Aufenthalt in Paris und London gesetzt wurde. Hier legte L. Sammlungen aus der indischen Litteratur an, die Grundlage seiner spätern Publikationen. Mit Burnouf zusammen ging er an die Erforschung des noch ganz unbekannten Pâli (s. d.) und veröffentlichte 1826 mit ihm seinen »Essai sur le Pâli«. Zurückgekehrt, habilitierte er sich 1827 in Bonn, wurde 1830 zum außerordentlichen, 1840 zum ordentlichen Professor der altindischen Litteratur ernannt und entwickelte jahrzehntelang die anregendste Lehrthätigkeit, bis ihm zunehmende Augenschwäche u. schließlich völlige Erblindung ein Ziel setzte. Mit A. W. v. Schlegel gab L. die Fabelsammlung »Hitopadesa« (Bonn 1829—31, 2 Bde.) heraus, deren zweiter, vorzugsweise kritischer Teil fast ganz von ihm herrührt. Durch Colebrookes Arbeiten angeregt, unternahm L. das schwierige Studium der bedeutendern Werke der indischen Philosophie und veröffentlichte in dem »Gymnosophista« (Bonn 1832) ein kurzes indisches Lehrgedicht über die sogen. Sankhyaphilosophie. Später lieferte er eine Ausgabe und lateinische Übersetzung des berühmten, von Rückert übertragenen Gedichts »Gîtagovinda« von Dschajadewa (Bonn 1837) und eine neue Ausgabe von Schlegels »Edition du Bhagavad-Gîtâ« (das. 1846). Zu einer »Anthologia sanscrita« (Bonn 1838; neu bearbeitet von Gildemeister, 2. Aufl., das. 1868) half L. einem Bedürfnis des ersten akademischen Unterrichts ab. Ein Musterwerk von Fleiß und Scharfsinn sind seine »Institutiones linguae pracriticae« (Bonn 1837), eine vergleichende Grammatik

der im indischen Drama gebrauchten Tochtersprachen des Sanskrit. Auch zur Erklärung der Eugubinischen Tafeln hat er durch zwei Abhandlungen im »Rheinischen Museum« einiges beigetragen. Glücklicher noch war er in seinen Versuchen zur Erklärung der sogen. Keilinschriften (»Die altpersischen Keilinschriften zu Persepolis«, Bonn 1836), an die er schätzbare Untersuchungen über die alte Geographie Persiens knüpfte. Ein Werk emsigen Fleißes ist die Abhandlung »Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien« (Bonn 1838). Sein Hauptwerk aber, worin er auf dem Gebiet der indischen Forschungen bahnbrechend wurde und unerreicht blieb, ist die »Indische Altertumskunde« (Bonn 1844—61, 4 Bde.; Bd. 1 u. 2 in vermehrter Auflage, 1867 u. 1874), die sich als den Inbegriff alles bis dahin erreichten antiquarischen Wissens über Indien darstellt. Seine frühern Einzeluntersuchungen: »De Pentapotamia indica« (Bonn 1827) u. a., sind als Vorarbeiten zu seiner Altertumskunde zu betrachten. Außerdem hat L. zu der »Indischen Bibliothek« A. W. v. Schlegels, dem »Rheinischen Museum« und der »Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes« viele Beiträge geliefert.

2) Eduard, Komponist, geb. 13. April 1830 in Kopenhagen, erhielt seine musikalische Ausbildung auf dem Konservatorium zu Brüssel, wohin seine Familie zuvor übergesiedelt war, und gewann 1851 den ersten Kompositionspreis (prix de Rome). 1857 wurde auf Antrieb Liszts seine Oper »Landgraf Ludwigs Brautfahrt« in Weimar aufgeführt, wo er im folgenden Jahr als Hofmusikdirektor, 1861 als Hofkapellmeister angestellt wurde. 1895 trat er in den Ruhestand. Von seinen Kompositionen, die von bedeutendem Talent und hohem künstlerischen Ernst zeugen, sind noch hervorzuheben: die Opern »Frauenlob« (Weimar 1860) und »Le Captif« (Brüssel 1868), zwei Symphonien, Charakterbilder für Orchester zu Hebbels »Nibelungen«, Chöre mit Orchester zu Sophokles' »König Ödipus«, die zuerst 1876 in Weimar zur Aufführung gekommene Musik zu Goethes »Faust«, »Biblische Bilder« (für Gesangssoli und Instrumente), mehrere Ouvertüren und eine große Zahl sehr beliebter ein- und mehrstimmiger Lieder.

Lasser von Zollheim, Joseph, Freiherr, österreich. Minister, geb. 30. Sept. 1815 zu Werfen im Herzogtum Salzburg, gest. 18. Nov. 1879 in Wien, aus einer 1708 in den Reichsritterstand erhobenen Adelsfamilie, studierte in Wien die Rechte und trat 1846 in den österreichischen Staatsdienst. 1848 von seiner Heimat in den österreichischen Reichstag gewählt, war er wiederholt Vizepräsident desselben und ein sehr thätiges Mitglied des Verfassungsausschusses; er gehörte zu den hervorragendsten und einflußreichsten Abgeordneten und war Hauptredner der liberalen großösterreichischen Partei. 1849 wurde er Ministerialrat, 1859 Sektionschef im Ministerium des Innern, 20. Okt. 1860 als Minister ohne Portefeuille mit der provisorischen Verwaltung des Justizministeriums beauftragt; unter Schmerling war er vom 4. Febr. 1861 bis Juli 1865 Minister der politischen Verwaltung, erhielt hierauf die Statthalterschaft von Tirol, wurde 1867 in den Freiherrenstand erhoben und übernahm 25. Nov. 1871 wieder das Ministerium des Innern im Ministerium Adolf Auersperg, zu dessen tüchtigsten Mitgliedern er gehörte. Namentlich war die Wahlreform von 1873 sein Werk. Als aber dies Ministerium nach Abschluß der Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn 28. Juni 1878 seine Entlassung einreichte, bekam auch L. vom Kaiser 10. Juli 1878 den aus Gesundheitsrücksichten (es hatte ihn der Schlag gerührt) besonders erbetenen Abschied unter gleichzeitiger Berufung in das Herrenhaus.

Laßgüter, s. Bauerngut, S. 569.

Lassi (Lazzi), s. Liten.

Lasso, südamerikan. Instrument zum Fangen von Tieren, ein 10—15 m langer, aus ungegerbter Haut geflochtener, im Querschnitt kreisrunder Riemen, welcher mit einem Ende am Sattel befestigt wird und am andern Ende eine lose Schlinge hat. Der L. wird kunstgerecht zusammengerollt, um den Kopf geschwungen und dann den Pferden oder den Rindern um den Hals, bez. um die Hörner geschleudert. Vgl. Bolas.

Lasson, Adolf, philosoph. Schriftsteller, geb. 12. März 1832 zu Altstrelitz in Mecklenburg, studierte 1848—52 an der Universität Berlin Philologie und Rechtswissenschaft, ist seit 1859 als Professor an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin, daneben seit 1874 als Dozent der Litteratur und Ästhetik am Viktoria-Lyceum und seit 1877 als Dozent der Philosophie an der Universität thätig. Unter seinen Schriften, in denen er eine durch die Ansichten der historischen Rechtsschule und durch die neuern naturwissenschaftlichen Anschauungen beeinflußte Fortbildung der Hegelschen Lehre vertritt, sind hervorzuheben: »J. G. Fichte im Verhältnis zu Staat und Kirche« (Berl. 1863); »Meister Eckhart der Mystiker« (das. 1878); »Das Kulturideal und der Krieg« (das. 1868); »Prinzip und Zukunft des Völkerrechts« (das. 1871); »System der Rechtsphilosophie« (das. 1881); »Zeitliches und Zeitloses«, acht Vorträge (Leipz. 1890); »Sint ut sunt, für das alte Gymnasium wider die Neuerer« (Berl. 1891). Vgl. Kahle, A. Lassons System der Rechtsphilosophie (Halle 1883).

Lassu (ungar., spr. láschschu), der langsame Einleitungsteil des Csardas (s. d.).

Lassus, Orlandus (ital. Orlando di Lasso), Komponist, geb. 1532 zu Mons im Hennegau (Belgien), gest. 14. Juni 1594 in München, kam frühzeitig nach Italien, wo er besonders in Neapel seiner musikalischen Ausbildung oblag und, kaum 21 Jahre alt, zu Rom die Kapellmeisterstelle an San Giovanni im Lateran erhielt. Später bereiste er England und Frankreich und scheint dann einige Jahre in Zurückgezogenheit in Antwerpen gelebt zu haben, bis er 1557 vom Herzog Albrecht V. von Bayern nach München berufen wurde. Hier erhielt er 1562 die erste Kapellmeisterstelle sowie 1570 vom Kaiser Maximilian den Reichsadel und wurde 1571 vom Papst Gregor XIII. zum Ritter vom Goldenen Sporn ernannt. Auch König Karl IX. von Frankreich überhäufte den Komponisten, als derselbe im letztgenannten Jahr nach Paris kam, mit Auszeichnungen und Geschenken. Als der König infolge der Bartholomäusnacht (1572) von Gewissensbissen gepeinigt wurde, waren es besonders L.' berühmte sieben Bußpsalmen, die eine lindernde Wirkung auf sein Gemüt übten. L. war nächst Palestrina der größte Tonsetzer des 16. Jahrh. und der letzte berühmte Meister der sogen. niederländischen Schule, deren verhältnismäßig beschränkten Wirkungskreis er jedoch weit überschritt, indem er den im Laufe des 16. Jahrh. auch bei den übrigen Nationen erwachten Kunstgeist in sich aufnahm und mit universaler Kraft zum Ausdruck brachte. Von seinem Fleiß und seiner Fruchtbarkeit zeugt die Zahl der von ihm hinterlassenen Werke, deren nicht weniger als 2337 nachweisbar

sind, die teils gedruckt, teils als Manuskript in den Bibliotheken von München, Wien und Berlin bewahrt werden, darunter 51 Messen, 780 Motetten ꝛc. sowie die erwähnten sieben Bußpsalmen zu fünf Stimmen, deren erster Band 1565, der zweite 1570 vollendet wurde, letzteres Werk einer der kostbarsten Schätze der Münchener Bibliothek. Ein Verzeichnis seiner sehr zahlreichen im Druck erschienenen Kompositionen enthalten die »Monatshefte für Musikgeschichte«, 5. und 6. Jahrgang (Berl. 1873–74). Eine auf 60 Bände berechnete Gesamtausgabe seiner Werke (Partitur) von Haberl und Sandberger erscheint seit 1895 im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Ein ehernes Standbild des Meisters (von Widnmann) wurde 1849 in München errichtet; ein andres (von Frison) schmückt seit 1853 seine Vaterstadt. — Von seinen Söhnen haben sich zwei: Ferdinand (gest. 27. Aug. 1609 als Kapellmeister in München) und besonders Rudolf (gest. 1636 als Hoforganist daselbst) ebenfalls als Musiker hervorgethan. Vgl. Delmotte, Biographische Notiz über Roland de Lattre (deutsch, Berl. 1837); Bäumker, Orlandus de L. (Freiburg 1878); Declève, Roland de Lassus, sa vie et ses œuvres (Mons 1894); Destouches, Orlando di Lasso, ein Lebensbild (Münch. 1894); Sandberger, Beiträge zur Geschichte der bayrischen Hofkapelle unter Orlando di Lasso (Leipz. 1894 ff.).

Laßwade (spr. láßwēd), Dorf in Edinburghshire (Schottland), mit Papier- und Teppichfabriken und (1891) 1295 Einw., dabei Hawthorndon Castle, der Sitz Drummonds, des Dichters und Freundes von Shakespeare und Ben Jonson.

Laßwedel, s. Mittelwaldbetrieb.

Last, die bei den einfachen Maschinen (Hebel, Rolle, Schraube) zu überwindende Kraft. Auf Schiffen ein Raum unter dem Zwischendeck zur Aufbewahrung von Vorräten: Kettenlast, Wasserlast ꝛc.; Lastleute, die Matrosen, welche die L. in Ordnung halten.

Last, ein Großmaß für Schüttwaren, welches im nördlichen Europa durch das metrische noch nicht völlig verdrängt ist. Die russische L. Hafer enthält 20 Kuhl, sonstiges Getreide und Sämereien 16 Tschetwert = 33,584 hl, die dänische (Läst) 12 Tonnen = 16,695 hl; die schwedische Neulast (nyläst) hatte 100 Zentner = 4250 kg, die preußische L. für Getreide 60 Scheffel und für Steinkohlen 18 Tonnen, die Lübecker 96 Scheffel = 33,306 hl oder 12 Tonnen Steinkohlen und Koks = 16,5864 hl, die Hamburger 60 Faß = 32,977 hl, die Bremer 40 Scheffel = 29,642 hl, die niederländische bis 1870: 30 hl; in England ist die L. = 2 Loads (s. d.) = 29,078 hl, in den Vereinigten Staaten 80 Winchester Bushels = 28,19 hl. Englische Steinkohlen und Koks werden in Berlin für die Last von 40 hl, schlesische für 60 Zentner verkauft. Als Feldmaß war die mecklenburgische L. Aussaat = 6000 QRuten zu 21,678 qm. Vgl. Kommerzlast und Schiffslast.

Lastadie (Lastagie, v. deutsch. Last), in deutschen Seestädten ursprünglich Platz zum Aus- und Einladen von Schiffen, danach häufig Name von Straßen oder Stadtteilen.

Lastdruckbremse, s. Winde.

Laster, die zur Gewohnheit gewordene unsittliche Handlungsweise, im Gegensatz zur Tugend (s. d.) als der sittlichen Handlungsweise.

Lasteyrie-Dusaillant (spr. lastärī' düßajáng), Adrien Jules, Marquis de, geb. 31. Okt. 1810 auf dem Schloß Lagrange im Depart. Seine-et-Marne, gest. 15. Nov. 1883, trat in die Dienste der Dona Maria, Königin von Portugal, und beteiligte sich 1832 an Dom Pedros Expedition, die Dom Miguel vom Thron stürzte. Seit 1842 war er Deputierter und nach der Februarrevolution, in welcher er sich als treuen Anhänger der Orléans bekundete, Abgeordneter in der Konstituante und der Legislative, wo er zur antirepublikanischen Partei der Rue de Poitiers gehörte. Infolge des Staatsstreiches vom 2. Dez. 1851 verbannt, war er schon im ersten Amnestiedekret vom 7. Aug. 1852 inbegriffen. Am 8. Febr. 1871 wurde er in die Nationalversammlung gewählt, wo er anfangs zu den Orléanisten, später zu den gemäßigten Republikanern zählte. Seit 1877 war er Senator. Er schrieb: »Histoire de la liberté politique en France« (Par. 1860).

Lastigkeit, die Tragfähigkeit der Schiffe. Vgl. Schiffsvermessung.

Lasting (engl., Prunell, früher auch Kalamank, Kalmank), atlasartig gewebte, dichte Stoffe aus hartem Kammgarn, werden meist nur in Schwarz und andern dunkeln Farben hergestellt und dienen zu Möbelstoffen, Schuhen, Westen- und Kleiderstoffen. Gemischte Stoffe dieser Art mit Kette von Baumwollzwirn heißen Paramatta.

Lastleute, s. Last.

Lastman, Pieter, holländ. Maler und Radierer, geb. um 1580 in Amsterdam, gest. nach 1629, war anfangs Schüler des Gerrit Pietersz in Amsterdam und bildete sich seit 1604 in Rom unter dem Einfluß von Elsheimer. Nach Amsterdam zurückgekehrt, malte er biblische und mythologische Szenen in landschaftlicher Umgebung, von denen die Flucht nach Ägypten (Rotterdam), Odysseus vor Nausikaa (Braunschweig und Augsburg), Urteil des Midas (Kassel) und die Erweckung des Lazarus (im Haag) hervorzuheben sind. Die Daten auf seinen Bildern reichen bis 1629. L. war eine Zeitlang der Lehrmeister Rembrandts.

Last, not least (engl., spr. läst, nott líst), »der, die, das Letzte, aber nicht Geringste«, Citat aus Shakespeare (»Julius Cäsar«, III, 1, und »König Lear«, I, 1).

Lastra a Signa, s. Signa.

Lästrygōnen, bei Homer ein menschenfressendes Riesenvolk im fernen Westen, von Odysseus (s. d.) besucht. Die spätern Griechen suchten den Wohnsitz der L. auf Sizilien, speziell unterhalb des Ätna bei Leontini, die römischen Dichter an der Küste von Latium im Gebiet von Formiä.

Lastträger, Schmetterling, s. Aprikosenspinner.

Lasūr, s. Kupferlasur.

Lasūrblau, soviel wie Ultramarin.

Lasūrfarben, soviel wie Saftfarben.

Lasurīt, s. Kupferlasur.

Lasūrmeise, s. Meise.

Lasūrstein (Lapislazuli, armenischer Stein), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Nephelingruppe), kristallisiert tesseral, findet sich meist derb und eingesprengt in kleinen und feinkörnigen Aggregaten, ist prachtvoll lasurblau, oft von gelben Schwefelkiespunkten durchsetzt, glasähnlich fettglänzend, kantendurchscheinend bis undurchsichtig, Härte 5,5, spez. Gew. 2,38—2,44, besteht aus einem Aluminium-Natrium-Calciumsilikat mit Natrium- und Calciumsulfat und etwas Eisen. Seine Farbe verdankt er wohl einer ähnlichen Verbindung wie das Ultramarin, und, wie dieses, entwickelt er mit Salzsäure unter Entfärbung Schwefelwasserstoff. Der derbe L. erweist sich unter dem Mikroskop als ein körniges Gemenge von farb-

losen (wohl Kalkspat) und intensiv blau gefärbten Partikeln zwiefacher Art und enthält auch Diopsid und Hornblende. Er findet sich in ältern Kalksteinen und dolomitischen Kalksteinen am Bolor in Turan, im Baikalgebirge in Sibirien, in der chinesischen Provinz Kiangsi, in Tibet und in den Kordilleren von Chile, in Auswürflingen des Monte Somma und im Peperin der Albaner Berge. Als Schmuckstein war der L. bereits bei den Römern, welche ihn dem Saphir zurechneten, sehr geschätzt, der hochblaue L. wurde schon früh aus der sogen. Bucharei ausgeführt. Im Mittelalter ward er vorzüglich in Mosaiken zur Darstellung des Himmels benutzt. Jetzt wird der L. zu Ring- und Nadelsteinen, Kreuzen, Ohrgehängen, Dosen, Vasen, Leuchtern, Schalen, Uhrgehäusen ꝛc., architektonischen Verzierungen u. Steinmosaiken verwendet. Er nimmt zwar eine gute Politur an, verliert sie aber infolge häufigen Gebrauchs und wird matt. Früher stand der L. als das einzige Material für Darstellung des Ultramarins bei weitem höher im Preis als jetzt. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 6.

Las Vegas, Hauptort der Grafschaft San Miguel im nordamerikan. Territorium New Mexico, am Ostfuß des Felsengebirges und an der Atchison-Topeka- und Santa Fé-Bahn, 1958 m ü. M., mit bedeutendem Wollmarkt und (1890) 2385 Einw. Eine 9 km lange Zweigbahn führt nach dem Badeort Las Vegas Hot Springs (40 Quellen von 25–60°).

Latacunga (Llactagunga, Tacunga), Hauptstadt der Provinz Leon in Ecuador, 69 km südlich von Quito, 2860 m ü. M., unter 0° 55' südl. Br., eine der schönsten Städte der Republik, nachdem sie wiederholt (zuletzt 1797) durch Erdbeben zerstört worden war, hat eine höhere Schule, Pulverfabrik, Salpetergewinnung und 16,000 Einw. Dabei Ruinen eines Inkapalastes.

La Taille (spr. taj'), Jean de, franz. Dramatiker des 16. Jahrh., s. Französische Litteratur, S. 788.

Latakia, Stadt, s. Ladikie.

Latania *Commers.* (Samtpalme), Gattung aus der Familie der Palmen, mittelgroße Bäume mit endständigen, fächerförmigen Blättern, diözischen Blüten und gelben, dreisamigen Früchten. Drei Arten auf den Maskarenen und den benachbarten ostafrikanischen Inseln. L. Commersonii *L.* (L. rubra *Jacq.*), auf Bourbon und Mauritius, hat Früchte von der Größe eines kleinen Apfels, welche trotz ihres schlechten Geschmacks von den Negern gegessen werden. Die Pflanze bildet eine der herrlichsten Zierden unsrer Palmenhäuser. Auch L. Loddigesii *Mart.*, aus dem äquinoktialen Afrika, und L. Verschaffeltii *Lem.*, auf Rodriguez, werden bei uns kultiviert. L. chinensis *Jacq.*, L. borbonica *Lam.*, soviel wie Livistona chinensis *Mart.*

Laetāre (lat., »Freue dich«), Name des vierten Fastensonntags, vom Anfangswort des in der alten Kirche üblichen Introitus Laetare Jerusalem (Jes. 66, 10). Er heißt auch Mittfasten, weil er in die Mitte der Fastenzeit fällt; Rosensonntag, weil der Papst an diesem Tage die Goldene Rose zu weihen pflegt, und Brotsonntag wegen der Lektion von der Speisung der 5000 Menschen (Joh. 6, 1–15).

Lateau (spr. -tō), Louise, das neueste Beispiel für Stigmatisation (s. d.), geb. 30. Jan. 1850 als Tochter eines Eisenbahnarbeiters zu Bois d'Haine in Belgien, gest. 25. Aug. 1883, wurde seit 24. April 1868 mit den an jedem Freitag blutenden Wundenmalen begnadigt, wozu seit Juli 1868 Ekstase und seit März 1871 angeblich gänzliche Speiseenthaltung mit Ausnahme der täglich genossenen Kommunion kam. Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Bischof Dumont von Tournai, beutete den rätselhaften Zustand jahrelang im Interesse der katholischen Kirche aus, welche Gott durch solches Wunder auszeichne, und als Dumont 1880 vom Papst für irrsinnig erklärt und abgesetzt wurde, soll die L. für ihn Partei ergriffen haben. Übrigens hatte dem ganzen in Bois d'Haine ausgeführten Schauspiel Louisens Schwester schon im Sommer 1875 für einige Zeit dadurch ein Ende bereitet, daß sie der Geistlichkeit das Haus verbot. Eine von der medizinischen Fakultät zu Brüssel mit der Untersuchung des Falles beauftragte Kommission aber kam zu dem Resultat, die L. leide an »stigmatischer Neuropathie«. Seit 1880 galt sie nur noch als krank. Vgl. Warlomont, Rapport médical sur la stigmatisée de Bois d'Haine (Brüssel 1875); Schwann, Mein Gutachten über die Versuche an der stigmatisierten Louise L. (Köln 1875). Ihr Leben beschrieben Majunke (2. Aufl., Berl. 1875) und Rohling (Paderb. 1874).

Latein, soviel wie lateinische Sprache, bekanntlich jahrhundertelang die Gelehrtensprache; daher die Redensart »mit seinem L. (d. h. seinem Wissen und Können) zu Ende sein«.

Lateiner, die Bewohner von Latium, s. Latiner; lateinisch, auf Latium bezüglich, insbes. soviel wie römisch; auch soviel wie abendländisch, im Gegensatz zu byzantinisch (morgenländisch); endlich im Volksmunde gebraucht für pedantisches, unpraktisches Wesen, wie es Gelehrte zeigten, z. B. lateinische Farmer (in Amerika); lateinische Jäger, soviel wie Sonntagsjäger; lateinische Reiter ꝛc.

Lateinische Kirche, soviel wie römisch-katholische Kirche, im Gegensatz zur morgenländischen oder griechisch-katholischen.

Lateinische Küche, früher soviel wie Apotheke.

Lateinische Kunst, in der Jägersprache die angebliche Kunst, die Büchse eines andern zu versprechen, Wild zu berücken u. dgl. infolge eines Bündnisses mit dem Teufel.

Lateinische Litteratur des Mittelalters. Den Untergang der Herrschaft des römischen Volkes überlebt um etwa ein Jahrtausend die Herrschaft der lateinischen Sprache. In ihr waren aufgezeichnet die auch von den Barbaren anerkannten Rechtssammlungen und wiedergegeben die erst durch diese Übertragung allgemeiner verbreiteten Urkunden des Christentums. An ihr Verständnis war gebunden, wer an die alte, auch im Verscheiden noch imponierende Kultur anknüpfen wollte, an ihren Gebrauch, wer universale Tendenzen verfolgte, wie die katholische Kirche. Anfangs das Organ überhaupt jeder litterarischen Äußerung und nationale Litteraturen innerhalb der Grenzen des ehemaligen Reiches und der christlichen Mission erst weckend, wird das Lateinische als Litteratursprache des christlichen Abendlandes im Mittelalter von den erwachten Litteraturen nur allmählich zurückgedrängt und schließlich beschränkt auf den Gebrauch in Kirche und Wissenschaft, die ihren universalen Charakter behaupten. Von der Sprache der Römer unterscheidet sich das Latein des Mittelalters in Lautlehre und Flexion nur etwa bis zum 9. Jahrh., solange die Entwickelung der Volkssprachen vielfach zur Unsicherheit im schriftlateinischen Ausdruck führt, und später, wenn ungebildete Romanen zur Feder greifen; in Syntax und Stilistik fast jederzeit und allerorten unter dem Zwang der Reimprosa und der von der

Rhetorik genau geregelten Satzschlüsse; im Wortschatz hier und da durch Latinisierung von Fremdwörtern. Ganz abseits von jeder natürlichen Entwickelung steht der mit griechischen, hebräischen und selbstgeschaffenen Wörtern untermischte Ausdruck in einigen Litteraturwerken Südwestbritanniens aus dem 6. und 7. Jahrh. (vgl. Zimmer, Nennius vindicatus, Berl. 1893). Doch gelten Fremdwörter und aus Glossarien erborgte Archaismen auch später noch als stilistischer Schmuck. Im allgemeinen geht das Streben dahin, sich an die in Kloster und Schule gelesenen, immer wieder abgeschriebenen und dadurch für uns erhaltenen römischen Schriftsteller eng anzulehnen. Da noch kein falscher Klassizismus die Nachahmung auf bestimmte Vorbilder beschränkte, so erhöht sich fortwährend die Ausdrucksfähigkeit und entsteht mit der Zeit eine souveräne Herrschaft über ein ausgedehntes Sprachmaterial, bis der Humanismus engere Grenzen zog, das Stilgefühl steigerte, aber die Handlichkeit der lateinischen Sprache selbst für allgemeinern gelehrten Verkehr beseitigte. Ein eigentümliches Gepräge erhält vielfach die Prosa durch die Einführung des Reimes und der metrischen oder rhythmischen Kadenz, welche die einzelnen Teile des Satzes gliedern und ebenso geeignet sind, eine gewisse Eindringlichkeit, z. B. in Gesetz und Predigt, zu unterstützen als ein leeres Wortgeklingel auch auf die ungebundene Rede zu übertragen. Die Poesie bewahrt den von den Römern ausgebildeten Versbau; neben den quantitierenden (metrum) tritt überall auch der accentuierende (rhythmus) mit der notwendigen Begleiterscheinung des Reimes. Accentuierende Versarten, in denen das Mittelalter seine schönsten und originellsten Töne anschlägt, überwiegen im Kirchenlied und bei der Behandlung mehr volkstümlicher Stoffe. Der Reim wird seit dem 9. Jahrh. häufiger auch auf die quantitierende Poesie übertragen.

Vgl. im allgemeinen: Docen, Über die Ursachen der Fortdauer der lateinischen Sprache (Münch. 1815). Über Grammatik: Bonnet, Le latin de Grégoire de Tours (Par. 1890); Ronca, Cultura medioevale (Rom 1892); Seiler, Ruodlieb (Halle 1882); Voigt, Ysengrimus (das. 1884). Über grammatische Lehren des Mittelalters: Eckstein, Lateinischer und griechischer Unterricht (Leipz. 1887); Baebler, Beiträge zu einer Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter (Halle 1885); Reichling, Das Doktrinale des Alexander de Villa-Dei (Berl. 1893); Fierville, Une grammaire du XIII. siècle (Par. 1886). Wortschatz: (du Fresne) du Cange, Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis (Par. 1678; beste Ausgabe von Henschel, das. 1840—1850, 7 Bde.); Diefenbach, Glossarium latino-germanicum (Frankf. 1857); Derselbe, Novum glossarium (das. 1867). Über Satzschluß und Reimprosa: W. Meyer in den »Göttingischen gelehrten Anzeigen«, 1893, Nr. 1; Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre, Bd. 1 (Leipz. 1889). Über reimende und rhythmische Dichtung: W. Meyer: Radewins Gedicht über Theophilus (Münch. 1873), Der ludus de Antichristo (das. 1882), Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung (das. 1885).

Den zahlreichen lateinischen Litteraturwerken des Mittelalters ist ein einheitlicher Charakter eigen, der eine zusammenfassende litterarische Beurteilung rechtfertigt, insofern, als sie hauptsächlich von Geistlichen und für Geistliche geschrieben sind, durchweg getragen werden von der christlichen Weltanschauung und für Form und Technik meist in der römischen Litteratur das Vorbild suchen. Doch ist bis zum 11. Jahrh. der litterarische Verkehr und Austausch selbst innerhalb ein und desselben Landes gering, und die vorhandenen Unterschiede in der Nationalität der Schriftsteller treten dadurch um so deutlicher hervor. So steht der Betrachter weit eher vor der verwirrenden Mannigfaltigkeit einzelner Schulen und miteinander nicht zusammenhängender litterarischer Pflegestätten als vor dem Gesamtbild einer Weltlitteratur, wie man es erwarten darf und zu finden gemeint hat.

Während im 6. und 7. Jahrh. die römische Litteratur in ihren letzten Ausläufern auf dem Festlande dem Ende entgegeneilt, zieht neues Leben ein mit den irischen Missionaren (s. Columbanus) und verbreitet sich aus den von ihnen gestifteten Klöstern (vornehmlich Bobio, Luxeuil, St. Gallen). In Irland selbst gedeiht die dort längst gepflegte und nicht den Stürmen des Kontinents ausgesetzte Litteratur im 7. und 8. Jahrh. zu voller Blüte und wird von hier zu den Angelsachsen verpflanzt (der Dichter Aldhelm, Beda). Auswandernde Iren (Scotti) und Angelsachsen (s. Alkuin) werden die treibenden Kräfte für die nun in den karolingischen Reichen neu einsetzende litterarische Bewegung. Seit dieser Zeit, die man die karolingische Renaissance genannt hat, sind die durch solche Lehrer geförderten, in ihrer Bedeutung einander ablösenden Benediktinerklöster in Frankreich (Tours, Corbie, St.-Riquier, Fleury u. a.) und Deutschland (St. Gallen, Fulda, Reichenau, Korvey u. a.), daneben die mit Dom- und Stiftskirchen verbundenen Schulen und einzelne Fürstenhöfe (ausgezeichnet ist die Hofschule der Karolinger) die Mittelpunkte der lateinischen Litteratur. Wenig beteiligt sich Italien an der ziemlich gleichmäßig verlaufenden, durch politische Ereignisse und kulturfeindlichere Strömungen nur auf Zeiten gehemmten Bewegung, innerhalb derer das den grammatischen und rhetorischen Studien mehr zugewandte Frankreich dem z. B. in der Geschichtschreibung thätigern Deutschland im allgemeinen den Rang abläuft; doch wie Italien schon früher in einer vielleicht an ältere Grammatikerschulen sich anschließenden Tradition die Laienbildung gepflegt und einer mehr weltlich gesinnten Richtung Vorschub geleistet, tritt es vom 11. Jahrh. an in der Pflege des römischen Rechts und der von den Arabern vermittelten griechischen Heilkunde mit zahlreichen diesen Wissenschaften gewidmeten lateinischen Schriften hervor. Ähnlich wächst die Bedeutung Spaniens, das, früher unfruchtbar in eignen lateinischen Hervorbringungen, seit dem 12. Jahrh. die von Arabern überlieferten Schätze griechischer Weisheit in Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medizin und morgenländischer Fabeln dem Abendlande durch lateinische Übersetzungen erschließt. In England besteht eine bemerkenswerte lateinische Litteratur erst wieder, nachdem es durch die Eroberung mit der Normandie in Beziehungen gekommen. Die überall im 12. Jahrh. erfolgte Vermehrung der sich zu Universitäten umgestaltenden Schulen mit ihren freizügigen Magistern und Scholaren, die Ausbreitung der wandernden Predigermönche, die Kreuzzüge, welche die Völker einander nähern und fabelhafte Länder in das Reich der Wirklichkeit rücken, bringen nunmehr sowohl Erleichterung des litterarischen Verkehrs als auch Ansporn für neue eigenartige Produktionen in lateinischer Sprache. Doch sind die Nationallitteraturen inzwischen erstarkt und überflügeln bald die ihnen bis dahin vorbildlich gewesene lateinische Litteratur.

Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (6. Aufl., Berl. 1893, 2 Bde.); über die Iren: Zimmer, s. oben; Reeves, Life of Columba by Adamnan (Dublin 1857); Warren, Antiphonary of Bangor (1893); über die Angelsachsen: Hahn, Bonifaz und Lul (Leipz. 1883). Ferner: Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands (Leipz. 1887); Maitre, Écoles épiscopales et monastiques (Par. 1866); Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland (Stuttgart 1885); Salvioli, L'istruzione pubblica in Italia (Florenz 1879); Rose, Schule von Toledo (im »Hermes«, 1874, Bd. 8); Mirbt, Publizistik im Zeitalter Gregors VII. (Leipz. 1894); Comparetti, Virgil im Mittelalter (deutsch von Dütschke, Leipz. 1875); Graf, Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo (Turin 1882, 2 Bde.).

Prosa. Die religiöse Litteratur nimmt nach Umfang und Gehalt die erste Stelle ein. Zunächst sind freilich exegetische wie homiletische Werke (erste Predigtsammlung des Egino, aus dem 8. Jahrh.; vgl. Rose, Meerman-Handschriften, Berl. 1892) nichts als Auszüge aus den römischen Vätern; aber im Streit um Fragen, die das Dogma (de cena domini, de praedestinatione), das Kirchenrecht und die Politik betreffen (Priestercölibat, Simonie, Investitur), und unter dem Einfluß von Scholastik (Petrus Lombardus, Thomas von Aquino) und Mystik (Hugo von St. Victor) entstehen in polemischen und systematischen Werken, in Predigt (Bernhard v. Clairvaux), Disputation und Abhandlung selbständige und bedeutende Leistungen. Frommer Erbauung sind zu allen Zeiten zahllose hagiographische Schriften gewidmet (vitae, passiones, miracula, translationes sanctorum; erste Sammlung in Jakob v. Genuas »Legenda aurea«, 2. Hälfte des 13. Jahrh.); während in Visionen (visio, revelationes), den Vorläufern von Dantes göttlicher Komödie, oft auch politische Zwecke gefördert werden. Der Kreis der profanen Unterhaltungslitteratur ist beschränkt; man begnügt sich, aus dem Altertum überlieferte Stoffe (Alexander d. Gr., Apollonius v. Tyrus) in Abschriften und Ausgestaltungen zu verbreiten; erst dem 12. Jahrh. gehören die Anekdotenbücher des Walther Map und Gervasius v. Tilbury an. Andre ähnliche Sammlungen des 13. Jahrh. (des Cäsarius v. Heisterbach »Dialogus miraculorum«; die »Gesta Romanorum«) hängen mit der von Cisterciensern und Dominikanern gepflegten Art zusammen, die Predigt mit Beispielen und Parabeln (exempla) zu würzen; die »Disciplina clericalis« des Petrus Alphonsi (geb. 1062) wendet sich ausschließlich an den Geistlichen. Schulbücher sind die vielen Tierfabel-, Spruch- und Fragesammlungen (vgl. Voigt in den »Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungsgeschichte«, Bd. 1, 1891), die alten Stoff in immer neuen Formen variieren. Sowohl im Anschluß an die Schullektüre als an die Homiletik entwickeln sich die naturwissenschaftlichen Wunderbücher (Lapidarius, Physiologus, Bestiarius; vgl. Goldstaub, in den Verhandlungen der 41. Versammlung deutscher Philologen, 1892) mit ihren allegorischen und mystischen Ausdeutungen einzelner Eigenschaften der Tiere, Pflanzen und Steine. Die Geschichtschreibung geht von kurzen annalistischen Aufzeichnungen aus und verzeichnet im Chronikenstil die den Verfasser, sein Kloster und seine engere Heimat zunächst berührenden Ereignisse. Für mehr zusammenhängende Darstellung (Schlachtenbilder, eingelegte Reden) werden Sallust und die lateinischen Übersetzungen des Josephus ebenso Vorbilder wie später Orosius und Augustin für die vom philosophischen Standpunkt betrachtete Weltgeschichte (Otto v. Freising, Ekkehard v. Aura). Selten findet die weltliche Biographie Bearbeiter, obgleich schon im 9. Jahrh. Einhard mit der an Sueton angelehnten »Vita Karoli Magni« ein von Zeitgenossen und Spätern vielbewundertes Musterbild hingestellt hatte (über Autobiographien vgl. Bezold in Steinhausens »Zeitschrift für Kulturgeschichte«, Bd. 1, 1894). Eine hervorragende Rolle hat die Briefstellerei gespielt. Die dem Mittelalter überkommenen Sammlungen weniger der Klassiker als der Kirchenväter haben nicht nur dazu geführt, zeitgenössisches Briefmaterial in ähnlichen Sammlungen aufzuheben, sondern schon bei der Abfassung von Briefen an spätere Publizität zu denken und danach den Stil zu gestalten (Briefe des Albarus v. Cordoba und des Lupus v. Ferrières aus dem 9., des Gerbert v. Reims aus dem 10. Jahrh.). Seit dem 11. Jahrh. wird besonders in Italien die Lehre des schönen Stils (ars dictaminis) in vielen Handbüchern durch theoretische Erörterung und eingestreute Musterbeispiele vermittelt. In der wissenschaftlichen und Fachlitteratur hält sich das Mittelalter ängstlich an späte und leicht zugängliche römische Werke und hat empfindliche Einbuße da erlitten, wo wichtige Stücke in der Überlieferung fehlten. So wird die umfangreiche Musiklitteratur bis zum 11. Jahrh. aus ein paar armseligen, meist mißverstandenen Kapiteln des Boëthius und Martianus Capella gespeist (vgl. Brambach, Musiklitteratur des Mittelalters, Karlsr. 1883). Philosophie, Medizin, Mathematik und Astronomie nehmen erst einen höhern Aufschwung, als die griechischen Werke in Übersetzungen zugänglich werden (s. oben). An zusammenfassenden Darstellungen des gesamten Wissens, seien es unmittelbare Nachahmungen der »Etymologiae« des Isidor v. Sevilla, seien es selbständige, wenn auch kompilatorische, Werke, wie die »Specula« des Dominikaners Vincenz v. Beauvais, hat es nicht gefehlt; doch sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß, ohne Nachfolge zu finden, im 8. Jahrh. in Spanien eine Art Konversationslexikon mit alphabetischer Folge der einzelnen Artikel aus ältern Schriftstellern zusammengestellt wurde (vgl. Götz, Der liber glossarum, Leipz. 1891).

Poesie. Im Betrieb der Dichtkunst treten die engen Beziehungen der gesamten lateinischen Litteratur des Mittelalters zur Schule am deutlichsten zu Tage. Aus den unzähligen überlieferten Versen spricht meist entweder der anweisende Lehrer oder der sich übende Schüler. Stoff wird alles, auch das Ungeeignetste; wissenschaftliche und historische Dinge werden metrisch oder rhythmisch oft so abgehandelt, daß der zu Grunde liegenden prosaischen Vorlage kein neuer Zug zugesetzt wird. Gedichtsammlungen werden vielfach nur angelegt, um brauchbare Muster für eigne Hervorbringungen zu werden. Das Eigne ist oft sehr kümmerlich; ganze Verse werden aus römischen Dichtern herübergenommen, nicht selten werden auch fast noch zeitgenössische Werke einfach durch Einsetzung andrer Namen zu neuer Bestimmung hergerichtet. Litterarischer Ruhm wird in der ersten Zeit nur ausnahmsweise erstrebt; die Überlieferung bleibt häufig namenlos. Reich ist die karolingische Zeit, soweit sie unter der Anregung der Hofschule steht, an Gelegenheitspoesien von fast gesellschaftsspielartigem Charakter. Die Gewöhnung, Werke der bildenden Kunst durch

unter- oder übergeschriebene Verse (tituli) verständlicher und bedeutender zu machen, erhält sich bis zum 11. Jahrh. und führt zur Massenproduktion in epigrammatischen Kleinigkeiten (vgl. Steinmann, Die tituli und die kirchliche Wandmalerei, Leipz. 1892). Größere epische Versuche, abgesehen von den unter Einfluß der »Vita Martini« des Venantius Fortunatus und der »Vita Cuthberhti« des Beda versifizierten Heiligenlegenden, ahmen Vergil und Lucan nach. Hervorragende höfische Epen lieferten der sogen. Angilbert in dem unvollständig erhaltenen »Carmen de Karolo Magno«, Ermoldus Nigellus in seinem Lobgedicht auf Ludwig d. Frommen, Gunther v. Pairis in dem Kaiser Friedrichs I. Thaten (bis zum Jahre 1160) feiernden »Ligurinus«. Unter den Heldengesängen gebührt eine vornehme Stelle dem »Waltharius« Ekkehards I. v. St. Gallen (gest. 973; vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, Frauenf. 1887) und der »Alexandreis« des Walther v. Châtillon (verfaßt 1171—78); dennoch ist der »Waltharius«, wie wohl auch »Ruodlieb«, der versifizierte Ritterroman eines unbekannten Tegernseer Mönches aus der 1. Hälfte des 11. Jahrh., die Arbeit eines Schülers (dictamen metricum). Zahlreiche Werke nehmen sich die Eclogenpoesie der Römer zum Vorbild, bisweilen mehr äußerlich in der Verteilung der Verse an verschiedene Unterredner, oft als wirkliche Streitgedichte (certamen, conflictus, altercatio), die auf ähnliche Erzeugnisse der Nationallitteraturen eingewirkt haben (vgl. Selbach, Das Streitgedicht in der altprovenzalischen Lyrik, Marb. 1886). Von größern dichterischen Leistungen auf allegorischem, moralischem und satirischem Gebiete zeichnen sich aus des Milo v. St. Amand (gest. 871) »Carmen de sobrietate«, des Amarcius »Sermones« (verfaßt um 1046), des Johannes v. Anville »Architrenius« (beendigt 1184); vgl. Franke im »American Journal of philology«, Bd. 11 (1890); über Benutzung Juvenals im Mittelalter vgl. Hild im »Bulletin mensuel de la faculté des lettres de Poitiers« (1890 f.). In Ovidianischen Distichen von ausgewählter Eleganz sucht die Dichterschule von Orléans und Tours im 11. und 12. Jahrh. (Hauptvertreter Hildebert v. Lavardin und Matthäus v. Vendôme) antiken, biblischen und mehr modernen Stoffen gerecht zu werden. In dieselbe Zeit fällt die Blüte einer neuen eigenartigen, von vagierenden Klerikern und Scholaren gepflegten rhythmischen Lyrik, die, bisweilen parodierend an kirchliche Lieder und Gebräuche anknüpfend (vgl. Novati, Studi critici, Turin 1889), das Recht der Persönlichkeit, die Freude am Leben und Genuß in ursprünglicher Frische verherrlicht (Sammelhandschrift der nach dem früher Benediktbeurer Kodex genannten »Carmina Burana«; der bedeutendste Dichter der sogen. Archipoeta). Der Kirchendichtung selbst ist vielfach ein hoher lyrischer Gehalt eigen; gepflegt wird sie immer und überall, das Hymnar oder Antiphonar einer Kirche, das den überkommenen Schatz mit eignen Leistungen nicht vermehrt hätte, würde eine seltene Ausnahme bedeuten (vgl. Chevalier, Poésie liturgique, Par. 1893; Julian, Dictionary of hymnology, Lond. 1892). Bisweilen arbeiten Generationen mit, ehe ein Lied die heute bewunderte Prägnanz des Ausdrucks und der Form erhält (z. B. »O Roma nobilis« erhält seine endgültige Fassung durch einen Veroneser im 10., »Dies irae dies illa« wohl durch den Franziskaner Thomas von Celano (s. d.), »Stabat mater dolorosa« vielleicht durch den Franziskaner Jacopone (s. d.) im 13. Jahrh., aber die Ansätze zu diesen vielleicht erhabensten Kirchenliedern gehen in viel frühere Zeiten zurück; dann wieder überrascht die Originalität einzelner Dichter, wie die des formgewandten Abälard (»Hymnarius Paraclitensis«, hrsg. von Dreves, Par. 1891). Abgesehen von der aus der Liturgie entwickelten kirchlichen Aufführung (s. Mysterien) findet die dramatische Litteratur in lateinischer Sprache keine eigentlichen Vertreter. Die Legenden der Hrotsuit sind Buchdramen, die keine Nachahmung und Verbreitung finden; die als Comoediae bezeichneten Stücke sind in Distichen geschrieben und höchstens für den Recitator berechnet. Für die Aufführung geschrieben ist das lebensvolle politische Drama vom Antichrist, das Werk eines Tegernseer Mönches aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. (vgl. im allgemeinen Creizenach, Geschichte des neuern Dramas, Bd. 1, Halle 1893).

Bei der Fülle der überlieferten, meist etwa gleichwertigen Schriftsteller sind in vorstehendem nur wenige Namen ausgelesen worden. Nachdem von den großen Benediktinern der Mauriner-Kongregation und ihren würdigen Nachfolgern Delisle und Hauréau in Frankreich, bei uns (besonders im Anschluß an die Arbeiten der »Monumenta Germaniae historica«) von Wattenbach, Dümmler und Ebert (»Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts«, Leipz. 1874—87, 3 Bde; Bd. 1 in 2. Aufl., 1889) das umfangreiche Material gesichtet, bestimmt und zum Teil herausgegeben worden, hat neuerdings Gröber (im »Grundriß der romanischen Philologie«, Straßb. 1893) die gesamte l. L. d. M. von der Mitte des 6. Jahrh. bis 1350 in kurzer Zusammenfassung behandelt. Bei ihm findet man die nötigen Nachweise über die ältere Litteratur und die Ausgaben; daneben ist das wichtigste bibliographische Hilfsmittel Chevalier, Répertoire des sources historiques du moyen-âge (Par. 1877—86); Berichte über die laufenden Neuerscheinungen bringt Vollmöllers »Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie«.

Lateinischer Münzvertrag (lateinische Münzkonvention, Convention monétaire), der Vertrag, welcher am 23. Dez. 1865 zwischen Frankreich, Italien, Belgien u. der Schweiz (mit Gültigkeit vom 1. Aug. 1866) zur Aufrechterhaltung der Frankenwährung im festen Verhältnis des Gold- und Silberwertes von 1:15½ abgeschlossen wurde. Nach diesem Vertrag, welchem Griechenland durch Erklärungen vom 26. Sept. 1868 beitrat, verpflichteten sich die beteiligten Staaten, ihre Gold- und Silbermünzen in gleichem Schrot und Korn auszuprägen sowie gegenseitig an den öffentlichen Kassen ohne Rücksicht auf den Ursprung anzunehmen, Scheidemünzen allerdings bei jeder Zahlung nur bis 100 Fr. Die Kurantmünzen sollen 900, die Scheidemünzen 835 Tausendteile Feinmetall enthalten, letztere mit 3, Silberkurant mit 2 und Goldmünzen mit 1 Tausendteil Toleranz. Bei $1/31$ kg = 32,25806 g Gewicht (kleinere Stücke entsprechend) soll das 100-Frankstück 35 mm Durchmesser haben und der Spielraum im Gewicht hier wie bei den 28 mm messenden 50-Frankstücken 1 Tausendteil sein, dagegen 2 Tausendteile bei den 21 und 19 mm großen zu 20 und 10 Fr., 3 Tausendteile bei den 5-Frankstücken in Gold zu 17 und in Silber zu 37 mm Durchmesser. Für Silberkurant ist 25, für die Scheidemünzen 10 bis herab zu 1 g das Normalgewicht; die 27 und 23 mm großen Stücke zu 2

und 1 Fr. dürfen um 5, die Stücke von 18 mm zu 50 Centimes um 7 und die zu 20 Cent. von 16 mm um 10 Tausendstel abweichen. Öffentliche Kassen brauchen kein Geld anzunehmen, dessen Gepräge durch den Umlauf verschwunden ist, oder das an Gewicht bei Goldmünzen ½, bei Silberkurant 1 vom Hundert verloren hat. Scheidemünzen (monnaies d'appoint en argent) haben im Ausgabestaat gesetzlichen Umlauf bis zum Betrage von 50 Fr. bei jeder Zahlung an Private und unbegrenzt bei solchen an den Staat; letzterer soll sie umprägen, wenn die Schrift verwischt oder ihr Gewicht um 5 vom Hundert unter das tolerierte gesunken ist; sie müssen ferner noch während zweier Jahre nach dem Ablauf des Vertrages gegen Kurant umgewechselt werden; mehr als 6 Fr. Silberscheidemünze auf den Kopf darf kein Staat herstellen. Die Regierungen sind verpflichtet, alle die Prägung, Münzstörung und Falschmünzerei betreffenden Thatsachen einander mitzuteilen und Beistand zu leisten. Bezüglich der Goldmünzen zu 8 und 4 Gulden = 20 und 10 Fr. trat Österreich-Ungarn im Frühjahr 1874 der Konvention bei. Um diese Zeit vereinbarte man, die übermäßige Ausprägung silberner Fünffranken zu beschränken, und stellte sie 1876 überhaupt ein. Der lateinische Münzertrag, der mit Ende 1879 ablaufen sollte, wurde durch Vertrag vom 5. Nov. 1878 bis zum Ablauf des Jahres 1885 verlängert. Zugleich wurde die Prägung goldener 5-Frankstücke eingestellt und zu gunsten Italiens, welches sein Kleinpapiergeld einzuziehen beabsichtigte, die Annahme italienischer Scheidemünzen an den öffentlichen Kassen der andern Staaten zeitweise ausgeschlossen. Da jedoch diese minderwertigen Stücke aus Italien immer wieder abflossen, hat gemäß einem 1894 erreichten Einvernehmen Italien seine auswärts umlaufenden Scheidemünzen völlig zurückgezogen und ist in Bezug auf deren Umlauf aus dem Vertrage ausgeschieden. Am 6. Nov. 1885 kam ein neuer Vertrag zu stande, dem aber Belgien erst am 12. Dez. 1885 beitrat, welcher eine Reihe neuer Bestimmungen enthält. Die wichtigsten sind die folgenden: die Ausprägung von silbernen 5-Frankstücken bleibt zunächst eingestellt, jedoch kann jeder Staat dieselbe wieder aufnehmen, ist aber dann verpflichtet, den andern Vertragsstaaten seine dort umlaufenden 5-Frankstücke auf Sicht in Gold umzuwechseln oder zurückzuzahlen, und muß sich die Zurückweisung derselben gefallen lassen. Die Schweiz hat sich für den Fall solcher Ausprägungen das Recht des Austritts aus dem Bunde vorbehalten. Der Vertrag sollte bis zum 1. Jan. 1891 in Kraft bleiben und dann stillschweigend verlängert werden bis ein Jahr nach dem auf die Kündigung folgenden 1. Jan. Im Falle der Kündigung hat jeder Staat bis zum 1. Okt. des auf die Kündigung folgenden Jahres die Silberkurantmünzen des andern einzuziehen und bis zum 15. Jan. des darauffolgenden Jahres seine eignen Münzen zurückzunehmen und in Gold- oder 5-Frankstücken mit dem Gepräge des andern Teiles, eventuell in Tratten (einlösbar in Münzen oder Banknoten des empfangenden Staates) zu bezahlen. Für einzelne Staaten treten besondere Bestimmungen ein. So braucht Belgien nur die Hälfte seines in Frankreich bleibenden Überschusses an diesen Münzen in bar oder Wechseln zu bezahlen; die andre Hälfte soll auf dem Wege des Handels zurückfließen, zu welchem Behuf sich Belgien verpflichtet, fünf Jahre nach Ablauf des Münzvertrages keine Änderung in seinem Münzsystem vorzunehmen; sollte sein in Frankreich verbleibender Restbetrag mehr als 200 Mill. Fr. betragen, so verpflichtet sich Belgien weiter, den Überschuß gleichfalls in bar oder Wechseln einzulösen. Frankreich hat an die Schweiz bei Zurückziehung seiner silbernen 5-Frankstücke nur Schweizer 5-Frankstücke oder Gold, letzteres jedoch im Höchstbetrag von 60 Mill. Fr., Italien an die Schweiz im gleichen Falle 20 Mill. in Gold oder Schweizer 5-Frankstücken (Maximum der Rückzahlung in bar oder Tratten 30 Mill.) zu zahlen. Da die Schweiz wenig Silberkurant geprägt hat, so erlangt sie nach Auflösung des Bundes die thatsächliche Goldwährung. Das Maximum der belgischen Rückzahlungen an die Schweiz in Gold oder Schweizer Silberkurant ist auf 6 Mill. Fr. angesetzt; wenn ein Rest bleibt, soll dieser ebenso wie ein Frankreich gegenüber verbleibender Rest behandelt werden. Frankreich und Italien behalten sich vor, beiderseits das Maximum des auszugleichenden Saldos auf 200 Mill. Fr. festzusetzen. Im übrigen brachte der neue Hauptvertrag keine wesentlichen Änderungen. S. auch Frank und Währung. Vgl. Bamberger, Die Schicksale des lateinischen Münzbundes (Berl. 1885); Burckhardt-Bischoff, Die lateinische Münzkonvention und der internationale Bimetallismus (Basel 1886); Molinari, Le renouvellement de la convention monétaire de l'Union latine (im »Journal des Économistes«, 1889); Lexis, Artikel »Münzbund« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4 (Jena 1892).

Lateinisches Kaisertum, das 1204 von den Kreuzfahrern zu Konstantinopel errichtete abendländische Kaisertum, ging 1261 wieder unter; s. Oströmisches Reich.

Lateinisches Kreuz, s. Kreuz, S. 698.

Lateinische Sprache (römische Sprache), einer der reichsten und kräftigsten Äste des indogermanischen Sprachstammes, ursprünglich neben dem Umbrischen und Oskischen eins der Hauptidiome der nichtetruskischen Bevölkerung Mittelitaliens und auf die Bewohner der Ebene Latiums beschränkt, aus welchen die Römer hervorgingen. Während die Sprache der übrigen Völker Italiens außer den stammverwandten Umbrern und Sabellern (Etrusker, Japygen, Ligurer) auf mehr oder minder enge Bezirke beschränkte Volksdialekte blieben und seit Unterwerfung der ganzen Halbinsel unter Roms Herrschaft allmählich verschwanden, wurde das Latein durch die Römer nicht nur aus einem Dialekt zur herrschenden Sprache Italiens erhoben, sondern auch zur Litteratursprache entwickelt. Diese Entwickelung begann erst um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., also des 5. Jahrh. seit Roms Bestehen, und zwar unter Einwirkung griechischer Litteratur und Bildung. Durch die zuerst geübte dramatische und epische Poesie wurde die noch ungefüge und wenig melodische Sprache bald so gefördert, daß sie bereits im 2. Jahrh. zur litterarischen Prosadarstellung befähigt war. In grammatischer und stilistischer Beziehung wurde die Prosa, namentlich die rednerische, erst im 1. Jahrh. v. Chr. besonders durch Cicero, mit dem das sogen. goldene, bis zu Augustus' Tod (14 n. Chr.) gerechnete Zeitalter der lateinischen Sprache beginnt, ausgebildet und überhaupt zu wissenschaftlicher Darstellung geeignet gemacht. Entscheidend für die weitere Entwickelung der Prosa wirkten die von ihren griechischen Mustern abhängigen Augusteischen Dichter, vor allen Vergil; durch ihren Einfluß drang in die Sprache eine Menge von Gräzismen, namentlich syntaktischer Art, und die ganze

Latinität des 1. Jahrh. n. Chr., die sogen. silberne, ist von ihnen, wenn auch in verschiedenem Grade, beeinflußt. Mit dem im 2. Jahrh. beginnenden Sinken der Prosalitteratur verschwindet zwar die gräzisierende Richtung allmählich, indem man auf die archaische, vorciceronische Latinität zurückging; dafür greift aber seit dem Anfang des 3. Jahrh. eine zunehmende Verwilderung der Sprache Platz, indem der Unterschied zwischen dem sermo urbanus, der gebildeten Sprache der Hauptstadt, und dem sermo plebeius und rusticus, der Pöbel- und Bauernsprache, die zahlreiche altertümliche, von der Schriftsprache abgestoßene Formen und Ausdrücke erhalten und sich im Laufe der Zeit vielfache Provinzialismen angeeignet hatte, stetig schwand. Dazu kam, daß in den Provinzen sich mehr oder minder erhebliche Eigentümlichkeiten geltend machten, die der Umgangssprache eine eigenartige Färbung verliehen (afrikanisches, gallisches Latein). So büßte die hochlateinische Schriftsprache nach einem Zeitraum von ungefähr 300 Jahren ihre Herrschaft ein, und an ihre Stelle trat die Vulgärsprache, aus deren Vermischung mit der Sprache der alten Bewohner der Provinzen sich die neuen Sprachen bildeten, die man als romanische zu bezeichnen pflegt. Vgl. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache (Leipz. 1891); Budinski, Die Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen des römischen Reiches (Berl. 1881); Sittl, Die lokalen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache (Erlang. 1882); W. Meyer, Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern (in Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie«, Bd. 2). Nach dem Untergang des römischen Reiches erhielt sich die l. S. nicht nur im Munde der Besiegten, sondern ward als die ausgebildetere auch von den Siegern angenommen. Natürlich war sie dabei vielfacher Veränderung und Verunreinigung ausgesetzt und geriet so mehr und mehr in Verfall. Dieser ist schon im 6. Jahrh. vorhanden und zeigt sich in der Aufnahme vieler fremder Wörter, welche man latinisierte, in Vertauschung, Verdumpfung, Schwächung ꝛc. der Vokale, in Nichtbeachtung der Grammatik, in verändertem Gebrauch der Präpositionen, in Vernachlässigung der Flexionsregeln ꝛc. Die Bemühungen einzelner, dem völligen Verderb zu steuern, scheiterten an der Abneigung des christlichen Klerus, der diese entartete l. S. zu der seinigen gemacht hatte, wie sie auch Sprache der Regierung geworden war, gegen das Studium der altrömischen Litteratur als einer heidnischen. Nur hier und da erhielt sich in Klöstern und Schulen mit dem Studium der altklassischen Litteratur auch eine notdürftige Kenntnis der klassischen Sprache. Mit der Ausbildung der Scholastik, der Gründung der Universitäten und den anhebenden theologisch-philosophischen Streitigkeiten begann eine vermehrte Anwendung des damals üblichen Lateins, des sogen. Mittellateins, da es als Schriftsprache und verhältnismäßig immer noch am meisten ausgebildete unter den damaligen Sprachen sich allein zur Sprache der Wissenschaft eignete. Die Wiederbelebung des klassischen Altertums seit der Mitte des 14. Jahrh. führte auch eine vollständige Regeneration der lateinischen Sprache aus der mittelalterlichen Entartung herbei, indem man an den jetzt wieder ans Licht gezogenen Klassikern mit dem größten Eifer wie die alten Römer sprechen und schreiben zu lernen sich bemühte. Auch nach dem Erlöschen der humanistischen Bewegung erhielt sich die l. S. als Sprache der Gelehrten und Geistlichen im gegenseitigen Verkehr und der Staatsmänner; in Wort und Schrift bediente man sich ihrer auf den Universitäten, in den Schulen, auf den deutschen Reichstagen, in allen öffentlichen Akten des Reiches, namentlich bei völkerrechtlichen Beschlüssen, ja auch vielfach an den Höfen, von denen sie erst zur Zeit Ludwigs XIV. durch die französische verdrängt ward. An den deutschen Universitäten wurde ihre Alleinherrschaft erst seit 1687 durch Chr. Thomasius gebrochen; doch hat ihre Verwendung bei öffentlichen Disputationen und in Promotionsschriften erst seit etwa zwei Jahrzehnten aufgehört, Pflicht zu sein. Im Reich wurde das Deutsche seit 1717 dem Latein gleichberechtigt und verdrängte es dann schnell in den Reichstagsverhandlungen und den Erlassen der Gerichtsbehörden. In Verträgen hielten das Latein am längsten fest der Papst, Polen, Ungarn, der Kaiser und England. Französisch sind zuerst abgefaßt die Rastatter Friedensverhandlungen 1714, freilich unter Verwahrung des Reiches; seitdem erst gewinnt das Französische allmählich hier die Herrschaft. Gegenwärtig ist die l. S., wie vorzeiten, die Kirchensprache der römisch-katholischen Welt.

Wie die Alphabete der übrigen italischen Völker entstammt auch das lateinische einem griechischen, u. zwar dem in der Latium benachbarten griechischen Kolonie Cumä üblichen chalkidischen. Von den 24 Buchstaben des cumäischen Alphabets ließ das Lateinische die ihm unbekannten Aspiraten Θ (th), Φ (ph) sowie Ψ (ps) fallen und behielt somit 21 Buchstaben: A B C D E F Z H I K L M N O P Q R S T V X. Von diesen kam Z allmählich außer Gebrauch und fand erst zu Ciceros Zeit wieder Aufnahme in die Bücherschrift wie auch Y. Das ursprünglich griechischem Γ in Stellung wie Aussprache entsprechende C diente, als schon seit Mitte des 5. Jahrh. K außer Gebrauch kam und sich nur in einzelnen Wörtern vor A (wie kalendae) erhielt, lange als Bezeichnung zugleich für den weichen und harten Gaumenlaut, bis im 3. Jahr. v. Chr. für erstern G aufkam und C ausschließlich den letztern bezeichnete. So bildete sich ein Alphabet von 23 Buchstaben; denn die graphische Unterscheidung zwischen I und J, V und U ist nicht antik. Vgl. hierzu die Übersichtstafel beim Art. »Schrift«; über die lateinischen Zahlzeichen s. Ziffern. — Die Aussprache der Vokale war wohl im wesentlichen der jetzt üblichen gleich. Selbstverständlich haben dieselben Buchstaben, Konsonanten wie Vokale, weder zu allen Zeiten noch zu derselben Zeit in allen Lautverbindungen ganz gleich gelautet. Von den Konsonanten ist es besonders c, das jetzt in gewissen Verbindungen (vor e, i, y) fälschlich wie z statt k gesprochen wird; so sprechen wir Cicero: Zizero statt Kikero; ebenso falsch ist die Aussprache Horazius statt Horatius. — Vgl. Corssen, Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache (2. Aufl., Leipz. 1868—70, 2 Bde.); Seelmann, Die Aussprache des Latein nach physiologisch-historischen Prinzipien (Heilbr. 1885); Schuchardt, Der Vokalismus des Vulgärlateins (Leipz. 1866—68, 3 Bde.); Lindsay, The latin language (Cambridge 1895). Für die Orthographie ist erst in neuerer Zeit durch die kritischen Ausgaben der Schriftsteller und die inschriftlichen Forschungen eine festere Grundlage geschaffen worden (vgl. Brambach, Die Neugestaltung der latein. Orthographie, Leipz. 1868).

Schon die Römer begannen zeitig, namentlich seit dem 1. Jahrh. v. Chr., ihre Sprache wissenschaftlich zu behandeln und zwar im Anschluß an die Syste-

matik der Griechen. Fast ausschließlich war die Thätigkeit der Grammatiker der Formenlehre zugewendet; in der Behandlung der Syntax kamen sie über schüchterne Anläufe nicht hinaus. Im Mittelalter erhob man sich nicht über dürren Formelkram und magere grammatische Systeme nach der Weise des Donatus (s. d.). Seit dem 15. Jahrh. beginnt die Bearbeitung der lateinischen Grammatik durch die italienischen Humanisten, deren Reihe Laurentius Valla mit »Libri VI elegantiarum« (um 1470), einer Sammlung scharfsinniger Beobachtungen über Grammatik und Phraseologie ohne systematische Ordnung, eröffnet. Im 16. Jahrh. waren in derselben Richtung thätig besonders der Engländer Thomas Linacer, der zuerst die Syntax systematisch und ausführlich behandelte, der Deutsche Philipp Melanchthon, der Franzose Ramée und der Spanier Francisco Sanchez de las Brozas (Franciscus Sanctius Brocensis), dessen »Minerva, s. de causis linguae latinae commentarius« (zuerst Salamanca 1587, nachher sehr oft, namentlich mit den wertvollen Zusätzen des Perizonius) auf die systematische Gestaltung der Grammatik der Folgezeit einen Einfluß gehabt hat wie keine frühere Leistung. Seine Methode verbreitete besonders Kaspar Schoppe (Scioppius) in seiner »Grammatica philosophica« (1628 u. ö.). Durch Belesenheit und Gründlichkeit überragte seine Vorgänger Gerh. Joh. Vossius (»Aristarchus, s. de arte grammatica libri VII«, Amsterd. 1634 u. 1662; neu hrsg. von Förtsch und Eckstein, Halle 1833—34, 2 Bde.). Aus dem 18. Jahrh. verdienen Erwähnung: Th. Ruddimanns »Institutiones latinae linguae« (Edinb. 1725; zuletzt hrsg. von Stallbaum, Leipz. 1823), die »Grammatica marchica« (Berl. 1718; zuletzt von Bernhardi, das. 1795—97, 2 Bde.), unter den deutsch geschriebenen Schulgrammatiken die erste bedeutendere, und Seyferts »Lateinische Sprachlehre« (Brandenb. 1798—1802, 5 Bde.). Von ältern Werken aus diesem Jahrhundert erwähnen wir K. L. Schneiders »Elementarlehre der lateinischen Sprache« (nur Bd. I u. II, 1 erschienen, Berl. 1819—21) als einen Anfang umfassender Darstellung; Ch. K. Reisigs »Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft« (hrsg. von Fr. Haase, Leipz. 1839; neu bearbeitet von Hagen, Landgraf, Schmalz und Heerdegen, Berl. 1881—90, 3 Bde.); Haases eigne »Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft« (hrsg. von Eckstein und Peter, Leipz. 1874—80). Wirklich wissenschaftlich ist die Methode der lateinischen Grammatik erst in neuerer Zeit durch den Einfluß der vergleichenden und der sogen. historischen Grammatik geworden. Aus der Fülle neuerer Bearbeiter der verschiedenen Teile der lateinischen Grammatik, von denen E. Hübners »Grundriß zu Vorlesungen über die lateinische Grammatik« (2. Aufl., Berl. 1881) ein bis 1880 reichendes Verzeichnis gibt, heben wir hier nur folgende hervor: R. Kühner (»Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache«, Hannov. 1877—79, 2 Bde.), Fr. Stolz u. J. H. Schmalz (»Lateinische Grammatik, Laut- und Formenlehre, Syntax und Stilistik«, 2. Aufl., Nördlingen 1890), F. Neue (»Formenlehre der lateinischen Sprache«, 2. Aufl., Berl. 1875—77, 3 Bde.; Bd. 1 u. 2 in 3. Aufl. von Wagener, 1892 ff.), Fr. Bücheler (»Grundriß der lateinischen Deklination«, neu hrsg. von J. Windekilde, Bonn 1879), A. Draeger (»Historische Syntax der lateinischen Sprache«, 2. Aufl., Leipz. 1878—81, 2 Bde.), Fr. v. Nägelsbach (»Lateinische Stilistik«, 8. Aufl. von J. Müller, Nürnb. 1888), R. Klotz (»Handbuch der lateinischen Stilistik«, Leipz. 1874), F. Hand (»Lehrbuch des lateinischen Stils«, 3. Aufl. von H. L. Schmitt, Jena 1880), Döderlein (»Lateinische Synonymik«, Leipz. 1826 ff., 6 Bde.); von einer neuen »Historischen Grammatik der lateinischen Sprache«, herausgegeben von J. H. Schmalz, C. Wagener, G. Landgraf, liegt bisher vor Bd. 1: Einleitung und Lautlehre, von F. Stolz (Leipz. 1894). Vgl. L. Meyer, Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache (Berl. 1861—65, 2 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl., das. 1882—84); E. Herzog, Untersuchungen über die Bildungsgeschichte der griechischen und lateinischen Sprache (Leipz. 1871).

Die ersten Anfänge der Lexikographie bei den Römern lassen sich bis in das 1. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen; vorzugsweise ist dieselbe der Sammlung sogen. Glossen zugewendet. Vertreter dieser Richtung sind für uns Verrius Flaccus (um Christi Geburt), Nonius Marcellus (um 400 n. Chr.) und Isidorus von Sevilla (um 636), an den sich eine ganze Reihe auf alte Tradition zurückgehender Glossensammlungen anschließt (gesammelt von Goetz im »Corpus glossariorum latinorum«, Bd. 2—5, Leipz. 1888—94; vgl. Löwe, Prodromus corporis glossariorum latinorum, das. 1876). Als Anfang wissenschaftlicher, auf eigner Quellenforschung beruhender Lexikographie ist Rob. Stephanus' »Thesaurus linguae latinae« (zuerst Par. 1531, dann 1543, 3 Bde.; neue Ausg., Lond. 1734—53 u. Basel 1740—43) zu betrachten. Auf diesem Werke beruht zum Teil J. M. Gesners »Novus linguae et eruditionis latinae thesaurus« (Leipz. 1749, 4 Bde.). Ein selbständiges Werk ist Forcellinis »Totius latinitatis lexicon« (Padua 1771, 4 Bde.; Schneeberg 1830 ff., 4 Bde.; neu bearbeitet von Corradini, Padua 1864 ff., und de Vit, Prato 1858 ff., 6 Bde. nebst Onomastikon). Auf Gesner und Forcellini basieren mehr oder weniger Schellers »Ausführliches lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch« (Leipz. 1783, 2 Bde.; 3. Aufl. 1804, 5 Bde.), Freunds »Wörterbuch der lateinischen Sprache« (das. 1834—45, 5 Bde.), Klotz' »Handwörterbuch der lateinischen Sprache« (Braunschw. 1853, 2 Bde.; zuletzt 1874), Georges' und Mühlmanns »Thesaurus der klassischen Latinität« (Leipz. 1854—68, 2 Bde.; unvollendet) und Georges' »Ausführliches lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch« (7. Aufl., das. 1879—80, 2 Bde.), zur Zeit das beste Werk dieser Art; von demselben: »Lexikon der lateinischen Wortformen« (das. 1890); ferner Vaničeks »Griechisch-lateinisches etymologisches Wörterbuch« (Leipz. 1877) und »Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache« (2. Aufl., das. 1881); Saalfelds »Thesaurus italo-graecus« (»Die griechischen Lehnwörter im Lateinischen«, Wien 1884). Ein neuer »Thesaurus linguae latinae« wird von den Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien vorbereitet; diesem Zwecke dient Wölfflins »Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik« (Leipz. 1884 ff.). Vgl. G. Autenrieth und F. Heerdegen, Lexikographie der griechischen und lateinischen Sprache (2. Aufl., Nördlingen 1891). Die mittelalterliche Latinität behandelte Du Cange (s. d.) in seinem »Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis«; vgl. auch Art. »Lateinische Litteratur des Mittelalters«, 1. Abschnitt.

Lateinisches Segel, dreieckiges, in weite Spitzen auslaufendes Segel, wird besonders im Mittelmeer geführt; vgl. Boot, Fig. 13 u. 14.

Lateinschule (lateinische Schule), seit dem ausgehenden Mittelalter jede gelehrte Schule, deren Hauptlehrfach und Unterrichtssprache das Lateinische war. Eine solche lateinische Schule unterschied sich nach unten von den nach und nach aufkommenden deutschen Schulen (Bürgerschulen, Elementarschulen), nach oben von den Universitäten oder hohen Schulen. Gegenüber letztern bezeichnete man die lateinischen Schulen auch als Trivialschulen, in denen aus der Siebenzahl der freien Künste (s. d.) nur die untern drei (das Trivium: Grammatik, Rhetorik, Dialektik) zum Vortrag kamen, oder Partikularschulen, wogegen die Universitäten Generalstudien (studium generale, studia generalia) hießen. Allmählich gewöhnte man sich, vollständige gelehrte Schulen, nach süddeutscher Benennung Mittelschulen, mit vornehmern, humanistisch klingenden Namen als Gymnasien, Lyceen, Pädagogien, Seminare zu bezeichnen. Infolge davon blieb der Titel der L. den Schulen kleinerer Städte, die ihre Schüler nicht bis zur Universitätsreife führen, sondern, sofern sie nicht unmittelbar ins praktische Leben übertreten, für die Oberklassen der Gymnasien vorbereiten. Solche Lateinschulen bestanden z. B. in Bayern früher teils selbständig, teils als Unterbau der Gymnasien (österreichisch: Untergymnasien; 5 Klassen gegen 4 Gymnasialklassen). L. und Gymnasium vereint machten eine Studienanstalt aus. Erst die neueste Schulordnung für die humanistischen Gymnasien in Bayern vom 23. Juli 1891 hat diese Unterscheidung von L. und Gymnasium an derselben Anstalt aufgegeben und die Benennung der ganzen neunjährigen Anstalt als Gymnasium eingeführt. Dagegen gibt es in Bayern noch heute 53 isolierte Lateinschulen. Ebenso hat Württemberg den alten Typus der humanistischen L. beibehalten und zählte solcher Anstalten 1889 noch 68 neben 61 niedern Realschulen. Anderwärts hat man für kleinere Städte meist die letztere Form der niedern Real- oder der gehobenen Volksschule als dem örtlichen Bedürfnis im Durchschnitt besser entsprechend bevorzugt und überläßt es den Schülern, die später das Humangymnasium besuchen wollen, die Anfangsgründe des Lateinischen privatim zu legen, oder bietet ihnen durch Einrichtung eines wahlfreien Unterrichts dazu Gelegenheit.

Latemar, Berg, s. Dolomitalpen.

Latenbauk (Latengut), s. Bauerngut, S. 569.

La Tène-Periode, eine voll entwickelte vorrömische Eisenperiode, deren Ornamentik die Motive der Wellenlinie, des Kreises, des Dreiecks benutzt, um klassische Motive in phantastischer Weise umzugestalten. Doppelvoluten, Fischblasen, Palmetten, verschnörkelte Pferde u. dgl. sind als Verzierungen ganz besonders beliebt. Die L. hat ihren Namen erhalten von einer Stelle des Neuenburger Sees bei Marin, wo Schwab und Desor seit 1858 charakteristische Eisenwaffen, besonders lange Schwertklingen mit verzierten Scheiden, breite und gezackte Speerspitzen, Sensen, Beile, Messer, Fibeln mit zurückgebogenem Schlußstück, gallische Münzen u. dgl., in Masse aufgefunden haben (s. Tafel »Kultur der Metallzeit II«). Für das Studium der La Tène-Kultur sind auch die in der Tiefenau (Kanton Bern) sowie die bei Alice-St. Reine (Côte d'Or), auf dem alten Schlachtfelde bei Alesia, ferner auch die auf dem Mont Beuvray bei Autun, an der Stelle der alten Äduerhauptstadt Bibrakte, gemachten Funde von großer Wichtigkeit. Die La Tène-Waffen zeichnen sich durch eine wahre Verschwendung von Eisenmaterial aus und stimmen mit der Beschreibung, welche Diodorus Siculus von den Waffen der südlicher wohnenden Kelten gibt, so auffallend überein, daß man sie unbedenklich als spezifisch gallische bezeichnen darf. Das Verbreitungsgebiet dieser typischen La Tène-Objekte reicht von den Begräbnisplätzen der Champagne u. der Côte d'Or an durch die Schweiz, das mittelrheinische Gebiet und Süddeutschland nach Böhmen (Duxer Quellfunde, Ansiedelung auf dem Hradist bei Stradonic) und von da nach Ungarn (La Tène-Flachgräber bei Ödenburg) und weiter östlich. Von Frankreich hat die La Tène-Kultur nördlich über den Kanal nach England hinübergegriffen, wo sie als »late celtic« oder spätkeltische Stufe bezeichnet wird. Ein höchst bemerkenswertes Gräberfeld aus der »spätkeltischen« Zeit Englands wurde in Aylesford (Kent) entdeckt. Im allgemeinen entspricht das Verbreitungsgebiet der La Tène-Kultur der Verbreitung der gallischen Stämme. Die im Berner Jura (Schweiz), in Deutschland am Südabhang der Saalburg (unweit Homburg v. d. H.) aufgefundenen prähistorischen Eisenschmieden, ferner die in der Nähe des jetzigen Eisenberg (Rheinpfalz) nachgewiesenen prähistorischen Eisenschlackenhaufen und die im mittelrheinischen Gebiete neuerdings in beträchtlicher Anzahl aufgefundenen vorgeschichtlichen Eisenluppen (in Gestalt zweier langgezogener, an der Basis zusammengefügter Pyramiden von 5—6 kg Gewicht) gehören wahrscheinlich der L. an. Wie für die Eisenindustrie jener Kulturepoche in der Schweiz der Jura ein Zentrum bildete, so am Mittelrhein die Gegend von Eisenberg in der Pfalz. Vgl. Mehlis im »Kosmos«, Bd. 13; Tischler im »Korrespondenzblatt für Anthropologie« (1881); Keller in »Pfahlbauten« (6. Bericht); Groß, La Tène, un oppidum helvète (1885).

Latént (lat.), verborgen, nicht zum Vorschein kommend (gebunden); latente Wärme, s. Wärme, Schmelzen und Verdampfung.

Laténz (lat.), das Verborgensein. Latenzstadium, soviel wie Inkubationsdauer, s. Inkubation.

Laterāl (lat.), zu einer Seite gehörig, seitwärts gelegen; in Zusammensetzungen soviel wie Seiten-, z. B. Lateralerben, Erben in der Seitenlinie; Lateralverwandte, Seitenverwandte; s. Kollateral.

Laterālebene, s. Bilateral.

Laterālrefraktion, das seitliche Heraustreten eines Lichtstrahles aus der durch seinen Ausgangspunkt und das Auge des Beobachters gehenden Vertikalebene infolge der Brechung in ungleich dichten Luftschichten.

Laterālsekretion, s. Gang.

Laterān, päpstlicher Palast in Rom, nach der vornehmen römischen Familie der Laterani benannt, denen er bis zur Zeit Neros, welcher den letzten Besitzer dieser Familie hinrichten ließ, angehörte. Der lateranische Palast wurde kaiserliches Eigentum, später kam er an Fausta, die Gemahlin Konstantins d. Gr., welcher ihn, nachdem er eine Kirche in ihm eingerichtet hatte, dem Bischof von Rom schenkte. Der L. wurde nun die Residenz der Päpste, bis diese nach Avignon übersiedelten. Als sie nach Rom zurückkehrten, fanden sie den Palast in Ruinen, und fortan wurde der Vatikan päpstliche Residenz. Erst Sixtus V. ließ den L. 1586 in seiner gegenwärtigen Gestalt durch D. Fontana aufbauen, indessen blieb er nicht lange Wohnung der Päpste, sondern wurde zuerst in ein Waisenspital, dann durch Gregor XVI. in ein Skulpturenmuseum umgewandelt, zu dem später noch eine Gemäldegalerie und durch Papst Pius IX. ein Museo cristiano (mit

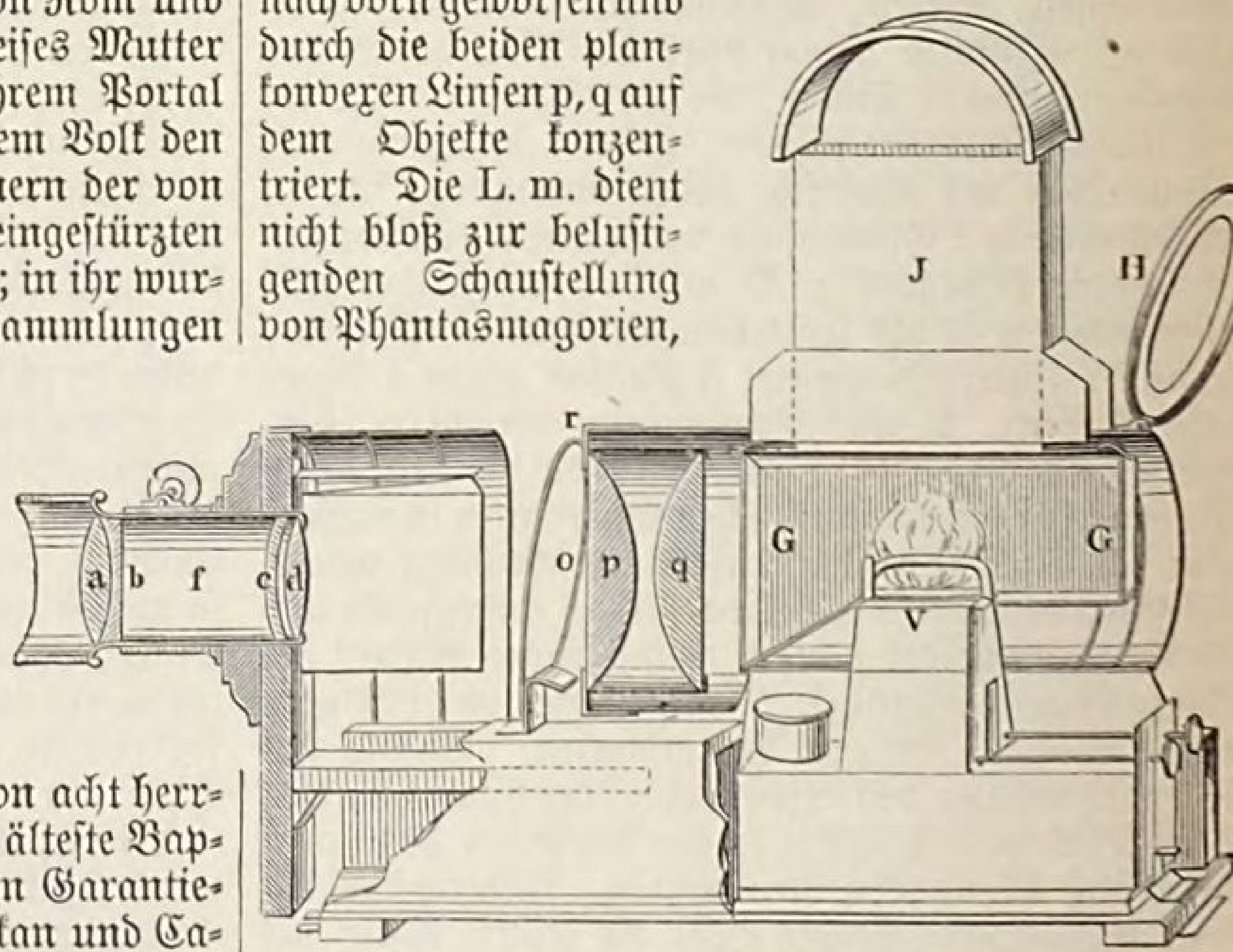
Sarkophagen aus den Katakomben und alten Basiliken, Inschriften, Bildern rc.) gefügt wurden (vgl. Benndorf und Schöne, Die antiken Bildwerke des lateranensischen Museums, Leipz. 1867; Ficker, Die altchristlichen Bildwerke im christlichen Museum des Laterans, das. 1890). Auf dem Platz vor dem Palast befindet sich die Kapelle mit der scala santa von 28 Marmorstufen, nach der Überlieferung die Treppe vor dem Haus des Pilatus in Jerusalem, über welche Christus den Leidensgang antrat, u. die von den Gläubigen nur auf den Knieen bestiegen wird; ferner seit 1588 der ursprünglich durch Thutmosis III. (1625—1565 v. Chr.) vor dem Sonnentempel in Theben, dann durch Kaiser Constantius 357 im Circus maximus errichtete Obelisk, der größte (32 m, mit Postament 47 m hoch) und älteste Roms. Seitlich schließt sich an den Palast die Laterankirche (San Giovanni in Laterano), die Kathedrale des Bischofs von Rom und »aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt«. Von dem Balkon über ihrem Portal erteilte der Papst am Himmelfahrtstag dem Volk den Segen. Die jetzige Kirche ist auf den Mauern der von Sergius III. (904—911) an Stelle der eingestürzten Basilica lateranensis Konstantins erbaut; in ihr wurden seit 1123 regelmäßig die Kirchenversammlungen abgehalten (s. Lateransynoden), sie ist auch reich an Reliquien. Da seit Gregor XI. fast jeder Papst an dem Ausbau oder der Ausschmückung der Kirche thätig gewesen ist, so ist die Kirche heute eine Anhäufung von Bauteilen und Dekorationen aus weit auseinander liegenden Zeiten. Mit ihr steht eine Taufkapelle in Verbindung (San Giovanni in Fonte), deren Kuppel von acht herrlichen Porphyrsäulen getragen wird, das älteste Baptisterium Roms. Der L. genießt nach dem Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 ebenso wie Vatikan und Castel Gandolfo das Privilegium der Exterritorialität.

Lateransynoden (lateranische Konzile), die von Zeit zu Zeit in der lateranischen Basilika zu Rom gehaltenen Kirchenversammlungen, unter welchen fünf von der römischen Kirche als ökumenische Konzile betrachtet werden. Das erste, 1123 vom Papst Calixtus II. berufen, bestätigte das Wormser Konkordat in betreff der Investitur. Auf dem zweiten, 1139 von Innocenz II. berufenen wurden alle Handlungen des vorhergehenden Papstes, Anaklet II., für ungültig erklärt. Das dritte, 1179 vom Papst Alexander III. berufen, ordnete die Papstwahl. Das vierte, 1215 von Innocenz III. berufen, hat die Lehre von der Transsubstantiation festgestellt, die Albigenser verdammt und einen Aufruf zu einem neuen Kreuzzug ergehen lassen. Das fünfte hatte unter Julius II. (s. d.) und Leo X. (s. d.) 1512—17 statt.

Laterieren, s. Latus.

Laterit (v. lat. later, Ziegel), eine stark eisenschüssiger, meist roter, sandiger Lehm, der als letztes Verwitterungsprodukt der verschiedensten Gesteine in den tropischen Gegenden Asiens, Afrikas und Südamerikas eine sehr weite Verbreitung besitzt.

Laterna magica (lat., Zauberlaterne), ein von Kircher (»Ars magna lucis et umbrae«, 1646) erfundener Apparat, beruht auf der Eigenschaft der konvexen Linsen (s. d.), von einem um etwas mehr als die Brennweite entfernten Gegenstand jenseits ein vergrößertes Bild zu entwerfen, welches auf einem Schirm aufgefangen werden kann. Als Gegenstände für die L. m. dienen auf Glas ausgeführte durchscheinende Gemälde oder Photographien, welche von einer Lampenflamme hell beleuchtet werden. Die untenstehende Abbild. zeigt das Skioptikon, eine neuere verbesserte Form der L. m., im Durchschnitt. Das Bild wird entworfen durch die beiden in das Rohr f gefaßten achromatischen Linsen a b und c d, welche zusammen ähnlich, nur für den vorliegenden Zweck vollkommener wirken als eine einzige Linse. Das Objekt (Bild) wird bei r eingeschoben und durch den federnden Draht o festgehalten. Die Lichtquelle, bestehend aus zwei breiten, flachen Petroleumflammen V, befindet sich in einem vorn und hinten durch die Glasplatten G, G verschlossenen und oben mit dem ausziehbaren Schlot J versehenen Brennerkasten; ihr Licht wird durch den Hohlspiegel H, der beim Gebrauch heruntergeklappt wird, nach vorn geworfen und durch die beiden plankonvexen Linsen p, q auf dem Objekte konzentriert. Die L. m. dient nicht bloß zur belustigenden Schaustellung von Phantasmagorien,



Skioptikon.

Chromatropen (s. d.) rc., sondern namentlich auch zur Darstellung erläuternder Zeichnungen bei belehrenden Vorträgen. Die Nebelbilder (dissolving views) werden hervorgebracht durch zwei nebeneinander gestellte Zauberlaternen (Nebelbilderapparat), von denen jede ein andres Bild auf demselben Schirm entwerfen würde. Ist das Linsenrohr der einen L. m. verschlossen, so ist nur das Bild der andern sichtbar; wird nun durch einen einfachen Mechanismus die Mündung der ersten L. m. allmählich aufgedeckt u. die der zweiten in demselben Maß verschlossen, so verschwindet das vorhandene Bild allmählich, während das neue langsam hervortritt, so daß sich das eine Bild in das andre zu verwandeln scheint. Zur Beleuchtung des Nebelbilderapparats wird häufig Drummondsches Kalklicht, Oxycalciumlicht (s. Knallgas), auch elektrisches Licht angewendet. Vgl. Projektionskunst.

Laterne, ein aus durchsichtigem oder durchscheinendem Material gebildetes Gehäuse, in welchem eine Kerze, Lampe oder Leuchtgas brennt. Man konstruiert Laternen aus Glastafeln in metallenem Gestell oder aus einer Glaskugel, mit genügend weiter Öffnung, um die Flamme bedienen zu können, und einer zweiten Öffnung zum Abströmen der Verbrennungsgase; auch benutzt man Laternengläser von linsenförmiger Gestalt, welche in der Mitte sehr stark sind, das Licht konzentrieren und nicht leicht zerbrechen. Statt der Glastafeln werden auch wohl Horn- oder Glimmertafeln

angewendet. Soll das Licht der L. hauptsächlich nach einer Seite geworfen werden, so bringt man hinter der Flamme einen Scheinwerfer an. Die Gaslaternen zur Straßenbeleuchtung werden an der Innenseite des Deckels mit Barytweiß gestrichen, damit sie das Licht möglichst vollständig gegen den Erdboden zurückwerfen. Blendlaternen haben eine cylindrische Glaswand, die mit einem leicht auseinander zu klappenden Blechmantel umgeben ist. Illuminationslaternen bestehen aus mattem, farbigem Glas oder aus geöltem Papier, welches bunt bedruckt ist. Über Sicherheitslampen s. d. — Laternen waren schon im frühen Mittelalter im Gebrauch. Man setzte ein Licht, seltener eine kleine Öllampe in ein metallenes Gestell, dessen Seitenflächen durch dünn geschabte Hornplatten oder durch Glasscheiben gebildet waren. Sie dienten ebensowohl zum Handgebrauch wie zum Aufhängen in Wohnräumen, Hausgängen und auf Schiffen als Signale. Hängelaternen aus Schmiedeeisen wurden im 16. Jahrh. Gegenstand künstlerischer Ausbildung und sind heute wieder ebenso wie solche aus vielfach gebogenen schmalen, schwarz lackierten Blechstreifen (venezianische Arbeit) mit Butzenscheiben oder aus Bronze sehr beliebt geworden.

Laterne, im Bauwesen der zum Zweck der Beleuchtung von oben und der Krönung angebrachte turmartige Aufsatz eines Bauwerkes, besonders eines Kuppelbaues (s. Kuppel). Die L. wird aus Stein, Holz oder Eisen konstruiert und mit möglichst viel Lichtöffnungen versehen. Sie ist meist rund oder vieleckig und besteht, wie der Kuppelbau selbst, aus einem aufrechten cylindrischen, bez. prismatischen Teil, dem Tambour, und einem dem Stil des Gebäudes entsprechenden Dach. Bei Kuppelbauten werden Laternen wohl auch ähnlich wie die Schutz- oder Doppelkuppeln mit wirkungsvollen Gemälden ausgeschmückt, die man von unten durch die Oberlichtöffnung der Hauptkuppel erblickt.

Laterne des Aristoteles, s. Seeigel.

Laterne des Diogenes, in Athen volkstümlicher Name für das choregische Denkmal des Lysikrates (s. »Architektur«, S. 824, mit Tafel III, Fig. 9).

Laternengetriebe und **Laternenrad,** s. Zahnräderwerke.

Laternenträger (Leuchtzirpe, Fulgora *L.*), Gattung aus der Ordnung der Halbflügler und der Familie der Leuchtzirpen (Fulgoridae), große, buntfarbige Bewohner der Tropen, deren Kopf mit großem, verschieden gestaltetem Stirnfortsatz versehen und auf der Unterseite dreitielig ist; die Fühler sind ganz kurz mit kugelrundem Endglied und feiner Borste, die Flügel lederartig, die vordern schmäler und länger als die hintern. Von dem surinamischen L. (F. laternaria *L.*), 8 cm lang, mit dickem, blasig aufgetriebenem, zweibuckeligem Kopffortsatz, wurde von Grews (1685) und Sibylle Merian behauptet, daß er nachts leuchte, und davon hat die Familie den Namen erhalten. Er ist hell grünlichgelb, schwarz geädert und weiß gesprenkelt, auf den Hinterflügeln mit einem schwarzen Augenfleck, am Hinterleib mit reichlichen weißen Ausschwitzungen, findet sich mehrfach in Südamerika und wird von den Indianern für giftig gehalten. Der chinesische L. (F. candelaria *L.*), mit langem, dünnem, kegelförmigem Kopffortsatz, welcher nach J. Smith (1864) besonders beim Weibchen helles blaues Licht ausstrahlen soll, ist am Körper mennigrot, etwas dunkler auf den schwarz bespitzten Hinterflügeln, spangrün mit gelben Zeichnungen auf den Vorderflügeln. Er findet sich in Ostindien und China. Eine kleine, 10 mm lange, grüne Art, mit durchsichtig grün geäderten Flügeln und kegelförmigem Kopffortsatz (Pseudophana europaea *L.*, s. Tafel »Halbflügler«, Fig. 14), lebt in Südeuropa, auch in Deutschland auf trocknen, besonders an Schafgarbe und Wucherblumen reichen Wiesen.

Latérza, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Taranto, am Küstenfluß L., mit Ölgewinnung und (1881) 6219 Einw.

Latet anguis in herba (lat., »die Schlange lauert im Gras«), Citat aus Vergil, »Eklogen« (3, 93), sprichwörtlich gebraucht zur Bezeichnung einer verborgenen Gefahr.

Lath., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für John Latham (spr. lēthĕm), geb. 27. Juni 1740 in Eltham, Arzt in London, gest. 4. Febr. 1837 in Romsey. Er schrieb: »General synopsis of birds« (Lond. 1781—1801, 8 Bde.; deutsch, Nürnb. 1792—1813); »Index ornithologicus« (das. 1791, Suppl. 1802), beide Werke unter dem Titel: »General history of birds« (Winchester 1821—24, 10 Bde.; Index 1828).

Latham (spr. lēthĕm), Robert Gordon, engl. Linguist und Ethnolog, geb. 1812 zu Billingborough in der Grafschaft Lincoln, gest. 9. März 1888 in Putney, studierte zu Cambridge Medizin, wurde Assistenzarzt am Middlesexhospital, verweilte dann längere Zeit (1823—33) in Dänemark und Schweden und erhielt schließlich die Professur der englischen Sprache und Litteratur am University College zu London. Sein Ruf knüpft sich an seine ethnologischen und linguistischen Untersuchungen. Von seinen zahlreichen Werken sind als die bedeutendern zu nennen: »Norway and the Norwegians« (Lond. 1840, 2 Bde.); »Treatise on the English language« (1841, 5. Aufl. 1862), welches mit Berücksichtigung der neuern deutschen Arbeiten in England zuerst die historische Entwickelung der Sprache darstellte; »History and etymology of the English language« (1849); »Handbook of the English language« (1851, 9. Aufl. 1875), das großen Erfolg hatte; »Natural history of the varieties of man« (1850); seine Ausgabe von Tacitus' »Germania« (mit umfassenden Abhandlungen, 1850); »Man and his migrations« (1851); »Ethnology of British colonies« (1851); »Ethnology of the British Islands« (1852); »Ethnology of Europe« (1852); »The native races of the Russian empire« (1854); »Varieties of the human species« (1855); »Descriptive ethnology« (1859, 2 Bde.); »The nationalities of Europe« (1863, 2 Bde.); »Russian and Turk« (1878). L. gehörte zu den Gründern der Philological Society in London; auch verdankt man ihm die Einrichtung der ethnologischen Sektion im Kristallpalast zu Sydenham. Noch veröffentlichte er: »Logic in its application to language« (1856); »Elements of comparative philology« (1862); das auf langjähriger Arbeit beruhende »Dictionary of the English language, founded on that of Johnson and Todd« (1867—70, 2 Bde.) u. a.

Lathom (spr. lēthŏm), Flecken in Lancashire (England), am Fluß Douglas u. dem Leeds-Liverpoolkanal, nordöstlich von Ormskirk, mit (1891) 4371 Einw. Dabei Lathom House, Landsitz des Lord Skelmersdale.

Lathraea *L.* (Clandestina *Tourn.*), Gattung aus der Familie der Orobanchaceen, auf den Wurzeln von Holzgewächsen schmarotzende, chlorophyllfreie Pflanzen, die an ihren unterirdischen Stengelteilen mit dachförmigen, vierreihigen, zurückgeschlagenen und

Hohlräume einschließenden Schuppen besetzt sind. Die Blüten stehen in einseitswendigen Trauben und haben einen glockenförmigen, vier- bis fünfzipfeligen Kelch und eine zweilippige Blumenkrone. Die Frucht ist eine zweiklappige, vielsamige Kapsel. Man kennt fünf Arten, von denen L. squamaria *L.* (Schuppenwurz, s. Tafel »Schmarotzerpflanzen«) in Deutschland heimisch ist. Sie schmarotzt besonders auf Haselsträuchern und treibt kräftige, an der Spitze nickende, rötlich beschuppte Trauben mit karminroten Blüten. Die Hohlräume der unterirdischen Schuppen dienen vielleicht zum Fang von Insekten.

Lathyrismus, chronische Vergiftung, die durch langen und (in Jahren der Teurung) fast ausschließlichen Gebrauch der Früchte von Lathyrus-Arten (angeblich bisweilen auch bei Benutzung andrer Hülsenfrüchte) erzeugt wird und oft epidemisch auftritt. Die Krankheit war den Alten als Crurum exsolutio, Crurum impotentia, Imbecillia bekannt, wurde von Hippokrates und Galenus erwähnt und veranlaßte im 17. und 18. Jahrh. wiederholte Verbote des Anbaues von Ervum Ervilia. Das auffallendste Symptom der Krankheit ist die charakteristische Art des Ganges, der ein wirkliches Fallen von einem Fuße auf den andern darstellt. Im Stehen macht der Rumpf starke Schwankungen, die Kranken müssen unter den Armen gestützt werden, um nicht nach vorn oder hinten einzuknicken. Namentlich die Beugemuskeln sind gelähmt. Die Muskeln der Oberextremitäten, die Sensibilität, das Muskel- und Gelenkgefühl bleiben intakt, die Reflexbewegungen sind erhalten, das Kniephänomen ist verstärkt, die Pupillen sind normal, die Symptome lassen also den L. deutlich von der Rückenmarksschwindsucht unterscheiden. Bei der leisesten Reizung der Haut tritt Muskelzittern ein, auch wird plötzliche Harnverhaltung und Impotenz beobachtet. Die Krankheit ist auf eine Rückenmarksentzündung zurückzuführen und scheint heilbar zu sein, aber die Heilung erfordert lange Zeit. Man hat den L. besonders in Italien und Algerien beobachtet. Vielleicht wird er durch einen Pilz hervorgebracht, welcher die Hülsenfrüchte befällt, doch konnte Cantani weder Pilze noch Bakterien in den Samen finden. Reinsch hat aus mehreren Arten von Lathyrus einen gelben, amorphen, bittern, in Wasser und Alkohol löslichen Körper, das Lathyrin, dargestellt, welches vielleicht an der Wirkung beteiligt ist.

Bei Pferden entsteht nach übermäßiger oder langdauernder Verfütterung von Lathyrus sativus und Cicer arietinum (Kichererbse) etc. Hartschnaufigkeit (s. Kehlkopfspfeifen), unter gewissen Umständen aber das Bild einer ausgesprochenen Vergiftung, welche auf chronischer Rückenmarksentzündung beruht und sich in Schreckhaftigkeit, Aufgeregtheit und schließlich Lähmungserscheinungen äußert; viele Tiere sterben bisweilen nach monatelanger Krankheit. Bei Schafen ist ähnliches beobachtet. In den nordamerikanischen Steppen ist als Loco-disease (von dem spanischen loco, toll) eine Krankheit der Pferde und Rinder bekannt, welche durch verschiedene Leguminosen erzeugt wird (Loco-weeds; s. Narrenunkräuter), auf deren Ausrottung mehrere Staaten Prämien gesetzt haben wegen der großen Schädigung des Viehstandes. Die vergifteten Tiere sind äußerst schreckhaft und aufgeregt, haben jede Schätzung des Raumes verloren, springen über einen Stein wie über einen hohen Zaun, rennen gegen Mauern, bekommen vor Schreck Anfälle von Raserei oder stürzen zusammen. Die Krankheit endet meist tödlich, Futteränderung soll bisweilen noch Rettung bringen. Eine andre durch Leguminosen verursachte Vergiftung ist die Lupinose (s. d.).

Lathyrus *L.* (Platterbse), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, niedrige oder mit Hilfe von Wickelranken hochkletternde Kräuter mit paarig gefiederten Blättern, meist wenig jochigen Blättchen, selten mit auf die Nebenblätter reduzierten Blättern und dann bisweilen als Phyllodium entwickeltem Blattstiel, auf achselständigen, verlängerten Stielen einzeln oder traubig stehenden Blüten, an der Spitze breitem und platt gedrücktem Griffel (daher der Name) und zwei- oder mehrsamigen Hülsen. Über 100 Arten, hauptsächlich auf der nördlichen Halbkugel, wenige auf den Gebirgen des tropischen Afrika und in Südamerika. L. sativus *L.* (deutsche Kicher, Kicherling, Saatplatterbse, weiße Erve, spanische Linse oder Wicke, s. Tafel »Futterpflanzen I«, Fig. 6) ist ein Sommergewächs in Südeuropa, 30—60 cm hoch, mit einpaarigen Fiederblättern, in drei Ranken auslaufenden Blattstielen, pfeilförmigen Nebenblättchen, einzeln stehenden, langgestielten, großen, weißen, roten und violetten Blüten und 4 cm langen, zusammengedrückten, am obern konvexen Rande zweiflügeligen Hülsen, welche 2—3 ziemlich große, unförmlich eckige, gelbweiße, rot- und violettbräunliche Samen enthalten. Man baut den Kicherling in Deutschland wenig, häufiger in Südeuropa, z. B. allgemein in Rumänien; er gedeiht auf trocknem, dürrem Boden und liefert nahrhaftes Grünfutter; die Samen werden unreif und reif wie Erbsen gegessen, sind aber weniger wohlschmeckend. L. pratensis *L.* (gelbe Wiesenwicke), ausdauernd, mit ungeflügelten Stengeln, vier- bis achtblütigen Blütenstengeln und gelben Blumen, findet sich auf frischem Wiesengrund und gilt als ein Zeichen der Wiesen von höherer Qualität. L. tuberosus *L.* (Erdnuß, Ackernuß, Erdmandel, Saubrot, Erdeichel, s. Tafel »Nahrungspflanzen I«), ausdauernd, mit 30—60 cm hohem Stengel, einpaarigen Fiederblättern, 3—6 großen, rosenroten, wohlriechenden Blüten auf langen Blütenstielen, wächst in etwas bindigem, kalkhaltigem Boden, besonders unter Getreide, und entwickelt an den Wurzeln haselnußgroße, außen schwarze, innen weiße Knollen, welche süßlich schmecken, besonders nach dem Kochen in Salzwasser wohlschmeckend (der echten Kastanie ähnlich) sind und einen rosenartig riechenden flüchtigen Stoff enthalten. Sie sind besonders bei den Tataren beliebt. Schweine wühlen auf dem Acker die tief liegenden Knollen aus. Die Pflanze ist dem Getreide nicht hinderlich, besitzt hohen Futterwert und wird daher auf Getreidefeldern nicht ungern gesehen. L. odoratus *L.* (Gartenwicke, spanische Wicke), einjährig, mit einpaarigen Fiederblättern, zwei- bis dreiblumigen Stielen, rot und violetten oder rot und weißen, wohlriechenden Blüten; L. tingitanus *L.* (afrikanische Wicke), ebenfalls einjährig, mit einpaarigen Fiederblättern und einfarbigen, roten oder blauen Blüten, auch die ausdauernde L. latifolius *L.* (Bukettwicke), mit großen, purpurrosenroten Blüten, und die ebenfalls ausdauernde L. grandiflorus *L.*, mit schwach wohlriechenden, purpurroten Blüten, beide aus Südeuropa, werden in mehreren Varietäten als Zierpflanzen kultiviert. L. silvestris *L.* (Waldplatterbse), Staude mit kletterndem, ästigem Stengel, lanzettlichen, langzugespitzten Blättern, roten Blüten in 4—12blütigen Trauben und flach runzeligen

Samen, wächst in Deutschland an Waldrändern und in Hecken. Sie eignet sich als Futterkraut zum Anbau auf steinigem, grobem und dürrem Boden durch ihr stark entwickeltes Wurzelsystem und ihre große Fähigkeit, die Gesteine zu zersetzen. Die Pflanze treibt um 8—14 Tage früher als die Luzerne aus und ist gegen Spätfröste unempfindlich. Das Heu enthält 25,44 Proz. Proteïn und 20,19 Proz. Holzfaser. Den höchsten Ertrag erreicht sie nach 3 Jahren und liefert dann 100 Doppelzentner Heu pro Hektar. Sie kann grün verfüttert werden oder auf Kleereitern zu Heu getrocknet oder auch ensiliert werden. Die Knollen von L. montanus *Bernh.* werden in Hochschottland getrocknet und wegen ihres kastanienartigen süßen Geschmacks als Proviant auf Reisen benutzt. Aus frischen Knollen bereitet man mit Wasser und Hefe ein wohlschmeckendes geistiges Getränk. Vgl. Mayrhofer, Anleitung zum Anbau der neuen Futterpflanze L. silvestris (20. Aufl., Münch. 1894).

Latiano (spr. lati-āno), Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Brindisi, an der Eisenbahn Brindisi–Taranto, mit Ölgewinnung und (1881) 6502 Einw.

Latiaris, bei den latinischen Völkern Beiname des Jupiter (s. d. und »Latinae feriae«).

Laticlavii (lat.), bei den Römern diejenigen, welche die Tunika mit dem breiten Purpurstreifen (latus clavus) besetzt trugen, anfänglich bloß die römischen Senatoren, zur Kaiserzeit auch Ritter. Vgl. Angusticlavii.

Latierbaum (Streitbaum), starker, halb abgerundeter Baum, welcher in horizontaler Lage an Ketten freischwebend zwischen zwei Pferdeständen angebracht wird.

Latifundium (lat.), ein Grundbesitz von sehr großem Umfang. Man spricht wohl von Latifundienbesitz und Latifundienwirtschaft. Unter dem erstern versteht man sehr große Güter, die sich im Eigentum einer Person befinden, unter der letztern die Bewirtschaftung von Latifundien von einem einzigen Mittelpunkt aus, wobei möglicherweise auch fremde Grundstücke durch Pachtung dem L. wirtschaftlich angeschlossen sind. In beiden Fällen liegt das Charakteristische in einer die gewöhnlichen Verhältnisse weit übersteigenden Größe des Besitzes oder der Wirtschaft und in der Verdrängung des kleinen und mittlern Grundbesitzes. Latifundien spielen namentlich in der spätern römischen Geschichte eine große Rolle, wo sie durch die patrizischen Okkupationen des Ager publicus entstanden waren. Latifundienbildung vollzog sich im Mittelalter und zu Ausgang desselben, wo die Latifundien in den Händen der Kirche, der Fürsten und des Adels sich befanden, in Deutschland, Spanien und Italien, in den letzten Jahrhunderten in England. Während Latifundienwirtschaften in der Gegenwart fast nur noch in Südamerika, Südafrika, Australien in der Form der Weidewirtschaften, in Westen Nordamerikas in der Form weizenbauender Riesenfarmen vorkommen, ist Latifundienbesitz auch in Europa nicht selten, in Spanien, Italien, Österreich-Ungarn, namentlich aber in Rußland und England kommt er auch heute in großer Ausdehnung vor. In Deutschland findet er sich namentlich im Norden und Nordosten. (Vgl. Grundeigentum, S. 22.) Latifundienbesitz wird teils in eigner Administration bewirtschaftet, noch mehr aber in der Form von Pachtungen. In dicht bevölkerten Ländern mit alter Kultur wirken Latifundien, wenn sie in größerer Zahl vorhanden sind, nachteilig sowohl in wirtschaftlicher wie in sozialpolitischer Beziehung; weder durch die Eigenverwaltung übergroßer Güter, noch durch deren Verpachtung kann in der Regel eine entsprechende Rente erzielt werden; Latifundienbesitz entzieht einem großen Teil der Bevölkerung die Möglichkeit, am Grundbesitz teilzunehmen, letzteres ist aber gerade in einer Zeit staatsfeindlicher Ideen von besonderer Bedeutung, und deshalb hat man die Aufhebung der Familienfideikommisse (s. Fideikommiß) vorgeschlagen und durch Maßregeln der »innern Kolonisation« (s. d.) eine gleichmäßigere Eigentumsverteilung herbeizuführen gesucht. Vgl. von der Goltz, Die Bedeutung der Latifundienwirtschaft, insbes. für Deutschland (in der »Deutschen Revue«, 1881); Sering, Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas (Leipz. 1887); Conrad, Agrarstatistische Untersuchungen (in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, 1888).

Latimer (spr. lättimer), Hugh, engl. Reformator, geb. 1475 in der Grafschaft Leicester, ward 1530 Pfarrer zu Westkingston, dann Kaplan der Anna Boleyn und 1535 Bischof von Worcester. Standhaft weigerte er sich 1539, die vom Parlament vorgeschriebenen sechs Glaubensartikel zu unterschreiben, und ward deshalb in den Tower gesetzt. Nach Eduards VI. Thronbesteigung erhielt er seine Freiheit wieder und stand jetzt mit Cranmer und Ridley an der Spitze der Reformation. Mit letzterm gemeinsam bestieg er unter der blutigen Maria 16. Okt. 1555 den Scheiterhaufen mit den Worten: »Wir werden heute ein Licht in England anzünden, das nie verlöschen wird.« Latimers Werke sind von Corrie (Lond. 1845, 4 Bde.) herausgegeben. Seine Biographie schrieben Demaus (3. Aufl., Lond. 1886) und Ellis (das. 1890).

Latinae feriae, ein schon in uralter Zeit von den Latinern zu Ehren des Jupiter Latiaris auf dem über Albalonga gelegenen Albaner Berge gefeiertes Fest, welches unter den Tarquiniern eine größere Bedeutung gewann, als Rom an die Spitze des Latinerbundes gekommen war und Jupiter Latiaris zum Schutzgott des Bundes erhoben wurde. Das Fest fand zu Anfang des Jahres an einem von dem Bundesvorstand, später von den römischen Konsuln festgesetzten Tage statt. Von allen latinischen Städten kamen Gesandte und brachten Erzeugnisse der Landwirtschaft für den gemeinsamen Festschmaus mit, welcher nach der Opferung eines jungen weißen Stieres erfolgte, von dem der Abgesandte jeder Stadt ein Stück bekam. Bisweilen wurde zur Vollziehung des Opfers ein besonderer Diktator ernannt. Geschäfte, auch Fehde und Krieg ruhten während des Festes; dagegen wurden Gladiatorenspiele und Wettkämpfe aufgeführt. Diese Gebräuche dauerten fort bis in späte Zeit. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 2, S. 210 ff. (Berl. 1883).

Latīna Via, eine der ältesten und wichtigsten römischen Heerstraßen, welche Rom durch die Thäler des Trerus und Liris mit Capua verband.

Latīner, eins der ältesten und das merkwürdigste unter den altitalischen Völkern, nach Angabe der Alten durch Mischung aus zwei Urvölkern, den ursprünglich in der Gegend um Reate seßhaften Aboriginern und den in dem spätern Latium wohnenden Sikelern, unter Hinzutritt der unter Führung des Äneas eingewanderten Trojaner entstanden, in Wahrheit aber, wie die neuere Sprachforschung bewiesen hat, ebenso wie die übrigen Völker Italiens (etwa die Etrusker ausgenommen) und wie die Griechen, die Germanen,

die Kelten, ein Zweig des indogermanischen Volksstammes und demnach aus dem Ursitz desselben eingewandert. In den ältesten Zeiten sollen sie auf ein enges Gebiet von etwa 1500 qkm um das Albanergebirge herum eingeschränkt gewesen sein und einen Bund von 30 Städten (jede mit einem König, später einem Diktator an der Spitze, einem Senat und einer Volksversammlung) unter der Vorstandschaft von Albalonga gebildet haben; die religiösen Feiern in dem Haine der Ferentina und auf dem Mons Albanus (jetzt Monte Cavo), dem höchsten Gipfel des Gebirges (954 m), die Latinae feriae (s. d.) sind Reste der ehemaligen politischen Vereinigungen. Die übrigen Teile des spätern Latiums waren von Sabinern, Äquern, Hernikern u. Volskern besetzt, die nachdrängend wahrscheinlich die L. unterdrückt hätten, wäre nicht aus ihrer Mitte die Stadt Rom hervorgegangen. Rom nahm schon zeitig (nach der Sage schon von seiner Gründung an) eine selbständige Stellung gegen die benachbarten Völker, auch gegen die L., ein, führte in der Zeit der Könige (753—510) erst wiederholt Kriege mit den Latinern, schloß dann ein Bündnis mit ihnen, geriet nach der Vertreibung der Könige wieder mit ihnen in Krieg, stellte aber durch den Sieg am See Regillus (496) das alte Bundesverhältnis mit Gleichberechtigung beider Teile wieder her (493) und verwandelte hierauf nach mehrfachen Zwischenfällen, weil die L. Aufnahme in den römischen Staat und völlige Gleichberechtigung mit den Römern forderten, durch den letzten Latinischen Krieg (340—338) dieses Bundesverhältnis in Unterthänigkeit, jedoch in der Weise, daß die L. im ganzen vor den übrigen unterworfenen Völkern bevorzugt und die einzelnen Städte, um für die Folge eine Vereinigung derselben zu gemeinsamem Widerstand gegen Rom zu verhindern, untereinander in ein verschiedenes Verhältnis zu der herrschenden Hauptstadt gesetzt wurden. Es wurden demnach nur wenige Städte, wie Tibur und Präneste, in dem Bundesverhältnis belassen, auch diese nur dem Namen nach und mit wesentlicher Beschränkung ihrer Unabhängigkeit; die übrigen wurden municipia, d. h. sie erhielten das römische Bürgerrecht, jedoch ohne Stimmrecht und mit einer verschieden abgestuften Beschränkung ihrer Selbstregierung; allen aber wurde das commercium und connubium, d. h. der gegenseitige Handelsverkehr und das Recht, untereinander gültige Ehen abzuschließen, wenigstens auf die nächste Folgezeit entzogen. Auf der andern Seite aber erhielten die sämtlichen L. das Recht, wenn sie in ihrer Heimat ein jährliches Amt bekleidet, oder, wenn sie einen leiblichen Nachkommen daselbst zurückließen, nach Rom überzusiedeln und daselbst in das volle römische Bürgerrecht einzutreten. Diese Anordnungen hatten die Folge, daß die L. von nun an den Römern eine unverbrüchliche Treue bewahrten, die selbst in den bedrängtesten Zeiten des römischen Staates, wie nach den großen Siegen Hannibals im zweiten Punischen Krieg, nicht wankend gemacht werden konnte, so daß die Römer fortan nicht nur ihren Legionen immer eine wenigstens gleiche Zahl latinischer Hilfstruppen hinzufügen, sondern auch durch Anlegung latinischer Kolonien in neu unterworfenen oder sonst unzuverlässigen Gebieten ihre Herrschaft sichern konnten. In diesem Verhältnis blieben die L., socii nominis latini oder nomen latinum genannt, bis durch die lex Julia und die lex Plautia Papiria 90 und 89 die sämtlichen freien Bewohner Mittel- und Unteritaliens und dann 49 durch Julius Cäsar auch die Bewohner Oberitaliens das volle römische Bürgerrecht erhielten. Nachdem auf diese Art das latinische Recht (jus Latii) für Italien gegenstandslos geworden, wurde es unter den Kaisern allmählich auf zahlreiche Städte in den Provinzen übertragen. Allein auch dies hörte auf, als 212 n. Chr. durch Verfügung des Kaisers Caracalla das römische Bürgerrecht allen freien Bewohnern des römischen Reiches verliehen wurde. Nach dieser Zeit gab es nur noch einzelne L., die sogen. Latini Juniani (seit der lex Junia unter Tiberius), frühere Sklaven, bei deren Freilassung nicht alle vorgeschriebenen Bedingungen beobachtet wurden, und die daher nicht alle Rechte von römischen Bürgern besaßen. Erst durch den Kaiser Konstantin wurden alle Standesunterschiede unter den freien Bewohnern des römischen Reiches aufgehoben.

Der Name für die Wohnsitze der L., **Latium** (lat. »Plattland«), wurde von dem oben erwähnten engern Gebiet aus allmählich durch die Eroberungen der Römer erst bis nach Circeji (Kap Circello), dann bis zum Liris (Garigliano) ausgedehnt und umfaßte daher die ganze im N. und O. durch den Tiber und die Zweige und Ausläufer des Apennin, im S. und W. durch das Tyrrhenische Meer und den Garigliano begrenzte Landschaft. Dieselbe hat, wie die Beschaffenheit des Gesteins und die noch mehrfach zu verfolgenden Lavaströme beweisen, zum großen Teil einen vulkanischen Ursprung und Charakter; sie ist daher als ursprünglich von dem bis zum Fuße des Apennin reichenden Meere überflutet zu denken, aus dem nur das jetzt etwa in der Mitte der Landschaft liegende Volskergebirge mit seinen das Meer bei Terracina und Gaeta erreichenden Ausläufern und das Vorgebirge von Circeji als Inseln hervorragten. Ebendeshalb ist sie auch meist eben (mit einer mittlern Erhebung von 50—60 m), nur mit Ausnahme der eben genannten Höhen und außerdem des Albanergebirges; dieses selbst ist vulkanischen Ursprungs, und von ihm hauptsächlich sind die vulkanischen Einwirkungen ausgegangen, welche die Landschaft gebildet haben, so daß es, wie es der Sage nach der Ausgangspunkt der römischen Geschichte ist, auch als Grundstock von Latium angesehen werden kann. Es werden im Albanergebirge nicht weniger als sechs alte Krater gezählt, und auch außerdem gab es in Latium noch **Seen**, die aus eingestürzten Kratern entstanden waren, so im O. des Albanergebirges der Giulianellasee, im N. der Lacus Regillus, berühmt durch die Schlacht zwischen Römern und Latinern (496 v. Chr.), und der See von Gabii, beide jetzt ausgetrocknet, letzterer vollständig durch einen 1838 gegrabenen Abzug (Emissar). Die bedeutendsten unter den vulkanischen Seen sind aber die beiden im Albanergebirge selbst liegenden, rings von hohen Bergwänden eingeschlossenen Seen, der Lacus Albanus (jetzt Lago di Castello) u. der Lacus Nemorensis (Lago di Nemi), aus welchen beiden der Überfluß des Wassers durch künstliche Emissarien nach der südlichen Ebene abgeleitet ist; der Emissar des Albanersees wurde 397 v. Chr. während des letzten Vejenterkriegs, angeblich auf Befehl des delphischen Orakels, in einer Länge von 1200 m durch den vorliegenden hohen Lavawall gegraben und gehört zu den bewunderungswürdigsten Bauwerken des Altertums. Von **Flüssen** sind außer den beiden Grenzflüssen Tiber und Garigliano zu nennen: der Anio (Teverone), welcher, aus dem Apennin kommend, sich unmittelbar oberhalb Roms in den Tiber ergießt, der Trerus (Sacco), welcher die Niederung zwischen dem Albaner- und Volskergebirge einer-

seits und dem Apennin anderseits durchfließt und sich in den Garigliano ergießt, und eine Anzahl kleinerer Flüsse und Bäche, die, von dem Albaner- und Volskergebirge kommend, teils dem Anio und Tiber, teils dem Meer zufließen, wie die Ferentina (Cecchignola), der Numicius (Torto), der Astura, der Ufens (Uffente) und der Amasenus (Amaseno), welche beiden letztgenannten Flüsse dadurch, daß sie kein Gefälle haben und ins Meer nicht völlig abfließen können, den Pontinischen Sümpfen zwischen Antium und Circeji den Ursprung gegeben haben. Die bemerkenswertesten Ortschaften lagen vorzugsweise an den äußern Abhängen des Albaner- und Volskergebirges, in der Niederung zwischen diesen Gebirgen und dem Apennin, am Anio und Tiber und an der Meeresküste oder in der Nähe derselben. Zu nennen sind am Albanergebirge im N. Tusculum (oberhalb des heutigen Frascati), Labicum (Colonna), im SO. Veliträ (Velletri), im S. Lanuvium (Civita Lavinia), Aricia, im Innern Albalonga auf dem östlichen Rande des Albanersees; um das Volskergebirge herum Signia (Segni), Cora (Cori), Norba (Norma), Setia (Sezza) und Privernum (Piperno); am Rande des äquisch-marsischen Gebirges Tibur (Tivoli), wo der Anio in die Ebene herabstürzt, u. das feste, in fünf Terrassen sich erhebende Präneste (Palestrina); im Thal des Trerus Anagnia (Anagni), Ferentinum (Ferentino), Frusinum (Frosinone) und oberhalb des Ausflusses des Trerus am Liris Fregellä (Ceprano); ferner in der Ebene in dem Winkel zwischen Tiber und Anio Crustumerium (Monterotondo), Corniculum (Monticelli), Nomentum (Mentana), Ficulea, Fidenä, auf dem linken Ufer des Anio Antemnä und Gabii, an der Meeresküste die von Ancus Marcius angelegte Hafenstadt Roms, Ostia, und von da nach SO. Laurentum, Lavinium, Ardea, Antium und oberhalb desselben Satricum; hierauf folgen die unbewohnbaren Pontinischen Sümpfe, wo jedoch in der ältesten Zeit 24 Städte gestanden haben sollen, dann Circeji, Terracina (von den Volskern Anxur genannt) und in dem sogen. Latium adjectum Fundi, Cajeta (Gaeta), Formiä und Minturnä. Unter den zahlreichen Straßen, von denen ganz Latium durchzogen war, sind bemerkenswert die 312 v. Chr. von dem Zensor Appius Claudius angelegte Via Appia, die in gerader Linie von Rom nach Terracina, und die Via Latina, welche durch das Gebirge nach Kampanien führte. S. Karte bei Art. »Italia«. Vgl. Westphal, Die römische Kampagne (Berl. 1829); W. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft (Stuttg. 1843); Zöller, Latium und Rom. Forschungen über ihre gemeinsame Geschichte bis zum Jahr 338 v. Chr. (Leipz. 1878).

Latīni, Brunetto, s. Brunetto Latini.

Latinisieren (lat.), nach dem Lateinischen formen, lateinisches Ansehen geben.

Latinismus (lat.), eine der lateinischen Sprache eigentümliche Ausdrucksweise, besonders wenn sie ungehörig in einer andern Sprache auftritt; Latinist, Lateiner, Kenner der lateinischen Sprache.

Latinität (lat.), der lateinische Stil; im alten Rom der Stand und das Recht eines Latiners.

Latīnus, nach der gewöhnlichen röm. Sage Sohn des Faunus und der Nymphe Marica, Gemahl der Amata, König von Latium; nach gräzisierender Sage Sohn des Odysseus und der Kirke oder des Telemach und der Kirke oder des Herakles und einer hyperboreischen Jungfrau ꝛc. Durch Vermählung seiner Tochter Lavinia mit Äneas ward dieser sein Nachfolger.

Latisāna, Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, am Tagliamento, welcher von hier an schiffbar ist, an der Eisenbahn Cividale-Portogruaro, hat eine Pfarrkirche mit einem Gemälde von P. Veronese, Seidengewinnung, Handel mit Bauholz und Mehl und (1881) 2669 (als Gemeinde 5035) Einw.

Lätitia (lat., »Freude«), oder vielmehr in der italienischen Form Letizia, Name der Mutter Napoleons I. (s. Bonaparte, S. 244).

Latitüde (franz., lat. latitudo), Breite (besonders geographische), Weite, namentlich Spielraum, Freiheit der Bewegung; latitudinal, auf Breite (Breitengrad) bezüglich.

Latitudinarier (lat., »Weitherzige«), die gemäßigte Partei der engl. Hochkirche, welche in den Streitigkeiten zwischen dieser und den Presbyterianern seit der Mitte des 17. Jahrh. den Mittelweg zu halten suchte, sofern sie zwar an der Episkopalkirche festhielt, dagegen Fortschritte der Geschichts- und Naturwissenschaften nicht ignoriert wissen wollte.

Latium, Landschaft, s. Latiner.

Latmos, 1500 m hohes Gebirge in Karien, östlich von Milet, heute Beschparmák Dagh, spielt in der Mythologie eine Rolle als der Ort, wo Artemis den schlafenden Endymion küßte. Danach benannt war der Latmische Meerbusen vor der Mündung des Mäander, welcher jetzt durch die Anschwemmungen des Flusses in den Binnensee Bastarda Thalassa, von 18 km Länge und 11 km Breite, verwandelt ist.

Latobīker (Latovici), kelt. Völkerschaft im südwestlichen Teil von Pannonien, in den Ostalpen seßhaft.

Latobrīger (Latobrigi), kelt. Völkerschaft in Gallien, die als Nachbarn der Helvetier und Rauriker am obern Rhein genannt werden. Sie zogen 58 v. Chr. mit den Helvetiern 14,000 Mann stark aus, wurden aber von Cäsar zur Rückkehr genötigt.

Latomien (griech.), Steinbrüche, wurden im Altertum häufig als Gefängnisse benutzt. Berühmt waren in dieser Hinsicht die L. von Syrakus (s. d.) mit dem sogen. Ohr des Dionysios. Hin und wieder wird Latomia auch für »Freimaurerei« gebraucht, z. B. als Titel einer Zeitschrift.

Latōna, s. Leto.

Latopŏlis, Stadt im alten Oberägypten (Thebaïs) an der Stelle des heutigen Esneh (s. d.), am linken Nilufer gelegen. Ein ganzes Quartier der modernen Stadt ruht unmittelbar auf dem Dache des Tempels des Chnum, dessen Schätze unter dieser Decke einer spätern Zeit vorbehalten bleiben. Zugänglich ist jetzt nur der erste hypostyle Saal inmitten der Stadt, dessen herrliche Säulenfront beinahe bis an die Kapitäler in Schutt vergraben ist. Erbauer desselben in seiner jetzigen Gestalt waren die letzten Ptolemäer.

Latorcza (spr. látorza), Fluß in Ungarn, entspringt im Karpathischen Waldgebirge nächst dem Vereczkepaß an der galizischen Grenze, fließt, das Komitat Bereg durchschneidend, zuerst in südlicher Richtung und dann gegen W. und mündet in der Südwestecke des Komitats Ung links in die Laborcza.

Latour (spr. -tūr), s. Bordeauxweine.

Latour (spr. -tūr), Baillet von, altadlige, gegenwärtig in Österreich und Belgien blühende Familie, die aus Burgund stammt und ihren Namen von dem 1719 zur Grafschaft erhobenen Majorat Latour im Luxemburgischen entlehnte. Derselben gehören an:

1) Maximilian, Graf Baillet von, geb. 1737, gest. 22. Juli 1806, trat jung in österreichische Kriegsdienste, focht 1789 und 1790 als Generalmajor gegen

die Brabanter und befehligte 1792 zu Tournai. Als Feldmarschalleutnant trug er 1793 viel zum Sieg von Famars bei und errang 1794 einige Vorteile vor Landrecies, 1795 im Elsaß; 1796 erhielt er als Feldzeugmeister unter Erzherzog Karl das Kommando der Armee Wurmsers am Rhein, mit der er an den Neckar zurückweichen mußte. Im Winter darauf belagerte er Kehl und kehrte erst nach dem Abschluß des Waffenstillstandes 1797 nach Wien zurück. Hier starb er als Präsident des Hofkriegsrats.

2) Theodor, Graf Baillet von, Sohn des vorigen, geb. 15. Juni 1780 in Linz, gest. 6. Okt. 1848, zeichnete sich in dem Befreiungskrieg als Generalstabschef des Kronprinzen von Württemberg aus, ward 1815 General und 1846 Feldzeugmeister. In den Märztagen 1848 zum Kriegsminister ernannt, wurde er während der Wiener Oktoberrevolution bei der Erstürmung des Kriegsministerialgebäudes vom Pöbel ermordet. Vgl. »Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister Theodor Grafen Baillet de L.« (Graz 1849).

Latour (spr. -tūr), 1) Maurice Quentin de, franz. Maler, geb. 5. Sept. 1704 in St.-Quentin, gest. daselbst 18. Febr. 1788, erhielt den ersten künstlerischen Unterricht in seiner Vaterstadt, kam 1727 nach Paris und widmete sich hier fast ausschließlich der Porträtmalerei in Pastell, in der er bald so Hervorragendes leistete, daß sich seine berühmtesten Zeitgenossen von ihm porträtieren ließen. 1746 wurde er ordentliches Mitglied der Akademie. 1784 zog er sich nach St.-Quentin zurück, dessen Museum 80 Pastellbildnisse von ihm besitzt. Zwölf andre (darunter die Pompadour) befinden sich im Louvre zu Paris, zwei (Graf Moritz von Sachsen und Maria Josepha, Dauphine von Frankreich) besitzt die Dresdener Galerie. Vgl. Champfleury, Latour (Par. 1886); Patoux, L'œuvre de M. Quentin de L. au musée de St.-Quentin (das. 1886).

2) Antoine Tenant de, franz. Schriftsteller, geb. 1808 in St.-Yrieix (Obervienne), gest. 27. Aug. 1881 in Sceaux, besuchte die Normalschule in Paris und wurde später Sekretär des Herzogs von Montpensier, dem er auch ins Exil folgte. Er trat zuerst mit melancholisch angehauchten Dichtungen auf, denen ein »Essai sur l'étude de l'histoire de France au XIX. siècle« (1835), eine merkwürdige, jetzt sehr seltene Studie: »Luther« (1835), und eine Beschreibung der Reise des Herzogs nach Tunesien, Ägypten etc. (»Relation du voyage en Orient, etc.«, 1847) nachfolgten. Seit 1848 viele Jahre in Spanien verweilend, erwarb sich L. eine genaue Kenntnis dieses Landes, die er in einer Reihe mit Geist und Geschmack geschriebener Werke niederlegte. Hierher gehören: »Études sur l'Espagne: Séville et l'Andalousie« (1855, 2 Bde.); »La Baie de Cadix« (1858); »Tolède et les bords du Tage« (1860); »L'Espagne religieuse et littéraire« (1862); »Études littéraires sur l'Espagne contemporaine« (1864); »Espagne; traditions, mœurs et littérature« (1868); »Valence et Valladolid« (1877) und »Psyché en Espagne« (1879). Auch seine Übersetzungen von Werken Silvio Pellicos, Manzonis (1841—43) und Calderons (1873, 2 Bde.) verdienen Erwähnung. Seine »Poésies complètes« erschienen 1841 (neue Ausg. 1871).

Latour d'Auvergne (spr. -tūr dowärnj'), eins der berühmtesten franz. Adelsgeschlechter, so genannt nach einem Städtchen im Depart. Puy-de-Dôme, dessen beglaubigte Geschichte mit Bertrand I. de L. im Anfang des 13. Jahrh. beginnt. Durch Heirat erwarb Bertrand de L. die Grafschaften Auvergne und Boulogne. Agne III. de L., in der Geschichte seiner Zeit vielfach genannt, heiratete Anna von Beaufort, die Erbin Pierres von Beaufort, Vicomtes von Turenne, und hinterließ 1489 zwei Söhne: Antoine, welcher Stammvater der Vicomtes von Turenne (s. d.), Herzöge von Bouillon, Albret und Château-Thierry, und Antoine Raymond, der Stammvater der Seigneurs von Murat und Quaires, Grafen von Apchier, Herzöge von L. wurde. Von einem Bastard des Geschlechts stammte Théophile Malo Corret de L., »der erste Grenadier Frankreichs«, ab, der, geb. 23. Nov. 1743 in Carhaix, gest. 27. Juni 1800, in das Regiment der schwarzen Musketiere eintrat, sich 1782 bei der Belagerung von Mahon auszeichnete, 1784 Kapitain wurde, als solcher in der Revolutionsarmee diente und, 1795 verabschiedet, 1799 als Einsteher für den Sohn eines Freundes wieder als gemeiner Soldat eintrat und bei Oberhausen an der Donau fiel. Napoleon hatte ihm den Ehrentitel »premier grenadier des armées de la République« gegeben und befohlen, daß sein Name stets auf den Listen bleibe. 1841 wurde ihm in Carhaix ein Denkmal errichtet. Seine Gebeine wurden, mit Genehmigung der bayrischen Regierung, 1889 unter militärischen Feierlichkeiten nach Paris gebracht und 4. Aug. daselbst im Pantheon beigesetzt. Auch schrieb er: »Recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Bretons« (Bayonne 1792, 2. Aufl. 1801) u. a. Vgl. Buhot de Kersers, Histoire de L. (2. Aufl., Par. 1874); Simond, Le capitaine L. (das. 1895).

Latour d'Auvergne-Lauraguais (spr. -loragā), Henri Godefroi Bernard Alphonse, Fürst von, franz. Staatsmann, geb. 21. Okt. 1823 in Paris, gest. 6. Mai 1871 in London, trat 1841 in den diplomatischen Dienst, war nacheinander französischer Gesandter in Weimar, Florenz, Turin, ward 1860 nach Berlin, 1862 nach Rom versetzt und 1863 zum Botschafter am englischen Hof ernannt. Am 17. Juli 1869 von Napoleon III. als Minister des Äußern in das Kabinett berufen, machte L. schon 2. Jan. 1870 mit seinen Kollegen dem Ministerium Ollivier Platz, wurde aber nach den ersten Niederlagen im August 1870 beim Sturz des Ministeriums Ollivier vom Grafen Palikao 10. Aug. als Minister des Äußern wiederum ins Ministerium gezogen. Nach der Katastrophe vom 4. Sept. 1870 zog er sich ins Privatleben zurück.

Latour-Maubourg (spr. latūr-mobūr), Marie Victor de Fay, Marquis de, franz. General, geb. 11. Febr. 1766, gest. 11. Nov. 1850, stand beim Ausbruch der Revolution als Leutnant bei den Gardes du Corps u. rettete 6. Okt. 1789 der Königin Marie Antoinette das Leben. Im Feldzug von 1792 befehligte er ein Kavallerieregiment unter Lafayette und trat mit letzterm, gleich seinem ältern Bruder, Charles César (1758—1831), auf österreichisches Gebiet über. Erst 1797 kehrte er nach Frankreich zurück und nahm als Adjutant Klébers teil an der Expedition nach Ägypten. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon I. zum Brigadegeneral. L. focht hierauf in dem Feldzug gegen Preußen und Rußland, befehligte 1808 in Spanien die Kavallerie und zeichnete sich unter anderm bei Cuenca und Badajoz rühmlichst aus. Ebenso tapfer focht er als Divisionsgeneral in den Feldzügen von 1812 und 1813, namentlich bei Moshaisk, Dresden und Leipzig, wo er ein Bein verlor. Während der ersten Restauration wurde er in die zur Reorganisation des Heeres niedergesetzte Kommission berufen,

zum Pair erhoben, 1817 zum Marquis ernannt und als Gesandter nach England geschickt; vom 19. Nov. 1819 bis 14. Dez. 1821 war er Kriegsminister und 1822—30 Gouverneur der Invaliden, worauf er sich auf sein Landgut Melun zurückzog. Dem König Karl X. 1830 in die Verbannung nach Prag folgend, wurde er 1835 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt.

Latr., bei zoolog. Namen Abkürzung für:

Latreille (spr. -träj'), Pierre André, Zoolog, geb. 29. Nov. 1762 in Brives (Corrèze), gest. 6. Febr. 1833 als Professor der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris. Von seinen Schriften, welche für die Klassifikation der Tiere wichtig wurden, sind hervorzuheben: »Histoire des salamandres« (Par. 1800); »Histoire naturelle des singes« (1801, 2 Bde.); »Essai sur l'histoire des fourmis« (1802); »Histoire naturelle des reptiles« (1802, 4 Bde.; 2. Aufl. 1826); »Histoire naturelle des crustacés et des insectes« (1802—1805, 14 Bde.); »Genera crustaceorum et insectorum« (1806—1809, 4 Bde.); »Considérations sur l'ordre naturel des animaux, etc.« (1810); »Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie« (1819); »Familles naturelles du règne animal« (1825; deutsch von Berthold, Weim. 1827) und »Cours d'entomologie« (1831—33, 2 Bde.).

La Trémoille (La Trémouille, beides spr. tremūj'), franz. Adelsgeschlecht in Poitou, welches seinen Ursprung von Peter de L. ableitete, der unter König Heinrich I. um die Mitte des 11. Jahrh. lebte, und das sich in viele Zweige, die Prinzen von Talmond, Herzöge von Noirmoutiers, Vicomtes von Thouars &c., spaltete. George de L. wurde 1415 in der Schlacht bei Azincourt gefangen genommen, später, 1427, vom Connetable Grafen Richmond dem König Karl VII. als Günstling empfohlen und beherrschte den schwachen Fürsten bald so, daß er seinen Gönner selbst stürzte. Er war es hauptsächlich, welcher Karl VII. trotz der Gefahr des Reiches in Schwelgerei und Vergnügen stürzte und ihn dem Einfluß der Jungfrau von Orléans nach ihren ersten Siegen wieder entzog. 1433 wurde er von Richmond im Bett überfallen und in Gefangenschaft gehalten, aus der er sich nur durch ein hohes Lösegeld befreite. Er starb 1446. Sein Enkel Ludwig, geb. 1460, gest. 1525, war ein bedeutender Feldherr unter Karl VIII., für den er 1488 die Schlacht von St.-Aubin gewann, unter Ludwig XII., dem er 1500 Mailand eroberte, und Franz I. Er fiel in der Schlacht bei Pavia. Vgl. Laborderie, Louis de L. et la guerre de Bretagne (Nantes 1877); Sandret, Louis de L. (Par. 1881). Im 16. Jahrh. waren die L. eifrige Protestanten. Durch die Heirat von Georges Enkel Franz von L. (1501—41) mit Anna von Laval, der Tochter einer Prinzessin von Tarent, Charlottens von Aragonien, erwarb das Geschlecht Ansprüche auf den Thron von Neapel, die es auf den Kongressen von Münster, Nimwegen und Rijswijk vergeblich geltend zu machen suchte. Daher führen die Herzöge von L. noch heute den Titel »Prinzen von Tarent«.

Latrie (griech.), »Dienst«, Anbetung (vgl. Heilige).

Latrine (lat.), Abtrittsgrube, Kloake, auch Abtritt.

Latrinenpumpe, s. Pumpen.

Latrobe, Ort in der Grafschaft Westmoreland des nordamerikan. Unionsstaats Pennsylvanien, am Loyalhanna River, hat ein Kloster, lebhafte Industrie und (1890) 3589 Einw.

Latrocinium (lat.), im gemeinen deutschen Strafrecht der auf offener Straße unternommene Raubmord. Im heutigen Recht bildet das L. keinen besonders ausgezeichneten Fall des Mordes mehr.

Latroni, s. Soda.

Latscha, See im russ. Gouv. Olonez, Kreis Kargopol, an der Grenze des Gouv. Nowgorod, 365 qkm groß, nur 2—4 m tief; ihm strömt der Swid aus dem Wosh-See zu. Sein Abfluß ist die Onega (s. d.).

Latsche, soviel wie Knieholzkiefer, s. Kiefer, S. 91; Laublatsche, soviel wie Erle.

Latsche, Verstärkung einer Mauer an ihrem Fuß.

Latschenkieferextrakt, ein dem Fichtennadelextrakt (s. Fichtennadelöl) entsprechendes Präparat aus den Nadeln der Knieholzkiefer.

Latschenöl, ätherisches Öl aus jungen Zweigen der Knieholzkiefer, wird besonders in den Bayrischen Alpen und Tirol dargestellt und als Duftmittel benutzt. Es stimmt im wesentlichen mit Fichtennadelöl überein.

Latte, langes schmales Bauholz von verschiedener Stärke, wird in der Baukunst zu den verschiedensten Zwecken benutzt.

Latteibrett (Fensterbrett), s. Fenster.

Lattenarrest, im preußischen Heer ein schwerer Arrest, der in einer engen Kammer mit Fußboden aus scharfkantig gehobelten Latten ohne Lagerstätte zu verbüßen war, wurde 1832 auf Festungssträflinge beschränkt und 1872 völlig abgeschafft.

Lattenbrücke, hölzerne Gitterbrücke mit aus Latten gebildeten Gittergliedern.

Lattenüberschlag, s. Aufnahme, topographische.

Latter-day Saints (engl., spr. lätter-dē ßents, »Heilige des Jüngsten Tags«), Beiname der Mormonen (s. d.).

Lattich (Lactuca *L.*), Gattung aus der Familie der Kompositen, kahle, selten steifhaarige, ein- bis zweijährige oder ausdauernde Kräuter, seltener Halbsträucher, mit grundständigen oder abwechselnden, ganzrandigen, grob gezahnten oder fiederspaltigen, am Rande oft borstig gewimperten oder stachelspitzigen Blättern, sitzenden oder gestielten, meist etwas kleinen, rispig gruppierten Köpfchen, mehr oder weniger zusammengedrückten Früchten mit eine Haarkrone tragendem Schnabel. Etwa 90 Arten, meist in der Alten Welt, wenige in Nordamerika und Westindien. Der wilde L. (Zaunlattich, Skariol, Leberdistel, L. scariola *L.*), zweijährig, mit 0,60—1,25 m hohem, unterwärts stachligem Stengel, senkrecht gestellten (vgl. Kompaßpflanzen), lanzettlichen, mit pfeilförmigem Grund stengelumfassenden obern und buchtig-fiederspaltigen untern Blättern, gelben Blüten u. bläulichgrauen Achenen, in Mittel- u. Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien, wird mehrfach als Stammpflanze des kultivierten Staudensalats (Gartensalat, L. sativa *L.*) betrachtet. Von diesem unterscheidet man drei Abarten: Schnitt- oder Stichsalat, mit hell-, dunkelgrünen, rot gefleckten, dunkelroten Blättern in offener Rosette, welche man allmählich von innen nach außen absticht; Bindsalat (römischer Salat, Sommerendivien), mit länglichen, aufrechten, eine geschlossene Rosette bildenden Blättern, welche man zusammenbindet, um die innern zu bleichen; Kopfsalat, mit breiten, blasig aufgetriebenen, kopfförmig zusammenschließenden Blättern, wird am häufigsten gebaut und auch unter Strohmatten überwintert. Man kultiviert von diesen drei Hauptsorten viele Varietäten (Gelber Pariser Salat und Gelber Steinkopfsalat, s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 1 u. 2),

die aber sämtlich leicht ineinander übergehen, wenn man die Samenpflanzen verschiedener Sorten nicht weit voneinander entfernt hält. Frühlingskopfsalat enthält 1,924 eiweißartige Körper, 0,375 Fett, 0,113 Zucker, 1,980 sonstige stickstofffreie Substanzen, 0,879 Cellulose, 0,789 Asche, 93,940 Wasser. Salat war schon den Persern zur Zeit des Kambyses bekannt; Plinius nennt bereits die meisten der jetzt bei uns gebauten Varietäten, u. die alten Griechen kannten deren wenigstens zwei. Von jeher war der Salat eine Lieblingsspeise des gemeinen Mannes in Griechenland. Jetzt ist er über alle Erdteile verbreitet, in Asien bis Nordchina und Japan. Der blaue L. (L. perennis *L.*), mit fiederspaltigen Blättern, doldentraubig verästeltem Stengel und blauen Blüten, findet sich in Süd- und Mitteleuropa und wird gleichfalls als Salat benutzt, indem man die Blattrosette im Frühjahr mit Schieferplatten bedeckt und dadurch bleicht. Der Giftlattich (L. virosa *L.*, s. Tafel »Giftpflanzen I«, Fig. 7), zweijährig, mit steif aufrechtem, 0,6—1,5 m hohem, unterwärts stachligem, oberwärts rispig verzweigtem Stengel, länglich-eiförmigen, stachelspitzig bis fast buchtig gezahnten, bis auf die untersten mit herzförmigem Grund stengelumfassenden, bläulich-grünen, unterseits borstig stachligen Blättern, gelben Blüten und schwarzen Achenen mit weißem Schnabel, riecht stark, etwas betäubend, und wirkt scharf narkotisch. Er findet sich an felsigen Stellen und in Hecken des westlichen und südlichen Europa, in Deutschland nur an wenigen Punkten des südlichen und mittlern Rheingebiets. Alle grünen Teile der Pflanze enthalten einen weißen, bittern Milchsaft (lac, daher der Name), der, an der Luft erhärtet, das Lactucarium (s. d.) bildet. Denselben Milchsaft enthalten weniger reichlich auch L. scariola *L.* und L. sativa, und letztere Pflanze sowie L. altissima, welche in Clermont-Ferrand angebaut wird und wohl nur eine Kulturform ist, werden ebenfalls auf Lactucarium verarbeitet. Das Kraut von L. virosa wurde früher arzneilich benutzt.

Lattichfliege, s. Blumenfliege.

Lattichkönig, s. Maifest.

Latticinio, s. Milchglas.

Lattmann, Julius, Philolog und Pädagog, geb. 4. März 1818 in Goslar, studierte 1837—41 Theologie, 1843—46 Philologie in Göttingen, wurde 1848 Hilfslehrer in Stade, 1850 Lehrer am Gymnasium in Göttingen, 1870 Direktor des Gymnasiums in Klausthal, trat 1890 mit dem Charakter als Geheimer Regierungsrat in den Ruhestand und lebt seitdem in Göttingen. L. hat wesentliches Verdienst um die Einführung der gesicherten Ergebnisse der neuern Sprachvergleichung in die lateinische und griechische Schulgrammatik, erkennt jedoch den geschichtlichen Inhalt des Altertums als bestimmenden Kern des klassischen Unterrichts an. Dabei ist er für die Einführung der induktiven Methode bemüht. Er schrieb außer mehreren Programmarbeiten über die Reform des Sprachunterrichts (Klausth. 1871 u. 1888) und mehreren griechischen und lateinischen Lehrbüchern ꝛc.: »Lateinische Schulgrammatik« (mit H. D. Müller, Götting. 1864; 7. Aufl. u. d. T.: »Kurzgefaßte lateinische Grammatik«, 1892); »Griechische Grammatik« (mit Müller, das. 1863, 5. Aufl. 1893); »Grundzüge der deutschen Grammatik« (6. Aufl., das. 1886); »Cornelii Nepotis liber .. emendatus et suppletus« (8. Aufl., das. 1889); »Kombination der methodischen Prinzipien im lateinischen Unterricht« (das. 1882, 2. Aufl. 1888); »Einführung der induktiven Methode in den lateinischen Elementarunterricht« (das. 1886); »Über den in Quinta zu beginnenden lateinischen Unterricht« (das. 1888); »Ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höhern Schulwesens« (das. 1889); »Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora im Lateinischen« (das. 1890); »Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichts« (das. 1892).

Lattun (Latun, v. span. latón, franz. laiton), Messing, besonders Messingblech; daher Lattunhütte, Lattunschläger, soviel wie Messinghütte ꝛc.

Latude (spr. -tüd'), Henri Masers de, bekannt geworden durch die lange Haft, die er um der Pompadour, der Mätresse Ludwigs XV., willen dulden mußte, geb. 23. März 1725 zu Montagnac im Languedoc, gest. 1. Jan. 1805, Sohn der Jeanneton Aubrespy, nannte sich Jean Danry, ward Feldscher und führte seit 1748 in Paris ein liederliches Leben. Um die Gunst der Pompadour zu erlangen, entdeckte er derselben im April 1749 zu Versailles ein angeblich zu ihrer Vergiftung angezetteltes Komplott; die Intrige wurde aber entdeckt, und L. mußte in die Bastille wandern. 1756 entwischte er, wurde aber von Holland ausgeliefert. Erst 1777 erhielt er die Freiheit; als angeblicher Sohn eines verstorbenen Oberstleutnants nannte er sich Vicomte Masers de L. Wegen Erpressung ward er von neuem bis 1784 eingekerkert. Trotzdem wurde L. als ein Opfer des Despotismus der Gegenstand großer Aufmerksamkeit, und die Erben der Pompadour wurden zu einer Entschädigungssumme von 60,000 Fr. verurteilt; die Nationalversammlung bewilligte ihm eine Pension. Vgl. Thierry, Le despotisme dévoilé, ou Mémoires de L. (neue Ausg. von Bertin, Par. 1889).

Latus (lat.), Seite, in größern Rechnungen oder Konten die Summe der einzelnen Posten einer Seite, welche auf eine andre Seite zu übertragen ist; daher laterieren, solche Summen ziehen und übertragen (transportieren); L. per se, Seite für sich (bei welcher kein Übertrag erforderlich ist).

Latus rectum (lat., »gerade Seite«), bei den alten Geometern der Parameter der Kegelschnitte.

Latwerge (lat. Electuarium, ital. Lattuario, Lattovaro), Arzneiform von dickbreiiger, musartiger Beschaffenheit, besteht aus Pulvern, die mit Pflaumenmus, Tamarindenmark, Zuckerlösung oder Honig zu einem dicken Brei angerührt worden sind. Von den zahlreichen früher gebräuchlichen Mischungen hat sich nur noch die Sennalatwerge (Sennesmus) und der Theriak erhalten. In Süddeutschland nennt man L. überhaupt musartige Fruchtsachen.

Laua, Volk, s. Lao.

Lauag (Laoag), Hauptstadt der Provinz Ilocos auf der Nordwestküste der span. Philippineninsel Luzon, mit (1887) 30,642 Einw.

Laub, die Gesamtheit der Blätter einer Pflanze (die Belaubung); auch soviel wie Lager, Thallus (s. d.).

Laub, Ferdinand, Violinspieler, geb. 19. Jan. 1832 in Prag, gest. 17. März 1875 in Gries bei Bozen, war Schüler des Prager Konservatoriums, lebte 1856—63 als Kammervirtuose und Konzertmeister in Berlin, später in Wien und wurde 1866 als Professor an das Konservatorium in Moskau berufen. L. war im Solo- wie im Quartettspiel gleich ausgezeichnet. Von seinen wenigen, gediegenen Kompositionen ist besonders eine Polonäse bekannt geworden.

Laubach, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Schotten, an der Wetter u. der Linie Hungen-L.

der Oberhessischen Eisenbahn, Residenz des Grafen von Solms-L., hat eine evang. Kirche, ein Schloß mit vorzüglicher Bibliothek (38,000 Bände, 100 Bände Inkunabeln), ein Gymnasium, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Zigarrenfabrikation und (1890) 1848 Einw., davon 10 Katholiken und 22 Juden. In der Nähe große Waldungen, eine Braunkohlengrube und das Eisenwerk Friedrichshütte mit Holzessigfabrikation. L. wird als Luftkurort besucht.

Lauban, Kreisstadt im preuß. Regbez. Liegnitz, ehemals die vierte Sechsstadt der Oberlausitz, am Queis, Knotenpunkt der Linien Kohlfurt-Glatz, Görlitz-L. u. L.-Marklissa der Preußischen Staatsbahn, 214 m ü. M., hat 2 evangelische und eine neue kath. Kirche, ein Kloster der Magdalenerinnen (1320 gestiftet, jetzt Krankenanstalt), ein Krieger- und ein Kaiser Wilhelm-Denkmal und (1890) 11,958 Einw., davon 1982 Katholiken und 59 Juden. L. hat bedeutende Spinnerei, Weberei, Taschentücherfabrikation, Bleicherei, Färberei und Appreturanstalten (mit zusammen 900 Arbeitern), Fabrikation von Thonwaren (100 Arbeiter), Stärke und Dextrin, Zigarren, Maschinen und Öl, eine Eisenbahnhauptwerkstätte, Buchdruckereien und Etikettenfabriken, Handelsmühlen und Bierbrauerei. Der Handel, zum Teil auch nach überseeischen Ländern, wird durch eine Handelskammer unterstützt. Dem Verkehr in der Stadt dient eine Fernsprechanlage, welche auch Verbindung mit Berlin, Dresden, Görlitz, Kottbus ꝛc. herstellt. L. hat ein Gymnasium, eine Handels- und eine Zieglerschule und ist Sitz eines Amtsgerichts. — L. kommt schon im 10. Jahrh. vor, wurde 1427 und 1431 von den Hussiten verwüstet, 1640 von den Schweden geschleift.

Laubbach, Bad, zur Stadt Koblenz gehörig, im romantischen Laubbachthal und unweit des Rheins, hat eine Wasserheilanstalt und Einrichtungen zu Thermal-, Dampf-, Luftschwitzbädern ꝛc. und Stickstoffinhalationen.

Laubbad, s. Bad, S. 312.

Laubblatt, s. Blatt, S. 55.

Laube, in Gärten ein Gebäude, dessen Wände und Dach meist aus Lattenspalier, gerissenem Eichenholz ꝛc. bestehen und mit Laubenpflanzen überzogen sind. Gegenwärtig baut man Lauben vielfach aus (gestrichenen oder vergoldeten) Eisenstäben und Eisendrahtgeflecht u. läßt sie mit Schlingpflanzen beranken. Die dichten Lauben aus Linden, Hainbuchen, Haselstrauch, Jelängerjelieber werden innen bald vollkommen kahl und zeigen dann nur dürres Holz. Am besten eignen sich zu Lauben der wilde Wein und mehrere Weinreben, der Pfeifenstrauch (Aristolochia Sipho), mehrere Clematis-Arten und rankende Rosen; ferner auch Passifloren, Pilogyne suavis, Cephalandra quinqueloba, Cobaea scandens, Cucurbita melanosperma ꝛc. Eine architektonisch mit dem Hause verbundene L. heißt Veranda. Als Laubengang verdient die italienische Pergola (s. d.) besondere Empfehlung, doch muß sie zur Architektur des Hauses passen. L. ist auch soviel wie Halle (Gerichtslaube) und besonders ein überwölbter, nicht vorspringender Bogengang am Erdgeschoß der Häuser, wie er sich in vielen ältern Städten Italiens (z. B. Markusbibliothek in Venedig, s. Tafel »Architektur X«, Fig. 5, und Prokurazien, daselbst), Tirols und Deutschlands (s. Tafel »Architektur XI«, Fig. 5) findet, zuweilen auch vor dem Obergeschoß, z. B. an den Rathäusern in Braunschweig (s. Tafel »Architektur IX«, Fig. 5) und Köln (s. Tafel »Architektur XI«, Fig. 2) und am Dogenpalast von Venedig (vgl. Loge). Am Rhein ist Laube soviel wie Erker.

Laube, Elbumschlagplatz bei Tetschen (s. d.).

Laube, 1) Heinrich, Schriftsteller und Dramaturg, geb. 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, gest. 1. Aug. 1884 in Wien, erhielt seine Schulbildung auf den Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz, studierte darauf seit 1826 in Halle und Breslau Theologie, war später einige Zeit Hauslehrer und begab sich 1832 nach Leipzig, um als Schriftsteller ein unabhängiges Leben führen zu können. Seine Sympathien für die französische Julirevolution zogen ihm eine Untersuchung zu, infolge deren er 1834 aus Sachsen verwiesen und in Berlin neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten wurde. Auch seine Schriften verfielen dem 1835 vom Bundestag über das »junge Deutschland« verhängten Banne. Nach seiner Freilassung lebte er zunächst in Kösen bei Naumburg und in Berlin und verheiratete sich 1837 mit der Witwe des Professors Hänel in Leipzig, die ihn, als ihn die preußischen Gerichte wegen seiner burschenschaftlichen Bestrebungen zur Gefängnisstrafe verurteilten, in seine Haft im Amt- und Jagdhaus zu Muskau begleitete. 1839 bereiste er Frankreich und Algerien und ließ sich nach seiner Rückkehr in Leipzig nieder. Vom deutschböhmischen Wahlkreis Elbogen 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, hielt er sich zum Zentrum und zur erbkaiserlichen Partei, trat jedoch im März 1849 aus, da er sich wegen der Kaiserfrage mit seinen Wählern im Widerspruch befand (vgl. seine Schrift: »Das erste deutsche Parlament«, Leipz. 1849, 3 Bde.). Ende 1849 ward er als artistischer Direktor des k. k. Hofburgtheaters nach Wien berufen. Seine Direktion, die bis zum September 1867 währte und das Burgtheater zu hoher Blüte brachte, wurde durch das Bestreben geleitet, ein bleibendes, mustergültiges Repertoire zu schaffen, worin neben den klassischen Dramen die besten Schöpfungen der modernen Poesie dauernd ihren Platz finden sollten. Mußten diese Bestrebungen sich einer allseitigen Anerkennung erfreuen, so stieß Laubes unverkennbare Vorliebe für das französische Drama auf viel Widerspruch. Eine Geschichte seiner Direktion gab er in dem Werke: »Das Burgtheater« (Leipz. 1868, 2. Aufl. 1891), das mit Recht als ein sehr wertvolles dramaturgisches Handbuch gilt. 1869 übernahm L. die Leitung des Leipziger Stadttheaters, welchem er einen bedeutenden Aufschwung zu geben wußte. Mannigfache Differenzen mit Behörden, Kritik und Publikum bewogen ihn indessen, schon 1870 von dieser Bühne wieder zurückzutreten, deren Geschichte er wiederum in einem eignen Buch: »Das norddeutsche Theater« (Leipz. 1872) beschrieb. 1872 nach Wien zurückgekehrt, trat er an die Spitze des neugegründeten Stadttheaters, legte die Direktion aber infolge der durch die Wiener Börsenkatastrophe eingetretenen Mißverhältnisse nieder, die er in dem Buch: »Das Wiener Stadttheater« (Leipz. 1875) ausführlich schilderte. Im Sommer 1875 ergriff er jedoch von neuem das Steuer des Wiener Stadttheaters und behielt es bis 1880. Fortan war er nur noch als Schriftsteller thätig. In seiner Vaterstadt wurde L. 1895 ein Denkmal errichtet.

Als Schriftsteller versuchte sich L. zuerst in dem bisher ungedruckten Drama »Gustav Adolf« (1829), in der durch Paganinis Anwesenheit in Breslau veranlaßten Farce »Zaganini« und gab vom Juli bis Dezember 1829 eine Zeitschrift »Aurora« heraus, der die historisch-politischen Skizzen »Das neue Jahrhundert«

(Fürth u. Leipz. 1832—33, 2 Bde.) und der Roman »Das junge Europa« (Mannh. 1833—37, 3 Tle.) folgten. Seine »Liebesbriefe« und Novellen: »Die Schauspielerin« (Mannh. 1836) und »Das Glück« (das. 1837) waren nur Variationen, keine Vertiefungen seiner frühern Schilderungen. In den »Reisenovellen« (Mannh. 1834—37, 6 Bde.; 2. Aufl. 1846—47, 10 Bde.) setzte er Heines »Reisebilder« fort, doch insofern auf eigentümliche Weise, als sie ein Totalbild von Deutschland zu geben versuchten; auch zeigte er darin Spuren des Einflusses von W. Heinse, dessen »Sämtliche Schriften« er (Leipz. 1838, 10 Bde.; 2. Aufl. 1857—58, 5 Bde.) herausgab. Politische, soziale und litterarische Porträte sammelte er in seinen »Modernen Charakteristiken« (Mannh. 1835, 2 Bde.). An der Kölner Streitsache zwischen Deutschland und Rom beteiligte er sich anonym mit der Broschüre »Görres und Athanasius« (Leipz. 1838). Eine Frucht seines Aufenthalts in Muskau war seine oberflächliche und später von ihm selbst fallen gelassene: »Geschichte der deutschen Litteratur« (Stuttg. 1840, 4 Bde.). In rascher Folge erschienen demnächst: »Französische Lustschlösser« (Mannh. 1840, 3 Bde.); »Jagdbrevier« (Leipz. 1841, 2. Aufl. 1858), worin ihm die Sitten der Tiere Gelegenheit zu allerlei scherzhaften, satirischen u. ernsten Reflexionen gaben; »Die Bandomire, eine kurische Erzählung« (Mitau 1842, 2 Bde.); die historische Novelle »Der Prätendent« (Leipz. 1842), die den bekannten Naundorf, angeblichen Ludwig XVII., zum Gegenstand hat; der Roman »Die Gräfin Chateaubriant« (das. 1843, 3 Bde.; 2. Aufl. 1846); »George Sands Frauenbilder« (Brüssel 1844); »Drei Königsstädte im Norden« (Leipz. 1845, 2 Bde.), Reiseschilderungen mit Novellistik und geschichtlicher Charakteristik; »Der belgische Graf« (Mannh. 1845); »Paris 1847« (das. 1848), eine Wiederaufnahme seiner Reiseschilderungen mit einer trefflichen Darlegung der parlamentarischen Kämpfe zwischen Thiers und Guizot. Zugleich hatte sich L. mit wachsendem Erfolg dramatischen Arbeiten zugewendet. Zwar waren seine ersten Versuche, die Tragödie »Monaldeschi« (1839), deren Held der Liebhaber der Königin Christine von Schweden ist, die kulturhistorische Komödie »Rokoko« (1842) und das Schauspiel »Die Bernsteinhexe« (1843), im ganzen verfehlt; dagegen erreichte er gute Erfolge mit der Tragödie »Struensee« (1847), welche eine meisterhafte dramatische Technik in der Verknüpfung der Intrige zeigt, mit der Litteraturkomödie »Gottsched und Gellert« (1847), namentlich aber mit dem Schauspiel »Die Karlsschüler« (1847, 7. Aufl. 1894), das Schillers Flucht aus Stuttgart zum Gegenstand hat und wegen des tendenziösen Pathos, zu dem es sich erhebt, und wegen der lebensvollen Gruppierung der dramatischen Tableaus großen und verdienten Beifall fand. Weniger gilt dies von dem Schauspiel »Prinz Friedrich«, welches Friedrichs d. Gr. Konflikt mit Friedrich Wilhelm I. vorführt. Die beste Tragödie Laubes ist unstreitig »Graf Essex« (1856, 6. Aufl. 1892), reich an lebendigen Szenen und epigrammatischen Wendungen von schlagender Kraft, wenn auch wirkliche psychische Tiefe und echter poetischer Schwung dem »Essex« wie allen Tragödien Laubes mangeln. Bedeutend zurück dagegen steht seine letzte Tragödie: »Montrose« (1859), obschon sie in Rücksicht auf großartige Anlage der Handlung und Bedeutung des darin vorgeführten Prinzipienkampfes unter Laubes Dramen in erster Linie steht; ebenso das Schauspiel »Der Statthalter von Bengalen« (1866). Laubes neuere dramatische Dichtungen, die Lustspiele: »Cato von Eisen« und »Böse Zungen« (1868), zeigten zugleich den wachsenden Einfluß seiner französischen Vorbilder und die Einwirkung der Wiener politischen und sozialen Welt auf den Autor. Die Vollendung des Schillerschen »Demetrius« ließ, wie alle ähnlichen Versuche, den Abstand zwischen Schiller und seinem Ergänzer allzu stark hervortreten. Dagegen erwies der auf eingehenden Studien beruhende und sorgfältig durchgearbeitete Roman »Der deutsche Krieg« (Leipz. 1865—66, 9 Bde.; 3. Aufl. 1867—68) alle Vorzüge des Laubeschen Talents in ausgiebigster Weise und darf wohl als die beste litterarische Leistung des vielseitigen Autors betrachtet werden. Demselben folgten der aus Jugendeindrücken erwachsene Roman »Die Böhminger« (Stuttg. 1880, 3 Bde., 2. Aufl. 1891), die Novellen: »Louison« (Braunschw. 1881), »Entweder — oder« (das. 1882), »Die kleine Prinzessin« und »Blond muß sie sein« (Bresl. 1883), »Der Schatten Wilhelm« (Leipz. 1883); ferner: »Ruben«, ein moderner Roman (das. 1885), und »Franz Grillparzers Lebensgeschichte« (Stuttg. 1884). Mit seinen »Erinnerungen, 1810—40« (Wien 1875) hatte L. eine Folge seiner »Gesammelten Schriften« (in 16 Bdn.) eröffnet, die mit den »Erinnerungen 1841—81« (das. 1882) schloß, während seine »Dramatischen Werke« schon früher (Leipz. 1845—75, 13 Bde.; Volksausgabe 1880—92, 12 Bde.) gesammelt erschienen waren. Vgl. J. Proelß, Das Junge Deutschland (Stuttg. 1892).

2) Gustav Karl, Geolog und Paläontolog, geb. 9. Jan. 1839 zu Teplitz in Böhmen, studierte zu Prag und München und habilitierte sich 1866 an der technischen Hochschule und 1867 an der Universität zu Wien für Paläontologie. Als Geolog begleitete er 1869—70 die zweite deutsche Nordpolexpedition auf der Hansa und war einer der Teilnehmer der grausigen Fahrt auf dem schwimmenden Eis. Nach seiner Rückkunft wurde er 1871 Professor der Mineralogie und Geologie an der deutschen technischen Hochschule zu Prag und 1876 Professor für Geologie und Paläontologie an der dortigen Universität sowie Vorstand des geologischen Instituts. Er schrieb unter anderm: »Die Fauna der Schichten von St. Cassian« (Wien 1865—70, 5 Tle.); »Die Gastropoden, Bivalven und Echinodermen des braunen Jura von Balin« (das. 1867); »Beitrag zur Kenntnis der Echinodermen des vicentinischen Tertiärgebiets« (das. 1868); »Über einige fossile Echiniden von den Murray Cliffs in Südaustralien« (das. 1869); »Reise der Hansa ins Nördliche Eismeer« (Prag 1871); »Hilfstafeln zur Bestimmung der Mineralien« (2. Aufl., das. 1879); »Die Echinoiden der österreichisch-ungarischen obern Tertiärablagerungen« (das. 1872); »Geologische Beobachtungen, gesammelt während der Reise auf der Hansa und gelegentlich des Aufenthalts in Südgrönland« (Wien 1873); »Geologie des böhmischen Erzgebirges« (Prag 1876—87, 2 Bde.); »Die Katastrophe von Dux und ihr Zusammenhang mit dem Ausbleiben der Stadtbadquelle zu Teplitz« (das. 1879); »Geologische Exkursionen im Thermalgebiet des nordwestlichen Böhmen« (Leipz. 1884).

Laubeinkleidung, s. Maifest.

Lauben, s. Weißfisch.

Laubenheim, 1) Dorf in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, am Rhein und an der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine kath. Kirche, ausgezeichneten Weinbau und (1890) 1427

meist kath. Einwohner. — 2) Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Kreuznach, an der Nahe und der Linie Bingerbrück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahn, hat eine von den Tempelherren erbaute gotische Kirche (neuerlich restauriert), Weinbau und (1890) 500 meist evang. Einwohner.

Laubenheimer, s. Rheinhessische Weine.

Laubenvogel, soviel wie Kragenvogel.

Lauberbock (Stoßbock), ein alter starker Gemsbock, der gewöhnlich einsam lebt.

Lauberde, s. Erden.

Laubfall, bei denjenigen Holzgewächsen, welche alljährlich ihr Laub erneuern, die am Ende der Vegetationsperiode eintretende Erscheinung des Abfallens sämtlicher grüner Blätter. Der L. kommt sowohl bei den Laubhölzern der gemäßigten und kalten Zone als in tropischen und subtropischen Gebieten vor, in denen die Niederschläge mehrere Monate hindurch ausbleiben und die Bäume während der trocknen Jahreszeit entblättert dastehen. Nur in Gegenden, wo Feuchtigkeit und Wärme über das ganze Jahr gleichmäßig verteilt sind, erfolgt auch der L. ganz allmählich, indem die ältern Blätter der tiefer stehenden Sproßteile nach und nach absterben. Die wesentlichste, den L. bedingende Ursache besteht in der Herabsetzung der Transpiration, die sowohl durch den Eintritt von Trockenheit als von Kälte herbeigeführt wird. Beide Faktoren beschränken die Aufnahme des Wassers durch die Wurzeln, so daß der durch die Transpiration der Blätter verursachte Wasserverlust nicht mehr ersetzt werden kann. Kühlt sich daher der Boden, wie z. B. in hohen Gebirgslagen im Vergleich zu den Thälern, stärker ab, so tritt bei einer und derselben Baumart die Entlaubung auf den Bergen bisweilen fast um einen Monat früher ein, als in den tiefer gelegenen Gegenden. Aus ähnlichen Gründen behalten Holzpflanzen, die nördlich von den Alpen ihr Laub im Herbst abwerfen, dasselbe im Süden auch während des Winters; manche Arten, wie Flieder, Platane, Edelkastanie u. a., können sich aus sommergrünen Gewächsen in immergrüne verwandeln. Dem L. geht eine Stoffentleerung der Blattzellen voraus, bei der die in denselben vorhandenen Bildungsstoffe, wie Stärkemehl, Fett, Eiweißstoffe, auswandern und in die Stammteile übertreten; hiermit ist auch eine eigentümliche Zersetzung des grünen Chlorophyllfarbstoffes verbunden, die sich äußerlich in der Gelb- oder Rotfärbung der Blätter (durch Xanthophyll, Erythrophyll u. a.) kundgibt. An den Berghängen des Rheins, des mittlern Donaulaufs sowie auch an den Ufern der Kanadischen Seen in Nordamerika gewährt die mit dem Eintritt der ersten Reifbildung im September und Oktober zu beobachtende Laubverfärbung der Waldungen ein farbenprächtiges Bild; so zeigen z. B. die nordamerikanischen Ahornarten alle Farbenschattierungen von Gelb durch Orange zu Rotbraun, der Giftsumach (Rhus Toxicodendron) färbt sich violett, die wilden Reben (Anpelopsis, Arten von Vitis) entwickeln ein brennendes Scharlachrot etc. Die Abgliederung an der Basis des Blattes wird stets dadurch bewirkt, daß schon vorher in einer dünnen Querzone (Trennungsschicht) tafelförmige Zellen auftreten, welche zur Zeit des Laubfalles locker werden und dadurch den Bruch des Blattstiels oder die Abgliederung der einzelnen Blattfiedern bewirken. Die an der Pflanze zurückbleibende Wunde wird durch eine Korkschicht geschlossen. Ein dem L. eigentümliches Moment ist seine regelmäßige Periodizität, bezüglich deren jede einzelne Baumart ihre eignen Gesetze hat, um sich den ungleichen Bedingungen trockner oder feuchter, kalter, gemäßigter oder warmer Klimate anzuschmiegen. Die Erscheinung läßt sich kaum anders als eine ursprünglich durch Anpassung an das Klima erlangte, später aber durch Vererbung auf die Nachkommen übertragene und somit eingeborne Eigenschaft auffassen. Die durch den L. eingeleitete Periode der Vegetationsruhe zeigt auch Analogie mit dem Sommer- und Winterschlaf gewisser Tiere, bei dem ebenfalls der Stoffwechsel bis auf die äußerste untere Grenze herabgesetzt erscheint. Die Entlaubung der Pflanzen entspricht durchaus der unterdrückten Nahrungsaufnahme bei den Tieren.

Laubflechten, Flechten mit laubförmigem Thallus.

Laubfrosch, s. Frösche, S. 959.

Laubgrün, soviel wie Saftgrün, auch Chromgrün.

Laubheide, s. Clethra.

Laubheuschrecken (Locustidae), Familie aus der Ordnung der Geradflügler, s. Heuschrecken, S. 766.

Laubhölzer, Holzgewächse mit flachen, sommer- oder immergrünen Blättern, im Gegensatz zu den Holzpflanzen mit nadelartig zusammengezogenen Blättern (Nadelhölzern). Über die Verbreitung und die pflanzengeographisch wichtigsten L. s. Laubholzzone, Immergrüne Gehölze und Waldpflanzen.

Laubholzzone, der vorwiegend aus Laub abwerfenden Bäumen gebildete Waldgürtel, der sich auf der nördlichen Halbkugel zwischen die Zone der winterharten Nadelhölzer (s. Nadelholzzone) und die Zone der immergrünen, Wärme liebenden Gehölze (s. Waldpflanzen und Immergrüne Gehölze) einschaltet. Die L. Europas kann nach der tonangebenden Baumart in die beiden Gebiete der Buchen- und Eichenzone geschieden werden; die Vegetationsgrenze der Rotbuche trennt die beiden Abschnitte, von denen der westliche entschiedenes Seeklima, der östliche ausgesprochenes Kontinentalklima besitzt. Die genannte Linie verläuft vom südlichen Norwegen (60° nördl. Br.) quer durch Schweden (unter 59° im W. und 57° im O.), dann unweit Königsberg durch das östliche Polen steil nach S., weiter durch Galizien, Wolhynien, Podolien nach Bessarabien, wo sie nördlich von Kischinew ihren südlichsten Punkt erreicht. Jenseit der südrussischen Steppe tritt die Buche wieder in der Krim sowie in den höhern Gebirgsregionen des Kaukasus auf und verbreitet sich von hier nach den nordpersischen Gebirgen, wo sie den östlichsten Punkt ihrer zusammenhängenden Verbreitung erreicht; noch weiter östlich tritt sie erst wieder in Japan in zwei verwandten Formen auf. Unter den Eichenarten geht in Europa die Stieleiche (Quercus pedunculata) am weitesten nach N. und erstreckt sich von der Westküste Norwegens (unter 62° nördl. Br.) durch Schweden (60°) und Finnland (61°) über Petersburg quer durch Rußland (58—57°) östlich bis zum Flusse Ufa, ohne das Uralgebirge zu überschreiten; der Haselnußstrauch (Corylus avellana) ist ihr getreuer Begleiter, während die Traubeneiche (Quercus sessiliflora) eine abweichende Ostgrenze besitzt; dieselbe folgt zunächst dem Laufe des Bug, zieht sich dann an dem Dnjestr entlang und tritt schließlich auf die Gebirge der Krim, des Kaukasus und Nordpersiens über. Die Eichen-Nordgrenze liegt an der nordamerikanischen Westküste am Nutkasund; im Innern von Kanada kommen Eichen (Q. stellata) bis zum Südrande des Winnipegsees in großen Beständen vor, an der Ostküste enden sie mit Q. alba ungefähr bei Quebec; übrigens tritt keine einzige

Eichenart aus der Neuen in die Alte Welt über. Den Buchen und Eichen der borealen L. mischen sich Arten von Ulmus (Rüster), Acer (Ahorn), Fraxinus (Esche) und Tilia (Linde) als charakteristische Elemente bei; Tilia parvifolia erreicht ihre Nordgrenze in Europa längs einer Linie, die zwischen 62 u. 58,5° nördl. Br. bis zum Uralgebirge verläuft, welches sie überschreitet, um über Tobolsk und Tomsk das Amur- und Ussurigebiet zu erreichen. Der mitteleuropäische Laubholzgürtel wird ferner durch die Vegetationsgrenze der Edeltanne (Abies pectinata), die von Polen aus über Schlesien, Sachsen, dann um den Harz herum zum Nordsaum des Rheinischen Schiefergebirges verläuft und von da bis zur Bretagne sich südwestwärts senkt, in zwei pflanzengeographische Abschnitte geschieden, von denen der nördliche ungefähr mit dem baltischen Gebiet, der südliche mit der zentralen Mittelgebirgsregion zusammenfällt. Innerhalb der Laubwaldzone des westlichen Frankreich fehlen die Koniferen (außer Juniperus communis) fast ganz; dafür greifen hier die Edelkastanie und die immergrüne Quercus Ilex aus dem Mittelmeergebiet über. Ähnlich verhält es sich in der pontischen Waldregion an der untern Donau, wo Silberlinden, immergrüne Eichen (Q. Cerris und Q. pubescens), verschiedene in Serbien und Bosnien einheimische Koniferen (Pinus Omorica, P. Peuce und P. leucodermis) als östliche Typen auftreten. Die Südgrenze der europäischen L. verläuft von Nordspanien, wo sie annähernd mit der Nordgrenze der Olive (Olea europaea) zusammenfällt, über das südliche Frankreich zum Südabhang der Alpen, dann quer durch die Balkanländer nach dem südlichen Rußland; hier bildet die Tschernosemsteppe die Grenze, die dann weiter in Asien südlich vom Uralgebirge längs des Nordrandes der westsibirischen und zentralasiatischen Steppen bis zum Amurgebiet sich erstreckt. In Nordamerika beginnt die Südgrenze nördlich von dem Küstengebirge Kaliforniens, folgt dann dem Nord- und Ostrande der Prärien und endet im Ohio- und Mississippigebiet; im SO. der atlantischen Staaten herrscht bereits die immergrüne Formation vor. Als Übergangsglied zwischen letzterer und der laubabwerfenden Baumform erscheint in Europa die sommergrüne Edelkastanie (Castanea vesca), die in naheverwandten oder identischen Formen auch in Japan, Nordamerika und Nordindien auftritt; bei Suchum Kalé an der Küste des Schwarzen Meeres (bei 43° nördl. Br.) soll sie Neigung zu immergrüner Belaubung zeigen und ihre Blätter auch während des Winters vegetationsfrisch erhalten. Ihre europäische Verbreitungsgrenze geht vom südlichen England längs des Rheinthales bis zum Bodensee, als angepflanzter Baum geht sie jedoch weiter nördlich und reift noch im südlichen Schweden bei Skåne (55°) ihre Früchte; im Mittelmeergebiet bilden die Kastanienwälder am Abhang der Berge eine besondere Region.

Der die nördliche Halbkugel rings umziehende Gürtel sommergrüner Wälder schließt streifenförmige oder inselartige, größere oder kleinere Bezirke ein, auf welchen die Pflanzendecke keinen Waldcharakter zeigt; als solche Stellen erscheinen die von gesellig wachsenden Gräsern gebildeten Wiesen, die von Strauchvegetation begleiteten Erlen- und Birkenbrücher, die mit Bürgern der nordischen Tundrazone oder mit einzelnen, sporadisch auftretenden Alpenpflanzen besiedelten Moore, die vorwiegend mit einer atlantischen Flora besetzten Heiden, die von Ausläufern und Vorposten der östlichen Steppenvegetation bewohnten Pußten Ungarns u. a. In der mitteleuropäischen, durch die Grenze der Edeltanne (s. oben) umschriebenen Hügel- und Bergregion herrschen Tannen-, Buchen- und Fichtenwälder vor; die Stelle der nordischen Weißbirke vertritt die mitteleuropäische Art, dazu kommen als tonangebende Nebenelemente der Bergahorn nebst Sträuchern, wie Sambucus racemosa u. S. Ebulus, Lonicera Xylosteum, Clematis Vitalba u. a., die nur vereinzelt über die Region hinausgreifen. In Nordosteuropa beginnen dann sibirische Waldelemente; in den südlichen Ausläufern des Uralgebirges mischen sich die Waldbestände mit der Steppenvegetation (Waldsteppen); weiter ostwärts breiten sich am Nordrande der aralo-kaspischen Steppen weite, moorige Grasebenen mit zerstreuten Birkenwaldinseln und riesigen Doldenstauden aus. In der Waldregion des Altai, deren Ostgrenze etwa am Baikalsee liegt, greift ebenfalls häufig die turkistanische und mongolische Steppe tief in den Wald ein. Endlich im NO. des asiatischen Waldgürtels entwickeln sich auf den niedern Landschaften Kamtschatkas Birkenwälder (Betula Ermanni) neben üppigen Grasfluren, aus denen ähnlich wie in der westsibirischen Birkensteppe Riesenstauden oft weit über Manneshöhe hervorragen.

Auch die amerikanische L. beginnt wie die Europas im N. zunächst mit Eichenwäldern. Die Waldzone des Seengebietes geht an der atlantischen Küste bis Neubraunschweig und südlich bis Philadelphia, bildet am nördlichen Alleghanygebirge eine südliche Aussackung und umspannt im Bogen die großen Seen bis zum Winnipeg im NW. Die Mischung der Waldbestandteile ist außerordentlich reichhaltig; neben der amerikanischen Ulme (white elm), Linde (Tilia americana) und Walnuß (Juglans nigra) treten 8 Arten von Eichen, 14 Weiden, 5 Pappeln, je 2 Arten von Erle, Esche und Haselnuß, mehrere mit der Buche verwandte Bäume (Fagus ferruginea, Ostrya virginica, Carpinus americana), außerdem Edelkastanien, die amerikanische Platane (Platanus occidentalis) u. a. auf; dazu kommt eine größere Anzahl von Koniferen. In dem Winkel zwischen dem Seengebiet und dem Felsengebirge, vor allem im nördlichen Manitoba und am Saskatchewan, erreicht ein Baum des Ostens nach dem andern seine Westgrenze, obgleich die pacifischen Arten noch fehlen; der Wald mischt sich hier mit der Prärievegetation ähnlich wie in Asien zwischen südlichem Ural und Altai mit der Steppe. Im O., S. und W. des Alleghanygebirges sowie im Ohio- und Mississippibecken dehnt sich sommergrüner Laubwald von 42° nördl. Br. bis zu der immergrünen Vegetation der südatlantischen Staaten aus. Hier erreichen Juglans, Carya und Quercus (mit 18 Arten) ihre Hauptentwickelung; auch zwei immergrüne Eichen (Quercus virens und Q. cinerea) bringen als niedrige Strauchformen aus der benachbarten immergrünen Zone Floridas herüber und erreichen nebst dem amerikanischen Ölbaum (Olea americana) hier ihre Nordgrenze. Außerdem erscheinen eine Reihe von Baumformen mit südlicherm Gepräge, wie Magnolia acuminata nebst dem Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera), der Quercitronholzbaum (Maclura) mehrere Lorbeerbäume (Sassafras u. Lindera Benzoin mit abfallender, Persea carolinensis mit immergrüner Belaubung), mehrere Laub abwerfende, baumartige Leguminosen (Gymnocladus, Gleditschia) u. a., die an der atlantischen Küste zum Teil bis zur Chesapeakebai hinaufreichen und am Alleghanygebirge ihre nordwestliche Verbreitungsgrenze finden. Ganz verschieden von

diesem atlantischen Walde zeigt sich westlich von dem Präriegebiet und der Salzsteppenregion des Felsengebirges der pacifische Küstenwald Kolumbiens; sein Gebiet wird südlich durch die Vegetationsgrenze der kalifornischen Castanopsis chrysophylla sowie durch den klimatischen Gegensatz zwischen einem sehr niederschlagsreichen Küstengebiet nördlich von 43° nördl. Br. und einer südlichern, äußerst regenarmen Zone deutlich von der kalifornischen Niederung und Bergregion geschieden. Hervorragende Charakterbäume des kolumbischen Küstenwaldes sind außer mehreren Koniferen die der deutschen Eiche ähnliche Quercus Garryana, mehrere Ahornbäume u. a. An den Ostabhängen des Kaskadengebirges treten bereits die Baumformen der nördlichen Felsengebirgsregion auf, in der mehrere Nadelhölzer, ferner einige Eichen-, Pappel- und Weidenarten vorherrschen. Der boreale Laubwald besitzt auf der westlichen und östlichen Halbkugel insofern übereinstimmende Züge, als hier wie dort die Kupuliferen in entsprechenden Arten oder Gattungen von arktotertiärem Ursprung (s. Waldpflanzen) überwiegen; außer durch größere Mannigfaltigkeit der Bestandteile ist der amerikanische Laubwald dadurch von dem europäischen verschieden, daß er eine Reihe südlicherer Elemente besonders an der atlantischen Seite in sich aufnimmt, die in Europa gegenwärtig fehlen.

Laubhüttenfest (richtiger Hüttenfest, hebr. Chag ha-szukkoth), das dritte der jüdischen Wallfahrtsfeste, wird zur Erinnerung an den göttlichen Schutz während der Wüstenwanderung und als Erntedankfest (Chag ha-assiph, »Einsammlungsfest«) am Ausgang des landwirtschaftlichen Jahres von 15.—22. Tischri (im Oktober) gefeiert. Beide Bedeutungen sollen versinnbildlicht werden durch das siebentägige Wohnen in Hütten von Laub und durch den beim Gottesdienst zu schwingenden, aus vier die Vegetation Palästinas repräsentierenden Pflanzenarten (eine limonenähnliche Frucht, »ethrog«, Palmen-, »lulab«, Myrten- und Bachweidenzweige) zusammengefügten Feststrauß. Von diesem Freudenfest hatten ursprünglich der 1. und 8., später der 1., 2., 7. (»Hoschana rabba«, ausgezeichnet durch Gebete um Fruchtbarkeit des Landes) und 8. Tag (»Sch'mini azeret«, Schlußfeier des Festjahres) besonders festlichen Charakter. Im zweiten jüdischen Staatsleben brachte man das Fest in engere Beziehung zum sozialen Leben und gab ihm durch besondern Kultus, Wasserspenden, Prozessionen, Illuminationen u. Fackeltänze, eine erhöhte Festlichkeit. Das L. beschließt das als 9. Tag hinzugefügte Gesetzesfreudenfest, »Szimchat thora«, an welchem die jährliche Vorlesung der fünf Bücher Mosis beendet und neu begonnen wird. S. Feste, S. 337.

Laubkäfer (Phyllophaga *Burm.*), Gruppe aus der Familie der Blatthornkäfer (Lamellicornia), sehr zahlreiche Arten, welche Blätter und Blütenteile fressen, während die Larven sich meist von Wurzeln lebender Pflanzen ernähren. Hierher gehören der Maikäfer (Melolontha), der Getreidelaubkäfer (Anisoplia), der Junikäfer (Rhizotragus) und der Gartenlaubkäfer (Phyllopertha horticola *L.*). Dieser ist 9—11 mm lang, glänzend blaugrün, stark behaart, mit dunkelbraunen oder schwarzen Flügeldecken, erscheint im Juni oft sehr zahlreich und frißt Ziersträucher und Zwergobst kahl. Die Larve lebt an den Wurzeln von Stauden und Topfgewächsen.

Laubkleber, gemeiner Laubfrosch, s. Frösche.

Laublatsche, s. Latsche.

Laubmoose, s. Moose.

Laubpflanzen, s. Kryptogamen.

Laubsäge, s. Säge.

Laubsänger (Phylloscopus *Boie*, Phyllopneuste *Meyer*, Ficedula *Koch*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Sänger (Sylviidae) und der Unterfamilie der eigentlichen Sänger (Sylviinae), gestreckt gebaute Vögel mit schwachem, am Grunde etwas verbreitertem, pfriemenförmigem Schnabel, ziemlich langen Flügeln, mittellangem, gerade abgeschnittenem oder schwach ausgerandetem Schwanz und mittellangen, kurzzehigen Füßen. Der Fitislaubsänger (Weidenzeisig, Maivögelchen, Birkenlaubsänger, Weidenblättchen, Sommerkönig, Phylloscopus trochilus *Bp.*), 12 cm lang, 19 cm breit, ist oberseits olivengraugrün, unterseits blaßgelb, an den Seiten olivengelbbräunlich, an Unterbrust u. Bauch weiß; ein Augenstreifen ist gelblichweiß, ein Zügelstreifen bräunlich, Schwung- und Steuerfedern sind olivenbraun, grünlich gesäumt, die Unterflügeldeckfedern hellgelb. Der L. bewohnt fast ganz Europa und Nordasien, findet sich im Winter in fast ganz Afrika und weilt bei uns von Anfang April bis September. Die Männchen kommen früher und gehen später als die Weibchen. Er findet sich besonders in gemischten Wäldern mit viel Unterholz, im Herbst auch im Röhricht und Schilf, ist sehr munter, zutraulich, hat einen flötenartigen Gesang, nistet auf dem Boden in alten Grasbüscheln, an Baumstämmen etc., baut ein backofen- oder kegelförmiges überwölbtes Nest mit seitlichem Eingang und legt im Mai 5—7 weiße, hellrot gefleckte Eier, welche von beiden Geschlechtern in 13 Tagen ausgebrütet werden. Bisweilen folgt der ersten noch eine zweite Brut. In der Gefangenschaft hält er sich ziemlich gut; in Südeuropa wird er für die Küche verwertet. Neben dem Fitis kommen in Deutschland noch der große Waldlaubsänger (Grüner Laubvogel, P. sibilator *Bechst.*, s. Tafel »Eier I«, Fig. 75) u. der Tannenlaubsänger (Weidenlaubsänger, Zilpzalp, Backhäuschen, Backöfel, P. rufus *Lath.*, s. Tafel »Eier I«, Fig. 29), in Schwaben und Bayern auch der Berglaubsänger (P. Bonelli *Bechst.*) vor. Der Goldhähnchenlaubsänger (P. [Phyllobasileus] superciliosus *Gm.*, s. Tafel »Sperlingsvögel«) ist 9—10 cm lang, 16 cm breit, oberseits matt olivengrün, mit blaßgelblichen Streifen vom Nasenloch bis zum Hinterkopf, an den Körperseiten zart grünlichgelb, auf der Unterseite weißgelblich, mit zwei hellen Flügelquerbinden. Er bewohnt die Wälder Mittel- und Ostasiens zwischen 1000 und 2500 m Meereshöhe und zieht im Winter nach Südindien, in geringerer Zahl durch Nord- und Westeuropa nach Westafrika und zeigt sich dabei ziemlich regelmäßig auch in Deutschland. Die Ausdehnung des Brutgebiets ist noch nicht bekannt.

Laubsucht, s. Mißbildungen (der Pflanzen).

Laubthaler, deutscher Name des 1726—95 geprägten franz. écu de six livres wegen der belaubten Lorbeerzweige im Gepräge. Dieser écu neuf oder grand écu und sein Halbstück (petit écu) wurden in großen Mengen hergestellt, mit dem Remedium zu 4,773 Mk. Wert (Gold zu Silber = 15½ : 1), aber vielfach schlechter; sie liefen im Auslande beträchtlich stärker und zu höherm Werte als in Frankreich um, wo der L. auf 5,92 Fr. herabgesetzt wurde.

Laubwaldzone, soviel wie Laubholzzone (s. d.).

Laubwerk, im Kunstgewerbe und in der Dekoration Bezeichnung für stilisiertes Blatt- und Pflanzen-

ornament in plastischer (z. B. Tafel »Ornamente II«, Fig. 32, und Tafel »Pflanzenornamente«) oder malerischer Ausführung.

Lauch (Allium *L.*), Gattung aus der Familie der Liliaceen, zweijährige oder ausdauernde Zwiebelgewächse mit grundständigen, oft scheinbar stengelständigen, flachen oder rinnigen, halbwalzenförmigen oder pfriemig-cylindrischen und dann bisweilen hohlen Blättern, aufrechtem Blütenschaft, endständigen, vor dem Aufblühen von zwei oder drei häutigen Hochblättern umschlossenen Scheindolden oder Scheinköpfchen, bisweilen neben den Blüten mit mehr oder weniger zahlreichen Brutzwiebelchen, häutigen, drei-, selten einfächerigen Kapseln, 1—2-, selten mehrsamigen Fächern und eckigen, meist schwarzen Samen. Etwa 250 Arten, meist in Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, im ganzen außertropischen Asien, besonders in West- und Mittelasien, in Nordamerika und Mexiko. Alle Arten enthalten ein flüchtiges, scharfes Öl und besitzen den charakteristischen Zwiebelgeruch. Die Hauszwiebel (Sommerzwiebel, gemeine Zwiebel, Bolle, A. Cepa *L.*), zweijährig, mit einfacher Zwiebel, dünnhäutigen äußern Hüllen, breitröhrigen, schlauchartigen blaßgrünen Blättern, blattlosem, wie die Blätter in der Mitte bauchig aufgetriebenem Blütenstiel, sehr großem, kugeligem Blütenstand ohne Brutzwiebeln und grünlichweißen Blüten, ist eine uralte Kulturpflanze, deren Heimat man nicht kennt, und wird in mehreren Varietäten (blaßrote Erfurter Zwiebel und Zittauer Riesenzwiebel, s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 4 u. 5) mit runden, plattrunden oder birnförmigen Zwiebeln, besonders bei Frankenthal in Rheinbayern, Bamberg, Erfurt, kultiviert. Sie fordert milden oder sandigen Lehm in sonniger, warmer Lage, gedeiht am besten nach einer gut gedüngten Hackfrucht und verträgt eine Jauchendüngung. In den im Herbst tief gepflügten oder sorgfältig gegrabenen Boden säet man die Zwiebeln im April, walzt oder tritt die Oberfläche mit Tretbrettern fest und stellt die Pflänzchen später 10 cm, bei Steckzwiebelkultur 4—5 cm weit voneinander. Im August oder September wird geerntet; die kleinen Zwiebeln (Steckzwiebeln) legt man im nächsten Frühjahr 4 cm tief und 15 cm weit voneinander, worauf sie sich schnell vergrößern, aber früh geerntet werden müssen, damit sie nicht in Samen schießen. Zur Samenzucht bringt man die Zwiebeln im März in ein ganz flaches, stark gedüngtes Beet und stellt sie 30—45 cm weit voneinander. Der Same bleibt drei Jahre keimfähig. Die Zwiebeln werden in Süd- und Osteuropa roh oder geröstet wie Obst oder Gemüse gegessen, bei uns fast nur als Küchengewürz benutzt. Sie enthalten ein schwefelhaltiges ätherisches Öl und wirken dadurch reizend auf den Magen, erzeugen aber übelriechenden Atem und ähnliche Ausdünstung. Die Winterzwiebel (Röhrenlauch, Schlottenzwiebel, Schnittzwiebel, ewige Zwiebel, Jakobs-, Johannislauch, Klöwen, A. fistulosum *L.*), ausdauernd, mit mehreren kleinen, länglichen, nebeneinander stehenden Zwiebeln, sonst der vorigen ähnlich, stammt aus Sibirien, vom Altai bis Daurien und wird bei uns vielfach kultiviert. Sie gedeiht in mürbem Boden von einiger Kraft, wird durch Zwiebelbrut fortgepflanzt und bleibt über Winter stehen. Man benutzt vielfach nur die Blätter als Küchengewürz, auch zum Füttern junger Truthühner und läßt die Zwiebeln dann mehrere Jahre an derselben Stelle. Die Zwiebeln schmecken milder als die Hauszwiebeln. Die Schalotte (Eschlauch, askalonische Zwiebel, A. ascalonicum *L.*), mit mittelgroßen, schief-eiförmigen, büschelig gehäuften Zwiebeln, pfriemenförmigen, nicht aufgeblasenen Blättern, kugeligem Blütenstand, zuweilen mit Brutzwiebeln, bei uns selten erscheinenden hellvioletten Blüten, ist ausdauernd und wird, da bei uns der Same nie reift, durch Zwiebeln fortgepflanzt. Sie verlangt einen sandigen Boden in geschützter, warmer Lage. Man steckt kleine Zwiebeln im Oktober 15 cm weit voneinander, bedeckt das Beet über Winter mit Pferde- oder Stallmist und hält den Boden im Sommer unkrautrein und locker. Die Zwiebeln mit äußern braungelben und innern violetten Hüllen schmecken milder und feiner als die gewöhnliche Zwiebel und werden als feineres Küchengewürz benutzt. Um sie ein Jahr lang zu erhalten, dörrt man sie über dem Ofen. Sie stammt aus Kleinasien, Syrien, Palästina, kam durch Kreuzfahrer nach Europa und soll nach der Stadt Askalon, wo sie früher gebaut wurde, benannt sein. Der Schnittlauch (Gras-, Hohl-, Suppen-, Jakobs-, Johannis-, Breislauch, A. schoenoprasum *L.*), mit sehr kleinen, weißen, länglichen, in Büscheln beisammenstehenden Zwiebeln, dünnen, hohlen, nicht aufgeblasenen Blättern, welche einen Rasen bilden, und wenig höhern Blütenschäften mit rotvioletten Blümchen in kugeligen Blütenköpfchen, ohne Brutzwiebeln, wächst auf Gebirgswiesen in Europa, Nord- und Mittelasien, Nordamerika und wird vielfach in Gärten kultiviert. Er gedeiht am besten in leichtem, warmem Erdreich und wird durch Zerteilung der Stöcke, welche man alle zwei Jahre vornimmt, fortgepflanzt. Nur die Blätter werden benutzt. Der Porree (Porree, Winterporree, Welschzwiebel, gemeiner L., spanischer L., Aschlauch, Fleischlauch, A. Porrum *L.*), mit weißer, rundlicher Zwiebel, fast ohne Nebenzwiebeln in den Achseln der Zwiebelblätter, mit flachen, gekielten, länglich-lanzettlichen Blättern, vielblätteriger, langgeschnäbelter Hülle, welche länger ist als der große, kugelige, vielblütige Blütenstand, hellpurpurnen Blüten und eirunden Kapseln. Man säet ihn im Frühjahr, verpflanzt ihn um Johannis 24 cm weit voneinander und schlägt ihn im Winter im Garten recht tief ein, damit die Blätter bleichen, oder läßt ihn im Lande stehen und bedeckt ihn mit Stroh. Die Samenzucht geschieht wie bei der Hauszwiebel. Man benutzt ihn als Gemüse und Küchengewürz. Der Porree (s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 6) ist eine Kulturform des im Mittelmeer heimischen A. ampeloprasum *L.*, welche Art als Sommerporree kultiviert wird. Sie gleicht dem Porree sehr, trägt rote Blüten, hat rot angelaufene Stengel und entwickelt weit stumpfere Kapseln. Sie schmeckt pikanter und ist besonders im Orient geschätzt. Man thut gut, die Zwiebeln im Herbst aus dem Lande zu nehmen. Der Knoblauch (A. sativum *L.*), mit länglich eiförmigen Nebenzwiebeln (Zehen) an der grundständigen Zwiebel, 60—90 cm hohem, stielrundem Stengel, breitlinealen, flachen, etwas rinnigen Blättern, langgeschnäbelter, in einem Stück abfallender Hülle und einer Blütendolde, in welcher zwischen zahlreichen Zwiebelchen wenige weißlich rosenrote Blüten stehen, die keinen Samen entwickeln, ist ausdauernd, stammt aus der Dsungarei, kommt bei uns verwildert vor und wird in sandigem Boden von alter Kraft in warmer Lage kultiviert. Man steckt die Zehen im Herbst oder März 20 cm weit voneinander und erntet sie im August, erhält aber viel größere Zwiebeln, wenn man

die Pflanze zweijährig werden läßt. Die Zwiebelchen der Blütendolde brauchen ein Jahr mehr zur Entwickelung. Der Knoblauch wird als Würze für Saucen und Fleischspeisen besonders von Juden, Russen und Türken benutzt und erzeugt widerwärtige, lange anhaltende Ausdünstung. Man braucht ihn außerdem in Abkochung zu Klystieren, um die Askariden zu vertreiben, früher auch als Arzneimittel und zur Zeitigung von Geschwüren. Das ätherische Öl des Knoblauchs ist im wesentlichen Schwefelallyl. Eine Varietät des Knoblauchs ist der feinere spanische L., mit dickern, stumpfen Zehen, und der Schlangenlauch (A. sativum var. Ophioscorodon *Don.*), mit rundlich-eiförmigen, bis fast kugeligen Nebenzwiebeln und unter dem Blütenstand meist ringförmig umgebogenem Stengel. Diese Varietät liefert die Perlzwiebeln oder Rockenbollen (Rocambole), welche immer nur durch Zwiebelbrut fortgepflanzt werden können; man steckt sie im September und erhält im Frühjahr Blätter und um Johannis die kleinen, weißen, glatten Zwiebeln. A. scorodoprasum *L.*, mit einfacher, braunschaliger Zwiebel, welche bei der Entwickelung zum Stengel seitlich eine neue Zwiebel erzeugt, weit kürzern, flachen, am Rande scharfen Blättern, plötzlich kurz geschnäbelter, selten stumpfer Hülle, die kürzer ist als der kugelige Blütenstand, in welchem zwischen rotbraunen Zwiebelchen einige tief purpurrote, unfruchtbare Blüten stehen. Er findet sich in Süd- und Mitteleuropa, bei uns überall und wird wie Knoblauch kultiviert und benutzt. Die Zwiebelgewächse enthalten:

	Schnittlauchkraut	Blaßrote Zwiebeln	Porreezwiebeln
Stickstoffsubstanz	3,92	1,68	2,83
Fett	0,88	0,10	0,29
Zucker	} 9,08	2,78	0,44
Sonstige stickstofffreie Substanzen	}	8,04	6,09
Cellulose	2,46	0,71	1,49
Asche	1,66	0,70	1,24
Wasser	82,00	85,99	87,62

Der netzwurzelige L. (A. victorialis *L.*), mit schief aufsteigendem, fast cylindrischem Wurzelstock, netzigfaserig aufgelösten äußern, fleischigen, knoblauchartig riechenden und schmeckenden innern Zwiebelschalen, lanzettlichen oder elliptischen, kurzgestielten Blättern und gelblichweißen Blüten, findet sich auf den Gebirgen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Die Zwiebel (Siegwurz, langer Allermannsharnisch, wilder Alraun, Bergalraun) wurde als Schutzmittel gegen Verwundung, Unglücksfälle, Zauberei für Menschen und Tiere benutzt und von Marktschreiern oft in menschenähnliche Gestalt gebracht, bekleidet und um hohes Geld verkauft. A. ursinum *L.* (Bärenlauch), mit zwei lanzettlichen Grundblättern und weißen Blüten, wächst in ganz Europa und Nordasien in Wäldern, dieselben mit Lauchgeruch füllend. Mehrere Arten mit schönen Blüten werden als Zierpflanzen kultiviert. — Die Laucharten sind wohl meist im innern Asien heimisch, aber als derbe Würzen schon in grauer Vorzeit verbreitet worden. In Ägypten finden wir Zwiebeln und Knoblauch von jeher als Bestandteil der allgemeinen Volksnahrung, und die Juden sehnten sich in der Wüste danach zurück. Sie vor allen blieben dem Knoblauch treu zu allen Zeiten und verdanken ihm wohl einen Teil des bekannten foetor judaicus. Sogar als heilig und geweiht galten die Laucharten den Ägyptern und wurden daher von Priestern und Frommen nicht berührt. Die Zwiebel von Askalon beschreibt schon Theophrast; Knoblauch und Zwiebeln spielten am persischen Hofe eine große Rolle, und auch Homer kennt die Zwiebel und erwähnt sie als Beiessen zum Mischtrank des Nestor. Auch später blieben in Griechenland und Italien die Zwiebelgewächse beliebteste Volksnahrung; aber mit der steigenden Bildung schlug bei den höhern Ständen die Vorliebe in Widerwillen um, und Zwiebel- und Knoblauchgeruch verriet den Mann aus dem niedrigsten Volk. Jemand »Zwiebel anwünschen«, bedeutete jetzt nichts Gutes, und Horaz wird nervös, wenn er des Knoblauchs gedenkt. Dem scharfen Geruch und Geschmack verdankten die Laucharten anderseits abergläubische Anwendung gegen Gift und Zauberei, und eine gewisse Art (A. nigrum *L.*?) galt für die bei Homer »Moly« (s. d.) genannte Pflanze, durch welche Odysseus der Kirke widerstand. Zu den Germanen kam die Zwiebel über Italien. Russen und Türken sind noch heute starke Zwiebelesser, und auch weiter nach Asien hinein huldigen Hohe und Niedere dem Zwiebelgenuß, während im europäischen Süden Zwiebeln und Knoblauch auch jetzt noch ebenso gesucht und gemieden werden wie im Altertum. Verhältnismäßig am wenigsten Beifall hat die Zwiebel und vollends der Knoblauch in Norddeutschland gefunden. Vgl. Regel, Alliorum monographia (Petersb. 1875).

Lauch, linksseitiger Nebenfluß der Ill im deutschen Bezirk Oberelsaß, entspringt am Lauchenkopf in den Vogesen, verläßt diese bei Gebweiler und mündet nach 53 km langem Lauf bei Kolmar.

Laucha, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Querfurt, an der Unstrut und der Linie Naumburg-Artern der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Zuckerfabrik, Glockengießerei, eine Handelsmühle, Obst- und Weinbau und (1890) 2416 Einw., davon 50 Katholiken.

Lauchart, linksseitiger Nebenfluß der Donau, im Fürstentum Hohenzollern, entspringt auf der Rauhen Alb, südlich von Reutlingen, durchfließt ein mit Felsen, Wald und Schlössern geschmücktes Thal und mündet nach 57 km langem Lauf unterhalb Sigmaringen.

Lauche, Wilhelm, Gärtner und Pomolog, geb. 21. Mai 1827 zu Gartow in Hannover, gest. 12. Sept. 1883, erlernte die Gärtnerei in Ludwigslust, konditionierte in Erfurt, Hannover, Belgien, Potsdam, leitete dann fünf Jahre die berühmte Augustinsche Handels- und Pflanzengärtnerei bei Potsdam und dann eine eigne Handelsgärtnerei, die großen Ruf im In- und Ausland erlangte. 1869 wurde ihm als königlichen Garteninspektor die technische Leitung der königlichen Gärtnerlehranstalt bei Potsdam übertragen. 1877—79 war er Geschäftsführer des Deutschen Pomologenvereins. L. schrieb: »Deutsche Pomologie« (Berl. 1879—84, 6 Bde., 300 Farbendrucktafeln; 2. Ausg. 1887; Auswahl in 100 Tafeln, 1894), »Deutsche Dendrologie« (das. 1880, 2. Ausg. 1883), »Handbuch des Obstbaues« (das. 1881) und lieferte einen Ergänzungsband zu Lucas u. Oberdiecks »Illustriertem Handbuch der Obstkunde« (das. 1883). Aus seinem Nachlaß bearbeitete R. Goethe das »Handbuch der Tafeltraubenkultur« (Berl. 1895).

Lauchert, Richard, Maler, geb. 1825 in Sigmaringen, studierte von 1839 an in München, seit 1845 in Paris und ließ sich 1860 in Berlin nieder, wo er 1868 starb. Er war vermählt mit der Prinzessin Amalie Adelheid von Hohenlohe-Schillingsfürst und hohenzollernscher Hofmaler und erfreute sich als

Porträtmaler außerordentlichen Beifalls in der Aristokratie; für die meisten Höfe Deutschlands, dann für die von Rußland und England malte er Bildnisse, die eine elegante, etwas süßliche Auffassung und gefällige Farbe zeigen.

Lauchhammer, Eisenwerk im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Liebenwerda, an der Schwarzen Elster und der Linie Ruhland-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine Eisen- und Bronzegießerei, ein Emaillierwerk, Maschinenbau, eine Konstruktionswerkstatt u. (1890) 400 evang. Einwohner. Das Werk wurde 1725 von der Freifrau v. Löwendal gegründet, kam später an den Grafen Einsiedel und gehört seit 1872 einer Aktiengesellschaft. Es beschäftigt ca. 1200 Arbeiter und ist besonders durch seine großartigen Bronzegußwerke (darunter das Lutherdenkmal in Worms, das Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. in Berlin) und seine Eisenkonstruktionen (Sommerpalast des Vizekönigs von Ägypten in Kairo, Turm in Hildesheim, Überbrückungen und Dachkonstruktionen für die Stadtbahn in Berlin 2c.) berühmt geworden.

Lauchheim, Stadt im württemberg. Jagstkreis, an der Jagst und der Linie Kannstatt-Nördlingen der Württembergischen Staatsbahn, hat eine neue kath. Kirche, ansehnlichen Viehhandel und (1890) 1135 Einw., davon 33 Evangelische und 92 Juden. L. erhielt 1431 Stadtrechte u. gehörte bis 1806 dem Deutschen Orden.

Lauchschwamm, s. Agaricus.

Lauchstädt, Stadt im preuß. Regbez. und Kreis Merseburg, an der Laucha, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein Theater, eine Dampfbierbrauerei, Mälzerei, eine erdig-salinische Eisenquelle nebst Badeanstalt u. (1890) 2106 Einw., davon 28 Katholiken. — L. war früher die Sommerresidenz der Herzöge von Sachsen-Merseburg, von denen Herzog Christian I. um 1660 das Schloß erbaute. Zu einer vorübergehenden Blüte gelangte der Badeort zu Anfang des 19. Jahrh., als der weimarische Hof unter Karl August, begleitet von der weimarischen Schauspielergesellschaft, öfters seinen Sommeraufenthalt daselbst nahm. Vgl. Nasemann, Bad L. (Halle 1885).

Laud (spr. lâod), William, Erzbischof von Canterbury, geb. 7. Okt. 1573 zu Reading in Berkshire, gest. 10. Jan. 1645, studierte in Oxford, wurde 1601 zum Geistlichen geweiht und bekundete sich früh als Gegner der Puritaner und Presbyterianer, dagegen als Vertreter des kirchlichen und staatlichen Absolutismus. Er errang bald die Gunst Jakobs I., der denselben Anschauungen huldigte und ihm 1621 das Bistum St. Davids übertrug. Karl I. ernannte ihn 1628 zum Bischof von London, 1633 zum Erzbischof von Canterbury und ließ ihn während der elf Jahre, in denen er ohne Parlament regierte, die kirchlichen Angelegenheiten des Landes leiten. In dieser Stellung betrieb L. namentlich eine rituelle Restauration im Geiste der katholischen Kirche und versuchte seine Liturgie auch den Schotten aufzudrängen, was den Aufstand derselben 1639 veranlaßte. Als Mitglied der berüchtigten Sternkammer setzte er die Beschränkung der Presse und die Einrichtung eines Zensurkollegiums durch, dem die aus dem Ausland eingeführten Bücher vorgelegt werden mußten. Als das 1640 berufene Kurze Parlament wieder aufgelöst worden war, tagte die Konvokation der Bischöfe unter Lauds Vorsitz gegen alles Herkommen weiter und beschloß 29. Mai 17 Kanones, welche die unumschränkte Gewalt des Königs als in Gottes Wort und im Naturrecht begründet erklärten und das Hochkirchentum als einzig wahre Form der Kirche gesetzlich feststellten. Von dem im November 1640 zusammengetretenen Langen Parlament ward L. vor dem Oberhaus als Hochverräter angeklagt. 1. März 1641 in den Tower gebracht und, als seine Verurteilung durch das Oberhaus zweifelhaft wurde, vermittelst einer Bill of attainder als Hochverräter zum Tode verurteilt und auf Towerhill enthauptet. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften ist das von Wharton (Lond. 1695) herausgegebene »Tagebuch« für die Geschichte jener Zeit von Bedeutung. Seine gesammelten theologischen Werke erschienen Oxford 1847—60 in 7 Bdn. Seine Biographie schrieben: Baines (Lond. 1855), Hook (»Lives of the archbishops of Canterbury«, Bd. 11, das. 1875), Benson (das. 1887) und Simpkinson (das. 1894).

Lauda (ital.), in Italien der zum Schluß der Vesper gesungene »Lobgesang«.

Lauda, Stadt im bad. Kreis Mosbach, Amt Tauberbischofsheim, an der Tauber, Knotenpunkt der Linien Heidelberg-Würzburg, L.-Wertheim und L.-Mergentheim der Badischen Staatsbahn, 194 m ü. M., hat Weinbau, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte, Getreidehandel, Schweinemärkte und (1890) 1678 Einw., davon 128 Evangelische. L. wurde 1344 von Ludwig dem Bayer zur Stadt erhoben.

Laudābel (lat.), löblich; **Laudazismus**, Lobhudelei; **Laudamentum**, Handgelöbnis.

Laudănum (lat.), bei den Ärzten des Mittelalters jedes Beruhigungsmittel (insbes. aus Opium) sowie jede Zubereitung, worin sie das Wirksame einer Substanz verwirklicht glaubten. Von denselben hat sich bis auf unsre Zeit nur das L. Sydenhams (L. liquidum Sydenhami) erhalten, ein weiniger Auszug von Opium und Safran mit Nelken und Zimt (als Tinctura opii crocata offizinell).

Lauda Sion Salvatōrem (lat., »Lobe, Zion, den Erlöser!«), ein am Fronleichnamsfest üblicher katholischer Kirchengesang, von Thomas von Aquino (1269), mit einer erhabenen Melodie. S. Sequenz.

Laudatio auctōris (lat.), in der Gerichtssprache die Benennung des Gewährleisters (s. Auctoris nominatio).

Laudātor tempŏris acti (lat., »Lobredner der vergangenen Zeit«) nennt Horaz (»Ars poetica«, V. 173) den Greis.

Laudemium (v. lat. laus in dem Sinne von Zustimmung), im röm. Recht die Abgabe, die dem Gutsherrn bei Veräußerung der sogen. Emphyteusis (s. d.) bezahlt wurde; im deutschen Recht (auch Lehngeld, Lehnware, Handlohn genannt) die ähnliche Abgabe, die im Lehnsverband dem Lehnsherrn für die erteilte oder erneuerte Investitur entrichtet zu werden pflegte und dann auch auf Veräußerungen bäuerlicher Grundstücke übertragen, aber in neuerer Zeit durch Ablösung beseitigt wurde.

Lauderdale (spr. lâoderdēl), der westliche Teil von Berwickshire in Schottland, benannt nach dem Flüßchen Lauder (Leader, zur Tweed); beim Flecken Lauder (719 Einw.) liegt Thirlestane Castle (früher Lauder Fort), der Landsitz des Lords Lauderdale.

Lauderdale (spr. lâoderdēl), 1) John Maitland, Graf von, aus einer alten, seit dem 13. Jahrh. in Schottland ansässigen Familie, geb. 24. Mai 1616, gest. im August 1682, gehörte im Anfang des Bürgerkriegs zu den Covenanters, schloß sich aber 1648 den Royalisten an und ging nach der Schlacht von Preston mit Karl II. auf den Kontinent. In der Schlacht von

Worcester wurde er 1651 gefangen genommen, nach Moncks Einzug in London aber freigelassen und 1672 zum Herzog von L. erhoben. Als Staatssekretär für Schottland gehörte er zu den einflußreichsten Mitgliedern des berüchtigten Cabalministeriums und behauptete sich auch gegen wiederholte Versuche des Parlaments, ihn aus seiner Vertrauensstellung beim König und seinen Ämtern zu verdrängen. In Schottland machte er sich durch seine absolutistischen Grundsätze allgemein verhaßt. W. Scott hat ihn in »Old mortality« geschildert.

2) James Maitland, achter Graf von, brit. Staatsmann, geb. 26. Jan. 1759, gest. 13. Sept. 1839, studierte zu Oxford und Glasgow, trat unter dem Namen Lord Maitland schon 1780 ins Parlament und wurde, nachdem er 1789 den Titel seines Vaters ererbt, als schottischer Repräsentativ-Peer ins Oberhaus gewählt. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Peer von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Rats und Großsiegelbewahrer von Schottland, welche Ämter er jedoch bei der Veränderung des Ministeriums wieder verlor. 1806 nahm er an den vergeblichen Friedensverhandlungen mit Napoleon I. teil, welche Fox angeknüpft hatte. Später kam er immer mehr von seinen liberalen Ansichten zurück, bekämpfte mit Leidenschaft die Parlamentsreform und war das Haupt der schottischen Hochtories. Unter seinen vielen Flugschriften über irische und indische Finanzen &c. ist hervorzuheben: »An inquiry into the nature and origin of public wealth« (Edinb. 1804; deutsch, Berl. 1809), worin er als Gegner der Theorien Adam Smiths auftritt. — Ein Seitenverwandter des Grafen L. war der Konteradmiral Sir Frederick Lewis Maitland, geb. 1777, der als Marineoffizier 1815 Napoleon I. an Bord des von ihm befehligten Bellerophon aufnahm und 1839 als Oberbefehlshaber in den indischen Meeren starb.

Laudes (lat., »Lobgesänge«), in der katholischen Kirche eins der täglichen Breviergebete, welches gewöhnlich mit der Mette (s. d.) verbunden wird und der Vesper entspricht. Einen Hauptteil desselben bildet das sogen. Benedictus (s. d.); im musikalischen Sinne sind L. (ital. laudi) schlicht gefaßte hymnenartige Gesänge, welche bereits Animuccia und Palestrina schrieben. Auch ein Bestandteil des Breviers heißt L., nämlich die für die Zeit des Sonnenaufgangs vorgeschriebenen L. matutinae (früher auch Gallicinium, »Hahnenschrei«, genannt).

Laudieren (lat.), loben; in Vorschlag bringen; in der Gerichtssprache soviel wie benennen, angeben, z. B. einen Zeugen (vgl. auch Laudatio auctoris).

Laudisten (mittellat., »Hymnensänger«), früher in Italien, besonders in Florenz, eine Gesellschaft von Sängern, die in weißen Kleidern mit brennenden Kerzen durch die Straßen zogen und vor gewissen Kirchen (einstimmige) fröhliche Lobgesänge sangen.

Laudon (auch Loudon), Gideon Ernst, Freiherr von, berühmter österreich. Feldherr, geb. 2. Febr. 1717 zu Tootzen in Livland, aus einer ursprünglich schottischen Familie, gest. 14. Juli 1790 in Neutitschein, trat 1732 in russische Dienste, wohnte 1734 der Belagerung von Danzig bei, ging 1735 mit den russischen Hilfstruppen an den Rhein und von da zurück an den Dnjepr, wo er an den Feldzügen 1736—39 gegen die Türken teilnahm. Nach dem Frieden ging er nach Petersburg, um sich über mehrere Unbilligkeiten zu beschweren, trat, da er seinen Zweck nicht erreichte, aus dem russischen Kriegsdienst und, da ihm der Eintritt in schwedische Dienste nicht behagte, Friedrich II. von Preußen sein Gesuch um Aufnahme in die preußische Armee abwies, 1742 in die österreichische Armee. Anfänglich für die reguläre Armee bestimmt, wurde er Hauptmann in dem slawonischen Freikorps v. d. Trencks, als welcher er 1744 schwer verwundet wurde. In den v. d. Trenckschen Prozeß mit verwickelt, rechtfertigte er sich durch die erhaltenen Befehle und erhielt nach harter Notlage darauf eine Majorsstelle im Liccaner Grenzregiment. In diese Zeit fällt seine Heirat und der Übertritt zum Katholizismus. Sein Dienst an der Grenze wurde ihm durch den Vorgesetzten Petrazzi verleidet. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges wurde er, von dem Hofkriegsratspräsidenten Neipperg wiederholt barsch abgewiesen und dem Mangel preisgegeben, auf Kaunitz' Verwendung als Oberstleutnant mit einer Kroatenabteilung nach Böhmen zum Feldmarschall Browne geschickt, führte beim Rückzug aus Sachsen einen glücklichen Streich auf Tetschen aus und ward für seine Teilnahme an dem Überfall von Hirschfeld im Februar 1757 zum Obersten befördert. Nach der Schlacht von Kolin brachte er Keith auf dessen Rückzug große Verluste bei und führte mehrere Monate an der Elbe den kleinen Krieg, bis er im August den Befehl über die leichten österreichischen Truppen bei der Reichsarmee bekam, mit der er die Schlacht von Roßbach mitmachte. Zum Generalmajor befördert, nahm er 30. Juni 1758 in dem Defilee von Domstadtl bei Olmütz einen großen Wagenzug der Preußen weg, wofür er zum Feldmarschallleutnant ernannt wurde. Auch in der Schlacht bei Hochkirch that er sich hervor und wurde mit dem Großkreuz des Maria-Theresienordens und dem Freiherrentitel belohnt. Im Frühjahr 1759 befehligte er ein Korps von 18,000 Mann an der schlesischen Grenze und bewerkstelligte 3. Aug. seine Vereinigung mit den Russen. Am Tage der Schlacht bei Kunersdorf (12. Aug.) entriß er seinem Gegner den schon erkämpften Sieg, trennte sich aber bald darauf von den unthätigen Verbündeten und zog in beschwerlichen Märschen nach Österreichisch-Schlesien und Mähren. Maria Theresia ernannte ihn zum Feldzeugmeister; die russische Kaiserin beschenkte ihn mit einem kostbaren Degen. 1760 erhielt L. das Kommando über ein Korps von 36,000 Mann, das nach Schlesien vordringen sollte. Hier schlug er 23. Juni den General Fouqué bei Landeshut, erstürmte Glatz, belagerte aber Breslau vergeblich. Am 15. Aug. verlor er die Schlacht bei Liegnitz, was er Daun und besonders Lacy, den er als seinen persönlichen Gegner ansah, zur Last legte. Nach beendeten Kriegskonferenzen in Wien ging er im März 1761 nach Schlesien, wo er unabhängig vom Hauptheer Launs ein 60,000 Mann starkes Heer befehligte, welches sich 12. Aug. mit den Russen vereinigte; aber die verbündete Armee wurde durch Friedrichs befestigtes Lager bei Bunzelwitz in Schach gehalten. Dagegen gelang es L., 1. Okt. das wichtige Schweidnitz durch Überrumpelung in seine Gewalt zu bringen. 1762 erhielt L. infolge von gegnerischen Ränken kein Kommando und ward auch nach dem Kriege hinter Daun und Lacy zurückgesetzt. 1766 wurde er in den Hofkriegsrat berufen, 1769 mit dem Generalkommando in Mähren betraut und 1778 zum Feldmarschall ernannt. Beim Ausbruch des Bayrischen Erbfolgekriegs stand er im März 1778 in Böhmen dem Prinzen Heinrich von Preußen gegenüber. Als Befehlshaber in Kroatien schlug er im August 1788 die Türken bei Dubitza, nahm diesen festen Platz

und erstürmte Novi. Im Feldzug von 1789 eroberte er an der Spitze des kroatisch-slawonischen Heeres Türkisch-Gradisca, führte während der Krankheit des Feldmarschalls Haddik auch den Oberbefehl über das Hauptheer, nahm 8. Okt. Belgrad und Semendria ein u. beendete, zum Generalissimus ernannt, den Feldzug glorreich. 1790 erhielt er den Oberbefehl über die gegen Preußen zusammengezogene Armee, starb aber noch in demselben Jahre. Ihm zu Ehren erhielt 1888 das Infanterieregiment Nr. 29 seinen Namen. Mit seinem Neffen Alexius, Freiherrn v. L., österreichischem Feldmarschallleutnant (geb. 1762 in Riga, gest. 22. Nov. 1822), erlosch sein Name in Österreich. Vgl. Janko, Leben des Feldmarschalls v. L. (Wien 1869); Derselbe, L. im Gedicht und Lied seiner Zeitgenossen (das. 1880).

Lauenburg (Sachsen-L.), ein ehemaliges Herzogtum in Niedersachsen, auf dem rechten Elbufer, grenzt im W. an Hamburg und Holstein, im N. an letzteres, an das Gebiet von Lübeck und an das mecklenburg-strelitzische Fürstentum Ratzeburg, im O. an Mecklenburg-Schwerin, im S. an Hannover und bildet seit 1876 einen Kreis in der preußischen Provinz Schleswig-Holstein (s. d.). Jetziger Hauptort ist Ratzeburg.

Im frühern Mittelalter war L. von dem wendischen Stamm der Polaben bewohnt und wurde unter den welfischen Herzögen ein Teil Sachsens. Heinrich der Löwe gründete 1154 das Bistum Ratzeburg; als er 1180 gestürzt wurde, belehnte Friedrich I. Bernhard von Askanien mit Sachsen. 1203 kam L. an den König Waldemar II. von Dänemark, aber nach der Schlacht bei Bornhöved 1227 wieder an Sachsen zurück. Bei der Teilung unter Albrechts I. Söhnen (1260) erhielt der ältere, Johann I., L. nebst Niedersachsen und stiftete die Linie Sachsen-L. Das Recht der Kur, anfangs von den Herzögen von Sachsen-L. und Sachsen-Wittenberg ausgeübt, wurde 1356 vom Kaiser Karl IV. ausschließlich der jüngern Linie zugesprochen; doch traten jene auch später noch öfters mit ihren Ansprüchen auf, nannten sich Kurfürst und Reichsmarschall und führten die Kurschwerter im Wappen. Braunschweig und Sachsen-L. schlossen den Erbvergleich von 1369, welchem zufolge das Herzogtum L. beim Erlöschen des lauenburgischen Stammes an die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg fallen sollte. Magnus I. (1507—43) führte die Reformation ein und bestimmte trotz jenes Erbvergleichs, daß im Falle des Aussterbens seines Hauses die Herzöge der Albertinischen Linie des Hauses Wettin in L. folgen sollten, und Kaiser Maximilian I. bestätigte diesen Vergleich. Franz II. erließ 1588 die »einige Union der Ritter- und Landschaft«, aus welcher die spätere Landesverfassung und eine Kirchenordnung hervorgingen. Als mit Julius Franz 29. Sept. 1689 das askanische Haus in Sachsen-L. erlosch, traten acht Prätendenten auf. Der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen, gestützt auf die 1671 mit dem Herzog Julius Franz geschlossene Erbverbrüderung, noch mehr aber auf eine Exspektanzverschreibung Maximilians I. von 1507, nahm die Huldigung der Behörden entgegen. Aber der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, Kreisoberster des niedersächsischen Kreises, ließ Ratzeburg durch seine Truppen besetzen. Auch die Ernestinisch-sächsische Linie, Anhalt, Holstein, Schweden, Mecklenburg und Brandenburg erhoben Ansprüche. Dänemark wollte von dem Streit Vorteil ziehen; ein dänisches Heer rückte 1693 in L. ein und bombardierte Ratzeburg, konnte aber die Festung nicht einnehmen. Kursachsens Ansprüche wurden von Braunschweig für 1 Mill. Thlr. abgekauft und 1702 Georg Wilhelm von Ritter- und Landschaft als Herr von L. anerkannt. Doch erst 1728 erfolgte die kaiserliche Belehnung. 1803 kam L. zugleich mit Hannover unter französische Herrschaft und wurde 1810 dem Departement der Elbmündung zugeteilt. Zwar fiel es 1813 wieder an Hannover zurück; doch laut Patents vom 16. Juli 1816 wurde es mit Ausschluß des Landes Hadeln am Ausfluß der Elbe, des schmalen Landstrichs am linken Ufer der Elbe und des Amtes Neuhaus, die bei Hannover blieben, an Preußen und von diesem wieder im Austausch für Schwedisch-Pommern an Dänemark abgetreten. Zugleich erhielt es eine eigne Verwaltung; an der Spitze derselben standen ein Gouverneur und ein Landdrost, die wieder der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei untergeordnet waren. Beim Ausbruch des Krieges 1848 gegen Dänemark erhielt L. auf seinen Wunsch eine hannöversche Besatzung, und ein Kommissar des Deutschen Bundes setzte eine Administrationskommission ein. Diese verwaltete das Land, bis es 1851 von den Österreichern besetzt u. dann an Dänemark ausgeliefert wurde. Die liberale Verfassung von 1849 wurde aufgehoben und das Herzogtum 1853 dem dänischen Gesamtstaat einverleibt, in dessen Reichstag es nach der Verfassung vom 2. Okt. 1855 zwei Abgeordnete, einen vom König ernannten und einen von den Ständen erwählten, sandte, während L. mit Holstein gemeinschaftlich einen besondern Minister erhielt. Auf Beschwerde der lauenburgischen Stände bei dem Deutschen Bund wurde 6. Nov. 1858 für Holstein und L. das Gesamtstaatsgesetz aufgehoben und 30. März 1863 L. mit Holstein vereinigt. Nach dem deutsch-dänischen Kriege 1864 ward L. im Frieden zu Wien (30. Okt.) nebst Schleswig und Holstein an Österreich und Preußen abgetreten. Durch die Konvention von Gastein vom 14. Aug. 1865 kam L. in den alleinigen Besitz Preußens. Österreich erhielt eine Geldentschädigung von $2^1/_2$ Mill. dänischen oder 1,875,000 Vereinsthalern. König Wilhelm I. nahm L. durch Patent vom 13. Sept. 1865 in Besitz und ließ sich 26. Sept. in Ratzeburg huldigen. Vorläufig wurde L. nur in Personalunion mit Preußen vereinigt und der preußische Ministerpräsident, Graf Bismarck, zum Minister für das Herzogtum ernannt. Als gesondertes Land trat L. 1866 in den Norddeutschen Bund, 1870 ins Deutsche Reich ein. Nachdem im Februar 1876 die Landesvertretung von L. ein Gesetz behufs der Einverleibung des Herzogtums in Preußen angenommen hatte, das auch der preußische Landtag genehmigte, ward L. mit Preußen vereinigt und bildet seit 1. Juli 1876 einen landrätlichen Kreis der Provinz Schleswig-Holstein, in welchem die Kreisvertretung der bisherigen Ritter- und Landschaft erhalten blieb. Das Staatsvermögen ging an Preußen über, das durch Vertrag vom 15. März ausgeschiedene Domanialvermögen verblieb dem Kreise. 1890 erhielt Fürst Bismarck den Titel eines Herzogs von L. Vgl. Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogtums L. (Altona 1836, 3 Bde.); Duve, Mitteilungen zur Kunde der Staatsgeschichte Lauenburgs (Ratzeb. 1852 u. 1857); Masch, Geschichte des Bistums Ratzeburg (Lüb. 1835); Manecke, Topographisch-historische Beschreibung der Städte, Ämter etc. des Herzogtums L. (Mölln 1884); »Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums L.« (Ratzeb. 1884 ff.).

Lauenburg, 1) Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Herzogtum L., an der Mündung des (1895

im Bau begonnenen) Elbe-Trave-Kanals in die Elbe, über welche hier eine Dampffähre führt, und an der Linie Büchen-Lüneburg der Preußischen Staatsbahn, 20 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Realschule (Albinusschule), 2 Witwenhäuser, ein Hospital, ein Amtsgericht, Zündholz-, Malz-, Tabaks- u. Spiritusfabrikation, Schiffbau, Böttcherei und Holzsägerei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, einen Flußhafen, Schifffahrt, Reederei (12 Dampf- und 72 Segelschiffe) und (1890) 5213 Einw. Das alte Schloß, nach dem das Herzogtum L. benannt wurde, ward von Herzog Bernhard von Sachsen 1182 aus den Trümmern der Artlenburg erbaut. — 2) Kreisstadt im preuß. Regbez. Köslin, an der Leba und der Linie Stolp-Danzig der Preußischen Staatsbahn, 20 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Progymnasium, eine Provinzialirrenanstalt, ein Johanniterkrankenhaus, ein Amtsgericht, eine Reichsbanknebenstelle, eine Zündhölzerfabrik (200 Arbeiter), Faß- u. Stabholz-, Maschinen-, Essig- u. Schaumweinfabrikation, Baumwollspinnerei, Spiritusraffinerie, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Dampfschneidemühlen, Holz- und Viehhandel und (1890) 8050 Einw., davon 785 Katholiken und 309 Juden. — L. kam 1322 an den Deutschen Ritterorden, von dem es 1341 Stadtrechte erhielt, fiel 1454 an Polen, später an Pommern und 1637 nach dem Aussterben der pommerschen Herzöge als erledigtes Lehen an Polen zurück, von dem es 1657 an Brandenburg abgetreten ward.

Lauenstein, 1) Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dippoldiswalde, in schöner Lage an der Müglitz und der Linie Mügeln bei Pirna-Altenberg der Sächsischen Staatsbahn, 514 m ü. M., hat eine alte evang. Kirche, ein schönes Schloß, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein Kurhaus, Holzstofffabrikation, Bau- und Möbeltischlerei, ein großes Sägewerk und (1890) 872 Einw., davon 65 Katholiken. L. wird als Sommerfrische besucht. — 2) Flecken im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Hameln, in einem Thal zwischen dem Ith und dem Thüsterberg, hat eine evang. Kirche, eine Burgruine, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, mechanische Weberei, 2 Handelsmühlen und (1890) 1104 evang. Einwohner. Auf dem Ith ein Turm mit schöner Aussicht.

Lauer, s. Wein.

Lauer, Gustav von, Mediziner, geb. 10. Okt. 1807 in Wetzlar, gest. 9. April 1889 in Berlin, studierte seit 1825 auf dem medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin, trat als Charitéchirurg in die Armee, wurde 1830 Kompaniechirurg, 1836 Pensionärarzt im Friedrich Wilhelms-Institut und als solcher zu dem allgemeinen Krankenhaus in Hamburg abkommandiert. 1839 kam er als Stabsarzt an das Charitékrankenhaus in Berlin, und 1843 siedelte er als Regimentsarzt nach Schwedt über. Bald jedoch kehrte er in gleicher Stellung nach Berlin zurück und wurde vom Prinzen Wilhelm, dem spätern Kaiser, 1844 zu seinem Leibarzt ernannt. Als solcher begleitete er den Prinzen, den König und Kaiser auf allen Reisen wie in allen Feldzügen. 1845 habilitierte sich L. als Privatdozent an der Berliner Universität, 1854 wurde er Professor der Semiotik und allgemeinen Therapie an der medizinisch-chirurgischen Akademie, 1864 avancierte er zum Generalarzt des Gardekorps, zwei Jahre später erhielt er den Adel, und 1880 ernannte ihn die Universität zum ordentlichen Honorarprofessor. Auch war er Mitglied der Oberexaminationskommission. 1879 wurde er General-Stabsarzt der Armee, Chef des Militärmedizinalwesens u. der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums und Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten. 1881 erhielt er den Rang als Generalleutnant mit dem Prädikat Exzellenz. Bei seinem Dienstjubiläum überreichte ihm das Sanitätskorps 30,000 Mk. zu einer Lauerstiftung für Hinterbliebene von Sanitätsoffizieren. L. schrieb: »Gesundheit, Krankheit, Tod« (Berl. 1865); »Der vorherrschende Charakter der Krankheiten der jetzigen Generation. Ein Vortrag« (das. 1862).

Lauerhütte (Luderhütte), s. Schießhütte.

Lauf, bei den Vögeln und manchen Säugetieren der Teil des Beines, auf welchen unmittelbar die Zehen folgen (vgl. Bein), besonders stark entwickelt bei den Laufvögeln, Pferden, Hasen etc.; in der Jägersprache allgemein das Bein der vierfüßigen Jagdtiere und der Hunde, dann auch der Raum bei eingestellten Jagen, auf welchen das Wild zur Erlegung getrieben wird (s. Hauptjagen); bei Schußwaffen das Rohr (s. Handfeuerwaffen, S. 316); endlich in der Musik eine schnelle, tonleiterartige Passage (auch Läufer genannt).

Lauf, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Hersbruck, an der Pegnitz, mit 2 Bahnhöfen Knotenpunkt der Linien Schnelldorf-Furth i. W. und Nürnberg-Eger der Bayrischen Staatsbahn, 320 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Hammerwerke, Bronze-, Blattgold-, Ultramarin-, Holzwaren- und Ofenfabrikation, Kunstmühlen, bedeutenden Hopfenbau und (1890) 3385 Einw., davon 222 Katholiken.

Laufach, Dorf im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Aschaffenburg, an der Laufach und der Linie Treuchtlingen-Würzburg-Aschaffenburg der Bayrischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, eine Eisengießerei, eine chemische Fabrik (Bleizucker) und (1890) 1158 Einw. — Hier und bei dem benachbarten Frohnhofen fand 13. Juli 1866 ein Gefecht zwischen großherzoglich hessischen Truppen vom 8. Bundeskorps und der preußischen Brigade Wrangel von der Mainarmee statt. Die Hessen, die ohne jede Deckung in geschlossenen Kolonnen angriffen, verloren 780 Mann u. 32 Offiziere an Toten und Verwundeten. Unter den Toten war der durch kriegsgeschichtliche Werke bekannte Hauptmann Königer. Der hessische General v. Stockhausen erschoß sich des bei L. begangenen Fehlers wegen.

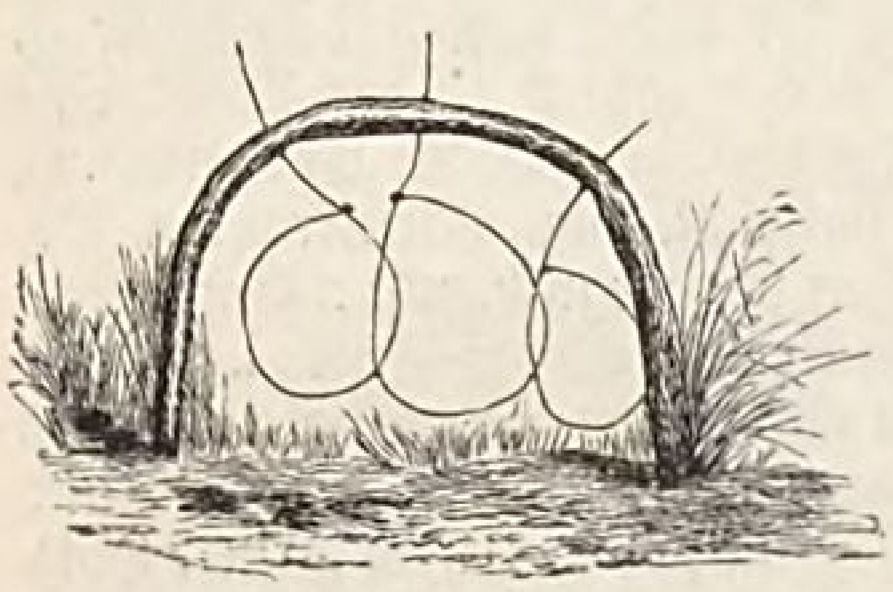
Laufangeln (Schießleinen), Fischleinen mit künstlichem glänzenden Köder, die bei voller Fahrt des Schiffes nachschleppen und zum Fang von Makrelen etc. dienen.

Laufberger, Ferdinand, Maler, geb. 16. Febr. 1829 zu Mariaschein in Böhmen, gest. 16. Juli 1881 in Wien, bildete sich auf den Akademien in Prag und Wien, malte zuerst Bilder aus dem Volksleben und begab sich 1855 im Auftrag des Triester Lloyd nach den Donaufürstentümern u. Konstantinopel, um eine Reihe malerischer Ansichten für den Stich zu zeichnen. Ein zweijähriges Reisestipendium der Wiener Akademie ermöglichte ihm den Besuch der wichtigsten Kunststätten. Er bereiste Deutschland u. Belgien, ging nach London, 1862 nach Paris, wo er ein figurenreiches Ölbild: das Publikum im Louvre, malte, darauf nach Italien. 1865 ward ihm die Ausführung des Vorhangs zur Komischen Oper übertragen. 1868 wurde er Professor des Figurenzeichnens und -Malens an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums, um deren Aufblühen er sich verdient machte. Nach Vollendung des Vorhangs, der für die Gesellschaft

für vervielfältigende Kunst gestochen wurde, fertigte er mehrere kleinere dekorative Arbeiten, bis der Neubau des Österreichischen Museums ihm Gelegenheit bot, einen Fries in Sgraffito und die Freskomalereien am Spiegelgewölbe des Treppenhauses (Venus, dem Meer entsteigend, umgeben von den Künsten) auszuführen. L. hat auch Genrebilder meist humoristischen Charakters gemalt: ein Privatgelehrter beobachtet eine Sonnenfinsternis (1858), Gebirgsreisende vor einem Bauernhaus (1859), alter Junggeselle (1860), ein gemütliches Plätzchen und Genoveva im Walde (1861), Sommerabend im Prater (1864). Für das von Geyling ausgeführte Glasfenster über dem Südeingang der Industriehalle des Weltausstellungsgebäudes in Wien (in der Mitte die thronende Austria) lieferte L. den Karton. Er hat auch radiert.

Laufbrücken, s. Feldbrücken, S. 265.

Laufdohnen, bogenförmig in die Erde gesteckte Gerten, an welchen Schleifen von Pferdehaaren so angebracht sind, daß sich durchkriechendes Federwild in denselben fängt (s. die Abbildung). Man stellt die L. auf schmalen, von Graswuchs reinen Steigen, auf welchen Vögel, besonders Waldschnepfen, entlang zu laufen pflegen.



Laufdohne.

Laufen, Fortbewegung des Körpers, bei welcher derselbe, durch die Füße wechselweise vom Boden abgeschnellt, einen Augenblick in der Luft schwebt. Schnellt man beim L. den Körper vom Boden ab, während sein Schwerpunkt unterstützt ist, so läuft man auf der Stelle und kommt nicht vorwärts. Große Geschwindigkeit aber wird erlangt, wenn man den Schwerpunkt durch Überneigen des Körpers möglichst weit nach vorn bringt, nunmehr den Körper kräftig nach vor- und aufwärts vom Boden abstößt und während

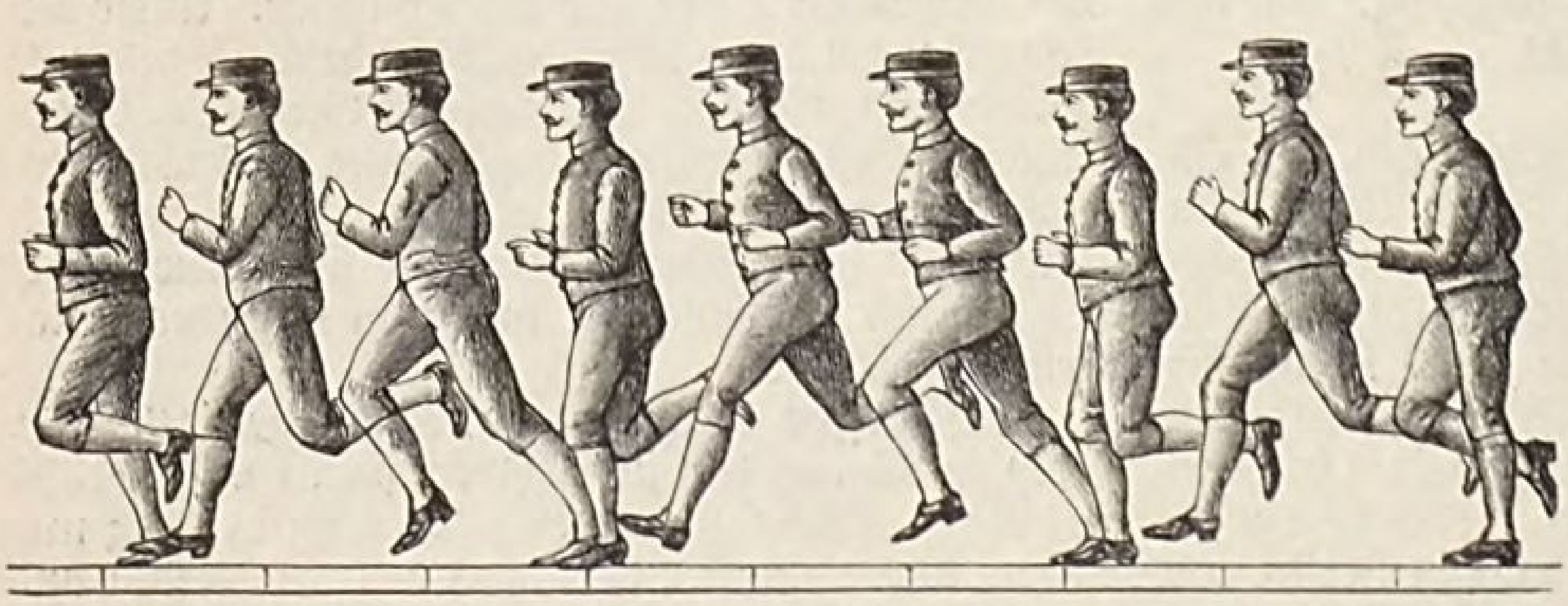


Fig. 1. Ein Läufer. Zehn Bilder in einer Sekunde. Dauer der Aufnahme 0,001 Sekunde.

des Schwebens in der Luft das andre Bein zum Auffangen des Körpers möglichst weit nach vorn wirft. Figur 1 gibt die Bewegungsphasen eines laufenden Menschen nach photographischen Augenblicksaufnahmen wieder. Man erkennt daran deutlich die Momente des Schwebens, in denen also keiner von beiden Füßen den Boden berührt. Je schneller übrigens der Lauf, desto längere Zeit schwebt der Körper ungestützt in der Luft, und desto kürzere Zeit dauern die Berührungen mit dem Boden. Dem L. der Menschen entspricht das Traben der Tiere. Beim kurzen Trab währt die Dauer des Auftretens etwa doppelt so lange wie die Zeit, während welcher der Körper in der Luft schwebt; beim gestreckten Trab hingegen weilt der Körper länger über als auf dem Boden. Durch photographische Momentaufnahmen trabender Pferde wurde festgestellt, daß die diagonal gestellten Vorder- und Hintergliedmaßen nicht genau korrespondierend arbeiten, sondern daß die erstern etwas früher den Boden verlassen als die letztern. So erheblich ist diese Differenz, daß es gelingt, Bilder zu fixieren, in denen das Pferd nur noch mit einem Hinterbein den Boden berührt. Die Abbildungen (Fig. 2, S. 71) sind Momentaufnahmen, gewonnen an einem in der Galoppbewegung begriffenen Pferd. Bild 1 stellt das Tier dar, wie es im Begriff steht, das rechte Vorderbein, das allein noch den Boden berührt, und dessen Stützpunkt hinter dem Schwerpunkt des Körpers gelegen ist, vom Boden abzustoßen. Die nun folgenden beiden Aufnahmen zeigen das Pferd in der Luft schwebend. Im 4. Bild fängt das weit unter den Körper gebrachte linke Hinterbein die Körperlast zuerst auf, um sie, wie die folgende Abbildung darthut, unverzüglich aufs neue nach vorn schleudern zu helfen. Im 6. u. 7. Bild führt das rechte Hinterbein eine ähnliche Funktion aus. Aus dem 7. und 8. Bild folgt, daß die beiden Hinterbeine beim Aufschlagen des linken Vorderfußes den Boden bereits wieder verlassen haben. Das 9. und 10. Bild beweisen, daß das andre Vorderbein erst aufschlägt, nachdem auch das linke Vorderbein sich vom Boden gelöst hat. Die vorletzte Aufnahme zeigt das Pferd in einer Haltung, die im wesentlichen mit derjenigen des ersten Bildes übereinstimmt. Bild 12 hat mit den übrigen Bildern keinen weitern Zusammenhang und stellt das Perd im Zustand der Ruhe dar. Derartige Momentbilder haben besonders Muybridge, Marey und Anschütz in großer Vollkommenheit geliefert. Vgl. Marey, Le Mouvement (Par. 1894). — Eine Übersicht der menschlichen Höchstleistungen im L. s. Leibesübungen.

Laufen, in der Seemannssprache die Bewegung des Schiffes. Das Schiff läuft vom Stapel ab, es läuft aus bei der Abfahrt und läuft ein bei der Ankunft, es läuft 20 Knoten, d. h. es legt in 1 Stunde 20 Seemeilen zurück. Einem Schiff auflaufen heißt es einholen.

Laufen, 1) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberbayern, links an der Salzach und der Linie Freilassing-L. der Bayrischen Staatsbahn, 405 m ü. M., hat eine uralte Stiftskirche, ein Kapuzinerkloster, ein Schloß (jetzt Gefangenenanstalt), elektrische Straßenbeleuchtung, ein Amtsgericht, ein Nebenzollamt I, Bürsten- und Korbwarenfabrikation und (1890) 2411 Einw., davon 36 Evangelische. 1816 fielen die rechts der Salzach gelegenen Vorstädte Oberndorf u. Altach an Österreich. — 2) L.-Uhwiesen, Schloß und Gemeinde im schweizer. Kanton Zürich, Bezirk Andelfingen, 450 m ü. M., mit (1888) 778 Einw. Das Schloß L. thront auf der Höhe eines zum Rheinfall (s. Rhein) vortretenden Jurakalkfelsens und war, nur von einer Seite durch die über den tiefen Graben führende Zugbrücke zugänglich, ehedem ziemlich fest. In neuerer

Zeit modern umgebaut, mit Hotel und Kunsthandlung, bildet es die Eingangspforte zur Fischenzen, d. h. dem am Fuß des Schloßbergs in den Fall hinausgebauten, früher hölzernen, jetzt geschmackvoll von Eisen konstruierten Pavillon, von dem aus der Wassersturz sich in seiner ganzen imposanten Größe betrachten läßt. In einem Tunnel passiert die Eisenbahn den Schloßfelsen und auf einer Steinbrücke, unmittelbar oberhalb des Falles, den Strom. — 3) L. (franz. Laufon), Städtchen und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Bern, im »Laufenthal« der Birs, die hier nach Aufnahme der Lützel einen hübschen Wasserfall bildet, 357 m ü. M., Station der jurassischen Bahnlinie Basel-Biel (-Lausanne), mit Landwirtschaft, Flachsspinnerei, Leinwandweberei u. (1888) 1290 meist kath. Einwohnern. — 4) Marktflecken, s. Ischl.

Laufenburg (Groß-L.), Landstädtchen und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Aargau, 318 m ü. M., an einem kleinen Fall des Rheins, an der Linie Koblenz-Stein der Nordostbahn, mit eidgenössischem Zollamt, bedeutendem Lachsfang, Holzflößerei und (1888) 818 Einw. L. gehörte bis 1803 zu Österreich und ging erst damals mit dem Frickthal an die Schweiz über. Gegenüber, durch eine Brücke verbunden, liegt das badische Städtchen Klein-L.

Laufende Rechnung, s. Kontokorrent.

Laufendes Gut, alle Taue in der Takelage eines Schiffes, welche dazu dienen, die Segel, Raaen und obern Teile der Masten und Stengen an ihren Platz zu bringen, daselbst zu halten und mit ihnen zu manövrieren. Den Gegensatz dazu bildet das stehende Gut, wozu die Stütztaue der Masten und Stengen, nämlich Wanten (Stütztaue nach der Seite), Pardunen (nach achter) und Stagen (nach vorn) gerechnet werden (s. Takelung).

Läufer, Menschen, welche vor den Wagen- oder Reitpferden vornehmer Herrschaften herliefen, um



Fig. 2. Galoppgang des Pferdes (nach Muybridges Aufnahme).

freie Bahn zu schaffen. Gewöhnlich waren sie in gelbes, reich mit Tressen besetztes Zeug gekleidet und trugen einen langen Stock mit Quasten und verziertem Knopf. Die aus dem Orient stammende und dort noch bestehende, auch meist notwendige Sitte, L. vor den Galawagen herrennen zu lassen, nahm nach der französischen Revolution sehr ab und erhielt sich nur noch hier und da bei festlichen Gelegenheiten, namentlich in Wien, wo die in Diensten des Hofs und vornehmer Familien stehenden L. lange Zeit eine besondere Zunft bildeten und bis 1848 alljährlich 1. Mai einen Wettlauf im Prater anstellen mußten. Die Produktion der Schnellläufer, die sich für Geld sehen lassen und sich mehr durch Ausdauer als speziell durch Schnelligkeit im Laufen auszeichnen, ist in neuerer Zeit wieder mehr in Aufnahme gekommen und hier

und da selbst zu einer Art Sport geworden (Distanzläufer). Unter den Schnellläufern der neuern Zeit haben sich der Norweger Mensen Ernst und der Berliner Fritz Käpernick (gest. 1887) besonders hervorgethan. Zur Landsknechtzeit nannte man L. die als Tirailleure zur Eröffnung des Gefechts den Schlachthaufen vorauflaufenden Hakenschützen, »die verlornen Knechte« (vgl. Fechtart, S. 241).

Läufer, in der Mühle der rotierende Mühlstein, bei Kollergängen die auf dem Bodenstein rotierenden Walzen; eine Figur im Schachspiel (s. d.); in der Musik soviel wie Lauf (s. d.). Über L. im Bauwesen s. Quader.

Läufer (Charadriidae), eine Familie der Watvögel (s. d.).

Läuferschwein (Faselschwein), s. Fasel.

Lauffen, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Besigheim, am Neckar und der Linie Bietigheim-Jagstfeld der Württembergischen Staatsbahn, 169 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen (die schon 741 genannte, jetzt restaurierte Martinskirche und die gotische Regiswindiskirche), eine Regiswindiskapelle mit dem Sarkophag der heil. Regiswindis, ein altes, 990 gestiftetes, 1536 aufgehobenes Benediktinerinnenkloster, ein Rathaus mit altem Turm aus dem 12. Jahrh., ein Denkmal des hier gebornen Dichters Hölderlin, eine 256 m lange Neckarbrücke, elektrische Straßenbeleuchtung, eine Lateinschule, eine Portlandzementfabrik mit Elektrizitätswerk (Kraftübertragung nach Heilbronn) und 300 Arbeitern, Zementwaren-, Leder- und Zigarrenfabrikation, bedeutenden Weinbau, Obstgärtnereien, Kartoffelbau und (1890) 3964 Einw., davon 80 Katholiken. — L. wird 1234 zuerst als Stadt genannt, kam 1361 an Württemberg und ist durch die Schlacht vom 13. Mai 1534 bekannt, in welcher der Herzog Ulrich von Württemberg mit Unterstützung Philipps von Hessen durch seinen Sieg über den Schwäbischen Bund Württemberg wiedergewann.

Lauffeuer, veraltete Feuerart der Infanterie; von einem Flügel beginnendes, rottenweise abgegebenes Feuer.

Laufgarten, s. Paddock.

Laufgeld, das den Söldnern bei der Werbung gezahlte Handgeld, s. Landsknechte.

Laufgewicht, das auf dem Hebel verschiebbare Gewicht der Schnellwage.

Laufgräben (Trancheen), die vom Belagerer einer Festung zu seiner Deckung ausgehobenen Annäherungswege. Die dem Umzug der Festung im allgemeinen parallel laufenden Gräben hießen früher Parallelen, die sie verbindenden, auf die Festung zuführenden Gräben, also die eigentlichen Annäherungswege, Approschen. Parallelen wurden zuerst 1673 von Vauban vor Maastricht angewendet und in der regelmäßigen Anordnung von drei Parallelen 1697 vor Ath. Die Art und Weise der Herstellung der L. heißt Sappieren (s. Sappe). Zur Deckung gegen Einsicht und Feuer von der Festung werden die L. zunächst als Schützengräben für stehende Schützen oder als verstärkte Schützengräben, in der Regel stückweise, in der Nacht hergestellt und am Tage darauf erweitert, besonders an den Infanteriestellungen und schließlich an der Sturmstellung. Die Arbeiter verhalten sich nachts geräuschlos, legen sich bei Beleuchtung durch den Feind nieder und bleiben regungslos liegen. Der Erdwalze bedient man sich nur selten. Die Annäherungswege werden nicht zur Infanterieverteidigung eingerichtet. Je näher man der Festung kommt, um so kürzer werden die einzelnen Schläge derselben und um so spitzer die Winkel an deren Bruchpunkten. Hier entstehen durch Verlängerung nach rückwärts die Crochets (s. d.). Auch der Verteidiger hebt L. zwischen den Werken oder vorgeschoben aus, oder er geht dem Belagerer mit Gegenlaufgräben (Konterapproschen) entgegen. Seine Vorposten gliedern sich in Laufgrabenwachen, Laufgrabenkompanien u. Gros. Vgl. Festungskrieg, S. 355, und Feldbefestigung, S. 264.

Laufhallen, s. Festungskrieg, S. 353.

Laufhühner (Turnicidae), Familie der Hühnervögel, Vögel von geringer Größe, mit gestrecktem Leib, mittellangem, dünnem, geradem, gegen das Ende leicht gebogenem Schnabel, mittellangen, abgerundeten Flügeln, langläufigen, schwachen, meist dreizehigen Füßen und kurzem Schwanz. Die etwa 24 Arten verbreiten sich über alle Teile der östlichen Halbkugel, doch besitzt Australien mehr als die Hälfte aller Arten; sie bewohnen Ebenen und steinige, mit Gestrüpp und Gräsern bewachsene Gehänge und halten sich sehr verborgen. In der Fortpflanzungszeit kämpfen nicht nur die Männchen, sondern auch die Weibchen und bei einzelnen Arten nur diese miteinander. Das Nest steht in einer kleinen Vertiefung des Bodens und enthält 4—7 Eier. In Asien hält man L. in der Gefangenschaft und benutzt sie zu Kampfspielen. Der Torillo (Semmana der Araber, Serkil der Mauren, Turnix sylvatica *Desf.*), 15 cm lang (Weibchen 19), bewohnt das nordwestliche Afrika südlich bis zum Senegal, Spanien und Sizilien.

Läufigkeit (Läufischsein), die Brunst der Hündin, welche alle 3—6 Monate auftritt und 9—10 (selbst 14) Tage dauert. Charakteristisch ist ein (bei andern Haustieren nicht in dem Grade beobachteter) reichlicher und blutiger Ausfluß aus der Scham; außerdem suchen die Hündinnen ins Freie zu kommen und umherzulaufen (daher die Bezeichnung L.). Die männlichen Hunde werden durch den Geruch des Ausflusses angelockt. Soll eine Begattung verhindert werden, so muß die Hündin während der Brunstzeit eingesperrt werden.

Laufkäfer (Carabidae *Leach*), Familie der Käfer, Tiere mit kräftigen, scharf gezahnten Oberkiefern, hornigen Laden des Unterkiefers, fadenförmigen, elfgliederigen Fühlern und schlanken, zum Laufen geeigneten Beinen. Die länglichen Larven haben viergliederige Fühler, 4—6 Nebenaugen jederseits, sichelförmige Mandibeln und fünfgliederige, ziemlich gestreckte Beine. Man kennt nahe an 9000 L., welche ganz allgemein bis in den äußersten Norden und im Gebirge bis zur Schneegrenze verbreitet vorkommen, und deren größte und schönste Arten der gemäßigten Zone angehören. Sie leben am Tage meist verborgen und gehen nachts auf Raub aus; andre, besonders die lebhafter gefärbten, treiben auch im Sonnenschein ihr Wesen. Sie nähren sich ausschließlich von animalischer Kost und nützen durch Vertilgung schädlicher Insekten. Aus zwei neben dem Mastdarm mündenden Drüsen sondern sie eine übelriechende, scharfe, ätzende, Buttersäure enthaltende Flüssigkeit ab, die beim Ergreifen der Käfer, wahrscheinlich zur Abwehr, ausgespritzt wird. Man teilt die L. in Sandkäfer (Cicindelidae), welche sich durch schlanken Bau und lebhafte Färbung der Flügeldecken auszeichnen, im Sonnenschein ungemein flüchtig sind und sich auf Waldungen oder an sandigen Ufern umhertummeln, und in echte L. (Carabici). Zu diesen gehört die Gattung L. (Carabus *L.*), mittelgroße oder kleine

meist schwärzlich oder metallisch gefärbte Käfer mit ovalen Flügeldecken, meist ohne Hinterflügel. Die etwa 300 Arten finden sich in Europa, Nordasien u. Nordamerika, in Chile und Patagonien; viele leben auf den Alpen. Der Goldlaufkäfer (Goldhenne, Goldschmied, Feuerstehler, C. auratus *L.*), 2,6 cm lang, smaragdgrün oder messingfarben, auf den Flügeldecken mit drei glatten Längsrippen, an den Beinen und der Fühlerwurzel rot, bewohnt Nordwestdeutschland und die Provinz Preußen. Der Gartenlaufkäfer (C. hortensis *L.*, s. Tafel »Käfer«), 2,5 cm lang, glänzend schwarz, mit fein liniierten Flügeldecken, deren Außenränder und in drei Reihen stehende Grübchen kupferglänzend sind, lebt in Wäldern des östlichen Deutschland, Schwedens, Tirols und der Schweiz. Hierher gehören auch der Getreidelaufkäfer und der Puppenräuber. Der Lederlaufkäfer (Procrustes coriaceus *L.*), bis 39 mm lang, ist mattschwarz, auf den Flügeldecken runzelig und bewohnt feuchte Wälder; die Larve nährt sich von Schnecken.

Laufkatze, der auf dem Ausleger des Krans bewegliche Wagen mit den Leitrollen für die Krankette.

Laufkran, s. Kran, S. 630.

Laufkugeln, eine Sorte Schrot von 3—3,5 g Korngewicht; auch Kugeln, die, ohne sich zu klemmen, in den Gewehrlauf rollen.

Laufmaschine, soviel wie Draisine.

Laufmilben, s. Milben.

Laufrad, s. Tret- und Wasserrad.

Laufriemen, soviel wie Treibriemen.

Laufschreiben (Laufzettel) werden von den Verkehrs- (Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-) Anstalten erlassen, um den Verbleib von Sendungen oder die Ursachen von Verzögerungen in deren Überkunft zu ermitteln. Die L. sind bestimmungsmäßig von Anstalt zu Anstalt zu senden in derselben Reihenfolge, wie die betreffende Sendung sie berührt hat. Die deutsche Postverwaltung erhebt für den Erlaß eines Laufzettels im deutschen wie im interationalen Verkehr eine Gebühr von 20 Pf., die zurückerstattet wird, wenn die Nachfrage durch ein Verschulden der Post veranlaßt worden ist. — Für L. wegen gewöhnlicher Briefe, Postkarten, Drucksachen und Warenproben innerhalb Deutschlands wird die Gebühr nachträglich und nur dann erhoben, wenn die richtige Ankunft der Sendung festgestellt ist. — Der Erlaß von L. wegen des Verbleibs 2c. von Telegrammen erfolgt gebührenfrei.

Laufschritt, schnellste Bewegungsart geschlossener Infanterieabteilungen. In Deutschland sollen beim L. in der Minute 165—170 Schritt von 1 m Länge, in Österreich 150—160 von 0,90 m, in Frankreich (pas de cours) 170—180 von 0,80 m, in Italien (die Bersaglieri) 180 von 1 m zurückgelegt werden. Für die Übung im L. gilt in Deutschland, ohne Gepäck: 4 Minuten L., 5 Min. Schritt, 4 Min. L.; mit vollem Gepäck: 2 Min. L., 5 Min. Schritt, 2 Min. L. Der L. ermüdet außerordentlich und darf auf dem Marsch nicht angewendet werden. Vgl. Gangart und Laufen.

Laufstall, soviel wie Box.

Laufvögel (Cursores), nach älterer Einteilung eine Ordnung der Vögel, umfaßte die Straußvögel (s. d.) und die Dronten (s. d.).

Laufzettel, s. Laufschreiben.

Lauge, eine Salzlösung, welche man dadurch erhält, daß man die Substanz, in welcher ein Salz enthalten ist (Asche, Schmelze, Erz, Erde 2c.), wiederholt mit Wasser behandelt (auslaugt); dann speziell die Lösungen von kohlensaurem Kali und kohlensaurem Natron (milde Laugen), Kalihydrat und Natronhydrat (Ätzlaugen). Die Flüssigkeit, welche nach der teilweisen Ausscheidung eines Körpers aus seiner Lösung in Form von Kristallen als gesättigte Lösung zurückbleibt, heißt Mutterlauge. Über Javellesche L. s. Eau de Javelle. Kochsalzlösungen heißen Solen, und Laugewerke nennt man die großen Gebirgsöffnungen, in welche behufs der Solegewinnung Tagewasser (süße Wasser) eingeleitet werden, um sich mit Kochsalz zu sättigen. Sulfitlauge, Lösung von saurem schwefligsaurem Calcium zur Darstellung von Cellulose.

Laugée (spr. lõschē), François Désiré, franz. Maler, geb. 25. Jan. 1823 in Maromme (Niederseine), bildete sich in Paris bei Picot und in der École des beaux-arts und besuchte nachher England und Belgien. Anfangs behandelte er romantische Stoffe und ging dann zu Darstellungen aus dem Leben der niedern Stände über, das er, sowie später auch Szenen aus der heiligen Geschichte, in schlichter Weise behandelt. 1845 trat er zuerst mit einigen Porträten auf; in den 50er Jahren malte er: van Dyck in Saventhem, die Ermordung des Riccio, den Tod Zurbarans, die Belagerung von St.-Quentin, den Tod Wilhelms des Eroberers, den Maler Le Sueur bei den Kartäusermönchen (Museum des Luxembourg), das Frühstück des Schnitters, die Marodeure und die Reitstunde, in den 60er Jahren: den Austritt aus der Schule, die fröhliche Nachricht, den Neugebornen, die heil. Elisabeth von Frankreich, die den Armen die Füße wäscht, und später den Hymnus auf die heil. Cäcilia, die junge Haushälterin, den Engel als Rauchfaßträger, den Diener der Armen (im Museum zu Lille), Victor Hugo auf dem Totenbett (1886), der Palmsonntag (1892) und die Tischgenossen des heil. Ludwig (1894). Dazu kommen zahlreiche Wandgemälde (zum Teil auf Leinwand) in der Kirche St. Peter und Paul zu St.-Quentin, in Ste.-Clotilde, in St.-Pierre du Gros Caillou, das Martyrium des heil. Dionysius in dessen Kapelle der Kirche Ste.-Trinité und dekorative Malereien und Plafonds in der Börse und im Hotel Continental zu Paris und im Justizpalast zu Rouen sowie geistvoll aufgefaßte Pastellbildnisse.

Laugenbäder, alkalische Bäder, s. Bad, S. 312.

Laugenmesser, s. Laugenwage.

Laugensalz (mineralisches L.), alter Name für kohlensaures Natron (Soda); flüchtiges L., alter Name für kohlensaures Ammoniak; vegetabilisches L., alter Name für kohlensaures Kali (Pottasche).

Laugenwage (Laugenmesser), Aräometer zur Bestimmung des Gehalts einer Lauge durch Ermittelung des spezifischen Gewichts, gibt wenig genaue Resultate, weil die Lauge stets noch fremde Substanzen als Verunreinigungen enthält, welche ebenfalls das spezifische Gewicht erhöhen.

Laugier (spr. lōschjē), Paul Auguste Ernest, Astronom, geb. 22. Dez. 1812 in Paris, gest. 5. April 1872, war seit 1833 an der Pariser Sternwarte thätig und später Mitglied des Längenbüreaus. Er arbeitete namentlich über Sonnenflecke und die Lage des Sonnenäquators und schrieb: »Recherches sur la rotation du soleil autour de son centre de gravité« (1841); »Construction d'un cercle méridien portatif pour la détermination des positions géographiques« (1852).

Laugwerke, s. Salz.

Lauinen, soviel wie Lawinen (s. d.).

Lauingen, Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Dillingen, an der Donau und der Linie Neuoffingen-Ingolstadt der Bayrischen Staatsbahn, 441 m ü. M., hat eine schöne kath. Kirche mit der Gruft der Herzöge von Pfalz-Neuburg, ein Schloß, einen frei stehenden, eigentümlich gebauten, 55 m hohen Turm (Hofturm), ein Denkmal des hier gebornen Bischofs Albertus Magnus, eine große Getreideschranne, ein kath. Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, eine Anstalt für weibliche Unheilbare, ein Amtsgericht, Lodenweberei, Fabrikation von Tuch, Wagen und landwirtschaftlichen Maschinen, Bierbrauerei, Garten- und Obstbau, bedeutenden Getreidehandel und (1890) 3845 Einw., davon 118 Evangelische und 2 Juden. — L. war ursprünglich ein römisches Castrum, kam 1269 an die bayrischen Herzöge und war im Mittelalter eine Zeitlang Residenz der bayrischen Herzöge aus der Linie Pfalz-Neuburg. Durch den Dreißigjährigen Krieg, in dem L. von den Schweden 1632 befestigt wurde, sank der Wohlstand der Stadt.

Lauis, deutscher Name für Lugano.

Laukasteine (von Lauka in Mähren), unregelmäßig geformte, aus Faserkalk bestehende Konkretionen.

Laun (tschech. Louny), Stadt in Böhmen, rechts an der Eger und an der Staatsbahnlinie Prag-Brüx, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne gotische Kirche (1528), ein altes (Saazer) Thor, ein neues Rathaus, eine landwirtschaftliche Winterschule, Obst- und Hopfenbau, Bierbrauerei, 2 Zuckerfabriken, 4 Dampfmühlen, Metallwarenfabrik, Maschinenwerkstätte, Sparkasse, Telephoneinrichtung, eine eisenhaltige Quelle mit Badeanstalt und (1890) 6346 meist tschechische Einwohner. Nördlich der Berg Hoblik (504 m) mit schöner Aussicht.

Laun, Friedrich, Pseudonym, s. Schulze (Friedrich August).

Launay (spr. lonä), Vicomte de, Pseudonym, s. Girardin 5).

Launceston (spr. lānßtön), 1) Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, in schöner Lage am Attery (Nebenfluß des Tamar), mit einer gotischen Kirche (von 1535), 2 Lateinschulen, Schloßruine aus der Normannenzeit und (1891) 4345 Einw. — 2) Stadt im nördlichen Teil der britisch-austral. Kolonie Tasmania, am schiffbaren Tamar, 64 km von dessen Mündung, durch Eisenbahn mit Hobart und Ellesmere verbunden, hat ein schönes Rathaus, eine öffentliche Bibliothek, mehrere Banken, Hospitäler und Parks, ist Haupthandelsplatz des nördlichen Tasmania, namentlich mit Victoria, und hat (1891) 20,358 Einw.

Laune, vorübergehende, scheinbar unmotiviert wechselnde Gemütsstimmung (v. lat. luna, »Mond«, welche Ableitung des Wortes zugleich auf die Abhängigkeit dieser Gemütsstimmung von äußern [körperlichen, atmosphärischen, gesellschaftlichen] Einflüssen wie auf deren Wandelbarkeit hinweist). Daß die L. rasch wechselt, vom Heitern ins Trübe, von diesem ins Heitere übergeht und dadurch scheinbar zu einer gemischten Gemütsstimmung wird, macht sie dem Humor (s. d.) ähnlich; allein sie ist immer nur eins von beiden, »himmelhoch jauchzend« oder »zum Tode betrübt«, wie »die L. des Verliebten«, niemals, wie der Humor, beides zugleich. Wer sich von Launen beherrschen läßt, heißt launisch; bei wem dieselben ewig wechseln, launenhaft; wer sich seiner Schwäche seinen Launen gegenüber bewußt ist und dieselbe lächerlich findet, ohne sie bessern zu können, launig; bei wem die heitere oder üble L. vorherrscht, gut oder böse gelaunt; der Gutgelaunte lacht, der Übelgelaunte brummt, wie die L. selbst, »ohne Grund«. Vgl. Stimmung.

Laune, veralteter Name für Staupe (s. d.).

Laune (spr. lōn'), Étienne (Stephanus) de, franz. Goldschmied und Kupferstecher, geb. 1518 oder 1519 in Orléans, arbeitete in Frankreich und in Augsburg und starb 1595 in Straßburg. Er stach eine große Menge von Blättern, welche im Geiste der deutschen Kleinmeister gehalten sind, dabei jedoch die übermäßig schlanken Formen der Schule von Fontainebleau aufweisen. Namentlich seine Goldschmiedemuster stehen hoch im Preis.

Launitz, Eduard Schmidt von der, Bildhauer, geb. 23. Nov. 1797 zu Grobin in Kurland, bildete sich zu Rom bei Thorwaldsen und hielt sich seit 1830 zumeist in Frankfurt a. M. auf, wo er 12. Dez. 1869 starb. Von ihm rührt das Gutenbergdenkmal in Frankfurt her (1857 enthüllt). Außerdem hat er zahlreiche Idealfiguren, Büsten (Möser für die Walhalla), Grabdenkmäler und dekorative Arbeiten für öffentliche Gebäude geschaffen. L. hatte sich viel mit dem Studium der Anatomie und der Kunstgeschichte beschäftigt und Vorlesungen darüber in Düsseldorf und Frankfurt gehalten. Er schrieb über plastische Anatomie, Gewandung, und nach seinem Tode erschienen »Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst« (Kassel 1870 ff., fortgesetzt von Trendelenburg, bis 1893: 29 Tafeln).

Laupen, Landstädtchen und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Bern, am Einfluß der Sense in die Saane, 489 m ü. M., mit einer Kartonagenfabrik, (1888) 925 Einw. und einem Denkmal des Sieges, den hier 21. Juni 1339 die Berner über die damals noch österreichischen Freiburger und den mit diesen verbündeten westschweizerischen Adel erfochten.

Laupheim, Oberamtsstadt im württemberg. Donaukreis, an der Linie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahn, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Amtsgericht, Fabrikation von Holzwerkzeugen und (1890) 4549 Einw., davon 413 Evangelische und 490 Juden.

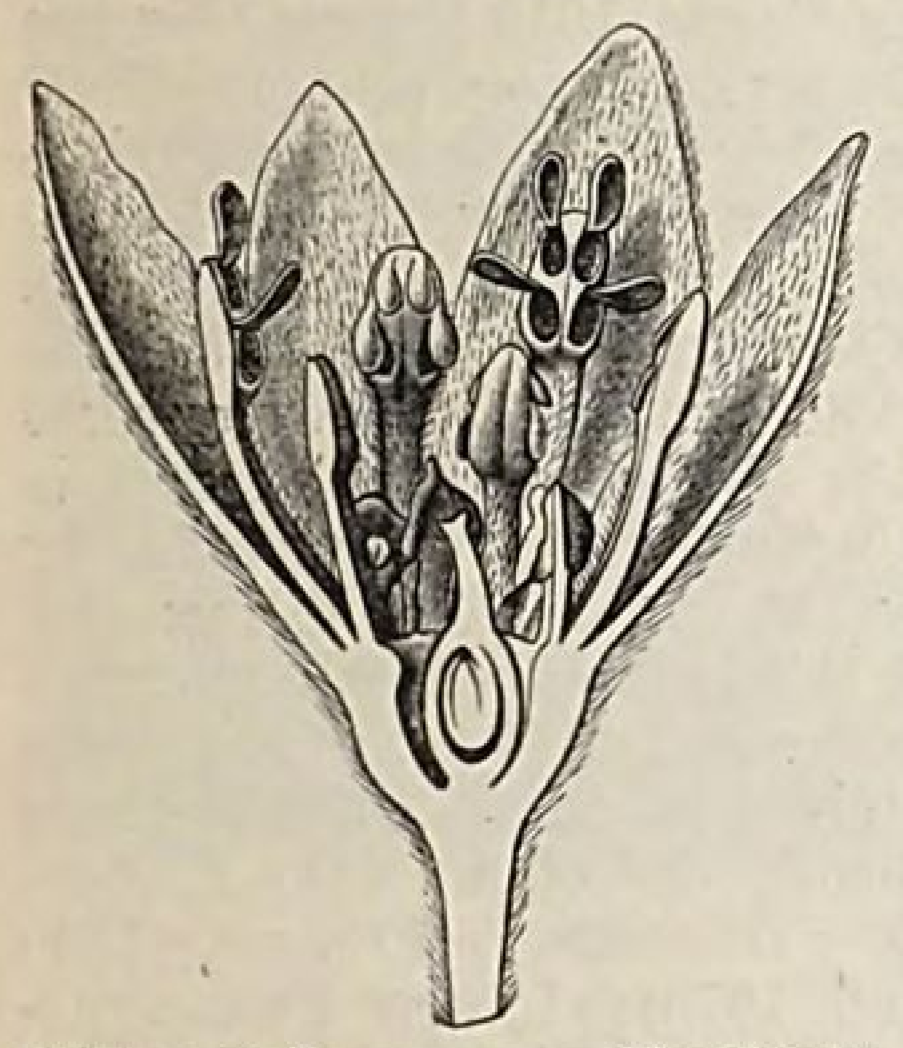
Laur., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Joseph Nikolaus Laurenti, starb als Arzt in Wien (Reptilien).

Laura (Lavra, griech.), in der orientalischen Kirche alter Name für Mönchsansiedelungen, welche aus einzelnen dorfartig um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppierten Zellen bestehen.

Laura die Geliebte Petrarcas (s. d.), welche ihn zu seinen schönsten Dichtungen begeisterte. Von ihm selbst erfahren wir nur, daß er sie zum ersten Male am Karfreitag (6. April) 1327 in der Kirche Santa Chiara zu Avignon erblickte, daß sie Mutter vieler Kinder war (»De contemptu mundi«, Dial. III), daß sie an demselben Tage und zur selben Stunde starb, wo er sie zuerst sah, und daß sie noch am Abend des Sterbetages in der Franziskanerkirche beigesetzt wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, wie der Abbé de Sade (in den »Mémoires pour la vie de F. Pétrarque«, Amsterd. 1764—67) gezeigt hat, daß L. die Tochter des Audibert von Noves war, welche sich 1325 mit Hugo de Sade vermählte und ihm 11 Kinder schenkte. Neuerdings zeigte Flamini, daß sie in einem Örtchen auf einer Hügelkette zwischen Sorgues und Durance, wohl zweifellos Caumont, geboren ist. Unmöglich kann L. ein Phantasiegebilde des Dichters

sein, wie noch neuerdings mehrfach behauptet wurde. Vgl. R. Minich, Sulla persona della celebre L. (in den »Atti dell' Istituto veneto«, Bd. 4, Serie 5, 1877—78, S. 1423 ff.); A. Bartoli im 7. Band seiner »Storia della letteratura italiana«, S. 185 ff.; F. d'Ovidio, Madonna L. (in der »Nuova Antologia«, 15. Juli und 1. Aug. 1888).

Lauraceen (Laurineen, Lorbeergewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Ranalen, Bäume und Sträucher mit wechselständigen, immergrünen, lederartigen Blättern ohne Nebenblätter. Die oft eingeschlechtigen, regelmäßigen Blüten (s. Abbildung) bilden Trauben, Rispen oder Dolden und setzen sich meist aus zwei dreigliederigen, gleichartigen Perigonkreisen, 3—4 gleichfalls dreigliederigen Staubblattkreisen, von denen einzelne bisweilen zu Staminodien verkümmern, und einem oberständigen, einfächerigen und eineiigen Pistill mit dreilappiger od. einfacher Narbe zusammen. Bei andern L. findet sich auch zwei- u. vierzählige Ausbildung der Blüte. Die Antheren sind durch die Art ihres Aufspringens mit Klappen ausgezeichnet. Die später von der fleischig werdenden Blütenachse eingeschlossene Frucht ist eine einsamige Beere oder Steinbeere. Die Samen haben eine pergamentartige Schale, kein Nährgewebe und einen geraden Keimling mit großen, flachen Keimblättern. Die Familie enthält 1000 Arten, welche den warmen Zonen und den Gebirgen der Tropen angehören, wo sie an der Bildung der immergrünen Wälder wesentlich beteiligt sind. In Europa ist die Familie nur durch den Lorbeer vertreten. Sie zerfällt in die Unterfamilien der Perseoideae mit vierfächerigen Antheren (Cinnamomum, Persea, Sassafras) und der Lauroideae mit zweifächerigen Antheren (Laurus, Cryptocarya); eine Untergruppe letzterer bilden die merkwürdigen Kassytheen, die blattlose, schlingende Schmarotzergewächse der Tropen darstellen. Die L. zeichnen sich durch einen großen Gehalt an Schleim und ätherischem Öl aus, das in allen Teilen, in der Rinde (Cinnamomum *Burm.*), im Holz (Sassafras *Nees*), auch in Drüsen der Blätter, Knospen und Blüten vorkommt. Die Früchte sind bei manchen ebenfalls aromatisch, wie die von Cinnamomum Cassia *Bl.*, welche die Zimtblüten liefern; bei andern enthalten sie ein fettes Öl (Lorbeeren) und sind zum Teil genießbar, wie die Avogato-Birnen (von Persea). Die Rinde von Cinnamomum Ceylanicum *Breyn.* liefert den Ceylon-Zimt, C. Cassia *Bl.* den chinesischen Zimt; aus dem Holz von C. Camphora *Nees* (China, Formosa) wird das Kampferöl und der Kampfer gewonnen. Die L. waren in der vorweltlichen Pflanzenwelt seit der Kreidezeit (Sassafras *Nees*, Daphnophyllum *Heer*) vertreten. Zahlreiche Arten der Gattungen Laurus *L.*, Persea *Gärtn.*, Cinnamomum *Burm.*, Daphnogene *Ung.* u. a., wurden in Tertiärschichten gefunden.



Blüte von Cinnamomum, Längsschnitt.

Lauragais (spr. loragäh), franz. Landschaft in der ehemaligen Provinz Languedoc, umfaßte Teile der Departements Obergaronne, Aude und Tarn und hatte erst Laurac (daher der Name), dann Castelnaudary zur Hauptstadt.

Lauragrube, s. Königshütte 1).

Laurahütte, Landgemeinde im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kattowitz, im oberschlesischen Steinkohlengebiet, an der Linie Tarnowitz-Emanuelsegen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein großes Eisenwerk mit 6 Hochöfen, Walzwerk, Rohrwalzwerk, Verzinkereianstalt, Zementfabrik, große Ziegeleien und Steinkohlengruben, sämtlich der Aktiengesellschaft Vereinigte Königs- und Laurahütte (s. Königshütte 1) gehörig, Kessel- und Nietenfabrikation, Brückenbauanstalt und (1890) 10,572 meist kath. Einwohner.

Laurāna (Lovrana), Luciano de, ital. Architekt, aus Illyrien stammend, erbaute 1468—82 den Hof und die durch Adel der Formenbildung hervorragendsten Teile des Herzogspalastes von Urbino, des bedeutendsten Fürstenschlosses der italienischen Frührenaissance. Von ihm ist auch der Palast in Gubbio. Vgl. Reber, Luciano de L. (Münch. 1889). — Ein andrer Künstler dieses Namens, Francesco L., aus Istrien gebürtig, war Bildhauer und besonders in Palermo, Neapel und Südfrankreich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. thätig. Als sein Hauptwerk gilt die Marmorbüste eines jungen Mädchens (früher Marietta Strozzi genannt) im Berliner Museum.

Laureāt (lat.), soviel wie Gekrönter Dichter (s. d.).

Lauremberg, Johann (Hans Wilmsen), niederdeutscher Satiriker, geb. 26. Febr. 1590 in Rostock, gest. 28. Febr. 1658 in Sorö, begann 1608 seine Studien in Rostock, war dann sechs Jahre auf Reisen in den Niederlanden, in England, Frankreich und Italien, wurde 1616 in Reims Doktor der Medizin, 1618 Professor der Mathematik und der Dichtkunst in seiner Vaterstadt und 1623 an der Ritterakademie zu Sorö. Seine in niederdeutscher Mundart geschriebenen »Veer olde beröhmede Schertzgedichte« (o. O. 1652; neue Ausg. von Lappenberg, Stuttg. 1861; von Braune, Halle 1880, mit Glossar) geißeln die Modethorheiten der Zeit in Kleidung, Sitte, Sprache &c., verfechten die Rechte der heimischen Mundart und empfehlen sich durch Verstand und gesunden, obschon derben Witz und treffende, mit gut erzählten Geschichten untermengte Darstellung. Auch hat man von ihm einige lateinische Gedichte und ziemlich wertlose dramatische Gelegenheitsstücke in hochdeutscher Sprache mit niederdeutschen Zwischenspielen (letztere hrsg. im »Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung«, 1877). Laurembergs älterer Bruder Peter (Professor in Rostock, gest. 1639) ist der Verfasser der »Acerra philologica« (1637 u. ö.), einer in früherer Zeit sehr verbreiteten Sammlung von Anekdoten aus dem klassischen Altertum.

Laurens (spr. lorāng), Jean Paul, franz. Maler, geb. 29. März 1838 in Fourquevaux (Depart. Obergaronne), besuchte zunächst die Kunstschule in Toulouse und wurde dann in Paris Schüler von Cogniet und von Bida. Er widmete sich der Historienmalerei und schuf seit 1864 eine große Anzahl von kühn komponierten und energisch charakterisierten Gemälden, welche meist tragische, bisweilen grauenerregende Szenen aus der Geschichte behandeln und in einem ernsten, oft zu dunkeln und schweren Ton gehalten sind.

In der Absicht, die stärksten Wirkungen hervorzubringen, gerät er zuweilen in Übertreibungen des Ausdrucks und der Bewegungen. Zu seinen ältern Werken gehören: der Tod des Cato, der Tod des Tiberius, Hamlet, Christus und der Todesengel, eine Stimme in der Wüste. Mehr Sensation erregten unter den spätern namentlich: die Hinrichtung des Herzogs von Enghien (Museum in Alençon), die Päpste Formosus und Stephan VII., der Teich Bethesda (1873, Museum in Toulouse), der heil. Bruno, der die Geschenke Rogers von Kalabrien zurückweist (1874, in der Kirche Notre Dame des Champs), der Tod der heil. Genoveva, das Interdikt (Museum in Havre), Franz von Borgia am Sarge der Isabella von Portugal (1876), die Exkommunikation Roberts des Frommen (1875, Museum des Luxembourg), der österreichische Generalstab am Totenbett des Generals Marceau (1877), ein Hauptbild, welches ihm die Ehrenmedaille des Salons einbrachte, die Befreiung der Eingemauerten von Carcassonne (1879), das Verhör (1881), die letzten Augenblicke Kaiser Maximilians (1882), die Rache Urbans VI. (1886), der Agitator des Languedoc (1887), die Männer des heiligen Offiziums (1889), die sieben Troubadours (1890), St. Johannes Chrysostomus (1893) und der Papst und der Kaiser (Napoleon I. und Pius VII., 1894). Für das Panthéon hat er zwei durch kräftige Farbe ausgezeichnete Szenen aus dem Leben der heil. Genoveva (die Heilige auf dem Totenbett und ihre Bestattung) ausgeführt. Er hat auch Porträte gemalt, Illustrationen zu den Werken A. Thierrys gezeichnet und dekorative Malereien (Plafond im Odéon-Theater) ausgeführt.

Laurensberg, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Aachen, hat eine kath. Kirche, Streichgarnspinnerei, Färberei, eine Tuchfabrik, Wollwäscherei und Karbonisieranstalt, Steinmetzerei, Getreide- und Farbholzschneidemühlen, Bierbrauerei, Brennerei und (1890) 2583 Einw.

Laurent (spr. lorāng), 1) August, Chemiker, geb. 14. Nov. 1807 in La Folie bei Langres, gest. 15. April 1853, studierte Bergwissenschaft, wurde Assistent von Dumas an der École centrale des arts et manufactures, Chemiker an der Porzellanfabrik in Sèvres, später in Luxemburg, 1838 Professor der Chemie in Bordeaux, kehrte 1846 nach Paris zurück und wurde 1848 Münzwardein. L. förderte besonders die organische Chemie, er arbeitete über Naphthalin, Paraffin, Phenol und seine Abkömmlinge und zwar im Sinne der Dumasschen Substitutionstheorie. Von größter Bedeutung waren seine Arbeiten auf dem Gebiete der theoretischen Chemie, wo er mit Gerhardt (s. d. 3) die Typentheorie zur Geltung brachte.

2) François, belg. Rechtsgelehrter und Historiker, geb. 8. Juli 1810 in Luxemburg, gest. 11. Febr. 1887 in Gent, studierte in Löwen und Lüttich die Rechte, war 1832—34 Advokat in seiner Vaterstadt und erhielt 1835 die Professur des Zivilrechts an der Universität Gent. Seine durch Gründlichkeit der Forschung, Weite des Blickes und geistvolle Ideen ausgezeichneten Hauptwerke sind: »Études sur l'histoire de l'humanité. Histoire du droit des gens« (Brüssel 1860—70, 18 Bde.); »Principes de droit civil français« (das. 1869—79, 33 Bde., preisgekrönt); »Cours élémentaire de droit civil français« (1878, 4 Bde.); »Le droit civil international« (1880—82, 8 Bde.). Außerdem schrieb er mehrere Gelegenheitsschriften zur Verteidigung der liberalen Grundsätze gegen die Klerikalen: »De la passion des catholiques pour la liberté« (Gent 1850); »Van Espen; étude historique sur l'Église et l'État en Belgique« (Brüssel 1860—63, 3 Tle.; Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1865); »Lettres d'un retardataire libéral à un progressiste catholique« (das. 1863, 2. Aufl. 1864); »Lettres sur la question des cimetières« (das. 1864, 2 Tle.); »Lettres sur les Jésuites« (das. 1865). Auch hat er sich durch Einführung des Sparkassenwesens in Belgien verdient gemacht.

Laurent de Premierfait, franz. Schriftsteller des 15. Jahrh., s. Französische Litteratur, S. 786.

Laurenti, Joseph Nikolaus, s. *Laur.*

Laurentie (spr. lorangtī), Pierre Sébastien, franz. Geschichtschreiber und Publizist, geb. 21. Jan. 1793 in Houg (Gers), gest. 9. Febr. 1876 in Paris, ward Lehrer am Collège in St.-Sever, dann am Collège Stanislas in Paris, 1818 Repetent für den historischen Kursus an der École polytechnique, 1823 Generalinspektor des öffentlichen Unterrichtswesens und bewies sich als einen der bedeutendsten Verteidiger der katholisch-monarchischen Weltanschauung. Auch war er lange Oberredakteur der »Quotidienne« und trat später mit Lubis an die Spitze des Journals »L'Union« (vor 1848 »L'Union monarchique«), in dessen Leitartikeln er Gedankentiefe mit geschmackvoller Darstellung verband. L. schrieb unter anderm: »Introduction à la philosophie, ou traité de l'origine et de la certitude des connaissances humaines« (Par. 1829); »Histoire des ducs d'Orléans (1832—34, 4 Bde.); »Théorie catholique des sciences« (1836, 4. Aufl. 1846); »Histoire de France« (1839—55, 8 Bde.; 4. Aufl. 1873); »Liberté d'enseignement« (1844—45, 2 Bde.); »Histoire de l'empire romain« (1862, 4 Bde.); zu gunsten des päpstlichen Stuhls: »Les rois et le pape« (1860), »Rome et le pape« (2. Aufl. 1860) und »Rome« (1861); »Le livre de M. Renan sur la vie de Jésus« (1863) ꝛc. Eine Sammlung kleinerer Aufsätze sind die »Mélanges. Religion, philosophie, morale, etc.« (1866, 2 Bde.).

Laurentische Formation (nach dem Lorenzstrom genannt, Urgneisformation), die untere Abteilung der archäischen Formationsgruppe, das älteste auf der Erde nachweisbare Gesteinssystem, welches vorwaltend aus Gneisen in verschiedenen Varietäten (s. Gneis), oft in Granite übergehend und mit diesen wechsellagernd, besteht, während untergeordnet, den Gneisschichten eingelagert, Hornblendegesteine, Eklogite, Olivinfelse, Granulite, Marmore, Dolomite, Serpentine und Quarzite vorkommen. Wo Quarzit aufgerichteten Gneisschichten eingelagert ist, kann er, wetterbeständiger als seine Umgebung, die Veranlassung zu mauerartig hervorspringenden grotesken Felsbildungen werden; das bekannteste Beispiel hierfür ist der im böhmisch-bayrischen Grenzgebirge meilenweit sich hinziehende Pfahl, von dem wir nebenstehend (nach Gümbel) eine Ansicht und ein Profil geben. Eine gesetzmäßige Gliederung der laurentischen Formation, deren Mächtigkeit in den Alpen auf 10—20,000 m, in dem ostbayrischen Grenzgebirge auf 30,000, in Amerika auf mehr als 10,000 m angegeben wird, hat sich überall ergeben, wo ein genaueres Studium auf die Wechsellagerung der Gneisvarietäten und der untergeordneten Einlagerungen verwandt worden ist. So unterscheidet beispielsweise Gümbel zunächst für den Bayrischen Wald eine untere, bojische, Etage mit vorwaltend rot gefärbten Gneisvarietäten und eine Kalk (Marmor) und Graphit führende obere, hercynische, mit vorwiegend grauen Gneisen und zahlreichen Ein-

lagerungen von Hornblendegneis, Eklogit, Cordieritgneis ꝛc. Die **Verbreitung** der hierher zählenden Gesteine ist sehr bedeutend. In gewöhnlich stark aufgerichteten und oft vielfach gebogenen Schichten setzen sie die Kerne der größern Gebirge (Pyrenäen, Alpen, Böhmerwald, Fichtelgebirge, Schwarzwald, Odenwald, Erzgebirge, Riesengebirge ꝛc.) zusammen, sind im Norden von Europa (Skandinavien, Finnland, Schottland, Hebriden) und in Nordamerika (nördlich und südlich vom Lorenzstrom sowie in Grönland) über weite Strecken verbreitet und ebenso in Afrika und Asien (Japan, Bengalen) entwickelt. **Versteinerungen** sind, nachdem sich die Annahme, daß das Eozoon (s. d.) ein Fossil sei, als Irrtum herausgestellt hat, in den Schichten der laurentischen Formation nicht nachgewiesen. Das durch gleichzeitige eruptive Thätigkeit gelieferte Material zeichnet sich (und es ist dies ein Gegensatz zu jüngern Formationen) dadurch aus, daß es petrographisch identisch oder doch nahe verwandt mit dem Gneismaterial ist, namentlich gilt dies für Granit, Syenit und Diorit. **Technisch wichtige Mineralien** bergen die betreffenden Schichten häufig (s. auch Gneis). Magneteisenerz und andre Erze sind ihnen teils als Lager, teils in Form der sogen. Fahlbänder (s. d.) eingelagert, während zahlreiche Gänge, namentlich auch von Erzen der Edelmetalle, sie durchsetzen. Für den Glimmer der Gneise tritt oft Graphit ein, der sich lagen- und nesterweise aufhäuft und dann der Gewinnung unterliegt; Kryolith, das Rohmaterial für die Darstellung des Aluminiums, auch in der Sodafabrikation verwendet, Serpentin und fast chemisch reine Kalksteine (Marmore) bilden an vielen Orten wichtige Einlagerungen. Über die Theorien, welche hinsichtlich der **Entstehung** dieses ältesten Schichtensystems aufgestellt worden sind, vgl. unter Gneis.

Laurentius, Heiliger, aus Spanien gebürtig, ward 257 Diakonus und Schatzmeister in Rom. Die Legende berichtet über ihn, daß er, als ihm bei einer Christenverfolgung im folgenden Jahr angesonnen worden sei, die Schätze der Kirche auszuliefern, als solche die Armen und Kranken der Gemeinde bezeichnet habe und dann auf einem Rost lebendig gebraten worden sei. Sein Tag ist der 10. August. Abgebildet wird L. jugendlich, im Diakonengewand, gewöhnlich zu seinen Füßen den rechteckigen Rost, in der Hand eine Schüssel mit Kirchengeräten und Goldmünzen, zuweilen auch das Rauchfaß schwingend. Unter den bildlichen Darstellungen seiner Legende sind die von Giov. da Fiesole im Vatikan zu Rom und von Tizian in der Jesuitenkirche zu Venedig am bedeutendsten.

Laurentiusgulden, Goldgulden der Stadt Nürnberg aus dem 15.—17. Jahrh. mit dem Bilde des heil. Laurentius mit dem Rost.

Laurentiusstrom (**Perseïden**), die periodischen Sternschnuppen, welche um den 10. Aug. (dem Tage des heil. Laurentius) fallen und von einem Punkte im Sternbild des Perseus ausgehen; vgl. Sternschnuppen.

Laurentum, uralte Küstenstadt Latiums, südöstlich von Ostia, wo Äneas der Sage nach landete und König Latinus seinen Sitz hatte, unter den römischen Königen Handelsplatz. L. blieb im latinischen Kriege allein Rom treu und figurierte deshalb trotz seiner Unbedeutendheit bis auf Augustus als unabhängiger Verbündeter der mächtigen Weltherrscherin. Ruinen beim heutigen Tor Paterno.

Laurenzi, Carlo, Kardinal, geb. 11. Jan. 1821 in Perugia, gest. 2. Nov. 1893, ward 1843 Priester, studierte darauf die Rechte und ward 1846 Kanonikus an der Kathedrale von Perugia. Erzbischof Pecci (später Papst Leo XIII.) ernannte ihn 1847 zu seinem Generalprovikar und 1851 zum Mitglied des theologischen Kollegiums. 1853 wurde er päpstlicher Kämmerer, 1857 Erzpriester und Haupt des Domkapitels und 1877 Bischof von Amata i. p. und Verwalter der Erzdiözese Perugia. Leo XIII. berief ihn 1878 nach Rom, ernannte ihn zum Uditore und verlieh ihm 13. Dez. 1880 die Kardinalswürde. Er war bis 1891 Präfekt der Kongregation der Riten.

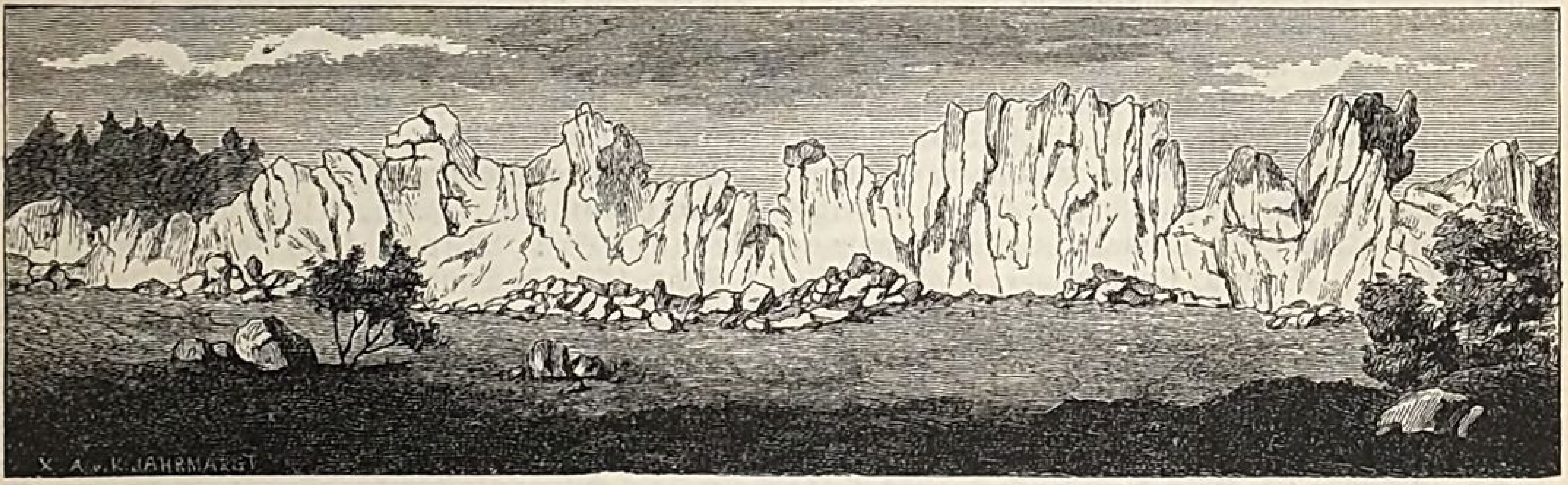
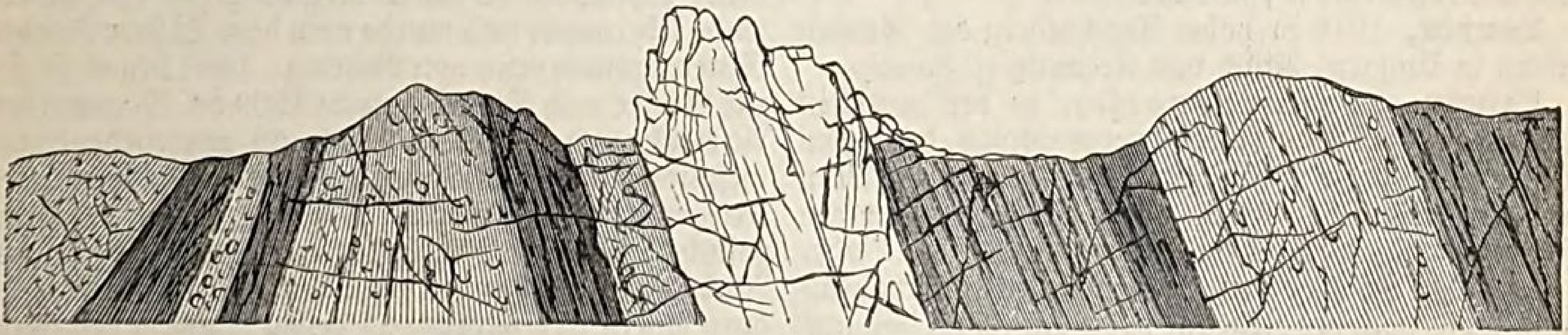


Fig. 1. Ansicht des Pfahls im böhmisch-bayrischen Grenzgebirge.



c gn c Q gn

Fig. 2. Profil des Pfahls. gn Gneis in verschiedenen Varietäten, Q Quarzit (Pfahl), c hälleflintartiges Gestein.

Lauria, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Lagonegro, zerfällt in die von Mauern umgebene obere und in die untere Stadt, hat ein altes Kastell, Weinbau, Steinbrüche, Kalkbrennerei, Ölpressen, Seilerei und (1881) 10,170 Einw. L. ist der Geburtsort des in der Geschichte der Sizilianischen Vesper berühmten Admirals Roger di L.

Lauriăcum, röm. Militärkolonie in Noricum, mit großen Waffenfabriken, rechts an der Donau, Hauptquartier der zweiten Legion und Stationsort einer Donauflotte, früh Bischofsitz, wurde im 6. Jahrh. durch die Avaren zerstört. An der Stelle von L. steht jetzt das Dorf Lorch bei Enns (s. d.).

Lauriănu, Trebonie, rumän. Geschichtsforscher, geb. 1810 in Siebenbürgen, gest. 1881 in Bukarest, studierte zu Klausenburg und Wien, ward 1844 Professor an der Schule zu St. Sava in Bukarest, beteiligte sich 1848 lebhaft an den politischen Bewegungen in Siebenbürgen, ward 1852 Inspektor der moldauischen Schulen in Jassy und 1858 Professor an der Universität in Bukarest. Seine Hauptschriften sind: »Coup d'œil sur l'histoire des Roumains« (Bukar. 1846, auch deutsch); »Tentamen criticum in originem, derivationem et formam linguae romanae« (Wien 1840); »Istoria Romanilor« (Jassy 1853, 4. Aufl. 1873); »Magazinul istoric pentru Dacia« (Bukar. 1844—47, 4 Bde.); »Die Rumänen der österreichischen Monarchie« (1849—51); »Geografia territoru române« (1855); »Dictionariulu limbei române« (mit Massimu, 1871—77, 3 Bde.) u. a.

Laurīn, Laurineenkampfer, s. Laurus; auch soviel wie Laurostearin, s. Laurostearinsäure.

Laurin, 1019 m hoher Trachytberg der Großen Fátra in Ungarn, östlich von Kremnitz (s. Fátra).

Laurīn (Luaran, Luarin), in der deutschen Heldensage der Name eines Zwergenkönigs, der seinen Sitz in Tirol hatte und Kämpfe mit Dietrich von Bern bestand. Die Darstellung dieser Kämpfe bildet den Inhalt eines altdeutschen Heldengedichts: »L.« oder »Der kleine Rosengarten«, dessen ursprüngliche Fassung wohl noch der Zeit um 1200 angehört, das uns aber nur in einer Bearbeitung aus dem Ende des 13. Jahrh. erhalten ist. Als Verfasser geben einige Überarbeitungen Heinrich von Ofterdingen an. An den »L.« schließt sich als eine Art Fortsetzung der »Walberan« an, eine armselige Dichtung, deren Held Laurins Oheim Walberan ist, der ebenfalls mit Dietrich in Kampf gerät. Eine kritische Ausgabe beider Gedichte enthält der 1. Band des »Deutschen Heldenbuchs« (Berl. 1866). Einzelausgaben des »L.« besorgten Schade (Leipz. 1854), Schröer (Preßb. 1857), Zacher (in Haupts Zeitschrift, Bd. 11, S. 501 ff.), Müllenhoff (2. Aufl., Berl. 1886); einen Wiederabdruck des Textes nach dem alten Heldenbuch, worin »L.« in verjüngter Sprache und mit verändertem Metrum erscheint, Keller (Stuttg. 1867).

Laurineen, soviel wie Lauraceen. [Kampfer.

Laurineenkampfer (Lauraceenkampfer), s.

Laurīnsäure, soviel wie Laurostearinsäure.

Laurion, ein bis 259 m hohes Gebirge im südlichsten Teil von Attika, nordwestlich vom Vorgebirge Kolonnäs (Sunion), im Altertum berühmt durch seine Silbergruben, die Eigentum des Staates und so ergiebig waren, daß an jeden Bürger jährlich 10 Drachmen verteilt und vor dem Einfall des Xerxes eine Flotte von 200 Triremen hergestellt werden konnte. Doch war schon zu Strabons Zeit der Betrieb gänzlich eingestellt. Die ausgedehnten Schlackenhalden, welche noch 5—12 Proz. Blei und 0,005—0,016 Proz. Silber enthalten, werden, nachdem frühere Unternehmungen mißglückt sind, seit 1874 von einer griechischen Gesellschaft, der sich 1875 auch eine französische beigesellte, mit Erfolg von neuem verschmolzen. Frische Nachgrabungen haben noch große Lager von silberhaltigen Bleierzen und Galmei erschlossen. Die Bleierze sind an Eisenerzlagerstätten gebunden, welche in der Formation der halbkristallinischen Schiefer als Gänge vorkommen. Die Anzahl der in L. vorhandenen antiken Schächte und steil niedergehenden Strecken, welche zwischen 20 und 120 m tief sind und sich oft zu Räumen von 10—50 m Durchmesser ausweiten, wird auf 2000 geschätzt, das aus ihnen herausgeförderte Material auf 105 Mill. Ton., die Menge des daraus gewonnenen Bleies auf 2,100,084 T., des Silbers auf 8,400,000 kg. Durch die Vollendung der Eisenbahn von Athen nach Lavrion (s. d.) wurde in neuester Zeit der Verkehr bedeutend gehoben. Vgl. Binder, Laurion. Die attischen Bergwerke im Altertum (Laibach 1895).

Laurisches Gebirge, soviel wie Laurion.

Lauriston (spr. loriſtóng), Alexandre Jacques Bernard Law, Marquis de, franz. General, geb. 1. Febr. 1768 in Pondichérri, gest. 10. Juni 1828 in Paris, Großneffe John Laws, trat zeitig in die Armee und war schon 1795 Artillerieoberst. Nach dem 18. Brumaire ward er vom Ersten Konsul in den Generalstab berufen, 1801 zum Adjutanten und bald darauf zum Brigadegeneral ernannt. 1805 beauftragt, Venedig und Dalmatien in Besitz zu nehmen, behauptete er sich in Ragusa gegen eine bedeutende Übermacht und wurde nach dem Tilsiter Frieden Generalgouverneur von Venedig. 1808 begab er sich zur Armee nach Spanien, focht 1809 bei Wagram mit Auszeichnung und ging 1811 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Nach dem Ausbruch des Krieges von 1812 stieß er in Smolensk zu der französischen Armee, befehligte auf dem Rückzug den Nachtrab und organisierte im Winter 1813 in Magdeburg das 5. Armeekorps, an dessen Spitze er den Feldzug von 1813 mitmachte. Als er in der Schlacht von Leipzig nach Sprengung der Elsterbrücke durch den Fluß schwamm, fiel er dem Feind in die Hände, worauf er nach Berlin gebracht wurde. Nach der Restauration nach Frankreich zurückgekehrt, huldigte er Ludwig XVIII. und wurde dafür zum Kapitänleutnant der Mousquetaires gris ernannt. Während der Hundert Tage zog er sich auf seine Güter zurück, wurde 1820 Minister des königlichen Hauses und Marschall und befehligte bei der Expedition nach Spanien 1823 das 2. Reservekorps.

Laurīt, Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfide, findet sich in sehr kleinen Kügelchen, Körnern oder tesseralen Kristallen vom spez. Gew. 6,99, Härte 7,5, ist schwarz, stark glänzend, sehr spröde und besteht aus Schwefelruthenium mit Schwefelosmium $(RuOs)_2S_3$. Man kennt L. aus den Platinwäschen Borneos und Oregons.

Lauroceräsus *L.*, s. Kirschlorbeer.

Laurocerīn, s. Laurus.

Laurōn, im Altertum Ort von ungewisser Lage in Hispania Terraconensis, unweit des Sucro (Jucar), berühmt durch die Belagerung des Sertorius und als der Ort, wo Cn. Pompejus nach der Schlacht bei Munda auf der Flucht seinen Tod fand.

Laurop, Christian Peter, Forstmann, geb. 1. April 1772 in Schleswig, gest. 13. Mai 1858 in

Karlsruhe, besuchte die Forstschule in Kiel, wurde 1795 Sekretär beim Jägermeisteramt seiner Vaterstadt, 1802 Lehrer an der Forstschule in Dreißigacker bei Meiningen, trat 1805 als Forstrat in fürstlich Leiningensche, 1807 als Oberforstrat in badische Dienste. In Karlsruhe gründete er 1809 eine Privatforstschule, die bis 1820 bestand. 1842 trat er in den Ruhestand, setzte aber sein Lehramt an der Forstschule des Polytechnikums, welcher er seit ihrer Begründung (1832) angehörte, fort. Er schrieb: »Handbuch der Forst- und Jagdlitteratur, von den ältesten Zeiten bis Ende des Jahres 1828 systematisch geordnet« (Gotha 1830; Nachträge, Frankf. a. M. 1844 u. 1846) und gab mit St. Behlen die »Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten« (1827—33, 5 Bde.) heraus.

Laurostearinsäure (Laurinsäure, Pichurimtalgsäure) $C_{12}H_{24}O_2$ findet sich, an Glycerin gebunden, als Laurostearin (Laurin, schmilzt bei 44—45°) im Fett der Lorbeeren und in Pichurimbohnen, im Kokosöl, Krotonöl und Dikabrot und in den Beeren von Myrica gale, im Knochenmarkfett und im Walrat, bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, ist löslich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, schmilzt bei 43,6°, siedet unter einem Druck von 100 mm bei 225° und verflüchtigt sich mit Wasserdämpfen. Leitet man in die alkoholische Lösung Chlorwasserstoff und setzt dann Wasser hinzu, so scheidet sich Laurostearinsäureäthyläther $C_{12}H_{23}O_2.C_2H_5$ aus, welcher dickflüssig ist, angenehm obstartig riecht und bei 269° siedet.

Laurus *L.*, Gattung aus der Familie der Lauraceen, immergrüne Bäume mit lederigen, wechselständigen Blättern, achselständigen, gestielten, doldiggebüschelten oder sehr kurzrispigen Blütenständen, diözischen Blüten und ovaler, von der fast scheibenförmigen Perigonbasis getragener Beere. Zwei Arten, von denen eine, L. canariensis *Webb.*, auf den Kanaren und auf Madeira heimisch ist. Die andre Art, der edle Lorbeerbaum (L. nobilis *L.*), wird 5—18 m hoch, bildet eine sehr ästige Krone mit kahlen, dicht beblätterten Ästen, hat 9—10 cm lange, lederartige, länglich-lanzettliche, wellenrandige, glänzend grüne, kurzgestielte Blätter, grünlich- oder gelblichweiße Blüten in achselständigen Döldchen und eiförmige, bis 2 cm lange, dünnfleischige, bläulichschwarze, einsamige Früchte. Der Lorbeerbaum fand sich vor der Eiszeit in Europa, in historischer Zeit mag er auf Vorderasien beschränkt gewesen sein, wo er in Syrien und im kilikischen Taurus sehr gemein ist, gegenwärtig wird er in den Mittelmeerländern vielfach kultiviert und findet sich bis in die Schweiz, in England, Irland und Schottland fast verwildert, er überwintert auch noch bei Cherbourg; bei uns kultiviert man ihn als Zierpflanze, die im Kalthaus überwintert werden muß. Die angenehm gewürzhaft riechenden und schmeckenden Blätter wurden früher medizinisch benutzt und dienen jetzt noch als Küchengewürz, zu Essigen und Likören und zum Verpacken von Lakritzen und Feigen. Sie kommen aus Italien, Frankreich und Spanien in den Handel. Die Früchte sind getrocknet grünlichbraun, schmecken ziemlich stark unangenehm aromatisch und bitter, fettig, gewürzhaft und enthalten 0,8 Proz. ätherisches Öl, 1 Proz. kristallisierbares, geruch- und geschmackloses, flüchtiges, in Wasser unlösliches Laurin (Laurocerin) $C_{22}H_{30}O_3$, 12,8 Proz. grünes fettes Öl, 26 Proz. Stärke ꝛc. Man benutzt sie als Volksarzneimittel zur Magenstärkung, als Räuchermittel und in der Veterinärpraxis. Durch Auskochen und Pressen gewinnt man daraus besonders am Gardasee das schön grüne, halbflüssige Lorbeeröl (Lohröl, Oleum laurinum), welches bei gewöhnlicher Temperatur körnig, von schmalzartiger Konsistenz ist, stark gewürzhaft riecht und Laurostearinsäure enthält. Man benutzt es zu Einreibungen, bei Lappen und Samojeden als beliebtes Reiz- und Genußmittel, in wärmern Gegenden zum Anstreichen der Fleischerläden, da es bei einem dem Menschen durchaus nicht unangenehmen Geruch die Fliegen verscheucht. Der Lorbeer (Daphne) ward wegen des scharfen aromatischen Geruchs und Geschmacks seiner Blätter und Früchte früh ein Götterbaum; der Duft seiner Zweige verscheuchte Moder und Verwesung, und so ward er dem Apollon geweiht, der aus einer Personifikation der die Seuche sendenden, also auch von ihr wieder befreienden Sonnenglut allmählich zum Gott der Sühne für sittliche Befleckung und Erkrankung geworden war. Als Orestes vom Mutterblut gesühnt worden war und die Reinigungsopfer vergraben waren, sproßte aus ihnen ein Lorbeerbaum auf. Apollon selbst bedurfte, da er den Python erlegt hatte, der Sühne und zog mit einem Zweig des Baumes in der Hand in Delphi ein. Der Lorbeerbaum verbreitete sich schnell in Griechenland und nahm nun auch an den übrigen Verrichtungen des Gottes teil; er verlieh dem Seher die Kraft, Verborgenes zu schauen, er ward auch das Abzeichen der Sänger und schmückte als corona triumphalis (s. Corona, Fig. 5) die Stirn des siegenden Helden. Auch später blieb der Lorbeerkranz ein Symbol des Ruhms; junge Doktoren wurden mit beerentragenden Zweigen geschmückt, woher nach einigen das Wort Bakkalaureus sich ableiten soll. — L. Camphora, s. Camphora; L. Sassafras, s. Sassafras.

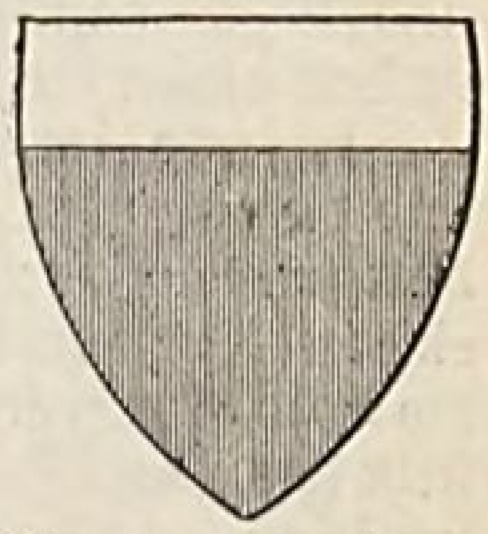
Laurustin, s. Viburnum.

Laurvik (Larvik), Stadt im norweg. Amt Jarlsberg-L., am gleichnamigen Fjord, an dem Farris-Elv und der Staatsbahnlinie Drammen-Skien gelegen, mit (1891) 11,261 Einw., welche Handel und Schiffahrt treiben. Die Stadt besaß 1891: 65 Schiffe von 30,051 Ton. Der Wert der Einfuhr betrug 1892: 2,224,000 Kronen, der der Ausfuhr (besonders Holz) 1,980,000 Kronen. Von dem nahen Buchenwald genießt man eine prächtige Aussicht über Stadt und See. L. ist ein besuchter Badeort; es ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Laus (lat.), Lob; Mehrzahl: Laudes (s. d.); cum laude, mit Lob; summa cum laude, mit höchstem Lob; bei Zensuren, namentlich akademischen.

Laus, s. Läuse.

Lausanne (spr. losánn', röm. Lausonium), Hauptstadt des schweizer. Kantons Waadt, liegt 529 m ü. M., 2 km vom Genfer See, anmutig am Abhang des Jurten auf drei Hügeln und in den dazwischen liegenden Thälchen und ist Knotenpunkt der Linien Genf-L.-St.-Maurice, L.-Bern-Luzern und L.-Biel-Basel der Jura-Simplon-Bahn, ferner mit dem Hafen Ouchy durch eine Eisenbahn und mit Echallens durch eine Schmalspurbahn verbunden.


Wappen von Lausanne.

L. ist aus verschiedenen Stadtteilen entstanden, welche im 14. Jahrh. zu einem Gemeinwesen vereinigt wurden. Zur Zeit der Erobe-

rung durch Bern war L. noch mit Ringmauern und Türmen umgeben; jetzt ist die Stadt, obgleich noch immer zum Teil eng und hügelig, nach Pichards Plan bedeutend verschönert. Ein großartiger, 25 m hoher und 188 m langer Viadukt (grand pont) von zwei Etagen dient zur Verbindung der durch ein Thal getrennten Quartiere St.-François und St.-Laurent, und durch Ausfüllung und Überwölbung wurde der große neue Platz Riponne gewonnen, auf welchem eine Kornhalle, ein Museum und mehrere Schulgebäude stehen. Ein sehenswertes Gebäude ist vor allem die 1000—1275 erbaute Kathedrale, in frühgotischem Stil (1876 wurde der Neubau des einen Turmes über dem Chor vollendet). In dieser Kirche fand im Oktober 1536 die Disputation statt, der Calvin, Farel und Viret beiwohnten, und welche die Einführung der Reformation in der von den Bernern eroberten Landschaft zur Folge hatte. Noch sind von kirchlichen Gebäuden die St.-Lorenzkirche wegen ihrer schönen Fassade und die St.-Françoiskirche, in die sich 1449 das Baseler Konzil flüchtete, zu erwähnen. Das ehemalige bischöfliche Schloß in der Nähe der Kirche wird als Regierungsgebäude benutzt; unweit davon das große ehemalige Krankenhaus, jetzt als Schulgebäude benutzt, oberhalb der Stadt ein neues Krankenhaus. Von andern öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: das 1454 erbaute Stadthaus auf dem Paludplatz, die 1822 nach dem amerikanischen Pönitenziarsystem erbaute Straf- und Besserungsanstalt, das Theater und der eidgenössische Justizpalast. Die Stadt zählt (1888) 34,049 Einw. (darunter 4793 Katholiken und 5704 deutsch sprechende). Die Industrie ist nicht erheblich, bedeutender der Handel, welcher durch zwei Banken unterstützt wird. An wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten besitzt L.: eine 1537 gestiftete Akademie, bis 1888 zu einer Universität erweitert (1894: 516 Studenten), ein Collège, eine École industrielle, eine Bildungsanstalt für Lehrer und Lehrerinnen, eine Musikschule, eine Zeichen-, Turn- und Reitschule, eine Blinden- und eine Waisenanstalt, mehrere Spitäler, eine Station für Meteorologie und Weinbau sowie eine neuerbaute Irrenanstalt (5 km von L.) ꝛc. Von Sammlungen sind bemerkenswert: das Kantonsmuseum mit Naturalienkabinett und einer Sammlung von Altertümern, das Musée Arlaud mit einer Sammlung von Gipsabgüssen und Gemälden, ein physikalisches Kabinett, eine Kantonsbibliothek von 60,000 Bänden ꝛc. Noch bestehen in L. eine Société d'utilité publique, eine Naturforschende und eine Land- und Staatswirtschaftliche Gesellschaft. L. ist Sitz des eidgenössischen Bundesgerichts und einer Post- und Telegraphendirektion. Die schöne Lage der Stadt und der feine gesellige Ton ziehen aus allen Gegenden Europas zahlreiche Fremde zu längerm Aufenthalt an, und Hunderte von Knaben und Mädchen aus allen Ländern der Erde befinden sich in den vielen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Die reizende Umgegend bietet die lieblichsten Landsitze und die entzückendsten Aussichten dar, so der Montbenon, hart vor der Stadt, und das Signal, auf einer entferntern Anhöhe. Bei dem Hafen Ouchy, wo Lord Byron seinen »Prisoner of Chillon« schrieb, steht das Hotel Beaurivage, von schönen Anlagen umgeben. — L., das schon zur Römerzeit als Ortschaft bestand, ward um 580 Sitz des von Avenches hierher verlegten Bistums und blieb es bis zur Einnahme der Stadt durch Bern bei der Eroberung der Waadt 1536 und der damit verbundenen Einführung der Reformation, infolge deren der Bischof nach Freiburg übersiedelte. 1798 wurde es Hauptstadt des neugebildeten Kantons Leman oder Waadt, wie er seit 1801 wieder genannt wurde. Vgl. Blanchet, L. dès les temps anciens (Lausanne 1866).

Lausbaumrinde, s. Rhamnus.

Lauscha, Dorf im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Sonneberg, in einem engen, bewaldeten Thale des Thüringer Waldes und an der Linie Koburg-L. der Preußischen Staatsbahn, 640 m ü. M., hat eine neue gotische evang. Kirche, eine Fachschule für Zeichner und Modelleure, 3 Glashütten, umfangreiche Fabrikation von Wachs- (Fisch-) Perlen, Glasaugen, Christbaumschmuck, Glasspielwaren, Schmelzfarben ꝛc., Schachtelfabrikation, 2 Porzellanfabriken, Porzellanmalerei und (1890) 3857 evang. Einwohner. — L. verdankt seine Entstehung der hier von H. Greiner aus Schwaben und Chr. Müller aus Böhmen 1597 errichteten Glashütte, der ältesten des Thüringer Waldes. In der Nähe der Lauschenstein, seltsame Felspartie mit Schutzhütte und schöner Aussicht.

Lausche, Phonolithkegel innerhalb des Sandsteins des Lausitzer Gebirges, liegt südwestlich von Zittau über Waltersdorf auf der Grenze von Sachsen und Böhmen, ist 791 m hoch und gewährt eine weite Umschau auf die industriereiche Gegend.

Lauscher, die Ohren des Raubwildes.

Lauschhügel (korrumpiert in: »Lausehügel«), s. Gräber, prähistorische.

Lauschkoller (Stillkoller), s. Koller.

Laus Dĕo (lat., »Lob sei Gott!«), Formel, welche sonst die Kaufleute über ihre Rechnungen zu setzen pflegten; daher im Scherz soviel wie Rechnungszettel.

Läuse (Pediculidae), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, sehr kleine, flügellose Tiere mit weicher Körperbedeckung, kleinem Thorax, großem, ovalem Hinterleib, fadenförmigen Fühlern, kleinen, einfachen Augen, zweigliederigen Tarsen mit großem, hakenförmigem, gegen das Basalglied zurückgeschlagenem Endglied und zum Saugen eingerichteten Mundteilen, die einen hervorstülpbaren, fleischigen Rüssel darstellen, dessen Vorderrand von Häkchenreihen eingefaßt wird. In dem Rüssel liegen vier hornige Halbröhren, welche sich je zwei und zwei zu einer innern engern und einer äußern weitern Röhre vereinigen. Das innere Rohr wird aus dem weitern herausgestreckt, in die Haut eingebohrt und dient als Saugrohr; mit dem Hakenkranz hält sich das Tier fest und verursacht dabei die fressende Empfindung. Die L. leben auf der Haut von Säugetieren, wo dieselbe mit Haaren bedeckt ist, um Blut zu saugen. Die Weibchen legen ihre birnförmigen Eier (Nisse, Knitten) an die Wurzeln der Haare; nach acht Tagen schlüpfen die Jungen aus und werden, wahrscheinlich ohne Häutungen durchzumachen (bei der Kopflaus in 18 Tagen), geschlechtsreif. Die Nachkommenschaft eines Weibchens kann in acht Wochen 5000 Stück betragen. Die Kopflaus (Pediculus capitis *de Geer*, s. Tafel »Halbflügler«, Fig. 11), bis 2 mm lang, ist graugelb, an den Rändern der Hinterleibsringe dunkler, legt etwa 50 Eier, lebt nur auf dem Kopfe des Menschen, besonders unsauberer Kinder. Die Kleiderlaus (P. vestimenti *Burm.*), 2 mm lang, schlanker, an den Rändern der Hinterleibsringe nicht gebräunt, lebt auf Brust und Rücken des Menschen, legt die Eier zwischen die Nähte der Unterkleider. Die Filzlaus (Phthirius pubis *L.*, P. inguinalis *Leach.*, s. Tafel »Halbflügler«, Fig. 10), 1 mm lang u. fast ebenso breit, hat an den Vorderbeinen

nur ein Fußglied, zwischen den Abschnitten des Hinterleibs behaarte Fleischzapfen, ist weißlich, in der Mitte braun, findet sich an allen stärker behaarten Körperteilen mit Ausnahme des Kopfes, besonders in der Schamgegend, bohrt sich mit ihrem Kopf ein und verursacht ein sehr empfindliches Fressen. Sie wird durch Einreiben mit Petroleum, durch Waschen mit Sublimatlösung oder durch weiße Präzipitatsalbe vertrieben, während die andern Arten schon bei genügender Reinlichkeit verschwinden; sehr starkes Haar netzt man mit heißem Essig. In den Kleidern werden die L. durch starkes Erhitzen, durch Kochen beim Waschen getötet. Auch auf den Haustieren, besonders schlecht genährten und schlecht gepflegten, kommen L. vor: die Schweinslaus (Haematopinus urius *Nitzsch.*) namentlich an den Hinterschenkeln, die Pferdelaus am Halse, im Nacken, die Hundelaus (H. piliferus *Deny*) ꝛc.; man vertilgt sie durch Insektenpulver, Quecksilbersalbe, Tabaksabkochung. Als L. bezeichnet man auch die auf Haustieren schmarotzenden, aber nicht Blut saugenden Pelzfresser (s. d.).

Läusekörner (Läusesamen), soviel wie Stephanskörner, s. Delphinium; auch soviel wie Kockelskörner, s. Anamirta, und soviel wie Sabadillkörner, s. Sabadilla.

Läusekrankheit (Phthiriasis), s. Läusesucht.

Läusekraut, Pflanzengattung, soviel wie Pedicularis, Delphinium Staphisagria, Sabadilla officinarum, Helleborus foetidus, Ledum palustre.

Läusepulver, soviel wie Kapuzinerpulver.

Lauser, Wilhelm, Publizist, geb. 15. Juni 1836 in Stuttgart, studierte in Tübingen Theologie und Philologie, widmete sich später in Heidelberg historischen Arbeiten und verweilte fünf Jahre als Publizist in Paris. Seit 1868 bereiste er wiederholt Spanien, um die Materialien zur zeitgenössischen Geschichte des Landes zu sammeln, besuchte in gleicher Weise Italien und den Orient und lebte darauf in Wien als Redakteur des »Neuen Wiener Tageblattes«; 1892 siedelte er nach Stuttgart über als Redakteur von »Über Land und Meer« und der »Deutschen Romanbibliothek«. 1885—93 gab er auch die Wochenschrift »Allgemeine Kunstchronik« heraus. Außer Berichten und Essays in Zeitschriften veröffentlichte er: »Die Matinées royales unter Friedrich d. Gr.« (Stuttg. 1865); »Aus Spaniens Gegenwart« (Leipz. 1872); »Geschichte Spaniens von dem Sturz Isabellas bis zur Thronbesteigung Alfonsos XII.« (das. 1877); »Unter der Pariser Kommune« (das. 1878); »Von der Maladetta bis Malaga«, Reiseskizzen (Berl. 1881); »Kreuz und quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben« (Stuttg. 1889); »Der erste Schelmenroman. Lazarillo von Tormes« (das. 1889). Auch übersetzte er Klaczkos »Florentinische Plaudereien« (Wien 1874).

Läusesalbe, Salbe aus Schweinefett und Quecksilber mit Zusatz von Stephanskörnern oder Nieswurz, zur Vertilgung von Läusen.

Läusesamen, s. Läusekörner.

Läusesucht (Phthiriasis, Pediculosis), die Ansammlung von Läusen (Kopf-, Kleider-, Filzläusen) auf dem Körper unreinlicher Menschen. Über das Wesen der L., an der nach der Geschichte Sulla, Herodes, Philipp II. u. a. gestorben sein sollen, existieren nur Vermutungen. Vgl. Landois, Historisch-kritische Untersuchungen über L. (in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie«, Bd. 14, Leipz. 1864).

Lausfliegen (Pupiparae, Coriacea *Latr.*, Hippoboscidae *Westw.*), Familie aus der Ordnung der Zweiflügler, auffallend gestaltete Tiere mit hornigem, flach gedrücktem Körper, horizontal stehendem, an den Thorax sich eng anschließendem, quer eiförmigem Kopf, großen Augen, ganz kurzen, warzenförmigen Fühlern, von der Oberlippe und den Maxillen gebildetem Saugrüssel, zuweilen hinfälligen oder verkümmerten Flügeln, weit auseinander gedrängten Beinen und sehr kräftigen Klauen. Sie laufen sehr schnell und leben nach Art der Läuse auf der Körperhaut von Säugetieren und Vögeln, denen sie Blut absaugen. Dabei sind bestimmte Gattungen auf besondere Gruppen von Wohntieren angewiesen. In dem Geschlechtsapparat des Weibchens kommt jedesmal nur ein einziges Ei zur Entwickelung, und die daraus hervorgehende Larve wird erst nach Vollendung ihres Wachstums geboren. Während ihrer Entwickelung lebt die Larve von einem milchartigen Sekret, welches eine Drüse in den Eileiter ergießt. Nach der Geburt bildet die Larve einen glatten, ovalen Körper und verpuppt sich sehr bald. Die Pferdelausfliege (Hippobosca equina *L.*) ist 7—8 mm lang, glänzend rostgelb, der Thorax auf der Scheibe braun, das Schildchen blaßgelb, die Fußklauen sind schwarz; sie lebt auf Pferden, Rindern, auch an Hunden, häufig am After, an den Flanken und am Bauch und wird besonders lästig durch das Jucken, welches ihr schnelles Umherlaufen verursacht. Die Schaflausfliege (Schafzecke, Schafteke, Melophagus ovinus *L.*), 4 mm lang, rostfarben, mit bräunlichem Hinterleib, findet sich häufig auf Schafen, welche die Weide beziehen, und veranlaßt die Schafe, an der Wolle zu zupfen. Die Hirschlausfliege (Lipoptena cervi *L.*), 4—5 mm lang, gelblichbraun, schmarotzt geflügelt bis zum Herbst auf Vögeln, dann aber nach Verlust der Flügel auf dem Hirsch, Reh und Eber, setzt sich bisweilen auch an Kleidungsstücken von Menschen fest.

Lausigk, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Borna, an der Linie Geithain-Leipzig der Sächsischen Staatsbahn, 172 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Plüsch-, Filzwaren-, Dachstein- und Steinbaukastenfabrikation, Braunkohlengruben, Thonlager und (1890) 3977 Einw., davon 42 Katholiken und 2 Juden. Dicht bei L. auf einer die Gegend weit beherrschenden Anhöhe, inmitten schöner Parkanlagen, liegt das Hermannsbad mit der stärksten Eisenvitriolquelle Mitteleuropas.

Lausitz (Lusatia), ein bis 1815 zu Sachsen, seitdem teils zu Sachsen, teils zu Preußen gehöriger, von SO. nach NW. sich erstreckender Landstrich, zwischen Böhmen, der sächs. Kreish. Dresden, den preuß. Provinzen Brandenburg und Schlesien gelegen und von der Spree und Neiße von S. nach N. durchflossen, umfaßte ein Gebiet von ca. 12,780 qkm (232,11 QM.) und war in zwei Teile, Ober- und Niederlausitz, geschieden, welche zwei besondere Markgrafschaften bildeten, aber, wie Böhmen und Mähren, keinem der zehn Kreise des Deutschen Reiches angehörten. Der südliche Teil oder die Oberlausitz, etwa 5940 qkm (107,88 QM.) groß, zerfiel in die Kreise Görlitz und Bautzen und zählte, außer den sogen. Sechsstädten: Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau, noch 16 Landstädtchen, 7 Marktflecken und eine große Anzahl Dörfer (worunter 449 wendische). Bei der Teilung Sachsens (1815) wurde auch sie zerstückelt, so daß es jetzt eine sächsische und eine preußische Oberlausitz gibt. Die sächsische Oberlausitz bildet mit Einschluß einiger früher böhmischer Parzellen und der 1845 von Österreich an Sachsen abgetretenen En-

klaven Schirgiswalde 2c. die gegenwärtige Kreish. Bautzen, welche vier der Sechsstädte (nun Vierstädte): Bautzen, Zittau, Kamenz, Löbau, die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf, das katholische Domstift St. Petri zu Bautzen, die Klöster Marienstern und Marienthal und die Landstädte und Rittergüter der nach den vier Städten benannten Distrikte umfaßt, mit einem Gesamtareal von 2470 qkm (44,86 QM.) und (1890) 370,739 Einw. Hinsichtlich der Abgaben ist die Oberlausitz seit 1835 den Erblanden gleichgestellt, die innere Verwaltung dagegen ist durch ein Provinzialstatut geordnet worden. Die *preußische Oberlausitz*, der größere nordöstliche Teil des Gebietes, mit einem Areal von 3396 qkm (61,68 QM.) und (1890) 268,413 Einw., umfaßt die Kreise Stadt und Land Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban des schlesischen Regbez. Liegnitz. Die *Niederlausitz* hat 6838 qkm (124,19 QM.) Flächeninhalt und zerfiel früher in fünf Kreise. Bei der Teilung Sachsens kam die ganze Landschaft an Preußen und bildet gegenwärtig die Kreise Luckau, Sorau, Guben (Stadt und Land), Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus (Stadt und Land) des Regbez. Frankfurt, mit (1890) 448,514 Einw. Der Kreis Kottbus gehörte bereits seit 1462 zu Brandenburg und war nur 1806–14 mit Sachsen verbunden. Im Gegensatz zur Oberlausitz, welche reich an Naturschönheiten (s. Lausitzer Gebirge), von großer Fruchtbarkeit und namentlich im sächsischen Teil Sitz eines bedeutenden Gewerbfleißes ist, ist die Niederlausitz fast durchgängig ein flaches und sandiges Land. Das Wappen der Oberlausitz ist eine goldene Mauer mit schwarzem Mauerstrich im blauen Felde; das der Niederlausitz zeigt einen roten Ochsen im weißen Felde, von der Linken zur Rechten gewendet.

Geschichte. Die L. ward seit der Völkerwanderung von slawischen Stämmen bewohnt, von denen die *Milciener* als Bewohner der Oberlausitz und die *Lusitzer* als Bewohner der Niederlausitz genannt werden. Beide wurden vom deutschen König Heinrich I. 929 tributpflichtig gemacht und von Kaiser Otto I. 968 zum Christentum bekehrt und dem neubegründeten Bistum Meißen unterstellt. Nach Markgraf Geros Tode (965) wurde aus seinem Gebiet die spätere L. als *Ostmark* ausgeschieden und blieb, zunächst geteilt, unter der Verwaltung von Geros Nachkommen bis zu ihrem Aussterben (1031). Dann wurde Graf *Dietrich von Wettin* (gest. 1034) und nach ihm sein Sohn Dedo II. mit der *Niederlausitz* belehnt, während die *Oberlausitz* teils an den Bischof von Meißen, teils an böhmische Herren kam. Als der letzte Nachkomme Dietrichs, Heinrich der jüngere, 1123 starb, brach Streit um die Niederlausitz aus, der erst endete, als der Kaiser dieselbe dem Vetter des Verstorbenen, *Konrad von Meißen*, verlieh (1136), bei dessen Hause sie blieb, bis sie von König Albrecht I. 1298 an *Brandenburg* verkauft wurde. Dies wollte Diezmann von Meißen anfangs nicht zugeben, trat aber selbst 1303 die Niederlausitz an Otto von Brandenburg ab. So ward diese mit der Oberlausitz vereinigt, die schon 1255 an Brandenburg gekommen war. Als aber 1319 der askanische Stamm des Hauses Brandenburg erlosch, verlieh Ludwig der Bayer 1323 die Niederlausitz nebst Brandenburg seinem Sohn Ludwig, während die Oberlausitz sich 1324 freiwillig an Böhmen anschloß. Diese wurde 1355, die Niederlausitz (gekauft 1364) 1370 von Kaiser Karl IV. der Krone *Böhmen* einverleibt, von dieser jedoch 1462 das Gebiet von Kottbus an Brandenburg abgetreten. 1377 wurde ein *Herzogtum Görlitz* für Karls IV. Sohn Johann geschaffen und bestand bis zu dessen Tode (1396). Nach dem Erlöschen des luxemburgischen Kaiserhauses kamen beide Lausitzen 1437 an den Schwiegersohn Siegmunds, Albrecht von Österreich, und 1439 an dessen Sohn Wladislaw. Die Verpfändung der Landvogtei in der L. an die Hohenzollern (1448) gab Veranlassung zu einem Streit mit Kursachsen; dieses begnügte sich zwar 1450 mit den Städten Senftenberg und Hoyerswerda, aber auch Brandenburg mußte 1462 gegen Erstattung der dafür erlegten Pfandsumme auf die Landvogtei verzichten, die so wieder an Böhmen kam. 1467 unterwarf sich die L. dem König Matthias Corvinus von *Ungarn* und wurde diesem 1479 vom böhmischen König Wladislaw abgetreten. Nach Matthias' Tode 1491 kam sie an Wladislaw, 1516 an dessen Sohn Ludwig II. Als dieser 1526 im Kampf gegen die Türken gefallen war, fiel die L. mit Böhmen an *Ferdinand I. von Österreich*, von dem sie wegen Annahme der Reformation hart bedrückt wurde. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Prag und der Flucht Friedrichs V. (1620) besetzte sogleich der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen die L. für den neuerwählten Kaiser Ferdinand II., ließ sich dieselbe aber sodann für die aufgewendeten Kriegskosten ($6^1/_2$ Mill. Thlr.) vom Kaiser verpfänden. In dem am 30. Mai 1635 zu Prag geschlossenen Separatfrieden wurde sie vom Kaiser dem Kurfürsten von *Sachsen* mit allen Hoheitsrechten als böhmisches Mannlehen erb- und eigentümlich abgetreten. Johann Georg I. bestimmte durch Testament, daß die Oberlausitz seinem Nachfolger in der Kurwürde, die Niederlausitz aber dem Administrator des Stiftes Merseburg, Herzog Christian I., zufallen sollte. Als Kurfürst Friedrich August (II.) 1738 die Stiftsregierung übernahm, fiel die Niederlausitz wieder an das Kurhaus. Von dieser Zeit an teilte die ganze L. als ein gesonderter Teil der kursächsischen Erblande alle weitern Schicksale Sachsens, das im Tilsiter Frieden 1807 auch den bis dahin zu Brandenburg gehörenden Kreis *Kottbus* erhielt. Bei der Teilung Sachsens (1815) fiel die ganze Niederlausitz und der größere nordöstliche Teil der Oberlausitz an *Preußen*. Nur der kleinere Teil der Oberlausitz verblieb bei Sachsen. S. Karten »Sachsen«, »Schlesien«. Vgl. *Scheltz*, Gesamtgeschichte der Ober- und Niederlausitz (Bd. 1 [bis 1373], Halle 1847; Bd. 2 [bis 1439], Görlitz 1882); *Köhler*, Geschichte der Oberlausitz bis zum Jahr 1815 (2. Aufl., das. 1867) und vom Jahr 1815 bis zur Gegenwart (das. 1868); *Knothe*, Geschichte des Oberlausitzer Adels (Bd. 1 [13.–16. Jahrh.], Leipz. 1879; Bd. 2 [1550–1620], Dresd. 1887); *Bachmann*, Die Wiedervereinigung der L. mit Böhmen (Wien 1882).

Lausitzer Gebirge (*Lausitzer Bergland*), im weitern Sinne das ganze östlich von der Elbe im S. bis zur Iser, im N. bis Görlitz und in die Gegend von Meißen reichende Bergland, bestehend aus einer Hochfläche, im N. von 160–230 m, im S. von 300 m Höhe, mit aufgesetzten Ketten und Kuppen; im engern Sinne das südlich von Zittau auf der böhmischen Grenze bis an die Iser sich hinziehende Gebirge, in welchem sich die Phonolithkegel der Lausche (791 m) und des Hochwaldes (748 m) innerhalb des Elbsandsteingebirges (s. d.) erheben. Der höchste Gipfel des Gebirges ist der aussichtsreiche *Jeschken* (1013 m) in Böhmen, südwestlich bei Reichenberg. Bekannt sind

ferner der Oybin (s. d.) bei Zittau und die Sandsteinfelsen von Klein-Skal in Böhmen an der Iser. Der nördliche Teil, zwischen Meißen und Görlitz, bildet eine Granitplatte, umschließt aber neben Diluvialbildungen bei Zittau auch ein Tertiärbecken mit mächtigem Braunkohlenlager und zahlreiche Basaltkegel. Innerhalb dieses Gebietes liegt die zur Heidenzeit berühmt gewesene Berglandschaft zwischen Bischofswerda und Löbau, woselbst auf der südlichen Bergreihe der Falkenberg (606 m), auf der nördlichen der Czorneboh (554 m) sich erhebt. Auch das Königshainer Gebirge auf der Grenze der Kreise Görlitz und Rothenburg in Schlesien zeigt Erinnerungen an die Heidenzeit (Totenstein). Noch sind erwähnenswert der Kottmar (583 m) mit einer Spreequelle, der Löbauer Berg (450 m), der aus Nephelinfels, und die Landeskrone (429 m) bei Görlitz, die aus Basalt besteht. Der äußerste Punkt gegen N. ist der aus Grauwacke gebildete Koschenberg (176 m) bei Senftenberg. Gebirgsvereine zu Zittau, Eibau ꝛc. sind thätig, die Schönheiten des Gebirges dem Touristenverkehr zu öffnen.

Lausitzer Grenzwall, Hügelrücken im südlichen Teil des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt, wird von der Spree und Neiße durchbrochen und reicht bis an den Bober. Auf ihm, westl. von der Spree, der Brautberg (176 m) bei Gollmitz und die Ochsenberge (176 m) westlich von Senftenberg, zwischen Spree und Neiße der Spitzberg (183 m) und zwischen Neiße und Bober der Rückenberg (229 m) bei Sorau. An seinen Rändern große Braunkohlenlager.

Lausitzer Typus, s. Gefäße, prähistorische.

Lauskörner, soviel wie Läusekörner.

Lausmilben, s. Milben.

Laut, s. Lautlehre.

Lautaret, Col de (spr. lotarä), 2075 m hoher Paß in den Kottischen Alpen (s. Alpen, S. 418).

Laute (arab. al'oud, span. laud, ital. liuto, franz. luth, engl. lute, lat. [im 16.—17. Jahrh.] testudo), ein sehr altes Saiteninstrument, dessen Saiten (Darmsaiten) gezupft wurden, wie die der heutigen Abarten der L., der Guitarre, Mandoline, Bandola ꝛc. Abbildungen der L. finden sich bereits auf sehr alten ägyptischen Grabdenkmälern; sie war später das Lieblingsinstrument der Araber, durch welche sie nach Spanien und Unteritalien gelangte, von wo aus sie sich etwa im 14. Jahrh. über ganz Europa verbreitete. Im 15.—17. Jahrh. spielte sie eine große Rolle; Lautenarrangements von Gesangskompositionen waren für die Hausmusik etwa dasselbe wie heute die Bearbeitungen von Orchesterwerken für Klavier. Dabei war die L. zugleich allgemein verbreitetes Orchesterinstrument und wurde erst im 17.—18. Jahrh. durch die Verbreitung der Violine und die Vervollkommnung der Klaviere allmählich verdrängt (vgl. Orchester). Was die L. von der (heutigen) Guitarre unterschied, war einmal die ganz abweichende Form des Schallkastens: die L. hatte keine Zargen, sondern war unterwärts gewölbt (etwa wie ein halber Kürbis, wie die heutige Mandoline). Ferner hatte die L. eine weit größere Anzahl von Saiten, von denen 5 Paar und eine einzelne (die höchste, für die Melodie) über das Griffbrett liefen, die übrigen aber (die Baßsaiten, zuletzt 5, welche nur als leere Saiten benutzt wurden) neben dem Griffbrett lagen. Die »Baßchorden« kamen erst zu Ende des 16. Jahrh. auf. Die Stimmung der L. variierte nach Zeit und Art sehr; die verbreitetsten Stimmungsarten im 16. Jahrh. waren: G c f a d' g' od. A d g h e' a', im 17.—18. Jahrh. A d f a d' f' und für die Baßchorden (G) F E D C. Eine kleinere Art der L. war im 16. Jahrh. die Quinterne (Chiterna, d. h. Guitarre), welche im Bau der L. gleich war, aber nur vier Saitenchöre hatte; im 17. Jahrh. wurde die Quinterne bereits wie die heutige Guitarre flach gebaut. Das Bestreben, den Tonumfang der L. zu erweitern, führte zuerst zur Einführung der Baßchorden, die von dem im stumpfen Winkel nach oben gebogenen Hals mit dem Wirbelkasten aus direkt nach dem auf dem Resonanzboden befestigten Saitenhalter liefen; um aber noch längere Saiten zu gewinnen, rückte man den Wirbelkasten für die Baßchorden etwas über den für die Griffsaiten hinaus, so daß etwa in der Mitte des einen der andre anfing (Theorbe), oder man bog erst jenseit des ersten Wirbelkastens den Hals nach oben zurück und brachte in seiner Verlängerung den zweiten für die Baßsaiten an (Archiliuto, Erzlaute, Baßlaute), ja endlich trennte man beide Wirbelkasten noch durch einen mehrere Fuß langen Hals. Man notierte für die L. und ihre Abarten nicht mit der gewöhnlichen (Mensural-) Notenschrift, sondern mit besonderer Buchstaben- oder Zifferschrift, welche nicht die Tonhöhe, sondern den Griff bezeichnete (Lautentabulatur); doch war die Lautentabulatur in Frankreich, Italien und Deutschland durchaus verschieden: die Italiener, denen wir ja auch die Generalbaßbezifferung verdanken, bedienten sich der Zahlen, die Franzosen und Deutschen der Buchstaben. Die Lautentabulaturen sind für das Studium der Musik des 16.—17. Jahrh. so wichtig, weil bei ihnen alle jene Sonderbarkeiten der Mensuralnotierung, die Selbstverständlichkeit mancher ♭ oder ♯, wegfallen und der Griff jederzeit genau notiert ist. Sicherer und zuverlässiger als die oft unbestimmten und mehrdeutigen Angaben der Theoretiker vermögen daher sie über die Anwendung der Semitonien (mit ♯, ♭) in zweifelhaften Fällen Aufschluß zu geben. Über die rhythmischen Wertzeichen der Lautentabulaturen vgl. Tabulatur. Eine wertvolle Monographie über die L. verdanken wir Baron (»Untersuchung des Instruments der Lauten«, 1727). Vgl. auch Prätorius' »Syntagma« (1619) und von neuern Arbeiten die Kiesewetters in der »Allgemeinen musikalischen Zeitung« (1831); Wasielewski, Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrhundert (Berl. 1878); O. Fleischers Abhandlung über den Lautenmeister Denis Gaultier in der »Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft«, 1886; Vidal, La lutherie et les luthiers (Par. 1889); Pierre, Les Luthiers (das. 1893); Chilesotti, Lautenspieler des 16. Jahrhunderts (Leipz. 1892).

Lautenbach, Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis und Kanton Gebweiler, an der Lauch im Blumenthal der Vogesen und der Eisenbahn Bollweiler-L., hat eine kath. Kirche, Baumwollspinnerei, Nähfadenfabrikation, mechanische Drechslerei, eine Säge- und eine Ölmühle, einen Steinbruch und (1890) 2091 Einw. In der Nähe die St. Gangolfskapelle mit schönen Freskomalereien.

Lautenburg, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Strasburg, an der Welle, die hier durch den Lautenburger See fließt, und an der Linie Jablonowo–Illowo der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Eisengießerei, Maschinenfabrikation, Gerberei, Molkerei, 6 Dampfsägewerke, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei und (1890) 3746 Einw., davon 1281 Evangelische und 359 Juden. L. wird als Luftkurort besucht.

Lauteninstrumente, s. Harfeninstrumente.

Lautenthal, Bergstadt im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Zellerfeld, in wildromantischer Gegend auf dem Oberharz, an der Innerste und der Linie Halle-Zellerfeld der Preußischen Staatsbahn, 296 m ü. M., hat eine evang. Kirche, 2 Oberförstereien (Ost- und West-L.), eine Berginspektion, ein Hüttenamt, Bergbau auf silberhaltigen Bleiglanz und Zinkblende, eine Goldscheideanstalt, eine Silber- und Bleihütte, eine Schwefelsäurefabrik und (1890) 2702 Einw., davon 16 Katholiken. L. wird als Luftkurort besucht.

Lauter, 1) linker Nebenfluß des Rheins in der bayrischen Pfalz, entspringt auf der Hardt, unweit Pirmasens, fließt in südlicher Richtung bis Dahn durch das 22 km lange, pittoreske Dahnthal, dann südöstlich bis Weißenburg, wo er aus dem Gebirge tritt, bildet weiterhin die Grenze zwischen der Pfalz und Elsaß-Lothringen und mündet nach einem Laufe von 82 km in zwei Armen unterhalb Lauterburg. Zwischen Lauterburg und Weißenburg zogen sich früher an dem steilen Südufer des Flusses 18 km weit die Lauterburger oder Weißenburger Linien (les lignes de la Lutter) hin, eine unzusammenhängende Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, welche verschiedenen Kriegsoperationen zur Basis dienten. Am 4. Juli 1705 wurden diese Linien von den Franzosen unter Villars gegen die Kaiserlichen forciert, 13. Okt. 1793 von den Österreichern unter Jellachich den Franzosen, aber schon 25. Dez. wieder von den letztern unter Hoche genommen. — 2) Linker Nebenfluß der Donau in Württemberg, entspringt südlich von Urach auf der Alb, durchfließt das 35 km lange, mit Burgen gekrönte Lauterthal und mündet zwischen Ober- und Untermarchthal. Der Fluß wird zuletzt so eingeengt, daß nur ein Fußpfad neben ihm Raum hat. Seine Länge beträgt 47 km.

Lauter, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, am Schwarzwasser, im Erzgebirge und an der Linie Zwickau-Schwarzenberg der Sächsischen Staatsbahn, 394 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, eine Oberförsterei, 2 Emaillier- u. Stanzwerke (440 Arbeiter), eine Papierfabrik (130 Arbeiter), Maschinen-, Wäsche- u. Korbwarenfabrikation, mechanische Strickerei, Porzellanmalerei und (1890) 3351 meist evang. Einwohner.

Läuterapparate, s. Läutern.

Lauterbach, 1) Kreisstadt in der hess. Provinz Oberhessen, am Vogelsgebirge, am Lauterbach und an der Linie Gießen-Fulda der Oberhessischen Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, ein Schloß (von 1680, 1892 restauriert), ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Leinen- und Baumwollweberei, Preßhefen-, Apfelwein- und Likörfabrikation, Gerberei, Färberei, eine Appreturanstalt, Bierbrauerei, Molkerei, Sägemühlen und (1890) 3287 Einw., davon 51 Katholiken und 55 Juden. L. gehörte im Mittelalter der Abtei Fulda, wurde 1265 zur Stadt erhoben, kam 1684 als Erblehen an die Freiherren von Riedesel und 1806 an Hessen. — 2) Dorf im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Oberndorf, im romantischen Lauterbachthal, hat eine kath. Kirche, Kammmacherei, Goldleisten- und Uhrenkastenfabrikation und (1890) 2068 Einw. — 3) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Falkenau, hat Faßbinderei, Tischlerei, Perlennäherei und (1890) 1795 deutsche Einwohner.

Lauterbach, Johann Christoph, Violinspieler, geb. 24. Juli 1832 in Kulmbach, besuchte das Gymnasium in Würzburg, genoß nebenbei mit ungewöhnlichem Erfolg musikalischen Unterricht und widmete sich endlich (1850) in Brüssel unter Bériots Leitung ganz der Kunst. Nach mehrfachen Konzertreisen in Belgien, Holland und Deutschland wurde er 1853 zum Sologeiger an der Kapelle in München ernannt und folgte 1861 einem Ruf als königlicher Konzertmeister (an Lipinskis Stelle) und Lehrer am Konservatorium (bis 1877) nach Dresden. 1889 trat er in den Ruhestand. L. hat auch mehrere Konzertstücke eigner Komposition für Violine veröffentlicht und eine Reihe klassischer Violinkonzerte herausgegeben.

Lauterberg, Flecken im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Osterode, am Südfuß des Harzes, an der Oder und der Linie Scharzfeld-St. Andreasberg der Preußischen Staatsbahn, 300 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine höhere Knabenschule, eine alte und berühmte Kaltwasserheilanstalt (1894: 4486 Kurgäste), bedeutende Möbelfabrikation und (1890) 4377 meist evang. Einwohner. Zu L. gehört das Eisenwerk Königshütte, mit Eisengießerei und Maschinenfabrikation. In der Nähe in reizender, waldreicher Umgebung der vielbesuchte Wiesenbeeker Teich.

Läuterbottich, s. Bier, Tafel, S. III.

Lauterbrunnen, Dorf im schweizer. Kanton Bern, Bezirk Interlaken, zu beiden Seiten der Weißen Lütschine und am Fuße der Jungfrau, 806 m ü. M., an der Schmalspurbahn Interlaken-L., der Zahnradbahn L.-Wengernalp-Grindelwald, mit (1888) 217 (als Gemeinde 2176) fast nur evang. Einwohnern. Das Lauterbrunner Thal wird von steilen, oft 300—500 m hohen Kalkfelswänden eingeschlossen, ist ungefähr 20 km lang, aber nur 1 km breit. Es führt seinen Namen von den zahlreichen Wasserfällen (über 20). Beim Dorfe L. stürzt der 264 m hohe Staubbach herab, dessen Wassermasse an der hohen Felswand in einen leichten, schleierartigen Regen zerstiebt, weiter aufwärts auf der entgegengesetzten Thalseite der imposante Trümmelbach und oberhalb Trachsellauenen, in wildschöner Umgebung, der Schmadribach. Oberhalb L. liegt der durch seine Aussicht auf die Jungfrau berühmte Ort Mürren (s. d.), mit dem L. durch eine Bergbahn verbunden ist. Von L. wird durch das Roththal hin die Jungfrau bestiegen.

Lauterburg, Stadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Weißenburg, an der Lauter, 3 km vom Rhein (hier Schiffbrücke und ein neuer, geräumiger Hafen), Knotenpunkt der Eisenbahnen Straßburg-L. und L.-Rheinhafen sowie der Linie Germersheim-L. der Pfälzischen Eisenbahn, 120 m ü. M., hat eine kath. Pfarrkirche, eine Präparandenschule, ein Amtsgericht, eine Zigarrenfabrik (140 Arbeiter), Zuckerbäckerei, Hopfenbau und (1890) 1573 Einw., davon 164 Evangelische u. 126 Juden. — L. gehörte seit dem 13. Jahrh. zum Bistum Speyer, dessen Bischöfe öfters daselbst residierten. Vgl. Bentz, Description historique et archéologique de L. (Straßb. 1846, Nachtrag 1864).

Lauterburger Linien, s. Lauter 1).

Lautere Brüder (Brüder, d. h. Anhänger der Reinheit), ein arab. Orden im 10. Jahrh., dessen Hauptabsicht die Verbreitung von Wissenschaft und Aufklärung, zugleich aber auch die Versöhnung des Wissens und des Glaubens war. Als Ergebnisse ihrer Bemühungen liegt uns noch ihre Encyklopädie in 51 Abhandlungen vor, die über das ganze Gebiet des damaligen Wissens (Propädeutik, Logik und Psychologie, Naturphilosophie, Anthropologie, Lehre von der Weltseele etc.) sich verbreiten und von Fr. Die-

terici (s. d.) in deutscher Bearbeitung, zum Teil auch im arabischen Text herausgegeben wurden. Stammsitz des Ordens war Basra. Eine größere Ausdehnung scheint er nicht gewonnen zu haben.

Lautereck, Schloß, s. Sulzbach 2).

Lauterecken, Stadt im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Kusel, an der Mündung der Lauter in die Glan, Knotenpunkt der Linien Kaiserslautern-L. u. L.-Staudernheim der Pfälzischen Eisenbahn, 158 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein ehemaliges Schloß, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Leder- und Stuhlfabrikation, Sand- und Melaphyrsteinbrüche, Mühlen, Weinbau und (1890) 1572 Einw., davon 386 Katholiken und 13 Juden. L. war sonst Residenz der Pfalzgrafen von Veldenz.

Lautermaische, s. Bier, S. 1002.

Lautern, s. Kaiserslautern.

Läutern, als technische Operation soviel wie reinigen, s. Klären; in der Bierbrauerei die Trennung der Würze von den Trebern mit Hilfe der Läuterapparate (Abläuterungsapparate).

Lauterschmelzen (Heißschüren), s. Glas, S. 619.

Lauterstall (Harnruhr, Diabetes insipidus), Krankheit der Pferde, bei welcher die Tiere eine übergroße Menge sehr wässerigen (stoffarmen) Harns entleeren (»stallen«) und in Appetit u. Nährzustand zurückkommen. L. entsteht durch Verfütterung schimmeligen oder multrigen (d. h. mit stechendem, dumpfigem Geruch behafteten) Körnerfutters. Letzteres erhält diese Eigenschaften durch Lagern in feuchtem oder schlecht gelüftetem Raum (Schiffsraum) oder in zu großen Haufen oder durch mangelhaftes Umschaufeln der aufgespeicherten Körner. Zur Beseitigung des Lauterstalles ist Abstellung des mangelhaften Futters die Hauptbedingung, Arzneimittel nützen nicht viel. Bei Vernachlässigung kann der L. unheilbar werden. Zu unterscheiden ist vom L. die bei Haustieren seltene Zuckerharnruhr.

Läuterung, s. Leuterung.

Läuterungshieb (Reinigungshieb), Maßregel der waldbaulichen Bestandspflege (s. d.), der Weghieb des der Bestandsausbildung hinderlichen Holzes *vor* eingetretener Bestandsreinigung (über Bestandsreinigung s. Durchforstung). Gegenstand des Läuterungshiebs sind z. B. schädliche Stockausschläge, welche wertvolle Eichen oder Nadelhölzer überwachsen, Eindringlinge von verdämmenden Weichhölzern (z. B. Salweiden, Birken) in Eichen-, Buchen-, Kiefernschonungen &c.

Läuterungsurteil (Purifikationsresolut) nannte man im preußischen Recht den richterlichen Ausspruch darüber, was als rechtskräftig entschieden anzusehen sei, nachdem einer Partei ein Eid auferlegt und im Schwurtermin entweder abgeleistet oder erlassen oder verweigert oder infolge Ausbleibens des Schwurpflichtigen als verweigert anzusehen war. (Vgl. Allgemeine Gerichtsordnung I, 10, § 377; Verordnung vom 28. März 1840 über das Rechtsmittel der Restitution gegen Purifikations-Resolutionen.) An die Stelle des Läuterungsurteils ist im geltenden Recht das Endurteil getreten, durch welches nach § 427, Abs. 2, der deutschen Zivilprozeßordnung der Eintritt der Folgen der Leistung oder Nichtleistung des Eides ausgesprochen werden soll.

Läuterungsverfahren ist das dem Läuterungsurteil (s. d.) voraufgehende Verfahren. Es spielt sich im Schwurtermin ab und besteht in der Leistung des Eides und in der mündlichen Verhandlung der Parteien über die Folgen dieser Leistung, bez. einer etwaigen Nichtleistung des Eides.

Läutewerke, s. Läutwerke.

Lautgesetze, s. Lautlehre.

Lauth, Franz Joseph, Ägyptolog, geb. 18. Febr. 1822 zu Arzheim in der Rheinpfalz, gest. 12. Febr. 1895 in München, studierte in München, wurde 1847 Lehrer an der Lateinschule zu Kusel und 1850 am Wilhelms-Gymnasium zu München, wo er 1853—56 zugleich als Repetitor am Kadettenkorps wirkte und 1856 zum Professor ernannt wurde. Nachdem er 1863—65 behufs wissenschaftlicher Reisen beurlaubt gewesen, wurde er 1866 an das Maximilians-Gymnasium zu München versetzt u. 1869 zum Professor an der Universität und zum Konservator der ägyptischen Sammlungen daselbst ernannt. Seine wichtigsten Arbeiten sind: »Manetho und der Turiner Königspapyrus« (Münch. 1865); »Homer und Ägypten« (das. 1867); »Moses der Ebräer, aus zwei ägyptischen Papyrusurkunden« (das. 1869); »Die geschichtlichen Ergebnisse der Ägyptologie« (das. 1869); »Die Pianchi-Stele« (das. 1870); »Führer durch das königliche Antiquarium in München« (das. 1870); »Ein neuer Kambysestext« (das. 1875); »Ägyptische Chronologie« (Straßb. 1877); »Trojas Epoche« (Münch. 1877); »Busiris und Osymandyas« (das. 1878); »Moses-Hosarsyphos-Salihus« (Straßb. 1879); »Aus Ägyptens Vorzeit« (Berl. 1879—80) und eine Reihe von akademischen Abhandlungen. Alle diese Schriften sind geistvoll, aber ohne die erforderliche Kritik geschrieben und nur mit größter Vorsicht zu benutzen.

Lauths Farbstoffe, s. Thionin.

Lautieren, Wörter oder Silben in Laute auflösen und diese einzeln hervorheben; s. Lesen.

Lautiermethode, s. Lesen.

Lautlehre (Phonologie, Phonetik) zerfällt in zwei Teile: die Lautphysiologie und die Lautgeschichte.

I. Die Lautphysiologie oder allgemeine L. ist die Lehre von der Erzeugung der Sprachlaute (Vokale und Konsonanten) in den menschlichen Stimmwerkzeugen, die erst in der neuesten Zeit durch die von der Erfindung des Kehlkopfspiegels unterstützten Forschungen der Physiologen (Brücke, Helmholtz, Czermak, Merkel u. a.) und die daran sich knüpfenden Untersuchungen der Sprachforscher (Ellis, Sweet, Sievers, Techmer, Bell, Storm, Lundell, Vietor u. a.) eine glänzende Förderung und wissenschaftliche Vertiefung erfahren hat. Das menschliche Sprachorgan ist ein Instrument, das zum Tönen gebracht wird, indem eine aus den Lungen entsendete Luftsäule durch den Kehlkopf hinausgetrieben wird, wo sie vermittelst der Schwingungen der im Kehlkopf befindlichen Stimmbänder zum Tönen gebracht werden kann und dann beim Durchgang durch die Mundhöhle durch Zunge, Zähne, Mundstellung &c. näher individualisiert wird, ähnlich wie die Verschiedenheit des Ansatzrohres bei der Posaune, Trompete, Flöte &c. dem Ton eine verschiedene Färbung gibt. Finden regelmäßige, sich rasch wiederholende Schwingungen der Stimmbänder statt, so entsteht ein Ton, der je nach der raschern oder langsamern Aufeinanderfolge der Schwingungen höher oder tiefer, je nach der größern oder geringern Intensität derselben lauter oder leiser erklingt. Solche Töne sind namentlich die Vokale. Welcher Vokal in jedem Fall entsteht, hängt von der Gestalt der Schwingungen ab, welche bewirkt, daß von den »Obertönen«, welche man bei jedem Vokal neben dem Grundton unterscheiden kann, bald der, bald jener verstärkt und

dadurch die »Klangfarbe« desselben eine verschiedene wird, gerade wie jeder beliebige Ton der musikalischen Skala anders klingt, je nachdem er auf einer Violine, einer Flöte oder einem Pianoforte hervorgebracht wird. Es ist daher theoretisch je nach den verschiedenen Stellungen der Zunge und des Mundes eine fast unbegrenzte Zahl von Vokalen denkbar, doch kann man zwei Hauptarten unterscheiden: gutturale oder hintere Vokale, wie a, o, u, wobei die Artikulation durch den hintern Zungenrücken gegen den weichen Gaumen und die Rachenwand hin erfolgt, und palatale oder vordere Vokale, wie i, e, ä, ö, ü, wobei der Zungenrücken gegen den harten Gaumen hin artikuliert. Nach der größern oder geringern Erhebung der Zunge kann man ferner hohe, mittlere und tiefe Vokale unterscheiden, wie z. B. i, e und englisch ä (in air). Auf dem Grade der Spannung der Zunge scheint die Differenz zwischen geschlossenen und offenen Vokalen zu beruhen.

Die Konsonanten oder Mitlauter haben ihren Namen insofern mit Recht, als sie, im Gegensatz zu den Vokalen (deshalb Selbstlauter genannt), in der Regel nicht allein eine Silbe bilden können, sondern nur mit einem Vokal zusammen, welcher dann stets den Accent erhält. Doch gibt es nicht bloß in den slawischen Sprachen und im Sanskrit viele Silben, welche anstatt eines Vokals bloß ein r oder l enthalten, das dann auch der Träger des Accents ist, sondern auch im Deutschen sind Wörter, wie z. B. ritten, Handel, ohne Frage zweisilbig, obschon man die zweite Silbe wie n, l (ohne e) ausspricht; und ganz irrig ist die schon durch die übliche Lautiermethode der Kinder und der Taubstummen leicht zu widerlegende Vorstellung, als ob man die Konsonaten gar nicht ohne einen Vokal aussprechen könnte. Der Kehlkopfspiegel zeigt, daß die Nasenlaute oder Nasale, z. B. m, n, und die sogen. Liquidä r, l nach gewöhnlicher Aussprache ebensogut Töne sind, d. h. durch regelmäßige Schwingungen der Stimmbänder entstehen, wie die Vokale. Man kann daher diese Laute zusammen mit den Vokalen als sonore bezeichnen im Gegensatz zu den Geräuschlauten. Auch bei einem Teil der andern Konsonanten werden die Stimmbänder zum Tönen gebracht, so beim g, d, b, j, w, weshalb man sie tönend oder stimmhaft nennt, zum Unterschied von den tonlosen oder stimmlosen, wie p, k, t, f, sch, bei denen keine Artikulation des Kehlkopfes stattfindet, sondern die Luft durch die weit geöffnete Stimmritze hindurchstreicht. Ein im Kehlkopf erzeugter Geräuschlaut ist das h. Auf der Artikulation des Mund- und Nasenraumes beruht zunächst die Einteilung der Konsonanten in Mundlaute und Nasenlaute oder Nasale, bei deren Hervorbringung durch Senkung des Gaumensegels der Nasenraum geöffnet und an der Schallerzeugung beteiligt wird. Nasalvokale nennt man die Vokale mit nasalem Nachklang, wie z. B. das on in französisch ton. Liquidä sind entweder l-Laute, von beiden oder einem von beiden Seitenrändern der Zunge gebildet, oder r-Laute, auch Zitterlaute genannt, die von der Zungenspitze oder vom Zäpfchen hervorgebracht werden. Frikative oder Reibelaute, auch Spiranten genannt, entstehen dadurch, daß der Mundkanal an irgend einer Stelle verengert wird und die Luft sich an dieser Enge reibt, so beim ch, f, j, w und den Zischlauten oder Sibilanten s, sch. Verschluß- oder Explosivlaute, auch Mutä (stumm) genannt, entstehen durch plötzliche Schließung und Wiederöffnung irgend einer Stelle des Mundkanals, indem die Luft daraus auf einmal hervorplatzt, so beim k, t, p, g, d, b. Daher werden solche Laute auch momentane genannt im Gegensatz zu den Dauerlauten, wie l, r, die Vokale etc., auf denen die Stimme längere Zeit verweilen kann. Diese Einteilung der Konsonanten nach der Artikulationsart wird durchkreuzt durch eine andre Einteilung nach der Artikulationsstelle. Man unterscheidet hiernach, ähnlich wie bei den Vokalen, zwischen Labialen, Dentalen und Gutturalen (Lippen-, Zahn- und Kehllauten). Genauer ist die Einteilung in Labiale, nämlich Bilabiale und Labiodentale, und Linguopalatale, die wieder in Dentale (nebst den Lingualen), Palatale, Gutturale und Velare zerfallen. Auf der Stärke der Aussprache beruht die Einteilung der Konsonanten in Fortes u. Lenes, die ungefähr mit der volkstümlichen Unterscheidung zwischen harten Konsonanten, wie p, und weichen, wie b, zusammenfällt. Das physiologische Alphabet der deutschen Konsonanten ist hiernach für die einfachen Laute so aufzustellen:

	Gutturale	Dentale	Labiale	
tonlos	h			Hauch
tönend	n (in Ding)	n	m	Nasenlaute
tönend		r, i		Zitterlaute
tönend	j		w	Reibelaute
tonlos	2 ch (in ich, auch)		f	Reibelaute
tönend		s (in fein) } Sibilanten		Reibelaute
tonlos		s, sch } Sibilanten		Reibelaute
tönend	g	d	b	Verschlußlaute
tonlos	k	t	p	Verschlußlaute

Provinzielle Verschiedenheiten und feinere Nüancen der Aussprache sind hierbei nicht berücksichtigt: so ist das tönende oder weiche s in ganz Süddeutschland unbekannt; g, d, b sind in der süd- und mitteldeutschen und der rheinischen Aussprache keine tönenden Laute, sondern klingen wie schwächer artikulierte k, t, p; r wird in vielen Gegenden Deutschlands guttural ausgesprochen, ä selbst in langen Silben von e nicht unterschieden; w ist in schwer ein andrer Laut als in war, ö klingt in Hölle viel heller als in Höhle, überhaupt vermag unsre Schrift viele vorhandene Lautunterschiede nicht auszudrücken (s. Orthographie). Um alle in irgend einer Sprache vorkommenden Laute gleichmäßig zu bezeichnen, ist neuerdings teils von Sprachforschern, wie Lepsius, Max Müller, Sweet, Ellis, dem Prinzen L. Bonaparte u. a., und von Physiologen, wie Brücke, ein »allgemeines linguistisches Alphabet« in Vorschlag gebracht worden, das aus den gewöhnlichen Buchstaben mit beigefügten Zahlen, Accenten, Punkten u. dgl. besteht. Doch gehen die verschiedenen Systeme, von denen z. B. dasjenige von Sweet 125, das von dem Prinzen Bonaparte sogar 390 verschiedene Laute bezeichnet, stark auseinander. Vgl. Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute (2. Aufl., Wien 1876); Lepsius, Standard alphabet (2. Aufl., Berl. 1863); Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache (Leipz. 1866); Sievers, Grundzüge der Phonetik (4. Aufl., das. 1894); G. H. v. Meyer, Unsre Sprachwerkzeuge (das. 1880); Techmer, Phonetik (das. 1880, 2 Bde.); Trautmann, Die Sprachlaute (das. 1884); Vietor, Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen u. Französischen (2. Aufl., Heilbr. 1887); Bremer, Deutsche Phonetik (Leipz. 1893).

II. Die Lautgeschichte oder historische L. geht darauf aus, die in der Geschichte der Sprachen hervortretenden Lautveränderungen durch die Methode der historischen und vergleichenden Grammatik nachzuweisen und allgemeine Gesetze des Lautwandels,

die sogen. **Lautgesetze**, aufzustellen. Namentlich in diesem Sinne wird die L. von allen Sprachforschern der Gegenwart sehr eifrig betrieben. Sprach- und Naturforschung reichen sich aber in der L. die Hand; während die immer noch etwas weiten Einteilungen der Lautphysiologen durch die präzisen Ergebnisse der Sprachwissenschaft größere Bestimmtheit erlangen, erhalten anderseits die rein empirisch gefundenen Thatsachen der Lautgeschichte durch die physiologische L. ihre Erklärung. So erklärt sich aus dem oben über die Vokale Gesagten der häufige Wechsel unter den Vokalen, wie er z. B. in dem deutschen Ablaut und in der gesamten Flexion der semitischen Sprachen hervortritt. Ebenso leicht wechseln die Zitterlaute und die Nasale untereinander, wie z. B. das französische rossignol auf das lateinische lusciniola zurückgeht und das griechische n am Schluß der Wörter vielfach aus älterm m entstanden ist. Ganz allgemein tritt auch der Wechsel zwischen den einander entsprechenden tönenden und tonlosen Lauten auf, wie z. B. in den germanischen Sprachen durch die Lautverschiebung (s. d.) die meisten g, d, b in k, t, p übergegangen sind. Auch Verschluß-, Reibe- und andre Laute gehen trotz ihres verschiedenen physiologischen Charakters ineinander über, wenn sie die gleiche Artikulationsstelle haben, z. B. t in s, b in w, i in j u. dgl. Übrigens hat jede Sprache ihre besondern Lautgesetze und Lautneigungen, gerade wie niemals zwei Individuen ganz die gleiche Aussprache haben. Hierauf beruht es auch, daß der sogen. **Wohllaut** etwas außerordentlich Schwankendes ist. Jeder hält das für wohlklingend, für euphonisch, womit er durch langjährige Gewohnheit vertraut ist, und der Hottentote ist ebenso fest von dem Wohlklang seiner Schnalzlaute überzeugt wie wir von der Schönheit unsrer Konsonanten, obschon der Ausländer deutsche Wörter, wie **Holzpflock**, **Strolchs** u. dgl., unaussprechbar findet und an Vokalreichtum die deutsche Sprache tief unter den Idiomen der rohen Polynesier rangiert, welche jede Silbe auf einen Vokal ausgehen und mit nicht mehr als einem Konsonanten beginnen lassen. S. Sprache und Sprachwissenschaft.

Lautmethode, s. Taubstummenanstalten.

Lautrec (spr. lotreck), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrond. Castres, zwischen Agout und Dadou an der Südbahn gelegen, mit restaurierter Kirche und (1891) 867 (als Gemeinde 2750) Einw. L. war im Mittelalter befestigt u. gab einem Vicomtegeschlecht den Titel.

Lautrec (spr. lotreck), **Odet de Foix**, **Vicomte de**, Marschall von Frankreich, geb. 1485, gest. 15. Aug. 1528, zeichnete sich schon in der Schlacht bei Ravenna 1512 aus, wo er schwer verwundet wurde, ward als Bruder der Mätresse des Königs Franz I., der Gräfin von Chateaubriand, Günstling dieses Herrschers und wurde 1515—21 Statthalter von Mailand, machte sich aber durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß beim Einrücken der Kaiserlichen 1521 die Bevölkerung sich gegen ihn erhob und er 19. Nov. Mailand räumen mußte. Um es wiederzuerobern, griff er 27. April 1522 die Kaiserlichen in ihrem verschanzten Lager bei Bicocca an, erlitt aber eine Niederlage und mußte, da der liederliche König ihn ganz ohne Mittel ließ, Italien räumen. 1527 führte er wieder ein französisches Heer nach Italien, eroberte Alessandria und Pavia und drang in das Königreich Neapel siegreich ein. Im Frühjahr 1528 begann er die Belagerung der Stadt Neapel, welche durch eine furchtbare Seuche dem Heer höchst verderblich wurde. L., der trotzdem das Unternehmen nicht aufgeben wollte, erlag dieser endlich selbst.

Lautschburg, s. Lucsivna.

Lautschrift, s. Phonographie.

Lautverschiebung. Vergleicht man ein beliebiges englisches oder niederdeutsches, holländisches, schwedisches, dänisches, isländisches, gotisches Wort, das den tönenden Zungenlaut d enthält, mit dem entsprechenden neuhochdeutschen Wort, so wird man in dem letztern statt eines d in der Regel ein t finden. So stehen dem englischen dance, day, deep im Deutschen die Wortformen **Tanz**, **Tag**, **tief** gegenüber. Ferner wird der tonlose Dental t des Englischen ꝛc. im Deutschen gewöhnlich durch z oder ß, drittens das gelispelte th durch d vertreten, z. B. im englischen tin, foot, thou gegenüber dem deutschen **Zinn**, **Fuß**, **du**. Wie sich hierin das Hochdeutsche zum Englischen und den andern niederdeutschen sowie den skandinavischen Sprachen verhält, so verhalten sich diese Sprachen ihrerseits zum Griechischen, Latein, Sanskrit, überhaupt zu allen übrigen Familien des indogermanischen Sprachstammes (s. Indogermanen). Und ferner findet eine ganz analoge Vertauschung bei den gutturalen und labialen Konsonanten der indogermanischen Sprachen statt. Wir führen zunächst drei Beispiele für die Verwandlung der Dentale an, weil sie bei diesen am konsequentesten durchgeführt ist:

1)	Sanskr.:	tad.				
2)	Engl.:	that.	Griech.:	thyra.		
3)	Deutsch:	das.	Engl.:	door.	Lat.:	dent-em.
1)			Deutsch:	T(h)or.	Engl.:	tooth.
2)					Deutsch:	Zahn.

Die Zahlen beziehen sich nur auf den anlautenden Konsonanten in diesen Wörtern, der im Englischen ꝛc. jedesmal um eine Stufe, im Hochdeutschen um zwei Stufen **verschoben** ist. Daher gab Grimm, der eigentliche Entdecker dieses Lautwechsels, ihm den Namen L.; in England wird sie gewöhnlich Grimm's law (»Grimms Gesetz«) schlechthin genannt. Bei den Gutturalen und Labialen findet sich nur die erste Stufe der L. durchgehends, d. h. die niederdeutschen und nordischen Sprachen haben g, h, k und b, f, p, wo im Griechischen, Lateinischen, Sanskrit, Slawischen und Keltischen gh (h, ch, g), k (c, p), g und bh (b, f), p, b steht; auf der zweiten, d. h. hochdeutschen, Stufe wird das so entstandene k und p, wenigstens im Inlaut, in ch und f oder pf verwandelt, aber die andern Laute bleiben, abgesehen von mundartlichen Besonderheiten, so, wie wir sie im Niederdeutschen und Nordischen finden. So wird griechisch megal-e im Gotischen zu mikila, im Mittelhochdeutschen zu michel (»groß, viel«); für **schlafen** finden wir im Gotischen slepan, im Englischen to sleep. Anderseits findet sich z. B. in **Horn** das niederdeutsche h (got. haurn, engl. horn), in **Buche** das niederdeutsche b (got. bôka, engl. beech) bewahrt; aber die andern indogermanischen Sprachen zeigen im ersten Fall ein k (lat. cornu, griech. keras), im zweiten Fall ein f (lat. fagus, griech. phegos). In dieser Weise pflegte die L. bis in die neueste Zeit herein dargestellt zu werden, wobei jedoch die innern Gründe dieses ausgedehnten Lautwechsels sowohl als die zahlreichen Ausnahmen von demselben unaufgeklärt blieben. Die Sprachforschung der Gegenwart hat die L. in eine Reihe von Einzelvorgängen aufgelöst, welche teils durch die Entstehung von Reibungsgeräuschen nach tonlosen Lauten (also Übergang des p in pf, des t in ts ꝛc.), teils durch Verstärkung der Exspiration (daher

Übergang des g, d, b in k, t, p), teils durch den Einfluß des Accents (Vernersches Gesetz), teils durch andre, auch sonst in der Sprache nachweisbare lautliche Erscheinungen hervorgerufen worden sind. Die Bedeutung der L. als wichtigsten Lautgesetzes der germanischen Sprachen wird hierdurch nicht beeinträchtigt. Vgl. R. v. Raumer, Aspiration und L. (Leipz. 1837); Kräuter, Zur L. (Straßb. 1877); Verner, Eine Ausnahme der deutschen L. (in Kuhns »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, Bd. 23); Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik, Bd. 1 (Leipz. 1886). S. auch den Artikel »Deutsche Sprache«.

Läutwerke, elektrische (hierzu Tafel »Elektrische Läutwerke«), Vorrichtungen zur Hervorbringung von Klingel- oder Glockentönen mittels des elektrischen Stromes, dienen entweder mittels einer bestimmt geregelten Anzahl von Einzelschlägen zur Meldung einfacher Nachrichten, oder mittels andauernder, rasch aufeinander folgender, ein Rasselgeräusch ergebender Schläge zum Anrufen oder Wecken. Im ersten Falle wird der elektrische Strom in der Regel nur zur Auslösung des mittels Gewichtsbetriebs in Gang gesetzten Schlagwerkes benutzt, indem der Strom im Moment, wo das Läutwerk ertönen soll, unterbrochen wird. Ein vom Strom erregter Elektromagnet läßt dann seinen Anker fallen, und die bisher festgehaltene Rolle des Laufgewichts wird frei. Der Betrieb erfolgt daher durch Ruhestrom. Dagegen erfolgt der Betrieb eines Läutwerkes mit Arbeitsstrom, wenn der Glockenhammer oder Klingelklöppel direkt durch die Wirkung des einen Elektromagnet erregenden Stromes in Thätigkeit versetzt wird, wie dies bei den Rasselwerken geschieht. Hierbei wird der elektrische Strom in rascher Aufeinanderfolge unterbrochen und wieder geschlossen, indem der Elektromagnet bei dem Anziehen seines mit dem Klingelklöppel verbundenen Ankers den Strom unterbricht, wodurch zugleich aber auch der Elektromagnet seine Kraft verliert, so daß eine Feder den Anker mit dem Klöppel gegen die Glocke schnellt und hierdurch den Strom wieder schließt; der wieder erregte Magnet zieht nun seinen Anker an, und dies geschieht fortgesetzt in rascher Folge, bis die den Apparat benutzende Person den Strom endgültig unterbricht. Der Betrieb der Läutwerke erfolgt in der Regel mittels galvanischer Batterien; für die großen Eisenbahnläutwerke werden aber meist Magnetinduktoren zur Lieferung von Wechselströmen benutzt. Manche sind so eingerichtet, daß durch die Bethätigung der Anrufglocke zugleich ein bleibendes Zeichen erscheint, indem z. B. wie bei den Tableauanzeigern der Hotels eine herunterfallende Klappe eine Ziffer oder Inschrift sichtbar macht. Andre Läutwerke sind wiederum auf ein Rücksignal eingerichtet, um zu erfahren, ob der Anruf gehört worden ist. Beschreibung der verschiedenen Läutwerke auf beifolgender Tafel. Vgl. Kohlfürst u. Zetzsche, Die elektrischen Telegraphen für besondere Zwecke (Berl. 1881); Canter, Haus- und Hoteltelegraphie (2. Aufl., Wien 1889); Erfurth, Haustelegraphie, Telephonie etc. (2. Aufl., Berl. 1886); Scharnweber, Die elektrische Haustelegraphie (2. Aufl., das. 1887); »Die Haustelegraphie und Telephonie« (hrsg. von der Aktiengesellschaft vormals Frister u. Roßmann, das. 1889); Mix u. Genest, Anleitung zum Bau elektrischer Haustelegraphen-, Telephon- und Blitzableiteranlagen (3. Aufl., das. 1894).

Lauwers (Lauwer-Zee), Meerbusen der Nordsee zwischen den niederländischen Provinzen Groningen und Friesland, empfängt die Flüßchen Hünze (Reitdiep), Lauwers und Ee (Dokkumer Diep). Seit 1875 ist man beschäftigt, die Hünze (Reitdiep) abzuschließen und den südöstlichen Teil des Busens außerhalb des Fahrwassers in Land zu verwandeln (einzupoldern).

Lauzanne (spr. lōsann', L. de Vaux-Roussel), Augustin Théodore de, einer der Altmeister des französischen Vaudevilles, geb. 4. Nov. 1805 in Evry-les-Châteaux (Seine-et-Marne) aus einer alten Familie der Bretagne, gest. 15. Okt. 1877 in Paris, debütierte 1830 mit »Harnali, ou La contrainte par cor«, einem dramatischen Scherz, worin er Victor Hugos »Hernani« parodierte, und schrieb sodann, meist in Gemeinschaft mit Félix Aug. Duvert (s. d.), seinem Schwiegervater, mehr als 100 Vaudevilles, welche ein ganzes Menschenalter hindurch das Repertoire des Palais-Royal und der Variétés beherrschten und für den Geist ihrer Zeit außerordentlich charakteristisch sind. Als die beliebtesten sind anzuführen: »M. Chapolard« (1831), »M. et Mad. Galochard« (1836), »Riche d'amour« (1846), »Renaudin de Caen«, »Le supplice de Tantale« (1850), »Ce que femme veut« (1864) etc. Eine Auswahl gab F. Sarcey heraus (»Théâtre choisi de F. A. Duvert«, 1876–78, 6 Bde.).

Lauzun (spr. lōsöng), 1) Antoine Nompar de Caumont, Herzog von, Günstling Ludwigs XIV., geb. 1633 in der Gascogne, gest. 1723, kam als armer Edelmann an den Hof, wo er die Gunst des jungen Königs erlangte und sein Genosse und Gehilfe bei seinen Liebesabenteuern war. Er wurde dafür durch die Ernennung zum Gouverneur von Berry, Maréchal de Camp und Generalobersten der Dragoner belohnt. Übermütig gemacht durch sein Glück, strebte er nach der Hand der stolzen Enkelin Heinrichs IV., Mademoiselle de Montpensier, und als der König sie ihm versagte, vermählte er sich 1670 heimlich mit ihr. 1672 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt und begleitete den König nach den Niederlanden. Da er aber in seinem Hochmut die Marquise von Montespan beleidigte, fiel er in Ungnade und wurde fünf Jahre lang auf der Festung Pignerol gefangen gehalten. 1688 geleitete er die Königin von England nebst dem Prinzen von Wales nach Paris. Er lebte nun wieder am Hof, wurde auch 1692 Herzog, erlangte aber den frühern Einfluß auf den König nicht wieder.

2) Armand Louis de Gontaut, Herzog von Biron, Herzog von, s. Biron 3).

Lava, das Gesteinsmaterial, welches die heute noch thätigen Vulkane als zusammenhängende größere Massen in feurig-flüssigem, erst nach der Abkühlung erhärtetem Zustand (Lavaströme) oder als lose Auswürflinge (Bomben und Lapilli, s. Vulkane) liefern, während der gleichzeitig ausgeworfene Sand und die Asche gewöhnlich nicht als L. bezeichnet werden. Wegen der Identität des Materials und der Lagerungsform wird der Begriff der L. auch auf die Eruptionsprodukte prähistorischer Vulkane, ja selbst auf das während der Diluvial-, der Tertiärperiode und zeitlich noch früher geflossene Gestein ausgedehnt, sobald sich für das Vorkommen nach der Meinung des Beobachters noch Analogien mit der heutigen vulkanischen Thätigkeit und dem durch sie gelieferten Material auffinden lassen. Die ursprünglich als Strom geflossene L. ist äußerlich meistens glasig und schlackig, im Innern bald ein kristallinisches Aggregat einzelner Mineralindividuen von sehr verschiedener Größe, bald glasartiges Gestein (s. Glaslaven). Die Oberfläche der L.

Elektrische Läutwerke.

Läutwerke mit elektrischer Auslösung des durch ein Laufgewicht betriebenen **Schlagwerks**, wie sie im *Eisenbahnbetriebe* benutzt werden, sind mit einfachen oder wohl auch mit zwei verschieden gestimmten beckenartigen Stahlglocken versehen. Der Hauptteil des *Schlagwerks* besteht aus einem Zahnrad R *(Fig. 1)*, welches mit seitlich angebrachten Zapfen r auf den Arm c des Schlaghebels H einwirkt, so daß dieser abwechselnd auf und nieder geht und

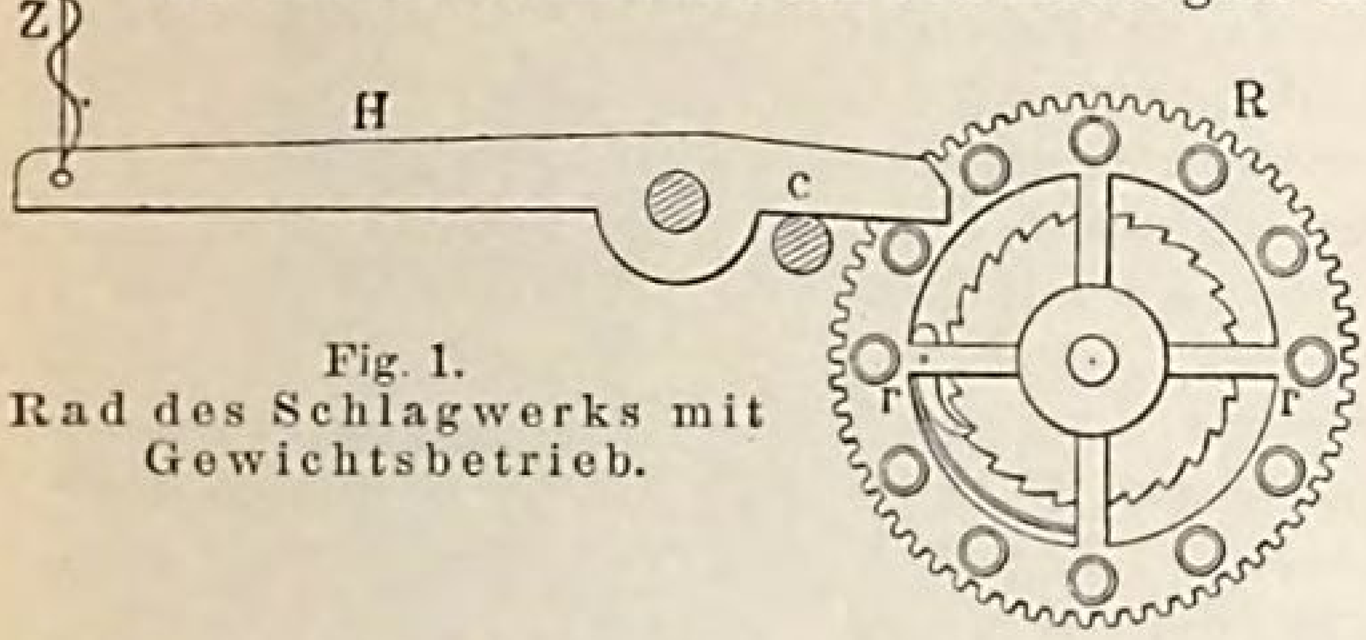


Fig. 1.
Rad des Schlagwerks mit Gewichtsbetrieb.

dadurch den Glockenhammer mittels eines Zugdrahtes Z in Bewegung bringt. Zum Signalgeben wird das Läutwerk in einzelnen Schlägen oder in bestimmten Gruppierungen von Schlägen, sogen. Pulsen, in Thätigkeit gesetzt, wobei die einzelnen Pulse je nach der Anzahl der Glocken oder nach der Einrichtung des Schlagwerks aus einfachen, doppelten oder dreifachen Schlägen zusammengesetzt sind. Die *Schlagwerke* sind entweder in kleinen Buden oder auch in eisernen Säulen oder in cylindrischen Blechgehäusen eingeschlossen. *Fig. 2* zeigt die äußere Anordnung eines einglockigen *Eisenbahn - Läutwerks von Siemens u. Halske.* Die Glocke G überdeckt das Dach B des cylindrischen Gehäuses A, worin sich das Triebwerk befindet; das Laufgewicht desselben hängt in der hohlen Säule S. Die beiden Glockenhämmer schlagen aus zwei erkerartigen Ansätzen E, E des Daches gegen die Innenwand der Glocke. Auf dem Dache ist ein hohler Ständer N befestigt, welcher die Isolatoren J, J und die zur Einführung der Leitungsdrähte L, L dienenden Röhren i, i trägt. Zur Auslösung des Schlagwerks bedient man sich meist des Magnetinduktors, zuweilen auch galvanischer Batterien. Indem der eintretende elektrische Strom einen Elektromagnet erregt, zieht dieser seinen Anker an und macht dadurch das Laufrad frei, welches alsdann durch das Laufgewicht in Umdrehung versetzt wird und in der angegebenen Weise auf den Schlaghebel einwirkt.

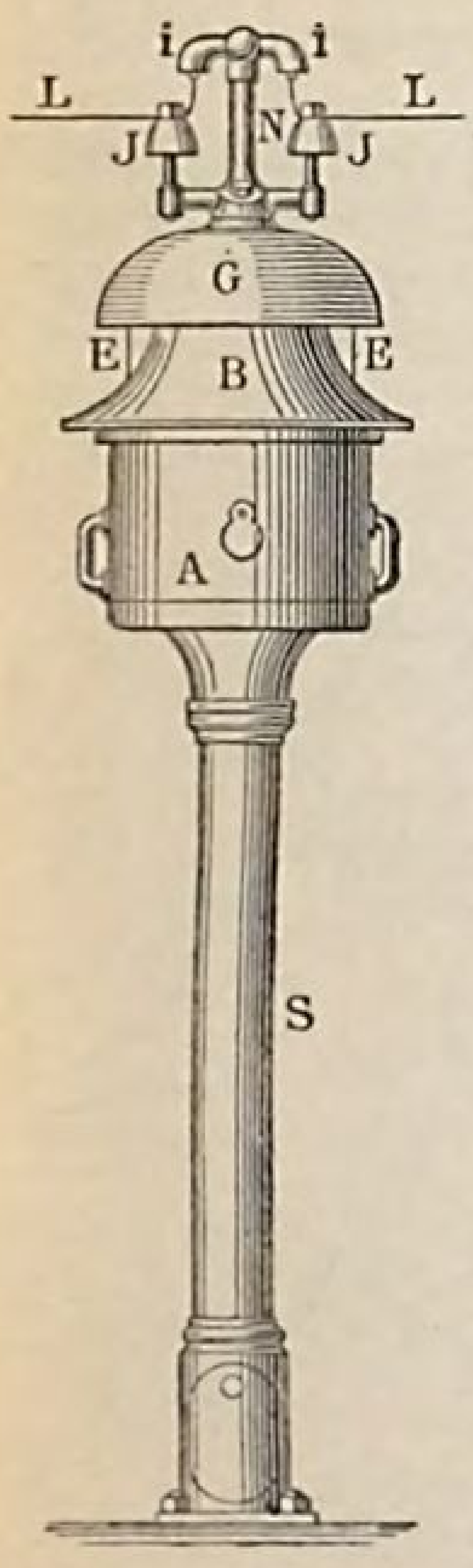


Fig. 2.
Läutwerk von Siemens u. Halske.

Bei den **elektrischen Klingeln**, deren Betrieb durch Schließung des Stromkreises einer galvanischen Batterie erfolgt, wird der Stromschluß mittels eines *Druckknopfes* bewirkt, dessen einfachste Einrichtung *Fig. 3* zeigt. p' ist der aus einer ringförmigen Umfassung hervorragende federnde Knopf mit dem Kontakt p, der mit dem negativen Ende c der Leitung verbunden ist; beim Andrücken dieses Knopfes kommt der Kontakt p mit dem Kontakt g in Berührung, welcher mit dem positiven Ende a der Leitung in Verbindung steht. Soll bei dem Niederdrücken des Knopfes zugleich auch ein sichtbares Zeichen gegeben werden, so kann die in *Fig. 4* abgebildete Vorrichtung angewendet werden. Bei dieser ist eine Magnetnadel n n und ein Elektromagnet E angebracht, welcher bei dem Stromschluß durch die Kontakte p und g erregt wird und die Nadel anzieht. Hierbei legt sich die mit dem Kontakt g durch den Draht c verbundene Nadel an den mit dem Kontakt p durch f verbundenen federnden Kontakt s an, so daß der ursprünglich von d durch den Umwickelungsdraht des Elektromagneten E über u, f, p nach g gehende Strom infolge der Nadelablenkung von d durch E über u, s, n, x, c nach a geht; demnach wird der Strom auch dann nicht unterbrochen, wenn der Finger den Knopf p losläßt und dieser zurückgeht. Die Klingel auf der Empfangsstation läutet so lange fort, bis die das Signal hörende Person den Strom unterbricht, worauf die Nadel sich wieder in die Ruhelage einstellt und dadurch ein Schildchen mit der Aufschrift »hier« oder »verstanden« durch eine Öffnung des Gehäuses sichtbar wird.

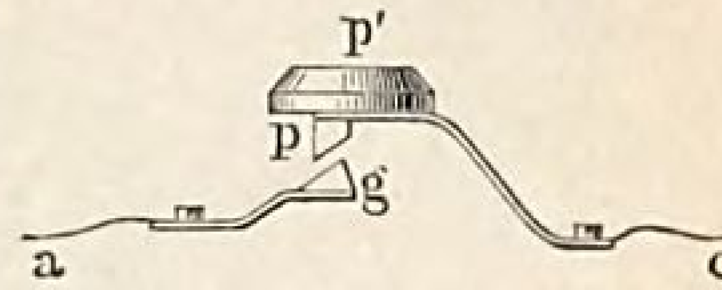


Fig. 3. Druckknopf.

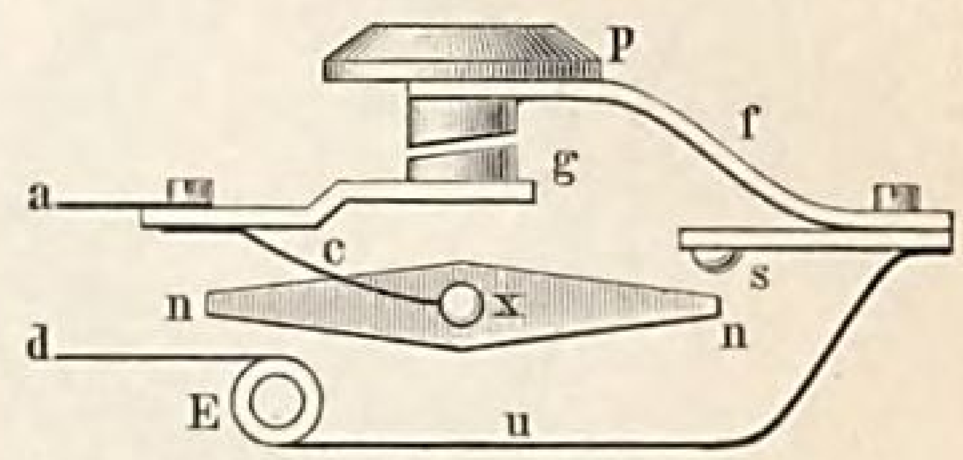


Fig. 4. Druckknopf mit Rücksignal.

Fig. 5 zeigt eine **im Eisenbahnbetriebe benutzte Klingel** mit Selbstunterbrechung. Vor dem hufeisenförmigen Elektromagnet M ist der mit dem innerhalb der Glocke G befindlichen Klöppel K verbundene, um die Achse o drehbare Anker A angebracht, welcher mit der Feder F verbunden ist, die beim Anlegen an die Schraube s den Stromkreis schließt, wodurch der Elektromagnet M erregt wird, so daß er den Anker A anzieht und dadurch den elektrischen Strom wieder unterbricht. Hierdurch wird der Elektromagnet kraftlos, so daß die bei a angebrachte Spiralfeder den Anker gegen die Schraube s zurückschnellt, den Strom wieder schließt und so fort, wobei natürlich bei jedem Anziehen des Ankers durch den Elektromagnet der Klöppel K gegen die Glocke schlägt. Da dieses wechselnde Spiel von Stromschluß und Stromunterbrechung sehr rasch vor sich geht, so arbeitet der Apparat mit Rasselgeräusch.

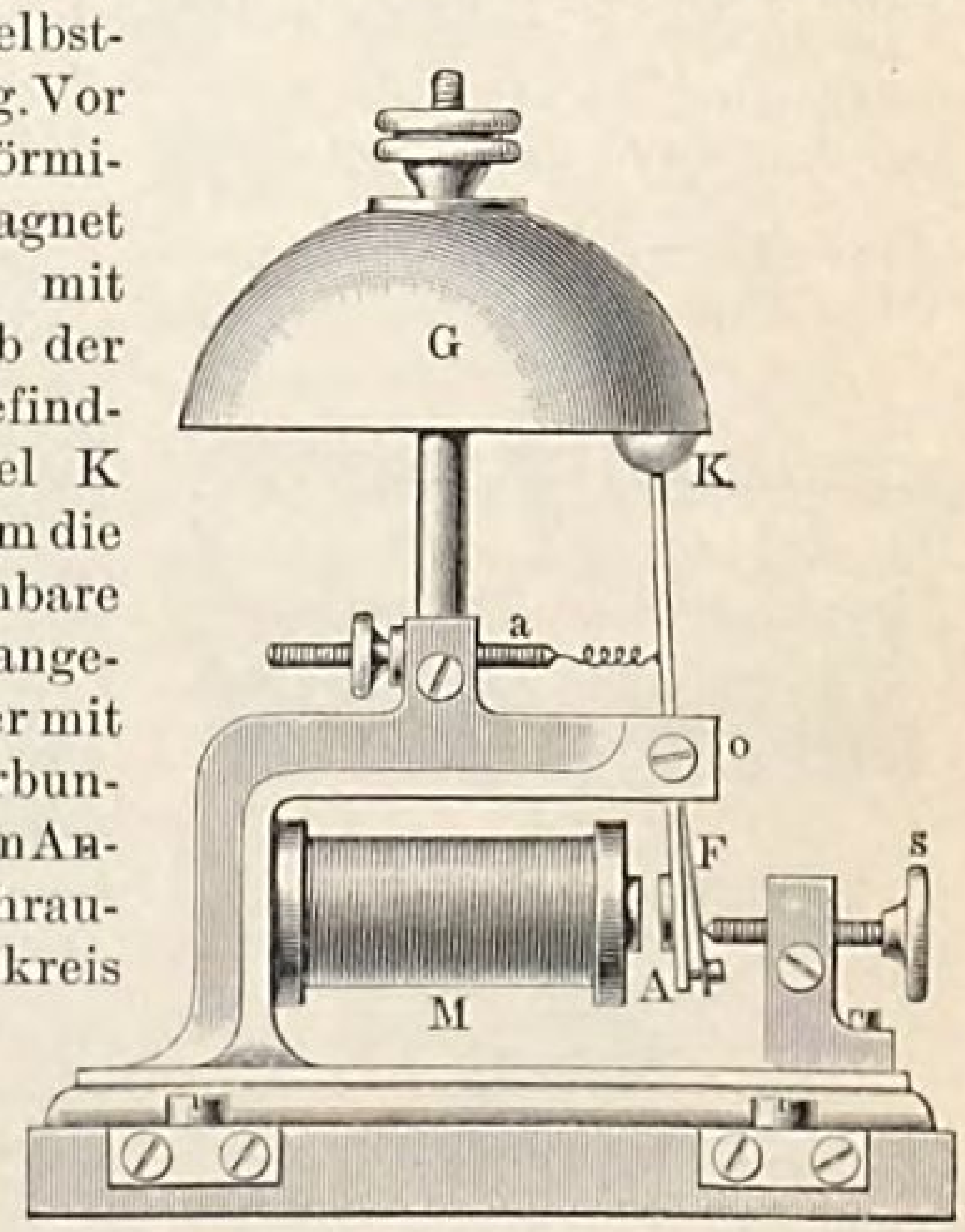


Fig. 5. Eisenbahnklingel.

Fig. 6 zeigt eine **Klingel für Fernsprechbetrieb** von ähnlicher Wirkungsweise, aber andrer Einrichtung. Vor dem hufeisenförmigen Elektromagnet M liegt der an einer Blattfeder a befestigte Anker A, welcher gegen die mittels der Schraube v und Gegenmutter zu regulierende Kontaktfeder F drückt. Der

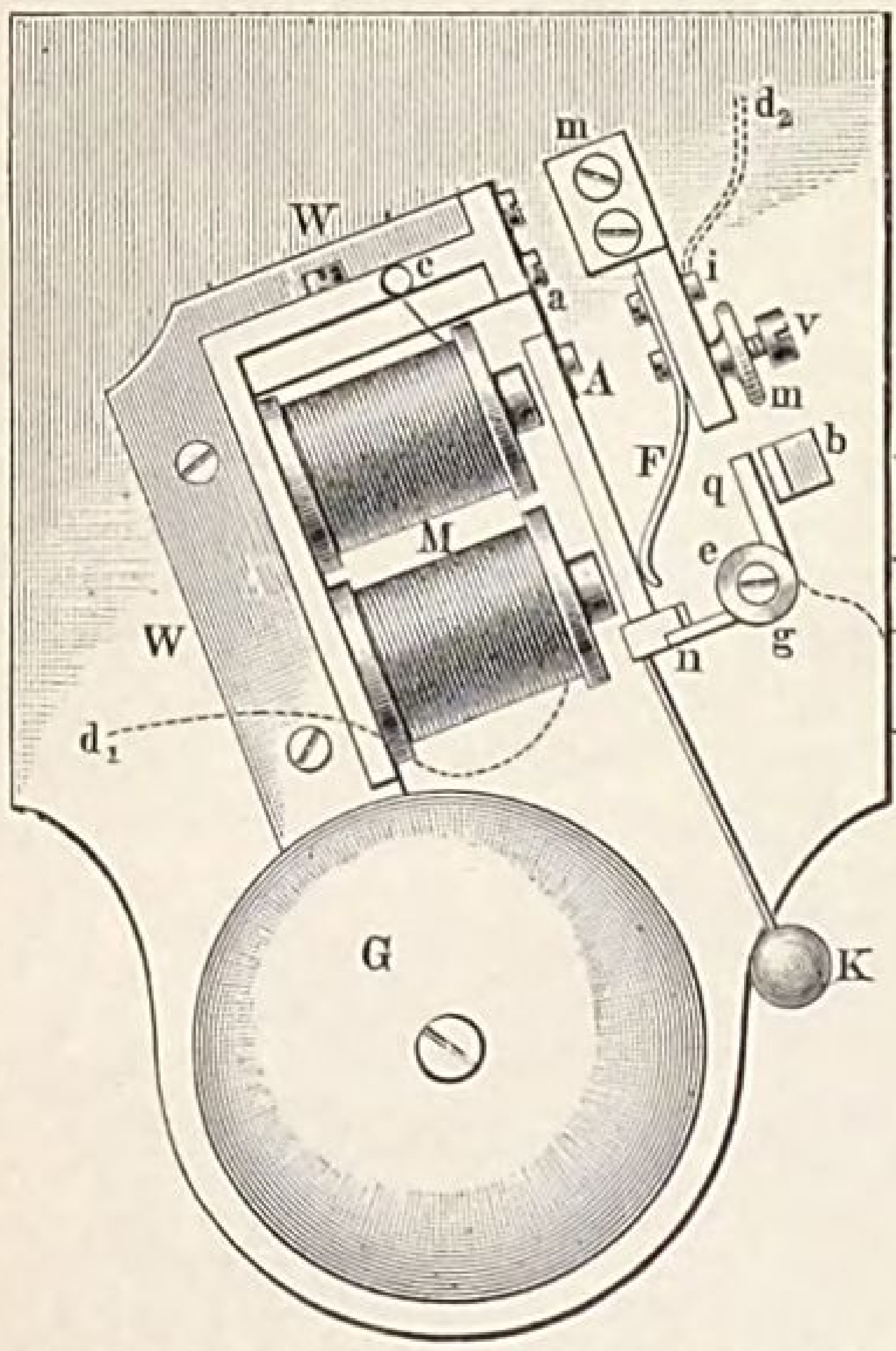


Fig. 6. Klingel für Fernsprechbetrieb.

vom Draht d_1 kommende Strom geht durch den Elektromagnet M zur Schraube c durch das Gestell nach dem Anker A, durch diesen nach der Kontaktfeder F und von da nach der Schraube i in den Leitungsdraht d_2, wodurch der Stromkreis geschlossen ist. Der Winkel m m, an welchem die Kontaktfeder F sitzt, ist durch eine Ebonitscheibe vom Winkel W isoliert, so daß der Strom unterbrochen ist, sobald der Elektromagnet M durch Anziehung den Anker A von der Kontaktfeder F entfernt. Am Anker A ist der gegen die Glocke G schlagende Klöppel K befestigt. Nötigenfalls wird noch eine Vorrichtung angebracht, um mittels der Klemmen C_1 C_2 an diese Klingel eine zweite Klingel anzuschließen, welche ebenfalls zur Wirkung kommt, sobald der Elektromagnet M den Anker A anzieht; es schnappt alsdann der Arm n des Winkelhebels n g q von einem auf dem Anker A angebrachten isolierten Stiftchen e hinweg, wobei der Winkelhebel durch eine um seine Achse gewundene Spiralfeder so gedreht wird, daß sich sein Arm q an den Kontakt b anlegt, wodurch der Stromschluß nach den Klemmen C_1 und C_2 hergestellt wird.

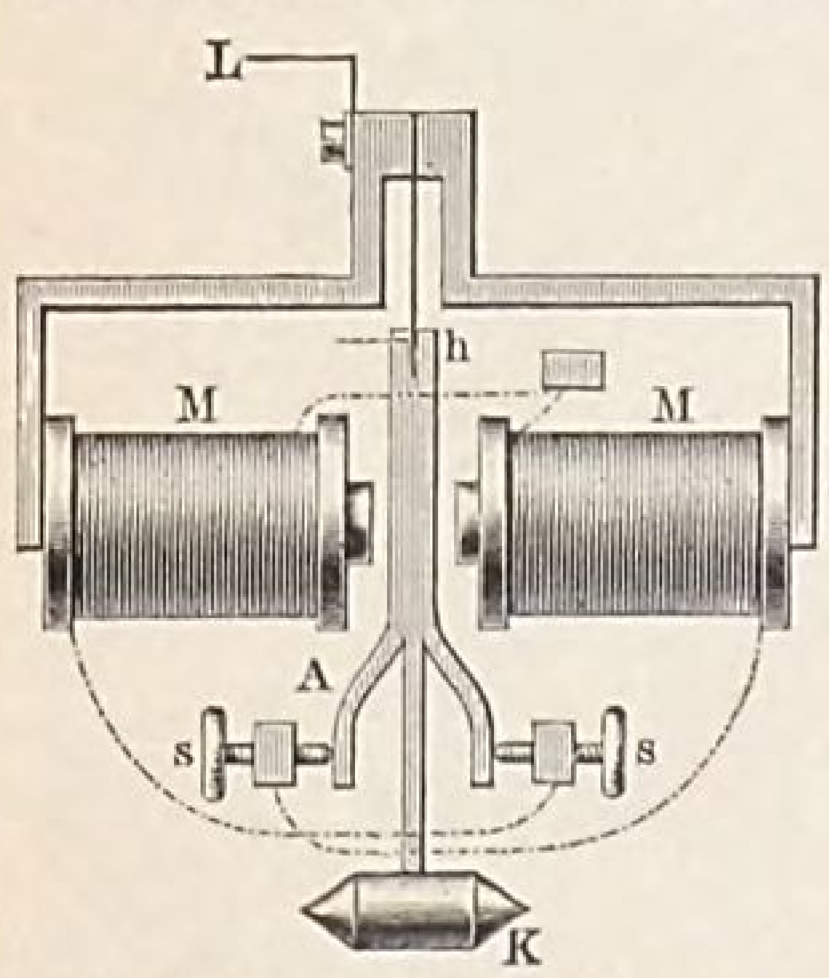


Fig. 7. Doppelklingel.

Ein noch stärkeres Klingeln wird durch die **Doppelklingeln mit Selbstunterbrechung** *(Fig. 7)* hervorgebracht, deren bei h federnder Anker A beiderseits abwechselnd von einem Elektromagnet M angezogen wird, so daß Klöppel K abwechselnd gegen die eine oder andre der beiderseits angebrachten (in der Abbildung weggelassenen) Glocken schlägt. Bei dieser pendelnden Bewegung bildet der Anker A abwechselnd mit den Kontaktschrauben s den Stromschluß, bez. die Unterbrechung der Leitung L.

Ein **langsam schlagendes Läutwerk** (von Paul Braun in Stuttgart) zeigt *Fig. 8*. Im allgemeinen stimmt die Einrichtung des Schlagwerks mit der der vorher beschriebenen Klingeln überein; M ist der Elektromagnet, A der Anker mit dem gegen die Glocke G schlagenden Klöppel K und der Kontaktfeder F. An der andern Seite der Glocke liegt aber ein an einer Blattfeder angebrachtes Pendel P lose an, welches beim Anschlagen des Klöppels K von der Glocke abprallt und dabei den von der Klemme C_2 nach der Klemme 2 durch das Pendel P, die Glocke G, bez. das Gestell gebildeten Stromschluß momentan unterbricht und erst nach dem Zurückgehen wieder schließt, so daß nunmehr erst der Elektromagnet M den Anker A wieder anziehen und somit ein Anschlagen des Klöppels K gegen die Glocke bewirken kann.

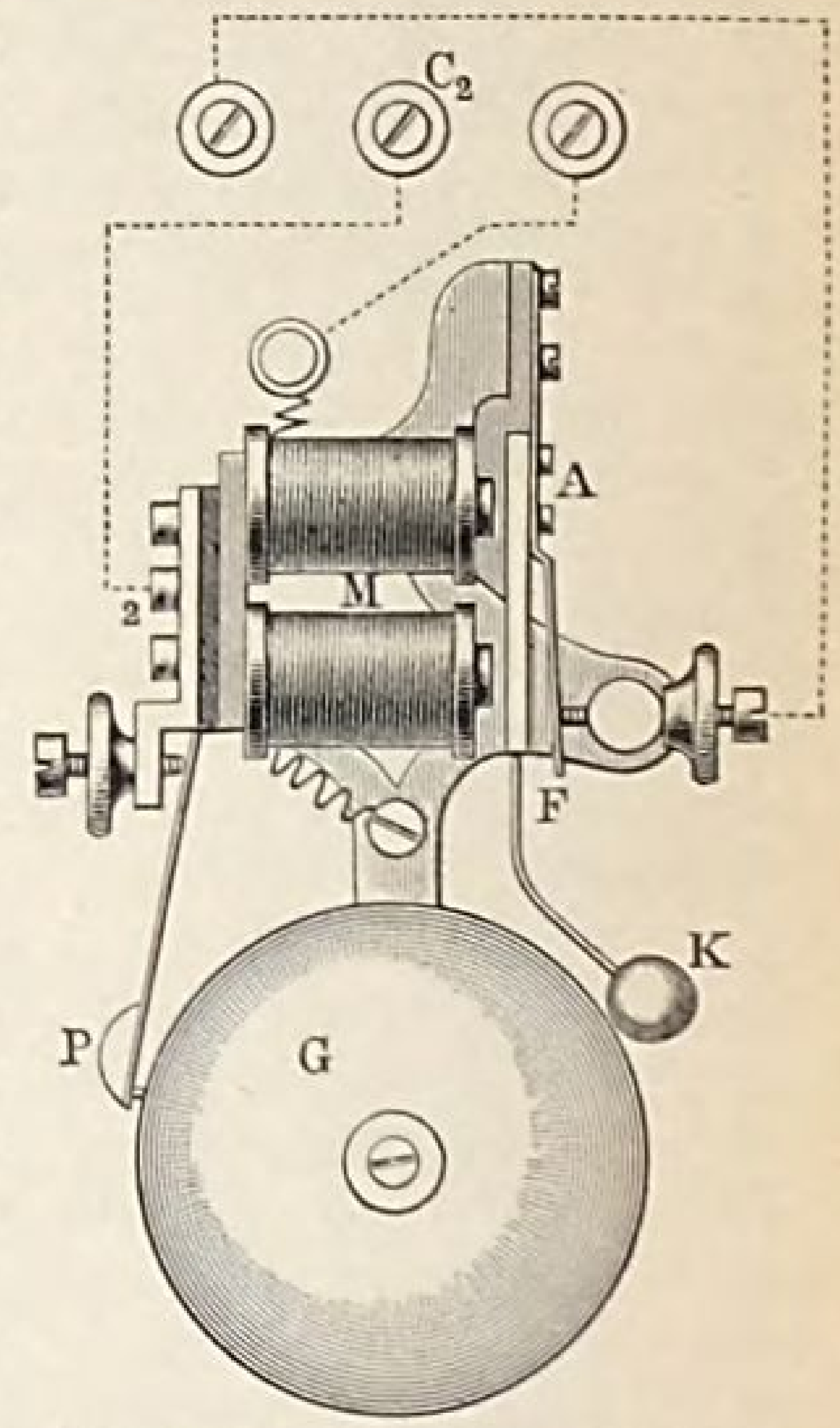


Fig. 8. Langsam schlagendes Läutwerk.

Eine **stark läutende elektrische Glocke** zum Signalgeben im Freien, nach der Konstruktion der Telegraphenbauanstalt-Aktien-Gesellschaft Butzke, Berlin, zeigt *Fig. 9*. Der elektrische Apparat, der von ähnlicher Einrichtung und Wirkungsweise wie die schon beschriebenen ist, befindet sich innerhalb der Glocke in einem Blechgehäuse, durch welches nur die beiden Klöppel K, K mit etwas Spielraum herausragen. Durch die Anwendung des Doppelklöppels, dessen einer Arm das Gewicht des andern balanciert, ist es ermöglicht geworden, ausnahmsweise große Klöppel mit leichter Beweglichkeit herzustellen. Eine Batterie von 3—4 Elementen reicht für ein außerordentlich starkes Geläute aus. Die Glocke dieses Läutewerks wird in Durchmessern der Öffnung von 12—30 cm hergestellt.

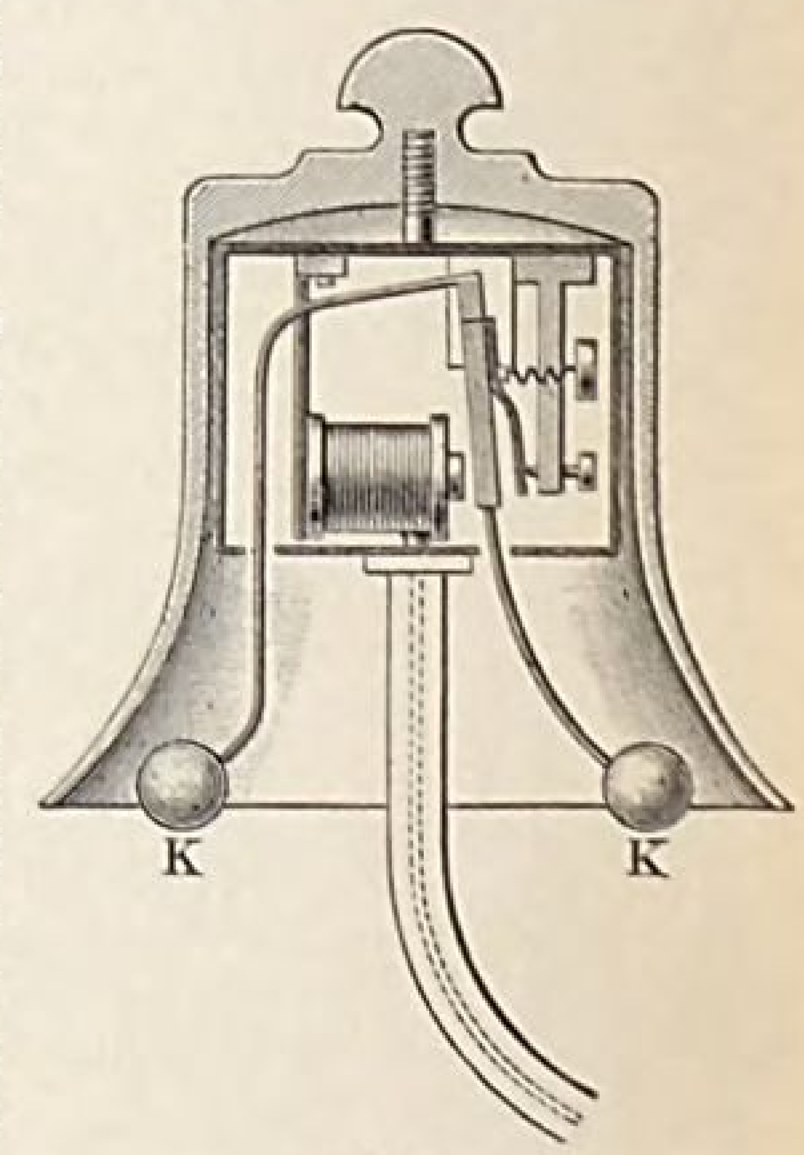


Fig. 9. Elektrisches Glockenwerk.

Das Läutwerk *Fig. 10* ist ebenfalls eine neuere Konstruktion der genannten Firma und für Schalendurchmesser von 9—24 cm bestimmt. Mit ho-

rizontal angeordnetem, zwischen Spitzen schwingendem Hebelanker versehen, bietet es für größere Konstruktionen die folgenden Vorzüge: 1) der Ausschlag des langgestielten Klöppels ist sehr groß, deshalb langsamer und energischer, als dies für gewöhnlich der Fall ist. 2) Der durch eine starke Spiralfeder gehaltene Anker bleibt niemals am Magnet kleben. 3) Die

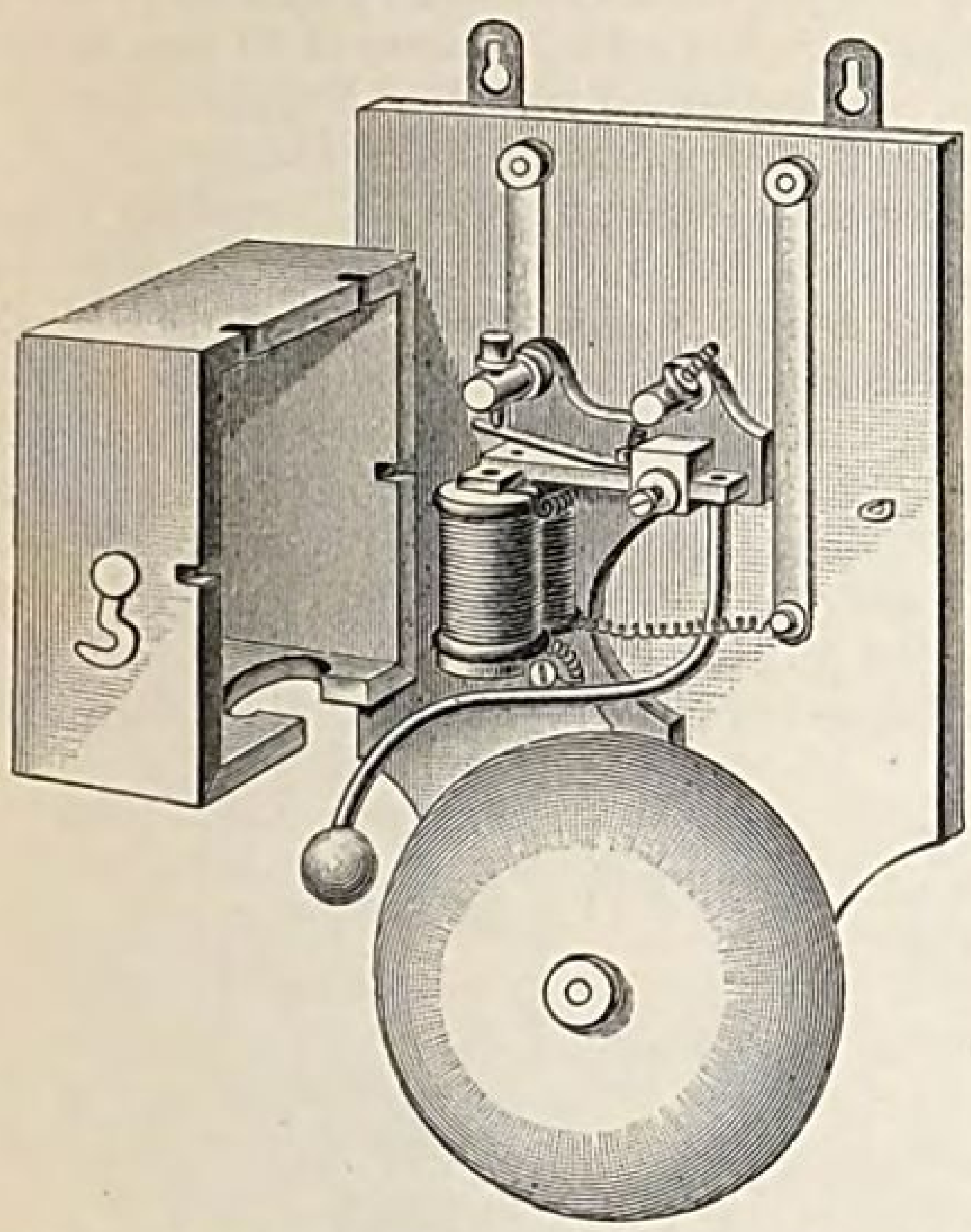


Fig. 10. Langsam lautschlagendes Läutwerk.

Einstellung erfolgt sowohl durch die Kontaktschraube, als auch durch die den Anker zurückhaltende Spiralfeder. 4) Der zwischen Spitzen spielende Anker ist sehr leicht beweglich und arbeitet durch die Wechselwirkung der magnetischen Anziehung einerseits und der Spiralfeder anderseits mit sehr geringem Kraftverbrauch. 5) Die beiden übereinander gelagerten Spulen der Magnetkerne werden vollständig in ihrer magnetischen Kraftwirkung auf das Querstück des T-förmigen Ankers ausgenutzt, wogegen bei der gewöhnlichen Anordnung, in welcher die Magnetschenkel in gleicher Richtung mit dem Anker liegen, häufig nur eine Spule ausgenutzt wird.

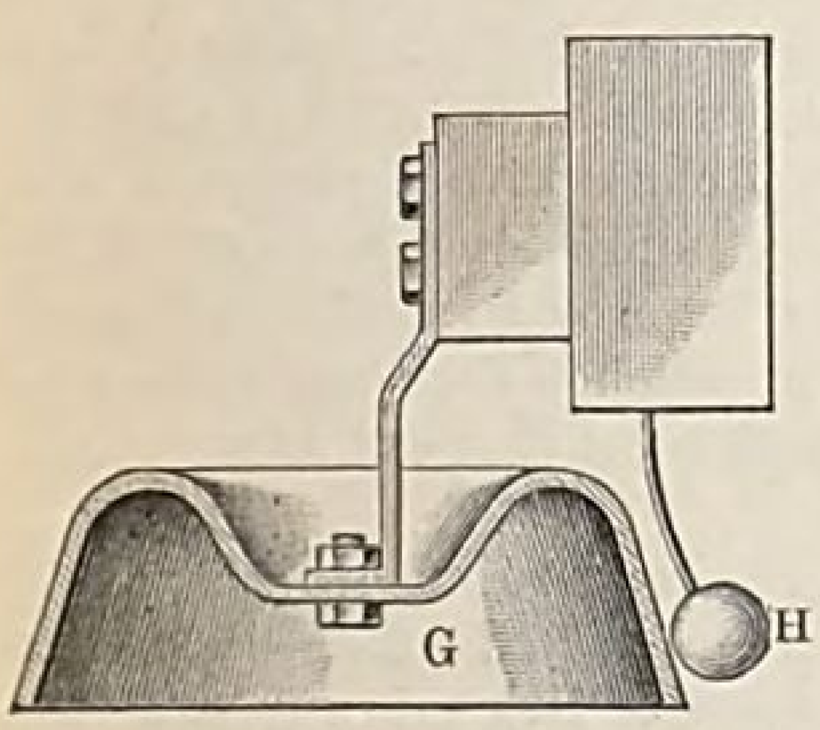


Fig. 11. Läutwerk mit freihängender Glocke.

Fig. 11 zeigt ein **Läutwerk mit freihängender Glocke**, wobei die eigenartig geformte Glocke G an einer starken Blattfeder befestigt ist und frei unter dem das elektromagnetische Schlagwerk enthaltenden Gehäuse hängt. Die Glocke tönt auf diese Weise stärker als gewöhnlich und läßt sich gegen den Klöppel H bequem auf mehr oder weniger starkes Anschlagen einstellen. Bei diesem Läutwerk, welches von der obengenannten Firma unter der Bezeichnung »Reformglocke« geliefert wird, ist das elektromagnetische Schlagwerk in seinen Abmessungen äußerst klein und kompakt hergestellt.

Die oben beschriebenen Rasselwerke finden eine sehr ausgedehnte Verwendung in öffentlichen Gebäuden, Hotels, Fabriken, Wohnhäusern etc., wobei sogenannte **elektrische Klingelanlagen** zur Verwendung kommen. *Fig. 12* zeigt schematisch eine derartige Anlage, wobei eine beliebige Anzahl von solchen Rasselwerken eingeschaltet werden kann, wie in der Abbildung bei B eins dargestellt ist. In der Regel besteht die Leitung aus zwei übersponnenen Kupferdrähten, die mit Hakenstiften an den Zimmerwänden befestigt, bez. unter der Tapete in die Wände eingelegt sind. Diese beiden Leitungsdrähte sind mit den Polen A und C einer galvanischen Batterie verbunden, von welcher aus der Erregungsstrom in den Klingelapparat B geht, sobald die Verbindung zwischen den beiden Leitungen a und c hergestellt und dadurch der Stromkreis geschlossen wird. Dieser Schluß des Strom-

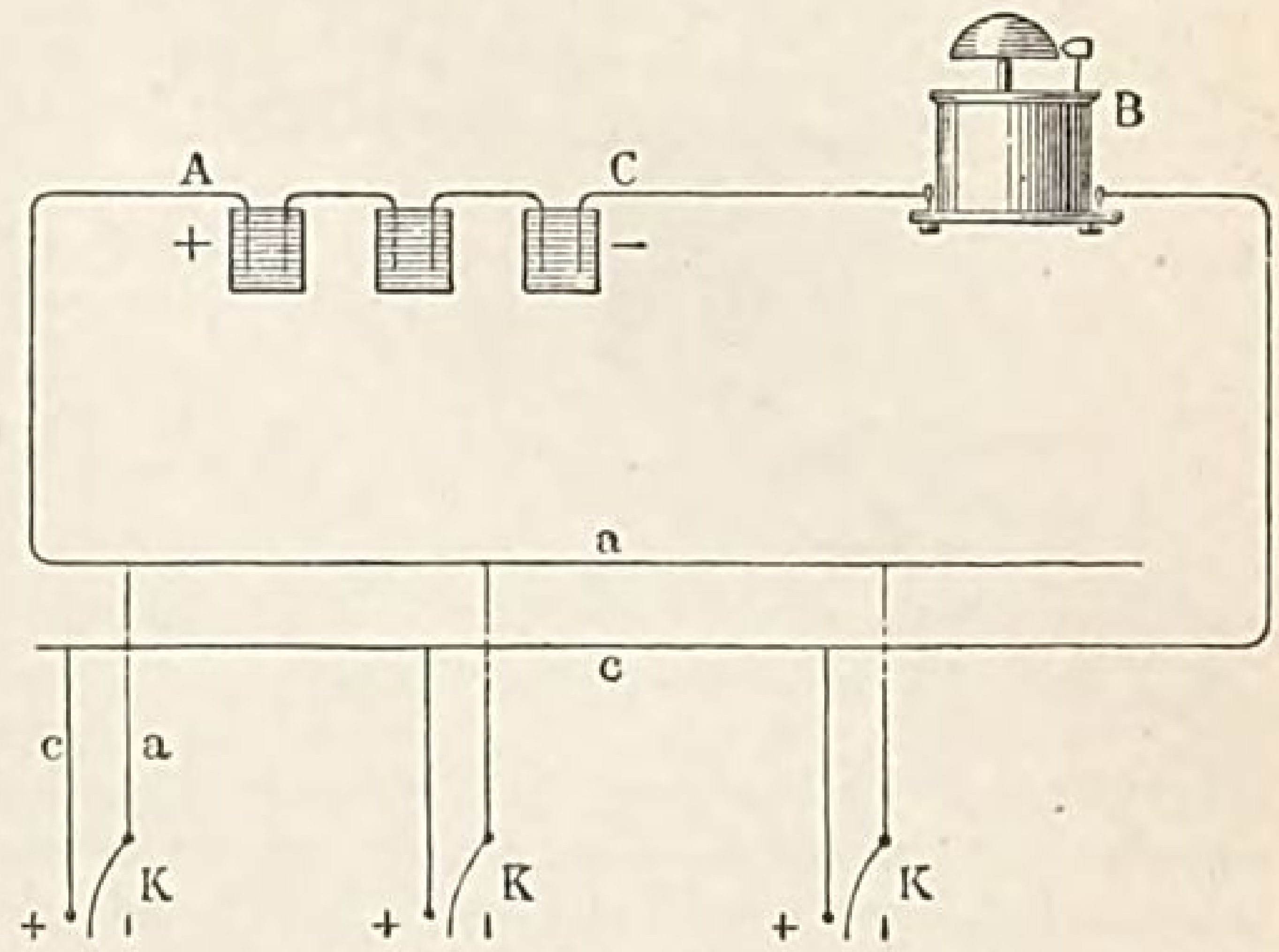


Fig. 12. Klingelanlage.

kreises erfolgt mittels eines Druckknopfes durch einen Federkontakt K, dessen Einrichtung schon mit Bezug auf Fig. 3 beschrieben worden ist.

Fig. 13 zeigt eine Vereinigung einer größern Anzahl solcher **Klingelknöpfe in einem hängenden Handgriff**, womit man sehr bequem von einer Stelle aus Klingeln an verschiedenen Orten des Hauses ertönen lassen kann. Jeder der im Handgriff sitzenden Druckknöpfe dient für eine besondere Zuleitung, während die Rückleitung für alle gemeinsam ist.

Sollen mehrere Klingeln an verschiedenen Orten zugleich zur Abgabe eines Signals dienen, so wird



Fig. 13. Handgriff mit Weckerknöpfen.

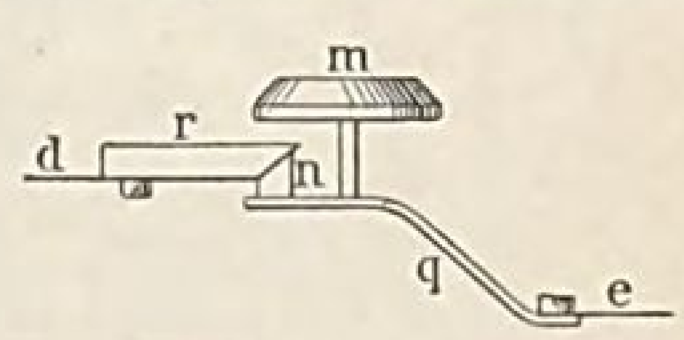


Fig. 14. Taste mit Ruhestromschaltung.

am zweckmäßigsten zu deren Betrieb die Ruhestromschaltung benutzt, weil man damit die beste Kontrolle gewinnt, daß alle Apparate sich in Ordnung befinden; denn wenn dies nicht der Fall ist, so ertönen die Apparate von selbst, indem bei dieser Art von Schaltung der Apparat in Thätigkeit versetzt wird, wenn der Strom eine Unterbrechung erleidet. Für die **Ruhestromschaltung** erhält der Druckknopf die in *Fig. 14* dargestellte Einrichtung. Beim Niederdrücken des Knopfes m wird der mit der Feder q versehene Kontakt n von dem festen Kontakt r entfernt und dadurch die leitende Verbindung zwischen d und e getrennt, also der Stromkreis unterbrochen.

Wenn mehrere Signalleitungen zu einer einzigen Empfangsstelle führen, so wird daselbst außer der Klingel ein **Tableau-Anzeiger** angebracht, welcher durch ein sichtbares Zeichen, in der Regel durch das Herabfallen einer Klappe, erkennen läßt, von welcher Stelle aus angerufen worden ist. Der Tableau-Anzeiger ist zu dem Zweck mit einer Anzahl Elektromagnete M *(Fig. 15)* ausgerüstet; der Anker A

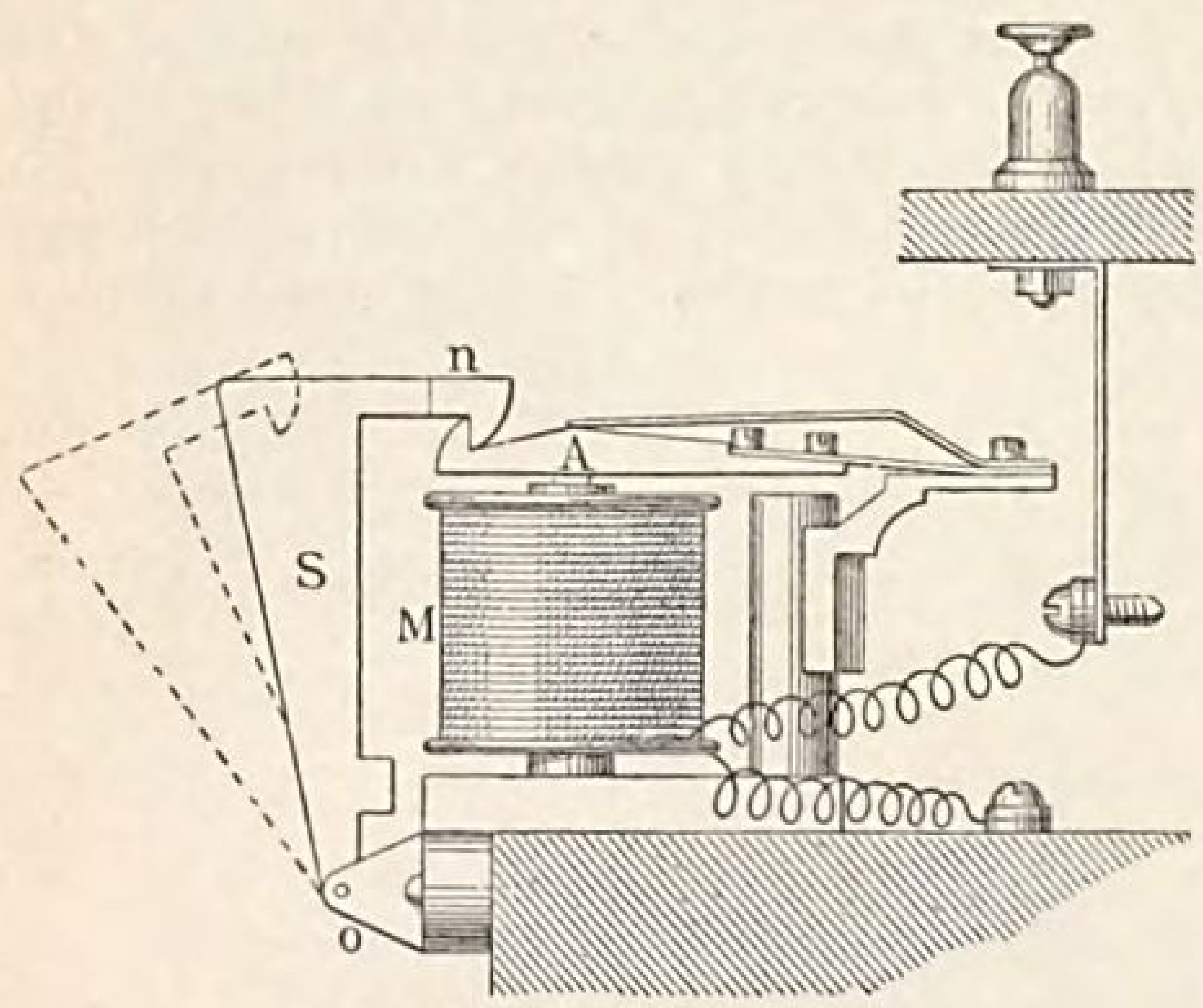


Fig. 15. Tableau-Anzeiger.

jedes dieser Elektromagnete hält in seiner Ruhelage mittels eines Hakens die Nase n einer um die Achse o drehbaren Klappe oder Fallscheibe S. In jede der nach dem Apparat geführten Leitungen ist ein solcher Elektromagnet mit seiner Klappe eingeschaltet.

In *Fig. 16* ist ein Tableau-Anzeiger für fünf Leitungen D dargestellt. Auf dem Klappenschrank

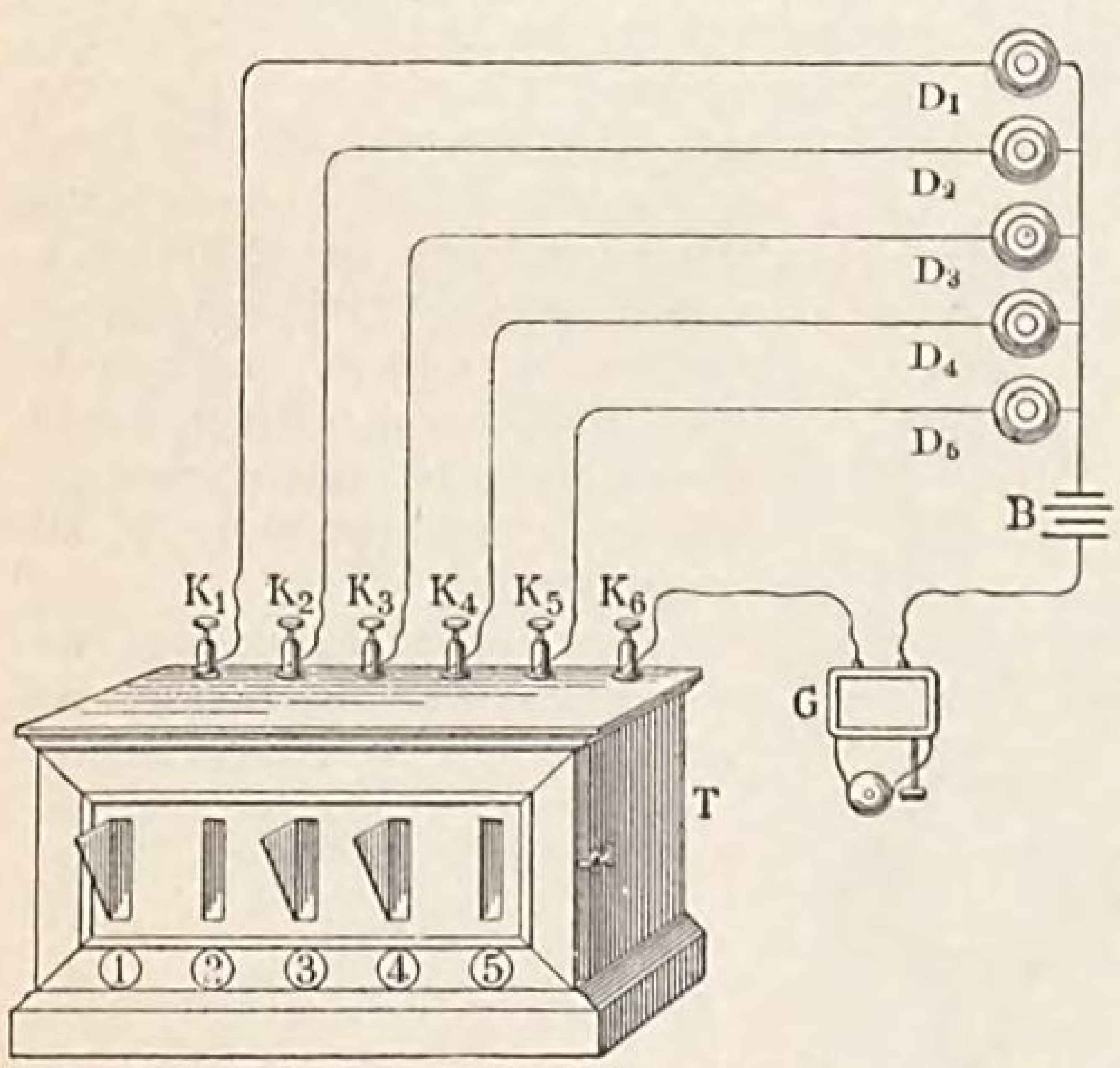


Fig. 16. Tableau-Anzeiger.

T befinden sich sechs Klemmen K, von denen fünf für die Zuleitungen nach den fünf Elektromagneten dienen, während die sechste, welche nach der Klingel G führt, als Rückleitung dient. Jede der fünf Zuleitungen ist mit einem Druckknopf versehen; zwischen die Druckknöpfe und die Klingel ist die Betriebsbatterie B eingeschaltet. Diese Einrichtungen werden auch als Diebessicherungen benutzt und dann so ausgeführt, daß beim Angriff auf ein Fenster, eine Thür oder dergl. der Strom geschlossen wird, ein Läutwerk in einem bestimmten Raum, z. B. in einem Schlafzimmer, in Thätigkeit tritt und zugleich im Tableau-Anzeiger eine Nummer fällt, die den Ort, wo der Angriff erfolgte, bezeichnet.

Fig. 17 zeigt eine elektrische **Klingelanlage mit Ruhestrombetrieb** für selbstthätige **Feuermeldung.** Dieser von den Stettiner Elektrizitätswerken konstruierte Apparat ist besonders für solche Fälle bestimmt, wo die galvanischen Batterien und die Zuleitungen keiner besondern sorgfältigen Beaufsichtigung unterliegen, oder wo böswillige Zerstörung der Leitung zu befürchten ist. Der Apparat wird wirksam, sobald die Temperatur eine gefährliche Höhe erreicht, oder sobald daran etwas in Unordnung kommt. Der in dem zu schützenden Raume angebrachte Feuermelder besteht aus einer Metallkapsel A, die von einer elastischen Blechwand B geschlossen ist. Der Bügel C, eine Feder F und eine Schraube D stehen bei gewöhnlicher Temperatur miteinander in metallischem Kontakt, und der von der Batterie E erzeugte Strom geht durch den Feuermelder, den einen Leitungsdraht L_1 nach dem Elektromagnet M des Relais R und durch den andern Leitungsdraht L_1' zurück, so

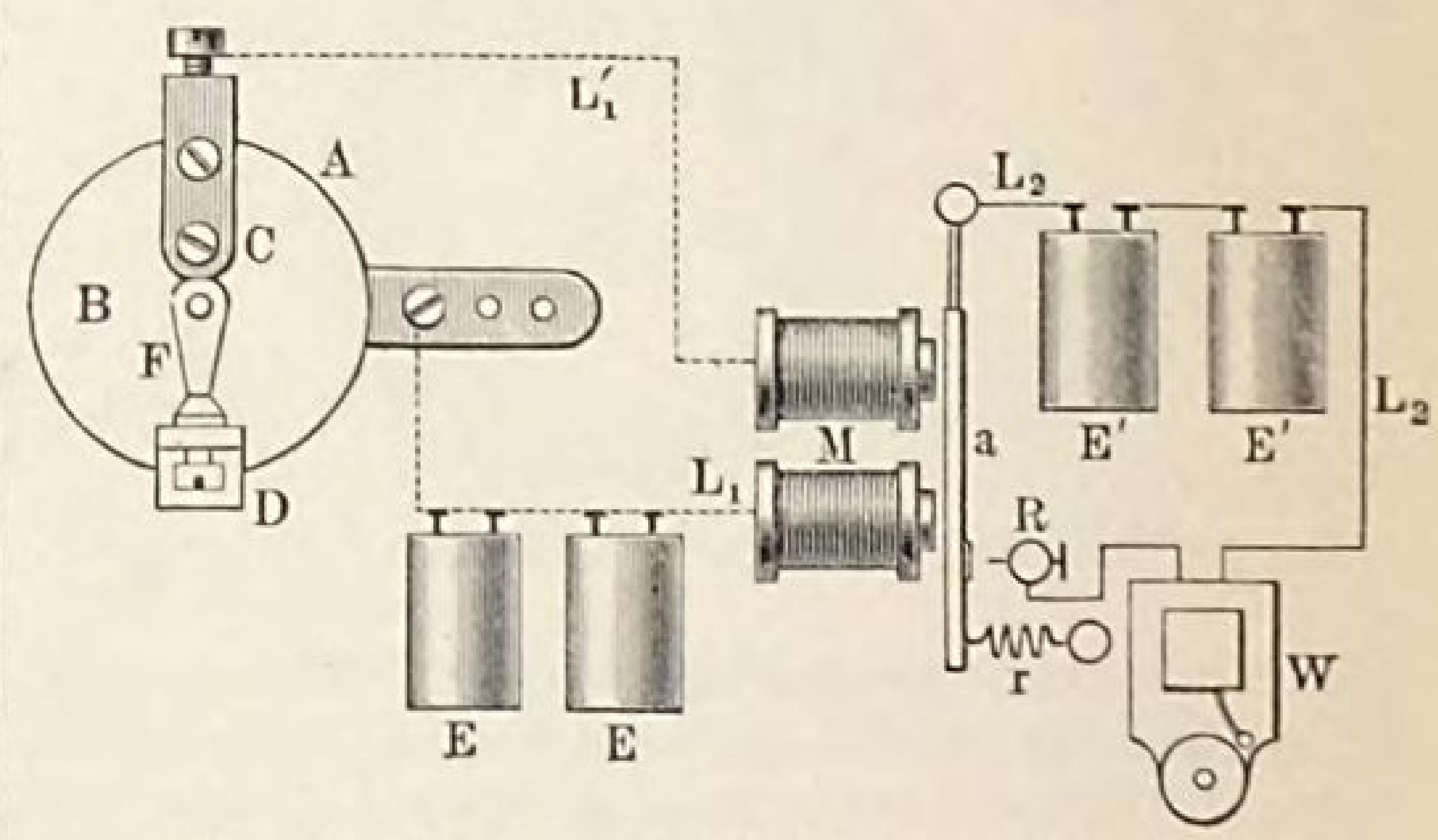


Fig. 17. Selbstthätiger Feuermelder.

daß der Lokalstromkreis L_2 der Klingelstation, welcher die Batterie E' enthält, unterbrochen bleibt. Sobald aber der Feuermelder einer höhern Temperatur ausgesetzt ist, wird die in der Kapsel A befindliche Luft ausgedehnt und dadurch die elastische Blechwand B ausgebaucht, so daß die Feder F von der Kontaktschraube D entfernt wird. Infolgedessen wird der Strom der Batterie E unterbrochen und der Elektromagnet M des Relais wirkungslos, so daß dessen Anker a von der Spiralfeder r gegen die Kontaktschraube des Relais R gezogen, somit der Stromkreis der Batterie E', in welchen der Wecker W eingeschaltet ist, geschlossen wird und das Alarmsignal ertönt.

Im Eisenbahndienst insbesondere haben die Glocken- und Läutewerke eine wichtige Bedeutung, indem sie anstatt des unter ungünstiger Beleuchtung unsicher wirkenden oder gänzlich versagenden optischen Telegraphen zu benutzen sind, dessen Leistung überdies von der Bereitschaft der einzelnen Bahnwärter in höherm Maße abhängig ist, als für den höchstmöglichen Grad der Betriebssicherheit zulässig erscheint, sobald der Wärter von der Ankunft, bez. von dem Durchgang des Zuges in Kenntnis gesetzt werden soll. Hierzu sind stark tönende Läutwerke erforderlich, deren sicherer Betrieb durch den elektrischen Strom nicht unmittelbar zu bewirken ist, sondern dieser Strom ist dabei nur zur Auslösung eines Treibgewichts zu benutzen, wie Eingangs schon erwähnt worden ist.

ist häufig wulstig-runzelig (Fladenlava), gekröseartig ausgebildet (vgl. Fig. 24 auf Tafel »Mineralien und Gesteine«). Nach dem Gesagten ist L. ein rein geologischer, kein mineralogisch-petrographischer Begriff. In letzterer Hinsicht gehören vielmehr die Laven zu den verschiedensten Gesteinen: zu den Basalten, Andesiten, Phonolithen und Trachyten. Die Laven liefern oft ein gutes Baumaterial, manche treffliche Mühlsteine (Albanergebirge, Niedermendig a. Rh., beide, wie die Funde in den römischen Castra beweisen, schon von den Römern zur Herstellung von Handmühlsteinen benutzt); zerkleinert wirken andre, wie die vulkanischen Tuffe (Santorinerde, Traß), als hydraulischer Mörtel. Glaslava, wie der Obsidian, wird zu Knöpfen, Broschen etc. verarbeitet (wobei freilich bemerkt werden muß, daß manche sogen. L. ein künstlicher Glasfluß ist); der Obsidian von Mexiko wird in der Form prähistorischer Steinwerkzeuge gefunden; die L. von Volvic (Auvergne) wird in Platten zerschnitten und, mit Email überzogen, als architektonischer Schmuck verarbeitet.

Lavābo (lat., »ich werde waschen«), Waschbecken in Kirchen, Klöstern, Kreuzgängen, auch der zu Waschungen bestimmte Raum.

Lavaglas, s. Obsidian, Lava und Hyalitglas.

Lavagna (spr. -wannja), Stadt in der ital. Provinz Genua, Kreis Chiavari, am Golf von Rapallo und an der Eisenbahn Genua-Pisa gelegen, hat 2 schöne Kirchen, mehrere Paläste, Schiffbau, Schieferbrüche, Steinbearbeitung, Ölpressen, einen Hafen, in welchem 1893: 178 Schiffe mit 4109 Ton. eingelaufen sind, und (1881) 3751 (als Gemeinde 6975) Einw. — L. ist Stammsitz der Grafen Fieschi (s. d.), welche nach langem Kampf 1198 die Herrschaft Genuas anerkennen mußten. Vgl. Ravenna, Memorie della contea e del comune di L. (2. Aufl., Chiavari 1879).

Lavagna (spr. -wannja), Graf von, s. Fieschi 1).

Laval (spr. -wall), Hauptstadt des franz. Depart. Mayenne, an der Mayenne, welche den alten vom neuen Stadtteil scheidet, und über welche zwei Brücken sowie ein großer Eisenbahnviadukt führen, an der Westbahn, hat ein altes und ein neues Schloß der Grafen von L., aus dem 12. und 17. Jahrh., ersteres mit einem Wartturm, jetzt Gefängnis, letzteres Justizpalast, eine Kathedrale (teilweise aus dem 12. Jahrh.), eine Leinwandhalle (jetzt Ausstellungsgebäude), ein Standbild des Chirurgen Ambroise Paré und zählt (1891) 28,405 (als Gemeinde 30,374) Einw., welche hauptsächlich Leinen- und Baumwollweberei, Kalk- und Marmorgewinnung betreiben. Die Stadt ist Sitz der Präfektur, eines Bischofs, eines Assisenhofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, hat ein Lyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Seminar, ein Taubstummeninstitut, eine Bibliothek von 32,000 Bänden, ein naturhistorisches und Antiquitätenmuseum. — Angeblich von Karl dem Kahlen erbaut, ward L. eine Baronie, kam im 12. Jahrh. an die Montmorencys, deren eine Linie sich L.-Montmorency nannte, ward 1429 zur Grafschaft und Pairie erhoben und fiel 1521 durch Heirat dem Prinzen Trémoille zu. Vgl. Couanier de Launay, Histoire de L. (3. Aufl., Laval 1894); Le Clerc du Flécheray, Le comte de L. (das. 1888).

La Valetta, Hauptstadt der brit. Insel Malta, liegt auf einer Felsenlandzunge zwischen zwei herrlichen Häfen, dem »großen Hafen« (Freihafen) im SO. und dem Marsa Muscett oder Quarantänehafen im NW., und hat mit seinen Vorstädten 50,000 Einw. Die fast 2 km lange Strada Reale durchschneidet L. vom Fort Sant' Elmo bis zur Porta Reale, jenseit welcher die Vorstadt Floriana liegt. In ihr stehen viele der prächtigen Paläste, welche L. auszeichnen, unter ihnen der alte Palast des Großmeisters der Johanniter (jetzt Residenz des Gouverneurs), und dicht dabei die prächtige Kathedrale von St. Johann. Viele dieser merkwürdigen alten Bauten werden jetzt als Kasernen, Hospitäler oder Schulen benutzt. Das große Seearsenal liegt in der östlichen Vorstadt Vittoriosa. Von wissenschaftlichen Anstalten sind zu erwähnen: die Universität (1769 gegründet), die Bibliothek (60,000 Bde.), die Sternwarte und der botanische Garten. Auch hat L. ein Opernhaus, mehrere Klubs und zahlreiche Klöster. Es ist Hauptquartier der britischen Flotte im Mittelmeer und wird durch ausgedehnte Befestigungen gedeckt, die teilweise in den Fels gehauen sind und für uneinnehmbar gelten. L. ist Sitz eines Erzbischofs und eines deutschen Konsuls. Es war einst Hauptsitz der Johanniterritter und wurde nach deren Großmeister Jean de Lavalette genannt, welcher die Stadt gründete und 1565 siegreich gegen die Türken verteidigte (s. Malta).

Lavalette (spr. -walett'), 1) Antoine Marie Chamans, Graf von, franz. Staatsmann, geb. 1769 in Paris aus einer Kaufmannsfamilie, gest. 15. Febr. 1830, trat beim Ausbruch der Revolution in die Reihen der Nationalgarde und ward Adjutant des Generals Baraguay d'Hilliers, dann Bonapartes, dem er durch seine Vermählung mit Emilie Louise Beauharnais, der Nichte Josephinens, noch näher trat. In dessen nächster Umgebung nahm er teil an dem ägyptischen Feldzug und unterstützte nach seiner Rückkehr den Staatsstreich vom 18. Brumaire. Nach Errichtung des Kaiserreichs zum Generaldirektor der Post und zum Grafen ernannt, leistete er dem Kaiser bis 1814 die wesentlichsten Dienste. Nach der ersten Restauration abgesetzt, betrieb er mit allen Mitteln die Rückkehr Napoleons von Elba und nahm während der Hundert Tage seinen alten Posten wieder ein. Allein kaum waren nach Napoleons Fall die Bourbonen zurückgekehrt, als L. 18. Juli 1815 verhaftet, 19. Nov. vor die Assisen gestellt und als Hochverräter zum Tode verurteilt wurde. Mit Hilfe seiner Gemahlin, welche bei einem Besuch im Gefängnis mit ihm die Kleider wechselte, und dreier Engländer (General Wilson, Kapitän Hutchinson und Bruce) entkam er jedoch am Tag vor der bereits festgesetzten Hinrichtung über die Grenze nach Mons, von wo er nach München ging. Seine für ihn im Kerker zurückgebliebene Gemahlin starb nach längerer Haft in Geisteszerrüttung. 1822 wurde L. begnadigt und erhielt die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich. Seine »Mémoires et souvenirs« (Par. 1831, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1832) sind für die Geschichte des Kaiserreichs von Bedeutung.

2) Charles Jean Marie Félix, Marquis von, franz. Diplomat, geb. 25. Nov. 1806 in Senlis, gest. 2. Mai 1881, war 1837—41 französischer Gesandtschaftssekretär in Stockholm, 1843—45 französischer Generalkonsul in Ägypten, 1846—48 bevollmächtigter Minister in Hessen-Kassel und 1850—53 und 1860—61 außerordentlicher Gesandter in Konstantinopel. Zum Senator ernannt, ging er im Dezember 1861 als französischer Botschafter nach Rom, von wo er aber schon 1862 abberufen wurde. Im März 1865 übernahm er an Boudets Stelle das Ministerium des Innern, und als Drouyn de Lhuys

Anfang September 1866 das Auswärtige Ministerium verlor, leitete L. dasselbe interimistisch, bis der Marquis de Moustier aus Konstantinopel eintraf, und erließ 14. Sept. das Rundschreiben über die neue Lage in Deutschland, welches die Niederlage der Politik des Kaisers in der deutschen Frage verhüllen sollte. Er blieb stets der entschiedenste Vorkämpfer für eine friedliche Politik, namentlich als er Ende November 1867 das Ministerium des Innern mit dem des Auswärtigen vertauscht hatte. Im Sommer 1869 legte er auch dieses nieder und bekleidete bis zum Antritt des Ministeriums Ollivier im Januar 1870 den Botschafterposten in London.

Lavallière (spr. -walljär'), Louise Françoise de Labaume Leblanc de, Geliebte Ludwigs XIV., geb. 1644 aus einer altadligen Familie in der Touraine, gest. 6. Juni 1710, ward Ehrendame der Herzogin von Orléans, Prinzessin Henriette von England, und fesselte in dieser Stellung, wiewohl keine hervorragende Schönheit und sogar ein wenig hinkend, durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit den König Ludwig XIV., dem sie sich 1661, aber erst nach langem Widerstreben, ergab. Das Verhältnis war seit 1663 ein ganz öffentliches. Sie gebar ihm vier Kinder, von denen eine Tochter, Maria Anna von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, später Gemahlin des Prinzen Conti, und der Graf von Vermandois, geb. 1667, gest. 1683, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter gunsten das Landgut Vaujour und die Baronie St.-Christophle zum Herzogtum L. und zur Pairie. Die L. liebte den König schwärmerisch, wurde aber dabei von steter Reue geplagt, da sie aufrichtig fromm war, und flüchtete sich in ihrer Seelenpein zweimal in ein Kloster, aus dem der König sie wieder holte; auch benutzte sie ihren Einfluß nur, um Wohlthaten zu spenden. Endlich wurde die sanfte, hagere, blonde, melancholische Dame von der feurigen und üppigen Montespan aus der Gunst des Königs verdrängt und ging 1674 in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris unter dem Namen Louise de la Miséricorde; hier suchte sie durch Übernahme strenger Büßungen und harter Arbeiten die verlorne Gewissensruhe wiederzugewinnen. Ihre »Lettres« sind 1767 herausgegeben worden (neue Ausg. 1854). Man hält sie für die Verfasserin der »Réflexions sur la miséricorde de Dieu par une dame pénitente« (Par. 1680, 5. Aufl. 1685; neue Ausg. von Clément, 1860, 2 Bde.). Frau v. Genlis, welche diese Schrift herausgab, machte sie zum Gegenstand des Romans »Mademoiselle de L.«, und der berühmte Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vgl. ihre Biographie von Quatremère de Roissy (1823), Capefigue (1859), Houssaye (1860); Lair, Louise de La Vallière et la jeunesse de Louis XIV (1881); Duclos, Mademoiselle de L. et Marie-Thérèse d'Autriche (4. Aufl. 1890, 2 Bde.); Pauthe, Madame de L. La morale de Bossuet à la cour de Louis XIV (1891).

Lavals Separator, s. Tafel »Butter«, S. I.

Lavandula *L.* (Lavendel), Gattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher mit meist nur im untern Teil beblätterten Stengeln, einfachen, bisweilen fiederig eingeschnittenen Blättern, aus Scheinquirlen zusammengesetzten Blütenähren und blauen oder violetten Blüten. Etwa 20 Arten, von denen die meisten in den Mittelmeerländern heimisch sind, wo sie hier und da gesellig meilenlange Strecken überziehen. L. officinalis *Chaix* (L. vera *DC.*), ein 30—60 cm hoher, kurzhaariger Strauch mit 5 cm langen, gegenständigen, länglich-linienförmigen oder lanzettförmigen, ganzrandigen, am Rande zurückgerollten, durch Öldrüsen glänzend punktierten Blättern, endständigen, blattlosen, unterbrochenen Blütenähren, veilchenblauen, in der Kultur vorwaltend weiblichen Blüten und vier glatten, braunen, kleinen Nüßchen. Diese Art wächst vom Atlas durch Spanien, Südfrankreich, Oberitalien, Corsica bis Kalabrien, auch auf den Kanaren und in Vorderasien wild, kommt noch in Norwegen im Freien fort und wird mehrfach, besonders in England bei Mitcham und Hitchin, bei uns bisweilen in Gärten als Zierpflanze, kultiviert. Die Blüten schmecken bitter aromatisch, riechen angenehm und geben bei der Destillation ein feineres ätherisches Öl als die übrige Pflanze. Man trocknet sie auch und benutzt sie zu aromatischen Umschlägen, Bädern, trocknen Parfümen, Räucherpulvern ꝛc. L. Spica *Chaix* (Nardus italica der alten Botaniker) ist der vorigen Art ähnlich, wird aber bedeutend höher und hat breitere, am Rand nur schwach umgebogene Blätter; der Blütenstand ist gedrängter und nur am Grund unterbrochen, auch sind die Blüten heller. Diese Art hat dieselbe Verbreitung wie die vorige, ist aber weniger hart und muß bei uns im Kalthaus überwintert werden. Sie wird in Südfrankreich ebenfalls zur Darstellung von ätherischem Öl (Spiköl, s. Lavendelöl) benutzt. L. Stoechas *L.*, mit schmalen Blättern und kleinen, schwärzlich purpurroten Blüten in sehr kurz gestielter, dichter, von einem Schopf großer, violetter, steriler Hochblätter gekrönter Ähre, wächst in ganz Südeuropa und im Orient, riecht noch lieblicher als die erste Art und scheint allein die L. der Alten gewesen zu sein und den Namen von lavare (waschen) wegen vielfacher kosmetischer Anwendung erhalten zu haben. Nach dieser Pflanze wurden die Stoechades (Hyèrischen Inseln) benannt, weil sie dort sehr reichlich wuchs. Vgl. Gingins de Lassaraz, Histoire naturelle des Lavandes (Par. u. Genf 1826).

Lavant, linker Nebenfluß der Drau, entspringt am Zirbitzkogel (2397 m) in Steiermark, fließt in südöstlicher Hauptrichtung, tritt bei Reichenfels nach Kärnten über und mündet nach 64 km langem Lauf bei Lavamünd. Das Lavantthal, westlich durch die Saualpe (2081 m), östlich durch die Koralpe (2141 m) begrenzt, ist fruchtbar und industriereich; es enthält an Hauptorten: St. Leonhard, Wolfsberg, St. Andrä und St. Paul sowie das Bad Preblau. Vgl. Högel, Führer in das Lavantthal (Wolfsb. 1884).

Lavarone, Gemeinde, s. Folgaria.

Lavasand, zu Sand zerstäubte Lava, s. Asche, vulkanische, und Sand.

Lavaschmuck, s. Gagat.

Lavater, 1) Johann Kaspar, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der deutschen Sturm- und Drangperiode, geb. 15. Nov. 1741 in Zürich als Sohn eines Arztes, gest. daselbst 2. Jan. 1801, besuchte seit 1754 das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, wo Bodmer und Breitinger seine Lehrer waren, und nahm, für den geistlichen Stand bestimmt, frühzeitig eine asketisch-mystische Richtung an, der er im wesentlichen sein ganzes Leben lang treu blieb. Einen Beweis kühnen Mutes legte er um jene Zeit durch eine Schrift gegen das tyrannische und ungerechte Treiben des Landvogts Grebel (1762) ab, welche großes Aufsehen machte, ihm aber zugleich die Feindschaft der ganzen Züricher Aristokratie zuzog. Darauf unter-

nahm er (1763) mit seinem Freund H. Füßli eine Reise nach Norddeutschland, um sich bei dem Prediger Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern für das geistliche Amt weiter auszubilden, ward auf derselben mit vielen bedeutenden Männern jener Zeit (darunter Sulzer, Ernesti, Gellert, Öser, Moses Mendelssohn, Klopstock, Jerusalem, Moser) bekannt und begann in Barth, wo er acht Monate zubrachte, seine schriftstellerische Laufbahn zunächst mit kritischen Arbeiten. Auch dichtete er damals seine berühmten »Schweizerlieder«, welche erst später (Bern 1767) im Druck erschienen. Nach seiner Rückkehr nach Zürich (1764) durch seine glänzende Beredsamkeit als Prediger Aufsehen erregend, wurde er 1769 Diakonus und 1775 Pastor an der Waisenhauskirche daselbst, 1778 Diakon und 1786 Pastor an der Peterskirche und zugleich Mitglied des Konsistoriums. 1786 unternahm er eine Reise zu seinen Freunden nach Bremen, 1793 auf des Ministers Bernstorff Einladung eine solche nach Kopenhagen, auf der er überall mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch die politischen Ereignisse vielfach getrübt. Den harten Maßregeln seiner Kantonalregierung ebenso mutig entgegentretend wie den Übergriffen der Demokratie und den Gewaltthaten des französischen Direktoriums, kam er bei der helvetischen Regierung in den Verdacht eines Einverständnisses mit Rußland und Österreich und wurde infolgedessen 16. Mai 1799 verhaftet und nach Basel deportiert. Am 10. Juni wurde er wieder in Freiheit gesetzt und kehrte nach Zürich zurück. Hier wurde er, als er bei der Eroberung der Stadt durch Masséna 26. Sept. d. J. den verwundeten Soldaten auf der Straße Hilfe leistete, von einer feindlichen Kugel getroffen, infolgedessen er nach langen und schweren Leiden starb. In Lavaters Wesen waren die merkwürdigsten Gegensätze vereinigt. Er besaß eine schrankenlose Phantasie und zugleich tiefes Gemüt, war genial und voll poetischer Stimmungen, aber ohne rechte Gestaltungskraft und ohne künstlerische Mäßigung; ideenreich und von scharfer Beobachtungsgabe, aber ohne Ruhe und Klarheit; von Natur fromm und gläubig, doch nicht gewissenhaft in der Wahl der Mittel, wenn es galt, seine Zwecke zu erreichen; ein Schwärmer und bekehrungssüchtig, aber tolerant und für alles Neue und Gute empfänglich, thätig und aufopfernd für das Wohl seiner Nebenmenschen. Sein Stil ist wie er selbst: leidenschaftlich und abenteuerlich, aber kraftvoll und im einzelnen oft äußerst glücklich und begeisternd. Aus diesem seinem widerspruchsvollen Wesen erklärt es sich, daß viele, wie z. B. Biester u. Nicolai in Berlin, seine asketische Richtung für Jesuitismus hielten u. die schärfsten Angriffe gegen ihn richteten, wie er auch anderseits durch seine Parteinahme für Leute wie Gaßner, Christ. Kaufmann, Cagliostro sich große Mißhelligkeiten bereitete. In Wahrheit war, wie besonders aus seinen »Christlichen Liedern« (erstes Hundert, Zürich 1776; zweites Hundert, das. 1780) hervorgeht, sein Hauptbestreben dahin gerichtet, den Ideen des Rationalismus und der Aufklärung entgegenzuwirken. In diesem Bestreben berührte er sich mit Hamann und eine Zeitlang auch mit Herder. Dieselbe Richtung verfolgt er in seinen übrigen poetischen Werken, so in dem Drama »Abraham und Isaak« (1776), den Epen: »Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn« (1780), »Joseph von Arimathia« (1794) ꝛc., die freilich in Bezug auf Kunstwert wenig bedeuten. In seinen asketischen Schriften zeigt sich überall die für die Sturm- und Drangperiode so charakteristische Neigung zu liebevoller Betrachtung der Vorgänge des eignen Seelenlebens; die wichtigsten darunter sind die »Aussichten in die Ewigkeit« (Zürich 1768—78, 4 Bde.), Träume und Visionen über den Zustand nach dem Tode; dann »Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst« (Leipz. 1772—73, 2 Tle., deren erster anonym erschien); »Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im kleinen und der Mensch im großen, oder ein Universal-Ecce-Homo, oder Alles in Einem« (Zürich 1782—85, 4 Bde.); ferner »Handbibliothek für Freunde« (o. O. 1790—94, 24 Bde.). Seine »Predigten über das Buch Jonas« und »Über die Liebe«, die »Handbibel« u. a. gehören zu den vortrefflichsten Erbauungsschriften. Am berühmtesten ward L. durch seine Ideen über Physiognomik, die er gleichsam zu einer Wissenschaft vom innern Menschen zu erheben suchte. Sein hierauf bezügliches Werk »Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe« (Leipz. 1775—78, vier »Versuche«) übte eine unglaubliche Wirkung auf seine Zeitgenossen aus und fand auf der einen Seite ebenso begeisterte und beifällige Aufnahme, z. B. bei Goethe (vgl. von der Hellen, Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten, Frankf. 1888), Stolberg, Jakobi, Merck ꝛc. (auch in England und Frankreich hatte es zahlreiche Bewunderer), wie es von andern, z. B. von Lichtenberg, Musäus, Nicolai, auf das heftigste angegriffen wurde. Goethe, der von 1774 an eine Zeitlang mit L. in innigster Freundschaft lebte, fühlte sich später, zumal in der »klassisch-heidnischen« Periode, mehr und mehr von seinem Treiben abgestoßen. Seine Erlebnisse während der Revolutionskriege gaben L. Anlaß zu den Schriften: »Wort eines freien Schweizers an die große Nation« (Zürich 1798); »Freimütige Briefe über das Deportationswesen und seine eigne Deportation nach Basel« (Winterthur 1800—1801, 2 Bde.). L. selbst gab seine »Vermischten Schriften« (Winterth. 1774—81, 2 Bde.) sowie seine »Sämtlichen kleinern prosaischen Schriften« (das. 1784—85, 3 Bde.), Geßner »Lavaters nachgelassene Schriften« (Zürich 1801—1802, 5 Bde.) und Orelli »Lavaters ausgewählte Schriften« (das. 1841—44, 8 Bdchn.) heraus. Lavaters Briefwechsel mit der Kaiserin von Rußland, der Mutter Alexanders I., erschien Petersburg 1858, 2 Bde.; »Briefe von Goethe an L. aus den Jahren 1774—83« gab H. Hirzel (Leipz. 1833), den »Briefwechsel zwischen Hamann und L.« H. Funck (in der »Altpreußischen Monatsschrift«, N. F., Bd. 31, 1894) heraus. Vgl. Geßner, Lavaters Lebensbeschreibung (Zürich 1802, 3 Bde.); Hegner, Beiträge zur nähern Kenntnis und wahren Darstellung Lavaters (Leipz. 1836); Bodemann, J. K. L. nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt (2. Aufl., Gotha 1877); Muncker, Joh. Kasp. L. (Stuttg. 1883); Steck, Goethe und L. (Basel 1884); Hosäus, J. K. L. in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau (Dessau 1888); H. Funck, L. und der Markgraf Karl Friedrich von Baden (Freib. i. Br. 1890); Waser, J. K. L., nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und »Beiträgen zur nähern Kenntnis Lavaters« (Zürich 1894); E. Haug, Aus dem Lavaterschen Kreise (1. Heft, Schaffh. 1894).

2) Louis, Pseudonym, s. Spach.

Lavatera *L.* (Staudenpappel), Gattung aus der Familie der Malvaceen, filzig oder rauh behaarte

Kräuter, Sträucher und Bäume mit eckigen oder gelappten Blättern, der Gattung Althaea sehr nahe stehend, umfaßt 18 Arten, meist in Südeuropa, von denen mehrere als Zierpflanzen dienen. L. Olbia *L.*, ein schöner, 2—2,5 m hoher Halbstrauch mit purpurrosaroten Blüten auf den Inseln Südfrankreichs, wo er zur Umzäunung der Gärten benutzt wird, muß bei uns im Kalthaus überwintert werden. L. trimestris *L.* (Sommerpappel, Pappelrose, Gartenmalve), Sommergewächs aus Südeuropa, eine schöne, 1,25—2 m hohe, krautartige, leicht zu ziehende Zierpflanze mit unten rundlich herzförmigen, oben eckigen, an der Spitze dreilappigen Blättern und rosenroten, dunkler geäderten oder weißen Blüten. Die ausdauernde L. arborea *L.*, mit sehr großen Blättern, erreicht bedeutende Dimensionen und eignet sich zur Auspflanzung auf Rasenplätzen; sie muß im Kalthaus überwintert werden.

Lavation (lat.), Waschung, Bad; Lavatorium, Waschbecken.

Lavaur (spr. -wōr), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Tarn, am Agout, über welchen eine Brücke führt, an der Südbahn, hat eine ehemalige Kathedrale, eine Statue von Las Cases, starke Seidenraupenzucht, Seidenspinnerei und (1891) 4293 (als Gemeinde 6477) Einw. — L. war die stärkste Festung der Albigenser und wurde 3. Mai 1211 von Simon von Montfort genommen. Es war von 1317—1801 Bischofsitz.

Lavaux (La Vaux, spr. -wō, deutsch Ryfthal), Bezirk im schweizer. Kanton Waadt, am Nordufer des Genfer Sees, zwischen Lausanne und Vevey, umfaßte 1888 in zwölf Gemeinden 9922 meist reform. Einwohner. Während der nördliche Teil des Bezirks am Südabhang des Jorat wenig fruchtbar ist, bringt der südliche ausgezeichneten Weißwein hervor. Hauptort ist Cully (s. d.).

Lavaveix-les-Mines (spr. lawawä lä mīn'), Flecken im franz. Depart. Creuse, Arrond. Aubusson, an der Orléansbahn, mit Steinkohlenbergbau, Kalköfen, Glasfabrik und (1891) 3388 Einw.

Lavelanet (spr. law'lanä), Stadt im franz. Depart. Ariège, Arrond. Foix, mit einem Schloß, bedeutender Tuchfabrikation und (1891) 2981 Einw.

Laveld, belg. Dorf, s. Lafeld.

Laveleye (spr. law'läj), Emile de, belg. Nationalökonom, geb. 5. April 1822 in Brügge, gest. 3. Jan. 1892 in Doyon bei Lüttich, studierte in Gent und wurde 1864 Professor der Nationalökonomie an der Universität Lüttich. Er vertrat Belgien in der Jury der internationalen Ausstellung von 1867 und ward 1869 zum Mitglied des Instituts ernannt. Außer einer großen Zahl von Artikeln in belgischen und französischen Journalen (insbes. in der »Revue des Deux Mondes«, dann in der »Revue de Belgique«, deren Mitredakteur er war) schrieb er: »Histoire de la langue et de la littérature provençales« (Brüssel 1846); »Histoire des rois francs« (1848); »L'armée et l'enseignement« (1848); »Le sénat belge« (1851); »La question de l'or« (1860); »Essai sur l'économie rurale de la Belgique« (1863, 2. Ausg. 1875); »Études d'économie rurale. La Néerlande« (1864); »Le marché monétaire et ses crises depuis cinquante ans« (1865); »La Lombardie et la Suisse« (1869); »La Prusse et l'Autriche depuis Sadowa« (1870); »L'instruction du peuple« (1872); »Des causes actuelles de guerre en Europe et de l'arbitrage« (1873); »De la propriété et de ses formes primitives« (1874, 4. Aufl. 1891; deutsche, vervollständigte Ausg. von K. Bücher: »Das Ureigentum«, Leipz. 1879); »Le parti clérical en Belgique« (1874; deutsch, Bonn 1875); »L'Afrique centrale et la conférence géographique« (1878); »L'agriculture belge« (1878); »Lettres d'Italie 1878—79« (1880); »Le socialisme contemporain« (1881, 6. Aufl. 1890; deutsch von Eheberg, Tübing. 1884); »Éléments d'économie politique« (1882, 4. Aufl. 1893); »Nouvelles lettres d'Italie« (1884); »La péninsule des Balkans« (1886, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1888); »Le Luxe« (1887); »La monnaie et le bimétallisme international« (1891); »Le gouvernement dans la démocratie« (1891, 2 Bde.). Auch veröffentlichte er Übersetzungen des Nibelungenliedes (2. Aufl. 1879) und der Edda (1866). Eine Sammlung seiner »Essais et études« erschien 1893—95 in 2 Bdn. Vgl. Potvin, Emile de L. (Brüssel 1892); Goblet d'Alviella, E. de L., sa vie et son œuvre (das. 1895).

Lavello, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Melfi, auf einem infolge von Erdbeben (zuletzt 1851) zerklüfteten Hügel, mit Ölgewinnung und (1881) 6288 Einw. Hier starb 1254 der Hohenstaufe Konrad IV.

Lavement (franz., spr. law'māng), Klystier.

Lavendel, s. Lavandula.

Lavendelheide, s. Andromeda.

Lavendelöl, ätherisches Öl, das aus den Blüten des wild wachsenden, in England aber, besonders bei Mitcham und Hitchin, und in Frankreich aus den Blüten des zu diesem Zwecke kultivierten Lavendels durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 0,5—0,8, nach andern Angaben 2—3 Proz.). Das englische Öl ist feiner als das französische, und die beste Sorte wird aus den abgestreiften Blüten erhalten. Es ist hellgelblich, dünnflüssig, riecht sehr angenehm, schmeckt streng aromatisch, vom spez. Gew. 0,875—0,897, siedet bei 190—192°, löst sich in 8 Teilen Alkohol von 80 Volumproz. u. besteht aus einem bei 200—210° siedenden Terpen, einem Kampfer und Harz. Es verändert sich sehr leicht an der Luft und am Licht. Viel geringer ist das aus Lavandula Spica *Chaix* gewonnene Spiköl. Dieses riecht durchdringend gewürzhaft und besteht aus einem Terpen, Cineol, Harz und vielleicht einem Kampfer. L. wird besonders in der Parfümerie benutzt; auch dient es gegen Migräne und nervöse Aufregung, in spirituöser Lösung äußerlich gegen Rheumatismus und Lähmungen. Das Spiköl wird zu geringern Parfümen, zum Parfümieren der Seife, zu Firnissen, zum Auftragen von Porzellanfarben ꝛc. benutzt. Das sehr beliebte Lavendelwasser ist eine Lösung von 175 g L. in 4 Lit. Alkohol; die feinste Sorte wird durch Destillation von 60 g englischem L. mit 2,5 Lit. Alkohol und 0,5 L. Rosenwasser erhalten.

Lavendelspiritus (Spiritus Lavandulae), pharmazeutisches Präparat, wird nach dem deutschen Arzneibuch durch Destillation von 1 Teil trocknen Lavendelblüten mit 3 Teilen Weingeist und 3 Teilen Wasser erhalten. Das Destillat soll 4 Teile betragen.

Lavēno, Flecken in der ital. Provinz Como, Kreis Varese, am östlichen Ufer des Lago Maggiore, am Fuße des Sasso di Ferro (1062 m) u. an den Eisenbahnlinien Novara-Luino, die hier einen 2,9 km langen Tunnel bildet, Gallarate-L. und Varese-L., hat ein schönes Stadthaus, ein Theater, einen Hafen, Fabrikation von Thonwaren und Hüten, Seidenfilanden, Handel und (1881) 2199 Einw.

Lavergne (spr. -wärnj'), Léonce Guilhard, franz. Politiker, geb. 24. Jan. 1809 in Bergerac, gest. 20.

Jan. 1880, studierte Rechtswissenschaft und Litteraturgeschichte. 1838 machte ihn der Minister des Innern, Rémusat, zu seinem Kabinettschef. 1842 wurde er Requetenmeister im Staatsrat und 1844 Abteilungschef im auswärtigen Ministerium. Seit 1846 Mitglied der Deputiertenkammer, zog er sich nach der Februarrevolution 1848 ganz vom politischen Leben zurück und trieb volkswirtschaftliche und sozialpolitische Studien. 1850—52 hatte er den Lehrstuhl für Ackerbaukunde am agronomischen Nationalinstitut in Versailles inne, 1854 wurde er Mitglied des Zentralackerbauvereins, 1855 Mitglied der Akademie für Moral und Politik. Nach dem Sturz des Kaiserreichs ward er 8. Febr. 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt und schloß sich als gemäßigtfreisinniger Orléanist dem rechten Zentrum an. Er bemühte sich mit seinen nähern Freunden, wie Audiffret-Pasquier, eine konstitutionelle Monarchie zu errichten, und bekämpfte daher Thiers und die Republik. Als aber der Fusionsversuch der Monarchisten gescheitert war, verband er sich mit dem linken Zentrum zur Begründung einer konservativen Republik. An dem Zustandekommen der Verfassung von 1875 hatte er als Präsident der Dreißigerkommission hervorragenden Anteil und ward Ende 1875 zum lebenslänglichen Senator gewählt. Außer zahlreichen Abhandlungen in der »Revue des Deux Mondes«, dem »Journal des Économistes« und dem »Correspondant« schrieb er: »Essai sur l'économie rurale de l'Angleterre, de l'Écosse et de l'Irlande« (1854, 5. Aufl. 1882); »Économie rurale de la France depuis 1789« (1860, 4. Aufl. 1877); »Les économistes français du XVIII. siècle« (1870); »Les assemblées provinciales sous Louis XVI« (1863, 2. Aufl. 1879).

Lavérna, im alten Rom die Schutzgöttin der Diebe, wahrscheinlich ursprünglich eine Nebenform der Lara und Mater Larum, und somit eine Göttin der Unterwelt. Sie hatte an der Via Salaria einen eignen Hain, ja es führte sogar ein Thor nach ihr den Namen (Porta Lavernalis).

Laves, Georg Ludwig Friedrich, Architekt, geb. 17. Dez. 1789 zu Uslar im Hannöverschen, gest. 30. April 1864 in Hannover, bildete sich auf der Kunstakademie zu Kassel und auf der Universität zu Göttingen und ward 1809 in dem damaligen Fuldadepartement und später bei den Kronbauten des Königreichs Westfalen beschäftigt. Nach Wiederherstellung des Königreichs Hannover erbaute er das neue Residenzschloß in Hannover nach einem bereits früher von Jussow entworfenen, aber von ihm völlig umgearbeiteten Plan, legte hierauf den Paradeplatz an, errichtete die Waterloosäule, einige Kasernen und das städtische Schützenhaus und leitete die Restauration der Ägidienkirche und des Lustschlosses Herrenhausen. Besonders verdient machte er sich durch die Erfindung eines neuen Balkenkonstruktionssystems (Laves'sches Balkensystem) für Brückenbauten und Bedachungen großer Räume. 1838 zum Oberhofbaudirektor ernannt, ging er nach Italien, um die hauptsächlichsten Theater zu besichtigen, und erbaute später das neue Schauspielhaus in Hannover (1852 vollendet). L. huldigte im allgemeinen dem griechisch-römischen Stil, in welchem er auch zahlreiche Privatbauten ausgeführt hat.

Lavey-Morcles (spr. lawä-mórkl'), Badeort im schweizer. Kanton Waadt, Bezirk Aigle, 447 m ü. M., am Fuß der Dent de Morcles, 4 km von der Bahnstation Bex, mit (1888) 371 Einw. Die Quelle, 8—9 m unter dem Flußbett im Gneis gefaßt, ist eine Schwefelkochsalztherme von 45°, sie enthält in 1 Lit. 0,363 Kochsalz, 3,51 ccm Schwefelwasserstoff, 4,34 ccm Kohlensäure und 27,8 ccm Stickstoff. Man benutzt sie bei Skrofulose, Gelenkaffektionen, Knochen-, Haut- und Frauenkrankheiten.

Lavezstein, s. Topfstein.

Lavieren (holländ. laveren, seemännisch: kreuzen) muß ein Schiff unter Segel, welches durch die Windrichtung verhindert ist, auf direktem Wege (Kurs) nach seinem Ziele zu gelangen. Es geht dabei zuerst in einer solchen Richtung voraus, daß es vorn ca. 6 Strich (68°) auf einer Seite am Winde liegt, was genügt, um die scharf angebraßten Segel noch eben voll zu halten, und führt dann eine »Wendung« aus, so daß der Wind nun in derselben Weise von der andern Seite kommt, u. s. f.; auf diese Weise nähert es sich dem Ziel in Zickzacklinien. Jeder beim L. gemachte Weg heißt ein Gang.

Lavieren (franz., »waschen«), in der Malerei soviel wie eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben (auch adoucieren genannt); lavierte Zeichnung, soviel wie Zeichnung au lavis (s. Lavis).

Lavigerie (spr. lawisch'rī'), Charles Martial Allemand, franz. Kardinal, geb. 31. Okt. 1825 in Bayonne, gest. 26. Nov. 1892 in Algier, ward Priester und Doktor der Theologie und zeichnete sich im klassischen und geistlichen Unterricht aus, weswegen er zum Professor der Kirchengeschichte an der Fakultät zu Paris ernannt wurde. Der Papst berief ihn darauf nach Rom, wo er verschiedene ehrenvolle Stellungen bekleidete und Uditore della Rota für Frankreich war. 1863 wurde er zum Bischof von Nancy und 1867 zum Erzbischof von Algier ernannt, wo er einen großen Eifer für die Organisation der christlichen Kirche und für ihre Ausbreitung unter den Eingebornen bewies. L. gehörte zu den französischen Geistlichen, welche Frankreich, wie in der Zeit der Kreuzzüge, für berufen und befähigt halten, das katholische Christentum und damit auch die französische Kultur und Macht über Afrika und Asien auszubreiten. Als die Franzosen Tunis besetzten, ließ er sich vom Papst zum Bischof von Karthago ernennen und mit der Organisation der katholischen Kirche in Tunis beauftragen. 1888 und 1889 unternahm er eine Reise durch Europa, um Mittel für die Bekämpfung der Sklaverei, namentlich die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika, zu sammeln, die Regierungen dafür zu gewinnen und Vereine zu gründen. Er erzielte in der That einige Erfolge, die er jedoch durch seinen Chauvinismus beeinträchtigte. Im November 1890 trat er von neuem in den Vordergrund, indem er die Aussöhnung der französischen Geistlichkeit mit der republikanischen Staatsform verfocht. Sein Verfahren wurde von den Monarchisten und einem Teile des französischen Episkopats bitter getadelt, aber von der römischen Kurie gebilligt, da diese gegen Italien in der französischen Regierung eine Stütze suchte. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Exposé des erreurs doctrinales du jansénisme« (1858); »Histoire abrégée de l'Église« (6. Aufl. 1864); »Œuvres choisies«, eine Sammlung seiner auf die Mission ꝛc. bezüglichen Aufsätze (1884, 2 Bde.), und »Documents sur la fondation de l'œuvre anti-esclavagiste« (1890). Vgl. Picot, Le cardinal L. et ses œuvres (Par. 1889); Clarke, Cardinal L. and the African slave trade (Lond. 1890); Klein, Le cardinal L. et ses œuvres

d'Afrique (Par. 1890); Blersch, Kardinal L. (Stuttg. 1893); de Prévoille, Le cardinal L. (Par. 1894).

La Vigne (spr. wìnj'), Andrieu de, franz. Dichter, geb. 1457 in La Rochelle, gest. 1527, studierte die Rechte in Paris, wo er zur Gesellschaft der Basoche gehörte, war Sekretär erst bei Philibert von Savoyen, dann bei Anna von Bretagne, und wurde von Karl VIII. zum Hofdichter (facteur du roi) ernannt. Dieser nahm ihn mit nach Neapel, und L. beschrieb die Reise in Versen (»Voyage de Naples«, 1494–95). 1496 schrieb L. ein »Mystère de saint Martin«, das die Bürger von Seurre nebst einer gleichfalls von L. verfaßten Moralité und Farce aufführten. L. verfaßte auch zahlreiche kleinere Gedichte, darunter ein Sonett in lombardischer Mundart (das älteste Sonett eines Franzosen). Vgl. Serrigny, Le Mystère de saint Martin (Dijon 1888).

La Villemarqué (spr. wilmarké), Théodore Hersart, Vicomte de, franz. Sprach- und Altertumsforscher, geb. 1815 zu Quimperlé in der Bretagne, Mitglied des Instituts und korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie. Er veröffentlichte: »Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne« (Par. 1840, 2 Bde.; 6. Aufl. 1867); »Contes populaires des anciens Bretons« (1842, 2 Bde.); »Les bardes bretons, poèmes du VI. siècle« (1850, 2. Aufl. 1860); »Notices des principaux manuscrits des anciens Bretons« (1856); »Le grand mystère de Jésus, drame breton du moyen-âge« (2. Aufl. 1866); »La légende celtique en Irlande, en Cambrie et en Bretagne« (1859); »Myrdhinn, ou l'enchanteur Merlin« (1861); »Les romans de la Table-ronde« (4. Aufl. 1861) und »Poèmes bretons du moyen-âge« (1879). Auch gab er Le Gonidecs »Dictionnaire français-breton« (1847–50, 2 Bde.) mit einer Geschichte der bretonischen Sprache heraus.

Lavinia (Civita L.), ital. Flecken, s. Lanuvium.

Lavinia, Tochter des Latinus, Königs von Latium, Gemahlin des Äneas und Mutter des Äneas Silvius, der seinem Stiefbruder Ascanius in der Herrschaft von Albalonga folgte.

Lavinium, alte, der Sage nach von Äneas gegründete und seiner Gattin Lavinia zu Ehren benannte Stadt in Latium, zwischen Ardea und Laurentum, eine Zeitlang der Mittelpunkt des latinischen Staates, auch der Ort, wo angeblich der König Titus Tatius ermordet wurde. Obwohl politisch unbedeutend, stand es doch lange als Mutterstadt von Albalonga und mithin von Rom in Ansehen. Unter Trajan wurde L. mit Laurentum vereinigt und durch neue Kolonisten gestärkt. Reste beim heutigen Dorf Pratica, 23 km südlich von Rom.

Lavis (franz., spr. -wī, von laver, »waschen«), das Zeichnen oder Malen mit Tusche (au l.).

Lavis (Avisio), linker Nebenfluß der Etsch in Südtirol, entspringt an der Marmolata (3360 m), durchfließt ein nach SW. gerichtetes Thal, welches oberhalb bis Moëna Fassathal, darauf Fleimser und von Val Floriana abwärts Cembrathal oder Zimmerthal genannt wird, und mündet, 97 km lang, mit breitem Geröllbett nördlich von Trient bei dem Marktflecken L. Letzterer, 238 m ü. M. an der Südbahnlinie Kufstein-Ala gelegen (920 m langer Viadukt), ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Weinbau, Seidenfilanden, Bleiweiß- und Teigwarenfabrik, Gerberei und (1890) 2169 (als Gemeinde 3089) ital. Einwohner. L. war 1809 der Schauplatz blutiger Gefechte.

Lavisse (spr. -wiß'), Ernest, franz. Geschichtschreiber, geb. 17. Dez. 1842 in Nouvion-en-Thiérache (Aisne), ward 1875 Maître de conférences an der Pariser Normalschule und 1888 Professor der neuern Geschichte an der Faculté des lettres der Pariser Universität. 1892 wurde er Mitglied der französischen Akademie. Er schrieb: »De Hermanno Salzensi, ordinis teutonici magistro« (1875); »Étude sur l'une des origines de la monarchie prussienne, ou la Marche de Brandebourg sous la dynastie ascanienne« (1875); »Études sur l'histoire de Prusse« (1879, 2. Aufl. 1885); »Essais sur l'Allemagne impériale« (1887); »Trois empereurs d'Allemagne: Guillaume I, Frédéric III, Guillaume II« (1888); »La jeunesse du Grand Frédéric« (1891, 2. Aufl. 1894) und »Le Grand Frédéric avant l'avènement« (1893). Er ist ein Meister des Stils und in seiner Darstellung von verhältnismäßig großer Unparteilichkeit. Auch beschäftigte er sich mit der Reform des Unterrichts und veröffentlichte: »Questions d'enseignement national« (1885) und »Études et étudiants« (1889). Mit Rambaud gibt er eine »Histoire générale du IV. siècle à nos jours« heraus (1893 ff.).

Lavizzāra, Val, s. Maggia.

Lavoir (franz., spr. -wōar, Lavōr), Waschbecken.

Lavoisier (spr. -wŏasjē), Antoine Laurent, Chemiker, geb. 16. Aug. 1743 in Paris, gest. daselbst 8. Mai 1794, studierte Naturwissenschaft und erwarb sich eine ungewöhnlich vielseitige und besonders auch mathematische Bildung. 1771 wurde er einer der Generalpachter der Steuern und benutzte die ihm nun reichlich zu Gebote stehenden Mittel zur Lösung der wichtigsten wissenschaftlichen Probleme. 1776 wurde er mit der Leitung der königlichen Pulverfabriken betraut, 1788 ward er einer der Administratoren der Diskontokasse und 1791 einer der Kommissare des Nationalschatzes. Aber trotz seiner Verdienste um die Wissenschaft und um öffentliche Einrichtungen ward er als ehemaliger Generalpachter der Erpressung angeklagt und hingerichtet. L. war einer der größten Forscher der neuern Zeit; mit durchdringendem Scharfsinn und unvergleichlicher Klarheit der Gedanken bemächtigte er sich der wichtigsten Entdeckungen seiner Zeit und führte auf Grund derselben die fruchtbarste Umwälzung der Chemie herbei, welche diese Wissenschaft je erlebt hat. Er brachte für die Entscheidung chemischer Fragen Methoden und Hilfsmittel in Anwendung, welche damals als physikalische betrachtet wurden, und benutzte namentlich genauere Wägungen und Messungen zu Ausgangspunkten von Schlußfolgerungen, welche die Grundlehren der Chemie betrafen. So brachte er in verhältnismäßig kurzer Zeit ein neues chemisches System zur Geltung, vielfach mit Benutzung fremder Arbeiten, welche er besser zu deuten wußte als ihre Urheber (und die er oft widerrechtlich als eigne Entdeckungen bezeichnete), jedenfalls aber auch mit einer damals sonst nirgends zu findenden Unabhängigkeit von den herrschenden Lehren. Die der neuen Lehre entsprechende chemische Nomenklatur arbeitete er namentlich mit Guyton-Morveau 1787 aus, und 1789 faßte er sein System im »Traité de chimie« (3. Aufl. 1801, 2 Bde.; deutsch von Hermbstädt, Berl. 1792, 2 Bde., 2. Aufl. 1803) zusammen. Lavoisiers wichtigste Arbeiten betreffen den Verbrennungsprozeß, welcher das Mittel zum Sturz der Phlogistontheorie wurde; er zeigte, daß die Verbrennungsprodukte Verbindungen der verbrannten Körper mit Sauerstoff sind, daß manche Elemente

sich in mehreren Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden können, und daß die bei der Oxydation gewisser Elemente sich bildenden Säuren um so stärker sind, je mehr Sauerstoff sie enthalten. Er lieferte aber auch eine Theorie der alkoholischen Gärung, physiologische und mineralogische Arbeiten, und ebenso bemühte er sich um Fortschritte in der Technik, um Anhaltspunkte für die Statik des Landbaues und für die meteorologische Kenntnis Frankreichs. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Opuscules physiques et chimiques« (1774, 2. Aufl. 1801) und die von seiner Gattin herausgegebenen »Mémoires de chimie« (1805, 2 Bde.). Eine Gesamtausgabe erschien 1864—93, 6 Bde. Vgl. Kopp, Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit (Münch. 1871—74); Volhard, Begründung der Chemie durch L. (Leipz. 1870); E. Schultze, L. Lavoisier (Hamb. 1895); Grimaux, L. d'après sa correspondance, etc. (Par. 1888).

Lavoix (spr. lawŭá), Henri (L. fils), Musikschriftsteller, geb. 26. April 1846 in Paris als Sohn des Kunstschriftstellers u. Numismatikers Henri L. (geb. 1820, gest. 1892), wurde bereits im Alter von 20 Jahren an der Nationalbibliothek angestellt und widmete sich in der Folge mit Eifer dem Studium der Komposition sowie der Geschichte der Musik. Er schrieb außer zahlreichen Artikeln in Fachzeitschriften: »Les traducteurs de Shakespeare en musique« (1869), »La musique dans la nature« (1873), »La musique dans l'imagerie du moyen-âge« (1875), »Histoire de l'instrumentation« (1878), »Histoire de la musique« (mit Illustrationen, 1884), »La musique française« (1890) und gab mit Raynaud den »Recueil de motets français des XII. et XIII. siècles« (1881—84, 2 Bde.) heraus. Seit 1887 ist er an der Bibliothek Ste.-Geneviève angestellt.

Lavra, Kloster, s. Laura.

Lavrion (Ergastiria), moderne, regelmäßige Stadt im griech. Nomos Attika und Böotien, nahe dem Kap Kolonnäs, im Gebirge Laurion (s. d.), mit (1889) 3802 Einw. und großartigen Bleihütten, in denen seit 1864 durch eine Marseiller Gesellschaft, seit 1873 durch mehrere (namentlich die Société des mines du Laurium) und die Compagnie française des mines du Laurium), die antiken Schlacken und geringhaltigen Erze verarbeitet werden, wobei neben Blei (jährlich 8—10,000 Ton.) auch Silber gewonnen wird. L., seit 1895 mit Athen durch Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Läwulöse, s. Lävulose.

Law (engl., spr. lao), Recht; Common L., gemeines Recht, d. h. das in den Präjudizien der Gerichte niedergelegte Gewohnheitsrecht; Statute L., das vom Parlament mit Zustimmung der Krone gegebene Recht.

Law (spr. lao), John (Jean), der Urheber des berüchtigten nach ihm benannten Finanzsystems, geb. 1671 in Edinburg, gest. im Mai 1729, Sohn eines Goldschmieds, mit welchem Beruf in jener Zeit derjenige eines Bankiers verbunden zu sein pflegte. Er bildete sich vorzüglich in der Mathematik u. im Finanzwesen aus. Vielfache Reisen auf dem Kontinent dienten dazu, ihn mit dem Geldwesen der hauptsächlichsten Handelsvölker vertraut zu machen. Als glücklicher Spieler durchzog er Frankreich, Holland, Deutschland, Italien und gewann ein Vermögen von 2 Mill. Frank. Gleichzeitig arbeitete er unermüdlich an seiner Theorie über das Kreditwesen und ließ eine Reihe von Schriften erscheinen, von denen »Money and trade« (Edinb. 1705) die bedeutendste ist. Er suchte im Kredit, im Papiergeld einen Ersatz für die den Bedürfnissen der Neuzeit an Menge nicht mehr genügenden metallenen Umsatzmittel und erkannte in jenem die wichtigste Münze der Zukunft; er wollte ferner die kleinen Kapitalien durch Vereinigung zu einer großen und fruchtbaren Macht erheben: ebenso geistvolle wie richtige Ideen. Seine Vorschläge wurden aber in Edinburg, ebenso in London und Turin zurückgewiesen, bis er endlich in Versailles Gehör fand. Im Mai 1716 erhielt er von dem Regenten, dem Herzog von Orléans, die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatbank auf Aktien, die anfänglich in solider Weise operierte. Als sich herausstellte, daß ihre Noten einen guten Kredit genossen, erteilte ihm der Regent 1718 die Erlaubnis, seine Ideen in umfassendem Maße zu verwirklichen, drängte ihn aber aus Habgier auf das Gebiet der unbegrenzten Spekulation. Die bisherige Generalbank Laws wurde in eine Staatsbank verwandelt und die Banknoten in Masse (im ganzen 3071 Mill.) emittiert. Der Gebrauch des Metallgeldes wurde auf alle mögliche Weise erschwert, schließlich sogar der Besitz desselben verboten, auch der von Gold- und Silbergeschirr und Edelsteinen, und die Ablieferung aller Metallwerte an die königliche Bank befohlen. Es wurde sodann unter dem Namen Compagnie d'Occident eine Handelsgesellschaft gegründet, welche die Ausbeutung und Kolonisierung der Länder am Mississippi bezweckte und nach ihrer Fusion mit andern privilegierten Handelsgesellschaften den Namen Compagnie des Indes annahm. Das Publikum wurde zur Spekulation in den Aktien dieser Bank angeregt; die Rue Quincampoix in Paris wurde der Schauplatz einer Spekulationswut, wie sie so intensiv niemals wieder beobachtet worden ist. Auch die Erfolge waren unerhört: Die Banknoten hatten vor barem Geld ein Agio von 10 Proz. voraus, der Kurs der Mississippiaktien stieg von 500 Livres Nominalwert auf 5000, zuletzt auf 20,000 Livres. Durch Ausgabe von neuen Aktien (filles und petites filles), welche nur an die Besitzer von alten (mères) ausgeteilt wurden, wurde die Begehrlichkeit des Publikums gereizt. Die Indische Kompanie übernahm die Staatsschulden im Belauf von 1500 Mill. und die Erhebung der Steuern; die Steuerpachter und viele käufliche Ämter wurden abgeschafft. Manche erwarben ein ungeheures Vermögen; L. kaufte einen bedeutenden Grundbesitz. Die Regierung hatte Geld im Überfluß. L. wurde, nachdem er zum Katholizismus übergetreten, 5. Jan. 1720 zum Generalkontrolleur oder Finanzminister ernannt; auch die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Indessen noch im Beginn des Jahres 1720 fing das Mißtrauen zuerst unter den Spekulanten von Fach, dann im größern Publikum an, sich Bahn zu brechen. L. konnte es durch die gewaltsamsten Maßregeln nicht verhindern, daß der Andrang zur Einlösung der Bankbillets immer größer wurde. Im Mai erklärte die Bank ihren Bankrott, indem sie die Aktien und Billets im Werte stufenweise heruntersetzte und im Juli die Barzahlungen fast ganz einstellte. Die Billets sanken auf ein Zehntel ihres Wertes, die indischen Aktien auf 20 Livres. Am 10. Okt. 1721 wurden die Banknoten ganz außer Kurs gesetzt. Unzählige Leute waren an den Bettelstab gebracht, das Geld verschwunden und alle Waren und Lebensmittel furchtbar teuer. L. floh im Dezember 1721 unter Zurücklassung seines Vermögens und starb in Venedig in bedrängten Verhältnissen, bis an sein Ende mit Finanzplänen beschäftigt. Von der Richtigkeit seiner

Ideen war er bis zum letzten Augenblick überzeugt. Vgl. Thiers, Histoire de J. L. (1826; neue Ausg., Par. 1878); Levasseur, Recherches historiques sur le système de L. (das. 1854); Horn, Jean L., ein finanzgeschichtlicher Versuch (Leipz. 1858); Alexi, John L. (Berl. 1885).

Lawinen (auch Lauinen, Lauwinen, in Tirol Lähne), Schneemassen, welche von ihrem Lager an den Bergabhängen hoher und steiler Gebirge thalwärts abgleiten. Diese Erscheinung findet zumeist im Frühjahr, in gefährlichster Weise im März und April, statt, wenn die Schneelagen durch das sie durchdringende Tauwasser vom Boden losgelöst werden und dieser zugleich schlüpfrig gemacht wird. Die zusammenhängenden Schneemassen kommen zunächst in eine rutschende Bewegung, welche dann von geringer Geschwindigkeit bleibt, wenn die Abhänge wenig steil sind; derartige L. nennt man Rutsch- oder Schleichlawinen, auch Schlüpfe. Sind jedoch die Abhänge steil, so gleitet oder rollt die Schneemasse mit stets wachsender Schnelligkeit niederwärts, wobei sie sich durch die in ihrer Bahn liegenden Schneemassen, Felsblöcke, entwurzelte Bäume etc. fortwährend und oft sehr rasch vergrößert. Die Schnelligkeit dieser kolossalen Schneemassen wird so groß, daß schon der ihnen voranstürmende Luftdruck Menschen und Tiere, Bäume und Häuser niederwirft oder fortschleudert. Erreicht die Lawine einen jähen Abhang, so stürzt sie unter furchtbarem Donner hinunter. Diese Grund- oder Schlaglawinen zerschmettern und begraben alles, was sie in der Tiefe des Thales antreffen. Minder gefährlich sind die Staublawinen, welche im Winter fallen, aus trocknem, lose herabrollendem Schnee bestehen und nur durch ihre ungeheure Masse verheerend wirken können. In den höhern Gebirgsregionen entstehen im Sommer Eis- oder Gletscherlawinen dadurch, daß sich bei länger andauernder Wärme Teile steiler Gletscher ablösen und in Bewegung setzen. Solche Einstürze von Gletschern haben bisweilen entsetzliche Zerstörungen angerichtet, z. B. jener des Gétrozgletschers im Bagnethal (in der Montblancgruppe) 1818 und jener des Weißhorngletschers im Nikolaithal (Kanton Wallis) 1819. Zum Schutz vor L. errichtet man hinter den Häusern Lawinenbrecher, keilförmige, mit der Schärfe nach der Berghöhe zugekehrte Steinbaue, die die heranbrausende Lawine in zwei vom Hause selbst abgelenkte Teile trennen sollen. Ähnlichen Schutz kann unter Umständen ein Wald gewähren, der dann, wie bei Andermatt im Urserenthal, als Bannwald nicht gefällt werden darf. In neuerer Zeit verbaut man die Stellen, wo mehr oder minder regelmäßig L. losbrechen, die Lawinenzüge, mit Pfahlwerken, Flechtzäunen, Schneebrücken und Mauerwerk und sucht durch Aufforstung kahler Hänge das Losbrechen der L. an ihrer Ursprungsstelle zu verhindern. Vgl. Coaz, Die Lauinen der Schweizeralpen (Bern 1881); Landolt, Die Bäche, Schneelawinen etc. und die Mittel zur Verminderung der Schädigung durch dieselben (Zürich 1887); Ratzel, Die Schneedecke (Stuttg. 1890).

Lawn-Tennis (engl., spr. lahn-, »Wiesenballspiel«), ein aus dem Tennis (s. d.) hervorgegangenes modernes, auf der ganzen Erde verbreitetes Ballspiel. In seinen Grundzügen 1877 und 1878 zu Wimbledon (England) festgelegt, wurde es bis 1888 vom Marylebone Cricket Club und dem All England L. Club geleitet. Maßgebend sind zur Zeit die Bestimmungen der englischen L. Association, deren Generalversammlung alljährlich im Januar in London tagt. In Nordamerika dient die United States L. Association seit 1883 demselben Zweck einheitlicher Regelung der Gesetze und Turnierordnung. Auf dem Kontinent werden die Bestimmungen der L. Association Englands anerkannt. Beim L. ist die Bewegung des Balles auf ein im Freien auf dem Boden aufgezeichnetes Spielfeld (78 engl. Fuß lang, 27, bez. 36 breit) beschränkt, welches durch ein quer über die Mitte gestelltes Netz (an den Pfosten 3½, in der Mitte 3 Fuß hoch) in zwei Hälften geteilt wird. Diese werden von je einer Partei zu einem (Einzelspiel) oder zwei (Doppelspiel), mit besondern Schlägern ausgerüsteten Spielern derart verteidigt, daß sie den vom Gegner auf ihre Seite getriebenen Ball (Durchmesser 6,35–6,51 cm, Gewicht 53,15–56,7 g) jeweils über das Netz zurückzuschlagen hat. Fehlt ein Spieler den Ball, treibt er ihn ins Netz hinein oder über die Grenzen hinaus etc., so verliert er, bez. seine Partei den Schlag, der dem Gegner zugerechnet wird. Wer so zuerst vier Gänge gewinnt (von Ausnahmen abgesehen), hat das Spiel, von denen sechs gemacht werden müssen, um eine Partie zu gewinnen. Ein Match endlich setzt sich aus mehreren Partien zusammen. Vgl. v. Fichard, Handbuch des Lawn-Tennis-Spiels (3. Aufl., Baden-Baden 1894) und die Fachzeitung: »Spiel und Sport« (Charlottenburg).

Lawrence (spr. lorrens), 1) Hauptstadt der Grafschaft Essex im nordamerikan. Staat Massachusetts, an beiden Ufern des Merrimac, den seit 1845 ein 460 m langer Granitdamm aufstaut, so daß der 8,5 m hohe Fall Wasserkraft von 10,000 Pferdekräften für die Industrie liefert, die 1890 in 583 gewerblichen Anstalten mit 16,276 Arbeitern Waren im Werte von 26,550,725 Doll. erzeugte. Am bedeutendsten sind die 21 Baumwoll- und Wollfabriken (12,193 Arbeiter, 17,932,388 Doll.), dann Papier- und Kornmühlen, Gießereien, Maschinenwerkstätten, Wagenfabriken etc. Die Stadt hat zwei schöne Parke, ein Zuchthaus, eine Schule für verwahrloste Kinder, eine öffentliche Bibliothek (Franklin library) und (1890) 44,654 Einw., darunter 20,518 im Ausland (1830 in Deutschland) Geborne. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 30,476,223, die städtische Schuld 1,589,927 Doll. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Douglas im nordamerikan. Staat Kansas, am Fluß Kansas, ist Sitz der Staatsuniversität, einer Indianerschule des Staates (Haskell Institute, 400 Knaben, 150 Mädchen), hat Fabriken für Wagen und Maschinen, Möbel und Ackerbaugeräte, Eisengießerei, Wollmanufakturen etc., sehr lebhaften Verkehr und (1890) 9997 Einw.

Lawrence (spr. lorrens), 1) Sir Thomas, engl. Maler, geb. 4. Mai 1769 in Bristol, gest. 7. Jan. 1830 in London, erhielt in Bath durch W. Hoare einige Anleitung u. begann seine Laufbahn, indem er Kreideporträte zeichnete. 1785 gewann er einen Preis und machte darauf einige Versuche in der Historienmalerei. Seit 1787 Schüler der Akademie zu London, stellte er in demselben Jahre vier weibliche Porträte aus, welche seinen Ruf begründeten. 1788 konnte er bereits 6 und 1789: 13 Bildnisse, darunter das des Herzogs von York, ausstellen; 1790 folgten die der Königin, der Prinzessin Amélie und 11 andre Porträte. 1791 malte er außer 10 Bildnissen Homer, seine Gedichte vorlesend. 1792 wurde er nach Reynolds' Tod Hofmaler, 1794 Mitglied der Akademie. 1814 ging er nach Paris, und im folgenden Jahre schlug ihn der Prinz-Regent zum Ritter. 1818 porträtierte L. im

Auftrage des letztern zu Aachen die Kongreßmitglieder und dann in Wien und Italien die regierenden Häupter und andre vornehme Personen. 1820 wurde er zum Präsidenten der Akademie gewählt. 1825 ging er nach Paris, um im Auftrage des Königs von England Karl X. und den Dauphin zu malen. Seine Leiche wurde mit großen Feierlichkeiten in der Paulskirche beigesetzt. L. malte elegant, aber weichlich; seine Zeichnung hat etwas Schwächliches, sein Kolorit ist unwahr und seine Charakteristik oberflächlich; auch fehlt seinen Darstellungen die Mannigfaltigkeit. Seine wenigen Historienbilder sind unbedeutend. Gleichwohl war er der gefeiertste Modemaler seiner Zeit, welcher dem empfindsamen Geschmack der Londoner Gesellschaft entgegenkam. Trotz kolossaler Einnahmen brachte er es zu keinem großen Vermögen, da er ein leidenschaftlicher Sammler von Gemälden und Zeichnungen war. Seine schöne Gemäldesammlung kam in den Besitz der Nationalgalerie. Seine Werke sind oft gestochen worden. Vgl. Williams, Life and correspondence of Sir Th. L. (Lond. 1831).

2) Sir Henry Montgomery, engl. General, geb. 28. Juni 1806 auf Ceylon von irischen Eltern, gest. 4. Juli 1857, studierte auf dem Militärcollege zu Addiscombe in England, trat 1822 in die bengalische Artillerie, zeichnete sich 1843 im zweiten afghanischen Feldzug und 1846 in den Kämpfen gegen die Sikh aus und ward 1849 Chef der Verwaltungskommission für das Pandschab. 1852 politischer Agent für Radschputana, ward er bald darauf auch zum Obersten und Adjutanten der Königin ernannt, erhielt im März 1857 die Verwaltung von Audh und starb während seiner tapfern Verteidigung von Lakhnau an den Folgen einer Wunde als Brigadegeneral. Er schrieb: »Adventures of an officer in the Punjaub« (1845, 2 Bde.), »Essays, military and political, written in India« (1859) u. a. Vgl. Edwardes und Merivale, Life of Sir Henry L. (3. Aufl., Lond. 1873).

3) Lord John Laird Mair, brit. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 4. März 1811 zu Richmond in Yorkshire, gest. 26. Juni 1879, machte seine Studien in dem von der Ostindischen Kompanie gegründeten Kollegium Haileybury, trat 1829 in die Dienste der Kompanie, ward 1831 Assistent des Oberkommissars in Dehli und, nachdem er sich in verschiedenen andern Ämtern den Ruf eines ausgezeichneten Verwaltungsbeamten erworben, 1849 Mitglied der Regierungskommission für das Pandschab und 1853 Oberkommissar daselbst, wo er in kurzer Zeit eine völlig geregelte Verwaltung durchführte. Während des indischen Aufstandes von 1857 erhielt er durch seine Energie nicht nur das Pandschab in Ruhe, sondern konnte auch den größten Teil der Besatzungstruppen nebst Geld und Lebensmitteln nach Dehli entsenden und erwarb sich hierdurch um die Unterdrückung der Revolution die größten Verdienste. Die Königin erhob ihn hierfür 1858 zum Baronet, und bei der Reorganisation der ostindischen Regierung ward er zum Vizepräsidenten des indischen Rates ernannt. Am 1. Dez. 1863 folgte er Lord Elgin als Vizekönig von Ostindien, doch entsprach seine Verwaltung nicht den gehegten Erwartungen; namentlich seine Maßregeln bei der großen Hungersnot 1866 wurden als ungenügend betrachtet. 1869 legte er sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. Als Baron L. vom Pandschab zum Peer ernannt, nahm er an den Debatten des Oberhauses über die indischen Angelegenheiten lebhaften Anteil, bekämpfte namentlich die Politik Lord Beaconsfields gegenüber Afghanistan und stellte sich an die Spitze eines Komitees, das den Krieg gegen die Afghanen zu verhindern suchte. Vgl. Smith, Life of Lord L. (6. Aufl., Lond. 1885, 2 Bde.); Clair, A viceroy of India (das. 1887); kürzere Biographien von Sir R. Temple (1889) und Aitchison (1892).

Lawrenceburg (spr. lorrensbörg), Hauptstadt der Grafschaft Dearborn im nordamerikan. Staat Indiana, am Ohio, mit Holzindustrie u. (1890) 4284 Einw.

Lawsonia *L.* (Alcanna *Gärtn.*, Lawsonie), Gattung aus der Familie der Lythraceen mit der einzigen Art L. inermis *L.* (echte Alkanna, Hennastrauch, Alhenna, Henna, Kypros der Alten), ein sehr ästiger, 2—4 m hoher, zuweilen dorniger Strauch mit gegenständigen, ganzen, eiförmigen, etwas zugespitzten, 1—1,5 cm langen Blättern, ansehnlichen Blütenrispen, gelblichweißen bis ziegelroten Blüten und vierfächerigen, fast beerenartigen Kapseln, in Ostafrika, Madagaskar, Arabien, Ostindien, auf den Sundainseln und in Nordaustralien. Sie wird im Orient und in Nordafrika seit uralter Zeit angepflanzt und findet sich jetzt ostwärts bis Südchina, westwärts bis Marokko und Senegambien, auch in Westindien. Die braunrote, etwas zusammenziehende Wurzel kam früher als echte Alkanna-, Alhennawurzel in den Handel und wird in Ostindien als Heilmittel und zum Färben gebraucht. Die Blüten sind wegen ihres Wohlgeruchs sehr geschätzt und spielen auch bei den religiösen Akten der Buddhisten eine große Rolle. Am wichtigsten sind die Blätter der Pflanze, welche seit alten Zeiten (wie die ägyptischen Mumien beweisen) von den Frauen des Orients benutzt werden, um, mit Kalkmilch verrieben, die Nägel der Finger und Zehen, die Fingerspitzen, die Handfläche und Fußsohle zur Erhöhung der Schönheit orangerot zu färben. Die Männer färben mit der Henna den Bart und die Araber auch die Mähnen der Pferde. In Indien dient die Henna (Mendi) zum Färben des Leders, in Lyon zum Färben der Seide.

Lawyer (engl., spr. lāojer, von law, »Gesetz, Recht«), Rechtskundiger, namentlich Sachwalter, Advokat.

Lax (lat. laxus), schlaff, locker, ungebunden, besonders in Bezug auf Sittlichkeit (laxe Moral).

Laxantia (Laxativa, lat.), s. Abführende Mittel.

Laxenburg, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. Baden, an der Schwechat, dem Wiener-Neustädter Kanal und der Südbahnlinie Mödling-L. gelegen, mit kaiserlichem Lustschloß und (1890) 1126 Einw. Das alte Schloß wurde 1377, das neue 1600 erbaut; letzteres dient häufig als Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie, jetzt insbes. der Kronprinzessin-Witwe Stephanie, u. enthält eine Schloßkapelle. Der Schloßpark, welcher aus 17 durch die Schwechat gebildeten Inseln (zusammen 400 Hektar) besteht, ist einer der schönsten englischen Gärten Europas und enthält ein Denkmal Franz' I., Tempel, Pavillons, Grotten und die von einem See umgebene gotische Franzensburg (von 1801), mit Kunstgegenständen und mittelalterlicher Einrichtung. In L. wurde 1725 ein Friedens- u. Handelstraktat mit Spanien geschlossen. Vgl. Czullik, Das Lustschloß L. (Wien 1895).

Laxieren (lat.), locker machen, abführen; ein Abführmittel gebrauchen.

Laxierlatwerge, s. Sennesmus.

Laxierzucker, s. Melecitose.

Laxität (lat.), soviel wie Schlaffheit.

Lay (spr. lä), Küstenfluß im franz. Depart. Vendée, entsteht durch Vereinigung des Grand-L. und des

Petit-L. und mündet, 100 km lang, in die Bai von Aiguillon des Atlantischen Ozeans.

Layard (spr. lē-erd), Austen Henry, engl. Staatsmann, Altertumsforscher und Schriftsteller, geb. 5. März 1817 in Paris, gest. 5. Juli 1894, entstammte einer seit vielen Jahren in England ansässigen französischen Familie, lebte später mit seinem Vater einige Jahre in Italien und begann, 1833 nach England zurückgekehrt, das Studium der Rechte. Indessen gab er diese Laufbahn 1839 auf und begab sich auf Reisen nach dem Orient. Hier erregten die Ruinenhaufen von Nimrud, welche die Legende als Überbleibsel von Ninive bezeichnete, seine Aufmerksamkeit, und er begann 1845 auf Kosten des britischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Stratfort de Redcliffe, umfassende Ausgrabungen, durch welche die assyrischen Königspaläste im Süden des alten Ninive zum größern Teil bloßgelegt wurden. Von nicht geringerer Ergiebigkeit waren die weitern Ausgrabungen, die L. 1848 auf Kosten des Britischen Museums bei Mosul (im Zentrum des alten Ninive) und in den Trümmern von Babylon unternahm. Die zahlreichen zu Tage gebrachten Skulpturen und Inschriften, darunter die aus Tausenden von Thontäfelchen bestehende Bibliothek des Königs Asur-bani-pal (Sardanapal), ein höchst wertvolles Material zur Aufklärung der altassyrischen Kultur und Geschichte, sind jetzt im Britischen Museum aufgestellt. Über die Ergebnisse seiner Nachforschungen berichtete er in den beiden Werken: »Nineveh and its remains« (Lond. 1848, 2 Bde., mit Atlas von 100 Tafeln; deutsch von Meißner, Leipz. 1850, 2 Bde.) und »Nineveh and Babylon, being the narrative of discoveries« (Lond. 1853; deutsch, Leipz. 1856). Nach England zurückgekehrt, übernahm L. 1852 für kurze Zeit den Posten eines Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Ministerium, ward bald darauf für Aylesbury ins Parlament gewählt und spielte hier, besonders als eins der Häupter des Verwaltungsreformvereins, eine bedeutende Rolle. Er war 1861—66 unter Lord Palmerston von neuem Unterstaatssekretär des Auswärtigen, wurde 1868 Minister für die öffentlichen Bauten und 1869 Gesandter zu Madrid. 1877 zum Botschafter in Konstantinopel ernannt, schloß er sich, obwohl bis dahin der liberalen Partei angehörend, der orientalischen Politik Lord Beaconsfields unbedingt an. Die Konvention vom 4. Juni 1878, durch welche Cypern an England abgetreten wurde, war sein Werk. Nach dem Rücktritt Beaconsfields (1880) mußte er seine Stelle niederlegen, kehrte nach England zurück und veröffentlichte »Early adventures in Persia, Susiana and Babylonia« (Lond. 1887, 2 Bde.; neue Ausg. 1894). Als Kunsthistoriker hat er sich bekannt gemacht durch die Umarbeitung von Kugler-Eastlakes »Handbook of painting. The Italian schools« (5. Aufl. 1887) und durch Beiträge zu den Publikationen der Arundel-Gesellschaft. Er gehörte zu den Trustees der britischen Nationalgalerie und war Präsident der Huguenot-Society, in deren Schriften er die Depeschen von Suriano und Barbano herausgegeben hat (1891).

Laynez (spr. laínes, Lainez), Jakob, zweiter General der Jesuiten, geb. 1512 in Almancario bei Siguenza in Kastilien, gest. 19. Jan. 1565 in Rom, studierte zu Alcala und Paris, wo er mit Loyola (s. d.) den Orden der Jesuiten (s. d.) gründete, für dessen Ausbreitung er namentlich auf Reisen wirkte. Den Kardinalshut schlug er aus. Dagegen verfocht er auf dem tridentinischen Konzil die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Vgl. Boero, Vie du P. Jacques Lainez (a. d. Ital., Brügge 1894).

Layrac (spr. lärack), Flecken im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrond. Agen, am Gers unfern seiner Mündung in die Garonne, an der Südbahn, mit ehemaliger Klosterkirche aus dem 11. Jahrh., Weinbau und (1891) 1340 (als Gemeinde 2609) Einw.

Lazarett, soviel wie Krankenhaus (s. Krankenhäuser).

Lazarettbaracke (Krankenbaracke), s. Baracke.

Lazarettbeamte, s. Kriegsbeamte.

Lazarettfieber, soviel wie Hospitalfieber.

Lazarettgehilfen, im deutschen Heer Mannschaften des Sanitätspersonals, welche den Ärzten bei den Verrichtungen des niedern Chirurgendienstes Hilfe leisten. Sie gehören zum Unteroffizierstand und sind Kombattanten, haben drei Chargen: Unterlazarettgehilfen sind Gefreite, L. Unteroffiziere, Oberlazarettgehilfen Sergeanten. Die Ergänzung erfolgt aus geeigneten Soldaten, die sechs Monate gedient haben, die Beförderung nach bestandener Prüfung. In Frankreich, wo die Krankenwartung auch in den Militärhospitälern den Nonnen übergeben war, sind seit 1860 die Infirmiers, etwa den L. entsprechend, an ihre Stelle getreten. In Rußland entsprechen die Feldschere den L. Vgl. »Unterrichtsbuch für L.« (Berl. 1886).

Lazarettreservedepot, eine Feldsanitätsformation der deutschen Armee, besteht aus 2 Offizieren, Lazarettinspektoren, Feldapothekern, Instrumentenmachern, Unteroffizieren ꝛc. und liefert den Bedarf an Material für die Krankenpflege. Für jedes Armeekorps befindet sich ein L. am Etappenhauptort.

Lazarettschiff, ein Schiff zum Transport und zur Behandlung Verwundeter und Kranker im Seekrieg. Die Lazarettschiffe folgen den Kriegsschiffen in die Seeschlacht, dürfen aber ihre Bewegung nicht hindern. Expeditionslazarettschiffe begleiten die Flotten ins Ausland, Stationslazarettschiffe nehmen in den Kolonien die Kranken auf, deren Behandlung am Lande bei ungesundem Klima nicht geraten erscheint, Transportlazarettschiffe befördern Invalide u. Kranke aus den Kolonien nach dem Mutterlande. Lazarettschiffe führen nach der Genfer Konvention neben der Nationalflagge eine weiße Flagge mit rotem Kreuz, sie sind weiß angestrichen mit grünem Streifen in der Höhe der Batteriepforten. Von einem Hilfsverein ausgerüstete und mit staatlichem Freibrief versehene Lazarettschiffe haben statt des grünen einen roten Streifen.

Lazaretttyphus, soviel wie Flecktyphus, s. Typhus.

Lazarettzüge, Eisenbahnzüge im Kriege für den Transport Schwerverwundeter und Schwerkranker, welche liegend und in besondern Lagerungsvorrichtungen transportiert werden müssen. Sie bilden eine geschlossene Formation mit einem etatmäßigen, ständigen Personal und Material und werden im Inland »aus den dazu bereits im Frieden im voraus vorbereiteten Personenwagen vierter Klasse und sonst dazu geeigneten Wagen« zusammengestellt. Hilfslazarettzüge werden nach § 161 ff. und Beilagen 44 u. 45 der Kriegssanitätsordnung aus nicht vorbereiteten Wagen zusammengestellt. Vgl. Kriegssanitätswesen.

Lazarew, Michael Petrowitsch, Seeoffizier, geb. 1788, gest. 1851 in Wien, trat 1803 in britischen, 1808 in russischen Seedienst, beteiligte sich an Bellingshausens Entdeckungsfahrt um die Erde 1819—21

führte 1822—25 eine neue Erdumsegelung aus, ging 1826 an der Spitze eines Geschwaders nach dem Mittelländischen Meer, focht 1827 bei Navarino und wirkte seit 1832 als Stabschef der russischen Flotte im Schwarzen Meer für deren Entwickelung sowie für bessere Befestigung der Seeetablissements zu Nikolajew und Sebastopol, für die Vornahme hydrographischer Arbeiten etc.

Lazaristen (Lazariten), in Frankreich die Priester der von Vinzenz de Paul 1624 gestifteten Kongregation für innere Mission, die ihren Namen von der Priorei St. Lazarus zu Paris hat; sie legen nur einfache Gelübde ab und sind in allen Erdteilen thätig als Jugendlehrer, Kranken- und Armenpfleger etc. Papst Urban VIII. bestätigte sie 1631. In Polen gewannen sie unter dem Namen Väter der Mission als Lehrer in den Seminaren und als geistliche Zensoren Einfluß. In Frankreich überdauerte der Orden selbst die Revolution, in Deutschland teilte er 1872 das Schicksal der Jesuiten.

Lazărus, 1) Freund Jesu, Bruder der Maria und Martha in Bethanien, wurde von Jesus nach Joh. 11 vom Tod erweckt. Sein Tag ist der 17. Dezember. — 2) Ein kranker Bettler in der Parabel Jesu (Luk. 16, 19 f.), Schutzpatron der Kranken. Nach ihm sind benannt: der Lazarusorden, die Lazaristen, Lazarette und Lazzaroni.

Lazărus, Moritz, philosoph. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1824 zu Filehne in der preußischen Provinz Posen, ward 1860 Professor der Philosophie zu Bern, 1868 Lehrer der Philosophie an der Kriegsakademie zu Berlin, fungierte 1869 und 1871 als Präsident der ersten und zweiten israelitischen Synode zu Leipzig und Augsburg und wirkt seit 1873 als ordentlicher Honorarprofessor an der Universität zu Berlin. Seine populär gehaltenen Schriften sind unter andern: »Das Leben der Seele in Monographien« (Berl. 1856—1857, 2 Bde.; 3. erweiterte Aufl. 1883 ff., 3 Bde.); »Über den Ursprung der Sitten« (2. Aufl., das. 1867); »Über die Ideen in der Geschichte« (das. 1865, 2. Aufl. 1872); »Ideale Fragen« (das. 1878, 3. Aufl. 1885); »Erziehung und Geschichte« (Bresl. 1881); »Unser Standpunkt« (Berl. 1881); »Über die Reize des Spiels« (das. 1883); »Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judentum« (Leipz. 1887); »Der Prophet Jeremias« (Bresl. 1894) u. a. Durch die mit Steinthal 1859 begründete und bis 1890 herausgegebene »Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft« (seitdem als »Zeitschrift des Vereins für Volkskunde« von Weinhold herausgegeben) hat er eine von Herbart zuerst angebahnte Wissenschaft, die »Völkerpsychologie«, in die Litteratur mit eingeführt.

Lazărusklapper, eine Klapper, mit welcher sich früher aussätzige Bettler an Plätzen und Straßen kenntlich machen mußten, damit Wohlthätige ihnen ihre Gaben aus einiger Entfernung zuwerfen konnten. Eine Muschel mit klappernden Schalen (Chama Lazarus) empfing davon den gleichen Namen.

Lazărusorden, 1) adliger Ritterorden, der in Frankreich unter dem Namen Ordre militaire et hospitalier de saint Lazare et de Notre Dame du Mont Carmel réunis blühte, aber seit 1830 aufgehoben ist. Gestiftet in Palästina, hatte er den Zweck, kranke Pilger zu pflegen. Nach dem Sturz der christlichen Herrschaft kamen die Ritter nach Europa und errichteten überall Hospitäler, über welche das Ordenshaupt zu Boigny in Orléans die Oberaufsicht übernahm. Heinrich IV. stiftete 1607 den Orden »Unsrer lieben Frau vom Berge Karmel«, verband diesen 1608 mit dem L. und übertrug ihm die Aufsicht über alle französischen Hospitäler. — 2) Höchster serbischer Orden, gestiftet zur Erinnerung an die Wiederherstellung des serbischen Königtums, für regierende Fürsten serbischer Nationalität. Die Dekoration ist ein vierarmiges Kreuz mit Strahlen in den Winkeln und dem heiligen Lazarus im Mittelschilde. Derselbe wird an einer aus den Wappen der zum alten serbischen Reiche gehörenden Staaten gebildeten Kette getragen. — 3) S. Mauritius- und Lazarusorden.

Lazen (Lasen), s. Lasistan.

Laziāli, Monti, s. Albanergebirge.

Lazistan, s. Lasistan.

Lazulith (Blauspat, Klaprothin), Mineral aus der Ordnung der Phosphate, kristallisiert monoklinisch, tafel- oder säulenförmig, findet sich meist derb oder eingesprengt und in körnigen Aggregaten von blaßblauer, seltener lasurblauer Farbe, glasglänzend, kantendurchscheinend, Härte 5—6, spez. Gewicht 3—3,12. Es besteht aus wasserhaltiger phosphorsaurer Thonerde, Bittererde und Eisenoxydul (MgFe) $Al_2P_2O_9$+aq. L. findet sich bei Hüttau im Salzburgischen auf Klüften im Tonschiefer, derb eingewachsen im Quarze zu Thernberg in Niederösterreich, Fischbach und Krieglach in Steiermark, Zermatt in Wallis, Horsjoeberg in Wermland, Sinclair in Nordcarolina, Lincoln County in Georgia.

Lazzări, Donato, Architekt, s. Bramante.

Lazzarōni, herkömmlicher Name für die Proletarier Neapels, entstand wahrscheinlich im Mittelalter zur Bezeichnung der vom Aussatz stark heimgesuchten ärmern Volksklassen (vgl. Lazarus 2, Lazarusklapper und Leperos). Die L. haben in der Geschichte zuzeiten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, so namentlich 1647, wo sie sich unter Masaniellos (s. d.) Führung gegen die Spanier empörten, und 1799, wo sie von der Regierung gegen die liberale Partei aufgehetzt wurden. Eine klassische Schilderung der L. von ehedem lieferte Goethe. Vgl. Villari, Le lettere meridionali ed altri scritti sulla questione sociale in Italia (2. Aufl., Turin 1885).

Lazzi (ital., Mehrzahl von lazzo), die Scherze in der italienischen Stegreifkomödie; im weitern Sinne tadelnswerte komische Extempores bei theatralischen Aufführungen; Harlekinspossen, »Mätzchen«.

lb., Abkürzung für libra, in England besonders für das Handelspfund, unter der Form ℔ in Deutschland für das frühere Pfund.

Lbk., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Nathanael Lieberkühn, 1711—56 in Berlin, einer der tüchtigsten Anatomen der Hallerschen Zeit.

Ldl., s. *Lindl.*

Le (Leh), Hauptstadt des Gouvernements Ladak in Kaschmir, unter 34° 10' nördl. Br. und 77° 40' östl. L. v. Gr., auf einem 370 m hohen Hügel, 3440 m ü. M., 5 km nördlich vom rechten Ufer des Indus, hat hohe, von konischen Türmen überragte Mauern, enge Straßen mit hohen, weiß getünchten Häusern, einen Palast des frühern Radscha und ein großes Kloster auf einem Hügel, ein Denkmal des 1874 hier gestorbenen österreichischen Geologen Stoliczka und 4000 Einw. Die Fremden wohnen in einer Vorstadt; 1½ km von der Stadt erhebt sich ein Fort. L. ist der große Markt für das östliche Tibet und das Rendezvous für die Kaufleute Indiens und des chinesischen Turkistan; namentlich ist es Hauptstapelplatz für das Haar von Kaschmirziegen und Yaks. Doch nimmt der

früher bedeutende Verkehr mit Ostturkistan durch die Konkurrenz russischer Waren in neuester Zeit ab. Seit 1870 ist in L. ein britischer Beamter stationiert zur Kontrolle des Durchgangshandels.

Lea (spr. lī, »Gebinde«), engl. Garnmaß: bei Baumwolle sowie Kammgarn kurzer u. mittler Weife = 80, bei Kammgarn langer Weife und Streichgarn = 40 Threads, bei Flachs- und Hanfgarn aber, dessen Feinheit durch die Zahl der L. in 1 Pfund avdp. bestimmt wird, = 300 Yards. Das L. mißt für Baumwollen- und für Kammgarn mittler Weife 109,726, für sonstiges Wollgarn 73,151 und für Leinengarn 274,315 m. Vgl. Hanf.

Lea (spr. lī), linker Nebenfluß der Themse, entspringt unweit Luton in Bedfordshire und mündet nach einem Laufe von 80 km unterhalb Blackwall bei London. Er ist schiffbar gemacht.

Leach, bei naturwissenschaftl. Namen für William Leach (spr. lītsch), gest. 1836 als Konservator des Britischen Museums in Genua (Zoolog).

Lead (engl., spr. ledd), Blei; l.-pencil, Bleistift.

Leade (spr. līd), Jane, die Stifterin der Philadelphier in England, geb. 1623 im Gebiete von Norfolk, gest. 1704, Tochter eines angesehenen Mannes, Namens Ward, erhielt in ihrem 19. Lebensjahr die Versicherung ihrer Sündenvergebung von seiten Jesu durch einen »Gnadenbrief«. 1644 verheiratete sie sich mit einem frommen Mann, William L. Nachdem ihr Gatte 1670 gestorben war und sie in einer Vision von »Gottes ewiger Jungfrau, der Weisheit«, ein goldenes Buch erhalten, gründete sie die philadelphische Societät. Die kleine Gemeinde, welche sie um sich sammelte, und deren bedeutendstes Mitglied John Pordage war, hat viele Verfolgungen sowohl von seiten Cromwells als auch der englischen Geistlichkeit durchzumachen gehabt, gewann aber Teilnehmer in Deutschland und Holland. Das von den Philadelphiern 1703 verfaßte Bekenntnis wurde Ursache zu innern Spaltungen. Von ihr erschien »Offenbarung der Offenbarungen« (deutsch, Leipz. 1893).

Leader (engl., spr. līder, »Leiter«, »Anführer«), soviel wie Leitartikel (s. d.) in Zeitungen; bei Übungsgalopps das an der Spitze galoppierende Pferd, welches die Arbeit der andern jüngern Pferde regelt; auch soviel wie Konzertmeister, erster Geiger.

Leadhillit (spr. ledd-), Mineral aus der Ordnung der Karbonate, kristallisiert monoklinisch in fast immer tafelartigen Kristallen, findet sich auch in schaligen Aggregaten, ist gelblichweiß bis braungelb, fettglänzend, auf der Basis mit diamantartigem Perlmutterglanz, durchscheinend, Härte 2,5, spez. Gew. 6,26—6,55, besteht aus 3 Mol. kohlensaurem Blei mit 1 Mol. schwefelsaurem Blei und Wasser und findet sich bei Leadhills in Schottland, in großen Kristallen auf der Grube Malo Calzetto in Sardinien und bei Nertschinsk.

Leadhills (spr. ledd-hills), höchstes Dorf Schottlands in Lanarkshire, in den Louther Hügeln, 550 m ü. M., hat Bleigruben (seit dem Anfang des 17. Jahrh.) und (1891) 998 Einw.

Leadville (spr. leddwill), Hauptstadt der Grafschaft Lake im nordamerikan. Staat Colorado, am obern Arkansas, tief im Felsengebirge schön gelegen, 3108 m ü. M., mit (1890) 10,384 (1880: 14,820) Einw. Der Ort wurde 1859 unter dem Namen California Gulch gegründet und hatte jahrelang die ergiebigsten Goldwäschereien. Als aber 1876 die großen Chlorsilberlager entdeckt wurden, wuchs die Bevölkerung zeitweilig auf 30,000 Seelen. In neuester Zeit hat dieselbe mit dem Sinken der Silberpreise abgenommen, doch beläuft sich die jährliche Silberausbeute immer noch auf 13 Mill. Doll.

League (spr. lîgh), engl. Wegemaß, s. Meile; dann auch soviel wie Liga, Bund.

Leaia, s. Blattfüßer.

Leake (spr. līk), William Martin, engl. Archäolog, geb. 14. Jan. 1777, gest. 6. Jan. 1860 in Brighton, war erst Artillerieoffizier und wurde seit 1800 mit diplomatischen Missionen nach dem Orient betraut. Er bereiste dann einige Jahre lang Griechenland in archäologischem Interesse und beteiligte sich später, durch Lord Byron begeistert, auch am griechischen Freiheitskampf. Nachdem er 1823 als Oberstleutnant seinen Abschied genommen, lebte er nur wissenschaftlicher Beschäftigung. Er unternahm zu diesem Zweck neue Reisen nach Kleinasien. Seine Hauptwerke sind: »Researches in Greece« (Lond. 1814); »Topography of Athens« (das. 1821; 2. Aufl., Cambridge 1841, 2 Bde.; deutsch von Baiter und Sauppe, Zürich 1844; der Abschnitt über die Demen von Attika besonders bearbeitet von Westermann, Braunschw. 1840); »Tour in Asia Minor« (Lond. 1824); »Travels in the Morea« (das. 1830, 3 Bde.); »Travels in Northern Greece« (Cambridge 1835—1841, 4 Bde.); »Peloponnesiaca« (das. 1846); »Greece at the end of twenty-three years' protection« (das. 1851) und »Numismata hellenica« (das. 1854—59, 3 Bde.). Vgl. »Memoir of the life and writings of L.« (hrsg. von Marsden, Lond. 1864).

Leamington (spr. lemmingt'n, Royal L. Spa), Stadt und sehr vornehmer Badeort in Warwickshire (England), in einem anmutigen Thal am Leam (Nebenfluß des Avon), 3 km östlich von Warwick gelegen, war lange ein unbedeutendes Dorf (1811 mit 540 Einw.) und gehört jetzt zu den schönsten Städten Englands, mit (1891) 26,930 Einw. Das rasche Aufblühen verdankt L. den erst 1797 entdeckten, vielbesuchten kalten Mineralquellen, welche insbes. gegen Gicht, chronischen Rheumatismus, Lähmungen und chronische Hautausschläge empfohlen werden. L. hat einen Kursaal (pump room), ein schönes Rathaus, großartige Gasthöfe, mehrere höhere Schulen, eine Blindenschule, ein Museum ꝛc.; auch ist es durch die daselbst stattfindenden Wettrennen bekannt. Zwischen der Alt- und Neustadt liegen schöne öffentliche Gärten. Vgl. Smith, The saline waters of L. (Lond. 1884).

Leánder (Leandros), s. Hero.

Leander, Richard, Pseudonym, s. Volkmann.

Leanderturm, s. Konstantinopel, S. 493.

Leane (Lough L., spr. loch lîn), einer der Seen von Killarney (s. d.) in Irland.

Lear (spr. līr), mythischer König von Britannien, Hauptheld der gleichnamigen Tragödie Shakespeares.

Lease-holder (engl., spr. līs-hōlder), s. Tenant.

Leavenworth (spr. lēwwen-), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Kansas, am Missouri, wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, hat eine Kolossalstatue Grants, Staatsnormalschule, zwei Waisenhäuser, Eisengießereien, Sägemühlen, Maschinenbauanstalten, bedeutenden Handel mit Getreide, Vieh und Bauholz und (1890) 19,768 Einw. Nördlich davon Fort L., ein wichtiger Militärposten.

Leba, 1) Küstenfluß in der preuß. Provinz Pommern, entspringt in hoher Gegend in Westpreußen, fließt unterhalb Lauenburg durch große Torf- und

Wiesenflächen, tritt in den 17 km langen, bis 8 km breiten Lebasee und mündet nach 135 km langem Lauf bei der Stadt L. in die Ostsee. — 2) Stadt im preuß. Regbez. Köslin, Kreis Lauenburg, an der Mündung des Flusses L. in die Ostsee, hat eine evang. Kirche, eine Rettungsstation für Schiffbrüchige, Fischerei, Handel mit Fettvieh und Fischen und (1890) 1934 Einw., davon 22 Katholiken und 11 Juden. Der Ort, vor seinem Untergang durch Flut und Dünensand (1570) mehr westlich bei einer noch vorhandenen Kirchenruine gelegen, erhielt vom Deutschen Orden 1357 lübisches Recht.

Lebach, Flecken im preuß. Regbez. Trier, Kreis Saarlouis, an der Thel, 211 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Gerberei, Müllerei, besuchte Märkte und (1890) 1320 Einw.

Lebacher Schichten, bei Lebach im Nahegebiet gut entwickelte obere Stufe des Unter-Rotliegenden, s. Dyasformation.

Lebadeia, im Altertum Stadt in Böotien, westlich vom Kopaissee, berühmt durch das schon zur Zeit des zweiten Messenischen Krieges erwähnte und noch im 2. Jahrh. n. Chr. bestehende Orakel des Trophonios und den Tempel des Gottes mit einer von Praxiteles verfertigten Bildsäule desselben. Jetzt Livadia (s. d. 1).

Lebanon (spr. lébbänön), Name mehrerer Orte in der nordamerikan. Union. 1) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Pennsylvanien, 50 km östlich von Harrisburg, mit Hoch- und Koksöfen, Walzwerken, Maschinenbau und (1890) 14,664 Einw. Etwa 8 km davon die ungemein ergiebigen »Cornwall-Erzbänke« mit Eisen und Kupfer; auch schöner Marmor wird gebrochen. — 2) Hauptort der Grafschaft Boone des Staates Indiana, hat ein Opernhaus, mehrere Fabriken und (1890) 3682 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Grafton des Staates New Hampshire, am Muscoma River, dessen Fall die Wasserkraft für eine Anzahl Fabriken liefert, mit (1890) 3763 Einw. — 4) Ort in der Grafschaft Warren des Staates Ohio, hat eine Normalschule, Bibliothek und (1890) 3050 Einw.

Lebasee, s. Leba 1).

Lebbachbaum, s. Albizzia.

Lebbeke, Flecken in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Dendermonde, an der Staatsbahnlinie Brüssel-Dendermonde, mit Wollspinnerei und Weberei, Spitzenfabrikation, Handel in Landesprodukten und (1890) 6573 Einw.

Lebbin, Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Usedom-Wollin, auf der Insel Wollin und am Ausfluß der Swine aus dem Pommerschen Haff, hat eine schöne Kirche (dabei umfassende Aussicht über das Haff), ein Waisenhaus, Zementfabrikation und (1890) 1402 evang. Einwohner. Die Lebbiner Berge sind der Anfang eines Höhenzugs, der mit dem Gosanberg unweit Misdroy an der Ostsee endet und eine Höhe von 102 m erreicht.

Lebeau (spr. löbó), Jean Louis Joseph, belg. Staatsmann, geb. 2. Jan. 1794 in Huy an der Maas, gest. daselbst 19. März 1865, ward 1819 Advokat und trug als Mitredakteur des politischen Journals »Mathieu Laensberg« wesentlich zum Zustandekommen der Union zwischen der liberalen und der katholischen Opposition gegen die niederländische Regierung bei. Während der Revolution 1830 entwickelte L. eine große Thätigkeit für die Unabhängigkeit Belgiens und betrieb als Minister des Auswärtigen im zweiten Ministerium des Regenten vom 28. März 1831 eifrigst die Wahl des Prinzen von Koburg zum König von Belgien. Unter König Leopold wurde er 20. Okt. 1832 Justizminister. Nach den Unruhen im Monat April 1834 schied er aus dem Ministerium und ward Gouverneur von Namur und 1839 außerordentlicher Gesandter Belgiens beim Deutschen Bund. 1840 erhielt er wieder das Ministerium des Auswärtigen, bis 1841. Als Kammermitglied sowie als Publizist fuhr er fort, die Prinzipien des Liberalismus der klerikalen Partei gegenüber zu vertreten. Erst im Herbst 1864 verzichtete er infolge von Kränklichkeit auf seine Wiederwahl als Deputierter. Vgl. Juste, Joseph L. (Brüssel 1865); Freson, Souvenirs personnels et correspondance diplomatique de J. L. (das. 1883).

Lebedin (Lebedjin), Kreisstadt im russ. Gouv. Charkow, an der Olschana (zum Psiol), hat 10 Kirchen, Zuckerfabriken, Talgsiedereien, Getreidehandel und (1889) 12,123 Einw.

Lebedjan, Kreisstadt im russ. Gouv. Tambow, am Don, Knotenpunkt der Eisenbahnen Bogojawlensk-L. und Jelez-L., hat 7 Kirchen, ein Kloster, ein Progymnasium, eine Stadtbank, eine Landwirtschaftliche Gesellschaft, Seifen- u. Talglichtefabrikation und (1889) 6382 Einw. In L. finden jährlich drei große Jahrmärkte statt mit einem jährlichen Absatz von ca. 2 Mill. Rubel. Haupthandelsartikel sind: Leder, Felle, Korn und Pferde.

Lebĕdos, im Altertum eine der ionischen Städte an der Küste Lydiens, 30 km nordwestlich von Ephesos, erreichte durch Handel, die benachbarten Warmbäder und die Fruchtbarkeit ihres Gebietes eine hohe Blüte, verlor aber durch Lysimachos, der den größten Teil ihrer Einwohner nach Ephesos verpflanzte, ihre Bedeutung.

Lebel (spr. löbell), Nicolas, Militär, geb. 18. Aug. 1835 bei Angers, gest. 6. Juni 1891 in Vitré, trat 1855 in die Militärschule von St.-Cyr, machte 1870 als Hauptmann den Feldzug bei der Nordarmee mit und wurde Direktor der Schießschule in Tours u. 1883 in Châlons. In demselben Jahre gehörte er zu der Kommission zur Beschaffung einer neuen Handfeuerwaffe für die Infanterie. Diese Kommission entschied sich für das von L. präsentierte kleinkaliberige Gewehr (fusil Lebel), an dessen Konstruktion auch andre Fachmänner beteiligt sind, und welches 1886 in Frankreich eingeführt wurde. 1887 erhielt L. als Oberst ein Regiment in Sedan, seiner Kränklichkeit halber mußte man ihn aber bald als Armeebeamten beschäftigen, und 1890 nahm er seinen Abschied. Er erhielt dann die Stelle eines Steuerempfängers in Vitré.

Leben, der Inbegriff der charakteristischen Erscheinungen, welche wir an denjenigen Naturkörpern wahrnehmen, die wir gewöhnlich als Organismen bezeichnen, nämlich an Tieren und Pflanzen. Die Lehre von den Lebewesen wird Biologie genannt, sie teilt sich in Anatomie und Physiologie, von denen die erstere sich mit der Form, die letztere mit den Lebenserscheinungen der Organismen beschäftigt. Die Physiologie ist also die Lehre vom L.; je nachdem Pflanzen oder Tiere Gegenstand ihrer Behandlung sind, unterscheidet man Pflanzen- und Tierphysiologie. Das L. der Organismen äußert sich in Bewegung und Empfindung, Ernährung und Fortpflanzung. Die Bewegung der Organismen, besonders der tierischen, scheint sich von der der Mechanismen auf den ersten Blick durch ihre Spontaneität zu unterscheiden; doch ist diese nur eine scheinbare: wie die Dampfmaschine nur geht, wenn sie geheizt wird, so ist auch

die motorische Thätigkeit der Organismen an den Verbrauch, an die Verbrennung von Stoffen gebunden, die, wenn die Leistungen erhalten bleiben sollen, in demselben Maß zugeführt werden müssen, als sie verbraucht werden. Die sogen. äußern Reize, welche Bewegung hervorrufen, wirken auslösend auf die schlummernden chemischen Kräfte, wie der Funke, der in ein Pulverfaß fällt, die im Pulver ruhenden Kräfte entfesselt und dadurch gewaltige Bewegungserscheinungen veranlaßt. Die anscheinend auf Grund innerer Antriebe erfolgenden Bewegungen sind vielfach in letzter Instanz ebenfalls auf äußere Einflüsse zurückzuführen. Eine Fähigkeit unterscheidet das organisierte Gebilde in fundamentaler Weise vom nicht organisierten, das ist die Assimilation, d. h. das Vermögen der Organismen, aus der Umgebung fremde Stoffe aufzunehmen und in solche Stoffe zu verwandeln, aus denen sie selbst bestehen. Auf Grund dieser Aneignung von außen zugeführter Nährstoffe erhalten die Organismen ihren Bestand, können sie wachsen, ja sogar über das individuelle Maß hinauswachsen, also sich fortpflanzen und vermehren. Ein unbelebter Körper, z. B. ein Kristall, wächst nur dadurch, daß sich an seiner Oberfläche kleine Teilchen des Materials, aus dem er selbst besteht, ansetzen. Die Atmung, die den zu den Verbrennungsvorgängen nötigen Sauerstoff zuführt und dadurch zur Hauptquelle der Lebensenergie und Lebenswärme wird, und die Ausscheidung unbrauchbar gewordener Stoffe bilden in Gemeinschaft mit der Assimilation diejenige Gruppe von Lebensfunktionen, die man als vegetative bezeichnet. Sie finden sich bei Tieren wie bei Pflanzen, während die übrigen Verrichtungen (Empfindung und Bewegung) entweder ausschließlich oder doch wenigstens in auffallender Weise nur beim tierischen Organismus auftreten und deshalb jenen Leistungen als animalische gegenübergestellt werden. Den Pflanzen geht die Fähigkeit zu empfinden ab, und damit fehlen ihnen auch die aus der Empfindung resultierenden höhern psychischen Leistungen. Der Hauptunterschied zwischen pflanzlichem und tierischem L. beruht indes auf der Verschiedenheit der Assimilationsvorgänge in beiden; denn während die Pflanze aus den einfachsten ihr zugeführten Nährstoffen die kompliziertesten chemischen Verbindungen aufbaut, ist die Assimilationsfähigkeit des Tieres eine weit beschränktere, und seine Ernährung an die Zufuhr von hochzusammengesetzten Stoffen gebunden. Fehlt es somit nicht an Anhaltspunkten für die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem, so wäre es doch ein Irrtum, zu glauben, daß diese Anhaltspunkte einzeln oder in ihrer Gesamtheit zugleich das logische Merkmal jener Grenzlinie abgäben. Schon eine oberflächliche Kritik der oben angeführten Momente wird jeden Denkenden davon überzeugen, daß der Begriff des Lebens dadurch weder erschöpft, noch abgegrenzt ist. Man kann das L. als Erscheinung einem Feuer vergleichen, welches sich nährt, halb erlischt und wieder aufflammt, und neuere Forscher haben deshalb auch im Feuer den Ursprung des Lebens gesucht. Da indessen die Nahrung und die andern dem L. unentbehrlichen Bedingungen, die Wärme, das Licht &c., von außen kommen, so ist das L. keine ausschließlich innere Erscheinung, die durch eine spezifische Kraft, die sogen. Lebenskraft (s. d.), unterhalten wird, sondern beruht auf der Wechselwirkung mit den Außendingen. Daher ist das L. nichts unveränderlich Gegebenes, sondern zeigt eine Anpassungs- und Entwickelungsfähigkeit, welche uns die Mannigfaltigkeit seiner Formen erklärt. Als den eigentlichen Träger des Lebens sieht man in neuerer Zeit das Protoplasma (s. d.) an, weil es nicht nur bei vielen niedern Urwesen oder Protisten den gesamten Leib des Lebewesens darstellt und alle Eigenschaften des Lebens, als Bewegung, Reizbarkeit, Ernährung und Fortpflanzung, äußert, sondern weil auch die höher stehenden Organismen im Keimzustand auf einen Tropfen dieser Substanz reduziert sind und die Zellen, die den fertigen Organismus zusammensetzen, im wesentlichen ebenfalls aus Protoplasma bestehen. Pflüger und andre Biologen haben das L. aus der großen Zersetzbarkeit des Protoplasmas oder einiger seiner Bestandteile zu erklären gesucht, Löw und Bokorny hierbei besonders auf die große Beweglichkeit und Spannkraft der im lebenden Eiweiß enthaltenen Aldehydgruppen hingewiesen. Der Tod sei die Folge einer Molekularverschiebung dieser in chemischer Beziehung ausgezeichneten Gruppen. — Der Ausdruck L. wird auch in übertragener Bedeutung vielfach gebraucht. Man spricht von einem geistigen L., von L. in der Geschichte, von Staats- und Völkerleben &c. Gegen diesen Gebrauch ist an sich nichts einzuwenden; nur soll man nicht glauben, daß er dazu dienen könne, den Begriff des Lebens selbst zu erläutern. Im Gegenteil kann die Übertragung des Begriffs auf ein Gebiet, dem er an sich fremd ist, nur zur Verdunkelung desselben beitragen. Vgl. Treviranus, Biologie (Götting. 1802–22, 6 Bde.); Reich, Lehrversuch der Lebenskunde (Berl. 1847, 2 Bde.); Moleschott, Der Kreislauf des Lebens (5. Aufl., Mainz 1876–86, 2 Bde.); Preyer, Erforschung des Lebens (Jena 1873); Derselbe, Naturwissenschaftliche Thatsachen u. Probleme (Berl. 1880); H. Spencer, Prinzipien der Biologie (deutsch, Stuttg. 1876, 2 Bde.); Claude Bernard, Leçons sur les phénomènes de la vie communs aux animaux et aux végétaux (Par. 1878, 2 Bde.); Weismann, Über die Dauer des Lebens (Jena 1882); Derselbe, Über Leben und Tod (das. 1884); Verworn, Allgemeine Physiologie (das. 1895).

Lebende Bilder (franz. Tableaux vivants), Darstellungen von Werken der Malerei und Plastik durch lebende Personen, die schon im römischen Altertum bei festlichen Gelagen von Gauklern und Tänzern, gewöhnlich am Schlusse von Pantomimen, zur Anschauung gebracht wurden. Von Rom verbreiteten sie sich über das Abendland, und namentlich nach Byzanz, wo sich die spätere Kaiserin Theodora, die Gemahlin Justinians I., die in ihrer Jugend Tänzerin und Pantomimistin gewesen war, in Attitüden hervorthat. In neuerer Zeit wurde das Genre durch Frau v. Genlis (s. d.), die Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orléans, wieder belebt, die zur Belehrung und Unterhaltung ihrer Zöglinge dergleichen Darstellungen arrangierte und sich dabei der Hilfe der Maler David und Isabey bediente. Bekannter sind die Vorführungen besonders antiker Statuen durch Lady Hamilton (s. d., S. 269). Auf der königlichen Bühne zu Berlin machte man zuerst mit Erfolg den Versuch, solche l. B. auch dem größern Publikum zugänglich zu machen. Auch sonst bedient man sich bei besondern Anlässen, Festvorstellungen, Traumerscheinungen &c. auf der Bühne der lebenden Bilder. Während der Dauer der Schaustellung eines Bildes ist die richtige unbewegliche Beleuchtung des Hauptpunktes genau zu beachten. Bei komischen Bildern läßt man auch wohl vor den Augen der Zuschauer die Stellung verändern, so

daß der Effekt noch vermehrt und gesteigert wird. In neuerer Zeit werden l. B. besonders auf den sogen. Spezialitätentheatern gestellt, auf denen Marmorfiguren und -Gruppen nach antiken und modernen Vorbildern und vollständige Bilder unter wechselnder Beleuchtung von lebenden Menschen reproduziert werden. Vgl. Wallner, Sujets zu lebenden Bildern (Erfurt 1876—81, 2 Bde.).

Lebendes Inventar, die zu dem landwirtschaftlichem Betriebe gehörigen Bestände an Vieh und zwar Zug- und Nutzvieh. In Verbindung mit dem toten Inventar (Geräte und Maschinen) bildet das lebende Inventar das stehende Betriebskapital. Vgl. Landwirtschaftliche Betriebserfordernisse.

Lebendgewicht, s. Mast (Mästung).

Lebendig begraben, s. Einmauerung und Totenbestattung.

Lebendige Kraft, s. Wucht.

Lebendiggebärende Pflanzen (Plantae viviparae), Gewächse, deren Same schon in der Frucht keimt und dieselbe auf der Mutterpflanze durchbohrt oder in gekeimtem Zustand mit der Frucht zugleich abfällt. Als Abnormität kommt diese Erscheinung z. B. bei auswachsendem Getreide in feuchten Jahren, bei Arten von Juncus, Epilobium, bei Äpfeln u. a., vor. Bei einigen tropischen Strandgewächsen der sogen. Mangroveformation (z. B. bei Arten von Rhizophora, Bruguiera, Aegiceras, Avicennia) ist sie dagegen ein normaler Vorgang. Bei Bruguiera gymnorhiza besitzt der Embryo vier anstatt zwei Keimblätter, die unten zusammenhängen und hier eine kurze Röhre bilden. Das anfangs sehr kurze hypokotyle Stengelglied verlängert sich später, durchbohrt die Samenschale und wächst mit der Wurzel an der Spitze in den Fruchtknotenraum hinein, während die Keimblätter innerhalb der Samenschale stecken bleiben und unter Aufzehrung des vorhandenen Nährgewebes den Keimling ernähren. Das weiterwachsende Wurzelende des Embryos dehnt zunächst den Fruchtknoten, sprengt schließlich dessen Wand an dem griffeltragenden Teile mit einem Querriß und hebt den Griffelteil mützenartig empor. Darauf schwillt das aus der Frucht hervorgetretene hypokotyle Ende des Keimlings an und verlängert sich zu einem bis 21 cm langen und 2 cm breiten Körper von Spindelform. Durch das wachsende Gewicht des Keimlings wird inzwischen die noch immer am Baume befindliche Frucht so gedreht, daß die Wurzelspitze sich nach unten kehrt. Zuletzt fällt der weit vorgeschrittene Keimling (wie es scheint, ähnlich wie bei Rhizophora durch Lostrennung von den Kotyledonen) ab und gelangt in den unter den Bäumen vorhandenen Schlamm, in welchem sich das Wurzelende schnell weiterentwickelt.

Auch bei Aegiceras majus, einer strandbewohnenden, strauchartigen Myrsinee mit ziegenhornähnlich gekrümmten Früchten, wurde Viviparie beobachtet. Hier wird die Frucht, solange sie am Strauche festsitzt, vom Keimling nicht durchbohrt. Letzterer wächst in der Frucht zu ganz bedeutender Größe heran und füllt deren Innenraum aus, während der Same klein bleibt. Die Frucht fällt dann ab, schwimmt auf dem Wasser und vermittelt dadurch die Verbreitung. Bei Avicennia officinalis, einer strandbewohnenden Verbenacee, wächst das Endosperm aus dem Samenknospenmund hervor, führt aber dabei den Embryo mit sich, der einen nur wenig entwickelten hypokotylen Teil hat und im Endosperm wie in einer Tasche steckt, während die beiden elliptischen Keimblätter aus jenem hervorragen. Schließlich fallen die Keimlinge in völlig nacktem Zustand aus der geöffneten Frucht heraus und befestigen sich an ihrem untern Ende mittels eines Kranzes von Nebenwurzeln.

Bei den genannten Pflanzen steht die merkwürdige Art der Aussäung in deutlicher Abhängigkeit von den besondern Verhältnissen der tropischen Strandvegetation, welche eine gesicherte Verbreitung und eine möglichst schnelle Befestigung der Keimpflanzen in dem Schlammboden erfordert. Jedoch finden sich auch bei einigen nicht lebendiggebärenden Pflanzen Formen der Samenentwickelung, welche auf die Viviparie ein Licht werfen. So entbehren z. B. die großen Samen einer auf sumpfigem Strandboden Ceylons wachsenden Amaryllidee (Crinum asiaticum) eine harte, feste Samenschale und werden nur von einer dünnen Haut umzogen; ihrer Hauptmasse nach bestehen sie nur aus dem Nährgewebe und schwimmen vermöge ihres Luftgehalts auf dem Wasser, was die Verbreitung erleichtert; die Samen der Nymphäacee Euryale ferox schwimmen mittels eines lufthaltigen Mantels (arillus) und sinken nach Entfernung desselben sofort zu Boden. Bei der Kokospalme und der strandbewohnenden niederliegenden Barringtonia speciosa (Myrtacee) entwickeln sich die Wurzeln ihres Keimlings zunächst innerhalb einer Faserschicht der Fruchtwand, welche durch ihr schwammiges Gewebe zugleich das Schwimmen der Frucht und ihre Verbreitung durch Meeresströmungen ermöglicht. Bei einzelnen Kryptogamen, die feuchte Strandorte bewohnen (Hymenophylleen sowie einige Lebermoose), legen die Sporen regelmäßig noch innerhalb des Sporangiums die ersten Keimungsstadien zurück. Das besonders bei Gräsern vorkommende, abnorme Durchwachsen der Blüte durch einen blatttragenden, später abfallenden und sich bewurzelnden, kleinen Sproß ist durchaus von dem Lebendiggebären verschieden (vegetative Viviparie). Den stärksten Gegensatz zu den lebendiggebärenden Pflanzen bilden solche Gewächse, deren Keimlinge bei der Ausstreuung der Samen noch ganz unentwickelt sind, wie bei Eranthis hiemalis, Ranunculus Ficaria, Corydalis cava, wo die Weiterentwickelung an den unreifen Samen innerhalb des Erdbodens erfolgt. Bei der Konifere Gingko biloba tritt sogar die Befruchtung erst in der abgefallenen Samenknospe ein. Vgl. Göbel, Pflanzenbiologische Schilderungen (1. Teil, Marburg 1889; 2. Teil, das. 1891 ff.).

Lebensalter, s. Alter.

Lebensbalsam, Hoffmannscher (Mixtura oleosobalsamica, Balsamum vitae Hoffmanni), Lösung von je 1 Teil Lavendel-, Gewürznelken-, Zimtkassien-, Thymian-, Zitronen-, Muskatblüten- und Neroliöl und 3 Teilen Perubalsam in 240 Teilen Spiritus, dient innerlich und äußerlich als belebendes, nervenstärkendes Mittel.

Lebensbaum, Pflanzengattung, s. Thuja.

Lebensbaum, s. Gehirn, S. 211.

Lebensbeschreibung (Biographie), Erzählung der Schicksale und Thaten eines Individuums, zugleich mit historischer Kunst ausgeführte Darstellung seiner geistigen und sittlichen Entwickelung. So aufgefaßt, bildet die L. einen Zweig der Geschichtschreibung, und alle Anforderungen, welche die Wissenschaft an die übrigen Gattungen der historischen Darstellung macht: vollständige Kenntnis und Beherrschung des Stoffes, strenge Wahrheitsliebe, Reife und möglichste Parteilosigkeit des Urteils sowie nicht minder genaue Bekanntschaft mit den Zeitverhältnissen und ihren Einwirkungen, endlich künstlerisch schöne

Form der Darstellung, werden auch an eine gute L. gestellt. — Eine besondere Art der L. ist die **Auto-** oder **Selbstbiographie**, in welcher eine Persönlichkeit die Darstellung ihres eignen Entwickelungsganges gibt, also ihr eigner Geschichtschreiber ist. Eins der merkwürdigsten Beispiele dieser Art der L., welche einen seltenen Grad von Selbsterkenntnis und Wahrheitsliebe erfordert, sind die »Confessions« Rousseaus, vor deren Offenheit man oft zurückschrickt, während Goethes »Dichtung und Wahrheit« zu der Gattung von Lebensbeschreibungen gehört, welche, dem Kunstwerk sich nähernd, weniger das Einzelne in das Auge faßt, als vielmehr das Ganze der geistigen Entwickelung des Individuums darstellt. Schriften biographischer Art finden wir bereits bei den Alten; es sei hier nur an Tacitus' Biographie des Agricola, an Curtius' L. Alexanders d. Gr., an Plutarch erinnert. Im Mittelalter waren fast ausschließlich Heilige Gegenstand biographischer Darstellung, bis dann im 16. Jahrh. die biographische Litteratur (in Deutschland mit den dürftigen, aber interessanten Autobiographien eines Götz v. Berlichingen, Thomas Platter, Hans v. Schweinichen ꝛc.) zu neuem Leben erwachte und sich in der Folge bei allen Kulturvölkern zu einem kaum zu übersehenden Reichtum entfaltete, wenn auch nur der kleinere Teil der betreffenden Schriften, die teils in Biographien Einzelner, teils in Sammlungen von Lebensbeschreibungen bestehen, nach Inhalt oder Form Anspruch auf litterarhistorische Bedeutung erheben kann. — Die biographischen Sammelwerke (meist alphabetisch angelegt) sind in Hinsicht auf Ausführlichkeit und Stoffbegrenzung sehr verschieden und zwar teils allgemeiner Natur (ausgezeichnete Persönlichkeiten aller Zeiten und Völker umfassend), teils auf gewisse Zeiträume, einzelne Länder oder bestimmte Berufsarten (Künstler-, Gelehrten-, Schriftstellerlexika ꝛc.) beschränkt. Zu den namhaftesten größern Sammlungen der **allgemeinen** Art gehören, von einigen ältern Werken abgesehen: Bayles »Dictionnaire historique« (1697 ff.; zuletzt Par. 1820, 16 Bde.), Michauds »Biographie universelle« (das. 1811—52, 52 Bde.; 3. Aufl. 1870 ff.), Höfers »Nouvelle biographie générale« (das. 1851—66, 46 Bde.) und »Der neue Plutarch« (hrsg. von Gottschall, Leipz. 1874—88, 12 Bde.), welcher die Zeit von der Reformation bis zur Gegenwart umfaßt; sodann von Spezialwerken für einzelne Länder: für England Stephens' auf 50 Bände berechnetes »Dictionary of national biography« (Lond. 1884—95, Bd. 1—43); für die Niederlande und Belgien van der Aas »Biographisch wordenboek der Nederlanden« (Haarl. 1852—78, 21 Bde.) und die »Biographie nationale« (Brüss. 1866 ff.); für Dänemark (und Norwegen) Brickas »Dansk biographisk Lexikon« (Kopenh. 1887 ff.); für Italien Tipaldos »Biografia degli Italiani illustri« (Venedig 1834—45, 10 Bde.), Sargatos »Memorie funebri antiche e recenti« (Padua 1856—62, 6 Bde.), Cantùs »Italiani illustri« (3. Aufl., Mail. 1876, 3 Bde.); für Spanien Quintanas »Vidas de Españoles celebres« (1807—33, 3 Bde.); für Schweden Palmblads »Biographiskt lexikon öfver svenska män« (Upsala 1835—57, 23 Bde.; neue Folge 1857—83, 9 Bde.), Hofbergs »Svenskt biographiskt lexikon« (Stockh. 1876, 2 Bde.); für Amerika Sparks' »Library of American biography« (Bost. 1834—48, 25 Bde.) und Appletons »Cyclopaedia of American biography« (New York 1887—89, 6 Bde.); für Brasilien Pereira da Silvas »Plutarco brasileiro« (1847, 2 Bde.) und Manoel da Macedos »Brasilian biographical Annual« (das. 1876, 4 Bde.); für den Orient Beales »Oriental biographical Dictionary« (Kalkutta 1881); für Deutschland die »Zeitgenossen« (Leipz. 1816—41, 18 Bde.), der »Nekrolog« und »Neue Nekrolog der Deutschen« (Weim. 1803—54, 30 Bde.). Wurzbachs »Biographisches Lexikon des österreichischen Kaisertums« (Wien 1857—92, 60 Bde.) und besonders die von der Historischen Kommission in München durch v. Liliencron und Wegele herausgegebene »Allgemeine deutsche Biographie« (Leipz. 1875 ff., bis jetzt 39 Bde.). Brauchbare kleinere Handbücher dieser Art sind: Cates' »Dictionary of general biography« (4. Aufl., Lond. 1885), Godwins »Cyclopedia of biography« (neue Ausg., New York 1878), Vapereaus »Dictionnaire universel des contemporains« (6. Aufl., Par. 1893, 2 Bde.), »The men of the time« (14. Aufl., Lond. 1895) u. a. Ein umfassendes Sammelwerk, bestehend aus 24 einzelnen biographischen Lexiken über Zeitgenossen, wurde 1895 in Paris unternommen. Der Pflege der biographischen Kunst sind die seit 1895 von Bettelheim herausgegebenen »Biographischen Blätter« (Berl.) besonders gewidmet. Vgl. **Öttinger**, Bibliographie biographique (2. Aufl., Brüss. 1854).

Lebensdauer, die bei den verschiedenen Pflanzen- und Tierarten sehr ungleiche, aber für dieselbe Art im Mittel gleichbleibende zeitliche Ausdehnung des Lebens, die bereits sehr früh die Aufmerksamkeit des Volkes erregt und sich in alter Spruchweisheit ausgeprägt hat. Nach der letztern soll z. B. ein Zaunkönig drei Jahre, ein Hund drei Zaunkönigsalter, ein Roß drei Hundsalter, ein Mensch drei Roßalter erleben u. s. f. bis zum Eichbaum, der nach dieser Rechnung 20,000 Jahre erleben sollte. Bacon von Verulam meinte, die L. richte sich nach der Dauer des Wachstums, je langsamer ein Wesen die Reifezeit erreiche, desto länger lebe es, und da sich die Tiere um so langsamer entwickelten, je größer sie seien, so lebten die größern Tiere, wie z. B. die Elefanten, auch am längsten, viele kleinere Tiere, wie die Insekten, dagegen nur kurze Zeit, Monate, Wochen, Tage und Stunden. Einzelne Insekten, wie z. B. die Eintagsfliegen, leben bekanntlich im ausgebildeten Zustand nur einige Stunden und sterben, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben, bald nach ihrer Begattung. Flourens glaubte die L. der fünffachen Wachstumsdauer gleichsetzen zu dürfen, und andre Forscher schrieben der Energie des Lebens einen bestimmenden Einfluß auf die Abnutzung der Organe zu, indes befinden sich unter den Vögeln, die sich des lebhaftesten Naturells und Stoffwechsels erfreuen, gerade die langlebigsten Tiere. So dauerten Raubvögel selbst in Menagerien über 100 Jahre aus. Die letzterwähnte Ansicht fußt auf der andern, daß Unbrauchbarwerden der Gewebsteile des Körpers durch sogen. Involution die eigentliche Ursache des Alterns und Sterbens darstelle. Aber schon der Umstand, daß Tiere sehr verschiedener Klassen und Lebensweisen ein gleiches Lebensalter erreichen (z. B. Pferde, Katzen und Kröten 40 Jahre), spricht dagegen. In neuerer Zeit zeigte Dönhoff, daß man die **mittlere** L., welche eine bestimmte Art im natürlichen Verlauf der Dinge zu erleben pflegt, von der höchsten L. trennen muß, die sie unter besonders günstigen Verhältnissen erleben kann. So lebte in einem Edinburger Aquarium eine Seeanemone mehr als 60 Jahre, ein Alter, das sie vermutlich in der Freiheit nicht erlebt. Da nun bei solchen Tieren, die keine (größere Schwankungen er-

zeugende) enorme Vermehrungsfähigkeit besitzen, und deren natürliche Lebensverhältnisse nicht sehr stark vom Menschen beeinflußt werden, wie z. B. bei gewissen Standvögeln, Wildarten ꝛc., die Zahl der Individuen im wesentlichen von Jahr zu Jahr dieselbe bleibt, so müssen ebenso viele Tiere sterben, als durchschnittlich Junge aufkommen. Die mittlere L. steht also in einem bestimmten Verhältnis zur Vermehrungsfähigkeit. Götte wollte nun im Fortpflanzungsakt selbst die Ursache des schnellern oder langsamern Hinsterbens sehen, weil einige Insektenmännchen gleich nach der Begattung und die Weibchen bald nach der Brutablage sterben, indes handelt es sich nach Weismann bei der mittlern L. um ein Zusammenwirken von Vermehrungsfähigkeit, Entwickelungsdauer, Ernährungsverhältnissen, Zahl der Vertilger ꝛc. Im allgemeinen werden Tiere, die im Jahre wenig Junge aufbringen, länger leben müssen als solche mit reicher Nachkommenschaft. Man muß also annehmen, daß diese äußern, den Kampf ums Dasein bildenden Verhältnisse, welche beinahe für jede einzelne Art andre sind, aber in gewissen Grenzen konstant bleiben, den Organismus sozusagen zu einer Feder von bestimmter Stärke gestalten, deren Spannkraft nur eine gewisse Zeit über die wahrscheinliche L. hinaus vorhält; die letztere würde sonach zu den sogen. Anpassungserscheinungen zu rechnen sein. Wahrscheinlich hat sich ebenso, wie jedem Organismus eine bestimmte mittlere Körpergröße zukommt, die durch eine Grenze der Zellenvermehrung gesetzt wird, auch eine Grenze der Regeneration der Zellen für jede Art eingeführt, mit deren Annäherung das Altern und langsame Absterben beginnt. Da nun offenbar jeder Organismus in seinem Leben Beschädigungen ausgesetzt ist, die nicht vollständig ausgebessert werden können, so muß schon aus diesem Grunde die Beschränkung der L. als eine Zweckmäßigkeitseinrichtung bezeichnet werden, und ohne sie wäre eine Entwickelung zu höhern Formen kaum denkbar gewesen. Die genauere Betrachtung dieser Verhältnisse hat einige auffällige Thatsachen ans Licht gebracht, z. B. die unbegrenzte L. der niedersten Wesen, deren Körper nur aus einer einzigen oder aus mehreren völlig gleichartigen Zellen besteht. Sowohl bei den erstern, die sich durch eine immerfort wiederholte Teilung vermehren, als bei den letztern, wo aus jeder einzelnen Zelle des aufgelösten Verbandes ein neuer Zellenkomplex hervorgeht, kann von einem natürlichen Absterben aus Altersschwäche keine Rede sein, sie unterliegen nur der gewaltsamen Vernichtung. — Bei den Pflanzen schließt sich die L., ähnlich wie bei vielen Insekten, teilweise an den regelmäßigen Cyklus der günstigen Entwickelungsperioden im Jahreslauf. Demgemäß sind die meisten Pflanzen ein- oder zweijährig, je nachdem sie ein oder zwei Jahre bis zur Entwickelung der Samen gebrauchen. Bei den mehrjährigen oder ausdauernden Kräutern, Sträuchern und Bäumen handelt es sich um ein jährliches Neuergrünen der mit Reservestoffen erfüllten Wurzelstöcke oder Äste, resp. um einen allmählichen Ersatz der Blätter bei immergrünen Pflanzen, und alle solche ausdauernden Gewächse (die man aber kaum mehr als einfache Individuen ansehen darf) können unter Umständen ein sehr hohes Alter erreichen, wie man denn häufig von tausendjährigen Eichen, Rosenstöcken ꝛc., ja selbst von mehrtausendjährigen Farnen, Drachen- u. Affenbrotbäumen ꝛc. spricht. Vgl. Weismann, Über die Dauer des Lebens (Jena 1882); Derselbe, Über Leben und Tod (das. 1884); A. Götte, Über den Ursprung des Todes (Hamb. 1883); F. Hildebrand, Die L. und Vegetationsweise der Pflanzen (Leipz. 1882); Göppert, Die Riesen des Pflanzenreichs (Berl. 1869). — Über die L. des Menschen s. auch Sterblichkeit.

Lebenselixir (Universalelixir, Elixirium ad longam vitam), eine Tinktur, die vermeintlich zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens beitragen sollte. Die von dem schwedischen Arzt Hjärne (gest. 1724) angegebene schwedische Lebensessenz, die jetzige Tinctura Aloës composita, wird aus 6 Teilen Aloe, je 1 Teil Rhabarber, Zitwerwurzel, Enzianwurzel und Safran und 200 Teilen verdünntem Spiritus dargestellt.

Lebenserwartung, mittlere, s. Sterblichkeit.

Lebensfähigkeit (Vitalität), im ärztlichen Sinne derjenige Zustand eines neugebornen Kindes, in welchem dasselbe seiner Konstitution nach, d. h. nach der Bildung seiner Organe, befähigt ist, fortzuleben. Eine fünfmonatige Frucht, sie mag noch so wohlgebildet sein, ist nicht lebensfähig, da sie das richtige Alter zum Fortleben nicht erreicht hat, und eine Frucht von zehn Monaten kann nicht fortleben, wenn eins oder mehrere der zum Leben wichtigsten Organe in der Weise verbildet sind, daß deren notwendige Verrichtungen nicht von statten gehen können. Ein kurzes Leben von Minuten oder Stunden kommt also hierbei nicht in Betracht. Es ist von der größten Wichtigkeit, den Begriff der L. in solcher Weise zu beschränken. In Beziehung auf die Frage, ob gewisse angeborne Mißbildungen, welche durch die Kunst möglicherweise beseitigt werden können, den Begriff der L. ausschließen oder nicht, gibt es verschiedene Ansichten. Aber mit Recht entscheidet sich Casper dahin, daß solche Mißbildungen, wie z. B. der angeborne häutige Verschluß des Mastdarms oder der Harnröhre, die ohne Kunsthilfe zum Tod führen, auch den Begriff der L. ausschließen müssen, indem er ausführt, wie die Annahme der L. einer auf diese Weise mißgebildeten Frucht die Folgerung einer verschiedenen L. der Kinder der Armen und Reichen, der Stadt- und Landbewohner zulassen würde. Angeborne Bildungsfehler, welche imstande sind, das Fortleben unmöglich zu machen, sind im ganzen selten und dann in der Regel so sehr in die Sinne fallend, daß über ihre Bedeutsamkeit in der Regel kein Zweifel obwalten kann. Weniger leicht und oft erst nach einigen Tagen machen sich innere Mißbildungen (s. d.) bemerkbar, wie z. B. Verschließung der Speiseröhre, Verschluß des Afters und der Harnröhre, Zwerchfellbruch, bei dem die Eingeweide des Unterleibes in die Brusthöhle gedrungen sind, u. dgl.

Daß L. des Gebornen Bedingung seiner Rechtsfähigkeit sei, läßt sich nicht behaupten, obwohl dies bis in unser Jahrhundert die in Theorie und Praxis herrschende Ansicht war. Allerdings schreibt das römische Recht nach richtiger, wenn auch bestrittener Ansicht derjenigen L., die Folge zu früher Geburt ist (aber auch nur dieser), Einfluß in privatrechtlicher Hinsicht insofern zu, als es bestimmt, daß durch einen Abortus, d. h. durch eine nicht lebensfähige Frühgeburt, die erbrechtlichen Verhältnisse keine Änderung erleiden, vielmehr alles so zu behandeln sei, als sei das Geborne gleich tot zur Welt gekommen. Dieser Satz hat jedoch in den neuern Zivilgesetzbüchern (mit alleiniger Ausnahme des Code civil, dem das italienische und einige schweizer Gesetzbücher gefolgt sind) keine Aufnahme gefunden; ebensowenig findet er sich in dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das

Deutsche Reich. Auch in strafrechtlicher Hinsicht, in der die Frage bei dem speziell so genannten »Kindesmord« (aber nicht bloß in diesem Falle) von Bedeutung wird, ist früher bezweifelt worden, ob das nicht lebensfähige Kind (im oben bezeichneten Sinne) dem lebensfähigen gleich zu achten sei, besonders auf Grund einer Bestimmung der »Carolina«, die als Gegenstand des Kindesmords eine »gliedmäßige« Geburt erforderte. Den neuern Strafgesetzbüchern, insbesondere auch dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch, ist jedoch eine solche Ausnahme von dem Grundsatze der Rechtsfähigkeit und Unverletzlichkeit jedes lebenden menschlichen Wesens unbekannt.

Lebensgeist (Spiritus vitalis), in ältern medizinischen Schulen ein hypothetisches Lebensprinzip.

Lebenshaltung (engl. Standard of life, s. d.), der der errungenen Kulturhöhe entsprechende Lebensbedarf einer Bevölkerungsklasse. Vgl. Arbeitslohn, S. 804.

Lebensknoten (franz. Nœud vital), nach Flourens eine kleine, wenige Millimeter umfassende graue Partie des verlängerten Marks an der Spitze des calamus scriptorius (dem hintern Ende der Rautengrube und der vierten Hirnhöhle), weil deren Verletzungen (Nackenstich, Genickfang) rasch den Tod durch plötzlichen Stillstand der Atembewegungen und des Herzens herbeiführen, während das gesamte große Gehirn nebst den Ganglien an seiner Basis bei Tieren abgetragen werden kann, ohne daß Atmung und Herzthätigkeit unmittelbar alteriert oder gar aufgehoben werden. Während Flourens glaubte, daß in der fraglichen Stelle das Zentrum des Lebens des Nervensystems und somit des tierischen Lebens überhaupt liege, haben spätere Forscher angenommen, daß diese Stelle das Atemzentrum enthalte (s. Atmung, S. 95), und daß infolge ihrer Zerstörung bei den höhern Tieren Erstickungstod durch Aufhören der Lungenatmung herbeigeführt werde. Frösche und andre Kaltblüter, bei denen die Hautatmung genügt, den ohnehin geringen Gaswechsel des Organismus zu unterhalten, leben noch viele Monate nach der Zerstörung des Lebensknotens.

Lebenskraft. Wie man in der Gegenwart noch nicht im stande ist, alle Lebensvorgänge durch die auch in der unbelebten Natur herrschenden chemischen und physikalischen Gesetze zu erklären (vgl. Leben), so war dies vor Jahrhunderten noch weit weniger möglich. Man sah sich deshalb nach andern Erklärungsgründen für die Erscheinungen der organischen Natur um, da man doch auch auf diesem Gebiet eine strenge Gesetzmäßigkeit nicht verkennen konnte. In frühern Jahrhunderten nahm man sogen. Lebensgeister (spiritus vitales s. animales) an, welche die Aufgabe haben sollten, die Verrichtungen des Lebens zu besorgen. Später wurde der wachsende Organismus für das Werk einer unbewußt bildenden Keimseele ausgegeben, welcher man einen eignen nisus formativus oder Bildungstrieb (s. d.) zuschrieb. Als diese Erklärung nicht mehr Stich halten wollte, nahm man Lebenskräfte oder auch nur eine L. (vis vitalis) an. Autenrieth hielt die L. sogar für eine von der Materie ablösbare, selbständige Kraft. Letztere Ansicht bricht schon deshalb in sich zusammen, weil sie auf einer gänzlichen Verkennung des metaphysischen Wesens der Kraft beruht. Die neuere Physiologie hat den Begriff der L. als einer solchen, welche von den übrigen, auch in der unbelebten Natur herrschenden Kräften verschieden sei, ganz aufgegeben. Sie betrachtet im Gegensatz zu den »Vitalisten« das Leben nicht als Ursache, sondern als das Produkt eines Systems von Bedingungen und Mitteln, welche nach denselben mechanischen, physikalischen und chemischen Gesetzen wirken, die in der übrigen Natur gelten, so daß die eigentümliche Gesamtwirkung, wegen deren wir Belebtes von Unbelebtem unterscheiden, nicht von einer Verschiedenheit der Kräfte und Gesetze, sondern von einer Verschiedenheit der in den organischen Keimen dargebotenen Angriffspunkte für diese Kräfte abhängt. Diese Auffassung der Lebenserscheinungen nennt man die mechanische, im Gegensatz zu der früher herrschenden dynamischen. Sie macht den Versuch, die Gesetze des Lebens mit den sonst bekannten Naturgesetzen in Übereinstimmung zu bringen. Die mechanische Ansicht vom organischen Leben ist allerdings erst dann bewiesen, wenn alle Bewegungen im Organismus wirklich als Wirkungen der den Atomen auch sonst innewohnenden Kräfte nachgewiesen sind, was vorläufig noch nicht entfernt geschehen ist. Sie empfiehlt sich aber nicht bloß von vornherein durch ihre größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit, sondern sie wird auch durch den ganzen Entwickelungsgang fast zur Gewißheit erhoben. Dieser zeigt nämlich auf das unzweideutigste, daß ganz proportional der Vertiefung der Forschung die L. an Boden verloren hat. Vgl. Lotze, Über Leben und L. (in Wagners »Handwörterbuch der Physiologie«, Bd. 1, Braunschw. 1842); Du Bois-Reymond, Über die L. (in den »Reden«, 2. Folge, Leipz. 1887); Helmholtz, Das Denken in der Medizin (2. Aufl., Berl. 1878), und Art. »Neovitalismus«.

Lebenslicht, ein herabbrennendes Licht oder ein Feuerbrand, mit denen in vielen deutschen, griechischen und andern Sagen und Märchen das menschliche Leben verglichen wird, wie z. B. in der Meleager- und Dornagestsage, im Märchen vom Gevatter Tod &c.

Lebenslinie, s. Chiromantie.

Lebensluft, s. Sauerstoff.

Lebensmagnetismus, soviel wie tierischer Magnetismus, s. Magnetische Kuren.

Lebensmerkur (Algarotpulver), s. Antimonchlorid.

Lebensmittel, s. Nahrungsmittel.

Lebensmittelwagen, im deutschen Heere Wagen zum Mitführen von Vorräten an Lebensmitteln im Kriege. Die L. laden eine volle Portion, eine dreitägige Theeportion und Marketenderwaren für je eine Kompanie &c.

Lebensrad, s. Phänakistiskop.

Lebensverlängerung, s. Makrobiotik.

Lebensversicherung. Im weitesten Sinne ist L. eine Versicherung, bei welcher die Leistung des Versicherers durch den Eintritt vollkommen (z. B. Militärdienst) oder wenigstens dem Zeitpunkt ihres Eintrittes nach ungewisser zeitlicher Vorgänge (Tod) des menschlichen Lebens allein (z. B. kurze L.) oder mit (z. B. Unfall-, Invalidenversicherung) bedingt ist. Im engern Sinne ist L. eine Versicherung, bei welcher jene Leistung allein durch Eintritt jener zeitlichen Vorgänge des menschlichen Lebens bedingt ist. Diese L. ist entweder Kapital- oder Rentenversicherung, je nachdem die Leistung des Versicherers eine einmalige Kapitalleistung (Versicherungssumme) oder die Leistung fortgesetzter (gleichmäßiger, steigender oder abnehmender) Renten ist. Näheres über Rentenversicherung s. d. Im engsten Sinne ist L. nur die Kapitalversicherung. Sie zerfällt in vier Arten: 1) Versicherung auf den Todesfall schlechthin, Todesversicherung (Leistung des Versicherers nur beim Eintritt des Todes); 2) Erlebensversicherung,

Versicherung auf den Erlebensfall (Leistung nur beim Erleben eines gewissen Alters), gewöhnlich Aussteuerversicherung (Unterart: Militärdienst); 3) abgekürzte L., gemischte L. oder Alternativversicherung (Leistung des Versicherers im Falle des Erlebens eines gewissen Alters und beim Tode vor diesem Alter); 4) kurze Versicherung (bei Tod innerhalb eines vorausbestimmten Zeitraumes). Weitere Verschiedenheiten innerhalb der Kapitalversicherung beziehen sich auf die Art der Zahlung der Prämie, d. h. der Gegenleistung, welche der Versicherungsnehmer (Versicherte) an den Versicherer zu entrichten hat, auf die Art des Anteils der Versicherungsnehmer an dem Reingewinn des Versicherungsunternehmens (Dividende), auf die Höhe der Versicherungssumme, die versicherten Personen und die Versicherungsunternehmen. Die Prämienzahlung ist entweder eine lebenslängliche oder einmalige (dann natürlich eine größere Summe) oder eine abgekürzte, d. h. auf eine bestimmte Reihe von Jahren oder bis zu einem bestimmten Zeitpunkt (z. B. bis zu eintretender Invalidität) beschränkte (auch hier dann entsprechende höhere Prämien). Die nicht einmaligen Prämien sind Jahresprämien, für deren Entrichtung jedoch halb- oder vierteljährliche, ja auch monatliche und wöchentliche Raten unter entsprechender Verzinsung der gestundeten Beträge zugestanden werden. Die Jahresprämie als solche (die Bruttoprämie) ist regelmäßig eine sich gleichbleibende, d. h. eine Durchschnittsprämie. An sich wäre es gerecht, mit den zunehmenden Jahren die Prämie zu steigern. Nach der 1880er Gothaer Sterblichkeitstafel (1829—78) starben im Alter von 30 Jahren 0,6 Proz., im Alter von 80 Jahren 16,676 Proz., die Prämie für eine Versicherungssumme von 100 Mk. müßte also an sich für den 30jährigen 0,60 Mk., für den 80jährigen 16,68 Mk. betragen. Die Prämien würden also im höhern Alter geradezu unerschwinglich. Daher wird gewöhnlich die Prämie lediglich nach dem Eintrittsalter so bemessen, daß sie sich für die ganze Zahlungszeit gleichbleibt. In neuester Zeit haben amerikanische Gesellschaften, die sogen. Assessment Societies (assessment = Abgabe), jene mit dem Alter steigende Prämie eingeführt. Das leichtgläubige Publikum wird dadurch leichter für die Versicherung gewonnen. Ein drittes Prämiensystem ist das Umlageverfahren; hier wird nur für jeden wirklichen Sterbefall, aber von allen Versicherungsmitgliedern, die fällige Versicherungssumme durch gleichmäßige Abgaben (d. h. ohne Rücksicht auf das Lebensalter) erhoben. Viele Sterbekassen haben dies System. Es läßt sich aber mit Garantie für Erhaltung der Kasse nur bei Zwangskassen dauernd durchführen; denn es führt, wenn nicht fortwährend junge Leute beitreten, zu fortwährender Steigerung der Jahresbeiträge und schreckt so vom Zutritt ab. Die einfachste und älteste Form der Dividendenverteilung ist die nach Maßgabe der Jahresprämie; sie begünstigt die jüngern Versicherten. Das Gegenteil, bei der Mehrzahl der deutschen Gesellschaften nun eingeführt, ist die Verteilung der nach der Versicherungsdauer, sogen. steigende Dividende und zwar entweder nach der Summe aller gezahlten Prämien, oder nach dem Fonds (sogen. Prämienreserve oder Deckungsfonds), welchen der Versicherer für jeden Versicherungsfall aus den gezahlten Prämien bildet. Hierdurch wird der Vorteil erreicht, daß mit zunehmendem Alter, wo die Erwerbskraft nachläßt, die Beitragslast sich mindert; aber anderseits begünstigt diese Art die ältern Versicherten zu sehr. Daher hat zuerst die Gothaer Bank (1883) neben der Verteilung nach der Jahresprämie den Versicherten das sogen. gemischte Dividendensystem (Mittel aus Jahresprämie und Prämienreserve) zur Wahl gestellt. In Deutschland wird die Jahresdividende an der Jahresprämie in Abzug gebracht. Man unterscheidet danach Brutto- und Nettoprämie. Nettoprämie ist die nach Abzug der Dividende zu zahlende Jahresprämie; Bruttoprämie die Prämie ohne Dividendenabzug. In England und teilweise auch in Nordamerika ist es üblich, durch die Dividende nicht die Prämie herabzumindern, sondern die Versicherungssumme zu erhöhen. Nach der Höhe der Versicherungssumme ist die Kapitalversicherung im engern Sinne und die Versicherung kleiner Summen (Sterbekassen-, Volks-, Arbeiterversicherung) zu unterscheiden. Bei letzterer findet die Prämienzahlung regelmäßig wöchentlich statt. Nach den versicherten Personen sind zu unterscheiden: Versicherung für eigne, für fremde Rechnung, Fremdversicherung (d. h. Versicherung zugunsten Dritter), einfache und wechselseitige (verbundene, z. B. Ehepaar) Überlebensversicherung (d. h. Fälligkeit des Kapitals nur im Überlebensfall der einen Person oder beim Tode der von beiden Personen zuerst oder zuletzt sterbenden).

In Bezug auf die Versicherer unterscheidet man Gegenseitigkeits- und Erwerbs- (ausschließlich Aktien-) Gesellschaften. Für Einzelunternehmer eignet sich das Versicherungsgeschäft wegen des Massenbetriebes nicht. Bei der Gegenseitigkeitsgesellschaft sind die Versicherten als solche Mitglieder der Gesellschaft, bei der Aktiengesellschaft nicht. Dort hat die Prämie nur den Charakter einer Anzahlung; bei schlechtem Geschäft kann die Prämie erhöht werden, die Prämie ist daher eine sogen. offene; hier fehlt eine solche Nachschußpflicht der Versicherten, ist die Prämie eine feste. Dort haben die Versicherten gesetzlichen Anspruch auf Anteil am Jahresüberschuß, hier nicht. Neuerdings gewähren der Konkurrenz wegen die Aktiengesellschaften statutarisch den Versicherten Gewinnanteil (in Deutschland im Durchschnitt 3/4, 1/4 den Aktionären). Aktienprinzip ist hier weniger notwendig als bei andern Versicherungsarten, denn in der Prämienreserve liegt die Deckung der Verbindlichkeiten, daher ist das Aktienkapital verhältnismäßig gering und meist nur zu einem geringen Teil eingezahlt. Die Ausgaben für andre als Versicherungszwecke (Versicherungssummen) sind bei der Gegenseitigkeitsanstalt geringer, denn es entfallen die Gewinnansprüche der Aktionäre, allein wegen der Geringfügigkeit des Aktienkapitals fällt dieser Vorzug nicht schwer ins Gewicht. Dazu kommt, daß junge Gegenseitigkeitsanstalten doch auch ein Garantiekapital brauchen. So liegt der Hauptunterschied in dem Einfluß des Fehlens, bez. Vorhandenseins des Erwerbszweckes. Hieraus ergibt sich eine verschiedene Auffassung des Geschäftes. Die Aktiengesellschaften gehen in höherm Maße auf Steigerung des Geschäfts aus als die des Gegenseitigkeitsprinzips. Die Aktiengesellschaften waren es auch, welche diesen Versicherungszweig mächtig förderten, aber anderseits erklärt sich aus dem Erwerbszweck, daß die Verwaltungskosten höher sein müssen. In Deutschland beruhen von den acht größten Anstalten vier auf Gegenseitigkeit, vier auf Aktienprinzip. 1893 erforderte die Verwaltung im Verhältnis zur Jahreseinnahme bei den ersten 5,7,

bei den letztern 11,3 Proz. (einschließlich Tantiemen, aber selbstverständlich ausschließlich Aktiendividende).

In den Geschäftsresultaten der Lebensversicherungsgesellschaften zeigt sich eine viel größere Gleichmäßigkeit als in denjenigen fast aller andern Versicherungsinstitute, weshalb das Gegenseitigkeitsprinzip sich besonders bei der L. bewährt hat, so daß die alten großen deutschen Anstalten dieser Art eine ziemlich konstante hohe Dividende verteilen, während freilich der Mangel an einem genügenden Gründungskapital, an Erfahrungen und hinreichendem Versicherungsbestand einige junge Gesellschaften zur Einforderung von Nachschüssen genötigt hat. Der Grund für jene Gleichmäßigkeit der Geschäftsergebnisse liegt darin, daß man in dem Absterben einer großen Anzahl von Menschen, in den Zahlenverhältnissen sowohl der innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte, z. B. Jahre, Sterbenden zu den Überlebenden als auch der in den einzelnen Altersjahren Sterbenden zu den Gleichalterigen, eine gewisse relativ große Stetigkeit beobachtet, dieselbe in den sogen. Sterblichkeits-(Mortalitäts-) Tafeln statistisch festgestellt und die mittlere Lebensdauer der Menschen sowie die wahrscheinliche Lebensdauer von Personen eines bestimmten Alters zu berechnen gelernt hat, womit für die Berechnung der Lebensversicherungsprämien eine weit festere, wissenschaftlichere Grundlage als für die andrer Versicherungsprämien gegeben ist. Schon zu Ausgang des 17. Jahrh. wurden von einzelnen Gelehrten, zuerst von Halley nach den Totenlisten der Stadt Breslau 1693, Sterblichkeitstafeln berechnet; bei der Ungenauigkeit der Beobachtungen, welche diesen Tafeln zu Grunde liegen, können die letztern indes keinen besondern Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben. In der Folge wurde eine große Anzahl von Tafeln veröffentlicht und darunter in neuerer Zeit auch solche, zu denen die Erfahrungen einzelner Lebensversicherungsanstalten selbst benutzt worden waren. Diese letztern Tafeln sind natürlich für Lebensversicherungszwecke die geeignetsten. Die bekannteste derselben ist die sogen. Tafel der 17 englischen Gesellschaften (1762–1840), welche aus den Beobachtungen von 17 englischen Lebensversicherungsgesellschaften durch hervorragende Techniker berechnet ist und darum im Ruf ganz besonderer Zuverlässigkeit steht. Neuerdings haben sowohl die Gothaer Lebensversicherungsbank für Deutschland als auch der Verein deutscher Lebensversicherungsanstalten nach den Erfahrungen der betreffenden Gesellschaften Sterblichkeitstafeln aufstellen und veröffentlichen lassen (Gothaer Tafel von 1880, deutsche Sterblichkeitstafel 1883). Schon die oberflächliche Betrachtung der Mortalitätstafel zeigt, daß von einer Anzahl gleichalteriger Personen im Durchschnitt während eines gewissen Zeitraumes, also z. B. während eines Jahres, um so mehr sterben, je älter diese Personen sind.

Niemand, der eine Versicherung eingehen will, sollte es versäumen, sich vorher eingehend über die Versicherungsbedingungen zu informieren, indem es sich doch um die Bedingungen eines auf ein Menschenalter abzuschließenden Vertrages handelt. Das Streben nach größerm Kundenkreis läßt manche Gesellschaften von altbewährten Grundsätzen abgehen, anderseits aber die durch Versicherungsantrag gewonnenen Kunden durch unbillige Konventionalstrafen (außer Kostenersatz) möglichst halten. So bürgert sich eine immer weitergehende sogen. Unanfechtbarkeit der Police, d. h. des Lebensversicherungsvertrages, ein sowohl wegen Unwahrheit der Angaben, welche der Gesellschaft zwecks Entscheidung über Annahme des Versicherungssuchenden zu machen sind, als wegen leichtfertig oder absichtlich herbeigeführter Lebenskürzung (Trunksucht, mutwilliges Wagnis, Selbstmord, Zweikampf), entweder von Anfang an, oder häufiger nach fünfjähriger Versicherungsdauer. Ebenso verzichten aus gleichem Grunde manche Unternehmen auf Zuschlagsprämien bei Erhöhung der Gefahr nach Abschluß des Versicherungsvertrags (Berufs-, Domizilwechsel, Reisen). Alles Angegebene ist eine Benachteiligung der weitaus in der Überzahl befindlichen Versicherten, bei welchen solche Ausnahmen nicht zu erwarten sind. Dagegen können Gefahren allgemeinern Charakters, denen sich der Einzelne nicht entziehen kann (z. B. Kriegsdienst), ohne Zuschlagprämie übernommen werden. — Manche Unternehmen gewähren ihren Policen sogen. Unverfallbarkeit. Weil die L. zugleich eine Spareinrichtung, soll bei Nichtzahlung einer Rate der Vertrag nicht sofort aufgehoben, das bisher an Prämien Gezahlte nicht verloren sein. Die Gesellschaft leistet nach Wahl des Versicherten teilweise Herauszahlung der Prämienreserve (Rückkauf) oder verleiht in Höhe dieser Reserve eine neue, prämienfreie Police (also Umwandlung in eine Versicherung mit einmaliger Prämienzahlung). Einige Gesellschaften gewähren den Versicherten einen solchen Anspruch auf Umwandlung für eine Reihe von Jahren nach stillschweigender Einstellung der Prämienzahlung.

Die L. ist nicht, wie oft behauptet wird, eine moderne Einrichtung, sondern sie besteht in der Form der Sterbekassen (s. d.), welche sich in nichts Wesentlichem von den großen Lebensversicherungsgesellschaften unterscheiden, seit uralten Zeiten in germanischen Ländern und ist neuerdings auch als unter den alten Römern vorkommend nachgewiesen worden. Modern ist nur die jetzige, auf den oben angegebenen wissenschaftlichen Fortschritten beruhende Lebensversicherungstechnik und die großartigere Verallgemeinerung des Geschäftsbetriebs der Lebensversicherungsgesellschaften. Beide überkamen wir, wie die neuern Formen des Versicherungswesens überhaupt, aus England, wo 1698 und 1699 die zwei ersten modernen Lebensversicherungsanstalten (Mercers' Company und Society of Assurances for Widows and Orphans), 1706 die gewöhnlich als die älteste Anstalt angesehene Amicable oder Perpetual Assurance in London, gegründet wurden und das Lebensversicherungswesen einen gewaltigen Aufschwung genommen hat.

In Deutschland sind die ältesten Anstalten die Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha (1827 von E. W. Arnoldi [s. d.] auf Gegenseitigkeit gegründet) u. die deutsche Lebensversicherungs- (Aktien-) Gesellschaft zu Lübeck (1828 gegründet). Über die Entwickelung und den jetzigen Stand der großen deutschen Lebensversicherungsanstalten geben die beifolgenden Tabellen I u. II Auskunft. Außer den dort aufgezählten deutschen Lebensversicherungsanstalten u. einer sehr großen Anzahl Sterbekassen wirken in Deutschland noch ausländische, namentlich englische, wie die North British and Mercantile, die Londoner Union, Gresham u. a., auch einige nordamerikanische, wie die New Yorker Gesellschaften Germania, Equitable, New York u. Mutual. Doch hat die straffere staatliche Aufsicht letztere zum Teil wieder veranlaßt, lieber auf deutschen Kundenkreis zu verzichten (die Equitable hat sich, wie vorher schon aus der Schweiz und Rußland, 1893

I. Stand der deutschen und einiger ausländischer Lebensversicherungs-Anstalten 1894.

Lauf. Nummer	Name der Gesellschaft (geordnet nach dem Gründungsjahre) G = Gegenseitigkeits-, A = Aktiengesellschaft	Gründungsjahr	Reiner Zuwachs Mk.	Versicherungsbestand Ende 1894: Policen oder Personen	Versicherungsbestand Ende 1894: Versicherungssumme Mk.	Einnahmen im Jahre 1894: Prämien (abz. Rückversicherungsprämien) Mk.	Einnahmen im Jahre 1894: Zinsen und Sonstige Mk.	Einnahmen im Jahre 1894: Insgesamt Mk.	Verwaltungskostenaufwand (einschl. Tantiemen, Gratifikat. etc.): Betrag Mk.	Verwaltungskostenaufwand: % der Prämien-Einnahme	Verwaltungskostenaufwand: % der Jahres-Einnahme	Jahresüberschuß (exkl. z. Verwaltungsaufwand gerechnet. Tantiem. etc.) Mk.	Von dem Jahresüberschuß wurden d. Versicherten überwiesen Mk.	Dividenden an die Aktionäre %	Lauf. Nummer
1	Gothaer, G	1827	19 139 200	83 638	672 409 000	24 092 807	7 899 456	31 992 263	1 605 036	6,7	5,0	8 356 414	8 356 414	—	1
2	Lübecker, A	1828	2 879 578	41 617	159 891 355	5 137 890	1 818 937	6 956 827	795 260	15,5	11,4	627 954	385 983	62 1/5	2
3	Hannoversche, G	1829	2 873 484	16 795	46 025 934	1 555 969	395 524	1 951 493	373 311	24,0	19,1	124 485	84 152	—	3
4	Alte Leipziger, G	1830	24 409 000	61 838	430 306 100	16 997 893	4 748 797	21 746 690	1 315 260	7,7	6,0	4 864 524	4 664 524	—	4
5	Alte Berlinische, A	1836	3 203 508	35 654	156 857 896	5 657 863	2 200 059	7 857 922	798 191	14,1	10,2	1 180 736	972 342	31 2/3	5
6	Bayerische Hypotheken- und Wechselbank-München, A	1836	7 201 817	24 675	86 494 919	5 516 826	1 225 035	6 741 861	573 930	10,4	8,5	768 252	357 888	—	6
7	Braunschweiger, G	1841	27 057	2 106	4 736 327	171 784	88 206	259 990	21 402	12,5	8,2	68 392	68 392	—	7
8	Frankfurter, A	1844	Rein. Abgang 3 441 150	15 215	63 179 803	2 102 199	661 011	2 763 210	404 176	19,2	14,6	159 060	20 337	10 1/2	8
9	Janus-Hamburg, A	1848	4 056 600	32 296	96 743 130	4 468 262	1 283 690	5 751 952	590 231	13,2	10,3	539 752	300 735	46 2/3	9
10	Teutonia-Leipzig, A	1852	6 557 568	59 021	139 057 251	5 596 241	1 147 909	6 744 150	834 055	14,9	12,4	659 234	600 000	12	10
11	Concordia-Köln, A	1853	4 965 285	37 318	209 928 558	7 386 374	2 852 988	10 239 362	959 008	13,0	9,4	1 555 846	943 662	8 1/2	11
12	Mecklenburger-Schwerin, G	1853	6 720 400	16 352	65 626 850	2 659 183	624 265	3 283 448	487 330	18,3	14,8	414 116	414 116	—	12
13	Thuringia-Erfurt, A	1853	1 532 359	41 125	94 639 721	3 590 986	1 087 765	4 678 751	511 783	14,3	10,9	512 234	427 158	25	13
14	Iduna-Halle a. S., G	1854	3 181 203	46 839	92 933 010	3 594 228	1 176 462	4 770 690	647 071	18,0	13,6	607 205	539 756	—	14
15	Stuttgart, Lebensversicherungs- und Ersparnisbank, G	1854	26 275 337	66 555	416 277 405	15 070 961	4 532 038	19 602 999	1 190 077	7,9	6,1	4 317 042	4 117 042	—	15
16	Darmstädter, Rentenanstalt, A	1855	409 245	3 722	9 808 287	457 401	132 457	589 858	35 741	7,8	6,1	54 027	43 222	—	16
17	Magdeburger, A	1855	8 141 811	56 422	127 754 842	4 831 958	1 220 786	6 052 744	862 005	17,8	14,2	633 502	455 418	8 1/3	17
18	Providentia-Frankfurt a. M., A	1856	2 236 631	13 023	58 230 398	2 082 870	534 021	2 616 891	330 822	15,9	12,6	285 793	271 293	24 1/2	18
19	Germania-Stettin, A	1857	22 303 172	174 845	504 520 363	21 659 778	6 096 974	27 756 752	2 763 627	12,8	10,0	3 441 175	3 165 794	15	19
20	Viktoria-Berlin, A	1861	29 961 896	65 489	307 878 151	12 929 493	2 467 837	15 397 330	1 961 956	15,2	12,7	2 625 456	2 510 897	29	20
21	Stuttgart, Rentenanstalt, G	1861	2 538 815	21 492	61 871 389	3 258 663	2 015 238	5 273 901	457 212	14,0	8,7	630 968	608 299	—	21
22	Gegenseitigkeit-Leipzig, G	1861	634 670	8 681	11 672 290	398 029	86 772	484 801	142 068	35,7	29,3	17 237	17 237	—	22
23	Karlsruhe, G	1864	18 526 183	80 182	330 309 759	11 041 288	2 839 606	13 880 894	956 285	8,7	6,9	2 929 645	2 829 645	—	23
24	Preußische-Berlin, A	1865	5 513 787	34 897	107 156 184	3 676 342	801 705	4 478 047	690 455	18,8	15,4	278 438	122 063	14	24
25	Friedrich-Wilhelm-Berlin, A	1866	3 945 764	41 874	67 121 862	5 373 280	809 275	6 182 555	1 416 177	26,4	22,9	402 780	266 969	12	25
26	Nordstern-Berlin, A	1867	5 410 715	31 353	124 453 412	4 594 482	1 135 244	5 729 726	616 277	13,4	10,8	624 629	473 861	20	26
27	Bremer, G	1867	4 354 585	35 387	60 886 508	2 128 052	428 062	2 556 114	517 312	24,3	20,2	148 845	145 537	—	27
28	Potsdamer, G	1868	4 869 126	44 128	82 939 877	2 893 877	657 702	3 551 579	601 396	20,8	16,9	372 732	269 104	15 1/4	28
29	Armee und Marine-Berlin, G	1871	761 600	21 794	23 056 700	515 128	510 729	1 025 857	70 713	13,7	6,9	389 933	—	—	29
30	Prometheus-Berlin, G	1871	27 430	3 799	5 164 927	199 481	23 221	222 702	66 260	33,2	29,8	607	—	6	30
31	Elberfelder, A	1872	4 183 347	13 117	64 723 415	2 461 833	645 603	3 107 436	456 251	18,5	14,7	501 399	417 508	4 1/2	31
32	Schlesische-Breslau, A	1872	3 060 408	13 631	42 916 407	1 610 615	296 291	1 906 906	322 208	20,0	16,9	158 692	131 347	5	32
33	Wilhelma-Magdeburg, A	1872	7 212 664	20 714	88 603 308	3 537 098	610 231	4 147 329	566 373	16,0	13,7	563 691	422 768	11	33
34	Vesta-Posen, G	1873	189 866	6 710	13 007 327	434 903	75 246	510 149	144 317	33,2	28,3	50 149	—	5	34
35	Preußischer Beamtenverein-Hannover, G	1875	12 730 870	38 326	121 067 820	4 887 801	1 164 148	6 051 949	130 325	2,7	2,2	1 139 282	706 719	—	35
36	Nürnberger, A	1884	717 858	3 885	11 561 229	906 458	88 709	995 167	336 097	37,1	33,8	21 618	—	3 1/8	36
37	Deutschland-Berlin, G	1889	5 365 289	44 814	31 629 505	1 255 054	33 858	1 288 912	585 561	46,7	45,4	85 844	48 794	6,9	37
38	Arminia-München, A	1889	5 132 100	22 287	20 415 300	765 263	80 512	845 775	311 619	40,7	36,8	83 276	20 602	5	38
39	Urania-Dresden, A	1891	296 026	433	1 568 103	176 538	3 741	180 279	118 230	67,0	65,6	3 917	—	—	39
40	Wilhelma-Berlin, G	1892	2 556 500	2 225	4 109 600	205 303	6 099	211 402	150 736	73,4	71,3	2 829	—	8,6	40
41	Deutsche Militärdienst-Versicherungsanstalt-Hannover, G	1878	17 307 429	189 565	225 116 707	10 127 513	2 372 191	12 499 704	1 218 474	12,0	9,7	277 190	260 730	6	41
42	Zürich, Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, G (Ausländ. Anstalten 1893)	1857	4 535 319	16 880	80 917 769	3 093 638	1 349 991	4 443 629	369 549	11,9	8,3	488 520	488 520	—	42
43	Basler, A (Ausländ. Anstalten 1893)	1864	3 724 008	24 163	105 100 398	3 740 676	1 381 026	5 121 702	613 042	16,4	12,0	10 94 263	76 000	4	43
44	The New York in New York, G (Ausländ. Anstalten 1893)	1845	382 109 208	253 876	3 311 415 881	122 111 920	29 241 937	151 353 858	35 641 669	29,2	23,6	072 025	10 072 025	—	44
45	The Equitable-New York, A (Ausländ. Anstalten 1893)	1859	346 673 910	?	3 963 263 451	151 033 821	27 562 253	178 596 074	32 717 279	21,7	18,3	?	?	7	45
46	The Germania-New York, G (Ausländ. Anstalten 1893)	1860	14 231 876	45 529	294 883 185	12 356 180	3 846 858	16 203 038	3 134 514	25,4	19,4	406 944	304 944	12	46

II. Entwickelung der Lebensversicherung bei den deutschen Anstalten 1829—1894.

Jahr	Zahl d. Anstalten	Neuer Bruttozugang im Laufe des Jahres: Personen resp. Policen	Neuer Bruttozugang im Laufe des Jahres: Versicherungssumme Mk.	Bestand am Ende des Jahres: Personen resp. Policen	Bestand am Ende des Jahres: Versicherungssumme Mk.	Bestand am Ende des Jahres: Durchschnitt p. Person resp. Police Mk.	Reinzuwachs im Laufe des Jahres absolut: Personen resp. Policen	Reinzuwachs im Laufe des Jahres absolut: Versicherungssumme Mk.	Reinzuwachs in % des Bestandes am Anfange des Jahres: Personen resp. Policen	Reinzuwachs in % des Bestandes am Anfange des Jahres: Summe
1829	2	1 462	8 128 140	1 448	8 077 200	5 578	1 448	8 077 200	—	—
1830	2	669	3 991 890	2 072	11 768 199	5 680	624	3 690 990	43,09	45,70
1835	4	1 612	7 251 186	9 274	43 701 639	4 712	1 217	5 058 294	15,10	13,09
1840	6	2 794	10 150 936	19 852	83 320 333	4 197	1 874	6 496 295	10,42	8,46
1845	7	2 762	10 085 120	28 463	115 372 872	4 053	1 533	5 137 279	5,69	4,66
1850	10	4 101	13 566 750	36 955	142 807 010	3 864	2 221	6 165 370	6,39	4,51
1855	17	8 144	28 038 996	54 333	198 693 645	3 657	6 565	19 304 361	13,74	10,76
1860	19	12 274	40 553 244	88 507	315 655 473	3 566	7 612	26 234 400	9,41	9,06
1865	22	50 538	125 935 812	200 627	623 001 195	3 105	36 687	87 277 944	22,38	16,29
1870	28	44 036	118 169 535	348 930	1 007 725 017	2 888	10 741	35 157 837	3,18	3,61
1875	37	67 086	242 555 347	508 519	1 622 672 300	3 191	32 271	140 272 780	6,78	9,46
1876	36	63 526	245 961 486	531 364	1 753 074 039	3 299	22 845	130 401 739	4,49	8,04
1877	35	58 169	230 409 707	542 416	1 845 544 814	3 402	11 052	92 470 775	2,08	5,27
1878	35	55 426	215 324 611	556 834	1 930 909 547	3 468	14 418	85 364 733	2,66	4,63
1879	36	54 940	214 663 235	574 370	2 024 404 442	3 525	17 536	93 494 895	3,15	4,84
1880	36	56 309	224 380 501	595 626	2 129 333 381	3 575	21 256	104 [illegible]28 939	3,70	5,18
1881	35	57 743	232 196 824	614 016	2 235 151 275	3 640	18 390	105 817 894	3,09	4,97
1882	34	60 536	250 710 684	633 452	2 354 990 670	3 718	19 436	119 839 395	3,17	5,36
1883	34	61 752	257 985 476	656 300	2 489 367 285	3 793	22 848	134 376 615	3,61	5,71
1884	34	64 800	280 545 699	683 816	2 650 985 839	3 877	27 516	161 618 554	4,19	6,49
1885	34	62 813	279 456 701	710 930	2 808 238 312	3 950	27 114	157 252 473	3,97	5,93
1886	34	63 184	280 943 387	740 536	2 970 673 536	4 012	29 606	162 435 224	4,16	5,78
1887	34	63 653	282 383 176	768 526	3 126 593 104	4 068	27 990	155 919 568	3,78	5,25
1888	34	66 298	293 652 866	800 073	3 293 808 223	4 117	31 547	167 215 119	4,10	5,35
1889	35	67 022	305 243 507	827 772	3 461 865 001	4 182	27 699	168 056 778	3,46	5,10
1890	37	70 847	324 668 684	864 126	3 662 217 977	4 238	36 354	200 352 976	4,39	5,79
1891	38	75 812	362 812 122	898 660	3 871 768 798	4 308	34 534	209 550 821	4,00	5,72
1892	38	83 108	400 654 718	939 462	4 104 753 429	4 369	40 802	232 984 631	4,54	6,02
1893	40	88 335	398 290 620	1 024 272	4 332 700 525	4 230	44 398	227 419 968	4,54	5,54
1894	41	96 737	423 366 676	1 075 165	5 579 033 508	4 259	50 893	246 332 983	4,97	5,69

III. Lebensversicherungsgesellschaften in Österreich-Ungarn 1894.

Name A. = Aktiengesellschaft, W. = Wechsels.- (Gegens.-) Gesells., G. = Gemischte, R. = Reine.	Gründungsjahr	Kapitalsversicherungen auf den Todesfall (inkl. abgekürzte Versich.): Verträge	Todesfall: Mill. Guld.	Erlebensfall: Verträge	Erlebensfall: Mill. Guld.	Prämienreserve u. -Überträge Schadenreserven Mill. Guld.	Nettoregie in % d. Prämeneinnahmen
Allianz (Wien), A. R.	1890	66 406	12,37	1 451	0,92	0,53	43,1
Anker (Wien), A. R.	1859	16 841	53,36	32 465	97,57	39,86	15,7
Assicurazioni Generali (Triest), A. G.	1834	50 824	156,28	6 664	13,66	42,10	16,5
Austria (Wien), W. R.	1860	23 451	14,30	10 646	9,18	3,26	25,3
Concordia (Reichenberg), W. G.	1870	4 512	5,50	1 218	1,26	0,98	23,9
Donau (Wien), A. G.	1868	16 431	25,29	1 037	1,59	5,06	21,8
Erster allgemeiner Beamtenverein (Wien), W. R.	1865	58 646	59,93	8 903	9,24	15,11	13,9
Erste ung. allg. Assekuranzgesellschaft inkl. ung.-franz. Versicherungsgesellschaft (Budapest), A. G.	1863	34 463	63,98	24 738	37,38	26,22	17,6
Foncière (Budapest), A. G.	1879	11 217	17,64	4 293	5,41	4,67	25,6
Janus (Wien), W. R.	1839	28 270	36,40	6 434	13,64	10,06	21,9
Krakauer wechsels. Versicherungsges. (Krakau), W. G.	1874	10 859	17,44	4 221	10,68	6,82	17,9
Phönix (Wien), A. R.	1882	29 984	41,89	8 255	14,75	9,43	18,8
Praha (Prag), W. R.	1868	8 663	6,73	387	0,39	1,55	22,3
Riunione adriatica di Sicurtà (Triest), A. G.	1854	26 733	61,53	7 823	14,80	16,25	18,8
Slavia (Prag), W. G.	1869	18 275	18,94	3 696	4,28	3,81	22,2
Transsylvania (Hermannstadt), W. G.	1869	3 498	2,46	939	0,65	0,34	20,5
Wiener Lebens- u. Renten-Vers.-Ges. (Wien), A. R.	1881	7 499	19,80	7 225	12,22	5,31	21,5
Gisela-Verein (Wien), W. R.	1879	—	—	51 547	33,35	5,14	15,8
Zusammen:		416 572	613,83	181 942	280,96	196,41	—

Abgekürzte Todesfallversicherung 1894 (zu Tabelle III).

	Verträge	Gulden
Anker	4 336	15 288 950
Assicurazioni Generali	31 810	106 975 280
Concordia	2 609	3 365 058
Donau	6 324	11 012 856
Erster allgem. Beamtenverein	6 594	8 269 720
Erste ungar. allgem. Assec.-Ges.	14 025	28 828 463
Foncière	6 364	11 250 305
Janus	*3 208	4 805 841
Krakauer wechsels. Versich.-Ges.	2 977	6 273 333
Österreichischer Phönix	8 063	13 848 952
Riunione adriatica	12 550	33 577 358
Wiener Lebens- u. Renten-V.-Ges.	4 880	12 433 076
Zusammen:	103 740	255 929 192

* Personen.

Kapitalversicherung in Österreich-Ungarn in den Jahren 1880—94.

Jahr	Anzahl der Versicherten	Versicherter Betrag Gulden	Jahr	Anzahl der Versicherten	Versicherter Betrag Gulden
1880	242 690	283 210 612	1887	266 789	403 841 444
1881	253 632	290 766 164	1888	281 750	428 763 291
1882	257 040	306 703 415	1889	289 516	445 384 482
1883	257 728	322 708 680	1890	297 755	467 693 022
			1891	341 817	502 359 162
1884	244 436	336 584 657			
1885	243 636	353 034 446	1892	377 488	540 427 332
			1893	398 058	580 729 414
1886	253 863	377 837 298	1894	416 572	613 831 911

und 1894 aus Deutschland mit Ausnahme der Hansestädte zurückgezogen), als genauere Statistiken vorzulegen, welche der Zugkraft ihrer Reklame in andern Ländern Schaden zufügen möchten. Fast in allen Kulturstaaten (Westindien, Südamerika, Ostindien, Australien) ist jetzt die L. verbreitet, in den meisten zwar in geringerm Umfang als in Deutschland, in England aber und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in weit größerm Maß.

Die **wirtschaftliche Bedeutung** der L. veranschaulichen folgende Zahlen. Nach einer Schätzung sollen in allen Ländern zusammen 1860 für etwa 4800, 1870 für 17,200, 1880 für 22,400 und 1890 für rund 39,900 Mill. Mk. Lebensversicherungen in Kraft gewesen sein. Davon kamen auf

	Mill. Mk.		Mill. Mk.
Deutsche Gesellschaften	4312	Schweiz	224
Österreich-Ungarn .	1501	Frankreich	3203
Rußland	516	Italien	105
Schweden u. Norwegen	367	Kanada	495
Dänemark	100	die im Staat New York zugelassenen Gesellschaften	16812
Großbritannien und Irland	11016	Australien	300
Niederlande	227	die übrigen Länder .	100
Belgien	60		

An der Gesamtsumme für 1860 war Deutschland mit 1/15, für 1890 mit fast 1/9 beteiligt.

Stand der Lebensversicherung in den wichtigern Ländern.

In **Deutschland** bestanden 1894: 19 Gegenseitigkeits- und 22 Aktienanstalten. Ihr Gesamtversicherungsbestand an lebenslänglicher und abgekürzter Todesfallversicherung betrug 4,578,827,828 Mk. Kapital. 11 Anstalten haben hiervon einen Versicherungsbestand von je mehr als 100 Mill. Mk. Von diesen sind vier Gegenseitigkeitsanstalten (Nr. 1, 4, 15, 23 der Tabelle I) und sieben auf Aktien gegründet (Nr. 2, 5, 10, 11, 17, 19, 20); bei den erstern waren Ende 1894 zusammen 39,39 Proz., bei den letztern 31,82 Proz., bei allen elf 71 Proz. des Gesamtbestandes versichert. Näheres über die Geschäftsergebnisse der einzelnen Gesellschaften s. in beifolgender Tabelle I. Nicht zum mindesten unter dem Einfluß der Gesellschaften selbst werden in Deutschland mehr und mehr Versicherungen mit beschränkter Prämienzahlung u. abgekürzte L. bevorzugt. Letztere ist eine zweckmäßige Form der Aussteuer-, Militärdienst- und Pensionsversicherung; dem Zwecke der Versorgung Hinterbliebener, der vordem ganz im Vordergrund stand, dient die einfache Todesfallversicherung besser. Auch folgende Mischungen werden häufiger. Es wird bei etwa eintretender Invalidität des Versicherten Zahlung einer Rente nebst Aufhören der Prämienzahlung oder Gewährung einer **Bonifikation** bei Erreichung eines gewissen Alters zugesichert. Das eine ist Verbindung von L. mit beschränkter Prämienzahlung u. Invaliditätsversicherung, das andre von Todes- und Erlebensversicherung. Einige Gesellschaften betreiben besondere Kinderversorgung (Auszahlung des Kapitals nach Erreichung des 18.—25. Lebensjahres oder mit mindestens zehnjähriger Versicherungsdauer; Konfirmandenaussteuer [Aufnahme gesunder kleiner Kinder]: 50 Mk. nach vollendetem 14. Lebensjahr). Versicherungen auf kurze Zeit schlechthin sind wenig üblich. Billiger und vorteilhafter als verbundene Überlebensversicherung ist doppelte bedingungslose Einzelversicherung, weil dort ja für zwei Menschen die Möglichkeit frühen Sterbens besteht. Die Anstalten legen ihre anlegbaren Aktiva vorwiegend in Hypotheken an (1893: 76,88 Proz.), außerdem in Effekten (4,44 Proz.), Darlehen auf Policen (6,34 Proz.; also Vorschüsse, oft das einzige Mittel, um die Fortsetzung der Versicherung zu ermöglichen), Kautionsdarlehen an Beamte (0,55 Proz., Darlehen zum Zwecke der Bestellung von Dienstkautionen gegen Verpfändung der Kautionsurkunde), in Grundeigentum (2,91 Proz.). Bei den einzelnen Gesellschaften besteht als höchstes Organ ein Aufsichts- oder Verwaltungsrat, für die laufende Verwaltung ein Vorstand (gut Einzelvorstand) und eine ihm gleichgeordnete Revisionsbehörde. Der Staat übt Konzession und Überwachung. Manche Anstalten betreiben zugleich Reise-, Unfall-, Kranken- und Invalidenversicherung. Außer den deutschen Anstalten sind in Deutschland nicht weniger als 60 fremde Gesellschaften thätig: 9 österreichische, 1 ungarische, 33 englische, 3 schweizerische, 5 französische und 1 (bis 1895 sehr stark 4) amerikanische; außerdem 4 holländische, 2 belgische, 2 schwedische. Dabei arbeiten 18 der deutschen Anstalten auch im Ausland, davon die Germania in 7, die Viktoria in 6 andern Staaten.

In **Österreich-Ungarn** bestehen 9 Aktien- und 9 Gegenseitigkeitsanstalten; 9 davon pflegen auch andre Versicherungsarten (gemischt); außerdem sind 24 ausländische, insbes. deutsche, französische, nordamerikanische Lebensversicherungsanstalten konzessioniert. Die Aktiengesellschaften haben höhern Versicherungsstand als die Gegenseitigkeitsgesellschaften; die abgekürzte L. nimmt bedeutend zu, die bisher sehr gebräuchliche wechselseitige Überlebensversicherung beträchtlich ab (Ende 1892: 16,6 Mill. Guld., Ende 1893: 14,01 Mill. Guld.). Die Vermögensanlage ist folgende: 58 Proz. in zu Pupillaranlage geeigneten Effekten, 15 Proz. Hypothekendarlehen, Policen- und kurz befristete Darlehen 11 Proz., Grundbesitz 11 Proz., der Rest bare Kasse ꝛc. Weiteres über die einzelnen Gesellschaften in Österreich s. in beifolgender Tabelle III.

In der **Schweiz** bestehen sieben Lebensversicherungsgesellschaften, von denen drei eigentlich mehr Sterbekassen sind; nach ihrer Bedeutung geordnet: Baseler Lebensversicherungsgesellschaft (Basel, gegründet 1864), Schweizerische Rentenanstalt (Zürich, 1857), La Genevoise (Genf, 1872), La Suisse (Lausanne, 1858), Schweizerischer Lebensversicherungsverein (Basel, 1876), Schweizerische Sterbe- u. Alterskasse (Basel, 1881), Berner kantonale Alters- u. Sterbekasse (Bern, 1874). 1893 betrug der Bestand an Kapitalversicherung bei diesen Anstalten 118,914,479 Fr. auf 46,238 Policen; dazu kommen

11 franz. Anstalten	mit	152808038	Frank	auf 16474	Policen
7 deutsche	=	98317679	=	= 12414	=
2 englische	=	27735007	=	= 3060	=
3 amerikan.	=	20039669	=	= 1178	=

Die Schweiz liefert infolge Vorhandenseins eines eidgenössischen Versicherungsamtes die beste Übersicht über den Grad der Verbreitung der L. im Volke.

Italien hat sechs Lebensversicherungsgesellschaften. Nach ihrer Bedeutung: La Fondiaria (Florenz), Reale Compagnia Italiana (Mailand), Compagnia di Milano, La Popolare (Mailand), Assicurazione Diversi (Neapel), L'Iniziativa (Genua), jedoch alle nur mit 6,814,071,86 Lire Prämieneinnahmen 1893.

In **Frankreich** bestehen 17 außerordentlich solide Aktiengesellschaften und eine Anzahl kleiner Gegenseitigkeitsanstalten, über deren Resultate nichts bekannt wird; die Aktiengesellschaften schlossen 1893 über 495,995,277 Fr. neue Versicherungen ab; darunter 8,644,846 Fr. Rentenversicherungen, denn Frankreich

ist mehr als Deutschland, ja selbst mehr als England u. Nordamerika dieser Versicherungsform zugethan. Die Aktiengesellschaften geben den Versicherten noch keinen Gewinnanteil. 1894 gingen die meisten Gesellschaften infolge des sinkenden Zinsfußes zu höhern Tarifen über. Im Zusammenhang damit wurden die Versicherungsbedingungen abgeändert (Unanfechtbarkeit nach fünfjähriger Versicherungsdauer, Reiserisiko ohne Zuschlag, Rückgewährung aus dem Deckungsfonds bei Lösung der Versicherung). Die Geschäftsentwickelung zeigt folgende Tabelle:

	Zahl der Gesellsch.	Kapitalversicherungen	Flüssige Renten	Aufgeschobene Renten
1878	15	1778,57	22,82	1,60
1881	21	2486,84	27,77	2,48
1884	19	2870,90	27,93	2,10
1887	18	3002,03	31,69	2,49
1890	18	3202,43	38,95	2,92

Die Gesellschaften besaßen Ende 1890 für 1176,17 Mill Fr. Prämienreserven, wovon auf die Rentenreserven allein 387,37 Mill. Fr. entfielen. Überschuß verblieb 18,528,841 Fr., davon erhielten die Aktionäre 8,700,000 Fr., die Versicherten 9,828,841 Fr. Die Resultate der größten Gesellschaften lassen wir hier folgen (in Millionen Frank):

	Neu abgeschl. 1890		Stand Ende 1890		Prämienreserve Ende 1890
	Kapitalversich.	Rentenversich.	Kapitalversich.	Rentenversich.	
Assur. Générale	62,48	3,10	775,71	20,33	418,57
Nationale . .	58,58	1,52	585,08	11,40	362,46
Phénix . . .	57,19	0,69	484,00	3,69	169,89
Urbaine . . .	50,06	0,15	249,32	0,97	53,18
Union . . .	25,11	0,29	243,58	2,40	88,11

Die älteste Anstalt ist die Compagnie d'assurances générale sur la vie 1829; ihr folgten La Nationale (früher La Royale) 1820, L'Union 1829. In Frankreich besteht ferner eine staatliche Sterbekasse (zugleich Unfallversicherungskasse) seit 1868; dieselbe nahm aber 1890 an Prämien nur 148,837 Fr. ein, ist also völlig bedeutungslos.

In England wird die moderne L. seit länger als einem Jahrhundert betrieben (auch die erste auf wissenschaftlicher Sterbetafel gegründete Gesellschaft, The Equitable Society, hat schon 1765 ihren Betrieb eröffnet; Richard Price hat für sie die berühmte Northampton Table [1780] berechnet) und hat denn auch dort eine Entwickelung genommen, wie in keinem andern Lande Europas. Nach dem Berichte des englischen Handelsamtes waren Ende 1889: 963,522 Policen in Kraft über 464,859,018 Pfd. Sterl. Kapital, außerdem Sterbekassen-Arbeiterversicherungen über 85,920,639 Pfd. Sterl. Kapital. Ende 1893 waren die entsprechenden Ziffern: 1,235,519 Policen für 516,659,299 Pfd. Sterl. Kapital und 126,797,704 Pfd. Sterl. Arbeiterversicherung (dazu 25,954 Policen mit 1,113,528 Pfd. Sterl. Rentenversicherung). Die hauptsächlichsten Einnahme- und Ausgabeposten waren 1893 (in Pfund Sterling):

	Gewöhnliche Versicherung	Arbeiterversicherung
Prämieneinnahmen . .	16573686	5709691
Renteneinlagen . . .	1359476	3807
Zinsen und Diverse . .	7206828	335289
Entschädigungen . . .	13517068	2451965
Rentenzahlungen . . .	1055411	2434
Fondszuwachs . . .	5463384	617856
Fonds Ende 1893 . .	181692907	10816075

Wir lassen hier ein Verzeichnis jener Gesellschaften folgen, die 1893 mehr als 250,000 Pfd. Sterl. an Prämien eingenommen haben, und bemerken hierzu, daß außer diesen Gesellschaften an Prämieneinnahmen verzeichnen: 10 Gesellschaften 4—5 Mill., 13 Gesellschaften 3—4 Mill., 14 Gesellschaften 2—3 Mill., 15 Gesellschaften 1—2 Mill. Mk.:

	Präm.	Fonds		Präm.	Fonds
	Taus. Pfd. Sterl.			Taus. Pfd. Sterl.	
Prudential .	1854	8001	Nat. Provident	375	4743
Scot. Widows	895	12017	Life Ass. of Sc.	373	3999
Gresham . .	748	5117	Sun . . .	345	2681
Standard . .	721	7546	London L. Ass.	344	4194
North-British	642	8023	Sc. Equitable	307	3677
Scot. Provid.	544	8536	Scot. Union .	297	3335
Unit. Kingdom	401	5558	Law Union .	270	3063
Star . . .	396	3527	Union . . .	254	1578
Royal . . .	385	4921			

1890 hatten gleich hohe Prämieneinnahmen nur 15 Gesellschaften. Die Entwickelung zeigt folgende Tabelle:

Jahr	Anzahl der Gesellschaften	Prämieneinkommen in Tausend Pfd. Sterl.	Jahr	Anzahl der Gesellschaften	Prämieneinkommen in Tausend Pfd. Sterl.
1880	110	13101	1887	105	16730
1881	109	13598	1888	104	17491
1882	110	14344	1889	104	18362
1883	109	14766	1890	99	19027
1884	104	15364	1891	100	20058
1885	104	15844	1892	101	21118
1886	102	16397	1893	101	21921

Die Jahresprämie stieg von 11,658,319 Pfd. Sterl. im Jahre 1882 auf 16,573,686 im Jahre 1893. Während »Scottish Widows Fund« fast ausschließlich Kunden aus Großbritannien hat, übt »Gresham« das größte Geschäft im Ausland. Verhältnismäßig hoch sind noch die Verwaltungskosten, 1893: 14,33 Proz. des Prämieneinkommens (in Deutschland 10,99 Proz. der Jahreseinnahme). In England sind eine Reihe erster Gesellschaften zugleich Feuerversicherungsgesellschaften (sogen. gemischte Gesellschaften). — Eine geradezu großartige Entwickelung hat die Arbeiterversicherung in England genommen. An der Spitze steht die Prudential, die auch im regelmäßigen Geschäfte den größten Erfolg ausweist. 1870 betrug das gesamte Prämieneinkommen der Prudential nur 379,653 Pfd. Sterl., 1893 betrug die Prämieneinnahme aus Arbeiterlebensversicherung allein 3,971,863 Pfd. (gegen 1,854,370 Pfd. reguläre L.); sie hat 10,476,393 Arbeiterpolicen mit einer Versicherungssumme von 101,820,883 Pfd. Sterl., die andern Arbeiter-Lebensversicherungsgesellschaften stehen weit zurück, nachdem die Gesamtsumme hierfür 1893, wie oben angegeben, 126,797,704 Pfd. Sterl. beträgt. England besitzt auch eine Staatsanstalt für L., und sämtliche Postämter der drei Königreiche nehmen Anträge entgegen; trotzdem sind die Erfolge sehr gering geblieben.

In Belgien besteht infolge der völlig mangelnden Staatskontrolle eine größere Anzahl kleiner wechselseitiger Anstalten; von Bedeutung sind nur die beiden Aktiengesellschaften Royale Belge und Assurance Générale Belge. Das Hauptgeschäft machen ausländische Gesellschaften, namentlich französische. — Holland besitzt gleichfalls viele Anstalten, die jedoch meistenteils streng solid sind, die 14 größern Gesellschaften hatten Ende 1893 für 181,861,699 holländische Gulden Versicherungen in Kraft. — Für Däne-

mark und Norwegen sind nur je drei nennenswerte Gesellschaften zu verzeichnen, dagegen ist das schwedische Geschäft rege (1893: 7 Aktien-, 4 Gegenseitigkeitsgesellschaften mit 32,445,503, bez. 8,655,773 Kronen neuer, 310,281,109, bez. 34,744,423 Gesamtversicherungssumme Ende 1893). — In Rußland schreitet die Entwickelung der L. sehr langsam vor. Die sechs Gesellschaften hatten Ende 1893: 59,998 Policen über 179,217,899 Rubel Kapital- u. 128,307 Rubel Rentenversicherung. Die ausländischen Gesellschaften werden mehr und mehr vom Staat verdrängt. Nur in Finnland halten sie sich.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika steht die L. in hohem Ansehen, und es ist um so bedauerlicher, daß einige Gesellschaften dort mittels unerfüllbarer Versprechungen eine außerordentlich große Kundschaft gewinnen, was notwendigerweise eines Tages einen Rückschlag herbeiführen muß. Schon jetzt ist die Zahl der vorzeitigen Beendigungen der Versicherungsverhältnisse hoch gegenüber andern ähnlich entwickelten Versicherungsländern. 1892 betrug bei 30 im Staat New York zugelassenen Anstalten die Zahl der Policen 1,532,812, der Versicherungsbestand 4,199,444,397 Doll., 1893: 1,671,039, bez. 4,511,036,550 Doll.; dazu kommen an Arbeiterversicherungspolicen (5 Gesellschaften) 1892: 5,007,194 mit 564,389,135 Dollar, 1893: 5,572,835 mit 645,826,515 Doll. — Die Verwaltungskosten sind hoch (Durchschnitt 23 Proz. der Jahreseinnahme; vgl. die untenstehende Tabelle). Außer den normalen Lebensversicherungsgesellschaften besitzen die Vereinigten Staaten eine überaus große Anzahl von Vereinen, die auf Grundlage des Umlagesystems die L. betreiben; eine völlig unrationelle Form, die mit zunehmendem Alter immer höhere Einzahlungen erfordert. Diese Vereine erlangten trotzdem viele Teilnehmer, weil die anfänglich geringe Leistung lockt. Bei 65 Genossenschaften waren 1883: 452,824, 1893: 1,054,947 Personen versichert. Mit den Jahren des Bestehens steigt die Verfallquote der Policen. Der Austritt steigt. Früher oder später muß der Zusammenbruch erfolgen.

Zum Schluß sei zur Vergleichung deutscher, österreichischer, schweizerischer, englischer und amerikanischer Leistung folgende Tabelle von Emminghaus (im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«) angeführt. Es betrug:

	bei 35 deutschen	bei 19 österreichischen	bei 7 schweizerischen	bei 77 englischen	bei 3 amerikanischen (Equitable, New York, Mutual)
	Lebensversicherungsgesellschaften				
	1891	1891	1890	1890	1889
Bestand an Kapitalversicherung auf den Todesfall am Jahresschluß . . . . Mill. Mark	3877	1005	199	8540	7193
Versicherungssumme durchschnittlich auf die Police . . Mark	4238	2940	3626	9194	?
Abgang bei Lebzeiten durch Aufgabe der Versicherung im Laufe des Jahres . . . . Mill. Mark	91,4	?	5,96	?	914
in Proz. des gesamten durchschnittl. Versicherungsbestandes des Jahres	2,27	?	2,28	?	11,02
Verwaltungskosten in Prozenten der Jahreseinnahme	10,30	15,6	11,22	13,96	19,73; 19,79; 20,66
Fondsanlagen a) in Hypotheken . . . . Prozent	80,41	15,3	41,78	?	21,71
Fondsanlagen b) in Grundeigentum . . . . "	2,82	13,4	3,55	?	15,91
Fondsanlagen c) in andern Sicherheiten . . . . . "	10,83	69,9	38,44	?	62,38

[Litteratur.] Vgl. außer der allgemeinen Litteratur über Versicherungswesen (s. d.) besonders: Karup, Handbuch der L. (2. Aufl., Leipz. 1885); Brämer, Das Versicherungswesen (das. 1894); in beiden Büchern Angabe der Litteratur; Emminghaus im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4 (Jena 1892); Gebauer, Die sogen. L. (das. 1895); Ehrenzweig, Assekuranz-Jahrbuch, 16. Jahrgang 1895; »Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik«, 3. Folge, 8. Bd. (Jena 1894); »Die Mortalitätsverhältnisse der Lehrer nach den Erfahrungen der Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha«; Lewis, Lehrbuch des Versicherungsrechts (Stuttg. 1889); Littrow, Über Lebensversicherungen und andre Versorgungsanstalten (Wien 1832); Moser, Die Gesetze der Lebensdauer (Berl. 1839); Staudinger, Die Rechtslehre vom Lebensversicherungsvertrag (Erlang. 1858); E. Herrmann, Theorie der Versicherung (2. Aufl., Graz 1869); Geyer, Die L. in Deutschland u. ihre gesetzliche Regelung (Leipz. 1878); Morgenbesser, Die mathematischen Grundlagen des gesamten Versicherungswesens (Berl. 1882); Wittstein, Das mathematische Risiko der Versicherungsgesellschaften (Hannov. 1885); Rüdiger, Die Rechtslehre vom Lebensversicherungsvertrag (Berl. 1885); Ehrenberg, Versicherungsrecht (1. Bd., Leipz. 1893). Zeitschriften: »Journal of the Institute of Actuaries« (seit 1851, Lond.), bis 1865 unter dem Titel: »Assurance Magazine«; Masius' »Rundschau der Versicherungen« (seit 1857, Leipz.); »Insurance Record« (seit 1863, Lond.); »Journal des Assurances« (seit 1849, Par.); Statistik der deutschen Lebensversicherungsanstalten, jährlich in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik« (früher im »Bremer Handelsblatt«) und in der »Berliner Börsenzeitung«; die Zeitschrift des preußischen Statistischen Büreaus bringt jedes dritte Jahr übersichten; für Österreich die »Statistische Monatsschrift« (Wien).

Leber (Hepar, Jecur), bei den Tieren die Drüse am Mitteldarm zur Bereitung der Galle und vielleicht auch andrer Stoffe (s. unten). Bei vielen niedern Tieren ist keine eigentliche L. vorhanden, vielmehr ist ein Teil des Darmes mit sogen. Leberzellen ausgekleidet, welche für die Verdauung dieselbe Wirkung zu haben scheinen wie eine wirkliche L. Häufig sind hierfür besondere Blindsäcke des Mitteldarms bestimmt, oder es münden in ihn kleinere oder größere Drüsen, welche in ihrer Gesamtheit als L. bezeichnet werden können. Indem sich dann die Ausführungsgänge verlängern, rückt die L. immer weiter vom Darm weg und bildet zuletzt ein eignes Organ, das bei den Wirbeltieren besonders groß ist. Die sogen. L. der höhern Krebse erfüllt vielleicht nur die Funktionen einer Bauchspeicheldrüse, ähnlich verhält es sich mit der L. der Spinnen; bei den Mollusken scheint sie beides zu sein. — Bei den Wirbeltieren (mit Ausnahme der Leptokardier) entsteht die L. im Embryo als eine paarige Ausstülpung des Mitteldarms dicht

hinter dem Magen, die sich durch vielfache Verzweigung bald in ein baumförmiges Organ verwandelt, dessen feinste Zweige aber hier und da miteinander verwachsen. Es entsteht so eine Art Flechtwerk aus hohlen Strängen (den sogen. Gallengängen), deren Wände aus Leberzellen bestehen (s. Tafel »Eingeweide IV«, Fig. 3 u. 4). Die von diesen abgesonderte Galle fließt durch die Gallengänge (die feinsten heißen Gallenkapillaren) in den Darm. Die zwei ursprünglichen Leberlappen vereinigen sich fast überall zu Einer Masse, doch bleiben die beiden Hauptgänge bestehen. Kompliziert wird der Bau der fertigen L. durch das Verhalten der Blutgefäße in ihr, die sich genau in derselben Weise verzweigen wie die Gallengänge, so daß diese allenthalben von feinsten Kapillaren umsponnen werden. Statt aber, wie dies bei den Kapillaren gewöhnlich der Fall, aus einer Arterie hervorzugehen und sich zu einer Vene zu vereinigen, sind sie nichts als die feinsten Verzweigungen der **Pfortader** (s. d. und Tafel »Blutgefäße«, Fig. 4), d. h. einer Vene, welche das Blut aus den Eingeweiden sammelt und es zur L. führt; nachdem alsdann durch die Thätigkeit der Leberzellen die Galle aus dem Blut abgeschieden worden ist, vereinigen sich diese venösen Kapillaren zur Lebervene, welche in die Hohlvene mündet. Das Blut zur Ernährung der L. wird hingegen von der **Leberarterie** geliefert, die gleichfalls ein Kapillarnetz bildet.

Beim **Menschen** (s. Tafel »Eingeweide I—III«) ist die L. das bräunlich gefärbte Organ, welches in der Bauchhöhle unmittelbar unter dem Zwerchfell liegt und den Magen zum Teil bedeckt. Beim Erwachsenen ist sie etwa 30 cm lang, 20 cm breit, höchstens 6,5—7,5 cm dick und wiegt im Mittel 1800 g. Sie zerfällt durch drei seichte Furchen auf der Unterseite in vier Abteilungen, den sogen. rechten, linken, viereckigen und Spigelschen Lappen, von welchen der rechte der größte ist. In den Furchen liegt die Gallenblase und verlaufen die Blutgefäße. Befestigt ist die L. an der vordern Bauchwand und dem Zwerchfell durch drei Bänder, welche Teile des Bauchfelles (s. d.) sind. Letzteres überzieht die L. fast allseitig und gibt ihr so eine glatte Oberfläche. Ein andres Band, das sog. **runde Leberband**, ist nichts als die beim Fötus noch thätige, nach der Geburt aber nicht mehr funktionierende Nabelvene (s. Embryo, S. 733). Der Eintritt der Blutgefäße und der Austritt der Gallengänge erfolgt durch eine tiefe Furche (**Leberpforte**); sie sind in der L. von einer bindegewebigen Scheide (capsula Glissonii) umgeben. Das Innere der L. zerfällt bei der Betrachtung mit dem unbewaffneten Auge in dunkle Flecke, welche durch hellere Umgebung voneinander getrennt sind. Jeder Fleck (**Leberinsel, Leberläppchen**) besteht aus einem Teil des oben besprochenen Netzwerkes von Leberzellen, wird von feinsten Zweigen der Pfortader umsponnen, von Bindegewebe begrenzt und hat im Innern außer den Kapillaren ein aus ihnen hervorgehendes Ästchen der Lebervene, bildet also gewissermaßen einen Bezirk für sich (eine L. im kleinen). Die in ihm abgesonderte Galle sammelt sich an seiner Peripherie in den sogen. **Gallenkanälchen**, welche zu größern Kanälen zusammentreten. An letztern finden sich kleine Ausstülpungen (**Gallengangdrüsen**), welche zur Absonderung gewisser in der Galle enthaltener Stoffe, vielleicht des Gallenschleims, dienen. Schließlich vereinigen sich die Gallengänge zu zwei größern Ästen, treten so aus der L. hervor und verbinden sich darauf zu einem einzigen Stamm, dem **Lebergang** (ductus hepatis), welcher in die **Gallenblase** (s. d.) mündet.

Die **Funktionen der L.** bestehen erstens in der Bereitung der **Galle** (s. d.), zweitens in den für den allgemeinen Stoffwechsel wichtigen Vorgängen, deren Herd sie ist. Hensen und Bernard fanden fast gleichzeitig ein eigentümliches Kohlehydrat in der L., dem wegen seiner leichten Überführung in Zucker der Name **Glykogen** gegeben wurde. Dasselbe häuft sich besonders bei zucker- oder stärkereicher Nahrung in der L. an und schwindet beim Hungern. Man kann es als einen Reservestoff auffassen, der, ähnlich wie die in den Knollen und Samen der Pflanzen sich bildende Stärke, zur Zeit des Überflusses an zugeführtem Nährmaterial sich ablagert, um später allmählich, dem Bedürfnis des Organismus entsprechend, an das Blut abgegeben und für die Zwecke des Körpers verwertet zu werden. Die Abgabe an das Blut bewerkstelligt sich so, daß das schwer lösliche Glykogen sich in Zucker verwandelt, der leicht durch das die Leberzellen umspülende Blut aufgenommen wird. Der Zucker wird den Geweben zugeführt, dort verbrannt und so besonders als Heizmaterial und zu funktionellen Zwecken verwertet. Gewisse Stellen des Nervensystems sind befähigt, den Glykogenvorrat der L. schnell in Zucker überzuführen. So beschleunigt ein Stich in den Boden des vierten Gehirnventrikels (**Zuckerstich** oder **Piqûre**) diese Umwandlung derartig, daß der Zucker nicht mehr in dem Maß, wie er sich bildet, durch Oxydation zerstört wird, sondern daß der Zuckergehalt des Blutes derartig wächst, daß es zu einer Ausscheidung des Zuckers durch die Nieren kommt (Glykosurie, Zuckerharnruhr). Über die Krankheiten der L. s. Leberkrankheiten. Neben der **Glykogenbildung** und der **Zuckerabsonderung** finden in der L. noch andre für den Stoffwechsel bedeutsame Vorgänge statt. So ist sie als der Sitz der **Harnstoffbildung** anzusehen, indem die als Zerfallprodukte des Körpereiweiß entstehenden Stoffe, die Kohlensäure und das Ammoniak, in ihr durch einen synthetischen Prozeß zu Harnstoff vereinigt werden. Wie intensiv die in der L., dieser größten aller Drüsen, vor sich gehenden chemischen Prozesse sein müssen, läßt sich daraus ermessen, daß das aus der L. abfließende Blut (Blut der Lebervene) das wärmste des ganzen Körpers ist.

Leber, in der Chemie und Pharmazie Name verschiedener mehr oder weniger leberfarbener schwefelhaltiger Präparate, s. Hepar.

Leberabsceß, s. Leberkrankheiten, S. 115.

Leberaloe, s. Aloe.

Leberanschoppung, s. Leberkrankheiten, S. 114.

Leberarterie, s. Leber.

Leberatrophie, s. Leberkrankheiten, S. 114 u. 115.

Leberau (franz. Lièpvre), Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Rappoltsweiler, in einem Thal der Vogesen, an der Leber und der Eisenbahn Schlettstadt-Markirch, hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Benediktinerkloster, Weberei, Färberei, Öl-, Mahl- und Sägemühlen und (1890) 2460 Einw., davon 72 Evangelische und 26 Juden.

Leberband, s. Leber.

Leberberg, s. Bern, S. 847.

Leberblende, soviel wie Zinkblende.

Leberblümchen, s. Hepatica.

Lebercarcinom, Leberkrebs, s. Leberkrankheiten, [S. 116.

Lebercirrhose, s. Leberkrankheiten, S. 115.

Leberdistel, s. Lattich.

Leberechinococcus, s. Leberkrankheiten, S. 116.

Leberegel (Distomum *Retz.*), Gattung von Eingeweidewürmern aus der zu den Plattwürmern (s. d.) gehörigen Ordnung der Saugwürmer. Die Familie der Doppellöcher (Distomidae) zeichnet sich durch den Besitz zweier Saugnäpfe aus, von denen der zum Mund führende vorn, der andre weiter hinten auf der Bauchseite liegt (s. »Leberegel« auf Tafel »Würmer«). Von großem Interesse ist die eigentümliche Art der Entwickelung, die indessen erst bei wenigen Arten genau bekannt ist. Die verhältnismäßig kleinen Eier werden an feuchte Plätze oder ins Wasser abgelegt; aus ihnen schlüpfen wimperlose oder bewimperte Larven, welche gewöhnlich in eine Schnecke einwandern und sich in ihr zu sogen. Keimschläuchen umgestalten. Diese, entweder ohne oder mit Mund und Darm (sogen. Sporocysten, resp. Redien), erzeugen in sich entweder erst eine zweite Generation von Keimschläuchen oder direkt die sogen. Cerkarien, d. h. geschwänzte Larven, die früher allgemein für besondere Würmer gehalten wurden und auch, abgesehen vom Mangel der Geschlechtswerkzeuge, den erwachsenen Leberegeln schon ähnlich sind. In solcher Form verlassen sie die Keimschläuche (auch Ammen genannt) und deren Wirt und suchen im Wasser neue Tiere (Schnecken, Würmer, Krebse &c.), um mit Hilfe ihres Schwanzes sich in dieselben einzubohren und sich darin einzukapseln. Gelangt dann dieser zweite Wirt in den Magen eines dritten, so löst sich die Kapsel (Cyste) auf, und das Distomum kriecht in das bestimmte Organ (Leber, Darm, Harnblase) hinein; hier erst wird es geschlechtsreif. Es ist also der ganze Entwickelungscyklus an drei Wirte gebunden und somit von vielen Zufälligkeiten abhängig; doch werden diese wieder dadurch ausgeglichen, daß in der angegebenen Weise aus einem einzigen Ei sehr viele Individuen hervorgehen. Übrigens zeigen sich bei den verschiedenen Arten der Distomiden Vereinfachungen oder auch Verwickelungen des geschilderten Vorganges. — Die bekannteste unter den sehr zahlreichen Arten der Gattung Distomum, von denen etwa zehn verschiedene im Menschen vorkommen, ist der L. (D. hepaticum *L.*), von etwa 3 cm Länge. Er schmarotzt in der Leber von Tieren und erzeugt event. die sogen. Leberegelkrankheit (s. d.). Auch im Menschen kommt er gelegentlich vor, dringt sogar in die Pfortader und in das Gebiet der Hohlvene ein, verursacht große Beschwerden und führt zuweilen den Tod herbei. Die erste Larvenform bohrt sich in Sumpfschnecken (Limnaeus minutus) ein und wird in der Leber derselben zu mehreren hundert Cerkarien; diese verlassen die Schnecke, um sich an Grashalmen &c. zu befestigen, mit einer Kapsel zu umgeben und sich vom Vieh verschlucken zu lassen. Feuchte Weiden sind daher gefährlich. D. lanceolatum *Mehlis*, 8—9 mm lang, bewohnt ebenfalls die Leber von Tieren (s. Leberegelkrankheit). D. haematobium *Bilh.* (Bilharzia haematobia) ist getrennt-geschlechtig, das Weibchen schmächtig, cylindrisch, das Männchen mit starken Saugnäpfen und rinnenartig umgeschlagenen Seitenrändern, die einen Kanal zur Aufnahme des Weibchens bilden. Je ein Männchen und Weibchen leben vereint in der Pfortader, Milz, den Darm- und Harnblasenvenen der Abessinier und Ägypter und verursachen böse Entzündungen der Harnwerkzeuge und des Darmes. D. Rathouisi *Poirier* lebt im Darm der Chinesen, D. spathulatum *Leuck.* in dem der Japaner, D. pulmonale *Poirier* in der Lunge derselben.

Leberegelkrankheit (Distomatosis, Egelseuche, Leberfäule, Anbrüchigkeit) der Schafe und Rinder entsteht durch Aufnahme der letzten Larvengeneration der Leberegel (s. d.) beim Weidegang, indem entweder die kleinen Schnecken, in denen die Larven wohnen, oder die freien Larven an den Pflanzen haften. Nasse Witterung bietet der Wurmbrut günstige Entwickelungsbedingungen und erhöht die Gefahr; tiefliegende, ständig nasse Weideflecke sind stets verdächtig und werden am besten mit Schafen nicht begangen. Der mit der Gegend vertraute Schäfer muß solche Stellen, auf welchen erfahrungsgemäß Egelbrut nistet, kennen und kann zur Verantwortung gezogen werden, wenn er die Schafe darauf »verhütet«. Die Aufnahme einer geringen Zahl von Egeln bringt den Tieren keinen Schaden; bei drei Vierteln der geschlachteten gesunden Schafe weisen die Lebern einige Egel oder die Spuren ehemaliger Anwesenheit solcher auf, ein Beweis, daß verstreute Egelbrut sich gelegentlich überall findet. Nur wenn große Teile der Leber mit einer Menge von Egeln überschwemmt werden, entsteht die L. Unter ungünstigen Umständen genügt schon ein wenige Stunden langes Weiden zur Aufnahme einer gefahrbringenden Menge Egelbrut. Selbst durch im Stall verabreichtes Grünfutter kann die L. erzeugt werden; in vereinzelten Fällen scheint die Egelbrut sich sogar in (schlechtem, feuchtem) Heu erhalten zu haben. Die mit dem Futter aufgenommene Egelbrut wandert vom Zwölffingerdarm durch den hier mündenden Gallengang in die Leber, verteilt sich in den Gallengangästen, je nach ihrer Zahl über die ganze Leber oder über kleinere Abschnitte, und wächst hier aus. Die Gallengangäste erkranken und sondern Schleim ab. Durch die Egel, den Schleim und die sich anstauende Galle, in der sich Kalkkonkremente absetzen, werden die Gänge verlegt und erweitert. Ihre Wände verdicken sich dabei beträchtlich, so daß sie schließlich harte, weiße, umfangreiche Stränge bilden, deren kalkig-krümeliger Inhalt unter dem einschneidenden Messer knirscht. Die Egel dringen auch in die Lebersubstanz u. erzeugen hier Blutungen und Zerstörung. In den erkrankten Partien nimmt schließlich das thätige Drüsengewebe ab, und es bildet sich zunehmend Fasergewebe; es kommt zu narbigen Zusammenziehungen und totaler Schrumpfung. Sind große Leberabschnitte befallen, so leidet durch die verringerte Gallenerzeugung die Verdauung (Abmagerung) und damit die Blutbereitung (Bleichsucht); die Leberschrumpfung bedingt Blutstauung im Pfortadergebiet, welche Bauch- und Hautwassersucht (Bildung teigiger Anschwellungen) nach sich zieht. Junge und schwächliche Schafe gehen dann in großer Zahl an Abzehrung (Kachexie) zu Grunde, ältere kräftige oder nicht hochgradig befallene Schafe überstehen die Krankheit, deren Behandlung sich auf kräftige Ernährung beschränkt. Da die Aufnahme der Brut während der ganzen Weidezeit stattfinden kann und einige Wochen bis zur Ausbildung der Leberveränderungen vergehen, so entwickelt sich die Krankheit meist im Herbst und Winter. Sie bietet keine eigenartigen Symptome, sondern kennzeichnet sich nur durch allgemeines Kümmern. Die Sektion rasch sterbender Schwächlinge in der Herde gibt sichern Aufschluß. Im nächsten Frühjahr verschwinden die Egel von selbst, die erzeugten Veränderungen bleiben jedoch bestehen. Daher kann auch die Gesundheitsstörung andauern und noch später tödlich werden; meist erfolgt jedoch bei den überlebenden Tieren dann Ausgleich, indem die übriggebliebene Lebersubstanz allmählich die Funktion der zerstörten übernimmt. Distomum hepaticum und D. lanceolatum erzeugen bei Schafen

dieselben Erscheinungen, nur bedarf es dazu von D. lanceolatum wegen seiner Kleinheit einer größern Zahl. Die erstere Art ist allgemeiner verbreitet, die letztere kommt besonders in bestimmten Gegenden, z. B. in Thüringen, häufig vor; beide können auch zusammen eine Leber bewohnen. Da die L. meist viele Tiere einer Herde ergreift, nennt man sie unzutreffend auch Seuche (vgl. Lungenwurmkrankheit). Tritt sie in einer Herde von vornherein sehr heftig und ausgebreitet auf, so ist die baldige Abschlachtung der ganzen Herde ratsam. Das Auftreten der L. in einer gekauften Herde kann den Kauf der ganzen Herde rückgängig machen, wenn nachzuweisen ist, daß die Tiere nach dem Kauf keine Gelegenheit zur Aufnahme der Wurmbrut hatten (bei Trockenfütterung). Bei Rindern sind Leberegel ebenfalls sehr häufig; wegen der Größe der Rindsleber reicht ihre Zahl aber meist nicht aus, um die Leberfunktion so zu beeinträchtigen, daß eine allgemeine Gesundheitsstörung entstünde. Das zufällige Auffinden von Egeln bei der Sektion von abgezehrten Kühen rechtfertigt daher nicht ohne weiteres den Schluß, daß erstere die Krankheitsursache gewesen seien. Doch sind auch bei Rindern Erkrankungen und selbst tödliche Abzehrung durch große Mengen von Egeln (es sind bis 1000 Stück in einer Leber gefunden worden) nicht ausgeschlossen. Auch in den Lungen sind Leberegel in großer Zahl gefunden worden (Lungenentzündung). Auch in andre Organe verirren sie sich bisweilen, gehen dort jedoch zu Grunde. Bei den übrigen Haustieren sind die Egel selten, häufiger aber beim Wild.

Leberentzündung, s. Leberkrankheiten; L. der Schafe, s. Lupinose.

Leberfäule, s. Leberegelkrankheit.

Leberfleck (Naevus lenticularis, Chloasma), kleine, selten über linsengroße, rundliche Hautstelle, welche durch ihre braune oder schwärzliche Färbung von der gesunden Haut absticht und sich gewöhnlich auch etwas über das Niveau der Haut erhebt. Solche sogen. Leberflecke kommen angeboren fast an allen Körperteilen vor, am häufigsten im Gesicht, am Hals und Rumpf, seltener an den Gliedmaßen und an den Händen und Füßen; zuweilen sind sie behaart. Sie stehen durchaus in keiner Beziehung zur Leber und deren verschiedenen Zuständen. Leberflecke kommen häufig während der Schwangerschaft vor und verschwinden dann meist wieder nach dem Wochenbett; sie werden auch bei Gebärmutterleiden und bei Menstruationsstörungen beobachtet. Ein Teil dieser Formen bedarf keiner Behandlung oder spottet ihrer, solange die Ursache derselben, z. B. chronische Magen- und Darmkatarrhe, nicht geheilt und dauernd gehoben werden. Man hat versucht, Leberflecke mittels einer Lösung von Sublimat zu entfernen, indem man Scharpie mit derselben tränkt und einige Stunden lang auf die betreffenden Hautstellen auflegt. Die Oberhaut soll dann eintrocknen und sich demnächst und damit auch den L. abschuppen. Es erscheint dies höchst fraglich. Auch Galvanokaustik ist zur Vertilgung der Leberflecke angewendet worden, jedoch ist hierbei wie auch bei Behandlung von Leberflecken mit Ätzmitteln wohl zu bedenken, daß sehr oft die entstehende Narbe schlimmer sein wird als der beseitigte L.

Lebergang, Leberinsel, s. Leber.

Leberkies, s. Markasit.

Leberklette, s. Agrimonia.

Leberkolik, soviel wie Gallensteinkolik, s. Gallensteine.

Leberkrankheiten. Bei dem außerordentlichen Reichtum der Leber an Blutgefäßen und bei dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem dieses Organ einerseits zu den Verdauungsorganen, anderseits zu dem Mittelpunkt der Blutbewegung, dem Herzen, steht, sind Erkrankungen der Leber keine Seltenheit. Die Entzündung des serösen Überzugs der Leber (Perihepatitis) ist entweder eine Teilerscheinung der allgemeinen Bauchfellentzündung oder kommt ohne eine solche vor. Im letztern Fall wird sie entweder durch Stoß, Schlag, Druck, bei Frauen durch feste Unterrockbänder, Schnürleibchen bedingt, oder sie wird veranlaßt durch Affektionen des unter dem serösen Überzug liegenden Lebergewebes. In den allermeisten Fällen führt diese Entzündung zur Verdickung der Leberkapsel oder zur Verwachsung der Leber mit ihren verschiedenen Nachbarorganen. Das wichtigste Symptom dieser Krankheit, welche nur in seltenen Fällen einen stürmischen Verlauf nimmt, sind die Schmerzen in der Lebergegend, welche übrigens in den einfachern Fällen nicht lange anhalten und durch Ruhe und kalte Umschläge zu bekämpfen sind. Schwerere Fälle verlangen dieselbe Behandlung wie die Bauchfellentzündung. Blutüberfüllung oder Hyperämie der Leber, Leberanschoppung wurde früher ungemein häufig von den Ärzten angenommen, wo es sich überhaupt um Vergrößerung des Organs handelte; sie kommt thatsächlich wesentlich nur bei allgemeiner Stauung im Kreislauf zu stande. Alle Klappenfehler des Herzens, bei welchen eine Stockung des Blutes im rechten Herzen vorhanden ist, bewirken auch Blutstauungen in der Leber, weil das Leberblut nicht nach dem Herzen abströmen kann oder doch mehr oder weniger daran gehindert ist. Im spätern Verlauf erschöpfender Krankheiten, bei chronischem Marasmus, bei Erkrankungen des Herzfleisches, wenn das Herz nicht mit der notwendigen Kraft das Blut austreiben kann, ebenso bei den verschiedensten Kreislaufsstörungen innerhalb der Lungen können ebenfalls Stauungen in der Leber stattfinden. Anatomisch stellen sich diese Stauungen zuerst nur als Gefäßerweiterungen im Gebiete der Lebervene dar, während später die Leberzellen wegen der schlechten Kreislaufsverhältnisse zu Grunde gehen und umfänglicher Ausfall von Lebergewebe eintritt, der mit einer Fettablagerung in den Pfortadergebieten das Bild der sogen. Muskatnußleber zu stande bringt. Solange die Hyperämie der Leber nicht einen sehr hohen Grad erreicht, und solange nicht der Umfang des Organs sich merklich vergrößert, ist der genannte Zustand symptomlos. Bei beträchtlicher Schwellung der Leber fühlt man Spannung und Druck im rechten Hypochondrium, man hat das Gefühl, als ob ein Reif um den Leib gelegt wäre; fest anliegende Kleider werden unerträglich, es tritt Beengung auf der Brust ein. Objektiv ist die Leberhyperämie nur bei höhern Graden zu erkennen. Was die Behandlung der Leberhyperämie anbetrifft, so ist es in den meisten Fällen unmöglich, die Ursachen derselben zu beseitigen. Unter gewissen Umständen bringen Blutegel am After oder abführende Salze Erleichterung. Für Kranke, welche an habituellen Leberhyperämien leiden, eignen sich vorzugsweise Brunnenkuren in Homburg, Kissingen, Karlsbad, Marienbad. Die Leberatrophie (braune Atrophie) ist eine Folge allgemeiner Abmagerung, wie sie dem hohen Alter und zahlreichen abzehrenden Krankheiten, namentlich der Krebskachexie, eigen ist. Das ganze Organ wird dabei auf die Hälfte oder gar ein Drittel seiner normalen Größe reduziert, in den Zellen lagert sich braunes körniges

Pigment ab; der Blutgehalt ist relativ reichlich. Eine Besserung des Leberschwundes ist nach dem Gesagten ausgeschlossen, nur selten findet eine Ergänzung des Gewebes durch kompensatorische Hyperplasie statt.

Die eiterige Leberentzündung (Leberabsceß, Hepatitis suppurativa). Im Beginn der Krankheit trifft man in der sehr blutreichen Leber auf verfärbte, gelbliche und auffallend weiche Stellen, welche leicht für Abscesse gehalten werden können. An diesen Stellen sind die Leberzellen gänzlich verschwunden, und es findet sich nur ein feinkörniger Brei vor. In einem spätern Stadium der Krankheit findet man in der Leber wirkliche Abscesse von der Größe einer Erbse bis zu der eines Hühnereies; sie sind von zerfallenem, mißfarbigem Lebergewebe umgeben und enthalten einen rahmigen, durch beigemischte Galle grünlichen Eiter. Die Abscesse brechen zuweilen nach der Bauchhöhle oder auch nach der äußern Haut und nach andern Nachbarorganen hindurch. Bleibt der Kranke dabei am Leben, so kann der Absceß im günstigen Fall ausheilen, und es entsteht an seiner Stelle eine schwielige Narbe. Die Ursachen dieser gefährlichen Krankheit sind zum großen Teil dunkel. Nach großen Verletzungen mit nachfolgender Verjauchung, namentlich nach Kopfverletzungen, nach Ruhr und Venenentzündung folgen sehr häufig Leberabscesse. In heißen Klimaten, z. B. in Ägypten, sind diese Abscesse sehr häufig, in kühlern Zonen selten. Der Leberabsceß entsteht entweder durch Übergreifen einer Eiterung aus der Nachbarschaft (Magen, Pankreas, Pfortader, Milz) auf die Leber oder durch Einschleppung von eitererregenden Bakterien mit dem Blutstrom von andern Stellen des Körpers her (namentlich bei Pyämie). Die Krankheit wird gewöhnlich erst erkannt, wenn sie schon auf ihrem Höhestadium angelangt ist. Heftige Schmerzen mit Anschwellung der Lebergegend, Frostanfälle u. hohes, unregelmäßiges Fieber, zuweilen auch Gelbsucht weisen darauf hin. Ziemlich häufig treten auch durch die Nervenverbindungen weiter geleitete Schmerzen in der rechten Schulter auf. Gewöhnlich nehmen die Kräfte des Kranken schnell ab, er nimmt ein schlechtes Aussehen an und geht erschöpft zu Grunde. Die Mehrzahl der Fälle endet so tödlich. Die Behandlung hat sich darauf zu beschränken, durch entsprechende Diät, Wein und Eisenpräparate die Kräfte des Kranken aufrecht zu erhalten. Gegen die Frostanfälle gibt man zweckmäßig Chinin. Läßt sich die Stelle, wo ein Leberabsceß sitzt, rechtzeitig bestimmen, so muß derselbe geöffnet werden.

Interstitielle Leberentzündung (**Leberverhärtung, granulierte Leber, Lebercirrhose**, Cirrhosis hepatis) nennt man diejenige Form der Entzündung, welche zu einer Vermehrung und Neubildung von Bindegewebe in der Leber führt. Das neugebildete Bindegewebe schrumpft später ein und drückt dabei das Leberparenchym, welches dazwischen liegt, zusammen. Infolge dieses Druckes atrophieren die Leberzellen und gehen zum großen Teil zu Grunde. Das ganze Organ, welches anfangs durch die Wucherung vergrößert war, wird dabei natürlich kleiner, es nimmt eine plumpe, rundliche Gestalt an; die Oberfläche der Leber zeigt körnige oder warzige Hervorragungen. Da durch die Schrumpfung des neugebildeten Bindegewebes auch ein Druck auf die Pfortaderäste und auf die Gallengänge ausgeübt wird, so erklärt sich einerseits, daß Stauungen in den Organen, aus welchen die Pfortader das Blut zur Leber führt, eintreten müssen, wie auch anderseits, daß Gallenresorption in das Blut und Gelbsucht selten ausbleiben. Die Symptome des Anfangsstadiums der Lebercirrhose sind denen der einfachen Leberhyperämie sehr ähnlich. Magenkatarrh und allerhand Verdauungsstörungen sind von Anfang an vorhanden, in den meisten Fällen auch eine Schwellung der Milz. Früher oder später tritt Bauchwassersucht hinzu. Auf dem stark angeschwollenen Bauch zeigen sich dicke blaue Adern unter der Haut, welche den Namen des Medusenhauptes führen und erweiterte Venen sind, die das Blut aus dem Pfortadergebiet nach dem Gebiete der Hohlvenen überführen helfen, da die Zirkulation durch die Leber gehemmt ist. Aus den aufgeführten schweren Störungen resultiert schließlich eine hochgradige Beeinträchtigung der Ernährung, welche in Verbindung mit gewissen Erscheinungen einer abnormen Nerventhätigkeit den Tod des Kranken herbeiführt. Die Leberschrumpfung ist eine derjenigen Erkrankungen, die man wohl schlechtweg als **Säuferleber** bezeichnet, doch kommt sie auch unter andern Umständen vor, wenn dauernd dem Blute schädliche Stoffe zugeführt werden; sie tritt ferner auf bei einigen Infektionskrankheiten (Typhus, Cholera, Wechselfieber, Syphilis); oftmals sind die Ursachen völlig unbekannt. Wird die Krankheit im Beginn erkannt, so muß vor allen Dingen der Genuß von Spirituosen streng untersagt werden. Daneben werden abführende Salze (Mineralbrunnen) und die Applikation von Blutegeln am After gute Dienste thun. Hat sich einmal die Affektion bis zur Neubildung von Bindegewebe gesteigert, so läßt sich gegen die Krankheit selbst nichts mehr thun; nur einzelne Symptome derselben kann man erleichtern, z. B. den Magendarmkatarrh durch kohlensaure Alkalien. Das Wasser, welches sich in der Bauchhöhle ansammelt, sollte nur im äußersten Notfall durch Anstechen des Bauches entfernt werden, weil es sich schon nach wenigen Tagen wieder von neuem erzeugt und die Kräfte des Kranken dabei sehr herabkommen. Eine stärkende Diät vermag die Kräfte des Kranken länger aufrecht zu erhalten und das tödliche Ende hinauszuschieben.

Die syphilitische Leberentzündung ist nur in seltenen Fällen der Diagnose zugänglich. Gewöhnlich findet man die Leber verkleinert, wenn sie nicht zufällig gleichzeitig speckig entartet ist. Auf der Oberfläche der Leber bemerkt man tiefe Furchen, welche ihr ein eigentümliches gelapptes Ansehen geben; diesen Furchen entsprechen im Innern der Leber derbe fibröse Massen, welche oft in der ganzen Dicke des Organs die Stelle des untergegangenen Leberparenchyms einnehmen. Manchmal findet man auch erbsen- bis walnußgroße weißliche harte Knoten in der Leber, welche von einer Neubildung von Zellen, Kernen und Bindegewebe herrühren. Diese Knoten werden später in eine gelbliche käsige Masse umgewandelt, welche einschrumpft oder sich mit Kalksalzen infiltriert und verhärtet. Das Leiden wird gewöhnlich erst erkannt, wenn der Prozeß abgelaufen und eine Narbe in der Leber vorhanden ist, so daß jede Behandlung zu spät kommt.

Die akute gelbe Leberatrophie ist auch als eine entzündliche Affektion zu betrachten, bei welcher die Leberzellen in der ganzen Ausdehnung des Organs schnell zerfallen. Bei der Sektion findet man die Leber zuweilen um die Hälfte verkleinert, ihr Gewebe schlaff und welk, ihre Konsistenz sehr stark vermindert; der drüsige Bau des Organs ist nicht mehr zu erkennen, die Farbe desselben ist eine gesättigt

orangegelbe. Das ganze Organ ist blutarm. Bei der mikroskopischen Untersuchung findet man statt der normalen Leberzellen nur Detritusmasse, Fetttröpfchen und Pigmentkörner. Die akute gelbe Leberatrophie ist eine sehr seltene Krankheit, befällt vorzugsweise das weibliche Geschlecht und namentlich Schwangere. Sie tritt im Verlaufe von Infektionskrankheiten auf, kommt bei Phosphorvergiftung vor; in vielen Fällen ist die eigentliche Ursache unbekannt. Sie bietet von Anfang an keine charakteristischen Symptome dar. Die Kranken sind appetitlos, klagen über Druck und Vollsein in der Magen- und Lebergegend und über andre Beschwerden, welche beim Magendarmkatarrh vorkommen. Dazu gesellt sich meist ein mäßiger Grad von Gelbsucht. Später nimmt die Gelbsucht zu; die Lebergegend wird schmerzhaft, die Kranken klagen über heftigen Kopfschmerz, werden sehr unruhig und aufgeregt und fangen an zu delirieren. Bald folgt auf diese Erscheinungen eine unüberwindliche Abgeschlagenheit und Müdigkeit; die Kranken verfallen in einen tiefen Schlaf, aus welchem man sie anfänglich nur momentan, zuletzt aber gar nicht mehr erwecken kann. Der früher normale oder verlangsamte Puls wird frequent, die Körpertemperatur wird bedeutend erhöht, Kot- und Harnentleerungen erfolgen unwillkürlich. Unter überhandnehmendem Verfall, sehr hoher Frequenz des immer kleiner werdenden Pulses, Ausbruch von reichlichen Schweißen gehen die Kranken, ohne aus ihrer Bewußtlosigkeit zu erwachen, meist schon am zweiten Tage zu Grunde. Über die Behandlung der Leberatrophie läßt sich nicht viel sagen. Ist die Krankheit ausgesprochen vorhanden, so sind Blutentziehungen erfahrungsmäßig schädlich; dagegen werden namentlich von englischen Ärzten starke Abführmittel, wie Aloe, Krotonöl, Koloquintenextrakt, empfohlen. Gegen die Reizerscheinungen im Nervensystem macht man kalte Umschläge auf den Kopf.

Endlich zählt man zu den entzündlichen Leberaffektionen noch die sogen. Pylephlebitis, d. h. die Entzündung der Pfortader (s. d.). Außerdem sind noch die Fettleber (s. d.), die Speckleber, d. h. die amyloide Entartung (s. Amyloidentartung), und der Leberkrebs (Carcinoma hepatis) zu erwähnen. Dieser letztere kommt auf 80 Leichen ungefähr einmal vor, ist also eine ziemlich häufige Erkrankung. Der Krebs kommt in der Leber äußerst selten primär, ungleich öfter aber sekundär vor. Welche Ursachen das Entstehen desselben bedingen, ist unbekannt. Wenn die Geschwulst des Krebses auf Gallengänge drückt, so entsteht Gelbsucht, die fast bei allen L. in schwachem Grade vorhanden ist. Die Behandlung kann sich nur gegen einzelne Krankheitserscheinungen richten.

Es finden sich auch Parasiten in der Leber. Ziemlich häufig kommt das Pentastomum denticulatum in verkalktem Zustand darin vor. Es ist dies ein etwa 4 mm langer Gliederwurm mit starken Haken am Kopfende. Er ruft nie deutliche Symptome an der Leber hervor und wird nur gelegentlich bei Sektionen gefunden. Viel wichtiger dagegen ist der Echinococcus der Leber. Die Echinokokken sind die junge, geschlechtslose Brut der Taenia Echinococcus (s. Bandwürmer, S. 415), welche im Hunde vorkommt, und erscheinen in der Form von erbsen- bis apfelgroßen Blasen mit dicker, gallertiger Wand und wässerigem Inhalt. Die Art und Weise, in welcher die Eier und Embryonen der Taenia Echinococcus in die menschliche Leber gelangen, um sich dort zu Echinococcusblasen zu entwickeln, ist dunkel. In Island beherbergt etwa jeder siebente Mensch diese Tiere. Man nimmt an, daß Tiere, welche von der Taenia Echinococcus bewohnt werden (wie Hunde, welche in Island besonders zahlreich gehalten werden), von Zeit zu Zeit reife Glieder jenes Bandwurms mit dem Kot entleeren. Die Eier und Embryonen, welche in diesen Gliedern enthalten sind, gelangen wahrscheinlich mit dem Trinkwasser oder mit roh genossenen Nahrungsmitteln in den Darmkanal des Menschen und wandern von hier aus in die Leber. Hier schwillt der mikroskopisch kleine Embryo zu einer großen Blase an, auf deren Innenwand junge Bandwurmammen emporsprießen. In der Regel bewohnen diese Blasenwürmer die Leber jahrelang, und man wird erst auf sie aufmerksam durch die Ausdehnung der Leber, welche meist schon an der Hervorwölbung der Rippen und an der kugeligen Hervorragung unter dem Rippenbogen erkennbar ist. Auf der Höhe solcher Geschwulst, die glatt und von elastischer Beschaffenheit ist, fühlt man zuweilen deutliche Wellenbewegung. Der Leber-Echinococcus ist stets ein sehr bedenkliches Leiden; nicht allein wird durch den Druck, den die Geschwulst auf die Leber ausübt, Atrophie derselben und Pressung andrer Organe (Niere, Magen, Lunge) herbeigeführt, es liegt auch bei großer Ausdehnung der Geschwulst die Gefahr nahe, daß der Echinococcussack platzt u. seinen Inhalt in den Pleuraraum oder in die Bauchhöhle ergießt und schnell zum tödlichen Ende führt. Ein Mittel gegen den Echinococcus gibt es zur Zeit nicht, am meisten Aussicht auf Erfolg hat die operative Behandlung.

Eine eigentümliche Verkrüppelung der Leber entsteht bei Frauen durch den Gebrauch enger Schnürleiber oder durch festes Binden der Unterrockbänder und wird Schnürleber genannt. Dieselbe zeigt Eindrücke von den Rippen auf dem rechten und vom Schwertfortsatz auf dem linken Lappen, sodann eine ausgesprochene Querfurche an der obern Fläche beider oder nur des rechten Lappens. In dieser Furche ist der seröse Leberüberzug stark verdickt u. das Lebergewebe daselbst unter dem Druck geschwunden. Daß bei dieser Beeinträchtigung des Organs auch dessen Funktionen leiden müssen, liegt auf der Hand. S. Gallensteinkolik. Vgl. Frerichs, Klinik der L. (Braunschw. 1858–61, 2 Bde.); Murchison, Clinical lectures on diseases of the liver (Lond. 1868, 3. Aufl. 1885).

Bei Haustieren kommen L. sowohl als Teilerscheinungen bei vielen akuten Krankheiten (insbes. Infektionen und Vergiftungen) wie auch als selbständige Leiden vor. Wenn nicht dabei Gelbsucht auftritt, was nur teilweise geschieht, so ist der Sitz der Krankheit in der Leber schwer zu erkennen, weil meist nur allgemeine Gesundheits- und Ernährungsstörung sich bemerkbar macht. Die Leber unterliegt häufig der fettigen oder der amyloiden Entartung (s. Amyloidentartung), wobei Berstungen der Leber mit event. tödlicher Blutung nicht selten (besonders bei ältern Pferden) vorkommen. Die Leber ist häufig der Sitz tierischer Parasiten, so von Leberegeln, besonders bei Schaf u. Rind, von Echinokokken, besonders beim Rind, von Gregarinen (Kaninchen), von Finnen (Hasen); desgleichen von Geschwülsten, besonders Krebs (am häufigsten beim Geflügel), und Eiterknoten, auch von tuberkulösen Herden. Eigenartige Lebererkrankungen sind die Lebercirrhose (Schweinsberger Krankheit, s. d.) des Pferdes und die Lupinose (s. d.) der Schafe.

Leberkraut, s. Asarum und Marchantia.

Leberkrebs, s. Leberkrankheiten, S. 116.

Leberläppchen, s. Leber.

Lebermeer (Libermeer, Klebermeer), bei den altdeutschen Dichtern das nordische Meer der höhern Breiten, jenseit Thule, von welchem zuerst Pytheas von Marseille erzählt hatte, daß es von dicker Beschaffenheit sei, als ob es ganz mit Meerlungen (Quallen) und Lebern erfüllt sei, weshalb es auch das geronnene oder tote Meer (mare concretum seu mortuum) oder mit einem keltischen Ausdruck Morimarusa genannt wurde. Man glaubt, daß Pytheas einem dichten Schwarm von Quallen begegnet sei, wie er öfter im nordatlantischen Meere beobachtet wurde, oder daß von einem zuweilen vorkommenden Zustande die Rede sei, in welchem die obern Schichten ganz mit gelatinösen Eispartikeln erfüllt erscheinen.

Lebermoose (Aftermoose), s. Moose.

Léberon (spr. leb'róng), s. Luberon.

Leberpforte, s. Leber.

Leberpilz, s. Fistulina.

Leberreime, zweizeilige Scherzgedichte, die bei Tisch (ursprünglich beim Vorlegen der Hechtleber) improvisiert zu werden pflegen, und von denen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: »Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem —« ꝛc., worauf ein Tier genannt wird, auf dessen Namen die folgende Zeile reimen muß. Die ältesten Sammlungen von Leberreimen stammen aus dem Anfang des 17. Jahrh. 1605 veröffentlichte J. Sommer (Huldrich Therander) 500 L. als »Hepatologia hieroglyphica rhythmica«; später hat auch Grehlinger L. gedichtet. Vgl. L. H. Fischer in der Einleitung zu seiner Ausgabe von J. L. Frisch's »Schulspiel von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst« (Berl. 1890).

Leberschiefer (Leberstein), Lokalbezeichnung für leberbraune und rote Schieferthone, besonders für die des untern Buntsandsteins (Bröckelschiefers), s. Triasformation.

Leberschwamm (Leberpilz), s. Fistulina.

Leberstärke, soviel wie Glykogen.

Libersteine, s. Gallensteine.

Leberstockkraut, s. Levisticum.

Lebert, 1) Hermann, Mediziner, geb. 9. Juni 1813 in Breslau, gest. 1. Aug. 1878 in Bex, studierte seit 1831 in Berlin, Zürich und Paris, ließ sich 1836 in Bex als Arzt nieder und ward 1838 zum Arzt der Bäder und des Hospitals von Lavey ernannt. In den Wintern von 1842—45 machte er in Paris klinische, experimentelle und mikroskopisch-pathologische Forschungen, deren Resultate er in seiner »Physiologie pathologique« (Par. 1845, 2 Bde., mit Atlas) niederlegte. 1845 sammelte er mit Robin an der französischen Nordküste und den Inseln des Kanals Material zu anatomischen Präparaten von Seetieren ꝛc. für ein zu gründendes Museum. 1846 unternahm er zoologische Exkursionen in der Schweiz und Arbeiten über die Entwickelung der Fische, siedelte dann aber als Arzt nach Paris über und schrieb hier: »Traité pratique des maladies scrofuleuses et tuberculeuses« (Par. 1849) und »Traité pratique des maladies cancéreuses« (das. 1851). 1852 ging er als Professor der medizinischen Klinik und Direktor des großen Krankenhauses nach Zürich und 1859 nach Breslau. 1874 legte er seine Stellung nieder und siedelte nach Vevey über. Er schrieb noch: »Abhandlungen aus dem Gebiet der Chirurgie und pathologischen Physiologie« (Berl. 1847); »Traité d'anatomie pathologique générale et spéciale« (Par. 1855—60, 2 Bde., mit Atlas in 2 Bdn.); »Allgemeine Pathologie und Therapie« (Tübing. 1864, 2. Aufl. 1876); das »Handbuch der praktischen Medizin« (das. 1859—60, 2 Bde.; 4. Aufl. 1871); »Grundzüge der ärztlichen Praxis« (das. 1867—68); »Klinik der Brustkrankheiten« (das. 1873—74, 2 Bde.); »Krankheiten des Magens« (das. 1878). »Traité clinique et pratique de la phthisie pulmonaire« (1879). Der Grundgedanke aller seiner Arbeiten war, die streng naturwissenschaftliche Methode auch auf dem Gebiet der innern Medizin zur Geltung zu bringen. Er lieferte bahnbrechende Untersuchungen über Tuberkulose, Geschwülste und Krebs sowie zahlreiche Detailforschungen, wie den Nachweis des anatomischen Zusammenhanges zwischen Hirnabscessen und Ohrenentzündungen. Ein Verzeichnis seiner Publikationen geben die von ihm selbst zusammengestellten »Biographischen Notizen« (Bresl. 1869).

2) Siegmund (eigentlich Levy), Klavierpädagog, geb. 12. Dez. 1822 in Ludwigsburg, gest. 8. Dez. 1884 in Stuttgart, machte seine musikalischen Studien in Stuttgart und Prag und wurde in München 1854 mit Ludwig Stark (s. d.) befreundet, mit welchem er die große bei Cotta erschienene »Klavierschule« ausarbeitete, welche vielfach aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt wurde. Daran schließt sich die instruktive »Klassikerausgabe«, an der auch Bülow, Faißt, J. Lachner und Liszt mitwirkten, ferner die Bearbeitung von Clementis »Gradus ad Parnassum«, das L.-Starksche »Jugendalbum«, die »Instruktiven Klavierstücke in vier Graden« und sonstige Lehrwerke. Als Lehrer des Stuttgarter Konservatoriums, welches L. seine Gründung und Organisation verdankt, bildete er zahlreiche ausgezeichnete Klaviervirtuosen und Lehrer aus. Von der Universität Tübingen erhielt er 1873 das Doktordiplom.

Leberthran (Koböl, Oleum jecoris aselli), aus der Leber mehrerer Schellfischarten, besonders vom Schellfisch (Gadus Aeglefinus), Kabeljau (Gadus Morrhua *L.*), vom Dorsch (G. Callarias *L.*) und vom Köhler (G. carbonarius *L.*), aber auch von G. Merlangus, G. Pollachius und G. Molva in Bergen, Neufundland und Newhaven in Schottland gewonnenes Öl. Der blanke, hellblanke, gelbe (weiße) L. fließt unter Erwärmung im Wasserbad aus den Fischlebern; doch gewinnt man ihn auch durch Einwirkung von Wasserdampf auf die zerkleinerte Leber (daher Dampfleberthran, Fabrikthran). Er ist klar, etwas dickflüssig, strohgelb oder goldgelb, von schwachem Geruch und Geschmack nach Fischen, wenig kratzend und schwach sauer reagierend. Durch stärkeres Erhitzen und Auspressen erhält man den braunblanken oder blanken hellbraunen L., welcher hell kastanienbraun ist, stärker riecht u. schmeckt und auch deutlich sauer reagiert. Aus dem Rückstand der Leber gewinnt man endlich durch Auskochen mit Wasser den braunen L. Im Handel versteht man unter Bergener L. alle bessern Sorten. Eine Million Fische liefern etwa 1000 Ton. L. L. besteht aus Glyceriden der Olein-, Stearin- und Palmitinsäure und enthält außerdem ca. 5 Proz. freie Fettsäuren und in geringer Menge Gallenbestandteile, Essigsäure, Buttersäure, Jod- und Bromverbindungen (0,02—0,05 Proz. Jod), Phosphor ꝛc. Sein spezifisches Gewicht ist 0,920—0,929; er bleibt noch bei —4 bis —6° klar (Neufundländer oder Labradorleberthran scheidet schon bei +5 bis +7° Stearin ab), ist leicht löslich in Äther, wenig in kaltem Alkohol, mehr in kochendem, und wird durch ätzende Alkalien verseift. Man benutzt ihn haupt-

sächlich in der Medizin, weil er infolge seines Gehalts an freien Fettsäuren mit dem in der Galle enthaltenen Alkali Seifen bildet, die eine äußerst feine Emulgierbarkeit des Thrans herbeiführen, so daß er leichter als andre Fette resorbiert wird. Hierauf beruht der große Nährwert des Leberthrans, und er dient daher mit Erfolg bei Skrofulose, Rachitis, Lungenschwindsucht, Gicht, chronischen Nervenleiden ꝛc. Im Anfang der Kur pflegt er Magenbeschwerden, selbst Erbrechen zu bewirken, doch verschwinden diese Erscheinungen meist beim Gebrauch allmählich, während sie den fernern Gebrauch des Thrans mißlich erscheinen lassen, wenn sie nicht zurücktreten. Kleine Zusätze von Zimtöl, Chloroform, Pfefferminzöl verbessern den Geschmack; auch soll eisenhaltiges Wasser, gleich nach dem Einnehmen des Thrans getrunken, den übeln Nachgeschmack beseitigen. Technisch benutzt man L. in der Gerberei. L. aus der Leber verschiedener Rochen und der Quappe hat geringere Bedeutung. Es werden jährlich etwa 30,000 hl Dampfthran und 50,000 hl dunklerer L. gewonnen.

Lebervenen und **Leberzellen**, s. Leber.

Lebid ibn Rabi'a, berühmter arab. Dichter, geb. um 575, gest. um 662, war erst ein Gegner, dann ein eifriger Anhänger Mohammeds. Seine »Moallaka« wurde einzeln arabisch und französisch von de Sacy in »Calila et Dimna, ou fables de Bidpai, suivies de la Moallaka de L.« (Par. 1816), arabisch und schwedisch von Billberg (Lund 1826), arabisch und lateinisch von Peiper (Bresl. 1828), sein »Diwan« teils von Jussuf el-Châlidi (Wien 1880), teils von Huber (Leipz. 1887) herausgegeben, übersetzt von Huber (Leid. 1891). Vgl. v. Kremer, Über die Gedichte des L. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1881).

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Leblanc, Nicolas, Begründer der Soda-Industrie, geb. 6. Dez. 1742 in Yvoy-le-Pré (Dep. Cher), gest. Anfang 1806, studierte Medizin und wurde 1780 Chirurg des Herzogs von Orléans. Als die französische Regierung 1783 einen Preis auf die Entdeckung eines Verfahrens zur billigen Darstellung von Soda ausschrieb, beschäftigte sich L. eifrig mit der Lösung dieser Aufgabe. Er folgte einer Anregung von de la Métherie, welcher vorgeschlagen hatte, die Soda durch Glühen von Glaubersalz mit Kohle zu gewinnen, und 1789 trat er mit seinem Verfahren hervor. Der Herzog von Orléans stellte ihm 200,000 Frank zur Verfügung, und 1791 errichtete er mit Dizé und Schée eine Fabrik in Franciade (St.-Denis), welche täglich 250—300 kg Soda lieferte. Nach der Hinrichtung des Herzogs von Orléans wurde die Fabrik 1793 konfisziert, und in demselben Jahre forderte das Komité für die öffentliche Wohlfahrt die Bürger auf, das Verfahren der Sodafabrikation, deren Geheimnis sie besaßen, dem Allgemeinwohl zu opfern. L. entsprach dieser Aufforderung. 1801 wurde ihm als Entschädigung für das veröffentlichte Patent, welches er 1791 erhalten hatte, die Fabrik wieder übergeben, da er aber keine Betriebsmittel besaß, so kam dieselbe nicht wieder in Betrieb. L. war dem Elend überliefert und endete sein Leben freiwillig im Armenhause zu St.-Denis. Er schrieb: »Mémoires sur la fabrication du sel ammoniac et de la soude« (Par. 1798); »De la cristallotechnie, ou Essai sur les phénomènes de la cristallisation et sur les moyens de conduire cette opération pour en obtenir des cristaux complets« (das. 1802); außerdem publizierte er mehrere Arbeiten über Kobalt und Nickel, Alaun, Soda, Kristallisation im »Journal de physique«. 1887 wurde L. im Ehrenhof des Conservatoire des arts et métiers in Paris eine Bronzestatue errichtet. Vgl. Scheurer-Kestner, N. L. et la soude artificielle; Anastasi (Enkel Leblancs), N. L, sa vie, etc. (Par. 1884).

Leblancscher Prozeß, s. Soda.

Leboeuf (spr. löböff), Edmond, Marschall von Frankreich, geb. 6. Dez. 1809 in Paris, gest. 7. Juni 1888, trat 1832 in die Artillerie ein, diente mit großer Auszeichnung 1837—41 in Algerien, ward 1848 zweiter Kommandant der polytechnischen Schule und ging 1854 als Oberst und Artilleriestabschef nach der Krim, wo er sich beim Artillerieangriff auf Sebastopol, welchen er, seit November 1854 Brigadegeneral, zum Teil leitete, hervorthat. Hierauf erhielt er das Kommando der Gardeartillerie, ward 1857 Divisionsgeneral und nahm 1859 hervorragenden Anteil am Krieg in Oberitalien. Im Januar 1869 ward er Kommandeur des 6. Armeekorps in Toulouse und 21. Aug. d. J. an Niels Stelle Kriegsminister. L. war ein tapferer Soldat und ausgezeichneter Artilleriegeneral, aber durchaus unfähig, eine große Administration zu leiten. Er glaubte, es sei alles in der schönsten Ordnung, und versicherte dem Kaiser vor versammeltem Ministerkonseil, Frankreich sei »archipret« (»erzbereit«) zum Krieg. Napoleon III. setzte ein so hohes Vertrauen in seine Fähigkeiten, daß er ihn 24. März 1870 zum Marschall und beim Ausbruch des Krieges auch zu seinem Generalstabschef (major général) ernannte. Leboeufs Offensivoperationsplan zeigte sich infolge der mangelhaften Kriegsbereitschaft der Armee sofort als unausführbar. Nach den ersten Niederlagen trat L. unter dem moralischen Druck der allgemeinen Entrüstung über seine Unfähigkeit 12. Aug. von seinem Posten zurück und übernahm dafür an Stelle Bazaines das Kommando des 3. Korps, welches er vortrefflich führte. Er nahm hervorragenden Anteil an den Schlachten von Vionville, Gravelotte u. Noisseville, wo er vergeblich den Tod suchte. Mit der Rheinarmee fiel er 29. Okt. 1870 in deutsche Gefangenschaft. Ende 1871 nach Frankreich zurückgekehrt, war er ehrlich genug, vor der betreffenden Untersuchungskommission seine verhängnisvollen Irrtümer offen einzugestehen, und zog sich hierauf gänzlich vom öffentlichen Leben zurück. Er hatte sein schweres Geschick mit Würde ertragen und nie, wie viele andre Generale, einen Versuch gemacht, die Verantwortung für die auf ihm lastende Schuld auf andre abzuwälzen.

Lebon (spr. löbóng), André, franz. Politiker, geb. 1859 in Dieppe, studierte die Rechte, ward Professor an der Académie des sciences politiques und Sekretär des Senatspräsidenten. Er widmete sich von Jugend an der Politik, verfaßte mehrere Werke verfassungsrechtlichen u. verfassungsgeschichtlichen Inhalts (»Étude sur la législation électorale de l'empire d'Allemagne«, 1879; »L'Angleterre et l'émigration française de 1794 à 1801«, 1882; sehr unparteiische »Études sur l'Allemagne politique«, 1890, u. a.) und übernahm die Leitung der jährlich erscheinenden Übersicht »L'année politique«. Auch schrieb er für das »Handbuch des öffentlichen Rechts« von Marquardsen und Seydel die Abteilung über das Staatsrecht der französischen Republik (Freib. 1886). 1889 ward er von der französischen Regierung zu der durch Kaiser Wilhelm II. berufenen internationalen Arbeiterkonferenz entsandt. Er ist erst seit 1893 Abgeordneter und wurde im Januar 1895 im Kabinett Ribot Handelsminister.

Lebras (spr. löbrá), Auguste, franz. Theaterdichter, s. Escousse.

Lebrija (spr. -icha), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Sevilla, in fruchtbarer Hügellandschaft am südöstlichen Rande der sumpfigen Ebene Las Marismas, an der Eisenbahn Sevilla-Cadiz gelegen, hat Schloßruinen, eine Kirche in maurisch gotischem Stil mit schönem Glockenturm, Handel mit Getreide, Wein, Öl und Vieh und (1887) 11,933 Einw. L. ist das römische Nebrissa.

Lebršnik, Berggipfel in Bosnien (s. d., S. 309).

Lebrun (spr. löbröng), 1) Charles, franz. Maler, geb. 24. Febr. 1619 in Paris als Sohn eines Bildhauers, gest. daselbst 12. Febr. 1690, wandte sich früh der Malerei zu, war Schüler von F. Perrier und S. Vouet, studierte in Fontainebleau die italienischen Meister, so daß er bereits im 15. Jahr für den Kardinal Richelieu Arbeiten ausführen konnte. Der Kanzler Séguier ermöglichte ihm den Aufenthalt in Rom, wo L. 1642 eintraf und bei Poussin arbeitete, daneben die Antike und die alten Meister studierend. 1646 nach Frankreich zurückgekehrt, schuf er eine Menge Bilder und stieg rasch von einer Ehrenstelle zur andern. Er half die Akademie mit gründen, wurde Professor, Kanzler und 1683 Direktor der Akademie. Colbert ernannte ihn 1660 zum Direktor der Gobelinsmanufaktur, und im gleichen Jahre bestellte Ludwig XIV. bei ihm die Alexanderschlachten (im Louvre), die G. Audran gestochen hat. 1662 ernannte ihn der König zu seinem ersten Hofmaler, adelte ihn und übertrug ihm die Aufsicht über seine Bilder- und Handzeichnungensammlung. Damals war L. auch für die Ausschmückung der Apollo-Galerie im Louvre thätig. 1668 begleitete er Ludwig XIV. ins Feld und leitete dann die Arbeiten für das Schloß von St.-Germain. Auch malte er das Schloß von Sceaux aus, machte die Zeichnungen für die Fontänen und Statuen des Parks, schmückte das Treppenhaus von Versailles und begann 1679 die Bemalung und Dekoration der großen Galerie von Versailles mit den Thaten Ludwigs XIV. Eine große Anzahl von Gemälden seiner Hand findet sich noch im Louvre; sie zeichnen sich alle durch reiche Erfindungsgabe und leichte Behandlung im Sinne der gleichzeitigen italienischen Maler aus, leiden jedoch durch das Streben nach äußerlichem Prunk, durch oberflächliche Zeichnung und ein unwahres Kolorit. Eine große Bildnisgruppe: der Kölner Bankier Jabach und seine Familie, besitzt das Berliner Museum. Er übte eine despotische Herrschaft über die gleichzeitige französische Kunst aus. Man kennt von ihm auch sieben Radierungen und einige oft aufgelegte Schriften, wie: »Traité sur la physiognomie« und »Méthode pour apprendre à dessiner les passions«. Vgl. Genevay, Le style Louis XIV; Charles L., décorateur (Par. 1885); Jouin, C. L. et les arts sous Louis XIV (das. 1890).

2) Ponce Denis Ecouchard, genannt Lebrun-Pindare, franz. Dichter, geb. 11. Aug. 1729 in Paris, gest. daselbst 2. Sept. 1807, war Sekretär des Prinzen Conti und wandte sich zuerst der Lyrik, dann, in seiner Empfindlichkeit verletzt und verbittert durch häusliches Unglück (seine von ihm roh behandelte Frau hatte sich 1774 von ihm scheiden lassen, und 1783 hatte er sein ganzes Vermögen verloren), der Satire und dem Epigramm zu. Aber der Not war sein Charakter nicht gewachsen. Mit der Lust an giftigen Bosheiten verband er niedrige Schmeichelei gegen seine Gönner und Wohlthäter; der Minister Calonne, der ihm eine Pension aussetzte, Robespierre, der dem fast Erblindeten eine Wohnung im Louvre verschaffte, Napoleon, der ihm 6000 Frank Pension zuwies, sie wurden ebenso übermäßig gelobt wie in den Staub gezogen, sobald der Wechsel der Gönnerschaft die Verunglimpfung der früher Verherrlichten vorteilhaft erscheinen ließ. Als Lyriker ist L. trocken und gesucht und verdient keineswegs den ihm von Chénier gegebenen Namen Pindare; es fehlt ihm an Ideen, und trotz der Eleganz der Form sind seine Perioden selten abgerundet. Seine besten Oden sind an Buffon gerichtet und atmen viel natürliches Gefühl, enthalten aber zu viel Mythologie. Vorzüglich ist L. im Madrigal und in seinen Epigrammen, deren er mehr als 600 hinterlassen hat, und die meist auf seine litterarischen Streitigkeiten Bezug haben. Ginguené gab 1811 in 4 Bänden eine Sammlung seiner Werke heraus. Seine »Œuvres choisies« erschienen Paris 1822–28, 2 Bde. — Sein Bruder Jean Etienne Ecouchard, genannt L. de Granville, geb. 1738, gest. 1765, hat sich als Kritiker bekannt gemacht.

3) Charles François, Herzog von Piacenza, franz. Staatsmann, geb. 19. März 1739 in St.-Sauveur-Landelin bei Coutances, gest. 16. Juni 1824, war Erzieher der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn zum Sekretär erhob, und in dessen Streit mit den Parlamenten er mehrere Flugschriften im Interesse des Hofs erscheinen ließ. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. fiel er deshalb mit dem Kanzler zugleich in Ungnade. Seine kurz vor dem Ausbruch der Revolution veröffentlichte Schrift »La voix du citoyen« erwarb ihm einen Sitz in der Nationalversammlung. Hier that er sich durch Mäßigung u. große Sachkenntnis in Finanz- u. Verwaltungssachen hervor. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn in Haft, aus der ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft im Juli 1794 rettete. 1795 trat er in den Rat der Fünfhundert, dessen Präsident er 20. Febr. 1796 wurde. In dieser Stellung leistete er Bonaparte bei der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste, und dieser wählte ihn dafür zum dritten Konsul. Als solcher erwarb er sich Verdienste um die Herstellung der Finanzen und errichtete den Rechnungshof. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Erzschatzmeister des Reiches, sodann zum Generalgouverneur von Ligurien, das er 1806 in französische Departements umgestalten mußte, und bald darauf zum Herzog von Piacenza ernannt. Nach der Abdankung Ludwig Bonapartes 1810 wurde er als Gouverneur nach Holland gesandt, wo er sich mit kluger Mäßigung benahm. Als ihn hier die Verbündeten Ende 1813 vertrieben, ging er nach Paris, erwies den Bourbonen große Dienste und erhielt hierfür 4. Juni 1814 die Pairswürde. Während der Hundert Tage nahm er vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris an und verlor infolgedessen bei der zweiten Restauration seine politische Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen und hielt sich in derselben zur konstitutionellen Partei. L. war Mitglied des Instituts. Er machte sich auch durch geschmackvolle Übersetzungen von Tassos »Befreitem Jerusalem«, Homers »Ilias« und »Odyssee« bekannt. In Coutances ward ihm 1847 eine Statue errichtet. Seine »Mémoires« (Par. 1829) wurden von seinem Sohn Anne Charles L., Herzog von Piacenza, herausgegeben, der, geb. 1775, unter Napoleon I. Divisionsgeneral war und 1859 als Senator starb.

4) **Elisabeth Louise**, geb. Vigé, franz. Malerin, geb. 16. April 1755 in Paris, gest. daselbst 30. März 1842, bildete sich bei Doyen, Joseph Vernet und Greuze zur Bildnismalerin aus und malte in der gefälligen Art des letztern eine große Zahl von Porträten in Öl und Pastell (über 600), unter denen ihr Selbstbildnis mit ihrer kleinen Tochter (im Louvre zu Paris), ihr Selbstbildnis in den Uffizien zu Florenz und Marie Antoinette mit ihren drei Kindern (im Museum zu Versailles) die hervorragendsten sind. Sie war die Gattin des Kunsthändlers Lebrun (gest. 1813) und wurde 1783 Mitglied der Akademie. Während der französischen Revolution besuchte sie die europäischen Hauptstädte, wo sie die regierenden Fürsten und ihre Familienmitglieder und die Berühmtheiten der Zeit malte. Die Mehrzahl ihrer Bilder befindet sich deshalb in Privatbesitz. Seit 1809 war sie wieder in Paris ansässig. Sie schrieb: »Souvenirs de ma vie« (Par. 1835—37, 3 Bde.; 2. Aufl. 1869, 2 Bde.).

5) **Pierre**, franz. Dichter, geb. 29. Nov. 1785 in Paris, gest. daselbst 27. Mai 1873, erwarb sich vom Kaiser durch die »Ode à la Grande armée« (1805) eine jährliche Pension von 1200 Frank und durch die »Ode sur la campagne de 1807« die Stelle eines Haupteinnehmers bei den indirekten Steuern. Die Restauration nahm ihm sein Amt, und infolge seines »Poëme lyrique sur la mort de Napoléon« (1822) verlor er auch seine Pension. Später bereiste er Italien und Griechenland. Das Gedicht »Voyage en Grèce« (1828) war eine Frucht jener Reise und bewirkte seine Aufnahme in die Akademie. Seine Tragödien: »Coriolan«, »Ulysse«, »Pallas, fils d'Évandre« (1822) und »Cid d'Andalousie« (1825) sind von mittelmäßigem Wert; »Marie Stuart« (1820), welche sich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten hat, hält die Mitte zwischen Nachahmung und Übersetzung des Schillerschen Werkes. Nach der Julirevolution ward L. Direktor der königlichen Druckerei und 1839 Pair, trat aber nach der Februarrevolution von 1848 ins Privatleben zurück. Er wurde 1853 zum Senator, 1868 zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. L. hat seine Werke selbst gesammelt (2. Aufl. 1864, 4 Bde.).

6) **Karl August**, Schauspieler und Dramatiker, geb. 8. Okt. 1792 in Halberstadt, gest. 25. Juli 1842 in Hamburg, debütierte 1809 zu Dessau und wurde nach Engagements in Memel, Tilsit, Libau, Mitau, Würzburg, Mainz und Düsseldorf 1817 für das in Hamburg zu errichtende Apollotheater gewonnen, von welchem er 1818 zum Stadttheater überging, dessen Direktion er im Verein mit F. L. Schmidt von 1827—37 führte. L. gehörte zu den tüchtigsten Darstellern aus der alten klassischen Schule und leistete namentlich in fein-komischen Charakterrollen Ausgezeichnetes. Von seinen dramatischen Arbeiten, von denen zugleich mit zahlreichen Übertragungen ausländischer Dramen 1816—39 verschiedene Sammlungen erschienen, gefielen am meisten »Nummer 777« und »Die Drillinge«.

7) **Theodor**, Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 14. Jan. 1828 in Kornieten bei Königsberg, gest. 9. April 1895 in Hirschberg i. Schl., studierte in Berlin Medizin, ging aber bald zum Theater über, das er 1848 in Thorn zuerst betrat, und nahm dann Engagements an verschiedenen Bühnen Deutschlands. Seit 1865 führte er die Leitung des Rigaer Theaters, bis er 1868 das Wallnertheater in Berlin übernahm, auf dem er neben der bis dahin vorzugsweise gepflegten Posse auch das Lustspiel heimisch machte. Ungünstige Theaterverhältnisse nötigten ihn, 1889 von der Leitung des Theaters zurückzutreten. Als Schauspieler hat L. besonders als Charakterdarsteller im Lustspiel Hervorragendes geleistet.

8) **Alfred**, Pseudonym, s. Hennequin 2).

Lebú, Hauptort der chilen. Provinz Arauco, Dampfer- und Eisenbahnstation (nach Concepcion), nahe der Mündung des gleichnamigen schiffbaren Flusses, dessen Mündung aber durch eine Barre gesperrt ist, hat fast ausschließlich hölzerne Häuser, in der Nähe große Kohlengruben, Branntweinbrennerei, ein Hospital und (1885) 2699 Einw.

Lebus, ehemals deutsches Bistum im obersächsischen Kreis, dessen Sprengel sich zu beiden Seiten der Oder innerhalb des heutigen Regierungsbezirks Frankfurt ausdehnte. Der Bischof besaß ein kleines Gebiet auf dem linken Oderufer. Gestiftet wurde das Bistum erst 1133 und stand unter dem Erzbischof von Magdeburg, später dem von Gnesen. Bischofsitz war zunächst Lebus, seit 1385 Fürstenwalde, das der Bischof 1354 erworben hatte. Nach dem Tode des Bischofs Johann VIII. (1555) übernahm der Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg das Bistum und zog es, als er 1598 Kurfürst von Brandenburg wurde, ein. Vgl. Wohlbrück, Geschichte des ehemaligen Bistums L. (Berl. 1829—32, 3 Tle.); Breitenbach, Das Land L. unter den Piasten (Fürstenwalde 1890).

Lebus, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis L., an der Oder und der Linie Frankfurt a. O.-Küstrin der Preußischen Staatsbahn, 56 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Zuckerfabrik und (1890) 2570 Einw., davon 41 Katholiken und 2 Juden. Das Landratsamt des Kreises L. befindet sich in Seelow.

Lecanōra *Ach.* (Kuchen-, Schüsselflechte), Flechtengattung aus der Gruppe der Diskolichenen, mit krustenförmigem, auf der Unterlage ausgebreitetem Thallus und flachen Apothecien, deren Gehäuse Gonidien enthält. Die Gattung umfaßt gegen 30 in Deutschland vorkommende Arten, welche auf Steinen und Baumrinden wachsen. L. esculenta *Spr.* (Mannaflechte), in den asiatischen Steppen, in der Krim, in der Sahara &c., enthält in ihrem knollenartigen, an der Oberfläche warzigen oder netzartig rissigen Thallus Flechtenstärke und wird in Gegenden, wo alle Nahrungsmittel fehlen, unter dem Namen Erdbrot (Himmelbrot) gemahlen und unter Zusatz von Gerstenmehl zu Brot verbacken. Da sie nur lose dem Boden aufsitzt, so wird sie bei großer Trockenheit durch Winde und Regen von den Bergen in die Thäler geführt oder gelangt auch durch Stürme in entferntere Gegenden, und ihre erbsengroßen bis 2 cm langen, den Weizenkörnern ähnlichen Bruchstücke werden bisweilen haufenweise vorgefunden. So entstand die Sage vom Mannaregen, auch hält man diese Flechte für das Manna der Bibel. Mehrere europäische Arten der mit L. verwandten Gattung Ochrolechia dienen gleich der echten Orseilleflechte (s. Roccella) zur Darstellung der Orseille und des Lackmus (daher auch Lackmusflechte), besonders O. tartarea *Körb.* (schwedische Lackmusflechte, Weinsteinflechte), mit höckerigem, weißem oder graugrünlichem Thallus u. flachen, runzeligen, blaßbraunen Apothecien, an Felsen und Baumstämmen, besonders in Schweden, von wo die aus ihr dargestellte weiche Masse als Orseille en pâte, die getrocknete und gemahlene Masse als Persio oder Cudbear in den Handel kommt, und O. parella *Mass.* (Parelleflechte), mit schorfartigem, rissig gefeldertem, weißem

oder grünlichgrauem Thallus und ziemlich großen, blaß fleischfarbenen Apothecien, an Felsen, Bäumen und auf der Erde, dient in Frankreich zur Darstellung von Erdorseille oder Orseille von Auvergne.

Lecanorsäure (Orsellsäure, Diorsellinsäure) $C_{16}H_{14}O_7$ findet sich in mehreren Farbeflechten, besonders in Roccella tinctoria, und in Lecanora-Arten und wird denselben durch Äther entzogen. Die gereinigte Säure bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, ist schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther, schmilzt bei 153°, ist nicht flüchtig, färbt sich in alkoholischer Lösung mit Eisenchlorid purpurrot, mit Chlorkalk blutrot und gibt beim Kochen mit Wasser oder Alkalien zuerst Orsellinsäure, dann Orcin und Kohlensäure. In ammoniakalischer Lösung wird sie an der Luft rot.

Lecce (spr. lettsche), Provinz in der ital. Landschaft Apulien, früher Terra d'Otranto genannt, wird im N. von der Provinz Bari, im W. von Potenza (Basilicata), im S. vom Jonischen und im O. vom Adriatischen Meer begrenzt und hat ein Areal von 6797 qkm (123,45 QM.). Das Land, das alte Messapia, ist großenteils flach und sehr fruchtbar, das Klima angenehm und gesund. Die Bevölkerung belief sich 1881 auf 553,298 Einw. und wird Ende 1892 auf 625,960 berechnet. Die Landwirtschaft ergibt als Hauptprodukte Getreide (Weizen, Hafer und Gerste), Hülsenfrüchte, Flachs, Wein (1891: 1,793,631 hl), Olivenöl (385,226 hl), Agrumen (13,5 Mill. Stück) und Tabak (472,650 kg). Der Viehstand ist ansehnlich und liefert Käse (1,255,000 kg) und Schafwolle (485,000 kg). An den Küsten wird Seefischerei betrieben. Die Industrie ist von geringer Bedeutung. Der Handel ist dagegen lebhaft und wird durch die Häfen, darunter Brindisi, Gallipoli, Taranto, wesentlich gefördert. Die Provinz zerfällt in die vier Kreise: Brindisi, Gallipoli, L. und Taranto.

Lecce, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), auf einer Hochfläche, 12 km vom Adriatischen Meer, an der Bahnlinie Brindisi-Gallipoli gelegen, hat vier Thore als Reste der im vorigen Jahrhundert abgetragenen Befestigungswerke, darunter ein Karl V. zu Ehren erbautes Triumphthor, eine Kathedrale (aus dem 12. Jahrh., wiederholt restauriert), die Kirchen San Nicolò (12. Jahrh.) und Santa Croce (im Barockstil, 16. Jahrh.), einen Präfekturpalast (ehemaliges Klostergebäude) mit Museum, eine große Tabaksfabrik, Teigwaren- und Möbelfabrikation, Buchdruckerei, Steinbrüche, Handel mit Olivenöl und Wein und (1881) 21,742 (als Gemeinde 25,934) Einw. L. ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden und hat ein Gymnasiallyceum, eine technische und eine Ackerbauschule und eine Bibliothek (10,000 Bände). Es steht wahrscheinlich an der Stelle des alten Lupia. Zur Normannenzeit hieß der Ort Lycia und war der Sitz einer Grafschaft, deren Titel unter andern Tancred (gest. 1194) führte. Vgl. de Simone, L. e i suoi dintorni descritti ed illustrati (Lecce 1874).

Lecco, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Como, in reizender Lage (östlich der aussichtsreiche Monte Resegone, 1876 m), am südöstlichen, Lago di L. genannten Arm des Comersees, am Abfluß der Adda, über welche eine große steinerne Brücke (von 1335) führt, an den Eisenbahnlinien Mailand-L., L.-Como und L.-Bergamo, hat Reste von Befestigungswerken, ein hübsches Theater, Denkmäler Garibaldis und Manzonis, bedeutende Eisen- (Blech- und Draht-) Werke, Seidenindustrie, Baumwollspinnerei, besuchte Viehmärkte, lebhaften Handel und (1881) 6075 (als Gemeinde 8042) Einw. — L. war im Mittelalter ein wichtiger fester Platz und Hauptort einer Grafschaft, die seit dem 12. Jahrh. von Mailand abhängig war. Es ward 1296 von den Mailändern gänzlich zerstört, aber wieder aufgebaut. Am 26. April 1799 wurden hier die Franzosen unter Serrurier von den Österreichern und Russen geschlagen. Vgl. Apostolo, L. e suo territorio (Lecco 1855).

Lech, im Hüttenwesen (auch Stein) Bezeichnung für Schwefelmetalle, welche beim Verschmelzen geschwefelter Erze als Zwischenprodukte erfolgen (Bleistein, Kupferstein), und aus denen meist durch Röstprozesse, dann durch ein reduzierend-solvierendes Schmelzen (Stein- oder Lechdurchstechen) des Röstgutes die nutzbaren Metalle gewonnen werden.

Lech (slaw.), ursprünglich (gleich Tschech und Bojar) ein freier Eigentümer eines größern Landstrichs, nach der Sage Stammvater der Polen (s. Čech und Lech). Daher Lechiten oder Lechen, ehemaliger Name der slawischen Einwohner der fruchtbaren Ebenen an der Weichsel und Oder.

Lech (Licus), rechtsseitiger Nebenfluß der Donau, Grenzfluß zwischen Altbayern und Schwaben, entspringt in Vorarlberg (im Formarinsee unter der »roten Wand«) 1808 m ü. M. und mündet nach einem 285 km langen Lauf bei Lechsend neben einsamer Burgruine 392 m ü. M. Im Quellgebiet fließt er in Schlangenwindungen zwischen den düstern Kalkalpen durch eine unbewohnte, unbebaute Wildnis; bei Reutte erweitert sich das Thal beckenartig, der Fluß wendet sich nordwärts, durchbricht zwischen Reutte und Füssen fünf vorgeschobene Alpenriegel in einem Querthal und bildet oberhalb Füssen einen schönen Wasserfall sowie die prächtigste Stromschnelle auf deutschem Boden. Nach der Sage überschritt ihn an der engsten Stelle der Apostel des Algäus, St. Magnus, der 746 an der Stelle der heutigen Stadt Füssen das Benediktinerstift Faucena (Fauces alpium) gegründet hatte. Unterhalb Füssen tritt der L. in die Ebene, behält aber den Charakter des Alpenflusses, zerreißt häufig Dammbauten und Ufer und wechselt die Breite vielfach. Auch der Wasserstand ist sehr verschieden, bald der eines großen Baches, bald der eines reißenden Stromes (durchschnittlich 36—80 m, bei der Wertachmündung 390 m breit). Der L. dient daher mehr industriellen Zwecken als der Schiffahrt. Seine ansehnlichern Zuflüsse sind: bei Füssen die Vils, bei Schongau (wo er schiffbar wird) der Halblech und bei Augsburg die Wertach. S. Lechfeld.

Lechäon, einer der drei Häfen Korinths (s. d.).

Lechenich, Flecken im preuß. Regbez. Köln, Kreis Euskirchen, am Rotbach und an der Eisenbahn Liblar-Euskirchen, hat eine kath. Kirche, eine Schloßruine, ein Amtsgericht, Fabrikation von Wachslichten, Gerberei und (1890) 3132 Einw.

Lechevalier (spr. lö-schwalljē), Jean Baptiste, franz. Archäolog, geb. 1. Juli 1752 zu Trelly im Depart. Manche, gest. 2. Juli 1836 in Paris, studierte in Paris und lehrte 1772—78 an mehreren Collèges, begleitete sodann als Sekretär den Gesandten Choiseul-Gouffier nach Konstantinopel, um geographische und archäologische Forschungen anzustellen, und bereiste Italien und die Nordwestküste von Kleinasien, wo er seine Untersuchungen besonders der Ebene von Troja widmete. Nach Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ging er 1790 nach London, bereiste

in den folgenden Jahren beinahe ganz Europa und kehrte erst 1795 nach Frankreich zurück. Seit 1806 war er bei der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris angestellt, als deren erster Konservator er starb. Er schrieb: »Voyage de la Troade, ou Table de la plaine de Troie dans son état actuel« (Lond. 1794; 3. Aufl., Par. 1802, 3 Bde., mit Atlas; deutsch, mit Anmerkungen von Dalzel und Heyne, Leipz. 1792, und von Lenz, das. 1800), ferner »Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin« (Lond. 1800, 2 Bde.). Einen Lebensabriß Lechevaliers lieferte Noël (Par. 1840).

Lechfeld, eine Ebene in Bayern von ungefähr 37 km Länge zwischen dem Lech und der Wertach oberhalb Augsburg, bildet im allgemeinen eine unfruchtbare Landschaft, die mit zahlreichen Geröllen aus den Kalkalpen angefüllt ist. Wo über denselben Lehmschichten liegen, ist die Fruchtbarkeit des Bodens nicht unbedeutend, während auf undurchlassendem Grunde Torfmoore entstanden sind. Unfern Augsburg beim Dorf Untermeitingen das als Wallfahrtsort stark besuchte Franziskanerkloster L. In der Geschichte ist das L. berühmt durch den Sieg Kaiser Ottos I. über die Ungarn (10. Aug. 955). Seit neuerer Zeit hat das bayrische Heer sein Übungslager daselbst. Durchschnitten wird das L. von den Linien Augsburg-Buchloe und Bobingen-Landsberg der Bayrischen Staatsbahn. Vgl. Leeb, Plan vom Lager L. (Augsb. 1876).

Lechhausen, Dorf im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Friedberg, am Lech, nordöstlich bei Augsburg, hat eine kath. Kirche, ein Schloß, eine elektrische Zentralstation, eine Hammerschmiede, eine Kunstmühle und (1890) 10,365 meist kath. Einwohner.

Lechiten, s. Lech.

Lechler, Gotthard Viktor, protest. Theolog, geb. 18. April 1811 zu Kloster Reichenbach in Württemberg, gest. 26. Dez. 1888 in Leipzig, ward Diakonus in Waiblingen, 1853 Dekan der Diözese Knittlingen, 1858 Superintendent in Leipzig und Professor an der Universität daselbst sowie später Mitglied der sächsischen Ersten Kammer. Er schrieb: »Geschichte des englischen Deismus« (Stuttg. 1841); »Das apostolische und nachapostolische Zeitalter« (Haarl. 1851; 3. Aufl., Karlsr. 1885; engl., 3. Aufl., Lond. 1886, 2 Bde.); »Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation« (Leiden 1854) und »Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation« (Leipz. 1873, 2 Bde.; englisch, Lond. 1878; 3. Aufl. 1884); »Urkundenfunde zur Geschichte des christlichen Altertums« (Leipz. 1886); »Johannes Huß« (Halle 1890). Auch bearbeitete er für Langes theologisch homiletisches Bibelwerk die Apostelgeschichte (mit Gerok, 4. Aufl., Bielef. 1881).

Lecidea *Ach.* (Scheibenflechte), Flechtengattung aus der Familie der Scheibenflechten (Lecideae), Steine bewohnende Krustenflechten mit gleichmäßigem, schorfartig zusammenhängendem, weißem, grauem oder braunem Thallus, schwarzem Protothallus und schwarzen Apothecien. L. confluens *Schaer.* (s. Tafel »Flechten I«, Fig. 10) mit dickem, rissigem, rauchgrauem Thallus, angedrückten, schwarzen, kahlen, zuletzt zusammenfließenden Apothecien, wächst an Steinen und Felsen, besonders in den Gebirgen Deutschlands nicht selten und geht bis auf die Spitze des Montblanc und der Jungfrau.

Lecithin $C_{44}H_{90}NPO_9$ findet sich sehr verbreitet in Tieren u. Pflanzen als steter Begleiter der Fette im Gehirn, in Nerven, Samen, im Blut, Eiter, in der Galle, Milch, im Eidotter, Kaviar, in Hefe, Erbsen, Weizenkleber etc. Aus Dotter und Kaviar kann L. kristallinisch dargestellt werden; gewöhnlich bildet es eine farblose, wachsähnliche, knetbare Masse, löst sich leicht in heißem Alkohol, schwerer in Äther, quillt im Wasser auf und erscheint dann unter dem Mikroskop in öligen Fäden (Myelinformen). Durch Wasser, schneller durch Säuren und Alkalien, wird L. gespalten in lösliches phosphorfreies Neurin und Distearylglycerinphosphorsäure, die weiter in Glycerinphosphorsäure und Stearinsäure zerlegt wird. Andre Lecithine liefern statt Stearinsäure Palmitin- oder Oleïnsäure. Bei der Fäulnis erfolgt dieselbe Spaltung, und aus dem Neurin entsteht Trimethylamin.

Leck, jede nicht normale Öffnung in den Schiffswänden oder im Deck, welche dem Wasser den Eintritt gestattet. Die Schiffe werden leck, weil sie durch Alter oder schwache Konstruktion von selbst oder durch Anstrengung in See und Wind den festen Verband verlieren; die Nähte der Holzbeplankung werden undicht, und die Nietungen eiserner Schiffe lockern sich. Dann aber treten Lecke oft bei Unfällen auf, welche Schiffe durch Strandung, durch Zusammenstoß oder im Gefecht erleiden. Kleine Lecke macht man durch die Schiffspumpen unschädlich, größere dadurch, daß man die Kraft der Maschine zum Pumpen verwendet (vgl. Lenzen), auch bekämpft man sie durch Inanspruchnahme besonders hierzu eingerichteter Pumpenschiffe, vorzugsweise aber durch Lokalisierung der lecken Abteilung. Die an Bord eines fahrenden Schiffes anwendbaren Mittel sind beschränkt, weil man meistens nicht an das L. gelangen kann, wenn man es überhaupt findet, und weil man dann daselbst nicht hinreichend arbeiten kann. Das Überziehen von Lecktüchern über die beschädigten Stellen hat in einzelnen Fällen gute Resultate gegeben. Bei größern Lecken versagen die Lecktücher. Gestrandete und leck gestoßene Schiffe werden durch Taucher provisorisch dicht gemacht, dann gehoben, bez. ausgepumpt und, hinreichend durch Ketten getragen, nach einer Reparaturstelle geschleppt.

Leck, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Tondern, an der Linie Nordschleswigsche Weiche-Niebüll der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Wollspinnerei und Tuchfabrikation, Färberei, Vieh- und Pferdemärkte (35) und (1890) 1171 Einw.

Leckage (spr. -ásche, franz. Coulage, engl. Leakage), im Frachtverkehr der Verlust, der bei flüssigen, in Gebinden versandten Waren ohne erkennbare Beschädigung der Gebinde entsteht, z. B. Verlust infolge Verdunstung, Sickern durch die Fugen oder Risse des Gebindes etc. (gewöhnliche L.). Bestimmungen darüber, inwieweit der Transportunternehmer für die L. vom Verfrachter verantwortlich gemacht werden kann, enthalten die Artikel 395, 424, 607, 617 und 659 des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs. Vgl. Frei von Bruch etc. und Konnossement.

Leckaugen, vulgär, soviel wie Triefaugen.

Leckerli, eine Art weißer, in Basel fabrizierter Pfefferkuchen.

Lecksteine (Lecksalz), Stücke von Steinsalz, oder aus Salzabfällen gebildete Steine, welche den Haustieren zum Belecken dargeboten werden.

Lecksucht, eine eigentümliche Ernährungsstörung beim Rind und Schaf, seltener beim Schwein, ausnahmsweise beim Pferde. Die L. wird hauptsächlich veranlaßt durch Armut des Futters an Nährsalzen,

tritt daher unter bestimmten Witterungsverhältnissen (trockne Jahre) oder in gewissen Gegenden (Semper- oder Darrhöfe) alljährlich in größerer Verbreitung auf, ist auch öfters mit Knochenbrüchigkeit (s. d.) vergesellschaftet. Sie entsteht jedoch vereinzelt auch aus nervösen Störungen, Vererbung, Nachahmung, Verdauungsleiden. Die erkrankten Tiere zeigen zunächst wechselnden Appetit, dann das Gelüst, Holz, Krippen, Wände, Kleider gierig zu belecken, später auch zu benagen. Schließlich verzehren sie unschmackhafte und auch widerliche Dinge, besonders Holz, Lehm, Sand, Kalk, Dünger ꝛc., belecken sich selbst anhaltend, nagen sich gegenseitig die Haare ab (Wollefressen bei Schafen). Dabei werden sie schreckhaft, fangen an zu fiebern und gehen nach längerer Zeit an Abzehrung zu Grunde. Die Behandlung, welche in den ersten Monaten Erfolg verspricht, hat zunächst die Ursache, also meist die mangelhafte Futterbeschaffenheit, zu beseitigen durch Beigabe von appetit- oder verdauungfördernden Mitteln (Bittermitteln, Kalk- u. Natriumsalzen); von spezifischer Wirkung ist vielfach das Apomorphin.

Lecktücher, s. Leck.

Leckwein, aus freiwillig abgelaufenem Traubensaft bereiteter Wein.

Lecky, William Edward Hartpole, engl. Historiker, geb. 26. März 1838 in Dublin, ward am Trinity College daselbst gebildet und 1859 graduiert, wandte sich dann kulturhistorischen Studien zu und hat sich, nachdem er als Schriftsteller auf diesem Gebiet zuerst 1861 mit dem anonym publizierten Werk »The leaders of public opinion in Ireland« (2. Aufl. 1872; deutsch: »Vier historische Essays: Swift, Flood, Grattan und O'Connell«, Posen 1873), einer Geschichte der rationalistischen Opposition gegen positive Religion, mit Anwendung von Buckles Methode, aufgetreten war, besonders durch folgende drei Werke einen Namen erworben: »History of the rise and influence of the spirit of rationalism in Europe« (1865, 2 Bde.; 5. Aufl. 1872; deutsch von Jolowicz, 2. Aufl., Leipz. 1873, 2 Bde.), die manche scharfe Entgegnungen von orthodoxer Seite hervorrief; »History of European morals from Augustus to Charlemagne« (1869, 3. Aufl. 1877, 2 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Leipz. 1879) und »History of England in the eighteenth century« (1878—90, 8 Bde., mehrfach aufgelegt; neue Ausg. 1892 in 12 Bänden, davon Bd. 8—12 u. d. T.: »Ireland in the eighteenth century«; deutsch von Löwe, Leipz. 1879—83, Bd. 1—4). 1891 erschien von ihm ein Band Gedichte.

Leclanchés Element, s. Galvanische Batterie, S. 48.

Leclerc (spr. löklär), Charles Emmanuel L. d'Ostin, franz. General, geb. 17. März 1772 in Pontoise, gest. 2. Nov. 1802, war zuerst Kaufmann, trat 1791 als Offizier in ein Freiwilligenbataillon, ward 1793 vor Toulon, zu dessen Eroberung er viel beitrug, zum Bataillonschef ernannt und trat 1794 in die Armee der Alpen. Im Herbst 1795 ward er als Kommandant nach Marseille gesandt, wo er sich mit Pauline, der Schwester Bonapartes, verlobte. Letzterer berief ihn darauf als Adjutanten nach Italien, wo er unter Berthier besonders mit der Führung der politischen Korrespondenz betraut ward. Nach dem Waffenstillstand von Leoben zum Brigadegeneral befördert, vermählte er sich in Mailand mit Pauline. Nach der Rückkehr Bonapartes aus Ägypten wirkte er beim Staatsstreich vom 18. Brumaire mit; er war es, der mit Murat in St.-Cloud an der Spitze der Grenadiere die widerstrebenden Mitglieder der Fünfhundert aus dem Sitzungssaal vertrieb. Zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er unter Moreau 3. Dez. 1800 an der Schlacht bei Hohenlinden teil. 1801 ward er als Generalkapitän an die Spitze des Expeditionskorps gestellt, das Haïti wieder unterwerfen sollte und Anfang Februar auf der Insel landete. Es gelang ihm, die Rebellen wenigstens äußerlich zur Unterwerfung zu zwingen. Mehr als 22,000 Mann aber, darunter L. selbst, wurden Opfer des gelben Fiebers. Leclercs Witwe vermählte sich 1803 mit dem Fürsten Borghese.

Le Clerc (spr. lö klär), Victor, franz. Gelehrter, geb. 2. Dez. 1789 in Paris, gest. daselbst 12. Nov. 1865, war nacheinander Lehrer der ältern Litteratur an Lyceen, an der Normalschule und an der Faculté des lettres zu Paris und wurde 1834 Mitglied der Akademie der Inschriften. Von seinen Schriften nennen wir: »Nouvelle rhétorique française« (1822, 11. Aufl. 1850); »Des journaux chez les Romains« (1838); eine Übersetzung der Werke Ciceros (1821—1825, 30 Bde.; neue Ausg. 1823—27, 35 Bde.) ꝛc. Auch leitete er seit 1840 die Fortsetzung der von den Benediktinern begonnenen »Histoire littéraire de la France« (1842—56, Bd. 20—23). Vgl. Renan in der »Revue des Deux Mondes«, März 1868.

Leclerc du Tremblay (spr. löklär dü trangblä), François, s. Joseph (Père), S. 624.

Leclercq (spr. löklär), 1) Théodore, franz. dramatischer Dichter, geb. 1. April 1777 in Paris, gest. daselbst 15. Febr. 1851, war von 1810—19 bei der Verwaltung der indirekten Steuern angestellt, verfaßte nach dem Vorgang Carmontels sogen. »Proverbes dramatiques«, kleine Salonstücke, die wegen ihres geistreichen und pikanten Dialogs, ihrer feinen Charakterzeichnung und ihres sorgfältigen Stils großen Beifall fanden. L. besorgte selbst mehrere Ausgaben seiner »Proverbes«, die zuletzt gegen 80 Stücke enthielten (Par. 1828, 6 Bde.; und »Nouveaux Proverbes dramatiques«, 1833, 2 Bde.; neue Ausg. 1852—53, 4 Bde.; deutsch von Baudissin, Leipz. 1875). Außerdem schrieb er einen mäßigen Roman: »Le château de Duncan«, und einige Novellen.

2) Emile, belg. Schriftsteller, geb. 10. Febr. 1827 in Monceau-sur-Sambre, widmete sich zuerst der Malerei, wandte sich dann der litterarischen und Kunstkritik zu und wurde später Inspektor der schönen Künste. Wir besitzen von ihm mehr als 30 von gesundem Realismus erfüllte Romane, die sich der Richtung der Brüsseler Gesellschaft der Joyeux anschließen.

Lecluse (spr. -klüs'), Charles de, gewöhnlich Clusius genannt, Arzt und Botaniker, geb. 18. Febr. 1525 in Arras, gest. 4. April 1609 in Leiden, studierte in Gent und Löwen die Rechte, lebte dann in Marburg und Wittenberg, studierte in Montpellier Medizin, durchforschte als Botaniker einen Teil Südfrankreichs, lebte 1555—63 in seiner Heimat, in Paris und Löwen, kam dann nach Augsburg und bereiste mit dem Grafen Fugger Belgien, Frankreich, Spanien und Portugal. Nach der Rückkehr lebte er in Belgien, Paris und London, erhielt dann einen Ruf als Gartendirektor nach Wien, bereiste ganz Österreich und Ungarn, auch England, u. wurde vom Kaiser geadelt. 1587 ging er nach Frankfurt a. M. und ward 1593 Professor der Botanik in Leiden. Er gehörte zu den ersten Botanikern, welche die Wissenschaft aus den Händen der Scholastiken befreiten und sie auf das Studium der Natur selbst zurückführten, indem er die auf seinen europäischen Reisen gesammelten Pflanzen be-

stimmte, zu ordnen versuchte und in mehreren Werken beschrieb und zum Teil abbildete, von denen »Rariorum plantarum historia« (Antwerp. 1601) und »Exoticorum libri X« (das. 1605) die berühmtesten sind. Keiner seiner Vorgänger und Zeitgenossen hat die Botanik mit mehr Entdeckungen bereichert als er.

Lecocq, Alexandre Charles, Opernkomponist, geb. 3. Juni 1832 in Paris, erhielt seine Ausbildung am dortigen Konservatorium durch Bazin und Halévy, debütierte 1857 mit der Oper »Le docteur Miracle«, welche bei einer von Offenbach veranstalteten Preisbewerbung unter 78 eingesandten Werken (zugleich mit der Komposition Bizets) den ersten Preis erhalten hatte, und wurde besonders durch die 1868 aufgeführte Operette »Fleur de Thé« in weitesten Kreisen bekannt. Hier wie in seinen spätern Operetten: »Les jumeaux de Bergame« (1868), »Gandolfo« (1869), »Le beau Dunois« (1870), »La fille de Madame Angot« (1872), »Giroflé-Girofla« (1874), »La petite mariée« (1875), »Kosiki« (1876), »Le Dompteur« (1877), »Le petit duc« (1878), »La Rousotte« (1881), »Plutus« (1886), »L'Égyptienne« (1890) u. a. (im ganzen 42), folgt er im allgemeinen der von Offenbach eingeschlagenen Richtung, ist jedoch mit Erfolg bestrebt gewesen, dabei die Operette als Kunstgattung zu heben. Beachtenswert ist auch der von ihm 1877 veröffentlichte Klavierauszug der Rameauschen Oper »Castor et Pollux«.

Lecomte du Nouy (spr. lökongt' dü nu-i), Jules Jean Antoine, franz. Maler, geb. 10. Juni 1842 in Paris, war nacheinander Schüler von Gleyre, Signol und Gérôme und trug 1866 den zweiten großen Preis von Rom für den Tod der Jokaste davon. 1863 stellte er im Salon die Gemälde: Francesca da Rimini und Paolo in der Hölle, 1865 die griechische Schildwache, 1866 die Anrufung Neptuns (Museum zu Lille) aus. 1867 folgten Hiob und seine Freunde und die Fellahtänzerin, 1868 die Raserei Ajax' des Telamoniers, 1869 die dauernde und die vergängliche Liebe, 1870 der Zauberer (Museum zu Reims). 1872 wurde sein durch Théophile Gautiers »Momie« inspiriertes Gemälde: die Boten schlimmer Nachrichten vor Pharao, für das Luxembourg-Museum angekauft. 1873 folgte der Philosoph wider Wissen, 1874 reihten sich Eros-Cupido (jetzt im Museum zu Tours) und die Schlächter von Venedig an. Montesquieus »Lettres persanes« lieferten ihm das Motiv zu dem Traum Chosroes' im Salon 1875. 1876 brachte das Triptychon: Homer als Bettler. Im Auftrag der Stadt Paris malte er für die Trinitatiskirche: der heil. Vinzenz bekehrt die Galeerensträflinge, und das im Salon 1879 ausgestellte Bild: der heil. Vinzenz unterstützt die Elsässer und Lothringer. Von seinen spätern Werken sind noch zu nennen: ein zweites auf Homer bezügliches Triptychon (Homer als Bettler, die Ilias und Penelope in ihrem Palast, 1883), Ramses in seinem Harem (1887), die weiße Sklavin (1888), Sonnabend im jüdischen Viertel zu Marokko (1889), der Sonntag in Venedig (1890), Tod fürs Vaterland (1892) und das Abendessen bei Beaucaire (1894). Seine Gemälde tragen bei korrekter Zeichnung und kühler, etwas matter Färbung einen vorwiegend akademischen Zug, sind aber durch feine Charakteristik ausgezeichnet.

Leçon (franz., spr. lößóng), Lektion, Unterricht, Unterrichtsstunde; auch als Büchertitel.

Leconte de Lisle (spr. lötóngt' dö lil'), Charles Marie, franz. Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1818 auf der Insel Réunion (Bourbon), gest. 17. Juli 1894 in Louveciennes bei Paris, erhielt eine vorzügliche Erziehung und nahm nach einem längern Aufenthalt in St.-Denis und mehreren Seereisen 1846 seinen Aufenthalt in Paris. Erst ein schwärmerischer Anhänger der sozialistischen Träume Fouriers, den er in einem Hymnus besang, wurde er bald deren entschiedener Feind und nahm unter dem Einfluß der kosmogonischen Systeme der Griechen und namentlich der Inder mehr und mehr eine pantheistisch gefärbte Weltanschauung an, welche auch den Untergrund seiner poetischen Produktionen bildete. L. steht an der Spitze der jungfranzösischen Dichterschule der »Parnassiens« und ist, trotz Victor Hugo selbst, der formgewandteste Lyriker seiner Nation. Er gab heraus: »Poèmes antiques« (Par. 1852, neue Ausg. 1880), »Poésies nouvelles« (1854) und »Poèmes et poésies« (1855), gesammelt als »Poésies complètes« (1858); »Poèmes barbares« (1862, neue Ausg. 1891) und »Poèmes tragiques« (1884, neue Ausg. 1886). »Derniers poèmes« erschienen 1895. Auch übersetzte er Theokrit und Anakreon (1864), die Ilias (1866) u. Odyssee (1867), die Werke Hesiods, die Orphischen Hymnen (1869), die Dramen des Äschylos, von denen die »Erinnyen« (1873), mit Musik von Massenet, auf dem Odéontheater in Szene gingen; ferner den Horaz (1873), den Sophokles (1877) und Euripides (1884–85), dessen »Jon« er als »L'Apollonide« bearbeitete (1888). L. wurde 1886 als Nachfolger Victor Hugos in die französische Akademie gewählt. Vgl. Dornis, L. intime (1895).

Lecouvreur (spr. löknwrör), Adrienne, franz. Schauspielerin, geb 5. April 1692 zu Damery in der Champagne, gest. 20. März 1730 in Paris, kam in ihrem zehnten Jahre nach Paris und machte schon im Alter von 13 Jahren ihren ersten theatralischen Versuch, worauf sie für das Theater in Lille engagiert wurde. Alsdann war sie zehn Jahre lang Mitglied wandernder Truppen, bis sie 1717 einen Ruf an die Comédie-Française erhielt, wo sie als Elektra in der Tragödie Crébillons debütierte und trotz ihrer geringen äußern Mittel durch ihren natürlichen und einfachen Vortrag tiefen Eindruck machte. Seitdem spielte sie die Heldinnen der Tragödien von Corneille und Racine mit solchem Erfolg, daß sie Eintritt in die besten Gesellschaftskreise fand und mit den geistreichsten Männern und Frauen ihrer Zeit (unter andern mit Voltaire, der mehrere Gedichte an sie richtete) in Briefwechsel trat. Während der letzten zehn Jahre ihres Lebens unterhielt sie ein Liebesverhältnis mit dem Grafen Moritz von Sachsen, das Scribe in seinem Drama »Adrienne L.« behandelt hat. Sie soll von Frau von Bouillon, die ebenfalls den Grafen Moritz liebte, aus Eifersucht vergiftet worden sein. Vgl. Monval, Lettres d'A. L. (Par. 1892).

Lectica (lat., griech. Phoreion), das bei den Alten gewöhnliche Tragbett, bestehend aus einem hölzernen Gestell, auf dem eine Matratze und ein Kopfkissen lagen, und das mittels Tragstangen, welche unter dem Boden durchgesteckt waren, getragen wurde. In den frühern einfachen Zeiten war der Gebrauch dieser Sänften, außer auf Reisen, auf Frauen und Kranke beschränkt; unter den Kaisern bedienten sich ihrer auch Männer, und man begann Luxus damit zu treiben. Die L. wurde mit Vorhängen, später sogar mit Glasfenstern versehen und überhaupt auf das prachtvollste ausgestattet. Jedes vornehme Haus besaß deren mehrere und hatte auch seine eignen reich galonierten Sänftenträger (lecticarii); für minder Bemittelte gab

es dergleichen an bestimmten Plätzen Roms zu mieten. Auch die Totenbahre und das Paradebett hieß L.

Lectisternium (lat.), bei den alten Römern eine eigentümliche Art von religiöser Feier, die, zuerst 399 v. Chr. durch die Sibyllinischen Bücher veranlaßt, mit der Zeit in allgemeine Aufnahme kam. Sie bestand darin, daß man den Göttern wie zu einem Mahl Pfühle (lectus, pulvinar) bereitete, auf diese ihre Attribute oder ihre Büsten legte und dann ihnen Speisen vom Opfer oder von den Mahlzeiten vorsetzte, welche gleichzeitig durch die ganze Stadt mit großer Festlichkeit gehalten wurden. Gewöhnlich waren damit allgemeine Supplikationen verbunden, bei welchen vom Volke gebetet und Wein und Weihrauch geopfert wurde. Es gab ordentliche, d. h. regelmäßig wiederkehrende, und außerordentliche Lektisternien. Letztere, die 3, 8 und mehr Tage währten, fanden bei glücklichen oder unglücklichen Ereignissen, die den Staat betrafen, statt. Während des Festes herrschte allgemein Friede, Versöhnlichkeit und Gastlichkeit.

Lectorium (lat.), s. Lettner.

Lectoure (spr. lätūr'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gers, auf einer steil zum Gers abfallenden Hochfläche an der Südbahn, hat eine ehemalige Kathedrale, ein Stadthaus mit Antiquitätenmuseum, eine alte Fontäne, ein Denkmal des hier gebornen Marschalls Lannes, ein Collège, Kalkbrennerei, Verfertigung von Holzschuhen und Fässern, Handel mit Getreide, Wein und Vieh und (1891) 2931 (als Gemeinde 4994) Einw. — L. ist das alte Lactora, die Hauptstadt der Lactorates in Aquitanien, und wurde von Heinrich IV. zur Krone geschlagen.

Lecturer (engl., spr. lecktschörer, »Vorleser«), Hilfsprediger für den Nachmittagsgottesdienst; Universitätslektor, Dozent (vgl. Reader).

Lectus (lat.), Bett (s. d.).

Lecythidaceen, Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Myrtifloren, umfaßt 130 in den Tropen einheimische Holzpflanzen, mit abwechselnden Blättern und 4—6zähligen Blüten, deren becherförmige Achse mit den Fruchtblättern verwachsen ist. Die hierher gehörige Bertholletia excelsa Südamerikas liefert die Paranüsse des Handels.

Lecythis *L.* (Topfbaum), Gattung aus der Familie der Lecythidaceen, große Bäume oder Sträucher mit lederartigen Blättern, ansehnlichen Blüten in Trauben und oft sehr großer, holziger Frucht. Die 30—40 bekannten Arten sind fast ausschließlich auf Venezuela, Guayana und Brasilien beschränkt. L. Ollaria *L.*, in Kolumbien und Brasilien, trägt holzige, dickwandige, kindskopfgroße Früchte, die oben sich deckelartig öffnen und zu Trinkgefäßen und andern Geschirren benutzt werden. Die Samen sind von der Größe der Kastanien und genießbar, das Holz (Kakaralli) ist sehr hart und dauerhaft, der Bast besteht aus zahlreichen papierartigen Lagen und wird zu Zigarretten, als Werg und in der Papierfabrikation angewendet. L. Zabucayo *Aubl.*, in Guayana, 18 m hoch, trägt urnenartige Früchte mit großen, wohlschmeckenden Samen, welche als Sapucajanüsse (die auch von andern Orten stammen) auch nach Europa gebracht werden; in Brasilien preßt man ein geschätztes Öl daraus. Aus dem Bast macht man Seilerwaren; die Fruchtschalen dienen zu Büchsen. L. amara *Poir.* in Guayana liefert das harte Amnaholz.

Lęczna, s. Lentschna.

Lęczyca, s. Lentschiza.

Leda, Muschel, s. Muscheln und Ledathon.

Leda, rechter Nebenfluß der Ems, entspringt im Oldenburgischen, nördlich von Werlte, als Marke, welche das Saterland durchfließt, wird durch die Ohe, die Soeste mit der Lohe und Vehne und die Jümme verstärkt, ist 29,9 km weit schiffbar und mündet nach 65 km langem Lauf bei Leer.

Leda, in der griech. Mythologie Tochter des Thestios, Königs von Ätolien, Gemahlin des Spartanerkönigs Tyndareos, genoß die Gunst des Zeus, der sich ihr in Gestalt eines Schwanes nahte, worauf L. zwei Eier gebar, aus deren einem Helena und aus dem andern Kastor und Pollux hervorgingen. Indessen weichen die hierauf bezüglichen Mythen in vielen Punkten voneinander ab, wie denn nach Homer Kastor und Pollux Söhne des Tyndareos sind und Helena Tochter des Zeus ist. L. mit dem Schwan war schon im Altertum vielfach ein Gegenstand der Kunstdarstellung. Sie ist entweder stehend und halb bekleidet oder liegend in Wandgemälden, Reliefs und statuarisch dargestellt worden (schöner Typus der jüngern attischen Kunst). Vgl. Overbeck, Griechische Kunstmythologie, Band 2, S. 489 ff. (Leipz. 1871). Von neuern Kunstwerken ist die Statue der L. von Michelangelo berühmt.

Ledathon (Yoldienthon), altdiluviale Thone mit der Meeresmuschel Leda (Yoldia) arctica, s. Diluvium.

Ledbury (spr. lèdböri), altertümliche Marktstadt in Herefordshire (England), 22 km östlich von Hereford, mit normännischer Kirche, Lateinschule, Versorgungshaus (Katharinenhofspital, 1232 gegründet) und (1891) 4303 Einw. 3 km östlich Eastnor Castle, der prächtige Landsitz der Lady Somerset mit Gemälde- und andern Sammlungen.

Ledeb., bei botan. Namen Abkürzung für K. F. v. Ledebour (s. d.).

Ledeberg, Gemeinde in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Gent, im SO. von Gent, am rechten Scheldeufer, an der Staatsbahnlinie Gent-Braine-le-Comte und der Genter Gürtelbahn gelegen, hat chemische Fabriken, Baumwollspinnerei und (1890) 12,362 Einw.

Ledebour (spr. -būr), Karl Friedrich von, Botaniker, geb. 8. Juli 1785 in Stralsund, gest. 4. Juli 1851 in München, studierte in Greifswald die Rechte, dann Mathematik und Naturwissenschaften, ward 1805 Lehrer der Botanik und Direktor des botanischen Gartens daselbst, ging 1811 als Professor der Naturgeschichte nach Dorpat und unternahm 1826 eine Reise nach dem Altai, deren Resultate er in der »Reise durch das Altaigebirge und die dsungarische Kirgisensteppe« (Berl. 1829, 2 Bde.), in der »Flora altaica« (das. 1829—34, 4 Bde., mit Meyer und Bunge) und in den »Icones plantarum novarum floram rossicam, imprimis altaicam illustrantes« (Dorpat 1829—34, 5 Bde., 500 kolorierte Tafeln in Folio) veröffentlichte. Seit 1836 emeritiert, lebte er in Odessa, Heidelberg und München. Außer einigen kleinern Schriften veröffentlichte er noch die »Flora rossica« (Stuttg. 1842—53, 4 Bde.).

Ledebur, Leopold Karl Wilhelm August, Freiherr von, Geschichtsforscher, geb. 2. Juli 1799 in Berlin, gest. 17. Nov. 1877 in Potsdam, trat 1816 in ein Gardeinfanterieregiment in Berlin, nahm im Dezember 1828 wegen Kurzsichtigkeit als Hauptmann seinen Abschied und ward bei Errichtung des Neuen Museums in Berlin Direktor der königlichen Kunstkammer des Museums der vaterländischen Altertümer

und der ethnographischen Sammlungen. 1875 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Das Land und Volk der Brukterer« (Berl. 1827) und im Anschluß daran: »Blicke auf die Litteratur des letzten Jahrzehnts zur Kenntnis Germaniens zwischen Rhein und Weser« (das. 1837); »Die fünf Münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands« (das. 1836); »Der Maiengau oder das Mayenfeld« (das. 1842) u. »Nordthüringen und die Hermunderer« (das. 1842 u. 1852); »Über die in den baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient« (das. 1840); »Die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam« (das. 1852); »Streifzüge durch die Felder des königlich preußischen Wappens« (das. 1842); »Die Grafen von Valkenstein am Harz« (das. 1847); »Adelslexikon der preußischen Monarchie« (das. 1854—57, 3 Bde.) und »Dynastische Forschungen« (das. 1853 und 1855, 2 Hefte). Außerdem begründete und schrieb er zumeist das »Allgemeine Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staats« (Berl. 1830—36, 21 Bde.), seit 1863 das »Archiv für deutsche Adelsgeschichte, Genealogie, Heraldik und Sphragistik« (das. 1863—65, 2 Bde.).

Ledeč, Stadt, s. Ledetsch.

Ledeganck, Karel Lodewijk, vläm. Dichter, geb. 9. Nov. 1805 zu Eecloo in Ostflandern, gest. 19. März 1847 in Gent, wurde, noch sehr jung, Gemeindeschreiber in seiner Geburtsstadt und brachte es durch eisernen häuslichen Fleiß dahin, 1835 mit Auszeichnung sein juristisches Doktorexamen in Gent zu bestehen. Infolgedessen wurde er Friedensrichter in Zomergem und, da er bereits seit 1827 in verschiedenen Wettkämpfen als Dichter den Preis davongetragen, von der Regierung nicht nur in die Kommission über die vlämische Rechtschreibung berufen, sondern auch mit der Übersetzung der Gesetzbücher in das Vlämische betraut. 1842 ward er zum Provinzialinspektor der niedern Schulen in Gent ernannt, wo er 1845 aggregierter Professor der Universität wurde. Er gehört zu den beliebtesten Schriftstellern der Vlämen. Seine erste Gedichtsammlung war »Bloemen mijner Leute« (Gent 1839), seine vorzüglichste Dichtung »De drie zustersteden (Gent, Brugge, Antwerpen)« (Gent 1846). Nach seinem Tode wurden seine Gedichte gesammelt herausgegeben von J. F. J. Heremans mit einer Biographie (Gent 1856 und mehrmals neu gedruckt).

Leder, durch verschiedene Prozesse (Gerbprozesse) in der Art veränderte tierische Haut, daß sie unter Erhaltung ihrer wesentlichsten Eigenschaften große Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse aufweist. Während die unveränderte Haut durch Trocknen steif und hornig wird, im feuchten Zustande schnell fault und sich beim Kochen mit Wasser leicht unter Bildung von Leim auflöst, besitzt das L. deutlich faserige Struktur und bei genügender Festigkeit große Biegsamkeit und Geschmeidigkeit; es widersteht in der Nässe der Fäulnis und verwandelt sich beim Kochen mit Wasser nicht oder nur nach längerer Zeit in Leim. Die Gerberei verarbeitet hauptsächlich die Haut größerer Säugetiere, aber nicht die ganze Haut, sondern nur die auf chemischem und mechanischem Weg isolierte Schicht, welche man als Lederhaut (corium) bezeichnet, und die Gerbprozesse haben stets den Zweck, durch irgend ein Mittel das Zusammenkleben der Fasern dieser Hautschicht beim Trocknen zu verhindern. Dies wird auf verschiedene Weise erreicht, nämlich durch Gerbstoff (Loh- oder Rotgerberei), durch Alaun mit Kochsalz (Alaun- oder Weißgerberei), durch Mineralsalze, besonders durch Eisen- und Chromsalze (Mineralgerberei), oder durch Fett (Sämisch- oder Ölgerberei). Die gerbenden Substanzen verbinden sich nicht chemisch mit der Substanz der Haut, sondern dringen nur in die Poren derselben ein, umhüllen die Fasern und werden von denselben fixiert, ähnlich wie Farbstoffe von der vegetabilischen oder animalischen Faser in der Färberei. Das vollkommen gegerbte, gare L. unterliegt schließlich noch bestimmten Behandlungen, durch welche es die für den Markt erforderliche Beschaffenheit erhält.

[Bearbeitung der Häute.] Die wichtigsten Häute für die Gerberei sind die des Rindviehs. Wildes Vieh hat stärkere, festere Haut als zahmes, Weidevieh stärkere als im Stall gefüttertes; Stierhäute sind gröber, rauher und am Rücken dünner als Ochsenhäute, dagegen dicker als diese in Nacken- und Bauchgegend; die Haut desselben Tieres ist in der Mitte des Rückens und am Kopf bisweilen doppelt so stark als am Bauch. Stier- und Ochsenhäute und eingeführte Wildhäute geben besonders Sohl- oder Pfundleder, schweres Riemen- und Sattlerleder, Kuhhäute dünneres, weniger dichtes, minder feinkörniges Vacheleder für leichte Sommersohlen, Oberleder, Kutschenverdecke ꝛc.; dünne einheimische und fremde Rindshäute werden auf Schmal- oder Fahlleder, besonders dichte, kurzfaserige und geschlossene Rindshäute auf Sattler- und Geschirrleder und auf Maschinenriemenleder verarbeitet. Büffelhäute finden nur Verwendung für untergeordnete Ledersorten. Kalbfelle geben zähes, weiches, biegsames L. zu Oberleder, Lackleder ꝛc.; Pferde-, Esel-, Maultierhäute sind dünn, werden aber viel verarbeitet und liefern Sohlleder, ein Surrogat für Kalbleder, L. zu Kutschenverdecken und Sattlerarbeiten; hauptsächlich werden sie aber zu Korduan verwendet. Schaf- u. Lammfelle liefern L. von geringerer Stärke zu Handschuhen, Pantoffeln, Futterleder, auch farbiges L. für Buchbinderei ꝛc. Lammfelle liefern vorzügliches Handschuhleder; aus Ziegenfellen macht man Maroquin, Saffian und genarbtes Oberleder für Damenschuhe; Schweinefelle liefern sehr festes Sattlerleder; Hirschfelle werden meist sämischgar gegerbt und auf waschlederne Handschuhe verarbeitet. Robben- und Seehundsfelle liefern L. zu Reisetaschen, Schurzfellen, Mützen und leichten Sommerschuhen. Ausnahmsweise werden auch Nilpferd-, Krokodil-, Rhinozeros- und einige Sorten Fischhäute (Thunfisch), zuweilen auch Hunde-, Katzen-, Gemsen-, Wildschweinsfelle verarbeitet.

Die rohen Häute unterliegen einer Reihe vorbereitender Operationen, welche für alle Gerbmethoden im wesentlichen übereinstimmen. Man weicht sie ein, am besten in fließendem Wasser, frische Häute nur wenige Stunden, gesalzene und getrocknete erheblich länger. Das vollständige Erweichen wird durch Bearbeiten mit dem Streckeisen und durch Walken (Walktrommel, Hammerwalke) befördert. Man reinigt dann die Fleischseite der Haut auf dem Schab- oder Streichbaum mit dem gebogenen und mit zwei Handgriffen versehenen Schab-, Streich- oder Bestoßmesser oder auf Maschinen von anhängenden Fleisch- und Fetteilen. Auf den Maschinen wird die Haut gegen eine rotierende Trommel gepreßt und mit Messerwalzen bearbeitet. Die folgende Operation, das Schwellen u. Enthaaren, bezweckt außer der Entfernung der Haare auch die der Epidermis. Dies geschieht nach verschiedenen Methoden. Beim

Schwitzen werden die schweren Häute mit der Fleischseite nach innen zusammengeschlagen, 30—40 Stunden in eine Grube oder in einen Schwitzkasten gebracht und dabei täglich mindestens zweimal auseinander gelegt, um die faule Gärung und Ammoniakentwickelung und damit die Schwellung und Lockerung der Haut zu regeln und zu unterbrechen. Man hängt auch die Häute in Kammern bei 20—26° auf und gelangt hierbei in 24 Stunden zum Ziel. In Amerika benutzt man bedeckte Gruben, in welchen man durch herabtröpfelndes Wasser hinreichende Feuchtigkeit und durch Ventilation eine Temperatur von 8—14° erhält, bei welcher der Prozeß in 6—12 Tagen vollendet ist. Das Enthaaren mit Sauerbrühe beruht auf der schwellenden Wirkung der Säuren auf die Haarwurzeln und die Oberhaut. Man bereitet aus gebrauchter Lohe, welche Essigsäure, Milchsäure ꝛc. enthält, Bäder von verschiedener Stärke und bringt die Häute allmählich in immer stärkere Bäder, wobei sie am besten durch einen Haspel in beständiger Bewegung erhalten werden. Nach 8 Tagen lassen sich die Haare entfernen. Beim Kälken bringt man die Häute zunächst in mehrfach gebrauchte, dann in frischere, zuletzt in ganz frische Kalkmilch und läßt sie in jeder Grube (Kalkäscher) 2—8 Tage unter täglich mindestens zweimaligem Herausnehmen. Außerdem benutzt man Bäder von Schwefelnatrium, Gaskalk, Sodarückständen, die beide beim Auslaugen eine Lösung von Schwefelcalcium liefern, auch Rhusma zum Enthaaren. Da Kalk sehr energisch auf die Haut wirkt, so vermeidet man ihn, wo es sich um Darstellung eines festen, dichten Leders handelt, und bedient sich des Verfahrens nur bei der Oberlederfabrikation und für die Herstellung von leichtem Sohlleder (Vacheleder). Das Enthaaren (Abpälen) selbst wird durch Handarbeit mit einem stumpfen Schabemesser oder auf Maschinen ausgeführt, worauf man die Blöße auf der Fleischseite mit dem geraden, scharfen Scher- oder Firmeisen bearbeitet, gründlich reinigt, auf der Narbenseite, welche durch die Einstülpungen der Epidermis, in welchen die Haare gesessen haben, ein eigentümlich genarbtes Ansehen besitzt, mit dem Glättstein glättet und mit Wasser spült. Zur Entfernung des Kalkes aus den Häuten bringt man dieselben in ein aus Tauben-, Hühner-, Hundeexkrementen und Wasser oder aus mineralischen und organischen Säuren bereitetes Bad. Die enthaarten Felle werden in der Regel einer Schwellung unterworfen, um die einzelnen Faserstränge des Bindgewebes der Haut voneinander zu trennen, ihre Oberfläche in eigentümlicher Weise zu verändern und sie dadurch für die Aufnahme von Gerbstoff zugänglicher zu machen. Man benutzt hierzu organische Säuren und zwar in Form der weißen Schwellbeize, die aus Gerstenschrot oder Kleie mit Sauerteig und Wasser hergestellt wurde, oder der roten Schwellbeize, welche durch Ausziehen gebrauchter Lohe mit Wasser erhalten wird. Die Blößen kommen dabei in 10—14 Tagen aus schwächern allmählich in immer stärkere Brühen. Auch mineralische Säuren, besonders Schwefelsäure, werden häufig angewendet, erfordern aber größte Vorsicht.

[Lohgerberei.] Die Lohgerberei verarbeitet fast alle in der Gerberei überhaupt zur Anwendung kommenden Häute und benutzt als Gerbmaterialien gerbsäurehaltige Vegetabilien, besonders Eichenrinde mit 11—16 Proz., Fichtenrinde (Pinus sylvestris) mit 5—10 Proz., Tannenrinde mit 4—8 Proz., Hemlocktannenrinde (in Nordamerika), Erlen- und Weidenrinde mit 3—5 Proz., Sumach oder Schmack mit 12—16,5 Proz., Dividivi oder Libidibi mit 19—27 Proz., Kastanienrinde, Snoubarrinde, Quebracho, Mimosarinde, Algarobilla, Manglerinde, Galläpfel mit ca. 60 Proz., Knoppern und Ackerdoppen mit 25—40 Proz., Katechu mit 40—50 Proz., Kino mit 30—40 Proz. Gerbsäure, dann auch Bablah, Myrobalanen, chinesische Galläpfel, Rove ꝛc. Die Lohgerberei liefert sehr mannigfaltige Produkte, hauptsächlich aber Sohl- und Oberleder, Saffian, Maroquin, Juchten ꝛc. Zur Darstellung von Sohlleder werden Rinder- und Büffelhäute geweicht, enthaart, auf der Fleischseite, dann auf der Narbenseite gereinigt, gespült und in rote oder weiße Schwellbeize gebracht. Die so weit vorbereiteten Häute (Blößen) unterwirft man nun dem eigentlichen Gerbprozeß, wobei die Häute sehr viel (auf Trockengewicht berechnet etwa 1/3) Gerbstoff aufnehmen. Im allgemeinen braucht man zu 1 Ztr. Sohlleder 4,5—5, zu Schmalleder 3,6, zu Kalbleder 3,4 Ztr. Eichenrinde und zu Sohlleder 8 Ztr. Fichtenrinde. Man schichtet die Blößen in hölzernen oder gemauerten Versetzgruben mit gemahlener Lohe, füllt alle leer bleibenden Ecken mit alter Lohe, bedeckt auch die oberste Haut mit solcher, pumpt die Grube voll Wasser und verschließt sie. Nach 8—10 Wochen packt man die Häute mit frischer Lohe in eine zweite Grube, in welcher sie 3—4 Monate bleiben, dann abermals mit frischer, aber weniger Lohe in die dritte und nach weitern 4—5 Monaten in eine vierte, starke Wildhäute selbst noch in eine fünfte Grube, so daß derartige L. erst nach zwei Jahren und länger gar werden. Sie zeigen dann beim Durchschneiden mit einem scharfen Messer eine gleichförmige, von fleischigen oder hornartigen Streifen freie Fläche. Sohlleder, welches mit Weißbeize geschwellt und mit Knoppern oder Valonen gegerbt wurde, heißt Pfundleder. Zur Darstellung von Brandsohlleder (Halbsohlleder, Terzen) bringt man die durch Kälken enthaarten und gereinigten Blößen in immer stärkere Lohbrühen (Farben), welche neben Essig- u. Milchsäure reichlich Gerbsäure enthalten, und behandelt die Häute dann in den Gruben wie das übrige Sohlleder.

Bei der Schnellgerberei werden die meist durch Kälken enthaarten Häute gereinigt, dann entweder gar nicht oder mit verdünnter Schwefelsäure geschwellt und zuerst in schwächere, dann in konzentrierte Lohbrühe gebracht. In 3—4 Monaten sind selbst sehr schwere Häute völlig durchgegerbt, leichtere Häute schon in 14 Tagen. Diese englisch-amerikanische Methode liefert billigere, aber auch losere, schwammigere Ware als das alte Verfahren. Man benutzt bei der Schnellgerberei Vorrichtungen, um die Häute in der Brühe oder zugleich die Häute und Brühe in Bewegung zu setzen; man preßt die eingetauchten Häute wiederholt zwischen Walzen, damit sie immer von neuem frische Gerbbrühe aufnehmen, oder man bringt die Häute in verschlossene Behälter, macht diese luftleer und läßt die Lohbrühe eintreten. Nach mehreren Stunden wird die Brühe abgelassen, der Apparat wieder luftleer gemacht, mit stärkerer Brühe gefüllt ꝛc. Auch unter erhöhtem Druck wird die Schnellgerberei ausgeführt, und zur Unterstützung des Prozesses wurden Chemikalien, wie Säuren, Soda, Borax, Ammoniaksalze, Kupfer- und Chromsalze, empfohlen.

Das gare Sohlleder wird durch Bearbeitung mit dem Streicheisen entwässert, mit Thran, Talg und Dégras eingerieben und gewalkt. Um ihm die nötige Dichte und Festigkeit zu geben, wird es auf glatter

Unterlage mit der Karrenwalze bearbeitet oder auf einer Maschine zwischen zwei Walzen unter einem Druck von 6000 kg hindurchgezogen, auch mit dem durch Maschinenkraft betriebenen Lederhammer verdichtet. Treibriemen-, Geschirrleder ꝛc. wird mit abgerundeten Schiefersteinen auf der Fleischseite unter kräftigem Druck ausgestoßen oder besser auf der Ausstoßmaschine bearbeitet, bei welcher man einen mit stumpfen Eisen besetzten endlosen Riemen auf das auf einer Tischplatte ausgebreitete L. wirken läßt, welches dann noch gefettet wird. 100 kg rohe Haut liefern 45—50 kg Sohlleder; da dieses aber nach dem Gewicht verkauft wird, so wird es nicht selten mit Chlorbaryum, Chloraluminium, Stärkezucker ꝛc. beschwert.

Zur Darstellung von Oberleder werden die eingeweichten, mit Streckeisen und auf einer Kurbelwalke bearbeiteten Häute mit Kalk enthaart, gewaschen, auf der Fleischseite gereinigt, auf der Narbenseite geglättet, in eine Mistbeize oder direkt in die Kurbelwalke gebracht und auf beiden Seiten mit dem Streicheisen behandelt. Die so weit vorbereiteten Blößen bringt man in mehrere Farben mit successive steigendem Gerbstoffgehalt und gerbt sie dann in der Grube. Stärkere Kuhhäute werden vor dem Gerben gespalten, indem man die Haut durch Walzen einem über zwei Scheiben umlaufenden Bandmesser zuführt, das durch einen Schleifapparat beständig scharf erhalten wird. Die Maschine liefert eine Haut mit Narben und einen Fleischteil (Spalte), der zu untergeordneten Zwecken benutzbar ist. Das gare L. wird gewaschen, auf der Fleischseite mit dem Stoßeisen ausgestoßen, auf der Narbenseite geglättet, getrocknet oder gepreßt, auf der Narbenseite mit Fischthran leicht eingerieben, nach 24 Stunden auf der Fleischseite mit einer Mischung aus Talg und Thran oder anderm Fett bestrichen, zusammengerollt, gewalkt, auf der Fleischseite nachgeschmiert und getrocknet. Zur weitern Appretur reinigt man das L. auf der Fleischseite mit dem Falz- oder Dolliermesser von Knoten, Fasern ꝛc. (Dollieren) oder bearbeitet es auf der Dolliermaschine mit Schleifsteinen oder Schleifwalzen. Zum Glätten der Narbenseite bearbeitet man leichtere L. mit dem Pantoffel- oder Korkholz, welches auf der untern Seite mit glattem Kork belegt ist, mit dem Glättstein oder mit einer an einem federnden Pendel hängenden, stoßweise wirkenden Pendelwalze, die durch eine Kurbel bewegt wird. Schwerere Oberleder werden zwischen Walzen bearbeitet, von denen die obere aus poliertem Metall, die untere aus elastischem Material besteht. Durch Bearbeiten des Leders mit dem gekerbten Krispelholz erzeugt man Milde und Weichheit und gibt damit auch der Narbe ein gefälligeres Aussehen. Nach dieser Methode erhält man das braune Oberleder (Schmal-, Fahlleder), welches aus Kalbfellen, Kipsen und Kuhhäuten dargestellt wird. Die Fabrikation des schwarzen Oberleders, des schwarz gewichsten Kalbleders und des Roßoberleders weicht dagegen in manchen Punkten ab. Ersteres wird mit Blauholzabkochung und etwas Soda grundiert, dann mit Eisensalzlösung bestrichen, nach dem Schwärzen auf der Narbenseite mit Fischthran eingerieben ꝛc. Die Wichsfelle werden nach der ersten Appretur gefettet, auf der Narbenseite zuerst mit einer Mischung aus Ruß und Fett geschwärzt und schließlich mit einer Mischung aus Leim und Fett behandelt. Wird das feuchte L. gefettet und dann der Luft ausgesetzt, so verschwindet das Fett für die Wahrnehmung vollständig, wie bei der Sämischgerberei (s. unten); derartig eingefettetes L. ist gewissermaßen zweimal gegerbt, es ist lohgar und zugleich sämischgar. L., welche nicht der Feuchtigkeit ausgesetzt werden, tränkt man auch mit Glycerin, welches niemals trocknet und das L. stets geschmeidig erhält. Die Farbe des Leders hängt vom Gerbmaterial und von dem Gerbverfahren ab. Alte Lohe gibt dunkles, Ellernrinde schmutzigbraunes, Weidenrinde, Sumach, Fichtenrinde, Knoppern, Dividivi geben helleres L. Dunkle L. kann man durch Behandlung mit sehr verdünnter Salz- oder Schwefelsäure oder mit saurer Milch etwas heller machen, doch nicht ohne Beeinträchtigung ihrer Güte. Das Lackleder (Glanzleder) wird aus lohgarem Kalb-, Ziegen- und Kuhleder hergestellt, indem man dasselbe entsprechend vorbereitet, wenn es recht geschmeidig werden soll, häufig spaltet und dann mit einem Grund aus Kienruß und Umbra versieht, der an der Luft, dann im Lackierofen getrocknet und mit Bimsstein abgeschliefen wird. Nachdem diese Operationen einigemal wiederholt sind, streicht man das L. mit einem eigentümlichen Lackfirnis (Blaulack, mit Berliner Blau bereitet), der eine schwarze Farbe enthält. In stark geheizten Räumen wird dieser Lack dünnflüssig, breitet sich auf dem horizontal liegenden L. gleichmäßig aus und trocknet unter Erzeugung einer spiegelblanken Oberfläche. Kalbfelle, welche auf der Fleischseite lackiert werden, sind nun fertig, während auf der Narbenseite lackierte Kuhleder zuletzt auf einer erwärmten Steintafel aufgekrauft werden. Farbige Lackleder werden mit farbigen, aber dünnflüssigen Lacken bei minder hoher Temperatur hergestellt.

[Weißgerberei.] Die Alaun- oder Weißgerberei verarbeitet Häute von der schwersten Büffelhaut bis zum leichtesten Schaffell und liefert ein weißes L., dessen Fasern zwar zunächst schwach aneinander haften, aber durch einfache mechanische Bearbeitung voneinander gelöst werden können, worauf dann das L. den höchsten Grad von Weichheit und Geschmeidigkeit zeigt. Niemals aber ist das Gerbmaterial in dem weißgaren L. so fest gebunden wie in dem lohgaren; es läßt sich mit Wasser ausziehen, und das L. ist dann wieder in Haut verwandelt. Beim Kochen mit Wasser wird es in Leim übergeführt, während das lohgare L. viel widerstandsfähiger ist. Das weißgare L. hatte früher größere Bedeutung als jetzt, es ist vielfach durch lohgares und in manchen Fällen auch durch sämischgares L. verdrängt worden; das Glacéleder und in neuerer Zeit das Kidleder sowie die Chevreaux für Fußbekleidung sind gegenwärtig die wichtigsten Artikel der Weißgerberei. Bei der gemeinen Weißgerberei werden Schaf- und Ziegenfelle verarbeitet, und, sofern erstere noch mit Wolle versehen sind, durch ein eigentümliches Verfahren (Anschwöden) enthaart, um die Wolle (Gerberwolle, Raufwolle) zu schonen. Man bestreicht sie auf der Fleischseite mit einem Brei aus Kalk, Asche und Wasser, legt sie so zusammen, daß die Wolle mit dem Kalk nicht in Berührung kommt, bringt sie in einen Behälter und packt sie um, sobald Erwärmung eintritt. Nach hinreichender Lockerung der Wolle wird dieselbe ausgerauft und der Kalk durch Waschen und mechanische Arbeit entfernt. Nachdem die Häute dann eine weiße Schwellbeize passiert haben, bringt man sie in die Gerberbrühe. Letztere besteht aus 0,75 kg Alaun (auch schwefelsaure oder essigsaure Thonerde), 0,30 kg Kochsalz und 22,5 Lit. Wasser, und man zieht die Felle ein- oder zweimal hindurch, um sie dann aufeinander zu legen und nach 2—3 Tagen auszuringen und zu trocknen. Sie zeigen sich dann ziemlich steif, werden

aber durch das Stollen, wobei man sie der Breite nach über eine stumpfe, bogenförmige Schneide hinwegzieht, sehr weich und zart. Diese Ware dient als Weißleder besonders zu Schuhfutter. Die ungarische Weißgerberei wird auf Büffel-, Rinds- und Roßhäute angewendet und liefert besonders Riemen- und Sattlerleder. Man weicht dieselben ein, enthaart sie dann sofort mit einem scharfen Putzmesser ohne Anwendung chemisch wirkender Mittel, wie Kalk etc., und bringt sie ohne weiteres in die Alaun- und Kochsalzbrühe, in welcher sie durchgetreten werden und im Sommer 8 Tage, im Winter 1—2 Monate liegen bleiben. Nach dem Trocknen wird dies L. gereckt, in der Wärme auf beiden Seiten mit Talg getränkt, über Kohlenfeuer hin und her gezogen und dann aufgehängt. Auch hier verbindet sich das Fett mit der Faser, und das L. wird gewissermaßen zweimal gegerbt. Dasselbe zeichnet sich durch große Stärke und Zähigkeit aus. Nach der französischen oder Erlanger Glacéledergerberei, die das zarteste u. weichste L. (bes. zu Handschuhen) liefert, werden Zickel- und Lämmerfelle angeschwödet oder mit Kalk, bisweilen unter Zusatz von Auripigment, Gaskalk oder Schwefelnatrium, enthaart, dann gewaschen und wiederholt abwechselnd im Wasser mit hölzernen Stampfen behandelt und auf der Narben- und Fleischseite bearbeitet. Dann bringt man sie in eine Kleienbeize, reinigt sie nach 24 Stunden und schreitet nun zur Gerbung. Hierzu dient ein Brei (Nahrung) aus 85 kg Mehl, 700 Eidottern, 10,5 kg Alaun, 2,6 kg Kochsalz und der erforderlichen Menge Wasser (auf 1000 Felle oder 300 kg). Die Felle werden in dem Brei bei 35° getreten und bleiben schließlich 24 Stunden darin liegen. Aus dem Alaun tritt, wie bei der gewöhnlichen Weißgerberei, schwefelsaure Thonerde in die Haut ein und verbindet sich mit der Faser; auch das Kochsalz wirkt stark gerbend, das Weizenmehl liefert vielleicht eine Verbindung von Kleber mit Thonerde, welche in die Haut eingeht, und das Eigelb wirkt durch seinen Gehalt an Fett, welches das L. geschmeidig macht und durch Emulsionen fetter Öle ersetzt werden zu können scheint. Das gare L. wird langsam getrocknet, durch Wasser gezogen, auf Haufen gebracht, nach gleichmäßigem Durchfeuchten auf der Kurbelwalke bearbeitet und dann in der Länge und Breite über eine stumpfe, halbrunde Klinge gezogen (gestollt). Schließlich läßt man die Felle abermals etwas trocknen, bearbeitet sie auf der Kurbelwalke und egalisiert sie in der Dicke auf einer dem Stolleisen ähnlichen, aber scharfen Klinge. In der Regel wird nun das Glacéleder gefärbt und zwar entweder durch Eintauchen in die Farbebrühe oder durch Auftragen der letztern mit einer Bürste (Fixfärberei). Früher färbte man nur mit Pflanzenfarben, jetzt fast ausschließlich mit Anilinfarben. Die gefärbten Felle werden schnell getrocknet und dann durch Treten und Stollen zugerichtet. Kidleder aus Kalb- und Ziegenfellen wird zu Schuhwerk verwendet. Die Kidgerberei weicht von der Glacégerberei nur in einigen Punkten ab, die Bearbeitung in der Nahrung erfolgt hier mit einer durch Dampfkraft bewegten Walke. In der Regel werden die Felle mit Blauholz und chromsaurem Kali schwarz gefärbt und erhalten zarten, milden Glanz, indem man sie mit einer Emulsion aus Seifenlösung, Wachs und Talg bestreicht, dann wie Wäsche bügelt und auf der Narbenseite mit Fett einreibt. Die Glanz-Chevreaux aus Zickelfellen werden nach dem Färben getrocknet und auf der Glanzmaschine geglänzt.

[Mineralgerberei.] Der Weißgerberei schließt sich die Mineralgerberei an, welche speziell die Lohgerberei ersetzen soll und bereits sehr beachtenswerte Resultate erzielt hat. Die in üblicher Weise gereinigten Blößen werden bei der Mineralgerberei in eine kalte Lösung von basisch schwefelsaurem Eisenoxyd gehängt und, nachdem sie in 2—4 Tagen die Gare erreicht haben, mit Fetten in gelöster Form und mit Eisenseife im Walkfaß behandelt. Das so erhaltene L. (Eisenleder), welches in 8—14 Tagen hergestellt werden kann, ist wohlfeil, sehr dauerhaft und wird durch Wasser nicht verändert. Ein ähnliches Fabrikat (Chromleder) wird erhalten, indem man geschwellte Blößen in eine ¼proz. Lösung von Chromsäure oder in eine ½proz. Lösung eines Chromoxydsalzes, beide mit Alaun und Kochsalz versetzt, bringt und nach einiger Zeit in immer stärkere Lösungen überträgt. Nach 4—14 Tagen knetet man das L. in einer 4—8proz. Lösung von Chlorbaryum, Bleizucker oder Seife, wäscht, trocknet oberflächlich, wirkt gut aus und bringt es 36 Stunden in eine Lösung von Stearin, Paraffin, Wachs, Harz etc. in Benzin. Ober- und Riemenleder wird dann mit Talg, Thran oder Dégras geschmiert und an einen warmen Ort gehängt oder gewalkt. Das chromgare L. ist viel wasserdichter als lohgares, und seine Gare kann ihm durch Wasser nicht entzogen werden.

Das in England als Crown leather bekannt gewordene L. wurde zuerst von Klemm nach einem ihm 1849 in Württemberg patentierten Verfahren hergestellt und ist jetzt in England, Deutschland, der Schweiz, in Nordamerika (als Eurekaleder) sehr verbreitet. Nach dem ursprünglichen Verfahren werden die enthaarten trocknen Häute auf der Fleischseite mit einer Mischung aus Mehl, Rindshirn, Butter, Milch, Klauenfett und Salz bestrichen, in rotierenden Trommeln unter Zuströmen warmer Luft bearbeitet, an die Luft gehängt, von neuem mit dem Gemisch behandelt und hiermit so lange fortgefahren, bis sie gar sind. Das L. ist besonders biegsam, leicht, fest und dauerhaft. Nach einem zwischen dem Weiß- und Sämischgerben stehenden Verfahren erhielt Klemm das Fettleder, welches, aus starken Häuten bereitet, zu Maschinenriemen, schwerem Schuhwerk, Tornistern etc. verwendbar ist, während Hirsch-, Reh-, Ziegen-, Schaf- und Gemsfelle die schönsten Handschuhleder liefern. Es wird durch anhaltende Behandlung mit siedendem Wasser wenig oder kaum verändert. Zur Darstellung werden die Häute durch Anschwöden enthaart, ausgewaschen und ausgestrichen, in Kleienbeize behandelt, in frischem Wasser abgeschwenkt und auf der Fleischseite ausgestrichen. Zum Gerben benutzt man eine salzhaltige warme Alaunbrühe, in welcher die Häute 24 Stunden verbleiben; dann wäscht man sie mit lauem Wasser, bearbeitet sie in einem Brei aus Mehl, Hirn und Kammfett und läßt sie trocknen.

[Sämischgerberei.] In der Sämisch-, Fett- oder Ölgerberei verwandelt man Hirsch-, Reh-, Gems-, Elen-, Schaf-, Ziegen-, Kalbfelle, auch Ochsenhäute in L., indem man sie mit Fett oder Thran (welches jetzt meist mit einigen Prozenten Karbolsäure versetzt wird) imprägniert und der Luft aussetzt. Das Fett verschwindet dabei für die Wahrnehmung vollständig; es läßt sich aus dem L. nicht mehr durch Waschen entfernen, und beim Kochen mit Wasser verwandelt sich das L. äußerst schwer in Leim. Das sämischgare L. ist ungemein weich und von fast wolliger Beschaffenheit, besonders wenn die minder dehnbare und

geschmeidige Narbe abgestoßen wurde. Es ist nicht wasserdicht, verliert aber durch Wasser nicht seine Gerbung und kann ohne Schaden gewaschen werden (Waschleder). Die Häute werden geweicht, enthaart, wobei man von den stärkern zugleich die Narbe abstößt, dann wiederholt mit Kalk behandelt und auf der Fleisch- und Narbenseite bearbeitet. Hierauf wäscht man die Häute in lauwarmem Wasser, bringt sie in angewärmte, stark saure Kleienbeize und spült und preßt oder ringt sie aus. Behufs der Gerbung werden die Felle wiederholt mit Thran eingerieben, gewalkt und dazwischen der Luft ausgesetzt, bis sie nur noch wenig Fett aufzunehmen vermögen. Schon während des Aushängens an die Luft verändert sich ein Teil des Fettes und verbindet sich mit der Haut; die Umwandlung und Bindung des größern Restes erreicht man durch Aufschichten der Felle in der Wärmekammer, wobei eine Art Gärung eintritt und das Fett energischer Oxydation unterliegt (Färben in der Braut). Das ölgare L. ist nun gelb und besitzt einen eigentümliche,n nicht mehr thranigen Geruch. Es enthält aber immer noch etwas ungebundenes Fett und wird deshalb zunächst mit lauwarmer Pottaschelösung behandelt (s. Dégras), dann ausgerungen, getrocknet und gestollt, um ihm die größte Geschmeidigkeit zu geben. Man kann das sämischgare L. auch bleichen, indem man es an der Sonne mit Wasser, Seifenlösung oder der zum Ausweichen benutzten Pottaschelösung benetzt. Gefärbt wird das sämischgare L. durch Eintauchen, worauf man es in eine Lösung von Eigelb, Alaun und Wasser bringt, spült, trocknet und glättet. Zum Gelbfärben mischt man Ocker, Kreide und Schüttgelb mit Wasser und wenig Kleister zu einem Brei, trägt diesen mit einer Bürste auf, läßt trocknen, stollt und schüttelt das nicht haftende Pulver aus. Weiß färbt man in ähnlicher Weise mit Kreide. Für andre Farben beizt man mit Alaun und trägt dann die Farbebrühe mit einer Bürste auf. Rauh- oder Rauchleder ist sämischgares L., dessen Narbe nicht abgestoßen worden, und dessen Fleischseite geschwärzt ist; es ist wegen seiner Milde und Weichheit zu Damenstiefeln sehr beliebt. Transparentleder ist mit verdünntem, alaunhaltigem Glycerin imprägnierte und getrocknete Haut. Es ist sehr weich und eignet sich vorzüglich zu Bindriemen; gegen Wasser verhält es sich nicht viel anders als Haut.

[Prüfung.] L. beurteilt man in der Regel nach Beschaffenheit des Schnittes, der Geschmeidigkeit und dem Gewicht. Zur Ermittelung des Wassergehalts trocknet man 10 g zerschnittenes L. im Luftstrom bei 80—90°. Erhält man beim Einäschern von 5 g L. im Platintiegel zu viel Asche (7—10 Proz.), so deutet dies auf Beschwerung, und die Asche muß näher untersucht werden. Wichtig ist die Bestimmung des Kalkgehalts in der Asche, weil Kalk die Haltbarkeit des Leders beeinträchtigt. Zur Ermittelung des oft übermäßig hohen Fettgehalts kocht man 5—10 g fein zerschnittenes L. mit 6—8proz. Natronlauge, zersetzt darauf die erhaltene Seifenlösung mit Salzsäure und bestimmt das Gewicht der abgeschiedenen Fettsäuren. Da Haut ca. 30 Proz. Stickstoff enthält, so kann man durch Bestimmung des Stickstoffgehalts leicht den Gehalt des Leders an Hautsubstanz ermitteln. Die Schnittfläche muß bei garem L. in der ganzen Masse gleichmäßig sein und darf keine dunkeln Streifen zeigen. Beim Kochen mit Wasser schrumpft in dünne Streifen zerschnittenes lohgares L. stark ein und wird bröckelig; die Flüssigkeit ist durchsichtig rotbraun und gelatiniert nicht beim Erkalten, wenn man sie zur Sirupskonsistenz verdampft. Als Beschwerungsmittel dienen besonders Chlorbaryum, Chloraluminium, Traubenzucker, die in dem mit lauwarmem Wasser erhaltenen Auszug leicht nachweisbar sind. Die Festigkeit des Leders untersucht man auf einer Zerreißmaschine. Je mehr Wasser ein Stück L. von bestimmter Größe, Dicke und Gewicht aufnimmt, um so schlechter ist es. Folgende Tabelle zeigt das Verhalten von gutem, lohgarem L.:

	Sohlleder				Sohlleder				Kalbleder	
	Gewicht Gramm	Zunahme Proz.	Dicke Millim.	Zunahme Proz.	Gewicht Gramm	Zunahme Proz.	Dicke Millim.	Zunahme Proz.	Gewicht Gramm	Zunahme Proz.
Bei Beginn	2,43	—	3,45	—	2,40	—	4,25	—	1,50	—
Nach 35 Minuten . . .	3,03	24,7	4,25	23,1	3,50	42,8	4,75	11,7	2,30	53,3
= 16 Stunden . . .	3,33	37	4,60	33,3	3,30	34,7	4,60	8,2	2,50	66,6
= 4 Tagen	3,33	37	4,60	33,3	3,60	46,6	4,70	10,6	2,56	70,6

[Hygienisches.] Die Gerbereien sind für die Arbeiter und für die Nachbarschaft in mehrfacher Beziehung hygienisch ungünstig. Beim Schwitzen der Häute entwickeln sich schwefelammoniumhaltige Gase, welche Vergiftungserscheinungen, selbst den Tod herbeiführen können, wenn die Räume, in welchen die Operation zur Ausführung gelangt, vor dem Betreten durch die Arbeiter nicht hinreichend gelüftet werden. Durch neuere Methoden ist diese Gefahr indes wesentlich herabgemindert worden. Wo Schwefelarsen zum Enthaaren angewendet wird, leiden die Arbeiter an Geschwüren und Hautkrankheiten der Finger. Arbeiten mit faulem Harn erzeugen Übelkeit und Ohnmachten. Infolge unvermeidlicher Durchnässungen und Erkältungen leiden die Gerber häufig an Lungenentzündungen und Rheumatismen, die Arbeiter in den Lohmühlen erkranken durch den Staub an Katarrhen der Respirationsorgane. Dieser Übelstand kann durch geschlossene Apparate und absaugende Ventilation beseitigt werden. Bei der Verarbeitung von Häuten tuberkulöser und milzbrandiger Tiere ergiebt sich Ansteckungsgefahr, die durch zufällig vorhandene Wunden, auch durch die Speisen, vermittelt wird. Unter 100 gestorbenen Gerbern befinden sich 40 Schwindsüchtige. Milzbrand wird besonders häufig durch die eingeführten getrockneten sogen. Wildhäute übertragen. Auch ist beobachtet worden, daß auf Gehöften, wo Gerberei betrieben wurde, das Vieh an Milzbrand erkrankte, als solche Häute in Räumen über den Futtervorräten aufbewahrt wurden. Abwässer aus Gerbereien, welche Wildhäute verarbeiten, können Wiesen auf weitem Umkreis verseuchen. In der Pelzgerberei ist der Staub, der aus Schlämmkreide, Gips, Kleie, Sägespänen besteht, verderblich, doch ist das häufige Vorkommen von Tuberkulose bei diesem Industriezweig doch wohl mehr auf Verarbeitung von Häuten tuberkulöser Tiere und auf das Zusammensein vieler Menschen in kleinen, schlecht ventilierten Räumen zurückzuführen. Die Anlage von Gerbereien ist konzessionspflichtig, sie sollte nie in

bewohnten Stadtteilen und immer nur an Flüssen unterhalb der Stadt geduldet werden. Kleinere Wasserläufe können durch Einweichen der Häute so arg verunreinigt werden, daß die Fischzucht leidet. Alle Abwässer der Gerbereien sind mit Kalk und, wenn Arsen angewendet wurde, auch mit Eisensalzen zu reinigen. Am ratsamsten ist es, bei der Anlage größerer Gerbereien für die Beschaffung eines Terrains zu sorgen, auf welchem die Abwässer durch Rieselfelderbetrieb unschädlich gemacht werden können. Niemals dürfen flüssige und feste Abfälle der Gerbereien in den Boden versenkt werden, auch müssen alle Gruben wasserdicht sein, und der Fußboden der Werkstätten ist mit Zement oder Asphalt zu belegen.

Geschichtliches und Statistisches.

Die Gerberei ist unzweifelhaft einer der ältesten Industriezweige. Die ausgedehnte Benutzung der Tierhäute mußte notwendig zum Aufsuchen einer Behandlungsweise führen, durch welche sie vor Fäulnis geschützt werden konnten, und vielleicht wurde zuerst eine Art sämischgares L. erzeugt. Lange vor Beginn unsrer Zeitrechnung waren lederne Gefäße und Kleidungsstücke bei Ägyptern und Juden gebräuchlich, und von diesen erhielten auch die Römer das L. Die Enthaarung erzielte man bei den Römern durch Urin und Maulbeerblätter, auch mit Hilfe der Frucht der Zaunrübe. Als Gerbmaterialien waren Kiefern-, Erlen- und Granatbaumrinde, Galläpfel, Sumach, Eicheln, bei den Ägyptern die Schoten einer Akazie gebräuchlich; doch benutzte man auch Alaun mit Salz. Im Mittelalter, wo schon bei allen zivilisierten Völkern L. dargestellt wurde, scheint die Gerberei einen vorwiegend landschaftlichen Charakter angenommen zu haben, und noch jetzt tritt derselbe hier mehr als in andern Industriezweigen hervor. Das Gerben mit Galläpfeln bildete sich als die Methode des Orients, das Gerben mit Eichenlohe als die des Occidents, das Gerben mit Alaun als die der Sarazenen heran. Der Orient übertraf in seinen Produkten lange Zeit den Westen; 1749 wurde die erste europäische Saffianfabrik im Elsaß errichtet, aber erst seit 1797 datiert mit der Gründung der Gerberei in Choisy bei Paris der Aufschwung der französischen Saffiangerberei. In Deutschland (Württemberg) fand diese Fabrikation bald nach 1800 Eingang. Die englischen Lohgerbereien erzeugten im 18. Jahrh. bereits vorzügliches L. In Deutschland erlangten die Gerbereien in Malmedy und Mainz großen Ruf. Die Berliner Lohgerberei gewann seit 1734 durch französische Einwanderer bedeutende Erweiterung und Vervollkommnung. Die zuerst in Frankreich mit Erfolg betriebene Lacklederfabrikation pflanzte sich bald nach Deutschland fort, ebenso das Weißgerben von Ziegen-, Lamm- u. Schaffellen, welches anfänglich ein besonderer Industriezweig der Stadt Annonay und ihrer Umgegend war. 1769 hatte Macbridge das Gerben mit Lohbrühe vorgeschlagen; eine irrationelle Darstellungsweise der Brühe war aber der Ausbreitung dieser Methode lange hinderlich, und erst zu Ende des Jahrhunderts fand sie allgemeine Anwendung. Später wetteiferten Engländer und Amerikaner in der Ausbildung der Schnellgerberei. Während dann die Arbeiten von Knapp, Lietzmann, Rollet, Reimer einen gewissen Einblick in das Wesen der Gerberei verschafften, war man in der Praxis vor allem bemüht, durch Einführung von Maschinen die Zurichtung des Leders zu vervollkommnen. Schon vor 1800 hatte man in der Schweiz durch Wasser getriebene Hämmer zum Verdichten des Sohlleders benutzt; später ging man zu Vertikalhämmern über und ließ in der Folge den Stempel nicht mehr schlagend, sondern drückend wirken. Auch die Konstruktion der Lederspaltmaschinen datiert aus dem vorigen Jahrhundert. Knapp beschäftigte sich seit Anfang der 50er Jahre mit der Benutzung von mineralischen Substanzen zur Darstellung von L. und nahm 1861 ein Patent auf sein Verfahren. Größere praktische Bedeutung gewann die Mineralgerberei aber erst in neuester Zeit, namentlich auch durch die Bemühungen von Heinzerling, welcher zuerst chromgares L. darstellte. In den letzten Jahren ist ein sicherer Weg zur Hebung der Gerberei angebahnt worden, zunächst in Österreich durch Gründung einer Versuchsstation für Lederfabrikation, auf welcher wissenschaftliche Untersuchungen ausgeführt werden, und die zugleich einen Zentralpunkt bilden soll für die Aussendung von Wanderlehrern &c. Gegenwärtig bildet die Lederfabrikation im **Deutschen Reich** einen der umfänglichsten und wichtigsten Industriezweige. Schwere Sohlleder von vorzüglicher Qualität werden in den Rhein-, Mosel- u. Eifelgegenden, in Hannover, Berlin, Straßburg, Nürnberg und Passau dargestellt, in Norddeutschland mehr aus eingeführten Wildhäuten, in Süddeutschland aus einheimischen Häuten. In lackiertem L. und Kidkalbleder nimmt Deutschland die erste Stelle ein; beide Lederarten werden hauptsächlich in München, Mainz und Worms, erstere auch in Offenbach dargestellt. Mit gefärbtem L., besonders den feinern und feinsten Sorten, versieht Deutschland alle Kulturstaaten. Die Hauptsitze dieser Industrie sind Mainz, Frankfurt a. M., Berlin, Homburg, Bonames, Mülhausen, Straßburg, Lahr, Köln, Kirn, Kalw, Königsberg i. Pr. Eine Spezialität der deutschen Lederindustrie ist das Roßleder, welches namentlich in der Provinz Hannover, in Harburg, dann in Hamburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Berlin, Merseburg, Perleberg und Plauen dargestellt wird. Vorzügliches leistet **Großbritannien** in der Gerberei; namentlich ist sein Sattlerleder, Schweins- und Sohlleder berühmt, und auch die Bereitung der farbigen L. wird mit außerordentlichem Luxus betrieben. **Frankreich** übertrifft alle andern Staaten in der Handschuhlederfabrikation und ist auch für das feinere Oberleder tonangebend. Von Lackleder liefert es nächst Deutschland die größten Quantitäten. In **Österreich** ist die Gerberei sehr entwickelt, und manche Fabrikate stellen sich den besten ausländischen an die Seite; aber die Produktion deckt, namentlich in feinern Sorten, nicht den einheimischen Bedarf. **Rußland** hat viele Gerbereien in den Gouvernements Warschau, Saratow, Wolhynien, Perm, Nishnij Nowgorod und Witebsk; berühmt ist sein Juftenleder (s. Juften), das besonders in den Gouvernements Twer und Kostroma dargestellt wird. Außerdem liefert Rußland vortreffliches feines Kalbleder. Eine hoch entwickelte Lederindustrie haben endlich auch **Dänemark** (Kopenhagen) und **Belgien** (Brüssel, Lüttich, Stavelot, Gent, Iseghem und Tournai). **Nordamerika** fertigt vortreffliche L. und ist durch die große Einfuhr von billigem Hemlockleder auch für die deutsche Lederindustrie wichtig geworden. 1892 wurden L. u. Lederwaren ausgeführt von Frankreich für 180,7, Deutschland 140,4, Großbritannien 75, Österreich-Ungarn 51,8, Vereinigte Staaten 47,6, Belgien 14,4, Schweiz 5,8 Mill. Mk.

Vgl. **Günther**, Fabrikation des lohgaren Leders (Weim. 1867); Derselbe, Lehrbuch der Glacéhand-

schuhlederfabrikation (Leipz. 1874); Lietzmann, Die Herstellung der L. (2. Aufl., Berl. 1875, 2 Tle.); Hausner, Textil-, Kautschuk- und Lederindustrie (2. Aufl., Wien 1876; neue Ausg., das. 1879); Heinzerling, Grundzüge der Lederbereitung (Braunschw. 1882); Beller, Handbuch der Glacélederfärberei (2. Aufl., Weim. 1880); Höhnel, Die Gerberrinden (Berl. 1880); Wiener, Die Lederfärberei und die Fabrikation des Lackleders (Wien 1881); Derselbe, Die Lohgerberei (2. Aufl., das. 1890); Käs, Praktisches Lehrbuch der Lohgerberei (Weim. 1891); »Deutsche Gerberzeitung« (Berl., seit 1858), »Gerberzeitung« (das., seit 1858), »Der Gerber« (Wien, seit 1875).

Lederbälge, s. Gebläse.

Lederbindigkeit, soviel wie Harthäutigkeit.

Lederbraun, s. Bismarckbraun.

Lederer, Künstlerfamilie, s. Coriolano.

Lederfeilen, mit weichem Leder bekleidete Holzstäbchen, dienen zum Polieren mit Polierpulvern.

Lederfische (Stachelschwänze, Acronuridae), Familie der Knochenfische, Fische mit eiförmigem, stark zusammengedrücktem Körper, lederartiger Haut oder meist kleinen Schuppen, kleinem Maul mit Kieferzähnen, nur einer Rückenflosse und scharfen Dornen an der Schwanzseite. Etwa 70 Arten in den tropischen Meeren, besonders im Indischen Ozean. Der Seebader (Chirurg, Acanthurus chirurgus *Bl.*), 20—30 cm lang, dunkelbraun oder gelblich, dunkel gebändert, besitzt an jeder Seite des Schwanzes einen beweglichen, scharfen Stachel, mit welchem er gefährlich werden kann. Er ist im Antillenmeer sehr gemein und wird wie eine Giftschlange gefürchtet.

Ledergelb, s. Chrysanilin.

Lederhaut, s. Haut, S. 466.

Lederholz, Pflanzengattung, s. Dirca.

Lederkarpfen, s. Karpfen.

Lederlaufkäfer, s. Laufkäfer.

Lederleim, s. Leim.

Lederleinwand, s. Dowlas.

Ledermosaik, s. Mosaik.

Lederöl (Wiederholdsches L.), Schmiermittel zum Erweichen hart gewordenen Leders, wird gewonnen, indem man 16 Teile Ölsäure (die in den Stearinfabriken als Abfall erhalten wird) mit 2 Teilen Alkohol von 90 Proz. und 1 Teil konzentrierter Schwefelsäure erwärmt. Es scheidet sich hierbei Ölsäureäther ab, den man durch Schütteln mit warmem Wasser von der Säure befreit und dann mit dem gleichen Gewicht Fischthran mischt.

Lederpapier, aus Lederabfällen gefertigtes Papier.

Lederputz, Mischung aus Wachs, Vaselin und Nigrosin, welche dem schwarzen Lederzeug matten Glanz gibt und dasselbe konserviert; wird beim Militär angewendet.

Lederschildkröte, s. Schildkröten.

Lederschmiere, soviel wie Dégras.

Lederschnitt, Verzierungsweise des Leders, bei welcher die Musterung durch Ein- oder Ausschneiden der obern Schicht des Leders hergestellt wird (geschnittenes oder gerissenes Leder). Das Leder wird meist durch heiße Dämpfe erweicht und dann das Muster einfach eingeritzt, wobei der Riß auseinander klafft und die Musterung in einfachen Umrissen erscheint, oder die Zeichnung wird umrissen und der Grund, auf dem das Muster erscheinen soll, mit Bunzen tief geschlagen, genarbt oder in ähnlicher Weise behandelt. Auch wird die obere Lage der Haut abgezogen, so daß das Muster in ganz flachem Relief erscheint. Seltener kommt ein förmliches Treiben in Leder vor, meist wird das Muster eingeritzt und das Relief durch Unterschieben und Unterlegen von Linsen, halben Erbsen ꝛc. in verschiedener Höhe erreicht. Auch werden wohl umgekehrt die Bunzen, Filets oder Stanzen erhitzt und damit das Leder bearbeitet. Der L. findet sich schon früh im Orient; man verzierte hier allerlei Geräte in dieser Weise, selbst Pfeilköcher, Pulverflaschen u. a.; aber schon im frühesten Mittelalter wurde auch in Europa der L. auf Futterale für heilige Gefäße, Kästchen, Bestecke, vor allem aber Bucheinbände angewendet. Die ältesten Arbeiten zeigen nur umrissene Zeichnung. Sodann folgt das teilweise Entfernen des Grundes, später das Unterlegen. Mit der spätgotischen Zeit nahm die Technik einen lebhaften Aufschwung; die Schmuckkästchen für vornehme Damen werden gern in dieser Weise geziert, vielfach mit profanen Darstellungen, Liebesszenen, der Königin Minne ꝛc. Nach dieser Periode scheint der L. an vielen Orten zurückgetreten oder gänzlich erloschen zu sein; nur in Spanien und Portugal lebte er fort und gelangte hier zu hoher Blüte. Von dort kam der L. nach den spanischen und portugiesischen Kolonien und nach Südamerika. Mit Vorliebe verzierte man dort Sättel, Reitzeug, überhaupt Pferdegeschirr in dieser Technik. Derartige Arbeiten erschienen auf den Weltausstellungen und veranlaßten das Wiederaufleben der Technik in Europa. Wunder in Wien erfand sie selbständig von neuem; vor allen andern haben aber Hulbe in Hamburg und Hupp in Schleißheim die alte Technik zu neuen Ehren geführt. Letzterer fertigt mit Vorliebe Arbeiten in altem Charakter, ersterer moderne Gebrauchsgegenstände. Die Technik wird jetzt vorzugsweise bei Stuhl-, Armsessel- und Truhenbezügen, Bücher- und Albumbdeckeln, Zigarrentaschen, Portemonnaies, Schreibmappen, Handschuhkasten, Photographierahmen, Serviettenbändern u. dgl. angewendet. Man verfährt jetzt so, daß die Vorlagen auf Pauspapier durchgezeichnet und von diesem auf das angefeuchtete Rindleder übertragen werden. Die in halber Dicke des Leders eingeritzten Umrisse werden durch Nachfahren mit einem stumpfen Stift erweitert; der Grund um die Zeichnung herum wird mit einem löffelartigen Instrument niedergedrückt. Bei hohem Relief wird das herausgedrückte Leder hinten mit Wachs ausgefüllt oder mit Leim stark bestrichen. Vgl. Niederhöfer, Vorlagen für Lederschnittarbeiten (Frankf. a. M. 1886, mit Anleitung); Horn und Patzelt, Vorlagen für geschnittene und gepunzte Lederarbeiten (Gera 1886); Büttner, L. und Lederplastik (32 Tafeln, Leipz. 1891); Zinn, Anleitung zum L. (Wiesb. 1893).

Lederschwamm, s. Schwämme.

Ledersen, ledernes Beinkleid, s. Lersen.

Ledersteckcn, früher übliche Bezeichnung für Fontanellsetzen (s. Fontanelle), weil hierzu bei den Haustieren vielfach ein mit Werg umwickeltes Stückchen Leder verwendet wird.

Lederstrauch, soviel wie Gerberstrauch, s. Coriaria.

Lederstrumpferzählungen, s. Cooper 2).

Lederstulpdichtung, s. Liderung.

Ledertange, soviel wie Fukaceen, s. Algen, S. 365.

Ledertapeten, Tapeten aus Leder zur Wandbekleidung, auch zu Möbelbezügen und Ähnlichem, denen ein Muster in Farben, Gold oder Silber aufgepreßt ist. Das geschmeidig gemachte Leder wird in gleich große Stücke geschnitten, auf gleiche Stärke gebracht und mit Blattsilber belegt, auf welches ein Gold-

firnis in mehreren Schichten aufgetragen wird. Sollen einzelne Teile der Musterung in Silber erscheinen, so wird die Zeichnung schnell aufgetragen und der noch feuchte Firnis an jenen Stellen wieder abgezogen. Nun wird mittels einer Holzwalze die Musterung eingepreßt, und die bessern Tapeten werden schließlich auf der Oberseite noch mit Bunzen bearbeitet, wodurch die glatten Goldflächen einen reichen Glanz mit spielenden Lichtern bekommen. Nach dem Pressen wird die Musterung oder der Grund ausgemalt, so daß erstere farbig auf Metallgrund oder silbern, resp. goldig auf farbigem Grund erscheint. Gebunzt wird nur die Metallfläche. Übrigens werden in größere eingerahmte Stellen ganze Gemälde hineingesetzt. Die Muster der alten L. lehnen sich, sofern man nicht die Wand als ein Ganzes betrachtete und die Verzierung eigens für sie komponierte, an die Webmuster an, machen alle Stilwandlungen der Weberei mit u. erhalten sich bis zum Absterben der Kunst. Bei Einzelstücken fertigte man meist die Muster für den bestimmten Fall. Als solche Einzelstücke kennen wir Antependien (Vorsatzstücke vor den Altar), Kirchengewänder (Kaseln), Bettschirme, spanische Wände, Decken, Möbelbezüge, Banner, selbst Spielkarten, ferner wirkliche Bilder, in flachem Relief gepreßt. — Die L. sind eine unzweifelhaft maurische Erfindung, die in Spanien in hoher Blüte stand, vielleicht dort ihren Ursprung hat. Bereits 1180 fand sich in Frankreich die auch noch heute übliche Bezeichnung Korduan (von Cordoba); in Spanien heißen die L. »guadamacil«; 1316 bestand bereits in Barcelona eine Zunft der guadamacileros. Nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien blühte die Industrie, zum Teil durch fremde Arbeiter betrieben, weiter; im 16. Jahrh. war Cordoba als ihr eigentlicher Mittelpunkt anerkannt. In Italien wurden schon vor 1520 L. (corami d'oro) gearbeitet. Dann übernahm Venedig die Führung auf diesem Gebiet. In den Niederlanden, wo man wohl spanischen Einfluß anzunehmen hat, war die Kunst im 17. Jahrh. sehr verbreitet. Mecheln wird als Hauptfabrikationsort genannt. Von hier kam die Kunst nach Frankreich. Deutschland besaß im 17. und 18. Jahrh. viel L., doch ist ihre Herkunft noch unsicher. Die englischen L. des 18. Jahrh. waren wegen der Vortrefflichkeit ihrer Muster berühmt. Im letzten Drittel des 18. Jahrh. wurden die L. von Kattuntapeten verdrängt, welche wieder den Papiertapeten weichen mußten. In neuester Zeit ist die alte Technik wieder aufgenommen worden, doch begnügt man sich heute meist mit Nachahmungen in einer dicken Papiermasse; nur auf Verlangen werden die ziemlich kostspieligen echten L. mit denselben Stempeln hergestellt. In Deutschland werden heute weitaus die besten derartigen Arbeiten gefertigt, namentlich von Lieck u. Heider in Berlin und Engelhardt in Mannheim; Balin in Paris und Jefferson in London arbeiten für französischen und englischen Markt im Geschmack dieser Länder. Die umfassendste Sammlung alter L., über 200 Stück, namentlich italienischer und niederländischer Herkunft, besitzt das Kunstgewerbemuseum zu Berlin. In neuester Zeit sind die japanischen L. in Europa sowohl ihrer reizvollen Muster als ihrer Billigkeit wegen schnell in Aufnahme gekommen. Vgl. Davillier, Notes sur les cuirs de Cordoue, etc. (Par. 1878); »L. und Buntpapiere« (Katalog der dritten Sonderausstellung des Kunstgewerbemuseums zu Berlin, Berl. 1883; darin auch die Litteratur vollständig).

Ledertuch (vegetabilisches, künstliches Leder, Tuchleder), Ledersurrogat, welches ähnlich wie Wachstuch durch Überziehen eines Gewebes aus Baumwolle, Leinen oder Jute mit einem Gemisch aus Leinöl und einer Erdfarbe, Ruß u. dgl. dargestellt und durch gravierte Walzen mit einer Narbe, welche es dem Leder täuschend ähnlich macht, versehen wird. Man benutzt es zum Beziehen von Polsterwaren, zu Sattler- und Tischlerarbeiten, in besondern Qualitäten auch zu Mützenschirmen, Treibriemen ꝛc. Ein auf beiden Seiten ziemlich dick mit Kautschuk überzogenes Baumwollgewebe, oder eine 4—6fache Lage von Baumwollköper mit Kautschuklösung zusammengeklebt, oder ein sehr dicht gewalktes Wollgewebe dient als L. zur Anfertigung der Kratzen.

Lederzeug, die zur Ausrüstung des Soldaten gehörigen Patrontaschen, Leib-, Tornister- und Mantelriemen. Vgl. Füsiliere.

Lederzucker (Gummizucker, Gummipasta, Altheepasta, Pasta gummosa s. Althaeae), beliebtes Heilmittel gegen Husten, wird erhalten, indem man 200 Teile Zucker und 200 Teile Gummi arabikum in 600 Teilen Wasser löst, die Lösung im Wasserbad verdampft, mit 150 Teilen zu Schaum geschlagenem Eiweiß mischt, unter beständigem lebhaften Durcharbeiten weiter abdampft und endlich 1 Teil Pomeranzenblütenölzucker beimischt. Diese Masse füllt man dann in Papierkapseln, trocknet sie bei 40° und zerschneidet die weißen, schaumigen Tafeln in kleine Streifen, die an einem trocknen Ort aufbewahrt werden müssen. Die Süßholzpasta (Pasta Liquiritiae s. Glycyrrhizae) wird erhalten, indem man 1 Teil Süßholzwurzel mit 20 Teilen kaltem Wasser zwölf Stunden auszieht, den filtrierten Auszug mit 10 Teilen Wasser verdünnt, 15 Teile Gummi arabikum und 9 Teile Wasser in demselben löst, die klare Lösung im Wasserbad hinreichend verdampft, dann in Papierkapseln füllt und austrocknet. Die mit Hilfe von Dampf vom Papier getrennte Pasta ist gelbbraun, durchscheinend, von mildem, süßem Geschmack und wird gegen Husten angewandt.

Ledesma, 1) Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Salamanca, am linken Ufer des Tormes, über den eine alte Brücke führt, hat eine angeblich von den Römern hergestellte Stadtmauer, Gerberei und (1887) 3543 Einw. 8 km südöstlich liegt der besuchte Badeort Baños de L. mit Schwefelquellen (bis 52°). — 2) Departementshauptstadt in der argentin. Provinz Jujuy, 464 m ü. M., hat Zuckerplantagen und (1890) 2000 Einw.

Ledetsch (tschech. Ledeč), Stadt in Böhmen, an der Sazawa, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit einem Schloß des Prager adligen Damenstiftes, Rathaus, Bierbrauerei, Brettsägen, Schindel-, Pappdeckel- und Schuhwarenfabrikation und (1890) 2208 tschech. Einwohnern. In der Umgebung werden Glasindustrie und Granatschleiferei betrieben.

Lediger Anfall, s. Erbverzicht.

Lednice, Stadt, s. Eisgrub.

Lednicze (spr. -nize), Eishöhle, s. Szilicze.

Ledóchowski, Mieczislaw, Graf, Kardinal, geb. 29. Okt. 1822 in Gorki aus einer vornehmen polnischen Familie, ward im Lazaristenkollegium zu Warschau erzogen, erhielt 1840 die Priesterweihe und setzte seine Studien im Jesuitenkollegium zu Rom fort. Hier erwarb er sich die Gunst Pius' IX., welcher ihn zum Hausprälaten und apostolischen Protonotar er-

nannte und ihn als Auditor bei den Nunziaturen in Lissabon, Rio de Janeiro, Santiago de Chile und Brüssel verwendete und 1861 zum Erzbischof von Theben in partibus ernannte. Im Januar 1866 von der preußischen Regierung auf den erzbischöflichen Stuhl von Posen-Gnesen berufen, um dort die katholische Geistlichkeit von der politischen Agitation fern zu halten, trat er, nachdem sein im November 1870 persönlich in Versailles gestelltes Verlangen, daß Deutschland für den Papst interveniere, abgelehnt worden, an die Spitze der ultramontanen Opposition gegen das Deutsche Reich und machte sich namentlich zum Wortführer der polnischen Nationalitätsbestrebungen; dafür ernannte ihn der Papst zum Primas von Polen. Gegen die Maßregeln der Regierung in der Schulfrage, namentlich aber gegen die kirchlichen Maigesetze, trat er mit herausfordernder Überhebung auf, ward deshalb zu hohen Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt und 3. Febr. 1874 verhaftet, um im Kreisgefängnis zu Ostrowo eine zweijährige Gefängnisstrafe abzubüßen. Am 15. April 1874 wurde er vom Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten seines Amtes entsetzt, dafür 15. März 1875 vom Papst zum Kardinal ernannt. Im Februar 1876 seiner Haft entlassen, begab er sich nach Rom, wurde im März 1885 zum Sekretär der Breven ernannt, verzichtete im Januar 1886 auf sein Erzbistum und wurde 1892 Generalpräfekt der Propaganda.

Lebrain (spr. löbräng), **Eugène**, franz. Orientalist, geb. 1844 in St.-Suzanne (Mayenne), zuerst Oratorianer, dann, nachdem er den geistlichen Stand verlassen, Konservator der orientalischen Altertümer im Pariser Louvre und Professor an der Schule des Louvre. Er veröffentlichte: »Histoire d'Israël« (1879—82, 2 Bde.), eine Bibelübersetzung (»La Bible d'après les textes hébreu et grec«, 1886—93, 8 Bde.) u. a. Als Publizist und Chroniqueur beschäftigt er sich vorwiegend mit Fragen, welche auf den Boden der Kirche und der Religion in stark weltlicher Weise hinüberspielen; Okkultismus und Exorzismus erregen sein besonderes Interesse.

Lebre (Lebreborg), s. Lethraborg.

Lebroi, alte Stadt auf Cypern, welche in einer Tributliste der assyrischen Könige Assarhaddon (681—668) und Assurbanipal (668—626) als Lidir, dann erst wieder im 4. Jahrh. n. Chr. als Bischofsitz genannt wird und wahrscheinlich auf dem Leondari Vuno (Löwenhügel), ca. 6 km südöstlich von Nikosia, gelegen hat, wo neuerliche Grabungen Gegenstände aus der ältesten Periode cyprischer Kultur, der sogen. vorphönikischen Zeit, zu Tage förderten.

Lebro-See und **-Thal**, s. Riva.

Lebru-Rollin (spr. löbrü-rolläng), **Alexandre Auguste**, franz. Demokrat, geb. 2. Febr. 1807 in Paris, gest. 31. Dez. 1874, ward 1830 Advokat und plaidierte, ausgezeichnet durch eine kraftvolle Beredsamkeit, mit Glück in vielen politischen Prozessen. Ende Juli 1841 zum Deputierten gewählt, saß er hier auf der äußersten Linken. Außerdem wirkte er in seinem Journal »La Réforme« für seine radikalen Ideen und trat seit 1844 besonders als Protektor der arbeitenden Klasse auf. Doch waren ihm die sozialistischen Ideen vorwiegend nur Agitationsmittel. Die republikanische Staatsform und das allgemeine Stimmrecht galten ihm als die Hauptheilmittel aller Übelstände. Als einflußreicher Agitator trat er 1847 bei den Reformbanketten zu Lille, Dijon und Châlons auf. Am 24. Febr. 1848 beantragte er eine provisorische Regierung, ward zum Mitglied derselben ernannt und erhielt darin das Departement des Innern. Durch seine früher eingegangenen Verbindlichkeiten den Arbeitern gegenüber sowie durch seine gesetzwidrigen Dekrete und sein gewaltsames Auftreten gegen die Beamten und bei den Wahlen geriet er bald in Zwiespalt mit seinen Kollegen, die ihn verleugneten und ihn zur Zurücknahme mehrerer Maßregeln nötigten. Bei der Wahl zur Konstituierenden Versammlung ward L. im April in drei Departements gewählt und 10. Mai mit Lamartine, Marie, Arago und Garnier-Pagès, aber als letzter auf der Liste, zum definitiven Regierungsmitglied ernannt. Am 28. Juni trat er aus der Regierung aus und leistete als Chef der Bergpartei der gemäßigten, ordnungsliebenden Mehrheit eifrigen, aber nutzlosen Widerstand. Im Dezember 1848 erhielt er 376,834 Stimmen zur Präsidentschaft der Republik. Durch die Wahl im Mai 1849 trat er in die Gesetzgebende Versammlung, entfloh aber nach dem Mißlingen des Aufstandes vom 13. Juni, bei dem er die Anführerrolle übernommen, nach London. Am 15. Nov. sprach der Staatsgerichtshof zu Versailles in contumaciam lebenslängliche Deportation über ihn aus. In London gründete L. mit Mazzini, Ruge und andern namhaften Revolutionsmännern einen Revolutionsausschuß, welcher die Bestrebungen der europäischen Demokratie zentralisieren sollte. Seine damals veröffentlichte Schrift »De la décadence de l'Angleterre« (Par. 1850, 2 Bde.; deutsch von Vogel, Leipz. 1850) ist ein leidenschaftliches Pamphlet gegen die politischen Zustände Englands und den Charakter seiner Bewohner. Im März 1870 durfte er nach Frankreich zurückkehren, war während der Belagerung von Paris in der Hauptstadt, und bei der Meuterei vom 31. Okt. 1870 stand auch sein Name auf der Liste des projektierten Wohlfahrtsausschusses. Im Februar 1871 in drei Departements in die Nationalversammlung gewählt, legte er nach Annahme des Friedens sein Mandat nieder, kehrte aber 1874 als Deputierter von Vaucluse in dieselbe zurück. 1885 wurde ihm in Fontenay-aux-Roses bei Paris ein Denkmal errichtet. Frankreich verdankt ihm die Einführung des allgemeinen Stimmrechts. Seine »Discours politiques et écrits divers« erschienen 1879 in 2 Bänden.

Le Ducq, Maler, s. Ducq.

Ledum *L.* (Porst), Gattung aus der Familie der Erikaceen, kleine, immergrüne Sträucher mit zerstreut stehenden, kurzgestielten, linealischen oder länglichen, am Rande zurückgerollten, unterseits rostigfilzigen, lederartigen Blättern, langgestielten, endständigen weißen Blütentrauben oder Doldentrauben und rundlicher, fünfklappiger Kapsel. Fünf Arten in den gemäßigten oder kalten Klimaten der nördlichen Erdhälfte. Von L. latifolium *Lam.*, in Nordamerika, werden die Blätter (Jamesthee, Labradorthee) bei Brustkrankheiten empfohlen. Von L. palustre *L.* (Sumpf-, Kienporst, wilder Rosmarin, Wanzen-, Läuse- oder Mottenkraut), einem 50—150 cm hohen Strauch in Europa, Nordasien, Nordamerika, auf Torfmooren und moorigem Sandboden, mit lineallanzettlichen unten rostrotfilzigen Blättern, weißen Blüten und hängenden Kapseln, wurden die Blätter früher arzneilich benutzt. Sie riechen stark balsamisch, etwas terpentinartig, schmecken bitterlich-gewürzhaft, etwas kampferartig und wirken scharf narkotisch und schweißtreibend. Gegenwärtig benutzt man sie nur zum Vertreiben der Motten und zur Ver-

fälschung des Bieres, um dieses stärker berauschend zu machen. Wo der Sumpfporst in größerer Menge wächst, trägt er viel zur Erzeugung der Torflager bei.

Lee (Leeseite), die vom Wind abgewendete Seite des Schiffs, im Gegensatz zu der Luvseite, d. h. der vom Winde getroffenen Seite. Kommt der Wind gerade von vorn oder achter (von hinten), so unterscheidet man beim Schiff keine Lee- und Luvseite, sondern nur Backbord- und Steuerbordseite. Gegenstände, welche sich unter dem Wind befinden, liegen »in L.« oder »leewärts« (eine solche Küste nennt man »Legerwall«). Leesegel werden auf der Luvseite ausgebracht (s. Takelung).

Lee (spr. li), Fluß in der irischen Grafschaft Cork, kommt aus dem kleinen See Gouganebarra und mündet unterhalb Cork in den Hafen von Cork. Nur Schiffe unter 200 Ton. können bis zu den Kais der Stadt fahren.

Lee (spr. li), Stadt in der Grafschaft Berkshire des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Housatonic, mit großen Woll- u. Papierfabriken, Marmorbrüchen und (1890) 3785 Einw.

Lee (spr. li), 1) Sophia und Harriet, zwei engl. Schriftstellerinnen, Töchter des Schauspielers am Coventgarden-Theater John L. Die ältere, Sophia, geb. 1750 in London, gest. 13. März 1824 in Clifton bei Bristol, brachte in ihrem 30. Jahre mit Beifall das Lustspiel »The chapter of accidents« zur Aufführung, gründete dann 1780 mit Harriet, geb. 1756, gest. 1. Aug. 1851 in Clifton, eine Töchterschule in Bath, zog sich aber 1803 von deren Leitung zurück. Unter ihren Schriften sind der als Vorläufer der historischen Schule in der Novellistik zu betrachtende Roman »The recess, or a tale of other days« (Lond. 1784) und die mit Harriet herausgegebenen »Canterbury tales« (1797—1805, 5 Bde.; neue Ausg. 1849, 2 Bde.), bald eine Lieblingslektüre des englischen Publikums, hervorzuheben. Aus letzterm Werk hat die Erzählung »Kruitzner, or the German's tale« (einzeln 1823) den Stoff zu Byrons Trauerspiel »Werner« geliefert. Sie stammt aus der Feder Harriets. Letztere schrieb außerdem die Romane: »The errors of innocence« (1786, 5 Bde.) und »Clara Lennox« (1797) und versuchte sich auch im Drama.

2) Samuel, engl. Orientalist, geb. 14. Mai 1783 zu Longnor in der Grafschaft Salop, gest. 16. Dez. 1852 zu Barlay in Hertfordshire, machte seine Studien in Cambridge und wurde 1819 daselbst Professor der arabischen, später der hebräischen Sprache. L. schrieb: »Grammar of the Hebrew language« (2. Aufl., Lond. 1831); eine Übersetzung des Buches Hiob, mit Kommentar (1837); ein »Hebrew, Chaldee, and English lexicon« (1844) u. a. Auch übersetzte er die Reisen des Ibn-Batûta aus dem Arabischen (1833) und gab die syrische Übersetzung von der »Theophania« des Eusebios (1843) heraus.

3) Robert Edward, General der konföderierten Südstaaten von Nordamerika, geb. 19. Jan. 1807 zu Stratford in Virginia aus einer alten angesehenen Familie, gest. 12. Okt. 1870 in Lexington (Virginia), erhielt 1825—29 seine militärische Vorbildung in West Point, trat in das Geniekorps und fand zuerst in dem Kriege zwischen Mexiko und der Union 1845—48 als Oberingenieur des Generals Wool Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Zum Obersten befördert, wurde er 1852 zum Direktor der Militärakademie zu West Point ernannt und besuchte während des Krimkriegs mit M'Clellan in militärwissenschaftlichem Interesse Europa. Als der Bürgerkrieg 1861 ausbrach, entschied er sich aus Anhänglichkeit an seine engere Heimat für die Sache des Südens und trat im Mai 1861 als Generalmajor in das Heer der Konföderierten, erhielt bald darauf den Oberbefehl über dasselbe, mußte ihn aber noch in demselben Sommer an Beauregard abtreten. Erst nach dessen Rücktritt und J. Johnstons Verwundung im Frühjahr 1862 ward er wieder Oberbefehlshaber der Südarmee und fiel, nachdem er Ende August am Rapahannock Pope besiegt hatte, in Maryland ein, wurde jedoch 16. und 17. Sept. bei Antietam geschlagen und zum Rückzug genötigt. Die nächsten Siege erfocht L. bei Fredericksburg 13. Dez. 1862 über Burnside und bei Chancellorsville 2. Mai 1863 über Hooker. Hierauf übernahm er einen abermaligen Zug gegen Norden, ward jedoch 1.—3. Juli 1863 bei Gettysburg in Pennsylvanien wieder geschlagen. Übrigens zog sich L. in so guter Ordnung über den Potomac zurück, daß keiner der unionistischen Generale es wagte, ihn zu verfolgen. 1864 aber entfaltete L., fortwährend in der Defensive und in stetigem, wenn auch langsamem Rückgehen auf Richmond begriffen, den ganzen Reichtum seiner kriegerischen Befähigung. Nachdem er elf Monate lang erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, kam er endlich so ins Gedränge, daß er 2. April 1865 Richmond räumen und 10. April bei Appomatox-Court-House vor General Grant die Waffen strecken mußte. Er nahm darauf die bescheidene Stellung eines Präsidenten des Washington College zu Lexington im Staat Virginia an und lebte bis zu seinem Tode in Zurückgezogenheit. Unter den Feldherren, welche im großen Bürgerkrieg auftraten, war er ohne Zweifel der bedeutendste. Ganz besonders ausgezeichnet war er durch seinen edlen, ehrenhaften Charakter, der ihm nicht bloß die Liebe und Hingebung seiner Soldaten und die Verehrung seiner Parteigenossen, sondern auch die Achtung seiner politischen Gegner erwarb, die sich bei seinem feierlichen Leichenbegängnis deutlich kundgab. Vgl. Cooke, Life of General L. (New York 1871, neue Ausg. 1887); Jones, Personal reminiscenses of Robert E. L. (das. 1874); Lee-Childe (Neffe des Generals), Life and campaigns of R. E. L. (Lond. 1875); Taylor, Four years with General L. (New York 1878); »Memoirs of General Robert Ed. L.« (hrsg. von Long u. Wright, Lond. 1886); Fitzhugh Lee (Neffe), General L. (New York 1894).

4) Anna (»Mutter Anna«), s. Shakers.

5) Vernon, engl. Schriftstellerin, s. Paget.

Leech (spr. litsch), John, Zeichner, geb. 1817 in London, gest. daselbst 29. Okt. 1864, machte sich zuerst durch Buchillustrationen bekannt und arbeitete seit 1847 an dem Londoner Witzblatt »Punch«. Ohne systematische Kunstbildung genossen zu haben, entwickelte er sich bald zu einem hervorragenden Karikaturenzeichner, welcher mit Vorliebe das Londoner Volksleben in humoristischen Darstellungen schilderte und die Ausschreitungen der Mode geißelte. Er hat auch zahlreiche Romane, Sportbücher und Almanache illustriert und über 50,000 Blatt Zeichnungen geliefert. Seine Karikaturen sind frei von Roheit und von einem höhern künstlerischen Streben erfüllt. Eine Auswahl seiner Zeichnungen erschien unter dem Titel: »Pictures of life and character« (neue Ausg. 1887). Vgl. Brown, John L. (Lond. 1882); Frith, John L., his life and work (das. 1891, 2 Bde.).

Leeds (spr. lids), Stadt und Grafschaft im nördlichen England, an beiden Seiten des Aire gelegen,

welchen fünf Brücken überspannen, und durch Kanäle und Eisenbahnen mit fast ganz England in Verbindung gesetzt. Der ältere Teil der Stadt hat enge, finstere Gassen; der neuere Stadtteil dagegen zeichnet sich durch schöne Plätze und breite Straßen aus. Die belebtesten Straßen sind die Wellingtonstraße mit den größten Warenlagern und Briggate (Brückenthorstraße) mit den schönsten Läden. Unter den zahlreichen Kirchen ist die von St. John die älteste, sie stammt von 1634; bemerkenswert ist ferner die von St. Peter (1840—41 restauriert). Unter den Gebäuden nimmt das 1853—58 erbaute Stadthaus den vornehmsten Rang ein. Vor ihm steht eine Bildsäule Wellingtons (von Marochetti). Außerdem hat die Stadt 2 Tuchhallen, eine Börse, eine Korn- und eine Altienbörse, ein neues Grafschaftsgericht (County Court), ein 1867 vollendetes großartiges Krankenhaus (von Gilbert Scott im lombardisch-gotischen Stil erbaut), mehrere Theater rc. Die Stadt besitzt zwei große Parke; großartige Wasserwerke versehen dieselbe mit Wasser. L. hat ein Areal von 87,3 qkm und (1891) 367,505 Einw. Es ist Hauptsitz der englischen Wollindustrie und des Tuchhandels, welche die ganze Umgebung mit Einschluß Bradfords beschäftigen. 1891 beschäftigte die Wollindustrie 15,006 Arbeiter, die Eisenindustrie 9033 Arbeiter, der Maschinenbau 9208 Arbeiter. Wichtig sind ferner die Leinenfabriken, Gerbereien, Glashütten, Töpferwerke, Brauereien, Papiermühlen, chemischen Fabriken rc. An Bildungsanstalten verdienen Erwähnung das 1552 gegründete Gymnasium (Grammar School), eine technische Hochschule (Yorkshire College, 1874 gegründet, seit 1885 in einem prächtigen, von Waterhouse errichteten Gebäude), 3 theologische Seminare (der Anglikaner, Katholiken und Wesleyaner), die Freibibliothek (100,000 Bände) mit Kunstsammlung und das Museum der Philosophischen Gesellschaft. In der Nähe liegt die Ruine der Kirkstall-Abtei. — L. war schon unter Wilhelm dem Eroberer vorhanden. Das feste Schloß daselbst wurde 1139 vom König Stephan belagert und war 1399 das Gefängnis Richards II. Karl I. verlieh 1626 der Stadt Privilegien und Karl II. den bis 1837 für ihre Verfassung maßgebenden Freibrief. L. gehörte bis 1888 zu Yorkshire.

Leeds (spr. lihds), engl. Herzogstitel der Familie Osborne, die im 17. Jahrh. eine große Rolle spielte. Sir Edward Osborne war unter Karl I. Vizepräsident des Rates des Nordens und nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs Generalleutnant in der königlichen Armee. Sein Sohn Sir Thomas Osborne gehörte ebenfalls zu den eifrigsten Royalisten, wirkte zur Restauration Karls II. mit, zeichnete sich dann im Unterhaus aus und wurde, nachdem er verschiedene minder wichtige Ämter bekleidet hatte, 1673 nach dem Sturz des Cabal-Ministeriums als Lord-Großschatzmeister an die Spitze der Regierung gestellt und 1674 zum Grafen von Danby erhoben. Da er zwar in der innern Politik den absolutistischen Neigungen des Königs entgegenkam, aber weder dessen katholisierende Gesinnungen teilte, noch das Bündnis mit Frankreich begünstigte, wurde er 1679 auf Betreiben des französischen Gesandten gestürzt, vom Unterhaus angeklagt und in den Tower geworfen, wo er fünf Jahre gefangen gehalten wurde. 1688 gehörte er zu den Lords, welche Wilhelm von Oranien nach England beriefen, und unterstützte denselben nach seiner Landung aufs wirksamste. Er wurde dafür 1689 zum Präsidenten des Geheimen Rats und Marquis von Carmarthen ernannt und 1694, nachdem er einige Jahre vorher eine gefährliche jakobitische Verschwörung enthüllt hatte, zum Herzog von L. erhoben. 1695 wurde er vom Unterhaus angeklagt, von der Ostindischen Kompanie bestochen zu sein, um ihr ein günstiges Privilegium zu verschaffen. Er entging zwar der Verurteilung, fiel aber in Ungnade, wurde 1699 seines Amtes entlassen und starb 1712. Sein Sohn Peregrine, zweiter Herzog von L., nahm 1694 als Konteradmiral an der Expedition gegen Brest teil, starb 1729. Gegenwärtiger Inhaber des Titels ist George Godolphin Osborne, neunter Herzog von L., geb. 11. Aug. 1828.

Leeds Castle (spr. lihds kaßl), s. Maidstone.

Leeds-Liverpoolkanal, eine der großartigsten Kanalanlagen von England, 1770—1816 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pfd. Sterl. erbaut, verbindet Liverpool mit Leeds und somit den Mersey mit dem der Nordsee zufließenden Aire. Derselbe hat eine Länge von 204 km, ist 12,7 m breit, 1,5 m tief und steigt bis 126 m ü. M. an.

Leegen, in einem Teile Österreichs zum Schutz gegen Überschwemmungen und zur Abwehr gegen Wildbäche gebildete Wassergenossenschaften.

Leegierig, s. Luvgierig.

Leek (spr. lik), Stadt im Norden Staffordshires (England), auf einer Anhöhe über dem Churnet und an einem Zweige des Trent-Merseykanals, mit gotischer Pfarrkirche, dem Nicholson-Institut (Freibibliothek, Museum und Kunstschule), Seidenspinnerei und (1891) 14,128 Einw. $2^{1}/_{2}$ km nördlich die Ruinen der Abtei Dieulacresse (1214 gegründet).

Leer (L. in Ostfriesland), Kreisstadt im preuß. Regbez. Aurich, an der Leda, die nahebei in die Ems mündet, in fruchtbarer Marschgegend, 6 m ü. M., hat eine schöne reform. Kirche mit hohem Turm, eine lutherische, eine katholische u. eine mennonitische Kirche, eine Synagoge, ein neues Rathaus mit großem Festsaal und 50 m hohem Turm und (1890) 11,075 Einw., davon 936 Katholiken und 317 Juden. L. hat eine Strohpappenfabrik, 3 Eisengießereien (800 Arbeiter), eine Schiffswerft, eine Maschinenfabrik, Fabrikation von Schrot, Genever, Likör, Seife, Tabak, Zigarren und Öl, Färberei, ein Holzsäge- und Hobelwerk, Bierbrauerei, Getreidemühlen rc. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer (Sitz abwechselnd in L. und Emden), eine Börse, einen Hafen, durch die Ostfriesische Bank und andre Geldinstitute sowie durch Konsulate von Dänemark, Schweden und Norwegen, Portugal, Paraguay und Brasilien ist besonders lebhaft in Getreide, Kolonialwaren, Landesprodukten, Butter, Käse, Holz, Rindvieh und Pferden. Alljährlich finden hier 36 Vieh- und 4 Pferdemärkte statt. Die Handelsflotte zählte 1894: 20 Schiffe mit 2536 Registertonnen Raumgehalt. 1893 kamen im dortigen Hafen an 504 Seeschiffe (davon 162 Dampfschiffe) zu 38,526 Registertonnen Raumgehalt, es gingen ab 556 Seeschiffe (davon 162 Dampfschiffe) zu 40,775 Registertonnen Raumgehalt. Die Binnenschiffahrt bezifferte sich auf 4663 angekommene und 4649 abgegangene Schiffe. Lebhaft ist auch der Schiffsverkehr während des Sommers nach den Nordseebädern Borkum und Norderney. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Münster-Emden der Preußischen und Bremen-Neuschanz der Oldenburgischen Staatsbahn. L. hat ein Realgymnasium (verbunden mit Gymnasium), eine Navigationshauptschule, ein Armen- und Arbeitshaus, ein Amtsgericht, ein Haupt-

steueramt und ein Seemannsamt. Die städtischen Behörden zählen 7 Magistratsmitglieder und 16 Stadtverordnete. Der nahe, 25 m hohe Plitenberg, ein künstlicher Hügel, ist wahrscheinlich eine alte heidnische Opfer- und Gerichtsstätte. An der Mündung der Leda in die Ems liegt das Dorf (früher Festung) Leerort mit 230 Einw. (meist Lotsen und Fischer). — L. ist wahrscheinlich einer der ältesten Orte der Provinz. Es war Residenz der Häuptlinge des Moormerlandes, wurde 1431 dem Focke Ukena durch Enno von Gretsyl entrissen und kam so an Ostfriesland. L. erhielt 1823 Stadtrecht.

Leerdam, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, Bezirk Gorinchem, an der Linge u. an der Linie Elst-Dordrecht der Holländischen Eisenbahn, hat einen Pferdemarkt, eine Glashütte (350 Arbeiter), worin das sogen. harte (unzerbrechliche) Glas zuerst verfertigt wurde, 4 Flaschen- und 3 Zigarrenfabriken, eine Schiffswerfte, eine Dampfsägemühle, Käsefabrikation und (1889) 4082 Einw.

Leerdarm, s. Darm.

Leere (Vacuum), ein Raum, in welchem sich keine Materie befindet. Die durch die Luftpumpe hergestellte L. (Guerickesche L.) kann ebensowenig wie die L. über dem Quecksilber des Barometers (Torricellische L.) als absolut frei von Materie betrachtet werden, und die Licht- und Wärmetheorie sowie die Verzögerung des Enckeschen Kometen führen zu der Annahme, daß auch der Weltraum nicht absolut leer sei. Vor der Entdeckung des Luftdruckes schrieb man angesichts der Thatsache, daß das Wasser in einer Pumpe dem aufwärts sich bewegenden Kolben folgt, der Natur einen Abscheu vor dem Leeren (horror vacui) zu. Vgl. Barometer, S. 484.

Leeren, s. Lehren.

Leerfahrtkilometer, s. Kilometer.

Leergang (Leerlauf), das Bewegungsstadium eines Motors, in welchem er lediglich die Reibung seines eignen Mechanismus überwindet und keine nutzbare Arbeit leistet.

Leergut, soviel wie Fustage (s. d.).

Leerort, s. Leer.

Leerscheibe, s. Riemenräderwerke.

Leesegel, Leeseite, s. Lee.

Leeste, Dorf im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Syke, hat eine evang. Kirche, großartige Meliorationsanlagen, eine große Dampf-, eine Öl- und eine Knochenmühle, ein Sägewerk, bedeutende Rindviehzucht und (1890) 2614 Einw.

Leeuwarden (spr. lēū-), Hauptstadt der niederländ. Provinz Friesland, am Großen Kanal zwischen Harlingen und Groningen gelegen, wird von vielen Kanälen durchschnitten und steht durch Eisenbahnen mit Harlingen, Stavoren, Zutphen und über Ihrhove mit Deutschland in Verbindung. Unter den zwölf Kirchen zeichnet sich besonders die Hauptkirche zu St. Jakob aus, wo sich bis 1795 die prächtigen Grabmäler der friesischen Statthalter befanden. Die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude sind: das alte (nicht sehr ansehnliche) Residenzschloß der Statthalter von Friesland aus dem Haus Nassau-Diez, die ehemals hier ihren Sitz hatten, das Regierungsgebäude, das stattliche neue Justizgebäude (Provinzialgerichtshof), die gotische Kanzlei oder der ehemalige Gerichtshof von Friesland (1566—71 von B. Janszon erbaut, jetzt Haftgebäude), der Oldehoof, das große, prächtige Rathaus mit der Stadtbibliothek, bedeutendem Archiv und schönen Gemälden, das Schauspielhaus etc. Die Einwohnerzahl beträgt (1892) 30,712 Seelen. Die Industrie erstreckt sich auf die Fabrikation von Gold- und Silberwaren, Spiegeln, Pianofortes, Orgeln, Wagen etc. L. ist einer der größten Frucht- u. Viehmärkte in den Niederlanden. Auch der Handel mit Zichorie, Flachs, Rindshäuten, Knochen, wollenen Manufaktur- und Kolonialwaren sowie mit Wein und Kornbranntwein ist sehr ansehnlich. L. hat ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, Lehrerseminar, einen Gerichtshof, eine Handels- und Gewerbekammer und ist Sitz vieler gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften (z. B. der Friesischen Gesellschaft für Geschichte, Altertums- und Sprachenkunde). — L. kommt schon in Urkunden des 13. Jahrh. vor; es lag damals noch an einem breiten Meerbusen (Middelsee oder Boorndiep), der allmählich durch Schlammanhäufung gänzlich ausgefüllt wurde, so daß L. jetzt eine Binnenstadt ist. 1504 wurde die Stadt Sitz des Rates der Provinz Friesland und 1564 eines Bischofs, der aber 1576 infolge der Annahme der Reformation weichen mußte.

Leeuwenhoek (spr. lēūwenhuk), Antony van, Naturforscher, geb. 24. Okt. 1632 in Delft, gest. daselbst 27. Aug. 1723, war bis 1654 Buchhalter und Kassierer in einer Amsterdamer Tuchhandlung und ging dann nach Delft, um sich mikroskopischen Studien zu widmen. Seine Arbeiten wurden erst 1673 in weitern Kreisen bekannt, nachdem sein Freund de Graaf (der Entdecker der Graafschen Follikeln) einige seiner Beobachtungen an die Royal Society in London übersandt hatte. Diese Arbeit wurde von der gelehrten Gesellschaft anerkennend aufgenommen, und L. blieb bis an seinen Tod ein eifriger Mitarbeiter der von ihr veröffentlichten »Transactions«. Leeuwenhoeks Werke erschienen auch unter dem Titel: »Sendbrieven, ontledingen en ontkelkingen, ondervindingen en beschouwingen« (Leiden u. Delft 1685—1718, 7 Bde.) und lateinisch als »Opera omnia, s. Arcana naturae ope exactissimorum microscopiorum detecta« (Leiden 1715—22, 7 Bde.) und englisch in Auswahl (Lond. 1798—1801, 2 Bde.). L. zeigte zuerst den Kreislauf des Blutes im Schwanz der Froschlarve und entdeckte dabei die Blutkörperchen, die von Malpighi zwar gesehen, aber als Fettkügelchen gedeutet worden waren. Seine Untersuchungen über Kapillargefäße bildeten die notwendige Ergänzung der Harveyschen Theorie. Er entdeckte auch die Querstreifung der willkürlichen Muskeln, die Zahnkanälchen und die ungeschlechtliche Fortpflanzung der Blattläuse. Epochemachend war die Entdeckung der Spermatozoen, am bekanntesten aber wurde sein Name durch die Entdeckung der Infusionstierchen, obgleich sie eine bloß zufällige war und niemals von ihm in wissenschaftlichem Sinne ausgebeutet worden ist. Er entdeckte die Spiralgefäße, die Treppengänge und die Tüpfelgefäße der Pflanzen und beschrieb den Unterschied des Baues beim monokotyledonen und dikotyledonen Stamm. Die mangelhafte Erziehung Leeuwenhoeks war auf seine Bildung von hemmendem Einfluß. Er verstand nur Holländisch, während die lateinische Sprache in seinem Zeitalter die ausschließliche Gelehrtensprache war. Durch eigne mühsame Arbeit mußte er sich daher viele Kenntnisse erwerben, die er leichter und genauer aus andern Quellen hätte schöpfen können. Von einer wissenschaftlichen Methode hatte er keine Ahnung; seine Untersuchungen wurden ganz planlos unternommen, und jeder Zufall veranlaßte ihn zu den sonderbarsten Abschweifungen. Dieser Fehler wird aber durch seine strenge Wahrheitsliebe, seinen unermüdlichen Fleiß

und seine große Gewissenhaftigkeit ausgeglichen. Erstaunlich war seine Gewandtheit in der Anfertigung und dem Gebrauch seiner einfachen Mikroskope, deren er gegen 200 besaß. Vgl. Haaxman, A. van L. (Leid. 1875).

Leeuw-Saint-Pierre (spr. lōw-ßäng-pjär'), Flecken in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Brüssel, 5 km nördl. von Hal, mit Woll- und Baumwollspinnerei und (1890) 5940 Einw.

Leeward Islands (spr. līwĕrd ailänds, soviel wie Leewärtsinseln oder Inseln unter dem Wind), s. »Antillen« und die einzelnen Inseln.

Leewärts, s. Lee.

Leeweg, soviel wie Abtrift, s. Abtreiben.

Lefaucheux (spr. lŏföschö), Waffenfabrikant in Paris, konstruierte 1825 ein Hinterladungsgewehr mit gasdichter und mit dem Zündmittel versehener Patrone, welches bei Jagdliebhabern noch heute sehr verbreitet ist (vgl. Jagdgewehr). Auch ein Revolver wurde von L. konstruiert.

Lefebre (spr. lŏfäbr', auch Lefebvre), Tanneguy (lat. Tanaquil Faber), franz. Humanist, geb. 1615 in Caen, gest. 12. Sept. 1672 in Saumur, ward durch Richelieu Inspektor der Druckerei im Louvre, ging nach dessen Tode nach Langres, trat hier zur reformierten Kirche über und erhielt 1653 eine theologische Professur bei der Akademie von Saumur. Seine Tochter Anna Dacier (s. d.) war von fast gleicher Gelehrsamkeit. Seine hauptsächlichsten Schriften, die zum Teil öfter wiederholt wurden, sind: »Epistolae criticae« (Saumur 1659—65, 2 Bde.); »Les vies des poètes grecs« (das. 1665); »Méthode pour commencer les humanités grecques et latines« (das. 1672) sowie Ausgaben von Lukianos' »Timon«, Phädrus, Anakreon und Sappho, Dionysios Periegetes, Apollodor, Lucretius, Longins »De sublimi libellus«, Älians »Variae historiae«, Terenz, Horaz, Florus, Vergil und Agathemerus.

Lefebvre (spr. lŏfäwr'), 1) François Joseph L., Herzog von Danzig, Marschall von Frankreich, geb. 25. Okt. 1755 als Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, gest. 14. Sept. 1820, trat 1773 in die französische Garde, 1792 als Hauptmann in die aktive Armee und ward im Januar 1794 zum Divisionsgeneral befördert. Er befehligte hierauf im Wasgau, an der Saar u. Mosel, besonders aber an der Sambre und Maas, gewöhnlich als Führer der Avantgarde. In der Schlacht bei Fleurus rettete er den schwer bedrängten rechten Flügel, 1796 hielt er anfangs die Österreicher mit einem Teil der Rhein- und Moselarmee im Schach und kämpfte bei Altenkirchen als Befehlshaber des Zentrums. 1799 führte er in der Armee Jourdans ein 8000 Mann starkes Korps, mit welchem er gegen 30,000 Österreicher 20. März Ostrach viele Stunden lang behauptete, wobei er schwer verwundet wurde. Er kehrte nach Paris zurück und erhielt den Oberbefehl über die Direktorialgarde, an deren Spitze er bei dem Staatsstreich des 18. Brumaire thätig war. Bonaparte, dem er treu anhing, übertrug ihm hierauf das Kommando der 17. Militärdivision und ernannte ihn 1800 zum Prätor im Senat, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 zum Marschall ernannt, befehligte L. 1806 bei Jena die Gardeinfanterie. Nach der Schlacht bei Eylau übertrug ihm Napoleon I. die Leitung der Belagerung von Danzig und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt (26. Mai 1807) zum Herzog von Danzig. 1808 befehligte L. das 5. Armeekorps in Spanien und gewann 31. Okt. die Schlacht bei Durango über die Spanier unter Blake, nahm Bilbao, schlug 7. Nov. Blake noch einmal auf den Höhen von Gueñes und nahm 3. Dez. Segovia. 1809 unterdrückte er als Befehlshaber der bayrischen Armee die Insurrektion in Tirol u. nahm darauf an den Schlachten bei Eggmühl und Wagram teil. 1812 führte er die französischen Garden. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich 1814 focht L. bei Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champeaubert mit Auszeichnung, unterwarf sich jedoch nach der Abdankung Napoleons den Bourbonen und wurde 4. Juni 1814 zum Pair erhoben. Da er aber während der Hundert Tage wieder auf Napoleons Seite gestanden hatte, verlor er bei der zweiten Restauration seine Würde. Doch bestätigte ihn Ludwig XVIII. 1816 wieder als Marschall, und 5. März 1819 trat L. auch in die Pairskammer ein. L. war nicht nur ein tapferer, erfahrener und einsichtiger Feldherr, sondern auch ein einfacher, bescheidener und uneigennütziger Charakter.

2) Jules, franz. Maler, geb. 10. März 1836 in Tournan (Seine-et-Marne), studierte seit 1852 bei Cogniet in Paris und erhielt 1861 den römischen Preis. Von Rom sandte er 1864 die Caritas Romana, 1865 das schlummernde junge Mädchen, 1866 die Nymphe und Bacchus (Museum des Luxembourg) und einen jungen Mann, der eine tragische Maske malt (Museum zu Auxerre). Nach Paris zurückgekehrt, begründete er seinen Ruf durch eine ruhende nackte Frauengestalt (1868) und durch die Allegorie der Wahrheit, ebenfalls eine nackte Frauengestalt, welche einen Spiegel emporhebt (1870, Museum des Luxembourg). In diesen Werken zeigte L. eine vollkommene Beherrschung der Form bei großer Glätte der Behandlung. Auch seine spätern Gemälde, meist Einzelfiguren, wie die Grille, Chloe, der Traum, Magdalena, Pandora, Mignon, Fiammetta, Diana im Bad (mit mehreren Figuren), Psyche, die Waise, die Toilette der Braut, Lady Godiva (1890), eine Evastochter (1892), tragen einen kühlen akademischen Charakter. Er hat auch zahlreiche Porträte gemalt, welche sich durch vornehme Auffassung auszeichnen. L. besitzt die Ehrenmedaille des Salons.

Leffler, Anne Charlotte, schwed. Schriftstellerin, geb. 1. Okt. 1849 in Stockholm, gest. 21. Okt. 1892 in Neapel, war erst (1872—89) mit G. Edgren, Sekretär der Präfektur zu Stockholm, verheiratet, dann (seit 1890) mit dem italienischen Herzog von Cajanello. Sie debütierte 1869 mit einer Novellensammlung »Händelsvis« (»Zufälligerweise«), die sie unter dem Pseudonym Carlot herausgab. Darauf folgten die Dramen »Skådespelerskan« (»Die Schauspielerin«, 1873), »Pastorsadjunkten« (»Der Kaplan«, 1876) u. »Elfvan« (»Die Elfin«, 1880, gedruckt 1883), von welchen besonders das letzte großen Beifall fand. 1882 schlug sie mit der Novellensammlung »Ur Lifvet« (»Aus dem Leben«, 1. Sammlung, 3. Aufl. 1883, 2. und 3. Sammlung 1883) vollkommen durch und wurde von jetzt an als eins der vorzüglichsten Talente der realistischen schwedischen Litteratur anerkannt. In rascher Folge veröffentlichte sie fernerhin: »En Sommarsaga« (»Ein Sommermärchen«, 1886) und »Kvinlighet och Erotik« (1890; deutsch: »Weiblichkeit und Erotik«, 1892) sowie die Dramen »Sanna Kvinnor« (»Wahre Weiber«, 1883), »Huru man gör godt« (»Wohlthätigkeit«, 1885), »Kampen om Lyckan« (»Der Kampf um Glück«, 1887; zusammen mit Frau Sonja Kowalewsky) u. a.

Ihre größte Popularität erlangte sie mit dem Stück »En räddande Engel« (»Ein rettender Engel«), wo sie in der Heldin einen sehr gelungenen Backfischtypus dargestellt hat. Ihre letzte Arbeit war eine Biographie ihrer Freundin, der Mathematikerin Sonja Kowalewsky (Stockh. 1892; deutsch, Leipz. 1894). Ihre nachgelassenen Schriften sind in zwei Bänden 1893 herausgegeben. Ihre Biographie schrieb Ellen Key (Stockh. 1893).

Leflô, Adolphe Charles Emmanuel, franz. General, geb. 2. Nov. 1804 zu Lesneven (Finistère), gest. 16. Nov. 1887, trat 1825 in die französische Armee, diente seit 1831 in Afrika und nahm 1837 an der Belagerung von Konstantine und 1840 an der Expedition gegen Medeah teil. Im März 1848 wurde er Brigadegeneral und außerordentlicher Botschafter der Republik in Petersburg, im März 1849 Mitglied der Konstituante, dann auch der Legislative und war hier einer der Quästoren. Als Gegner Ludwig Napoleons bei dessen Staatsstreich verhaftet, wurde er im Januar 1852 verbannt und zog sich nach Belgien, dann nach Jersey zurück. 1859 kam er wieder nach Frankreich und lebte bis zum Sturz des Kaiserreichs zurückgezogen; unter der Regierung der nationalen Verteidigung 4. Sept. 1870 Kriegsminister, 8. Febr. 1871 Abgeordneter von Finistère zur Nationalversammlung, wurde er 19. Febr. unter Thiers wieder Kriegsminister und war 1871—79 Botschafter der Republik in Petersburg. Er machte 1887 noch einmal von sich reden, indem der Pariser »Figaro« 21. Mai Enthüllungen von L. brachte, nach welchen das Deutsche Reich 1875 nur von Gortschakow von seinem Plan, Frankreich anzugreifen, abgebracht worden sei. Die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« veröffentlichte darauf einige Aktenstücke, welche das Gegenteil bewiesen, und L. gestand in einem Schreiben vom 5. Juni die Möglichkeit ein, von Gortschakow getäuscht worden zu sein. Eine Bildsäule wurde ihm in seiner Vaterstadt errichtet.

Lefort (spr. löför), Franz Jakob, Günstling Peters d. Gr. von Rußland, geb. 1653 in Genf, gest. 12. März 1699, verließ 1674 das elterliche Haus, trat in holländische Kriegsdienste und begab sich 1675 über Archangel nach Moskau, wo er sich in den Kreisen der Ausländer ein gewisses Ansehen zu erwerben wußte. Zu Ende der Regierung des Zaren Feodor trat L. in russische Dienste; während der Regentschaft Sophiens (1682—89) erfreute er sich der Gunst des Hauptleiters der russischen Staatsangelegenheiten, Fürsten Wasilij Galizyn, und nahm teil an den Feldzügen in die Krim 1687 und 1689. Nach Peters d. Gr. Thronbesteigung (1689) begann die glänzende Laufbahn Leforts, welcher durch geselliges Talent, vielseitige Bildung, Uneigennützigkeit und unbedingte Hingebung an den jungen Zaren dessen innige Freundschaft erwarb. Er begleitete ihn auf dessen Reisen, wurde Großadmiral und stand während der Feldzüge nach Asow (1695 und 1696) dem Zaren als Ratgeber und Heerführer zur Seite. Der Verkehr mit Männern wie L. und Patrick Gordon (s. d.) ließ in dem Zaren den Wunsch entstehen, Westeuropa genauer kennen zu lernen und Rußland dem Einfluß der abendländischen Kultur zu erschließen. 1697 stand L. an der Spitze der russischen Gesandtschaft Peters d. Gr., in deren Gefolge der Zar inkognito das Ausland besuchte. Vgl. Posselt, Der General und Admiral Franz L. (Frankf. a. M. 1866, 2 Bde.); Blum, Franz L. (Heidelb. 1867).

Lefranc (spr. löfrang), Martin, franz. Dichter der sogen. Burgundischen oder pedantischen Schule; s. Französische Litteratur, S. 786.

Le Franc (spr. lö frang), Jean Jacques, Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. 10. Aug. 1709 in Montauban, gest. 1. Nov. 1784 in Pompignan, war anfangs Generaladvokat, dann erster Präsident am Obersteuergericht seiner Vaterstadt, gab aber sein Amt auf, um sich ganz der Litteratur zu widmen, und wandte sich nach Paris, wo er 1759 in die Akademie aufgenommen wurde. Durch seine Eitelkeit und seine religiöse Überzeugung in einen heftigen Streit mit den Encyklopädisten, besonders mit Voltaire u. d'Alembert, verwickelt, unterlag er den wuchtigen Streichen seiner Gegner und zog sich auf sein Landgut Pompignan zurück. L. besaß umfassende Kenntnisse, besonders in den alten Sprachen, und war der erste, welcher den Äschylos ins Französische übersetzt hat. Seine Tragödie »Didon« (1734) war zum Teil eigne Erfindung, zum Teil aus Vergil und Metastasio entlehnt. Seine lyrischen Gedichte sind fast ganz vergessen, dagegen enthalten die »Poésies sacrées« (Par. 1734 u. ö.) Stellen echt dichterischer Begeisterung, und seine Ode auf den Tod J. B. Rousseaus halten die Franzosen für ein poetisches Meisterwerk. Seine »Œuvres complètes« erschienen Paris 1784, 6 Bde., »Œuvres choisies« das. 1822, 2 Bde.

Lefrançais (spr. löfrangßä), s. Lalande.

Lefta, griech. Ort, s. Elatea.

Lefu, Fluß, s. Chankasee.

Lefuel (spr. löfüéll), Hector Martin, franz. Architekt, geb. 14. Nov. 1810 in Versailles, gest. 1. Jan. 1881 in Paris, studierte die Architektur zuerst bei seinem Vater, dann bei Huyot und trat in die École des beaux-arts, wo er 1839 den römischen Preis erhielt. Seinen Aufenthalt in Italien benutzte er zu eifrigem Studium des Altertums. Nach seiner Rückkehr eröffnete er eine Architektenschule, wurde Schloßbaumeister von Meudon, später von Fontainebleau und erhielt 1854 den Auftrag, die Verbindung der Tuilerien und des Louvre zu vollenden, was bis 1857 bewerkstelligt wurde. Er leitete auch 1855 den Bau des Weltausstellungspalastes, des jetzigen Palais de l'Industrie.

Legacy Duty (engl., spr. léggeßi djuti), s. Erbschaftssteuern.

Legāl (lat.), gesetzlich, gesetzmäßig (Gegensatz: illegal); Legalität, Gesetzmäßigkeit.

Legalisation (Legalisierung), obrigkeitliche Beglaubigung (s. d.) der Richtigkeit einer Abschrift, eines Zeugnisses oder einer Unterschrift; auch die Verbesserung und Umwandlung eines ungesetzlichen, fehlerhaften Verfahrens in ein gesetzmäßiges.

Legalitätsprinzip, derjenige Grundsatz im Strafprozeß, wonach die staatliche Strafverfolgungsbehörde, die Staatsanwaltschaft, verpflichtet ist, sofern zureichende thatsächliche Anhaltepunkte für die Annahme eines begangenen Verbrechens vorliegen, dieses ohne weiteres strafrechtlich zu verfolgen. Den Gegensatz bildet das sogen. Opportunitätsprinzip (s. d.), welches die Verfolgung einer strafbaren Handlung von dem Ermessen der Staatsanwaltschaft darüber abhängig macht, ob die Verfolgung im öffentlichen Interesse liege oder nicht. Hier also ist es nur die von ihm erkannte Zweckmäßigkeit (Opportunität), dort das Gesetz selbst (lex ipsa), was sie zum Einschreiten veranlaßt. Das L. ist als von wenigen Ausnahmen durchbrochene Regel des deutschen Strafverfahrens aufgestellt in § 152, Abs. 2 der Strafprozeßordnung.

Zur Kontrolle seiner Durchführung dient der § 170 ff. daselbst, wonach, wenn die Staatsanwaltschaft eine vom Verletzten beantragte Verfolgung ablehnt, der Antragsteller das Recht hat, eine Entscheidung, regelmäßig des Oberlandesgerichts, darüber herbeizuführen, ob nicht die Staatsanwaltschaft zur Erhebung der öffentlichen Klage gesetzlich verpflichtet sei. Beschließt dann das Gericht die Erhebung der öffentlichen Klage, so muß nun die Staatsanwaltschaft diesen Beschluß durchführen. Über das L. im Grundbuchrecht s. Grundbücher.

Legālservituten (gesetzliche Dienstbarkeiten), Bezeichnung für gewisse Beschränkungen, welche sich ein Grundeigentümer im öffentlichen oder im nachbarlichen Interesse gefallen lassen muß. So muß z. B. der Eigentümer eines an einen öffentlichen Fluß angrenzenden Grundstücks die Benutzung des Ufers im Interesse des Verkehrs gestatten; auch muß er es nach gemeinem deutschen Privatrecht dulden, daß Baumäste von dem Nachbargrundstück in der Höhe von 15 Fuß vom Erdboden in den Luftraum über seinem Grundstück hineinragen, u. dgl. m.

Legal tender (engl., spr. līgăl, »gesetzliche Achtung«), die Banknoten beigelegte Eigenschaft, als gesetzliches Zahlungsmittel zu dienen. Vgl. Papiergeld und Banken, S. 423.

Legāltheorie, s. Eigentum, S. 454.

Legāt (Legatum, Vermächtnis), die letztwillige Zuwendung eines bestimmten Gegenstandes. Der Erblasser, der eine solche Bestimmung trifft, heißt Vermächtnisgeber, der damit Bedachte Vermächtnisnehmer oder Honorierter und derjenige, welcher mit der Entrichtung des Vermächtnisses belastet ist, Vermächtnisträger oder Onerierter. Der Vermächtnisnehmer (Legatar) ist nicht »Erbe« des Vermächtnisgebers, er tritt nicht, wie dieser, in den Nachlaß ganz oder zu einem Quoteteil (1/2, 1/3, 1/4 etc.) ein; er hat vielmehr nur einen Anspruch auf einen bestimmten Gegenstand, der ihm »legiert« wurde. Der regelmäßige Fall ist der, daß jemand in einem Testament zum Erben eingesetzt wird mit der Auflage, einen gewissen Erbschaftsgegenstand an einen im Testament bezeichneten Legatar herauszugeben. Das L. war im ältern römischen Recht an bestimmte Formen gebunden und konnte nur in einem förmlichen Testament in solennen Wortformeln errichtet, auch nur in einem solchen wieder zurückgenommen werden. Daneben bildete sich aber seit Augustus das Rechtsinstitut des Fideikommisses aus, einer ursprünglich ganz formlosen letztwilligen Zuwendung. Das spätere römische Recht führte dann eine Verschmelzung der beiden Rechtsinstitute, des Legats und des Fideikommisses, herbei (s. Fideikommiß). In der Regel erfordert das L. die Zuziehung von fünf Zeugen zu seiner Errichtung. Doch kann ohne jede Formalität ein L. angeordnet werden, wenn der Erblasser sich direkt an den Erben wendet (Oralfideikommiß); doch ist letzteres partikularrechtlich meistens aufgehoben. Gegenstand des Legats kann jeder mögliche und erlaubte Vermögensvorteil sein, also z. B. Mobilien und Immobilien, welche zum Nachlaß gehören, Forderungen des Erblassers (legatum nominis) an Dritte oder an den Legatar selbst, dem also im letztern Fall die Befreiung von seiner Schuldverbindlichkeit vermacht wird (liberatio legata); aber auch Gegenstände, die gar nicht zum Nachlaß gehören, können gültigerweise legiert werden, indem alsdann der Onerierte für deren Beschaffung und Leistung zu sorgen hat, während das L. einer zum Nachlaß gehörigen Sache den Honorierten direkt zum Eigentümer derselben macht. Ist einem Erben ein L. ausgesetzt, so daß dieser also zugleich Erbe und Legatar ist (sogen. Prälegat), so ist dies nur insofern wirksam, als damit etwaige Miterben belastet sind; denn soweit es auf seinem eignen Erbteil lastet, hat er es bereits als Erbe. Über die Grenze der zulässigen Belastung mit Vermächtnissen s. Falcidisches Gesetz. Das L. wird aufgehoben durch Widerruf seitens des Erblassers (ademtio legati), durch Untergang des Gegenstandes bei Lebzeiten des Vermächtnisgebers, durch Verzicht des Legatars oder durch dessen Tod vor Erwerb des Legats (vgl. Dies cedens), endlich durch den Wegfall des Onerierten, namentlich durch Verzicht desselben auf die Erbschaft, sowie in der Regel durch die Ungültigkeit des Testaments oder des Kodizills, in welchem das L. ausgesetzt war (vgl. jedoch »Kodizillarklausel« bei »Kodizill«). Nach neuerm römischen und nach heutigem Recht kann auch die ganze Erbschaft oder ein Erbteil zum Gegenstande des Legats gemacht werden. Dann tritt der Honorierte in dem Moment, wo der Onerierte erklärt, er sei bereit, ihm die Erbschaft oder den Erbteil zu überlassen, an die Stelle dieses als Universalsuccessor des Erblassers, muß sich aber ebenfalls die Falcidische Quart abziehen lassen, die nach einem Senatus consultum Trebellianum unter Nero, das zuerst die Möglichkeit eines derartigen »Erbschaftsvermächtnisses« einführte, quarta trebellianica genannt wird. Der mit dem Erbschaftsvermächtnis Onerierte (fiduciarius heres) hat nicht das Recht, die Erbschaft auszuschlagen, sondern kann zufolge des Senatus consultum Pegasianum unter Vespasian zum Erwerb der Erbschaft gezwungen werden, lediglich zu dem Zwecke, um die Erbschaft dem Honorierten (fideicommissarius heres) zu überlassen. Solchenfalls soll er von seiner Erbenstellung weder Vorteil, also auch keine quarta trebellianica, noch Nachteil haben, sondern lediglich Durchgangsperson sein. Im römischen Recht ist jedoch ein solches Erbschaftsvermächtnis erst möglich geworden mit der Anerkennung der freiern Vermächtnisform des fideicommissum, daher auch seine Bezeichnung als fideicommissum hereditatis (s. Fideikommiß). Vgl. außer den Lehrbüchern des Pandektenrechts: Roßhirt, Die Lehre von den Vermächtnissen (Heidelb. 1835); Arndts, Fortsetzung von Glücks Pandektenkommentar, Bd. 46 (Erlang. 1868—69).

Legāten (Legati), bei den Römern in der republikanischen Zeit die meist aus der Mitte des Senats gewählten und an auswärtige Staaten abgeschickten sowie die von auswärts nach Rom kommenden Gesandten; dann die den Feldherren und den Statthaltern in den Provinzen als Stellvertreter und Gehilfen unmittelbar zur Seite stehenden Offiziere, die vom Senat unter Berücksichtigung etwaiger persönlicher Wünsche des Feldherrn oder Statthalters ernannt wurden; ferner in der Kaiserzeit die vom Kaiser ernannten Statthalter der kaiserlichen Provinzen, die Legati Caesaris pro praetore, und die Befehlshaber einer Legion nebst den dazu gehörigen Hilfstruppen. — Im katholischen Kirchenwesen versteht man unter L. die vom Papst zur Ausübung seiner Regierungsgewalt ausgesandten Bevollmächtigten, deren früher drei Klassen, Legati a latere, missi und nati, unterschieden wurden. Zu der ersten Klasse (legati laterales) konnten nur Kardinäle verwendet werden, welche als eigentliche Stellvertreter des Papstes zur Aus-

übung wesentlicher Primatialrechte ausgesandt wurden, die den Legati missi und nati nicht zukam. Letztere unterschieden sich dann wieder von den Legati missi dadurch, daß ihre Legation mit einer bestimmten Prälatur ein für allemal verbunden, während für jene die Ausstellung besonderer Vollmacht erforderlich war. Schon die konstante Opposition der Bischöfe gegen die Aussendung von L. mit einer der ihrigen mindestens gleichen Machtbefugnis führte zu einer Beschränkung des Legatenwesens, das im Mittelalter die päpstliche Macht wesentlich erhöht hatte, während es mit der dermaligen Stellung der römischen Kurie gegenüber der staatlichen Autorität unverträglich sein würde. Daher sind die heutigen L. (legati extraordinarii) oder Nunzien (s. Nunzius) nur diplomatische Agenten des Papstes, während einzelne Prälaten, nämlich die Erzbischöfe von Köln, Posen, Prag und Salzburg, den Titel eines Legatus natus als bloßen Ehrentitel fortführen. Vgl. Hinschius, Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland, Bd. 1 (Berl. 1869).

Legationen (lat.), soviel wie Gesandtschaften, bes. päpstliche (s. Gesandte), sowie Bezeichnung für die Provinzen des ehemaligen Kirchenstaates (s. d., S. 157).

Legationsrat (Botschaftsrat), Amtstitel für höhere Beamte, welche einem Gesandten beigegeben sind, auch für vortragende Räte im Auswärtigen Ministerium. Legationssekretär ist das Dienstprädikat eines diplomatischen Beamten, welcher auf einer niedern Rangstufe steht; auch kommen die Titel Geheimer L., Geheimer Legationssekretär (Botschaftssekretär) vor.

Legāto (ligato, ital., »gebunden«) bezeichnet in der Musik ein Spiel ohne Pausen zwischen den einzelnen Tönen. Das L. wird im Gesang und bei Blasinstrumenten erzielt, wenn, ohne den Atemausfluß zu unterbrechen, die Tonhöhe verändert wird. Auf Streichinstrumenten werden Töne gebunden, 1) wenn sie auf derselben Saite gespielt werden, indem der Bogen die Saite nicht verläßt und nur die Applikatur verändert wird; 2) wenn sie auf verschiedenen Saiten liegen, indem der Bogen schnell auf die andre Saite hinübergleitet. Die Bindung der Töne auf Tasteninstrumenten wird bewerkstelligt, indem man die Taste des ersten Tones erst losläßt, während man die des zweiten herabdrückt; auf dem Klavier bleiben dann die Saiten des ersten Tones bis zum Anschlag des zweiten dämpferfrei, klingen also so lange, und auf den orgelartigen Instrumenten (Harmonium, Regal, Positiv) bleibt das den Wind zur Kanzelle lassende Ventil so lange offen, bis der neue Anschlag ein neues Ventil öffnet. — In der Notenschrift wird das L. gefordert durch den sogen. Binde- oder Legatobogen (s. Bogen, S. 185). Das Non legato ist ein Halten der Note, aber ohne Bindung, d. h. der Ton wird abgesetzt, ehe der nächste eintritt. Vgl. Anschlag und Mezzo (Mezzolegato).

Legden, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Ahaus, an der Eisenbahn Dortmund-Gronau-Enschede, hat eine kath. Kirche, Seidenweberei und (1890) 2396 Einw. Dazu Schloß Egelborg in waldiger Umgebung, mit Dampfsägemühle und Molkerei.

Legé (spr. -sche), Flecken im franz. Depart. Niederloire, Arrond. Nantes, an der Logne, mit (1891) 953 (als Gemeinde 4533) Einw. Hier 30. April 1793 im Vendéekrieg Sieg und im Juni d. J. Niederlage Charettes gegen die Republikaner.

Lege artis (lat.), nach den Regeln der Kunst.

Lege et fide (lat.), durch Gesetz und Treue (Wahlspruch des Kaisers Franz II.).

Legel, soviel wie Lägel.

Legel, Schleifen am Segel (s. d.).

Legenda aurea, s. Legende.

Legendār (lat. Legendarium), Legendenbuch.

Legénde (v. lat. legenda, »das zu Lesende«), die Lebensgeschichte eines Heiligen, auch die Erzählung einzelner Begebenheiten daraus, sofern sie an gewissen Tagen in der Kirche vorgelesen wurde; im weitern Sinne die poetische Darstellung einer frommen, der kirchlichen Überlieferung angehörigen Handlung, die mit einem wunderbaren Erfolg gekrönt wird; endlich soviel wie kirchliche Sage überhaupt, im Gegensatz zur weltlichen Sage und zur Kirchengeschichte. Mit Vorliebe behandelte die L. das Leben der Jungfrau Maria und der Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte und gewann dadurch in der Blütezeit des Marien- und Heiligenkultus den außerordentlichen Umfang, der uns in den verschiedenen Legendensammlungen entgegentritt. Das berühmteste unter den mittelalterlichen Werken dieser Art ist die vom Erzbischof von Genua Jacobus de Voragine (gest. 1298 oder 1299) veranstaltete Sammlung, welche den Namen »Legenda aurea« (neue Ausg. von Gräße, Leipz. 1845) führt; das umfassendste aber sind die »Acta Sanctorum« der Bollandisten (s. d.). Auch in die Poesie der christlichen Völker fand die L. frühzeitig Eingang, zuerst um 400 durch Prudentius. Die älteste hierher gehörige Dichtung in deutscher Sprache ist das im 10. Jahrh. niedergeschriebene Georgslied, das älteste poetische Sammelwerk ein Legendar aus dem Anfang des 12. Jahrh., von welchem Bruchstücke erhalten sind (hrsg. von Busch in Zachers »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 10 und 11). Die L. im Stil der höfischen Poesie eröffnet der »Heilige Gregor auf dem Stein« von Hartmann von Aue; »Barlaam und Josaphat« von Rudolf von Ems; dann folgen unter andern die Legenden »Vom heil. Silvester« und »Vom heil. Alexius« von Konrad von Würzburg; das Leben der heil. Elisabeth (nach 1297 verfaßt; hrsg. von Rieger, 1868) u. a. Eine umfängliche Sammlung von Legenden in drei Büchern enthält das »Passional« aus dem 13. Jahrh. (hrsg. von Köpke, Quedlinburg 1853). Auch hat man in Deutschland, obgleich nicht so häufig wie in Frankreich, L. als Dramen verarbeitet, das älteste nachweisbare (St. Katharina) ist in einer Handschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. überliefert. Im 14. und 15. Jahrh. kamen zu den gereimten längern und kürzern Legenden auch prosaische Bearbeitungen, wie in dem »Buch von der Heiligen Leben« von Hermann von Fritzlar (um 1343), hinzu, wodurch jene allmählich verdrängt wurden. Bis 1520 waren in Deutschland 45 Passionale, 18 Altväterbücher (Leben der ersten Eremiten) und 125 Leben einzelner Heiligen im Druck erschienen. Die Reformation und späterhin die Aufklärung waren der Legendenlitteratur wenig günstig. Dann aber hat namentlich Herder in den »Zerstreuten Blättern« und in der »Adrastea« auf den poetischen Gehalt der L. hingewiesen, wie er sie auch durch einige gelungene Versuche wieder in die deutsche Litteratur eingeführt hat. Seitdem haben sich namhafte deutsche Dichter (Goethe, A. W. Schlegel, Kosegarten, Pyrker, Rückert, Kerner, Schwab, Simrock u. a.) in der poetischen Bearbeitung legendenartiger Stoffe mit Erfolg versucht. Eine Abart der Legenden sind die Mirakel, die berichten, wie die Heiligen aus dem Jenseits herüber in die Geschicke der Menschen eingreifen. Die Marienmirakel entwickelten sich seit dem 12. Jahrh.

zu einem besondern Litteraturzweig. — In der Münzkunde bezeichnet L. die Inschrift oder Umschrift der Münzen (s. Münzwesen); auf Landkarten, Stadtplänen etc. die beigedruckten Namensverzeichnisse. Auch die Inschriften auf Spruchbändern, welche die Kunst des frühen Mittelalters aus dem Munde von Figuren heraushängen ließ oder ihnen in die Hände gab, um ihre Bedeutung oder ihre Handlung zu erläutern, nennt man Legenden. Solche Spruchbänder erhielten sich noch bis zum Ende des 15. Jahrh. namentlich in der Kupferstecherkunst.

Legen der Bauernhöfe, s. Bauernlegen.

Legendre (spr. löschängdr'), Adrien Marie, Mathematiker, geb. 18. Sept. 1752 in Paris, gest. 9. Jan. 1833, erhielt frühzeitig die Professur der Mathematik an der Militärschule, dann an der Normalschule zu Paris und wurde nebst Cassini und Méchain von der Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne zu messen. Über die Resultate dieser Messungen berichtet die Schrift »Exposé des opérations, faites en France en 1787« (Par. 1792). 1815 wurde L. zum Ehrenmitglied der Kommission für den öffentlichen Unterricht, 1816 zum Examinator an der polytechnischen Schule und zum Chef der Université de France (Inspektor des gesamten höhern Unterrichts) ernannt; 1824 wurde er, da er gegen die Aufnahme des Regierungskandidaten in die Akademie gestimmt hatte, ohne Pension entlassen und starb in Dürftigkeit. Er schrieb: »Éléments de géométrie« (Par. 1794; 15mal aufgelegt, neu hrsg. von Girard, 1881; deutsch von Crelle, 6. Aufl., Berl. 1873); »Essai sur la théorie des nombres« (1798; 3. Aufl. 1830, 2 Bde.; deutsch von Maser, Leipz. 1886); »Nouvelle théorie des parallèles« (1803); »Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes, etc.« (1805); »Exercices de calcul intégral« (1807; neue Ausg. 1819, 3 Bde.); »Traité des fonctions elliptiques et intégrales Eulériennes« (1826—29, 3 Bde.). Besonders verdient machte sich L. durch seine Arbeiten über die elliptischen Integrale, welche die Theorie der elliptischen Funktionen schufen, und durch seine Untersuchungen über die Attraktion der elliptischen Sphäroide (Potenzial); auch seine Methode der Berechnung der Kometenbahnen machte seiner Zeit Aufsehen. Er entdeckte 1806, unabhängig von Gauß, die Methode der kleinsten Quadrate und hat sie vor Gauß veröffentlicht. Lambert und L. haben die Frage nach den Prinzipien der Geometrie in Fluß gebracht; die analytische Mechanik und die Zahlentheorie datieren als selbständige Zweige von Euler u. L. (vgl. »Quadratur des Zirkels« beim Art. »Kreis«).

Leger, s. Backer.

Léger (franz., spr. löschē, meist verdeutscht gesprochen: leschär), leicht, frei und ungezwungen, nachlässig; Légèreté, legeres Wesen, Leichtigkeit, Leichtfertigkeit.

Leger (spr. löschē), Louis, franz. Slawist und Schriftsteller, geb. 13. Jan. 1843 in Toulouse, widmete sich dem Studium der slawischen Sprachen, bereiste 1872 im Auftrag der französischen Regierung Rußland, um über den Zustand der slawischen Philologie Bericht zu erstatten, und ist seit 1874 Lehrer der slawischen Sprachen an der Schule für orientalische Sprachen in Paris. Er veröffentlichte: »Chants héroïques et chansons populaires des Slaves de Bohême« (1866); »Cyrille et Méthode« (1868); »Le monde slave« (1873); »Études slaves« (1875); »Grammaire russe« (Neubearbeitung der Reiffschen Grammatik, 1878); »Histoire de l'Autriche-Hongrie« (1879; 4. Aufl. 1895) und »Nouvelles études slaves« (1880 u. 1886); »Recueil de contes populaires slaves« (1882); »La Save, le Danube et le Balkan«, Reiseschilderung (1884); »La Chronique russe dite de Nestor« (1884); »La Bulgarie« (1885); »Russes et Slaves« (1890); »La littérature russe« (1892); »Racines de la langue russe« (mit Bardonnaut, 1894) u. a. Mit Joseph Fritsch u. a. gab er das illustrierte Werk »La Bohême historique, pittoresque et littéraire« (1867) heraus; auch übersetzte er das Werk des Fürsten Uchtomskij über die Orientreise des russischen Thronfolgers, jetzigen Kaisers, ins Französische (1893).

Leger-Stakes (spr. ledscher-stēks), s. Saint-Leger.

Legerwall, seemännische Bezeichnung für die an der Leeseite, d. h. der vom Winde abgekehrten Seite, eines mit einem Sturm kämpfenden Schiffes befindliche naheliegende Küste oder Untiefe, auf welche durch die Gewalt des Sturmes getrieben zu werden und zu stranden für das Schiff Gefahr vorliegt.

Leges agrariae (lat.), s. Agrarische Gesetze.

Leges barbarōrum, s. Deutsches Recht, S. 846.

Leges Romanae (Romanorum), Gesetze, welche in der Zeit der deutschen Stammesrechte (s. Deutsches Recht) in einzelnen germanischen Reichen für die römische Bevölkerung dieser Reiche erlassen wurden, so im burgundischen Reiche die Lex Romana Burgundionum (zwischen 506 u. 532), im Westgotenreich die L. R. Visigothorum (506), später als Breviarium Alaricianum bezeichnet, und die L. R. Curiensis, deren Entstehungszeit und Geltungsgebiet streitig ist.

Legestachel, s. Stachel.

Legestädte, im alten Deutschen Reich Städte, in denen gewisse Reichsabgaben bezahlt werden mußten; auch gewisse Stapelplätze, in denen alle in deren Bezirk eingeführten Waren auf eine gewisse Zeit zum Verkauf ausgeboten werden mußten.

Legföhre (Legkiefer), s. Kiefer, S. 91.

Legge (spr. legg), James, engl. Sinolog, geb. 20. Dez. 1815 in Huntly bei Aberdeen, studierte in London Theologie, ging 1839 als Missionar nach Ostasien, widmete sich am Morrison's College in Malakka noch sprachlichen Studien und begab sich 1843 nach Hongkong, wo er mit Unterbrechungen bis 1873 als Missionar und Prediger wirkte. 1876 wurde er mit dem neuerrichteten Lehrstuhl des Chinesischen in Oxford betraut. Sein Hauptverdienst besteht in der Herausgabe und kommentierten Übersetzung der vier »Sseschu« (1861, 2 Bde.) und der fünf »King« (1865 ff.). Eine kleinere Ausgabe der Übersetzung veröffentlichte er in drei Bänden (»The Chinese classics«, Bd. 1: »The life and teachings of Confucius«, 4. Aufl. 1875; Bd. 2: »The works of Mencius«; Bd. 3: »The She-king, or the book of poetry«). Außerdem schrieb er: »The religions of China. Confucianism and Taoism« (1880) und in den »Sacred books of the East«, Bd. 3, 27, 28: »The texts of Confucianism«; Bd. 39, 40: »The texts of Taoism«; ferner »Record of Buddhistic kingdoms«.

Leggen (holl.), Schauanstalten, welche Länge, Breite und Güte leinener Gewebe (Linnenleggen, Leinwandleggen) amtlich feststellen und durch einen Stempel beglaubigen, um Sicherheit gegen Betrug und schlechte Beschaffenheit der Waren zu bieten. In Hannover bestand früher Schau- und Stempelzwang, während amtliche Prüfung und Beglaubigung in Österreich und Preußen schon Anfang dieses Jahr-

hunderts nur auf Antrag erfolgten. 1875 wurden die L. in Preußen aufgehoben.

Legger (holl., engl. leaguer, franz. lègre), Gefäß für Arrak; als Maß dieser Flüssigkeit in Holland und Niederländisch-Westindien = 563 Lit., im Kapland = 575,35, auf Ceylon (auch für Kokosöl) = 568, in Pondichéry = 552, in Niederländisch-Ostindien und Singapur = 588 Lit.

Leggiero (spr. leddschēro, auch leggiermente oder ital. leggiadro), musikalische Vortragsbezeichnung: leicht, ungezwungen; beim Klavierspiel soviel wie perlend, nicht gebunden.

Leggings (engl.), hohe Gamaschen aus schmiegsamem Leder oder braun gefärbtem Segeltuch.

Leghorn (spr. légg-hörn), engl. Name für Livorno (s. d.). Danach Bezeichnung einer veredelten Rasse des italienischen Huhnes, s. Huhn, S. 29.

Legieren (lat.), einen als Abgesandten (Legaten) entsenden, einsetzen; ein Legat (s. d.) machen, durch Vermächtnis schenken; dann (v. lat. ligare) ein Metall mit einem andern zusammenschmelzen (s. Legierungen); in der Kochkunst: Suppen, Saucen etc. mit Eigelb abrühren; in der Fechtkunst soviel wie Ligieren (s. d.).

Legierungen (v. lat. ligare, ital. legare, »binden«, Beschickungen, Alligationen), Verbindungen oder Mischungen von zwei oder mehreren Metallen miteinander (die L. der Metalle mit Quecksilber nennt man Amalgame), kommen in der Natur nur selten vor und werden gewöhnlich durch Zusammenschmelzen der betreffenden Metalle erhalten. Die L. besitzen stets metallischen Habitus und sind bis auf mehrere Amalgame starr. Man kann Metalle in den verschiedensten Verhältnissen zusammenschmelzen; aber die L. sind nicht immer einfache Gemische, sondern enthalten oft eine und selbst mehrere chemische Verbindungen der Metalle untereinander, welche ganz allgemein mit überschüssigem Metall zusammengeschmolzen sind. Aus letzterm kristallisieren die als chemische Verbindungen zu betrachtenden L. heraus, z. B. aus geschmolzenem Kupferzinn eine zinnarme rote oder eine zinnreiche weiße Legierung. Eine Legierung von wenig Silber und viel Blei zerfällt beim Erstarren in reines Blei und silberreicheres Blei. Bei L. aus Metallen von sehr ungleicher Schmelzbarkeit, in welchen das leicht schmelzbare Metall überwiegt, kann dieses bei niedriger Temperatur abfließen, während das schwer schmelzbare mit einem geringen Teil des erstern verbunden zurückbleibt und den sogen. Kienstock bildet (Seigerprozeß); ähnlich verdampft der größte Teil eines flüchtigen Metalls, aber ein Teil desselben wird von dem nicht flüchtigen Metall hartnäckig zurückgehalten, so daß man Kupfer durch Erhitzen von Zink, Arsen oder Quecksilber nicht vollständig befreien kann. Auch aus Amalgamen kristallisieren oft bestimmte L. Dies Verhalten der L. ist in der Praxis oft nachteilig und macht besondere Maßregeln zur Verhütung der Entmischung erforderlich; anderseits benutzt man es zur Gewinnung und Reinigung von Metallen, wie beim Pattinsonieren, und bei der Verarbeitung des Zinns. Beim Zusammengießen geschmolzener Metalle findet oft bedeutende Wärmeentwickelung statt, als Zeichen, daß dabei ein chemischer Prozeß verläuft. Gießt man z. B. 70 Teile geschmolzenes Kupfer zu 30 Teilen geschmolzenem Zink, so erhöht sich die Temperatur so stark, daß ein Teil der Mischung umhergeschleudert wird. Der Schmelzpunkt der L. liegt niedriger, als die Rechnung unter Berücksichtigung der Schmelzpunkte ihrer Bestandteile ergibt, und beim langsamen Erstarren geschmolzener Legierung bleibt ein eingetauchtes Thermometer wiederholt zeitweilig stationär, entsprechend den Erstarrungspunkten einzelner chemischer Verbindungen, die sich nach und nach kristallinisch ausscheiden. Die Farbe der Legierung entspricht nicht immer der nach ihren Bestandteilen zu erwartenden Mischfarbe (gelbes Messing aus rotem Kupfer und weißem Zink); Härte und spezifisches Gewicht sind meist größer als die der einzelnen Metalle, das Leitungsvermögen für Wärme und Elektrizität aber ist geringer. Gegenüber chemischen Einwirkungen verhalten sich die L. teilweise wie Mischungen (Säure entzieht dem Messing Zink, Ammoniak löst Kupfer); an der Luft aber halten sich die L. meist besser als die einzelnen Metalle, eine Legierung aus 3 Teilen Blei und 1 Teil Zinn verbrennt indes an der Luft unter starker Lichtentwickelung. Zwei Metalle können je nach den Mischungsverhältnissen sehr verschiedene Produkte geben, und der praktische Wert der L. besteht darin, daß man die Eigenschaften der Metalle durch gewisse, oft sehr geringe Zusätze nach Bedürfnis abändern, gewissermaßen neue Metalle schaffen kann. Antimon, Nickel, Wismut, Gold und Silber werden in der Technik fast nur in L. benutzt.

Zur Darstellung der L. schmelzt man zuerst das strengflüssigste Metall, läßt es bis nahe zu seinem Erstarrungspunkt erkalten, setzt das leichtflüssigere oder die vorher für sich zusammengeschmolzenen leichtflüssigen zu, erhitzt nach jedesmaligem Zusatz etwas stärker und rührt mit einem gedörrten Holzstab (nicht Eisen) um. Durch Umschmelzen werden die L. gleichmäßiger, aber bei häufigerm Umschmelzen ändern sich ihre Eigenschaften wesentlich. Überhaupt werden letztere von der Bereitungsart zum Teil stark beeinflußt, so daß die Kenntnis der Zusammensetzung einer Legierung allein nicht immer zu ihrer Nachahmung genügt. Bisweilen stellt man L. durch Schmelzen eines Metalls mit dem Oxyd eines andern unter Zusatz von Kohle dar. Auch auf galvanischem Wege kann man L. erhalten, z. B. einen Bronze- oder Messingüberzug auf andern Metallen. L. finden in der Technik vielseitigste Verwendung: Messing, Bronze, Glockengut, Geschützmetall, die Lagermetalle, Neusilber, Britanniametall, zahlreiche Zinnlegierungen, Letternmetall, Spiegelmetall, Amalgame zeigen deutlich die unbegrenzte Nutzbarkeit der L. Man benutzt L. auch als Thermometer, indem man durch allmähliche Veränderung der Mischungsverhältnisse eine Reihe von L. darstellt, deren Schmelzpunkte regelmäßig um eine bestimmte Anzahl Grade voneinander abweichen. Bringt man Proben solcher L. in einen geeigneten Apparat, z. B. in einen Ofen, so kann man dessen Temperatur aus der Zahl der geschmolzenen und der nicht flüssig gewordenen L. beurteilen. Bei Dampfkesseln dient eine Legierung von bestimmtem Schmelzpunkt als Sicherheitsapparat. Vgl. Bischoff, Das Kupfer und seine L. (Berl. 1865); Krupp, Die L. (2. Aufl., Wien 1894); Ledebur, Die L. in ihrer Anwendung für gewerbliche Zwecke (Berl. 1890); Knab, Traité des alliages et des dépôts métalliques (Par. 1892); Wüst, Legier- und Lötkunst (Weim. 1895). Über die gesetzlichen Bestimmungen s. Feingehalt.

Legio fulmināta (lat., Donnerlegion), Name einer Legion des römischen Heeres, den die Legende auf eine wunderbare Begebenheit zurückführt, wodurch angeblich Kaiser Mark Aurel für das Christentum gewonnen ward. Im Kriege mit den Markoman-

nen und Quaden (174) einst rings von Feinden eingeschlossen, geriet er aus Mangel an Wasser in die äußerste Not, als plötzlich ein Regen sein verschmachtendes Heer rettete und ein Ungewitter die Feinde in die Flucht trieb. Die Christen schrieben dies dem Gebet einer christlichen Legion zu, welche deshalb den Namen L. f. erhalten hat. Indessen ist das Schreiben des Kaisers, worin die Begebenheit erzählt wird, als unecht erwiesen, und schon von Augustus erhielt die zwölfte römische Legion jenen kriegerischen Ehrennamen.

Legiōn (lat. legio), im alten Rom Benennung des Truppenverbandes der ausgehobenen streitbaren Mannschaft. Die Aushebung erfolgte ursprünglich nach den drei Tribus, deren jede unter Romulus 1000 Mann zu Fuß (milites) u. 100 Reiter (celeres) stellte unter dem Kommando von 3 Tribuni militum und 3 Tribuni celerum; hierzu kamen noch eine Anzahl von Leichtbewaffneten und namentlich Bogenschützen. Durch die Institutionen des Servius Tullius wurde später der Heerbann wesentlich erhöht. Danach waren zum Dienst auf eigne Kosten vom 17.—60. Jahr verpflichtet die Bürger der 5 Zensusklassen. Diese waffenfähige Mannschaft schied sich in zwei Aufgebote, die Jüngern, vom 17.—46. Jahr, zum Dienst im Felde verwandt, und die Ältern, welche die Stadt schützten. Die Bewaffnung dieser fünf Klassen, welche auch von jedem Bürger selbst beschafft werden mußte, war nach dem Vermögen verschieden. Die Aufstellung der Soldaten zur Schlacht geschah in der Phalanx, also in einer ununterbrochenen Linie mit sechs Mann Tiefe. In den zwei ersten Gliedern der Phalanx stand die erste Vermögensklasse, mit Panzer, Helm, rundem ehernen Schild (clipeus) und Beinschienen als Schutzwaffen, im dritten und vierten Glied stand die zweite Klasse ohne Panzer, doch mit Helm und Beinschienen, und langem, viereckigem Schild (scutum), während die beiden letzten Glieder von der dritten Klasse gebildet wurden. Die Soldaten der beiden letzten Klassen gehörten wahrscheinlich nicht zur Phalanx, sondern bildeten zusammen eine leichte Truppe, das Korps der Rorarii (s. d.). Ihnen wurden auch die accensi velati zugeordnet, die ohne Bewaffnung als überzählige Ersatzmannschaft dem Heere folgten und ausschließlich zu militärischen Hilfsleistungen verwendet wurden. Die Trutzwaffen der Soldaten in der Phalanx waren der seiner Länge wegen mehr zum Stoß als zum Wurf geeignete Speer (hasta) und das kurze, zweischneidige Schwert (gladius). Diese Heerverfassung erlitt in der republikanischen Zeit und zwar zum großen Teil wahrscheinlich durch Camillus (um 400 v. Chr.) eine durchgreifende Veränderung: Seit der Belagerung von Veji (406) erhielten die Soldaten Sold, so daß das Heer jetzt dauernd im Felde gehalten werden konnte; die Bewaffnung wurde geändert, indem der größere Teil der Legionssoldaten statt der hasta das kürzere, zum Wurf geeignete Pilum (s. d.) führte, der bisherige Lederhelm mit dem Stahlhelm vertauscht wurde und der Schild (scutum) einen Eisenbeschlag erhielt. Vor allem aber wurde das Gros der Phalanx in eine Anzahl kleinerer taktischer Körper aufgelöst. Die Stärke der Legionen, deren jährlich vier aufgestellt wurden (zwei für den Felddienst und zwei für Besatzungen), betrug außer 300 Reitern 4200 Mann, von welch letztern 3000 Schwerbewaffnete waren. Diese 3000 zerfielen in drei Waffengattungen, nämlich in 1200 hastati, 1200 principes und 600 triarii. Die Bedeutung dieser Namen läßt sich aus der Bewaffnung oder Stellung der betreffenden Truppenkörper nicht mehr erklären, denn die hastati führten nicht mehr die hasta, welche allein den im dritten Treffen stehenden altgedienten Triariern zukam, sondern samt den principes das pilum; diese selbst nahmen nicht, wie ihr Name schließen läßt, die erste Stelle im Treffen ein, sondern die zweite. Man muß deshalb annehmen, daß die früher bedeutungsvollen Bezeichnungen beibehalten wurden, während die betreffenden Truppenkörper ihre Stellung in der Schlacht und ihre Bewaffnung änderten. Die 3000 Mann Kerntruppen jeder L. zerfielen ferner in 30 Manipeln (s. d.), von denen auf die hastati, principes und triarii je 10 kamen, so daß ein Manipel der beiden ersten Gattungen 120, der letztern nur 60 Mann zählte. Jeder Manipel, welcher auch ein eignes Feldzeichen (signum, vexillum) hatte, das der L. in jener Zeit noch fehlte, zerfiel in zwei Züge (Centurien), die aber nach Bedarf jedesmal neu gebildet wurden und unter dem Befehl je eines Centurio standen. Die von dem Infanteriebestand der L. noch übrigen 1200 Mann waren leicht bewaffnet (s. Velites) und bildeten weder eigne Manipeln, noch hatten sie eigne Offiziere; vielmehr wurden sie in gleichen Teilen den 30 Manipeln zugewiesen, so daß jede derselben auf 120 + 40, resp. 60 + 40 Mann gebracht wurde. In der Schlacht, wo, wie schon angedeutet, die L. in drei Treffen aufgestellt wurde und die Manipeln einen seitlichen Zwischenraum zwischen sich ließen, der ihrer eignen Frontbreite von 20 Mann gleichkam, hatten die velites ihre Stelle hinter ihrem Manipel, dessen Tiefe sie dadurch auf $\frac{120+40}{20}$, resp. $\frac{60+40}{20}$, also auf 8, resp. 5 Mann brachten. Übrigens waren die Manipeln schachbrettartig so aufgestellt, daß die zehn Manipeln des zweiten Treffens hinter die Lücken des ersten Treffens und die des dritten hinter die des zweiten zu stehen kamen. Sollten die Reihen aber gänzlich geschlossen werden, so ließ man die Veliten in halben Gliedern links und rechts von ihrem Manipel bis zur Frontstellung aufmarschieren. Das Kommando über die L. wechselte in der Zeit vor Marius unter sechs Militärtribunen (s. d.), Tribuni militum, von denen jeder dasselbe zwei Monate führte; unter ihnen standen 60 Centurionen, je zwei in einem Manipel. Das Avancement dieser Centurionen, welches vom Konsul durch die Militärtribunen vollzogen ward, geschah in der Zeit vor Marius durch alle 60 Centurionenstellen der L. hindurch, so daß ein Centurio zuerst die 20 Stellen bei den hastati, dann bei den principes, zuletzt bei den triarii, die auch pilani hießen, durchmachte. Der zweite Centurio in jedem Manipel war dem ersten untergeordnet; der 60. Centurio der L. hieß Decimus hastatus posterior, der erste Primus pilus (s. d.). Mit Einführung der Kohortenstellung (s. das Folgende und »Kohorte«) fand auch das Avancement der Centurionen kohortenweise statt, so daß wahrscheinlich die sechs Centurionen der 10. Kohorte den untersten Rang, die der 1. Kohorte den ersten Rang (primi ordines) einnahmen. Das Kommando des ganzen konsularischen Heeres, welches durch die zu den zwei Legionen noch hinzukommenden viel zahlreichern, aber leichter bewaffneten Kontingente der italischen Bundesgenossen (socii) auf 18,480 Mann Infanterie und 2400 Mann Kavallerie gebracht wurde, führte bis zum zweiten Mithridatischen Krieg um 70 v. Chr. stets ein Konsul oder Prätor, in Ausnahmefällen ein Diktator. Waren zwei Konsuln beim Heer, so wechselte

täglich unter ihnen das Kommando. Nach dieser Zeit hatten den Oberbefehl nicht mehr die Konsuln, sondern die Prokonsuln oder Proprätoren. Stets wurden auch dem Oberstkommandierenden noch wenigstens zwei vom Senat auf Vorschlag desselben gewählte legati beigegeben, die den Befehl über einzelne Heeresteile übernahmen.

Eine neue wichtige Veränderung in der L. ging seit Marius (um 107 v. Chr.) vor sich. Die Aushebungen geschahen ohne Rücksicht auf das Vermögen, weshalb, da die Aushebungsziffer begrenzt war, die Reichen Gelegenheit fanden, sich dem Kriegsdienst zu entziehen, die Armen ihn als eine Erwerbsquelle betrachteten; es wurde also aus einem Bürgerheer ein Söldnerheer. Der Soldat blieb von jetzt an nach seinem Eintritt 20 Jahre ununterbrochen beim Heer; hatte er ausgedient, so wurde er in den sogen. Militärkolonien durch Landbesitz versorgt, wenn er es nicht vorzog, noch als vexillarius (s. d.) beim Feldherrn zu bleiben. Die Reiterei aus römischen Bürgern sowie die velites wurden abgeschafft, die Stärke der L. aber auf 6000 Mann erhöht und die drei Klassen von Legionssoldaten in der Bewaffnung einander gleichgestellt; die alten Bezeichnungen derselben behielten nur noch für die Titel der Centurionen Bedeutung. Vor allem aber zog Marius, gezwungen durch die Kampfweise der Cimbern, welche durch ihren wütenden Ansturm die nicht geschlossene römische Manipularstellung leicht in Verwirrung brachten, die kleinern Truppenkörper zu größern zusammen, indem er aus drei Manipeln eine Kohorte (s. d.), im ganzen also in der L. 10 Kohorten von je 600 Mann bildete. Die Stellung dieser Kohorten in der Schlacht war ähnlich wie die der Manipeln, nur daß jetzt in den drei Treffen je 4, 3 und 4 Kohorten standen. Die altgedienten Soldaten endlich, welche früher als Triarier im dritten Treffen gestanden hatten, nahmen jetzt das erste ein. Die L. erhielt seit Marius auch ihr eignes Feldzeichen, den silbernen oder goldenen Adler (aquila; Abbildung s. Adler, S. 134), vom aquilifer getragen. Den Manipeln blieben ihre alten Standarten, während vermutlich auch die Kohorten besondere Feldzeichen erhielten. In späterer Zeit verminderte sich die Stärke der L. oft beträchtlich; die Legionen Cäsars sind meist nur auf 3600 Mann, zuweilen noch geringer, anzuschlagen, eine Folge davon, daß man die durch Schlachten entstandenen Lücken nicht ausfüllte, sondern lieber neue Legionen aufstellte. Die Stärke, aber nicht die Anzahl der Kohorten und Manipeln wurde hierdurch natürlich verändert. Cäsar hinterließ bei seinem Tode 40 Legionen, 36 v. Chr. verfügte Octavianus über 44, Antonius über 33 Legionen, und 23 n. Chr. finden wir im römischen Reich 25 Legionen. Jetzt stellte sich auch das Bedürfnis heraus, die Legionen näher zu bezeichnen, womit man schon früher begonnen hatte, und so erhielt fast jede außer einer Nummer einen besondern Beinamen nach ihrem Standquartier oder nach den Kaisern als Chefs, nach Gottheiten oder sonst auszeichnende Prädikate.

Als unter den Kaisern die Zeit des Friedens angebrochen war, wurden die Legionen in feste Garnisonen verlegt und dadurch manche Änderungen in ihren Institutionen hervorgerufen. Das Kommando derselben, die nun auch wieder eine Reiterabteilung von vier Turmen (= 120 Mann) zugeteilt erhielten, sowie der mit ihnen verbundenen Auxiliartruppen fiel stets einem legatus legionis zu, der Senatorenrang hatte. In den Garnisonen hatten praefecti castrorum als Platzkommandanten den Oberbefehl, zu welcher Stelle meist altgediente Centurionen, namentlich primipili, befördert wurden. Unter Domitian traten diese praefecti castrorum mit dem Titel praefecti legionum als Kommandeure an die Stelle jener legati legionum. Endlich fand im Kampf mit den barbarischen Völkern an der Reichsgrenze eine Änderung in der Taktik statt, indem man vielleicht schon unter Nero, sicher unter Hadrian (117—138 n. Chr.) zu der alten Phalanx zurückkehrte. Dieselbe stand acht Mann tief, und es waren die vier ersten Glieder mit dem pilum, die letzten mit der lancea (s. d.) bewaffnet. Da bei dieser Kampfart die Einzeltüchtigkeit der Soldaten wiederum mehr zurücktrat, so fanden seit dieser Zeit auch Barbaren aller Art in unbegrenzter Zahl Aufnahme in die L. Im 4. Jahrh. wurden die Legionen von den Grenzen des Reiches in das Innere der Provinzen gezogen und führten davon die Bezeichnungen legiones palatinae und comitatenses, während die Abwehr der geringern Angriffe der Feinde den an den Grenzen fest angesiedelten Soldaten, limitanei und riparienses genannt, überlassen blieb. — In neuerer Zeit waren die frühern französischen Nationalgarden ebenfalls in Legionen und Kohorten geteilt, und selbst nach 1815 wurde die neue französische Armee in Legionen formiert, die man nach den Departements des Reiches benannte. Napoleon I. belegte mit dem Namen L. Truppenkorps von unbestimmter Anzahl und verschiedener Gattung, die nur für die Dauer eines Feldzugs errichtet wurden. Dies galt auch von den im Befreiungskrieg in England und Rußland, bei der Eroberung von Algerien durch Frankreich, während des Krimfeldzugs durch England ꝛc. aus Ausländern gebildeten Truppen, die man Legionen nannte (s. Fremdenlegion).

Legionär (franz.), ein zur Legion gehöriger Soldat; in Frankreich auch soviel wie Mitglied der Ehrenlegion.

Légion d'honneur (franz., spr. leschjóng donnör), s. Ehrenlegion.

Légion étrangère (franz., spr. leschjóng etrangschär'), s. Fremdenlegion.

Legionsadler, s. Adler, S. 134, und Signum.

Legis actiones (lat.), die feierlichen Formen, deren man sich bei der Klagerhebung im römischen Prozeßverfahren bis ins 6. Jahrh. bediente (vgl. Formula); dann alle vor einen Magistrat gehörenden feierlichen Handlungen, z. B. manumissio, emancipatio, adoptio ꝛc., welche in jener alten Prozeßform (»Legisaktionenprozeß«) vorgenommen werden mußten.

Legislatīv (neulat.), gesetzgebend; Legislative (franz. assemblée législative), gesetzgebende Versammlung; auch Gesetzgebende Gewalt (s. d.).

Legislātor (lat.), Gesetzgeber; legislatorisch, zur Gesetzgebung gehörig, gesetzgeberisch.

Legislatūr (Legislation, lat.), Gesetzgebung, gesetzgebender Körper; Legislaturperiode, Zeitraum, für den die Abgeordneten gewählt werden.

Legismus (neulat.), das Festhalten am Gesetz, besonders am starren Buchstaben desselben.

Legisten (mittellat.), Rechtsgelehrte, namentlich im Mittelalter (im Gegensatz zu Dekretisten, s. d.) diejenigen, welche nur das weltliche (römische Recht) zum Gegenstand der wissenschaftlichen Erörterung machten.

Legitīm (lat.), gesetzlich, rechtlich oder wenigstens dafür anerkannt; s. Legitimität.

Legitima portio (lat.), soviel wie Pflichtteil.

Legitimation (neulat., »Gültigmachung«), Herstellung der Rechtmäßigkeit, Nachweis der Zuständig-

keit; bei unehelichen Kindern der Akt, wodurch dieselben ehelich gebornen gleichgestellt werden. Diese L. erfolgt durch nachherige Ehe zwischen dem Vater und der Mutter des unehelichen Kindes (legitimatio per subsequens matrimonium), aber auch durch Konzession des Regenten (l. per rescriptum principis) auf Gesuch des Vaters oder, wenn dieser seinen Wunsch im Testament ausgedrückt hat, des Kindes oder der Mutter (l. per testamentum). Eine Hauptfolge dieser beiden Arten der L. ist die Entstehung der väterlichen Gewalt des Erzeugers über sein uneheliches Kind, bez. die Entstehung der ehelichen Vormundschafts- und Erbrechte zwischen Vater u. Kind. Ein eigentümliches Institut des deutschen Rechts des Mittelalters war die sogen. legitimatio ad honores (l. minus plena, l. germanica), womit man die Aufhebung des Makels, welcher auf der unehelichen Geburt haftete, bezeichnete, und die den Legitimierten fähig machte, in Zünfte u. dgl. einzutreten. Statistische Erhebungen über die L. unehelicher Kinder wurden bisher nur vom Ausland bekannt. In Österreich, wo im allgemeinen 14 Proz. der gebornen Kinder, in den Alpenländern mehr, in Kärnten sogar 46 Proz. auf die unehelichen entfallen, hat man neuerdings die Nachweisungen angeordnet, ebenso in Berlin seit 1882. In Belgien wurden 44,8 Proz., in Frankreich 24,4 Proz., in den englischen Städten, speziell in London, 17,5, bez. 20 Proz. der unehelich Gebornen legitimiert. Im Prozeßwesen bezeichnet Legitimatio ad praxim den Beweis, daß eine gewisse Person von Staats wegen ermächtigt ist, streitenden Parteien als Rechtsanwalt zu dienen; L. ad processum die vom Rechtsanwalt durch Übergabe der Vollmacht beizubringende Bescheinigung, daß die Partei ihn mit Führung des Prozesses beauftragt hat; L. ad causam den nötigen Falls vom Kläger zu liefernden, weil zur Klagbegründung gehörigen Nachweis, daß gerade er der rechte Kläger (sogen. *Aktivlegitimation*) und gerade der in Anspruch Genommene der rechte Beklagte (sogen. *Passivlegitimation*) sei (vgl. Zivilprozeßordnung, § 72, 238). Im Polizeiwesen versteht man unter L. einen Vorweis, welcher nicht alle Erfordernisse und Eigenschaften eines Passes hat, aber doch ebenfalls dazu dient, sich auszuweisen (vgl. Paß). Die deutsche Gewerbeordnung macht den Gewerbebetrieb im Umherziehen von der Ausstellung eines *Legitimations-* oder *Wandergewerbescheins* abhängig (s. Legitimationskarte).

Legitimationskarte, der Ausweis, dessen nach der deutschen Gewerbeordnung (§ 44a) derjenige bedarf, der außerhalb des Gemeindebezirks seiner gewerblichen Niederlassung oder der seines Dienstherrn Warenbestellungen aufsucht oder Waren aufkauft. Die L. wird auf Antrag des Inhabers des stehenden Gewerbebetriebs von der zuständigen Verwaltungsbehörde für die Dauer des Kalenderjahres und den Umfang des Reiches ausgestellt und enthält den Namen des Inhabers derselben, den Namen der Person oder der Firma, in deren Diensten er handelt, u. die nähere Bezeichnung des Gewerbebetriebs. Die L. ist unter bestimmten Voraussetzungen (ansteckende oder abschreckende Krankheiten, gewisse strafbare Handlungen etc.) zu versagen und kann von derjenigen Behörde, welche sie ausstellte, zurückgezogen werden, falls die Versagungsgründe erst später entstehen oder zu ihrer Kenntnis gelangen, oder wenn bei dem Geschäftsbetrieb die dafür (§ 44) gezogenen Schranken überschritten werden. Gewerbtreibende, welche bereits durch eine *Gewerbelegitimationskarte* (s. d.) legitimiert sind, bedürfen einer L. nicht.

Legitimationspapiere, eine durch den Verkehr entwickelte Art von Urkunden, bei welchen der Schuldner die Vorzeigung des Papiers als genügende Legitimation zur Empfangnahme der Leistung betrachten darf, aber auch berechtigt ist, weitern Ausweis zu verlangen. Hierher gehören z. B. Sparkassenbücher, Versicherungspolicen u. dgl. Nicht damit zu verwechseln sind die *Legitimationszeichen*, wie Marken, Karten, Billets, welche nur Kontrollzeichen sind. Vgl. *Brunner* in Endemanns »Handbuch des Handelsrechts«, § 196; W. *Fuchs*, Die Karten und Marken des täglichen Verkehrs (Wien 1881).

Legitimieren (neulat.), für legitim erklären, die Legitimität (s. d.) darthun, erteilen; *sich l.*, darthun, bescheinigen, daß man zur Vornahme einer Handlung befugt, bevollmächtigt sei, auch sich über seine Persönlichkeit ausweisen (s. Legitimation).

Legitimisten (franz. Légitimistes), die Anhänger des Legitimitätsprinzips (Legitimismus) oder »Gottesgnadentums«, s. Legitimität; in Frankreich die Partei, welche den ältern Zweig der Bourbonen als berechtigt zur Regierung anerkennt, im Gegensatz zu den Orléanisten; in Spanien soviel wie Karlisten.

Legitimität (neulat.), Gesetz- oder Rechtmäßigkeit eines Besitzes, Anspruchs, Verhältnisses etc., in engerer Bedeutung Rechtmäßigkeit einer Staatsregierung. Der verfassungsmäßig zur Regierung Berechtigte heißt der legitime Regent, im Gegensatz zum Usurpator, der durch Verfassungsumsturz die Staatsgewalt erlangt hat. Von den ältern Diplomaten, zumeist von Talleyrand auf dem Wiener Kongreß, ward die L. ausschließlich den erblichen Monarchien unter Berufung auf »das Recht göttlicher Fügung« zugeschrieben und auf Grund derselben die Unumschränktheit und Unveränderlichkeit ihrer Herrschergewalt (Königtum von Gottes Gnaden), namentlich von der Metternichschen Schule, zum Grundsatz der Politik gemacht (sogen. *Legitimitätsprinzip*). Im völligen Gegensatz hierzu steht das vom Kaiser Napoleon III. vertretene *Nationalitätsprinzip*, wonach die Wahl der Herrscher der freien Selbstbestimmung der Völker überlassen sein solle. Vgl. *Held*, L. und Legitimitätsprinzip (Würzb. 1859); *Brockhaus*, Das Legitimitätsprinzip (Leipz. 1868). Unter *L. des Kindes* versteht man dessen Abstammung aus gesetzmäßiger Ehe. Jedes während der Ehe von der Frau empfangene Kind gilt als von deren Ehemann erzeugt (pater est, quem nuptiae demonstrant). Diese Rechtsvermutung kann nur durch den Gegenbeweis beseitigt werden, daß der Ehemann das Kind nicht erzeugt haben könne, z. B. wegen Abwesenheit. Gegen den Ehemann kann auf Anerkennung der L. geklagt werden. Der ehelichen Abstammung steht die aus einer vermeintlichen Ehe (Putativehe) gleich, d. h. einer solchen, welche in gesetzlicher Form eingegangen und von beiden oder wenigstens einem der Ehegatten für gültig gehalten wurde, aber wegen eines Ehehindernisses nichtig ist. Auch kann ein uneheliches Kind »legitimiert« werden (s. Legitimation).

Legkiefer, s. Kiefer, S. 91.

Legnago (spr. lenjägo), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Verona, an der Etsch und an den Eisenbahnlinien Dossobuono-Rovigo und L.-Monselice gelegen, hat ein schönes Stadthaus, ein Thor in dorischem Stil von Sanmichele, eine Gewerbeschule, Ölfabrikation, Seidengewinnung, starken Reisbau, Handel und (1881)

3514 (als Gemeinde 14,358) Einw. — Hier 26. März 1799 Niederlage der Franzosen unter Schérer gegen die Österreicher unter Kray. Die alten Befestigungswerke wurden 1801 unter Napoleon I. geschleift. 1815 wurde L. neu befestigt und bildet seither mit Verona, Mantua und Peschiera das sogen. Festungsviereck. Unterhalb L. führt von der Etsch durch sumpfiges Reisland (Valli Veronesi) der schiffbare Kanal Naviglio di L. zum Tartaro.

Legnano (spr. lenjāno), Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Gallarate, an der Olona, der Eisenbahn Mailand-Arona und der Dampfstraßenbahn Mailand-Gallarate, hat eine von Bramante entworfene Kirche (mit schönem Altarbild von Bernardo Luini), eine Maschinenfabrik, Baumwollspinnereien und -Webereien, Färbereien, Seidenfilanden und (1881) 5378 (als Gemeinde 7883) Einw. — Der Ort ist historisch merkwürdig durch die Schlacht vom 29. Mai 1176, in welcher die Lombarden über Kaiser Friedrich I. siegten. Zur 700jährigen Feier derselben wurde 1876 ein Siegesdenkmal auf dem Schlachtfeld errichtet.

Legnone, Monte (spr. lenjōne), Berg in den Bergamasker Alpen, östlich vom Comersee, 2610 m; schöner Aussichtspunkt.

Legoa, die portug. große Meile, früher = 6196,96 und jetzt = 5000 m.

Legoniel, Vorort im NW. von Belfast in der irischen Grafschaft Antrim, mit (1891) 4023 Einw.

Legouvé (spr. lögūwé), 1) (Le Gouvé) Jean Baptiste, franz. Dichter, geb. 23. Juni 1764 in Paris, gest. daselbst 1. Sept. 1812, schrieb die Dramen: »La mort d'Abel« (nach Geßner, 1792), »Épicharis, ou la mort de Néron« (1793), »Quintus Fabius« (1795), »Laurence« (1798), »Étéocle et Polynice« (1799) und »La mort d'Henri IV« (1806), durch rednerische Effekte glänzende Exerzitien im klassischen Stil, von denen nur die beiden ersten einen dauernden Erfolg hatten, veröffentlichte dann mehrere Elegien und begründete seinen Ruhm durch das Gedicht »Le mérite des femmes« (1800), ein Loblied auf das schöne Geschlecht, welches über 40 Auflagen erlebt hat. L., 1798 in das Institut aufgenommen, vertrat einige Jahre lang Delille am Collège de France in seiner Professur der lateinischen Dichtkunst u. war 1807—10 Direktor des »Mercure de France«. Seine »Œuvres« sammelten Bouilly und Malo (Par. 1826, 3 Bde.).

2) Ernest, franz. Theaterdichter und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 15. Febr. 1807 in Paris, erlangte schon 1827 mit einem Gedicht über die Buchdruckerkunst einen Preis der Akademie und trat dann als Romanschriftsteller mit »Max« (1833), »Édith de Falsen« (1840) u. a. vor die Öffentlichkeit, aber ohne besondern Erfolg. Erst eine Reihe von Vorlesungen, die er 1847 als Dozent am Collège de France über die Entwickelungsgeschichte der Frauen hielt und später in den Werken: »Histoire morale des femmes« (7. Aufl. 1882) und »La femme en France au XIX. siècle« (1864) veröffentlichte, erregte die Teilnahme des gebildeten Publikums und wandte ihm insbes. den Teil desselben zu, der fortan seinen treuesten Anhang bildete: die Frauen der höhern Stände. Einen verwandten Ton schlug er später mit demselben Erfolg in »La science de la famille« (1867) und in »Messieurs les enfants« (1868) an, einer launigen Verherrlichung des französischen Kindes als Alleinherrschers im Hause, die ihm das Herz aller Mütter gewann. Inzwischen war L. auch als Dramatiker aufgetreten u. hatte das Glück, daß drei große Tragödinnen in von ihm entworfenen Rollen sich auszeichneten: Mademoiselle Mars in »Louise de Lignerolles« (mit Dinaux), die Rachel in »Adrienne Lecouvreur« (mit Scribe, 1849) und A. Ristori in der Tragödie »Médée«. Andre Stücke von L. sind: »Bataille de dames« und »Les contes de la reine de Navarre« (beide mit Scribe, 1851); »Par droit de conquête« (1855); »Le Pamphlet« (1857); »Les doigts de fée« (mit Scribe, 1858); »Béatrix« (nach seinem eignen Roman »Béatrix, ou la Madone de l'art«, 1861); »Un jeune homme qui ne fait rien« (1861); »Les deux reines de France« (1865, 4. Aufl. 1872; lange Jahre von der Zensur verboten); »Miss Suzanne« (1867); »Anne de Kerviler« (1880) und »La Considération« (1880). Von sonstigen Werken erwähnen wir: »Les pères et les enfants au XIX. siècle« (1867—69, 2 Bde.), ein Teil der öffentlichen Vorträge, die L. unter großem Andrang des Publikums über die Familienfrage, die Frauenfrage, über Erscheinungen der Litteratur und Kunst etc. seit länger als zwei Jahrzehnten zu halten pflegte; ferner: »Nos filles et nos fils« (2. Aufl. 1879); »L'art de la lecture« (2. Aufl. 1879); »La lecture en action« (1881; neue Ausg. mit den vorigen u. d. T.: »La lecture en famille«, 1882) u. »Soixante ans de souvenirs« (1886—87, 2 Bde.; Ausg. in 4 Bdn. 1888); »Fleurs d'hiver, fruits d'hiver; histoire de ma maison« (1890); »Une élève de seize ans« (1890). L. ist seit 1855 Mitglied der Akademie.

Légrád, Markt im ungar. Komitat Zala, gegenüber der Mündung der Mur in die Drau, Station der Südbahnlinie Groß-Kanizsa-Zákány, mit Schiffahrt, lebhaftem Handel und (1890) 2798 kroatischen und magyar. Einwohnern.

Legrand du Saulle (spr. lögräng dü ßōl'), Henri, Mediziner, geb. 16. April 1830 in Dijon, gest. 6. Mai 1886 in Paris, studierte in Dijon, fungierte als Arzt in den Irrenanstalten von Dijon, Quatremares bei Rouen und Charenton, dann seit 1862 in Paris. L. gehörte zu den hervorragendsten Irrenärzten, und seine Vorlesungen über Krankheiten des Gehirns und Nervensystems wurden von Ärzten aus allen Ländern besucht. Er schrieb: »La folie devant les tribunaux« (Par. 1864); »Pronostic et traitement d'épilepsie« (1869, 2. Aufl. 1873); »Le délire des persécutions« (1871); »La folie héréditaire« (1873; deutsch von Stark, Stuttg. 1874); »Traité de médecine légale, de jurisprudence médicale, et de toxicologie« (2. Aufl. 1885); »La folie du doute avec délire du toucher« (1875); »Étude médico-légale sur les épileptiques« (1877); »Étude clinique sur la peur des espaces« (1878); »Étude médico-légale sur l'interdiction des aliénés« (1880); »Les Hystériques« (1882) u. a.

Legrénzi, Giovanni, bedeutender ital. Komponist, geb. um 1625 in Clusone bei Bergamo, gest. 26. Mai 1690 in Venedig, Schüler von Pallavicino, war erst Organist in Bergamo, später Direktor des Konservatoriums dei Mendicanti in Venedig und seit 1685 Kapellmeister an San Marco daselbst. L. war das Haupt der neuvenezianischen Musikschule und bildete zahlreiche und tüchtige Schüler (darunter Lotti). Er komponierte 17 Opern (zumeist für Venedig), die besonders in der Behandlung der Instrumentalbegleitung einen Fortschritt bekunden, außerdem Trio-Sonaten für Kammer und Kirche, eine große Zahl 2—5stimmiger Motetten und Psalmen, Kantaten, 2 Oratorien etc. Auch vergrößerte er das Orchester der Markuskirche erheblich, so daß dasselbe auf 34 Spieler gebracht wurde.

Legros (spr. lögro), 1) Pierre, franz. Bildhauer, geb. 1656 in Paris, gest. 1719 in Rom, gewann als Zögling der Pariser Akademie mit einem Relief, welches den mit seiner Familie in die Arche einziehenden Noah darstellte, den ersten Preis für Skulptur und ging darauf als Pensionär nach Rom. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er vielfältige Beschäftigung für die Gärten der Tuilerien und von Versailles. Da er aber in seiner Heimat weniger Beifall fand als in Rom, kehrte er dahin zurück. L. war namentlich in der technischen Behandlung Meister; doch lassen seine Werke edle Einfachheit und Naturwahrheit vermissen. Zu seinen besten Werken gehören: der Triumph der Religion, auf dem Hauptaltar der Jesuitenkirche in Rom; die Verklärung des heil. Ludwig von Gonzaga, im Collegio Romano (Relief); die Statue des heil. Stanislaus Kostka auf dem Sterbebett; die Kolossalstatue des heil. Dominikus, in der Peterskirche; die Apostel Thomas und Bartholomäus, in der Kirche San Giovanni im Lateran.

2) Alphonse, franz. Maler und Radierer, geb. 8. Mai 1837 in Dijon, bildete sich im Atelier von Cambon in Paris, dann bei Lecoq de Boisbaudran und bereiste längere Zeit Spanien, von wo er Motive zu zahlreichen Bildern mitbrachte. 1866 ließ er sich in London nieder, wo er später Professor am University College u. South Kensington-Museum wurde. Nachdem er 1857 mit dem Porträt seines Vaters debütiert hatte, folgten: Angelus (1859), das Votivbild (Museum in Dijon), die Steinigung des Stephanus (Galerie in Avranches), Mönche im Gebet, die Ehrenerklärung (Museum des Luxembourg), die Pilgerfahrt (Galerie in Liverpool), ein spanisches Kloster, die Einsegnung des Meeres (1873), die Taufe, der Kesselflicker, die Mädchenschule, das arme Thal, Pietà. Von seinen Radierungen sind hervorzuheben: der Mönch mit der Fackel, der Tod des heil. Franziskus, das Porträt von Thomas Carlyle, der Holzhauer, die Pestkranken. Er hat sich auch in der Bildhauerkunst versucht.

Legua (spr. legwa), span. Wegemaß, s. Meile.

Leguane (Kammeidechsen, Iguanidae), Eidechsenfamilie aus der Gruppe der Dickzüngler (Crassilingues), Vertreter der Agamen in der Neuen Welt, etwa 300 Arten mit fünfzehigen, kräftigen Beinen, den Körper an Länge übertreffendem Schwanz und an der Innenseite der Kiefer befestigten, pleurodonten Zähnen. Man unterscheidet Baumleguane (Dendrobatae) und Erdleguane (Humivagae). Die Gattung Leguan (Baumleguan, Baumagame, Iguana *Laur.*) umfaßt Tiere mit gestrecktem, seitlich zusammengedrücktem Leib, großem, vierseitigem Kopf, kurzem Hals, kräftigen Beinen, sehr langzehigen Füßen, sehr langem, am Grunde zusammengedrücktem, oft mit dornigen Wirtelschuppen besetztem Schwanz, großem Kehlsack mit Stachelkamm, langem Rückenkamm, höckerigen und gekielten Kopfschildern und schwach gekielten Schuppen an den Seiten des Leibes. Der gemeine L. (Iguana tuberculata *Laur.*, s. Tafel »Eidechsen II«, Fig. 1), 1,5 m lang, blattgrün, an mehreren Stellen in Blau, Dunkelgrün, Braun übergehend, auf der Unterseite und an den Beinen gestreift, am Schwanz geringelt, lebt in Brasilien, Mittelamerika und auf den Antillen, meist auf Bäumen, am Wasser, in welchem er sehr gut schwimmt und taucht, nährt sich hauptsächlich von Insekten, frißt aber auch Pflanzenstoffe, setzt sich, in die Enge getrieben, mutig zur Wehr und zeigt sich boshaft und tückisch. Das Weibchen legt weiße Eier von der Größe der Taubeneier in den Sand, kümmert sich aber nicht weiter um dieselben. Oft findet man in den Bruthöhlen sehr zahlreiche Eier, welche von mehreren Tieren herstammen. Man jagt diese und andre Arten wegen ihres sehr zarten Fleisches, auch werden die Eier gern gegessen. Man hält sie auch in Gärten und Häusern, wo sie lästige Insekten fangen.

Légué, Le (spr. legbé), franz. Hafenort, s. Saint-Brieuc.

Legūmen (lat.), soviel wie Hülse, s. Frucht.

Legumīn (Erbsenstoff, Pflanzenkasein), der in großer Menge in den Hülsenfrüchten, auch im Hafer vorkommende Proteïnkörper, wird erhalten, wenn man die Samen mit kaltem, wenig Ätzkali enthaltendem Wasser behandelt und den Auszug mit Essigsäure fällt. L. ist in reinem Wasser kaum, leicht dagegen in schwach alkalischem Wasser und in Lösungen von basisch phosphorsaurem Kali löslich. Letzteres Salz vermittelt auch die Lösung des Legumins in den Samen. Nach Kochen mit Wasser wird es in Alkalien und Säuren unlöslich. Aus seinen Lösungen wird es durch Lab, Essigsäure, Alkohol ꝛc. gefällt; die Lösung gerinnt beim Erhitzen nicht wie Eiweißlösung, bildet aber beim Verdampfen eine sich immer wieder erneuernde Haut wie die Milch. Beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure gibt das L. neben Tyrosin und Leucin viel Asparaginsäure und wenig Glutaminsäure.

Leguminōse, von Hartenstein hergestellte Mischung aus Linsen-, Erbsen-, Bohnenmehl mit Roggen- und Weizenmehl, kommt in vier Sorten in den Handel, welche sich durch das Verhältnis der stickstofffreien zu den stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen unterscheiden. L. gibt mit Wasser gekocht eine leichtverdauliche, nahrhafte Suppe für Kranke, Rekonvaleszenten, auch für Säuglinge. Durch Zusatz von Fleischextrakt oder Bratenjus wird der Geschmack verbessert. L. wird auch mit Fleischmehl (Fleischleguminose) oder Malzpräparaten (Maltoleguminose) hergestellt und eignet sich dann besonders für Blutarme.

Leguminōsen (Hülsenfrüchtige), umfangreiche, etwa 7000 Arten umfassende Pflanzenfamilie (oder Ordnung) aus der Ordnung der Rosalen, Kräuter oder Holzpflanzen mit abwechselnden Blättern mit Nebenblättern, meist traubigen Blütenständen und fünfgliederigen, regelmäßigen oder zygomorphen Blüten, die meist ein einziges Karpell, selten zwei oder mehr besitzen. Die Staubgefäße sind sehr verschieden ausgebildet; die Frucht ist meist eine zweiklappig aufspringende Hülse, seltener Balg- oder Gliederfrucht; das Nährgewebe des Samens ist spärlich oder fehlt ganz. Die L. zerfallen in 3 Unterfamilien: 1) Mimosoideae, Blüten regelmäßig, Knospenlage der Blumenblätter klappig; Untergruppen: Ingeae (Albizzia), Acacieae (Acacia), Eumimoseae (Mimosa) u. a. 2) Caesalpinioideae, Blüten zygomorph, Knospenlage der Blumenblätter dachig, mit aufsteigender Deckung; Untergruppen: Dimorphandreae (Erythrophloeum), Cynometreae (Copaiba), Amherstieae (Tamarindus), Bauhinieae (Bauhinia, Cercis), Cassieae (Cassia, Ceratonia), Kramerieae (Krameria), Eucaesalpinieae (Caesalpinia, Haematoxylon, Gleditschia) u. a. 3) Papilionatae. Blüten zygomorph, Knospenlage der Blumenblätter dachig, mit absteigender Deckung (s. Papilionaten). Fossile Reste von L., besonders von Cäsalpinieen und Mimoseen, sind mit Sicherheit erst in Tertiärschichten nachweisbar, da die Nachweise über ihr Vorkommen in der Kreide unzureichend sind; in den Quartärbildungen Toscanas haben sich Blätter und Früchte des im Mittelmeer-

gebiet noch jetzt vorkommenden Cercis Siliquastrum erhalten, das in der Tertiärzeit einen Vorläufer in C. inaequalis gehabt zu haben scheint. — Zahlreiche Arten der L. finden in der Technik, Medizin u. a. Anwendung. Die verschiedenen Gummisorten des Handels (Gummi arabicum, Kapgummi u. a.) stammen von afrikanischen oder australischen Acacia-Arten (A. Senegal, arabica, horrida); Kopaivabalsam liefern mehrere amerikanische Copaiba-Arten, Kopal Trachylobium-Arten Afrikas und amerikanische Hymenaea-Arten. Farbstoffe werden aus den Hölzern von Caesalpinia (Pernambuk- und Sappanholz) und von Haematoxylon campechianum (Blauholz) gewonnen. Als Arzneimittel sind die Sennesblätter (von verschiedenen Cassia-Arten), desgleichen das Fruchtmus von Tamarindas indica als Abführmittel geschätzt. Eßbare Früchte liefern unter andern einige amerikanische Inga-Arten, der Johannisbrotbaum (Ceratonia Siliqua) u. a. Als Zierpflanzen werden ihrer staubgefäßreichen, wohlriechenden Blüten wegen verschiedene Acacia-Arten, wegen der auffallenden Reizbarkeit ihrer Blätter auch Mimosa pudica gezogen. Die giftige Rinde von Erythrophloeum guineense kommt in Guinea zu Gottesurteilen zur Verwendung.

Leh, Stadt, s. Le.

Le Havre, s. Havre, Le.

Lehde, Land, welches von jeher oder seit langer Zeit sich selbst, der Natur, überlassen war.

Lehde, Spreewalddorf, s. Lübbenau.

Lehe (Bremerlehe), Flecken und Kreishauptort im preuß. Regbez. Stade, an der Geeste und unmittelbar nördlich von Bremerhaven, mit diesem und dem südlich angrenzenden Geestemünde durch eine Pferdeeisenbahn verbunden, hat eine evang. Kirche, ein Lutherdenkmal, eine Telegraphenschule, ein Amtsgericht, Dampfmühlen und Dampfsägerei, Ziegeleien, Kunstgärtnereien, eine Eis-, eine Zement- und eine Dachpappenfabrik, Dampfwäscherei, Bierbrauerei, Festungswerke an der Wesermündung und (1890) mit Garnison (3. Matrosen-Artillerieabteilung) 14,483 Einw., davon 884 Katholiken und 59 Juden. L. gehörte bis 1652 zum Erzstift Bremen, dann zu Schweden und fiel 1715 an Hannover.

Lehen, s. Lehnswesen.

Lehesten, Stadt im meining. Kreis Saalfeld, im Thüringer Wald und an der Linie Ludwigstadt-L. der Bayrischen Staatsbahn, 640 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, die größten Schieferbrüche Deutschlands (mit 2000 Arbeitern und einer jährlichen Produktion von ca. 43,000 Ton. im Werte von 1½—2 Mill. Mk.), Fabrikation von Schiefertafeln, Handel mit Dach- und Tafelschiefer und (1890) 2026 Einw., davon 51 Katholiken. Der Ort (Lestein) wird schon im 9. Jahrh. erwähnt und erhielt 1651 Stadtrecht. In der Nähe der Wetzstein (785 m) mit schöner Rundsicht.

Lehigh (spr. li-hai), Nebenfluß des Delaware im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, 145 km lang, durchfließt ein reiches Kohlenbecken, wird von einem Kanal 114 km weit bis Mauch Chunk begleitet und mündet bei Easton.

Lehm (Laimen), ein durch Quarzsand, Glimmerblättchen, Kalk und Eisenhydroxyde verunreinigter Thon, der je nach seinem Eisengehalt eine hellere oder dunklere, gelbe bis gelbbraune Farbe besitzt; er fühlt sich weniger fettig an als Thon, bindet das Wasser nicht so stark wie dieser und schwindet beim Trocknen in geringerm Grade. Diese Eigenschaften ändern sich mit der quantitativen Zusammensetzung des Lehms, der bei zunehmendem Sandgehalt in Sand oder Sandmergel, durch Aufnahme von Kalk in Mergel übergeht. Der L. wird beim Brennen rot oder bläulichrot, in starker Hitze schmilzt er zu einer schwärzlichen oder blaugrauen Schlacke. Der L. ist teils ein an Ort und Stelle entstandenes Verwitterungsprodukt der oft direkt darunter anstehenden Gesteine (Verwitterungslehm), teils ein durch fließendes Wasser zusammengespülter und oft von Geschieben und Blöcken fremder Gesteine durchsetzter Zersetzungsschlamm (Geschiebelehm, Blocklehm, Gehängelehm, Aulehm). Seiner Bildungszeit nach gehört er vorwiegend der Quartärformation an. Er findet vielfältige Anwendung in der Baukunst, gebrannt zu Dach- und Mauerziegeln, roh zu Lehmsteinen, Lehmputz, Strohlehmschindeln, zum Ausstreichen der Fachwände, zum Vermauern der Steine bei Brandmauern, Schornsteinen, Öfen etc. Vom L. zu unterscheiden ist der Löß (s. d.), welcher zuweilen oberflächlich, durch Auslaugung des Calciumkarbonats etc., in L. übergehen kann.

Lehm., bei botan. Namen Abkürzung für Johann Georg Christian Lehmann, geb. 25. Febr. 1792 zu Haselau in Holstein, gest. 12. Febr. 1860 als Direktor des botanischen Gartens zu Hamburg. Er schrieb Monographien über Primeln (1817), Asperifoliaceen (1818), Nicotiana (1818), Potentilla (1820, 1835 und 1856), »Novarum et minus cognitarum stirpium pugillus« (Hamb. 1828—57, 10 Bde.), »Plantae Preissianae« (das. 1844—48, 2 Bde.).

Lehmann, 1) Johann Georg, Topograph, geb. 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth, gest. 6. Sept. 1811 in Dresden, ward 1784 Soldat und Kompanieschreiber zu Dresden, besuchte die dortige Kriegsschule und erregte Aufmerksamkeit durch topographische Arbeiten. 1793 als Sergeant verabschiedet, unternahm er die Vermessung eines Teiles des Dessauer Gebietes sowie der Herrschaft Lichtewalde, wurde Straßenbauaufseher des Wittenberger Kreises und 1798 Offizier und Lehrer an der Ritterakademie zu Dresden. 1806 in den sächsischen Quartiermeisterstab berufen, wohnte er der Schlacht bei Jena bei, nahm 1807 als Hauptmann an der Belagerung von Danzig und an der Blockade von Graudenz teil und wurde dann Direktor der Militärplankammer in Dresden. L. verbesserte Konstruktion und Gebrauch des Meßtisches und stellte eine neue, bald sehr verbreitete Methode für das Situationszeichnen auf, deren Grundzüge in der 1799 erschienenen Schrift »Darstellung einer neuen Theorie zur Bezeichnung der schiefen Flächen« enthalten sind, eine ausführliche Darstellung aber in seinem nach Lehmanns Tode von Fischer herausgegebenen Hauptwerk: »Die Lehre der Situationszeichnung« (Dresd. 1812—16, 2 Bde.; 5. Aufl. 1843), fanden (s. Landkarten).

2) Peter Martin Orla, dän. Staatsmann, geb. 19. Mai 1810 in Kopenhagen aus einer holsteinischen Familie, gest. 13. Sept. 1870, widmete sich in Kopenhagen, Kiel und Berlin dem Studium der Rechte, kehrte 1833 in seine Vaterstadt zurück und beteiligte sich schon als Rechtskandidat an den politischen Bewegungen seines Vaterlandes, besonders als Vertreter der skandinavischen Einheitsideen. 1839—42 gehörte er der Redaktion des »Faedrelandet« an. 1839 stand er an der Spitze der Deputation, welche von Christian VIII. Verleihung verfassungsmäßiger Freiheiten verlangte. Von der Regierung nicht zur Advokatur zugelassen, ward er in den Gemeinderat und 1840 in

die Ständeversammlung gewählt. Er verfocht hauptsächlich den Gedanken, Holstein und Lauenburg sich selbst zu überlassen und dafür Schleswig völlig an Dänemark anzuschließen und mit diesem durch eine gemeinsame Verfassung zu verbinden. In dem seit dem bekannten »Offenen Briefe« von 1846 entbrannten Streit zwischen den dänischen und deutschen Provinzialständen stand L. an der Spitze der eiderdänischen oder nationalliberalen Partei, welche bald darauf in Dänemark zur Herrschaft kam. Die Kopenhagener Bewegung im März 1848 brachte L. als Minister ohne Portefeuille in das sogen. Kasinoministerium. Er erhielt darauf die Mission, das Berliner und Londoner Kabinett für die eiderdänischen Pläne zu gewinnen, erreichte aber diesen Zweck nur in London teilweise. Bei dem Umschwung der dänischen Politik im November 1848 erhielt er seine Entlassung und ward zum Amtmann von Veile in Jütland ernannt, im April 1849 in Kolding von den Schleswig-Holsteinern gefangen genommen und mehrere Monate auf Schloß Gottorp festgehalten. Freigelassen, ward er in den konstituierenden Reichstag gewählt, wo er der Hauptverfasser der Gesetze war, durch welche Dänemark zu einem konstitutionellen Staat mit völlig demokratischem Grundgesetz gemacht ward. 1855 war L. Mitglied des außerordentlichen Staatsgerichtshofs, vor welchem die im Dezember 1854 abgetretenen Minister belangt wurden, und 1856 ward er Mitglied des Reichsrats. Am 15. Sept. 1861 mit dem Portefeuille des Innern betraut, nahm er 31. Dez. 1863 mit dem gesamten Ministerium Hall seine Entlassung. Er schrieb: »Om årsagerne til Danmarks Ulykke« (1864). Vgl. Reinhardt, Orla L. og hans samtid (Kopenh. 1871).

3) Heinrich, franz. Maler, geb. 14. April 1814 in Kiel, gest. 31. März 1882 in Paris, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dann von Ingres in Paris. Im Salon trat er zuerst 1835 mit Tobias und der Engel auf. 1837 wurde er von Ludwig Philipp beauftragt, den Tod Roberts des Starken für die Galerie von Versailles zu malen. Gegen Ende des Jahres siedelte er nach München über, von wo er 1838 nach Italien ging. Später kehrte er nach Paris zurück. Unter den Staffeleibildern des Künstlers, der sich in Frankreich hatte naturalisieren lassen, sind zu nennen: der Fischer, nach Goethe (1837, Museum von Carcassonne); die Töchter der Quelle, Mariuccia (beide 1842); Prometheus (1851, im Luxembourg); Ankunft der Sara bei den Eltern des Tobias (1866). Diese Bilder zeichnen sich durch Feinheit und Kraft der Modellierung und Anmut der Form aus. Seine Formenkenntnis kam ihm namentlich auch in seinen zahlreichen Porträten zu gute. Vortrefflich verstand sich L. auf dekorative Malerei in Fest- und Prachträumen. Ende der 50er Jahre malte er im Thronsaal im Luxembourg, dann im Palais de Justice zu Paris. Unter seinen monumentalen Kirchenmalereien sind die in der Kapelle des Heiligen Geistes zu St.-Merry die bedeutendsten; von seinen Altarbildern sind die Geißelung Christi (von 1842, in St.-Nicolas zu Boulogne) u. Mariä Himmelfahrt (1850, St.-Louis en l'Ile) zu nennen. Seine Schöpfungen haben meist einen akademischen Charakter, dem es an Wahrheit und Wärme fehlt.

4) Theodor Heinrich Wilhelm, Begründer der deutsch-nationalen Partei in Schleswig-Holstein, Vetter von L. 2), geb. 22. Nov. 1824 in Rendsburg, gest. 29. Juli 1862 in Kiel, studierte die Rechte in Tübingen, Heidelberg und Kiel, machte 1848—50 den Krieg gegen Dänemark mit und ward 1851 Advokat in Kiel. Als Abgeordneter der holsteinischen Provinzialstände (1859) stritt er für die Zusammengehörigkeit der Herzogtümer, wirkte mit bei der Stiftung des Nationalvereins zu Frankfurt a. M. (September 1859) und trat in den Ausschuß. 1861 wurde er wegen einer Resolution, welche eine von ihm berufene Versammlung in Kiel über die schleswig-holsteinische und deutsche Frage annahm, von der dänischen Regierung in Untersuchung gezogen, aber 1862 freigesprochen.

5) Julius, Agrikulturchemiker, geb. 4. Juli 1825 in Dresden, gest. daselbst 12. Jan. 1894, studierte seit 1848 in Jena, Gießen, Freiberg und Paris, wurde 1854 Oberlehrer am Vitzthumschen Gymnasium und der Blochmannschen Erziehungsanstalt zu Dresden. 1857 Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Weidlitz, später zu Pommritz (in der sächsischen Oberlausitz), ging er 1867 an die landwirtschaftliche Akademie zu Proskau u. 1869 als Vorstand der landwirtschaftlichen Zentralversuchsstation nach München. Hier wurde ihm 1872 gleichzeitig die Einrichtung der landwirtschaftlichen Abteilung an der technischen Hochschule und an derselben die ordentliche Professur der Agrikulturchemie übertragen. Ende 1879 trat er in den Ruhestand und lebte seitdem in Dresden. L. arbeitete namentlich über Pflanzen- und Tierernährung und lieferte auch mehrere analytische Arbeiten und milchwirtschaftliche Untersuchungen. Seine Methode des Verbackens des Mehls aus ausgewachsenem Roggen zu einem völlig normalen, lange Zeit haltbaren Brot ist von großer Bedeutung für die Volksernährung.

6) August, Stenograph, geb. 16. April 1843 in Zossen, gest. 8. April 1893 in Berlin. Das Schuhmacherhandwerk, dem er sich in Berlin widmete, betrieb er nicht lange, sondern fertigte fabrikmäßig Schuhabsätze, bis er die Stenographie kennen lernte und seit 1875 als Praktiker und Schriftsteller nur noch für diese wirkte. Er studierte zuerst das Arendssche System, dann das Stolzesche und veröffentlichte 1875 ein eignes System unter der Bezeichnung »Stenotachygraphie« (Leitfaden, 16. Aufl., Berl. 1890). Die aufgetauchten Zweifel an Lehmanns Urheberschaft entbehren der Begründung. Sein System (Schriftprobe auf der Tafel »Stenographie«) fand Anhänger und machte Schule, doch wurde L. 1883 wegen geplanter Änderungen von einem großen Teile seiner Schule verlassen. Mit dem kleinen Stamm, der ihm treu blieb, bildete er das System um und nannte es nun »Schnellstenographie« (Lehrbuch, 2. Aufl., Berl. 1892). Der Hauptteil der Schule ging nicht mit und nahm (1890) selbständig andre Modifikationen am System vor, behielt aber den Namen »Stenotachygraphie« oder »Engschnellschrift« bei. Mit Lehmanns Tode sind die »Schnellstenographen« als Körperschaft verschwunden, während die »Stenotachygraphen« seit der Trennung von L. größere Fortschritte gemacht haben. Es besteht ein Allgemeiner deutscher Stenotachygraphenverband (Vorort Berlin) mit 8 Unterverbänden u. ein Allgemeiner österreichischer Stenotachygraphenverband (Vorort Linz a. D.). Die Zahl der Vereine beträgt zur Zeit rund 160 mit 3600 Mitgliedern, etwa 4000 Personen werden jährlich neu unterrichtet, und 4 Fachzeitschriften vertreten die Interessen der Schule. Eine Übertragung des Systems aufs Französische liegt in 2. Auflage vor. Verbreitete Lehrbücher sind die von Dahms (»Lehrgang der Stenotachygraphie«, 1. Teil, 7. Aufl., Berl. 1894) und

Pfänder (»Stenotachygraphie. Ratgeber«, 7. Aufl., Augsb. 1895). Vgl. Dahms, A. Lehmann, ein Charakterbild (2. Aufl., Münch. 1885); Sandow, Verzeichnis der stenotachygraphischen Litteratur (Berl. 1891); Reiße, Kalender für Stenotachygraphen (Schweidnitz, seit 1891); Günther, Kritische Beleuchtung der Stenotachygraphie (Bresl. 1885); Dahms, Ist die Stenotachygraphie eine rationelle Kurzschrift? (Halle 1886); G. Müller, Kritik der Stenotachygraphie (Freib. i. Br. 1886); E. Köhler, Die Stenotachygraphie (Berl. 1892); O. Lehmann, Die Stenotachygraphie (das. 1894).

7) Max, deutscher Geschichtschreiber, geb. 19. Mai 1845 in Berlin, studierte 1863—67 in Königsberg, in Bonn (unter v. Sybel) und Berlin Geschichte, erwarb 1867 mit der Dissertation »De Annalibus qui vocantur Colonienses maximi quaestiones criticae« die philosophische Doktorwürde zu Berlin, ward 1868 Gymnasiallehrer daselbst, 1875 Staatsarchivar am Geheimen Staatsarchiv und Redakteur der »Historischen Zeitschrift« (hrsg. von v. Sybel), 1879 Lehrer der Geschichte an der Kriegsakademie, 1887 Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften und 1888 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Marburg. 1892 ward er nach Leipzig und 1893 nach Göttingen berufen. Er schrieb: »Knesebeck und Schön. Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege« (Leipz. 1875); »Stein, Scharnhorst und Schön. Eine Schutzschrift« (das. 1877); »Preußen und die katholische Kirche seit 1640« (das. 1878—94, 7 Bde.); »Scharnhorst« (das. 1886—87, 2 Bde.), eine ausgezeichnete Biographie, für welche L. 1888 den zur Erinnerung an den Vertrag von Verdun gestifteten Preis für das beste Geschichtswerk erhielt; »Friedrich d. Gr. und der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs« (das. 1894) und zahlreiche Abhandlungen besonders in der »Historischen Zeitschrift« und in den »Preußischen Jahrbüchern«.

8) Lilli, Sängerin, geb. 24. Nov. 1848 in Würzburg als die Tochter der Sängerin und Harfenvirtuosin Marie L.-Löwe, debütierte in Prag, folgte 1868 einem Engagementsanerbieten nach Danzig und ging zwei Jahre später an das Stadttheater nach Leipzig, welches sie in kürzester Frist mit der Hofbühne in Berlin vertauschte, wo sie 1876 zur königlichen Kammersängerin ernannt wurde. Im Frühjahr 1886 begab sie sich zu einer Gastspielreise nach Nordamerika, wo sie sich mit dem Tenoristen Paul Kalisch verheiratete. Die eigenmächtige Verlängerung ihres Urlaubs hatte ihre Entlassung aus dem Verband der Berliner Hofbühne zur Folge. Seit 1892 lebt sie wieder in Deutschland. Lilli L. hat sich im lyrischen, sentimentalen, komischen und heroischen Fach in gleichem Maße bewährt, wie in letzter Zeit als Liedersängerin. — Ihre Schwester Marie, ebenfalls Sängerin, geb. 15. Mai 1851 in Hamburg, betrat die Bühne zuerst in Leipzig, war 1872—73 am Hamburger, dann am Kölner, 1878—79 am Breslauer Stadttheater, dann am Landestheater zu Prag engagiert, von wo sie 1881 zum Hofoperntheater in Wien überging. Sie gefällt vornehmlich als Darstellerin ernster und schwärmerischer Charaktere.

9) Otto, Physiker, geb. 13. Jan. 1855 in Konstanz, studierte in Straßburg, wurde Lehrer in Freiburg i. Br., 1876 in Mülhausen i. E., 1883 Dozent, dann Professor an der technischen Hochschule in Aachen, 1888 Professor für Elektrotechnik in Dresden und später Professor der Physik an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Er schrieb: »Physikalische Technik, speziell Anleitung zur Selbstanfertigung physikalischer Apparate« (Leipz. 1885); »Molekularphysik mit besonderer Berücksichtigung mikroskopischer Untersuchungen« (das. 1888—89, 2 Bde.); »Die Kristallanalyse« (das. 1891), auch bearbeitete er die 6. Auflage von Ficks »Physikalischer Technik« (Braunschw. 1890—95, 2 Bde.).

Lehmbau, s. Pisébau.

Lehmboden, s. Boden, S. 166.

Lehmdecke (Windelboden), s. Decke.

Lehmestrich, s. Estrich.

Lehmformerei, s. Gießerei.

Lehmguß, das Gießen der Metalle in Lehmformen, sowie die Erzeugnisse desselben.

Lehmkuhle, Bauerschaft im preuß. Regbez. Münster, Kreis Recklinghausen, hat Steinkohlenbergbau, ein Dampfsägewerk und (1890) 4414 Einw. Dazu das Rittergut Knippenberg.

Lehmmastix, s. Dachdeckung.

Lehmmörtel, s. Mörtel.

Lehmpatzen, s. Mauersteine.

Lehmpisémauerwerk, s. Pisébau.

Lehmputz, s. Putz.

Lehmschindeln (Streichschindeln), s. Dachdeckung.

Lehmschlag, s. Estrich und Pisébau.

Lehmsteine (Lehmziegel), s. Mauersteine.

Lehnbuch, ein öffentliches Buch, in welchem die Lehngerechtsame und Lehngrundstücke einer Kirche oder geistlichen Pfründe verzeichnet sind, die vorkommenden Lehnsfälle eingetragen sowie auch die Lehnstücke ab- und zugeschrieben werden; auch Bezeichnung für öffentliche Bücher überhaupt, in welchen die in einer Flurgemarkung belegenen, früher lehnbaren Grundstücke verzeichnet sind. An die Stelle derselben sind jetzt die Grundbücher (s. d.) getreten.

Lehndorff, Heinrich Ahasver Emil August, Graf von, preuß. General, geb. 1. April 1829 in Steinort im Kreis Angerburg als zweiter Sohn des Landhofmeisters Grafen Karl von L. (gest. 1854), trat in das Regiment Garde du Corps, ward in demselben zum Rittmeister befördert und 8. Juni 1866 zum Major und Flügeladjutanten des Königs Wilhelm I. ernannt, in dessen Gefolge er seitdem ununterbrochen verblieb; auf allen Reisen und in den Kriegen war er des Monarchen unzertrennlicher Begleiter. 1868 wurde er Oberstleutnant, 1871 Oberst und Kommandeur der Leibgendarmerie, 1876 Generalmajor und 1881 Generalleutnant und Generaladjutant. Erst nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. (9. März 1888) wurde er unter Beförderung zum General der Kavallerie und Belassung seines Ranges als Generaladjutant von Kaiser Wilhelm II. außer Dienst gestellt und 1894 zum Landhofmeister von Preußen ernannt.

Lehner, der Viertelhofsbesitzer, s. Bauer, S. 563.

Lehnfolge, s. Lehnswesen, S. 155 f.

Lehngeld, s. Laudemium.

Lehngericht (Mannengericht, Curia, Lehnkurie), im Mittelalter (seit dem 10. Jahrh.) das unter dem Vorsitz des Lehnsherrn oder eines Stellvertreters desselben zusammentretende Gericht, welches in Lehnssachen Recht sprach. Als Urteiler fungierten diejenigen Vasallen oder Mannen des Lehnsherrn, welche Lehen von der gleichen Gattung innehatten wie dasjenige, welches bei dem Rechtsstreit in Frage kam, und die eines und desselben Standes waren wie der vor das Gericht gezogene Vasall (pares curiae, judicium

parium). An Stelle dieser Lehngerichte traten später auf gewöhnliche Weise organisierte und von Beamten des Lehnsherrn verwaltete Gerichte; das letzte Beispiel eines Mannengerichts kam im Fürstentum Hohenlohe 1788 vor. Der Ausdruck L. wurde wohl auch auf das Lehnsgut übertragen, mit welchem eine solche Gerichtsbarkeit verbunden war, und so bezeichnet L. in manchen Gegenden noch jetzt ein Rittergut.

Lehnhof, s. Lehngericht und Lehnswesen, S. 154.

Lehnin, Flecken im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Zauch-Belzig, an mehreren Seen, die durch die schiffbare Emster zur Havel abfließen, hat eine evang. Kirche (ehemalige Klosterkirche, 1872—77 restauriert), die Reste des ehemaligen, 1180 vom Markgrafen Otto I. gestifteten, 1542 aufgehobenen Cistercienserklosters Himmelpfort, eine Oberförsterei, Ofenfabrikation, Schiffbau, eine Dampfsägemühle, Ziegelbrennerei, Schiffahrt und (1890) 2319 Einw. Vgl. Heffter, Geschichte des Klosters L. (Brandenb. 1851); Sello, L., Beiträge zur Geschichte von Kloster und Amt (Berl. 1881). — Aufmerksamkeit erregte zu verschiedenen Zeiten die angeblich um 1300 in 100 lateinischen leoninischen Versen verfaßte sogen. Lehninsche Weissagung (»Vaticinium Lehninense«), deren Verfasser der Mönch Hermann sein soll. Der allgemeine Inhalt ist eine Klage über das Erlöschen der Askanier und das Aufkommen der Hohenzollern, dann aber eine Charakteristik jedes einzelnen Regenten aus dem letztgenannten Haus bis auf das elfte Geschlecht. Den Schluß macht die Prophezeiung, daß nach dem Herrscher des elften Geschlechts, der stemmatis ultimus sein werde, die Herde den Hirten und Deutschland den König wiederempfangen werde. Die Sprache ist etwas gekünstelt und mitunter unklar, das Versmaß korrekt. Das Gedicht tauchte zuerst Ende des 17. Jahrh., um 1690, in Handschriften auf und wurde im geheimen verbreitet. Zum erstenmal gedruckt erschien es in dem »Gelahrten Preußen« (Königsb. 1723). Eine 2. Ausgabe ohne Angabe des Druckortes kam 1741 heraus, eine 3. mit den Druckorten Berlin und Wien 1745, eine 4. in Frankfurt und Leipzig 1746, also alle während der ersten Regierungsjahre Friedrichs d. Gr. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges wurde 1758 in Bern abermals ein Abdruck veranstaltet. Seitdem schien der Bruder Hermann vergessen zu sein, bis das Unglück Preußens nach Jena und Tilsit sein Andenken auffrischte. Da erschien 1808 mit Angabe der Druckorte Frankfurt und Leipzig eine Schrift: »Hermann von L., der durch die alte und neueste Geschichte bewährt gefundene Prophet des Hauses Brandenburg«. Der Verfasser dieser äußerst seltenen Schrift hielt die Prophezeiung durch den Sturz Preußens für erledigt und mithin den damaligen König Friedrich Wilhelm III. für den stemmatis ultimus. Neues Aufsehen machte die 1827 von Bouverot herausgegebene Schrift: »Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère de L.«, die von W. v. Schütz unter dem Titel: »Weissagung des Bruders Hermann von L.« (Würzb. 1847) deutsch bearbeitet wurde. Ebenfalls Parteizwecken dienten die Ausgaben des Gedichts von Boost (Augsb. 1848), Wilhelm Meinhold (Leipz. 1849), Rösch (Stuttg. 1849); vgl. die kritischen Schriften von Guhrauer (Berl. 1850), Gieseler (Erfurt 1850) und M. Heffter (s. oben). Neuerdings, namentlich seit Gründung des Deutschen Reiches und Beginn des Kulturkampfes, bemächtigten sich die Ultramontanen wieder einmal des Vaticiniums, um, wie die Demokraten 1848, den bevorstehenden Untergang des preußischen Königshauses und den Sieg des Papsttums daraus abzuleiten. Daß die Weissagung eine Fälschung ist, unterliegt keinem Zweifel. Während die Regenten bis zum Großen Kurfürsten richtig bezeichnet und charakterisiert werden, weiß der Verfasser von Friedrich I. schon nicht mehr, daß derselbe die Königswürde erworben hat. Die nachfolgenden Könige werden ganz verkehrt und den geschichtlichen Thatsachen widersprechend geschildert. Das elfte stemma, mit dem das Hohenzollernhaus enden sollte, war Friedrich Wilhelm III., und nur durch die gezwungene Auslegung, daß Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV., weil ohne direkte Nachkommen, keine stemmata seien, dehnen die ultramontanen Erklärer die Frist bis auf Wilhelm I. aus, nach welchem der Hirt, d. h. der Papst, die Herde, Deutschland den (katholischen habsburgischen) König wiedererhalten werde. Die Weissagung ist augenscheinlich von einem Märker um 1690 verfaßt. Die älteste Widerlegung schrieb 1746 der Pfarrer Weiß in L. Auf Veranlassung Friedrich Wilhelms III. beschäftigte sich Wilken zuerst mit der Frage nach dem Verfasser und erklärte 1827 den 1693 verstorbenen Kammergerichtsrat Martin Friedrich Seidel dafür, Giesebrecht den Rittmeister v. Olven, Gieseler und neuerdings Pröhle (Berl. 1888) den Abt von Huysburg, Nikolaus v. Zitzewitz. Schon Valentin Schmidt wies auf Ludwig Andreas Fromm hin, und Hilgenfeld (»Die Lehninsche Weissagung«, Leipz. 1875) begründete eingehend die Behauptung, daß Fromm der Urheber der Fälschung sei. Dieser war Propst an der Petrikirche zu Berlin, und selbst ein eifriger orthodoxer Lutheraner, trat er gegen die Maßregeln des Großen Kurfürsten wider die lutherischen Geistlichen schroff auf und entzog sich einer Disziplinaruntersuchung 1666 durch die Flucht nach Wittenberg. Da er hier nicht den gewünschten Empfang fand, begab er sich nach Prag, trat hier 1668 zur katholischen Kirche über und wurde Domherr in Leitmeritz, wo er 1685 starb. Aus religiösem Fanatismus, und um sich an dem hohenzollerischen Fürstenhaus zu rächen, schrieb der Konvertit das Gedicht und verbreitete es unter der Hand in geheimnisvoller Weise unter einflußreichen Personen. Andre (Bailleu in der »Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde«, Bd. 15, S. 368) behaupten, daß ein in der Stadt Brandenburg oder deren Umgebung wohnender katholischer Märker, der über die Ansiedelung von Schweizer Kolonisten bei L. erzürnt war, 1691 das Vaticinium verfaßt habe. Nach H. Schneider (»Über die Handschriften des Vaticinium Lehninense«, Berl. 1890) ist es nur die tendenziöse Erweiterung eines zur Zeit des Restitutionsedikts erschienenen Gedichts. Vgl. Sabell, Litteratur der sogen. Lehninschen Weissagung (Heilbr. 1879).

Lehnkurie, s. Lehngericht und Lehnswesen, S. 154.

Lehnpferde, s. Ritterpferde.

Lehnrecht, s. Lehnswesen.

Lehnsatz, s. Lemma.

Lehnseid, s. Huldigung.

Lehnserneuerung, s. Lehnswesen, S. 155.

Lehnseröffnung, soviel wie Heimfall des Lehns (s. d. und »Lehnswesen«, S. 156).

Lehnsfall, s. Lehnswesen, S. 155.

Lehnstamm, s. Lehnswesen, S. 156.

Lehnsverhältnis, das Verhältnis einer im Eigentum jemandes stehenden Sache, kraft dessen sie einem ausgedehnten erblichen Nutzungsrecht eines andern gegen Übernahme gewisser Treuverpflichtungen durch

diesen unterworfen und so dem Genußrecht des Eigentümers entzogen ist (vgl. Lehnswesen); auch das Verhältnis zwischen Lehnsherr und Lehnsmann.

Lehnswesen (Feudal-, Benefizialwesen). Man versteht unter Lehn oder Lehen (Lehnrecht, lat. Feudum, Feodum, Beneficium) das ausgedehnteste erbliche Nutzungsrecht an einer fremden Sache, welches sich auf eine Verleihung seitens des Eigentümers gründet, die zugleich zwischen diesem und dem Berechtigten das Verhältnis wechselseitiger Treue hervorruft; auch diese Sache selbst, zumeist ein Grundstück oder ein Komplex von Grundstücken, wird Lehn (Lehnsgut) genannt. Der betreffende Eigentümer ist der Lehnsherr (Lehngeber, dominus feudi, senior), der Berechtigte der Vasall (vassus, vasallus) oder Lehnsmann. Sprachlich hängt der Ausdruck »Lehn« mit »leihen« zusammen, bedeutet also soviel wie geliehenes Gut; über das Wort Feudum (Feodum) s. d. Den Gegensatz zum Lehn bildet das freie Eigentum, Allodium (s. d.). Die dem Vasallen zustehende Berechtigung nähert sich thatsächlich dem Eigentum so sehr, daß man dieselbe geradezu als nutzbares Eigentum (dominium utile) und das Recht des eigentlichen Eigentümers als Obereigentum (dominium directum) zu bezeichnen pflegt. Die Rechtsgrundsätze über das L. bilden das Lehnrecht im objektiven Sinne.

[Geschichte des Lehnswesens.] Das L. ist hervorgegangen aus der Verschmelzung zweier Rechtsinstitute wesentlich germanischen Ursprungs, des Benefizialwesens und der Vasallität. Nachdem ein großer Teil des Grundbesitzes der merowingischen Könige durch Landschenkung an Kirche und Laien zu (beschränktem) Eigentum gelangt war, erforderte die Umgestaltung der Fußtruppen in Reiterheere eine Vermehrung der leistungsfähigen Grundbesitzer, weshalb Karl Martell und seine Söhne, um Landverleihungen in großem Stile vornehmen zu können, eine umfassende Einziehung von Kirchengütern verfügten, welche unter Pippin und Karlmann systematisch geregelt wurde; da nun nach katholischem Kirchenrecht das Kirchengut unveräußerlich war, so konnte den Empfängern solcher Güter nur ein Leihrecht, beneficium, eingeräumt werden. In der Folge wurde dann auch bei Vergabungen aus Krongut das Recht des Empfängers als Leiherecht behandelt. Gleich dem Könige verliehen auch Kirchen, weltliche Große, Grafen und andre Beamte, selbst einfache Freie Benefizien. Die Vasallität ist aus der germanischen Gefolgschaft (s. d.) hervorgegangen; vassus bezeichnet ursprünglich einen im Hause des Herrn dienenden Knecht, seit dem 8. Jahrh. wird das Wort auf ein höheres Schutz- und Dienstverhältnis angewendet, welches den Herrn zur Gewährung von Schutz, Unterhalt und Kriegsausrüstung, bez. zur Verleihung eines ausreichenden Benefiziums, den Vasallen zur Treue, zu Hofdiensten und zur Kriegsfolge verpflichtete. Durch die Verbindung von Benefizialwesen und Vasallität entstand das mittelalterliche Lehn als ein mit der Verpflichtung zu vasallischer Treue und vasallischen Diensten verliehenes Benefizium. Die schon frühzeitig auftretende Tendenz zum Erblichwerden der Benefizien kam in nachfränkischer Zeit zum Durchbruch. Seit dem 10. Jahrh. wurde die Verpflichtung zum Kriegsdienst auf den Lehnbesitz gegründet. Vom militärischen Gebiet aus hat das L. allmählich das Gebiet der Reichsverhältnisse überhaupt erfaßt; während nämlich anfänglich Gegenstand des Benefiziums nur Grundstücke, dann auch Klöster, Kirchen sein konnten, wurden später auch obrigkeitliche Rechte, namentlich die Grafschaft (s. Graf) und die Herzogswürde, zu Lehn gegeben, so daß sich erbliche Zwischengewalten zwischen der Krone und der Masse der Bevölkerung herausbildeten. So entstand eine besondere Staatsform, welche das ganze Mittelalter beherrscht. Die Bedeutung des Lehnswesens als Grundlage der Kriegsverfassung schwand mit der Umgestaltung der letztern infolge der Einführung stehender Heere seit dem 15. Jahrh., welche zugleich den Anstoß zur Beseitigung der politischen Bedeutung des Lehnswesens gab. In Frankreich und England brach das Königtum die Macht der Feudalaristokratie. In Deutschland führte das L. mit dem Sinken der kaiserlichen Macht zur Entwickelung der Landeshoheit, in welcher es in politischer Beziehung schließlich aufging. Durch die Auflösung des Deutschen Reiches wurde der bisher formell erhaltene Reichslehenverband aufgehoben, indem die Fürsten, insoweit sie nicht mediatisiert wurden, aus Vasallen des Reiches zu unabhängigen Trägern der vollen Staatsgewalt wurden und die Lehnsherrlichkeit des Reiches im übrigen auf die neuen Souveräne überging. In privatrechtlicher Beziehung wurde das L. in Frankreich durch die Revolution von 1789 vollständig beseitigt. In Deutschland erfolgte seit Mitte dieses Jahrhunderts durch die staatliche Gesetzgebung eine Umgestaltung des Lehnswesens, durch welche dasselbe seine Bedeutung größtenteils verloren hat (s. Ablösung). In wenigen Ländern, z. B. in Mecklenburg, ist das L. intakt geblieben; im übrigen besteht es unverändert nur bei Thronlehn und andern landesherrlichen Dotations- und Gnadenlehn fort; auch die Kronämter werden vielfach noch zu Lehnrecht verliehen. Alle andern Lehen sind entweder völlig allodifiziert oder doch von der Lehnsherrlichkeit befreit, so daß sie nur noch dem agnatischen Recht unterliegen. Für das öffentliche Recht hat das Lehnrecht eine praktische Bedeutung nur noch bei Thronfolgefragen, die mangels besonderer hausgesetzlicher Normen nach altem Reichslehnrecht beurteilt werden.

[Quellen des deutschen Lehnrechts.] Das deutsche Lehnrecht beruht auf den wenigen das L. betreffenden Gesetzen deutscher Könige und auf der Übung des Reichslehngerichts sowie der einzelnen Lehnhöfe; als Rechtsquellen kommen ferner in Betracht die Rechtsbücher des Mittelalters, welche auf gewohnheitsrechtlichem Wege zur Anerkennung gelangt sind, so die Lehnrechtsbücher des Sachsenspiegels und Schwabenspiegels, der Rechtsteig Lehnrechts, eine Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Lehnssachen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., das sogen. Kleine Kaiserrecht (s. d.), das Görlitzer Lehnrecht (s. d.) u. a. Mit der Rezeption des römischen Rechts im 15. Jahrh. (s. Deutsches Recht) erfolgte die Rezeption des langobardischen Lehnrechts, enthalten in den Libri (consuetudines) feudorum, einer aus den Gesetzen der Kaiser Konrad II., Lothar III. und Friedrich Barbarossa und aus der Praxis der Mailänder Kurie durch die Jurisprudenz in Pavia und Mailand von 1166 geschaffenen Kompilation (vgl. K. Lehmann, Die Entstehung der Libri feudorum, Rostock 1891), welche als collatio decima Novellarum dem Corpus juris civilis beigefügt, glossiert und als kaiserliches geschriebenes Recht anerkannt wurde. Dazu kamen dann zahlreiche Partikulargesetze, wie z. B. das kursächsische Lehnsmandat von 1764, das altenburgische Lehnsedikt von 1795, das badische Edikt vom 12. Aug.

1807, das bayrische Lehnsedikt von 1808 und die Ablösungsgesetze der Neuzeit.

[Wesentliche Grundsätze des Lehnrechts.] Zu einem Lehn im eigentlichen Sinne des Wortes (feudum proprium, rectum, verum) im Gegensatz zu andern abgeleiteten Besitzformen (feudastra) gehören als wesentliche Erfordernisse (essentialia feudi): ein lehnbarer Gegenstand, aktive Lehnsfähigkeit des Herrn und passive Lehnsfähigkeit des Vasallen, die Einräumung ausgedehntester Nutzungsrechte (Nutzeigentum) und die Begründung des wechselseitigen Verhältnisses der Lehnstreue (fidelitas feudalis). Als natürliche oder regelmäßige Eigenschaften des Lehns (naturalia feudi, communis feudorum ratio), welche im Zweifel bei jedem Lehn vorhanden sind, gelten insbes. die Investitur, d. h. die feierliche Verleihung des Lehns, die Erblichkeit und die besondere Erbfolge in das Lehn mit Bevorzugung des Mannesstammes. Der Mangel einer solchen Eigenschaft macht ein Lehn zu einem unregelmäßigen (feudum irregulare, improprium). Ursprünglich galten nur Liegenschaften als lehnbar, insbes. Gebäude (feudum aedificii, Gebäudelehn; feudum kemenatae, Kemnatslehn, dessen Gegenstand ein steinernes, meist zur Privatverteidigung befestigtes Haus war), eine Burg (f. castri, Burglehn; f. aperturae, Öffnungslehn, bei welchem dem Lehnsherrn das Recht zustand, im Notfall zu der Lehnburg seine Zuflucht zu nehmen und eine Besatzung in dieselbe zu legen). Mit dem Burglehn nicht zu verwechseln ist das Burghutlehn (f. castrense), bei welchem der Vasall gegen die Verpflichtung, die Burg zu bewachen und zu verteidigen, vom Burgherrn Grundstücke oder Gefälle zu Lehn erhielt. Der Begriff der objektiven Lehnsfähigkeit wurde aber später erweitert auf alle Gegenstände und Rechte, welche die Möglichkeit einer fortdauernden Nutzung gewähren, insbes. auch auf staatliche Hoheitsrechte (Regallehn; vgl. Fahnenlehn und Zepterlehn). Von den Lehen an unkörperlichen Sachen sind besonders zu nennen: das Amtslehn, Ambachtslehn (f. officii), dessen Gegenstand ein Amt, namentlich ein Hofamt, aber auch ein andres Amt (Schulzenlehn, Bürgermeisterlehn) ist, das Zehntlehn (f. decimarum), welches ein Zehntrecht zum Gegenstand hatte, das Jagdlehn (f. venationis), das Rentenlehn (f. annuae praestationis, besonders als Geldlehn, f. pecuniarum, konstituiert), das Wappenlehn (f. insignium), Vogteilehn (f. advocatiae), Gerichtslehn (f. jurisdictionis), das Postlehn (f. postarum, bezüglich der Reichsposten dem Hause Thurn und Taxis verliehen). Von Lehn an Kirchensachen und kirchlichen Rechten (feuda ecclesiastica, Kirchenlehn, Stiftslehn) sind zu nennen: das Patronatslehn (f. juris patronatus), dessen Gegenstand das Patronatsrecht (s. d.) hinsichtlich gewisser Kirchenbenefizien ist, das Altarlehn (f. altaragii), bei welchem das Patronat über die zu bestimmten Altären gehörigen Stiftungen verliehen wird, das geistliche Zehntlehn u. a. Zur Lehnsfähigkeit des Lehnsherrn (aktive Lehnsfähigkeit) wird erfordert: Dispositionsbefugnis in Ansehung des Gegenstandes und die Fähigkeit zum Erwerb jener Rechte und zur Eingehung jener Verpflichtungen, welche durch das Lehnsverhältnis begründet werden. Ursprünglich setzte die aktive Lehnsfähigkeit voraus, daß sich der Lehnsherr Kriegsdienste versprechen lassen konnte; mit dem Wegfall der Kriegsdienstpflicht als eines wesentlichen Erfordernisses des Lehns fiel auch dieses Erfordernis der Lehnsfähigkeit fort. Dagegen steht nach der Verfassung mehrerer deutscher Staaten (z. B. Bayern) die aktive Lehnsfähigkeit prinzipiell nur dem Landesherrn zu, und nur zu gunsten gewisser Klassen von Staatsangehörigen (z. B. der standesherrlichen Familien) sind Ausnahmen gemacht. Hierauf beruht die Unterscheidung von Staatslehn und Privatlehn. Die passive Lehnsfähigkeit setzt die für den Gegenstand des Lehns erforderliche Erwerbsfähigkeit sowie die Fähigkeit, den aus der Lehnstreue entspringenden persönlichen Verpflichtungen nachzukommen, voraus. Absolut unfähig sind diejenigen, welchen jene Erwerbsfähigkeit fehlt, und Ehrlose. Nur relativ unfähig sind solche Personen, welchen bloß die Fähigkeit zur Leistung der Lehnsdienste mangelt, da auf diese der Lehnsherr verzichten kann. Hierbei hat sich trotz des Wegfalls der Kriegsdienstpflicht des Vasallen die Regel erhalten, daß dem zum Kriegsdienst Untauglichen die Belehnung verweigert werden kann; deshalb sind relativ unfähig: Gebrechliche, Frauen, Anrüchige, Unfreie, Geistliche, juristische Personen, Ketzer und bei Ritter- oder Helmlehen (feuda nobilia) alle nicht ritterbürtigen Personen. Über die Lehnsfähigkeit als Voraussetzung der Lehnsfolgefähigkeit s. unten. Der Vertrag, durch welchen eine Belehnung vereinbart wird, heißt Lehnvertrag (Lehnkontrakt, contractus feudalis); derselbe kann insbes. auf einem Kauf oder Tausch beruhen; im Mittelalter kam auch häufig die sogen. Lehnsauftragung (oblatio feudi) vor, darin bestehend, daß jemand, um sich unter den Schutz eines mächtigern Lehnsherrn zu begeben, diesem sein Allod zu Eigentum übertrug, um es als Lehn zurückzuempfangen. Die Errichtung (Begründung des Rechts am Lehngut und des Treuverhältnisses) erfolgt regelmäßig durch die Investitur (constitutio feudi, infeudatio), welche ursprünglich in dem Mannengericht (Lehngericht, Lehnkurie, Lehnhof) vor den Vasallen, später aber in der Lehnkanzlei stattfand. Der Akt der Investitur besteht in der feierlichen Erklärung des Lehnsherrn, die Sache dem Vasallen zu Lehn zu geben (actus traditionis) und dem, regelmäßig eidlichen, Versprechen der Lehnstreue (Lehneid, homagium, vasallagium) seitens des Vasallen (actus inaugurationis). Ist die Eidespflicht erlassen, so spricht man von Handlehn (feudum injuratum). Die Investitur erfolgte gewöhnlich unter Anwendung von Symbolen, so der Fahne (s. Fahnenlehn) oder Lanze, des Schwertes ꝛc. Zur Bekräftigung des Belehnungsaktes und als Beweisurkunde über denselben wird vom Lehnhof ein Lehnbrief (litterae investiturae) in herkömmlicher solenner Form ausgestellt. Hiervon zu unterscheiden sind: der Lehnschein (Rekognitionsschein), welcher bis zur Ausfertigung des Lehnbriefs vorläufig über die Belehnung ausgestellt wird, das Lehnprotokoll, d. h. das über den Belehnungsakt unter öffentlicher Autorität aufgenommene Instrument, von welchem der Lehnbrief ein Auszug ist, der Lehnrevers (Gegenbrief), in welchem der Vasall den Empfang des Lehns und seine Verpflichtung zur Lehnstreue bekennt, das Lehndinumerament (Lehnsinventar, Spezifikation), ein Verzeichnis der in der Investitur inbegriffenen Gegenstände. Besondere Arten der Investitur sind die Koinvestitur und die Eventualbelehnung. Erstere (investitura simultanea) ist diejenige Investitur, welche gleichzeitig an dem nämlichen Gegenstand mehreren Personen erteilt wird. Hier werden die mehreren Beliehenen nach ideellen Teilen an dem Lehngut

berechtigt, ohne daß zwischen ihnen etwa ein wechselseitiges Erbrecht in Ansehung des letztern begründet würde (Mitbelehnung, coinvestitura juris communis oder juris langobardici). Verschieden davon ist die coinvestitura juris germanici, die sogen. Gesamtbelehnung, bei welcher ursprünglich die mehreren Belehnten das gesamte vasallische Recht ungeteilt erhielten und der wegfallende Teil eines Gemeiners den übrigen anwuchs, während nach einer schon frühzeitig entwickelten leichtern Form, der sogen. Belehnung zur gesamten Hand, nur einem oder einigen der zugleich Belehnten der wirkliche Besitz und Genuß des Lehns eingeräumt wurde, die übrigen (Gesamthänder) nur eventuelle Successionsrechte erwarben. Bei der erstern Form der Gesamtbelehnung hob eine Teilung des Lehns selbst (Thatteilung, Lotteilung, Grundteilung) die Gemeinschaft und mit ihr das gegenseitige Anwachsungsrecht auf, wogegen eine Teilung der Nutzungen (Mutschierung [s. d.], Örterung) diese Wirkung nicht hatte. Die Eventualbelehnung ist eine Investitur für die Eventualität des Heimfalls eines Lehens, d. h. eine an einer bereits verliehenen Sache für den Fall vorgenommene Investitur, daß die Rechte des dermaligen Vasallen und seiner Nachkommenschaft erlöschen sollten. Die Eventualbelehnung charakterisiert sich also als eine wirkliche, wenn auch unter einer Suspensivbedingung vorgenommene Investitur, und eben darum vererben sich auch die Rechte aus derselben nach Lehnrecht. Verschieden davon ist die sogen. Lehnsexspektanz (Lehnsanwartschaft, exspectativa feudalis), welche darin besteht, daß jemand einem andern für den Fall, daß ihm ein gewisses Lehn heimfallen werde, die Belehnung damit verspricht. Es ist dies nur ein Vorvertrag zu einem event. abzuschließenden Lehnskontrakt, aus welchem dem »Lehnanwärter« ein Forderungsrecht auf Erfüllung dieses Versprechens zusteht.

Die Summe der Rechte des Lehnsherrn ist die Lehnsherrlichkeit. Nicht zu verwechseln damit ist die Lehnshoheit, d. h. das dem Staate zustehende Hoheits- und Aufsichtsrecht über alle Lehen innerhalb des Staatsgebiets. Die Lehnsherrlichkeit umfaßt die persönlichen Rechte des Lehnsherrn dem Vasallen gegenüber, und insofern entspricht ihr die Lehnpflicht des letztern, dann aber auch die dinglichen Rechte des erstern an dem Lehnsobjekt. Der Person des Vasallen gegenüber hat der Lehnsherr das Recht auf Lehnstreue, deren Bruch Felonie (s. d.) genannt wird, auf Ehrerbietung (Lehnreverenz) und Lehngehorsam, d. h. auf Leistung von Kriegs- u. Hofdiensten. Mit der Zeit, insbes. seit Ende des 17. Jahrh., sind diese Kriegsleistungen regelmäßig in Geldleistungen verwandelt (»adäriert«) worden, sei es durch Auflage einer stehenden Abgabe für jedes Ritterpferd (Ritterpferdgelder), sei es durch Unterwerfung der früher steuerfreien Güter der Ritterschaft unter eine besondere Rittersteuer oder unter die allgemeine Grundsteuer.

Der Lehnsherr kann ferner von dem Vasallen bei Verlust des Lehns die Lehnserneuerung (renovatio investiturae) fordern und zwar sowohl bei Veränderungen in der Person des Lehnsherrn (Veränderungen in der herrschenden Hand, Herrenfall, Hauptfall, Thronfall) als auch bei Veränderungen in der Person des Vasallen (Veränderung in der dienenden Hand, Lehnsfall, Vasallenfall, Nebenfall). In jedem dieser beiden Fälle muß der Vasall binnen Jahr und Tag (1 Jahr 6 Wochen 3 Tage) ein schriftliches Gesuch (Lehnsmutung) einreichen und um Erneuerung der Investitur bitten; doch kann die Frist auf Nachsuchen durch Verfügung des Lehnsherrn (Lehnsindult) verlängert werden. Partikularrechtlich ist der Vasall dabei, abgesehen von den Gebühren für die Wiederbeleihung (Schreibschilling, Lehntaxe), zuweilen auch zur Zahlung einer besondern Abgabe (Laudemium, Lehngeld, Lehnware, Handlohn) verpflichtet. Das Eigentum des Lehnsherrn am Lehnsgut zeigt sich insbes. in seinem Revokationsrecht bei unerlaubter Veräußerung, in dem Recht zur Lehnvisitation bei vorkommenden Deteriorationen, in dem Retraktrecht (Lehnretrakt, s. Näherrecht) und in dem Rechte der Konsolidation (s. unten) für den Fall der Erledigung des Lehns oder des Verlustes desselben wegen Felonie des Vasallen; letztern Falls muß der Lehnsherr die Privationsklage stellen und der Vasall durch richterliches Urteil des Lehns für verlustig erklärt werden.

Der Vasall hat gemeinrechtlich (anders in neuern Partikularrechten) dem Lehnsherrn gegenüber ebenfalls den Anspruch auf Treue, die sich insbes. in der Gewährung von Schutz äußert (Lehnprotektion), und ein Bruch derselben zieht für den Lehnsherrn den Verlust seines Obereigentums nach sich. Am Lehnsobjekt hat der Vasall das nutzbare Eigentum, welches das Recht auf vollkommenen Gebrauch und Fruchtgenuß gewährt. Dagegen ist der Vasall ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht zur Veräußerung der ihm am Lehn zustehenden Rechte (durch Übertragung des dominium utile, Einräumung eines erblichen Kolonats, Verpfändung) befugt. Nicht als Veräußerung dieser Rechte ist anzusehen: Verpachtung, Vermietung, Servitutbestellung, Afterlehn (Subinfeudation), soweit dieselbe nicht per oblationem (s. oben) geschieht. Die unerlaubte Veräußerung ist nichtig; dem Lehnsherrn steht die unverjährbare Revokationsklage (actio revocatoria feudi) gegen den Erwerber zu. Überdies ist zu einer Veräußerung des Lehns die Zustimmung sämtlicher Agnaten, d. h. der lehnfolgefähigen Seitenverwandten des Vasallen, welche mit ihm zusammen vom ersten Empfänger des Lehns (primus acquirens) abstammen, erforderlich. Ebensowenig wie der Vasall das Lehn unter Lebenden veräußern darf, kann derselbe letztwillig darüber verfügen. Die aus dem Lehnverband entspringenden Rechte und Pflichten können durch Stellvertreter ausgeübt werden, welche entweder einfache Bevollmächtigte (Mandatare) sind (Lehnsubstituten, Lehnbevollmächtigte, Lehnpfleger) oder solche, die die betreffenden Rechte und Pflichten kraft selbständigen Rechts und in eignem Namen ausüben (prodomini, provasalli, Lehnträger). Eine Stellvertretung der letztern Art auf Seite des Vasallen (provasallagium) kam namentlich dann vor, wenn juristische Personen, wie z. B. Gemeinden, oder wenn Frauen beliehen worden waren, oder wenn für minderjährige Vasallen außer dem Allodialvormund ein besonderer Lehnsvormund bestellt wurde, welcher die aus der persönlichen Seite des Lehnsverhältnisses hervorgehenden Rechte und Verbindlichkeiten des minderjährigen Vasallen wahrzunehmen hatte.

Der Übergang eines schon konstituierten Lehns auf einen neuen Vasallen heißt Lehnfolge (Lehnsuccession, successio feudalis). Solange ein Lehn sich in der Hand des ersten Empfängers befindet, wird es Neulehn (feudum novum) genannt, während das in dem Besitz eines Deszendenten befindliche Lehn als Alt- oder Stammlehn (feudum antiquum, paternum) bezeichnet wird. Das Lehnfolgerecht,

d. h. das Recht gewisser Personen, im Erledigungsfalle in das Recht des verstorbenen Vasallen zu succedieren, ist im Gegensatz zum Intestaterbrecht ein unentziehbares, auf der Investitur des Stammvaters (primus acquirens) beruhendes Recht (successio ex pacto et providentia majorum). Zur Lehnfolge berufen sind sämtliche lehnfähigen Deszendenten des ersten Erwerbers, durch den Investiturakt können auch die Seitenverwandten des primus acquirens zur Lehnfolge berufen werden (feudum novum jure antiqui concessum). Die Lehnfolgefähigkeit setzt voraus Abstammung aus gültiger Ehe, so daß ausgeschlossen sind adoptierte, uneheliche und legitimierte Kinder; jedoch stehen bei niederm Adel die durch nachfolgende Ehe legitimierten Kinder auf Grund gewohnheitsrechtlicher Anerkennung eines Satzes des kanonischen Rechts den ehelichen gleich; beim hohen Adel sind auch die aus morganatischer Ehe und Mißheirat stammenden Personen ausgeschlossen. Die Lehnfolgefähigkeit setzt ferner Lehnsfähigkeit (s. oben) voraus; der Lehnsherr kann den Mangel der Lehnsfähigkeit zum Nachteil andrer Beteiligter nicht nachsehen. Das Lehnfolgerecht ist regelmäßig auf den Mannesstamm beschränkt; durch den Investiturvertrag können auch Weiber und weibliche Linien berufen sein (*Weiberlehn*, *Kunkellehn*), sei es stillschweigend, indem das Lehn zuerst einem Weibe verliehen wird (feudum femineum), oder ausdrücklich (feudum femininum). — Welche von den in abstracto berechtigten Personen zur Lehnfolge gelangt, bestimmt die *Lehnfolgeordnung*. Zunächst werden berufen die Deszendenten des verstorbenen Vasallen. Die Söhne vorverstorbener Söhne treten an die Stelle ihrer Väter (sogen. Repräsentationsrecht), indem sie nach Stämmen succedieren. Sind keine Deszendenten vorhanden, so kommen die agnatischen Seitenverwandten des Erblassers an die Reihe, aber immer nur diejenigen, welche mit dem Erblasser zusammen von dem ersten Empfänger des Lehns abstammen. Von diesen werden zunächst berufen die Brüder des letztverstorbenen Vasallen und die Söhne vorverstorbener Brüder, dann die entferntern Seitenverwandten. Nach der herrschenden Lehre entscheidet dabei zunächst die Nähe der Linie oder der Parentel. Unter dieser sind alle diejenigen verstanden, welche durch den nächsten gemeinsamen Stammvater verbunden sind. Innerhalb der Linie aber entscheidet dann die Gradesnähe (sogen. *Lineal-Gradualsystem*, *Parentelenordnung*). Gleichnahe Erben werden zugleich berufen; jedoch bildete sich seit Rezeption des langobardischen Rechts ein Vorzug des Alters in den Formen des Majorats (s. d.) oder Primogenitur (s. d.) aus. Werden bei dem Tode eines Vasallen verschiedene Personen zur Lehn- und zur Allodialerbfolge berufen, so muß eine sogen. *Lehnsonderung*, d. h. eine Ausscheidung des Lehngutes von dem Allodialvermögen, vorgenommen werden. Hierbei hat der Lehnfolger dem Allodialerben die Meliorationen (Verwendungen des Vasallen, welche den Wert des Lehns erhöhen) zu ersetzen, wogegen der Allodialerbe dem Lehnfolger für die Deteriorationen (Schäden, die dem Lehn durch Thun oder Unterlassen des Vasallen zugefügt wurden) aufzukommen hat. Die schon perzipierten Früchte gehören zum Allod, die noch nicht perzipierten (natürlichen) Früchte fallen dem Allodialerben zu, wenn der Tod des Vasallen in die Sommerhälfte des Jahres fällt, sonst (gegen Erstattung der Bestellungskosten) dem Lehnfolger. Schulden des Vasallen ergreifen das Lehn nur dann, wenn sie *Lehnschulden* sind. Als solche gelten die Ansprüche der an und für sich zur Lehnfolge berufenen, aber wegen Gebrechlichkeit davon ausgeschlossenen Personen auf die Verabreichung von Alimenten. Partikularrechtlich gehören auch die Verpflichtung zur Alimentation und Ausstattung von Töchtern früherer Vasallen, die Pflicht zur Auszahlung des Leibgedinges oder Wittums an die Witwe des verstorbenen Vasallen und die Verbindlichkeit zur Zahlung der Begräbniskosten und der Kosten der letzten Krankheit desselben zu den Lehnschulden. Auch die durch eine sogen. *Lehnverbesserung*, d. h. durch einen von dritten, hierzu nicht verpflichteten Personen in das Lehn gemachten Aufwand, begründete Schuld gilt als Lehnschuld, so z. B. der Aufwand für Meliorationen, für den Ankauf des Lehns, für Erhaltung des ohne Verschulden des Vasallen herabgekommenen Lehns, für Tilgung von Lehnschulden u. dgl. Auch pflegt man hier gewöhnlich noch die sogen. *konsentierten* Lehnschulden mit aufzuführen, d. h. diejenigen, welche mit Zustimmung sämtlicher Lehninteressenten auf das Lehngut gelegt werden. Die Abfindung eines an sich Lehnfolgeberechtigten und die Verpflichtung zur Zahlung einer Abfindungssumme begründen ebenfalls eine Lehnschuld, welche allerdings nur diejenigen belastet, die durch jene Abfindung gewonnen haben (sogen. respektive Lehnschuld). Die Abfindungssumme selbst ist aber an und für sich durchaus allodialer Natur; doch wird nicht selten verabredet, daß dieselbe als sogen. *Lehnstamm* (constitutum feudale) auf dem Gut haften und in Ansehung der erbrechtlichen Verhältnisse nach Lehnrecht behandelt werden soll.

Eine *Beendigung des Lehnsverhältnisses* wird durch den Untergang der Sache, durch gültige Veräußerung derselben zum Allod und durch Ersitzung des Eigentums an dieser Sache durch einen Dritten herbeigeführt. Außerdem wird der Lehnsverband zwischen zwei Personen durch *Konsolidation* (*Heimfall des Lehns*, *Inkorporation*, *Inkameration*) aufgehoben, d. h. dadurch, daß das nutzbare Eigentum des Vasallen wieder mit dem Obereigentum des Lehnsherrn vereinigt wird, dieser also wieder volles Eigentumsrecht erhält. Die Veranlassung dazu kann eine Felonie (s. d.) des Vasallen oder eine sogen. Quasi-Felonie, d. h. ein schweres Verbrechen desselben, sein. Auch wird eine solche Konsolidation durch das Absterben aller Deszendenten des ersten Vasallen und der etwaigen Mitbelehnten, durch die Auflösung einer beliehenen juristischen Person, durch Ersitzung des nutzbaren Eigentums durch den Lehnsherrn, durch Verzicht (Refutation) des Vasallen auf das Lehn und durch Veräußerung des Lehns seitens des Vasallen an den Lehnsherrn bewirkt. Geht dagegen das Obereigentum des Lehnsherrn auf den Vasallen über, so daß dieser nunmehr das volle Eigentum erwirbt, so spricht man von einer *Appropriation* des Lehns, welch letztere infolge freiwilliger Abtretung seitens des Lehnsherrn, infolge einer Felonie des Lehnsherrn und infolge einer Ersitzung des Eigentums durch den Vasallen, hauptsächlich aber durch *Allodifikation*, d. h. durch Übertragung des vollen Eigentums auf den Vasallen kraft gesetzlicher Vorschrift eintritt. Vgl. außer den Lehrbüchern des deutschen Privatrechts: *Böhmer*, Principia juris feudalis (1765; 8. Aufl. von Bauer, Göttingen 1819); *Weber*, Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts nach den Grundsätzen G. L. Böhmers (Leipz. 1807—18, 4 Bde.); *Pätz*, Lehrbuch des Lehnrechts (2. Aufl., Götting. 1819); *Mayr*, Hand-

buch des gemeinen und bayrischen Lehnrechts (Landsh. 1831); Zachariä, Handbuch des königlich sächsischen Lehnrechts (1796; 2. Ausg. von Weiße und v. Langenn, Leipz. 1823); P. Roth, Mecklenburgisches Lehnrecht (Rostock 1858); Kremer, Das longobardisch-österreichische Lehnrecht (Wien 1838, 2 Tle.); Menzel, Die Entstehung des Lehnswesens (Berl. 1890).

Lehnträger, s. Lehnswesen, S. 155.

Lehnware, s. Laudemium.

Lehnwörter, s. Fremdwörter.

Lehon (spr. lö-óng), Charles Aimé Joseph, Graf von, belg. Staatsmann, geb. 1792 in Tournai, gest. 30. April 1868 in Paris, praktizierte als Advokat in Lüttich, bis er 1825 Abgeordneter in der Zweiten Kammer der Generalstaaten ward. Er schloß sich den Gegnern der damaligen Regierung an, ohne jedoch an der belgischen Revolution von 1830 unmittelbaren Anteil zu nehmen. Zum Mitglied des belgischen Kongresses erwählt, gehörte er in demselben zu den gemäßigten Doktrinären, deren Werk die Errichtung des neuen Königreichs Belgien und seine Verfassung war. Von 1831—42 war er belgischer Gesandter in Paris. 1836 ward er in den Grafenstand erhoben, und 1847—57 war er Mitglied der Zweiten Kammer. Seit 1857 lebte er in Paris. Vgl. Juste, Le comte Le Hon (Brüssel 1867). — Sein Sohn Louis Xavier Léopold, Graf L., geb. 1831, gest. 2. Nov. 1879, war 1851—56 Kabinettschef des Grafen Morny in Paris, 1856—70 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers.

Le Houx (spr. lö u), Jean, s. Basselin.

Lehr, Julius, Nationalökonom, geb. 18. Okt. 1845 zu Schotten im Großherzogtum Hessen, gest. 10. Okt. 1894 in München, studierte Staats- und Kameralwissenschaften an der Universität Gießen, war seit 1868 Privatdozent für Nationalökonomie an der Forstakademie zu Münden und seit 1874 Professor der Volkswirtschaftslehre am Polytechnikum zu Karlsruhe, von wo er 1885 an die Universität München berufen wurde. Er schrieb außer verschiedenen in staatswissenschaftlichen und technischen Zeitschriften erschienenen Abhandlungen: »Schutzzoll und Freihandel« (Berl. 1877), »Eisenbahntarifwesen und Eisenbahnmonopol« (das. 1879), »Die deutschen Holzzölle und deren Erhöhung« (Frankf. 1883), »Beiträge zur Statistik der Preise« (das. 1884); »Politische Ökonomie in gedrängter Fassung« (2. Aufl., Münch. 1892); »Grundbegriffe und Grundlagen der Volkswirtschaft« (Leipz. 1894); »Produktion und Konsumtion in der Volkswirtschaft« (nach dem Tode Lehrs herausgegeben und vollendet von Frankenstein, das. 1895), die Abhandlungen: »Waldwertrechnung und Statik« sowie »Forstpolitik« in Loreys »Handbuch der Forstwissenschaft« (Tübing. 1887); über »Aufwandsteuern« in Schönbergs »Handbuch der politischen Ökonomie« (3. Aufl., Tübing. 1891, 3 Bde.), über »Konversionen«, »Staatsschulden«, »Verbrauchssteuern«, »Zölle« u. a. im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«. Er redigierte seit 1878 mit T. Lorey die »Allgemeine Forst- und Jagdzeitung« und seit 1879 die volkswirtschaftliche Abteilung von »Meyers Konversationslexikon«.

Lehramtsprüfungen, staatlich geordnete Prüfungen, durch deren Bestehen die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Lehrämter dargethan werden muß, bestehen in allen gebildeten Staaten, in denen das Schulwesen als Angelegenheit des Staates oder wenigstens als der Aufsicht des Staates unterliegend betrachtet wird. Abgesehen von den technischen Prüfungen (für Turn-, Zeichen-, Musik-, Handarbeitslehrer und -Lehrerinnen) und denen für einzelne besondere Zweige des Erziehungs- und Unterrichtswesens (Taubstummen-, Blindenwesen, Landwirtschaftslehrer ꝛc.) sind im allgemeinen zu unterscheiden Lehrer- und Lehrerinnenprüfungen sowie Prüfungen für das Lehramt an Volksschulen und für das an höhern Schulen. Wegen der Lehrerinnenprüfungen s. Lehrerinnen. Für die Prüfungen der Lehrer dürfen die preußischen Ordnungen um so mehr als typisches Beispiel gelten, da alle übrigen deutschen Staaten diese, wenigstens ihren Grundzügen nach, allmählich ebenfalls angenommen haben.

I. Die Prüfungen für das Lehramt an Volksschulen verdanken ihre gegenwärtige Einrichtung den »Allgemeinen Bestimmungen« des Kultusministers Falk vom 15. Okt. 1872. Nach der in diesen enthaltenen Ordnung der Prüfungen der Volksschullehrer gilt als erste Prüfung, durch welche die Fähigkeit zur widerruflichen (provisorischen) Anstellung erlangt wird, die Entlassungsprüfung an den Schullehrerseminaren, zu der auch nicht im Seminar vorgebildete Lehramtskandidaten zugelassen werden, welche das 20. Lebensjahr zurückgelegt und durch Zeugnisse sittliche Unbescholtenheit und körperliche Tüchtigkeit zur Verwaltung eines Lehramtes nachgewiesen haben. Die Prüfungskommission besteht aus dem Kommissar des Provinzialschulkollegiums als Vorsitzendem, einem Kommissar der Bezirksregierung, in deren Bezirk das Seminar liegt, dem Direktor und den ordentlichen Lehrern des Seminars, welch letztere als Examinatoren fungieren. Die Prüfung ist schriftlich, mündlich und praktisch (Lehrprobe) und erstreckt sich über sämtliche pflichtige Gegenstände des Seminarunterrichts. Bei der Religionsprüfung wirkt für katholische Bewerber ein bischöflicher Kommissar, für evangelische der zuständige Generalsuperintendent oder dessen Vertreter mit. Bei jüdischen Bewerbern bildet die Religion keinen Gegenstand der Prüfung. Frühestens 2, spätestens 5 Jahre nach der ersten Prüfung haben die Volksschullehrer an einem Seminar desjenigen Regierungsbezirks, in dem sie angestellt sind, in einer zweiten Prüfung die Fähigkeit zur unwiderruflichen (definitiven) Anstellung darzuthun. Die Kommission hat dieselbe Zusammensetzung wie bei der ersten Prüfung. Auch der Verlauf der Prüfung ist wesentlich derselbe, und sie erstreckt sich über dieselben Gegenstände, nur mit dem Unterschied, daß das Hauptgewicht auf Erforschung der methodischen und praktischen Tüchtigkeit fällt. Muß diese beiden Prüfungen jeder Lehrer an öffentlichen Volksschulen ablegen, so kann ein solcher, nachdem dies geschehen, das Recht zur Anstellung als Lehrer an Oberklassen der Mittelschulen und höhern Mädchenschulen durch die Prüfung für Lehrer an Mittelschulen erwerben, für die ebenfalls unterm 15. Okt. 1872 die bis jetzt geltende Ordnung erlassen ward. Diese Prüfung wird am Sitz des Provinzialschulkollegiums vor einer eigens dazu bestellten Kommission abgelegt; zu ihr haben neben Volksschullehrern, welche ihre zweite Prüfung bestanden haben, auch Geistliche, Kandidaten der Theologie oder der Philologie und überhaupt Bewerber Zutritt, welche ein akademisches Triennium ordnungsmäßig absolviert haben. Vor derselben Kommission wird endlich auch die Anwartschaft zur Anstellung als Seminardirektor, Seminarlehrer, Vorsteher öffentlicher Präparandenanstalten, Rektor von Mittelschulen oder höhern Töchterschulen und zur

Leitung von Privatschulen, welche den Charakter von Mittelschulen oder von höhern Töchterschulen haben, durch Ablegung der *Rektoratsprüfung* erworben. Zugelassen werden alle, die entweder die Mittelschulprüfung bestanden haben, oder ohne diese zu einem der bezeichneten Ämter berufen sind oder eine entsprechende Privatschule übernehmen wollen.

II. Die *Prüfung für das Lehramt an höhern Schulen* (Examen pro facultate docendi) wurde in Preußen zugleich mit den wissenschaftlichen Deputationen in Berlin, Breslau und Königsberg 4. Dez. 1809 eingerichtet. Die erste Prüfungsordnung für diese erschien 12. Juli 1810. Dadurch wurde der höhere Lehrstand als solcher in Preußen überhaupt erst begründet und von dem der Theologen gesondert. An Stelle der Deputationen traten 1816 die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen an den Universitäten, die, alljährlich vom Kultusminister ernannt u. ihm unmittelbar unterstellt, noch jetzt diese Prüfung abnehmen. Die Prüfungsordnung hat mehrfache Überarbeitungen erfahren. Das Reglement vom 12. Dez. 1866 litt vorzugsweise an drei Gebrechen. Der Nachweis der *allgemeinen Bildung*, an sich eine nicht unberechtigte Forderung, war zu einer Ausdehnung gelangt, die ihn geradezu als Nebenprüfung erscheinen ließ; es wirkte beengend, daß alle zulässigen Verbindungen von einzelnen Lehrfächern, in denen der Bewerber die Lehrbefähigung nachzuweisen hatte, von vornherein festgestellt waren; endlich war es möglich, die Prüfung zu bestehen, aber ein Zeugnis (dritten Grades, fast nur für Unterklassen) davonzutragen, das thatsächlich von keiner Anstellungsbehörde für ausreichend erachtet wurde. Nach längern Vorberatungen ward daher unterm 5. Febr. 1887 eine neue Prüfungsordnung in 43 Paragraphen erlassen, welche diese Fehler vermeidet. Deren wesentlichste allgemeine Vorschriften sind folgende: Für die Zulassung ist erforderlich, daß der Kandidat das Reifezeugnis an einem deutschen Gymnasium erworben und darauf 3 Jahre an einer deutschen Staatsuniversität (oder der Akademie zu Münster) studiert hat. Wenn Mathematik, Naturwissenschaften oder neuere fremde Sprachen die Hauptfächer der Prüfung sind, so steht behufs der Zulassung das Reifezeugnis eines preußischen Realgymnasiums dem eines deutschen Gymnasiums gleich. Ausnahmsweise kann der Minister Entbindung von der vollständigen Erfüllung dieser Bedingungen gewähren (§ 3). Durch die Prüfung ist festzustellen: 1) ob ein Kandidat durch sein Studium der Philosophie und Pädagogik, durch seine Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Litteratur und, sofern er einer der christlichen Kirchen angehört, durch seine Kenntnis der Religionslehre seiner Konfession den an Lehrer höherer Schulen allgemein zu stellenden Forderungen entspricht; 2) welches Maß der Lehrbefähigung ihm in den Fächern seiner speziellen Studien zuzuerkennen ist (§ 7). — Das Gesamtergebnis der bestandenen Prüfung hat zwei Stufen: *Oberlehrerzeugnis* und *Lehrerzeugnis*. Den allgemeinen Anforderungen muß jeder genügen. Der künftige Oberlehrer muß daneben in zwei als selbständig zu rechnenden Lehrfächern (Hauptfächern) die Befähigung zum Unterricht in allen Klassen und in zwei andern Fächern (Nebenfächern) die Befähigung zum Unterricht in den mittlern Klassen (bis Untersekunda einschließlich) oder in einem Nebenfach die Befähigung für die obern Klassen erweisen. Der künftige Lehrer muß in zwei selbständigen Hauptfächern sich für mittlere Klassen befähigt beweisen und außerdem noch in zwei Nebenfächern für untere Klassen, an deren Stelle auch ein drittes Fach für Mittelklassen treten kann (§ 9). Als selbständige Fächer gelten 1) auf dem sprachlich-geschichtlichen Gebiet: a) Deutsch, b) Latein, c) Griechisch, d) Französisch, e) Englisch, f) Geschichte; 2) auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet: a) Mathematik, b) Physik, c) Chemie und Mineralogie, d) Botanik und Zoologie. Geographie ist Hauptfach und kann als zweites Hauptfach mit einem ersten Hauptfach aus jeder der beiden Gruppen verbunden werden; 3) eine dritte, für die Oberklassen untrennbare Gruppe bilden a) Religion u. b) Hebräisch. Dagegen ist die Auswahl der beiden Hauptfächer innerhalb der beiden ersten Gruppen ganz freigestellt und die Verbindung derselben mit Nebenfächern nur gewissen in der Natur der Sache begründeten Einschränkungen unterworfen. Bedingte Zeugnisse können in gewissen Fällen ausgestellt und müssen vor der festen Anstellung durch eine *Ergänzungsprüfung* vervollständigt werden (§ 38). Durch eine *Erweiterungsprüfung* kann die Lehrbefugnis in jedem einzelnen Fach auf eine höhere Stufe ausgedehnt, neue Lehrbefugnis hinzugewonnen und namentlich auch ein Lehrerzeugnis zu einem Oberlehrerzeugnis erhöht werden. Doch kann die Ergänzungsprüfung nur einmal, eine Erweiterungsprüfung nur zweimal gestattet werden. Vgl. für das Lehramt an Volksschulen: *Schneider u. v. Bremen*, Das Volksschulwesen im preußischen Staat, Bd. 1, S. 539 ff. (Berl. 1886); für das Lehramt an höhern Schulen: »Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen« (1887, März- und Aprilheft, S. 182); ferner: »Die Prüfungsvorschriften für den Unterricht an höhern und niedern Schulen in Preußen« (7. Aufl., Berl. 1887), und hinsichtlich der Vorgeschichte der gegenwärtigen Ordnung: *Wiese*, Das höhere Schulwesen in Preußen, Bd. 1, S. 703, u. Bd. 2., S. 610 (das. 1864—74); Derselbe, Verordnungen und Gesetze für die höhern Schulen in Preußen, Bd. 2 (3. Aufl. von Kübler, das. 1886—88).

Lehrbataillon, s. Lehrtruppen.

Lehrbegriff, der Inbegriff einer in ihren Teilen einheitlich geordneten Lehre, in der Theologie gebraucht teils für die besondere Auffassung und Durchbildung des Christentums bei einzelnen Autoren des Neuen Testaments (L. des Johannes, des Paulus ꝛc.), teils für den Gesamtumfang der christlichen Glaubenslehre nach den einzelnen Konfessionen, wie z. B. die Konkordienformel den L. der lutherischen Kirche authentisch enthält.

Lehrbiege, soviel wie Lehrbogen.

Lehrbogen, s. Lehrgerüste.

Lehre, Vortrag einer Wahrheit, dann Umfang oder Zusammenhang aller Wahrheiten oder Vorschriften einer Art, welche ein Ganzes bilden, z. B. Sprachlehre, Rechtslehre u. dgl. (vgl. Wissenschaft); im engern Sinne soviel wie Glaubenslehre; bei Handwerkern, Künstlern, Forst- und Landwirten, Kaufleuten ꝛc. soviel wie Lehrzeit, d. h. die Zeit, in welcher ein junger Mensch die zu einem Handwerk oder andern Geschäft gehörigen hauptsächlichen Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt (vgl. Lehrling).

Lehre der zwölf Apostel, s. Didache.

Lehren (*Leeren*), im Bauwesen soviel wie Lehrgerüste (s. d.). In der Technik versteht man unter L. Werkzeuge, welche, mit Einschnitten, Löchern, Erhöhungen, Vertiefungen, Stellschrauben u. dgl. ver-

sehen, zum Abnehmen und Nachmessen vorgeschriebener Dimensionen und Formen bestimmt sind. Man benutzt sie hauptsächlich bei der Metall- und Holzbearbeitung, indem man sie an das Arbeitsstück anlegt,



Fig. 1. Lehrbolzen mit Ring.

um z. B. auf der Drehbank, beim Schmieden ꝛc. die verlangte Form und Größe zu kontrollieren. Man verfertigt eine solche Lehre, indem man das halbe

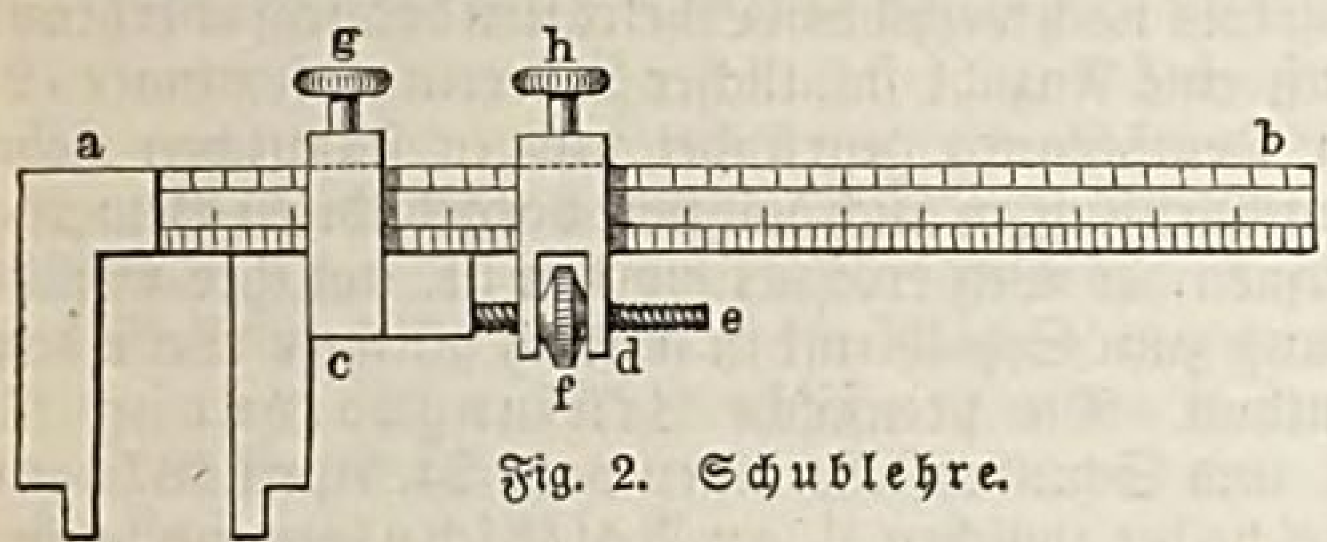


Fig. 2. Schublehre.

Profil des Gegenstandes, z. B. einer Säule, in Blech ausschneidet. Soll ein Massivcylinder und ein Hohlcylinder genau ineinander gepaßt werden, so benutzt

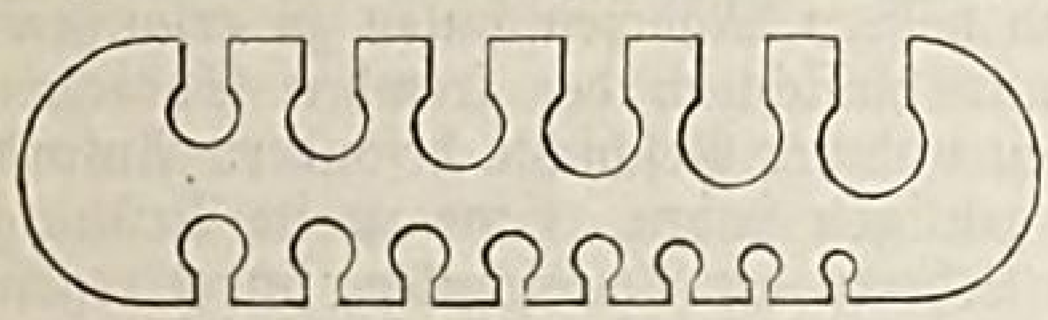


Fig. 3. Drahtklinke.

man die *Cylinderlehren* (*Lehrbolzen mit Ring*, Fig. 1), welche aus einem stählernen Kreiscylinder und einem genau aufgepaßten Ring bestehen. L. mit veränderlicher Öffnung, die man nach Bedürfnis stellt, indem ein Teil auf dem andern verschiebbar ist (*Schublehren*, *Schieblehren*), haben die Einrichtung

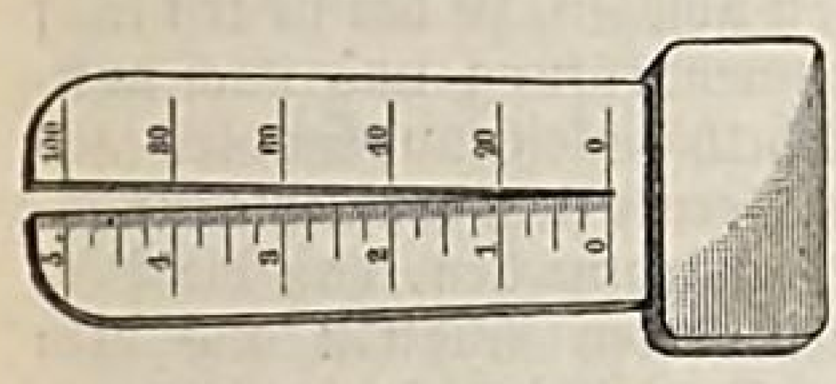


Fig. 4. Drahtlehre.

eines Stangenzirkels, dessen Stange eine entsprechende Teilung zum Messen und Auftragen von Dimensionen trägt. Vielfach sind solche Schublehren mit Vorrichtungen zum feinen Messen, z. B. mit Mikrometerschraube u. Nonius, versehen, wie bei Fig. 2. Die Stange ab hat bei a den festen, bei c den beweglichen Schenkel mit dem Nonius und der Mikrometerschraube d e, die durch die Mutter f verschoben wird; g, h sind Klemmschrauben. Oft benutzt man L., an denen eine Anzahl verschiedener Einschnitte vorhanden ist, welche man auf die zu messenden Gegenstände aufschiebt. Dahin gehören die *Drahtlehren* (*Drahtklinken*), *Blechlehren* sowie die Klinken für Fach- und Bandeisen. Diese Artikel werden nach gewissen Dicken erzeugt, welche Nummern genannt und durch solche L. gefunden werden, die zu dem Zweck neben jedem Einschnitt in Ziffern die Nummer eingeschlagen erhalten. Die gebräuchlichste Form dieser aus harten

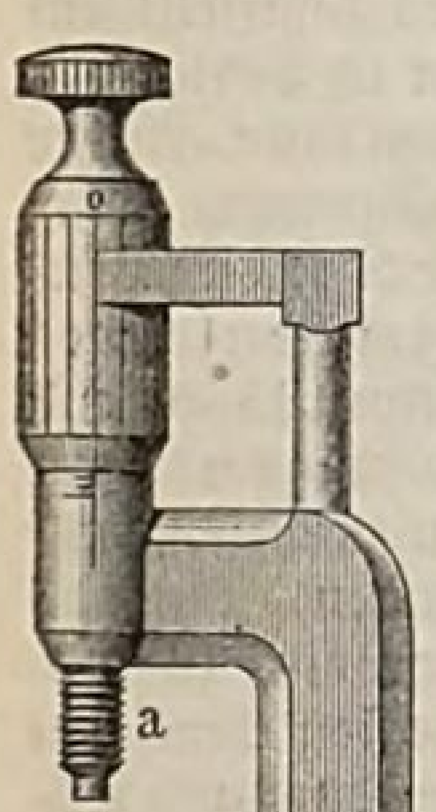


Fig. 5. Schraubenlehre.

Stahlplatten hergestellten L. zeigt Fig. 3. Für sehr feine Drähte benutzt man die Meßringe, welche aus einem vierkantigen Stahlstäbchen gebogen und nur so weit geschlossen sind, daß ein feiner Spalt bleibt. Die

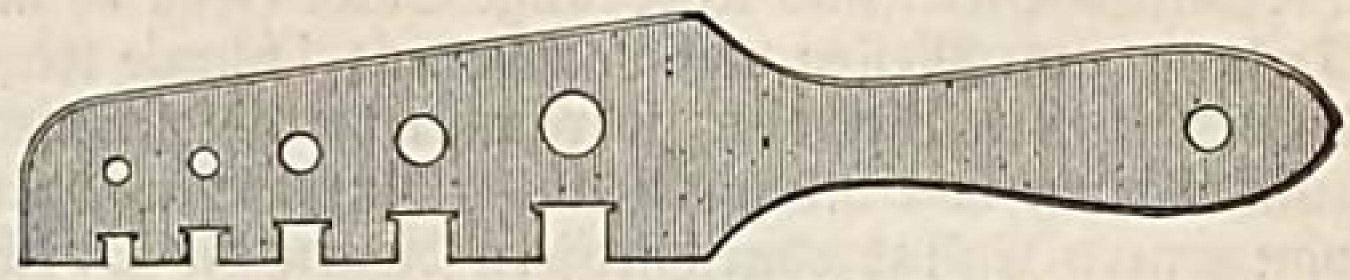


Fig. 6. Kern- und Bolzenlehre.

Ringe werden bündelweise zusammengefaßt, und jeder Ring hat eine Nummer (die Drahtnummer). Eine sehr bequeme Form der Drahtklinken besteht aus zwei unter einem kleinen Winkel zusammenstoßenden Linealen (Fig. 4); an den Schenkeln des Winkels sind die Nummern angebracht. Ein in diesen Winkel eingeschobener

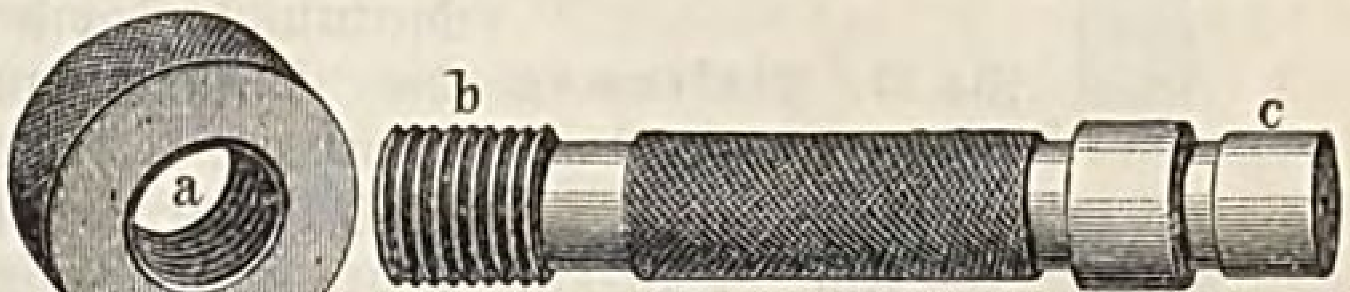


Fig. 7. Gewindelehre.

Draht wird nur bis zu einer gewissen Weite vorgeschoben werden können, und die an diesem Punkt stehende Zahl ist die Drahtnummer. Für feinere Messungen an Draht und Blech benutzt man eine Art Zange, welche ein kurzes Maul zur Aufnahme des Drahtes oder Blechs ꝛc. besitzt und sehr lange Schenkel, von

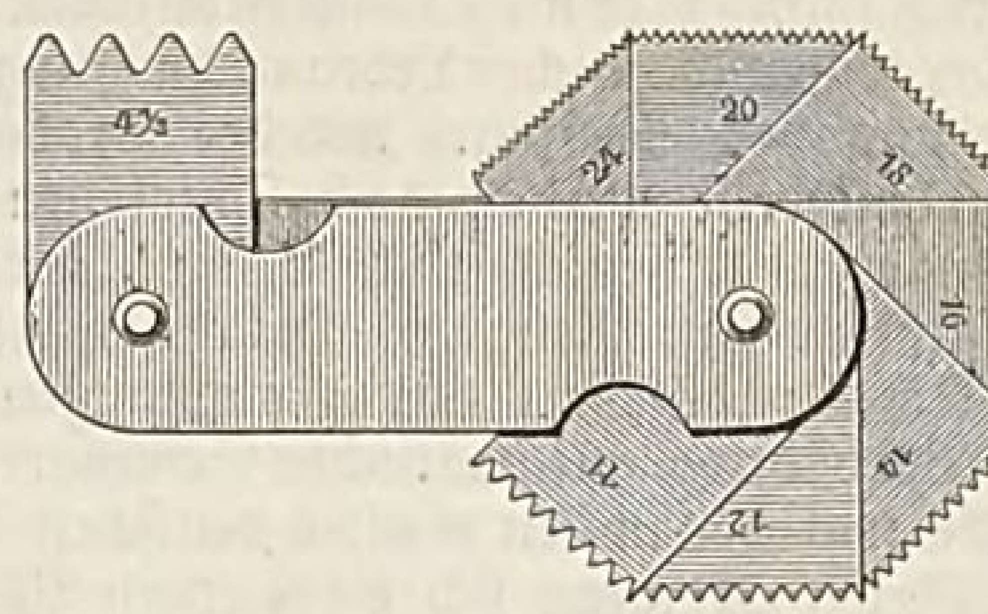


Fig. 8. Gewindeschablonen.

denen der eine auf einem Gradbogen des andern spielt und die Maulöffnung um das Verhältnis der Hebellängen vergrößert anzeigt. Bequemer sind noch die *Schraubenlehren* (Fig. 5), welche die Dicken mit Hilfe einer fein geteilten Schraube a von bekannter

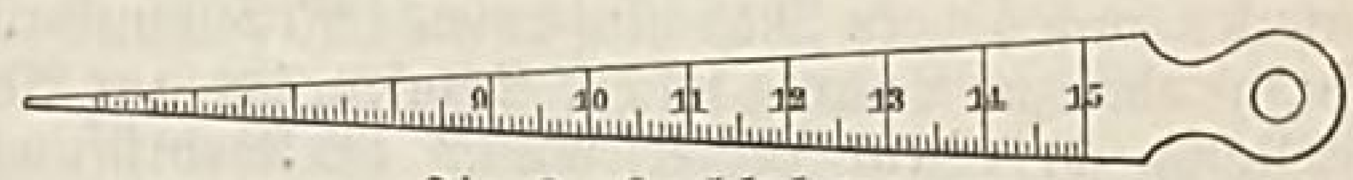


Fig. 9. Lochlehre.

Ganghöhe messen. Die Klinken für Flach-, Band- und Façoneisen, sechskantige Muttern (*Mutterlehre*) sind Stahlplatten, welche am Rande Einschnitte von dem Profil der Stäbe besitzen. Bei den *Kern- und Bolzenlehren* (Fig. 6) geben die Löcher die Lochweiten der zu schneidenden Muttern, die Schlitze die

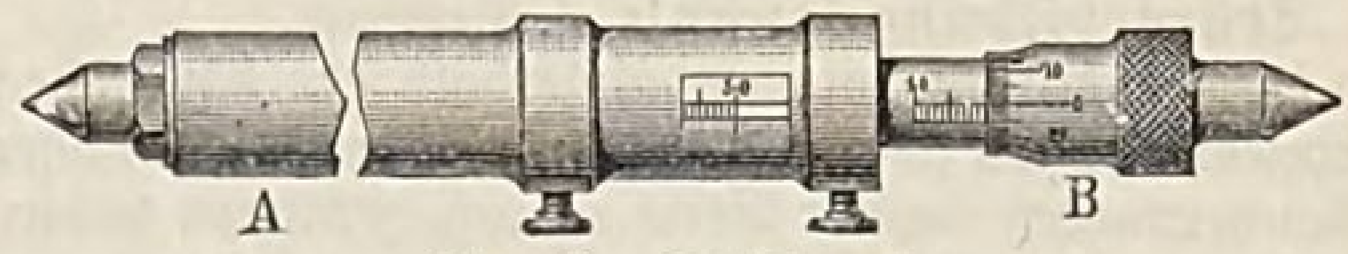


Fig. 10. Stichmaß.

Durchmesser der zugehörenden Schraubenbolzen an. — *Gewindelehren* (Fig. 7) bestehen aus einem Normalmuttergewinde a, einem Normalschraubengewinde b und einem *Lehrdorn* c für die Bohrung der Mut-

ter. — Die Lehre Fig. 8 enthält nach Art der Einschlagmesser zur Prüfung von Schraubengewinden Gewindeschablonen, deren Einschnitten bestimmte Gewinde entsprechen. — Lochlehren zum Messen von Lochdurchmessern sind keilförmige Stäbe (Fig. 9) mit Teilung zum Messen von Lochweiten; schlanke Kegel dieser Art (Ringlehren) gebrauchen die Goldschmiede zum Messen von Ringweiten. — Zur Bestimmung von innern Cylinderdurchmessern dienen die Stichmaße (Cylindermaße, Fig. 10), aus zwei Teilen, A und B, bestehend, die auseinander geschoben u. mittels einer Schraube so eingestellt werden, daß die stumpfen Spitzen die Cylinderwand berühren. Eine Teilung gibt den Durchmesser in Millimetern oder Zentimetern. — Fig. 11 ist eine Lehre zum Messen von Tiefen (Tiefenmaß).

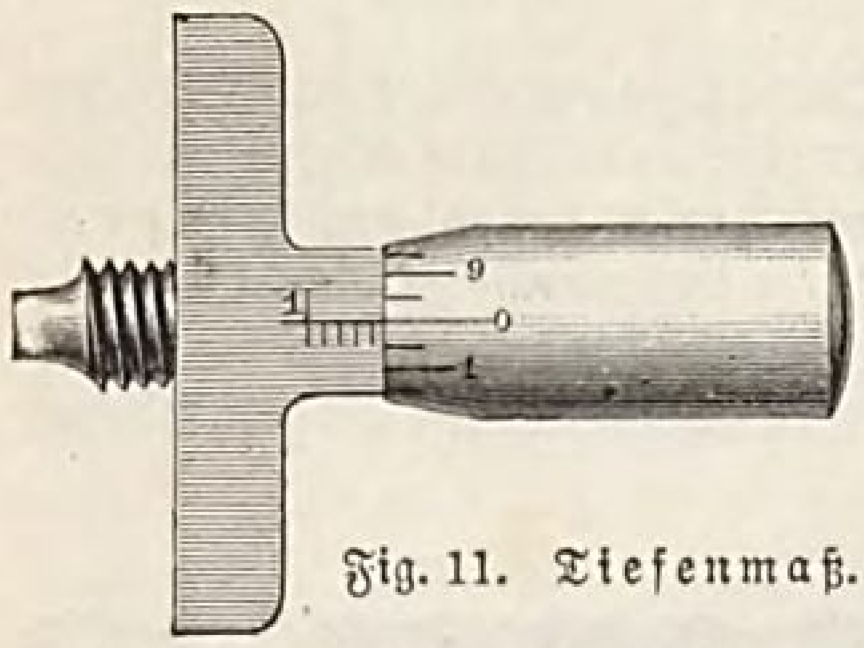


Fig. 11. Tiefenmaß.

Lehrer an allgemeinen Bildungsanstalten, also abgesehen von den für bestimmte einzelne Berufszweige vorbildenden Hochschulen u. Fachschulen, sind entweder wissenschaftliche, akademisch gebildete, oder seminarisch gebildete Volksschullehrer, oder technische L. In den Kreis der erstern gelangt in Deutschland der einzelne Bewerber nach Zurücklegung des akademischen Trienniums oder meist Quadrienniums, durch Bestehen der wissenschaftlichen Lehramtsprüfung (s. d.) und Ablegung des Seminar- wie des Probejahrs. Nur ausnahmsweise werden noch Theologen ohne diese Prüfung als wissenschaftliche L. an höhern Unterrichtsanstalten (für Religion, Hebräisch ꝛc.) verwendet. Die Volksschullehrer empfangen meistens ihre Vorbildung auf staatlichen Seminaren und müssen alle nach der in den meisten deutschen Staaten eingeführten Ordnung sich einer ersten Prüfung mehr theoretischer Art unterziehen, um zunächst widerruflich, und einer zweiten, mehr praktischen, um unwiderruflich angestellt zu werden. Volksschullehrern wie solchen, die ein akademisches Triennium absolviert haben, ist überdies in Preußen und in mehreren andern deutschen Staaten Gelegenheit geboten, eine höhere Befähigung zum Unterricht an Mittelschulen und höhern Mädchenschulen (Mittelschulprüfung) oder zur Leitung solcher Schulen, bez. zur Anstellung an einem Lehrerseminar (Rektorprüfung) darzuthun. Als technische L. werden an höhern Lehranstalten oder auch an mehrklassigen Volksschulen solche Schulmänner bezeichnet, die ausschließlich Gesang-, Zeichen-, Schreib- und Turnunterricht erteilen; Elementarlehrer heißen an höhern Schulen seminarisch gebildete L. der Unterklassen für die Fächer ihres Bildungskreises, wie Rechnen, Heimatkunde, Naturkunde ꝛc. Vgl. Lehramtsprüfungen.

Lehrerbildungsanstalt, s. Seminar.

Lehrerinnen wurden außerhalb der häuslichen Erziehung, wo sie als Erzieherinnen (s. d.) oder Gouvernanten immer Verwendung gefunden haben, früher verhältnismäßig selten und dann fast nur für den allerersten Unterricht der weiblichen Jugend (als Lehrbasen, Lehrgotten) angestellt. In ausgedehnterm Maß pflegten fast nur einzelne weibliche Orden der katholischen Kirche mit Schulerziehung der Mädchen sich zu befassen. Dies Verhältnis hat seit etwa einem Menschenalter sich derart geändert, daß es gegenwärtig in allen gebildeten Völkern einen zahlreichen Lehrerinnenstand gibt und dieser sogar in einigen Ländern, wie in Nordamerika, England, Schweden, den männlichen Lehrerstand an Zahl überflügelt hat. In Deutschland ist allem Anschein nach dazu keine Aussicht, da bisher gesetzliche Vorschriften und öffentliche Meinung die Verwendung der L. in Knabenschulen oder Schulen für gemischte Geschlechter, wie sie z. B. in Nordamerika in weitem Umfang stattfindet, von der untersten Altersstufe abgesehen, nur ausnahmsweise zulassen. Dennoch vermehrt sich auch bei uns die Zahl der an öffentlichen wie an Privatschulen unterrichtenden L. von Jahr zu Jahr, und staatsseitig ist das Bedürfnis nach weiblichen Lehrkräften dadurch anerkannt, daß eine Anzahl staatlicher Lehrerinnenseminare (21 in Deutschland) gegründet und in staatlichen Lehramtsprüfungen auch sonstwie vorgebildeten Bewerberinnen der Weg eröffnet worden ist, um ihre Befähigung zum Schuldienst in amtlich gültiger Weise darzuthun. Die preußische Prüfungsordnung für L. und Schulvorsteherinnen vom 24. April 1874 unterscheidet zwischen L. an Volksschulen und solchen an mittlern u. höhern Mädchenschulen, schreibt aber für beide gemeinsame Prüfung vor, in der diejenigen, welche Berechtigung zum Unterricht an mittlern und höhern Mädchenschulen zu erlangen wünschen, nur hinsichtlich der fremden Sprachen, des Deutschen und der Geschichte besondern Anforderungen zu genügen haben. Eine zweite Prüfung, wie bei den Lehrern an Volksschulen, findet regelmäßig nicht statt; doch ist den berufungsberechtigten Behörden gestattet, L. zunächst vorläufig anzustellen, damit sie vor der unwiderruflichen Anstellung sich erst praktisch bewähren. Auch müssen L., welche die Leitung einer Schule übernehmen wollen, noch die Prüfung für Schulvorsteherinnen ablegen, zu der sie erst fünf Jahre nach der Lehrerinnenprüfung und nach mindestens zweijähriger Lehrthätigkeit an Schulen zugelassen werden können. Ferner steht den Anstellungsbehörden das Recht zu, auszumachen, daß die Verheiratung einer Lehrerin deren Austritt aus dem Dienst zur Folge haben soll. Ist dies jedoch nicht ausgemacht, so hebt die Heirat an sich das Verhältnis nicht auf. Endlich hat der preußische Minister Bosse 31. Mai 1894 eine neue, wissenschaftliche Prüfung für diejenigen L., die als Oberlehrerinnen oder Vorsteherinnen höherer Mädchenschulen angestellt sein wollen, eingeführt, die einstweilen nur in Berlin vor einer eignen Kommission abgelegt werden kann. Außer den angeführten Prüfungen für das allgemeine Lehramt gibt es noch solche für Turnlehrerinnen (Prüfungsordnung vom 21. Aug. 1875), Zeichenlehrerinnen (Prüfungsordnung vom 23. April 1885) und Handarbeitslehrerinnen (Prüfungsordnung vom 22. Okt. 1885). Die Meldung zu allen diesen Prüfungen (die wissenschaftliche ausgenommen) ist an das Provinzialschulkollegium der Heimatsprovinz zu richten. In ähnlicher Weise haben die meisten deutschen Staaten das Prüfungswesen für L. geordnet und teilweise durch besondere Verträge die Gültigkeit der ausgestellten Zeugnisse sich gegenseitig verbürgt. Wegen Altersversorgung der L. s. Lehrerinnenheim und Lehrerinnenpensionsanstalt. Vgl. Sperber, Die allgemeinen Bestimmungen nebst Prüfungsordnungen (Bresl. 1886); »Zeitschrift für weibliche Bildung« (begründet von Schornstein, Leipz., seit 1873); »Organ des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen«

(Monatsbeilage zur »Deutschen Schulzeitung«, begründet von Keller, Berl., seit 1870).

Lehrerinnenheim, Anstalt für Erholungsaufenthalt, vorläufige Unterkunft und Zuflucht oder dauernde Altersversorgung von Lehrerinnen. Derartige Anstalten haben sich mit dem steten Anwachsen des Standes der Lehrerinnen in Deutschland immer dringender als Bedürfnis herausgestellt und sind bereits in erfreulicher Zahl durch Selbsthilfe von Lehrerinnenvereinen und Mithilfe andrer Kreise begründet worden: so Feierabendhäuser oder Lehrerinnenstifte in Steglitz (Berlin), Kleinburg (Breslau), Waren (Mecklenburg), Gandersheim, Wolfenbüttel (Braunschweig), Göttingen, Wissen (a. d. Sieg), Straßburg (im Elsaß) u. a., die teils bereits im Betriebe, teils im Entstehen begriffen sind. Auf Norderney gibt es ein Erholungshaus für Lehrerinnen, und ähnliche Anstalten sind mit andern der genannten verbunden. Zur Sicherung deutscher Lehrerinnen in der Fremde dienen die Heimstätten in London, Paris u. a. 1894 bildete sich ein »Allgemeiner deutscher Verband gemeinnütziger Anstalten für Lehrerinnen und Erzieherinnen«.

Lehrerinnenpensionsanstalt. Am 28. Sept. 1875 wurde unter dem Protektorat der Kronprinzessin Viktoria, spätern Kaiserin Friedrich, die Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen gegründet, die Anfang 1895 ein Vermögen von nahezu 5 Mill. Mk. besaß. Ihre jährlichen Rechenschaftsberichte erscheinen in allen Zeitschriften für Lehrerinnen und weibliche Bildung und unter anderm auch im »Zentralblatt für das gesamte Unterrichtswesen in Preußen«.

Lehrerseminar, s. Seminar.

Lehrervereine und **Lehrerversammlungen** entstanden in Deutschland zuerst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, teils aus innerm Drange des Lehrerstandes, teils durch Einfluß wohlwollender Schulregierungen. Regelmäßig wiederkehrende Versammlungen von Lehrern finden gegenwärtig fast in allen deutschen Ländern und Provinzen sowie fast für alle verschiedenen Zweige des Schulwesens (Gymnasien, Realschulen, Seminare, höhere Mädchenschulen, Volksschulen, Kindergärten &c.) statt. Diese Versammlungen haben, wenngleich sie hier und da der Herrschaft einseitiger Richtungen sich nicht völlig erwehren mochten, im ganzen wesentlich zur wissenschaftlichen und sozialen Hebung des Lehrerstandes und mittelbar zur Verbesserung des Schulwesens beigetragen. Den kräftigsten Aufschwung hat den Lehrerversammlungen das Jahr 1848 gegeben. Doch gab es auch vorher schon eine Reihe sogen. Wanderversammlungen für Lehrer, welche allgemeine Bedeutung für ihre Kreise besaßen oder erstrebten. Unter den ersten sind die Versammlungen des Vereins norddeutscher Schulmänner (gegründet von Lübeck aus 1834) für die nordwestdeutschen Gymnasien zu nennen. Berühmter und einflußreicher wurden die noch jetzt fortdauernden Jahresversammlungen des 1837 bei dem Jubiläum der Universität Göttingen gegründeten Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten (s. Philologenversammlungen). Auch ein Verein für deutsches Real- und höheres Bürgerschulwesen, gegründet zu Meißen 1845, tagte seitdem jährlich in den Herbstferien. Im Sommer 1848 erging von Dresden aus die Aufforderung an alle deutschen Lehrer u. Jugenderzieher (gleichviel ob sie »dem Knaben das ABC aufschlössen oder den Jüngling in die heiligen Hallen der Wissenschaft einführten, ob sie an den erschienenen oder an einen künftigen Messias glaubten« &c.) zur Bildung eines Allgemeinen Deutschen Lehrervereins. Der Verein kam im Herbst 1848 in Eisenach zu stande und gewann durch seine Verbreitung und seine feste Gliederung in Landes- und Bezirksvereine anfangs großen Einfluß, beschränkte sich aber von vornherein fast ausschließlich auf die Kreise der Volksschule und verfiel, je mehr mit dem Umsichgreifen der Reaktion ihm die Ungunst der Regierungen entgegentrat. Doch sind die Versammlungen des Vereins, deren Besuchsziffer einigemal bis gegen 5000 stieg, ziemlich regelmäßig abgehalten worden; seit 1876 abwechselnd mit einem Delegiertentag des Deutschen und des Preußischen Landeslehrervereins, bis 1893 die Verschmelzung dieser Vereine zu stande kam. 1893 tagte die 30. Lehrerversammlung in Leipzig, 1894 der Lehrertag in Stuttgart. Daneben hat sich inzwischen eine Anzahl ähnlicher Versammlungen von besonderer Richtung aufgethan, wie z. B. der Deutsche evangelische Schulkongreß, dessen Versammlung 1895 in Potsdam stattfand. Der Verein für das höhere Mädchenschulwesen hielt seine 14. Hauptversammlung 1893 in Kiel, der Verein der deutschen Lehrerinnen seine 3. Generalversammlung 1895 in Darmstadt, der 10. deutsche Seminarlehrertag tagte 1894 in Braunschweig. Vgl. Weinlein, Geschichte der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung (Leipz. 1887); E. Schneider, Pädagogisches Jahrbuch. Die Ergebnisse der in den deutschen Volksschullehrer-Versammlungen gehaltenen Vorträge &c. (Marburg, 6. Jahrg. 1894).

Lehreskadron, s. Lehrtruppen.

Lehrform, die äußere Art und Weise, in welcher der Lehrer dem Schüler Kenntnisse und Geschicklichkeiten beizubringen sucht. Es kann dies durch Vorzeigen von Gegenständen oder Abbildungen, durch Vormachen von Thätigkeiten, namentlich aber durch Vortrag oder durch Unterredung geschehen. Man unterscheidet demgemäß wohl deiktische (zeigende), akroamatische (vortragende) und dialogische oder erotematische (fragende) L. Während die deiktische L. auf der untersten Stufe des Unterrichts (Stufe der Anschauung) vorherrscht, ist die erotematische vorzugsweise für das weitere Schulleben geeignet, indem sie den Schüler zu eigner geistiger Thätigkeit anregt und, richtig gehandhabt, anleitet, neue Erkenntnisse aus gewonnenen Anschauungen zu finden (heuristische L.); die akroamatische L. tritt auf der höchsten Stufe des Unterrichts bereits erwachsener Zöglinge in den Vordergrund. Doch wird auf keiner Stufe eine der genannten Lehrformen ausschließlich zur Geltung kommen oder eine derselben ganz übersehen werden dürfen. Schon dem Kinde muß erzählt, also vorgetragen, und durch Fragen Anleitung zum Nachdenken gegeben werden, und selbst auf der akademischen Stufe macht sich das Bedürfnis der Demonstrationen einer- und der Konversatorien, Disputatorien, Repetitorien &c. anderseits, wenn auch in den einzelnen Wissenschaften verschieden nach Art und Grad, immer wieder geltend. Auf der richtigen Verwendung und Verbindung dieser Lehrformen je nach der Beschaffenheit des Lehrgegenstandes und des Zöglings beruht zum großen Teil der Erfolg des Unterrichts; sie ist ein wesentlicher Teil der guten Unterrichtsmethode (s. Methode).

Lehrfreiheit, im weitern Sinn überhaupt die unbeschränkte geistige Mitteilung, also auch die Preßfreiheit (s. d.) umfassend, im engern Sinne das Recht

öffentlicher Lehrer, einschließlich der Geistlichen, ihre Überzeugungen nach eignem Ermessen vorzutragen. Die Idee der L. ist durchaus modern und hat sich mit einiger Klarheit erst herausbilden können, seit durch die Reformation der Staat als ein sittlich gleichberechtigtes Gemeinwesen neben der Kirche anerkannt ward. Weder die heidnischen und theokratischen Staaten des Altertums noch der christliche Staat des Mittelalters vermochten ihrem Wesen nach eigentliche L. zu gewähren, wenn auch thatsächlich namentlich im Altertum oft weitgehende Duldung geübt worden ist. Das spätere römische Recht unterschied zwischen Religiones licitae und illicitae; als Religio illicita wurde das Christentum verfolgt. Aus dem Kreis der Verfolgten wurden öfters Stimmen laut, welche Glaubens- und Bekenntnisfreiheit forderten. Doch war dies bald vergessen, als die Kirche zur Herrschaft gelangte und im Morgenland sich der Staatsgewalt in die Arme warf (Byzantinismus, Cäsareopapismus), im Abendland diese sich dienstbar zu machen wußte (Romanismus, Hierarchie). Die vielfachen Lehrstreitigkeiten des beginnenden Mittelalters endeten meist mit gewaltsamer Unterdrückung der einen Ansicht durch Staat u. Kirche; die oströmische Staatsgewalt schloß auch die letzten heidnischen Philosophenschulen. Am folgenreichsten wurden in dieser Richtung die Gesetze Theodosius' I. und Valentinians II. zu gunsten der nicäischen Trinitätslehre. Auch ein so groß angelegter Geist wie Augustinus rechtfertigte die Anwendung des Lehrzwanges mit dem mißdeuteten Befehl des Evangeliums: »Compelle (coge) intrare« (Luk. 14, 23: »Nötige sie, einzutreten!«). Das spätere Mittelalter hatte in der korporativen Selbständigkeit der Universitäten einen gewissen Ersatz der L. Allein die scholastische Weltansicht galt auch diesen wie der gesamten Kirche als unverbrüchliches Gesetz, dessen Verletzung oft durch die härtesten Maßregeln geahndet wurde.

Gegen Ende des Mittelalters lockerte der Humanismus durch Kritik u. Satire thatsächlich diese engen Bande. Unter den Reformatoren hat Luther am entschiedensten die L. grundsätzlich gefordert, aber, wo die Folgen bedenklich schienen, nicht immer rückhaltlos gewährt. Melanchthon, Calvin und mit ihnen die Mehrzahl der protestantischen Theologen billigten unter anderm die Hinrichtung des Antitrinitariers M. Servet auf Grund des Edikts der Kaiser Gratianus, Valentinianus und Theodosius über die heilige Dreieinigkeit vom Jahr 380. Seit der Reformation ist nicht nur zwischen der katholischen und protestantischen, sondern auch zwischen der staatlichen und kirchlichen Ansicht von der L. zu unterscheiden. Die römische Kirche schreibt sich, d. h. dem Papste, das alleinige Recht zu, die Grenzen der L. zu ziehen. Wie sie dies seit dem Konzil von Trient und dem Aufkommen des Jesuitenordens geübt hat, davon zeugen neben der greuelvollen Geschichte der Inquisition in Spanien, Italien rc. die Hinrichtung des Giordano Bruno, der doppelte Prozeß des Galilei, die Verdammung des Kopernikanischen Systems (1616, aufgehoben 1821), das Verfahren gegen Hugenotten, Quietisten, Jansenisten, Hermesianer u. a. sowie die Einrichtung des Index librorum prohibitorum. Wie wenig noch heute dort die L. selbst in rein weltlichen Wissenschaften anerkannt wird, lehren die bekannte Encyklika und der Syllabus Pius' IX., vor allem aber die vatikanischen Beschlüsse von 1870. Das neuere Staatsrecht seit Hugo Grotius und Samuel v. Pufendorf stellt sich, selbst in den meisten katholischen Staaten, wesentlich anders in Hinsicht der L. Zwar kann kein Staat unbedingte L. gewähren, unter deren Schutz die sittliche und rechtliche Grundlage seines eignen Bestandes ungestraft in Frage gestellt oder gehässiger Zwiespalt in seinem Innern mutwillig geschürt werden dürfte. Aber das moderne Rechtsgefühl fordert, daß L. als das eigentlich Gesunde angesehen und deren Beschränkung nur zugelassen werde, wo die Selbsterhaltung sie dem Staat gebietet. Zu dieser Auffassung drängte die auf protestantischer, namentlich reformierter Seite immer allgemeiner anerkannte Parität mehrerer Bekenntnisse in einem und demselben Staat, welche seit der Glanzzeit der vereinigten Niederlande, seit Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, noch mehr seit Friedrich d. Gr., seit der Gründung der nordamerikanischen Union und seit der französischen Revolution nach und nach in die staatsrechtliche Anerkennung allgemeiner Glaubensfreiheit (s. d.) überging, und das mächtige Anwachsen einer vom kirchlichen und selbst vom christlichen und religiösen Bekenntnis überhaupt mehr oder weniger unabhängigen weltlichen Wissenschaft. Obwohl auch nach der Reformation zunächst noch immer an ein bestimmtes Bekenntnis gebunden, errangen die Universitäten in Deutschland, Holland, der Schweiz rc. seit dem Aufkommen des neuern Staatsrechts und zumal seit Leibniz und Chr. Thomasius die Geltung von Freistätten der Wissenschaft. Dies geschah freilich nicht ohne große Schwankungen. Thomasius selbst mußte von Leipzig fliehen, die sogen. Pietisten wurden von dort vertrieben und fanden Freistatt in Halle; aber auch von da verwies Friedrich Wilhelm I. den Philosophen Chr. Wolf, welchen sein großer Sohn von Marburg zurückrief. In Helmstedt wurde der freisinnige Erklärer des Alten Testaments, H. v. d. Hardt, zum Schweigen verurteilt; in Göttingen der calvinisierende Heumann wenigstens aus der theologischen Fakultät verdrängt. Mit vielen andern empfand Kant den Druck der Wöllnerschen Zwangsmaßregeln unter Friedrich Wilhelm II. Bekannt ist ferner der Fichte-Forbergsche Atheismusstreit, welcher den erstern, freilich nicht ohne Schuld seines herausfordernden Auftretens, von Jena nach Berlin vertrieb. Verhängnisvoll waren in unserm Jahrhundert auch für die L. die Karlsbader Beschlüsse (1819), denen in Frankreich das Verbot der geschichtlichen Vorträge Guizots und der philosophischen Cousins unter Karl X. zur Seite ging. Das Jahr 1848 sprengte die Fesseln, die noch kurz zuvor in Leipzig gegen Biedermanns staatsrechtliche, in Berlin gegen Prutz' litterargeschichtliche, in Tübingen gegen Vischers philosophische Vorträge straffer angezogen waren. Einzelne Nachklänge, wie die Entfernung des Theologen M. Baumgarten von seinem Rostocker Lehrstuhl, das Interdikt gegen Kuno Fischers philosophische Vorträge in Heidelberg u. a., folgten noch nach 1850.

Schwieriger stellt sich die Frage nach der L. innerhalb einer einzelnen, auf ein bestimmtes Bekenntnis begründeten kirchlichen Gemeinschaft. Doch hat im Gebiet des Protestantismus mehr und mehr die Überzeugung sich Bahn gebrochen, daß die Ausschließung der freien Forschung, aus welcher die Reformation geboren ist, zur Heuchelei, zur Lähmung des Wahrheitssinnes und geistigen Verarmung führen muß. Der wissenschaftlichen Bewegung selbst kann freilich keine Grenze gesteckt werden. Dagegen sind Exzesse möglich bezüglich der praktischen Verwertung und Anwendung wissenschaftlicher Resultate oder Probleme auf der Kanzel u. im kirchlichen Unterricht. Wann dies der Fall ist,

darüber gebührt die Entscheidung der Kirche selbst und bis zu einem gewissen Grade der Einzelgemeinde, sofern die eine mehr vertragen kann als die andre. Wäre diese Instanz schon früher durch Entwickelung des Synodalwesens in weitern Kreisen zu Worte gekommen, so hätte manches Ärgernis und manche Spaltung, wie die lutherische Separation von der preußischen Landeskirche im 4. und die Gründung der Freien Gemeinden unter Uhlich, Wislicenus, Rupp u. a. im 5. Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, vermieden werden können. Eigentümlich ist die Lage da, wo Staat und Kirche zusammen zu wirken haben, wie bei den theologischen Fakultäten staatlicher Universitäten, bei der Anstellung u. Beurteilung von Geistlichen in Staatskirchen, welche von Amts wegen auch besondere staatliche Rechte und Pflichten haben, und in der konfessionellen Schule. Berühmte Streitfälle aus jenem Gebiet sind die Entfernung von D. F. Strauß aus dem theologischen Lehramt in Württemberg mit dem Nachspiel in Zürich und die von Br. Bauer in Preußen. Später half man sich mit Versetzung angefochtener Professoren aus der theologischen in die philosophische Fakultät (v. Lengerken in Königsberg, Bender in Bonn) oder mit Ernennung von Gegenprofessoren (Schlatter gegen Harnack in Berlin). Von den Geistlichen der Staatskirche muß und darf der Staat gewissenhafte Wahrung der staatlichen Interessen verlangen (vgl. die preußischen und deutschen Kirchengesetze der letzten Jahre). Dafür trägt er der kirchlichen Forderung Rechnung, daß die Grundlagen des konfessionellen Glaubens nicht zerstört werden dürfen, zugleich aber sollte er auch darüber wachen, daß nicht eine Partei innerhalb der Kirche die Macht des Staates zur Durchführung ihrer herrschsüchtigen Pläne und zur Unterdrückung einer an sich gleichberechtigten Minorität mißbrauche. In diesem Sinne hielten sich die Staaten des Deutschen Reiches, der Schweiz u. a. verpflichtet, die sogen. altkatholischen Geistlichen und Lehrer, welche sich den vatikanischen Beschlüssen nicht unterworfen haben, im Genuß ihrer staatlich verbürgten Rechte zu schützen. Ein schwieriges Kapitel des öffentlichen Rechts wird das von der L. immer bleiben, und völliges Einvernehmen über ihre richtige Handhabung ist unter streitenden Parteien kaum denkbar. Zur Zeit wird von den herrschenden kirchlichen Richtungen, namentlich in Preußen, eine Beeinflussung der Fakultäten angestrebt und gefordert, womit L. so wenig mehr vereinbar wäre, als eine solche seit dem Siege des Infallibilismus auf katholischen Kathedern und Kanzeln mehr denkbar ist.

Lehrgabe (Donum docendi) galt früher als eine besondere Anlage (Gnadengabe, Charisma, vgl. 1. Korinth. 12, 7 ff.), von deren Vorhandensein der Erfolg des Unterrichts und der Erziehung abhängig gedacht wurde. Wenn auch die neuere Pädagogik das Lehren als eine Kunst betrachtet, die nach wissenschaftlichen Regeln studiert und erlernt werden kann, so bleibt doch das in der ältern Ansicht unbestreitbar, daß mannigfaltige körperliche und seelische Voraussetzungen das Lehrgeschäft wesentlich mit bedingen.

Lehrgang, Ordnung, in welcher der einem bestimmten Gebiet angehörige Unterrichtsstoff an den Schüler herangebracht wird. Es ist von hoher Bedeutung, den richtigen Stufengang für jeden Unterricht zu ermitteln, und der Lehrer muß zu diesem Zweck neben der Natur des Gegenstandes auch Fassungskraft und individuelle Eigentümlichkeit des Zöglings oder der Zöglinge berücksichtigen. Der praktische L., auf den es im Unterricht ankommt, fällt keineswegs immer mit der theoretisch folgerichtigen (synthetischen oder systematischen) Ordnung zusammen, muß aber auf diesen als sein Ziel hinleiten. Vgl. Methode. Auch Lehrbücher, z. B. Grammatiken, die statt der systematischen Ordnung eine auf das Bedürfnis des Unterrichts berechnete Abstufung zu Grunde legen, werden gern mit dem Titel L. oder »Praktischer L.« bezeichnet.

Lehrgedicht (didaktische Poesie), Dichtung mit lehrendem oder belehrendem Inhalt. Das L. im engern Sinne hat das Lehren, also die Mitteilung einer Kenntnis oder Erkenntnis, zum eigentlichen Zweck. Insofern ist es nicht Kunstwerk, also auch nicht poetisches Kunstwerk (im ästhetischen Sinne). Gewiß kann die Belehrung nicht nur, sondern sie soll in schöner oder ästhetisch befriedigender Form geschehen und insofern künstlerisch sein; die künstlerischen Elemente müssen sich aber, wo die Belehrung Endzweck ist, diesem Endzweck unterordnen, sowie beim Kunstwerk alles dem Zweck des ästhetischen Genusses untergeordnet werden muß. Da beide Zwecke ihrer Natur nach gegeneinander selbständig sind, so kann ihr Nebeneinander oder das Schwanken zwischen beiden nur ein Zwitterding, nie ein einheitliches Ganze ergeben. Da bei der echten didaktischen Poesie die Belehrung nicht der Endzweck ist, so wird dieselbe didaktisch-episch oder didaktisch-dramatisch oder didaktisch-lyrisch sein müssen; sie kann aber auch alles dies zugleich sein (wie in gewisser Weise Schillers »Glocke«). Eine besondere Art der erstern ist die Fabel. Didaktisch-dramatisch ist jede Szene eines Dramas, in der Welt- oder Lebensansichten zum Ausdruck gelangen oder in Worten aufeinanderplatzen. In der Mitte zwischen der didaktisch-epischen und der didaktisch-lyrischen Gattung steht die poetische Beschreibung, die Poesie ist, sofern der Gefühlsgehalt des Beschriebenen in ihr als das Wesentliche erscheint. Ebenso muß in der eigentlichen didaktischen Lyrik oder der Gedankenlyrik die innere Erregung, das so oder so geartete Gefühls- oder sittliche Pathos, das den Dichter erfüllt oder die Gedanken begleitet, das Herrschende sein. Eine besondere Art der didaktischen Lyrik ist das Epigramm, das durch die Art des Gedankenvollzugs, die überraschende, packende, sinnige, gemütvolle Weise, wie uns ein Gedanke entgegentritt, uns innerlich anmutet oder gefangen nimmt, auf uns wirkt (s. Lyrik). Wie weit einem Kunstwerk mit belehrendem Inhalt der Charakter des Kunstwerkes zuzusprechen sei, läßt sich in keinem der Fälle von vornherein und allgemein bestimmen. Die didaktische oder Lehrdichtung mit eigentlich belehrendem Zweck entspricht einer Stufe der Entwickelung der Völker, auf der das selbständige Wesen der Wissenschaft noch nicht entfaltet und darum ihre selbständige Form noch nicht gefunden ist (die Sutras des Kapila bei den Indern, die philosophischen Lehrgedichte des Xenophanes, Parmenides, Empedokles u. a., die »Theogonie«, die »Werke und Tage« des Hesiod). Die Fortdauer oder Wiederkehr dieser Lehrdichtung neben der selbständig auftretenden Wissenschaft kündigt den Verfall oder Mangel der Poesie an, den auch die prunkvollste Rhetorik nicht zu verhüllen vermag. Dies zeigen in der Geschichte der römischen Poesie des Lukrez übrigens höchst geistvolle poetische Darstellung des Epikureischen Systems in dem Gedicht »De rerum natura«, die »Georgica« des Vergil, die fast allen spätern didaktischen Dichtern zum Muster gedient haben, Ovids »Ars amandi« und des

Horaz »Ars poetica«. Unter den neuern Völkern ward das L. besonders bei den Franzosen gepflegt von Racine, Boileau, Dorat, Lacombe, Delille. Die namhaftesten englischen hierher gehörigen Dichter sind: Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Pope, Young, Erasmus Darwin. Auch in **Deutschland** fand die didaktische Poesie schon früh eine günstige Aufnahme. Bereits zu Ende des 12. Jahrh. und namentlich im 13. kommen mehrere Gedichte mit bestimmter didaktischer Tendenz, wenngleich keine didaktischen Lehrgedichte im engern Sinne, vor, unter welchen sich besonders Freidanks »Bescheidenheit« vorteilhaft auszeichnet. Auch die Zeit der Meistersinger war dieser Gattung günstig, noch mehr aber das 15. Jahrh., in welchem Sebastian Brant und Thomas Murner die didaktische Satire mit Talent und Erfolg behandelten. Noch mehr beschäftigte man sich mit der didaktischen Poesie im folgenden Jahrhundert, wo auch das eigentliche L., obwohl nur in unbedeutenden Versuchen, unter welchen die des Bartholomäus Ringwald als die gelungensten zu betrachten sind, zuerst auf deutschem Boden aufsproßte. In den Zeiten der schlesischen Schule bildeten das L. und die didaktische Poesie überhaupt Opitz, Brockes u. a. nach antiken und französischen Mustern, späterhin Haller, Dusch, Gleim, Zachariä, Bodmer, Cronegk, Giseke, Lichtwer u. a. aus. Die bedeutendste Richtung erhielt die didaktische Poesie jedoch durch Lessing, Wieland, Tiedge, dessen »Urania« lange Zeit beim Publikum in hoher Gunst gestanden hat, Neubeck, dessen »Gesundbrunnen« A. W. Schlegel empfahl, und Schelling, welcher im L. die vollendete Ineinsbildung von Poesie und Philosophie und in seiner Naturphilosophie das wahre »Naturepos« sah. Seit der romantischen Schule nahm das Interesse an der didaktischen Dichtung wieder ab, und erst in neuerer Zeit gelang es Leopold Schefer mit seinem »Laienbrevier«, Fr. v. Sallet mit seinem »Laienevangelium« und besonders Rückert mit seiner »Weisheit des Brahmanen« die allgemeine Aufmerksamkeit wieder zu fesseln.

Lehrgerüste, diejenigen Baugerüste, welche zur Unterstützung auszuführender Bogen und Gewölbe dienen. Je nach der Form der Gewölbe (s. d.) sind sie halbkreisförmig, segmentbogenförmig, spitzbogenförmig ꝛc. und je nach der aufzunehmenden Last schwächer oder stärker konstruiert. Im Hochbau, worin sie gewöhnlich nur zur Unterstützung leichterer Gewölbe und einzelner gewölbter Bogen dienen, werden sie meist nur aus einzelnen Bohlenbogen hergestellt,

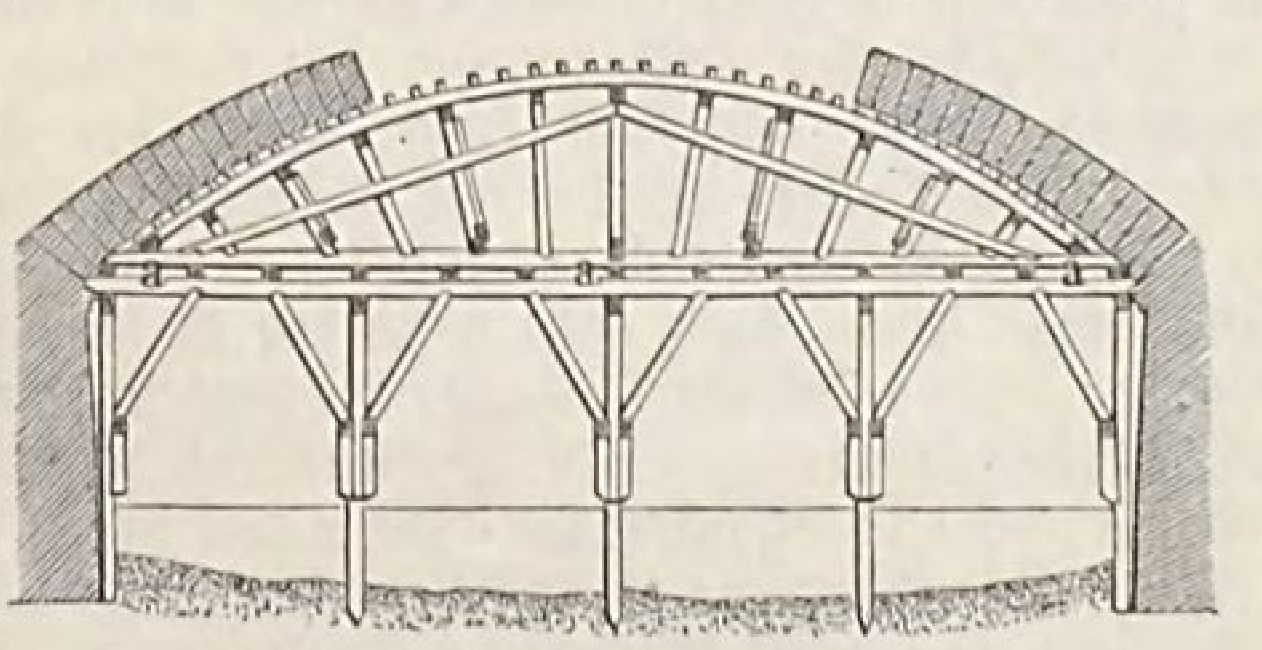


Fig. 1. Stehendes Lehrgerüst.

welche durch Latten oder Bretter verbunden werden. Bei komplizierteren Wölbungen, z. B. Kreuzgewölben, werden außerdem Diagonalbogen eingeschaltet, an welche sich die geraden Lehrbogenrippen anschließen. Im Brückenbau, wo die schwersten Gewölbe vorkommen, unterscheidet man die **stehenden** L. (Fig. 1), die auf senkrechten Pfosten ruhen und den zu überbrückenden Raum sperren, die **gesprengten** L. (Fig. 2) und die L. mit Fachwerkträgern (Fig. 3), welche beide den zu überbrückenden Raum, z. B. des Land- oder Schiffahrtverkehrs wegen, freilassen. Jedes L. besteht aus dem das Gewölbe unmittelbar unterstützenden **Obergerüst** oder **Lehrbogen**, dessen **Untergerüst** und mehreren beweglichen, zwischen beiden eingeschalteten sogen. **Ausrüstungsvorrichtungen** (aa in Fig. 1, 2 und 3), z. B. Keilen, Schraubensätzen, exzentrischen Scheiben, entleerbaren Sandsäcken ꝛc., welche

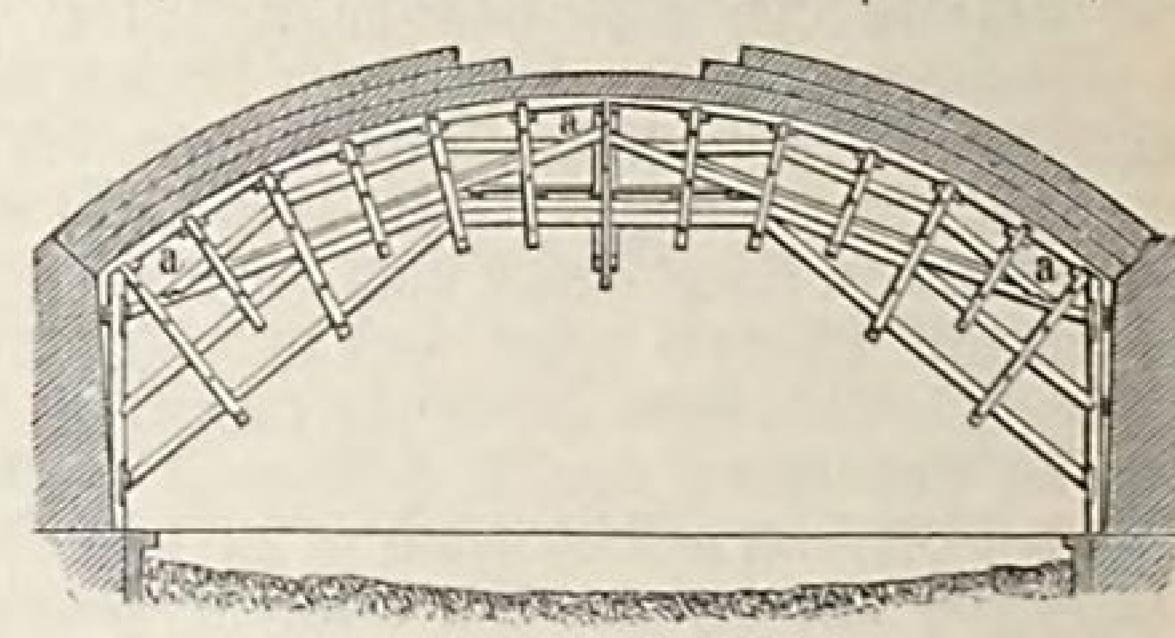


Fig. 2. Gesprengtes Lehrgerüst.

zum Senken des Lehrbogens nach Schluß des Gewölbes dienen. Der Lehrbogen besteht wieder aus den seine Peripherie bildenden Kranzhölzern, welche unter sich durch eine mehr oder minder einfache, meist aus Streben, Hängesäulen und Zangen bestehende Versteifungskonstruktion verbunden sind. Die einzelnen Tragrippen des Lehrgerüstes werden je nach ihrer

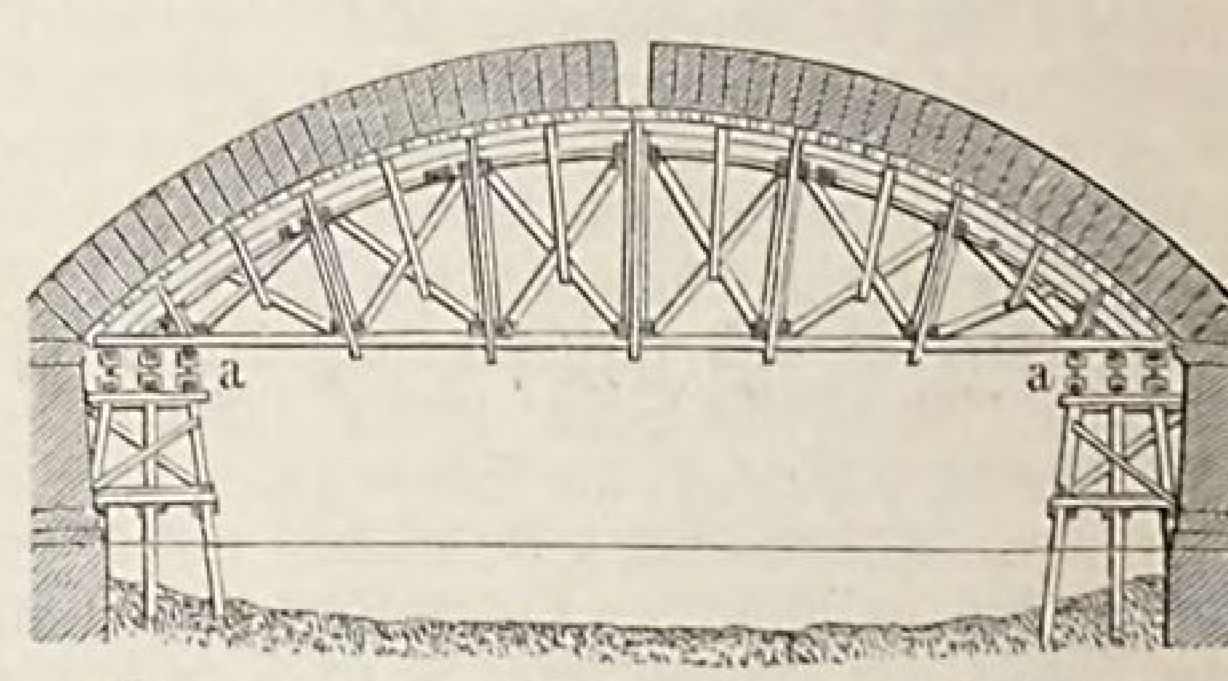


Fig. 3. Lehrgerüst mit Fachwerkträgern.

Entfernung durch starke Bohlen, durch leichtere oder schwerere Balken, welche die zwischen ihnen befindlichen Teile des Gewölbes zu unterstützen haben, verbunden. Sobald das Gewölbe vollendet ist und die Ausrüstung stattgefunden hat, werden jene Unterstützungen entlastet und können samt den übrigen Teilen des Lehrgerüstes entfernt werden.

Lehrhäuer, ein angehender Bergmann.

Lehrheizer, s. Heizerschulen.

Lehrinfanteriebataillon, s. Lehrtruppen.

Lehrling, Lehrlingswesen. Lehrlinge sind junge Leute, welche sich für einen bestimmten Beruf die zu demselben nötigen elementaren Kenntnisse und Fertigkeiten während einer Lehrzeit erwerben wollen und zu diesem Zweck mit einem Lehrherrn in ein Vertragsverhältnis (**Lehrvertrag**) treten. In dem Lehrvertrag verpflichtet sich der Lehrherr zu ordentlicher Ausbildung des Lehrlings, der Lehrling zu Arbeitsleistungen für den Lehrherrn. Im übrigen können Leistungen und Gegenleistungen des Lehrlings und Lehrherrn vertragsmäßig sehr verschieden bestimmt sein. Zu den Berufszweigen, welche noch heutzutage eine solche Ausbildung erfordern, gehören besonders der kaufmännische Beruf, der höhere landwirtschaftliche Beruf und der gewerbliche Beruf im engern Sinne. Eine besondere Regelung des Lehrlingswesens ist namentlich geboten für die gewerblichen Lehrlinge.

Von dem guten Zustand des Lehrlingswesens, d. h. von der ordentlichen gewerblichen und moralischen Ausbildung der Lehrlinge, hängt hier nicht nur die Zukunft der Lehrlinge, sondern auch der Zustand des Gewerbewesens in einem Land ab. Die für diese Lehrlinge notwendige gewerbliche Ausbildung ist teils eine theoretische, teils eine praktisch-technische. Jene ist in gewerblichen Fachschulen, diese in der Werkstätte (Fabrik) zu geben. Von den gewerblichen Fachschulen kommen hier in Betracht: die gewerblichen Mittelschulen (Baugewerks-, Maschinenbau-, Werkmeister- rc. Schulen), die allgemeinen Fortbildungsschulen, Kunstgewerbeschulen und besondere Lehrlingsschulen für einzelne Gewerbe. Für diese Schulen und für einen ordentlichen Unterricht in denselben sowie für eine Teilnahme der Lehrlinge an dem Unterricht zu sorgen, ist eine wichtige Aufgabe der öffentlichen Gewalt (Staat, Gemeinde) und der gewerblichen Korporationen. Wichtiger aber als die theoretische Ausbildung ist die gute praktisch-technische Ausbildung der Lehrlinge. Diese letztere darf, wie die Erfahrung vieler Länder, auch Deutschlands, in unserm Jahrhundert gezeigt hat, nicht lediglich dem freien Vertrag und der Willkür der Einzelnen überlassen, sondern es muß die Sorge für dieselbe ebenfalls zur Aufgabe der öffentlichen Gewalt und zu einer korporativen Angelegenheit der Gewerbtreibenden gemacht werden. Es bedarf hier zunächst obrigkeitlicher Maßregeln teils der Gesetzgebung, teils der Verwaltung.

Zu den wichtigsten, unentbehrlichen gesetzlichen Vorschriften gehören: 1) das Erfordernis der rechtlichen Unbescholtenheit des Lehrherrn; 2) die obligatorische schriftliche Abfassung und Registrierung der Lehrverträge sowie die Aufstellung von Normativbestimmungen, welche für den Fall, daß die schriftliche Abfassung der Lehrverträge in unzureichender Form stattgefunden hat, ergänzend in Kraft treten; 3) die Bestimmung der wesentlichen Erfordernisse des Lehrvertrags (gegenseitige Pflichten, Dauer der Lehrzeit, Lohn des Lehrlings oder Lehrgeld) und die Regelung des Rechts der Beteiligten, denselben allenfalls vor Ablauf der vertragsmäßigen Zeit aufzuheben; 4) die Festsetzung von Strafen beim Lehrvertragsbruch gegen Thäter, Anstifter, Teilnehmer und Begünstiger, insbes. auch gegen denjenigen, welcher einen Lehrling, wissend, daß er entlaufen ist, in Lehre oder Arbeit nimmt oder behält; 5) ausreichende Schutzbestimmungen gegen eine mißbräuchliche (die Gesundheit, Sittlichkeit, Ausbildung gefährdende) Beschäftigung der Lehrlinge; 6) eine gesetzliche Probezeit; 7) die Möglichkeit, den Fortbildungs- oder Fachunterricht für Lehrlinge obligatorisch zu machen; 8) die Verpflichtung zur Erteilung eines amtlich zu beglaubigenden Lehrbriefs (Zeugnisses über die Dauer der Lehrzeit, über Betragen, Kenntnisse und Fertigkeiten des Lehrlings); 9) die Anweisung von Staatsmitteln für Prämien bei Ausstellung von Lehrlingsarbeiten; 10) Veranstaltung von öffentlichen Lehrlingsprüfungen; 11) die zweckmäßige Regelung des Innungswesens (s. Innungen). Die Verwaltung aber muß sorgen für besondere obrigkeitliche Organe, welche überall, wo das Bedürfnis vorhanden ist, örtlich für die einzelnen Gewerbe die wesentlichen Bestimmungen der Lehrverträge erlassen, die Beschäftigung und Ausbildung der Lehrlinge überwachen, für die Durchführung der Lehrverträge sorgen und etwaige Streitigkeiten entscheiden. Die Innungen als solche sind hierfür nicht die ausreichenden Organe; dieselben müssen aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern und einem von der Regierung ernannten Vorsitzenden zusammengesetzt sein. Indes wenn auch die Vertretung der Staatsgewalt in ihnen unentbehrlich ist, müssen diese Organe doch in ihrer Einrichtung und Wirksamkeit mehr den Charakter von Organen der Selbstverwaltung erhalten. Durch das Gesetz, betreffend die Gewerbegerichte von 1890 sind in Deutschland die Innungen zur Entscheidung von Lehrlingsstreitigkeiten unbedingt zuständig. Unter Umständen muß die Staatsgewalt auch für die Errichtung von Lehrwerkstätten (s. d.) sorgen. Aber alle diese obrigkeitlichen Maßregeln können nur dann ihren Endzweck erreichen, wenn sie unterstützt werden durch eine energische, gemeinnützige Thätigkeit der Gewerbtreibenden selbst, wenn insbes. Innungen u. Gewerbevereine bestehen und für eine gute Ausbildung der Lehrlinge mit sorgen. Sie haben vor allem darüber zu wachen, daß die Lehrherren ihre moralischen Pflichten gegen ihre Lehrlinge erfüllen und bestrebt sind, dieselben zu geschickten, tüchtigen Gesellen und zu braven, auf gewerbliche Ehre und Moral haltenden, von Gemeinsinn getragenen Gemeinde- und Staatsbürgern heranzubilden; sie müssen besondere Kommissionen zur Unterbringung von Lehrlingen bei geeigneten Lehrherren, zur Beaufsichtigung der von ihnen untergebrachten Lehrlinge und Arbeitsvermittelung für dieselben nach beendigter Lehrzeit rc. einsetzen, Lehrlingsprüfungen (s. d.), Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten mit Prämien veranstalten, Fachschulen für Lehrlinge errichten und leiten, unter Umständen Lehrwerkstätten gründen rc.

In keinem Staat entspricht die Fürsorge für das Lehrlingswesen den vorstehenden Anforderungen, nirgends ist daher auch der Zustand desselben befriedigend. In Deutschland und ebenso in Österreich ist man in neuerer Zeit bestrebt, eine Besserung herbeizuführen. In Deutschland ist eine (freilich noch nicht ausreichende) Verbesserung der Gesetzgebung durch die Gewerbeordnungsnovelle vom 17. Juli 1878 (§ 126—133 der Gewerbeordnung) und durch das Innungsgesetz vom 18. Juli 1881 (ergänzt durch Gesetz vom 8. Dez. 1884) erfolgt. Durch das Gesetz von 1878 wurde insbes. eine gesetzliche Probezeit von vier Wochen eingeführt (§ 128) und ein Schutz gegen den Bruch schriftlicher Lehrverträge gewährt (§ 130, 133). Über das Innungsgesetz s. Innungen. Nach dem Krankenversicherungsgesetz (in der Fassung vom 10. April 1892) unterliegen Lehrlinge, mit Ausnahme der Lehrlinge in den Apotheken, der Versicherungspflicht. In Österreich ist eine viel weiter gehende Bestimmungen enthaltende Änderung der Gesetzgebung durch die Gesetze vom 15. März 1883 und vom 8. März 1885 bewirkt worden. Ersteres Gesetz enthält Vorschriften über das Recht zum Halten von Lehrlingen, die Lehrzeit, den Lehrvertrag, die Pflichten des Lehrlings und des Lehrherrn, das Lehrzeugnis rc.; das letztere überweist die Vorsorge für ein geordnetes Lehrlingswesen den gewerblichen Genossenschaften. Doch haben diese Gesetze bis jetzt noch keine wesentliche Besserung des Lehrlingswesens herbeigeführt. In Frankreich hatte die Gesetzgebung von 1791 jede Regelung des Lehrlingswesens beseitigt. Aber schon ein Gesetz vom 22. Germinal XI schränkte die unbedingte Freiheit ein, insofern durch dasselbe bestimmt wurde, in welchen Fällen allein der Lehrvertrag von der einen oder andern Seite aufgelöst werden dürfe, ferner, daß der Meister dem Lehrling nach Beendigung der Lehrzeit ein Entlassungszeugnis zu geben habe u. kein Meister

den Lehrling eines andern ohne ein Entlassungszeugnis annehmen dürfe. Eine weitere eingehende Regelung erfolgte durch das Gesetz vom 22. Febr. 1851. Es machte nicht die Schriftlichkeit des Lehrvertrages obligatorisch, erschwerte aber den Beweis nur mündlich abgeschlossener Verträge. Dagegen verbot es unter anderm gewissen Personen, Lehrlinge zu halten, setzte eine Maximalarbeitszeit für Lehrlinge unter 16 Jahren fest, verbot für diese die Sonntags- und Nachtarbeit, regelte die Rechte und Pflichten beider Teile, führte eine Probezeit von zwei Monaten ein, bestimmte neu die Fälle, in denen der Lehrvertrag teils ipso jure aufgelöst sei, teils einseitig aufgelöst werden könne, machte Arbeitgeber, die Lehrlinge ihrem Meister abwendig machen, um sie zu beschäftigen, für die dem verlassenen Meister zuerkannte Entschädigung haftbar rc. In England, wo die Gewerkvereine großen Einfluß auf das Lehrlingswesen ausüben, ist aus der frühern weitgehenden obrigkeitlichen Regelung des Lehrlingswesens nur noch eine polizeiliche Jurisdiktion über das Lehrlingsverhältnis übriggeblieben. Der Lehrvertragsbruch ist strafbar. Vgl. »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Bd. 10 u. 11, 14. u. 15 (Leipz. 1875, 1878, 1879); Garbe, Der zeitgemäße Ausbau des gesamten Lehrlingswesens für Industrie und Gewerbe (Berl. 1888); Dannenberg, Das deutsche Handwerk (Leipz. 1872); Bücher, Die gewerbliche Bildungsfrage und der industrielle Rückgang (Eisenach 1877); Stieda, Lehrlingswesen (im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4, Jena 1892); Post, Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern (Berl. 1889); Mehler, Lehrlingsfragen (1892); Schönberg, Artikel »Gewerbe« (im »Handbuch der politischen Ökonomie«, Bd. 2); Mataja, Gewerberecht (im »Österreichischen Staatswörterbuch«, Wien 1895); Block, Apprentissage (im »Dictionnaire de l'administration française«, 1889); Furrer, Artikel »Gewerbliches Bildungswesen« (im »Volkswirtschaftslexikon der Schweiz«, 1886). Für England vgl. »Record of technical and secondary education« (Lond. 1890).

Lehrlingsprüfung, die am Schlusse der Lehrzeit stattfindende Prüfung über die von dem Lehrling während der Lehrzeit erworbene gewerbliche Ausbildung. Die L., welche zur Zeit des Zunftwesens allgemein der Freisprechung des Lehrlings, d. h. der Aufnahme desselben als Gesellen und der Ausstellung des Lehrbriefes vorherzugehen pflegte, ist heute in der Regel nicht mehr obligatorisch. Doch haben in Deutschland die Innungen das Recht, Lehrlingsprüfungen vorzuschreiben, und es kann ihnen unter Umständen das Recht erteilt werden, dazu auch solche Lehrlinge heranzuziehen, deren Lehrherren nicht zur Innung gehören; doch ist in diesem Falle die Prüfung von einer Kommission vorzunehmen, deren Mitglieder zur Hälfte von der Innung, zur Hälfte von der Aufsichtsbehörde berufen werden (§ 100e der Deutschen Gewerbeordnung). Besonders gute Erfahrungen machte man mit Lehrlingsprüfungen in Württemberg. In der Schweiz wurde 1886 im Buchdruckergewerbe eine Organisation des Prüfungswesens durchgeführt, der sich andre Berufsverbände anschlossen. 1888 stellte dann der Schweizerische Gewerbeverein ein einheitliches Prüfungsreglement für Gewerbelehrlinge auf. Minimalforderung ist: Anfertigung eines Probestückes, Kenntnis der Rohstoffe, allgemeine Schulbildung. Im Kanton Neuenburg wurde durch Gesetz vom 21. Nov. 1890 (Lehrlingsschutzgesetz) die Prüfung obligatorisch.

Lehrlingsschulen, s. Handelsschulen, Fortbildungsschulen, Fachschulen.

Lehrmittel, im weitern Sinne alle Gegenstände, welche beim Unterricht der Jugend gebraucht werden, im engern Sinne namentlich solche Gegenstände oder bildliche Darstellungen, welche zur Veranschaulichung des Unterrichts dienen. Nachdem in frühern Zeiten der hohe Wert der sinnlichen Anschauung für die Bildung des Geistes lange übersehen oder doch wesentlich unterschätzt worden ist, liegt gegenwärtig die Gefahr der Übertreibung nach der entgegengesetzten Seite nicht mehr fern. Herstellung und Feilbietung von Lehrmitteln sind zum schwunghaften Gewerbszweig geworden. Infolgedessen sind Karten, Abbildungen, Modelle in großer Auswahl und in stets zunehmender Vollkommenheit entstanden. Aber nicht immer wird beachtet, daß für die Schule nur das Einfache, Typische geeignet ist. Um dem Lehrerstand die Übersicht über die steigende Flut der L. zu erleichtern, werden in der Gegenwart mit größern Lehrerversammlungen meistens Lehrmittelausstellungen verbunden. Auch haben einige Regierungen, größere Städte rc. derartige stehende Ausstellungen oder Schulmuseen eingerichtet; berühmt ist die Sammlung des National Board of Education in Washington und als eine der ältesten in Europa die Schulausstellung in Zürich (seit 1875); weiteres s. Schulmuseum. Als unentbehrliche L. für den vollen Unterrichtsbetrieb der preußischen Volksschule bezeichnet die Falksche allgemeine Verfügung vom 15. Okt. 1872 außer den in der Schule eingeführten, auch dem Lehrer in je einem Abdruck zu liefernden Lehr- und Lernbüchern: 1) Globus, 2) Wandkarte der Heimatsprovinz, 3) Wandkarte von Deutschland, 4) Wandkarte von Palästina, 5) einige Abbildungen für den weltkundlichen Unterricht, 6) Alphabete weithin erkennbar auf Holz- oder Papptäfelchen geklebter Buchstaben zum Gebrauch beim ersten Leseunterricht, 7) eine Geige, 8) Lineal und Zirkel, 9) eine Rechenmaschine. Für mehrklassige Schulen werden diese L. angemessen ergänzt. Vgl. Köpp, Illustriertes Hand- und Nachschlagebuch der vorzüglichsten Lehr- und Veranschaulichungsmittel (Bensheim 1875—77); Müller, Deutscher Lehrmittelkatalog (hrsg. von Carl, Dresd. 1891); »Deutsche Lehrmittelzeitung« (Magdeb., seit 1894).

Lehrplan, die schriftliche Festsetzung der Lehrziele, des Lehrstoffs und des Lehrgangs für eine Schulanstalt nach deren verschiedenen Klassen oder Abteilungen. Die Aufstellung eines Lehrplans, und zwar nicht nur eines tabellarischen oder übersichtlichen, sondern auch eines ausführlichen, die Verteilung des Lehrstoffs nach Klassen, Jahren und Semestern vorzeichnenden, wird für alle Schulen gegenwärtig allgemein als unerläßlich angesehen und von den meisten Schulgesetzgebungen gefordert. Um zur Aufstellung derartiger ausführlicher Lehrpläne den nötigen Anhalt zu bieten, haben die meisten staatlichen Schulverwaltungen selbst kürzer gefaßte Lehrpläne (Normalpläne) herausgegeben, die genau vorschreiben, welche Unterrichtsgegenstände in jeder Klasse zu treiben, wieviel Stunden wöchentlich auf jeden zu verwenden und welche Ziele hinsichtlich eines jeden zu erstreben sind. Die in Preußen gegenwärtig geltenden amtlichen Lehrpläne sind folgende: 1) Allgemeine Verfügung über Einrichtung, Aufgabe und Ziel der Volksschule vom 15. Okt. 1872; 2) L. für die Mittelschule vom 15. Okt. 1872; 3) Lehrordnung und L. für die Schullehrerseminare vom 15. Okt. 1872; 4) Lehrpläne

für die höhern Unterrichtsanstalten (Gymnasien, Progymnasien, Realgymnasien, Realprogymnasien, Oberrealschulen, Realschulen) vom 6. Jan. 1892. Auch für Präparandenanstalten (1878, neuer Entwurf 1894) und für höhere Mädchenschulen (31. Mai 1894) sind Normalpläne herausgegeben, aber nicht mit derselben zwingenden Geltung.

Lehrs, Karl, Philolog, geb. 14. Jan. 1802 zu Königsberg i. Pr., gest. daselbst 9. Juni 1878, studierte seit 1818 in seiner Vaterstadt, war 1823—45 Gymnasiallehrer in Danzig, Marienwerder und Königsberg, seit 1831 hier zugleich Privatdozent und seit 1835 außerordentlicher Professor und wurde 1845 zum ordentlichen Professor der Philologie daselbst ernannt. Seine bedeutendsten Werke sind: »De Aristarchi studiis Homericis« (Königsb. 1833; 3. Aufl. von Ludwich, Leipz. 1882); »Quaestiones epicae« (Königsb. 1837); »Herodiani scripta tria emendatiora« (das. 1848); »Populäre Aufsätze aus dem Altertum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen« (Leipz. 1856, 2. vermehrte Aufl. 1875); »Die Pindarscholien« (das. 1873) und »Horatius mit vorzugsweiser Rücksicht auf die unechten Stellen und Gedichte« (das. 1869); auch übersetzte er Platons »Phädrus und Gastmahl« (das. 1870). Vgl. Kammer, Karl L. (Berl. 1879); A. Jung, Zur Erinnerung an K. L. (Programm, Meseritz 1880); »Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und L.« (hrsg. von Ludwich, Leipz. 1894, 2 Tle.).

Lehrsatz (griech. Theorēm), in dem System der Erkenntnisse ein Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet wird. So sind z. B. alle Sätze der Arithmetik und Geometrie, die Axiome oder Grundsätze und Definitionen ausgenommen, Lehrsätze, weil sie sich durch Folgerungen und Beweise aus diesen letztern ableiten lassen. Ein L. im L. heißt Lemma (griech. »Einnahme«), ein Zusatz heißt Korollar oder Scholion. In den empirischen Wissenschaften pflegt man Lehrsätze auch solche Sätze zu nennen, die sich durch eine hinlängliche Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Lehrschmieden, s. Hufbeschlaglehranstalten.

Lehrstil (didaktischer Stil), s. Lehrform und Methode.

Lehrte, Dorf im preuß. Regbez. Lüneburg, Kreis Burgdorf, Knotenpunkt der Linien Obisfelde-Hannover-Hamm, Braunschweig-L., L.-Grauhof und L.-Harburg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Fabriken für künstlichen Dünger, Zement, Zucker, Gesundheitskaffee, Schokolade, Zement- und Thonwaren, Woll- und Teppichgarnspinnerei, Maschinenbau, Holzschneiderei, Ziegelbrennerei und (1890) 3799 Einw.

Lehrtruppen, aus abkommandierten Mannschaften der Truppenteile einer Waffe gebildete Abteilungen, durch welche die Gleichmäßigkeit der Ausbildung der Waffe im Bereich des ganzen Heeres sichergestellt sowie Änderungen in den Reglements, in der Ausbildung und Ausrüstung 2c. versucht werden sollen. In Preußen tritt ein Lehrinfanteriebataillon (früher Lehrbataillon) zu vier Kompanien alljährlich am 15. April in Potsdam aus kommandierten Offizieren und Mannschaften der Infanterie und Jäger des 1.—17. Armeekorps sowie des Seebataillons zusammen. Vom 1. Okt. bis 15. April bleibt nur eine Stammkompanie bestehen. Die Feldartillerie bildet 2 Lehrabteilungen, die Fußartillerie ein Lehrbataillon mit je einem Lehrkommando in Jüterbog. An die Stelle der bis 1866 vorhandenen Lehreskadron in Schwedt a. O. ist jetzt das Militärreitinstitut in Hannover getreten, zu welchem Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine der Kavallerie und Feldartillerie kommandiert werden.

Lehrvertrag, s. Lehrling.

Lehrwerkstätten sind besonders eingerichtete Lehranstalten, in denen Lehrmeister systematisch für die praktisch-technische gewerbliche Ausbildung der Schüler sorgen. Bei der heutigen weitgehenden Arbeitsteilung und der Entwickelung des Fabrikbetriebs gibt es eine Reihe von Gewerben, in denen in der Werkstatt nur sehr einfache, eine geringe Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit erfordernde und stets gleiche Arbeiten verrichtet werden, daher der Lehrling, auch wenn er mehrere Jahre bei einem tüchtigen Lehrherrn eifrig arbeitet und alle vorgekommenen technischen Operationen ordentlich erlernt, doch nur eine dürftige, weder seinem eignen noch dem Gesamtinteresse entsprechende, einseitige technische Ausbildung empfängt, so z. B. bei Uhrmachern, die sich nur mit Ausbesserung und Reinigung von Uhren befassen, bei vielen kleinen Schneidern, Schuhmachern, Schreinern, Malern, Schlossern, Klempnern 2c. Ferner gibt es viele Handwerksmeister, bei denen der Lehrling zwar in moralischer Beziehung gut aufgehoben ist, die aber selbst nicht genügend ausgebildet sind, um gute Lehrherren abgeben zu können. L. sind nun das Mittel, um auch den Lehrlingen solcher Lehrherren zu einer guten technischen Ausbildung zu verhelfen. Die Einrichtung der L. und des Lehrwerkstättenunterrichts muß je nach den Verhältnissen der einzelnen Gewerbe und der örtlichen wie persönlichen Bedürfnisse (wichtig besonders auch für die verschiedenen hausindustriell vertretenen Gewerbearten) eine verschiedene sein. Die L. können sich nur auf ein Gewerbe oder auch auf mehrere verwandte Gewerbe erstrecken. Sie können entweder ausschließlich die praktische Ausbildung der Lehrlinge herbeiführen, oder nur zur Ergänzung der gewöhnlichen Werkstattlehre dienen. Die Schüler der L. können entweder nur in der Lehrwerkstätte (vor oder nach der gewöhnlichen Werkstattlehre) oder zugleich bei einem andern Lehrherrn beschäftigt sein und im letztern Fall nur zeitweise in der Lehrwerkstätte arbeiten. Endlich können die L. entweder reine L., d. h. Anstalten nur für die praktische Ausbildung, oder zugleich auch noch theoretische Unterrichtsanstalten sein. Es wäre in erster Reihe Aufgabe der Gewerbtreibenden selbst, namentlich der Gewerbevereine und Innungen, auch großer Fabrikanten mit vielseitigem Betrieb, für solche L. zu sorgen; aber wo die Privatthätigkeit nicht ausreicht, haben auch die Gemeinden und der Staat mitzuwirken. L. entstanden zuerst (schon seit den 30er Jahren) und in größerer Zahl in Belgien, namentlich auf dem Gebiet der Textilindustrie (Webschulen). In neuerer Zeit ist die Bewegung zu gunsten von L. am stärksten in Frankreich; seit 1873 besteht das Bestreben, über das ganze Land ein Netz von L. (Écoles d'apprentissage) zu verbreiten. Nach dem Gesetz vom 11. Dez. 1880 sind die von den Gemeinden oder Departements errichteten L. zu den öffentlichen Elementaranstalten zu rechnen; für L. sind staatliche Unterstützungen vorgesehen. Die französischen L. sind in der Regel zugleich Fachschulen (s. d.), einzelne sind auch mit Volksschulen verbunden. Zu den L. gehören auch die Écoles nationales des arts et métiers, Staatslehrwerkstätten zur Ausbildung von chefs d'ateliers und in-

dustriels, insbes. für Schmiede, Schlosser, Dreher, Modelltischlerei &c., ferner die Écoles pour l'enseignement technique und die Écoles industrielles. Segensreich wirken auch die sociétés de patronage, die sich der Ausbildung der Lehrlinge durch Unterstützungen nach jeder Richtung hin annehmen. In Österreich sind in den letzten zwanzig Jahren vom Staat zahlreiche kunstgewerbliche u. andre L. begründet worden. In Italien gibt es niedere, mittlere und höhere L., scuoli industriali e professionali; die berühmten Lehrwerkstätten des Don Bosco bildeten 1880 in 50 L. bereits 20,000 Schüler aus. Auch Holland, Dänemark, Schweden haben L. In Deutschland ist noch verhältnismäßig wenig geschehen. Einige L. bestehen regelmäßig zugleich mit theoretischem Unterricht: für Blecharbeiter in Aue (Sachsen), für Uhrmacher in Glashütte (Sachsen) und Furtwangen (Baden), für Holz- und Beinschnitzer in Furtwangen, Hornberg, Rottweil, Rottenburg, Partenkirchen und in andern bayrischen Orten, für Keramiker in Grenzhausen-Höhr, Landshut, für Korbflechter in Heinsberg, Metzingen, für Weberei in Reutlingen, Heidenheim, Sindelfingen, Laichingen, Passau, Münchberg, für Goldschmiede und Ziseleure in Gmünd, Heilbronn, für Maschinentechniker in Nürnberg, für die Stahlwaren- und Kleineisenindustrie in Remscheid &c. Besonders zahlreich sind in Deutschland (namentlich in Preußen und Baden) die L. bei den Staatseisenbahnen. Vgl. K. Bücher, Die gewerbliche Bildungsfrage &c. (Eisenach 1877); Derselbe, Lehrlingsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich (das. 1878); Grothe, Die technischen Fachschulen in Europa und Amerika (Berl. 1882); Derselbe, Fachschulen und Unterrichtsanstalten für Textilindustrie (das. 1879); Bartholdy, Gewerbliche Ausbildung durch Schule und Werkstatt (Kolmar 1889); Scheven, Die Lehrwerkstätte (1. Bd., Tübing. 1894); »Denkschrift über die Entwickelung der Fortbildungsschulen und der gewerblichen Fachschulen in Preußen« (Berl. 1891); Ridder, De l'enseignement professionnel en Belgique (Brüss. 1884); Genauck, Gewerbliche Erziehung in Belgien (Reichenberg 1886—87, 2 Tle.).

Leï (Münze), s. Leu.

Leibbataillon, **Leibbatterie**, s. Leibtruppen.

Leibbede, s. Bauer, S. 564.

Leibbürge, s. Geisel.

Leibeigenschaft (Eigenschaft, Grundhörigkeit, Hörigkeit), ein Zustand geminderter Freiheit. Schon in den ältesten Zeiten finden wir bei den germanischen Völkerschaften den Unterschied zwischen Freien und Unfreien ausgeprägt. Die Entstehungsgründe der Unfreiheit waren Kriegsgefangenschaft, Abstammung von unfreien Eltern, Verheiratung mit einem Unfreien und gerichtliche Überweisung zahlungsunfähiger Schuldner oder Verbrecher an den Gläubiger oder an die Verletzten, endlich freiwillige Unterwerfung. Neben diesen vollständig Unfreien (Knechten, mancipia, ancillae, servi), welche ursprünglich unbedingt unter dem Willen ihres Herrn standen, eigentumsunfähig waren und keine gültige Ehe eingehen konnten, finden sich schon in ältester Zeit Halbfreie, die Liten oder Aldien (s. d.). Die Lage der Knechte besserte sich unter dem Einflusse des Christentums, so daß sie sich der der Liten näherte. So finden wir denn in und seit dem 13. Jahrh., namentlich in den sogen. mittelalterlichen Rechtsbüchern (s. Deutsches Recht), nur noch eine Klasse von Unfreien, welche eigne Leute (Hauseigne, Bluteigne, Eigenbehörige, Gutseigne, Dienstleute, Hörige, scaramanni, scararii, Kurmedige, Wachszinsige, Köter, Kossäten, Sonnenkinder, auch Lassen, Laten, Erbunterthänige) genannt werden. Der Zustand dieser Unfreiheit hieß Eigenschaft, wofür dann später der Ausdruck L. (auch Bluteigenschaft) aufkam, obgleich sich dies Verhältnis wesentlich als eine Gutshörigkeit charakterisierte. Die Leibeignen erschienen nämlich als die Hintersassen ihres Gutsherrn, wurden auch als solche bezeichnet und standen wie das Gut selbst, zu welchem sie gehörten, in der Gewere (Besitz) des Gutsherrn, welcher den ihm eignen Mann mittels gerichtlicher Klage (sogen. Besatzungsrecht) in Anspruch nehmen konnte. Das Abhängigkeitsverhältnis der Hörigen zeigte sich namentlich darin, daß der Herr, wenn auch nicht, wie ehemals, den ganzen Nachlaß des Leibeignen, aber doch einen gewissen Teil desselben, namentlich die besten Viehstücke u. dgl. (Besthaupt, Mortuarium, Sterbfall, Butteil), für sich beanspruchen konnte. Ferner mußten unfreie Frauenspersonen bei ihrer Verheiratung eine gewisse Abgabe (Bumede, Bauzins, Frauenzins, Hemdschilling, Busengeld, Busenhuhn, Nadelgeld, Schürzenzins, Maritagium) entrichten, und der Leibeigne bedurfte zu seiner Verheiratung der Erlaubnis des Gutsherrn. Außerdem war es aber eine ganze Reihe von Zinsen und Abgaben, welche die Leibeignen von den Höfen, die ihnen der Gutsherr regelmäßig in eine Art Erbpacht gegeben hatte, entrichten mußten. Da waren Zehnten, Gülten und Grundzinsen zu entrichten, Herdgelder, Gartenhühner, Rauchhühner, Ostereier, Pfingstlämmer, Martinsgänse und Fastnachtshühner zu präftieren und Zinskorn, Wachszins und Honigzins zu liefern. Dazu kamen aber noch zahlreiche persönliche Dienstleistungen (Fron- und Herrendienste), so daß das Los der Leibeignen in der That ein sehr hartes war. Erst zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts gewann die fortschreitende Humanität so viel Einfluß auf die Gesetzgebung, daß die Aufhebung der L., welche zugleich im Interesse des Volkswohlstandes, der Entwickelung der Steuer- u. Wehrkraft des Landes und der Zunahme der Bevölkerung als dringend geboten erschien, in Deutschland allenthalben durchgeführt ward. Zwar hatten sich schon zu Anfang des 18. Jahrh. einzelne Versuche zur Aufhebung der L. gezeigt, z. B. in der preußischen Dorfordnung von 1702 für die königlichen Domänen; aber erst Joseph II. von Österreich war es, welcher die L. vollständig aufhob, und zwar 1781 für Böhmen und Mähren, 1782 für die deutschen Erblande. Auch das preußische Landrecht von 1794 bezeichnete die L. als unzulässig; aber erst durch Gesetz vom 9. Okt. 1809 erfolgte die gänzliche Aufhebung derselben für die preußische Monarchie, ebenso in Württemberg durch Gesetz vom 18. Nov. 1817 und für Bayern durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818, so daß auch die übrigen Staaten, in welchen das Institut der L. bestand, nicht mehr zurückbleiben konnten. Die letzten Reste wurden 1832 in der sächsischen Oberlausitz getilgt.

Auf weit größere Schwierigkeiten stieß dagegen die Abschaffung der L. in Rußland, woselbst die L. mit dem Volksleben viel inniger verwachsen war als in Deutschland. Denn in Rußland gab es gar keinen freien Bauernstand. Während in Westeuropa die Bauernbefreiung so viel bedeutete, daß ein minder gesichertes Recht in ein vollständig gesichertes Recht umgewandelt wurde, gelangte der russische Bauer aus

der vollen Rechtslosigkeit, was Person und Eigentum anbetrifft, in einen Rechtszustand. Zu der persönlichen Freiheit aber gesellte sich die staatsbürgerliche, die freie Selbstverwaltung in der Gemeinde und der »Wolost« (Gruppierung mehrerer ländlicher Gemeinden) für die eigentliche Kommunalverwaltung, die niedere Polizei und die bäuerliche Rechtspflege.

Die Entstehung der L., die in Verbindung mit der Ausbildung des Gemeindebesitzes erfolgte, ist hier auf mehrere Thatsachen zurückzuführen. In älterer Zeit sind in Rußland nur freie Bauern und wirkliche Sklaven bekannt. Die Bauern aber, soweit sie nicht auf eignen Stellen saßen, erscheinen als Pachter auf den Domänen, den Gütern der Kirche und denen des Adels. 1460 wurde nun Klöstern und Gutsbesitzern das Recht verliehen, den Pachtern die Kündigung zu versagen und sie mithin zum Bleiben zu zwingen. Auch das 1492 abgefaßte Gesetzbuch (Ssudebnik) erschwerte das Verziehen der Bauern durch starke Abstandszahlungen, und so bereitete sich allmählich die Schollenpflichtigkeit der Landleute vor. Durch Ukas vom 21. Nov. 1597 (ein älterer von 1592, wie ihn die russische Litteratur vielfach noch annimmt, läßt sich nicht nachweisen) wurde diese dann zum Gesetz. Man ordnete an, daß auf fünf Jahre zurück alle Bauern, die von den Dienst- und Erbgütern der Bojaren und andrer Gutsbesitzer weggelaufen waren, mit Weib und Kind zurückgebracht werden sollten. Später wurde 1604 bei Ausbruch einer Hungersnot jedem Bauer das Verlassen seines Dorfes verboten und jeder Flüchtling, den der Gutsbesitzer in seinem Walde fand, ihm zu eigen gegeben. Jedenfalls sind seit der Mitte des 17. Jahrh. die Bauern völlig an die Scholle gebunden. Unter Peter d. Gr. wurde sodann die persönliche L. aller Bauern zum Gesetz erhoben, dem Grundadel ein freies Verfügungsrecht über seine Bauern eingeräumt, aber auch umgekehrt ihm die Verpflichtung zum Unterhalt und zur Ernährung der Leibeignen im Fall eignen Unvermögens auferlegt. Dabei hatte aber das ganze Verhältnis einen gewissen patriarchalischen Charakter. Der Leibeigne redete seinen Herrn »Väterchen« an und fühlte sich ihm gegenüber nicht gerade als Knecht. Vor allen Dingen aber war er nicht völlig landlos. Denn die zu einem Dorfe gehörenden Bauern besaßen eine gewisse Fläche als Gemeindeland zu Eigentum, in das allerdings der Gutsherr Leute einzuweisen oder aus ihr fortzunehmen berechtigt war. Ihren patriarchalischen Charakter aber büßte die L. allmählich vollständig ein. Der russische Adel lebte von seinen Gütern fern, im Ausland oder in den Residenzen, und entfremdete sich seinen Bauern. Die Verwalter verfuhren mit den Leibeignen willkürlich und grausam. Zahlreiche Leibeigne strebten vom Gute fort, der gewerblichen Arbeit zu. Vermietungen von Leibeignen in die neu aufkommenden Fabriken waren keine Seltenheit. Gegen die Zahlung einer jährlichen Abgabe, des sogen. obrok, wurde den Leibeignen der Aufenthalt außerhalb des Gutes gestattet, und so kam es vor, daß in den Städten Kapitalisten, Bankiers, Künstler &c. lebten, die noch in ihren Gemeinden als »leibeigen« eingeschrieben waren. Solchen unwürdigen, mit dem modernen Staats- und Völkerleben unvereinbaren Zuständen ein Ende zu machen, war schon das Bestreben Alexanders I., doch gelang damals die Reform nur in den von deutschen Gutsbesitzern bewohnten baltischen Provinzen. In **Livland** ordnete, nachdem bereits einige Landtagsbeschlüsse aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts den Bauern geschützt hatten, die Bauernverordnung vom 20. Febr. 1804 die bäuerlichen Verhältnisse in zweckmäßiger Weise und verwandelte für den freilich geringern Teil der bäuerlichen Bevölkerung die L. in eine gesetzlich geordnete Schollenpflichtigkeit. Die L. der auf dem herrschaftlichen Hofe oder im bäuerlichen Gesinde dienenden Knechte aber wurde gemildert. In **Esthland** wurde 1802 den Bauern das erbliche Nutzungsrecht von den Ländereien zugesichert und am 23. Mai 1816 allen die persönliche Freiheit gewährt. In **Kurland** wurde am 25. Aug. 1817 die Freilassung der Bauern unter den gleichen Bedingungen wie in Esthland ausgeschrieben, und diesen Beispielen folgte die livländische Ritterschaft mit der Verordnung vom 26. Juli 1819. Alexanders Nachfolger, Kaiser Nikolaus, erließ dann verschiedene Ukase, die die materielle Lage der Leibeignen, indem sie ihnen das Recht zum selbständigen Vermögenserwerb einräumten, erleichterten. Die eigentliche Emanzipation aber gelang erst Alexander II. Man muß bei ihr unterscheiden: die Domänebauern, Apanagebauern und gutsherrlichen Bauern. Die **erstern** galten staatsrechtlich nicht als leibeigen, sondern nur als schollenpflichtig; eine Reihe von Verordnungen regelte ihre Verhältnisse, bis das Gesetz vom 12. Juni 1886 sie mit den frühern gutsherrlichen Bauern gleichstellte. Die **Apanagebauern** erhielten ihre persönliche Freiheit durch Gesetz vom 20. Juni 1858 und 26. Juli 1859; ihre agrarrechtliche Auseinandersetzung erfolgte durch Gesetz vom 26. Juni 1863. Die **gutsherrlichen Bauern** endlich wurden durch Gesetz vom 19. Febr. 1861 frei, das die Aufhebung der L. für den ganzen Umfang des russischen Reiches auf den 17. März 1863 feststellte. Als Vorbereitungen waren vorausgegangen der Ukas vom 2. Dez. 1857, der dem Adel den kaiserlichen Wunsch kundthat, er möge darüber beraten, »wie die Lage der Bauern gegenüber den Eigentümern der adligen Güter durch genaue Bestimmung ihrer wechselseitigen Verpflichtungen und Beziehungen zu verbessern und zu sichern sei«. So trat 1858 ein »großes Leibeigenschaftskomité« von zwölf Mitgliedern unter dem Vorsitz des Kaisers selbst zusammen, dem dann in den einzelnen Gouvernements besondere Komités unterstellt wurden, welche die Emanzipation der Leibeignen vorzubereiten hatten. Das neue Gesetz erteilte den russischen Leibeignen die persönliche Freiheit, behielt aber die bisherigen Gemeindeverhältnisse, namentlich den Gemeindebesitz bei, um die Bauern allmählich erst an die Freiheit zu gewöhnen. Den Gemeinden wurde den Gutsherren gegenüber die Verpflichtung auferlegt, ihre Mark von diesen entweder eigentümlich zu erwerben, oder in Erbpacht zu nehmen, indem die Gemeinde als solche für die dem Herrn dagegen zu entrichtenden Leistungen an Geld oder Arbeit einzustehen hatte (sogen. Gemeinbürgschaft). Übrigens stand der Staat dabei den Gemeinden durch die Gewährung von Vorschüssen helfend zur Seite. Diese »Loskaufsoperation« wurde wesentlich gefördert durch die Gesetze vom 1. März, 30. Juli und 2. Sept. 1863, welche die **Zwangsablösung** des Bauernlandes in den westlichen Gouvernements verfügten. Diese wurde durch spätere Verordnungen vervollständigt, so namentlich am 28. Dez. 1881 in betreff des Bauernlandes der Bauern, die am 1. Jan. 1883 noch in zeitweilig verpflichtenden Beziehungen zum Gutsherrn standen. Endlich wurde am 18. Mai 1882 die staatliche Bauernagrarbank errichtet, die dazu bestimmt ist, durch Darlehen die käufliche Erwerbung von Land

den Bauern zu erleichtern. Auf diese Weise ist das große Emanzipationswerk als in der That gelungen zu bezeichnen, und wie berechtigt auch immer im einzelnen die Klagen sein mögen, so läßt sich nicht leugnen, daß die Aufhebung der L. die Landwirtschaft und den Wohlstand in Rußland bedeutend gehoben haben. Vgl. Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit, insbes. der sogen. L. (Berl. 1819); J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer (3. Ausg., Götting. 1881); Sugenheim, Geschichte der Aufhebung der L. in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts (Petersb. 1861); Eckardt, Rußlands ländliche Zustände (Leipz. 1870); Keußler, Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland (Riga 1876—87, 3 Tle.); Derselbe, Art. »Bauernbefreiung« u. »Mir« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«; Engelmann, Die L. in Rußland (Leipz. 1884); H. v. Samson, Die Verlumpung der Bauern in Rußland (das. 1892).

Leibeserben, soviel wie Deszendenten, s. Verwandtschaft.

Leibesfrucht, soviel wie Embryo (s. d.).

Leibeshöhle (Coeloma), der Hohlraum im Körper der meisten Tiere, welcher den Darmkanal und seine Anhänge (Leber etc.) sowie die andern Eingeweide umschließt, daher von der Darmhöhle wohl zu unterscheiden ist (s. Tier). Sie enthält eine Flüssigkeit, die entweder echtes Blut oder Blut mit Lymphe (sogen. Hämolymphe) ist und bei manchen Tieren in besondern Adern, bei andern jedoch nur in den Lücken zwischen den Eingeweiden zirkuliert. Beim Embryo ist sie zuerst häufig sehr umfangreich, engt sich jedoch später stark ein und verschwindet auch wohl aus gewissen Körperteilen (z. B. aus dem Kopf) gänzlich. In vielen Fällen hat sie nach außen eine oder mehrere Öffnungen, durch welche die in ihr enthaltenen Geschlechtsstoffe etc. entleert werden können oder auch (bei manchen Wassertieren) Wasser aufgenommen wird, das alsdann zur Schwellung des Körpers oder einzelner Teile desselben dient. Bei den höhern Wirbeltieren, die ein Zwerchfell besitzen, zerfällt sie durch dieses in die Brust- und die Bauchhöhle und wird dann als Pleuro-Peritonealhöhle bezeichnet. Ausgekleidet ist sie bei diesen mit einer besondern Haut, welche außer ihren Wandungen auch noch die Organe in ihr überzieht und Brust-, resp. Bauchfell (Pleura, resp. Peritoneum) heißt. Bei den Säugetieren wird die Bauchhöhle selber eingeteilt in die eigentliche und in die Beckenhöhle.

Leibesskadron, s. Leibtruppen.

Leibesstrafe, s. Prügelstrafe.

Leibesübungen, s. Gymnastik u. Turnkunst. Vorragende Leistungen menschlicher Leibeskraft sind aus den verschiedensten Zeiten und Völkern berichtet, nicht selten freilich sagenhaft übertrieben. Besonders knüpfen sich solche Nachrichten an einzelne geschichtliche Persönlichkeiten, wie den albanesischen Helden Skanderbeg u. den König August »den Starken«. Hier sollen nur Leistungen, die in neuerer Zeit zuverlässig als die besten ihrer Art gemessen worden sind, sogen. Höchstleistungen, verzeichnet werden. Da für diesen Zweck kein Unterschied gemacht werden kann zwischen Leistungen berufsmäßiger Athleten und denen von Sportsleuten, Turnern u. a., so kommen hier ganz überwiegend Leistungen aus England und Amerika in Frage, weil dort viele solche Übungen berufsmäßig pflegen, um bei öffentlichen Wettkämpfen Siege mit meist wertvollen Preisen oder gar die sogen. »Meisterschaft« für ein Land oder »die Welt« zu erringen (einen sogen. Record oder Weltrecord zu schaffen). Auch pflegt jeder dieser Athleten meist nur eine einzelne Wettübung, die Wettläufer sogar meist nur den Lauf auf eine bestimmte Entfernung. Bei den Wettturnen unsrer deutschen Turnfeste, wo nach Punkten gewertet wird, werden einmal die höchsten Leistungen, sobald sie über die höchste erreichbare Punktzahl hinausgehen, nicht regelmäßig verzeichnet; es wird ferner eine gleichmäßige Ausbildung in der ganzen Turnkunst verlangt, die durch zwölf ganz verschiedene Übungen darzulegen ist, Siege in einzelnen meßbaren Übungen sind ausgeschlossen, und vor allem haben berufsmäßige Athleten keinen Zutritt.

1) Laufen. 91,4 m (100 engl. Ellen) durchliefen 1844 in 9,25 Sek. Seward, 1886 in 9,8 Sek. Johnson; 182,8 m 1847 in 19,5 Sek. Seward, 201,1 m in 22,4 Sek. 1878 Phillips, 365,6 m in 43,6 Sek. und 914 m in 2 Min. 13 Sek. 1880 Myers. (Auf dem Münchener Turnfest durchlief 1889 Uhlshöfer 200 m in 25,2 Sek.) 2) Im Dauerlauf haben durchmessen 1 engl. Meile (1609 m) in 4 Min. 12,75 Sek. 1886 George, 10 engl. Meilen in 51 Min. 6,6 Sek. 1885 Cummings, 16 engl. Meilen in 88 Min. 6 Sek. 1852 Howitt, 100 engl. Meilen in 13 St. 26 Min. 30 Sek. 1882 Rowell. 3) Im Schnellgehen haben geleistet 1/2 engl. Meile in 3 Min. 2,2 Sek. 1883 Murray, 1 engl. Meile in 6 Min. 23 Sek. 1874 Perkins, 10 engl. Meilen in 1 St. 14 Min. 45 Sek. 1883 Raby, 100 engl. Meilen in 18 St. 8 Min. 15 Sek. 1880 Howes. 4) Im Dauergehen dürften die englisch-amerikanischen go-as-you-please-races, die sich durch volle sechs Tage mit beliebiger Ruhezeit erstrecken, die größten Leistungen aufweisen. 1889 hat bei einem solchen der Engländer Littlewood mit zusammen 15 1/3 St. Ruhezeit, also in 128 2/3 St., 1002,4 km zurückgelegt, in der Stunde also 7,78 km. (Bei dem sogen. Distanzmarsch von Berlin nach Wien hat 1893 der Sieger, der Turner Peitz, den auf 578 km berechneten Weg in 154 St. 26 Min. abzüglich 36 St. vorgeschriebene und 10 St. freiwillige Ruhezeit, also in 108 St. 26 Min. Gesamtlaufzeit, zurückgelegt, in der Stunde also 5,33 km.) 5) Im Schlittschuhlaufen hat 1894 Ostlund 1500 m in 2 Min. 28,8 Sek., 1894 Jaap Eden 5 km in 8 Min. 37,6 Sek., 1894 Harald Hagen 10 km in 18 Min. 52,2 Sek. durchmessen. 6) Im Weitsprung haben geleistet a) mit Anlauf 1892 Fry 7,173 m (der Turner Schmarr 1882: 6,50 m); b) ohne Anlauf 1881 Johnson 3,37 m; c) im Dreisprung mit Anlauf (hop, step and jump) 1861 Young 15,02 m (1870 Knox 14,61 m). 7) Im Hochsprung a) mit Anlauf (ohne Sprungbrett oder mit Abrechnung seiner Höhe) Joe Darby 1892: 1,96 m (der Turner Hueppe 1873: 1,86 m); b) ohne Anlauf 1878 Johnson 1,60 m. 8a) Im Stabhochsprung mit Zurückwerfen des Stabes: Dickinson 1891: 3,58 m; 8b) im Stabweitsprung vom 50 cm hohen Brett 1882 der Turner Paul Erbes 8,25 m. 9) Im Tiefweitsprung a) 1874 der Turner Hueppe 14 m weit, 3 m tief; b) mit Schneeschuhen: Nordheim (wann?) ca. 30 m weit, 12 m tief. 10) Im Stoßen und Werfen: Eine 19,05 kg schwere Eisenkugel stieß mit kurzem Ansprung 1883 Harte in Dublin 7,72 m weit. Der Schweizer Turner Lutz stieß 1888 einen Stein von 20 kg aus dem Stand 6,40 m, aus dem Anlauf 1893: 8,50 m weit. 11) Im Stemmen: Abs stemmte 1892 mit einem Arm eine Hantel von 110 kg, Lutz riß 1894 von der Erde hoch eine Hantel von 85 kg, beidarmig stemmte Türk 1893: 150,5 kg. 12) Im Heben: Der Ameri-

kaner Curtis hob 1868 »im Geschirr«, d. h. mit einer die Last auf den Körper verteilenden Tragbändereinrichtung, und mit Aufstemmen der Arme 1469,18 kg zwei Zoll hoch, Cyr 1892: 1669,8 kg. Vgl. Silberer, Handbuch der Athletik und des Trainings für alle Sportzweige (Wien 1885); Depping, Die Körperkraft und Geschicklichkeit des Menschen. Historische Darstellung der L. bei den alten und neuern Völkern (a. d. Franz., 2. Aufl., Minden 1882).

Leibfälliges Gut, s. Bauerngut, S. 569.

Leibgarde, s. Garde, Leibtruppen und Nobelgarden.

Leibgardekosaken. In der russischen Armee bilden das Leibgarde-Don-Kosakenregiment des Zaren und das Leibgarde-Ataman-Regiment des Thronfolgers, beide im Frieden zu 4, im Krieg zu 6 Eskadrons, mit der Leibgarde-Ural-Kosakeneskadron besondere Gardekavalleriedivisionen, während das Leibgarde-Krim-Tataren-(Kosaken-) Kommando mit andern Gardekosaken zum Konvoi des Kaisers gehört.

Leibgarde-Reitereskadron, eine aus Unteroffizieren bestehende Leibgarde des Kaisers von Österreich, welche unter einem Gardekapitän im Rang eines Generals der Kavallerie als Chef im Felde im Hauptquartier verwendet wird.

Leibgedinge (Leibgut, Leibrente, Leibzucht, Vitalitium), im allgemeinen eine für das Leben eines Menschen bedungene Nutznießung; besonders das der Ehefrau von dem Ehemann angewiesene Grundvermögen, welches sie nach seinem Tode zum lebenslänglichen Genuß haben soll (s. Güterrecht der Ehegatten). Mitunter wird auch das Wittum (s. d.) als L. bezeichnet. Auch bei Gutsabtretungen unter Lebenden pflegen sich Gutsübergeber ein L. vorzubehalten (s. Altenteil).

Leibgeld, s. Bauer, S. 564.

Leibgendarmerie, Abteilung kommandierter Unteroffiziere ꝛc. der Kavallerie zum Ordonnanzdienst beim deutschen Kaiser. Die L. trägt grünes Koller, Lederhosen, hohe Stiefel und den Stahlhelm der Kürassiere. 1889 wurde eine L. der Kaiserin gebildet, welche weißes Koller und beim Hofgaladienst eine Uniform ähnlich derjenigen der Kürassiere im 18. Jahrh. trägt.

Leibgewinnsgüter, s. Bauerngut, S. 569.

Leibitz, eine der sogen. Zipser Städte in Ungarn, mit Flachsbau, Tuchfabrikation, Eisengruben und (1890) 3025 deutschen und slowak. Einwohnern; 6 km östlich liegt das Bad L. mit einer kalten alkalischen Schwefelquelle.

Leibjäger, ein Jäger für die spezielle Bedienung des Jagdherrn, ursprünglich nur für die Begleitung auf der Jagd, jetzt auch für mancherlei andre friedliche Geschäfte bestimmt.

Leibkompanie, s. Leibtruppen.

Leibl, Wilhelm, Maler, geb. 23. Okt. 1844 in Köln, war anfangs Schlosser, ging 1864 nach München, wo er sich auf der Akademie bei Piloty u. Ramberg zum Maler ausbildete, und versuchte sich dann in Bildnissen und Genrebildern, die sich an van Dyck anschlossen. Ein Aufenthalt in Paris bis zum Ausbruch des Krieges von 1870 führte ihn der realistischen Richtung zu und veranlaßte ihn auch zu Versuchen in der Radierung. Nach München zurückgekehrt, malte er zunächst Genrebilder und Bildnisstudien in der Art der alten Niederländer mit scharfer, bisweilen an das Häßliche streifender Charakteristik (Dachauer Bauern und Bäuerinnen). Aus diesen Studien erwuchs seine erste, völlig ausgereifte Schöpfung, die 1878 ausgestellte Bauernkonferenz, in der sich schon eine an Holbein erinnernde Naturwahrheit in der Wiedergabe aller Details offenbarte, die sich noch in dem Bilde: in der Kirche (1882, drei Bäuerinnen bei der Andacht), namentlich in der Modellierung der Köpfe und in der Zeichnung der Hände, steigerte. In dieser Art hat L. noch mehrere Bildnisse und Händestudien gemalt. Zu Ende der 80er Jahre wendete er sich aber einem oft ins Skizzenhafte übergehenden Naturalismus zu, der sich besonders in den Bildern: Bauern mit zwei Dirndln, Tischgesellschaft, Bauernjägers Einkehr und zwei Dachauerinnen im Wirtshaus kundgibt. In gleicher Art hat L., der in Aibling in Oberbayern lebt, auch zahlreiche Radierungen ausgeführt. Ein Bild von ihm: in der Bauernstube, besitzt die Neue Pinakothek in München.

Leibliche Leistungen, s. Leibesübungen.

Leibnitz, Marktflecken in Steiermark, an der Sulm, welche hier die Laßnitz aufnimmt, unfern der Mur und an der Südbahnlinie Wien-Triest gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Fabrikation von Zündwaren, landwirtschaftlichen Maschinen und Essig, Weinbau und (1890) 2216 (als Gemeinde 2597) deutschen Einwohnern. In dem nahen Kaindorf (598 Einw.) befindet sich eine Baumwollspinnerei. 2 km westlich von L. das Schloß Seggau des in Graz residierenden Fürstbischofs, mit Sammlungen, und weiter das rebenreiche Sausalgebirge mit dem Kreuzkogel (478 m). Auf der von der Sulm und Laßnitz und der Mur gebildeten Halbinsel, dem Leibnitzer Feld, wurden zahlreiche römische Altertümer gefunden; hier stand einst das römische Flavium Solvense.

Leibniz, Gottfried Wilhelm, (seit 1709) Freiherr von, einer der vielseitigsten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, geb. 1. Juli 1646 in Leipzig, gest. 14. Nov. 1716 in Hannover. Nachdem er die Nikolaischule in Leipzig, wo sein Vater, ein Jurist, Professor der Moralphilosophie war, besucht hatte, bezog er in seinem 15. Jahr die Universität daselbst, um Jurisprudenz zu studieren, widmete sich aber daneben mit Vorliebe philosophischen Studien, besonders unter Leitung des Jakob Thomasius, und veröffentlichte schon 1663 eine Abhandlung: »De principio individui« (wieder hrsg. von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er die Prinzipien des Nominalismus verfocht, schloß sich hierauf in Jena dem Mathematiker E. Weigel an, verfaßte die Abhandlungen: »Specimen difficultatis in jure« (1664) und »De arte combinatoria« (1666), wurde aber mit seiner Bewerbung um die juristische Doktorwürde von der Universität seiner Vaterstadt seiner Jugend wegen zurückgewiesen, weshalb er Leipzig für immer verließ. Nachdem er noch in demselben Jahr mit der Abhandlung »De casibus perplexis in jure« zu Altdorf promoviert hatte, schloß er sich 1667 dem kurmainzischen Minister Baron J. Chr. von Boyneburg an, für den er mehrere publizistische Schriften ausarbeitete, unter andern 1669 bei Boyneburgs Gesandtschaft nach Polen das »Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo«, dann das »Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf festen Fuß zu stellen« und das »Consilium aegyptiacum«, welches Ludwigs XIV. Ehrgeiz zu einem (nachher von Napoleon I. unternommenen) Zug nach Ägypten anstacheln sollte, um ihn von Deutschland abzulenken. In diesen und in andern Schriften zeigte sich L. als

guter deutscher Patriot. In Paris, wohin er 1672 gesandt wurde, und bei einem Ausflug nach London kam L. in persönlichen Verkehr mit den berühmtesten Mathematikern und Naturforschern jener Zeit, namentlich mit Huygens, Rob. Boyle, Collins (mit Newton wechselte er nur Briefe), u. die Anregung zur Wiederaufnahme seiner mathematischen Studien, die er dadurch erhielt, führte zur Erfindung der Differentialrechnung, wobei er vielleicht nicht ganz unabhängig von Newton war. Auf einer Reise durch Holland hatte L. eine längere Unterredung mit Spinoza. 1676 trat er als Bibliothekar und Historiograph in hannöversche Dienste, verfaßte im Auftrag und Interesse des braunschweigischen Hauses die Schrift »Caesarini Fuerstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae« (1677), sammelte Material zur Geschichte des Hauses, zu welchem Zweck er 1687 Wien und Italien besuchte, u. arbeitete die Werke: »Codex juris gentium diplomaticus« (Hannov. 1693—1700, 2 Bde.), »Accessiones historicae« (Leipz. u. Hannov. 1698—1700, 2 Bde.), »Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes« (das. 1707—11, 3 Bde.) und die »Annales imperii occidentis Brunsvicenses« aus, welch letztere damals ungedruckt blieben und erst lange nach seinem Tode von Pertz (das. 1843—45, 2 Bde.) aus L.' Handschriften herausgegeben wurden. Zum Zwecke dieser historischen Arbeiten unternahm er auch Reisen nach Wien und Rom. Seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte er zu etymologischen Forschungen, denen wir die »Collectanea etymologica« (Hannov. 1717) verdanken. Bis 1694 korrespondierte er unter Vermittelung des katholisch gewordenen Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels fruchtlos mit Pélisson und Bossuet über eine Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche und verfaßte zu diesem Zweck das konziliatorische »Systema theologicum« (Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820), welches ihn in den Verdacht des Kryptokatholizismus brachte (vgl. Schulz, Über die Entdeckung, daß L. ein Katholik gewesen, Götting. 1827). Wie er selbst in seiner Person eine »Akademie« darstellte, ohne in irgend einer der Wissenschaften, für die er arbeitete, nur Liebhaber zu sein, so strebte er dahin, seine Verbindungen mit den Höfen zu Berlin, Wien und Petersburg zur Gründung von Akademien der Wissenschaften nach dem Muster der Pariser und Londoner an diesen Orten zu benutzen. Durch seinen Einfluß auf die geistreiche Königin Sophie Charlotte, die Großmutter Friedrichs d. Gr., bei der er sich öfter in Charlottenburg aufhielt, setzte er 1700 die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin durch und wurde deren erster Präsident. In Wien unterstützte der ihm gewogene Prinz Eugen von Savoyen L.' Plan, der jedoch an dem Widerstand der Jesuiten scheiterte und erst 1846 zur Ausführung kam. In Petersburg gründete Peter d. Gr., der L. 1711 im Lager zu Torgau kennen lernte, die noch heute bestehende Akademie nach L.' Entwurf. Vom Kaiser Karl VI. wurde L. zum Freiherrn und Reichshofrat ernannt, von andern Fürsten durch Titel und Jahrgehalte ausgezeichnet. Er soll in der Neustädter Hofkirche in Hannover beigesetzt worden sein, wo ihm ein einfaches Monument mit der Aufschrift »Ossa Leibnitii« errichtet wurde. Ein größeres Denkmal am Waterlooplatz in Hannover trägt die von Heyne angegebene Inschrift »Genio Leibnitii«. 1883 ward ihm ein Standbild, von Hähnel modelliert, in seiner Geburtsstadt errichtet. 1846 wurde das 200-jährige Fest seiner Geburt gefeiert und in demselben Jahr die königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien eröffnet.

L.' gelehrte schriftstellerische Thätigkeit äußerte sich vielfach gelegentlich in Briefen und kurzen Aufsätzen, die sich in den Zeitschriften: »Acta Eruditorum«, »Miscellanea Berolinensia«, »Journal des Savants« sowie in den Briefsammlungen von Kortholt (Leipz. 1734—42, 4 Bde.), Gruber (Hannov. u. Götting. 1745, 2 Bde.), Michaelis (Götting. 1755), Beesenmeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hannov. 1815) und Cousin (im »Journal des Savants«, 1844), in »L.' und Huygens' Briefwechsel mit Papin« (hrsg. von Gerland, Berl. 1881), dem »Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff« (hrsg. von Döbner, Hannov. 1882) und in weitern Veröffentlichungen von Distel, Gerland u. a. finden. Zu seinen philosophischen Hauptwerken gehören die sogen. »Monadologie«, eine kurze Darstellung seines Systems (1714), die für den Prinzen Eugen von Savoyen geschriebenen »Principes de la nature et de la grâce« (1717), die auf Veranlassung der philosophischen Königin Sophie Charlotte von Preußen geschriebenen »Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal« (zuerst Amsterd. 1710, 2 Bde.; hrsg. von Jaucourt, das. 1747, 2 Bde.; von Erdmann, Berl. 1840, 2 Bde.; lat., Tübing. 1771; deutsch, Mainz 1820, ferner in der Philosophischen Bibliothek von J. H. v. Kirchmann, Berl. 1877, und in Reclams Universalbibliothek von Habs, Leipz. 1884) und »Nouveaux essais sur l'entendement humain« (deutsch von Schaarschmidt, das. 1874), eine in Form eines Dialogs durchgeführte Prüfung und versuchte Berichtigung des Lockeschen Werkes über das Erkenntnisvermögen, welche erst lange nach L.' Tod bekannt wurde und den wichtigsten Teil der von Raspe herausgegebenen »Œuvres philosophiques de feu M. de L.« (Amsterd. u. Leipz. 1765) ausmacht. Die erste (unvollständige) Ausgabe der Leibnizschen Werke besorgte Dutens (Genf 1768, 6 Bde.); neuere Gesamtausgaben auf Grundlage der Handschriften der hannöverschen Bibliothek wurden begonnen von Pertz (erste Folge: »Historische Schriften«, Hannov. 1843—47, 4 Bde.; zweite Folge: »Briefwechsel mit Arnauld und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels«, das. 1846; dritte Folge: »Mathematische Schriften«, hrsg. von Gerhardt, Berl. und Halle 1849—62, 7 Bde.) und seit 1862 von O. Klopp (Hannov., bis 1884: 11 Bde.), beide unvollendet. Die philosophischen Schriften gaben Erdmann (Berl. 1839, 2 Bde.), Janet (St.-Cloud 1866, 2 Bde.) heraus und am vollständigsten Gerhardt (Berl. 1875—90, 7 Bde.). L.' »Deutsche Schriften« gab Guhrauer (Berl. 1838—40, 2 Bde.), »Lettres et opuscules inédits de L.«, darunter eine »Réfutation inédite de Spinoza par L.« (Par. 1854), Foucher de Careil heraus, der ebenfalls eine auf 20 Bände berechnete Gesamtausgabe begonnen hat, von welcher aber nur 7 Bände (1859—75) erschienen sind; den Briefwechsel L.' und die Leibniz-Handschriften in der königlichen Bibliothek zu Hannover hat Bodemann beschrieben (Hannov. 1889 u. 1895).

Der Grundzug von L.' ganzem Wesen, auch von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, ist das Streben nach Vereinigung des Verschiedenen, nach »Harmonie«, indem er in allen Lehren etwas Wahres erblickte. Wie er auf religiösem Gebiet Einheit zu schaffen versuchte, so wollte er auch auf philosophischem die

scheinbar entgegengesetzten Weltanschauungen miteinander verbinden, in ähnlicher Weise, wie das Platon und Aristoteles schon versucht hatten. Er erzählt selbst von sich, bereits als 15jähriger Jüngling, nachdem er mit den alten Philosophen und den Scholastikern schon bekannt gewesen sei, habe er sich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, einsam ergangen, um bei sich zu erwägen, ob er der teleologischen Anschauung des Aristoteles oder der mechanischen Demokrits sich zuwenden solle. Damals habe der Mechanismus bei ihm die Oberhand bekommen, später aber beim Aufsuchen der letzten Gründe für die Bewegungsgesetze sei er zur Metaphysik des Aristoteles zurückgekehrt. So zeigte sich zwar auch der Gegensatz bei ihm, aber er ist durch die Harmonie bald überwunden. L. knüpft in seiner Philosophie an den Cartesianischen Dualismus, den qualitativen Gegensatz zwischen Geist und Materie (Seele und Leib) an, durch welchen jede direkte Einwirkung des einen Teiles auf den andern unmöglich gemacht wird. Leider ist er bei seiner Vielbeschäftigung nicht dazu gekommen, seine philosophischen Ansichten in einem größern Werke systematisch zu entwickeln, so daß man für ihre Kenntnis und Darstellung auf eine Anzahl meist kurzer Abhandlungen, auch auf Briefe angewiesen ist, in denen man häufig mehr Andeutungen als Ausführungen findet. Es kommt darauf an, den einen Gegensatz auf den andern zurückzuführen. Der Körper (Materie) ist seinem Wesen nach (in seinen letzten Bestandteilen, den einfachen Substanzen, aus welchen er zusammengesetzt ist) vom Geist nicht mehr verschieden, dessen Wesen darin besteht, daß er eine einfache Substanz, und daß er als solche thätige, lebendige Kraft ist. Der »Körper« (Materie) als »Ausdehnung« ist als solcher nicht wirklich, sondern bloßes »Phänomen«, und das einzige, was wahrhaft existiert, sind die einfachen Substanzen, die »Monaden« (Einheiten), die »wahren Atome der Natur«. Dieselben sind (als »einfache«) sämtlich einerlei Art und, da der uns bekannte Geist, unsre eigne Seele, selbst eine einfache Substanz ist, sämtlich diesem ähnlich, sämtlich »geistiger« Natur und werden von L. ausdrücklich als »Seelen« (âmes) bezeichnet.

Sowohl der quantitative Monismus Spinozas, der nur eine einzige Substanz, als der qualitative Dualismus des Cartesius, der zweierlei Arten von Substanzen, geistige und materielle, kennt (vgl. Monismus u. Dualismus), ist dadurch gründlich beseitigt; jenem setzt L. den Pluralismus (der unzählige), diesem den Spiritualismus (der nur geistige Substanzen kennt) entgegen. Jede einfache Substanz (»Monade«) ist unteilbar; das Allgemeine (Geist wie Materie) hat als solches keine, und nur die Individuen besitzen wirkliche Existenz. Eine Bestätigung dafür, daß die ausgedehnte Materie als solche nicht existiere, fand L. in der mittels des Mikroskops durch Leeuwenhoek u. Swammerdam gemachten Entdeckung der Infusorien im Wassertropfen, welche beweise, daß auch in dem anscheinend Leblosen noch zahllose lebendige Wesen enthalten seien. Sie gehört als »phaenomenon bene fundatum« lediglich der Erscheinungs-, keineswegs aber der Welt des an sich Seienden (der Monadenwelt) an, welche als die Gesamtheit immaterieller, einfacher Substanzen selbst immateriell (eine Geisterwelt) ist. Die Monaden, obgleich sämtlich gleichartig, sind einander doch keineswegs gleich; vielmehr ist nach dem von L. aufgestellten Prinzip de identitate indiscernibilium (von der Einerleiheit des Nichtzuunterscheidenden) jede von jeder unterschieden. Da dieselben aber als immaterielle Wesen keine äußerlich wahrnehmbaren Verschiedenheiten besitzen können, ihre Natur jedoch nur darin besteht, daß sie wirksame Kräfte sind, so kann ihre Verschiedenheit nur eine innere und zwar nur in dem verschiedenen Grad ihrer Wirksamkeit gelegen sein. Sämtliche Monaden stellen eine Reihe stufenweise, höher und niedriger, entwickelter Kraftwesen dar, deren unterste den niedrigsten, deren höchste den höchsten Erscheinungen der wirklichen (Körper- und Geistes-) Welt zu Grunde liegen. Auch der menschliche Leib ist als solcher ein Aggregat von Monaden, welche zu einer solchen (der Seele) in dem Verhältnis niedriger zur höhern stehen. So ständen der gegenseitigen Einwirkung von Seele und Leib aufeinander von seiten der Qualität, da sie gleichartig sind, nichts mehr entgegen; aber L. sagt: Die Wirksamkeit jeder Monas als einer »wirksamen Kraft« kann keine auf andre »übergehende« (transeunte), sondern nur eine auf das Innere der Monas selbst beschränkte (immanente), und sämtliche von ihr hervorgebrachte Veränderungen können sonach nicht (ihr) äußerliche, sondern müssen durchaus innerliche (des Kraftwesens selbst) sein; die Monaden, Kraftwesen, haben keine Fenster, es kommt nichts aus ihnen heraus und nichts in sie hinein. Da nun dasjenige, was innerhalb eines immateriellen Wesens geschieht, selbst nicht anders als immateriell sein kann, so muß auch alles, was wahrhaft geschieht, immaterieller (geistiger) Natur sein. Geistige Wesen und deren (gleichfalls) geistige Zustände machen allein die wahrhafte Welt aus, welche die wirkliche Grundlage der sinnlich erscheinenden Welt bildet. Die in dem Innern jeder Monade nacheinander ablaufenden Zustände bilden eine Reihe, in welcher jedes folgende Glied (nach dem von L. zuerst aufgestellten Prinzip des »zureichenden Grundes«) seinen Grund in dem vorhergegangenen hat und zugleich selbst den Grund für die nachfolgenden enthält, so daß »die Gegenwart schwanger mit der Zukunft« ist. Allein da keine Monade eine Anregung von außen empfangen kann, so gleicht jede einzelne Monade einem »geistigen Automaten«, der seine Bewegungen unabhängig von allem, was außer ihm ist und sich selbst bewegt, vollzieht. Eine Verschiedenheit unter den Monaden wird dabei dadurch begründet, daß die wirksame Kraft sich ihrer Wirksamkeit gar nicht oder nur teilweise oder im vollen Umfang bewußt ist, d. h. ob ihre Wirkungen, nämlich die Perzeptionen, Vorstellungen, sämtlich dunkle oder wenigstens teilweise klare oder durchaus klare Bewußtseinsakte sind. Jene nehmen als »schlummernde« (Stein-, Pflanzen-, Tier-) Seelen die tiefste, letztere, die »göttliche« Seele, die höchste, die menschliche Seele aber nimmt als teilweise klares, teilweise dunkles Bewußtsein eine mittlere Stellung auf der Stufenleiter der geistigen Wesen ein. Die Möglichkeit einer Übereinstimmung zwischen den Zuständen zweier oder mehrerer Monaden, z. B. der Seele und den Monaden des Leibes, hängt davon ab, ob auch die Bewegungen zweier oder mehrerer »Automaten« in Harmonie gebracht werden können. Dies kann dadurch bewirkt werden, daß Gott (wie der »ungeschickte« Uhrmacher die Zeiger seiner Uhren) die Zustände des einen gelegentlich nach jenen des andern regulierte, wodurch er zum »deus ex machina« herabgewürdigt würde, oder dadurch, daß Gott (wie der »geschickte« Uhrmacher seine Uhrwerke) die Natur jeder einzelnen Monas von Ewigkeit an so in Übereinstimmung mit der Natur aller übrigen gedacht und angelegt hätte,

daß ihre innern Zustände mit jenen aller übrigen für alle Ewigkeit hinaus im Einklang bleiben müßten, was seiner als des zugleich intelligentesten und mächtigsten Wesens vollkommen würdig wäre. Es ist anzunehmen, daß Gott, wenn er überhaupt existiert, diese Harmonie aller Monaden und ihrer innern Zustände untereinander nicht nur von Anfang an erkannt, sondern gewollt und hergestellt, d. h. daß er eine präftabilierte Harmonie zwischen denselben geschaffen habe. Daß Gott aber existiert, folgt nach L. direkt aus seinem Begriff als dem eines Wesens, das alle Eigenschaften (also auch die Realität) im höchsten Grad in sich vereinigt, in welchem sie nebeneinander möglich sind. Letzterer Zusatz ist notwendig, weil es Eigenschaften gibt (z. B. Heiligkeit und Allmacht), welche beide zugleich im höchsten Grade nicht möglich sind. So ist es mit Gottes Heiligkeit unverträglich, das Böse zu thun, während dies aus seiner Allmacht, für sich betrachtet, als möglich folgen müßte. Aus dieser Selbsteinschränkung der göttlichen Eigenschaften folgt, daß Gott zwar alle möglichen Welten denken, aber nur die beste unter denselben wollen und demgemäß schaffen kann. Die Existenz der bestehenden Welt als der besten unter allen möglichen (Optimismus) folgt daher unmittelbar aus Gottes eigner Existenz; er ist die Urmonas, zu welcher sich alle übrigen Monaden wie »Effulgurationen« verhalten. Durch die Behauptung, daß jede andre mögliche Welt notwendig unvollkommener wäre als die wirklich vorhandene, wird das Vorhandensein mannigfacher Übel und Unvollkommenheiten (z. B. der Sünde und des Bösen) in dieser keineswegs geleugnet, sondern nur die Annahme, daß eine Welt ohne dieselben überhaupt möglich wäre. Die Realisierung der besten Welt erfolgt dem göttlichen Weltplan gemäß (teleologisch) nach Zweck-, aber zugleich (mechanisch) durch wirkende Ursachen; jene, das Reich der Gnade, nach welchem der Weltlauf willkürlich (von Gottes »Gnade« abhängig), diese, das Reich der Natur, nach welchem derselbe notwendig (von seinem Willen unabhängig) erscheint, sind beide wesentlich eins. Zwischen Freiheit und Notwendigkeit (Moral- und Naturgesetz) herrscht dieselbe präftabilierte Harmonie wie zwischen den einzelnen Monaden, kraft welcher jede von diesen ein »Spiegel des Universums« ist. Die Natur führt zur Gnade, und diese vervollkommt die Natur, indem sie sich ihrer bedient; Gott als »Monarch« und Gott als »Architekt« der Welt stehen miteinander von Ewigkeit her in vollkommenster Übereinstimmung.

L. erkannte zuerst die Bedeutung der Zeichen und der Bezeichnung für die Mathematik, er erfaßte ihr innerstes Wesen als Symbolik und sah ein, daß die bloße Kombination der Symbole von selbst zu neuen Entdeckungen führen müsse. Unsre ganze heutige Bezeichnung geht auf L. zurück (Punkt als Multiplikations-, Doppelpunkt als Divisionszeichen, die Indexbezeichnung ꝛc.). Man kann L. als den Entdecker des Operationskalküls bezeichnen, denn er war sowohl der erste Entdecker der Determinanten, als er auch den Gedanken eines Logikkalküls gefaßt hat. Auch den geometrischen Kalkül hat er mehrfach behandelt und seinem Wesen nach richtig erfaßt. Das Kongruenzaxiom in der Fassung Bolzanos kommt bei L. wiederholt vor. Viele heute ganz geläufige Fachausdrücke gehen auf L. zurück (Funktion, Exponentialgröße, Analysis, Äquipollenz ꝛc.). Am bekanntesten ist die Erfindung der Differentialrechnung und der Streit, der sich zwischen L. und Newton, bez. dessen Anhängern, über die Priorität der Erfindung erhoben hat. Das Rechnen mit unendlich kleinen Größen, Differentialen, und die Summierung unzählig vieler solcher Differentiale, das Integrieren, war damals nicht mehr neu, Newton und L. schrieben aber eine Grammatik für eine Sprache, die bereits eine blühende Litteratur hatte. L. selbst sagt von seiner Leistung, sie ermögliche der Mittelmäßigkeit, die Probleme anzugreifen, welche bis dahin nur den Hochbegabten zugänglich gewesen. Wie es sich aber auch mit der Priorität verhalte, so steht doch fest, daß L.' Differentialrechnung, was Brauchbarkeit und Zugänglichkeit betrifft, hoch über Newtons Algorithmus stand. Erwähnenswert sind noch die Entwürfe einer Universalsprache und Universalschrift, die L. sein ganzes Leben hindurch beschäftigten. Die eigentliche Tiefe seiner Gedanken ist von seinem unmittelbaren Nachfolger, dem nüchternen Systematiker Wolf, nicht voll erkannt und erst von Spätern, wie Lessing, Schelling, Hegel, Herbart, Lotze u. a., richtig gewürdigt worden.

Biographisches über L. haben geschrieben: Fontenelle (1716), Bailly (1769), v. Eccard (hrsg. von Murr, 1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769), am gründlichsten Guhrauer (»G. W. Freiherr v. L., eine Biographie«, Bresl. 1842, 2 Bde.; mit Nachträgen 1846), E. Pfleiderer (»L. als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger«, Leipz. 1870), Kirchner (»G. W. L., sein Leben und Denken«, Köthen 1877) und Merz (a. d. Engl., Heidelb. 1886). Über seine Philosophie vgl. Ludw. Feuerbach, Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnizschen Philosophie (Ansb. 1837); folgende Schriften von R. Zimmermann: L.' Monadologie (Wien 1847), L. und Herbart (das. 1849), Das Rechtsprinzip bei L. (das. 1852), Über L.' Konzeptualismus (das. 1854), L. und Lessing (das. 1855); K. Fischer, L. und seine Schule (3. Aufl., Heidelb. 1890); Pichler, Die Theologie des L. (Münch. 1869, 2 Bde.); Stein, L. und Spinoza (Berl. 1890); Dillmann, Eine neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre (Leipz. 1891).

Leibpfennig, s. Bauer, S. 564.

Leibregimenter, s. Leibtruppen.

Leibrente, s. Rente und Leibgedinge.

Leibriemen (Säbelkoppel, Koppel), schwarzer oder weißer lederner Gürtel des deutschen Soldaten. Der L. dient zum Tragen des Seitengewehrs, der Patrontaschen und mittelbar auch zur Befestigung des Gepäcks.

Leibschilling, s. Bauer, S. 564.

Leibschmerz, s. Kolik.

Leibtrabanten, s. Leibtruppen.

Leibtruppen. Der Oberst eines Landsknechtregiments hatte einen Stab, der ihn in der Ausübung seiner Kommandogeschäfte unterstützen u. gegen seine oft sehr übermütigen Untergebenen schützen sollte. Letztere Aufgabe fiel insbes. den Trabanten (Leibtrabanten) beim Stabe zu, aus denen später die L. hervorgingen, deren Chef (im 16. und 17. Jahrh.) der Regimentsinhaber wurde. Dieser bezog auch die Einkünfte dieser Stelle, wurde aber im Dienst vom Kapitänleutnant, der deshalb auch Stabskapitän (seine Kompanie Leib- oder Stabskompanie) hieß, vertreten. Später wurde diese Chefstelle als Ehrenstelle fürstlichen Personen verliehen, und der Landesfürst selbst wurde Chef solcher Leibkompanien, Leibeskadrons und Leibregimenter. In diesem Sinne heißen in Deutschland die 1. Kom-

panie des 1. Garderegiments zu Fuß und des Regiments der Garde du Korps Leibkompanien, bez. Leibeskadron, die erste fahrende Batterie des Gardefeldartillerieregiments **Leibbatterie**. Ferner sind die ersten Kompanien der Regimenter Nr. 115—117 und die ersten Eskadrons der Dragonerregimenter Nr. 23 und 24 Leibkompanien, bez. Leibeskadrons; das 3. Bataillon des Regiments Nr. 92 und des Regiments Nr. 118 ist **Leibbataillon**, während das preußische Grenadierregiment Nr. 8, das sächsische Grenadierregiment Nr. 100, das badische Grenadierregiment Nr. 109, das hessische Infanterieregiment Nr. 115, das bayrische Leibinfanterieregiment, das Leibgardehusarenregiment, das Leibgardeartillerieregiment, das preußische Kürassierregiment Nr. 1, die Husarenregimenter Nr. 1 und 2, die hessischen und badischen Leibdragonerregimenter Nr. 20 und 24 und das Kürassierregiment Nr. 1 **Leibregimenter** heißen. Die österreichische Armee hat nur die Leibgarden (erste Arcieren- [s. d.], die ungarische und die Trabantenleibgarde sowie die Leibgarde-Reitereskadron [s. d.] und die Hofburgwache).

Leibung, s. Laibung.

Leibwache, s. Garde und Elite.

Leibzins, s. Bauer, S. 564.

Leibzoll, s. Juden, S. 647.

Leibzucht, soviel wie Nießbrauch; **Leibzuchtsvertrag**, soviel wie Verpfründungsvertrag (s. Altenteil). Vgl. auch Leibgedinge.

Leicester (spr. léßter), 1) Stadt und Grafschaft im Innern Englands, am schiffbaren Soar und dem Leicestershire- und Northamptonshire Union-Kanal, inmitten eines berühmten Weidebezirks, ist unregelmäßig gebaut. In der Mitte der Stadt steht am Kreuzungspunkt von 5 Straßen ein stattlicher Glockenturm (seit 1868) mit den Statuen Simons v. Montfort u. a. L. hat noch Reste seiner römischen Mauer, mehrere alte Kirchen (darunter St. Mary, einst Schloßkapelle) und viele altertümliche Gebäude (vom alten Schloß dient die noch erhaltene große Halle jetzt dem Gerichtshof), ein neues Rathaus, ein Museum, ein kath. Seminar, eine Lateinschule, eine Kunstschule und (1892) 174,624 Einw. (seit der Einverleibung von Belgrave und andern Orten). L. ist Hauptsitz der Strumpfwirkerei (12,371 Arbeiter) und betreibt außerdem namentlich noch die Fabrikation von elastischen Geweben und Stiefeln (24,159 Arbeiter). Es gehörte bis 1888 zu Leicestershire. — L. war vielleicht das alte Ratä oder Ragä der Coritani, jedenfalls aber Sitz einer römischen Ansiedelung; Altertümer aus der Zeit der Römer und Normannen sind in großer Zahl aufgefunden worden. Um 680 wurde hier ein Bistum errichtet, aber 885 nach Dorchester verlegt. Während der Herrschaft des Hauses Lancaster war das von Heinrich II. zerstörte Schloß häufig königliche Residenz. Dicht bei der Stadt die Ruinen der 1143 gegründeten Abtei St. Mary Pré oder de Pratis, in welcher Kardinal Wolsey starb. Im W. von L. liegt **Bosworth** (s. d.) und 9 km nordwestlich **Bradgate Park**, Geburtsort von Johanna Gray, jetzt Ruine. Vgl. **Curtis**, Topographical history of the county of L. (Lond. 1831). — 2) Stadt in der Grafschaft Worcester des nordamerikan. Staates Massachusetts, hat durch Wasserkraft getriebene Fabriken von Karten, Wollwaren etc. und (1890) 3120 Einw.

Leicester (spr. léßter), 1) **Simon von Montfort, Graf von L.**, s. Montfort l'Amaury 3).

2) **Robert Dudley, Graf von**, Günstling der Königin Elisabeth von England, geb. 24. Juni 1532 oder 1533, gest. 4. Sept. 1588, jüngster Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde nach seines Vaters Hinrichtung 1553—57 im Tower eingeschlossen und mit Härte behandelt. Die Königin Elisabeth schenkte dem schönen, gewandten, aber geistig wenig bedeutenden und herzlosen Hofmann sehr unzweideutig ihre Gunst, und Dudley war ehrgeizig genug, dieses Verhältnis in jeder Weise auszubeuten. Sogleich nach der Thronbesteigung seiner Gönnerin 1558 zum Oberstallmeister und Geheimrat erhoben und mit Gütern und Gnaden überhäuft, hoffte er sogar auf die Hand der Königin, intrigierte gegen die Vermählungsanträge von seiten Österreichs u. Frankreichs und geriet deshalb in den Verdacht, seine Gemahlin Amy Robsart (gest. 1560) ermordet zu haben, welcher Verdacht den Inhalt von Walter Scotts Roman »Kenilworth« bildet. Elisabeth trug 1563 die Hand ihres Günstlings erfolglos der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn 1564 zum Grafen von L. Als Maria Stuart 1568 in England Schutz suchte, schien L. das Komplott zu ihrer Vermählung mit dem Herzog von Norfolk zu unterstützen, verriet aber sodann den Plan an Elisabeth und trat auf die Seite derer, welche den Untergang Marias betrieben. 1571 ging er eine Verbindung, vielleicht eine heimliche Ehe mit Lady Douglas Sheffield ein, aus der ein Sohn (s. Dudley 3) hervorging. Noch bei Lebzeiten der Lady Sheffield vermählte er sich 1578 mit Lattice Knollys, der Witwe des Grafen Walter von Essex, den er gleichfalls vergiftet haben sollte, u. reizte dadurch den Zorn der Königin; aber sie nahm den um Verzeihung flehenden L. wieder zu Gnaden an u. ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hilfstruppen, mit welchen sie die Niederländer gegen Spanien unterstützte. L., der von den Niederländern zum Generalstatthalter ernannt wurde, benahm sich in seiner schwierigen Stellung mit grenzenloser Willkür und geriet bald mit der Königin selbst sowie mit den Niederländern in Mißhelligkeiten, so daß er im November 1586 nach England zurückkehrte. Als er bald darauf noch einmal mit ausgedehnten Vollmachten nach den Niederlanden gesandt wurde, ward die Opposition gegen ihn noch heftiger, und nachdem sein Versuch, sich einiger Städte zu bemächtigen, gescheitert war, mußte Elisabeth ihn im Dezember 1587 abberufen. Ungeachtet seines Mangels an militärischen Talenten vertraute sie ihm hierauf den Oberbefehl über das Heer an, welches die Hauptstadt während der Gefahr der spanischen Invasion schützen sollte. Vgl. **Bekker**, Elisabeth und L. in den Jahren 1560—62 (Gießen 1890).

Leicesterschaf, s. Schaf.

Leicestershire (spr. léßterschir), eine Binnengrafschaft von England, grenzt nördlich an die Grafschaft Nottingham, östlich an Lincolnshire und Rutland, südöstlich an Northamptonshire, südwestlich an Warwick, nordwestlich an Derbyshire und umfaßt 2133 qkm (38,6 QM.) mit (1891) 373,584, als Verwaltungsbezirk 200,468 Einw. Die Grafschaft ist ein Hügelland, welches im ehemaligen Forst von Charnwood (Bardon Hill 275 m) seine größte Höhe erreicht. Das vorherrschende Gestein im westlichen Teil ist Lias, im östlichen Keuper; Syenit, Grünstein und kambrische Schiefer kommen im Forst von Charnwood vor, und ein ergiebiges Steinkohlenfeld liegt im NW., bei Ashby de la Zouch. Hauptflüsse sind der Soar, welcher nördlich zum Trent fließt, und der Avon, welcher einen Teil der südöstlichen Grenze bespült. Zwei Kanäle, der

Union- und der Grand Unionkanal, stehen mit dem Grand Junctionkanal in Verbindung. Hauptbeschäftigung bilden Viehzucht (namentlich Schafe) u. Ackerbau. 1890 waren 25,4 Proz. des Areals Ackerland, 67,1 Proz. Weiden und Wiesen, 2,5 Proz. Wald. Man zählte 18,422 Pferde, 140,919 Rinder, 344,572 Schafe und 28,537 Schweine. Der Bergbau lieferte 1892: 1,500,235 Ton. Steinkohlen und 680,985 T. Eisenerz. Außerdem werden Schiefer, Gips und Kalksteine gewonnen. Die Industrie ist bedeutend. Vor allem sind die Strumpfwirkerei (1891: 25,176 Arbeiter) und die Fabrikation von Schuhwaren (30,513 Arbeiter) wichtig; nächstdem die Herstellung von Gummi- und Guttaperchawaren (1579 Arbeiter), Tuchweberei, Baumwollspinnerei, Spitzenklöppelei, Maschinenbau und Eisengießerei. Hauptstadt ist Leicester.

Leich (v. got. laiks, »Spiel, Tanz«), Name einer Form der altdeutschen Poesie, der früher ganz allgemein Gesang (modus, canticum) bedeutete. Schon Notker Labeo (gest. 1022) unterschied lîed und léicha. Gegenüber dem Eine Strophenart festhaltenden Lied zeigte der L. in der mittelhochdeutschen Zeit verschiedene strophische Formen gemischt. Die Leichstrophe ist regelmäßig zweiteilig, während die Liedstrophe meist dreigliederig ist. Seine erste Gestalt hat sich aus dem lateinischen Kirchengesang, den Prosen oder Sequenzen, entwickelt. Später wurden in Leichform auch die sogen. Reien und Tänze gedichtet. Die Form bestand seit dem 14. Jahrh. nur in der geistlichen Poesie, hier aber in den Sequenzen (und sogar bei den Protestanten) bis ins 16. Jahrh. fort. Die deutschen Dichter des 13. Jahrh. übersetzten durch L. auch das französische Lai (s. d.). Vgl. Lachmann, Über die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts (»Rheinisches Museum«, 1829); Wolf, über die Lais, Sequenzen und Leiche (Heidelb. 1841).

Leichdorn, s. Hühnerauge.

Leiche (Leichnam, Cadaver), der tierische und menschliche Körper nach dem Tode, auch wohl die abgestorbene Pflanze. Von den organischen Substanzen, aus welchen der tierische Körper besteht, beginnen die leichter zersetzbaren sofort nach dem Tod andre Umwandlungen zu erleiden als im Leben, und es treten infolgedessen die Leichenerscheinungen ein. Das Blut und die Muskelflüssigkeit gerinnen, es entsteht die Totenstarre oder Leichenstarre (s. d.); dem Gesetz der Schwere folgend fließt das Blut nach tiefer gelegenen Stellen (Blutsenkung) und färbt die am tiefsten gelegenen Körperteile (d. h. wenn die Leiche auf dem Rücken lag, den Rücken, lag sie auf dem Bauche, den Bauch) rotblau (Totenflecke), welche man (z. B. bei der gerichtlichen Obduktion eines Getöteten) von blauen, durch Blutunterlaufung entstandenen Flecken dadurch unterscheidet, daß beim Einschneiden der Haut im erstern Falle das Blut aus den durchschnittenen, strotzend gefüllten Blutadern austritt, während es im letztern als Gerinnsel im Unterhautbindegewebe wahrgenommen wird (vgl. Leichenschau). Sehr bald erzeugt dann die Fäulnis tiefer greifende Veränderungen, und es entwickelt sich ein charakteristischer Leichengeruch. Soll die L. konserviert werden, so bringe man sie gleich nach dem Tod in ein möglichst kaltes, luftiges Zimmer, lasse sie hier leicht bedeckt erkalten und sorge durch Auflegen von Eis auf den Körper für möglichst starke Abkühlung. Außerdem bedeckt man die Leiche mit in Sublimatlösung (1:1000) getränkten Tüchern. Über Einbalsamieren der L. s. d. Für den Gerichtsarzt gilt die weite Erklärung von L. (jedes tote menschliche Wesen) nicht, da das Gesetz weder Frühgeburten, welche noch keine eigne Existenz auf die Dauer außerhalb der Mutter fristen können, noch mißbildete lebensunfähige Kinder als L. anerkennt, selbst wenn sie zur Zeit der Geburt gelebt haben und alsdann gestorben sind. Nach den Entscheidungen des frühern preußischen Obertribunals sind also nur ausgetragene und bei der Geburt lebensfähige Kinder, welche während oder nach der Geburt sterben, mit zu den toten Menschen zu rechnen und im Obduktionsprotokoll gleich ältern Individuen als L. zu bezeichnen. Vgl. auch Leichenausgrabung. — L. in der Buchdruckerei: vom Setzer ausgelassene Wörter oder Sätze, die bei der Korrektur im Satz eingeschaltet werden müssen.

Leichenalkaloide (Kadaveralkaloide, Leichenbasen, Ptomaïne, Septicine), organische Basen, welche in Leichenteilen und in verschiedenen Fäulnisgemischen als Stoffwechselprodukte von Bakterien vorkommen. Die L. haben große Ähnlichkeit mit Pflanzenalkaloiden und verhalten sich gegen höhere Organismen teils indifferent, teils wie starke Gifte (Leichengifte, Toxine). Das erste Ptomaïn wurde 1865 von Marquardt aus faulenden Leichenteilen abgeschieden und als eine dem Coniin ähnliche Flüssigkeit beschrieben; 1869 isolierten dann Zülzer und Sonnenschein aus faulenden Flüssigkeiten das erste kristallisierbare Ptomaïn, welches dem Atropin und Hyoscyamin sich ähnlich erwies. Schon 1866 hatten Bence Jones und Dupré in allen Organen, Geweben und Flüssigkeiten des menschlichen und tierischen Körpers eine alkaloidartige Substanz (»animalisches Chinoidin«) gefunden, und in der Folge wurden mehrfach Ptomaïne in frischen Leichenteilen nachgewiesen, häufig aber ergaben Untersuchungen frischer Leichenteile durchaus keine basischen Substanzen. Die Befunde waren speziell für die gerichtliche Chemie von großer Bedeutung, insofern sie zu äußerster Vorsicht mahnten, um nicht vermeintliche Pflanzengifte zu finden, wo thatsächlich L. vorlagen. Die L. spielen bei Leichenvergiftung (s. d.) eine Rolle, auch sind die Vergiftungen durch Seefische, Fleisch, Wurst, Käse wohl auf die Bildung von Ptomaïnen zurückzuführen. Hier entstehen die Ptomaïne durch die Einwirkung von Bakterien im Anfangsstadium der Fäulnis, ehe noch widerliche Gerüche sich geltend machen; bei weiter fortschreitender Fäulnis scheinen sie wieder zerstört zu werden. Ebenfalls gehört zu den Ptomaïnen die Substanz, welche sich unter gewissen Verhältnissen in lebenden Miesmuscheln bildet, das Mytilotoxin, welches unter den Fäulnisprodukten nicht giftiger Miesmuscheln vergebens gesucht wurde. Sehr bedeutsam sind die Ptomaïne für die Wundbehandlung. Saprophytische Pilze, welche auf den Wundflächen wuchern, bilden dort Ptomaïne, die resorbiert werden und dann im Körper ihre giftige Wirkung entfalten. Auch die Bakterien, welche die Infektionskrankheiten erzeugen, scheinen wesentlich durch Ptomaïnbildung zu wirken. Die Cholerabakterien finden sich bei der Leiche nur im Darm und in der Darmwand, und die hier erkennbare Darmerkrankung gibt keinen hinreichenden Erklärungsgrund für die schweren Allgemeinerscheinungen, die vielmehr, wie schließlich der Tod, durch ein von dem Cholerabacillus erzeugtes Gift verursacht werden. Bacillen des Unterleibstyphus, auf Fleischbrei gezüchtet, ergaben keine Fäulnissymptome, wohl aber konnte aus diesen Kulturen ein giftiges Ptomaïn abgeschieden werden. Der Wundstarrkrampf wird

durch einen Bacillus erzeugt, welcher im Körper ein giftiges Ptomaïn bildet. Letzteres, das Tetanin, konnte als im lebenden Patienten vorhanden nachgewiesen und aus einem amputierten Arm dargestellt werden. Wurde das Gift gesunden Tieren beigebracht, so verfielen sie in Wundstarrkrampf. Es liegt nunmehr die Möglichkeit vor, eine Substanz aufzufinden, welche die Wirkung des Tetanins direkt aufhebt, wie man auch bei Pflanzenalkaloiden ausgesprochenen Antagonismus nachgewiesen hat. Auf solche Weise könnte der »gefürchtetste Feind aller Chirurgen« wirksam bekämpft werden. Giftig wirkende Stoffe, die wahrscheinlich ebenfalls zu den Ptomaïnen gehören, sind im Speichel, im Harn (besonders bei Cystinurie und Blasenkatarrh), in der ausgeatmeten Luft nachgewiesen worden. Zu den Ptomaïnen rechnet Brieger das Cholin, Neurin, Muskarin, die Methyl-, Äthyl-, Propyl- und Butylamine, Neuridin, dann Putrescin (Tetramethylendiamin), Kadaverin (Pentamethylendiamin), Tetanotoxin, Tetanin, Mytilotoxin, Mydatoxin, Gadinin, Typhotoxin. Vgl. Öffinger, Die Ptomaïne (Wiesb. 1885); Brieger, Über Ptomaïne (Berl. 1885—86, 3 Tle.).

Leichenausgrabung zu gerichtsärztlichen Zwecken wird angeordnet, wenn der Verdacht auf stattgehabte Verbrechen erst nach der Beerdigung rege wird. Die L. ergibt anatomische Veränderungen an Weichteilen nur in den ersten zwei Wochen, da später die Fäulnis alle Formen und Farben verändert. Nach längerer Zeit sind die Leichen mit Schimmel bedeckt, faulig riechend, nach Jahr und Tag oft geruchlos (mumifiziert), die Muskeln und Haut in Fettwachs (s. d.) verwandelt; die Knochen fallen aus ihren Gelenken. Organische Gifte sind ausnahmsweise, Arsenik noch nach 10 Jahren nachweisbar. Für die forensisch oft sehr wichtige Bestimmung des Alters einer Leiche geben die auf und an derselben gefundenen Insekten einen wertvollen Anhalt (s. Gräberfauna). Vgl. Casper, Handbuch der gerichtlichen Medizin (8. Aufl. von Liman, Berl. 1889, 2 Bde.).

Leichenbasen, s. Leichenalkaloide.

Leichenbeschauer, eine obrigkeitlich bestellte Person, welche die Leichen zu besichtigen und eine Bescheinigung über den Todesfall auszustellen hat.

Leichenbestattung, s. Totenbestattung.

Leichenbretter, zum Gedächtnis des Toten am Grabe oder am Orte des Todesfalls, an Wegen etc. aufgestellte, mit Inschriften und Malereien verzierte Bretter, auf welchen die Leiche vor dem Begräbnis gelegen hat. Schon im Nibelungenliede wird das Brett, auf das des erschlagenen Siegfried Körper, nachdem er gewaschen war, gelegt wurde, rê genannt, und noch jetzt ist in den Alpen die Bezeichnung Rêbrett (Rechbrett) üblich. In der Schweiz heißt das Brett Laden, in der bayrischen Oberpfalz Trudenbrett. Die Leichen wurden ursprünglich nicht in Särgen bestattet, vielmehr nur in Tücher gehüllt oder in ausgehöhlten Baumstämmen, den kahnartigen Totenbäumen, der Erde übergeben. Zum Schutz gegen die nachfallende Erde legte man auch ein Brett über die Leiche, wie das in den Reihengräbern von Gauting beobachtet worden ist. Als mit dem Christentum die Bestattung in Särgen jene ältere heidnische Bestattungsart verdrängte, da behielt man doch aus Sorge für das Seelenheil des Verstorbenen die L. bei, welche man an vielbetretenen Fußpfaden aufstellte. Heute finden wir diese Sitte noch in der Schweiz, in Tirol, Salzburg, Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz und in Böhmen, namentlich als Erinnerung an im Gebirge Verunglückte, und dann wird gewöhnlich die Todesart auf das Brett gemalt und in einigen Versen beschrieben. Man nennt diese besonders in Tirol häufigen Bretter Marterln. Im Züricherlande, wo die Leiche noch im vorigen Jahrhundert nur in ein Tuch gehüllt auf einem Brett oder Laden zu Grabe getragen wurde, wird noch heute der Laden, auf dem die Leiche aufgebahrt gewesen, beim Wohnhaus als Steg über den nächsten Wassergraben gelegt; diese Verwendung des Leichenbrettes findet sich bis in die Oberpfalz hinein. In St. Gallen richtet man dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen in Form eines Sargbrettes auf. Im Salzburgischen sind die L. häufig nicht mehr das ursprüngliche Ruhebett des Toten, sondern ein stellvertretendes Machwerk des Tischlers. Im Böhmerwald wird das Brett, nachdem der Tote auf demselben gelegen, zum Schreiner gebracht, der es mit grellen Farben bemalt, mit einem Schutzdach versieht und Inschriften und Heiligenbilder darauf anbringt. Im Bayrischen Walde und in Böhmen stehen die L. meist nicht einzeln, sondern in Gruppen, gewöhnlich um ein Kruzifix herum. Ähnlich auf dem Tummelplatz bei Schloß Ambras im Walde. In Oberfranken bewahrt man in jedem Hause ein Totenbrett, das seine Verwendung schon bei Ahn und Urahn gefunden hat, und auf dem die Leiche liegt, ehe sie in den Sarg gebettet wird. Vgl. Hörmann, Grabschriften und Marterlen (Leipz. 1890 u. 1891).

Leichenerscheinungen, s. Leiche, Leichenschau und Leichenstarre.

Leichenfett, s. Fettwachs.

Leichenfledderer, in der Gaunersprache diejenigen Verbrecher, die sich an im Freien eingeschlafene (meist trunkene) Personen heranmachen und sie berauben.

Leichenfrauen, soviel wie Heimbürginnen, s. Heimbürge.

Leichenfrevel, die unbefugte Wegnahme von Leichen, bez. Leichenteilen (s. Gräberfriede).

Leichengase, s. Begräbnisplatz.

Leichengift, s. Leichenalkaloide u. Leichenvergiftung.

Leichenhaus (Totenhaus, Totenhalle, Leichenhalle, Parentationshalle), ein öffentliches Gebäude zur Aufbewahrung Gestorbener bis zu deren Bestattung. Die Einführung solcher Anstalten veranlaßte die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich verbreitet war. Das erste L. wurde 1792 auf Hufelands Anregung in Weimar erbaut und mit allerlei Maßregeln zur Erkennung des Scheintodes ausgestattet. Seitdem aber die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden bei allen Gebildeten endgültig beseitigt ist, da in etwa für Laien zweifelhaften Fällen jeder Arzt mit vollkommenster Sicherheit die Zeichen des eingetretenen Todes zu beurteilen versteht (vgl. Leichenschau), ist der ursprüngliche Zweck der Leichenhäuser hinfällig geworden, aus hygienischen Gründen aber haben Leichenhäuser in neuerer Zeit allgemeine Verbreitung gefunden. Die Aufstellung jeder Leiche bis zur abgelaufenen dreitägigen Beerdigungsfrist verdirbt die Luft im Wohnzimmer und wirkt um so schlimmer, je enger und niedriger die Wohnräume sind. Bei ansteckenden Krankheiten kann durch die Leiche der Ansteckungsstoff weiter verbreitet werden, und die größte Gefahr liegt bei Epidemien vor. Am ausgebildetsten ist das Leichenhallenwesen in Bayern; in München ist jeder Friedhof mit einem geräumigen L. versehen, in welches alle Leichen binnen 12, die der

an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen binnen 6 Stunden eingestellt sein müssen. Nicht jeder kleine Ort bedarf großartiger Häuser zur Unterbringung und Ausstellung von Leichen, aber jedes Dorf sollte auf seinem Kirchhof eine kleine Halle besitzen, in welcher Verstorbene sofort nach Feststellung des Todes unterzubringen wären, und jede Stadt sollte ein L. unterhalten, im welchem außer zur Aufbewahrung gleichzeitig Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Obduktion gegeben wäre.

Leichenhühnchen (Leichenvogel), s. Eulen, S. 23.

Leicheninfektion, s. Leichenvergiftung.

Leichenkälte, s. Tod.

Leichenkassen, soviel wie Sterbekassen (s. d.).

Leichenmahl, s. Totenbestattung.

Leichenöffnung, s. Obduktion und Sektion.

Leichenparade (Trauerparade), s. Ehrenbezeigungen.

Leichenpaß, s. Leichentransport.

Leichenpustel, soviel wie Leichentuberkel.

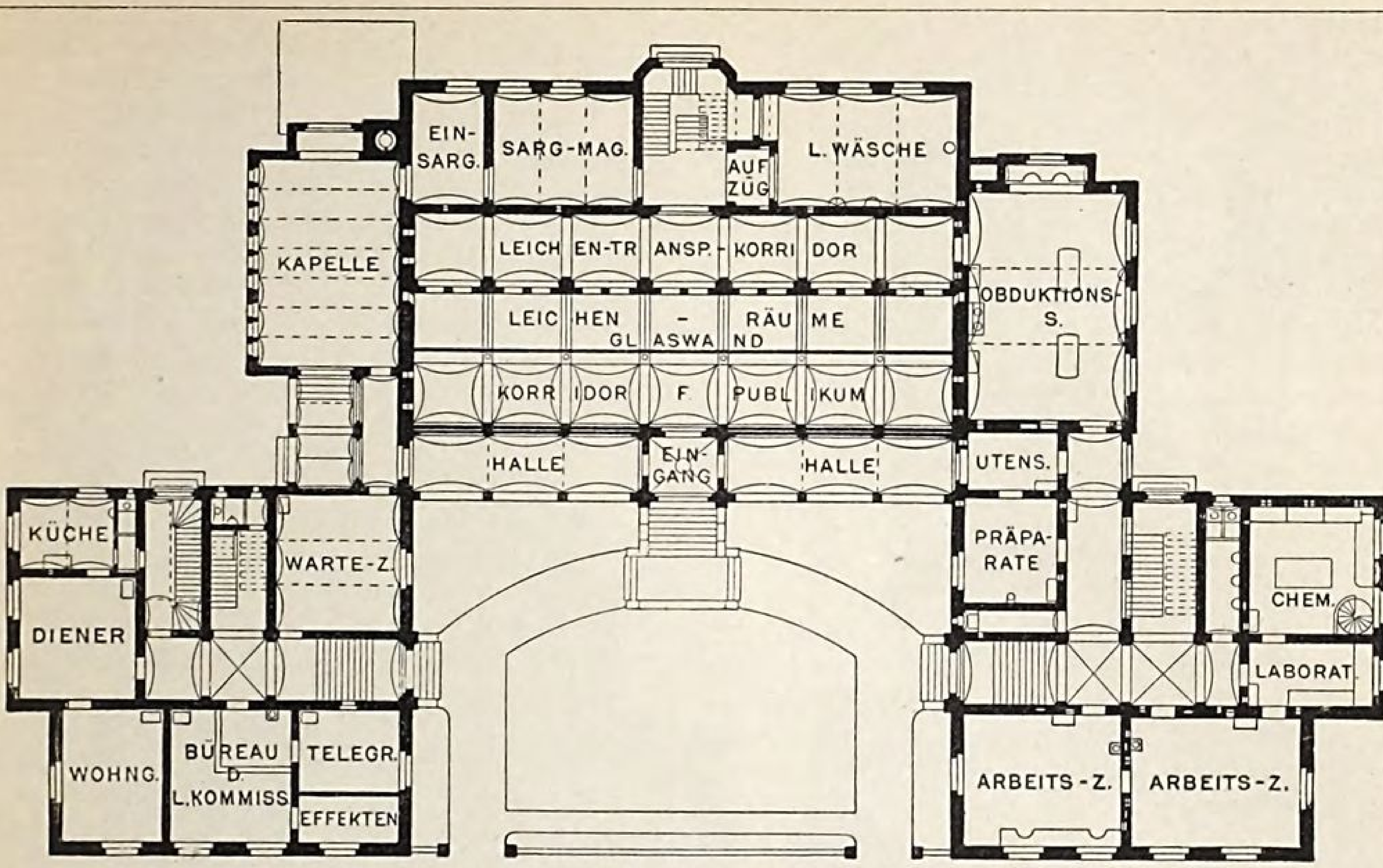
Leichenraub bedeutet einerseits die Beraubung einer Leiche, anderseits die Wegnahme von Leichen und Leichenteilen (s. Gräberfriede). Die Entwendung von Gegenständen, die dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben sind, kann nur dann als Diebstahl bestraft werden, wenn sie nicht als von dem bisherigen Eigentümer dereliquiert erscheinen.

Leichenschändung, s. Gräberfriede.

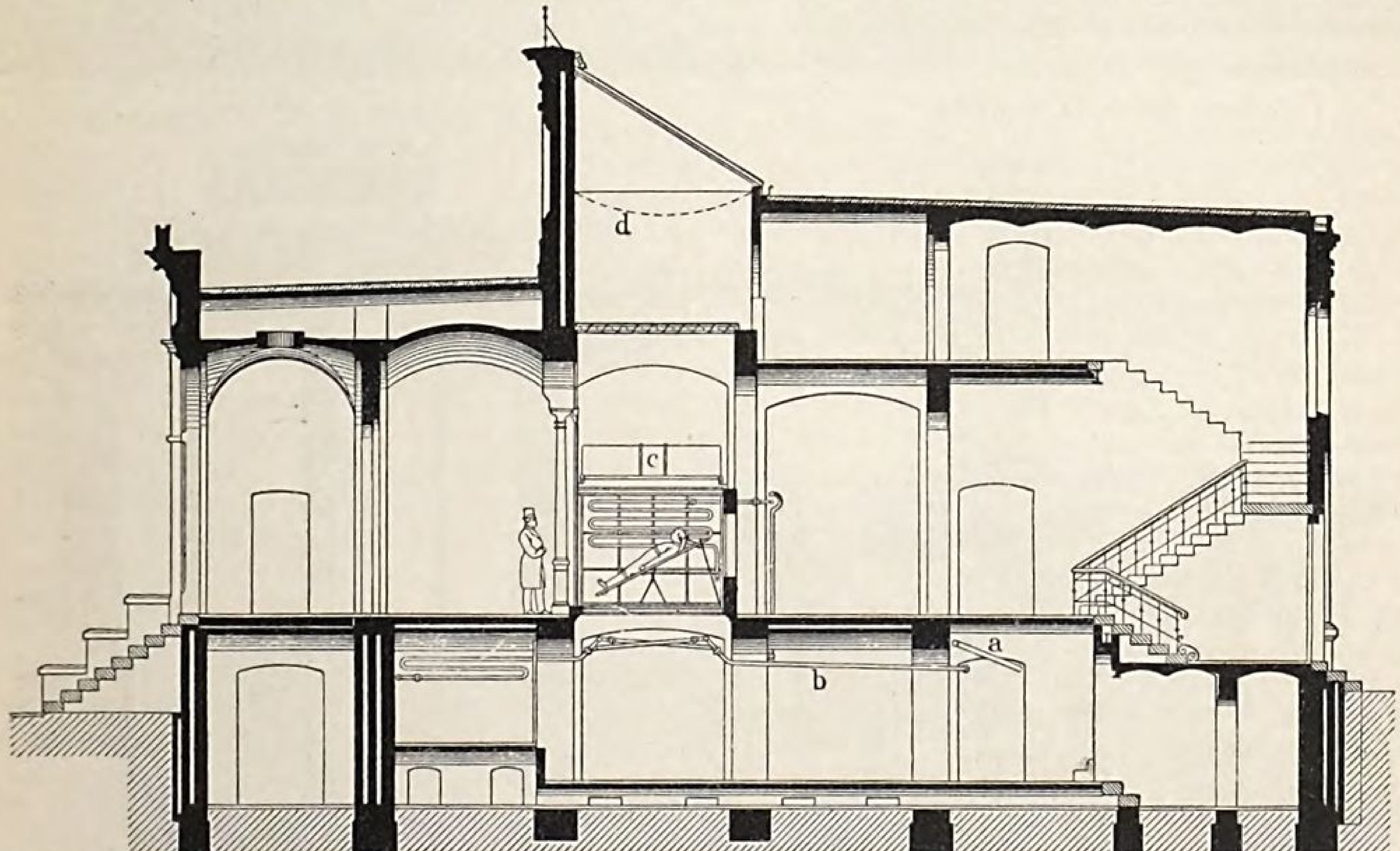
Leichenschau (Totenschau), Feststellung des Todes, dessen Eintritt zunächst für jeden, auch den Nichtsachverständigen, aus dem Aufhören der wichtigsten Funktionen des Körpers, insbes. des Herz- und Pulsschlages und des Atmens ersichtlich ist, dessen sichere Feststellung durch einen Sachverständigen vor allem den Zweck hat, jeden etwa möglichen Scheintod sicher auszuschließen. Hierzu ist überall in zivilisierten Ländern eine L. gesetzlich, freilich in den verschiedenen Ländern sehr ungleich eingerichtet. Eine vollkommene, allen Anforderungen genügende L. kann nur von Ärzten geübt werden. Da eine solche bisher nicht überall hat durchgeführt werden können, so sind auch Nichtärzte zu diesem Geschäfte herangezogen, nachdem sie vorher einen kurzen Unterricht von beamteten Ärzten erhalten haben. Eine allgemein gleichmäßige L. für das Deutsche Reich existiert bis jetzt nicht. Auch in Preußen sind allgemeine landesgesetzliche Bestimmungen über L. nicht vorhanden. Im allgemeinen gelten für die L. folgende Grundsätze und Bestimmungen: Zweck der L. ist, die Verheimlichung von gewaltsamen oder durch strafbare Vernachlässigung oder medizinische Pfuschereien herbeigeführten Todesarten zu hindern, zur Ermittelung ansteckender Krankheiten sowie zur Herstellung genauer Sterbelisten mitzuwirken und die Bestattung Scheintoter zu verhüten. Jeder Todesfall muß unverzüglich nach dem Eintritt des Todes dem Leichenschauer angezeigt werden. Vor Ankunft desselben darf mit der Leiche keine Veränderung vorgenommen werden. Die Vornahme der L. in öffentlichen Kranken-, Wohltätigkeits-, Straf- und ähnlichen Anstalten liegt den Anstaltsärzten ob. Im übrigen sind zur L. in erster Reihe überall Ärzte, dann Chirurgen, Bader, vormalige Sanitätssoldaten und Lazarettgehilfen, endlich in Ermangelung von solchen sonst qualifizierte Laien zu bestimmen. Die ärztliche L. ist in der Regel einmal, die nichtärztliche zweimal vorzunehmen. In Gemeinden, welche ein Leichenhaus besitzen, in das die Leiche möglichst frühzeitig gebracht wird, hat stets (auch durch die Ärzte) eine zweimalige L. stattzufinden. Die erste L. ist thunlichst bald nach erfolgtem Tode, wenn möglich innerhalb 24 Stunden, und jedenfalls vor Verbringung der Leiche in das Leichenhaus vorzunehmen. Die zweite L. ist mindestens einen Tag später auszuführen, am besten kurz vor der Bestattung; hierbei sind die jetzt bestimmt wahrnehmbaren sichern Merkmale des Todes festzustellen (s. unten). In der Regel dürfen Leichen nicht früher als 48 und nicht später als 72 Stunden nach Eintritt des Todes bestattet werden. Ebenso darf die zweite Besichtigung der Leiche in der Regel nicht vor Ablauf von 48 Stunden nach Eintritt des Todes erfolgen.

Der Leichenschauer hat sich mit der Feststellung der Merkmale des Todes an der Leiche zu befassen. Als solche gelten: 1) Stillstand des Blutkreislaufs. In der Herzgegend, am Hals, an den Schläfen und den Vorderarmen ist keine Spur von Puls wahrzunehmen und zu fühlen. Legt man ein Band oberhalb des Ellenbogens fest um den Arm, so schwellen die Blutadern unterhalb dieser Stelle nicht an, und dieser Teil wird nicht röter. 2) Veränderungen an den Augen. Die Augenlider bleiben, sobald sie auseinander gezogen werden, offen stehen, und die Augen selbst zeigen sich tief in die Höhlen zurückgezogen, erscheinen glanzlos und trübe und haben eine schlaffe und weiche Beschaffenheit. 3) Aufhören der Atmung. Eine Flaumfeder oder brennende Kerze, an den Mund gehalten, zeigt keine Bewegung, oder ein vor den Mund gehaltener kalter Spiegel keinen Beschlag. Ein auf verschiedene Gegenden der Brust gestelltes und mit Wasser gefülltes Glas zeigt auf der Oberfläche keine Bewegung. 4) Alle Körperteile sind blaß und kalt, Kinn und Nase spitz, Wangen und Schläfen eingesunken. Die Kinnlade hängt herunter; drückt man sie in die Höhe, so sinkt sie sogleich wieder herab. 5) Die Ränder der aneinander gelegten und gegen Kerzenlicht gehaltenen Finger scheinen nicht mehr rötlich durch. 6) Der Unterleib hängt abwärts und sinkt beim jedesmaligen Hinaufziehen sogleich wieder herab. 7) Nach einiger Zeit fühlen sich die Muskeln fest und steif an, und die Gelenke sind schwer oder gar nicht beweglich (Leichenstarre). Diese aufgeführten Zeichen stellen den Tod als wahrscheinlich dar und berechtigen den Leichenschauer, den ersten Besichtigungsschein auszustellen. Als sichere Zeichen des Todes sind anzusehen: 1) An verschiedenen Stellen des Körpers, namentlich am Nacken, Rücken, Gesäß und den hintern Flächen der Extremitäten sind verwaschene blaurote Flecke (Totenflecke) sichtbar. 2) Die Haut zeigt, namentlich an den seitlichen Partien des Bauches, eine schmutzig grünliche Verfärbung (Verwesungsflecke). 3) Die Wölbung der Augen hat sich verloren, die Hornhaut ist eingesunken, und der mit dem Finger gemachte Eindruck verliert sich nicht wieder. 4) Die Lippen sind blau oder schwärzlich, vor dem Munde oder der Nase befindet sich Schaum, und braune oder schwarze Flüssigkeit fließt aus dem Munde. Es verbreitet sich Leichengeruch. Als Anzeichen einer gewaltsamen Todesart sind zu erachten: 1) Bei Tötung durch äußere Verletzungen: Wunden, Anschwellungen, Blutunterlaufungen, bei Neugebornen abgerissene oder ununterbundene Nabelschnur. 2) Bei Tötung durch Erstickung: Eindrücke, Streifen oder Flecke im Gesicht oder am Hals, Aufgedunsenheit und Blaufärbung des Gesichts, fremde Körper im Munde, Blutaustritt im Weißen der Augen. 3) Bei Tötung durch Ver-

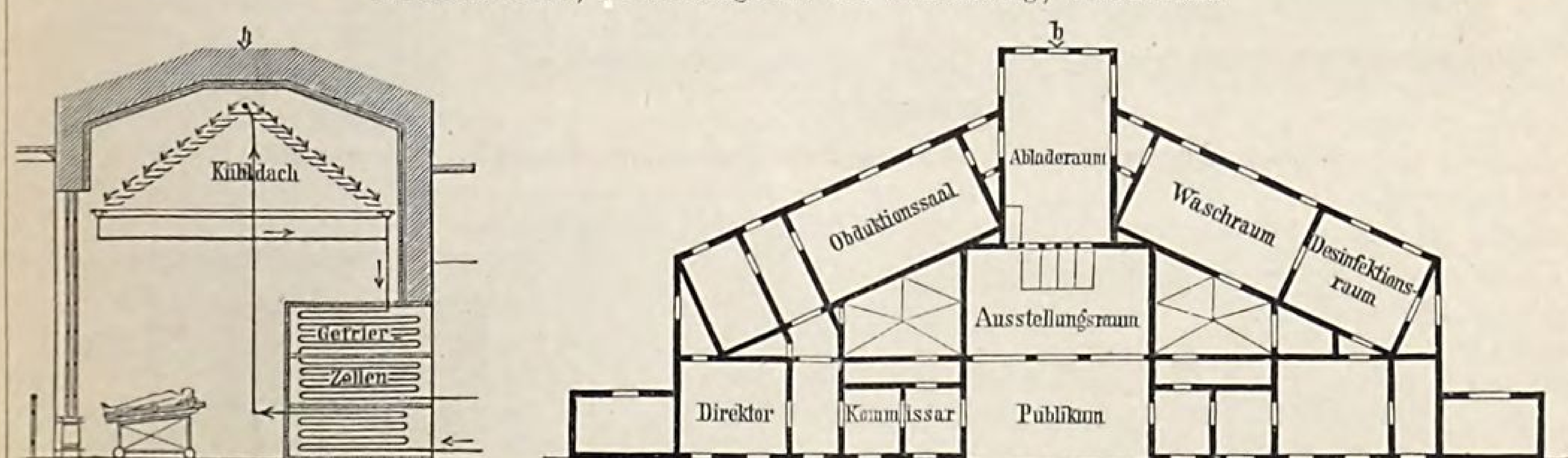
Leichenschauhäuser.



1. Leichenschauhaus in Berlin. Grundriß des Hauptgeschosses.



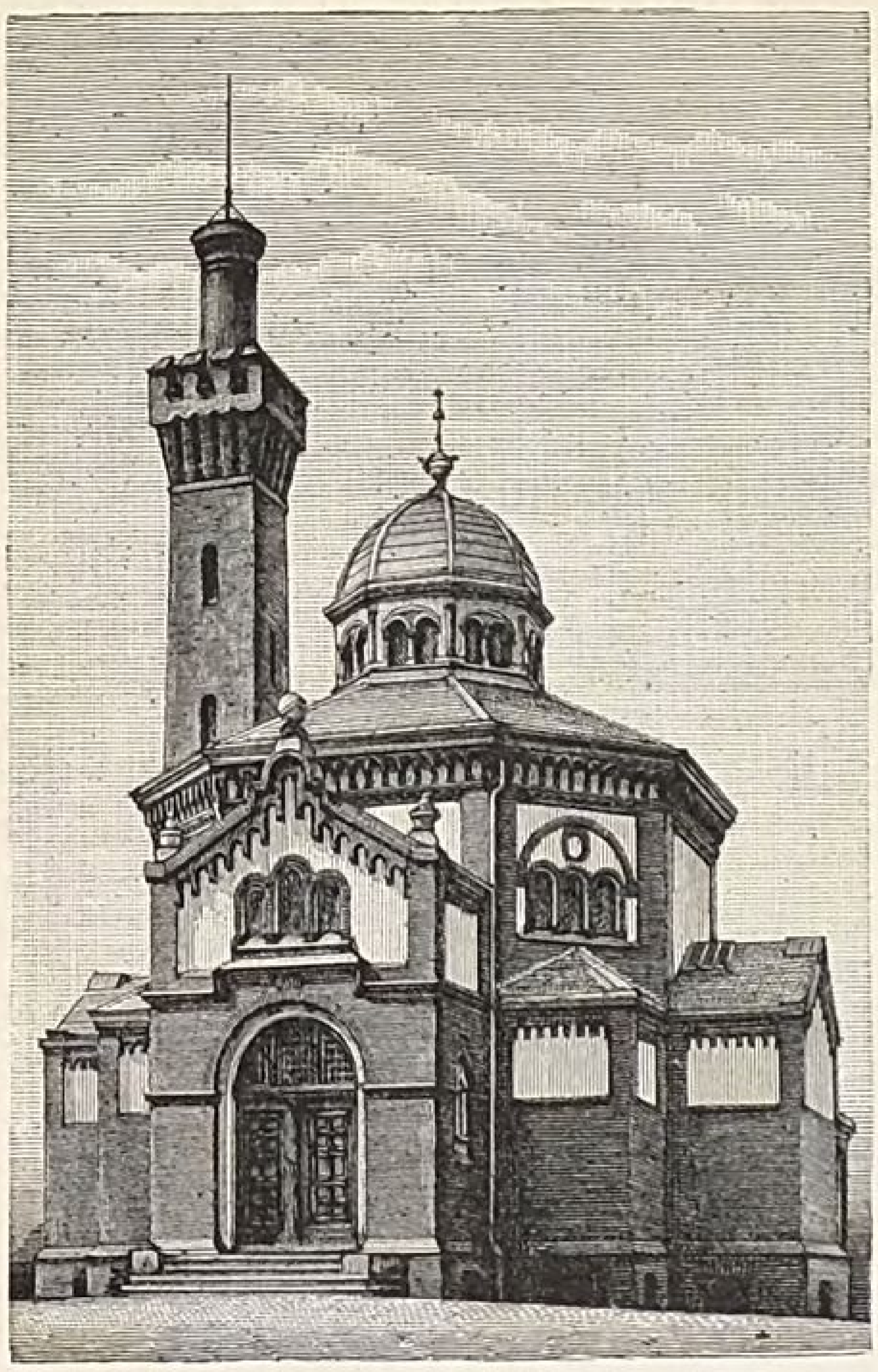
2. Leichenschauhaus in Berlin. Schnitt durch die Mitte: a Schiebebühne zum Reinigen der Glaswände, b Rücklaufrohr, c Zuleitungsrohr der Kühlleitung, d Drahtnetz.



Querschnitt durch den Ausstellungsraum. Grundriß.

3. Leichenschauhaus in Paris.

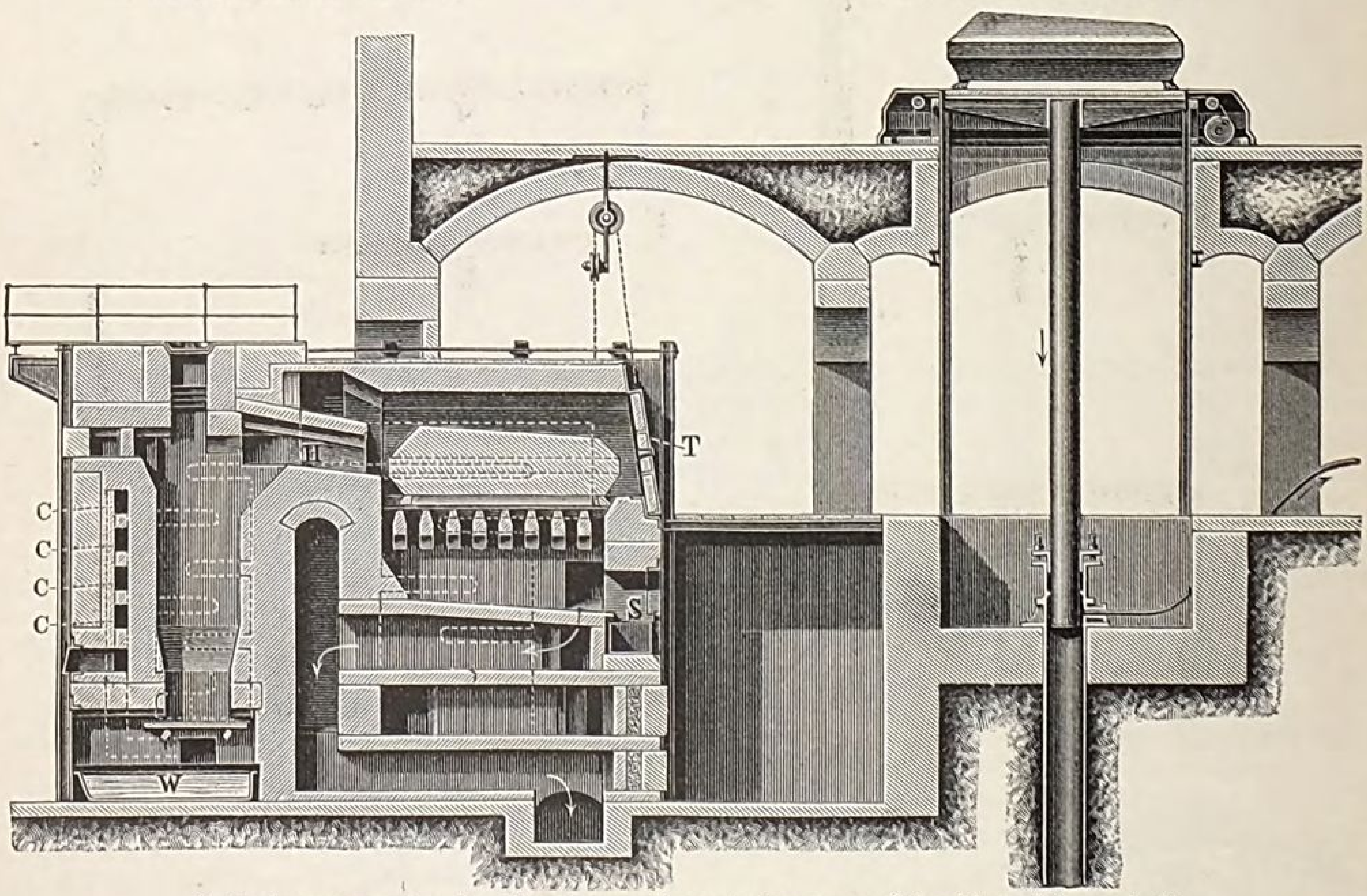
Leichenverbrennung.



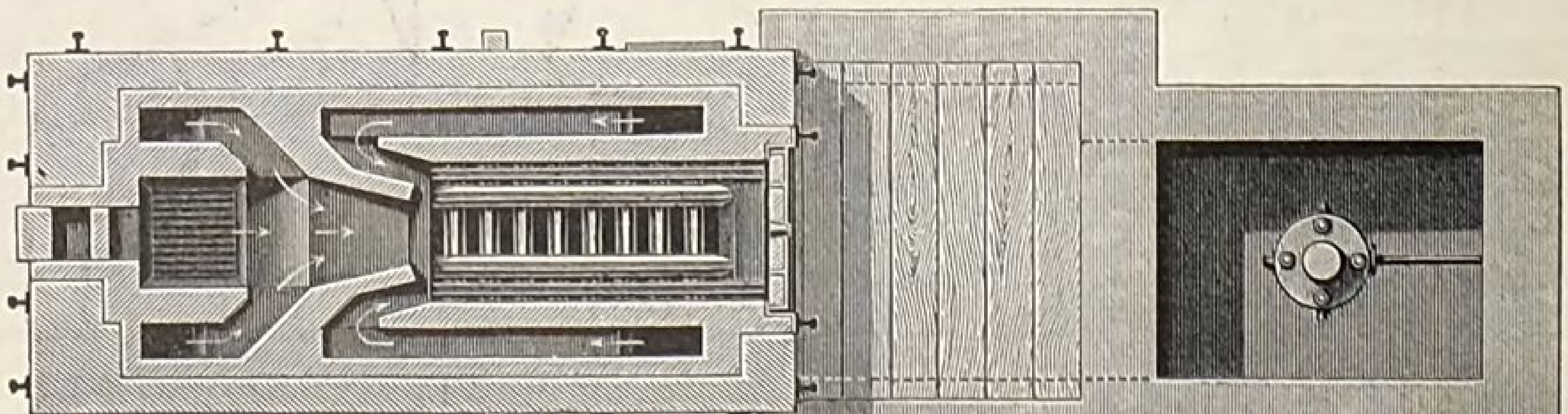
1. Krematorium in Hamburg.



2. Krematorium in Manchester.



3. Verbrennungsofen des Hamburger Krematoriums von Schneider. Längsschnitt.



4. Verbrennungsofen des Hamburger Krematoriums. Querschnitt.

Zum Artikel »Leichenverbrennung«.

giftung: rasch erfolgter Tod nach heftigen Leibschmerzen, Erbrechen, Durchfall, Krämpfen, Bewußtlosigkeit. 4) Bei Vernachlässigung kleiner Kinder: äußerste Abmagerung, größte Unreinlichkeit des Körpers, auffallend starkes Wundsein an den Oberschenkeln, Fersen &c. Bei allen plötzlichen Todesfällen, in denen die Art des Todes nicht sicher festgestellt werden kann, sowie bei allen gewaltsamen Todesarten hat der Leichenschauer sofort bei den betreffenden Behörden die gesetzlich vorgeschriebene Anzeige zu machen. Seine Beobachtungen bei der L. hat er schriftlich beizulegen. Für die polizeiliche oder gerichtliche L. gelten die Bestimmungen der Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich vom 1. Febr. 1877 (§ 87—90, 157). Für das Verfahren der Gerichtsärzte bei den gerichtlichen Untersuchungen der Leichen ist in Preußen das Regulativ vom 13. Febr. 1875 maßgebend, in Württemberg die Instruktion vom 31. Dez. 1885.

Entsteht der Verdacht des Scheintodes, so ist ungesäumt die Beiziehung eines approbierten Arztes zu veranlassen. Inzwischen sind Belebungsversuche zu machen, und zwar: Öffnen der Fenster und Erwärmung des Zimmers; Einleitung der künstlichen Atmung; Auflegen erwärmter Senfteige auf die Brust u. auf die Extremitäten; Reiben mit weichen Bürsten und Essigtüchern, Kampferspiritus, auch mit wollenen erwärmten Tüchern; Reinigung und Reizung des Schlundes mit einer Feder; Riechen an Salmiakgeist; zeitweises Einträufeln einiger Tropfen Melissengeist, oder einer ähnlichen Flüssigkeit in den Mund. — Ist sowohl Scheintod als gewaltsamer Tod ausgeschlossen, so ist sofort die gewöhnliche ortsübliche Besorgung der Leiche als zulässig von dem Leichenschauer zu erklären; derselbe hat da, wo eine besondere Person (Leichenfrau, Leichenansager) hierfür angestellt ist, mit dieser sich deshalb zu besprechen, in Fällen aber, wo Verwandte und Nachbarn die Leichen besorgen, die letztern zu dem Ende zu unterweisen. Jeder Sterbefall ist außer an den Leichenschauer, nach dem Reichsgesetz für das Deutsche Reich vom 6. Febr. 1875, Abschnitt 5, § 56—61, dem Standesbeamten des Bezirks, in welchem der Tod erfolgt ist, anzuzeigen. Das Nähere ist in diesen Paragraphen geregelt. Die Todesursache ist, abgesehen von den Fällen des § 61 (Sterbefälle auf Seeschiffen während der Reise, wo die mutmaßliche Ursache des Todes zu vermerken ist), nicht Gegenstand der Eintragung in die Standesamtslisten.

Leichenschauhaus (franz. Morgue; hierzu Tafel »Leichenschauhäuser«), Gebäude zur Aufbewahrung und Ausstellung von Leichen unbekannter Personen, insbes. Verunglückter, Selbstmörder &c. behufs Feststellung ihrer Persönlichkeit. Die Errichtung von Leichenschauhäusern wird durch die mit dem Wachsen der Bevölkerungsziffer einer Großstadt im Zusammenhang stehende Zunahme der Unglücksfälle, Selbstmorde und Verbrechen erforderlich. Neben ihrem Hauptzweck, dem Publikum Gelegenheit zum Rekognoszieren der Leichen zu geben, dienen die Leichenschauhäuser auch zur Vornahme der an den Toten unter Umständen erforderlich werdenden gerichtlich-medizinischen Untersuchungen. Das L. besitzt deshalb außer der eigentlichen Leichenschau- und Aufbewahrungsstätte eine Verwaltungs- oder Polizeiabteilung und eine gerichtliche Abteilung, welch letztere wohl auch mit Einrichtungen zur Abhaltung gerichtlich-medizinischer und gerichtlich-chemischer Vorlesungen sowie zur Vornahme untersuchungsrichterlicher Verhandlungen versehen ist. Der Leichenschauraum enthält eine Halle für das Publikum und einen, manchmal in einzelne Zellen zerlegten Leichenausstellungsraum, beide durch eine feste Glaswand voneinander geschieden. Die Ausstellungsräume werden zweckmäßig durch Oberlicht beleuchtet und erhalten Vorkehrungen zur übersichtlichen Aufstellung der Toten und Kühleinrichtungen, da die Leichen mit Rücksicht auf die gerichtlich-medizinischen Untersuchungen nicht durch chemische Mittel erhalten werden dürfen, sondern im gefrornen Zustand aufbewahrt werden müssen. In Verbindung mit dem Ausstellungsraum stehen im gleichen Geschoß oder im Keller Gefrierzellen zur Aufbewahrung und ein Flur zur Heranschaffung der Leichen. Überdies sind ein Leichenwasch- und Desinfektionsraum, eine Kleiderkammer und ein Gelaß für Särge erforderlich. Die Verwaltungsabteilung muß Räume für das Leichenkommissariat mit Telegraphen- und Fernsprechraum, Wartezimmer und einem Gelaß zur Aufbewahrung von Wertsachen enthalten; zweckmäßig werden auch die Wohnungen derjenigen Beamten, deren ständige Anwesenheit im Hause erforderlich ist, in diesen Teil des Gebäudes gelegt. Die gerichtliche Abteilung muß einen Obduktionssaal, Räume zur Aufstellung medizinischer Präparate und ein chemisches Laboratorium enthalten. Ein Hörsaal nebst Arbeitszimmern und Bibliothek, auch Zimmer für richterliche Beamte und Zeugen sowie eine Zelle für die Angeschuldigten können hinzutreten. Ein L. einfacherer Art besitzt seit etwa 1855 Paris auf der Seine-Insel der Cité (Tafel, Fig. 3). Der Ausstellungsraum ist durch eine doppelte Glaswand von der Halle für das Publikum getrennt. Die ankommenden Leichen werden ungereinigt 24 Stunden einer Temperatur von —10 bis —15° ausgesetzt. Hierzu dienen 14 Gefrierzellen, die zur Hälfte mit Sägespänen gefüllt sind. Umfangreicher ist die 1884—85 errichtete Berliner Anlage (Fig. 1 u. 2). Sie ist für die öffentliche Ausstellung von 14 unbekannten Toten und für die Aufbewahrung von 39 Leichen bekannter Personen eingerichtet und mit einer gerichtlich-medizinischen Abteilung ausgestattet.

Leichenstarre, ein der maximalen Kontraktion der Muskeln sehr ähnlicher Zustand, welcher bald nach dem Tode eintritt. Auf der gleichzeitigen Todesstarre sämtlicher Körpermuskeln beruht die vorübergehende, als Totenstarre bezeichnete Steifigkeit der Leichen, die bei hoher Temperatur u. nach voraufgegangenen großen Muskelanstrengungen (gehetztes Wild) sofort mit dem Tode einsetzen kann, meistens aber erst im Verlaufe von Stunden sich entwickelt, vom Kopfe nach den Beinen fortschreitend. Die L. der Muskeln beruht auf Gerinnung der Eiweißkörper derselben und entwickelt sich unter beträchtlicher Wärme- und Säurebildung und mit Entbindung von Kohlensäure. Je schneller die L. sich entwickelt hatte, um so schneller löst sie sich auch wieder, und zwar in derselben Reihenfolge, in welcher sie entstand; ihre Dauer kann nach Stunden bemessen sein oder auch ganze Tage betragen. Nach Lösung der Starre verfällt der Muskel unter den gewöhnlichen Bedingungen der Fäulnis, wobei seine Reaktion stark alkalisch wird. Da in der Leiche die Beuger und Strecker gleichzeitig der Starre verfallen, so kommt es selten zu erheblichen Körperbewegungen, vielmehr erstarrt der sich selbst überlassene Körper in derjenigen Lage und Haltung, welche er im Moment des Todes einnahm.

Leichentransport, die Überführung von Leichen nach andern Orten, geschieht in Holzsärgen, die oft

noch metallene Einsätze erhalten. Aus Orten, in welchen Epidemien herrschen, dürfen keine Leichen versandt werden, nach amtlich festgestelltem Erlöschen der Epidemie unter den vom Kreisphysikus von Fall zu Fall zu prüfenden Vorsichtsmaßregeln und unter Ausstellung eines Leichenpasses. Jeder L. muß in einem gut verpichten, nochmals in einen luftdichten Kasten eingesetzten Sarg erfolgen, bei Wagentransport mit einem zuverlässigen Begleiter. Die Erteilung von Leichenpässen ist in Preußen nach der Ministerialbestimmung vom 23. Sept. 1888 abhängig von der Vorlegung einer von einem beamteten Arzt ausgestellten Bescheinigung über die Todesursache sowie darüber, daß der Beförderung der Leiche gesundheitliche Bedenken nicht entgegenstehen. Für den Eisenbahntransport gelten in Deutschland die durch Bundesratsbeschluß festgesetzten Bestimmungen, welche in der das Betriebsreglement für die Eisenbahnen Deutschlands abändernden Publikation vom 14. Dez. 1887 enthalten sind.

Leichentuberkel (Leichenpustel), ein chronisches, durch Infizierung kleinster Hautwunden mit Leichengift (also meist bei Obduktionen) entstandenes Hautgeschwür an Fingern oder Händen, welches sich durch seinen von Anfang an mißfarbigen Grund und seine geringe Tendenz zur Heilung auszeichnet und dadurch einem tuberkulösen Geschwür, mit dem es sonst gar nichts zu thun hat, ähnelt. Ob nicht auch einmal eine lokale Hauttuberkulose unter dem Bilde eines Leichentuberkels verlaufen könnte, soll dabei nicht bestritten werden. Der Ausgangspunkt eines Leichentuberkels (Verruca necrogenica) erscheint als eine auf entzündlich infiltrierter Hautstelle aufsitzende Pustel, welche berstet und, während die Infiltration der Umgebung zunimmt, letztere also härter wird, sich in ein zerklüftetes Geschwür mit mißfarbigem, spärlich eiterndem Untergrund umwandelt. Seifenbäder, leichte Ätzung, scharfer Löffel, austrocknende Salbenverbände etc. schaffen in der Regel rasche Heilung.

Leichenverbrennung (Feuerbestattung, Kremation, hierzu Tafel »Leichenverbrennung« bei S. 179), eine Form der Totenbestattung, bei der die Leiche in hoher Temperatur verbrannt wird, so daß nur die mineralischen Bestandteile (die Asche) übrigbleiben. Diese Form, welche im Altertum eine der gebräuchlichsten Bestattungsweisen war (s. Totenbestattung), ist seit der Verbreitung des Christentums in Europa durch die Beisetzung im Erdgrabe verdrängt worden, und erst in neuester Zeit wird sie aus sanitären, ökonomischen und ästhetischen Gründen und unter Anwendung aller modernen Hilfsmittel der Technik wieder einzuführen gesucht. Man verweist dabei auf die Übelstände der Beerdigung: Inanspruchnahme von viel Grund und Boden, der zur Erzeugung von Feldfrüchten benutzt werden könnte, Verunreinigung von Trink- und Grundwasser, Möglichkeit der Verbreitung ansteckender Krankheiten, und stellt denselben entgegen, daß der Zersetzungsprozeß der Leiche durch die Verbrennung sehr viel schneller und vollständiger erfolgt als durch die Verwesung, daß derselbe ohne alle Übelstände oder Unannehmlichkeiten selbst für die nächste Nachbarschaft vorgenommen werden kann und zwar in einer Form, welche der Pietät vollkommen Rechnung trägt, daß die Verbrennung bei allgemeiner Einführung sich billiger stellen wird als die Beerdigung und daß die Hinterbliebenen das Andenken der Verstorbenen durch Beisetzung der Asche in Urnen, welche in monumentalen Gebäuden (Krematorien, vgl. Tafel, Fig. 1 u. 2) aufzustellen sind, in einer dem ästhetischen Gefühl entsprechenden Weise ehren können. Zur Ausführung der L. sind viele Öfen konstruiert worden, von denen der Siemenssche zuerst allen Anforderungen genügte. Dieser Ofen besteht aus einem Generator, in welchem aus dem Heizmaterial brennbares Gas erzeugt wird. Dies strömt in einen gewöhnlichen Regenerator, verbrennt hier unter Zuströmen von Luft und erhitzt das Ziegelmaterial des Regenerators auf Weißglut. Die Verbrennungsgase heizen dann noch den Raum, welcher die Leiche aufnimmt, und entweichen in die Esse. Nach Einführung der Leiche wird die Gaszufuhr abgesperrt, den Regenerator durchströmt nur Luft, die sich nahezu auf Weißglut erhitzt und, auf die Leiche strömend, diese verbrennt. Die Verbrennung verläuft ohne Bildung von Rauch und übeln Gerüchen, und es bleibt weiße Asche zurück, die leicht gesammelt werden kann. Das Krematorium in Hamburg (Fig. 1) ist von Gartenanlagen umgeben, welche von Urnenhallen (Kolumbarien) umgrenzt werden sollen. Im Hauptgebäude gelangt man durch eine kirchenartig eingerichtete Vorhalle in den für die Beisetzungsfeierlichkeiten eingerichteten Mittelraum, hinter welchem sich Sezierraum und Leichenkammern befinden. Nach Beendigung der Zeremonie wird der auf dem Katafalk stehende Sarg durch eine hydraulisch wirkende Versenkung (Fig. 3) nach dem Vorraum vor dem Ofen hinabgelassen, während sich die Öffnung alsbald wieder schließt. Der von Schneider in Dresden angegebene Ofen (Fig. 3 u. 4) ist eine Modifikation des Siemensschen Ofens. Der Verbrennungsraum ist überwölbt und unten begrenzt durch einen Rost aus Schamottestäben. An ihn schließt sich der Aschenraum an, welcher vorn durch eine eiserne Platte mit dem Sammelkasten S für die Asche abgeschlossen wird. Unterhalb des Aschenraums beginnen die schlangenartig gebogenen Kanäle, durch welche die Verbrennungsgase nach der Esse abziehen. Das in dem Generator unterhaltene Koksfeuer erhält Luftzufuhr durch die regulierbaren Öffnungen C. Aus dem Wasserbehälter W steigt Wasserdampf auf, welcher mit den glühenden Koks Kohlenoxyd und Wasserstoff bildet. Die Generatorgase strömen durch den Kanal H in den Verbrennungsraum, in den Aschenraum und von dort in die 22 m hohe Esse. Ist nach 3—4 Stunden Rotglut erzeugt, so wird die Leiche durch die Thür T in den Verbrennungsraum gebracht und die Thür wieder geschlossen. Man stellt dann die Zufuhr der Luft durch die Löcher C ab und läßt dagegen Luft in die erhitzten Kanäle eintreten, durch welche bis dahin die Verbrennungsgase abzogen. In diesen Kanälen erhitzt sich die Luft auf ca. 1000°, sie mischt sich im Kanal H mit den aus dem Generator stammenden Heizgasen und verbrennt die Leiche in 90 Minuten zu weißer Asche. Guichard betreibt einen Ofen ohne Generator mit Leuchtgas und komprimierter Luft.

Eine lebhaftere Bewegung für die Einführung der L. begann 1873 in Italien, England, Deutschland und der Schweiz und hatte die Errichtung von Krematorien in vielen Ländern zur Folge. Im allgemeinen aber machte die L. nur geringe Fortschritte. Vom Standpunkt der Sanitätspolizei wurde zwar zugegeben, daß erhebliche Gründe gegen die Zulassung der L. nicht bestehen, aber man leugnete auch die Vorzüge der Feuerbestattung, da bei gutem Betrieb der Begräbnisplätze Schäden für die menschliche Gesundheit nicht oder nur mit verschwindenden und wenig

sichern Ausnahmen entstehen. Die Justiz erhebt den Anspruch auf die posthume Leichenuntersuchung und hat sich nur vereinzelt für befriedigt erklärt, wenn von den Anhängern der Feuerbestattung die Vornahme der Leichenuntersuchung vor jeder Verbrennung als unerläßlich erklärt wurde. Vor allem scheint das religiöse Bedürfnis bei einem großen Teil der Menschheit durch das Erdbegräbnis mehr befriedigt zu werden als durch die L. Da die L. heutzutage an die Errichtung sehr vollkommener Öfen gebunden ist, so würde die Einführung einer allgemeinen obligatorischen Feuerbestattung auf dem platten Lande fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten. Ganz anders liegen die Verhältnisse in großen Städten, wo die Beschaffung der Begräbnisplätze außerordentlich hohe Kosten verursacht. Die Feuerbestattung ist gegenwärtig, wo für jeden Fall der Ofen frisch angeheizt werden muß, verhältnismäßig teuer; kann aber der Ofen in beständigem Betrieb erhalten werden, so sinken die Kosten auf einen sehr geringen Betrag, selbst dann, wenn in einzelnen Fällen die Beisetzung der Urnen in die Erde verlangt wird. Aber auch die Einführung der fakultativen L. stieß vielfach auf Widerstand, und in Deutschland haben dieselbe nur 4 Staaten zugelassen. In Deutschland wurde das erste Krematorium 1878 in Gotha eröffnet, u. bis Ende 1893 wurden daselbst 1306 Leichen verbrannt. 1894 fanden Verbrennungen statt: in Gotha 143, in Heidelberg 89, in Hamburg 57, ein viertes Krematorium wurde in Apolda errichtet. Italien besitzt 23 Krematorien, und es wurden dort 1876—89: 1403 Leichen verbrannt. Die Vereinigten Staaten verbrannten seit 1881 in 16 Krematorien 2017 Leichen. In Frankreich verbrennt man auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise jährlich 1300—1400 Leichen. In den übrigen Staaten hat die L. geringe Verbreitung gefunden. Vgl. Jak. Grimm, Über das Verbrennen der Leichen (Berl. 1850); Wegmann-Ercolani, Über L. als rationelle Bestattungsart (4. Aufl., Zür. 1874); Baginsky, Die L. vom Standpunkt der Hygiene, und Bernstein, Über Pietät gegen die Toten (2 Vorträge, Berl. 1874); Thompson, Modern cremation (Lond: 1891); Haweis, Ashes to ashes (das. 1874; deutsch von Busch, Leipz. 1875); Küchenmeister, Die Feuerbestattung (Stuttg. 1875); Derselbe, Die Totenbestattungen der Bibel und die Feuerbestattung (das. 1893); Pini, La crémation en Italie et à l'étranger (Mail. 1884); Francke, Begräbnis oder Feuerbestattung? (Münch. 1892); Goppelsroeder, Über Feuerbestattung (Mülh. 1890); Weyl, Neuere Apparate zur L. (Berl. 1892); Wernich, Leichenwesen einschließlich der Feuerbestattung (Jena 1893); Wettig, Die L. und der Feuerbestattungsapparat in Gotha (3. Aufl., Gotha 1895); Denkschrift, betreffend die Einführung der Feuerbestattung auf dem Friedhof der Stadtgemeinde Berlin (Berl. 1892); Brackenhöft, Die Feuerbestattung in Hamburg (Hamb. 1894); Zeitschriften: »Die Flamme« (Berlin), »Phönix« (Wien), »The Urn« (New York).

Leichenvergiftung (Leicheninfektion). Im Leichnam des Menschen und der Tiere treten sofort nach dem Tode chemische Prozesse ein, welche zunächst die Säfte und Weichteile betreffen und sich im allgemeinen als Fäulnis charakterisieren. Es werden dabei eigentümliche, erst zum Teil als »Leichenalkaloide« (s. d.) erkannte Substanzen gebildet, die, wenn sie auch nur in geringer Menge durch eine kleine Verletzung oder Wunde der Haut in die Körpersäfte gelangen, daselbst örtliche u. allgemeine Entzündungen erregen. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß höchstens in den leichtern Fällen, bei denen umschriebene Entzündungen der Haut, Pusteln, Knoten oder Furunkeln entstehen, ein chemisches Gift allein wirksam ist; alle heftigern Entzündungen, welche mit Schwellung der Lymphdrüsen und Fieber verbunden sind, beruhen auf Ansteckung mit niedersten pflanzlichen Keimen (Bakterien) und stehen daher den Wundinfektionskrankheiten gleich. Schon der Umstand, daß die Leichen von Personen, welche einer ansteckenden Krankheit, Wochenbett, Eiterfieber u. dgl. erlagen, am gefährlichsten sind, und daß auch diese um so üblere Wirkungen zeigen, je früher sie seziert werden, je mehr also die krankheiterregenden Keime noch lebensfähig sind, weist darauf hin, daß es sich bei L. um eine Übertragung entwickelungsfähiger Pilzkeime (wahrscheinlich des Eiterkokkus, des Streptococcus pyogenes) handelt. Der Verlauf ist daher ebenso mannigfach und von der Bösartigkeit der eingeimpften Bakterien abhängig wie bei den Wundkrankheiten (s. Wunde). Die Behandlung beginnt am sichersten schon vor der Leichenöffnung damit, daß man alle etwaigen wunden Stellen der Hände mit wasserdichtem Pflaster und Kollodium verschließt, dann die Haut mit Karbolsäure- oder Sublimatlösung abwäscht. Mit auch noch so kleinen Wunden an Händen und Armen sollte man besser keine Sektion unternehmen, mindestens aber die eben angedeutete Vorsichtsmaßregel sehr ernst nehmen. Hat man sich bei der Sektion verletzt, so lasse man die Wunde möglichst bluten, sauge sie aus und spüle sie längere Zeit mit absolutem Alkohol oder Essigsäure aus. Fügt man noch eine Ätzung mit Höllenstein oder Salpetersäure hinzu, so werden kaum je üble Folgen eintreten. Sind diese Vorsichtsmaßregeln versäumt und eine Wundkrankheit entstanden, so ist nach allgemeinen Regeln zu verfahren. Chronische Vergiftungen pflegen einem Luftwechsel überraschend schnell zu weichen. Chronische Entzündungsknoten, durch Vergiftung bei Obduktionen an den Händen entstanden, nennt man Leichentuberkeln (s. d.).

Leichenvogel, soviel wie Steinkauz, s. Eulen, S. 23.

Leichenwachs, soviel wie Fettwachs (s. d.).

Leichenwürmer, s. Fliegen, S. 557, und Gräberfauna.

Leichhardt, Ludwig, Australienreisender, geb. 23. Okt. 1813 in Trebatsch (Provinz Brandenburg), studierte in Göttingen Philologie, dann in Berlin Naturwissenschaften, ging 1841 nach Australien und bereitete sich durch kleinere Reisen zu einer großen Expedition vor, welche er 1844—46 von der Moretonbai aus zum Carpentariagolf und von da bis Port Essington ausführte. Zurückgekehrt, erhielt er eine Belohnung von 1400 Pfd. Sterl., welche er sofort zur Ausrüstung für das große Unternehmen, den Kontinent in seiner ganzen Ausdehnung von O. nach W. zu durchziehen, verwandte. Nach einem verunglückten Versuch, der ihn zur Rückkehr und nochmaligen Ausrüstung zwang, brach er im Dezember 1847 abermals auf und gab die letzte Nachricht 3. April 1848 vom Cogunfluß. Seitdem blieb er verschollen, und obgleich mehrere Versuche gemacht wurden, durch ausgesandte Expeditionen sein Schicksal aufzuklären, wozu auch die wiederholt auftauchende Nachricht von einem im Innern unter den Eingebornen lebenden weißen Mann und von aufgefundenen Tagebüchern u. Ausrüstungsgegenständen Anlaß gab, so hat über sein und seiner Gefährten Schicksal doch bis heute nichts ermittelt

werden können. Leichhardts »Beiträge zur Geologie von Australien« gab Girard (Halle 1855) heraus. Sein »Journal of an Overland Expedition from Moreton Bay to Port Essington« (Lond. 1847) übersetzte Zuchold (Halle 1851). Vgl. Zuchold, L., eine biographische Skizze (Leipz. 1856); »Dr. L. Leichhardts Briefe an seine Angehörigen« (hrsg. von Neumayer und O. Leichhardt, Hamb. 1881).

Leichlingen, Stadtgemeinde im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Solingen, an der Wupper und der Linie Gruiten-Kalk der Preußischen Staatsbahn, 58 m ü. M., aus vielen einzelnen Ortschaften bestehend, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, starke Weberei, Türkischrotfärberei, Wollspinnerei, Alizarinfabrikation, Dampfschleiferei, Forellenzucht und (1890) 5912 Einw., davon 1640 Katholiken.

Leichnam, soviel wie Leiche.

Leichte Feldwerke (Feldschanzen), s. Feldbefestigung, S. 264.

Leichte Hände, Börsenausdruck für schwache Kapitalkräfte.

Leichte Reiterei, s. Reiterei.

Leichterschiff (Lichter), zum Entfrachten (und Befrachten) von (etwa auf der Reede liegenden) Seeschiffen bestimmtes kleines Fahrzeug, überall dort üblich, wo das Schiff wegen seines Tiefganges nicht selbständig zu voller Ladung kommen kann.

Leichte Truppen, vermöge ihrer Ausrüstung, Bewaffnung und Ausbildung zur Verwendung im schwierigsten Terrain, für den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst (s. d.) und im kleinen Kriege geeignete Truppen, gegenüber den andern Truppen, welche den eigentlichen Kampf auf dem Schlachtfeld durchzuführen haben. In diesem Sinne wurde stets zwischen leichter und schwerer Infanterie, Kavallerie und auch Artillerie unterschieden; aber die neuzeitliche Taktik fordert mehr und mehr eine gleichmäßige Verwendung aller zu einer Waffengattung gehörenden Truppen. Wurden früher die Jäger und Füsiliere, die Husaren und Dragoner vorzugsweise als l. T. bezeichnet, so ist diese Bezeichnung jetzt für die ganze Infanterie und Kavallerie, mit Ausnahme der Kürassiere, zutreffend; auch der Unterschied zwischen leichten und schweren Feldbatterien besteht nicht mehr.

Leichtflüssig (leicht schmelzbar), die Eigenschaft mancher Körper, bei verhältnismäßig nicht starker Temperaturerhöhung in den tropfbar flüssigen Zustand überzugehen, im Gegensatz zu strengflüssig, schwer schmelzbar.

Leichtmachen, sich (bei den Hunden: sich lösen), von hinten ausleeren.

Leichtmatrose, auf Handelsschiffen die Stufe zwischen Junge und Vollmatrose.

Leichtmetalle, s. Metalle.

Leichtöl, s. Mineralöle.

Leicht reiten, Leicht traben, s. Englisch traben.

Leichtschnäbler (Levirostres *Reich.*), bei ältern Systematikern Gruppe der Klettervögel, die Pfefferfresser und Nashornvögel enthaltend.

Leiden (Leyden), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am Alten Rhein, der nicht weit von der Stadt durch einen Kanal in die Nordsee fließt, Knotenpunkt der Linie Rotterdam-Amsterdam der Holländischen Eisenbahn, der Linie L.-Wörden (Utrecht) und der Straßenbahn L.-Katwijk aan Zee, bildet ein Viereck und ist größtenteils regelmäßig gebaut; unter den Straßen ist die Breite Straße, welche fast die ganze Stadt von O. nach W. durchläuft, die größte und schönste. L. hat 17 Kirchen, darunter die Peterskirche (1315 in Kreuzform mit 5 Schiffen erbaut) mit den Denkmälern von Boerhaave, Scaliger, Camper, Meermann, Spanheim, van der Palm, Brugmans und Luzac, der bei der Pulverexplosion von 1807 hier umkam, und die Hooglandsche oder St. Pankraskirche (aus dem 15. Jahrh., 1885 restauriert) mit einem Denkmal des berühmten Bürgermeisters P. A. van der Werff, ferner ein schönes Rathaus, ein Waisen-, Kranken-, Zuchthaus und das Landes-Militärstrafgefängnis. Vor dem neuen Krankenhaus steht eine schöne Statue Boerhaaves.


Wappen von Leiden.

Die Zahl der Einwohner beträgt (1893) 44,340 (im 17. Jahrh. über 100,000). L. war ehemals wegen seines ausgezeichneten Tuches berühmt; noch jetzt ist es ein Hauptmarkt Hollands für Wolle und Wollen-Waren, Kamelott, Serge und Flanelle. Außer seinen zahlreichen Tuchfabriken besitzt L. noch Fabriken für andre wollene Zeuge, Baumwollwaren (1400 Arbeiter), Band, Garn, Decken, Leder und Pergament, Zeugdruckereien, Färbereien, Seifensiedereien, Brennereien, Salzraffinerien sowie starken Handel mit Butter, Käse und den genannten Fabrikaten. Der Wohlstand und die Bevölkerung der Stadt sind jedoch gegen frühere Zeiten bedeutend gesunken. Unter den öffentlichen Anstalten nimmt den ersten Rang ein die Universität (8. Febr. 1575 von Wilhelm von Oranien gestiftet), gegenwärtig von ungefähr 760 Studierenden besucht, mit fünf Fakultäten, einer Bibliothek von 170,000 Bänden und 5—6000 Manuskripten, Sternwarte, anatomischem Kabinett, Naturalienkabinett (besonders berühmt das zoologische Museum), botanischem Garten, Museum für Altertümer und ethnographischem Museum, das unter anderm Siebolds japanische Sammlung enthält. Ferner besitzt die Stadt ein Gemäldemuseum mit schönen Gemälden von Lucas van Leiden, Engelbrechtsen etc., ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Seminar für Lehrer und Lehrerinnen, eine Seefahrtsschule, ein Kantonsgericht, eine Handels- und Gewerbekammer etc. Auch ist L. der Sitz der Gesellschaft für niederländische Litteratur. Von der sogen. Burg, einer frühern schlecht restaurierten Befestigung auf einem Hügel, genießt man eine schöne, zum Teil verwachsene Aussicht über die Stadt. Mehrere der berühmtesten holländischen Maler haben in L. gelebt oder waren hier geboren, z. B. Rembrandt, Dou, Mieris und Lucas van Leiden. L. ist auch der Geburtsort des Schwärmers Johann Bockold (»Johann von L.«). Ein Kanal, dessen Spiegel unter dem des Meeres liegt, führt nach Haarlem. — Daß L. das Lugdunum Batavorum der Römer war, ist unwahrscheinlich. Im Mittelalter hieß es Leithen (»Wasserleite«), woraus später Leyden, besser L., wurde; es war im 11. Jahrh. eine ansehnliche Herrschaft und erhielt von den Grafen von Holland Burggrafen, die bis 1420 bestanden. Vom 25. Mai bis 3. Okt. 1574 wurde L. vergebens von den Spaniern belagert und zur Belohnung 1575 vom Prinzen von Oranien mit einer Universität beschenkt. Im 17. Jahrh. blühte es durch Tuchindustrie. Am 12. Jan. 1807 wurde durch das Auffliegen eines Schiffs mit 40,000 Pfd. Pulver ein Teil der Stadt zerstört. Vgl. Blok, Eene holl. stad in de middeleeuwen (Haag 1883).

Leiden, Lucas van, Maler, s. Lucas.

Leidener Blau, soviel wie Kobaltblau.

Leidener Flasche (Kleistsche Flasche), Apparat zur Ansammlung von Elektrizität, welcher 1745 von Kleist in Kammin und 1746 von Cunäus in Leiden erfunden wurde. Die L. F. besteht aus einem Glasgefäß, welches innen und außen bis auf einige Zentimeter vom Rande mit Stanniol beklebt ist. Der nicht mit Stanniol bekleidete Teil des Gefäßes ist gefirnißt; durch einen ebenfalls gefirnißten Deckel geht ein

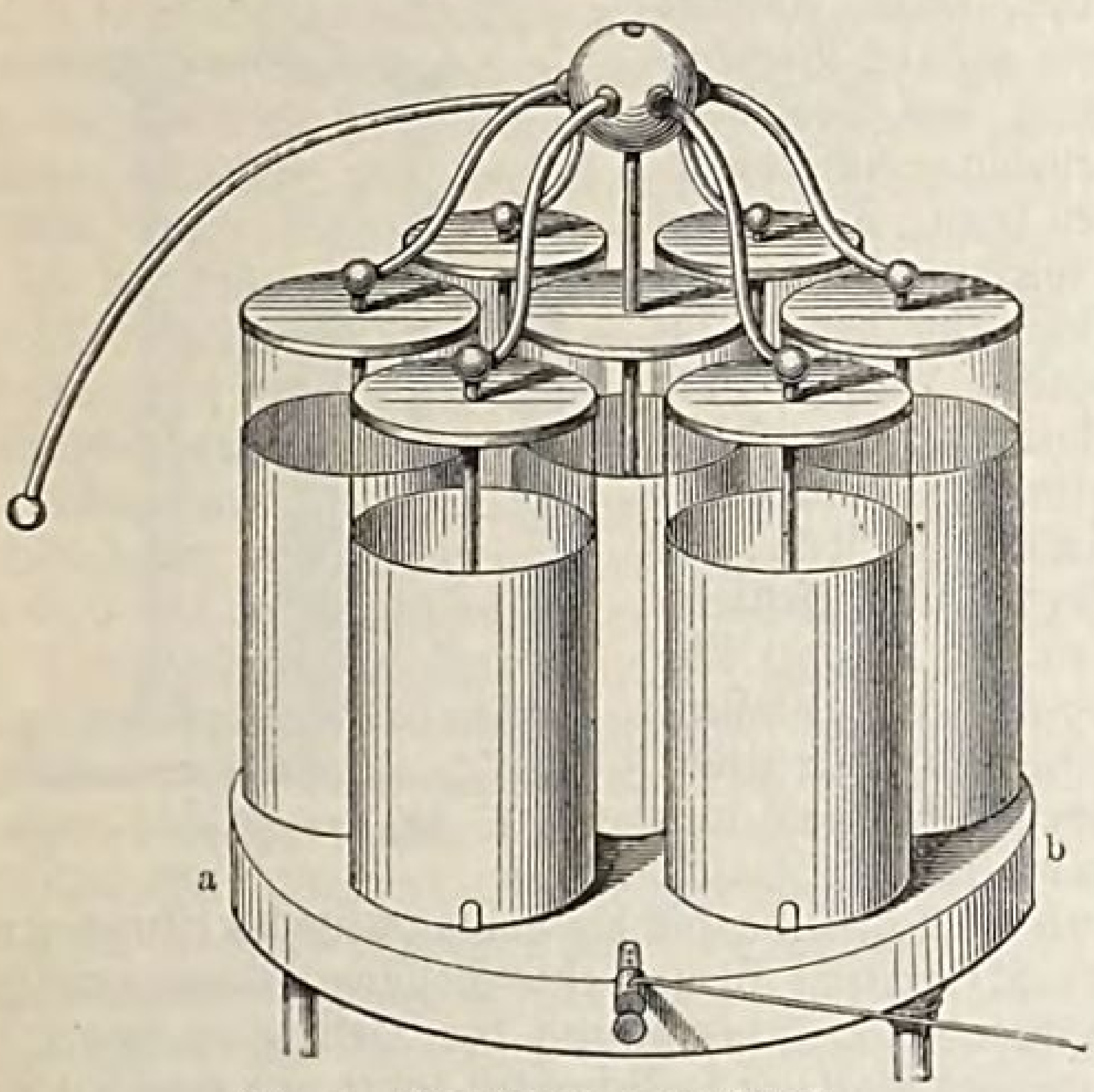


Fig. 1. Batterie von Rieß.

oben mit einer Kugel versehener Messingstab, welcher mit der innern Belegung in leitender Verbindung steht. Anstatt sehr großer Leidener Flaschen bedient man sich der elektrischen Batterien, welche aus mehreren Leidener Flaschen in der Art zusammengestellt sind, daß alle äußern Belegungen einerseits und alle innern anderseits miteinander in leitender Verbindung stehen. Fig. 1 zeigt die Batterie von Rieß, bei welcher

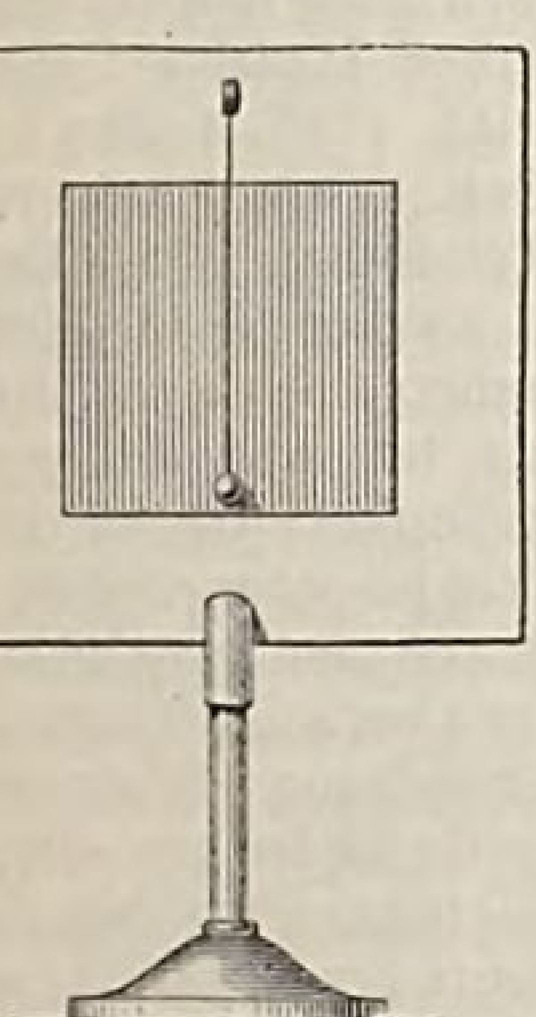


Fig. 2.

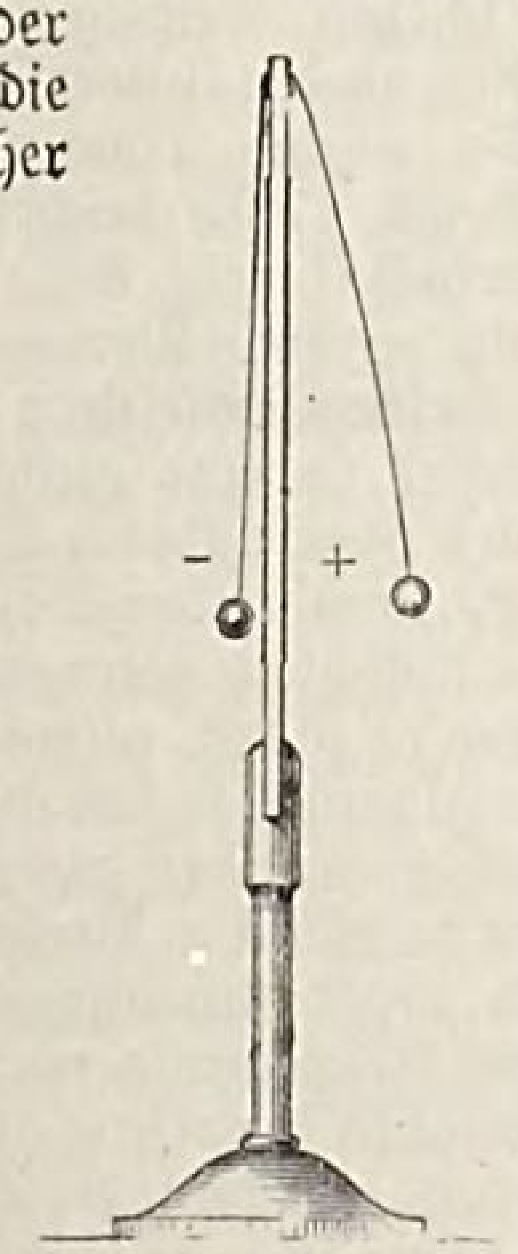


Fig. 3. Seitenansicht.

Franklinsche Tafel.

die Knöpfe der einzelnen Flaschen durch scharnierartig bewegliche Drähte mit der großen hohlen Messingkugel der mittlern Flasche verbunden sind. Der Tisch ab steht auf Glasfüßen und ist mit Stanniol belegt, von welchem mittels einer Klemmschraube ein Draht zur Erde geleitet werden kann. Die Wirkungsweise der L. F. wird am besten erläutert durch die dem Wesen nach mit ihr übereinstimmende Franklinsche Tafel (Fig. 2), d. h. eine Glastafel, die senkrecht auf einem Glasfuß steht und auf beiden Seiten so mit Stanniol belegt ist, daß das Glas am Rand ungefähr handbreit frei bleibt. Wäre nur eine Belegung vorhanden, so würde sich dieselbe, mit dem Konduktor der Elektrisiermaschine in leitende Verbindung gesetzt, nur so weit laden, bis die Spannung (das Potenzial) ihrer Elektrizität derjenigen auf dem Konduktor gleich geworden ist. Steht aber der ersten Belegung eine zweite gegenüber, so wirkt die auf jene geleitete (z. B. positive) Elektrizität verteilend (influenzierend) auf die beiden miteinander verbundenen Elektrizitäten der letztern, indem sie die ungleichnamige (negative) anzieht, die gleichnamige (positive) aber abstößt. Wird nun die zweite Belegung, etwa durch Berührung mit dem Finger, mit dem Boden in leitende Verbindung gesetzt, so entweicht die abgestoßene gleichnamige Elektrizität (die Influenzelektrizität zweiter Art), die Spannung wird hier Null, während die ungleichnamige Influenzelektrizität erster Art (—E) sich auf die dem Glas anliegende Seite des Stanniolblattes und sogar zum großen Teil auf die Glasfläche selbst begibt, wo sie durch die anziehende Wirkung der +E der ersten Belegung festgehalten wird. Diese —E der zweiten Belegung wirkt aber auch zurück auf die +E der ersten Belegung, indem sie dieselbe ebenfalls nötigt, zum größten Teil auf der innern Seite des Stanniolblattes und auf der Glasfläche selbst sich anzusammeln. Dadurch wird die Spannung der +E auf der ersten Belegung vermindert, nicht aber ihre Menge. Klebt man auf jede Seite der Tafel mit etwas Wachs ein elektrisches Pendel, so wird das eine von der ersten Belegung, auf welcher noch elektrische Spannung herrscht, abgestoßen, während das andre an der zweiten Belegung, wo die Spannung Null ist, gerade herunterhängt (Fig. 3).

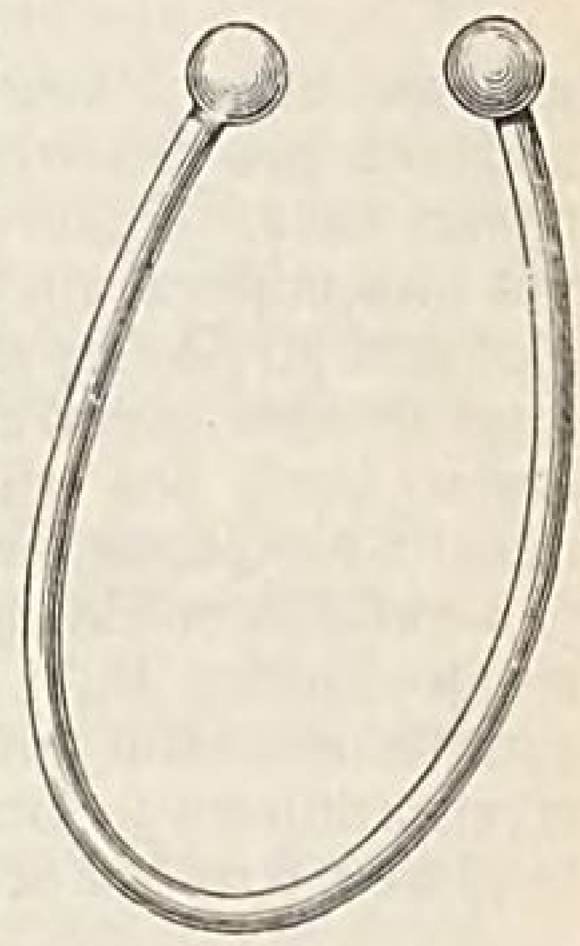


Fig. 4. Auslader.

Da aber die Spannung auf der ersten Belegung geringer ist als diejenige des Konduktors, so kann neue +E von diesem auf die erste Belegung überströmen, welche neuerdings auf die zweite influenzierend wirkt, u. s. f. So setzt sich die Ansammlung von +E auf der ersten Belegung fort, bis dieselbe Spannung wie auf dem Konduktor erreicht ist. Die erste Belegung enthält jetzt eine größere Elektrizitätsmenge, als sie für sich allein aufzunehmen vermochte; ihr Fassungsvermögen für Elektrizität oder ihre elektrische Kapazität ist also durch die Gegenwart der zweiten Belegung erhöht worden. Die Kapazität eines Ansammlungsapparats ist der Oberfläche der Belegungen direkt, ihrem Abstand umgekehrt proportional. Das Verhältnis, in welchem die erste Belegung mehr Elektrizität aufnehmen kann, wenn ihr die zweite Belegung gegenübersteht, als wenn sie allein vorhanden wäre, heißt die Verstärkungszahl. Die L. F. unterscheidet sich von der Franklinschen Tafel nur durch die Form. Sie wird geladen, indem man ihren Knopf und sonach auch die innere (erste) Belegung mit dem Konduktor der Maschine verbindet, während die Flasche mit der äußern (zweiten) Belegung auf leitender Unterlage steht. Die Entladung der Flasche, d. h. die Vereinigung der beiden entgegengesetzten auf den Belegungen angesammelten Elektri-

zitäten, erfolgt, wenn man zwischen der äußern Belegung und dem zur innern Belegung führenden Knopf eine leitende Verbindung herstellt. Faßt man mit der einen Hand die äußere Belegung, mit der andern den Knopf an, so fühlt man eine starke Erschütterung der Armgelenke, bei stärkerer Ladung einen heftigen Schmerz in der Brust. Um bei Versuchen mit der L. F. die Entladung durch den menschlichen Körper zu vermeiden, bedient man sich eines isolierten *Ausladers* (Fig. 4), z. B. eines an beiden Enden mit Knöpfen versehenen und mit einer Guttaperchahülle überzogenen Messingdrahts, dessen eines Ende

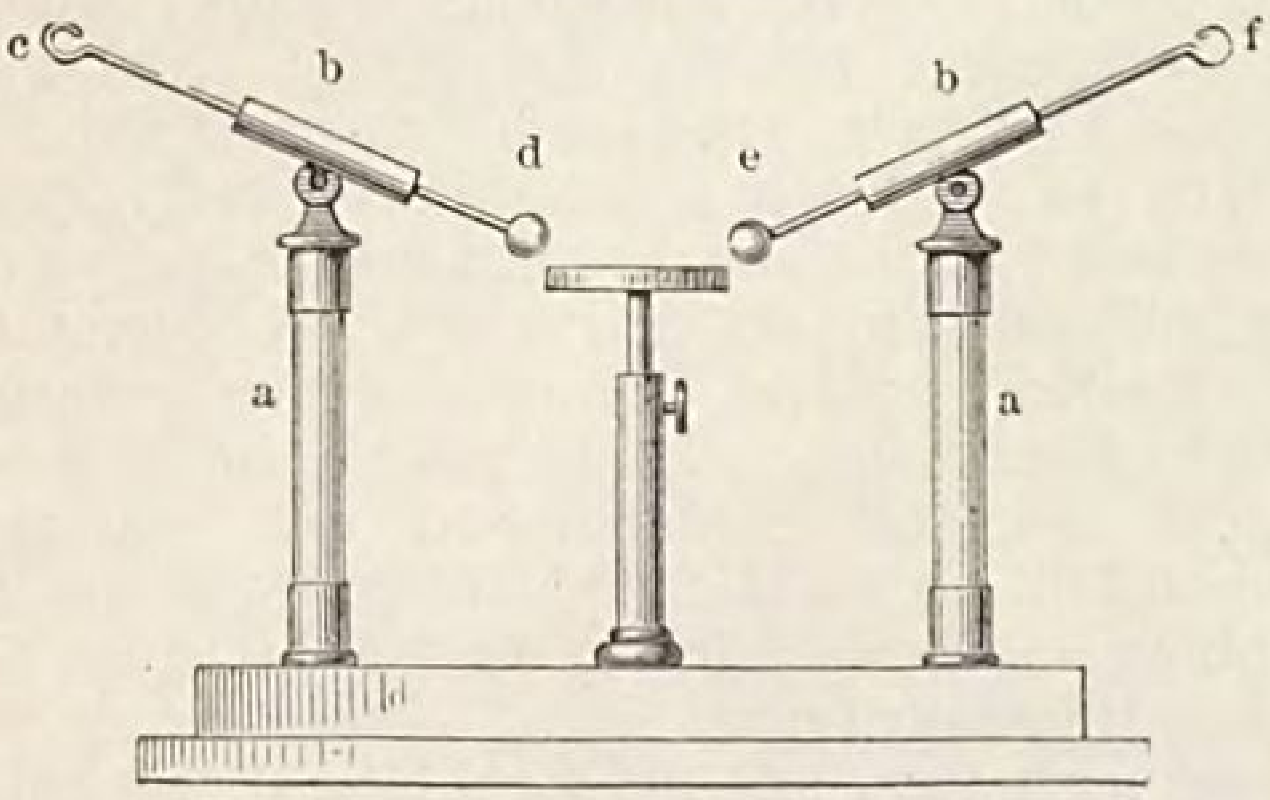
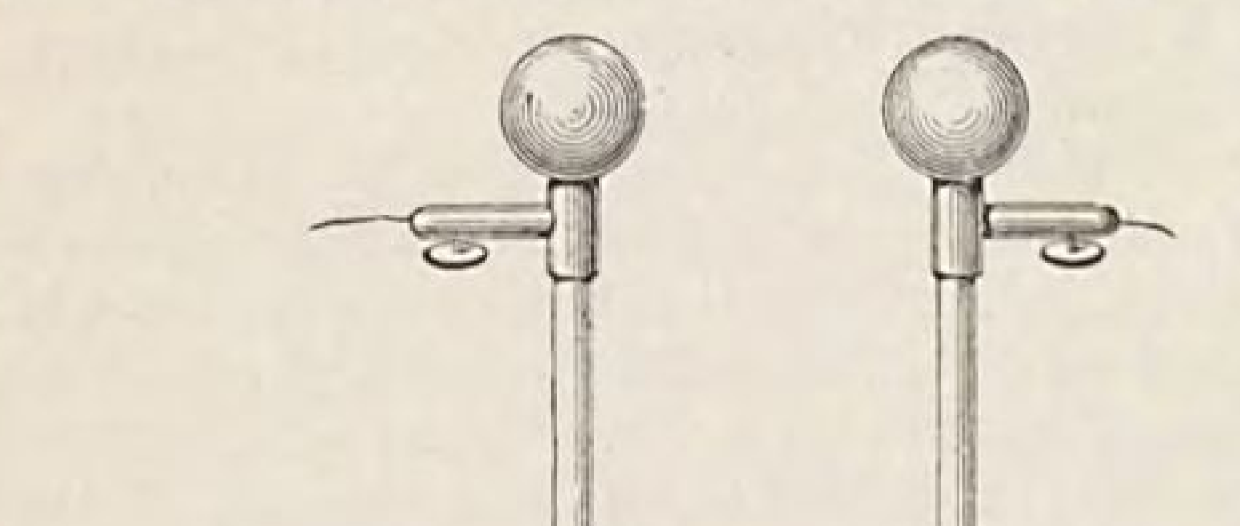


Fig. 5. Henleyscher Auslader.

mit der äußern Belegung in Berührung gebracht, während das andre dem Knopf der Flasche rasch genähert wird. Schon in einiger Entfernung springt mit lautem Knall ein heller Funke über. Nach einiger Zeit gibt die Flasche einen zweiten, freilich viel schwächern Funken; man erklärt diesen *Rückstand* (Residuum) durch das teilweise Eindringen der Elektrizitäten in die Glasmasse, von wo sie, nachdem die obersten elektrischen Schichten durch die erste Entladung weggenommen sind, allmählich an die Oberfläche zurückkehren. Um mit dem Funken der L. F. bequem experimentieren zu können, bedient man sich des *Henleyschen Ausladers* (Fig. 5). Auf Glasfüßen a, a


Fig. 6. Funkenmikrometer.

ruhen in einem Scharnier die kurzen Glasröhren b, b, und in diesen stecken die Arme c, d und e, f, von denen man erstern mit der äußern Belegung und dann den zweiten mit Hilfe eines gewöhnlichen Ausladers mit dem Knopf der innern Belegung in Verbindung bringt. Eine starke Ladung erhitzt, schmilzt, verflüchtigt und oxydiert Metalldrähte, die zwischen die Kugeln d, e gebracht werden. Schlägt die Elektrizität zwischen Spitzen über, so kann sie Kartenblätter, Holz und Glasscheiben durchbohren. Auch unter Wasser erscheint der Funke und läßt sich das Knacken hören; die Flüssigkeit wird fast immer mit großer Gewalt auseinander geschleudert, und selbst offene, mit Wasser gefüllte Glasgefäße werden dabei bisweilen gesprengt. Gase werden durch den Entladungsschlag plötzlich und stark ausgedehnt. Zur Messung der Schlagweite einer Flasche dient das *Funkenmikrometer*, dessen Einrichtung aus Fig. 6 von selbst klar wird. Will man eine Flasche oder Batterie meßbar laden, so bedient man sich der *Laneschen Maßflasche* (*Ausladeelektrometer*, Fig. 7); ihrem Knopf a steht die von einem horizontalen Stäbchen getragene Kugel b gegenüber, deren Abstand von a durch Verschiebung des Stäbchens beliebig reguliert werden kann. Der Knopf a wird mit der äußern Belegung der zu ladenden Flasche oder Batterie, während dieselbe auf isolierender Unterlage steht, in Verbindung gesetzt; die von der äußern Belegung fortgestoßene Influenzelektrizität zweiter Art geht nun in die Lanesche Flasche und ladet dieselbe, bis die Schlagweite b a (Kugel und Knopf) erreicht ist und eine Selbstentladung erfolgt; während die Ansammlung der Elektrizität in der zu ladenden Batterie fortschreitet, ladet und entladet sich die Maßflasche immer wieder von neuem, und die Batterie enthält schließlich die zur Sättigung der Maßflasche erforderliche Elektrizitätsmenge so vielmal, als Entladungen der letztern gezählt wurden.

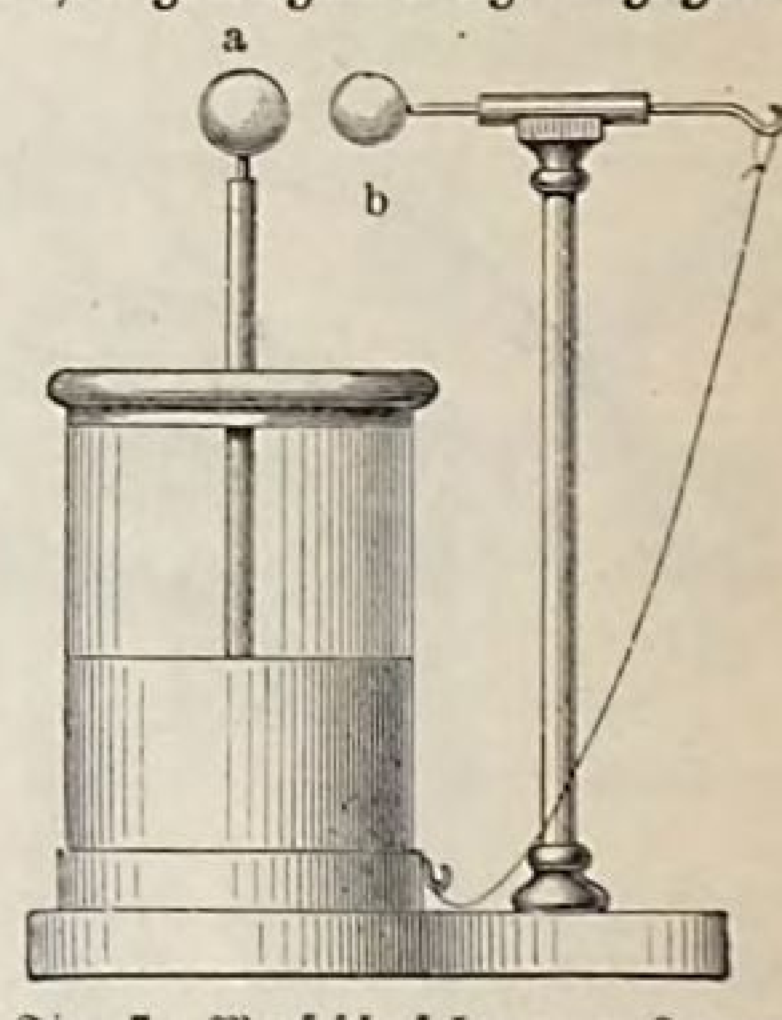


Fig. 7. Maßflasche von Lane.

Leidenfrost, *Johann Gottlob*, Mediziner, geb. 24. Nov. 1715 zu Rosperwenda in der Grafschaft Stolberg, gest. 2. Dez. 1794 in Duisburg, studierte in Gießen, Leipzig und Halle und wurde 1743 Professor an der Universität Duisburg. In seiner Schrift »De aquae communis nonnullis qualitatibus« (Duisb. 1796) beschrieb er den nach ihm benannten Versuch (s. folg. Art.). Außerdem schrieb er: »Opuscula physico-chemica« (Duisb. 1797, 4 Bde.).

Leidenfrostscher Tropfen. Bringt man etwas Wasser in eine glühende Metallschale, so bildet es einen abgerundeten Tropfen, welcher die Gefäßwand nicht unmittelbar berührt, sondern, von einer dünnen Dampfschicht getragen, unter lebhafter Bewegung, ohne zu sieden, allmählich verdunstet. Entfernt man die Flamme, so kommt der Tropfen nach einiger Zeit, nachdem die Gefäßwand sich hinreichend abgekühlt hat, mit derselben in Berührung und verdampft nun plötzlich unter stürmischer Dampfbildung. Man nennt diese Erscheinung nach ihrem Entdecker den »Leidenfrostschen Tropfen«; alle Flüssigkeiten sind fähig, ihn zu bilden, nur muß die Temperatur der Metallfläche um so höher sein, je schwerer verdampfbar die Flüssigkeit ist, oder je weniger leicht sich die dünne und die Wärme nur schlecht leitende Dampfschicht bildet, welche die Flüssigkeit hindert, mit der heißen Fläche in Berührung zu kommen. Aus der Leidenfrostschen Tropfenbildung erklären sich mehrere bemerkenswerte Erscheinungen. Ein Gemisch von fester Kohlensäure und Äther behält in einem glühenden Platintiegel, indem es einen Leidenfrostschen Tropfen bildet, eine so tiefe Temperatur, daß hinzugefügtes Quecksilber im glühenden Tiegel augenblicklich gefriert. Dampf-

kesselexplosionen werden manchmal dadurch herbeigeführt, daß bei zu niedrigem Wasserstand die Kesselwände ins Glühen geraten und dann das im Kessel befindliche Wasser einen einzigen großen Leidenfrostschen Tropfen bildet, der bei darauf folgender Abkühlung durch plötzliche massenhafte Dampfbildung den Kessel zertrümmert. Die merkwürdige Thatsache, daß man die befeuchtete Hand ungestraft in geschmolzenes Eisen tauchen kann, erklärt sich ebenfalls aus der Bildung einer dünnen Dampfschicht, welche die Hand wie ein schützender Handschuh umhüllt und mit dem heißen Metall in Berührung zu kommen hindert. Boutigny, welcher diese Erscheinungen sehr eingehend untersuchte (»Studien über die Körper im sphäroidalen Zustand«, Leipz. 1858), glaubte annehmen zu müssen, daß sich die Flüssigkeiten, indem sie den Leidenfrostschen Tropfen bilden, in einem eigentümlichen *sphäroidalen Zustand* befinden.

Leidensbrüder, s. Passionisten.

Leidenschaft (lat. Passio, franz. u. engl. Passion), der wörtlichen Bedeutung nach ein Zustand des Leidens, d. h. des vollständigen Beherrschtseins der Seele durch übermächtige (innere) Antriebe; daher werden oft die Affekte oder Gemütsbewegungen (s. d.) auch Leidenschaften und wird ein zu heftigen Affekten neigender und von denselben leicht fortgerissener Mensch ein leidenschaftlicher genannt. Im engern Sinne versteht man unter L. jedes einseitige und dabei abnorm heftige Wollen oder Streben (eine »Sucht«), z. B. die L. des Trinkers, des Geizigen, des Herrschsüchtigen, des Verliebten, des Sammlers etc. Während die eigentlichen Affekte vorübergehende Störungen des seelischen Gleichgewichts darstellen, besteht die L. (im engern Sinne) in einer dauernden Konzentration des Willens und weiterhin des gesamten geistigen Lebens auf bestimmte einzelne Ziele, in der übermäßigen Entwickelung einer einzelnen Neigung, welche alle andern zurückdrängt; der Leidenschaftliche hat nur Sinn für den Gegenstand seiner L., er kennt keinen andern oder wenigstens keinen höhern Zweck als die Befriedigung derselben und richtet hiernach sein ganzes Verhalten ein. Die L. macht also zwar, indem sie die Aufmerksamkeit beständig auf einen Punkt gerichtet hält, blind für alles nicht in ihrer Richtung Liegende, aber sie hebt doch deswegen nicht immer (wie der Affekt) das klare Denken gänzlich auf, sondern spornt dasselbe vielmehr oft zu ungewöhnlichen Leistungen (in der Aufsuchung der ihrem Zweck dienlichen Mittel) an und kann so die Triebfeder glänzender Erfolge werden. Während ferner der Affekt seiner Natur nach immer mit einer Aufregung des Gefühlslebens verbunden ist, kann die L. von völliger Gemütsruhe begleitet sein, wenn sie auch immer zu Affekten disponiert, welche besonders beim Entgegentreten äußerer Hemmungen ausbrechen. Da jedes, auch das an sich berechtigte Streben zur L. ausarten kann, sobald es alleinherrschend wird, so ist zwar die L. nicht immer an sich (ihres Zieles wegen) unsittlich, aber sie wirkt doch in allen Fällen schädlich, insofern sie die geistige Freiheit, die Grundbedingung des sittlichen Handelns, beeinträchtigt. Der von einer L. Ergriffene ist unfähig, die einzelnen Lebenszwecke nach ihrem wahren Wertverhältnis abzuschätzen und sie dem sittlichen Endzweck unterzuordnen, er betrachtet vielmehr alles unter dem Gesichtswinkel seiner L. und wird so oft zu Handlungen getrieben, die er später bereut. Dem »Dämon« der L. durch Selbsterziehung entgegenzuwirken, ist daher sittliche Pflicht, und die Schuld z. B. des aus Eifersucht Mordenden (Othello) liegt zwar nicht darin, daß ihn die Eifersucht zum Morde getrieben, aber doch darin, daß er der Eifersucht so viel unerlaubte Macht über sein Wollen eingeräumt hat. Dramatiker, die ihre aus L. schuldigen Helden entlasten wollen, suchen daher die Entstehung der L. und ihrer Macht über dieselben begreiflich zu machen (»Macbeth«, »Richard III.«).

Leidesdorf, Max, Irrenarzt, geb. 1818 in Wien, gest. 9. Okt. 1889, studierte in Wien, in Deutschland, England, Frankreich, wurde zur Leitung einer Irrenanstalt nach Petersburg berufen, habilitierte sich aber 1856 als Privatdozent der Psychiatrie an der Wiener Universität und erwarb 1860 die Irrenheilanstalt in Oberdöbling, wo er reichhaltiges Beobachtungs- und Krankenmaterial für seine Vorlesungen fand. 1866 wurde er zum außerordentlichen Professor, 1872 zum Vorstand der psychiatrischen Abteilung des allgemeinen Wiener Krankenhauses und 1875 zum Vorstand der psychiatrischen Klinik in der niederösterreichischen Landesirrenanstalt ernannt. Als Irrenarzt genoß L. einen unbestrittenen Ruf, sein Gutachten wurde in den wichtigsten psychiatrischen Fällen eingeholt, und in seine Heilanstalt wurden Kranke aus allen Ländern und aus den höchsten Ständen gebracht. 1888 trat L. zufolge gesetzlicher Bestimmung seines Alters halber von der Lehrthätigkeit zurück. Er schrieb: »Lehrbuch der psychischen Krankheiten« (Erlang. 1860, 2. Aufl. 1865) und gab »Psychiatrische Studien aus der Klinik des Professors L.« (Wien 1877) heraus.

Leienstein, am Niederrhein soviel wie Thonschiefer, namentlich Dachschiefer, daher der Schieferdecker auch *Leiendecker* genannt wird.

Leier, in der Sprache der Dichter soviel wie Lyra (s. d.), sonst meist das bekannte Bettlerinstrument (Leierkasten, Bauernleier, deutsche Leier, s. Drehleier); auch scherzhafte Bezeichnung des Schwanzes vom Schwarzwild.

Leier (Lyra), Sternbild des nördlichen Himmels zwischen 272 u. 290° Rektaszension, 26 u. 46° Deklination, enthält nach Heiß 69 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, darunter einen Stern erster Größe, die Wega (α), einen der hellsten Sterne des nördlichen Himmels (s. Karte »Fixsterne«), sowie verschiedene Doppel- und veränderliche Sterne, und den bekannten, schon für kleinere Teleskope sichtbaren Ringnebel (vgl. Nebel).

Leierbank, Ziehbank in der Drahtfabrikation.

Leierkasten, s. Drehorgel und Drehleier.

Leierschwanz (Menura *Davies*), einzige Gattung aus der Familie der Leierschwänze (Menuridae *Bp.*) und der Ordnung der Sperlingsvögel, große Vögel mit schlankem Leib, mittellangem Hals, mittellangem, gekieltem, am Grunde breitem Schnabel, kurzen Flügeln, verlängertem Schwanz und hohen Läufen mit kräftigen Krallen. Von den zwei Arten ist M. superba *Davies* (s. Abbildung, S. 186) 1,3 m lang, wovon 70 cm auf den Schwanz kommen, dunkel braungrau, an der Kehle und Gurgel rot, unterseits bräunlichgrau. Der Schwanz des Männchens besteht aus vier leierartig nach außen geschwungenen und aus zwölf zerschlissenen Federn, deren Fahnenstrahlen nicht zusammenhängen. Die Außenfahnen der leierförmigen Federn sind dunkelgrau, an den Spitzen schwarz, weiß gefranst, die Innenfahnen schwarzbraun und rostrot gebändert, die mittlern Schwanzfedern sind grau, die übrigen schwarz. Der Schwanz des Weibchens besteht nur aus zwölf abgestuften gewöhnlichen Federn und ist oberseits schwärzlichbraun, unterseits silbergrau. Der L. lebt

paarweise in Neusüdwales in dichten, bergigen, schwer zugänglichen Buschwäldern, ist außerordentlich scheu, läuft sehr schnell, fliegt aber nur höchst selten, singt eigentümlich, ahmt sehr vollkommen Töne aller Art nach und nährt sich von Insekten und Würmern. Zur Fortpflanzungszeit scharrt das Männchen kleine Hügel zusammen und bewegt sich auf ihnen nach Art balzender Hühner. Der L. baut im dichtesten Gestrüpp



Leierschwanz.

ein großes, überdachtes Nest und legt nur ein Ei, das das Weibchen allein, angeblich in einem Monat, ausbrütet. 1867 kam der erste lebende L. nach Europa.

Leierwerk (Drahtleier), s. Draht

Leigh (spr. li, West-L.), Stadt in Lancashire (England), 16 km westlich von Manchester, an einem Zweige des Leeds-Liverpool- und des Bridgewaterkanals, hat Baumwoll-, Seiden- und Musselinfabriken und (1891) 28,708 Einw. In der Umgegend Steinkohlengruben.

Leighlinbridge (spr. liglinbridsch), verfallenes Städtchen in der irischen Grafschaft Carlow, am Barrow, mit 835 Einw. und den ausgedehnten Ruinen der anglonormännischen Festung Black Rock. Westlich dabei das Dorf Old-Leighlin, ehedem Bischofsitz, mit einer Kathedrale aus dem 12. Jahrh.

Leighton (spr. lit'n), Sir Frederick, engl. Maler und Bildhauer, geb. 3. Dez. 1830 in Scarborough (Yorkshire), machte schon als elfjähriger Knabe Kunststudien in Rom unter Francesco Meli, um dann die Akademie in Berlin zu besuchen, und studierte 1844 und 1845 in Florenz unter Bezzuoli sowie darauf unter Steinle und Becker in Frankfurt a. M. Steinle ist als der eigentliche Lehrer Leightons zu betrachten. Seine erste in Öl gemalte Komposition war: Giotto, unter den Schafen von Cimabue angetroffen (1847). Es folgte Cimabues Madonna in Prozession zu Florenz einhergetragen (1852—55 ausgeführt), ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren, welches bei seiner Ausstellung einen großen Erfolg hatte, weil zu jener Zeit das Gebiet der Historienmalerei in England nur wenig angebaut war. L. ließ sich dann in Paris nieder, wo er mit Ary Scheffer und Robert-Fleury in Verbindung trat. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er 1866 zum Associaten der königlichen Akademie, 1869 zu ihrem Mitglied ernannt. 1878 erlangte er die Würde eines Präsidenten der königlichen Akademie und wurde bald darauf in den Adelstand erhoben. 1886 wurde er Baronet. Leightons Bilder sind meist dem Alten Testament und der griechischen Mythologie und Geschichte entnommen. Dazu kommen Szenen aus dem italienischen' und spanischen Volksleben. Seine Darstellungsweise macht ihn für monumentale Malereien im großen Stil ganz besonders geeignet. Dafür zeugen die Fresken im South Kensington-Museum in London, welche die industriellen Künste im Dienste des Krieges und des Friedens versinnlichen. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: Elias in der Wildnis schlafend, eine Bronzeskulptur: ein Athlet mit einem Python kämpfend (im South Kensington-Museum), mit welcher L. zum erstenmal als Bildhauer vor die Öffentlichkeit trat, das plastische Werk: Ruhmesmüde, die Gemälde: Phryne, die gefangene Andromeda, die Hexe Simoetha, Atalanta, die Sibylle, das Bad der Psyche, Cimon u. Iphigenia, Proserpina, die Gärten der Hesperiden. Die besten seiner Gemälde sind diejenigen, welche Szenen idyllischer Natur schildern, z. B. der Musikunterricht. L. ist kein Künstler von genialer Begabung. Seine Bedeutung beruht in einem feinen Formenverständnis, welches jedoch im Dienst akademischer Kompositionsmanier steht. 1891 wurde L. durch die preußische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Vgl. Mrs. A. Lang, Sir F. L., his life and work (Lond. 1885).

Leighton-Buzzard (spr. lit'n-büserd), alte Stadt in Bedfordshire (England), mit einer gotischen Kirche aus dem 13. Jahrh. (1887 restauriert), altertümlicher Markthalle, Strohflechterei, Spitzenklöppelei und (1891) 6704 Einw. 5½ km südlich liegt Mentmore, Landsitz der Gräfin Rosebery, mit bedeutenden Sammlungen.

Leihbank, s. Banken, S. 426.

Leihbibliotheken, Büchersammlungen, welche dem größern Publikum zum leihweisen Gebrauch gegen eine bestimmte Zahlung für das einzelne Buch oder gegen fortlaufendes Abonnement offen stehen. Die L., oft mit Journallesezirkeln verbunden, tragen zur Verbreitung litterarischer Bildung wesentlich bei, hemmen aber, sobald sie überhandnehmen, den berechtigten Absatz guter Bücher. Die größte Beliebtheit besitzen sie in Deutschland und Österreich. Um solchen L. entgegenzuwirken, die durch Sensations- und Skandallektüre das Publikum besonders anzulocken streben, hat man neuerdings in vielen Orten Volks- und Gemeindebibliotheken gegründet, die, nicht auf den Vorteil der Unternehmer ausgehend, ihren Lesern gegen eine geringe Abgabe wirklich bildende Bücher

bieten (s. Volksschriften). Vgl. Kitzing und Wahl, Handbuch des Leihbibliothekwesens (Taucha 1887).

Leihe, bäuerliche (Erbleihe), ein dingliches Nutzungsrecht an Bauerngütern, s. Kolonat.

Leihegüter, s. Bauerngut.

Leihgeld, im Prolongationsgeschäft soviel wie Deport (s. d.).

Leihhaus (Pfandhaus), eine Anstalt, welche Geld auf Pfänder leiht. Hierher gehören sowohl die Lombardbanken (s. d. unter »Banken«, S. 426) als auch die privaten Pfandleihanstalten (s. Pfandleihgeschäft); insbes. aber werden als Leihhäuser die von der öffentlichen Verwaltung (Staat, meistens von der Gemeinde) zu dem Zweck errichteten Anstalten bezeichnet, um wucherischer Ausbeutung kleiner Leute durch Pfandleiher vorzubeugen. Dieselben wurden deswegen auch Wohltätigkeitsanstalten, Montes pietatis (s. Montes), genannt. Solche öffentliche Anstalten beleihen die von eignen Sachverständigen abgeschätzten Pfänder bis zu 75 oder 80 Proz. der Schätzungssumme auf kurze Zeit, gewöhnlich bis zu 6 Monaten, gegen Abgabe eines Leihscheins (Pfandscheins). Dem Inhaber dieses Scheines wird das Pfand zurückgegeben. Wird letzteres nicht bis zu einer bestimmten auf dem Schein benannten Frist eingelöst, so wird es öffentlich versteigert. Dabei erzielte Überschüsse werden dem Pfandschuldner zurückgegeben. Der Zins muß bei diesen Anstalten höher als der übliche bemessen werden, weil die Verwaltungskosten verhältnismäßig hoch sind (Aufbewahrung, Erhaltung der Pfänder etc.) und dazu noch zeitweilige Verluste durch Verderb, insbes. durch Mindererlös bei der Versteigerung, treten. Infolgedessen sind auch schon viele Gemeindeanstalten nach kurzem Bestand wieder eingegangen.

Leihkauf, s. Leikauf.

Leihvertrag (Leihkontrakt, Kommodat, Commodatum), das Vertragsverhältnis, welches durch unentgeltliche Überlassung eines Gegenstandes zu einem bestimmten Gebrauch mit der Bedingung der Zurückgabe entsteht. Dadurch, daß der Gebrauch unentgeltlich ist, unterscheidet sich der L. von dem Miet- oder Pachtvertrag, bei welchem sich der Empfänger zu Gegenleistungen verbindlich macht; dadurch, daß der Empfänger (Kommodatar) sich verpflichtet, die geliehene Sache dem Leihenden (Kommodanten) in Natur zurückzugeben, erscheint der L. als Gegensatz des Darlehens, bei welchem das Geliehene nur in gleicher Menge, Art und Güte zurückzuzahlen ist. Der Kommodatar ist verpflichtet, das Geliehene innerhalb der Grenzen des Zweckes desselben und des Gebrauchs, zu welchem es erbeten und hingegeben wurde, zu benutzen und, wenn das Entliehene durch seine Schuld Schaden erlitten hat oder zu Grunde gegangen ist, Ersatz zu leisten. Hat ein Zufall den Schaden oder Untergang herbeigeführt, so fällt diese Verbindlichkeit hinweg, es müßte denn der Zufall bei einer dem Gebrauch, zu welchem hingeliehen wurde, fremden Verwendung eingetreten sein. Dagegen ist der Kommodatar befugt, Ersatz der zum Besten des Entliehenen notwendigen außerordentlichen Verwendung und, wenn der Leiher arglistig und schuldvoll handelte, z. B. wenn er dem Kommodatar gefährliche und schädliche Eigenschaften des Geliehenen verschwieg, von demselben Ersatz des dadurch erlittenen Schadens zu verlangen und das Entliehene so lange zurückzuhalten, bis ihm Auslage und Schade ersetzt sind. Vgl. Commodatum.

Leihzinssteuer, soviel wie Kapitalrentensteuer [(s. d.).

Leik, s. Lick.

Leikauf (Leihkauf, Leitkauf, Litkauf, Leutkauf, Leukauf, Weinkauf, lat. Mercipotus, franz. Pot-de-vin), ein altdeutsches Bestärkungsmittel abgeschlossener Verträge, bestehend in der Zahlung einer gewissen Summe Geldes, welche für Wein, Bier u. dgl. für die kontrahierenden Teile und etwaige Zeugen (Leikaufleute) verausgabt ward, ein Gebrauch, welcher sich in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Vielfach hat sich auch der L. in ein Angeld (s. d.) verwandelt.

Leilachen, s. Bett.

Leim, die durch anhaltendes Kochen »leimgebender Materien« (s. d.) mit Wasser erhaltene Substanz. In der Chemie unterscheidet man zwei Leimarten, das aus Knorpeln erhaltene Chondrin und das aus Knochen und Haut entstehende Glutin; für die Technik aber ist letzteres allein von Bedeutung, weil der Knorpelleim sehr viel geringeres Klebvermögen besitzt, und man unterscheidet daher nur Knochenleim u. Haut- oder Lederleim. Als Rohmaterial für die Darstellung des letztern dienen Abfälle der Gerberei, Hasen-, Kaninchen-, Hunde- und Katzenfelle, Suronen, alte Handschuhe, Ochsenfüße, Flechsen, Gedärme etc. unter Umständen auch allerlei Abfälle von lohgarem Leder. Dies Leimgut (welches im großen Durchschnitt ca. 25 Proz. L. liefert) wird 15—20 Tage und länger in mehrfach erneuerter Kalkmilch geweicht, bisweilen mit Chlorkalk gebleicht, dann im fließendem Wasser gereinigt und an der Luft getrocknet. So weit vorbereitet, bildet dies Material als Rohleim oft das Produkt eines besondern Industriezweigs und gelangt nun erst in die Leimsiedereien, in denen es zunächst in schwacher Kalkmilch maceriert und ausgewaschen und dann durch Versieden mit Wasser in L. übergeführt wird. Dies geschieht nach dem alten Verfahren in offenen Kesseln über freiem Feuer; da aber die Umwandlung langsam erfolgt und anhaltendes Kochen den L. verdirbt, so kocht man den Rohleim mit wenig Wasser, läßt die genügend konzentrierte Leimlösung nach $1\frac{1}{2}$—2 Stunden ab und kocht unter Zusatz von reinem Wasser weiter, bis abermals eine konzentrierte Leimlösung entstanden ist etc. Sehr rationell ist die neuere Methode, die Darstellung von Dampfleim, durch Behandeln des Rohleims in geschlossenen Gefäßen mit Hochdruckdampf, den man mitten in das Leimgut leitet, so daß sich die konzentrierte Leimlösung im untern Teile des Gefäßes sammelt, wo sie der nachteiligen Einwirkung der Hitze entzogen ist. Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß in Fäulnis übergegangenes Leimgut hellern, bessern L. liefere, und jedenfalls wird sehr allgemein ein Material verarbeitet, welches beim Verkochen einen sehr starken Geruch entwickelt.

Die durch Versieden des Leimguts erhaltene Leimlösung bringt man in Kufen, die vor Abkühlung geschützt sind, läßt sie absetzen, klärt sie auch wohl durch Zusatz von 0,75—1,5 pro Mille Alaun, besser durch Abkochungen von Eichenrinde, Sumach oder Hopfen, und gießt sie dann durch ein Sieb in Holz- oder Metallformen, in welchen sie zu einer festen Gallerte erstarrt. Die aus den Formen gestürzten Blöcke werden mit feinem Draht in Tafeln zerschnitten und diese auf Bindfadennetzen an der Luft, besser in heizbaren Trockenräumen, anfangs bei 15—20°, zuletzt bei viel höherer Temperatur, getrocknet. Schichtet man die gewöhnliche Leimgallerte in Tafeln mit leicht löslichen Salzen (schwefelsaures, unterschwefligsaures Natron, Bittersalz etc.), so entziehen diese dem L. Wasser, in

welchem sie sich lösen, und hinterlassen eine Gallerte mit 70—75 Proz. wasserfreiem L., welche nicht mehr fault, erst zwischen 95 und 100° schmilzt, sehr leicht trocknet und an Bindekraft nicht verloren hat. Nicht getrocknete Leimgallerte kommt als Faßleim in den Handel.

Die Darstellung von Knochenleim ist oft ein Nebenzweig der Knochenmehlfabrikation. Man dämpft die Knochen, um sie leichter mahlen zu können, und erhält dabei eine Leimlösung, welche in offenen Pfannen oder in Vakuumapparaten verdampft, dann in Formen gegossen wird ꝛc. Gewöhnlich aber behandelt man die entfetteten Knochen mit Salzsäure, läßt die Lösung von saurem phosphorsaurem Kalk von dem Knorpel ab, um sie mit Kalkmilch zu neutralisieren (der dabei gefällte phosphorsaure Kalk wird an Düngerfabriken verkauft), entsäuert den Knorpel durch Waschen mit Kalkmilch und Wasser und führt ihn durch Dämpfen in L. über. Dieser L. besitzt durch einen geringen Gehalt an phosphorsaurem Kalk ein milchiges Ansehen, welches oft noch durch einen Zusatz von Barytweiß, Zinkweiß, Kreide, Thon vermehrt wird, und kommt als Patentleim in den Handel. Auch Lederleim wird bisweilen mit weißen Farbkörpern versetzt (russischer L.; s. unten). Gemenge von Leder- u. Knochenleim bilden den Mischleim. Bei großer Sorgfalt erhält man aus Knochen einen vollständig farblosen L., der in besonders dünnen, glasartig durchsichtigen, farblosen oder gefärbten Tafeln als Gelatine in den Handel kommt, aber nicht zum Kleben benutzt wird, da er an Klebkraft von den dunklern Leimsorten weit übertroffen wird. Man erhält die Tafeln, indem man die Lösung auf Steinplatten gießt und nach dem Erstarren die Gallerte auf Netzen trocknet. Die Gelatine und eine ähnliche farblose Leimsorte, welche aus den Häuten junger Tiere und aus frischen Kalbsknorpeln bereitet wird, dienen als Ersatzmittel der Hausenblase, zur Bereitung von genießbaren Gelees und Cremes ꝛc., zur Appretur feiner Gewebe, zur Bereitung von englischem Pflaster, künstlichen Blumen, Glaspapier, durchsichtigen Oblaten, Glasur auf Papeterien und Luxuspapieren, zum Überziehen von Pillen, zur Bereitung der Gelatinekapseln für übelriechende und übelschmeckende Arzneien, als Klärmittel ꝛc. Auf Spiegelglas hergestellte Gelatinetafeln kommen als Glaspapier zum Durchzeichnen in den Handel, auch eignen sich blau gefärbte Tafeln sehr gut zu Lichtschirmen. Flüssigen L., der bei nicht sehr bedeutender Einbuße an Klebkraft den Vorteil gewährt, jederzeit zum Gebrauch bereit zu sein und nicht zu faulen, erhält man durch Lösen von 1 Teil L. in 1 Teil Wasser und allmählichen Zusatz von 0,2 Teilen Salpetersäure von 36° B. zu der warmen Lösung, die man nach dem Aufhören der stürmischen Entwickelung von salpetrigen Dämpfen erkalten läßt. Oder man löst 4 Teile L. im Wasserbade in 4 Teilen starkem Essig und 1 Teil Alkohol und setzt sehr wenig Alaun zu. Man kann auch eine Lösung von 3 Teilen L. in 8 Teilen Wasser mit 0,5 Teilen Salzsäure und 0,75 Teilen Zinkvitriol 10—12 Stunden auf 80—85° erwärmen.

L. dient als Bindemittel, zum Leimen des Papiers, als Weberschlichte, zur Appretur von Tuch, Hutmacherfilz und Strohhüten, zur Darstellung der Buchdruckwalzen und zu elastischen Formen, zu Imitation von Schildpatt, Perlmutter, Elfenbein, Bernstein, Malachit, zu künstlichem Holz, Anstrichen, Kitten, als Klärmittel ꝛc. Die Handelssorten benennt man wohl noch nach altem Gebrauch nach Städten u. Ländern, doch sind diese Bezeichnungen heute belanglos. Hellgelblich durchscheinende Ware geht als Kölner L., durch Zusatz von schwefelsaurem Bleioxyd, Bleiweiß, Zinkweiß undurchsichtig gemachter L. als russischer L. oder weißer L.; letzterm Fabrikat wird gewöhnlich von Holzarbeitern eine große Bindekraft zugeschrieben.

Zum Leimen erhält man eine brauchbare Leimlösung am sichersten durch Erweichen von L. in kaltem Wasser und Schmelzen im Wasserbad. Leimtöpfe mit Wasserbad sind in den Buchbinderwerkstätten allgemein gebräuchlich und den Leimtiegeln der Tischler weit vorzuziehen. Die Lösung muß eine bestimmte Konsistenz besitzen. Sie wird heiß aufgetragen, und die zu leimenden Stücke müssen bis zum vollständigen Trocknen scharf aneinander gepreßt werden. Sehr weiches und poröses Holz tränkt man am besten zuerst mit schwachem Leimwasser; sollen Hirnflächen zusammengeleimt werden, so legt man ein Stückchen Gaze dazwischen; etwas rauhe Flächen halten besser als sehr glatte. Soll der L. der Feuchtigkeit widerstehen, so versetzt man ihn in der Wärme mit etwas Leinölfirnis; bisweilen kann man die Haltbarkeit des Leims durch Zusatz von Schlämmkreide oder Asche erhöhen. Über Klebleim für Etiketten, Marken ꝛc. s. Klebleim. Einen wasserdichten Leimanstrich erhält man durch Tränken des gewöhnlichen Leimanstrichs mit einer konzentrierten und filtrierten Abkochung von Galläpfelpulver, wobei der L. vollständig erweichen muß. Löst man gleiche Teile L. und Glycerin in Wasser, so erhält man bei gehöriger Konzentration nach dem Erkalten eine Masse, die stets elastisch und weich bleibt und nicht fault; dieselbe kann zu Buchdruckwalzen, Stempeln, elastischen Formen ꝛc. benutzt werden. Gewöhnliche Leimlösung schützt man durch einen Tropfen Karbolsäure oder Kreosot oder durch Salicylsäure vor Fäulnis, welcher sie sonst sehr schnell unterliegt. Mit chromsaurem Kali gemischt, wird der L. (Chromleim) unter dem Einfluß des Lichtes unlöslich in Wasser. Als Surrogate des Leims werden Präparate aus Kleber (Kleberleim, s. Kleber) und eine Lösung von fettfreiem Käsestoff in gesättigter Boraxlösung (Kaseïnleim) benutzt, zu manchen Zwecken auch die chinesische Gelatine oder Agar-Agar (s. d.) und besonders Hausenblase (Fischleim). Vegetabilischer L. (Wachsleim, Harzleim) ist zum Leimen des Papiers angewandte Harz- oder Wachsseife.

Prüfung. L. enthält 5—6 Proz. Wasser, dessen Menge leicht durch Trocknen im Luftbad bestimmt wird. Zur Prüfung des Leims werden 3 Teile L. (nicht unter 250 g) mit 6 Teilen Wasser im Dampfbad gekocht, bis nur noch fünf Neuntel vom Gewicht der ursprünglichen Mischung vorhanden sind. Harte, resp. weiche Hölzer von 42 cm Länge und 4×4 cm Querdurchschnitt werden in der Mitte durchsägt u. die Hirnflächen mit der Leimlösung wieder zusammengeleimt. Man läßt die Hölzer 72 Stunden in einem trocknen Raum bei 17—20° liegen und zerbricht sie dann in folgender Weise: Die eine Hälfte der zusammengeleimten Hölzer erhält 18 cm von der Fuge in der Mitte der Breite ein Loch, durch welches ein an seinem untern Ende mit einem Haken versehener Bolzen gesteckt wird, der eine Wagschale trägt. Das Holz wird mittels Klammern an einem Tisch befestigt, so daß die Fuge 1 cm über den Rand des Tisches vorsteht. Die Belastung beginnt mit 25 kg und wird von Minute zu Minute um 5 kg gesteigert, bis der Bruch eintritt. Es sind

je zwei derartige Fugen, aus hartem und weichem Holz, der Probe zu unterwerfen. Brauchbarer L. muß eine Durchschnittsbelastung von mindestens 70 kg für die Fugen ergeben.

Hygienisches. Bei der Darstellung des Leims entwickeln sich sehr übelriechende Dämpfe, welche die Arbeiter u. die Nachbarschaft belästigen. Man hat deshalb die Benutzung in Verwesung übergegangener tierischer Abfälle verboten und die Einkalkung frischer Abfälle und die Aufbewahrung des Leimguts in völlig trocknen, der Luft zugänglichen Räumen vorgeschrieben. Die Abwässer dürfen nicht in den Erdboden des Fabrikgrundstücks versenkt werden, auch ist ihre Ableitung in offene Gräben nur gestattet, wenn sie vorher mit Kalkmilch vermischt und durch Absetzen völlig schlammfrei gemacht worden waren. Am besten werden die Abwässer auf einem geeigneten Terrain durch Rieselung unschädlich gemacht. Zum Kochen des Leimguts ist ein Kessel mit Blechhaube anzuwenden, welche die Ableitung der Dämpfe unter den Rost der Kesselfeuerung gestattet. Niemals dürfen die Dämpfe unmittelbar ins Freie abgelassen werden. Die Rückstände von der Verkochung des Leimguts sind sofort in geschlossenen Behältern aus der Fabrik zu entfernen oder in gemauerten, zementierten und verschlossenen Gruben mit Kalk oder Chlorkalk zu behandeln, um sie von Zeit zu Zeit fortzuschaffen. Vgl. Fleck, Fabrikation chemischer Produkte aus tierischen Abfällen (2. Aufl., Braunschw. 1878); Schlegel, Leimfabrikation (3. Aufl., Weim. 1879); Dawidowsky, Die Leim- und Gelatinefabrikation (3. Aufl., Wien 1893); Friedberg, Die Verwertung der Knochen auf chemischem Wege (das. 1884).

Leimbach, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Gebirgskreis Mansfeld, an der Wipper, hat eine evang. Kirche, eine Dynamitfabrik, Kupfer- und Silberschmelzhütte (500 Arbeiter) und (1890) 3353 Einw., davon 401 Katholiken und 7 Juden. L. wurde 1530 von Karl V. zur Stadt erhoben.

Leimbach, Karl Ludwig, Theolog und Schulmann, geb. 18. Mai 1844 in Treysa (Kurhessen), studierte in Marburg Theologie und Philologie, war seit 1873 Lehrer in Schmalkalden, Hannover (Realgymnasium) u. Bonn (Gymnasium) und wurde 1876 Direktor der Realschule erster Ordnung in Goslar. Hier entwickelte er neben dieser Anstalt ein Humangymnasium (1883), mit dem 1886 ein Erziehungshaus vom Kloster Loccum u. 1890 ein Seminar für höhere Lehranstalten verbunden ward. Im Herbst 1894 trat er als Provinzialschulrat in das Provinzialschulkollegium für Schlesien zu Breslau. 1881—88 war L. Präsident des deutschen evangelischen Schulkongresses und redigierte 1882—88 den von seinem Vater 1863 begründeten »Christlichen Schulboten«, mit dem er das Unterhaltungsblatt »Unser Feierabend« verband. Er veröffentlichte: »Über Commodians Carmen apologeticum« (Gotha 1871); »Beiträge zur Abendmahlslehre Tertullians« (das. 1874); »Das Papiasfragment« (das. 1875); »Ausgewählte deutsche Dichtungen erläutert« (3. Aufl., Kassel 1883, 4 Bde.; dazu als Fortsetzung »Deutsche Dichter der Neuzeit und Gegenwart«, Bd. 1—6, das. 1884—94); »Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höhern Schulen« (Hannov. 1881—83, 3 Tle.); »Ausgewählte Schulreden« (Goslar 1886); »Neue Schulreden« (das. 1889); »Emanuel Geibel«, Biographie (Wolfenb. 1877; 2. Aufl. von Trippenbach, 1894); »Die Loreleidichtungen«, Vortrag (das. 1879) u. a.

Leimdruck (Leimtypie, Collotypie), ein von Husnik in Prag erfundenes Verfahren, in Chromgelatine hergestellte Klischees so zu härten, daß von ihnen in der Buchdruckpresse direkt gedruckt werden kann, nachdem man dieselben bis dahin meist nur als Formen zur Herstellung galvanischer Klischees benutzt hatte. Die Leimschicht wird dabei unter einem Negativ in Strich- oder Netzmanier belichtet, sodann auf eine Zinkunterlage, die man nachträglich durch Befestigung auf Holz auf Typenhöhe bringt, gelegt, mittels Salzen entwickelt und sodann mit Chromalaun gehärtet. Die Anzahl der Drucke, welche ein solches Leimklischee auszuhalten vermag, wird sehr verschieden angegeben; sie ist größer, wenn der Druck auf trocknes Papier erfolgt, da gefeuchtetes auflösend auf das Klischee wirkt. Die Leimklichees erfordern ihrer Elastizität halber nur wenig Zurichtung in der Presse und sollen in jedem Falle 5000 gute Abdrücke abgeben. — L. (Lichtleimdruck), s. auch Lichtdruck.

Leimen, soviel wie Lehm.

Leimfarben, s. Anstrich.

Leimgebende Materien, die Grundsubstanzen der Gewebe, welche für den Organismus der Wirbeltiere im allgemeinen das Gerüst bilden, also der knöchernen, knorpeligen und häutigen Teile des innern Skeletts, ferner der Haut und Schleimhäute, der Röhrenwände aller Kanäle, der Sehnen, Bänder, Kapseln, Bindegewebsscheiden ꝛc. Sie bilden der Ausdehnung und Menge nach den beträchtlichsten Teil des Wirbeltierkörpers, während sie bei den Wirbellosen meist durch Chitin, Cellulose oder Spongin ersetzt werden. Die leimgebenden Materien bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel, wie die Porteinkörper; sie sind unlöslich in kaltem Wasser, verwandeln sich aber beim anhaltenden Kochen mit Wasser in Leim (daher der Name), während eingelagerte gelbe oder elastische Fasern und zellige Elemente ungelöst bleiben. Worauf die Umwandlung der leimgebenden Materien in Leim, der dieselbe prozentische Zusammensetzung besitzt, beruht, ist unbekannt. Offenbar entstehen die leimgebenden Materien aus Proteinkörpern, und bei tiefer gehender Zersetzung liefern beide sehr ähnliche Produkte. Man unterscheidet Kollagene (die Grundsubstanz des Bindegewebes, die knorpelige Grundlage der Knochen und der verknöcherten Knorpel, des Hirschhorns, der Hausenblase ꝛc.), welche beim Kochen Glutin (gewöhnlichen Leim, Knochenleim), und Chondrogene (die permanenten Knorpel, die Knochenknorpel vor der Verknöcherung), welche Chondrin (Knorpelleim) liefern. Die leimgebenden Materien sind von Bedeutung für die Ernährung: das Fleisch unsrer Haussäugetiere enthält davon durchschnittlich $^1/_{33}$, das Kalbfleisch sogar $^1/_{20}$ seines Gewichts, und wenn dieselben auch schwerer verdaulich sind als Eiweiß, so unterliegen sie doch zum Teil einer Umwandlung und müssen als Nahrungsstoffe betrachtet werden. In der Technik benutzt man die leimgebenden Materien zur Darstellung von Leim; auf ihrer Verbindungsfähigkeit mit Gerbsäure zu einer schwer verweslichen Substanz beruht die Gerberei, während die Abfälle auf kohlensaures Ammoniak verarbeitet und zu Dünger benutzt werden.

Leimgrund, ein aus Leim und Kreide bestehender Anstrich von Holzgegenständen (Gemäldetafeln, Figuren, Bilderrahmen, Ornamenten ꝛc.), welche mit Gold, Silber oder bunten Farben bemalt werden sollen.

Leimgut, s. Leim.

Leimkitt, s. Kitt.

Leimknecht, s. Schraubenzwinge.

Leimringe, die gegen das Aufsteigen von Insekten benutzten, mit Brumata- oder Raupenleim bestrichenen Schutzringe an Bäumen.

Leimruten, s. Vogelfang.

Leimstoffe, die durch Kochen der leimgebenden Materien (Kollagene und Chondrogene) mit Wasser erhaltenen Substanzen, der gewöhnliche Leim (Glutin) und der Knorpelleim (Chondrin), welch letzterer aus einer lockern Verbindung von chondroitschwefelsaurem Alkali mit Glutin besteht. Die L. sind ärmer an Kohlenstoff und Schwefel, aber reicher an Stickstoff als Eiweißkörper, von denen sie sich auch durch gewisse Reaktionen unterscheiden. Sie werden im Organismus auch in großen Gaben leicht resorbiert und sehr schnell bis zu Harnstoff und Kohlensäure gespalten und oxydiert. Dadurch wird im Körper in sehr beträchlichem Umfange das Eiweiß und in erheblichem Grade auch das Fett vor der Zersetzung geschützt. Die eiweißsparende Wirkung des Leimes ist größer, die fettsparende kleiner als die gleicher Mengen von Kohlehydraten und Fett. Die L. haben deshalb große Bedeutung für die Ernährung, besonders auch in fieberhaften Krankheiten, um dem gesteigerten Eiweißzerfall einigermaßen entgegenzuwirken. In größern Mengen sind L. ihres faden Geschmackes halber, und weil sie beim Erkalten eine steife Gallerte bilden, als Nahrungsstoffe nicht anwendbar, zumal sie auch leicht Durchfall herbeiführen.

Leimsüß, s. Glykokoll.

Leimtypie, s. Leimdruck.

Leimzotten, s. Absonderung, S. 63.

Leimzucker, s. Glykokoll.

Leimzwinge, s. Schraubenzwinge.

Lein, Pflanzengattung, s. Flachs.

Leina, s. Leine 2).

Leinaal, s. Neunauge.

Leindotter, Pflanzengattung, s. Camelina.

Leine, s. Tauwerk.

Leine, 1) linksseitiger Nebenfluß der Aller, entspringt auf dem Eichsfeld, südlich von Worbis, bei dem Dorf Leinefelde in 270 m Höhe, fließt anfangs westlich, an Heiligenstadt vorüber, dann nördlich, tritt in die zwischen Harz und Wesergebirge eingesenkte, hügelige Mulde von Göttingen und erreicht unterhalb Elze, zwischen dem Hildesheimer Wald und dem Osterwald herauskommend, die norddeutsche Ebene. Der Fluß empfängt bei Northeim rechts die Ruhme, bei Sarstedt die Innerste, macht von Hannover an einen Bogen nach W. und mündet oberhalb Hudemühlen nach einem Laufe von 192 km, von denen 91,1 km (von der Mündung bis Hannover-Linden) schiffbar sind. Nach ihr war im ehemaligen Königreich Westfalen das L.-Departement mit der Hauptstadt Göttingen benannt. — 2) Fluß im Thüringer Wald, entspringt bei Finsterbergen und bekommt nach der Vereinigung mit dem vom Inselsberg kommenden Badewasser bei dem Dorf Leina den Namen Hörsel (s. d.). Von der L. fließt der schon seit 1369 bestehende und bei Schönau beginnende Leinekanal ab, der seit 1633 das Georgenthaler Floßwasser (Ableitung der Apfelstedt) aufnimmt, unter dem Namen Leina die Stadt Gotha durchfließt und bei Goldbach in die Nesse fällt.

Leinen, s. Leinwand.

Leinenband, s. Buchbinden, S. 602.

Leinenfischerei, s. Fischerei, S. 486.

Leinengarn, s. Garn.

Leinenstickerei, s. Stickerei.

Leinenzug, s. Leinpfad.

Leinenzwirn, s. Garn.

Leinfink (Birkenzeisig, Karminhänfling), s. Hänfling.

Leingewächse, s. Linaceen.

Leiningen, ein mediatisiertes deutsches Grafengeschlecht, dessen Besitzungen ursprünglich aus der alten Grafschaft L. im Wormsgau bestanden, zu der später Erwerbungen im Speyergau, Elsaß (Dagsburg), in Lothringen (Aspremont) ꝛc. kamen. Der erste Graf von L., welcher mit Bestimmtheit genannt wird, war Emiko, welcher 1096 eine rohe Schar von Kreuzfahrern nach dem Morgenlande zu führen suchte, aber schon in Ungarn zur Umkehr genötigt wurde. Bereits 1220 erlosch das Geschlecht mit dem Grafen Friedrich (Minnesinger) im Mannesstamm. Die Erbtochter Liutgard vermählte sich mit dem Grafen Simon von Saarbrücken, und ihr dritter Sohn, Friedrich (1220—37), erbte die Leiningenschen Besitzungen und nahm den Namen und das Wappen der alten Grafen von L. an. Nach 1234 erbte Graf Friedrich III. von L. von seinem Bruder Simon die Grafschaft Dagsburg im Wasgau. Friedrichs IV. Söhne Friedrich V. und Joffried (Gottfried) teilten 1317 und 1318 die Leiningenschen Güter und gründeten die beiden Hauptlinien des Hauses: die ältere und die jüngere. Von der ältern Linie erhielt Hesso 1444 vom König Friedrich III. die Würde eines gefürsteten Landgrafen, doch starb diese Linie mit Hesso selbst 1467 aus. Hierauf bemächtigte sich seine Schwester Margarete, die Witwe Reinhards Herrn zu Westerburg, des größten Teiles der Besitzungen, nahm für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. an und wurde dadurch die Gründerin des Hauses L.-Westerburg (s. unten). Die jüngere, von ihrem Stifter Joffried auch die Joffriedsche Linie genannt, führte nach Hessos Tode den Namen L.-Dagsburg. 1560 teilten die Söhne Emichs IX. von L.-Dagsburg (1498—1541) die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Dagsburg-Hartenburg u. L.-Dagsburg-Falkenburg. Die erstere, evangelischer Konfession, gegründet von Johann Philipp (1539—62), wurde 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im Lüneviller Frieden ihre auf dem linken Rheinufer gelegenen Besitzungen, etwa 660 qkm, und wurde dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 durch Besitzungen im Mainzischen (Miltenberg, Amorbach, Bischofsheim ꝛc.), Würzburgischen (Hardheim, Lauda, Rippberg) und in der alten Rheinpfalz (Mosbach und Boxberg) entschädigt. Die neuen zusammenhängenden Besitzungen, nahe an 1600 qkm, wurden zu einem Fürstentum vereinigt und durch die Rheinbundsakte von 1806 als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen. 1810 kamen die Ämter Miltenberg und Amorbach unter hessische, 1816 unter bayrische Souveränität; ein kleiner Teil der Besitzungen blieb unter hessischer Oberhoheit. Jetzige Residenz ist Amorbach, im Sommer Schloß Waldleiningen in Baden. Fürst Karl Friedrich Wilhelm Emich, geb. 12. Sept. 1804, folgte seinem Vater Emich Karl 1814 unter der Vormundschaft seiner Mutter Maria Luise Viktorie, Prinzessin von Sachsen-Koburg, die sich nachmals mit dem Herzog von Kent verheiratete, durch den sie Mutter der Königin Viktoria von Großbritannien wurde. Fürst Karl war bayrischer General der Kavallerie, vom 9. Aug. bis 5. Sept. 1848 Präsident

des Reichsministeriums und starb 13. Nov. 1856 in Amorbach. Gegenwärtiges Haupt der fürstlichen Linie ist Fürst Ernst von L., geb. 9. Nov. 1830, erbliches Mitglied der bayrischen Kammer der Reichsräte, Standesherr in Baden und Hessen und Admiral in der großbritannischen Marine; er ist mit einer badischen Prinzessin vermählt. Die zweite Linie, L.-Dagsburg-Falkenburg, blieb gräflich und zerfiel 1657 in die Unterlinien L.-Heidesheim, L.-Dagsburg und L.-Guntersblum. Die erste erlosch im Mannesstamm 1766, die zweite 1708; die letzte, welche 1774 ebenfalls im direkten Mannesstamm ausstarb, besteht noch in den Nebenzweigen L.-Guntersblum und L.-Heidesheim, die sich gegenwärtig nach den Gütern, welche sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L.-Billigheim und L.-Neudenau nennen. Auch sie wurden durch die Rheinbundsakte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Das jetzige Haupt von L.-Billigheim ist Graf Karl, geb. 18. Juli 1860, bayrischer Gesandtschaftsattaché in Wien, von L.-Neudenau Graf Emich, geb. 31. Juli 1855, Hauptmann in der preußischen Garde, beide katholisch. Die Hauptlinie L.-Westerburg (ursprünglicher Besitz der Herren zu Westerburg die Herrschaften Westerburg auf dem Westerwalde und Schadeck an der Lahn), von Margarete von Westerburg abstammend, ebenfalls gräflich, zerfiel 1695 in die Speziallinien Alt-L.-Westerburg u. Neu-L.-Westerburg. Die erstere besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter hessischer Hoheit sowie auch die Hälfte der Herrschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, die letztere die andre Hälfte von Westerburg und Schadeck unter preußischer Hoheit. Familienhaupt der Linie Alt-L.-Westerburg ist Graf Friedrich, geb. 30. Dez. 1852, der Linie Neu-L.-Westerburg Graf Karl, geb. 8. April 1863. Vgl. Brinckmeier, Genealogische Geschichte des Hauses L. (Braunschw. 1890—91, 2 Bde.).

Leiningen, 1) Graf Christian Franz Seraphin Vinzenz von L.-Westerburg, geb. 10. Febr. 1812 in Graz als Sohn eines österreichischen Obersten, gest. 1. Okt. 1856 in Krakau, trat 1830 in die österreichische Armee ein und war 1848 Oberst eines Infanterieregiments. Unter Puchner nahm er teil an dem ungarisch-siebenbürgischen Kriege, ward Generalmajor und Brigadier und zeichnete sich bei der Belagerung von Temesvár aus. 1850 ward er österreichischer Kommissar bei dem wiederhergestellten Bundestag in Frankfurt und im Dezember d. J. Bundeskommissar während der Bundesexekution in Kurhessen. Im Februar 1851 nahm er an den Dresdener Konferenzen teil, ward in demselben Jahre zum Feldmarschallleutnant ernannt, erhielt 1853 eine Mission nach Konstantinopel und wurde 1855 als Oberkommandant nach Krakau gesendet.

2) Graf Karl August von L.-Westerburg, Vetter des vorigen, geb. 11. April 1819 zu Ilbenstadt im Hessischen, gest. 6. Okt. 1849 zu Arad in Ungarn, war beim Ausbruch der ungarischen Revolution Hauptmann eines ungarischen Regiments und mit einer Ungarin, Lisinka von Sissanyi, vermählt, schloß sich dem Aufstand an, zeichnete sich in vielen Gefechten, besonders 17. April bei Waitzen und bei der Erstürmung von Ofen, aus, stieg während des Krieges in der ungarischen Armee zum General und Korpskommandanten, mußte aber als unerschütterlicher Anhänger Görgeis bei Világos die Waffen strecken und ward zu Arad mit 12 andern ungarischen Generalen nach kriegsgerichtlichem Urteil durch den Strang hingerichtet.

Leinkraut, Pflanzengattung, s. Linaria.

Leinkuchen, Leinmehl, s. Leinöl und Ölkuchen.

Leinläufer, s. Leinpfad.

Leinöl (lat. Oleum Lini), das fette Öl aus den Samen der Flachspflanze (Linum usitatissimum *L.*, Schlaglein). Beim kalten Pressen gewinnt man aus den zerkleinerten Samen etwa 20 Proz. eines hellgelben Öls von schwachem Geruch und Geschmack, welches aber leicht ranzig wird. Die erwärmten Samen liefern bis 28 Proz. dunkleres Öl von bernsteinbis bräunlichgelber Farbe und etwas stärkerm Geruch und Geschmack. Das L. ist ziemlich dickflüssig, riecht und schmeckt eigentümlich unangenehm, besonders wenn es durch warme Pressung erhalten wurde, löst sich in 32 Teilen kaltem und in 6 Teilen kochendem Alkohol, leicht in Äther, spez. Gew. 0,93—0,94, erstarrt bei —34°, wird durch Einwirkung des Lichtes gebleicht und trocknet an der Luft zu einer durchsichtigen, harzartigen Masse, besonders wenn es gekocht worden ist. Es besteht im wesentlichen aus dem Glycerid der Leinölsäure mit wenig Stearin und Palmitin, liefert eine weiche Seife, nimmt beim Kochen mit Schwefel ein Viertel davon auf und bildet den zähen braunen Schwefelbalsam (s. d.). Das L. dient besonders zur Darstellung von Firnis, Buchdruckerschwärze, Linoleum, Wachsleinwand, Kitt, Schmierseife, äußerlich als Liniment (Leinölliniment, Brandsalbe, mit gleichen Teilen Kalkwasser geschüttelt) gegen Brandwunden rc. Als Speiseöl wird frisches, kalt gepreßtes L. in Rußland, Polen, Ungarn rc. benutzt, und bisweilen brennt man es in Grubenlaternen, da es langsamer verzehrt wird als Rüböl, zwar rußt, aber nicht leicht durch Luftzug verlöscht werden kann. Durch Kochen des Leinöls mit oxydierenden Substanzen erhält man Leinölfirnis (s. Firnis) und endlich eine dunkle, zähe Masse, die, mit verdünnter Salpetersäure weiter gekocht, endlich plastisch wird, an der Luft erhärtet, in heißem Wasser aber wieder erweicht werden kann (Ölkautschuk, künstliches Kautschuk). Um das L. zu reinigen und zu bleichen, setzt man es in Glasflaschen mit etwas Wasser und granuliertem Blei oder mit Eisenvitriollösung den Sonnenstrahlen aus. Um frisches L. altem abgelagerten und dadurch schleimfrei gewordenen ähnlich zu machen, behandelt man es mit Luft bei einer Temperatur von 110—120° und bemißt die Zeit der Einwirkung nach der erfolgten Entfärbung. Man kann fein verteilte kalte Luft in heißes Öl oder heiße Luft in kaltes Öl leiten. In Deutschland wird viel L. gewonnen; doch reicht die Produktion nicht aus, und man führt große Quantitäten (1893: 355,463 metr. Ztr.) besonders aus Rußland ein. Auch Holland, Belgien, Nordfrankreich, Irland und Ägypten liefern viel L., und Schlagsaat wird in großen Massen aus Ostindien und Ägypten nach Europa gebracht und hier auf Öl verarbeitet. Die Rückstände vom Pressen des Leinöls bilden die Leinölkuchen (s. Ölkuchen), welche als wertvolles Viehfutter und gepulvert als Leinmehl zu Breiumschlägen und Kitten benutzt werden.

Leinölsäure (Linolsäure) $C_{16}H_{28}O_2$ findet sich als Glycerid in den trocknenden Ölen, bildet ein schwach gelbliches Öl von spez. Gew. 0,921 bei 14°, bleibt bei —18° flüssig, gibt mit salpetriger Säure kein festes Produkt (wie die Ölsäure), oxydiert sich an der Luft zu harziger Linoxynsäure $C_{16}H_{28}O_6$ und zuletzt

zu neutralem Linoxyn $C_{32}H_{54}O_{11}$; durch Salpetersäure wird sie zu Korksäure oxydiert. Ihre Salze kristallisieren nicht.

Leinpfad (Treidelweg), an Schiffahrtskanälen und Flüssen der Weg, auf dem Menschen (Leinläufer, Leinzieher) oder Zugtiere die Fortbewegung von Schiffen mittels Leinenzug vornehmen. Es sind meistens befestigte Wege von 2—4 m Breite mit einseitigem Quergefälle, die parallel mit der Wasserstraße laufen. An schiffbaren Flüssen, auf denen Leinenzug ausgeübt wird, sind die Uferbesitzer verpflichtet, den L. offen zu halten und das Betreten des Grundstücks zum Zweck des Treidelns zu gestatten. Vgl. Halage.

Leinrost, s. Rostpilze.

Leins, Christian von, Architekt, geb. 1814 in Stuttgart, gest. daselbst 25. Aug. 1892, erhielt seinen ersten Unterricht bei seinem Vater, einem Steinsetzmeister, besuchte dann die Gewerbeschule in Stuttgart und die Werkstätten der Architekten Heigelin, Schmolz und Zanth, später H. Labroustes zu Paris. Er bereiste wiederholt Frankreich, Italien, England, Spanien und Nordafrika und wurde 1858 zum Architekturlehrer an der polytechnischen Schule in Stuttgart und zum königlichen Oberbaurat ernannt. Nachdem er durch ein Gebäude daselbst, das spätere russische Gesandtschaftshotel, die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Karl auf sich gezogen hatte, übertrug ihm dieser den Bau seiner Villa bei Berg. L. löste die Aufgabe in glücklichster Weise, indem er durch geschmackvolle Formengebung im Anschluß an die Renaissance ein Bauwerk herzustellen wußte, welches elegante und harmonische Verhältnisse zeigt. Minder gelungen ist sein Königsbau, bei welchem er sich, den Anforderungen des königlichen Bauherrn gemäß, in den Formen der antiken Architektur bewegen mußte. Immerhin wirkt der Bau mit seiner Säulenhalle höchst energisch. Fernere Arbeiten von ihm sind: die trefflichen Kirchen zu Möhringen, Vaihingen auf den Fildern, Biberach bei Heilbronn, Bregenz, Nattheim, die Kirchtürme zu Eberdingen und Rutesheim, der Katharinenhof bei Backnang, das Palais des Prinzen von Weimar in der Neckarstraße zu Stuttgart, die Liederhalle und Villa Zorn daselbst, die Villa Wieland in Ulm, das Lyceum in Hall, Restaurationen der Kirchen St. Georg in Tübingen, St. Martin in Sindelfingen u. a. O. Seine letzten Hauptwerke waren der Festsaal der Liederhalle und die St. Johanneskirche in Stuttgart (1876), die in einer überaus harmonischen und fein detaillierenden Gotik durchgeführt ist.

Leinsamen, s. Flachs.

Leinster (spr. linnster oder lennster), die südöstlichste Provinz von Irland, umfaßt 19,735 qkm (358,4 QM.) mit 1861: 1,457,635, 1891: 1,187,760 Einw., von denen 85,2 Proz. katholisch sind. Von der Oberfläche sind (1890) 27,6 Proz. Ackerland und Wiesen, 54,9 Proz. Weideland, 2,1 Proz. Wald. An Vieh zählte man 1890: 180,926 Pferde, 1,059,810 Rinder, 1,391,196 Schafe, 373,392 Schweine. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptnahrungszweige. L. zerfällt in die Grafschaften Carlow, Dublin, Kildare, Kilkenny, King's, Longford, Louth (mit Drogheda), Meath, Queen's, Westmeath, Wexford, Wicklow. Dublin ist die größte Stadt. L. bildete zur Zeit der Eroberung durch die Engländer (1169) zwei Königreiche, L. und Meath.

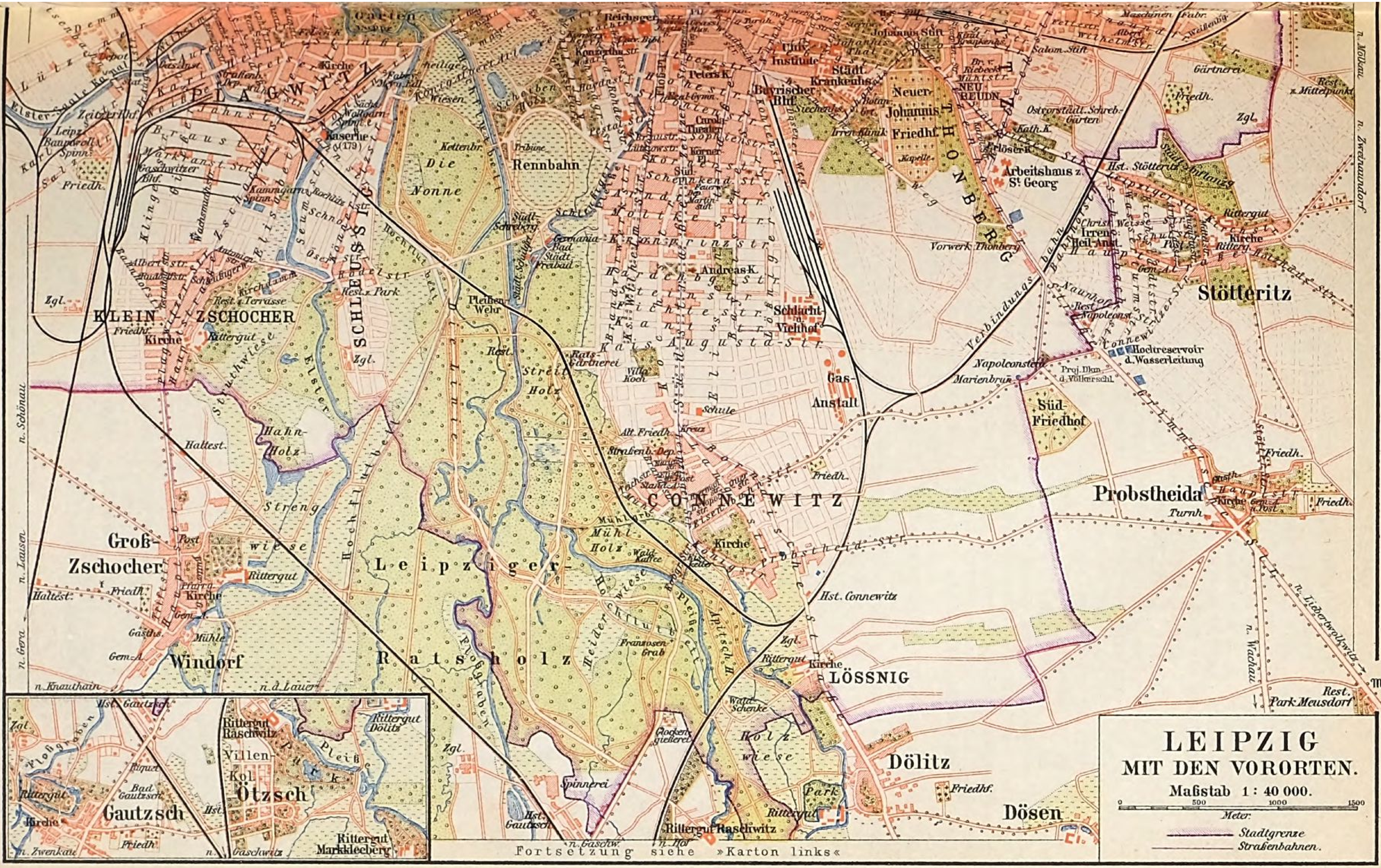
Leinster (spr. linnster oder lennster), irischer Herzogstitel, den Meinhard Schomberg, Sohn des berühmten Marschalls Schomberg (s. d.), zur Belohnung für die Verdienste seines Vaters erhielt, nachdem dieser in der Schlacht am Boynefluß gefallen war. 1766 ging der Titel auf die alte irische Familie Fitzgerald über; sein gegenwärtiger Träger ist Maurice Fitzgerald, sechster Herzog von L., geb. 1. März 1887.

Leinvogel, s. Pieper.

Leinwand (Leinen, Linnen), im allgemeinen jedes glatte Gewebe aus Flachs, Hanf oder Werg mit Ausnahme einiger feiner und leichter Gewebe, die mit besondern Namen bezeichnet werden. Man unterscheidet nach dem Material Flachsleinwand (aus reinem Flachs), Hanfleinwand (aus reinem Hanf oder mit hänfener Kette und Flachsgarneinschlag), Wergleinwand oder Hedeleinen, halbflächsene L. oder Halbhedeleinen, Halblaken (mit Kette von Flachsgarn und Einschuß von Werggarn), halbbaumwollene L. oder Halbleinen, fälschlich irische oder irländische L. genannt (mit Kette von Baumwollgarn und Einschuß von Flachsgarn oder umgekehrt). Die beste und schönste L. liefert der Flachs. Hanf gibt fast nur grobe, aber sehr feste und haltbare L.; Wergleinwand ist minder fest und nur, wenn aus gutem Maschinengarn hergestellt, auch von schönem Aussehen. Halbleinen ist dem reinen Flachsleinen untergeordnet, selbst wenn es dies in Schönheit des Ansehens erreicht oder übertrifft. Die gröbste L. ist das Segeltuch (Segelleinwand) aus Hanfgarn, dessen leichtere Sorte Schiertuch genannt wird; dann folgen Sack- und Packleinwand teils aus Hanf, teils ganz oder halb aus Hede, selbst aus Jute. Die Leinwandgattungen, welche zu Kleidungsstücken und Wäsche dienen, erscheinen in fast zahllosen Sorten. Zu den stärkern gehört die Hausleinwand, welche aus Handgespinst in ländlichen Wirtschaften hergestellt wird. Zu der fabrikmäßig erzeugten L. dient dagegen Maschinengarn, das aber auch noch vielfach auf Handstühlen verwebt wird. Meist verarbeitet man ungebleichtes, nur zu der böhmischen und schlesischen Weißgarnleinwand (Kreas, Lederleinwand) und zu dem westfälischen Löwentlinnen gebleichtes Garn. Die Benennungen der verschiedenen Sorten sind unsicher; die von Ländern oder Städten abgeleiteten Namen zeigen gewöhnlich nur Qualitätsunterschiede, aber nicht die Herkunft an. So wird »irländische« L. auf dem Kontinent, »Osnabrücker« in England, »Bielefelder« und »holländische« in Böhmen und Schlesien fabriziert. Von den deutschen Leinwandsorten stehen die westfälischen, sächsischen, schlesischen und böhmischen obenan, von erstern wieder die Bielefelder (dichte, egale, sehr dauerhafte, zum Teil auch sehr feine Gewebe) und Osnabrücker (meist stärkere und mittlere Sorten). Letztere gehen zum Teil nach Holland, werden dort gebleicht und appretiert und kommen dann als holländische Leinen auf den Markt. Über die in Hannover den Leinenhandel überwachenden Leggen s. d. Zu den leichten Leinwandgattungen gehören z. B. die schlesischen und böhmischen Schockleinen, die sogen. Futterleinen, welche stark appretiert und dann mitunter Kanevas genannt werden und ungebleicht (Franzleinen) oder schwarz, grau ꝛc. gefärbt und moiriert (Moorleinen) vorkommen; das Starr- oder Steifleinen (Schetterleinen), welches aus grobem Garn sehr locker gewebt und mit Leim so stark appretiert wird, daß die Öffnungen des Gewebes dadurch ausgefüllt sind und letzteres sehr steif wird; die Glanzleinwand, ziemlich fein, lose gewebt, verschieden



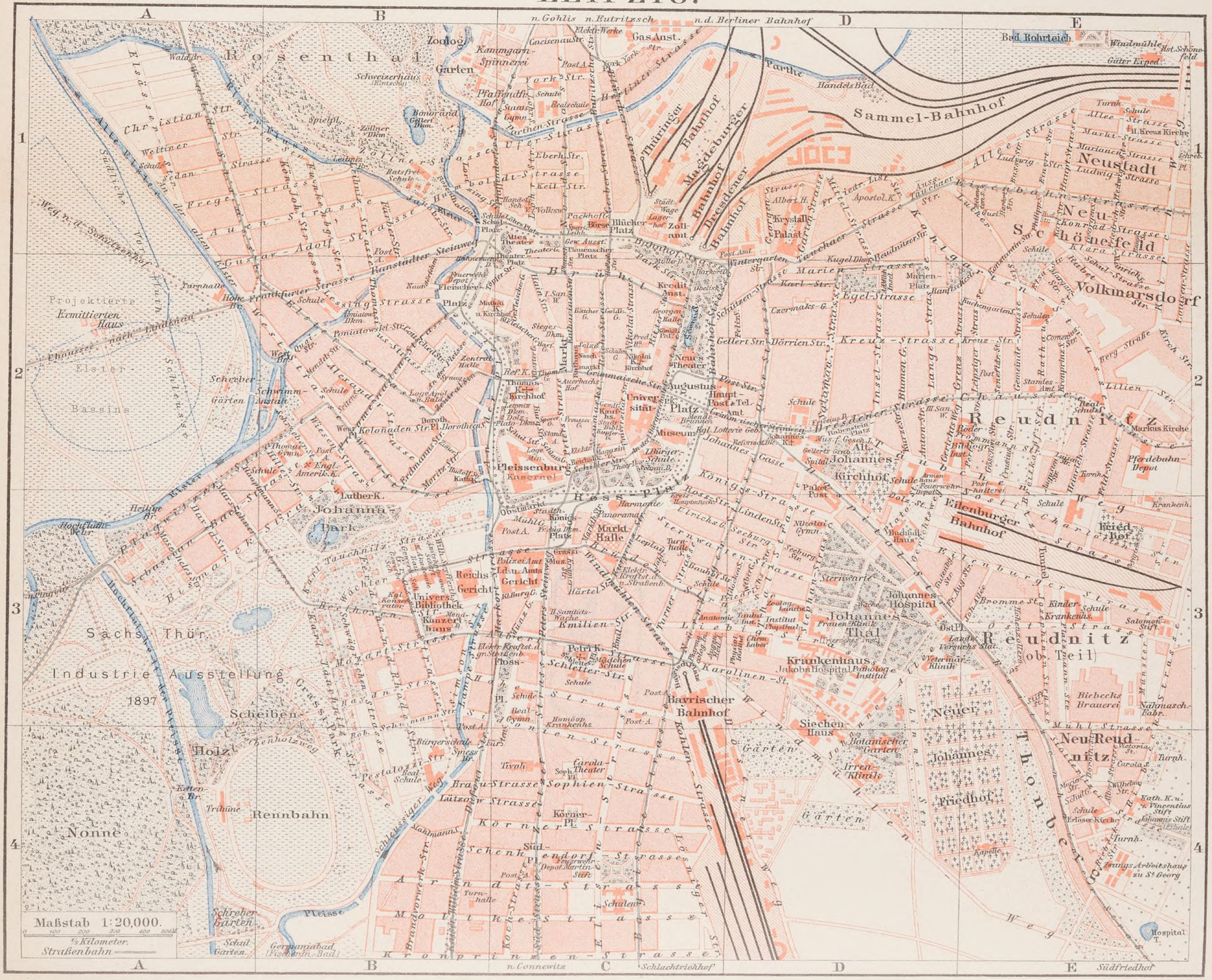
n. Halle
n. Lindenthal
n. Wiederitzsch u. Delitzsch
n. Bitterfeld, Berlin
n. Paunsdorf
n. d. heit. Blick u. Taucha
n. Eilenburg
n. Dresden
n. Erfurt
Thekla
(Plösen)
(Neutzsch)
Mockau
zu Mockau
Abtnaundorf
Schönefeld
Neu Mockau
Wahren
Hst. Wahren
Kavallerie Kaserne
Inf. Kaserne (107 Reg.)
Garnison-Verwaltg.
Proviant-Amt
Möckern
Kaserne (106 Inf. Reg.)
Gohlis
Berliner Bhf.
Zentral-Güter-Bhf.
Ost-Park
Leutzscher Holz
Das verschlossene Holz
Rosenthal
Schützenhof
Leutzsch
Neustadt
N. Schönefd.
Volkmarsdorf
Sellerhausen
Anger-Crottendorf
Stünz
Lindenau
Palmen


LEIPZIG
MIT DEN VORORTEN.
Maßstab 1 : 40 000.
Meter
Stadtgrenze
Straßenbahnen.
Fortsetzung siehe »Karton links«
Stötteritz
Probstheida
Süd-Friedhof
CONNEWITZ
LÖSSNIG
Dölitz
Dösen
Leipziger Ratsholz
Die Nonne
Rennbahn
SCHLEUSSIG
KLEIN ZSCHOCHER
Groß-Zschocher
Windorf
PLAGWITZ
THONBERG
Arbeitshaus z. St. Georg
Neuer Johannis Friedh.
Gas-Anstalt
Schlacht- u. Viehhof
Hochreservoir d. Wasserleitung
Napoleonstein
Hst. Connewitz
Monarchen-Hügel
Rest. Park Meusdorf
n. Wachau
n. Liebertwolkwitz
n. Zweinaundorf
n. Mölkau
n. Schönau
n. Lausen
n. Gera
n. Knauthain
Gautzsch
Ötzsch
Rittergut Markkleeberg
Rittergut Dölitz
Rittergut Raschwitz

innern Stadt sind teilweise eng und krumm; doch werden von Jahr zu Jahr im Interesse des Verkehrs Verbesserungen vorgenommen. Hierzu gehören aus neuester Zeit die Verbreiterung des Thomasgäßchens und der Universitätsstraße und die Weiterführung des Neumarkts über die Promenade. Die verkehrsreichsten Straßen sind die Grimmaische und die Petersstraße. In den Vorstädten gibt es meist regelmäßige, breite und schöne Straßen, besonders in der erst neuerdings entstandenen Südwestvorstadt, die sich durch zahlreiche große Prachtgebäude und Villen auszeichnet. Unter den öffentlichen **Plätzen** nimmt der Markt, der Schauplatz denkwürdiger Ereignisse, eine hervorragende Stellung ein. In seiner Mitte befindet sich das 1845 in Pflastersteinmosaik ausgeführte Stadtwappen. Auf der Nordseite des Marktes steht das 18. Aug. 1888 enthüllte großartige **Siegesdenkmal** von Siemering (s. Tafel »Bildhauerkunst XVI«, Fig. 6). Leipzigs Schmuckplatz und wohl einer der größten und schönsten Plätze Deutschlands ist der von schönen öffentlichen und Privatgebäuden eingefaßte Augustusplatz, auf dessen Südseite sich der nach einem Entwurf von Gnauth 1886 errichtete Mendebrunnen erhebt (s. Tafel »Brunnen«, Fig. 12). Von den übrigen Plätzen verdienen Erwähnung: der Roßplatz, der Königsplatz mit dem Denkmal des Kurfürsten (spätern Königs) Friedrich August des Gerechten (von Öser 1780), der Johannisplatz mit Joh. Schillings Reformationsdenkmal (enthüllt bei der Lutherfeier 1883), der Marienplatz, der Floßplatz. Von andern **Denkmälern** seien genannt: das Leibnizdenkmal von Hähnel auf dem Thomaskirchhof (1883), das Denkmal des Landwirts Albrecht Thaer von Rietschel (1850) an der ersten Bürgerschule, das Harkortdenkmal und der Obelisk zur Erinnerung an die Erbauung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn in der Nähe des Dresdener Bahnhofs; seitwärts davon in den Anlagen am Magdeburger Bahnhof das Denkmal des Bürgermeisters Karl Müller, dem L. seine Promenaden verdankt; in den Promenadenanlagen am Alten Theater das Denkmal des Homöopathen Hahnemann; die Marmorstatue Gellerts von Knaur und das Denkmal des Liederkomponisten K. Zöllner im Rosenthal, einem vielbesuchten Lustwald im NW. der Stadt, das Denkmal Felix Mendelssohn-Bartholdys vor dem neuen Konzerthause (1892) und das zu Ehren der beiden um Leipzigs Volksschulwesen verdienten Schulmänner Dolz und Plato errichtete Denkmal an der Promenade vor der Schulstraße (1894). An die Tage der großen Völkerschlacht erinnern das Fricciusdenkmal, nahe der Johanniskirche, an der Stelle, wo 19. Okt. 1813 die Königsberger Landwehr unter Major Friccius in die Stadt eindrang; das am Ranstädter Steinweg 1863 zur Erinnerung an die Sprengung der Elsterbrücke errichtete Denkmal, ferner vor der zweiten Bezirksschule der Denkstein für Marschall Poniatowski, der in der Elster seinen Tod fand, und das sogen. Kugeldenkmal an der Mittelstraße. Außer den schönen, rings um die innere Stadt führenden Promenaden und dem Rosenthal, worin sich auch ein zoologischer Garten befindet, dienen der Bevölkerung als **Erholungsplätze** in der Nähe der Johannapark, das Scheibenholz mit dem Grassipark und das Nonnenholz im W. und SW. der Stadt u. das Johannisthal im O. Ein »Volksgarten« wird gegenwärtig (1895) im NO. angelegt. Alt-Leipzig hat vier **Friedhöfe**. Der hinter der Johanniskirche gelegene alte Johannisfriedhof wird seit 1884 als solcher nicht mehr benutzt und nach und nach in einen Park verwandelt. Der neue Johannisfriedhof liegt im SO. der Stadtflur, der nördliche mit dem israelitischen Friedhof an der Berliner Straße. In der Nähe des Napoleonsteins auf Probstheidaer Flur ist 1886 ein großer Zentralfriedhof (Südfriedhof) angelegt worden.

[Kirchen.] L. hatte bis 1885 verhältnismäßig sehr wenig Kirchen. Von dieser Zeit an aber war die kirchliche Bauthätigkeit äußerst rege, und zahlreiche Neu- und Umbauten sind seitdem erstanden. Das Innere der Kirchen zeichnet sich nicht eben sehr durch hervorragende Kunstwerke aus. Die **Thomaskirche**, 1213 von Markgraf Dietrich dem Bedrängten als Klosterkirche gestiftet, 1482 vergrößert, wurde 1885—89 nach Entwürfen von Lipsius umgebaut. Im Chor, vor dessen Hauptaltar 1307 Markgraf Diezmann ermordet wurde, befinden sich die Bildnisse sämtlicher Leipziger Superintendenten von 1573—1883. Die **Nikolaikirche**, um 1170 erbaut und 1513 erneut, wurde zu Ende des 18. Jahrh. umgebaut. Auf dem Neukirchhof stand eine 1217 vom Markgrafen Dietrich errichtete Zwingburg, die später den Barfüßern zur Anlegung eines Klosters eingeräumt wurde. Die Klosterkirche wurde 1488—94 um- und 1698 neugebaut, weshalb sie Neukirche hieß, bis sie 1880 nach gründlichem, durch Mothes ausgeführtem Umbau den Namen **Matthäikirche** erhielt. Die neue **Peterskirche** auf dem Schletterplatz, im gotischen Stil nach Plänen von Hartel und Lipsius erbaut (die alte Peterskirche bis 1885 an der Ecke der Petersstraße und Schillerstraße), ist das schönste kirchliche Bauwerk Leipzigs; ihr schlanker Turm, der höchste der Stadt, hat eine Höhe von 87 m (s. Tafel »Leipziger Bauten«, Fig. 1). Die **Pauliner- oder Universitätskirche**, um 1240 erbaut, 1545 erneuert u. von Luther durch eine Predigt eingeweiht, enthält den Grabstein des in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Diezmann und andre bemerkenswerte Grabdenkmäler. Ein Umbau der Kirche ist geplant. Die **Johanniskirche** auf dem Johannisplatz, 1585 eingeweiht, ist 1894 abgebrochen und seitdem im Renaissancestil neu aufgebaut worden; nur der alte Turm ist geblieben. In der neuen Kirche sollen die beim Ausgraben des Grundes aufgefundenen Gebeine J. S. Bachs und die Gellerts, dessen Grabmal sich an der Ostseite der Kirche befindet, beigesetzt werden. Die Kirche gehörte ursprünglich zu dem benachbarten Johannishospital, das 1278 als Hospital der Aussätzigen gegründet und zu einem Asyl für bejahrte Bürgersleute umgewandelt ward. Dieses im Laufe der Jahrhunderte zu großem Reichtum gelangte Asyl (Johannisstift), ein Muster seiner Art, befindet sich seit 1872 in einem am Johannisthal gelegenen, von Lipsius entworfenen Prachtbau. In reizender Lage, am Saume des Johannaparkes, erhebt sich die nach Plänen von Zeißig 1883—86 erbaute **Lutherkirche**. In der äußern Südvorstadt steht die 1893 vollendete **Andreaskirche**, von Weidenbach erbaut. Von den beiden **katholischen Kirchen** steht die erste (Heilige Dreifaltigkeitskirche, 1847 vollendet) an der Weststraße, gegenüber der Pleißenburg, die zweite, 1893 vollendet (St. Laurentiuskirche), in L.-Reudnitz. Für die reformierte Gemeinde ist der Bau einer neuen Kirche an der Promenade in der Nähe des alten Theaters geplant. Nahe der Lutherkirche steht seit 1885 eine kleine englisch-amerikanische Kirche. Die in den Vororten befindlichen 13 Kirchen sind größtenteils in neuester Zeit errichtet worden. Die im maurischen Stil erbaute Synagoge

LEIPZIG.



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Leipzig«.

Namen-Register zum ‚Plan von Leipzig'.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | B3 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Akademie	B3
Alberthalle (Krystallpalast)	D1
Albertstraße	C3
— (Reudnitz)	E4
Alexanderstraße	B2
Alleestraße	E1
Amtsgericht	C3
Amtshauptmannschaft	B3
Anatomie	C3
An der alten Elster	A1, 2
— — I. Bürgerschule	C2
— — Milchinsel	D2
— — Pleiße	BC2
Antonstraße	D2
Apostolische Kirche	D1
Armenhaus	D2
Arndtstraße	BC4
Auenstraße	AB1
Auerbachshof	C2
Augenheilanstalt	C3
Augustenstraße	E2
Augustusplatz	C2
Äußere Tauchaer Straße	D1
Bad Rohrteich	E1
Bahnhof, Bayrischer	C3
— Berliner	CD1
— Dresdener	CD1
— Eilenburger	DE3
— Magdeburger	CD1
— Thüringer	C1
Bahnhofstraße	C1, 2
Barfußgäßchen	C2
Baugewerbeschule	B3
Bauhofstraße	C3
Bayrischer Bahnhof	C3
— Platz	C3
Bayrische Straße	C3, 4
Beethovenstraße	B3
Bergstraße	E2
Berliner Bahnhof	CD1
— Straße	C1
Bibliographisches Institut	DE2
Bismarckstraße	AB3
Blücherplatz	C1
Blücherstraße	C1
Blumengasse	D2
Bonorand	B1
Börse	C1
Botanischer Garten	D4
Böttchergäßchen	C2
Brandvorwerkstraße	B4
Braustraße	BC4
Brommestraße	E3
Brüderstraße	C3
Brühl	C2
Buchhändlerhaus	D3
Burggasse, Kleine	C3
Burgstraße	C2
Bussestraße	E1
Carolastraße	E4
Carolatheater	C4
Charlottenstraße	E3
Chausseestraße	E2
Chemisches Laboratorium	D3
Christianstraße	A1
Comeniusstraße	E2
Crusiusstraße	E2
Czermaks Garten	D2
Davidstraße	A3
Dolz-Plato-Denkmal	C2
Dolzstraße	D3
Dorotheenplatz	B2
Dorotheenstraße	B2
— (Neureudnitz)	E4
Dörrienstraße	D2
Dösener Weg	D3, 4
Dresdener Bahnhof	CD1
— Straße	D2
Dufourstraße	B4
Eberhardtstraße	C1
Egelstraße	D2
Eilenburger Bahnhof	DE3
Eilenburger Straße	DE3
Einertstraße	E1
Eisenbahnstraße	DE1
Elektrische Kraftstation der großen Straßenbahn	C3
Elektrische Kraftstation der neuen Straßenbahn	C3
Elektrische Zentralstation für Licht	C2
Elektrizitätswerke (für Licht)	C1
Elisenstraße	C3, 4
Elsässer Straße	A1
Elsastraße	E1, 2
Elsterstraße	B2
Emilienstraße	C3
Englisch-Amerikan. Kirche	B2
Erdmannstraße	B2
Erlöserkirche	E4
Erste Höhere Bürgerschule	C2
Eutritzscher Straße	C1
Exmittiertenhaus	A2
Färberstraße	B1
Feldstraße	E2
Felixstraße	D2
Ferdinand Rhode-Straße	B3, 4
Feuerwehrdepots	B2; C4; D2
Fleischergasse, Große	C2
— Kleine	C2
Fleischerplatz	B2
Floßplatz	C3
Frankfurter Straße	AB2
Frauenklinik (Triersches Inst.)	D3
Fregestraße	AB1
Fricciusdenkmal	D2
Friedhöfe	D2; DE3, 4
Friedrich August-Denkmal	C3
— August-Straße	DE3
— List-Straße	D1
Friedrichstraße	CD3
— (Neuschönefeld)	E1
Frommannstraße	E2
Funkenburgstraße	B1
Fürstenstraße	BC4
Gartenstraße	D1
Gasanstalt	C1
Gellertdenkmal	B1
Gellerts Grab	D2
Gellertstraße	CD2
Gemeindestraße	E2
Georgenhalle	C2
Georgenstraße	D1
Gerberstraße	C1
Gerichtsweg	DE2, 3
Germaniabad	B4
Gewandgäßchen	C2
Gewandhaus, Altes (jetzt Meßpalast)	C2
Gewerbeausstellung	C1
Glockenstraße	D3
Gneisenaustraße	C1
Goldhahngäßchen	C2
Göschenstraße	E2
Goethestraße	C2
Gottschedstraße	B2
Grassimuseum	C3
Grassipark	B3, 4
Grassistraße	B3
Grenzstraße	D2
Grimmaischer Steinweg	CD2
Grimmaische Straße	C2
Gustav Adolf-Straße	AB1, 2
— Harkort-Straße	E1
Gutenbergstraße	D3
Hahnemanndenkmal	BC2
Hainstraße	C2
Hallesche Straße	C1, 2
Händels Bad	D1
Handelsschule	C1
Harkortdenkmal	C2
Harkortstraße	BC3
Harmonie	C3
Härtelstraße	C3
Hauptmannstraße	AB2, 3
Hauptpost und Telegraph	CD2
Hauptstraße	E1
Haydnstraße	B3
Hedwigstraße	E1
Heilige Brücke	A3
— Kreuz-Kirche	E1
Heinrichstraße (Neuschönef.)	E1, 2
— (Reudnitz)	E2
Hillerstraße	B2
Hochflutwehr	A3
Hohe Brücke	A2
Hohenzollernstraße	E3
Hohe Straße	BC3
Homöopath. Krankenhaus	C3
Hospital St. Jakob	D3
Hospitalstraße	DE2, 3
Hospitalteich	E4
Humboldtstraße	BC1
Inselstraße	D2
Irrenklinik	D4
Jablonowskistraße	C3
Jakobstraße	B1
Johannapark	B3
Johannesallee	D3, 4
Johannesfriedhof, Alter	D2
— Neuer	DE4, 5
Johanneshospital	D3
— (Filiale)	E4
Johanneskirche	D2
Johannesthal	D3
Josephinenstraße	E3
Kaiser Wilhelm-Straße	B4
Kammgarnspinnerei	BC1
Kapelle, Friedhofs-	E4
Karlstraße	D2
— (Neuschönefeld)	E1
Karl Tauchnitz-Straße	B3, 4
Karolinenstraße	CD3
Katharinenstraße	C2
Katholische Kirchen	B2; E4
Keilstraße	C1
Kettenbrücke	A4
Kinderkrankenhaus	E3
Kirchstraße	E2
Kirchweg	E1, 2
Klarastraße	E1
Klostergasse	C2
Kochstraße	C4
Kohlenstraße	C3, 4
Kohlgartenstraße	DE1, 2
Kolonnadenstraße	B2
König Johann-Straße	B1, 2
Königliches Gymnasium	C1
— Lotteriegebäude	D2
— Palais	C2
Königsplatz	C3
Königsstraße	CD2, 3
Konradstraße	E1
Konservatorium, Kgl.	B3
Konstantinstraße	E1, 2
Konzerthaus	B3
Körnerplatz	C4
Körnerstraße	BC4
Kramerstraße	C3
Krankenhaus, Allgemeines (St. Jakob)	D3
Krankenhaus (Reudnitz)	E3
Kreditanstalt, Allg. deutsche	C2
Kreishauptmannschaft	C3
Kreuzstraße	D2
Kronprinzenstraße	BC4
Kronprinzstraße	E2
Krystallpalast	D1
Kuchengartenstraße	E2
Kugeldenkmal	D1, 2
Kupfergäßchen	C2
Kurprinzstraße	C3
Kurze Straße	D2



Fig. 1. Peterskirche. (Hartel und Lipsius.)

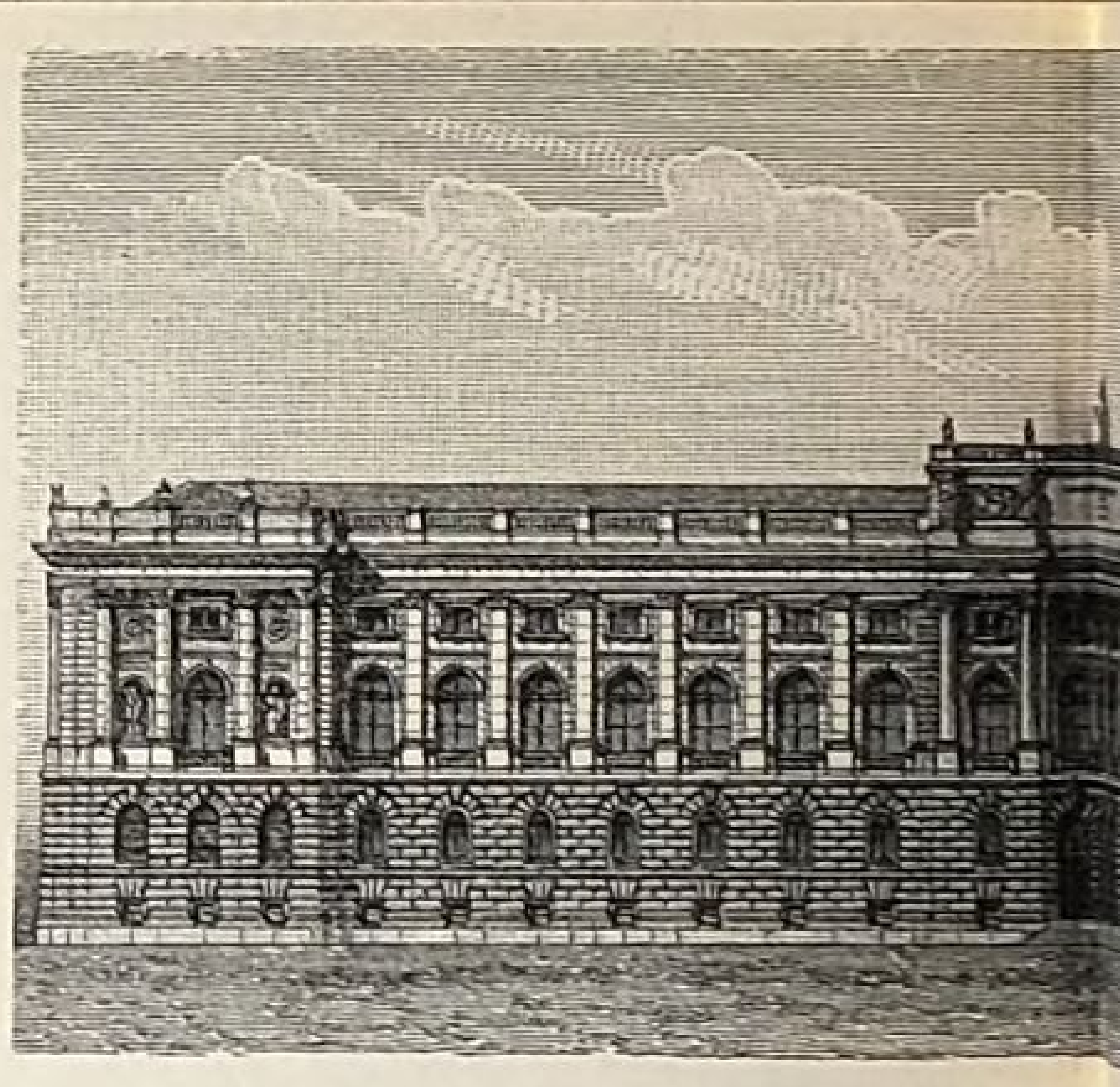


Fig. 2. Universitäts



Fig. 3. Städtisches Museum.



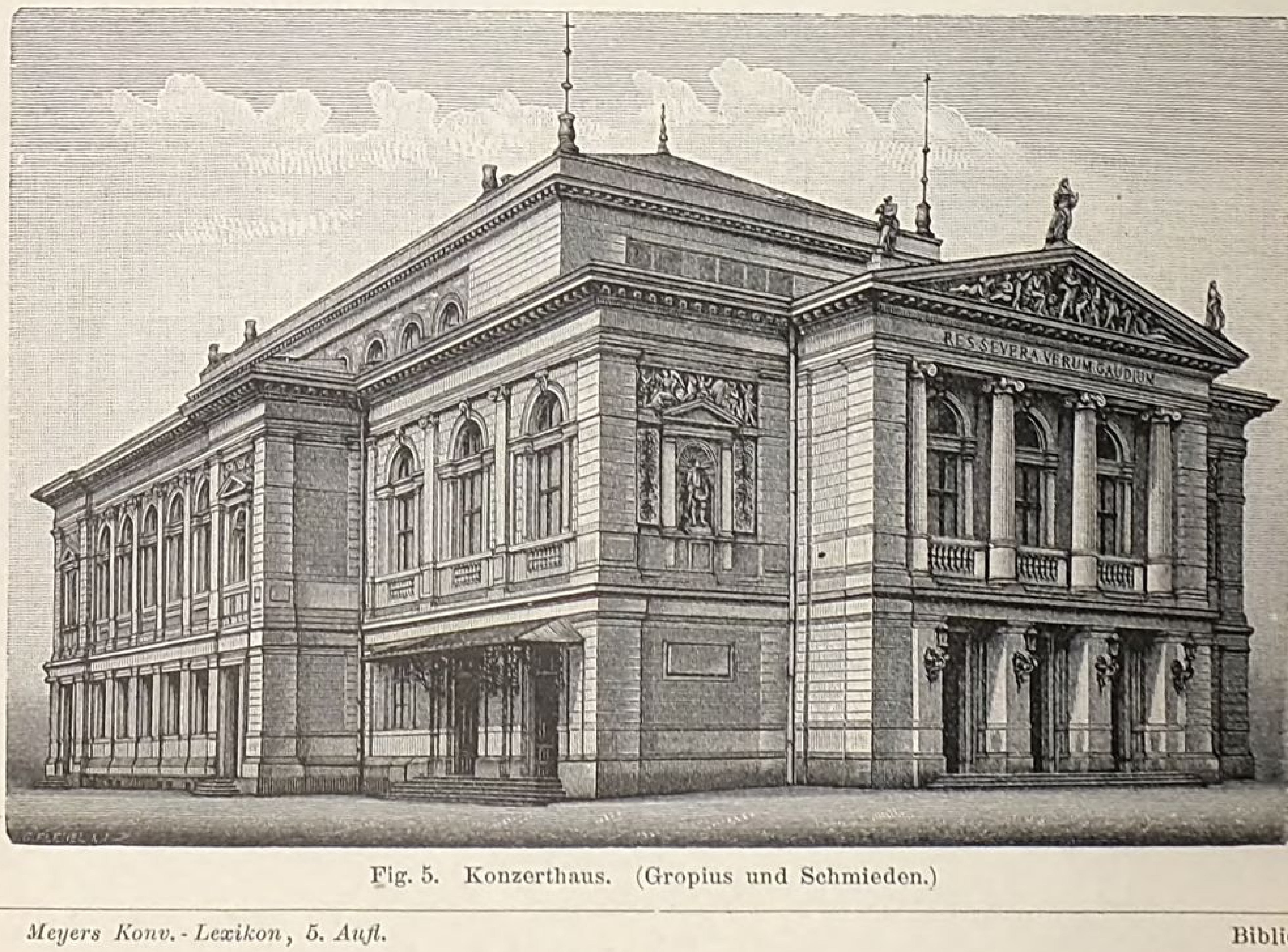
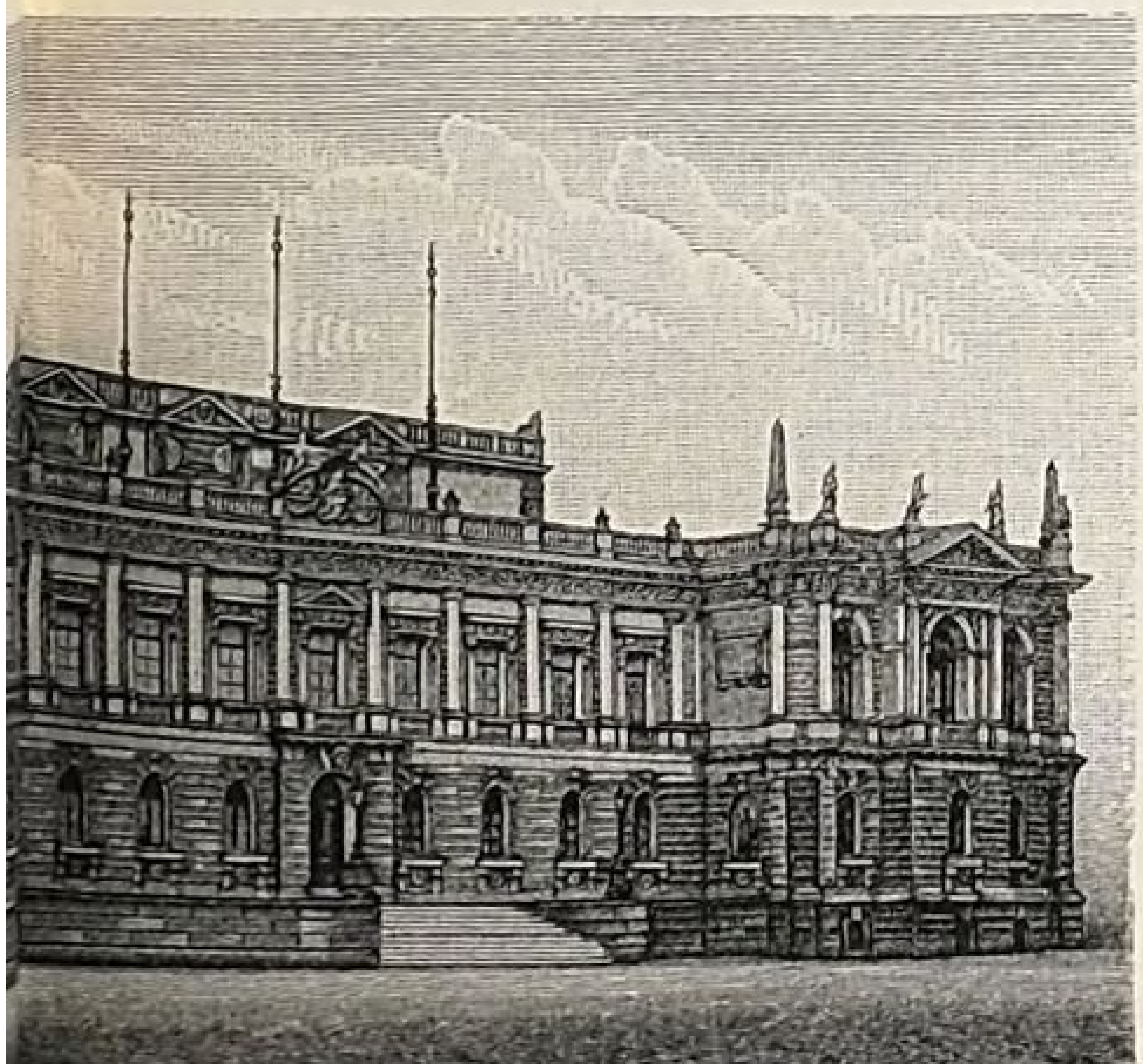


Fig. 5. Konzerthaus. (Gropius und Schmieden.)



…ibliothek. (A. Roßbach.)



…L. Lange, Erweiterung von H. Licht.)



Fig. 4. Königliches Konservatorium der Musik. (H. Licht.)

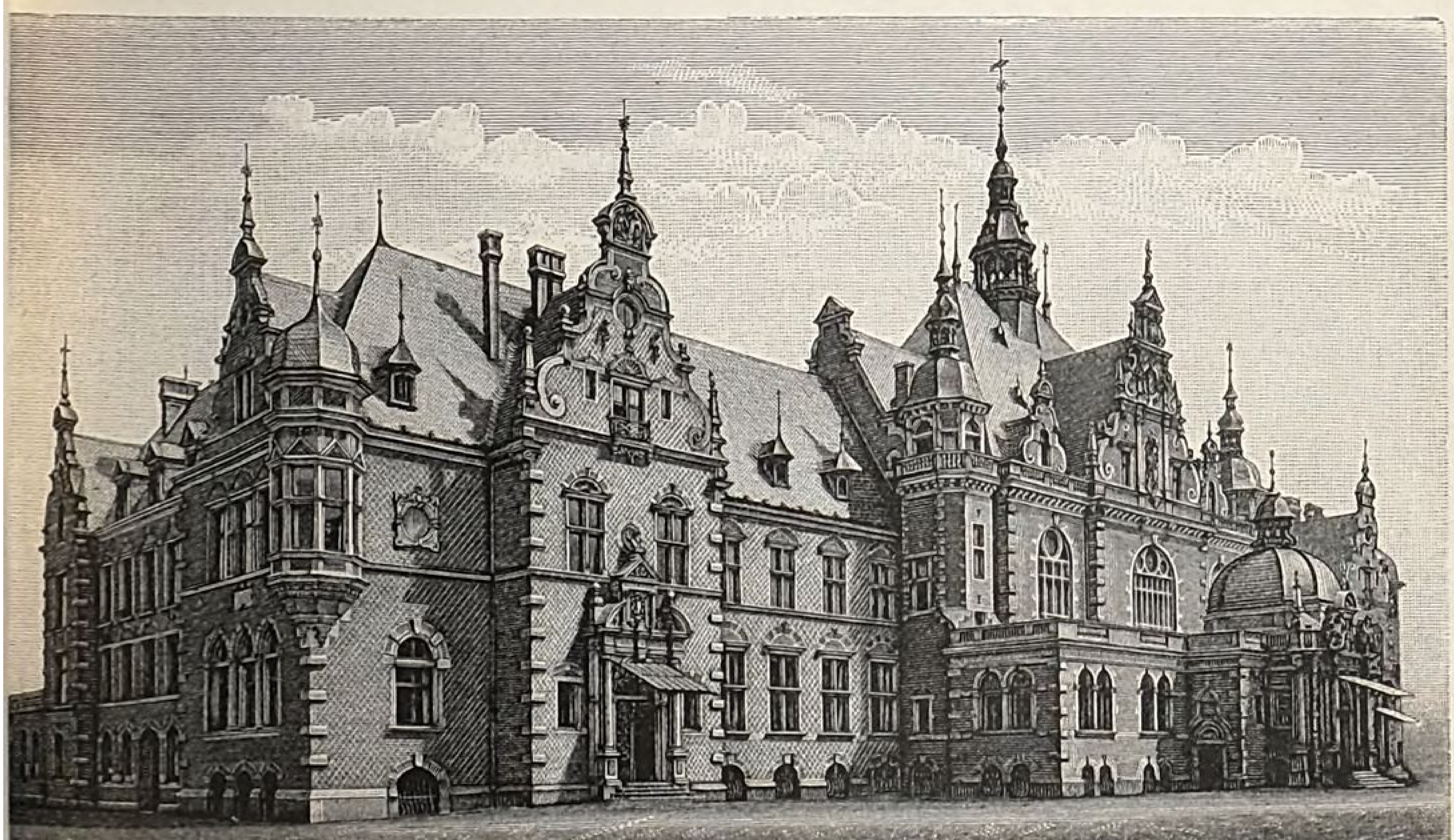


Fig. 6. Deutsches Buchhändlerhaus. (Kayser und v. Großheim.)

in der Zentralstraße ist ein Werk Simonsohns und wurde 1855 eingeweiht.

[Weltliche Bauten.] An der Ostseite des Marktes steht das Rathaus, das mit Benutzung der untern Mauern des alten, aus dem 13. Jahrh. stammenden Baues 1556 vom Bürgermeister Hieronymus Lotter erbaut wurde. In dem großen Sitzungssaal hängen die Bilder aller sächsischen Fürsten von 1485 an; in der Ratsstube werden kostbare altertümliche Pokale verwahrt, darunter einer, der Luthers Eigentum war. Am Markt steht auch das Königshaus, worin bis 1829 die sächsischen Herrscher bei ihrer Anwesenheit in L. wohnten. Hier feierte König August der Starke seine berüchtigten Meßfeste, hier rastete 1698 Peter d. Gr., 1707 Karl XII. von Schweden, fand 1760 das bekannte Gespräch zwischen Friedrich d. Gr. und Gellert statt und wohnte 1809 Jérôme, König von Westfalen, und 1813 Napoleon. In einem Erkerzimmer dieses Hauses verabschiedete sich Napoleon vom König Friedrich August von Sachsen, den man von hier aus wenige Stunden später in die Gefangenschaft führte. In demselben Zimmer starb 1820 Fürst Schwarzenberg, der Sieger von L., und 1827 während der Huldigungsfeier die Königin Maria Theresia von Sachsen. Die prächtige Fassade des ältesten Kaufmannshauses (Barthels Hof an der Ecke des Marktes und der Hainstraße) hat man nach dessen 1871 erfolgtem Abbruch als Perle der Spätgotik auf der Hofseite des Neubaues wieder angefügt. Das schönste Haus am Markte ist das von O. Jummel im Barockstil ganz aus Eisen erbaute und 1895 vollendete Bismarckhaus. Dem Rathaus gegenüber, in der Grimmaischen Straße, befindet sich das länger als drei Jahrhunderte berühmteste Bürgerhaus der Stadt, Auerbachs Hof, 1530—38 erbaut, weltbekannt geworden durch die an ihm haftende Faustsage und durch Goethes Faustdichtung, ehedem ein Bazar der reichsstädtischen Handelsherren und als solcher der wichtigste Meßhandelsplatz, mit 100 Gewölben und vielen offenen Buden. Die in dem Weinkeller befindlichen Faustbilder stammen aus dem Jahre 1525 (s. Auerbach 1). Das stattliche Fürstenhaus in derselben Straße bewohnte 1712 Peter d. Gr. auf seiner Reise nach Karlsbad. In dem seit 1892 neugebauten Roten Kolleg in der Ritterstraße wurde Leibniz geboren, und daneben, im Hof der 1834 erbauten alten Buchhändlerbörse, worin zur Zeit das Konvikt der Studenten seinen Sitz hat, wohnte und starb der Dichter Gellert. An der Nordseite des Nikolaikirchhofs, neben der alten Nikolaischule, erhebt sich der 1887 vollendete schöne Neubau des Predigerhauses zu St. Nikolai. Das Café Français, an der Ecke der Grimmaischen Straße und des Augustusplatzes, ist 1834 auf dem Grund eines alten Thorturms errichtet worden. Am östlichen Ende der Grimmaischen Straße liegen Gebäude der Universität, die seit 1894 zum großen Teil durch Neubauten ersetzt oder umgebaut werden. Das Hauptgebäude ist das mit der Vorderseite nach dem Augustusplatz gerichtete Augusteum, 1834—36 nach Schinkels Entwürfen gebaut. Die Aula enthält Statuen sächsischer Fürsten, die Büsten Goethes und Leibniz' von Knaur, Gottfr. Hermanns und Börners von Rietschel, prächtige Basreliefs von demselben, ferner ein Denkmal, das die Universität den im Kriege von 1870/71 gegen Frankreich gefallenen Studenten setzen ließ. Andre hier gelegene, verschiedenen Zwecken dienende Universitätsgebäude sind das Mauricianum, Paulinum, Bornerianum und Fridericianum. Am Augustusplatz erhebt sich das nach den Plänen von Langhans erbaute Neue Theater. Bemerkenswerte Gebäude in der Nähe sind das Postgebäude am Augustusplatz, das königliche Palais und die Georgenhalle, bis 1895 Sitz des Reichsgerichts. Dem Theater gegenüber steht das 1837 gegründete, 1858 eingeweihte und 1883—86 nach den Plänen von Licht aus den Mitteln der Grassistiftung bedeutend erweiterte städtische Museum (s. Tafel »Leipziger Bauten«, Fig. 3), durch Schenkungen des Kunstfreundes Heinrich Schletter wesentlich gehoben, mit zahlreichen hervorragenden Gemälden älterer und moderner Meister, einer großen Kupferstichsammlung und andern Kunstwerken. Der Goldene Bär in der Universitätsstraße ist das Gründungshaus der berühmten, seit fast 170 Jahren bestehenden Buchdruckerei von B. Chr. Breitkopf, die jetzt (Breitkopf u. Härtel) ihr Geschäftshaus in der Nürnberger Straße hat. Zwischen der Universitätsstraße und dem Neumarkt erhebt sich das 1740 erbaute, neuerdings besonders Meßzwecken dienende Gewandhaus mit der Stadtbibliothek. Der durch seine Akustik berühmte Konzertsaal, worin von 1781—1884 die Gewandhauskonzerte stattfanden, ist 1895 bei dem Umbau des Gebäudes abgebrochen worden. Im Hofe der dem Gewandhaus nahegelegenen Großen Feuerkugel wohnte Goethe als Student und vor ihm Lessing. An der Ecke der Schillerstraße und Petersstraße steht das prächtige Reichsbankgebäude. Gegenüber liegt die vormalige Citadelle Pleißenburg, 1213 als Zwingburg angelegt, 1547 zusammengeschossen und 1549—51 wieder aufgebaut. Hier fand 1519 die Disputation zwischen Luther und Eck statt, 1632 starb hier der in der Schlacht bei Lützen tödlich verwundete Pappenheim. Im Dreißigjährigen Kriege wiederholt belagert und eingenommen, wurde sie seit 1770 nicht mehr als Festung betrachtet und diente bis jetzt als Kaserne und zu andern militärischen Zwecken. Der Turm wurde bis 1861 als Sternwarte gebraucht. Das Areal der Pleißenburg ist 1895 aus dem Besitz des Staates in den der Stadt übergegangen. Ein neues Stadtviertel soll hier entstehen; von den Gebäuden der Pleißenburg soll nur der Turm als Wahrzeichen der Stadt erhalten werden. Am nahen Thomaskirchhof stand ein 1213 gestiftetes Augustinerkloster, mit dem eine gelehrte Schule, die Thomasschule, verbunden war, die sich zugleich unter der Leitung ausgezeichneter Kantoren (wie Joh. Seb. Bach, Hiller, Schicht, Hauptmann u. a.) durch die Pflege des Kirchengesanges einen glänzenden Namen in der Geschichte der Musik erworben hat. Seit 1877 hat die Schule ein neues stattliches Gebäude in der Westvorstadt erhalten. Das Alte Theater, unfern vom Eingang zum Rosenthal, wurde 1766 gegründet und 1817 umgebaut. Am Blücherplatz steht die 1884—86 von Enger und Weichardt im Renaissancestil errichtete Neue Börse, ihr gegenüber am Plauenschen Platz das Gebäude der dauernden Gewerbeausstellung. An der Nordseite der Promenade liegen der Thüringer, Magdeburger und Dresdener Bahnhof. Die übrigen Bahnhöfe liegen vereinzelt und zwar der Bayrische auf der Grenze zwischen der Süd- und Ostvorstadt, der Eilenburger im O. und der Berliner im äußersten NO. der Stadt. Der Zentralgüterbahnhof befindet sich bei Schönefeld. Nahe dem Dresdener Bahnhof steht das große Gebäude der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt, am Ende der Wintergartenstraße der Kristallpalast,

Leipzigs umfangreichstes Vergnügungslokal mit Garten, großen Sälen und einem 3500 Plätze enthaltenden Zirkus (Alberthalle). Auf der Querstraße befindet sich das großartige Geschäftshaus des Buchhändlers Brockhaus. Ferner sind hervorragende Gebäude der Ostvorstadt das Geschäftshaus des Bibliographischen Instituts von Meyer (früher in Hildburghausen) am Gerichtsweg, das Haus des ehemaligen Buchhändlers Ernst Keil, des Begründers der »Gartenlaube«, in der Thalstraße, das Paketpostamt und das neue Buchhändlerhaus in der Hospitalstraße (Tafel, Fig. 6). Im Johannisthal, einer 1832 geschaffenen, in neuerer Zeit teilweise bebauten Gartenanlage, erhebt sich seit 1861 die neue Sternwarte. In der Nähe des Johannisthals liegen das städtische Krankenhaus zu St. Jakob, das Siechenhaus, die Irrenklinik, das Taubstummeninstitut und eine große Anzahl von Universitätsinstituten, wie die Augenheilanstalt, die Anatomie, das physiologische, pathologische, pharmakologische, hygienische, landwirtschaftliche, agrikulturchemische, physikalische, chemische, zoologische Institut, die neue Frauenklinik (Triersches Institut), die Veterinärklinik und der botanische Garten. Am Roßplatz steht seit 1884 das Panorama, daneben die 1891 eröffnete Markthalle, am Königsplatz das von Licht gebaute, 1895 vollendete Grassi-Museum, worin die reichen Sammlungen des Museums für Völkerkunde und des Kunstgewerbemuseums untergebracht sind. Südwestlich vom Königsplatz befinden sich das neue Polizeiamt, das Amtsgericht und das Landgericht. Auf dem Areal des alten botanischen Gartens (SW.) ist in neuester Zeit, leider auf verhältnismäßig engem Raume, eine Reihe von Prachtbauten erstanden, wie das großartige von Ludwig Hoffmann 1888—95 erbaute Reichsgericht (s. d.), das neue Konzerthaus, 1882—84 nach den Plänen von Gropius und Schmieden gebaut (Tafel, Fig. 5), das neue Konservatorium (Fig. 4), das herrliche Gebäude der Universitätsbibliothek (Fig. 2), nach Roßbachs preisgekröntem Entwurf errichtet und 1892 eingeweiht, die königliche Kunstakademie u. a. Andre bedeutende Bauten sind die alte Gasanstalt in der Nordvorstadt und die neue Gasanstalt sowie der 1891 eröffnete große Zentralschlachtviehhof (Gesamtumsatz 1894 ca. 22 Mill. Mark) in der äußern Südvorstadt.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Einwohner von L. betrug 1676 gegen 20,000, 1776: 24,000, 1800: 32,146, 1832: 43,189, 1864: 85,394, 1875: 127,387, 1880: 149,081, 1885: 170,342 Ortsanwesende, und am 1. Dez. 1890:

1)	Alt-Leipzig (mit allen Vorstädten)	179689
2)	Leipzig-Neudnitz (seit 1889 einverleibt)	28184
3)	" -Anger-Krottendorf (seit 1889)	10782
4)	" -Neureudnitz (seit 1890)	2016
5)	" -Thonberg (seit 1890)	5176
6)	" -Neuschönefeld (seit 1890)	6697
7)	" -Volkmarsdorf (seit 1890)	17028
8)	" -Neustadt (seit 1890)	9301
9)	" -Sellerhausen (seit 1890)	7217
10)	" -Neusellerhausen (seit 1892)	2223
11)	" -Eutritzsch (seit 1890)	9623
12)	" -Gohlis (seit 1890)	19312
13)	" -Lindenau (seit 1891)	25591
14)	" -Plagwitz (seit 1891)	13045
15)	" -Schleußig (seit 1891)	1437
16)	" -Kleinzschocher (seit 1891)	8656
17)	" -Connewitz (seit 1891)	10596
18)	" -Lößnig (seit 1891)	549
	Zusammen:	357122

nach dem Umfange der Stadt vom 1. Jan. 1892. Hiervon waren 176,844 männliche und 180,278 weibliche Personen. Dem Religionsbekenntnis nach zerfiel die Bevölkerung in 332,453 Lutheraner, 5504 Reformierte, 12,747 Katholiken, 4136 Israeliten und 2282 andre. (Das vorläufige Ergebnis der am 14. Juni 1895 angestellten Berufszählung war für Gesamt-L. eine ortsanwesende Bevölkerung von 385,247 Personen.) Außer den genannten Vororten sind auch die innerhalb eines Kreises von 4—6 km Radius vom Markte liegenden Dörfer durch wirtschaftliche Interessen mit L. eng verbunden. Es sind Möckern mit Kaserne, Stötteritz, Schönefeld, Abtnaundorf, Stünz, Wahren, Leutzsch, Großwiederitzsch, Mockau, Thekla, Paunsdorf, Mölkau, Zweinaundorf, Probstheida, Dölitz, Raschwitz, Ötzsch, Großzschocher, Windorf, Böhlitz-Ehrenberg u. Barneck mit etwa 46,000 Einw.

[Handel und Industrie.] Schon gegen Ausgang des Mittelalters verdankte L. seine wachsende Bedeutung vornehmlich dem Handel. Die nach mehr als 400jährigem Bestehen 1887 aufgelöste Kramerinnung und die später neben ihr begründete Vereinigung der Großhändler sowie der aus beiden Körperschaften gebildete Handelsvorstand (bis 1868) haben in ihrer Blütezeit eine hervorragende Rolle gespielt. Den Charakter als Handelsstadt hat L. zunächst durch seine drei Handelsmessen, zu Neujahr, Ostern und Michaelis, gewonnen, die es zu einem Platz von universeller Bedeutung für die Handelswelt machen. Die Leipziger Messen, mit deren 400jährigem Jubiläum 1897 eine sächsisch-thüringische Industrie- und Gewerbeausstellung zusammenfallen wird, entwickelten sich aus Jahrmärkten und erlangten erst eine größere Bedeutung, als 1507 Kaiser Maximilian I. der Stadt Stapel- und Niederlagsrecht verlieh. Infolge der günstigen Lage Leipzigs in dem gewerblichen Sachsen und zwischen dem industriereichen Westen Europas und dem stark konsumierenden Osten, auch infolge des Eifers, mit dem der Leipziger Rat und die sächsischen Fürsten über die »Freiheiten« der Leipziger Messen wachten, erhoben sich diese zu einer Bedeutung, die von 1711 an die der ältern Reichsmessen von Frankfurt a. M. überragte und auch durch die großen Anstrengungen Frankfurts a. O. nicht beeinträchtigt werden konnte. Die Blüteperioden der Leipziger Messen fallen in das Ende des 17. und das Ende des 18. Jahrh. Einen letzten großen Aufschwung nahmen sie infolge des Eintritts des Königreichs Sachsen in den Zollverein 1834. Wenn aber der Umfang des Leipziger Meßgeschäfts noch bis in die 60er Jahre namhaft stieg, so darf dabei nicht übersehen werden, daß die rückläufige Bewegung in der relativen Bedeutung der Messen für den Welthandel auch bei den Leipziger Messen sich trotzdem gleichzeitig vollzog (vgl. E. Hasse, Geschichte der Leipziger Messen, Leipz. 1885). In richtiger Erkenntnis dieses Umstandes und in gemeinsamer Abwehr der neuerdings von Berlin ausgehenden Bestrebungen, die Messen dorthin zu ziehen, sind der Rat und die Handelskammer Leipzigs seit 1893 eifrig bemüht, den Meßverkehr neu zu beleben. Diesem Zwecke soll namentlich auch der Umbau des alten Gewandhauses zu einem Ausstellungsgebäude für Meß-Musterlagen dienen. In Bezug auf die Zeit und die Dauer der Messen sind einige Änderungen getroffen worden. Die beiden Hauptmessen hat man verkürzt und auf einen frühern Termin verlegt. Die Neujahrsmesse dauert jetzt vom 3.—16. Jan., die Oster-

messe findet gleichzeitig für Groß- und Kleinhandel in den drei Wochen vom ersten Sonntag nach Ostern bis zum Sonntag Cantate einschließlich statt, und die Michaelismesse wird vom letzten Sonntag im August in einer Dauer von drei Wochen bei gleichzeitigem Beginn des Groß- und Kleinhandels abgehalten. Für Waren aus Glas, Porzellan, Metall, Bronze, Eisen- und Zinkguß, Draht, Leder, Holz, für Galanterie- und Spielwaren u. dgl. findet außerdem seit 1895 vom ersten Montag im März an eine Vormesse in der Dauer von 14 Tagen statt. Unter den Handelszweigen, für die die Messen noch jetzt große Bedeutung haben, sind der Tuch- und der Lederhandel, besonders aber der Rauchwarenhandel hervorzuheben; für diesen bildet L. mit seinen ungeheuern Vorräten von Rauchwaren einen Hauptstapelplatz. Gleichzeitig besorgt L. das Zurichten und Färben der Rauchwaren für die ganze Welt und gibt dadurch nahe an 2000 Arbeitern Beschäftigung. In andern Zweigen, wie im Glas- und im Kurzwarengeschäft, pflegen die Verkäufer die Messen nur noch mit Musterlagern zu beziehen. Abgesehen vom Rauchwarengeschäft, das die Käufer aus dem Orient auf längere Zeit hier festhält, spielt sich der Großhandel in der Hauptsache in wenigen Tagen ab. Der früher hervorragende sogen. Zwischenhandel insbes. nach dem Ausland ist mehr und mehr zusammengeschrumpft. Auch der Handel in Webgarnen, in roher und gefärbter Seide, in Farbewaren, in Eisen und Blech, der, von alten kapitalkräftigen Firmen betrieben, die Industrie in weitem Umkreis versorgt, ist schwieriger und weniger gewinnbringend geworden. Ebenso hat der Getreidehandel an Bedeutung verloren. Dagegen ist der Wollhandel mit dem steigenden Verbrauch von Kolonialwollen durch die Industrie gewachsen, und als neuer Zweig hat sich ihm das Geschäft in Kammzug und Kämmlingen angeschlossen. Eine große Entwickelung zeigt ferner der Papierhandel, ebenso der Handel in Rohtabak. In dem Vertrieb der Erzeugnisse der deutschen Industrie sowohl in Deutschland selbst als nach dem Ausland hat der Handel ein sich immer mehr erweiterndes Arbeitsfeld gewonnen; die erste Stelle unter den Ausfuhrgebieten nehmen aber noch immer die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein; 1894 betrug der Wert der Ausfuhr dahin aus dem Konsulatsbezirk L. über 4 Mill. Doll.

Die **Industrie** hat in L. und seinen Vororten, unter denen namentlich **Plagwitz**, **Lindenau** und **Reudnitz** ihr das rasche Wachstum verdanken, in den Jahren 1867—73, dann wieder seit 1878 einen sehr ansehnlichen Aufschwung genommen. Hauptzweige der Industrie sind: Eisengießerei, Bau von Maschinen und Apparaten aller Art (z. B. Dampfmaschinen, Dampfkessel, Maschinen für Buchbinderei und Papierindustrie, Nähmaschinen, Strickmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen und Ackergeräte, Werkzeugmaschinen ꝛc.), Fabrikation von elektrischen Anlagen, Petroleum- u. Gasmotoren, Gasbeleuchtungs-, Gasheizungs-, Wasserleitungs- und Badeeinrichtungen, von Schnellpressen, Geldschränken, Maßstäben, mathematischen, physikalischen und chemischen Instrumenten; Fabrikation von Pianofortes u. mechanischen Musikwerken, von Asphalt, Dachpappe u. Holzzement, Zement-, Guttapercha- und Gummiwaren, künstlichen Blumen und Federn, Spitzen, Rüschen, Papierwäsche, Celluloidwäsche, Jalousien, Parkett und Furnieren, Koffern und Lederwaren, Kleidern und Wäsche ꝛc. Auf dem Gebiete der Textilindustrie sind die Kammgarnspinnereien, die Baumwollspinnerei, die Wollkämmerei und die Wollgarnfabrik großartige Betriebe. Bedeutsam ist ferner die Fabrikation von ätherischen Ölen, Essenzen, Seifen und Parfümerien. Zu großer Bedeutung hat sich, wie schon bemerkt, die Rauchwarenzurichterei und -Färberei entfaltet. Erwähnung verdienen ferner die Bierbrauerei und die Fabrikation von künstlichen Mineralwässern, Likören, Roheis, Tabak u. Zigarren. Hochentwickelt ist die Papier- u. graphische Industrie mit bedeutenden Buchbindereien, Bunt- und Luxuspapierfabriken, Buchdruckereien, Stein-, Zink-, Kupfer- und Stahldruckereien, Notenstechereien und -Druckereien, Schriftschneidereien und -Gießereien, geographischen und artistischen Anstalten. Auch die Kunst- und Handelsgärtnerei hat in neuerer Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen. In den Großbetrieben der einzelnen Industriezweige waren 1895 rund 50,000 Arbeiter beiderlei Geschlechts beschäftigt.

Das **Bankwesen** zeigt eine entsprechende Entwickelung. Neben der Leipziger Bank (seit 1838) wurde 1856 die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt begründet, deren Umsatz 1894 sich auf 3157 Mill. Mk. belief. Noch etwas größer (1894: 3232 Mill.) ist der Umsatz der Reichsbankhauptstelle. Außerdem sind zu nennen: die Filiale der Sächsischen Bank zu Dresden, die Leipziger Kreditbank, die Leipziger Kredit- und Sparbank, die Kommunalbank für das Königreich Sachsen, der Erbländische Ritterschaftliche Kreditverein ꝛc. Hierzu kommen noch zahlreiche Privatbanken. Im **Versicherungswesen** hat sich L. mit zuerst hervorgethan. Schon 1819 wurde die Feuerversicherungsanstalt, 1830 die Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft begründet; neben diesen ist noch die Renten-, Kapital- und Lebensversicherungsbank Teutonia zu nennen. Außerdem bestehen noch eine Menge kleinerer Anstalten und Zweigniederlassungen auswärtiger Versicherungsinstitute der verschiedensten Art. An der Spitze des Handels und der Industrie steht die Handelskammer, die in der von ihr erbauten Neuen Börse ein würdiges Heim gefunden hat.

Eine ganz hervorragende Bedeutung hat der Leipziger **Buch- u. Musikalienhandel**. L. ist Sitz des 1825 gegründeten Börsenvereins deutscher Buchhändler, des Deutschen Buchdruckervereins (1869) und des Zentralvereins für das gesamte Buchgewerbe (1884). 1895 bestanden in L. 750 buchhändlerische Firmen einschließlich der Kunst-, Musikalien- u. Antiquariatshandlungen. Der Verein der Buchhändler zu L., gegründet 25. Febr. 1833, unterhält seit Beginn seiner Thätigkeit eine Bestellanstalt für den ganzen buchhändlerischen Geschäftsverkehr, durch die Geschäftspapiere aller Art, wie Zettel, wodurch Bücher, Musikalien, Kunstsachen ꝛc. verlangt werden, Geschäftsanzeigen u. dgl. (jährlich ca. 30 Mill. Stück), unter den Leipziger Buchhändlern und durch Kommissionäre unter den Buchhändlern von ganz Deutschland vermittelt werden. Die Kommissionäre (1895: 164) besorgten die Geschäfte von 7572 Kommittenten. Der Umsatz des Buchhandels in L. entzieht sich der neuen Verkehrserleichterungen halber (billige Zahlungsvermittelung durch die Post, Girokonten der Reichsbank ꝛc.) jeder zuverlässigen Schätzung. In engem Zusammenhang mit diesem großartigen Buchhandel steht der überaus lebhafte Betrieb der **Buchdruckerei**, die 1895 von 150 Firmen ausgeübt ward; viele der größern Buchhandlungen haben ihre eignen Offizinen, zum Teil verbunden mit Buchbinderei, Schriftgießerei ꝛc. Notendruckereien sind 7, lithographische Anstalten und Steindruckereien 136, xylographische Anstalten 99

vorhanden. 1888 wurde das neue deutsche Buchhändlerhaus eröffnet, worin sich auch das 1885 begründete deutsche Buchgewerbemuseum befindet. Vgl. Lorck, Die Druckkunst und der Buchhandel in L. (Leipz. 1879); O. v. Hase, Die Entwickelung des Buchgewerbes in L. (das. 1887).

Bildungsanstalten, Sammlungen ꝛc. In der großen Zahl der Unterrichtsanstalten Leipzigs nimmt die Universität die erste Stelle ein. Sie entstand infolge der 1409 zu Prag zwischen Deutschen und Böhmen ausgebrochenen Streitigkeiten, wodurch 2000 deutsche Studenten unter Anführung der Professoren Otto von Münsterberg und Johann Hofmann nach L. auswanderten. Als Stiftungstag gilt der 4. Dez. 1409. Der erste Rektor war Otto von Münsterberg (gest. 1416). Anfänglich bestanden nur zwei Fakultäten, die theologische und philosophische, die in zwei Kollegienhäusern untergebracht waren; dann kam 1415 die medizinische und 1504 die juristische hinzu. Kurfürst Moritz überließ der Universität 1545 die Gebäude des Paulinerklosters und einen großen Wald nebst andern Besitzungen, so daß sie jetzt acht Dörfer und in der Stadt einen sehr bedeutenden Gebäudekomplex besitzt. Das jährliche Einkommen beziffert sich auf mehr als 600,000 Mk.; außerdem erhält sie vom Staat jährlich einen Zuschuß von etwa 1½ Mill. Mk. Anfänglich schieden sich Lehrer und Studierende in die sächsische, fränkische, meißnische und polnische Nation, welche Einrichtung erst 1830 aufgehoben wurde. Mit der Universität stehen 54 verschiedene wissenschaftliche Institute und Sammlungen in Verbindung. Besonders die naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute sind reich ausgestattet. Die Universitätsbibliothek hat gegen 450,000 Bände, einschließlich der Handschriften und Inkunabeln, sowie ein sehr reichhaltiges Münzkabinett. Eine segensreiche Einrichtung ist das bereits erwähnte Konvikt, worin 290 unbemittelte Studierende Mittags- und Abendessen erhalten. Nächst Berlin und München ist L. die am stärksten besuchte Universität des Deutschen Reiches. Die Zahl der Studierenden und Hörer belief sich im Sommersemester 1895 auf 2957 (vor 1870 durchschnittlich 1000—1200). Andre Unterrichtsanstalten sind: die beiden städtischen Gymnasien (die Thomasschule mit Alumnat und die Nikolaischule), ein Staatsgymnasium, ein städtisches Realgymnasium, 3 Realschulen, eine königliche Baugewerkenschule, eine höhere Schule für Mädchen, eine Gewerbeschule, 3 höhere Bürgerschulen, 13 Bürgerschulen, 28 Bezirksschulen, die sogen. Vereinigte Freischule, 4 Fortbildungsschulen für Knaben, eine Fortbildungsschule für Mädchen, eine katholische Schule und eine israelitische Religionsschule. Daneben bestehen noch zahlreiche von Vereinen und Korporationen unterhaltene Schulen, ferner Fachschulen, Privatschulen und Institute der mannigfaltigsten Art, z. B. die von der Kramerinnung 1831 gegründete, auch im Ausland sehr geschätzte öffentliche Handelslehranstalt, die vom Verein der Buchhändler ins Leben gerufene Unterrichtsanstalt für Buchhandlungslehrlinge, die Sonntagsschule der Loge Balduin zur Linde, die Sonntags-Gewerbeschule der Leipziger Polytechnischen Gesellschaft, mehrere kaufmännische Fortbildungsschulen, eine Lehranstalt für erwachsene Mädchen zur Ausbildung für den kaufmännischen und gewerblichen Geschäftsbetrieb, eine höhere Fach- und weibliche Gewerbeschule, Bildungsanstalten für Kindergärtnerinnen, ein Lyceum für Damen, ein Seminar für Handfertigkeitsunterricht u. a. m. Der Förderung der Künste sind folgende Anstalten gewidmet: die Akademie der bildenden Künste und die damit verbundene Kunstgewerbeschule, das städtische Museum, del Vecchios dauernde Kunstausstellung (am Markt), das Kunstgewerbemuseum, der Verein der Kunstfreunde, der Leipziger Künstlerverein, der Leipziger Kunstverein. Im Bereich der Musik stehen das Konservatorium der Musik (s. oben) und das altberühmte Institut der Gewandhauskonzerte (s. d.) in erster Linie. Andre Musikinstitute sind: die Singakademie, der weitbekannte Riedel-Verein für Kirchenmusik, der Bach-Verein, der Liszt-Verein, die akademischen Orchesterkonzerte ꝛc. Auch des musikhistorischen Museums von P. de Wit (am Thomaskirchhof) ist hier zu gedenken. Außer den beiden städtischen Theatern hat L. noch das in der Südvorstadt gelegene Carolatheater und ein Sommertheater im Hotel Stadt Nürnberg. Von den zahlreichen wissenschaftlichen und andern Vereinen, deren nicht bereits gedacht worden ist, sind zu erwähnen: die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften (gegründet 1846), die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften (seit 1768), die Deutsche Gesellschaft, die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, der Verein für Erdkunde, der Verein für Handelsgeographie und Kolonialpolitik, die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten, die Fraternität der Notarien und Litteraten (1624), der Verein für Geschichte Leipzigs, der Verein zur Feier des 19. Oktobers, der Landwirtschaftliche Kreisverein, die Naturforschende Gesellschaft, die Medizinische Gesellschaft, der Entomologische Verein Fauna, der Verein des Museums für Völkerkunde, der Kaufmännische Verein, die Gemeinnützige Gesellschaft, der Verein für Volkswohl, der Arbeiterbildungsverein, der Schillerverein, die Polytechnische Gesellschaft, die beiden Gartenbaugesellschaften, der Gustav Adolf-Verein, der Evangelische Missionsverein, der Allgemeine Deutsche Schriftstellerverein, die Pädagogische Gesellschaft, mehrere Freimaurerlogen ꝛc. An Bibliotheken sind außer der Universitätsbibliothek zu nennen die Stadtbibliothek mit weit über 100,000 Bänden, die Bibliothek des Reichsgerichts mit etwa 90,000 Bänden, die Königlich Sächsische Bibliographische Sammlung, die Bibliothek des Börsenvereins der Buchhändler, die Bibliothek der Handelskammer, die pädagogische Zentralbibliothek (Comenius-Stiftung), mehrere Volksbibliotheken ꝛc. In L. erscheinen über 500 Zeitungen, Zeitschriften und Fachblätter der verschiedensten Art; darunter sind 9 politische Zeitungen.

[Wohlthätigkeitsanstalten.] Die wichtigsten Anstalten u. Vereine zu gemeinnützigen u. wohlthätigen Zwecken sind: das städtische Krankenhaus zu St. Jakob, das Siechenhaus, das Kinderkrankenhaus, das Johannishospital für alte Leute, das Armenhaus, die Zwangsarbeitsanstalt zu St. Georg, das Taubstummeninstitut, 3 Stiftungen für Blinde, das Leihhaus und die Sparkasse, die seit 1881 neuorganisierte Armenanstalt mit den damit verbundenen Instituten der städtischen Brotbäckerei, der Bekleidungsanstalt, der Irrenversorganstalt, des Exmittiertenhauses, der Arbeitsnachweisungsanstalt, der 4 Armenhäuser, des Waisenhauses und der Ziehkinderpflege, das Daheim für Arbeiterinnen, die Gesellschaft der Armenfreunde, die Pestalozzi-Stiftung (Rettungshaus für verwahrloste Kinder), öffentliche Speiseanstalten, Volksbrausebäder, Wärmstuben, Sanitätswachen, der Verein für Familien- und Volkserziehung, das Asyl für Obdach-

lose, zahlreiche Kinderbewahranstalten und Kindergärten, die Erziehungs- und Pfleganstalt für geistig zurückgebliebene und schwachsinnige Kinder, der Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge, die Schrebervereine für Förderung der Erziehung und des Unterrichts, der Verein für Ferienkolonien u. a. m. Durch großartige Schenkungen reicher Bürger (Stiftung eines Menschenfreundes, Focke-Stiftung 2c.) können wohlthätige und gemeinnützige Zwecke wesentlich gefördert werden.

[Verwaltung, Behörden.] Die städtische Verwaltung liegt in den Händen des Stadtrats, der einschließlich des Oberbürgermeisters, des Bürgermeisters und des Polizeidirektors aus 12 besoldeten und 15 unbesoldeten Mitgliedern besteht, und des Stadtverordnetenkollegiums, das 72 Mitglieder zählt. Die finanziellen Verhältnisse sind günstig. Nach dem Vermögensabschluß vom 1. Jan. 1894 betrugen die Aktiven (nach dem viel zu geringen Buchwert) 87,143,477 Mk., die Passiven 61,746,385 Mk., so daß ein Vermögensbestand von 25,307,092 Mk. vorhanden war. Die Beleuchtung der Stadt und der Vororte erfolgt durch die beiden großen städtischen und durch drei der Thüringer Gasgesellschaft gehörige Gasanstalten. Von 1895 an sollen nach Errichtung einer elektrischen Zentrale die innere Stadt und die innern Vorstädte elektrisch beleuchtet werden. Durch zwei Wasserwerke, ein kleineres bei Konnewitz (seit 1866) und ein größeres bei Naunhof (seit 1888), wird L. mit Wasser versorgt. Als kaiserlich-deutsche Reichsbehörden hat L. das Reichsgericht, den Disziplinarhof, die Disziplinarkammer, die Oberpostdirektion, das Telegraphenamt (mit Fernsprecheinrichtung) und eine Hauptstelle der Reichsbank. Die hauptsächlichsten andern Behörden sind: die königliche Kreishauptmannschaft, die Amtshauptmannschaft, ein Landgericht und Amtsgericht, 2 sächsische Eisenbahndirektionen, 2 Ephorien, ein Polizeiamt, das Hauptzollamt, Hauptsteueramt, Landbauamt, die Landeslotteriedirektion, eine Handelskammer, eine Gewerbekammer. L. ist Garnison der drei Infanterieregimenter Nr. 106, 107 und 134 und Sitz des Kommandos der 24. Infanteriedivision, der 47. und 48. Infanterie- und 24. Kavalleriebrigade.

[Verkehrswesen.] In direkter Eisenbahnverbindung steht L. mit Dresden (durch zwei Linien), Chemnitz, Magdeburg, Hof, Erfurt, Gera, Dessau, Berlin und Guben. Eine die Stadt mit den Vororten verbindende Pferdebahn (1895 Betriebslänge etwa 47 km) besteht seit 1872. Die Anlage einer weitverzweigten elektrischen Straßenbahn soll 1896 vollendet sein. Eine für L. sehr wichtige Angelegenheit ist die Kanalfrage. Von den vier ausgearbeiteten Projekten scheint neuerdings das Projekt eines Elster-Saalekanals nach Creypau a. S. mit Benutzung des von Dr. K. Heine begonnenen Kanals viel Aussicht auf Verwirklichung zu haben. L. hatte (im Oktober 1895) 6 Postämter I., 17 Postämter II. und 3 Postämter III. Klasse, 2 Bahnpostämter, ein Telegraphenamt, ein Stadt-Fernsprechamt (seit 1882), 3 Fernsprechvermittelungsämter und eine öffentliche Fernsprechstelle. L. steht (1895) durch Fernsprecher in Verbindung 1) mit allen Stadt-Fernsprecheinrichtungen im Oberpostdirektionsbezirk L.; 2) mit Berlin nebst Vororten, Spandau u. Potsdam; 3) mit Dresden 2c., Erfurt 2c., Halle 2c., Magdeburg 2c., Hamburg 2c; 4) mit 17 bayrischen Städten.

Das Wappen der Stadt (s. Abbildung, S. 193) ist ein der Länge nach geteilter Schild; links befindet sich auf goldenem Grund ein schwarzer aufgerichteter Löwe; rechts sind vier Balken abwechselnd in Blau und Gold.

[Umgebung 2c.] Die öffentlichen großen und schönen Gärten, die vormals eine Zierde Leipzigs waren, hat die Spekulation vernichtet und in Straßen umgewandelt. Einen Ersatz bieten die prächtigen Waldungen, die sich im Norden, Westen und Süden der Stadt hinziehen. Auf der südlich vom Scheibenholz gelegenen Rennbahn werden alljährlich im Frühjahr und Herbst große Wettrennen veranstaltet. Die Radfahrer haben einen Sportplatz im Westen der Stadt nahe bei Lindenau. Die besuchtesten Vergnügungsorte für die Leipziger sind außer den schon genannten das Neue Schützenhaus (Schützenhof), die Vororte Gohlis, Eutritzsch, Konnewitz, Lößnig, Lindenau, Plagwitz, Schleußig, ferner Leutzsch, Böhlitz-Ehrenberg, Wahren, Lützschena mit Park u. einer Gemäldegalerie des Freiherrn Speck v. Sternburg, die durch die Völkerschlacht von 1813 denkwürdigen Dörfer Probstheida, Meusdorf, Wachau, Dölitz und Markkleeberg, teilweise noch mit Spuren der Schlachttage; Machern, Knauthain und Cythra mit schönen Parkanlagen u. a. m.

Geschichte.

Die Stadt L. verdankt ihren Ursprung einem Fischerdörfchen, das die wendischen Sorben am Zusammenfluß von Pleiße u. Parthe gründeten und Lipsk (von lip oder lipa, die Linde) nannten. Erst 1015 wird der Ort als Stadt erwähnt, die unter den Grafen des Gaues Chutici stand. 1017 schenkte Kaiser Heinrich II. L. dem Stift Merseburg; 1082 wurde es von dem Böhmenherzog Wratislaw zerstört, erhob sich aber bald wieder. 1134 brachte es Konrad von Wettin durch Tausch an sein Haus. Unter Otto dem Reichen (1156—89) ward L., damals 5—6000 Einw. zählend, erweitert u. befestigt und erhielt seine beiden Hauptmessen. Um die ihm besonders wegen der Gründung des Thomasklosters (nebst der Thomaskirche 1213), dem er das Patronat der Leipziger Kirchen übergab, feindlich gesinnten Bürger im Zaume zu halten, ließ Markgraf Dietrich 1218 die Stadtmauer schleifen und drei feste Schlösser errichten. Während der Minderjährigkeit Heinrichs des Erlauchten (1221—63) ließ dessen Vormund, Landgraf Ludwig von Thüringen, das Schloß am Grimmaischen Thor niederreißen, worauf die Dominikaner auf dieser Stelle ihr Kloster zum heil. Paulus erbauten. Heinrich vergrößerte die Stadt durch Anlegung des Brühls, der Ritterstraße, der Nikolaistraße und eines Teiles der Reichsstraße (1237). Um diese Zeit bildete sich in L. auch eine Kaufmannsgilde, zu welcher sich die italienischen Kaufleute (Lombarden), die seit der Rückkehr Konrads von Wettin aus Italien sich hier niedergelassen hatten, gesellten. Bei der von Heinrich vorgenommenen Länderteilung kam L. mit dem Osterland an Dietrich von Landsberg (1263—83), der den nach L. reisenden Kaufleuten für ihre Person und Güter einen Schutzbrief erteilte und 1273 der Stadt das Münzrecht verlieh. Bei der Länderteilung unter den Söhnen Friedrichs des Ernsthaften 1349 fiel L. mit dem Osterland Friedrich dem Strengen (1349—81) zu. Dessen Sohn, Kurfürst Friedrich der Streitbare (1381—1428), und sein Bruder Wilhelm stifteten 4. Dez. 1409 auf Grund der Errichtungsbulle des Papstes Alexander V. (vom 9. Sept.) daselbst eine Universität (vgl. oben: S. 198), die zu Ende des 15. Jahrh. schon über 660 Studierende zählte. 1423 erlangte die Stadt, welche bisher von markgräflichen Vögten verwaltet worden war, jedoch nur auf Wiederkauf,

die Ober- und Niedergerichte und bestellte einen Stadtrichter. 1454 wurde der Stadtgraben um die innere Stadt gezogen, und 1483 erfolgte die Gründung des Oberhofgerichts; 1458 kam zu den beiden schon bestehenden Messen noch die Neujahrsmesse hinzu. Bei der Hauptteilung der Wettinischen Lande 1485 fiel L. der Albertinischen Linie zu. Georg der Bärtige (1500—39) gab der Stadt das Stempel- und Niederlagsrecht, erweiterte die Grenzen des Weichbildes und überließ ihr 1508 nunmehr erblich die Ober- und Untergerichte. In der alten Pleißenburg wurde 1519 die berühmte Leipziger Disputation zwischen Luther, Karlstadt und Eck gehalten. Georg unterdrückte zwar die evangelische Lehre in L. gewaltsam; indes schon sein Bruder Heinrich der Fromme (1539—41) führte die Reformation förmlich ein (der jedoch die Universität erst später sich anschloß) und erteilte dem Rate das Patronatsrecht über die Kirchen und Schulen. 1545 ließen sich die ersten Buchhändler, Steiger und Boskopf, in L. nieder. Bei der Belagerung, welche L. im Schmalkaldischen Kriege 1547 durch Johann Friedrich den Großmütigen erlitt, wurden die Vorstädte gänzlich eingeäschert. Unter dem neuen Kurfürsten Moritz wurden dagegen die Festungswerke verstärkt, die Pleißenburg sowie die Vorstädte neu aufgebaut, und 1550 wurde das Konsistorium aus Merseburg hierher verlegt. Im März 1549 ward hier von den sächsischen Landständen das sogen. **Leipziger Interim** beschlossen. Durch Kurfürst August veranlaßt, ließen sich viele niederländische Kaufleute in L. nieder.

Ungemein litt die Stadt im Dreißigjährigen Kriege. 1631 wurde sie von Tilly zur Übergabe genötigt, jedoch Gustav Adolfs Sieg bei Breitenfeld 17. Sept. d. J. befreite sie schon 22. Sept. vom Feinde. 1632 und 1633 wurde die Stadt von den Kaiserlichen unter Holk, 1642 von den Schweden unter Torstensson eingenommen, welche sie auch noch nach Abschluß des Westfälischen Friedens bis zur Abtragung der Kriegssteuer von 267,000 Thlr. (1650) besetzt hielten. Der Dreißigjährige Krieg hatte der Stadt über 1,070,000 Thlr. gekostet und ihren Wohlstand zerrüttet. Nach wiederhergestelltem Frieden wurde L. stärker befestigt; auch wurden damals die Lindenalleen auf den Wällen angepflanzt; 1677 wurde die Ratsbibliothek gegründet und 1678 die Börse errichtet. Seit 1667 zog sich der Buchhandel aus Frankfurt a. M., wo zu strenge Zensur geübt wurde, nach L., und seit Anfang des 18. Jahrh. schwang sich L. zum Hauptstapelplatz des deutschen Buchhandels auf. 1682 wurde das Handelsgericht errichtet u. eine Handelsgerichts- u. eine Wechselordnung bekannt gemacht; 1687 trat eine Bücherkommission ins Leben, und 1690 wurde die Münzkonferenz gehalten, der 1691 die Einführung des Leipziger Münzfußes (1 Mark = 12 Thlr.) folgte. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes entstand durch die Niederlassung von Refugiés eine französische Kolonie in L. Es gehörte zu den vier Legestädten des Reiches und hatte bei den sächsischen Landtagen das Direktorium unter den Städten. Von den traurigsten Folgen war der Siebenjährige Krieg für L., das von Friedrich d. Gr. mit schweren Kontributionen (über 15 Mill. Thlr.) belegt wurde, doch nahmen in der folgenden Friedenszeit der Handel und die Messen einen Aufschwung wie fast nie vorher. Die Universität wurde von Friedrich August III. sehr begünstigt, seit 1784 die Festungswerke abgetragen und der Stadtgraben in einen Park verwandelt. Eine ganz veränderte Richtung gab dem Handel der französisch-preußische Krieg von 1806. Die französische Beschlagnahme aller englischen Waren mußte durch Zahlung von 7 Mill. Fr. losgekauft werden, doch hatte L. sich mitten in den folgenden Kriegsjahren starker Messen zu erfreuen. Im Kriege von 1809 wurde es 22. Juni von den Österreichern und 26. Juni von einem Korps Braunschweiger besetzt, das eine Kontribution erhob. Die größten Leiden brachte der Krieg von 1813 über L. Am 31. März wurde es zuerst von den russischen Vortruppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, 30. April wieder abzogen, worauf 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Korps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte. Das welthistorische Ereignis der großen Völkerschlacht (s. unten) vom 16.—19. Okt. 1813 brachte furchtbare Schreckenstage über L. Die Stadt wurde mit Sturm genommen und erhielt einen russischen Kommandanten; viele Tausende raffte der in den zahlreichen überfüllten Spitälern, zu denen Kirchen und andre öffentliche Gebäude eingerichtet waren, ausgebrochene Typhus dahin. Von Nachteil für L. wurde auch die Teilung Sachsens 1815, welche die preußischen Schlagbäume bis 2 Stunden vor die Stadt rückte. Am 5. April 1831 wurde infolge ausgebrochener Unruhen die verhaßte alte städtische Regierung durch einen neuen, von den provisorischen Kommunerepräsentanten gewählten Magistrat ersetzt. Von großer Bedeutung für L. wurde der 1833 erfolgte Anschluß Sachsens an den Deutschen Zollverein, dem seit 1837 der Bau der Eisenbahnen folgte. Das Jahr 1835 brachte die Beseitigung des Schöppenstuhls, des Oberhofgerichts und des Konsistoriums, wogegen die Stadt Sitz des Appellationsgerichts und der Kreisdirektion wurde. Hierzu kamen 1836 die Buchhändlerbörse und 1. Sept. 1838 die Leipziger Bank. L. wurde ein Hauptherd des Deutschkatholizismus. Die Mißstimmung über das von der Regierung gegen diesen beobachtete Verfahren sowie der Verdacht gegen einen von obenher beabsichtigten Glaubenszwang in der protestantischen Kirche ließen es 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des Prinzen Johann zu einem Volksauflauf kommen, bei welchem das Einschreiten des Militärs mehreren Personen das Leben kostete. Während des Sturmjahres 1848 wirkten hier zahlreiche politische Vereine in verschiedenen Richtungen, namentlich entwickelte Robert Blum eine große agitatorische Thätigkeit. In der Nacht zum 17. Mai 1849 kam es zwischen der Kommunalgarde und den Tumultuanten zu blutigen Zusammenstößen. 1866 war L. mehrere Monate von preußischen Truppen besetzt. 1868 wurde das Reichsoberhandelsgericht und 1879 das Reichsgericht nach L. verlegt.

Vgl. außer den bereits angeführten Schriften: **Hasse**, Die Stadt L. und ihre Umgebung, geographisch und statistisch beschrieben (Leipz. 1878); die »Mitteilungen des Statistischen Büreaus der Stadt L.«; die »Verwaltungsberichte des Rates der Stadt L.«; die »Jahresberichte der Handelskammer«; »Die Stadt L. in hygienischer Beziehung« (Festschrift des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, das. 1891); »L. und seine Bauten« (Festschrift des Architekten- und Ingenieurvereins, das. 1892); »Festschrift zur 28. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in L.« (1887, auch die Industrieverhältnisse betreffend); **Hirschfeld**, Leipzigs Großindustrie und Großhandel (das. 1887); Lokalführer von **Moser**, **Benndorf**, **Heitmann**, **Pfau** u. a.; **Helm**, Heimatkunde von L. (Leipz. 1891); **Große**, Geschichte der

Stadt L. (das. 1837—42, 2 Bde.); Sparfeld, Chronik der Stadt L. (2. Aufl., das. 1851); Wuttke, Geschichte Leipzigs und seiner Umgegend bis zum Ende des 13. Jahrhunderts (im 1. Bd. der »Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs«, 1873); Kneschke, L. seit 100 Jahren (2. Aufl., Leipz. 1870); Derselbe, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in L. (das. 1864); Müller, Das Stadttheater zu L., Statistik 1817—91 (das. 1891, 2 Bde.); Wustmann: Aus Leipzigs Vergangenheit (das. 1885), Quellen zur Geschichte Leipzigs (Bd. 1 u. 2, das. 1889—95), Leipzig durch drei Jahrhunderte. Atlas zur Geschichte des Leipziger Stadtbildes (das. 1891); Seifert, Die Reformation in L. (das. 1883); Moser, Chronik der Stadt L. und ihrer Umgebung (das. 1877) und andre Schriften des Verfassers; »Urkundenbuch der Stadt L.« (hrsg. von v. Posern-Klett u. Förstemann im »Codex diplom. Saxoniae regiae«, das. 1870—95, 3 Bde.).

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

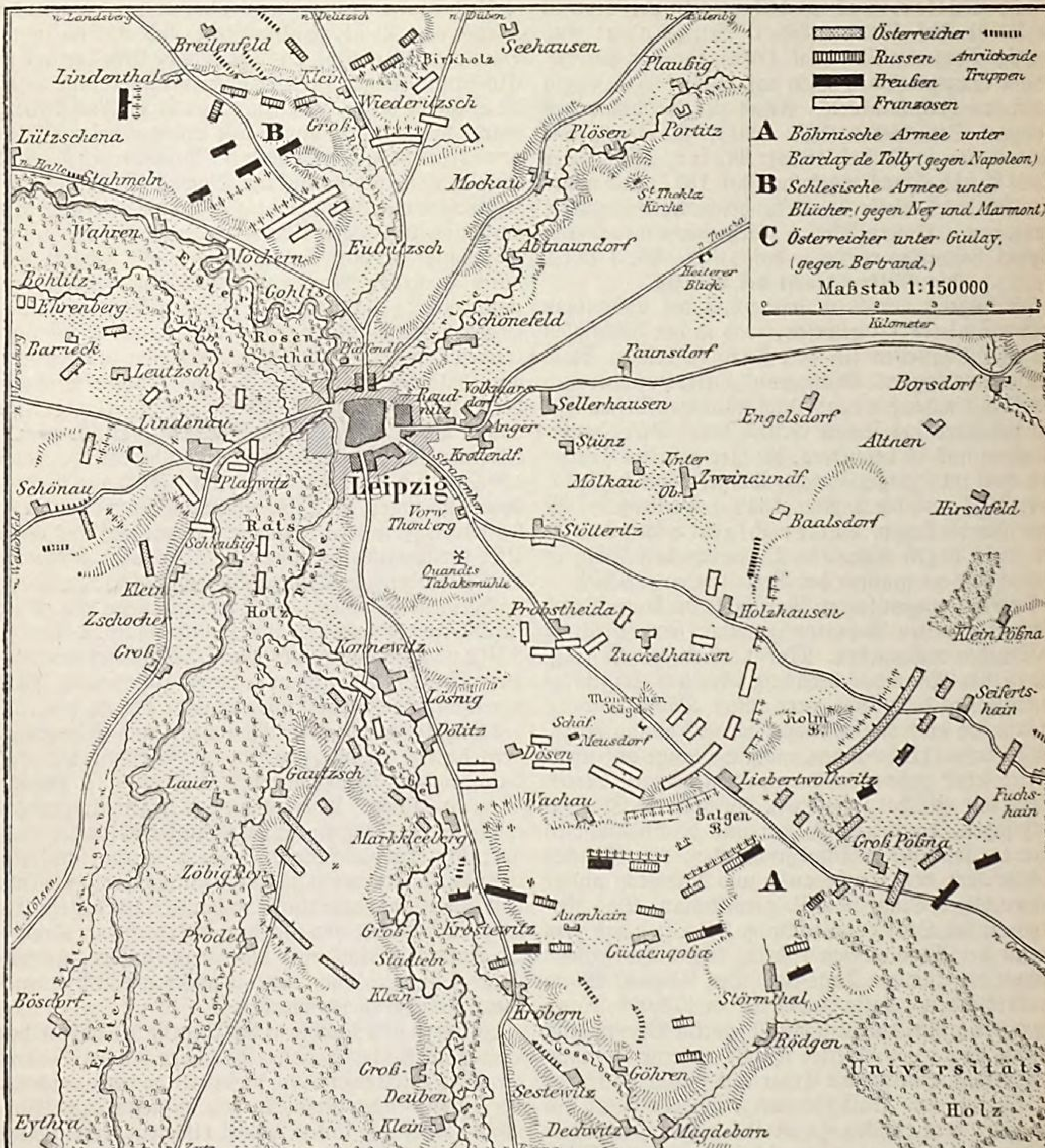
Die Gegend von L. ist wiederholt der Schauplatz großer Schlachten gewesen, was in der Wichtigkeit der an Hilfsquellen für den Krieg so reichen Stadt und in ihrer Lage als Knotenpunkt vieler Hauptstraßen sowohl als in der für den Kampf günstigen Beschaffenheit des Terrains seinen Grund hat. Drei Hauptschlachten sind es besonders, die hier geliefert worden sind, zwei im Dreißigjährigen Kriege, nämlich die 17. Sept. 1631 und die 2. Nov. 1642 (s. Breitenfeld), die letzte aber die sogen. Völkerschlacht vom 16.—19. Okt. 1813 gegen Napoleon I., welche den Krieg in Deutschland zu gunsten der Verbündeten entschied.

Die Niederlagen seiner Marschälle im August und September hatten Napoleon genötigt, seine Stellung bei Dresden aufzugeben. Murat erhielt den Auftrag, mit 45,000 Mann das bedächtig über das Erzgebirge vordringende böhmische Heer unter Schwarzenberg, bei dem sich auch Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. befanden, möglichst lange aufzuhalten; er selbst gedachte sich mit allen übrigen Streitkräften auf Blücher zu stürzen, ihn über die Elbe zurückzujagen, dann umzukehren und dem böhmischen Heere ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Aber Blücher wich geschickt dem Stoße aus, und Napoleon mußte unverrichteter Dinge nach L. zurückkehren. Das Reitergefecht bei Liebertwolkwitz 14. Okt., das zum Vorteil der Verbündeten endete, leitete die großen Kämpfe der nächsten Tage ein. Den 200,000 Mann der Verbündeten hatte Napoleon an 176,000 Mann gegenüber zu stellen. Um die allgemeine Vereinigung der Gegner zu verhindern, wählte er seine Stellung nicht westlich von der die Elster und Pleiße begleitenden Sumpf- und Waldniederung, sondern östlich davon, mit dem Rücken gegen L., obgleich ihm hier als einzige Rückzugslinie der schmale, von der Stadt nach Lindenau führende Straßendamm blieb. Während er auf der Nordseite zur Beobachtung Blüchers 42,000 Mann unter dem Oberbefehl Neys zurückließ, ordnete er am 15. vom Galgenberg zwischen Wachau und Liebertwolkwitz aus seine Scharen in einem großen Halbkreise, der von der Pleiße zwischen Connewitz und Lösnig über Probstheida und Holzhausen bis Paunsdorf reichte, zur Schlacht gegen das böhmische Heer. Den Paß bei Lindenau bewachte Bertrand mit 10,000 Mann.

Die Schlacht bei L. vom 16. Okt. zerfällt in drei Einzelkämpfe: in die Napoleons bei Wachau gegen das böhmische Heer, die Marmonts bei Möckern gegen Blücher und das Gefecht zwischen Gyulai und Bertrand bei Lindenau. Verleitet von dem Sachsen v. Langenau, hatte sich Schwarzenberg darauf versteift, durch die ganz unwegsame Flußniederung Napoleon in die rechte Flanke zu fallen und diese aufzurollen. Zwar versagte Kaiser Alexander die Mitwirkung seiner Russen zu dem verkehrten Plane; da aber Schwarzenberg dennoch 35,000 Mann dazu bestimmte, so blieben nur 84,000 Mann, außer den Garden die Korps von Kleist, Wittgenstein und Klenau unter Barclays Oberbefehl, auf dem rechten Ufer verfügbar. Ein fünfstündiger fürchterlicher Geschützkampf leitete die Schlacht bei Wachau ein. Das Dorf Markkleeberg wurde viermal genommen und viermal verloren, bevor es zuletzt in den Händen der Preußen blieb. Noch heftiger tobte der Kampf um Wachau selbst, das Herzog Eugen von Württemberg gegen die von Napoleon persönlich befehligte Übermacht nicht zu behaupten vermochte; er mußte nach Güldengossa zurück, wodurch zu seiner Rechten auch Fürst Gortschakow genötigt wurde, sich nach dem Universitätsholze zurückzuziehen. Noch weiter rechts war es zwar Klenau gelungen, Liebertwolkwitz den Franzosen zu entreißen, aber bald mußte auch er in seine frühere Stellung bei Großpößna und Fuchshain zurück. Um 11 Uhr waren die Angriffe der Verbündeten sämtlich gescheitert; die Schlacht stand für sie höchst bedenklich. Zwar entschloß sich Schwarzenberg nun endlich auf Alexanders Andringen, die Österreicher, die jenseit des Flusses keinen Fuß breit vorwärts kamen, auf das rechte Ufer herüberzurufen, aber ehe sie eintrafen, schwebten die Verbündeten bei Wachau in höchster Gefahr. Denn nachdem sie Napoleon aus 170 Geschützen mit einem furchtbaren Eisenhagel überschüttet hatte, ballte er, 3 Uhr nachmittags, unter Murats Führung eine Reitermasse von 8000 Mann gegen sie zusammen. Alles vor sich niedertretend, stürmte diese bis an den Fuß des Hügels, auf dem die Monarchen und Schwarzenberg hielten. Das Zentrum der Verbündeten war durchbrochen. Napoleon befahl, in L. mit allen Glocken Sieg zu läuten. Aber in diesem letzten Augenblicke erlahmte der Stoß an der Unerschütterlichkeit der Gegner; der ermattete Reiterschwarm wurde schließlich vollständig überwältigt. Auch ein zweiter mit Fußvolk unternommener Ansturm hatte keinen bessern Erfolg. Die Nacht machte dem mörderischen Kampfe ein Ende. Gyulais nur mattherzig unternommener Angriff auf Lindenau war inzwischen von Bertrand ebenfalls abgewiesen worden.

Insofern also Napoleon den Angriff des böhmischen Heeres abgeschlagen hatte, durfte er sich bei Wachau den Sieg zuschreiben, und dieser würde voraussichtlich ein entscheidender geworden sein, hätten Ney u. Marmont, die seinen linken Flügel bildeten, seinem Rufe auf das Schlachtfeld von Wachau Folge leisten können. Aber im Begriff, dahin aufzubrechen, sah sich Marmont plötzlich durch Blücher festgehalten, der früh, dem von der Südseite Leipzigs herüberschallenden Kanonendonner entgegen, von Halle aufgebrochen war. Ney dagegen hatte sich zwar nach Wachau in Marsch gesetzt, ließ sich aber dann durch Marmonts gefährdete Lage bestimmen, umzukehren, kam aber zu spät und gelangte daher weder hier noch dort zum Schlagen. Da Blücher seine infolge des Ausbleibens der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden ungedeckte linke Flanke nicht einem feindlichen Stoße aussetzen durfte, so blieb ihm nur das Korps York, 21,500 Mann, zum Angriff auf Marmont verwendbar, der, um dem Gegner den Weg nach L. zu

versperren, das durch seine Lage dicht an der Elster vor Umgehung geschützte Dorf Möckern zu seinem Hauptstützpunkt erkoren und zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet hatte. Um dieses erhob sich ein von beiden Seiten mit höchster Energie durchgeführter Kampf, bis endlich die unvergleichliche Tapferkeit der Feind durch Wegnahme der Dörfer Eutritzsch und Gohlis bis dicht an die Stadt zurückdrängen. Dieselben Erwägungen, welche die Verbündeten zu diesem Aufschub veranlaßten, hätten Napoleon bestimmen müssen, unverzüglich den Rückzug anzutreten, da die Voraussetzungen, unter denen er sich dem böhmischen Heere

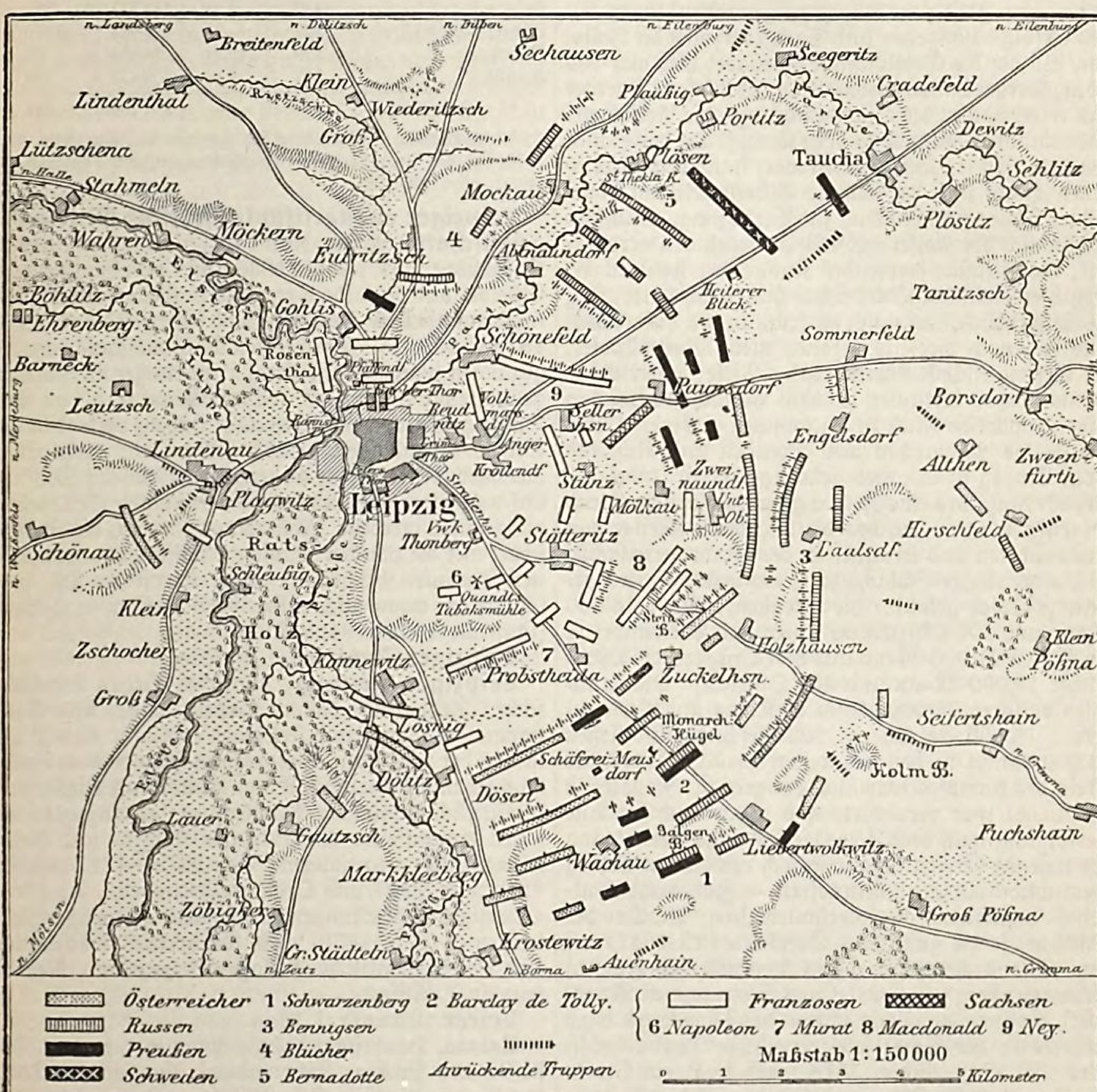


Karte zur Schlacht bei Leipzig am 16. Oktober 1813.

Preußen durch Erstürmung des Dorfes die Niederlage Marmonts entschied. Den Preußen kostete ihr Sieg an Toten und Verwundeten 172 Offiziere und 5500 Mann.

Der 17. Okt., ein Sonntag, verlief still. Die Verbündeten hatten in einem zu Sestewitz gehaltenen Kriegsrat beschlossen, die Erneuerung der Schlacht auf den folgenden Tag zu verschieben, wo das Eintreffen des Nordheeres und des russischen Reserveheeres unter Bennigsen ihnen eine bedeutende Überlegenheit verleihen mußte. Nur Blücher, noch unbekannt mit diesem Beschlusse, ließ von Langeron und Sacken den zur Schlacht gestellt hatte, nicht eingetroffen waren und er, außer den 14,000 Mann Reyniers von Düben her, keine Verstärkungen mehr zu erwarten hatte. Allein diesen Entschluß vermochte er seinem stolzen Sinne nicht abzugewinnen: er klammerte sich vielmehr an die Möglichkeit, Österreich durch Anerbietungen der Koalition abtrünnig zu machen, und schickte zu diesem Zwecke den bei Connewitz gefangenen österreichischen General Merveldt an seinen Schwiegervater. Aber der Tag verging ohne Antwort, und nun erst traf er einleitende Anordnungen zum Rückzug, freilich in ungenügendem Maße.

Da Napoleon den nunmehr auf 276,000 Mann verstärkten Gegnern nur 150,000 Mann gegenüberzustellen hatte, so verkürzte er die Aufstellung seiner Truppen, indem er sie etwas näher an die Stadt zurücknahm. Den Hauptteil derselben stellte er unter Murat dem böhmischen Heer gegenüber auf einer von der Pleiße über Probstheida bis Holzhausen reichenden Linie, links hatte Ney den Lauf der Parthe zu verteidigen, den großen Zwischenraum zwischen beiden besetzte nur das schwache Korps Reynier, da Napoleon von dem Nordheer nicht so bald glaubte etwas fürchten zu müssen. Er selbst leitete am 18. die Schlacht von der Tabaksmühle auf einer Anhöhe zwischen Connewitz und Stötteritz. Daß er trotz der großen Überzahl der Gegner auch diesen ganzen Tag hindurch ihnen standzuhalten vermochte, verdankte er hauptsächlich dem bei diesen herrschenden Mangel an Übereinstimmung und Ineinandergreifen. In drei gewaltigen Heersäulen schritt Schwarzenberg zum Angriff. Die erste, 50,000 Mann unter Prinz Hessen-Homburg und nach dessen schwerer Verwundung unter Colloredo, entriß den Polen Poniatowskis die Dörfer Dölitz und Dösen, aber an Connewitz scheiterten alle ihre Anstrengungen. Unterdes mußte Barclay mit dem Hauptangriff auf Probstheida warten, bis Bennigsen heran war, was erst nachmittags um 2 Uhr geschah. Um dieses massiv gebaute Dorf, das für Napoleon als die die beiden Schenkel seiner Aufstellung verbindende Spitze von höchster Wichtigkeit war, erhob sich ein erbittertes, für die Verbündeten erfolgloses Ringen. Am spätesten griff Bennigsen ein; nach vergeblichem Angriff auf Stötteritz bemächtigte er sich der Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen und Baalsdorf, zuletzt auch Zweinaundorfs. Bei Paunsdorf gingen 3000 Mann Sachsen mit 19 Kanonen über; ihrem Beispiele folgten zwei württembergische Reiterregimenter unter General Normann. Um 4 Uhr nachmittags traf endlich das Korps Bülow vom Nordheer auf dem Schlachtfeld ein, nachdem es Blücher in einer Zusammenkunft zu Breitenfeld mit großer Mühe gelungen war, die Bedenken des Kronprinzen von Schweden zu überwinden. Vor dieser Übermacht brach Napoleons linker Flügel zusammen. Ein Dorf nach dem andern ging verloren; um Schönefeld wütete bis in die Nacht ein Kampf von



Karte zur Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813.

beispielloser Heftigkeit, bis es endlich Ney in Langerons Händen lassen mußte.

Dieser Ausgang machte Napoleons ferneres Verbleiben bei L. unmöglich. Mit Eintritt der Dunkelheit zog er seine Truppen in die Stadt zurück; er selbst verbrachte die Nacht im Hotel de Prusse. Als sich am 19. Okt. beim Fallen des Morgennebels herausstellte, daß die Dörfer von den Franzosen geräumt seien, schritten die Verbündeten zum Sturm auf die Stadt; ein Versuch Napoleons, durch Abordnungen des Königs von Sachsen und des Magistrats an die Monarchen eine Frist zum Abzug zu gewinnen, hatte keinen Erfolg. Langeron und Sacken nahmen die Hallesche, Bülow die Grimmaische Vorstadt; hier war das Königsberger Landwehrbataillon des Majors Friccius das erste, das in die Stadt eindrang; die Petersvorstadt räumte Poniatowski ohne Kampf. Da das Schlagen von Brücken unterblieben war, stand dem geschlagenen Heere nur die schmale Elsterbrücke am Ranstädter Thore zum Rückzug zur Verfügung. Mühsam machte sich der Kaiser selbst Bahn durch den verwirrten, die Straßen sperrenden Knäuel der Fliehenden; sobald er das Ranstädter Thor hinter sich hatte, flog die Elsterbrücke, angeblich zu früh, in die Luft, alles, was sich noch diesseits befand, meist Rheinbündler, der Gefangenschaft überliefernd. Viele, unter ihnen Poniatowski, ertranken bei dem Versuche, durch den angeschwollenen Fluß zu entkommen. Gegen 1 Uhr hielten die Monarchen von Preußen und Rußland ihren Einzug in L. unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung, der eine Zeitlang das entsetzliche Elend vergessen machte, welches die ungeheure Menge von Verwundeten und Kranken in der Stadt verursachte.

Die dreitägige Schlacht hatte auf beiden Seiten gewaltige Opfer gekostet: die Preußen zählten 16,000 Mann und 600 Offiziere an Toten und Verwundeten, die Russen 21,000 Mann und 860 Offiziere, die Österreicher 14,000 Mann und 400 Offiziere. Die Franzosen verloren 38,000 Mann an Toten und Verwundeten, 15,000 Gefangene, 300 Geschütze und ließen 23,000 Mann in den Lazaretten zurück. Indes der Preis des Kampfes war auch ein großer. Napoleons Weltmacht war vernichtet, und wenn auch die laue Verfolgung nach dem Siege die sofortige Beendigung des Krieges vereitelte, so war doch mit Einem Schlag Deutschland bis zum Rhein befreit. — Zahlreiche Denksteine bezeichnen die merkwürdigsten Punkte der Schlacht, so die gußeiserne Spitzsäule (seit 1847) auf dem »Monarchenhügel«, das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg (ein Würfel aus Stein unweit Meusdorf), der Napoleonsstein unweit des Thonbergs, dazu mehrere in der Stadt selbst errichtete Denkmäler (s. oben, S. 194). Schon 1814 ward in L. ein Verein zur Feier des 19. Okt. gegründet, der sich die Aufgabe stellte, das Gedächtnis der Völkerschlacht in möglichst treuer Überlieferung der Nachwelt zu erhalten und alle auf dieselbe bezüglichen Schriftstücke zu sammeln. 1863 wurde die 50jährige Jubelfeier der Schlacht besonders festlich begangen. 1875 wurde eine Korvette der deutschen Marine der Leipziger Schlacht zu Ehren »L.« getauft. Vgl. Aster, Die Gefechte und Schlachten bei L. im Oktober 1813 (Dresd. 1852—53, 2 Bde.; 2. Ausg. 1857); Naumann, Die Völkerschlacht bei L. (Leipz. 1863); Wuttke, Die Völkerschlacht bei L. (Berl. 1863); Apel, Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs (2. Ausg., Leipz. 1872); Gerlach, Die Schlacht bei L., die Armeestellungen 2c. (Tafel, entworfen im J. 1813, neuer Abdruck das. 1892).

Die **Kreishauptmannschaft Leipzig** umfaßt 3567 qkm (64,78 QM.) mit (1890) 871,132 Einw., darunter 842,331 Evangelische, 21,650 Katholiken, 2409 andre Christen und 4523 Israeliten, und besteht aus folgenden sieben Amtshauptmannschaften:

Amtshauptmannschaften	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1890	Einw. auf 1 QKilom.
Borna	549	9,97	73402	134
Döbeln	584	10,60	107203	184
Grimma	846	15,37	90918	107
Leipzig [1]	482	8,75	147217	305
Leipzig (Stadt) [2]	57	—	295025	5176
Oschatz	573	10,41	54894	96
Rochlitz	517	9,39	102473	198
Zusammen:	—	—	871132	234

[1] einschließlich, [2] ausschließlich der am 1. Jan. 1889, bez. 1890—92 der Stadt Leipzig einverleibten frühern Landgemeinden (s. oben, S. 196).

Leipziger evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, Name eines spezifisch konfessionellen Missionsvereins, welcher 1836 unter dem Einfluß von Scheibel und Rudelbach zunächst in Gestalt eines Missionsseminars in Dresden, das seinerseits aus einer 1832 ebendaselbst gegründeten Missionsschule hervorgegangen war, ans Licht trat. Zu einiger Bedeutung gelangte die Anstalt erst, seitdem Graul (s. d.) an ihre Spitze getreten u. sie 1848 nach Leipzig verlegt hatte. Seinen Grundsätzen gemäß sollten nur theologisch durchgebildete und im Gegensatz zur Baseler Mission auf das lutherische Bekenntnis verpflichtete Sendboten ausgesandt werden. Neuerdings hat sich die Gesellschaft auf die von der dänischen Mission übernommenen Tamulen beschränkt. Vgl. Karsten, Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig (Güstrow 1893—94, 2 Tle.).

Leipziger Interim, s. Interim.

Leipziger Zeitung, amtliches Organ der sächsischen Regierung, das in Leipzig täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage erscheint. Die L. Z. ist aus der seit 1. Jan. 1660 regelmäßig von dem Buchhändler und kaiserlichen Notar Timotheus Ritzsch mit kurfürstlich sächsischem Privilegium herausgegebenen »Neu einlauffende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln« hervorgegangen. Von 1672—1711 hieß sie »Leipziger Post- und Ordinar-Zeitungen«, bis 1734 »Leipziger Postzeitungen«, bis 1810 »Leipziger Zeitungen«. Seit 1856 wird ihr dreimal wöchentlich eine »Wissenschaftliche Beilage« beigegeben. Redakteur ist J. Riffert.

Leirer (Lauer), s. Wein.

Leiria, Hauptstadt des gleichnamigen portug. Distrikts der Provinz Estremadura, im schönen Thal des Liz, an der Eisenbahn Lissabon-Figueira da Foz gelegen, Bischofsitz, hat 2 gotische Kirchen, Ruinen eines Schlosses, der ehemaligen Residenz des Königs Dionysius (Diniz), und (1878) 3570 Einw. In der Umgebung befinden sich Eisenbergwerke, Naphthagruben und Mineralquellen. Westlich von L. ziehen sich parallel mit der Küste Dünen hin, welche mit Kiefern bepflanzt sind (Pinhal de L., 11,500 Hektar) und bedeutenden Holz- und Harzertrag liefern.

Leisen, s. Kirchengesang 2c.

L-Eisen, Walzeisen von L-förmigem Querschnitt.

Leisewitz, Johann Anton, Dichter der Sturm- und Drangperiode, geb. 9. Mai 1752 in Hannover, gest. 10. Sept. 1806 in Braunschweig, studierte in Göttingen seit 1770 Rechtswissenschaft und befreun-

dete sich hier mit Hölty und den übrigen Dichtern des Hainbundes, in den er 2. Juli 1774 einstimmig aufgenommen ward, und in dessen Geist die satirischen Dialoge verfaßt sind, die er im Göttinger »Musenalmanach« auf das Jahr 1775 veröffentlichte. Im Oktober 1774 ließ er sich als Advokat in Hannover nieder, siedelte aber im November 1775 nach Braunschweig über, wo er mit Eschenburg, Lessing in Wolfenbüttel, Mauvillon u. a. in Verkehr trat. Bei einem Besuch in Berlin im Sommer 1776 lernte er auch Nicolai und in Weimar 1780 Herder, Wieland und Goethe kennen. Zu Anfang 1778 zum Sekretär der braunschweigischen Landschaft ernannt, hatte er Muße genug, um mehreres aus dem Englischen zu übersetzen und Materialien zu einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zu sammeln, die er aber liegen ließ. 1790 trat er in den herzoglichen Dienst, in dem er bis zum Geheimen Justizrat (1801) und Präsidenten des Obersanitätskollegiums (1805) aufrückte. L.' einziges Trauerspiel: »Julius von Tarent« (Leipz. 1776, zahlreiche Neudrucke, nach der Originalhandschrift hrsg. von R. M. Werner, Heilbr. 1889), eins der charakteristischten Dramen der Sturm- u. Drangperiode, von den Zeitgenossen hoch gepriesen, ein Lieblingsstück des jungen Schiller, hat vor andern Stücken dieser Richtung den Vorzug eines kunstgerechten Aufbaues, für den Lessing dem Verfasser zum Muster diente. Es behandelt den Liebesstreit eines feindlichen Brüderpaares wie Klingers »Zwillinge«, die indes 1775 beim sogen. Hamburger Preisausschreiben (s. Schröder, F. L.) den Vorzug vor L.' Trauerspiel erhielten. Andre dramatische Entwürfe blieben unausgeführt, wohl infolge von L.' Neigung zu hypochondrischer Grübelei, und wurden nach seinem Tode vernichtet; nur eine Lustspielszene hat sich erhalten. Seine »Schriften« mit Biographie gab Schweiger gesammelt heraus (Braunschw. 1838; neue Ausg., Berl. 1870). Vgl. Kutschera, Johann Anton L. (Wien 1876).

Leisl., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johann Philipp Leisler, gest. 1813 als Medizinalrat in Hanau (Zoolog).

Leisnig, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Döbeln, in fruchtbarer und anmutiger Gegend an der Freiberger Mulde und an der Linie Leipzig-Döbeln-Dresden der Sächsischen Staatsbahn, 155 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, eine Realschule, einen Altertumsforschenden Verein, ein Amtsgericht, 3 Tuchfabriken (300 Arbeiter), Kratzen- und Wagenfabrikation, eine Eisengießerei, eine große Kunst- und Handelsmühle, 5 Kunst- u. Handelsgärtnereien, Stuhlbauerei und (1890) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie Nr. 139) 7944 Einw., davon 68 Katholiken und 10 Juden. An der Mulde das Bad Mildenstein mit irisch-römischem und Kiefernnadelbad und auf steilem Felsen das alte Schloß Mildenstein (jetzt Amtsgerichtslokal). — L. war seit 1081 im Besitz der Grafen von Groitzsch. Um 1157 kaufte es Kaiser Friedrich I. und setzte Burggrafen hier ein, die erst 1538 im Mannesstamm erloschen, aber ihre Burg schon 1365 an Meißen überließen.

Leist, in der Tierheilkunde, s. Schale.

Leist, Burkard Wilh., Rechtsgelehrter (Romanist), geb. 12. Juli 1819 zu Westen im Hannöverschen, studierte Rechtswissenschaft in Göttingen unter Hugo, in Heidelberg unter Thibaut, in Berlin unter Savigny, habilitierte sich 1842 als Privatdozent zu Göttingen und folgte 1846 einem Ruf als ordentlicher Professor des Zivilrechts nach Basel, 1847 nach Rostock, 1853 nach Jena. Ein Anhänger der historischen Schule, vertritt er gleichwohl in eigentümlicher Weise die analytische Methode, indem er darauf ausgeht, die physiologische Seite des Rechts zu untersuchen. Wir nennen von ihm: »Die Bonorum Possessio, ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Geltung« (Götting. 1844—48, 2 Bde.); »Zivilistische Studien auf dem Gebiet dogmatischer Analyse« (Jena 1854—77, 4 Hefte); »Manzipation und Eigentumstradition« (das. 1865). Von Glücks »Erläuterung der Pandekten« bearbeitete er die Bücher 37 und 38 (Erlang. 1870—79, 5 Tle.), welche auch unter Separattiteln erschienen: »Der römische Erbrechtsbesitz« (1870), »Das prätorische Erbsystem« (1873), »Drei erbrechtliche Lehren« (1875) und »Das römische Patronatrecht« (1879, 2 Tle.). In späterer Zeit wendete er sich mehr der vergleichenden Rechtswissenschaft zu. Hierher gehören folgende Schriften: »Gräko-italische Rechtsgeschichte« (Jena 1884); »Altarisches jus gentium« (das. 1889); »Altarisches jus civile« (Abt. 1, das. 1892).

Leiste, langer, verhältnismäßig dünner, schmaler, oft profilierter Körper, welcher als Rand oder Einfassung eines größern Körpers, zur Deckung von Fugen etc. dient; auch soviel wie Saum, Borte, Einfassung.

Leisten, s. Einlagern.

Leisten (der), in der Schuhmacherei, s. Schuh.

Leisten, Jakob, Maler, geb. 1845 in Düsseldorf, besuchte 1861—63 die dortige Akademie und das Atelier des Bildhauers Reiß und widmete sich erst 1864 der Malerei. Nachdem er 1869—73 in München gearbeitet hatte, ließ er sich in Düsseldorf nieder. Seine Genrebilder sind von geist- und gedankenvoller Komposition, ernstem Gefühl, mit großer Sorgfalt und in glänzendem, tiefgestimmtem Kolorit ausgeführt. Die hervorragendsten sind: ein Liebesbrief, die erste Mitrailleuse, Werther und Lotte, Idylle, Begraben, der Ehekontrakt, Wochenbesuch bei der Gutsherrschaft, der Letzte seines Namens, Waldschlößchen, Aufbruch zum Hochzeitstanz, Onkel Kardinal, Duett, Wartesaal I. und II. Klasse (1888), Wallensteins Werbung um Isabella von Harrach (1891) und Aufbruch zur Jagd (1892).

Leistenband, s. Leistengegend.

Leistenbeulen, soviel wie Bubonen.

Leistenbruch, s. Leistengegend und Bruch, S. 545.

Leistendrüsen (Glandŭlae inguinales), die Lymphdrüsen (s. d.) unmittelbar unterhalb des Leistenbandes in der Schenkelbeuge. Sie sind beim Menschen etwa erbsen- bis haselnußgroß, können aber krankhaft enorm anschwellen; es sind ihrer 10—20, darunter 7—13 oberflächliche, die übrigen tiefe. Anschwellungen der L. werden von Krankheiten des Beines oder der äußern Geschlechtsteile bedingt (s. Bubonen).

Leistengegend (Regio inguinalis, Weichen), bei den Säugetieren der seitliche Teil der Unterbauchgegend (s. Bauch). Sie führt ihren Namen von einem sehnigen Strang, dem Leistenband oder Poupartschen Band (ligamentum Poupartii), der wie eine Leiste von dem Darmbein nach dem Schambein verläuft und von Sehnenfasern gebildet wird, welche dem untern Rande des äußern schiefen Bauchmuskels angehören (s. Tafel »Muskeln des Menschen«, Fig. 1). Dieses Band läßt durch zwei Spalten, den Leisten- und den Schenkelkanal, normal die Gefäße für die Beine sowie einige andre Gebilde, abnorm auch Darmschlingen und andre Organe der Bauchhöhle aus letzterer austreten. Beim Menschen ist der Leistenkanal (canalis inguinalis) etwa 4 cm lang; er bildet

den Paß für den Samenstrang (s. Samenleiter) beim Mann, für das runde Mutterband (s. Gebärmutter) beim Weib und verläuft in schräger Richtung von hinten und oben nach vorn und unten. Sein Eingang von der Bauchhöhle aus heißt der innere Leistenring, sein Ausgang der Bauchring. Beim Fötus liegt in ihm außer den genannten Gebilden ein blinder Fortsatz des Bauchfelles, der bei der Geburt sich in die Bauchhöhle zurückzieht, bei seinem Fortbestehen jedoch die Veranlassung zum sogen. angebornen Bruch geben kann. Der Schenkelkanal (canalis cruralis) wird durch eine sehnige Scheidewand in zwei Räume geteilt, von denen der größere einige Muskeln durchläßt und von ihnen gänzlich ausgefüllt wird, indes der andre, der Schenkelring, die großen Schenkelgefäße durchläßt. Da aber letztere den Ring nicht völlig verschließen, so können auch hier Darmschlingen austreten (sogen. Schenkelbrüche).

Leistengeschwülste, s. Leistendrüsen und Bubonen.

Leistenhernie, soviel wie Leistenbruch.

Leistenhoden, ein im Leistenring oder im Leistenkanal zurückgehaltener Hoden, s. Kryptorchie.

Leistenkanal, s. Leistengegend.

Leistennetze, netzartig verlaufende Wülste auf der ursprünglich untern Seite von Platten thonigen Sandsteins, sind Ausfüllungen von Rissen, die beim Trocknen der Schlammschicht, aus der sich der Sandstein gebildet hat, entstanden sind. Häufig erscheinen neben den Leistennetzen die bekannten Tierfährten.

Leistenring, s. Leistengegend.

Leistenschein (Zinsschein), s. Koupon.

Leistenwein, s. Frankenweine.

Leiston (spr. lišt'n), Klosterruine, s. Aldeburgh.

Leistung, in der Mechanik soviel wie Effekt.

Leistungsrecht, s. Einlagern.

Leitapparat (Leitschaufelapparat), s. Wasserrad.

Leitartikel (vulgär auch Leiter, engl. Leader), in der Journalistik ein gewöhnlich an der Spitze der Tageszeitungen erscheinender Artikel, welcher über die allgemeine politische Lage orientiert oder eine Tagesfrage vom Standpunkt der Zeitung aus behandelt.

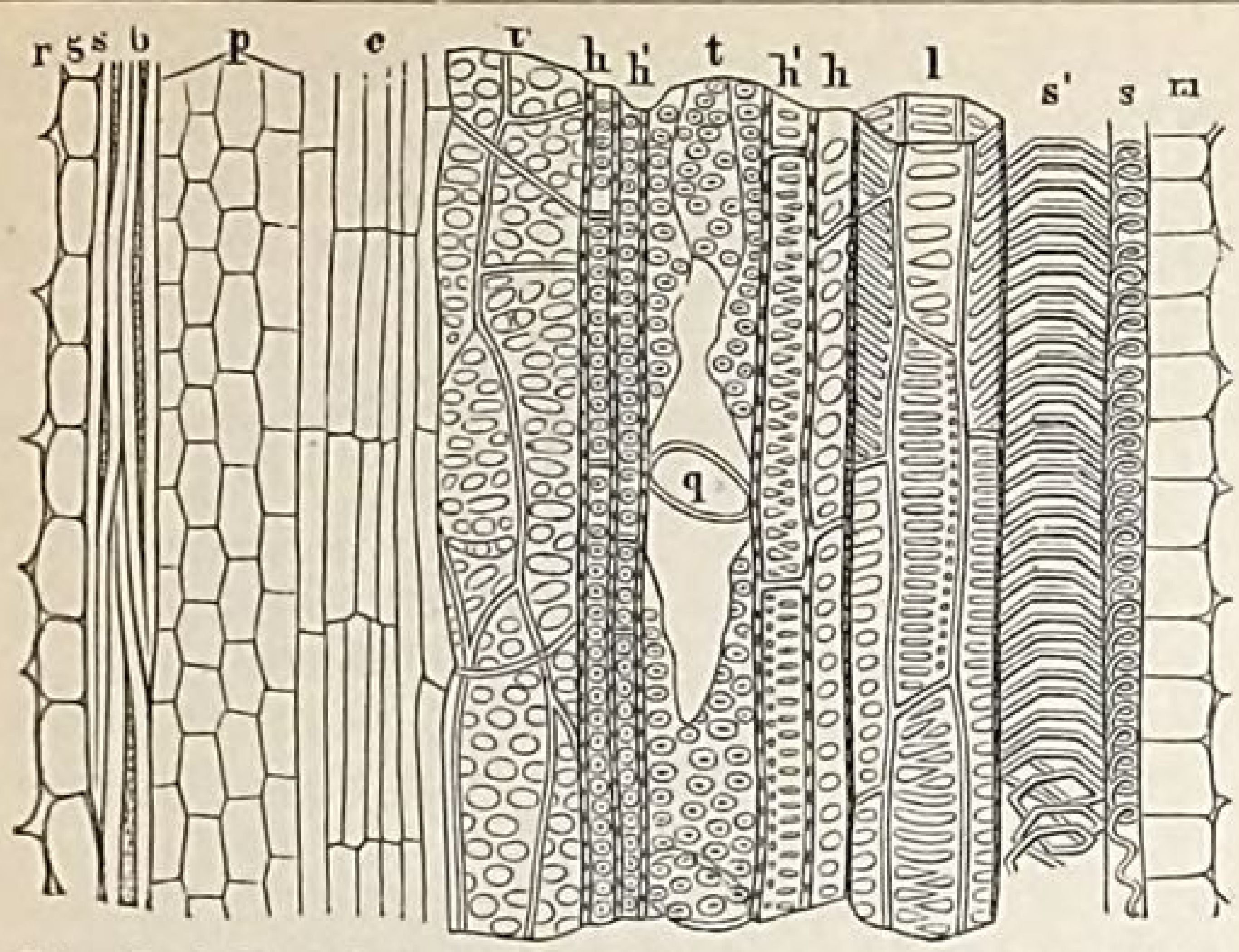
Leitbäume (Leitungsbäume), hölzerne Führungen für Förderschalen in Schächten, s. Bergbau, S. 801.

Leitblock, s. Talje.

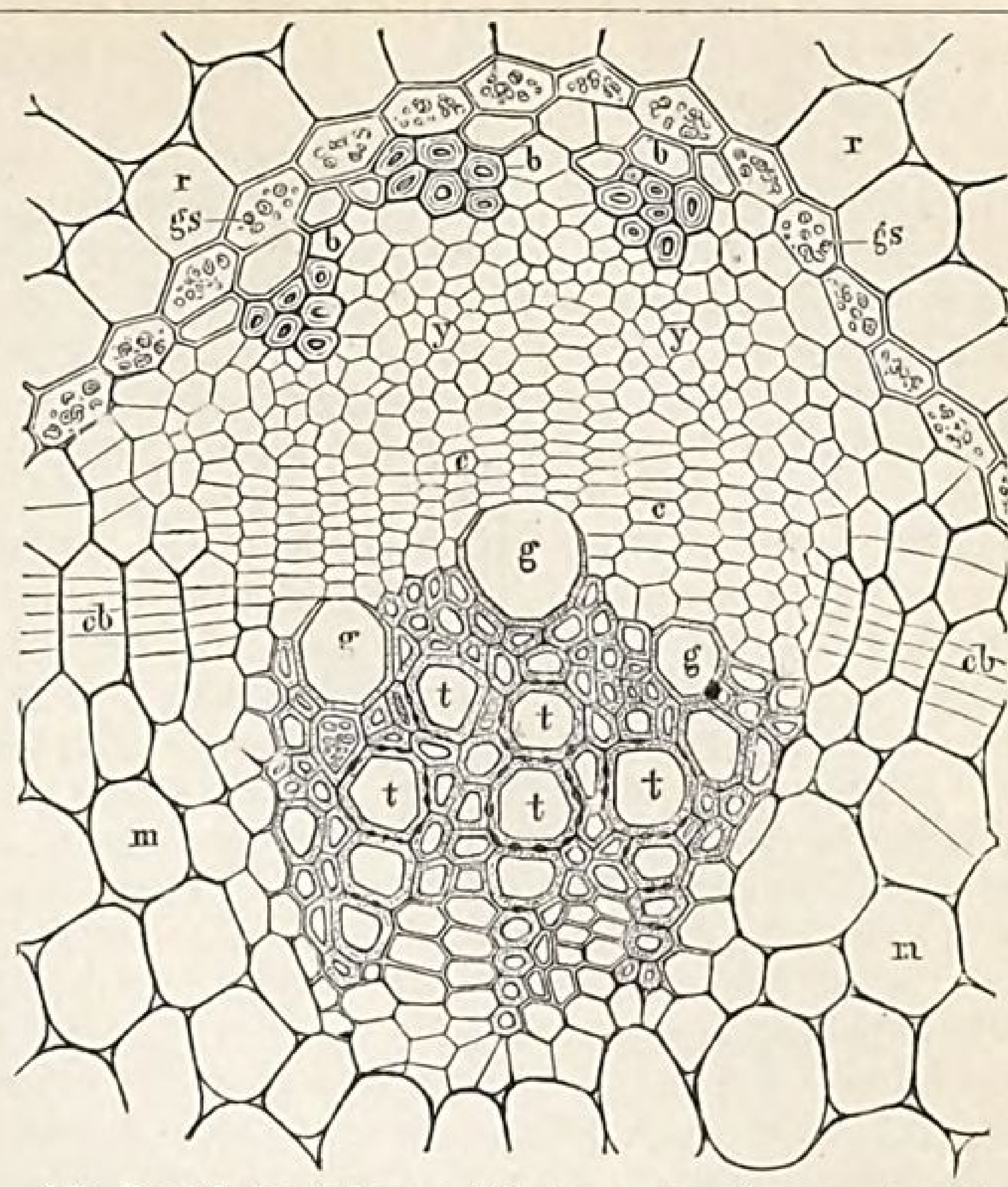
Leitbündel (hierzu Tafel »Leitbündel und Leitungsgewebe«), in der Pflanzenanatomie die aus stoffleitenden Elementen (s. Leitungsgewebe) zusammengesetzten Gewebestränge, die das Innere aller Teile der Pflanze durchziehen und von den Wurzelenden an durch Wurzeln, Stengel bis in die Blätter, Blüten und Früchte einen zusammenhängenden Verlauf haben. Da sie in der Regel mit den Elementen des mechanischen Systems (s. Skelettgewebe), wie dem Bast und Libriform u. a., vereinigt sind, so wurden sie in der ältern Pflanzenanatomie mit diesen als Fibrovasalstränge (fasciculi vasorum, Gefäßbündel) zusammengefaßt. Letztere sind die festern Stränge, welche wir vielfach beim Zerreißen, Zerquetschen rc. von Pflanzenteilen wahrnehmen. Die L. finden sich, wenngleich in verschiedener Vollkommenheit der Ausbildung, bei den meisten stammbildenden Gewächsen; ihre erste Andeutung als dünnwandiger, wasserleitender Gewebestrang im Zentrum des Stengels findet sich bei den Moosen, von den Farnkräutern an werden sie bei allen Gefäßkryptogamen und Phanerogamen in mehr oder weniger starker Ausbildung angetroffen; am meisten reduziert erscheinen sie bei untergetauchten Wasserpflanzen. In den Wurzeln findet sich ursprünglich nur ein einziges, zentrales Bündel (Zentralcylinder), nur in Ausnahmefällen, wie z. B. den Stützwurzeln von Pandanus, mehrere Gefäßstränge. In den Stämmen der Farne erscheinen die L. entweder als axiler Strang, oder auch in Form mehrerer konzentrischer Bündelringe und Ringabschnitte, oder häufig als einfaches, ein parenchymatisches Mark umschließendes Bündelrohr. Dasselbe nimmt dadurch, daß es unterhalb der Anheftungsstelle jedes Wedels eine Lücke hat, oft die Form eines Maschennetzes an, von dessen Rändern die in die Wedel ausbiegenden Stränge sich abzweigen. Bei den meisten Dikotyledonen stehen die Bündel in den Stengeln (Tafel, Fig. 1) in einem Kreis, in die Blätter tritt allemal ein ganzer Strang oder mehrere zugleich aus; die dadurch in dem Kreis entstehenden Lücken werden wieder ausgefüllt durch neue Bündel, welche über der Austrittsstelle als Zweige von einem benachbarten Bündel sich ablösen (Fig. 2). Die aus dem Stengel in ein Blatt ausbiegenden Bündel werden als gemeinsame Stränge, ihr im Stamm verlaufender Teil als Blattspurstrang (Blattspur), Bündel, die stets im Stamm bleiben, ohne auszutreten, als stammeigne bezeichnet. In vielen Monokotyledonenstengeln, zumal in den Stämmen der Palmen, sind die L. auf dem Querschnitt scheinbar regellos (Fig. 3) im innern Parenchym zerstreut, doch wird ihr regelmäßiger Verlauf auf einem Längsschnitt des Stengels (Fig. 4) erkennbar. Jedes Bündel verläuft nämlich von der Blattbasis aus zunächst in einem schiefen, nach der Stammachse konvex gerichteten Bogen nach innen, biegt dann nach außen um und nähert sich allmählich, indem es durch zahlreiche Stengelglieder hinabsteigt, wieder der Stammoberfläche, um sich zuletzt mit tiefer austretenden Bündeln zu vereinigen; bei andern Monokotylen verlaufen die L. nach der Stammmitte und legen sich an tiefere Stränge an, ohne sich nach außen zu biegen. Manche wasser- und sumpfbewohnende Pflanzen, sowohl Mono- als Dikotylen, zeichnen sich durch einen einzigen axilen Gefäßbündelstrang aus. Auch zahlreiche andre Abweichungen vom normalen Bündeltypus, z. B. markständige Bündel (bei Kukurbitaceen, Piperaceen, Papaver, Thalictrum, Begoniaceen, Melastomaceen, einigen Umbelliferen), rindenständige Bündel (Kalykantheen, Katteen, Centaurea u. a.), parallel verlaufende Bündel bei Monokotylen (Gräser) u. a., kommen vor. Aus den Stengeln treten die L. in die Blätter ein, verbreiten sich meist durch die ganze Fläche derselben und bilden die Blattnerven; letztere werden durch sehr dünne, netzartig verzweigte Queräste (Anastomosen) verbunden, die für die Versorgung des Assimilationsgewebes mit Wasser von großer Bedeutung sind.

Hinsichtlich des histologischen Baues unterschied man früher innerhalb des Gefäßbündels (Fig. 5 A u. B) zwei Gewebeteile: den Siebteil oder Phloem, aus zartwandigen, prismatischen Zellen (y, Kambiform) und Siebröhren bestehend, und den Gefäßteil oder Xylem, der aus Gefäßen (g, l u. ss'), Tracheïden, parenchymatischen Holzzellen (h') u. prosenchymatischen, stark verdickten Fasern mit spaltenförmigen Tüpfeln (Libriform) sich aufbaut. Außen werden die L. von Bündeln stark verdickter Faserzellen, den Bastfasern (b), der Länge nach begleitet, die man gegenwärtig dem mechanischen System (s. Skelettgewebe) zurechnet; dasselbe gilt für die mechanisch wirksamen, nichtleitenden Libriformzellen (Holzfaser), die also nicht zum L. im

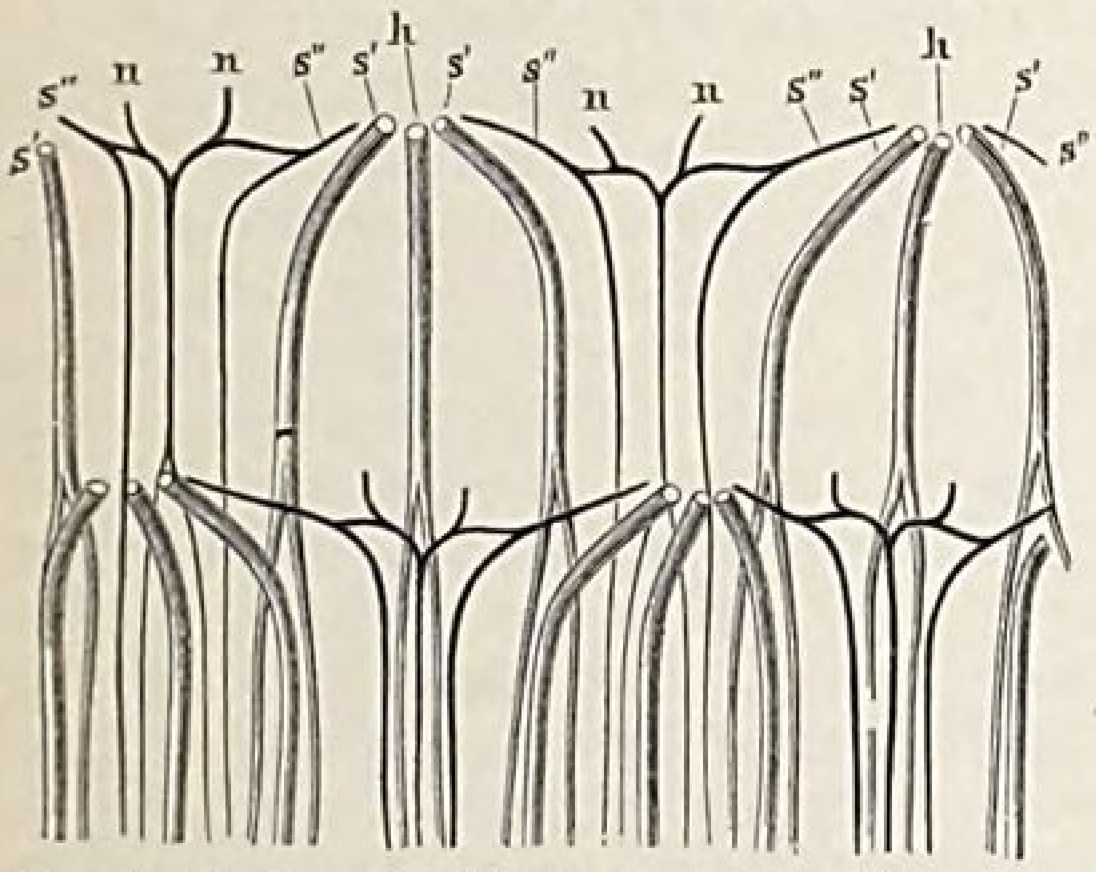
Leitbündel und Leitungsgewebe.



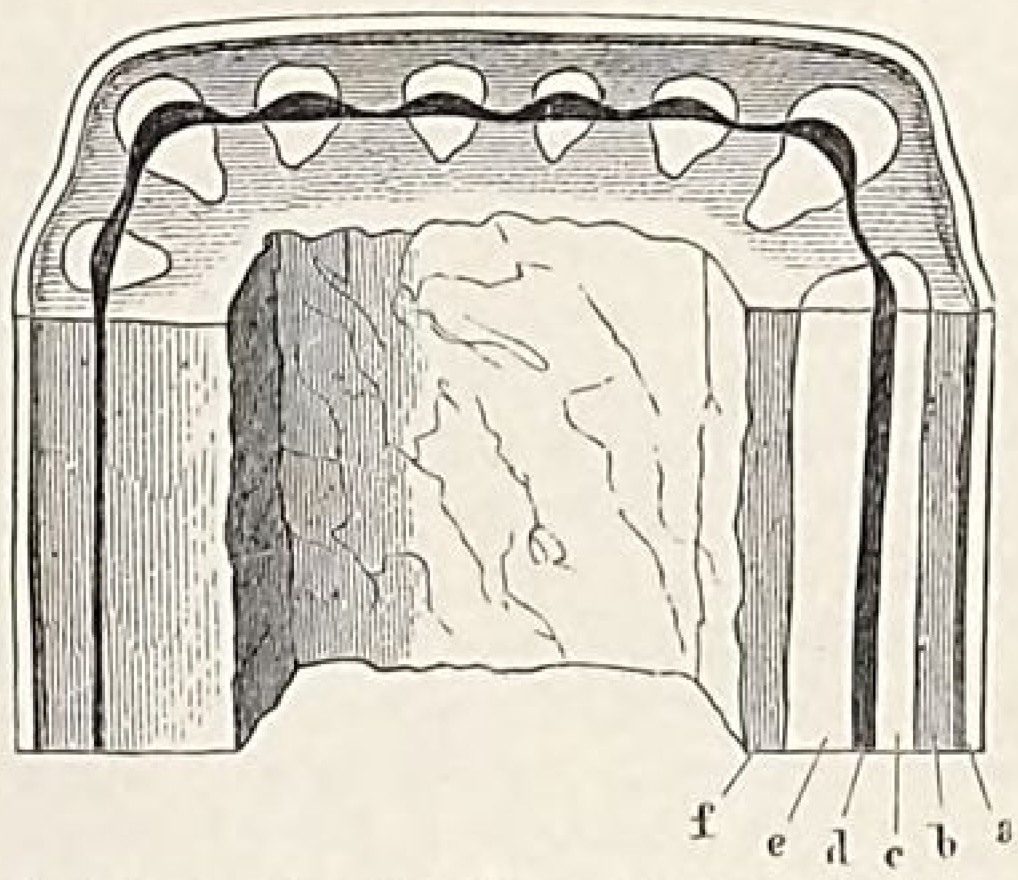
5 A. Leitbündel von Ricinus im Langsschnitt. r Rinde, m Markparenchym, b Bastfasern, y Kambiform, c Kambium, g große, tt' kleinere getüpfelte Gefäße, bei q die resorbierte Querwand, cb Interfascikularkambium, gs Strangscheide, p Phloemparenchym, ss' Spiralgefäße, l Treppengefäß, hh' Holzzellen.



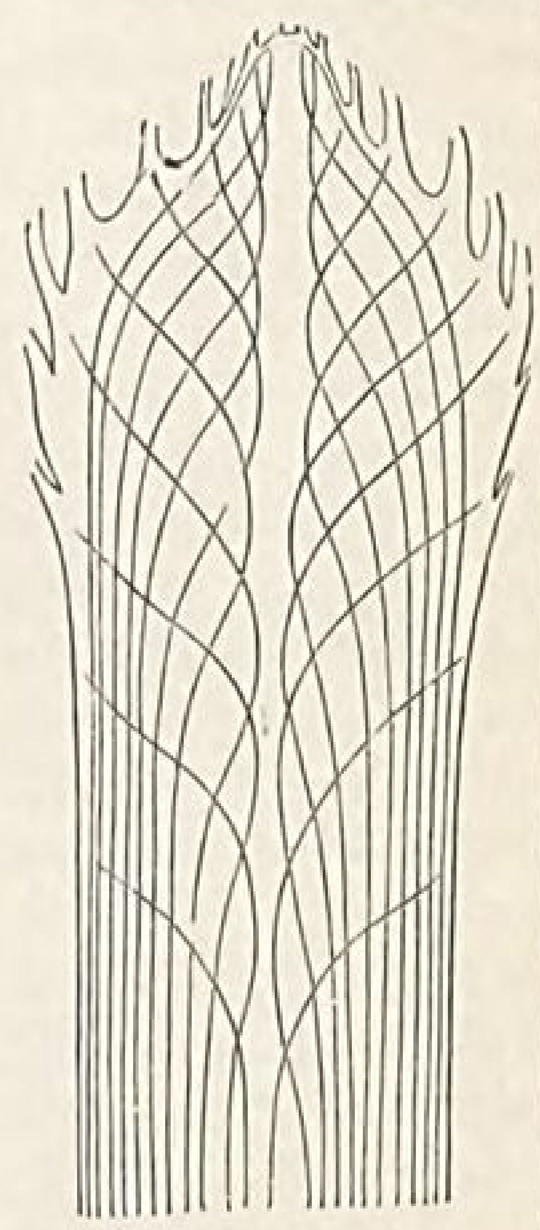
5 B. Leitbündel von Ricinus im Querschnitt.



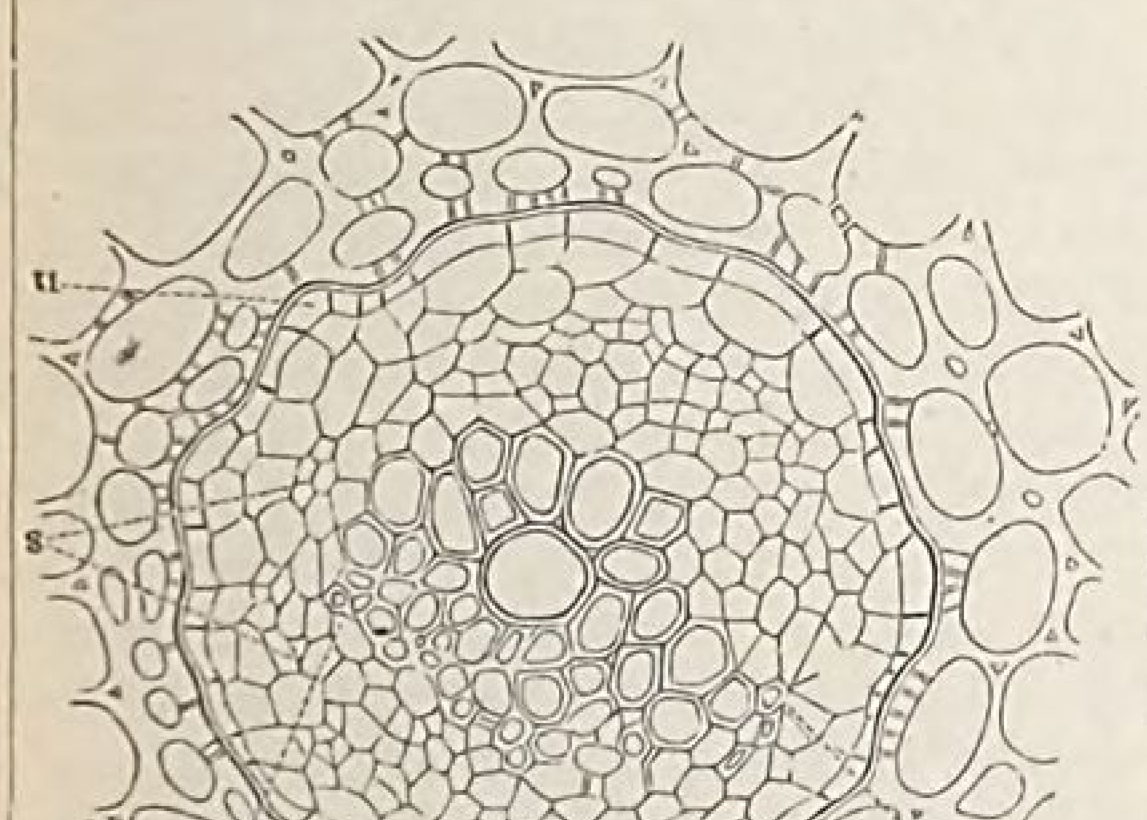
2. Skelett der Leitbündel von Sambucus Ebulus, in eine Fläche ausgebreitet. Jedes Blatt empfängt einen mittlern Strang h und seitliche Stränge s' und s''. Letztere durch horizontale Zweige verbunden, welche die Stränge n für die Nebenblätter abgeben.



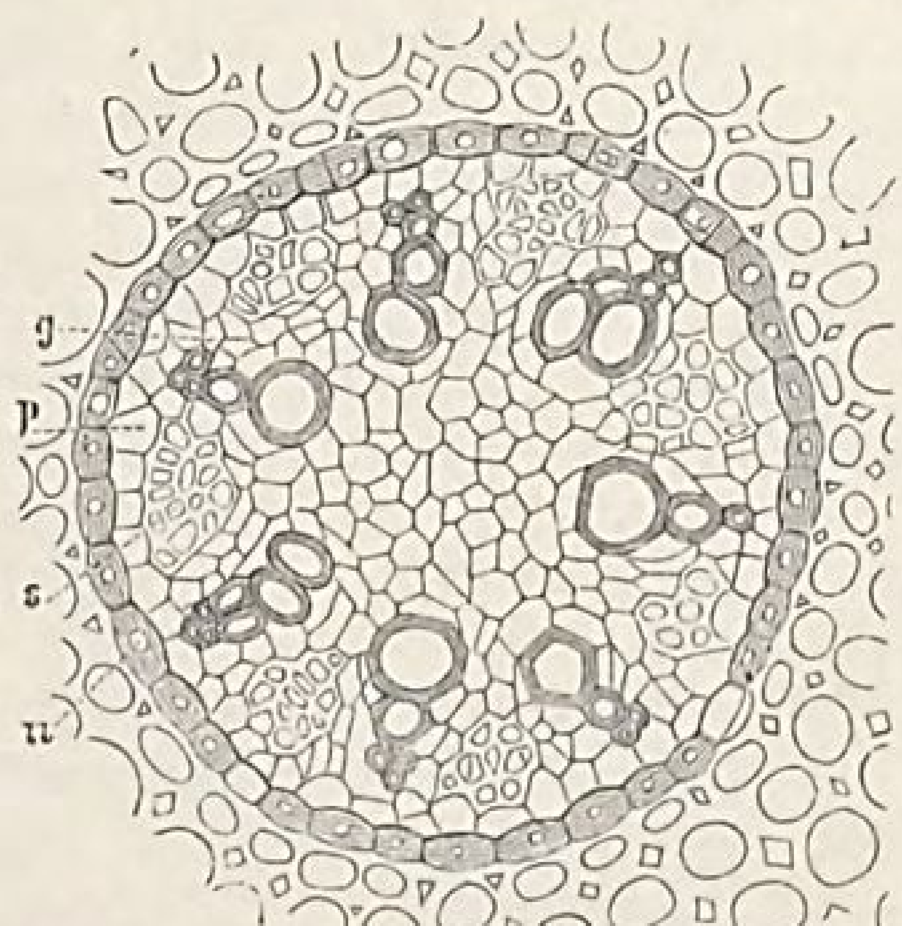
1. Querschnitt eines Stengels der Erbse. a Epidermis, b Rinde, c Bast, d Kambium, e Holz, f Mark.



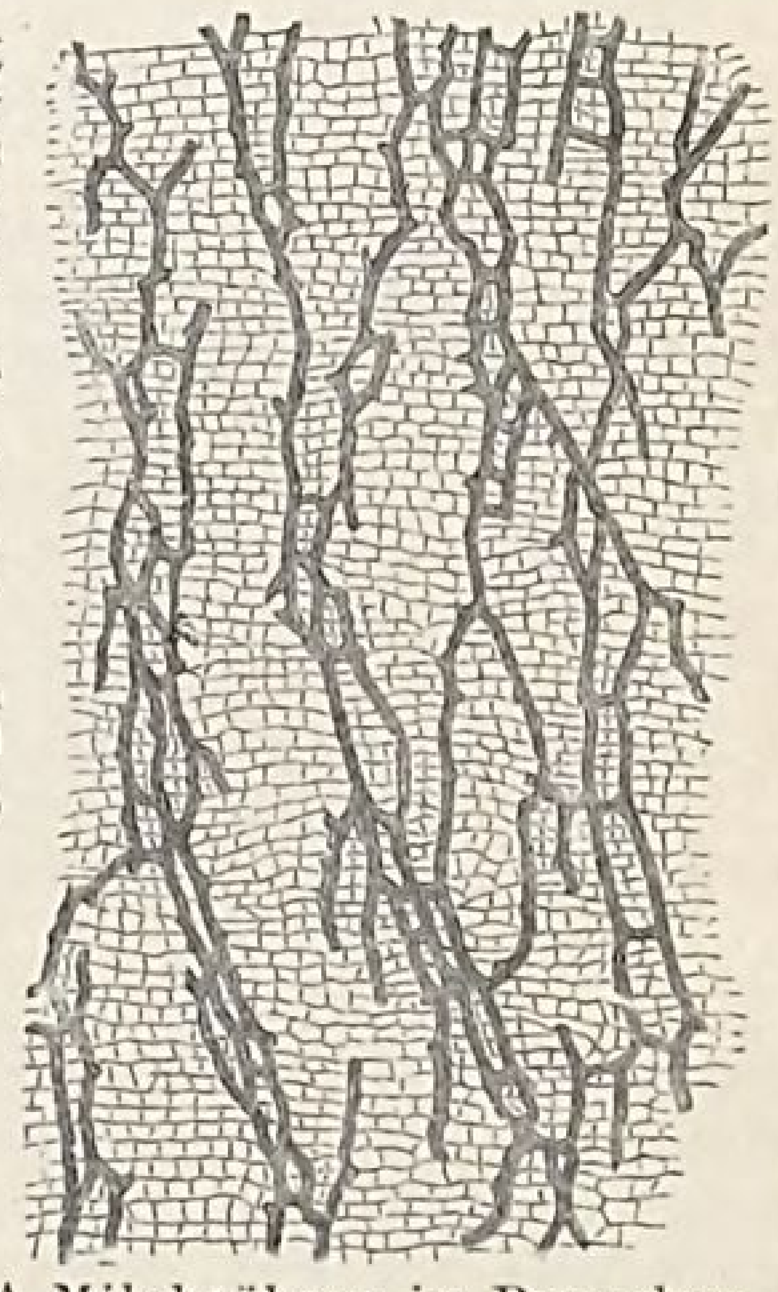
4. Idealer Längsschnitt eines Monokotyledonenstengels.



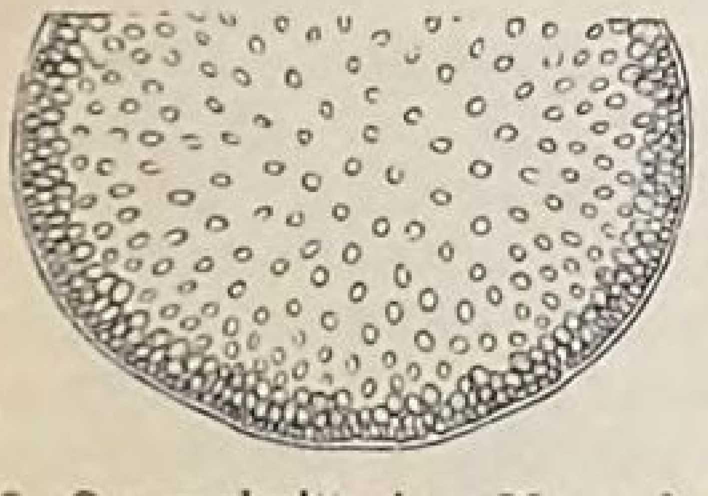
6. Querschnitt eines konzentrischen Leitbündels von Polypodium. sp Gefäßteil, s Siebteil, u Strangscheide.



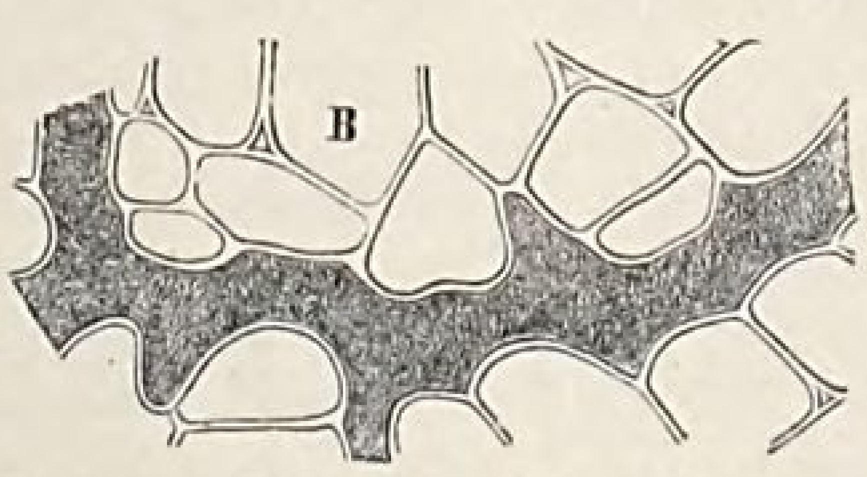
7. Querschnitt eines radialen Leitbündels (aus einer Wurzel von Primula). g Gefäßteil, s Siebteil, p Perikambium, u Strangscheide.



8 A. Milchröhren im Parenchym der Wurzel von Scorzonera im Längsschnitt.



3. Querschnitt eines Monokotyledonenstengels.



8 B. Teil eines Milchsaftgefäßes, stärker vergr.

eigentlichen Sinne gehören. Deshalb wird gegenwärtig der aus Gefäßen, Tracheïden und Holzparenchym bestehende Teil des Xylems als Hadrom, der aus Kambiform und Siebröhren sich zusammensetzende Teil des Phloems als Leptom bezeichnet. Die häufig die Gefäßbündel nach außen abgrenzende Gewebeschicht führt im allgemeinen den Namen Strangscheide (gs); sie kann als Stärkescheide oder als Schutzscheide (s. Leitungsgewebe) auftreten.

Histologisch sind die Gefäße an ihren durchbrochenen, horizontal oder schiefgestellten Querwänden (Fig. 5, A bei q) sowie an der Art ihrer Wandverdickung zu erkennen. Nach letzterer unterscheidet man: 1) Ringgefäße (vasa annularia), bei denen die Membran durch übereinander stehende, quer umlaufende Ringe verdickt ist; 2) Spiral- oder Schraubengefäße (vasa spiralia), deren verdickte Stellen spiralförmig herumlaufende Fasern oder Bänder sind, und in denen bald nur ein einziges, bald zwei oder mehrere gleichgerichtete Spiralbänder vorhanden sind (Fig. 5, A bei ss'); 3) netzförmige L. (vasa reticularia) mit einer in mehrfache, untereinander netzartig zusammenfließende Verzweigungen geteilten Verdickungsfaser von meist vorwiegend spiraligem Verlauf; 4) Leiter- oder Treppengefäße (vasa scalariformia), d. h. netzförmige L., bei denen die von den Verdickungsfasern frei bleibenden Zwischenräume schmal spaltenförmig sind und in geraden oder schiefen Reihen übereinander liegen, so daß das Bild einer Leiter oder Treppe entsteht (Fig. 5, A bei l); 5) poröse oder Tüpfelgefäße (vasa porosa), deren Membranen bis auf punkt- oder spaltenförmige kleine Stellen (Tüpfel) verdickt sind, wobei in den benachbarten Gefäßen die Tüpfel genau aufeinander passen (Fig. 5, A und B bei tt'); 6) Querbalken führende L. (vasa trabeculata), bei denen die Zellwandverdickungen in Form zapfen- oder balkenartiger Vorsprünge in den innern Gefäßraum hineinragen. Die meist langgestreckten Tracheïden unterscheiden sich nur durch ihre rings geschlossene Zellhaut von den Gefäßen. Bei beiden Elementen treten häufig gehöfte Tüpfel (s. Pflanzenzelle, mit Tafel) auf, deren Bau sehr eigentümlich ist. Während nämlich bei den einfachen Tüpfeln der die Zellwand durchsetzende Kanal seinen Querschnitt nicht ändert, erweitert sich derselbe bei den Hoftüpfeln nach außen beträchtlich, so daß ein linsenförmiger Hohlraum (Tüpfelraum) zwischen den aufeinander stoßenden Kanälen zweier benachbarter Elemente zu stande kommt. Derselbe erscheint in der Flächenansicht als äußerer Kreis (Hof) des Tüpfels. In der Mitte bleibt, wenigstens in jüngern Entwickelungsstadien, die ursprüngliche Zellhaut als Schließhaut erhalten. Bei den Laubhölzern und im Herbstholze der Nadelhölzer behält die Schließhaut in der Regel ihre ursprüngliche Lage bei, im Frühlingsholz der letztern dagegen legt sie sich einer der beiden Hofwände dicht an. Außerdem verdickt sich später der mittlere, scheibenförmige Teil der Schließhaut (Deckelchen oder Torus). Derselbe vermag einen vollkommenen Verschluß des Tüpfelkanals herzustellen, eine Einrichtung, die von hervorragender physiologischer Bedeutung ist (s. Leitungsgewebe).

Je nach der gegenseitigen Anordnung von Sieb- und Gefäßteil unterscheidet man verschiedene Formen der L. Bei den kollateralen Bündeln, welche in den Stengeln und Blättern der meisten Dikotylen, Monokotylen und Gymnospermen verbreitet sind, liegt der Gefäßteil einseitig nach innen, der Siebteil nach außen (Fig. 5, B). Die konzentrischen Bündel (Fig. 6), wie sie für die meisten Farne charakteristisch sind, haben einen zentral liegenden Gefäßteil (bei s p), der ringsum vom Siebteil (bei s) umschlossen wird; auch kann hier die umgekehrte Lagerung zwischen Sieb- und Gefäßteil stattfinden; auch die Bündel der Farne werden von einer Strangscheide (Fig. 6 bei u) oder Endodermis umgeben. Endlich bei den radialen Gefäßbündeln, welche einigen Farnen und sämtlichen Wurzeln (Fig. 7) eigentümlich sind, bildet der Gefäßteil (Fig. 7 bei g) mehrere radiäre, von der Mitte ausstrahlende Streifen, mit denen nach außen ebenso viele Siebteile (Fig. 7 bei s) abwechseln. Die das L. der Wurzeln zunächst umgebende Schicht (das sogen. Perikambium [Fig. 7 bei p]) erzeugt die Anlagen der Seitenwurzeln und wird ihrerseits wieder von einer Strangscheide (Fig. 7 bei u) umgeben. Während nun bei den Farnen und Monokotylen sowie auch in den Blättern und manchen Stengeln der Dikotylen die Bündel nach völliger Ausbildung ihrer aus dem Kambium hervorgehenden Elemente keine weitere Zunahme erfahren und deshalb geschlossene Bündel genannt werden, tritt bei den dikotylen Stämmen mit Gefäßbündelkreis und fortgesetztem Dickenzuwachs im innern Siebteil des Bündels eine neue zellenbildende Schicht, das Kambium (s. Bildungsgewebe), auf, durch dessen Teilungen das sogen. sekundäre Gewebe, und zwar nach außen sekundäre Rinde, nach innen sekundäres Holz, erzeugt wird. Das quer durch den ganzen Gefäßbündelkreis hindurchgehende Kambium stellt schließlich einen zusammenhängenden Ring, den Kambium- oder Verdickungsring (Fig. 5, B bei c u. cb), her, durch dessen zellenbildende Thätigkeit fortgesetzt neue Holz- und Rindenschichten erzeugt werden. Die zwischen den Gefäßbündeln liegenden Kambiumstreifen werden als Interfaszikularkambium (Fig. 5, B bei cb) unterschieden. Durch einen ähnlichen Kambiumring wachsen auch die Wurzeln vieler Dikotylen fortgesetzt in die Dicke. Mit einem dauernd thätigen Kambiumstreifen versehene Bündel werden offene genannt. Sie fehlen allen Blattgefäßbündeln und den Bündeln der meisten Monokotylen und Farne. Über die physiologischen Aufgaben der L. s. Leitungsgewebe.

Leitelshain, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Zwickau, an der Pleiße, hat Vigognespinnerei, Buckskinweberei, Baumwollfärberei, Appreturanstalten, eine lithographische Anstalt mit Buntpapierfabrikation und (1890) 3262 Einw.

Leiter (guter, schlechter L.), s. Elektrizität und Wärmeleitung.

Leiter, bei Eimerbaggern, s. Bagger.

Leitereigne Akkorde, solche, welche nur aus Tönen bestehen, die der Tonleiter der herrschenden Tonart eigen sind (vgl. Tonart).

Leiterrecht (franz. Tour d'échelle), die Befugnis eines Grundeigentümers, zum Zweck der Errichtung oder Reparatur eines Gebäudes auf dem Nachbargrundstück Leitern oder Gerüste aufzustellen; kommt nach preußischem Landrecht (Teil I, Tit. 8, § 155) nur bei Errichtung und Ausbesserung von Scheidewänden zur Geltung.

Leitersche Röhren, s. Kühlapparate.

Leitfeuer, s. Feuerwerkerei, S. 398, und Leuchtturm.

Leitfossilien, Versteinerungen, die als charakteristische Einschlüsse zu der Bestimmung des geologischen Alters der sie enthaltenden Schichten leiten können (s. Geologische Formation, S. 207). Um diese Aufgabe zu erfüllen, müssen sich die Versteinerungen von

andern, ihnen verwandten Formen leicht unterscheiden lassen; ihr Vorkommen muß auf eine Schicht oder doch auf ein nicht zu mächtiges Schichtensystem beschränkt sein, und endlich dürfen sie in dieser Schicht oder in diesem Schichtensystem nicht zu selten vorkommen. Die Ausnutzbarkeit organischer Reste zur Altersbestimmung der Gesteine beruht auf dem Erfahrungssatz, daß die Gleichzeitigkeit der Bildung räumlich getrennter Ablagerungen sehr häufig durch eine Anzahl gleicher Formen neben den für die Einzellokalität spezifischen Resten angedeutet wird, in welcher Beziehung an die vollkommene Übereinstimmung der heutigen Tiefseefauna und ihre Unabhängigkeit von den geographischen Breiten erinnert werden mag. Sowohl das Pflanzen- als das Tierreich liefert L., am häufigsten die Klasse der Mollusken (Leitmuscheln). Ganze Ordnungen können auf bestimmte Schichten beschränkt sein, dieselben also als L. charakterisieren (Graptolithen in der Silurformation, s. d.), oder ein bestimmtes Genus mit verschiedenen Arten läßt sich als Leitfossil ausnutzen. So kommen die Ceratiten mit ihren charakteristischen Suturlinien nur in der Triasformation (s. d.) vor, die Belemniten erst vom Lias an aufwärts (s. Juraformation). In den meisten Fällen aber ist das Leitfossil eine einzelne Art. So, um ein Beispiel aus Tausenden herauszugreifen, führen die untersten Liasschichten überall, wo sie beobachtbar sind, die Gryphaea arcuata (vgl. »Juraformation«, S. 692, und Tafel II dazu) als Leitfossil. Dann wird die betreffende Schicht gewöhnlich nach dieser Art benannt (Schichten mit Gryphaea arcuata, Arcuatenkalk, weniger gut: Gryphitenkalk). Vgl. Haas, Die L. (Leipz. 1887).

Leith (spr. lihth), Stadt in Edinburghshire (Schottland) und Hafenort der Stadt Edinburg, mit der sie durch eine 2 km lange Häuserreihe verbunden ist, liegt an der Mündung des von zahlreichen Brücken überspannten Water of L. in den Forth, ist im ältern Stadtteil eng und winkelig gebaut, aber erfüllt vom Treiben des lebhaftesten Handelsverkehrs, hat 25 Kirchen (darunter zwei aus dem 15. Jahrh.), ein Zollamt, eine Gerichtshalle, ein Stadthaus, eine Markthalle, eine Kornbörse, ein Versorgungshaus für Seeleute, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek, mehrere Krankenhäuser u. (1891) 68,707 Einw. Die »Links« sind seit 1858 in einen Park umgewandelt. Der Hafen wird durch die Mündung des Flusses gebildet, dessen Einfahrt durch zwei Dämme (1076 und 952 m lang) geschützt und durch einen Martelloturm verteidigt wird. Er enthält seit seiner Erweiterung 1881 sechs nasse Docks (zusammen mit 5567 m Kailänge). Die industrielle Thätigkeit erstreckt sich auf den Bau von Maschinen (1567 Arbeiter) und Schiffen (743 Arbeiter), die Fabrikation von Seilerwaren, Gummi- und Guttaperchawaren, Chemikalien, Seife und Glas, Zuckersiederei, Brauerei, Mühlenindustrie und Holzsägerei. Jahrhundertelang war L. der Haupthafen Schottlands. Zur Ausfuhr gelangen jetzt namentlich Steinkohlen, Eisen, Maschinen, Chemikalien, Baumwoll- und Leinenwaren, Spirituosen; zur Einfuhr Getreide, Holz, Wein, Zucker, Tabak, Garne, Salpeter, Petroleum. 1894 liefen 3991 Schiffe (darunter 3054 Dampfschiffe) von 1,414,755 Ton. ein. Zum Hafen gehören (1894) 202 Seeschiffe von 112,496 T. Gehalt und 383 Fischerboote. Wert der Einfuhr vom Ausland (1894) 10,658,221 Pfd. Sterl., der Ausfuhr britischer Produkte 3,512,638 Pfd. Sterl. L. steht in Dampferverbindung mit London, Hull, Newcastle, Aberdeen, den Ostseehäfen und New York. Es ist Sitz eines deutschen Konsuls. L. wird als Inverleith zuerst 1128 urkundlich erwähnt.

Leitha, rechter Nebenfluß der Donau, entsteht bei Erlach südlich von Wiener-Neustadt in Niederösterreich durch die Vereinigung der am Unterberg entspringenden, das Höllenthal (zwischen Schneeberg und Raxalpe) durchfließenden Schwarza und der vom Wechsel an der Grenze von Steiermark kommenden Pitten, fließt nordöstlich über Bruck, wendet sich dann südöstlich, tritt nach Ungarn über und mündet bei Ungarisch-Altenburg in den Wieselburger Arm der Donau. Ihre Länge beträgt, von der Quelle der Schwarza gerechnet, 178 km. Da die L. auf eine Strecke die Grenze gegen Ungarn bildet, bezeichnet man die beiden Reichshälften der österreichisch-ungarischen Monarchie als Cisleithanien (s. d.) u. Transleithanien (s. d.). Am rechten Ufer der L., an der Grenze von Niederösterreich und Ungarn, zieht sich das Leithagebirge (s. d.) hin.

Leithagebirge, östliche Vorlage der Alpen und Grenzgebirge zwischen Österreich und Ungarn, das sich oberhalb Ödenburg als Fortsetzung des Rosaliengebirges in nordöstlicher Richtung zwischen der Leitha und dem Neusiedler See bis an die Donau erstreckt, im Sonnberg bei Eisenstadt 481 m Höhe erreicht und bei Hainburg einzelne Ausläufer nach Österreich hinübersendet. Es bildet mit seinen bewaldeten Höhen ein wallartiges Verbindungsglied zwischen den Alpen und Karpathen.

Leithakalk (nach dem Vorkommen an der Leitha), miocäne Kalksteine im Wiener Becken, s. Tertiärformation.

Leithener Blau, soviel wie Kobaltblau.

Leithund, der Hund, mit Hilfe dessen ein Hirsch bestätigt, d. h. dessen Aufenthaltsort ermittelt wurde. In früherer Zeit, als die alte Jägerei noch in besonderer Blüte stand und die Schießgewehre mangelhafter waren, wurde dieser Hund zur Herrichtung der bestätigten Jagen verwendet; er war der am meisten geschätzte, und nur der Jäger konnte Anspruch auf das Prädikat hirschgerecht machen, welcher ihn zu erziehen und zu führen verstand. Jetzt ist er wohl ganz außer Gebrauch gekommen. Der L. war von starkem Bau; größer als der Schweißhund, hatte er gegen 65—70 cm Schulterhöhe, großen Kopf, lange Behänge, faltige Stirn und außerordentlich feine Geruchsorgane. Die Farbe war meist rotbraun und gelblich, das Haar glatt.

Leitimor, der südliche Teil der Insel Amboina (s. d.).

Leitlinie, s. Kegel.

Leitmeritz, Stadt im nördlichen Böhmen, 171 m ü. M., am rechten Ufer der Elbe (die von hier mit Dampfschiffen befahren wird, und über die eine 550 m lange eiserne Gitterbrücke führt), an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, welche die Stadt mit einem Tunnel unterfährt, gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, einer Finanzbezirksdirektion und eines Bischofs, hat eine Kathedrale (von 1671) mit neuem Turm, eine bischöfliche Residenz (1701), ein altes Rathaus (jetzt Gerichtsgebäude), ein neues Stadthaus mit Archiv, ein Denkmal Josephs II. und (1890) 11,342 großenteils deutsche Einw. (1191 Tschechen). Die Stadt hat ein Obergymnasium, Oberrealschule, Lehrerbildungsanstalt, eine theologische Lehranstalt, Obst- u. Weinbauschule, ein Gewerbemuseum, ein Taubstummeninstitut, ferner zwei Klöster, eine Sparkasse, zwei Bierbrauereien, darunter die große Elbschloß-Aktienbrauerei, eine Malzfabrik, Kalk- und Ziegelbrennerei,

Dampfmühle, Kotzen- und Teppichfabrik, Lederfabriken, Buchdruckereien, eine Gasanstalt, lebhaften Handel und ist mit Telephoneinrichtung versehen. In der Umgebung wird Obst-, Wein- u. Hopfenbau betrieben. Westlich von L. erhebt sich der aussichtsreiche Radobyl (396 m), nordöstlich der bewaldete Geltschberg (725 m), an dessen Fuß der klimatische und Kaltwasserkurort Geltschbad liegt.

Leitmotiv, in neuern Opern, Oratorien, Programmsymphonien ꝛc. (besonders bei Wagner, welcher dem L. erst die bedeutende Rolle zuwies, die es heute spielt) ein öfters wiederkehrendes Motiv von rhythmischer und melodischer, auch wohl harmonischer Prägnanz, welches durch die Situation, bei der es zuerst auftrat, oder durch die Worte, zu denen es zuerst gebracht wurde, eine eigenartige Bedeutung erhält und überall, wo es wieder auftritt, die Erinnerung an jene Situation wachruft. Ganz fremd war die Idee des Leitmotivs auch unsern Klassikern nicht, doch erscheint es bei ihnen zumeist nur in der Gestalt einer ungefähren Charakteristik der verschiedenen Personen (vgl. die Leporello-Terzen im »Don Juan«, die Kaspar-Baßfiguren im »Freischütz« ꝛc.); mit voller Bedeutsamkeit tritt es zuerst im »Fliegenden Holländer« und »Lohengrin« auf. In seinen spätern Opern hat Wagner den Gebrauch der Leitmotive außerordentlich gesteigert und eine faktische thematische Einheit der ganzen Oper durchgeführt; doch ist es nicht ganz leicht, denselben überall zu folgen, weil sie in zu großer Zahl auftreten, so daß die von Wolzogen, Heintz u. a. besonders bearbeiteten »Führer« durch die Wagnerschen Tondramen in der That für minder vorbereitete oder minder begabte Hörer ersprießliche Hilfsmittel sind.

Leitmuscheln, s. Leitfossilien.

Leitner, 1) Karl Gottfried, Ritter von, Dichter, geb. 18. Nov. 1800 in Graz aus einer alten Adelsfamilie Steiermarks, gest. daselbst 20. Juni 1890, studierte in seiner Vaterstadt die Rechte, wurde 1836 von den Landständen Steiermarks, denen er durch seine Geburt angehörte, zum ersten Sekretär gewählt u. bekleidete diese Stelle bis zur Aufhebung der ständischen Verfassung 1854. Seitdem lebte er mit historischen und dichterischen Arbeiten beschäftigt zu Graz. Außer einigen novellistischen, dramatischen und historischen Arbeiten hat L. »Gedichte« (Wien 1825; 2. vermehrte Aufl., Hannov. 1857), später »Herbstblumen. Neue Gedichte« (Stuttg. 1870) und »Novellen und Gedichte« (Wien 1880) veröffentlicht, die seinen Namen zumal als Balladendichter (»der steirische Uhland«) auch in weitern Kreisen bekannt gemacht haben. Vgl. Goldscheider, Karl Gottfried, Ritter v. L. (Graz 1880).

2) Gottlieb William, Orientalist und Reisender, geb. 14. Okt. 1840 in Pest, erhielt seine Ausbildung namentlich am King's College zu London, an dem er 1859 Lehrer des Arabischen, Türkischen und Neugriechischen, 1861 Professor des Arabischen wurde. 1864 an das Punjab University College berufen, machte er sich durch die Gründung von Lehranstalten, Zeitungen, Bibliotheken ꝛc. um die Reform des Unterrichtswesens im Pandschab verdient. Von großer Bedeutung wurden seine 1866—70 im Auftrag der Regierung des Pandschab unternommenen Forschungsreisen in Kaschmir, Kleintibet, Ladak, Dardistan ꝛc., besonders durch die Entdeckung der mit dem Sanskrit verwandten Darduſprachen, die er in dem Werk »The races and languages of Dardistan« (Lahor 1867—71, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877) wissenschaftlich behandelte, und durch Auffindung der Überreste eines Volksstammes, in dem L. auf Grund vorgefundener griechisch-buddhistischer Skulpturen Nachkommen einer makedonischen Niederlassung aus der Zeit Alexanders d. Gr. vermutet. Von seinen Schriften erwähnen wir noch: »Theory and practice of education«; »Philosophical grammar of Arabic«; »The Sinîn-i-Islam«, Geschichte und Litteratur des Mohammedanismus in ihren Beziehungen zur allgemeinen Geschichte; »The races of Turkey«; »History of Dardistan, songs, legends, etc.«; »Graeco-buddhistic discoveries«; »Kafiristan« (1881); »History of indigenous education in the Panjab since annexation« (1883) ꝛc. Er lebt jetzt in Woking (England).

Leitneriaceen, kleine, nur aus wenigen nordamerikanischen Arten bestehende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Juglandalen, Holzpflanzen mit ganzrandigen Blättern, in Ähren stehenden, diözischen, im männlichen Geschlecht nackten Blüten und Steinfrüchten.

Leitomischl (tschech. Litomyšl), Stadt in Böhmen, an der Loučna und der Linie Chotzen-L. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Fürsten Thurn und Taxis (von 1573) mit Park, eine Dekanalkirche (13. Jahrh.), ein Piaristenkollegium mit schöner Kirche, ein Obergymnasium, eine allgemeine Handwerkerschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein städtisches Museum mit Archiv, Leinen- und Baumwollweberei, Schuhwarenfabriken, eine Pianofortefabrik, Bierbrauerei, Kunstmühle, lebhafte Getreidemärkte und (1890) 5576 (als Gemeinde 8012) tschech. Einwohner. L. wurde 1263 zur Stadt erhoben und war 1344—1474 Bischofsitz. Es ist Geburtsort des Komponisten Smetana.

Leitpostanstalten für Zeitungen, Postämter, welche die Bestellungen auf Berliner und solche Zeitungen, die durch das Postzeitungsamt in Berlin bezogen werden können, von den umliegenden kleinern Postanstalten sammeln und für diese den Bezug solcher Zeitungen vermitteln. So bewirken z. B. den Zeitungsverkehr mit Italien die Postämter Nr. 10 in Leipzig, Nr. 1 in Frankfurt a. M. und Nr. 1 in Köln.

Leiträder, Leitrollen, s. Hängebahnen.

Leitrim (spr. litrim), die nordöstlichste Grafschaft der irischen Provinz Connaught, wird nördlich von der Donegalbai, westlich von Sligo, südlich von Roscommon und Longford, östlich von Cavan und Fermanagh begrenzt und umfaßt 1588 qkm (28,8 QM.) mit 1861: 104,744, 1891: 78,618 Einw., wovon 90 Proz. Katholiken sind. Der Lough Allen, 49 m ü. M., liegt in der Mitte der Grafschaft und trennt sie in zwei Hälften. Der Teil südöstlich vom See ist ziemlich eben und reich an kleinen Seen (über 50); die höchste Erhebung dieses Teiles, der Slieve Anierin, hat 586 m Höhe. Die Nordwesthälfte des Landes ist ein wenig anziehendes Hügelland, dessen bedeutendste Höhe, der Truskmore, zu 632 m ansteigt. Der schiffbare Shannon entströmt dem Südende des Lough Allen, steht in Kanalverbindung mit dem Fluß Erne und bildet die Südwestgrenze; die Seen Lough Melvin und Macnean liegen an der Nordostgrenze. Vom Areal kommen (1890) 21,7 Proz. auf Ackerland, 56,8 Proz. auf Weiden, 0,9 Proz. auf Wald und 6,2 Proz. auf Gewässer. Die Viehzucht, namentlich die Rinderzucht, ist nicht unbeträchtlich (Viehstand 1890: 95,312 Rinder, 19,724 Schafe, 34,057 Schweine)

An Mineralien kommen Eisen, Kupfer, Blei und Steinkohlen vor; aber nur letztere werden ausgebeutet. Hauptort ist der Flecken Carrick on Shannon. — Der Ort L., welcher der Grafschaft den Namen gegeben, ist ein altes, armes Dorf am Shannon, nördlich von Carrick, mit 174 Einw.

Leitrolle, eine Rolle, welche einen Treibriemen oder eine Schnur derartig leitet, daß sie sich um andre Rollen oder Scheiben sicher herumlegen. Über Leitrollen bei Eisenbahnen s. Hängebahnen.

Leitschienen, s. Hängebahnen.

Leitsonde, s. Sonde.

Leitspindel, s. Drehbank, S. 175.

Leitstrahl (Radius vector), s. Radius.

Leittier, s. Kopftier.

Leitton, in der Musik ein zu einem andern hinleitender, denselben in der Erwartung anregender Ton, vorzugsweise der einen Halbton unter der Tonika gelegene (Subsemitonium modi, franz. Note sensible, engl. Leading note), z. B. h in C dur, fis in G dur ꝛc. Der L. dieser Art ist immer die Terz der Oberdominante. Es gibt aber noch eine andre Art von L., die ebenso wichtig ist wie das Subsemitonium, nämlich der L. von oben, das Suprasemitonium. Jedes ♯ oder ♭, welches einen Ton des tonischen Dreiklangs selbst oder eines der Dominantakkorde erhöht, resp. erniedrigt, führt einen Ton ein, der als L. wirkt, d. h. einen Halbtonschritt nach oben (♯) oder nach unten (♭) erwarten läßt. So wirkt in C dur ein fis als L. zu g, ein b als L. zu a u. s. f. Das akustische Verhältnis des Leittons zum folgenden Ton ist stets 15 : 16 (16 : 15).

Leitung der Postsendungen. Sendungen nach europäischen Ländern werden mit der schnellsten und billigsten Versendungsgelegenheit befördert, solche nach außereuropäischen in erster Linie gemäß der Bestimmung des Absenders, von der nur abgewichen werden darf, wenn bei der L. auf den angegebenen Hafen der Anschluß nicht erreicht wird. Sollen Briefe mit einem Schiffe befördert werden, das nicht zur regelmäßigen Postbeförderung dient, so gilt dagegen ausschließlich die Bestimmung des Absenders. Solche Briefe werden als Schiffsbriefe (private ship) bezeichnet und mit dem Namen des Abgangshafens sowie des betreffenden Schiffes versehen. Als Hilfsmittel für die L. werden den Postanstalten besonders eingerichtete Abdrucke des Reichskursbuches (Leithefte mit den nötigen Leitkarten) sowie die monatlich erscheinenden Übersichten der Post-Dampfschiffverbindungen nach außereuropäischen Ländern geliefert.

Leitungsbäume, s. Leitbäume.

Leitungsdraht, der Draht, welcher bei elektrischen Einrichtungen den Strom vom Stromerzeuger zur Verwendungsstelle leitet.

Leitungsfähigkeit, elektrische, s. Ohmsches Gesetz.

Leitungsgewebe (Leitungssystem), in der Pflanzenanatomie die Gesamtheit der Zellverbände, in denen der Transport von Wasser sowie darin aufgelösten Nährsalzen und von plastischen Bildungsstoffen, wie Kohlehydrate, Fette, Eiweißstoffe u. a., stattfindet. Durch die beständige Verdunstung (Transspiration) aller krautigen Pflanzenteile findet ein starker Verbrauch von Wasser statt, das durch die Wurzeln (resp. Wurzelhaare) von außen aufgenommen und den verdunstenden Blatt- und Stengelteilen oft auf sehr große Entfernungen hin zugeführt werden muß, um ihr Welken und Austrocknen zu verhindern; außerdem ist das Wasser für alle innerhalb des Zellinhalts und der Zellwand sich abspielenden Lebensvorgänge unentbehrlich. Die zur Leitung des Wassers sowie der darin aufgelösten Nährsalze bestimmten Bahnen sind bei den höhern Pflanzen die Gefäße und Tracheiden, die zusammen den Gefäßteil (das Hadrom) der Leitbündel (s. d.) bilden und in ihrer Gesamtheit ein den ganzen Pflanzenkörper in allen seinen Teilen durchziehendes System von Wasserleitungsröhren herstellen. Daß sich das Wasser nicht, wie früher angenommen wurde, nur innerhalb der Zellwände als sogen. Imbibitionswasser, sondern in den kapillaren Hohlräumen der leitenden Organe bewegt, ist durch zahlreiche neuere Versuche und Beobachtungen festgestellt. Da der Wasserstrom auf seinem Wege in der Regel geschlossene Membranen zu passieren hat, so sind die Wände der Leitungsbahnen vielfach mit engbegrenzten, verdünnten Stellen von rundlichem Umriß, den sogen. Tüpfeln, ausgestattet, welche die Filtration des Wassers erleichtern. Eine besonders verbreitete Form derselben stellen die Hoftüpfel (s. Leitbündel) dar, die als ein wesentliches Merkmal der wasserleitenden Elemente gelten und wahrscheinlich die Rolle von Klappenventilen übernehmen, indem durch die Art ihrer Konstruktion die Filtration bei zunehmendem Druck erschwert, bei schwachem Druck erleichtert wird.

Zur Leitung der plastischen Bildungsstoffe dient zunächst das Leitparenchym, das in den Blättern die Leitbündel scheidenartig (als sogen. Stärkescheide) umgibt, in Blattstielen und Stengeln als Rindenparenchym und im Holzkörper als Holz- und Markstrahlenparenchym (Leitzellen) auftritt. In dem Leitparenchym wandern hauptsächlich diejenigen Bildungsstoffe, die, wie Kohlehydrate, Asparagin u. a., im gelösten Zustande die Zellwand leichter passieren können. Die gleiche Rolle übernehmen innerhalb der Leitbündel die Kambiformzellen, d. h. zartwandige, meist tüpfellose, an den Enden zugespitzte und mit feinkörnigem Plasma erfüllte Elemente. Die Leitung der schwerer diffusionsfähigen Eiweißstoffe wird von den Siebröhren besorgt, die aus Längsreihen gestreckter Zellen (Gitterzellen) hervorgehen, und deren Wände an scharf umgrenzten Stellen Siebplatten (oder Siebfelder), d. h. dichtgestellte offene Durchlöcherungen besitzen. Durch die Poren der Siebplatten hindurch kann ein direkter Durchtritt der Eiweißstoffe stattfinden; außerdem sind an ihnen Einrichtungen (Kallusbelege) vorhanden, die z. B. vor Eintritt der Winterruhe einen vollständigen Verschluß der Siebporen herstellen und dadurch die Fortbewegung der Eiweißstoffe unterbrechen. Siebröhren und Kambiform bilden zusammen den Siebteil (das Leptom) der Leitbündel (s. d.). Daß die Wanderung der plastischen Bildungsstoffe vorzugsweise in dem Leptom stattfindet, läßt sich experimentell durch den Ringelungsversuch beweisen. Entfernt man nämlich an einem abgeschnittenen Weidenzweige nahe der untern Schnittfläche einen ringförmigen Rindenabschnitt und stellt dann den Zweig in Wasser, so wachsen aus dem kurzen Rindenstück unterhalb der Ringelungsstelle nur wenige, kurzbleibende Wurzeln hervor, während oberhalb der Ringelung zahlreiche und lange Wurzeln zum Vorschein kommen. Da durch die Ringelung nur das in der Rinde befindliche Leptom unterbrochen wird, das Leitparenchym des Holzkörpers aber unversehrt bleibt, so folgt aus dem Versuch, daß die zur Wurzelbildung notwendigen Eiweißstoffe bei der Weide nur in den Siebröhren und Kambiformzellen fortgeleitet werden. Anders ist es bei Pflanzen, die, wie die Kukurbitaceen,

Solaneen, Nyktaginaceen u. a., auch markständige Leptombündel besitzen, und bei denen daher durch das Ringeln die Zufuhr der Eiweißstoffe zu dem kürzern, untern Zweigstück nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Zwischen den Siebröhren und den benachbarten Kambiformzellen sind in der Regel noch enge, mit zahlreichen, quergedehnten Tüpfeln versehene Leitungselemente, die Geleitzellen, eingeschaltet, welche die Siebröhren in ihrer Funktion unterstützen.

Bei einer beschränkten Zahl von Gewächsen treten zu den bisher genannten Formen des Leitungsgewebes noch die Milchröhren (Milchzellen, Milchsaftgefäße). Dieselben durchziehen als reichverzweigte, dünnwandige Kanäle (s. Tafel »Leitbündel und Leitungsgewebe«, Fig. 8 A) die Wurzeln, Stengel und Blätter und enthalten außer einem plasmatischen Wandbeleg eine meist weißgefärbte, seltener gelbe (bei Chelidonium) oder rote (bei Sanguinaria) Flüssigkeit, die aus zahlreichen Körnchen und Tröpfchen von Harz, Kautschuk, Fett, Gerbstoff, Stärkemehl u. a. in emulsionsartiger Mischung mit aufgelösten Salzen, Kohlehydraten, Eiweißstoffen, auch Alkaloiden (wie z. B. Morphin im Milchsaft des Mohns) und eiweißlösenden Fermenten (z. B. im Milchsaft von Carica Papaya) besteht; der Milchsaft führt demnach nicht nur Bildungsstoffe, sondern auch Endprodukte des Stoffwechsels (Exkrete). Die Milchröhren entstehen bei einer Reihe von Pflanzen (Kompositen, Kampanulaceen, Papaveraceen, Lobeliaceen, Papayaceen, Araceen und Musaceen) durch Verschmelzung reihenweise angeordneter Zellen, deren Querwände aufgelöst werden (gegliederte Milchröhren), in andern Fällen (bei Euphorbiaceen, Urtikaceen, Apocyneen und Asklepiadeen) gehen sie aus einer einzelnen Zelle hervor, die unter starker Verzweigung zu einem langgestreckten Schlauch auswächst. Sie stehen in enger anatomischer Beziehung teils zu dem Leitparenchym, zwischen dessen Elemente sie sich einschieben (Fig. 8 B), teils zum Leptom und in Laubblättern auch zu dem Assimilationsgewebe (s. Assimilation), an dessen Palissadenschicht sie sich mit ihren Enden anlegen, um die Assimilationsprodukte derselben sofort an der Quelle in Empfang zu nehmen. Die Funktion der Milchröhren als Leitungsorgan geht auch daraus hervor, daß der Reichtum des Milchsaftes an plastischen Stoffen zur Zeit lebhaften Wachstums sich steigert, während zur Zeit der Winterruhe das Gegenteil eintritt. Ebenso verlieren milchsaftführende Pflanzen unter Bedingungen, welche die Assimilation stören oder aufheben, wie Abschluß des Lichtes, Vegetation in kohlensäurefreier Atmosphäre u. a., die normale Beschaffenheit ihres Milchsaftes.

Entwickelungsgeschichtlich geht das L. teils aus primären Strängen des Kambiums (s. Bildungsgewebe), teils, wie das primäre Leitparenchym, aus dem Grundmeristem hervor; das Holzparenchym, die sekundären Markstrahlen des Holzes und das sekundäre Rindenparenchym bilden sich dagegen aus dem Verdickungsringe (s. Bildungsgewebe und Leitbündel). Da auch Elemente des Skelettgewebes (s. d.), wie die Bastzellen u. a., mit den Elementen des Leitungsgewebes gleichen Ursprung haben, so wurde in der ältern Pflanzenanatomie die Gesamtheit der Elemente kambialen Ursprungs als Fascikulargewebe (Stranggewebe) den aus dem Grundmeristem hervorgegangenen Elementen gegenübergestellt. Histologisch unterscheiden sich erstere in der Regel durch ihre langgestreckte, an den Enden verschmälerte Gestalt (Prosenchym, Fasern) von den kürzern und am Ende stumpfen Parenchymzellen der Rinde und des Markes. Die das L. scheidenförmig umgebende Grenzschicht (Schutzscheide oder Endodermis) zeichnet sich durch ganz oder teilweise verkorkte Zellwände aus und umgibt entweder die einzelnen Leitbündel oder auch deren Gesamtheit im ganzen Umfang des betreffenden Pflanzenorgans. Ihre physiologische Aufgabe besteht in der Beschränkung der Stoffleitung auf bestimmte Bahnen und gleichzeitig in dem mechanischen Schutze für letztern. Die Verkorkung hat meist ihren Sitz auf den tangential gerichteten Wänden der Schutzscheidenzellen, in andern Fällen beschränkt sie sich auf einen schmalen Streifen der Radialwände, durch den im mikroskopischen Bilde des Querschnitts ein dunkler Schatten (der sogen. Casparysche Punkt) hervorgerufen wird. Eine mechanische Verstärkung der Schutzscheide kann auch durch Verdickung ihrer Zellwände bewirkt werden, die dann entweder im ganzen Umfang der Zelle (O-Scheiden) erfolgt oder nur die Radial- und Innenwände trifft (C-Scheiden). Endlich können auch noch Zellwandverdickungen des benachbarten Rindengewebes hinzutreten; bei den Farnen verdicken sich ausschließlich die Rindenzellen, während die Scheidenzellen selbst dünnwandig bleiben. Das Auftreten einer Schutzscheide hängt mit den Lebensbedingungen der Pflanze zusammen, indem z. B. in einem konstant feuchten und weichen Medium, wie dem Schlamm- und Moorboden von Seen, wachsende Wurzeln einer Scheide entbehren, dagegen Wurzeln von Pflanzen, die einem periodischen Wechsel von Trockenheit und Wasserüberfluß ausgesetzt sind, meist eine starke Schutzschicht ausbilden. Entwickelungsgeschichtlich gehen die Schutzscheiden aus einem Bildungsgewebe (Koleogen) hervor, das teils aus dem Kambium, teils aus dem Grundmeristem seinen Ursprung nimmt. — Über den speziellern Bau und die Anordnung des Leitungsgewebes s. Leitbündel.

Leitungssystem, s. Leitungsgewebe.

Leitungswiderstand, s. Elektrischer Widerstand.

Leiturgia, im alten Griechenland eine öffentliche, für den Staat übernommene Leistung, wozu namentlich Choregie und Trierarchie gehörten. Vgl. Liturgie.

Leitzellen, s. Leitungsgewebe.

Leitwein, s. Erpel.

Leixner (L.-Grünberg), Otto von, Dichter und Schriftsteller, geb. 24. April 1847 zu Saar in Mähren, studierte in Graz und München Ästhetik und Litteraturgeschichte, war an letzterm Ort auch journalistisch thätig und hielt Vorlesungen über spanische Litteratur, ging 1874 nach Berlin, wo er eine Zeitlang Mitredakteur von Lindaus »Gegenwart« war, um dann ganz seinen litterarischen Arbeiten zu leben. Jetzt wohnt er in Groß-Lichterfelde bei Berlin. Seit 1883 redigiert er die »Deutsche Roman-Zeitung«. Er veröffentlichte: »Gedichte« (Graz 1868 und Leipz. 1877); das Festspiel: »Deutschlands Auferstehen« (Münch. 1870); »Novellen« (Berl. 1878, 2. Aufl. 1887); einige kunstgeschichtliche Schriften, wie: »Die moderne Kunst und die Ausstellungen der Berliner Akademie 1877—78« (das. 1878—79, 2 Bde.), »Die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwickelung« (Stuttg. 1880), »Ästhetische Studien für die Frauenwelt« (5. Aufl., Berl. 1894), »Illustrierte Litteraturgeschichte« (Leipz. 1879—82, 2 Bde.; 3. Aufl. als »Geschichte der deutschen Litteratur«, 1894), »Illustrierte Geschichte der fremden Litteraturen« (das. 1880—82, 2 Bde.); das kulturgeschichtliche Werk »Unser

Jahrhundert« (Stuttg. 1881—82, 2 Bde.); die Novellen »Die beiden Marien. Memento vivere. Prinzessin Sonnenschein« (Berl. 1882); »Andachtsbuch eines Weltmannes« (das. 1884); »Randbemerkungen eines Einsiedlers« (das. 1885); »Das Apostelchen« (das. 1886); »Herbstfäden« (das. 1886); »Dämmerungen«, Dichtung (Stuttg. 1886); »Deutsche Worte« (Berl. 1888); »Aus der Vogelschau. Sprüche und Stachelreime« (das. 1890); »Plauderbriefe an eine junge Frau« (Leipz. 1890); »1888—1891. Soziale Briefe aus Berlin« (Berl. 1891); »Zur Reform unsrer Volkslitteratur« (das. 1891); »Laienpredigten für das deutsche Haus« (das. 1894); »Sprüche aus dem Leben für das Leben« (das. 1895) und eine Anzahl von Satiren u. a.

Lej., bei botan. Namen Abkürzung für Alexandre Louis Simon Lejeune (spr. löschön'), geb. 23. Dez. 1779 in Verviers, gest. daselbst 28. Dez. 1858 als Oberarzt. Er schrieb: »Flore des environs de Spaa« (1811—1813, 2 Bde.); »Compendium florae belgicae« (mit Courtois, 1828—36, 3 Bde.).

Lejean (spr. löschāng), Guillaume, franz. Reisender, geb. 1828 in Plouégat-Guérand (Finistère), gest. daselbst 1. Febr. 1871, widmete sich anfangs historischen Studien, als deren Frucht er »La Bretagne, son histoire et ses historiens« (Nantes 1850) veröffentlichte, wandte sich dann aber dem Studium der Geographie zu. Im Auftrag der französischen Regierung bereiste er 1857—58 die europäische Türkei und 1860—61 die Nilländer bis nach Kordofan und Gondokoro. 1862 zum französischen Konsul für Massaua und Abessinien ernannt, begleitete er den König Theodoros auf einem Feldzug gegen Godscham, fiel aber in Ungnade und wurde des Landes verwiesen. Ende 1865 trat L. eine Reise durch Kleinasien, Mesopotamien, Persien und die Indusländer an, welche ihn bis Kaschmir führte; 1867—69 bereiste er aufs neue die europäische Türkei. L. veröffentlichte: »Ethnographie der europäischen Türkei« (Ergänzungsheft Nr. 4 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1861, mit französischem u. deutschem Text), »Théodore II, le nouvel empire d'Abyssinie et les intérêts français dans le Sud de la mer Rouge« (Par. 1865), »Voyage aux deux Nils, exécuté de 1860—64« (das. 1865—68) und »Voyage en Abyssinie« (das. 1873). Von einem geplanten großen Kartenwerk über die Balkanhalbinsel hat er nur 20 Blätter vollendet hinterlassen. Vgl. Cortambert, Guillaume L. et ses voyages (Par. 1872).

Lejeune-Dirichlet (spr. löschön-), s. Dirichlet.

Lek, einer der linken Hauptarme des untern Rheinlaufs in Holland, zweigt sich bei Wyk by Duurstede vom Rhein ab, trennt die Provinz Utrecht von Geldern, durchströmt dann einen Teil von Südholland, vereinigt sich bei Krimpen mit dem Noord und fließt nun unter dem Namen Neue Maas nach Rotterdam.

Lekain (spr. lökäng), Henri Louis, franz. Schauspieler, geb. 14. April 1728 in Paris, gest. 8. Febr. 1778, gründete in Paris 1748 ein Privattheater und gelangte durch die Gönnerschaft Voltaires 1750 zu einem Debüt in der Comédie-Française, deren Mitglied er 1752 wurde. Er hat sich um Einführung einer natürlichern Deklamation wie um Verbesserung des Kostüms, als Darsteller von großer Gewalt der Leidenschaft verdient gemacht. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. Seine »Mémoires« (1801; neue Ausgabe mit Talmas »Réflexions sur L., etc.«, Par. 1828, zuletzt 1874) wurden von seinem Sohn herausgegeben.

Lektion (lat.), in der alten Kirche die »Vorlesung« eines biblischen Abschnitts, einer Märtyrergeschichte &c. durch den Lektor (s. d.) beim Gottesdienst wie auch in den Klöstern (hier häufig über Tisch). Von dem Gebrauch, an die L. Rügen und Mahnungen zu knüpfen, stammt noch der Ausdruck: »jemand eine L. erteilen«. Nach heutigem Sprachgebrauch versteht man unter Lektionen die Vorlesungen, welche an Universitäten gehalten werden, auch die Lehrstunden in Schulen sowie das zum Lernen Aufgegebene.

Lektionarium, Verzeichnis der an den einzelnen Sonn- und Festtagen im öffentlichen Gottesdienst zur Verlesung kommenden Schriftabschnitte (s. Lektion). Insonderheit hießen Lektionarien diejenigen Handschriften, welche im Unterschied vom Evangeliarium (s. d.) die Lektionen aus der Apostelgeschichte und den Briefen enthielten.

Lektisternien, s. Lectisternium.

Lekton (Lectum Promontorium), der westlichste, ins Meer vortretende Ausläufer des Berges Ida, der Nordküste von Lesbos gegenüber. Auf ihm ein angeblich von Agamemnon errichteter Altar der zwölf Hauptgötter. Jetzt liegt auf L. das Fort Baba Kalessi.

Lektor (lat., griech. Anagnost, »Vorleser«), in der alten Kirche seit etwa 100 der Kleriker, welcher mit Vorlesung der vorgeschriebenen Schriftabschnitte im Gottesdienst betraut war. Das Amt wurde, seitdem Diakonen und Presbyter jene Geschäfte besorgen, nur noch nominell fortgeführt (vgl. A. Harnack, Die Quellen der sogen. apostolischen Kirchenordnung, Leipz. 1886). Im Anschluß an diesen Sprachgebrauch blieb der Titel L. auch in protestantischen Ländern für gewisse Stellen öffentlicher Lehrer, die als niedere Geistliche angesehen wurden; so heißen in Schweden noch heute die Gymnasiallehrer zum Teil Lektoren. An deutschen Universitäten ist die Bezeichnung gegenwärtig nur noch für die Lehrer der neuern Sprachen üblich. Vgl. Lektion.

Lektüre (franz., »Lesung«), sowohl das Lesen als Handlung und die Übung darin wie der in Schriften, namentlich Druckschriften, dargebotene Lesestoff. Im Sprachgebrauch der Schule wird unterschieden zwischen kursorischer, d. h. eiliger, rasch durchlaufender, und statarischer, d. h. langsamer, mit eingehender Betrachtung des Gelesenen untermischter L. Es empfiehlt sich, zwischen beiden Arten angemessenen Wechsel eintreten zu lassen und bei der letztern vor allem nicht die Gründlichkeit zu übertreiben. Bei fremdsprachlicher L. wie im Deutschen auf den höhern Stufen des Schullebens und namentlich bei poetischer L. hat der Unterschied überhaupt kaum Berechtigung. In allen diesen Fällen wird ein verständiger Lehrer überhaupt nur so viel erklären, wie nötig ist, um etwaige Hindernisse des Verständnisses aus dem Wege zu räumen, und vom Schüler nur so viel Erklärung fordern, daß er sich vom Verständnis des Gelesenen überzeugt, im übrigen aber die L. selbst als Hauptsache ansehen und auf den Geist des Schülers wirken lassen.


Lekythos.

Lekythos, altgriech. Thongefäß in Form einer Kanne mit Henkel und dünnem Hals (s. Abbildung), welches zum Aufbewahren von Salböl und zum Begießen der Gräber mit dem geweihten Öl benutzt wurde, namentlich aber als Beigabe für die Toten in Gräbern diente und zu diesem Zweck (wie besonders in Attika) mit auf den Totenkult bezüglichen Darstellungen bemalt wurde (vgl. Tafel »Vasen«, Fig. 6).

Leland (spr. lïländ), Charles Godfrey, amerikan. Schriftsteller, besonders als Humorist ausgezeichnet, geb. 15. Aug. 1824 in Philadelphia, studierte Philosophie und brachte später noch drei Jahre auf europäischen Universitäten zu. Er veröffentlichte die erste Sammlung seiner Erzeugnisse unter dem Titel: »Meister Karl's sketch-book« (Philad. 1856) und »Poetry and mystery of dreams« (das. 1855), eine halb poetische, halb philosophische Schrift, der die Schriften: »Sunshine in thought« (1863) und »Legends of the birds« (1864) nachfolgten. Seine Popularität verdankt L. aber insbes. seinen drolligen »Hans Breitmann's ballads«, einer Reihe burlesker, in einem wunderlichen deutsch-englischen Dialekt geschriebener Gedichte, in denen er die Abenteuer eines Deutsch-Pennsylvaniers mit ergötzlichem Humor besingt (vollständigste Ausg. 1884). Außerdem veröffentlichte er Gedichte unter dem Titel: »The music-lesson of Confucius, and other poems« (1871), denen eine Übersetzung von Scheffels »Gaudeamus« (1871) vorherging, und das »Egyptian sketch-book« (1873). L. gehört zu den genauesten Kennern des modernen Zigeunerstammes, den er in verschiedenen Ländern beobachtet hat. Frucht seiner Zigeunerstudien sind die Werke: »The English Gipsies and their language« (Lond. 1873, 4. Aufl. 1894), »English Gipsy-songs«, eine Sammlung von Zigeunerliedern (1875), »The Gipsies« (Boston 1882) und »Gipsy sorcery and fortune telling« (1891). Eine andre Gattung seiner Studien gehört der chinesischen Vergangenheit u. Gegenwart an; es sind: »Fu-Sang, or the discovery of America by Chinese Buddhist priests in the fifth century« (Lond. 1875) und »Pidgin-English Singsong, in China-English dialect« (New York 1876), worin er den Chinesen Amerikas eine humoristische Seite abzugewinnen sucht. Nachdem L. viele Jahre in London gelebt, hat er neuerdings wieder in Philadelphia seinen Aufenthalt genommen. Er veröffentlichte unter anderm noch: »Algonquin legends of New England« (1884), »Etruscan Roman remains in popular tradition« (1892) und »Legends of Florence« (Bd. 1, 1895). Endlich trat L. bereits 1855 mit einer Übersetzung von Heines »Reisebildern« hervor, die mehrfach wieder aufgelegt und neuerdings in die verdienstliche Ausgabe der »Works of Heinrich Heine« (Lond. 1891—93, 8 Bde.) mit aufgenommen wurde.

Leleger, ein Gesamtname für in ältester Zeit aus Kleinasien nach Hellas hinübergewanderte Ostgriechen. L. werden in verschiedenen Gegenden Kleinasiens, wie am Idagebirge, in Karien rc., und von Hellas genannt, wie an den Küsten von Messenien, Lakonien und Megara, wo man einen Lelex als Heros an die Spitze der Landesgeschichte stellte und diesen aus Ägypten einwandern ließ. Besonders die asiatischen Einwanderer an der Westküste Griechenlands und die aus Vermischung derselben mit den Ureinwohnern entstandenen Stämme der Epeer, Taphier und Kephallener behielten den Namen L. und werden unter diesem Namen noch bei der großen Rückwanderung nach Kleinasien im 11. Jahrh. v. Chr. erwähnt. Vgl. Deimling, Die L. (Leipz. 1862).

Lelewel, Joachim, poln. Geschichtsforscher, geb. 22. März 1786 in Warschau aus einem alten daselbst angesiedelten preußischen Geschlecht v. Lölhöffel, gest. 29. Mai 1861 in Paris, studierte in Wilna, wurde 1814 als Dozent der allgemeinen Geschichte dorthin berufen, 1818 zum Professor und Bibliothekar an der Warschauer Universität ernannt, kehrte jedoch 1821 wieder als ordentlicher Professor nach Wilna zurück, wurde 1824 aus politischen Gründen seiner Stelle entsetzt und hielt sich dann in Warschau auf. Nach dem Ausbruch der Novemberrevolution 1830 als eine der populärsten Persönlichkeiten der Hauptstadt zum Mitglied der Nationalregierung ernannt, unterhandelte er mit dem Großfürsten Konstantin wegen Zurückziehung der russischen Truppen, besaß jedoch weder die erforderliche Energie noch Menschenkenntnis, so daß er 1831 gestürzt wurde. Nach der Unterdrückung des Aufstandes begab er sich zuerst nach Paris und von dort 1833 nach Brüssel, wo er 28 Jahre lang im Estaminet de Varsovie in freiwilliger Armut lebte, bis er, acht Tage vor seinem Tode, von seinen Freunden nach Paris gebracht wurde. Ungewöhnliches Wissen, unermüdlicher Fleiß und makelloser Charakter sichern L. in der polnischen Litteratur und Geschichte eine der hervorragendsten Stellen. Von dauerndem Wert sind seine »Numismatique du moyen-âge« (Paris 1836, 3 Bde.); »Géographie des Arabes« (das. 1851, 2 Bde.) und »Géographie du moyen-âge« (Brüss. 1852—57, 4 Bde.). Seine polnischen Werke erschienen gesammelt mit einer Einleitung und Selbstbiographie des Verfassers unter dem Titel: »Polska« (Posen 1853—76, 20 Bde.). Die wichtigsten derselben sind: »Abhandlung über den Chronisten Mateusz« (1811); »Geschichte Polens unter Stanislaus August« (1818; deutsch, Braunschw. 1831); »Polnische Geschichte« (1829), deren Abschluß: »Das wiedergeborne Polen«, erst 1836 zu Brüssel erschien; »Die Geschichte Litauens und Rutheniens bis zur Lubliner Union« (1839); »Die Teilungen« (1844); »La Pologne au moyen-âge« (Pos. 1846—51, 3 Bde.).

Lelienbergh, Cornelis, holländ. Maler, wurde 1646 in die Lukasgilde im Haag aufgenommen und war nachweislich bis 1672 thätig. Er malte Stillleben von totem Wild und Geflügel, Früchten, Gemüsen und Küchengeräten in der breiten Manier des J. Weenix.

Leljagebirge, s. Bosnien, S. 309.

Lely, Sir Peter (eigentlich Pieter van der Faes), niederländ. Maler, geb. 1618 in Soest, gest. 30. Nov. 1680 in London, lernte bei P. Grebber in Haarlem und begleitete 1643 den Prinzen Wilhelm von Oranien nach England. Da seine Porträte hier sehr gefielen, ernannte ihn Karl I. zu seinem Hofmaler; später nahm ihn Cromwell in seine Dienste, und Karl II. schlug ihn zum Ritter. L. hatte sich in England ganz nach A. van Dyck gebildet und kommt ihm in seinen ersten Werken oft sehr nahe. In seiner letzten Zeit wurde seine Auffassung manieriert, seine Färbung kalt und schwer, die Ausführung oberflächlich. Unter der großen Zahl der in England zerstreuten Bilder dieser Art sind die bekannten sogen. Schönheiten von Hamptoncourt (eine Reihe von Damen am Hofe Karls II.) für seine Art des Schaffens charakteristisch. Lelys Kunstkabinett wurde für 26,000 Pfd. Sterl. verkauft. Seine Malweise und Auffassung waren bis auf Reynolds und Lawrence für die englische Porträtmalerei maßgebend und werden auch heute noch nachgeahmt.

Lem., bei botan. Namen Abkürzungen für Charles Lemaire (spr. lömär'), Professor in Gent, geb. 1800 in Paris. Schrieb: »Iconographie descriptive des Cactées« (Par. 1841—47), gab auch mehrere gärtnerische Journale heraus.

Le Maire (spr. lömär', L. de Belges, d. h. aus Bavai), Jean, franz. Dichter, geb. um 1473 in Bavai

(Norddepartement), gest. vor 1525, trat 1498 in den Dienst Herzog Peters II. von Bourbon, nach dessen Tod (1503) in den Dienst der Regentin der Niederlande, Margarete von Österreich, und wurde nach dem Tode seines Oheims Molinet 1507 dessen Nachfolger als Bibliothekar und Historiograph der Regentin. 1512 ging er zum König von Frankreich über, der ihn zu Sendungen nach Italien benutzte und auch in seiner Politik von Le Maires Feder unterstützt wurde. Beim Tode Ludwigs XII. 1515 verlor er seine Stellung und ging elend zu Grunde. Er schrieb einen Roman: »Illustration des Gaules et singularitez de Troie« (1509—13, 3 Bde.), den Ronsard für seine »Franciade« benutzte. In seinen Gedichten ahmte er die Italiener nach, besonders Petrarca, dichtete die ersten Terzinen in französischer Sprache und verbannte die überzählige Silbe vor der Cäsur, worin ihm später Marot nachfolgte. Die »Œuvres de Jean Le Maire« gab Stecher (Loewen 1882—92, 4 Bde.) heraus. Vgl. E. Charavay, Jean L. de Belges (Par. 1876); Ph. Becker, Jean L., der erste humanistische Dichter Frankreichs (Straßb. 1893).

Lemaire (spr. lömär'), Philippe Honoré, franz. Bildhauer, geb. 1798 in Valenciennes, war Schüler Cartelliers und starb im August 1880 in Paris. Sein Hauptwerk ist der Giebelschmuck der Madeleinekirche daselbst, welcher den Heiland, der reuigen Sünderin verzeihend, darstellt, ein Werk von großer plastischer Schönheit. Für das Museum zu Versailles führte er die Statuen Ludwigs XIV. und des Generals Kléber, für einen Platz in Versailles das Denkmal des Generals Hoche aus, und für die Giebelfelder der Isaakskirche zu Petersburg entwarf er zwei Kompositionen. Außerdem hat er noch zahlreiche andre Porträtbüsten und Statuen in einem nach der Antike gebildeten Stil ausgeführt.

Le Maire-Inseln, s. Schouteninseln.

Le Maire-Straße, Meerenge zwischen der Südostspitze des Feuerlandes und der Stateninsel, 25—30 km breit, 1615 entdeckt von Schouten und Le Maire und lange Zeit statt der Magalhãesstraße benutzt.

Lemaître (spr. lömätr'), 1) Frédéric, franz. Schauspieler, geb. 21. Juli 1800 in Havre, gest. 26. Jan. 1876 in Paris, trat zuerst am Odéon zu Paris, dann am Ambigu comique und auf der Bühne der Porte St.-Martin auf, wo er durch das Stück »Trente ans, ou la vie d'un joueur« populär wurde. Auf dem Theater der Folies dramatiques brachte er das von ihm mit Saint-Amand und Antier verfaßte Melodrama »Robert Macaire« auf die Bühne, welches 72mal hintereinander gegeben wurde. Victor Hugo schrieb für ihn den »Borgia« und »Ruy Blas«. Später spielte L. an mehreren Pariser Theatern. Stimmlos geworden, wirkte er zuletzt nur noch als Pantomimiker. L. war der theatralische Vertreter des romantischen Dramas und sein Talent gleich groß in tragischen wie komischen Rollen. Zweimal (1835 und 1845) spielte er auch mit großem Beifall in England. Vgl. Duval, F. L. et son temps (Par. 1876); »Souvenirs de F. L.« (hrsg. von seinem Sohn, das. 1879); Lecomte, Frédéric L. (das. 1888, 2 Bde.).

2) Jules, franz. Schriftsteller, geb. 27. April 1853 in Vennecy (Loiret), war zuerst Zögling des kleinen Priesterseminars in Paris, bildete sich aber dann in der höhern Normalschule zum akademischen Lehrer aus, wirkte als solcher in Havre, in Algier, Besançon und Grenoble und widmete sich später in Paris dem Journalismus. In der »Revue bleue« that L. sich zuerst durch seine Studien über zeitgenössische Schriftsteller hervor, schrieb geistreiche Chroniken für den »Figaro« und erwarb sich namentlich als Theaterkritiker des »Journal des Débats« den Ruf eines der ersten Stilisten. L. wurde als Nachfolger Duruys 1895 in die französische Akademie gewählt. Als Bühnenschriftsteller debütierte er im Odéon mit »La Révoltée« (1889), ließ dann im Vaudeville »Le député Leveau«, eine ungemein geistreiche politische Satire (1890), u. »Flipote« (1893) folgen. In der Comédie-Française gelangten zur Aufführung »Le mariage blanc« (1891) und »Le Pardon« (1895), im Gymnase »L'âge difficile« (1895), in der Renaissance mit Sarah Bernhardt »Les Rois« (1893), nach dem gleichnamigen Roman. Andre Werke sind: »Les Médaillons«, Gedichte (1880); »Petites Orientales«, Gedichte (1882); »La comédie après Molière et le théâtre de Dancourt« (1882); »Sérénus, histoire d'un martyr« (1886); »Les contemporains, études et portraits littéraires« (1885—95, 5 Bde.); »Impressions de théâtre« (1888—95, 8 Bde., Bd. 1 in 17. Aufl. 1895); »Corneille et la poétique d'Aristote« (1888); »Myrrha«, Novellen (1894).

Léman, Lac (spr. -mäng), s. Genfer See.

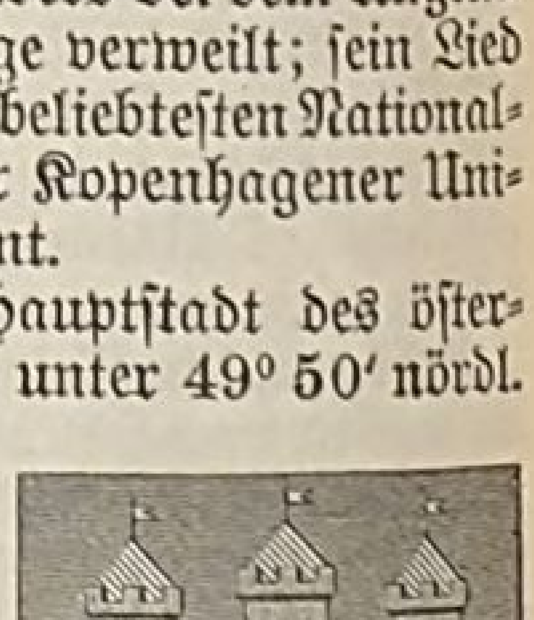
Lemanische Republik, Name des Kantons Waadt während der Zeit der Helvetischen Republik (1798—1800).

Le Mans, Stadt, s. Mans.

Lemars, Hauptort der Grafschaft Plymouth im nordamerikan. Staat Iowa, am Floyds River, Bahnknotenpunkt, mit bedeutendem Getreide- und Viehhandel und (1890) 4036 Einw.

Lembcke, Eduard, dän. Schriftsteller, geb. 1815 in Kopenhagen, studierte Philologie und wirkte seit 1850 als Konrektor des Gymnasiums zu Hadersleben, bis ihn die Kriegsereignisse 1864 zur Flucht nach Kopenhagen nötigten. Er lieferte vorzügliche dänische Übersetzungen von Shakespeares Dramen (18 Bde.), von Byron, Th. Moore u. a. Eine Sammlung eigner Dichtungen veröffentlichte er 1870 unter dem Titel: »Digte og Sange«, wo er besonders bei dem Unglück Dänemarks in dem letzten Kriege verweilt; sein Lied »Vort Modersmaal« ist eins der beliebtesten Nationallieder. 1879 wurde er von der Kopenhagener Universität zum Ehrendoktor ernannt.

Lemberg (poln. Lwów), Hauptstadt des österreich. Kronlandes Galizien, liegt unter 49° 50′ nördl. Br. und 24° östl. L. v. Gr., 278 m ü. M. in einem gegen N. geöffneten Thalkessel, am Peltew (Nebenfluß des Bug) und an den Staatsbahnlinien Krakau - L. - Podwoloczyska, L.-Czernowitz, L.-Stryj und L.-Belzec, ist in fünf Bezirke eingeteilt, und zwar die mit Promenaden (an Stelle der ehemaligen Wälle) umgebene innere Stadt mit großem, den Mittelpunkt der Stadt bildenden Ringplatz, die Haliczer, Krakauer, Zolkiewer und Lyczakower Vorstadt, und umfaßt eine Fläche von 32,02 qkm mit 3322 Häusern. Die Stadt besitzt mehrere öffentliche Anlagen, darunter den Stadtpark und den Schloßberg. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die hervorragendsten: die römisch-katholische Kathedrale (im gotischen Stil 1350—1479 erbaut), mit Fresken; die Dominikanerkirche (mit dem Grab-



Wappen von Lemberg.

denkmal der Gräfin Dunin-Borkowska von Thorwaldsen); die Bernhardinerkirche (von 1600); die Kirche zum heil. Sakrament (im romanischen Stil, von 1876); die griechisch-unierte Kathedrale im Basilikenstil, die armenische Kathedrale im armenisch-byzantinischen Stil (15. Jahrh.) und die neue Synagoge. Im ganzen zählt L. 19 katholische, 9 griechisch-unierte, eine armenische und eine evangelische Kirche, 2 Synagogen und 8 Klöster. Von weltlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das Landtagsgebäude, die technische Hochschule (1877), das Statthaltereigebäude, das neue Gerichtsgebäude, das allgemeine Krankenhaus, das Rathaus (1828—37 erbaut), mit 80 m hohem Turm, das viertürmige Invalidenhaus, das Ossolinskische Institut, das Palais des römisch-katholischen Erzbischofs, das Winter- und Sommertheater u. a. Auf der südlich von L. gelegenen Anhöhe erhebt sich die Citadelle.

Die Stadt zählt (1890) mit dem Militär (8591 Mann) 127,943 Einw., darunter 67,286 Römisch-Katholische, 21,876 Griechisch-Unierte, 2061 Evangelische, 36,130 Juden; der Umgangssprache nach 103,999 Polen, 12,162 Deutsche und 9067 Ruthenen. Als der bedeutendste Gewerbe- und Handelsplatz des Landes hat L. alle Gattungen Gewerbe (31,7 Proz. der Bevölkerung sind beim Gewerbe, Handel und Verkehr thätig); namentlich besitzt es eine Eisenbahnwerkstätte, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Kessel, Wagen, Eisengußwaren, Musikinstrumente, Ziegel, Öfen, Kerzen u. Seife, Hüte, ferner Naphtharaffinerien, Mühlen, Bierbrauereien, Spiritusraffinerien und eine Gasanstalt. L. treibt ansehnlichen **Handel** mit Flachs, Hanf, Pelzwaren, Tuch, Leder, Honig, Wachs, Kleesamen, Schafwolle, Eisenwaren u. unterhält drei ehemals stark besuchte Jahrmärkte sowie lebhaften Speditionshandel. Anstalten zur Förderung von Handel und Verkehr sind: die Handels- und Gewerbekammer, 5 Kreditaktiengesellschaften (Ende 1894 mit 6,83 Mill. Gulden Aktienkapital und 152 Mill. Guld. Pfandbriefumlauf), eine Sparkasse (Ende 1893 mit 16,3 Mill. Guld. Einlagen), eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank und mehrere Vorschußvereine. L. hat eine elektrische und eine Pferdebahn. Wohlthätigkeitsanstalten sind: ein Taubstummen- u. ein Blindeninstitut, 8 Kinderbewahranstalten, 2 Waisenanstalten, ein Hospital (zu St. Lazarus), eine Gebäranstalt ꝛc. An **Bildungsanstalten** besitzt die Stadt: eine Universität (1784 gegründet, 1817 reorganisiert, früher mit deutscher, seit 1871 mit polnischer Unterrichtssprache) mit vier Fakultäten (1893: 1115 Hörer), einer Bibliothek von 102,000 Bänden, einem botanischen Garten mit Gärtnerschule, naturhistorischen Sammlungen ꝛc.; eine technische Hochschule (1893: 375 Studierende), 5 Obergymnasien (3 mit polnischer, je eins mit deutscher und ruthenischer Unterrichtssprache), eine Oberrealschule, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine kunstgewerbliche Fachschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine forstwirtschaftliche Landeslehranstalt, Gartenbauschule, Tierarzneischule, Arbeitsschule des Frauenerwerbvereins, Handelsschule für Frauen, ein Musikkonservatorium, die Ossolinskische Bibliothek (180,390 Bände, 3000 Handschriften, ferner Zeichnungen u. a.), das Dzieduszyckische Museum für Ethnographie und Naturkunde, ein städtisches Gewerbemuseum und ein städtisches Archiv. In L. erschienen 1893: 96 Zeitschriften, darunter 7 in ruthenischer, 2 in deutscher, die übrigen in polnischer Sprache. L. ist Stadt mit eignem Statut und Sitz des Landtags und Landesausschusses, der Statthalterei, der Polizeidirektion, einer Bezirkshauptmannschaft (L.-Umgebung), des Oberlandesgerichts und Landesgerichts, der Finanzlandesdirektion und Finanzprokuratur, der Forst- und Domänendirektion, einer Staatseisenbahn-Betriebsdirektion, der Post- und Telegraphendirektion, eines katholischen, eines griechisch-unierten und eines armenisch-unierten Erzbischofs sowie des 11. Korpskommandos.

Geschichte. Die Stadt wurde ursprünglich vom ruthenischen König Daniel für dessen Sohn Leo, Fürsten von Halicz, um 1259 gegründet, 1261 von den Tataren zerstört, dann um 1270 an der heutigen Stelle wieder aufgebaut und zur Residenz erwählt. Kasimir d. Gr. eroberte L. 1340, verbrannte das alte fürstliche Schloß daselbst, ließ dafür zwei neue aufführen und erweiterte die Stadt durch Anlegung neuer Stadtteile; auch führte er deutsche Kolonisten in L. ein, denen er eine Kirche (Maria Schnee) bauen ließ, und verlieh der Stadt das Magdeburger Recht, worauf fast zwei Jahrhunderte (bis auf Siegmund I., den Jagellonen) der Stadtrat Lembergs in deutscher Sprache verhandelte. Nach dem Tode Kasimirs d. Gr. (1370) folgte ihm sein Schwestersohn Ludwig, König von Ungarn, welcher L. samt Russien 1372 seinem Verwandten Wladislaw, Fürsten von Oppeln, zur Verwaltung übertrug. Als Wladislaw 1387 auf die Verwaltung Russiens verzichtete, wurde es von den Ungarn besetzt, doch bald durch Hedwig, die jüngere Tochter Ludwigs und Gemahlin Wladislaw Jagiellos, mit Polen vereinigt. Den von Ludwig d. Gr. und Hedwig erteilten und von den folgenden polnischen Königen bestätigten Handelsprivilegien verdankt L. seinen Wohlstand in den folgenden Jahrhunderten. 1412 wurde das 1375 in Halicz errichtete römisch-katholische Erzbistum mit den Suffraganien in Przemysl und Chelm nach L. verlegt. L. blieb während der ganzen polnischen Periode die Hauptstadt der »terrae Russiae«, welche bis 1433 ihre volle Autonomie besaßen. Es wurde ein wichtiges Emporium für den orientalischen Handel, besonders seit infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken die Seehandelswege gesperrt waren. L. verteidigte sich mutig gegen die Litauer 1350, gegen die Walachen 1498, hielt mehrere Belagerungen aus, so 1648 und 1655 durch den Kosakenhetman Chmelnizky und 1672 durch die Türken; 1704 wurde es vom schwedischen König Karl XII. eingenommen. Bei der ersten Teilung Polens fiel L. an Österreich. In den Unruhen von 1848 erlitt die Stadt durch das Bombardement vom 2. Nov. bedeutenden Schaden.

Lemcke, Karl, Ästhetiker, geb. 26. Aug. 1831 in Schwerin, studierte in Göttingen, München und Heidelberg, lebte darauf längere Zeit in Berlin, Paris und München, habilitierte sich 1862 als Privatdozent für Ästhetik und deutsche Litteraturgeschichte in Heidelberg, wo er später zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, verlegte 1871 seinen Wohnsitz nach München, von wo er 1873 einen Ruf als Professor der Ästhetik und Kunstgeschichte an die Reichsakademie für bildende Künste nach Amsterdam folgte. In gleicher Eigenschaft wurde er 1876 an die technische Hochschule in Aachen und 1885 an die technische Hochschule und Kunstschule in Stuttgart berufen. In weitern Kreisen ist L. besonders durch seine »Populäre Ästhetik« (Leipz. 1865, 6. Aufl. 1890) bekannt geworden, die auch mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde. Außerdem veröffentlichte er: »Lieder und

Gedichte« (Hamb. 1861), »Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit« (Bd. 1: »Von Opitz bis Klopstock«, Leipz. 1871; neue Ausg. 1882), zahlreiche Monographien, besonders über die niederländischen Maler, in Dohmes »Kunst und Künstler«, und unter dem Pseudonym Karl Manno die Romane: »Beowulf« (Berl. 1882, 3 Bde.; 2. Aufl., Stuttg. 1889, 2 Bde.), »Ein süßer Knabe« (Berl. 1885, 2. Aufl. 1886) und »Gräfin Gerhild« (Stuttg. 1892).

Lemercier (spr. lömerßjé), **Népomucène**, franz. Dichter, geb. 21. April 1771 in Paris, gest. daselbst 7. Juni 1840, machte sich, nach mehreren vergeblichen Versuchen, 1795 mit der klassischen Tragödie »Agamemnon« einen berühmten Namen. In den feinen Zirkeln glänzte er durch Geist und Witz und war ein gern gesehener Gast beim Ersten Konsul, bis sein rücksichtsloser Freimut dies Verhältnis trübte, und zwar bis zu dem Grade, daß Napoleon alles that, um dem Dichter und seinen Stücken Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Durch Eleganz der Verse, Anmut des Stils und Kühnheit der Phantasie zeichnen sich aus: »Quatre métamorphoses« (1799), eine geistreiche Beschreibung der cynischen Bilder aus dem Museum von Neapel, und »Pinto« (1800), eine Mischung von Tragödie und Komödie, voll Neuerungen in Inhalt und Form, womit er die »Hochzeit des Figaro« übertrumpfen wollte. Das merkwürdigste seiner Gedichte ist die philosophische Satire »La Panhypocrisiade, ou le spectacle infernale du XVI. siècle« (1819, in 16 Gesängen, wozu 1832 vier neue kamen), welches Victor Hugo eine litterarische Schimäre nennt, ein Gemisch von Epos, Posse und Satire. Seine übrigen zahlreichen Werke fanden wenig Beachtung, mit Ausnahme der Tragödie »Frédégonde et Brunehaut« (1821), die L. den Beinamen »Vater des Romantizismus« eintrug, wogegen er selbst aber immer protestiert hat. Er wurde 1810 Mitglied der Akademie.

Lemgo, Stadt im Fürstentum Lippe, an der Bega und der (1895) im Bau begriffenen Linie Lage–Hameln der Preußischen Staatsbahn, ehemals Hansestadt, hat 2 alte evangelische und eine kath. Kirche, ein altes Rathaus, altertümliche Gebäude (Lippehof und Annenhof), ein Gymnasium, ein aus einem Dominikaner-Nonnenkloster entstandenes Jungfrauenstift mit einer Äbtissin (Prinzessin aus dem regierenden fürstlichen Haus) an der Spitze (seit 1306), ein Beghinenhaus, eine Stiftung für arbeitsunfähige Frauen, ein Waisenhaus, eine Idiotenanstalt (Eben-Ezer), ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, Wagenbau, Zigarren-, Leder-, Wollwaren- und Meerschaumfabrikation, mechanische Weberei, Molkerei, 2 Sägewerke, Ziegeleien, Bierbrauerei und (1890) 2790 Einw., davon 440 Katholiken und 102 Juden. In der Nähe der schöne Stadtwald mit 2 Aussichtstürmen.

Lemken (poln. Lemki), ein in die Westbeskiden vorgeschobener Stamm ruthenischer Karpathenbewohner, die in den Kreisen Neu-Sandec, Jasló u. Sanok wohnen und einen ziemlich verdorbenen, slowakische Einflüsse verratenden ruthenischen Dialekt sprechen.

Lemma (griech., Lehnsatz), ein Satz, den eine Wissenschaft einer andern (als in dieser einheimisch und ausgemacht) oder dem gesunden Menschenverstand ohne weitern Beweis entlehnt. S. Lehrsatz.

Lemming (Myodes *Pall.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Wühlmäuse (Arvicolidae), kleine, sehr gedrungen gebaute, kurzschwänzige Tiere mit großem Kopf, tief gespaltener Oberlippe, kleinen, rundlichen Ohren, kleinen Augen, fünfzehigen, auch auf den Sohlen dicht behaarten Füßen und großen Sichelkrallen. Man kennt 4 Arten im Norden der Alten und der Neuen Welt. Der norwegische L. (M. Lemmus *Pall.*, s. Tafel »Nagetiere III«, Fig. 3) ist 13 cm lang, mit 2 cm langem Schwanz, auf der Oberseite braungelb, dunkel gefleckt, auf der Unterseite fast sandfarben, mit gelbem Schwanz und gelben Pfoten und zwei gelben Streifen in der Augengegend, bewohnt Skandinavien, besonders die höhere Gebirgsregion, im Norden aber auch die Tundra, lebt gesellig in kleinen Höhlungen, unter Steinen oder im Moose, schürft im Winter lange Gänge in den Schnee und baut darin ein Nest aus Gras. Die Lemminge sind an manchen Orten sehr gemein; sie nähren sich von dem kümmerlichen Pflanzenwuchs ihrer Heimat, besonders von Flechten, und thun nur selten den Feldern erheblichen Schaden. Bisweilen werden sie durch Nahrungsmangel zu großen Wanderungen veranlaßt, aber in Bezug auf diese letztern ist sehr viel gefabelt worden. Ihr manchmal plötzliches massenhaftes Auftreten erklärt sich durch ihre Fruchtbarkeit, aber eine große Anzahl von Feinden und klimatische Verhältnisse verhindern zu starke Vermehrung der Tiere. Der L. ist ungemein lebhaft und erregbar, verrät sich daher stets durch Quieken und Grunzen, flieht zwar bei einem Angriff, setzt sich aber, in die Enge getrieben, energisch zur Wehr und benimmt sich dann wie ein Hamster. In Lappland wird der L. in Notjahren gegessen.

Lemna *L.* (Wasser-, Teich-, Meerlinse, Entengrütze, Entenfloß), Gattung aus der Familie der Lemnaceen, einjährige, monözische, selten blühende Pflanzen ohne deutliche Differenzierung von Blatt und Stamm, vermehren sich ungemein stark und bedecken oft Teiche und stehende Gewässer von Europa, Nordamerika und Neuholland. Sie dienen zahlreichen Wassertieren zum Aufenthalt, Wasservögeln zur Nahrung und bewahren das Wasser vor Fäulnis. Von den 7 Arten sind bei uns am häufigsten die schwimmenden linsenförmigen L. polyrhiza *L.*, L. minor *L.* und die untergetaucht lebende lanzettliche L. trisulca *L.*

Lemnaceen (Wasserlinsen), monokotyle, wasserbewohnende, etwa 20 Arten zählende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Spathifloren, mit frei schwimmenden, zusammengedrückten, blattartigen Sprossen (Laub) und sehr reduziertem, in Gruben des Laubes eingesenktem Blütenapparat. Letzterer besteht bei Lemna nur aus zwei ungleich langen Staubgefäßen und einem Pistill, die von einem zarthäutigen Hüllblatt (Spatha) umgeben werden (s. Abbildung). Wolffia hat wurzellose Sprossen. Die L. vermehren sich auf ungeschlechtigem Wege durch eigentümliche Sprossung und sind außer im arktischen Gebiet über die ganze Welt verbreitet. Vgl. Hegelmaier, Die L. (Leipz. 1869).



Blüte von Lemna trisulca.

Lemni, Insel, s. Lemnos.

Lemnische Erde, s. Bolus.

Lemniskate, s. Cassinische Kurve und Kurve.

Lemniskoidenlenker, s. Geradführung.

Lemnitzhammer, s. Lobenstein.

Lemnius, Simon (eigentlich Simon Lemm Margadant, daher auch Emporicus oder Mercatorius zubenannt), Humanist und lat. Dichter, geb

im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrh. auf dem Lehnhof Guat (Wald) im bündnerischen Münsterthal, gest. 24. Nov. 1550 in Chur, verlebte eine Jugend voller Entbehrungen, tauchte 1532 und 1533 in München und Ingolstadt auf und studierte seit 1533 unter Melanchthon in Wittenberg, erregte jedoch durch die »Epigrammaton libri duo« (Wittenb. 1538), die er dem Kurfürsten Albrecht von Mainz gewidmet hatte, Luthers Zorn, so daß er relegiert wurde. Er wandte sich nach Halle und rächte sich durch ein drittes Buch der Epigramme mit heftigen Ausfällen gegen Luther, durch die »Apologia contra decretum, quod imperio et tyrannide M. Lutheri et Justi Jonae Vitebergensis Universitas evolgavit« (Köln 1538; neu hrsg. von Höfler, Prag 1892) und durch die unter dem Pseudonym Lucius Pisäus Juvenalis der »Batrachomyomachia« nachgebildete »Monachopornomachia« (»Mönchshurenkrieg«), worin er die »Greuel des wollüstigen Wittenberg« aufdecken wollte. 1540 als Lehrer an die neugegründete humanistische Nikolaischule in Chur berufen, veröffentlichte er »Bucolicorum eclogae quinque« und »Amorum libri quatuor« (1542), eine Übersetzung der »Periegesis« des Dionysios in lateinischen Hexametern (Vened. 1543), wofür ihn die Universität Bologna zum Dichter krönte, seine Heinrich II. von Frankreich gewidmete Übersetzung der »Odyssee« und der »Batrachomyomachia«, ebenfalls in lateinischen Hexametern (Basel 1549; 2. Aufl., Par. 1581), endlich kurz vor seinem Tode unter Nachahmung der »Äneide« sein Hauptwerk: »Libri IX de bello Suevico ab Helvetiis et Rhaetis adversus Maximilianum Caesarem 1499 gesto« (gewöhnlich »Rhaeteïs« genannt; zuerst gedruckt durch Plattner, Chur 1874; deutsch von demselben, das. 1882). Ohne Charakter, ist er ein außerordentlich gewandter Versifikator. Vgl. Lessings »Kritische Briefe« (1753); Strobel, Neue Beiträge zur Litteratur (III, 1, Nürnb. 1792); Plattner in der Ausgabe der »Rhaeteïs«; Holstein in der »Zeitschrift für deutsche Philologie« (Halle 1887, Bd. 20).

Lemnos (jetzt Limno, türk. Lemni, ital. Stalimene), Insel im Ägäischen Meer, zum türk. Insel-Wilajet gehörig, 60 km südöstlich von der Halbinsel Athos, umfaßt 454 qkm (8,2 QM.) und ist durch zwei Buchten in zwei Halbinseln geteilt. Ihre ehemaligen Vulkane ruhen seit Jahrtausenden, doch verraten noch heiße Quellen im W. die vulkanische Beschaffenheit. L. ist niedrig (bis 430 m), in den Thälern fruchtbar, reich an Weiden, aber baumlos. Produkte sind: Getreide, Öl, Seide, Trauben, Feigen, Honig, Wachs; ausgeführt wird Getreide, Sesam, Käse und Wolle. Die sogen. Terra Lemnia oder Siegelerde (weil in versiegelten Beuteln versandt), eine Art Bolus (s. d.), wurde im Altertum und Mittelalter ausgeführt und soll noch heute gegen Wunden und Schlangenbiß gebraucht werden. Die meist armen Einwohner, etwa 27,000 an der Zahl, sind bis auf 2500 Mohammedaner orthodoxe Griechen und beschäftigen sich mit Ackerbau und Fischerei; die Frauen (berühmt wegen ihrer Schönheit) weben auch Baumwollstoffe. Der gleichnamige Hauptort auf der Westküste (gewöhnlich Kastro genannt) ist Sitz der Behörden eines Sandschak, zu welchem außer L. Aïstrati, Imbros und Tenedos gehören, und eines griechischen Bischofs und hat einen mäßigen Hafen mit einem mittelalterlichen Schloß. — Die Insel L. war im Altertum dem Hephästos heilig. Die Argonauten (s. d.) fanden der Sage nach die Insel bloß von Weibern bewohnt, welche ihre treulosen Männer ermordet hatten und als Amazonen lebten (vgl. Hypsipyle). Die nachmaligen Einwohner, Minyer und Pelasger, mußten sich in der Folge dem Dareios unterwerfen; Miltiades befreite die Insel von der persischen Herrschaft, und sie blieb nun lange Zeit den Athenern unterworfen, bis sie an die Makedonier kam, mit deren Reich sie an die Römer überging. Städte des alten L. waren Myrina (jetzt Kastro) auf der West- und Hephästia auf der Nordküste.

Le Moine (spr. lö muănn'), François, franz. Maler, geb. 1688 in Paris, gest. daselbst 4. Juni 1737 durch Selbstmord in einem Anfall von Geistesstörung, war Schüler von Galloche, wurde 1718 Mitglied der Akademie, bildete sich 1723—26 in Italien nach Reni und Maratta weiter, wurde 1733 Professor an der Akademie und 1736 königlicher Maler zur Anerkennung für die Malerei an der Decke des großen Saales zu Versailles: die Apotheose des Hercules, in 142 kolossalen Figuren in Öl auf Leinwand gemalt. Die Münchener Pinakothek besitzt von ihm die Ruhe einer Jagdgesellschaft, das Louvre Hercules und Cacus, die Kirche St.-Sulpice in Paris die Himmelfahrt Mariä als Kuppelbild. L. versuchte noch in großem Stil zu malen, kam aber über die Oberflächlichkeit nicht hinaus; sein Kolorit ist zart, aber unwahr. Er radierte auch einiges. Boucher und Natoire waren seine Schüler. Vgl. Mantz, Boucher, L. et Natoire (Par. 1880).

Lemoine-Bremse, s. Lafette.

Lemoinne (spr. lömŭann'), John Emile, franz. Publizist, geb. 17. Okt. 1815 in London von französischen Eltern, gest. 14. Dez. 1892 in Paris, trat 1840, zuerst als englischer Korrespondent, in das »Journal des Débats« ein, dessen geschätztester politischer Redakteur er in der Folge ward. Die kaustische Schärfe seiner Feder war in der Pariser Tagespresse ebenso sprichwörtlich wie die Geschmeidigkeit seines politischen Charakters, der alle die vielen Umwandlungen jenes leitenden Organs der französischen Bourgeoisie mit spielender Leichtigkeit durchgemacht hat. 1876 wurde er an Jules Janins Stelle zum Mitglied der französischen Akademie, 1880 zum lebenslänglichen Senator ernannt. Ein Teil seiner Artikel, teils politisch-geschichtlichen Inhalts, teils biographischer Natur, erschien gesammelt unter dem Titel: »Études critiques et biographiques« (1852) und »Nouvelles études« (1862).

Lemongrasöl, s. Grasöle.

Lemonnier (spr. lömonnjē), Camille, der bedeutendste der lebenden belg. Schriftsteller, geb. 24. März 1841 in Brüssel, lebte längere Zeit in La Hulpe und ist gegenwärtig Redakteur des »Gil Blas«. Gleich sein erster Artikel in diesem Blatte: »L'enfant du crapand«, machte Aufsehen und zog ihm gerichtliche Verfolgung zu. Mit Ed. Picard Haupt des Jungen Belgien (s. d.), erstrebte er das Wiederaufleben der französisch-belgischen Litteratur. Er gehört zur äußersten realistischen Schule. Aber trotzdem er Zola im Derben und im Haschen nach seltenen Ausdrücken zu überbieten sucht, kann man seinen Erzählungen, Skizzen und Romanen ausgeprägte, kräftige Eigenart und eine gewisse Eleganz nicht absprechen. Wir nennen von seinen belletristischen Schriften: »Nos Flamands« (1869); »Paris-Berlin« (1871); »Croquis d'automne« (1870); »Contes flamands et wallons« (1873); »Derrière le rideau« (1875); »Bébés et joujoux« (1880); »Les charniers. Sedan« (1881); »Un Mâle« (1881; 3. Aufl. 1892); »Le Mort« (1881; neue Aufl. 1887); »Ni chair ni poisson« (1884); »L'Hystérique« (1885); »Les Concubins« (1885); »Happe-chair«

(1886; neue Aufl. 1887); »Noëls flamands« (1887); »La comédie des jouets« (1887); »Madame Lupar« (1888). Von seinen kunstkritischen und sonstigen Arbeiten verdienen Erwähnung: »Gustave Courbet et son œuvre« (1878); »Histoire des beaux-arts en Belgique« in »Cinquante ans de liberté«, Bd. 4 (Brüssel 1881, 2. Aufl. 1887); »Les peintres de la vie« (1888); »La Belgique« (illustriert, Par. 1887; mit dem fünfjährlichen Litteraturpreise gekrönt); »En Allemagne« (1888); »Anthologie des prosateurs belges« (mit Ed. Picard u. a., Brüssel 1888).

Le mort saisit le vif, s. Erbfolge, S. 869.

Lemositas (lat.), s. Augenbutter.

Lemot (spr. lömō), François Frédéric, franz. Bildhauer, geb. 1773 in Lyon, gest. 1827 in Paris, bildete sich bei Dejoux in Paris, sodann als Pensionär Ludwigs XVI. in Rom aus. Während der Revolution mußte er unter Pichegrus Fahne dienen und lebte dann lange Zeit in Italien und Frankreich in drückenden Verhältnissen, bis er 1795 den Auftrag erhielt, eine Kolossalstatue des französischen Volkes zu errichten. Später fertigte er für mehrere öffentliche Sitzungssäle die Statuen des Numa Pompilius, Ciceros, des Leonidas, des Brutus und Lykurg, für Napoleon I. die Marmorstatue einer Bacchantin, den Wagen und die Figuren des Sieges und des Friedens für den Triumphbogen des Karussellplatzes, 1810 für die Kolonnade des Louvre das 22 m lange und 5 m hohe Relief, welches ihm den großen Dezennalpreis eintrug, nach der Restauration die Reiterstatue Heinrichs IV. für den Pont Neuf und die Ludwigs XIV. für die Place Bellecour zu Lyon. Reiner, strenger Geschmack, gute Erfindung und sorgfältige Ausführung zeichnen seine Werke aus.

L'Empire c'est la paix, s. Empire.

Lemur, s. Maki.

Lemuren (lat. Lemūres), bei den alten Römern die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen und zwar vorzugsweise die bösen, die man sich als umherirrende, tückische, nächtliche Gespenster dachte (vgl. Larve). Zu ihrer Sühnung feierte man in den Mitternachtsstunden des 9., 11. u. 13. Mai das Fest der Lemurien (Lemuria), wobei die Hausväter durch gewisse Formeln unter Darbringung schwarzer Bohnen die Spukgeister zu bannen suchten.

Lemuria, ein zuerst durch Sclater angenommener, jetzt unter den Spiegel des Indischen Ozeans versunkener Kontinent, welcher sich im S. des jetzigen Asien (und wahrscheinlich mit ihm im direkten Zusammenhang) einerseits östlich bis nach Hinterindien und den Sundainseln, anderseits westlich bis nach Madagaskar und dem südöstlichen Afrika erstreckt haben soll. Dieser Kontinent, für dessen einstige Existenz viele Thatsachen der Tier- und Pflanzengeographie sprechen, wurde wegen der für sein Gebiet charakteristischen Halbaffen L. genannt und wurde eine Zeitlang auch als die wahrscheinliche Wiege des Menschengeschlechts betrachtet. Seitdem aber zahlreiche fossile Halbaffen in frühtertiären Schichten Europas und Nordamerikas aufgefunden sind, hat dieser hypothetische Weltteil erheblich an Interesse verloren.

Lemuriden (Lemuridae), eine Familie der Halbaffen (s. d.).

Lemvig, dän. Stadt im nordwestlichen Jütland, Amt Ringkjöbing, im S. des Limfjords und an der Eisenbahn L.-Vemb, ist Sitz eines deutschen Konsularagenten und hat (1890) 2413 Einw., welche Ackerbau, Fischerei und einigen Handel treiben.

Lena, großer Strom Sibiriens, entspringt unter 54° 10′ nördl. Br. und 107° 55′ östl. L. v. Gr. auf dem Baikalgebirge, 10 km vom Nordwestufer des Baikalsees im Gouv. Irkutsk, fließt nordwärts, nimmt rechts Kirenga und Witim auf, tritt dann nach Jakutsk über, wo ihr rechts Olekma und Aldan, links der Wiljui zugehen, und mündet nach 4600 km langem Lauf, ein 160 km langes und 213 km breites, 28,000 qkm umfassendes Delta bildend, in sieben Hauptarmen, worunter der Bykowsche im O. der wichtigste ist, und 38 Nebenarmen unter 73° nördl. Br. gegenüber den Neusibirischen Inseln in die Nordenskjöldsee. Das Stromgebiet wird auf 1,896,000—2,395,000 qkm geschätzt. Im Oberlauf wird die L. streckenweise von Felswänden eingeschlossen, bei Jakutsk tritt sie in die Tiefebene und beginnt nun bis zum 70.° nördl. Br. bei einer Breite von 7—8, bei Shigansk sogar von 15 km, zahlreiche Inseln zu bilden, wird dann wieder schmäler (bei Bulun 2,6 km), erreicht aber an der Mündung wieder 10 km Breite. Die Mündung, welche 1878 von dem Norweger Johannesen mit dem Dampfer Lena zum erstenmal von Europa aus auf dem Seeweg erreicht wurde, bleibt bisweilen selbst im Sommer gänzlich verschlossen; auf dem Flusse selbst besteht jetzt von Jakutsk bis Kirensk regelmäßiger Dampferverkehr. Eisfrei ist die L. bei Jakutsk von Mitte Mai bis Anfang Oktober, bei Kirensk von Anfang Mai bis Ende Oktober. Nennenswerte Häfen sind noch Katschuga, Wercholensk, Ustkutsk, Olekminsk und Bulun. Der Fluß ist außerordentlich fischreich, und seine Ufer bedecken ungeheure und prächtige Waldungen. Der Flußsand des Witim und der Olekma ist der goldreichste ganz Asiens; silberhaltiges Blei, Eisen, Kupfer finden sich an verschiedenen Stellen, ganze Berge von Salz, große Kohlenlager, Schwefelquellen vollenden den Mineralreichtum. Im Delta findet man große Mengen von Mammutzähnen. Die Bevölkerung ist nur am Oberlauf, wo ausschließlich Russen wohnen, dichter; weiter abwärts ist sie eher an den Zuflüssen als am Hauptfluß selber zu finden. Hier folgen auf Russen Burjäten, dann Jakuten und Tungusen. Bodenkultur, Viehzucht und Bergbau sind am obern, Fischerei und Jagd auf Pelztiere am untern Stromlauf Hauptbeschäftigung. Vgl. Melville, In the Lena-Delta (Lond. 1885).

Lenäen (Lenaea), bei den Athenern das zum Cyklus der Dionysien gehörende »Kelterfest« (s. Dionysos, S. 13); Lenäos (»Kelterer«), Beiname des Dionysos.

Lenäos, der fünfte Monat im Kalender der Asianer, vom 24. Jan. bis 21. Febr.

Lenape, nordamerikan. Indianerstamm, s. Delawaren.

Lenartowicz (spr. -tówitsch), Teofil, poln. Dichter, geb. 27. Febr. 1822 in Warschau, gest. 3. Febr. 1893 in Florenz, bildete sich meist durch Selbststudium, arbeitete eine Zeitlang als Praktikant beim Warschauer Landesgericht, ging aber 1848 ins Ausland, wo er sich 1851 in Paris, später in Rom und schließlich in Florenz niederließ. L. ist ein Volkssänger, dessen Lieder, unter dem Titel: »Lirenka« (Pos. 1855; neue Folge, Warsch. 1859) herausgegeben, durch einfache Schönheit der Form und des Inhalts anmuten und zu den schönsten Perlen der polnischen Poesie gehören. Unter seinen größern Dichtungen und andern Gedichtsammlungen sind die namhaftesten: »Polska ziemia« (»Das polnische Land«, Krak. u. Pos. 1848—50), 2 Tle.), »Zachwycenie i Blogoslawiona« (Pos. 1855), »Święta Zofia« (»Die heil. Sophie«, das.

1857), »Gladyatorowie« (»Die Gladiatoren«, Par. 1857), »Bitwa Racławicka« (»Die Raclawicer Schlacht«, das. 1859), »Aniol ziemi« (Leipz. 1866), »Branka« (Pos. 1867), »Ze starych zbroic« (»Von alten Rüstungen«) und »Album wloszkie« (»Italienisches Album«, Lemb. 1870) ꝛc. Neuerdings erschienen von ihm »Briefe über Mickiewicz« (Par. 1875); ferner »Rytmy narodowe« (»Nationale Weisen«, das. 1881) und endlich die Schrift »Sul carattere della poesia polono-slava« (Flor. 1886). Eine Auswahl seiner Gedichte erschien 1876 in Krakau in 4 Bänden. Die Gattin des Dichters ist die Malerin Sophie Szymanowska.

Lenau, s. Niembsch von Strehlenau.

Lenbach, Franz, Maler, geb. 13. Dez. 1836 in Schrobenhausen (Oberbayern), lernte anfangs das Maurerhandwerk, wandte sich dann auf Anregung des Tiermalers Hofner der Kunst zu und erhielt den ersten Unterricht hierin vom Professor Geyer in Augsburg; dann besuchte er kurze Zeit die Münchener Akademie und lernte hierauf bei Gräfle zwei Jahre lang die Technik des Malens. Von 1855 bis zum Herbst 1857 lebte L. wieder ganz ohne Verkehr mit Künstlern in Schrobenhausen und malte Porträte, Landschaften und Tiere. Im Herbst 1857 ward er von Piloty als Schüler aufgenommen und ging mit ihm nach Rom, wo er sich dem Studium der alten Meister widmete und unter anderm eine Ansicht des Forum Romanum malte, welche wegen ihrer kräftigen Färbung großen Beifall fand. Nach seiner Rückkehr malte er einige Porträte, die sich an die Venezianer und an Rembrandt anschlossen. 1860 erhielt er einen Ruf an die Kunstschule in Weimar, war aber nur kurze Zeit daselbst als Lehrer thätig. Nach München zurückgekehrt, lenkte er die Aufmerksamkeit des Freiherrn v. Schack auf sich, der ihn 1863 nach Italien und 1867 nach Spanien schickte, um hervorragende Bilder von Giorgione, Velazquez, Tizian, Rubens u. a. für seine Galerie zu kopieren. Diese Kopien, welche die koloristischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Künstler meisterhaft wiedergeben, wurden für L. die Schule für seine eigne Kunst. Er widmete sich nunmehr ganz der Porträtmalerei und bildete sich aus Tizian, Rembrandt und Velazquez einen eignen koloristischen Stil. Wenn seine Zeichnung auch oft flüchtig und inkorrekt ist, so sind seine Bildnisse doch meist von großer plastischer Wirkung und von geistreicher Auffassung, welche den Charakter der Dargestellten mit psychologischer Schärfe und genialer Intuition wiedergibt. Seit Anfang der 70er Jahre hat er eine außerordentlich große Zahl von Bildnissen geschaffen, unter denen fast alle berühmten Zeitgenossen vertreten sind. Insbesondere hat er den Kaiser Wilhelm I. in seinen letzten Lebensjahren, den Fürsten Bismarck und den Grafen v. Moltke, dessen Großnichte er geheiratet hat, häufig porträtiert und namentlich von den beiden letztern wahrhaft klassische Bildnisse geschaffen. Den Fürsten Bismarck hat er in zahlreichen Bildern in der Parade- und Interimsuniform seines Kürassierregiments, mit und ohne Helm, und in Zivil, mit und ohne Schlapphut, in Brustbild und in halber Figur dargestellt. Solche Bilder findet man in den öffentlichen Galerien in Berlin (Nationalgalerie), München (Neue Pinakothek), Hamburg, Leipzig u. a. O. Von seinen übrigen Bildnissen sind zu nennen: Graf Schack, Paul Heyse und seine Frau, Franz Lachner, Gladstone, Gräfin Lori Wittgenstein Herr v. Lipphardt, Döllinger, Minghetti, Richard Wagner, Franz Liszt, der Kaiser von Österreich, Papst Leo XIII. (in der Neuen Pinakothek in München), Kaiser Wilhelm II., König Albert von Sachsen (im städtischen Museum zu Leipzig), der Prinz-Regent Luitpold von Bayern, Prinzessin Klementine von Koburg, Landgraf von Hessen, v. Helmholtz, R. Begas, W. Busch, A. Oberländer und Gabriel Seidl. Er hat auch zahlreiche Pastellbildnisse und Einzelfiguren (Sakuntala, Schlangenkönigin, Herodias, indisches Mädchen u. a.) gemalt. L. ist königlich bayrischer Professor. Eine Sammlung seiner Bildnisse erschien in Heliogravüren (Münch. 1891).

Lenclos (spr. langklo), Ninon (Anne) de, eine durch ihre Galanterie bekannte Französin, geb. 15. Mai 1616 in Paris als Tochter eines Edelmanns aus der Touraine, gest. 17. Okt. 1706, bildete sich, früh verwaist, durch das Studium der Werke Montaignes und Charons und erlangte bei ihrer Schönheit, ihrem Witz und Scharfsinn bald eine gewisse Berühmtheit. Um gänzlich ungebunden zu sein, schlug sie alle Bewerbungen um ihre Hand aus, machte aber ihr Haus zum Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt und des Hofes und zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit, z. B. Scarrons, Molières, Fontenelles und Larochefoucaulds, und ohne daß sie einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen trieb, genossen doch viele nacheinander ihre Gunst. Die Königin Christine von Schweden stattete bei ihrer Anwesenheit in Paris ihr einen Besuch ab. Einer ihrer Söhne, La Boissière, wurde Kriegsminister. Ein zweiter Sohn, Villiers, hatte sich in seine eigne Mutter verliebt, ohne sein Verhältnis zu ihr zu kennen, und erschoß sich, als er dies erfuhr, aus Verzweiflung, ein Ereignis, welches Lesage in seinem »Gil Blas« benutzte. Ihre Memoiren gaben Mirecourt (2. Ausg., Par. 1875), ihre Briefe A. Bret (2. Aufl., das. 1870) und Colombey (das. 1886) heraus. Vgl. Capefigue, Ninon de L. et les Précieuses de la place Royale (Par. 1864).

Lençoes (spr. lenßöingsch), Stadt im brasil. Staat Bahia, an einem Quellfluß des Paraguassu, unter 12° südl. Br., mit ergiebiger Diamantwäscherei, bei der 1844—46 an 30,000 Menschen zusammenströmten.

Lende (Regio lumbalis), die Gegend des Wirbeltierkörpers, in welcher sich die Lendenwirbel befinden, also die unmittelbare Verlängerung des (die Rückenwirbel umfassenden) Rückens; im engern Sinne bei Säugetieren die Fortsetzungen der Mittelbauchgegend nach der Wirbelsäule zu (s. Bauch). Unter den Lendenmuskeln (s. Tafel »Eingeweide des Menschen II«) ist besonders bekannt der Psoas (musculus psoas), weil er den Mürbebraten (Filet) liefert. Eine rheumatische Entzündung der Lendenmuskeln erzeugt den Lendenschmerz.

Lendemain (franz., spr. langd'mäng), Nachtag, der folgende Tag, besonders der nach der Hochzeit, Nachfeier.

Lendenanschwellung, s. Rückenmark.

Lendenblut, s. Rückenblut.

Lendenbraten, s. Filet.

Lendenfeld, Robert von, Australienreisender und Zoolog, geb. 1858 in Graz, zeichnete sich früh als Alpinist aus, studierte bis 1881 in Graz Naturwissenschaften, begab sich dann nach Melbourne zur Untersuchung der niedern Meeresfauna, von dort nach Neuseeland, wo er mit seiner Frau den Tasmangletscher vermaß und den Hochstetterdom bestieg, und besuchte, nach Australien zurückgekehrt, von Sydney aus die Australischen Alpen, deren höchste

Gipfel er bestieg. 1887 wurde er nach London an das University College berufen, habilitierte sich dann als Dozent für Zoologie an der Universität Innsbruck, von wo er 1892 als Professor an die Universität Czernowitz kam. Außer den geographischen Arbeiten: »Der Tasmangletscher und seine Umrandung« (Ergänzungsheft 75 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1884), »Forschungsreise in den Australischen Alpen« (das. Nr. 87, 1887) und »Australische Reise« (Innsbruck 1892), veröffentlichte er zahlreiche zoologische Schriften, namentlich über den Bau der Spongien u. Cölenteraten, und eine Monographie der Hornschwämme (Lond. 1889).

Lendenlahmheit, s. Hüftlahmheit; vgl. auch Kreuzlähmung.

Lendenwirbel, s. Wirbelsäule.

Lendersdorf, Papierfabrik, s. Düren.

Lendinăra, Distriktshauptort in der ital. Provinz Rovigo, an dem von der Etsch zum Po führenden Naviglio Adigetto und der Eisenbahn Dossobuono–Rovigo, hat mehrere schöne Kirchen, einen 98 m hohen Glockenturm, eine technische Schule, Bibliothek, Wein- und Flachsbau und (1881) 2559 (als Gemeinde 7294) Einw. L. war im Mittelalter der Sitz berühmter Intarsiakünstler.

Lendit (spr. langdi), eigentlich l'endit (v. lat. indictum), der älteste Jahrmarkt (foire) von Paris, der alljährlich auf der Ebene von St.-Denis vom 11.—24. Juni gehalten wurde.

Lendner, hemdartiger ärmelloser Waffenrock des Mittelalters; s. Cotte-hardie.

Lenel, Otto, Romanist, geb. 13. Dez. 1849 in Mannheim, studierte in Heidelberg, Leipzig und Berlin, habilitierte sich 1876 in Leipzig mit einer Schrift: »Über Ursprung und Wirkung der Exzeptionen« (Heidelb. 1877), der 1878 »Beiträge zur Kunde des prätorischen Edikts« (Stuttg. 1878) folgten. 1882 ging er als ordentlicher Professor des römischen Rechts an die Universität Kiel, 1884 nach Marburg, 1885 nach Straßburg. Als seine Hauptschriften sind zu nennen: das »Edictum perpetuum« (Leipz. 1883, gekrönte Preisschrift), der neueste und beste Versuch einer Wiederherstellung der von Salvius Julianus (s. d.) verfaßten Redaktion des prätorischen Edikts; »Palingenesia juris civilis« (das. 1887—89, 2 Bde.), in welch letzterm Werke L. den schon von K. F. Hommel (s. d.) gemachten Versuch, die in Justinians Digesten exzerpierten Schriften römischer Juristen soweit möglich in ihrem ursprünglichen Zusammenhang wiederherzustellen, in weit gründlicherer Weise wiederholte; ferner »Das Sabinussystem« (Straßb. 1892).

Lenfant (spr. langfáng), Jacques, Geschichtschreiber, geb. 13. April 1661 zu Beausse in Frankreich, gest. 7. Aug. 1728, war der Sohn eines reformierten Predigers, welcher nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach Marburg in Hessen auswanderte und hier 1686 starb. L., der schon in Frankreich Theologie studiert hatte, wurde Pastor an der französischen Kirche in Heidelberg und, beim Einfall der Franzosen in die Pfalz 1689 flüchtig, Prediger der französisch-reformierten Gemeinde in Berlin, Hofprediger der Königin Sophie Charlotte und Oberkonsistorialrat. L. schrieb drei größere historische Werke: »Histoire du concile de Constance« (1714; 2. Aufl. 1727, 2 Bde.), »Histoire du concile de Pise« (1724, 2 Bde.) und »Histoire de la guerre des Hussites et du concile de Bâle« (1729, 2 Bde.).

Leng, s. Quappe; auch soviel wie Wassernuß (Trapa).

Lengefeld, Bergrücken, s. Kyffhäuser.

Lengefeld, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Marienberg, an der Flöha, mit Station Pockau-L. Knotenpunkt der Linien Flöha–Reitzenhain u. Pockau-L.-Olbernhau der Sächsischen Staatsbahn, 489 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Webschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Weberei (baumwollene Bettzeuge, Barchent, Chenilleartikel, Westen-, Damenkleider- und Möbelstoffe, Cachenez ꝛc.), Eisschrank-, Möbel-, Wurst- und Spielwarenfabrikation, Kalkbrennerei u. (1890) 3668 Einw., davon 25 Katholiken. Nordöstlich dabei in romantischer Lage Schloß Rauenstein.

Lengenfeld, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Auerbach, an der Linie Zwickau–Ölsnitz der Sächsischen Staatsbahn, 495 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Handelsschule, ein Amtsgericht, Woll- und Baumwollspinnerei, Tuch- und Flanellweberei, Stickerei, Filz- und Weißwarenfabrikation und (1890) 5213 Einw., davon 53 Katholiken und 6 Juden.

Lengerich, Stadt im preuß. Regbez. Münster, Kreis Tecklenburg, am Fuß des Teutoburger Waldes und an der Linie Münster–Bremen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Synagoge, Fabrikation von Zement, Zementwaren, Düten, Dütenmaschinen, Drahtseilen und Tabak, Kalksteinbrüche, bedeutende Kalkbrennerei, Bierbrauerei und (1890) 2087 Einw., davon 36 Katholiken und 62 Juden. In der Nähe die Provinzial-Irrenanstalt Bethesda.

Lengerke, Alexander von, landwirtschaftl. Schriftsteller, geb. 30. März 1802 in Hamburg, gest. 23. Dez. 1853 in Berlin, erlernte in Schlesien die Landwirtschaft, bewirtschaftete sein Gut Wiesch bei Wismar, dann eine Pachtung in Holstein und ließ sich später in Lübeck nieder. 1841 ging er als Professor der Landwirtschaft nach Braunschweig, aber schon im folgenden Jahre als Landesökonomierat, ordentliches Mitglied und Generalsekretär des Landesökonomiekollegiums nach Berlin. Er schrieb: »Anleitung zum praktischen Wiesenbau« (Prag 1836, 2. Aufl. 1844), das »Landwirtschaftliche Konversationslexikon« (das. 1837—38, 4 Bde.; Supplement, Braunschw. 1842, 2 Bde.), die »Landwirtschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten« (das. 1840—1841, 2 Bde.); »Beiträge zur Kenntnis der Landwirtschaft in den königlich preußischen Staaten« (das. 1846—53, 5 Bde.); »Die ländliche Arbeiterfrage« (Berl. 1849); über die Heckenzucht (3. Aufl., Leipz. 1860), den Maisbau (2. Aufl., Berl. 1851) und Kardenbau (das. 1852). 1852 begründete er mit Mentzel den noch bestehenden »Landwirtschaftlichen Kalender«. Auch redigierte er seit 1842 die »Annalen der Landwirtschaft in den königlich preußischen Staaten«.

Lengfisch, s. Quappe.

Lengoasindianer, s. Guaycuru.

Lengsfeld (Stadt Lengsfeld), Stadt in Sachsen-Weimar, Verwaltungsbezirk IV (Dermbach), an der Felda und der Eisenbahn Salzungen-Kaltennordheim, 271 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Synagoge, 3 Schlösser, ein Amtsgericht, eine Porzellan-, eine Filz- und eine Holzwollfabrik und (1890) 1227 Einw., davon 32 Katholiken und 123 Juden.

Lenient (spr. lëniáng), Charles Félix, franz. Litterarhistoriker, geb. 1825 in Provins (Seine-et-Marne), seit 1865 Professor der französischen Dichtkunst an der Pariser Sorbonne. Er veröffentlichte: »La satire en France au moyen-âge« (1859, 4. Aufl. 1893; von der Akademie gekrönt); »La Satire en France, ou la littérature militante au XVI. siècle« (1866; 3. Aufl.

1886, 2 Bde.); »La comédie en France au XVIII. siècle« (1888, 2 Bde.); »La poésie patriotique en France au moyen-âge« (1892) und »dans les temps modernes« (1894, 2 Bde.).

Lenis (lat.), ein schwacher oder weicher, d. h. mit verhältnismäßig geringem Luftdruck ausgesprochner Laut. So unterscheidet sich in der süddeutschen und schweizerischen Aussprache das b und d von dem p und t hauptsächlich oder ausschließlich durch den schwächern Luftdruck. Den Gegensatz zu L. bildet die Fortis, ein starker oder harter Laut.

Lenitivmittel (Lenitiva), lindernde, besänftigende Heilmittel, zuweilen auch Abführmittel.

Lenk (An der L.), Dorf und klimatischer Kurort im schweizer. Kanton Bern, Bezirk Obersimmenthal, 1070 m ü. M., mit (1888) 1997 Einw., liegt am Wege über den Rawylpaß nach Sitten und ist Touristenstation nach den im Hintergrund lagernden Gletschern und den prächtigen Fällen der Simme. L. besitzt zwei kalte Schwefelquellen, wovon die eine, die Balmquelle, 44,5 ccm Schwefelwasserstoff aufweist und somit alle Quellen Europas an Schwefelwasserstoffgehalt übertrifft. Die Bäder zeigen sich besonders bei Hautkrankheiten und chronischem Katarrh wirksam.

Lenkachsen, s. Eisenbahnwagen.

Lenkoran (pers. »Ankerplatz«), Kreis des russisch-transkaukas. Gouvernements Baku, im S. und W. von Persien, im O. vom Kaspischen Meer begrenzt, 5462 qkm (99 QM.) groß mit (1890) 130,126 Einw. (40,000 iranische Talidschin, 45,600 Aserbeidschän-Tataren, Kurden, Russen), die sich überwiegend zum schiitischen Islam bekennen, Ackerbau, Viehzucht, Seidenraupenzucht und Fischerei betreiben. Die gleichnamige Hauptstadt an der Mündung der Lenkoranka ins Kaspische Meer hat drei Moscheen, je eine russisch-orthodoxe und eine armenisch-gregorianische Kirche und (1890) 7455 Einw., einschließlich der Garnison (ein Kuban-Kosakenregiment). Der mehr als 3 km von der Stadt entfernte Hafen ist allen Winden ausgesetzt, doch ist die Verschiffung von Bauholz, Früchten und Baumwollsamen ziemlich bedeutend. Etwa 12 km im W. der Stadt die heißen (41—47°), heilkräftigen Schwefelquellen von Miankn. L. war im 18. Jahrh. Hauptstadt der persischen Provinz Talysch und wurde 1813 von den Russen erstürmt.

Lenkscheit, s. Wagen.

Lenkstange, s. Kurbelgetriebe.

Lenk von Wolfsberg, Wilhelm, Freiherr, Militär, geb. 17. März 1809 zu Budweis in Böhmen, wurde seit 1823 in den österreichischen Militärbildungsanstalten erzogen, trat in die österreichische Armee und avancierte zum Feldzeugmeister. Seit seiner Pensionierung lebte er in Troppau und starb daselbst 18. Okt. 1894. Er gehörte der ersten Kommission zur Prüfung der Schießbaumwolle an, beschäftigte sich seitdem mit der Verbesserung der Schießbaumwolle und fand, daß eine geregelte Verdichtung der Faser für Schießzwecke unerläßlich sei. 1853 schuf er ein Feldartilleriesystem für Ladungen mit Schießbaumwolle, doch kam dasselbe nicht zur Ausführung, weil damals der Übergang zu den gezogenen Geschützen unerläßlich schien. Für letztere wählte er die Konstruktion der sogen. Keilzüge und gelangte zu so günstigen Resultaten, daß 30 Feldbatterien in dieser Weise ausgerüstet wurden. Die definitive Einführung der Schießbaumwolle scheiterte damals an der durch Explosion von Schießbaumwollvorräten hervorgerufenen Furcht vor Selbstentzündung des Präparats.

Lenne, Fluß in Westfalen, entspringt in 819 m Höhe am Kahlen Astenberg, fließt erst südwestlich, dann nordwestlich durch ein tief eingeschnittenes und gewundenes, an Naturschönheiten reiches Thal, tritt unterhalb Altena aus dem Gebirge und mündet nach 131 km langem Laufe bei Hohensyburg, unterhalb Westhofen, links in die Ruhr. Nach der L. heißt ein Teil der Sauerländischen Gebirge das Lennegebirge, das sich rechts am Fluß hinzieht und im Homert bis 660 m erhebt. Vgl. Natorp, Ruhr und L. (2. Aufl., Iserl. 1880).

Lenné, Peter Joseph, Landschaftsgärtner, geb. 29. Sept. 1789 in Bonn, gest. 23. Jan. 1866 in Potsdam, erlernte seit 1811 die Gärtnerei im botanischen Garten in Paris, beschäftigte sich auch mit der Baukunst, nahm in Wien unter Sckell (s. d.) teil an der Verschönerung von Laxenburg, kehrte 1815 nach Bonn zurück und wurde 1816 nach Sanssouci bei Potsdam berufen. Hier verschönerte er bis 1826 den Neuen Garten, Klein-Glienicke, die Pfaueninsel und wurde 1822 zum Gartendirektor, 1847 zum Mitglied des Landesökonomiekollegiums und 1854 zum Generaldirektor der königlichen Gärten ernannt. Er stiftete 1822 den Verein zur Beförderung des Gartenbaues, regte 1823 die Anlage der Landesbaumschule und die Stiftung der Gärtnerlehranstalt an, begann 1826 die Anlage von Charlottenhof und der russischen Kolonie Alexandrewka und schuf 1840 unter König Friedrich Wilhelm IV. die großartigen Erweiterungen von Sanssouci im natürlichen Stil. L. wirkte auch bei der Anlage von Babelsberg mit dem Fürsten Pückler-Muskau, in Magdeburg, Köln a. Rh., Leipzig u. v. a. O. mit und gab dem Tiergarten bei Berlin seine jetzige mehr landschaftliche Gestalt. Er besaß in hohem Grade die Gabe, die Natur in ihren kleinsten Details zu belauschen und in jeder Anlage die Stimmung auszuprägen, welche die Natur der Landschaft an sich erfordert und hervorruft; dabei wußte er die Architektur mit einem bis jetzt noch unerreichtem Geschmack zu benutzen und brachte bei verschiedenen Anlagen den ältesten reinen Renaissancestil wieder zur Geltung.

Lennep, Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Knotenpunkt der Linien Barmen-Wipperfürth, L.-Hasten und L.-Langerfeld der Preußischen Staatsbahn, 320 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein Realprogymnasium, ein Amtsgericht, eine Handelskammer, eine Reichsbanknebenstelle, ein öffentliches Schlachthaus, Kammgarn- und Streichgarnspinnerei, Tuch- und Trikotwarenfabrikation, Eisen- und Stahlwarenindustrie, ausgedehnten Wollhandel und (1890) 10,427 Einw., davon 2411 Katholiken und 29 Juden. — L. war 1226—1300 die Residenz der Grafen von Berg und erhielt 1374 durch Einwanderung von Webern aus Köln starken Zuwachs; um 1700 wurde die Weberei von feinen Tüchern eingeführt.

Lennep, 1) David Jacob van, holländ. Philolog, geb. 15. Juli 1774 in Amsterdam, gest. daselbst 10. Febr. 1853, studierte in Amsterdam und Leiden erst Rechtswissenschaften, dann Philologie und ward 1799 Professor am Athenäum zu Amsterdam. Er gab heraus die »Heroides« des Ovid (Amsterd. 1809, 2. Aufl. 1812), den 5. Band der »Anthologia graeca« von de Bosch (Utrecht 1822), Terentianus Maurus (e rec. et cum notis Santenii, das. 1825), Hesiod (Amsterd. 1843—54, 3 Bde.); auch machte er sich bekannt durch lateinische und holländische Gedichte.

2) Jacob van, berühmter niederländ. Dichter und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 24. März 1802 in Amsterdam, gest. 25. Aug. 1868 in Oosterbeek bei Arnheim, studierte in Leiden die Rechte, ließ sich dann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, wurde 1829 Staatsanwalt und war 1853—56 Mitglied der Zweiten Kammer, wo er zur konservativen Partei gehörte. Er machte sich zuerst durch Übersetzungen einiger Poesien Byrons, der bedeutenden Einfluß auf ihn übte, und eine Sammlung von Dichtungen über das akademische Leben: »Academische idyllen« (1826), bekannt, die indessen nur geteilten Beifall fanden. Allgemeinern Anklang erntete er mit seinen »Nederlandsche legenden«, d. h. den poetischen Erzählungen: »Het huis ter Leede en Adegild« (1828), »Jacoba en Bertha« (1829, zum Teil deutsch von Wegener: »Jakoba von Bayern«, Berl. 1867), »De strijd met Vlaanderen« (1831) u. »Eduard van Gelre« (1847). Die politischen Ereignisse von 1830 gaben L. Veranlassung zu zahlreichen politischen Gedichten, die ihm eine ungemeine Popularität erwarben. Noch beliebter machte er sich durch seine historischen Romane, welche in der niederländischen Litteratur unübertroffen dastehen: »De Pleegzoon« (1833; deutsch von Troß, Aachen 1834, von Herght, das. 1835); »De roos van Dekama« (1836; deutsch, das. 1837, 3 Bde., und Münst. 1876); »Onze voorouders« (1838; deutsch von Lerz, Aachen 1840—43), eine Serie historischer Erzählungen; »Ferdinand Huyck« (1840; deutsch das. 1841); »Elisabeth Musch« (1850) und »De lotgevallen van Klaasje Zevenster« (1865; deutsch von A. Glaser: »Hänschen Siebenstern«, Braunschw. 1867). Auch als Bühnendichter war er thätig und lieferte über 30 Stücke, von denen die Lustspiele: »Het dorp aan de grenzen« (1830) und »Het dorp over de grenzen« (1831) sowie »De vrouwe van Waardenburg« (1859) und »Een dichter aan de bank van leening« (1867) den meisten Erfolg hatten. Endlich sind noch seine geschichtlichen Werke: »Herinneringen uit den worstelstrijd met Spanje« (1853), »Het leven van Mr. C. en Mr. D. J. van Lennep« (1861—62, 4 Teile) und die sehr unterhaltend geschriebene »Geschiedenis van Noord-Nederland aan mijne kinderen verhaald« (1845—49, 4 Teile) zu erwähnen. Seine vorzüglichste Arbeit aber ist die Biographie Vondels, worin alle Werke desselben mit aufgenommen sind (»De werken van Vondel in verband gebracht met zijn leven«, 1855—69, 12 Teile). Seine »Poetische werken« erschienen in Rotterdam 1859—72, 13 Bde.; seine »Romantische werken« daselbst 1855—72, 23 Bde., und von den besten Meistern illustriert Leiden 1888 ff. Seine Biographie schrieben A. Beeloo u. Jan ten Brink. Vgl. A. Réville in der »Revue des Deux-Mondes« (1868).

Lenneschiefer, in der Lennegegend auftretender mitteldevonischer Schiefer.

Lenngren, Anna Marie, hervorragende schwed. Dichterin, geb. 18. Juni 1755, gest. 8. März 1819 in Stockholm, war die Tochter des Professors Malmstedt, der ihr eine ganz gelehrte Erziehung gab, verheiratete sich im 25. Jahr mit dem Kommerzienrat Karl L. in Stockholm, einem Freund Kellgrens und Mitredakteur der »Stockholmsposten«, und ließ nun in diesem Blatt (lange Zeit anonym) ihre zahlreichen kleinen Gedichte erscheinen, denen sie ihre hohe Stelle in der schwedischen Litteratur verdankt. Es sind teils launige Satiren oder Epigramme, teils ergötzliche Travestien oder idyllische Genrebilder, immer ausgezeichnet durch feine Form und echt poetische Behandlung und noch jetzt von den Schweden hochgeschätzt. Gesammelt erschienen ihre Gedichte erst nach ihrem Tode 1819 unter dem Titel: »Skaldeförsök« (12. Aufl., Stockh. 1890). Ihre Biographie schrieb Warburg (Stockh. 1887).

Lenni Lenape, s. Delawaren.

Lennoaceen, kleine, in Kalifornien und Mexiko einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Erikalen, chlorophyllose Wurzelschmarotzer mit zahlreichen ährigen oder rispigen, fünf- bis vielgliederigen Blüten und Steinfrüchten.

Lennox, schott. Grafschaft, s. Dumbartonshire.

Lennox, William Pitt, Lord, engl. Militär, Politiker und Schriftsteller, geb. im September 1799 als Sohn des vierten Herzogs von Richmond, gest. 18. Febr. 1881 in London, erhielt sein Offizierspatent, als er kaum mehr als ein Knabe war, machte die Schlacht von Waterloo mit u. wurde Gesandtschaftsattaché erst in Paris, dann beim Wiener Kongreß. Er verließ die Armee 1829 und trat 1831 als gemäßigter Liberaler ins Parlament. Für die Kenntnis der neuern Geschichte hat L. dankenswerte Beiträge geliefert in »Fifty years biographical reminiscenses« (1863, 2 Bde.), seinem Hauptwerk, dem 1873 »My recollections from 1806 to 1873« (2 Bde.) folgten, wie auch in »Three years with the Duke of Wellington« und »Life of the Duke of Richmond«. Von seinen zahlreichen Novellen und sonstigen Schriften nennen wir »The Tuft-Hunter« (1843), »Recreations of a sportsman« (1862).

Lennox Hills, aus porphyritischem Gestein bestehender Höhenzug in Schottland, der sich vom untern Clyde bei Dumbarton bis in die Nähe von Stirling am Forth erstreckt und im Earl's Seat zu 577 m ansteigt. Der mittlere Teil derselben ist als Campsie Fells bekannt.

Lennoxtown (spr. -taun), malerisch gelegene Stadt in Stirlingshire (Schottland), 12 km nördlich von Glasgow, hat Bleichen, Kattundruckerei und (1889) 2838 Einw.

Lenocinium (lat.), soviel wie Kuppelei.

Lenoirsche Maschine, s. Gaskraftmaschine, S. 116.

Lenormand (spr. lönormāng), Marie Anne, bekannte Kartenschlägerin, geb. 27. Mai 1772 in Alençon, gest. 25. Juni 1843, ward bei den Benediktinerinnen in Alençon erzogen, beschäftigte sich besonders mit Sprachen, Musik, Malerei u. Dichtkunst und übte daneben früh die Kunst zu weissagen. 1790 ließ sie sich in Paris nieder und errichtete, durch eine Verhaftung auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses bekannt geworden, 1794 sogar ein eignes Wahrsagebüreau. Selbst Leute aus den höchsten Ständen, darunter Kaiserin Josephine und Kaiser Alexander I. von Rußland, den sie auf dem Aachener Kongreß 1818 besuchte, zogen sie zu Rate. Ihre Prophezeiungen brachten sie mehrmals ins Gefängnis. 1809 aus Frankreich verwiesen, rächte sie sich von Brüssel aus durch die erst 1814 herausgegebene Schrift: »Souvenirs prophétiques d'une Sibylle, etc.« (Par. 1814), worin sie den Sturz Napoleons I. prophezeite. Viel Aufsehen erregten auch ihre »Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Joséphine« (Par. 1820, 2. Aufl. 1828). L. starb in Paris mit Hinterlassung eines erschwindelten Vermögens von fast 1 Mill. Frank. Ihre Biographie schrieb Francis Girault (Par. 1843). Vgl. Cellier-Dufayel, La vérité sur Mlle. L. (Par. 1845).

Lenormant (spr. lönormāng), 1) Charles, franz. Kunsthistoriker und Archäolog, geb. 1. Juni 1802 in Paris, gest. 24. Nov. 1859 in Athen, studierte anfangs Rechtswissenschaft, widmete sich dann archäologischen Studien und bereiste mit Champollion dem jüngern 1828 Ägypten. Nach seiner Rückkehr wurde er Konservator an der Pariser Bibliothek, erhielt 1840 eine Anstellung im Antikenkabinett des Louvre und 1848 die Professur der ägyptischen Archäologie am Collège de France. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Trésor de numismatique et de glyptique« (Par. 1834—50, 20 Bde.); »Introduction à l'histoire orientale« (1838); »Musée des antiquités égyptiennes« (1835—42); »Élite des monuments céramographiques« (1837—61, 4 Bde., zusammen mit de Witte); »Questions historiques« (1845, 2 Bde.; 2. Aufl. 1854).

2) François, franz. Historiker und Archäolog, zugleich einer der Hauptvertreter der Assyriologie in Frankreich, Sohn des vorigen, geb. 17. Jan 1837 in Paris, gest. daselbst 9. Dez. 1883, machte sich noch jung durch Monographien über die Münzen der Lagiden (1856) und über den christlichen Ursprung der sinaïtischen Inschriften (1859) bekannt, bereiste 1860 den Orient, wo er im Auftrag der Regierung die Ruinen des alten Eleusis untersuchte, und fungierte nach seiner Rückkehr als Unterbibliothekar des Instituts, bis er 1874 an Beulés Stelle zum Professor der Archäologie an der Nationalbibliothek ernannt wurde. Von seinen Schriften sind zunächst hervorzuheben: »Recherches archéologiques à Éleusis« (1862); »La révolution de la Grèce« (1862); »Essai sur l'organisation politique et économique de la monnaie dans l'antiquité« (1863); »Monographie de la voie sacrée éleusinienne« (1864); »Chefs d'œuvre de l'art antique« (1867—68, 3 Bde.) und der Text zu dem Kupferwerk »Les tableaux du musée de Naples« (1868). Seine spätern Arbeiten beziehen sich meist auf die Urgeschichte der orientalischen Völker, so das von der Akademie preisgekrönte »Manuel d'histoire ancienne de l'Orient« (1868—69, 3 Bde., mit Atlas; 9. Aufl. 1881—83, fortgesetzt von Babelon, Bd. 4—6, 1885—88; deutsch bearbeitet von M. Busch, 2. Aufl., Leipz. 1871—72, 3 Bde.); ferner: »Essai de commentaire de fragments cosmogoniques de Bérose« (1872); »Lettres assyriologiques« (1871—79, 5 Bde., deren 2. Serie »Études accadiennes«, 1873, 1874, 1879, 3 Bde., bilden); »Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien dans l'ancien monde« (2. Aufl. 1875, 2 Bde.); »Le déluge et l'épopée babylonienne« (1873); »Les premières civilisations« (1874, 2 Bde.; deutsch, Jena 1875, 2 Bde.); »Les sciences occultes en Asie« (1874—75, 2 Bde; deutsch, Jena 1878); »Choix de textes cunéiformes inédits, etc.« (3 Hefte, 1873—75); »Les principes de comparaison de l'accadien et des langues touraniennes« (1875); »La langue primitive de la Chaldée« (1875); »Études cunéiformes« (1878—80, 5 Hefte); »Étude sur quelques parties des syllabaires cunéiformes« (1876); »Les syllabaires cunéiformes« (1877); »La monnaie dans l'antiquité« (1878—79, 3 Bde.); »Les origines de l'histoire d'après la Bible« (1880—84, 3 Bde.); ferner: »La grande Grèce« (1881—84, 3 Bde.); »A travers l'Apulie et la Lucanie«, Reiseskizzen (1883, 2 Bde.); »Monnaies et médailles« (1883) sowie zahlreiche Aufsätze, zumeist aus dem Gebiet der Assyriologie, in Zeitschriften, z. B. über die Götter Babyloniens und Assyriens (in der »Revue de France« (1877), u. a. Vgl. den Nekrolog von Babelon (Berl. 1885).

Lenôtre (spr. lönōtr'), André, der Schöpfer des franz. Gartenstils, geb. 1613 in Paris, gest. daselbst 1700, Sohn eines Palastintendanten der Tuilerien, war erst Maler, dann Architekt, übte im Atelier Vouets das Entwerfen von Gartenplänen, beschäftigte sich auch praktisch mit der Anlage von Gärten und ging nach Rom, wo er den Garten der Villa Ludovisi in musterhaftem Renaissancestil anlegte, wenn auch mit den barocken Zuthaten jener Zeit. Nach Frankreich zurückgekehrt, legte er den Garten des Finanzministers Fouquet in Vaux an, welcher von Ludwig XIV. angekauft wurde. 1650—53 schuf L. den Garten von Versailles, der (mit dem Schloß) 200 Mill. Frank gekostet haben soll. L. legte noch die Gärten von Trianon, Meudon, St.-Cloud, Sceaux, Chantilly und die berühmte Terrasse von St.-Germain an, welche zu Vorbildern für die Gärten der Fürsten und Großen fast des ganzen übrigen Europa dienten (vgl. die Tafeln »Gartenkunst I u. II«). 1678 war L. wiederum in Italien thätig, auch richtete er im Auftrag König Karls II. von England die Gärten von Greenwich und den St. Jamespark in London ein; außerdem lieferte er Pläne für zahlreiche andre Gärten. L. war seit 1654 Aufseher der königlichen Gärten und Generalkontrolleur der Schlösser, 1675 wurde ihm der Adel verliehen.

Lens (lat.), Linse, besonders als Pflanze, aber auch sonst, z. B. L. crystallina, Kristalllinse des Auges.

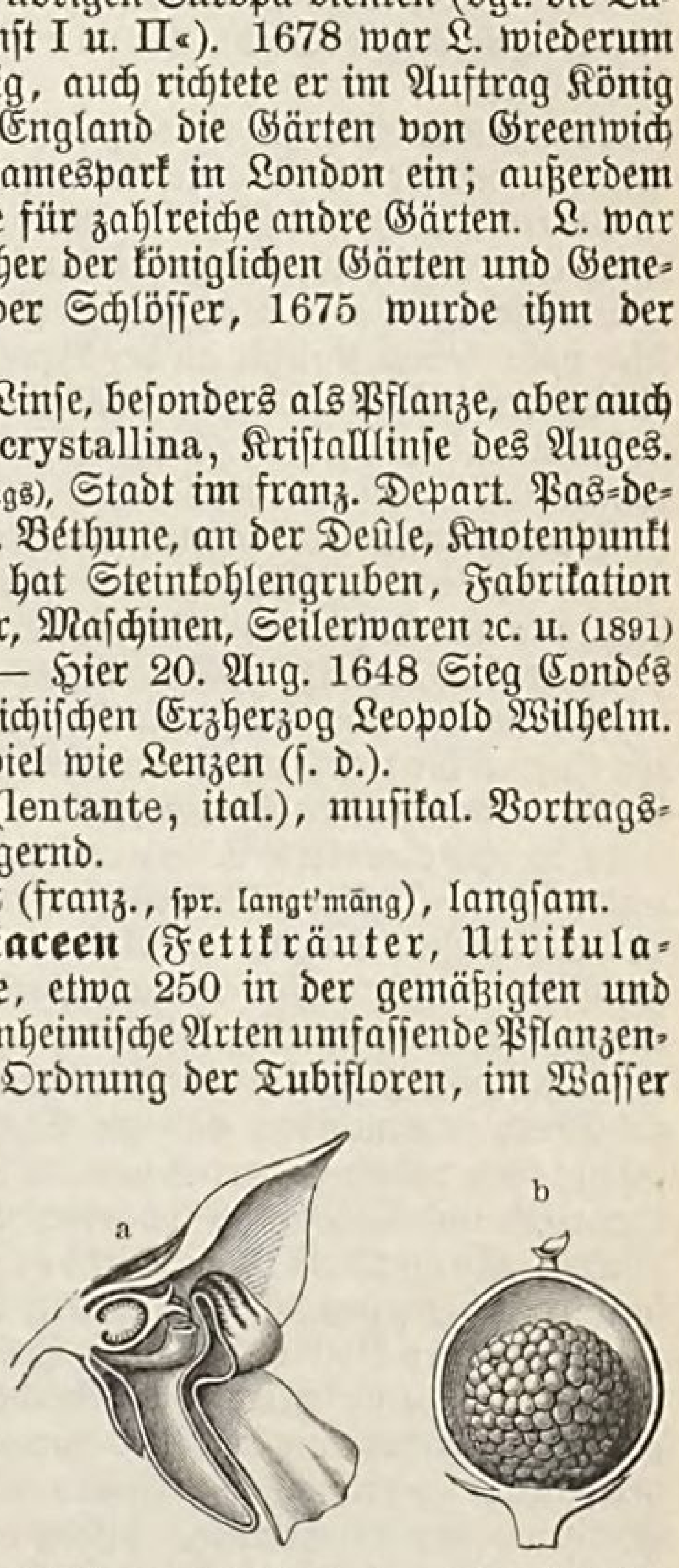
Lens (spr. langs), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Béthune, an der Deûle, Knotenpunkt der Nordbahn, hat Steinkohlengruben, Fabrikation von Rübenzucker, Maschinen, Seilerwaren ꝛc. u. (1891) 13,862 Einw. — Hier 20. Aug. 1648 Sieg Condés über den österreichischen Erzherzog Leopold Wilhelm.

Lenssen, soviel wie Lenzen (s. d.).

Lentando (lentante, ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: zögernd.

Lentement (franz., spr. langt'māng), langsam.

Lentibulariaceen (Fettkräuter, Utrikularieen), dikotyle, etwa 250 in der gemäßigten und warmen Zone einheimische Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Tubifloren, im Wasser oder auf sumpfigem Boden, auch zwischen Moos epiphytisch wachsende Kräuter, entweder mit rosettenförmig angeordneten, einfachen, grundständigen Blättern oder mit zerstreut stehenden, fein zerteilten, Hohlschläuche tragenden Blättern und meist einfachem Schaft mit einer einzelnen endständigen Blüte oder einer Traube oder Ähre. Die Blüten (s. Abbildung) haben eine zweilippige Blumenkrone mit einer gespornten oder ausgesackten Unterlippe und einer gaumenartigen Einstülpung am Schlund. Nur zwei vordere Staubgefäße gelangen zur Ausbildung. Die beiden zu einem einfächerigen Fruchtknoten mit freier Zentralplacenta (b) verbundenen Fruchtblätter stehen median. Die Kapsel zerreißt entweder unregelmäßig oder zweiklappig; die



Blüte von Utricularia. a Durchschnitt; b geöffneter Fruchtknoten.

zahlreichen Samen haben kein Nährgewebe, der Embryo ist gerade. Viele L., wie die Arten von Pinguicula, Utricularia und Genlisea, sind durch eigentümliche Einrichtungen für den Insektenfang eingerichtet (s. Insektenfressende Pflanzen).

Lenticellen (lat., Rindenporen, Korkwarzen), lokale Wucherungen der Rinde vieler Bäume, Sträucher rc., s. Durchlüftungsgewebe.

Lentigo (lat.), ein kleiner Pigmentfleck der Haut.

Lentikulär (lat.), linsenförmig, z. B. von einem Lager, Gang rc.

Lentini, Stadt in der ital. Provinz Siracusa (Sizilien), an der Eisenbahn Messina-Siracusa, mit Fabrikation von Töpferwaren, Produktenhandel und (1881) 12,740 Einw. L. ist das alte Leontini (s. d.) und wurde 1693 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. 3 km nordwestlich der schlammige, an Fischen u. Wasservögeln reiche See von L. (Biviere). 2 km südöstlich von L. in hoher Lage die von Karl V. errichtete, durch das Erdbeben von 1693 gleichfalls schwer geschädigte Stadt Carlentini mit (1881) 6191 Einw.

Lentisque (franz., spr. langtisk), die Blätter der Pistazie, welche als Gerbmaterial dienen.

Lento (ital.), musikal. Tempobezeichnung: langsam, etwa soviel wie Largo; l. assai, sehr langsam.

Lentschiza (poln. Leczyca), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Kalisch, an der Bzura, hat 4 Kirchen, ein Lehrerseminar und (1890) 8638 Einw. Der Kreis L. hat bedeutende Zucker-, Tuch- u. Wollenstofffabriken, namentlich in Osorkow (s. d.).

Lentschna (poln. Leczna), Stadt im russisch-poln. Gouv. Lublin, am Wieprz, mit zwei stark besuchten Jahrmärkten und (1885) 3871 Einw.

Lentulus, patrizische Familie des röm. Geschlechts der Cornelier, von der zuerst 390 v. Chr. der Senator Lucius Cornelius L. erwähnt wird. Die namhaftesten Glieder der Familie sind:

1) P. Cornelius L. Sura, wurde 81 v. Chr. unter Sulla Quästor, 75 Prätor, 71 Konsul. 70 wegen unsittlichen Lebenswandels aus dem Senat ausgestoßen, wußte er für 63 zum zweitenmal die Prätur zu erhalten, beteiligte sich an der Verschwörung des Catilina und wurde von ihm beauftragt, den Konsul Cicero zu ermorden und die Stadt in Brand zu setzen; doch wurde er verraten, vom Senat zum Tode verurteilt und 5. Dez. 63 hingerichtet.

2) P. Cornelius L. Spinther, machte sich bekannt durch die prachtvollen Spiele, die er 63 v. Chr. als kurulischer Ädil und 60 als Prätor gab, wurde 57 Konsul, als welcher er sich besonders für die Rückberufung Ciceros aus der Verbannung bemühte, und verwaltete darauf bis 53 Kilikien und Cypern. Bei Ausbruch des Bürgerkriegs schlug er sich zur Partei des Pompejus und fand seinen Tod nach der Schlacht bei Pharsalus.

3) Lucius Cornelius L. Crus, trat 61 v. Chr. als Hauptankläger des Clodius auf, war 58 Prätor u. 49 mit C. Marcellus Konsul und stimmte aus eigennützigen Gründen mit diesem entschieden für den Krieg gegen Cäsar. Nach der Schlacht von Pharsalus floh er mit Pompejus nach Ägypten und wurde dort nach dessen Ermordung ebenfalls getötet.

4) P., angeblich der Amtsvorgänger des Pilatus, gilt als Verfasser eines apokryphischen Briefes an den römischen Senat, der eine Schilderung der Gestalt und des Angesichts Jesu enthält (s. Christusbilder).

Lenturla, Kartenspiel, s. Mistigri.

Lentze, August, preuß. General, geb. 22. Juni 1832, trat 1851 beim 26. Infanterieregiment ein, ward 1852 zum Sekondleutnant befördert, 1861, nachdem er 1857—60 die Kriegsakademie besucht hatte, zum topographischen Büreau des Großen Generalstabes kommandiert, im Herbst 1862 zum Lehrer an der Kriegsschule Engers ernannt und 18. Juni 1864 als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Den Feldzug 1866 machte er als Generalstabsoffizier beim Oberkommando der Mainarmee, den Krieg 1870/71, nachdem er 1869 zum Major befördert worden war, in gleicher Eigenschaft beim Stabe der 15. Infanteriedivision mit. 1874 kehrte er als Bataillonskommandeur im 16. Infanterieregiment (Köln) in den Frontdienst zurück, ward aber schon 1876 als Chef des Generalstabes des 6. Armeekorps (Breslau) in den Generalstab zurückversetzt, wurde 1883 zum Generalmajor ernannt und erhielt 1884 das Kommando der 19. Infanteriebrigade (Posen). 1887 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 16. Division (Trier) und 1890 kommandierender General des neugebildeten 17. Armeekorps (Danzig).

Lentwa, Kirchdorf im russ. Gouv. Perm, an der Mündung der Lentwa in die Kama, mit 3216 Einw., bekannt durch die 1610 hier angelegten Salzsiedereien. Der jährliche Salzertrag beläuft sich auf ca. 70,000 Ton.

Lenz, s. Frühling.

Lenz, 1) Jakob Michael Reinhold, deutscher Dichter der Sturm- und Drangperiode, geb. 12. Jan. 1751 zu Seßwegen in Livland als Sohn eines geachteten Geistlichen, gest. 23. oder 24. Mai 1792 bei Moskau, studierte in Königsberg und ließ hier bereits 1769 ein großes hexametrisches Gedicht, »Die Landplagen«, und 1770 ein Gedicht auf Kant drucken; ein schon einige Jahre früher geschriebenes Drama, »Der verwundete Bräutigam«, blieb zu Lebzeiten des Dichters ungedruckt (hrsg. von Blum, Berl. 1845). 1771 ging L. als Hofmeister zweier kurländischer Edelleute, v. Kleist, nach Straßburg, wo seine Zöglinge in ein französisches Regiment eintraten, kam hier mit Goethe, Salzmann und andern Gliedern des dortigen litterarischen Kreises in Verkehr, in welchem er sich hervorthat durch seine kraftgenialischen Versuche, im Geiste des von ihm enthusiastisch verehrten Shakespeare zu reden und zu dichten. Dies Bestreben zeigt sich vor allem in seinen »Anmerkungen übers Theater nebst angehängtem übersetzten Stücke Shakespeares ,Loves labour's lost'« (Leipz. 1774), einer der charakteristischen Äußerungen der Sturm- und Drangperiode (vgl. H. Rauch, L. und Shakespeare, Berl. 1892), ferner in seinen bizarren Komödien »Der Hofmeister« (Leipz. 1774), »Der neue Menoza« (das. 1774) und »Die Soldaten« (das. 1776). Letztere ist merkwürdig, weil L. viel Selbsterlebtes und Beobachtetes einflocht (vgl. hierzu Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich, Straßb. 1888). Auch bearbeitete er »Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater« (Frankf. und Leipz. 1774). Nach Goethes Heimkehr hielt er sich 1772 in Fort Louis mit dem dorthin versetzten jüngern Kleist auf und gab sich Mühe, mit Friederike Brion (s. d.) im benachbarten Sesenheim einen Liebesroman anzuspinnen und den Freund durch leidenschaftliche Huldigung aus dem Herzen des Mädchens zu verdrängen. Sein schönstes Gedicht: »Die Liebe auf dem Lande«, bezieht sich auf Friederike, dagegen ist es streitig, welche Gedichte des »Sesenheimer Liederbuchs« (s. d.) von L. und welche von Goethe verfaßt sind. In die nächsten Jahre fallen romantische

unerwiderte Neigungen zu Cornelia Schlosser, der Schwester Goethes, und zu Henriette von Waldner, der spätern Baronin Oberkirch. Anklänge an diese Herzenserlebnisse finden sich in der Komödie »Die Freunde machen den Philosophen« (Lemgo 1776) u. in der ‚dramatischen Phantasey‘ »Der Engländer« (Leipz. 1777). Die in Straßburg 1775 gegründete »Gesellschaft für deutsche Sprache« gab ihm den Anstoß zu patriotischen Sprachstudien, wovon die »Flüchtigen Aufsätze von L.« (Zürich 1776) Zeugnis ablegen. Die Freundschaft mit Goethe erneuerte er bei dessen Besuch in Straßburg 1775. Als Goethe nach Weimar gekommen war, zog ihm L. im März 1776 ungerufen nach u. verweilte dort bis zum November d. J., trotz seiner Sonderbarkeiten und »Affenstreiche« wie ein verzogenes Kind allgemein geschont und getragen, bis, wie Goethe berichtet, eine »Eselei« (d. h. ein Pasquill mit taktlosen Äußerungen über Goethe, Frau von Stein und den Weimarer Hof) sein ferneres Bleiben in Weimar unmöglich machte. In das Elsaß zurückgekehrt, führte er hier und in der Schweiz ein unstetes Wanderleben, bis er 1777 in Wahnsinn verfiel, der sich 1779 während seines Aufenthalts bei Goethes Schwager Schlosser zu Emmendingen u. beim Pfarrer Oberlin zu Waldersbach im Elsaß aufs höchste steigerte. Im Juni 1779 von seinem Bruder in die Heimat zurückgeführt, wandte er sich nach Riga, von dort nach Petersburg, zuletzt 1781 nach Moskau. L.' dramatische Dichtungen enthalten trotz der gänzlich unkünstlerischen Form, der forcierten Originalitätssucht und den monströsen Geschmacklosigkeiten doch viele Einzelheiten, die ihn als den genialsten Dichter der Sturm- und Drangzeit nach Goethe erscheinen lassen. In seinen kleinern Liedern offenbart sich zuweilen eine rührend einfache Poesie. Nach seinem Tode erschienen die dramatischen Dichtungen: »Pandaemonium germanicum« (hrsg. von Dumpf, Nürnb. 1819); »Die Sizilianische Vesper« (hrsg. von Weinhold, Bresl. 1887); »Dramatischer Nachlaß« (hrsg. von Weinhold, Frankf. 1884). Außerdem schrieb L. einen Roman in Briefen: »Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden« (abgedruckt in den »Horen«, 1797; neue Ausg., Berl. 1882), die Erzählungen: »Zerbin« (1776) und »Der Landprediger« (1777). Eine Sammlung seiner »Gedichte« veranstaltete Weinhold (Berl. 1891). »Reinhold L., Lyrisches aus dem Nachlaß, aufgefunden von K. Ludwig« (Berl. 1884) ist eine Mystifikation. Die von Tieck besorgte Ausgabe von L.' Schriften (Berl. 1828, 3 Bde.) ist lückenhaft und enthält eine Anzahl untergeschobener Werke; eine Auswahl gab Sauer heraus (Kürschners Nationallitteratur, Bd. 80). Vgl. Stöber, Der Dichter L. und Friederike von Sesenheim (Basel 1842); Falck, L. in Livland (mit unbekannten Jugenddichtungen von L., Winterth. 1878); Erich Schmidt, L. und Klinger, zwei Dichter der Geniezeit (Berl. 1878); Froitzheim, L. und Goethe (Stuttg. 1891, mit der Tendenz, Goethe herabzusetzen); Waldmann, L. in Briefen (Zürich 1894).

2) Harald Otmar, Naturhistoriker, geb. 27. Febr. 1798 in Schnepfenthal, gest. daselbst 13. Jan. 1870, studierte seit 1816 in Göttingen und Leipzig, ging 1820 nach Berlin und ward Lehrer in Thorn, Marienwerder und Schnepfenthal. Er schrieb: »Die nützlichen und schädlichen Schwämme« (Gotha 1831; 7. Aufl., bearb. von O. Wünsche u. d. T.: »Nützliche, schädliche und verdächtige Pilze«, das. 1890); »Schlangenkunde« (das. 1832; in neuer Bearbeitung: »Schlangen und Schlangenfeinde«, 1870), die Resultate langjähriger Beobachtungen der deutschen Schlangen enthaltend; »Gemeinnützige Naturgeschichte« (das. 1834—39, 5 Tle.; 5. und 6. Aufl. von Burbach und Wünsche, 1881—87); »Zoologie, Botanik und Mineralogie der Griechen und Römer« (Jena 1856—61).

3) Heinrich Friedrich Emil, Physiker, geb. 12. Febr. 1804 in Dorpat, gest. 10. Febr. 1865 in Rom, studierte in Dorpat Theologie, dann Physik, begleitete die Kotzebuesche Expedition 1823—26 und wurde 1834 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, Professor der Physik an der Universität, am pädagogischen Hauptinstitut und an der Michailowschen Artillerieschule daselbst. L. förderte namentlich die Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus, indem er z. B. das Joulesche Gesetz über die Wärmeentwickelung durch den galvanischen Strom experimentell bestätigte, mit Jacobi die Abhängigkeit des Elektromagnetismus von der Stromstärke, mit Saweljew die Gesetze der galvanischen Polarisation feststellte und das nach ihm benannte Grundgesetz der Induktion auffand, welches die Induktion mit den elektrodynamischen Gesetzen verknüpfte. Er schrieb ein russisches Handbuch der Physik (6. Aufl., Petersb. 1864).

4) Robert, Sanskritist, Bruder des vorigen, geb. 23. Jan. 1808 in Dorpat, gest. 30. Juli 1836, studierte in Dorpat Theologie, wirkte dann als Lehrer an der Domschule zu Reval u. ging 1831 nach Berlin, wo er sich ausschließlich dem Studium des Sanskrit widmete. Nach seiner Rückkehr nach Rußland wurde er zum Adjunkten der Akademie in Petersburg ernannt. L. veröffentlichte eine Ausgabe von Kâlidâsas Drama »Urvaçî« (Berl. 1833) nebst einem dazugehörigen »Apparatus criticus« (das. 1834).

5) Oskar, Afrikareisender, geb. 13. April 1848 in Leipzig, wurde nach Beendigung seiner naturwissenschaftlichen Studien an der geologischen Reichsanstalt in Wien angestellt und ging 1874 im Auftrag der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft nach der Westküste Afrikas, wo er den Ogowe drei Jahre lang erforschte und als äußersten Punkt 1876 die Mündung des Schebe erreichte. Nach Deutschland zurückgekehrt, schrieb er: »Skizzen aus Westafrika« (Berl. 1878). Auf einer zweiten Reise im Dienste derselben Gesellschaft gelangte er durch Marokko nach Timbuktu (1. Juli 1880), von wo er über St.-Louis am Senegal heimkehrte. Hierüber veröffentlichte er: »Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudân« (Leipz. 1884, 2 Bde.; 2. Aufl. 1892). Von der Geographischen Gesellschaft in Wien zu ihrem Generalsekretär ernannt, übernahm er zugleich (1883) die Redaktion der Zeitschrift »Aus allen Weltteilen«, wurde 1885 als Professor der Geographie an die Universität Czernowitz berufen, übernahm aber vorher auf Aufforderung der Wiener Geographischen Gesellschaft die Leitung einer Expedition, welche vom Kongo aus die durch den Aufstand des Mahdi abgeschnittenen Europäer Junker, Casati und Lupton befreien sollte. Indes vermochte L., von den Arabern, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, im Stiche gelassen, sein Ziel nicht zu erreichen. Von den Stanley-Fällen gelangte er über Kasonge zum Tanganjika und von dort über den Nyassasee und Schirefluß zur Ostküste bei Quilimane (Ende 1886). Nach seiner Rückkehr wurde L. zum Professor der Geographie an der (deutschen) Universität Prag ernannt und veröffentlichte noch: »Wanderungen in Afrika« (Wien 1895).

6) Max, Geschichtsforscher, geb. 13. Juni 1850 in Greifswald, Sohn des als juristischer Schriftsteller

bekannt gewordenen Gustav L. (gest. 1888), machte den Feldzug gegen Frankreich mit, studierte in Bonn, Greifswald u. Berlin Geschichte, habilitierte sich 1876 in Marburg als Dozent der mittlern und neuern Geschichte, ward 1881 außerordentlicher, 1885 ordentlicher Professor daselbst u. 1888 als Professor der Geschichte nach Breslau und 1890 nach Berlin berufen. Er schrieb: »König Sigismund und Heinrich V. von England« (Berl. 1874), »Drei Traktate aus dem Schriftencyklus des Konstanzer Konzils« (Marburg 1876), »Die Schlacht bei Mühlberg«, mit neuen Quellen (Gotha 1879), »Janssens Geschichte des deutschen Volkes« (Münch. 1883), »Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin für ihre Schulen zum 10. Nov. 1883« (Berl. 1883) und zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften. Auch gab er den »Briefwechsel Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen mit Bucer« heraus (Leipz. 1880—91, 3 Bde.).

Lenzburg, Stadt u. Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Aargau, Knotenpunkt der Linien Aarau-Rothkreuz der Aargauischen Südbahn, Wettingen-Aarau der Schweizer Nordostbahn und L.-Emmenbrücke der Seethalbahn, mit (1888) 2501 meist evang. Einwohnern, die größtenteils in dem bedeutenden Handel, in Manufakturen, Bleichen, Leinwand-, Kattundruckereien, Appretur, Litzenweberei und Tabaksfabrikation Beschäftigung finden. Schloß L., ehemals Wohnort der Grafen von L., dann Sitz der bernischen Landvögte, war einst die festeste Burg des ganzen Aargaus. An dem Schloßberg und dem nahen Staufberg wächst guter Rotwein. In der Nähe liegt die Strafanstalt des Kantons. Vgl. J. Müller, Die Stadt L. (Lenzb. 1867).

Lenzen (lenssen), vor schwerem Sturm mit dicht gerefften Segeln laufen; ganz ohne alle Segel vor den bloßen Masten läuft das Schiff »vor Topp und Takel«; lenzpumpen heißt das Wasser aus dem Schiffsraum (mit der Lenzpumpe oder auf Dampfern mit dem Dampfstrahllenzapparat) auswerfen.

Lenzen, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Westpriegnitz, in der fruchtbaren Marschgegend der Lenzener Wische, unweit der Elbe und an der Linie Berlin-Buchholz der Preußischen Staatsbahn, hat eine schöne evang. Kirche aus dem 15. und 16. Jahrh., überreste der 1412 zerstörten Burg, ein Amtsgericht, ein Deichamt und (1890) 2766 Einw., davon 18 Katholiken und 11 Juden. In der Nähe sind Hünengräber und viele vorhistorische Altertümer gefunden. — Hier 4. Sept. 929 Niederlage der Redarier durch die Deutschen unter König Heinrich I. 1066 wurde in der Kirche der christliche Obotritenfürst Gottschalk von den Wenden erschlagen. In dem nahen Dorf Lanz wurde 1778 der Turnvater Jahn geboren. Infolge von Deichbrüchen fand 1888 eine große Überschwemmung in der Lenzener Wische statt.

Lenzer Heide, fahrbar gemachter Paß der Graubündner Alpen (1551 m), verbindet, den weiten Thalbogen über Reichenau-Tusis-Tiefenkastels abschneidend, das Churer Rheinthal mit dem Thal der Albula und bildet somit die direkte Pforte zum Julier. Von Chur an steigt die Straße über Malix, Churwalden und Parpan hinauf und bewegt sich über ein einförmiges Plateau, die bewaldete, wegen ihrer winterlichen Schneestürme gefürchtete »Heide«, hin, um über Lenz (romanisch Lansch, 1320 m) und Vazerol hinab in starken Windungen das Thal von Tiefenkastels zu erreichen. Über Lenz erhebt sich das Lenzer Horn (s. Plessuralpen).

Lenzīn, feiner, weißer, gut geschlämmter Thon, der in der Papierfabrikation, betrügerischerweise auch zur Mehlverfälschung benutzt wird.

Lenzkirch (Oberlenzkirch), Flecken im bad. Kreis Freiburg, Amt Neustadt, im Schwarzwald, 810 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine fürstlich Fürstenbergische Forstei, eine Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation, besonders für Regulatoren und feinere Uhren (500 Arbeiter), eine Spieluhrenfabrik, Strohhutfabrikation und (1890) 1371 Einw. Dicht dabei liegt der Ort Unterlenzkirch mit Sandstein- und Porphyrbrüchen und 632 Einw. L. kam 1491 an das Haus Fürstenberg und 1806 an Baden.

Lenzmonat, deutscher Name für den März.

Leo (lat.), Löwe; auch alchemistischer Name des Goldes.

Leo (lat.), Sternbild, s. Löwe.

Leo, Name von 13 Päpsten: 1) L. I., der Große, einer der berühmtesten Kirchenlehrer und Kirchenfürsten, Sohn des Quintian von Tuscien, ward Diakon in Rom, wurde 440 nach Sixtus' III. Tod auf den römischen Bischofstuhl erhoben und brachte denselben durch Charakterfestigkeit, Klugheit und wissenschaftliche Tüchtigkeit unter den schwierigsten Verhältnissen zu hohem Ansehen. Er sprach die Idee des Primats des römischen Stuhles über die gesamte Kirche nachdrücklich aus und begründete sie dogmatisch durch das Verhältnis desselben zu Petrus. So nahm er auch die Appellation des Bischofs von Besançon, Celidonius, welcher 444 auf einer vom Bischof Hilarius von Arles gehaltenen Synode seines Amtes entsetzt worden war, nicht nur an, sondern schritt auch gegen letztern mit Strafmaßregeln ein. Von Valentinian III. erwirkte er 455 einen Erlaß, welcher die Vollstreckung der päpstlichen Anordnungen in kirchlichen Angelegenheiten befahl. An dem Eutychianischen Streit beteiligte er sich durch die berühmte »Epistola dogmatica ad Flavianum« und setzte auf der Synode zu Chalcedon 451 die Verdammung der Lehre des Eutyches durch. 452 bestimmte er Attila, welcher in Italien eingebrochen war, zum Abzug, vermochte aber 455 nicht Rom vor der Plünderung durch die Vandalen Geiserichs zu retten. Er starb 10. Nov. 461. Sein Gedächtnistag ist der 11. April. Benedikt XIV. erhob ihn zum Doctor Ecclesiae. Seine hinterlassenen Schriften, bestehend aus 96 Predigten und 173 Briefen, sind nicht ohne rhetorischen Wert und für die katholische Glaubenslehre von großer Wichtigkeit. Gesammelt und herausgegeben sind sie von Quesnel (2. Ausg., Lyon 1700, 2 Bde.) und von den Ballerini (Vened. 1755—57, 3 Bde.). Vgl. Arendt, L. d. Gr. und seine Zeit (Mainz 1835); Perthel, Leos I. Leben und Lehren (Jena 1843); Saint-Chéron, Histoire du pontificat de saint Léon (Par. 1846, 2 Bde.).

2) L. II., ein Sizilianer, wurde 9. Aug. 682 als Papst geweiht und bestätigte die Schlüsse des sechsten ökumenischen Konzils zu Konstantinopel, durch welches Papst Honorius I. verdammt wurde. Er starb im Juli 683. Sein Tag ist der 28. Juni.

3) L. III., ein geborner Römer, war Kardinalpriester, als er 26. Dez. 795 nach Hadrians I. Tode auf den römischen Bischofstuhl erhoben ward. Von einer Partei in Rom überfallen, arg mißhandelt und eingekerkert, floh er zu Karl d. Gr. nach Paderborn (799) und kehrte unter dessen Schutz nach Rom zurück, wo sich bei einer von Karls Gesandten eingeleiteten Untersuchung die Unbegründetheit der gegen den Papst erhobenen Anklagen ergab. Als Karl 800 selbst

nach Rom kam, reinigte sich L. noch einmal durch einen Eid, worauf seine Ankläger bestraft wurden, und setzte darauf 25. Dez. 800 in der Peterskirche die römische Kaiserkrone auf des Königs Haupt. In den Streitigkeiten mit der griechischen Kirche über das Ausgehen des Heiligen Geistes verbot er die Aufnahme der Formel »filioque«. Als sich nach Karls Tode die Römer aufs neue (814) empörten, ließ er die Rädelsführer hinrichten. Er starb im Juni 816. Sein Tag ist der 12. Juni. Sein Briefwechsel mit Karl d. Gr. ist in Jaffés »Bibliotheca rerum germanicarum«, Bd. 4, herausgegeben.

4) L. IV., ebenfalls ein geborner Römer, war Kardinalpriester und bestieg nach Sergius II. im Januar 847 den päpstlichen Stuhl. Er erweiterte Rom durch eine Vorstadt auf dem rechten Tiberufer (Civitas Leonina). Unter seiner Oberleitung erfocht eine süditalienische Flotte den glänzenden Seesieg bei Ostia (849) über die Sarazenen, worauf L. an der Stelle des verwüsteten Centumcellä eine neue, befestigte Stadt, Leopolis, anlegte, woraus nachher Civitavecchia wurde. Er starb 17. Juli 855. Sein Tag ist der 17. Juli.

5) L. V., aus der Gegend von Ardea, bestieg den päpstlichen Stuhl im Herbst 903, wurde aber schon nach einem Monat von Empörern verdrängt und starb im Gefängnis.

6) L. VI., ein Römer, wurde 928 zum Papst erhoben, starb aber schon im Februar 929.

7) L. VII., ebenfalls ein Römer, Papst vom Januar 936 bis Juli 939, mußte die weltliche Gewalt in Rom dem Patricius Alberich überlassen, bemühte sich aber im Sinne der cluniacensischen Reform um Verbesserung der Zucht in den römischen Klöstern.

8) L. VIII. wurde als päpstlicher Protoscriniarius, obwohl Laie, auf einer von Kaiser Otto I. berufenen Synode zu Rom an Stelle des lasterhaften Johann XII. 6. Dez. 963 zum Papst erhoben. Allein nach des Kaisers Abzug nötigte Johann L. zur Flucht, starb aber bald darauf (14. Mai 964). Als die Römer hierauf Benedikt V. zum Papst wählten, zog Otto I. nochmals nach Rom und setzte L. wieder ein; doch starb dieser schon im März 965.

9) L. IX., früher Bruno, Bischof von Toul, Sohn des Grafen Hugo von Egisheim, geb. 21. Juni 1002 im Elsaß, gest. 19. April 1054, wurde von Kaiser Heinrich III. und den deutschen Fürsten auf dem Reichstag zu Worms 1048 zum Papst erwählt, ließ sich aber in Rom noch einmal durch Klerus und Volk wählen und dann erst (12. Febr. 1049) weihen. Er suchte als Anhänger der cluniacensischen Reformbestrebungen persönlich auf mehreren Konzilien in Italien, Frankreich und Deutschland die verfallene Kirchenzucht wiederherzustellen; und wenn auch seine Maßregeln gegen Simonie, Priesterehe und Konkubinat nicht überall Gehorsam fanden, so waren sie doch für die Reform der Kirche und die Erhebung des Papsttums von großer Bedeutung. Nach Italien zurückgekehrt, unternahm er einen Feldzug gegen die Eroberer Apuliens, die Normannen, welcher mit der Vernichtung seines Heeres bei Civitate in Capitanata 18. Juni 1053 endigte. Er selbst geriet in die Gewalt der Normannen und mußte neun Monate einen unfreiwilligen Aufenthalt in Benevent nehmen. Erst als er im Februar 1054 erkrankte, ward ihm die Rückkehr nach Rom gestattet, wo er wenige Monate später starb. In Leos Regierungszeit fallen heftige Streitigkeiten mit der griechischen Kirche über Abweichungen in Ritus und Lehre. L. wurde gleich nach seinem Tode als Heiliger verehrt. Sein Tag ist der 19. April. Vgl. Hunkler, L. IX. und seine Zeit (Mainz 1851); Delarc, Un pape alsacien (Par. 1876); Bröcking, Die französische Politik Papst Leos IX. (Stuttg. 1891).

10) L. X., geb. 11. Dez. 1475 in Florenz, gest. 1. Dez. 1521, hieß vorher Giovanni von Medici und war der zweite Sohn Lorenzos des Prächtigen von Medici. Er erhielt in seinem siebenten Jahr die Tonsur, 1482 von Ludwig XI. die Abtei Font douce, bald darauf vom Papst Sixtus IV. das Stift Passignano und zahlreiche andre Pfründen. Erzogen von Marsilius Ficino, Angelo Poliziano und Pico von Mirandola, studierte er in Pisa, wurde bereits 1488 zum Kardinal ernannt und trat 1492 in das heilige Kollegium ein, kehrte aber nach seines Vaters Tod (8. April d. J.) nach Florenz zurück. Als seine Familie 1494 von da vertrieben wurde, begab er sich nach Bologna, bereiste Deutschland und Frankreich und hielt sich sodann längere Zeit in Rom auf, wo er sich besonders mit Musik und schöner Litteratur beschäftigte. Papst Julius II. stellte ihn 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze seines Heeres in der Heiligen Liga wider Frankreich. In der Schlacht bei Ravenna (11. April 1512) ward L. von den Franzosen gefangen, entkam aber aus der Haft, kehrte nach Rom zurück, wirkte dann mit zur Wiederherstellung der Mediceer und blieb in Florenz, bis er nach Julius' II. Tode sich zum Konklave nach Rom begab. In demselben zum Papst gewählt und 19. März 1513 geweiht, nahm er den Namen L. X. an und wandte seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Litteratur und der Wissenschaften. Er stellte die Universität in Rom wieder her, berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, gründete ein eignes Kollegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller und lud die Besitzer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Bekanntmachung mitzuteilen. Für alle Zeiten berühmt machte er sich durch Beförderung der Künste und durch Schöpfung der glänzendsten Bauwerke. Sein Zeitalter, das Leoninische, ist die Blütezeit der italienischen Künste und Wissenschaften. In der auswärtigen Politik strebte er danach, den Kirchenstaat zu vergrößern und seine Familie, die Mediceer, zur herrschenden Fürstenmacht in Mittel- und Oberitalien zu erheben. Die auswärtigen Mächte, welche auf Herrschaft in Italien Anspruch machten, suchte er gegeneinander im Gleichgewicht zu erhalten. 1515 bewog er bei einer Zusammenkunft in Bologna Franz I. von Frankreich zur Aufhebung der Pragmatischen Sanktion sowie zur Schließung eines Konkordats, durch welches die freie Wahl der Bischöfe und Äbte in Frankreich zu gunsten des Papstes und des Königs beseitigt wurde. Den Herzog von Urbino entsetzte er 1516 und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit diesem Herzogtum, das er nach dessen Tod mit dem Kirchenstaat vereinigte. Eine Verschwörung gegen sein Leben dämpfte er 1517 durch Hinrichtung des Kardinals Petrucci. Die Bedeutung der durch Luther in Deutschland ins Leben gerufenen reformatorischen Bewegung hatte der Papst anfangs unterschätzt; später suchte er vergeblich dessen Vorgehen durch die Bannbulle vom 15. Juni 1520 zu hemmen. Ebenso erfolglos war sein Bemühen, gegen den türkischen Sultan Selim, der sich Ägyptens bemächtigt hatte, alle christlichen Monarchen zu einem Kreuzzug zu vereinigen. Um die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, schloß er 8. Mai 1521 einen Bund mit dem Kaiser zur

Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand und nahm ein Schweizerheer in Sold. Parma und Piacenza wurden eingenommen und von dem Papste dem Kirchenstaat einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, L. den Bannstrahl geschleudert hatte. Vgl. Roscoe, Life and pontificate of L. X. (Lond. 1806, 6 Bde.; neue Ausg. 1883, 2 Bde.; deutsch von Glaser, Leipz. 1806—1808, 3 Bde.); Audin, Histoire de Léon X (6. Aufl., Par. 1886; deutsch, Regensb. 1845—46, 2 Bde.); de Grassi, Il diario di L. X. (hrsg. von Delicati und Armellini, Rom 1884); Hergenröther, Leonis X. papae Regesta (Freib. i. Br. 1884—91, 2 Bde.); Nitti, L. X. e la sua politica (Flor. 1892).

11) L. XI., zuvor Alexander Oktavian von Medici, geb. 1535 in Florenz, ward als Kardinal und Erzbischof von Florenz Nachfolger Clemens' VIII., regierte aber nur 26 Tage, vom 1.—27. April 1605.

12) L. XII., vorher Annibale della Genga, geb. 22. Aug. 1760 auf dem Schloß Genga bei Spoleto aus einer adligen Familie, gest. 10. Febr. 1829, ward 1783 Priester, dann Geheimer Kämmerer des Papstes Pius VI., 1793 Erzbischof von Tyros, 1794 päpstlicher Nunzius in Augsburg, 1805 außerordentlicher Nunzius beim deutschen Reichstag zu Regensburg, 1816 Kardinal und Bischof von Sinigaglia und nach Pius' VII. Tod 28. Sept. 1823 zum Papst gewählt. Anfangs in Rom mit Jubel begrüßt, ward er durch seine Unduldsamkeit und Strenge bald dem Volk wie den Kardinälen verhaßt. Er gab den Jesuiten ihr früheres Kollegium mit der Kirche des heil. Ignatius, das Oratorium und Museum zurück und stellte die Gefängnisse der Inquisition wieder her. 1824 schrieb er ein Jubeljahr aus, bei welchem auch das übliche Gebet um Ausrottung der Ketzer angeordnet ward; 1825 erließ er eine feierliche Exkommunikationsbulle gegen die Freimaurer. Die Verhältnisse der Kirche zum Staat in der oberrheinischen Kirchenprovinz ordnete er 1827 durch die Bulle: »Ad dominici gregis custodiam«; die Emanzipation der katholischen Kirche Englands bahnte er wenigstens an. Im Kirchenstaat führte er mehrere zweckmäßige Reformen in der Staatsverwaltung, im Zivilrechtsgang und in den Gerichtstaxen ein, reformierte das Erziehungswesen und errichtete viele Hospitäler. In der Peterskirche ward ihm ein marmornes Denkmal (von Thorwaldsen) errichtet. Vgl. Artaud de Montor, Histoire du pape Léon XII (Par. 1843, 2 Bde.; deutsch bearbeitet von Scherer, Schaffh. 1844); Köberle, L. XII. und der Geist der römischen Hierarchie (Leipz. 1846).

13) L. XIII. (eigentlich Joachim Pecci), geb. 2. März 1810 aus einer wohlhabenden Familie in Carpineto bei Anagni, ward im Collegio romano erzogen, trat nach dreijährigem Besuch der Accademia pontificia in die Prälatur ein und ward 1837 von Gregor XVI. zum Hausprälaten, dann zum Delegaten in Benevent ernannt. Hier machte er sich durch Unterdrückung des Räuberunwesens verdient und erhielt darauf die Legation von Spoleto, dann die von Perugia. Zum Erzbischof von Damiette in partibus infidelium präkonisiert, ging er 1843 als Nunzius nach Brüssel, wo er der katholischen Kirche Belgiens ihre unabhängige Stellung erwerben half, zugleich aber durch sein gewandtes Benehmen die Gunst des Königs Leopold I. erlangte. Im Herbst 1845 ward er von Brüssel abberufen, zum Erzbischof von Perugia erhoben und zum Kardinal ernannt, aber in petto reserviert. Gregors Nachfolger Pius IX. ließ Pecci auf den Rat des eifersüchtigen Antonelli in seinem abgelegenen Bistum Perugia und bestätigte erst 19. Dez. 1853 dessen Ernennung zum Kardinal. Sein Bistum verwaltete Pecci vortrefflich und wußte auch nach der Annexion Perugias mit der italienischen Regierung ein gutes Einvernehmen herzustellen. Von stattlichem, ernstem Äußern, fein gebildet, taktvoll und liebenswürdig, aufrichtig fromm und von tadellosem Lebenswandel, erlangte er bei allen, mit denen er verkehrte, große Beliebtheit. Erst nach Antonellis Tod (November 1876) ward er nach Rom berufen und erhielt im September 1877 das Amt eines Kämmerers der römischen Kirche. Als solcher leitete er nach Pius' IX. Tod (7. Febr. 1878) die Geschäfte der Kurie, ward nach kurzem Konklave 20. Febr. 1878 als Führer der Mittelpartei des Kardinalkollegiums zum Papst erwählt und 3. März gekrönt. Ohne den prinzipiellen Standpunkt seines Vorgängers zu verleugnen, trat er doch in mildern Formen für die Sache des Papsttums auf. Er ernannte gemäßigte Kardinäle, wie Franchi, Jacobini u. a., zu Staatssekretären, knüpfte mit den weltlichen Machthabern wieder persönliche Beziehungen an und suchte über die streitigen Fragen eine die Prinzipien unberührt lassende Verständigung herbeizuführen. Dies gelang ihm namentlich mit Preußen, wo unter seiner wesentlichen Mitwirkung der Kulturkampf beendigt wurde; mit dem deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck trat er in gute Beziehungen und zeigte sich sehr erfreut, als ihm dieser das Schiedsgericht in dem Streit mit Spanien über die Karolinen (1885) übertrug. Italien gegenüber hielt er dagegen die Ansprüche auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums unverbrüchlich aufrecht. Die wissenschaftlichen Studien bemühte er sich zu fördern; er öffnete 1883 die vatikanischen Archive für die historische Forschung und hat sich selbst als Dichter (meist in lateinischer Sprache) bekannt gemacht (»Leonis XIII., Pont. Maximi, carmina«, hrsg. von Brunelli, Udine 1883; mit Übersetzung von Behringer, Regensb. 1887). Als er 31. Dez. 1887 sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte, wurde er von fast allen Herrschern Europas beglückwünscht und beschenkt; große Festlichkeiten wurden abgehalten, eine Ausstellung kirchlicher Kunstwerke im Vatikan eröffnet, und eine bedeutende Anzahl von Pilgern aus allen Ländern der Welt huldigte dem Papst. Neue Festlichkeiten fanden 19. Febr. 1893 statt, als L. sein fünfzigjähriges Bischofsjubiläum beging. In seiner internationalen Politik näherte er sich, da der Dreibund jede Aussicht auf Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft der Kurie zu vereiteln schien, namentlich seit 1892 mehr und mehr Frankreich, begünstigte dessen Verbindung mit Rußland und zwang den französischen Episkopat sowie die katholischen Monarchisten durch strenge Befehle, sich der Republik zu unterwerfen. Dagegen ließ er in Ungarn 1894 die Geistlichkeit der neuen Kirchengesetzgebung, welche das liberale Ministerium Wekerle ins Leben rief, einen heftigen, wenn auch vergeblichen Widerstand entgegenstellen. Vgl. de Waal, Papst Leos XIII. Leben (Münst. 1878); Tesi-Passerini, Leone XIII ed il suo tempo (1886 ff., 3 Bde.); O'Reilly, L. XIII.; seine Zeit, sein Pontifikat und seine Erfolge (Köln 1887, neue Ausg. 1892); de T'Serclaes, Le pape Léon XIII (Par. 1894, 2 Bde.); »Acta Leonis papae XIII.« (das. 1885).

Leo, oströmische Kaiser: 1) L. I., der Große genannt, ein Dacier von Geburt, wurde nach dem Tode des Kaisers Marcianus durch den Einfluß des mächtigen Patricius Aspar, dessen Haushofmeister er gewesen war, 7. Febr. 457 zum oströmischen Kaiser ernannt und vom Patriarchen Anatolius gekrönt. Um das Übergewicht der Barbaren im Heere zu beseitigen, ergänzte er dasselbe aus Eingebornen; er suchte auch den fiskalischen Druck zu erleichtern. Er mischte sich in die Verhältnisse des weströmischen Reiches ein, trat zeitweise mit dem dort gebietenden Ricimer in Verbindung und ernannte mit dessen Zustimmung 457 Majorianus u. 467 Anthemius zu Kaisern. Von Ricimer gegen die Vandalen zu Hilfe gerufen, schickte er 468 seinen Schwager Basiliscus mit einer großen Flotte gegen Geiserich nach Afrika, doch ließ sich jener überfallen und schlagen. Glücklichern Erfolg hatte eine zweite Expedition gegen die Vandalen im J. 471, in welchem schließlich ein Friede zu stande kam. In demselben Jahre ließ L. den ihm verdächtig gewordenen Aspar und dessen Söhne töten. L. starb, nachdem er seinen vierjährigen gleichnamigen Enkel, den Sohn seiner Tochter Ariadne u. des Isauriers Zeno, zu seinem Nachfolger ernannt hatte, 3. Febr. 474. Der junge Kaiser (L. II.), geleitet von seiner Mutter und Großmutter, erhob seinen Vater Zeno zum Mitregenten, starb aber schon im November 474, worauf Zeno Alleinherrscher wurde.

2) L. III., der Isaurier (Isauricus), hieß ursprünglich Konon und war der Sohn eines Schuhmachers aus Seleukia in Isaurien, trat in die Leibwache Justinians II., erregte aber bald dessen Eifersucht und ward nach Kolchis geschickt, wo er sich so auszeichnete, daß Anastasius II. ihm den Oberbefehl über das Heer im Osten übertrug. Als die Garde sich gegen den Kaiser empörte und die Krone dem Theodosius aufdrängte, zwang er diesen, der Krone zu entsagen. Selbst zum Kaiser gekrönt (25. März 717), verteidigte er Konstantinopel glücklich gegen die es von der Land- und Seeseite her belagernden Araber und nötigte dieselben nach 13monatiger Belagerung zum Abzug (August 718), unterdrückte einen Aufstand des Sergius, Statthalters von Sizilien, der seine Insel unabhängig gemacht und einen Byzantiner, Basilius, als Kaiser aufgestellt hatte, und bestrafte eine Verschwörung Anastasius' II. mit der Hinrichtung der Verschwornen. Mit den Bulgaren schloß er zu Anfang seiner Regierung Frieden, den Arabern entriß er in fortgesetzten glücklichen Kämpfen den größten Teil von Kleinasien. Auch im Innern entfaltete er eine eifrige und segensreiche Thätigkeit, reorganisierte das Heer und die Verwaltung, erbitterte aber einen großen Teil der Bevölkerung durch seine kirchlichen Maßregeln. Bestrebt, den zur Abgötterei ausgearteten Bilderdienst zu unterdrücken und zugleich die Macht der Geistlichkeit zu beschränken, verbot er 726 jegliche Bilderverehrung in den Kirchen und befahl 730 die Vernichtung aller Bilder, wodurch er die Opposition sowohl eines Teiles der Geistlichkeit und des Volkes als auch des Papstes Gregor II. hervorrief und so den Bilderstreit erregte, der das oströmische Reich fast ein Jahrhundert lang erschüttert hat (s. Bilderdienst). Nachdem L. 740 nochmals die Araber in einer großen Schlacht besiegt hatte, starb er bald darauf (18. Juni 741) und hatte seinen Sohn Konstantin Kopronymos zum Nachfolger.

3) L. IV., der Chasar, Enkel des vorigen und Sohn einer chasarischen Prinzessin, folgte seinem Vater 775 auf dem Thron, erhob 776 seinen fünfjährigen Sohn Konstantin zum Mitkaiser und unterdrückte einen Aufstand seiner damit unzufriedenen Stiefbrüder. Anfänglich suchte er den Frieden in der Kirche herzustellen und duldete den Bilderdienst, später aber schritt er strenger gegen denselben ein. Als er 780 starb, ernannte er seine Gemahlin, die Athenerin Irene, zur Regentin des Reiches für den zehnjährigen Konstantin VI.

4) L. V., der Armenier, war kaiserlicher Feldherr, als er 813 an Stelle des schwachen Michael Rhangabe zum Kaiser ausgerufen wurde; er herrschte gerecht und streng, besiegte 814 die Bulgaren, welche Konstantinopel selbst bedrohten, und schloß mit ihnen Frieden. Er erneuerte das Bilderverbot, entsetzte den Patriarchen Nikephoros und verfolgte die Bilderverehrer. Er wurde 25. Dez. 820 von Michael dem Stammler ermordet.

5) L. VI., der Weise (Philosophus), Sohn Basilius' I., des Makedoniers, und Zögling des gelehrten Photius, folgte seinem Vater 886. Er trieb mit Eifer gelehrte Studien, war aber dabei abergläubisch und vernachlässigte die Regierung, welche er unwürdigen Günstlingen überließ. Auch nach außen hin war seine Regierung unglücklich, die Araber plünderten auf kühnen Seezügen die griechischen Küsten und eroberten 904 Thessalonika; auch der erneuerte Krieg gegen die Bulgaren wurde unglücklich geführt. 907 erschienen die Russen unter Oleg vor Konstantinopel, und L. schloß mit ihnen einen Frieden, in dem er ihnen wichtige Handelsvorteile zugestand. Gleich zu Anfang seiner Regierung entsetzte er den Patriarchen Photius, später entzündete er durch seine vierte Vermählung mit Zoe, welche ihm seinen einzigen Sohn, Konstantin, gebar, in der griechischen Kirche den Streit über die Tetragamie, welchen erst Romanos I. beendigte. Er vollendete das byzantinische Gesetzbuch, die Basiliken (s. d.), erließ »Novellae constitutiones« (Basel 1575) und verfaßte eine Taktik (hrsg. von Meursius, Leid. 1612). Er starb 911. Sein Nachfolger war sein Sohn Konstantin VII. Porphyrogennetos.

Leo, 1) Leonardo, Komponist, geb. 1694 (nach Piccini 1701) in Neapel, machte seine Studien am dortigen Konservatorium della pietà de' Turchini sowie bei Pitoni in Rom und lebte dann von 1717 bis zu seinem 1756 (nicht 1742 oder 1743, wie Burney und Piccini angeben) erfolgten Tod als Kirchenkapellmeister und Direktor des Konservatoriums Sant' Onofrio in seiner Vaterstadt. Einer der vorzüglichsten Meister der neapolitanischen Schule, war L. in allen Gattungen der Komposition ausgezeichnet und gleich groß im Leidenschaftlichen und Erhabenen wie im Naiven, Zarten und Scherzhaften. Als seine vorzüglichsten Werke sind zu nennen die Opern: »Sofonisba« (1719), »Olimpiade«, »La clemenza di Tito« (1735) und »Achille in Sciro« (um 1743); die beiden Oratorien: »Santa Elena« und »La morte d'Abele«, von seinen Kirchenstücken sein »Ave Maria« und ein »Miserere«. Letzteres zeichnet sich insbes. durch Tiefe des Ausdrucks sowie durch kunstvolle harmonische und kontrapunktische Arbeit aus. Auch als Lehrer hat L. mit größtem Erfolg gewirkt; zu seinen Schülern gehörten unter andern Pergolese, Jomelli und Piccini.

2) Heinrich, deutscher Geschichtschreiber, geb. 19. März 1799 in Rudolstadt, gest. 24. April 1878 in Halle, bezog 1816 die Universität in Breslau, um Medizin zu studieren, siedelte aber auf den Rat des

Turnvaters Jahn und Göttlings 1817 nach Jena über, um sich der Philologie zu widmen, und beteiligte sich hier eifrig an allen Angelegenheiten der Burschenschaft, deren schwärmerischen republikanischen Ideen er mit Eifer anhing. Bei dem Wartburgfest trug er barhäuptig die deutsche Fahne von Jena bis Eisenach. Nach Sands unglücklicher That ging er nach Göttingen und begann hier das Studium des Mittelalters. Mit einer Abhandlung: »Über die Verfassung der lombardischen Städte« (Rudolst. 1820), habilitierte er sich in Erlangen. Hier brach er nicht nur seine Beziehungen zu der Burschenschaft plötzlich ab, sondern begann auch als Gegner der sogen. demagogischen Partei aufzutreten. Um für die Geschichte der italienischen Munizipien im Mittelalter an Ort und Stelle Studien machen zu können, verweilte er, von der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt unterstützt, von 1823—24 in Italien. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Berlin als Lehrer der Geschichte und gab seine »Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte« (Hamb. 1824) heraus. Ein Ruf nach Dorpat, den er ablehnte, bewirkte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor. 1827 gab er plötzlich seine Stellung in Berlin auf und begab sich nach seiner Heimat, nahm aber 1828 wieder eine außerordentliche Professur der Geschichte in Halle an und wurde 1830 zum ordentlichen Professor ernannt. Wie in seinen politischen Ansichten, so vollzog sich auch in seinen religiösen ein völliger Umschwung. Während die »Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staats« (Berl. 1828) rationalistisch gefärbt waren, trat in seinem »Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters« (Halle 1830, 2 Tle.) der ihn mehr u. mehr beherrschende Geist des religiösen Obskurantismus u. der politischen Reaktion bereits deutlich hervor. Weniger tendenziös sind: »Zwölf Bücher niederländischer Geschichten« (Halle 1832—35, 2 Bde.) und »Geschichte der italienischen Staaten« (Hamb. 1829—30, 5 Bde.), worin er von den dargestellten Zuständen ebenso getreue wie lebendige Schilderungen gibt. Seine Polemik gegen die neue Zeit eröffnete er (abgesehen von zahlreichen Aufsätzen für das »Berliner politische Wochenblatt«, die »Evangelische Kirchenzeitung« und das »Hallesche Wochenblatt«, das er durch seine drastischen, derb witzigen Ausfälle gegen den herrschenden Zeitgeist berühmt machte) mit seinen »Studien und Skizzen zu einer Naturgeschichte des Staats« (Halle 1833) und den Streitschriften: »Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten« (Leipz. 1836), »Die Hegelingen« (Halle 1838, 2. Aufl. 1839, gegen A. Ruge und dessen »Jahrbücher« gerichtet), »Sendschreiben an J. Görres« (das. 1838) und »Signatura temporis« (das. 1849). In seinen Werken: »Lehrbuch der Universalgeschichte« (Halle 1835—44, 6 Bde.; 3. Aufl. 1849—56), »Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte« (das. 1838—40, 4 Bde.) und »Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs« (Bd. 1—5, das. 1854—67) zog er die letzten Konsequenzen seiner reaktionären politischen und kirchlichen Anschauungen. In der Zeit der Reaktion in Preußen nach 1850 übte er als Mitarbeiter der »Kreuzzeitung« nicht unbedeutenden Einfluß aus. Er bekämpfte alle deutschen Einheitsbestrebungen und beteiligte sich auch an Verhandlungen der strengen Lutheraner über eine Vereinigung mit der katholischen Kirche. Am 20. Nov. 1863 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, trat aber nur selten in demselben als Redner auf und zog sich schließlich vor der siegreichen Gewalt der Ereignisse resigniert von der politischen Bühne zurück. Leos Leistungen im Gebiet der altgermanischen Sprache: »Altsächsische und angelsächsische Sprachproben« (Halle 1838), »Beowulf« (das. 1839), die »Rectitudines singularum personarum« (das. 1842), die »Malbergische Glosse« (das. 1842—45, 2 Hefte) und die »Ferienschriften« (das. 1847—52, 2 Hefte), die Frucht seiner Studien über keltische Sprache und keltisches Altertum, werden als schätzenswerte Beiträge zur Litteraturgeschichte anerkannt. Zuletzt veröffentlichte er ein »Angelsächsisches Glossar« (Halle 1872—77, 2 Bde.). Nach seinem Tode erschien: »Aus meiner Jugendzeit« (Gotha 1880), eine durch ihre anschauliche Schilderung des damaligen Universitätslebens und ihre rücksichtslose Wahrheitsliebe ausgezeichnete Selbstbiographie, die bis 1822 reicht.

3) Ottomar Viktor, s. Anderlind.

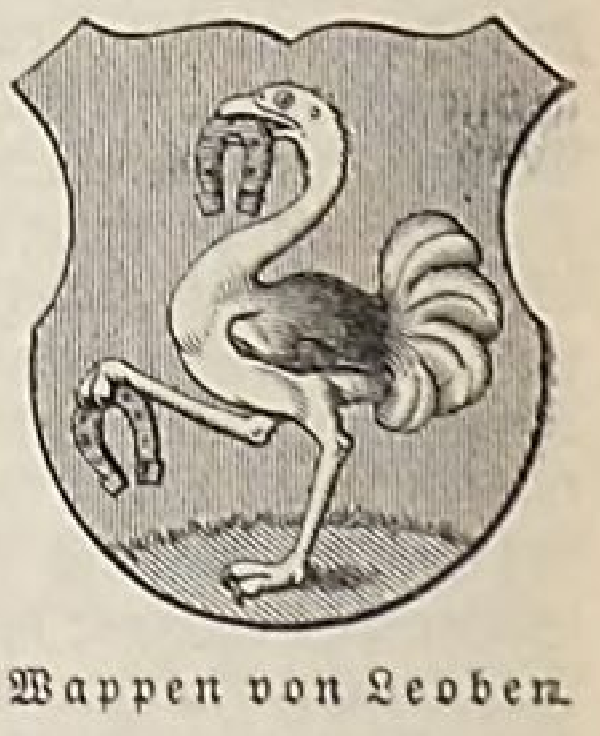
Leo Africanus, eigentlich Alhassan ibn Mohammed Alwazzan, maur. Schriftsteller aus Cordoba, gest. um 1526, bereiste seit 1492 Nordafrika und Westasien, bis er Seeräubern in die Hände fiel, die ihn dem Papst Leo X. schenkten. In Rom trat L. zum Christentum über, später aber zum Islam zurück. Seine 1526 in italienischer Sprache verfaßte Beschreibung Afrikas (zuerst veröffentlicht im Sammelwerk des Ramusio; deutsch von Lorsbach, Herborn 1805) war lange Zeit die Hauptquelle für die Kenntnis des Sudân. Noch schrieb er: »Tractatus de vitis philosophorum Arabum« (hrsg. von Hottinger, Zürich 1664).

Leo Diakŏnus, byzantin. Schriftsteller, geb. um 950 zu Kaloë in Jonien, kam früh nach Konstantinopel, wo er in das Kollegium der Hofpriester aufgenommen wurde, und begleitete den Kaiser Basilius II. als Diakon auf seinem Feldzuge gegen die Bulgaren (986). Er schrieb die Reichsgeschichte von 959—975 (hrsg. von Hase, Par. 1819; wieder abgedruckt Bonn 1828). Vgl. Schlumberger, Nicéphore Phocas (Par. 1890).

Leo Grammaticus, byzantin. Geschichtschreiber des 11. Jahrh. Seine »Chronographia«, eine Weltgeschichte von Adam bis 948, in der Hauptsache ein Auszug aus Georgios Monachos, wurde herausgegeben von Bekker (Bonn 1842). Vgl. F. Hirsch, Byzantinische Studien (Leipz. 1876).

Leo Hebräus, s. Abravanel.

Leoben, Stadt in Steiermark, 536 m ü. M., an der Mur, der Südbahnlinie Bruck-L., der Staatsbahnlinie L.-St. Michael und der L.-Vordernberger Bahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, eines Revierbergamts und einer Handels- und Gewerbekammer, hat einen großen Platz mit einer 13 m hohen Pestsäule und einem Brunnen, ein Redemptoristenkloster mit neuer gotischer Kirche, ein altes Rathaus, ein Theater, eine Bergakademie, eine Berg- und Hüttenschule, ein Obergymnasium, eine Musikschule, ein Krankenhaus, eine Sparkasse, eine Gasanstalt und (1890) 6513 Einw. Ein Marmordenkmal erinnert an den hier 18. April 1797 zwischen Österreich und der französischen Republik abgeschlossenen Präliminarfrieden, welchem der Friede zu Campo Formio (s. d.) folgte. Doch fanden die Verhandlungen


Wappen von Leoben.

nicht in der Stadt selbst, sondern in dem nahen, westlich gelegenen Schloß Göß (ehemaligem, 1002 gegründetem Nonnenstift mit Kirche und Bierbrauerei) statt. L. bildet einen Zentralpunkt der obersteirischen Montanindustrie, welche in der nächsten Umgebung der Stadt durch ausgedehnte Braunkohlenbergwerke (zu Seegraben, Produktion 1893: 3,08 Mill. metr. Ztr.) und bedeutende Eisenwerke (namentlich zu Donawitz, s. d.) vertreten ist. Die Stadt soll bereits 713 gegründet worden sein. Vgl. List, L. und dessen nächste Umgebung (Leob. 1885).

Leobersdorf, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. Baden, an der Triesting, der Südbahnlinie Wien-Triest und der Staatsbahnlinie L.-St. Pölten, hat eine große Maschinenfabrik, eine Leder- und Maschinenriemenfabrik, eine Kunstmühle und (1890) 2702 Einwohner.

Leobschütz (Lubczyce), Kreisstadt im preuß. Regbez. Oppeln, an der Zinna, Knotenpunkt der Linien Ratibor-L. und Deutsch-Rasselwitz-Jägerndorf der Preußischen Staatsbahn, 282 m ü. M., ist teilweise noch mit Mauern umgeben, hat 3 katholische und eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Amtsgericht, ein neues Rathaus, ein öffentliches Schlachthaus, 4 große Mälzereien, 3 bedeutende Wollknüpffabriken, Wirkereien, Lein- und Damastweberei, Maschinen-, Mineralwasser- und Glasfabrikation, 3 Dampfmahl- und eine Sägemühle, Glockengießerei, eine Dampfziegelei, 4 Bierbrauereien, besuchte Wochen- und Jahr- sowie besondere Getreidemärkte und (1890) mit der Garnison (4 Eskadrons Husaren Nr. 6) 12,586 Einw., davon 1488 Evangelische und 341 Juden. — L. war schon im 10. Jahrh. vorhanden und 1524—1623 die Hauptstadt des brandenburgischen Fürstentums Jägerndorf. Vgl. Troska, Geschichte der Stadt L. (Leobsch. 1892).

Leochăres, griech. Bildhauer zur Zeit Philipps und Alexanders d. Gr., war in Athen seit etwa 370 v. Chr. thätig und gehört der mittlern attischen Schule an. Er verfertigte mehrere Zeusstatuen, Bilder des Apollon und Ares, einen Ganymedes, vom Adler emporgetragen (der in der bekannten vatikanischen Gruppe [Abbildung bei »Ganymedes«] kopiert zu sein scheint, ein Werk von genialer Erfindung); ferner in Gemeinschaft mit Lysippos: Alexander auf der Löwenjagd, in Erz, dann auf Bestellung Philipps von Makedonien nach der Schlacht bei Chäroneia die Statuen im Philippeion zu Olympia: Philipp, Alexander, Amyntas, Olympias und Eurydike, in Gold und Elfenbein. Mit Sthennis war er auch am Monument der Familie des Andätes und Pasikles auf der Akropolis zu Athen beschäftigt, mit Skopas, Bryaxis u. a. am Mausoleum zu Halikarnassos, dessen westliche Seite er mit Skulpturen schmückte.

Leodium, neulat. Name von Lüttich.

Leods House (spr. lī́ds haus), Insel, s. Lewis.

Leominster (spr. lemmster, in Amerika: lémminster gespr.), 1) Stadt in Herefordshire (England), am Lugg, in einem durch Rinderzucht berühmten Landstrich, hat eine stattliche Kirche (neuerdings restauriert), Fabrikation von ledernen Handschuhen, Tuch und Hüten, Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und (1891) 5675 Einw. L., ehemals Sitz eines im 7. Jahrh. gegründeten Klosters, war in angelsächsischer Zeit bedeutend. — 2) Stadt in der Grafschaft Worcester des nordamerikan. Staates Massachusetts, nahe Fitchburg, mit Fabriken von Kämmen, Knöpfen, Möbeln, Papier, Spiel-, Leinen- und Wollwaren und (1890) 7269 Einw.

Leōn, span. Königreich, nimmt die kleinere Westhälfte des nördlichen Tafellandes von Spanien ein, grenzt gegen W. an Portugal und Galicien, gegen N. an Asturien, gegen O. an Altkastilien, gegen S. an Estremadura, umfaßt 38,502 qkm (699,3 QM.) mit (1887) 965,181 Einw. und zerfällt in die drei Provinzen: Salamanca, Leon und Zamora (Genaueres s. unter den einzelnen Provinzen). Die Bewohner rühmen sich, echt spanischer Abkunft, ohne Beimischung arabischen Blutes, zu sein. Eigentümliche Sitten und Trachten haben die unter ihnen erhalten gebliebenen Abkömmlinge der Goten (im S. von Salamanca) und der Keltiberer (die Maragatos bei Astorga). — L. entstand als besonderes Königreich 910, als König Alfons III., d. Gr., von Asturien sein Reich unter seine Söhne teilte und seinem Erstgebornen, Garcias, L. übertrug. Nach Garcias' frühem Tode (914) erhielt sein Bruder Ordoño II. (914—924) zu Galicien auch L., und dessen Sohn Ramiro II. (931—950) vereinigte L., Galicien und Asturien zu dem Königreich L. Ramiro und sein Sohn Ordoño III. (950—957) erweiterten das Reich durch glückliche Kriege gegen die Araber. Nach den durch Familienzwist, innere Unruhen und verheerende Einfälle der Araber unglücklichen Regierungen Sanchos I. (957—966), Ramiros III. (966—982) und Bermudos II. (982—990) stellte erst Alfons V. (999—1027) den Frieden und die Macht des Reiches wieder her, das jedoch bereits sein Sohn Bermudo III. (1028—37) im Kampf gegen König Sancho d. Gr. von Navarra verlor; als er nach Sanchos Tode sein Reich wiedererobern wollte, fiel er 1037 in der Schlacht am Fluß Carrion, und L. gelangte nun an den Sieger, Sanchos Sohn Ferdinand, der es mit Kastilien (s. d.) vereinigte.

Die **Provinz Leon** umfaßt den nördlichen Teil des ehemaligen Königreichs L., grenzt im N. an die Provinz Oviedo, im NO. an Santander, im O. an Palencia, im SO. an Valladolid, im S. an Zamora, im W. an Orense und Lugo und hat einen Flächenraum von 15,377 qkm (279,3 QM.). Das Land ist überwiegend, nämlich im N. und W., gebirgig und enthält an der Nordgrenze den Hauptzug des Kantabrischen Gebirges, von der Peña Prieta (2531 m) und den Peñas de Europa (2665 m) angefangen bis zur Verzweigung in die asturischen und galicischen Ketten, dann die vielfachen südlichen Ausläufer und Vorlagen dieses Hauptzugs, darunter die Montañas de Leon (1101 m), el Teleno (1251 m), Peña Trevinca (2021 m). Der wichtigste Paßübergang im Kantabrischen Gebirge ist der Puerto de Pajares, 1364 m hoch. Der übrige Teil der Provinz, namentlich der Südosten, ist eben. Die Gewässer fließen einerseits durch die Esla und deren Zuflüsse Bernesga, Cea, Orbigo mit Eria, dem Duero, anderseits durch den Sil dem Minho zu. Die Bevölkerung betrug 1887: 380,637 Einw., d. h. 25 pro Quadratkilometer. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar u. namentlich in den Thälern gut angebaut. Erzeugnisse sind Getreide, Flachs, Heu, Gemüse, Walnüsse und Kastanien. Die Viehzucht liefert gute Schafe und Rinder. Die Gebirge sind reich an Wäldern, Wiesen und Weiden und enthalten auch Steinkohlenlager. Eine Erwerbsquelle bildet außer der geringfügigen Industrie noch der Handel mit Flachs, Wolle, Geweben und Arzneikräutern (isländisches Moos). Die Provinz umfaßt zehn Gerichtsbezirke. S. Karte »Spanien«.

Leōn, Hauptstadt des alten Königreichs u. der jetzigen span. Provinz gleichen Namens (s. oben), Bischof-

sitz, 802 m ü. M., am Bernesga kurz vor seinem Zusammenfluß mit dem Torio, an den Eisenbahnlinien Palencia-Coruña und L.-Gijon gelegen, hat 14 Kirchen, darunter die prachtvolle gotische Kathedrale aus dem 13. Jahrh., die roman. Kirche St. Isidor (12. Jahrh.) und die Klosterkirche St. Markus, ferner ein gotisches Rathaus, zahlreiche Paläste, Reste alter Stadtmauern, Woll- und Leinwandhandel, Pferdemärkte und (1887) 13,446 Einw. — L. dankt seinen Namen der Legio Septima Gemina, deren Standquartier es war. Seit dem 10. Jahrh. war L. Hauptstadt des gleichnamigen christlichen Königreichs und nur von 996, wo es vom Sultan Almansor genommen wurde, bis zu dessen Tode in maurischer Gewalt.

León, 1) Provinz der südamerikan. Republik Ecuador, auf einer Hochebene zwischen den beiden Andenketten, 6722 qkm (122 QM.) groß mit (1893) 109,600 Einw. Von dem bis 2700 m sich erhebenden Hochland mit mehreren Vulkanen (Cotopaxi 5960 m) fließt nach SO. der Pastaza ab. Ackerbau und Viehzucht sind Haupterwerbsquellen. Hauptstadt ist Latacunga (s. d.). — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Departements (8123 qkm mit [1888] 35,240 Einw.) der zentralamerikanischen Republik Nicaragua, 20 km östlich vom Stillen Ozean, durch Eisenbahn verbunden mit seinem Hafen Realejo sowie mit dem Nordufer des Sees Managua, ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat eine alte große Kathedrale und mit seinem von Indianern bewohnten Vorort Subtiaba 45,000 Einw. Die Stadt wurde 1610 gegründet, nachdem eine schon 1523 am Fuß des Vulkans Momotombito am See von Managua erbaute Stadt (Leon Vieja) aufgegeben war, und blieb lange Hauptstadt der Republik, deren bedeutendster Platz sie noch immer ist. — 3) L. de los Aldamas, Stadt im mexikan. Staat Guanajuato, unter 21° 7′ nördl. Br., am Fluß Turbio und an der großen Eisenbahn von Mexiko nach El Paso del Norte, 1895 m ü. M., in sehr fruchtbarer Ebene, schön gebaut, hat (1884) 50,000 Einw., welche Fabrikation von Baumwoll- und Wollwaren, Stiefeln, Sätteln, Leder, Gold- und Silberstickerei sowie lebhaften Handel mit Getreide und andern Landesprodukten treiben.

León, Isla de, span. Insel am Golf von Cadiz, wird durch den St. Petri-Kanal, einen schmalen Meeresarm, vom Festlande getrennt und enthält die Städte San Fernando und (auf der nördlichen Landzunge) Cadiz. Die Insel hat ihren Namen von der Familie Ponce de Leon, welcher sie 1459 von der Krone vorübergehend überlassen wurde.

Leon (Luis de), s. Ponce de Leon.

Léonard (spr. -nar), Hubert, Violinspieler und Komponist, geb. 7. April 1819 in Bellaire bei Lüttich, gest. 6. Mai 1890 in Paris, erhielt seine Ausbildung 1836—39 im Pariser Konservatorium durch Habeneck, wirkte dann einige Jahre als Orchestermitglied an der dortigen Großen Oper, unternahm 1845 eine Kunstreise nach Deutschland, wurde 1848 erster Violinlehrer am Konservatorium in Brüssel und wirkte seit 1866 mit großem Erfolg in Paris. Seine Kompositionen für den Konzertsaal und den Salon (darunter sechs Konzerte mit Orchester, Valse-Caprice, Sérénade à l'Espagnole für drei Violinen mit Klavierbegleitung, Variationen über eine Gavotte von Corelli rc.) sind nicht weniger geschätzt als seine Unterrichtswerke (Etüden) und die unter dem Titel: »Ancienne école italienne« von ihm veranstalteten Ausgaben der Violinkompositionen von Corelli, Tartini, Geminiani u. a.

Leonardo, ital. Maler, Architekt und Bildhauer, genannt **da Vinci** (spr. wintschi) von seinem Geburtsort, dem Bergdorf Vinci bei Empoli, wo er 1452 als der natürliche Sohn Ser Pieros, Notars der Signoria von Florenz, geboren wurde, gest. 2. Mai 1519 im Schloß Clos-Lucé bei Amboise in Frankreich, zeigte früh Begabung für die Kunst, so daß er zu dem Maler und Bildhauer Verrocchio in Florenz in die Lehre gegeben wurde, in dessen einzig erhaltenes Bild, die Taufe Christi (Akademie zu Florenz), L. einen Engel hineinmalte. Von 1472—78 wird L. mehrfach in Urkunden erwähnt. Doch haben sich von seinen Jugendwerken nur folgende erhalten, welche ihm mit Sicherheit zuzuschreiben sind: die Untermalung einer Anbetung der Könige (Florenz, Uffizien) und ein heil. Hieronymus, ebenfalls nur in brauner Untermalung (Rom, Vatikanische Galerie). Dagegen wird die Verkündigung in den Uffizien zu Florenz gegenwärtig dem Ridolfo Ghirlandajo zugeschrieben. Groß ist dagegen die Zahl der Zeichnungen aus dieser ersten Periode, die, meist in Kreide, Rötel und mit der Feder ausgeführt, sich in der Windsorbibliothek, im Louvre, in der Akademie zu Venedig, in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, in den Uffizien zu Florenz, im Britischen Museum zu London und in der Albertina zu Wien befinden. Eine besondere Gruppe darunter bilden die Karikaturen, Ergebnisse seiner physiognomischen Studien, in denen sich aber auch seine Neigung zum Bizarren kundgibt. Sie sind mehrfach gestochen worden (unter andern von W. Hollar). Auch seine plastischen Übungen setzte er später in Florenz fort und widmete sich daneben mathematischen und physikalischen, namentlich mechanischen Studien sowie der Architektur. Auch war er nicht nur gewandter Sänger und Lautenspieler, sondern konstruierte ein eignes Instrument, erfand ein neues Griffbrett für die Viola und entwarf eine Zeichnung zu einer neuen Lyra. Endlich finden wir ihn auch als Dichter, namentlich als Improvisator, aufgeführt; doch hat sich nichts von seinen Dichtungen erhalten. Dabei zeichnete er sich durch Schönheit, Kraft und Gewandtheit des Körpers aus und glänzte durch Geist und Witz. Bald nach 1480 scheint L. Florenz verlassen und ausgedehnte Reisen unternommen zu haben. Aus seinen Schriften geht hervor, daß er sich nach dem Orient begab und eine Zeitlang im Dienste des Sultans von Kairo thätig war. Um 1484 berief ihn Herzog Lodovico il Moro nach Mailand, und hier entfaltete L. bis 1499 eine umfangreiche und vielseitige Thätigkeit. Das Hauptwerk, das er hier ausführen sollte, war das kolossale Modell einer Reiterstatue des Herzogs Francesco Sforza, das von den Zeitgenossen als Wunderwerk gepriesen, aber von französischen Armbrustschützen 1499 zerstört wurde, ehe es überhaupt zur Ausführung gelangt war. Entwürfe und Zeichnungen dafür befinden sich in der Windsorsammlung. Daneben wurde seine Thätigkeit als Architekt beim Mailänder Dom und als Ingenieur beim Bau des Martesanakanals hauptsächlich in Anspruch genommen. Von Staffeleibildern haben sich aus der Mailänder Zeit folgende erhalten: ein lebensgroßes männliches Brustbild und ein kleines weibliches Bildnis in Profil (in der Ambrosianischen Bibliothek), das herrliche, unter dem Namen: La belle Ferronnière bekannte Frauenbildnis im Louvre, die Madonna mit dem Basrelief (in mehreren Exemplaren vorhanden, von denen das bei Lord Warwick in Gatton Park als eigenhändig gilt), die Vierge aux rochers (in zwei Exemplaren: im Louvre und in der

Nationalgalerie in London, gestochen von Desnoyers) und der auferstandene Christus zwischen den Heiligen Leonardo und Lucia (Berliner Galerie, vielleicht nur Schulbild). Leonardos Hauptwerk in Mailand ist aber das noch vor 1499 vollendete Abendmahl des Herrn im Refektorium der Dominikaner von Santa Maria delle Grazie, das leider durch Vernachlässigung und schlechte Restauration sehr beschädigt worden ist. Das Bild ist 28 Fuß lang, enthält Figuren von anderthalber Lebensgröße und ist in Öl an die Hauptwand des Refektoriums gemalt. Es ist oft, am besten von R. Morghen und R. Stang, gestochen worden. Es zeigt die reichste und reinste Durchführung aller in der menschlichen Seele vorhandenen Motive und den schönsten Bau der Linien in allen Gruppen und Formen. Das Typische wie das Porträtmäßige ist überwunden und eine ideale Wirklichkeit geschaffen, die ebenso wahr und lebendig wie edel und geistvoll ist. Bei der Zerstörung des Gemäldes sind die dem Marco d'Oggionno, einem Schüler Leonardos, zugeschriebenen Kopien (eine in der Londoner Akademie) und die von einigen Forschern als eigenhändige Arbeiten Leonardos betrachteten Pastellköpfe der Apostel, im Besitz der Großherzogin von Sachsen-Weimar, wichtig (in Braunschen Photographien 1893 herausgegeben von Ruland). Außerdem verfertigte L. in Mailand noch eine große Anzahl von Zeichnungen der verschiedensten Art und Kartons, nach welchen seine Schüler Gemälde ausführten, die gewöhnlich als Werke seiner Hand aufgeführt werden. Von durchgreifendem Einfluß auf die Malerei war die Gründung einer Kunstakademie zu Mailand, welcher er seinen Namen gab, und deren Seele er war. Für seine Schüler schrieb er einen »Trattato della pittura«, worin er sie in erster Linie an die Natur, nicht an die Antike wies; für besonders wichtig aber erklärte er das Studium der Perspektive und der Anatomie und zeichnete selbst um 1494 die Teile des menschlichen Körpers, welche er bei seinem Unterricht als Vorlagen gebrauchte. Ein Band mit 235 großen anatomischen Zeichnungen befindet sich in der königlichen Handzeichnungensammlung zu London. Dann arbeitete er an einem Werk des Mathematikers Luca Pacioli über die menschliche Proportion und über Perspektive, in welchem zugleich die geometrischen Gesetze abgehandelt sind; auch fertigte er 60 Zeichnungen dazu. Die Originalhandschrift mit den Zeichnungen kam an die Ambrosiana zu Mailand, und 1509 erschien das Werk gedruckt und mit Holzschnitten versehen unter dem Titel: »De divina proportione«. Unter der großen Zahl von Schülern, die L. auf diesem Wege heranbildete, werden Cesare da Sesto, Gian Antonio Boltraffio, Francesco Melzi, Marco d'Oggionno, Andrea Solari, Gian Pedrini, Bernardino de' Conti, Ambrogio de Predis, Soddoma, Gaudenzio Ferrari, Bernardino Luini genannt. Nach dem 1499 erfolgten Sturz des Hauses Sforza verließ L. Mailand, 1500 war er kurze Zeit in Venedig, und 1502 war er im Dienst Cesare Borgias als Kriegsingenieur in der Romagna thätig. 1503 finden wir ihn in Florenz, wo er von dem Gonfaloniere Pietro Soderini wohl aufgenommen und mit einem Jahrgeld bedacht wurde. Das erste Werk, welches er hier schuf, war ein Karton zu einem Altarbild der Servitenkirche daselbst, die Madonna mit dem Kinde, dem kleinen Johannes und der heil. Anna darstellend, den er aber nicht ausführte, und der sich gegenwärtig in der Akademie zu London befindet. In diese Zeit gehört auch das Bildnis der Mona Lisa, der schönen Frau des Francesco del Giocondo (jetzt im Louvre zu Paris, ein Werk von bestrickendem Zauber), und jenes der Ginevra, der Gemahlin des Amerigo Benci (verloren gegangen). Von dem Rate der Stadt hatte er den Auftrag erhalten, in dem neuen Ratssaal ein großes Bild an die Mauer zu malen, wozu L., mit Michelangelo wetteifernd, die Schlacht zwischen den Florentinern und Mailändern bei Anghiari (1440) wählte. Die Ausführung ward 1505 begonnen, aber oft unterbrochen und schließlich aufgegeben. Dagegen erhielt sich der 1505 vollendete Karton noch geraume Zeit und bildete für die heranwachsenden Maler eine Quelle des Studiums. Er ging später zu Grunde, und nur von der Mittelgruppe, einem Reiterkampf um eine Standarte, hat sich eine Nachbildung in einer Zeichnung des Louvre (angeblich von Rubens) erhalten, welche von Edelinck gestochen ist. Nachdem L. 1505 einige Zeit in Barbiga zugebracht, wo seine Familie ein Gut hatte, war er 1506 wieder in Mailand, bis ihn die Signoria nach Florenz zurückberief, 1508 in Vaprino als Gastfreund des Grafen Melzi und zuzeiten auch in Canonica, wo ihn die Schiffbarmachung des Naviglio della Martesana beschäftigte, sowie im folgenden Jahr die Vollendung des Kanals von San Christoforo bei Mailand. Hier leitete er 1509 die Dekoration des Triumpheinzugs König Ludwigs XII. und erhielt dafür von ihm eine Strecke Wassers aus dem Naviglio bei San Christoforo als Eigentum, wo er eine bewunderungswürdige Schleuse und einen Stapelplatz anlegte. Zugleich ernannte ihn der König zum Hofmaler mit Gehalt. Ende 1509 begab sich L. nach Florenz, 1512 kehrte er nach Mailand zurück und hielt sich 1514 eine Zeitlang am Hofe Leos X. in Rom auf, wo er jedoch nur wenige, nicht erhaltene Werke ausführte. Der letzten Mailänder Zeit gehören die heil. Anna selbdritt (vgl. Mark, The St. Anne of L., Lond. 1882) und die Halbfigur eines heil. Johannes im Louvre an. Nachdem er 1515 wieder kurze Zeit in Florenz gelebt, war er noch in demselben Jahr beim Einzug Franz' I. von Frankreich in Mailand und befand sich seitdem im Gefolge des Königs, welchen er 1516 nach Frankreich begleitete. Hier scheint er indes wenig gearbeitet zu haben. Daß er in den Armen des Königs gestorben sein soll, ist eine Fabel.

Als Maler hat L. das Hauptverdienst, daß er der Zeichnung die sichere anatomische Grundlage gegeben und das Körperliche in der Beleuchtung zuerst dargestellt hat. Auch strebte er zuerst ein Helldunkel und eine möglichst vollkommene Modellierung an, die er durch zarte Übergänge der Umrisse und Töne ineinander (sfumato) zu erreichen suchte. Seine Karnation hat etwas Glatt-Marmornes; eigen ist sein Gesichtsausdruck bei den Frauen, der in das Lächelnde übergeht; er war hierin ein Vorbild Correggios. Er wußte die merkwürdigsten Verbindungen der menschlichen und der Tiergestalt zur Anschauung zu bringen und wandte letztere schon zu politischen Satiren an. Namentlich aber ist das Porträt durch ihn zur vollsten Selbständigkeit und Vergeistigung gebracht worden, indem es ihm zuerst gelang, das feine Spiel der Empfindungen in seinen Köpfen auszudrücken. Der Ernst männlichen, thätigen wie forschenden Geistes spricht sich besonders in dem heiligen Abendmahl und in dem Reiterkampf um die Standarte, die L. eigne Anmut und Lieblichkeit aber in seinen heiligen Familien aus. Da L. sich in der Ausführung nie genugthun konnte, erklärt es sich, daß er so wenige Gemälde hinterließ, und selbst diese sind zum Teil noch unvollendet. Fast

nicht minder schätzbar als seine Gemälde sind Leonardos physikalische und mathematische Schriften. Seine von rechts nach links (in Spiegelschrift) geschriebenen Manuskripte (L. war linkshändig und malte auch mit der linken Hand) sind mit Zeichnungen versehen, so daß der Gedanke mit der Illustration zusammengeht. In der Mechanik kannte L. unter anderm die Gesetze der auf einen Hebelarm schief wirkenden Kräfte, den gegenseitigen Widerstand der Hebelarme, die Gesetze der Reibung, den Einfluß des Schwerpunktes auf ruhende und bewegte Körper, die Anwendung des Prinzips des Stoßes auf verschiedene Fälle ꝛc. In der Optik beschrieb er vor Porta die sogen. Camera optica, erklärte das Wesen der farbigen Schatten, die Bewegungen der Iris, die Wirkungen, welche die Dauer des Eindrucks im Auge hervorbringt, u. a. Ein großer handschriftlicher und artistischer Schatz von L. war bis 1796 in der Ambrosiana zu Mailand. Man bewahrte daselbst 16 Bände Handschriften und Zeichnungen, wahrscheinlich zum Teil Studienbücher. Sie wurden in dem genannten Jahr als Kriegsbeute nach Paris gebracht, von wo nach dem Sturz Napoleons I. die Ambrosiana nur den berühmten »Codex atlanticus« zurückerhielt, während 12 Bände in Paris (Bibliothek des Instituts) zurückblieben. Ein Band befindet sich im Britischen Museum zu London, andre Manuskripte im South-Kensington-Museum daselbst und in Windsor. Leonardos Schriften wurden herausgegeben von J. P. Richter (»The literary works of L. da Vinci«, Lond. 1883, 2 Bde.), das »Buch von der Malerei« von Ludwig (mit Übersetzung und Kommentar, Wien 1882, 3 Bde.), der »Codex atlanticus« von der Akademie dei Lincei (»Il codice atlantico«, Mail. 1893 ff.), der im Besitz des Fürsten Trivulzio in Mailand befindliche Kodex von Beltrami (Mail. 1891). Die Herausgabe der Pariser Manuskripte besorgten Ravaisson-Mollien (Par. 1880—92, 6 Bde.) und Sabachnikoff (»Codice sul volo degli uccelli«, das. 1893). Vgl. L. Amoretti, Memorie storiche sulla vita, gli studj e le opere di L. da Vinci (Mail. 1804); Brown, The life of L. da Vinci (Lond. 1828); Fumagalli, Scuola di L. da Vinci in Lombardia (Mail. 1811); Gallenberg, L. da Vinci (Leipz. 1834); Rio, Léonard de Vinci et son école (Par. 1855); Clément, Michelangelo, L., Raffael (a. d. Franz. von Clauß, Leipz. 1870); Uzielli, Ricerche intorno a L. (Flor. 1872 u. Rom 1884, 2 Bde.); Heaton und Black, L. da Vinci and his works (Lond. 1873); M. Jordan, Untersuchungen über das Malerbuch des L. da Vinci (Leipz. 1873); Grothe, L. da Vinci als Ingenieur und Philosoph (Berl. 1874); A. Houssaye, Histoire de Léonard de Vinci (2. Aufl., Par. 1876); Brun in Dohmes »Kunst und Künstler«, 3. Teil; Woltmann-Woermann, Geschichte der Malerei, Bd. 2 (Leipz. 1882); Müller-Walde, L., Lebensskizze und Forschungen über sein Verhältnis zur Florentiner Kunst und zu Raffael (Münch. 1889 ff.); G. Séailles, Léonard de Vinci, l'artiste et le savant (Par. 1892).

Leonardo Pisāno, s. Fibonacci.

Leona Vicario, s. Saltillo.

Leonberg, Oberamtsstadt im württemberg. Neckarkreis, an der Glems und der Linie Zuffenhausen-Kalw der Württembergischen Staatsbahn, 390 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, eine Rettungsanstalt für gefallene Mädchen, ein Amtsgericht, ein Forstamt, eine Schuhfabrik (200 Arbeiter), Maschinen- und Gipsfabrikation, 2 Hundezuchtanstalten und (1890) 2472 Einw., davon 71 Katholiken. L. ist Geburtsort des Philosophen Schelling und des Theologen Paulus.

Leonberger, s. Hund, S. 59.

Leoncavallo, Ruggiero, Opernkomponist, geb. 8. März 1858 in Neapel, wo er auch seine musikalische Ausbildung erhielt (durch Peri, Simonetti, Rula), führte ein bewegtes Leben mit vielfach wechselndem Aufenthaltsort (in Italien, Deutschland, Holland, Frankreich, England, Ägypten), blieb aber trotz mehrfacher Versuche in der Bühnenkomposition unbekannt, bis 1892 in Mailand sein Einakter: »Die Bajazzi« (»I Pagliacci«) als rivalisierendes Zugstück neben Mascagnis »Cavalleria rusticana« trat, schnell in alle Opernbühnen der Welt seinen Einzug hielt und den Namen Leoncavallos in aller Mund brachte. Doch zeigte bereits im folgenden Jahr seine große Oper »I Medici« die Unselbständigkeit seiner Eigenart und den Mangel an Stilreinheit und Kritik.

Leon de Bannolas, s. Levi ben Gerson.

Leon de los Aldamas, Stadt, s. Leon 3).

Leone, Monte, s. Sankt Gotthard.

Leonforte, Stadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), Kreis Nicosia, 670 m ü. M., auf einer Anhöhe über dem Dittaino u. an der Eisenbahn Palermo-Catania gelegen, hat Schwefel- und Salzbergbau, Getreide-, Wein- u. Obsthandel und (1881) 15,645 Einw.

Leonhard, 1) Karl Cäsar von, Mineralog und Geolog, geb. 12. Sept. 1779 in Rumpenheim bei Hanau, gest. 23. Jan. 1862 in Heidelberg, studierte 1797—99 in Marburg und Göttingen Cameralia und Mineralogie, trat 1800 in Marburg als Assessor in den Staatsdienst, war unter Dalberg kurze Zeit Generalinspektor der Domänen, folgte 1816 einem Ruf an die Akademie der Wissenschaften zu München und erhielt 1818 den Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie an der Universität zu Heidelberg. Er schrieb: »Charakteristik der Felsarten« (Heidelb. 1824, 3 Bde.); »Handbuch der Oryktognosie« (das. 1826); »Die Basaltgebilde« (Stuttg. 1832); »Lehrbuch der Geologie und Geognosie« (das. 1833—35, 2. Aufl. 1849); »Geologie oder Naturgeschichte der Erde« (das. 1836—45, 4 Bde.); »Naturgeschichte des Steinreichs« (2. Ausg., das. 1854); »Aus unserer Zeit in meinem Leben« (das. 1854—57, 2 Bde.). Auch redigierte er 1807—29 das »Taschenbuch für Mineralogie« u. 1830—58 mit Bronn das »Jahrbuch für Mineralogie«.

2) Gustav, Sohn des vorigen, geb. 22. Nov. 1816 in München, gest. 27. Dez. 1878 als Professor der Geologie in Heidelberg, schrieb: »Handwörterbuch der topographischen Mineralogie« (Heidelb. 1843); »Geognostische Skizze von Baden« (Stuttg. 1846, 2. Aufl. 1861); »Die quarzführenden Porphyre« (das. 1851); »Die Mineralien Badens« (das. 1855, 3. Aufl. 1876); »Grundzüge der Mineralogie« (Leipz. 1851, 2. Aufl. 1860); »Katechismus der Mineralogie« (3. Aufl., das. 1878); »Grundzüge der Geognosie und Geologie« (4. Aufl. von Hörnes, das. 1889). Nach seines Vaters Tode gab er mit Geinitz das »Neue Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie« heraus.

3) Rudolf, Jurist, geb. 26. Dez. 1851 in Breslau, studierte in Heidelberg, Berlin und Gießen, war 1872—80 im preußischen Justizdienst thätig, habilitierte sich 1878 an der Berliner Universität, wurde 1880 außerordentlicher Professor in Göttingen, 1884 ordentlicher Professor in Halle, 1885 in Marburg, 1895 in Breslau. Er schrieb: »Versuch einer Entscheidung der Streitfrage über den Vorzug der successio graduum vor dem Akkreszenzrecht nach rö-

mischem Recht« (Halle 1874); »Inwieweit gibt es nach den Vorschriften der deutschen Zivilprozeßordnung Fiktionen?« (Berl. 1880); »Der Irrtum bei nichtigen Verträgen« (das. 1883, 2 Tle.); »Rechtsfälle zum vergleichenden Studium des römischen Rechts und des preußischen Landrechts« (Leipz. 1887); »Die Universität Bologna im Mittelalter« (das. 1888); »Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht« (das. 1889); »Irrtum als Nichtigkeitsgrund im Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich« (Berl. 1889); »Eideszuschiebung in Familienprozessen« (Marburg 1890); »Lebensbedingungen der Rechtspflege« (das. 1891); »Die Anfechtbarkeit der Verträge für das Vermögen eines Dritten« (Leipz. 1892); »Institutionen des römischen Rechts« (das. 1894).

Leonhardi, 1) Hermann Karl, Freiherr von, Philosoph, geb. 12. März 1809 in Frankfurt a. M., gest. 21. Aug. 1875 in Prag, studierte in Göttingen unter Krause, dessen begeisterter Anhänger (später auch Schwiegersohn) er wurde, in München unter Schelling und Baader Philosophie, ward 1849 außerordentlicher, 1866 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Prag. L. hat sich besonders als Verbreiter der Philosophie Krauses (s. d. 1) sowie um die Hebung des Erziehungs- und Unterrichtssystems F. W. Fröbels verdient gemacht. Er gab aus dem literarischen Nachlaß des erstern manches heraus und setzte auf den von ihm 1868 (zu Prag) und 1869 (zu Frankfurt a. M.) veranstalteten Philosophenkongressen, welchen freilich fast nur Anhänger Krauses beiwohnten, die Vereinigung der Krauseschen und Fröbelschen Schule durch, aus welcher 1871 ein »Allgemeiner Erziehungsverein« hervorging. L. verfaßte zahlreiche Aufsätze für die von ihm redigierte Zeitschrift »Neue Zeit« (Prag 1868—71) sowie eine geschätzte botanische Abhandlung: »Die österreichischen Armleuchtergewächse vom morphogenetischen Standpunkt« (das. 1864).

2) August Eduard, Maler, geb. 19. Jan. 1826 in Freiberg, bildete sich auf der Dresdener Akademie und insbes. unter Ludwig Richter zum Landschaftsmaler aus. Später arbeitete er einige Zeit in Düsseldorf, kehrte aber dann nach Dresden zurück und ließ sich in Loschwitz bei Dresden nieder, wo er noch gegenwärtig thätig ist. Seine poetisch empfundenen, liebevoll durchgeführten Bilder, deren Motive meist der mitteldeutschen Wald- und Dorfnatur entnommen sind, erinnern sehr an die Auffassungs- und Behandlungsweise Ludwig Richters, zu dessen besten Schülern L. gehört. Die Dresdener Galerie besitzt von ihm eine deutsche Waldlandschaft (1863). Andre hervorragende Bilder von ihm sind: einsame sumpfige Gegend im Herbst, Mondnacht im Walde, Waldgrund nach einem Gewitterregen, Klosterruine auf dem Oybin, Maimorgen im Walde und Mondaufgang im Walde. Auf seinem Besitztum in Loschwitz hat er 1885 L. Richter ein Denkmal gesetzt.

Leonhardt, Gerhard Adolf Wilhelm, preuß. Justizminister, geb. 6. Juni 1815 in Hannover, gest. daselbst 7. Mai 1880, studierte in Göttingen und Berlin und trat 1837 in den hannöverschen Staatsdienst. Nach mehrjähriger Arbeit als Auditor beim Stadtgericht in Hannover und als Advokat daselbst ward er 1848 als Ministerialreferent im Justizministerium angestellt, 1852 Oberjustizrat, 1862 Generalsekretär im Justizministerium und Präsident der juristischen Prüfungskommission und erhielt 1865 das Portefeuille der Justiz. Sein Werk waren die neuen Gesetze über den Zivil- und Strafprozeß und die Gerichtsorganisation. Nach dem Sturz des Königreichs Hannover ward er im Dezember 1866 Vizepräsident des Oberappellationsgerichts in Celle und 1. Sept. 1867 erster Präsident des in Berlin als höchste Gerichtsbehörde für die neuen Provinzen errichteten Oberappellationsgerichts. Am 16. Nov. d. J. ward er zum Kronsyndikus ernannt und in das Herrenhaus berufen. Seine Ernennung zum Minister folgte unmittelbar darauf (5. Dez.). Er bekleidete diesen wichtigen Posten fast zwölf Jahre. Rasch stellte er das durch seinen Vorgänger erschütterte Vertrauen in die Unparteilichkeit der Gerichte wieder her. Nachdem er sodann ein Hypothekengesetz, die Grundbuchordnung und ein Gesetz über die dingliche Belastung der Grundstücke ausgearbeitet und zur Annahme gebracht hatte, leitete er als Präsident des Bundesratsausschusses für das Justizwesen die Ausarbeitung des neuen deutschen Strafgesetzbuchs und sodann die der drei großen Gesetzentwürfe über die Gerichtsverfassung, den Strafprozeß und den Zivilprozeß und führte nach Annahme derselben Ende 1876 die neue Gerichtsverfassung in Preußen durch, so daß dieselbe 1. Okt. 1879 ins Leben treten konnte. Nachdem er 29. Okt. 1879 den wegen Kränklichkeit erbetenen Abschied unter großen Ehrenbezeigungen erhalten, zog er sich nach Hannover zurück. Von Leonhardts Schriften sind hervorzuheben: »Kommentar über das Kriminalgesetzbuch für das Königreich Hannover« (Hannov. 1846—51, 2 Bde.); »Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover« (3. Aufl., das. 1859—60, 3 Bde.; 4. Aufl. 1867); »Zur Reform des Zivilprozesses in Deutschland« (das. 1865).

Leōni, Leone, ital. Bildhauer, Erzgießer, Goldschmied und Medailleur, geb. 1509 in Arezzo, gest. um 1590, war anfangs in Mailand thätig, wo er das Grabmal des Giovanni Giacomo Medici im Dom (Marmor und Bronze) ausführte, dann in Genua (um 1540), wurde von Karl V. nach Brüssel berufen und später nach Spanien geschickt, wo er zahlreiche Werke (Statuen, Büsten, Medaillen ꝛc.), meist in Bronze, ausführte. Besonders gerühmt wurde eine kolossale Statue des Kaisers, welcher man die Rüstung abnehmen konnte. Von seinen übrigen, durch vornehme Haltung und lebensvolle Darstellung ausgezeichneten Werken sind die Statue des D. Ferrante zu Guastalla und die Bronzestatuen für die Kirche des Escorial hervorzuheben, die er in Gemeinschaft mit seinem Sohn Pompeio und dessen Sohn Miguel ausführte, von seinen Medaillen die auf Karl V., Michelangelo, Pietro Aretino, Andrea Doria u. Ferdinando Gonzaga. — Sein Sohn Pompeio (gest. 1610 in Madrid) führte die Bronzestatuen des Herzogs und der Herzogin von Lerma für die Kirche San Pablo und vier Apostel für die Kirche San Miguel in Valladolid aus. Vgl. E. Plon, Leone L., sculpteur de Charles-Quint, et Pompeo L., sculpteur de Philippe II (Par. 1886).

Leonidas, Name zweier Könige von Sparta: 1) L. I., Sohn des Königs Anaxandridas, folgte 491 v. Chr. seinem Bruder Kleomenes I. in der Regierung, übernahm 480 an der Spitze von 300 Spartanern die Verteidigung der Thermopylen gegen den Perserkönig Xerxes und fiel hier im Juli nach heldenmütiger Verteidigung samt den Seinen (s. Thermopylen). Xerxes, über den großen Verlust seines Heeres ergrimmt, ließ der Leiche des L. das Haupt abschlagen und den Körper an das Kreuz nageln. Des L. Name aber ward bei den Griechen als der eines Helden in

Liedern und Denkmälern hoch gefeiert. — 2) L. II., Sohn des Kleonymos, war im Söldnerdienst der Könige von Syrien und Ägypten reich geworden und widersetzte sich, nach Sparta zurückgekehrt, den Reformen des Königs Agis IV., wurde deshalb 241 von den Ephoren abgesetzt und flüchtete nach Tegea. An der Spitze bewaffneter Flüchtlinge kehrte er darauf nach Sparta zurück, stellte die oligarchische Verfassung wieder her und gebot fünf Jahre als strenger Alleinherrscher über den Staat. Er starb 236, und ihm folgte sein Sohn Kleomenes III., der die Reformen des Agis wieder aufnahm.

Leonidas, griech. Epigrammendichter, aus Tarent, um 280 v. Chr., dessen Bedeutung besonders in der realistischen Schilderung des Lebens kleiner Leute beruht, für die er auf Bestellung durch Formgewandtheit ausgezeichnete Epigramme anfertigte. Um 60 n. Chr. lebte Julius L. aus Alexandria, von dem wie von jenem Epigramme in der »Anthologia graeca« erhalten sind; doch läßt sich der Besitz beider nicht immer streng scheiden.

Leoniden, die periodischen Sternschnuppen, welche um den 12. Nov. fallen und von einem Punkt im Sternbild des Löwen ausgehen; s. Sternschnuppen.

Leonidion, Hauptort einer Eparchie des griech. Nomos Arkadia, bez. der Landschaft Tsakonia, 4 km vom Ägäischen Meere gelegen, mit (1889) 3426 Einw. In der Umgegend wohnen, ca. 8700 an der Zahl, die einen altertümlichen Dialekt sprechenden Tsakonen, Nachkommen der alten Kynurier (s. Kynuria).

Leoninischer Vertrag, s. Löwengesellschaft.

Leoninische Stadt (ital. Città Leonina), der Teil der Stadt Rom, welcher das vatikanische Gebiet, den alten Ager Vaticanus, am rechten Tiberufer umfaßt und durch die Via della Longara mit dem südlich gelegenen Trastevere, durch die Engelsbrücke mit den übrigen Stadtteilen in Verbindung steht. Im Altertum befanden sich hier außer dem Mausoleum Hadrians (Engelsburg) meist ausgedehnte Gärten sowie ein (Neronianischer) Zirkus; doch wurde dieser Teil nicht zur eigentlichen Stadt gerechnet und auch nicht in die Aurelianische Mauer einbezogen. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. wurden hier die Peterskirche, mehrere andre Kirchen und Klöster sowie der Vatikan in seiner ursprünglichen Anlage erbaut. Papst Leo IV. (847—855) ließ diesen in der Folge nach ihm benannten Teil Roms gegen die Einfälle der Sarazenen mit einer 12 m hohen Mauer aus Tuff und Ziegeln umgeben. Die L. S. diente nun den Päpsten während des Jahrtausends ihres Bestehens wiederholt als Zufluchtsstätte vor den italienischen Waffen und vor den Heeren der deutschen Kaiser. Nach Rienzis Sturz wurde sie durch die aufständische Bevölkerung zerstört; Papst Martin V. fand 1420 nur noch Trümmer vor. Aber schon nach 100 Jahren war die L. S. durch Bramante, Raffael und Michelangelo mit Bauten und Kunstwerken reich geschmückt, wogegen der zugehörige Borgo im allgemeinen ein ärmliches Viertel blieb. Die alte Mauer ist übrigens durch Anwachsen des Vatikans wie des Borgo mehrfach durchbrochen worden; auch ist nördlich von derselben in den Prati di Castello ein neuer Stadtteil im Entstehen begriffen. Die L. S. bildet jetzt den 14. Stadtbezirk (Rione di Borgo) des modernen Rom. S. »Plan von Rom«.

Leoninische Verse, die nach einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo (um 1150), benannten Hexameter und Pentameter, in denen Mitte und Schluß des Verses aufeinander reimen (vgl. Hexameter). Vereinzelt kommen sie indessen schon bei lateinischen Dichtern vor, z. B. »Quot caelum *stellas*, tot habet tua Roma *puellas*« (Ovid, »Ars amatoria«, I, 59).

Leonische Ware (Lyonische Ware), aus feinem Metalldraht oder Lahn (geplättetem Draht) hergestellte Tressen, Borten, Stickereien, Schnüre, Fransen, Quasten etc. sowie auch die hierzu verwendeten Drähte, Platten, Flittern, Bouillons und Gespinste. Die Ware hat ihren Namen von der spanischen Stadt Leon, wo sie nachweislich zuerst dargestellt wurde, und seit der Einführung durch Fournier 1570 ist Nürnberg der Hauptsitz dieser Industrie. Man verarbeitet echten Gold- und Silberdraht, leonischen Draht, der nur auf der Oberfläche mit Gold und Silber überzogen ist, im Innern aber aus Silber, resp. Kupfer besteht (und häufig kurzweg, je nach dem Material der Oberfläche, Gold- oder Silberdraht genannt wird), zementierten Draht (unechten Golddraht) aus Kupfer, welches durch Zinkdämpfe oberflächlich in Messing verwandelt wurde, auch versilberten Eisen- und vergoldeten oder versilberten Nickeldraht. Die Industrie ist namentlich durch Benutzung der galvanischen Vergoldung und Versilberung sowie durch Einführung von Maschinen sehr wesentlich gefördert worden. Von letztern sind am wichtigsten der Drahtziehtisch, die Überspinnmaschine, auf welcher Wolle oder Seide mit dem Draht besponnen wird, und die Vergoldmaschine, eine Abspulmaschine mit veränderlicher Geschwindigkeit, auf welcher fertige Silberdrähte oder Gespinste galvanisch vergoldet werden, indem man dieselben mit einer in sehr weiten Grenzen zu verändernden Geschwindigkeit durch Goldbäder leitet. Auch die Lametta und das Krausgespinst (Frisé) gehören hierher.

Leonisten, s. Waldenser.

Leonrod, Leopold, Freiherr von, bayr. Justizminister, geb. 13. Dez. 1829 in Ansbach aus einer fränkischen Reichsritterfamilie, studierte in Würzburg, Heidelberg und München die Rechte, ward 1862 Staatsanwalt in Traunstein, 1872 in München, 1879 Direktor und 1885 Präsident des Landgerichts München I und im April 1887 Justizminister. Einer seiner Brüder ist Bischof von Eichstätt.

Leontiasis, übermäßige Entwickelung von Skelettteilen, welche durch Osteombildung zu unförmlichen Massen aufgetrieben werden; auch die Verunstaltung des Gesichts beim Aussatz durch wulstig-knotige Verdickungen der Haut über den Augen.

Leontini, altgriech. Stadt auf Sizilien, unweit der Ostküste, auf zwei Hügeln am Lissus, in der Nähe des heutigen Lentini, von Naxos aus 730 v. Chr. durch Chalkidier gegründet, wurde zuerst 498 von Gela, dann von Syrakus, gegen welches es die unglückliche Expedition der Athener veranlaßt hatte, unterworfen und von den Römern 213 erobert. Der Campus Leontinus, der jetzige Piano di Catania, eine weite Ebene im N. der Stadt, gehörte zu den gesegnetsten Strichen der ganzen Insel.

Leontion, eine durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Hetäre in Athen, Schülerin und Freundin des Epikur, soll eine scharfsinnige Schrift zur Verteidigung der Lehre Epikurs gegen Theophrast verfaßt haben.

Leontios, oström. Kaiser, Feldherr unter Justinian II., stürzte 695 denselben und schickte ihn nach Cherson in die Verbannung, wurde aber selbst schon 698 durch einen Aufstand des Heeres, welches Tiberius gegen ihn zum Kaiser ausrief, gestürzt, verstümmelt und in ein Kloster geschickt und 705 nach der Rückkehr Justinians II. hingerichtet.

Leontŏdon, Pflanzengattung, s. Taraxacum.

Leontopodĭum alpīnum, Edelweiß, s. Gnaphalium.

Leontopŏlis (»Löwenstadt«), Hauptort eines Nomos in Ägypten, im Delta bei Busiris. Hier baute 160 v. Chr. der geflüchtete Hohepriester Onias IV. einen Tempel, ähnlich dem zu Jerusalem, den Vespasian schließen ließ. Reste bei El Mengale.

Leopard, s. Pantherkatze. — In der Heraldik erscheint der L. so, wie ihn die Naturlehre des Mittelalters kennt, nämlich als Bastard vom Löwen und dem Pantherweibchen. Vom Löwen unterscheidet er sich nur durch die Stellung; er wird stets schreitend abgebildet, und in der Regel ist sein Gesicht seitwärts,



Fig. 1. Leopard.



Fig. 2. Gelöwter Leopard.

d. h. dem Beschauer des Schildes zugewendet (Fig. 1). Die spätere Heraldik nannte den auf den Hinterfüßen stehenden, seitwärts blickenden Löwen einen »gelöwten« Leoparden (Fig. 2) und den schreitenden, vor sich blickenden Leoparden einen »leopardierten« Löwen.

Leopardi, Giacomo, Graf, einer der größten neuern Dichter Italiens und ausgezeichneter Philolog, geb. 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona, gest. 14. Juni 1837 in Neapel, widmete sich mit solchem Eifer dem Studium der klassischen Litteratur, daß er sich bereits mit 16 Jahren eine vollkommene Kenntnis des Lateinischen und Griechischen und zwar des letztern lediglich durch Selbststudium erworben und den größten Teil der alten Schriftsteller gelesen hatte. Schon in diese Zeit fallen seine ersten philologischen Arbeiten, wie seine Ausgabe und Übersetzung von Porphyrios' »De vita Plotini«, die »Commentarii de vita et scriptis rhetorum quorumdam« u. a., welche jedoch fast sämtlich ungedruckt geblieben sind. Ihnen folgte 1815 der »Saggio sopra gli errori popolari degli antichi«, der aber erst lange nach seinem Tode (Flor. 1846, 5. Aufl. 1859) gedruckt wurde, sowie verschiedene Übersetzungen und eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände der klassischen Litteratur, welche auch außerhalb Italiens Aufmerksamkeit erregten. Bei Leopardis hoher Begeisterung für ein einiges und starkes Italien wurde seine Beschäftigung mit dem klassischen Altertum für ihn eine Quelle des tiefsten Schmerzes über die traurigen politischen Zustände seines Vaterlandes, während gleichzeitig die angestrengte Geistesarbeit seinen von Jugend auf schwächlichen Körper mehr und mehr zerrüttete. Hieraus entwickelte sich jene trübe Gemütsstimmung und trostlose Weltanschauung, welche schon in einem seiner ersten Gedichte, der »Ode an Italien« (1818), mehr noch in dem Gedicht auf das in Florenz projektierte Dante-Monument (1818) und in der Kanzone an Angelo Mai bei Gelegenheit der Auffindung von Ciceros Schrift »De re publica« (1820) ihren Ausdruck fand. Im November 1822 begab sich L. nach Rom, wo er unter anderm seine kritischen Bemerkungen über Mais und Zohrabs Ausgabe der Chronik des Eusebios in den »Efemeridi letterarie« erscheinen ließ. Diese Arbeit verschaffte ihm die Bekanntschaft Niebuhrs, des damaligen preußischen Gesandten am päpstlichen Hof, der ihn für eine Professur an der Universität Berlin zu gewinnen suchte. Doch erlaubte des Dichters zerrüttete Gesundheit nicht, den Vorschlag anzunehmen. Fast von Mitteln entblößt und durch zunehmende Krankheit genötigt, seinen gelehrten Studien zu entsagen, kehrte er im Mai 1823 nach Recanati zurück, wo jedoch seine melancholische Stimmung durch die Kleinlichkeit der Zustände und durch sein Verhältnis zu seinem streng katholisch gesinnten Vater neue Nahrung fand und ihn an die äußersten Grenzen des Skeptizismus und Pessimismus führte. In dieser Stimmung entstand unter anderm seine hochberühmte Ode »Bruto minore« (1823), die er später mit einer »Comparazione delle sentenze di Bruto minore e di Teofrasto, vicini a morte« begleitete. Auch veranstaltete er hier die erste Sammlung seiner »Canzoni« (Bologna 1824). 1825 verließ er zum zweitenmal das väterliche Haus und lebte in den nächsten acht Jahren abwechselnd in Mailand, Bologna, Recanati, Florenz und Pisa. Zu seinem Lebensunterhalt auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, wurde er thätiger Mitarbeiter an der Florentiner »Antologia«, veranstaltete eine Ausgabe des Petrarca mit vortrefflichem Kommentar (Mail. 1826), eine italienische Chrestomathie (das. 1827—28) u. a. Eine zweite Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: »Versi« (Bolog. 1826); dieser folgten seine »Operette morali« (Mail. 1827; neue Ausg., Flor. 1834), eine Reihe meistens in dialogischer Form abgefaßter Aufsätze voll der feinsten Beobachtungen und bezüglich der Schreibart eins der vollkommensten Muster italienischer Prosa. Seine zunehmende Krankheit nötigte ihn 1833, nach Neapel zu seinem Freunde Ranieri überzusiedeln. Hier verfaßte er sein berühmtestes Gedicht »La Ginestra« (1836), und hier legte er die letzte Hand an eine neue Ausgabe seiner lyrischen Gedichte, welche 1836 in Florenz erschien und den ersten Band einer vollständigen Sammlung seiner italienischen Werke bilden sollte. An der Fortsetzung aber verhinderte ihn der Tod. Nach kurzer, scheinbarer Besserung starb er plötzlich. Seine Gedichte sind nicht zahlreich (er selbst billigt 39) und fast sämtlich Ausflüsse einer trostlosen Weltanschauung, gehören aber durch Schwung, Gedankentiefe und Schönheit des Ausdrucks zu den schönsten Blüten der italienischen Lyrik. Deutsche Übersetzungen von Kannegießer (Leipz. 1837), Hamerling (Hildburgh. 1866) und P. Heyse (Berl. 1878, 2. Aufl. 1889). Bei letzterm ebenda Übersetzungen der Prosa. Eine Sammlung von Leopardis poetischen und prosaischen Werken (darunter die unedierten »Pensieri«) und ein Teil seiner philologischen Schriften wurde von Ranieri, Pellegrini, Giordani und Viani in 4 Bänden herausgegeben (Flor. 1845—46 u. ö.). Beste Ausgaben der »Prose« von Chiarini (Livorno 1870) und Mestica (Flor. 1889), der »Operette morali« von Zingarelli (Neap. 1895). Beste Ausgabe seiner poetischen Werke von Straccali (»I canti di G. L.«, Flor. 1892). »Opere inedite« veröffentlichte Cugnoni (Halle 1878—80, 2 Bde.), »Scritti editi sconosciuti« Benedettucci (Recanati 1885). Sein Briefwechsel (»Epistolario«) erschien in 2 Bänden (Flor. 1849; 5. Aufl. in 3 Bdn., das. 1892); Costa, Benedettucci und Antona-Traversi gaben die »Lettere inedite di G. L., etc.« heraus (Città di

Castello 1888). Vgl. Bouché-Leclercq, G. L., sa vie et ses œuvres (Par. 1874); Aulard, Essai sur les idées philosophiques et l'inspiration poétique de G. L. (das. 1877); Ranieri, Sette anni di sodalizio con G. L. (Neapel 1880); Teresa Leopardi, Notes biographiques sur L. et sa famille (Par. 1881); Montefredini, La vita e le opere di G. L. (Mail. 1881); Piergili, Nuovi documenti intorno alla vita e agli scritti di G. L. (Flor. 1882); Antona-Traversi: Studj su G. L. (Neapel 1887), Documenti e notizie da servire ad una compiuta biografia di G. L. (Verona 1887), Spigolature classiche Leopardiane (Parma 1889); Moroncini, Il L. filologo (Neapel 1891); Cesareo, Nuove ricerche su la vita e le opere di G. L. (Turin 1893). Zur Bibliographie vgl. Piergili, Il primo saggio di una bibliografia Leopardiana (im »Bibliofilo«, Bd. 4); Cappelletti, Bibliografia Leopardiana (2. Ausg., Parma 1882); Mestica, Manuale della letteratura italiana nel secolo XIX, Bd. 1 (Flor. 1886); Antona-Traversi in den angeführten »Studj«; D'Ancona und Bacci, Manuale della letteratura italiana, Bd. 5 (Flor. 1894).

Leopardo (Leopardi), Alessandro, ital. Bildhauer und Architekt, war um 1475—1520 in Venedig thätig, wo er 1484 als Meister an der Zecca (Münze) Anstellung fand. Er führte den Guß der Reiterstatue des B. Colleoni nach Verrocchio 1491—95 aus, für welche er das mustergültige Fußgestell anfertigte, arbeitete an dem Denkmal des Kardinals Zeno in San Marco (1505) und schuf die klassischen Fahnenhalter aus Bronze auf dem Markusplatz (1501—1505). Von 1507—15 erbaute er die Scuola della Misericordia in Venedig und seit 1520 die Kirche Santa Giustina in Padua. Außerdem wird ihm das Grabdenkmal des Dogen Vendramin (Venedig, San Giovanni e Paolo) zugeschrieben. Der Schwerpunkt seines Talents lag in der Anmut und Feinheit der Dekoration. Er hatte sich vornehmlich nach Denkmälern antiker Plastik gebildet.

Leopold (Leupold, Liutpold, »kühn, tapfer für das Volk«), deutscher Mannesname, unter dessen Trägern hervorzuheben sind:

[Deutsche Kaiser.] 1) L. I. Ignaz Joseph Balthasar Felician, geb. 9. Juni 1640, gest. 5. Mai 1705 in Wien, zweiter Sohn Kaiser Ferdinands III. und der Maria Anna von Spanien, wurde 1655 zum König von Ungarn, 1658 zum König von Böhmen und 18. Juli d. J. nach dem Tode seiner ältern Brüder, als Erbe seines Vaters, auch zum deutschen Kaiser gewählt. Ursprünglich für den Dienst der Kirche erzogen, hatte er sich als Knabe mit Vorliebe geistlichen Übungen, später der Beschäftigung mit Sprachen und Wissenschaften gewidmet; doch sollte seine Regierung eine ununterbrochene Kette von Unruhen, Kämpfen und Kriegen sein, die L. freilich teilweise selbst verschuldete; denn sein ganzes Streben ging darauf aus, den Protestantismus auch in Ungarn auszurotten, wodurch er die verfolgten Ungarn zu Aufständen und Verschwörungen reizte, und das Erbe der spanischen Linie der Habsburger ganz oder teilweise für sich zu erwerben. Ersteres verwickelte ihn in fortwährende Kämpfe mit der Türkei, letzteres mit Frankreich. Gleich anfangs war er durch Einmischung in die siebenbürgischen Wirren in einen Krieg mit der Pforte geraten. Die Türken brachen 1662 in Ungarn ein und streiften bis Mähren und Schlesien. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen durch seine Gesandten erlangte L. endlich auf dem Reichstag zu Regensburg 1663, wo er persönlich erschien, von den deutschen Fürsten Hilfe; selbst Schweden und Frankreich sandten Truppen sowie die italienischen Staaten und der Papst Geldbeiträge, und so gelang es dem kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli, die Türken 1. Aug. 1664 bei St. Gotthardt an der Raab zu schlagen. Doch nutzte L. diesen Sieg nicht aus. 1671 mußte er eine Verschwörung einiger ungarischer Magnaten zu gunsten der Türken blutig unterdrücken, und 1682 brach unter dem Grafen Tököly ein neuer Aufstand in Ungarn aus. Von den Insurgenten zu Hilfe gerufen, rückte 1683 ein türkisches Heer von 208,000 Mann unter dem Großwesir Kara Mustafa durch Ungarn bis vor Wien, von wo L. nach Linz, dann nach Passau flüchtete, und begann 14. Juli die Belagerung der Stadt. Dieselbe ward jedoch vom Grafen Starhemberg tapfer verteidigt und durch den Sieg Lothringens und Sobieskis am Kahlenberg 12. Sept. entsetzt. Auch in den nachfolgenden Kämpfen war der Kaiser meist glücklich, und die Siege Karls von Lothringen sowie Eugens führten endlich 29. Jan. 1699 den Frieden von Karlowitz herbei, durch welchen Slawonien, Siebenbürgen und ganz Ungarn in die Hände des Kaisers kamen. Inzwischen hatten sich auch die Ungarn auf dem Reichstag zu Preßburg 31. Okt. 1687 der erblichen Herrschaft des Kaisers unterworfen. Nicht so glücklich bestand L. die mehrfachen Kriege mit Ludwig XIV. Geldmangel und die Schwerfälligkeit der kaiserlichen Kriegsleitung sowie Eifersucht auf die Verbündeten traten stets in den entscheidenden Augenblicken störend ein. Der erste Krieg, 1672 von L. und dem Deutschen Reich in Verbindung mit Spanien und Brandenburg unternommen, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern Beistand zu leisten, wurde anfangs von Lobkowitz sehr lau, glücklicher sodann von Montecuccoli geführt; doch brachte der Friede von Nimwegen 5. Febr. 1679 dem Reiche nur Länderverlust. Als 1688 die Franzosen unter dem Vorwand von Erbansprüchen auf die pfalz-simmernsche Hinterlassenschaft den Krieg aufs neue begannen, vereinigten sich der Kaiser, das Reich, England, Holland, später auch Spanien und Savoyen zu dem sogen. Koalitionskrieg, der am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, am Fuß der Pyrenäen und auf dem Meere nicht unglücklich geführt wurde und mit dem Frieden zu Rijswijk 30. Okt. 1697 wenigstens ohne Verluste endigte. Den dritten Krieg, den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.), unternahm L. 1701, um seinem zweiten Sohn, Karl, die Thronfolge von Spanien zu sichern, die ihm Ludwig XIV. zu gunsten seines Enkels, Philipps von Anjou, streitig machte. In Verbindung mit England, Holland, Preußen und dem Deutschen Reiche siegte zwar L. anfangs durch Eugen bei Carpi und Chiari; bald aber wurde der römische König Joseph am Rhein zurückgedrängt, der Markgraf von Baden in mehreren Gefechten geschlagen, Tirol erobert und die Schlacht bei Höchstädt gegen Villars verloren. Zu gleicher Zeit hatten sich die Ungarn unter den Grafen Rákóczi und Károlyi, durch Ludwigs XIV. Gesandte aufgereizt, aufs neue erhoben und bedrohten die österreichischen Lande. Bereits fing jedoch Leopolds Kriegsglück durch Marlboroughs und Eugens Siege bei Donauwörth und Höchstädt 1704 aufs neue an zu steigen, als er 1705 an der Brustwassersucht starb. L. war von Wuchs unansehnlich, der Blick düster, das Gesicht durch die herabhängende Unterlippe entstellt. Mit natürlicher Gutherzigkeit

vereinigte er eine bigotte Frömmigkeit. Seine geistigen Anlagen waren nicht unbedeutend, und in Wissenschaften und Sprachen war er gründlich unterrichtet; die Musik betrieb er mit Vorliebe. Den Jesuiten war er als ihr Zögling sehr ergeben und gestattete ihnen einen übermäßigen Einfluß auf Staats- u. Kriegsangelegenheiten. Überhaupt fehlten ihm Energie und Entschlossenheit, daher war er von seiner Umgebung sehr abhängig. Zu durchgreifenden Reformen im Innern mangelte es ihm an Kraft und Einsicht. Die Verwaltung, namentlich der Finanzen, war in größter Zerrüttung; für Handel und Industrie geschah nichts. Daß das Heerwesen gebessert und glänzende Siege erfochten wurden, war nicht Leopolds, sondern seiner großen Feldherren Verdienst. Ihn zierten nur die Tugenden eines Privatmanns. Seine Lebensweise war einfach und verlief in Beobachtung einer unwandelbaren Tagesordnung nach den Gesetzen der spanischen Hofetikette. L. war dreimal vermählt, zuerst mit der spanischen Prinzessin Margarete, die ihm eine Tochter, Marie Antoinette, die spätere Kurfürstin von Bayern, gebar, dann mit Claudia Felicitas, Erbtochter von Tirol, welche ihm dieses Fürstentum zubrachte, endlich mit Eleonore Magdalene von Pfalz-Neuburg, welche ihm Joseph I., seinen Nachfolger, und Karl VI., der 1711 Kaiser wurde, sowie drei Töchter, darunter Maria Elisabeth, Statthalterin der Niederlande, gebar. Im italienischen Originaltext wurde sein Briefwechsel mit dem Kapuzinerpater Marco d'Aviano aus den Jahren 1680—1699 herausgegeben (Graz 1888); seine musikalischen Werke werden mit denen der Kaiser Ferdinand III. und Joseph I. von Adler veröffentlicht (Wien 1892 ff.). Vgl. Wagner, Historia Leopoldi Magni (Wien 1719—31, 2 Bde.); Baumstark, Kaiser L. I. (Freiburg 1873); Pribram, Zur Wahl Leopolds I. (Wien 1888); Scheichl, L. I. und die österreichische Politik während des Devolutionskriegs 1667—68 (Leipz. 1888).

2) **L. II. Peter Joseph Johann Anton Joachim Pius Gotthard**, geb. 5. Mai 1747 in Wien, gest. 1. März 1792, dritter Sohn des Kaisers Franz I. und der Maria Theresia, folgte seinem Vater 1765 als Großherzog von Toscana, um welches er sich durch Beförderung der Landwirtschaft, Hebung und Förderung der Manufakturen und des Handels, Verbesserung der Landstraßen, Aufhebung der Inquisition (1787), Anlegung von Besserungshäusern und ein treffliches Kriminalgesetzbuch verdient machte. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen. Am 20. Febr. 1790 folgte er seinem Bruder Joseph II. in den österreichischen Erbstaaten, deren Regierung er unter mißlichen Umständen überkam, 30. Sept. auch als deutscher Kaiser. Durch freundliche Annäherung gelang es ihm jedoch, sich mit Preußen 2. Aug. 1790 durch den Vertrag zu Reichenbach sowie mit der Pforte durch den Frieden von Sistowa 4. Aug. 1791 zu vergleichen. Die empörten Niederlande wurden durch die Einnahme Brüssels 3. Dez. zum Gehorsam gebracht, doch bestätigte L. die alten Vorrechte und Institutionen des Landes. Auch die Erregung der Ungarn, die in einem neuen Eide seine Königsrechte beschränkt wissen wollten, wurde durch Mäßigung und Festigkeit gedämpft. In Polen begünstigte er den Versuch, durch die Verfassung vom 3. Mai 1791 den Staat lebenskräftig u. widerstandsfähig gegen Rußland zu machen. Als Bruder Marie Antoinettes an deren Schicksal lebhaft beteiligt und von den französischen Emigranten mit Bitten bestürmt, den alten Zustand der Dinge in Frankreich mit Gewalt herzustellen, ging er doch mit der äußersten Vorsicht zu Werke, und erst, als der mißglückte Fluchtversuch Ludwigs XVI. im Juni 1791 eine noch größere Beschränkung der königlichen Gewalt nach sich zog und somit die Gefahr für das gesamte monarchische Europa immer drohender erschien, erließ L. 6. Juli 1791 das Rundschreiben von Padua (s. Koalitionskrieg 1) und vereinigte sich 27. Aug. 1791 mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen in Pillnitz zu der Erklärung, daß sie mit den andern Mächten zur Herstellung eines geordneten Zustandes in Frankreich beizutragen entschlossen seien und deshalb ihre Truppen in Bereitschaft setzen würden. Am 7. Febr. 1792 erfolgte der Abschluß eines Schutzbündnisses zwischen Österreich und Preußen. Doch starb L. schon 1. März d. J. Er war ein kluger, vorurteilsfreier, kenntnisreicher und menschenfreundlicher Fürst. Vermählt war er seit 1765 mit Maria Luise von Spanien, die ihm 16 Kinder gebar. Ihm folgte sein Sohn Franz II. als Kaiser von Österreich. Von seinen übrigen Söhnen sind bemerkenswert die Erzherzöge Karl, Johann, Palatin Joseph, Rainer, Vizekönig der Lombardei, Rudolf, Fürsterzbischof von Olmütz. Vgl. Sartori, Leopoldinische Annalen (Augsb. 1792, 2 Bde.); A. Wolf, L. II. und Marie Christine, ihr Briefwechsel (Wien 1867); Schels, Geschichte Österreichs unter der Regierung Kaiser Leopolds II. (das. 1837). Briefe von L. gaben Arneth und Beer heraus. Über Leopolds Politik gegen Polen und Frankreich entspann sich zwischen E. Herrmann (»Die österreichisch-preußische Allianz vom 7. Febr. 1792«, Gotha 1861; »Zur Geschichte der Wiener Konvention vom 25. Juli 1791«, in den »Forschungen«, Bd. 5) und H. v. Sybel (»Über die Regierung Kaiser Leopolds II.«, Münch. 1860; »Österreich und Deutschland im Revolutionskrieg«, Düsseld. 1868) ein lebhafter Streit, indem ersterer die alte Ansicht von neuem aufstellte, daß L. durchaus einen allgemeinen Krieg zur Unterdrückung der französischen Revolution beabsichtigt habe.

[Anhalt.] 3) **L. I., Fürst von Anhalt-Dessau**, unter dem Namen des »alten Dessauers« berühmt, geb. 3. Juli 1676 in Dessau, gest. 9. April 1747, der Sohn Johann Georgs II. und der Prinzessin Henriette Katharina von Oranien, bewies schon in früher Jugend bei ungestümer Leidenschaftlichkeit und unbezähmbarer Rauheit die größte Ausdauer in jeder körperlichen Übung und zugleich einen unwiderstehlichen Hang zum Militärwesen. Bereits 1688 ernannte ihn Kaiser Leopold zum Obersten und Chef eines Reiterregiments; als L. aber 17. Aug. 1693, nach dem Tode seines Vaters, unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung übernahm, trat er in die Kriegsdienste des Kurfürsten von Brandenburg über und erhielt das Regiment seines Vaters in Halberstadt, das er mit Eifer einübte; er führte den Gleichschritt und den eisernen Ladestock ein und handhabte Pünktlichkeit und Ordnung mit furchtbarer Strenge. 1695 beteiligte er sich am Feldzug gegen Ludwig XIV., namentlich an der Eroberung von Namur, und wurde zum Generalmajor ernannt. 1698 übernahm er die Regierung seines Landes, dessen Wohlfahrt er, sobald er nicht im Felde war, durch Verbesserungen der Verwaltung und Landwirtschaft, Errichtung von Elbdämmen und einer Menge andrer Bauten zu fördern suchte. Daneben trat freilich auch vielfach die ihm eigentümliche willkürliche Härte hervor. Im Spanischen Erbfolgekrieg führte er zu Österreichs Unter-

stützung zwölf Bataillone preußischen Fußvolks an den Niederrhein, zeichnete sich hier unter dem General v. Heyden 1702 bei den Belagerungen von Kaiserswerth, Venloo u. Roermonde aus und rettete 20. Sept. 1703 in dem unglücklichen Treffen bei Höchstädt durch seinen tapfern Widerstand gegen die Übermacht der Franzosen und Bayern und durch seinen meisterhaften Rückzug Styrums Heer vom Untergang. 1704 zum General der Infanterie ernannt, gab er in der zweiten Schlacht bei Höchstädt 13. Aug. den Ausschlag und eroberte die Festung Landau. 1705 nahm er mit 8000 Mann an Eugens Feldzug in Italien teil, focht bei Cassano, wo zuerst der bekannte »Dessauer Marsch« gespielt wurde, und 1706 bei Turin. 1707 eilte er aufs neue nach Italien, nahm an Eugens Einfall in die Provence Anteil, half Toulon berennen und eroberte Susa. 1709 machte er als Freiwilliger den Feldzug in den Niederlanden mit, erhielt bald darauf, auf Eugens Fürsprache, den Oberbefehl über die in englischem und holländischem Solde stehenden preußischen Truppen, eroberte mit denselben Douai und Aire und nahm 1711 an Marlboroughs glücklichen Operationen bei Arras gegen Villars Anteil. Hierauf wurde er im Dezember 1712 Feldmarschall. Im Kriege mit Schweden 1715 eroberte er an der Spitze von 25,000 Mann Preußen und 8000 Mann Sachsen erst Rügen, dann Stralsund und führte so den für Preußen vorteilhaften Frieden herbei. Mit Friedrich Wilhelm I., mit dem sein Charakter große Übereinstimmung hatte, und der Leopolds Verdienste um die Armee, seine umfassenden Kenntnisse im Geniewesen wohl zu würdigen wußte, war L. eng befreundet und hatte am Hofe bedeutenden Einfluß, den er 1730 auch zu gunsten des Kronprinzen geltend zu machen suchte. Mit dem General v. Grumbkow lebte L. seit 1725 auf gespanntem Fuß, doch endete der geplante Zweikampf ohne Blutvergießen. Friedrich II. übertrug dem Fürsten während seines ersten schlesischen Feldzugs die Deckung der preußischen Lande wider einen befürchteten Einfall Hannovers und 1742 das Kommando in Oberschlesien. Im zweiten Schlesischen Kriege erhielt er zuerst den Oberbefehl in der Mark und erfocht 15. Dez. 1745 den blutigen Sieg bei Kesselsdorf. Gebeugt durch den am 5. Febr. 1745 erfolgten Tod seiner Gemahlin Anne Luise Föse (die Anneliese), einer Apothekerstochter aus Dessau, die er trotz des Widerstandes seiner Mutter 1698 geheiratet, und die 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben und für ihre Kinder mit Successionsrechten beliehen war, zog er sich in sein Land zurück. Ihm zu Ehren wurde 1889 das 1. magdeburgische Infanterieregiment Nr. 26 Infanterieregiment Fürst L. von Anhalt-Dessau benannt. Vgl. Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale, Bd. 2 (3. Aufl., Leipz. 1872); Hosäus, Zur Biographie des Fürsten L. von Anhalt-Dessau (Dess. 1876); »Selbstbiographie des Fürsten L.« (1676—1703), herausgegeben von Siebigk (das. 1876); v. Witzleben, Des Fürsten L. I. Jugend und Lehrjahre (Berl. 1889 ff.).

4) L. II. Maximilian, Fürst von Anhalt-Dessau, Sohn des vorigen, geb. 25. Dez. 1700, gest. 16. Dez. 1751, begleitete, noch nicht 9 Jahre alt, seinen Vater in das Feld, ward 1715 Oberstleutnant, führte die Exekutionstruppen 1733 gegen Mühlhausen in Thüringen, nahm im Feldzug am Rhein den Parteigänger Lacroix gefangen, eroberte im ersten Schlesischen Kriege in preußischen Diensten Glogau durch Überrumpelung, Breslau durch List und hatte bei Chotusitz das nächste Kommando nach dem König. Auf dem Schlachtfeld zum Feldmarschall ernannt, trat er nach seines Vaters Tode die Regierung an. Er war seit 1737 mit Agnes von Anhalt-Köthen vermählt.

5) L. III., Friedrich Franz, Fürst von Anhalt-Dessau, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1740, gest. 9. Aug. 1817, diente in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges in der preußischen Armee und trat nach der vormundschaftlichen Regierung seines Oheims, des Fürsten Dietrich, 20. Okt. 1758 die Regierung an. Nach hergestelltem Frieden that er viel zur Hebung und Verschönerung seines Landes. Unter ihm wurden das Philanthropin zu Dessau (1774), ein Schullehrerseminar und die Buchhandlung der Gelehrten (1781—87) gestiftet. Er beförderte Künste und Wissenschaften, brach unter anderm durch die Anlage des Parkes zu Wörlitz einem bessern Geschmack in der Bau- und Gartenkunst Bahn, errichtete ein Theater, ließ Kunststraßen und Brücken bauen und suchte Verbesserungen des Landbaues Eingang zu verschaffen. Eine gleiche Sorgfalt widmete er dem ihm 1798 zugefallenen dritten Teil des Fürstentums Anhalt-Zerbst. Durch sein festes Benehmen gewann L. die besondere Achtung Napoleons I., was seinem Lande viel Erpressungen ersparte. 1807 trat er dem Rheinbund bei und nahm den herzoglichen Titel an. Vermählt war er seit 1767 mit Luise Henriette Wilhelmine von Brandenburg-Schwedt. Vgl. Reil, L. Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau (Dess. 1845).

6) L. IV. Friedrich, Herzog von Anhalt-Dessau, geb. 1. Okt. 1794 in Dessau, gest. 22. Mai 1871, Sohn des 1814 verstorbenen Erbprinzen Friedrich, Enkel des vorigen, folgte nach der Schlacht bei Leipzig den Verbündeten nach Paris u. übernahm 9. Aug. 1817 nach dem Tode seines Großvaters die Regierung. Durch die Stürme von 1848 sah er sich genötigt, dem Lande 29. Okt 1848 eine konstitutionelle Verfassung zu verleihen, welche jedoch schon 4. Nov. 1849 wieder aufgehoben und erst im Oktober 1859 durch eine neue Landschaftsordnung ersetzt ward. Nach dem Aussterben der Linie Anhalt-Köthen (1847) übernahm L. als Senior des Hauses Anhalt die Regierung von Köthen, 1. Mai 1853 wurden die Herzogtümer Dessau und Köthen vereinigt, und mit dem Tode des Herzogs Alexander von Bernburg (gest. 19. Aug. 1863) fiel ihm auch Bernburg zu, so daß er nun ganz Anhalt beherrschte. Vermählt war L. seit 1818 mit der Prinzessin Friederike, Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen (gest. 1. Jan. 1849). Ihm folgte sein Sohn, Herzog Friedrich (s. Friedrich 6).

[Baden.] 7) Karl L. Friedrich, Großherzog von Baden, geb. 29. Aug. 1790 in Karlsruhe, gest. daselbst 24. April 1852, ältester Sohn des Großherzogs Karl Friedrich aus dessen zweiter Ehe mit der Freiin Luise Geyer v. Geyersberg, welche später zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, widmete sich seit 1809 unter dem Namen eines Grafen von Hochberg zu Heidelberg mit besonderer Liebe historischen Studien, machte 1814 den Krieg in Frankreich mit und erhielt durch das vom Großherzog Karl Ludwig Friedrich erlassene Hausgesetz vom 4. Okt. 1817 das Successionsrecht in den badischen Landen, den Titel eines großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden und das Prädikat »Hoheit«. Er vermählte sich 25. Juli 1819 mit der Prinzessin Sophie Wilhelmine von Schweden und lebte, von seinem Halbbruder, dem Großherzog Ludwig, von aller Teilnahme an den Regierungsgeschäften fern gehalten, zurückgezogen in

dem Kreise seiner Familie und den Studien obliegend, zu deren Früchten eine sehr reiche Münzsammlung gehörte. Der Tod des Großherzogs Ludwig, 30. März 1830, rief ihn auf den Thron. L. war der erste deutsche Fürst, der bereits vor den Ereignissen von 1848 die Bahn der liberalen Reformen betrat. Auch in den Märztagen von 1848 ging er mit Konzessionen voran. Gleichwohl nahm gerade in Baden die Bewegung einen so ernsten Charakter an, daß sich L. 13. Mai 1849 genötigt sah, das Land zu verlassen. Nach wiederhergestellter Ruhe im August zurückgekehrt, verfuhr er mit Milde und führte auch die alte Verfassung wieder ein. Da sein ältester Sohn, Ludwig (gest. 1858), durch Krankheit an der Übernahme der Regierung verhindert war, folgte ihm sein zweiter Sohn, Friedrich (s. Friedrich 9), den er, an der Gicht leidend, bereits 21. Febr. 1852 zum Regenten ernannt hatte. Vgl. Schöchlin, Geschichte von Baden unter der Regierung des Großherzogs L. (Karlsr. 1856).

[Bayern.] 8) Maximilian Joseph Maria Arnulf L., Prinz von Bayern, geb. 9. Febr. 1846 als der zweite Sohn des Prinzen Luitpold in München, diente 1861—64 als Leutnant in der Infanterie und von 1864—70 in der Artillerie. Den Feldzug des Jahres 1866 machte er als Oberleutnant im 3. reitenden Artillerieregiment, den Krieg von 1870/71 als Hauptmann und Batteriechef beim 1. Armeekorps unter General v. d. Tann mit. In letzterm Kriege wurden ihm für sein standhaftes Ausharren behufs Deckung des Rückzugs bayrischer Infanterie im Gefecht bei Villepion (1. Dez. 1870), in welchem er verwundet wurde, der Militär-Max-Joseph-Orden und das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen. 1871 wurde er zum Oberstleutnant im 1. Kürassierregiment ernannt, dessen Kommandeur er 1873 ward. 1875 wurde er zum Generalmajor und Kommandeur der 1. Kavalleriebrigade, 1881 zum Generalleutnant und Kommandeur der 1. Division, 1887 zum General der Kavallerie und zum kommandierenden General des 1. Armeekorps (München) und 1892 zum Generalinspekteur der 4. deutschen Armeeinspektion ernannt. Prinz L. ist seit 20. April 1873 mit der Erzherzogin Gisela, Tochter Kaiser Franz Josephs I., vermählt. Der Ehe entstammen zwei Töchter (Prinzessin Elisabeth, geb. 8. Jan. 1874, 1893 mit einem Freiherrn v. Seefried, und Prinzessin Auguste, geb. 28. April 1875, 15. Nov. 1893 mit dem Erzherzog Joseph Augustin von Österreich vermählt) und zwei Söhne (Prinz Georg, geb. 2. April 1880, und Prinz Konrad, geb. 22. Nov. 1883).

[Belgien.] 9) L. I. Georg Christian Friedrich, König der Belgier, geb. 16. Dez. 1790 in Koburg, gest. 10. Dez. 1865 in Brüssel, Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg, wurde früh General in der russischen Armee. Während einer Reise seines Bruders Ernst 1808 nach Rußland führte L. die Verwaltung des Herzogtums und nahm im Gefolge des Kaisers Alexander I. an dem Kongreß zu Erfurt teil. 1810 legte er aus Rücksicht auf Napoleon seine Stelle im russischen Heere nieder. Hierauf widmete er sich den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften und unternahm eine diplomatische Reise nach Paris. 1813 trat er wieder in russische Kriegsdienste und entwickelte während des Feldzugs ebensoviel Talent wie persönliche Tapferkeit. Er focht an der Spitze der Leibkürassiere mit bei Lützen, Bautzen und Leipzig, wo er 16. Okt. in der Mitte der Schlachtordnung die Hauptbatterie zu decken hatte. 1814 zog er mit den verbündeten Truppen in Paris ein und ging von da im Gefolge des Kaisers Alexander I. mit nach England. 1815 folgte er einer Einladung nach England, wo ihn die britische Thronerbin Charlotte Auguste im März 1816 zu ihrem Gemahl wählte. Er ward durch die Parlamentsakte vom 27. März 1816 naturalisiert und erhielt einen Jahrgehalt von 50,000 Pfd. Sterl. sowie den Titel eines Herzogs von Kendal. Die Vermählung fand 2. Mai 1816 statt. L. lebte zu Claremont in der glücklichsten Ehe, doch starb seine Gemahlin schon 5. Nov. 1817 im Kindbett. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit in London und auf seinem Landsitz Claremont. Am 3. Febr. 1830 ward ihm von den drei zur Pazifikation Griechenlands verbündeten Mächten die Würde eines Königs von Griechenland angetragen, die er aber 15. Mai zurückwies, weil die Mächte die Grenzen des jungen Königreichs zu sehr beschränkt hatten. Am 4. Juni 1831 vom belgischen Nationalkongreß zum König der Belgier erwählt, nahm er die Krone 12. Juli an, hielt seinen Einzug in Brüssel und leistete am 21. den Eid auf die Konstitution. Bei dieser Gelegenheit verzichtete L. auf den fernern Bezug seines englischen Jahrgehalts. Am 9. Aug. 1832 vermählte er sich in zweiter Ehe mit der Prinzessin Luise (gest. 11. Okt. 1850), der Tochter König Ludwig Philipps von Frankreich. Würdevolles und besonnenes Benehmen in kritischen Zeitpunkten, besonders 1838, als es sich um Ausführung des Vertrags der 24 Artikel und Aufgebung des deutschen Luxemburg handelte, dann 1848, wo er sich zum Rücktritt bereit erklärte, wenn die Nation in ihm ein Hindernis zu ihrer Wohlfahrt fände, und endlich in den mit Frankreich nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 entstandenen Differenzen, strenge Beobachtung der Verfassung, sicheres Erfassen der Volksstimmungen und weise Berücksichtigung derselben: dies alles, verbunden mit edler Liebenswürdigkeit im Umgang, erwarben ihm eine seltene Popularität. Seine Zivilliste verwendete er zum großen Teil zur Förderung gemeinnütziger und wohltätiger Zwecke sowie zur Hebung von Kunst und Wissenschaft. Indem er die Neutralität seines Staates gewissenhaft beobachtete, gewann er das Vertrauen der Mächte und benutzte seinen Einfluß bei den Höfen, um durch weise, mäßigende Ratschläge zu beschwichtigen und den Frieden zu erhalten. Aus seiner zweiten Ehe wurden ihm geboren: Leopold II. (s. unten), jetziger König, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, und Marie Charlotte, geb. 7. Juni 1840, die unglückliche Kaiserin von Mexiko (s. Charlotte 4). Vgl. Juste, L. I., König der Belgier (deutsch, Gotha 1869); »Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn v. Stockmar« (Braunschw. 1872).

10) L. II., König der Belgier, Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 9. April 1835 in Brüssel, ward 1840 von seinem Vater zum Herzog von Brabant ernannt. Am 22. Aug. 1853 vermählte sich L. mit der Erzherzogin Marie Henriette (geb. 23. Aug. 1836), der Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn. Im Senat zeigte der Prinz L. ein lebhaftes Interesse an dessen Verhandlungen, hielt sich aber von der eigentlichen Politik fern, bis ihn der Tod seines Vaters 10. Dez. 1865 auf den Thron berief, auf welchem er sich ebenso streng an die Vorschriften der Verfassung und den Gebrauch des konstitutionellen Königtums hielt wie sein Vater. Die Bestrebungen, Belgiens Handel zu erweitern, nahmen sein Interesse nach wie vor in Anspruch, und er be-

teiligte sich lebhaft an den geographischen Studien und Entdeckungsreisen seiner Zeit. 1876 berief er einen geographischen Kongreß nach Brüssel, um über die Nutzbarmachung der afrikanischen Entdeckungen zu beraten. Auf Grund von Reisen und Berichten Stanleys gründete er den Kongostaat, dessen Souveränität ihm 1885 übertragen wurde, u. den er dem belgischen Staate als Erbe vermacht hat. Die Regelung der schwierigen Finanzlage des Kongostaates nimmt fortwährend seine Sorge u. seine Geldmittel in Anspruch. Ebenso befürwortet er mit Eifer die gerechte Maßregel der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Belgien. In die schwierige Frage der Ausdehnung des Stimmrechts in Belgien hat er sich wiederholt mit Eifer, wenn auch nicht immer mit Erfolg, eingemischt. Sein einziger Sohn, Prinz Leopold, Herzog von Brabant und Graf von Hennegau (geb. 1859), starb 28. Jan. 1869; am Leben sind nur drei Töchter, von denen die älteste, Luise (geb. 18. Febr. 1858), an den Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg vermählt, die zweite, Stephanie (geb. 21. Mai 1864), Witwe des Kronprinzen Rudolf von Österreich ist. Der nächstberechtigte Thronerbe ist daher Leopolds Bruder Philipp, Graf von Flandern (s. oben: Leopold 9). — Vgl. Bertrand, L. II et son règne (Brüssel 1890).

[Braunschweig.] 11) Maximilian Julius L., Prinz von Braunschweig, geb. 11. Okt. 1752 in Wolfenbüttel, gest. 27. April 1785, jüngster Sohn des Herzogs Karl, machte in Straßburg seine akademischen Studien und bereiste dann in Lessings Begleitung Italien. Als Neffe Friedrichs d. Gr. wurde er 1776 Chef eines Infanterieregiments zu Frankfurt a. O., wo er nach beendigtem Bayrischen Erbfolgekrieg, den er mitmachte, seit 1782 General, seinen bleibenden Aufenthalt nahm und sich durch seine Teilnahme an allem, was das öffentliche Wohl förderte, und seine Mildthätigkeit die allgemeinste Verehrung erwarb. Er ertrank beim Aufgang des Eises in den Fluten der Oder, indem er bemüht war, in einem Kahn die von Wasserfluten bedrohten Bewohner der untern Dammvorstadt zu retten. Ein Monument mit seinem Standbild auf dem Damm am rechten Oderufer erinnert an ihn. Vgl. Hänselmann, Der Tod Herzog Leopolds von Braunschweig (Braunschw. 1878).

[Großbritannien.] 12) Georg Duncan Albert L., Herzog von Albany und Clarence, Herzog zu Sachsen, geb. 7. April 1853 in London, gest. 28. März 1884 in Cannes, jüngster Sohn der Königin Viktoria von Großbritannien und Irland und des Prinzen Albert, erhielt eine sorgfältige Erziehung und erwarb sich trotz seines schwächlichen Körpers gründliche Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft. Er besuchte mit Eifer und Erfolg die Universität Oxford. Als er 1874 großjährig wurde, ward er Mitglied des Geheimen Rates und erhielt vom Parlament eine Apanage von 15,000 Pfd. Sterl. Im Januar 1881 ernannte ihn die Königin zum Herzog von Albany und Clarence. Im April 1882 vermählte er sich mit der Prinzessin Helene von Waldeck (geb. 17. Febr. 1861); aus dieser Ehe gingen eine Tochter, Prinzessin Alice, und ein Sohn, Karl Eduard, Herzog von Albany (geb. nach dem Tode des Vaters 19. Juli 1884), hervor.

[Hohenzollern.] 13) L. Stephan Karl Anton Gustav Eduard Tassilo, Fürst von Hohenzollern, geb. 22. Sept. 1835, ältester Sohn des Fürsten Karl Anton und der Prinzessin Josephine von Baden, wuchs in Düsseldorf auf, gehörte eine Zeitlang der preußischen Armee als aktiver Offizier an und vermählte sich 12. Sept. 1861 mit der Infantin Antonia von Portugal. 1870 als Kandidat für den spanischen Thron aufgestellt, verzichtete er auf denselben, als Frankreich Einspruch dagegen erhob, was aber doch den Krieg nicht verhinderte. Durch den Tod seines Vaters 2. Juni 1885 wurde L. Fürst und Haupt der nichtregierenden Linie des Hohenzollernhauses. Er ist General der Infanterie à la suite des 1. Garderegiments und Chef des hohenzollerischen Füsilierregiments Nr. 40 und residiert meist in Sigmaringen. Sein ältester Sohn, Erbprinz Wilhelm, ist 7. März 1864 geboren, seit 27. Juni 1889 mit der Prinzessin Maria Theresia von Bourbon (geb. 15. Jan. 1867), Tochter des verstorbenen Grafen von Trani, vermählt und Hauptmann im 1. Garderegiment in Potsdam; der zweite, Prinz Ferdinand (s. Ferdinand 24), wurde, nachdem L. selbst und sein ältester Sohn auf ihre eventuellen Erbrechte verzichtet hatten, 1889 zum Thronfolger in Rumänien proklamiert.

[Lippe.] 14) Paul Alexander L., Fürst zur Lippe, geb. 6. Nov. 1796 in Detmold, gest. 1. Jan. 1851, ältester Sohn des Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold, wurde nach dem am 4. April 1802 erfolgten Tode seines Vaters unter der Leitung seiner Mutter Pauline, die während seiner Minderjährigkeit regierte, erzogen, studierte seit 1814 mit seinem Bruder Friedrich zu Göttingen und übernahm, nachdem er sich 23. April 1820 mit der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen vermählt hatte, 4. Juni 1820 die Regierung. Er verbesserte die Polizeiverwaltung, verminderte die Abgaben, beförderte die Landeskultur, gab dem Lande die landständische Verfassung von 1836 und verhinderte 1848 durch seine Mäßigung den Ausbruch größerer Unruhen. Ihm folgte der Erbprinz Paul Friedrich Emil Leopold, geb. 1. Sept. 1821, gest. 8. Dez. 1875. Dieser führte mit Hilfe seiner berüchtigten Minister Hannibal Fischer und v. Oheimb durch den Umsturz der Verfassung von 1849 und die Berufung einer Kammer nach dem alten Wahlgesetz, die seine Wünsche in betreff der Domänen erfüllte, einen Konflikt mit seinem Lande herbei, dessen Lösung er durch seine hartnäckige Weigerung, die Rechte des Landes anzuerkennen, unmöglich machte. Seit 17. April 1852 war er mit der Prinzessin Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt vermählt. Ihm folgte sein Bruder Woldemar.

[Österreich.] Markgrafen und Herzöge von Österreich aus dem babenbergischen Haus: 15) L. I. (Liutpold), der Erlauchte, erster Markgraf von Österreich, nach der alten, von seinem Nachkommen, dem Bischof Otto von Freising, bezeugten, jedoch durch die neuere Forschung erschütterten Überlieferung ein Abkömmling der ostfränkischen Babenberger, Bruder Bertholds vom Nordgau, die beide ob ihrer Treue in dem Kampfe Ottos II. gegen die bayrische Empörung 976 von diesem belohnt wurden. L., der Graf im Donaugau war, erhielt die bayrische Ostmark (Niederösterreich), welche er ansehnlich durch Rückeroberungen von den Magyaren erweiterte, und den Traungau. Er ward 10. Juli 994 auf dem Reichstag zu Würzburg durch einen Pfeilschuß getötet. Ihm folgte sein Sohn Heinrich I. Vgl. F. Stein, Über die Herkunft des Markgrafen Liutpold von Österreich (in den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 12).

16) L. III. (IV.), der Heilige, geb. 29. Sept. 1073, gest. 15. Nov. 1136, folgte seinem Vater Leopold II., dem Schönen, 1096 in der Regierung, be-

kriegte erst Heinrich den jüngern, den Sohn des Kaisers Heinrich IV., der sich gegen seinen Vater empört hatte, ließ sich aber sodann auf dessen Seite ziehen, vermählte sich 1106 mit dessen Tochter Agnes und verwandte deren großen Brautschatz zur Unterstützung Armer und zur Erbauung von Kirchen und Klöstern (Klosterneuburg, Heiligenkreuz). Er hinterließ 6 Söhne und 5 Töchter. Am 6. Juni 1485 ward er vom Papst Innocenz VIII. kanonisiert und gilt seitdem für den Landespatron von Österreich, nach welchem viele Kirchen benannt wurden. Sein ältester Sohn, Leopold IV. (V.), erhielt 1139 das Herzogtum Bayern, starb aber schon 18. Okt. 1141. Vgl. Egger, Sankt L., ein Lebensbild (Wien 1885).

17) L. V., geb. 1157, gest. 31. Dez. 1194, der Sohn Herzogs Heinrich Jasomirgott, folgte diesem 1177 in der Regierung und nahm an zwei Kreuzzügen (1182 und 1190—92) teil. Auf dem letztern wohnte er der Belagerung von Ptolemaïs bei, entzweite sich aber hier mit dem König Richard Löwenherz von England. Dieser ließ, wie erzählt wird, hier, nach andern erst in Askalon, Leopolds Banner in den Staub treten. Aus Rache nahm L. jenen auf seiner Durchreise durch Deutschland gefangen, setzte ihn auf der Burg Dürnstein in Haft und lieferte ihn erst nach längern Verhandlungen 1194 an Kaiser Heinrich VI. aus, der von Richard ein großes Lösegeld erpreßte, dessen Hälfte L. zufiel. Noch vor dem Kreuzzug (1186) hatte Ottokar VI., letzter Herzog von Steiermark, L. zum Erben eingesetzt, und 1192 trat L. diese Erbschaft wirklich an. Er starb bei einem Turnier in Graz infolge eines Sturzes vom Pferde. Sein Nachfolger war sein Sohn Friedrich I.

18) L. VI., der Glorreiche, zweiter Sohn des vorigen, geb. 15. Okt. 1176, gest. 28. Juli 1230, übernahm nach des Vaters Tode (1194) die Regierung des Herzogtums Steiermark und, als sein älterer Bruder, Friedrich I., 1197 nach Ptolemaïs zog, die der gesamten österreichischen Lande, welche ihm durch den frühen Tod Friedrichs im April 1198 ganz zufielen. L. ist gleich verdient als Gesetzgeber und Städteerbauer wie als Krieger und Feldherr. In den Kämpfen der Hohenstaufen und Welfen stand er auf der Seite Philipps von Schwaben, mit dem er seit 1203 durch Vermählung mit einer komnenischen Prinzessin, Theodora, verschwägert war. Nach Philipps Ermordung erkannte L. Otto IV. an und versuchte die Vereinigung der Häuser Hohenstaufen und Welf zu vermitteln; später trat er wieder zu dem Hohenstaufen Friedrich II. über. 1210 unternahm er einen Kreuzzug gegen die Albigenser, focht sodann mit Auszeichnung in Spanien gegen die Mauren, zog 1217 mit König Andreas von Ungarn nach Palästina, belagerte erfolglos den befestigten Berg Tabor und schloß sich 1218 den französischen Kreuzfahrern bei ihrer Unternehmung gegen Damiette an, von wo er 1219 heimkehrte. Häusliches Mißgeschick trübte seine letzten Jahre, indem sein ältester Sohn, Heinrich, sich 1226 gegen ihn empörte und nur mit Waffengewalt bezwungen werden konnte; derselbe starb 1228. Im Innern hatte sich L. Verdienste erworben durch Vergrößerung und Befestigung Wiens, Erteilung von städtischen Rechten an Wien, Neustadt, Graz etc. und durch Herstellung einer allgemeinen Gesetzsammlung, die später, in den Zeiten der Habsburger förmlich kodifiziert, unter dem Namen »Landweistum« oder »Landhantvest« bekannt ist. Auch war er ein Gönner und Pfleger der Dichtkunst und darum von den zeitgenössischen höfischen Sängern, insbes. von Walther von der Vogelweide, gepriesen. Er starb zu San Germano in Italien, wo er den Frieden zwischen Friedrich II. und Gregor IX. vermittelt hatte, und erhielt seinen Sohn Friedrich II. zum Nachfolger. Vgl. Skalla, Herzog L. der Glorreiche (Wien 1877).

Herzöge und Erzherzöge von Österreich aus dem habsburgischen Haus: 19) L. der Glorwürdige, geb. um 1290, gest. 28. Febr. 1326, dritter Sohn König Albrechts I., rächte 1308 den Tod seines Vaters furchtbar an den Mördern, begleitete 1310 Heinrich VII. auf seinem Zuge nach Italien, von wo er jedoch schon 1311 in die Heimat zurückkehrte, zog 1315 gegen die Schweizer Waldstädte, um sie der habsburgischen Herrschaft wieder zu unterwerfen, erlitt aber 15. Nov. im Paß von Morgarten durch die Bauern eine empfindliche Niederlage. Von unerschrockener Tapferkeit und voll Stolz auf das habsburgische Geschlecht, war er die Seele des Kampfes der habsburgischen Partei gegen Ludwig den Bayer und setzte auch nach der Niederlage und Gefangennahme seines Bruders Friedrich des Schönen bei Mühldorf 1322 den Krieg fort; von leidenschaftlichem Haß und Ehrgeiz erfüllt, verbündete er sich mit dem Papst und dem König Karl IV. von Frankreich, dem er 1324 auf einer Zusammenkunft in Bar-sur-Aube sogar seine Hilfe für seine Wahl zum deutschen König versprach. Sein Einspruch vereitelte 1325 den Trausnitzer Vertrag zwischen Ludwig und Friedrich, und erst als zwischen beiden ein neuer Vertrag zu gemeinsamer Herrschaft über das Reich geschlossen wurde, näherte sich L. Ludwig, starb jedoch bald darauf.

20) L. III., geb. 1351, gest. 9. Juli 1386, Neffe des vorigen und Sohn von dessen Bruder Albrecht II., folgte 1365 seinem ältern Bruder, Rudolf, in der Herrschaft über die schwäbischen Lande, nachdem er sich 1364 mit einer Tochter Bernabo Viscontis, die ihm 100,000 Goldgulden Mitgift zubrachte, vermählt hatte, schloß 1377 mit dem Schwäbischen Städtebund ein Bündnis, um seine Macht zu vergrößern, und unterwarf sich auch Freiburg i. Br. Unter ihm wurde auch 1374 das görzische Istrien (Grafschaft Mitterburg und Pisino), Triest (1382) und die Hälfte des Vorarlbergischen für Habsburg erworben. 1379 war es zu einer Teilung der habsburgischen Länder zwischen L. und seinem Bruder Albrecht gekommen, wobei dieser Österreich ob und unter der Enns, jener alles übrige erhielt. Damit nicht zufrieden, suchte er sein Territorium immer mehr zu vergrößern, bis ihm 1385 der Schwäbische Städtebund im Verein mit den Eidgenossen der Schweiz entgegentrat. Vor allem strebte L. danach, sich die Schweizer wieder zu unterwerfen, und zog 1386 mit einem stattlichen Ritterheer zur Vernichtung des eidgenössischen Heeres aus. Bei Sempach 9. Juli auf ungünstigem Boden zu einer Schlacht gezwungen, wurde das Heer von den Schweizern durchbrochen und vernichtet; verzweifelnd stürzte sich L. in das Getümmel und wurde unerkannt erschlagen. Vgl. O. Lorenz, L. III. und die Schweizer Bünde (Wien 1860); Egger, Geschichte Leopolds III. von Österreich (Innsbr. 1869, Schulprogramm).

21) L. V., geb. 5. Okt. 1586, gest. 17. Sept. 1632, Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark, ward 1605 Bischof erst zu Passau, seit 1607 auch zu Straßburg. 1609 ließ er sich von Kaiser Rudolf II. zum Verwalter des mit Sequester belegten jülich-klevischen Erbes ernennen, erschien verkleidet daselbst und bemächtigte sich der Stadt Jülich. Doch gelang es ihm

auf die Dauer nicht, sich hier zu behaupten. Rudolf dachte eine Zeitlang daran, L. zu seinem Nachfolger zu ernennen. An der Spitze wüster Söldnerhaufen suchte er sich auch Prags zu bemächtigen und nahm die Kleinseite im Sturm. Nach dem Tode seines Vetters Maximilian (1618) erhielt er nach längern Unterhandlungen mit seinem Bruder, Kaiser Ferdinand II., und Karl, Bischof von Breslau, zufolge eines Teilungsvertrags die Grafschaft Tirol, wodurch er, seit 1626 der beiden Bistümer enthoben und mit Claudia von Medici vermählt, Stifter der jüngern habsburg-tirolischen Linie wurde, die mit seinen Nachkommen 1665 ausstarb. 1622 ward ihm die Grafschaft Glatz und 1627 die Markgrafschaft Burgau geschenkt. 1619 verteidigte er Wien gegen Matthias von Thurn, bekriegte 1621 die protestantisch gesinnten Graubündner und befehligte im nächsten Jahr im Elsaß gegen den Grafen von Mansfeld.

22) L. Wilhelm, geb. 6. Jan. 1614, gest. 20. Nov. 1662 in Straßburg, zweiter Sohn Kaiser Ferdinands II., wurde 1629 zum Bischof von Halberstadt erwählt und von seinem Vater kraft apostolischer Provision zum Erzbischof von Magdeburg ernannt, aber durch den Prager Frieden von 1635 genötigt, letztere Würde an Sachsen abzutreten; dagegen behielt er die ihm von seinem Bruder übertragenen Bistümer Straßburg und Passau, wozu 1628 noch das Bistum Olmütz kam; 1642 erhielt er auch die Würde des Hoch- und Deutschmeisters. 1639 focht er, an Gallas' Stelle tretend, in Sachsen und Thüringen gegen den schwedischen General Banér, den er 1641 von der Oberpfalz nach Sachsen zurückdrängte, und 1642 in Schlesien gegen Torstensson, erlitt aber 2. Nov. bei Breitenfeld eine bedeutende Niederlage, worauf er das Kommando niederlegte. 1645 betrat er abermals als kaiserlicher General den Kriegsschauplatz, entsetzte Brünn, vertrieb die Schweden aus Franken und befehligte 1646 als spanischer Generalgouverneur in den Niederlanden. Nachdem er in den Feldzügen von 1647 und 1650—53 mit Glück gegen die Franzosen gefochten, verlor er 1654 fast alle gewonnenen festen Plätze wieder und legte 1656 sein Gouvernement in den Niederlanden nieder.

23) L., ältester Sohn des 1853 verstorbenen Erzherzogs Rainer, geb. 6. Juni 1823, trat in die Armee, wurde Oberst und Inhaber des 53. Infanterieregiments, später Generalmajor beim Geniehauptamt, 1850 Feldmarschallleutnant, 1855 Generalgeniedirektor und 1860 Generalgenieinspektor, befehligte 1866 im böhmischen Feldzug das 8. Armeekorps und ward 1867 zum General der Kavallerie ernannt.

[Toscana.] 24) L. II., Johann Joseph Franz Ferdinand Karl, Großherzog von Toscana, geb. 3. Okt. 1797 in Florenz, gest. 29. Jan. 1870 auf Schloß Brandeis in Böhmen, zweiter Sohn des Großherzogs Ferdinand III. und der Marie Luise von Sizilien, begleitete seinen Vater 1799 ins Exil nach Wien, Salzburg, Würzburg und kehrte mit ihm 1814 in die Heimat zurück. Seit 1817 mit der Prinzessin Anna von Sachsen vermählt, folgte er 18. Juni 1824 seinem Vater in der Regierung und hatte des Großvaters und Vaters weise Regierungsmaximen sowie deren Liebe zu Wissenschaft und Kunst geerbt. Während er durch zahlreiche Bauten, durch Anlegung von Straßen etc. für das materielle Wohl des Landes sorgte, wurden auch die moralischen und geistigen Interessen nicht außer acht gelassen. Der Volksunterricht wurde mit Eifer gepflegt, die Universität ward regeneriert und die Justizverwaltung neu organisiert. Der erste italienische Gelehrtenkongreß wurde 1839 in Pisa vom Großherzog selbst eröffnet; seine rege Teilnahme für Wissenschaft und Litteratur bezeugt unter anderm die von ihm noch als Erzherzog vorbereitete Ausgabe der »Opere di Lorenzo de' Medici« (Flor. 1825, 4 Bde.). Gleichwohl ergriff die Bewegung von 1847 auch das Großherzogtum. Die 17. Febr. 1848 von ihm verkündigte Verfassung verhinderte die Revolution nicht, und nachdem L. im Februar 1849 das Land verlassen, trat eine provisorische Regierung ins Leben, die aber schon im April durch eine Gegenrevolution gestürzt wurde, worauf der Großherzog zurückkehrte. Zwar erließ L. eine ziemlich umfassende Amnestie, die Verfassung ward aber 6. Mai 1852 außer Kraft gesetzt. Als im April 1859 eine Volkserhebung ihn zwingen wollte, sich dem Königreich Sardinien im Kampf gegen Österreich anzuschließen, verließ er 27. April seine Staaten und entsagte 21. Juli zu Vöslau der Regierung zu gunsten seines Sohnes Ferdinand IV. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Maria Anna von Sachsen, 24. März 1832, hatte sich der Großherzog 7. Juni 1833 mit der Prinzessin Antonie von Neapel, geb. 19. Dez. 1814, vermählt. Aus seiner ersten Ehe hatte er eine Tochter, Auguste, geb. 1. April 1825, vermählt seit 15. April 1844 mit dem Prinzen Luitpold von Bayern, gest. 26. April 1864; seine zweite Gemahlin schenkte ihm vier Söhne, den Großherzog Ferdinand IV., den Erzherzog Karl Salvator (gest. 18. Jan. 1892), den Erzherzog Ludwig Salvator und den Erzherzog Johann Nepomuk Salvator (der nach Verzicht auf die Vorrechte seines Standes 1889 den Namen Johann Orth annahm und seit 15. Aug. 1890 verschollen ist), und zwei Töchter, Maria Isabella, Gemahlin des Grafen von Trapani, und Maria Luise, Gemahlin des Fürsten Karl zu Isenburg-Birstein. Vgl. Baldasseroni, L. II., granduca di Toscana, e i suoi tempi (Flor. 1871).

Leopold, Karl Gustaf af, schwed. Dichter, geb. 23. Nov. 1756 in Stockholm, gest. daselbst 9. Nov. 1829, besuchte die Universität Upsala, ward 1784 Bibliothekar der Lidénischen Sammlung daselbst, 1787 in Drottningholm und 1788 Sekretär des Königs, den er 1790 nach Finnland begleitete. Nach Gustavs III. Ermordung gab er 1792—95 die »Extra Posten« heraus. Gustav IV. Adolf ernannte ihn 1799 zum Kanzleirat, die neue Regierung erhob ihn 1809 in den Adelstand und verlieh ihm 1818 den Titel eines Staatssekretärs. Schon 1786 Mitglied der schwedischen Akademie, war er während seines langen Lebens der berühmteste Repräsentant des akademischen Geschmackes. Von seinen »Samlade skrifter« erschienen Bd. 1—3, 2. Aufl., Stockholm 1814—16; Bd. 4—6, daselbst 1831—33. Eine neue Ausgabe der poetischen Schriften besorgte C. R. Nyblom (1873). Als Dichter übte L. eine Zeitlang eine Art litterarischer Diktatur aus. Er huldigte der altklassisch-französischen Form und war der Hauptvertreter dieser Geschmacksrichtung in der schwedischen Litteratur. Mit Ausnahme des Epos hat er sich fast in allen Dichtungsarten versucht. Von seinen Tragödien wurden »Oden eller Asarnes utvandring«, wofür ihm Gustav III. einen Kranz von Lorbeer von Vergils Grab überreichen ließ (1790), und »Virginia« (1802) am bekanntesten.

Leopoldīna (Santa L.), Name mehrerer Kolonien in Brasilien, darunter: 1) im Staat Bahia, unter 18° s. Br., am Rio Peruhipe, durch Eisenbahn mit dem

Hafen Caravellas und mit Santa Clara verbunden, 1818 von Deutschen gegründet, auch von Schweizern, Franzosen, Brasiliern und Negern bewohnt, mit 5000 Einw., die Kaffee, Baumwolle, Mais, Zuckerrohr, Tabak und Südfrüchte bauen und einen schwunghaften Handel mit Brettern treiben. — 2) Im Staat Espirito Santo, 52 km nordwestlich von Victoria, 1857 von Schweizern und Deutschen angelegt, hat 6000 Einw., welche namentlich Kaffee, dann Mais, Mandioka, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Kartoffeln bauen. Hauptort ist Porto do Cachoeira, Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Leopoldinisch-Karolinische Akademie, s. Akademie, S. 259.

Leopoldīno (ital.), Münze, s. Francescone.

Leopoldīt, soviel wie Sylvin (Kaliumchlorid).

Leopoldsberg, s. Kahlengebirge.

Leopoldsee, See in Deutsch-Ostafrika, s. Rikwasee.

Leopold II.-See, großes Seebecken im Kongostaat, zwischen 1° 40′—3° 20′ südl. Br. und 17° 30′—17° 50′ östl. L. v. Gr., am linken Ufer des Kongo, 110 km lang, 30—40 km breit, fließt südwestwärts durch den Mfini in den Kassai und nordwärts in den Malumbasee, also nach zwei Richtungen zum Kongo ab. Der See wurde von Stanley 1882 entdeckt.

Leopoldshall, Dorf im Herzogtum Anhalt, Kreis Bernburg, dicht bei Staßfurt, hat eine evang. Kirche, ein herzogliches Steinsalzbergwerk (1100 Arbeiter), 16 chemische Fabriken (für Pottasche, Salzsäure ꝛc.), Dampfkessel-, Sprengstoff-, Knochenkohle-, Maschinenöl-, Dampfkesselarmaturen- und Dachpappenfabrikation und (1890) 6435 Einw., davon 366 Katholiken und 37 Juden.

Leopoldskanal, s. Elz 1).

Leopoldskron, Schloß, s. Salzburg (Stadt).

Leopoldsorden, 1) belgischer Militär- und Zivilverdienstorden, vom König Leopold I. 11. Juli 1832 gestiftet, 1839 geändert, hat fünf Klassen: Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeure, Offiziere und Ritter (s. Tafel »Orden II«, Fig. 1). Die Devise ist: »L'union fait la force« (»Eintracht macht stark«), die Dekoration ein weiß emailliertes, doppelt goldumsäumtes Kreuz mit einem Kranz von Eichen und Lorbeer, schwarzem, rundem, mit rotem Kreis umgebenem Mittelschild, vorn LL. und RR. (Leopoldus Rex), auf der Kehrseite das belgische Wappen mit der Devise als goldener Umschrift, über dem Kreuz die Königskrone. Getragen wird der Orden von den Großkreuzen am Bande von der Rechten zur Linken, dazu ein Silberstern mit dem Wappen und der Devise in der Mitte, von den Großoffizieren das Kreuz in Silber mit brillantierten Strahlen auf der Brust, den Kommandeuren um den Hals, den Offizieren auf der Brust mit Rosette am Bande; das Kreuz der Ritter ist von Silber. Für die Großkreuze existiert auch eine Kette. Das Band ist ponceaurot. Vgl. »Livre d'or de l'ordre de Léopold« (Brüssel 1858, 2 Bde.); Hollebeke, Histoire des ordres de chevalerie. I. Royaume de Belgique (Brügge 1875). — 2) Österreichischer Zivil- und Militärverdienstorden, vom Kaiser Franz I. zum Andenken an seinen Vater Leopold II. 8. Jan. 1808 gestiftet, ist in drei Klassen: Großkreuze, Kommandeure und Ritter, geteilt. Das achteckige, rot emaillierte Kreuz mit weißer Einfassung zeigt vorn im Mittelschild die Buchstaben F. I. A. (Franciscus Imperator Austriae), umgeben von den Worten: »Integritati et merito« (»Für Rechtschaffenheit und Verdienst«). Auf der Kehrseite steht in einem Eichenkranz Leopolds Motto: »Opes regum corda subditorum« (»Der Könige Reichtum sind die Herzen der Unterthanen«). Zwischen den Kreuzarmen befindet sich ein Eichenkranz, und über dem Ganzen schwebt die Kaiserkrone. Bei der Kriegsdekoration ist ein Lorbeerkranz angebracht. Die Großkreuze tragen dazu einen achteckigen brillantierten silbernen Stern und bei Festlichkeiten eine goldene Kette aus Eichenkränzen und F. L. Auf Ansuchen wurden die Kommandeure in den Freiherrenstand, die Kreuze in den erbländischen Ritterstand aufgenommen, was 1884 in Wegfall gekommen ist. Das Ordensfest ist am ersten Sonntag nach dem Dreikönigstag.

Leopoldstadt (Lipótvár, spr. lipōtwār), ehemals Festung, 1665 unter Leopold I. erbaut, jetzt Landesstrafanstalt im ungar. Komitat Neutra, an der Waag und der Bahnlinie Preßburg-Sillein. Gegenüber, am linken Waagufer, liegt der Markt Freistadtl (Galgócz).

Leopoldstein, Leopoldsteiner See, s. Eisenerz.

Léopoldville, Station des Kongostaats, am linken Ufer des Kongo auf einer Anhöhe links am Stanley Pool, unter 4° 20′ südl. Br., ist Sitz eines Distriktskommissars, Militärstation (eine Kompanie mit mehreren Geschützen) und bis zur Vollendung der Bahn von Matadi bis Ndolo am Stanley Pool Station für die Karawanen von Matadi (280 km in 18 Tagemärschen) und Ausgangspunkt für die Dampfschiffahrt auf dem obern Kongo und seinen Nebenflüssen. Auf einem Hügel oberhalb des Orts Arthington, Missionsstation der Baptisten; nahebei der Hauptort der Bateke, Ntamo, ein wichtiger Marktplatz, und auf dem französischen Ufer des Stanley Pool Brazzaville.

Leotychĭdes, König von Sparta, aus dem Geschlecht der Eurypontiden, bestieg nach Demaratos' Absetzung 491 v. Chr. den Thron und regierte mit Kleomenes und nach dessen Tod mit Leonidas I. Er zeichnete sich im persischen Krieg durch Klugheit und Tapferkeit aus und befehligte 479 die griechische Flotte im Ägäischen Meer. Später wurde er zur Bekriegung der persisch gesinnten Aleuaden in Thessalien abgeschickt, ließ sich aber durch Geschenke bestechen, Thessalien zu verlassen, und mußte deshalb angeklagt, nach Tegea flüchten, wo er 466 starb.

Leovigild (»Löwenheld«), König der Westgoten, 568—586, ward nach Athanagilds Tod (567) nach längerm Wahlstreit zum König erwählt und vermählte sich mit der Witwe seines Vorgängers, Goswintha. Er war einer der kraftvollsten Herrscher des Reiches, verdrängte die von Afrika herübergekommenen Griechen aus dem Süden Spaniens, unterdrückte die Empörungen der Großen und verschaffte dem Königtum wieder Macht und Ansehen. Die von Eurich gesammelten Gesetze der Westgoten stellte er in ihrer ursprünglichen Gestalt und vollen Rechtsgültigkeit her. Als sein Sohn Hermenegild vom arianischen Glauben abfiel und die römischen Katholiken zum Aufstand reizte, bezwang er denselben und ließ ihn, als er sich weigerte, zum Arianismus zurückzukehren, 585 in Tarragona enthaupten. Nachdem er die Sueven unterworfen, starb er 586 in Toledo als der letzte westgotische König arianischen Glaubens.

Léoville (spr. -wil'), s. Bordeauxweine.

Lep., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Amédée Lepelletier de Saint-Fargeau (spr. lŏpeltjē d'ßäng-farschō), Naturforscher in Paris, geb. 1770, gest. 1845 (Hymenopteren, Schmetterlinge).

Lepadidae, s. Rankenfüßer.

Le Palais, franz. Stadt, s. Palais.

Lepanto, Stadt, s. Naupaktos.

Lepar, Insel, s. Banka.

Lepargylsäure, soviel wie Azelaïnsäure.

Lepas, die Entenmuschel, s. Rankenfüßer.

Le Passant (spr. -ßang), Pseudonym, s. Hervilly.

Lepautre (spr. löpô:r'), Jean, franz. Kupferstecher, geb. 1617, gest. 1682, hat ca. 1500 Vorlegeblätter für die Kunstindustrie radiert, welche als Sammlungen unter verschiedenen Titeln (»Livre de miroirs, tables etc.«; »Feuillages et autres ornements«; »Vases et bordures de miroirs«; »Escussons«) erschienen sind und in neuerer Zeit als Muster für den Stil Ludwigs XIV. wieder Bedeutung gewonnen haben.

Lepavina, Bergwerk, s. Kopreinitz.

Lepel, Kreisstadt im russ. Gouv. Witebsk, am gleichnamigen See und unweit der Ulla (zur Dwina), hat 3 griechisch-katholische und eine römisch-kathol. Kirche, eine Synagoge und (1889) 6768 Einw., die für geschickte Flußschiffer und Lotsen gelten. Über den Lepelkanal s. Beresinakanalsystem.

Lepelletier de Saint-Fargeau, Amédée, s. *Lep.*

Lepère (spr. löpär'), 1) Edme Charles Philippe, franz. Staatsmann, geb. 1. Febr. 1823 in Auxerre, gest. daselbst 6. Sept. 1885, ward Advokat in seiner Vaterstadt. Hier gründete er unter dem zweiten Kaiserreich das demokratische Blatt »L'Yonne« und wurde 1867 zum Generalrat gewählt. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 4. Sept. 1870 wurde er zum Präsidenten des Munizipalrats in Auxerre erwählt und trat 8. Febr. 1871 als Deputierter in die Nationalversammlung, wo er auf der äußersten Linken Platz nahm. Er war längere Zeit Vorsitzender der Union républicaine. 1876 wurde er zum Deputierten und von der Deputiertenkammer zum Vizepräsidenten erwählt. Am 14. Dez. 1877 ernannte ihn Dufaure zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. Nach der festen Begründung der Republik übernahm L. im Ministerium Waddington 4. Febr. 1879 das Portefeuille des Handels und Ackerbaues, das er 5. März mit dem des Innern vertauschte. Er trat energisch für die Republik gegen klerikale und bonapartistische Umtriebe ein, nahm aber im Mai 1880, als die Kammer mehrere Artikel des von ihm vorgelegten Gesetzes über das Versammlungsrecht verwarf, seine Entlassung.

2) Auguste Louis, franz. Maler und Holzschneider, geb. 30. Nov. 1849 in Paris, bildete sich auf eigne Hand zum Landschaftsmaler und Radierer aus und widmete sich zugleich bei dem Engländer Smeeton dem Holzschnitt. Unter dem Einfluß der modernen Stimmungsmalerei und des Impressionismus führte er mit dem Holzstichel nach eignen Erfindungen für Pariser illustrierte Blätter eine große Zahl von Ansichten aus Paris und von Darstellungen aus dem Pariser Volksleben aus, die unter völliger Verleugnung der Holzschnitttechnik mit der malerischen Kraft und der Feinheit der Nadelführung des Radierers wetteifern. Auch in seinen Landschaften und Radierungen legt er das Hauptgewicht auf den Ausdruck der Stimmung.

Léperos (span., »Aussätzige, Lumpenkerle«), die Lazzaroni der mexikanischen Städte, Straßenkehrer Dienstmänner rc.; meist Halbblütige, selten Indianer.

Lepersinsel, s. Aruba.

Lepidin (Methylchinolin) $C_{10}H_9N$ oder

$$C_6H_4\left\langle\begin{matrix}C(CH_3)\\ N:CH\end{matrix}\right\rangle CH$$

findet sich im Steinkohlenteer, entsteht bei Destillation von Cinchonin mit Kali, bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,099 bei 0°, ist wenig löslich in Wasser, mischbar mit Alkohol und Äther, riecht chinolinartig, erstarrt unter 0°, siedet bei 264°, bildet mit Chinolin bei Behandlung mit Amyljodid und Zersetzung des Produkts mit Natronlauge das Cyanin.

Lepidium *L.* (Kresse), Gattung aus der Familie der Kruciferen, einjährige Kräuter, Stauden oder Halbsträucher von verschiedenem Habitus, aufrecht oder niedergestreckt, einfach oder verzweigt, kahl oder behaart, mit sehr verschieden gestalteten Blättern, kleinen weißen Blüten in endständigen Trauben und verschieden gestalteten, zusammengedrückten, zweifächerigen Schötchen; über 100 Arten in allen Erdteilen. L. latifolium *L.* (Pfefferkraut), mit eiförmigen, zugespitzten, gezähnelten oder ganzrandigen Blättern, wird 60—120 cm hoch, wächst am Meeresstrand und an Salinen in Europa, Mittelasien und Nordafrika und wird in Gärten kultiviert. Die Blätter schmecken brennend scharf, pfefferartig und wurden im Mittelalter allgemein, jetzt besonders in England zu Saucen benutzt. L. sativum *L.* (Gartenkresse), wahrscheinlich aus dem östlichen Mittelmeergebiet stammend, bei uns häufig in Gärten kultiviert und nicht selten verwildert, ist einjährig, wird 30 cm hoch, hat unten unregelmäßig fiederteilige, oben lanzettliche bis lineale, graugrüne, haarlose Blätter von beißendem Geschmack, kleine weiße Blüten, rundliche, stark abgeplattete Schötchen und ziegelrote, etwas knoblauchartig schmeckende Samen, die außerordentlich schnell keimen. Die Gartenkresse wird als Salat, als Zuthat zu Fleisch und Gemüse genossen und wurde früher, wie die vorige, auch medizinisch benutzt. Das leichte Keimen der Samen verwertet man bisweilen, um im Winter im Zimmer schnell frisches Grün zu erzeugen.

Lepidodendraceen, vorweltliche Pflanzenfamilie aus der Klasse der Lykopodialen (s. d.).

Lepidokrokit, Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, findet sich mikrokristallinisch in traubigen, nierenförmigen Aggregaten von schuppig-faseriger Textur, auch derb, eingesprengt und als Überzug, ist braun, schimmernd, undurchsichtig, Härte 3,5, spez. Gew. 3,7—3,8, besteht aus manganhaltigem Eisenhydroxyd ($Fe_2H_2O_4$ mit $Fe_4H_6O_9$), unterscheidet sich also vom Brauneisenstein wesentlich nur durch den Wassergehalt, findet sich mit demselben bei Sayn, Siegen, Bieber (Hessen), Easton in Pennsylvanien und wird als Eisenerz benutzt.

Lepidolith, s. Glimmer.

Lepidomelan, schwarzer, sehr eisenreicher, durch Salzsäure ziemlich leicht zersetzbarer Glimmer, in Harzer, schottischen und irischen Graniten, Schwarzwälder und erzgebirgischen Gneisen.

Lepidopteren, s. Schmetterlinge.

Lepidosiren, der Lurchfisch, s. Schuppenmolch.

Lepidosteïdae, s. Knochenhechte.

Lepidotus *Ag.*, Gattung der nicht mehr entschieden heterocerken Ganoiden, karpfenähnliche Fische mit stark schmelzglänzenden Schuppen, Flossen und Kopfknochen, bis auf die kleinen Bauchflossen großen Flossen, ausgeschnittener Schwanzflosse, auf der Innenseite durch Zapfen verbundenen vordern Körperschuppen und halbkugeligen Zähnen auf den Mundknochen. Eine der wichtigsten und verbreitetsten mesozoischen Fischgattungen, findet sich von der Trias bis zur Kreide u. ist besonders charakteristisch für den Jura.

Lepĭdus, Name einer altrömischen, zu dem patrizischen Geschlecht der Ämilier gehörenden Familie. Die merkwürdigsten Glieder derselben sind:

1) M. Ämilius, gelangte hauptsächlich durch den Einfluß des Pompejus, welcher ihn für einen ergebenen Anhänger hielt, 78 v. Chr. zum Konsulat, machte den vergeblichen Versuch, die Einrichtungen Sullas umzustürzen, und zog 77 mit einem Heer gegen Rom, wurde aber von Catulus an der Milvischen Brücke geschlagen und starb auf dem Wege zu Sertorius in Sardinien.

2) M. Ämilius, Sohn des vorigen, Cäsars eifriger Anhänger, ließ 49 v. Chr. während seiner Prätur den nach Besiegung der Feldherren des Pompejus aus Spanien zurückkehrenden Cäsar durch das Volk zum Diktator ernennen, verwaltete darauf das diesseitige Spanien und wurde 46 durch Cäsars Einfluß sein Kollege im Konsulat. Nach dessen Ermordung (15. März 44) zog er mit seinem Heer über die Alpen in die ihm von Cäsar übertragene Provinz, verhielt sich zunächst schwankend in dem zwischen dem Senat und Antonius ausgebrochenen Kriege, nahm dann aber den bei Mutina (43) geschlagenen Antonius bei sich auf und vermittelte das zweite Triumvirat, in dem er selbst jedoch nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Während Antonius und Oktavian die Mörder Cäsars besiegten, blieb er in Rom und durfte erst 40 wieder in eine Provinz (Afrika) abgehen; diese verwaltete er bis 36, in welchem Jahre ihn Oktavian zur Teilnahme an dem Krieg gegen S. Pompejus aufforderte. L. setzte deshalb nach Sizilien über, nahm aber eine so zweideutige Haltung gegen Oktavian ein, daß dieser sich genötigt sah, feindlich gegen ihn aufzutreten. Wie oft in entscheidenden Augenblicken, ließ es auch jetzt L. an Festigkeit und Entschlossenheit fehlen; sein aus 20 Legionen bestehendes Heer ging zu Oktavian über, er selbst mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, wurde seiner übrigen Stellung entkleidet und auf die Würde eines Pontifex maximus beschränkt und starb, vom Volke vergessen, von Oktavian mit Verachtung behandelt, 13 v. Chr.

Lepīni, Monti, die Volskerberge, s. Apennin, S. 709.

Lepisma, der Zuckergast.

Le Play (spr. plä), Frédéric, franz. Ingenieur und Nationalökonom, geb. 11. April 1806 in Honfleur, gest. 1882, besuchte die polytechnische Schule in Paris, wurde Professor an der Bergwerksschule, später Unterdirektor derselben und 1867 Senator. Bei den Weltausstellungen in Paris 1855 und London 1862 war er als Generalkommissar thätig, bei der Pariser von 1867 leitete er die Organisationsarbeiten. L. schrieb: »Les ouvriers européens« (1855; 2. Aufl. 1877–79, 6 Bde.); »La réforme sociale en France déduite de l'observation comparée des peuples européens« (1864, 2 Bde.; 7. Aufl. 1887, 3 Bde.); »L'organisation du travail« (1870, 5. Aufl. 1888); »L'organisation de la famille« (3. Aufl. 1884); »La constitution de l'Angleterre« (1875, 2 Bde.); »La réforme en Europe et le salut en France« (1877); »La constitution essentielle de l'humanité« (1881, 2. Aufl. 1893) ꝛc.

Lepoglava, Dorf im kroatisch-slawon. Komitat Warasdin, am Fuß des Ivančica und an der Bahnlinie Warasdin-Golubovec, mit großer Landesstrafanstalt (im ehemaligen Paulinerkloster) und (1890) 2308 kroatischen (röm.-kathol.) Einwohnern.

Le Poittevin (spr. lö pŭatt'wäng), Eugène, franz. Maler, geb. 31. Juli 1806 in Paris, gest. 6. Aug. 1870 in Auteuil, studierte seit 1826 unter Hersent auf der École des beaux-arts. Er trat zuerst 1826 im Salon auf und malte seitdem eine große Zahl von Bildern: Genre, Schlachten, Landschaften, unter denen Marinen und Strandbilder die Hauptrolle spielen. Motive lieferten ihm dazu seine Reisen nach der Normandie, überhaupt Nordfrankreich, England, Belgien, Holland und Italien. Er verstand seine Werke vortrefflich zu beleben; seine Auffassung ist schlicht, sein Kolorit kräftig. Arbeiten von ihm finden sich im Museum des Luxembourg (Untergang des Schiffes Le Vengeur), in Versailles, in der Raczynskischen Sammlung zu Berlin (der Flibustier) ꝛc.

Lepontier, im Altertum Volk im südwestlichen Rätien am obern Rhône und am Tessin, südlich vom St. Gotthard bis zum Lago Maggiore; ihre Hauptstadt war Oscellä (Domodossola). Nach denselben heißt noch heute ein Teil der Alpen die Lepontinischen Alpen.

Lepontinische Alpen (Lepontische Alpen), s. Alpen, S. 419, und Sankt Gotthard.

Leporello-Album, Bezeichnung für eine zusammenhängende Reihe von Photographien, Lithographien ꝛc., die in Buchform zusammengefaltet werden können. Die Benennung stammt von dem Diener Don Juans in der Mozartschen Oper her. Die Leporello-Albums enthalten meist Einzelansichten von Städten, Gegenden, Kunstwerken ꝛc.

Leporĭdae (Hasen), eine Familie der Nagetiere (s. d.).

Leporīden (v. lat. lepus, »Hase«), Bastarde von Hase und Kaninchen (s. d.).

Leporīnum labĭum (lat.), s. Hasenscharte.

Leporīnus ocŭlus (lat.), soviel wie Hasenauge.

Lepra (Leprosis, griech.) } s. Aussatz.
Leprosorium (Leprosenhaus) } s. Aussatz.

Lepsius, Karl Richard, einer der ausgezeichnetsten Ägyptologen, geb. 23. Dez. 1810 in Naumburg, gest. 10. Juli 1884 in Berlin, Sohn des Geschichtsforschers Karl Peter L. (geb. 1775, gest. 1853), studierte in Leipzig, Göttingen und Berlin Philologie und vergleichende Sprachkunde, promovierte 1833 mit der Schrift »De tabulis Eugubinis« und setzte hierauf seine Studien in Paris fort, wo seine Schrift »Paläographie als Mittel für die Sprachforschung« (Berl. 1834; 2. Ausg., Leipz. 1842) von der Akademie den Volneyschen Preis erhielt. Im nächsten Jahre folgten seine ebenfalls vom Institut gekrönten Abhandlungen: »Über die Anordnung und Verwandtschaft des semitischen, indischen, äthiopischen, altpersischen und altägyptischen Alphabets« und »Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der indogermanischen, semitischen und der koptischen Sprache«. 1835 begab sich L. nach Italien. In Rom schrieb er auch seine berühmte »Lettre à Mr. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique« (1837), worin er eine wissenschaftliche Theorie der Hieroglyphenschrift aufstellte. Er lieferte sodann die ersten fehlerfreien Ausgaben umfangreicherer altägyptischer Texte, wie: »Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Altertums« (Leipz. 1842, in 23 Tafeln) und das »Totenbuch der Ägypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin« (das. 1842), welch letzteres den Standardtext des heiligen Buches der alten Ägypter enthält, der von L. durch eine spätere Publikation noch ergänzt wurde, nämlich durch: »Älteste Texte des Totenbuchs nach Sarkophagen des altägyptischen Reichs im Berliner Museum« (Berl.

1867). Daneben benutzte L. seinen Aufenthalt in Italien zu Forschungen über die etruskische und oskische Sprache, deren Überreste er in den »Inscriptiones umbricae et oscae« mit einem erläuternden Kommentar (Leipz. 1841) herausgab, und zu denen zwei Abhandlungen: »Über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien« und »Über die Verbreitung des italischen Münzsystems von Etrurien aus« (das. 1842), gehören. In England entwarf er mit Bunsen den Plan zu einem großen historisch-antiquarischen Werk über Ägypten. Die zur Ausführung desselben notwendige Reise nach Ägypten ward auf Humboldts Vorstellung vom König von Preußen genehmigt, und die Expedition, aus deutschen, zum Teil auch englischen Künstlern und Gelehrten bestehend, segelte im Juli 1842 von England ab. Vom Vizekönig Mehemed Ali begünstigt, verweilte sie drei Jahre in Ägypten und erzielte die glücklichsten Resultate. Anfang 1846 kehrte L. in die Heimat zurück und wurde zum ordentlichen Professor in Berlin ernannt, 1850 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt. Er wirkte auch bei der Einrichtung und Ausschmückung des Ägyptischen Museums in Berlin mit; im November 1855 wurde er zum Mitdirektor und 1865 zum Direktor des Ägyptischen Museums ernannt, über dessen Wandgemälde und Altertümer er mehrere erklärende Verzeichnisse veröffentlichte. Von dem großen, auf königliche Kosten herausgegebenen Prachtwerk »Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien« erschienen 12 Bände größten Formats mit 963 Tafeln (Berl. 1849—60). Es ist dieses Corpus inscriptionum eins der größten und kostbarsten Werke, welche je veröffentlicht worden sind, und reichhaltiger und korrekter als die ähnlichen Werke von Rosellini, Leemans u. a. Nach historischen Gesichtspunkten geordnet, bildet dies Werk die Grundlage aller ägyptischen Altertums- und Sprachenkunde. Zur wissenschaftlichen Behandlung der ägyptischen Geschichte lieferte L. in seiner »Chronologie der Ägypter« (Berl. 1849, Bd. 1) und dem »Königsbuch der alten Ägypter« (das. 1858) wichtige Beiträge. Für das größere Publikum gab er die »Briefe aus Ägypten, Äthiopien und der Halbinsel des Sinai« (Berl. 1852) heraus. Einen bedeutenden Gewinn von L.' Reise hatte endlich auch das Berliner Neue Museum. Seine in Ägypten gemachte Sammlung von Originaldenkmälern und Gipsabgüssen bildet mit der ältern von v. Minutoli, Passalacqua und Drovetti den wertvollsten und wesentlichsten Bestandteil der ägyptischen Abteilung des Museums. Weitere Einzelforschungen legte L. in zahlreichen akademischen Abhandlungen nieder, z. B.: »Über den ersten ägyptischen Götterkreis« (Berl. 1851); »Über einige Ergebnisse der ägyptischen Denkmäler für die Kenntnis der Ptolemäergeschichte« (das. 1853); »Über die 12. ägyptische Königsdynastie« (das. 1853); »Über die Götter der vier Elemente« (das. 1856); »Über die 22. ägyptische Königsdynastie« (das. 1854); »Über die Manethonische Bestimmung des Umfangs der ägyptischen Geschichte« (das. 1857); »Über einige Berührungspunkte der ägyptischen, griechischen und römischen Chronologie« (das. 1859); »Die altägyptische Elle und ihre Einteilung« (das. 1865); »Grundplan des Grabes König Ramses' IV. in einem Turiner Papyrus« (das. 1867); »Über den chronologischen Wert der assyrischen Eponymen« (das. 1869); »Über einige ägyptische Kunstformen« (das. 1871); »Die Metalle in den ägyptischen Inschriften« (das. 1872); »Die babylonisch-assyrischen Längenmaße nach der Tafel von Senkereh« (das. 1877). Daneben hat L. sprachvergleichende Untersuchungen angestellt, wie eine Reihe von Abhandlungen bekundet, z. B.: »Über chinesische und tibetanische Lautverhältnisse« (1861); »Über die arabischen Sprachlaute und deren Umschrift« (1861); »Über das Lautsystem der persischen Keilschrift« (1863); »Über das ursprüngliche Zend-Alphabet« (1863). Als besondere Aufgabe hatte sich L. seit 1855 die Aufstellung und Einführung eines allgemeinen linguistischen Alphabets gestellt. In der 2. Auflage des zuerst 1855 von ihm herausgegebenen »Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in European letters« (Lond. 1863) hat er die Umschrift von 120 Sprachen versucht. Seit 1864 Redakteur der von Brugsch gegründeten »Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde«, die er zu einem internationalen Organ der Wissenschaft erhoben hat, unternahm L. im Frühling 1866 eine zweite Reise nach Ägypten und fand in den Ruinen von San im Delta (Tanis) eine sehr wichtige Inschrift (s. Hieroglyphen, S. 789), die er veröffentlichte: »Das bilingue Dekret von Kanopus« (Berl. 1867). Weiter lieferte L. eine »Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas« (Berl. 1880), zu der er das Material während der von ihm geführten wissenschaftlichen Expedition gesammelt hatte. Sein letztes Werk waren die »Längenmaße der Alten« (Berl. 1884). Als Professor an der Berliner Universität, als Direktor der ägyptischen Abteilung der königlichen Museen, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als Direktor des archäologischen Instituts und Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften hatte L. eine sehr ausgedehnte Wirksamkeit. 1873 wurde er zum Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek zu Berlin, 1883 zum Geheimen Oberregierungsrat ernannt. Vgl. Dümichen, Zur Erinnerung an R. L. (Straßb. 1884); Dillmann, Gedächtnisrede auf R. L. (Berl. 1885); Ebers, Richard L., ein Lebensbild (Leipz. 1885).

Lepta, Mehrzahl von Lepton (s. d.).

Leptinit, ein wesentlich aus Feldspat und Quarz bestehendes kristallinisches, schieferiges Gestein, s. Granulit.

Leptinotarsa, der Kartoffelkäfer.

Leptis, 1) (jetzt Ruinen Lebda) eine an der Syrte gelegene karthag. Stadt, die bedeutendste der afrikanischen Tripolis, bestand aus zwei Teilen, von denen die hoch- und dickmauerige phönikische Altstadt noch jetzt durch ihre von den Karthagern aus Handelseifersucht zugeschütteten Hafenbassins, Kais, Paläste, das Forum 2c. imponiert. Nach O. zu liegt die (römische) Neustadt mit großartigem Hippodrom, Amphitheater 2c. Nach Sallust von Sidoniern gegründet, blühte L. durch Handel mit dem afrikanischen Innern bald mächtig empor. Von hier stammte Kaiser Septimius Severus. Im 7. Jahrh. wurde es von den hereinbrechenden Arabern verwüstet und liegt jetzt zum Teil vom Sand begraben. — 2) L. parva, reiche tyrische Kolonie; Ruinen Lamta beim heutigen Monastir an der Ostküste von Tunis.

Leptocardii, s. Leptokardier.

Leptocephaliden (Helmichthyiden), eine kleine Fischgruppe, umfaßt glasartig durchsichtige, rippenlose Tiere mit ausschließlich knorpeligem Skelett, cylindrischem oder zusammengedrücktem Körper, bei den erstern mit rotem, bei letztern mit kaum gefärbtem Blut, stets ohne Geschlechtsorgane. Die bis 30 cm langen Tiere sind wohl als Larvenformen, teilweise als junge Mu-

räniden zu betrachten, doch deutet man sie auch als merkwürdige Umbildungen junger Küstenfische, die durch Strömungen auf das hohe Meer entführt und dort zu leben gezwungen wurden. Leptocephalus, s. Meeraal.

Leptochloa *Beauv.*, Gattung der Gräser, in den wärmern Ländern beider Erdhälften verbreitete Gräser mit kleinen, zwei- bis vielblütigen, selten einblütigen Ährchen, die in zahlreiche, zu einer Rispe vereinigte dünne Ähren gestellt sind. Von den 12 Arten liefert L. bipinnata *Hochst.* in Ägypten Esparto.

Leptochlorite (griech.) nennt Tschermak die kleinschuppigen Chloritmineralien, wie Delessit, Cronstedtit, Strigovit, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung vom Pennin und Klinochlor abweichen.

Leptocircus, s. Curius.

Leptokardier (Leptocardii, Röhrenherzen), kleine Gruppe niederster Wirbeltiere, früher allgemein zu den Fischen gerechnet, jetzt meist als Schädellose oder Akranier von ihnen abgetrennt und allen übrigen Wirbeltieren als Schädeltragenden oder Kranioten entgegengestellt. Man unterscheidet mehrere Gattungen; der Hauptvertreter der L. ist der Lanzettfisch oder Amphioxus (s. d.).

Leptokephălus, s. Dolichokephalen.

Leptoklasen (griech.), s. Lithoklasen.

Leptolepĭden, s. Fische, S. 478.

Lepton, griech. Kupfermünze von 1,299 g Gewicht, nach dem Gesetz vom 8. Febr. 1833: 1/100 Drachmon, auch in Stücken zu 2, 5, 10 und (aus 1829) 20 Lepta. Nach dem Münzgesetz vom 10. April 1867 soviel wie der französische Centime.

Leptoptĭlus, s. Marabu.

Leptostrăca, s. Krebstiere.

Leptōthrix *Kg.*, Pilzgattung der Schizomyceten, charakterisiert durch sehr kleine, farblose, durch Zweiteilung sich vermehrende Zellen, welche zu unverzweigten, sehr dünnen und langen, cylindrischen, undeutlich gegliederten Fäden verbunden sind. Sie finden sich sehr häufig mit Bakterien und andern Schizomyceten zusammen in Flüssigkeiten oder auf feuchten organischen Körpern, die in Zersetzung begriffen sind. L. buccalis *Rob.*, gerade oder gekrümmte, gegliederte, farblose Fäden sowie auch Kokken- und Zoogloäaformen bildend, lebt auf dem Epithelium der menschlichen Mundhöhle und wird von einigen als Ursache der Zahnfäule (Zahnkaries) angesehen. L. gigantea *Mill.* findet sich an den Zähnen vieler Haustiere.

Leptotrichīe (griech.), Dünnhaarigkeit.

Leptscha, tibet. Volksstamm im Himalaja (im Distrikt Dardschiling, in Sikkim, Bhutan und Nepal), etwa 15,000 Köpfe stark, davon 3000 in Sikkim. Sie sind von ziemlich gefälligem Äußern, gewandt und gutartig, der Religion nach Buddhisten (Rotmützen) und nennen sich selbst Rong, die aus Osttibet eingewanderte Herrscherfamilie aber Khamba. Vgl. Mainwairing, Grammar of the Rong (Lepcha) language (Kalkutta 1876); Schott, Über die Sprache des Volkes Rong oder L. in Sikkim (Berl. 1882).

Leptus, s. Milben.

Lepus, der Hase.

Lequeitio, Stadt in der span. Provinz Viscaya, am Viscayischen Meerbusen, in welchen hier der gleichnamige, von einer Brücke überspannte Fluß mündet, hat alte Mauern, eine Kirche aus dem 13. Jahrh., einen kleinen Hafen, Fischerei, Schiffbau, ein Seebad und (1887) 3602 Einw.

Lerbach, Dorf im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Zellerfeld, in einem schönen, waldreichen Thal des Westharzes, am Lerbach, 350 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine fiskalische Eisenhütte (Lerbacher Hütte) mit Kupolofenbetrieb und Eisengießerei, Eisendreherei, Maschinenwerkstatt und Emaillierwerk, 2 Metallgießereien, eine Blankschmiede, Bierbrauerei, Mineralwasseranstalt, Papierfabrikation, eine Sägemühle und (1890) 1498 Einw. L. wird als Sommerfrische besucht.

Lercāra Friddi, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Termini Imerese, 660 m ü. M., an der Eisenbahn Roccapalumba-Porto Empedocle gelegen, mit bedeutendem Schwefelbergbau und (1881) 13,324 Einw.

Lerche (Alauda *L.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Lerchen (Alaudidae), kräftig gebaute Vögel mit großem Kopf, mittellangem, geradem Schnabel, langen, sehr breiten Flügeln, kurzem, meist gerade abgeschnittenem Schwanz und ziemlich niedrigen Füßen mit mittellangen Zehen, deren hinterste oft einen spornartigen Nagel trägt. Die Feldlerche (Brach-, Korn-, Acker-, Saat-, Himmelslerche, Alauda arvensis *L.*, s. Tafel »Stubenvögel I«, Fig. 13), 18 cm lang, 32 cm breit, Oberseite erdbraun, Zügel, Augenstreifen und Kinn fahlweiß, Kehle, Kopf, Oberbrust und Seiten rostbräunlich, dunkel gestrichelt, die übrigen Unterteile fahlweiß, Flügel schwarzbraun mit zwei hellern Querbinden, Schwanzfedern braunschwarz, die äußersten aber weiß. Sie bewohnt ganz Europa und Mittelasien und ist bei uns vom Februar bis Oktober und November im allgemeinen häufiger als der Sperling. Im Winter weilt sie in Südeuropa und Nordafrika; einzelne überwintern bei uns. Sie bevorzugt das bebaute Feld, ist ungemein beweglich, setzt sich gern auf Erdschollen, Steine oder Pfähle, läuft und fliegt vortrefflich, singt anhaltend und angenehm, lebt nur nach der Brutzeit gesellig, nistet meist auf Getreidefeldern und legt oft schon Anfang März 5—6 grüngelbliche oder rötlichweiße, grau oder graubraun gefleckte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 78), welche von beiden Geschlechtern in 13 Tagen ausgebrütet werden. In guten Jahren nistet sie dreimal bis Juli. Im Käfig hält sie sich mehrere Jahre, wird sehr zahm und lernt kleinere Lieder pfeifen. Auf ihrem Herbstzug wird sie in ungemein großer Zahl gefangen und als Leckerbissen auf den Markt gebracht. Holland und andre Küstenländer liefern nach London jährlich gegen 3 Mill. Lerchen. Früher wurde sie auch in Mitteldeutschland zahlreich gefangen (Leipziger Lerchen), doch ist dieser Unfug jetzt unterdrückt. Die Heidelerche (Baum-, Holz-, Dull-, Lullerche, Wald-, Heidenachtigall, Galerita [Alauda, Chorys] arborea *L.*), 15 cm lang, 29 cm breit, mit zartem Schnabel, kleinen Füßen, runden, breiten Flügeln u. kurzer Holle, oberseits rostfahlbraun, schwarzbraun gefleckt, unterseits rostweißlich, mit schwarzen Schaftstrichen, an der Kehle dunkel punktiert, Zügel und Schläfenstrich rostweißlich, die Schwingen braunschwarz, die mittlern beiden Schwanzfedern braun, die übrigen schwarz. Sie bewohnt in Mittel- und Südeuropa und in Westasien öde Heide- und Waldgegenden, wandert in kleinen Tagereisen und weilt bei uns von März bis September und Oktober. Sie ist höchst anmutig, rasch und gewandt, setzt sich auch auf Wipfel und Äste frei stehender Bäume, nistet zweimal, April bis Juli, unter einem Fichten- oder Wacholderbusch oder im Gras und legt 4—5

weißliche, grau und braun gefleckte Eier. Sie singt vortrefflich, hält sich aber im Käfig höchstens zwei oder drei Jahre. Die Haubenlerche (Kamm-, Kot-, Wege-, Zopf-, Kobel-, Kuppen-, Schopf-, Hauslerche, Galerita [A.] cristata *L.*), 18 cm lang, 33 cm breit, gedrungen gebaut, mit starkem Schnabel, mittelhohen Füßen, fast geraden Sporen, großen, breiten Flügeln und einer Holle auf dem Kopf, variiert sehr in der Färbung, bewohnt fast ganz Europa und einen großen Teil Afrikas, dringt von Süden her, wo sie besonders häufig ist, immer mehr in Deutschland vor, lebt wie die Feldlerche, nähert sich aber (besonders im Winter) mehr dem Menschen, bleibt auch im Winter bei uns, singt angenehm, nistet zwei-, auch dreimal (April bis Juli) sehr versteckt auf Feldern, Wiesen, in Gärten und legt 3—6 gelbe oder rötlichweiße, grau und gelbbraun gefleckte und punktierte Eier. Die Kalanderlerche (A. [Melanocorypha] calandra *L.*), 21 cm lang, 44 cm breit, mit sehr großem, dickem Schnabel, hohen, starken Füßen, großen, breiten Flügeln und kurzem, kaum ausgeschnittenem Schwanz, ist oberseits fahlbräunlich, heller gefleckt, Zügelstreifen, Kehle u. Brust zart rostgelblich, letztere dunkel gestrichelt, die übrigen Unterteile weiß, an den Halsseiten mit zwei großen schwarzen Flecken, die Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz, die beiden äußersten Schwanzfedern weiß. Sie bewohnt Südeuropa, Nordwestafrika und die Steppen Turkistans, erscheint sehr selten in Deutschland, findet sich überall auf dürren Feldern und stimmt in der Lebensweise mit der Feldlerche überein. Das Gelege besteht aus 3—5 weißen oder gelblichweißen, gelbbraun oder grau gefleckten oder punktierten Eiern. Ihr Gesang ist herrlich, für das Zimmer zu laut, und die Fähigkeit, andre Stimmen nachzuahmen, überraschend.

Lerche, Vincent Stoltenberg, norweg. Maler, geb. 5. Sept. 1837 in Tönsberg, gest. 28. Dez. 1892 in Düsseldorf, ging 1856 nach Düsseldorf, wo er sich in der dort herrschenden Malweise ausbildete. Er malte zuerst Architekturstücke und ging deshalb nach Venedig, von da an den Rhein, wo er namentlich Kirchen malte, endlich auch nach dem heimischen Norden, wo ihm Drontheim und Roeskilde Vorwürfe boten. Daneben machte er sich einen Namen als Karikaturenzeichner und bevölkerte bald seine Klosterhöfe, Sakristeien und Kirchengänge mit heitern Szenen aus der katholischen Priester- und Mönchswelt. Seine Hauptwerke sind: das Innere der Lambertikirche zu Düsseldorf (1862), Klosterbibliothek (1872, im Nationalmuseum zu Stockholm), der Zehntentag im Kloster (1873, in der Nationalgalerie zu Christiania), ein Wirtshaus in Köln zur Zeit der französischen Okkupation (1880), der Kirchenplan und Seemannsgeschichten (1886), der Zwerg des Königs (1888), fahrendes Volk im Kloster, politische Kannegießer und das neue Wirtshausschild (1892). Als Schriftsteller (in seiner Muttersprache) machte er sich bekannt durch zwei Bände »Reiseskizzen« (Christ. 1872 u. 1874), »Kleine Bilder für große Kinder«, zwei Hefte Kinderreime und Volksweisen in Arabesken (1876 u. 1879), als Illustrator durch zahlreiche Beiträge für deutsche, schwedische und norwegische Zeitschriften.

Lerchenammer, s. Ammern.

Lerchenfalke (Lerchenstößer), s. Falken, S. 155.

Lerchenfeld (Neu-L.), westlicher Vorort von Wien, gegenwärtig ein Teil des 16. Wiener Gemeindebezirks, hat zahlreiche Fabriken, ein Militärinvalidenhaus und (1890) 45,044 Einw. Die ehemalige Gemeinde Alt-L. bildet schon seit 1810 einen Teil des 8. Wiener Bezirks. Die Sprechweise von L. gilt als der Urtypus des Wiener Dialekts.

Lerchenfeld, 1) Maximilian Emanuel, Freiherr von, bayr. Staatsmann, geb. 16. Nov. 1778 in Ingolstadt, gest. 14. Okt. 1843 in Heinersreuth bei Bamberg, studierte in Ingolstadt, ward 1803 Rat in der Landesdirektion zu Ulm, ging 1807 als bayrischer Gesandter an den württembergischen Hof, wurde 1808 zum Generalkommissar des Rezatkreises zu Ansbach ernannt und in gleicher Eigenschaft 1809 nach Nürnberg, 1810 nach Innsbruck und 1814 nach Würzburg versetzt. Von 1817—25 und wieder 1833—35 war er Finanzminister, von 1825—33 Gesandter am Bundestag, seit 1835 zu Wien und seit 1842 wieder am Bundestag. An der Begründung der bayrischen Verfassung 1815—18 hatte sich L. in liberalem Sinne beteiligt. Vgl. M. v. Lerchenfeld, Die bayrische Verfassung und die Karlsbader Beschlüsse (Nördlingen 1883); Derselbe, Aus den Papieren des bayr. Staatsministers M. Freiherrn von L. (das. 1887).

2) Gustav, Freiherr von, bayr. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 30. Mai 1806 in Ulm, gest. 10. Okt. 1866, studierte die Rechte und war mehrere Jahre Bezirksrichter in der Pfalz und Appellationsgerichtsrat in Bamberg, bis er mit dem Tode seines Vaters 1843 den Staatsdienst verließ, um das Rittergut Heinersreuth zu übernehmen. Seit 1845 gehörte er der bayrischen Abgeordnetenkammer an, in welcher er das Ministerium Abel entschieden bekämpfte. Im März 1848 wurde er an die Spitze der Finanzverwaltung berufen, welches Amt er 15. Nov. mit dem Portefeuille des Innern vertauschte. Doch schon 20. Dez. d. J. gab er dasselbe wieder ab und beteiligte sich seitdem nur noch als Mitglied der bayrischen Abgeordnetenkammer am öffentlichen Leben. Infolge einer Äußerung gegen den Fürsten Wrede von diesem gefordert, ward er in dem dadurch veranlaßten Duell verwundet. Mit dem Grafen Hegnenberg war er in der Reaktionszeit der 50er Jahre Führer der liberalen Opposition in der Kammer. Als 1859 in Bayern der innere Friede hergestellt war, beteiligte L. sich mit großem Eifer an der deutschen Frage und war als ein Hauptführer der großdeutschen Partei einer der Gründer und Präsident des 1862 gestifteten großdeutschen Reformvereins. Er starb in Berchtesgaden infolge eines Sturzes (29. Sept. 1866) auf dem Untersberg. L. schrieb: »Die altbayrischen landständischen Freiheitsbriefe und Landesfreiheitserklärungen« (Münch. 1851); »Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I.« (Berl. 1854) und »Das Verfahren der deutschen Großmächte gegen Schleswig-Holstein und den Bund« (Jena 1866).

Lerchenfink, s. Ammern.

Lerchengarn, s. Vogelfang.

Lerchenkauz, s. Eulen, S. 23.

Lerchensporn, s. Corydalis.

Lerchenstößer, s. Falken, S. 155.

Lerchentaube, s. Tauben.

Lerdo de Tejāda, Sebastian, Präsident der Republik Mexiko, geb. 25. April 1827 in Jalapa (Staat Veracruz), gest. im April 1889 in New York, studierte in Puebla und trat 1855 als Mitglied des obersten Gerichtshofs in das öffentliche Leben. 1857 war er unter dem Präsidenten Comonfort drei Monate Ministerpräsident und Minister des Äußern. 1858 ward er in den Kongreß und zum Präsidenten desselben gewählt, lehnte den ihm von Juarez angebotenen

Ministerposten ab, flüchtete nach dem Siege der Franzosen bei Puebla 1863 mit der Regierung nach dem Norden, nahm dann in San Luis Potosi das Ministerium des Äußern an und führte als treuer Anhänger Juarez' ein unstetes Leben, bis dieser siegte. Auf Lerdos Rat ward Kaiser Maximilian 1867 erschossen. Er war dann unter Juarez Präsident des obersten Gerichtshofs, trat bei der Präsidentenwahl im Sommer 1871 als Kandidat gegen Juarez auf, unterlag zwar, übernahm aber nach dessen Tod (18. Juli 1872) provisorisch und nach fast einstimmiger Wahl (18. Aug.) definitiv die Präsidentschaft. Im Juli 1876 wurde er von neuem gewählt, aber schon im November von Porfirio Diaz gestürzt und zur Flucht nach den Vereinigten Staaten gezwungen.

Lerici (spr. léritschi), Stadt in der ital. Provinz Genua, Kreis Spezia, malerisch an der Ostküste des Golfs von Spezia gelegen, hat ein altes Kastell, eine Maschinenfabrik, Eisengießerei, Schiffswerfte, Olivenkultur, Fischerei, einen Hafen, in welchem 1893: 245 Schiffe von 8405 Ton. einliefen, ein Seebad (San Terenzo) und (1881) 2811 (als Gemeinde 6071) Einw. In dem zur Gemeinde L. gehörigen Pertusola befindet sich ein Hüttenwerk für silberhaltige Bleierze, eine Schiffswerft, das Fort Santa Teresa und ein Hafen, welcher 1893 von 1164 Schiffen mit 57,393 T. angelaufen worden ist.

Lerida, span. Provinz in der Landschaft Katalonien, grenzt im N. an Frankreich und die Republik Andorra, im NO. an die Provinz Gerona, im O. an Barcelona, im S. an Tarragona, im W. an Saragossa und Huesca, hat einen Flächenraum von 12,151 qkm (220,7 QM.), ist größtenteils ein wildes, romantisches Hochgebirgsland und wird im N. vom Hauptzug der Zentralpyrenäen, von der Maladettagruppe bis zum Einschnitt des Cerdañathals, dann von der zu den Ostpyrenäen gehörigen Sierra del Cadi (2535 m) sowie von den terrassenförmigen Vorlagen der Pyrenäen, darunter Sierra de Boumort (2074 m), Monsech ꝛc. erfüllt. Außer den Gebirgsthälern, darunter die Cerdaña, umfaßt die Provinz auch Ebenen, insbes. La Noguera westlich und die wohlbewässerten, üppigen Llanos del Urgel östlich vom untern Segre. Der eben genannte Nebenfluß des Ebro gehört beinahe in seiner ganzen Ausdehnung der Provinz an. Er nimmt hier die Noguera Pallaresa und die Noguera Ribagorzana auf. In der Provinz entspringt auch die Garonne, welche hier das schöne Pyrenäenthal Val de Aran durchfließt. Die Bevölkerung belief sich 1887 auf 285,417 Seelen, d. h. 23 auf das QKilometer. Der Boden ist steinig und, abgesehen von den Ebenen, wenig fruchtbar. In den Gebirgen gibt es viel Wald. Hauptprodukte sind: Getreide, Obst, Öl, Wein, Flachs, Hanf, Anis, Gartenfrüchte und Gemüse, dann Pferde, Esel, Maultiere, Rinder und Schweine sowie Schafwolle, Käse und Seide. Das Land ist reich an Erzen, insbes. an silberhaltigem Bleierz, dann an Braunkohlen und andern Mineralien und besitzt auch Salinen und Mineralquellen. Die Industrie ist nicht bedeutend. Die Provinz umfaßt acht Gerichtsbezirke.

Lerida, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), 140 m ü. M., in fruchtbarer Ebene am Abhang eines Hügels, am rechten Ufer des Segre, an den Eisenbahnlinien Barcelona-Saragossa und L.-Tarragona gelegen, Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, hat alte Mauern, ein Kastell und drei detachierte Forts, eine Römerbrücke über den Segre, einen alten Palast der Könige von Aragonien, eine ehemalige Kathedrale aus dem 13. Jahrh. in byzantinisch-gotischer Architektur mit 72 m hohem Turm, eine neue Kathedrale, ein theologisches Seminar, ein Instituto (früher auch eine Universität) und (1887) 21,885 Einw. Die Industrie der Stadt besteht in Fabrikation von Glas, Leder, Papier, Seide, Woll- und Baumwollwaren; der Handel hat hauptsächlich Getreide und Holz zum Gegenstand. — L. ist das alte Ilerda (s. d.), die Hauptstadt der Ilergeten. In der Ebene von L. zwang Cäsar 49 v. Chr. die Pompejanischen Legaten Afranius und Petrejus zur Kapitulation. Am 23. April 1810 hier Sieg der Franzosen unter Suchet über die Spanier unter O'Donnell, worauf sich die Stadt 14. Mai den Franzosen ergab. Vgl. Pleyan de Porta, Historia de L. (Madr. 1874).

Lerinische Inseln (franz. Iles de Lérins), Inselgruppe im Mittelmeer, zum franz. Depart. Seealpen, Arrond. Grasse, gehörig, 4 km südöstlich von Cannes gelegen, trennt den Golf von Napoule (westlich) von jenem von Jouan (östlich). Die bedeutendsten Inseln sind: Ste.-Marguerite (im Altertum Lero), 7 km im Umfang, mit einem Fort, in welchem unter andern der Mann mit der eisernen Maske und der Marschall Bazaine gefangen gehalten wurden, und südlich davon St.-Honorat (im Altertum Lerina), 3 km im Umfang, mit Resten eines ehemals berühmten Klosters (jetzt von Cisterciensern bewohnt) und eines Kastells.

Lerius, Theodor van, belg. Kunstschriftsteller, geb. 31. März 1819 in Antwerpen, wurde 1845 Advokat daselbst und starb 21. April 1880. Er beschäftigte sich eingehend mit dem Studium der niederländischen Kunstgeschichte und hat sie durch seine archivalischen Studien wesentlich aufklären helfen. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften ꝛc. gab er heraus: »Notre Dame d'Anvers avant la seconde invasion française en 1794« (Antwerp. 1841); »Notice des œuvres d'art qui ornent l'église de St.-Jacques à Anvers« (Borgerhout 1855, Nachtrag 1871); »Études sur les tendances de l'art chrétien exclusif« (1860). Er war der Hauptmitarbeiter an der epochemachenden 2. Auflage des »Catalogue du Musée d'Anvers« (Antwerp. 1857, Supplement 1863) und veröffentlichte mit Ph. Rombouts das großartige Werk »De liggeren en andere historische archieven der Antwerpsche St. Lucasgilde« (das. 1864—76), welches über die Lebensumstände einer großen Anzahl von Künstlern zum erstenmal ein klares Licht verbreitete. Aus seinem Nachlaß erschien: »Biographies d'artistes anversois« (Gent 1883).

Lerma, 1) Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Burgos, am Arlanza, mit Ruinen eines vom Herzog von L. (s. unten) erbauten Schlosses, einer Kollegiatkirche und (1887) 2617 Einw. — 2) Stadt im mexikan. Staat Mexiko, 2626 m ü. M., an der Bahn von der Stadt Mexiko nach Toluca, zwischen den beiden Quellseen des Rio de L. oder Jacoloacan, der, nachdem er noch den Chapalasee durchflossen hat, als Rio Grande de Santiago (s. d.) in den Stillen Ozean mündet, hat Pulquebrennereien, Fabrikation von Gebissen und Sporen und mit der Umgebung (1880) 11,120 Einw.

Lerma, Francisco Gomez de Sandoval y Rojas, Herzog von, Günstling König Philipps III. von Spanien, geb. um 1550, gest. 1625, wurde diesem schon als Thronerben von Philipp II. als Hofmarschall beigegeben und wußte sich bei dem Prinzen

dessen tägliche Andachtsübungen er mitmachte, und den er mit Geld unterstützte, so in Gunst zu setzen, daß ihn Philipp wieder vom Hof entfernte und ihn zum Vizekönig von Valencia ernannte. Philipp III. rief ihn sogleich nach seiner Thronbesteigung 1598 zurück und ernannte ihn zum ersten Minister. L. führte fortan eine unbeschränkte Alleinherrschaft, besetzte alle Ämter mit seinen Günstlingen und hatte eine solche Gewalt über den König, daß er diesem verbot, mit seiner Gemahlin Magarete von Staatsangelegenheiten zu reden, und daß man L. der Anwendung von Zaubermitteln auf Philipp beschuldigte. L. war ein vollendeter Hofmann, der durch sein feines Benehmen viele gewann, aber ohne staatsmännische Begabung. Während er am Hof ein glänzendes, aber steifes Zeremoniell einführte, nahm infolge der Vernachlässigung der Verwaltung, der schamlosen Bereicherung der Beamten (L. selbst sammelte ein Vermögen von 40 Mill. Dukaten) und der Ausbreitung des geistlichen Grundbesitzes die Armut des Landes zu; der Ackerbau verfiel, Industrie und Handel stockten, die Flotte geriet in Verfall, das Heer verwilderte. Das Elend wurde noch unheilbar vergrößert durch die Austreibung von 500,000 Moriskos (1609—11). Nach außen befolgte L. eine friedliche Politik: er schloß Frieden mit England (1604), Waffenstillstand mit den vereinigten Niederlanden (1609) und mit Frankreich ein Bündnis, in welchem eine Wechselheirat zwischen beiden Häusern verabredet wurde (1612). Aber der allgemeine Unwille gegen Lermas gewissenlose Verwaltung brachte denselben 1618 zu Fall, nachdem er 20 Jahre geherrscht und nach dem Tode seiner Frau sogar Kardinal geworden war. Der neue Beichtvater Aliaga machte ihm den König abwendig, und L. zog sich auf seine Güter zurück. Sein eigner Sohn, der Herzog von Uzeda, wurde sein Nachfolger. Nach Philipps III. Tod (1621) wurde L. sogar von dem neuen Machthaber Olivarez angeklagt, verlor seinen Jahrgehalt und wurde zur Rückzahlung einer hohen Geldsumme verurteilt.

Lerma, Rio de, der Oberlauf des Rio Grande de Santiago (s. d.) in Mexiko.

Lermolieff, Iwan, Pseudonym, s. Morelli.

Lermontow, Michail Jurjewitsch, einer der größten russ. Dichter, geb. 15. (3.) Okt. 1814 in Moskau als Sohn eines Obersten a. D., gest. 27. (15.) Juli 1841 im Kaukasus, erhielt, nachdem seine Mutter Maria Michajlowna, geborne Arsenjew, 1817 im Alter von 21 Jahren gestorben war, im Hause seiner Großmutter Jelissaweta (Elisabeth) Alexejewna Arsenjew in Tarchany (Kreis Tschembary, Gouv. Pensa) eine sorgfältige Erziehung und gründlichen Unterricht in den modernen Sprachen, machte im 11. Lebensjahr nach überstandener schwerer Krankheit mit seiner Großmutter eine Reise nach einem Badeort am Kaukasus, kam 1828 in die Universitätspension für Adlige zu Moskau und bezog im April 1830 die dortige Universität. Wegen eines Jugendstreichs relegiert, ging er 1832 nach Petersburg und trat in die Junkerschule ein, von wo aus er 1834 als Offizier in das Leibgardehusaren-Regiment kam, ward aber infolge eines racheheischenden Gedichts auf den Tod Puschkins, eines seiner berühmtesten Gedichte, betitelt: »Na smert' poeta« (»Auf den Tod des Dichters«), 1837 als Fähnrich in ein Dragonerregiment nach dem Kaukasus geschickt. Zwar wurde er, nach ein paar Monaten begnadigt, zuerst in ein Grodnoer und im April 1838 in sein ursprüngliches Regiment zurückversetzt, doch mußte er 1840 infolge eines Duells mit dem Sohne des französischen Botschafters Barante (1. März [18. Febr.]) zum zweitenmal in den Kaukasus wandern, wo er in einem Infanterieregiment an den Kämpfen gegen die Tschetschenzen teilnahm. Noch Ende des Jahres erhielt er Erlaubnis, auf einige Zeit nach Petersburg zurückzukehren, woselbst er bis April 1841 blieb. Auf der Rückreise nach dem Kaukasus wurde er in Moskau mit Fr. v. Bodenstedt bekannt, welcher in der Folge Lermontows Gedichte ins Deutsche übersetzte und eine Charakteristik Lermontows: »Erinnerungen an L.«, schrieb. Gleich nach seiner Rückkehr in den Kaukasus nahm L. Urlaub nach dem Badeort Pjatigorsk, in dessen Nähe ihm bald darauf ein zweites Duell den Tod brachte; die Kugel seines Gegners Martynow, eines Kollegen und Schulfreundes, traf ihn mitten ins Herz. Sein Leichnam wurde im März 1842 auf das Gut seiner Großmutter gebracht und dort bestattet. 1881 wurde in St. Petersburg ein eignes L.-Museum gegründet. In Pjatigorsk, unweit der Stelle, wo er fiel, wurde ihm 28. (16.) Aug. 1889 ein Denkmal errichtet. L. war ein begeisterter und äußerst talentvoller Anhänger und Mitstrebender Puschkins und gehörte zu den rein subjektiven Dichtern. Frühzeitig abgestumpft für jeden Lebensgenuß, ward er einer der bedeutendsten Vertreter Byronscher »Zerrissenheitspoesie«, die in seinen Dichtungen das rastlose Ringen eines einsamen, freien und vornehmen Geistes gegen den Druck einer unerbittlichen Autokratie offenbarte. L. ist bedeutend in der Lyrik und groß in der poetischen Erzählung; namentlich war es die großartige Gebirgswelt des Kaukasus, die ihn zu den schönsten und bedeutsamsten seiner Poesien begeisterte. Die vorzüglichsten seiner byronisch gefärbten, durch Kühnheit und Genialität der Behandlung hervorragenden epischen Gedichte, wie: »Meyri« (»Der Novize«), »Ismail Bey«, »Valerik«, »Hadži-Abrek«, »Kaznačejša« (»Die Rentmeisterin«), »Der Dämon« etc., spielen fast alle im Kaukasus. Am originellsten aber erweist er sich in dem echt nationalen »Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch, seinem Leibwächter und dem mutigen Kaufmann Kalaschnikow«, das Geist und Form altrussischer Volkspoesie mit naiver Treue wiedergibt. Sein vortrefflicher Roman »Geroj našego vremeni« (»Ein Held unsrer Zeit«, mehrfach ins Deutsche übersetzt, so Berl. 1852, Wien 1856, auch in Reclams Universalbibliothek) ward Anlaß zu dem Zweikampf, der ihn das Leben kostete. Ausgaben seiner sämtlichen Werke erschienen mehrfach; der »Bücherkatalog der russischen Buchhändler« weist für 1891 (das 50. Jahr nach Lermontows Tod) allein 16 neue Gesamtausgaben von Lermontows Werken auf. Hervorheben wollen wir die Ausgabe von J. N. Kuschnerew, mit Illustrationen von den ersten russischen Künstlern (Moskau 1891, 2 Bde.). Zahlreich sind auch die Abhandlungen über Lermontows Schriften. Ins Deutsche sind seine Gedichte wiederholt übertragen worden, am besten von A. Ascharin (Dorpat 1877; 2. Aufl., Reval 1885). Die Authentizität der Gedichte in Bodenstedts Veröffentlichung »M. Lermontows poetischer Nachlaß« (Berl. 1852) wird von russischen Litterarhistorikern bestritten. Die russischen Originale sind nicht vorhanden. Vgl. »Russkaja Starina«, 1887, Nr. 5.

Lermoos, Dorf in Tirol, Bezirksh. Reutte, 989 m ü. M., in einem weiten, östlich vom Wetterstein- und südöstlich vom Mieminger-Gebirge begrenzten Thalkessel, am Ursprung der Loisach und an der Straße

von Reutte über den Fernpaß in das Oberinnthal gelegen, beliebter Ausgangspunkt für Gebirgstouren, mit Drechslerei, Holzschnitzerei und (1890) 580 Einw.

Lerna, im Altertum ein Sumpfsee an der Küste südlich von Argolis, in welchem die lernäische Schlange hauste, die Herakles tötete; vgl. Herakles, S. 653.

Lero (im Altertum Leros), türk. Insel im Ägäischen Meer, an der Küste von Kleinasien, vor dem Golf von Mendelia, 49,5 qkm groß, mit 3700 griech. Einwohnern. Die Hauptstadt H. Marina (türk. Lerioz), Sitz eines Bischofs, hat ein Kastell, einen Hafen und 1500 Einw.

Le roi règne et ne gouverne pas (franz., »der König herrscht, aber regiert nicht«), ein Satz, welchen Thiers in der seit 1. Juli 1830 erschienenen Zeitung »Le National« aufstellte und begründete, und der seitdem einer der wichtigsten Grundsätze des Konstitutionalismus nach französischem Muster wurde. Übrigens hat ihn schon Jan Zamojski (gest. 1605) im polnischen Reichstag ausgesprochen (Rex regnat, sed non gubernat).

Leroux (spr. lörū), 1) Pierre, franz. Philosoph und Sozialist, geb. 6. April 1797 in Paris, gest. daselbst 12. April 1871, erlernte die Buchdruckerei, wurde dann Journalist und Anhänger Saint-Simons, gründete 1824 das Journal »Le Globe«, welches 1831 das Organ der Saint-Simonisten wurde. Als Enfantin Führer derselben wurde, trennte er sich von der Schule und versuchte ein neues sozialistisches System aufzustellen. Außer einigen Artikeln in der von ihm mit Regnaud herausgegebenen »Encyclopédie nouvelle« (1841, 8 Bde.) veröffentlichte er zu diesem Zweck: »De l'Égalité« (1838), »Réfutation de l'éclecticisme« (1839), »De l'humanité, etc.« (1840, 2 Bde.; 2. Aufl. 1845). Das darin entwickelte System ist eine konfuse Reproduktion Pythagoreischer und buddhistischer Lehren, vermischt mit Saint-Simonistischen Ideen. 1841 gründete er mit George Sand die sozialistische »Révue indépendante«. 1846 erhielt er die Konzession als Buchdrucker, organisierte und leitete dann in Boussac eine sozialistisch-genossenschaftliche Buchdruckerei u. gab zwei neue Journale: »L'Éclaireur« und »Revue sociale«, heraus. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution 1848 proklamierte er in Boussac die Republik und wurde 25. Febr. Maire des Ortes. Später in die Konstituierende und in die Legislative Versammlung gewählt, schloß er sich der radikalen Partei an, deren Hauptredner er war. Nach dem Staatsstreich (1852) proskribiert, lebte er zuerst längere Zeit mit seiner Familie auf Jersey und veröffentlichte von dort die sozialphilosophische Dichtung »La Grève de Samarez« (1864). Später lebte er meist in Lausanne. Nach der Amnestie von 1869 kehrte er nach Frankreich zurück.

2) Hector, franz. Maler, geb. 27. Dez. 1829 in Verdun, widmete sich auf der École des beaux-arts und bei Picot der Malerei, ging 1857 nach Rom und machte dann größere Reisen nach Griechenland und Kleinasien. Er schildert meist Szenen aus dem altgriechischen und altrömischen Leben in kühler akademischer Manier. Seine Hauptwerke sind: eine neue Vestalin (1863, Museum zu Verdun), Leichenbegängnis im Kolumbarium des Hauses der Cäsaren zu Rom (1864, im Luxembourg), Messalina (1868), die Vestalin Tuccia (1874, Museum zu Washington), Begräbnis des Themistokles (1876), die Danaïden (1877), der Untergang von Herculaneum (1881), Sacrarium (1883), die Flucht der Vestalinnen aus Rom 390 v. Chr. (1884), eine Künstlerin in Herculaneum (1889) und Hagar und Ismael (1892). — Sein Bruder Eugène, ebenfalls ein Schüler Picots, hat anfangs meist ländliche Genrebilder, in neuerer Zeit überwiegend Bildnisse gemalt.

Leroux de Lincy (spr. lörū d'längßi), Adrien Jean Victor, franz. Litterarhistoriker, geb. 21. Aug. 1806, Bibliothekar am Arsenal zu Paris, gest. daselbst 21. April 1870, machte sich durch folgende Werke bekannt: »Recueil de chants historiques français depuis le XII. jusqu'au XVIII. siècle« (1841, 2 Bde.); »Le livre des proverbes français« (1842; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.); »Les femmes célèbres de l'ancienne France« (1847, 2 Bde.) u. a. Außerdem besorgte er Ausgaben altfranzösischer Texte (»Roman de Brut«, 1838, &c.).

Leroy-Beaulieu (spr. lörŭá boljö), 1) Anatole, franz. Historiker, geb. 1842 in Lisieux (Calvados), seit 1881 Professor der modernen Geschichte an der École libre des sciences politiques zu Paris. Nach mehrmaliger Bereisung Rußlands schrieb er sein Hauptwerk: »L'Empire des Tsars et les Russes« (1881—89, 3 Bde.; 7. Aufl. 1893; deutsch von Pezold, Sondersh. 1887—90, 3 Bde.). Er veröffentlichte außerdem: »Un homme d'État russe: Nicolas Milutine« (1884); »La France, la Russie et l'Europe« (1888); »La révolution et le libéralisme« (1890); »Israël chez les Nations« (gegen den Antisemitismus, 1893; deutsch, Wien 1893); »La papauté, le socialisme et la démocratie« (1893) u. a.

2) Pierre Paul, franz. Publizist und Nationalökonom, Bruder des vorigen, geb. 9. Dez. 1843 in Saumur, studierte in Paris, Bonn und Berlin und widmete sich nach größern Reisen in England, Deutschland, Österreich, Italien und Spanien litterarischen Arbeiten, vornehmlich auf nationalökonomischen Gebieten. 1873 begründete er den »Économiste français«, ein Wochenblatt. 1872 wurde er Professor der Finanzwirtschaft an der »École libre des sciences politiques, 1880 Professor der Nationalökonomie am Collège de France. Außer Beiträgen zum »Temps«, der »Revue des Deux Mondes« und den »Débats« schrieb er: »L'administration locale en France et en Angleterre« (Par. 1872); »De la colonisation chez les peuples modernes« (1873, 4. Aufl. 1891); »De l'état social et intellectuel des populations ouvrières« (1868); »Guerres contemporaines« (Brüssel 1869); »La question ouvrière au XIX. siècle« (1871, 2. Aufl. 1882); »Le travail des femmes au XIX. siècle« (1873); »Traité de la science des finances« (1877, 2 Bde.; 5. Aufl. 1891); »Essai sur la répartition des richesses« (1880, 3. Aufl. 1887); »Le collectivisme; examen critique du nouveau socialisme« (1884, 3. Aufl. 1897); »L'Algérie et la Tunisie« (1887); »Précis d'économie politique« (1888, 4. Aufl. 1894); »L'État moderne et ses fonctions« (1889, 2. Aufl. 1891).

Leroy de Saint-Arnaud (spr. lörŭa d'ßängt-arnō), Jacques, s. Saint-Arnaud.

Leroyer (spr. lörŭajē), Elie, franz. Minister, geb. 1816 in Genf von französischen Eltern reformierter Konfession, ließ sich zuerst in Paris, 1843 in Châlon-sur-Saône, 1855 in Lyon als Advokat nieder, wo er sich auch der republikanischen Partei anschloß. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 4. Sept. 1870 ward er zum Generalprokurator von Lyon ernannt und war bei den demagogischen Unruhen während des Krieges nach Kräften bemüht, das Gesetz zur Geltung zu

bringen. Am 8. Febr. 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, schloß er sich der republikanischen Linken an und wurde Vizepräsident der Union republicaine. Er war einer der begabtesten Redner der Versammlung. Als 31. März 1873 der reaktionäre Antrag auf Umänderung der Gemeindeverfassung von Lyon (um die Simultanschulen beseitigen zu können) in der Nationalversammlung verhandelt wurde, reizte L. durch seine Verteidigung des Lyoner Gemeinderats ein Mitglied der Rechten zu einer Unterbrechung, die der Präsident Grévy tadelte, weswegen die Rechte diesen zum Rücktritt zwang. 1876 ward er zum Senator auf Lebenszeit erwählt und war auch im Senat Präsident der republikanischen Linken. Am 4. Febr. 1879 übernahm er im Kabinett Waddington das Justizministerium und begann die richterlichen Kollegien von bonapartistischen und klerikalen Elementen zu reinigen, trat aber im Dezember 1879 zurück, da er weder in die Amnestie noch in die Aufhebung der Unabsetzbarkeit der Richter willigen wollte, und wurde 1882 zum Präsidenten des Senats gewählt. Wegen trauriger Familienereignisse legte er im Februar 1893 dieses Amt nieder.

Lerp, s. Eucalyptus.

Lersen (Ledersen), lederne Beinkleider, im 14. Jahrh. kurz und weit, später lang und eng, mit dicht stehenden Hefteln geschlossen.

Lerwick (spr. lérrick), Hauptstadt der zu Schottland gehörigen Shetlandinseln, auf der Insel Mainland am Bressaysund gelegen, der einen vorzüglichen Hafen (1886 ausgebaut) bildet, ist die nördlichste Stadt Großbritanniens und hat (1891) 3930 Einw., die namentlich Fischfang, Schiffahrt (zum Hafen gehörten 1894: 44 Schiffe von 2320 Ton.), etwas Strohflechterei und Wollspinnerei treiben. L. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Lès, Badeort, s. Aranthal.

Les., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für R. P. Lesson (s. d.).

Lesage (spr. lößāsch'), Alain René, franz. Dichter, geb. 8. Mai 1668 in Sarzeau bei Vannes, gest. 17. Nov. 1747 in Boulogne-sur-Mer, studierte in Paris, wurde Advokat, widmete sich aber bald ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit. Es gelang ihm indessen erst spät und nach vielen fruchtlosen Versuchen auf verschiedenen Gebieten (worunter Übersetzungen aus dem Griechischen und dem Spanischen), sich einen Namen zu verschaffen; am meisten trug dazu das Wohlwollen seines Gönners, des Abbé Lyonne, bei. Von seinen Dramen, die er für die kleinern Bühnen schrieb, fanden »Crispin rival de son maître« nach einem spanischen Stück des Mendoza (1707) und »Turcaret« (1708), eine Satire gegen die Financiers damaliger Zeit, lebhaften Beifall. Noch größern Ruhm erwarb er sich durch seine komischen Romane, namentlich »Le diable boiteux« (1707; auch Paris 1878, 2 Bde.; deutsch von L. Schücking, Hildburgh. 1866), nach einem spanischen Vorbild (von Guevara), was Titel, Umgebung und Personen betrifft, sonst durch und durch französisch und gegen die Frömmelei aus der Zeit des alternden Ludwig XIV. gerichtet, und »Gil Blas de Santillane« (1715—35, 4 Bde., auch Par. 1820, 3 Bde.; deutsch, Berl. 1856), mit freier Benutzung italienischer und spanischer Werke geschrieben, obwohl seine Neider (Voltaire) und spanische Patrioten es für die Kopie eines spanischen Originals ausgaben. »Gil Blas« stellt das menschliche Leben dar mit seinen Wunderlichkeiten und Abenteuern, mit seinem Schicksalswechsel und den verschiedenen Lagen, in die uns die Eigentümlichkeiten unsrer Launen, unsers Geschmacks und unsrer Fehler bringen. Es fehlt nur eine gewisse ideale und moralische Höhe, zu der die damalige Zeit sich nicht aufschwingen konnte. Man hat »Gil Blas« mit Rabelais und Lafontaine verglichen; er ist wohl der Vorläufer Figaros. Von seinen übrigen Romanen sind hervorzuheben: »Les aventures de Guzman d'Alfarache«, nach dem spanischen Roman des Mateo Aleman (1732, 2 Bde.), und »Le bachelier de Salamanque« (1736—38, 2 Bde.), eine Frucht seines Alters und von L. selbst sehr hoch geschätzt. Die sonstigen Werke Lesages bestanden in Vaudevilles, komischen Opern (101 an der Zahl), Intermezzos, Possen ꝛc. Die Akademie, die er in seinen Romanen persifliert hatte, rächte sich, indem sie ihn nicht aufnahm. Sein Einfluß machte sich zuerst in England (bei Smollett) geltend, erst später in Frankreich (bei Balzac). Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1828 in 12 Bänden; eine Auswahl derselben zuletzt 1840 (hrsg. von Poitevin); sein »Théâtre« 1879; sein »Théâtre de la foire« 1721—37, 10 Bde. Von seinen Hauptwerken gibt es unzählige Einzelausgaben. Eine deutsche Übersetzung der Werke lieferte Wallroth (Stuttg. 1839—40, 12 Bde.). Vgl. Barberet, L. et le Théâtre de la foire« (Dijon 1887); L. Claretie, Le roman en France au début du XVIII. siècle. Lesage romancier (Par. 1890) u. dessen kleinere Biographie (1894); Lintilhac, Lesage (1893).

Lesbische Liebe (Tribadie), Befriedigung des Geschlechtstriebes zwischen zwei weiblichen Personen.

Lesbonax, griech. Rhetor, in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr., aus Mitylene, war einer der ersten Rhetoren, welche wieder auf die attischen Muster zurückgingen, und genoß bei seinen Zeitgenossen großes Ansehen. Wir besitzen von ihm drei kleine Deklamationen, nach dem Muster der Olynthischen Reden des Demosthenes gearbeitete Mahnreden an die Athener zum Kampf gegen Theben (hrsg. von Orelli, Leipz. 1826, und in den Sammlungen der griechischen Rhetoren und Redner).

Lesbos, die größte unter den Inseln des Ägäischen Meeres, an der Küste von Troas und Mysien (Kleinasien) gelegen, im Mittelalter nach ihrer Hauptstadt Mytilene genannt und daher jetzt noch den Namen Mytilini, bei den Türken Midüllü führend, gehört gegenwärtig zum türkischen Insel-Wilajet und umfaßt 1750 qkm (32 QM.) mit 100,000 griechischen und 10—12,000 türk. Einw. Von SW. dringt der Busen von Kaloni (der antike Euripos Pyrrhäos) tief ins Land, von SO. der Golf von Hiera (Euripos). Dadurch zerfällt die ungefähr dreieckige Insel in drei verschieden große Teile. Sie ist ziemlich gebirgig; die Hauptgipfel hießen im Altertum Ordymnos im W., Lepetymnos (838 m, jetzt Korákas) und Olympos (938 m, jetzt Hag. Ilias). Der Osten besteht aus wechsellagernden Schichten von grünem Chloritschiefer und kristallinischem Kalk, der Westen aus Eruptivgesteinen. Die Insel hat ein vortreffliches Klima, ist fruchtbar und reich an Holz (Pinus maritima), Getreide, Wein, Feigen u. Oliven und führt namentlich Öl, Seife und Valoneen (jährlich für 14—16 Mill. Mk.) aus. Der Wein von L., namentlich der von Methymna, gehörte schon im Altertum zu den besten. — Zu den ältesten pelasgischen Bewohnern von L. gesellten sich noch vor dem Troischen Krieg Jonier; aber erst seit der Einwanderung von Äoliern, 130 Jahre nach dem Troi-

schen Kriege, begann die Insel aufzublühen. Die neugegründeten Städte wurden durch ihre Lage an einem hafenreichen Ufer bald mächtig und reich, erlangten selbst die Herrschaft über einen Teil des gegenüber liegenden Festlandes und bildeten kleine selbständige Gemeinwesen, mußten sich aber später den Persern unterwerfen. 476 v. Chr. schloß sich L. dem Athenischen Seebund an, empörte sich 428 im Peloponnesischen Kriege, wurde aber 427 von Athen wieder unterworfen und hart bestraft; später gehörte es zum makedonischen, dann zum römischen Reich. Berühmt ist die Insel besonders als Heimat der musischen Künste und als Vaterland einer Reihe der ausgezeichnetsten Männer: der Philosophen Pittakos und Theophrastos, der Historiker Hellanikos und Theophanes, der Sänger Arion und Terpandros, des Dichters Alkäos, der Sappho etc. Die Einwohner standen im Ruf großer Bildung, waren aber auch durch ihren Hang zur Weichlichkeit und Unsittlichkeit (s. Lesbische Liebe) berüchtigt. Die fünf wichtigsten Städte der Insel waren Methymna (jetzt Molyvo), Antissa (bei Sigri), Eresos (Ereso), Pyrrha (Ruinen Pira) und Mytilene (Kastro). Im 14. Jahrh. wurde L. von den Byzantinern an die genuesische Familie Gateluzzio abgetreten, deren letzter Herzog, Niccolò, 1462 die Insel an Mohammed II. verlor. 1690 und 1698 erfochten die Venezianer und 21. Juni 1821 die Griechen bei L. Seesiege über die Türken. Vgl. Conze, Reise auf der Insel L. (Hannov. 1865); Koldewey, Die antiken Baureste der Insel L. (29 Tafeln, Berl. 1890, daraus in Sonderdruck: »Itinerare auf der Insel L.«, mit Karten von Kiepert); de Launay, Description géologique des îles de Metelin et de Thasos (in den »Nouv. Arch. missions scientif.«, Bd. 1, Par. 1891); Georgeakis u. Pineau, Le Folk-lore de L. (Par. 1894).

Lesbroussart (spr. läbrußär), Philippe, belg. Dichter und Schriftsteller, geb. 25. März 1781 in Gent, gest. 4. März 1855 in Ixelles bei Brüssel, war 1835—48 Professor der Litteraturgeschichte an der Universität Lüttich. Er machte sich zuerst bekannt durch sein Gedicht »Les Belges« (1810) und die, wie jenes, preisgekrönte Kantate »La bataille de Waterloo«; seine gesammelten »Poésies« erschienen in Brüssel 1827; auch mit dramatischen Versuchen, Operntexten und Prosaschriften trat er hervor.

Lescar, Stadt im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrond. Pau, auf einer Anhöhe über dem Gave de Pau und an der Südbahn gelegen, hat eine schöne romanische Kirche (12. Jahrh.), Reste alter Festungswerke, eine Lehrerbildungsanstalt, Wirkwarenerzeugung und (1891) 1449 Einw. Der Ort wurde zu Ende des 10. Jahrh. gegründet u. war bis 1790 Bischofsitz.

Lesche (griech.), in den griech. Städten ein Ort zu geselligem Verkehr u. öffentlicher Unterhaltung, meist mit Säulenhallen und Werken der Kunst geschmückt.

Leschen., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für L. Th. Leschenault de la Tour (spr. läsch'nō dö la tūr), geb. 13. Nov. 1773 in Châlon-sur-Saône, gest. 14. März 1826 in Paris, bereiste Südasien, Polynesien und Südamerika, war Direktor des botan. Gartens in Ponditscherri; schrieb: »Notice sur la végétation de la Nouvelle Hollande et de la Terre de Diémen« in Péron u. Freycinets »Voyage de découvertes aux terres australes« (2. Aufl., Par. 1824).

Leschetitzki, Theodor, Pianist, geb. 1831 in Lemberg, erhielt seine Ausbildung in Wien, übernahm nach erfolgreichen Konzerttouren 1864 eine Klavierprofessur am Petersburger Konservatorium, wo er viele bedeutende Schüler ausbildete, gab dieselbe aber 1878 auf und ließ sich in Wien nieder, fortgesetzt eine ausgezeichnete Lehrthätigkeit entfaltend und als Konzertspieler seinen Ruf immer mehr befestigend. 1880 verheiratete er sich mit seiner bedeutendsten Schülerin, Annette Essipow (s. d.). Leschetitzkis Eigenschaften als Pianist sind Delikatesse u. Sauberkeit, weniger Größe und Leidenschaftlichkeit. Als Komponist zeigt er sich mit wirkungsvollen Klaviersolis, Liedern u. einer Oper: »Die erste Falte« (Prag 1867).

Léschije (in der Einzahl Léschij), im Volksglauben der Russen bösartige Waldgeister, welche sich beliebig groß oder klein machen, ganz behaart sind und eine schreckliche Stimme haben. Leute, die sie im Walde treffen, umkreisen sie, wodurch jene irre geführt werden.

Leschjanin, Milojko, serb. General, geb. 1833, absolvierte 1853 die Militärakademie in Belgrad, vervollständigte seine Studien in Berlin u. Paris, wurde dann Professor und Direktor der Belgrader Akademie und schon 1873 Kriegsminister im Kabinett Ristitsch. 1876 war er Befehlshaber der Timokdivision und zeichnete sich durch Tapferkeit und militärische Tüchtigkeit, namentlich im Kampf bei Sajtscha gegen Osman Pascha, aus. 1878 wurde er in diplomatischen Missionen nach Santo Stefano und Petersburg entsendet. 1880 trat er wieder als Kriegsminister in das Kabinett Pirotschanaz ein und ward 1882 Chef des Generalstabs.

Leschkerreh, Oase in der Libyschen Wüste, östlich von Audschila, 10 qkm groß, mit 20,000 Dattelpalmen, mohammedanischem Kloster und Schule und bewohnt von 500 arabischen Suaya.

Leschnitz, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Groß-Strehlitz, an der Linie Brieg-Kosel-Kandrzin-Oderberg der Preußischen Staatsbahn, hat 2 kath. Kirchen, eine Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder, eine Idiotenpflegeanstalt, ein Amtsgericht, Schnupftabaksfabrikation u. (1890) 1554 Einw., davon 29 Katholiken u. 44 Juden. Nördlich der 385 m hohe St. Annaberg (Chelmberg), höchster Punkt Oberschlesiens, mit Kloster nebst Wallfahrtskirche und 35 Kapellen, jährlich von ca. 100,000 Wallfahrern besucht. An der Westseite des Berges großartige Kalk- und Basaltsteinbrüche.

Lescot (spr. leskō), Pierre, franz. Architekt, einer der Begründer der Renaissance in Frankreich, geb. 1510 in Paris. Nachdem er in Rom die antiken Baudenkmäler kennen gelernt hatte, wurde er 1546 zum Architekten des Louvre berufen, dessen Ausbau er bis zu seinem Tode 1578 leitete. Er war Rat und Almosenier des Königs Heinrich II., Abt von Clermont und Kanonikus an Notre Dame zu Paris. Am Louvre führte er den südlichen Teil des Westflügels und einen Teil des Südflügels aus. Von ihm rührt ferner die Fontaine des Innocents (1550) zu Paris (s. Tafel »Brunnen«, Fig. 6) her. Vgl. Berty, Les grands architectes français de la Renaissance (Par. 1860).

Lesdiguières (spr. lesdighjär'), François de Bonne, Herzog von, Connétable von Frankreich, geb. 1. April 1543 in St.-Bonnet de Champsaur, gest. 28. Sept. 1626, war Anhänger der Reformation, kämpfte an der Spitze einer Hugenottenschar mit Glück in dem Dauphiné und der Provence und trug viel zur Erhebung Heinrichs IV. auf den französischen Thron bei. Dieser ernannte ihn zum Oberbefehlshaber im Kriege gegen Karl Emanuel von Savoyen, den er in mehreren Schlachten schlug. 1608 wurde er Marschall

von Frankreich und 1611 Herzog von L. Auch unter Ludwig XIII. behielt er seinen Einfluß, wurde zum Generalissimus ernannt, belagerte im Kriege gegen die Hugenotten 1621 St.-Jean d'Angély und Montauban, schwur 1622 zu Grenoble auch den Calvinismus ab und wurde zum Connétable erhoben. Sein Titel ging auf seinen Schwiegersohn, den Marschall v. Crequi, über. Vgl. L. Videl (L.' Sekretär), Vie du duc de L. (Par. 1638); Douglas und Roman, Actes et correspondance du connétable de L. (Grenoble 1878—84, 3 Bde.); Dufayard, Le connétable de L. (Par. 1892).

Lese, Benozzo di, Maler, s. Gozzoli.

Lesebuch, im weitern Sinne jedes Buch, welches ohne besondern Nebenzweck für unterhaltende und anregende Lektüre bestimmt ist, zum Unterschied von Lehrbüchern, Nachschlagebüchern rc. Im engern Sinne versteht man darunter ein Schulbuch, das für die Leseübungen der Schule den nötigen Stoff darbietet. Abgesehen von einigen Sammlungen lateinischer und griechischer Lesestücke (Chrestomathien) gab es früher solche Lesebücher in den Schulen nicht, weil man neben den alten Klassikern Bibel und Gesangbuch fast ausschließlich zu Leseübungen benutzte. Im 17. und 18. Jahrh. erschienen einzelne biblische Historien- oder Lesebücher. Aber erst seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts kamen eigentliche deutsche Lesebücher an deutschen Schulen in Gebrauch. Zu den ältesten gehören: für höhere Schulen Sulzers »Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens« (1768) und für Volksschulen Rochows »Kinderfreund« (1776). Während in diesem und seinen zahlreichen Nachahmungen der moralische Zweck überwog, dem durch selbstgemachte belehrende Erzählungen gedient werden sollte, schnitt man später, zumal in der Schule K. F. Beckers (s. Becker 3), die Lesebücher ganz für den grammatischen Zweck zu. Daneben und in den Volksschullesebüchern bis in die neueste Zeit hinein wurde breiter Raum für übersichtliche Mitteilungen aus dem Gebiete des Realunterrichts (Geschichte, Geographie, Naturkunde) verwandt. Erst unter dem Einflusse der Brüder Grimm und namentlich seit dem Vorgange Philipp Wackernagels (»Deutsches L.«, 1843) hat allmählich die Erkenntnis sich Bahn gebrochen, daß das deutsche L. eine für den Schulzweck geeignete Auswahl des Besten aus der gesamten nationalen Litteratur zu bieten habe. Seitdem ist eine große Anzahl trefflicher Lesebücher für alle Stufen des Schulunterrichts erschienen, welche wesentlich dazu beigetragen haben, dem deutschen Volke die Schätze seiner Litteratur bekannt und wert zu machen. Vgl. Fechner, Geschichte des Volksschullesebuches (in Kehrs »Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichtes«, Bd. 2); Wackernagel, Unterricht in der Muttersprache (Band 4 des »Lesebuches«, Stuttg. 1843); Kellner, Sprachunterricht in seiner Begründung durchs L. (14. Aufl., Altenburg 1875); F. Otto, Anleitung, das L. als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache zu behandeln (8. Aufl., Leipz. 1890); Frick, Polack u. a., Aus deutschen Lesebüchern (Gera, seit 1881, 5 Bde.).

Lesefibel, s. Fibel und Lesen.

Leseholz (Raff- u. Leseholz), das nicht für Rechnung des Waldeigentümers geworbene, sondern von Holzsammlern aufgelesene, zusammengeraffte Holz. Nach preußischem Landrecht gehört dazu nur der Abfall an trocknen Ästen und der in den Schlägen zurückgelassene Abraum. Gewohnheitsrechtlich werden indessen häufig auch dürre Äste, trockne schwache, mit der Hand abzubrechende Stämmchen, Astbruchholz rc. gerechnet. Das L. gehört zu den forstlichen Nebennutzungen u. ist häufig Gegenstand von Berechtigungen.

Lesemaschine, hölzerne, mit mehreren Querleisten versehene Tafel, an der auf Holz oder Pappe geklebte Buchstaben von dem Leseschüler selbstthätig zu Silben und Wörtern zusammengestellt werden.

Lesemethode (Leselehrmethode), s. Lesen.

Lesen (nach dem lateinischen legere; beides eigentlich soviel wie sammeln), die Kunst, aus sichtbaren Zeichen der Sprachlaute (Buchstaben) diese selbst und dadurch die von andern in Schrift oder Druck niedergelegten Gedanken zu erkennen. Dem entsprechend ist das L. einer der ersten und wichtigsten Gegenstände des Unterrichts der Kinder. Die beste Art, das L. dem Schüler beizubringen, war im Laufe des letzten Jahrhunderts ein Lieblingskapitel der Pädagogik. In älterer Zeit herrschte allgemein die jetzt verworfene Buchstabiermethode. Man prägte zuerst aus der sogen. Fibel die Buchstaben des gedruckten Alphabets mit ihren Namen ein und lehrte dann deren Zusammensetzung und Aussprache in Silben und Wörtern. Erst nachdem darin eine gewisse Sicherheit erzielt war, begann der Unterricht im Schreiben. Diese rein mechanische Weise des ersten Leseunterrichts enthält den doppelten Fehler, das L. aus seiner natürlichen engen Verbindung mit dem Schreiben zu reißen und von willkürlichen Zeichen und Namen (Buchstaben), statt von der Sache selbst (Lauten), auszugehen. Die Schwierigkeiten, die daraus folgen, empfand man von jeher, ohne jedoch die Ursache zu erkennen. Schon die alten Römer gaben, um den Unterricht zu erleichtern, nach Quintilian den Kindern elfenbeinerne Buchstaben zum Spielen. Ähnliches empfahl Locke; Basedow ließ die Buchstaben backen und von den Kindern essen. Pestalozzi, der die Buchstabiermethode zur Syllabiermethode zu erheben suchte, brachte Papptäfelchen mit groß gedruckten Buchstaben auf, die man trennen und verbinden kann. Seit dem 16. Jahrh. erfuhr die herkömmliche Methode viel Widerspruch. So von Valentin Ickelsamer (1534), Zeidler (1700), Bensky (1721), dem pseudonymen Nachsinner (1735), Hecker, Trapp (1780) und namentlich von Samuel Heinicke, dem Begründer des Taubstummenunterrichts in Deutschland. Im Kreise der Philanthropen beschäftigte man sich viel mit Verbesserung des ersten Leseunterrichts. Besondern Ruf erwarb unter ihnen Olivier (s. d.) durch seine Lesemethode. Schon war man ziemlich allgemein zu dem Ergebnis gekommen, daß vom Lautwert des Buchstabenzeichens auszugehen sei, als dies zuerst klar und folgerichtig von H. Stephani (»Kurzer Unterricht in der gründlichsten u. leichtesten Methode, Kindern das L. zu lehren«, 1803) durchgeführt ward. Stephani (s. d.) wird daher als der Schöpfer der Lautiermethode betrachtet. Seine Methode strebten Krug, Pöhlmann u. a. zu vervollkommnen; da indes ihre Verbesserungen das Verfahren nur künstlicher machten, brach die Lautiermethode fast überall in der ihr von Stephani gegebenen Form sich Bahn. Wirkliche Verbesserung erfuhr sie durch Joh. Bapt. Graser (s. d.), etwa ein Jahrzehnt nach ihrem Hervortreten, indem dieser empfahl, von vornherein das Schreiben mit dem L. in engster Verbindung zu lehren. Er wurde dadurch der Urheber der Schreib-Lesemethode, für welche sich allerdings schon Ansätze bei Ratichius (s. d.) und bei einigen französischen Pädagogen (de Launey u. a.) seit der Mitte des 18. Jahrh. nachweisen lassen. Graser

ging bei seiner ersten Anweisung von der seltsamen Annahme aus, daß die Form der (lateinischen) Buchstaben auf einer Nachahmung der zu ihrer Aussprache erforderlichen Mundstellung beruhe; allein sein Vorschlag barg einen Kern von entschiedenem Werte, der bald Gemeingut aller nachdenkenden Pädagogen wurde. Während Stephani und Graser von den einzelnen Lauten ausgehen und diese zusammensetzen lassen zu Silben und Wörtern (synthetische Methode), verlangte der Franzose Jacotot (s. d.), daß man beim ersten Leseunterricht vom Ganzen ausginge, das uns im Leben als solches entgegentritt, vom Satz. Nach ihm muß das Kind angeleitet werden, einen sinnvollen Satz in seine Wörter, diese in Silben, diese in Laute zu zerlegen. Erst wenn so die einzelnen Laute als solche zum Bewußtsein gekommen sind, kann wieder an ihre Zusammensetzung gegangen werden (analytische oder auch analytisch-synthetische Methode). Diese Methode wurde in Deutschland durch den Lehrer Seltzsam in Breslau (seit 1841) und den Schulrat Graffunder in Erfurt eingeführt. Direktor Vogel in Leipzig (seit 1843) veränderte sie insoweit, daß er nicht von ganzen Sätzen, sondern von sogen. Normalwörtern (Wortmethode) auszugehen empfahl. In dieser Gestalt ist die Jacototsche Methode in Deutschland weit verbreitet und mit der Zeit fast herrschend geworden, dies besonders durch die Bemühungen der sächsischen Schulmänner Berthelt, Jäkel, Petermann u. a., des Lehrers Böhme zu Berlin, der preußischen Seminardirektoren Kehr und Jütting (Vogel-Böhmesche und Kehr-Schlimbachsche Methode). Übrigens gehen im einzelnen die Methoden sehr weit auseinander. Auf dem ganzen Gebiet herrscht ein reges Streben, das noch fortwährend auf Vereinfachung und Verbesserung des ersten Leseunterrichts hindrängt. So gewinnt z. B. immer mehr Gebiet die reine Schreib-Lesemethode, bei der die Kinder im Anfang nur eine Schrift, die deutsche Schreibschrift, erlernen, mit der übrigens große Verschiedenheit des Verfahrens vereinbar ist. — Im weitern Verlauf des Leseunterrichts kommt es besonders auf ein dreifaches Ziel an: die Lautrichtigkeit, die Sinngemäßheit (logische Richtigkeit) und die Schönheit des Lesens. Danach hat man drei Stufen des Leseunterrichts (mechanisches, logisches, ästhetisches L.) unterschieden. Diese Stufen lassen jedoch sich nicht streng auseinander halten; auch gehört das ästhetische L., welches eine Kunst ist, nur in seinen ersten Anfängen zum Bereich der Schule. Vgl. Kehr, Geschichte des Leseunterichts (in der »Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts«, Bd. 2); Fechner, Die Methoden des ersten Leseunterrichts (4. Aufl., Berl. 1887); Derselbe, Grundriß der Geschichte der wichtigsten Leselehrarten (das. 1884); Palleske, Kunst des Vortrags (3. Aufl., Stuttg. 1892).

Leser, religiöse Sekte, s. Läsare.

Les extrêmes se touchent (franz., spr. läsekstrām' ßö tūsch'), »die Extreme berühren sich«, sprichwörtliche Redensart, die sich dem Sinne nach schon bei altklassischen Philosophen findet. In Pascals »Pensées« (1692) heißt es: »Les sciences ont deux extrémités qui se touchent«.

Lesghier (Leki bei den Armeniern, Osseten und Georgiern, Lesginen bei den Russen), die Bewohner des östlichen Kaukasus, die Hauptbevölkerung Daghestans und des Bezirks Sakataly, in geringer Zahl in den Gouvernements Baku und Jelissawetpol wohnhaft, 600,000 Köpfe stark, davon 560,000 in Ciskaukasien, 40,000 in Transkaukasien, deren vornehmste die 28 Stämme der Awaren (163,772), Kuriner (149,354) und Dargua (107,168) sind. Sie sind, ähnlich den Tscherkessen, von schlanker, hoher Gestalt, haben gestreckte Nasen und schmale Lippen, dunkle, feurig blitzende Augen, eine hohe Stirn, dunkle Haare und einen meist bis auf den Schnurrbart rasierten Bart. Unentbehrlich ist den Lesghiern der Filzmantel (Burka). Ihre Wohnsitze liegen tief im Gebirge im Innern der Thäler, die Häuser sind einstöckig und ärmlich, Fensterglas ist unbekannt. Die L. sind sämtlich Mohammedaner. Schon die ältesten Nachrichten erwähnen die L. als Bewohner des Kaukasus; im Kriege mit den Russen erwiesen sie sich unter Schamyl bis zu ihrer Unterwerfung 1859 als die tapfersten der kaukasischen Bergvölker.

Lesghische Sprachen, s. Kaukasische Sprachen.

Leshnewo, gewerbreiches Kirchdorf im russ. Gouv. Wladimir, an der Uchtoma, mit 4 Kirchen, 3 Mitkal- oder Kalikofabriken und einer Färberei, welche zusammen gegen 3000 Arbeiter beschäftigen.

Lesina (im Altertum Pharos, slaw. Hvar), österreich. Insel an der Küste von Dalmatien, zieht sich langgestreckt in westöstlicher Richtung zwischen den Inseln Brazza und Curzola und der Halbinsel Sabbioncello hin, ist 287 qkm (5,2 QM.) groß und wird von einer Kette von Kalkbergen durchzogen, welche im San Niccolò 633 m Höhe erreicht und steile Küsten bildet. Das Klima ist sehr mild (Jahresmittel 16,3°) und läßt Südfrüchte, Johannisbrot, Datteln, Feigen, Öl und Wein trefflich gedeihen. Außerdem betreiben die Bewohner, (1890) 17,016, slawischer Nationalität, Fischfang, Erzeugung von Rosmarinessenz und Steingewinnung. Der bevölkertste Ort ist Cittavecchia (s. d.), Hauptort aber die Stadt L., an der Westspitze der Insel, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Bischofs, mit einem Hafen, in welchem 1892: 604 beladene Schiffe von 151,967 Ton. einliefen, zwei Forts, einem alten venezianischen Magazin und Arsenal, Observatorium, Franziskanerkloster (mit einem Abendmahl von M. Rosselli im Refektorium), einem Gemeinde- und Kurhaus (von 1540, mit Loggia) und (1890) 2013 (als Gemeinde 3596) Einw. — L. wurde 997 von den Venezianern erobert, 1358 an Ungarn abgetreten; doch wurde 1520 ein neuer Vertrag mit Venedig abgeschlossen. L. teilte schließlich das Schicksal Venedigs und Dalmatiens und kam mit diesen 1813 an Österreich. Neuerdings ist die Insel als klimatischer Kurort für Brustkranke in Aufnahme gekommen. S. Karte »Bosnien etc.«

Lesina, Flecken in der ital. Provinz Foggia, Kreis San Severo, am Ufer des danach benannten, durch eine 800 m breite Düne vom Adriatischen Meere getrennten, 70 qkm großen Strandsees von L., mit (1881) 1527 Einw.

Lesine, s. Lisene.

Leskien, August, Sprachforscher, besonders namhafter Slawist, geb. 8. Juli 1840 in Kiel, studierte seit 1860 in seiner Vaterstadt und später in Leipzig klassische Philologie und Sprachwissenschaft, war 1864—66 in letzterer Stadt Lehrer an der Thomasschule, studierte dann in Jena unter Schleicher vergleichende Sprachwissenschaft und besonders slawische Sprachen und habilitierte sich 1867 in Göttingen. 1869 wurde er außerordentlicher Professor für vergleichende Sprachforschung in Jena und bekleidet seit 1870 die neu errichtete und seit 1876 ordentliche Professur für slawische Sprachen an der Universität Leipzig. Er schrieb:

»De ratione, quam J. Bekker in restituendo digammo secutus est« (Leipz. 1860); »Handbuch der altbulgarischen Sprache« (Weim. 1871, 2. Aufl. 1886); »Die Deklination im Slawisch-Litauischen und Germanischen« (Leipz. 1876, gekrönte Preisschrift); »Der Ablaut der Wurzelsilben im Litauischen« (das. 1884); »Untersuchungen über Quantität und Betonung in den slawischen Sprachen« (das. 1885—93, 2 Bde.); »Die Bildung der Nomina im Litauischen« (das. 1891) sowie zahlreiche kleinere Abhandlungen. Mit Ebel, Schleicher und J. Schmidt gab er eine »Indogermanische Chrestomathie« (Weim. 1869), mit K. Brugmann »Litauische Volkslieder und Märchen« (Straßb. 1882) heraus.

Leskovac (spr. -watz), Stadt im Königreich Serbien, Kreis Wranja, an der Veterniza, einem linken Zufluß der Morawa, und an der Staatsbahnlinie Nisch-Ristovac, hat ein Gymnasium, eine Webschule, wichtigen Gemüse- und Weinbau, Seilerwarenfabrikation und (1890) 12,132 Einw.

Leskow, Nikolaj Semjónowitsch, lange Zeit bekannter unter dem Pseudonym M. Stebnizkij, russ. Schriftsteller, geb. 16. (4.) Febr. 1831 im Gouv. Orel, gest. 5. März (21. Febr.) 1895 in Petersburg, war anfangs im Staatsdienst thätig, dann Geschäftsreisender, widmete sich aber bald ganz litterarischer Thätigkeit. Das erste Werk, welches seinen Namen bekannt machte, war der 1865 erschienene Roman »Ohne Ausweg« (»Nekuda«), ein hervorragendes Sittenbild aus der russischen Gesellschaft, in welcher radikale und nihilistische Elemente bereits ihre zerstörende Kraft zu üben begannen, und das eins seiner besten Werke geblieben ist. In dem Roman »Die Geistlichen« (»Soborjane«) u. in den »Archierejskija meloči« enthüllte er in scharf gezeichneten Bildern das Leben der russischen Geistlichkeit, und der große Roman: »Bis aufs Messer« (»Na nožach«) schildert ausführlich den Zwiespalt und die Parteiungen im Lager der russischen Intelligenz. Außerdem hat L. eine Reihe andrer Erzählungen geschrieben, die auch mehrfach alte Legendenstoffe behandeln. Von einer Gesamtausgabe seiner Werke erschienen bisher 11 Bände.

Lesley (spr. leßli), John Peter, Geolog, geb. 17. Sept. 1819 in Philadelphia, studierte zuerst Theologie am Princeton College (New Jersey), machte 1842—1844 große Fußreisen in Deutschland, studierte in Halle, ließ sich 1850 in seiner Vaterstadt als Geolog nieder, besuchte 1863 in Europa die Bessemerstahlwerke und wurde 1873 zum Professor für Geologie und Bergbau an der Universität seiner Vaterstadt, 1874 zum amtlichen Geologen des Staates Pennsylvanien ernannt. Er schrieb: »Manual of coal and its topography« (1856); »Guide to the iron works of the United States« (1858); »Man's origin and destiny« (1868, 2. Aufl. 1881).

Leslie (spr. leßli), Fabrikstadt in der schott. Grafschaft Fife, am obern Leven, mit Flachsspinnerei und Leinenbleichen, Handstuhlweberei u. (1891) 3421 Einw.

Leslie (spr. leßli), 1) Sir John, Physiker, geb. 16. April 1766 zu Largo in Schottland, gest. 3. Nov. 1832 in Coates bei Largo, studierte in St. Andrews und Edinburg, ließ sich in London nieder, bereiste Nordamerika und Europa und erhielt 1804 in Edinburg den Lehrstuhl der Mathematik, 1819 den der Physik. Er erfand das Differentialthermometer, ein Hygrometer, ein Photometer, mit Wollaston das Äthrioskop, einen Apparat zur Bestimmung des spezifischen Gewichts gepulverter Körper, und ein Verfahren, Wasser mit Hilfe der Luftpumpe zum Gefrieren zu bringen. Er schrieb: »Nature and properties of heat« (1804); »Elements of geometry« (Edinb. 1809); »Account of experiments and instruments depending on the relation of air to heat and moisture« (das. 1813; deutsch von Brandes, Leipz. 1823); »Elements of natural philosophy« (1823) und »Discourse on the history of mathematical and physical science«, in der »Encyclopedia britannica«.

2) Charles Robert, engl. Maler, geb. 11. Okt. 1794 in Clerkenwell, gest. 5. Mai 1859 in London, begab sich 1811 nach London, wo er 1813 in die Akademie als Schüler eintrat. 1817 besuchte er Paris, Brüssel und Antwerpen und ward 1826 in die Londoner Akademie aufgenommen. Seine Gemälde, deren Stoffe vielfach aus Shakespeare, Walter Scott, W. Irving, Sterne, Goldsmith, Cervantes entlehnt sind, zeichnen sich durch Originalität, lebendige, humoristische Darstellungsweise und geistreiche Führung des Pinsels aus. Sein Kolorit hatte er nach den Venezianern gebildet. Auch durch Vorträge in der königlichen Akademie und durch sein »Handbook for young painters« (2. Aufl. 1870) hat er sich bekannt gemacht. Vgl. seine »Autobiographical recollections« (1860).

3) Frank (eigentlich Henry Carter), amerikan. Holzschneider und Buchhändler, geb. 1821 zu Ipswich in England, gest. 17. Jan. 1880 in New York, kam mit 17 Jahren nach London in das Handschuhgeschäft seines Oheims, widmete aber jeden freien Augenblick dem Zeichnen und Gravieren und wählte, da er seine Arbeiten im geheimen treiben mußte, das Pseudonym Frank L. Endlich trat er in das Holzschneideratelier der »Illustrated London News«, ging dann nach Amerika, wo er in der Folge von Barnum mit der Leitung des »Beach Illustrated Paper« betraut wurde. 1854 begann er auf eigne Rechnung die »Gazette of Fashion« (später »Frank Leslie's Lady's Magazine«), kaufte das »New York Journal« und begründete Ende 1855 »Frank Leslie's Illustrated News Paper«, das sofort weite Verbreitung fand. 1865 begann er den »Chimney Corner«, dessen glänzender Erfolg zur Begründung einer Reihe andrer illustrierter Blätter führte. In deutscher Sprache gab er »Frank Leslies Illustrierte Zeitung« heraus (39. Jahrg. 1895), die unter den Deutsch-Amerikanern eine außerordentliche Verbreitung gefunden hat.

4) Henry David, Komponist, geb. 18. Juni 1822 in London, machte seine musikalischen Studien in Enfield unter Leitung von Charles Lucas, war 1855—61 Dirigent der Amateur Musical Society und leitete von 1856 an einen von ihm selbst gegründeten Gesangverein, der unter dem Namen Leslie's Choir bis zu seiner Auflösung 1880 einen wichtigen Faktor im Londoner Musikleben bildete (1885—87 vorübergehend wieder auflebend). Nach 1864 leitete er einige Jahre das bald wieder eingegangene National college of music. Leslies Kompositionen sind vorwiegend Vokalwerke: »Te Deum«, »Jubilate«, Anthems, die Oratorien: »Immanuel« und »Judith«; die Oper »Ida« (1864); Kantaten etc.

5) Thomas Edward Cliffe, engl. Nationalökonom, geb. 1827 in der Grafschaft Wexford in Irland, gest. 27. Jan. 1882 in Belfast, studierte in Dublin und London, wurde 1848 Advokat und 1853 Professor für politische Ökonomie am Queen's College in Belfast. 1869—74 bekleidete er das Amt eines Examiner in political economy an der Universität London. 1870 gab L. seine Schriften: »The land

system of France« und »Land systems and industrial economy of Ireland, England and the continental countries« und 1879 »Essays in political and moral philosophy« heraus (2. Aufl. 1888). Die indirekte Steuer wird von ihm bekämpft in einer Arbeit: »Financial reform« (1871; deutsch von Brömel, Berl. 1872). Die Handschrift eines größern Werkes über die politische Ökonomie vom historischen Standpunkt aus ging, während L. 1872 den Kontinent bereiste, infolge eines unglücklichen Zufalls zu Grunde.

6) George Dunlop, engl. Maler, Sohn von L. 2), geb. 2. Juli 1835 in London, war anfangs Schüler seines Vaters, bezog dann 1854 die Akademie und stellte 1857 mit Erfolg sein erstes Bild: die Hoffnung, aus, dem eine große Reihe andrer folgte, die in der Verbindung der Landschaft mit den Figuren ein tiefes Gefühl und große Anmut zeigen, aber in der Farbe oft zu weich und verschwommen sind. Die bedeutendsten sind: die Reminiszenz von einem Ball (1859), der Festtag im Kloster (1861), die Vettern vom Lande, Nachrichten aus der Heimat, der leere Ärmel des Admirals (1868), das Schifferhaus, die »Fortunes« betitelte Gesellschaft junger Ladies (1870), Nausikaa (1871), das kastanienbraune Mädchen (1874), Lavinia, Lucy und Puck, das Potpourri, Home, sweet home (1878), die Töchter der Eva, an den Ufern der Themse und der letzte Ferientag. Er ist Mitglied der königlichen Akademie in London.

Lesparre (spr. lespār'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gironde, an den Eisenbahnlinien Bordeaux-Le Verdon und L.-Facture gelegen, hat Reste eines alten Schlosses, Weinbau, Weinhandel, Likörfabrikation und (1891) 2174 (als Gemeinde 3972) Einwohner.

Lespès (spr. lespäß), Léo, unter dem Namen Timothée Trimm bekannter franz. Schriftsteller, geb. 18. Juni 1815 in Bouchain, gest. 21. April 1875 in Paris, begann seine litterarische Laufbahn in kleinen Pariser Journalen, schrieb dann eine Reihe phantastischer Romane und gründete zuletzt selbst verschiedene Blätter, darunter 1862 das »Petit Journal«, das bald in einer Auflage von mehr als 200,000 Exemplaren gedruckt wurde. Seit 1869 schrieb er Tageschroniken für den »Petit Moniteur«. Von seinen wiederholt aufgelegten Publikationen nennen wir: »Histoires roses et noires« (1842); »Les mystères du Grand-Opéra« (1843); »Histoires à faire peur« (1846, 2 Bde.); »Spectacles vus de ma fenêtre« (1866); »Physiologie du vin de Champagne« (1866) und »Promenades dans Paris« (1867).

Lespinasse (spr. lespinaß'), Julie de, geb. 9. Nov. 1732 in Lyon als außereheliches Kind der Gräfin d'Albon, gest. 23. Mai 1776 in Paris, ward zuerst Erzieherin, dann 1754 Gesellschafterin bei Madame Du Deffand, deren Freunde, besonders d'Alembert, sie durch ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit bald zu fesseln begann. Von jener deshalb aus Eifersucht entlassen, erlangte sie durch die Fürsprache ihrer Verehrer vom König und von Madame Geoffrin eine Pension und versammelte seit der Zeit in ihrem Salon die glänzendste Gesellschaft, welche sie trotz ihrer Häßlichkeit durch den Zauber ihres taktvollen Benehmens und ihrer geist- und gefühlvollen Unterhaltung sich zu erhalten wußte. Ihre »Lettres« (Par. 1809, 2 Bde.; deutsch von Madame Spazier, Leipz. 1809, 2 Bde.), die meist sehr leidenschaftlich und schwärmerisch sind, wurden 1847 von J. Janin mit Einleitung herausgegeben; neuere Ausgaben besorgten Asse (1876) und Isambert (1877, 2 Bde.). »Lettres inédites de Mlle. de L.« gab Henry (1887) heraus. Vgl. Asse, Mlle. de L. et la marquise du Deffand (1877).

Less., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung: 1) für Christian Friedrich Lessing, geb. 10. Aug. 1809 in Polnisch-Wartenberg, bereiste den Ural und Sibirien, starb 1862 zu Krassnojarsk in Sibirien, schrieb: »Synopsis generum Compositarum« (1832); — 2) für René Primavère Lesson (s. d.).

Les Saintes (spr. lä ßängt'), Inseln, s. Allerheiligeninseln.

Lesselberg, s. Liegelberg.

Lessen, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Graudenz, am Lessener See und an der Linie Garnsee-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine katholische (von 1305) und eine evang. Kirche, eine Synagoge, eine Maschinenfabrik, Dampfmolkerei, Bierbrauerei und (1890) 2190 Einw., davon 540 Evangelische und 230 Juden. L. erhielt 1298 Stadtrecht.

Lesseps, 1) Jean Baptiste Barthélemy, Baron de, franz. Reisender, geb. 27. Jan. 1766 in Cette, gest. 6. April 1834 in Lissabon, begleitete 1784 als Dolmetsch Lapérouse auf dessen Reise um die Erde, verließ aber die Expedition in Kamtschatka, um den Bericht der bisherigen Reiseergebnisse zu Lande nach Frankreich zu bringen, und wurde darauf zum Generalkonsul in Petersburg, später in Lissabon ernannt. Seine Reise beschrieb er im »Journal historique du voyage de Lapérouse« (Par. 1790, 2 Bde.) und in »Voyage de Lapérouse« (das. 1831).

2) Ferdinand, Vicomte de, franz. Diplomat und Ingenieur, geb. 19. Nov. 1805 in Versailles, gest. 7. Dez. 1894, betrat 1825 die diplomatische Laufbahn als Attaché des Generalkonsuls zu Lissabon, arbeitete 1827—28 in der Handelsabteilung des Ministeriums des Äußern und ging 1828 als Konsul nach Tunis, dann nach Kairo, Rotterdam, Malaga und Barcelona und wurde im April 1848 zum bevollmächtigten Minister der Republik Frankreich in Madrid ernannt. Zu Anfang 1849 wurde er in außerordentlicher Mission nach Rom gesandt. Auf Einladung des Vizekönigs Saïd Pascha begab er sich 1854 nach Ägypten, wo er den Plan einer Kanalisierung der Landenge von Suez entwarf u., nachdem er in einer besondern Schrift (»Percement de l'isthme de Suez«, mehrere Ausgaben) die Ausführbarkeit und den großen Nutzen des Unternehmens nachgewiesen, nicht nur den Vizekönig von Ägypten, sondern auch die Geschäftswelt in Frankreich, Italien und Österreich dafür zu gewinnen wußte. Hierauf ward er 1856 zum Dirigenten des Kanalbaues ernannt. Trotz der von England demselben in den Weg gestellten diplomatischen Schwierigkeiten forderte L. 1858 zu Geldzeichnungen auf, erhielt in Frankreich 200 Mill. Fr. gezeichnet und ließ daraufhin, im Februar 1859 nach Ägypten zurückgekehrt, die Arbeiten beginnen, die nach Überwindung mannigfacher Hindernisse, nachdem eine fernere Summe von 100 Mill. Fr. beschafft worden, 15. Aug. 1869 mit der glücklichen Durchführung des Riesenwerks endeten (vgl. Suezkanal). Er veröffentlichte darüber: »Lettres, journal et documents relatifs à l'histoire du canal de Suez« (1875—81, 5 Bde.). 1879 nahm er die Anlage des Panamakanals (s. d.) in die Hand; 1885 ward er Mitglied der französischen Akademie und gab dann seine Memoiren heraus: »Souvenirs de quarante ans, dédiés à mes enfants« (1887; deutsch, Berl. 1887). Indes 1890 machte infolge der liederlichen finanziellen Wirtschaft bei den Durchstechungsarbeiten die Panamagesellschaft Bankrott, und L.

selber wurde 1891 gerichtlich zur Verantwortung gezogen. Es stellte sich heraus, daß ungeheure Summen aus dem Kapital der Gesellschaft zur Bestechung hervorragender Politiker und Finanzleute verwendet worden waren. Die Untersuchung dehnte sich auch über diese aus, und Lesseps' Sohn **Charles** wurde gleichfalls verhaftet und mit seinem Vater wegen Betrugs der Aktionäre angeklagt. Charles de L. wurde noch weiter beschuldigt, Volksvertreter und Staatsbeamte bestochen zu haben. Beide wurden 9. Febr. 1893 zu je fünf Jahr Gefängnis und je 3000 Fr. Geldbuße verurteilt, jedoch das Urteil 15. Juni 1893 durch den Kassationshof aufgehoben. Charles de L. mußte die 21. März 1893 wegen Bestechung über ihn verhängte Strafe von einem Jahre Gefängnis abbüßen. In seinen letzten Lebensjahren war übrigens Ferdinand von L. geistig umnachtet und unzurechnungsfähig. Vgl. **Bertrand** und **Ferrier**, F. de L., sa vie, son œuvre (Par. 1887); G. B. **Smith**, Life and enterprices of F. de L. (2. Aufl., Lond. 1895).

Lessines (spr. -ssīn'), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Soignies, am Dender, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Denderleeuw-Ath, L.-Renaix u. L.-Bassilly, mit bedeutenden Steinbrüchen (ca. 600,000 Ton. jährl. Produktion), Staats-Knabenmittelschule und (1890) 8225 Einw.

Lessing, **Gotthold Ephraim**, einer der ersten deutschen Dichter und der erste Kritiker der deutschen Litteratur, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der sächsischen Oberlausitz, wo sein Vater Prediger und später Hauptpastor war, gest. 15. Febr. 1781 in Braunschweig, bezog 21. Juni 1741 die Fürstenschule St. Afra zu Meißen, auf der er eine gründliche Ausbildung in den alten Sprachen erwarb und bei dem Selbststudium, welches nach dem gesunden Prinzip der Fürstenschulen verstattet war, sich mit Vorliebe zu den Charakterdarstellern und Dramatikern Theophrast, Plautus und Terenz wandte. Von poetischen Plänen und Entwürfen gehörte der Meißener Schülerzeit bereits eine erste Bearbeitung des später in Leipzig abgeschlossenen Lustspiels »Der junge Gelehrte« an. Auf der Universität Leipzig, die L. im Herbst 1746 bezog, fühlte er sich von den mittelmäßigen theologischen Vorlesungen keineswegs angezogen, weit mehr jedoch von den philologischen, besonders denjenigen Christs (s. d. 1), sowie ferner von denen des Mathematikers und Naturforschers A. G. Kästner (s. d.). Von Beziehungen zu Gottsched, der in Leipzig Professor war, hören wir nichts. L. setzte es daher gelegentlich einer Reise in die Heimat (Anfang 1748) bei seinen Eltern durch, Medizin zu studieren und sich »nebenbei auf Schulsachen zu legen«. Indes gestalteten sich die Dinge so, daß L. zu einem regelmäßigen Verlauf seiner Universitätsstudien überhaupt nicht gelangte. Vom Beginn seines Leipziger Aufenthalts an hatte er in jugendlichem, wenn noch so bescheidenem Lebensgenuß und im Verlangen nach einer allseitigen Durchbildung nicht nur des Geistes, sondern auch der Persönlichkeit eine Richtung bethätigt, welche für den auf geringe Mittel und namentlich auf Stipendien Angewiesenen nicht ohne Gefahr war. »Ich lernte einsehen«, heißt es in einem spätern Brief an seine Mutter, »die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen... Ich lernte tanzen, fechten, voltigieren. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen.« Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei diesem letztern Studium der unerfahrene Jüngling in mancherlei Fährlichkeiten und in Schulden geriet. Die Neigung, welche er für das Drama schon aus Meißen mitgebracht hatte, ward in Leipzig, wo Friederike Neuber und ihre Gesellschaft noch spielten, durch die Anschauung einer lebendigen Bühne derart gesteigert, daß die erste litterarische Thätigkeit des jungen L., neben anakreontischen Versuchen und kleinen Sinngedichten, sich durchaus auf dramatische Arbeiten und Entwürfe richtete. Dem neubearbeiteten Lustspiel »Der junge Gelehrte« erwies die Neuber »die Ehre, die sie sonst selten einem angehenden Komödienschreiber zu erweisen pflegte: sie ließ es aufführen«. Von seinen sonstigen dramatischen Jugendversuchen aus der Zeit bis 1750 sei noch erwähnt das ausgelassene Possenspiel: »Die alte Jungfer«, das er selber nicht der Aufnahme in seine Schriften würdigte, das Situationslustspiel »Der Misogyn«, ferner »Der Freigeist«, dessen Titelheld von einem ernsten und würdigen Geistlichen beschämt wird, und »Die Juden«, in denen L. sich gegen das herrschende religiöse und soziale Vorurteil erklärt. Anlehnungen an die ältere, speziell sächsische Lustspieldichtung lassen sich in allen diesen Stücken bemerken; ihr Hauptverdienst besteht in dem flotten, pointierten Dialog. Nachdem im Frühjahr 1748 die Katastrophe der Neuberschen Schauspielergesellschaft eingetreten war, wurde dem jungen Autor und Studenten, der sich für einzelne Mitglieder der Truppe verbürgt hatte, der Boden in Leipzig zu heiß unter den Füßen. Er entwich vor seinen Gläubigern nach Wittenberg, wo er krank ankam. Kaum daß er die Erlaubnis seiner Eltern erhalten, auf dieser zweiten sächsischen Universität seine Studien fortzusetzen, so bedrängten ihn auch hier seine Gläubiger derart, daß er den Entschluß faßte, vorderhand seine Universitätsstudien abzubrechen, vom Ertrag seiner Stipendien seinen Gläubigern gerecht zu werden, für sich selbst aber in Berlin eine litterarische Existenz zu suchen. Eine solche hatte sein Landsmann und Leipziger Universitätsfreund, der »Freigeist« Christlob Mylius, in dessen Zeitschriften: »Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts« und »Der Naturforscher« L. seine frühesten Gedichte veröffentlichte, bei der Redaktion der Rüdigerschen (später Vossischen) Zeitung gefunden.

Im November 1748 kam L. in dürftigem Aufzug und völlig mittellos in Berlin an; das Nötigste erwarb er zunächst durch Ordnung der Rüdigerschen Bibliothek, durch Übersetzungen für Buchhändler und auch für Voltaire, dessen Prozeßschriften im Streithandel mit dem Juden Hirsch L. in deutscher Sprache redigierte, ferner durch litterarische Besprechungen für die eben gedachte Zeitung, für die er vom April 1751 an ein Beiblatt: »Das Neueste aus dem Reiche des Witzes« herausgab. Hier beginnt sich bereits sein klarer, scharfer, durch Gleichnisse und überraschende Wendungen belebter Prosastil zu entwickeln; die Selbständigkeit seines Urteils zeigt sich besonders gegenüber neu auftauchenden Größen der Litteratur, wie Rousseau, Diderot und Klopstock. In Gemeinschaft mit Mylius begann er die kurzlebige Zeitschrift »Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters« (Stuttg. 1750), die namentlich durch einen Aufsatz über Plautus bemerkenswert ist, dessen »Trinummus« L. damals unter dem Titel »Der Schatz« bearbeitete. Seine lyrischen Versuche sammelte er als »Kleinigkeiten« (das. 1751). Im Dezember 1751 entschloß er sich, Berlin zu verlassen, die Universität Wittenberg abermals zu beziehen, um den Magistergrad zu erwerben. In jugend-

licher Neugier und Unbedachtsamkeit ließ er sich die Indiskretion zu schulden kommen, ein Manuskript Voltaires gegen dessen Wissen und Willen auf die Reise mitzunehmen, infolge wovon eine Zerwürfnis zwischen ihm und Voltaire eintrat. In Wittenberg, am Stammsitz des Luthertums, beschäftigte er sich, durch die reichhaltige Bibliothek unterstützt, mit Reformationsgeschichte sowie mit Gelehrtengeschichte und Bibliographie im allgemeinen. Er vollendete damals eine Reihe von Aufsätzen, die er »Rettungen« überschrieb, und in denen sich eine charakteristische Richtung seines Geistes frühzeitig offenbart; L. verteidigt eine Reihe von Männern, hauptsächlich aus dem Reformationszeitalter, gelehrt und scharfsinnig gegen Vorwürfe, die herkömmlich gegen sie erhoben wurden, darunter auch Gegner Luthers, wie Cochläus und Lemnius, ferner Horaz, bei dessen Verteidigung er darlegt, man dürfe nicht alles ernsthaft nehmen, was ein lyrischer Dichter von sich selber berichtet. Auch hat er sich in Wittenberg, durch das Studium Martials angeregt, mit Vorliebe der Epigrammendichtung gewidmet. Noch vor Ablauf des Jahres 1752 kehrte L., nachdem er zum Magister promoviert worden, nach Berlin zurück und widmete sich nach wie vor der freien litterarischen Thätigkeit, welche in Wahrheit erst durch ihn zu Ehre und Ansehen gelangte. Er schrieb wiederum Kritiken für die »Vossische Zeitung« und begründete eine neue »Theatralische Bibliothek« (Berl. 1754—58), die uns noch deutlicher als seine frühere dramaturgische Zeitschrift erkennen läßt, wie er sich durch selbständiges Nachdenken und ausgebreitete Lektüre von dem herkömmlichen französischen Klassizismus allmählich befreite. Nach Mylius' (s. d.) frühem Tode (1754) befreundete er sich immer enger mit Nicolai und Mendelssohn, später auch mit Ramler. Als die Berliner Akademie die Preisaufgabe stellte, das philosophische System des Dichters Pope zu untersuchen, verfaßte er mit Mendelssohn die Schrift »Pope ein Metaphysiker!« (Danzig 1755), in welcher er darthat, daß der Vortrag eines konsequenten philosophischen Systems dem Wesen der Dichtkunst widerspreche. Sein ausgebreitetes Wissen, sein genialer Einblick in den Kern aller poetischen und litterarischen Aufgaben und sein unerschrockener Freimut begannen gefürchtet zu werden, seitdem er, frech herausgefordert, mit seinem »Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange Pastor in Laublingen« (Berl. 1754) an dem seichten und flüchtigen Horaz-Übersetzer und in ihm an der ganzen behaglichen und platten Mittelmäßigkeit in der damaligen schönen Litteratur ein Exempel statuiert hatte. Damals faßte er auch seine bisherige Wirksamkeit in der ersten Sammlung seiner »Schriften« (Berl. 1753—55) zusammen. Band 1 enthält »Lieder und Epigramme«, Band 2 »Kritische Briefe«, größtenteils durch Umarbeitung der Aufsätze im »Neuesten aus dem Reiche des Witzes« entstanden, jedoch mit Hinzufügung einiges Neuen, z. B. des merkwürdigen Tragödienfragments »Samuel Henzi«, in welchem L. einen Stoff aus der jüngsten Vergangenheit behandelt, Band 3 »Rettungen«, Band 4—6 »Dramen«, darunter »Miß Sara Sampson« (1755), die eine völlige Abkehr von der französischen Dramaturgie bezeichnet. Hier lehnt sich L. an die Situationen und Lebensverhältnisse der englischen Familienromane und bürgerlichen Trauerspiele derart an, daß Lessings Zeitgenossen »Sara Sampson« schlechthin ein englisches Trauerspiel nannten; zugleich aber erwies es in der Handlungsführung und Charakteristik eine Freiheit und Meisterschaft, die in der steifen, leb- und hilflosen, ängstlich nach Regeln arbeitenden deutschen Litteratur seither unerhört war. (Über die Nachwirkungen dieses Dramas in der Litteratur vgl. Sauer, J. W. v. Brawe, Straßb. 1878.) Eben weil er fühlen mußte, daß er mit dieser poetischen Leistung auf einen Höhepunkt gelangt sei, wünschte L. sich der seitherigen Art seiner Existenz, wo der Tag für den Tag zu sorgen hatte und er neben eignen Arbeiten Übersetzungen liefern mußte, zu entziehen.

Er vertauschte im Oktober 1755 Berlin wieder mit Leipzig und konnte bald darauf seinen Berliner Freunden von einer Aussicht melden, über die er große Genugthuung empfand: er sollte als Reisebegleiter eines jungen Leipziger Patriziers, Winkler, Ostern 1756 eine auf drei Jahre berechnete Bildungsreise nach den Niederlanden, England, Frankreich, Italien antreten. Er bereitete sich ernsthaft auf die Reise vor, welche in der That 10. Mai angetreten wurde und L. durch das nördliche Deutschland nach den Niederlanden führte, wo von Amsterdam aus die vorzüglichsten Städte besucht wurden. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges aber und die Besetzung Leipzigs durch preußische Truppen trieben Winkler nach Leipzig zurück, wohin ihm L. notgedrungen folgen mußte. Da es hier rasch zu einem Zerwürfnis zwischen L. und seinem seitherigen Genossen kam, das in einen erst nach Jahren (1764) zu Lessings gunsten erledigten Prozeß auslief, so sah sich der Schriftsteller, welcher auf drei Jahre der Sammlung und Muße gehofft hatte, wieder auf seine Feder angewiesen und mußte mehr als je zuvor zu Übersetzungen, Korrekturen u. andern Notbehelfen greifen. Zunächst hielt ihn der Verkehr mit dem preußischen Major Ew. v. Kleist (dem Dichter) in Leipzig zurück; als aber dieser im Mai 1758 zur preußischen Feldarmee ging, zog es auch L. wieder nach Berlin. In diesem Jahre hat er auch die Kriegslieder seines Freundes Gleim mit einem empfehlenden Vorbericht herausgegeben. Mit den Berliner Freunden Nicolai und Mendelssohn hatte L. eifrig (vorwiegend über die Theorie des Trauerspiels) korrespondiert, und auf alle Fälle fand er in Berlin mehr Beziehungen, als er zur Zeit in Leipzig besaß. Von 1758—60 lebte L. in der preußischen Hauptstadt unter den Eindrücken der Thaten u. Wechselfälle des Siebenjährigen Krieges. Mit seinen Freunden vereinigte er sich zur Herausgabe eines neuen kritischen Organs für Besprechung der neuern deutschen schönwissenschaftlichen Litteratur: der »Briefe die neueste Litteratur betreffend« (Berl. 1759—65, 24 Bde.), für die er besonders 1759 u. 1760 thätig war; hervorzuheben sind die Briefe, in denen er Wieland und Klopstock bespricht, die Gottschedsche Richtung in der dramatischen Litteratur bekämpft, Shakespeare als den größten dramatischen Dichter feiert und eine Szene aus einem geplanten Faustdrama mitteilt (Brief 17). Er veröffentlichte nebenbei drei Bücher seiner »Fabeln« in Prosa nebst Abhandlungen, in denen er zum erstenmal nicht nur als Kritiker, sondern auch als Theoretiker auftrat (Berl. 1759), und das kleine, in einer knappen, scharfen Prosa abgefaßte Trauerspiel »Philotas« (das. 1759), in welchem sich trotz dem antiken Schauplatz der Handlung doch die patriotische Erregung der Zeit widerspiegelt. Auch schrieb er damals sein erst später aus Lessings Nachlaß von Eschenburg (1790) veröffentlichtes »Leben des Sophokles«, gab »Logaus Sinngedichte« (Leipz. 1759) heraus und übertrug »Das Theater des Herrn Diderot« (Berl. 1760, 2 Bde.), die verwandten Be-

strebungen des französischen Kritikers und Dichters teils richtig würdigend, teils überschätzend. Die Unsicherheit seiner Lage, der erneut wiederkehrende Wunsch, sich größern Arbeiten in aller Muße und ohne Rücksicht auf ihre frühere oder spätere Vollendung widmen zu können, veranlaßten L., eine Stellung als Sekretär des Generals Tauenzien, des Gouverneurs von Schlesien, anzunehmen und im Herbst 1760 nach Breslau zu gehen. Wenn auch die Freunde darüber den Kopf schüttelten, daß sich L. in eine Flut von ganz unlitterarischen, militärischen und bürgerlichen Geschäften hineingestürzt habe, und er selbst in einigen Briefen über die Last ermüdender, unbedeutender Beschäftigungen, erlogener Vergnügen u. Zerstreuungen klagte, so ward ihm doch der mehrjährige Aufenthalt in Breslau fruchtreich: während die Freunde, zumal nach dem Heldentode des von L. tief betrauerten Kleist (1759), dem rastlos vorwärts strebenden nicht mehr viel zu bieten vermochten, konnte er hier »in sich selbst Wurzel fassen«, sich in ernste Studien, z. B. des Spinoza und der Kirchenväter, versenken, lebendiger Wirklichkeit, die ihn umgab, die poetische Seite abgewinnen und fand Gelegenheit, nicht nur seine Familie reichlich zu unterstützen (was er übrigens auch in seinen dürftigsten Lagen über seine Kräfte hinaus gethan), sondern auch eine beträchtliche Bibliothek zu sammeln, die er freilich schon in den nächsten Jahren als Notpfennig betrachten und wieder veräußern mußte. Die wichtigsten geistigen Resultate der (bis 1765 währenden) Breslauer Zeit waren das Lustspiel »Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück« (Berl. 1767), und »Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie« (das. 1766, erster Teil; der zweite ward nie vollendet): ersteres das klassische Lustspiel der Deutschen, »die wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion«; letzterer eine der ästhetisch-kritischen Hauptschriften Lessings, durch die er die Überschätzung der deskriptiven Poesie beseitigte, die Handlung in der Poesie und damit die dramatische und erzählende Dichtung in ihr Recht einsetzte und nach der litterarischen Seite hin klärend und grundlegend im höchsten Sinne wirkte. Der Satz, daß der Dichter nicht malen solle, gehört seitdem, um mit Vischer zu reden, »zum A B C der Ästhetik«.

Trotz der litterarischen Stellung, welche L. nach diesen Werken einnahm, wollte sich eine seiner Natur entsprechende bürgerliche Stellung für ihn nicht finden. Er war 1765 nach Berlin zurückgekehrt, wo man ihm Hoffnungen auf eine Berufung als Bibliothekar gemacht hatte. Als diese Hoffnung trotz der Fürsprache des Obersten Quintus Icilius an dem Widerstand Friedrichs d. Gr. gescheitert war, erschien ihm Berlin als eine »verzweifelte Galeere«; er sehnte sich hinweg und nahm daher mit Freuden eine Aufforderung an, seine Kräfte dem Nationaltheater zu widmen, welches man in Hamburg eben errichtete. Als Dramaturg der neuen Bühne begab er sich im April 1767 nach Hamburg, das ihm als Stadt schon beim ersten Sehen sehr behagte. Seine Hauptaufgabe sollte die Abfassung einer kritischen Zeitschrift sein, welche »jeden Schritt begleiten sollte, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers thun würde« und als »Hamburgische Dramaturgie« in der That 1. Mai 1767 ins Leben trat. Die schlecht vorbereitete und schlecht geleitete, vom unreifen Publikum jener Tage noch schlechter unterstützte Unternehmung brach indes schon nach kurzer Zeit zusammen; ihr größter Ruhm bleibt, zu Lessings »Dramaturgie« den äußern Anlaß gegeben zu haben. Während des Erscheinens derselben entfernte sich L. immer mehr von seiner ursprünglichen Absicht. In den ersten Nummern (Stücken) kritisiert er eingehend die Schauspieler, namentlich Ekhof. Später wurde ihm diese Seite seiner Thätigkeit durch kleinliche Empfindlichkeiten, besonders der ersten Schauspielerin der Bühne, Frau Hensel, verleidet. Er sprach nur noch über die Dichter, und zwar sehr eingehend, indem er die Gelegenheit benutzte, den reichen Schatz seiner Gedanken über die dramatische Kunst, namentlich seine Ansichten über Shakespeare, über die französische Tragödie und ihr Verhältnis zu Shakespeare und zum antiken Drama ausführlich darzulegen. Der zeitliche Abstand zwischen den einzelnen Stücken und den besprochenen Aufführungen wurde immer größer, das letzte Stück (April 1768) behandelte eine Aufführung, die nach Lessings Angabe am 28. Juli, in Wahrheit am 11. Aug. 1767 stattgefunden hatte. So wurde die Dramaturgie, wie L. mit Recht bemerkt, etwas andres, als man anfangs beabsichtigt hatte, aber wahrlich nichts Schlechteres. Nach dem Scheitern des Theaters setzte L. noch kurze Zeit hindurch Hoffnungen auf den Erfolg eines Verlagsgeschäfts, das er mit Chr. Bode begründet hatte. Als auch dieser ausblieb, fand L., daß es ihm unmöglich sein werde, »des Sperlings Leben auf dem Dach« in dem geliebten Hamburg fortzusetzen, und entschloß sich im Herbst 1769, die ihm angetragene Stellung als Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel anzunehmen. Die letzte Zeit in Hamburg war durch die Abfassung der »Briefe antiquarischen Inhalts« (Berl. 1768—69) bezeichnet gewesen. In denselben wurde der ränkesüchtige Professor Chr. A. Klotz, welcher sich als Führer einer litterarischen Clique hohler und anmaßlicher Gesellen hervorgethan, mit höchster kritischer Schärfe und gründlichster Gelehrsamkeit schwer gestraft. Die damalige Generation, welche den Wert eines Mannes nicht nach seiner Bildung und seinem Charakter, sondern lediglich nach der äußern Stellung schätzte, konnte sich an diesen rückhaltlos wahrhaftigen Ton und diese rein sachliche Kritik nur schwer gewöhnen; erst die nächstfolgende Zeit ermaß richtig, welche Dienste L. selbst mit seiner Polemik der litterarischen und sittlichen Kultur der Nation geleistet. Auch die Untersuchung: »Wie die Alten den Tod gebildet« (Berl. 1769) ging aus den Klotzschen Händeln hervor. Kurz vor seiner Abreise von Hamburg hatte er noch die Freude, dort mit Herder zusammenzutreffen.

In Wolfenbüttel, wo L. sein Amt im Frühjahr 1770 antrat, begann er eine Reihe von Veröffentlichungen aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek, von denen die Schrift über »Berengarius Turonensis« (Braunschw. 1770) den Anfang machte, während sich die Abhandlungen und Fragmente »Zur Geschichte und Litteratur« (das. 1773—81, 6 Bde.) über eine Reihe von Jahren erstreckten. Wie wertvoll einzelne dieser Publikationen auch sein mochten, so war es für die deutsche Litteratur wichtiger, daß L. gleich in der ersten Zeit nach seiner Niederlassung in Wolfenbüttel ein poetisches Meisterwerk wie seine Tragödie »Emilia Galotti« (Berl. 1772) vollendete, deren Anfänge ins Jahr 1757 zurückreichen, das aber gleichwohl erst auf der Höhe seines Könnens wirklich ausgeführt wurde. Hier erscheint die Charakterzeichnung, die packende Lebenswahrheit, die epigrammatische Knappheit der Sprache auf gleicher Höhe wie in »Minna von Barnhelm«, die Diktion ist sogar geist-

reicher und gedankenhaltiger als in irgend einer andern Dichtung Lessings; dagegen wird gegen die tragische Lösung der Verwickelung jederzeit ein gewisser Einwand der Logik und Empfindung übrigbleiben, was die Wahrheit der Goetheschen Worte nicht aufhebt, daß in diesem Drama eine ungeheure Kultur enthalten sei. Auch ließ L. damals den ersten Band einer neuen Sammlung seiner »Vermischten Schriften« erscheinen (1771), der außer kleinern Gedichten auch eine eindringende und scharfsinnige Abhandlung über das Epigramm enthält. Leider gestalteten sich die Lebensverhältnisse Lessings nicht danach, ihm Lust und Mut zum poetischen Schaffen zu erhöhen. Er hatte das Amt in dem »stillen Winkel« Wolfenbüttel mit deshalb übernommen, weil er, wie es scheint zum erstenmal im Leben, den starken Wunsch empfand, sich zu vermählen. Die Witwe eines ihm befreundeten Hamburger Kaufmanns, die geistesklare, willenskräftige **Eva König** (geb. 22. März 1736 in Heidelberg), wurde seine Verlobte. Da sie aber das ausgebreitete Geschäft ihres verstorbenen Gatten zu leiten und zu liquidieren hatte, um ihren Kindern einen Teil ihres Vermögens zu retten, und sich die Entscheidung dieser Dinge jahrelang hinzog, da inzwischen auch er mit mancherlei Mißhelligkeiten zu kämpfen hatte, so schlossen die Jahre zwischen 1771 und 1776 vielerlei bittere Erfahrungen u. trübe Stimmungen für L. ein. Pläne, eine andre Stellung zu gewinnen, kamen über den ersten Entwurf nicht hinaus. Im Anfang 1775 riß sich L. von Wolfenbüttel los, ging über Dresden und Prag nach Wien, wo er seine Verlobte nach langer Trennung wiedersah. Die Aufnahme, welche er in Wien in allen Kreisen und selbst bei der Kaiserin Maria Theresia fand, war durchaus ehrenvoll. Trotzdem sehnte er sich nach Wolfenbüttel zurück, weil sich die Aussichten für eine endliche Verbindung mit Eva König günstiger gestaltet hatten. So nahm er es mit geteilter Empfindung auf, daß ihn Prinz Leopold von Braunschweig aufforderte, als Reisegefährte mit ihm Italien zu besuchen. Er glaubte es seinem Verhältnis zum braunschweigischen Hof und seiner Zukunft schuldig zu sein, dem Verlangen des Prinzen zu willfahren. Die ursprünglich auf wenige Monate berechnete Reise, die sich bis nach Neapel und nach Corsica ausdehnte, und von welcher L. erst 23. Febr. 1776 in Braunschweig wieder eintraf, genoß er so unter eigentümlichen Umständen und, da die Korrespondenz mit Eva König völlig ins Stocken geriet, nur halb; tiefere Eindrücke derselben auf sein geistiges Leben können nicht nachgewiesen werden. Nachdem er im Sommer 1776 eine mäßige Gehaltserhöhung und den Titel als Hofrat erhalten, fand im Oktober d. J. auf dem York bei Hamburg seine Hochzeit statt. Ein friedvolles, glückliches Jahr (1777) war L. beschieden. Im Januar 1777 unternahm er eine Reise nach Mannheim, wo man ihm Hoffnungen auf eine Anstellung als Dramaturg gemacht hatte, die sich indessen nicht erfüllten. Am 10. Jan. 1778 starb Eva L. infolge der Geburt eines Sohnes, der nur wenige Stunden am Leben geblieben war. In tiefster Erschütterung sah sich L. wiederum und tiefer als zuvor vereinsamt. Noch in dem Jahre des Verlustes seiner Frau ward er in neue härtere und erbittertere Streitigkeiten als je zuvor verwickelt. In seinen Publikationen aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel hatte er schon 1774 ein Bruchstück: »Von Duldung der Deisten, Fragment eines Ungenannten«, mitgeteilt, dem er 1777 und 1778 weitere »Fragmente« (die Offenbarung, die Geschichte der Auferstehung ꝛc. betreffend) folgen ließ. Verfasser des Manuskripts war der 1768 verstorbene Arzt Sam. Hermann Reimarus in Hamburg, ein rationalistischer Deist nach dem Muster der englischen und französischen Deisten und Freidenker des 18. Jahrh. L., der auch in andern den Drang zur Wahrheit am höchsten achtete, stimmte keineswegs mit den Anschauungen des Fragmentisten unbedingt überein. Als indes die unduldsamen Zionswächter der alten Orthodoxie begannen, die Beschuldigung gegen ihn zu schleudern, daß er »feindselige Angriffe gegen unsre allerheiligste Religion« verfaßt und unter seinen Schutz genommen, als namentlich der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (s. d.) gegen L. zu polemisieren begann, nahm dieser den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und verfocht das Recht der Skepsis gegenüber dem geistlosen Buchstabenglauben, pfäffischer Verdammungssucht u. hochmütigem Dünkel. Die Streitschriften Lessings: »Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage«, »Axiomata«, »Anti-Goeze« (sämtlich Braunschw. 1778), ausgezeichnet durch Schärfe der Logik, fortreißende Beredsamkeit und unvergleichlichen Reiz des Stiles, überlebten den Kampf und seinen Anlaß. Am Ende wurde L., da er nicht zu besiegen war, durch Denunziationen bei seiner Regierung zum Schweigen gebracht und so genötigt, »seine alte Kanzel, das Theater« noch einmal zu besteigen, um ein letztes Wort zu gunsten der Toleranz und des Humanitätsgedankens zu sprechen. Auf Subskription ließ er die Dichtung »Nathan der Weise« (o. O. 1779) erscheinen. Hier kehrte L. zur Form der gebundenen Rede (fünffüßige Jamben) zurück, die er bis dahin nur in unvollendet gebliebenen Entwürfen (»Kleonnis«, »Fatime«) verwendet hatte. Dies Drama hat seine Stärke nicht in der straffen Schürzung und Lösung der Handlung, sondern neben der meisterhaften, psychologisch tiefen Charakteristik wirkt das Pathos edelster Gesinnung und reinster Überzeugung mit unwiderstehlicher Gewalt. Der »Nathan« war Lessings letzte große dichterische That. Im nächsten Jahr veröffentlichte er noch die Schrift »Die Erziehung des Menschengeschlechts« (Berl. 1780) und vollendete »Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer« (Wolfenb. 1778—80), in beiden die Hauptideen wiederum darlegend, die ihn in den letzten Jahren erfüllt und bewegt hatten. Seine physische Kraft war seit dem Tode seiner Gattin gebrochen, flackerte bei einzelnen Ausflügen nach Hamburg und Braunschweig gleichsam nur wieder auf. Bei einem Besuch in Braunschweig erkrankte und starb er 15. Febr. 1781. Den ersten Nachruf, der seinem ganzen Verdienst gerecht wurde, widmete ihm Herder in Wielands »Merkur«.

Lessings Persönlichkeit gehört zu denen, die lebendig und fruchtbar nachwirkend im Bewußtsein ihres Volkes bleiben. Sein Streben und Schaffen ist für die Entwickelung des geistigen Lebens der Deutschen, ja man darf sagen aller heutigen Kulturvölker, von unermeßlichem Einfluß gewesen. Fassen wir zunächst seine **dichterische Bedeutung** ins Auge, so zeigt sich diese, soweit sie wahrhaft großartiger Natur ist, wesentlich auf das dramatische Gebiet beschränkt. Lessings lyrische Gedichte stammen zum größten Teil aus seinen Jünglingsjahren und stehen hinter den besten Leistungen seiner Zeitgenossen zurück. Unter seinen sämtlichen kleinen Reimereien hat nur das Lied: »Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben« sich im Gedächtnis der Nachkommen erhalten. Lehrhafter Scherz und lehrhafter Ernst sind neben der Präzision und Reinheit des Ausdrucks das

Beste, was wir in seinen oft epigrammatisch zugespitzten lyrischen Erzeugnissen antreffen. Höher stehen seine Fabeln, obwohl auch bei ihnen seine der Weitschweifigkeit und behaglichen Breite von damals bewußt entgegengesetzte Knappheit und Kürze das Hauptverdienst ist. Auch seine Epigramme, die sich meist an überlieferte Motive anlehnen, überragen die bessern gleichzeitigen nur in einzelnen schärfern Pointen. Die poetische Produktion quoll bei L. nicht unmittelbar aus dem Gefühl. Er selbst hat bekanntlich in einer viel und unnötig erörterten Stelle der »Dramaturgie« sich das dichterische Genie abgesprochen. »Ich fühle«, sagt er dort, »die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen.« Doch ist zu erwägen, daß L. sich hier wie anderwärts in absichtlich schroffen Gegensatz gegen das neue Geniewesen stellt, das bald darauf in der Sturm- und Drangperiode zur Herrschaft gelangte und die messende und abwägende Thätigkeit des poetischen Künstlers geringschätzte. Die Wahrheit in jener Selbstcharakteristik beschränkt sich im wesentlichen auf die Thatsache, daß L. erst nach theoretischem Eindringen in das Wesen der Dichtkunst, besonders des Dramas, zu der Kunsthöhe emporstieg, auf der ihn seine Zeit sah, auf der wir ihn heute noch sehen.

Lessings reformatorische Bedeutung beschränkt sich nicht auf das dichterische Gebiet, auch auf dem Felde der *poetischen Theorie* und *Kritik* hat er Unsterbliches gewirkt. Seiner reformatorischen Thätigkeit in der Litteratur steht die in der *Theologie* bedeutsam zur Seite. Schon die Wittenberger »Rettungen« zeigen L. bemüht, die Freiheit prüfender Forschung in Glaubenssachen als heiliges Recht der Menschheit zu vindizieren. Der weitere Entwickelungsgang Lessings, den wir an der Hand einiger, erst nach seinem Tode veröffentlichter Aufsätze, wie »Gedanken über die Herrnhuter« und »Christentum der Vernunft«, verfolgen können, mußte ihn von jenem Punkt aus notwendig zum Bruch mit der Offenbarung führen. Immer mehr lernte er den Wahn, daß die echte Religiosität ohne kirchliche Orthodoxie unmöglich sei, vom Standpunkt der Logik und der Humanität aus als thöricht und verderblich erkennen. Diese Erkenntnis trieb ihn in eine Weltanschauung, welche, man mag dagegen sagen, was man will, ihren Grundzügen nach spinozistisch ist. Das Bekenntnis dieser Weltbetrachtung sprach L. vor allem in einer denkwürdigen Unterredung aus, die er 1780 mit Fr. H. Jacobi führte; in seinen Schriften ist es mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen. Die negative Seite jener ist bedeutender als die positive; was ihnen unvergänglichen Wert verleiht, ist nicht sowohl die Darlegung eines eignen philosophischen oder religiösen Dogmas, als die vernichtende Abwehr aller den Menschengeist fesseln wollender Dogmatik. Anderseits war ihm die Geringschätzung und Verspottung des Kirchenglaubens durch Halbgebildete durchaus zuwider; er kannte die theologische Litteratur zu gründlich, um nicht Achtung vor der darin aufgespeicherten Geistesarbeit zu hegen.

L. steht als der mannhafteste Charakter der deutschen Litteraturgeschichte da; sein Leben ist ein fast ununterbrochener Kampf gewesen. Die gewaltige geistige Kraft, welche ihn zu diesem befähigte, zeigte sich auch in seiner leiblichen Erscheinung ausgeprägt. Eine ungemeine Freundlichkeit und ein vollkommen anspruchsloses Wesen zeichneten ihn trotz seiner so entschiedenen Eigenartigkeit aus. Ordnungsliebe, auch in Bezug auf Kleidung, war ihm in seltenem Maß eigen. Tiefe Abneigung gegen Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, gegen alles leere Scheinwesen machte einen der hervorstechendsten Grundzüge seines Wesens aus. Nicht hoch genug wissen die Freunde seine Unterhaltungsgabe zu rühmen: sehr begreiflich, wenn man erwägt, mit welch wunderbarer Meisterschaft der Darstellung L. als Schriftsteller auch den trockensten Materien eine Anziehungskraft zu leihen verstand, die uns noch heute für Schriften und Bildwerke, welche im übrigen längst verschollen sind, das lebendigste Interesse abgewinnt. Der *Stil* keines Schriftstellers ist so anregend wie der Lessings. Wir vernehmen in seinem Vortrag, nach Vilmars treffender Charakteristik, »ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem gleichsam ein Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heitersten Spiel und dennoch mit unbegreiflicher Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend«. — Unter den *Bildnissen* Lessings behaupten das angeblich von Tischbein gemalte, wahrscheinlich aus der Breslauer Zeit herrührende (jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindlich), das für Gleim angefertigte Halberstädter, dem Maler May zugeschriebene Porträt und das von A. Graff 1771 in Berlin gemalte den obersten Rang. Statuarisch verherrlichen ihn das bekannte Meisterwerk Rietschels in Braunschweig (seit 1853), die sitzende Statue von Schaper auf dem Gänsemarkt in Hamburg (seit 1880) und die Statue von Otto Lessing im Berliner Tiergarten (seit 1890). In seiner Vaterstadt Kamenz wurde zu seinem Andenken 1826 das *Lessing-Stift*, ein Hospital für Bedürftige aller Konfessionen, gegründet.

[Ausgaben, Briefwechsel.] Lessing hat nach der ersten Sammlung seiner »Schriften« (1753—55, s. oben) keine Gesamtausgabe veranstaltet; die Ausgabe, deren erster Band 1771 erschien, wurde erst nach seinem Tode von seinem Bruder fortgesetzt (Berl. 1771—1794, 30 Bde.); sodann (hrsg. von Schink, mit Biographie) das. 1825—26, 30 Bde.; später folgten die »Gesammelten Werke« (Leipz. 1841 u. ö.). Die erste philologisch korrekte Ausgabe der »Sämtlichen Schriften« war die von Lachmann (Berl. 1838—40, 13 Bde.), der hier zum erstenmal den Text eines neuern Schriftstellers mit der Sorgfalt behandelte, die man sonst nur Schriftstellern des klassischen Altertums zuzuwenden pflegte; 1853—57 erschien sie in zweiter, von v. Maltzahn revidierter und ergänzter Ausgabe (12 Bde., ohne die Briefe an Lessing), von einer dritten, die Muncker besorgt, sind von 1886—94 die ersten 10 Bände erschienen. Zum großen Teil sehr wertvoll ist die manches bis dahin Ungedruckte enthaltende und mit Anmerkungen versehene Hempelsche Ausgabe, namentlich in den von Boxberger, Redlich und Schöne besorgten Teilen (Berl. 1868—79, 20 Tle.). Noch andre Ausgaben veranstalteten Gosche und Boxberger (illustriert, Berl. 1875—76, 8 Bde.), H. Göring (Stuttg. 1885, 20 Bde.), Muncker (das. 1886, 6 Bde.), Boxberger-Blümner (in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, das. 1883 ff., 14 Bde.). Eine Auswahl der vorzüglichsten Werke, besorgt von F. Bornmüller, erschien in Meyers Klassikerausgaben (Leipz. 1884, 5 Bde.); eine Ausgabe der drei dramatischen Hauptdichtungen, mit Einleitung, von H. Hettner (das. 1869). Der Brief-

wechsel Lessings wurde am vollständigsten von Redlich (in der Hempelschen Ausgabe; auch separat, Berl. 1884; Nachträge 1886) veröffentlicht, der Briefwechsel zwischen L. und seiner Frau von Schöne (2. Aufl., Leipz. 1886) neu herausgegeben. Lessings »Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires« veröffentlichte E. Schmidt (Berl. 1892). Von Einzelausgaben und Erläuterungsschriften zu einzelnen Werken seien erwähnt: die »Abhandlungen über die Fabel«, hrsg. von Prosch, Wien 1890 (vgl. A. Fischer, Lessings Fabelabhandlungen, kritische Darstellung, Berl. 1891); »Laokoon«, herausgegeben von Cosack (4. Aufl., das. 1890), von Blümner (2. Aufl., das. 1880); »Hamburgische Dramaturgie«, herausgegeben von Schröter u. Thiele (Halle 1877—78; Ausg. für Schule und Haus, das. 1895); vgl. Cosack, Materialien zu Lessings »Hamburgische Dramaturgie« (2. Aufl., Paderb. 1891); K. Werder, Über Lessings Nathan (Berl. 1892); F. Naumann, Litteratur über Lessings »Nathan« (Dresd. 1867).

[Biographische Litteratur ꝛc.] Am ausführlichsten über Lessings Leben und Wirken berichten Danzel und Guhrauers »L. Sein Leben und seine Werke« (Leipz. 1850—54, 2 Bde.; 2. Aufl. von v. Maltzahn und Boxberger, Berl. 1880) und Erich Schmidts »L., Geschichte seines Lebens und seiner Schriften« (das. 1884—92, 2 Bde.), ersteres Werk vor allem durch die Würdigung von Lessings wissenschaftlicher Entwickelung und Wirksamkeit, letzteres durch die Charakteristik der dichterischen Hauptwerke und der Persönlichkeiten wertvoll. Mehr populäre Haltung haben die Lessing-Biographien von A. Stahr (9. Aufl., Berl. 1886, 2 Bde.), Düntzer (Leipz. 1881, fast ausschließlich den äußern Lebenslauf darstellend), Baumgartner (Freib. 1877, ultramontan) und die unnötigerweise auch in deutscher Sprache bearbeiteten englischen von Sime (Lond. 1877; deutsch von Strodtmann, Berl. 1879) und Helen Zimmern (Lond. 1878; deutsch, Celle 1878). Aus der übrigen Litteratur über L. sind noch folgende Schriften hervorzuheben: Fr. Schlegel, Lessings Geist aus seinen Schriften (Leipz. 1804, 3 Bde.); K. Fischer, L. als Reformator der deutschen Litteratur (Stuttg. 1881, 2 Bde.); Cherbuliez, Études de littérature et d'art (Par. 1873); über Lessings Philosophie u. Weltanschauung: Hebler, L.-Studien (Bern 1862); R. Mayr, Beiträge zur Beurteilung Lessings (Wien 1880); Ritter, Lessings philosophische und religiöse Grundsätze (Göttingen 1847); Rehorn, Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza (Frankf. 1877); Spicker, Lessings Weltanschauung (Leipz. 1883); Wundt, L. und die kritische Methode (in den »Essays«, das. 1885); über Lessings Theologie: K. Schwarz, L. als Theologe (Halle 1854); Bergmann, Hermäa (Leipz. 1883); Reinkens, L. über Toleranz (das. 1883); Dühring, Die Überschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden (Karlsr. 1881); ferner: Kont, Lessing archéologue (Par. 1894); Gottschlich, Lessings aristotelische Studien (Berl. 1876); Crouslé, L. et le goût français en Allemagne (Par. 1863); Belling, Die Metrik Lessings (Berl. 1887); Kalischer, L. als Musikästhetiker (Dresd. 1889); Mönckeberg, L. als Freimaurer (Hamb. 1880); P. Albrecht, Lessings Plagiate (das. 1891 ff., unvollendet); B. A. Wagner, Lessingforschungen (Berl. 1881, Untersuchungen über anonym Erschienenes aus Lessings Jugendzeit); J. W. Braun, L. im Urteile seiner Zeitgenossen (das. 1884, 2 Bde.).

Lessings jüngerer Bruder, Karl Gotthelf, geb. 1740 in Kamenz, gest. 17. Febr. 1812 als Münzdirektor in Breslau, verfaßte eine Biographie seines Bruders Gotthold (1793) und einige dramatische Dichtungen, z. B.: »Der stumme Plauderer«, »Die Mätresse« (Neudruck, Heilbr. 1887) u. a., die gesammelt als »Schauspiele« (Berl. 1777—80, 2 Bde.) erschienen. Von H. L. Wagners »Kindermörderin« veranstaltete er eine eigenmächtige Umarbeitung. Vgl. Wolff, Karl Gotthelf L. (Berl. 1886.) — Ein andrer Bruder, Theophilus, mit dem L. in Wittenberg zusammen studierte, geb. 12. Nov. 1732, seit 1778 Konrektor zu Chemnitz, erwarb sich einigen Ruf als lateinischer Dichter; starb 6. Okt. 1808. Vgl. Kirchner, Theophilus L. und das Chemnitzer Lyceum (Chemn. 1882).

Lessing, 1) Karl Friedrich, Maler, Großneffe von Gotth. Ephr. Lessing, geb. 15. Febr. 1808 in Breslau, gest. 4. Juni 1880 in Karlsruhe, besuchte das Gymnasium in Breslau, dann die Bauakademie zu Berlin, zog aber bald die Malerei vor und widmete sich auf der Kunstakademie bei den Professoren Collmann und Dähling besonders der Landschaftsmalerei, für welche er bereits 1826 durch ein Bild: ein verfallener Friedhof mit Ruinen, eine entschiedene Begabung zeigte. Daraufhin forderte ihn W. Schadow auf, ihm nach Düsseldorf zu folgen, wo er, dem Geiste der Schule entsprechend, sehr bald auch die Historienmalerei zu kultivieren begann. Seine ersten Arbeiten auf diesem Gebiet waren: der Abschied des jungen Tobias (1828) und das Fresko der Schlacht bei Ikonion (Schloß des Grafen Spee in Heltorf). Doch blieb er auch seiner romantischen Richtung in der Landschaft mit der Ritterburg (1828, Berliner Nationalgalerie) und dem Klosterhof im Schnee (1828, Museum zu Köln) treu. Diese Richtung gipfelt in dem trauernden Königspaar (1830), welches seinen Namen zuerst populär machte. L. raffte sich bald von der romantischen Empfindsamkeit zu einer männlichen Energie auf, die sowohl in seinen Historienbildern als ganz besonders in seinen Landschaften zu Tage trat und in den letztern sich zu einer modern-realistischen Naturanschauung entwickelte, weshalb L. der Großmeister der historisch-romantischen Landschaft geworden ist. Als Schadow 1830 nach Italien ging, übertrug er L. einen Teil seiner Funktionen als Direktor, und wenn L. schon durch seine bis dahin geschaffenen Bilder einen bedeutungsvollen Einfluß auf die Düsseldorfer Malerschule ausgeübt hatte, so trat er jetzt den Künstlern noch näher. In dieser Zeit malte er seine Felsenlandschaft: Schlucht mit Ruinen. 1832 folgten die Gemälde: Leonore und die Burg Rheinstein; 1834 eine Eifellandschaft (Nationalgalerie in Berlin); 1836 die Hussitenpredigt (Berliner Nationalgalerie); 1838 Ezzelin, von Mönchen zur Buße ermahnt (Frankfurt a. M., städtisches Museum); 1839 Kaiser Friedrich I., eine Waldkapelle (Nationalgalerie zu Berlin); 1841 Moorgegend nach Sonnenuntergang; 1842 Huß vor dem Konzil (Frankfurt a. M., städtisches Museum), welches zu einem erbitterten Streit zwischen Katholiken u. Protestanten Veranlassung gab u. den Rücktritt des Direktors Veit herbeiführte; 1844 Heinrich V. vor dem Kloster Prüfening (Galerie zu Hannover), Gebirgslandschaft in Mittagsbeleuchtung und Landschaft mit Hagelwetter, Waldlandschaft mit einem Bach und Gebirgslandschaft mit Abendbeleuchtung; 1846 Klosterbrand mit abziehenden Mönchen (Dresden, Galerie); ein Jäger auf dem Anstand (Ravenésche Gemäldegalerie in Berlin); 1848 Verteidigung eines Kirchhofs im Dreißig-

jährigen Kriege (Kunsthalle in Düsseldorf); 1850 Huß vor dem Scheiterhaufen (Nationalgalerie in Berlin); 1851 Schützen, die einen Engpaß verteidigen (Nationalgalerie in Berlin); 1852 westfälische Landschaft; 1853 Verbrennung der päpstlichen Bannbulle durch Luther, Anschlag der Thesen; 1856 große, flache Landschaft mit kriegerischer Staffage; 1857 die Gefangennahme des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V. (im Besitz des deutschen Kaisers). 1858 wurde L. nach Karlsruhe als Direktor der großherzoglichen Gemäldegalerie berufen. Hier entstanden die Kreuzfahrer (1863) und die Disputation Luthers mit Eck (1867, beide in der Karlsruher Galerie); ferner eine große Anzahl von Landschaften, unter denen die Eifellandschaft bei Gewitter (1875, Berliner Nationalgalerie) und die Harzlandschaft vom Regenstein (1877, Dresdener Galerie) hervorzuheben sind. Er wählte seine Motive mit Vorliebe aus Gebirgsgegenden mit erhabenem, düsterm Charakter, der Eifel, dem Spessart und dem Harz. Nur die romantische Staffage erinnert an seinen Bildungsgang. Sonst hielt seine Naturauffassung mit der modernen Kunstentwickelung gleichen Schritt, weshalb auch seine bleibende Bedeutung in seinen Landschaften beruht. Vgl. M. Jordan, Ausstellung der Werke K. F. Lessings (Berl. 1880).

2) Julius, Kunstschriftsteller, geb. 20. Sept. 1843 in Stettin, studierte in Berlin und Bonn klassische Philologie und Archäologie und promovierte 1866 in Bonn. Nach längern Reisen war er seit 1870 in Berlin als Lehrer für Geschichte des Kunstgewerbes an der königlichen Bauakademie und Gewerbeakademie thätig. 1872 leitete er die Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände im Zeughaus, und in demselben Jahre wurde er Direktor der Sammlung des Kunstgewerbemuseums, in welcher Stellung er einen nützlichen Einfluß auf die Hebung des Kunstgewerbes ausübt und auf gewissen Gebieten, besonders dem der weiblichen Arbeiten, als leitende Autorität gilt. Er veröffentlichte: »Das Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung« (Berl. 1873); »Berichte von der Pariser Weltausstellung« (das. 1878); »Altorientalische Teppichmuster« (das. 1877); »Muster altdeutscher Leinenstickerei« (2 Sammlungen, 9. u. 7. Aufl., das. 1890 u. 1889); »Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe« (das. 1877); »Die Silberarbeiten des Antonius Eisenhoit« (das. 1881); »Holzschnitzereien des 15. u. 16. Jahrhunderts im Kunstgewerbemuseum zu Berlin« (das. 1882); »Das Tafelsilber des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen« (das. 1883); »Das Speisezimmer des kronprinzlichen Paars« (das. 1886); »Der Modeteufel« (das. 1884); »Was ist ein altes Kunstwerk wert?« (das. 1886); »Handarbeit« (das. 1887); »Unsrer Väter Werke« (das. 1889); »Das Kunstgewerbe als Beruf« (das. 1891); »Vorbilderhefte aus dem königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin« (das. seit 1888—95, 18 Hefte); »Gold und Silber« (das. 1892) und zahlreiche kleine Abhandlungen in Zeitschriften.

3) Otto, Bildhauer und Maler, geb. 24. Febr. 1846 in Düsseldorf, Sohn von L. 1), erhielt von diesem in Karlsruhe den ersten Zeichenunterricht, widmete sich dann bei Steinhäuser daselbst und von 1865—68 bei A. Wolff in Berlin der Bildhauerkunst, trieb daneben aber auch die Malerei. Sein erstes größeres Gemälde, die Jäger, wurde für die Kunsthalle in Karlsruhe angekauft. Nachdem er den deutsch-französischen Krieg mitgemacht, ließ er sich 1872 in Berlin nieder, wo er dank dem raschen Aufschwung der dortigen Baukunst eine umfangreiche Thätigkeit in der dekorativen Plastik und Malerei an öffentlichen und Privatbauten entfaltete. Er war unter anderm für das Reichskanzlerpalais, das Reichsjustizamt, das Zeughaus und die Neue Kirche in Berlin, die technische Hochschule in Charlottenburg, für das Jagdschloß in Hummelshain, für das erbprinzliche Palais in Dessau, für das Reichstagsgebäude in Berlin u. für zahlreiche Privatbauten der Architekten Ende u. Böckmann und Kayser u. v. Großheim thätig, wobei er ebensowohl den Schmuck der Fassaden wie Innendekorationen lieferte. Auch zeichnete er Entwürfe für kunstgewerbliche Gegenstände, Sgraffitomalereien und Glasmosaiken. Von letztern sind diejenigen an der Fassade des Hauses der New York-Germania und in der Kuppel des Museums für Völkerkunde in Berlin die hervorragendsten. Daneben schuf er auch eine Reihe selbständiger Figuren und Gruppen und eine große Zahl von Porträtbüsten und Halbfiguren, so 1879 die Statue eines Gladiators, 1886 eine Gruppe: Mutter und Kind, 1893 und 1894 die Marmorgruppe einer Bacchantin mit Amor und die in Marmor ausgeführten Halbfiguren des Grafen Moltke und des Malers Knaus (letztere in der Berliner Nationalgalerie). 1887 erhielt er den ersten Preis und die Ausführung in der Konkurrenz um ein Lessing-Denkmal für Berlin, das 16. Okt. 1890 enthüllt wurde. 1894 führte er den dekorativen plastischen Schmuck in dem neugebauten weißen Saale des königlichen Schlosses in Berlin (die durch den Krieg herbeigeführten Segnungen des Friedens in der Voute des Deckengewölbes, die Reiterbildnisse des Großen Kurfürsten und Friedrichs II. in Relief) aus. Einen Teil seiner dekorativen Arbeiten hat er in den von ihm herausgegebenen Sammlungen: »Bauornamente Berlins« (Berl. 1878—79) und »Bauornamente der Neuzeit« (das. 1880—92, 2 Bde.) veröffentlicht. Außerdem gab er heraus: »Schloß Ansbach, Barock- und Rokokodekorationen aus dem 18. Jahrhundert« (Berl. 1893). Mit reicher Phantasie in der Erfindung verbindet er eine große Gestaltungskraft und eine sichere Beherrschung der Stilformen. Er ist königlicher Professor und Mitglied der Berliner Kunstakademie.

Lessinische Alpen (Vicentiner Alpen), Bergkette der südlichen Zone der Ostalpen, zieht sich vom Etschthal zwischen Verona und Trient in östlicher Richtung gegen die italienische Tiefebene hin, wird nördlich vom Brentathal begrenzt und gehört mit dem nordwestlichen Teile zu Südtirol, mit der südöstlichen größern Hälfte zu Venetien. Sie ist größtenteils ein Kalkgebirge und erreicht nirgends die Schneegrenze. Die höchsten Gipfel sind die Cima Dodici, 2338 m, im N., der Monte Pasubio, 2236 m, im S. Im engern Sinne führt den Namen L. A. der südlichste Teil der Berggruppe im Gebiet der Tredici Communi (s. Communi).

Leßmann, Otto, Komponist, geb. 30 Jan. 1844 in Rüdersdorf bei Berlin, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht (Orgelspiel und Komposition) in Magdeburg durch A. G. Ritter und bildete sich von 1862 an in Berlin unter Leitung v. Bülows im Klavierspiel und Friedrich Kiels im Tonsatz aus. 1872 wurde ihm bei Gründung der Kaiserin Augusta-Stiftung zur Erziehung von Töchtern gefallener Offiziere die Organisation des Musikunterrichts übertragen, den er noch jetzt leitet. Als Komponist hat sich L. durch eine Anzahl wertvoller Klavierwerke und Lieder (unter letztern namentlich die Kompositionen zu den Jul. Wolffschen Dichtungen: »Rattenfänger«

und »Tannhäuser«) bekannt gemacht. L. lieferte auch zahlreiche kritische Beiträge zu verschiedenen Musikzeitungen und ist seit 1881 Besitzer und Redakteur der »Allgemeinen Musikzeitung«.

Lesson (spr. -ßóng), René Primevère, Naturforscher, geb. 20. März 1794 in Rochefort, gest. daselbst 28. April 1849, begleitete 1822—25 den Kapitän Duperrey auf seiner Weltreise auf der Korvette La Coquille und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Botanik in Rochefort. Er schrieb: »Journal d'un voyage pittoresque autour du monde« (1830), redigierte mit Garnot den zoologischen Teil des offiziellen Berichts über seine Reise (1829) und veröffentlichte seine medizinischen Beobachtungen unter dem Titel: »Voyage médical autour du monde« (1829). Außerdem schrieb er mehrere zoologische Werke.

Lestage (franz., spr. -ăsch'), das Einschießen (Einwerfen des Ballastes.

Leste, ein trockner, Saharastaub mit sich führender Ostwind, welcher auf Madeira und den Kanarischen Inseln meist in der kältern Jahreszeit auftritt.

Lestes, die Schlankjungfer, s. Wasserjungfer.

Lestocq, Johann Hermann, Graf, Günstling der russischen Kaiserin Elisabeth, geb. 29. April 1692 in Celle als Sohn eines französischen Réfugié, gest. 23. Juni 1767 in Petersburg, widmete sich der Chirurgie und kam 1713 nach Rußland, wo er in die Dienste Peters d. Gr. trat. 1716 begleitete er die nachmalige Kaiserin Katharina I. auf ihrer Reise nach Holland, wurde aber schon 1718 wegen leichtfertiger Führung, nach andern infolge einer Intrige, unschuldigerweise nach Kasan verbannt. Katharina I. rief ihn bald nach ihrer Thronbesteigung zurück und ernannte ihn zum Leibchirurgen ihrer Tochter Elisabeth, welche Stellung er auch nach der Kaiserin Tod bei der Großfürstin Elisabeth einnahm. Seine einnehmenden persönlichen Eigenschaften machten ihn zum einflußreichen Liebling Elisabeths, deren Erhebung auf den kaiserlichen Thron schon bei Peters II. Tod sein geheimer Plan war. Nachdem Elisabeth endlich mit seiner Hilfe auf den Thron gelangt war, ernannte sie ihn 1741 zum Wirklichen Geheimrat, ersten Leibarzt und Direktor der medizinischen Kanzlei. Von Kaiser Karl VII. 1744 in den Reichsgrafenstand erhoben, fühlte er sich gekränkt, als die Kaiserin seinen hoch gesteigerten Ansprüchen nicht nachgab. Auch hatte er einflußreiche Gegner, darunter den Kanzler Bestuschew. Am 17. Nov. 1748 ward er aller seiner Würden entsetzt, in strenge Haft gebracht und 1753 nach Ustjug-Weliki im Gouv. Archangel verbannt. Peter III. rief ihn 1763 aus seinem Exil zurück, ohne ihm sein inzwischen verloren gegangenes großes Vermögen zurückerstatten zu können; seinen Rang und den Grafentitel erhielt L. wieder, aber es ward ihm kein Staatsamt übertragen. Katharina II. verlieh ihm eine Pension von 7000 Rubel und Ländereien in Livland.

L'Estocq, Anton Wilhelm von, preuß. General, geb. 16. Aug. 1738 in Celle, gest. 1. Jan. 1815 in Berlin, Sohn eines damals hannöverschen, später preußischen Offiziers von französischer Abkunft, trat 1758 in ein preußisches Husarenregiment, machte den Siebenjährigen Krieg, den Bayrischen Erfolgekrieg, den Feldzug nach Holland (1787), auf dem er eine Fregatte eroberte, und den Krieg gegen Frankreich 1792—95 mit, ward 1798 Generalmajor, 1805 Generalleutnant, 1806 Kommandeur des Kalckreuthschen Korps in Westpreußen, verhinderte 8. Febr. 1807 in der Schlacht bei Eylau durch sein rechtzeitiges Erscheinen Bennigsens Niederlage und ward 1812 General der Kavallerie.

Le style c'est l'homme (franz.), »der Stil ist der Mensch«, d. h. der Stil eines Menschen ist das Abbild seines Charakters; ein Ausspruch Buffons, der ihn 1753 in seiner Antrittsrede in der französischen Akademie that (aber wörtlich sagte: »Le style est l'homme même«).

Lesueur, bei naturwissenschaftl. Namen für Charles Alexandre Lesueur (spr. lößüör), geb. 1. Jan. 1778 in Havre, Teilnehmer an Baudins Reise um die Welt 1800—1804, starb als Direktor des Museums in Havre 1857. (Niedere Tiere.)

Le Sueur (spr. lö ßüör), 1) Eustache, franz. Maler, geb. 19. November 1617 in Paris, gest. daselbst 30. April 1655, war Vouets Schüler und bildete sich daneben nach italienischen Gemälden, die nach Paris kamen. Von 1645—48 malte er die berühmten 22 Bilder aus dem Leben des heil. Bruno im Kleinen Kartäuserkloster zu Paris (jetzt im Louvre). 1649 entstand seine Predigt des Apostels Paulus in Ephesos für die Kirche Notre-Dame (jetzt im Louvre). Außerdem führte er eine große Zahl von Dekorationen, Malereien und Altarbildern für die Kirchen St.-Etienne du Mont, St.-Germain, l'Auxerrois, St.-Gervais, für das Louvre und für die Hotels vornehmer Herren aus. Das Louvre besitzt außer den erwähnten noch 13 religiöse und 13 mythologische Bilder, die zum Teil aus den oben genannten Kirchen, zum Teil aus dem Cabinet de l'amour im Hôtel Lambert stammen. Seine Werke zeichnen sich durch Reinheit und Keuschheit des Stils, Sorgfalt der Ausführung und gemütvolle Auffassung, weniger durch Energie aus.

2) Jean François, franz. Komponist, geb. 15. Febr. 1760 in Drucat-Plessiel bei Abbeville (Somme), gest. 6. Okt. 1837 in Paris, machte seine Studien in der Musikschule der Kathedrale zu Amiens, ward dann Chordirektor an den Kathedralen zu Séez und Dijon, 1784 Musikdirektor an der Kirche des Innocents und 1786 an Notre-Dame in Paris. Der Beifall, den seine erste Oper: »Télémaque« (1788), fand, veranlaßte ihn, sich ganz der dramatischen Musik zu widmen. Seine zweite Oper: »La Caverne« (1793), hatte solchen Erfolg, daß er zwei Jahre später als Lehrer an dem eben errichteten Konservatorium angestellt wurde, wo er unter andern auch Berlioz zu seinen Schülern zählte (vgl. dessen »Mémoires«). Seine 1804 aufgeführte Oper »Les Bardes« aber fand den entschiedensten Beifall, namentlich auch bei Napoleon I., der infolgedessen den Komponisten an Paësiellos Stelle zu seinem Kapellmeister ernannte. Außer diesen und mehreren andern Opern schrieb L. zahlreiche Werke für die Kirche (33 Messen, Motetten und Oratorien), welche dadurch von kunsthistorischer Bedeutung sind, daß hier das dramatische Element mit voller Absichtlichkeit und großem Geschick zur Geltung gebracht ist, eine Richtung, für welche L. auch als Schriftsteller wiederholt in die Schranken getreten ist. In seiner Vaterstadt wurde ihm 1852 ein Standbild errichtet. Vgl. Raoul-Rochette, Notice historique sur la vie et les ouvrages de L. (1837).

Lesum, Fluß, s. Wümme.

Lesum (Burg-L.), Dorf im preuß. Regbez. Stade, Kreis Blumenthal, an der Lesum, die aus der Wümme und Hamme entsteht und 10 km weit schiffbar ist, Knotenpunkt der Linien Wunstorf-Bremerhaven und Burg-L.-Vegesack der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Wollwäsche-

rei, eine chemische Fabrik, Zigarrenfabrikation, viele Landsitze Bremer Kaufleute und (1890) 1510 Einw.

Lesung, im parlamentarischen Sprachgebrauch die Beratung einer Regierungsvorlage oder eines aus der Initiative der parlamentarischen Körperschaft hervorgegangenen Antrags (s. Debatte).

Leszczyc zu Radolin (spr. leschtschitz), eins der zwölf ältesten poln. Dynastengeschlechter, welches einen Fruchtschober (poln. brog) mit goldenem Dach als Wappen führt u. deshalb auch häufig Brog genannt wurde. Seinen Ursprung leitet es, wie der Name (»Sohn oder Abkömmling des Lech«) andeutet, von dem Gründer des polnischen Reiches her, und zwar gilt Wladislaw Leszek, Herzog in Kassubien, der dritte Sohn Leszeks III., der um 810 den polnischen Thron innehatte und Großvater Popiels II., des letzten Regenten aus dem Hause der Lech, war, als der direkte Ahnherr dieser Familie. Ihr gehörte der fünfte Erzbischof von Gnesen (1060—92), Petrus L., an, der Boleslaw II. 1081 vertrieb und Polen bis zum Regierungsantritt Wladislaus' I. regierte, ferner Peter L., Bischof von Krakau (1392—1414), um die Stiftung der Krakauer Universität hochverdient. Seit der Mitte des 11. Jahrh. führte der älteste Zweig des Hauses, von dem alle Nebenlinien abstammen, den Titel »Grafen zu Starssow und Herren zu Radolin«; aber Matthias I. L., ein Enkel des Reichssenators und Kastellans zu Kalisch, Adam L. (gest. 1380), nahm zugleich mit seinem Bruder den Namen der ihnen gehörenden Herrschaft Radolin als beständigen Geschlechtsnamen an, und da in Urkunden neben dem lateinischen »in Radolin« meist die polnische Übersetzung Radolinski gesetzt wurde, entstand irrtümlich der Doppelname Radolin-Radolinski, welchen die Nachkommen des Matthias, die sich später in zwei preußische und zwei österreichische gräfliche Linien trennten, noch gegenwärtig tragen. Einer preußischen Linie gehört der Fürst Hugo von Radolin (s. d.), deutscher Botschafter in St. Petersburg, an. Von den übrigen Zweigen des Geschlechts L. sind nur noch zwei übrig, welche sich nach ihren Besitzungen »Grafen zu Suminie-Suminski« und »Herren zu Starczezow-Starszewski« nennen. Vgl. F. Hoffmann, Übersicht der Familiengeschichte des erlauchten Dynastengeschlechts der Leszczyc, Grafen von Radolin-Radolinsky (Dresd. 1873).

Leszczynski (spr. leschtschinski), angesehene, aus Böhmen stammende Adelsfamilie in Polen, welcher mehrere um ihr Vaterland verdiente Männer angehören. Raphael L. erhielt von Siegmund III. mehrere Kastellaneien und Starosteien, wurde Woiwod von Belz und bemühte sich, im Felde und im Rate das Wohl Polens zu fördern. Er war einer der eifrigsten Anhänger der Reformation. Seine lateinischen Gedichte und Reden sind nicht im Druck erschienen. Er starb 1636 in Wlodawa. Sein Enkel Raphael war Großschatzmeister und General von Großpolen, schrieb ein historisches Gedicht: »Chocim« (1673), und starb 1703. Mit dem Sohn desselben, dem König Stanislaus (s. d.), starb die Familie im Mannesstamm aus. Die einzige Tochter des letztern, Maria Leszczynska (s. d.), geb. 1703, gest. 1768, wurde 1725 die Gemahlin Ludwigs XV.

Letāl (lat.), tödlich; Letalität, Tödlichkeit.

L'État c'est moi (franz., spr. letá ßä möá, »der Staat bin ich«), ein Ausspruch, der Ludwig XIV. in den Mund gelegt wird, um das absolutistische System des Königs und seiner Nachahmer zu kennzeichnen. Er soll ihn nach gewöhnlicher Annahme, als er 1655 im Jagdrock und mit der Peitsche in der Hand im Pariser Parlament erschien, dem Präsidenten desselben, der das Interesse des Staates hervorhob, zugerufen haben; doch ist die Mitteilung unverbürgt (vgl. Chéruel, Histoire de l'administration monarchique en France, Bd. 2, 1855). Nach Dulaures »Histoire de Paris« (1853) soll der König einen Richter, der in einer Rede die Worte: »der König und der Staat« gebrauchte, mit obigen Worten unterbrochen haben; auch dies ist unrichtig. Vgl. Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte (4. Aufl., Berl. 1895).

Le Tellier (spr. lö tellje), Michel, franz. Staatsmann, geb. 19. April 1603 in Paris, gest. im Oktober 1685, wurde 1624 Rat im Grand Conseil, 1631 königlicher Prokurator, dann Requetenmeister im Staatsrat, 1639 Intendant der französischen Armee in Piemont, wo ihn Mazarin kennen lernte. Dieser berief ihn 1643 zum wichtigen Amte des Staatssekretärs, in dem L. durch Bescheidenheit, strenge Rechtlichkeit, Fleiß und Geschicklichkeit das unbedingte Vertrauen des Kardinals gewann. In den Unruhen der Fronde erwarb er sich durch Treue und Entschlossenheit besondere Verdienste; er begleitete 1651 Mazarin ins Exil. Noch größer wurde sein Einfluß nach dem Tode Mazarins (1661); er verbündete sich mit Colbert zum Sturz Fouquets und ermöglichte durch seine bescheidene, aber sachkundige Thätigkeit Ludwig XIV. die persönliche Führung der Regierung. Die Gunst des dankbaren Königs benutzte er zur Beförderung seiner Söhne, von denen der ältere, François Michel, dem er das Marquisat Louvois kaufte, 1662 sein Gehilfe, der zweite, Charles Maurice, 1668 Koadjutor und 1671 Erzbischof von Reims wurde. 1666 legte er die Verwaltung der Kriegsangelegenheiten zu gunsten seines Sohnes nieder, 1677 erhielt er das Staatssiegel. Den Widerruf des Edikts von Nantes riet er aus religiösem Fanatismus an (die Familie L. war in dem Hugenottenkrieg eifrig ligistisch gewesen) und untersiegelte das betreffende Dekret noch kurz vor seinem Tode. Vgl. Caron, Michel L., son administration comme intendant d'armée en Piemont 1640—43 (Par. 1881).

Lethargīe (griech., lat. lethargus), eine Art der Schlafsucht (s. d.), die in einem anhaltenden tiefen Schlaf besteht, aus welchem der Kranke nur schwer erweckt werden kann, und in welchen er sofort wieder versinkt, sobald er sich selbst überlassen bleibt. Die L. tritt z. B. bei Typhuskranken auf, bei bösartigen Wechselfiebern, Gehirnkrankheiten und andern Nervenkrankheiten, bei narkotischen Vergiftungen, so auch nach übermäßigem Genuß geistiger Getränke, bei alten Leuten, bei Erfrierenden etc. Die Behandlung richtet sich nach der Grundkrankheit. Figürlich nennt man L. den Zustand geistiger Unthätigkeit und Unempfindlichkeit.

Lēthe, in der griech. Mythologie der Strom der »Vergessenheit« in der Unterwelt, aus dem die Seelen der Verstorbenen tranken, um jede Erinnerung an die Mühsale des Erdenlebens aus ihrem Herzen zu tilgen. Bei Hesiod ist L. eine der Töchter der Eris.

Lethraborg (Ledreborg), Schloß auf der dän. Insel Seeland, südwestlich von Roeskilde. Nahebei stand die alte Stadt Ledre oder Leire, der Wohnsitz der ältesten dänischen Könige und berühmte Opferstätte.

Leticia (Puerto de San Antonio de la Frontera), Flußhafen im peruan. Depart. Loreto, am Amazonenstrom, Dampferstation, mit Zollhaus, 1 km von dem brasilischen Orte Tabatinga (s. d.).

Letitschew (Leticzew), Kreisstadt im russ. Gouv. Podolien, am Bug, mit 2 griechisch-katholischen, einer römisch-kath. Kirche und (1889) 7327 Einw. (zur Hälfte Juden).

Letizia, s. Lätitia.

Letmathe, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Iserlohn, Knotenpunkt der Linien Hagen-Betzdorf und L.-Fröndenberg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Kalkbrüche und -Brennerei, eine Zinkhütte, eine chemische, Messing- und Papierfabrik, Ziegelbrennerei und (1890) 4628 meist kath. Einwohner.

Leto (bei den Römern Latōna), im griech. Mythus Tochter des Titanen Köos und der Phöbe, Gemahlin des Zeus vor Hera und von ihm Mutter des Apollon und der Artemis. Nach andrer Sage war sie die Geliebte des schon mit Hera vermählten Zeus und wurde, als sie ihre Kinder gebären wollte, von jener ruhelos von Land zu Land verfolgt, bis sie endlich eine Zufluchtsstätte auf der öden, schwimmenden Insel Delos fand, die, seit L. sie betreten, auf vier Säulen fest ruhte. Da sich Niobe (s. d.) als kinderreiche Mutter gegen sie überhob, ließ sie deren Kinder durch Apollon und Artemis töten. Wie L. im Mythus mit ihren Kindern in engster Verbindung steht, so auch im Kultus, den sie vielfach mit ihnen teilte; besonders verehrt wurde sie in Lykien, auf Delos, Kreta und in Athen. In Gemeinschaft mit ihren Kindern ist L. auch oft von der Kunst dargestellt worden, besonders in dem Moment der Verfolgung durch den von der eifersüchtigen Hera entsendeten Drachen. Sie flieht mit ihren Kindern im Arm, und Apollon, obgleich unmündig, erlegt mit seinen Pfeilen das Untier: dies der Gegenstand einer berühmten Gruppe des Euphranor, die uns in statuarischen und andern Nachbildungen erhalten ist. Vgl. Schreiber, Apollon Pythoktonos (Leipz. 1879).

Letrillas (span., spr. letrilljas), s. Iglesias de la Casa.

Letronne (spr. lötrónn'), Jean Antoine, franz. Gelehrter, geb. 2. Jan. 1787 in Paris, gest. daselbst 14. Dez. 1848, bereiste 1810—12 Italien, die Schweiz und Holland, ward 1816 Mitglied der Akademie der Inschriften, 1831 Professor der Geschichte und Archäologie am Collège de France und Direktor der königlichen Bibliothek, 1840 Generalaufseher der Archive Frankreichs. L. hat sich besonders auf dem Gebiet der Inschriftenkunde und Numismatik namhafte Verdienste erworben. Als seine Hauptarbeiten sind hervorzuheben: »Essai sur la topographie de Syracuse« (Par. 1813); »Recherches géographiques sur le livre ‚De mensura orbis terrae' par Dicuil« (1814); »Recherches sur les fragments d'Héron d'Alexandrie« (Preisschrift, 1816; gedruckt 1851); »Considérations sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines« (1817); »Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte, pendant la domination des Grecs et des Romains« (1823); »Observations sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité« (1824); »Matériaux pour servir à l'histoire du christianisme« (1833); »La statue vocale de Memnon« (1833); »Lettres sur l'emploi de la peinture historique murale chez les Grecs et les Romains« (1835—37, 2 Bde.); »Sur l'origine grecque des zodiaques« (1837); ferner die aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek wiederhergestellten »Fragments des poëmes géographiques de Scymnus de Chio et du faux Dicéarque« (1840) sowie »Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte« (1842—48, 2 Bde., mit Atlas; fortgesetzt von Brunet de Presle) u. a. sowie zahlreiche Memoiren und Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften. Eine Auswahl seiner Werke veranstaltete Fagnan in 6 Bänden (Par. 1881—85). Vgl. Egger, Sur la vie et les travaux de Mr. L. (im »Journal d'instruction publique«, 1848); Walckenaer, Éloge de L. (im »Recueil de notices historiques«, Par. 1850).

Letschin, Dorf im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Lebus, im Oderbruch und an der Linie Eberswalde-Frankfurt a. O. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Schlosserei und Maschinenbauanstalt, eine Kupferschmiede, Stärkefabrikation, Ziegelbrennerei, Rübenbau und (1890) 3140 meist evang. Einwohner.

Lette, Wilhelm Adolf, preuß. Staatsmann, geb. 10. Mai 1799 zu Kienitz in der Neumark, gest. 3. Dez. 1868 in Berlin, studierte in Heidelberg, Berlin und Göttingen die Rechte sowie Staatswirtschaft und Philosophie und hatte, in die demagogischen Untersuchungen nach dem Wartburgfest verwickelt, eine mehrmonatige Gefängnisstrafe zu bestehen. Nachdem er 1821 zu Frankfurt a. O. in den Staatsdienst getreten, ward er 1835 Oberlandesgerichtsrat in Posen, 1840 Dirigent der landwirtschaftlichen Abteilung der Regierung in Frankfurt, 1843 vortragender Rat im Ministerium des Innern und zwar für Landeskultursachen, welcher Berufung 1844 seine Ernennung zum Mitglied des Staatsrates und 1845 zum Präsidenten des neuerrichteten Revisionskollegiums für Landeskultursachen folgte. Im März 1848 war er einer der Gründer und Leiter des Konstitutionellen Klubs in Berlin. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung war er im volkswirtschaftlichen Ausschuß thätig und gehörte zur Gagernschen Partei. 1851 ward er in die Erste, 1852 in die preußische Zweite Kammer gewählt, der er bis zu seinem Tode angehörte, und wirkte hier namentlich für die Befreiung der ländlichen Gemeinden von der gutsherrlichen Vormundschaft. An der Ausarbeitung des 1854 von den Abgeordneten v. Auerswald und v. Patow eingebrachten »Entwurfs einer Landgemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie« (Berl. 1854) hatte er den wesentlichsten Anteil. Die freisinnige Haltung Lettes im Landtag hatte zur Folge, daß er 1854 als Mitglied des Staatsrates und bald darauf auch als Mitglied des Landesökonomiekollegiums entlassen ward. Ein begeisterter Anhänger der von Stein und Hardenberg in die Gesetzgebung eingeführten Grundsätze, suchte er denselben in dem hauptsächlich von ihm gegründeten volkswirtschaftlichen Kongreß, dessen ständiger Deputation er bis zu seinem Tode präsidierte, Eingang zu verschaffen. 1867 wurde er in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt. Er stiftete 1865 in Berlin den Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, später Lette-Verein genannt (näheres über letztern s. Frauenfrage, S. 820, und Frauenvereine, S. 827). Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Die Landeskulturgesetzgebung des preußischen Staats« (mit Rönne, Berl. 1853—54, 3 Bde.); »Über die Verfassungszustände in Preußen« (das. 1857) und »Die Verteilung des Grundeigentums im Zusammenhang mit der Geschichte, der Gesetzgebung und den Volkszuständen« (das. 1858).

Letten, rot oder bunt gefärbter fetter Thon, namentlich in der Dyas und Trias Deutschlands (Zechsteinletten, Keuperletten).

Letten, Volksstamm in Rußland, der mit den Litauern, den Shmuden (Samogitiern) und den alten Preußen einen besondern Zweig des baltischen Astes des indogermanischen Völker- und Sprachstammes bildete. Die L. bewohnen den südlichen Teil Livlands und Kurland, außerdem Teile der Gouvernements Witebsk und Kowno, zerstreut findet man sie auch in andern Gouvernements, in Preußen auf der Kurischen Nehrung. Sie scheiden sich in drei Unterabteilungen: die eigentlichen L. im südlichen Livland, das oft vorzugsweise Lettland (Latweeschu seme) genannt wird, die kurländischen L. auf der Halbinsel Kurland und die Semgaller im Herzogtum Semgallen (»Grenzland«), dem Teil von Kurland, der von Mitau aus sich an der Düna hinauf erstreckt. Ihre Anzahl wird auf 1,116,000 angegeben; davon leben 490,000 in Kurland, 17,500 im Gouv. Kowno, 420,000 in Livland, 180,000 in Witebsk, der Rest in St. Petersburg und einigen benachbarten Gouvernements. Die L. sind mittelgroß, selten korpulent, von weißer Hautfarbe, mit schlichtem, meist blondem Haar, grauen oder blauen Augen, mäßigem Bartwuchs und mäßig langem, ziemlich breitem Schädel. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft sind die L. in einer raschen Zunahme begriffen. Ihrem Nationalcharakter nach sind sie schüchtern, geduldig und fügsam, offenherzig, gastfrei, aber gegen ihre Herren, die Deutschen und Russen, mißtrauisch und versteckt. Die Spekulationssucht und die Handelstalente der Russen fehlen den L. Früher war es ihnen nur gestattet, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, jetzt findet man bei ihnen Handwerker jeder Art, und besonders seit in jüngster Zeit der Erbgrundbesitz sich bei ihnen eingebürgert hat, entfalten sie eine rege Thätigkeit, infolgedessen der materielle Wohlstand im Wachsen begriffen ist. Dörfer gibt es namentlich in Kurland und im südlichen Livland nur wenige, da die L. vorzugsweise in Einzelhöfen leben. In ihrer Kleidung wählen sie fast ausschließlich die weiße und hellgraue Farbe, ihre alte Nationaltracht verschwindet aber von Jahr zu Jahr mehr. Während die Litauer unter polnischer Herrschaft zur katholischen Kirche geführt wurden, wandten sich die L. als Unterthanen des Deutschen Ordens der protestantischen Lehre zu. In neuerer Zeit hat die Propaganda der griechisch-katholischen Kirche es vermocht, daß etwa 50,000 L. vom Luthertum abgefallen und zur orthodoxen Kirche übergetreten sind. — Die Sprache der L. bildet mit dem Litauischen und dem ausgestorbenen Altpreußischen zusammen die »lettische« (baltische oder litauische) Familie des indogermanischen Sprachstammes, steht aber an Altertümlichkeit und daher an Wichtigkeit für die Sprachforschung hinter ihren beiden Schwestersprachen weit zurück. Die Poesie der L. ist eine echte Volkspoesie, und zwar lyrisch-idyllischen Inhalts. Der vor 400 Jahren beendigte Kampf gegen die deutschen Eroberer hat nirgends eine Spur von Kriegsliedern bei ihnen zurückgelassen; um so reicher sind sie an zarten und tiefsinnigen mythologischen Liedern, Liebesliedern, Hochzeits- und Klagegesängen und andern Volksliedern, deren man bereits ca. 40,000 gesammelt hat (vgl. Ullmann, Lettische Volkslieder, Riga 1874). Nicht weniger zahl- u. sinnreich sind die Volksrätsel, Sprichwörter und Sagen der L. (vgl. Bielenstein, 1000 lettische Rätsel, Mitau 1881). Mit der Poesie stets aufs innigste verbunden waren Musik und Tanz, und die echten alten Volks- und Tanzweisen zeichnen sich durch große Originalität aus (vgl. Jurjan, Lettische Volkslieder mit Klavierbegleitung, Riga 1885). Von den Musikinstrumenten der alten L., zu denen ein Kuhhorn (rags), eine Art Klarinette (stabule), eine Rohrpfeife (swilpe), der Dudelsack (duhkas) und eine Art Zither (kokle, das Instrument der Barden) gehörten, sind jetzt manche nur noch dem Namen nach bekannt; doch findet die Musik auch heute noch durch zahlreiche Gesangvereine eifrige Pflege.

Die von Ramm 1530 veranstaltete Übersetzung der Zehn Gebote und der von Joh. Rivius (gest. 1568) übersetzte Katechismus Luthers werden für die ältesten Denkmäler der lettischen Litteratur gehalten. In der ersten Zeit haben besonders die Deutschen an der Ausbildung und Sammlung des lettischen Sprach- und Litteraturstoffes erfolgreich gearbeitet; in den letzten Jahrzehnten aber ist die lettische Litteratur fast ausschließlich von L. selbst bearbeitet und bereichert worden, vorzugsweise durch Übersetzungen aus fremden Sprachen, aber auch durch Originalarbeiten. Als der erste Dichter der L. muß Stender (1714—96), der als Volks- und Sprachbildner bahnbrechend wirkte, genannt werden; nächst ihm verdienen Erwähnung: Jur Alunan (gest. 1864), M. Kroghem (Pseudonym Ausaklis, gest. 1879) sowie von Lebenden der Epiker Lautenbach (Pseudonym Jusminis, geb. 1847), der Novellist M. Kaudsit (geb. 1848), Fr. Brihwsemneeks (geb. 1846) u. a. Eine ganze Reihe von Zeitschriften erscheinen gegenwärtig in lettischer Sprache. Grammatiken lieferten in neuerer Zeit Rosenberger (Mitau 1830, Dorpat 1843), Hesselberg (Mitau 1841 u. 1848), besonders aber Bielenstein (s. d.), der auch um die Erforschung des lettischen und baltischen Altertums große Verdienste hat. Wörterbücher liegen vor von Stender (Mitau 1798, 2 Bde.), Ulmann und Brasche (Libau 1875 und Riga 1880, 2 Bde.). Vgl. Napiersky, Chronologischer Konspekt der lettischen Litteratur (Mitau 1830); Paulus Einhorn, Historia lettica (Dorpat 1649); C. F. Watson, Über den lettischen Volksstamm (Mitau 1822); Waeber, Anthropologie der L. (Dorpat 1879); v. Dorneth, Die L. unter den Deutschen (2. Aufl., Berl. 1887); Bezzenberger, Über die Sprache der preußischen L. (Götting. 1887); Derselbe, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner (Stuttg. 1889); Bielenstein, Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert (Petersb. 1892); Winter, Über Hochzeitsbräuche der L. (Dorpat 1894); das »Magazin« der (seit 1827 bestehenden) lettisch-litterarischen Gesellschaft in Mitau.

Lettenhaue, s. Keilhaue.

Lettenklüfte, mit Letten ausgefüllte Spalten im Gestein, s. Thon.

Lettenkohle und **Lettenkohlenformation**, Schichtengruppe der obern Triasformation (s. d.).

Lettera di cambio (ital.), soviel wie Wechsel.

Letterkenny, Stadt in der irischen Grafschaft Donegal, am Swilly, ist Sitz des katholischen Bischofs von Raphoe, hat ein bischöfliches Seminar und (1891) 2320 Einw.

Lettern (lat. litterae, Buchstaben, Typen), die im Buchdruck benutzten, vierseitig prismatischen Metallstäbchen, welche den vermittelst der Farbe auf das Papier zu übertragenden Buchstaben auf der obern Endfläche (dem Kopf) in verkehrter, d. h. dem Spiegelbild eines gedruckten Buchstabens entsprechender, erhabener Darstellung enthalten. Die Höhe der L. ist zum Nachteil der Buchdruckerkunst noch immer vielfach

verschieden; sie beträgt in Deutschland ca. 2,5 cm; einer Übereinkunft der Mehrzahl der deutschen Gießereien zufolge ist indes jetzt die sogen. Pariser Höhe von 10½ Pariser Linien oder 62½ typographischen Punkten (22,2 mm) angenommen worden, und namentlich hat sich Hermann Berthold in Berlin durch Herstellung eines wissenschaftlich genauen Typometers um Herbeiführung einer gleichmäßigen Typenhöhe Verdienste erworben. Über die technische Herstellung der L. s. Schriftgießerei. S. auch Schriftarten.

Letterngießmaschine, s. Schriftgießerei.

Letternholz (Buchstabenholz, Schlangenholz), aus Südamerika (Surinam und Guayana) stammendes rotbraunes Holz mit schwarzen Flecken, welche Ähnlichkeit mit Buchstaben oder mit Schlangenschuppen haben. Die beste Sorte kommt selten vor und wird nur zu den teuersten Spazierstöcken gebraucht. Die Holländer nennen es Muskatholz, weil es im Aussehen einer durchschnittenen Muskatnuß ähnelt. Es stammt von Machaerium Schomburgkii *Benth.* (Leguminose) in Guayana, Brosimum Aublettii *Popp.* (Moracee) oder Amanoa guianensis *Aubl.* (Euphorbiacee).

Letternmetall, s. Schriftgießerei.

Letternsetzmaschine, s. Setzmaschine.

Lette-Verein, s. Frauenfrage, S. 820, und Frauenvereine, S. 827.

Lettische Sprache und Litteratur, s. Letten.

Lettner (Lectorium), Lesepult zur Verlesung der Perikopen, des Evangeliums und der Episteln auf der 3—4 m hohen Abschlußwand zwischen Chor und Langschiff, wozu vom Chor aus meist eine Wendeltreppe führte; später jene Abschlußwand selbst, in deren Mitte, gewöhnlich westlich, der Laienaltar stand, während sich zu beiden Seiten Durchgangsthüren befanden. Später erhielten die L. die Form von Arkaden, welche die ganze Breite des Mittelschiffs einnahmen und reich mit Figuren, Reliefs und Ornamentik versehen sind. Die ältesten gehören der spätromanischen Zeit, die reichsten der gotischen Periode an. Unter den letztern sind die L. in den Domen zu Bamberg, Halberstadt, Naumburg, Havelberg, im Münster zu Basel, in der Michaeliskirche zu Hildesheim, in der Marienkirche zu Lübeck und in der Magdalenenkirche zu Troyes hervorzuheben.

Lettowitz (tschech. Letovice), Marktflecken in Mähren, Bezirksh. Boskowitz, an der Zwittawa und der Linie Wien-Brünn-Prag der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat ein Schloß des Grafen Kalnoky mit Park, eine Maschinenspitzenfabrik, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei und (1890) 2486 meist tschech. Einwohner.

Lettre (franz., spr. lettr'), Brief; l. de change, Wechsel; l. de créance, Beglaubigungsschreiben; l. de récréance, Abberufungsschreiben eines Gesandten &c.; l. de marque, Kaperbrief; l. de répit, Anstandsbrief, Moratorium; l. de voiture, Frachtbrief.

Lettres de cachet (franz., spr. lettr' dö kaschä), die berüchtigten Verhaftsbefehle der Könige von Frankreich vor der Revolution von 1789, durch welche mißliebige Personen aus der Hauptstadt oder dem Lande verwiesen, oder ohne Urteil und Recht in die Bastille oder ein andres Staatsgefängnis gebracht wurden. Die königlichen Schreiben (lettres royaux) zerfielen überhaupt in lettres patentes, d. h. offene, und in l. d. c., »versiegelte Briefe«. Die erstern wurden immer auf Pergament geschrieben, trugen die Namensunterschrift des Königs und die Kontrasignatur eines Ministers, waren nicht zusammengefaltet, sondern nur am Rande umgebogen und hatten das große Staatssiegel beigedruckt. Die L. dagegen wurden entweder im Namen oder im Auftrag des Königs, ohne andre Kontrolle als die Signatur eines Ministers, auf Papier geschrieben und mit dem kleinen königlichen Siegel geschlossen. Es wurde, besonders seit Ludwig XIV., um mißliebige Personen unschädlich zu machen, ein so großer Mißbrauch mit diesen Briefen getrieben, daß der Lieutenant général der Polizei gewöhnlich im voraus angefertigte L. besaß, in welche er nur den Namen des zu Verhaftenden einschrieb. Doch war diese Verhaftung häufig auch eine königliche Gnade, indem der dadurch Betroffene der Justiz entzogen wurde. Ein Dekret der Nationalversammlung vom 23. Juni 1789 machte den L. ein Ende. Doch wurden sie 1811 von Napoleon I. wieder eingeführt. Vgl. Mirabeau, Des Lettres de cachet et des prisons d'État (Par. 1782).

Lettres persanes (spr. lettr' persān', »persische Briefe«), Titel einer Schrift von Montesquieu.

Lettres provinciales (spr. lettr' prowängßiall', »Provinzialbriefe«), Titel der Briefe Pascals (s. d.) gegen die Jesuiten.

Letze, s. Landwehr, S. 1028.

Letzlingen, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Gardelegen, hat eine evang. Kirche, ein Jagdschloß, 2 Oberförstereien u. (1890) 1198 Einw. Dabei die wildreiche Letzlinger Heide. Vgl. v. Meyerinck, Das Jagdschloß L. (geschichtlich, Leipz. 1878).

Letzte Dinge, s. Eschatologie.

Letzte Ölung, Sakrament der römischen und griechischen Kirche, bei bedenklich Erkrankten angewendet, besteht darin, daß der Priester Augen, Ohren, Nase, Mund und Hände des Kranken, bei männlichen Personen auch die Füße kreuzweise mit geweihtem Öl bestreicht und dabei Gott um Gnade für die mit diesen Organen begangenen Sünden bittet. Ursprünglich als Heilmittel gedacht (nach Jak. 5, 14 f.), ist diese Ölung seit dem 8. Jahrh. zum Sterbesakrament geworden. S. Sakramente.

Letzter Wille, s. Testament.

Leu, dichterisch soviel wie Löwe.

Lëu (spr. lë, »Löwe«, Mehrzahl Lëi), rumänische Rechnungseinheit zu 100 Bani, nach dem Gesetz vom 14. April 1867 in Gold dem Frank gleich mit Prägung von 20-, 10- und 5-Lëistücken. In Silber wurden, den französischen Scheidemünzen entsprechend, Stücke zu 2, 1 und ½ L. mit 835 Tausendteilen Feinheit hergestellt. Bei der Einführung dieser neuen Währung wurde 1 nou lëu = 2,7 alte (Piaster, Aslan) zu 40 Paralle (Para) gesetzt; der Wert des alten L. richtete sich nach dem Kurs des österreichischen 20-Kreuzerstückes zwischen etwa 2½—3⅙ Piaster.

Leu, August, Maler, geb. 24. März 1819 in Münster (Westfalen), widmete sich von 1840—44 in Düsseldorf, vornehmlich unter J. W. Schirmer, der Landschaftsmalerei und bereiste 1843 und 1847 Norwegen, später die Schweiz, Tirol, Oberbayern, Steiermark und Italien. Kurze Zeit wohnte er in Brüssel, kehrte aber nach Düsseldorf zurück, von wo er 1882 nach Berlin übersiedelte. Seine Landschaften zeichnen sich durch eine großartige, romantische Auffassung der Alpennatur, meisterhaften Vortrag, leuchtende Farbe und wohlberechnete Lichtwirkung aus. Von seinen zahlreichen Bildern, die er meist in größerm Maßstab ausführt, sind hervorzuheben: norwegischer Wasserfall mit Tannenwald (1848, Museum in Christiania),

Sognefjord bei Mittagsstimmung (Museum in Bremen), Partie bei Berchtesgaden (Museum in Stuttgart), norwegische Hochebene (Museum in Königsberg), Wasserfall (Museum in Wien), der Watzmann, der Dachstein, der Obersee, Sonnenuntergang an der Küste von Sorrento, Öschinensee bei Kandersteg im Kanton Bern (1876, Nationalgalerie zu Berlin), das Schloß der Königin Johanna zu Neapel (1886), Teich bei Blankenburg im Harz (1888), die Faraglioni bei Capri und der Wildsee im Pusterthal bei Lienz (1889), Partie bei Roccabruna in Oberitalien (1891) und auf der Engstlenalp in der Schweiz (1893). Er ist königlicher Professor und besitzt die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung. 1892 nahm er seinen Wohnsitz in Glehn bei Neuß.

Leube, Wilhelm Olivier, Mediziner, geb. 14. Sept. 1842 in Ulm, studierte seit 1861 in Tübingen und Zürich, dann 1866 in Berlin und 1867 in München physiologische Chemie, wurde 1868 Assistent der medizinischen Klinik in Erlangen, 1872 Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der medizinischen Klinik in Jena, 1874 in Erlangen und 1885 in Würzburg. L. erwarb sich besonders um die Behandlung von Magen- und Darmkrankheiten mit Magensonde und Magenpumpe und um die Ernährung der Kranken (s. Leubes Fleischsolution) große Verdienste. Er schrieb: »Über die Wirkung des Dünndarmsaftes« (Erlang. 1868); »Über die Ernährung vom Mastdarm aus« (Leipz. 1872); »Die Krankheiten des Magens und Darms« (in Ziemssens »Handbuch der Pathologie und Therapie«, 2. Aufl., das. 1878); »Die Magensonde« (Erlang. 1879); »Die Lehre vom Harn« (mit Salkowski, Berl. 1883); »Über die Behandlung der Urämie« (Wiesb. 1883); »Über die Bedeutung der Chemie in der Medizin« (Berl. 1884); »Spezielle Diagnose der innern Krankheiten« (Leipz. 1889—93, 2 Bde.; Bd. 1 in 4. Aufl. 1895).

Leubes Fleischsolution, ein von Leube und Rosenthal angegebenes Präparat für Magenkranke, wird erhalten, indem man 1000 g fettfreies Rindfleisch fein zerhackt, mit 1000 g Wasser und 20 g reiner Salzsäure 10—15 Stunden im Papinschen Topf kocht, dann sehr fein zerreibt, nochmals 15 Stunden kocht, mit reiner Soda nahezu neutralisiert und zum Brei verdampft. Man gibt 2—4 Theelöffel von letzterm in einer Tasse Fleischbrühe.

Leubnitz, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Zwickau, an der Pleiße, südlich bei Werdau, hat Vigognespinnerei, Färberei, Tuchweberei, ein großes Mühlwerk und (1890) 2903 Einw.

Leubsdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Flöha, unweit der Flöha, an der Linie Flöha-Reitzenhain der Sächsischen Staatsbahn, hat Holzwarenfabrikation (Haus- und Küchengeräte, Kisten, Koffer rc.), Baumwollspinnerei, Seidenweberei und (1890) 2250 Einw.

Leubus (Klosterleubus), Dorf im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Wohlau, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß, ein vormals berühmtes, vom König Kasimir I. von Polen 1053 als Benediktinerkloster gegründetes, 1810 aufgehobenes Cistercienserstift, in dessen Räumen sich seit 1830 eine Provinzial-Irrenanstalt befindet, ein Landgestüt, ein Dampfsägewerk, Bierbrauerei und (1890) 2134 meist kath. Einwohner. — L., das 1249 deutsches Stadtrecht erhielt, war im Mittelalter bedeutender. Vgl. Thoma, Die kolonisatorische Thätigkeit des Klosters L. im 12. und 13. Jahrhundert (Leipz. 1894).

Leuca (Leuga, lat.), die gallische Meile von 1500 römischen Schritten (s. Passus), = 0,3 geogr. Meilen, das gewöhnliche Wegmaß der Kelten. Die altfranzösische Lieue, obgleich von L. abstammend, bezeichnet das Doppelte derselben und ist gleich der altgermanischen Rasta.

Leuca, Kap Santa Maria di, die äußerste, den Golf von Tarent schließende Südostspitze Italiens, mit einer Marienkirche und Leuchtturm.

Leucadendron *Herm.*, Gattung aus der Familie der Proteaceen, Bäume oder Sträucher mit lederartigen, ganzrandigen, häufig grau behaarten Blättern, oft von breiten und gefärbten Stengelblättern umschlossenen Blütenköpfen, breiten, lederartigen oder erhärtenden Hüllblättern und breiten, mehr oder weniger zusammengedrückten, am Rande stumpfen, scharfkantigen oder geflügelten Nüssen. Mehr als 60 Arten im Kapland. L. argenteum *R. Br.* (Silberbaum, Witteboom), mit lanzettlichen Blättern, die wie die Äste dicht silbergrau bekleidet sind, und von den abstehenden Hüllblättern überragten Blütenköpfen, die bei den männlichen Exemplaren mit länglich verkehrt eiförmigen, bei den weiblichen mit rundlich eiförmigen Tragblättern versehen sind. Die prachtvoll silbergrauen Blätter werden zu Schmuckarbeiten benutzt, auch liefert der Baum Nutzholz.

Leucania, s. Eulen, S. 26.

Leucaethiopes, s. Albinos.

Leuchämie, s. Leukämie.

Leuchsenring, Franz Michael (oder, wie er sich auch nannte: Monsieur Liserin), ein Litterat der Genieperiode des 18. Jahrh., insonderheit Typus der empfindsamen Wertherzeit, geb. 1746 zu Langenkandel im Elsaß, gest. Anfang Februar 1827 in Paris, wurde 1769 Unterhofmeister beim Erbprinzen von Darmstadt und mit Fr. H. Jacobi, Herder, Goethe und dem Merckschen Kreis in Darmstadt bekannt, die aber fast sämtlich bald mit ihm brachen, da ihm niemand traute. Goethe schrieb sein Fastnachtsspiel vom »Pater Brey« auf ihn, worin L. nach Jacobis Ausdruck »zwar in einer unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet« war. L. kam 1782 nach Berlin, wo er mit Nicolai, Biester und Mendelssohn in Verbindung trat. Die geheimen Gesellschaften hatten stets für ihn einen großen Reiz. Schon in Leiden, wo er eine Zeitlang mit dem Erbprinzen verweilt hatte, wollte er einen Orden der Empfindsamkeit stiften; später wurde er eifriges Mitglied des Illuminatenordens. Anderseits richtete er sein Augenmerk auf geheime Bestrebungen im Geiste des aufgehobenen Jesuitenordens. Seine vermeintliche Entdeckung einer katholischen Verschwörung zur Wiedergewinnung des verlornen Gebiets, über die er 1786 in der Berliner Monatsschrift berichtete, erregte großes Aufsehen und eine lebhafte Polemik. 1792 trieb ihn die Begeisterung für die französische Revolution nach Paris, er fühlte sich aber bald enttäuscht und verstimmt, zumal da seine Ehe mit einer frühern schwärmerischen Verehrerin, der preußischen Hofdame Frl. v. Bielfeld, sehr unglücklich ausfiel. Vgl. Goethe, Dichtung und Wahrheit, Buch 13; Varnhagen v. Ense, Vermischte Schriften, Bd. 4.

Leuchtbakterien, s. Leuchtpilze.

Leuchtboje (Leuchttonne), s. Baken.

Leuchte, Pflanze, s. Myosotis.

Leuchtenberg, vormalige gefürstete Landgrafschaft in der Oberpfalz, mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrat, im sogen. Nordgau an der Nab, umfaßte

ungefähr 220 qkm (4 QM.). L. stand früher unter eignen Landgrafen, deren Stammsitz das Bergschloß L. war, von welchem die Landgrafschaft den Namen führte. Mit dem Tode des Landgrafen Maximilian Adam erlosch 1646 die Manneslinie, und 1647 wurde Herzog Albrecht VI. von Bayern, der Gemahl der Schwester des letzten Landgrafen, mit der Landgrafschaft belehnt, überließ sie aber 1650 seinem Bruder, dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, dessen älterer Sohn, Ferdinand Maria, nach erlangter Majorennität L. wieder an seinen jüngern Bruder, Maximilian Philipp, abtrat. Letzterer starb 1705 kinderlos, und nachdem es Joseph I. der Familie Lamberg verliehen, nahm es 1712 der Kurfürst von Bayern wieder in Besitz. Von nun an verliehen die Kurfürsten L. ihren jüngern Brüdern gewöhnlich als Apanage. 1817 trat Maximilian Joseph, König von Bayern, L. nebst dem vormaligen Bistum Eichstätt und andern Gebietsteilen seinem Schwiegersohn Eugen Beauharnais, ehemaligem Vizekönig von Italien, als mediatisiertes Herzogtum ab. Auch wurde demselben und seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft das Prädikat »Königliche Hoheit«, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel »Fürsten und Fürstinnen von L.« mit dem Prädikat »Durchlaucht« zugestanden. Durch die Heirat des Sohnes Eugens, Maximilian, mit der russischen Großfürstin Marie wurde die Familie L. nach Rußland verpflanzt, wo sie 1843 den Titel »Kaiserliche Hoheit« und 1852 den »Fürsten von Romanowski« erhielt. Haupt der Familie ist seit 1891 Herzog Eugen, Fürst Romanowski, geb. 8. Febr. 1847 (s. unten: Leuchtenberg 3). Vgl. Wittmann, Geschichte der Landgrafen von L. (Münch. 1851—52, 3 Bde.); Brunner, Geschichte von L. (Weiden 1862); Döberl, Die Landgrafschaft der Leuchtenberger (Münch. 1893).

Leuchtenberg, 1) Eugen, Herzog von L. und Fürst von Eichstätt, zur Zeit des ersten französischen Kaiserreichs Vizekönig von Italien, geb. 3. Sept. 1781 in Paris, gest. 21. Febr. 1824 in München, Sohn des 1794 guillotinierten Vicomte Alexandre de Beauharnais (s. d.) und der Josephine Tascher de la Pagerie, nachmaligen Kaiserin der Franzosen, folgte 1793 dem Vater zur Rheinarmee, wohnte nach Verheiratung seiner Mutter mit Bonaparte den Feldzügen in Italien und der Expedition nach Ägypten bei und wurde 1804 vom Kaiser Napoleon I. zum französischen Prinzen und 1805 zum Vizekönig von Italien erhoben. 1806 vermählte er sich mit der Tochter des Königs Max I. von Bayern. 1807 adoptierte ihn der Kaiser und bestimmte ihn zum Erben des Königreichs Italien. Obschon des Vizekönigs politische Gewalt sehr beschränkt war, that er doch für Italien viel und erwarb sich die Liebe der Bewohner. Als Oberbefehlshaber der italienischen Armee drang er 1809 nach Ungarn vor, gewann 14. Juni das Treffen bei Raab und trug dadurch viel zum Siege bei Wagram bei. Nach der Scheidung seiner Mutter ward er, da er damit die Aussicht auf den italienischen Thron verlor, vom Kaiser 1810 zum Nachfolger des Fürsten-Primas als Großherzog von Frankfurt ernannt. 1812 befehligte er das dritte Armeekorps mit Auszeichnung, und seiner und Neys rastloser Thätigkeit auf dem unglücklichen Rückzug hatte Frankreich wenigstens die Erhaltung der Trümmer des Heeres zu verdanken. Nach Napoleons und Murats Abgang übernahm er den Oberbefehl und sammelte die Armee bei Magdeburg. Am 2. Mai 1813 entschied er bei Lützen durch die Umgehung des rechten feindlichen Flügels den Sieg. Von Dresden aus schickte ihn Napoleon zur Armee in Italien, wo er sich nach dem Beitritt Österreichs zur Koalition, selbst nach Murats Abfall, geschickt zu verteidigen wußte. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte nach Napoleons Sturz das Großherzogtum Genua an. Er begab sich mit seiner Familie zunächst nach Paris, wo er die ihm angetragene französische Marschallswürde ablehnte, dann nach München und Wien, wo er dem Kongreß beiwohnte. An den Ereignissen von 1815 nahm er keinen thätigen Anteil. Im Vertrag von Fontainebleau (11. April 1814) war ihm für seine Dotationen in Italien eine Entschädigung von 5 Mill. Frank ausgeworfen worden. Er überließ diese Summe der Krone Bayern und erhielt von seinem Schwiegervater, dem König Maximilian I., 1817 die Landgrafschaft Leuchtenberg und das Fürstentum Eichstätt. In München wurde ihm in der Michaelskirche von Thorwaldsen ein schönes Denkmal errichtet. L. verbarg unter einem einfachen Äußern einen großen Charakter und hohe Talente. Aufrichtigkeit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit bildeten seine hervorstechendsten Eigenschaften. Vgl. Vaudoncourt, Histoire politique et militaire du prince Eugène (Par. 1827, 3 Bde.); Armandi, Vie militaire du prince Eugène (das. 1843, 2 Bde.); Schneidawind, Prinz Eugen, Herzog von L. (Stockh. 1857); Du Casse, Mémoires et correspondance du prince Eugène (Par. 1858—1860, 10 Bde.; deutsch, Halle 1858—59, 3 Bde., unvollendet). — Seine Gemahlin Amalie Auguste, geb. 21. Juni 1788 in Straßburg, gest. 13. Mai 1851, gebar ihm zwei Söhne (s. unten) und vier Töchter: Josephine, geb. 14. März 1807, seit 1823 Gemahlin des 8. Juli 1859 verstorbenen Königs Oskar von Schweden, gest. 7. Juni 1876; Eugenie, geb. 22. Dez. 1808, Gemahlin des Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, gest. 1847; Amalie, geb. 31. Juli 1812, die Witwe des Kaisers Dom Pedro von Brasilien, gest. 26. Jan. 1873 in Lissabon; Theodolinde, geb. 13. April 1814, seit 1841 Gemahlin des Grafen Wilhelm von Württemberg, gest. 1. April 1857.

2) Karl August Eugen Napoleon, Herzog von, Sohn des vorigen, geb. 9. Dez. 1810 in Mailand, gest. 18. März 1835 in Lissabon, besuchte 1826 die Universität München und begleitete infolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Kaiser Dom Pedro dieselbe 1829 nach Brasilien. Während der Revolution in Belgien wünschte ihn die eine der Parteien auf dem belgischen Thron zu sehen, doch scheiterte das Projekt an dem Widerstand des französischen Hofes. Auf den Wunsch des sterbenden Kaisers Dom Pedro wurde der Prinz 25. Jan. 1835 mit der jungen Königin Dona Maria von Portugal vermählt.

3) Maximilian Eugen Joseph Napoleon, Bruder des vorigen, nach dessen Tode Herzog von L., geb. 2. Okt. 1817 in München, gest. 1. Nov. 1852 in Petersburg, erhielt seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung unter der Leitung seiner Mutter und vermählte sich 14. Juli 1839 mit der Großfürstin Maria von Rußland (geb. 18. Aug. 1819, gest. 21. Febr. 1876), wobei er den Titel »Kaiserliche Hoheit« und den Rang eines russischen Generalmajors erhielt. Aus seiner Ehe entsprangen zwei Töchter und vier Söhne, die 1852 vom Kaiser das Prädikat »Kaiserliche Hoheit« und den Zunamen Romanowski erhielten. Der älteste Sohn, Nikolaus Maximilianowitsch, geb. 4. Aug. 1843, gest. 6. Jan. 1891 in

Paris, folgte seinem Vater 1852 unter mütterlicher Vormundschaft in L. und war 25 Jahre Vorsitzender der Mineralogischen Gesellschaft in Petersburg; wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen ernannte ihn die Universität Bologna zum Ehrendoktor; er war vermählt mit Nadina Annenkow, die für sich und ihre Deszendenz 1879 den Titel der Grafen von Beauharnais erhielt. Die älteste Tochter, Marie (geb. 16. Okt. 1841) ist seit 11. Febr. 1863 mit dem Prinzen Wilhelm von Baden, die zweite, Eugenie (geb. 1. April 1845), seit 19. Jan. 1868 mit dem Prinzen Alexander von Oldenburg vermählt. Haupt der Familie ist gegenwärtig Nikolaus' jüngerer Bruder, Fürst Eugen Romanowski, Herzog von L., geb. 8. Febr. 1847, russischer Divisionsgeneral, mit einer Schwester des Generals Skobelew vermählt. Dessen Brüder: Prinz Sergei, geb. 20. Dez. 1849, fiel 24. Okt. 1877 im russisch-türkischen Kriege vor Rustschuk, und Prinz Georg, geb. 29. Febr. 1852, seit 28. Aug. 1889 mit der Prinzessin Anastasia von Montenegro vermählt.

Leuchtenbergia *Fisch.* et *Hook.*, Gattung aus der Familie der Kakteen, mit der einzigen Art L. principis *Fisch.* et *Hook.* vom Rio del Monte in Mexiko. Die Pflanze besitzt einen cylindrischen Körper, sehr lange, kantige, nach oben etwas verjüngte Warzen, an deren Spitzen Areolen mit schwachem Filz und zahlreichen langen, linealischen, papierähnlichen, hin und her gekrümmten Organen stehen. Im Alter fallen die Warzen ab, und es entsteht ein verholzter Stamm mit Quernarben. Die große, glänzend gelbe Blüte bricht aus den Areolen hervor. Die L. kann nur in Originalpflanzen eingeführt werden, und sie ist daher in den Sammlungen ziemlich selten.

Leuchtenbergit, s. Pennin.

Leuchtenburg, Bergschloß, s. Kahla.

Leuchten der Pflanzen, Lichterscheinungen, welche gewisse Pflanzen im Dunkeln zeigen sollen. Das nächtliche Leuchten mancher lebhaft gelben Blumen, wie der von Tropaeolum, Lilium bulbiferum u. a., welches Linnés Tochter zuerst bemerkt haben soll, ist durch keine glaubhafte spätere Beobachtung bestätigt worden. Dasselbe gilt von ähnlichen Angaben über das Leuchten der Blüten von Arum, Dictamnus, Oenothera, dem Milchsaft von Euphorbiaceen u. a. Das smaragdgrüne Licht, welches die Vorkeime von Schistostega osmundacea *Web.* et *Mohr*, eines in düstern Felsspalten Europas wachsenden Mooses, ausstrahlen, beruht darauf, daß die großen, blasenförmigen Zellen des Vorkeims wie Tautropfen das Licht brechen und die an der Hinterwand liegenden Chlorophyllkörner intensiv beleuchtet werden. Ein Selbstleuchten findet also auch in diesem Falle nicht statt. Dagegen kommt diese Fähigkeit bei einer Anzahl von Bakterien und auch bei den Mycelien einiger höherer Pilze vor (s. Leuchtpilze). Vgl. Gadeau de Kerville, Die leuchtenden Tiere und Pflanzen (deutsch von Marshall, Leipz. 1894).

Leuchten der Tiere, s. Leuchtorgane.

Leuchten des Meers, s. Meer.

Leuchtende Wolken (silberne Nachtwolken), seit 1885 in der Zeit von Ende Mai bis Anfang August und in Zwischenräumen von 8—14 Tagen in Deutschland, Holland, der Schweiz und in Nordamerika (auf der südlichen Halbkugel im Dezember) beobachtete Erscheinung in der Atmosphäre, welche seit ihrem ersten Auftreten eine Abnahme zeigt, seltener auftritt, immer später sich zeigt und auch an Ausdehnung zurückgeht. Einige Zeit nach Sonnenuntergang bildet sich innerhalb des Dämmerungssegments, d. h. desjenigen Teiles des Himmels, welcher nach Untergang oder vor Aufgang der Sonne von ihren Strahlen beleuchtet wird und als verwaschener Halbkreis im Dämmerlicht erscheint, eine cirrusartige Bewölkung, die sich durch eine ungewöhnliche Helligkeit und silberartiges Weiß auszeichnet und in der Nähe des Horizonts goldgelb erscheint. Am Abend nimmt die Erscheinung ihren Anfang, wenn sich die Sonne etwa 10° unter dem Horizont befindet und der Dämmerungsbogen eine Höhe von 20° über dem Horizont hat, und bleibt gewöhnlich so lange sichtbar, wie die Dämmerung anhält. Morgens ist der Verlauf umgekehrt. Anfänglich sind die Wolken mehr oder weniger über den ganzen Himmel verbreitet, sind aber wenig bemerkbar, bis sich die Erscheinung bei abnehmendem Tageslicht und tiefer unter den Horizont sinkender Sonne allmählich nach NW. zurückzieht, während der Glanz der Wolken zunimmt und seine größte Helligkeit erreicht, sobald sich die Ausdehnung der Erscheinung so weit vermindert hat, daß ihre obere Grenze im NW. nur noch eine Höhe von etwa 15° hat. Tritt das Aufleuchten der Wolken, wie es in den spätern Jahren der Fall war, später als eine Stunde nach Sonnenuntergang ein, so wird die Erscheinung überhaupt nur am nordwestlichen Himmel gesehen. L. W. sind im Unterschied von Cirruswolken innerhalb des Dämmerungssegments immer heller als der umgebende Himmel und verschwinden vollständig, sobald die Grenze zwischen dem Dämmerungs- und dem Nachthimmel über sie hinweggeht. Cirruswolken stehen in Höhen von nicht mehr als 13 km, l. W. dagegen in Höhen von ca. 80 km, sie bewegten sich 1890 im wesentlichen von O. nach W. mit einer Geschwindigkeit von 100 m in der Sekunde. Man hat die leuchtenden Wolken mit dem Ausbruch des Krakatau (1883) in Verbindung gebracht und angenommen, daß in sehr hohe Schichten gelangte Dämpfe durch die dort herrschende niedrige Temperatur in den tropfbaren Zustand übergeführt worden sind und Wolken gebildet haben, die bei Bestrahlung durch die Sonne leuchten.

Leuchter, ein aus dem antiken Kandelaber (s. d.) entwickelter Lichtträger, der sich seiner geringern Größe wegen zu leichterer Handhabung eignet. Er besteht aus einem runden (flachen oder tellerartigen) oder drei- und mehrseitigen, oft aus Tierfüßen gebildeten Fuß, einem Schafte, dessen Höhe sich nach dem Gebrauchszweck richtet, und dem Lichtteller, welcher bei den Metallleuchtern früher mit einem Dorn zur Befestigung der Kerze versehen war. Seitdem hierzu eine Vertiefung im Leuchterhals dient, die bisweilen nach Belieben vergrößert oder verkleinert werden kann (Schiebeleuchter), ist an Stelle des Lichttellers die Lichtmanschette (aus Glas, Metall, ausgeschnittenem Papier) getreten, welche die Hand vor der herabtröpfelnden Lichtmasse schützt. Man unterscheidet Stand-, Arm-, Wand-, Hänge- und Trageleuchter. Eine besondere Gattung der erstern bilden die Altarleuchter, unter denen die siebenarmigen, dem jüdischen vom Titusbogen in Rom nachgebildeten, hervorzuheben sind. Wandleuchter sind gewöhnlich mit einer an der Wand befestigten Platte aus Bronze oder Porzellan zum Zurückwerfen des Lichtes (reverbère, blaker) verbunden. Über Hängeleuchter vgl. Kronleuchter. L. werden aus allen edlen und unedlen Metallen, aus Glas, Porzellan, Fayence,

Leuchtgasbereitung.

Die **Retorten** zum Erhitzen der Steinkohlen haben verschiedene Form. *Fig. 1* zeigt die vordern Enden von

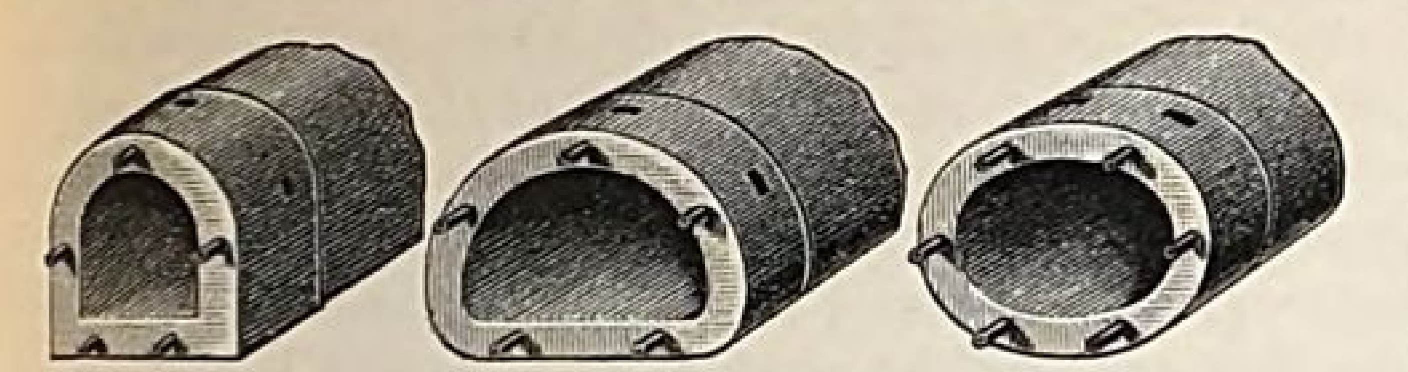


Fig. 1. Retorten.

drei Retorten und *Fig. 2* das gußeiserne Mundstück mit dem Deckel und dem Stutzen, an welchen das Ableitungsrohr für die Dämpfe und Gase sich anschließt. Bei dem **Schilling-Bunteschen Gaserzeugungsofen** *(Fig. 3 u. 4)* befindet sich unter der Retortenhausflur vor dem eigentlichen Ofen der Generator G, der am Fülldeckel f direkt aus den Retorten mit Koks beschickt wird. Die Asche wird am untern Mundstück g ausgezogen, nachdem durch die seitlichen Dübel h ein provisorischer Rost eingeschoben worden ist, welcher für die Zeit des Putzens das Brennmaterial zu tragen hat. Die Mundstücke g und i des Aschenraums sind während des Betriebes geschlossen. Die Primärluft tritt durch den mit Regulierschieber versehenen gußeisernen Kanal b über dem Wasserspiegel des Verdampfungskastens ein, zieht mit dem Wasserdampf unter der Abdeckung des Kastens durch das hintere offene Ende in die Kanäle c der Regeneration R, um zusammen vorgewärmt unter den gegen die Außenluft abgeschlossenen Rost d zu gelangen. Das Wasser fließt durch den Kanal e in den Verdampfungskasten, und durch eine Schwimmvorrichtung wird der Wasserspiegel konstant erhalten. Vom Generator gehen die Heizgase durch den schräg aufsteigenden zweiteiligen Heizkanal a a zu den Verbrennungsschlitzen im obern Teil der Regeneration. Diese bildet den Unterbau für den eigentlichen Ofenraum O und ist durch horizontale Kanäle mit vertikal übereinander liegenden Trennungswänden gebildet, wodurch eine große Stabilität erzielt ist. Der Ofenraum enthält 9 Retorten. Die Sekundärluft tritt an den beiden Vorderseiten der Regeneration durch die Regulierschieber k ein und zieht durch mehrere Kanäle aufwärts. Sie vereinigt sich, bis über die Entzündungstemperatur vorgewärmt, bei den Brennerschlitzen mit den aus a a kommenden Heizgasen zur Verbrennung. Vorgewärmt wird die Sekundärluft durch die Rauchgase, die nach Umkreisung der Retorten vom Ofenraum durch die Kanäle l in die Regeneration tritt. Sie durchzieht dieselbe abwärts in horizontalen Kanälen, deren Anzahl sich nach der verfügbaren Tiefe der Kellerräume richtet, und gelangt zuletzt unter den Verdampfungskasten, um von da durch die Rauchgasschieber m nach dem Feuerkanal abzuziehen. Vom Mundstück

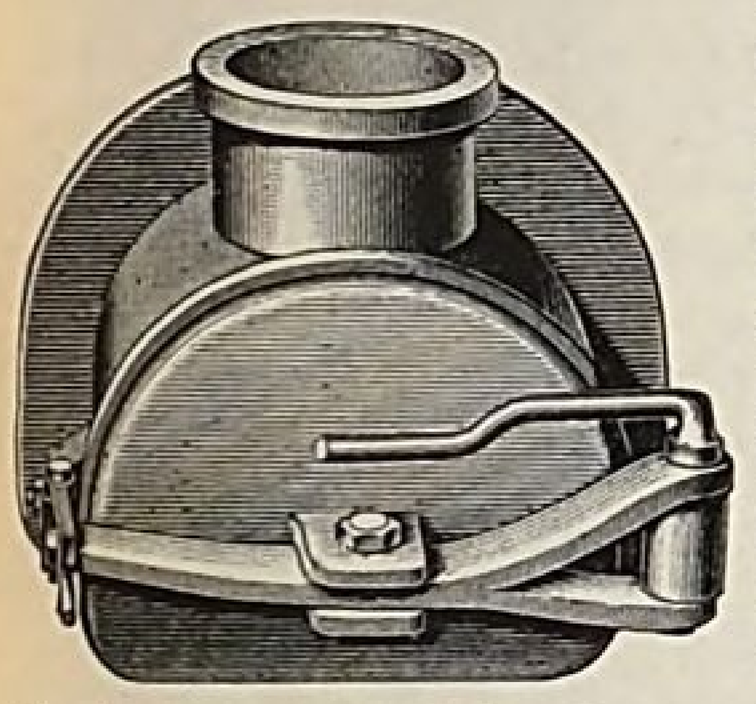
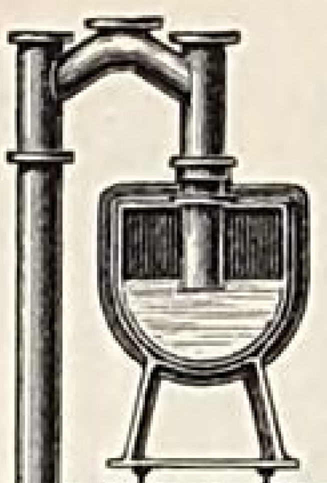


Fig. 2. Mundstück der Retorten mit Deckel und Stutzen.



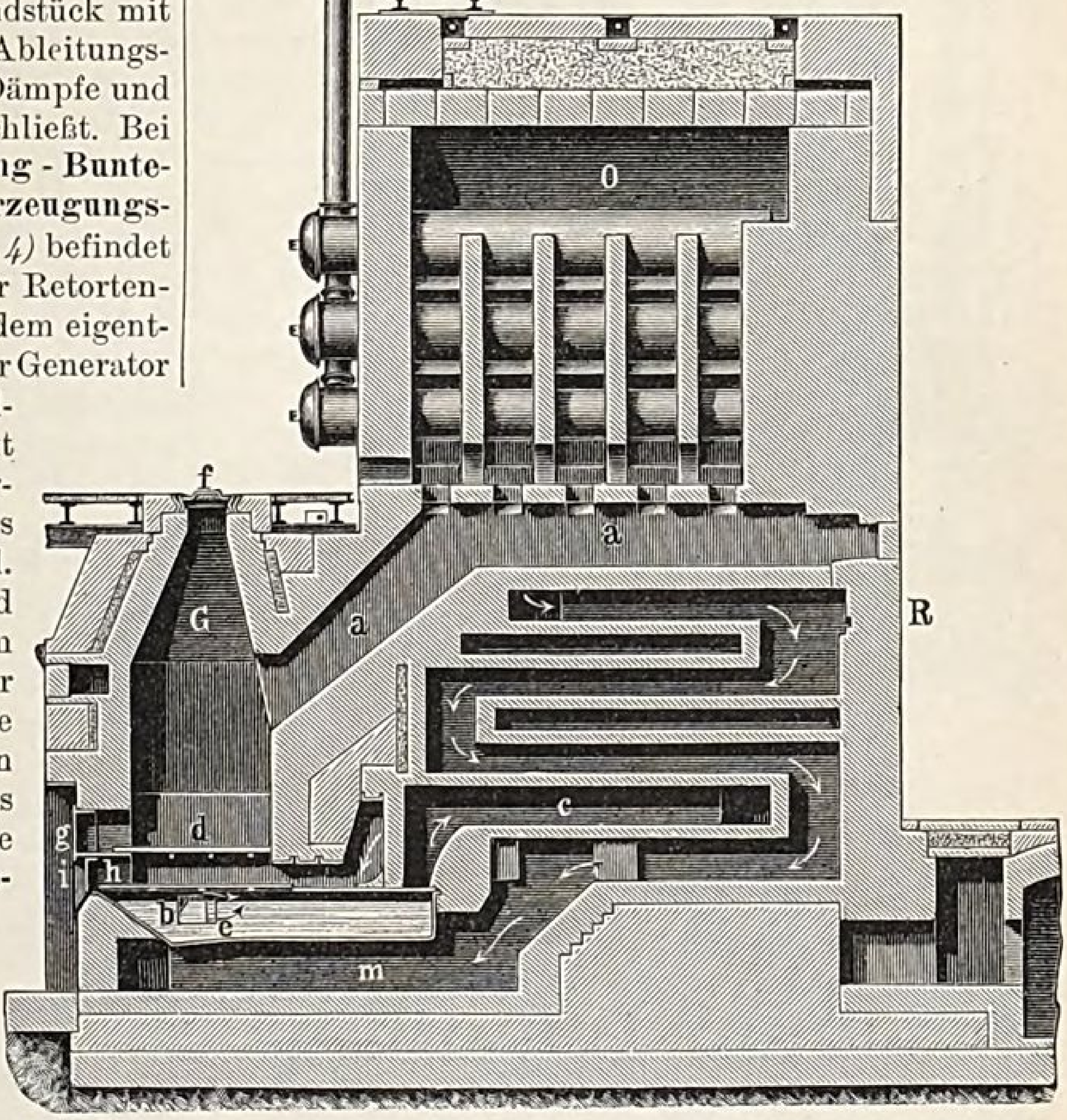


Fig. 4. Schilling-Buntescher Gaserzeugungsofen. Längsschnitt.

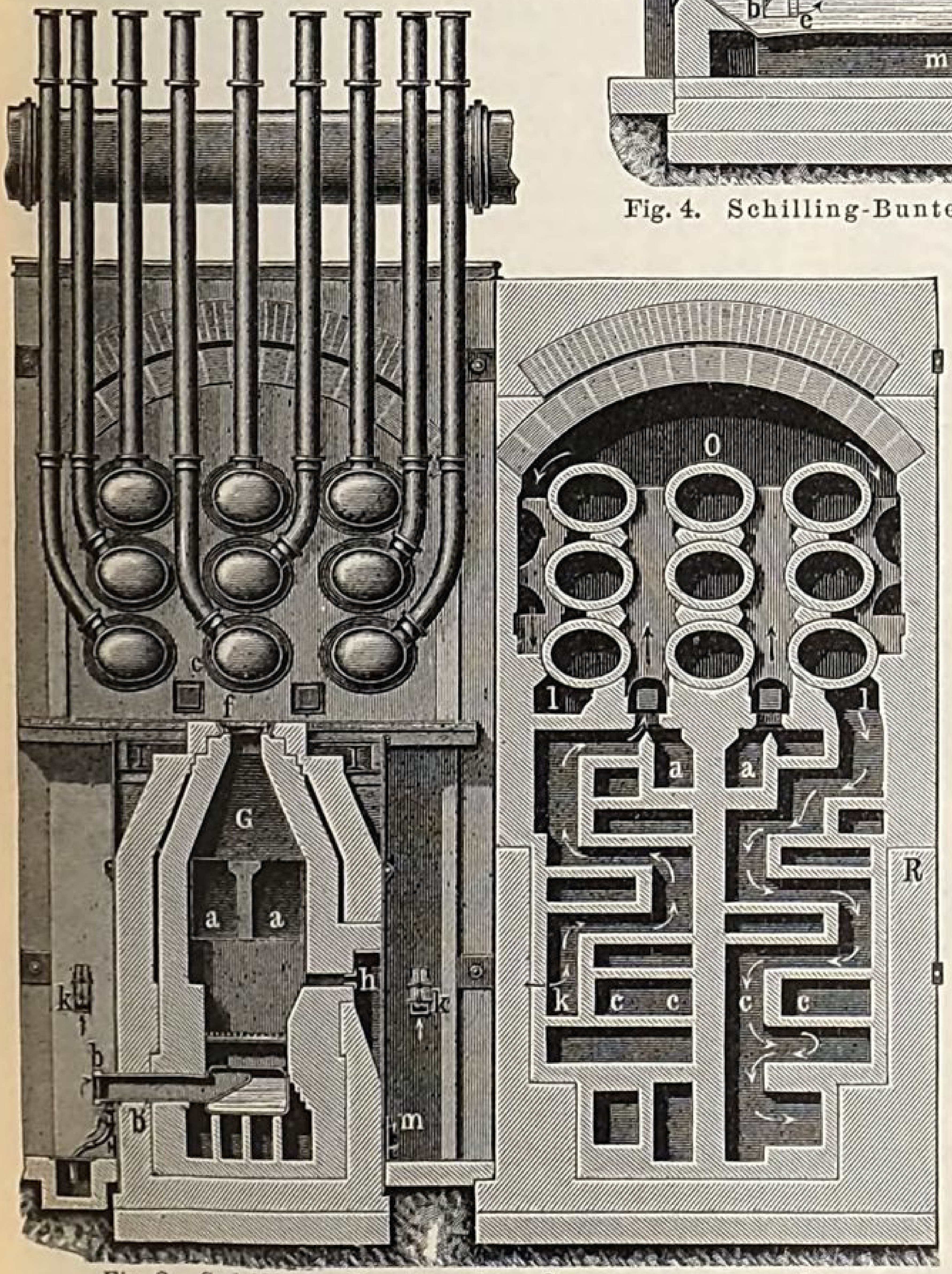


Fig. 3. Schilling-Buntescher Gaserzeugungsofen. Ansicht und Querschnitt.

der Retorten steigt ein Abführungsrohr für Dämpfe und Gase empor, biegt oben um und taucht mit dem abwärts gerichteten Schenkel in die auf dem Ofen stehende *Hydraulik.*

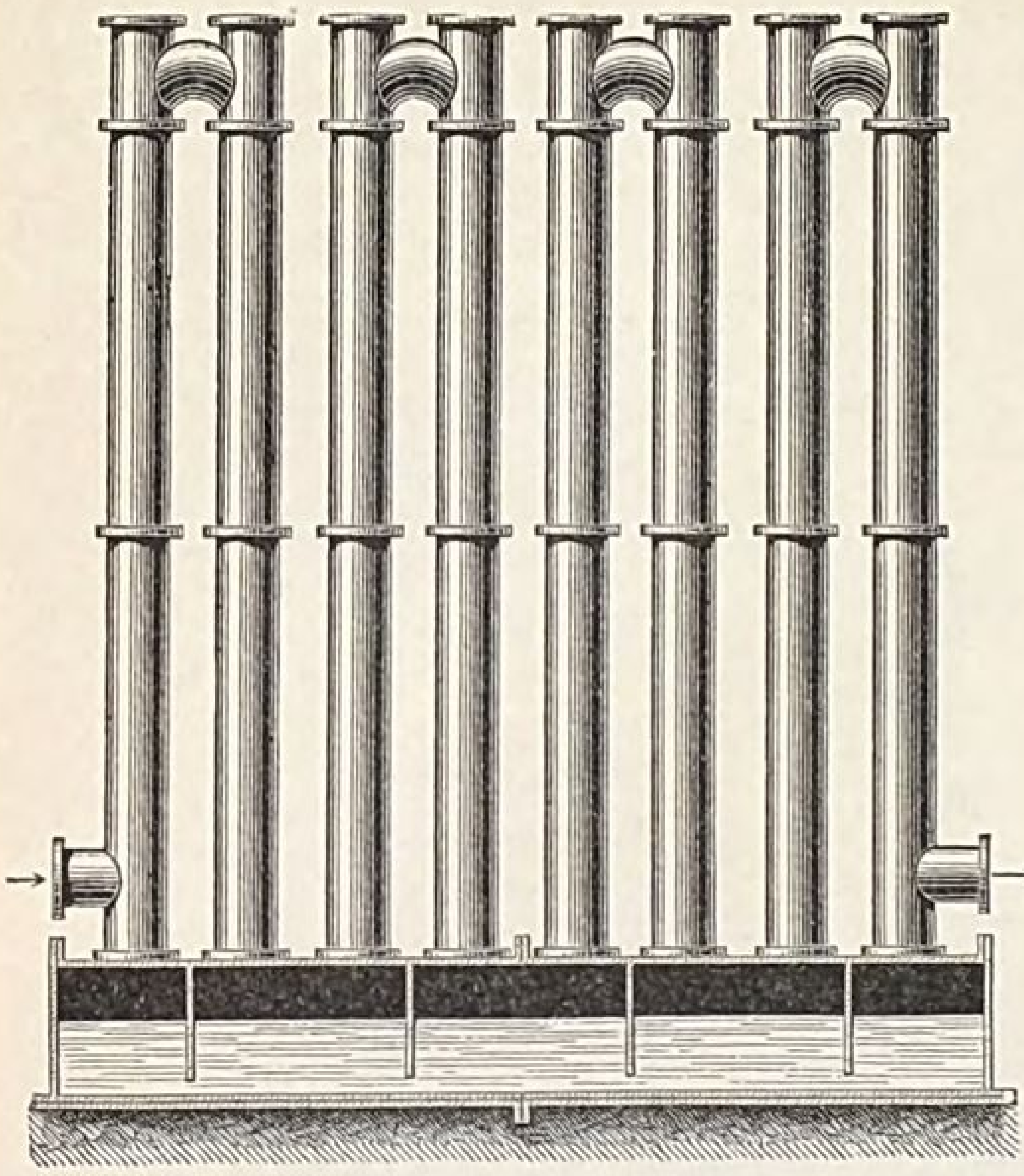


Fig. 5. Luftkühler.

Einen **Luftkühler** älterer Konstruktion zeigt *Fig. 5.* Derselbe besteht aus einem System auf- und absteigender eiserner Röhren, die auf einem mit Scheidewänden versehenen Untersatz angebracht sind und durch die freie Luft oder durch Wasser gekühlt werden.

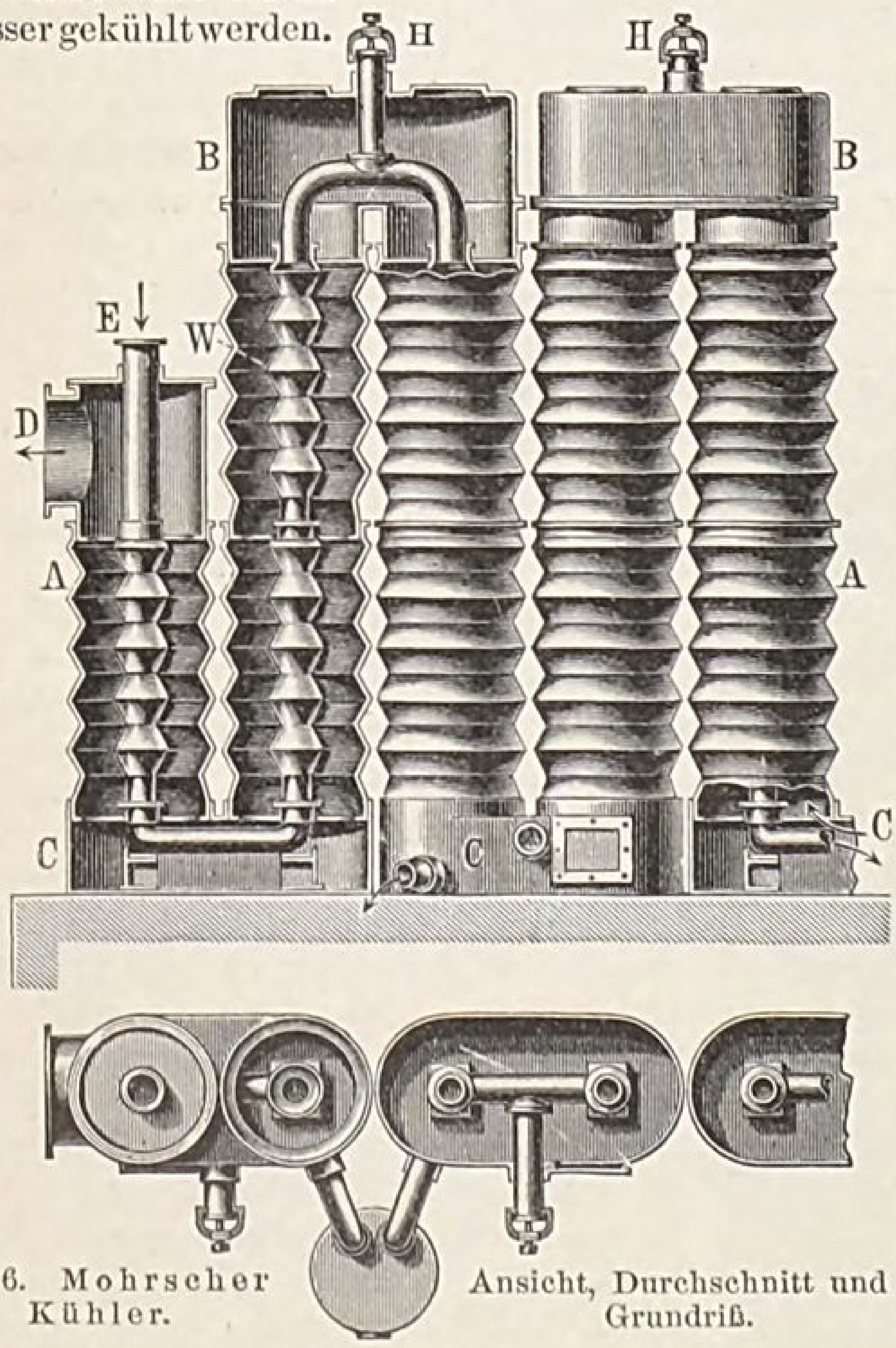


Fig. 6. Mohrscher Kühler. Ansicht, Durchschnitt und Grundriß.

Das Gas tritt durch den einen Seitenstutzen ein und durchströmt eine Röhre nach der andern, während sich Teer und Wasser in dem Untersatz sammeln und von da in die Teerzisterne abgelassen werden. Der **Mohrsche Kühler** *(Fig. 6)* mit möglichster Vergrößerung der kühlenden Flächen besteht aus einzelnen Rohrsträngen A, welche durch Übergangskasten B und Fußkasten C verbunden sind. Das Gas tritt unten in das rechts gelegene Rohr ein und verläßt den Kühler bei D. Das innere Rohr W kann durch Wasser oder Luft gekühlt werden. Im ersten Fall tritt das Wasser bei E ein, durchströmt den Kühler in einer dem Gasstrom entgegengesetzten Richtung und verläßt ihn beim Gaseintritt. Im zweiten Fall werden die obern Deckel H abgenommen, die an den heißen Rohren erwärmte Luft strömt lebhaft aus, während von unten kühle Luft nachströmt. Durch die Zickzackform der Wandungen soll außer einer Vergrößerung der kühlenden Oberfläche auch eine Stoßwirkung auf das aufsteigende Gas und durch dies beständige Anprallen die Abscheidung von Teer befördert werden.

Ein **Teerscheider** *(Fig. 7)*, der den im Gas in Form feiner Tröpfchen verteilten Teer abscheiden soll, wurde von Pelouze und Audouin konstruiert. Das seitlich eintretende Gas gelangt in eine Glocke, welche mit ihrem untern Rande in Flüssigkeit eintaucht und mithin hydraulisch abgeschlossen ist. Auch nach oben ist die Glocke geschlossen, ihre Seitenwandung aber besteht aus 2–4 konzentrischen Blechen, die je um 25 mm voneinander abstehen und fein durchlöchert sind. Die Löcher sind abwechselnd in dem einen Blech kreisförmig, in dem andern spaltenförmig und so angeordnet, daß das durch ein Loch strömende Gas stets beim nächsten Blech auf volle Wand stößt. Hierdurch wird der Teer gut abgeschieden und fließt an den Wänden der Glocke herab und durch ein Rohr nach der Zisterne, während das Gas durch ein andres Rohr ausströmt. Der auf dem Apparat angebrachte Regulator hebt und senkt die Glocke je nach dem Druck des den Apparat durchströmenden Gases.

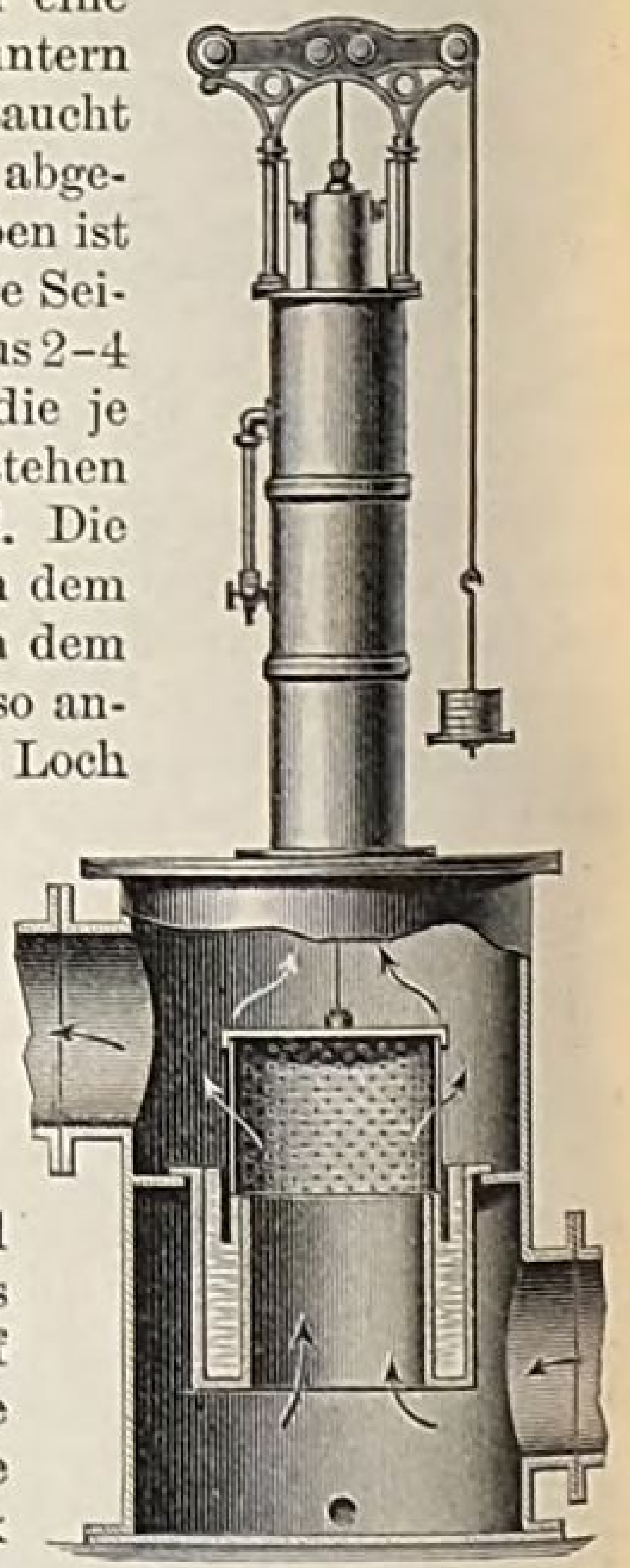


Fig. 7. Teerscheider.

Der **Skrubber**, in welchem das Gas mit Wasser gewaschen wird, besteht aus einem turmartigen Behälter *(Fig. 8)* mit durchlöchertem Boden e, auf welchem eine Füllung aus Koks ruht. Das Gas tritt durch a ein und bahnt sich seinen Weg in feiner Verteilung durch den Koks, während durch c zuströmendes und durch eine Brause oder auf andre Weise verteiltes Wasser ihm entgegenrieselt. Statt des Koks benutzt man jetzt auch hölzerne Stabgitter, die in sich kreuzender Stabrichtung übereinander geschichtet werden, und andres Material. Das gewaschene Gas entweicht durch b, während das herabgeflossene Wasser durch das Syphonrohr d abgeleitet wird. Man wendet mehrere derartige Skrubber hintereinander an und berieselt den ersten mit Ammoniakwasser, den zweiten mit ammoniakärmerm, den dritten mit reinem Wasser. Große Verbreitung besitzen auch mechanische Skrubber, wie der **Standardwäscher** *(Fig. 9)*. In einem Behälter liegt eine horizontale Welle, welche mit einer Anzahl von Scheibenrädern versehen ist und durch eine Triebkraft in Bewegung gesetzt wird. Die einzelnen Räder sind seitlich durch zwei volle Blechscheiben begrenzt, zwischen welchen 12—24 Pakete von je 135—335 Holzstäbchen eingeschoben sind, und tauchen zur Hälfte in Wasser. Das Gas tritt bei Pfeil 1 durch die Vorkammer 2 in das Innere des sich mit der

Achse 3 drehenden Scheibenrades I, durchstreicht dasselbe und verläßt es am äußern Umfange bei 4, geht dann durch das zweite Scheibenrad von innen nach außen (5, 6), dann durch das dritte Rad (Pfeil 7) etc. und verläßt schließlich die Wascher durch das Ausgangsventil bei 8. Das reine Wasser tritt bei der letzten Kammer VII ein und fließt durch die Öffnungen in den Zwischenwänden nach I. Durch diese Gegenstromwirkung wird das Gas bis auf die letzten Spuren von Ammoniak befreit. Man baut jetzt Waschapparate, bei welchen in 40 cbm Raum über 2500 qm Waschfläche untergebracht sind, und bei denen ein jeder Apparat einem ganzen System hintereinander geschalteter, mit Wasser von abnehmendem Ammoniakgehalt berieselter Skrubber entspricht.

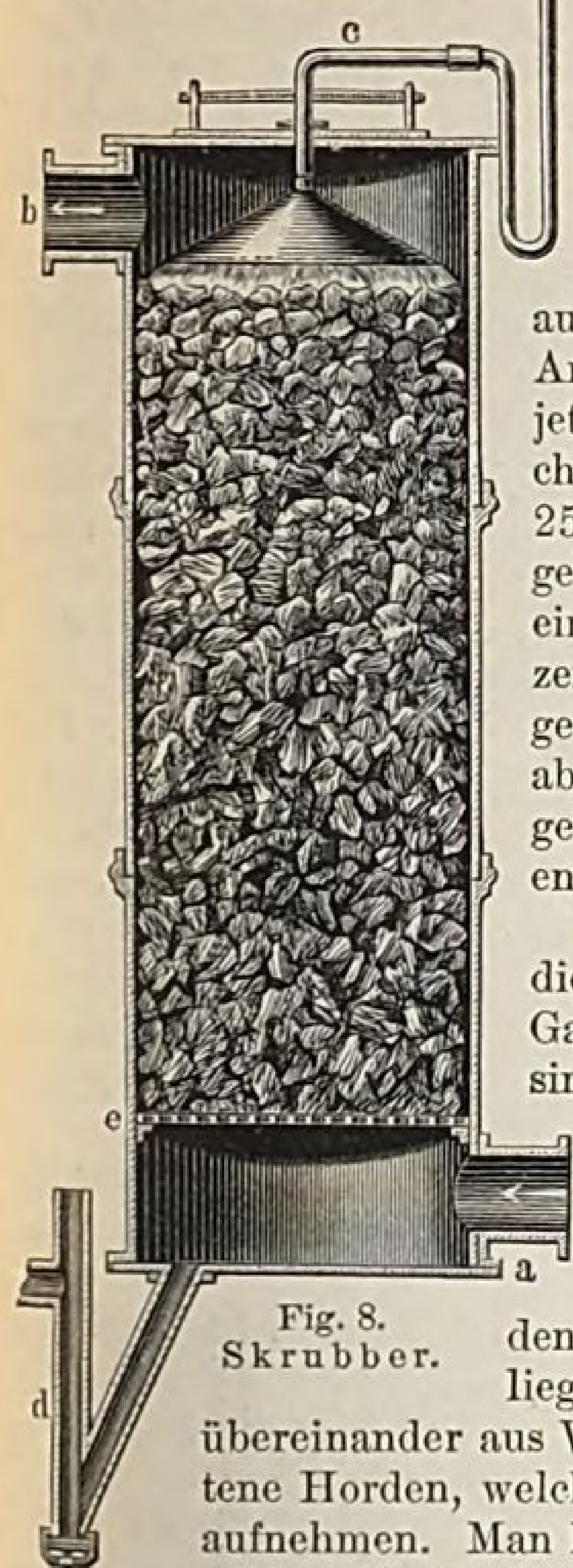


Fig. 8. Skrubber.

Die **Reinigungskasten** für die chemische Reinigung des Gases zeigt *Fig. 10 u. 11.* Es sind niedrige Behälter, deren Deckel mit hydraulischem Verschluß versehen sind und durch ein Hebewerk gehoben werden können. In den Kasten liegen in kleinen Abständen übereinander aus Weiden oder Rohr geflochtene Horden, welche das Reinigungsmaterial aufnehmen. Man läßt das Gas drei oder vier solcher Kasten durchströmen, wobei es zuerst auf fast schon gesättigtes, zuletzt auf ganz frisches Reinigungmaterial stößt. Zur Ausschaltung erschöpfter Reiniger sind, wie für alle übrigen Apparate der Gasanstalten, hydraulische Wechsel- oder Schieberventile vorhanden, und mit deren Hilfe kann man mit jedem Apparat beliebig manipulieren. Der Weg, den das Gas durch den Apparat macht, ist in Fig. 11 durch Pfeile angezeigt.

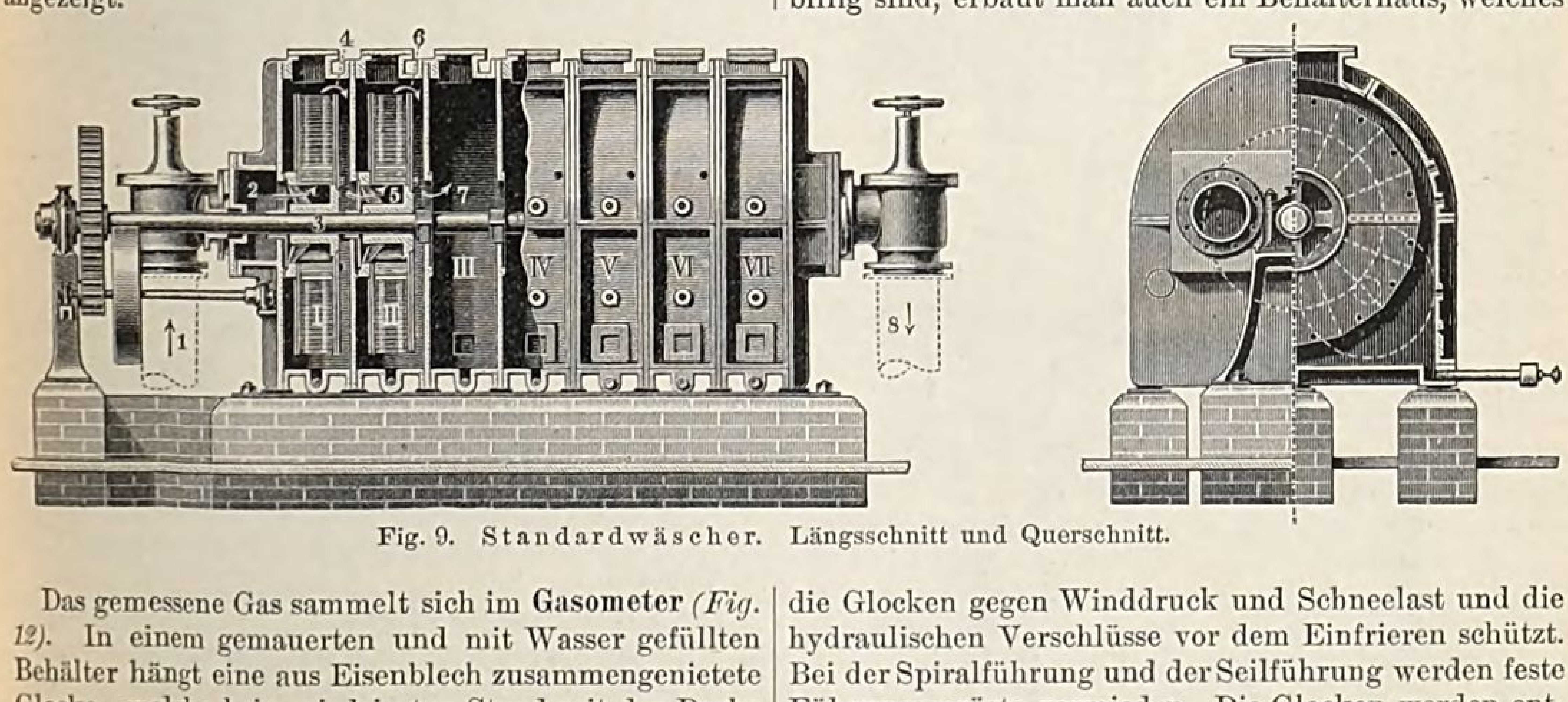
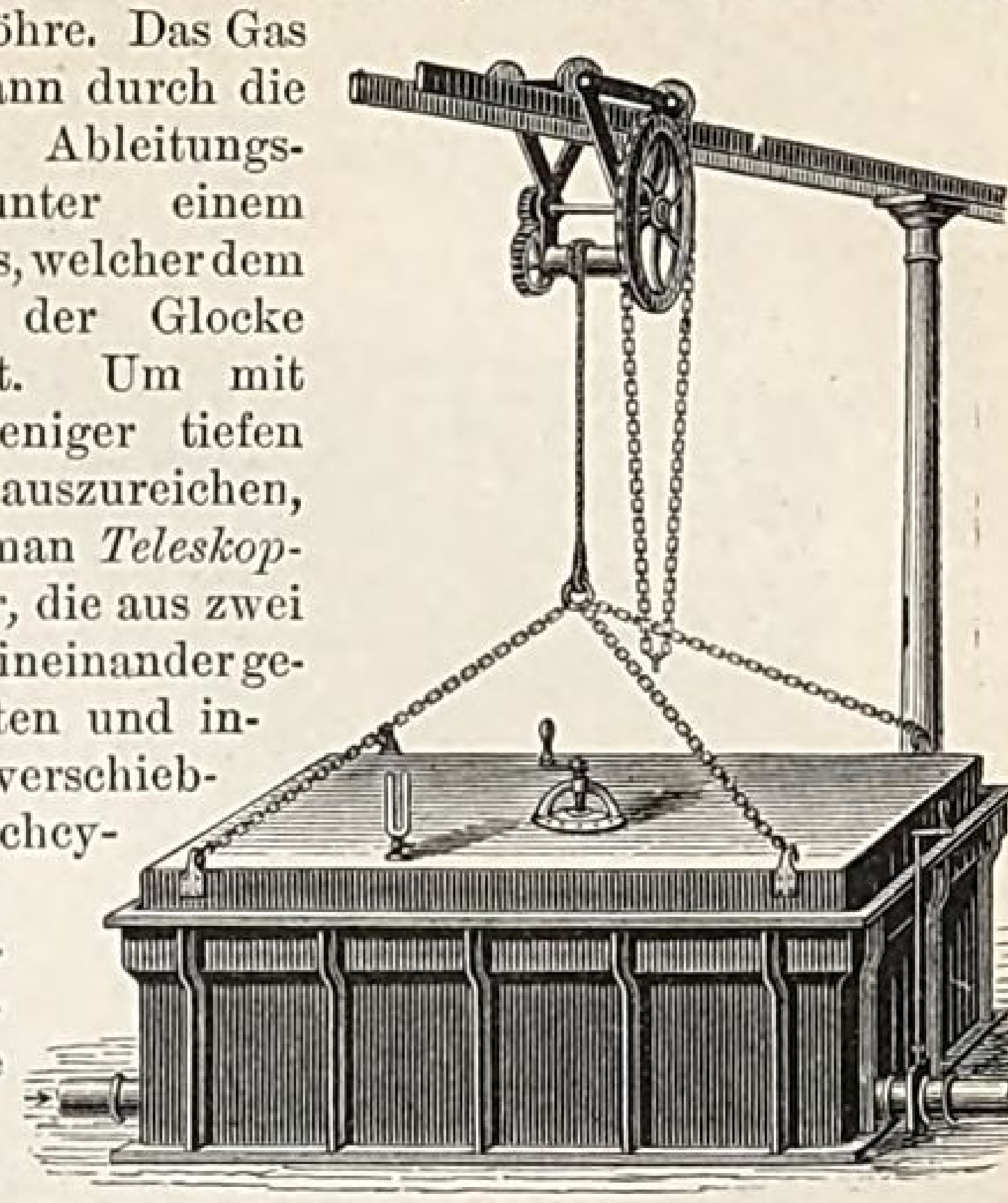
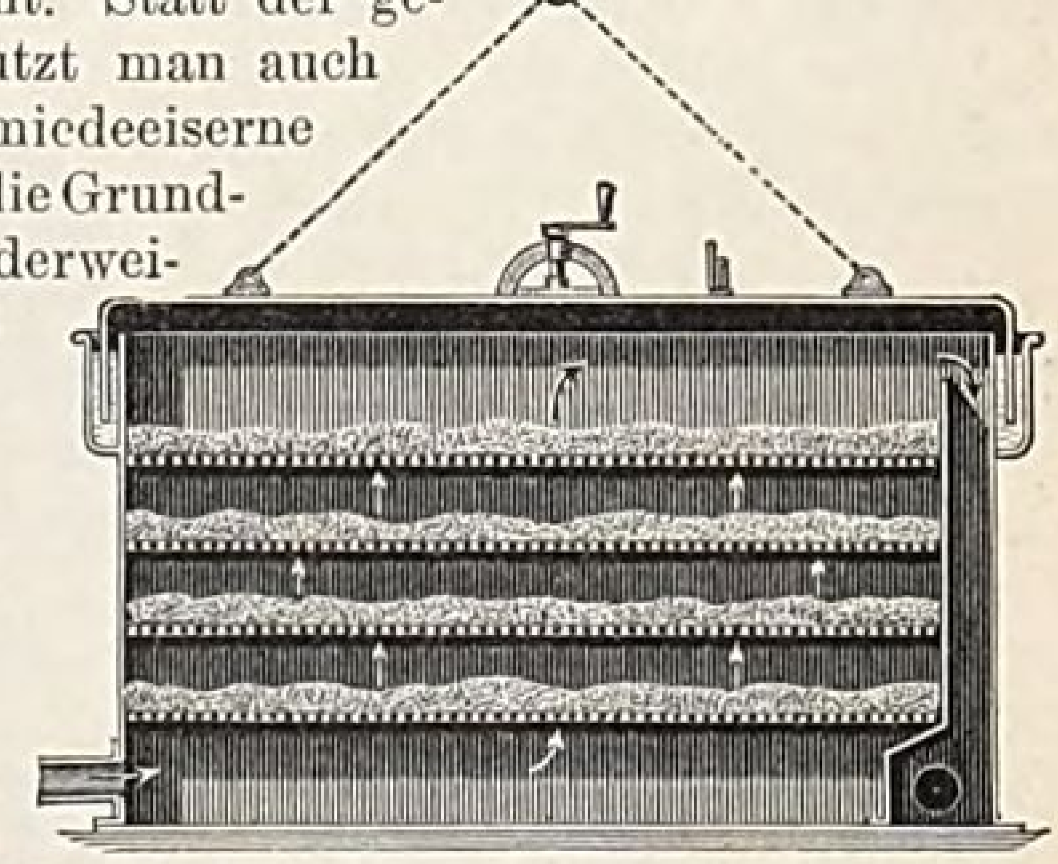


Fig. 9. Standardwäscher. Längsschnitt und Querschnitt.

Das gemessene Gas sammelt sich im **Gasometer** *(Fig. 12).* In einem gemauerten und mit Wasser gefüllten Behälter hängt eine aus Eisenblech zusammengenietete Glocke, welche beim niedrigsten Stand mit der Decke dem Wasser sehr nahe kommt. Leitet man nun das Gas unter die Glocke, so hebt sich dieselbe und wird dabei von Leitrollen geführt, welche zwischen der Gasometerwand und den neben der letztern stehenden Pfeilern laufen. Ist der Gasometer gefüllt, d. h. steht die Glocke so hoch, daß ihr unterer Rand nur noch etwa 20 cm tief im Wasser taucht, so schließt man die Zuleitungsröhre. Das Gas strömt dann durch die geöffnete Ableitungsröhre unter einem Druck aus, welcher dem Gewicht der Glocke entspricht. Um mit einem weniger tiefen Bassin auszureichen, benutzt man *Teleskopgasometer,* die aus zwei oder drei ineinander geschachtelten und ineinander verschiebbaren Blechcylindern ohne Boden bestehen. Jede innere Trommel hat einen nach außen umgebogenen Rand, welcher eine Rinne bildet, die mit Wasser gefüllt ist und beim Aufsteigen den in gleicher Weise nach innen gebogenen Rand der äußern Trommel unter hydraulischem Verschluß aufnimmt. Statt der gemauerten benutzt man auch guß- und schmiedeeiserne Bassins, u. wo die Grundfläche noch anderweitig benutzt werden soll, wird der Bassinboden kuppelförmig gestaltet. Die älteste Konstruktion der Glockenführung ist das mit Diagonalen ausgekreuzte Führungsgerüst. Wo Steine und Arbeit billig sind, erbaut man auch ein Behälterhaus, welches die Glocken gegen Winddruck und Schneelast und die hydraulischen Verschlüsse vor dem Einfrieren schützt. Bei der Spiralführung und der Seilführung werden feste Führungsgerüste vermieden. Die Glocken werden entweder durch Spiralen, welche als mehrgängige Schrauben ausgeführt sind, oder durch Drahtseile, deren Verbindungen derartig getroffen sind, daß bei einer Bewegung der Glocken an allen Punkten des Umfanges die Seile sich um gleiche Längen ändern, parallel und


Fig. 10. Reinigungskasten.


Fig. 11. Reinigungskasten. Durchschnitt.

axial geführt. Bei der letzten Bauart, die sich wiederum an die des festen eisernen Führungsgerüstes anschließt, wird das obere Drittel der Glocke überhaupt nicht mehr geführt, sondern schlüpft beim Aufwärtsgehen aus den Führungen heraus. Der größte Gaso-

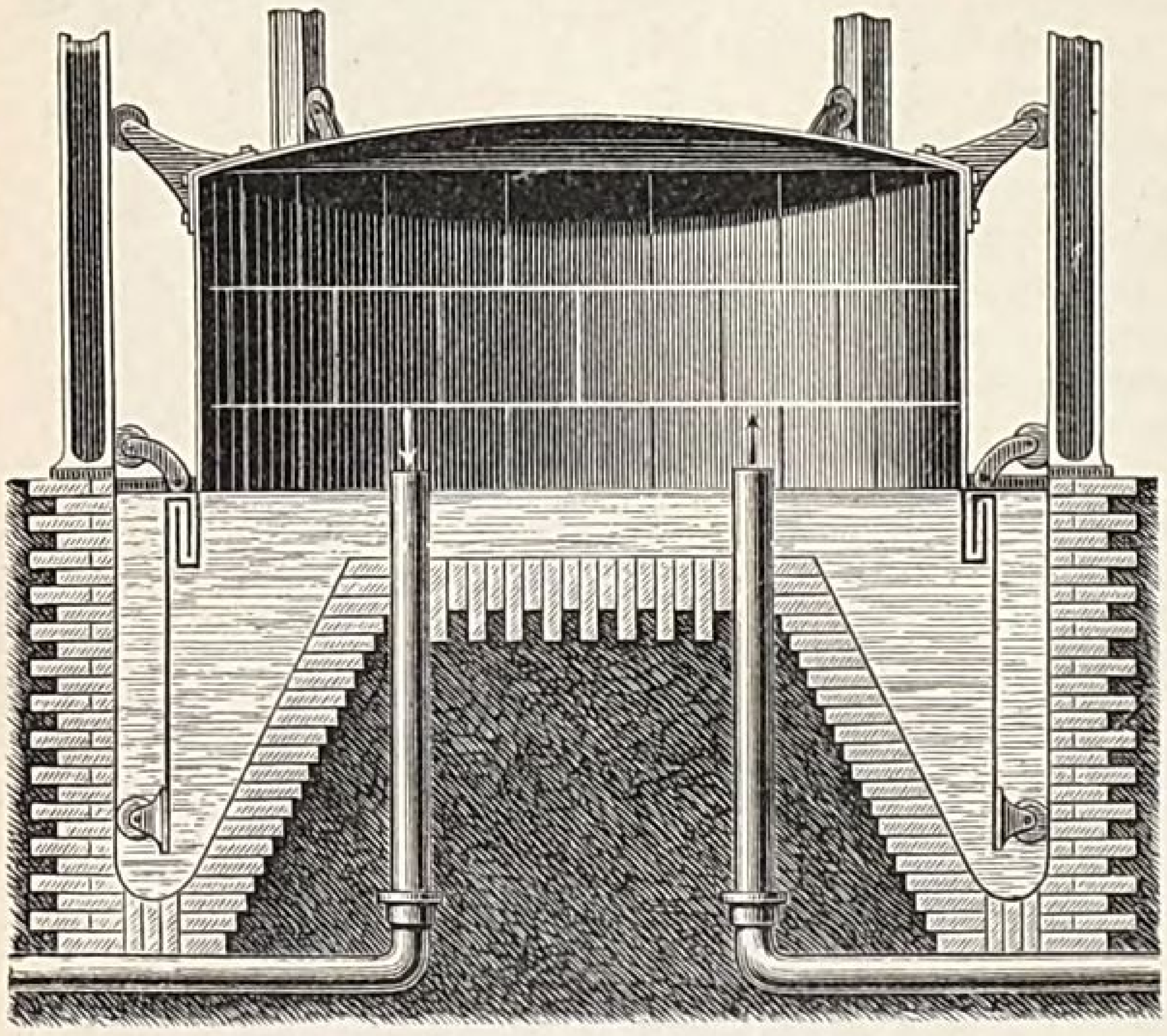


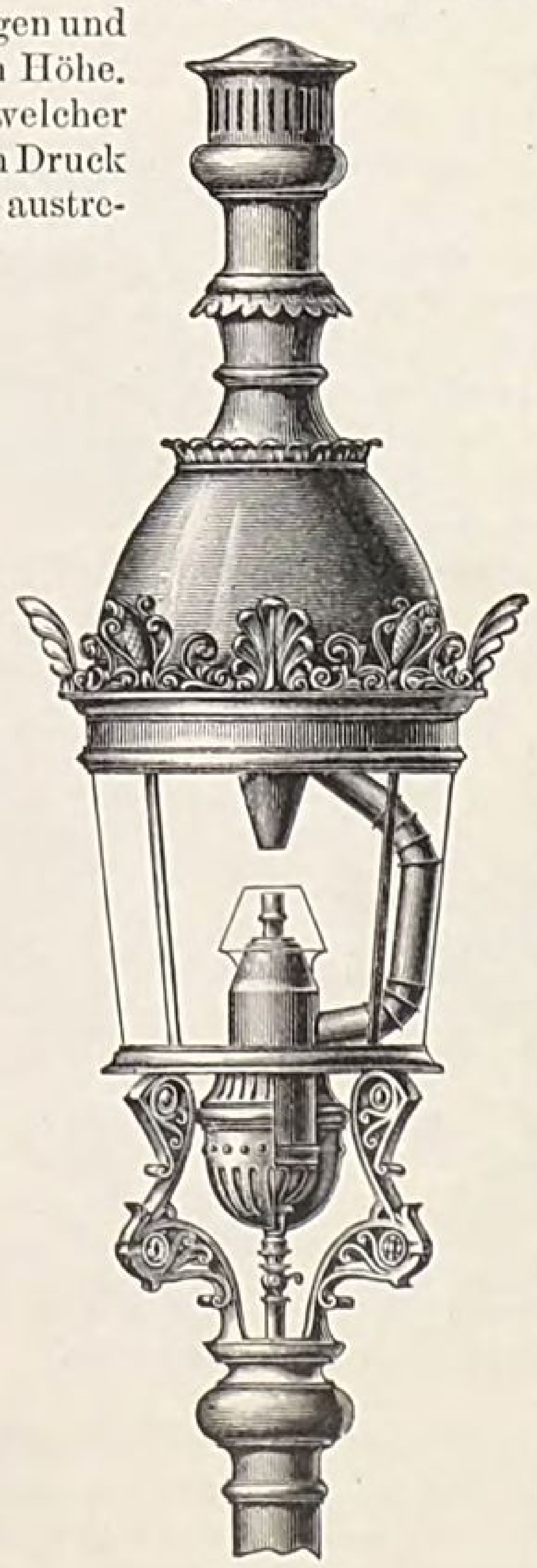
Fig. 12. Gasometer. Durchschnitt.

meter der Welt, in East Greenwich bei London, faßt bei einem Durchmesser von 95 m 340,000 cbm und besteht aus 5 Teleskopauszügen und einer Glocke von je 9,1 m Höhe.

Der **Druckregulator**, welcher den in der Regel zu starken Druck des aus dem Gasometer austre-



Durchschnitt.



Ansicht

Fig. 14. Siemens Regenerativbrenner.

tenden Gases entsprechend herabmindern soll, besteht nach *Fig. 13* aus einem teilweise mit Wasser gefüllten Gefäß a a, in welchem die Blechglocke b an Rollen beweglich hängt; sie ist unten mit einem hohlen Schwimmer c versehen und senkt sich durch Auflegen von Gewichten d. Im Innern der Glocke hängt der Kegel e, welcher, wenn die Glocke nicht beschwert ist, so hoch steht, daß er die Öffnung ii in der Röhre ff vollständig schließt und damit den Austritt des Gases in die Röhren g und h völlig hindert. Je nach der Belastung der Glocke entfernt er sich mehr oder weniger aus der Öffnung i und läßt einen breitern oder schmälern Ring offen.

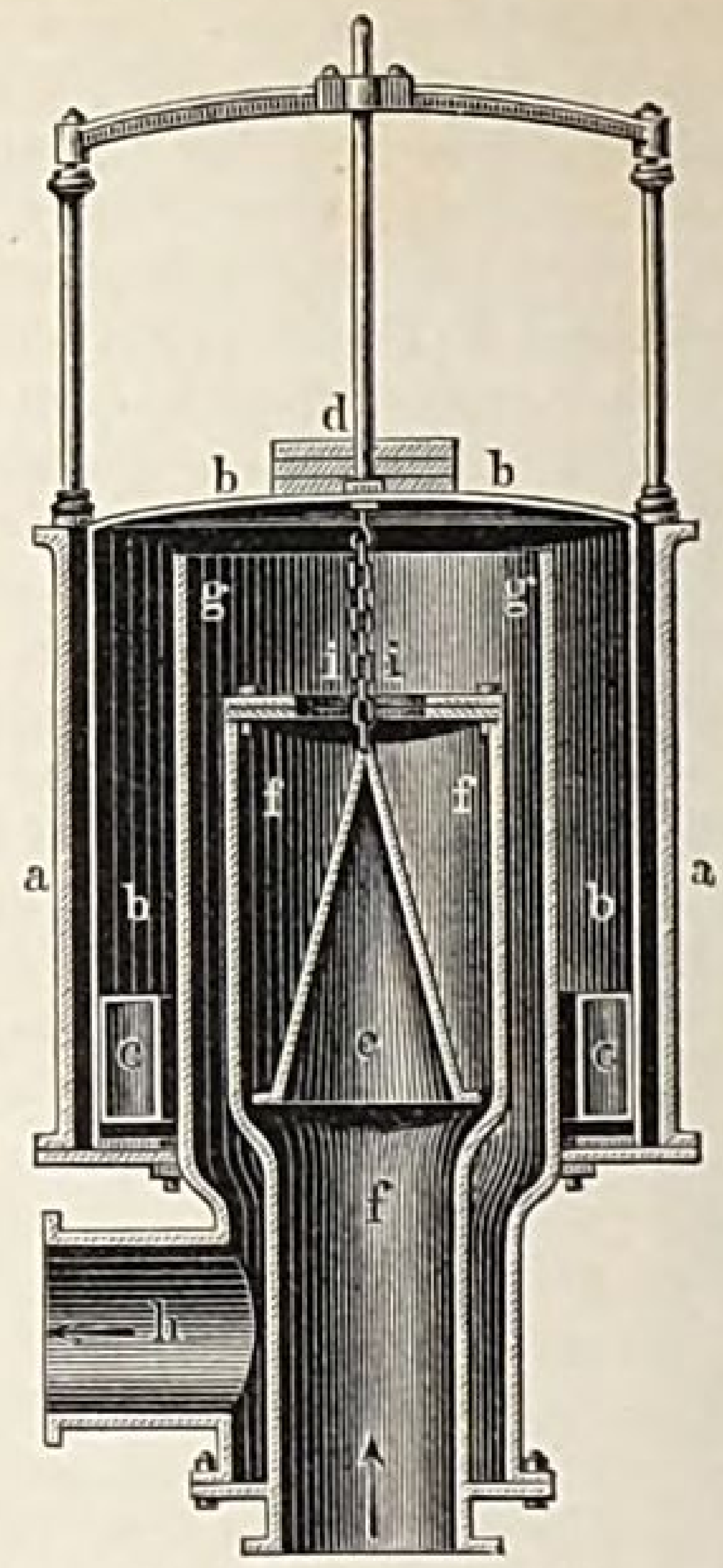


Fig. 13. Regulator.

Der **Regenerativbrenner** von Siemens *(Fig. 14)* besteht aus mehreren ineinander gesteckten senkrechten Behältern. Die Luft, welche unten durch die Schlitze bei a einströmt, nimmt die mit Pfeilen bezeichneten Wege durch die äußern Luftgeneratorenkammern d, um außerhalb des Porzellancylinders z das Gas zu verbrennen, welches aus den im Regenerator kreisförmig gestellten Röhren r entweicht. Die Verbrennungsprodukte strömen zum Teil abwärts durch den hohlen Porzellancylinder z, den innern Regenerator s durch den Stutzen q in das Essenrohr, welches seitlich des Hauptkörpers aufwärts in die oberhalb des Porzellancylinders z aufgestellte Esse führt. Ein andrer Teil der Verbrennungsprodukte entweicht direkt in die Esse. Die abwärts entweichenden heißen Verbrennungsgase strömen also der Verbrennungsluft entgegen, erhitzen die Wände der Kanäle und damit auch die Verbrennungsluft und zugleich das zuströmende Gas. Zu besserer Verteilung der Luft sind an den Mündungen der Gasröhrchen Kämme angebracht.

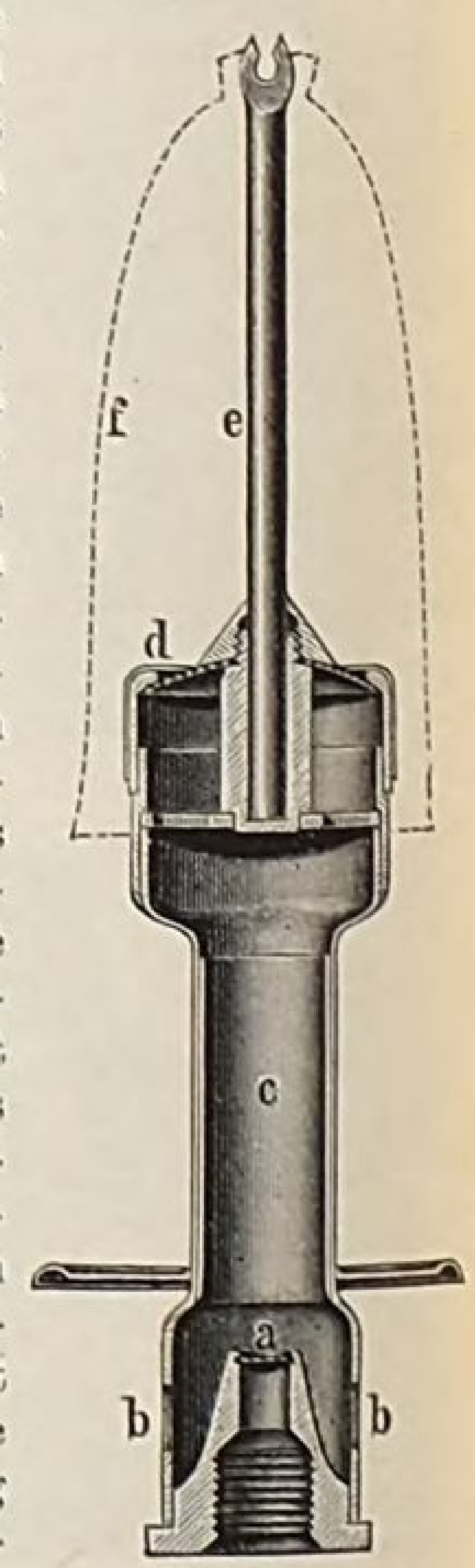


Fig. 15. Gasglühlichtbrenner. Durchschnitt.

Der **Brenner des Auerschen Gasglühlichtes** *(Fig. 15)* gleicht einem Bunsenbrenner, bei a strömt das Gas aus, bei b strömt Luft zu, die sich in dem Rohr c mit dem Gas mischt, welches bei d aus einem ringförmigen Drahtnetz ausströmt und entzündet wird. e ist ein Stift aus gebrannter Magnesia, der den Strumpf f trägt.

Steingut, Holz, Marmor, Alabaster u. dgl. hergestellt. S. auch Tafel »Moderne Bronze-Kunstindustrie«, Fig. 8, 10, 13 und 15.

Leuchterbaum, s. Rhizophora.

Leuchterblume, s. Ceropegia.

Leuchterweibchen, ein gewöhnlich aus einem oder mehreren Hirschgeweihen gebildeter Hängeleuchter der deutschen Renaissancezeit, dessen Vorderteil die aus Holz geschnitzte, bunt bemalte Halbfigur einer reichgekleideten Frau oder die ganze Figur einer Sirene bildete. Die Figur trug bisweilen das Geweih, auf dessen Enden Lichtteller zur Aufnahme der Kerzen aufgesetzt waren. Solche L., die jetzt auch nachgebildet werden, sind in öffentlichen und Privatsammlungen zahlreich vorhanden (s. Abbildung).



Leuchterweibchen mit Wappen u. Damhirschgeweih (Ende des 16. Jahrh.).

Leuchtfackeln, an Stangen oder Gestellen befestigte dünnwandige Zinkhülsen mit einem Feuerwerksatz aus Salpeterschwefel, Mehlpulver u. Schwefelantimon, welcher mit sehr heller, aber auch stark rauchender Flamme in 10—12 Minuten verbrennt. Man benutzt L. im Festungskrieg zum Beleuchten der Glacis und Festungsgräben beim Sturm.

Leuchtfarbe (*Balmainsche* L.), s. Phosphoreszenz.

Leuchtfeuer, s. Leuchtturm.

Leuchtgas (hierzu Tafel »Leuchtgasbereitung«), ein mit leuchtender Flamme brennendes Gasgemisch, welches aus Steinkohlen, seltener aus Holz, Torf, Braunkohlen, bituminösen Schiefern, Öl, Harz, Fettabfällen, Pech, Schieferöl, Petroleum u. Petroleumrückständen, Teerölen, Melasse, Knochen und allerlei Abfällen ꝛc. durch Erhitzen bei Luftabschluß gewonnen wird. Die genannten Rohmaterialien bestehen im wesentlichen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und (bis auf Erdöl und die Teeröle) Sauerstoff und liefern beim Erhitzen unter Abschluß der Luft zahlreiche flüchtige Produkte, die sich teils durch Abkühlung zu Flüssigkeiten verdichten lassen (Teer, Wasser), teils gasförmig bleiben. Diese gasförmigen Zersetzungsprodukte, von störenden Beimengungen befreit, bilden das L. An manchen Orten entströmen dem Erdboden Gase von ähnlicher Beschaffenheit wie das L., welche zum Teil technisch benutzt werden (vgl. Erdgas). Weitaus am häufigsten wird L. aus *Steinkohlen* dargestellt, welche beim Erhitzen in Retorten ammoniakalisches Wasser, Teer und ein Gasgemisch liefern, während Koks (*Gaskoks*) in den Retorten zurückbleibt. Man benutzt backende Kohlen, welche wenig Schwefel und Asche enthalten, bei der Verkokungsprobe eine Ausbeute von 60—70 Proz. Koks geben und in der reinen Kohlensubstanz (nach Abzug von Wasser und Asche) 80—87 Proz. Kohlenstoff und 5—6 Proz. Wasserstoff enthalten (*Gaskohle*). Im Durchschnitt enthalten:

	Kohlenstoff	Wasserstoff	Sauerstoff
Westfälische Gaskohle . .	85,39	5,44	9,17
Schlesische Gaskohle . .	84,80	5,30	9,90
Saarkohle.	84,45	5,43	10,12
Böhmische Kohle . . .	82,65	5,88	11,47
Sächsische Kohle . . .	82,38	5,74	11,88

In Deutschland verarbeitet man schlesische (36 Proz.), westfälische (24), englische Kohlen (15), Saarkohlen (10), sächsische (8), böhmische Kohlen (1), Zusatzkohlen (6 Proz.). Da bei der Auswahl der Kohle auch die Güte der zu erwartenden Koks wesentlich mitspricht, benutzt man gegebenen Falls zur Erhöhung der Leuchtkraft des Gases einen gewissen Prozentsatz von Zusatzkohlen, jüngere bitumenreiche Kohlen, wie Boghead-, Kannel-, böhmische Plattenkohle, bituminöse Schiefer und gewisse Braunkohlen. Bei fetten Kohlen beginnt die Zersetzung unter Gasentwickelung schon bei sehr niedriger Temperatur, es entsteht hierbei aber viel Teer und wenig, wenn auch schweres Gas; bei zu hoher Temperatur zersetzen sich dagegen die wertvollsten Leuchtgasbestandteile, die kohlenstoffreichen Kohlenwasserstoffe zerfallen in Kohlenstoff, der sich als *Retortengraphit* in fester Form abscheidet, und in wasserstoffreiches Methan, das mit wenig leuchtender Flamme brennt. Man erhitzt deshalb die Kohle auf eine zwischen Kirschrot- u. Weißglühhitze liegende Gelbrotglut, bei der die zuerst entstandenen Kohlenwasserstoffe der aromatischen Gruppe in möglichst großer Menge in schwere Kohlenwasserstoffe der Fettreihe zerfallen und zu starke Teerbildung vermieden wird. Die heute üblichen Öfen arbeiten meist mit einer Temperatur von 1100—1200°.

Zum Erhitzen der Kohlen benutzte man zuerst eiserne Retorten, seit 1820 liegende *Schamotteretorten* (*Gasretorten*), gerade, am hintern, im Ofen liegenden Ende verschlossene Röhren von 2—3 m Länge, ovalem oder ⌓-förmigem Querschnitt, 43—52 cm lichter Breite und 31—38 cm lichter Höhe. Das vordere, aus dem Ofen hervorragende Ende der Retorte ist verstärkt und mit Schraubenbolzen zur Befestigung eines eisernen Mundstückes versehen, welches durch einen eisernen Deckel gasdicht verschlossen werden kann. Die Beschickung beträgt 100—200 kg Steinkohle in gleich großen Stücken; zur Einbringung derselben benutzte schon Clegg Lademulden, welche die ganze Charge fassen und von drei Arbeitern gehandhabt werden, auch hat man mechanisch bewegte Lade- und Ziehmaschinen, letztere zur Entleerung der Gaskoks aus den Retorten, konstruiert. In neuerer Zeit baut man Öfen mit unter einem Neigungswinkel von 30° eingemauerten Retorten von fast 4 m Länge, die an beiden Enden aus dem Ofen hervorragen und leichter beschickt und entleert werden können, als horizontal gelagerte Retorten. Die Retorten wurden früher dampfkesselartig im Ofen eingemauert, litten aber dabei durch die ungleichmäßige Erhitzung und erhielten an manchen Stellen nicht genug Hitze. Man ließ sie deshalb in einem einzigen geschlossenen Raume aufgehängt oder gestützt von dem sich frei entwickelnden Feuer rings umspülen u. leitete nur durch passend angebrachte Scheidewände die Feuergase an die Retorten. Für mehr als 8 Retorten in einem Ofen wurden zwei Rostfeuerungen angebracht. Solche *Rostöfen*

erfordern auf je 100 kg vergaste Kohle 25—30 kg Koks zur Unterfeuerung; die in großer Menge der Feuerung zugeführte Luft verschlingt sehr viel Wärme, welche ungenutzt bleibt, und man hat deshalb nach der praktischen Ausgestaltung der Gasheizung mehr u. mehr *Generatoröfen* zur Erhitzung der Retorten angewendet. Solche Öfen vergasen in einer Retorte über 900 kg in 24 Stunden, brauchen etwa 12 Proz. Unterfeuerung und haben eine Dauer von mehr als 1400 Tagen. Wo die Marktlage eine bessere Verwendung des bei der Darstellung des Gases als Nebenprodukt gewonnenen *Teers* nicht zuläßt, benutzt man denselben als Feuerungsmaterial, indem man ihn, durch Preßluft oder Dampf fein zerstäubt, in die Feuerung einführt. In Hannover wurden auf diese Weise mit 13,5 kg Teer 100 kg Kohle entgast. Bisweilen läßt man auch den Teer in den Generator fließen, um ihn hier zu vergasen.

Die Destillation einer Beschickung der Retorten währt etwa 4—6 Stunden, und zwar unterbricht man die Destillation vor vollständiger Entgasung der Kohle, weil die Leuchtkraft des Gases unter gleichzeitigem Anwachsen der in der Zeiteinheit sich entwickelnden Gasmenge so stark abnimmt, daß das Gas an Wert sehr erheblich verlieren würde, wenn man die letzten Gasreste austreiben wollte. Aus den Retorten entweichen durch ein vom Mundstück der Retorte aufsteigendes eisernes Rohr Dämpfe von Wasser und Teer und ein Gemisch von Gasen, während in der Retorte Gaskoks zurückbleiben. Diese werden gezogen, gewöhnlich mit Wasser abgelöscht und teils in der Gasanstalt selbst zur Heizung der Öfen benutzt, teils als Brennmaterial verkauft. Die Ausbeute aus 100 kg Kohle beträgt bei:

	Koks kg	Teer kg	Gaswasser kg	Gas kg	Gas cbm	Verlust kg
Westfälischer Kohle	71,4	4,09	4,44	16,95	30,33	3,12
Saarkohle . . .	68,3	5,33	6,90	17,71	30,18	1,76
Böhm. Schwarzkohle . . .	63,3	5,79	9,06	18,52	28,47	3,33
Zwickauer Kohle .	62,7	5,22	11,89	15,81	25,46	4,38
Plattenkohle . .	56,3	8,81	6,45	25,72	30,38	2,72

Das Ableitungsrohr führt die flüchtigen Destillationsprodukte durch einen abwärts gebogenen Schenkel in die *Vorlage* oder *Hydraulik*, ein auf der Ofendecke liegendes, allen Retorten eines Ofens, meist auch einer ganzen Ofenreihe gemeinsames, trogartiges Gefäß, in welchem sich ein großer Teil der Teerdämpfe und außerdem der Wasserdampf mit Ammoniak verdichtet. In die angesammelte Flüssigkeit taucht die Mündung des Tauchrohrs u. bildet also einen hydraulischen Verschluß, der ein Zurücksteigen des Gases in die Retorte beim Öffnen, Entleeren und Beschicken derselben verhindert. Während die Flüssigkeit aus der Hydraulik in Zisternen abfließt, leitet man das Gas in *Kondensatoren* oder *Kühler*, um noch beigemengte Wasser- u. Teerdämpfe durch Abkühlung niederzuschlagen. Dies darf jedoch nur langsam geschehen, damit nicht durch zu starke Ausscheidung von Naphthalin aus dem Gas Verstopfungen im Apparat eintreten. Man läßt deshalb das Gas zunächst durch Luftkühler streichen, wendet dann Apparate an, deren Außenfläche durch kaltes Ammoniakwasser gekühlt wird, und erzielt den Rest der Kühlung schnell u. sicher, ohne die Leuchtkraft des Gases zu beeinträchtigen. Das gekühlte Gas enthält feine Tröpfchen von Teer suspendiert und passiert zur Befreiung von denselben besondere Apparate, worauf es in die *Skrubber* geleitet wird, die ihm das noch vorhandene Ammoniak nebst Schwefelwasserstoff, Kohlensäure und Schwefelkohlenstoff durch Waschen mit Wasser entziehen. Zur Entfernung des Ammoniaks auf trocknem Wege benutzt man Superphosphat, welches in einem Reinigungskasten in mehreren Schichten übereinander ausgebreitet wird. Die Masse kann 7—8 Proz. Stickstoff (8,5—9,7 Proz. Ammoniak) aufnehmen, und es genügen 1000 kg Superphosphat zur Reinigung von 32,300 cbm Gas mit 3 Proz. Ammoniakgehalt. Das Superphosphat nimmt auch Rhodan auf (0,46, nach andern 2,56 Proz.), welches aber dem Pflanzenwuchs nicht schädlich ist. Wenn das in den Retorten entwickelte Gas durch den eignen Druck den Widerstand in den genannten und den noch folgenden Apparaten überwinden soll, dann entstehen Verluste durch Entweichen von Gas aus nicht vermeidbaren Fugen, und außerdem bleibt das Gas zu lange mit den glühenden Wänden der Retorte in Berührung und erleidet dadurch eine nachteilige Veränderung. Man schaltet deshalb meist schon hinter den Kondensatoren *Gassauger* (*Exhaustoren*) ein, welche den Druck des Gases in den Retorten auf das zulässige Maß zurückführen und das Gas in die Reinigungsapparate drücken (s. Exhaustor).

Das abgekühlte und gewaschene Gas enthält noch viele Verunreinigungen, besonders Schwefelwasserstoff, Kohlensäure, Cyanwasserstoffsäure, Rhodanverbindungen und Schwefelkohlenstoff. Leitet man das Gas durch Behälter, in welchen auf mehreren Horden zu Pulver gelöschter Kalk ausgebreitet ist, so absorbiert dieser die Kohlensäure unter Bildung von kohlensaurem Kalk und den Schwefelwasserstoff unter Bildung von Calciumsulfhydrat. Aus letzterm entsteht Calciumoxysulfhydrat Ca.OH.SH und Mehrfach-Schwefelcalcium, das auch den Schwefelkohlenstoff unter Bildung von Calciumthiokarbonat bindet. Da aber Kohlensäure Schwefelverbindungen zersetzt, so ist sehr viel Kalk erforderlich, um alle Kohlensäure und dann auch noch die Schwefelverbindungen zu binden. Man benutzt deshalb vorteilhafter die *Lamingsche Gasreinigungsmasse* (s. d.), die aus Eisenhydroxyd, Calciumsulfat und überschüssigem Ätzkalk besteht. Das Eisenhydroxyd absorbiert den Schwefelwasserstoff unter Bildung von Eisensulfid und Wasser nach der Gleichung: $2Fe(OH)_3+3H_2S=Fe_2S_3+6H_2O$. Man nahm nun an, daß bei der Regenerierung der erschöpften Masse an der Luft der Kalk eine Rolle spiele, doch entspricht der Regenerationsprozeß, durch welchen wieder Eisenhydroxyd gebildet wird, im wesentlichen der Gleichung: $Fe_2S_3+3O+3H_2O=2Fe(OH)_3+3S$. Man benutzt deshalb gegenwärtig allgemein Reinigungsmassen, die nur Eisenhydroxyd enthalten, wie Raseneisenstein, Quellocker, die bei der Herstellung von Anilin aus Nitrobenzol und Eisenfeilspänen erhaltenen und andre künstliche Massen. Die sehr beliebte *Luxmasse* ist alkalisiertes Eisenhydroxyd, welches man durch Fritten von fein gemahlenem Eisenerz (Bauxit) mit Soda im Flammofen und Behandeln mit Wasser erhält. Die bis zu ihrem doppelten Volumen mit Sägespänen zu verdünnende Masse nimmt sehr begierig Schwefelwasserstoff auf; 1 cbm derselben vermag 10,000 cbm Gas zu reinigen. Gesättigte Reinigungsmasse wird durch Ausbreiten an der Luft und häufiges Umschaufeln infolge der Einwirkung des Sauerstoffs der Luft in 8—14 Tagen regeneriert, wobei zu starke Erhitzung durch zeitweiligen Wasserzusatz gemäßigt werden muß. Nach zehnmaliger Regeneration enthält die trockne Masse 45—50 Proz. Schwefel. 12—14

Proz. Ferrocyan und Ammoniaksalze. Um die Kosten der Regeneration zu sparen, hat man dem rohen L. mit gutem Erfolg 0,6 Proz. reinen Sauerstoff zugesetzt, welcher das gebildete Eisensulfid sofort wieder zersetzt, so daß die Reinigungsmasse nur als Sauerstoffüberträger wirkt und der Schwefelwasserstoff nach der Gleichung $H_2S+O=H_2O+S$ zersetzt wird. Das Verfahren ist besonders für England wichtig, wo man auf die völlige Entfernung des Schwefelkohlenstoffes aus dem L. mehr Wert legt als in Deutschland. Man benutzt dort aus diesem Grunde die Kalkreinigung, die, wie oben ausgeführt, auch die Kohlensäure vollständig bindet, und erzielt durch Zuführung von Sauerstoff höchst günstige Resultate. Bei dem Ammoniakreinigungsverfahren von Claus benutzt man das in der Anstalt gewonnene Ammoniak in mehreren Skrubbern zur Absorption von Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, Schwefelkohlenstoff u. Cyanverbindungen und regeneriert das Ammoniak unter Gewinnung der aufgenommenen Verbindungen.

Das gereinigte Gas ist für den Konsum fertig, es passiert die Fabrikationsgasuhr (Stationsgasmesser, Stationszähler), welche ermöglicht, die hergestellte Gasmenge auf mit Zeigern versehenen Zifferblättern abzulesen, und im wesentlichen dieselbe Einrichtung besitzt, wie die kleinen in den Häusern der Konsumenten aufgestellten Gasuhren. Das gemessene Gas sammelt sich in dem Gasometer, aus welchem es, eventuell nach Passierung eines Druckregulators, in die Leitung geführt wird. Nach Maßgabe örtlicher Verhältnisse gibt man dem L. in den Gasanstalten einen Druck von 2,5—5 cm Wassersäule und reguliert denselben nach dem im Laufe des Tages schwankenden Konsum und nach der Beschaffenheit der Röhrenleitung. Jede Steigung derselben um 3 m entspricht einer Druckzunahme von 2,5 mm Wassersäule und umgekehrt, und weite Hauptröhren machen geringern Druck erforderlich als engere. Über die Apparate zur Herstellung des Gases s. die Tafel.

Zur Leitung benutzt man gußeiserne Röhren, seltener solche aus geteerter Pappe, Zement-, Thon-, Glas-, Asphaltröhren. Zur Dichtung der Röhrenverbindungen dienen geschmolzenes Blei oder Gummiringe. Im allgemeinen gibt man den Röhren eine Steigung von 0,5—1: 100; wo man aber des Terrains halber von dieser Regel abweichen muß, bringt man an der tiefsten Stelle jedes abfallenden Röhrenstranges zur Ansammlung der sich durch nachträgliche Kondensation im Innern der Röhren noch bildenden Flüssigkeiten (meist Wasser) einen Siphon oder Wassertopf an, aus welchem man die Flüssigkeit von Zeit zu Zeit auspumpt. Der Gesamtdruckverlust, welchen das Gas von der Anstalt bis zu den Brennern der Konsumenten erleidet, beträgt im günstigsten Fall 5—8 mm Wassersäule. Da das Gas leichter ist als atmosphärische Luft, so hat es das Bestreben, aufzusteigen; man legt deshalb die Gasanstalten gern am niedrigsten Punkte des Terrains an und beobachtet, daß die Flammen in den höher gelegenen Stadtteilen besser brennen als in den niedrigern Lagen. Der Gasverlust durch Leckage beträgt auch bei gut ausgeführter Leitung etwa 5—7 Proz. der Jahresproduktion und erreicht bisweilen 15 Proz. und mehr. In der Fortleitung des Gases wurde in neuerer Zeit ein wesentlicher Fortschritt durch die Fernleitung gemacht, wobei zwischen zwei in erheblicher Entfernung voneinander befindlichen Gasbehältern übergepumpt wird. Das größte Beispiel dieser Art ist die rund 13 km lange, etwa 85,000 cbm in der Stunde befördernde Fernleitung zwischen dem Gaswerk Beckton und dem Versorgungsgebiet Nord-London.

Mischt man ein Gas, welches mit nicht leuchtender Flamme brennt, mit schweren Kohlenwasserstoffen, so wird die Flamme leuchtend (Karburation). Selbst atmosphärische Luft kann man mit Dämpfen flüchtigster Öle, wie Benzin, Ligroin, imprägnieren und derartiges Luftgas in eigentümlich konstruierten Lampen direkt für den Gebrauch bereiten. Geringwertiges L. kann man durch Karburation verbessern, indem man es am Konsumtionsort durch ein Gefäß leitet, welches Benzin oder Ligroin enthält; auch hat man mit dem Brenner ein Gefäß verbunden, welches Naphthalin enthält und durch die Hitze der Flamme hinreichend stark erwärmt wird, um das durchströmende Gas mit Naphthalindämpfen zu beladen. Diese Albokarbonlampe liefert ein sehr intensives Licht. An die Karburation im großen knüpfen sich bedeutende wirtschaftliche Interessen, weil sie gestatten würde, die Nebenprodukte der Gasfabrikation, welche die Technik nicht entbehren kann, auch aus minderwertigen Kohlen herzustellen und dabei ein Gas zu gewinnen, welches zum Heizen u. zum Betrieb von Motoren das L. vollständig ersetzt und nach der Karburation auch als L. zu benutzen ist. Die Karburation des Gases am Herstellungsort bietet aber große Schwierigkeiten, weil sich die Dämpfe der flüssigen Kohlenwasserstoffe in der Leitung sehr leicht verdichten. Die dasselbe Ziel verfolgende Beimischung besonders lichtstarkes Gas liefernder Zusatzkohlen (Kannelkohle, Boghead-, böhmische Plattenkohle ꝛc.) wurde bereits erwähnt. Am wichtigsten ist gegenwärtig der Benzolprozeß, der in verschiedener Weise ausgeführt wird. Maxim Clark leitet z. B. einen Teil des zum Gasometer ziehenden Hauptgasstroms durch den Karburator, in welchem das Benzol in einer kleinen, stets gleich hoch gefüllt erhaltenen Retorte verdampft und der Dampf dem Gas automatisch in gleichbleibendem Verhältnis beigemischt wird. Das karburierte Gas wird dann in den Gasometer geleitet. Das Material für diesen Prozeß würde in sehr großer Menge zur Verfügung stehen, wenn aus den Gasen aller Kokereien das Benzol ausgewaschen würde (vgl. Koks, S. 352). Auch die am leichtesten flüchtigen Bestandteile des rohen Erdöls und die bei der Herstellung des komprimierten Ölgases abfallenden Kohlenwasserstoffe eignen sich zu dieser Form der Karburation. Über die Verwendung des Acetylens s. unten. Vielfach ist die Karburation mit Teerdämpfen versucht worden. Beim Dinsmore-Prozeß wird das gewöhnliche Kohlengas beim Austritt aus der Retorte in eine zweite Retorte geleitet, wo durch Überhitzung der noch mitgeführten Teerdämpfe eine größere Menge lichtstarker Kohlenwasserstoffe gebildet werden soll. Die Nützlichkeit dieser Methode wird jedoch vielfach bestritten. Dagegen ist die Beimischung von lichtstarkem Ölgas praktisch bedeutsamer. Dieselbe wird auch in der Weise ausgeführt, daß man in einem vorgerückten Stadium der Steinkohlendestillation das zu vergasende Öl auf die glühende Kohle in der Retorte spritzt und somit das Ölgas an demselben Ort erzeugt wie das zu verbessernde L. Endlich wird auch hochkarburiertes Wassergas dem L. beigemischt. White leitete Wassergas mit Wasserdampf durch eine Retorte, in welcher aus Kannel- oder Bogheadkohle ein sehr leuchtkräftiges Gas hergestellt wird (Hydrokarbonprozeß). Rationeller erscheint es, Wassergas aus Koks herzustellen und das Gemisch aus Wassergas und L. mit Naphtha

so hoch zu karburieren, daß es zu Beleuchtungszwecken benutzt werden kann. Zu diesem Verfahren drängt die schlechte Ausnutzung der Koks in den kleinen hauswirtschaftlichen Feuerungen, indes dürfte auch diesem Karburationsprozeß so wenig wie den übrigen die Zukunft gehören. Vielmehr dürften alle Interessen auf die Erzeugung eines schwach oder nicht leuchtenden Gases hinweisen, in dessen Flammen Glühkörper erhitzt werden (vgl. unten, S. 281: Gasglühlicht). Karburiertes Gas hat man auch zur Erzielung größerer Leuchtkraft mit reinem Sauerstoffgas verbrannt (Sauerstoffbeleuchtung, Karboxygenlicht); doch führten die Versuche nicht zu ökonomisch günstigen Resultaten. Philipps hat eine Lampe konstruiert, auf welcher die Sauerstoffbeleuchtung mit Dämpfen einer kohlenstoffreichen Flüssigkeit (Lösung von Naphthalin in Petroleum) billiger und bequemer ausgeführt werden kann.

Holz liefert bei der Verkohlungstemperatur wesentlich nur Kohlenoxyd, Kohlensäure und mit nicht leuchtender Flamme brennendes Methan; um nun ein mit leuchtender Flamme verbrennendes Gas zu erhalten, muß man die aus dem Holz sich entwickelnden Teerdämpfe stärker erhitzen, damit sie in Gase zerlegt werden, welche mit leuchtender Flamme brennen. Man destilliert deshalb Holz aus sehr weiten eisernen Retorten mit kleiner Beschickung, so daß die heißen Retortenwände in der angedeuteten Weise wirken können. Die Destillationstemperatur liegt zwischen 700 und 850°. Die Ausbeute an L. schwankt bei verschiedenen Hölzern ebenso sehr wie bei derselben Holzart. Harzreiches Holz liefert die größte Ausbeute. Feuchtigkeit vermehrt durch Einwirkung des Wasserdampfes auf die glühenden Kohlen den Gehalt des Gases an Kohlenoxyd und Wasserstoff, und das Holz muß daher vor dem Gebrauch gut getrocknet werden. 1 Zentner trocknes Holz liefert in 1,5—2 Stunden 18—21 cbm Gas, 8—10 kg Kohlen, 1 kg Teer und 10—13,5 kg Holzessig. Das Gas ist frei von Ammoniak und Schwefelverbindungen, aber sehr reich an Kohlensäure und bedarf daher zur Reinigung viel Kalk; es ist schwerer als Steinkohlengas. Der steigende Preis des Holzes und die Entwickelung der Verkehrsmittel, welche den Bezug von Steinkohlen wesentlich erleichterte, hat bewirkt, daß Holzgas jetzt nur noch hergestellt wird, wo Holz reichlich vorhanden ist und anderweitige Verwendung fehlt. Holzgas besteht aus 35,3—9,4 leichten, 10,6—6,5 schweren Kohlenwasserstoffen, 48,7—18,4 Wasserstoff, 61,8—21,3 Kohlenoxyd. Torfgas wird ähnlich wie Holzgas dargestellt; 1 Ztr. Torf gibt 11—15 cbm Gas, 12,5—15 kg Kohle, 1,5—2,5 kg Teer und 8—14 kg Ammoniakwasser. Das rohe Gas ist ungemein reich an Kohlensäure und enthält auch Schwefelwasserstoff und Ammoniak. Das große Volumen des Torfs und die daraus sich ergebenden Konsequenzen, die geringe Gasausbeute und der niedrige Wert der Torfkohle machen die Darstellung von Torfgas nur unter ganz bestimmten Bedingungen lohnend. Braunkohlen liefern geringwertiges Gas. Aus Öl und starren Fetten erhält man große Mengen vortrefflichen Gases, welches keiner Reinigung bedarf und stärkere Leuchtkraft besitzt als Kohlengas. 1 Ztr. Samenöl liefert 70—80 cbm Gas. Die Ölgasfabrikation eignet sich trefflich für kleine Anlagen, wird aber ihrer Kostspieligkeit halber nur für bestimmte Zwecke ausgeführt. Dagegen verarbeitet man häufiger Fettabfälle aus Schlachthäusern und die seifehaltigen Waschwässer der Streich- und Kammgarnfabriken und der Seidenentschälung auf L., indem man sie mit Kalkmilch mischt, den Bodensatz (suinter) sammelt, in Ziegel streicht, trocknet und in Retorten vergast. 1 kg Suinter gibt 210 Lit. Gas. Das Gas braucht nicht gereinigt zu werden und hat eine dreimal stärkere Leuchtkraft als Steinkohlengas. Von Mineralölen kommen für die Leuchtgasfabrikation besonders in Betracht Destillate von Erdöl, die nicht mehr als Leuchtöle und noch nicht als Schmiermittel verwendbar sind, sowie die schweren Destillationsrückstände, von den Braunkohlenteer- und Paraffinölen die sogen. Gasöle und gewisse Schieferöle. Die Bewertung der Gasöle geschieht nach einem Normalöl, von welchem 100 kg wenigstens 60 cbm L. geben, das bei 35 Lit. Verbrauch 7,5 deutsche Normalkerzen Lichtstärke hat. Im Handel kommen Öle vor, die 20 Proz. schlechter und 40—50 Proz. besser sind als das Normalöl. Die Retorten müssen gestatten, das langsam zufließende Öl erst zu verdampfen, dann durch weiter zugeführte Wärme zu vergasen und die Zersetzungsprodukte alsbald weiterer Zersetzung zu entziehen. Zu diesem Zweck führt man das Öl durch ein zentrales Rohr in die Zersetzungsretorte, oder man wendet mehrere von dem Material hintereinander zu passierende Retortenräume an. Das Ölgas, welches keiner Reinigung bedarf, besteht aus:

	Kohlensäure	Kohlenoxyd	Wasserstoff	Methan	Stickstoff	Schwere Kohlenwasserstoffe
Gas aus Petroleumrückständen . . .	—	—	24,3	58,3	—	17,4
Schieferölgas . . .	0,2	6,6	3,0	64,8	—	25,3
Paraffinölgas . .	—	15,5	7,7	50,3	4,0	22,5
Ölgas I	1,6	4,0	9,9	47,0	—	37,7
Ölgas II	0,8	4,2	12,8	48,3	0,8	33,1

Die »schweren Kohlenwasserstoffe« bestehen aus viel Benzol, Toluol und andern aromatischen Kohlenwasserstoffen und aus Gliedern der Äthylen- und Acetylenreihe. Man benutzt Ölgas zum Karburieren des Steinkohlen- und des Wasserstoffgases, im komprimierten Zustande (6—8 Atmosphären) in tragbare Cylinder eingeschlossen zur Beleuchtung von Eisenbahnwagen, Leuchttürmen, Leuchtbojen. Ein Oxyölgas von großer Leuchtkraft bereitet Latham durch Vergasen schwerer Petroleum- und Schieferölrückstände bei niedriger Temperatur und Mischen des leicht kondensierbaren und mit rußender Flamme brennenden Gases mit 16—24 Proz. Sauerstoff. Es soll bei 40 Lit. stündlichem Verbrauch eine Leuchtkraft von 30 Kerzen besitzen und bei Zumischung von 5 Proz. zu einem Kohlengas von 16 Kerzen dessen Leuchtkraft um 40 Proz. erhöhen.

Acetylen. Wenn auf ein Gemisch von Kalk und Kohle die hohe Temperatur des elektrischen Lichtbogens (Gleich- oder Wechselstromlichtbogen) einwirkt, so bildet sich eine Verbindung von Calcium und Kohlenstoff, das Calciumkarbid, und dieses zersetzt sich mit Wasser unter Bildung von Kalk (der wieder benutzt werden kann) und gasförmigem Acetylen C_2H_2. Dieser Kohlenwasserstoff, welcher sehr unangenehm knoblauchartig riecht, enthält bedeutend mehr Kohlenstoff als L. und gibt deshalb auch bei der Verbrennung eine viel stärker leuchtende Flamme. In einem Zweilochbrenner für Ölgas mit Regenerativsystem liefert die Acetylenflamme 34 Kerzen bei einem stündlichen Verbrauch von 21,4 Lit., mithin ist der Effektverbrauch 0,632 L.; der Gasverbrauch ist also nur 1/3 desjenigen

bei Gasglühlicht, der vorteilhaftesten Verwendungsform des Leuchtgases. Gegenüber dem gewöhnlichen Schnittbrenner übertrifft Acetylen das L. 19mal. Die Wärmeausstrahlung der Acetylenflamme ist bedeutend geringer als die des gewöhnlichen Leuchtgases, weil zur Erzielung einer gewissen Lichtstärke viel weniger Gas verbrannt wird; außerdem ist auch die Verbrennungstemperatur geringer, 900° gegen 1360°. Aus demselben Grunde verunreinigt die Acetylenbeleuchtung die Luft weniger als die gewöhnliche Gasbeleuchtung. Dazu kommt die ungemein einfache Herstellung des Acetylens aus dem Calciumkarbid. Für die Straßenbeleuchtung kann das Acetylen überall, wo bereits L. benutzt wird, zur Verbesserung des letztern angewendet werden. Beträgt beim Bray̆brenner der Effektverbrauch für reines L. 15 Lit., so verringert er sich bei 4 Proz. Acetylen auf 7, bei 12 Proz. Acetylen auf 4 und bei 21 Proz. auf 3 Lit. des Gemisches von L. und Acetylen. Dabei hat die Karburierung mit Acetylen den Vorzug, daß sich letzteres auch bei sehr niedriger Temperatur nicht kondensiert und dem L. in beliebiger Menge zugesetzt werden kann, während die Karburierung mit Benzol wegen dessen Kondensierbarkeit an enge Grenzen gebunden ist. Sehr gut eignet sich das Acetylen für alle Zwecke, wo man mit einem möglichst geringen Gasvolumen große Lichtmengen erzeugen will, also im komprimierten Zustand zur Beleuchtung von Eisenbahnzügen, Leuchtbojen ꝛc. Die praktische Verwertung des Acetylens ist lediglich von einer billigen Darstellung des Calciumkarbids abhängig, und eine solche ist bisher nicht gelungen. Vielleicht liegt aber die Zukunft des Acetylens in einer Ausnutzung von sonst verloren gehender Arbeitskraft begründet. Nicht nur die vielen, nicht voll ausgenutzten Wasserkräfte können zur Herstellung von Calciumkarbid verwendet werden, auch bei den Hochofenbetrieben und Kokswerken gehen heute noch Tausende von Pferdekräften unbenutzt verloren, indem viel mehr brennbares Gas als Nebenprodukt erzeugt wird, als für den Wärme-, Kraft- und Lichtbedarf des ganzen Betriebes nutzbar gemacht werden kann.

Steinkohlengas ist farblos, von eigentümlichem Geruch; spez. Gewicht 0,44—0,62, je nach der Beschaffenheit der Kohle und der Temperatur, bei welcher es dargestellt wurde. Es besteht aus gas- und dampfförmigen schweren Kohlenwasserstoffen (hauptsächlich Äthylen), welche mit den Dämpfen flüssiger Kohlenwasserstoffe, wie Benzol, die Leuchtkraft der Flamme bedingen, leichten Kohlenwasserstoffen (Methan), Kohlenoxyd und Wasserstoff, welch letztere drei Gase mit nicht leuchtender Flamme brennen. Als Verunreinigungen finden sich Kohlensäure, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Schwefelkohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Wasserdampf ꝛc. Der eigentümliche Geruch rührt von Phenylsenföl her. — **Quantitative Zusammensetzung** verschiedener Leuchtgase:

Gas von	Wasserstoff	Methan	Äthylen	Propylen	Benzol	Kohlenoxyd	Kohlensäure	Sauerstoff	Stickstoff	Spez. Gewicht
Heidelberg	46,20	34,02	2,55	1,21	1,33	8,88	3,01	0,65	2,15	—
Königsberg	52,75	35,28	2,01	0,72	0,66	4,00	1,40	—	3,18	—
Hannover	46,27	37,55	2,11	0,37	0,69	11,19	0,81	—	1,02	—
			schwere Kohlenwasserstoffe							
Saarkohle	49,40	32,40	4,50			8,60	2,30	—	2,80	0,459
Westfälischer Kohle	51,00	34,00	3,30			7,20	2,10	—	2,40	0,428
Kannelkohle	37,50	42,60	10,90			4,00	3,00	—	2,00	0,528
verschiedenen deutschen Städten	49,10	33,90	4,70			8,70	2,10	—	1,50	0,476
= = =	49,00	34,20	5,90			7,30	1,80	—	1,80	0,425
London	49,54	36,64	5,78			4,06	0,03	0,24	3,71	—

L. erfordert zur Entzündung nur helle Rotglut, eine viel niedrigere Temperatur als Grubengas, weshalb die Sicherheitslampe, um in L. sicher zu sein, mit einem sehr dichten Drahtnetz versehen werden muß. Die Explosionsfähigkeit des Leuchtgases beginnt bei einer Mischung von 1 Volumen Gas auf 13—16 Vol. Luft, hört auf bei 4 Vol. Luft auf 1 Vol. Gas und ist am stärksten bei 1 Vol. auf 10—12 Vol. Luft. Ein Gemisch von 1 Vol. L. und 4 Vol. Luft verbrennt ruhig, mit 5 Vol. Luft schnell, aber ohne Knall, mit 6—10 Vol. Luft bereits mit starker Detonation. Eine Beimischung von wenig Luft zum L. zerstört die Leuchtkraft desselben. Das lufthaltige Gas brennt mit blauer, nicht rußender Flamme wie Spiritus (s. unten Heizbrenner). L. wirkt unter Umständen giftig auf Pflanzen und Tiere, wozu wohl in erster Linie das Kohlenoxyd und die Dämpfe der Teerbestandteile beitragen. Eine Beimischung von 3 Proz. L. zur Zimmerluft soll einen Menschen töten können, doch ist schon 0,0001 durch den Geruch erkennbar. Im Boden wirken die im L. enthaltenen Dämpfe schädlich auf die Wurzeln, namentlich im Winter, wo das Gas schwieriger aus dem Boden entweichen und weniger Sauerstoff zutreten kann; nach andern Erfahrungen besonders in der Wachstumsperiode. Eine Ausströmung von nur 0,772 cbm pro Tag, auf 17,8 qm Boden verteilt, tötet die Wurzelspitzen der Bäume jeder Art in kurzer Zeit. Reines L. verbrennt zu Kohlensäure und Wasser, enthält es aber Schwefelwasserstoff (färbt es Bleizuckerpapier braun), so verbrennt dieser zu schwefliger Säure; ein Ammoniakgehalt (erkennbar durch die Nebel, die das Gas an einem mit verdünnter Salzsäure befeuchteten Glasstab hervorbringt) liefert salpetrige Säure, und deshalb ist die sorgfältigste Reinigung des Leuchtgases erforderlich, wenn es in geschlossenen Räumen nicht schädlich wirken soll.

Am Konsumtionsort wird das dem Konsumenten zugeführte Gas durch die **Gasuhr** (**Gasmesser**) gemessen. Die trocknen Gasuhren beruhen im wesentlichen auf der von Defries angegebenen Konstruktion, bei welcher sich zwei Lederbälge abwechselnd füllen und entleeren und die dadurch hervorgebrachte Bewegung auf ein Zählwerk übertragen wird, welches die Menge des hindurchgegangenen Gases nachweist. Diese Apparate, welche in Amerika, auch in England häufig angewendet werden, haben mit großen Schwierigkeiten hinsichtlich eines geeigneten Materials für die Meßkammern zu kämpfen, während sie im übrigen den nassen Gasuhren vorzuziehen sind. Letztere bestehen aus einem cylindrischen Gehäuse, in welchem eine auf einer Welle befestigte vierkammerige Trommel, die reichlich bis zur Hälfte im Wasser (um das Einfrieren zu verhüten, mit Glycerin oder Spiritus vermischt) liegt, unter dem Druck des Gases und der

durch denselben zu gleicher Zeit bedingten ungleichen Wasserstände der Gas aufnehmenden und Gas abgebenden Trommelabteilungen sich dreht, wobei die Achse der Trommel eine Zählvorrichtung in Bewegung setzt, um die Zahl der Trommelumgänge, somit das durchgegangene Gas nach Kubikmaß zu zählen. Der richtige Gang der Gasuhr hängt zunächst von der richtigen Normierung des Wasserstandes ab, und diesen überwachen besondere Vorrichtungen, die beim starken Sinken sowohl als beim Steigen des Wassers infolge des Verdunstens, resp. Eintretens von Kondensationswasser aus der Leitung die Ausströmungsöffnung verschließen. Da aber außerdem durch mancherlei Zufälligkeiten Störungen im Gang der Gasuhr eintreten können, welche dem Gaswerk nachteilig werden, so bleibt diesem nichts übrig, als die Gasuhren genau beaufsichtigen zu lassen.

Die **Leuchtkraft** der Gasflamme ist in erster Linie abhängig von der Gegenwart der schweren Kohlenwasserstoffe, die, wie man annimmt, bei der hohen Temperatur der Flamme sich zersetzen, wobei Kohlenstoff in feiner Verteilung ausgeschieden und weißglühend wird. Nach neuern Untersuchungen werden die im L. vorhandenen schweren Kohlenwasserstoffe in der innern, nicht leuchtenden Zone der Flamme durch die hohe Temperatur der Flammenwände, zwischen denen sie aufsteigen, in solchem Umfang in Acetylen umgewandelt, daß an der Stelle, an der das Leuchten beginnt, über 80 Proz. der gesamten ungesättigten Kohlenwasserstoffe aus dieser Verbindung bestehen. Wird nun Acetylen, bevor es verbrennen kann, auf 800° erhitzt, so zerfällt es unter plötzlicher Entwickelung einer großen Wärmemenge in Wasserstoff und Kohlenstoff, der hierbei zu lebhaftem Glühen gelangt. Werden dagegen die Kohlenwasserstoffe in einer Flamme so stark verdünnt, daß die Temperatur von 800° vor der Verbrennung nicht erreicht wird, so bewirkt auch der Acetylengehalt der Flamme kein Leuchten, welches aber sofort wieder erscheint, wenn man die Gase vorher in ausreichendem Grade erhitzt. Die Leuchtkraft der Gasflamme ist ferner abhängig von dem Verhältnis der mit nichtleuchtender Flamme verbrennenden Gase, von denen namentlich Wasserstoff und Methan mit sehr hohem Wärmeeffekt verbrennen, also den Kohlenstoff in stärkstes Glühen versetzen. Die Leuchtkraft ist endlich (abgesehen von den Verunreinigungen, welche teils verdünnend, teils direkt Leuchtkraft vernichtend wirken) abhängig von angemessener Zuführung von Luft zur Flamme. Bei mangelndem Luftzutritt entweichen halbverbrannte Kohlenwasserstoffe, gemischt mit Ruß, während es bei Überschuß von Luft gar nicht zur Ausscheidung des Kohlenstoffs kommt.

Die Menge des aus einem Brenner ausströmenden Gases hängt ab von der Größe der Ausströmungsöffnung, dem spezifischen Gewicht des Gases und dem Druck, unter welchem es steht. Das spezifische Gewicht des Gases pflegt nur in engen Grenzen zu schwanken, aber der Druck kann in den einzelnen Stadtteilen sehr verschieden ausfallen. Nun wächst mit dem Druck die Geschwindigkeit des ausströmenden Gases, und infolge davon wird der Flamme reichlicher und zu reichlich Luft zugeführt. Um letzteres zu vermeiden, zieht man im allgemeinen weite Brenneröffnungen und schwachen Druck von 11—13 mm Wassersäule vor und sucht die Druckschwankungen durch zweckmäßiges weiteres oder geringeres Öffnen des Haupthahns auszugleichen; vorteilhafter aber bringt man hinter der Gasuhr kleine Regulatoren an, welche das Gas auf konstanter Druckhöhe erhalten. Bisweilen benutzt man zur Erreichung desselben Zweckes an Loch- und Schnittbrennern auch Vorkehrungen (**Sparbrenner**), welche den Gasdruck vermindern und das Gas mit verminderter Geschwindigkeit an der Austrittsöffnung zur Verbrennung bringen. Diese Vorrichtungen sind für höhern und ungleichen Druck und namentlich dann empfehlenswert, wenn man, wie in Fabriken, nicht gut jeder einzelnen Person die Regulierung einer Flamme überlassen kann. Sie bestehen vielfach aus einer Vorkammer, in welche das Gas aus einer engern als der Brenneröffnung zunächst eintritt, oder welche man mit Baumwolle, Schrot, zusammengewickeltem Eisendraht ꝛc. gefüllt hat. Übrigens wird mit diesen Sparbrennern hinsichtlich der zu erreichenden Ersparnis viel Charlatanerie getrieben. Denselben Zweck wie die Sparbrenner verfolgen die **Gasdruckregler** (**Gasregler**), die man bei Straßenlaternen, aber auch bei Zimmerbeleuchtung anwendet. Sie sichern gleichmäßigen Gasverbrauch bei Schwankungen des Druckes in den Gaszuleitungsröhren und werden unmittelbar unter dem Brenner angebracht. Bei dem Behlschen Gasdruckregler bewegt sich ein Schieber in einem cylindrischen Gehäuse auf und ab auf einer Hülse, die mit einer Öffnung versehen ist. Bei steigendem Druck hebt sich die Scheibe und verkleinert die Öffnung, so daß die Ausströmung des Gases trotz des höhern Druckes gleich bleibt.

Die **Brenner** werden aus Eisen, Messing, Porzellan oder Speckstein gefertigt (nicht metallische Brenner entziehen der Flamme weniger Wärme und verstopfen sich nie durch Oxyde) und sollen der Flamme eine bestimmte Form geben, weil das in kompaktem Strom aus gewöhnlicher Röhrenmündung ausströmende Gas bei seiner Verbrennung nicht genügende Luftzufuhr erhalten und daher eine trübe, rußende Flamme geben würde. Auch der einfachste Brenner, mit nur einer 0,65—0,87 mm weiten Öffnung in der Kopfplatte (**Einloch-** oder **Strahlbrenner**), liefert in seiner strahlförmigen Flamme ebensowenig den höchsten Effekt wie der **Dreilochbrenner** mit drei in divergierenden Richtungen gebohrten Löchern. Der **Fledermaus-**, **Schnitt-** oder **Schlitzbrenner**, bei welchem das Gas aus einem feinen, senkrechten Schlitz von etwa 0,5 mm Dicke ausströmt, gibt eine flache, mehr breite als hohe, abgeplattete Flamme, welche bei gleichem Inhalt mit der vorigen eine weit größere Oberfläche hat. Hierher gehört der **Hohlkopfbrenner** mit beinahe kreisrunder Flamme; das Gas tritt durch eine enge Öffnung des messingenen Unterteils in den Brennerkopf und unter geringem Druck aus der Brenneröffnung. Dadurch wird die Flamme von den Schwankungen des Gasdruckes unabhängig, und bei gleichem Konsum wird ein bedeutend höherer Lichteffekt erzielt. Eine vorteilhafte Kombination von zwei Schnittbrennern mit engern Schnitten als gewöhnlich und unter einem Winkel gegeneinander tretenden Flammen bildet der **Zwillingsbrenner**. Der **Fischschwanz-**, **Zweiloch-**, **Loch-**, **Manchester-Brenner** hat zwei unter einem Winkel von 90—100° gegeneinander geneigte Öffnungen, so daß die aus beiden ausströmenden Gasstrahlen eine einzige flache, fischschwanzähnliche Flamme geben, deren Ebene senkrecht auf der Ebene der Öffnungen steht. Die **Rund-** oder **Argandbrenner** enthalten auf der ringförmigen Deckplatte eines gewöhnlichen Argand-Brenners 15—40 Löcher so nahe nebeneinander, daß die

aus den einzelnen Öffnungen hervortretenden Flammenstrahlen zu einer einzigen röhrenförmigen Flamme, bei Websters Brenner zu einer pilzförmigen Flamme sich vereinigen. Dumas' Brenner hat statt der Löcher einen feinen ringförmigen Schlitz und kann deshalb leichter auseinander genommen und gereinigt werden. Alle andern Brenner können ohne Zugglas benutzt werden; nur beim Argandbrenner ist dies unentbehrlich, damit hinreichend Luft in die innere Flammenröhre gelangt. Für Straßenbeleuchtung benutzt man am besten Fledermausbrenner, die bei 0,139—0,17 cbm Konsum pro Stunde und 11,77—13,08 mm Druck den größten Nutzeffekt geben. Für Privatbeleuchtung dienen Fischschwanzbrenner mit einem Konsum von 0,108—0,139 cbm pro Stunde bei 12,42—13,73 mm Druck, Argandbrenner mit 12—16 Löchern von 0,81 mm Weite bei 4,36 mm gegenseitiger Entfernung mit Verbrauch von 0,124—0,154 cbm und 7,84—20,92 mm Druck. Brenner mit 20—32 Löchern konsumieren stündlich bis 0,247 cbm.

Die Leuchtkraft der Leuchtgasflamme wird bedeutend erhöht, wenn man die zuströmende Luft erwärmt. Dies kann nach Chaussenot (1835) durch Anbringung eines zweiten Cylinders geschehen, der bis unter den Brenner hinabreicht. Die zwischen beiden Cylindern abwärts strömende und stark erhitzte Luft wird dem Brenner zugeführt, kann aber auch zuvor noch das Gasleitungsrohr erwärmen. Diese und ähnliche Konstruktionen haben sich nicht als praktisch bewährt, dagegen erwies sich die Vorwärmung der Luft äußerst wirksam in Siemens' Regenerativlampe (stehend, vertikal abwärts hängend und horizontal), bei welcher der Regenerator von der Lampe getrennt und die Flamme der letztern mit einer Glaskugel umgeben wurde, in welche die Gase infolge der saugenden Wirkung eines mit der Lampe verbundenen Schornsteins die erforderliche Richtung einhalten, ohne der Flamme oder dem Luftzutritt zu derselben ein Hindernis zu bereiten (s. Tafel). Das Prinzip der Regenerativlampe ist in sehr vielen Konstruktionen zur Anwendung gekommen, wie bei der Wenhamlampe, der Glanzlichtlampe Regina von Schülke, Brandholt u. Komp., Westphals Lampe, Butzkes Intensivbrillantlampe &c.

Gasglühlicht. Eine nicht leuchtende Flamme wird leuchtend, wenn man in ihr einen festen Körper stark erhitzt. Das Drummondsche Kalklicht (Hydrooxygenlicht, Siderallicht, 1826) besteht aus einem Kalk- oder Magnesiacylinder, welchen man mit einer durch Sauerstoff angeblasenen Wasserstoffflamme auf Weißglut erhitzt. Beim Platingas von Gillard (1846) wird ein Netz aus dünnem Platindraht durch eine nicht leuchtende Gasflamme erhitzt. Tessié du Motay erhitzte 1867 in der Flamme von L. mit beigemischtem Sauerstoff Zirkonstifte (Hydrooxygenlicht). Bei Fahnehjelms Glühlicht wird durch eine Wassergasflamme ein Kamm mit zwei Reihen 1,5 mm starker Nadeln aus scharf gebrannter Magnesia auf Weißglut erhitzt. Größern Erfolg erzielte das von Auer von Welsbach in Wien erfundene Gasglühlicht (Auerlicht), bei welchem durch Beimischung von Luft entleuchtetes L. auf einen »Strumpf« wirkt, welcher aus den Oxyden der Ceritmetalle besteht, aber in den verschiedenen Perioden der Entwickelung des Auerlichts nicht immer dieselbe Zusammensetzung hatte. Benutzt wurden die Oxyde von Cer, Didym, Erbium, Lanthan, Thor, Zirkonium, Yttrium. Man bereitet den leicht verletzbaren Strumpf durch Tränken eines Baumwollgewebes mit den Nitraten der genannten Metalle und Erhitzen, wobei die Baumwolle verbrennt, die Nitrate zersetzt werden und die Oxyde in der Form des Gewebes zurückbleiben. Die Lichtstärke des Auerlichts schwankt zwischen 30 und 90, beträgt aber in der Regel 60 Kerzen. Nach etwa 500 Brennstunden hat sich die Lichtstärke eines Auerschen Brenners um etwa 0,33 (nach andern Angaben um 22, selbst nur um 12,4 Proz.) vermindert (die heller leuchtenden Strümpfe nutzen sich schneller ab als die weniger hell leuchtenden); nach 3000 Brennstunden beträgt sie noch etwa 0,5 der ursprünglichen. Das Kostenverhältnis der verschiedenen Beleuchtungssysteme ist etwa 0,5 Pf. bei Auerlicht (nach längerer Brennzeit 0,7), 2 bei Petroleum, 2,5 bei Leuchtgas im Argandbrenner, 3,6 bei elektrischem Glühlicht. Das Auerlicht erzeugt pro Kerze und Stunde 8 Wärmeeinheiten, die elektrische Glühlampe 3,11, eine 50-Kerzen-Petroleumlampe 30, ein 23-Kerzen-Gasargandbrenner 50 Wärmeeinheiten, so daß die Erwärmung der Wohnräume bei Anwendung von Auerlicht auf ein geringes Maß herabgedrückt wird. Auch die Wärmestrahlung ist beim Auerlicht geringer als bei andern Flammen. Dasselbe sendet wenig rote und gelbe, aber viel blaue, violette und ultraviolette Strahlen aus, und viele Farben erscheinen daher im Auerlicht anders als bei gewöhnlicher Beleuchtung. Seine Farbe wechselt nach der Zusammensetzung der Glühkörper und kann weiß, gelb oder grünlich getönt werden. Das Material für die Glühkörper liefern die Mineralien Gadolinit und Orthit aus Ytterby, Zirkon aus Nordcarolina und Monazit aus Brasilien. Das Gasglühlicht wirft infolge der Form der Glühkörper die größere Menge der Lichtstrahlen in einem Winkel von etwa 30° nach oben; man muß also Schirme benutzen, um es nach unten zu leiten, und dadurch entstehen nicht nur Verluste, sondern auch ungleiche Wirkung. Neben dem Auerlicht sind mehrere ähnliche Konstruktionen bekannt geworden, die demselben Konkurrenz zu machen suchen (vgl. Tafel).

Heizbrenner. Die Benutzung des Leuchtgases zum Heizen wurde ermöglicht durch die Entdeckung Bunsens, daß das Gas durch Beimengung einer geringen Menge Luft seine Leuchtkraft vollkommen einbüßt und dann mit blauer, nicht rußender Flamme brennt. Es muß hierbei dem Gase so viel Luft beigemengt werden, daß der Kohlenstoff, welcher die Leuchtkraft der Flamme bedingt, zu Kohlenoxyd verbrennt; am äußern Saume der Flamme verbrennt dann das Gas vollständig zu Kohlensäure und Wasser. Die Mischung des Gases mit der Luft geschieht stets im Brenner, wie es Bunsen zuerst angegeben hat (Bunsenbrenner, s. Heizung, S. 591). Der Brenner muß aber so konstruiert sein, daß nicht zuviel Luft zuströmt, weil sonst ein großer Teil des Heizeffekts durch Erhitzung der überschüssigen Luft verloren geht. Bei Brennern, welche dem Gase zuviel Luft zuführen, schlägt die Flamme leicht durch das weite Mischrohr zurück, weil die Mischung dann so viel Sauerstoff enthält, daß die Verbrennung des Gases ohne weitere Zufuhr von Luft möglich wird. Sehr wichtig ist es auch, daß sich die zugeführte Luft mit dem Gas innig mischt. Denayrouse hat deshalb einen Brenner konstruiert, bei welchem ein Uhrwerk oder ein kleiner Elektromotor mit einem Strom von 0,1 Ampère und 1,3 Volt einen Mischapparat in Bewegung setzt, der kurz vor der Mündung des Rohres L. und Luft innig mischt. Dieser Brenner läßt weit höhere Temperaturen erzielen als der gewöhnliche Bunsenbrenner und erhöht auch sehr

bedeutend die Leuchtkraft des Auerbrenners. Bei der Verkleinerung der Flamme eines Bunsenbrenners ändert sich das günstige Verhältnis zwischen Gas und Luft, und man versieht deshalb den Bunsenbrenner mit Hülsen, durch deren Drehung der Querschnitt der Luftlöcher verändert wird. Bequemer sind Vorrichtungen, durch welche gleichzeitig der Gashahn und die regulierende Hülse bewegt werden. Derartige Systeme sind in großer Zahl konstruiert worden. Um der Flamme eine andre Form zu geben, benutzt man Brenneraufsätze, z. B. die Rosen- oder Kronenaufsätze, die einen Kranz kleiner Flämmchen bilden. Abweichend von den Bunsenbrennern mit vertikalem Mischrohr konstruierte Maste in Iserlohn Heizbrenner mit horizontalen Röhren, Wiesnegg in Paris solche mit gekrümmten oder schief liegenden Röhren; die zweckmäßigsten derartigen Brenner lieferte Fletcher. Dieselben passen sich leicht allen Bedürfnissen an; man kann die Mischung von Gas und Luft aus einem Siebe heraustreten lassen, oder man benutzt ringförmige Röhren mit zahlreichen Löchern oder Schlitzen, und indem man mehrere derartige Ringe konzentrisch ineinander legt, kann man eine Fläche von beliebiger Größe mit zahlreichen kleinen Flämmchen bedecken u. mit diesen Gegenstände von großer Ausdehnung erhitzen. Derartige Brenner sind namentlich zum Kochen mit Gas benutzt worden.

Zur Erleichterung des Anzündens vieler Gasflammen verbindet man die Brenner durch Schießbaumwollfäden, oder man bringt an den einzelnen Brennern hydrostatisch-galvanische Apparate an, die so eingerichtet sind, daß durch den abends in der Röhrenleitung wachsenden Gasdruck eine erregende Flüssigkeit in ein kleines Kohlenzinkelement getrieben wird und infolgedessen ein über der Brenneröffnung angebrachter Platindraht ins Glühen gerät und das Gas entzündet. Bei der Gaszündmaschine für Kontore ꝛc. wird durch den Druck auf einen Knopf ein Zinkblock in die erregende Flüssigkeit eingetaucht, in welcher sich beständig eine Kohlenplatte befindet. Andre Apparate enthalten eine kleine Influenzmaschine. Häufig benutzt man zum Anzünden kleinere, beständig brennende Nebenflammen, welche zur bestimmten Zeit unter Benutzung der Differenz zwischen Tag- und Nachtdruck durch Öffnen eines mit einem Uhrwerk verbundenen Hahnes vergrößert werden.

Das L. wird in großem Maßstab auch zum Kochen, ferner zum Betrieb der Gaskraftmaschine (s. d.), zum Füllen des Luftballons, zur Darstellung von Drummondschem Licht, für das Knallgasgebläse, bei chemischen Präparaten ꝛc. benutzt. Sehr große Bedeutung besitzen die Nebenprodukte der Gasanstalten, von denen der Teer die mannigfachsten Produkte liefert und das Rohmaterial für viele Industriezweige bildet. Aus dem Ammoniakwasser gewinnt man Ammoniak und Ammoniaksalze (20 hl liefern mindestens 100 kg schwefelsaures Ammoniak), die Koks bilden ein wichtiges Brennmaterial, den Retortengraphit benutzt man zu galvanischen Apparaten, und selbst der Kalk und die Lamingsche Masse aus den Reinigungsapparaten, letztere nach oft wiederholter Regeneration, werden verwertet.

L. enthält als Verunreinigungen Schwefelverbindungen (neben Schwefelwasserstoff und Schwefelkohlenstoff meist organische Substanzen), Ammoniak, Kohlensäure und Cyanverbindungen. Schwefelwasserstoff erkennt man an der Bräunung oder Schwärzung der Bleizuckerlösung, durch welche man L. leitet. Man bestimmt seine Menge, indem man L. durch ammoniakalische Silberlösung leitet, den Niederschlag auswäscht, mit verdünnter Salzsäure übergießt, mit Ammoniak auswäscht, trocknet und in Wasserstoff glüht. Zur Nachweisung und Bestimmung des Schwefelkohlenstoffs leitet man das getrocknete Gas durch Natronlauge, auf der ätherische Lösung von Triäthylphosphin schwimmt. Der Schwefelkohlenstoff bildet morgenrote Prismen der Verbindung $(C_2H_5)_3PCS_2$. Zur Bestimmung des Gesamtschwefelgehalts leitet man das L., mit 8—10 Teilen Luft gemischt, durch ein glühendes Platinrohr, welches in dem einen Teil Platinschwamm enthält. Letzterer verbrennt allen Schwefel zu Schwefelsäure, welche von dem im andern Teil des Platinrohrs befindlichen Kaliumkarbonat absorbiert wird. Ammoniak läßt man durch sehr verdünnte Schwefelsäure absorbieren und titriert den Überschuß der angewandten Säure mit Alkali. Zur Bestimmung der Kohlensäure benutzt man eine Literflasche, in deren drei Hälse eingeschliffen sind: ein Hahn mit Zuleitungsrohr, ein Hahn mit Bürette und ein Hahn mit Manometer. Man füllt das Gefäß mit L., schließt die drei Hähne, öffnet auf einen Augenblick den Zuleitungshahn, dann den Manometerhahn und überzeugt sich, daß die Flüssigkeit in beiden Manometerschenkeln gleich hoch steht. Dann läßt man aus der Bürette vorsichtig Kalilauge eintropfen, und wenn sich der anfangs entstehende Überdruck in Unterdruck verwandelt hat, läßt man so lange Kalilauge zufließen, bis Gleichgewicht hergestellt ist. Die absorbierte Kohlensäure ist dann durch ein gleiches Volumen Kalilauge ersetzt, das an der Bürette abzulesen ist. Zur Bestimmung des spezif. Gewichts benutzt man einen Apparat, der auf dem Prinzip beruht, daß die spezif. Gewichte zweier Gase, die durch eine enge Öffnung in einer Platte ausströmen, sich wie die Quadrate der Ausströmungszeiten verhalten. Die Leuchtkraft des Gases wird photometrisch bestimmt (s. Photometrie).

Die Verbrennungsprodukte des Leuchtgases sind bei Verwendung geeigneter Brenner durchaus unschädlich. Pflanzen gedeihen in Zimmern, in welchen Gas gebrannt wird, sehr gut. Bei Gasglühlicht von mehr als 50 Kerzen wird weniger als die Hälfte der Kohlensäure erzeugt, welche eine Petroleumlampe von 16 Kerzen gibt. Bei aufgesetztem Glühkörper ist die Verunreinigung der Luft mit Kohlensäure und die Steigerung der Temperatur in der Zone der Atmung erheblich geringer als bei abgenommenem Glühkörper. Dies erklärt sich durch die Behinderung des Luftumlaufes in dem als Schornstein wirkenden Cylinder durch den eingesetzten Glühkörper. Derselben Wirkung des Cylinders ist es auch zuzuschreiben, daß der Argandbrenner die Luft in der Zone der Atmung erheblich schneller verschlechtert als der Schnittbrenner. Das elektrische Glühlicht ist insofern nachteiliger als Gaslicht, als die Konzentration des Lichtes auf einen dünnen Kohlenfaden für das Auge zweifellos schädlich ist. Auch die Acetylenflamme ist für die unmittelbare Betrachtung zu intensiv. Vgl. Beleuchtung.

Die Arbeit in den Gasanstalten ist mit mancherlei Gefahren verknüpft. Grelle Temperaturwechsel verursachen Rheumatismen, Bronchialkatarrhe ꝛc., Kohlenstaub erzeugt Kohlenlunge, u. bei der Arbeit an den Reinigungskasten leiden die Arbeiter durch Staub und bekommen oft Augenentzündungen. Bisweilen treten Kohlenoxydvergiftungen auf, beim Ablöschen der Koks entwickelt sich Schwefelwasserstoff, welcher den Arbeitern gefährlich wird u. die Umgegend belästigt (mit bleihaltiger Ölfarbe gestrichene Häuser werden

Betrieb einiger Gasanstalten im Jahre 1891/92.

Ort	Einwohner des Beleuchtungsgebietes	Vergasungsmaterial: Kohlen	Vergasungsmaterial: Zusatzmaterial	Jahresproduktion	Durchschnittliche Gasproduktion auf 100 kg Verdampfungsmaterial	Größte Retortenzahl in gleichzeitigem Betrieb	Gasabgabe: Verteilung derselben: Öffentliche Beleuchtg.	Privatverbrauch	Verbrauch vom Staat, Stadt etc.	Selbstverbrauch	Verlust	davon Verbrauch: Kochen und Heizen	Gaskraftmaschinen u. technische Zwecke	Nebenprodukte auf 100 kg Vergasungsmaterial: Koks	Teer	Ammoniakwasser	zur Retortenheizung benutzt: Koks	Teer	Straßenbeleuchtung: Flammenzahl	Intensivbrenner
		kg	kg	cbm	cbm		Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	kg	kg	kg	kg	kg		
Berlin[1]	1 624 313	360 336 000 schles. Kohle 919 000 diverse	—	103 400 000	28,62	1845	13,64	80,28	—	0,84	5,24	6,62		66,76	5,00	9,77	43,26	—	18 317	3775[4]
Hamburg	578 868	116 890 350 engl. Kohle	17 151 350 engl. Kohle 4 025 800 böhm. "	41 482 800	30,05	987	17,51	75,80	—	6,69	—	—	2,60	61,60	5,35	10,19	69,19	—	23 124	454
München	349 000	23 690 750 Saarkohle 1 736 200 schles. Kohle 15 949 400 böhm. "	4 007 800 " Plattenkohle 3 212 350 " Braunk.	15 146 270	31,17	270	12,83	76,20	—	1,00	9,97	0,85	8,14	57,82	6,87	11,23	37,92	—	5 930	156
Breslau	343 359	44 895 900 schles. "	—	14 013 400	31,19	262	20,14	64,55	3,73	2,08	9,50	—	4,93	67,37	5,25	16,81	51,50	—	5 101	301
Kopenhagen	322 000	79 096 372 engl. "	2 814 879 Kannelkohle 114 920 australische Bogheadkohle	23 179 151	28,26	615	8,01	83,22	—	1,00	7,77	24,97[2]	3,66[3]	68,04	4,69	—	50,29	789 830	4 316	98
Dresden	276 533	47 298 600 sächs. " 20 769 510 schles. "	6 993 100 böhm. Kohle	22 485 460	29,96	391	17,26	74,80	2,57	0,43	4,94	9,96		50,30	6,06	ca. 10,0	41,93	—	6 892	1896
Stockholm	248 051	38 848 500 engl. "	4 188 800 engl. " 155 400 austral. "	12 359 420	28,61	362	20,71	75,18	—	1,33	2,78	11,39	2,29	75,00	5,58	—	83,01	—	5 780	75
Köln	232 000	81 718 285 Ruhrkohle	—	24 284 692	29,72	424	23,54	61,99	5,89	1,46	6,82	5,12		69,34	4,09	—	57,88	—	5 892	46
Königsberg	161 520	16 853 000 engl. Kohle	—	5 005 825	29,70	118	26,50	62,93	—	2,09	8,39	1,58	3,05	73,09	4,79	10,22	63,17	204 600	1 647	66
Straßburg	117 877	21 166 800 Saarkohle	—	6 208 720	29,33	139	15,09	66,42	6,37	1,10	10,02	1,14	6,76	71,00	6,47	9,83	58,11	Kohlen 12 900	2 152	51
Mannheim	80 000	20 286 030 "	8 100 engl. Kohle	5 965 630	29,40	117	15,89	76,77	—	2,21	5,13	7,17		64,00	6,44	—	52,56	—	1 755	50
Basel	74 500	14 356 200 " 1 340 000 belg. Kohle 560 000 Ruhrkohle 300 000 engl. Kohle	516 000 " " 106 550 franz. " 7 450 austral. K.	5 226 030	30,41	111	15,54	58,81	19,07	1,57	5,01	7,31	10,48	65,90	5,80	—	55,35	—	1 823	211
Würzburg	61 000	6 066 450 Saarkohle	486 350 böhm. Plattenkohle	1 966 380	30,01	46	17,30	58,81	13,53	2,33	8,03	1,66	4,44	64,19	6,13	—	52,41	—	822	—

[1] 4 städtische Gasanstalten, neben diesen besteht eine englische Gesellschaft mit ca. 30 Mill. Kubikmeter und eine Aktiengesellschaft mit 8,28 Mill. Kubikmeter Jahresproduktion. [2] und zu technischen Zwecken. [3] Gaskraftmaschine allein. [4] mit 400—1600 Lit.

schwarz), und bei Regeneration der Reinigungsmasse entwickeln sich giftige Gase. Dagegen besteht die am meisten gefürchtete Explosionsgefahr durchaus nicht in dem eingebildeten Grade, und namentlich sind die Gasometer ungefährlich. Die Nachbarschaft der Gasanstalten wird hauptsächlich durch Rauch und üble Gerüche belästigt und zum Teil gefährdet. Bei der Regenerierung der Reinigungsmasse, dem Ablöschen der Koks, dem Reinigen der Steigeröhren müssen wirksame Vorbeugungsmaßregeln zur Anwendung gebracht werden. Namentlich auch ist die Verunreinigung des Bodens und der Wasserläufe durch Abwässer und Abfälle der Gasanstalten zu verhindern. Undichtigkeiten der Sohle der Gasometer u. der Becken, in welchen Abfälle aus den Reinigungsapparaten aufbewahrt werden, geben besonders Veranlassung zu Bodenverunreinigungen, welche sich bisweilen durch Absterben von Bäumen in Entfernungen von 300 m zu erkennen geben. Sehr beachtenswert sind Undichtigkeiten der Leitungen, da von solchen schadhaften Stellen aus das Gas durch Ansaugung in die Wohnungen gelangen kann. Dies Ansaugen geschieht auf weite Entfernungen und ist um so gefährlicher, als das Gas auf seinem Weg durch den Boden die riechenden Bestandteile verliert, so daß es in der Wohnung nicht bemerkt wird. Die Beschädigung der Vegetation durch L. im Boden ist

direkt nachgewiesen worden. Man hat daher die Leitungen nicht direkt in den Boden, sondern in weite, ventilierbare Kanäle gelegt, und diese Einrichtung hat sich bereits mehrfach gut bewährt.

Geschichtliches.

Die Erfindung der Gasbeleuchtung ist jüngsten Datums. Zwar hatte schon Becher 1680 Steinkohlen der trocknen Destillation unterworfen und das dabei sich entwickelnde Gas entzündet (philosophisches Licht), auch Clayton (1739) stellte brennbares Gas aus Steinkohlen dar, aber die Sache blieb ohne praktische Bedeutung, auch noch als Lord Dundonald auf Culroß Abbey 1786 das aus Koksöfen entweichende Gas zur Beleuchtung seines Landhauses benutzte und Professor Pickel in Würzburg in demselben Jahr sein Laboratorium mit aus Knochenfett erhaltenem Gas beleuchtete. Lebon verkohlte seit 1786 Holz in verschlossenen Gefäßen und benutzte seinen Apparat, den er Thermolampe nannte, zur Heizung und Beleuchtung. Er scheiterte an der übertriebenen Vielseitigkeit seiner Projekte, während Murdoch 1792 sein Haus und seine Werkstätte zu Redruth in Cornwall mit Steinkohlengas beleuchtete, das Gas 1803 in den Fabrikgebäuden von Boulton u. Watt in Soho einführte und 1804 und 1805 auch die Errichtung eines Apparats, welcher 3000 Lichtflammen ersetzen sollte, in Baumwollspinnereien in Salford und Halifax leitete. Eine wesentliche Verbesserung erfuhr die Leuchtgasbereitung durch Samuel Clegg, einen Schüler Murdochs, welcher die Kondensation für die Teerdämpfe (Hydraulik), die Luftkühlung und die Reinigung des Gases mit Kalk einführte. Ein Amerikaner, Henfrey, hatte schon 1801 einen großen Saal in Baltimore mit Gas aus Lignit beleuchtet, und in der Folge verbreitete sich die Gasbeleuchtung in Amerika viel schneller als in Europa. Hier gewann dieselbe erst größern Aufschwung durch Winzer aus Znaim in Mähren, welcher in England eine Aktiengesellschaft gründete, 1807 eine Seite der Pall Mall in London mit Gas beleuchtete, 1810 sich vom Parlament ein Privilegium verschaffte, Clegg für seine Projekte gewann und 1814 die Straßenbeleuchtung in London, 1815 in Paris eröffnete. In Deutschland erleuchtete Lampadius 1811 einen Teil von Freiberg, 1816 die dortigen Amalgamierwerke mit Gas. Auch in Essen wurden damals einzelne Werkstätten mit Gas beleuchtet. Prechtl machte ähnliche Versuche 1817 und 1818 in Wien, allein ohne dauernden Erfolg. Dauernd wurde die Straßenbeleuchtung durch die Imperial Continental Gas Association 1825 in Hannover und 1826 in Berlin eingeführt. Zwei Jahre später folgten Dresden und Frankfurt a. M., 1833 Wien, 1838 Leipzig. Alle diese Anstalten benutzten als Rohmaterial Steinkohle, welche noch jetzt vorherrschend angewendet wird. 1848 lehrte Pettenkofer die Darstellung des Holzgases. Die zur Leuchtgasfabrikation benutzten Apparate wurden großenteils von Clegg angegeben (s. oben, Gasuhr 1815). 1835 empfahl Houzeau-Muiron die Reinigung mit Eisenvitriol und Philipps die Anwendung des Eisenoxyds, 1847 Laming die nach ihm benannte Mischung. 1868 betrug die Zahl der deutschen Gasstädte 530, und man zählte außerdem 31 deutsch-österreichische, 37 schweizerische und 14 andre ausländische, mit deutschem Kapital gegründete Anstalten, von welchen 581 Steinkohle verarbeiteten. Für einzelne Bahnhöfe, Fabriken &c. waren 150 Gasanstalten im Betrieb. Die deutschen und die 31 deutsch-österreichischen Anstalten verarbeiteten ca. 16 Mill. Ztr. Rohmaterial und erzeugten 7380 Mill. Kubikfuß Gas, welches etwa 2,166,000 Privat- und 129,500 öffentliche Flammen speiste. 1885 besaß Deutschland 1257 Gasanstalten (Preußen 742, Bayern 117, Sachsen 139, Württemberg 61, Baden 39, Elsaß-Lothringen 38, Hessen und Mecklenburg-Schwerin je 22, Braunschweig 12), und zwar 338 Kommunalanstalten, 329 Privatanstalten für Kommunen und 590 Privatanstalten für gewerbliche und andre Unternehmungen. 279 Kommunalanstalten produzierten 325 Mill., 287 Privatanstalten für Kommunen 152,4 Mill. cbm L. Gegenwärtig werden in 190 der größern deutschen Gasanstalten über 580 Mill. cbm L. dargestellt, wovon über 100 Mill. cbm auf Berlin kommen. London produziert dagegen 500 Mill. cbm. Obwohl die elektrischen Anlagen den Gasanstalten starke Konkurrenz machen, so weisen doch die letztern eine beständig fortschreitende Entwickelung auf und zwar einmal, weil das Lichtbedürfnis im starken Wachsen begriffen ist, dann aber auch, weil das L. in immer größerer Menge zum Heizen, Kochen und zum Betrieb von Motoren benutzt wird. Über den Betrieb einiger Gasanstalten im J. 1891/92 gibt die umstehende Tabelle Auskunft.

Vgl. Schilling, Handbuch für Steinkohlengasbeleuchtung (3. Aufl., Münch. 1878); Tieftrunk, Die Gasbeleuchtung (Stuttg. 1874); Ilgen, Gasindustrie der Gegenwart (Leipz. 1873); Reissig, Handbuch der Holz- und Torfgasbeleuchtung (Münch. 1863); Schaar, Fortschritte in der Konstruktion der Apparate für die Gasfabrikation (Halle 1884); Salomons, Praktische Winke für Gaskonsumenten (3. Aufl., Mainz 1885); Muchall, ABC der Gaskonsumenten (3. Aufl., Wiesb. 1886); Winkler: Apparat zur technisch-chemischen Gasanalyse (Leipz. 1872), Anleitung zur chemischen Untersuchung der Industriegase (Freiberg 1876) und Lehrbuch der technischen Gasanalyse (2. Aufl., das. 1891); Schilling, Statistische Mitteilungen über die Gasanstalten Deutschlands &c. (4. Aufl. von Diehl, Münch. 1886); Wobbe, Verwendung des Gases zum Kochen, Heizen und in der Industrie (Münch. 1885); Rambohr, Das L. als Heizstoff in Küche und Haus (Halle 1887); Coglievina, Theoretisch-praktisches Handbuch der Gasinstallation (Wien 1889); Derselbe, Das Gas als Brennstoff im Dienste der Hauswirtschaft (Münch. 1892); Thenius, die Fabrikation der Leuchtgase (Wien 1891); Schilling, Neuerungen auf dem Gebiet der Erzeugung und Verwendung des Steinkohlenleuchtgases (Münch. 1892); Öchelhäuser, Die Steinkohlengasanstalten als Licht-, Wärme- und Kraftzentralen (Dessau 1892); Gentsch, Das Gasglühlicht (Stuttg. 1895); Schillings »Journal für Gasbeleuchtung«, herausgegeben von Bunte (Münch., seit 1858); »Journal d'Eclairage« und »Gaz« (Par.); »Journal of Gaslighting« (Lond.); »Zeitschrift für Beleuchtungswesen« (Berlin, seit 1894).

Leuchtgasvergiftung beruht auf der Einatmung von Kohlenoxyd, mithin gilt für dieselbe alles, was bei Kohlenoxydvergiftung (s. d.) gesagt ist.

Leuchtgeschosse, soviel wie Leuchtkugeln.

Leuchtkäfer (Lampyridae), Gruppe aus der Familie der Weichkäfer (Malacodermata), Käfer mit unter dem schildförmig ausgebreiteten Thorax meist ganz verborgenem Kopf, kräftigen Tastern, auf der Stirn entspringenden Fühlern und gewöhnlich mit einzelnen leuchtenden Hinterleibsringen. Sie sind über alle Erdteile verbreitet, am häufigsten und formenreichsten in Amerika, leben am Tage versteckt,

fliegen aber in der Dunkelheit sehr lebhaft, wobei ihre Leuchtkraft sich zu großer Intensität steigert. Die im Hinterleib gelegenen Leuchtorgane bestehen aus zahlreichen in zartwandige Kapseln eingeschlossenen polygonalen Zellen, welche teils durchsichtig sind, teils eine feinkörnige Masse einschließen, und aus einem dichten Netz von Tracheenverästelungen. Wie das Leuchten zu stande kommt, ist noch nicht entschieden (vgl. Phosphoreszenz); doch scheint es unter dem Einfluß des Willens und der Nerven zu stehen, welche sich in die leuchtenden Organe hinein erstrecken; letztere kommen übrigens auch schon bei den Larven vor. Äußerlich markieren sich die in der Zahl nach Gattung und Art schwankenden Leuchtorgane durch helle, wachsgelbe Farbe. Die länglichen, flach gedrückten Larven sind schwärzlich, an den Ecken der schildförmig ausgebreiteten Segmente gelb; sie nähren sich von lebendigen Schnecken, die sie in kurzer Zeit ausweiden. Hierher gehört das Johanniswürmchen (s. d.).

Leuchtkraft, s. Leuchtstoffe.

Leuchtkugeln, Geschosse glatter Haubitzen und Mörser, wurden im Festungskrieg zur Erleuchtung des Vorterrains geworfen u. bestanden aus dem Leuchtkugelkreuz (Karkasse), das mit einem zwilchnen Beutel überzogen u. mit Leuchtsatz (Salpeterschwefel, Mehlpulver und Schwefelantimon) vollgestopft war. Die L. sind in neuerer Zeit durch Leuchtraketen oder durch elektrische Erleuchtungsapparate ersetzt worden. Über L. in der Lustfeuerwerkerei s. Feuerwerkerei.

Leuchtmaterialien, s. Leuchtstoffe.

Leuchtmoos, s. Leuchten der Pflanzen.

Leuchtöl, s. Erdöl.

Leuchtorgane, die Einrichtungen bei manchen Tieren zur Ausstrahlung eignen Lichtes. Während von den Landtieren nur wenige leuchten (phosphoreszieren), sind wohl die meisten Seetiere (Rhizopoden, Quallen, Manteltiere 2c.) mit der Eigenschaft ausgerüstet, entweder rein willkürlich oder auf Reiz einen grünlichen oder bläulichen, oft sehr intensiven Schimmer von sich zu geben (s. Meerleuchten). Bei einigen leuchtet die gesamte Oberfläche, richtiger eine von ihr abgesonderte, nicht genauer bekannte Substanz; meist jedoch ist die Erzeugung des Leuchtstoffes auf bestimmte Körperstellen beschränkt. Ungemein kompliziert sind die L. bei den Euphausiden, kleinen, nur wenige Zentimeter langen Meereskrebsen. Hier sitzen sie teils am Bauche, teils an der Brust, haben völlig die Gestalt von Augen und sind auch bis in die neueste Zeit von den Zoologen dafür gehalten worden. In Wirklichkeit jedoch dient die Linse des vermeintlichen Auges, gleich einem Brennglas, nur dazu, das Licht nach einer bestimmten Richtung hin zu werfen. Ähnlich scheinen die L. bei einigen Tintenschnecken gebaut zu sein. Auch bei manchen in größern Tiefen lebenden Fischen aus der Familie der Stopeliden sind sogen. Nebenaugen, die aber L. sind, vorhanden, oft in großer Anzahl und über die gesamte Haut verbreitet. Von Landtieren leuchten unter andern einige Tausendfüßer (mit dem Schleim, welchen sie zur Brunstzeit absondern) und vor allen die Leuchtkäfer (s. d.) sowie die Feuerfliege (s. d.). Hier liegen die L. im Hinterleib (bei Pyrophorus außerdem in der Brust) und sind umgewandelte Teile des sogen. Fettkörpers. Zu ihnen treten Nerven und viele Tracheen, welche den nötigen Sauerstoff liefern. Das Leuchten kommt nämlich, wie es scheint, durch eine langsame Verbrennung einer Substanz zu stande, welche von den Zellen der L. produziert wird (vgl. auch Phosphoreszenz); es geschieht willkürlich oder auf einen äußern Reiz und scheint den Leuchtkäfern als Abschreckungsmittel gegen die Feinde u. auch zum Sehen beim Fliegen und Kriechen zu dienen. (Litteratur s. Leuchten der Pflanzen.) — Das Leuchten der Augen mancher Tiere (Katzen, Nachtschmetterlinge 2c.) im Dunkeln beruht nicht auf eignem Licht, sondern auf der Reflexion des von außen kommenden fremden Lichtes.

Leuchtpilze. Schon Aristoteles kannte das Leuchten toter Seefische und des Schlachtfleisches; letztere Erscheinung wurde bereits in älterer Zeit, z. B. von Fabricius ab Aquapedente 1592, von Bartholinus 1646, von Robert Boyle und Beal 1672 und 1676 u. a. genauer beschrieben. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß das Leuchten durch das Auftreten phosphoreszierender Bakterien (Photobakterien, Leuchtspaltpilze, Leuchtbakterien) bedingt wird, die besonders in toten Seetieren, wie Fischen, Krebsarten, Muscheln, vorkommen. Die beiden wichtigsten Arten derselben (Photobacterium phosphorescens *Bey.* und P. Pflügeri *Ludw.* et *Bey.*) treten in Kokken- und Stäbchenform auf, kommen aber bei der Kultur auch in beweglichen Zuständen vor. Sie gedeihen nur gut, wenn der Nährboden einige Prozente Kochsalz neben Pepton und geringen Mengen von Zuckerwasser enthält, und verlieren das Leuchtvermögen, wenn der Glukosegehalt über 2 Proz. steigt. Ihr Wachstum kann bei geeigneter Kultur monatelang fortdauern, ohne daß sie leuchten. Durch die den Seetieren entnommenen Bakterien läßt sich das Leuchten in jeder Art von Schlachtfleisch willkürlich hervorrufen. Auch wurden die Leuchtbakterien lebenden Tieren, wie Flohkrebsen, Meerasseln 2c., eingeimpft, die dann ebenfalls mit weißlichem oder grünlichem Licht phosphoreszierten, aber nach einiger Zeit zu Grunde gingen. Für Haussäugetiere und den Menschen scheint der Genuß von gekochtem oder gebratenem Fleisch, wie z. B. Wildbret, das früher geleuchtet hat, keine übeln Folgen zu haben, sofern dasselbe im übrigen frei von Ptomaïnen ist. Durch Erwärmung bis zu 38—45° wird die Phosphoreszenz aufgehoben, ebenso durch Abkühlung unter Null. Sie findet ferner nur bei Gegenwart von Sauerstoff statt, der sich dabei auch in einem an die Bakterien gebundenen Zustande befinden kann.

Andre L. (wie Photobacterium Fischeri *Bey.*, P. balticum *Bey.*, P. indicum *Bey.*) rufen das gleichmäßige Leuchten des Meerwassers hervor. Eine merkwürdige Art wurde auf lebenden Bohrmuscheln beobachtet, deren Leuchtvermögen schon den Alten bekannt war. Im letztern Falle liegt eine Symbiose zwischen der Muschel und dem Leuchtorganismus vor, indem erstere den für die Bakterien günstigsten Nährboden bildet. Auch die zu den Akalephen gehörende Leuchtqualle (Pelagia noctiluca) soll in ihrem Schleim einen Leuchtorganismus beherbergen. Gelegentliches, durch phosphoreszierende Bakterien verursachtes Leuchten wurde auch bei einer Reihe von binnenländischen Tieren, wie Maulwurfsgrillen, Flohkrebsen, Flußkrebsen, Larven der Schwammmücke, Cyclops, Ceratium u. a., beobachtet. Auch Ausscheidungen des menschlichen Körpers, wie Harn, Speichel, Eiter, Milch, Schweiß u. dgl., können unter Umständen im Dunkeln leuchten.

Unter den höhern Pilzen (Eumyceten) sind besonders die auf faulenden Baumstämmen wachsenden Mycelien und Fruchtkörper einiger Arten von Agaricus, z. B. A. olearius *DC.* in Südeuropa, A. Gard-

neri *Berk.* in Brasilien, A. igneus *Rumph.* und A. noctilucens *Lév.* auf den Ostindischen Inseln, mit Selbstleuchtvermögen ausgestattet. Bei uns tritt letzteres bei den Mycelien von Agaricus melleus *Fl. Dan.* und Xylaria hypoxylon *Pers.* besonders im Zustande der Rhizomorphenbildung und bei Agaricus tuberosus *Bull.* und A. cirrhatus *Schum.* an den sogen. Sklerotien auf. Die Phosphoreszenz der Rhizomorphen wurde schon 1796 von Freyesleben in den Gruben von Freiberg, die der Sklerotien zuerst durch Ludwig beobachtet. Letzterer Forscher fand im Spektrum des von Agaricus melleus ausgesendeten Lichtes nur Strahlen von Gelb bis Grün, bei Xylaria hypoxylon von Grün bis Blau. Das früher bisweilen angezweifelte Leuchten des faulen Holzes wird ausschließlich durch die darin wuchernden Mycelien der genannten Pilze hervorgerufen. Vgl. Phosphoreszenz.

Leuchtqualle, s. Leuchtpilze.

Leuchtraketen, s. Raketen.

Leuchtsätze, in der Feuerwerkerei (s. d.) benutzte Mischungen von grauem Satz mit Schwefelantimon, welche mit hellleuchtender Flamme abbrennen und bei Zusatz entsprechender Metallsalze (wie bei bengalischen Flammen) auch farbiges Licht geben.

Leuchtschiff, soviel wie Feuerschiff (s. d.).

Leuchtspiritus, s. Kamphin.

Leuchtsteine (Lichtmagnete, Lichtsauger), s. Phosphoreszenz.

Leuchtstoffe (Leuchtmaterialien), Körper von sehr verschiedener Beschaffenheit, welche mit leuchtender Flamme verbrennen und gewissen Anforderungen bezüglich ihrer Verwertbarkeit zu häuslichen und gewerblichen Zwecken entsprechen. Abgesehen von der elektrischen Beleuchtung wird das künstliche Licht stets durch einen Verbrennungsprozeß erzeugt. Die bei letzterm entwickelte Wärme genügt zur Erzielung einer sehr hohen Temperatur, und es ist bekannt, daß alle Körper bei hinreichend starkem Erhitzen helles Licht ausstrahlen. Manche Gase, wie Wasserstoff, Kohlenoxyd, Methan, auch mit Luft gemischtes Leuchtgas, Spiritus brennen mit sehr schwach leuchtender Flamme; erhitzt man aber in dieser feinen Platindraht, so gerät derselbe in lebhaftes Glühen und strahlt intensives Licht aus. Dasselbe geschieht beim Drummondschen Licht, bei welchem in der schwach leuchtenden, aber sehr heißen Knallgasflamme ein Kalkcylinder erhitzt wird. Bei der Verbrennung des Magnesiums erhält man ein blendendes Licht, weil das Verbrennungsprodukt, die Magnesia, in feiner Verteilung in der Flamme zu intensivem Glühen gelangt. Unsre gewöhnlichen L. bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff und zersetzen sich in der Flamme in ein Gasgemisch, welches mit dem Leuchtgas verglichen werden kann u. aus Wasserstoff, Kohlenoxyd, Methan, Äthylen ꝛc. besteht. Die drei ersten Gase verbrennen mit schwach leuchtender, aber sehr heißer Flamme, und in dieser wird das Äthylen zersetzt. Es scheidet sich Kohlenstoff in sehr feiner Verteilung ab, gelangt zu lebhaftem Glühen und strahlt Licht aus, verbrennt dann aber im äußern Teil der Flamme zu Kohlensäure. Für praktische Zwecke ist es wichtig, daß die L. rein genug sind, um als letzte Verbrennungsprodukte nur Kohlensäure und Wasser zu geben; auch müssen sie ohne Rückstand verbrennen. Ist beides nicht der Fall, so können derartige Körper doch zur Beleuchtung benutzt werden, indem man sie zunächst bei Abschluß der Luft erhitzt und die auch hierbei entwickelten brennbaren Gase auffängt, wenn nötig, reinigt und aus Röhren mit entsprechenden Brennern zur Verbrennung ausströmen läßt (Leuchtgas). In beiden Fällen entsteht also die Flamme durch Verbrennung von Wasserstoff, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff; das Verbrennungsprodukt ist Kohlensäure und Wasser, und die Leuchtkraft der Flamme ist in erster Linie abhängig von der Gegenwart solcher Kohlenwasserstoffe in jenen Gasen, die beim Erhitzen Kohle abscheiden. Methan, welches auf 1 Teil Wasserstoff 3 Teile Kohlenstoff enthält, verbrennt mit nicht leuchtender Flamme. Äthylen, Paraffin, Wachs, Stearinsäure geben bei ruhiger Luft eine gut leuchtende, nicht rußende Flamme und enthalten auf 1 Teil Wasserstoff 6 Teile Kohlenstoff. Wachs, Walrat, Stearinsäure geben ein helleres Licht als Talg, weil sie weniger Sauerstoff enthalten. Terpentinöl mit 7,5 Teilen, Benzol mit 12 und Naphthalin mit 15 Teilen Kohlenstoff auf 1 Teil Wasserstoff verbrennen an der Luft mit mehr und mehr rußender Flamme, wenn man nicht künstlich Luft zuführt oder wasserstoffreichere Körper zumischt (z. B. Alkohol zu Terpentinöl). Sie eignen sich aber umgekehrt dazu, der nicht leuchtenden Flamme des leichten Kohlenwasserstoffs Leuchtkraft zu geben (vgl. Leuchtgas). Führt man einer Flamme zu viel Luft zu, oder entzündet man etwa ein Gemisch von Leuchtgas mit Luft, so wird die Leuchtkraft der Flamme geschwächt oder ganz vernichtet. Dies ist zurückzuführen auf die durch die Luft herbeigeführte Abkühlung und Verdünnung der Gase und auf die energische Verbrennung des leuchtenden Kohlenstoffs. Dem entsprechend wird die Leuchtkraft wiederhergestellt durch Wärmezufuhr, Erhöhung der Temperatur oder durch Verdünnung des Sauerstoffs mit indifferenten Gasen. Eine Übersicht der L. und der Beleuchtungsarten gibt folgende Zusammenstellung:

A. Der glühende Körper wird von der Flamme selbst geliefert und besteht aus Kohlenstoff.
  I. Die Vergasung und Zersetzung erfolgt durch die Flamme selbst.
    a) Feste L. (Kerzenbeleuchtung): Talg, Wachs, Walrat Stearinsäure, Paraffin.
    b) Flüssige L. (Lampenbeleuchtung): pflanzliche und tierische Fette, besonders Rüböl, Baumöl, Kokosöl, Walratöl, Thran; Mineralöle, wie Erdöl, Photogen, Solaröl, Schieferöl, Ligroin; ferner Kamphin, Fuselöle, Alkohol für Arbeiten in komprimierter Luft, Schwefelkohlenstoff unter Zuführung von Stickstoffoxyd.
  II. Die Vergasung erfolgt getrennt nach Ort und Zeit (Gasbeleuchtung): Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Holz, Mineralöle, Harz, Fette und mancherlei Abfallstoffe.
B. Der glühende Körper wird von der Flamme selbst geliefert, besteht nicht aus Kohlenstoff: Magnesium.
C. Der glühende Körper wird nicht von der Flamme geliefert: Kalklicht (Drummondsches Licht), Gasglühlicht, Platingas ꝛc.
D. Elektrisches Licht.

Die Lichtstärke einer Flamme wird auf photometrischem Weg (s. Photometrie) bestimmt, indem man sie mit einer in ihrer Lichtstärke möglichst konstanten Lichtquelle vergleicht. Zugleich ermittelt man den Konsum an Leuchtmaterial und erhält dann als Produkt aus Lichtstärke (H) und Stoffverbrauch (G) in einer bestimmten Zeit die Leuchtkraft (L). Letztere steht in geradem Verhältnis zur Lichtstärke (H), dagegen im umgekehrten zum Stoffverbrauch (G), und es ist mithin $L = \frac{H}{G}$. Bezieht man die Leuchtkraft auf gleiche Kosten, so erhält man den Leuchtwert. Hat man z. B. für zwei L. A und B die Intensität H zu 1 und 3 und den Konsum G zu 12 und 30 g pro Stunde gefunden, so verhält sich die Leuchtkraft L von A : B =

Leuchttürme.

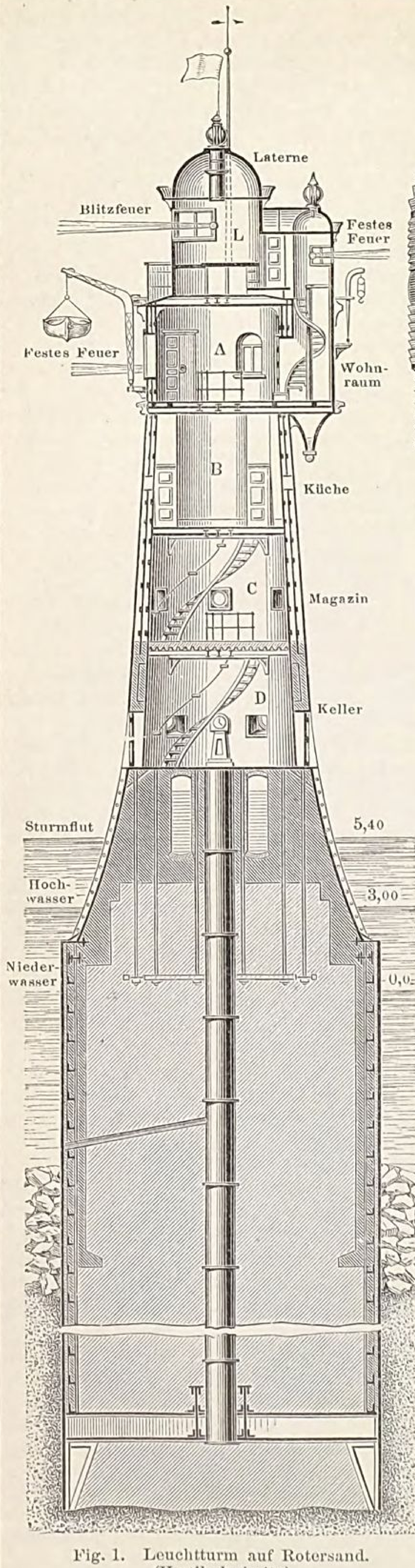


Fig. 1. Leuchtturm auf Rotersand. (Vertikalschnitt.)

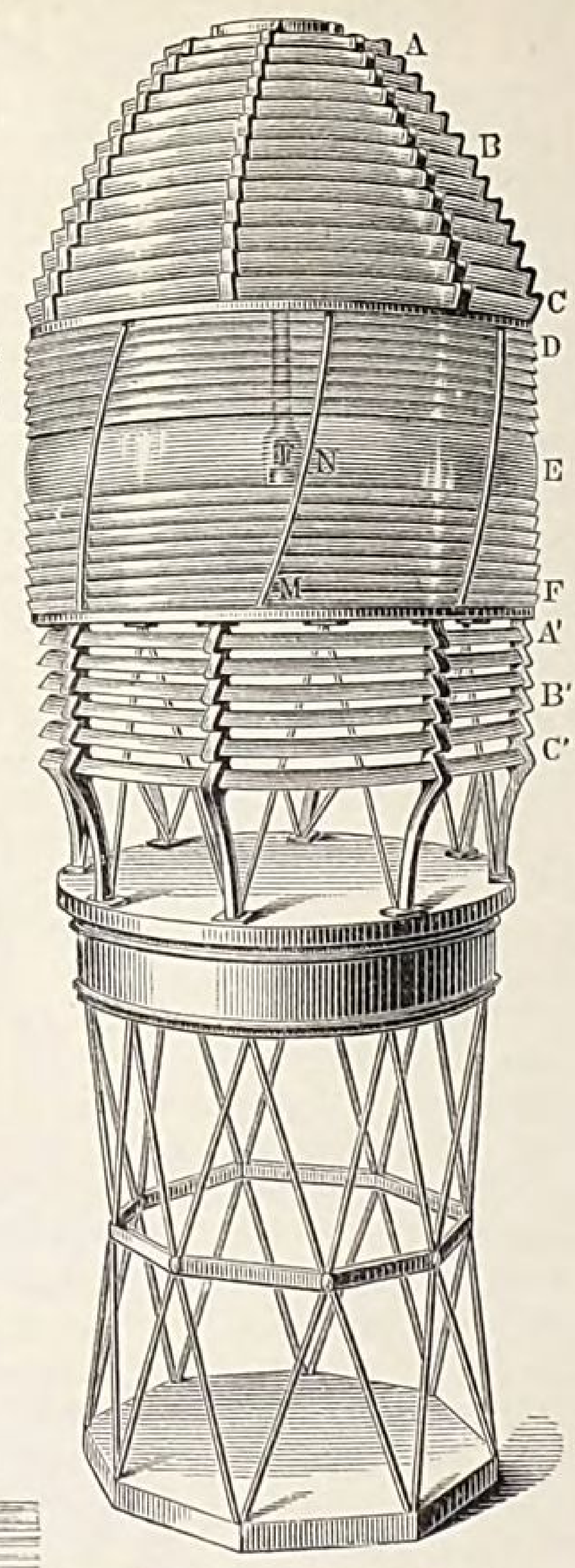


Fig. 3. Leuchtturm mit festem Feuer.

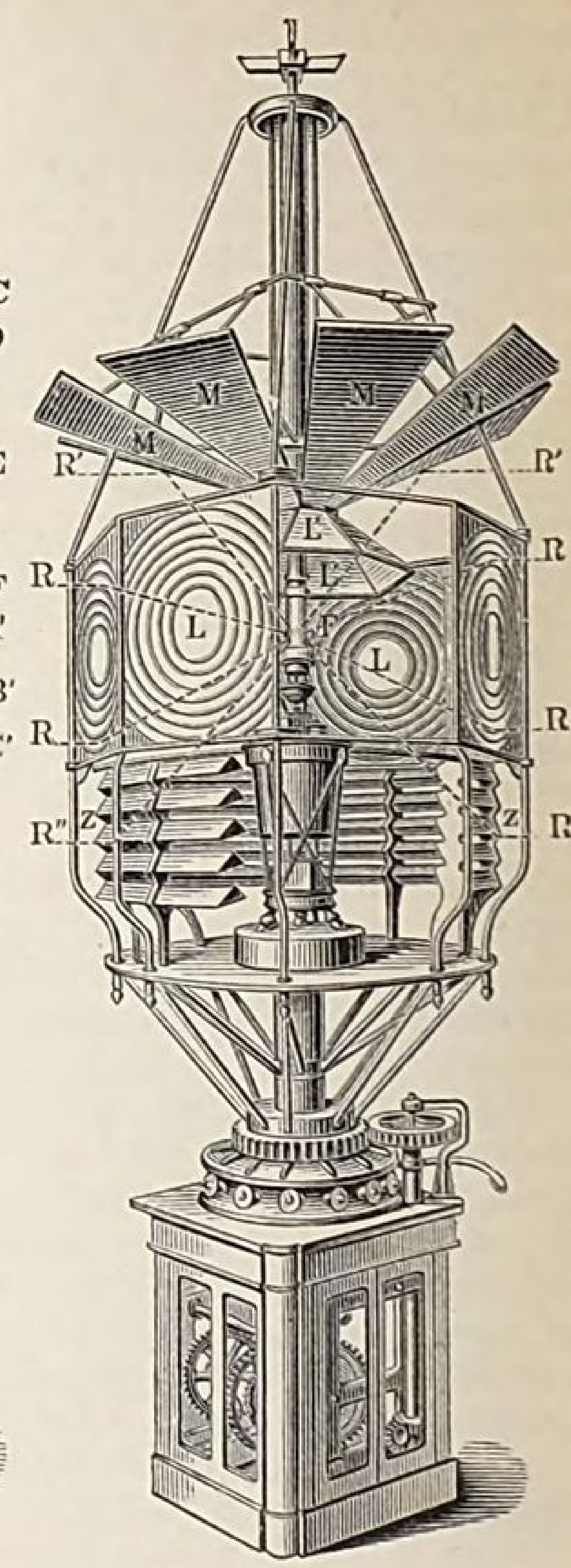


Fig. 4. Leuchtturm mit Drehfeuer.

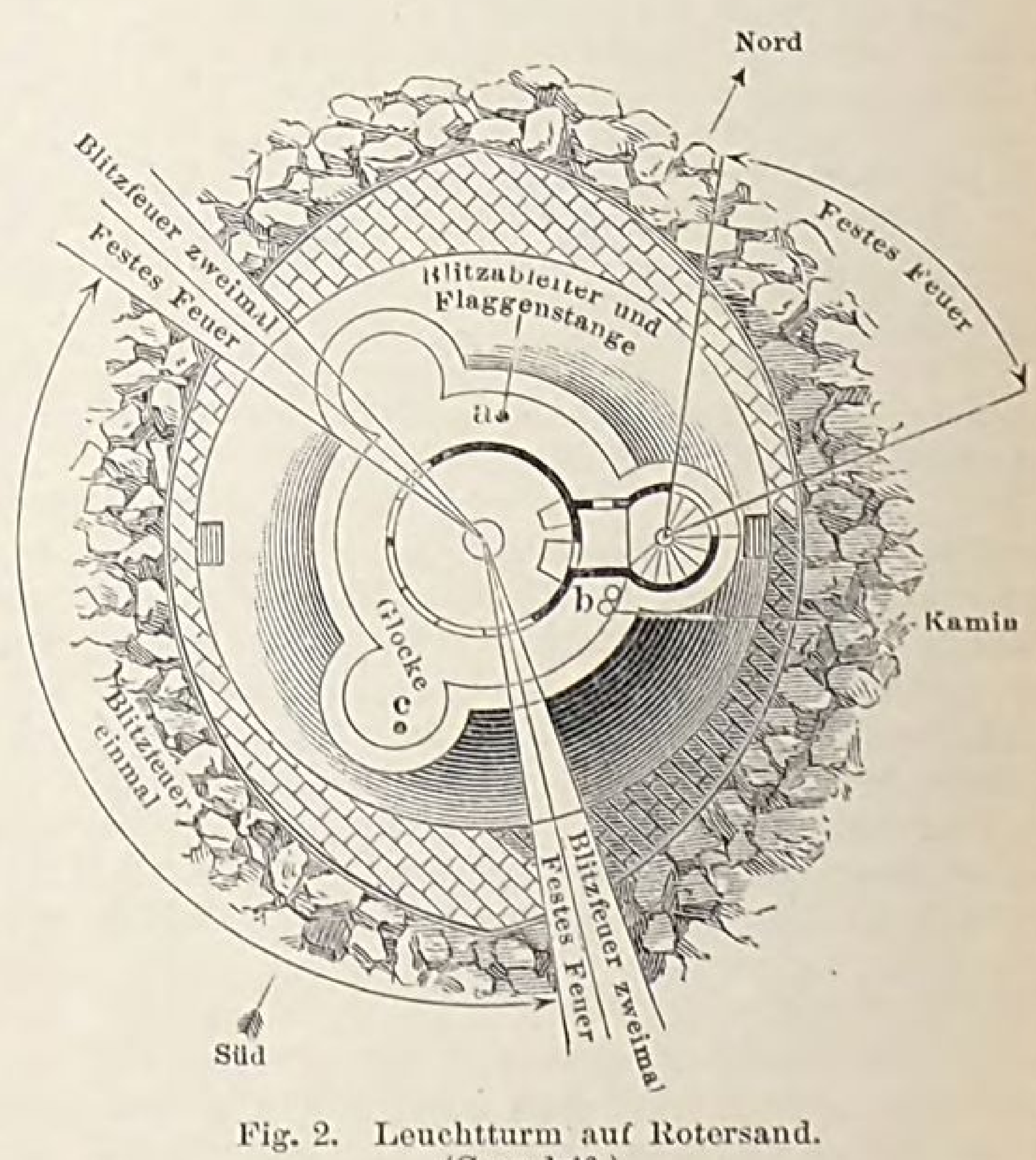


Fig. 2. Leuchtturm auf Rotersand. (Grundriß.)

$^1/_{12} : {}^3/_{30} = 1 : 1{,}2$. Kosten nun 100 g von A 20 Pf. und 100 g von B 15 Pf., so betragen die Beleuchtungskosten pro Stunde, ohne Rücksicht auf die Lichtstärke, für A $\frac{20 . 12}{100} = 2{,}4$ u. für B $\frac{30 . 15}{100} = 4{,}5$ Pf. Um die Beleuchtungskosten auf gleiche Lichteffekte zurückzuführen, braucht man die vorher erhaltenen Zahlen nur durch die Lichtstärke zu dividieren und erhält dann für A $\frac{2{,}4}{1} = 2{,}4$, für B $\frac{4{,}5}{1{,}2} = 3{,}75$ Pf. Da die bei gleichen Kosten hervorgebrachten Lichtmengen, also der Leuchtwert, sich umgekehrt verhalten wie die Beleuchtungskosten bei gleichen Effekten, so ist der Leuchtwert für B, wenn man den für A = 1 setzt, $2{,}4 : 3{,}75 = x : 1$ und $x = 0{,}64$ Pf. Vgl. Beleuchtung.

Leuchttierchen, s. Meerleuchten.

Leuchttonne, s. Baken.

Leuchtturm (hierzu Tafel »Leuchttürme«), ein an gefährlichen Küstenpunkten für die Schiffahrt errichtetes turmartiges Gebäude als Träger eines Feuers (Lichtes), welches nachts und an trüben Tagen dem Schiffer als Wegweiser dient. Anfangs benutzte man zur Beleuchtung Holz, später Kohlen, dann Talg- und Wachskerzen, fettes Öl, Drummondsches Kalklicht und Magnesium. Gegenwärtig benutzt man am häufigsten Petroleum, Gas und elektrisches Licht. Die Lampen der Leuchttürme haben Argandbrenner und 1—6 konzentrische Dochte, von welchen der äußere bis 72, selbst 112 mm Durchmesser hat. Um das von den Lampen nach allen Seiten ausstrahlende Licht zu konzentrieren, wendet man entweder Spiegel (katoptrisches oder englisches System) oder Linsen (dioptrisches oder französisches System) an. Das Spiegel- oder katoptrische System benutzt parabolische Hohlspiegel, in deren Brennpunkt sich die Flamme befindet, deren Strahlen parallel zur Spiegelachse reflektiert werden. Man erhält bei wagerechter Stellung der letztern einen horizontalen Lichtcylinder, dessen Durchmesser demjenigen des Scheinwerfers gleich ist, kann aber keinen vollständigen Lichtkreis für den ganzen Horizont herstellen. Ein Schiff, welches sich auf dem Meere zwischen den Achsen zweier Spiegel befindet, wird nur ein schwach schimmerndes Licht erblicken, bei geringer Ortsveränderung aber wieder in den Bereich hellerer Strahlen kommen.

Beim dioptrischen oder Linsensystem wird das von der Lampe ausgehende Licht durch Linsen gebrochen. Letztere sind indes so, wie sie zu gewöhnlichen Apparaten benutzt werden, für den hier vorliegenden Zweck wenig brauchbar; denn da sie bei nur einigermaßen großer Brennweite eine bedeutende Stärke des Glases besitzen müßten, so würde sehr viel Licht absorbiert werden, während anderseits auch die Darstellung so großer Linsen viele Schwierigkeiten bereitet und die schweren Glaskörper schlecht zu behandeln sind. Die Anwendbarkeit der Linsen für Leuchttürme datiert daher erst seit der Entdeckung Brewsters und Fresnels, welche fanden, daß man von der Glasmasse der Linse unbeschadet ihrer das Licht beugenden Kraft sehr viel hinwegschneiden kann, wenn nur die Oberfläche unverletzt bleibt. Sie konstruierten daher die noch jetzt gebräuchlichen vielzonigen oder ringförmigen Linsen (Gürtel- oder Zonenlinsen), welche aus einer kleinen Mittellinse bestehen, die von mehreren Ringen oder Zonen umgeben ist. Nach diesem Prinzip kann man beliebig große Linsen bauen, ohne zu einer übermäßigen Stärke im Glas gezwungen zu sein, und außerdem den Umfang der Linse viereckig machen, damit kein Licht verloren geht. Nach diesem Fresnelschen System sind der 63 m hohe L. von Cordouan an der Mündung der Gironde und der von New Skerryvore an der Westküste Schottlands gebaut. Fig. 4 (s. Tafel »Leuchttürme«) zeigt diesen Apparat. Acht Zonenlinsen LL bilden einen Rahmen von 2 m Durchmesser, in dessen Mittelpunkt (also im Brennpunkt aller Linsen) die Lampe F steht, so daß von derselben nach acht Seiten hin intensive Lichtstrahlen R horizontal ausgesendet werden. Durch die Maschinerien im Fuße des Apparats wird derselbe in 8 Minuten einmal herumgedreht, so daß in jeder Minute ein heller Lichtstrahl, allmählich an Intensität zunehmend und dann wieder verschwindend, dem Auge sichtbar wird. Über der Lampe ist ein kleiner Linsenapparat mit acht Linsen L'L' von 19,5 Zoll Brennweite angebracht. Diese neigen sich unter einem Winkel von 50° gegen die Flamme und werden von ebenen Spiegeln MM überragt, die so aufgestellt sind, daß sie die von L'L' empfangenen Lichtstrahlen in horizontaler Richtung R'R' reflektieren. Der Apparat funktioniert so, daß man in gehöriger Entfernung ein festes Licht sieht, welches von dem untern Teil herrührt, während der obere Teil des Apparats in jeder Minute einen schwachen Blitz erzeugt. Bald nach letzterm erblickt man wieder einen hellern Strahl (welcher 30 Seemeilen weit sichtbar ist), so daß in jeder Minute ein schwächerer und ein starker Blitz aufeinander folgen. Der Prismenkranz ZZ am untersten Teil des Apparats fängt die nach unten geworfenen Strahlen der Lampe auf und entsendet sie ebenfalls in horizontaler Richtung R''R''. Ein festes Feuer von großer Vollkommenheit, welches den ganzen Horizont durchaus gleichmäßig beleuchtet, zeigt Fig. 3. T ist die Lampe, DEF ist ein linsenförmiger Gürtel nach Fresnelschem Prinzip, welcher $^2/_5$ der von der Lampe ausgehenden Strahlen vollständig beherrscht. Die übrigen $^3/_5$ werden von dem obern und untern Hilfsapparat aufgefangen. Der obere Apparat ABC besteht aus 13 prismatischen Zonen und ist so eingerichtet, daß die Lichtstrahlen, nachdem sie an der innern Fläche eines Ringes eingetreten und gebogen sind, von der obern runden Fläche reflektiert werden und, nachdem sie aus der äußern Fläche ausgetreten und nochmals gebogen sind, den Apparat in vollkommen horizontaler Richtung verlassen. Die untern sechs prismatischen Zonen A'B'C' sind nach demselben Prinzip eingerichtet. Der ganze Apparat hat 1,5 m im Durchmesser und ist aus acht Stücken zusammengesetzt, die durch einen Messingrahmen miteinander verbunden sind. Die Stangen dieses Rahmens MN laufen in schräger Richtung von oben nach unten, damit sie keinem Punkte des Horizonts Licht entziehen. Bei diesem Apparat ist mithin jeder Verlust an Licht vermieden bis auf den Teil, welchen das Glas verschluckt, und man erhält einen Strahlenbüschel von 2,25 m Durchmesser an jedem Punkte des Horizonts. Steht der L. an der Küste, so wird der Linsenapparat nach der Landseite hin durch einen kugelförmigen Metallspiegel ersetzt, welcher das sonst verlorne Licht durch den Mittelpunkt der Flamme reflektiert und so die Stärke des auf das Meer geworfenen Lichtes vermehrt. Statt des prismatischen Hilfsapparats wendet man bisweilen einen aus parabolischen Spiegelringen zusammengesetzten Apparat an, bei dem die Lampe der gemeinschaftliche Brennpunkt aller derjenigen Parabeln ist, von denen die Krümmung der Spiegel einen Teil bildet. Der L. von Fire

Island an der Einfahrt zum Hafen von New York besitzt ein elektrisches Licht von 240 Mill. Kerzen Leuchtkraft, welches 24 englische Meilen (39 km) weit sichtbar ist. Das nächststärkste Licht in Havre hat eine Leuchtkraft von 130 Mill. Kerzen.

Da der L. nicht nur im allgemeinen irgend eine Gefahr anzeigen, sondern den Schiffer auch genau darüber unterrichten soll, an welcher Stelle er sich befindet, so müssen namentlich die Leuchttürme benachbarter Orte schnell und sicher voneinander zu unterscheiden sein. Die Engländer suchen ihre Leuchttürme durch farbige Linsen kenntlich zu machen; man kann indes nur rotes Glas anwenden, und man scheint auch hiervon wieder abzugehen, weil das gefärbte Glas zu viel Licht absorbiert und die Färbung auf größere Entfernungen undeutlich wird. Nur an Küsten, die reichlich mit Leuchttürmen ausgestattet sind, ist es kaum zu entbehren, weil sich mit weißem Licht allein nicht hinreichend scharfe, charakteristische Merkmale herstellen lassen. In der deutschen Marine unterscheidet man folgende acht Arten von Leuchtfeuer: festes Feuer, zeigt ein einfarbiges Licht von gleichmäßiger Stärke; festes Feuer mit Blinken, festes Feuer, welches in gleichmäßigen Zeitabschnitten von wenigstens 5 Sekunden Dauer lichtstärkere Blinke zeigt, welche auch eine von dem festen Feuer verschiedene Farbe (oder Farben) haben können; Blinkfeuer (Drehfeuer), weiße oder farbige Feuer, welche durch gleichlange Dunkelpausen geschiedene Blinke von allmählich zu- u. abnehmender Lichtstärke zeigen; Funkelfeuer, Blinkfeuer, dessen Blinke von kurzer Dauer in sehr kurzen Pausen oder ohne jede Verdunkelung aufeinander folgen; Gruppen-Blinkfeuer zeigen zwei oder mehrere durch kurze Pausen geschiedene, allmählich zu- und abnehmende Blinke, denen eine längere Dunkelpause folgt; Blitzfeuer (Blinkfeuer) zeigen entweder durch gleichmäßig kurze Pausen geschiedene, plötzlich auftauchende Blitze von gleichmäßiger Stärke oder mehrere schnell aufeinander folgende Lichtblitze, denen eine längere Dunkelpause folgt; unterbrochenes Feuer, festes Feuer, welches in gleichen längern Zeitabschnitten durch eine oder mehrere kurze Verdunkelungen unterbrochen wird; Wechselfeuer, festes Feuer von annähernd gleicher Stärke, welches abwechselnd verschiedene Farben zeigt. Die zur Erläuterung der Charakteristik der Feuer angegebenen Zeiträume umfassen stets die ganze Periode vom Beginn der einen Lichterscheinung bis zum Beginn der nächsten, einschließlich der zwischen beiden liegenden Verdunkelungen. Die angegebenen Erscheinungen werden durch Benutzung verschiedenartiger Schirme, auch durch Bewegung der Lampen mit Hilfe von Uhrwerken hervorgebracht. In engem Fahrwasser, in Hafeneinfahrten benutzt man Hafen-, Molen- oder Leitfeuer, Lampen auf Holz- oder Eisengerüsten, die hinreichendes Licht geben. Über Leucht- oder Feuerschiffe s. Feuerschiff. Über die Verteilung der Leuchttürme an der Küste s. Küstenbeleuchtung (mit Karte).

Leuchtfeuer werden schon von Homer erwähnt. Zu den sieben Wunderwerken der Alten Welt gehörte der auf Befehl des Ptolemäos I. Lagi errichtete L. auf der Insel Pharos bei Alexandria. Dieser angeblich mit einem Aufwand von 800 Talenten (= 4 Mill. Mk.) erbaute und 283 v. Chr. vollendete L., nach dessen Standort später alle Leuchttürme benannt wurden, soll ca. 160 m hoch gewesen sein und hat sich bis etwa 1317 n. Chr. erhalten. Ein Zeitgenosse dieses Leuchtturms war der Koloß von Rhodos (s. d.). Der berühmte L. von Cordouan wurde unter König Heinrich II. erbaut. Seit mehr als 300 Jahren befinden sich Leuchttürme auf Wangeroog und auf Skagen. Der Turm von Eddystone, 1696 errichtet, bestand zuerst aus Holz und war mit Eisenstangen befestigt; ein furchtbarer Orkan verschlang 1703 das Gebäude mit seinen Wärtern, und ein neuer, 1706—1708 errichteter Turm wurde 1755 ein Raub der Flammen. Der jetzige massive Turm ist von John Smeaton erbaut und hat mit seiner in sanfter Krümmung nach innen verjüngt zulaufenden Form vielfach als Modell für andre Leuchttürme gedient. Der neueste deutsche L. und gleichzeitig der erste, der bei weit ins Meer vorgeschobener Lage nicht auf Felsenriffen, sondern direkt auf dem Meeresboden aufgebaut ist, ist der L. auf Rotersand, der ungefähr in der Mitte zwischen Bremerhaven und Helgoland errichtet ist (Tafel, Fig. 1 u. 2). Der L. ruht auf einem eisernen Caisson von 30 m Höhe, 11 m Breite und 14 m Länge, welches 22 m unter Niedrigwasser versenkt und mit Beton und Mauerwerk ausgefüllt ist; er ist 10 m in den Sandboden eingelassen und über demselben noch durch eine Faschinenpackung und Steinschüttung gesichert. Der darüber befindliche eigentliche Turm hat eine Höhe von 34,5 m über Niedrigwasser und ist in vier Etagen geteilt, über welchen sich die kuppelförmige Laterne mit dem Leuchtapparat erhebt. In derselben befinden sich das Hauptfeuer, welches nach See wie nach der Landseite nur über einen kleinen Sektor leuchtend den Schiffen den Weg zum Turm und von hier in die Weser zeigt; neben jedem Sektor dieses festen Feuers liegt ein Blitzfeuer. Um die Nähe des Leuchtturms oder den Punkt der Richtungsänderung den Schiffen kenntlich zu machen, ist unter den festen Sektoren in den Ausguckerkern noch je ein Feuer von nur 2,5 Seemeilen Sichtweite placiert und schließlich im Treppenerker noch ein festes Feuer zur Beleuchtung des Raumes zwischen Helgoland und der Elbemündung. Vgl. Stevenson, Die Illumination der Leuchttürme (deutsch von Nehls, Hannov. 1877); Allard, Les Phares; histoire, construction, éclairage (Par. 1890).

Leuchtwert, s. Leuchtstoffe.

Leuchtzirpen (Fulgoridae), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Cikaden; Leuchtzirpe auch soviel wie Laternenträger (s. d.).

Leucīn (Aposepedin, Amidokapronsäure) $C_6H_{13}NO_2$ oder $CH_3.(CH_2)_3.CHNH_2.COOH$ findet sich sehr verbreitet im tierischen Organismus, am reichlichsten in der Bauchspeicheldrüse und bei akuter gelber Leberatrophie im Harn, tritt auch im Pflanzenreich auf (in keimendem Wicken- u. Kürbissamen) und entsteht bei der Fäulnis von Leim und eiweißartigen Stoffen (daher im alten Käse), bei Behandlung dieser Stoffe und des Horngewebes mit Schwefelsäure oder kaustischen Alkalien, bei der Verdauung der Eiweißkörper im Dünndarm. Es bildet farb- und geruchlose, glänzende Kristalle, die sich fettig anfühlen, löst sich in Wasser, wenig in Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 170°, sublimiert bei vorsichtigem Erhitzen, verbindet sich mit Säuren und Basen, gibt mit salpetriger Säure Leucinsäure (Oxykapronsäure) $CH_3.(CH_2)_3.CHOH.COOH$ und zerfällt bei Behandlung mit schmelzendem Kalihydrat in Ammoniak, Kohlensäure und Baldriansäure.

Leucippus, Philosoph, s. Leukippos.

Leuciscus, der Rohrkarpfen.

Leucīt (Amphigen), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Nephelingruppe), kristallisiert rhombisch,

findet sich gewöhnlich in ringsum ausgebildeten, eingewachsenen Kristallen (Ikositetraëder oder Leucitoëder), selten aufgewachsen oder in körnigen Aggregaten, ist grau, gelblich- u. rötlichweiß, fett- bis glasglänzend, halbdurchsichtig bis kantendurchscheinend, Härte 5,5—6, spez. Gew. 2,45—2,50. Der L. besteht aus einem Kaliumaluminiumsilikat nach der Formel $K_2Al_2Si_4O_{12}$, enthält oft auch Natron u. Einschlüsse von mikroskopisch kleinen Augitkristallen, Magneteisenkörnchen, glasigen oder schlackigen Partikeln, oft sehr regelmäßig und zierlich gruppiert. Der L. besteht aus sehr innig miteinander verbundenen und sich durchkreuzenden polysynthetisch verzwillingten Lamellen, die auch Doppelbrechung zeigen. Erhitzt man aber eine Kristallplatte auf 265°, so findet eine Umlagerung statt, die Substanz wird regulär und isotrop, erlangt aber beim Erkalten Zwillingsbau u. Doppelbrechung wieder. L. verwittert leicht und geht in Berührung mit natriumhaltigen Lösungen in Analcim über, während letzterer durch kalihaltige Lösungen auch in L. umgewandelt werden kann. Bei Oberwiesenthal im Erzgebirge finden sich sehr große und äußerst scharfe, aber zersetzte Kristalle, welche nunmehr aus Sanidin und Kaliglimmer bestehen. Das Vorkommen des Leucits ist beschränkt auf jungvulkanische, tertiäre und rezente Eruptivgesteine, namentlich Europas; er findet sich als wesentlicher, wenn auch öfters mikroskopischer Gemengteil von Leucitbasalten und Tephriten und von Phonolithen, besonders ausgezeichnet in Vesuvlaven, im Albanergebirge, bei Rocca Monfina (Kristalle von 9 cm Durchmesser), Rieden am Laacher See, am Kaiserstuhl. In den Drusen der vesuvischen Auswurfsblöcke sind Leucitkristalle durch Sublimation entstanden.

Leucitbasalte, Leucitbasanite etc., Leucit führende Basaltgesteine, s. Basalte.

Leucitit, Gestein aus der Gruppe der Basalte (s. d.).

Leucitoëder, das am Leucit gewöhnlich auftretende Ikositetraëder, s. Kristall, S. 745.

Leucitophyr, Leucitphonolithe, Gesteine aus der Gruppe der Phonolithe (s. d.). [s. Basalte.

Leucittuff, klastisches Gestein mit Leucitkristallen,

Leuck., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Friedrich Siegmund Leuckart (geb. 1794 in Helmstedt, gest. 1843 als Professor der Zoologie in Freiburg; schrieb über Helminthen [Heidelb. 1827] und »Zoologische Bruchstücke«, Helmstedt, Stuttg. u. Freiburg 1820—42, 3 Hefte) u. für Rudolf Leuckart (s. d.), Neffen des vorigen.

Leuckart, Rudolf, Zoolog, geb. 7. Okt. 1822 in Helmstedt, studierte seit 1842 in Göttingen und ward noch während seiner Studienzeit von Rudolf Wagner mit der Fortsetzung von dessen Vorträgen über allgemeine Naturgeschichte und mit der Vollendung seines Lehrbuchs der Zootomie (2. Aufl., Leipz. 1843—1847, 2 Bde.) betraut. 1847 habilitierte er sich als Privatdozent für Zoologie und Physiologie in Göttingen, ward zugleich Assistent des physiologischen Instituts daselbst, ging 1850 als außerordentlicher Professor der Zoologie nach Gießen, erhielt hier 1855 die ordentliche Professur und ward 1869 Professor der Zoologie und Zootomie in Leipzig. Leuckarts wissenschaftliche Arbeiten beziehen sich besonders auf die Erforschung des Lebens, des Baues und Werdens, auf die anatomisch-physiologische Analyse der Tiere und vor allen der niedern Tiere. Er wies mit Frey das Vorhandensein zweier wesentlich verschiedener Organisationsstufen innerhalb der Zoophyten nach und trennte dieselben in die beiden Gruppen der Cölenteraten und Echinodermen; auf Grund seiner Arbeiten über die Organisationsverhältnisse der Siphonophoren gelangte er im Anschluß an das zuerst von Milne-Edwards ausgesprochene Prinzip der Arbeitsteilung zu der Lehre vom Polymorphismus, und durch seine Untersuchungen über die Mikropyle der Insekteneier (1855) und die Parthenogenesis der Insekten (1858), die Fortpflanzung der Rindenläuse (1862) und der viviparen Fliegenlarven (1865) trug er wesentlich zur Reform der Lehre von der Zeugung bei. Er fand zuerst eine richtige Deutung der Organisation der Schwämme und stellte ihre Beziehungen zu den Cölenteraten fest. Die Lebensgeschichte der Eingeweidewürmer (besonders der Trichinen, Blasenwürmer, Pentastomen, Kratzer, Rundwürmer, Leberegel) klärte er durch zahlreiche, zum Teil sehr mühevolle Experimente auf. Er schrieb: »Beiträge zur Kenntnis wirbelloser Tiere« (mit Frey, Braunschw. 1847); »Über die Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Tiere« (das. 1848); »Über den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinungen der Arbeitsteilung in der Natur« (Gießen 1851); »Zoologische Untersuchungen« (das. 1853—54, 3 Hefte); »Vergleichende Anatomie u. Physiologie« (mit Bergmann, Stuttg. 1852); »Die Fortpflanzung und Entwickelung der Pupiparen« (Halle 1857); »Zur Kenntnis des Generationswechsels und der Parthenogenesis bei den Insekten« (Frankf. 1858); »Untersuchungen über Trichina spiralis« (Leipz. 1860, 2. Aufl. 1866); »Die Blasenbandwürmer und ihre Entwickelung« (Gieß. 1856); »Die Parasiten des Menschen und die von ihnen herrührenden Krankheiten« (Leipz. 1863—1876, 2 Bde.; 2. Aufl. 1879 ff.). Für das Handbuch der Ophthalmologie von Gräfe und Sämisch lieferte er eine eingehende Darstellung der vergleichenden Anatomie des Auges. 1857—79 schrieb er »Berichte über die wissenschaftlichen Leistungen in der Naturgeschichte der niedern Tiere« für das »Archiv für Naturgeschichte«, auch gab er »Die Anatomie der Biene« (Kassel 1885, Wandtafel) und (mit Nitsche) »Zoologische Wandtafeln zum Gebrauch an Universitäten und Schulen« (das. 1877—91) heraus.

Leucojum *L.* (Knotenblume), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, ausdauernde, niedrige Zwiebelgewächse, meist in Europa, mit grundständigen, linealen Blättern, nackten Schäften, welche einzelne oder mehrere aus einer Scheide hervorkommende weiße Blüten tragen. Die Kapsel ist fleischig, birnförmig. 9 Arten, namentlich in Spanien, Mauritanien, Algerien und auf Corsica. L. vernum *L.* (großes Schneeglöckchen, Frühlingsknotenblume, Schneelilie, Märzglöckchen, Sommerthürchen), in Mittel- und Südeuropa, in feuchten Laubwäldern, blüht oft schon im Februar, hat eine länglichrunde Zwiebel, 3—5 gleichbreite, stumpfe Blätter und eine überhängende weiße, grün gespitzte Blume an der Spitze des ein-, selten zweiblütigen Schaftes. Wird als Zierpflanze kultiviert, auch getrieben. L. aestivum *L.* (Sommerknotenblume), größer als die vorige, findet sich ostwärts bis Kleinasien, blüht vom Mai bis Juli und ist eine gute Rabattenpflanze.

Leuconostoc, s. Froschlaichgärung.

Leucotici, soviel wie Albinos.

Leudes (altdeutsch, »Leute«, auch Homines franci), bei den Franken die größern Vasallen; mitunter auch in der Bedeutung von Unterthanen fränkischen Stammes gebraucht.

Leuga (kelt. lieska), s. Leuca.

Leuk (franz. Loèche-la-Ville), Flecken und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Wallis, 2 km von der Station L. an der Eisenbahn Bouveret-Brieg (Simplonbahn), 795 m ü. M., mit (1888) 1548 meist kath. Einwohnern. Von hier führt eine Straße in 3 Stunden durch den wildromantischen Dalaschlund nach Bad-L. (Loèche-les-Bains), dem am Weg über die Gemmi in finsterm Bergkessel 1411 m ü. M. gelegenen Badeort mit Gipsthermen und 620 deutsch redenden, kath. Einwohnern. Mehr als 20 heiße Mineralquellen treten hier zu Tage und liefern täglich über 6 Mill. Lit. Wasser. Die heißeste und stärkste ist die Lorenzquelle (51°), welche die meisten Bäder versorgt und vor dem Gebrauch vorerst die ganze Nacht zum Abkühlen stehen gelassen wird; dann das Goldbrünnlein, die Brechquelle (41,5°), die Heilbadquelle (48,74°) u. a. Das Wasser ist klar, von einem bitter-salzigen Geschmack und geruchlos. Hauptbestandteile der Quellen sind: kohlensaure Magnesia, Eisenoxyd, Kochsalz, Bittersalz etc. Besonders wirksam sind sie gegen Krankheiten des Magens und der Verdauungswege, gegen gastrische und chronische Hautkrankheiten. Das Klima ist rauh und veränderlich. Der Ort wurde wiederholt (1518, 1719 und 1758) durch Lawinen zerstört. Vgl. Brunner, Das Leukerbad (5. Aufl., Basel 1887); Wolf, Lötschen und Leukerbad (Zürich 1886); v. Werra, Der Kurort Leukerbad (Wien 1886).

Leukadischer Fels, s. Leukas.

Leukämie (griech., Leuchämie, Leukocythämie, Weißblütigkeit), eine 1845 von Virchow entdeckte Krankheitsform, bei welcher die Zahl der farblosen Blutkörperchen beträchtlich vermehrt, die absolute Anzahl der roten Blutkörperchen dabei stets vermindert ist und zwar ungefähr entsprechend der Zunahme der weißen Blutkörperchen. Enthält das normale Blut auf 350 rote 1 farbloses, so verändert sich dies Verhältnis in 50 : 1 bis 10 : 1, ja 3 : 1 bei der L. Die L. kann von einem Leiden der Milz, der Lymphdrüsen und des Knochenmarks herrühren, und man unterscheidet deshalb die lienale, die lymphatische und die myelogene L. Die Veränderungen, welche bei der lienalen Form die Milz, bei der lymphatischen die Lymphdrüsen, bei der myelogenen das Knochenmark erleiden, bestehen vorzugsweise in einer Vergrößerung der genannten Organe, bez. in einer Vermehrung ihrer (normalen) zelligen Elemente, welche in die Blutmasse übergeführt werden und hier als weiße Blutkörperchen erscheinen. Normalerweise bilden sich letztere zu roten Blutkörperchen um; bei der L. tritt aber eine solche Umwandlung nur in sehr beschränktem Grade ein. Die Ursachen der L. sind unbekannt. Die L. ist selten, sie betrifft das männliche Geschlecht häufiger als das weibliche und kommt meist nur im mittlern Lebensalter vor. Die ersten Zeichen der L. sind gewöhnlich Anschwellung des Leibes und ein Gefühl von Druck und Vollsein in der Gegend der linken untern Rippen, als Folge der Vergrößerung der Milz. Die Milzschwellung entwickelt sich entweder schmerzlos und unbemerkt oder in einzelnen Absätzen, während welcher die Milzgegend schmerzhaft ist und die Kranken Fiebererscheinungen darbieten. In ähnlicher Weise pflegen bei der lymphatischen Form die Anschwellungen der Lymphdrüsen am Hals, in der Achselhöhle, in der Schenkelbeuge, welche sich allmählich oder stoßweise entwickeln, bei der myelogenen Form Erscheinungen schmerzhafter Knochenmarkentzündung zuerst auf das Übel aufmerksam zu machen. Je ärmer das Blut an roten, je reicher es an weißen Körperchen wird, um so mehr bekommt auch der Kranke ein bleiches und kachektisches Ansehen. Dazu gesellt sich fast stets Schweratmigkeit und beschleunigtes Atmen. Diese Erscheinungen rühren wahrscheinlich ebenfalls von der Verminderung der roten Blutkörperchen her, die den Gasaustausch in den Lungen vermitteln. Manchmal bekommen die Kranken wiederholte Blutungen aus der Nase, dem Darmkanal oder in die Gewebe des Körpers. Dann sterben sie ziemlich schnell unter den Zeichen der Erschöpfung. Treten aber dergleichen Blutungen nicht ein, so nimmt die Krankheit einen sehr langwierigen Verlauf und zieht sich selbst jahrelang hin. Häufig treten dann Luftröhrenkatarrhe mit Husten und schleimigem Auswurf hinzu, desgleichen Darmkatarrhe mit hartnäckigen Erscheinungen. Gegen Ende des Lebens stellt sich häufig auch Wassersucht ein. Der Tod erfolgt durch allmähliche Erschöpfung. Das Blut von solchen, welche an L. starben, sieht in hochgradigen Fällen weißlich oder hell graurot, zuweilen völlig eiterähnlich aus. Die Milz ist 6—10mal und noch größer als im normalen Zustand, wiegt 3—4 kg und darüber. Die Lymphdrüsen bilden bei der lymphatischen L. oft kolossale Geschwülste. Von den im Innern des Körpers gelegenen Drüsen findet man besonders die Gekrös- und Lendendrüsen, von den äußerlich gelegenen die Nacken-, Achsel- und Leistendrüsen geschwollen. Bei der myelogenen L. findet man das Mark der affizierten Knochen von himbeerroter, seltener grünlichgelber Farbe und von der Konsistenz eines zähen, schleimigen Eiters. Die L. gilt für unheilbar. Man wendet Eisen und Chinin an, hat aber wesentliche Erfolge auf die Dauer nicht davon gesehen. Die mehrmals versuchte Entfernung der Milz hat stets den sofortigen Tod zur Folge gehabt. Man versucht neuerdings durch Einspritzung reizender Substanzen die Milz zur Schrumpfung zu bringen. Vgl. Virchow, Gesammelte Abhandlungen (2. Aufl., Berl. 1862); Mosler, Die Pathologie und Therapie der L. (das. 1872); Englisch, Zur Lehre von der medullaren L. (Wien 1877).

Leukas (jetzt Levkas; ital. Santa Maura), die nördlichste der mittlern Jonischen Inseln, nördlich von Kephallinia, vom Festland nur durch eine schmale und so seichte Meerenge getrennt, daß ihre Versandung behufs der Schiffbarkeit stets von neuem durch Menschenhand (durch die Korinther im 7. Jahrh. v. Chr., Römer, Venezianer und Engländer) beseitigt werden mußte. L. ist ungefähr 36 km lang, bis zu 15 km breit, hat einen Flächeninhalt von 285 qkm (5,18 QM.) und ist erfüllt von Bergen aus Kalkstein, dem sie ihren Namen (»die Weiße«) verdankt; sie erhebt sich im Stavrotas bis zu 1141 m Höhe und endigt, im SW. sehr spitz zulaufend, mit dem schroffen Vorgebirge Dukato (von den Alten Leukatas, auch Leukadischer Fels genannt), auf welchem sich noch Überreste eines Apollontempels befinden, und von welchem im Altertum Verbrecher ins Meer gestürzt wurden. Auch die Königin Artemisia (s. d. 1) von Halikarnassos und die Dichterin Sappho fanden nach der Sage durch einen Sprung vom Leukadischen Felsen, dem man die Kraft der Heilung von Liebesqualen zuschrieb, den Tod. Nur der nordöstliche Teil der Insel ist eben; dort lag die alte Stadt L., 2 km südlich von der heutigen, im 3. Jahrh. v. Chr. Bundeshauptstadt der Akarnanen. Die Insel hat nur einen nie versiegenden Bach, den von Vasiliki, dagegen viele

gute Quellen und ein angenehmes Klima, wird aber öfters durch Erdbeben heimgesucht. Die Bevölkerung belief sich 1889 auf 24,914 Einw. (meist Griechen), welche Ackerbau, Ziegen- und Schafzucht und Handel mit den Landesprodukten (Korinthen, Öl und Wein) treiben. Die Insel bildet eine Eparchie des griechischen Nomos Kerkyra (Korfu). Die gleichnamige Hauptstadt (früher Hamaxiki genannt), auf einer vorspringenden Landzunge der Ostküste, welche durch einen schmalen, nur 1 m tiefen Kanal vom griechischen Festland getrennt ist, hat 2 Citadellen, 2 Ankerplätze und (1889) 5539 Einw.; Sitz eines Bischofs. 1825 ward sie durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. L. wurde 1684 von dem venezianischen Dogen Morosini erobert und blieb in Venedigs Besitz, bis 1800 die Republik der Ionischen Inseln gebildet wurde und diese 1864 an Griechenland kamen. S. Karte »Griechenland«.

Leukäthiopie (griech.), s. Albinos.

Leuke, s. Aussatz.

Leuke, s. Schlangeninsel.

Leuker (Leuci), kelt. Volk im südlichen Gallia belgica, im jetzigen Lothringen zwischen Marne und Mosel, mit der Hauptstadt Tullum (Toul).

Leukippe, Tochter des Minyas, zerriß, von Dionysos, an dessen Verehrung sie sich nicht beteiligt hatte, in bacchantische Wut versetzt, ihren Sohn Hippasos und wurde mit ihren Schwestern Alkithoë und Arsippe (oder Aristippe, Arsinoë) von Hermes in einen Nachtvogel verwandelt.

Leukippiden, nach griech. Mythus die beiden Töchter des Leukippos, Bruders des Aphareus. Ihre Namen Hilaeira (»Die Heiterglänzende«) und Phöbe (»die Leuchtende«) kennzeichnen sie als Genien des Lichts; ihre Heimat ist bald Messenien, bald Lakonien. Sie wurden mit den Dioskuren vermählt gedacht, die sich ihrer durch Raub bemächtigt hatten. Letzterer ist häufig in Kunstwerken dargestellt.

Leukippos, griech. Philosoph, aus Abdera (?) gebürtig, lebte wahrscheinlich 500 v. Chr., soll Schüler des Eleaten Parmenides oder des Zenon gewesen sein und gilt als Begründer des atomistischen Systems, das sein Schüler Demokritos (s. d.) weiter ausbildete. Wieviel in der atomistischen Lehre Demokrits von ihm herrührt, läßt sich nicht ausmachen, doch ist anzunehmen, daß er die Grundzüge derselben schon lehrte. Von Schriften des L. wissen wir nichts Sicheres.

Leukobasen, s. Leukoverbindungen.

Leukocyten, soviel wie farblose Blutkörperchen, s. Blut, S. 115.

Leukocythämie, s. Leukämie.

Leukocytose (griech.), eine vorübergehende Vermehrung der farblosen Blutkörper in ihrem Verhältnis zur Anzahl der roten Blutzellen, während dieselbe Veränderung des Blutes, wenn sie dauernd und stärker ausgeprägt auftritt, als Leukämie (s. d.) bezeichnet wird. Gegenüber dem normalen Verhältnis von ca. 350 roten zu 1 farblosen Blutkörper steigt dasselbe bei der L. bis auf die doppelte und dreifache Zahl der letztern. L. kommt normal bei der Verdauung vor, ferner während der Schwangerschaft, bei schweren, mit Drüsenanschwellung einhergehenden Krankheiten, wie Typhus, Puerperalfieber, und nach starken Blutverlusten; sie geht ohne Behandlung in Heilung über.

Leukoderma, Leukodermie (griech.), soviel wie Albinismus.

Leukogen, s. Schwefligsaures Natron.

Leukogranat, s. Granat.

Leukolin, soviel wie Chinolin.

Leukoma (griech.), s. Hornhautflecke.

Leukomaïne, durch den tierischen Stoffwechsel im lebenden Organismus gebildete Alkaloide, besonders die von Gautier aus frischem Rindfleisch dargestellten Basen Xanthokreatinin, Amphikreatin, Chrysokreatinin und Pseudoxanthin, welche mehr oder weniger heftig auf das Nervensystem wirken und Ermüdung, Schlafsucht, bisweilen Erbrechen und Durchfall herbeiführen sollen. Ähnliche L. will Gautier im Speichel und Harn gefunden haben.

Leukopathie (griech.), soviel wie Leukäthiopie (s. Albinos); auch soviel wie Bleichsucht (s. d.).

Leukophoron, s. Bolus.

Leukophyr (griech.), Gestein aus der Gruppe des Diabas (s. d.).

Leukoplakie (Psoriasis buccalis, Ichthyosis linguae), Bildung weißer Flecke und Schuppen auf der Schleimhaut der Wangen und der Zunge infolge abnormer Wucherung der obersten Epithelschicht. Die L. ist vielfach für eine Teilerscheinung der Syphilis gehalten worden, scheint jedoch auf örtlichen Reizungen zu beruhen, da sie fast ausschließlich bei Männern, namentlich starken Rauchern, vorkommt. Sie ist sehr hartnäckig, auch sind Quecksilberkuren ohne Erfolg. Zuweilen entwickelt sich aus der L. Zungenkrebs.

Leukoplasten (griech.), farblose, körnige Inhaltsbestandteile mancher Pflanzenzellen. Sie treten meist an solchen Teilen der Pflanzen auf, die vom Licht nicht getroffen werden, u. lassen aus ihrer Substanz Stärkemehl hervorgehen (Stärkebildner); auch enthalten sie häufig einen Eiweißkristall (s. Pflanzenzelle).

Leukopyrit, s. Arsenikalkies.

Leukorrhöe, soviel wie Weißer Fluß.

Leukosaphir, s. Korund.

Leukosyrer (»weiße Syrer«), Name, den die Griechen den assyrischen Kolonisten an der Südküste des Pontos Euxeinos und im nördlichen Kappadokien gaben zum Unterschied von den dunklern Syrern.

Leukothea (griech., »weiße Göttin«), im griech. Mythus die unter die Meeresgötter aufgenommene Ino (s. Athamas). Sie und ihr Sohn Melikertes, als Gott unter dem Namen Palämon verehrt, galten als wohlthätige Dämonen der stürmischen See, welche Bedrängten und Schiffbrüchigen Beistand gewährten. Ein Beispiel davon enthält die »Odyssee«, wo der schiffbrüchige Odysseus durch einen von L. ihm zugeworfenen Schleier gerettet wird. Vgl. Ritschl, Ino L. (Bonn 1865); Conze in den »Göttinger gelehrten Anzeigen« (1866, Stück 29).

Leukoverbindungen (Leukobasen), aus Triphenylmethanfarbstoffen, Methylenblau, Safranin, Indigo ꝛc. durch Reduktion mit Zinnchlorür, Zink und Salzsäure oder mit Schwefelammonium erhaltene farblose Substanzen, welche in der Regel durch Anlagerung von zwei Atomen Wasserstoff entstehen und sehr leicht durch Oxydation wieder in die Farbstoffe, aus denen sie entstanden sind, übergehen.

Leuktra, im Altertum Ort in Böotien, südwestlich von Theben, merkwürdig durch den von den Thebanern unter Epameinondas 371 v. Chr. über die Spartaner gewonnenen Sieg, welcher die Übermacht der Spartaner brach. Der thebanische Feldherr errang denselben durch die sogen. schiefe Schlachtordnung, indem er seinem linken Flügel eine Tiefe von 50 m gab und sich mit demselben auf den rechten Flügel der Spartaner warf. König Kleombrotos und 400 Spartiaten, außerdem 1000 Lakedämonier fielen in der Schlacht. Auf dem Felde von Parapunghia sieht man

noch einen Tumulus, der wahrscheinlich über den Leichen der dort gefallenen Lakedämonier errichtet wurde.

Leuma, s. Pferdestaupe.

Leumund, der persönliche Ruf eines Menschen. Die Leumundserforschung ist namentlich in Untersuchungssachen von Wichtigkeit, da es für die Beurteilung der Schuldfrage oft und für die Frage der Strafzumessung immer darauf ankommt, ob ein Beschuldigter einen guten oder einen bösen L. hat; daher häufig Leumundszeugen vernommen und regelmäßig Leumundszeugnisse beigezogen werden. Vgl. übrigens auch § 255 der deutschen Strafprozeßordnung.

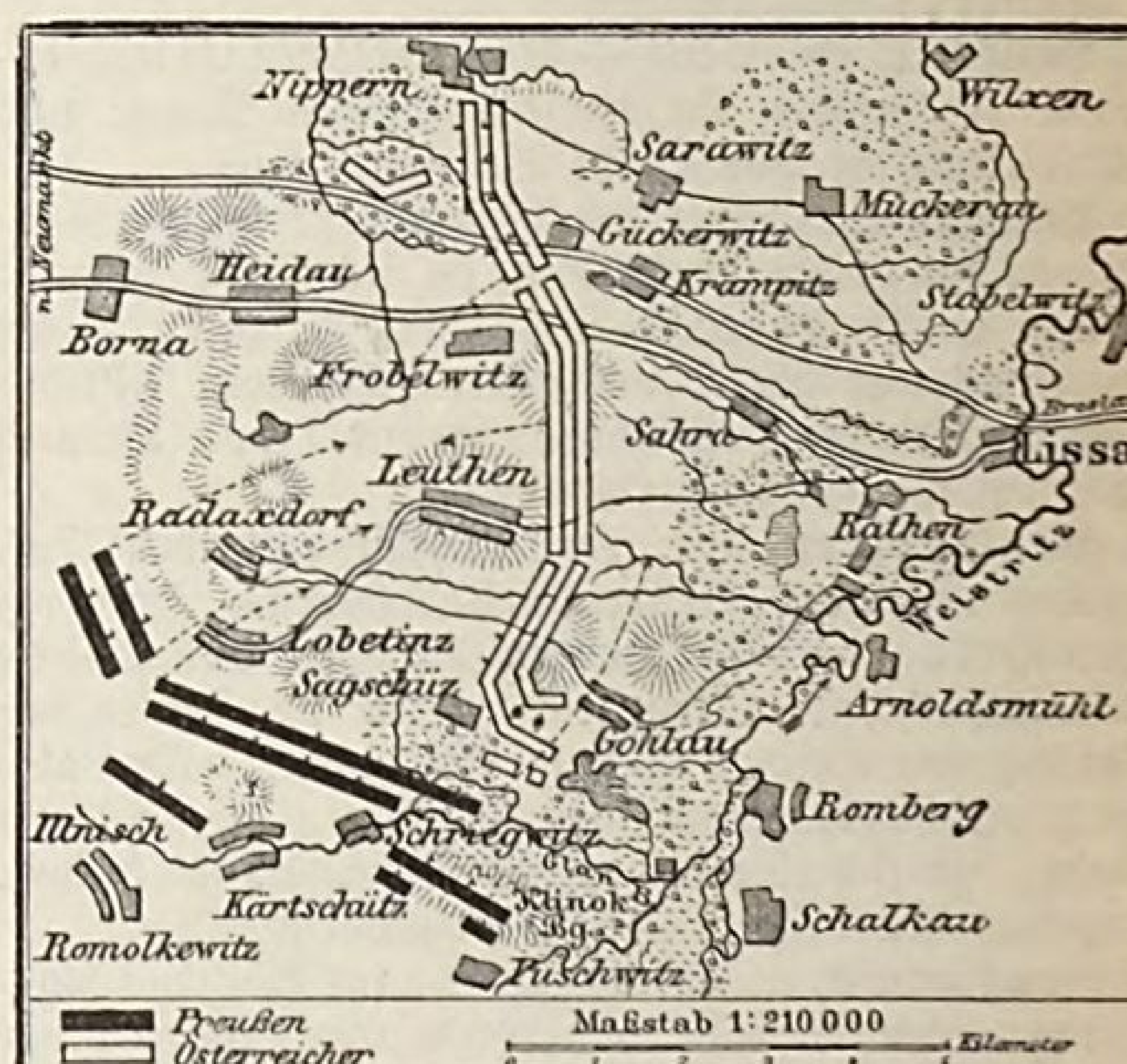
Leunis, Johannes, naturwissenschaftl. Schriftsteller, geb. 2. Juni 1802 in Mahlerten bei Hildesheim, gest. 30. April 1873 in Hildesheim, studierte Theologie und Philosophie, wurde 1824 Lehrer am Josephinum in Hildesheim und 1826 zu Paderborn zum Priester geweiht. Er schrieb: »Synopsis der drei Naturreiche; 1. Teil: Zoologie (Hannov. 1844; 3. Aufl. von Ludwig, 1883—86, 2 Bde.), 2. Teil: Botanik (das. 1847; 3. Aufl. von Frank, 1884—86, 3 Bde.), 3. Teil: Mineralogie und Geognosie« (von Römer, das. 1853; 2. Aufl. von Senft, 1875—78). Diesem großen Werk reihen sich die »Schulnaturgeschichte« u. der »Leitfaden« an, beide ebenfalls in 3 Abteilungen, welche in zahlreichen Auflagen erschienen sind. Außerdem schrieb er: »Die Schlangen Hildesheims und der Umgegend« (Hildesh. 1869); »Nomenclator zoologicus« (Hannov. 1866). Seine Biographie schrieb Grube (Hannov. 1876).

Leutenberg, Stadt im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (Oberherrschaft), im engen Thal der Sormitz, im Thüringer Walde, 302 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß (Friedensburg), ein Amtsgericht, eine Papier-, eine Holzstoff- und Kistenfabrik und eine Mineralwasser- und Likörfabrik, Obst- und Beerenweinkelterei, Mahl-, Säge- und Lohmühlen, Holz- und Lohehandel, bedeutende Viehmärkte und (1890) 1273 evang. Einwohner. L. wird als Sommerfrische und Luftkurort besucht. — L. wird schon 1326 als Stadt erwähnt; es brannte 1800 und 1865 größtenteils nieder. Die Kinder zweiter Ehe des Fürsten Friedrich Günther von Schwarzburg-Rudolstadt erhielten 1860 den Namen »Prinzen von L.«

Leutershausen, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, an der Altmühl und der Linie Schnelldorf-Furth i. W. der Bayrischen Staatsbahn, 447 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Dampf- und Sägemühlen, Dampfbrauerei, Viehzucht und (1890) 1557 Einw., davon 26 Katholiken und 81 Juden. Bei L. am 14. April 1450 Sieg des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg über die Nürnberger.

Leuterung (fälschlich Läuterung), ein dem ältern sächsischen Prozeß eigentümliches Rechtsmittel, durch welches Abänderung des Urteils in derselben Instanz gesucht ward, in welcher es gesprochen wurde. Indessen sollte ein andrer Richter als der, welcher das angefochtene Urteil abfaßte, über die L. erkennen, weshalb auf eine L. meistens die Akten an ein auswärtiges Spruchkollegium versandt wurden. Das moderne Prozeßrecht kennt das Rechtsmittel der L. nicht mehr.

Leuthen, Dorf im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Neumarkt, mit einer evangelischen u. einer kath. Kirche, einem Schloß, Spiritusbrennerei u. (1890) 1044 Einw., ist geschichtlich berühmt durch den glänzenden Sieg Friedrichs II. über die Österreicher 5. Dez. 1757. Nach dem Sieg bei Roßbach war der König nach Schlesien geeilt, um dem Vorschreiten der Österreicher Halt zu gebieten. Trotz der Niederlage des Herzogs von Bevern und der schmachvollen Übergabe von Breslau verkündete er in einer Rede an seine Generale und Stabsoffiziere 3. Dez. in Parchwitz seinen festen Entschluß, die dreimal stärkere Armee des Feindes anzugreifen, wo er sie auch fände. Die gesamte Armee des Königs bestand aus 22,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern mit 167 Geschützen. Die österreichische Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen hatte nach Befehl aus Wien, noch eine Schlacht zu liefern, das befestigte Lager bei Breslau verlassen und bei Lissa vor der Weistritz Stellung genommen, um den preußischen Angriff abzuwarten; gegen 90,000 Mann stark, darunter 58,000 Mann Fußvolk und 200 Geschütze, bildete sie eine fast 2 Stunden lange Schlachtlinie; das Zentrum stand unter Daun zwischen Frobelwitz und L., der rechte Flügel unter Lucchesi bis



Kärtchen zur Schlacht bei Leuthen (5. Dezember 1757).

Nippern, der linke unter Nádasdy bis Sagschütz; hier war, um jeder Überflügelung vorzubeugen, ein Haken gebildet, der durch eine Batterie von 14 schweren Geschützen gesichert war. Friedrich brach 5. Dez. in der fünften Morgenstunde auf. Als er, an die österreichische Position herangekommen, diese rekognoszierte, erkannte er sofort, daß das hoch gelegene Sagschütz der entscheidende Punkt sei. Er ließ daher seine Marschkolonnen, welche bisher auf und längs der großen Straße auf Frobelwitz vorgerückt waren und Lucchesi so besorgt gemacht hatten, daß er vom Zentrum und linken Flügel Verstärkung forderte und erhielt, in zwei Treffen rechts abschwenken und parallel den feindlichen Linien bis gegenüber dem äußersten linken Flügel des Feindes marschieren. Der Marsch wurde diesem durch eine Hügelreihe verdeckt und, als man ihn endlich bemerkte, für den Abzug nach Striegau gehalten; er geschah daher ohne Störung und in vorzüglichster Ordnung. Vor Sagschütz angekommen, schwenkten die Treffen zur Schlachtordnung ein, und Friedrich befahl, daß der rechte Flügel zuerst angreifen solle, die übrige Armee zurückzuhalten und erst allmählich zur Unterstützung halb rechts zu schieben (schräge Schlachtordnung) sei. Wedell und Prinz Moritz auf dem äußersten rechten Flügel erstürmten um 1 Uhr im ersten Anlauf die Batterie bei Sagschütz,

und mit Hilfe der Reiterei ward Nádasdy auf L. zurückgeworfen, wo er, durch eilige Hilfe vom Zentrum aus unterstützt, wieder Stellung nahm. Indes auch L. wurde von der preußischen Hauptmacht nach hartnäckiger Verteidigung erobert. Als die Österreicher sich hinter dem Dorfe von neuem in dichten Massen setzten und mit ihrem Geschützfeuer die Preußen zurückschreckten, glaubte der mit der Reiterei des rechten Flügels herbeigeeilte Lucchesi um 4 Uhr den Augenblick gekommen, um durch einen Angriff auf die scheinbar entblößte linke Flanke der Preußen das Schicksal des Tages zu wenden. Jedoch Driesen kam ihm zuvor und vernichtete durch einen ebenso unerwarteten wie unwiderstehlichen Stoß die Reiterei Lucchesis, der selbst fiel. Die Flucht derselben erzeugte unter dem Fußvolk einen panischen Schrecken: von der preußischen Kavallerie in der Flanke und dem Rücken bedroht, warfen die Soldaten die Gewehre weg und retteten sich über die Brücken der Weistritz; was nicht floh, wurde gefangen genommen. Nur Nádasdy leitete den Rückzug des Restes seines Korps mit Umsicht; die übrige Armee löste sich in grenzenlose Unordnung auf. So war der glänzendste Sieg durch die höchste Anspannung aller körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte Friedrichs und seiner ganzen Armee gewonnen. Von dieser waren 200 Offiziere und 6300 Mann tot oder verwundet. Die Österreicher verloren 10,000 Mann an Toten und Verwundeten, 12,000 Gefangene, 51 Fahnen, 116 Kanonen. Die energische Verfolgung noch in der Nacht bis Lissa durch den König selbst, dann später durch Zieten und Fouqué vollendete die völlige Auflösung und entriß den Österreichern bis Ende des Jahres ganz Schlesien wieder mit Ausnahme von Schweidnitz. Eine 12 m hohe Säule mit der Statue der Viktoria auf der Höhe zwischen L. und Heidau erinnert an den Sieg der Preußen. Vgl. A. Müller, Die Schlacht bei L. (Berl. 1857); Kutzen, Gedenktage deutscher Geschichte, Bd. 2 (2. Aufl., Bresl. 1860).

Leuthold, Heinrich, deutscher Dichter, geb. 9. Aug. 1827 zu Wetzikon im Kanton Zürich, gest. 1. Juli 1879 in der Heilanstalt Burghölzli bei Zürich, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, begab sich aber, da er in seiner Heimat keine Anstellung fand, nach München, wo er sich eng an Geibel und dessen Kreis anschloß. Er machte sich bekannt durch Beiträge zum »Münchener Dichterbuch« und durch Übersetzungen französischer Dichter, die er gemeinsam mit Geibel (»Fünf Bücher französischer Lyrik«, Stuttg. 1862) herausgab, erregte aber die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erst durch seine »Gedichte« (Frauenf. 1879, 3. vermehrte Aufl. 1884), die ihn als einen bedeutenden Lyriker von tiefer Empfindung und seltener Formvollendung zeigten. Sie erschienen, von Freundeshand (Jakob Bächtold und Gottfried Keller) besorgt, als der Dichter bereits dem hoffnungslosen Wahnsinn verfallen war. Vgl. Ernst, Heinrich L., ein Dichterporträt (2. Aufl., Hamb. 1893).

Leutkirch, Oberamtsstadt im württemb. Donaukreis, an der Eschach, Knotenpunkt der Linien Herbertingen-Isny und L.-Memmingen der Württembergischen Staatsbahn, 654 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste junge Mädchen, ein Amtsgericht, elektrische Straßenbeleuchtung, eine Maschinenfabrik, Ölmühle, Holz-, Frucht- und Viehhandel, große Märkte und (1890) 3159 Einw., davon 1377 Evangelische und 5 Juden. — L., ehedem freie Reichsstadt, fiel 1802 an Bayern, 1810 an Württemberg. Der umliegende Landstrich heißt die Leutkircher Heide, deren Bewohner früher ebenfalls unmittelbare Reichsbürger waren. Vgl. Roth, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt L. (Leutk. 1873, 2 Bde.).

Leutnant (franz. lieutenant, v. ital. luogotenente, »Stellvertreter«, abgeleitet), im Mittelalter der vom Hauptmann gewählte Stellvertreter desselben. L. des Königs (lieutenant du roi) hieß in Frankreich der Statthalter, als Stellvertreter des Königs. Lieutenant civil, Titel des stellvertretenden Ziviloberrichters von Paris (du Châtelet); lieutenant criminel, Kriminalrichter; lieutenant du prévôt de Paris, Stellvertreter des obersten Kriminalrichters von Paris, mit der ungefähren Funktion des heutigen Polizeipräfekten. Lieutenant des maréchaux de France, ehemals Titel des Vorsitzenden des militärischen Ehrengerichts. Lieutenant de louveterie (L. des Wolfsjägermeisters), Titel derjenigen, die gegen die Erlangung eines ausgedehntern Jagdrechts die Verpflichtung übernommen hatten, das zur Wolfsjagd erforderliche Gerät auf eigne Kosten anzuschaffen und zu unterhalten. Lord-Lieutenant (spr. leftěnnent, »Lord-Statthalter«) ist in England der Titel des obersten Verwaltungsbeamten und Milizkommandanten einer Grafschaft sowie des Statthalters (Vizekönigs) von Irland. — In den spätern Offizierkorps rangierte der L. wie jetzt nach dem Hauptmann oder Rittmeister. 1672 erhielt in Frankreich jede Kompanie noch einen Sekond- oder Sousleutnant, was die andern Heere nachahmten. In der deutschen Armee steht bei jeder Kompanie, bez. Eskadron ein Premier- und mehrere Sekondleutnants. Die Marine besitzt »Leutnants zur See« (entsprechend dem Range des Premierleutnants der Landarmee) und »Unterleutnants zur See«.

Leuto, einmastige Küsten- und Fischerfahrzeuge mit lateinischen Segeln, welche in der Adria vorzugsweise dem Sardellenfang dienen.

Leutpriester, soviel wie Weltgeistlicher.

Leutschau (ungar. Löcse, spr. lötsche), königliche Freistadt und Sitz des ungar. Komitats Zips, an der Bahnlinie Igló-L. Die auf einer Anhöhe am Fuße des Kalvarienberges (1245 unter Bela IV.) erbaute Stadt ist zum Teil noch befestigt, hat drei römisch-kath. Kirchen (darunter die mitten auf dem Hauptplatz stehende, aus dem 13. Jahrh. stammende St. Jakobspfarrkirche), eine evang. Kirche, ein Minoritenkloster, ein altertümliches Rathaus, ein Theater und eine Promenade mit einem Honvéddenkmal (zum Andenken an die 1849 in der Schlacht von Branyiszko Gefallenen). L. zählt (1890) 6318 slowakische, deutsche und magyar. Einwohner (Römisch-Katholische und Evangelische), die Gewerbe sowie Getreide- und Obstbau betreiben, ist Sitz eines Gerichtshofs und einer Finanzdirektion u. hat ein kath. Obergymnasium, eine Staats-Oberrealschule, eine höhere Mädchenschule und eine Kaltwasserheilanstalt.

Leutstetten, Dorf im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt München, an der Würm, hat eine kath. Kirche, ein altertümliches Schloß (des Prinzen Ludwig von Bayern), den Petersbrunnen, eine kalte, erdigalkalische Mineralquelle, und (1890) 288 Einw.

Leutwein, Theodor, Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, geb. 9. Mai 1849 zu Strümpfelbronn in Baden, trat 1868 in das damalige 5. badische Infanterieregiment, wurde 1869 Leutnant, 1877 Premierleutnant, 1885 Hauptmann und trat, nachdem er eine Zeitlang als Lehrer an den Kriegsschulen in Neiße und Hersfeld thätig gewesen, 1891

als Kompaniechef in das 46. Infanterieregiment. 1893 zum Major befördert, wurde er noch in demselben Jahre zur Dienstleistung beim Auswärtigen Amt kommandiert. Im November 1893 begab er sich nach Südwestafrika, mit dem Auftrage, die dortige Lage zu prüfen, da es dem Major v. François nicht gelungen war, den Hauptführer der unruhigen Hottentottenstämme, Hendrik Witboi, zur Botmäßigkeit zu zwingen. Zunächst unterwarf L. die Khauas-Hottentoten, deren Häuptling, Andries Lambert, wegen mehrerer Verbrechen kriegsrechtlich erschossen wurde, und die Franzmanns-Hottentoten des Häuptlings Simon Kooper. Dann ging L. mit der Schutztruppe gegen Witboi vor, den er bald so in die Enge trieb, daß sich Witboi freiwillig zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit verstand. Er wurde in seinem Stammsitz Gibeon angesiedelt, da L. es für politisch richtiger hielt, ihn nicht zu vernichten, sondern sich seiner zur Erreichung weiterer Zwecke zu bedienen. Witboi hat denn auch seitdem als Unterhändler wichtige Dienste geleistet. Durch Errichtung neuer Stationen, auf die kleine Truppenabteilungen verteilt wurden, gelang es L., im ganzen Lande die deutsche Oberhoheit zur Anerkennung zu bringen. Anfang 1895 wurde er definitiv zum Kommandeur der Schutztruppe und zum Landeshauptmann ernannt.

Leutze, Emanuel, Maler, geb. 24. Mai 1816 in Schwäbisch-Gmünd, gest. 18. Juli 1868 in Washington, kam als Kind mit seinen Eltern nach Philadelphia, wo er die erste künstlerische Anleitung durch den Porträtmaler J. A. Smith erhielt, und ging 1841 nach Düsseldorf, wo er sich bei Lessing weiterbildete. Sein erstes Bild: Columbus vor dem Hohen Rat in Salamanca, fand großen Beifall, geringern das folgende: Columbus' dritte Rückkehr aus Amerika (1842). 1842 ging er nach München und von dort nach Venedig und Rom. Hier malte er: die erste Landung der Normannen in Amerika und Columbus an der Pforte des Klosters La Rabida. 1845 kehrte er nach Düsseldorf zurück, wo John Knox, der Maria Stuart eine Strafpredigt haltend, Sir Walter Raleigh und Königin Elisabeth auf dem Spaziergang (1845), englische Bilderstürmer, Torquemada bestimmt König Ferdinand, die Gesandtschaft der Juden abzuweisen (1846), Heinrich VIII. mit Anna Boleyn im Park, Columbus' festlicher Empfang bei Hof nach der Rückkehr aus Amerika, ein Puritaner, seine Tochter vor einem Madonnenbild überraschend (1847), die Erstürmung des letzten Tempels bei der Eroberung Mexikos durch Ferdinand Cortez (1848) und Karl I., das Todesurteil Straffords unterzeichnend (1849), entstanden. Doch übertraf er diese Bilder durch sein Hauptwerk: Washingtons Übergang über den Delaware 26. Dez. 1776 (1850—51, in der Kunsthalle zu Bremen). Ein zweites Exemplar kam nach Nordamerika. Das Bild wurde durch Stich, Lithographie ꝛc. vervielfältigt und machte Leutzes Namen populär. Er vermochte jedoch in seinen spätern Bildern diesen Ruf nicht aufrecht zu erhalten. Er war lange Zeit Präsident des Vereins Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und gab 1848 den Anlaß zur Stiftung des Künstlervereins »Malkasten« sowie 1856 zur Begründung der »Deutschen Kunstgenossenschaft«. Von seinen spätern Bildern sind zu nennen: Washington bei Monmouth (1852—54); die Abfahrt des Columbus nach Amerika; die Rose der Alhambra, nach J. Irving; Cromwells Besuch bei Milton; Karls II. letzte Soiree (1856); die Niederlage des englischen Generals Braddok. 1859 siedelte er nach Amerika über, wo er die Sitzungssäle des Kongresses und des Senats im Kapitol zu Washington mit historischen Wandgemälden schmücken sollte. Er hat nur eins davon, das Vordringen der Zivilisation nach Westen, vollendet. Von seinen dort entstandenen Staffeleibildern sind zu nennen: das Mädchen von Saragossa (1860); die Besitzergreifung von Maryland durch Leonard Calvart (1861); Elisabeth von England im Gefängnis, vom Bischof Cranmer besucht (1862); Auswanderer, von Indianern bedroht; Auszug der Mauren aus der Alhambra. Zu einem zweiten großen Wandbild im Kapitol zu Washington, die Aufhebung der Sklaverei, vollendete er noch den Karton. L. verfügte über ein glückliches Kompositionstalent und ein bedeutendes Individualisierungsvermögen; doch leiden seine Werke durch flüchtige Ausführung in Zeichnung und Kolorit. Bei der Wertschätzung seiner Bilder kam bei seinen Lebzeiten mehr das stoffliche als das künstlerische Interesse in Betracht.

Leutzsch, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Leipzig, Knotenpunkt der Linien Leipzig-Zeitz und Korbetha-Leipzig der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche und (1890) 2503 Einw.

Leuven (spr. löfen), niederländ. Name der Stadt Löwen.

Leuwarden (spr. lö-), soviel wie Leeuwarden.

Leuze (spr. löſ'), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Tournai, rechts an der Dender, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Jurbise-Tournai und Gent-St.-Ghislain, mit Strumpfwirkerei, Woll- und Leinweberei, Färberei, Staats-Knabenmittelschule, bischöflichem Collège und (1890) 5837 Einw. Hier 18. Sept. 1691 Sieg der Franzosen unter dem Marschall von Luxemburg über die Alliierten.

Lév., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Joseph Henri Léveillé (spr. lewäjé), geb. 28. Mai 1796 in Crux-la-Ville, gest. 3. Febr. 1870 als Arzt in Paris, schrieb: »Iconographie des champignons de Paulet« (Par. 1855, mit 217 Tafeln).

Léva (spr. lēwa, Lewenz), Stadt im ungar. Komitat Bars, Endstation der Bahnlinie Gran-Náná-L., mit Schloß, Piaristenkloster, Weinbau, Untergymnasium, Lehrerpräparandie, Bezirksgericht und (1890) 7400 meist magyar. (römisch-katholischen und reformierten) Einwohnern. Hier Sieg der Kaiserlichen unter dem Grafen Souches über die Türken 19. Juli 1664.

Leva, Giuseppe de, ital. Geschichtschreiber, geb. 1821 zu Zara in Dalmatien, studierte in Wien und Padua die Rechte und Philosophie und wurde Professor in Padua. Er schrieb: »Della vita e delle opere del cardinal G. Contarini«; »Di Giulio della Rovere da Milano«; »Giovanni Grimani, patriarca di Aquileia« (1881) u. a. Sein Hauptwerk ist die von der Akademie der Lincei preisgekrönte »Storia documentata di Carlo V in correlazione all' Italia« (Venedig 1863—81, 4 Bde.).

Levade (spr. löwād', v. franz. lever), in der Reitkunst die schulgerechte Hebung der Vorderfüße des Pferdes (s. »Reitkunst« mit Tafel, Fig. 6).

Levadia, Stadt, s. Livadia 1).

Levaill. (auch *Vaill.*), bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Fr. Levaillant (s. d.).

Levaillant (spr. löwajáng), François, Reisender und Ornitholog, geb. 1753 in Paramaribo im holländischen Guayana von französischen Eltern, gest. 22. Nov. 1824 bei Sézanne in der Champagne, kam 1763 nach Europa u. bereiste 1780—85 vom Kap aus

das Innere Afrikas. Er schrieb: »Voyage dans l'intérieur de l'Afrique« (1790, 2. Aufl. 1798); »Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique« (1796, 2. Aufl. 1803), die (beide neu hrsg. von Orse, 1855, 2 Bde.) von Forster ins Deutsche übersetzt wurden (Berl. 1790—99); ferner »Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique« (1796—1812, 6 Bde.); »Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes« (1801—1804); »Histoire naturelle des Cotingas et des Todiers« (1804); »Histoire naturelle des Perroquets« (1801—1805, 2 Bde.); »Histoire naturelle des oiseaux de paradis« (1803—16) und »Histoire naturelle des Calaos« (1804).

Levallois (spr. löwallŭá), Jules, franz. Schriftsteller, geb. 18. Mai 1829 in Rouen, kam 1850 nach Paris, wo er 1855 Sekretär Sainte-Beuves wurde, welchem er besonders bei der Umarbeitung seiner »Geschichte des Port-Royal« behilflich war. Selbständig gab er heraus: »Critique militante«, philosophisch-litterarische Studien (1862); »Sainte-Beuve« (1872); »Corneille inconnu« (von der Akademie gekrönt, 1876). Mit Streckeisen-Moultou veröffentlichte er unter dem Titel: »J. J. Rousseau, ses amis et ses ennemis« (1865, 2 Bde.) eine Sammlung bisher unbekannter, an den Genfer Philosophen gerichteter Briefe.

Levallois-Perret (spr. löwallŭá-perrä), Vorort im NW. von Paris, im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, zwischen der Ringmauer und dem rechten Seineufer an der Westbahn gelegen, mit der Stadt durch eine Straßenbahn verbunden, hat zahlreiche Erziehungsanstalten, mehrere Spitäler, Fabriken für Eisenkonstruktion, chemische Produkte etc. und (1891) 39,857 Einw.

Levāna, altröm. Göttin, welche die neugebornen Kinder von der Erde aufhebt, Personifikation der Sitte, daß der Vater sein vor ihm auf die Erde gelegtes neugebornes Kind aufhob und als solches anerkannte. Nach ihr benannte Jean Paul sein bekanntes Buch über die Erziehung.

Levanna, La, Bergmassiv der Grajischen Alpen, an der Grenze von Italien und Frankreich (Depart. Savoyen), erreicht in der L. Centrale 3640 m.

Levant, Ile du (spr. il' dü löwäng), eine der Hyèrischen Inseln (s. d.).

Levante (ital., »Morgenland«), im allgemeinen die Europa zunächst gelegenen Teile Westasiens nebst der Türkei, Griechenland und Ägypten; im engern Sinne die asiatischen Küstenregionen am Mittelmeer. Levantiner nennt man die in der L. (im engern Sinn) gebornen u. erzogenen Abkömmlinge der Europäer, namentlich wenn sie von orientalischen Müttern abstammen. Da sie in der Regel die orientalischen und europäischen Sprachen gleich geläufig sprechen und mit den Verhältnissen des Orients genau vertraut sind, spielen sie in den Handelsstädten der Türkei als Kaufleute und Vermittler zwischen dem Orient und Europa eine große Rolle, geben aber auch wegen ihrer geringen Zuverlässigkeit und zweifelhaften Moralität häufig Anlaß zu Klagen.

Levantine (franz., spr. -wangtīn'), vierbindig geköperter, früher aus der Levante eingeführter Seidenstoff, kommt schwarz und in allen Modefarben, auch gemustert vor, dient zu Damenkleidern, Mänteln, Unterfutter etc. Auch ein Köpergewebe mit baumwollener Kette und zu drei Vierteln freiliegendem seidenen Einschlag.

Levantiner, s. Levante.

Levantiner Thaler, s. Mariatheresienthaler.

Levanzo (das Phorbantia der Alten), eine der Ägatischen Inseln (s. d.), ist 6 qkm groß, gebirgig (bis 278 m ü. M.), aber fruchtbar an Getreide, Wein, Obst, Öl, hat einen Leuchtturm und (1881) 231 Einw.

Levasseur (spr. löwassör), Emile, franz. Nationalökonom und Statistiker, geb. 8. Dez. 1828 in Paris, studierte am Collège Bourbon, war 1852—54 Professor am Lyceum zu Alençon, dann zu Besançon, seit 1856 zu Paris am Lycée St.-Louis und seit 1872 daselbst am Collège de France. 1868 wurde er zum Mitglied der Akademie gewählt. Er nahm lebhaften Anteil an den internationalen Kongressen für Statistik und Geographie und ist Mitbegründer der französischen Handelsgeographischen Gesellschaft. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Recherches historiques sur le système de Law« (1854); »De pecuniis publicis apud Romanos« (1854); »La question de l'or« (1858); »Histoire des classes ouvrières en France depuis la conquête de Jules César jusqu'à la Révolution« (1859, 2 Bde., mit der Fortsetzung: »Classes ouvrières depuis 1789«, 1867, 2 Bde.); »La France industrielle en 1789« (1865); »Précis d'économie politique« (5. Aufl. 1891); »La population française. Histoire de la population avant 1789 et démographie de la France comparée à celle des autres nations au XIX. siècle« (1889—1891, 3 Bde.), ein bedeutendes Werk; »La France et ses colonies« (neue Ausg. 1893, 3 Bde.); »Les Alpes et les grands ascensions« (1889). Außerdem veröffentlichte er eine ansehnliche Reihe geographischer Lehrbücher. Seit 1894 erscheint unter seiner Leitung das »Lexique géographique du monde entier« (mit Barbier und Anthoine).

Levatoren (lat.), Hebemuskeln.

Levay, Joseph, ungar. Dichter, geb. 18. Nov. 1825 in Sajo Szent-Peter im Borsoder Komitat, studierte Rechtswissenschaft in Kesmark, wurde 1848 mit der Leitung der amtlichen Zeitung betraut, die er während der Dauer der Revolution führte, erhielt 1852 eine Professur am Lyceum zu Miskolcz und 1865 das Advokatendiplom. L., seit 1862 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft und seit 1863 auch der ungarischen Akademie, ist ein vortrefflicher volkstümlicher Lyriker, ein guter Kritiker und Redner. Außer zerstreuten Abhandlungen, Lobreden auf Kazinczy, Palóczy, Deák u. a., Übersetzungen Shakespearescher Stücke (in der Kisfaludy-Ausgabe) und Burnsscher Gedichte veröffentlichte er die Gedichtsammlungen: »Lieder der Erinnerung« (1850), »Gedichte« (1852), »Neue Gedichte« (1856). Seine »Sämtlichen Gedichte« erschienen Budapest 1881, 2 Bde.

Levée (franz., spr. löwe'), Aufhebung; Aushebung (von Soldaten etc.); l. en masse, allgemeines Aufgebot (s. d.), Landsturm. L. auch soviel wie Einsammlung (von Feldfrüchten etc.); im Kartenspiel, besonders im Whistspiel, soviel wie Stich.

Léveillé, Joseph Henri, s. *Lév.*

Levellers (engl., auch Levelers, beides spr. lĕwwelers, »Gleichmacher«), religiös-polit. Sekte in England, ging aus den Independenten hervor und war um 1647 besonders in der Armee Cromwells verbreitet. Sie forderte Durchführung der Volkssouveränität, vollkommene Gleichheit aller vor dem Gesetz und für den Einzelnen unbedingte Gewissens- und Kultusfreiheit. Von Cromwell als staatsgefährlich verfolgt, riefen sie die Verschwörung gegen ihn 1658 hervor. Sie verschwanden mit der Restauration. Vgl. Wein-

garten, Die Revolutionskirchen Englands (Leipz. 1868). L. ist auch der Name einer der ältern Geheimbünde in Irland (s. White boys).

Leven (Loch L., spr. loch líwen), kleiner See in der schott. Grafschaft Kinroß, mit dem Schloß auf einer Felseninsel, worin Maria Stuart 1567 gezwungen ward, dem Thron zu entsagen.

Levensau, drei Gehöfte im preuß. Regbez. Schleswig, am Nordostseekanal und an der Eisenbahn Kiel-Flensburg, wovon zwei im Kreis Eckernförde liegen, eins zum Landkreis Kiel gehört. Hier die im Herbst 1894 eröffnete großartige Brücke über den Nordostseekanal im Zuge der Eisenbahnlinie Kiel-Flensburg, die bei einer Höhe von 42 m über dem Wasserspiegel und einer Spannweite von 165 m den größten Seeschiffen die Durchfahrt gestattet.

Levenshulme (spr. líwenshjúm), Flecken in Lancashire (England), 5 km südöstlich von Manchester, mit (1891) 5506 Einw.

Leventina, Valle, s. Livinen.

Lever (franz., spr. löwē, das »Aufstehen«), Morgenaufwartung bei einem Fürsten.

Lever (spr. líwer), Charles James, irischer Romanschriftsteller, geb. 31. Aug. 1806 in Dublin, gest. 1. Juni 1872 in Triest, studierte Medizin in Cambridge und Göttingen und ward dann der Gesandtschaft in Brüssel als Arzt beigegeben. Hier schrieb er seine ersten Romane: »Confessions of Harry Lorrequer« und »Charles O'Malley« (1841), ausgezeichnete, mit sprudelndem Humor entworfene Gemälde des irischen Lebens und Charakters, welche ihm allseitige Anerkennung verschafften. In rascher Folge erschienen: »Arthur O'Leary« (1844, 3 Bde.); »Jack Hinton, the guardsman« (1844); »Tom Burke of Ours« (1844, 2 Bde.); »St. Patrick's Eve« (1845); »The O'Donoghue« (1845); »Roland Cashel« (1850); »The Daltons, or three roads in life« (1852, 2 Bde.); »The Dodd family abroad« (1854); »The fortunes of Glencore« (1857, 3 Bde.); »Davenport Dunn« (1859); »Barrington« (1863); »Luttrell of Arran« (1865); »Sir Brook Fossbrooke« (1866, 3 Bde.); »The Bramleigh of Bishop's Folly« (1868, 3 Bde.); »Lord Kilgobbin« (1872, 3 Bde.) u. a. L. wurde 1858 zum Vizekonsul in Spezzia ernannt und 1867 nach Triest versetzt. Seine Werke erschienen mehrfach gesammelt und meist auch in deutscher Übersetzung. Vgl. Fitzpatrick, Life of Charles L. (2. Aufl., Lond. 1884).

Lever de rideau (spr. löwē dō ridō, »Vorhangsaufzug«), französische, auch in der deutschen Theatersprache übliche Bezeichnung für ein einaktiges Schau- oder Lustspiel, das zur Eröffnung des Theaterabends der Aufführung eines größern Stückes voraufgeht.

Levern, Flecken im preuß. Regbez. Minden, Kreis Lübbecke, hat eine evang. Kirche, eine Schwefelquelle mit Bad, Ackerbau, Viehzucht und (1890) 1144 meist evang. Einw.

Leverrier (spr. löwerrjē), Urbain Jean Joseph, Astronom, geb. 11. März 1811 in St.-Lô (Depart. La Manche), gest. 23. Sept. 1877 in Paris, besuchte die polytechnische Schule zu Paris, wurde dann Chemiker und 1833 Ingenieur bei der Tabaksverwaltung, später Lehrer am Collège Stanislas und Repetent an der polytechnischen Schule, wandte sich dann astronomischen Studien zu und veröffentlichte bereits 1839 seine Untersuchungen über die säkularen Störungen der Planetenbahnen. Sodann begann er die Untersuchung der Merkurbewegung und der Uranusbewegung, die ihn 1846 zu dem Resultat führte, daß jenseit vom Uranus noch ein Planet vorhanden sein müsse, der auf den Uranus störend einwirke, und bestimmte auch den Ort dieses Planeten, den dann Galle 23. Sept. 1846 nahe der bezeichneten Stelle auffand (vgl. Neptun). L. ward 1846 Professor der Mécanique céleste bei der Faculté des sciences und Mitglied der Akademie und des Bureau des longitudes, 1849 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung, 1852 Senator und 1854 Direktor der Sternwarte, welche Stellung er bis zu seinem Tode innehatte, mit Ausnahme von 1870—72, wo er infolge Streitigkeiten mit dem Personal der Sternwarte seiner Stellung enthoben war. Die Leistungen Leverriers in der Theorie der planetarischen Bewegungen stehen einzig da; für alle große Planeten veröffentlichte er genaue Tafeln ihrer Bewegungen in den Bänden 4—14 der »Annalen der Pariser Sternwarte«, die noch heute die Grundlage unsrer Rechnungen liefern.

Levertin, Oskar, schwed. Dichter, geb. 1862 in Stockholm, seit 1889 Dozent an der Universität Upsala, gehörte erst der realistischen Schule an und schrieb während dieser Zeit einige Novellen, die jedoch sein im Grunde durchaus romantisches Naturell nicht treu wiedergeben. Mit seinen Gedichten (»Legender och Visor«, 1891, und »Nya Dikter«, 1894) hat er auch mit der realistischen Richtung definitiv gebrochen und ist jetzt vielleicht der erste unter den jungen Lyrikern Schwedens, ausgezeichnet durch die mystische Glut und die gefühlswarme Innigkeit seiner Gedichte. Durch sein Werk: »Gustaf III som dramatisk författare« (»Gustav III. als Dramatiker«, 1894) hat er sich auch als ein feiner und gründlicher Kenner der Litteratur des 18. Jahrh. bewährt.

Lévesque (spr. lewäk'), Pierre Charles, franz. Geschichtschreiber, geb. 28. März 1736 in Paris, gest. daselbst 12 Mai 1812, war erst Kupferstecher, besuchte hierauf noch das Collège Mazarin und ward 1773 durch Diderots Empfehlung an die Kaiserin Katharina II. Professor der schönen Wissenschaften an der Kadettenschule in Petersburg. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1780) schrieb er: »Histoire de Russie« (1782, 7 Bde.; neue Aufl. 1800, 8 Bde.; 4. Aufl. 1812), ward Mitglied der Akademie der Inschriften und Professor am Collège Royal. Außer vielen Beiträgen zu den Memoiren des Instituts und mehreren populär-philosophischen Werken schrieb er noch: »La France sous les cinq premiers Valois« (1787, 4 Bde.), »Histoire critique de la république romaine« (1807, 3 Bde.) und »Études de l'histoire ancienne et de l'histoire de la Grèce« (1811, 5 Bde.) und lieferte eine Übersetzung des Thukydides (1795—97, 4 Bde.).

Levetzow, 1) Ulrike, Freifräulein von, bekannt durch ihre Beziehungen zu Goethe, geb. 4. Febr. 1804 in Leipzig, lebt als Ehrenstiftsdame »zum Heiligen Grab« auf ihrem Gut Triblitz unfern Leitmeritz in Böhmen. In Marienbad und Karlsbad, wo sie 1822 und 1823 in Begleitung ihrer Mutter verweilte, traf der 73jährige Goethe mit ihr zusammen und faßte zu ihr eine leidenschaftliche Neigung, welche Veranlassung zu der berühmten »Trilogie der Leidenschaft« gab. Vgl. G. v. Loeper im 8. Bande des »Goethe-Jahrbuchs« (1887).

2) Albert Erdmann Karl Gerhard von, deutscher Politiker, geb. 12. Sept. 1828 in Gossow bei Königsberg in der Neumark, studierte in Berlin, Heidelberg und Halle die Rechte, unternahm sodann größere Reisen und trat 1856 als Regierungsassessor

in den preußischen Staatsverwaltungsdienst ein. 1860 schied er wieder aus, um sich der Bewirtschaftung seines Guts Gossow zu widmen, war außerdem Kreisdeputierter, befehligte 1866 eine Landwehrschwadron im Kriege gegen Österreich, wurde 1867 Landrat seines heimatlichen Kreises Königsberg i. d. N. und 1876 Landesdirektor der Provinz Brandenburg. Auch ist er Mitglied des brandenburgischen Provinzial- und des neumärkischen Kommunallandtags sowie des Staatsrats und seit 1890 des Herrenhauses und präsidierte 1880 u. 1881 der brandenburgischen Provinzialsynode. 1867—71, 1877—84 und seit 1887 Mitglied des Reichstags, schloß er sich der deutsch-konservativen Partei an und war 1881—84 sowie von 1888—95 erster Präsident desselben. Die Ablehnung seines Antrags, Bismarck zu seinem 80. Geburtstag im Namen des Reichstags zu beglückwünschen, bewog ihn 23. März 1895 zum Rücktritt, der wegen seines großen Geschicks als Präsident sehr bedauert wurde.

Levetzowscher Kulturtopf, s. Blumentöpfe.

Lévezougebirge (spr. lew'su-), s. Cevennen.

Levi (hebr., »Anhänglichkeit«), der dritte Sohn des Jakob, von der Lea, bekannt durch die Grausamkeit, mit welcher er und sein Bruder Simeon die Verführung seiner Schwester Dina an den Sichemiten rächten. Jakob tadelte noch auf dem Sterbebett diese That seiner Söhne. L. starb 137 Jahre alt und hinterließ drei Söhne: Gerson, Kehat (Ahn Moses' und Aarons) und Merari. S. Leviten.

Levi, 1) Leone, engl. Statistiker und Nationalökonom, geb. 6. Juli 1821 in Ancona, gest. 7. Mai 1888 in London. 1844 siedelte er nach Liverpool über, wo er 1847 naturalisiert wurde. Auf seine Anregung wurde daselbst 1849 eine Handelskammer errichtet. 1852 ward er zum Professor der Handelspraxis am King's College in London ernannt, 1859 ward er Barrister in Lincoln's Inn, 1861 ernannte ihn die Universität Tübingen zum Doktor. Er veröffentlichte: »Commercial law of the world« (1850—52, 4 Bde.; 2. Aufl. 1863 u. d. T.: »International commercial law«), in welchem Werk er eine internationale Handelsgesetzgebung befürwortete u. wenigstens erreichte, daß in England die merkantilen Gesetze eine größere Vereinfachung in einzelnen Punkten erfuhren; ferner »On taxation, how it is raised and how it is expended« (1860); »Wages and earnings of the working classes« (1867); »History of British commerce and of the economic progress of the British nation 1763—1878« (1879); »War and its consequences etc.« (1881); »Wages of the working classes. Report to Sir A. Bass« (1885) und »International law, with material for a code« (1887).

2) Hermann, Dirigent, geb. 7. Nov. 1839 in Gießen, erhielt seine musikalische Ausbildung durch Vinzenz Lachner in Mannheim und am Leipziger Konservatorium, wirkte sodann als Musikdirektor in Saarbrücken (1859—61), an der deutschen Oper in Rotterdam (bis 1864), als Hofkapellmeister in Karlsruhe (bis 1872) und ist seitdem Hoftheaterkapellmeister zu München. L. ist einer der hervorragendsten Dirigenten der Werke Wagners und leitete unter anderm die erste Aufführung des »Parsifal« 1882 in Bayreuth.

Leviăthan, im Buch Hiob (Kap. 40, 25 ff.) erwähntes Tier, wahrscheinlich das Krokodil, in der talmudischen Sage der Fisch, den die Auserwählten im Paradies essen werden, und aus dessen Haut ihnen ein Zelt bereitet wird; auch Name eines Riesendampfschiffs, einer Wollwaschmaschine (s. Wolle) ꝛc.

Leviăthan, das von Lord Rosse 1845 erbaute und zu Parsonstown in Irland aufgestellte Riesenspiegelteleskop von 6 Fuß Öffnung und 55 Fuß Brennweite, zur Zeit noch das größte Fernrohr seiner Art.

Levi ben Gerson (Leon de Bannolas, Gersonides), jüd. Religionsphilosoph u. Schrifterklärer, geb. um 1288 in Arles, gest. 1344, Sohn des naturkundigen Gerson ben Salomo, machte sich besonders durch Weiterbau der von Maimonides gegebenen Grundlagen verdient in dem Werk »Milchamot adonai« (1560; neue Ausg., Leipz. 1866) und schrieb auch Kommentare zu biblischen Büchern. Vgl. Joel, L. als Religionsphilosoph (Bresl. 1862).

Levico, Stadt in Südtirol, Bezirksh. Borgo, 520 m ü. M., im obern Val Sugana, an der Eisenbahn Trient-Borgo-Tezze, Sitz eines Bezirksgerichts, hat Mineralquellen (Trinkquelle mit 0,3 schwefelsaurem Eisenoxydul und 0,009 arseniger Säure in 1 Lit., und eine starke Badequelle, welche außer Eisen und Arsen auch Kupfer enthält), eine neue Badeanstalt, Seidenfilanden und (1890) 3988 (als Gemeinde 5651) ital. Einwohner. Man benutzt die Trinkquelle gegen Blutarmut, Bleichsucht und Nervenleiden, die Badequelle besonders gegen Hysterie. Eine zweite Badeanstalt befindet sich in dem nördlich am Monte Fronte nahe dem Ursprung der Quellen gelegenen Vetriolo (1490 m ü. M.). 1893 war L. von 2150, Vetriolo von 753 Kurgästen besucht. Das Wasser wird auch viel versendet. Östlich von L. stehen die Ruinen des Schlosses Selva, westlich liegt der 100 Hektar große Levicosee und von demselben durch einen schmalen Höhenzug getrennt der See von Caldonazzo (s. d.). Vgl. Massarellos, Das Bad L. (2. Aufl., Münch. 1885).

Levien, Ilse, Schriftstellerin, s. Frapan.

Levieren (franz.), erheben (besonders Protest); auch soviel wie kündigen.

Leviratsehe, Ehe mit dem Levir oder des Mannes Bruder bei Israeliten und andern orientalischen Völkern (nach 5. Mos. 25, 5). Moses verordnete, daß die L. nur in dem Fall stattfinden sollte, wenn der älteste Bruder ohne männliche Nachkommen starb, daß unter den in der L. erzeugten Kindern nur der erstgeborne Sohn dem verstorbenen Bruder zugerechnet werden und ihn beerben, die übrigen Kinder aber dem eigentlichen Vater zugehören sollten. Verweigerte der Schwager die Ehe, so ward die Dispensation durch eine gerichtliche Formel (chaliza) perfekt. Die Bruderswitwe zog in Gegenwart der Ältesten dem Schwager vor Gericht den Schuh aus, spie vor ihm aus und rief: »So geschehe dem Mann, der nicht das Haus seines Bruders aufbauen will« (5. Mos. 25, 9). Nach späterer rabbinischer Bestimmung und heute geltendem Gebrauch darf die L. nicht mehr vollzogen werden, der Schwager wird stets seiner Pflicht durch die Chaliza (Schuhausziehen) entbunden. Vgl. Redslob, Die L. bei den Hebräern (Leipz. 1836).

Levirostres, s. Leichtschnäbler.

Lévis, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft in der kanadischen Provinz Quebec, am St. Lawrence, Quebec gegenüber, Ausgangspunkt von drei Bahnen, mit lebhaftem Handel und (1891) 7301 Einw. Die altertümlich gebaute Stadt ist jetzt in die Befestigungen Quebecs hineingezogen worden.

Levis notae macŭla (lat.), soviel wie Anrüchigkeit (s. Infamie).

Levisticum *Koch* (Liebstöckel, verstümmelt aus Ligusticum), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der einzigen Art L. officinale *Koch*

(Badekraut, Saukraut, Leberstockkraut), auf den Gebirgen Mittel- und Südeuropas, ausdauernd, wird von den Landleuten in den Gärten bis ziemlich weit gegen Norden gezogen und findet sich hier und da verwildert. Der Stengel ist bis 2 m hoch, kahl, gelblichgrün, mit doppelt gefiederten Blättern, verkehrt eiförmigen Blättchen, vielblätterigen Hüllen und Hüllchen, gelben Blüten und länglich eiförmiger Frucht. Alle Teile riechen und schmecken stark gewürzhaft. Die hell braungraue, sehr weiche Wurzel riecht stark balsamisch, schmeckt bitterlich, zugleich etwas süßlich und enthält ätherisches Öl, Harz, Zucker ꝛc. Sie wird bisweilen als harntreibendes Mittel benutzt. Man führte den Liebstöckel im Mittelalter in den Arzneischatz ein, weil man ihn irrtümlich für das Ligusticum der Alten hielt. Karl d. Gr. befahl den Anbau in den kaiserlichen Gärten.

Levita, Elias (eigentlich Elia Levi ben Ascher, zubenannt Bachur), für die Verbreitung der hebräischen Sprachkunde unter den Christen äußerst einflußreicher hebr. Grammatiker, geb. 1465 in Neustadt a. d. Aisch, gest. 1549 in Venedig, lehrte seit 1504 in Padua, später in Venedig, seit 1512 in Rom, wo Kardinal Egidio di Viterbo sein Schüler und Gönner wurde, seit 1525 abermals in Venedig, seit 1540 in Isny und endlich wiederum in Venedig. Seine Hauptwerke sind: »Bachur«, eine hebräische Grammatik (1518); »Masoret Ha-Masoret« (über die Massora, 1538; deutsch von Semler, 1772); »Meturgeman«, ein Wörterbuch zum Targum (1541), und das unter dem Titel: »Tischbi« bekannte, 712 rabbinische Wörter erklärende Buch. Auch als Übersetzer (Psalmen, Märchenbuch u. a.) sowie als Korrektor grammatischer Schriften und Herausgeber (Wurzelwörterbuch des David Kimchi) war L. thätig. Vgl. Buber, Leben und Schriften des Elias Bachur (Leipz. 1850); Bacher in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 43, S. 206—272; J. Levi, Elia L. und seine Leistungen als Grammatiker (Bresl. 1888).

Leviten, die Söhne Levis (s. d.), mit Namen: Gerson, Kehat, Merari, sodann deren sämtliche Nachkommen. Im Pentateuch wird ihnen der Schutz des Heiligtums und der Opferdienst übertragen. Bei der Verteilung des Heiligen Landes durch Josua fällt den L. kein besonderer Länderbesitz zu, auch die ihnen zugedachten 48 Städte mit ihren Feldmarken erhielten sie nicht. Später warf ihnen die Beschäftigung mit dem Priesterdienst den Lebensunterhalt ab, der ihnen aber verkürzt wurde, als sie zu dem Stande von Tempeldienern bestimmt und ihre Pflichten und Rechte gesetzlich geordnet wurden. In der katholischen Kirche heißen L. die Kleriker, welche die den Gottesdienst verrichtenden Priester am Altar bedienen müssen. Ihre Bekleidung (Levitenkleid) ist die sogen. Dalmatika oder Tunicella. — Jemand den oder die L. lesen heißt in der Vulgärsprache soviel wie einen derben Verweis erteilen, mit Bezug auf das 3. Buch Mosis (Leviticus).

Leviticus (lat.), das dritte Buch Mosis, s. Pentateuch.

Levkas, Insel und Stadt, s. Leukas.

Levkoje, Pflanzengattung, s. Matthiola.

Levkosia (Nikósia), mit venezianischen Mauern umgebener Distriktshauptort auf Cypern, in der Mitte der Insel, Sitz des englischen High Commissioner und eines griechischen Erzbischofs, hat 14 Moscheen (darunter Aja Sofia, einst griechische Kathedrale), 10 griechische, eine katholische, eine armenische, eine protestant. Kirche, Karawanseraien und 23 Bazare, ein Serai (Residenz des Gouverneurs), ein Militärhospital, ein griechisches Priesterseminar, Fabriken in Seide, Leder und Baumwolle, Handel und (1891) 12,515 Einw. (zur Hälfte Griechen, deren Sprache überwiegt). Ausgeführt werden bedruckter Kattun, Seide, Veilchensirup, Pferdezäume und Lammfelle. Hauptstadt der Insel ist es seit der Zeit der Lusignans (1192—1489). Vgl. »Levkosia, the capital of Cyprus« (Lond. 1881).

Levold von Northof, mittelalterlicher Geschichtschreiber, geb. 21. Jan. 1278 in Westfalen aus ritterlichem Geschlecht, das im Dienste der Grafen von der Mark stand, gest. um 1360, besuchte die Schule zu Erfurt, machte dann Reisen nach Frankreich, trat in den geistlichen Stand und erhielt von seinem Gönner, dem Grafen Adolf von der Mark, der 1313 Bischof von Lüttich wurde, fette Pfründen, zuletzt auch die Abtei Viset, die ihm erlaubten, sich ganz seinen gelehrten Studien zu widmen. Er schrieb eine »Geschichte der Grafen von der Mark«, die bis 1347 reichte, nachträglich von L. noch bis 1358 und von andern bis 1390 fortgesetzt worden ist und auch die allgemeine deutsche Geschichte des 13. und 14. Jahrh. aus persönlicher Kenntnis und Anschauung ziemlich ausführlich behandelt. Sie wurde herausgegeben von Troß (»Chronica comitum de Marka«, Hamm 1859).

Levroux (spr. löwrū), Stadt im franz. Depart. Indre, Arrond. Châteauroux, hat eine Kirche aus dem 13. Jahrh., Schloßruinen, eine Handelsschule, Leder- und Pergamentfabrikation, Holz- u. Getreidehandel und (1891) 3237 (als Gemeinde 4203) Einw.

Levsina, Dorf in Griechenland, s. Eleusis.

Levuka, frühere Hauptstadt und wichtigster, seit 1881 durch die neue Hauptstadt Suwa überflügelter Handelsplatz der Fidschiinseln, auf der Ostküste der Insel Ovalau, mit gutem Hafen, Handelskammer, Bank, Hospital, Waisenhaus und deutschem Konsulat. L. ist Hauptsitz der katholischen Mission für den Archipel. Die Einfuhr betrug 1892: 72,915, die Ausfuhr 58,508 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr 5089 Ton. Vgl. Fidschiinseln.

Levulinblau, Mischung von Indulin mit Levulinsäure, wird im Zeugdruck benutzt.

Levulinsäure (β Acetylpropionsäure, γ Ketovaleriansäure) $CH_3.CO.CH_2.CH_2.COOH$ od. $C_5H_8O_3$ entsteht aus den Kohlehydraten, die sich in Zuckerarten von der Formel $C_6H_{12}O_6$ spalten lassen, durch Erhitzen mit verdünnter Salzsäure, am leichtesten aus Levulose. Sie bildet farblose Kristalle, ist in Wasser, Alkohol und Äther sehr leicht löslich, schmilzt bei 32,5°, siedet bei 239° unter Zersetzung, kann aber im luftleeren Raume destilliert werden, gibt mit Jodwasserstoffsäure und Phosphor bei 150° Valeriansäure, mit Natriumamalgam Oxyvaleriansäure, mit Phenylhydrazin Levulinsäurehydrazon $C_{11}H_{14}N_2O_2$ oder $C_5H_8O_2.N_2H.C_6H_5$, das beim Erhitzen ein unter dem Namen Antithermin als Fiebermittel benutztes Anhydrid $C_{11}H_{12}N_2O$ bildet. L. dient auch als Beizmittel beim Zeugdruck.

Levulose (Fruktose, Fruchtzucker, Schleimzucker, Linksfruchtzucker) $C_6H_{12}O_6$ oder $CH_2OH(CHOH)_3CO.CH_2OH$ findet sich neben Traubenzucker und Rohrzucker in den meisten süßen Früchten und andern Pflanzenteilen, auch im Honig, entsteht neben gleichviel Traubenzucker bei der Behandlung des Rohrzuckers mit Fermenten oder Säuren, auch bei anhaltendem Kochen der wässerigen Lösung

desselben. Der Rohrzucker geht hierbei in ein Gemisch gleicher Moleküle Traubenzucker und L. über, und aus diesem Invertzucker kann man die L. rein abscheiden. Sie entsteht auch (ausschließlich) bei anhaltendem Kochen von Inulin mit Wasser. L. ist farblos, nicht kristallisierbar, schmeckt so süß wie Rohrzucker, zerfließt an der Luft, ist schwerer löslich, gärt langsamer als Traubenzucker und dreht die Ebene des polarisierten Lichts nach links. Mit Phenylhydrazin bildet L. das Glukosazon, welches auch aus Traubenzucker entsteht. Bei Reduktion gibt sie Mannit und Sorbit, durch Oxydation Trioxybuttersäure und Glykolsäure, beim Kochen mit verdünnter Salzsäure Levulinsäure.

Levy, 1) Jakob, jüd. Gelehrter, geboren im Mai 1819 in Dobrzyze (Posen), gest. 1892, studierte in Breslau, wurde 1845 Rabbiner zu Rosenberg in Oberschlesien, 1850 Rabbinatsassessor in Breslau, 1871 Stiftsrabbiner eines Bet ha-midrasch (Lehrhaus) daselbst und 1875 zum königlichen Professor ernannt. Außer Arbeiten in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichte er zwei wertvolle Lexika: »Chaldäisches Wörterbuch über die Targumim« (Leipz. 1867—68, 2 Bde.) und »Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim« (mit Beiträgen von Fleischer, Leipz. 1876 ff., 4 Bde.).

2) Michel, franz. Buchhändler, geb. 20. Dez. 1821 zu Pfalzburg in Lothringen, gest. 4. Mai 1875 in Paris, wandte sich mit seinen beiden Brüdern frühzeitig nach Paris und begründete mit diesen 1836 eine Buchhandlung, welche sich in der Folge zu einem der bedeutendsten Verlagsgeschäfte ausdehnte. Für die schönwissenschaftliche moderne Litteratur Frankreichs wurde die Firma bald der Mittelpunkt, von dem z. B. die Werke der beiden Dumas, von George Sand, Balzac, A. de Vigny, Lamartine, Victor Hugo, Jules Janin, Oct. Feuillet, Theoph. Gautier, Edgar Quinet, Pierre Loti ꝛc. sowie von wissenschaftlichen Werken die historischen Schriften Guizots, Renans, Michelets u. a. ihren Ausgang nahmen. Auch die Bekanntschaft mit den bedeutendsten zeitgenössischen Schriftstellern des Auslandes (z. B. H. Heine, Thackeray, Macaulay, Conscience) verdankt das französische Publikum den Gebrüdern L. Nach Michels Tode ging das Geschäft in den Besitz seines Bruders Calman L. (geb. 19. Okt. 1819 in Pfalzburg) über, der schon seit 1844 Teilhaber gewesen war. Nach dessen Tode (18. Juni 1891) sind die gegenwärtigen Besitzer dessen Söhne Paul, Georges und Gaston L.

3) Maurice, Mathematiker und Ingenieur, geb. 28. Febr. 1838 zu Rappoltsweiler im Elsaß, besuchte die polytechnische Schule in Paris, wurde 1858 Zivilingenieur, 1875 Professor an der École centrale, 1885 Professor der analytischen und himmlischen Mechanik am Collège de France. Er arbeitete über die Widerstandskraft der Materialien und über die Theorie der Elastizität, über Kinematik, analytische Mechanik u. Geometrie, über Spiralflächen, graphische Statik, über Hydraulik und Hydrodynamik, Theorie der Wärme ꝛc.

Lewal, Jules, franz. General, geb. 13. Dez. 1823 in Paris, machte den Krimkrieg, 1859 den italienischen Krieg als Bataillonschef mit, ward 1862 im mexikanischen Kriege Oberstleutnant im Generalstab, wurde Niel als Mitarbeiter bei der Armeereform beigegeben, geriet 1870 als Oberst im Generalstab der Rheinarmee nach dem Fall von Metz in Kriegsgefangenschaft, nahm 1871 als Stabschef einer Division am Kampfe gegen die Kommune teil und ward 1883 kommandierender General des 17. Armeekorps. 1877—80 war er Direktor der Ecole supérieure de guerre. Nachdem er von Januar bis April 1885 Kriegsminister gewesen, übernahm er das Kommando des 10. Korps und wurde im März 1888 zum Generalinspekteur einer der neuerrichteten Armeeinspektionen erwählt. L. ist Verfasser von wertvollen Werken: »La réforme de l'armée« (Par. 1871); »Études de guerre« (das. 1872); »Tactique« (das. 1875—83, 5 Bde.); »Études de guerre; tactique des ravitaillements« (1890, 2 Bde.); »Stratégie de marche« (1893) und »Stratégie de combat« (Bd. 1, 1895).

Lewald, 1) August, Schriftsteller, geb. 14. Okt. 1792 zu Königsberg i. Pr., gest. 10. März 1871 in München, ward gegen seinen Willen zum Handelsstand bestimmt, machte hierauf als Sekretär im russischen Hauptquartier den Befreiungskrieg mit, ging 1818 in Brünn zur Bühne über und ließ sich nach öfters gewechseltem Aufenthalt 1834 in Stuttgart nieder, wo er die Zeitschrift »Europa« gründete, die auf dem Gebiet der Kunst und Litteratur lange Zeit eine tonangebende Stimme führte. Nachdem er ihre Redaktion 1846 an F. G. Kühne (s. d.) abgetreten, warf er sich auf die Politik, war 1849—62 Regisseur des Hoftheaters zu Stuttgart und lebte zuletzt in ziemlicher Vergessenheit, nachdem er zuletzt in München 1851 zum Katholizismus übergetreten war. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bemerkenswertesten: »Aquarelle aus dem Leben« (Mannh. 1836—37, 4 Bde.); »Der Divan«, Novellen (Stuttg. 1839, 6 Bde.); »Neue Aquarelle aus dem Leben« (das. 1840, 2 Bde.); der autobiographische »Theaterroman« (das. 1841, 5 Bde.); die ultramontan angehauchten Romane: »Klarinette« (Schaffh. 1863, 3 Bde.) und »Der Insurgent« (das. 1865, 2 Bde.) u. a. Kurz vor seinem Tode erschienen: »Letzte Fahrten. Zwölf Reisebriefe aus dem Jahre 1870« (Mainz 1871). Seine »Gesammelten Schriften« gab er in einer Auswahl (auch u. d. T.: »Ein Menschenleben«) heraus (Leipz. 1844—45, 12 Bde.). Vielfach anregend auf dramaturgischem Gebiet wirkte seine »Allgemeine Theaterrevue« (Stuttg. 1835—37, 3 Bde.).

2) Fanny, Schriftstellerin, Verwandte des vorigen, geb. 24. März 1811 zu Königsberg i. Pr. von israelitischen Eltern, gest. 5. Aug. 1889 in Dresden, trat in ihrem 17. Jahre zur evangelischen Kirche über, begleitete 1831 ihren Vater auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich und lebte sodann längere Zeit in Breslau und Berlin. Nachdem sie schon 1834 zur Unterhaltung einer kranken Schwester Märchen geschrieben hatte, betrat sie 1841 die schriftstellerische Laufbahn mit der Novelle »Der Stellvertreter« (in der »Europa«). Es folgten ohne ihren Namen: »Klementine« (Leipz. 1842); »Jenny« (das. 1843); »Eine Lebensfrage« (das. 1845); »Das arme Mädchen« (in der »Urania«). Im Frühjahr 1845 bereiste sie Italien und nahm sodann ihren Aufenthalt in Berlin, wo sie sich 1854 mit Adolf Stahr (s. d.) verheiratete, mit dem sie in der Folge eine Reihe von Reisen unternahm. Ihre litterarische Produktivität steigerte sich, ohne an innerm Wert zu verlieren. Nacheinander erschienen: »Italienisches Bilderbuch« (Berl. 1847); »Diogena, Roman von Iduna Gräfin H.-H.«, eine anonym erschienene Persiflage der Gräfin Hahn-Hahn (2. Aufl., Leipz. 1847); »Prinz Louis Ferdinand« (Bresl. 1849, 3 Bde.; 2. Aufl., Berl. 1859); »Erinnerungen aus dem Jahre 1848« (Braunschw. 1850, 2 Bde.); »Liebesbriefe« (das. 1850, schon 1845 entstanden); »Dünen- und Berggeschichten« (das. 1851, 2 Bde.);

»Reisetagebuch durch England und Schottland« (das. 1852, 2 Bde.); »Wandlungen«, ein Roman (das. 1853, 3 Bde.); »Deutsche Lebensbilder« (das. 1856); »Die Reisegefährten« (Berl. 1858); »Das Mädchen von Hela« (das. 1860); »Meine Lebensgeschichte« (das. 1861—63, 6 Bde.); »Bunte Bilder« (das. 1862, 2 Bde.); »Von Geschlecht zu Geschlecht«, Roman (das. 1863—1865, 8 Bde.); »Osterbriefe für die Frauen« (das. 1863); »Erzählungen« (das. 1866—68, 3 Bde.); »Villa Riunione« (das. 1868, 2 Bde.); »Sommer und Winter am Genfer See«, ein Tagebuch (das. 1869); »Für und wider die Frauen«, Briefe (das. 1870, 2. Aufl. 1875); »Nella«, eine Weihnachtsgeschichte (das. 1870); »Die Erlöserin«, Roman (das. 1873, 3 Bde.); »Benedikt« (das. 1874, 2 Bde.); »Benvenuto«, Roman aus der Künstlerwelt (das. 1875, 2 Bde.); »Neue Novellen« (das. 1877); »Reisebriefe aus Italien, Deutschland und Frankreich« (das. 1880); »Helmar«, Roman (das. 1880); »Zu Weihnachten«, drei Erzählungen (das. 1881); »Vater und Sohn«, Novelle (das. 1881); »Vom Sund zum Posilipp«, Reisebriefe (das. 1883); »Stella«, Roman (das. 1884, 3 Bde.); »Die Familie Darner«, Roman (das. 1887); »Zwölf Bilder nach dem Leben« (das. 1888) u. a. Von ihren Schriften erschien eine Auswahl unter dem Titel: »Gesammelte Werke« (Berl. 1871—74, 12 Bde.). F. Lewalds Romane sind durch eine außerordentlich scharfe Beobachtung, durch energische Plastik der Gestaltung und klare Durchbildung des Stils ausgezeichnet. Die Grundlage ihrer Anschauung aber ist ein herber und harter Realismus, der im rechnenden Verstand und in der leidenschaftslosen Nüchternheit eine Art Ideal erblickt, von ihr die Lösung aller Rätsel des Daseins erwartet und begreiflicherweise nur in einzelnen Fällen eine poetische Wirkung hervorzurufen vermag. Vgl. K. Frenzel, Erinnerungen und Strömungen (Leipz. 1890).

Lewat, soviel wie Raps.

Lewat (»Löwe«), bulgar. Rechnungseinheit, gleich dem Frank, gemäß der Verordnung vom 9. Juni 1880, vorbereitet durch die Wertbestimmung der umlaufenden Münzen in französischer Währung mittels Erlasses vom 23. Juli 1879.

Lewenhaupt (Löwenhaupt), Adam Ludwig, Graf, schwed. General, geb. 1659 im Lager vor Kopenhagen, gest. 12. Febr. 1719, studierte in Lund, Upsala, Rostock und Wittenberg, trat dann in bayrische Kriegsdienste und machte als Rittmeister den Krieg in Ungarn mit. Einige Zeit darauf wurde er Oberst in dem Hilfskorps, welches Karl XI. kraft eines Vertrags an die Holländer überließ. Als nach dem Rijswijker Frieden 1697 diese Truppen entlassen wurden, kehrte L. nach Schweden zurück. Beim Beginn des Nordischen Krieges 1700 focht er in den Ostseeprovinzen, blieb daselbst, als der König nach Polen zog, siegte über das russische Heer bei Sjagarin, Jakobstadt (1704) und Gemauerthof (1705) und wurde 1705 zum Generalleutnant, 1706 zum General der Infanterie und Gouverneur von Riga befördert. 1708 vereinigte er sich mit Karl XII., nachdem er sich mit 16,000 Mann unter großen Verlusten durch die Russen unter Menschikow bei Liesna und Wörden in der Ebene von Severien geschlagen, 23. Okt. zu Rukowa. Nach der unglücklichen Schlacht bei Poltawa, welcher L. als General der Infanterie beiwohnte, und deren Verlust besonders seiner Feindschaft mit Rhenskiöld beizumessen war, suchte er den Rest der Armee zu retten, mußte aber aus Mangel an Nahrung und Geschützen am Dnjepr 12. Juli 1709 eine Kapitulation unterzeichnen, nach welcher er selbst und der unter seinem Oberbefehl stehende Rest seines Heeres sich als Kriegsgefangene an die Russen ergaben. Er starb, von der Königin Ulrike Eleonore zum Reichsrat ernannt, in der Gefangenschaft.

Lewenz, Stadt, s. Léva.

Lewes (spr. ljūis oder lūis), Stadt in der engl. Grafschaft Ost-Sussex, am schiffbaren Ouse u. am Abhang eines Hügels gelegen, hat einige alte Kirchen, ein Marinegefängnis, eine Freibibliothek, große Schafmärkte und (1891) 10,997 Einw. Im alten Schloß befindet sich das Museum des Altertumsvereins. Dabei die Ruinen der Abtei St. Pancras und die Southover-Kirche aus normännischer Zeit. Am Mount Harry (3 km nordwestlich) Niederlage Heinrichs III. gegen Simon von Montfort 14. Mai 1264.

Lewes (spr. ljūis oder lūis), George Henry, engl. Schriftsteller, geb. 18. April 1817 in London, gest. daselbst 28. Nov. 1878, widmete sich erst dem Kaufmannsstand, sodann der Medizin und beschäftigte sich, nachdem er auch dieser den Rücken gewandt, mit philosophischen Studien. Mit dem sozialen und litterarischen Leben Deutschlands machte er sich während eines zweijährigen Aufenthalts daselbst (1838—39) vertraut. Nach seiner Rückkehr trat er als biographischer Novellist, Dramaturg und Naturforscher auf, ward Mitarbeiter mehrerer wissenschaftlicher und politischer Zeitschriften, führte 1849—54 die Redaktion des »Leader« und begann 1865 die Herausgabe der »Fortnightly Review«, deren Redaktion er bis 1866 führte. In Deutschland ist er am meisten bekannt geworden durch sein trotz erheblicher Mängel ansprechendes Werk »The life and works of Goethe« (1855, 2 Bde.; 3. Aufl. 1875, 2 Bde.; deutsch von Frese, 16. Aufl. von Geiger, Stuttg. 1891), wovon ein Auszug unter dem Titel: »The story of Goethe's life« (1873, 2. Aufl. 1884) erschien. Von geringerer Bedeutung ist sein »Life of Robespierre« (1852). L.' sonstige wichtigste Werke sind: »A biographical history of philosophy« (1847, 4 Bde.; 3. Aufl. u. d. T.: »The history of philosophy from Thales to Comte«, 1866, 2 Bde.; 5. Aufl. 1878; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1873—75); ferner als Frucht seiner naturwissenschaftlichen Studien: »Sea-side studies« (1858, 2. Aufl. 1860; deutsch von Frese: »Naturstudien am Seestrand«, Berl. 1859) und »Physiology of common life« (1860; deutsch von Carus, Leipz. 1860), beide Werke voll origineller, anregender Gedanken, sowie »Studies in animal life« (1862). Es folgten: »Aristotle« (1864; deutsch von Carus, Leipz. 1866), der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der naturwissenschaftlichen Forschungen des griechischen Philosophen; ferner einige Arbeiten physiologischen und psychologischen Inhalts von selbständiger Bedeutung: »Problems of life and mind« (1872—79, 3 Bde.; Bd. 1, 4. Aufl. 1884) und »The physical basis of mind« (1877, neue Ausg. 1893); endlich die Schrift »On actors and the art of acting« (1875; deutsch, Leipz. 1878). Außerdem hat L. Romane (»Ranthorpe«, 1847; »Rose, Blanche and Violet«, 1848), dramatische Dichtungen (»Lope de Vega and Calderon«, »The noble heart«) und »Selections from the modern British dramatists« (neue Aufl., Leipz. 1867, 2 Bde.) veröffentlicht. Nachdem eine unglückliche Ehe thatsächlich getrennt war, verband sich L. mit Mary Ann Evans, der unter dem Namen George Eliot (s. d.) bekannten Schriftstellerin, die ihm bis zum Tode eine treue Lebensgefährtin blieb.

Lewicki (spr. -izki), 1) Johann Leonidas, Ingenieur, geb. 5. Nov. 1840 in Wien, studierte seit 1858 am Polytechnikum in Zürich, wurde 1861 Ingenieur in Olten, 1863 Assistent von Reuleaux in Zürich, 1864 Dozent für Maschinenbau an dem Polytechnikum in Riga, 1870 Professor für Maschinenbau in Aachen und 1874 in Dresden. Er arbeitete über Dampframmen, Dampfschiffe, Schiffsschrauben, Feuerungs-, Dampfkessel- und Motorenanlagen.

2) Anatol, poln. Historiker, geb. 1841 zu Przysowce in Galizien, studierte in Lemberg, war zuerst Lehrer der Geschichte in Przemysl, dann seit 1883 Professor in Lemberg und ist jetzt Professor der österreichischen Geschichte an der Universität Krakau. Er schrieb: »Mieszko II« (Krak. 1875); »Wratislaw II« (Przemysl 1876); »O Mieszku III« (Lemb. 1881); »Historya Polski i Rusi« (2. Aufl., Krakau 1884—88); deutsch: »Ein Blick in die Politik König Siegmunds gegen Polen während der Hussitenkriege« (Wien 1886) u. a.

Lewin, Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Glatz, an der Schnelle, 438 m ü. M., hat eine kathol. Kirche, ein Amtsgericht, Weberei u. (1890) 1538 Einw., davon 28 Evangelische.

Lewin, Georg Richard, Mediziner, geb. 25. April 1820 in Sondershausen, studierte in Berlin, Halle, Leipzig, Heidelberg und Wien, machte auch in Paris klinische Studien, habilitierte sich 1853 in Berlin, ward 1863 Direktor der Abteilung für syphilitische und Hautkrankheiten an der Charité und 1868 außerordentlicher Professor für Dermatologie und Syphilis. Lewins wissenschaftliche und praktische Thätigkeit erstreckt sich vornehmlich auf das Gebiet der Kehlkopfkrankheiten und der Syphilis. Erstere behandelte er durch Inhalationen zerstäubter Flüssigkeiten, und für letztere führte er eine neue Behandlungsmethode ein mittels subkutaner Injektionen von Quecksilberchlorid. Er schrieb: »Die Inhalationstherapie in Krankheiten der Respirationsorgane« (2. Aufl., Berl. 1865); »Die Behandlung der Syphilis durch subkutane Sublimatinjektionen« (das. 1869).

Lewinski, Eduard von, preuß. General, geb. 22. Febr. 1829 zu Münster in Westfalen als Sohn eines Oberstleutnants a. D., ward im Kadettenhaus zu Wahlstatt und zu Berlin erzogen, trat 1846 in Glogau als Fähnrich in das 6. Infanterieregiment, ward 1848 als Leutnant in die Gardeartilleriebrigade versetzt, 1860 Hauptmann, nahm als Chef der 1. Gardefestungskompanie 1864 am Kriege gegen Dänemark teil und erwarb sich vor Düppel den Orden pour le mérite, war 1866 Adjutant der Artillerie der ersten Armee in Böhmen u. ward 1867 Major im Generalstab und der 12. Division zugeteilt. 1870 war er Generalstabsoffizier beim Oberkommando der ersten Armee, im Herbst bei den Schlachten vor Amiens und Rouen stellvertretender Oberquartiermeister derselben, im Januar 1871 Oberquartiermeister der Südarmee und dann der Okkupationsarmee; er erwarb sich im französischen Kriege das Eiserne Kreuz erster Klasse und den Orden pour le mérite mit Eichenlaub. Im Herbst 1871 zum Chef des Generalstabs des 9. Armeekorps ernannt, ward er 1872 Oberstleutnant und Kommandeur des 24. Artillerieregiments in Schwerin, 1877 Oberst und Kommandeur der 2. Artilleriebrigade in Stettin, 1880 Generalmajor, 1884 Inspekteur der 2. Feldartillerie-Inspektion, 1885 Generalleutnant, 1889 kommandierender General des 6. Armeekorps in Breslau und 1890 General der Artillerie. 1894 nahm er seinen Abschied. — Sein jüngerer Bruder, Alfred von L., geb. 4. Jan. 1831, war 1890—92 kommandierender General des 15. Armeekorps in Straßburg..

Lewinsky, Joseph, Schauspieler, geb. 20. Sept. 1835 in Wien, debütierte zu Anfang 1855 im Theater an der Wien in einer unbedeutenden Rolle und schlug sich dann im folgenden Jahre in der Provinz kümmerlich durch, bis der Schauspieler Marr, in Brünn auf ihn aufmerksam geworden, ihm 1858 eine Empfehlung an Laube gab, der ihn zuerst auf drei Jahre, dann lebenslänglich als Mitglied des Hofburgtheaters engagierte. Von der Natur ist er in Bezug auf Figur und Organ mit keineswegs bestechenden Mitteln ausgestattet, aber die große Anerkennung, die er nicht nur in Wien, sondern auch bei zahlreichen Gastspielen gefunden hat, beweist, daß er durch geistige Vorzüge diese Mängel zu ersetzen weiß. Sein 200 Rollen umfassendes Repertoire enthält alle ersten Charakterrollen, von denen Nathan, Shylock, Franz Moor und Tischlermeister Anton in Hebbels »Maria Magdalena« hervorzuheben sind. Er ist auch als Regisseur thätig. Seit 1875 ist L. in zweiter Ehe verheiratet mit der Schauspielerin Olga Precheisen, geb. 7. Juli 1855 in Graz, früher am Wiener Hofburgtheater, dann in Prag, Kassel und in Leipzig thätig, seit 1889 wieder am Wiener Hofburgtheater. Sie vertritt das Fach der ersten Liebhaberinnen und Heldinnen. — Nicht zu verwechseln mit dem obigen ist der Schriftsteller Joseph L., geb. 12. Sept. 1839 zu Proßnitz in Mähren, der sich durch mehrere Theaterschriften (»Theatralische Karrieren«, 1881; »Vor den Kulissen«, 1881—82, 2 Tle.; »Von Brettern und Podium«, 1888; »O diese Künstler«, 1890 u. a.) bekannt gemacht hat. Er lebt als Gesanglehrer in Berlin.

Lewis (spr. lúis), Fluß in Alaska, s. Yukon.

Lewis (spr. lúis, normänn. Ljodhus, später Leods House genannt), die größte Insel der äußern Hebriden, hängt im S. durch eine nur 10,4 km breite, während der Flut überschwemmte Landzunge mit Harris zusammen und umfaßt mit dieser und kleinern Nebeninseln 2270 qkm (41,2 QM.) mit (1891) 30,726 Einw., von denen 28,270 Gälisch sprechen. Die Insel hat steile Küsten mit zahlreichen Buchten, im Innern kahle Berge (Clesham 811 m, Beinn Mhor 527 m), fischreiche kleine Seen und Flüßchen, Moore, welche trefflichen Torf liefern, und ansehnliche Viehzucht. Hauptstadt und Haupthafen ist Stornoway (s. d.). Die Halbinsel Harris gehört zu Inverneßshire, der Rest zur Grafschaft Roß.

Lewis (spr. lúis), 1) John Frederick, engl. Maler, geb. 14. Juli 1805 in London als Sohn des Kupferstechers Frederick Christian L. (1779—1856), gest. 15. Aug. 1876 in London, malte zuerst Tierbilder, bereiste dann Deutschland und Italien und wandte sich nach seiner Rückkehr (1828) hauptsächlich dem Aquarell zu. Seit einer Reise nach Spanien (1835) malte er vorzugsweise Genrebilder. Sodann begab er sich nach Paris und nach Rom, wo eins seiner besten Bilder, der Ostertag in Rom, entstand. 1840 ging er nach Griechenland und Konstantinopel, dann nach Ägypten, wo er zehn Jahre lang verweilte. Seine Hauptwerke, der Harem (Aquarell), die verdächtige Münze und Straße in Kairo, zeigen ein glänzendes Kolorit und genaues Detailstudium. Seine Aquarelle verbinden Sicherheit der Behandlung, Schönheit der Farben und treue Auffassung. L. war Mitglied der Londoner Kunstakademie.

2) Sir George Cornewall, engl. Staatsmann und Gelehrter, geb. 21. April 1806 in London, gest. 13. April 1863, erzogen in Eton, studierte in Oxford und ward 1831 Sachwalter in London, widmete sich aber hauptsächlich litterarischen Studien. Schon seit 1828 lieferte er Beiträge in das »Classical Journal« und die »Foreign Quarterly Review« und übersetzte mit seinem nachherigen Kollegen Henry Tufnell O. Müllers »Dorier« und Böckhs »Staatshaushalt der Athener« ins Englische. Seit 1839 Kommissar für die Armenpflege, ward er 1847 ins Unterhaus gewählt, wurde im November 1847 Sekretär des Indischen Amtes, dann Unterstaatssekretär für das Innere und fungierte vom Juli 1850 bis zum Sturz des Ministeriums Russell im Februar 1852 als Sekretär des Schatzamtes. Bei den bald darauf erfolgenden Neuwahlen unterlegen, übernahm er die Redaktion der »Edinburgh Review« und vollendete sein Hauptwerk: »Inquiry into the credibility of early Roman history« (1855, 2 Bde.; deutsch von Liebrecht, Hannov. 1863), dem einige größere Schriften, wie der Essay »On the use and abuse of political terms« (1835, 2. Aufl. 1877), »On the influence of authority in matters of opinion« (1849, 2. Aufl. 1875) und »Essay on the origin and formation of Romance languages« (2. Aufl. 1862), vorausgegangen waren. Durch den Tod seines Vaters 1855 Erbe der Baronetswürde und des Parlamentssitzes für Radnor, wurde er bald darauf Gladstones Nachfolger als Kanzler der Schatzkammer und verwaltete die englischen Finanzen bis Februar 1858 trotz schwieriger Verhältnisse mit Erfolg. In das im Juni 1859 eingesetzte liberale Ministerium trat er als Staatssekretär des Innern; seit Juli 1861 war er Kriegsminister. Währenddessen schrieb er eine sehr umfassende und gründliche »Historical survey of the astronomy of the ancients« (1862) und einen »Dialogue on the best form of government« (1863). L. war nächst Gladstone das hervorragendste Mitglied des Ministeriums Palmerston. Nach seinem Tode erschienen von ihm: »Essays on the administration of Great Britain from 1783 to 1830« (1864) und »Letters to various friends« (1870). — Seine Gemahlin, Lady Maria Theresa L., geb. 8. März 1803, gest. 9. Nov. 1865, Schwester des Earls Clarendon und in erster Ehe mit dem Novellisten Th. H. Lister verheiratet, schrieb: »The lives of the friends and contemporaries of Lord chancellor Clarendon« (1852, 3 Bde.).

3) Edmonia, amerikan. Bildhauerin, geb. 1843 im Staat New York als Tochter eines Indianers und einer Negerin, mit denen sie bis zu ihrem zwölften Jahr in den Wäldern lebte, bis beim Anblick einer Statue Franklins ihr künstlerisches Talent erwachte und sie sich ohne Anweisung in der Bildhauerkunst versuchte. Bereits 1865 trat sie in Boston mit einer Büste des Colonel Shaw auf, die großes Aufsehen erregte. Nachdem sie im folgenden Jahre die Statue einer freigelassenen Sklavin ausgestellt hatte, ließ sie sich 1867 in Rom nieder. Von ihren hier ausgeführten Werken sind eine sterbende Kleopatra (1876), zwei kleine Gruppen nach Longfellows »Hiawatha« und eine Madonna mit dem Kind hervorzuheben.

Lewisburg (spr. lūis-), Hauptstadt der Grafschaft Union in nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Westarm des Susquehanna, hat mehrere höhere Schulen, Mahl- und Sägemühlen, Fabriken für Ackergeräte, Wollwaren und (1890) 3248 Einw.

Lewisham (spr. lūis-hĕm), Vorort Londons, im S. von Greenwich, seit 1888 zur Grafschaft London gehörig, hat als Parlaments-Wahlbezirk (1891) 88,653, als Zählbezirk 94,335 Einw.

Lewiston (spr. lūist'n), Stadt in der Grafschaft Androscoggin des nordamerikan. Staates Maine, Auburn (s. d. 2) gegenüber, zu dem vier Brücken führen, bei den Fällen des Androscoggin, die eine ausgiebige Wasserkraft für zahlreiche Fabriken (1890: 214 mit 7373 Arbeitern und einem Produktionswert von 9,073,856 Doll.) von Baumwoll-, Woll-, Schuhwaren etc. liefern, hat mehrere höhere Schulen und (1890) 21,701 Einw.

Lex (lat.), soviel wie Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Kuriat- oder Centuriatkomitien ausgegangener Beschluß (populiscitum); nach der Gleichstellung der Tributkomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschluß (plebiscitum) den Namen L. Der Gesetzentwurf wurde während eines Zeitraums von drei Markttagen bekannt gemacht (legem promulgare) und dann den versammelten Centuriatkomitien von einem höhern Magistrat (Konsul, Prätor), den Tributkomitien von einem Volkstribun vorgelegt. Nach der Diskussion darüber (legem suadere, dissuadere) wurde zur Abstimmung geschritten. Die Aufforderung hierzu hieß rogare populum, legem rogare. Man stimmte mündlich, später durch Stimmtäfelchen ab, auf welche, wer für den Entwurf stimmte, U. R. (uti rogas, »wie du beantragst«), wer aber dagegen, A. (antiquo, »ich verneine«) schrieb. Der technische Ausdruck für eine l., die auf diese Weise durchgegangen war, ist l. perlata. Ihre Benennung erhielt die l. von den Gentilnamen der vorschlagenden Magistratspersonen, wie z. B. l. Hortensia, l. Aelia Sentia, l. Pompeja. Oft erhielt sie auch wohl einen besondern Zusatz von dem Gegenstand, welcher ihren Inhalt bildete, z. B. l. Cincia de donationibus et muneribus, l. Julia majestatis etc. In der Kaiserzeit hatten Senatskonsulte und die Konstitutionen der Kaiser gleiche Kraft mit den leges, doch bedienten sich Augustus und seine nächsten Nachfolger noch häufig der Volksgesetzgebung. Nach Nerva kommt kein Beispiel einer l. mehr vor. Im Kirchenrecht versteht man unter l. oft das Alte Testament; sonst ist in der Rechtssprache l. soviel wie geschriebenes Recht.

Lex Anastasiana, s. Anastasianisches Gesetz.

Lex Aquilia, ein Gesetz der römischen Republik, welches besonders auch die Folgen der Sachbeschädigung bestimmt. Sein erstes Kapitel bestimmte: »Wer einen fremden Sklaven oder ein fremdes vierfüßiges Tier tötet, ist zum Schadenersatz verpflichtet mit der Maßgabe, daß als Wert des Getöteten der höchste Wert in Ansatz kommt, den dasselbe in irgend einem Zeitpunkte des der Tötung vorausgegangenen letzten Jahres gehabt hat«. Das dritte Kapitel verpflichtete zum Schadenersatz den, der eine fremde Sache zerstörte oder beschädigte, wobei der höchste Wert der Sache innerhalb des letzten Monats vor der Zerstörung oder Beschädigung in Rechnung kam. Die Tötung, Zerstörung oder Beschädigung mußte aber damnum corpore corpori datum, d. h. durch unmittelbare Einwirkung auf die Sache erfolgt sein. Wer einen andern anstieß, so daß dieser das Gefäß, welches er trug, fallen ließ, haftete nach dem Gesetze selbst nicht. Die römische Jurisprudenz verschaffte aber dem Gesetz auch in Fällen Anwendung, wo der Schade durch mittelbare Einwirkung verursacht wurde.

schließlich auch dann, wenn ein freier Mensch verletzt wurde. Sie richtete sich diesfalls auf Ersatz der Kurkosten und des Erwerbsentganges. Das heutige Recht wendet das Aquilische Gesetz auch im Falle der Tötung eines Menschen an zu gunsten seiner Hinterbliebenen, die in ihm ihren Ernährer verloren haben. Natürlich setzt die Haftung eine culpa des Schädigers voraus (s. Culpa.) Die eigentümliche Wertberechnung des beschädigten Objekts nach römischem Recht sowie der römischrechtliche Satz, daß der Beklagte, welcher die Beschädigung geleugnet hatte, zum Doppelten zu verurteilen sei, sind veraltet.

Lex duodĕcim tabulārum (lat.), soviel wie Zwölftafelgesetz (s. Zwölf Tafeln).

Lexer, Matthias, Germanist, geb. 18. Okt. 1830 zu Liesing in Kärnten, gest. 16. April 1892 in Nürnberg, studierte in Graz, Wien und Berlin und war dann 1855—57 Gymnasiallehrer in Krakau. Seit 1860 in Nürnberg mit der sprachlichen Bearbeitung der von der bayrischen Historischen Kommission herausgegebenen »Deutschen Städtechroniken« beschäftigt, ward er 1863 außerordentlicher und 1866 ordentlicher Professor der deutschen Philologie an der Universität Freiburg i. Br., worauf er 1868 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg und von hier 1891 nach München berufen wurde. Seine Hauptwerke sind: »Kärntisches Wörterbuch« (Leipz. 1862); »Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg« (Stuttg., Litterar. Verein, 1862); »Mittelhochdeutsches Handwörterbuch« (Leipz. 1872—78, 3 Bde.); »Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch« (3. Aufl., das. 1885); eine kritische Ausgabe von Aventins »Bayrischer Chronik« (Münch. 1883—84, 2 Bde.). Seit 1880 war L. Mitarbeiter des Grimmschen »Wörterbuchs«, von dem er die Buchstaben N bis Q u. T bis To besorgte.

Lexia, s. Rosinen.

Lexikon (griech.), Wörterbuch (s. d.); Lexikograph, Verfasser eines Wörterbuchs; lexikalisch, auf ein Wörterbuch bezüglich, dazu gehörig; Lexikologie, Lehre von der Abfassung von Wörterbüchern.

Lexington, Name vieler Städte in der nordamerikan. Union, darunter 1) Hauptstadt der Grafschaft Fayette in Kentucky, am Elkhorn, Bahnknotenpunkt, inmitten der fruchtbaren Blue Graß-Region, ist Sitz der Staatsuniversität (25 Dozenten, 1023 Studierende, Bibliothek von 13,679 Bänden) und mehrerer höherer Schulen, hat ein Waisenhaus, ein großes Irrenhaus, ein Denkmal des Staatsmannes Henry Clay, Fabriken für Wagen, Säcke und Seile und (1890) 21,567 Einw. — 2) Dorf in der Grafschaft Middlesex in Massachusetts, 15 km nordwestlich von Boston, mit Marinehospital und (1890) 3197 Einw. Hier 19. April 1775 erster blutiger Zusammenstoß zwischen den Amerikanern und Engländern im amerikanischen Freiheitskrieg. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Lafayette in Missouri, rechts am Missouri, inmitten eines bedeutenden Hanfdistrikts, hat mehrere höhere Schulen, Fabrikation von Möbeln, Hanfwaren, Wollzeug und (1890) 4537 Einw. Hier kapitulierte 20. Sept. 1861 ein Korps der Bundestruppen an die Konföderierten. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Rockbridge in Virginia, am James River, in malerischer Gebirgsgegend, mit dem Washington-Lee College (1776 als Liberty Hall gegründet) und dem Virginia Military Institute, an dem Lee und Stonewall Jackson, die hier begraben liegen, lehrten, und (1890) 3059 Einw.

Lexis, Wilhelm, Nationalökonom, geb. 17. Juli 1837 in Eschweiler bei Aachen, studierte seit 1855 in Bonn zuerst Rechtswissenschaft, dann Naturwissenschaften und Mathematik, ging darauf, nachdem er kurze Zeit Gymnasiallehrer in Köln gewesen, für einige Zeit nach Paris, wo er sich dem Studium der volkswirtschaftlichen Zustände Frankreichs widmete. 1872 wurde er zum außerordentlichen Professor in Straßburg ernannt, 1874 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Dorpat, 1876 nach Freiburg, 1884 nach Breslau und 1887 nach Göttingen. Er veröffentlichte: »Die französischen Ausfuhrprämien« (Bonn 1870); »Einleitung in die Theorie der Bevölkerungsstatistik« (Straßb. 1875); »Zur Theorie der Massenerscheinungen in der menschlichen Gesellschaft« (Freiburg 1877); »Gewerkvereine und Unternehmerverbände in Frankreich« (Leipz. 1879); »Erörterungen über die Währungsfrage« (das. 1881); »Die Wirkung der Getreidezölle« (Tübing. 1889). Für Schönbergs »Handbuch der politischen Ökonomie« schrieb er die Abhandlungen über Konsumtion und Handel; außerdem zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, namentlich über Geld- und Währungswesen und sehr viele Artikel in dem von ihm in Gemeinschaft mit Conrad, Elster und Löning herausgegebenen »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« (Jena 1890 ff.).

Lex Julia und **Lex Papia Poppaea,** zwei unter Augustus im J. 4 und 9 n. Chr. erlassene Gesetze, von denen das erstere vollständig als Lex Julia de maritandis ordinibus oder lex Julia Miscella zu bezeichnen ist, und die sich beide mit der Aufgabe befaßten, der überhandnehmenden Ehe- und Kinderlosigkeit im römischen Reich entgegenzutreten. Danach sollten Ehelose (caelibes) und Kinderlose (orbi) allerlei privatrechtliche Nachteile treffen, insbes. auf dem Gebiete des Erbrechts (vgl. Kaduzität). Die erstern sollten aus Testamenten nichts von dem ihnen Zugewandten erwerben können, die letztern nur die Hälfte, Ehegatten voneinander nur ein Zehntel; hatten sie aber aus früherer Ehe Kinder, so vermehrte sich ihre Erwerbsfähigkeit um ein Zehntel für jedes solche Kind. Umgekehrt waren den mit einer gewissen Anzahl von ehelichen Kindern gesegneten Gatten manche Vorteile in Aussicht gestellt, z. B. waren Frauen mit drei und als Freigelassene mit vier Kindern von der Vormundschaft ihrer Agnaten, bez. Patrone befreit, die Freigelassene mit zwei Kindern ist von den operae officiales gegenüber dem Patron befreit; die testamentarischen Zuwendungen, welche caelibes oder orbi nicht erwerben konnten (bona caduca), fielen denjenigen im selben Testament bedachten Personen zu, die eheliche Kinder hatten, u. a. m. Diese Vorteile faßte man als das Kinderrecht (jus liberorum) zusammen. Dieses jus liberorum wurde auch kinderlosen Gatten als Privilegium verliehen. Im justinianischen Recht ist die lex Julia und die lex Papia Poppaea vollständig beseitigt worden.

Lexovii, s. Lisieux.

Lex posterior derŏgat priōri (lat.), Rechtssprichwort, s. Derogation.

Lex Salĭca, s. Salisches Gesetz.

Ley, s. Bank.

***Leyd.*,** bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Franz Leydig (s. d.).

Leyden, Stadt, s. Leiden.

Leyden, 1) John, engl. Dichter, geb. 1775 zu Denholm in Roxburghshire als Sohn eines Farmers, gest. 28. Aug. 1811 in Batavia, studierte in Edinburg erst Theologie, sodann Medizin und orientalische Sprachen und trat 1802 in den Dienst der Ostindi-

schen Kompanie. 1811 begleitete er von Kalkutta aus den Generalgouverneur Lord Minto nach Java, wo er alsbald dem Klima erlag. Seine von W. Scott beeinflußten und hoch geschätzten »Poetical remains« (darunter vortreffliche Balladen, z. B. »The Mermaid«) erschienen 1819 (mit Biographie von Morton). Auch verdankt man L. eine neue Ausgabe von »The complaynt of Scotland«, einem schottischen Werke aus dem 16. Jahrh. (mit Einleitung ꝛc. 1801).

2) Ernst, Mediziner, geb. 20. April 1832 in Danzig, studierte seit 1849 im medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Institut zu Berlin, trat 1854 in die Armee ein, war Militärarzt in Düsseldorf, Danzig, Gumbinnen und Königsberg, kam 1857 nach Berlin als Oberarzt und Stabsarzt und war als solcher 1860—62 Assistenzarzt Traubes; 1862—65 fungierte er als Bataillonsarzt in Berlin, folgte dann einem Ruf als Professor und Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik nach Königsberg, 1872 nach Straßburg und 1876 als Nachfolger Traubes nach Berlin. 1885 übernahm er die Direktion der ersten medizinischen Klinik. Die wichtigsten Arbeiten Leydens beziehen sich auf die Erkrankungen des Rückenmarks, und hier sind besonders hervorzuheben: »Zur Pathologie des Tetanus« (1863); »Die graue Degeneration der hintern Rückenmarksstränge« (Berl. 1863); »Beiträge zur Pathologie des Icterus« (das. 1866); »Über Reflexlähmungen« (Leipz. 1870); »über Lungenbrand« (das. 1871) und sein Hauptwerk: »Klinik der Rückenmarkskrankheiten« (Berl. 1874—76, 2 Bde.). 1879 gründete er mit Frerichs die »Zeitschrift für klinische Medizin«, auch gab er »Arbeiten aus der ersten medizinischen Klinik in Berlin« heraus (Bd. 1 u. 2, Berl. 1890—91).

Leydig, Franz, Zoolog, geb. 21. Mai 1821 zu Rothenburg an der Tauber, studierte seit 1840 in Würzburg u. München Medizin, habilitierte sich 1849 als Privatdozent in Würzburg, ward 1855 daselbst außerordentlicher Professor, erhielt 1857 eine ordentliche Professur in Tübingen, 1875 in Bonn und lebt seit 1895 im Ruhestand in Würzburg. Er lieferte zahlreiche anatomisch-histologische Untersuchungen, und namentlich sind seine Arbeiten über Embryologie der Gastropoden (1850), über die Rädertiere (1855), die Hirudineen, die Arthropoden sowie über einen sechsten Sinn bei Fischen hervorzuheben. Er schrieb: »Beiträge zur mikroskopischen Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Rochen und Haie« (Leipz. 1852); »Anatomisch-histologische Untersuchungen über Fische und Reptilien« (Berl. 1853); »Lehrbuch der Histologie des Menschen und der Tiere« (Frankf. 1857); »Naturgeschichte der Daphniden« (Tübing. 1860); »Das Auge der Gliedertiere« (das. 1864); »Vom Bau des tierischen Körpers. Handbuch der vergleichenden Anatomie« (das. 1864, Bd. 1, unvollendet); »Tafeln zur vergleichenden Anatomie« (das. 1864, Heft 1); »Der Eierstock und die Samentasche der Insekten« (Dresd. 1866); »Über die Molche der württembergischen Fauna« (Berl. 1868); »Die in Deutschland lebenden Arten der Saurier« (Tübing. 1872); »über die allgemeinen Bedeckungen der Amphibien« (Bonn 1876); »Die Hautdecke und Schale der Gastropoden, nebst einer Übersicht der heimischen Limacinen« (Berl. 1876); »Die anuren Batrachier der deutschen Fauna« (Bonn 1877); »Die augenähnlichen Organe der Fische« (das. 1881); »Untersuchungen zur Anatomie und Histologie der Tiere« (das. 1883); »Zelle und Gewebe« (das. 1885).

Leye, Fluß, s. Lys.

Leyen, deutsches Fürstengeschlecht, das seinen Namen vom Stammschloß zur L. (Ley heißt in der Rhein- und Moselgegend Schieferfelsen) an der Mosel im Trierschen hat. 1145 kommt ein Bischof von Lüttich dieses Namens vor; 1653 erwarb die Familie den Reichsfreiherrenstand, 1705 die Reichsherrschaft von Hohengeroldseck, 1711 die Reichsgrafenwürde und 1806 beim Anschluß an den Rheinbund den Fürstentitel mit der Souveränität in der Grafschaft Geroldseck bei Lahr in Baden, wurde jedoch 1815 der Staatsoberhoheit Österreichs unterworfen, welches sie 1819 an Baden abtrat. Außer Hohengeroldseck, das 130 qkm zählt, besitzt die Familie noch Fachbach und Nievern im Nassauischen, Ahrenfels in der preußischen Rheinprovinz, die Herrschaft Waal bei Augsburg, Schwabdießen und Hurlach in Bayern, zusammen 450 qkm. Residenz ist Waal bei Augsburg. Das jetzige Haupt der katholischen Familie ist Erwein, Fürst von der L. und Hohengeroldseck, geb. 31. März 1863.

Leygues (spr. lägh'), Jean Claude Georges, franz. Politiker, geb. 1857 in Villeneuve-sur-Lot, ließ sich dort als Advokat nieder und wurde Adjunkt des Maire. Er entwickelte eine rege schriftstellerische Thätigkeit, seine Gedichtsammlung »La lyre d'airain« (1883) ward von der Akademie preisgekrönt. Der Kammer gehört er als fortgeschrittener Republikaner seit Oktober 1885 an. Im Mai 1894 trat er in das Kabinett Dupuy als Unterrichtsminister und im Januar 1895 in das Kabinett Ribot als Minister des Innern ein.

Leyland (spr. lēländ), Stadt in Lancashire (England), 7 km südlich von Preston, mit Handel in Landesprodukten und (1891) 5972 Einw.

Leys (spr. leis), Hendrik, belg. Maler, geb. 18. Febr. 1815 in Antwerpen, gest. daselbst 25. Aug. 1869, arbeitete von 1829—32 in dem Atelier seines Schwagers Ferdinand de Braekeleer und brachte 1833 in Brüssel ein Bild, Kampf zwischen einem französischen Grenadier und einem Kosaken, zur Ausstellung. Mehr Aufmerksamkeit zog er auf sich durch das Bild: Kampf der Burgunder und Vlamingen und durch die Weißkappen. 1835 begab er sich nach Paris und schloß sich hier den französischen Romantikern an. Teils in dieser modernen Manier, teils in der Art von van Dyck und Rembrandt sind gehalten: Niedermetzelung der Schöffen von Löwen 1339; Geusenfamilie, sich gegen Spanier verteidigend; vlämische Hochzeit; Zigeuner und Räuber; Maleratelier; bretagnisches Familienfest; Bürgermeister Six bei Rembrandt; der König der Armbrustschützen; das Fest der Schützen zu Ehren Rubens'. 1839 machte er eine Reise nach Holland, wo er die holländischen Genremaler näher kennen lernte, in deren Manier er Bilder wie: Franz Floris, sich zu einem Fest begebend, das Familienfest (1845, Museum zu Leipzig), holländischer Gottesdienst (1844—50), holländische Gesellschaft des 17. Jahrh. (1847, beide in der Berliner Nationalgalerie) ꝛc. malte. Nach einer Reise nach Deutschland (1852) wandelte er allmählich seinen Stil und malte in der glänzenden, bunten Manier von Quintin Massys, wobei er anfangs auch die Naivität und Unbeholfenheit der alten Meister nachahmte. Zu dieser Richtung gehören die Bilder: Fest bei Otto Venius; die Messe zu Ehren des Bürgermeisters Bertall de Haze; Spaziergang vor dem Thore (nach Goethes »Faust«); die katholischen Frauen; Neujahr in Flandern; Dürer, den Erasmus zeichnend (1857, Berliner National-

galerie); die Familie Plantin; Margarete, aus der Kirche gehend; Marie von Burgund, Almosen austeilend; Luther als Kind, singend zu Eisenach; Stiftung des Goldenen Vlies-Ordens; Margarete von Österreich, den Schwur der Schöffen entgegennehmend; Proklamation des Inquisitionsedikts Karls V.; endlich sechs Kompositionen zu einem Hochzeitszug, die L. in seinem eignen Speisesaal zu Antwerpen in Fresko ausführte. 1855 erhielt er die große goldene Medaille der Pariser Weltausstellung, bereiste 1859 zum zweitenmal Deutschland und wurde 1862 in den erblichen Freiherrenstand erhoben. Nachdem L. 1863 wiederum Deutschland besucht hatte, nahm er die Ausschmückung des großen Saales des Rathauses zu Antwerpen mit Fresken in Angriff. In vier Gemälden stellte er das Bürgerrecht und die Selbstverteidigung, die Selbständigkeit und die Selbstverwaltung durch Episoden aus der Antwerpener Geschichte von 1514—67 dar. L. hat auch treffliche Radierungen in Nachahmung Rembrandts ausgeführt, ferner eine Lithographie und einen Holzschnitt. Vgl. Sulzberger, Henri L. (Brüssel 1885).

Leyser, 1) Augustin von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 18. Okt. 1683 in Wittenberg, gest. daselbst 3. Mai 1752, wurde 1708 in Wittenberg außerordentlicher, 1712 ordentlicher Professor der Rechte zu Helmstedt und wirkte seit 1729 als Ordinarius in seiner Vaterstadt. Sein Hauptwerk sind die »Meditationes ad Pandectas« (Leipz. und Wolfenb. 1717—48, 11 Bde.), welche nach Leysers Tod von Höpfner (Gieß. 1774 u. 1780, 2 Bde.) fortgesetzt und von Hartleben und J. C. J. Müller kommentiert wurden.

2) Jakob Anton, Theolog und Schriftsteller, geb. 13. Jan. 1830 in Zweibrücken, studierte in Erlangen und Utrecht Theologie und Philosophie, ward 1858 Pfarrer zu Trippstadt, 1860 zu Neustadt an der Hardt, trat 1888 als Mitglied in das protestantische Konsistorium zu Speyer ein und ward zugleich zum Kreisscholarchen ernannt. Er schrieb: »Karl Friedrich Bahrdt, sein Verhältnis zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik« (Neustadt a. H. 1870); »Goethe zu Straßburg« (das. 1871); »Joachim Heinrich Campe, ein Lebensbild« (Braunschw. 1877, 2 Bde.); »Die Neustadter Hochschule (Collegium Casimirianum)«, Festschrift zur fünften Säkularfeier von Heidelberg (Neustadt a. H. 1886).

Leyss., bei botan. Namen Abkürzung für Fr. Wilh. v. Leysser, geb. 7. März 1731 in Magdeburg, gest. 10. Okt. 1815 als Kriegs- u. Domänenrat in Halle. Schrieb: »Flora Hallensis« (2. Aufl., Halle 1783).

Leyte, Insel des Bissaya-Archipels der span. Philippinen, unter 11° nördl. Br., von Mindanao durch die Surigaostraße getrennt, hat mit den Nebeninseln 7923 qkm (143,9 QM.) mit (1887) 270,491 Einw. (malaiische Bissaya, im Innern Negrito). Die durchweg aus paläozoischem Gestein bestehende Insel ist durchaus bergig und vulkanisch, wohlbewässert und fruchtbar. Eine geringe Erhebung des Meeresbodens würde L. mit dem benachbarten Samar und mit Mindanao vereinigen. Hauptort ist Tacloban an der San Juanicostraße mit (1887) 4265 Einw.; bedeutende Reisausfuhr. Dabei die Solfatare von Danan.

Leyton (spr. lēt'n), städtischer Bezirk in der engl. Grafschaft Essex, dicht bei London, jenseit des Lea, mit zwei Armenhäusern, einem Irrenhaus und (1891) 63,056 Einw.

Lezajsk (spr. lesch-), Stadt in Galizien, Bezirksh. Lancut, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Bernhardinerkloster mit schöner Kirche, Acker- und Obstbau, Weberei und (1890) 4992 poln. Einwohner. — L. ward 1397 gegründet u. nach der Vernichtung durch die Tataren von König Siegmund I. 1519 wieder aufgebaut.

Lezay-Marnesia (spr. lösä-), Adrian, Graf von, franz. Staatsmann, geb. 1770 zu St.-Julien in der Franche-Comté, gest. 9. Okt. 1814, machte Reisen in Deutschland und England und kehrte erst 1794 nach Robespierres Sturz nach Frankreich zurück. Seine Angriffe gegen die Republik, dann gegen die Herrschaft des Direktoriums führten wiederholt seine Ächtung herbei, so 1797 nach dem Staatsstreich, worauf er sich nach dem Waadtland begab. Erst unter der Regierung des Ersten Konsuls versöhnte er sich mit der neuen Ordnung der Dinge um so leichter, als er durch seine Schwester mit dem ersten Gatten Josephinens verwandt war. Er wurde nach Wallis gesandt, um dies Land für die Vereinigung mit Frankreich vorzubereiten, und 1806 zum Präfekten des Rhein-Mosel-Departements ernannt. Er vertauschte diese Stellung 1810 mit einer gleichen im Depart. Niederrhein und erwarb sich besonders um Straßburg nicht geringe Verdienste. Unter Ludwig XVIII. behielt er sein Amt, starb aber bald an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen in Straßburg, wo ihm eine Statue errichtet wurde. Unter seinen zahlreichen politischen Schriften sind bemerkenswert: »Qu'est-ce que la Constitution de 1793?« (Par. 1795), eine Schrift, die konfisziert wurde, aber unter anderm Titel nochmals erschien; ferner: »De la faiblesse d'un gouvernement qui commence et de la nécessité où il est de se rallier à la majorité nationale« (das. 1796); »De la constitution de 1795« (das. 1795); »Lettres à un Suisse sur la nouvelle constitution helvétique« (Neuchâtel 1797). Auch übersetzte er 1799 Schillers »Don Karlos«.

Lézignan (spr. lesinjāng), Stadt im franz. Depart. Aude, Arrond. Narbonne, an der Südbahn, mit Weinbau, Branntweinbrennerei und (1891) 4565 Einw.

Lézno, s. Lissa.

Lezoux (spr. lösū), Stadt im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrond. Thiers, an der Lyoner Bahn, mit Thonwarenfabrikation und (1891) 2685 (als Gemeinde 3688) Einw.

L. fil., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Karl v. Linné, Sohn des berühmten Naturforschers (s. Linné 2).

Lgow, Kreisstadt im russ. Gouv. Kursk, am Seim, unfern der Eisenbahn von Kiew nach Kursk, mit (1889) 4511 Einw.

Lhassa (Lhasa, Hlassa, »Göttersitz«), Hauptstadt von Tibet und religiöse Metropole des lamaïtischen Buddhismus, nördlich der Hauptkette des Himalaja, unter 29° 39′ nördl. Br. und 91° 5′ östl. L. v. Gr., 3632 m ü. M., rechts am Kitschu, einem Zufluß des Sanpo, mit 15,000 Einw. (davon 9000 weiblichen Geschlechts), wozu noch 18,000 Priester und Mönche in Stadt und Umgegend kommen; zeitweilig steigt die Einwohnerzahl durch die massenhaft zuströmenden Pilger auf 50—80,000 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Tibetern, Pebun, Katschi und Chinesen. Die 6—7 km im Umfang messende Stadt ist nicht, wie andre chinesische Städte, mit Mauern umgeben; die Straßen sind breit, gerade und ziemlich sauber, während die mit zahlreichen Gärten ausgestatteten Vorstädte entsetzlich schmutzig sind. Die Häuser, meist hoch und gut gebaut, sind aus Stein oder Lehm, in einem Viertel aber ganz aus Rinder- und Widderhörnern aufgeführt. Die bedeutendsten Gebäude sind

die Tempel, darunter der etwas westlich auf einem 100 m hohen, dreigipfeligen Kegelberg, dem **Potala**, gelegene, 1643 erbaute großartige Palast des Dalai Lama, in dessen mit größter Pracht ausgeschmücktem Mittelbau die 22 m hohe Statue der Dschamba errichtet ist, und den zahlreiche kleinere Bauten für die vielen Lamas, die dem Oberpriester zu dienen haben, umgeben. Auf einem zweiten Gipfel des Berges befinden sich zwei große Klosterpaläste zur Aufnahme von Lamas, die hier theologische Studien machen wollen. In der wohlkultivierten Ebene, in welcher L. liegt, erhebt sich eine ganze Anzahl andrer Klöster mit 200—5500 Mönchen. Die bedeutendsten unter ihnen sind die vier nach den Weltgegenden erbauten Klöster Samje, einst Residenz der Könige von Tibet, Galdan mit der unverweslichen Leiche des Buddhisten-Reformators Tsongkhapa, Sera und Braipung, welche beiden letzten der Dalai-Lama jährlich einmal betritt, um das Buddhagesetz zu erklären. Die Stadt ist Sitz eines chinesischen Gouverneurs und hat eine Garnison von 500 chinesischen und 1000 tibetischen Soldaten, etwas Metallindustrie, Weberei und Färberei und einen ansehnlichen Handel mit China, der Mongolei, Kaschmir, Indien, der zum nicht geringen Teil von Mohammedanern (Katschi aus Kaschmir) betrieben wird, welche ihren eignen Gouverneur in der Stadt haben. L. ist uns zwar bereits durch den Mönch Odorico di Pordenone, welcher Tibet 1316—30 durchzog, bekannt geworden; genaueres haben wir aber erst in neuerer Zeit durch die indischen Punditen (Naïn Singh 1866 und 1875, A. K. 1879—80) wie durch zwei russische buddhistische Kalmücken 1894 erfahren.

L'Hérit., bei botan. Namen Abkürzung für Ch. L. **L'Héritier de Brutelle** (spr. leritjē dö brütäl'), geb. 1746 in Paris, gest. daselbst 16. April 1800; schrieb: »Stirpes novae aut minus cognitae« (Par. 1784); »Cornus« (das. 1788); »Sertum anglicum« (das. 1788).

Lhers (L'Hers), Fluß, s. Hers.

Lherzolit (nach dem See Lherz in den Pyrenäen), ein wesentlich aus Olivin und Pyroxen bestehendes Gestein, früher auch wohl **Augitfels**, **Pyroxenit** genannt. S. Olivinfels.

L'Hirondelle-Expedition, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

L'hombre (spr. longbr' oder lomber, v. span. hombre, der »Mann«, der Spieler), das feinste, mannigfaltigste aller Kartenspiele, wurde im 14. Jahrh. in Spanien erfunden. Von da kam es, wahrscheinlich durch die Gemahlin Ludwigs XIV., Maria Theresia, an den französischen Hof und fand dann schnellen Eingang im übrigen Europa. Im Lauf des 18. Jahrh. wurde es in Frankreich und England mehr und mehr verdrängt, und nur in Deutschland behauptete es bis in die neueste Zeit seinen vornehmen Rang. In sehr weiten Kreisen war L. nie verbreitet, dazu ist es zu kompliziert und schwierig. In Spanien, wo es gewöhnlich Juego del tresillo (Dreispiel) heißt, wird es mit der national-spanischen Karte (ohne Achten und Neunen) gespielt, in Deutschland dagegen mit der französischen Karte nach Ausscheidung der Achten, Neunen und Zehnen, also mit 40 Blättern. Die Grundzüge des Spiels sind etwa folgende: Von den drei Spielern gibt Karte, wer Pik zieht. Der Geber läßt links abheben und gibt in Würfen zu 3 jedem 9 Blätter, die übrigen 13 legt er als Talon in die Mitte des Tisches. Mit einem zweiten Spiel macht die Nachhand Farbe (couleur). Nun wird durch Abfragen, wobei die Nachhand die Vorhand überbieten oder passen muß, bestimmt, wer Hauptspieler (hombre) ist; gegen diesen sind die zwei andern verbündet. In allen regelmäßigen Spielen des L. gibt es 3 beständige höchste Trümpfe: 1) die **Spadille**, das Pik-As; 2) die **Manille**, je nach der Farbe des Trumpfes eine schwarze Zwei oder eine rote Sieben; 3) die **Basta**, das Treff-As. Von diesen Hauptkarten abgesehen ist die Blätterfolge in den schwarzen Farben: König, Dame, Bube, Sieben, Sechs ꝛc. bis Zwei, in den roten: König, Dame, Bube, As, Zwei, Drei ꝛc. bis Sieben. Jede schwarze Farbe hat also 11, jede rote 12 Trümpfe. Die Könige der Farben, die nicht Trumpf sind, heißen **Forcen**. Das As einer roten Farbe heißt **Ponto** oder **Ponte**. Solange sie vorhanden ist, wird Farbe bedient, dann darf gestochen oder beigegeben werden. Im ursprünglichen L. gibt es nur 4 Spiele: Frage, Frage in Kouleur, Solo (sans prendre) und Solo in Kouleur; später kamen aber noch die sogen. **Schikanen** hinzu, nämlich Tourné oder Klein-Casco, Obstur von oben oder unten, mit 8 und 9 Blättern, Respekt (entweder Tourné [Groß-Casco] oder Obstur), Solo tout (die gemeldete Vole) und Solo tout in Kouleur. Grandissimo, wo nur die schwarzen As Trumpf sind, Nullissimo, wo gar kein Atout existiert, und Mohr (wenn alle passen) sind fast gar nicht üblich geworden. Bei jedem der vorhin aufgeführten regelrechten Spiele soll der Hombre 5 Stiche machen. Er kann zwar auch par quatre gewinnen, wenn ein Gegenspieler 3, der andre 2 Stiche hat; jedoch ist hierauf natürlich nicht zu rechnen. Die Gegner spielen so, daß der Schwächere seine hohen Karten los zu werden sucht, um nicht den stärkern Alide überstechen zu müssen. Spielt man Frage, so legt man seine schlechten Blätter ab und nimmt vom Talon andre dafür. Bei Tourné deckt man ein Blatt des Talons auf und spielt in der Farbe desselben; frische Blätter darf man kaufen wie bei der Frage. Die Obsturs sind sehr gewagte Spiele; man wirft dabei 8 oder alle Karten weg und kauft von oben oder unten neue, man muß also 4 oder alle 5 Stiche erst finden. Wer Respekt spielt, muß beide schwarze As haben und diese aufzeigen. Er hat dann noch die Wahl, ob er tournieren (Groß-Casco machen) oder Obstur spielen (die 7 Blätter außer den beiden As wegwerfen und durch andre ersetzen) will. Solo wird, wie der Name andeutet, aus der Hand (ohne Kaufen) gespielt. Vgl. **Schwetschke**, Geschichte des L. (Halle 1863); »Illustriertes L'hombre-Buch« (Bresl. 1891).

L'Hôpital, **Michel de**, franz. Staatsmann, geb. 1504 zu Aigueperse in der Auvergne als Sohn eines Arztes, gest. 13. März 1573, ward Auditor der Rota zu Rom und ließ sich 1534 als Advokat in Paris nieder. 1547 nahm er im Auftrag des Hofes am Konzil zu Trient teil und ward sodann Hauskanzler der Margarete von Valois, der Schwester Heinrichs II., und durch den Einfluß des Herzogs Karl von Guise, Kardinals von Lothringen, 1554 Oberintendant der Finanzen. In dieser Stellung bewies er eine seltene Treue und Uneigennützigkeit und beseitigte eine Menge Mißbräuche. Mit der Thronbesteigung Franz' II. trat er in den Staatsrat, folgte jedoch bald darauf der Margarete von Valois als Kanzler nach Savoyen. Katharina von Medici ernannte ihn 1561 zum Kanzler von Frankreich. Als ein Mann von universeller Bildung, von mildem Charakter und tiefer politischer Einsicht wollte er den gänzlich zerrütteten Staat ordnen und die religiösen Parteien versöhnen. Er milderte im Juli 1561 die Gesetze gegen die Ketzerei und unterwarf die letztere nur den weltlichen Gerichten.

Um eine Aussöhnung zwischen den beiden streitenden Bekenntnissen herbeizuführen, eröffnete er das Religionsgespräch zu Poissy. Sein Werk war das der religiösen Duldung so günstige Edikt vom Januar 1562. Er wurde deshalb von der eifrig katholischen Partei um so erfolgreicher angefeindet, als allmählich auch die Regentin zu derselben überging. Lange sprach L. noch in der Regierung der Versöhnlichkeit das Wort; aber im Sommer 1568 mußte er sein Kanzleramt niederlegen und zog sich auf sein Landgut Vignai bei Estampes zurück, wo er 1572 kaum dem Tode durch die fanatisierten Katholiken entging. Sein in der Kirche zu Vignai errichtetes Grabmal wurde 1836 durch eine Nationalsubskription erneuert. L. hinterließ schöne lateinische Poesien (zuerst hrsg. 1585; in franz. Übersetzung, Par. 1857), Memoiren, Reden und mehrere Manuskripte juristisch-publizistischen Inhalts, die unter dem Titel: »Œuvres« (das. 1824—25, 5 Bde.) von Dufey herausgegeben wurden. Vgl. Villemain, Vie de L. (Par. 1827, neue Ausg. 1874); Taillandier, Nouvelles recherches historiques sur la vie et les ouvrages du chevalier de L. (das. 1861); Dupré-Lasale, M. de L. (das. 1875); F. Geuer, Die Kirchenpolitik L'Hôpitals (Leipz. 1877).

Lhuillier (spr. lüilje), Claude Emmanuel, franz. Dichter, s. Chapelle.

Li, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Lithium.

Li, Bezeichnung chines. Maße: für Entfernungen mehrmals gewechselt, 1/250 eines Tu oder Meridiangrades = 444,4825 m, oder 1/251 eines Äquatorgrades = 443,4525 m, 1 Li = 18 Yin zu 10 Tschang; als Feldmaß = 10 Hao zu 6 Quadratschi = 6,744 qm; als Gewicht und Münze soviel wie Käsch.

Liaison (franz., spr. liäsóng), eigentlich Verbindung, dann Liebesverhältnis, auch in der franz. Grammatik die Verbindung eines auslautenden Konsonanten mit dem anlautenden Vokal des folgenden Wortes. »Les liaisons dangereuses«, Roman von Laclos (s. d.).

Liakura, Berg, s. Parnassos.

Liamone, Fluß auf der Insel Corsica, entspringt am Monte Rotondo und mündet nach 40 km langem Lauf in den Busen von Sagone des Mittelländischen Meeres.

Liancourt (spr. liangkūr), Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Clermont, an der Nordbahn, hat eine Kirche aus dem 16. Jahrh. mit schönen Grabdenkmälern, ein Standbild des Herzogs Franz von Larochefoucauld-L., Fabrikation von Ackerbaugeräten und Schuhwaren und (1891) 4033 Einw.

Lianen, im Erdboden wurzelnde, beim Emporwachsen sich auf andre Pflanzen stützende Gewächse. Sie bilden einen charakteristischen Bestandteil der Tropenwälder und umfassen sowohl Holzpflanzen mit immer- oder sommergrünen Blättern als krautige Formen und Arten mit unterdrückter Belaubung oder mit sukkulentem Stamm. In Mitteleuropa sind der wurzelkletternde Epheu, das windende Geißblatt und die mit den Blattstielen kletternde Waldrebe (Clematis) die einzigen Vertreter der holzigen L., die in den Tropen durch die Massenhaftigkeit ihres Auftretens die Wälder bisweilen undurchdringlich machen. Sie zerfallen nach der Art ihres Emporsteigens in die Gruppen der Spreizklimmer, Wurzelkletterer, Winden- und Rankenpflanzen. Erstere Gruppe umfaßt solche Formen, die mit ihrem Sproßsystem auf den Ästen der Stützpflanzen ruhen und weder reizbare Kletterorgane noch Haftwurzeln haben, häufig aber zum Festhalten sich der Hilfe widerhakiger Dornen und Stacheln bedienen. Von unbestachelten Formen gehören z. B. Fuchsia integrifolia *Camb.*, in den Waldungen Südbrasiliens, ferner Coccoloba ochreolata *Wedd.*, einige Amarantaceen u. a., von einheimischen Pflanzen Cucubalus baccifer *L.* hierher, der im Flußufergebüsch bis 2,5 m in die Höhe klettert. Den Grundtypus der bedornten Spreizklimmer bildet die Nyktaginee Bougainvillea spectabilis *Willd.*, die in den südbrasilischen Wäldern mit ihren Langtrieben zwischen dem Geäst der Stützbäume emporsteigt und sich durch rückwärtsgerichtete, verholzende Zweigdornen festhält. Eine analoge Form bildet bei uns das aus Spanien und Südfrankreich stammende Lycium barbarum. Von bestachelten Spreizklimmern ist in Südbrasilien die Sterkuliacee Büttneria australis *St. Hil.* verbreitet. Auch die Kletterrosen des Himalaja (Rosa moschata *Mill.*), des Mittelmeergebietes (R. sempervirens *L.*), Nordamerikas (R. setigera *Mich.*), Chinas (R. Banksiae *R. Br.*) und in schwächerer Ausprägung auch die europäische R. arvensis *Huds.* sowie zahlreiche Arten von Rubus gehören zu dieser Gruppe. Als krautige Vertreter derselben sind in der einheimischen Flora einige durch ihre widerhakigen Stachelhaare ausgezeichnete Arten von Galium (wie G. Aparine), ferner Rubia tinctorum, Asperula Aparine (in Westpreußen und Schlesien) u. a. zu nennen. Die kletternden Waldbambusen der Tropen wachsen in der Regel mit dünnen Halmen hoch zu ihren Stützbäumen empor und entfalten auf diesen erst ihr reichliches Laubwerk. Auch sämtliche Kletterpalmen (Palmlianen), wie z. B. Arten von Chamaedorea, Calamus, Plectocomia u. a., sind Spreizklimmer und entwickeln häufig sogen. Flagellen, d. h. mit hakenförmigen Stacheln besetzte Verlängerungen der Blattspindel oder umgewandelter Infloreszenzachsen, die im Winde hin und her bewegt werden und dadurch in Berührung mit Stützen kommen; bei den tropisch-amerikanischen Desmoncus-Arten sind die obersten Fiederpaare an der verlängerten Blattspindel zu starken Harpunen umgestaltet. Auch eine Anzahl von Farnen, wie Gleichenia dichotoma *Willd.* in Brasilien, vermag mit Hilfe ihrer zickzackartig verzweigten Wedelstiele zu klettern.

Als Grundform der Wurzelkletterer erscheint der Epheu, dessen Haftorgane sich an der Bauchseite des Stengels entwickeln, und der sich durch zweierlei Triebe, nämlich kletternde und aufrechte, beide mit verschiedenen Blattformen, auszeichnet. Ein ähnlicher Dimorphismus kommt auch bei mehreren andern Wurzelkletterern vor. Zu dieser Gruppe gehören Arten von Piper, Ficus (die nicht mit epiphytischen Arten zu verwechseln sind), Evonymus radicans (in Japan), Begonia (Brasilien), Tecoma radicans (Nordamerika), mehrere Araceen mit negativ heliotropischen, dem Stützstamm sich anlegenden Haftwurzeln und langen, frei in den Boden herabsteigenden, positiv geotropischen Nährwurzeln. Bei einigen andern Gliedern dieser Familie, wie Anthurium digitatum *Kth.*, Monstera pertusa *De Vr.*, läßt sich der Übergang von Wurzelkletterern zu Epiphyten (s. d.) beobachten, indem ihr Hauptsproß vom Boden her allmählich abstirbt und die Pflanze dann als Epiphyt weiterwächst. Auch einige wurzelkletternde Orchideen (Arten von Vanilla) bieten denselben Übergang dar; Vanilla aromatica ist durch die Fähigkeit ihrer Adventivwurzeln ausgezeichnet, sich rankenartig um Stützen herumzurollen. Auch viele tropische Farne sind echte Wurzelkletterer.

Das größte Kontingent der L. stellen die schraubenlinig an der Stütze emporsteigenden Windepflanzen, die physiologisch durch starken negativen Geotropismus, durch die ihnen eigentümliche, kreisförmige Nutation (s. Pflanzenbewegungen) sowie durch Mangel von Reizbarkeit an ihren Stengeln gekennzeichnet sind. Sie haben Vertreter unter Farnen, Dioskoreaceen, Liliaceen, Moraceen, Polygonaceen, Chenopodiaceen, Menispermaceen, Violaceen, Dilleniaceen, Malpighiaceen, Vochysiaceen, Euphorbiaceen, Loasaceen, Kombretaceen, Aristolochiaceen, Papilionaceen, Apocynaceen, Asklepiadaceen, Konvolvulaceen, Boraginaceen, Akanthaceen, Verbenaceen, Rubiaceen, Kaprifoliaceen, Kompositen u. a. Im allgemeinen zeigt sich die Winderichtung innerhalb derselben Gattung konstant; die meisten sind Linkswinder, rechts winden z. B. Tamus communis, Humulus, Polygonum, Lonicera u. a.; einige Pflanzen, wie das mit den Wedelstielen windende Lygodium, ferner Mühlenbeckia, Loasa aurantiaca, Blumenbachia lateritia u. a., haben überhaupt keine konstante Winderichtung. Manche Schlingpflanzen stehen noch auf einer sehr unvollkommenen Stufe des Windens, wie Solanum Dulcamara und Vincetoxicum officinale, das nur unter günstigen Standortsbedingungen an den obern Trieben zu winden pflegt; auch Convolvulus arvensis windet nicht immer. Die nordamerikanische Rhynchosia tomentosa *Torr.* et *Gr.* kommt in einer windenden Varietät und mit aufrechten, 30—60 cm hohen Stengeln vor. Die Windengewächse scheinen sich aus Pflanzen entwickelt zu haben, die infolge eines schattigen Standorts die Eigenschaft annehmen, ihre Stengelglieder stark zu verlängern und dieselben seitlich überhängen zu lassen; auch etiolierte Keimlinge nicht windender Pflanzen zeigen Anfänge von kreisförmiger Nutation. Bei mehreren Windepflanzen erleichtern übrigens ankerförmige Kletterhaare (z. B. bei Humulus Lupulus), Lenticellen oder Dornen das Emporsteigen.

Die vielgestaltigste Gruppe der L. sind unstreitig die Rankenpflanzen, deren gemeinsames Merkmal in der Reizbarkeit für andauernde Berührung einer Stütze besteht (s. Pflanzenbewegungen). Die unterste Stufe derselben bilden die Blattklimmer, die mit der Spreite, wie Fumaria officinalis *L.*, Adlumia cirrhosa *Raff.*, oder mit den Blattstielen (Arten von Clematis, Nepenthes, Maurandia, Linaria cirrhosa *W.*), oder mit den verlängerten Blattspitzen (Flagellaria indica, einige Arten von Fritillaria) zu ranken vermögen, ohne daß eine vollständige Umbildung des Blattes stattfindet. Durch typische Ausbildung von Ranken zeichnen sich die Blattranker aus, die Vertreter unter den Familien der Smilaceen, Papilionaceen (Vicia, Lathyrus, Pisum u. a.), Polemoniaceen (Cobaea), Bignoniaceen und Kukurbitaceen haben; zumal letztere Familie zeigt die Rankenbildung in höchster Form der Entwickelung. Eine auffallende Rankenform hat sich bei Bignonia unguis *L.* und mehreren verwandten Arten in Form eines dreikralligen Vogelfußes ausgeprägt. Andre Arten von Bignonia bilden zur bessern Befestigung der Ranken an den Enden derselben flache Haftscheiben aus; manche Kukurbitaceen, wie z. B. Sicyos, scheiden zu gleichem Zwecke ein klebriges Sekret aus. Die nur in den Tropen vertretene Gruppe der Zweigklimmer, zu denen mehrere Polygaleen, Hippokrateaceen, Konnaraceen, Dalbergieen, Mimoseen u. a. gehören, zeichnet sich durch reizbare, beblätterte oder blattlose, später verholzende Seitentriebe aus, mit denen sie die Stützen umklammern. Die ebenfalls den Tropen eigentümlichen Hakenkletterer entwickeln reizbare haken- oder krallenförmige, blattlose Kletterorgane, die nach dem Einfangen einer Stütze eine starke Einkrümmung erfahren und sich dann bedeutend verdicken; ihre Kletterhaken gehen aus reizbar gewordenen Dornen oder aus Infloreszenzachsen, wie bei Anonaceen, Dipterokarpeen, Loganiaceen, Rubiaceen, hervor. Als Uhrfederranker (bei Rhamnaceen, Cäsalpinieen, Sapindaceen) werden solche Achsenranker bezeichnet, bei denen die rankenden Achsenteile unter Verholzung sich in einer Ebene spiralig aufrollen, so daß eine Schlinge zum Einfangen von Stützen gebildet wird. Auf der höchsten Stufe der Rankenbildung aus Achsenteilen stehen endlich die Fadenranker, wie Vitaceen (Vitus, Ampelopsis), Passifloraceen (Passiflora, Tacsonia), auch einige Polygonaceen, Dioskoreaceen u. a., die sich als Parallelformen den Blattrankern an die Seite stellen und wie diese unter Umständen auch Ranken mit Haftscheiben zur Ausbildung bringen. Ursprünglich scheinen die Rankenpflanzen aus spreizklimmenden Formen, zum Teil auch aus Blattkletterern und nicht, wie Darwin annimmt, aus Windepflanzen hervorgegangen zu sein, da die bei letzterm Vorgang notwendigen Rückschrittsbildungen nicht nachweisbar sind.

Pflanzengeographisch liegt der Hauptsitz der L. in den tropischen, immergrünen Regenwäldern zwischen den beiden Wendekreisen, in denen sie die Physiognomie des Waldes wesentlich bestimmen; auch in Südchile sowie in Neuseeland treten einige endemische L. auf. Lianenfrei sind dagegen die Wüsten- und Steppengebiete, die alpinen Hochregionen und die arktische Flora. Mitteleuropa beherbergt nur etwa 50 vorwiegend krautige Arten; etwas reicher ist das Mittelmeergebiet. Nordamerika sowie China und Japan, die mit Tropengebieten in Verbindung stehen, haben von diesen aus auch eine größere Zahl von Lianenformen empfangen, als Europa.

Charakteristische Eigentümlichkeiten der L. treten vielfach auch im anatomischen Bau ihrer Stämme auf, die ihrer Lebensweise entsprechend besonders zugfest konstruiert sein müssen. Infolgedessen zerklüftet sich ihr Holzkörper in sehr verschiedener Weise durch weichere Gewebemassen u. ahmt dadurch die Zusammenfügung eines tordierten Seiles nach. Hiermit stehen zahlreiche Anomalien des Dickenwachstums ihrer Stämme in Zusammenhang. Vgl. Darwin, Die Bewegungen und Lebensweise der kletternden Pflanzen (deutsch, Stuttg. 1876); Huth, Die Hakenklimmer (Berl. 1888); Treub, Sur une nouvelle catégorie de plantes grimpantes (in den »Annales du jardin botanique de Buitenzorg«, 1882); Fritz Müller, Zweigklimmer (im »Kosmos«, 1882); Schenck, Beiträge zur Biologie und Anatomie der L. (Jena 1892—93, 2 Tle.).

Liang, chines. Benennung des Tael (s. d.).

Liangkiang, chines. Generalgouvernement, die Provinzen Kiangsu, Nganhui und Kiangsi umfassend. Hauptort und Residenz des Generalgouvernements (Thungtu) sowie des Mandschu- (Tataren- oder Banner-) Generals ist Nanking.

Liangkuang, chines. Generalgouvernement, die Provinzen Kuangtung und Kuangsi umfassend, mit der Hauptstadt Kanton.

Liangsi (Hukwang), chines. Generalgouvernement, die Provinzen Hupe u. Hunan umfassend, mit der Hauptstadt Wutschang bei Hankou.

Liaotong, Golf von, s. Petschili.

Liard, franz. Silbermünze, zuerst um 1430, = 4 Deniers tournois, etwa 10 Pfennig wert, schon früh verschlechtert und im Namen mit Hardi wechselnd; unter Karl VIII. = 3 Deniers und 5 Pfennig wert, bis um 1600 auf die Hälfte verringert; 1649 Kupfermünze als L. de France = 3 Deniers oder 1,2 Pfennig und 1658—1700 als Double tournois = 2 Deniers, 1719 zu 3 Deniers, 3,059 g schwer und fortgeführt (quart de sou) bis 1791.

Liardfluß, linker Nebenfluß des Mackenzie in Britisch-Nordamerika, entspringt am Südwestabhang der Pelly Mountains, nimmt rechts den aus dem Deasesee kommenden Dease auf und mündet nördlich von 62° nördl. Br. bei Fort Simpson. Weizen gedeiht an ihm bis 60° nördl. Br.; Gold- und Silbererz ist an mehreren Stellen an seinen Ufern gefunden worden.

Lias (Liasformation), untere Abteilung der Juraformation (s. d.).

Liauho, Fluß im nördlichen China, entsteht aus mehreren am Berge Petscha an der Nordgrenze der Provinz Petschili entspringenden Flüssen, nimmt links den die Nordgrenze der Provinz bildenden Schiramuren auf, tritt dann in die Provinz Schöngking über, in der er seinen bisher östlichen Lauf mit einem südlichen vertauscht und die Landschaften Liauhsi und Liautung scheidet, und mündet bei Jingtszekou, dem Hafen von Niutschwang, in den Golf von Liautung.

Lib. (lat.), Abkürzung für liber, Buch.

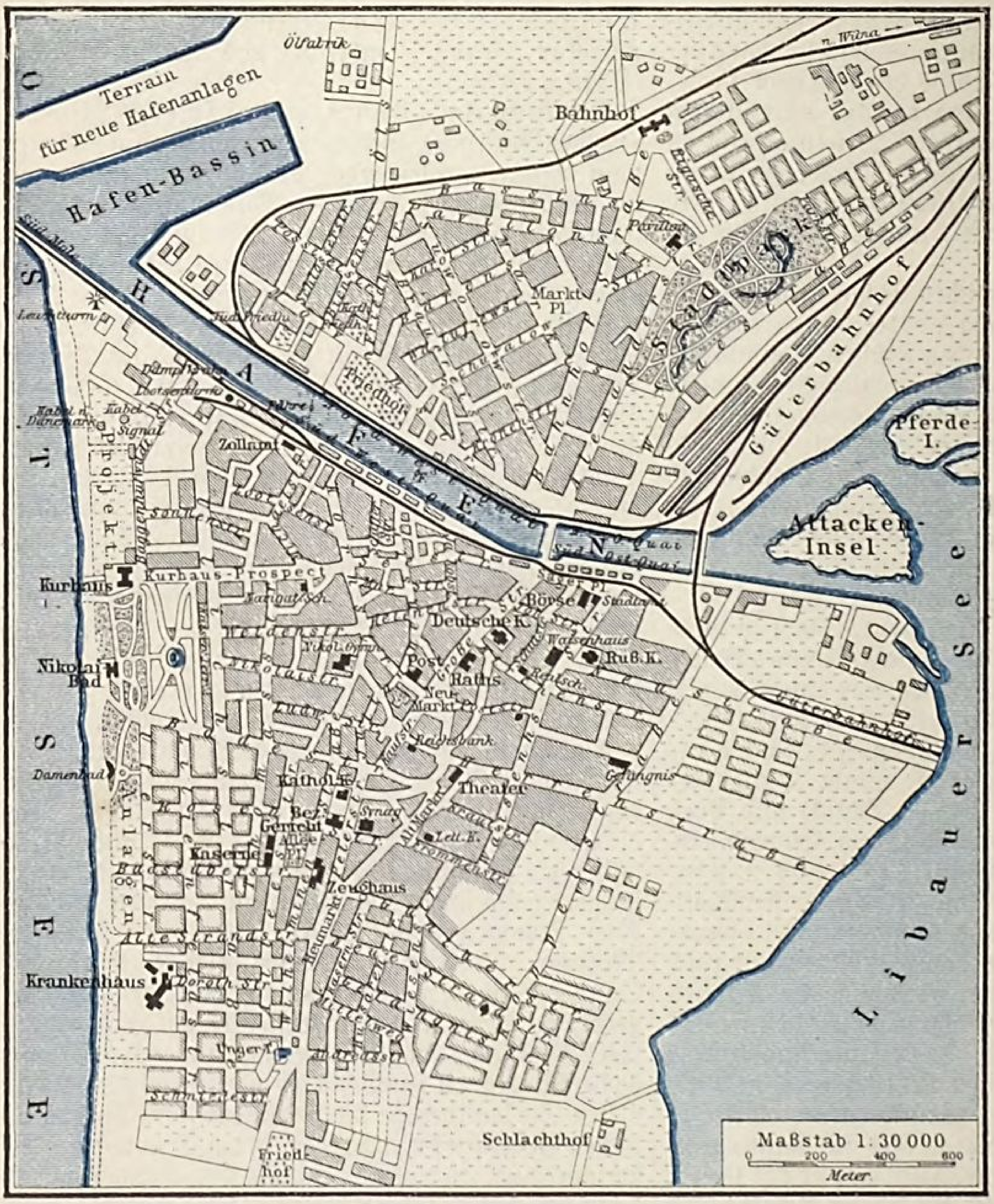
Liba, der Oberlauf des Sambesi (s. d.).

Liban (tschech. Libáň, spr. -bänj), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Jičín, an der Linie Kopidlno-Bakow der böhmischen Kommerzialbahnen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Zuckerfabrik und (1890) 2024 tschech. Einwohner. Nahe nördlich Schloß Altenburg. 6 km südöstlich von L. liegt die Stadt Kopidlno mit schönem Schloß (des Grafen Schlick) und Park, einer Zuckerfabrik u. (1890) 2206 tschech. Einwohnern.

Libanios, griech. Sophist, 314—393 n. Chr., aus Antiochia in Syrien, machte seine wissenschaftlichen Studien in Athen und Konstantinopel, wo er schon mit 25 Jahren eine Schule eröffnete und rasch zu hohem Ansehen gelangte, aber auch den Neid seiner Fachgenossen in dem Maße erregte, daß sie 344 durch eine Anklage wegen Magie seine Ausweisung bewirkten. Nach fünfjähriger Lehrthätigkeit in Nikomedia nach Konstantinopel zurückberufen, wirkte er daselbst mehrere Jahre, bis er 354 für immer nach seiner Vaterstadt übersiedelte. Hier war er bis in sein hohes Alter als vielbesuchter Lehrer der Beredsamkeit und unermüdlicher Vorkämpfer des bedrängten Hellenismus thätig und erfreute sich eines ungemeinen Ansehens und Einflusses, namentlich bei Kaiser Julian, der ihn unter seine Vertrauten aufnahm und mit der Würde eines Quästorius auszeichnete, aber auch nach dessen Tode bei den Kaisern Valens und Theodosius. Wiewohl Heide, war er doch den Christen gegenüber duldsam und blieb mit seinen Schülern Basilius und Johannes Chrysostomus trotz ihres Übertritts zum Christentum in freundschaftlichem Verkehr. Ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, der namentlich den Demosthenes geschickt nachzuahmen verstand, daher man ihn auch den kleinen Demosthenes nannte, hat L. eine sehr große Zahl von Schriften hinterlassen. Sein Hauptruhm beruhte auf seinen Reden, deren 68 erhalten sind. Sie sind wichtig für die Zeitgeschichte, wie die 6 auf Julian, ebenso wie die erhaltenen 1607 Briefe (400 angebliche in lateinischer Übersetzung haben sich als Fälschung eines Humanisten erwiesen). Außerdem besitzen wir von ihm eine ganze Reihe von Schulschriften, so 50 Deklamationen über fingierte Themen, Progymnasmata, Inhaltsangaben (Hypothesen) der Demosthenischen Reden, auch eine Lebensbeschreibung des Demosthenes u. a. Ausgaben der Reden und Deklamationen von Reiske (Altenb. und Leipz. 1791—97, 4 Bde.), der Briefe von Wolf (2. Ausg., Amsterd. 1738). Vgl. Petit, Essai sur la vie et la correspondance du sophiste L. (Par. 1866); Sievers, Das Leben des L. (Berl. 1868); Förster, Franc. Zambeccari und die Briefe des L. (Stuttg. 1878).

Libănon (lat. Libanus, arab. Dschebel Libnân, »weißes Gebirge«), Gebirge oder richtiger stufenförmig vom Meere aufsteigender Plateaurücken in Syrien, an der Nordgrenze des alten Palästina. Von NNO. nach SSW. 160 km weit der Küste parallel ziehend, wird der L. durch das Querthal des Litani von den Höhen Galiläas getrennt und endigt im N. am Nahr el Kebir in schroffem Abfall. Seine höchsten Erhebungen hat er bei Beirût und Tripolis im Dschebel Machmal (3052 m) und im Dar el Kodib (3063 m). Bis 2032 m steigt der Dschebel Knese an, unter welchem die 112 km lange Poststraße von Beirût nach Damaskus und die Eisenbahn Beirût-Zahle-Damaskus entlang zieht. Nach O., zur tief eingesenkten Bekaa (Kölesyrien), fällt der L. ziemlich steil und rauh ab, während der bedeutend längere Westabhang viel reicher gegliedert, von zahlreichen Flüssen durchströmt und gut bevölkert ist. Einzelne Äste des Gebirges treten in kühnen Vorgebirgen bis an das Meer. Aus der Ferne, besonders vom Meer aus gesehen, gewährt das Gebirge einen sehr malerischen Anblick. Es ist voll tiefer, fast unzugänglicher Schluchten und schroffer Abfälle, deren nackte Kalkwände die dazwischenliegenden fruchtbaren Thäler nicht ahnen lassen. Was die geognostische Beschaffenheit des L. anlangt, so bilden die Hauptmasse der parallel gerichteten, in der jüngern (miocänen) Tertiärzeit entstandenen Gebirgszüge Schichten von Mergel, Thon, von Kalkstein, Marmor, Dolomit und Kreide, von Sandstein und Sand, die der Jura-, Kreide- und Eocänformation zugerechnet werden. Besonders berühmt sind wegen ihres Reichtums an Versteinerungen die senonen oder vielleicht eocänen Fischschichten von Sâhil Alma. An vielen Stellen werden die Sedimente aber von basaltischen Gesteinen durchbrochen, deren Eruptionen zwei verschiedenen Perioden, einmal der Kreidezeit und dann der Zeit nach der Ablagerung des Eocäns, angehören. Erst nach der Bildung des L. entstanden, und deshalb diskordant auf den eocänen Nummulitenkalken gelagert sind jungtertiäre Süßwasserbildungen (vgl. Asien, S. 995, und Palästina). Von nutzbaren Mineralien finden sich Eisenerze (im Sandstein), Braunkohlen und Lignite, reichlicher Bernstein und Bitumen. Die Dürrzeit dauert von Ende April bis in den Oktober hinein (Beirût 95 cm). Die Jahrestemperatur beträgt am Westfuß etwa 21° (Januar 8°, Juli 24°); mit der Erhebung wird das Klima kälter und rauher. Im Winter werden durch die vorwaltenden West- und Nordwestwinde große Schneemassen niedergeschlagen; die Chaussee zwischen Beirût und Damaskus (Paßhöhe 1770 m) ist oft mehrere Tage lang verweht. Jährliche mittlere Schneefallsgrenze nach H. Fischer etwa 1000 m am Westabhang. Die Flora des L. zeichnet sich aus durch Wälder, zum Teil zusammengesetzt aus den Ordnungen des nor-

dischen Florenreichs, also aus sommergrünen Laubbäumen, wie Eichen und selbst Buchen; vorherrschend aber sind Nadelhölzer wärmerer Klimate, wie Abies cephalonica, Pinus Laricio, Cedrus Libani, Juniperus foetidissima. Auch Bestände von Cupressus horizontalis treten zwischen 1301 und 1900 m auf. Kultiviert werden der Weinstock, der Ölbaum, der Feigen- und Maulbeerbaum. Die Tierwelt des L. gehört zur Mittelmeersubregion der paläarktischen Region, sie bietet zoologisch nichts Besonderes; seine Wälder bergen Raubtiere, wie Bär, Wolf, Schakal, und mancherlei Wild. Das Küstenland am westlichen Fuß des L. ist das Phönikien des Altertums; das Tiefland zwischen dem L. und Antilibanon (s. d.) hieß im Altertum Bukka oder Kölesyrien (heute Bekaa, »Spalte«). Die Bevölkerung des L. wurde 1886 auf 327,500 Seelen, davon 200,000 Maroniten, 38,000 Drusen, 41,000 Griechisch-Orthodoxe, 25,000 Griechisch-Unierte, 11,000 Metawile, geschätzt. So wild und einsam das Gebirge ist, so ist es doch durch vielfach gewundene, oft in den Fels eingehauene Pfade zugänglich, und zahlreiche Klöster gewähren dem Wanderer Obdach. Etwa 4 km oberhalb Bscherre, am Fuß des kahlen und steilen Dar el Kodib, in einer Höhe von 1925 m steht das berühmte, mit einer Mauer eingefaßte **Zedernwäldchen**, im ganzen noch 397 Stämme zählend, darunter nur noch fünf, deren Stamm 10 m und darüber im Umfang mißt, und keiner über 25 m hoch. Es sind die dürftigen Reste jener Zedernwaldungen, die einst dem König Salomo das Holz zum Tempelbau lieferten. — Der L. ist den Türken niemals vollständig botmäßig geworden. Als 1840 Syrien Mehemed Ali entzogen und dem Sultan zurückgegeben wurde, forderten die europäischen Mächte für den L. mit seiner christlichen Bevölkerung administrative Privilegien. Es trat daher eine getrennte Regierung der vielfach untereinander wohnenden Drusen und Maroniten unter zwei Kaimakamen ins Leben: der maronitische Kaimakam regierte im Norden, der drusische im Süden; hinsichtlich der Bezirke mit gemischter Bevölkerung griffen besondere Bestimmungen Platz. Diese Einrichtung erhielt sich bis zu den Metzeleien des Jahres 1860 (s. Syrien). Infolge der französischen Intervention wurde darauf 1862 der ganze L. als selbständiges Paschalik von Syrien abgetrennt und unter der Kontrolle der Gesandten der Westmächte einem christlichen Gouverneur zur Verwaltung unterstellt; doch blieben Orte mit überwiegend moslemitischer Bevölkerung sowie die drei wichtigsten Hafenstädte Tripolis, Beirût, Saida bei Syrien (s. Karte »Palästina«). Vgl. **Fraas**, Drei Monate am L. (Stuttg. 1876); Derselbe, Geologische Beobachtungen am L. (das. 1878); **Diener**, Libanon. Grundlinien der physischen Geographie und Geologie von Mittelsyrien (Wien 1886).



Lageplan von Libau.

Libanonzeder, s. Cedrus.

Libation (lat.), das Trankopfer der alten Römer, bestand im Ausgießen einiger Tropfen von einer Flüssigkeit (besonders Wein), um damit der Gottheit ihren Anteil zu widmen. Die Griechen hatten dieselbe Sitte und pflegten namentlich beim Übergang vom Gastmahl zum Trinkgelage ein Trankopfer (spondē) darzubringen.

Libau, Stadt im russ. Gouv. Kurland, auf einer Nehrung am Ausfluß des Libauschen Sees, an der Eisenbahn Libau-Koschedary, hat eine griechisch-kath. Kirche, die römisch-kath. Dreifaltigkeitskirche (mit großer Orgel) und 2 luther. Kirchen, eine Sy-

nagoge und (1891) 32,530 Einw., darunter 65,6 Proz. Evangelische, 23,6 Juden, 6,6 Katholiken und 4 Proz. Griechisch-Katholische. Der Nationalität nach überwiegen die Deutschen, Russen haben sich sehr wenig niedergelassen. Die Industrie, früher ganz unbedeutend, hat sich seit einiger Zeit sehr entwickelt. Es sind 22 Fabriken mit einem Produktionswert von 3½ Mill. Rubel vorhanden, darunter 2 Eisengießereien, 4 Bierbrauereien, eine Drahtfabrik, eine Dampfsägemühle, 2 chemische Fabriken, eine Ölschlägerei, eine Dampfmahlmühle ꝛc. Der Handel hat einen großen Aufschwung erfahren. Der Wert der Ausfuhr betrug 1891: 38,332,786 Rubel, der der Einfuhr 17,460,003 Rub. Die erstere besteht namentlich in Getreide, insbes. Hafer, Spiritus, Flachs, Petroleum, Mehl, Lumpen, Holz; die letztere in Steinkohlen, landwirtschaftlichen Maschinen, Kolonialwaren, Eisen, Kupfer, Heringen und Baumaterialien. Der Hafen ist vortrefflich, meist das ganze Jahr hindurch eisfrei und neuerdings vertieft worden. Der Bau eines großen Kriegshafens ist 1893 bei L. begonnen. Die Zahl der eingehenden Schiffe war 1890: 1892 mit 293,889 Last Rauminhalt. L. steht mit Riga, Königsberg und Lübeck in Dampferverbindung und ist Sitz eines deutschen Konsuls. Es besitzt 2 Leuchttürme, ein Gymnasium, Realschule, eine Navigationsschule, ein Theater, eine Schiffswerfte, 3 Banken und eine Sparkasse. L. hat auch als Seebad einigen Ruf. Es bestand schon vor der Landung der ersten Deutschen als Stadt der heidnischen Letten unter dem Namen Leepaja, was wohl soviel wie Lindenstadt bedeutet. In der Nähe Schwefelquellen. Vgl. nebenstehenden Plan.

Libavs rauchender Geist, s. Zinnchlorid.

Libbra, ital. Bezeichnung des Pfundes von örtlich verschiedener Größe bis zur Einführung des Metersystems; auf den Zentner (Cantaro, Centinaio, Quintale) gingen in der Regel 100 Libbre zu 12 Once, und vielfach wurden Schwer- und Leichtgewicht unterschieden. Vornehmlich sind zu erwähnen: die L. grossa von Venedig = 476,999 und die L. sottile = 301,23 g, die L. piccola von Mailand zu 12 Unzen = 326,793 g, sowie die L. grossa zu 28 und da olio zu 32 Unzen, die vor 1818 unerheblich kleinere L. von Turin = 368,88 g, die L. peso sottile von Genua = 316,75 und pesso grosso = 317,664 g, die L. di commercio von Cagliari = 406,563 und da orefici = 325,25 g, die L. von Parma = 328 g, die von Modena = 340,457 g neben der im Herzogtum für Edelmetall und Seide gebräuchlichen Handelslibbra von Bologna = 361,851 g, die L. von Lucca = 334,5 g neben der hier als Münzpfund dienenden von Florenz = 339,542 g, die römische L. von 6912 Grani = 339,072 g, die für feine Waren bis 1840 gültige L. von Neapel = 320,759 g sowie die von Palermo = 317,368 g.

Libell (lat. libellus, »kleines Buch«), bei den Römern gerichtliche Klageschrift; auch soviel wie Schmähschrift, daher Libellist, Schmähschriftsteller. S. Pasquill.

Libellatici (lat.), s. Lapsi.

Libelle, soviel wie Wasserjungfer.

Libelle (lat. libella, Diminutivform von libra, »Wage«, Niveau, Wasserwage), ein allseitig geschlossenes, mit einer Flüssigkeit gefülltes Gefäß, in dem nur ein kleiner Luftraum, eine Luftblase, übrigbleibt, welche stets die oberste Stelle einnimmt, so daß die L. zur Prüfung der horizontalen Lage von Flächen und Linien benutzt werden kann. Man unterscheidet Dosen- und Röhrenlibellen (auch Dosen-, bez. Röhrenniveaus genannt). Die Dose, bez. Röhre von Glas ist innerlich zentrisch, bez. tonnenförmig um die Längenachse der Röhre so geschliffen und das messingene Gehäuse für dieselben so beschaffen, daß, wenn dessen ebener Boden auf einer horizontalen Fläche aufgesetzt ist, jedesmal die Luftblase eine oben in der Mitte deutlich markierte Stelle einnimmt. Feinere Libellen sind meist mit Äther (Hooke 1660 nahm noch Weingeist) gefüllt und luftdicht verschlossen. An Instrumenten, Fernrohren u. dgl. angebracht, dienen sie zum Wagerechtstellen derselben. Auch zur Messung von kleinen Neigungswinkeln können die Libellen gebraucht werden. Sie müssen zu diesem Zwecke eine Teilung haben, u. der Wert eines Teilstrichs (die Empfindlichkeit der L.) muß in Minuten, bez. Sekunden ermittelt werden (s. Justieren). Bei neuern Nivellierinstrumenten findet man häufig Reversions- oder Doppellibellen, das sind Libellen, welche auf zwei Seiten, oben und unten, geschliffen und eingeteilt sind und nach Umdrehung auf beiden Seiten gebraucht werden können. Sie dienen dazu, die Ungleichheit der Ringdurchmesser des Nivellierfernrohrs zu bestimmen, bez. zu eliminieren. Da sie jedoch wegen der vielen bei ihnen nötigen Fehlerbestimmungen ein kompliziertes Hilfsmittel sind, so erscheint es zweckmäßiger, den obigen Fehler durch das Messungsverfahren zu beseitigen.

Libellenquadrant, s. Geschützzubehör.

Libellŭla, s. Wasserjungfer; Libellulidae (Wasserjungfern), Familie aus der Ordnung der Geradflügler, s. Wasserjungfern.

Libelt, Karl, poln. Schriftsteller und Politiker, geb. 8. April 1808 in Posen, gest. 9. Juni 1875 auf seinem Gut bei Gollantsch, studierte in Berlin Philosophie und Mathematik, nahm 1831 als Artillerieoffizier an der polnischen Revolution teil u. mußte darauf eine neunmonatige Festungshaft verbüßen. Seit 1840 redigierte er die Posener Zeitschrift »Tygodnik literacki«, dann den »Rok« und ward im November 1845 in das neue polnische Zentral-Revolutionskomité, im Januar 1846 in die Nationalregierung zu Krakau gewählt. Bald darauf verhaftet, wurde er in dem großen Polenprozeß (August bis November 1847) in Berlin zu 20jähriger Zuchthausstrafe verurteilt, indes schon nach wenigen Monaten infolge der Märzereignisse von 1848 befreit. Er nahm an dem Prager Slawenkongreß teil, saß eine Zeitlang im Frankfurter Parlament und war, mit einer Unterbrechung von drei Jahren, bis 1873 auch Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Sein litterarisches Hauptwerk ist seine »Filozofia i krytyka« (Posen 1845—50, 5 Bde.). Außerdem schrieb er: »Wyklad matematyki« (»Mathematisches Handbuch«, Posen 1844, 2 Bde.); »Etetyka« (das. 1851, 3 Bde.); »Umnictwo« (ein System der Ethik, Petersb. 1857, 2 Bde.); »Dziewica Orleanska« (»Jungfrau von Orléans«, Posen 1847); »Humor i prawda« (»Humor und Wahrheit«, das. 1848), leichtere Abhandlungen enthaltend. Seine »Kleinern Schriften« erschienen Posen 1849—51 in 6 Bänden, eine Gesamtausgabe seiner Werke (»Dziela«) daselbst 1875, 6 Bände.

Liber (lat.), Buch.

Liber (auch Liber Pater genannt), altitalischer Gott aller Erzeugung, besonders des Natursegens und hauptsächlich des Weines, daher auch mit dem griechischen Dionysos identifiziert, ursprünglich Gott der Freiheit und der Ausgelassenheit, wurde gemeinschaftlich mit seiner Gattin Libera, welche der Persephone (s. d.) entsprach, verehrt. Sein Fest (Liberalien) fiel in die Zeit der Weinlese, in Rom auch auf den

17. März, an welchem Tage die erwachsenen Jünglinge aus der Hand des Praetor urbanus auf dem Kapitol die Männertoga (toga libera) erhielten. Ihm war das fascinum, das Symbol der männlichen Zeugung, heilig.

Liber, Dom, Pseudonym, s. Potvin.

Libĕra (lat., »befreie«), in der kathol. Kirche das Totengebet, nach seinem Anfangswort benannt.

Libera, Gemahlin des Liber (s. d.), italische Göttin der Fruchtbarkeit, später mit der griechischen Persephone identifiziert.

Libĕra Chiesa in libero Stato (spr. tjēsa), s. Freie Kirche im freien Staat.

Liberāl (lat.), eigentlich freigebig, gütig (Gegensatz: illiberal); dann soviel wie freisinnig, nach Freiheit strebend; Liberalismus, Bezeichnung der dem Fortschritt huldigenden Parteirichtung. Den Gegensatz zur liberalen bildet die konservative Partei, welch letztere das Bestehende möglichst erhalten will. Die Partei, welche zwischen beiden eine vermittelnde Stellung einnimmt, wird die liberal-konservative (freikonservative) genannt. Das Extrem des Liberalismus ist der Radikalismus, die Umsturzpartei (s. Sozialdemokratie). Als politischer Parteiname ist der Ausdruck Liberale, welcher zuerst in Spanien (im Gegensatz zu »Servile«) in Gebrauch kam, in Deutschland namentlich seit den Befreiungskriegen üblich geworden; auch wird derselbe auf die Anhänger freisinniger Ideen auf dem religiösen und auf dem wissenschaftlichen Gebiet angewendet. Aus der liberalen ging die demokratische Partei von 1848 hervor, und im Gegensatz zu dieser wurde die gemäßigte liberale Partei, namentlich die Vinckesche Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus, die altliberale genannt, von welch letzterer sich dann 1861 wiederum die Fortschrittspartei (s. d.) loslöste. Mit der Gründung des Norddeutschen Bundes vollzog sich weiter die Trennung der nationalliberalen Partei von der Fortschrittspartei, indem die erstere als nächstes Ziel die nationale Einigung Deutschlands in ihr Programm aufnahm (s. Nationalliberale Partei). Durch den Austritt (Sezession) verschiedener Mitglieder der nationalliberalen Fraktion des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses entstand 1880 eine liberale Vereinigung, welche 1884 mit der Fortschrittspartei zur Deutschen freisinnigen Partei (s. d.) verschmolzen ward, die sich jedoch 1894 wieder in zwei Teile, freisinnige Vereinigung und freisinnige Volkspartei, gespalten hat. Dazu kommt in Süddeutschland die demokratische Volkspartei. Vgl. Rudel, Geschichte des Liberalismus u. der deutschen Reichsverfassung (Guben 1891).

Liberāle da Verōna, ital. Maler, geb. 1451 in Verona, gest. daselbst 12. Aug. 1536, war bis zu seinem 30. Lebensjahr Miniaturmaler und hat als solcher eine große Zahl von Chorbüchern für den Dom und andre Kirchen in Siena illustriert, die sich teils in der Bibliothek des Domes zu Siena, teils in der Kathedrale zu Chiusi befinden. Die feinen Malereien sind durch ein glänzendes Kolorit ausgezeichnet. Dann ging er nach Verona zurück, wo er außer einigen Fresken (Bestattung Christi in der Kirche Sant' Anastasia) eine Reihe von Altartafeln in Öl ausführte. Beglaubigt sind ein toter Christus in der Galerie Torrigiani in Florenz, eine thronende Madonna zwischen Heiligen von 1489 und ein heil. Sebastian im Berliner Museum, ein heil. Sebastian in der Brera zu Mailand und eine Anbetung der Könige im Dom zu Verona.

Liberalien, Fest zu Ehren des Liber (s. d.).

Liberalismus, s. Liberal.

Liberālitas (lat., »Freigebigkeit«), allegorische Gottheit, auf römischen Kaisermünzen als ein Weib mit Füllhorn und einem Täfelchen in der Hand dargestellt. Das Täfelchen deutet auf die »Congiarien«, Verteilung von Lebensmitteln oder daraufhin lautende, auf Täfelchen geschriebene Anweisungen an das Volk; diese Verteilungen finden sich in vorzüglich gearbeiteten figurenreichen Darstellungen auf Kupfermünzen des Nero besonders anschaulich dargestellt.

Liberalität (lat.), Freigebigkeit, Freisinnigkeit.

Liberation (lat.), Befreiung, Freilassung.

Liberatore, Niccolò di, Maler, s. Niccolò di L.

Liberatorium (neulat.), Lossprechungsurteil, Entlassungsschein, insbes. die einem Rechnungsführer erteilte Entlassung aus der Verantwortlichkeit.

Liber diurnus Romanōrum pontifĭcum (lat.) ist die zwischen 625 und 817 verfaßte Sammlung von Formularen für die wichtigsten Akte, die in den Geschäftskreis der damaligen römischen Kurie fielen, als da sind: Ordination des Papstes und der suburbikarischen Bischöfe, Erteilung des Palliums und der Privilegien, Ordnung der Beziehungen des römischen Stuhles zu den Exarchen in Ravenna etc. Die neuesten Ausgaben sind von Rozière (Par. 1869) und Sickel (Wien 1889).

Liberei (v. mittellat. liberia), veralteter Ausdruck für »Bücherei«, Bibliothek.

Liberia, Negerrepublik an der Pfeffer- oder Körnerküste von Nordwestafrika (s. Karte bei »Guinea«), erstreckt sich in einer Länge von 600 km vom Mannahfluß im N. unter 7° 35' nördl. Br. und 17° 20' westl. L. v. Gr. bis zum Cavallyfluß und Kap Palmas unter 4° 22' nördl. Br. und 7° 44' westl. L. Nach dem Innern zu, in das die Republik 70—180 km weit hineinreicht, stehen die Grenzen noch nicht fest, doch berechnet man das Areal auf 85,350 qkm (1548 QM.). Die flache Küste verläuft ziemlich einförmig, am bemerkenswertesten sind die Kaps Mesurado und Palmas. Hinter dem Strand erstrecken sich 8—20 km breite, mit Mangroven bedeckte Sümpfe, die zur Regenzeit große Ausdehnung annehmen, auf höhern Stellen auch einzelne Ansiedelungen haben. Dahinter hebt sich das Land allmählich bis zu 1000 m und wird bald waldig und unbewohnt. Zahlreiche Flüsse (St. Paul, Little Bassa, Sinou, Cavally u. a.) fließen zum Meer hinab, ihre Mündungen sind aber meist verstopft, und ihre Schiffbarkeit mit Barken reicht meist 120 km ins Land hinein, wird dann aber durch Stromschnellen beeinträchtigt. Das Klima ist bei einer Jahrestemperatur von 27,5° (Januar 32,5°, Juni 15,6°) sehr heiß, namentlich während der Regenzeit (Mai bis Ende November); ein längerer Aufenthalt ist für Europäer unmöglich. Die großen Wälder des Innern enthalten Rosenholz, Mahagoni, Hickory, Pappeln, Schwefel- und Ebenholz, Farbhölzer, den Kopaivabaum. Elefanten werden immer seltener, ebenso Leoparden, Flußpferde, Krokodile, dagegen sind Affen, Chamäleons, Eidechsen, Ameisen zahlreich. Die Bevölkerung, deren Zahl einige auf 767,500, andre auf nahe an 2 Mill. schätzen, besteht vornehmlich aus Krunegern, dann aus Golah, Vey, Dey etc., aus den aus Amerika übergesiedelten Negern und deren Nachkommen nebst zivilisierten Eingebornen (im ganzen 20,000, sämtlich protestantische Christen). Die Eingebornen sind meist Mohammedaner oder Heiden, fünf protestantische amerikanische Missionsgesellschaf-

ten wirken unter ihnen mit wenig Erfolg. Eine Staatskirche besteht nicht. Elementarschulen gibt es in jeder größern Ortschaft, eine höhere Schule, das Liberia College, mit schwarzen Professoren aus Amerika, besteht in Monrovia. Der Ackerbau beschränkt sich auf den Anbau von Maniok, Kartoffeln, Zucker u. besonders von Kaffee (Jahresausfuhr 5000 Ztr.), der in den Wäldern wild wächst. Pferde, Maultiere u. Esel ertragen das Klima, die Rinder sollen für den Feldbau zu klein sein, daher geschieht fast alle Feldarbeit durch Menschenhände. Von Mineralien ist viel Eisen vorhanden, auch Gold, Kupfer u. a. Weiße können Grundbesitz nur mit Erlaubnis der Regierung erwerben, dagegen befindet sich der Handel fast ganz in ihren Händen (Amerikaner, Deutsche, Engländer, Holländer). Ausfuhrartikel sind besonders Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Kaffee, Farbhölzer, Elfenbein, im ganzen für 4 Mill. Mk., die Einfuhr beträgt 3 Mill. Mk. Dampfer laufen regelmäßig Monrovia, Grand Bassa, Sinou u. Kap Palmas an; andre Häfen sind Robertsport, Marshall, Edina. Münzen, Maße und Gewichte sind von den Vereinigten Staaten überkommen, aber willkürlich verändert. Den Rechnungen liegt der Dollar von 100 Cent = 4,2 Mk. Silber (Gold zu Silber = 15½ : 1) zu Grunde, mit Tarifsätzen für altspanische Münzen, Schillinge und Frank. Der Schuldner hat die Wahl, in Gold-, Silber- oder Landesmünzen aus Messing zu bezahlen, von welch letztern rund 2 englische Pfund = 1 Doll. stehen. Zölle werden in uneinlöslichen Kassenscheinen entrichtet. Im Handel mit den Eingebornen gelten 2000 Kauri rund 5 Frank, Eisenstangen von 12 Handelspfund 3 Schilling, Messingstangen von 3 Pfund unter dem Namen Manilly 1½ Doll. und bestimmte Baumwollstücke, Buyapart genannt, 25 Cents. Ein besonderes Hohlmaß der Republik ist das Kru = 15,141 Liter. Die Verfassung ist der der amerikanischen Union nachgebildet. An der Spitze des Staates steht ein Präsident mit seinem Kabinett, ein Senat mit 8 auf vier Jahre und ein Repräsentantenhaus mit 13 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Ein Weißer kann das Bürgerrecht nicht erlangen. Die Republik zerfällt in vier Grafschaften: Montserrado, Grand Bassa, Sinou und Maryland. Hauptstadt ist Monrovia (s. d.). Die Finanzen befinden sich in traurigem Zustand; 1888 betrugen die Einnahmen (meist Zölle) 35,000, die Ausgaben 33,000 Pfd. Sterl. Eine Anleihe von 500,000 Doll. zum Kurse von 85 wurde 1871 in England zu 7 Proz. und in 15 Jahren zurückzahlbar aufgenommen, doch sind seit 1874 weder Zinsen noch Amortisationsquoten gezahlt worden. Jeder waffenfähige Bürger von 16—50 Jahren ist militärpflichtig, wodurch sich eine Miliz von einer Brigade mit 4 Regimentern ergibt. Seit 1879 besteht ein Orden, der afrikanische Erlöserorden. Über Wappen und Flagge s. die Tafeln zu diesen Artikeln. — Die Republik verdankt ihre Entstehung dem 1816 in Washington zusammengetretenen Kolonisationsverein zur Ansiedelung freier Farbigen der Vereinigten Staaten, welcher 1822 einen östlich vom Kap Mesurado gelegenen Küstenstrich von den dortigen Negerhäuptlingen käuflich erwarb und 30 freie Negerfamilien daselbst ansiedelte. Die Kolonie hatte guten Fortgang und vergrößerte sich durch weitern Zuzug von Amerika und neue Ländererwerbungen so ansehnlich, daß sie sich 1847 zu einer selbständigen Republik erklären konnte, die bald auch von den europäischen Mächten anerkannt wurde. Erweiterung fand das Territorium 1848 durch das Gebiet am Gallinas (im NW.), 1852 durch das Gebiet am Cassa und 1880 durch das Königreich Medina; 1857 trat auch die 1834 am Kap Palmas gegründete ähnliche Negerrepublik Maryland zu L. Vgl. Valdez, Six years of a traveller's life in Western Africa (Lond. 1861, 2 Bde.); Wauwermans, Libéria. Histoire de la fondation d'un État nègre libre (Brüssel 1885); Büttikofer, Reisebilder aus L. (Leiden 1890, 2 Bde.)

Liberia (Guanacaste), Hauptort des Depart. Guanacaste in der zentralamerikan. Republik Costarica, 25 km östlich von dem an der pazifischen Küste gelegenen Hafen Culebra, am Südfuß des Vulkans Orosi (1584 m), mit 4000 Einw.

Liberius, Papst, ein geborner Römer, bestieg im Mai 352 den römischen Stuhl, ward 355 vom Kaiser Constantius nach Thrakien verbannt, weil er sich weigerte, Athanasius zu verdammen, kehrte aber, nachdem er 358 eine semiarianische, das nicänische Bekenntnis verleugnende Glaubensformel unterschrieben hatte, auf den römischen Stuhl zurück, von dem er den 358 eingesetzten Papst Felix II. vertrieb. Er starb 366.

Liber Pontificālis (Gesta pontificum romanorum, lat.), eine Geschichte der Päpste, die von Petrus bis auf Stephan VI. (885—891) reicht. Die Annahme, daß der Verfasser derselben Anastasius Bibliothecarius gewesen, ist unhaltbar; das Buch ist vielmehr von verschiedenen Verfassern geschrieben; höchstens sind dem Anastasius die vitae der Päpste von 827—867 zuzuschreiben. Zwei Punkte in betreff des L. sind heutzutage unter den Gelehrten insbesondere streitig: 1) welcher Text ist als Originaltext des L. anzusehen? und 2) zu welcher Zeit ist der älteste Teil des L. entstanden? Es wurde herausgegeben zuerst von Bianchini (Rom 1718—35, 4 Bde.), zuletzt von Duchesne (Par. 1886—93, 2 Bde.).

Libertād, Küstendepartement von Peru, zwischen dem Meer und der östlichen Kordillere jenseit des obern Marañon, 28,153 qkm (511,3 QM.) groß mit (1876) 147,541 Einw. Die Küstenlande sind mit Ausschluß der fruchtbaren Flußthäler öde und wasserlos, das Innere dagegen bietet viel kulturfähiges Land. Im O. kommen Silber-, Kupfer- und Eisenerze vor, doch sind Landbau und Viehzucht neben dem Flechten von Strohhüten ꝛc. die Haupterwerbszweige. Hauptstadt ist Trujillo (s. d.). S. Karte »Peru«.

Libertād (Puerto la L.), Hafenort im mittelamerikan. Staat Salvador, am Stillen Ozean, unter 15° 31′ nördl. Br., mit unsicherer Reede, 150 m langem Hafendamm, Molo, Zollhaus, Ausfuhr von Kaffee, Indigo, Reis, Rohzucker und 1500 Einw.

Libertas (lat.), bei den Römern Göttin der »Freiheit«, auf Münzen als schöne, reichgeschmückte Frau dargestellt, zu Ende der Republik auch mit dem Dolch und der Freiheitsmütze (pileus). Sie hatte auf dem Aventin einen von Tiberius Sempronius Gracchus, dem Vater des Siegers über Hanno bei Benevent (214 v. Chr.), errichteten Tempel. Nicht zu verwechseln ist damit das Atrium Libertatis, das Archiv und Amtslokal der Zensoren, welches in der Nähe des Forums war (s. Atrium).

Liberté, Égalité, Fraternité (franz., »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«), die Devise der französischen Republik, kam während der ersten französischen Revolution auf.

Libertin (franz., spr. -tāng), ausschweifender, liederlicher Mensch, Wüstling; sonst auch soviel wie Freigeist; Libertinage, Ausschweifung, Liederlichkeit.

Libertiner (Libertini) heißen Apostelgesch. 6, 9 Juden, die Sklaven in Rom gewesen und, in Freiheit gesetzt, nach Jerusalem zurückgekehrt waren, wo sie eine eigne Synagogengemeinde bildeten. In der Zeit der Reformation wurden L. die Anhänger einer freiern Geistesrichtung genannt, so die Anhänger Coppins in Lille (1530), dessen Schüler Quintin aus Hennegau, Bertrand und Pocquet seine Lehre, einen spiritualistischen Pantheismus, besonders nach Frankreich verbreiteten und bei der Königin Margarete von Navarra Schutz fanden. In Genf hießen L. die vornehmlich aus eingebornen Bürgern bestehenden Gegner von Calvins (s. d.) strengem theokratischen System und der die Herrschaft über das öffentliche und Privatleben sich anmaßenden Priestertyrannei. Die Verbrennung des mit ihnen verbundenen Servet reizte die L. zu einer Erhebung gegen Calvins Herrschaft, die aber 1555 unterdrückt wurde; das Haupt der L., Berthelier, wurde hingerichtet.

Liberum arbitrium (lat.), soviel wie freier Wille.

Liberum veto (lat., »das freie ‚ich verbiete'«), das Recht der polnischen Reichstagsmitglieder, durch ihren Einspruch (poln. nie pozwalam, »ich gestatte nicht«) einen Beschluß des Reichstags zu verhindern; es wurde 1652 zum erstenmal von dem Landboten Sicinski durchgesetzt, worauf bis 1764 durch dasselbe von 55 Reichstagen 48 »zerrissen« wurden, so daß nur 7 zu einem ordnungsmäßigen Schluß gelangten. Die Konstitutionen von 1764 und 1791 schafften zwar das L. ab, kamen aber nicht zur Ausführung.

Libethen (ungar. Libetbánya, spr. libetbānja), alte Bergstadt im ungar. Komitat Sohl, an der Bahnlinie Neusohl-Zólyom-Brezó, mit einer alten viertürmigen Burg, Bergbau auf Eisen und Kupfer, Hochöfen und (1890) 1779 slowakischen, meist evang. Einwohnern. Einst wurde daselbst auch Gold gewonnen.

Libethenit (blätteriges Olivenerz), Mineral aus der Ordnung der Phosphate, kristallisiert rhombisch und ist isomorph mit Adamin und Olivenit, findet sich in kleinen, kurz säulenförmigen, einzeln aufgewachsenen oder in Drusen vereinigten Kristallen, ist lauch-, oliven- bis schwärzlichgrün, Härte 4, spez. Gew. 3,6—3,8, fettglänzend, kantendurchscheinend. Es besteht aus basischem Kupferphosphat $Cu_3(PO_4)_2+Cu(OH)_2$ und findet sich bei Libethen und Nischne Tagilsk, Ullersreuth im Reußischen, Loanda in Afrika. Man erhält L. durch Erhitzen von Kupferphosphat $Cu_3P_2O_8+3H_2O$ mit Wasser in zugeschmolzenen Röhren.

Libidibi, s. Dividivi.

Libidinist (lat.), Wollüstling; libidinös, wollüstig, unzüchtig.

Libitina, altitalische Göttin der Lust (als solche auch Lubentina, Lubentia und Lubia genannt), aber auch zugleich Todes- und Leichengöttin, daher sowohl mit Venus als auch mit Proserpina identifiziert. Aus dem Hain der L. mußten alle zu Leichenbegängnissen nötigen Gerätschaften geholt und bei jedem Todesfall eine gewisse Abgabe an ihren Kasten entrichtet werden. Im Amphitheater war das Thor, durch welches die Getöteten getragen wurden, nach ihr porta Libitinensis genannt.

Libitum (lat.), Belieben; ad l., nach Belieben (besonders auch als musikalische Vortragsbezeichnung).

Libnitsch, Badeort bei Budweis (s. d.).

Libochowitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Raudnitz, links an der Eger, über welche eine eiserne Brücke führt, an der Linie Lobositz-L. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß der Gräfin Herberstein, ein Denkmal des hier gebornen Physiologen Purkyně, eine Zuckerfabrik und (1890) 2125 tschech. Einwohner. Nordwestlich auf einem 413 m hohen Basaltberge die malerische Ruine Hasenburg.

Libon, griech. Architekt aus Elis, Erbauer des Zeustempels zu Olympia (s. d.).

Libourne (spr. -burn'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gironde, an der Mündung der Isle in die Dordogne, Knotenpunkt der Orléansbahn und der Staatsbahnen, ist regelmäßig gebaut, hat Boulevards (an Stelle der ehemaligen Ringmauern), ein Stadthaus und Theater, eine Bronzestatue des Herzogs von Decazes, einen Uhrturm von 1367 (Überrest der ehemaligen Befestigungen), einen für kleinere Seeschiffe zugänglichen Hafen, in welchen 1893: 721 beladene Schiffe von 39,456 Ton. einliefen, ein Handelsgericht, ein Collège, eine Bibliothek (11,000 Bände), ein Museum, ein Zellengefängnis und (1891) 15,245 (als Gemeinde 17,867) Einw., welche Weinbau, Branntweinbrennerei, Eisengießerei, Schiffbau und lebhaften Handel treiben. L. ist Sitz mehrerer Konsulate fremder Staaten. Es wurde 1269 vom englischen Seneschall von Guyenne, Roger de Leyburn, gegründet und nach ihm benannt. Vgl. Guinodie, Histoire de L. (2. Aufl., Libourne 1877, 3 Bde.).

Libra (lat.), Sternbild, s. Wage.

Libra (span., »Pfund«), früheres Handelsgewicht zu 16 Onzas, = 460,142 g, in den meisten Ländern spanischer Zunge zwar durch das Kilogramm ersetzt, aber noch immer für manche Waren gebräuchlich und dann teilweise etwas verändert: auf Cuba, in Santo Domingo und Bolivia = 460 g, in Guatemala = 459,89 g, in Kolumbien = 500 g, in Peru und auf den Philippinen = 460,0929 g, in Paraguay = 460,08 g, in Argentinien = 459,37 g und in Uruguay = 459,4 g. Außer der altkastilischen gibt es auf den Philippinen eine L. di Manilla für kostbare Waren = 433,029 g.

Libraire (franz., spr. -är'), Buchhändler; L.-éditeur, Verlagsbuchhändler.

Librarius (lat.), im alten Rom derjenige, der sich mit Büchern beschäftigte, daher Bücherabschreiber, Sekretär, Kopist, Bücherverkäufer; im Mittelalter Bücherverleiher, Buchhändler (vgl. Buchhandel).

Librationen des Mondes (lat.), die scheinbaren »Schwankungen« desselben, welche bewirken, daß wir nicht immer und nicht von allen Punkten der Erde aus dieselben Teile der Mondoberfläche erblicken, so daß uns im ganzen nur etwa drei Siebentel dieser Fläche unsichtbar bleiben. Die von dem verschiedenen Standpunkt des Beobachters auf der Erde herrührende Libration heißt die parallaktische, sie kann nach jeder Seite hin stattfinden, beträgt höchstens etwas über 1°, weil die Entfernung des Mondes vom Erdmittelpunkt ungefähr 60 Erdhalbmesser beträgt, und würde bei größerer Entfernung geringer werden. Die andern ungleich größern L., welche man Libration in Länge und Libration in Breite nennt, werden durch die doppelte Bewegung des Mondes, seinen Umlauf um die Erde und seine genau in derselben Zeit vor sich gehende Rotation, veranlaßt. Erfolgte der Umlauf wie die Rotation ganz gleichförmig, und stände die Rotationsachse senkrecht auf der Ebene der Bahn, so würde ein Beobachter in einem bestimmten Punkte der Erde immer genau dieselben Punkte am Rande des Mondes erblicken. Da aber die Bewegung in der Bahn mit wechselnder Geschwindigkeit erfolgt.

so wird bald auf der einen, bald auf der entgegengesetzten Seite im Sinne der selenographischen Länge ein bis 7° 35′ reichendes Stück der vorher unsichtbaren Seite des Mondes sichtbar. Und da auch die Achse von der senkrechten Lage abweicht, so kann man zeitweilig über den einen und dann wieder über den andern Pol des Mondes um 6° 47′ hinaus beobachten; dies ist die Libration in Breite. Auf diese letztere und die parallaktische Libration hat zuerst Galilei 1637 aufmerksam gemacht, die in Länge fanden Hevel u. Riccioli. Eine von diesen bloß scheinbaren oder optischen L. verschiedene physische Libration rührt von der von der Kugel abweichenden Gestalt des Mondes her, jedoch ist ihre Größe so klein, daß sie erst in neuerer Zeit durch die Beobachtungen nachgewiesen werden konnte.

Libreria, die von Jacopo Sansovino in den Jahren 1536—48 erbaute Bibliothek San Marco an der Piazzetta zu Venedig, welche zur Aufnahme der von Petrarca und den Kardinälen Bessarion und Grimani der Stadt vermachten Büchersammlungen bestimmt war. In der L. gipfelt die Baukunst der venezianischen Hochrenaissance (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 5). Die innern Räume sind mit Gemälden von Tizian, Veronese, Tintoretto u. a. dekoriert. Die Bücher wurden 1812 in den Dogenpalast gebracht, und die innern Räume sind jetzt mit dem Palazzo Reale in Verbindung gebracht. — Auch in Siena gibt es eine zum Dom gehörige L., welche durch zehn Fresken von Pinturicchio kunstgeschichtlich bedeutend ist.

Libretto (ital., »kleines Buch«), Kunstausdruck für den einer Oper zu Grunde liegenden Text (Textbuch); Librettist, der Verfasser eines solchen.

Libreville (spr. libr-wil'), Hauptstadt von Französisch-Kongo, auf dem hohen Norduser des Ästuariums des Gabun, ist Sitz des Gouverneurs, einer französischen katholischen und einer amerikanischen protestantischen Mission, hat eine Garnison von Senegalnegern und 1500 Einw., darunter 205 Europäer. Etwas weiter flußaufwärts Glaß, Sitz eines englischen und eines deutschen Hauses (Wörmann), von denen das letztere fast den ganzen Handel (s. Französisch-Kongo) in Händen hat.

Libri-Carucci della Sommāia (spr. -karuttschi), Guillaume Brutus Icile Timoléon, Graf, Mathematiker, geb. 2. Jan. 1803 in Florenz, gest. 28. Sept. 1869 bei Fiesole, studierte in Pisa, ward daselbst Professor der Mathematik und Physik, ging 1830 als politischer Flüchtling nach Frankreich, wo er zum Professor der Analysis an der Sorbonne, Oberinspektor des öffentlichen Unterrichts, Oberaufseher der Staatsbibliotheken, Redakteur des »Journal des Savants« ꝛc. ernannt ward. 1847 bedeutender Entwendungen an wertvollen Büchern und Handschriften aus den Bibliotheken angeklagt, entfloh L. nach London und ward abwesend zu zehnjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Sein Hauptwerk ist: »Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du XVII. siècle« (Par. 1838—41, 4 Bde.).

Libri feudōrum (lat.), s. Lehnswesen, S. 153.

Libriformzellen, s. Holz, S. 958.

Liburnien, im Altertum das Küstenland Illyriens zwischen Fiume und der Kerka mit den davorliegenden Inseln. Die Liburner, eine südlich bis nach Kerkyra verbreitete illyrische Völkerschaft, hatten sich als kühne Seefahrer, aber auch als Piraten schon frühzeitig großen Ruf erworben. Um die Mitte des 2. Jahrh. unterwarfen sie sich freiwillig den Römern. Haupthandelsstadt des Landes war Jader (heute Zara), der Versammlungsort des aus 14 Städten bestehenden liburnischen Gerichtsbezirks Scardona. 634 n. Chr. kamen auf Kaiser Heraklios' Einladung die Chrovati (Kroaten) aus ihren Sitzen in Galizien und Südpolen hierher gewandert und machten das Land zu einem slawischen. S. Karte bei »Italia«.

Liburnischer Karst, s. Karst, S. 967.

Liburnum, lateinischer, aber aus dem Altertum nicht bezeugter Name von Livorno.

Libussa (tschech. Libuša, spr. libuscha), nach der böhm. Sage (etwa um 700) die Gründerin von Prag, die jüngste Tochter Kroks, des Herrn von Wyschehrad. Nach des Vaters Tod wurde L., die sich durch Schönheit, Klugheit und männlichen Charakter auszeichnete, zur Regentin gewählt. Als das Volk, der Frauenherrschaft müde, verlangte, daß sie einen Gatten wähle, trug sie Přemysl, dem Herrn zu Stadiz, ihre Hand an. Die Abgesandten trafen ihn, wie er eben, den Pflug in der Hand, das Feld bestellte. Er ward Libussas Gemahl und König. Beide sind die sagenhaften Ahnen des Geschlechts, welches in Böhmen in männlicher Linie bis 1306 regierte. Ein in seiner Unechtheit erwiesenes Gedicht, die sogen. Grünberger Handschrift (s. d.), führt den Titel: »Libušin soud« (»Libussas Gericht«) und behandelt als Bruchstück eine Episode aus ihrem Herrscherwalten. Dramatisch behandelten die Geschichte der L. Klemens Brentano in dem Schauspiel »Die Gründung Prags« (1815) und Grillparzer.

Libyen, Name für Afrika, wie er schon bei Homer vorkommt, und wie ihn die Griechen von den Ägyptern für das Land westlich vom Nilthal (Libu) erfahren haben. Noch Hekatäos sah dasselbe als den westlichen Teil des asiatischen Festlandes an. Erst in der hellenistischen Zeit wird der Name L. auch auf das Land östlich des Nils bis zum Arabischen Meerbusen ausgedehnt.

Libysche Wüste, der nordöstliche Teil der Sahara, im N. vom Plateau von Barka, im O. vom Nilthal begrenzt, ist ein ungeheures, von O. nach W. geneigtes, sandiges Hochland, dessen traurige Einförmigkeit wegen seiner Wasser- und Vegetationslosigkeit weit weniger erforscht ist als der westliche Teil der Sahara. Ihre mittlern Teile scheinen im Durchschnitt 400—600 m hoch zu liegen (Kufra 320, Taiserbo 270, Kebabo 490 m). Von dort scheint der Boden nach S. zu steigen. Zwischen 20 und 22° östl. L. v. Gr. kommen fruchtbare Landschaften, quellenreiche Weidegründe und Tibbuansiedelungen vor. Weiter im O. erhebt sich steil der Dschebel en Nari, zwischen welchem und Kufra eine völlig vegetationslose Wüstenfläche sich ausbreitet. Von Kufra nordwärts senkt sich der Boden und fällt sogar stellenweise unter den Meeresspiegel. Während die den Nil im W. begleitende Oasenreihe: Chargeh 75 m, Dachel 120, Farafrah 85 u. Bahrieh 100 m ü. M. liegen, sinken die Oasen Arabsch auf 70 m, Siwah 30, der See Sittra 25, die Oase Uliah auf 20 m unter den Meeresspiegel. Dagegen liegt Dschalo wieder 15 und Audschila 40 m ü. M. In geologischer Hinsicht ist die L. ein treppenförmig ansteigendes Kalksteinplateau, welches im S. aus Schichten der obern Kreideformation, im N. aus tertiären Nummulitenkalken aufgebaut ist. Im östlichen Teil ist der Boden, wie bei den Steinwüsten (s. Sahara), von scharfkantigen Blöcken und Steinen, seltener von Geröllen oder Feuersteinsplittern übersäet. Nur da, wo der lockere Schutt fehlt und Flugsand nicht die Hochebene bedeckt, treten die

anstehenden Felsen zu Tage, mächtige graue, zuweilen auch rosig und violett gefärbte Kalksteinplatten, vom treibenden Flugsand glatt poliert. Mit der östlichen Plateauwüste teilt den Charakter absoluter Wasserlosigkeit die weiter westlich gelegene Sand- oder Dünenwüste; hier ist der gelbe Wüstensand zu langgestreckten Dünen angehäuft, die, ein Spiel des Windes, oft ihre Stelle wechseln. Sie ist nach Zittel die trostloseste, langweiligste und monotonste Gegend, in welcher sich zur Unfruchtbarkeit des Bodens noch die Unstetigkeit desselben gesellt. Vgl. Zittel, Briefe aus der Libyschen Wüste (Münch. 1875); Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste (Kassel 1875); Dümichen, Die Oasen der Libyschen Wüste (Straßb. 1878); Jordan, Physische Geographie der Libyschen Wüste (Kassel 1880).

Libyssa, Stadt in Bithynien, auf der Nordküste des Meerbusens von Astakos. Hier vergiftete sich Hannibal 183 v. Chr. und ward daselbst begraben.

Lic., Abkürzung für Lizentiat.

Licancaur, Vulkan auf der Grenze zwischen Bolivia u. Chile, östlich von der Stadt Atacama, 5950 m hoch, 1886 von José Sanfelices erstiegen.

Licāta, Stadt in der ital. Provinz Girgenti (Sizilien), an der Mündung des Salso in das Mittelländische Meer und an den Eisenbahnlinien Canicatti–L. und L.–Terranova gelegen, hat ein altes Kastell, eine gotische Kirche, eine technische Schule, einen Hafen, in welchen 1893: 662 Schiffe von 146,079 Ton. einliefen, bedeutende Ausfuhr von Schwefel, gesalzenen Fischen etc., ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls und hat (1881) 17,478 Einw. L. ist das alte Phintias und liegt am Fuße des Monte Sant' Angelo, des Eknomos (s. d.) der Alten.

Licentĭa (lat.), Erlaubnis, Freiheit, die man sich nimmt. L. concionandi, Befugnis, zu predigen; l. docendi, Befugnis, Vorlesungen an einer Universität zu halten; l. maritālis, in der alten fränkischen Gesetzgebung der Ehekonsens, welchen die Herren ihren Leibeignen gegen Erlegung einer Abgabe erteilten; l. poetica, dichterische Freiheit (s. Dichterische Freiheiten).

Licenzen, s. Lizenzen.

Licet (lat.), es steht frei, ist erlaubt.

Lich, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, an der Wetter und der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Eisenbahn, hat eine evang. Stiftskirche, ein Schloß des Fürsten von Solms-Hohensolms-L. nebst Park, eine Präparandenanstalt, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Bierbrauerei und (1890) 2504 Einw., davon 30 Katholiken und 41 Juden.

Lichas, Diener des Herakles, überbrachte demselben von der Deianeira das vergiftete Gewand und wurde von ihm ins Meer geschleudert, wo sein Leichnam in eine Klippe verwandelt wurde; s. Herakles, S. 655.

Lichem (Leichnam), ein Wachsbild von andeutender Menschengestalt, welches in den Wallfahrtsorten die am ganzen Körper Siechen statt des einzelnen Gliedes der Hand-, Fuß-, Herz- etc. Kranken opfern.

Lichen *L.*, alte Pflanzengattung, unter welcher früher fast alle Flechten begriffen wurden; Lichenes, die jetzt zu den Pilzen gezogene Klasse der Flechten (s. d.). L. islandicus, isländisches Moos; L. islandicus ab amaritie liberatus, entbittertes isländisches Moos.

Lichen (lat., Schwindflechte), eine Hautflechte in Form kleiner, in Kreisen angeordneter weißer oder rötlicher, mit Schüppchen bedeckter Knötchen. Hebra unterscheidet L. scrophulosorum, der sich in Form flacher, roter bis bräunlicher, zu thalergroßen Gruppen angeordneter, nicht juckender Knötchen darstellt und fast nur bei Skrofulösen vorkommt, und L. ruber (rote Schwindflechte), eine sehr eigentümliche, zuweilen den ganzen Körper befallende Ausschlagkrankheit, aus harten, rauhen, fast stachligen roten Knötchen bestehend, welche so hartnäckig ist und durch ihr heftiges Jucken jede körperliche Ruhe derart aufhebt, daß sie durch Erschöpfung zum Tode führen kann. Die Krankheit hat ihren Sitz um die Haarfollikel; sie wird vielfach mit syphilitischen Ausschlägen verwechselt. Das souveräne Mittel gegen L. ist der Arsenik in Form der Fowlerschen Lösung. L. tropicus (roter Hund, Nilkrätze, Nilhitze), eine stark juckende, in kreisförmigen, stark geröteten Flecken an den bedeckten Körperstellen unter dem Einfluß der Tropenhitze auftretende Hautaffektion, welche besonders die neu angekommenen Europäer plagt, ist ohne weitere Bedeutung.

Lichenīn (Flechtenstärke, Moosstärke) $C_6H_{10}O_5$ findet sich in vielen Flechten, auch in Algen und Moosen, aber nie in der Form von Körnchen. Man erhält es durch Auskochen von entbittertem isländischen Moos mit Wasser u. Fällen der Abkochung mit Alkohol. Es ist farblos, durchscheinend, geruch- und geschmacklos, quillt in Wasser, gibt mit kochendem Wasser eine schleimige, beim Erkalten gelatinierende Lösung, ist unlöslich in Alkohol und Äther, wird durch Jod schmutzig blau gefärbt, verwandelt sich bei anhaltendem Kochen mit Wasser in einen dextrinartigen Körper und beim Kochen mit Schwefelsäure in Zucker. Bei arzneilicher Benutzung des isländischen Mooses als ernährenden Mittels ist L. der wirksame Stoff, weshalb man das Moos zu diesem Zweck mit Wasser kochen muß.

Lichenologie (griech.), Flechtenkunde; Lichenolog, ein Flechtenkenner.

Lichenschokolade (Moosschokolade), s. Schokolade.

Lichfield (spr. litschfild), Stadt in Staffordshire (England), Sitz eines Bischofs, mit frühgotischer Kathedrale (aus dem 13. und 14. Jahrh.), einem theologischen Seminar, berühmter Lateinschule (von Addison, Johnson und Garrick besucht), einem Denkmal Samuel Johnsons, einem Museum (mit Lokalaltertümern), dem stattlichen St. John's-Hospital (1495 gegründet) und (1891) 7864 Einw.

Lichnowski, fürstliche, aus Schlesien gebürtige, in Österreich und Preußen begüterte Familie, erhielt 1702 die Würde der Freiherren von L. und edlen Herren von Woschütz und wurde 1727 in den böhmischen Grafenstand, 1773 in den preußischen und 1846 in den österreichischen Fürstenstand erhoben; seit 1740 führen die L. auch den Namen der Grafen von Werdenberg und seit 1861 das von König Wilhelm I. erteilte Prädikat »Durchlaucht«. Die namhaftesten Sprößlinge derselben sind:

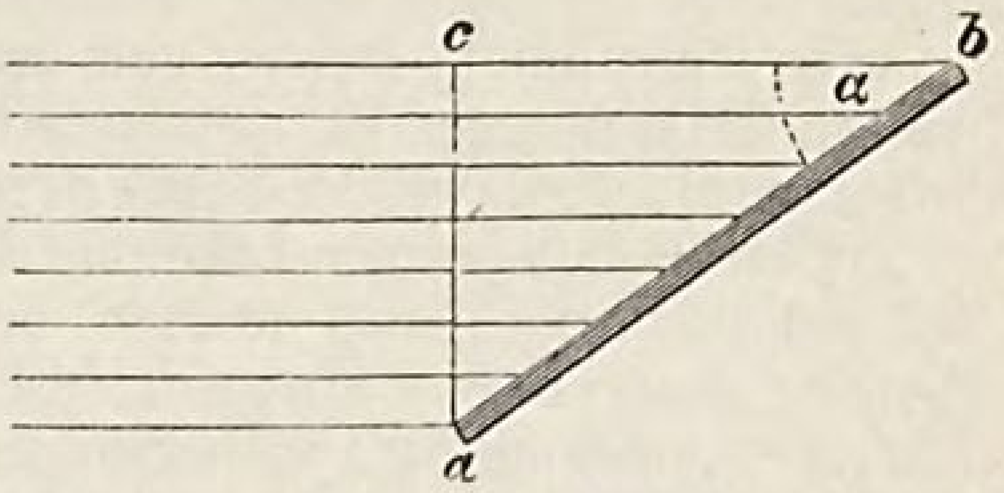
1) Eduard Maria, Fürst, geb. 19. Sept. 1789, gest. 1. Jan. 1845 in München, folgte seinem Vater, dem Fürsten Karl L., 1814. Er ist Verfasser der unvollendet gebliebenen, nur bis Maximilian I. reichenden »Geschichte des Hauses Habsburg« (Wien 1836–44, 8 Bde.).

2) Felix Maria Vinzenz Andreas, Fürst, geb. 5. April 1814, ältester Sohn des vorigen, trat 1834 in die preußische Armee, nahm aber 1838 seine Entlassung und ging in die Dienste des spanischen Prätendenten Don Karlos, welcher ihn zum Brigadegeneral und zu seinem Generaladjutanten ernannte. Seine Erlebnisse in Spanien, von wo er 1840 zurückkehrte, schildern seine »Erinnerungen aus den Jahren

1837—39« (Frankf. 1841—42, 2 Bde.). In Brüssel und Paris, wo er 1840 verweilte, schrieb er seine »Erinnerungen« und verwickelte sich dadurch in einen Streit mit dem General Montenegro, der zu einem Duell führte, in dem L. schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung machte er eine Reise nach Lissabon, über die er in »Portugal, Erinnerungen aus dem Jahr 1842« (Mainz 1843) berichtete. An dem ersten preußischen Vereinigten Landtag 1847 nahm er als Mitglied der Herrenkurie teil. Beim Ausbruch der Märzrevolution 1848 von Ratibor in die Nationalversammlung gewählt, nahm er in der Paulskirche seinen Sitz auf der Rechten, zu deren bedeutendsten Rednern er gehörte. Ein eifriger Verfechter der Legitimität und fast fanatischer Katholik, forderte er durch kühne Angriffe den Zorn der Radikalen heraus. Er fiel als ein Opfer des Frankfurter Aufstandes 18. Sept. 1848 auf der Bornheimer Chaussee nebst dem General v. Auerswald unter den barbarischen Mißhandlungen eines Pöbelhaufens und starb 19. Sept. Als Chef des Hauses folgte ihm sein jüngerer Bruder, Fürst Karl L., geb. 19. Dez. 1819; er ist Mitglied des preußischen Herrenhauses und gehörte 1867—76 auch dem deutschen Reichstag an, in dem er sich der Reichspartei anschloß.

Licht, die Ursache der Sichtbarkeit der Gegenstände; Körper, die selbstthätig L. aussenden, wie die Sonne, die Fixsterne, Flammen, glühende feste Körper, nennt man *Selbstleuchter* oder *Lichtquellen*. *Nichtleuchtende Körper* können nur gesehen werden, indem sie L. zerstreut zurücksenden (s. Diffusion), welches ihnen von Selbstleuchtern zugeschickt worden. *Durchsichtige Körper* lassen das L. durch sich hindurchgehen, *undurchsichtige* halten es auf. Es gibt übrigens weder vollkommen durchsichtige noch vollkommen undurchsichtige Substanzen; selbst die undurchsichtigsten aller Körper, die Metalle, lassen als sehr dünne Blättchen etwas L. durch. Das L. pflanzt sich in einem gleichartigen Mittel von einem leuchtenden Punkt aus in geraden Linien fort, welche man *Lichtstrahlen* nennt. Seine *Fortpflanzungsgeschwindigkeit* ist so ungeheuer groß, daß es die größten irdischen Entfernungen, auf welche Lichtsignale reichen, fast augenblicklich durchläuft. Der dänische Astronom Olaf Römer war (1676) der erste, welcher dieselbe durch Beobachtung himmlischer Lichtsignale ermittelte. Der größte Planet unsers Sonnensystems, Jupiter, wird von vier Monden umkreist, welche bei jedem ihrer Umläufe, indem sie in den von dem Planeten hinter sich geworfenen Schatten treten, eine Verfinsterung erleiden. Bei dem ersten (dem Jupiter nächsten) Mond beträgt die Zeit zwischen je zwei aufeinander folgenden Verfinsterungen 42 Stunden 28 Minuten und 36 Sekunden. Römer fand nun, daß, wenn die Erde ihre größte Entfernung vom Jupiter erreicht hat, die Verfinsterung um 16 Min. und 36 Sek. später gesehen wird, als sie nach der Berechnung hätte eintreten sollen, wenn die Erde in ihrer geringsten Entfernung vom Jupiter geblieben wäre. Diese Verspätung kann aber nichts andres sein als die Zeit, welche das von dem Jupitermond im Augenblick vor seiner Verfinsterung ausgesandte L. gebraucht hat zum Durchlaufen der Strecke, um welche die Erde in ihrer entferntesten Lage vom Jupiter weiter absteht als in ihrer nächsten Lage. Da diese Strecke gleich dem Durchmesser der Erdbahn ist, also ungefähr 299 Mill. km beträgt und in 996 Sek. durchlaufen wird, so ergibt sich, daß das L. in 1 Sek. etwa 300,000 km zurücklegt. Die nämliche Zahl leitete Bradley 50 Jahre später aus der Aberration (s. d.) des Lichts der Fixsterne ab. Durch ein sehr sinnreiches Verfahren hat Fizeau und später Cornu die Geschwindigkeit des Lichts auch bei irdischen Lichtquellen gemessen. Läßt man nämlich durch eine der Lücken am Umfang eines gezahnten Rades einen Lichtstrahl genau senkrecht auf einen entfernten Spiegel fallen, so kehrt derselbe auf dem nämlichen Weg zurück und gelangt, wenn das Rad in Ruhe ist, durch dieselbe Lücke zum Auge des Beobachters. Versetzt man nun das Rad in immer raschere Umdrehung, so kann man es dahin bringen, daß in der Zeit, welche das L. brauchte, um den Weg vom Rad bis zum Spiegel und wieder zurück zu durchlaufen, das Rad sich um eine Zahnbreite weiter gedreht hat, sonach das zurückgekehrte L. von dem Zahn, der nun an die Stelle der Lücke getreten ist, aufgefangen und für den Beobachter unsichtbar wird. Auch aus diesen Versuchen ergab sich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts zu 300,000 km. Ein Lichtstrahl durchläuft also in einer Sekunde eine Strecke, die 7½mal so groß ist als der Umfang der Erde (40,000 km). Die Fixsterne sind so ungeheuer weit entfernt, daß ihr L. ungeachtet seiner großen Geschwindigkeit Jahre braucht, um zu uns zu gelangen; würde der Sirius in diesem Augenblick erlöschen, so würden wir ihn noch 14 Jahre lang am Himmel glänzen sehen, denn so lange würde sein letzter Lichtstrahl unterwegs sein, bis er unser Auge erreichte.

Denkt man sich einen leuchtenden Punkt nacheinander von konzentrischen Kugelhüllen, von 1, 2, 3 ... m Halbmesser umschlossen, so verbreitet sich das



Beleuchtung bei schiefem und senkrechtem Einfall der Strahlen.

von dem leuchtenden Punkt nach allen Richtungen ausstrahlende L. auf die Innenflächen dieser Hüllen, welche sich wie die Quadrate ihrer Halbmesser, also wie 1:4:9..., verhalten. Diese Lichtmenge wird also, in diesem Verhältnis auf die Kugeln verteilt, geschwächt, woraus sich ergibt, das die *Intensität der Erleuchtung in dem Verhältnis abnimmt, in welchem das Quadrat der Entfernungen wächst.* Die Beleuchtung einer Fläche ist am stärksten, wenn die Strahlen rechtwinkelig einfallen. Die Fläche a b (s. Figur), auf welche die Strahlen unter dem Neigungswinkel α einfallen, erhält nicht mehr L. als die Fläche a c bei senkrechter Inzidenz. Es verhält sich aber ac:ab wie der Sinus des Winkels α zu 1. Die Beleuchtung bei schiefem Einfall der Strahlen verhält sich daher wie der Sinus des Neigungswinkels der Strahlen gegen die beleuchtete Fläche. Über die Methoden, die Stärke einer Lichtquelle zu messen, s. Photometrie.

Man darf sich nicht etwa vorstellen, daß das L. aus Stoffteilchen bestehe, welche von einem leuchtenden Körper mit der ungeheuern Geschwindigkeit von 300,000 km hinausgeschleudert werden; es gibt eine Menge von Lichterscheinungen, welche dieser früher gehegten Anschauung (*Emanations-, Emissions-* oder *Korpuskulartheorie*) geradezu widersprechen.

Das L. ist vielmehr eine Wellenbewegung (Undulations- oder Vibrationstheorie) und pflanzt sich von einem leuchtenden Körper aus in ähnlicher Art fort wie der Schall von einem tönenden Körper. Durch die Erzitterung einer angeschlagenen Glocke wird die sie umgebende Luft erschüttert, die Erschütterung wird von Teilchen zu Teilchen weiter gegeben und pflanzt sich so als Schallwelle durch die Luft fort, ohne daß Luftteilchen oder gar Teilchen von dem Metall der Glocke in unser Ohr geworfen werden. In ähnlicher Weise befinden sich die kleinsten Teilchen (Moleküle) eines leuchtenden Körpers in zitternder oder schwingender Bewegung, nur daß ihre Schwingungen ungemein viel rascher erfolgen als die eines tönenden Körpers; diese Schwingungen werden als Lichtwellen mit jener ungeheuern Geschwindigkeit fortgepflanzt und erregen, die Gefühlsnerven unsrer Haut treffend, die Empfindung der Wärme, in unser Auge dringend u. an die auf dessen Hintergrund ausgebreitete Netzhaut schlagend, die Empfindung der Helligkeit (s. Ausstrahlung von Wärme u. Licht). Es kann aber nicht die Luft sein, welche diese raschen Schwingungen der Moleküle eines leuchtenden Körpers fortpflanzt; denn wir sehen, daß das L. auch durch luftleere Räume dringt. Die Luft umgibt ja nur als dünne Hülle unsern Erdball; in dem unermeßlichen Weltraum, durch welchen das L. der Sonne und der Fixsterne zu uns gelangt, ist keine Luft vorhanden. Es muß daher einen besondern, zur Fortpflanzung der Lichtwellen fähigen feinen Stoff geben, welcher das ganze Weltall erfüllt und alle Körper durchdringt, indem er die Zwischenräume zwischen ihren Molekülen einnimmt. Diesen feinen Stoff, welcher auch der Träger der elektrischen Erscheinungen ist, nennen wir Äther. Die bisherige sogen. elastische Lichttheorie, welche annahm, daß die Schwingungen durch die elastischen Kräfte des Äthers fortgepflanzt werden, mußte in neuerer Zeit Maxwells elektromagnetischer Lichttheorie weichen, wonach die Lichtschwingungen als sehr rasche elektrische Schwingungen, begleitet von zu ihnen senkrechten magnetischen Schwingungen, zu betrachten sind. Elektrische Schwingungen entstehen z. B. bei der Entladung eines elektrischen Kondensators, jedoch von so ungeheuer großer Wellenlänge, daß deren Messung im beschränkten Raume eines Zimmers unmöglich ist. Nun gelang es Hertz (1887), die Anzahl der elektrischen Schwingungen bis 500 Mill. in der Sekunde zu steigern und so Wellen zu erhalten, deren Längen bequem gemessen werden konnten. Aus den Messungen ergab sich, daß die elektromagnetischen Wellen sich mit derselben Geschwindigkeit fortpflanzen wie das L. Ferner hat Hertz gezeigt, daß diese »Strahlen elektrischer Kraft«, an Spiegeln zurückgeworfen, durch Prismen gebrochen werden, Polarisationserscheinungen darbieten und überhaupt dieselben Gesetze befolgen wie die Lichtstrahlen. Hiermit war der Sieg der elektromagnetischen Lichttheorie entschieden (vgl. Hertz [5] und Lichtelektrische Erscheinungen). Über Spiegelung, Brechung, Farbenzerstreuung, Absorption, Polarisation, Doppelbrechung etc. des Lichts s. die betreffenden Artikel. Populäre Werke über das L. sind: J. Herschel, Treatise on light (Lond. 1828; deutsch, Stuttg. 1831); Lommel, Das Wesen des Lichts (Leipz. 1874); Pisko, L. und Farbe (2. Aufl., Münch. 1875); Tyndall, Das L. (deutsch, Braunschw. 1876); Stokes, Das L (deutsch, Leipz. 1888); Poincaré, Mathematische Theorie des Lichts (deutsch, Berl. 1894).

[Chemische Wirkung des Lichts.] Es ist eine alte Erfahrung, daß es Körper gibt, welche durch die Einwirkung des Lichts eine bleibende Umwandlung ihrer Eigenschaften, eine Änderung ihrer chemischen Zusammensetzung erfahren. Das Bleichen der Leinwand und des Wachses, das sogen. Verschießen gefärbter Zeuge, das Verblassen von Aquarellmalereien, das Braunwerden des Tannenholzes etc. sind bekannte Beispiele für die chemische Wirkung des Lichts. Wasserstoffgas und Chlorgas, zu gleichen Raumteilen miteinander gemischt, vereinigen sich unter der Einwirkung des Sonnenlichts miteinander unter heftiger Explosion zu Chlorwasserstoff, weswegen das Gemisch Chlorknallgas genannt wird. Legt man auf ein Blatt Papier, das mit Chlorsilber getränkt ist, einen flachen Gegenstand, z. B. ein Pflanzenblatt, und läßt das Tageslicht darauf scheinen, so wird das Chlorsilber an den frei gebliebenen Stellen des Papieres durch das L. geschwärzt, und man erhält auf dunklem Grunde ein helles Bild des Pflanzenblattes. Noch empfindlicher gegen die Einwirkung des Lichts als Chlorsilber ist Brom- und Jodsilber. Auf der chemischen Wirkung des Lichts auf diese Silbersalze beruht die Photographie (s. d.).

Schon aus der alltäglichen Erfahrung ergibt sich, daß die blauen Strahlen photographisch wirksamer sind als gelbe und rote; denn ein blaues Kleid z. B. sieht in der Photographie sehr hell aus, ein rotes dagegen sehr dunkel, obgleich, unmittelbar betrachtet, gerade das erstere dem Auge als das dunklere erscheint. Den unmittelbarsten Aufschluß über die Wirkung der verschiedenfarbigen Strahlen erhält man aber, indem man das Sonnenspektrum selbst photographiert. Dabei bleiben die roten, gelben und ein Teil der grünen Strahlen völlig unwirksam; dagegen bildet sich das blaue und violette Gebiet mit allen Fraunhoferschen Linien sehr schön ab; das photographierte Spektrum endigt aber nicht wie das unmittelbar gesehene mit der am Ende des Violett liegenden Linie H, sondern erstreckt sich noch weit darüber hinaus. Daraus geht hervor, daß es im Sonnenlicht noch Strahlen gibt, welche stärker brechbar sind als die violetten, unserm Auge aber für gewöhnlich unsichtbar sind; man nennt sie überviolette (ultraviolette) Strahlen. Auch in dem ultravioletten Teil des photographierten Spektrums gewahrt man eine Menge dunkler Linien, welche wie die Fraunhoferschen Linien Lücken im Sonnenspektrum darstellen.

Man kann die brechbarern Strahlen, welche auf Chlor- und Jodsilber wirken, nämlich die blauen, violetten und ultravioletten, passend als photographische Strahlen bezeichnen. Wenn man sie, wie häufig geschieht, »chemische Strahlen« nennt, so schreibt man ihnen dadurch mit Unrecht die ausschließliche Fähigkeit zu, chemisch zu wirken. Ihre chemische Wirkung beruht nicht, wie man durch letztere Bezeichnung verleitet werden könnte zu glauben, auf einem besondern, ihnen im Gegensatz zu andern Strahlen allein innewohnenden chemischen oder aktinischen Vermögen (Aktinismus, v. griech. aktis, Strahl), sondern einfach auf dem Umstand, daß jene leicht zersetzbaren Silbersalze die brechbarern Strahlen absorbieren, die weniger brechbaren aber ungehindert durchlassen. Eine Wirkung auf einen Körper, sei es eine chemische oder irgend eine andre, können aber nur solche Strahlen hervorbringen, welche von dem Körper absorbiert werden. Auf einen leicht zersetzbaren Körper, welcher

vorzugsweise die weniger brechbaren Strahlen absorbiert, werden daher auch diese vorzugsweise chemisch wirken. Ein Beispiel für die chemische Wirkung der minder brechbaren Strahlen bietet uns die Natur selbst im großen dar. Die Pflanzen nämlich beziehen die gesamte Menge des Kohlenstoffs, welchen sie zum Aufbau ihres Körpers bedürfen, aus der Luft, indem sie die der Luft beigemischte gasförmige Kohlensäure zerlegen in Kohlenstoff, welcher in der Pflanze zurückbleibt, und Sauerstoff, welcher gasförmig in die Atmosphäre zurückkehrt. Diese Zerlegung der Kohlensäure unter Aneignung (Assimilation) des Kohlenstoffs vollzieht sich in den grünen Pflanzenteilen durch die Einwirkung des Sonnenlichts auf das Blattgrün (Chlorophyll). Durch Versuche mit verschiedenfarbigem L. ist nun dargethan worden, daß die weniger brechbaren Strahlen, welche vom Chlorophyll am kräftigsten absorbiert werden, auch die lebhafteste Sauerstoffabscheidung hervorrufen. Vgl. Vogel, Die chemischen Wirkungen des Lichts (Leipz. 1874).

Licht, philosophisches, s. Leuchtgas, S. 284.

Licht, Hugo, Architekt, geb. 1842 in Niederzedlitz bei Fraustadt (Posen), trat 1862 in das Atelier von Ende u. Böckmann in Berlin ein, studierte seit 1864 auf der dortigen Bauakademie, wo er sich besonders an R. Lucae anschloß, und bildete sich dann weiter in Wien nach den Werken H. Ferstels und des Malers F. Laufberger. Nachdem L. 1870 eine Studienreise nach Italien gemacht, war er 1871–79 als Privatarchitekt in Berlin thätig, wo er besonders in den Heckmannschen Bauten vor dem Schlesischen Thore (Villa, Gartenhaus, Fabrikgebäude) seinen fein entwickelten Farbensinn bekundete. 1879 wurde er als Chef des städtischen Hochbauamtes nach Leipzig berufen. Die wichtigsten seiner hier ausgeführten Bauten sind der Erweiterungsbau des städtischen Museums, das Konservatorium für Musik (s. Tafel »Leipziger Bauten«, Fig. 3 u. 4), das Predigerhaus am Nikolaikirchhof (in deutscher Renaissance), die Bauten auf dem neuen Johannesfriedhof, die Anlage des Südfriedhofs am Napoleonstein, das Siechenhaus, die Gewerbeschule, das Polizeigebäude, der Zentralschlacht- und Viehhof, die Zentralmarkthalle, das Grassi-Museum, der Neubau der Johanniskirche. L. besitzt die kleinen goldenen Medaillen der Berliner und Münchener Kunstausstellung und ist Mitglied der Berliner Kunstakademie. Er gab die Sammelwerke: »Architektur Berlins«, »Architektur Deutschlands« und »Architektur der Gegenwart« (Berl. 1876–95) heraus.

Licht., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für M. H. K. Lichtenstein (s. d.).

Lichtäther, s. Äther.

Lichtbaum, s. Rhizophora.

Lichtbilder, durch Photographie erzeugte Bilder, auch Lithophanien.

Lichtblau, s. Anilinblau.

Lichtblume, s. Colchicum.

Lichtbogen, der elektrische Flammenbogen, s. Elektrisches Licht, S. 640.

Lichtdruck, verschiedene Druckverfahren, bei denen mit Hilfe der Photographie druckbare Platten geschaffen werden. Es gehören hierher die Photolithographie, die Photozinkographie, Heliographie, Heliogravüre, der Leimdruck, Woodburydruck &c.; als L. im engern Sinne aber gilt der Druck von Glasplatten, bei welchem der druckbare Überzug aus einer Chromgelatineschicht besteht. Erfunden wurde derselbe durch Joseph Albert (s. d.; Albertotypie), und nach verschiedenen Namenwandlungen (Heliotypie, Chromophototypie, Photohyalographie, Gelatinedruck &c.) erhielt er den Namen L. (Phototypie, Collotypie, in Amerika Artotypie), an dessen Stelle man jetzt auch Lichtleimdruck zu setzen versucht hat. Der L. beruht auf der Lichtempfindlichkeit der Chromgelatine, welche, auf einer mattierten Glastafel oder auch auf dünnen Metallplatten, Porzellan u. dgl. ausgebreitet, unter einem photographischen Negativ dem Licht ausgesetzt, an den vom Lichte getroffenen und dunkler, braun gewordenen Stellen ihre Quellbarkeit in kaltem Wasser verliert, an den unbelichteten sie aber behält. Diese erwerben zugleich die Fähigkeit, jede Fettigkeit, wie sie der Druckfarbe innewohnt, abzustoßen. Bei der Reproduktion durch Autotypie (s. d.) muß die Zeichnung aus Linien oder Punkten bestehen, resp. sie muß in solche zerlegt werden, um auf der Buchdruckpresse druckbar zu sein, der L. dagegen vermag volle Flächen u. Halbtöne getreu wiederzugeben, so daß photographische Naturaufnahmen, Zeichnungen jeder Art, Ölgemälde &c. als Originale dienen können; er eignet sich deshalb vorzugsweise für künstlerische Reproduktionen, läßt aber der geringen Widerstandsfähigkeit der Gelatineplatten halber, die beim Druck auch gefeuchtet werden müssen, wie der lithographische Stein, nur Auflagen von höchstens 1500 von einer Platte zu; der Druck erfolgt auf einer der Steindruckpresse nahezu gleichenden Hand- oder Schnellpresse.

Der L. hat seit seiner Erfindung durch Albert wesentliche Verbesserungen erfahren; so wird heute das feste Haften der Chromgelatineschicht am Glase durch eine aus einer Wasserglaslösung, Eiweiß und Wasser, oder auch nur aus ersterm und Pilsener Bier bestehenden Verbindungsschicht erzeugt; auch verwendet man zu gleichem Zweck eine Lösung von 50 ccm Kaliwasserglas und 250 ccm Urin, die vor dem Aufgießen auf die Glasplatte durch Baumwolle filtriert wird. Ist der Aufguß gut getrocknet, so wird die lichtempfindliche Schicht auf denselben gebracht, welche (nach Husnik) aus 50 g Lichtdruckgelatine, 600 g destilliertem Wasser, 10 g doppeltchromsaurem Ammoniak oder Kali und 0,5 g Chromalaun besteht; andre bilden sie aus 30 g Gelatine, 230 ccm destilliertem Wasser, 6 g doppeltchromsaurem Kali, das vorher in 90 ccm destilliertem Wasser gelöst wurde, und 3 ccm Chromalaunlösung. Die Platten werden in einem eignen Trockenkasten auf 38° erwärmt, dann auf einem Schraubendreifuß nivelliert und mit der Lösung übergossen, hierauf unter völligem Ausschluß von Licht und Staub abermals im Kasten getrocknet. Zwei Stunden genügen in der Regel, um die so vorbereiteten Platten gebrauchsfähig zu machen; sie lassen sich ohne Nachteil für ihre Lichtempfindlichkeit 8–10 Tage lang aufbewahren. Das Belichten der farbigen Platten erfolgt in einem Kopierrahmen eigner Konstruktion, auch setzt man sie nach geschehener Belichtung 3–4 Minuten lang mit der Rückseite zerstreutem Tageslicht aus, um eine vollkommene feste Verbindung der aufgegossenen Schichten mit dem Glase zu erzielen. Sodann wird die löslich gebliebene Gelatine durch Auswässern entfernt, so daß schließlich allein das kopierte Bild als zartes Relief zurückbleibt. Zum Feuchten beim Druck verwendet man eine Mischung von 500 g Glycerin, 300 g Wasser und 15 g Kochsalz, das man vorher in Wasser aufgelöst hat, oder eine Mischung von 700 ccm Glycerin, 350 ccm Wasser, 12 g unterschwefligsaurem Natron und 50 g Ätzammoniak. Man übergießt damit die Druckplatte und

läßt die Flüssigkeit auf derselben stehen; bei letzterer genügt eine halbe Stunde, erstere erfordert 1—2 Stunden für die Ermöglichung von 60—80 Drucken auf der Handpresse und etwa 200 auf der Schnellpresse. Der L. liefert Mattdrucke und Glanzdrucke; erstere erfolgen direkt auf Karton oder Papier und erlangen namentlich beim Druck auf das von der G. Schäufelenschen Papierfabrik zu Heilbronn erfundene Pyramidenkornpapier ungemeine Weichheit, welche sie den Photogravüredrucken nahe bringt. Die Glanzdrucke haben fast ganz das Aussehen von Photographien; sie werden auf Papier mit feinem Kreideüberzug hergestellt, müssen auf Karton aufgezogen und schließlich lackiert oder auch nur mit Federweiß (Talkum) abgerieben werden. Soll der L. in Farben ausgeführt werden, so muß man ebenso viele Druckplatten herstellen, als man Grundfarben, die durch Übereinanderdruck noch zahlreiche Töne und Nüancen erzeugen, anwenden will. Diese Art des Druckes gehört indes, der großen Veränderlichkeit der Druckplatten halber, zu den schwierigsten Aufgaben, und kaum weniger schwierig ist der Dreifarbenlichtdruck, mit welchem man in neuester Zeit vortreffliche Resultate erzielt. Die photographische Aufnahme der Platten zu beiden Druckarten kann nur eine orthochromatische, die Farben in ihrem wirklichen Werte wiedergebende sein und wird mit Hilfe farbiger Gläser, sogen. Lichtfiltern, oder auch durch Abdecken der einzelnen Farben ausgeführt; auch ist dabei Reinheit der drei Druckfarben Gelb, Rot und Blau erste Bedingung. Mit diesem nur drei Platten erfordernden Verfahren erzielt man Erfolge, welche auf dem Wege der Chromolithographie oft durch ein Dutzend Steine nicht zu erreichen sein würden. Vgl. Husnik, Das Gesamtgebiet des Lichtdrucks (4. Aufl., Wien 1894); Allgeyer, Handbuch über das Lichtdruckverfahren (Leipz. 1881); Schnauß, Der L. und die Photolithographie (6. Aufl., Düsseld. 1895); Goebel, Die graphischen Künste der Gegenwart (Stuttg. 1895).

Lichte, soviel wie Kerzen.

Lichteinheit, s. Photometrie.

Lichtelektrische Erscheinungen (aktinoelektrische Erscheinungen) wurden zuerst von Hertz beobachtet. Entfernt man die kugelförmigen Elektroden eines Funkeninduktors oder einer Influenzmaschine so weit voneinander, daß eben keine Funken mehr überspringen, so treten die Entladungen sofort wieder ein, wenn man die negative Elektrode durch Licht beleuchtet, welches reich an Strahlen sehr kurzer Wellenlänge, insbes. an ultravioletten Strahlen, ist. Strahlen größerer Wellengänge sind unwirksam. Die Bestrahlung der negativen Elektrode erleichtert nicht bloß die Entladung, sondern beeinflußt auch die Art der Entladung. Ist ein Telephon mit in die Leitung eingeschaltet, so läßt dasselbe während der Belichtung der Funkenstrecke einen reinen Ton hören, der aber sogleich in ein Geräusch übergeht, wenn man durch eine zwischengeschobene Glasplatte die wirksamen ultravioletten Strahlen abblendet. Auch die Zahl der Entladungen wird durch die Belichtung vergrößert. In Luft ist die Wirkung des Lichts am stärksten bei einem Druck von 30—40 mm Quecksilber, und nimmt sowohl bei Vergrößerung als Verminderung des Druckes ab; unter 5,8 mm Druck ist keine Wirkung mehr bemerkbar. Auch das Material der Elektroden ist von Einfluß; bei Platin ist die Wirkung bedeutend stärker als bei andern Metallen, wohl deswegen, weil Platin die ultravioletten Strahlen besser absorbiert. Nimmt man als negative Elektrode die Oberfläche einer Flüssigkeit, so zeigt sich die Wirkung größer bei gefärbten, d. h. stark absorbierenden Flüssigkeiten als bei farblosen. Am stärksten ist die Wirkung bei Nigrosinlösung. Auch mit statischer Elektrizität geladene Leiter werden durch ultraviolettes Licht beeinflußt. Eine negativ geladene isolierte Zinkplatte verliert, von dem Licht einer Bogenlampe getroffen, ihre Ladung sofort, bei positiver Ladung dagegen nur allmählich. Bei dieser lichtelektrischen Entladung werden von der Oberfläche der Metallplatten negativ elektrische Teilchen abgestoßen, indem durch das ultraviolette Licht eine Zerstäubung des Metalls bewirkt und dessen Oberfläche rauh gemacht wird. Isolierte und vorher zur Erde abgeleitete Metallplatten nehmen durch Bestrahlung mit ultraviolettem Licht positiv elektrische Ladung an. Diese lichtelektrische Erregung steht mit der lichtelektrischen Entladung derart im Zusammenhang, daß die Bestrahlung den Weggang der negativen Elektrizität von dem Leiter begünstigt und diesen positiv geladen zurückläßt.

Lichten, die Anker l., sie vom Grunde des Fahrwassers an Bord schaffen; vgl. Anker.

Lichtenau, 1) Stadt im bad. Kreis Offenburg, Amt Kehl, im sogen. Hanauerland, am Schwarzwasser und an der Linie Kehl-Bühl der Straßburger Straßenbahn, 129 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Seidenweberei, Viehhandel u. (1890) 1143 Einw., davon 87 Katholiken und 171 Juden. L. erhielt 1300 Stadtrecht. — 2) (Hessisch-L.) Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Witzenhausen, an der Linie Kassel-Waldkappel der Preußischen Staatsbahn, 455 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei, Kunst- und Handelsgärtnerei, eine Braunkohlengrube und (1890) 1295 evang. Einwohner. Am 25. Okt. 1886 wurde L. von einer Feuersbrunst fast gänzlich zerstört. Die Stadt ist im 13. Jahrh. von Landgraf Heinrich I. gegründet. — 3) Dorf im preuß. Regbez. Minden, Kreis Büren, an der Altenau, 288 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, Kalkbrennereien, Schafmärkte, Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und (1890) 1407 Einw. — 4) Flecken im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, an der Fränkischen Rezat, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Zuchthaus für Männer, Steinbrüche und (1890) 1228 Einwohner.

Lichtenau, Wilhelmine, Gräfin von, Geliebte Friedrich Wilhelms II. von Preußen, geb. 29. Dez. 1752 in Potsdam, gest. 9. Juni 1820 in Berlin, war die Tochter des Musikers Enke aus Hildburghausen. Der damalige Prinz von Preußen, nachmalige König Friedrich Wilhelm II., lernte sie im Hause ihrer ältern Schwester, welche Figurantin bei der Italienischen Oper in Berlin war, in ihrem 13. Jahre kennen, ließ sie in Potsdam und Paris geistig ausbilden und trat in ein vertrautes Verhältnis zu ihr. Nachdem sie ihm fünf Kinder, die Grafen und Gräfinnen von der Mark, geboren, wurde sie 1782 mit einem Kammerdiener, Rietz (Ritz), vermählt, der nach der Thronbesteigung von Friedrich Wilhelm zum Geheimkämmerer ernannt wurde. Obwohl die Rietz in der Gunst des Königs von der Gräfin Voß, dann von der Dönhoff verdrängt wurde, gelang es ihr doch, dessen Freundschaft sich zu erhalten und 1796 sogar zur Gräfin von L. ernannt und bei Hof eingeführt zu werden; auch schenkte ihr der König 500,000 Thlr.

sowie mehrere Güter und stattete ihre Tochter, Gräfin Marianne von der Mark (ein Sohn, Graf von der Mark, starb 9 Jahre alt), bei ihrer Heirat mit dem Grafen Stolberg mit 200,000 Thlr. aus. Sie besaß des Königs Neigung und Vertrauen, das sie übrigens nicht mißbrauchte, bis zu dessen Tod (1797). König Friedrich Wilhelm III. ließ sie sofort verhaften und einen Prozeß gegen sie einleiten; derselbe ergab nichts Belastendes. Dennoch wurde sie in Glogau interniert und erhielt ihre Freiheit erst gegen eine unbedingte Verzichtleistung auf ihr gesamtes Vermögen, wogegen ihr eine jährliche Pension von 4000 Thlr. verwilligt wurde. Eine Ehe, die sie mit dem Theaterdichter v. Holbein 1802 einging, wurde 1806 wieder getrennt. 1811 erhielt sie einen Teil ihrer Güter zurück. Vgl. »Der Gräfin L. Apologie«, herausgegeben von Schummel (Bresl. 1808, 2 Bde.); ihre 1808 erschienenen angeblichen Memoiren sind unecht.

Lichtenberg, ehemaliges deutsches Fürstentum, jetzt ein Kreis (St. Wendel) des preuß. Regbez. Trier, von Oldenburgisch-Birkenfeld, Rheinbayern und der preußischen Rheinprovinz begrenzt, 537 qkm (9,7 QM.) groß, mit 43,000 Einw. L., früher die Herrschaft Baumholder genannt, zusammengesetzt aus Teilen von Nassau-Saarbrücken, Zweibrücken u. a., die dem französischen Depart. Saar einverleibt waren, wurde von dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, dem Preußen infolge des Wiener Kongresses 1816 das Ländchen für geleistete Kriegsdienste abgetreten hatte, 5. März 1819 zu einem Fürstentum erhoben und nach der alten pfälzischen Burg L. benannt, 1834 aber gegen eine Jahresrente von 80,000 Thlr. mit allen Souveränitätsrechten an Preußen abgetreten.

Lichtenberg, 1) (L. in Bayern) Stadt im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Naila, im Frankenwald und unweit der Selbitz, die hier das romantische Höllenthal durchfließt, 569 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Gerberei, Woll- und Baumwollwarenfabrikation, eine Holzstofffabrik (im Höllenthal) und (1890) 839 evang. Einwohner. L. wird als Luftkurort besucht; es wurde 1328 zur Stadt erhoben. — 2) Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Niederbarnim, östlich bei Berlin, an der Linie Berlin-Strausberg der Preußischen Staatsbahn, mit Berlin außerdem durch zwei Pferdebahnlinien verbunden, hat eine alte evang. Kirche, viele Landhäuser der Berliner, Fabrikation von Putzpomade und landwirtschaftlichen Maschinen und (1890) 22,770 meist evang. Einwohner. Die Feldmark von L., in welcher der neue Berliner Zentralviehhof erbaut ist, wurde 1878 der Stadt Berlin einverleibt. Zu L. gehört die Kolonie Friedrichsberg und der Gutsbezirk L. mit der städtischen Irrenanstalt Herzberge und einem Teil der Berliner Wasserwerke am Müggelsee. L. wurde 1391 von Markgraf Jobst an Berlin verkauft. — 3) Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, Kanton Lützelstein, auf schroffer Felsenwand und zwischen großen Waldungen in den nördlichen Vogesen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein altes Schloß, eine Eisenquelle, Steinbrüche und (1890) 1066 meist kath. Einwohner. Das dabei gelegene, im 11. Jahrh. erbaute Bergschloß wurde 10. Aug. 1870 von den Württembergern genommen und zum großen Teil verwüstet. Das Geschlecht der Grafen von L. erlosch 1480, das der Grafen von Hanau-L. 1736; darauf besaßen unter französischer Oberhoheit die Landgrafen von Hessen-Darmstadt L. bis 1793 (s. Hanau [Grafschaft]). — 4) Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Freiberg, unweit der Freiberger Mulde und an der Linie Nossen-Moldau der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Flachsbereitungsanstalt, Holzschleiferei u. Pappenfabrikation, 2 Sägewerke, eine Ölfabrik, Mahl- und Ölmühlen, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei u. (1890) 2075 Einw. — 5) Burg, s. Baumholder. — 6) Schloßgut in Württemberg, mit Weinbau, s. Oberstenfeld.

Lichtenberg, Georg Christoph, ausgezeichneter deutscher Satiriker und bedeutender Physiker, geb. 1. Juli 1742 in Oberramstadt bei Darmstadt als Sohn eines Predigers, gest. 24. Febr. 1799 in Göttingen, wurde als Kind durch einen unglücklichen Fall bucklig, zeigte früh, als Schüler des Darmstädter Gymnasiums, hervorragendes Talent für mathematische Studien und bezog 1763 die Universität Göttingen, wo Kästner und Meister seine Lehrer und bald seine Freunde wurden. Er erhielt 1769 eine außerordentliche Professur daselbst und wurde 1774 Mitglied der Göttinger Societät der Wissenschaften. Zwei Reisen nach England (1769 und 1774) brachten ihn in Verkehr mit einer Reihe der wissenschaftlich bedeutendsten Persönlichkeiten und verschafften ihm gründliche Kenntnis englischer Verhältnisse; seine »Briefe aus England« erschienen 1776 und 1778 in Boies »Deutschem Museum«. Besonders zog ihn auch das englische Theater an, wo damals Garrick glänzte. Bald nach der Heimkehr (1775) zum ordentlichen Professor ernannt, redigierte er seit 1778 den »Göttingischen Taschenkalender«, welcher in einer Reihe von Jahrgängen zahlreiche wissenschaftliche und populär-philosophische Aufsätze von klassischer Klarheit und unübertrefflicher Laune aus seiner Feder brachte; 1780 gründete er mit Georg Forster das »Göttingische Magazin«. Die spätern Jahre seines Lebens verlebte er infolge von Körperleiden in hypochondrischer Abgeschlossenheit. Als Naturforscher ist er vorzüglich wegen seiner durch ausgezeichnete Apparate unterstützten Vorlesungen über Experimentalphysik sowie durch die Entdeckung der nach ihm benannten elektrischen Figuren berühmt geworden. Weitverbreiteten Ruf erwarben ihm aber besonders seine witzigen und satirischen Aufsätze populär-philosophischer Art, in denen er sich namentlich als schonungsloser Gegner der sentimentalen Phantastik der Sturm- und Drangperiode und alles wirklichen und vermeinten Mystizismus erwies. Als besonders charakteristisch sind unter Lichtenbergs satirischen Aufsätzen vor allen zu bezeichnen: die gegen den berüchtigten Nachdrucker Tobias Göbhard in Bamberg gerichteten Episteln, der Aufsatz »Über den deutschen Roman«, der sich wider Lavaters thörichten Bekehrungseifer wendende »Timorus« und das köstliche »Fragment von Schwänzen«, in welchem sich desselben Schwärmers dithyrambisch-hyperbolische Ausdrucksweise im Text seiner »Physiognomik« ergötzlich karikiert findet. Seit 1794 ließ L. fünf Lieferungen einer »Ausführlichen Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche« mit Kopien derselben von Riepenhausen (der Text zu den spätern Lieferungen rührt von Bouterwek her) erscheinen, in denen er die glänzendsten Proben seiner witzigen Beobachtungsgabe durch die Interpretation der Werke des großen englischen Humoristen gab (s. Hogarth). L. gehört zu den besten deutschen Stilisten. Ungemeine Klarheit und Natürlichkeit der Darstellung zeichnen seine Schriften aus. Dieselben erschienen als »Vermischte Schriften« (Götting. 1800—1805, 9 Bde.), vollständiger, mit Lichtenbergs »Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche« und dem Brief-

wechsel, herausgegeben von seinen Söhnen (das. 1844—53, 8 Bde.); eine Auswahl veranstaltete Bobertag (in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 141) und A. Wilbrandt (Stuttg. 1893). Vgl. Grisebach, Gedanken und Maximen aus Lichtenbergs Schriften (mit Biographie, Leipz. 1871); Derselbe, Die deutsche Litteratur seit 1770 (4. Ausg., Berl. 1886); R. M. Meyer, Jonathan Swift und L., zwei Satiriker (das. 1886); Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit (Götting. 1893).

Lichtenberger, Friedrich, protest. Theolog, geb. 21. März 1832 in Straßburg, trat, seit 1858 im Dienste der Straßburger Kirche, 1864 in die dortige Fakultät ein. Nach dem Kriege wandte er sich nach Paris, wurde 1873 Pfarrer an der Kirche Taitbout und 1877 Professor an der neugegründeten protestantischen Fakultät daselbst. Unter seinen Schriften nennen wir: »Histoire des idées religieuses en Allemagne« (Par. 1873, 3 Bde.; 2. Aufl. 1887) und die von ihm herausgegebene »Encyclopédie des sciences religieuses« (das. 1876—82, 13 Bde.).

Lichtenbergsche Figuren (elektrische Staubfiguren), s. Elektrische Bilder.

Lichtenbergs Metall, s. Wismutlegierungen.

Lichtenburg, Domäne (früheres Kloster) im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Torgau, bei Prettin a. d. Elbe. Das dortige Schloß (Hedwigsburg) ist durch die Zusammenkunft Luthers mit Friedrich dem Weisen, Spalatin, Melanchthon und v. Miltitz (1518) und als Wohnsitz der Kurfürstin Elisabeth nach ihrer Flucht aus Berlin (1528) merkwürdig; seit 1812 dient es als Strafanstalt.

Lichtenfels, 1) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberfranken, am Main, Knotenpunkt der Linien München-Hof der Bayrischen Staatsbahn und Eisenach-L. der Werrabahn, 262 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen, ein Schloß, eine Privatrealschule, eine Zeichenschule für Korbflechter, ein Amtsgericht, bedeutende Korbwarenfabrikation (auch in der Umgegend), Leimfabriken, Bierbrauerei, Dampfsägewerke, Holzhandel, Spedition und (1890) 2959 Einw., davon 550 Evangelische und 92 Juden. In der Nähe Schloß Banz (s. d.) und der Wallfahrtsort Vierzehnheiligen (s. d.). — 2) Herrnhuterstation, s. Godthaab.

Lichtenfels, 1) Thaddäus Peithner, Freiherr von, österreich. Jurist und Politiker, geb. 6. Mai 1798 in Wien, gest. daselbst 2. Okt. 1877, studierte an der Wiener Hochschule die Rechte, trat in den Justizdienst, wurde 1841 Hofrat beim obersten Gerichtshof u. Lehrer des Erzherzogs Franz Joseph in den Rechtswissenschaften, 1850 Generalprokurator, 1853 Sektionschef im Justizministerium, endlich 1860 zweiter Präsident des obersten Gerichtshofs. 1860 wurde er auch in den verstärkten Reichsrat berufen und zum Präsidenten des Staatsrats ernannt. 1865, als Belcredi die Verfassung sistierte, nahm L. seinen Abschied. Seit 1861 Mitglied des österreichischen Herrenhauses, entwickelte er nun hier eine bedeutungsvolle Thätigkeit. Er war ein vortrefflicher Redner, seiner Parteistellung nach liberaler Zentralist; namentlich in religiösen Dingen huldigte er Josephinischen Anschauungen und verlieh seinen freisinnigen Ansichten 1868 als Berichterstatter über das Ehegesetz sowie 1875 bei Beratung der Kirchengesetze beredten, energischen Ausdruck.

2) Eduard von, Maler, geb. 18. Nov. 1833 in Wien, besuchte die dortige Akademie unter Steinfeld und Th. Ender und hielt sich 1857 und 1858 in Düsseldorf auf, wo er sich hauptsächlich an Lessing anschloß und sich zum Landschaftsmaler ausbildete. Nach seiner Rückkehr nach Wien machte er den Feldzug von 1859 als Infanterieleutnant mit. 1871 wurde er Lehrer und 1872 Professor der Landschaftsmalerei an der Wiener Akademie. In der Ausstellung des Österreichischen Kunstvereins erschien L. zuerst 1854 mit einer Partie von Issingen in Südtirol, dann folgten Darstellungen aus österreichischen und bayrischen Bergen; zumeist entnahm er jedoch seine Motive aus Niederösterreich und schilderte gern Wald- u. Sumpfpartien aus der Gegend von Lundenburg. Ein Motiv von Lundenburg befindet sich in der kaiserlichen Galerie zu Wien. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: Motiv bei Pitten in Niederösterreich, Donaupartie bei Weißenfels, aus dem Quarnero, der Gipfel des Ätna (1880), die Dolomitgruppe des Schlern bei Bozen (in der Universität zu Wien), an der Küste von Istrien (1886), verlassene Mühle, Partie aus Dürnstein an der Donau, aus dem Picenzathal. Für das naturhistorische Museum in Wien führte er elf Bilder charakteristischer Gebirgstypen aus verschiedenen Gegenden Österreich-Ungarns aus. Mit einer gewandten, flüssigen Technik verbindet er poetische Auffassung und große Kraft der Stimmung. L., der in Öl und Aquarell malt, hat auch einige Radierungen ausgeführt.

Lichtenhain, Dorf im meining. Kreise Saalfeld, bei Jena, ein Hauptvergnügungsort der Jenaer Studenten, hat eine evang. Kirche, berühmte Bierbrauerei (»Lichtenhainer«) und (1890) 492 Einw.

Lichtenhof, Dorf im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Nürnberg, hat ein Schloß, eine Oberförsterei, eine Landwirtschaftsschule, Kassenschrank-, Leder- und Wollwarenfabrikation, eine Fabrik für Herstellung von elektrischen Drähten und Kabeln und (1890) 2904 Einw.

Lichtensteig, Landstädtchen im schweizer. Kanton St. Gallen, Hauptort des Bezirks Neu-Toggenburg, 645 m ü. M., an der Thur und der Toggenburger Bahn, Sitz der Toggenburger Bank, mit mechanischer Baumwollweberei u. -Zwirnerei, bedeutendem Marktverkehr und (1888) 1529 Einw. (davon 695 Katholiken). In der Nähe die Ruine Neu-Toggenburg.

Lichtenstein, 1) Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Glauchau, an der Rödlitz und der Linie St. Egidien-Stollberg der Sächsischen Staatsbahn, 316 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Bergschloß, ein Amtsgericht, Strumpfwaren-, Trikotagen-, Chenille-, Bettdecken- und Maillonfabrikation, Maschinenbau, Bergbau auf Kohlen und (1890) 5837 Einw., davon 64 Katholiken und 3 Juden. Wegen seiner reizenden, waldreichen Lage wird L. als Sommerfrische viel besucht. Unmittelbar dabei die Stadt Kallnberg (s. d.). — 2) Schloß, s. Reutlingen.

Lichtenstein, 1) Martin Heinrich Karl, Naturhistoriker, geb. 10. Jan. 1780 in Hamburg, gest. 2. Sept. 1857 auf der See zwischen Korsör und Kiel, studierte in Jena und Helmstedt Medizin, ging 1801 mit dem holländischen General Janssens nach dem Kap der Guten Hoffnung, ward 1804 Stabsarzt beim Bataillon hottentotischer leichter Infanterie und 1805 als Regierungskommissar zu den Betschuanen gesandt. 1806 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er in Braunschweig, Helmstedt, Göttingen und Jena, mit der Ordnung seiner Sammlungen und handschriftlichen Materialien beschäftigt, ward 1811 Professor der Zoologie zu Berlin, 1813 Direktor des zoologischen Museums, welches unter seiner Leitung eins der

größten des Kontinents geworden ist. L. lieferte besonders ornithologische Arbeiten, gründete in Berlin den zoologischen Garten und schrieb: »Reisen im südlichen Afrika« (Berl. 1810—11, 2 Bde.) und »Darstellungen neuer oder wenig bekannter Säugetiere« (das. 1827—34, 10 Hefte).

2) Ulrich von, Dichter, s. Ulrich von Lichtenstein.

Lichtenthal, Gemeinde (bis 1863 Beuren genannt) im bad. Kreis und Amt Baden, durch die herrliche Lichtenthaler Allee mit Baden-Baden verbunden, an der Oos, hat eine kath. Kirche, ein Waisenhaus (von dem in London reich gewordenen Schneider Stülz gestiftet), schöne Villen, eine Zigarrenfabrik, Steinbrüche, Mahl- und Sägemühlen, Gärtnerei, eine Fischzuchtanstalt und (1890) 3699 Einw. L. wird als Luftkurort stark besucht. — Das dortige Cistercienser-Nonnenkloster wurde 1245 gegründet. In der unter der Klosterkirche befindlichen Toten- oder Fürstenkapelle sind die badischen Markgrafen bis auf Rudolf VI. beigesetzt. Mit Rücksicht auf die Beziehungen des Klosters zum badischen Fürstenhause blieb dasselbe bei Aufhebung der Klöster (1802) erhalten.

Lichtenwalde, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Flöha, an der Zschopau, hat ein schönes Schloß mit Parkanlagen und Wasserkünsten (beliebter Ausflugsort der Chemnitzer) und (1890) 607 Einw. Gegenüber am Flusse auf einem aus dem Flusse jäh aufsteigenden Felsen der durch die Körnersche Ballade bekannte Harrassprung.

Lichter, in der Malerei die hell beleuchteten Stellen eines Gegenstandes oder eines Teiles im Bild oder in einer Zeichnung; man setzt die L. (Glanzlichter) in der Ölmalerei meist mit Kremser Weiß, in Zeichnungen mit weißer Kreide oder Tusche auf. — In der Weidmannssprache die Augen des Hoch-, Reh- und Schwarzwildes.

Lichter (Lichterfahrzeug), s. Leichterschiff.

Lichterfelde, Vorort von Berlin, s. Großlichterfelde.

Lichterfest, s. Feste (jüdische).

Lichterrechen, ein in der Kirche unter dem Triumphbogen quer über das Chor gelegter Balken von Holz oder Eisen, der bis zu 50 Lichter trug, oder ein zu diesem Zweck auf zwei Säulen ruhender Balken.

Lichtervelde, Flecken in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Roulers, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien L.-Furnes und L.-Thielt und der Bahn Brügge-Courtrai, mit Spitzenklöppelei, Wollweberei, Holz- und Getreidehandel und (1890) 7037 Einw.

Lichtes Zeug, s. Jagdzeug.

Lichte Weite, s. Im Lichten.

Lichtfilter, ein farbiges Glas oder eine zwischen zwei parallelen Glaswänden eingeschlossene farbige Flüssigkeit, welche bei photographischen Arbeiten angewandt werden, um aus dem weißen Licht Strahlen von gewisser Wellenlänge auszuscheiden.

Lichtfreunde, s. Freie Gemeinden.

Lichtgaden (lat. Clerestorium), in basilikenartigen Kirchen der mit einer Reihe von Fensteröffnungen versehene Oberteil der Mauern des Mittelschiffs.

Lichtgerechtigkeiten, s. Fensterrecht.

Lichtgestalten, s. Phasen.

Lichtgießer, Fabrikant gegossener Kerzen (s. d.).

Lichtgleichung, die Zeit, welche das Licht braucht, um von einem Körper unsers Sonnensystems zur Erde zu gelangen, speziell die Korrektion, die wegen der endlichen Geschwindigkeit des Lichtes an die aus der Bahnbewegung der Jupitertrabanten folgenden Zeiten der Verfinsterungen derselben anzubringen ist. Die Existenz dieser L. wurde zuerst 1675 von Olaf Römer erkannt und von ihm zur Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit benutzt. Vgl. Licht.

Lichtgrün (Säuregrün) $C_{37}H_{35}N_2O_{10}S_3Na_3$, Teerfarbstoff, welcher aus Äthylbenzylanilin durch Einwirkung von Benzaldehyd bei Gegenwart eines Kondensationsmittels, wie Chlorzink 2c., Behandlung des Produkts mit rauchender Schwefelsäure und Oxydation des entstandenen Gemenges von Sulfosäuren erhalten wird. L. ist das Natriumsalz der Diäthyldibenzyldiamidotriphenylkarbinolsulfosäure, bildet ein hellgrünes, in Wasser lösliches Pulver, färbt Wolle und Seide im sauren Bad und erscheint auch bei künstlicher Beleuchtung unverändert. L. ist auch soviel wie Methylgrün.

Lichthäuschen, s. Lichtstöcke.

Lichthof (Lichtschacht), kleiner, zur Beleuchtung und Lüftung dienender, meist mit Glas gedeckter Hof in Gebäuden mit großer Tiefe. Vgl. Oberlicht.

Lichtjahr, in der Astronomie gebrauchte Längeneinheit zur Angabe der Entfernungen der Fixsterne, ist gleich der Strecke, zu deren Durcheilung das Licht ein Jahr bedarf. Hat ein Stern eine jährliche Parallaxe von einer Bogensekunde, so ist er von uns 4 Billionen Meilen entfernt, das Licht bedarf zur Zurücklegung dieser Strecke 4 Jahre. Der unserm Sonnensystem nächste Stern α im Kentaur hat eine Entfernung von 4 Lichtjahren (vgl. Fixsterne).

Lichtkabel, ein Kabel zur Leitung des elektrischen Stromes für Beleuchtungsanlagen.

Lichtkranz, s. Hof, S. 885.

Lichtkupferdruck, ein von J. B. Obernetter in München erfundenes, wesentlich abgekürztes, dabei aber die gleichen künstlerischen Resultate ergebendes Verfahren, wie die Photogravüre, über welches seitens des Erfinders noch Geheimnis gewahrt wird. Dasselbe unterscheidet sich im wesentlichen von den andern ähnlichen oder gleichen Verfahren darin, daß nicht eine Pigmentschicht als Ätzgrund dient, sondern das photographische Chlorsilberbild selbst. Die Retouche der Platten wird hierbei, das Original oder die photographische Aufnahme als fehlerfrei vorausgesetzt, auf ein Minimum beschränkt, und es folgt daraus eine große Schnelligkeit der Herstellung, da es auf diese Weise möglich ist, kleine Platten in einem Tage, große in 2—3 Tagen druckfertig zu erzeugen; eine weitere natürliche Folge dieser Vorteile ist größere Billigkeit der Platten im Vergleich mit denen durch das Pigmentverfahren gewonnenen. Unter L. versteht man auch die Photogravüre und die Heliographie (s. d.). Vgl. Goebel, Die graphischen Künste der Gegenwart (Stuttg. 1895).

Lichtleimdruck, soviel wie Lichtdruck (s. d.).

Lichtlöcher (Lichtschächte), kleine Schächte, die in gewissen Abständen vom Tage nieder auf einen in Betrieb befindlichen längern Stollen abgeteuft werden zwecks Wetterlosung, Abkürzung des Förderwegs und unter Umständen auch Beschleunigung der Herstellung durch Schaffung einer Anzahl von Angriffspunkten, von denen immer zwei, zwischen zwei benachbarten Lichtlöchern liegend, in der Stollenlinie einander entgegengetrieben werden (Orts- und Gegenortsbetrieb).

Lichtmagnete, soviel wie Leuchtsteine, s. Phosphoreszenz.

Lichtmanschette, s. Leuchter.

Lichtmaschine, eine zur Erzeugung von elektrischem Licht bestimmte Dynamomaschine.

Lichtmesse (Lichtmeß), s. Marienfeste.

Lichtmesser und **Lichtmessung**, s. Photometrie.

Lichtmotten, soviel wie Zünsler.

Lichtmühle, s. Radiometer.

Lichtmyrte, s. Myrica.

Lichtnelke, soviel wie Lychnis.

Lichtnußbaum, s. Aleurites moluccana.

Lichtpausverfahren, photographisches Verfahren zur Vervielfältigung von technischen Zeichnungen und Plänen, wird sehr allgemein in der Form des Blauprozesses (s. Cyanotypie) ausgeführt. Nach dem Zinkoprozeß mischt man eine Lösung von 10 g schwefelsaurem Eisenoxyd, 20 g Eisenchlorid und 10 g Weinsäure in 200 g Wasser mit einer Lösung von 10 g Gelatine in 100 g warmem Wasser, filtriert warm durch Flanell und tränkt mit dieser Lösung bei Lampenlicht das Papier, welches im Dunkeln getrocknet werden muß. Man belichtet dies Papier unter der Zeichnung im direkten Sonnenlicht, bis die Zeichnung schwach gelb auf weißem Grund sichtbar ist, entwickelt dann mit einer Lösung von 7 g Gallussäure und 1 g Oxalsäure in 100 g Wasser und wäscht gut aus. Nach dem Anilindruckverfahren von Willis überstreicht man photographisches Rohpapier bei Lampenlicht mit einer Lösung von 10 g saurem chromsaurem Kali und 100 g Phosphorsäure (spez. Gew. 1,124) in 100 g Wasser, trocknet im Dunkeln und exponiert das Papier (welches sich nur 1—2 Tage hält) unter der Zeichnung, bis diese schwach gelb auf grünlichweißem Grunde erscheint (bis 12° des Vogelschen Photometers). Dann bringt man das Papier in einen großen Kasten, in welchem ein mit Wasser und ein zweites mit einer Lösung von 10 ccm Anilin in 160 ccm Benzin befeuchtetes Stück Flanell hängt. Nach 5—10 Minuten wird die Zeichnung dunkel blaugrün, man wäscht dann und trocknet. Durch verdünntes Ammoniak wird die dunkelgrüne Zeichnung violett. Vgl. Vogel, Handbuch der Photographie, Bd. 1 (4. Aufl., Berl. 1890); »Die modernen L.« (3. Aufl., Düsseld. 1892); Schuberth, Das L. (2. Aufl., Wien 1893).

Lichtrecht, s. Fensterrecht.

Lichtschacht, s. Lichtlöcher und Lichthof.

Lichtscheu (Photophobie), eine krankhaft gesteigerte Empfindlichkeit des Auges gegen Lichtreiz, nicht nur gegen grelles Sonnen- oder Lampenlicht, sondern selbst gegen zerstreutes Tageslicht. L. ist ein nahezu regelmäßiges Symptom akuter Augenentzündungen oder Reizungen durch fremde Körper, ätzende Substanzen ꝛc.; sie begleitet Masern und zuweilen Pocken und bleibt meist noch längere Zeit bestehen, wenn Augenentzündungen bereits behandelt und geheilt sind. Auch bei Trübungen der Hornhaut oder der Linse sind die Augen l., weil die Trübungen durch diffuse Zerstreuung des auffallenden Lichtes das Gefühl der Blendung hervorrufen; in diesen Fällen wirkt Beschattung günstig, weil sie die Blendung aufhebt und die Pupille erweitert. Liegt starke Blendung durch Feuer (bei Hochöfen) oder durch Schneefelder oder Überreizung durch Nachtarbeiten vor, so ist Ruhe des Auges das beste Heilmittel; ferner empfehlen sich gefärbte Brillen, Aufenthalt im Freien, besonders im grünen Wald. Vgl. Augenpflege und Lidkrampf.

Lichtschlag, s. Samenschlag.

Lichtsinn, die Fähigkeit des Auges, Helligkeiten sowie Differenzen in der Lichtstärke wahrzunehmen, ist um so ausgebildeter, je geringere Differenzen unterschieden werden und je kleiner die Helligkeit ist, die das Auge im Dunkeln noch wahrnimmt. Bei vielen Netzhautkrankheiten ist der L. stark herabgesetzt. Der Grad des Lichtsinnes wird mittels des Försterschen Photometers oder durch Massonsche Scheiben bestimmt. Versetzt man eine schwarze Scheibe (Fig. 1), auf der sich ein weißer Sektorabschnitt befindet, in schnelle Rotation, so vermischt sich das Schwarz des Grundes mit dem Weiß des Sektors derartig, daß ein grauer Ring erscheint, der um so heller ist, je breiter, um so dunkler, je schmäler der weiße Anteil ist. Der Versuch besteht nun darin, daß man durch successive Verringerung seiner Breite schließlich dahin gelangt, daß der graue Ring eben noch von dem schwarzen Grunde unterschieden wird. Das Verhältnis der Breite des Sektors zum ganzen Kreise gibt dann das Maß für die Größe der Unterschiedsempfindlichkeit.



Fig. 1.

Ein andres Verfahren ist von Bouguer und Lambert (1760) zuerst angegeben worden. Ist ab (Fig. 2) eine weiße Platte, S ein vor ihr aufgestellter Stab und L und L¹ zwei Kerzen, so entstehen auf der Tafel zwei Schatten, ein dunklerer (l), der der Kerze L, und ein hellerer (l¹), der der entferntern Kerze L¹ entspricht. Der schwächere Schatten l¹ wird beleuchtet von der Flamme L, der dunklere von L¹, der Grund der Tafel von beiden Flammen. Entfernt man nun die Kerze L so weit, daß der Schatten l¹ an Helligkeit dem Schatten l gerade gleichkommt, so läßt sich aus den Entfernungen der Flammen an der Tafel das Helligkeitsverhältnis der beiden Schatten und damit die Unterschiedsempfindlichkeit des beobachtenden Auges berechnen.

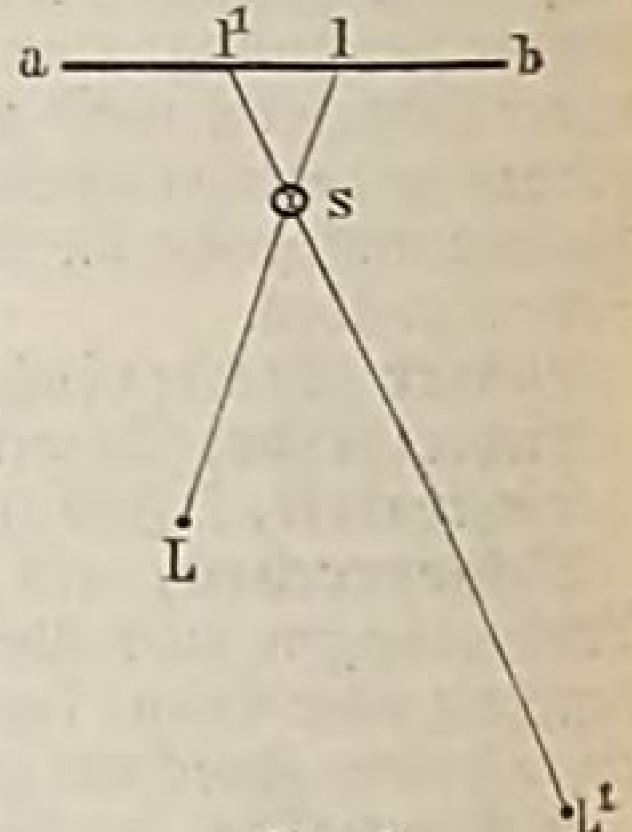


Fig. 2.

Mittels solcher Methoden hat man gefunden, daß zwei verschieden große Helligkeiten voneinander noch unterschieden werden, wenn die eine um 1/100—1/186 stärker ist als die andre. Bei mittlerer Tageshelligkeit ist nach Aubert die Unterschiedsempfindlichkeit am größten. Derselbe Forscher hat auch die geringste Helligkeit zu ermitteln gesucht, die noch im stande ist, eine Lichtempfindung hervorzurufen (»Reizschwelle« nach Fechner). Im vollständig verdunkelten Zimmer wird zu diesem Zweck ein in einem der Fensterläden befindlicher, mit mattem Glas gedeckter Spalt so lange vergrößert, bis man bei der von ihm ausgehenden Beleuchtung einen in bestimmter Entfernung angebrachten Papierstreifen von bestimmter Größe gerade erkennt. Nach demselben Prinzip ist das Photometer von Förster konstruiert. Der Bestimmung der Reizschwelle stellt sich dabei indessen die Adaptation der Netzhaut, ihre Anpassung an verschiedene Helligkeitsgrade hindernd in den Weg, die Empfindlichkeit für Licht wächst nämlich mit zunehmender Aufenthaltsdauer im Dunkelzimmer. Im übrigen vgl. »Gesicht«.

Lichtstärke, s. Leuchtstoffe und Photometrie.

Lichtstöcke (Lichthäuschen), Holz- oder Steinsäulen, die in einem obern Gehäuse eine sogen. ewige Lampe hinter einer verschließbaren Thür, gewöhnlich mit roter Scheibe, enthalten, werden in katholischen Ländern vor den auf Straßen, Plätzen, Brücken ꝛc. befindlichen Heiligenbildern aufgestellt, um die Vorüber-

gehenden auch im Dunkeln daran zu mahnen, daß der betreffende Heilige zu grüßen, oder daß ein Gebet daselbst zu sprechen sei. Auch an Gräbern findet man solche L., die dann Totenleuchter heißen, ebenso in den Kirchen vor Heiligenbildern und Darstellungen Christi im Grabe.

Lichtthaler, braunschweig. Thaler aus dem Ende des 15. Jahrh. mit dem wilden Mann, welcher eine brennende Kerze hält.

Lichtungsbetrieb (Lichtungshieb), Maßregel waldbaulicher Bestandspflege, Auslichtung des Hauptbestandes vor dessen Verjüngung behufs Steigerung des Holzzuwachses u. Erhöhung des Waldreinertrags. Die Auslichtung erfolgt nur an einzelnen Stämmen (Umlichtung) oder auf der ganzen Bestandsfläche (Durchlichtung). Die Durchlichtung geschieht in der Regel in Verbindung mit der Anzucht eines Bodenschutzholzes und wird in sehr verschiedener Weise, bald frühzeitig (Frühlichtungsbetrieb), bald erst im spätern Bestandsalter nach Beendigung des Haupthöhenwuchses (Spätlichtungsbetrieb) bewirkt. Von der Durchforstung (s. d.) unterscheidet sich die Durchlichtung dadurch, daß jene sich mit Erhaltung des Bestandsschlusses auf den Nebenbestand beschränkt, diese mit Schlußunterbrechung einen Teil des Hauptbestandes entnimmt.

Lichtweite (lichte Weite), s. Im Lichten.

Lichtwer, Magnus Gottfried, deutscher Dichter, geb. 30. Jan. 1719 in Wurzen, gest. 7. Juli 1783 in Halberstadt, studierte in Leipzig und Wittenberg die Rechte, habilitierte sich an letzterer Universität 1747 als Privatdozent, siedelte 1749 nach Halberstadt über, ward dort 1752 Regierungsrat, 1763 Kriminal- und Konsistorialrat, auch Mitglied der Landesdeputation. Sein Hauptwerk sind die »Vier Bücher äsopischer Fabeln« (Leipz. 1748; dann 1758; von Ramler mit eigenmächtigen Verbesserungen hrsg. 1761; neue Ausg. von Minor in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 73), von denen manche, z. B. »Tier und Menschen schliefen feste«, noch heute beliebt sind. Sein Lehrgedicht »Das Recht der Vernunft« (Leipz. 1758), auf der Wolfschen Philosophie beruhend, ist unbedeutend. Seine »Schriften« gaben Pott und Cramer heraus (Halberst. 1828).

Lichtzeit, die Zeit, die das Licht braucht, um eine bestimmte Strecke zurückzulegen; vgl. Lichtjahr.

Lichtzieher, Fabrikant gezogener Kerzen (s. d.).

Lichwin, Kreisstadt im russ. Gouv. Kaluga, an der Oka, hat 4 Kirchen und (1889) 2700 Einw. Im Kreis wird starker Hanfbau betrieben.

Licinio (spr. litschi-), Giovanni Antonio, ital. Maler, s. Pordenone.

Licinische Gesetze (Liciniae leges), s. Licinius 1).

Licinius, berühmtes röm. plebejisches Geschlecht, stammte wahrscheinlich aus Etrurien. Merkwürdig:

1) C. L. Calvus Stolo, hat sich durch die Gesetze berühmt gemacht, durch die er als Volkstribun in Gemeinschaft mit seinem Kollegen L. Sextius die Gleichstellung der Patrizier und Plebejer im wesentlichen erreichte (leges Liciniae). Es waren drei Anträge, welche die beiden Tribunen, und zwar zum erstenmal 376 stellten: 1) es soll kein römischer Bürger über 500 Morgen Ackerland vom ager publicus besitzen, und keiner soll von großem Vieh über 100, von kleinem über 500 Stück auf die Gemeindetrift treiben; 2) was die verschuldeten Plebejer bis jetzt an Zinsen bezahlt haben, soll vom Kapital abgezogen und der Rest der Schuld in drei gleichen Raten innerhalb dreier Jahre abgezahlt werden; 3) einer der Konsuln soll immer ein Plebejer sein. Zehn Jahre dauerte der Kampf zwischen den beiden Ständen, indem die Patrizier den Widerspruch der übrigen Tribunen benutzten, die Plebejer L. und Sextius immer wieder zu Tribunen wählten, bis endlich 367 sämtliche Anträge durchgingen. Zum Dank dafür wurde L. 364 und zum zweitenmal 361 zum Konsul gewählt.

2) C. L. Macer, Volkstribun 73 und als solcher eifriger Verfechter der Sache des Volkes, erhielt die Prätur und dann eine Provinz, wurde aber wegen Erpressung 66 vom Prätor Cicero verklagt und verurteilt, worauf er sich selbst den Tod gab. Er verfaßte eine verloren gegangene römische Geschichte von den ältesten Zeiten an, welche sich von den frühern dadurch abhob, daß in ihr häufig auf Urkunden Bezug genommen wurde; die Glaubwürdigkeit derselben wird freilich von Mommsen u. a. angefochten.

3) C. L. Macer Calvus, Sohn des vorigen, geb. 82 v. Chr., gest. vor 47, wird sowohl als Redner wie als lyrischer Dichter gerühmt. In ersterer Eigenschaft gehörte er der attischen Schule an, die im Gegensatz zu Cicero nach einer einfachern und knappern Redeweise strebte, seine Poesie war der des ihm befreundeten Catullus ähnlich und am meisten ebenbürtig. Eine Sammlung der dürftigen Bruchstücke seiner Gedichte enthalten L. Müllers Ausgabe des Catull (Leipz. 1870) und Bährens' »Fragmenta poetarum romanorum« (das. 1886). Vgl. Weichert in den »Poetarum latinorum vitae« (Leipz. 1830).

Außerdem zählte das Licinische Geschlecht noch mehrere namhafte Männer mit den Familiennamen Crassus, Lucullus, Murena, Nerva (s. d.). Auch der Dichter Archias (s. d.) führte diesen Geschlechtsnamen.

Licinius, röm. Kaiser, ein Dacier von Geburt und niedern Standes, arbeitete sich durch militärische Tüchtigkeit zu einem höhern Rang empor und wurde nach dem Tode des Severus von seinem alten Freund und Kampfgenossen, dem Kaiser Galerius, zum Augustus ernannt (307 n. Chr.). Als dieser starb, vermählte er sich (313) mit der Schwester Konstantins, Constantia, besiegte den ihm seine Macht streitig machenden Maximinus Daja bei Adrianopel und wurde so alleiniger Herr im Osten, wie Konstantin im Westen. Trotz der Verwandtschaft konnte indes das Einvernehmen zwischen ihnen nicht lange Bestand haben. 314 brach der erste Krieg aus, durch den L. nach den unglücklichen Schlachten bei Cibalä (an der Sau) und bei Adrianopel Illyricum verlor, nach neunjährigem äußern Frieden der zweite (324); L. wurde auch jetzt wieder zweimal von Konstantin geschlagen (bei Adrianopel und bei Chalcedon), ergab sich ihm und wurde 325, obwohl ihm vom Sieger das Leben zugesichert war, angeblich wegen Hochverrats hingerichtet. Sein Charakter erscheint in der christlichen Überlieferung in sehr ungünstigem Licht, berechtigt ist sicher der Vorwurf der Grausamkeit, mit welcher er alle Prätendenten beseitigte, und der des Mangels an litterarischer Bildung. Vgl. Antoniades, Kaiser L. (Münch. 1884).

Licitum (lat.), das Erlaubte; Gebot bei Versteigerungen; licito modo, erlaubterweise.

Lick, James, der Gründer der nach ihm benannten Sternwarte auf dem Mount Hamilton (1480 m) in Kalifornien, geb. 1796 zu Fredericksburg in Pennsylvanien, gest. 1. Okt 1876 in San Francisco, betrieb Kunsttischlerei, Pianoforte- und Orgelbau in Südamerika und ging 1846 nach Kalifornien, wo er Ländereien erwarb und die Müllerei betrieb. 1874 stiftete er

eine Summe von 700,000 Doll. für die Errichtung der genannten, für astronomische Beobachtungen überaus günstig gelegenen Sternwarte, und bei seinem Tode bestimmte er sein Vermögen von 3 Mill. Doll. für gemeinnützige Zwecke.

Licorne (franz., spr. -korn'), ein Geschütz, soviel wie Einhorn, lange Haubitze.

Licuāla *Wurmb.*, Gattung aus der Familie der Palmen, niedrige, buschartige Palmen mit geringeltem oder von stehen gebliebenen, verhärteten Basen der verwelkten Blätter rauhem Stamm, aufsteigenden Blättern, deren Fächer kreisrund oder spiralig aus vielen völlig freien, an den Spitzen kurz eingeschnittenen Strahlen zusammengefügt sind, sehr langgestielten Blütenkolben mit röhrigen, unvollständigen Scheiden und einsamigen Steinfrüchten. 36 Arten im indischen Florenreich vom Ganges über Malakka bis zum tropischen Australien. L. peltata *Roxb.*, in den Waldgebirgen östlich von Bengalen und am Fuß des Himalaja, 3—4 m hoch, mit schwachem Stamm, trägt nur einen, aber 2—3 m langen Blütenkolben mit großen weißen, sehr schönen Blüten, die sehr lange dauern, und bildet einer Eichel im Fruchtbecher ähnliche Früchte. Die großen schildförmigen Blätter werden als Schirmhüte benutzt. Von L. acutifida *Mart.*, in Pinang, welche nur selten über 1,5 m hoch wird, liefern die jungen Stämme die als **Penang-Lawyers** bekannten Spazierstöcke. Mehrere Arten werden bei uns in Gewächshäusern kultiviert, und einige derselben gedeihen auch im Zimmer.

Licus, lat. Name des Lech.

Lid (Augenlid), s. Auge, S. 155.

Lida, Kreisstadt im russ. Gouv. Wilna, am Fluß L. und an der Eisenbahn Wilna-Rowno, mit griechisch-katholischer und römisch-kath. Kirche und (1889) 7546 Einw. — Eine alte litauische Stadt, wurde L. wiederholt von den Russen und Schweden zerstört und kam 1795 an Rußland. Hier Treffen 23. Mai 1831 zwischen Polen und Russen.

Lidan, Fluß in Schweden, s. Lidköping.

Liddel Water, Nebenfluß des Esk in Schottland, entspringt aus dem Sumpf Dead Water in Roxburghshire und mündet nach 42 km langem Lauf südlich von Canonbie in Dumfriesshire.

Lidentzündung, s. Augenentzündung.

Liderung (abzuleiten von Leder; **Verpackung, Packung, Dichtung**), Vorrichtung, welche das gegenseitige dichte Anschließen zweier Maschinenteile hervorbringen soll. Bleiben die Maschinenteile in einer und derselben Lage zu einander, so dichtet man sie gegeneinander einfach dadurch ab, daß man sie möglichst genau aufeinander paßt oder ein schmiegsames Dichtungsmaterial (Hanf, Leder, Papier, Asbest, Gummi ꝛc.) dazwischenbringt. Bei zwei ineinander beweglichen Maschinenteilen genügt in der Regel ein genaues Aufeinanderpassen nicht, weil bei der Bewegung eine gegenseitige Reibung und daher auch eine Abnutzung eintritt, durch welche nach einiger Zeit durchlassende Spalten entstehen. Man wendet daher entweder gleichfalls schmiegsame Dichtungsmaterialien oder federnde Metallringe an, wovon letztere den Vorzug einer großen Dauerhaftigkeit haben, während erstere oft erneuert werden müssen. Besonders wichtig sind die Liderungen von Kolben und Stangen (z. B. Kolben-, Schieber-, Ventilstangen). Erstere sollen die Kolben gegen ihre Cylinder dicht anschließen lassen, ohne ihre Beweglichkeit bedeutend zu hindern. Sie bestehen entweder in einem um den Kolben gelegten Ring von Hanf, Segelleinen oder Leder, der durch eine besondere Vorrichtung zwischen Kolben und Cylinder gehörig festgepreßt werden kann, oder aus **Lederstulpen, Manschetten (Lederstulpdichtung, Manschettendichtung)**, d. h. Lederscheiben mit rechtwinkelig aufgebogenen Rändern, welch letztere durch den in der abzudichtenden Flüssigkeit herrschenden Druck gegen die Cylinderwandungen gepreßt werden. Diese Kolbenliderungen werden meist zur Abdichtung gegen tropfbare Flüssigkeiten gebraucht, während bei Dampf und auch in neuerer Zeit bei Luft (Gebläse, Kompressoren) meist metallische Liderungen, bestehend in federnden Ringen, die sich gegen den Cylinder pressen, in Anwendung sind. Eine ganz besondere Art der Kolbenliderung ist die sogen. **Labyrinthdichtung**, die darauf basiert, daß eine Flüssigkeit, wenn sie durch Öffnungen von oftmals wechselndem Querschnitt geleitet wird, dermaßen in Wirbelungen gerät und sich gewissermaßen so verirrt, daß sie nur sehr langsam hindurchtreten kann. Eine solche L. erzielt man dadurch, daß man den ziemlich langen, in dem Cylinder mit ganz geringem Spielraum beweglichen Kolben mit einer Reihe ringsherum laufender Nuten versieht. Die Labyrinthdichtungen haben eine ziemlich verbreitete Anwendung bei den mit komprimierter Luft betriebenen Gesteinsbohrmaschinen gefunden. Über die Abdichtung von Stangen s. Stopfbüchse. Über die L. bei Geschützen s. d.

Lidi, s. Liten.

Lidköping (spr. lidschöping), Stadt im schwed. Län Skaraborg, an der Mündung der Lidan in den Wenersee, durch Zweigbahn (L.-Stenstorp) mit der Linie Gotenburg-Stockholm verbunden und an der Bahn L.-Håkantorp, hat Tabaks- und Zündhölzerfabriken, eine Dampfsäge, Kornhandel und (1890) 5180 Einwohner.

Lidkrampf (**Augenlidkrampf, Blepharospasmus**), Schluß der Augenlidspalte durch krampfhafte Kontraktion des Schließmuskels, tritt ein bei Lichtscheu, Augenentzündungen, Verletzungen, beim Eindringen fremder Körper ins Auge, auch bei Reizungen der sensibeln Gesichtsnerven, besonders der Zahnnerven. Im letztern Fall ist der L. mitunter sehr hartnäckig und nur durch Ausschneiden eines Stückes des gereizten sensibeln Nervs heilbar. Schließlich kann L. auch hysterischer Natur sein.

Lidlohn (von lidus, s. Liten), Gesindelohn.

Lidner, **Bengt**, schwed. Dichter, geb. 16. März 1757 in Gotenburg, gest. 4. Jan. 1793 in Stockholm, studierte in Lund, gab sich aber einem unordentlichen Leben hin, weshalb man ihn als Matrosen nach Ostindien schickte. Er entlief jedoch am Kap und kam nach Stockholm zurück, wo er eine Sammlung von Fabeln nach dem Muster Lafontaines herausgab (1779). Die Fabeln widmete er dem einjährigen Kronprinzen und erwarb sich dadurch die Gunst Gustavs III. Der König ließ ihn zur Vervollständigung seiner Ausbildung nach Deutschland und Frankreich reisen. Als Sekretär des schwedischen Gesandten zu Paris schrieb er 1781 sein Trauerspiel »Erik den Fjortonde«, wurde aber bald wegen seiner schlechten Aufführung zurückgeschickt. L. war ein hochbegabter Dichter; aber seine Poesie war unordentlich wie sein Leben, und seinen Schöpfungen fehlen Haltung und Charakter. Hervorhebung verdienen: »Spastaras död« (1783), »Året 1783«, »Yttersta domen«, die Oper »Medea« u. a. Seine Bedeutung hat L. als Repräsentant der schwedischen Sturm- und Drangperiode. Die schwedische Akademie

errichtete ihm ein Denkmal. Seine »Samlade skrifter« erschienen in 8. Auflage Stockholm 1878. Seine Biographie schrieb Warburg (Stockh. 1889).

Lido (ital.), Ufer, Strand, insbes. die schmalen Düneninseln zwischen den Lagunen von Venedig (s. d.) und dem Meer.

Lidspaltenfleck (Fettfell, weißer Hornhautfleck, Albugo, Leucoma), eine Epithelwucherung, welche in der Regel wieder schwindet, oder nach abgelaufenen Entzündungsprozessen in den tiefern Hornhautschichten als dauernde Trübung zurückbleibt. Ein solcher L. ist um so störender, je mehr er im Zentrum der Pupille liegt und ein um so größeres Gebiet der Pupille er verdeckt. In den schlimmsten Fällen bleibt nichts andres übrig, als die Pupille seitlich zu verlegen, d. h. die Iridektomie (s. d.) auszuführen.

Lie, 1) Jonas Lauritz Idemil, norweg. Dichter, geb. 6. Nov. 1833 in Ecker bei Drammen, studierte von 1851 an in Christiania die Rechte, wurde Obergerichtsadvokat in Kongsvinger, gab aber nach wenigen Jahren seine Stelle auf, um sich in Christiania ganz der Litteratur zu widmen. Es erschienen zunächst eine Sammlung »Digte« (1866), die seinen Namen populär machte, und die Novelle »Den Fremsynte« (1870, 8. Aufl.; deutsch: »Der Geisterseher«, Berl. 1876, und in Reclams Universalbibliothek), die L. den ersten Romandichtern seines Vaterlandes anreihte. Mit staatlicher Unterstützung reiste er 1871 zuerst nach Nordland und dann nach Italien, wo er mehrere Volkserzählungen auf Grund seiner Studien in Nordland schrieb, die unter dem Titel: »Fortællinger og Skildringer fra Norge« (3. Aufl. 1880; deutsch: »Bilder aus Norwegen«, Jena 1878) erschienen. Bald nach diesen trat er mit dem Roman »Tremasteren Fremtiden« (4. Aufl. 1885; deutsch: »Der Dreimaster Zukunft«, in Reclams Universalbibliothek) hervor, welcher das Leben des norwegischen Küstenvolkes mit wunderbarer Treue und Lebendigkeit schilderte. Noch größeres Aufsehen machte der Roman »Lodsen og hans Hustru« (1874, 7. Aufl. 1891; deutsch: »Der Lotse und sein Weib«, Stuttg. 1889). Die Kraft und Frische der Darstellung, die Feinheit der psychologischen Züge, der poetische Duft, der über dem Ganzen liegt, lassen die Mängel der Komposition leicht übersehen. Eine italienische Erzählung: »Fanfulla«, stammt noch aus dieser Zeit, wie auch das lyrisch-dramatische Gedicht »Faustina Strozzi« (1875). 1874 erhielt er vom norwegischen Storthing die sogen. Dichtergage, und auch vom König ward er dekoriert. In seinem eigensten Element erschien er dann wieder in den Erzählungen: »Thomas Ross« (1878) und »Adam Schrader« (1879), welch letztere in den höhern Kreisen der Gesellschaft spielen, endlich in den Novellen: »Rutland« (2. Aufl. 1881; deutsch, Gütersloh 1885), »Gaa paa« (1882), »Livsslaven« (1883; deutsch bei Reclam: »Lebenslänglich verurteilt«), »Familjen paa Gilje« (1883), »En Malstrøm« (1884; deutsch bei Reclam), »Otte Fortællinger« (1885), »Kommandørens Døttre« (1886, 2. Aufl. 1888; deutsch: »Die Töchter des Kommandeurs«, Stuttg. 1889), »Et Samliv« (2. Aufl. 1888), »Malsa Jons« (1888) und »Onde Magter« (»Böse Geister«, 1890). Ein dreiaktiges Lustspiel: »Grabows Kat« (1880), wurde in Christiania und Stockholm mit großem Beifall aufgeführt. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland lebt L. jetzt in Paris. Sein neuestes Werk ist das Lustspiel »Lystige Kuner« (»Lustige Weiber«, 1894).

2) Sophus, Mathematiker, geb. 17. Dez. 1842 am Nordfjord im Stifte Bergen, studierte 1859—65 in Christiania, war mit Staatsunterstützung 1869 in Berlin und 1870 in Paris, wurde 1870 Privatdozent in Christiania und erhielt dort 1872 eine persönliche Professur; 1886 wurde er als ordentlicher Professor für Geometrie an die Universität Leipzig berufen. Er lieferte zahlreiche Arbeiten über Geometrie und Differentialgleichungen und stellte die von ihm geschaffene Theorie der kontinuierlicher Transformationsgruppen in 3 Bänden zusammenhängend dar (»Theorie der Transformationsgruppen«, Leipz. 1888—93, unter Mitwirkung von F. Engel). Seine »Vorlesungen über Differentialgleichungen« und »über kontinuierliche Gruppen mit geometrischen und andern Anwendungen« hat G. Scheffers bearbeitet (Leipz. 1891 u. 1893). L. ist Mitredakteur der »Acta mathematica«.

Liebana (spr. ljewāna), span. Landschaft, s. Potes.

Liebau, 1) Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Landeshut, am Bober und der Linie Ruhbank-L. der Preußischen Staatsbahn sowie an der Südnorddeutschen Verbindungsbahn, 510 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, eine höhere Privatknabenschule, ein Amtsgericht, ein preußisches und ein österreichisches Hauptzollamt, bedeutende Flachsspinnerei, Leinweberei, eine Glashütte, Papierfabrik, Dampfdrechslerei, starke Flachsausfuhr nach Böhmen und (1890) 5036 Einw., davon 1332 Evangelische und 19 Juden. L. ward 1290 angelegt und gehörte bis 1811 dem benachbarten Kloster Grüssau. — 2) Stadt in Mähren, Bezirksh. Sternberg, am Liebauer Bach (Zufluß der Oder), Sitz eines Bezirksgerichts, hat Schieferbrüche, Seidenband-, Leinen- und Baumwollweberei, eine Dampfbrettsäge und (1890) 2419 deutsche Einwohner. — 3) (Deutsch-L.) Marktflecken in Mähren, Bezirksh. Schönberg, an der Staatsbahnlinie Sternberg-Ziegenhals, mit starker Leinweberei und (1890) 4673 deutschen Einwohnern.

Liebde (holländ. liefde), veraltet soviel wie Liebe; jetzt nur noch als Titel und Anrede fürstlicher oder hochadliger Personen untereinander, scherzhaft wohl auch sonst gebräuchlich: Ew. (Euer) Liebden.

Liebe, das dem Haß entgegengesetzte Gefühl, das durch ein erstrebenswertes Gut in den Lebewesen erregt wird, u. das in der Vereinigung mit jenem, sei es als herrschendes oder dienendes Glied, seine Befriedigung findet. Die Eigenschaften, welche den Wunsch der Vereinigung, resp. des Besitzes erwecken, können in äußern und innern, körperlichen und geistigen Vollkommenheiten, Schönheit, Kraft und in solchen Vorzügen bestehen, die der liebende Teil vielleicht um so mehr bewundert, je weniger er sie selbst besitzt. Indem man den unwiderstehlichen Drang zur Vereinigung, der die L. kennzeichnet, wie eine elementare, physische Kraft betrachtete u. sich dabei der gegenseitigen Anziehung der ungleichen Magnetpole, der Abstoßung der gleichartigen erinnerte, entstand das schon von Platon erörterte philosophische Theorem, daß zur L. eine polare Verschiedenheit, ein möglichst großer Gegensatz gehöre; doch ist dies nur in einem sehr bedingten Sinne richtig, denn sonst müßten den Gottlosen die innigste Gottesliebe, den Barbaren die höchste L. zur Kunst eigen sein. In dem Allgemeinbegriff der L. vereinigen sich aber so viele verschiedene Regungen, daß man mit Notwendigkeit gewisse Unterschiede u. Grenzen ziehen muß, um nicht ganz fremde Begriffe zu vermischen. Im engern Sinne versteht man unter L. nur das Verhältnis lebender Wesen zu einander, und nur unter ihnen kann sie zu derjenigen Steigerung und

Vollkommenheit gelangen, welche durch die Gegenseitigkeit der L. bedingt wird. Aber auch hier muß man wieder die aufopfernde L. der Eltern für ihre Kinder und die Erwiderung derselben seitens der letztern, die uneigennützige L. oder Sympathie für andre Personen, die man Freundschaft nennt, und die Geschlechtsliebe unterscheiden, die nur in vollkommener Gegenseitigkeit ihr Glück findet, weshalb auch die Alten eine einfache Personifikation derselben im Eros nicht für genügend hielten und die Personifikation der Gegenliebe (Anteros) hinzufügten. Die Geschlechtsliebe setzt schon an sich den in körperlichen und geistigen Verschiedenheiten ausgeprägten geschlechtlichen Gegensatz voraus und in vielen Fällen, wenn sie zu dauernder Befriedigung führen soll, auch einen gewissen Gegensatz der Charaktereigentümlichkeiten, so daß eine gegenseitige Ergänzung und Ausgleichung möglich wird, wie z. B. zwei heftige und unnachgiebige Persönlichkeiten niemals glücklich miteinander leben können. In die Geschlechtsliebe spielen aber außerdem eine Menge dunkler und instinktiver Regungen und Gefühle hinein, namentlich im Tierleben, woselbst eine deutliche Periodizität der Triebe, gewisse auf den Geruchssinn wirkende Anlockungsmittel, welche ein Sichfinden u. Erkennen aus einiger Entfernung ermöglichen, Reiz- und Erregungsmittel für Auge und Ohr eine Rolle spielen. Wir sehen daselbst Schaustellungen der Körpervorzüge in Farben und Zeichnungen (vgl. »Hochzeitskleider«, mit Tafeln), Kraftentfaltung in den Kämpfen mit den Nebenbuhlern, Gesangsleistungen, Tänze und Vorführungen sonstiger Vorzüge einen berückenden Zauber auf das wählende Geschlecht ausüben, welches dort in der Regel das weibliche ist. Beim Menschen sind diese Naturtriebe durch Erziehung, Volkssitte, Erwerbsverhältnisse und Standesunterschiede in gewisse Schranken gebannt, die indessen häufig genug durch die elementare Gewalt der Leidenschaft umgerissen werden. Die verjüngende, auf die Natur zurückführende Kraft der L., welche dieselbe zu allen Zeiten zum Quell der Poesie gemacht hat, weiß die Hindernisse der Erziehung und Verfeinerung des Lebens zu überwinden; sie hat dadurch nicht an Reiz eingebüßt, sondern das Verhältnis der Liebenden zu einander wird im Gegenteil durch die Erschwerung ihrer Vereinigung mit einer Poesie des Sehnens, der Hingebung und Aufopferung umwoben, deren reinigende Wirkung der Natursohn wohl nur in den seltensten Fällen erfährt. Daß die Macht der Leidenschaft durch Hindernisse nur gesteigert wird, beweisen die verzweifelten Schritte so vieler Liebespaare, welche den gemeinsamen Tod der Unmöglichkeit, für einander zu leben, vorziehen. Das dunkle, triebartige Wesen der Geschlechtsliebe offenbart sich auch in gewissen Verirrungen derselben, so wenn z. B. verworfene Geschöpfe bessere Naturen unlösbar an sich ketten, wie es Prévost in »Manon Lescaut« so unübertrefflich geschildert hat, oder wenn Personen des gleichen Geschlechts über die Freundschaft hinausgehende Empfindungen erregen. Solche Neigungen sind wohl in der Regel krankhafter Natur und daher milder zu beurteilen, als es meist geschieht. L. in unserm Sinne findet sich bei niedern Völkern, bei denen das Weib ohne Wahl verkauft wird, nur ausnahmsweise, am seltensten wurden zärtliche Gefühle in Afrika beobachtet; selbst bei einem vergleichsweise so fortgeschrittenen Volke, wie den Abessiniern, dient die Vereinigung der Paare fast ausschließlich der Geschlechtslust und Lebensbequemlichkeit. Dasselbe gilt von den meisten mohammedanischen Völkern, so von den Türken, welche nach Moltkes Beobachtungen »das ganze Brimborium von Verliebtsein, Hofmachen, Schmachten und Überglücklichsein« nicht kennen. Allerdings kommen auch in diesen Ländern Liebesabenteuer vor, aber sie beruhen weniger auf unüberwindlicher Neigung als auf Abenteuersucht u. Rachedurst der gefangenen Frau u. ihres Liebhabers. Bei den Australiern und auf Neuguinea fand Zöllner ausgeprägte Eifersucht der Männer, welche auf tiefergehende Gefühle deuten könnten, wie auch bei amerikanischen Indianern häufiger wahre Neigung beobachtet wurde. Chinesen und Japaner besitzen eine entwickelte Romanlitteratur, in der ähnliche Liebesgeschichten wie in der unsrigen eine Rolle spielen, ähnlich wie die altindische Litteratur in dieser Richtung sich der germanischen nähert und die griechisch-römische an Gefühlstiefe überragt. So sehen wir, daß auch die L. eine Verfeinerung des Gefühls voraussetzt, welche die Höherschätzung der Frau zur Voraussetzung hat und durch Behandlung der Frau als Ware wie durch polygame Verhältnisse zerstört wird. Im allgemeinen soll die L. einem natürlichen Antrieb folgen, und daher gehört die christliche Forderung der Feindesliebe auf ein ganz andres Gebiet, nämlich auf das der Selbstüberwindung. Vgl. Michelet, L'Amour (Par. 1859 u. ö.; deutsch von Spielhagen, 5. Aufl., Leipz. 1889); Teichmüller, Über das Wesen der L. (das. 1879); Mantegazza, Physiologie der L. (deutsch, 7. Aufl., Jena 1893); Duboc, Psychologie der L. (3. Ausg., Hamb. 1883); Abel, über den Begriff der L. in alten und neuen Sprachen (Berl. 1872); Hellwald, Zur Entwickelungsgeschichte der L. (in den »Ethnographischen Rösselsprüngen«, Leipz. 1891). — Eine (pessimistische) »Metaphysik der Geschlechtsliebe« stellten Schopenhauer und v. Hartmann auf, nach deren Ansicht die L. eine Äußerung des »blinden Willens zum Leben«, bez. des »Unbewußten« ist, das die Liebenden unter der Vorspiegelung individuellen Glückes seinen Zwecken dienstbar macht.

Liebe, rechter Nebenfluß der Weichsel in Westpreußen, entspringt im Kleinen See westlich vom Geserichsee, durchfließt den Großen-, Januschauer, Sorgen- und Schloßsee, tritt bei Marienwerder in die Weichselniederung und mündet als Alte Nogat in den Weichselarm Nogat.

Liebemühl, Stadt im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Osterode, nahe dem Eilingsee, am Elbing-Oberländischen Kanal, der sich hier nach dem Drewenz- u. Geserichsee verzweigt, und an der Linie Elbing-Hohenstein der Preußischen Staatsbahn, 105 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Ziegeleien, Schiffbau, Schiffahrt, Holzhandel und (1890) 2150 Einw., davon 35 Katholiken und 24 Juden. L. war im 14. und 15. Jahrh. Sitz einer Deutsch-Ordenskommende und im 16. Jahrh. der Bischöfe von Pomesanien.

Lieben (tschech. Libeň), Dorf in Böhmen, Bezirksh. Karolinenthal, nordöstlicher Vorort von Prag, am rechten Ufer der Moldau, in welche hier der Roketnitzer Bach mündet, und an den Linien Prag-Lissa der Österreichischen Nordwestbahn u. Prag-Brünn-Wien der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat ein Schloß der Prager Stadtgemeinde, eine Spiritusfabrik, 2 Bierbrauereien, Fabriken für Maschinen, chemische Produkte &c., Lederfärbereien, Baumwollwebereien &c. und (1890) 12,536 tschech. Einwohner.

Liebenau, 1) Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Hofgeismar, auf einer Insel der Diemel und

an der Linie Schwerte-Kassel der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, elektrische Straßenbeleuchtung, eine große Molkerei, Kalkbrennerei und (1890) 631 meist evang. Einwohner. — 2) L. in der Neumark, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Züllichau-Schwiebus, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, Braunkohlengruben, Preßkohlenfabrikation u. (1890) 1303 Einw., davon 392 Katholiken. — 3) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Reichenberg, an der Linie Josephstadt-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn, mit großer Schafwollwarenfabrik, Papier- und Kartonagenfabrik, Bierbrauerei und (1890) 3123 meist deutschen Einwohnern. Hier 25. Juni 1866 Gefecht zwischen Preußen und Österreichern.

Liebenburg, Dorf im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Goslar, hat eine kath. Kirche, ein altes Schloß, eine Privatirrenanstalt, ein Amtsgericht und 950 Einwohner.

Liebenhalle, Saline, s. Salzgitter.

Liebenstein, 1) Dorf und Badeort im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Meiningen, in reizender Gegend am Südrande des Thüringer Waldes und an der Linie Immelborn-L.-Schweina der Werrabahn, 345 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, ein schönes Kurhaus, neuerbaute Badeanstalten, zahlreiche Villen (darunter Villa Feodora des Herzogs von Meiningen), eine Kaltwasserheilanstalt, 2 Metallwarenfabriken (davon eine mit 400 Arbeitern) und (1890) 1241 evang. Einwohner. Die beiden Mineralquellen von L., welche in einem Liter 0,081, bez. 0,104 doppeltkohlensaures Eisenoxydul enthalten, wurden schon im 17. Jahrh. benutzt. Die Temperatur beträgt 9,8°. Außerdem bietet L. Sol- und Eisensolbäder (mit Benutzung von Salzunger Badesalz), Fichtennadelbäder sowie Gelegenheit zu Molken- u. Kaltwasserkuren. Das Klima ist mäßig reizend, kräftigend und erfrischend, nicht zu trocken. L. wird jährlich von ca. 2000 Kurgästen besucht. In der Nähe sind bemerkenswert: das Schloß Altenstein (s. d.), die über dem Dorf malerisch sich erhebende Ruine Burg L. sowie die Glücksbrunner Höhle. Vgl. Vogel, L. und seine Umgebung (2. Aufl., Meining. 1866); Brückner, Historische Skizze von Burg und Bad L. (das. 1872); Preller, Thüringens Bäder ꝛc. (2. Aufl., Weimar 1888). — 2) Dorf im Herzogtum Sachsen-Gotha, an der Wilden Gera, hat eine evang. Kirche, Schloßruine, ein Amtsgericht und (1890) 652 Einw.

Liebensteiner Wald, s. Fichtelgebirge, S. 413.

Liebenthal, Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Löwenberg, an der Linie Greiffenberg-Löwenberg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, ein kath. Schullehrerseminar, ein ehemaliges Benediktiner-Nonnenkloster (1279 gegründet, 1810 aufgehoben), ein Waisenhaus und (1890) 1573 Einw. Vgl. Meer, Das Zentral- und Ursulinerinnenkloster L. (2. Aufl., Bresl. 1895).

Liebenwalde, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Niederbarnim, am Finowkanal, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Schiffbau, eine Dampfschneide- und eine Dampfmahlmühle, Schiffahrt u. (1890) 2570 Einw., davon 41 Katholiken und 8 Juden. Von dem im W. der Stadt um 1200 erbauten festen Schlosse sind nur geringe Trümmer übrig. Dabei das ehemalige Landgestüt Bischofswerder, jetzt Traindepot. L. erhielt um 1232 Stadtrecht.

Liebenwerda, Kreisstadt im preuß. Regbez. Merseburg, an der Schwarzen Elster und der Linie Kohlfurt-Falkenberg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß, ein Denkmal Friedrich Wilhelms IV. (im Stadtpark), ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, besuchte Viehmärkte und (1890) 3011 Einw., darunter 82 Katholiken. L. hatte schon 1230 Stadtrechte.

Liebenzell, Stadt und Badeort im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Kalw, im romantischen Nagoldthal des Schwarzwaldes und an der Linie Pforzheim-Horb der Württembergischen Staatsbahn, 340 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine schöne Burgruine, Wollspinnerei, Fabrikation von Bijouteriewaren, silbernen Ketten und Pappdeckeln und (1890) 912 Einw., davon 16 Katholiken und 3 Juden. Die Heilquellen von L. (das Obere und das Untere Bad, je mit Badehotel, und das Kleine Wildbad, am Ende des reizenden Kohlbachthals) sind indifferente Thermen von 24—28° mit schwachem Gehalt an Kochsalz und kohlensaurem Natron und finden besonders gegen Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane, Hysterie, Hypochondrie und Hautkrankheiten Anwendung. Vgl. Salzmann und Kommerell, Bad L. und seine Umgebung (Stuttg. 1886).

Lieber, 1) Franz, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 18. März 1800 in Berlin, gest. 2. Okt. 1872, trat 1815 unter die freiwilligen Jäger des Regiments Kolberg, focht bei Ligny und Waterloo und wurde 20. Juni beim Sturm auf Namur schwer verwundet. Nach Berlin zurückgekehrt, widmete er sich dem Studium der Medizin, ward aber 1819 als Demagog polizeilich verfolgt und ihm der fernere Besuch einer preußischen Universität untersagt. Letzteres Verbot ward zwar im folgenden Jahre aufgehoben, und L. nahm hierauf, nachdem er inzwischen (1820) in Jena promoviert, sein Studium in Halle von neuem auf; doch sah er sich noch fortwährend polizeilichen Belästigungen ausgesetzt, daher er bald darauf nach Dresden ging, wo er sich dem Feldmessen und Situationszeichnen widmete. Im Herbst 1821 begab er sich nach Marseille und schiffte sich dort als Philhellene nach Griechenland ein, begab sich jedoch nach mehreren Monaten großer Entbehrung von Missolunghi nach Rom, wo er im Hause Niebuhrs freundliche Aufnahme fand und sein »Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland im Jahr 1822« (Leipz. 1823) schrieb. Er kehrte mit Niebuhr über Neapel nach Deutschland zurück und gedachte in Halle seine medizinischen Studien zu vollenden, ward aber, als man 1824 neue Untersuchungen gegen die Liberalen einleitete, in Köpenick gefangen gesetzt und erst nach mehreren Monaten auf Niebuhrs Verwenden wieder freigegeben. L. lebte nun eine Zeitlang in Berlin, wo er seine im Gefängnis gedichteten »Wein- und Wonnelieder« unter dem Namen Arnold Franz (Berl. 1825) herausgab, darauf in der Familie des Grafen von Bernstorff in Mecklenburg und kehrte mit ihr nach Berlin zurück. Da ihm hier ein neuer Arrest drohte, entfloh er nach London und ging von da 1827 nach den Vereinigten Staaten, wo er in Boston eine Turnanstalt und eine Schwimmschule nach Pfuels Grundsätzen einrichtete und in Verbindung mit einigen andern die »Encyclopaedia Americana« (Philad. 1829—33, 13 Bde.) herausgab. 1835 erhielt er die Professur der Geschichte und Staatsphilosophie zu Columbia in Südcarolina, 1858 eine Professur am Columbia College in New York. Bei Ausbruch des Bürgerkriegs legte er sein Amt nieder. Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: »Letters to a gentleman in Germany« (Philad. 1834), welche in England unter dem Titel:

»The stranger in America« (Lond. 1835) erschienen; »Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian« (1835; deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); »Essay on subjects of penal law« (Philad. 1838); »Manual of political ethics« (Bost. 1838–1839, 2 Bde.; neue Ausg., Philad. 1875, 2 Bde.); »Essays on property and labour« (New York 1842); »On civil liberty and selfgovernment« (Philad. 1853, 2 Bde.; neue Ausg. 1874; deutsch von Mittermaier, Heidelb. 1860). Nach seinem Tode erschienen von ihm: »Miscellaneous writings« (Philad. 1881, 2 Bde.). Liebers Biographie gaben Thayer (Philad. 1873) und Th. S. Perry (deutsch bearbeitet von Holtzendorff, Stuttg. 1885) heraus. — Sein Sohn Oskar Montgomery L., geb. 1830 in Boston, studierte in Freiberg den Bergbau und hat sich in Amerika als Geolog einen Namen erworben.

2) Ernst, deutscher Politiker, geb. 16. Nov. 1838 zu Kamberg in Nassau, studierte 1858–61 in Würzburg, München, Bonn und Heidelberg Philosophie und Rechtswissenschaft, erwarb sich den juristischen Doktorgrad und lebt als Privatmann in Kamberg, wo er in der Kommunal- und Provinzialverwaltung mehrere Ämter bekleidet. Seit 1870 Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1871 des Reichstags, schloß er sich der Zentrumspartei an und gehört zum demokratischen Flügel der Ultramontanen, an dessen Spitze er 1893 die gemäßigten Mitglieder aus Schlesien aus dem Zentrum verdrängte.

Lieberkühnsche Drüsen (Glandulae Lieberkuehnianae), nach dem Anatomen Johann Nathanael Lieberkühn (geb. 1711, gest. 1756 als Arzt in Berlin) benannte gerade, enge Schläuche, welche in ungeheurer Menge (beim Menschen zu mehreren Millionen) über den ganzen Dünndarm und Zwölffingerdarm verbreitet sind. Sie erstrecken sich durch die ganze Dicke der Schleimhaut u. sind an ihrem blinden Ende leicht angeschwollen, selten gabelförmig geteilt. Sie sondern eine helle, stark alkalische Flüssigkeit, den sogen. Darmsaft, ab, welcher sich mit den Speisen mischt und sie chemisch verändert (s. Verdauung).

Liebermann, Max, Maler, geb. 29. Juli 1849 in Berlin, studierte seit 1868 auf der dortigen Universität, widmete sich aber im folgenden Jahre der Malerei in Weimar, wo er sich der naturalistischen Richtung der dortigen Schule anschloß. Schon in seinem ersten Bilde, den Gänserupferinnen (1874), bekundete er sowohl in der Wahl der Typen als in der schweren, schwärzlichen Tonart eine entschiedene Vorliebe für das Gewöhnliche und Häßliche, die sich noch steigerte, als er 1875 nach Paris ging und sich dort an die Maler anschloß, welche ihr Studiengebiet im Wald von Fontainebleau hatten, besonders an den Bauernmaler J. F. Millet. Eine Studienreise nach Holland bot ihm damals und später die Motive zu einer Reihe von Bildern, auf welchen immer dieselbe Absicht, des Lebens Mühsal, Trivialität u. Elend im Rahmen einer traurig-öden Landschaft zu schildern, wiederkehrt. Nachdem er 1876 und 1877 den Pariser Salon mit einer Runkelrübenernte und einem Arbeitssaal im Amsterdamer Waisenhaus beschickt, brachte er sich auf der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1879 in Deutschland wieder durch einen Jesusknaben im Tempel in Erinnerung, welcher durch die bis zur Karikatur getriebene Charakteristik der Figuren tiefe Entrüstung hervorrief. Seitdem hat er sich ausschließlich auf Landschaften mit Staffage und auf Genrebilder aus dem niederländischen Volksleben beschränkt, ohne an seiner grobnaturalistischen Auffassung etwas zu ändern. Seine Hauptwerke sind: Amsterdamer Waisenmädchen, das Tischgebet, Straße in Zandvoort, Kleinkinderschule in Amsterdam, Münchener Bierkonzert, die Spinnerinnen, die Konservenmacherinnen, stille Arbeit, die Schweinefamilie, Altmännerhaus in Amsterdam, Trauergottesdienst in der Buchenhalle zu Kösen 15. Juni 1888, holländische Dorfstraße, der Weber, Netzflickerinnen (in der Kunsthalle zu Hamburg), Spitalgarten in Leiden, Biergarten in München, Flachsscheuer in Holland (in der Berliner Nationalgalerie), Frau mit Ziegen (in der Neuen Pinakothek zu München), Bildnis des Bürgermeisters Petersen (in der Kunsthalle zu Hamburg), Viehmarkt in Haarlem und Amsterdamer Waisenmädchen im Garten (im Museum zu Straßburg). L., der in Berlin lebt, besitzt die kleine Medaille der dortigen und der zweiten Münchener Kunstausstellung. Er hat auch radiert; eine Anzahl seiner Radierungen erschien Berlin 1893. Vgl. Kämmerer, Max L. (Leipz. 1893).

Liebermann von Sonnenberg, Max, Politiker, geb. 21. Aug. 1848 in Bielscastruga (Kreis Tuchel), trat 1866 in das 3. preuß. Grenadierregiment ein, ward im Kriege 1870 zweimal verwundet, besuchte 1872–75 die Kriegsakademie, nahm 1880 als Premierleutnant seinen Abschied, schloß sich der antisemitischen Bewegung an, begründete und redigierte 1881–85 die »Deutsche Volkszeitung« in Berlin und war einer der Begründer und Vorstandsmitglied der 1889 gestifteten Deutschsozialen (antisemitischen) Partei, doch trat er 1893 der Deutschen Reformpartei nicht bei. 1887 wurde er in den Reichstag gewählt. Er lebt in Großlichterfelde bei Berlin. L. veröffentlichte außer politischen Flugschriften und Reden auch zwei Gedichtsammlungen: »Rheinreise« (2. Aufl., Berl. 1881) und »Gedichte« (3. Aufl., Leipz. 1892).

Liebermeister, Karl, Mediziner, geb. 2. Febr. 1833 in Ronsdorf bei Elberfeld, studierte in Bonn, Würzburg, Greifswald und Berlin, ward 1858 unter Niemeyer Assistenzarzt der medizinischen Klinik in Greifswald, habilitierte sich daselbst 1859, ging 1860 mit Niemeyer nach Tübingen, erhielt daselbst 1864 die außerordentliche Professur für pathologische Anatomie und wurde 1865 Professor der Pathologie und Therapie u. Direktor der medizinischen Klinik in Basel und 1871 in Tübingen. Liebermeisters hervorragendste Arbeiten beziehen sich auf die Krankheiten der Leber, Nieren, den Abdominaltyphus, die Zuckerharnruhr; auf die Wärmeregulierung, das Fieber und die Behandlung der fieberhaften Krankheiten. Er schrieb: »Beiträge zur pathologischen Anatomie und Klinik der Leberkrankheiten« (Tübing. 1864); »Beobachtungen und Versuche über die Anwendung des kalten Wassers bei fieberhaften Krankheiten« (mit Hagenbach, Leipz. 1868); »Über Wärmeregulierung und Fieber« (das. 1871); Über Behandlung des Fiebers« (das. 1872); »Handbuch der Pathologie und Therapie des Fiebers« (das. 1875); »Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie« (das. 1885–94, 5 Bde.); »Gesammelte Abhandlungen« (das. 1889) und verschiedenes in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie«.

Lieberose, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Lübben, in der gräflich Schulenburgschen Standesherrschaft und an der Linie Großenhain-Frankfurt a. O. der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen (die interessante deutsche oder Stadtkirche aus dem 16. Jahrh. und die wendische Landkirche), ein großes

Schloß (18. Jahrh.), ein Amtsgericht, Tabaks- und Zigarrenfabrikation, Ziegelbrennerei, Torfgräberei, Fischerei, Holzhandel und (1890) 1561 evang. Einwohner. L. wird zuerst 1295 urkundlich erwähnt und kam 1519 an die Familie v. d. Schulenburg.

Liebersche Auszehrungskräuter, s. Galeopsis.

Liebert, Eduard, Militärschriftsteller, geb. 16. April 1850 in Rendsburg, trat 1866 aus dem Kadettenkorps in die preußische Armee, war 1870 Bataillons-, später Brigadeadjutant, besuchte 1871—74 die Kriegsakademie und war 1876—80 Lehrer an der Kriegsschule zu Hannover. Von 1881 ab gehörte er bis 1894 (mit Unterbrechung durch Frontdienst als Kompaniechef 1884—85) dem Generalstabe in verschiedenen Stellungen, zuletzt 2 Jahre als Chef des Generalstabs des 10. Armeekorps, an. 1889—90 war er auch Lehrer der Kriegsakademie, versah daneben die Geschäfte des Reichskommissars v. Wissmann in Berlin und wurde 1890 in diplomatischer Mission nach Ostafrika entsandt. 1894 wurde er Oberst und Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 12. Er schrieb: »Der polnische Kriegsschauplatz« (Hannov. 1880, 2 Hefte) und »Von der Weichsel bis zum Dnjepr« (das. 1886, beide unter dem Namen Sarmaticus); »Das preußische Infanterie-Exerzierreglement in seiner Entwickelung und die Forderungen der Gegenwart, 1812—1847—1876—18??« (anonym, das. 1884); »Die Kriegführung der Zukunft« (anonym, Darmst. 1885); »Über Verfolgung« (2. Aufl., Berl. 1894); außerdem in den Beiheften zum »Militärwochenblatt«: »Das russische Infanteriereglement« (1882), »Die Rüstungen Napoleons für den Feldzug 1812« (1888) und »Die Verwendung der Reserven in der Schlacht« (1895).

Liebertwolkwitz, Flecken in der sächs. Kreis- und Amtsh. Leipzig, an der Linie Leipzig-Geithain der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Zementwarenfabrik, eine Steindruckerei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1890) 2908 evang. Einwohner. Nahebei der Monarchenhügel mit Denkmal. Hier 14. Okt. 1813 Kavalleriegefecht zwischen den Alliierten und Franzosen, Einleitung zur Schlacht bei Leipzig (s. d., S. 201).

Liebesapfel, Pflanzengattung, s. Lycopersicum.

Liebesbaum, soviel wie Judasbaum, s. Cercis.

Liebesblume, s. Agapanthus.

Liebesbrüderschaft, s. Familisten.

Liebesgott, s. Eros.

Liebesgras, s. Briza.

Liebeshöfe, s. Minnehöfe.

Liebeslocke, nach der Mode des Adels im 17. Jahrh. eine Locke, die am linken Ohr auf die Schultern herabhing, während das übrige Haar kürzer verschnitten war.

Liebesmahle, s. Agapen.

Liebespfeil, s. Lungenschnecken.

Liebestrank, s. Philtron.

Liebeswahnsinn, s. Erotomanie.

Liebfrauenbettstroh, s. Galium.

Liebfraueneis, soviel wie blätteriger Gips.

Liebfrauenmilch, s. Rheinhessische Weine.

Liebhaber, in der Bühnensprache ein Rollenfach, dessen Bedeutung sich aus dem Namen ergibt. Äußerliche Vorzüge, wie Jugend, Schönheit der Gestalt und des Organs, gesellige Tournüre und feine Weltbildung, sind dafür unentbehrlich. Man teilt die Liebhaberrollen in erste L., worunter auch häufig die Helden (Heldenliebhaber) mitbegriffen sind, und jugendliche L., die oft auch die Bonvivants, Naturburschen rc. mit umfassen.

Liebhaberkünste, dekorative und Kleinkünste, die meist von Dilettanten zur Unterhaltung oder von kunstübenden Frauen als Erwerbszweig betrieben werden. Es sind vorzugsweise Porzellan- und Majolikamalerei, Fächer-, Holz- und Gobelinmalerei, Email- und Bronzemalerei, der Kerbschnitt, die Holzbrandtechnik, die Glas- und Metallätzung u. a. Vgl. F. Sales Meyer, Handbuch der L. (2. Aufl., Leipz. 1891, mit vielen Litteraturnachweisen); Bouffier, Kleines Handbuch der L. (Wiesb. 1892), und die seit 1892 in München monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift »Liebhaberkünste«.

Liebieg, Johann, Freiherr von, Industrieller, geb. 7. Juni 1802 zu Braunau in Böhmen, gest. 16. Juli 1870 auf seinem Schloß Smiřitz, erlernte die Tuchmacherei, arbeitete seit 1818 in Reichenberg, etablierte hier ein Schnittwarengeschäft, erwarb 1828 eine kleine Spinnerei, welche schnell einen großartigen Aufschwung nahm, und gründete 1850 eine Worstedspinnerei mit 5400 Spindeln. 1845 hatte er in Swarow eine Baumwollspinnerei eröffnet, mit welcher er zehn Jahre später eine Spinnerei und Zwirnerei im benachbarten Haratitz verband. Eine zweite großartige Baumwollspinnerei errichtete er 1856—63 in Eisenbrod, und etwa um dieselbe Zeit erbaute er in Mildenau im Bezirk Friedland eine Kammgarnspinnerei, verbunden mit 120 Handwebstühlen, während er in den umliegenden Ortschaften Hunderte solcher Stühle beschäftigte. Schon 1841 hatte er für sein Zentraldepot in Wien eine Färberei und Appreturanstalt in Mödling errichtet, welche er 1845 nach Nußdorf verlegte. 1852 siedelte er im südlichen Biharer Komitat auf einer verlassenen Glashütte mit bedeutenden Waldungen böhmische Arbeiter an, erbaute Straßen, richtete die Glashütte wieder ein und erzeugte bald 60,000 Ztr. Glas im Jahr. In der Folge begründete und erwarb L. ferner eine Kunstmühle in Haratitz, Dachschieferbrüche in Racic bei Eisenbrod, Kupferwerke zu Rochlitz in Böhmen und Guttenstein in Niederösterreich, eine Spiegelfabrik zu Elisenthal in Böhmen, Kalksteinbrüche und Kalköfen bei Smrc bei Eisenbrod, eine Dampfbrettsäge und eine Bierbrauerei auf den Domänen Smiřiz und Horinowes im Königgrätzer Kreis. Für seine (6300) Arbeiter und Beamte richtete er Unterstützungsinstitute, Bäckereien, Speiseanstalten, Unterrichtsanstalten rc. ein. Er war auch Vorstand des Reichenberger Gewerbevereins, Präsident der Handelskammer daselbst, Reichsratsmitglied rc. 1866 wurde ihm der Adel verliehen. Vgl. »Johann L. Ein Arbeiterleben« (Leipz. 1868).

Liebig, Justus, Freiherr von, Chemiker, geb. 12. Mai 1803 in Darmstadt, gest. 18. April 1873 in München, arbeitete 1818 als Lehrling in der Apotheke zu Heppenheim, studierte dann seit 1819 in Bonn und Erlangen, ging 1822 nach Paris und erwarb durch seine Arbeit über die Knallsäure die Gunst A. v. Humboldts, der ihm das Privatlaboratorium Gay-Lussacs eröffnete, und auf dessen Empfehlung er 1824 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor der Chemie in Gießen wurde. Hier errichtete er das erste chemische Laboratorium für experimentellen Unterricht und erhob die Universität zu einem Zentralpunkt des chemischen Studiums. L. bethätigte eine außerordentliche Begabung als Lehrer; aus allen Ländern strömten ihm Schüler zu, und eine große Zahl der hervorragendsten Chemiker der Gegenwart hat sich in Gießen unter ihm gebildet. Er errang der Chemie eine bedeutende Stellung in Deutschland, und durch sein Wirken hat

sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die Chemie mehr sei als Experimentierkunst, daß sie als Wissenschaft gelehrt und gelernt werden müsse. Als Forscher wurde L. auf dem Gebiet der Chemie, der Physiologie und der Landwirtschaft Reformator. Er schuf als mächtigstes Hilfsmittel der organischen Chemie eine verbesserte Elementaranalyse, die in den wesentlichsten Zügen noch heute gebräuchlich ist. Er untersuchte zahlreiche organische Säuren, studierte die Einwirkung des Chlors auf den Alkohol, wobei er das Chloroform und das Chloral entdeckte; die Theorie der Ätherbildung suchte er durch eine neue Versuchsreihe aufzuklären, und bald darauf entdeckte er den Aldehyd. Auch über die Alkaloide, die Zuckerarten, viele Cyanverbindungen und über die Metallverbindungen hat er viele Untersuchungen angestellt; er entdeckte die Hippursäure, das Kreatinin, die Inosinsäure und das Tyrosin, unterschied das Syntonin vom Blutfibrin u. entdeckte im Melanin u. Ammelin die ersten künstlich darstellbaren stickstoffhaltigen Basen. Ohne Zweifel muß er sowohl nach der Zahl seiner Entdeckungen als auch nach deren Bedeutung der fruchtbarste Chemiker seiner Zeit genannt werden. Epochemachend waren seine mit Wöhler angestellten Forschungen über die Benzoylverbindungen, von welchen die eigentlich rationelle Behandlung der organischen Chemie datiert. Seit 1839 wandte er sich hauptsächlich dem Studium der Ernährung des Pflanzen- und Tierkörpers zu. Er wies die Wichtigkeit der Mineralstoffe für die Pflanzen und besonders für den Ackerbau überzeugend nach, stellte die Bedeutung der organischen Substanz im Boden fest und wurde der größte Reformator des Feldbaues in diesem Jahrhundert. Über seine Lehren entspann sich ein langer und heftiger Streit, welcher endlich zu gunsten Liebigs entschieden wurde, nachdem dieser seine Theorien vielfach ausgebaut und modifiziert hatte. Auch für die Lehre von der Ernährung der Tiere schuf er eine neue Basis. Er zeigte, daß das Tier die Hauptbestandteile seines Blutes in der Nahrung fertig gebildet finden müsse, unterschied zwei Gruppen von Nahrungsstoffen: die hauptsächlich der Blutbildung dienenden Eiweißkörper und die zur Wärmeerzeugung im Körper verwendeten stickstofffreien Substanzen, und lehrte, daß zur Fettbildung und Fettablagerung im Körper andre Stoffe, die nicht Fett sind, mitwirken müssen, ꝛc. Seine Untersuchungen über das Fleisch und über die Zusammensetzung der Muskelfaser wurden auch für das praktische Leben wichtig, insofern sich daran die Darstellung des Fleischextrakts knüpfte. Außer letzterm gab L. die Bereitung einer leichtverdaulichen und nahrhaften Fleischbrühe für Kranke, einer Suppe zur Auffütterung der Kinder und eines nahrhaften Brotes an. Mit Rücksicht auf diese Arbeiten, die Entdeckung als Arzneimittel sehr wichtig gewordener Körper, die Bereicherung der chemischen Technik mit manchen Methoden (Blutlaugensalzfabrikation, Silberspiegel, Pyrogallussäure als Entwickler in der Photographie, Superphosphat) und vor allem mit Rücksicht auf seine Entdeckung der Gesetze des Feldbaues kann behauptet werden, daß wohl nie ein Gelehrter sich so eingehend mit der praktischen Verbesserung des materiellen Menschenlebens befaßt hat wie L. 1845 wurde ihm der Adel verliehen, 1852 folgte er einem Ruf nach München, wo er, von der Leitung eines großen Laboratoriums befreit, fast ausschließlich seinen physiologischen Forschungen lebte. Er wurde dort 1860 Präsident der Akademie der Wissenschaften und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, auch Vorstand des Kapitels des Maximilianordens für Kunst und Wissenschaft. Die deutschen Landwirte brachten ihm ein Ehrengeschenk, welches er zu einer Stiftung (*Liebigstiftung*) für die Förderung der Agrikulturwissenschaft bestimmte. In München wurde ihm 1883 ein Marmordenkmal (von Wagmüller, s. Tafel »Bildhauerkunst XV«, Fig. 14), in Darmstadt 1877 eine Bronzebüste (von Bersch) und 1890 in Gießen ein Standbild (von Schaper) gesetzt. Von Liebigs Schriften sind besonders hervorzuheben: »Anleitung zur Analyse organischer Körper« (Braunschw. 1837, 2. Aufl. 1853); »Über das Studium der Naturwissenschaft« (das. 1840); »Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie« (das. 1840, 9. Aufl. 1875; Bd. 1: »Der chemische Prozeß der Ernährung der Vegetabilien«; Bd. 2: »Die Naturgesetze des Feldbaues«); »Die Tierchemie, oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie« (das. 1842, 3. Aufl. 1847); »Handbuch der organischen Chemie, mit Rücksicht auf Pharmazie« (aus der von ihm besorgten letzten Ausgabe von Geigers »Handbuch«, Heidelb. 1843); »Bemerkungen über das Verhältnis der Tierchemie zur Tierphysiologie« (das. 1844); »Chemische Briefe« (das. 1844; 6. Aufl., Leipz. 1878); »Chemische Untersuchungen über das Fleisch und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel« (Heidelb. 1847); »Über einige Ursachen der Säftebewegung im tierischen Organismus« (Braunschw. 1848); »Die Grundsätze der Agrikulturchemie, mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen« (2. Aufl., das. 1855); »Herr Dr. Wolff und die Agrikulturchemie« (das. 1855); »Über Theorie und Praxis in der Landwirtschaft« (das. 1856); »Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirtschaft« (das. 1859); »Suppe für Säuglinge« (3. Aufl., das. 1877); »Über Gärung, über Quelle der Muskelkraft und Ernährung« (Leipz. 1870); »Franz Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung« (Braunschw. 1863); »Induktion u. Deduktion« (Münch. 1865); »Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft« (das. 1866); »Reden und Abhandlungen« (Leipz. 1874). Mit Poggendorff und Wöhler und vielen andern Chemikern schrieb er das »Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie« (Braunschw. 1837—64, 9 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1 u. 2, 1857—63; neue Bearbeitung von Fehling und Hall, das. 1887 ff.); mit Kopp begann er 1849 den »Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie« (Gießen); auch gab er mit Geiger u. a. die »Annalen der Pharmazie« (Heidelb. 1832—39) heraus und als deren Fortsetzung mit Wöhler, später auch mit Kopp die »Annalen der Chemie und Pharmazie«. Mit seinem Sohn *Georg* L., geb. 17. Febr. 1827, Badearzt in Reichenhall und Dozent in München, gab Liebigs Schwiegersohn M. Carriere »Reden und Abhandlungen von J. L.« (Leipz. 1874) heraus; auch veröffentlichte Georg v. L. mit Echtermayer den Briefwechsel seines Vaters mit Th. Reuning über landwirtschaftliche Fragen (Dresd. 1884). A. W. Hofmann gab heraus: »Aus Justus Liebigs und Friedr. Wöhlers Briefwechsel« (Braunschw. 1888, 2 Bde.), und J. Carriere: »Berzelius und L., ihre Briefe von 1831—45« (Münch. 1892). Vgl. Th. v. *Bischoff*, Über den Einfluß des Freiherrn v. L. auf die Entwickelung der Physiologie (Münch. 1874); *Erlenmeyer*, Über den Einfluß des Freiherrn v. L. auf die Entwickelung

der reinen Chemie (das. 1874); Vogel, Freiherr v. L. als Begründer der Agrikulturchemie (das. 1874); Kolbe, L. der Lehrer, Gelehrte und Reformator (in »Unsere Zeit«, Leipz. 1874); Hofmann, The lifework of L. in experimental and philosophic chemistry (Lond. 1876); Pohl, Justus v. L. und die landwirtschaftliche Lehre (Berl. 1885).

Liebigit, s. Uran.

Liebigsches Fleischextrakt, s. Fleischextrakt.

Liebknecht, Wilhelm, sozialdemokrat. Agitator, geb. 29. März 1826 in Gießen, studierte daselbst, in Berlin und Marburg Philologie und Philosophie, beteiligte sich 1848 am badischen Aufstand, saß vom September 1848 bis Mai 1849 in Haft, nahm an der neuen Erhebung für die Reichsverfassung in Baden teil und flüchtete nach deren Unterdrückung erst nach der Schweiz, dann nach England. 1862 kehrte er nach Deutschland zurück und war als Journalist, zeitweilig auch an der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« thätig, ward aber 1865 wegen seiner sozialdemokratischen Agitationen aus Preußen ausgewiesen u. ging nach Leipzig, wo er seit 1. Jan. 1868 das »Demokratische Wochenblatt«, Organ der Volkspartei und des Verbandes deutscher Arbeitervereine, redigierte. 1872 wurde er wegen Hochverrats mit Bebel zusammen zu zwei Jahren Festung verurteilt, die er auf Hubertusburg abbüßte. Während seiner Haft ward er 1874 im Königreich Sachsen in den deutschen Reichstag gewählt, welchem er seitdem angehört. 1879 wurde er auch in die sächsische Zweite Kammer gewählt. Mit Bebel redigiert er die Zeitung »Vorwärts« in Berlin, das Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschlands. L. ist ein fanatischer Preußenhasser, er besonders hat der deutschen Sozialdemokratie den vaterlandsfeindlichen Charakter aufgeprägt. 1886 besuchte er Nordamerika, worüber er Reisebriefe (»Ein Blick in die neue Welt«, Stuttg. 1887) veröffentlichte. Er wohnt in Charlottenburg und veröffentlichte neben zahlreichen Broschüren einige größere Schriften, wie: »Zur Grund- und Bodenfrage« (Leipz. 1876), »Robert Blum und seine Zeit« (2. Aufl., Nürnb. 1890), »Geschichte der französischen Revolution« (Dresd. 1890), »Die Emser Depesche« (5. Aufl., Nürnb. 1892), »Robert Owen« (das. 1892) sowie ein »Volks-Fremdwörterbuch« (7. Aufl., Stuttg. 1894).

Liebkraut, s. Galium.

Lieblein, Jens Daniel Carolus, norweg. Ägyptolog, geb. 23. Dez. 1827 in Christiania, studierte daselbst, in Berlin und Paris und wirkt seit 1876 als Professor an der Universität in seiner Vaterstadt. Er ist Verfasser zahlreicher ägyptologischer Werke in französischer, deutscher, schwedischer und norwegischer Sprache, von denen die wichtigsten sind: »Ägyptische Chronologie« (Christ. 1863); »Recherches sur la chronologie égyptienne« (1873); »Hieroglyphisches Namenwörterbuch, genealogisch u. alphabetisch geordnet« (Leipz. 1871—92); »Index alphabétique de tous les mots contenus dans le Livre des morts« (Par. 1875); »Gammelægyptisk Religion populært fremstillet« (Christ. 1883—85, 3 Bde.); »Handel und Schiffahrt auf dem Roten Meer in alten Zeiten« (Leipz. 1887).

Liebm., bei botan. Namen Abkürzung für F. M. Liebmann, geb. 10. Okt. 1813 in Helsenör, gest. 29. Okt. 1856 als Direktor des botanischen Gartens in Kopenhagen, bereiste 1841—43 Mexiko; schrieb über mexikanische Pflanzen und »Les chênes de l'Amérique tropicale« (Leipz. 1869).

Liebmann, Otto, philosoph. Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1840 zu Löwenberg in Schlesien, studierte 1859—61 auf den Universitäten Jena, Leipzig und Halle, wurde 1866 Privatdozent der Philosophie in Tübingen, 1872 ordentlicher Professor an der Universität Straßburg, 1882 an der in Jena. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachjournalen veröffentlichte er folgende schätzenswerte Werke: »Kant und die Epigonen« (Stuttg. 1865); »Über die Freiheit des Willens« (das. 1866); »Über den objektiven Anblick« (das. 1869); »Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie« (Straßb. 1876, 2. Aufl. 1880); »Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien«, eine Ergänzung des vorhergehenden Werkes (Heft 1, das. 1882); »Über philosophische Tradition« (das. 1883); »Die Klimax der Theorien« (das. 1884). L. forderte als einer der ersten den Rückgang auf Kant und ist Vertreter der kritischen Metaphysik, freilich nicht ganz im Kantschen Sinne. Anonym veröffentlichte er sein Kriegstagebuch: »Vier Monate vor Paris« (Stuttg. 1871).

Liebrecht, Felix, Germanist, geb. 13. März 1812 zu Namslau in Schlesien, gest. 3. Aug. 1890 in St. Hubert, studierte in Breslau, München und Berlin und wurde 1849 Professor der deutschen Sprache am Athénée royal in Lüttich, wo er auch nach seiner Pensionierung (1867) wohnen blieb. L. hat sich als Sagenforscher und durch eine Reihe von Übertragungen bekannt gemacht. Wir erwähnen davon: Giambattista Basiles »Pentamerone, oder: das Märchen aller Märchen« (mit Vorwort von Jakob Grimm, Berl. 1846); Johannes Damascenus' »Baarlam und Josaphat« (Münst. 1847); Dunlops »Geschichte der Prosadichtungen« (mit eignen Ergänzungen, Berl. 1851); Gervasius von Tilburys »Otia imperialia« (Hannov. 1856). Unter dem Titel: »Zur Volkskunde« (Heilbr. 1879) ließ er eine Sammlung seiner kleinern Schriften erscheinen.

Liebreich, 1) Richard, Augenarzt, geb. 30. Juni 1830 zu Königsberg i. Pr., studierte daselbst, in Berlin, Halle, Utrecht, war 1854—62 Assistent an Gräfes Klinik in Berlin, ließ sich 1862 in Paris als Augenarzt nieder, siedelte 1870 nach London über und wurde daselbst Augenarzt am St. Thomas-Hospital und Lehrer der Augenheilkunde. Er konstruierte einen Augenspiegel, der allgemeine Verbreitung fand, lieferte zahlreiche Arbeiten über physiologische Optik, Akkommodations- und Refraktionsanomalien, über die Schiel- und Staroperation und gab den ersten »Atlas der Ophthalmoskopie« (3. Aufl., Berl. 1885; auch in französischen und englischen Ausgaben) heraus. Auch schrieb er: »Ophthalmoskopische Notizen« (Berl. 1859); »Recueil des travaux de la société médicale allemande de Paris« (mit Laqueur, Par. 1865); »Eine neue Methode der Kataraktextraktion« (Berl. 1872); »On the use and abuse of Atropine« (Lond. 1873); »Clinical lecture on convergent squint« (das. 1874); »School life in its influence on sight and figure« (2. Aufl., das. 1878). In neuerer Zeit zog er sich von der Lehr- und Hospitalthätigkeit zurück und beschäftigte sich auch mit Kunstfragen, besonders mit der Technik der alten Meister.

2) Oskar, Mediziner, Bruder des vorigen, geb. 14. Febr. 1839 zu Königsberg i. Pr., studierte in Wiesbaden und Berlin Chemie, unternahm dann 1857—59 eine anderthalbjährige Reise nach Afrika, studierte nach seiner Rückkehr Medizin in Königsberg

Tübingen und Berlin, habilitierte sich 1868 an der dortigen Universität für Heilmittellehre und medizinische Chemie, ward Assistent am pathologischen Institut und 1872 Professor der Heilmittellehre und Direktor des pharmakologischen Instituts. L. wies das Protagon als die wesentlichste phosphorhaltige Substanz des Gehirns nach, entdeckte die Eigenschaft des »toten Raumes« bei chemischen Reaktionen und gab für die Untersuchung des Lupus eine phaneroskopische Beleuchtungsmethode an. Er entdeckte die schlafbringende und schmerzstillende Eigenschaft des Chloralhydrats (1869) u. führte das Butylchloral und Äthylenchlorid als anästhetische Mittel, das Quecksilberformanid als Mittel gegen Syphilis, ferner das Lanolin und als Mittel gegen Tuberkulose das kantharidinsaure Kali ein. Er schrieb: »Das Chloralhydrat, ein neues Hypnotikum« (3. Aufl., Berl. 1871); »Kompendium der Arzneiverordnung« (mit Langgaard, 3. Aufl., das. 1891); »Encyklopädie der Therapie« (das. 1895 ff., 3 Bde.); auch gibt er seit 1887 die »Therapeutischen Monatshefte« heraus.

Liebstadt, 1) L. in *Ostpreußen*, Stadt im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Mohrungen, an der Linie Mohrungen-Wormditt der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, Mahl- u. Schneidemühlen und (1890) 2254 Einw., davon 482 Katholiken und 85 Juden. — 2) L. in *Sachsen*, Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Pirna, hat eine evang. Kirche, ein Bergschloß (*Kuckuckstein*), Strohflechterei und (1890) 849 Einw., davon 11 Katholiken.

Liebstöckel, Pflanzengattung, s. Levisticum.

Liebwerda, Dorf in Böhmen, Bezirksh. Friedland, 402 m ü. M., am Fuße der Tafelfichte (1123 m), an der Linie Josephstadt-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn gelegen, hat eine Stahlquelle (mit 0,02 kohlensaurem Eisenoxydul in 1 Lit.) und vier alkalische Säuerlinge, ist Frauenbad und Sommerfrische (1893: 740 Kurgäste) und zählt (1890) 780 deutsche Einwohner. Vgl. *Plumert*, Der Kurort L. u. seine Heilquellen (2. Aufl., Reichenberg 1869).

Liechtenstein, souveränes Fürstentum, nächst Monaco und San Marino der kleinste Staat Europas, liegt zwischen 47° 3' und 47° 16' nördl. Br. und zwischen 9° 29' und 9° 38' östl. L. v. Gr., umfaßt den westlichen Abfall des Rätikon zum Oberlauf des Rhein, wird von Vorarlberg im O., von den Schweizer Kantonen Graubünden im S. und St. Gallen im W. begrenzt und hat eine Fläche von 159,5 qkm (2,9 QM.). Die höchste Erhebung ist der Naafkopf (2568 m) an der Südgrenze. Das Land wird vom Rhein (Grenzfluß gegen die Schweiz) und der Samina (Nebenfluß der Ill) nebst einigen Bächen bewässert und hat im Rheinthal ein mildes, im größern gebirgigen Teil ein ziemlich rauhes Klima. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 9434 deutsche, kath. Einwohner (4757 männliche, 4677 weibliche), so daß 59 auf 1 qkm kommen. An Unterrichtsanstalten bestehen 31 Volksschulen und eine Sekundärschule (in Vaduz). Die Erwerbsquellen sind namentlich Viehzucht (1886: 4725 Rinder), ferner Getreide-, Obst- und Weinbau. Die Berge sind mit ausgedehnten Wäldern (4700 Hektar) bedeckt. Die Industrie umfaßt Holzbearbeitung, Baumwollspinnerei und -Weberei. Bis 1866 ein Glied des deutschen Bundes, ist L. seitdem selbständig, steht aber in mehrfacher Beziehung unter österreichischem Einfluß. Die Verfassung des Fürstentums ist konstitutionell-monarchisch und beruht auf der Verfassungsurkunde vom 26. Sept. 1862 und dem Gesetze vom 20. Jan. 1878. Der Fürst, dessen Thron im Mannesstamm (Primogenitur) des fürstlich Liechtensteinschen Hauses erblich ist, übt die gesetzgebende Gewalt unter der Mitwirkung des Landtags aus. Derselbe besteht aus 15 Mitgliedern, wovon 3 vom Fürsten ernannt, 12 durch indirekte Wahl nebst 5 Ersatzmännern auf 4 Jahre gewählt werden. Zur Wahlberechtigung und Wählbarkeit ist das zurückgelegte 24. Lebensjahr erforderlich. Der Landtag wird vom Fürsten jährlich einmal in Vaduz einberufen. Die gegenwärtige Organisation der Verwaltung beruht auf der Verordnung vom 31. Mai 1871. Als Verwaltungsbehörde fungiert die fürstliche Regierung in Vaduz, deren Chef der Landesverweser (mit Ministerverantwortlichkeit) ist. Der fürstlichen Regierung sind die Gemeindevorstände als Verwaltungsorgane unmittelbar untergeordnet. Ihr unterstehen ferner das Forstamt u. die Kassenverwaltung (für die Steuereinhebung und die öffentlichen Fonds). 1893 beliefen sich die Einnahmen auf 258,309 Guld., die Ausgaben auf 257,260 Guld., die Staatsschuld auf 8750 Guld. Für die Rechtspflege besteht das Landgericht in Vaduz; als zweite Instanz fungiert das fürstliche Appellationsgericht in Wien, als dritte Instanz das k. k. Oberlandesgericht in Innsbruck. In kirchlicher Beziehung gehört L. zur Diözese Chur. Rücksichtlich der Zölle, der Verzehrungssteuer und des Tabakmonopols bildet das Ländchen mit Vorarlberg ein gemeinsames Zoll- und Steuergebiet. Infolge der seit 1852 bestehenden, 1876 erneuerten Zolleinigung mit Österreich zahlt dieses jährlich ca. 20,000 Guld. an L. Das Postregal wird gleichfalls von Österreich ausgeübt. Maße und Gewichte sind die metrischen, das Geld ist das österreichische. Das Militär wurde 1868 aufgelöst und die Bevölkerung von der Wehrpflicht entbunden. Das Landeswappen enthält fünf Felder und einen Mittelschild (Gold über Rot quer geteilt, s. Tafel »Wappen II«, Fig. 9); die Landesfarben sind Blau und Rot. Hauptort des Fürstentums ist Vaduz. S. Karte »Tirol«.

Geschichte. Das fürstliche, vormals gräfliche Haus L., eins der ältesten Geschlechter Österreichs, kommt zuerst im 12. Jahrh. und zwar in den Linien L.-Murau und L.-Nikolsburg vor. Die erstere, welcher der bekannte Minnesinger Ulrich von L. (1200—1275) angehörte, starb 1619 aus. Von der Linie L.-Nikolsburg stifteten Hartmanns IV. Söhne *Karl* und *Gundakar*, von denen der erste 1618, der zweite 1623 in den Fürstenstand erhoben wurde, 1585 zwei nach ihnen benannte Linien. Karl erwarb vom Kaiser Matthias 1614 das Fürstentum Troppau und von Ferdinand II. 1623 Jägerndorf. Sein Enkel Johann Adam Andreas erkaufte 1699 noch die reichsunmittelbare Herrschaft *Vaduz und Schellenberg*, das bis 1350 die Grafen von Schellenberg, bis 1397 die Grafen von Werdenberg, bis 1507 die Freiherren von Brandis, bis 1613 die Grafen von Sulz, endlich die Grafen von Hohenems besessen hatten, und erhielt für ein dem Kaiser gemachtes unverzinsliches Darlehen von 250,000 Guld. eine Stimme auf der Fürstenbank des schwäbischen Kreises. Mit ihm erlosch 1712 die ältere Karlsche Linie im Mannesstamm, und das beim schwäbischen Kreise stehende Kapital nebst Vaduz und Schellenberg kam an den Fürsten Joseph Wenzel Lorenz von der Gundakarschen oder Hartmannschen Linie. Diesem kaufte seines Vaters Bruder Anton Florian 1718 Vaduz und Schellenberg ab, und Kaiser Karl VI. erhob diese Herrschaften 1719 unter dem Namen L. zu einem unmittelbaren Reichsfürstentum.

daher sein Sohn Johann Joseph Adam 1723 für sich und seine männlichen Nachkommen auch auf dem Reichstag Sitz und Stimme erhielt. Als sein Sohn Johann Nepomuk Karl 1748 kinderlos starb, erbte Fürst Joseph Wenzel das Majorat und die Güter des Hauses. Nach dessen kinderlosem Ableben fielen 1772 seine Besitzungen an die Söhne seines Bruders Emanuel, Franz Joseph und Karl Borromeus, welche die beiden jetzt blühenden Linien des Hauses L. stifteten. Die ältere besitzt das Fürstentum L. nebst dem größten Teil der Güter in Österreich und Schlesien, die jüngere, Kromauer Linie ist im Besitz des Karlschen Majorats als Sekundogenitur. Auf Franz Joseph (gest. 1781) folgte Aloys Joseph bis 1805, dann Johann Joseph (s. unten Liechtenstein 3), diesem 20. April 1836 sein Sohn Aloys (geb. 26. Mai 1796, gest. 12. Nov. 1858) und diesem sein Sohn Johann II., geb. 5. Okt. 1840. Im Besitz der Sekundogenitur war Prinz Karl, geb. 23. Okt. 1790, erblicher Reichsrat, Obersthofmeister des Kaisers von Österreich und General der Kavallerie, gest. 7. April 1865, und ist jetzt Prinz Karl Rudolf, geb. 19. April 1827, k. k. Kämmerer und Oberstleutnant. Vgl. **Umlauft**, Das Fürstentum L. (Wien 1891); **Kaiser**, Geschichte von L.-Vaduz (Chur 1847); **Falke**, Geschichte des fürstlichen Hauses L. (Wien 1868—83, 3 Bde.); v. **Klenze**, Die Alpwirtschaft im Fürstentum L. (Stuttg. 1879); **Krätzl**, Statistische Übersicht des gesamten Joh. Liechtensteinschen Güterbesitzes (5. Aufl., Brünn 1891).

Liechtenstein, Bergfeste, s. Brühl 2).

Liechtenstein, 1) **Joseph Wenzel, Fürst von**, österreich. Feldherr und Staatsmann, geb. 19. Aug. 1696, gest. 10. Febr. 1772, machte 1716—20 die Feldzüge gegen die Türken mit und focht 1734 und 1735 unter dem Prinzen Eugen von Savoyen am Rhein. Er wurde 1735 als Gesandter in Berlin verwendet, wo er dem Kronprinzen, nachmaligem König Friedrich II., persönlich sehr nahe stand und manchen Dienst erwies. Von 1737—41 war er österreichischer Gesandter in Versailles. Im Österreichischen Erbfolgekrieg focht er zuerst in Schlesien, dann in Böhmen, wo er 1742 die Schlacht bei Tschaslau mitmachte; im September 1745 übernahm er als Feldmarschall den Oberbefehl in Italien und erfocht 16. Juni 1746 den Sieg bei Piacenza über die Franzosen. Wegen Krankheit gab er aber den Oberbefehl bald wieder ab und widmete sich als General-Land-, Feld- und Haus-Artilleriezeugmeister nach seiner Genesung ausschließlich dem Artilleriewesen, dessen Reformator er mit Hilfe tüchtiger Ausländer (Alvson, Rouvroy, »der Feuerteufel«, Schröder und Jaquet) in Österreich wurde.

2) **Karl Joseph, Fürst von**, österreich. General, Neffe des vorigen, geb. 20. Sept. 1730, gest. 21. Febr. 1789, trat früh in die österreichische Kavallerie und rückte während des Siebenjährigen Krieges zum General auf. Beim Ausbruch des Bayrischen Erbfolgekriegs 1778 stand er mit einem Korps von 18,800 Mann bei Leitmeritz, um die sächsische Grenze zu bedrohen und dem Feinde den Weg nach Bayern zu verlegen, vereinigte sich 8. Aug. bei Kosmanos mit Laudon und übernahm den Oberbefehl der zwischen der Elbe und der Iser aufgestellten Truppen. Im Türkenkrieg unternahm er als Oberbefehlshaber eines Armeekorps im April 1788 die vergebliche Belagerung von Türkisch-Dubitza. Er starb als Feldmarschall.

3) **Johann Joseph, Fürst von**, österreich. General, Neffe des vorigen, geb. 26. Juni 1760, gest. 24. April 1836 in Wien, trat 1782, von Lacy geschult, in die Armee u. nahm 1788—90 als Major am Türkenkrieg teil; vor Czettin zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit aus. Während des Krieges in den Niederlanden focht er mit Glück, u. im Feldzug von 1794 erwarb er sich bei einem Angriff auf das französische Lager von Maubeuge den Grad eines Generalmajors. In der Schlacht an der Trebbia (17.—19. Juni 1799) entschied er den Sieg u. ward dafür zum Feldmarschallleutnant befördert. Neuen Ruhm erwarb er sich bei Novi, Hohenlinden und Salzburg. Durch den Tod seines Bruders (im März 1805) kam er zur Regierung des Fürstentums; doch übernahm er nach dem Unglückstag von Ulm den Befehl eines aus den Trümmern verschiedener Heeresabteilungen formierten Armeekorps. Nach der Schlacht von Austerlitz, wo er mit seinen Truppen den Rückzug zu decken hatte, unterzeichnete er einen Waffenstillstand und 26. Dez. den Frieden von Preßburg. 1806 ernannte ihn der Kaiser zum kommandierenden ob und unter der Enns sowie zum Kommandanten von Wien. Beim Ausbruch des Krieges von 1809 erhielt er den Oberbefehl über das Kavallerie- und Grenadierreservekorps und entschied bei Aspern neuerdings den Sieg. Auch bei Wagram focht er, den Generalquartiermeister Radetzky zur Seite, mit Auszeichnung. Als Erzherzog Karl den Oberbefehl des Heeres niederlegte, erhielt diesen L. mit der Ernennung zum Feldmarschall, erklärte sich aber entschieden gegen die Fortführung des Krieges, der er bei aller Tüchtigkeit doch nicht gewachsen gewesen wäre. Der bald darauf folgende Wiener Friede ward von ihm unterzeichnet. Er widmete sich nun gemeinnützigen Anlagen und der Pflege der Künste und Wissenschaften.

4) **Alfred, Prinz**, geb. 11. Juni 1842, ältester Sohn des Prinzen **Franz L.**, Generals der Kavallerie und erblichen Herrenhausmitglieds (gest. 1. April 1887), diente zuerst als Leutnant im Regiment Windischgrätz-Dragoner Nr. 2, später als Rittmeister im Husarenregiment Nr. 9, dessen Inhaber sein Vater war, und vermählte sich 1865 mit der Prinzessin Henriette, der Schwester des regierenden Fürsten Johann II. zu L. Ein eifriger Ultramontaner, bildete er 1873 in Steiermark ein Zentralwahlkomité der österreichischen Rechtspartei, ward auch in den Landtag und 1879 in das Abgeordnetenhaus gewählt und trat 1881 als Obmann an die Spitze der neuen, rein klerikalen Zentrumspartei, welche Stellung er aber 1886 niederlegte.

5) **Aloys, Prinz**, Bruder des vorigen, geb. 18. Nov. 1846, diente zuerst im Regiment seines Vaters als Leutnant, ging dann zur diplomatischen Laufbahn über und ward Attaché, hierauf Legationssekretär bei der Botschaft in Berlin, schied aber 1873 aus dem Staatsdienst aus und widmete sich der innern Politik, in welcher er einen streng ultramontanen Standpunkt einnahm, wie seine Broschüre »Über Interessenvertretung im Staat« (2. Aufl., Wien 1877) bewies. Seit 1878 Mitglied des Abgeordnetenhauses, schloß er sich zuerst der Rechten an und war Mitglied des Exekutivkomités derselben; 1881 veranlaßte er hauptsächlich die Bildung jener rein klerikalen Zentrumsfraktion, als deren geistiger Leiter er im Januar 1888 im Reichsrat den **Liechtensteinschen Schulantrag** einbrachte, welcher, von der Bischofskonferenz festgestellt, in Österreich die konfessionelle Volksschule wieder einführen und dieselbe unter die Herrschaft der Geistlichkeit und unter die Gesetzgebung der Landtage stellen wollte. Die Verhandlung über

denselben wurde auf Wunsch der Regierung, die einen nur teilweise zustimmenden Gegenentwurf einbrachte, bis auf weiteres verschoben. Im Herbst 1889 legte L. deshalb und infolge eines Zerwürfnisses in der eignen Partei sein Amt als Obmann des Zentrumsklubs und zugleich sein Reichsratsmandat nieder. 1891 erklärte er in einer neuen Kandidatur im Wiener Vorort Hernals, auf seinen Schulantrag nicht mehr zurückkommen zu wollen, und wurde auf sein christlich soziales und antisemitisches Programm hin gewählt. Seitdem ist er wenig in den Vordergrund getreten.

Liechtensteinklamm, s. Sankt Johann 2).

Lied, die Hauptart der lyrischen Dichtungsgattung. Es ist im allgemeinen als diejenige Art der Dichtung zu charakterisieren, bei welcher in unmittelbarster und darum einfachster Weise das eine Persönlichkeit erfüllende Gefühl, die Stimmung, der Affekt zum sprachlichen Ausdruck gelangt, daher keine Art der Poesie ein so inniges Verhältnis zur Musik hat als das L. Der Musik ist es ja eigen, ein spezifisches Ausdrucksmittel der Stimmungen rein als solcher zu sein. Das L. im engsten Sinne ist das nicht nur durchaus singbare, sondern um der Einfachheit und Knappheit seiner Ausdrucksmittel willen auf den Gesang angewiesene, ihn zu seiner Ergänzung fordernde. Daneben treten dann die Lieder, die, weil sie an eignen Ausdrucksmitteln reicher, vollständigere *sprachliche* Kunstwerke sind, der Unterstützung durch die Tonkunst weniger bedürfen. Zu jenen gehören alle echten Volkslieder; als Muster der zweiten, selbständigern Gattung können die besten Lieder Goethes gelten. Das eigentliche L. ist jederzeit einfach, ungekünstelt in Sprache und Form, seinem Inhalt nach von dem abstrakt Gedanklichen, Reflexionsmäßigen möglichst weit entfernt. So mannigfaltig die Bewegungen des menschlichen Gemüts sind, so mannigfaltig sind auch die Weisen, in welchen das L. erklingt. Unter den Einteilungen derselben je nach der Verschiedenheit der Richtungen, in welchen sich die dichterische Empfindung bewegt, ist eine der durchgreifendsten die Unterscheidung des Liedes in das geistliche und weltliche. Jenes zerfällt wieder in das Kirchenlied und das geistliche L. im weitern Sinne. Wesentliches Erfordernis des *Kirchenliedes* ist Sangbarkeit und Volkstümlichkeit. Es ist bestimmt für den Gottesdienst der Gemeinde und erfüllt seinen Zweck dann am vollkommensten, wenn es den religiösen Empfindungen denjenigen erbaulichen Ausdruck gibt, der möglichst wenig rein individuelle Stimmungen und Beziehungen enthält. Solche Lieder traten in deutscher Sprache zuerst im 13. Jahrh. auf; das echte deutsche Kirchenlied aber wurde erst durch Luther ins Leben gerufen, und das Beste und Meiste von dieser Art des geistlichen Liedes hat überhaupt das Reformationszeitalter hervorgebracht (s. Kirchengesang und Kirchenlied). Seit dem 17. Jahrh. hat das Kirchenlied nicht mehr recht gedeihen wollen, und selbst Gellerts beim Gottesdienst vielgesungene Lieder gehören, wie alle verwandten Dichtungen der neuern Zeit, dem *geistlichen* L. nur im weitern Sinn an. Die Anfänge des letztern (in deutscher Zunge) reichen in die Zeit des beginnenden Minnegesanges, aus der wir von dem Kürenberger, von Spervogel u. a. geistliche Dichtungen in Liedform besitzen. Reichlicher tritt das geistliche L. im 14. und 15. Jahrh. auf. Der fruchtbarste geistliche Liederdichter des 15. Jahrh. war Heinrich von Laufenberg. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ragen als Verfasser geistlicher Lieder die Katholiken Johann Scheffler (Angelus Silesius) und Fr. Spee hervor. In der neuern und neuesten Zeit sind als bedeutendste Dichter auf diesem Gebiet außer Gellert zu nennen: Klopstock, Hermes, Hiller, Claudius, Lavater, Kosegarten, Schenkendorf, Arndt, Novalis, Spitta, Sturm, Gerok sowie die Frauen Luise Hensel und Annette v. Droste-Hülshoff.

Das *weltliche* L. tritt in den mannigfaltigsten Gattungen auf, unter denen das *Liebeslied* numerisch weit überwiegt. Neben ihm begegnen wir am häufigsten Trink-, Tanz-, Vaterlands-, Natur-, Wiegenliedern ꝛc. In Deutschland erscheint das L. in Blüte seit dem 13. Jahrh. Die Erzeugnisse des Minnegesanges gehören der Mehrheit nach der Gattung des Liedes an; dagegen ist den Meistersingern die Fähigkeit, wirkliche Lieder zu dichten, nicht eigen, und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. gelang es nur wenigen Kunstdichtern, den echten Liederton zu treffen. Von ihnen sind Paul Fleming, Simon Dach, Hagedorn, J. G. Jacobi mit besonderer Auszeichnung zu erwähnen. Im Volk selbst aber hat auch während der Zeit des Verfalls der Kunstpoesie die Freude am weltlichen L. und der schöpferische Trieb zur Hervorbringung des *Volksliedes* (s. d.) fortgedauert, und wir besitzen in den vortrefflichen Sammlungen von Arnim und Bretano, Uhland, Erk, Simrock, Soltau, Liliencron u. a. einen Schatz köstlicher Volkslieder, wie ihn keine andre Nation aufzuweisen hat. Die vollendetsten Schöpfungen im Bereich des *Kunstliedes* sind Goethes Lieder, die an Innigkeit, melodischer Klangfülle, herzbewegender Einfachheit und formeller Vollendung nicht nur in der deutschen, sondern in der Litteratur aller Völker ihresgleichen suchen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. fand das L. besondere Pflege bei den Angehörigen des Göttinger Dichterbundes, namentlich durch Hölty, Voß, Bürger (Molly-Lieder) u. a.; daneben sind als treffliche Liederdichter aus gleicher Zeit zu nennen: Matth. Claudius, Salis, Maler Müller u. a. Unter den Romantikern und ihren Nachfolgern zeichneten sich als Liederdichter besonders aus: Brentano, Eichendorff, Wilh. Müller, Hauff, Uhland, Heine und Rückert, von Neuern: Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Geibel, Lenau, Mörike, Storm, Scheffel, Rud. Baumbach u. a.

Das L. in *musikalischer* Bedeutung ist die Verbindung eines lyrischen Gedichts mit Musik, wobei an Stelle des gesprochenen Worts das gesungene tritt, indem die der Sprache eignen musikalischen Elemente des Rhythmus und Tonfalls zu wirklicher Musik, zur rhythmisch geordneten Melodie gesteigert werden. Das musikalische L. ist entweder *Strophenlied*, bei dem sämtliche oder eine Anzahl Strophen des Gedichts nach derselben Melodie gesungen werden, oder *durchkomponiert*, wobei jede Strophe in andrer, dem Inhalt derselben entsprechender Weise komponiert wird. Die *Geschichte* des musikalischen Liedes weist bisher drei Blüteperioden auf, die erste zur Zeit der Minnesinger und Troubadoure, von welcher nur wenig übriggeblieben ist, die zweite im 15.—16. Jahrh., der wir eine fast überreiche Litteratur verdanken, und die dritte im 19. Jahrh. Die Lieder des 16. Jahrh. sind durchweg in mehrstimmigen, meist 2—4stimmigen Sätzen auf uns gekommen; die vielfach etwas lasciven Dichtungen bergen doch einen reichen Schatz von echter Lyrik, und die Musik ist das für unsre Zeit Gefälligste und Ansprechendste, was jene Zeit aufzuweisen hat. Der Satz ist im Anschluß an die kurzzeiligen, volksmäßigen Strophen des Textes deutlich gegliedert, und die modernen Tonarten sind bereits ziemlich scharf

ausgeprägt. Besonders gilt das von den Chansons (Canzoni, Canzonette, deutsch »Liedlein«), den noch einfachern Villanellen, Villoten (»Gassenhäwerlin«), während die Frottole und die noch höher stehende Madrigale das Kunstlied jener Zeit repräsentieren. Originale Liederbücher des 16. Jahrh. weist beinahe jede größere Bibliothek auf; einige Neudrucke veranstaltete die Gesellschaft für Musikforschung (jetzt im Verlag von Breitkopf u. Härtel). Nachdem sich seit 1600 der begleitete Sologesang in neuer Weise entwickelte (s. Oratorium und Oper), dauerte es doch geraume Zeit, ehe derselbe auch die schlichte Form des Liedes mit neuem Leben erfüllte. Zwar trat an die Stelle des mehrstimmigen Liedes bald das einstimmig mit Instrumentalbegleitung gesetzte (Ode genannt); doch unterschied sich dasselbe zunächst nicht wesentlich von den bereits im 16. Jahrh. nicht seltenen Bearbeitungen mehrstimmiger Sätze für eine Stimme mit Laute oder Klavier. Das Absterben der echten Lyrik in der Poesie mußte verhängnisvoll auch für die Liedkomposition werden. Erst als das Genie Goethes eine neue Epoche der lyrischen Dichtung heraufbeschwor, indem er die Form des Volksliedes bewußt nachbildete und damit den Komponisten (Zelter, Reichardt) die rechten Wege wies, brach ein neuer Morgen an. Doch bedurfte es der speziell für das L. begabten Naturen eines Schubert und Schumann, um den Gehalt der Goetheschen Lyrik ganz zu erschließen und endlich den herrlichen Liederfrühling zu zeitigen, der in den Liedern eines Jensen, Franz, Brahms etc. noch heute fortblüht. Vgl. Schneider, Das musikalische L. in geschichtlicher Entwickelung (Leipz. 1863—65, 3 Bde.); Böhme, Altdeutsches Liederbuch (das. 1877) und Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. u. 19. Jahrh. (das. 1895); O. Lindner, Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrh. (das. 1871); Reißmann, Geschichte des deutschen Liedes (2. Aufl., Berl. 1874). — L. ohne Worte ist die seit Mendelssohn sehr gebräuchliche Benennung für kürzere melodiöse Instrumentalstücke aller Art (früher Spielarie genannt).

Liederspiel, eine Gattung des Schauspiels mit Gesang, die sich von der Operette dadurch unterscheidet, daß alle darin vorkommenden Gesangstücke entweder aus allgemein bekannten Liedern bestehen, oder bekannte Melodien auf neue Texte übertragen, oder daß sich der Komponist doch wenigstens darauf beschränkt, nur Lieder mit leicht faßlichen Melodien vorzubringen. Der erste, welcher in Deutschland diese Art dramatischer Komposition versuchte, war Reichardt mit dem L.: »Liebe und Treue« (1808). Außer diesem sind zu nennen: Himmels »Fanchon«, die Originalarbeiten von L. Schneider und Holteis »Lenore«. Die Gattung entspricht dem französischen Vaudeville (s. d.).

Liedertafel, soviel wie Männergesangverein mit geselliger Tendenz. Wenn auch ein 1673 gegründeter Männerverein in Greiffenberg (Hinterpommern) und die 1620 gegründete »Singgesellschaft zum Antlitz« in St. Gallen als die Vorläufer unsrer heutigen Liedertafeln betrachtet werden können und in England schon im vorigen Jahrhundert Klubs (Catchclub, Gleeclub, Madrigal-Society) existierten, welche ähnliche Tendenzen verfolgten, so ist doch der eigentliche Männergesang, wie er jetzt gepflegt wird, als ein Kind des 19. Jahrh. zu betrachten. Die deutschen Liedertafeln erlangten eine besondere Bedeutung, sofern sie Pflegestätten des deutschen Patriotismus wurden in einer Zeit schmählicher Knechtung des Deutschtums. Die Gründung des ersten Männergesangvereins erfolgte 1809 in Berlin durch Zelter; der Verein nannte sich nach seinem Stifter »Zeltersche L.«, die Anzahl der Mitglieder blieb aber beschränkt, da nur Dichter, Sänger oder Komponisten aufgenommen wurden. Diesem Vorbild entsprechend waren die Liedertafeln, welche in Leipzig (1815) und Frankfurt a. O. entstanden. Die Berliner »Jüngere L.«, von L. Berger und B. Klein 24. April 1819 gegründet, brach den Charakter der Abgeschlossenheit und wurde Veranlassung zu zahlreichen Nachfolgerinnen, beispielsweise in Königsberg, Breslau (durch Mosewius), Magdeburg. Nach der Einrichtung der Leipziger L. wurde durch Fr. Schneider, der von Leipzig nach Dessau übersiedelte, im Oktober 1821 die Dessauer L. gegründet, welcher die Gründung der Göttinger und Hamburger, letztere durch Methfessel, folgte. Zu Weida in Sachsen-Weimar besteht eine L. seit 1818. Während die Männergesangvereine in Norddeutschland von den gebildeten Kreisen der Gesellschaft, von Männern der Kunst und Wissenschaft, ausgingen, bildete sich, fast zu gleicher Zeit, der Schweizer Männergesang aus dem Volk heraus. Die Wiege des Schweizer Volksgesanges ist der Kanton Appenzell. H. G. Nägeli gründete im Juni 1810 in Zürich den ersten Männergesangverein. Die Bestrebungen Nägelis fanden wesentliche Förderung durch den Pfarrer Weishaupt, der 1824 den Appenzellischen Männerchor stiftete, dessen erstes Gesangfest 4. Aug. 1825 zu Speicher gefeiert wurde. Die Züricher Sänger, welche an dem Feste teilnahmen, beschlossen, die Sängervereine am Züricher See zu einem Bund zu vereinigen, und bereits 17. April 1826 wurde das erste Zürichsee-Sängerfest in Meilen abgehalten. Nun entstanden mehrere Vereine in Thurgau, St. Gallen, Bern, Basel, Aargau, und es erwarben sich besondere Verdienste F. Huber, Pfarrer Frei, E. Petzold, Elster und Sprüngli. Die Schweiz übte großen Einfluß auf Süddeutschland, namentlich auf Schwaben, aus. 1824 entstand, angeregt durch Sekretär Stadelbauer und G. A. Zumsteeg, der Stuttgarter Liederkranz; es folgten die Liederkränze in Ulm (1825), Kirchheim, Göppingen, Schorndorf, Reutlingen, Eßlingen, Heilbronn etc. Diese Vereine vereinigten sich zu einem ersten deutschen Liederfest, das zu Pfingsten (4. Juni) 1827 in Plochingen abgehalten und alljährlich wiederholt wurde. Wie in Schwaben, so zeigte sich auch in Baden Nägelis Einfluß auf die Entwickelung des Volksgesanges. Nägeli hielt 1819—1825 in Karlsruhe und in mehreren rheinischen Städten Vorlesungen, infolgedessen 1824 die ersten Liedertafeln in Baden entstanden. 1844 fand das erste badische Sängerfest in Karlsruhe statt. Auch die rheinischen Städte rührten sich; im Februar 1828 wurde der Frankfurter Liederkranz gegründet, der bald eine hervorragende Stellung einnahm u. sich später (1838) durch die Gründung der Mozart-Stiftung (s. d.) ein großes Verdienst erwarb. In den 20er Jahren entstand auch die L. in Aachen, die erste, die dem deutschen Lied im Ausland durch ihren in Brüssel errungenen Sieg im Wettkampf Anerkennung verschaffte; ebenso erstritt sich der Kölner Männergesangverein durch seine Leistungen in Belgien und England eine hervorragende Stellung. Seitdem fanden die Liedertafeln eine massenhafte Verbreitung; überall entstanden neue Vereine, beispielsweise in Franken, Thüringen, Sachsen, im Elbegebiet etc. In Österreich, dem Heimatsland eines Mozart, Haydn und Franz Schubert, fand, durch die politischen Verhältnisse zurückgehalten, der deutsche Männerchor erst spät Eingang. 1843 grün-

dete Aug. Schmidt den Wiener Männergesangverein, der jetzt zu den bedeutendsten Vereinen zählt; dann folgten Graz, Linz, Innsbruck, Brünn, Prag, Reichenberg, Salzburg ꝛc. Von besonderer Bedeutung wurde das Männergesangwesen, namentlich in nationaler Beziehung, als die einzelnen Vereine zu kleinern und größern Sängerbünden sich vereinigten, die vorerst gemeinschaftliche Aufführungen bezweckten und sich deshalb gemeinsamen Bestimmungen unterwarfen. Bald feierte jeder deutsche Gau sein jährlich wiederkehrendes Sängerfest. Diese Feste waren anfangs auf die einfachste Weise eingerichtet: die Sänger kamen und gingen meist an demselben Tage, und die Kirche war der Schauplatz der Produktion. Erst später kam ein neues Element hinzu, das den Festen eine höhere Bedeutung verlieh, als sie bisher gehabt. Aarau feierte 5. Juni 1842 ein eidgenössisches Sängerfest, das einen allgemeinen nationalen Charakter erhielt. Ein zweites derartiges Fest beging 1843 Zürich, an dem 2000 Sänger aus elf Kantonen teilnahmen, welche einen Sängerwettkampf ausführten, der von nun an ein neues Moment der Gesangfeste bildete. Auch das Äußere der Feste wurde prunkvoller. Besondere Sängerhallen wurden erbaut, große Festzüge mit fliegenden Fahnen fanden statt; ein Tag genügte nicht mehr, die Gastfreundschaft der Bewohner des Festortes bot den Sängern freudig Obdach und Lagerstatt. Eins der ersten deutschen Feste von solchem Zuschnitt war das fränkische Gesangfest zu Schweinfurt (1843).

Zu besonders hervortretender nationaler Bedeutung erhob sich der Männergesang zu jener Zeit in den beiden Herzogtümern im Norden der Elbe. 1841 bildete sich die erste Allgemeine L. in Altona; andre folgten in Eckernförde, Kiel, Rendsburg, Schleswig, Flensburg nach; es fanden niederelbische Gesangfeste statt, bei denen der Gesang, in Verbindung mit dem freien Wort, im Dienste des Widerstreits gegen das Dänentum benutzt wurde. In den Tagen vom 23.—25. Juli 1844 fand in Schleswig ein Gesangfest statt, bei welchem die L. von Schleswig mit dem für diesen Tag geschaffenen Schleswig-Holstein-Lied auftrat (s. Chemnitz 4). Auch die Poesie trug nun ihr Scherflein zu dem Glanz der Feste bei. Die herbeiziehenden Sängerscharen brachten gedruckte poetische Festgrüße, das gesprochene Wort machte seine lebendige Kraft geltend; man wollte schon nicht mehr bloß singen, man sprach von deutschem Volksleben, von der Vereinigung deutscher Stämme durch den Gesang. Mit diesem Zweck trat das erste allgemeine deutsche Sängerfest zu Würzburg (4.—6. Aug. 1845) offen hervor. Ein andres großes deutsches Sängerfest fand 1847 zu Lübeck statt. Die Idee der geistigen Vereinigung der deutschen Stämme durch die Vereinigung ihrer Sänger fand noch weitere Ausdehnung im Westen Deutschlands, wo man darauf dachte, auch die stammverwandten holländischen und belgischen Nachbarn dem deutschen Geist wieder zu nähern, wie man denn auch außerhalb Deutschlands, ja selbst jenseit des Ozeans mit Bildung von Männergesangvereinen rüstig vorging. In London wurde 1845, in Riga 1833, in Konstantinopel 1847 die erste L. gegründet. Von französischen Städten hat Lyon den ältesten Liederkranz (1834), dem Mendelssohn sein »Lied an die Deutschen in Lyon« widmete. In Amerika entstand der erste Männerchor 1835 zu Philadelphia, in Australien Anfang der 60er Jahre. In Brüssel u. Gent hatten sich 1835 die ersten Männergesangvereine gebildet; im September 1841 wurde in Brüssel ein Gesangwettstreit abgehalten, an welchem sich auch deutsche Vereine beteiligten. 1844 feierte man in Gent ein Gesangfest, welchem der Deutsch-vlämische Sängerbund sein Entstehen verdankte. Am 16. Aug. 1845 fand das erste holländisch-deutsche Sängerfest zu Kleve und im Juni 1846 das erste deutsch-vlämische Sängerfest zu Köln statt; jenem folgte 1846 das zu Kleve und 1847 das zu Arnheim, diesem das zu Brüssel (1846) und das zu Gent (1847). Für 1848 war ein Sängerfest des Deutsch-vlämischen Bundes in Frankfurt a. M. beabsichtigt, das aber infolge der politischen Ereignisse unterbleiben mußte. Auch die folgenden Jahre zeigten sich den Liedertafelbestrebungen wenig günstig, und es währte eine geraume Zeit, bis die Feier eines allgemeinen deutschen Sängerfestes wieder angeregt wurde. Dies geschah auf dem Sängertag, den der Koburger Sängerkranz 1860 veranstaltete. Man wählte Nürnberg zum Festort und feierte in dieser Stadt im Sommer 1861 ein Gesangfest, das sich zu einem erhabenen Verbrüderungsfest gestaltete. Am Nachmittag des letzten Festtags (23. Juli 1861) traten die anwesenden Direktoren und Vorstände der Liedertafeln zu einer Beratung zusammen, in welcher unter anderm der Antrag auf Gründung eines allgemeinen deutschen Sängerbundes gestellt und angenommen wurde. Man übertrug die Vorarbeiten zur Gründung eines solchen dem Schwäbischen Sängerbund, der sich seiner Aufgabe mit unverkennbarem Geschick und Organisationstalent entledigte. Am 21. Sept. 1862 fand in Koburg ein Sängertag statt, an welchem sich 75 Abgeordnete als Vertreter von 41 Sängerbünden beteiligten. Von diesem Tag an datiert die Gründung des allgemeinen Deutschen Sängerbundes, einer die Sängerbünde Deutschlands und die Sängerbünde und Männergesangvereine der im Ausland lebenden Deutschen umfassenden Vereinigung. Das Streben des Bundes bezweckt die Ausbildung und Veredelung des deutschen Männergesangs; auch will der Deutsche Sängerbund durch die dem Lied innewohnende einigende Kraft die nationale Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme stärken und an der Einheit und Macht des Vaterlandes mit arbeiten. Das offizielle Bundesorgan ist die Zeitschrift »Die Sängerhalle« (Leipzig), 1862—87 redigiert von H. Pfeil, seitdem von K. Kipke. Jetzt besteht der Deutsche Sängerbund aus ca. 70 Einzelbünden mit etwa 80,000 Sängern. Ein nur für die Mitglieder des Bundes berechnetes Unternehmen ist das »Liederbuch des Deutschen Sängerbundes«. Der Deutsche Sängerbund hat bis jetzt vier Gesangfeste abgehalten: 1865 in Dresden, 1874 in München, 1882 in Hamburg, 1890 in Wien; das fünfte soll 1896 in Stuttgart stattfinden. 1877 wurde aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder eine Sängerbundsstiftung zur Unterstützung von Komponisten auf dem Gebiet des deutschen Männergesangs und deren Hinterbliebenen errichtet. Der Vermögensbestand der Stiftung beträgt über 100,000 Mk. Vgl. O. Elben, Der volkstümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte ꝛc. (2. Aufl., Tübing. 1887); Widmann, Die kunsthistorische Entwickelung des Männerchors (Leipz. 1884); Bauß, Geschichte des deutschen Männergesangs (Frankf. 1890); Ruthardt, Wegweiser durch die Litteratur des Männergesangs (Leipz. 1892). Über den Männergesang in Frankreich s. Orphéon.

Liederung, s. Liberung.

Liedtcke, Theodor, Schauspieler, geb. 23. Okt. 1827 in Königsberg, sollte sich der Landwirtschaft

widmen, ging aber, seiner Neigung folgend, 1846 in Königsberg zur Bühne, wurde dann Baritonist bei einer Gesellschaft in Wilna, sang darauf Baßpartien am Stadttheater zu Stettin und fand als Schauspieler zuerst in Altona ein bedeutenderes Engagement. Nach wechselndem Aufenthalt in Stettin, Weimar, Dresden, Liegnitz, Wien wurde er 1850 am Berliner Hoftheater engagiert, dem er bis 1889 angehörte. Früher hauptsächlich im Helden- und Liebhaberfach wirkend, wendete er sich später dem humoristischen zu und bildete sich namentlich zu einem der glücklichsten Repräsentanten humoristischer Geistes- und Geburtsaristokraten heraus. Eine seiner glänzendsten Schöpfungen war Konrad Bolz in Freytags »Journalisten«. Er war 1860—62 vermählt mit der Schauspielerin Klara Stich (s. Crelinger).

Lieferant (deutsche Umbildung des ital. livrante), soviel wie Lieferer, besonders von Waren und Kriegsbedarf, auch als Titel (Hoflieferant).

Lieferfrist, s. Lieferungszeit.

Lieferschein (engl. Delivery note), im Platzverkehr und bei Lieferung der Ware an den Spediteur ein Begleitschein, von welchem der Empfänger ein Duplikat als Empfangsquittung für den Absender unterzeichnet.

Lieferscheine (Lieferzettel), an der Börse die bei der Ultimoregulierung vom Liquidationsbüreau ausgegebenen Anweisungen über Ablieferung von Stücken mit Bezeichnung derjenigen, an welche zu liefern ist. Wer von einem Papier mehr Stücke zu beziehen als zu liefern hat, fügt über den Nettobetrag der von ihm zu empfangenden Stücke seinem Skontro Empfangsbeläge bei, welche als L. an diejenigen ausgegeben werden, welche nach dem Nettoergebnis ihrer Skontri zu liefern haben.

Lieferungsgeschäft (Zeitgeschäft, Lieferungskauf, Zeitkauf, Kauf auf Lieferung, auf Bezug), im Gegensatz zum Tagesgeschäft oder Kontantgeschäft (Kassageschäft, Tagskauf) ein Geschäft, bei welchem die Erfüllung nicht sofort nach Abschluß des Vertrags, sondern erst in einem spätern Termin (Erfüllungstag, Stichtag) erfolgen soll. Ist hierbei als ein wesentlicher Bestandteil der Leistung vereinbart, daß dieselbe genau zu einer bestimmten Zeit oder innerhalb einer bestimmten Frist zu erfolgen habe, so liegt ein Fixgeschäft vor. Der Gegenstand der Lieferung braucht sich bei Abschluß des Vertrags noch nicht im Besitz des Verkäufers zu befinden; die Spekulation des Verkäufers ist diesfalls darauf gerichtet, den Betrag zu gewinnen, um welchen er den Gegenstand der Lieferung später billiger einkauft, als er ihn bei Lieferungsübernahme verkauft hat. Der Verkäufer spekuliert also auf das Sinken der Preise (à la baisse), während umgekehrt der Käufer auf ein Steigen der Preise rechnet (à la hausse spekuliert). Spekulationsgeschäfte, welche auf die durch den Zeitunterschied herbeigeführten Preisschwankungen gebaut sind, heißen Agiotagegeschäfte. Soll die Erfüllung eines Zeitgeschäfts von seiten des Verkäufers nicht durch Lieferung der Ware selbst geschehen, sondern durch Leistung des Unterschiedes zwischen dem vereinbarten Kaufpreis und dem Markt- oder Börsenpreis der Ware zur Zeit der Erfüllung, so liegt ein Differenzgeschäft (s. d.) vor. Zum Schutze gegen die Nachteile einer verfehlten Spekulation kann bei Abschluß eines Lieferungsgeschäfts einem oder beiden Kontrahenten ein Wahlrecht (z. B. zwischen Erfüllung und Rücktritt) gegen Zahlung einer bestimmten Prämie eingeräumt werden. Solche im Börsenverkehr üblichen Geschäfte heißen Prämiengeschäfte (s. Börse, S. 299).

Lieferungskauf, im Gegensatz zum Tageskauf (Kassageschäft) derjenige Kaufvertrag, bei welchem der Verkäufer nicht sofort, sondern erst an einem bestimmten spätern Termin die Ware dem Käufer zu liefern verpflichtet ist; besonders im Börsenverkehr wichtig (s. Lieferungsgeschäft).

Lieferungsverträge. Während die Nichterfüllung vertragsmäßig übernommener Verpflichtungen im allgemeinen straflos bleibt (s. Vertragsbruch), hat das Reichsstrafgesetzbuch in § 329 unter den gemeingefährlichen Verbrechen die Nichterfüllung der L. mit Strafe bedroht, die mit einer Behörde über Bedürfnisse des Heeres oder der Marine zur Zeit eines Krieges, oder über Lebensmittel zur Abwendung oder Beseitigung eines Notstandes geschlossen worden sind. Die Strafe beträgt bei vorsätzlicher Begehung Gefängnis nicht unter sechs Monaten, daneben nach richterlichem Ermessen Ehrverlust; bei fahrlässiger Begehung, wenn ein Schade dadurch verursacht worden ist, Gefängnis bis zu zwei Jahren. Die gleiche Strafe trifft auch die Unterlieferanten, Vermittler und Bevollmächtigten des Lieferanten. Vgl. Laß, Das Delikt gegen die Kriegsmacht des Staates nach § 329 des Reichsstrafgesetzbuches (Freiburg 1888).

Lieferungszeit (Lieferfrist), bei Handelsgeschäften die Zeit, binnen welcher der zur Lieferung einer Ware Verpflichtete diese bewirken muß. Namentlich bei dem eigentlichen Lieferungsgeschäft (s. d.) ist die L. von besonderer Wichtigkeit. Sie bestimmt sich regelmäßig nach der darüber getroffenen Verabredung und im Zweifel nach den Umständen des gegebenen Falles und nach dem Handelsgebrauch (Usance). Besondere zwingende Vorschriften sind für den Eisenbahnfrachtverkehr durch die Verkehrsordnung vom 15. Nov. 1892 und durch das internationale Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr gegeben. Hiernach dürfen die Lieferfristen, welche durch die Tarifs zu veröffentlichen sind, gewisse Maximalsätze nicht überschreiten. Diese sind im internen Verkehr: 1) für Eilgüter 1 Tag Expeditionsfrist und für je (auch nur angefangene) 300 km 1 Tag Transportfrist; 2) für Frachtgüter 2 Tage Expeditionsfrist und bei einer Entfernung bis zu 100 km 1 Tag, bei größern Entfernungen für je auch nur angefangene weitere 200 km 1 Tag Transportfrist; im internationalen Verkehr: 1) für Eilgüter 1 Tag Expeditionsfrist und für je (auch nur angefangene) 250 km 1 Tag Transportfrist; 2) für Frachtgüter 2 Tage Expeditionsfrist und für je (auch nur angefangene) 250 km 2 Tage Transportfrist. Für gewisse Fälle (§ 63, Abs. 3 der Verkehrsordnung und § 6, Abs. 3 der Ausführungsbestimmung zum Übereinkommen über den internationalen Eisenbahnfrachtverkehr) ist es den Eisenbahnverwaltungen gestattet, mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde »Zuschlagsfristen« festzusetzen. Der Lauf der L., welcher mit der auf die Abstempelung des Frachtbriefes folgenden Mitternacht beginnt, ruht für die Dauer zoll- und steueramtlicher Abfertigung sowie für die Dauer einer ohne Verschulden der Bahnverwaltung eingetretenen Betriebsstörung. Die Eisenbahn haftet für den Schaden, der durch Versäumung der L. entstanden ist, sofern sie nicht beweist, daß die Verspätung von einem Ereignis herrührt, welches sie weder herbeigeführt hat, noch abzuwenden vermochte; und zwar kann im internen Verkehr, falls die Verspätung 12 Stunden übersteigt, ohne Schadensnachweis beansprucht werden: bei Ver-

spätung von 1—4 Tagen (einschließlich) pro Tag $^1/_{10}$, bei längerer Verspätung $^5/_{10}$ der Fracht; auf Grund Nachweises höhern Schadens kann der Betrag desselben bis zur Höhe der ganzen Fracht verlangt werden. Hat eine Deklaration des Interesses an der Einhaltung der L. stattgefunden, so kann ohne Schadensnachweis das Doppelte des sonst zu leistenden Betrags und auf Grund Schadensnachweises der Schade bis zur Höhe des deklarierten Interesses beansprucht werden. Im internationalen Verkehr können ohne Schadensnachweis und mangels Interessedeklaration bei einer Verspätung von $^1/_{10}$ bis (einschließlich) $^4/_{10}$ der L. $^1/_{10}$—$^4/_{10}$, bei langer Dauer $^5/_{10}$ der Fracht, bei Interessedeklaration das Doppelte verlangt werden; im übrigen gelten die gleichen Bestimmungen. Über die Verteilung der Lieferfrist unter mehreren an einem Transport beteiligten Eisenbahnen s. § 10 der Ausführungsbestimmungen zum Übereinkommen über den internationalen Eisenbahnfrachtverkehr. Tragen mehrere Eisenbahnen an der Versäumung der L. Schuld, so steht derjenigen Bahn, welche die Entschädigung geleistet hat, der Rückgriff gegen die übrigen zu, und zwar haften mehrere Verwaltungen nach Verhältnis der Zeitdauer der auf ihren Bahnstrecken vorgekommenen Versäumnis. Für Österreich vgl. das Eisenbahnbetriebsreglement vom 10. Dez. 1892, Reichsgesetzblatt Nr. 207. Dasselbe bestimmt (§ 63) folgende Fristen: für Eilgüter Expeditionsfrist 1 Tag, Transportfrist für je (auch nur angefangene) 300 km 1 Tag; für Frachtgüter Expeditionsfrist 2 Tage, Transportfrist bei einer Entfernung bis zu 100 km 1 Tag, bei größern Entfernungen für je auch nur angefangene weitere Kilometer 1 Tag. Außerdem können die Bahnverwaltungen Zuschlagsfristen für ähnliche Fälle wie in Deutschland festsetzen.

Liefland, s. Livland.

Liegau, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Neustadt, hat eine Eisenquelle mit Bad und (1890) 463 Einw.

Liége (spr. ljäsch'), franz. Name für Lüttich.

Liegegeld, s. Frachtgeschäft, S. 677.

Liegendes, das Gestein, auf welchem ein andres unmittelbar aufruht; vgl. Hangendes.

Liegende Schrift, s. Kursiv.

Liegenschaften, soviel wie unbewegliches Vermögen, daher Liegenschaftsabgabe ꝛc. Vgl. Grundstück.

Liegetage (Liegezeit), die zum Laden und Löschen der Schiffe in der Chartepartie (s. d.) ausdrücklich festgesetzte Zeit. Wird diese nicht eingehalten, so muß für die überliegetage ein Liegegeld an den Reeder bezahlt werden (vgl. Ladezeit). L. werden überhaupt auch die Ruhepausen genannt, welche zwischen der Vertauung der Schiffe in ihren Häfen und der Abfahrt aus denselben verfließen.

Liegnitz, Hauptstadt des vormaligen reichsunmittelbaren schlesischen Fürstentums L. sowie des gleichnamigen Regierungsbezirks, Stadt- und Landkreises in der preußischen Provinz Schlesien, unweit der Mündung des Schwarzwassers in die Katzbach, welche die Stadt von S. nach N. durchfließt, 120 m ü. M., besteht aus der mit schönen Promenaden umgebenen Stadt und mehreren Vorstädten. Die nennenswertesten Gebäude der Stadt sind: das königliche Schloß (1835 abgebrannt, aber wieder aufgebaut, jetzt Regierungsgebäude), die Ritterakademie, das Rathaus, das Theater ꝛc. Außerdem hat L. 2 evangelische (darunter die zweitürmige Peter-Paulskirche mit Glockenspiel), eine katholische, eine altlutherische, eine christkathol. Kirche, ein Bethaus der Irvingianer und eine Synagoge. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (ein Grenadierregiment Nr. 7) auf 46,874, darunter 37,350 Evangelische, 8176 Katholische und 913 Juden. Die Industrie ist bedeutend. L. hat eine große Tuch- und eine Textil- und Wollwarenfabrik, mehrere Eisengießereien und Maschinenfabriken, vier Pianofortefabriken (jährliche Produktion über 2000 Stück Pianinos und Flügel im Wert von nahezu 1¼ Mill. Mk.), eine Hutfabrik (380 Arbeiter, jährliche Produktion 365,000 Filzhüte), bedeutende Handschuhfabriken, Dampftischlerei, Dampfziegelei und Thonwarenfabrikation, Klaviaturen-, Holzgalanteriewaren-, Kinderwagen-, Wagenräder-, Lampen-, Peitschen-, Holzstifte- und Zigarrenfabrikation, Kunstdrechslerei, Dampfschneidemühlen, Gemüsebau ꝛc. Der Handel wird unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 361,5 Mill. Mk.), eine Filiale der Breslauer Wechslerbank, eine Kommandite des Schlesischen Bankvereins und mehrere Bankgeschäfte. Den Verkehr in der Stadt vermittelt eine Telephonanlage, die L. zugleich mit Berlin, Frankfurt a. O., Landsberg a. W., Glogau, Breslau ꝛc. verbindet. Für den Eisenbahnverkehr ist L. Knotenpunkt der Linien Sommerfeld-Breslau, Sommerfeld-L., L.-Goldberg und Ziegenhals-Raudten der Preußischen Staatsbahn. An Bildungsinstituten ꝛc. besitzt L. eine Ritterakademie (1708 gegründet, seit 1810 in ein Gymnasium umgewandelt mit Vorbehalt der adligen Freistellen), ein Gymasium, eine Realschule, eine landwirtschaftliche Schule, ein evang. Schullehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Taubstummenanstalt, eine Idiotenanstalt, ein adliges Fräuleinstift, eine Augenheilanstalt, mehrere wohlthätige Vereine, ein Theater ꝛc. L. ist Sitz einer Regierung, eines Landsratsamtes für den Landkreis L., einer Oberpostdirektion, eines Landgerichts, eines Hauptsteueramtes und der Wohlau-Liegnitzer Fürstentums-Landschaft. Die städtischen Behörden zählen 12 Magistratsmitglieder und 42 Stadtverordnete. In der nächsten Umgebung befinden sich herrliche Gartenanlagen und Promenaden. — Zum Landgerichtsbezirk L. gehören die acht Amtsgerichte zu Bunzlau, Goldberg, Hainau, Jauer, L., Lüben, Naumburg a. Q. und Parchwitz. — L. wird zuerst 1004 erwähnt und ward 1163 Residenz der Herzöge von Niederschlesien aus dem Hause der Piasten, die um 1170 das Schloß erbauten und 1675 mit Herzog Georg Wilhelm ausstarben, worauf L. wie ganz Schlesien vom Kaiser in Besitz genommen wurde (s. Schlesien, Geschichte). Erst seit 1742 ist es preußisch. Am 9. April 1241 fand in der Nähe (bei Wahlstatt) die große Schlacht gegen die Mongolen statt, welche L. belagerten und zerstörten. Die Reformation wurde 1522 hier eingeführt. 1632 wurde L. von den Schweden erobert, von den Kaiserlichen aber bald wieder genommen und 1638 dem Herzog wieder eingeräumt. Am 13. Mai 1634 wurden hier die Kaiserlichen unter Colloredo von den Sachsen unter Arnim besiegt. Im Siebenjährigen Kriege fiel es 1757 den Österreichern in die Hände, ward aber bald von den Preußen zurückerobert, und 15. Aug. 1760 besiegte in der Nähe (Pfaffendorf, Siegeshöh) Friedrich II. die Österreicher unter Lau-



Wappen von Liegnitz.

don. Dieser wollte die Preußen bei Nacht überfallen, wurde aber von Friedrich, der insgeheim die Höhen zwischen Katzbach und Schwarzwasser besetzt hatte, zurückgeschlagen, ohne daß es Daun und Lacy, die von W. heranrückten, verhindern konnten. In der Nähe fand 26. Aug. 1813 die Schlacht an der Katzbach (s. d.) statt. Den Titel einer »Fürstin von L.« (s. d.) erhielt 1824 die Gräfin Harrach, Friedrich Wilhelms III. zweite Gemahlin. Vgl. Schuchard, Die Stadt L., ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des 15. Jahrh. (Berl. 1868); Sammter und Kraffert, Chronik von L. (Liegn. 1861—73, 4 Tle.); »Urkundenbuch der Stadt L., bis 1455« (hrsg. von Schirrmacher, das. 1866); Jander, Führer für L. und seine Umgebung (3. Aufl., das. 1888); Lutsch, Die Kunstdenkmäler des Fürstentums L. (Bresl. 1890).

Der **Regierungsbezirk Liegnitz** (s. Karte »Schlesien«), die ehemaligen schlesischen Fürstentümer L., Glogau und Jauer sowie den größten Teil der 1815 von Sachsen an Preußen abgetretenen Oberlausitz begreifend, umfaßt 13,608 qkm (247,15 QM.), hat (1890) 1,047,405 Einw. (darunter 864,342 Evangelische, 174,928 Katholiken und 4624 Juden), 77 auf 1 qkm, und besteht aus den 21 Kreisen:

Kreise	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 QKilom.
Bolkenhain . . .	359	6,52	31255	87
Bunzlau	1041	18,91	61024	59
Freistadt	876	15,91	52598	60
Glogau	936	17,06	74518	80
Goldberg-Hainau .	610	11,08	50072	82
Görlitz (Stadtkr.) .	18	0,33	62135	—
Görlitz (Landkr.) .	867	15,75	52652	61
Grünberg . . .	858	15,58	53887	63
Hirschberg . . .	598	10,86	70197	117
Hoyerswerda . .	868	15,76	33673	39
Jauer	329	5,97	34992	106
Landeshut . . .	397	7,21	48831	123
Lauban	519	9,43	68235	131
Liegnitz (Stadtkr.) .	17	0,31	46874	—
Liegnitz (Landkr.) .	620	11,26	43207	70
Löwenberg . . .	732	13,64	61565	82
Lüben	630	11,44	33029	53
Rothenburg . . .	1125	20,43	51718	46
Sagan	1111	20,18	56103	51
Schönau	349	6,34	24081	69
Sprottau	730	13,26	36759	50

Über die 10 Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks s. Karte »Reichstagswahlen«. Vgl. Tomaszewski, Topographisch-statistisches Handbuch für den Regierungsbezirk L. (Liegn. 1880).

Liegnitz, Auguste, Fürstin von, geborne Gräfin Harrach, zweite Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, geb. 30. Aug. 1800 als einzige Tochter des Grafen Ferdinand von Harrach, gest. 5. Juni 1873 in Homburg, lernte in Teplitz Friedrich Wilhelm kennen, den sie durch ihre Schönheit und Anmut fesselte, und der sich 9. Nov. 1824 zu Charlottenburg in morganatischer Ehe mit ihr vermählte und sie zur Fürstin von L. und Gräfin von Hohenzollern ernannte. Am 25. Mai 1826 trat sie zur evangelischen Kirche über. Durch die Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit ihres Charakters sowie durch ihre Mildthätigkeit wußte sie sich nicht nur die Liebe des Königs und seiner Familie zu erhalten, sondern sich auch große Beliebtheit beim Volk zu erwerben. Nach dem Tode des Königs lebte sie in stiller Zurückgezogenheit teils in Berlin und Potsdam, teils am Genfer See. Sie ward im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt.

Liek (Leik), das Tau, mit dem die Segel eingefaßt werden, um ihnen Halt und Festigkeit zu geben. Oberliek oder Anschlagliek heißt die Oberkante, Unterliek die Unterkante, stehendes L. die Seitenkanten der Segel; vgl. Segel.

Liel, Dorf im bad. Kreis und Amt Müllheim, am Südwestfuße des Schwarzwaldes, 291 m ü. M., hat eine katholische Kirche, ein Mineralbad (erdig-alkalische Eisenquelle von 17,5°) und (1890) 597 Einw.

Liën (lat.), die Milz (s. d.); L. mobilis, Wandermilz; L. succenturiatus, Nebenmilz.

Lienbacher, Georg, österreich. Politiker, geb. 18. April 1822 in Kuchl bei Golling (Salzburg), studierte in Wien die Rechte, wurde nach längerer Thätigkeit im praktischen Justizdienst 1859 Chef der Staatsanwaltschaft in Wien und zugleich Gesetzgebungsreferent im Justizministerium und im Ministerratspräsidium, von 1870—80 Oberlandesgerichtsrat, seit 1880 Hofrat beim obersten Gerichtshof, schied aber 1887 aus dem Staatsdienst und ließ sich in Salzburg nieder. Seit 1873 Mitglied des Abgeordnetenhauses, schloß er sich als eifriger Klerikaler der Rechtspartei an. Doch mißbilligte er den engen Bund dieser Partei mit den Slawen und arbeitete eifrig, doch bisher vergebens, an der Schaffung einer klerikalen Zentrumspartei nach deutschem Muster. Er entwarf als Gesetzgebungsreferent mehrere wichtige Gesetze, wie das Preßgesetz von 1862 mit dem vielberufenen objektiven Verfahren, das Gesetz zur Regelung des Strafverfahrens in Rechtssachen, die Strafgesetznovelle von 1862, das Theatergesetz sowie einen Teil des allgemeinen Strafgesetzes und der Strafprozeßordnung, und schrieb: »Die Preßfreiheit« (Wien 1861); »Historisch-genetische Erläuterungen des österreichischen Preßgesetzes« (das. 1863); »Praktische Erläuterungen des österreichischen Preßgesetzes« (das. 1868); »Das österreichische Polizeistrafrecht« (4. Aufl., das. 1880).

Lienen, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Tecklenburg, hat eine evang. Kirche, Reste einer zur Zeit Karls d. Gr. erbauten Kapelle, Sandsteinbrüche und (1890) 3764 Einw.

Lienterie, eine Diarrhöe, bei welcher infolge angeblicher Glätte der Eingeweide (das Wort kommt v. griech. leios, »glatt«) die Nahrungsmittel unverdaut abgehen.

Lienz (spr. li-enz), Stadt in Tirol, 667 m ü. M., nahe der Grenze Kärntens, am Einfluß der Isel in die Drau und an der Südbahnlinie Marburg-Franzensfeste gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein stattliches Schloß (Lieburg, aus dem 16. Jahrh.), mit zwei Türmen, jetzt Amtshaus, eine gotische Pfarrkirche (13. Jahrh.) und (1890) 3603 Einw. L. ist als Sommerfrische und als Ausgangspunkt für Touren in die Hohen Tauern und Dolomitalpen viel besucht. In der Umgebung befinden sich die Badeanstalten Leopoldsruhe und Jungbrunn, 2 km nordwestlich das schöne Schloß Bruck und westlich der von der Drau durchbrochene Engpaß der Lienzer Klause, 1809 von den Tirolern erfolgreich verteidigt. In der Nähe stand einst die norische Stadt Aguntum (Aguontum). L. ist der Geburtsort des Geschichtschreibers Beda Weber.

Liepvre (spr. ljäwr'), s. Leberau.

Lier (Lierre), Stadt in der belg. Provinz Antwerpen, Arrondissement Mecheln, am Zusammenfluß der Großen und Kleinen Nethe, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Antwerpen-L., der Bahn Aachen-Antwerpen und der Vizinalbahn L.-Broechem, hat

eine gotische Gommarius-Kirche aus dem 15. Jahrh. mit vortrefflichen Gemälden, ein städtisches Museum, ein Rathaus mit Belfried, ein Lehrerseminar, eine Staats-Knabenmittelschule, Seiden-, Spitzen-, Rübenzucker- und Schuhfabrikation, Stickerei, Salzsiederei, Bierbrauerei und (1890) 20,133 Einw. L. war im Mittelalter durch seine Tuchindustrie berühmt und bis 1784 ein befestigter Platz.

Lier, Adolf, Maler, geb. 21. Mai 1826 zu Herrnhut in Sachsen, gest. 30. Sept. 1882 in Vahrn bei Brixen in Tirol, arbeitete in Zittau als Maurerlehrling, bezog darauf die Dresdener Bauschule, war 1848 bei dem Museumsbau in Basel beschäftigt und wendete sich 1849 nach München, wo er seiner eigentlichen Neigung, der Malerei, folgen konnte und Schüler Richard Zimmermanns wurde. 1861 besuchte L. Paris, wohin er 1864 auf längere Zeit übersiedelte. Hier gewann insbesondere der Landschafter Jules Dupré Einfluß auf ihn, und L. folgte diesem deshalb nach Isle Adam an der Oise. Während er bis dahin im Stil der deutschen Romantik gemalt hatte, wurde fortan die französische Stimmungslandschaft sein Vorbild. Von Frankreich ging L. 1865 nach England und hielt sich drei Monate in London und dessen Umgebung auf, dann ließ er sich in München nieder. Anfangs behandelte er französische Motive (Strand bei Etretat, Mondschein an der Oise, in der Dresdener Galerie), später aber ausschließlich Motive aus der Umgebung Münchens, wobei er in erster Linie nach der Wiedergabe des Stimmungsgehalts der Landschaft strebte, die er bisweilen mit Schafen, Weidevieh, Hochwild u. dgl. staffierte. Mondschein, Nebel- und Regenstimmung bevorzugte er. Seine Hauptbilder dieser Gattung sind: Kanallandschaft von Schleißheim (1868), Landstraße bei München im Regen (1872), Herbstlandschaft am Abend mit heimkehrender Herde (1876), im Eichenwald (1877), Abend an der Isar (1877, Berliner Nationalgalerie), am Starnberger See (1879), Teich an der Landstraße bei Pang (1879), Freisinger Moor bei Dachau (1881), Theresienwiese mit Ruhmeshalle (1882, Münchener Pinakothek) und Sonnenuntergang an der schottischen Küste (1882, Staatsgalerie zu Stuttgart). Von 1869—73 war er auch als Lehrer thätig und hat auch später einen großen Einfluß auf die neuere Richtung der Münchener Landschaftsmalerei geübt.

Liérganes, Flecken in der span. Provinz Santander, im Thal des Küstenflusses Miera, mit Schwefelquellen (23°) und (1887) 1965 Einw.

Liernen, Nebenrippen der Rippengewölbe.

Liernurs pneumatisches System, s. Exkremente, [S. 86.

Lierre (spr. ljär'), Stadt, s. Lier.

Liesborn, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Beckum, am Liesenbach, hat eine schöne gotische kath. Kirche von 1380—1450, eine von Karl d. Gr. gestiftete, von Napoleon I. 1803 aufgehobene Benediktinerabtei, in welcher im 15. Jahrh. der als »Liesborner Meister« bekannte Maler als Mönch lebte, und (1890) 2692 Einw.

Lieschen, beim Mais die die Kolben umschließenden [Hüllblätter.

Lieschgras, s. Phleum.

Lieselberg (Lesselberg), Berg im Odergebirge, im südlichsten Teil des Mährischen Gesenkes, ist 670 m hoch, merkwürdig durch die Quelle der Oder.

Lieser, linksseitiger Nebenfluß der Mosel in der preuß. Rheinprovinz, kommt aus der Eifel und mündet unterhalb Wittlich.

Liesing, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Hietzing-Umgebung, am Liesingbach (Zufluß der Schwechat) und an den Südbahnlinien Wien-Triest und L.-Kaltenleutgeben, hat ein Versorgungshaus der Stadt Wien, Fabriken für Kerzen und Seifen, Druckwaren, chemische Produkte, Tapeten und Metallwaren, eine große Bierbrauerei, Telephoneinrichtung und (1890) 5455 Einw.

Liespfund, ein früher in den Ostsee- und wenigen Nordseehäfen bei Bestimmung der Landfracht übliches Gewicht, gewöhnlich der 20. Teil eines Schiffspfundes, in Dänemark = 8 kg.

Liest, Vogel, s. Baumliest.

Liestal, Hauptstadt des schweizer. Kantons Baselland, 325 m ü. M., im Thal der Ergolz, die hier einen Wasserfall bildet, Station der Zentralbahnlinie Basel-Olten-Luzern u. der Straßenbahn L.-Waldenburg, mit (1888) 4927 meist evang. Einwohnern. In einem Seitenthal das Bad Bubendorf (s. d.).

Lietzenburg, alter Name von Charlottenburg (s. d.).

Lieue (spr. ljö'), die franz. Meile, früher in verschiedener Größe. Man unterscheidet jetzt eine L. zu 18, eine L. marine zu 20 und eine L. géographique oder die alte L. de France zu 25 auf den Äquatorgrad.

Lieutenant, s. Leutnant.

Lieven, Christoph Andrejewitsch, Fürst von, russ. Diplomat, geb. 17. Mai 1774, gest. 10. Jan. 1839 in Rom, stammte aus einem alten baltischen Geschlecht, welches seinen Ursprung von Kaupo, dem letzten Livenfürsten, herleitete. Er war erst Kriegsminister, seit 1809 Gesandter in Berlin und 1812—1834 in London, auf welchem Posten er sich bei den Verhandlungen über die Befreiung Griechenlands und die Trennung Belgiens sehr thätig bewies, und ward dann zum Kurator des Großfürsten Alexander ernannt. — Seine Gemahlin Dorothea, Fürstin von L., geborne v. Benkendorf, geb. 30. Dez. 1784, gest. 27. Jan. 1857 in Paris, spielte geraume Zeit in den Kreisen der Diplomatie eine hervorragende Rolle. Kaum der Kindheit entwachsen, ward sie mit L. vermählt, begleitete denselben nach Berlin und London und galt hier als einflußreiches Mitglied der diplomatischen Zirkel. Schon 1828 zur Ehrendame der Kaiserin ernannt, erhielt sie 1834 am russischen Hofe eine selbständige Stellung. 1837 ließ sie sich in Paris nieder und verließ seitdem diese Stadt nur vorübergehend, so nach Ausbruch der Revolution von 1848, wo sie nach London, und im Februar 1854 nach Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und den Westmächten, wo sie nach Brüssel übersiedelte. Seit 1855 verließ sie Paris nicht mehr. Ihr Salon im alten Hôtel Talleyrand war geraume Zeit neutraler Sammelplatz der europäischen Diplomatie und der politischen Größen Frankreichs.

Lievensz (Livens), Jan, holländ. Maler und Radierer, geb. 24. Okt. 1607 in Leiden, gest. im Juni 1674 in Amsterdam, lernte erst bei Joris van Schooten, dann bei P. Lastman zu Amsterdam und bildete sich unter dem Einfluß Rembrandts weiter aus. Im 24. Jahre ging er nach England, wo er Karl I., die Königin und viele Vornehme malte. Sodann ließ er sich in Antwerpen nieder, wo er 1634—35 in die St. Lukasgilde trat. 1661 wurde er in die Malergilde im Haag aufgenommen und war zuletzt wieder in Leiden und Amsterdam thätig. L. stand anfänglich vollkommen unter dem Einfluß Rembrandts, später jedoch berührten ihn auch die Kunstweisen van Dycks und Rubens'. Von seinen Historienbildern sind die Enthaltsamkeit des Scipio im Stadthaus zu Leiden,

die Verherrlichung des Friedens im Reichsmuseum zu Amsterdam, das Opfer Abrahams im Museum zu Braunschweig, die Heimsuchung Mariä im Louvre zu Paris hervorzuheben. Porträte von seiner Hand besitzen das Reichsmuseum zu Amsterdam, die Münchener Pinakothek, die kaiserliche Galerie in Wien, die Dresdener Galerie und das Berliner Museum. Er hat auch Landschaften gemalt. Seine Radierungen (etwa 60) stehen an malerischer Kraft denen Rembrandts nach, erreichen sie aber in der Durchbildung des Helldunkels.

Liévin (spr. ljewäng), Flecken im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Béthune, an der Souchez, hat Steinkohlenbergbau (jährlicher Ertrag ca. 450,000 Ton.), Bierbrauerei, Zuckerfabrikation und (1891) 12,417 Einw.

Liezen, Marktflecken in Steiermark, 659 m ü. M., im Ennsthal, an der Staatsbahnlinie Bischofshofen-Selzthal gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Schloß, Eisenwerken, Torfgewinnung, Dampfsäge, Pferdemärkten und (1890) 1897 Einw. Nördlich führt der Pyhrnpaß (945 m) in das Steyrthal.

Liezen-Mayer, Alexander, Maler, geb. 24. Jan. 1839 in Raab (Ungarn), besuchte die Wiener und die Münchener Akademie und seit 1862 das Atelier Pilotys. Unter des letztern Leitung malte er: die Königinnen Maria und Elisabeth von Ungarn am Grabe Ludwigs d. Gr. und die Krönung Karls von Durazzo im Dom zu Stuhlweißenburg. Drei Jahre später erhielt er in einer akademischen Konkurrenz den ersten Preis, und es wurde ihm die Ausführung des Bildes: Elisabeth von Thüringen wird heilig gesprochen, übertragen. 1867 malte er: Maria Theresia, das Kind einer armen Kranken säugend, und dann den Vorhang des Theaters am Gärtnerplatz in München: die Poesie, von den Musen umgeben. 1867 verließ er die Akademie, um sich mit Porträtmalen zu beschäftigen. Auch zeichnete er Illustrationen zu Goethe und Schiller. 1870 begab er sich nach Wien, wo er den Kaiser und mehrere Angehörige der Aristokratie porträtierte. 1872 kehrte er nach München zurück. In demselben Jahre malte er Imogen und Jachimo nach Shakespeares »Cymbeline«, Szenen aus Goethes »Faust« und 1873 die Unterzeichnung des Todesurteils der Maria Stuart durch Elisabeth (Museum zu Köln), eins seiner Hauptwerke, bei welchem freilich der Schwerpunkt in der virtuosen Stoffmalerei liegt. Es folgten drei Kartons zu Scheffels »Ekkehard«, 50 Kartons zu Goethes »Faust« und 32 Illustrationen zu Schillers »Lied von der Glocke«, die durch Holzschnitt vervielfältigt worden sind. Im Oktober 1880 folgte er einem Ruf als Direktor der Kunstschule nach Stuttgart, kehrte aber 1883 nach München zurück, wo er als Professor der Historienmalerei an der Kunstakademie thätig ist. Von seinen neuern Werken sind noch zu nennen: Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I. (1889) und Frühling (Kohlezeichnung).

Lifa, s. Phoenix.

Lifanjüan (»unterthänige Landschaften«), die chines. Besitzungen Mongolei, Dsungarei, Kuku-Nor, Turkistan und Tibet, s. China, S. 58.

Life-preserver (engl., spr. laif-priſérwer, »Lebensschützer«), Stock mit Bleiknopf oder dgl., Totschläger.

Liffey (spr. liffi), Fluß in der irischen Provinz Leinster, entspringt in der Grafschaft Wicklow und mündet nach sehr gewundenem, 114 km langem Lauf in die Bai von Dublin. Er ist durch den Royal Canal (s. d.) mit dem Shannon verbunden.

Lifford, Hauptstadt der irischen Grafschaft Donegal, am Foyle, Strabane gegenüber, mit nur 500 Einw.

Lift (engl.), Aufzug, Fahrstuhl.

Lifu (Chalrol), s. Loyaltyinseln.

Liga (ital., »Band, Bündnis«, franz. Ligue, spr. ligh'), im 16. und 17. Jahrh. gleichbedeutend mit Alliance; doch bezeichnet die Geschichte einige Bündnisse vorzugsweise mit dem Namen L. Dahin gehört zunächst die L. fürs Gemeinwohl (la Ligue du bien public), 1465 gegen Ludwigs XI. von Frankreich Despotie geschlossen. An der Spitze standen der Graf Karl von Charolais (der spätere Karl der Kühne von Burgund), der Herzog Karl von Berri, Franz II. von Bretagne und der Graf Armagnac, welche im Frieden von St.-Maur von Ludwig XI. einige nachher nicht gehaltene Versprechungen erzwangen. Die L. von Cambrai, ein Bündnis, welches König Ludwig XII. von Frankreich 1508 mit dem Kaiser Maximilian, dem König Ferdinand von Spanien und Papst Julius II. hauptsächlich zur Demütigung Venedigs schloß, löste sich bei dem gegenseitigen Mißtrauen schon 1510 wieder und machte der Heiligen L. Platz, die im Oktober 1511 zwischen dem Papste, dem König Ferdinand von Spanien und Venedig gegen den Kaiser Maximilian I. und den König Ludwig XII. von Frankreich vereinbart wurde. Auch England trat im folgenden Jahre bei. Den Namen der Heiligen L. erhielt sie wegen der Teilnahme des Papstes. Sie löste sich 1513 mit dem Tode des Papstes auf. Aus demselben Grunde erhielt das im Mai 1526 zu Cognac zwischen dem Papst, Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England geschlossene Bündnis den Namen der Heiligen L.; dieselbe endete mit dem Frieden zu Cambrai, 1529. Als 1537 die protestantischen Fürsten zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses in Schmalkalden ihr Bündnis erneuert hatten, vereinigten sich auch die katholischen Fürsten und die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg in Nürnberg 10. Juni 1538 zur Katholischen oder Heiligen L.; doch ward ihrer Wirksamkeit schon durch den Waffenstillstand von Frankfurt 19. April 1539 ein Ziel gesetzt. Eine L., ebenfalls die Heilige genannt, ward in Frankreich Mitte Januar 1576 unter den eifrigen Katholiken unter der Führung des Herzogs Heinrich von Guise und seines Bruders, des Herzogs von Mayenne, geschlossen zur Bekämpfung der Hugenotten und der Nachfolge des protestantischen Heinrich von Navarra. Dieser Heiligen L. schloß sich im Januar 1585 auch der König von Spanien an. Sie entfachte und leitete den Bürgerkrieg gegen die Könige Heinrich III. und Heinrich IV. Indes benahm der letztere 1593 durch seinen Übertritt zum Katholizismus und die Aufhebung des päpstlichen Bannes der L. den Vorwand ihrer Existenz. Sie löste sich daher 1596 auf; ihre Anhänger erhielten Amnestie, die Spanier mußten Frankreich räumen. Vgl. Graf de l'Epinois, La Ligue et les papes (Par. 1886). Eine andre Katholische L. wurde der protestantischen Union gegenüber 10. Juli 1609 zu München von den Bischöfen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Passau und Regensburg unter Oberleitung des Herzogs Maximilian von Bayern zur Erhaltung der katholischen Religion geschlossen; in der Folge traten ihr auch die übrigen katholischen Stände des bayrischen und schwäbischen Kreises und die drei geistlichen Kurfürsten sowie 1613 der Kaiser Matthias bei. Bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges stand die L. dem Kaiser Ferdinand II. bei; ihr Heer unter Maximilian

von Bayern und Tilly siegte über die böhmischen Protestanten am Weißen Berge (1620), vertrieb den Kurfürsten von der Pfalz aus seinen Erblanden und trug durch die katholischen Restaurationsversuche den Krieg auch nach Norddeutschland. Seit Wallensteins Auftreten (1626) verminderte sich aber ihr Ansehen gegen das des Kaisers, und Gustav Adolfs Auftreten brach vollends ihre Kraft. Sie löste sich noch vor dem westfälischen Friedensschluß auf. Ludwig XIII. von Frankreich schloß 1629 eine L. mit Venedig, Florenz, Mantua, Genua, der auch der Herzog von Savoyen beitreten mußte; ihr Zweck war, die italienischen Fürsten vor Spanien zu sichern. — Ligue germanique heißt bei den französischen Publizisten der deutsche Fürstenbund (s. d.). — Über die Patriotenliga s. d.

Ligade (v. lat. ligare, »binden«), s. Fechtkunst, [S. 245.

Ligamenta (lat.), in der Anatomie soviel wie Bänder (s. d.), z. B. l. capsularia, Kapselbänder der Gelenke; l. flava, gelbe Bänder zwischen den Wirbelbogen; l. nuchae, Nackenband, s. Nacken; L. Poupartii, Leistenband, s. Leistengegend.

Ligarius, Quintus, röm. Senator und Anhänger des Pompejus, kämpfte 49 gegen die Cäsarianer unter Curio und 46 gegen Cäsar selbst, der ihn nach der Schlacht bei Thapsos gefangen nahm und verbannte. Von Älius Tubero angeklagt, wurde er von Cicero in der noch vorhandenen Rede »Pro Ligario« verteidigt und nunmehr von Cäsar völlig begnadigt. Gleichwohl beteiligte er sich an der Verschwörung gegen Cäsar, worauf er 43 durch die Proskriptionen der Triumvirn den Tod fand.

Ligāto (ital.), soviel wie Legato.

Ligatūr (lat.), in der Musik soviel wie Bindung, die Zusammenziehung zweier Noten von gleicher Tonhöhe zu einem einzigen Ton, was durch einen über beide Noten gezogenen Bogen angezeigt wird; in der mittelalterlichen Mensuralmusik Zeichen, welche mehrere Noten zusammenfaßten, eins der schwierigsten Kapitel der Mensuraltheorie (vgl. Riemann, Studien zur Geschichte der Notenschrift, S. 239—253). — Über L. als chirurgische Operation s. Unterbindung. — In der Paläographie nennt man L. das Zusammenziehen einzelner Buchstaben, welches von den Schreibern des Mittelalters, um Raum zu sparen, oder aus Bequemlichkeit, um die Feder nicht abzusetzen, geübt wurde. Von der Handschrift ging die L. auf die anfangs aus Holz geschnittenen, später gegossenen Lettern über, namentlich bei æ, œ, ch, st ꝛc.

Liger, antiker Name der Loire.

Lightfoot (spr. laitfūt), Joseph Barber, engl. Theolog, geb. 13. April 1828 in Liverpool, gest. 21. Dez. 1889 in Bournemouth, studierte im Trinity College zu Cambridge, wurde daselbst 1858 Universitätsprediger, 1861 Kaplan des Prinzen Albert, 1862 des Bischofs von London (bis 1879) und Ehrenkaplan der Königin, dabei 1871—79 Kanonikus am St. Paul's College in London, inzwischen 1861 Hulsean-Professor und 1875 Lady Margaret-Professor in Cambridge und 1879 zum Bischof von Durham ernannt. L. hat sich durch seine Kommentare zu den Briefen an die Galater, Philipper, Kolosser und Philemon, die alle vielfach aufgelegt wurden, und seine Ausgabe der apostolischen Väter: »Clemens von Rom« (1869, Nachtrag 1877; 2. Ausg. 1890, 2 Bde.), »Ignatius und Polykarp« (1885, 3 Bde.; 2. Ausg. 1890) einen Namen gemacht. Eine neue Ausgabe des Ganzen veranstaltete Harmer (Lond. 1891). Auch gehörte er der Kommission zur englischen Bibelrevision an; vgl. seine Schrift »On a fresh revision of the English New Testament« (2. Aufl. 1872). Außerdem erschienen: »Essays on the work entitled Supernatural religion« (1889); »Dissertations on the apostolic age« (1892); »Biblical essays« (1893). Vgl. Westcott, Bishop L. (Lond. 1894).

Lightning-Expedition (spr. laitning-), 1868, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Ligieren (lat., »binden«), beim Fechten eine Ligade ausführen; s. Fechtkunst, S. 245.

Ligne (franz., spr. linj'), früheres Längenmaß, s. Linie.

Ligne (spr. linj'), altes Geschlecht in Belgien, das seinen Stammsitz im Hennegau und vom Städtchen L. bei Tournai seinen Namen hat. Die namhaftesten Sprößlinge desselben sind:

1) Karl Joseph, Fürst von, geb. 23. Mai 1735 in Brüssel, gest. 13. Dez. 1814, Sohn des k. k. Feldmarschalls Claudius de L., widmete sich dem Studium der klassischen Litteratur und der Kriegswissenschaften, trat 1752 in österreichische Kriegsdienste und focht mit Auszeichnung im Siebenjährigen Krieg. Als Generalleutnant führte er im Bayrischen Erbfolgekrieg unter Laudon die Avantgarde. Nach dem Frieden bereiste er Italien, die Schweiz und Frankreich und stand mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit, wie Rousseau, Voltaire, Laharpe, Friedrich d. Gr., in litterarischer Verbindung. Auf mehreren diplomatischen Sendungen nach Petersburg gewann er die Gunst der Kaiserin Katharina II. und erhielt von derselben den Titel eines russischen Feldmarschalls und ein Landgut in der Krim. 1789 befehligte er einen Teil des Heeres unter Laudon, welches Belgrad belagerte und einnahm. 1808 ernannte ihn der Kaiser Franz I. zum ersten Feldmarschall, ohne ihm jedoch ein Kommando zu übertragen. Als Bonaparte 1803 die Sequestration der zahlreichen Güter des Hauses L. aufhob, übertrug der Fürst seine Rechte auf seinen Sohn Ludwig Lamoral (geb. 7. Mai 1766, gest. 10. Mai 1813). Seine geistvolle, witzige Unterhaltung war berühmt. Von seinen für die Zeitgeschichte nicht unwichtigen Schriften sind hervorzuheben die »Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires« (Wien u. Dresd. 1795—1811, 34 Bde.), denen sich die »Œuvres posthumes« (das. 1817, 6 Bde.) und »Vie du prince Eugène de Savoie« (Weim. 1809) anreihen. Eine Auswahl von seinen Briefen und kurzen Aufsätzen veranstaltete Frau v. Staël unter dem Titel: »Lettres et pensées« (Par. 1809, 2 Bde.), Malte-Brun u. a.; eine neue Ausgabe seiner Werke besorgte A. Lacroix (Brüssel 1860, 4 Bde.). Vgl. Thürheim, Feldmarschall Karl Joseph, Fürst de L. (Wien 1876); Du Bled, Le prince de L. et ses contemporains (Par. 1890).

2) Eugen Lamoral von, Fürst von Amblise und Epinoy, Grande von Spanien, Enkel des vorigen, geb. 28. Jan. 1804, gest. 20. Mai 1880, folgte 1814 seinem Großvater in der Fürstenwürde, war 1830 bei der Trennung Belgiens von Holland von einer Partei zum König des erstern ausersehen, ging jedoch nicht darauf ein und war 1842—48 bevollmächtigter Minister Leopolds I. am französischen Hofe. 1851 ward er Mitglied und 1852 Präsident des belgischen Senats. 1879 legte er dies Amt nieder, da er mit der liberalen Politik der Regierung nicht einverstanden war. Sein Erbe war sein Enkel Ludwig Lamoral (geb. 18. Juli 1854).

Lignières (spr. linjǟr'), Stadt im franz. Depart. Cher, Arrond. St.-Amand, links am Arnon, hat ein Schloß, Mühlsteinbrüche und (1891) 2519 (als Gemeinde 3029) Einw.

Lignin (Lignose, Sklerogen) $C_{19}H_{24}O_{10}$, die Substanz, welche beim Verholzungsprozeß die ursprünglich zarten Wandungen der Zellen und Gefäße verdickt und den unverdaulichen Teil der Futterpflanzen, die Rohfaser, bildet. Das L. ist wohl ein Gemenge verschiedener Substanzen, es wird durch schwefelsaures Anilin gelb und durch Phloroglucin und Salzsäure rot gefärbt und bietet dadurch Gelegenheit, Holzstoff im Papier nachzuweisen.

Lignit, s. Braunkohle.

Lignographie (lat.-griech.), ein in England erfundenes Verfahren des direkten Farbendrucks auf dünne Holzplatten, durch welches sehr schöne Effekte erzielt wurden, hat sich indes als zu zeitraubend und infolgedessen auch zu kostspielig erwiesen, um Einführung in die allgemeine Praxis finden zu können.

Lignon (spr. linjóng), zwei Nebenflüsse der obern Loire in Frankreich, wovon der eine (L. Forézien) in den Bergen von Forez entspringt, ein malerisches Gebirgsthal durchströmt und nach 50 km langem Lauf unterhalb Feurs links in die Loire mündet, während der andre (L. Vellave) am Mont Mézenc seinen Ursprung nimmt, tiefe Schlünde durchfließt und, 75 km lang, bei der Eisenbahnstation Pont-de-Lignon sich rechts in die Loire ergießt.

Lignōse (v. lat. lignum, »Holz«), der Holzstoff der Pflanzenzelle, s. Lignin; auch ein Dynamit aus nitriertem Holzmehl und Nitroglycerin.

Lignum, Holz; L. campechianum, Blauholz, Kampeschehholz; L. benedictum, Guajaci, L. sanctum, Guajakholz, Pockholz, Franzosenholz; L. Quassiae (surinamensis), Quassia; L. Pavanum, L. Sassafras, Sassafras, Fenchelholz.

Ligny (spr. linnji), 1) L.-en-Barrois, Stadt im franz. Depart. Maas, Arrond. Bar-le-Duc, am Ornain, am Marne-Rheinkanal und der Ostbahn, hat Schloßruinen, eine Kirche mit dem Grabmal des Marschalls Luxembourg, Fabrikation von Wirkwaren, optischen und mathematischen Instrumenten, Loh- u. Sämischgerberei und (1891) 4845 Einw. — 2) Dorf in der belg. Provinz und dem Arrond. Namur, mit 1663 Einw., geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht, die hier Napoleon I. 16. Juni 1815 der preußischen Armee unter Blücher lieferte. Die Preußen verloren 12,000 Mann an Toten und Verwundeten und 21 Geschütze und waren entschieden geschlagen, während der Verlust der Franzosen sich auf 8000 Mann belief. Aber der Eindruck der Niederlage wurde sofort verwischt durch die Art, wie Blücher den Rückzug ordnete und 40 Stunden später entscheidend in Wellingtons Kampf mit Napoleon eingriff. Vgl. v. Treuenfeld, Die Tage von L. und Belle-Alliance (Hannov. 1880).

Ligroïn, s. Erdöl, S. 916.

Ligroïnlampe, s. Lampen, S. 989.

Ligue, s. Liga.

Ligues de l'enseignement (franz., spr. ligh' bangßänj'máng), s. Bildungsvereine.

Ligŭla (lat.), das Blatthäutchen, eine quer über den Grund des Blattes laufende Hautleiste, besonders an den Blättern der Gräser.

Ligulārbildungen, die vertikalen Ausgliederungen des Blattes auf der Grenze zwischen Blattscheide und übrigem Blatt. Durch dieselben zeichnen sich die Blätter der Gräser (s. Ligula) und manche Blumenblätter, z. B. die der Sileneen, aus. Auf Blumenblättern stehende L. bezeichnet man auch als Nebenkrone, die z. B. bei der Narzisse als besonders gefärbter schüsselförmiger Teil in der Mitte der Blumenkrone hervortritt. Auch die Blatttuten (s. Blatt, S. 55) sind eine Ligularbildung.

Ligulātus (lat.), in der Botanik soviel wie bandförmig.

Liguliflorae, Zungenblütige, Unterfamilie der [Kompositen.

Liguōri, Alfonso Maria de, Stifter der Liguorianer oder Redemptoristen (s. d.), geb. 1696 in Neapel, gest. 1. Aug. 1787, studierte anfangs die Rechte, dann Theologie, ließ sich 1726 zum Priester weihen und gründete 1732 zu Villa Scala mit päpstlicher Erlaubnis einen klösterlichen Verein des allerheiligsten Erlösers (Congregazione del San Redentore), dessen Glieder sich dem Dienste der Ärmsten und Verlassenen im Volke widmen sollten. Obwohl L. 1762 Bischof von Sant' Agata de' Goti in der Provinz Principato ulteriore wurde, zog er sich doch 1775 in die von ihm gestiftete Kongregation zu Nocera, San Michele dei Pagani, zurück. Er ward 1816 selig, 1839 heilig gesprochen und der 2. August ihm geweiht; 1871 wurde er zum »Lehrer der gesamten Kirche« proklamiert. Seine Schriften sind oft herausgegeben worden, deutsch in 42 Bänden (Regensb. 1842—47); seine »Theologia moralis« besonders von Haringer (2. Aufl., das. 1881, 8 Bde.), ferner seine »Briefe« (das. 1893—94, 3 Bde.). Sein Leben beschrieben unter andern Gisler (Einsiedeln 1887) und Dilgskron (Regensb. 1887, 2 Bde.).

Liguorianer, s. Redemptoristen.

Ligurien, das Land der Ligurer, eines politisch nie geeinigten Volkes in Oberitalien, über dessen ethnographische Zugehörigkeit bis jetzt nichts Sicheres ermittelt worden ist; fest steht nur, daß sie weder Kelten noch Iberer waren, obschon sie letztern im Äußern glichen. Die Sikuler im S. Italiens, einst Urbewohner von Südetrurien u. Latium, waren ligurischen Stammes. Daß diese Ligurer oder (griech.) Ligyer in den ältesten Zeiten ein mächtiges Volk waren, sehen wir daraus, daß Eratosthenes die ganze westliche Halbinsel Europas die ligustische nennt, daß Herodot sie in der Gegend von Massilia kennt, und daß man dem ganzen Meer südlich von Gallien den Namen des Ligurischen oder Ligustischen Meeres beilegte, welcher später nur dem Meerbusen von Genua verblieb. Das in der ältesten Zeit von den Ligyern bewohnte Küstenland am Mittelmeer umfaßte westlich die Rhônemündungen, östlich die Küsten Tyrrheniens; spätere Schriftsteller beschränken die Ausdehnung des Volkes beiderseits bedeutend. Augustus stellte den Umfang Liguriens so fest, daß im W. der Varus (Var) und die Alpen bis zum Vesulus (Monte Viso), im N. der Padus (Po) bis in die Gegend der Ticinusmündung und im O. der Macra (Magra) die Grenzen bildeten. Erst nach langwierigen Kämpfen, welche fast das ganze zweite vorchristliche Jahrhundert hindurch dauerten, unterwarfen sich die Römer das Volk. Die Ligurer waren ebenso gute Jäger wie tüchtige Krieger und besonders gute Schleuderer. Auch als Seefahrer gewandt und geübt, trieben sie auf kleinen und schlechten Fahrzeugen bis zu den Säulen des Herkules Schiffahrt und Seeräuberei. Ihre Hauptbeschäftigung aber war Viehzucht. Sie brachten Schlachtvieh, Häute, Pferde und Maultiere, Wachs, Honig, Leibröcke und Kriegsmäntel zur Ausfuhr, und zwar von Genua aus, ihrem Hauptmarkt, wo sie auch ihre Be-

dürfnisse, namentlich Öl und Getreide, holten. Ihre wichtigsten Ortschaften waren außer Genua: Nicäa, (Nizza), Savo (Savona), Hasta (Asti) und Dertona (Tortona); ihre wichtigsten Stämme innerhalb Italiens die Friniates, Apuani, Ingauni, Intimilii, Taurini ꝛc. S. Karte bei »Italia«. Die jetzige Landschaft (Compartimento) L. des Königreichs Italien umfaßt die Provinzen Genua und Porto Maurizio mit einem Flächenraum von 5278 qkm (95,9 QM.) und (1881) 892,373 (nach der Berechnung für Ende 1893: 964,615) Einw. (Näheres s. unter den einzelnen Provinzen.) Vgl. Issel, Liguria geologica e preistorica (Genua 1893, 3 Bde.).

Ligurische Republik, Name der Republik Genua seit der Konvention, welche dieselbe 6. Juni 1797 mit Bonaparte schloß, und infolge deren ihre bisherige aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelt wurde. Dieselbe trat 1. Jan. 1798 in Kraft. Die oberste Verwaltung führte ein Direktorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Der Gesetzgebende Körper zerfiel in den Rat der Alten und in den Rat der Sechziger. Beide Räte wählten die Mitglieder des Direktoriums. Ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich sollte das Bestehen der neuen Republik nach innen und außen sicherstellen. 1802 trat an die Stelle des Direktoriums wieder ein Doge. Nachdem die Republik im Juni 1805 dem französischen Kaiserreich einverleibt worden, ward ihr Gebiet in die drei Departements Apennin, Genua und Montenotte eingeteilt.

Ligurisches Meer (im Altertum Sinus Ligusticus), der nördlichste Teil des westlichen Mittelmeers zwischen der ligurischen Küste und Corsica sowie dem Toscanischen Archipel, bildet im N. den Golf von Genua. Steilufer ringsum und ebenso steiler Abfall des Meeresgrundes zu beträchtlicher Tiefe, infolgedessen Armut an Fischen, charakterisieren diesen Teil des Mittelmeers. Dafür sind seine Ufer mit ihren zahlreichen Buchten und Vorgebirgen ebenso ausgezeichnet durch ihre Naturschönheiten wie durch treffliche, die Anwohner zum Schiffahrtsbetrieb bestimmende Häfen: Genua, Savona, Spezia, Avenza, Porto Maurizio u. a. S. Karte »Italien, nördliche Hälfte«.

Ligurische Stufe (nach dem Vorkommen benannt), oligocäne Schichten, s. Tertiärformation.

Ligurit, s. Titanit.

Ligustrum *Tourn.* (Liguster, Hartriegel, Rainweide), Gattung aus der Familie der Oleaceen, kahle Sträucher oder kleine Bäume mit dauernden oder doch sehr spät abfallenden, ganzen Blättern, endständigen, weißen, zusammengesetzten Blütentrauben und zweifächerigen Beeren. Etwa 35 Arten, die meisten in China, Ostindien, im Indischen Archipel und in Japan. L. vulgare *L.* (Beinholz, Tintenbeerstrauch, Zaunriegel) ist ein 1,5—4,5 m hoher Strauch in Mittel-, West- und Südeuropa und den Kaukasusländern, hat gegen- oder zu drei wirtelständige, elliptische, bis 5 cm lange, etwas lederartige, in Südeuropa erst im nächsten Frühjahr abfallende Blätter, länglich pyramidenförmige Blütentrauben mit stark riechenden Blüten und härtliche, schwarze, auch weiße, gelbe oder grüne Beeren. Man kultiviert diesen Strauch wie auch mehrere japanische Arten in Gärten und benutzt ihn vorteilhaft zu Hecken. Das Holz ist glatt, hart, zäh und fest und dient zu Drechsler- und Schnitzarbeit sowie zu Pflöcken für die Schuhmacher. Die biegsamen jungen Zweige benutzt man zu Korbarbeiten. Auf L. lucidum *Ait.* in China, einem immergrünen Baum mit paarweise stehenden, dicken, lederartigen Blättern, weißen Blüten und purpurroten Früchten, lebt die Wachsschildlaus, welche Wachs erzeugt und auch auf einer Esche (Fraxinus chinensis) gezüchtet wird.

Li Hung Tschang, chines. Staatsmann und Feldherr, geb. 1823 in der Provinz Nganhui als Sohn eines armen Gelehrten, erhielt eine gute Erziehung, bestand seine Prüfungen mit Erfolg und trat 1848 in die Akademie der Hanlin ein. Als 1853 der Aufstand der Taiping sich auch in seine Heimatsprovinz verbreitete, stellte sich L. an die Spitze einer kleinen Streitmacht und trieb sie zurück. Hierfür ernannte ihn der Generalgouverneur der beiden Kiang, Tseng Kuo Fan (der Vater des Gesandten Marquis Tseng), zu seinem Sekretär; 1861 wurde er zum Provinzialrichter in Tschekiang, dann zum Gouverneur der Provinz Kiangsu befördert. Bei der Eroberung dieser von den Rebellen besetzten Provinz zeigte er solches Geschick und solche Tapferkeit, daß er den Ehrentitel eines Gouverneurs der kaiserlichen Prinzen, später wegen seiner verdienstlichen Operationen mit einer Flotte vor Nanking den erblichen Adel erhielt. 1864 wurde er Nachfolger seines Gönners Tseng als Generalgouverneur der beiden Kiang. 1872 wurde er Großkanzler des Reiches und leitete hauptsächlich die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten. 1883—84 führte er den Oberbefehl über die Truppen in den an Tongking grenzenden Provinzen und leitete zum Teil die Verhandlungen mit Frankreich. Dann wurde er zum Vizekönig von Tschili und zum Generaldirektor des Handels der nördlichen Provinzen ernannt. Er übte auf die Regierung des Reiches großen Einfluß aus, begünstigte den Verkehr mit den Europäern und führte mit deren Hilfe manche Reformen ein. 1895 begab er sich nach Japan, um die Friedensverhandlungen zu führen, wurde im März in Simonosaki von einem fanatischen Japaner durch einen Schuß in das Gesicht verwundet, führte dennoch die Verhandlungen zu Ende und schloß den Frieden ab. Darauf wurde er als Kanzler des Reiches nach Peking berufen. Sein älterer Bruder, Li Han Tschang, ist Generalgouverneur von Kuantung.

Liieren (franz.), verbinden, vereinigen.

Lijmfjord, s. Limfjord.

Lika, 1) Schlundfluß im kroatisch-slawon. Komitat Lika-Krbava, entspringt im Karstgebiet an den nordöstlichen Abhängen des Velebitgebirges, fließt dann in südöstlicher Richtung, stürzt sich nach 85 km langem Lauf in einen Felsenschlund und mündet submarin in das Adriatische Meer. — 2) Hochebene im kroatisch-slawon. Komitat Lika-Krbava, wird von der Lika durchströmt, ist wenig fruchtbar und schwach bevölkert. Die Einwohner (die Likaer) leben nur von dem kargen Ertrag des Bodens, sprechen Serbisch (die herzegowinische Mundart) und waren früher als raubsüchtig bekannt.

Lika-Krbava, Komitat in Kroatien-Slawonien, das 1886 aus dem ehemaligen Lika-Otočaner Militärdistrikt gebildet wurde. Es grenzt im W. an das Adriatische Meer, im N. an das Komitat Modrus-Fiume, im O. an Bosnien und im S. an Dalmatien, umfaßt 6211 qkm (112,8 QM.), wird von den Gebirgszügen der Kleinen Kapella, der Pljesevica und des Velebit erfüllt, von den Schlundflüssen Lika, Krbava, Jadova und Gačka bewässert und hat (1890) 190,978 griechisch-orientalische und römisch-kath. Einwohner. Als Karstgebiet ist L. wenig fruchtbar und meist nur in den Mulden und auf den Hochebenen

bewohnt. Die bedeutendsten größern Hochebenen und Thäler sind: Lika, Gacka, Krbava, Korenica und Zrmanja, Sitz des Komitats ist Gospić.

Likariöl, ätherisches Öl aus dem in Französisch-Guayana (Cayenne) gewonnenen Holz der weißen Zeder (Licaria canali), welches als Bois de rose femelle in den Handel kommt, vielleicht aber auch von einer Lauracee (Acrodiclidium) herstammt, ist fast farblos, leichter als Wasser, riecht nach Rosen und Zitronen und wird in der Parfümerie benutzt. L. auch soviel wie Linaloëöl, s. Linaloëholz.

Liki-Liki, s. Port Breton.

Likör (v. lat. liquor, »Flüssigkeit«), aromatisches, zuckerhaltiges, geistiges Getränk, welches aus Spiritus, aromatischen Pflanzensubstanzen und Zucker bereitet wird. Je nach dem Zuckergehalt unterscheidet man Cremes, eigentliche Liköre und doppelte oder einfache Aquavite. Die Cremes sind durch Reichtum an Zucker dickflüssig und werden aus den feinsten Pflanzensubstanzen bereitet. Mit Spiritus vermischte Fruchtsäfte nennt man Ratafias (z. B. Kirschratafia). Der Alkoholgehalt der Liköre richtet sich nach dem Zuckergehalt. Im allgemeinen haben Cremes mit einem Zuckergehalt von 0,34—0,43 kg im Liter einen Alkoholgehalt von 36—40 Proz., Liköre mit einem Zuckergehalt von 0,18—0,33 kg im Liter einen Alkoholgehalt von 40—43 Proz., und Aquavite von 0,04—0,10 kg Zucker im Liter werden 45—59 Proz. stark gemacht. Zur Darstellung werden bisweilen aromatische Pflanzenstoffe mit Wasser destilliert und das an ätherischem Öl reiche wässerige Destillat mit Zucker und Spiritus versetzt. Häufiger löst man ätherische Öle in wenig Spiritus und setzt die Lösung dem Likörkörper, der Mischung von Zucker, Wasser und Alkohol, hinzu (Fabrikation auf kaltem Wege). Solche alkoholische Lösungen ätherischer Öle, welche bisweilen mehrere ätherische Öle enthalten, sind als Liköressenzen im Handel. Will man auch die extraktartigen Bestandteile der Pflanzen verwerten, so zieht man sie mit Spiritus von höchstens 70 Proz. in der Wärme (Digerieren) oder bei gewöhnlicher Temperatur (Macerieren) aus und benutzt diese Tinkturen wie die Liköressenzen. Die mit Tinkturen hergestellten Liköre sind meist bitter und nicht in entsprechender Weise aromatisch, man vermischt sie deshalb wohl mit etwas ätherischem Öl derselben Pflanze oder bereitet von vornherein einen solchen farblosen L. mit ätherischem Öl, dem man durch Zusatz von Tinktur leicht die passende Bitterkeit geben kann. Aus frischen Himbeeren, Kirschen, Erdbeeren, Quitten, Ananas ꝛc. werden Liköre dargestellt, indem man die Früchte zerstampft, den ausgepreßten Saft mit ⅓—½ Spiritus vermischt und zur Klärung lagern läßt. Man löst den Zucker in weichem Wasser und gießt den aufgekochten Sirup durch Flanell. Nimmt man 1,75 kg Zucker auf 1 Lit. Wasser, so erhält man 2 L. Sirup, von welchem das Liter 875 g Zucker enthält und etwa 1326 g wiegt. Für feinere Liköre ist der reinste Zucker anzuwenden, nur die Aquavite oder sehr bittere, extraktreiche Liköre vertragen Melis. Zum Färben der Liköre benutzt man alkoholische Tinkturen von Kochenille, Heidelbeeren, Safflor, Ringelblumen, Kurkuma, ferner Indigolösung, blauen Karmin und Zuckertinktur. Grün erhält man aus Blau und Gelb, Violett aus Blau und Rot. Manche Liköre enthalten Blattgold (Goldwasser) und Blattsilber, welches mit etwas L. fein zerrieben wurde; doch darf man nur ganz reines Gold und Silber anwenden. Die Liköre klären sich durch Lagern. Zur schnellern Klärung mischt man sie mit einem ausgedrückten Brei aus Filtrierpapier und gießt sie durch einen Spitzbeutel. Frisch bereitete Liköre und namentlich die aus Alkohol und ätherischen Ölen gemischten zeigen einen starken Spritgeschmack, der sich erst nach längerm Lagern verliert. Die Feinheit der Liköre, welche durch Lagern erreicht wird, kann man in 24 Stunden erzielen, wenn man sie auf 38—40° erwärmt. Hierbei erhalten die Liköre auch die geschätzte ölige Beschaffenheit. Die Likörkörper kommen in verschiedener Stärke zur Anwendung. Die folgenden Vorschriften, bei welchen Sirup von angegebener Konzentration und Spiritus von 90 Proz. angenommen sind, geben einige Beispiele.

	Spiritus im Liter	Sirup im Liter	Wasser im Liter
Cremes:			
440 g Zucker in 1 Liter; 36 Proz.	4,0	5,0	1,2
400 - " " 1 " 36 "	4,0	4,5	1,7
350 - " " 1 " 38 "	4,2	4,0	2,0
Liköre:			
330 g Zucker in 1 Liter; 40 Proz.	4,45	3,75	2,0
300 - " " 1 " 40 "	4,4	3,5	2,3
275 - " " 1 " 40 "	4,4	3,0	2,8
220 - " " 1 " 42 "	4,7	2,5	3,0
175 - " " 1 " 44 "	4,9	2,0	3,3
Aquavite:			
130 g Zucker in 1 Liter; 45 Proz.	5,0	1,5	3,7
110 - " " 1 " 46 "	5,1	1,25	3,8
100 - " " 1 " 47 "	5,2	1,0	4,0
55 - " " 1 " 48 "	5,3	0,6	4,3
50 - " " 1 " 49 "	5,4	0,5	4,3

Für je 0,1 Lit. Spiritus von 90 Proz., welches man mehr oder weniger nimmt, wird der L. um 1 Proz. stärker oder schwächer, und für je 2 Proz., welche der Spiritus stärker oder schwächer ist als 90 Proz., wird der Likörkörper 1 Proz. stärker oder schwächer. L. heißt auch der aus Kognak und Kandis bereitete Sirup, der jedem Champagner zugesetzt wird. Vgl. Möwes, Die Destillierkunst der geistigen Getränke (9. Aufl., Berl. 1892); Gaber, Die Likörfabrikation (6. Aufl., Wien 1894); Fischer, Likörfabrikation (3. Aufl., Halle 1881); Schedel, Destillierkunst (10. Aufl., Weimar 1893); Stammer, Die Branntweinbrennerei (Braunschweig 1876); Sachsse u. Komp., Anleitung zur Herstellung von Likören, Aquaviten ꝛc. (Leipz. 1888); J. de Brevans, La fabrication des liqueurs et des conserves (Par. 1890); Engelhardt, Handbuch der praktischen Likörfabrikation (Leipz. 1892).


Liktor mit den Fasces.

Likorne (Haubitze), soviel wie Einhorn.

Likörwein, s. Wein.

Liktoren (lat. lictores), die Diener (meist Freigelassene), welche in Rom den höhern Magistraten (vorher den Königen) von Staats wegen zur Dienstleistung und zugleich als Ehrengeleit beigegeben waren. Die Diktatoren hatten deren,

wenigstens in späterer Zeit, 24, die Konsuln je 12, die Kaiser wechselnd 24 oder 12, die Prätoren je 2, wenn sie aber als Befehlshaber im Felde standen oder nach der Prätur eine Provinz verwalteten, je 6, später in den kaiserlichen Provinzen nur 5. Ihre amtliche Thätigkeit bestand darin, daß sie dem Magistrat, in dessen Dienst sie standen, in langer Reihe vorangingen, um die Begegnenden aufzufordern, beiseite zu treten und ihm die schuldige Ehrerbietung zu erweisen, und daß sie die von ihm verfügten Strafen vollzogen. Sie führten als Amtszeichen die sogen. fasces, d. h. Rutenbündel, und zwar in der Stadt seit Einführung des Rechts der Berufung an das Volk (509 v. Chr.) ohne Beile (secures), im Kriege aber, wo die Befehlshaber das Recht über Leben und Tod hatten, mit Beilen. Außer diesen Amtsdienern der einzelnen Magistrate gab es noch lictores curiatii, welche, 30 an der Zahl, ursprünglich gebraucht wurden, um die Kuriatkomitien zusammenzurufen, später, als diese zu einer leeren Form herabgesunken waren, sich statt der Kurien versammelten und die Obliegenheiten derselben erfüllten; wahrscheinlich aus ihrer Mitte wurde dem Flamen Dialis und jeder der Vestalinnen seit 42 v. Chr. ein L. gestellt. S. Abbildung.

Liktraa, auf Island der Aussatz.

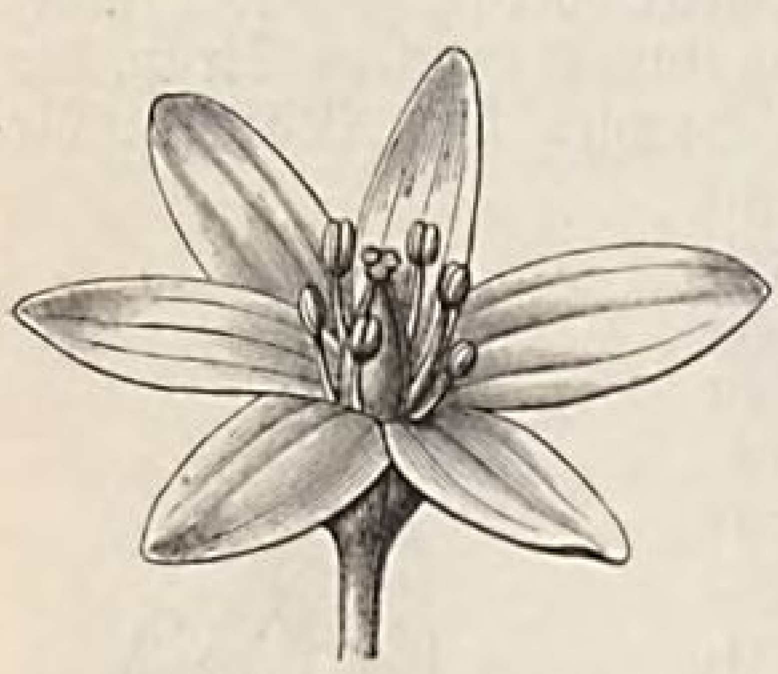
Lila (lilla, span.), ein blasses Violett.

Lila (Lilak), Pflanzengattung, s. Syringa.

Lilachen (Leilachen), s. Bett.

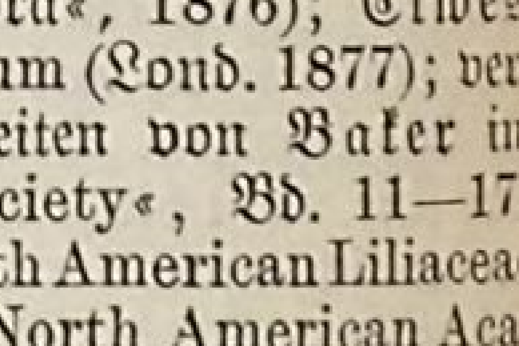
Lila-Füred, Luftkurort, s. Diósgyör.

Liliaceen, monokotyle Familie aus der Ordnung der Liliifloren, meist Stauden, Zwiebel-, selten Knollengewächse; einige haben strauch- und selbst baumartige Stämme, welche zum Teil, abweichend von den übrigen Monokotyledonen, dauernd in die Dicke wachsen und sekundäres Holz bilden, wie Yucca und Dracaena. Die krautartigen haben oft einen einfachen Stengel mit grundständigen Blättern, bei den strauch- und baumartigen ist er meist verzweigt und an seinen obern Enden beblättert. Die am Grunde meist scheidigen Blätter sind stets einfach und ungeteilt, meist linealisch, bisweilen auch röhrenförmig hohl, selten breiter blattartig und gestielt. Die meist großen, gewöhnlich schön gefärbten Blüten (s. Abbildung) stehen einzeln endständig auf dem Stengel oder bilden eine endständige Traube, Ähre, Dolde oder Rispe, welche bisweilen trockenhäutige Deckblätter besitzen. Sie sind meist vollständig, regelmäßig, selten zeigen sie Neigung zur Zygomorphie. Das Perigon besteht aus zwei dreigliederigen, gleichartigen Blattkreisen; entweder sind alle sechs Perigonblätter frei oder mehr oder weniger röhren-, krug- oder glockenförmig verwachsen; die Nektarien befinden sich auf den Blumenblättern oder bilden in den Scheidewänden des Fruchtknotens die sogen. Septaldrüsen. Die sechs Staubgefäße sind in der Röhre des Perigons oder am Grunde der Perigonblätter befestigt. Der oberständige, nur selten halb unter- oder völlig unterständige, aus drei Karpellen zusammengesetzte Fruchtknoten ist dreifächerig und enthält im Innenwinkel jedes Faches wenige oder zahlreiche anatrope Samenknospen. Er trägt einen endständigen, einfachen oder dreigeteilten Griffel. Die Frucht entwickelt sich meist zu einer dreiklappigen Kapsel, bei einigen zu einer Beere oder einem Nüßchen. Die Samen haben meist eine schwarze, krustige oder häutige Schale, ein fleischiges oder knorpeliges Nährgewebe und einen in der Achse des letztern liegenden geraden oder gekrümmten Keimling. Diese durch die Schönheit ihrer Blüten ausgezeichnete Familie mit ungefähr 2600 Arten ist mit Ausnahme der kältesten Klimate über die ganze Erde verbreitet, bewohnt aber in der größten Mehrzahl der Arten die wärmern, gemäßigten und subtropischen Zonen, denen zugleich ihre stattlichsten und baumartigen Formen angehören. Sie sind reich an Schleim, manche enthalten außerdem eine harzartige, bittere Substanz (Aloë) oder einen scharfen Extraktivstoff (Scilla) und finden deshalb medizinische Anwendung; die Allium-Arten zeichnen sich durch ein schwefelhaltiges ätherisches Öl aus und liefern in ihren Zwiebeln oder Blättern Gewürze und Genußmittel; die jungen Stengeltriebe von Asparagus officinalis *L.* sind wertvolle Nahrungsmittel. Neuseeländischer Flachs wird von Phormium tenax, Faserstoffe von verschiedenen Arten von Sanseviera, Akaroidharz von Xanthorrhoea, Sassaparille von Smilax-Arten gewonnen. Zahlreiche, durch Blütenpracht und zum Teil durch Wohlgeruch ausgezeichnete Zierpflanzen sind bemerkenswert aus den Gattungen Tulipa *Tournef.*, Lilium *L.*, Fritillaria *L.*, Funkia *L.*, Agapanthus *Hérit.*, Hyacinthus *L.*, Hemerocallis *L.*, Muscari *Tournef.*, Scilla *L.*, Aloë *Tournef.*, Yucca *L.*, Dracaena *Vand.* u. a. Die L. zerfallen in die Unterfamilien der Melanthioideen (Colchicum u. a.), Asphodeloideen (Asphodelus, Hosta, Aloë u. a.), Allioideen (Allium u. a.), Dracänoideen (Yucca, Dracaena), Asparagoideen (Asparagus, Convallaria, Paris u. a.), Ophiopogonoideen (Sanseviera), Luzuriagoideen (in Australien, Neuseeland und Chile einheimisch) und Smilaxoideen (Smilax). Vgl. Redouté, Les Liliacées (Par. 1802—16, 8 Bde.); Regel, Die Funkia-Arten der Gärten (»Gartenflora«, 1876); Elwes, Monograph of the genus Lilium (Lond. 1877); verschiedene monographische Arbeiten von Baker im »Journal of the Linnean Society«, Bd. 11—17; Watson, Revision of the North American Liliaceae (in den »Proceedings of the North American Academy of Arts«, Bd. 14).


Blüte von Gagea.

Lilie, Pflanzengattung, s. Lilium. — Mexikanische oder spanische L., L. von San Jago, Jakobslilie, s. Amaryllis; Saranahlilie, s. Fritillaria.

Lilie (franz. Fleur de lis, ital. Giglio), ein von der bekannten Blume abgeleitetes, stilisiertes Ornament, das schon frühzeitig auf orientalischen Stoffmustern, seit dem 12. Jahrh. auch in der Heraldik vorkommt (s. die Abbildung). 1179 tritt die L. zuerst im Wappen der französischen Könige auf, welche sie seitdem (anfangs ungezählt, später in der Dreizahl) als Wappenfigur beibehielten. Die L. erschien von da ab auf der Spitze der Zepter, auf Kronenreifen, in Stickerei auf den Gewändern der Könige und den Wappenröcken der Herolde und wurde schließlich als dekoratives Muster auf Tapeten &c. ohne sinnbildliche Bedeutung verwendet.


Heraldische Lilien.

Liliencron, 1) Rochus, Freiherr von, Sprachforscher, geb. 8. Dez. 1820 zu Plön in Holstein, stu-

dierte in Kiel u. Berlin Theologie, sodann die Rechte, seit 1843 aber vorwiegend altdeutsche Sprache und habilitierte sich 1847 für die letztere an der Universität Bonn. Beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges 1848 trat er in ein Freikorps, wurde bald darauf in seinem Vaterland Sekretär im Büreau für die auswärtigen Angelegenheiten und ging 1849 als Bevollmächtigter seiner Regierung nach Berlin, erhielt aber 1850 seine Entlassung und folgte 1852 einem Ruf als Professor der Philosophie nach Jena. Von hier ging er 1855 als Kammerherr und Kabinettsrat nach Meiningen, wo er vorübergehend auch als Intendant der Hofkapelle fungierte und Vorsteher der herzoglichen Bibliothek wurde. Zum Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften ernannt, ließ er sich 1869 in München nieder, um hier im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie die Redaktion der »Allgemeinen deutschen Biographie« zu übernehmen, die er noch heute leitet. Seit dem Herbst 1876 lebt er als Prälat und Propst des St. Johannisklosters (eines adligen Fräuleinstifts) in Schleswig. Unter seinen Publikationen sind hervorzuheben: »Zur Runenlehre« (mit Müllenhoff, Halle 1852); »Lieder und Sprüche aus der letzten Zeit des Minnesangs« (mit Stade, Weim. 1855); »Über die Nibelungenhandschrift C« (das. 1856); »Düringische Chronik« des Johann Rothe (1859); besonders aber die im Auftrag der oben genannten Kommission herausgegebenen »Historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert« (Leipz. 1865—69, 4 Bde. und Nachtrag); »Lucifers Seelengejaidt« von Ä. Albertinus (Stuttg. 1883); »Deutsches Leben im Volkslied um 1530« (das. 1885), letzteres eine Sammlung der schönsten deutschen Volkslieder des 16. Jahrh. mit ihren Melodien, soweit diese zu finden waren; »Liturgisch-musikalische Geschichte der evangelischen Gottesdienste von 1523—1700« (Schlesw. 1893).

2) Detlev von, Dichter und Novellist, geb. 3. Juni 1844 in Kiel, trat in das preußische Heer ein, beteiligte sich an den Feldzügen von 1866 und 1870, nahm seinen Abschied als Hauptmann und lebt in Holstein auf dem Gute Kellinghusen. Mit den soldatisch kräftigen und koloristisch fesselnden Gedichten »Adjutantenritte und andre Gedichte« (Leipz. 1883) trat er als wirkliches Talent in die Litteratur ein. Es folgten der Roman »Breide Hummelsbüttel« (1887), die Novellensammlung »Eine Sommerschlacht« (1886), die Dramen: »Knut der Herr« (1885), »Der Trifels und Palermo« (1886), »Arbeit adelt« (1886) und das Trauerspiel »Die Merowinger« (1888), die Erzählungen: »Unter flatternden Fahnen« (1888), »Der Mäcen« (1889, 2 Bde.), »Krieg und Frieden«, Novellen (1891), sowie »Gedichte« (1889), »Der Haidegänger und andre Gedichte« (1890), »Neue Gedichte« (1893, sämtlich in Leipzig erschienen), die alle ein wahrhaftes, aber unausgeglichenes Talent bekunden.

Lilienfeld, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. St. Pölten, an der Traisen und der Staatsbahnlinie Scheibmühl-Kernhof, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein 1202 von Leopold dem Glorreichen gegründetes Cistercienserstift mit schöner Kirche, gotischem Kreuzgang, Bibliothek, botanischem Garten und Park, Steinkohlenbergbau, Eisenwerke, eine Zementfabrik, Telephoneinrichtung und (1890) 430 (als Gemeinde 2585) Einw.

Lilienhähnchen (Lilienpfeifer), s. Blattkäfer.

Lilienstein, s. Sächsische Schweiz.

Lilienstern, s. Rühle von Lilienstern.

Liliensterne, s. Haarsterne.

Lilienthal, Dorf im preuß. Regbez. Stade, Kreis Osterholz, hat eine evang. Kirche, ein ehemaliges Cistercienser-Nonnenkloster (1230 gegründet, 1631 aufgehoben), ein Amtsgericht und 853 Einw. In L. entdeckte der Astronom Olbers 1802 und 1807 die Asteroiden Pallas und Vesta.

Liliifloren, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem unter den Monokotyledonen, charakterisiert durch meist ansehnliche und farbige Blüten mit dreigliederigen, selten zwei- oder viergliederigen Blütenkreisen, in der Regel sechs Perigonblätter, ebenso viele Staubgefäße und ober- oder unterständigen, aus drei Karpellen zusammengesetzten, dreifächerigen Fruchtknoten, der sich zu einer Kapsel oder einer Beere ausbildet und meist viele mit fleischigem oder knorpeligem Nährgewebe versehene Samen enthält; vorwiegend krautartige Pflanzen mit langen, schmalen, unten scheidigen Blättern und mit Rhizomen, Zwiebeln oder unterirdischen Knollen, seltener mit baumartigem Stamm, enthält die Familien Juncaceen, Stemonaceen, Liliaceen, Amaryllidaceen, Dioskoraceen, Velloziaceen, Takkaceen, Iridaceen und Hämodoraceen.

Lilionëse, kosmetisches Mittel gegen gelbliche Haut, gelbe und braune Flecke, Finnen und Mitesser, besteht im wesentlichen aus einer schwachen Lösung von kohlensaurem Kali; ist nutzlos.

Liliput, in »Gullivers Reisen« von Swift Name eines erdichteten Ländchens, dessen Bewohner (Liliputer, Liliputaner) Daumengröße haben.

Lilith (hebr., die »Nächtliche«), nach dem Targum die Königin von Smaragd, nach den rabbinischen Traditionen die erste Frau Adams und von diesem Mutter von Riesen (auch Ahrimans) und zahllosen bösen Geistern, galt noch bis ins 4. Jahrh. n. Chr. für ein Nachtgespenst, welches Kindern nach dem Leben trachtete. Zur Bannung dieses Nachtgespenstes schrieb die jüngere Kabbala (s. d.) Bannzettel für die Wochenstube vor.

Lilium *L.*, Gattung aus der Familie der Liliaceen, Zwiebelgewächse mit schuppiger Zwiebel, beblättertem Stengel, zerstreut oder wirtelig stehenden, meist schmalen, selten gestielten breitspreitigen Blättern, sechsblätterigen, in eine Traube oder Dolde oder einzeln gestellten abstehenden oder hängenden, selten aufrechten Blüten und dreikantiger Kapsel mit flach gedrückten Samen. 45 Arten in der nördlichen und gemäßigten Zone. L. giganteum *Wall.*, vom Himalaja (zwischen 1500 und 3000 m), 3 m hoch, mit großen, gestielten, herzförmigen Blättern und 12—20 weißen, innen purpurn geflammten Blüten, wird bei uns in Gärten kultiviert. Von den Lilien mit langer, überhängender Blüte und schmalen, nichtgestielten Blättern, die sämtlich in Südostasien heimisch sind, trägt L. japonicum *Thunb.*, aus Japan, gewöhnlich einzeln stehende, unvergleichlich schöne weiße Blüten, die bei einer Varietät rosenrot sind. L. longiflorum *Thunb.*, ebenfalls aus Japan, trägt mehr weiße Blüten und ist wie die vorige jetzt ziemlich häufig in Gärten. Eine Varietät, L. Harrisii *hort.*, weicht botanisch kaum von der Stammart ab, gewährt aber in der Kultur wesentliche Vorteile und eignet sich namtlich auch zum Treiben. Die dritte Gruppe der Lilien hat glockenförmige, überhängende oder aufrechte Blüten. Hierher gehört die weiße Lilie (L. candidum *L.*), in Südeuropa von Corsica bis Persien und zum nördlichen Kaukasus, eine seit uralter Zeit beliebte Zier-

pflanze, die sehr leicht verwildert. Sie wird in den ältesten Gesängen der Perser und Syrer gefeiert und galt früh als Sinnbild der Unschuld und Reinheit; als solches ging sie auch in das Christentum über (erscheint dann oft ohne Staubgefäße!), und Ludwig VII. von Frankreich nahm sie in sein Wappen auf (vgl. Lilie). Lilienorden wurden in der Folge mehrfach gestiftet, zuletzt 1814 vom Grafen von Artois (Karl X. von Frankreich; erloschen 1830). Die weiße Lilie wird 1 m hoch und trägt 5—20 weiße Blüten. Man kultiviert sie in mehreren Varietäten. Zwiebel und Blüten hat man früher als Heilmittel benutzt, auch werden die Zwiebeln im Orient gegessen. Aufrechte, rote, orangefarbene oder gelbe Blüten haben die Feuerlilien, von denen L. bulbiferum *L.*, in Kärnten u. den Österreichischen Alpen, am bekanntesten ist; sie hat orangerote, braun punktierte Blüten und trägt gewöhnlich in den Blattwinkeln zahlreiche kleine Zwiebeln, durch welche sie vermehrt werden kann. Mehr safranfarbig ist L. croceum *Chaix*, aus Südfrankreich, während L. dauricum *Gawl.*, aus Südsibirien, eine Dolde mennig- oder orangeroter Blüten und unter diesen einen Blattquirl trägt. L. speciosum *Thunb.* (L. lancifolium *hort.*), aus Japan, mit überhängender, ursprünglich weißer, häufig rot gefleckter Blume und am obern Teil etwas zurückgebogenen Blumenblättern, wurde durch v. Siebold aus Japan eingeführt, fand große Verbreitung in den Gärten, wird jetzt aber, so schön sie ist, nur noch in einigen Gegenden gesehen. L. auratum *Lindl.* (s. Tafel »Zimmerpflanzen II«), aus Japan, über 1 m hoch, mit über 13 cm langen, weißen, rotbraun punktierten Blumenblättern, auf deren Mittelnerv eine gelbe Binde verläuft. Die vierte Gruppe der Lilien umfaßt die Türkenbundarten, mit stark zurückgerollten Blumenblättern. Hierher gehört die Tigerlilie (L. tigrinum *Gawl.*), aus China und Japan, welche an der Spitze des 2 m hohen Stengels zahlreiche feuerrote, schwarz punktierte Blüten in pyramidaler Rispe und in den Blattwinkeln kleine Zwiebeln trägt. L. Martagon *L.* (Türkenbund, Gelb-, Goldwurz), in Mittel- u. Südeuropa bis Sibirien u. Japan, wird 1 m hoch, hat quirlförmig gestellte Blätter und rotbraune, selten weiße, innen braun punktierte, überhängende Blüten in endständiger, lockerer Traube. Die gelbe Zwiebel wird in Sibirien gegessen und wurde früher auch arzneilich benutzt. Dieser Art steht L. superbum *L.*, aus Nordamerika, nahe, welche 2 m hoch wird, ebenfalls quirlförmig gestellte Blätter besitzt und auf gutem Boden bis zwölf scharlachrote, im untern Teil gelbe, purpurrot punktierte Blüten trägt. Vgl. Cannart d'Hamale, Monographie des lis (Mecheln 1870); Duchartre, Observations du genre lis (im »Journal de la Société d'horticulture de Paris«, 1870); Elwes, Monographia Liliorum (Lond. 1880); Rümpler, Die schönblühenden Liliengewächse (Berl. 1882).

Liljeb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Wilhelm Liljeborg, Professor der Zoologie in Upsala; Krebse.

Liljebl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Samuel Liljeblad, schwed. Botaniker, gest. 1. April 1815; schrieb: »Utkast til en Svensk Flora« (Upsala 1792, 3. Aufl. 1816).

Liljefors, Bruno, schwed. Maler, geb. 14. Mai 1860 in Upsala, bildete sich anfangs auf der Kunstakademie in Stockholm und dann vornehmlich durch das Studium der großen Kunstausstellungen in Deutschland (München) und Paris, wo er einige Zeit verweilte. In die Heimat zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz bei Upsala, wo er als leidenschaftlicher Jäger das Leben der jagdbaren Tiere in den Forsten, namentlich zur Winterszeit, studierte und so wiedergab, daß er die Tiere (Raubvögel, Rebhühner, Wildenten, Birk- und Auerhühner, Schnepfen, Hasen, Füchse u. dgl.) ungemein scharf und naturwahr charakterisierte, die landschaftlichen Umgebungen aber nur flüchtig in der Art der Impressionisten behandelte. Von seinen Bildern dieser Gattung besitzt das Museum in Stockholm eine Fuchsfamilie, die Dresdener Galerie einen Fuchs mit einem Hasen. Eine Sammlung seiner in Weiß und Schwarz ausgeführten Studien enthält das 1891 erschienene Lichtdruckwerk: »Från Skog och Mark« (»Aus Wald und Feld«). 1892 erhielt er die erste Medaille der Münchener Ausstellung.

Liljeholm, Vorstadt von Stockholm, im SW. von Södermalm, an der Staatsbahnlinie Stockholm-Gotenburg, am Årstaviken, einem Busen des Mälar, hat großartige Eisenbahnwerkstätten und steht mit der Stadt in regelmäßiger Dampferverbindung.

Lill (schwed.), in Ortsnamen, bedeutet »klein«.

Lilla, soviel wie Lila.

Lilla-Luleelf, s. Luleelf.

Lille (spr. lill', vläm. Ryssel), Hauptstadt des franz. Depart. Nord, liegt 23 m ü. M. in der weiten flandrischen Ebene an der kanalisierten Deûle, ist eine wichtige Industrie- und Handelsstadt, Knotenpunkt von acht Linien der Nordbahn und Festung ersten Ranges. Sie ist von einer bastionierten Enceinte umgeben, welche im Laufe der Zeit mit dem Anwachsen der Stadt weiter hinausgerückt werden mußte und gegenwärtig aus den Jahren 1858—66 stammt, bei welcher Gelegenheit vier Gemeinden in den Stadtverband aufgenommen wurden. Von den alten Thoren ist das Pariser, ein dorischer Triumphbogen von 1682, zu erwähnen. Von der Stadt durch eine weite Esplanade und durch Promenaden getrennt, steht die von Vauban erbaute Citadelle, welche ein unregelmäßiges Fünfeck bildet. Nach Vollendung der neuen Befestigungswerke wird L. elf Forts in einem Umkreis von 50 km haben. Hervorragende architektonische Werke besitzt L. wenige, darunter einige alte Kirchen (St.-Maurice, St.-Étienne, St.-André, Madeleine 2c.), die neue, 1855 im Stile des 13. Jahrh. begonnene, noch unvollendete Kirche Notre Dame de la Treille, ferner die Börse (begonnen 1652), das Stadthaus (von 1846), das Präfekturgebäude (1868), der Kunstpalast (1893) 2c. Auf dem großen Platze erhebt sich die zur Erinnerung an die Belagerung von 1792 errichtete Säule. Außerdem besitzt L. Denkmäler der Generale Négrier und Faidherbe und des Senators Testelin. Die Zahl der Einwohner beträgt (1891) 201,211. Von größter Bedeutung ist L. als Mittelpunkt einer reich entwickelten Industrie, welche insbesondere folgende Zweige umfaßt: die Leinenspinnerei mit 205,000 Spindeln und 12,000 Arbeitern; die Fabrikation von Leinenzwirn mit 3000 Arbeitern, dann von Leinenwaren (Damast); die Baumwollspinnerei mit 750,000 Feinspindeln und 10,000 Arbeitern, die Schafwollweberei und die Fabrikation von Tüll und Spitzen; die Färberei, Bleicherei, Druckerei und Appretur; den Bau von Maschinen, Lokomotiven, Eisenbahnmaterial und Werkzeugen, die Ölraffinerie, die chemische Produktion, Zuckerfabrikation, Bierbrauerei und Tabaksfabrikation. Nicht minder bedeutend ist der Handel mit den Erzeugnissen der Industrie sowie mit Kolonialwaren, Wein, Branntwein, Likör und mit den Produkten der

blühenden Landwirtschaft der Umgebung. In der Stadt verkehren Tramways. An Bildungsanstalten bestehen vier staatliche Fakultäten, außerdem eine freie katholische Universität mit fünf Fakultäten, ein Lyceum, ein Mädchenkollegium, eine höhere Handels-, eine Kunst-, eine Kunstgewerbe- und eine Ackerbauschule, eine Taubstummen- und eine Blindenanstalt, ein Musikkonservatorium, ferner eine Bibliothek (75,000 Bände und 800 Manuskripte), ein botanischer und ein zoologischer Garten, mehrere Museen, darunter eine wertvolle Gemäldegalerie (mit Werken von Rubens, van Dyck, Crayer, Jordaëns ꝛc.) und das Wicar-Museum (enthaltend 1500 Handzeichnungen italienischer Meister und die berühmte Wachsbüste eines jungen Mädchens aus dem 16. Jahrh., ein Vermächtnis des in L. gebornen Malers Wicar) ꝛc. Auch befinden sich hier verschiedene gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften, eine Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater und eine Rennbahn. L. ist Sitz der Präfektur, des Kommandos des 1. Armeekorps, eines Tribunals und Handelsgerichts, einer Handels- u. Ackerbaukammer, einer Filiale der Bank von Frankreich, einer Börse und mehrerer auswärtiger Konsulate. — Julius Cäsar soll an der Stelle von L. zwischen der Deûle und Lys ein Schloß gebaut haben, daher der Name Insula, l'Isle. Die eigentliche Gründung der Stadt durch die Grafen von Flandern fällt in das 10. Jahrh. 1213 ward L. von Philipp II. August und 1297 von Philipp IV., dem Schönen, von Frankreich verwüstet und, als dieser den Grafen von Flandern gefangen genommen hatte, 1305 an Frankreich verpfändet. König Karl V. trat L., als er seinen Bruder Philipp von Burgund an Margarete von Flandern verheiratete, 1365 an Burgund ab. Nach Karls des Kühnen Tode fiel es an die Habsburger (1477). Franz I. von Frankreich entsagte im Vertrag zu Madrid seinen Ansprüchen darauf, was Heinrich IV. später bestätigte. 1667 eroberte Ludwig XIV. L. und behielt es im Frieden zu Aachen. Zwar wurde es 1708 vom Prinzen Eugen nach einer hartnäckigen Belagerung erobert, doch mußten es die Österreicher 1713 wieder an Frankreich zurückgeben. 1792 hielt L. erfolgreich die Belagerung durch die Österreicher aus. Vgl. van Hende, Histoire de L., 620—1804 (Lille 1889); Delièvre, L. au XVIII. siècle (das. 1894).

Lillebonne (spr. lil'bonn', das röm. Juliobona), Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Le Havre, am Bolbec und an der Westbahn, hat eine Kirche mit gotischem Portal und Glockenturm aus dem 16. Jahrh., Schloßruinen, Reste eines römischen Theaters, Baumwollspinnerei und -Weberei und (1891) 5705 (als Gemeinde 6500) Einw.

Lillehammer, Stadt im norweg. Christiansamt, an der Mündung des Laagen in den Mjösen belegen, an der Eisenbahn Christiania-Sell, gegründet 1827, hat (1891) 1832 Einw.

Lillers (spr. lilär), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Béthune, an der Nordbahn, hat eine romanische Kirche aus dem 12. Jahrh., einen 1126 erbohrten artesischen Brunnen, Kohlen- und Salzbergbau, ansehnliche Schuhwarenfabrikation und (1891) 5249 (als Gemeinde 7609) Einw.

Lilleshall-Abtei (spr. lill'schaol-), Ruine einer 1145 gegründeten Abtei bei Donnington in Shropshire (England). Dabei der Landsitz des Herzogs von Sutherland mit schönen Gärten.

Lillo, William, engl. Dramatiker, geb. 1693 in London, gest. daselbst 1739, war seines Zeichens ein Juwelier und beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit Arbeiten für die Bühne. Er ist der Verfasser von sieben Dramen und wurde insbes. durch »George Barnwell or the Merchant of London« (1731) bekannt, als der Begründer der sogen. bürgerlichen Tragödie, welche die prosaische Wirklichkeit des alltäglichen Lebens moralisierend auf die Bühne brachte. Von seinen Stücken sind außerdem zu erwähnen: »Fatal curiosity« und »Arden of Feversham«, weil sie Stoffe aus der Zeit der Elisabeth neu behandeln. Eine Ausgabe seiner »Dramatic works«, mit Biographie, besorgte Davies (1770, 2 Bde.; wiederholt 1810, 2 Bde.).

Lilly (Lily, Lyly, spr. lilli), John, engl. Dramatiker, geb. 1554 (?) in der Grafschaft Kent, gest. 1606 in London, studierte in Oxford, lebte dann in London und veröffentlichte zwischen 1578 und 1600 neun dramatische Stücke großenteils mythologischen Inhalts, die sämtlich von den »Paulskindern« (den Chorknaben der St. Paulskirche) vor der Königin aufgeführt wurden. L. ist als einer der wichtigsten Vorläufer Shakespeares zu betrachten. Er hat im englischen Drama die prosaische Diktion begründet. Er übte auf den ganzen Stil des Dramas und der litterarischen Gesellschaft einen tiefen Einfluß, indem er in seinem Roman »Euphues. The anatomy of wit« (um 1579) mit der Fortsetzung »Euphues and his England« (1580) den eigentümlichen, in gekünstelten Antithesen sich bewegenden Stil des Spaniers Guevara, seitdem unter dem Namen Euphuismus (s. d.) bekannt, einführte, der am Hofe Elisabeths Mode wurde, aber auch den Spott andrer Dichter, z. B. Shakespeares (Holofernes in »Love's labour lost«) und Ben Jonsons (in »Every man out of his humour«), herausforderte. L. hat endlich geistreiche Komödien halb griechischer, halb märchenhafter Art geschrieben, aus denen Shakespeare für »Verlorne Liebesmüh'« und den »Sommernachtstraum« vieles lernte. Sechs dieser Komödien Lillys gab bereits Blount 1632 heraus; eine neuere Ausgabe seiner »Dramatic works«, mit Noten und Nachrichten über des Dichters Leben, besorgte Fairholt (Lond. 1858, 2 Bde.), neue Ausgaben des »Euphues« Arber (Birmingham 1868) und Landmann (Heilbr. 1887). Vgl. Landmann, Euphuismus (Gießen 1883); Child, John L. and euphuism (Leipz. 1894); Bodenstedt, Shakespeares Zeitgenossen, Bd. 3 (Berl. 1860).

Lilybäon (phönik., »nach Libyen hin« schauend), bei den Alten die westlichste Landspitze Siziliens, jetzt Kap Boëo. Die dabeiliegende Stadt L. mit bedeutendem Hafen ward von den Karthagern 397 v. Chr. erbaut und hielt sich sowohl gegen Pyrrhos als auch gegen die Römer, welche sie zehn Jahre lang blockierten und erst 241 durch Vertrag erlangten. Sie blieb Hauptort der Provinz und auch später Sitz des einen der beiden Quästoren von Sizilien. Die auf den Ruinen Lilybäons in der arabischen Zeit neuentstandene Stadt führt den arabischen Namen Marsala (s. d.).

Lim, rechter Zufluß der Drina, entspringt am Kutschki Kom, fließt östlich auf türkischem Gebiet durch den See von Gusinje, dann nordwärts und nordwestwärts durch montenegrinisches und türkisches (Sandschak Jenipazar) Gebiet und mündet nach ca. 200 km langem Laufe oberhalb Vischegrad in die Drina.

Lima, s. Feilenmuschel.

Lima, Departement von Peru, vom Stillen Ozean (Küstenlänge 400 km) bis zu den Kordilleren, zwischen 10° 38' und 13° 20' südl. Br., hat mit der Provinz Callao ein Areal von 35,479 qkm (644,3 QM.)

und (1876) 261,484 Einw., wovon 34,492 in der Provinz Callao. Der im Küstenland in den Thälern und bei gehöriger Bewässerung ergiebige Boden liefert besonders Zuckerrohr, Mais, Früchte und Gemüse. In den Gebirgsthälern ist Viehzucht Hauptbeschäftigung. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Salz sind vorhanden, werden aber wenig abgebaut, Handel wird dagegen ausgedehnt betrieben. Eine Eisenbahn zieht von Callao mit Zweiglinie nach Chorrillos über die Kordilleren nach Oroya, kleinere Linien gehen von den Häfen Chancay und Huacho nach Palpo, bez. Salinas, sowie von Cerro Azul nach Cañate.

Lima, 1) (Ciudad de los Reyes) Hauptstadt von Peru und des gleichnamigen Departements (s. oben), unter 12° 3′ südl. Br. und 77° 8′ westl. L. v. Gr., 14 km von seinem Hafen Callao (s. d.) an der Küste des Stillen Ozeans, 156 m ü. M., in einem weiten und fruchtbaren Thal, welches amphitheatralisch von



Lageplan von Lima.

Zweigen der Kordilleren umfaßt und von dem kleinen Fluß Rimac durchflossen wird, an den Bahnen Callao-L.-Oroya und L.-Chorrillos. Das Klima ist im allgemeinen gesund, doch treten bisweilen bösartige Fieber auf. Die Stadt hat breite, gerade Straßen mit größtenteils einstöckigen Wohnhäusern aus Holz und Ziegeln oder Lehm, 33 Plätze, 27 Brunnen, darunter eine Fontäne, Wasserleitung und Gasbeleuchtung und 67 Kirchen und Kapellen. An dem größten und schönsten Platze, der Plaza mayor, in der Mitte der Stadt, liegen die schöne Kathedrale (im Renaissancestil nach dem Erdbeben von 1746 neu aufgebaut), der Regierungspalast, das Rathaus, der erzbischöfliche Palast und Lauben (Portales) mit schönen Läden. Die Plaza de Bolivar ziert eine Statue des »Befreiers«. Die ehemaligen Befestigungen sind seit 1870 in Spaziergänge (Alamedas) umgewandelt. Erwähnenswert sind namentlich die Alameda de los Descalzos, 10,000 qm groß, mit schönen Bildsäulen, die Alameda de la Exposicion, mit zoologischem Garten, Ausstellungspalast und marmorner Statue von Columbus, und die Alameda del Callao mit dem Denkmal »Dos de Mayo«, zur Erinnerung an den am 2. Mai 1866 über die Spanier im Hafen von Callao erfochtenen Sieg. Von Bauten sind noch nennenswert das umfangreiche Kloster der Franziskaner und das der Dominikaner, mit dem höchsten Turm der Stadt, der Palast des Senats (ehemals Palast der Inquisition), das Haus der Abgeordneten (im alten Universitätsgebäude), der Justizpalast, das Postamt, die Münze, das Zuchthaus und das Gefängnis. Die Bevölkerung betrug 1891: 103,556, von denen reine Weiße (Kreolen und Fremde) über ein Drittel ausmachen, ein Zehntel sind Neger, der Rest Indianer und Mischlinge. Die Industrie ist unbedeutend; doch gibt es Eisengießereien, Möbelfabriken u. Kupferschmieden, auch werden Silberwaren, Goldlitzen, Epauletten u. vergoldete Lederwaren geliefert. Der Handel befindet sich fast ganz in den Händen der Fremden. Die Stadt ist Sitz der Regierung der Republik, des Präfekten des Departements L., eines Erzbischofs, des höchsten Gerichtshofs und eines deutschen Konsuls. Von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt L. das Hospital von San Andrés (1557 gestiftet), 4 andre Spitäler, ein Irrenhaus, eine Entbindungsanstalt, 2 Waisenhäuser, ein Findelhaus, 8 Armenhäuser, ein Pfandhaus, an wissenschaftlichen Anstalten eine Universität (1551 errichtet, jetzt unbedeutend), eine Nationalbibliothek (50,000 Bände, auch Museum), eine Hebammenschule, eine Militärschule, eine Gewerbeschule, ein erzbischöfliches Seminar, ein Lehrerseminar und einen botanischen Garten. Es erscheinen täglich sechs Zeitungen. Vergnügungsorte sind der Zirkus für Stiergefechte und zwei Theater. Die Stadt wurde 1535 von Francisco Pizarro unter dem Namen Ciudad de los Reyes gegründet, hatte aber fast von Anbeginn wiederholt durch Erdbeben zu leiden. Am verderblichsten war das vom 28. Okt. 1746, bei dem von 60,000 Einw. 5000 umkamen und der angerichtete Schade auf 600 Mill. Pesos geschätzt wurde. Vom 17. Jan 1881 bis 23. Okt. 1883 war es von den Chilenen besetzt. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Allen im nordamerikan. Staat Ohio, am Ottawa River, 110 km südsüdwestlich von Toledo, wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, hat eine höhere Schule, Fabriken von Dampfmaschinen, Eisenbahnwagen, Möbeln, Papier, Dynamit, Raffinerie des in der Umgebung gewonnenen Petroleums und (1890) 15,981 Einw.

Limagne (spr. limannj'), fruchtbare Thalebene des Allier im franz. Depart. Puy-de-Dôme (s. d.).

Limān (russ., v. griech. limēn, »Hafen, Bucht«), golfartig erweiterte Flußmündung, im Gegensatz zu den Deltabildungen meist frei von Inseln. Limane sind z. B. die Ästuarien (s. d.) der südrussischen, in das Schwarze Meer sich ergießenden Ströme.

Limanōwa, Stadt in Galizien, an der Staatsbahnlinie Podgórze-Neu-Sandec, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit (1890) 1603 poln. Einwohnern. In der Nähe Naphthaquellen.

Limassol, Stadt, s. Limissos.

Limatūra (lat.), Feilspäne; L. ferri, Eisenfeilspäne.

Limavady (Newtown Limavady, spr. njútaun limawâdi), Stadt in der irischen Grafschaft Londonderry, am Roe, mit (1891) 2796 Einw., ein Hauptsitz der Flachsindustrie. Früher Sitz der O'Cahans, spielte der Ort in den Kriegen Wilhelms von Oranien eine Rolle.

Limax (lat.), Schnecke, s. Ackerschnecke.

Limay, Nebenfluß des Rio Negro (s. d.) in Patagonien.

Limbach, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, an der Linie Wittgensdorf-L. der Sächsischen Staatsbahn, 371 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Fachschule für Wirkerei, ein Amtsgericht, Telephonverbindung in der Stadt und mit Chemnitz und Umgegend, einen Schlachthof, bedeutende Strumpfwaren-, Trikotagen- u. Handschuhfabrikation, Strumpfwirkerei, eine Fabrik für Herstellung von Kettenstühlen, Maschinen-, Nähmaschinen-, Metallwaren-,

Wirknadel- und Kartonagenfabrikation, Bleicherei, Färberei, Appreturanstalten und (1890) 11,834 Einw., davon 273 Katholiken und 19 Juden. L. wurde erst 1883 zur Stadt erhoben.

Limbu, Volksstamm im mittlern Nepal, mit den Kiranti und Jakha 250,000 Köpfe stark, gehört zu den Kriegervölkern Nepals und hinsichtlich der äußern Erscheinung, Sitten, Religion und Sprache den Kol von Tschota Nagpur verwandt.

Limburg, ein ehemals zu den Vereinigten Niederlanden gehöriges Gebiet, jetzt unter das Königreich der Niederlande und Belgien verteilt:

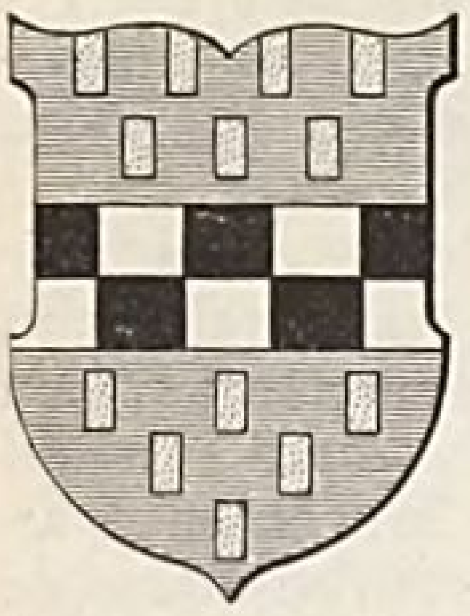
1) (Niederländisch-L.) Provinz des Königreichs der Niederlande, grenzt im O. an Rheinpreußen, im S. an die belgische Provinz Lüttich, im W. an die belgische Provinz L. und die niederländische Provinz Nordbrabant, im N. an die niederländischen Provinzen Nordbrabant und Geldern, hat bei einer Länge von 115 km eine Breite von 5—35 km und einen Flächeninhalt von 2204,26 qkm (40 QM.) mit (1889) 255,721 Einw. (1893 auf 265,046 berechnet, 120 auf 1 qkm), wovon 98 Proz. Katholiken, 1½ Proz. Protestanten und ½ Proz. Israeliten sind. Der größte und der einzige, wenn auch schlecht schiffbare Fluß ist die Maas, welche zugleich die Grenze gegen die belgische Provinz L. bildet; außerdem gibt es nur 39 km Kanäle. Das Land gehört zu ⅔ der sandigen Geest an, nur das südliche Drittel ist fruchtbarer Lehmboden. Bei Maastricht reichen Ausläufer des Aachener Kohlengebiets hinein, und der St. Pietersberg besteht aus tuffigem Kalkstein. Hier ist der sonst ebene Boden wellenförmig und erreicht im Bescheilberg 210 m Höhe. Der Westen ist von großen Heidestrecken und Morästen bedeckt; in den nördlichen Teil zieht sich der Peel, eine ausgedehnte Sumpfstrecke, herein. 40,7 Proz. des Areals sind Ackerland, 1,1 Proz. Gemüsegärten, 3,1 Proz. Baum- und Obstgärten, 11,5 Proz. Weiden und 13,2 Proz. Wald. Die vorzüglichsten Erzeugnisse der auf hoher Stufe stehenden Landwirtschaft sind: Roggen, Weizen, Hafer, Buchweizen, Gerste, Kartoffeln, Lein- und Kleesame. Auch wird in ziemlicher Ausdehnung Vieh- und insbes. Bienenzucht betrieben. Die Industrie ist, außer in den Städten Maastricht und Roermonde, nicht von Bedeutung. Ein wichtiges Steinkohlenwerk ist zu Kerkrade (1892 mit einer Ausbeute von 56,584 Ton.), andre reiche Lager sind neuerdings entdeckt worden. Die Provinz wird in die Gerichtsbezirke Maastricht und Roermonde eingeteilt; Hauptstadt ist Maastricht. S. Karte »Niederlande«.

2) (Belgisch-L.) Provinz des Königreichs Belgien, links von der Maas gelegen und durch diesen Fluß von Niederländisch-L. getrennt, im W. und S. von den belgischen Provinzen Antwerpen, Brabant und Lüttich begrenzt, hat ein Areal von 2412,3 qkm (43,8 QM.). Die Provinz ist ein flaches Land, mit fruchtbaren und gut angebauten Strichen längs der Ufer der Maas, aber in ihrem nördlichsten Teil von einem Zug des großen Sumpfes Peel, im nordwestlichen teilweise von der unfruchtbaren Campine erfüllt. Sie wird von der Demer und Großen Nethe durchflossen; in ihrem nördlichsten Teil führt der Süd-Wilhelmskanal, von dem sich der Campinekanal (westwärts nach Hérenthals) abzweigt, von Maastricht nach Herzogenbusch. Die Bevölkerung zählte Ende 1890: 222,814 Seelen (92 auf 1 qkm) und wurde 1893 auf 226,997 geschätzt. Die Bewohner sind meist Vlämen (83 Proz. sprechen ausschließlich Vlämisch). Das Ackerland umfaßte 1880: 1790 qkm, die Waldungen 392 qkm. 1880 zählte man 15,177 Pferde, 104,664 Rinder, 33,851 Schafe und 65,156 Schweine. Außer den in der niederländischen Provinz L. erzielten Erzeugnissen der Landwirtschaft werden Runkelrüben (für die Zuckerfabrikation) gebaut und viel Federvieh und große vlämische Pferde für den Handel gezogen. Der Bergbau liefert Kalk- und Bausteine, Eisen, Kupfer und etwas Kohlen; die Industrie ist unbedeutend, nur die Fabrikation von Zucker, Branntwein und Leder ist erwähnenswert. Die Provinz zerfällt in die drei Arrondissements: Hasselt, Maeseyck, Tongern. Hauptstadt ist Hasselt. S. Karte »Belgien«.

Das Land L. kam 870 bei der Länderteilung zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen an letztern u. wurde dann von eignen Grafen regiert, von welchen um 1060 mit Gewißheit Waleram I. genannt wird, der das Schloß L. erbaute. Sein Sohn Heinrich I. wurde 1101 auch Herzog von Niederlothringen und Markgraf von Antwerpen; da er aber die Sache des gebannten Kaisers Heinrich IV. verfocht und dem König Heinrich V. die Huldigung verweigerte, verlor er 1106 seine neuen Würden wieder, und es blieb ihm nur seine Grafschaft. Er starb 1118. Dessen Nachfolger Waleram II. erhielt 1128 Niederlothringen und Antwerpen wieder, besiegte seinen Nebenbuhler, Gottfried von Löwen, und starb 1138. Sein Sohn Heinrich II. (1139—67) wurde nicht Herzog von Niederlothringen, unterlag im Kampfe gegen Gottfried von Löwen, behielt aber, nachdem er sein Gebiet 1151 durch die Grafschaft Arlon (welche sein Bruder Waleram besessen) und große Besitzungen in den Ardennen erweitert hatte, den Herzogstitel bei. Als sein Nachfolger Heinrich III. 1221 starb, vereinigte dessen Sohn und Nachfolger Waleram III. durch Heirat Luxemburg mit L. Beide Besitzungen wurden aber nach seinem Tode 1226 wieder getrennt, indem in Luxemburg sein ältester Sohn aus zweiter Ehe, Heinrich III., in L. aber sein ältester Sohn aus erster Ehe, Heinrich IV., folgte. 1247 folgte auf diesen sein Sohn Waleram IV., der als Oberschutzherr der Straßen im Lande zwischen Maas und Rhein die Raubritter im Zaum hielt. Da er keine Söhne hatte, folgte ihm 1280 seine Tochter Irmengard, die an den Grafen Rainald I. von Geldern vermählt war. Infolge der Schlacht bei Woringen 5. Juni 1288 kam L. an das Haus Brabant (s. d.). Mit diesem fiel es 1404 an den Herzog Anton von Burgund, und 1430 wurde es von Philipp dem Guten mit den niederländischen Provinzen vereinigt, zu denen es von da ab gerechnet wurde. Im Frieden von Münster 1648 wurde es zwischen den Generalstaaten und Spanien geteilt, war dann seit der Eroberung durch die Franzosen (1794) wieder vereinigt, wurde aber durch den definitiven Friedensschluß von 1839 zwischen den Niederlanden und Belgien zum zweitenmal geteilt. Der niederländische Teil gehörte als »Herzogtum L.« bis 1866 zum Deutschen Bund.

Limburg, 1) (Dolhain-L.) Stadt in der belg. Provinz Lüttich, Arrond. Verviers, an der Vesdre, mit Station Dolhain an der Eisenbahn Verviers-Aachen, und der Vizinalbahn Dolhain-Goé, ehemals Hauptstadt des Herzogtums L. (zuletzt 1675 von Ludwig XIV. zerstört), besteht aus der Unterstadt Dolhain mit Tuchfabriken und Hochöfen und der Oberstadt auf einem steilen Felsen, mit den Ruinen des Schlosses L. (Stammsitz des alten herzoglichen Geschlechts von L.) und einem neuern Schlößchen. L. hat eine im gotischen Stil erbaute Kirche, eine Staats-Knabenmittelschule und (1890) 4556 Einw. Von dieser

Stadt hat der **Limburger** Käse seinen Namen, der vorzüglich in Herve, westlich von L., bereitet und weit versendet wird. — 2) L. **an der Lahn**, Kreisstadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, an der Lahn, Knotenpunkt der Linien Koblenz-Lollar und Engers-L. der Preußischen Staatsbahn sowie Frankfurt a. M.-Höchst-L. der Hessischen Ludwigsbahn, 108 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, darunter einen herrlichen, neu restaurierten Dom im Übergangsstil (1213—1243 erbaut) mit sieben Türmen nebst Domstift (aus einem 910 gegründeten und 1802 aufgehobenen Kollegiatstift entstanden, mit alten Wandmalereien), ein Priesterseminar, ein Realprogymnasium mit Progymnasium, ist Sitz eines Bischofs und Domkapitels und hat ein Landgericht, eine Handelskammer, eine Reichsbanknebenstelle, eine Eisenbahnhauptwerkstätte, ein Elektrizitätswerk, Maschinenfabrikation, Bierbrauerei, Buchdruckerei, Kalkbrüche und Brennerei, Bergbau auf Eisen und (1890) 6866 Einw., davon 1803 Evangelische und 187 Juden. Zum **Landgerichtsbezirk** L. gehören die 14 Amtsgerichte zu Braunfels, Diez, Dillenburg, Ehringshausen, Ems, Hadamar, Herborn, L., Marienberg, Nassau, Rennerod, Runkel, Weilburg und Wetzlar. — L. gehörte schon im 12. Jahrh. den spätern Fürsten von Isenburg und war bis 1414 Sitz einer Linie derselben. Durch Kauf kam es dann an das Erzstift Trier. Hier und bei Diez am jenseitigen Lahnufer 16. Sept. 1796 Treffen zwischen den Franzosen unter Jourdan und den Österreichern unter dem Erzherzog Karl, in welchem letztere Sieger blieben. Die Stadt besitzt eine interessante, unter dem Namen »Limburger Chronik« (s. d.) bekannte Handschrift. — 3) Benediktinerkloster, s. Dürkheim. — 4) L. **an der Lenne**, s. Hohenlimburg. — 5) Ruine am Rhein, s. Sasbach 2).



Wappen von Limburg an der Lahn.

Limburg-Brouwer (spr. brauer), 1) **Petrus van**, niederländ. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 30. Sept. 1795 in Dordrecht, gest. 21. Juni 1847 in Groningen, studierte zuerst Medizin zu Leiden und praktizierte als Arzt in Tiel und Rotterdam, wendete sich aber der klassischen Philologie zu, war Konrektor am Gymnasium zu Alkmaar und Rotterdam, und wurde 1825 als ordentlicher Professor nach Lüttich, 1831 nach Groningen berufen. Als Gelehrter bestrebte er sich, die Schönheit des klassischen Altertums dem Publikum zugänglich zu machen. Sein noch jetzt geschätztes Hauptwerk ist die »Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs« (Groning. 1833—42, 8 Bde.). Weiter schrieb er ausgezeichnete kulturhistorische Romane aus der Griechenzeit nach dem Vorbild Wielands: »Charicles en Euphorion« (Groning. 1831) u. »Diophanes« (das. 1838, 2 Bde). In seiner eignen Zeit spielt sein letzter, damals hoch gepriesener Roman »Het Leesgezelschap te Diepenbeek« (Groning. 1847, 15. Aufl. 1879). Seine »Romantische werken« erschienen gesammelt Leiden 1871—76, 2 Bde.

2) **Petrus Abraham Samuel van**, niederländ. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 15. Nov. 1829 in Lüttich, gest. 13. Febr. 1873 im Haag, studierte die Rechte und Philologie und praktizierte als Advokat in Amsterdam, bis er 1856 Beamter am Reichsarchiv im Haag wurde. Als solcher beschrieb er die »Boergoensche Charters van 1428 tot 1482« (Haag 1869). Von 1863—67 war er Abgeordneter in der Zweiten Kammer der Generalstaaten. Er veröffentlichte zahlreiche Studien, vorzüglich über indische Litteratur, sein Hauptwerk aber ist der durch feines künstlerisches Gefühl und gediegene Kenntnis hervorragende orientalische Roman »Akbar« (Haag 1872, 4. Aufl. 1887; deutsch von L. Schneider, Münch. 1877). Sein Leben schrieb C. **Vosmaer**, 1875.

Limburger Chronik, ein von dem kaiserlichen Notar Tilemann Elhen von Wolfhagen in deutscher Sprache nach 1402 abgefaßtes Geschichtswerk, das 1336 beginnt und 1398 plötzlich abbricht und weniger geschichtlichen als kulturhistorischen Wert besitzt, da es die Persönlichkeiten anschaulich beschreibt, Anekdoten erzählt, Volkslieder enthält, über die Entwickelung des Meistergesangs, die Musik, die Trachten etc. wertvolle Nachrichten bringt. Herausgegeben ward es zuerst unter dem Titel: »Fasti Limpurgenses« von J. F. Faust (Limb. 1617), dann mehrfach, in neuerer Zeit von Rossel im 6. Bande der »Schriften des historischen Vereins für Nassau« (Wiesbad. 1860) und in den »Monumenta Germaniae historica« (Deutsche Chroniken, Bd. 4). Vgl. A. Wyß, Die L. C. untersucht (Marb. 1874).

Limburgit (nach der Limburg bei Altbreisach), glasreicher Basalt (s. Basalte, S. 514).

Limburg-Stirum, **Friedrich Wilhelm, Graf zu**, Politiker, geb. 6. Aug. 1835, studierte 1853—56 in Breslau und Bonn die Rechte, trat in den preußischen Staatsjustizdienst und ging 1860 zur diplomatischen Laufbahn über. Er war 1861 interimistischer Geschäftsträger in Stockholm, 1862—63 in Lissabon, 1869—70 Legationssekretär in Rom, 1871 Geschäftsträger in Konstantinopel, 1876—81 Gesandter in Weimar. Seitdem zur Disposition gestellt und Mitglied des Staatsrats, wurde er wegen seiner Agitation gegen die Handelspolitik der Reichsregierung 1892 aus dem Staatsdienst entlassen. Er lebt auf Groß-Peterwitz in Schlesien. Seit 1871 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses schloß er sich der konservativen Partei an. Im Reichstag, dem er seit 1893 angehörte, war er einer der Führer der Agrarierpartei.

Limbus (lat., »Saum, Gürtel, Umgrenzung«), nach römisch-katholischem Lehrbegriff einer der Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen in der Unterwelt. Er zerfällt in zwei Teile: den L. patrum, auch Abrahams Schoß genannt, in dem sich bis zur Höllenfahrt (s. d.) die heiligen Menschen des Alten Bundes befanden, und den L. infantum, den Ort der ungetauften Kinder. — In der **Botanik** heißt L. der freiblätterige, nicht röhrige Teil eines verwachsenblätterigen Kelches oder einer ebensolchen Blumenkrone, im Gegensatz zum **Schlunde** (faux), der den Eingang zur Röhre bezeichnet (vgl. Blüte, S. 126). — Bei **Meßinstrumenten** ist L. der Teilkreis, auf welchem die Größe des zu messenden Winkels abgelesen wird (vgl. Mikrometrie).

Limehouse (spr. laim-haus), Stadtteil im Osten Londons, am linken Themseufer, zwischen Stepney und den West India-Docks, mit (1891) 57,376 Einw.

Limerick (spr. limm-), Grafschaft der irischen Provinz Munster, südlich vom Shannon, umfaßt 2755 qkm (50 QM.) mit (1891) 158,912 Einw. (1861: 215,609), wovon 95 Proz. katholisch sind. Der größte Teil der Grafschaft ist eine wellenförmige, fruchtbare Kalksteinebene. An den Grenzen treten Gebirge auf, z. B. die Galtyberge (919 m hoch) im SO., die Ballihowraberge (520 m) im S., die Mullaghareirkberge (409 m) im SW. Die wichtigsten Nebenflüsse des Shannon

sind die Mulkear, Maigue und Deel. Vom Areal sind 24 Proz. Ackerland, 64,3 Weiden und 1,4 Proz. Wald. Die Viehzucht ist sehr blühend (Viehstand 1890: 17,126 Pferde, 232,332 Rinder, 67,417 Schafe, 66,481 Schweine). An Mineralien kommen Eisen, Kupfer, Blei und Steinkohlen vor; doch nur letztere werden gewonnen.

Limerick (spr. limm-), Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft (s. oben), liegt am linken Ufer des Shannon und auf der von demselben gebildeten Königsinsel und steht durch zwei Brücken mit den Vorstädten auf dem rechten Ufer in Verbindung. Der Stadtteil auf der Insel heißt Englishtown, jetzt der Sitz der Armut, aber noch mit den Resten des von König Johann erbauten Schlosses. Sieben Brücken verbinden denselben mit der Irishtown, dem zweiten Teil der Altstadt, und der von geraden Straßen rechtwinkelig durchschnittenen Neustadt (Newtown Pery). L. hat eine protest. Kathedrale aus dem 15. Jahrh., eine kath. Kathedrale, ein Rathaus, Zollamt, ein Grafschafts- und Stadtgericht, eine Börse, einen Kornmarkt und eine ihrem Zweck entfremdete Leinenhalle; ferner ein kath. College, eine Kunstschule, 4 Kasernen, 2 Gefängnisse, ein Kranken- und ein Irrenhaus und (1891) 37,155 Einw. Unter den öffentlichen Denkmälern verewigt eins den Agitator O'Connell. Schiffe bis zu 600 Ton. können am 1500 m langen Hafendamm anlegen. Die Docks liegen unterhalb der Stadt. Ein Kanal verbindet dieselbe mit Dublin. Die Industrie beschränkt sich auf Wollkämmerei, Fabrikation von Militärtuch, Spitzenklöppelei und Handschuhfabrikation; geschätzt sind die hier erzeugten Fischangeln. Der Handel ist lebhaft. L. selbst besitzt (1894) 23 Schiffe von 1168 Ton. Gehalt und 194 Fischerboote; es liefen 572 Schiffe (darunter 502 Küstenfahrer) von 183,853 T. ein. Wert der Einfuhr 1894: 567,159 Pfd. Sterl., die Ausfuhr ist ganz unbedeutend. L. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. — Die Stadt L. ist uralt. Im 9. Jahrh. setzten sich die Dänen hier fest, und später wurde sie Hauptstadt des Reichs Munster. König Johann von England erbaute hier 1210 ein festes Schloß und zog englische Ansiedler heran. 1651 wurde L. vom General des Parlaments, Ireton, durch Verrat genommen, und 1690 fiel es in die Hände des englischen Generals Ginkel. Der eigentliche Aufschwung der Stadt datiert von der Gründung von Newtown Pery (s. oben) durch den Alderman Pery 1769.

Limérno Pitocco, s. Folengo.

Limes (Pfahlgraben, Landwehr), eine ca. 550 km lange, wahrscheinlich unter den flavischen Kaisern (s. Flavier) in Südwestdeutschland errichtete Verschanzungslinie gegen die freien Germanen, mehr zur Sicherung gegen Räuber und Schmuggler, als zur kriegerischen Verteidigung bestimmt, bestehend aus dem obergermanischen (L. germanicus) und dem rätischen L. (L. raeticus; der Name bedeutet eigentlich »Verbindungsweg zwischen zwei Grenzposten«). Ersterer, 372 km lang, beginnt bei Rheinbrohl am Rhein, läuft über Ems, Langenschwalbach, den Taunus, Butzbach, Grüningen, Groß-Krotzenburg (von hier bis Miltenberg bildet der Main die Grenze), Walldürn, Osterburken, Öhringen und Murrhart bis Lorch an der Rems und ist ein Erddamm mit vorliegendem Graben und dahinterliegenden (ca. 50) Kastellen und Wachttürmen, die etwa einen halben Tagemarsch (im Süden 10—16, im Norden 8—9 km) voneinander entfernt liegen. Parallel der südlichen Hälfte dieses L. verläuft weiter westlich von Kannstatt längs dem Neckar über Gundelsheim bis Obernburg die sogen. Mümling-Linie, welche nur aus Kastellen und Türmen besteht. Bei Lorch schließt sich an den L. germanicus im rechten Winkel der L. raeticus an, 178 km lang, eine mit Türmen besetzte und von zurückliegenden Kastellen begleitete Steinschüttung, vom Volke der Pfahl oder die Teufelsmauer genannt; derselbe verläuft südlich von Ellwangen und Dinkelsbühl, über Gunzenhausen und Kipfenburg und endet an der Donau zwischen Eining und Kelheim. Die litterarische Überlieferung aus dem Altertum über den L. ist mehr als dürftig. Mehr Licht wird in die Sache durch die systematische Aufdeckung der ganzen Anlage kommen, über welche sich Anfang 1891 Vertreter von Preußen, Hessen, Baden, Württemberg und Bayern geeinigt haben, und zu deren Ausführung die Reichslimeskommission eingesetzt wurde. In dem Etat des Reichsamts des Innern für 1892/93 wurde demgemäß die erste Rate zur wissenschaftlichen Erforschung und kartographischen Aufnahme des L. eingestellt, deren Gesamtkosten auf nur 200,000 Mk., verteilt auf 5 Jahre, veranschlagt wurden. Auch die Erhaltung der Baureste und Fundstücke ist beabsichtigt. Vgl. das von der Reichslimeskommission herausgegebene »Limesblatt« (Trier 1893 ff.) und das in deren Auftrag von O. v. Sarwey und Hettner bearbeitete umfangreiche Werk: »Der obergermanisch-rätische L. des Römerreichs« (Heidelb. 1895 ff.). Die sehr umfangreiche ältere Litteratur ist besprochen und zusammengefaßt in E. Hübner, Der römische Grenzwall in Deutschland, mit Karte von H. Kiepert (in den »Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland«, Heft 63, Bonn 1878). Vgl. auch E. Herzog, Die Vermessung des römischen Grenzwalls in seinem Lauf durch Württemberg (Stuttg. 1880); v. Cohausen, Der römische Grenzwall in Deutschland (Wiesbad. 1884, Nachtrag 1886); Haupt, Der römische Grenzwall in Deutschland (Würzb. 1885).

Limestone (engl., spr. laimstōn), soviel wie Kalkstein.

Limettenbaum, s. Citrus, S. 194.

Limettöl (auch Limonöl, das eigentlich gleichbedeutend mit Zitronenöl ist, genannt), ätherisches Öl aus den Fruchtschalen von Citrus Limetta, wird, wie das Zitronenöl, in Italien ausgepreßt, ist hellgelb, riecht dem Bergamottöl ähnlich und wird, wie dieses, in der Parfümerie benutzt. Da es leicht verharzt, so muß es in gefüllten und verschlossenen Flaschen an dunkeln und kühlen Orten aufbewahrt werden und eignet sich besser zu Essenzen und Riechpulvern als zu Pomaden. Nach andern Angaben wird das L. aus Blättern und jungen Sprößlingen des Limettbaums durch Destillation mit Wasser gewonnen.

Limfjord, der bedeutendste Meerbusen Dänemarks, 1460 qkm (26,5 QM.) groß, schneidet in einer Länge von 157 km vom Kattegat in die Halbinsel Jütland ein und teilt diese in zwei Teile. Der schmale Landstreifen (Tange) im W. bei Agger, der ihn von der Nordsee trennte, wurde 3. Febr. 1825 von einer Sturmflut durchbrochen und der L. so in eine Meerenge verwandelt; indessen ist der entstandene Kanal (Aggers Minde) später wieder versandet, und der Segellauf befindet sich jetzt bei Thybo Rön. Der L. ist wegen der geringen Tiefe der Einfahrten nur in geringem Grade für die Schiffahrt geeignet. Von O. bis an die kleine Insel Egholm (30—37 km) ist der L. nicht über 2 km breit; darauf umgibt er in größerer Breite die Inseln Göl und Oland, verengert sich darauf wieder bis Lögstör, wo er durch einen

4,4 km langen Kanal für Segelschiffe fahrbar gemacht ist, erweitert sich aber dann zu der Liv-Bredning, einem ca. 468 qkm (8,5 QM.) großen Binnensee mit den Inseln Livö und Fuur, der sich gegen S. noch weiter durch den Hvalpsund und den Virksund in den Skivefjord und Hjarbäkfjord fortsetzt. Im W. der Liv-Bredning teilt sich darauf der L. in zwei schmälere Arme, welche die bedeutende Insel Mors und die kleinern Algerö und Jegindö umgeben. Im S. der Insel Mors erweitert sich der L. von neuem zu einer »Bredning«, der Venöbucht, wird dann wieder zu dem schmalen Oddesund zusammengedrängt, worauf man in die westlichste Erweiterung des Fjords, Nissum-Bredning, gelangt. Die Tiefe des Fjords beträgt im Innern stellenweise 16 m, an den Mündungen jedoch nur 2,5—3 m. Der östliche und westliche Teil des Limfjords ist durch den Lögstörkanal verbunden. Zwischen Aalborg und Nörresundby führen über ihn zwei Brücken, von denen die eine, eine 580 m lange Pontonbrücke, 1865 eröffnet, die andre, eine eiserne Pfeilerbrücke, 318 m lang, 1879 vollendet und sowohl für die Eisenbahn als auch für den sonstigen Verkehr eingerichtet ist. S. Karte »Dänemark«.

Limgebiet, s. Novipasar.

Limia (Lima), Küstenfluß der Iberischen Halbinsel, entspringt in der Sierra de San Mamede in der spanischen Provinz Orense, fließt in westsüdwestlicher Richtung, betritt bei Lindoso portugiesisches Gebiet und ergießt sich nach 110 km langem Lauf, wovon 37 km schiffbar, bei Vianna do Castello mit breiter Mündung in den Atlantischen Ozean.

Limissos (Limassol), aufblühender Distriktshauptort auf der Insel Cypern, an der Akrotiribai (Südküste), nördlich vom Kap Gatti, mit geschützter Reede u. (1891) 7388 Einw. (fast 1/4 Mohammedaner). L. gehörte seit 1291 den Johannitern und ist nach Larnaka der wichtigste Ort Cyperns, der die Ausfuhr der Erzeugnisse des Westens u. Südens der Insel (Salz, Trauben, Wein, Johannisbrot) vermittelt. 9 km östlich, bei Paläo Limisso, die Trümmer von Amathus.

Limited (engl., spr. limm-, abgekürzt Ltd. oder Ld.), beschränkt, Zusatz zu einer Handelsfirma, deren Teilhaber nur mit einem Gesellschaftsanteil oder darüber hinaus mit einer bestimmten Summe haften, im Gegensatz zu »unlimited«. L. liability, beschränkte Haftpflicht.

Limitieren (lat.), begrenzen, beschränken; im kaufmännischen und Börsenverkehr bei Aufträgen zum Ein- oder Verkauf von Waren oder Effekten einen äußersten, sei es höchsten oder niedrigsten, Preis (Limitum, Limito) vorschreiben; limitierte Haftung, das Eintreten für eine Verbindlichkeit nicht über einen gewissen Betrag hinaus; Limitation, Einschränkung.

Limma (griech., »Rest«), in der antiken Musiklehre Name des diatonischen Halbtons (Rest der Quarte nach Abzug zweier Ganztöne); s. Diësis.

Limmat, rechter Nebenfluß der Aare in der Schweiz, als Quellfluß Linth genannt, entspringt aus zwei Quellbächen am Tödi, vereinigt sich bei der Pantenbrücke mit dem Limmernbach, zieht, von den beiderseitigen Thalwänden die Bergwasser sammelnd, durch das gewerbreiche Glarner Linththal (661 m), gelangt nach Aufnahme des Sernf und Löntsch durch den Mollifer oder Escherkanal in den Walensee (425 m) und von diesem durch den Linthkanal in den Zürichsee (409 m), verliert hier aber den ursprünglichen Namen. Zu beiden Seiten des Linthkanals erweitert sich das Thal zu einer fruchtbaren Ebene; die rechte (St. Galler) Seite heißt Gaster, die linke (Schwyzer) March. Nach dem Austritt aus dem Zürichsee ein hübscher, klarer Strom, fließt die L. durch das wohl angebaute Limmatthal und, von Baden an, durch das kürzere Siggenthal der Aare zu (329 m). Dem Walensee geht die Seez, dem Zürichsee die Wäggithaler Aa, der L. selbst die Sihl zu. Die Gesamtlänge der L., mit beiden Seen, beträgt 130 km. Als Wasserstraße dient nur der Linthkanal.

Limmátisch, s. Dialytisch.

Limmer, Dorf im preuß. Regbez. Hannover, Landkreis Linden, an der Leine, hat eine evang. Kirche, Dampfkessel- und Maschinenfabrikation, Färberei, Branntweinbrennerei, eine Dampfmühle, Ziegel- und Kalkbrennerei, ein großes Kieslager mit Dampfbaggerei, Asphaltgruben, eine erdig-salinische Schwefelquelle (5°) mit Bad, elektrische Straßenbahn- und Dampfschiffsverbindung mit Hannover und (1890) 2807 meist evang. Einwohner.

Limnanthaceen, kleine, aus wenigen in Nordamerika einheimischen Arten bestehende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Sapindalen, Kräuter mit zerschlitzten Blättern, einzelnen, achselständigen, drei- oder fünfgliederigen Blüten und Schließfrüchten.

Limnaeus, s. Schlammschnecke und Schnecken.

Limnigraph (griech.), s. Flutmesser.

Limnimetrie (griech.), die Erforschung der meßbaren Verhältnisse der Seen.

Limnische Bildungen (v. griech. limnē, See, Teich), soviel wie Süßwasserbildungen.

Limno, Insel, s. Lemnos.

Limnologie (griech.), die Lehre von den Binnengewässern, besonders von den Seen, ihrer Bildung, ihren physikalischen und chemischen Verhältnissen, ihrer Flora und Fauna.

Limnophilus, s. Köcherjungfern.

Limnoquarzit, Süßwasserquarz, s. Quarzit.

Limnoria, s. Asseln.

Limoges (spr. -mōsch'), Hauptstadt des franz. Depart. Obervienne und der ehemaligen Provinz Limousin, ist amphitheatralisch an einem Hügel, 210 m ü. M., am rechten Ufer der Vienne gelegen und Knotenpunkt der Orléansbahn. Die Stadt hat im ältern Teil steile und winkelige Straßen und nur im neuern Teil breite Straßen und hübsche Plätze, darunter den Jourdanplatz mit dem Denkmal des Marschalls dieses Namens und die Place d'Aine mit der Statue des Chemikers Gay-Lussac. Unter den öffentlichen Bauten imponiert namentlich die im 13. Jahrh. im gotischen Stil begonnene, 1875—90 ergänzte Kathedrale St.-Etienne mit einem 62 m hohen Glockenturm, im Innern mit alten Grabmälern, Glasgemälden, Wandfresken und schönen Skulpturen (am Sängerchor). Daneben sind die Kirche St.-Michel-des-Lions, der 1787 vollendete Bischofspalast mit schönem terrassierten Garten, die vier Viennebrücken, dann von Neubauten das 1883 vollendete Stadthaus, das Staatsgebäude für die Kunstgewerbeschule und die Sammlungen zu nennen. Die Zahl der Einwohner beträgt (1891) 67,815 (als Gemeinde 72,697). In industrieller Hinsicht steht obenan die Porzellanindustrie, bei welcher mit Einschluß der Malerei und Dekoration 5000 Personen beschäftigt sind. Außerdem ist die Fabrikation von Schuhwaren und Holzschuhen, Tuch, Flanell, Papier, Maschinen &c., die Baumwollspinnerei, Gerberei und Buchdruckerei vertreten. Lebhaft ist auch der Handel

mit Getreide, Wein, Spirituosen, Holz und Vieh. Die bis zum 18. Jahrh. hier betriebene Emailmalerei (s. d.) hat ganz aufgehört. An Bildungsanstalten bestehen ein Lyceum, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, ein theologisches Seminar, eine Vorbereitungsschule für Medizin und Pharmazie, eine Kunstgewerbeschule, eine Bibliothek von 25,000 Bänden, eine Gemälde-, Münzen- und Naturaliensammlung und ein keramisches Museum. Die Stadt ist der Sitz des Präfekten, des Generalkommandos des 12. Armeekorps, eines Bischofs, eines Appellhofs, eines Gerichts- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer und einer Filiale der Bank von Frankreich sowie mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften. — L. hieß in gallischer Zeit, als Hauptstadt der Lemovices, Augustoritum, an welches noch die Reste eines Amphitheaters und zahlreiche antike Funde erinnern. Später nahm die Stadt den Namen des Volksstammes an. Im 5. Jahrh. machten sich die Westgoten, später die Franken zu Herren von L., das nun fast immer zu Neustrien gehörte. Bei der karolingischen Länderteilung kam die Stadt an Frankreich; Ludwig d'Outremer gab sie dem Herzog Wilhelm von Aquitanien. Später war sie lange ein Zankapfel zwischen England und Frankreich, wurde aber 1369 für immer mit der Krone Frankreich vereinigt. Vor der Revolution hatte die Stadt, aus der 4 Päpste und 60 Heilige hervorgingen, über 40 Klöster. Die alten Vicomtes von L., von denen ein Gerald schon im 10. Jahrh. vorkommt, starben 1226 aus. In L. sind unter andern die Päpste Clemens VI. und Gregor XI., der Staatskanzler d'Aguesseau, die Marschälle Jourdan und Bugeaud, der Girondist Vergniaud, die Nationalökonomen L. Faucher und M. Chevalier und der 1894 ermordete Präsident Carnot geboren. Vgl. Marvaud, Histoire des vicomtes et de la vicomté de L. (Par. 1873); Leroux, Géographie et histoire du Limousin (Limoges 1889).

Limon (Puerto L.), Hafenort im mittelamerikan. Staat Costarica, am Karibischen Meer, unter 9° 60' nördl. Br., Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach Carrillo, die mit der von San José kommenden verbunden werden soll. In dem tiefen und wohlgeschützten Hafen, der mit Punta Arenas den ganzen auswärtigen Verkehr Costaricas vermittelt, liefen 1892 ein 209 Schiffe von 213,337 Ton.

Limonāde, kühlendes Getränk aus Wasser, Zitronensaft und Zucker, von dem ein Teil auf Zitronenschalen abgerieben werden kann. Dies Getränk hat sich seit Anfang des 17. Jahrh. über die ganze Welt verbreitet. Oft wird Zitronensaft durch andre Fruchtsäfte, das gewöhnliche Wasser durch Selter- oder Sodawasser ersetzt. Abgekochte L. bereitet man aus denselben Bestandteilen mit heißem Wasser, doch müssen dann die bittern Zitronenkerne gut ausgelesen werden. Limonadenpulver und Limonadenessenzen zur raschen Bereitung von L. geben nie so wohlschmeckende L. wie die frischen Fruchtsäfte. Schaumlimonade (L. gazeuse, moussierende L.) bereitet man wie Sodawasser in Gaskrügen (s. Mineralwässer), füllt aber letztere mit gewöhnlicher L. statt mit Wasser.

Limonage (spr. -āsche, v. franz. limon, »Schlamm«), soviel wie Kolmation (s. d.).

Limoncello (spr. -tschello), mit Limonen hergestellter dalmatischer Likör.

Limōne, soviel wie Zitrone, s. Citrus.

Limonēn $C_{10}H_{16}$ findet sich in vielen ätherischen Ölen (Pomeranzen-, Zitronen-, Bergamott-, Kümmel-, Dill-, Erigeron-, Fichtennadelöl) und wurde auch als Hesperidēn, Karvēn, Citrēn beschrieben. Es riecht angenehm, siedet bei 175—177° und bildet ein bei 104° schmelzendes Tetrabromid und ein bei 71° schmelzendes Nitrosoderivat. Rechtsdrehendes L. ist Hauptbestandteil des Pomeranzenschalenöls, Dillöls und Kümmelöls und bildet mit Pinēn das Zitronenöl. Linksdrehendes L. findet sich im Fichtennadelöl. Beim Erhitzen geht L. in Dipentēn über.

Limonenöl, soviel wie Zitronenöl.

Limongrasöl (Lemongrasöl), s. Grasöle.

Limonīennelke, s. Statice.

Limonīt (v. griech. leimōn, wasserreiche Wiese), soviel wie Brauneisenstein oder Raseneisenerz.

Limōnum, antike Stadt, s. Poitiers.

Limos (griech., »Hunger«), s. Fames.

Limōs (lat.), schlammig, sumpfig.

Limōsa, s. Uferschnepfe.

Limosin (spr. -säng), Léonhard, franz. Emailmaler, geb. um 1505, gest. um 1577, welcher der Glanzperiode der Limousiner Emailmalerei angehört. Seine Werke sind von 1532—74 datiert. Er war 1551 »varlet de chambre« des Königs (soviel wie Hofmaler) und wurde von Heinrich II. und Katharina von Medici mit Aufträgen betraut. Er dekorierte im Stil der italienischen Renaissance (zum Teil im Anschluß an Raffael u. Michelangelo) Kannen, Schalen, Platten, Medaillons u. a. Das Louvre besitzt eine große Anzahl seiner Arbeiten, darunter mehrere Grisaillen aus der Geschichte der Psyche nach Raffael, zwei Votivtäfelchen mit Darstellungen der Kreuzigung und der Auferstehung (von 1553), Franz I. als heil. Thomas, den Admiral Chabot als heil. Paulus, Heinrich II., Franz II., den Connétable A. von Montmorency, Franz von Guise &c. Eine Schale mit dem Kampfe der Kentauren und Lapithen von 1536 befindet sich bei James Rothschild, ein Triptychon von 1544 mit der Anbetung der Könige bei Alfons Rothschild, zwölf Tafeln mit den Aposteln (1545—47) besitzt die Peterskirche zu Chartres und eine Madonna und eine ovale Platte mit Ruth bei der Ernte das Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Ferner kennt man von L. auch vier geätzte Blätter, sämtlich von 1544: Einzug Christi in Jerusalem, Abendmahl Christi, Christus am Ölberg, Christi Auferstehung.

Limousin (spr. -musäng), ehemalige franz. Provinz (Grafschaft) mit der Hauptstadt Limoges, bildet jetzt den größten Teil der Departements Obervienne und Corrèze. — Die limousinische Mundart, von den Troubadouren für eine der reinsten provenzalischen Mundarten angesehen, ist gegenwärtig zum Range eines Patois herabgesunken (vgl. Provenzalische Sprache). Auch die Katalanen haben im Mittelalter ihre Sprache als Limousinisch (Llemosi) bezeichnet.

Limousiner Email, s. Emailmalerei.

Limoux (spr. -mū), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Aude, am Aude und an der Südbahn, hat ein Handelsgericht, eine Irrenanstalt, eine Wallfahrtskirche Notre-Dame-de-Marseille (14. Jahrh.), berühmten Weinbau (blanquette de L.), Steinbrüche, Fabrikation von Hüten, Wirkwaren &c., Pastetenbäckerei und (1891) 5310 (als Gemeinde 6371) Einw.

Limpiarīn, soviel wie Thonerdenatron, s. Aluminiumhydroxyd.

Limpīd (limpide, lat.), klar, hell; Limpidität, Klarheit, Helle.

Limpopo (Krokodilfluß, Uri, Bembe), Fluß im östlichen Südafrika, entspringt im Transvaal südlich von Pretoria auf dem Witwaters Rand, welcher

die Wasserscheide zwischen ihm und dem Vaal bildet. Er durchbricht zunächst die Makalies-, dann die Marikeleberge und empfängt links den Mareco, wonach er die Grenze des Transvaal gegen Khamas Reich, das Matabele- und Maschonaland bildet, wendet sich unter 32° östl. L., aus dem Transvaal austretend, südöstlich und ergießt sich, nun auch Inhampura genannt, unter 25° 15′ südl. Br. in den Indischen Ozean. Von seinen zahlreichen Nebenflüssen ist der ihm rechts zugehende Olifant der bedeutendste. Sein Oberlauf bildet mehrere Stromschnellen u. die großen Fälle von Tolo Azime, schiffbar wird er nach Aufnahme des Nuanetsi unter 32° östl. L. v. Gr.

Limpurg, ehemalige Grafschaft im württemberg. Jagstkreis, vom Kocher durchflossen, jetzt zum Oberamt Gaildorf gehörig, umfaßte auch die Herrschaft Speckfeld in Franken und bestand aus zwei Hauptteilen: Gaildorf und Sontheim. Die ehemaligen Herren und nachherigen Grafen von L. bekleideten ursprünglich das Amt des Reichserbschenken. Das Kurhaus Brandenburg ließ sich 1693 vom Kaiser Leopold die Anwartschaft auf die limpurgischen Reichslehen erteilen, welche die Kaiser Joseph I. 1706 und Karl VI. 1712 bestätigten. Als nun der letzte Graf zu L. 1713 starb, nahm der König von Preußen dessen Land in Besitz. König Friedrich II. übertrug die limpurgischen Reichslehen 1742 an das fürstliche Haus Brandenburg-Ansbach als Reichsaftermannslehen, und Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach legte endlich 1746 die Streitigkeiten mit den limpurgischen Allodialerben bei und fand sich mit ihnen ab, wobei die alten Besitzungen in zahllose kleine Teile zersplittert wurden. Das Erbschenkenamt kam an die Grafen von Althan. 1791 fiel die Grafschaft L. an Preußen, 1806 an Württemberg. Vgl. Prescher, Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft L. (Stuttg. 1789, 2 Bde.).

Limpurger Berge, Bergzug im württemberg. Jagstkreis, zwischen Kocher und Bühler, erreicht im Finkhorn bei Winzenweiler 510 m Höhe.

Limŭlus, s. Pfeilschwänze.

Limusiner Email, s. Emailmalerei.

Linaceen (Leingewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Geranialen, einjährige und ausdauernde Kräuter u. Sträucher mit ungeteilten, meist linealischen, sitzenden Blättern ohne Nebenblätter und vollständigen, zwitterigen, regelmäßigen Blüten, die meist zu Dichasien vereinigt sind. Der Kelch ist vier- oder fünfblätterig, stehen bleibend; die Blumenblätter sind in der gleichen Anzahl vorhanden, abwechselnd mit den Kelchblättern dem Blütenboden eingefügt, am Grunde mit kurzem Nagel versehen, in der Knospenlage gedreht. Die Staubgefäße treten in der Zahl von 5—20 auf und sind kurz monadelphisch; die vor den Kronteilen stehenden Stamina sind häufig steril oder unterdrückt. Der oberständige Fruchtknoten ist zwei- bis fünffächerig, wird aber durch falsche Scheidewände unvollständig oder vollständig acht- oder zehnfächerig; jedes Hauptfach enthält im Innenwinkel 1—2 hängende, anatrope Samenknospen. Die Kapsel öffnet sich fachspaltig, und jede Klappe wird meist durch Trennung der Rückennaht zweiklappig. Die zusammengedrückten Samen haben eine lederartige, glänzende Schale; das Nährgewebe ist entwickelt oder fehlt; der gerade Keimling hat elliptische, flache Kotyledonen und ein nach oben gerichtetes Würzelchen. Die nur aus sechs Gattungen (europäisch: Linum *L.*, Radiola *Gmel.*) mit ca. 150 Arten bestehende Familie ist über die gemäßigten Zonen der ganzen Erde, vorzüglich aber über die Länder um das Mittelländische Meer, verbreitet. Die L. gewähren wegen der ölhaltigen Samen u. der dauerhaften Bastfasern ihrer Stengel (Flachs) großen Nutzen. Das im Mittelmeergebiet einheimische Linum angustifolium wurde in den Schweizer Pfahlbauten gefunden.

Lina-Link, Wasserfall, s. Umeelf.

Linaloeholz (Rosen-Zitronenholz), ein mexikanisches Holz von nicht sicher bekannter Abstammung (man nennt als Stammpflanze Amyris Linaloe, Icica altissima, Elaphrium graveolens), ist leicht, fast schwammig, hellgelb, mit derbern und dunklern Flecken und Adern, dient zur Darstellung eines farblosen ätherischen Öls, welches aus einem Körper von der Zusammensetzung $C_{10}H_{16}O$ besteht, dem Geraniumöl ähnlich riecht und in der Parfümerie benutzt wird. Ein andres Linaloeöl ist das Likariöl.

Linament, soviel wie Scharpie.

Linant de Bellefonds (spr. linäng dö bellfóng), Maurice Adolphe, bekannter unter dem Namen Linant Pascha, geb. 1800 in Lorient, gest. 1883 in Kairo, widmete sich dem Seewesen und schloß sich 1818 einer wissenschaftlichen Expedition von Archäologen nach Ägypten als Zeichner an, trat dann als Ingenieur in Mehemed Alis Dienste und erhielt den Auftrag zur Ausarbeitung einer hydrographischen Karte von Ägypten. Infolge von Mißhelligkeiten mit der Umgebung des Paschas gab er seine Stellung auf, unternahm eine Reise durch Oberägypten, wo er die Lage mehrerer Städte des Innern bestimmte, und ging dann nach Abessinien, Kordofan, Dar Fur ꝛc. Schließlich kam er nach Palästina, wo er die Panoramen von Jerusalem, Bethlehem ꝛc. aufnahm. Um 1827 begleitete er Léon Delaborde auf einer Reise in Arabien. Bald danach trat er als Chefingenieur wieder in die Dienste des Vizekönigs und baute nun viele Kanäle und Straßen. 1845 leitete er unter Bourdaloue die ersten Untersuchungen zur Durchstechung des Isthmus von Suez, und 1847 überreichte er das erste ausgearbeitete Projekt. Unter Saïd Pascha wurde er als Generaldirektor des Straßenwesens und Chefingenieur des Suezkanals bestätigt mit dem Range eines Paschas. In den letzten Jahren lebte er in Zurückgezogenheit zu Kairo. — Sein Sohn Ernest trat mit seinem Bruder Auguste gleichfalls in ägyptische Dienste und stand unter Gordon Pascha im Sudân. Er fuhr hier, nachdem er seinen Bruder 1874 in Gondokoro durch den Tod verloren hatte, 1875 den Nil weiter hinauf über Fatiko und Foweira und eine Strecke längs des Somersetflusses bis zu Mtesas Residenz, wo er mit Stanley zusammentraf. Auf der Rückreise von dort wurde er bei Dufilé von den Eingebornen getötet, doch blieben seine Tagebücher und Karten erhalten.

Linard, Piz (spr. -nár), s. Silvretta.

Linăres, Provinz des mittlern Chile, liegt südlich vom Rio Maule, zwischen dem Rio Loncomilla und dem Kamm der Kordilleren, 9036 qkm (164,1 QM.) groß mit (1893) 117,657 Einw. Die Provinz ist reichlich bewässert, hat natürliche Weiden und an den Abhängen der Kordilleren bedeutende Waldungen. Landbau bildet mit Viehzucht die Hauptbeschäftigung. Die gleichnamige Hauptstadt (San Ambrosio de L.) an der Eisenbahn, welche die Provinz von N. nach S. durchschneidet, in fruchtbarer Ebene, 151 m ü. M., hat eine höhere Schule und (1885) 7711 Einw.

Linăres, 1) Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Jaen, 418 m ü. M., auf einer Hochfläche zwischen dem

Guadiel und Guadalimar, an den Eisenbahnlinien Vadollano-L. und Puente-Genil-L. gelegen, hat bedeutenden Bergbau auf silberhaltige Bleierze (Jahresproduktion über 80,000 Ton.), Blei- und Eisengießereien, Pulver-, Dynamit- und Seilfabriken und (1887) 29,692 Einw. (1860 noch nicht 12,000). — 2) (San Felipe de L.) Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Nuevo Leon, am Rio Tigre, 150 km südöstlich von Monterey, an der von diesem nach L. führenden Bahn, mit (1889) 10,000 Einw.

Linaria *Tourn.* (Leinkraut, Frauenflachs), Gattung aus der Familie der Skrofulariaceen, ein- oder mehrjährige Kräuter, selten Halbsträucher, mit unten gegen- oder quirlständigen, oben wechselständigen Blättern, einzeln axillar oder in endständigen Ähren oder Trauben geordneten, vorn gespornten, zweilippigen Blüten und eiförmiger oder kugeliger, vielsamiger Kapsel. Etwa 130 Arten, fast ausschließlich im gemäßigten Europa und Asien. L. vulgaris *Mill.* (Marienflachs, gelbes Löwenmaul, gelbes Flachskraut), ausdauernd, 60 cm hoch, einfach oder ästig, mit linien-lanzettförmigen Blättern und in dichten Ähren stehenden, großen gelben Blüten mit orange- oder feuerfarbigem Gaumen. In fast ganz Europa, wurde früher arzneilich benutzt. L. alpina *Desf.*, auf den Alpen und Pyrenäen, zweijährig u. ausdauernd, niedrig, graugrün, mit kreuzweise entgegengesetzten, linien-lanzettförmigen, kleinen Blättern und traubenständigen, dunkelblauen oder blauvioletten Blüten mit langem Sporn und gold- oder safrangelbem Gaumen, wird, wie auch andre Arten, als Zierpflanze kultiviert. L. Cymbalaria *Willd.* (Cymbel- oder Zimbelkraut), ausdauernd, in Süd- und Mitteleuropa, an Felsen und altem Gemäuer, mit 60 cm langen, rankenartigen, liegenden oder hängenden Stengeln, herzförmigen, fünflappigen, abwechselnden Blättern und einzeln stehenden, gestielten, hellvioletten oder weißen Blumen mit gelb gefleckten Gaumen. Es wird als Ampelpflanze kultiviert. Früher benutzte man es arzneilich, auch soll es ein Bestandteil der Aqua Tofana gewesen sein.

Linaria, der Leinfink, s. Hänfling.

Linarit, s. Bleilasur.

Lincei (Accademia dei Lincei, spr. de-i lintschē-i, »Akademie der Luchsäugigen«), s. Akademie, S. 257.

Lincoln (spr. lingkön), Stadt u. besondere Grafschaft im östlichen England, an den Abhängen und am Fuß eines 155 m hohen Hügels am Witham gelegen, der hier die Cliff Range in einer Pforte durchbricht. Von den vormaligen 52 Kirchen der Stadt sind nur noch 13 übrig. Alle andern Bauten überragen die auf dem Gipfel des Hügels stehende, 1075—1350 erbaute Kathedrale (mit berühmter Glocke »Great Tom«) und das von Wilhelm dem Eroberer erbaute Schloß, welches jetzt als Gefängnis und Gerichtshalle dient. L. ist Sitz eines Bischofs, hat ein theologisches und ein Lehrerseminar, ein Museum, ein Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Theater, Maschinenbau, Knochen- und Kornmühlen, Fabrikation von Kunstdünger und Ölkuchen und (1891) 41,491 Einw. Es gehörte bis 1888 zu Lincolnshire. — Unter den Römern war L. (Lindum Coloniae) bereits von einiger Wichtigkeit. An die Römerzeit erinnern noch Reste der Stadtmauern und der Kanal (Foß Dyke), der den Witham mit dem Trent verbindet. In angelsächsischer Zeit wurde es die Residenz der Könige von Mercia; Wilhelm der Eroberer erbaute das Kastell. 1067 wurde das Bistum Dorchester nach L. verlegt. Hier 1141 Sieg des Grafen Robert von Gloucester über den König von England, Stephan von Blois. Vgl. »Memoirs illustrative of the history and antiquities of the county and city of L.« (Lond. 1850).

Lincoln (spr. lingkön), Name vieler Städte in den Vereinigten Staaten: 1) Hauptstadt des Staates Nebraska und der Grafschaft Lancaster, am Salt Creek, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt, hat breite Straßen mit schönen öffentlichen Gebäuden, unter denen das Kapitol hervorragt, einen Gerichtshof, ein Postamt, Bahnhöfe, die Universität des Staates (59 Dozenten, 929 Studierende, Bibliothek von 18,000 Bänden), eine Ackerbauschule, ein Irrenhaus, ein Zuchthaus und (1890) 55,154 (1880 erst 13,003) Einw., darunter nur 6462 im Ausland (2151 in Deutschland) Geborne, die 1890 in 182 gewerblichen Anstalten (Kornmühlen, Fabriken für Maschinen, Seife, Fleischverpackungsanstalten, Salzwerke) mit 1921 Arbeitern Waren im Werte von 3,710,138 Doll. herstellten und lebhaften Handel mit Getreide, Materialwaren, Ackergeräten und Vieh treiben. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 1890: 5,476,864, die städtische Schuld 1,526,569 Doll. — 2) Stadt in der Grafschaft Providence in Rhode-Island, am Blackstone River, besteht aus den früher gesonderten Ortschaften Albion, Central Falls, Manville und Lonsdale und zählt (1890) 20,355 Einw., welche 1890 in 149 gewerblichen Anstalten mit 4921 Arbeitern Waren im Werte von 5,900,140 Doll. herstellten und lebhaften Handel treiben. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Logan in Illinois, am Salt Creek, nordöstlich von Springfield, Bahnknotenpunkt, Sitz der Lincoln-Universität (200 Studierende) und einer Anstalt für blödsinnige Kinder, mit Kohlengruben u. (1890) 6725 Einw.

Lincoln (spr. lingkön), Abraham, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 12. Febr. 1809 in Hardin County (Kentucky) aus einer Quäkerfamilie, welche eine Farm besaß, gest. 14. April 1865 in Washington, siedelte 1816 mit seinen Eltern nach Spencer County in Indiana über und ward von denselben bloß mit ländlichen Arbeiten beschäftigt. Nur sechs Monate lang genoß er Schulunterricht. 1830 ließ er sich mit seinen Eltern in Macon County in Illinois nieder, baute ihnen das erste Blockhaus, welches noch vorhanden ist, und nahm 1832 an dem Kriege gegen den Schwarzen Falken, einen Indianerhäuptling, in einer Freiwilligenkompanie teil, die ihn zu ihrem Hauptmann wählte. Hierauf bekleidete L. die Stelle eines Postmeisters in Neusalem. Daneben machte er sich mit der Rechtswissenschaft und der Feldmeßkunst bekannt. Von 1834—40 ward er alljährlich in die Legislatur seines Staates gewählt. 1836 ließ er sich in Springfield als Rechtsanwalt nieder und galt bald für einen der gewandtesten Verteidiger in schwierigen Rechtsfällen. Im Dezember 1847 in das Abgeordnetenhaus des Kongresses gewählt, stimmte er hier für eine weite Auslegung der Rechte der Unionsregierung den Einzelstaaten gegenüber und vor allem für die Aufhebung der Sklaverei, zunächst im Bezirk Columbia. Schon auf dem republikanischen Nationalkonvent von 1856 versuchten die Abgeordneten von Illinois seine Kandidatur für die Vizepräsidentschaft durchzusetzen, drangen jedoch nicht durch; ebenso unterlag er 1858 bei der Senatorenwahl in Illinois gegen Stephan A. Douglas. Da er sich hierbei aber als einen ebenso geschickten wie mutigen Gegner der Sklaverei bewies, wurde er im Mai 1860 von der republikanischen Versammlung in

Chicago als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und bei der Wahl der Wahlmänner 6. Nov. von den Stimmen aller Nichtsklavenstaaten mit Ausnahme New Jerseys erwählt. Diese Wahl gab den über ihre Niederlage erbitterten Südstaaten Anlaß zum Abfall von der Union. L. selbst entging auf seiner Reise nach Washington im Februar 1861 nur mit Mühe einem Mordanfall. In der Rede, mit der er 4. März 1861 das Präsidium antrat, sprach er zwar den Südstaaten das Recht ab, aus der Union auszuscheiden, suchte sie aber zu beruhigen. Doch der Angriff derselben auf Fort Sumter 13. April gab das Signal zum Ausbruch des Bürgerkriegs. Am 15. April erließ L. seinen ersten Aufruf für 75,000 Freiwillige, bewahrte auch in den Zeiten höchster Gefahr unerschütterlichen Mut und zäheste Ausdauer und wußte diese Eigenschaften auch der Nation einzuflößen. Nachdem er einmal die Abschaffung der Sklaverei als den Preis des Sieges verkündet, führte er den Krieg mit unerschütterlicher Thatkraft trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten fort, getragen von der begeisterten Anhänglichkeit des Volkes, welches in ihm die Eigenschaften verkörpert sah, auf die es besonders stolz ist. Er ward daher 1864 aufs neue als Kandidat für die Präsidentschaft ausersehen und erhielt die Stimmen fast aller an der Wahl teilnehmenden Staaten. Am 4. März 1865 erfolgte sodann sein zweiter Amtsantritt. Nach dem Fall von Richmond 3. April hielt L. unter dem begeisterten Jubel der Schwarzen seinen Einzug in die ehemalige Hauptstadt der südlichen Konföderation. Allein L. überlebte diesen glorreichen Augenblick nur um wenige Tage, indem am Abend des 14. April der Schauspieler J. Wilkes Booth, ein fanatischer Südländer, während einer Vorstellung in Fords Theater zu Washington dem Leben des Präsidenten durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Lincolns Leiche wurde in feierlichem Zug unter allgemeinster Teilnahme des Volkes nach Springfield in Illinois gebracht und dort auf einem der Nation gehörigen Grundstück beigesetzt. L. war von unbestechlicher Redlichkeit, großer Bescheidenheit und unerschütterlicher Festigkeit des Willens; er hatte einen klaren Verstand und treffendes Urteil, dabei Witz und Humor in der Unterhaltung. Indem er plötzlich starb, als er der Sache der Freiheit durch seine unermüdliche Ausdauer den glänzendsten Triumph verschafft hatte, wurde er seit Washington der volkstümlichste, gefeiertste Mann, dessen Andenken kein Fleck trüben konnte. Seine Herkunft, sein Vorleben, seine Erscheinung machten L. zum Ideal eines echten Republikaners. Am 14. April 1876 wurde sein Standbild in Washington feierlich enthüllt. Von den zahlreichen Biographien Lincolns sind hervorzuheben die von Raymond (New York 1866), J. G. Holland (1866; 2. Aufl., das. 1887), Lamon (Boston 1872), Stoddard (New York 1884), J. N. Arnold (Chicago 1885), Thayer (deutsch, Gotha 1885), Herndon u. Weik (New York 1892, 2 Bde.), K. Schurz (Boston 1892), Morse (das. 1893, 2 Bde.). Vgl. auch Bancroft, Memorial adress of the life and character of A. L. (New York 1866); »Reminiscences of A. L., by distinguished men of his time« (hrsg. von Rice, das. 1886); Stoddard, Insides the White House in war times (das. 1890); Chittenden, Recollections of president L. and his administration (das. 1890); Nicolay u. Hay, A. L., a history (das. 1890, 10 Bde.); Mc. Clure, A. L., and men of war times (Philadelphia 1892); Harris, The assassination of L. (Bost. 1892). — Lincolns einziger überlebender Sohn, Robert Todd L., geb. 1843, nahm noch am Bürgerkrieg teil, ließ sich dann in Chicago als Advokat nieder, war 1881—85 unter Garfield Kriegsminister und 1889—93 unter Harrison Gesandter in England.

Lincolnschaf, s. Schaf.

Lincolnshire (spr. lingkönschir), Grafschaft im östlichen England, an der Nordsee, zwischen dem Ästuar des Humber und dem Wash, umfaßt 6853 qkm (124,5 QM.) mit (1891) 472,878 Einw. Die Küste ist flach, mit einem Saum von Marschland, der sich im südlichen Teil der Grafschaft zum ausgedehnten, von zahlreichen Kanälen durchschnittenen Fendistrikt erweitert (s. Fens). Ein mäßiger, aus Kreide bestehender Höhenzug (Lincoln Wolds) erstreckt sich vom Humber bis in die Nähe von Wainfleet, etwa 75 km weit. Westlich kommen unter der Kreide Grünstein und Eisenstein vor, und ein breiter Strich von Oxfordthon trennt die Wolds von einem aus Oolithenstein bestehenden Höhenzug (Lincoln Heights), der sich gegen die Westgrenze hin von S. nach N. erstreckt. Die Hauptflüsse sind Trent (zum Humber) und Witham (zum Wash fließend). Das Land ist äußerst fruchtbar und enthält ausgezeichnete Weidebezirke. Die Pferde von L. sind gesucht; die Lincolnschafe (ungehörnt) liefern die beste englische Langwolle; auch Schlachtvieh von vorzüglicher Qualität wird gezüchtet. Von der Oberfläche waren 1890: 57,9 Proz. Ackerland, 27,6 Proz. Weiden und 2,2 Proz. Wald. An Vieh zählte man: 68,201 Ackerpferde, 241,083 Rinder, 1,293,152 Schafe und 107,702 Schweine. Der Bergbau lieferte 1892: 1,459,404 Ton. Eisenerz, und in den 21 Hochöfen der Grafschaft (inkl. Leicestershire) wurden 279,556 T. Roheisen hergestellt. Die Industrie ist im allgemeinen unbedeutend. Am wichtigsten ist noch der Maschinenbau, die Herstellung von Ölkuchen und Kunstdünger rc. Die Grafschaft zerfällt in die drei Verwaltungsbezirke (administrative counties) Lindsey im N., Kesteven im SW. und Holland im S. Hauptstadt ist Lincoln.

Lincrustawalton, s. Linoleum.

Lind, Jenny, Opernsängerin, geb. 6. Okt. 1820 in Stockholm, gest. 2. Nov. 1887 in Wynds Point bei Malvern (England), besuchte die Stockholmer Theaterschule, erhielt ihre künstlerische Ausbildung namentlich unter der Leitung der Musiker Berg und Lindblad und betrat mit 16 Jahren als Agathe im »Freischütz« zum erstenmal die Bühne unter großem Beifall. Bald darauf (1841) begab sie sich nach Paris, um sich hier bei Garcia weiter auszubilden, und kehrte nach Jahresfrist nach Stockholm zurück, wo sie als Meisterin in Vortrag und Darstellung mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Einer Einladung Meyerbeers folgend, trat sie 1844 in Berlin auf, ging von da nach Wien und Paris und besuchte während der folgenden Jahre fast alle größern Städte Deutschlands sowie Englands, überall die höchsten Triumphe feiernd. Im August 1850 wandte sie sich in Begleitung Benedicts nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo sie in Konzerten denselben Enthusiasmus erweckte wie in Europa. Nachdem sie sich in Boston 1851 mit dem Pianisten Otto Goldschmidt (s. d.) vermählt hatte, kehrte sie im Juni 1852 nach Europa zurück und lebte zunächst auf einem Landgut bei Dresden, seit 1858 aber in London. Nach ihrer Rückkehr von Amerika trat sie nur noch in Konzerten und bei Musikfesten auf, das letzte Mal 1870 zu Düsseldorf in dem von ihrem Gatten komponierten Oratorium »Ruth«. Jenny L., eine edle, hochpoetische Künstlernatur, war ohne Zweifel eine der größten

und vielseitigsten Sängerinnen unsers Jahrhunderts. Im Besitz einer bis in die kleinsten Details durchgebildeten Gesangstechnik, ausgestattet mit einem offenen Sinn für das Schöne in der Kunst und besonders begabt zur Darstellung des Anmutigen und Gefühlvollen, errang sie ihre größten Triumphe im lyrischen Genre, sowohl auf der Bühne als Vielka, Nachtwandlerin, Regimentstochter ꝛc. als auch im Vortrag einfacher Volkslieder. Von dem großen Vermögen, welches sie sich auf ihren Kunstreisen erworben, hat sie stets den Bedürftigen aufs freigebigste mitgeteilt; unter anderm überwies sie von Amerika aus die Summe von 500,000 Frank ihrer Vaterstadt zur Gründung einer Erziehungsanstalt für unbemittelte junge Mädchen. Vgl. Holland u. Rockstro, Jenny L., 1820–51 (deutsche Ausg., Leipz. 1891; verkürzte Ausgabe des englischen Originals, Lond. 1893); Wilkens, Jenny L. (Gütersl. 1895).

Lind., bei botan. Namen Abkürzung für J. J. Linden (s. d.).

Lindau, 1) unmittelbare Stadt und klimatischer Kurort im bayr. Regbez. Schwaben, auf einer Insel im Bodensee, welche mit dem Festlande durch eine 219 m lange Holzbrücke und durch einen 555 m langen Eisenbahndamm in Verbindung steht, Knotenpunkt der Linien München-L. der Bayrischen Staatsbahn und Bludenz-L. der Vorarlberger Bahn, 398 m ü. M., hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, ein altes u. ein neues Rathaus (im erstern, 1422 erbaut, 1886–88 restauriert u. mit Wandgemälden ausgeschmückt, ein Museum für Altertümer ꝛc., die Stadtbibliothek mit Handschriften, Inkunabeln und interessanter Bibelsammlung u. das städtische Archiv), einen alten römischen Wartturm (»Heidenmauer«), einen monumentalen Brunnen mit der Bronzefigur der Lindavia, einen großen Hafen mit einem 33 m hohen Leuchtturm und einem kolossalen Löwen als Staats-Hoheitszeichen am Eingang, an demselben eine Statue des Königs Maximilian II., eine bedeutende Getreideschranne und (1890) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 3) 5349 Einw., davon 2323 Evangelische, 2999 Katholiken und 18 Juden. Die Industrie beschränkt sich auf Teigwarenfabrikation, Bierbrauerei u. Herstellung kondensierter Milch, auch wird bedeutender Wein-, Obst- und Gemüsebau betrieben. Der Handel, unterstützt durch eine Reichsbanknebenstelle, eine Filiale der Bayrischen Notenbank und den lebhaften Dampfschiffsverkehr auf dem Bodensee, ist vorzugsweise Speditions- und Transithandel nach der Schweiz und Italien. L. hat eine Real-, eine Latein- und eine Musikschule, ein Theater, eine Badeanstalt (für römisch-irische und russische Bäder), 2 Seebadeanstalten, ein reich dotiertes Spital und ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts. In der Nähe der Hoyerberg (456 m) mit zwei Gasthäusern und prächtiger Aussicht und das Schachenbad mit Schwefelquelle und Seebad. — Bereits die Römer hatten auf der Insel ein Lager gegen die Vindelizier und Alemannen (Castrum Tiberii). Zur Zeit der Karolinger kommt (882) der Ort urkundlich unter dem Namen Lintowa, 1268 als Lindavia Civitas vor. In einer Urkunde Rudolfs von Habsburg von 1274 erscheint L. als Reichsstadt, doch war die Vogtei daselbst im 14. Jahrh. den Grafen von Montfort (am Oberrhein) verpfändet. L. war Sitz eines kaiserlichen Landgerichts und schloß sich 1331 dem Schwäbischen Städtebund an. 1496 fand ein Reichstag daselbst statt. Die Stadt trat 1530 der Reformation bei, unterzeichnete die Confessio tetrapolitana und schloß sich dem Schmalkaldischen Bund an. 1647 wurde sie von den Schweden unter Wrangel vergeblich belagert. Nachdem sie ihre Reichsunmittelbarkeit gegenüber der Äbtissin des dortigen Stifts Jahrhunderte hindurch behauptet hatte, fiel sie 1803 an den Fürsten von Bretzenheim, 1804 an Österreich und 1805 an Bayern. Auf derselben Insel, auf welcher L. liegt, befand sich ein gefürstetes freiweltliches Frauenstift, welches angeblich bereits 866 bestand und 1803 aufgelöst wurde. Vgl. Boulan, L. vor altem und jetzt (Lind. 1872); Grube, L., Bregenz und Umgebung (2. Aufl., das. 1879); Koch, L. Wanderungen durch Stadt und Gegend (3. Aufl., das. 1879); Stettner, Neuester Führer durch L., Bregenz und Umgebung (das. 1893). — 2) L. in Anhalt, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Zerbst, an der Linie Berlin-Blankenheim der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Burgruine, Spiritus- u. Stärkefabrikation und (1890) 1057 Einw., davon 88 Katholiken. — 3) (L. am Harz) Flecken im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Duderstadt, an der Ruhme, hat eine kath. Kirche, eine Oberförsterei, Jutespinnerei, Zigarrenfabrikation, 9 Pechsiedereien und 1700 Einw.



Wappen von Lindau.

Lindau, 1) Rudolf, Diplomat und Schriftsteller, geb. 10. Okt. 1829 in Gardelegen, ging 1860 in diplomatischer Mission der Schweiz nach Japan, um den Handelsvertrag zwischen beiden Ländern vorzubereiten, und wurde nach Abschluß desselben zum Generalkonsul ernannt, verweilte längere Zeit in China, Kotschinchina und Amerika und kehrte erst 1870, kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, nach Europa zurück. Er machte denselben in dem Generalkommando der Garde als Sekretär des Prinzen August von Württemberg u. Berichterstatter des »Staatsanzeigers« mit und wurde nach dem Frieden der deutschen Botschaft in Paris attachiert, 1878 aber in die politische Abteilung des Auswärtigen Amts nach Berlin berufen und 1880 zum Wirklichen Legationsrat, 1885 zum Geheimen Legationsrat befördert, 1891 als Vertreter des Deutschen Reiches bei der Verwaltung der türk. Staatsschuld nach Konstantinopel versetzt. L. war lange Jahre hindurch Mitarbeiter der »Revue des Deux Mondes« und mehrerer französischer Sammelwerke. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Voyage autour du Japon« (2. Aufl., Par. 1865); »The Philosophers Pendulum« (Edinb. 1888); »Die preußische Garde im Feldzug 1870/71« (Berl. 1872); der Roman »Robert Ashton« (Stuttg. 1877), »Vier Novellen und Erzählungen« (das. 1877), die Novellen: »Liquidiert« (das. 1877) und »Schiffbruch« (das. 1877); die Romane: »Gordon Baldwin« (Berl. 1878), »Gute Gesellschaft« (Bresl. 1880, 2 Bde.) und »Der Gast« (das. 1883); die Erzählungen: »Die kleine Welt« (Berl. 1880), »Wintertage« (Bresl. 1883), »Auf der Fahrt« (Berl. 1886), »Der lange Holländer« (das. 1889); die Romane »Martha« (Stuttg. 1892), »Liebesheiraten« (Berl. 1894), »Der Flirt«, Novellen (das. 1894), »Schweigen« (das. 1895). Seine »Gesammelten Schriften« erschienen 1893 zu Berlin in 6 Bänden. Die Erzählungen Lindaus spiegeln das Leben dieses vielgereisten Mannes wider, indem sie die Sitten fast aller

Kulturländer, Frankreichs, Englands, Amerikas u. nicht am wenigsten Deutschlands, scharf und kenntnisreich darstellen. Die originellsten und anziehendsten seiner Novellen: »Reisegefährten«, »Der lange Holländer« schildern das Leben der europäischen Kolonisten in Japan und Ostasien. L. fühlt sich wesentlich als Schüler Turgenjews, und in seiner weltmännisch skeptischen Lebensauffassung mit der vorwaltenden Neigung zu ernsten Erzählungen hat er manchen Zug mit dem großen russischen Elegiker gemein. Seiner Prosa merkt man die französische Schulung an. Einzelne der Erzählungen (»Die kleine Welt«) sind vollendete Kunstwerke. Vgl. Erich Schmidt in der »Deutschen Rundschau«, Mai 1894. — Sein Bruder Richard L., geb. 7. Mai 1831 in Genthin, widmete sich gleichfalls der diplomatischen Laufbahn, war Konsul des Norddeutschen Bundes zu Nagasaki in Japan, machte dann große Reisen (nach den Fidschiinseln, nach Honolulu, Australien ꝛc.), wurde nach seiner Rückkehr 1874 zum Konsul in Marseille ernannt, beim Ausbruch der karlistischen Umtriebe nach Bayonne delegiert, wo er die Interessen des Deutschen Reiches kräftigst zu vertreten wußte, und ist seit 1876 Konsul, seit 1881 Generalkonsul in Barcelona.

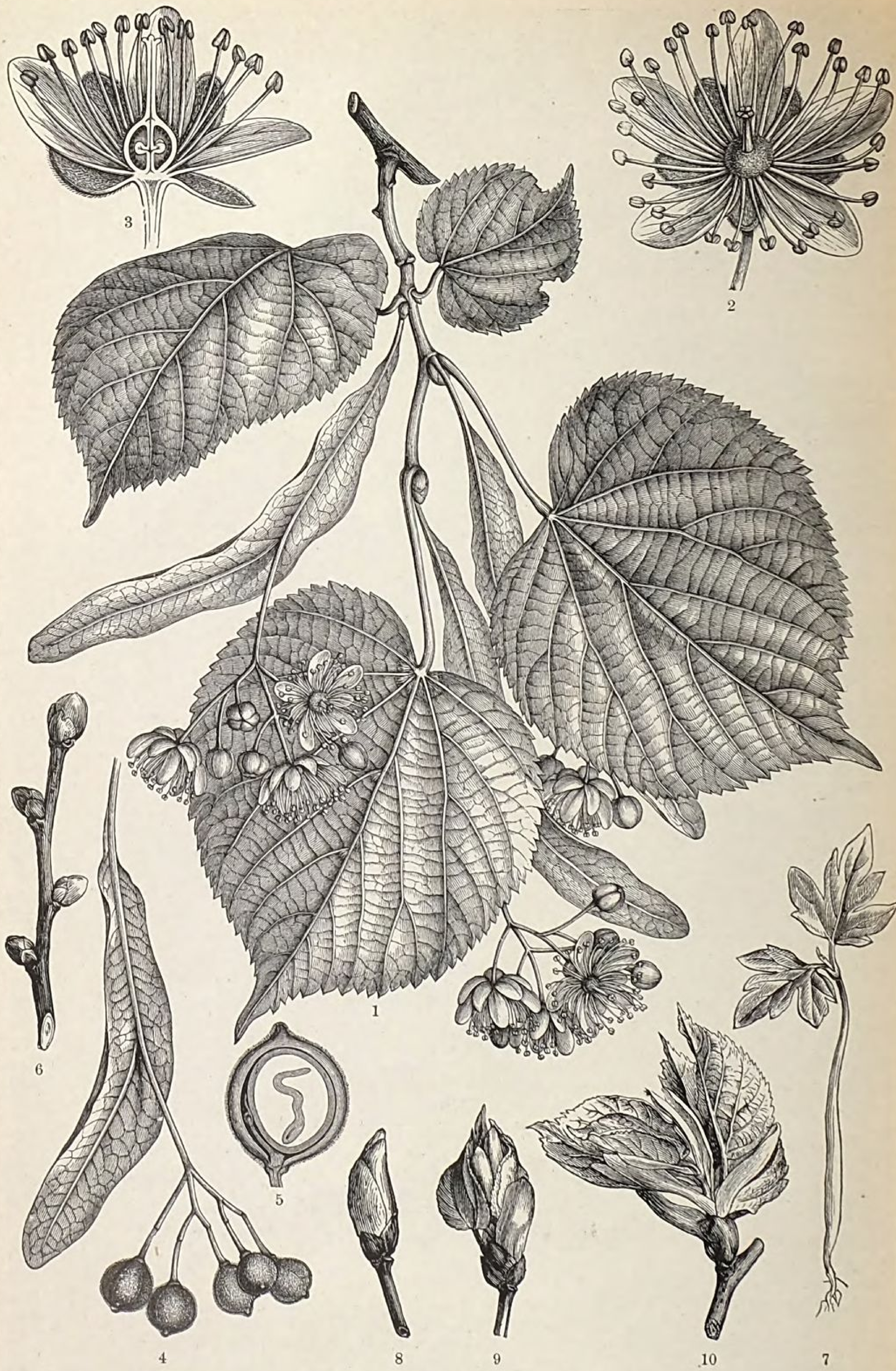
2) Paul, dramat. Dichter und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 3. Juni 1839 in Magdeburg, besuchte dort das Gymnasium zum Kloster Unsrer Lieben Frauen und später die lateinische Schule in Halle, studierte daselbst und in Berlin und beschloß sehr früh, sich der litterarischen Laufbahn zuzuwenden. Seine Vorstudien dafür machte er bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Paris, von wo er für deutsche Zeitungen korrespondierte. 1863 nach Deutschland zurückgekehrt, übernahm er die Redaktion der »Düsseldorfer Zeitung« und ward Anfang 1866 Chefredakteur der »Elberfelder Zeitung«, welche er bis zum Herbst 1869 leitete. Außer der heinisierenden Sommerreise »Aus Venetien« (Düsseld. 1864) und einem Skizzenbuch: »Aus Paris. Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreich« (Stuttg. 1865), hatte L. bis dahin zahlreiche Aufsätze, politische Broschüren ꝛc. veröffentlicht; mit den »Harmlosen Briefen eines deutschen Kleinstädters« (Leipz. 1870, 2 Bde.; 2. Aufl., Bresl. 1879) betrat der Autor sein eigenstes Gebiet. Mit Witz und schärfster Satire, nicht ohne gelegentliche Bosheit geißeln diese Briefe zumeist litterarische Sünden und Geschmacklosigkeiten, die Impotenz gewisser Poeten und die stümperhafte Oberflächlichkeit öffentlicher Wortführer. Ähnliche Tendenzen walteten auch noch in den »Litterarischen Rücksichtslosigkeiten« (1.—3. Aufl., Leipz. 1871), denen die »Modernen Märchen für große Kinder« (das. 1870), satirische Briefe über die französischen Chauvinisten, vorhergegangen waren. Dagegen gab die Schrift »Molière« (Leipz. 1871) sowie die umfangreiche Studie »Alfred de Musset« (Berl. 1877) den Beleg, daß L. nicht bloß rücksichtslos anzugreifen, sondern auch in die Tiefen litterarischer und ästhetischer Forschung hinabzusteigen vermag. Nachdem er während der Jahre 1869—71 in Leipzig »Das Neue Blatt« begründet und redigiert hatte, siedelte er Mitte 1871 dauernd nach Berlin über und rief hier die Wochenschrift »Die Gegenwart« ins Leben, welche rasch zum Sammelpunkt vorzüglicher Mitarbeiter wurde und in politischer und kritischer Beziehung zu hervorragender Geltung gelangte. Neben der Redaktion dieser Zeitschrift, die er bis Herbst 1881 führte, und der Herausgabe der 1878 von ihm begründeten Monatsschrift »Nord und Süd« widmete sich L. vorzugsweise dramatischen Arbeiten. 1891 siedelte er nach Strehlen bei Dresden über, 1895 wurde er zum Intendanten des Hoftheaters in Meiningen ernannt. Mit dem Schauspiel »Marion« hatte er 1868 seine dramatische Laufbahn begonnen; rasch nacheinander folgten das Lustspiel »In diplomatischer Sendung« (1872), die Schauspiele: »Maria und Magdalena« (1872) und »Diana« (1873), das Lustspiel »Ein Erfolg« (1874), das Schauspiel »Tante Therese« (1875), der Schwank »Der Zankapfel« (1875), die Schauspiele: »Johannistrieb« (1878) und »Gräfin Lea« (Berl. 1879), denen sich später noch die Schauspiele: »Verschämte Arbeit« (1881), »Jungbrunnen« (1882), »Mariannens Mutter« (1883), »Frau Susanne« (mit H. Lubliner, 1884) und »Galeotto« (frei nach dem Spanischen des José Echegaray, 1886), »Die beiden Leonoren« (1888), »Der Schatten« (1889), »Die Sonne« (1890), »Der Komödiant« (1892), »Der Andre« (1893), »Ungeratene Kinder« (1894), »Venus von Milo« (1895) anschlossen. Gesammelt erschien ein Teil dieser Werke als »Theater« (Berl. 1873—88, 5 Bde.). Die Lindauschen Dramen, von denen »Maria und Magdalena« und »Ein Erfolg« den durchgreifendsten Erfolg hatten, entnehmen, wie auch seine Erzählungen (s. unten), ihre Stoffe der unmittelbaren Gegenwart und zeichnen sich besonders durch wirksame dramatische Konflikte, eine Folge pikanter, lebendig wechselnder Szenen und einen beweglichen, geistreichen und witzigen Dialog vorteilhaft aus. Von L. erschienen außerdem: »Kleine Geschichten« (Leipz. 1871, 2 Bde.); »Gesammelte Aufsätze«, Beiträge zur Litteraturgeschichte der Gegenwart (Berl. 1875, 2. Aufl. 1880); »Vergnügungsreisen« (Stuttg. 1875); »Dramaturgische Blätter« (das. 1875, 2 Bde.; neue Folge, Bresl. 1878, 2 Bde.); »Die kranke Köchin. Die Liebe im Dativ«, »Zwei ernsthafte Geschichten«, Erzählungen (Stuttg. 1877); »Nüchterne Briefe aus Bayreuth« (Bresl. 1876, 9. Aufl. 1879); »Überflüssige Briefe an eine Freundin«, Feuilletons (das. 1877, 3. Aufl. 1878); »Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht« (Berl. 1877); »Aus dem litterarischen Frankreich« (Bresl. 1882); »Bayreuther Briefe vom reinen Thoren« (5. Aufl., das. 1883); »Herr und Frau Bewer«, Novelle (das. 1882, 9. Aufl. 1889); »Toggenburg und andre Geschichten« (das. 1883); die Erzählung »Mayo« (das. 1884); »Aus der Hauptstadt«, Briefe (Leipz. 1884); »Aus der Neuen Welt« (Berl. 1884), Berichte über eine Reise nach Nordamerika, die L. 1883 gelegentlich der Einweihung der nördlichen Pacificbahn unternommen hatte; »Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen« (Bresl. 1890) und »Altes und Neues aus der Neuen Welt« (Berl. 1893, 2 Bde.). Eine besondere Liebhaberei und Gewandtheit bekundete L. in der Darstellung merkwürdiger Gerichtsverhandlungen, deren er mehrere veröffentlichte: »Interessante Fälle« (Gräf ꝛc., Bresl. 1887), »Der Mörder der Frau Ziethen, Ziethen oder Wilhelm?« (das. 1892) u. a. Von einem größern Romancyklus: »Berlin«, erschienen bis jetzt die Abteilungen: »Der Zug nach dem Westen« (Stuttg. 1886, 7. Aufl. 1890, 2 Bde.), »Arme Mädchen« (das. 1887, 2 Bde.) und »Spitzen« (das. 1888, 5. Aufl. 1890, 2 Bde.); außerdem: »Wunderliche Leute« (Bresl. 1888), »Im Fieber«, Novelle (das. 1890), der Roman: »Hängendes Moos« (das. 1892), »Vater Adrian und andere Geschichten« (Berl. 1893), »Die Gehilfin«, Berliner Roman (Bresl. 1894), »Die Brüder« (Dresd. 1895) und »Vorspiele auf dem Theater.

Linde I.



Charakterbild der Linde.

Linde II.



Winterlinde (Tilia cordata).

1. Blühender Sproß. — 2. Blüte. — 3. Durchschnitt derselben. — 4. Frucht. — 5. Same, längsdurchschnitten. — 6. Triebspitze mit Knospen. — 7. Keimpflanze. — 8, 9, 10. Entfaltung der Lindenknospe.

Dramaturgische Skizzen« (das. 1895) u. a. Auch als Übersetzer und Bearbeiter französischer Theaterstücke (Beaumarchais' »Barbier von Sevilla«, mit Geibel; »Die Fremde« von Dumas dem jüngern ꝛc.) war L. mit Erfolg thätig, erfuhr aber auch heftige Angriffe. Vgl. »Paul L., eine Charakteristik« (Berl. 1875); Hadlich, Paul L. als dramatischer Dichter (2. Aufl., das. 1876).

Lindblad, Adolf Fredrik, schwed. Komponist, geb. 1. Febr. 1801 zu Skeninge in Ostgotland, studierte in Berlin unter Zelter die Komposition und ließ sich 1835 in Stockholm nieder, wo er 23. Aug. 1878 starb. L. hat sich besonders durch seine genialen und geistvollen Lieder bekannt gemacht, die ihm den Beinamen des »nordischen Schubert« eingetragen haben und namentlich durch seine Schülerin Jenny Lind auch außerhalb Schwedens zu großer Beliebtheit gelangt sind. Von seinen größern Arbeiten ist nur eine 1839 in Leipzig aufgeführte Symphonie in weitern Kreisen bekannt geworden.

Linde (Tilia *L.*, hierzu Tafel »Linde I und II«), Gattung aus der Familie der Tiliaceen, große Bäume mit meist schief herzförmigen, gesägten Blättern, gelblichweißen, duftenden Blüten in cymenähnlichen Trauben, an deren Stiel das häutige, zungenförmige Tragblatt als Flugapparat angeheftet ist, und ein- oder wenigsamigen, kugeligen oder birnförmigen Nüßchen. In den Blüten findet sich oft außer Kelch und Krone noch eine zweite Reihe Blumenblätter, sogen. Staminodien. 8—10 Arten in der nördlichen Hälfte beider Halbkugeln.

I. Blüten ohne Staminodien. Die kleinblätterige L. (Winterlinde, Steinlinde, T. cordata *Miller*, T. ulmifolia *Scop.*, T. parvifolia *Ehrh.*, s. Tafel »Linde«), ein bis 25 m hoher Baum mit zweizeiligen, gestielten, schief rundlich-herzförmigen, zugespitzen, doppelt gesägten, auf der Unterfläche nur in den Winkeln der Hauptnervenäste rostfarbenbärtigen, sonst blaugrünen Blättern, fünf- bis elfblütigen Blütenständen, durch Umwendung des Tragblattes nach oben gerichtet, blaßgelben oder weißlichen Blüten und meist rundlicher, glatter Frucht, findet sich in ganz Europa bis zum Ural und in den Kaukasusländern und ist in unsern Wäldern sehr verbreitet; ausgedehnte Bestände bildet sie besonders im Osten. Die großblätterige L. (Sommerlinde, Wasserlinde, holländische L., T. platyphyllos *Scop.*, T. grandifolia *Ehrh.*), ein bis 30 m hoher Baum mit doppelt gesägten, unterseits weichhaarigen und in den Nervenwinkeln graubärtigen, meist heller als oberseits gefärbten Blättern, zwei- bis fünfblütigen, hängenden Blütenständen und deutlich fünfrippiger Frucht, findet sich wild vielleicht nur in den Wäldern jenseit der Donau im Osten, eingesprengt in Wäldern in Süddeutschland und Österreich, Bestände bildend nur in Ungarn, ist aber bei uns durch Anpflanzungen allgemein verbreitet und variiert in der Gestalt der Blätter und Früchte so stark, daß man mehrfach verschiedene Arten in ihr vermutete. In den Gärten unterscheidet man zahlreiche Varietäten. Sie blüht früher als die vorige Art und schlägt auch früher aus. Die Winterlinde bevorzugt den mehr frischen als trocknen Waldboden der niedern Vorberge und der Ebenen; sie ist über ganz Deutschland bis weit nach Nordosten verbreitet, während die Sommerlinde mehr südlich und westlich vorkommt. Zur Erziehung starker Lindenpflänzlinge säet man im Saatbeet auf gut vorbereitetem Boden in 5 cm tiefe Rillen den Samen ganz dicht, so daß Korn an Korn liegt, und bedeckt ihn 1 cm tief. Der Same keimt meistens erst im zweiten Jahr. Die zweijährigen Pflänzchen werden umgepflanzt (verschult); zur Erziehung starker Pflänzlinge empfiehlt sich eine zweite Umlegung im Pflanzbeet etwa im fünften Lebensjahr. Vor dem zehnten Jahr sind die Pflanzen selten als Alleebäume brauchbar. Die L. zeigt von Jugend an ein freudiges Wachstum und bildet einen anfangs fast immer vollkommen walzenrunden Stamm, der schon in geringer Höhe Äste ausschickt, welche sich gern flach schirmförmig ausbreiten. Die Krone wölbt sich frühzeitig ab und wird mit dem Alter immer dichter und umfangreicher. Die tief eingreifende und sich weit verzweigende Wurzel befähigt die L., den stärksten Stürmen zu trotzen. Sie zeigt überhaupt große Widerstandsfähigkeit gegen allerlei Unbilden ihres Standorts, leidet von Krankheiten und Feinden kaum, und nur das Wild und Weidevieh benagt gern ihre Triebe. Sie besitzt am Stamm und Stock großes Ausschlagvermögen und bildet daher oft große Maserknoten. Im hohen Alter wird sie leicht kernfaul; doch finden sich auch ganz gesunde 400—500-jährige Bäume, und überhaupt erreicht die L. von allen unsern Waldbäumen das höchste Alter. Man sieht sie dann häufig zur Trägerin von Galerien, zuweilen mehrfach übereinander liegenden, benutzt, und die schweren, oft sehr flach ausgebreiteten Äste werden durch Pfeiler gestützt. Die L. zu Donndorf bei Bayreuth, welche 1849 den letzten ihrer Hauptäste verlor, wurde auf mehr als 1230 Jahre geschätzt; 1390 soll sie schon 24 Ellen im Umfang gehabt haben. Die Rinde ist anfangs ziemlich glatt und glänzend, düster rotbraun, wird später borkig, ziemlich tief in Borkentafeln aufgerissen, in hohem Alter tief furchenrissig. Man benutzt sie in Rußland zu Schlittenkörben, Wagenkasten, zum Decken der Gebäude ꝛc. Den unter der äußern Rinde liegenden sehr entwickelten Bast schält man im Mai von 20—30jährigen gefällten Stangenhölzern in Streifen von 6—9 cm Breite, röstet ihn wie Flachs im Wasser und befreit ihn durch Klopfen und Waschen von den leichter zersetzbaren Bestandteilen, so daß nur die ein feines Maschennetz bildenden, sehr dickwandigen Bastzellen übrigbleiben, worauf man die einzelnen Jahreslagen voneinander trennt. In Rußland, welches den meisten Lindenbast liefert, fertigt man daraus Körbe, Decken ꝛc., besonders aber die zum Verpacken von Waren dienenden Bastmatten. Ein Baum von 10 m Höhe und 30—40 cm Durchmesser liefert 45 kg Bast, für 10—12 Matten ausreichend. Rußland liefert jährlich 14 Mill. Stück Matten. Das Lindenholz (meist von T. parvifolia) ist ungemein weich und locker, weiß, oft mit einem Stich ins Rötliche, von gleichmäßigem Gefüge, mit kleinen Spiegeln und Jahresringen; es ist gut schneidbar, spaltet leicht, aber nicht eben, und glänzt etwas auf frischer Radialfläche. Trocken dauert es sehr lange aus, feucht geworden oder unter Wasser geht es bald zu Grunde. Man benutzt es als Schnitz- und Tischlerholz, die Kohle zum Zeichnen; als Brennholz hat es geringen Wert. Die Lindenblüten gewähren den Bienen reichliche Nahrung und werden arzneilich als schweißtreibendes Mittel benutzt. Das durch Destillation mit Wasser daraus bereitete Lindenblütenwasser besitzt nur, wenn es aus frischen Blüten bereitet wurde, einen Geruch; irgend welchen Heilwert hat es nicht.

II. Blüten mit Staminodien. Die morgenländische, ungarische Silberlinde (T. tomentosa *Mnch.*), aus Ungarn, der europäischen Türkei und

Kleinasien, mit auf der Oberseite matten, auf der Unterseite wie an den Blattstielen filzig weißbehaarten, scharf oder eingeschnitten gesägten Blättern von 10 cm Länge, ein- und zweisamiger, eirundspitzer, schwach fünfrippiger Frucht und dichter, eirunder oder rundlicher Krone; die abendländische amerikanische Silberlinde (T. alba *Ait.*) aus Nordamerika, mit auf der Unterseite schwach (oft kaum) filzig behaarten, oft 13 cm breiten, scharf gezahnten Blättern, unbehaarten Blattstielen, mehrblütigen Trugdolden und fünfsamiger, tief fünffurchiger, schwach warziger Frucht. Die Schwarzlinde (T. americana *L.*, T. glabra *Vent.*), aus dem nördlichen Nordamerika und Kanada, mit auf der Unterfläche meist unbehaarten, scharf gesägten Blättern, welche in ihrer Form vielfach abändern, vielblütigen Blütenständen und rundlicher Frucht, wird wie die beiden vorigen Arten vielfach als Zierbaum angepflanzt. Die Linden sind sehr raschwüchsig und lassen sich selbst als große Bäume sehr gut verpflanzen. Sie ertragen auch das Zurückschneiden oder Kappen und treiben leicht aus dem alten Holz. Die Abarten vermehrt man durch Okulieren auf unsre einheimischen Linden. — Unsre Vorfahren hielten die L. heilig. Alle Dorfangelegenheiten wurden, wie es in einigen Gegenden noch jetzt geschieht, unter einer L. verhandelt. Hier tanzte und spielte die Jugend und ruhte das Alter aus; ja, es wurde sogar dafür gesorgt, daß die Begräbnisplätze von Linden beschattet waren. In neuerer Zeit schien die schnellwüchsige Pyramidenpappel die L. zu verdrängen, aber schon beginnt diese wieder in ihre alten Rechte eingesetzt zu werden. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit und ihres Alters kann die L. auch als Merkmal und Grenzzeichen dienen sowie auch zur Befestigung der Festungswälle, wozu man sie namentlich in Holland benutzt.

Linde, 1) Samuel Gottlieb, poln. Sprachforscher, geb. 1771 in Thorn, gest. 8. Aug. 1847 in Warschau, studierte in Leipzig Philologie unter Ernesti, wurde 1791 daselbst Lektor der polnischen Sprache, darauf Bibliothekar des Grafen Ossolinski in Wien und kam 1803 als Rektor des Lyceums und Oberbibliothekar nach Warschau, wo er sein berühmtes großes »Wörterbuch der polnischen Sprache« (Warsch. 1807—14, 6 Bde.; neue Aufl., Lemb. 1854—60) herausgab. Nachdem er während der Revolution von 1831 als Deputierter von Praga und Mitglied des Reichstags einen sehr gefahrvollen Posten bekleidet hatte, wurde er 1833 bei der Reorganisation des polnischen Schulwesens wieder zum Direktor des Gymnasiums in Warschau sowie zum Vorstand des gesamten Schulwesens im Gouv. Masovien ernannt, gab indessen schon nach fünf Jahren seine Ämter auf. Er veröffentlichte noch (in polnischer Sprache): »Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die polnische Sprache« (Warsch. 1806) und »Über das lithauische Statut« (das. 1816); ferner: »Geschichtlicher Grundriß der Litteratur der slawischen Völkerstämme« (Bd. 1, das. 1825) u. a.

2) Justin Timotheus Balthasar von, Prozessualist und Staatsmann, geb. 7. Aug. 1797 zu Brilon in Westfalen, gest. 12. Juni 1870, studierte in Münster, Göttingen und Bonn die Rechte, habilitierte sich 1820 an letzterer Universität, wurde zugleich Mitglied des Spruchkollegiums und folgte 1823 einem Ruf als außerordentlicher Professor der Rechte nach Gießen, wo er 1824 ordentlicher Professor und 1826 Mitglied des Schul- und Kirchenratskollegiums wurde. 1829 ging er als Ministerialrat nach Darmstadt, wurde 1832 Kirchen- und Schulrat, dann Direktor des Oberschul- und Studienkollegiums, später Ministerialrat, 1834 Kanzler der Universität zu Gießen und außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an derselben, noch in demselben Jahr Mitglied des Bundesschiedsgerichts, 1835 Mitglied des Staatsrats, 1836 Geheimer Staatsrat, 1837 wieder Spruchmann beim Bundesschiedsgericht für das zweite Triennium. Durch die Revolution von 1848 außer Thätigkeit gesetzt, wurde er sowohl in die deutsche Nationalversammlung als in das Erfurter Parlament gewählt und trat 1850 als Bevollmächtigter Liechtensteins in den restaurierten Bundestag. Die namhaftesten seiner juristischen Schriften sind: »Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Zivilprozeß« (Bonn 1823—29, 2 Bde.); »Lehrbuch des deutschen gemeinen Zivilprozesses« (das. 1825, 7. Aufl. 1850); sein auf 5 Bände berechnetes »Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses«, von dem aber nur der 4. und 5. Band: »Über die Lehre von den Rechtsmitteln« (Gieß. 1831—40) erschienen sind, und die Schrift »Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine« (Mainz 1845). Außerdem gab L. die »Zeitschrift für Zivilrecht und Prozeß«, das »Archiv für zivilistische Praxis« und das »Archiv für das öffentliche Recht des Deutschen Bundes« (Gieß. 1850—63, 4 Bde.) heraus.

3) Anton van der, Schriftsteller, geb. 14. Nov. 1833 in Haarlem, studierte in Amsterdam und Leiden Theologie, dann in Göttingen Philosophie und Geschichte und wirkte 1859—61 als reformierter Prediger in Amsterdam. Nachdem er 1871 nach Berlin übergesiedelt, wurde er 1876 zum Oberbibliothekar der Landesbibliothek in Wiesbaden und 1887 zum Professor ernannt. Außer zahlreichen bibliographischen Monographien (über David Joris, Balth. Better, Spinoza, »Die Nassauer Brunnenlitteratur«, Wiesb. 1883, u. a.) und einem mit dem Russen M. Obolenski in französischer Sprache veröffentlichten Urkundenwerk über den falschen Demetrius (»Histoire de la guerre de Moscovie 1601—10« par Isaac Massa de Haarlem, Brüssel 1866, 2 Bde.) schrieb er: »De Haarlemsche Costerlegende« (Haag 1870), worin er die Ansprüche seiner Vaterstadt auf die Erfindung der Buchdruckerkunst widerlegte; »Gutenberg. Geschichte und Erdichtung« (Stuttg. 1878); »Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst« (Berl. 1886, 3 Bde.) und »Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende« (Wiesb. 1887, 2 Bde.). Von seinen das Gebiet der Schachlitteratur betreffenden Werken, die teils in holländischer, teils in deutscher Sprache geschrieben sind, heben wir hervor: »Schachstudien« (Utrecht 1868); »Das Schachspiel des 16. Jahrhunderts« (Berl. 1873); »Geschichte u. Litteratur des Schachspiels« (das. 1874, 2 Bde.); »Die Kirchenväter der Schachgemeinde« (Übersetzung aller Schachwerke von 1495 bis 1795, Utrecht 1875); »Lehrbuch des Schachspiels« (das. 1876) und »Die Elemente des Schachspiels« (das. 1877, beide in holländ. Sprache) und »Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels« (Berl. 1881).

4) Karl Paul Gottfried, Ingenieur, geb. 11. Juni 1842 zu Berndorf in Oberfranken, studierte seit 1861 am Polytechnikum in Zürich, arbeitete seit 1864 bei Borsig in Berlin und wurde 1868 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der theoretischen Maschinenlehre an der technischen Hochschule in München. Er beschäftigte sich mit der Theorie der Kälteerzeugung durch Maschinen, konstruierte eine sehr brauchbare Eis-

maschine und übernahm 1879 die Direktion einer Gesellschaft zum Bau seiner Eismaschine in Wiesbaden. Seit 1890 lebt er wieder in München und errichtete daselbst eine Versuchsstation für Kältemaschinen.

Lindeman, Moritz, geographischer Schriftsteller, geb. 27. März 1823 in Dresden, wirkte 1848—78 in Bremen als Stenograph der Bremischen Bürgerschaft und übernahm 1877 daselbst die Redaktion der »Deutschen geographischen Blätter«. Er schrieb: »Die arktische Fischerei der deutschen Seestädte 1620—1868« (Ergänzungsheft Nr. 26 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1869); »Die Seefischereien 1869—78« (ebenda Nr. 60, das. 1880); »Amtlicher Bericht über die internationale Fischereiausstellung zu Berlin« (Berl. 1881); »Beiträge zur Statistik der deutschen Seefischerei« (das. 1888); »Der Norddeutsche Lloyd« (Bremen 1892). Mit Hartlaub redigierte er: »Die zweite deutsche Nordpolfahrt« (Leipz. 1874, 2 Teile; Volksausgabe von L. und Finsch, das. 1882).

Lindemann, Ferdinand, Mathematiker, geb. 12. April 1852 in Hannover, studierte in Göttingen, Erlangen, wo er 1873 promovierte, in München, seit 1875 in London und Paris, habilitierte sich 1877 in Würzburg, wurde in demselben Jahr außerordentlicher Professor in Freiburg und 1879 ordentlicher Professor daselbst. 1883 ging er in gleicher Eigenschaft nach Königsberg und 1893 nach München. L. lieferte den Beweis von der Unmöglichkeit der Quadratur des Zirkels u. lehrte die Auflösung allgemeiner algebraischer Gleichungen durch transcendente Funktionen (»Nachrichten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften« in Göttingen, 1884 u. 1892). In der Münchener Akademie, deren Mitglied L. ist, veröffentlichte er 1894 eine Arbeit, worin das wichtige Problem der winkelgleichen (konformen) Abbildung für Flächenstücke gelöst ist, die durch ein beliebiges algebraisches Oval begrenzt sind. Er gab die geometrischen Vorlesungen von Clebsch heraus und schrieb noch: »Untersuchungen über den Riemann-Rochschen Satz« (Leipz. 1879).

Lindemann-Frommel, Karl, Lithograph und Maler, geb. 19. Aug. 1819 zu Markirch im Elsaß, gest. 16. Mai 1891 in Rom, bildete sich bei Rottmann und seinem Oheim, dem Galeriedirektor Frommel in Karlsruhe, zum Landschaftszeichner aus und hielt sich 1844—49 in Italien auf. Als Frucht seiner dortigen Studien veröffentlichte er eine Reihe Ansichten von Rom, Neapel, Florenz ꝛc. in teilweise kolorierten Lithographien (Leipz. 1851 ff.), denen 1858 lithographierte Blätter nach Motiven aus den Pontinischen Sümpfen und 24 Blatt Potsdamer Ansichten folgten. Anfangs war er in München, dann in Paris ansässig, wo er sich in der Ölmalerei zu üben begann. Um sich darin weiter zu vervollkommnen, ging er von neuem nach Italien, wo er bis zu seinem Tode in Rom wohnte. Die hauptsächlichsten seiner romantisch aufgefaßten, koloristisch glänzenden Ölgemälde sind: Klosterhof in Albano, La Spezia (Kunsthalle in Karlsruhe), Villa Mattei, Strand von Viareggio, auf Capri, am Nemisee, die Kaiserpaläste in Rom, Rocca di Papa, Villa Melini in der Campagna. Er hat auch Illustrationen für den Holzschnitt gezeichnet (z. B. zu »Capri« von Gregorovius). L. war Professor an der Akademie San Luca zu Rom.

Linden, 1) (L. bei Hannover) Stadt und Stadtkreis im preuß. Regbez. Hannover, bis 1885 Landgemeinde und Vorort von Hannover, von diesem nur durch die Ihme geschieden, Knotenpunkt der Linien Hannover-Altenbeken und L.-Küchengarten der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, ein neues Rathaus im gotischen Stil, ein Gymnasium, ein Landratsamt (für den Landkreis L.), ein öffentliches Schlachthaus, Verbindung durch elektrische Straßenbahn und Telephon mit Hannover, eine große Maschinenfabrik (ca. 1400 Arbeiter), bedeutende mechanische Weberei (besonders für Velvets, ca. 1400 Arbeiter), Baumwollspinnerei und -Weberei (800 Arbeiter), Teppichknüpferei, Eisengießerei, chemische Fabriken, Fabrikation von Zucker, Gummi, Ultramarin, Asphalt, Wagen ꝛc., Ziegeleien und (1890) 27,035 Einw., davon 4166 Katholiken und 121 Juden. Westlich von L. die Lindener Berge. — 2) (L. in Westfalen) Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Hattingen, unweit der Ruhr, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, Steinkohlenbergbau, Eisengießerei, Maschinenbau und (1890) 4645 Einw.

Linden, bei naturwissenschaftl. Namen für J. P. van der Linden, gestorben in Brüssel (Entomolog).

Linden, Jean Jules, Gärtner, geb. 3. Jan. 1817 in Luxemburg, studierte in Brüssel Geographie, Geologie, Botanik, unternahm mit dem Zeichner Funk und dem Geologen Ghiesbreght im Auftrag der belgischen Regierung 1835 eine Forschungsreise nach Brasilien, kehrte 1837 mit bedeutenden botanischen u. zoologischen Sammlungen zurück, ging aber noch in demselben Jahr im Auftrag der Regierung nach Cuba, den Großen Antillen, Mexiko, Guatemala und kehrte 1841 zurück. In diesem Jahr besuchte er mit seinem Halbbruder Schlim Venezuela, Carácas, die Kordilleren ꝛc., kehrte 1845 nach Luxemburg zurück und gründete hier ein Etablissement zur Einführung u. zur Verbreitung tropischer Pflanzen, für welches Funk u. Schlim, später Wallis u. Strezl in den Tropen auch ferner reisten. Die Zahl der gesammelten Orchideenarten war so groß, daß Lindley sie in einer besondern Zeitschrift: »Orchidaceae Lindenianae« beschrieb. Das Geschäft war das erste seiner Art auf dem Kontinent, erweiterte sich ständig und wurde 1855 nach Brüssel verlegt, wo L. zehn Jahre die Direktion des zoologischen Gartens führte. 1869 kaufte L. die Gärtnerei von Ambr. Verschaffelt in Gent, und in Paris begründete er eine Agentur, um die Geschäfte in Frankreich zu konzentrieren. Das Journal »L'Illustration horticole« erscheint mit den kolorierten Abbildungen von Lindens neuesten Einführungen und Züchtungen unter der Redaktion von Emile Rolligas. Anstalt und Zeitschrift gingen 1882 in die Hände der Compagnie continentale d'horticulture über.

Lindenartige Gewächse, s. Tiliaceen.

Lindenau, früher selbständiger Ort, seit 1891 in Leipzig einverleibt (s. Leipzig, S. 196).

Lindenau, Bernhard August von, sächs. Staatsmann und Astronom, geb. 11. Juni 1779 in Altenburg, gest. daselbst 21. Mai 1854, studierte in Leipzig die Rechte und Kameralwissenschaften, ward 1798 Assessor im Kammerkollegium zu Altenburg und 1801 Kammerrat daselbst, widmete sich aber daneben mathematischen und astronomischen Studien und ward 1804 interimistisch, 1808 definitiv, mit Beibehaltung seiner Anstellung in Altenburg, zum Direktor der Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha ernannt, welche Stellung er bis 1817 behielt. 1812 machte er eine Reise durch Holland, Frankreich, einen Teil Spaniens und Italien. Im März 1814 folgte er dem Großherzog Karl August von Weimar, der ihn zum Oberstleutnant und Generaladjutanten er-

nannt hatte, nach Paris. 1815 trat er wieder in seine frühere Stellung in Altenburg ein, wurde 1817 Vizepräsident der dortigen Kammer, 1818 Vizelandschaftsdirektor und 1820 Geheimrat und Minister in Gotha, wo er während der Regierung des letzten Fürsten der gothaischen Linie, des schwachen Herzogs Friedrich IV., die öffentlichen Angelegenheiten mit großer Umsicht leitete. Nach dem Tode des Herzogs (1825) trat er 1827 als Geheimrat in königlich sächsische Dienste, wurde Gesandter beim Bundestag, 1829 aber nach Dresden zurückberufen, wo er Direktor der Kommerziendeputation und Mitglied des Geheimratskollegiums sowie Oberaufseher der königlichen Museen wurde. In den Septembertagen 1830 zum Kabinettsminister befördert, hatte er wesentlichen Anteil an der Verfassung Sachsens vom 4. Sept. 1831 und übernahm das Ministerium des Innern, mußte es aber wegen Kränklichkeit 1834 abgeben und war fortan als Staatsminister ohne Departement bloß mit der Direktion der Straf- und Versorgungsanstalten, der Akademie der Künste sowie mit der Oberaufsicht der königlichen Bibliothek, der Museen und Sammlungen, welche durch ihn eine gänzliche Umgestaltung erfuhren, beschäftigt. Nach dem Landtag von 1843 nahm er, gehaßt von der Reaktion, angefeindet von den Liberalen, seinen Abschied und zog sich auf sein Landgut Pohlhof bei Altenburg zurück. 1848 war er Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung. Seine wertvollen Kunstsammlungen mit dem eigens dazu erbauten Museum sowie seine Bibliothek vermachte er dem Land; auch bestimmte er einen Teil seines Vermögens zur Unterstützung junger Künstler und Techniker, gering besoldeter Geistlichen und Lehrer. Von Lindenaus astronomischen Schriften sind hervorzuheben: »Tabulae Veneris« (Gotha 1810); »Tabulae Martis« (Eisenb. 1811); »Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae« (Gotha 1813); »Versuch einer neuen Bestimmung der Nutations- und Aberrationskonstanten« (Berl. 1842). Er setzte Zachs »Monatliche Korrespondenz der Erd- und Himmelskunde« (1807—14) fort und gab mit Bohnenberger die »Zeitschrift für Astronomie« (Tübing. 1816—18, 6 Bde.) heraus.

Lindenberg, Flecken im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Lindau, 758 m ü. M., hat eine kath. Kirche, elektrische Straßenbeleuchtung, bedeutende Strohhutfabrikation (30 Fabriken, 5 Strohfärbereien und 2 Strohbleichereien, 1894: 1,8 Mill. Hüte), ausgedehnten Käsehandel und (1890) 2235 Einw. In der Nähe der Nadenberg (826 m) mit schöner Aussicht.

Lindenbrog (Lindenbruch, latinisiert Tiliobroga, eigentlich Stender), Erpold, Geschichtsforscher, geb. 1540 in Bremen, gest. 1616 als Kanonikus und Notar in Hamburg, machte sich namentlich als Herausgeber der »Scriptores rerum germanicarum septentrionalium« (Frankf. 1609 und 1630; 3. Aufl., vermehrt von Fabricius, Hamb. 1706), der »Chronik von des Kaisers Karl d. Gr. Leben und Thaten« (das. 1593) und der »Historia archiepiscoporum Bremensium« (Leiden 1595) bekannt. — Sein älterer Sohn, Heinrich L., geb. 1570, gest. 1642, hinterließ eine Bearbeitung des Censorinus (Hamb. 1614 u. Leiden 1642); der jüngere, Friedrich L., geb. 1573, gest. 1648 in Hamburg, machte sich um die Erklärung und Kritik des Terentius, Statius, Ammianus Marcellinus und andrer altklassischer Schriftsteller verdient und gab heraus: »Commentarius de ludis veterum« (Par. 1605) sowie »Codex legum antiquarum, sive leges Wisigothorum, Burgundionum etc.« (Frankf. 1613).

Lindenfels, Stadt und Luftkurort in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, im Odenwald, 404 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Schloßruine, eine Präparandenschule, Syenitbrüche, -Hauerei, -Schleiferei und -Schneiderei (300 Arbeiter), bedeutende Grabsteinfabrikation und (1890) 1136 Einw., davon 341 Katholiken. In der Nähe die Aussichtspunkte Knodener Höhe mit dem Ernst-Ludwigsturm, die Neunkircher Höhe (591 m) mit dem Kaiser- u. die Tromm (575 m) mit dem Irene-turm. Vgl. Marchand, Lindenfels (Darmst. 1859).

Lindenhof, Rettungsanstalt, s. Reinstedt.

Lindenschmit, 1) Wilhelm, Maler, geb. 12. März 1806 in Mainz als Sohn eines Medailleurs, gest. daselbst 12. März 1848, besuchte 1823 die Akademie in München, 1824—25 die zu Wien, kehrte aber, als Cornelius von Düsseldorf nach München übersiedelte, dahin zurück. Hier malte er für die Arkaden des Hofgartens den Sieg Ludwigs des Reichen über Albrecht Achilles von Brandenburg bei Giengen, den Untergang der Oberländer Bauern an der Kirche zu Sendling bei München, die Mehrzahl der Bilder aus Schillers Dichtungen im Schreibzimmer der Königin im Königsbau, zwei Darstellungen aus dem Leben des Leonardo da Vinci für die Loggia der Pinakothek (nach Entwürfen von Cornelius) und schmückte sodann vier Gemächer der Burg Hohenschwangau mit Fresken aus der Geschichte Bayerns. Nach Vollendung der letztern malte er in Öl den Kampf der cimbrischen Frauen gegen die Römer und die unglückliche Schlacht des Arminius auf dem Idistavisusfeld. Von seinen spätern Werken sind zu nennen die Luitpoldschlacht aus der Zeit Ludwigs des Kindes und der Einzug Ottos d. Gr. in das befreite Augsburg am Abend nach dem Sieg auf dem Lechfeld. L. zeichnete sich besonders durch ein gründliches Studium der Geschichte und des Kostüms aus. Seine Gestalten sind voll Charakter und Ausdruck.

2) Ludwig, Altertumsforscher, Bruder des vorigen, geb. 4. Sept. 1809 in Mainz, gest. daselbst 14. Febr. 1893, besuchte in München die Kunstakademie unter Cornelius und die Universität und widmete sich der Kunst bis 1846, wo er sich der Erforschung der vaterländischen Altertümer zuwandte. Durch seine Schrift »Das germanische Totenlager von Selzen« (Mainz 1848) gewannen die schwankenden Anschauungen über die altgermanischen Grabaltertümer eine sichere Grundlage. Als 1851 der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine die Gründung des römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz beschloß, wurde L. mit dessen Leitung beauftragt, und seiner aufopfernden Thätigkeit gelang es, es zu solcher Bedeutung zu erheben, daß dem Museum später eine Beisteuer von seiten des Deutschen Reiches bewilligt wurde. Als Ergebnisse seiner umfassenden Studien veröffentlichte L.: »Die vaterländischen Altertümer der fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen« (Mainz 1860); »Die Altertümer unsrer heidnischen Vorzeit« (das. 1858—90, Bd. 1—4); »Handbuch der deutschen Altertumskunde« (1. Teil: Die Altertümer der merowingischen Zeit, Braunschw. 1880—89); »Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit« (12 Tafeln, das. 1882).

3) Wilhelm, Maler, Sohn von L. 1), geb. 20. Juni 1829 in München, gest. daselbst 8. Juni 1895, erhielt seinen ersten Kunstunterricht von seinem Oheim Lud-

wig L. in Mainz, kam 1844 auf die Münchener Akademie und übte sich nebenbei in Xylographie und Lithographie. Nach des Vaters Tode studierte er erst am Städelschen Institut in Frankfurt, dann an der Akademie in Antwerpen, wandte sich aber bald nach Paris und malte dort unter anderm: die Gräfin von Rudolstadt und Alba sowie eine Ernte (beide in der Kunsthalle zu Hamburg). 1853 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er einige Jahre in Frankfurt, wo sein im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlicher Karton: Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht bei Pavia, eine Episode aus der Geschichte des Lützowschen Freikorps, 1861 der Tod Franz von Sickingens und 1862 die Reformatorenversammlung in Marburg entstanden. 1863 siedelte L. nach München über und zeichnete für Bruckmann die deutsche Ruhmeshalle; sodann entstanden: der Fischer und die Nixe (in der Schackschen Galerie zu München), die Jahreszeitenfriese im Cramer-Klettschen Haus zu Nürnberg, Luther, als Kurrendschüler im Haus der Frau Cotta um Brot singend (gestochen von Schultheiß). 1868 malte L. die Stiftung des Jesuitenordens, 1869 den jungen Luther bei Andreas Proles, die Klosterfreuden und Ulrich von Hutten im Kampfe mit französischen Adligen (Museum zu Leipzig). Ferner malte er den Tod Wilhelms von Oranien (für die Gesellschaft für historische Kunst), Falstaff und die lustigen Weiber von Windsor, Knox und die schottischen Bilderstürmer, Anna Boleyn, Venus an der Leiche des Adonis (in der Neuen Pinakothek zu München), Narziß, Luther und Kardinal Cajetan in Augsburg, Walter Raleigh im Tower. 1875 ward er zum Professor an der Münchener Akademie ernannt, dekorierte 1883 und 1884 den Saal des Rathauses zu Kaufbeuren mit geschichtlichen und allegorischen Wandgemälden und vollendete 1886 ein großes, figurenreiches Historienbild, den Einzug Alarichs in Rom. Von seinen spätern Werken sind noch zu nennen: Lebens Lust und Last (Genrebild, 1883), Dürer malt seine Frau, Melanchthon, Luther in Rom, der junge Luther wird von seinen Eltern in die Klosterschule der grauen Brüder in Erfurt gebracht. L. zeichnet sich als Kolorist besonders durch eine glückliche Behandlung des Halbdunkels aus. Doch leidet der Gesamteindruck seiner Bilder unter einer zu starken Betonung bräunlicher Töne. In seinen letzten Gemälden gelangte er jedoch zu einer reichern Farbenentfaltung.

Lindenstadt, Dorf im preuß. Regbez. Posen, Kreis Birnbaum, unweit der Stadt Birnbaum, ist Sitz des Landratsamts und hat 720 Einw.

Lindenthal, Kolonie im preuß. Regbez. und Stadtkreis Köln, mit Köln durch Pferdebahn verbunden, hat Eisengießerei, Thonwarenfabrikation, Kunstgärtnerei, Gemüsebau und (1890) 3306 Einw.

Lindequist, Oskar von, preuß. General, geb. 10. Dez. 1838 in Jülich, trat 1857 aus dem Kadettenkorps als Sekondleutnant in das Alexanderregiment ein, ward 1864 Premierleutnant, 1867 in den Generalstab versetzt, nahm am Krieg von 1866 als Adjutant der 1. Gardedivision, an dem von 1870/71 als Generalstabsoffizier des Gardekorps teil, ward 1872 Major und Flügeladjutant des Kaisers, 1877 Oberstleutnant, 1879 Kommandeur der Schloßgardekompanie, 1882 des 1. Garderegiments, 1887 der 1. Gardeinfanteriebrigade und 1890 Generalleutnant und Kommandeur der 21. Division. Nachdem er zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt worden war, wurde ihm das Kommando der württembergischen 26. Division und 1895 das des württembergischen 13. Armeekorps übertragen.

Linderhof, eins der Prachtschlösser und Lieblingsaufenthalt König Ludwigs II. von Bayern, im Graswangthal im bayr. Regbez. Oberbayern gelegen, ist von G. v. Dollmann 1870—78 im Rokokostil erbaut und von reizenden Gartenanlagen mit Fontänen umgeben. Das Innere ist in wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet und birgt eine reiche Menge von Statuen und Statuetten, Säulen, Schalen, Vasen, Meublements von Rosen- und anderm kostbaren Holz &c. Dabei ein feenhaft eingerichteter Kiosk, eine Nachbildung der Blauen Grotte auf Capri, das kleine Schlößchen Marokko, ganz im marokkanischen Stil, und die Hundingshütte, ein um eine gewaltige Esche aus unbehauenen Baumstämmen und Baumrinde hergestellter Bau, im Innern mit altgermanischen Waffen, Trinkhörnern &c. geziert.

Lindesberg (Linde), Stadt im schwed. Län Örebro, auf einem Hügel unweit des Lindesees, der zum Mälarsee abfließt, an der Eisenbahn Frövi-Ludvika, mit Pädagogium, Eisengruben und (1890) 1532 Einwohnern.

Lindesnäs, das südlichste Vorgebirge Norwegens, unter 57° 59′ nördl. Br. und 7° 3′ östl. L. v. Gr., mit einem Leuchtturm (46 m hoch).

Lindewiese (Nieder-L.), Dorf in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freiwaldau, 505 m ü. M., in den Sudeten, am Staritzbach und an der Staatsbahnlinie Hannsdorf-Ziegenhals gelegen, hat eine vom Naturarzt Schroth (s. Schrothsche Kur) begründete Heilanstalt (1893: 828 Kurgäste) und (1890) 2710 deutsche Einwohner. Westlich das Dorf Ober-L. mit 1593 Einw.

Lindh, Anders Theodor, finn. Dichter, geb. 13. Jan. 1833 in Borgå, seit 1877 Mitglied des Stadtrats zu Borgå, zeichnet sich in seinen lyrischen Dichtungen (»Dikter«, 1862, neue Sammlung 1875) durch die Ergüsse eines tiefen Gemüts und einer frischen Lebenskraft wie durch ergreifende Naturschilderungen aus. Als Dramatiker trat er auf in den Trauerspielen: »Konung Birger och hans bröder« (1864) und »Maria af Skotland« (1865). Auch lieferte er meisterhafte Übersetzungen aus dem Dänischen, Deutschen, Englischen, Französischen u. Italienischen.

Lindheim, Hermann Dietrich, Industrieller, geb. 1790 in Breslau, gest. 11. März 1860 in Wien, widmete sich dem Kaufmannsstand, betrieb von England aus einen bedeutenden Handel mit Baumwollgarnen, gründete 1825 in Ullersdorf in der Grafschaft Glatz eine Baumwollspinnerei, ergänzte diese Anlage durch Appreturen, Bleichen, Webereien und Färbereien in Rückers und Löwin und errichtete auch in Eisersdorf bei Glatz eine große Spinnerei u. Weberei. Weiterhin errichtete er in Ullersdorf eine große mechanische Flachsspinnerei und eine Lokomotivenfabrik. 1837 gründete er eine Baumwollspinnerei in Stalitz, 1840 die Großhandlung J. M. u. H. D. Lindheim in Wien, 1844 die Eisenwerke und Kohlengruben in Josephshütte, Hermannshütte und Mantau im Pilsener Kreise, 1858 die chemische Fabrik in Aussig. Es gelang ihm zuerst, aus den schlechtesten böhmischen Erzen gute Eisenbahnschienen zu machen, und seine Werke bilden die Basis der heutigen blühenden Prager Eisenindustriegesellschaft. 1856 erhielt L. die Konzession der Eisenbahn Wien-Linz-Salzburg-München, auch gründete er die Bahn Prag-Pilsen. Nach seinem Tode wurde seinen Söhnen der Adel verliehen. Alfred, Ritter von L., geb. 11. Okt. 1836 in Ullers-

dorf, ist Landtagsabgeordneter, Gründer der Landeshypothekenanstalt in Niederösterreich, Präsident des Börsenschiedsgerichts in Wien und des Wiener Kaufmännischen Vereins. Er schrieb: »Das Schiedsgericht im modernen Zivilprozeß« (3. Aufl., Wien 1894).

Lindi, Hafenstadt mit guter Reede im südlichen Deutsch-Ostafrika, unter 10° südl. Br., am Norduſer der schönen Bucht von L., die sich südwestwärts tief in die Küste hineinzieht und den Ruhuhu aufnimmt, liegt auf sumpfigem Boden und besteht aus kleinen, einstöckigen Steinhäusern und Negerhütten, hat ein in Ruinen liegendes Fort aus der alten portugiesischen Zeit, das der Wali bewohnt, ist Hauptzollamt, hat eine Besatzung von 35 Mann mit 5 Geschützen, bedeutenden Karawanenverkehr nach dem Nyassa, führt Gummi und Elfenbein (1894: 13,355 Pfd.) aus und hat 3000 Einw.

Lindisfarne, Kloster, s. Holy Island.

Lindl. (auch *Ldl.*), bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. Lindley (s. d.).

Lindlar, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Wipperfürth, 218 m ü. M., hat eine kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, das Landratsamt des Kreises Wipperfürth, Feilen- und Steinhauerei, Pulverfabriken, Bergbau auf Eisen und Blei und (1890) 6292 Einw.

Lindley (spr. -li), John, Botaniker, geb. 5. Febr. 1799 in Catton bei Norwich, gest. 1. Nov. 1865 in London, widmete sich der Gärtnerei, erhielt durch W. J. Hooker 1818 eine Stellung an der Bibliothek von J. Banks, ward 1829 Professor der Botanik in London, fungierte auch bis 1858 als Sekretär der Gartenbaugesellschaft daselbst und trat 1860 in den Ruhestand. L. stellte ein neues natürliches Pflanzensystem auf, welches sich an die Systeme von Jussieu und De Candolle anschließt, aber in mehreren Punkten die natürliche Verwandtschaft der Pflanzen richtiger getroffen hat. Auf dies System beziehen sich folgende Schriften: »An introduction to the natural system of botany« (Lond. 1830); »Nixus plantarum« (1833; deutsch, Nürnb. 1834) und »A natural system of botany« (1836). Außerdem schrieb er: »The genera and species of orchidaceous plants« (1830—1840); »Sertum orchidaceum« (1838); »Orchidaceae Lindenianae« (1846); »Folia orchidacea« (1852—59); »Rosarum monographia« (1820); »Digitalium monographia« (1821); »Collectanea botanica« (1821); »A synopsis of the British flora« (1829, 3. Aufl. 1841); »Fossil flora of Great-Britain« (mit W. Hutton, 1831—37, 3 Bde.); »An outline of the first principles of botany« (1830; später u. d. T.: »Elements of botany«, neue Ausg. 1868; deutsch, Weim. 1831); »An introduction to botany« (1832, 4. Aufl. 1848); »A key to structural, physiological and systematical botany« (1839); »Ladies' botany« (1834, 6. Aufl. 1865; deutsch, Bonn 1849); »School botany« (1839, neue Ausg. 1854); »The vegetable kingdom« (1846, 3. Aufl. 1853); »Descriptive botany« (1860) und »The treasury of botany« (mit Th. Moore, 1866, 2. Aufl. 1870). Besonders hat sich L. auch mit Gartenbau und mit den Nutzpflanzen wissenschaftlich beschäftigt, worüber folgende Werke Zeugnis geben: »The theory of horticulture« (1840; 2. Aufl. 1850; deutsch, Erlang. 1843); »Flora medica« (1838); »Pomologia britannica« (1841, 3 Bde., mit 152 kolorierten Tafeln); »Medical and economical botany« (1849). Mit J. Paxton gab er heraus: »The flower garden of new or remarkable plants« (1851—53, 3 Bde., mit 108 kolorierten Tafeln). Auch redigierte L. seit 1841 den botanischen Teil des »Gardener's Chronicle«.

Lindner, 1) Gustav Adolf, österreich. Schulmann, geb. 11. März 1828 in Rozdalowitz (Böhmen), gest. 15. Okt. 1887 in Prag, besuchte, in Jungbunzlau vorgebildet, die Universität Prag, auf die er nach kurzem Aufenthalt im bischöflichen Seminar zu Leitmeritz zurückkehrte, um Mathematik und Naturwissenschaft zu studieren. Hierauf wirkte er als Gymnasiallehrer in Trautenau und Jičin, seit 1854 als Professor in Cilli (Steiermark), ward 1871 Direktor des deutschen Realgymnasiums zu Prachatitz, übernahm aber noch in demselben Jahre die Leitung der Lehrerbildungsanstalt zu Kuttenberg und wurde 1873 zum k. k. Schulrat ernannt. 1881 trat er als Professor der Pädagogik an die tschechische Universität zu Prag über. In den philosophischen Voraussetzungen ging L. von Herbart aus. Unter Lindners zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Lehrbuch der empirischen Psychologie« (Wien 1858; 10. Aufl. von Fröhlich, 1891) und »Lehrbuch der formalen Logik« (Graz 1861; 6. Aufl., Wien 1885); »Allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre« (7. Aufl. von Fröhlich, das. 1891, 2 Bde.); »Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde« (das. 1885, 4. Aufl. 1891). Auch leitete L. die Pichlersche Sammlung: »Pädagogische Klassiker« bis zum 18. Bande. Nach seinem Tode erschien: »Grundriß der Pädagogik als Wissenschaft« (Wien 1889).

2) Albert, dramat. Dichter und Schriftsteller, geb. 24. April 1831 zu Sulza in Sachsen-Weimar, gest. 4. Febr. 1888 in Berlin, studierte in Jena und Berlin Philologie, wurde 1862 Lehrer an der Realschule zu Spremberg, 1864 Gymnasiallehrer in Rudolstadt und gab Proben seines poetischen Talents zuerst in den Dramen: »Dante Alighieri« (Jena 1855) und »William Shakespeare« (Rudolst. 1864). Allgemein bekannt machte er sich durch das Trauerspiel »Brutus und Collatinus« (Berl. 1867; 2. Aufl., Leipz. 1872), welches zuerst auf dem Karlsruher Hoftheater zur Aufführung kam und dem Dichter den Schillerpreis eintrug. Es folgten die Dramen: »Stauf und Welf« (Jena 1867) und »Katharina II.« (Berl. 1868). 1867 siedelte er nach Berlin über, wo er anfangs als Privatlehrer thätig war, bis ihm 1872 die Stelle eines Bibliothekars des deutschen Reichstags übertragen wurde, die er indessen 1875 niederlegte. Er verfiel 1885 dem Irrsinn. Von seinen spätern Tragödien: »Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht« (Leipz. 1871, 3. Aufl. 1890), »Marino Falieri« (das. 1875), »Don Juan d'Austria« (Berl. 1875) und »Der Reformator« (Leipz. 1883), erfreute sich namentlich die erstgenannte großer Bühnenerfolge. Außerdem schrieb er: »Geschichten und Gestalten« (Leipz. 1877); »Das Ewig-Weibliche«, Beobachtungen über die Frauen (das. 1878, 3. Aufl. 1888); »Der Schwan vom Avon«, Kulturbilder aus Altengland (Berl. 1881); »Das Rätsel der Frauenseele«, Novellen (das. 1881) u. »Völkerfrühling«, historische Novellen (das. 1881). Vgl. A. v. Hanstein, Albert L., Leben und Werke (Berl. 1889).

3) Theodor, Geschichtsforscher, geb. 29. Mai 1843 in Breslau, studierte daselbst und in Berlin, wurde hierauf Lehrer an der Realschule am Zwinger in Breslau und habilitierte sich gleichzeitig 1868 als Privatdozent der Geschichte an der dortigen Universität. 1874 zum außerordentlichen Professor befördert, wurde er 1876 als ordentlicher Professor der Geschichte an die Akademie zu Münster i. W. und 1888 an die Universität Halle berufen. Außer mehreren Abhandlungen

über deutsche Geschichte in den »Forschungen« schrieb er: »Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln« (Leipz. 1869); »Geschichte des Deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation« (Braunschweig 1875—80, Bd. 1 u. 2); »Kaiser Heinrich IV.« (Berl. 1881); »Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger« (Stuttg. 1882); »Die Veme« (Paderborn 1887); »Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern« (Stuttg. 1889—93, 2 Bde.); »Die deutschen Königswahlen und die Entstehung des Kurfürstenkollegiums« (Leipz. 1893); »Geschichte des deutschen Volkes« (Stuttg. 1894, 2 Bde.) und das im Auftrage des preußischen Kultusministeriums verfaßte Volksbuch: »Der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands« (Berl. 1895). Seit 1893 gibt er die »Hallischen Beiträge zur Geschichtsforschung« heraus.

Lindos, im Altertum Stadt auf der Ostküste der Insel Rhodos, war besonders berühmt durch zwei Tempel (der Athene und des Herakles) und als Vaterstadt des Kleobulos, eines der sieben Weisen Griechenlands. Noch jetzt ist ein Ort Lindo mit Überresten der alten Stadt vorhanden.

Lindow, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Ruppin, zwischen dem Wutz-, Vielitz- und Gudelacksee schön gelegen, hat eine evangelische Kirche, ein weltliches Fräuleinstift (1541 aus einem Prämonstratenserkloster entstanden), ein Amtsgericht, eine Dampfziegelei, eine Dampfmahlmühle, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und (1890) 1858 Einw., davon 38 Katholiken und 29 Juden. Das Kloster wurde 1638 von den Kaiserlichen niedergebrannt und ist Ruine.

Lindpaintner, Peter Joseph von, Komponist, geb. 9. Dez. 1791 in Koblenz, gest. 21. Aug. 1856 auf einer Reise in Nonnenhorn am Bodensee, erhielt seine Ausbildung in München unter Winter, wurde 1812 daselbst Musikdirektor an dem neuerrichteten Theater am Isarthor und ging 1819 als Hofkapellmeister nach Stuttgart. Von seinen jetzt vergessenen 26 Opern fand die für Wien geschriebene »Genueserin« besondern Beifall; von seinen Dramenmusiken wird die Musik zu Goethes »Faust« noch jetzt benutzt. Als Liederkomponist hat er mit seiner »Fahnenwacht« einen außerordentlichen Erfolg gehabt.

Lindsay (spr. linse), Hauptstadt der Grafschaft Victoria in der kanadischen Provinz Ontario, 65 km nordwestlich von Port Hope, an der kanadischen Zentralbahn, mit Eisengießerei, Wollweberei, Gerberei, Schuhmacherei und Sägewerken, lebhaftem Handel mit Getreide, Holz, Mehl und (1891) 6081 Einw.

Lindsay (spr. linse), 1) Sir David, schott. Dichter, geb. 1490 auf einem der Güter seines Vaters, gest. 1555, kam früh an den Hof zu Edinburg, wurde Kammerherr und Freund von Jakob V., erhielt 1529 die Stelle des obersten Herolds oder »Wappenkönigs«, in welcher Eigenschaft er ein wertvolles Register des schottischen Adels zusammenstellte, und ging 1531 als Gesandter an den Hof Karls V. sowie 1548 nach Kopenhagen. Politisch ein Vorläufer der Reformation, ist er doch hauptsächlich litterarisch bedeutsam. Sein erstes Gedicht: »The Dreme«, schildert die verschiedenen Länder der Erde und schließlich sein geliebtes Schottland. Gegen die Verderbtheit der Höflinge und des Königs selbst richten sich die Satiren »Testament and complaint of our lord's papyngo« (1530), »Flyting«, »Complaint of Bagsche, the kings old hound, to Bawtie, the king's best beloved dog« u. a. Sein Hauptwerk ist die »Satyre of the three estates« (1540), bestehend aus acht Zwischenspielen, welche die Schäden der Zeit, besonders der adligen und kirchlichen Kreise, breit zur Anschauung bringen. In einem langen Gedicht: »The Monarchy, a dialogue of the miserable state of the world« (1554), fußt er auf einer Schrift von Melanchthon. Sein Eifer gegen jegliche Korruption verleiht ihm und seinen Schriften Charakter; poetische Kunst besitzt er wenig. Seine Werke benutzt man am besten in der Gesamtausgabe von Laing (Edinb. 1879, 3 Bde., mit Biographie), mehrere sind auch in den Veröffentlichungen der »Early English text society« erschienen. Vgl. Aschenberg, Sir D. Lindsays Leben (Gladbach 1891); Kissel, Das Sprichwort bei L. (Nürnb. 1892).

2) David, Australienreisender, geb. 1857 in Goolwa am Murray, wurde Feldmesser in Südaustralien, leitete 1883 und 1885 erfolgreiche Expeditionen nach Zentralaustralien und 1891—92 eine von Thomas Elder in Adelaide aufs beste ausgerüstete Expedition (unter anderm wurden 40 Kamele mitgeführt), welche indes ihren Hauptzweck, die Durchquerung des zentralen Westaustralien, verfehlte. Über den Verlauf der Expedition veröffentlichte L. »Journal of the Elder scientific exploring expedition« (Adelaide 1893).

3) Lord, Schriftsteller, s. Crawford and Balcarres.

Lindscha (Linga), Hafenstadt in der persischen Landschaft Laristan, Provinz Fars, am Persischen Meerbusen, mit 7—10,000 arab. Einwohnern und einem alten Schloß, Hauptsitz des Perlenhandels und der Einfuhr indischen Bauholzes. Die Ausfuhr hatte 1889 einen Wert von 13,7 Mill., die Einfuhr von 15,5 Mill. Mark.

Lindsey (spr. linse), nordöstlicher Teil von Lincolnshire (England), seit 1888 besondere Grafschaft, hat ein Areal von 3688 qkm (67 QM.) mit (1891) 199,055 Einw.

Lindwurm (v. altdeutsch. lint, »Schlange«), fabelhaftes, dem Drachen ähnliches Schlangenungeheuer, welches in Heiligen- und Rittergeschichten, dann auch in der Heraldik eine Rolle spielt (s. Drache).

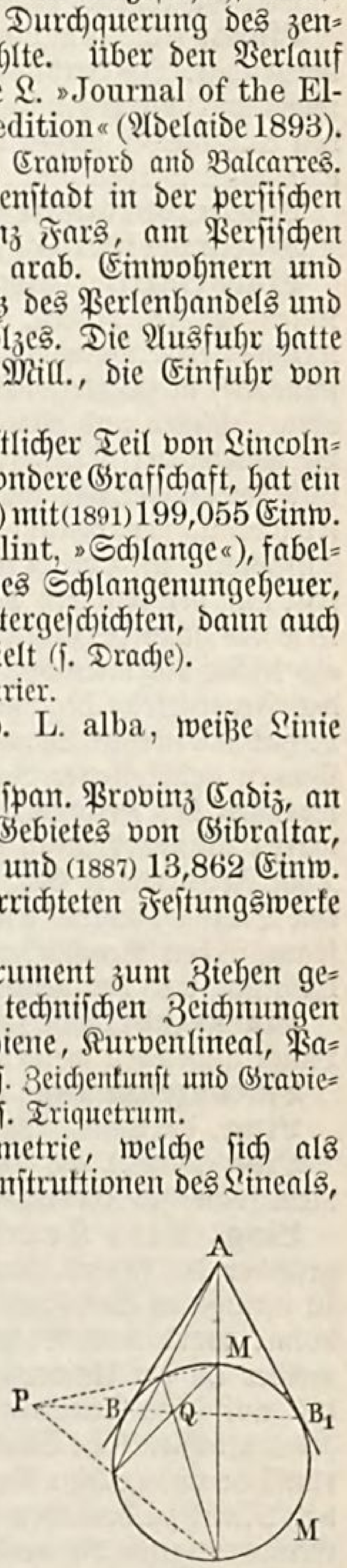
Lindwürmer, s. Dinosaurier.

Linĕa (lat.), Linie (s. d.). L. alba, weiße Linie (s. Bauchlinie).

Linĕa, La, Stadt in der span. Provinz Cadiz, an der nördlichen Grenze des Gebietes von Gibraltar, hat einen Stiergefechtszirkus und (1887) 13,862 Einw. Die von Philipp V. hier errichteten Festungswerke wurden 1808 geschleift.

Lineāl (mittellat.), Instrument zum Ziehen gerader Linien. Über die bei technischen Zeichnungen angewendeten Arten (Reißschiene, Kurvenlineal, Parallel- und Schraffierlineal) s. Zeichenkunst und Gravieren. Parallaktisches L., s. Triquetrum.

Lineālgeometrie, Geometrie, welche sich als alleinigen Hilfsmittels für Konstruktionen des Lineals, also der geraden Linie bedient, unter Ausschluß des Zirkels. Beispiel: die Aufgabe, an einen gegebenen Kreis M die Tangenten von einem gegebenen Punkt A zu ziehen (s. Figur). Man zieht von A aus zwei Sekanten an den Kreis und verbindet die Kreispunkte auf ihnen auf alle möglichen Weisen (gleichliegend und übers Kreuz). Die Verbindungslinien schneiden sich in P und Q; PQ schneidet den Kreis in B u. B_1, so sind AB u. AB_1 die Tangenten.



Allgemeiner wird diese Bezeichnung, welche von Lambert herrührt (»Freye Perspective«, Zür. 1774) auf die Eigenschaft der Figuren angewendet, welche ungeändert bleiben, wenn die Figur so abgeändert wird, daß jeder Geraden wieder eine Gerade entspricht, eine Art der Verwandtschaft, welche Möbius Kollineation nennt. Die L. wurde außer von Möbius besonders von J. Steiner behandelt.

Linealsystem, die Erbfolgeordnung, welche sich durch die Nähe der Linie (Parentel, s. d.) bestimmt, ohne Rücksicht auf den Grad der Verwandtschaft innerhalb der Linie; Lineal-Gradualsystem (Parentelenordnung), die Erbfolgeordnung, bei welcher die Nähe der Parentel und innerhalb dieser die Gradesnähe entscheidet, im Gegensatz zum Gradualsystem, bei welchem nur die Gradesnähe die Erbfolgeberechtigung bestimmt.

Lineamente (lat.), Linien in der Hand oder im Antlitz, namentlich sofern man daraus etwas deutet (s. Chiromantie und Physiognomik).

Linear (lat.), auf Linien sich beziehend, durch solche darstellbar. In Verbindung mit Form, Gleichung etc., soviel wie vom ersten Grade. Lineare Größen bilden eine Reihe, welche durch die Punkte einer Linie abgebildet werden kann.

Linearkoordinaten, s. Linienkoordinaten.

Linearperspektive, s. Linienperspektive.

Lineartaktik, Fechtweise der langen Infanterielinien des 18. Jahrh. Ihr eigentümlich ist die getrennte Verwendung der drei Waffen, Infanterie ausschließlich in geschlossener Linie (vgl. Fechtart, S. 242), ohne Schützen und ohne geschlossene Kolonnen, daher Vermeiden der Örtlichkeiten (z. B. Dorf und Wald) und der Hindernisse im Gelände, die nur von den Freibataillonen benutzt werden durften; Kampf der Infanterie in zwei Treffen ohne Reserve. Reiterei tritt auf den Flügeln der Infanterie auf; die Artillerie als schwere Positionsgeschütze auf Höhen oder als leichte Regimentsstücke, welche die Infanterie in das Feuergefecht begleiten. Bei der starren Form der L. gab die strenge Schulung der Truppe, das schnelle Feuern geschlossener Bataillonslinien und die Überlegenheit des Feldherrn den Ausschlag; die Kämpfe waren außerordentlich verlustreich. Bald nach dem Tode Friedrichs d. Gr., der mit der L. seine glänzenden Siege errungen, wurde sie durch die Fechtart der französischen Revolutionsheere mit ihrer zerstreuten Ordnung und den geschlossenen Kolonnen ersetzt.

Linearzahl, eine Zahl, welche als Maßzahl einer Länge angesehen werden kann.

Linearzeichnung, Umrißzeichnung.

Ling, die chines. Wassernuß, s. Trapa.

Ling (chines.), als Endsilbe bei geographischen Namen, soviel wie Gebirgspaß, auch das Gebirge selber.

Ling, Pehr Henrik, schwed. Dichter und Begründer der schwed. Gymnastik, geb. 15. Nov. 1776 zu Ljunga in Småland, gest. 3. Mai 1839 in Stockholm, ward nach wechselvollem Leben 1805 Fechtmeister an der Universität in Lund, 1813 Vorsteher des auf seine Anregung gegründeten gymnastischen Zentralinstituts in Stockholm. Lings Ideal war die physische und geistige Regeneration seiner Landsleute; das Mittel zu derselben fand er teils in Belebung der Erinnerung an die nordische Vorzeit mit ihren kräftigen und gesunden Sitten, teils in der Gymnastik, die er, ausgehend von naturphilosophischen Spekulationen und haltlosen anatomischen Anschauungen, zu einem künstlichen System entwickelte, in dem er pädagogische, militärische, medizinische und ästhetische Gymnastik unterschied. Sie hat sich nur als Heilgymnastik (s. d.) dauernd lebensfähig erwiesen und auch außer Schweden die Gründung heilgymnastischer Anstalten hervorgerufen. Über Rothsteins Versuch, Lings System durch die preußische Zentralturnanstalt in Deutschland einzuführen, s. Turnkunst. Lings Werk »Die allgemeinen Gründe der Gymnastik« erschien schwedisch erst nach seinem Tode (Upsala 1840); von seinen »Schriften über Leibesübungen« gab Maßmann eine deutsche Übersetzung (Magdeb. 1847). Als Dichter war L. entschieden Lyriker und hat auf diesem Gebiet manches Vortreffliche geleistet. Dagegen machen seine zahlreichen Dramen wie auch seine Epen: »Gylfe« (Stockh. 1812) und »Asarne« (das. 1816–26, 2 Bde.), durch welche er die alte Götter- und Heldenwelt zur Anschauung bringen wollte, trotz Reichtums an einzelnen poetischen Schönheiten im ganzen einen unbefriedigenden Eindruck. Eine Sammlung seiner Schriften erschien in Stockholm (»Samlade skrifter«, 1866). Vgl. Rothstein, Gedenkrede auf P. H. L. (a. d. Schwed., Berl. 1861). — Auch Lings Sohn Hjalmar L. (geb. 1820, gest. 1886) war Lehrer am gymnastischen Zentralinstitut (1841–82) und Verfasser von gymnastischen Schriften.

Linga, s. Lingaïten.

Linga, Stadt, s. Lindscha.

Lingaïten, Name einer Religionspartei im südlichen Indien, wo sie viele Millionen Anhänger zählt, entstand im 12. Jahrh. zu dem Zweck, die bis dahin im Dekhan noch mächtige Religion der Dschaina (s. d.) zu verdrängen. Seinen Dogmen nach will der Lingaismus nur eine Wiederherstellung der durch die Dschaina verdrängten Siwa-Religion sein, hat aber dabei manches Neue aufgebracht. Die L. verehren den volkstümlichen Gott Siwa unter der Form des Linga, d. h. des männlichen Gliedes als des Symbols der schaffenden Naturkraft, und tragen das Symbol in einem silbernen Büchschen bei sich. Ein andres Abzeichen ist ein oblatenförmiges farbiges Mal auf der Stirn. Die Organisation des Lingaismus ist dem Buddhismus nachgeahmt, besonders die Opposition gegen die Vorrechte der Brahmanenkaste und die Stellung der Mönche (Dschangamas) ist dem Buddhismus analog. Die Verehrung des Siwa streift ans Monotheistische, eine mystische Versenkung in Siwa ist das höchste Ziel der Frommen. Die kanaresisch geschriebenen Purânas, das Wâsawa-Purâna u. das Tschanna-Wâsawa-Purâna, enthalten die Sagen über die Entstehung dieser Partei und ihre Lehre. Nach der verbreitetsten Ansicht stammt der Lingadienst von den nicht-arischen (drawidischen) Bewohnern Indiens, während Kittel es wahrscheinlich zu machen sucht, daß der griechische Phallosdienst das Vorbild dafür gewesen sei. Vgl. Kittel, Über den Ursprung des Lingakultus (Basel 1876); A. Weber, Indische Streifen (Bd. 3, S. 471 ff.); Würth, Über das Religionssystem der L. (im »Baseler Missionsmagazin«, 1853, S. 78 ff.); Wurm, Geschichte der indischen Religion (Basel 1874).

Lingam, soviel wie Linga, s. Lingaïten.

Lingard (spr. linggërd), John, engl. Geschichtschreiber, geb. 5. Febr. 1771 in Winchester, gest. 17. Juli 1851, erhielt seine Bildung im katholischen Seminar zu Douai, ward 1795 zum Priester geweiht, wirkte bis 1811 als Professor an den katholischen Kollegien zu Crookhall und Ushaw bei Durham und übernahm darauf die bescheidene Stellung eines Kaplans zu

Hornby in Lancashire, wo er bis an sein Lebensende blieb. Die schriftstellerische Laufbahn betrat er zunächst als Apologet seiner Kirche mit einigen kleinern Schriften. Von bleibendem Wert sind seine »History and antiquities of the Anglosaxon church« (Lond. 1806, 2 Bde.; 4 Aufl. 1858; deutsch, Bresl. 1847) und die oft aufgelegte »History of England from the first invasion of the Romans to the year 1688« (Lond. 1819—30, 8 Bde.; zuletzt 1883, 10 Bde.; deutsch, Frankf. 1828—33, 14 Bde.), ein Werk von großer Gelehrsamkeit und einfacher, aber wohlgeordneter Darstellung. Sein übrigens gemäßigter katholischer Standpunkt tritt besonders von der Reformationszeit ab entschieden hervor. 1817 und 1825 hielt sich L. einige Zeit in Rom auf. Leo XII. scheint seine Ernennung zum Kardinal beabsichtigt zu haben. Aus der Zivilliste der Königin von England erhielt er seit 1839 eine Pension von 300 Pfd. Sterl. Eine seiner letzten Arbeiten war eine englische Übersetzung des Neuen Testaments (1836).

Lingelbach, Jan, Maler, geb. 1623 in Frankfurt a. M., gest. 1674 in Amsterdam, kam 1650 nach Amsterdam, wo er sich unter dem Einflusse des Ph. Wouwerman zum Landschaftsmaler ausbildete, machte Reisen nach Frankreich und Italien, von wo er später zum Teil die Motive zu seinen Landschaften nahm, und ließ sich dann wieder in Amsterdam nieder. Seine meist reich staffierten Landschaften sind in einem kühlen, grauen Ton gehalten. Eine Ansicht des im Bau begriffenen Stadthauses zu Amsterdam befindet sich in letzterm. Die kaiserliche Galerie in Wien besitzt einen Seehafen und Bauern in einer Landschaft, das Museum des Haag eine Heuernte, die Dresdener Galerie einen Seehafen und eine Landschaft mit Bauern am Wege.

Lingen, Grafschaft des ehemaligen westfäl. Kreises, von den Bistümern Münster und Osnabrück und der Grafschaft Tecklenburg umgeben, zerfiel in die obere und niedere Grafschaft; jene, zu welcher bloß vier Kirchspiele (Ibbenbüren, Brochterbeck, Recke und Mettingen) gehörten, bildet jetzt einen Teil vom Kreis Tecklenburg des preußischen Regierungsbezirks Münster; diese, deren Areal 330 qkm (6⅕ QM.) mit 21,000 Einw. umfaßte, ist jetzt mit einigen andern Gebietsteilen zum Kreis L. des Regierungsbezirks Osnabrück vereinigt. Die Grafschaft L. war von jeher mit der Grafschaft Tecklenburg verbunden und wurde erst 1508 bei der Teilung zwischen den Brüdern Otto XII. und Nikolaus IV. aus dieser Union gesondert und zugleich so geteilt, daß Nikolaus die obere Grafschaft, Otto die untere erhielt. Als Nikolaus 1541 ohne männliche Erben starb, vereinigte sein Neffe Konrad von Tecklenburg die ganze Grafschaft L. Dieser jedoch, wegen seines Beitritts zum Schmalkaldischen Bund vom Kaiser Karl V. geächtet, mußte L. 1548 dem Grafen Maximilian von Büren überlassen. Die Vormünder der von Maximilian hinterlassenen Tochter Anna, die sich später mit dem Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien verheiratete, verkauften die Grafschaft L. an Kaiser Karl V., der sie 1555 nebst den burgundischen Ländern seinem Sohn Philipp II., König von Spanien, überließ, dieser behielt sie bis 1597, in welchem Jahr sie in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien kam. 1605—32 hatten sie jedoch die Spanier nochmals inne, nach deren Abzug aber wieder Nassau-Oranien. Nach dem Tode Wilhelms III., Königs von England, erbte sie 1702 der König von Preußen, der sie wieder mit Tecklenburg vereinigte. 1807 wurde sie von den Franzosen besetzt, 1809 an das Großherzogtum Berg (Depart. Ems) und 1810 an Frankreich (Depart. Oberems) gegeben. 1814 kam L. wieder an Preußen, das 1815 die niedere Grafschaft an Hannover abtrat, aber sie 1866 wieder erhielt. Vgl. Möller, Geschichte der vormaligen Grafschaft L. (Lingen 1874).

Lingen (Ascalingium, Linga), Stadt im preuß. Regbez. Osnabrück, Hauptort der ehemaligen Grafschaft (s. oben) und des jetzigen Kreises L., am Emskanal und unweit der Ems wie an der Linie Münster-Emden der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelisch-lutherische, eine reformierte und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Technikum, eine Ackerbauschule, eine Strafanstalt, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Spezialkommission, eine Handelskammer, eine Eisenbahnhauptreparaturwerkstätte (500 Arbeiter), Eisengießerei und Maschinenbau, Bürstenfabrikation, Tuchweberei, ein großes Holzsägewerk, Viehhandel und (1890) 6304 Einw., davon 2855 Evangelische und 114 Juden. L. besaß von 1685—1819 eine Universität.

Lingens, Peter Joseph Hubert, ultramontaner Politiker, geb. 10. Aug. 1818 in Aachen, studierte in Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, trat nach einem längern Aufenthalt in Paris in den Staatsjustizdienst und ward 1845 Rechtsanwalt zu Aachen, wo er 1855 auch zum Stadtverordneten gewählt wurde. Als eifriger Katholik ward er 1871 vom Papst Pius IX. zum Ehrenkämmerer und 1873 von der Universität Löwen zum Ehrendoktor der Rechte ernannt. Nachdem er seit 1852 der katholischen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses angehört hatte, wurde er 1871 zum Mitglied des Reichstags gewählt, in dem er sich dem Zentrum anschloß. L. gehört zu dem demokratisch gesinnten Teil der Ultramontanen.

Linger, Christian von, preuß. General, geb. 1669 in Berlin, gest. daselbst 17. April 1755, trat 1689 in die brandenburgische Artillerie, zeichnete sich im Spanischen Erbfolgekrieg aus und ward 1705 geadelt. 1716 Oberst und Chef des Artilleriekorps, machte er sich durch die Verbesserung des Geschützwesens, die Ausstattung des Zeughauses und die Errichtung der Pulverfabrik in Berlin sehr verdient. Friedrich II. ernannte ihn zum General der Artillerie und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Nachdem er 1744 die Übergabe von Prag durch eine Beschießung erzwungen, zog er sich vom Dienst zurück. Ihm zu Ehren wurde 1889 das ostpreußische Fußartillerieregiment Nr. 1 Fußartillerieregiment v. L. genannt.

Lingerie (franz., spr. längsch'rī), Weißzeug-, Wäschegeschäft; Wäschekammer; Frauenwäsche.

Lingg, Hermann, Dichter, geb. 22. Jan. 1820 in Lindau am Bodensee, widmete sich seit 1837 in München, Freiburg, Berlin und Prag dem Studium der Medizin und wurde darauf bayrischer Militärarzt. 1851 kränklichkeitshalber in Ruhestand versetzt, lebte er seitdem, vom König Max II. durch einen Jahrgehalt unterstützt, ausschließlich geschichtlichen und poetischen Studien, abwechselnd in München und (im Sommer) in Lindau. Seine Geltung erlangte L. durch die erste, von E. Geibel eingeführte Sammlung seiner »Gedichte« (Stuttg. 1853, 7. Aufl. 1871), die sich durch ihre seltene Tiefe und Eigentümlichkeit sowie durch lebendige Phantasie und Vollgehalt der überwiegend elegischen Stimmung auszeichneten. Ähnliche Vorzüge wies der 2. Band der »Gedichte« (Stuttg.

1868, 3. Aufl. 1874) auf. Das große epische Talent des Dichters erwies »Die Völkerwanderung« (Stuttg. 1866—68, 3 Bücher; 2. Aufl. in 1 Bd., das. 1892), deren gewaltigen, farbenprächtigen Einzelbildern leider die innere Konzentration fehlt, von der aber einzelne Partien zum Großartigsten zählen, was die neuere deutsche Dichtung geschaffen hat. In seinen dramatischen Versuchen: »Catilina« (Münch. 1864), »Die Walkyren« (das. 1865), »Violante«, Trauerspiel (Stuttg. 1871), »Die Besiegung der Cholera«, Satyrdrama (Münch. 1873), »Der Doge Candiano« (Stuttg. 1873), »Berthold Schwarz« (das. 1874), »Die Sizilianische Vesper« (das. 1876), »Macalda«, Trauerspiel (das. 1877), »Die Bregenzer Klause« (Münch. 1887), »Die Frauen Solonas« (das. 1887) zeigt L. nur in Einzelheiten dramatische Schlagkraft und wirklich dramatischen Stil. Außerdem erschienen von ihm: »Vaterländische Balladen und Gesänge« (Münch. 1868); ein dritter Band »Gedichte« (Stuttg. 1870); »Zeitgedichte« (Berl. 1870); »Dunkle Gewalten«, epische Dichtungen (Stuttg. 1872), u. »Schlußsteine«, neue Gedichte (Berl. 1878); ferner: »Byzantinische Novellen« (das. 1881); »Von Wald und See«, fünf Novellen (das. 1883); »Clytia. Eine Szene aus Pompeji« (Münch. 1883, 2. Aufl. 1887); »Högnis letzte Heerfahrt. Nordische Szene« (das. 1884), sowie neue Gedichte unter den Titeln »Lyrisches« (Teschen 1885) u. »Jahresringe« (das. 1889) und »Furchen«, neue Novellen (das. 1889). Auch veröffentlichte er: »Wanderungen durch die internationale Kunstausstellung in München« (Münch. 1870); eine lyrische Anthologie: »Liebesblüten aus Deutschlands Dichterhain« (Düsseld. 1869), und »Skaldenklänge«, Balladenbuch zeitgenössischer Dichter (mit der Gräfin Ballestrem, Bresl. 1883).

Lingga, Insel des Archipels Rio Lingga an der Südostküste Sumatras, s. Riau.

Lingoa geral (portug.), die Sprache der zum Stamm der Tupi (Guarani) gehörigen Indianer Brasiliens, welche auch von den europäischen Kolonisten daselbst angenommen wurde und nun als Verständigungsmittel mit den Indianern diente.

Lingoasindianer, s. Guaycuru.

Lingŏnen (Lingŏnes), kelt. Volk in Gallien, an der obern Seine, Marne und Saône wohnend, mit der Hauptstadt Andematunnum (jetzt Langres). Ein Teil des Volkes, der nach Italien gezogen war, wohnte in Gallia Cispadana an der Mündung des Po.

Lingŭa (lat. u. ital.), Zunge, Sprache. L. franca, verdorbenes Italienisch, welches, zur Zeit der Herrschaft der Venezianer und Genuesen in der Levante entstanden, zwischen den Einwohnern der letztern und den Europäern und fast an allen Küsten des Mittelmeers als Verkehrssprache dient; im weitern Sinne eine solche internationale Sprache überhaupt.

Linguaglossa (spr. lingwa-glossa), Stadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), Kreis Acireale, am Nordostabhang des Ätna, teilweise auf dem Lavastrom von 1566 erbaut, hat mehrere Kirchen, ein kleines Theater und (1881) 10,421 Einw.

Linguāles (lat.), Zungenlaute, s. Lautlehre.

Linguālis (lat.), zur Zunge (lingua) gehörig, z. B. arteria l., Zungenschlagader.

Linguālpfeifen, Zungenpfeifen, s. Blasinstrumente.

Linguet (spr. länggä), **Simon Nicolas Henri**, franz. Schriftsteller, geb. 14. Juli 1736 in Reims, gest. 27. Juni 1794, ließ sich nach größern Reisen nach Polen und Spanien 1762 als Advokat in Paris nieder und erwarb sich durch seine »Histoire du siècle d'Alexandre« (Amsterd. 1762) sowie als Rechtsgelehrter durch seine Beredsamkeit (»Mémoires judiciaires«, Sammlung seiner Plaidoyers, 7 Bde.) einen großen Ruf, aber auch durch die Rücksichtslosigkeit seiner Sprache viele Feinde und ward 1774 von der Liste der Parlamentsadvokaten gestrichen. Sein 1774 begonnenes »Journal politique et littéraire« wurde von der Regierung unterdrückt. L. begab sich darauf nach der Schweiz zu Voltaire, begann dort die Herausgabe seiner großes Aufsehen und Ärgernis erregenden »Annales politiques civiles et littéraires« (1777—92, 19 Bde.) und kehrte über Holland und England nach Frankreich zurück, wo er infolge neuer Anklagen 1780 in die Bastille gesteckt wurde. Nach seiner Freilassung (1782) ging er wieder nach London, setzte dann in Brüssel seine »Annales politiques« fort, mußte aber, als er die Partei der Brabanter Insurgenten ergriff, die österreichischen Niederlande verlassen. 1791 erschien er von neuem in Paris und verteidigte vor den Schranken des Konvents die Sache der Schwarzen auf der Insel Haïti. Später faßte die Schreckensregierung Verdacht gegen ihn als einen Gegner ihrer Herrschaft und ließ ihn köpfen. Von seinen zahlreichen sich über Rechtswissenschaft, Geschichte, Politik, Staatswirtschaft und schöne Wissenschaften verbreitenden Schriften sind hervorzuheben: »Histoire des révolutions de l'empire romain« (Par. 1766, 2 Bde.); »Théorie des lois civiles« (das. 1767, 3 Bde.); »Histoire impartiale des Jésuites« (das. 1768, neue Ausg. 1824); »Mémoires sur la Bastille« (Lond. 1783, Par. 1889). Vgl. Cruppi, Un avocat journaliste au XVIII. siècle. Linguet (Par. 1895).

Linguist (v. lat. lingua, »Sprache«), Sprachkundiger, Sprachforscher; **Linguistik**, Sprachwissenschaft.

Lingŭla, s. Armfüßer.

Lingŭla Flags, Schichten mit dem Armfüßer Lingula Davisii in der Kambrischen Formation (s. d.) in England.

Linguliflorae, Zungenblütige, Unterfamilie der Kompositen.

Lingŭopalatāle, Zungengaumenlaute, s. Lautlehre.

Linie (Linea), das zwei Flächen Gemeinsame (d. h. das Raumgebilde, welches auf zwei verschiedenen Flächen zugleich liegen kann), einer der Grundbegriffe der Geometrie. Die L. entsteht durch Bewegung eines Punktes, was mathematisch streng nur heißen kann, da der Raum an sich starr und unbeweglich ist: die L. muß schon vorhanden sein, damit ein Punkt, der sich bewegt, sie durchlaufen kann. Es ist aber auch die Auffassung verbreitet, welche von der Bewegung ausgeht (vgl. Raschig, Erkenntnistheoretische Einleitung in die Geometrie, Schneeberg 1890). Euklid definiert die L. als eine Länge ohne Breite, aber Länge läßt sich ohne L. nicht definieren; Leibniz sagt: die L. ist eine Größe, deren Schnitt (der Punkt) keine Größe hat. Die geometrische L. ist ein Grenzbegriff (s. d.), alle Darstellungen von Linien durch Striche, Fäden ꝛc. sind nur näherungsweise Linien, wir sehen dabei von der Breite und der Dicke der Fäden ꝛc. ab. Man unterscheidet die gerade L. oder Gerade (s. d.) von der krummen L. oder Kurve (s. d.). — Der Ausdruck L. bedeutet auch ein kleines Längenmaß, durch ‴ hinter der Zahl bezeichnet; vorwiegend der 12., aber auch oft der 10. Teil eines Zolles, jetzt in den meisten Staaten abgeschafft; die Pariser L. (ligne) war = 2,2558, die rheinländische = 2,1795, die Wiener = 2,1950 mm, und die englische (line) wie die russische (linia) mißt bei Zehntelteilung 2,5400 mm. — In der Geographie

und Schiffahrtskunde bedeutet L. den Erdäquator, daher der Ausdruck: »die L. passieren«. — In der Rechtssprache bedeutet L. eine Reihe von Verwandten. Man unterscheidet die gerade L. (linea recta) und die Seitenlinie (linea transversa s. collateralis). Zu der erstern gehören die Personen, von welchen die eine unmittelbar oder mittelbar von der andern abstammt, also die Reihe der Aszendenten und Deszendenten, und zwar nennt man die Reihe: Vater, Großvater, Urgroßvater etc. aufsteigende L., während die Reihe: Sohn, Enkel, Urenkel etc. absteigende L. heißt. Zu der Seitenlinie gehören diejenigen Personen (Seitenverwandte, Kollateralen), von welchen die eine nicht von der andern, sondern welche gemeinschaftlich von einer dritten abstammen, so daß also z. B. Geschwister in der Seitenlinie verwandt sind.

Linie, in der Taktik diejenige Aufstellung der Truppen, bei der die Mannschaften meist in zwei Gliedern hintereinander, die Unterabteilungen aber nebeneinander stehen. Die Aufstellung in L. ist entweder geschlossen oder geöffnet. Sie gestattet alle Waffen in Thätigkeit zu bringen, ist dadurch die wichtigste, für die Artillerie die einzig mögliche Gefechtsform, sie leidet durch Feuer weniger als die Kolonne; dagegen ist sie schwerer zu führen, geordnet zu bewegen und im Gelände zu decken. Deshalb ist sie ungeeignet zu Bewegungen auf dem Gefechtsfelde. Bei der Unmöglichkeit, lange Linien geordnet zu leiten, läßt man zwischen den Truppenkörpern Intervalle (Zwischenräume), in Deutschland z. B. zwischen den Eskadrons eines Kavallerieregiments je 6 Schritt. — In der Heeresorganisation bezeichnet L. das stehende Heer (Linientruppen), im Gegensatz zur Reserve und Landwehr, oder die übrigen Regimenter im Gegensatz zu den Garden, früher auch die schwere Linieninfanterie im Gegensatz zur leichten Füsilierinfanterie. Über russische Linienbataillone s. Russisches Reich (Heerwesen). — In der Befestigungskunst versteht man unter L. zunächst die einzelnen Teile eines Festungswerkes, z. B. eine Face, Kurtine, Flanke. Verschanzte Linien (lignes retranchées) nennt man Verschanzungen, welche bestimmt sind, der Behauptung großer Geländestrecken mehr Sicherheit zu verschaffen. Anwendung fanden sie schon zur Zeit der Römer, zum Grenzschutz (Piktenmauer, Trajanswall etc.) und bei Belagerungen (Zirkum- und Kontravallationslinien). Aus dem 18. Jahrh. stammen noch die Weißenburger Linien zum Schutz des nördlichen Elsaß, aus dem jetzigen die von Wellington 1809 in Portugal angelegten 45 km langen Linien von Torres Vedras. — Für militärische Benutzung ist das deutsche Eisenbahnnetz in Linien oder Gruppen von zusammenhängenden Bahnstrecken eingeteilt. Diese Linien werden mit Buchstaben (A—Z) benannt und fallen im allgemeinen mit den Bahngruppen zusammen, welche den Bahnverwaltungen, bez. Direktionen unterstellt sind. An der Spitze jeder Linie steht ein Linien- (oder Eisenbahnlinien-) Kommissar (s. Linienkommissionen).

Linie, weiße, s. Bauchlinie.

Linienblitz, der gewöhnliche zickzackförmige Blitz mit scharf begrenzten Rändern (vgl. die Blitzphotographien auf der Tafel »Gewitter«).

Linien der Hand, s. Chiromantie.

Liniengeometrie, Zweig der Geometrie, welcher die gerade Linie als Grundelement der Raumanschauung benutzt. Bis zum Beginn des Jahrhunderts wurde der Punkt allein als Grundelement des Raumes betrachtet, der Punkt als »Ort«, der Raum als die Gesamtheit der Orte; Gergonne, dann Poncelet und Steiner, Möbius und Plücker sahen, daß sich jedem Punkte eine Ebene, jedem Satz über Punkte ein Satz über Ebenen dual zuordnen lasse und umgekehrt. Sie entdeckten das Prinzip der Dualität. Bei diesem Dualismus entspricht die Gerade sich selbst, da sie sowohl Gemeinsames (Verbindung) zweier Punkte als zweier Ebenen (Schnitt) ist. Der definitive Begründer der L. ist Plücker durch das aus seinem Nachlaß herausgegebene Werk »Neue Geometrie des Raumes, gegründet auf die Betrachtung der geraden Linie als Raumelement« (Leipz. 1868—69, 2 Bde.), dessen Erhaltung man F. Klein verdankt. Vorbereitet wurde die L. durch Graßmanns Ausdehnungslehre (1844) und Kummers Abhandlung über algebraische Strahlensysteme (1866). Die L. ist ganz besonders dadurch merkwürdig, daß sie vierdimensional ist. Wir unterscheiden auf einer Geraden einfach unendlich viele, ∞^1, Punkte, auf der Ebene, welche durch ∞^1 Gerade ausgefüllt werden kann, $\infty . \infty$ oder ∞^2 Punkte, also im Raum ∞^3 Punkte, und damit auch ∞^3 Ebenen. Dagegen müssen ∞^4 Gerade unterschieden werden. Vgl. R. Sturm, Die Gebilde ersten und zweiten Grades der L. (Leipz. 1892—93, 2 Bde.); Reye, Die Geometrie der Lage, 3. Teil (3. Aufl., das. 1892); Koenigs, La géometrie réglée et ses applications (Par. 1895).

Linieninfanterie, s. Linie.

Linieninseln, s. Gilbertinseln.

Linienkavallerie, s. Linie.

Linienkommandantur, **Linienkommissär** } s. Linienkommissionen.

Linienkommissionen (Eisenbahnlinienkommissionen), der Eisenbahnabteilung des preußischen Großen Generalstabs unterstellte Militäreisenbahnbehörden, welche den Verkehr zwischen der Eisenbahnabteilung und den Eisenbahnverwaltungen vermitteln. Sie bestehen aus je einem aktiven Stabsoffizier (Linien- oder Eisenbahnlinienkommissar) u. einem höhern Eisenbahnbeamten. Zum Zweck der militärischen Benutzung ist das Eisenbahnnetz in größere Betriebsgebiete oder Linien eingeteilt (s. Linie, am Schluß), und die L. haben gemeinsam mit den Bahnverwaltungen die Truppentransporte zu regeln u. deren Ausführung zu überwachen. Zur Zeit des Krieges werden aus den L. Linienkommandanturen, deren Thätigkeit die L. im Frieden vorzubereiten haben. Derartige L. bestehen in Altona, Berlin, Breslau, Bromberg, Dresden, Elberfeld, Erfurt, Hannover, Karlsruhe, Köln (2), Königsberg i. Pr., Ludwigshafen, Magdeburg, München, Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., Straßburg i. E. und Stuttgart. Vgl. Kriegstransportordnung vom 26. Jan. 1887, § 17; Friedenstransportordnung vom 11. Febr. 1888, § 7 ff. — In Österreich wurde 1889 jedem Korpskommando sowie dem Stationskommando in Triest ein Hauptmann als Eisenbahnlinienkommandant für die Truppenbewegungen etc. zugeteilt. Frankreich und Rußland haben den deutschen entsprechende L.

Linienkoordinaten, von Plücker eingeführte Koordinaten. Die 4 Konstanten, welche bei gewöhnlichen (Kartesianischen oder Parallel-) Koordinaten die gerade Linie im Raum bestimmen, werden selbst als veränderlich angesehen, als L., d. h. ein bestimmtes Wertsystem dieser 4 Konstanten bestimmt eine gerade Linie. Eine Gleichung zwischen diesen 4 L. (r, ϱ, s, σ) hat dann eine dreifach unendliche Mannigfaltigkeit von Geraden zur Lösung, sie bestimmt einen Linien-

komplex; zwei Gleichungen mit ihrer zweifach unendlichen Menge von Lösungen bestimmen eine Linienkongruenz, drei eine Linienfläche (geradlinige Fläche), wie z. B. das einschalige Hyperboloid. An Stelle des Punktes tritt also als Raumelement die Gerade, aber während die Punktgeometrie nur mit 3 Variabeln oder Koordinaten arbeitet und daher nur dreidimensional ist, kann jetzt eine Analysis, die mit 4 Variabeln arbeitet, bildlich durch Beziehungen zwischen Geraden dargestellt werden. Der zu Grunde liegende Gedanke läßt sich dadurch verallgemeinern, daß statt der Geraden irgend ein beliebiges Gebilde, oft z. B. eine Fläche zweiten Grades, als Raumelement gewählt wird, um je nach der Anzahl der Konstanten, welche dieses Gebilde, das Fundamentalgebilde, festlegen, eine Analysis (Rechnung) zwischen ebensoviel Variabeln (hier G) zu versinnlichen. L. dürfen nicht mit linearen Koordinaten (Linearkoordinaten) verwechselt werden; dies sind lineare Verbindungen der Parallelkoordinaten x, y, z, d. h. solche, welche diese nur im ersten Grade enthalten und geometrisch in der Ebene als Gerade, im Raum als Ebenen gedeutet werden können, die selbst wieder zur Festlegung von Punkten, Linien etc. verwendet werden. Den Gegensatz bilden krummlinige Koordinaten, Verbindungen von mehr als erstem Grade, zuerst von Gauß in die Lehre von den Oberflächen (s. d.) eingeführt, deren Theorie hauptsächlich von Lamé ausgebildet ist (»Leçons sur les coordonnées curvilignes«, Par. 1859). Die linearen Koordinaten sind zuerst von Möbius 1827 im baryzentrischen Kalkül eingeführt, sie werden stets als homogene Koordinaten angewendet. Führt man zu den zwei Koordinaten in der Ebene oder den drei im Raum eine dritte, bez. vierte, so daß man z. B. im Raum x, y, z als x_1/x_4; x_2/x_4; x_3/x_4 darstellt, so müssen nach Wegschaffung der Nenner durch Multiplikation alle auftretenden Gleichungen homogen sein, weil nur Gleichartiges mit Gleichartigem verglichen werden kann. Diese Koordinaten werden in der Ebene Dreieckskoordinaten, im Raum Tetraëderkoordinaten genannt, weil sie als die mit bestimmten Konstanten multiplizierten Abstände eines Punktes von den Seiten eines Dreiecks, bez. den Seitenflächen eines Tetraëders (Fundamentaldreieck, bez. -Tetraëder) gedeutet werden können. Bei den baryzentrischen Koordinaten von Möbius sind die multiplizierenden Konstanten die reziproken Werte der zugehörigen Höhen des Fundamentaldreiecks, bez. -Tetraëders. Die linearen oder homogenen Koordinaten haben jetzt aus der analytischen Geometrie, namentlich aus der projektivischen, die gewöhnlichen Koordinaten fast verdrängt. Sie haben den Vorzug der Homogenität; dann braucht man, um unendlich ferne Gebilde zu betrachten, den Koordinaten nicht unendlich große Zahlenwerte beizulegen, und drittens kann man über 3, bez. 4 Gerade je nach den Zwecken des Problems willkürlich verfügen, statt sonst nur über 2, bez. 3.

Linienlager, s. Lager, S. 949.

Linienmanier, s. Kupferstecherkunst, S. 858.

Linienperspektive (Linearperspektive), der Gegensatz zur Luftperspektive (s. Perspektive).

Linienregimenter, die nicht zur Garde gehörigen Regimenter einer Armee.

Linienschiffe, vor Einführung des Dampfes und der Panzerung die größte Gattung der Kriegsschiffe, die 2—4 Batterien übereinander, mit 60—100, selbst 130 Geschützen und eine Besatzung von 600—1300 Mann besaßen. Sie bildeten ehemals die Schlachtlinie der Flotten; ihre Stelle vertreten gegenwärtig die Panzerschiffe.

Linienschiffsfähnrich, in der österreich. Marine eine Charge, die dem deutschen Unterleutnant zur See entspricht, wie der Linienschiffskapitän dem Kapitän zur See und der Linienschiffsleutnant erster und zweiter Klasse dem Kapitänleutnant und dem Leutnant zur See.

Linienspiel, s. Chromatrop.

Liniensystem (Fünfliniensystem, auch kurz System), in der Musik das Schema von fünf parallelen Linien, in welches die Noten eingetragen werden. Die Tonbedeutung der Linien und Zwischenräume (Spatien) wird durch einen vorgezeichneten Schlüssel bestimmt. Der Erfinder der Linien für die Notation ist Hucbald (s. d.); ihr heutiger Gebrauch wurde durch Guido von Arezzo (s. d.) festgestellt. Die Notierungen des Gregorianischen Gesanges benutzten nur vier Linien. Notierungen von Orgelstücken aus dem 16.—17. Jahrh. weisen vielfach für den Baßpart mehr als fünf Linien auf.

Linientruppen, im Gegensatz zur Garde oder zu den Reserve-, Landwehr-, Landsturm- oder Miliztruppen; s. Linie, S. 373.

Liniiermaschine, Apparat der Kupferstecher und Lithographen, vermittelst dessen gerade oder gewellte Linien, Ovale, Kreise etc. hergestellt werden. Auch in der Xylographie hat man dieselbe zu verwerten gesucht. Die erste allen Anforderungen entsprechende L. baute in Deutschland Wagner in Berlin (gest. 1874). — Im Schreibmaterialiengeschäft und in der Kontobücherfabrikation ein Apparat zum Ziehen von Linien mit flüssiger Farbe. Beliebig eng oder weit stellbare Federn erhalten die Farbe aus einem mit derselben getränkten Tuch oder Filz, wobei es möglich ist, die zu ziehenden Linien in genau zu regulierenden Zwischenräumen zu unterbrechen (Liniierung von Kontobüchern und geschäftlichen Blanketten). Neuere Liniiermaschinen besitzen statt der Federn runde, sich drehende Messingscheiben auf eisernen Stangen mit zwischengeschobenen Metallklötzchen. Farbe empfangen die Scheiben von elastischen Walzen, die aus Farbekasten gespeist werden. Es können an einer Maschine mehrere Sätze Walzen mit entsprechenden Farbekasten angebracht werden, so daß man gleichzeitig in bis zu drei Farben liniieren kann. Kiß in Stuttgart hat diese Scheibenmaschinen wesentlich vervollkommt. S. auch Rastriermaschine.

Linimente (lat., v. linire, »schmieren«), mehr oder weniger salbenartige Mischungen, welche zu Einreibungen bei rheumatischen Leiden etc. dienen und meist aus fetten Ölen mit reizenden oder aromatischen Stoffen dargestellt werden. Das flüchtige Liniment (Linimentum ammoniatum) ist weiß, rahmartig dickflüssig, wird durch Zusammenschütteln von 3 Teilen Olivenöl mit 1 Teil Mohnöl und 1 Teil Ammoniakflüssigkeit erhalten und riecht stark ammoniakalisch. Mit 3 Teilen Kampferöl statt des Olivenöls heißt es flüchtiges Kampferliniment (flüchtige Salbe, L. ammoniato-camphoratum). Das Seifenliniment (L. saponato-ammoniatum) ist eine Lösung von 1 Teil Hausseife in 30 Teilen Wasser und 10 Teilen Spiritus, gemischt mit 15 Teilen Ammoniakflüssigkeit. L. saponato-camphoratum ist Opodeldok (s. d.); L. saponato-camphoratum liquidum, flüssiger Opodeldok; L. phosphoratum ist eine Lösung von Phosphor in fettem Öl.

Link, Heinrich Friedrich, Botaniker, geb. 2. Febr. 1767 in Hildesheim, gest. 1. Jan. 1850 in Berlin, studierte seit 1786 in Göttingen Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1792 Professor der Chemie, Zoologie und Botanik an der Universität Rostock, besuchte darauf 1797 mit Hoffmansegg Portugal, wurde 1811 Professor der Chemie und Botanik in Breslau und 1815 Professor der Naturgeschichte und Direktor des botanischen Gartens zu Berlin. L. war einer der wenigen deutschen Botaniker seiner Zeit, die allseitige Pflanzenkenntnis anstrebten und mit soliden systematischen Forschungen auch phytotomische und physiologische verbanden. Er schrieb: »Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde« (Berl. 1820—22, 2. Aufl. 1834); »Das Altertum und der Übergang zur neuern Zeit« (das. 1842); »Elementa philosophiae botanicae« (das. 1824; 2. Aufl., lat. u. deutsch, 1837); »Anatomisch-botanische Abbildungen zur Erläuterung der Grundlehren der Kräuterkunde« (das. 1837—42, 4 Bde., mit 32 Tafeln); »Ausgewählte anatomisch-botanische Abbildungen« (das. 1839—42, 4 Bde., mit 32 Tafeln); »Filicum species in horto regio Berolinensi cultae« (das. 1841); »Anatomie der Pflanzen in Abbildungen« (das. 1843—47, 3 Bde.). Mit Friedrich Otto gab er heraus: »Icones plantarum selectarum horti regii botanici Berolinensis« (Berl. 1820—28, 10 Bde., mit 60 kolor. Tafeln) und »Icones plantarum rariorum horti regii botanici Berolinensis« (das. 1828—31, mit 48 kolor. Tafeln; fortgesetzt mit Friedrich Klotzsch, 1841—44). Außerdem gab er mit dem Grafen von Hoffmansegg (s. d.) die »Flore portugaise« (Berl. 1809—40, mit 109 kolor. Tafeln) heraus.

Linke (linke Seite, franz. la Gauche), nach einem zuerst in Frankreich aufgekommenen parlamentarischen Sprachgebrauch Bezeichnung für die liberale im Gegensatz zur konservativen Partei, der sogen. Rechten. Dabei pflegte man früher unter der Linken auch schlechthin die Oppositionspartei, unter der Rechten die Regierungspartei zu verstehen. Die Bezeichnung selbst ist von der Sitzordnung in der Kammer entlehnt, und noch jetzt ist es üblich, daß die liberalen Fraktionen ihre Sitze links vom Präsidentenstuhl und von der Rednerbühne, die konservativen aber zur Rechten nehmen. So sitzen z. B. im deutschen Reichstag auf der Linken die Sozialdemokraten und die Mitglieder der freisinnigen Parteien, es folgen die Nationalliberalen, die Mitglieder des Zentrums, die Fraktionen der Polen, der deutschen Reichspartei und der Deutschkonservativen, welch letztere die äußerste Rechte bilden.

Linkehand-Ehe, soviel wie morganatische Ehe, s. Ehe, S. 410.

Linkenboldslöchlein, s. Onstmettingen.

Linköping (spr. linndschöping), Hauptstadt des schwed. Läns Ostgotland, in einer fruchtbaren Gegend unweit der Stångå gelegen, an der Staatsbahnlinie Katrineholm-Nässjö, ist regelmäßig gebaut, hat meist hölzerne Häuser, 3 Kirchen (darunter die schöne, 1150—1499 im romanischen Stil erbaute Domkirche mit einem jüngst erneuerten Turm), ferner ein Gymnasium sowie ein Schloß (aus dem 15. Jahrh., jetzt Wohnung des Landeshauptmanns), ein bischöfliches Palais und eine an Seltenheiten reiche Stiftsbibliothek. L. ist Sitz des Landeshauptmanns und des Bischofs von Ostgotland und zählt (1890) 12,649 Einw., welche sich mit Acker- und Gartenbau, Schiffahrt und Tabaksfabrikation beschäftigen. Regelmäßige Dampfschiffahrt besteht nach dem Kinda- u. Götakanal und bis Stockholm. An der Brücke über die Stångå wurde 1598 der katholische König Siegmund von Schweden und Polen von seinem Oheim Karl von Södermanland geschlagen (Denkmal auf dem Hügel Gumpetulla).

Links, bei der Beschreibung von Kunstwerken die der linken Hand des Beschauers entsprechende, in der Heraldik die entgegengesetzte Seite (vgl. Heraldik, S. 659).

Linksfruchtzucker, s. Levulose.

Linkshändigkeit, eine etwa bei 3—4 Proz. der Menschen vorkommende Bevorzugung der linken Hand vor der sonst vorwiegend gebrauchten rechten. Unter den Linkshändern gibt es sehr berühmte Künstler, wie Leonardo da Vinci und Adolph Menzel. Der erstere schraffierte auch von links oben nach rechts unten, während die Künstler sonst umgekehrt schraffieren, und schrieb in Spiegelschrift. Es ist längst beobachtet worden, daß man mit der linken Hand leichter in Spiegelschrift schreiben lernt als in gewöhnlicher, wenn die Angewöhnung erst in spätern Jahren erfolgt, wie dies nach Schlaganfällen, welche die rechte Seite gelähmt haben, zuweilen nötig wird. Karl Vogt und Erlenmeyer haben in solchen pathologischen Zuständen die Ursache derartiger Umkehrung an der Handschrift in eine zur Rechtshandschrift symmetrische Form gesucht. Über die Ursache der natürlichen L. sind vielerlei Meinungen aufgestellt worden. Die Annahme, daß eine angeborne kräftigere Entwickelung der rechtsseitigen Muskulatur die Ursache der vorwiegenden Bevorzugung der rechten Seite sei, beruht wahrscheinlich auf Verwechselung von Ursache und Wirkung; mehr Wahrscheinlichkeit hat die von mehreren Anatomen (Mertens und Hyrtl) aufgestellte Meinung, daß die unsymmetrische Lagerung des Herzens und Gestaltung des Aortenbogens, welch letzterer nach rechts früher einen Ast abgibt als nach links, die gewöhnliche Bevorzugung der rechten Seite durch leichtere und reichlichere Blutzuführung erkläre, und ebenso die L., wenn die anatomische Bildung gelegentlich umgekehrt ausfällt. Doch fehlen vergleichende Beobachtungen über diese Verhältnisse, und sicher hat auch die Erziehung Einfluß auf die Bevorzugung der rechten Hand in der Jugend. Daß die Linkshänder auch notwendig linkisch, d. h. ungeschickt sein müßten, wird durch die oben angeführten Beispiele widerlegt. Vgl. Alsberg, Rechtshändigkeit und L. (Hamb. 1894); ferner die Artikel »Handschriftendeutung« und »Rechts u. Links«.

Links und Rechts, s. Rechts und Links.

Linlithgow (spr. linlithgo), Hauptstadt der danach benannten schott. Grafschaft, das Versailles der Könige Schottlands, mit einem Schloß, in welchem Maria Stuart geboren wurde, liegt im Innern der Grafschaft, an einem kleinen See und dem Unionskanal, hat eine gotische St. Michaelskirche (15. Jahrh.), ein schönes Stadthaus (von 1618), Stiefel- und Papierfabrikation und (1891) 4155 Einw.

Linlithgowshire (spr. linlithgo-schir, auch Westlothian genannt), kleine Grafschaft Südschottlands, südlich am Firth of Forth, umfaßt 328 qkm (6 QM.) mit (1891) 52,808 Einw. Der größte Teil des Gebiets ist ein fruchtbares Hügelland; der Südwestteil ist eben, mit ausgedehnten Strecken von Mooren und Heideland. Die Grafschaft wird vom Unionskanal durchzogen, der von Edinburg zum Forth- und Clydekanal führt. 52,6 Proz. des Areals sind Ackerland, 24,2 Proz. Weiden, 6,4 Proz. Wald. L. ist reich an Steinkohlen (1892: 778,576 Ton.), Eisenerz (45,660 Ton.) und Bausteinen, hat Eisenwerke, Töpfereien, Papiermühlen ꝛc. Hauptstadt ist Linlithgow.

Linné, 1) Karl von, Naturforscher, geb. 23. Mai 1707 zu Råshult in Småland, wo sein Vater Prediger war, gest. 10. Jan. 1778 in Upsala, bezog 1727 die Universität Lund, um Medizin zu studieren, widmete sich aber mit Eifer der Botanik, und durch den Vortrag Vaillants: »De sexu plantarum« wurde seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Geschlechtsorgane der Pflanzen gelenkt. 1728 ging L. nach Upsala, wo er den Theologen Olaf Celsius bei einer Arbeit über die biblischen Pflanzen unterstützte, 1730 wurde er unter Rudbeck Demonstrator und Aufseher des botanischen Gartens; auch begann er damals die Bearbeitung seiner »Bibliotheca botanica«, der »Classes« und der »Genera plantarum«, und in Rudbecks Bibliothek wurde er zum Studium der Zoologie hingeführt. Im Auftrag der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Upsala besuchte er 1732 Lappland, ging dann nach Falun, wo er Mineralogie u. Probierkunst lehrte, bereiste Dalekarlien und begab sich 1735 nach Holland, wo er in Haderwijk promovierte, drei Jahre in Leiden und Hartekamp blieb und die genannten Schriften, das »Systema naturae«, die »Fundamenta botanica« u. a. drucken ließ. 1736 besuchte er England und 1738 Paris, dann kehrte er nach Stockholm zurück, praktizierte hier als Arzt, ward aber 1741 Professor der Medizin und 1742 Professor der Botanik und Naturwissenschaft in Upsala. In dieser Stellung reformierte er den botanischen Garten, errichtete ein naturhistorisches Museum, gab 1746 seine »Schwedische Fauna« heraus, ward 1747 Leibarzt und sandte mehrere seiner Schüler nach den verschiedensten Ländern zur Erforschung der Naturerzeugnisse aus. Unablässig war er bemüht, die Kenntnis der Formen und ihrer Beziehungen zu einander zu fördern und zu erweitern, und die neuen Auflagen seiner Bücher wurden zum Teil ganz neue Werke. Ebenso bedeutend war seine Thätigkeit als Lehrer; er wirkte ungemein anregend und führte seine Schüler in einer ganz neuen Weise in die Natur ein. 1758 kaufte er Hammarby, und als er 1764 durch seinen Sohn Karl eine Vertretung im Lehramt erhalten hatte, zog er sich dorthin zurück, nachdem er 1762 geadelt worden war (erst jetzt nannte er sich L., vordem nur Linnäus). Denkmäler wurden ihm im botanischen Garten zu Upsala (von Byström) und in Stockholm (von Kjellberg, 1885) errichtet. L. war für die Wissenschaft von der belebten Natur von einer Bedeutung wie kaum ein andrer Mann. Zwar kann er für sein Hauptfach, für die Botanik, nicht als Reformator bezeichnet werden, da der ideelle Inhalt seiner Theorien bereits in den Werken seiner Vorgänger seit Cesalpini enthalten ist; allein er lieferte eine geschickte Zusammenfassung aller vorhandenen Leistungen und besaß eine wunderbare Befähigung, alles mit Geschick und Klarheit zu klassifizieren. Sein Verdienst ist die strenge Durchführung der schon von seinen Vorgängern angewandten binären Nomenklatur in Verbindung mit der sorgfältigen methodischen Charakteristik der Gattungen und Arten, der Klassen und Ordnungen, wodurch die beschreibende Botanik im engern Sinn eine völlig neue Form gewann. Sein wohlgegliedertes und höchst brauchbares Sexualsystem, welches sich auf die morphologischen Eigenschaften der Staubgefäße und Karpelle gründet, wurde von ihm selbst nur als Notbehelf betrachtet, und er bezeichnete es als die Hauptaufgabe der Botanik, ein natürliches System aufzufinden. Auch lieferte er das Fragment eines solchen, auf welchem Jussieu weiterbaute. Verhängnisvoll für die Zukunft wurde dagegen die von ihm gehegte Meinung, daß die höchste und einzig würdige Aufgabe des Naturforschers darin bestehe, alle Arten dem Namen nach genau zu kennen; die Morphologie, überhaupt die allgemeine theoretische Botanik war ihm nur Mittel zum Zweck, und in der That hat er keine irgend bedeutende Entdeckung gemacht, welche auf das Wesen der Pflanzen ein neues Licht geworfen hätte. Von gleicher Bedeutung war die Feststellung des Begriffs der Art, deren Unabänderlichkeit er zuerst in vollkommener Starrheit aussprach: »Es gibt so viel Arten, als verschiedene Formen im Prinzip erschaffen worden sind.« Die Gattungen, Ordnungen und Klassen deuten objektiv vorhandene Verwandtschaftsverhältnisse an, und die Erklärung dieser Verhältnisse gab L. nach allen Regeln scholastischer Denkweise. Letztere stellt ihn in schärfsten Gegensatz zu der modernen Naturwissenschaft, deren Vorläufer durch das Übergewicht Linnés auf lange Zeit zurückgedrängt wurde.

Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: »Systema naturae, sive regna tria naturae systematice proposita« (Leid. 1735, 7 Bde.; 12. Aufl., Stockh. 1766—68, 3 Bde.; 13. Aufl. von Gmelin, Leipz. 1788—93, 3 Bde.; Neudruck des 1. Bandes nach der 10 Aufl. von 1758, Leipz. 1894; deutsch von Müller, Nürnb. 1773—1800, 11 Bde.); »Fundamenta botanica, quae majorum operum prodromi instar theoriam scientia botanices par breves aphorismos tradunt« (Amsterd. 1736, 3. Aufl. 1741); »Bibliotheca botanica recensens libros plus mille de plantis hucusque editos« (das. 1736, 2. Aufl. 1751); »Hortus Cliffortianus« (das. 1737); »Flora lapponica« (das. 1737; 2. Aufl., Lond. 1792); »Genera plantarum« (Leiden 1737; 7. Aufl. von Richard, Frankf. 1778; 8. Aufl. von Schreber, das. 1789—91, 2 Bde.; 9. Aufl. von Sprengel, Götting. 1830—31, 2 Bde.; deutsch von Planer, Gotha 1775, 2 Bde.; Nachtrag 1785); »Classes plantarum seu systemata plantarum omnium. Fundament. bot. p. II.« (Leid 1738, Halle 1747); »Critica botanica. Fundament bot. p. IV.« (Leid. 1737); »Flora suecica« (Stockh. 1745, 2. Aufl. 1755); »Fauna suecica« (das. 1746, 2. Aufl. 1800); »Flora zeylanica« (das. 1747); »Hortus Upsaliensis« (das. 1748); »Materia medica e regno vegetabili« (das. 1749; 5. Aufl., Leipz. u. Erlang. 1787); »Materia medica e regno animali« (Stockh. 1750); »Materia medica e regno lapideo« (das. 1752); »Amoenitates academicae« (Stockh. u. Leipz. 1749—79, 7 Bde.; 3. Aufl. von Schreber, Erlang. 1787—90, 10 Bde.); »Philosophia botanica, in qua explicantur fundamenta botanica« (Stockh. 1751; 4. Aufl. von Sprengel, Halle 1809; deutsch, Augsb. 1787); »Species plantarum« (Stockh. 1753, 3 Bde.; 4. (5.) Aufl. von Willdenow, Berl. 1797—1830, 6 Bde.; 6. Aufl. von Dietrich, das. 1831—38, 2 Bde.); »Mantissa plantarum« (Stockh. 1767 u. 1771); »Systema vegetabilium« (13. Aufl. von Murray, Götting. 1774; neue Aufl. von Schultes und Römer, Stuttg. 1817—30, 7 Bde.; 16. Aufl. von Sprengel, Götting. 1825—28, 4 Bde.); »Systema plantarum« (neueste Aufl. von Reichard, Frankf. 1779—80, 4 Bde.; deutsch, Nürnb. 1777—88, 14 Tle.; Wien 1786, 2 Bde.; Marb. 1823, 2 Bde.); »Systema, genera, species plantarum. Editio critica, adstricta, conferta« (von Richter, Leipz. 1835; mit Index 1840); außerdem zahlreiche Dissertationen und Briefe. Seine »Jugendarbeiten« wurden im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm

von Ährling herausgegeben (Stockh. 1889, 3 Tle.). Vgl. Stöver, Leben des Ritters K. v. L. (Hamb. 1792, 2 Bde.); Linnés »Eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst«, mit Zusätzen von Afzelius (Berl. 1826); Gistel, Carolus Linnaeus. Ein Lebensbild (Frankf. 1872); Malmsten, Karl v. L. (Berl. 1879); Hjelt, Karl v. L. als Arzt (Leipz. 1882).

2) Karl von, Sohn des vorigen, geb. 20. Jan. 1741, gest. 1. Nov. 1783 in Upsala, wurde 1760 Demonstrator am königlichen Garten zu Upsala, 1763 Professor der Medizin und Botanik daselbst und erhielt nach seines Vaters Tode dessen Lehrstuhl. Er schrieb ein »Supplementum plantarum systematis vegetabilium ed. XIII., generum plant. ed. VI. et specierum plant. ed. II.« (Braunschw. 1781) und mehrere kleinere Arbeiten. Die großen Sammlungen seines Vaters gelangten in den Besitz der Linnean Society zu London.

Linneït, soviel wie Kobaltkies.

Linnell, John, engl. Maler, geb. 16. Juni 1792 in London, gest. 20. Jan. 1882, studierte bei J. Varley, malte schon von seinem 15. Jahr an Landschaften, zwischen 1824 und 1838 auch eine große Anzahl guter Bildnisse, sodann fast ausschließlich Landschaften. Von der Nachahmung Gainsboroughs ausgehend, gelangte er schließlich zu voller Originalität. L. legte das Hauptgewicht auf den Himmel, die Wolken und das Spiel des Lichts; seine Gemälde verbinden Anmut und naturgetreue Auffassung mit trefflicher Behandlung. Das South Kensington-Museum besitzt eine Wiese mit blumenpflückenden Mädchen, die Nationalgalerie die Holzschläger und die Windmühle. Vgl. Story, Life of John L. (Lond. 1892, 2 Bde.). — Seine Söhne J. Thomas und William L. sind ebenfalls hervorragende Landschaftsmaler.

Linnen, s. Leinwand.

Linnenleggen, s. Leggen.

Linnich, Stadt im preuß. Regbez. Aachen, Kreis Jülich, an der Roer, 63 m ü. M., hat eine evangelische und eine sehr schöne kath. Kirche, ein kath. Schullehrerseminar, Etablissements für Glasmalerei (Kirchenfenster) und Kunstglaserei, Seifen- u. Essigfabrikation, Gerberei, Bierbrauerei, ein großes Mühlenetablissement, bedeutende Pferdemärkte und (1890) 2062 Einw., davon 175 Evangelische und 138 Juden. — In der Schlacht am Hubertuskreuz besiegte 3. Nov. 1444 Herzog Gerhard von Jülich-Berg den Herzog Arnold von Geldern und gründete dann den Hubertusorden (s. d.).

Linoleum (Korkteppich), besteht aus einem festen Jutegewebe als Unterlage, der eigentlichen Linoleummasse, und einer Farbendecke und wird in der Weise hergestellt, daß man die Masse in bestimmter Dicke mit dem Gewebe durch Pressen verbindet und darauf mit Farben bedruckt. Die Masse selbst ist demgemäß knetbar, klebrig u. derart zusammengesetzt, daß sie nach der Vereinigung mit dem Gewebe vollständig erhärtet, ohne spröde zu werden. Den Hauptbestandteil dieser Masse bildet Leinöl, welches infolge einer gewissen Behandlung sich zu einer zähen Substanz verdickt u. dann mit festen Körpern (hauptsächlich Harz u. Korkpulver) ein knetbares Gemenge bildet, das durch Austrocknen die genannte Beschaffenheit annimmt. Das Verdicken erfolgt durch Aufnahme von Sauerstoff unter Bildung von oxydiertem Leinöl (Linoxyn), welches auch den Hauptbestandteil der schnell trocknenden Leinölfarben ausmacht. Die Fabrikation ist in Bezug auf die Oxydation des Leinöls verschieden. Zur Vorbereitung für diesen Prozeß kocht Walton das Öl in offenen oder bedeckten Kesseln auf freiem Feuer bei 200—240° unter fortwährendem Umrühren mittels eines Rührwerkes, mischt es mit Bleizucker, erhitzt es auf 100—110° und pumpt es in ein hochstehendes Gefäß, dessen Boden siebartig durchlöchert ist. Durch die Sieblöcher fließt das Öl in einen kesselartigen Behälter, der von Luft durchströmt wird. Zwei Seiten dieses Behälters erhalten zur Unterstützung des Prozesses durch Licht Glaswände. Das unter dem Oxydationskessel sich ansammelnde, durch Wasserdampf von neuem erhitzte Öl gelangt wieder zur Pumpe und dadurch so oft in das Bereich des Luftstroms, bis die Einwirkung den genügenden Grad erreicht hat. Nach einer andern Durchführungsform wird das auf gleiche Weise vermischte und erhitzte Öl mittels einer Pumpe in einen langen Trog und von diesem über eine ebenso lange Zunge in einem dünnen Strahle auf ein Schaufelrad von 50 cm Durchmesser mit vier Schaufeln geschafft, welches sich 600mal in der Minute dreht und dadurch das Öl in einer mit Glas bedeckten Kammer zerstäubt, der durch einen Ventilator ununterbrochen Luft zugeführt wird. Das zerstäubte Öl fließt ebenfalls dem Kocher wieder zu, um bis zum erzielten Erfolg den Kreislauf zu wiederholen. Zur eigentlichen Verwandlung des vorbereiteten Öls in Linoxyn dienen die Oxydierhäuser, welche zur Förderung des Prozesses möglichst viel Tageslicht zulassen müssen und deshalb zum Teil aus Glaswänden bestehen. Nach der einen Methode fließt das Öl in einen würfelförmigen Trog von 1 m Seite, über dem ein 0,9 m hoher Rahmen hängt, in welchem ein baumwollenes Gewebe von 0,9 m Breite und etwa 66 m Länge in 70 horizontalen Lagen zwischen ebenso vielen horizontalen Stäben in Entfernungen von 0,9 m hin und her gezogen ist. Der auf diese Weise mit dem Gewebe gefüllte Rahmen wird nun alle 24 Stunden einmal in den mit Öl gefüllten Trog getaucht und nach der Tränkung der Gewebelagen mit Öl hinaufgezogen und, über dem Troge hängend, bei 30° der Luft ausgesetzt, während das nicht anhaftende Öl in den Trog zurücktropft. In etwa 24 Stunden erhärtet die Schicht, welche durch Wiederholung des beschriebenen Vorganges im Verlauf von einigen Wochen zu 3—4 mm Dicke anwächst und sodann von dem Gewebe abgenommen und weiter verarbeitet wird. Die andre Methode unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, daß das Gewebe in langen, vertikalen Hängen aufgehängt ist. Aus Behältern fließt von oben das Öl in langsamen Strömen an dem Stoffe herab, wobei es auf den Flächen als dünne Kruste festtrocknet und im Laufe von einem bis zwei Monaten eine Dicke von 1 cm auf jeder Seite erreicht. Der Raum ist auf die für das Erhärten der Masse am vorteilhaftesten wirkende Temperatur von 30° erwärmt. Durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft nimmt das Gewicht um etwa 7 Proz. zu. Es verdunsten reichliche Mengen von Kohlensäure, Essig- und Ameisensäure. Die durch diesen Prozeß erhaltenen kautschukartigen Linoxynplatten werden abgenommen, mit Kreidepulver bestreut, zusammengerollt und dann zerkleinert, wobei auch das feine Baumwollzeug mit zerrieben wird. Bei dem Verfahren von Parnacott wird das Öl in großen stehenden Kesseln unter gleichzeitigem Durchtreiben von heißer Luft, welche ein fein gepulvertes Oxydationsmittel (Bleiglätte, Bleizucker, Zinkvitriol ꝛc.) mitreißt, anhaltend gekocht. Zur vollständigen Oxydation sollen nur 15—18 Stunden erforderlich sein. Das Linoxyn wird im

heißen Zustande aus den Kochern in flache Kühlschiffe abgelassen. In neuester Zeit wird vielfach Chlorkalk als Oxydationsmittel in der Weise verwendet, daß man Leinöl mit Chlorkalk mischt und erwärmt.

Zur Herstellung der Linoleumdeckmasse wird das Linoxyn mit mehlfein gemahlenem Kork mittels Maschinen vermischt und, um eine bessere Elastizität und Härte zu erzielen, mit Harz (Kolophonium), Kaurikopal und, um die Masse zu färben, mit Mineralfarben (Ocker, Eisenrot etc.) versetzt und in mit Dampf geheizten Pfannen zusammengeschmolzen, worauf die Masse in einem mit Dampfmantel versehenen Cylinder mit Rührwerk oder auf einem Walzwerk mit 2—3 hohlen, auf 150° erwärmten Walzen geknetet wird. Die so erhaltene Deckmasse hat den Charakter einer teigartigen Masse und ist so klebrig, daß sie sich bei Erwärmung auf 140—150° ohne weiteres unter starkem Druck mit dem Grundgewebe innig verbindet. Letzteres ist vorher auf der Rückseite zum Schutze des Stoffes auf maschinellem Wege mit einem dreimaligen Firnisanstrich versehen worden. Die Vereinigung der Grundmasse mit dem Gewebe geschieht mittels riesiger Kalander, zweier mit starkem Druck laufender Walzen, die mit Dampf geheizt werden. Aus der Heißpresse läuft das Fabrikat durch ein mit kaltem Wasser gekühltes Walzenpaar und wird dann sofort aufgewickelt. Das nun folgende sogen. Trocknen bildet den Abschluß des Oxydationsprozesses und geht demnach in besondern Trockenhäusern bei 30—36° und fortwährendem Luftwechsel vor sich. Das L. wird in diesen Häusern in derselben Weise in langen Hängen aufgehängt, wie in der Tapetenfabrikation üblich ist, und nach dem Trocknen auf einer Walze aufgerollt. Das L. wird einfarbig und gemustert hergestellt und zwar im ersten Falle durch Zumischung von Erdfarben (Ocker, Eisenrot, Kasseler Braun etc.) zu der Masse, im zweiten Falle durch Bedrucken mit Ölfarben nach dem in der Wachstuchfabrikation üblichen Verfahren des Platten- und Cylinderdruckes. Für einzelne Verwendungszwecke stellt man auch *Linoleummosaik* (Inlaid-L.), Marmor-, Granit- etc. Muster her, indem man verschieden gefärbte Streifen oder Massenteilchen nebeneinander auf das Grundgewebe bringt. Will man dem Inlaid-L. ein regelmäßiges Muster geben, so wendet man ein Verfahren an, welches auf der Flachpressung mittels hydraulischer Pressen beruht. In gitterartige Messingformen, die den Linien der Zeichnung nachgebildet sind, wird die verschieden gefärbte Korkmasse ungefähr 2 cm dick eingefüllt. Hebt man die Form heraus, so entsteht das Muster mosaikartig auf dem Gewebe und wird dann durch eine einfache mechanische Vorrichtung zwischen die Platten der hydraulischen Pressen gezogen. Nachdem die Pressen ca. 10 Minuten darauf gewirkt haben, verläßt das L. dieselben als fertiges Produkt, welches mit allen Annehmlichkeiten des Linoleums auch noch die Unverschleißbarkeit des Musters verbindet; oder man erzeugt die Musterung, indem man Figuren, die auf besondern Durchbruchmaschinen erzeugt werden, in gleich geformte Durchbrechungen (wie eingelegte Arbeit) einlegt und mittels hydraulischer Pressen oder Walzen auf dem Gewebe befestigt. Nach dem Bedrucken oder Einlegen erfolgt das letzte Trocknen in den genannten Trockenhäusern und damit das eigentliche Fertigstellen. Das als Tapete zu Wandbekleidungen besonders fabrizierte *Lincrustawalton-Linoleum* ist nach Art der alten Ledertapeten gepreßt, farbig verziert und mit einer Rückendecke von Leinwand versehen, welche, mit Linoleummasse aufgekittet, das Grundgewebe gegen den Einfluß der Feuchtigkeit schützt. Den Schutz gegen Feuchtigkeit erhält man zweckmäßiger dadurch, daß man auch die zweite Seite mit Deckmasse versieht. Lincrustawalton wurde zuerst in England und Amerika und wird seit Mitte der achtziger Jahre auch in Deutschland zu Wandbekleidungen benutzt. Man klebt es auf und kann es mit Seifenwasser reinigen. Soll das L. steif sein, z. B. zu Firmenschildern, so verwendet man statt Gewebe Drahtgaze oder gelochtes Blech. Das L., welches in dem Kamptulikon seinen Vorläufer hat, verdankt seine schnelle und verbreitete Aufnahme dem Umstand, daß es vollständig der Feuchtigkeit widersteht und sehr schlecht wärmeleitend ist, wodurch es sich in hohem Grade zum Belegen von Fußböden eignet. Vgl. H. *Fischer*, Geschichte, Eigenschaften und Fabrikation des Linoleums (Leipz. 1888); *Andés* in Hartlebens Chemisch-techn. Bibliothek, Bd. 222 (Wien 1895).

Linolsäure, s. Leinölsäure.

Linon (franz., spr. -ŏng), feines, weißes, leichtes, locker gewebtes Leinenzeug, etwa zwischen Batist und Schleier stehend (Batistlinon), wird auch aus Baumwolle dargestellt. Man hat glatten, gestreiften, gegitterten und geblümten L. und benutzt ihn besonders zu leichten Kleidern, Hüten, Häubchen etc.

Linos, nach dem griech. Mythus ein schöner, frühzeitig vom Tode dahingeraffter Hirtenjüngling, der die in ihrer Blüte dem Tode verfallende Natur repräsentierte. Man feierte seinen Tod mit klagenden Weisen; schon Homer gedenkt des Klagegesanges, welcher selbst L. oder Maneros hieß. In Theben tritt L. als ein Sänger der Urzeit auf, der mit dem Musendienst in Verbindung steht. Er hatte von Apollon die dreisaitige Leier erhalten und galt für den Erfinder des Liedes und des Rhythmus. Als er sich aber mit Apollon in einen Wettkampf im Saitenspiel einzulassen wagte, wurde er von diesem getötet. Jüngere Dichter machten ihn zum Sohn des Apollon und einer Muse sowie zum Lehrmeister des Herakles im Kitharaspiel und ließen ihn von demselben wegen einer von L. erhaltenen Strafe mit der Zither erschlagen werden. Sein Grab zeigte man zu Argos, Theben und zu Chalkis auf Euböa. Vgl. *Ambrosch*, De Lino (Berl. 1829); v. *Lasaulx*, Über die Linosklage (Würzb. 1842); *Brugsch*, Die Adonisklage und das Linoslied (Berl. 1852); *Greve* in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 2053 f.

Linosa, Insel im Sizilischen (Afrikanischen) Meer, 168 km südwestlich von der sizilischen Küste entfernt, bildet mit der Insel Lampedusa (s. d.) eine zur italienischen Provinz Girgenti gehörige Gemeinde, hat eine Fläche von 5,36 qkm, vulkanischen Boden (bis 186 m hoch), Mangel an Quellen u. (1881) 187 Einw.

Linse, ein durchsichtiges Glasstück, an welches zwei kugelförmig gekrümmte Flächen (oder eine kugelförmige und eine ebene Fläche) angeschliffen sind. Von der Fläche gesehen, erscheint ein solches Glasstück kreisrund; in der Mitte durchschnitten, würde es eine der in Fig. 1 dargestellten Formen zeigen. *Konvex* (erhaben oder gewölbt) heißen solche Linsen, deren Dicke von der Mitte nach dem Rande hin abnimmt; unter ihnen hat die doppelt gewölbte oder *bikonvexe* L. (A, Fig. 1) in der That die Gestalt des Samens, von welchem diese Gläser ihren Namen erhielten; die *plankonvexe* L. (B) ist auf der einen Seite gewölbt, auf der andern Seite flach; die *konkavkonvexe* (C) ist einerseits gewölbt, anderseits, jedoch weniger stark,

hohl geschliffen. Die **konkaven** oder **Hohllinsen** sind in der Mitte dünner als am Rande und umfassen

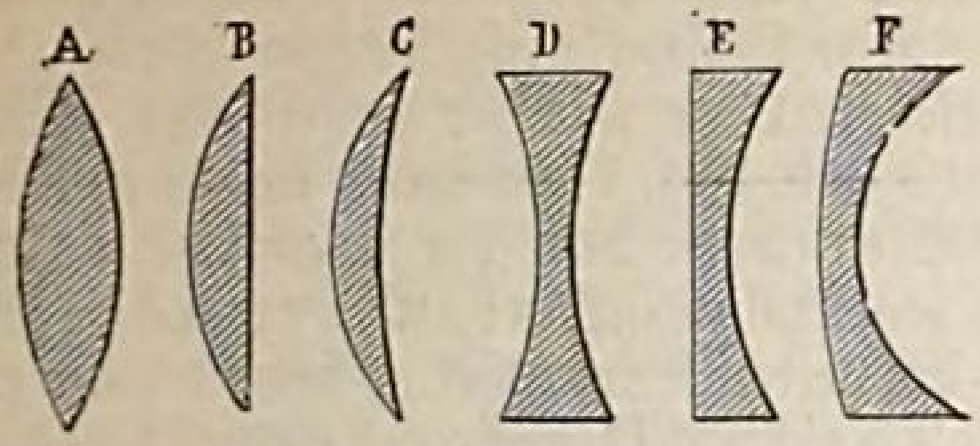


Fig. 1. Linsenformen.

ebenfalls drei Formen: die doppelthohle oder **bikonkave** (D), die **plankonkave** (E) und die **konvexkonkave** (F) L. Jede gerade Linie (MM, NN, Fig. 2), welche durch die Mitte O (den **optischen Mittelpunkt**) einer L. geht, heißt eine **Achse** derselben, und unter ihnen diejenige (AA), welche zu den beiden Flächen der L. senkrecht steht, die **Hauptachse**. Ein Lichtstrahl, welcher durch die Mitte O geht, erleidet

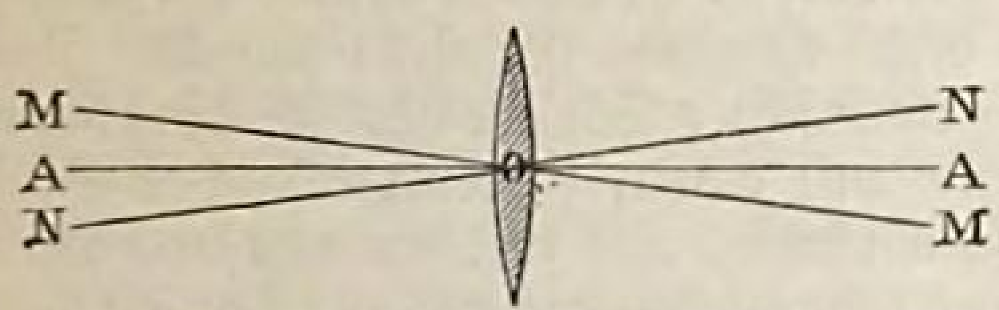


Fig. 2. Achsen einer Linse.

keine Ablenkung, weil er den beiden Linsenflächen an Stellen begegnet, wo sie miteinander parallel sind; er durchläuft die L. längs einer Achse und wird deswegen **Achsenstrahl** genannt. Jeder andre Strahl schlägt jenseits eine andre Richtung ein als diesseits, er wird durch die L. abgelenkt und zwar in demselben Maße stärker, als die Stelle, wo er die L. durchdringt, weiter von der Mitte der L. entfernt ist. Ihm gegenüber verhält sich die L. nämlich wie ein keilförmiges Glas (**Prisma**, s. d.), dessen Winkel, und daher auch seine ablenkende Wirkung, nach dem Rande der L. hin immer größer wird. Bei den konvexen Linsen ist der Winkel des Keils von der Hauptachse abgewendet, bei den konkaven ihr zugewendet; da nun ein keilförmiges Glasstück einen Lichtstrahl stets von seiner Schneide weg nach dem dickern Teil hin bricht, so werden durch jene die Strahlen nach der Hauptachse zu-, durch diese von der Hauptachse weggelenkt.

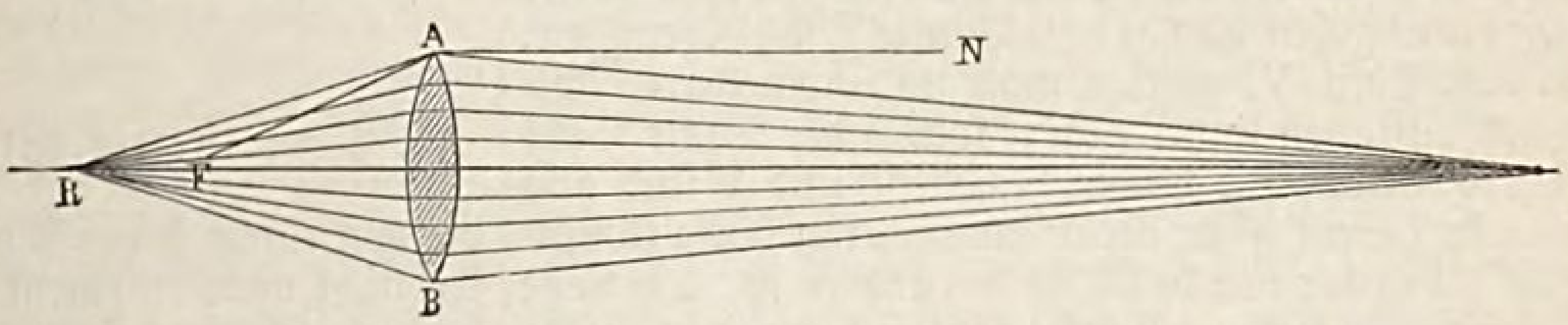


Fig. 5. Konjugierte Punkte. (Reeller Bildpunkt.)

Läßt man auf eine bikonvexe L. (AB, Fig. 3) ein Bündel paralleler Sonnenstrahlen fallen, so werden dieselben so gebrochen, daß sie alle durch einen und denselben jenseits auf der Achse gelegenen Punkt F hindurchgehen, weil jeder Strahl, je weiter von der

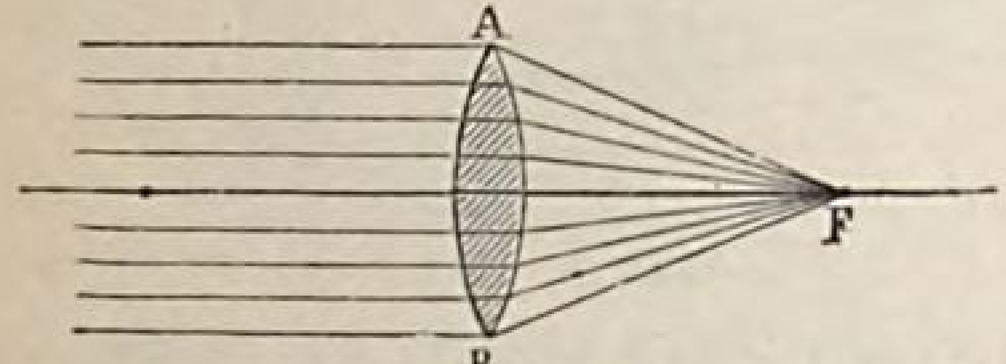


Fig. 3. Brennpunkt einer konvexen Linse.

Mitte er auf die L. trifft, um so stärker zur Achse gelenkt wird. Hält man ein Blatt Papier an diesen Punkt, so erscheint er auf demselben als heller Fleck, in welchem nicht nur die erleuchtende, sondern auch die erwärmende Wirkung der auf der L. aufgefangenen Sonnenstrahlen gesammelt ist; das Papier wird daher bald an dieser Stelle so heiß, daß es sich entzündet und verbrennt. Aus diesem Grunde nennt man den Punkt F den **Brennpunkt** (focus) der L. und die L. selbst ein **Brennglas**. Fällt das parallele Strahlenbündel von der andern Seite her auf die L., so erfahren seine Strahlen genau dieselben Ablenkungen und vereinigen sich diesseits in demselben Abstand von der L.; eine L. besitzt daher auf jeder Achse zwei Brennpunkte, die diesseits und jenseits um die gleiche Strecke, welche man **Brennweite** nennt, von ihr abstehen. Lichtstrahlen, welche von einem Brennpunkt ausgehen, laufen jenseits mit der zugehörigen Achse parallel (Fig. 4).

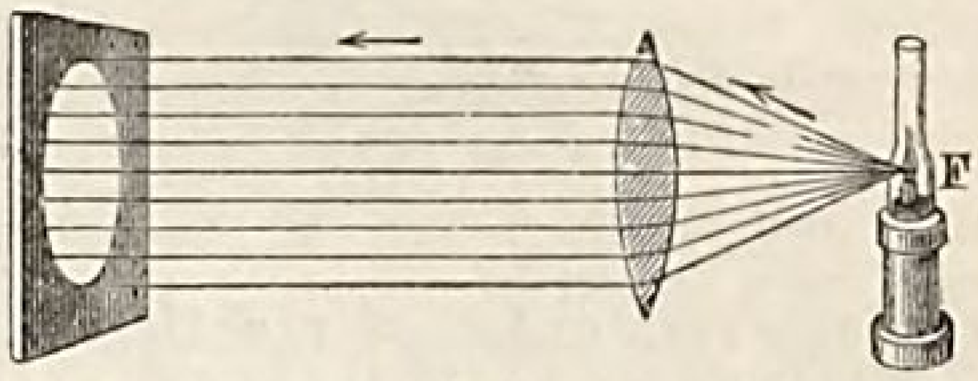


Fig. 4. Austritt paralleler Strahlen aus einer bikonvexen Linse.

Kennt man die Brennweite einer L., so ist dadurch auch die Ablenkung bekannt, welche jeder vom Brennpunkt auf eine Stelle der L. fallende Strahl daselbst erleidet; an derselben Stelle erfährt aber jeder andre Strahl, aus welcher Richtung er auch kommen mag, die nämliche Ablenkung (vorausgesetzt, daß seine Richtung nicht zu sehr von derjenigen der Hauptachse abweicht). Befindet sich z. B. ein leuchtender Punkt in R (Fig. 5) um mehr als die Brennweite von der L. entfernt, so erleidet der nach dem Rande der L. gehende Strahl RA die nämliche Ablenkung, welche der vom Brennpunkt F auf dieselbe Stelle A treffende Strahl FA erleiden würde; seine durch den Winkel RAS ausgedrückte Richtungsänderung ist daher gleich dem Winkel FAN, und er begegnet jenseits dem ohne Ablenkung durchgehenden Achsenstrahl RS in dem Punkt S. In diesem Punkt S müssen sich alle von R aus auf die L. treffenden Strahlen vereinigen, weil jeder in demselben Maße stärker der Achse zugelenkt wird, je weiter von der Mitte er auf die L. trifft. Bringt man ein Blatt Papier an diesen Punkt, so sieht man auf demselben an der Stelle S einen hellen Punkt als **Bild des Lichtpunktes** R. Ein solches Bild, welches durch das Zusammenlaufen der Lichtstrahlen entsteht und auf einem Schirm aufgefangen werden kann, nennt man ein **wirkliches** oder **reelles Bild**. Versetzen wir den Lichtpunkt nach S, so müssen seine Strahlen, weil sie an denselben Stellen der L. genau ebenso stark abgelenkt werden wie vorhin, in dem Punkt R zusammenlaufen, wo vorher der Lichtpunkt war. Die Punkte R und S gehören daher in der Weise zusammen, daß der eine als Bild erscheint, wenn der andre Lichtquelle ist; man bezeichnet sie daher als **zusammengehörig** oder »zu einander **konjugiert**«. Wenn der eine um mehr als die doppelte Brennweite von der L. absteht, so ist der andre jenseits um weniger als die doppelte, aber um mehr als die einfache Brennweite von ihr entfernt, und wenn ein Lichtpunkt

genau um die doppelte Brennweite von der L. absteht, so befindet sich auch sein Bild jenseits in der doppelten Brennweite.

Befindet sich der Lichtpunkt T (Fig. 6) zwischen dem Brennpunkt F u. der L. AB, so reicht ihr Ablenkungsvermögen nicht mehr hin, die stark auseinander laufenden Strahlen (TA, TB) zusammenlaufend oder auch nur gleichlaufend zu machen; sie vermag nur ihr Auseinanderlaufen zu vermindern. Eine Vereinigung der gebrochenen Strahlen jenseit der L. findet

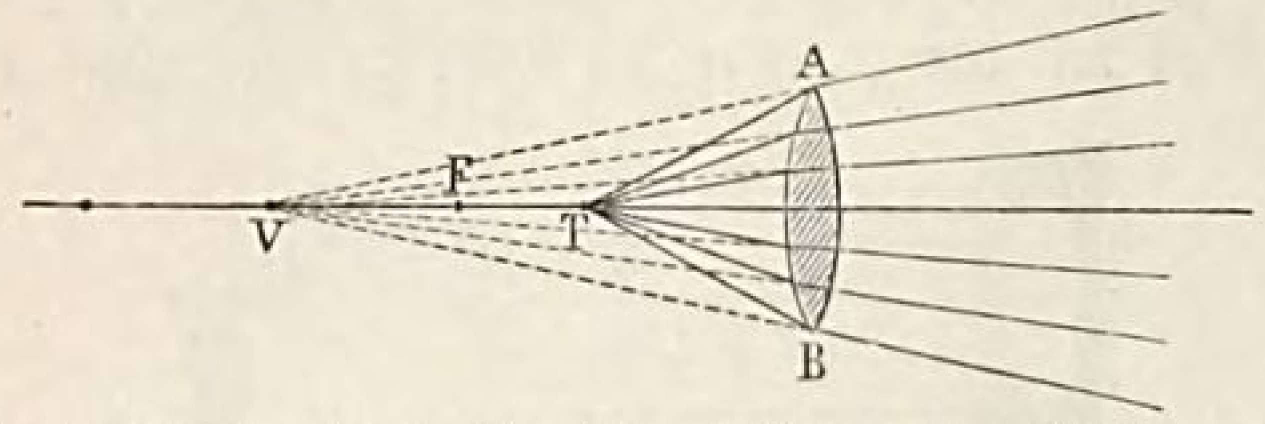


Fig. 6. Konjugierte Punkte. (Virtueller Bildpunkt.)

also nicht statt; sie gehen vielmehr derart auseinander, daß sie von einem Punkt V der Achse herzukommen scheinen, welcher auf derselben Seite der L. liegt wie der Lichtpunkt, aber weiter als dieser von ihr absteht. Ein von jenseits durch die L. blickendes Auge sieht also statt des Lichtpunktes T einen weiter entfernten Lichtpunkt V als Bild desselben. Ein solches Bild, welches auseinander fahrende Strahlen für unser Auge gleichsam in sich tragen, indem sie, rückwärts verlängert gedacht, in einem Punkte sich schneiden, der uns als ihr Ausgangspunkt erscheint, heißt ein *scheinbares* oder *virtuelles* Bild. Würde umgekehrt von rechts her (Fig. 6) ein zusammenlaufendes Strahlenbündel auf die L. fallen, welches nach dem Punkt V hinzielt, so bewirkt die L., daß die Strahlen noch stärker zusammengehen und in dem Punkte T sich vereinigen; zu dem Punkt V, welchen man als »virtuellen« Lichtpunkt auffassen kann, gehört sonach der Punkt T als reelles Bild. Die beiden Punkte T und V sind also auch in diesem Falle derart zusammengehörig (konjugiert), daß der eine das Bild des andern ist. Die Lage zusammengehöriger Punkte läßt sich in einer Zeichnung, wie Fig. 5 und 6, sehr leicht ermitteln, wenn man den Winkel FAN (Fig. 5), welcher die Ablenkung darstellt, die der vom Brennpunkt kommende und somit auch jeder andre Strahl am Rande A der L. erfährt, aus einem Kartenblatt ausschneidet, ihn mit seiner Spitze auf den Punkt A legt und um diesen Punkt dreht; die Schenkel des Winkels schneiden dann jede Achse in zwei zusammengehörigen Punkten, deren einer das Bild des andern ist.

Indem die L. die von jedem Punkt (a, Fig. 7) eines leuchtenden oder beleuchteten Gegenstandes (ab) auf

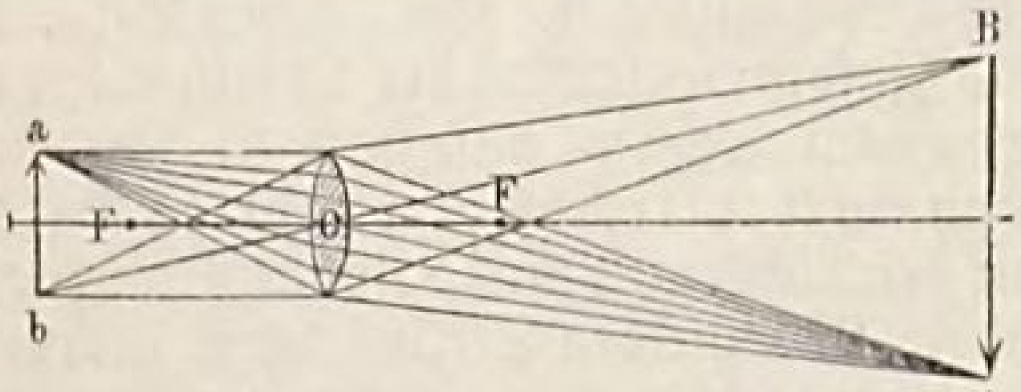


Fig. 7. Entstehung eines reellen Bildes.

sie treffenden Strahlen in einem Punkt A der zugehörigen Achse aOA vereinigt, entwirft sie ein *Bild* (AB) des Gegenstandes, welches in Gestalt, Färbung und Schattierung den Gegenstand aufs treueste nachahmt, dessen Größe aber zu derjenigen des Gegenstandes sich verhält wie die entsprechenden Entfernungen von der L. Ist der Gegenstand um mehr als die Brennweite von der L. entfernt, so entsteht das Bild jenseit der L. durch wirkliche Vereinigung der von jedem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Lichtstrahlen; es kann daher auf einem Schirm aufgefangen werden und hat die umgekehrte Lage wie der Gegenstand. Wenn der Gegenstand (ab, Fig. 7) diesseits um weniger als die doppelte Brennweite von der L. absteht, so erscheint sein Bild jenseits umgekehrt und *vergrößert* außerhalb der doppelten Brennweite; bringt man z. B. an die Stelle ab ein gut beleuchtetes kleines Glasgemälde in umgekehrter Lage, so bildet sich dasselbe auf einem bei AB aufgestellten Schirm in aufrechter Stellung vergrößert ab (Laterna magica, s. d.). Befindet sich aber der Gegenstand bei AB um mehr als die doppelte Brennweite von der L. entfernt, so entwirft diese jenseits ein umgekehrtes *verkleinertes* Bild (ab). Um diese zierlichen Bilder ungestört von fremdem Licht zu entwerfen, bedient sich der Photograph eines innen geschwärzten Kastens (Camera obscura, s. d.), in welchen vorn die L. O, hinten bei ab ein Schieber von mattem Glas eingesetzt ist; stellt sich auf diesem das Bild in gewünschter Schärfe dar, so bringt er an seine Stelle eine mit einem lichtempfindlichen Stoff überzogene Glasplatte, auf welcher nun das Bild festgehalten und sodann beliebig oft auf Papier übertragen werden kann (*Photographie*, s. d.).

Wenn ein Gegenstand (AB, Fig. 8) um weniger als die Brennweite von der L. entfernt ist, so werden

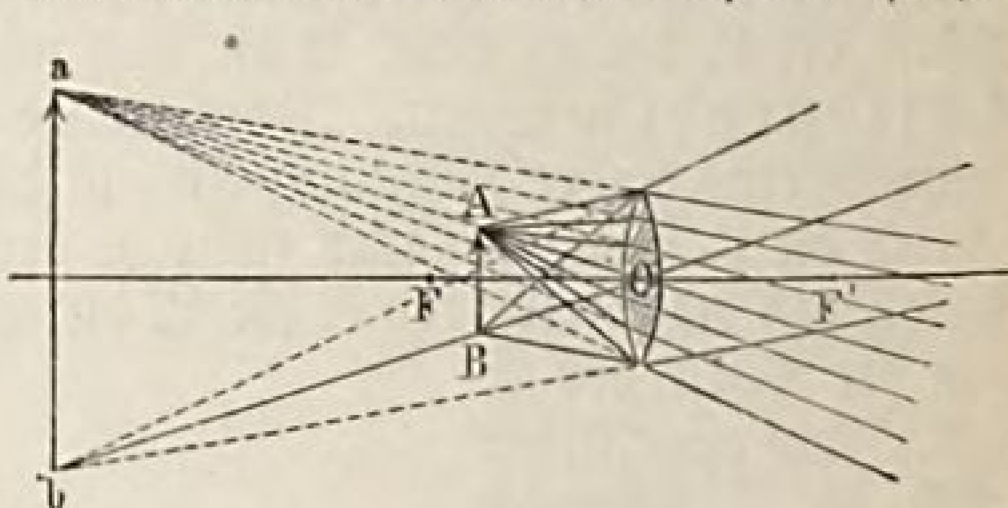


Fig. 8. Virtuelles Bild durch eine konvexe Linse.

die von einem seiner Punkte (A) ausgehenden Strahlen nicht mehr in einem jenseitigen Punkt gesammelt, sondern sie treten so aus der L., als ob sie von einem diesseitigen Punkt a herkämen, der weiter von der L. absteht als der Punkt A. Ein von jenseits durch die L. blickendes Auge sieht daher statt des kleinen Gegenstandes AB dessen *vergrößertes* »scheinbares« Bild ab, welches in Beziehung auf den Gegenstand *aufrecht* steht. Wegen dieser allbekannten Wirkung heißen die konvexen Linsen auch *Vergrößerungsgläser*. Eine L., welche besonders zu dem Zweck bestimmt ist, kleine nahe Gegenstände vergrößert zu zeigen, wird *Lupe* genannt.

Die *Hohllinsen* wirken gerade entgegengesetzt wie die gewölbten, sie lenken die Strahlen von der Achse

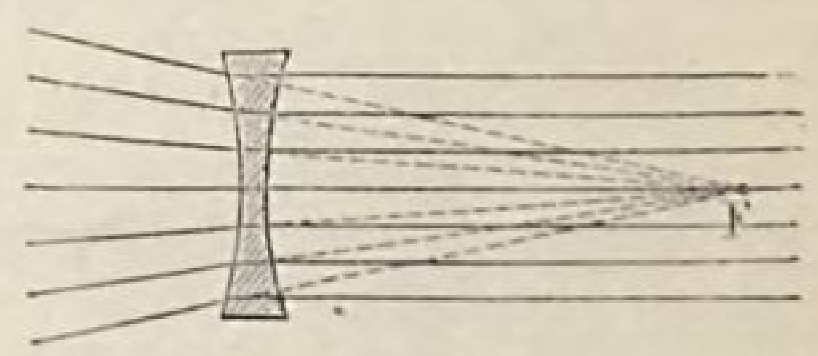


Fig. 9. Virtueller Brennpunkt einer konkaven Linse.

weg und zwar um so mehr, je weiter von der Mitte der L. der Strahl auffällt. Läßt man ein Bündel paralleler Sonnenstrahlen auf eine solche L. (Fig. 9) fallen, so treten die Strahlen jenseits derart auseinander, daß sie von einem diesseits auf der zugehörigen Achse gelegenen Punkt F auszugehen scheinen, welchen man als *scheinbaren* oder *virtuellen Brenn-*

punkt (Zerstreuungspunkt) bezeichnen kann. Jede Hohllinse besitzt auf jeder Achse zwei solche Brennpunkte, welche diesseits und jenseits gleichweit von ihr entfernt sind und für sie dieselbe Bedeutung haben wie die »reellen« Brennpunkte für eine konvexe L. Die Brennweite ist nämlich auch hier maßgebend für die Ablenkung, welche die Lichtstrahlen an jedem Punkte der Hohllinse von der Achse weg erleiden.

Strahlen, welche von einem Punkt A (Fig. 10) eines Gegenstandes auf eine Hohllinse treffen, werden durch

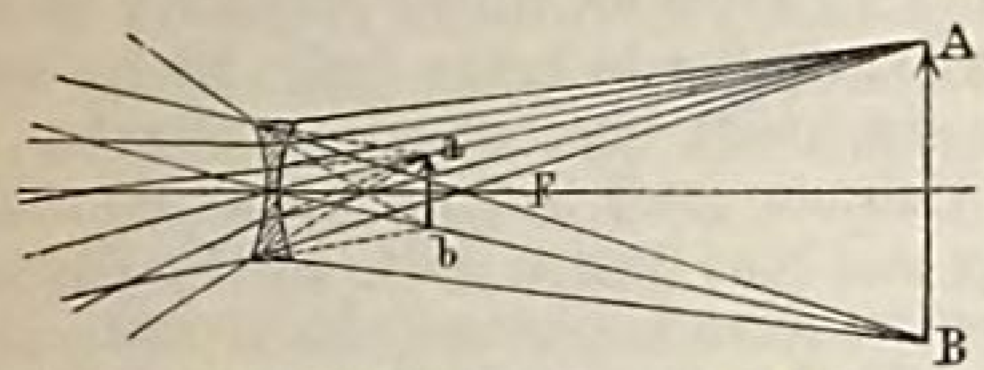


Fig. 10. Virtuelles Bild durch eine konkave Linse.

dieselbe so gebrochen, als kämen sie von dem auf derselben Seite der L. näher gelegenen Punkt a. Ein von der andern Seite her durch die L. blickendes Auge empfängt daher die von dem Gegenstand AB ausgehenden Strahlen so, als kämen sie von dem verkleinerten, aufrechten, virtuellen Bild ab. Wegen dieser verkleinernden Wirkung nennt man die Hohllinsen auch wohl Verkleinerungsgläser. Hohllinsen können von Gegenständen niemals andre als virtuelle Bilder liefern, weil sie die von jedem Punkt ausgehenden Strahlen noch stärker auseinander lenken oder »zerstreuen«; man nennt sie aus diesem Grunde auch Zerstreuungslinsen. Nur die konvexen Linsen vermögen die von einem Punkt ausfahrenden Strahlen, falls dieser Punkt um mehr als die Brennweite von der L. entfernt ist, jenseits in einem Punkt zu vereinigen oder zu »sammeln« und werden deshalb auch Sammellinsen genannt. Aus denselben Gründen kann man die virtuellen Bilder Zerstreuungs-, die reellen Sammelbilder nennen. — Bezeichnet man mit a die Entfernung des Lichtpunktes, mit b diejenige des zugehörigen Bildpunktes von einer L. und deren Brennweite mit f, so gilt sowohl für konvexe als für konkave Linsen die Beziehung $\frac{1}{a}+\frac{1}{b}=\frac{1}{f}$, nur ist für konkave Linsen die Brennweite f negativ zu nehmen. Ist der Bildpunkt ein virtueller, so ergibt sich hieraus seine Entfernung negativ.

Alles bisher Gesagte gilt nur von Linsen mit sehr kleiner Öffnung; unter der Öffnung einer Linsenfläche versteht man nämlich den Winkel, welchen die von zwei gegenüberliegenden Punkten des Randes

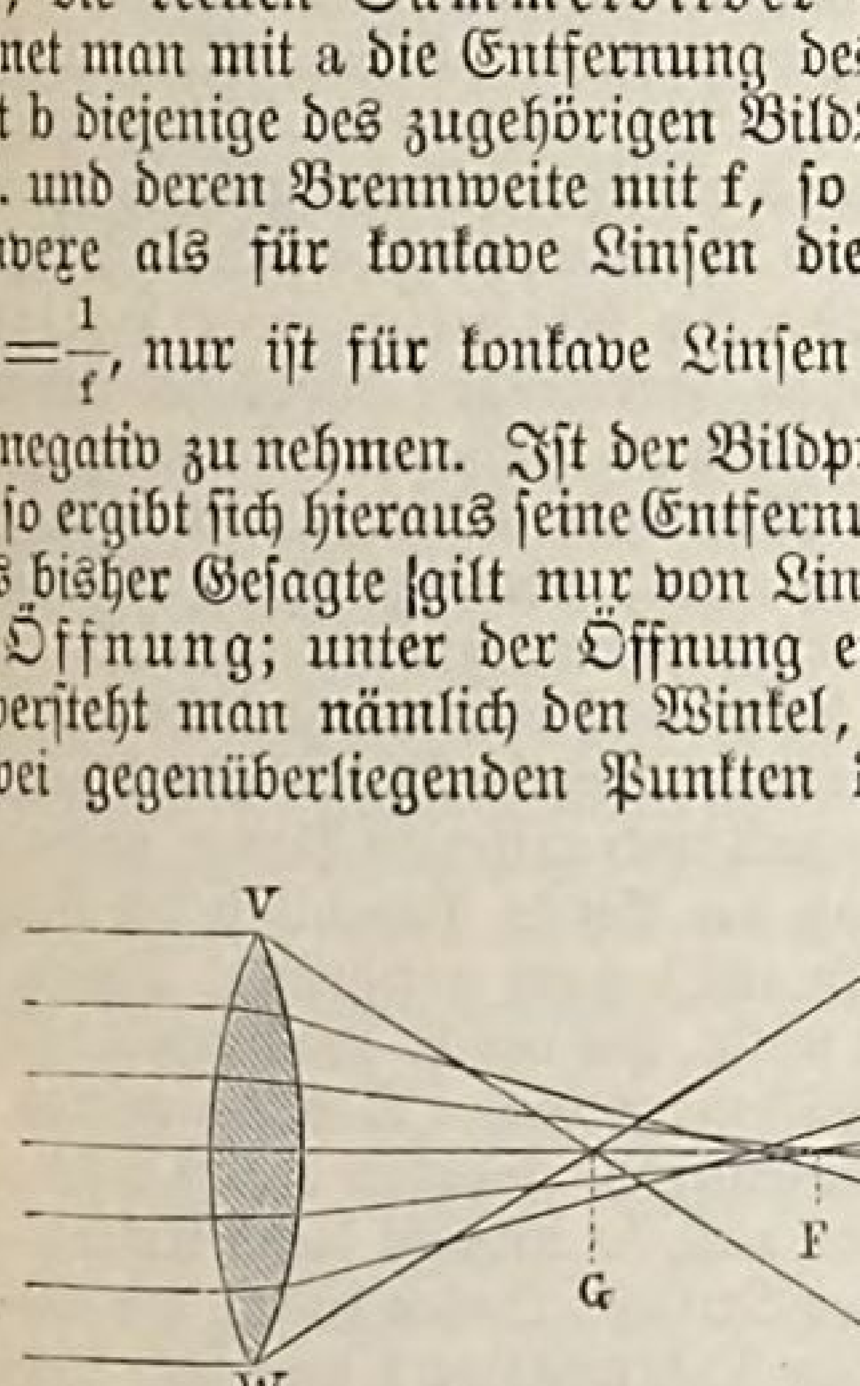


Fig. 11. Sphärische Aberration.

nach dem Mittelpunkt der Kugelfläche, von welcher die Linsenfläche ein Teil ist, gezogenen Geraden miteinander bilden. Ist die Öffnung nicht sehr klein, so werden die am Rande der L. (VW, Fig. 11) einfallenden Strahlen verhältnismäßig stärker abgelenkt als die auf die Mitte treffenden und schneiden daher die Achse in einem Punkt G, welcher der L. näher liegt als der Brennpunkt F der mittlern oder »Zentralstrahlen«. Die stetige Reihe der Durchschnittspunkte der vom Rande nach der Mitte hin aufeinander folgenden gebrochenen Strahlen bilden eine sogen. Brennlinie (Diakaustik); eine solche L. kann daher nur undeutliche Bilder liefern. Um auch die Randstrahlen nach dem Punkt F zu lenken, müßte man den Linsenflächen eine andre als die kugelförmige Gestalt geben. Man nennt daher diesen Fehler die Abweichung wegen der Kugelgestalt oder die sphärische Aberration. Da es aber sehr schwierig ist, andre gekrümmte Flächen herzustellen, so behält man die Kugelflächen dennoch bei und sucht durch geeignete Wahl der Krümmungshalbmesser diese Abweichung der Strahlen möglichst klein zu machen. Ein andrer Fehler, die Farbenabweichung oder chromatische Aberration, beruht auf der Farbenzerstreuung (s. Achromatismus). Eine Zusammensetzung von Linsen, bei welcher sowohl die sphärische als die chromatische Aberration möglichst beseitigt sind, heißt aplanatisch. Über Linsenkombinationen für bestimmte Zwecke vgl. Mikroskop, Fernrohr, Photographie.

Zur Anfertigung der Linsen läßt man das optische Glas (s. Glas, S. 620) in den Tiegeln erkalten, entfernt die letztern durch Zerschlagen, prüft die Glasmasse auf Schlieren u. dgl., indem man sie an einigen Stellen anschleift und durchsichtig macht, und zerschneidet sie mittels eines Drahtes u. scharfen Sandes oder Schmirgels, indem man z. B. bei größern Linsen erst einen Cylinder, bei kleinern Linsen mehrere Platten oder quadratische Prismen herstellt und diese Stücke durch Quersägen in Scheiben verwandelt. Diese Scheiben werden, nachdem von den viereckigen die Ecken mit der Bröckelzange abgebrochen sind, zwischen Matrizen in Muffelöfen erweicht, in die rohe Linsenform gepreßt (Senken, Ramoulieren), sehr langsam abgekühlt und darauf sorgfältig einzeln auf Homogenität und die optischen Eigenschaften geprüft. Statt des hin und her gehenden Drahtes bedient man sich zum Zerschneiden des Glases auch vielfach eines Stahlbandes, das nach Art einer Bandsäge, oder auch einer runden Stahlblechscheibe, die gleich einer Kreissäge wirkt. Die weitere Ausbildung der L. erfolgt durch Schleifen in Metallformen (Schalen), welche die umgekehrte Linsengestalt besitzen und mit Schmirgel und Wasser gegen die Linsen gepreßt werden, während entweder die Schale oder die L. sich um die Achse dreht. Indem man immer feinern Schmirgel nimmt, erhält die L. nach und nach die Gestalt der Schale und eine glatte Oberfläche. Die Politur gibt man der L., indem man sie in einer Schale mit Pech oder Kolophonium befestigt und mit Polierrot und Wasser behandelt. Um eine möglichst vollkommene Oberfläche zu erzielen, ist es notwendig, die Schleifschalen nicht nur zu drehen, sondern auch über die Linsenfläche hin und her zu schwingen, weshalb die Schleif- und Poliermaschinen mit Einrichtungen für diese eigenartige Bewegung versehen sein müssen. Eine solche Schleifmaschine zeigt Figur 12 u. 13. Eine vertikale, durch eine Riemenscheibe b in Drehung versetzte Achse c trägt auf dem Kopf a die Linse aufgekittet. Um diese Achse dreht sich, angetrieben von der Riemenscheibe f, langsam die Scheibe e mit der Säule h. An dieser Säule h befindet sich ein Arm i mit einem Federhaus k, in welchem eine Spiralfeder sitzt, die auf die Schleifschale l preßt. An dem Drehzapfen g der Säule h ist eine Schiene m befestigt, die bei n eine Rolle trägt, welche in der elliptischen Nute oo nachschleppt. Da-

durch erhält die Säule h und somit die Schleifschale l neben der Drehbewegung um c noch Schwingungen. Während und nach dem Schleifen und Polieren findet eine fortwährende Prüfung der Linsenkrümmung durch

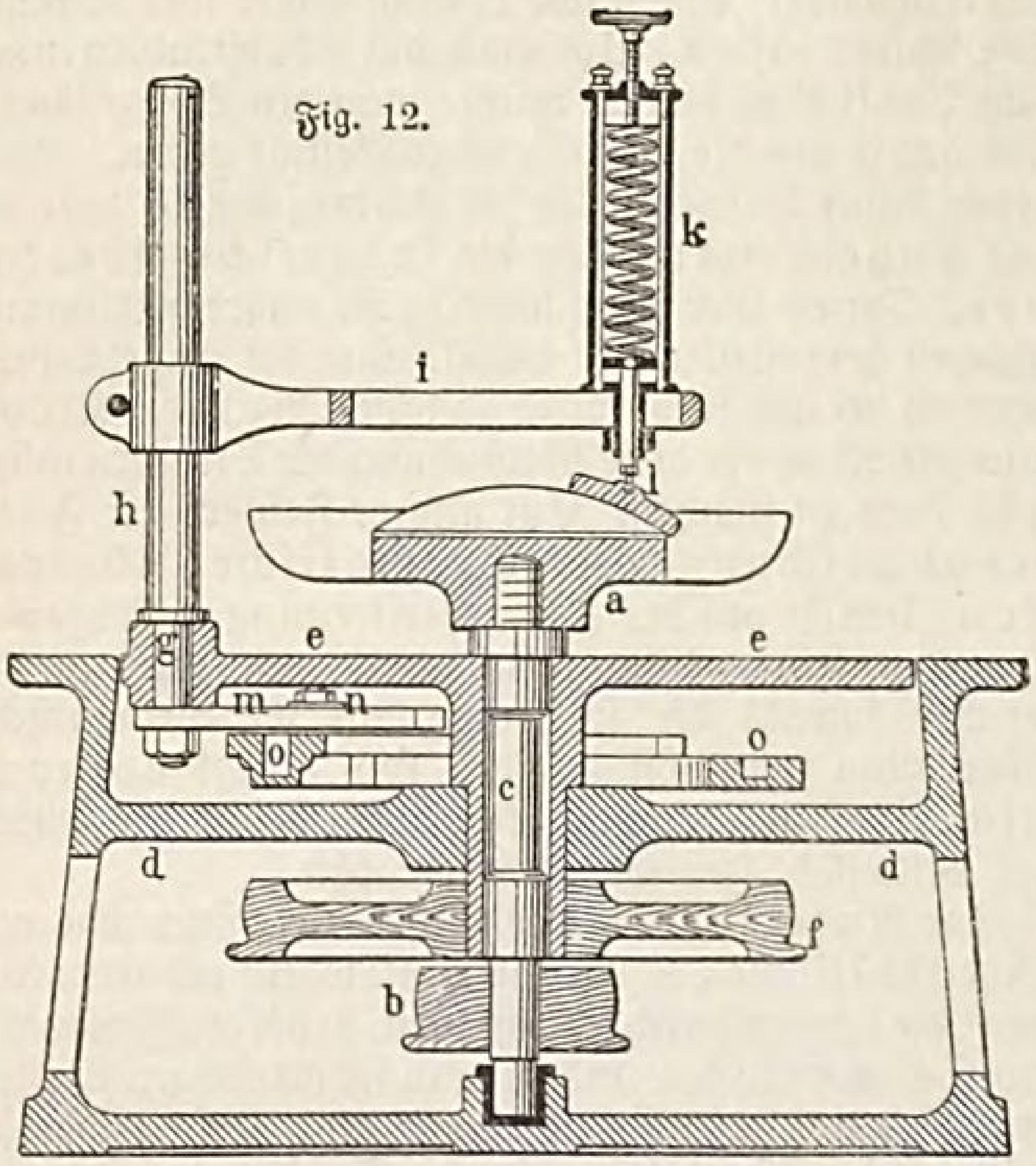


Fig. 12.

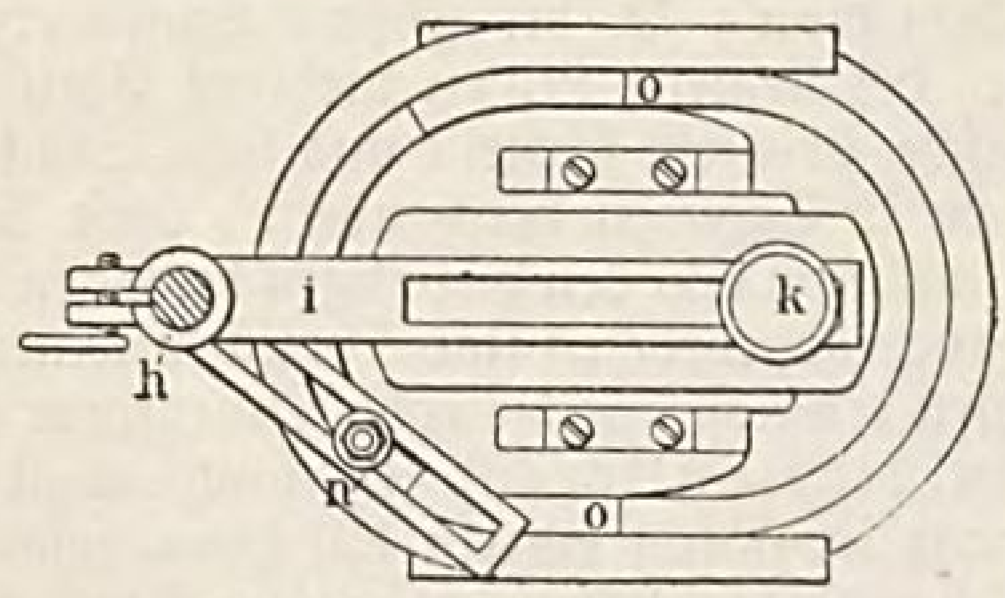


Fig. 13. Ansicht von oben.

Fig. 12 u. 13. Linsenschleifmaschine.

das Sphärometer (Fig. 14) statt. Dies besteht aus einem Gestell GG, das oben auf einem Vorsprung d eine Schale a mit drei Stützen bb trägt, die genau in einem Kreise liegen und zur Aufnahme der L. L dienen. Durch den Vorsprung d geht genau in der Kreismitte ein Stäbchen c, welches unten gegen einen Fühlhebel ef wirkt, wenn man die L. L auflegt. Bei richtiger Krümmung der L. fällt der Teilstrich von e mit dem Teilstrich von g zusammen; je nachdem der Krümmungshalbmesser zu groß oder zu klein ist, bleibt e über oder unter g. Zur Einstellung von c und des Fühlhebels ef auf eine bestimmte Krümmung dient die Mikrometerschraube s, auf welcher der den Fühlhebel tragende Schlitten S ruht. Diese Schraube hat ihre Mutter in einem am Gestell G sitzenden Vorsprung m u. wird durch eine in 100 Teile geteilte Scheibe t so lange gedreht, bis der Schlitten die richtige Einstellung besitzt, was an der Skala u und der Scheibe t zu erkennen und auf 0,001 mm genau zu erreichen ist. Die letzte Prüfung erfolgt sodann mit Hilfe der Newtonschen Farbenringe, indem man die

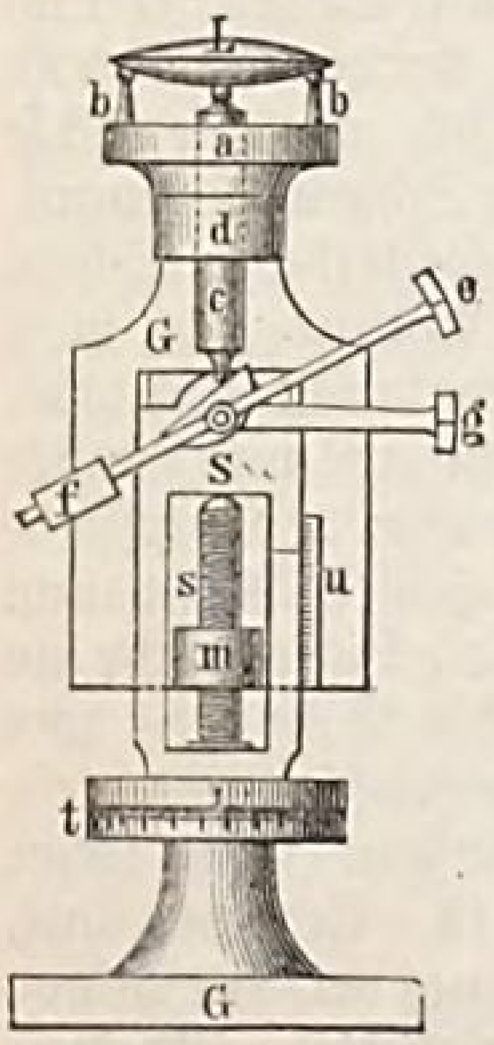


Fig. 14. Sphärometer.

L. in eine vollkommen genaue Gegenlinse (Paßglas) legt und die Farben und Gleichmäßigkeit der Ringe beobachtet. Endlich ist zum Zwecke der Fassung der Rand so abzuschleifen, daß die optische Achse der L. mit der geometrischen zusammenfällt und rechtwinklig zu der Linsenebene liegt; die L. wird dadurch in Bezug auf die Achse symmetrisch und heißt dann zentriert. Die Prüfung dieser Lage (das Zentrieren) geschieht, indem man die auf der Schleifmaschine mit einem Tropfen Pech befestigte L. langsam dreht, entweder mechanisch an einem Fühlhebel, indem man das Drehbankfutter so lange stellt, bis der Fühlhebel unbeweglich bleibt, oder optisch, indem man auf die L. die Flamme eines Lichtes fallen läßt und die L. so lange mit dem Futter stellt, bis die Spiegelbilder der Flamme keine Kreise mehr beschreiben. Ist die L. in solcher Weise zentriert, so findet das Abschleifen des Randes statt. [154.

Linse (Kristalllinse) des Auges, s. Auge, S.

Linse (Erve, Linsenerve, Lens *Gren.* et *Godr.*, Ervum *L.*), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, niedrige, aufrechte oder fast kletternde Kräuter mit meist zwei- bis vieljochig gefiederten und dann in eine kurze Borste oder Wickelranke endenden Blättern, halbpfeilförmigen Nebenblättchen, kleinen weißlichen, auch achselständigen Blütenstielen, einzeln oder in armblütigen Trauben stehenden Blüten, zusammengedrückten, einfächerigen, ein- bis zweisamigen Hülsen u. stark zusammengedrückten, linsenförmigen Samen. 5 oder 6 Arten in den Mittelmeerländern und in Westasien. Die gemeine L. (L. esculenta *Mönch*, E. Lens *L.*), aus Südeuropa und dem Orient stammend, einjährig, 15—45 cm hoch, behaart, hat meist sechspaarig gefiederte, wechselständige Blätter, längliche, gestutzte Fiedern, einfache oder geteilte Ranken, ein- bis dreiblütige Trauben, langgestielte weiße, lilafarben geäderte oder bläuliche Blüten und elliptisch-rautenförmige, zweisamige, kahle Hülsen. Man kultiviert die L. in mehreren Varietäten: die Winterlinse, in Süddeutschland als Winterfrucht gebaut, körner- und strohreich, und Sommerlinse, nämlich die gelbe, Garten- oder die Pfennig- oder Hellerlinse, mit sehr großen, mehlreichen, wohlschmeckenden Körnern; die rote französische und schwarze L., mit sehr kleinen schwarzen Körnern; die Algarobas, mit großen grauen, schwarzfleckigen Körnern. Die L. ist eine der am schwierigsten zu bauenden Früchte, gedeiht am besten auf leichtem Kalkmergel mittlerer Qualität, verlangt dieselbe Bodenbehandlung wie die Gerste, besonders unkrautfreien Boden, und muß auch auf dem Platz der Gerste hinsichtlich der Fruchtfolge kommen. In nicht ganz geeignetem Boden ist eine Schutzfrucht nötig, als welche man gewöhnlich Gerste wählt (vgl. Hülsenfruchtbau). Das Linsenstroh ist viel besser als Erbsenstroh. Werden die in Schwaden liegenden Linsen naß, so entsteht durch Aufspringen der Hülsen großer Verlust. Linsen haben, wie alle Hülsenfrüchte, hohen Nahrungswert und sind leichter verdaulich als Erbsen. Sie werden wie diese gegessen; den Beduinen dienen sie als Brotfrucht. Sie enthalten im Mittel 25,94 Proz. Stickstoffsubstanz, 52,84 stickstofffreie Extraktstoffe, 1,93 Rohfett, 3,92 Rohfaser, 3,04 Salze, besonders Kali und Phosphorsäure, und 12,33 Proz. Wasser. Man benutzt Linsenmehl zur Herstellung von Präparaten, wie Revalenta, Ervalenta ꝛc., auch dient es zu Umschlägen ꝛc. Die L. ist uralte Kulturpflanze, sie war Ägyptern und Hebräern

(Esaus Linsengericht) wohl bekannt; in Athen aß sie in der Mitte des 5. Jahrh. nur das niedere Volk. Nach Rom wurde sie in großen Mengen aus Ägypten gebracht. Cato lehrt in seiner »Landwirtschaft« Linsen säen. Über die Alpen kam sie dann nach Deutschland. Auch in Pfahlbauten aus der Bronzezeit (Bieler See) wurden Linsen gefunden. Die **Linsenwicke** (Erovenlinse, Ervum Ervilia *L.*), einjährig, mit meist zehnpaarig gefiederten Blättern ohne Endranke, nur mit Stachelspitze, weißlichen Blüten und perlschnurartig eingeschnürten Hülsen, wächst namentlich in Flußthälern der Rheinprovinz unter der Saat, hat sehr kurze Vegetationszeit, gedeiht auf leichtem Boden und wird als Futterpflanze kultiviert.

Linse, spanische, s. Lathyrus.

Linsen, in der Geologie kleine, rasch anschwellende und bald abnehmende Lager (s. d., S. 951).

Linsenbaum, s. Colutea; auch soviel wie Bohnenbaum, s. Cytisus.

Linsenerve, s. Linse.

Linsenerz, s. Eisenoolith und Lirokonit.

Linsenmann, Franz Xaver, kath. Theolog, geb. 28. Nov. 1835 in Rottweil, studierte seit 1854 in Tübingen, wurde daselbst 1861 Repetent, 1867 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der Theologie, 1889 Domkapitular in Rottenburg. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: »Michael Baius und die Grundlegung des Jansenismus« (Tübing. 1867); »Der ethische Charakter der Lehre Meister Eckhardts« (das. 1873); »Konrad Summenhart« (das. 1877); »Lehrbuch der Moraltheologie« (das. 1878); »Denkschrift über die Frage der Männerorden in Württemberg« (Stuttg. 1892). L. war Mitherausgeber der Tübinger »Theologischen Quartalschrift«.

Linsensteine, s. Nummuliten.

Linsenwicke, s. Linse.

Linth, der Oberlauf der Limmat (s. d.). Früher mündete sie nicht in den Walensee selbst, sondern in dessen trägen Abfluß Maag, welchem der ungestüme Bergstrom all seinen Schlamm und sein Geschiebe zuführte. Dadurch erhöhte sich das Bett der L. immer mehr, so daß der Abfluß der Gewässer gehindert und die Gegend von Wesen ganz unter Wasser gesetzt wurde. Die L.-Maag irrte in Schlangenwindungen weiter u. verwandelte die Gegend weithin in Sumpf. Der notwendige Kanalbau wurde auf Grund der Vorarbeiten von Joh. Konrad Escher aus Zürich 1807 begonnen. Zunächst sollte die L. in den Walensee geleitet, dann aber auch die Maag-L. bis in den Zürichsee tiefer gelegt, in gerade Richtung gebracht und durch starke Dämme gesichert werden. Der Mollifer oder Escher-Kanal, 8. Mai 1811 vollendet, ist 6,17 km lang und führt die gefährlichen Geschiebe in den Walensee; der Linthkanal ist 20,15 km lang und verbindet den Walensee mit dem obern Zürichsee. Es wurden 10,000 Hektar Land gewonnen; die Kosten beliefen sich auf 1,400,000 Fr. In Anerkennung der großen Verdienste Eschers verlieh der Große Rat von Zürich ihm und seinen Nachkommen den Namenszusatz »von der Linth« (s. Escher von der Linth). Am linken Ufer des Linthkanals liegt die Linthkolonie, seit 1819 eine landwirtschaftliche Armenschule. — Am 25. u. 26. Sept. 1799 kämpften 10,000 Franzosen unter Soult, welche die L. forcierten, gegen 11,000 Österreicher unter Hotze, der bei Schännis fiel.

Linthwaite (spr. linth-uēt), Flecken im Westriding von Yorkshire (England), am Colne, mit Wollmanufaktur und (1891) 6666 Einw.

Linton (spr. linnt'n), 1) William James, engl. Illustrator und Holzschneider, geb. 1812 bei London, bildete sich unter dem Kupferstecher Bonner aus, widmete sich aber dann der Illustration und dem Holzschnitt, den er zu großer Leistungsfähigkeit entwickelte. 1846 und 1847 illustrierte er die Geschichte der Holzschneidekunst für die »Illustrated London News«, 1860 die »Werke verstorbener britischer Maler« für die »Art-Union«, 1864 das von seiner Gattin (s. unten) verfaßte Buch »The lake country«, 1869 Hollands Gedicht »Kathrina«, 1877 Bryants »Flood of years« und 1878 dessen »Thanatopsis«. 1867 zog er nach den Vereinigten Staaten, lebte einige Jahre in New York und ließ sich zuletzt in New Haven (Connecticut) nieder, wo er ein großes Institut für Holzschneidekunst begründete, welches einen bedeutenden Einfluß auf die virtuose Ausbildung der nordamerikanischen Xylographie im malerischen Sinne übte. L. malt auch in Aquarell und ist auch als Schriftsteller thätig. Er gab heraus: »Claribel, and other poems« (1865); »Practical hints on wood-engraving« (1879); »History of wood-engraving in America« (1882); »Wood-engraving, a manual of instruction« (1884); Biographien von Thomas Paine, Mazzini (1892), Whittier (1893) u. a.

2) Elizabeth, geborne Lynn, engl. Schriftstellerin, geb. 10. Febr. 1822 zu Derwentwater in Cumberland, seit 1858 Gattin des vorigen, lebt in London. Sie hat sich viel in Italien aufgehalten und dort eng an den Dichter Landor (s. d.) angeschlossen, dessen litterarische Adoptivtochter sie sich nennt. Der erste ihrer zahlreichen Romane war: »Azeth the Egyptian« (1846), dem »Amymome, a romance of the days of Pericles« (1848) folgte. Mit ihrem nächsten Buch: »Realities of modern life« (1851), wendete sie sich der Darstellung moderner Verhältnisse zu. Es erschienen weiterhin: »Witch stories« (1861) und »The lake country«, eine von ihrem Gatten illustrierte Beschreibung der englischen Seen (1864); sodann eine Reihe von Romanen, darunter »The true history of Joshua Davidson« (1872, 11. Aufl. 1891), den sie selbst für ihre bedeutendste Arbeit hält. Aufsehen erregte ihre Schrift »The girl of the period, and other social essays« (1883, 2 Bde.), deren Titel in England für einen gewissen Typus sprichwörtlich geworden ist. In Bezug auf die Frauenrechte war sie schon früher in dem Buch »Ourselves. Essays on women« (1867 u. ö.) den Übertreibungen mancher Vorfechterinnen entgegengetreten. Für das »Morning Chronicle« schrieb sie die Leitartikel über die Lage der Armen.

Lintorf, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Düsseldorf, Knotenpunkt der Linien Speldorf-Urbach und L.-Duisburg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Kuranstalt zur Heilung der Trunksucht, ein Asyl für verlorne Söhne und entlassene Sträflinge, eine Bleierzgrube, Bleischmelze und (1890) 1500 meist kath. Einwohner.

Linum *L.*, Pflanzengattung, s. Flachs.

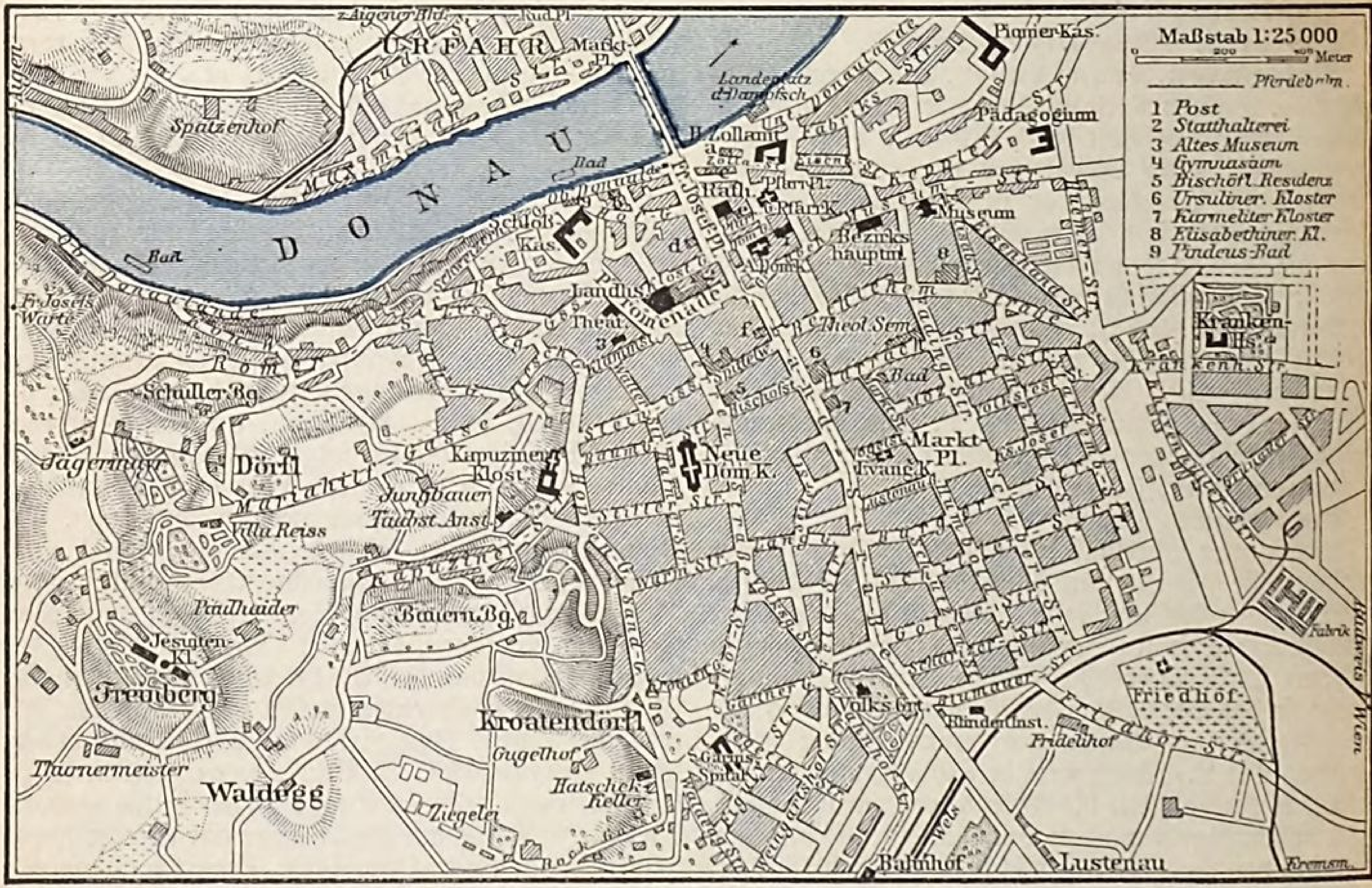
Linum, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Osthavelland, an der Südseite des Rhinluchs, hat eine evang. Kirche, bedeutende Torfgräberei, deren Produkt durch den Ruppiner Kanal nach Berlin geführt wird, und (1890) 1570 evang. Einwohner. In der Nähe bei dem Dorf Hakenberg das Denkmal zur Erinnerung an den Sieg des Großen Kurfürsten über die Schweden bei Fehrbellin 1675.

Linz, 1) Hauptstadt von Oberösterreich, 264 m ü. M., am rechten Ufer der Donau und an den Linien Wien-

Salzburg und L.-Gaisbach-Wartberg der Österreichischen Staatsbahn, L.-Klaus-Steyrling der Kremsthalbahn und Urfahr-Aigen-Schlägl der Mühlkreisbahn gelegen, hat zwei Vororte (Lustenau und Waldegg) und ist durch eine 238 m lange eiserne Gitterbrücke mit dem gegenüberliegenden Urfahr (s. d.) verbunden. Bemerkenswerte Plätze sind: der große Franz Josephs-Platz mit einer Dreifaltigkeitssäule (1720 errichtet), der Marktplatz mit dem Neptunbrunnen und die schöne, mit Platanen besetzte Promenade. Unter den Gebäuden sind zu erwähnen: die alte, 1670 erbaute Domkirche, der neue gotische Mariendom (von Statz, noch im Bau), die Stadtpfarrkirche (von 1286), die Kapuzinerkirche (mit dem Grabmal Montecuccolis), die evangelische Kirche (1844 erbaut), das Schloß (gegenwärtig Kaserne), die bischöfliche Residenz, das Landhaus, das Rathaus, das Landestheater, das neue Landesmuseum (von Bruno Schmitz im Spätrenaissancestil ausgeführt) und das Sparkassengebäude. L. zählt (1890) mit der Garnison (2730 Mann) 47,685 meist deutsche und kath. Einwohner. An industriellen Unternehmungen besitzt die Stadt Fabriken für Maschinen und Waggons, Kaffeesurrogate, Schuhwichse, Leder, 2 Bierbrauereien, eine ärarische Tabaksfabrik u. eine Schiffswerfte. Als Eisenbahnknotenpunkt, Station u. Güterumschlagsplatz der Donaudampfschiffahrt hat L. auch bedeutenden Handel. Institute zur Hebung des Gewerbfleißes und des Handels sind: die Handels- und Gewerbekammer, der Gewerbeverein, die Bank für Oberösterreich und Salzburg, die Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, 2 Sparkassen ꝛc. Im September jedes zweiten Jahres findet in L. ein sehr beliebtes Volksfest, verbunden mit einer landwirtschaftlichen Ausstellung, statt. L. hat eine Pferdebahn, eine Gas- und Wasserleitung und Telephoneinrichtung. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt L.: eine theologische Diözesanlehranstalt, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrer- u. Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Handelsakademie, eine allgemeine Handwerkerschule, ein Mädchenlyceum, eine Hebammenlehranstalt, ein Taubstummen- u. Blindeninstitut, das Landesmuseum Francisco-Carolinum, endlich eine öffentliche Bibliothek (mit 31,000 Bänden). Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind das städtische Krankenhaus, das Armenversorgungshaus und die Landesirrenanstalt hervorzuheben. L. ist Stadt mit eignem Statut und Sitz des Landtags und Landesausschusses, der Statthalterei, einer Bezirkshauptmannschaft (L.-Umgebung), eines Landesgerichts, einer Finanzdirektion, einer Post- und einer Staatsbahnbetriebsdirektion, eines Bischofs sowie des dritten Infanterietruppen-Divisionskommandos. Von den 32 Maximilianischen Türmen (s. d.), welche als Befestigungswerke aufgelassen wurden, sind nur wenige erhalten. Nördlich von L. über Urfahr erhebt sich der Pöstlingberg (538 m), mit Wallfahrtskirche und umfassender Aussicht, westlich der Freinberg (332 m) mit Jesuitenkollegium u. bischöflichem Knabenseminar. Dabei neue Anlagen (mit der Franz Josephs-Warte). Südöstlich von L. liegt Klein-München mit mehreren großen Industrieetablissements (Baumwollspinnerei u. -Weberei, Teppichfabrik, Zementwarenfabrik, Kunstmühle und Teigwarenfabrik) und (1890) 2429 Einw. — L. wird schon zur Zeit der Römer als Lentia genannt. Herzog Leopold VI. von Österreich brachte es von dem reichen Adelsgeschlecht der Grafen von Haunsberg an sich. Friedrich III. befestigte die Stadt. Unter Ferdinand II. ward sie von den Bauern vergeblich belagert, und 24. Aug. 1645 fand daselbst der Friedensschluß zwischen dem Kaiser Ferdinand III



Wappen von Linz.



Lageplan von Linz.

und dem Fürsten Georg Rákóczy von Siebenbürgen statt. Im Österreichischen Erbfolgekrieg wurde L. 1741 von den Bayern und Franzosen erobert, 23. Jan. 1742 aber von den Österreichern wieder genommen. Am 17. Mai 1809 kam es hier zu einem Gefecht zwischen den Österreichern unter Kolowrat und den Sachsen und Württembergern unter Bernadotte, in welchem die letztern Sieger blieben. Vgl. Hiptmair, Geschichte des Bistums L. (Linz 1885); »L. an der Donau und seine Umgebung« (das. 1887); Zöhrer, L. an der Donau (das. 1891).

2) Stadt im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Neuwied, am Rhein und an der Linie Frankfurt a. M.–Troisdorf der Preußischen Staatsbahn (mit großartigem Viadukt), 48 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen (darunter die spätgotische Martinskirche aus dem 13. Jahrh. mit Glasmalereien, einem Flügelbild der Kölner Schule und alten, renovierten Freskomalereien), ein altes Schloß, ein Progymnasium, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, große Basaltbrüche, Gerberei, eine Dampfmühle, Ziegeleien, Fabrikation feuerfester Steine und Dachpfannen, lebhaften Weinhandel und (1890) 3334 Einw., davon 207 Evangelische und 133 Katholiken. Dabei der Kaisersberg mit gotischer Kapelle und schöner Aussicht und der Hummelsberg (535 m) mit einem zur Erinnerung an die Schlacht bei Sedan errichteten Kreuz.

Linz (L.-Godin), Amélie, Schriftstellerin, geb. 22. Mai 1824 in Bamberg als Tochter des Arztes Fr. Speyer, verbrachte mehrere Winter in München im Verkehr mit anregenden Kreisen und heiratete 1844 den preußischen Ingenieuroffizier Franz L., mit dem sie abwechselnd in verschiedenen Städten der Rheinprovinz, später in Pommern lebte. 1870 Witwe geworden, zog sie 1874 nach München. Unter dem Namen Godin, dem Geburtsnamen ihrer Mutter, veröffentlichte sie eine Anzahl Jugendschriften, von denen besonders mehrere Märchensammlungen Anklang fanden, außerdem eine Reihe von Romanen und Novellen sowie »Polnische Volksmärchen« (nach Glinski, Leipz. 1877), mehrere Gedichtsammlungen u. Anthologien.

Linzer Wald, s. Böhmerwald, S. 206.

Lion (franz., spr. liong, oder engl., spr. laiën), Löwe; auch soviel wie Löwe des Tages, d. h. ungewöhnliche, Aufsehen erregende, gefeierte Persönlichkeit.

Lion, Justus Karl, der bedeutendste lebende Vertreter des Turnwesens, geb. 13. März 1829 in Göttingen und daselbst auf Gymnasium und Universität gebildet, dann Lehrer an der Realschule in Bremerhaven, wurde 1862 als Direktor des städtischen Schulturnwesens nach Leipzig berufen und ist seit 1874 auch Turninspektor für die sächsischen Seminare. 1895 wurde er zum Professor ernannt. Seine Ansichten über die Reinhaltung der turnerischen Bestrebungen von Nebenzwecken, über die Methodik des Turnens bezeichnen im wesentlichen den jetzigen Stand der Entwickelung des Turnwesens. L. trat zuerst an die Öffentlichkeit mit einer energischen Bekämpfung der damals an leitender Stelle in Preußen zur Herrschaft gelangenden schwedischen Gymnastik. Von ihm erschienen, außer einer Reihe von Aufsätzen in turnerischen Zeitschriften und fortlaufenden Berichten über die Litteratur des Turnens seit 1856 (im »Pädagogischen Jahresbericht«): »Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- und Freiübungen« (7. Aufl., Brem. 1888); »Die Turnübungen des gemischten Sprunges« (3. Aufl., Hof 1893); »Bemerkungen über den Turnunterricht in Knaben- und Mädchenschulen« (4. Aufl., Leipz. 1888); »Statistik des Schulturnens in Deutschland« (das. 1873); »Werkzeichnungen von Turngeräten« (3. Aufl., Hof 1883); »Das Stoßfechten« (das. 1883). Auch ist er Mitarbeiter von andern Turnschriften, wie des »Merkbüchleins für Vorturner« von Puritz, verfaßte mit Wortmann den »Katechismus der Bewegungsspiele für die deutsche Jugend« (Leipz. 1891), gab Spieß' »Kleine Schriften über Turnen«, mit ausführlicher Einleitung (Hof 1872), ebenso eine neue Ausgabe von dessen »Turnbuch für Schulen« (Basel 1880 u. 1885) heraus und redigierte 1867–75 die »Deutsche Turnzeitung«. Vgl. Wortmann, Dr. Justus K. L. (Leipz. 1887). — Auch sein Bruder Rudolf, geb. 1843, gest. 1893 als Buchhändler in Hof, hat sich als Verleger turnerischer Schriften um die Turnsache, besonders das bayrische Vereinsturnwesen, verdient gemacht.

Lion, Golfe du (spr. golf' dü liong, fälschlich Golfe de Lyon; deutsch Löwengolf, bei den Römern Sinus Gallicus), Bucht des Mittelländischen Meeres, an der französischen Küste, zwischen dem spanischen Cabo de Creus im W. und der Halbinsel Giens sowie den Hyèrischen Inseln im O. Die Küste ist im westlichen Teil, bis zur Rhônemündung, flach und sandig. Hinter den begleitenden Dünen liegen langgestreckte Lagunen (Etangs), welche durch enge Kanäle (Graus) mit dem Meer in Verbindung stehen. Sandbänke und heftige Nordstürme hindern die Schiffahrt. Vom Kap Couronne an wird die Küste steil und felsig, das Meer tief. Die wichtigsten Städte am Golf sind Marseille, Toulon und Cette. S. Karte »Frankreich«.

Lionardo da Vinci, Maler, s. Leonardo.

Lion d'argent (spr. liong darschang, Löwenthaler), Brabanter Silbermünze seit 1576, auf der Vorderseite einen den Schild mit dem Löwen haltenden Mann, auf dem Revers einen Löwen mit oder ohne Schild darstellend; auch Silbermünze der belg. Staaten von 1790 zu $3^1/_2$ Florin, 32,929 g schwer = 5,1522 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1) befunden. Ferner Lion d'or als Goldmünze von 14 Florin zu 8,278 g Gewicht und $^{11}/_{12}$ fein.

Lionne (spr. lionn'), Hugues de L., Marquis de Berny, Minister Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 1611 in Grenoble aus einem Adelsgeschlecht des Dauphiné, gest. 1671, ward durch die Gunst Mazarins 1643 zum Sekretär der Königin-Mutter befördert, dann 1655 Gesandter in Rom und 1661 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er leitete die auswärtige Politik mit ausgezeichneter Geschicklichkeit. Unerschöpflich an Hilfsmitteln, weit ausschauend, verschlagen, mit den Geschäften und den fremden Höfen aufs beste vertraut, entwarf er kühne Pläne und legte sie in seinen Depeschen sachgemäß und genau dar. Den Devolutionskrieg sowie den Angriff auf Holland hat er diplomatisch auf das vorzüglichste vorbereitet. Seine unermüdliche Thätigkeit wurde zuweilen durch wilde Ausschweifungen unterbrochen. Er hat Memoiren hinterlassen, die für die Zeitgeschichte wichtig sind. Vgl. Valfrey, H. de L., ses ambassades en Italie, en Espagne et en Allemagne (Par. 1877–81, 2 Bde.).

Liotard, Jean Etienne, schweizer. Maler, geb. 22. Dez. 1702 in Genf, gest. daselbst 12. Jan. 1789, bildete sich in Paris bei Massé und Le Moine zum Pastellmaler aus und war dann in fast allen Hauptstädten Europas, namentlich in Rom, Venedig, Neapel, Konstantinopel, Wien, London und Amsterdam, besonders als Bildnismaler thätig. Porträte von ihm finden sich im Reichsmuseum zu Amsterdam, in den Galerien zu Gotha, Weimar, Braunschweig u. a. O.

Doch werden sie an Zartheit der Behandlung durch das weltberühmte Schokoladenmädchen der Dresdener Galerie übertroffen, die auch sein Selbstbildnis, das des Grafen Moritz von Sachsen und das unter dem Namen »Die schöne Leserin« bekannte Bildnis seiner Nichte besitzt.

Liothēum und Liothēĭdae, s. Pelzfresser.

Liouville (spr. liuwil'), Joseph, Mathematiker, geb. 24. März 1809 in St.-Omer (Pas-de-Calais), gest. 8. Sept. 1882 in Paris, ward 1833 Professor an der polytechnischen Schule und 1830 am Collège de France in Paris, außerdem Mitglied des Längenbüreaus. Er arbeitete über Analysis, Zahlentheorie, Mechanik und Wärmetheorie ꝛc., auch hat er zuerst die elliptischen Funktionen vom Standpunkt der doppelten Periode aus behandelt. Er gab Galois' Werke, Monges »Application de l'analyse à la géométrie« u. a. und seit 1836 das »Journal de mathématiques pures et appliquées« heraus.

Lioy, Paolo, Naturforscher, geb. 1836 in Vicenza, studierte in Padua die Rechte und Naturwissenschaft, wurde 1866 wegen seiner journalistischen Thätigkeit von der österreichischen Regierung verbannt, kehrte nach der Abtretung Venedigs in seine Vaterstadt zurück, wurde ins Parlament gewählt und spielte in diesem eine hervorragende Rolle. Er schrieb: »La vita nell' universo« (Vened. 1859); »Di una stazione lacustre scoperta nel lago di Fimon« (3. Aufl., Mail. 1876); »Le abitazioni lacustri della età della pietra« (Vened. 1865); »I Ditteri« (das. 1865); »Sulle condizioni fisiche ed economiche del Vicentino« (Mail. 1869); »Conferenze scientifiche« (2. Aufl., Turin 1877); »Escursione sotterra« (4. Aufl., Bologna 1884); »Sui laghi« (das. 1884); »Escursione nel cielo« (4. Aufl., Mail. 1885); »Alpinismo« (das. 1890). Als Romandichter trat L. auf mit: »Racconti« (1872, 3 Bde.); »Chi la dura la vince« (3. Aufl. 1879); »In Montagna« (2. Aufl. 1882); »Notte« (1888); »In alto« (1889).

Lipämĭe (griech.), milchige Trübung des Blutserums durch Fettgehalt, ein Zustand, der bei Fettsucht, besonders der Säufer, vorkommt.

Lipan, Ort, s. Böhmisch-Brod.

Lipāni (Lipanes), nordamerikan. Indianervolk, der südlichste Stamm der Athabasken (s. d.), dessen kleine Reste jetzt in Texas zwischen den Mündungen des Nueces und Rio Grande wohnen.

Lipanīn, Mischung von reinem Olivenöl mit 6 Proz. Ölsäure, wird als leichtverdauliches diätetisches Mittel statt des Leberthrans gegeben, wenn es darauf ankommt, möglichst schnell einen bedeutenden Fettansatz zu erzielen. Skrofulösen Kindern reicht man 6—8 Wochen täglich 1—4 Theelöffel.

Lipăris, Schmetterling, s. Nonne.

Lipărische Inseln (Äolische Inseln, ital. Isole Lipari oder Isole Eolie), eine der Nordküste Siziliens vorgelagerte Gruppe von sieben größern Inseln und mehreren unbewohnten kleinen Eilanden, welche insgesamt vulkanische Gebilde sind und sich als kegelförmige Massen von 300—962 m Höhe aus dem Meer erheben (s. Karte »Sizilien«). Die Inseln Stromboli (926 m) im N., Vulcano (499 m) und Lipari (603 m) im S. besitzen noch thätige Vulkane. Alle sind gut angebaut, wenn auch wasserarm, und liefern namentlich Wein, Rosinen, Feigen, Öl und Bimsstein. Das Gesamtareal der zur Provinz Messina gehörigen und die beiden Gemeinden Lipari und Salina bildenden Inseln beträgt 116,85 qkm (2,19 QM.) mit (1881) 17,312 Einw. Die Hauptinsel Lipari ist 37,63 qkm (0,68 QM.) groß, hat heiße Bäder und 7542 Einw. An der Südostseite liegt die Stadt Lipari, Sitz eines Bischofs, mit einer Kathedrale, einem Kastell, Resten antiker Thermen, einem Hafen, in welchen 1893: 1034 Schiffe von 54,333 Ton. einliefen, und (1881) 4968 Einw. Nordwestlich davon die zweitgrößte Insel Salina (962 m), weiter westlich Filicuri (773 m) und Alicuri (666 m), nordöstlich Panaria (436 m). Vgl. v. Pereira, Im Reiche des Äolus (Wien 1883); »Die Liparischen Inseln« (anonym, vom Erzherzog Ludwig Salvator, Prag 1893, 8 Hefte).

Liparīt, Gestein, quarzführender Trachyt (s. d.).

Liparītpechstein, glasig erstarrtes Gestein aus der Gruppe des Liparits, ähnlich dem Trachytpechstein, s. Pechstein.

Liparīttuff, Trümmergestein des Liparits, s. Trachyt.

Liparocēle (Hernia adiposa, Fettbruch), eine Fettgeschwulst, welche durch einen Stiel mit dem Bauchfell zusammenhängt und durch eine der gewöhnlichen Bruchpforten sich hervordrängt, äußerlich einem Eingeweidebruch gleichend.

Lipez, Nevādos de, Gruppe schneebedeckter, 6000 m hohe Berge in der Provinz Lipez des bolivian. Depart. Potosi, unter 22° südl. Br., inmitten des wasser- und vegetationslosen Despoblado de L., dessen westlichsten Teil der Rio de L. bewässert, der in den Salzsteppen von Portugalete verläuft.

Lipezk, Kreisstadt im russ. Gouv. Tambow, bei der Mündung der Lipowka in den Lessnoi Woronesh und an der Eisenbahn Orel-Grjasi, hat 8 Kirchen, eine Stadtbank, ein Denkmal Peters d. Gr., Fabrikation von Zucker, Spiritus, Eisen, Talg, Leder und Ziegeln, Handel mit Pferden, Vieh, Talg, Fellen und Holz und (1889) 15,068 Einw. Bekannt ist L. durch seine bereits 1700 unter Peter d. Gr. entdeckten Mineralquellen (Stahl- und Eisenwässer), die sich eines starken Besuchs erfreuen.

Lipik, besuchter Badeort (200 m ü. M.) im kroatisch-slawon. Komitat Pozega, unweit der Station Pakrac-L. der Barcs-Pakracer Bahnlinie sowie der Station Okučane der Agram-Broder Bahn, mit einer Jod-Thermalquelle von 64°. Sie ist die einzige auf dem Kontinent, entspringt einem durch Wilh. v. Zsigmondy erbohrten, 232 m tiefen artesischen Brunnen, dient auch zur Trinkkur und wird mit Erfolg gegen katarrhalische Zustände der Schleimhäute sowie bei skrofulösen, syphilitischen u. gichtigen Leiden gebraucht. Das Dorf L. hat (1890) 235 römisch-kath. Einwohner. Vgl. Kern, Das Jodbad L. (Wien 1881).

Lipine, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, mit Beuthen, Königshütte, Gleiwitz ꝛc. durch Dampfstraßenbahn verbunden, hat eine kath. Kirche, eine bedeutende Zinkhütte (Silesia) mit Zinkblechwalzwerk, Fabrikation von Schwefel- und schwefliger Säure, bedeutenden Steinkohlenbergbau und (1890) 12,823 Einw.

Lipiner, Siegfried, Dichter, geb. 24. Okt. 1856 zu Jaroslau in Galizien, besuchte das Gymnasium in Tarnow und Wien, studierte daselbst sowie in Leipzig und Straßburg Philosophie, wurde 1881 Bibliothekar des österreichischen Reichsrats und erhielt 1894 den Titel Regierungsrat. Er veröffentlichte: »Der entfesselte Prometheus«, eine von philosophischem Tiefsinn durchzogene Dichtung in fünf Gesängen (Leipz. 1876); »Renatus«, epische Dichtung (das. 1878); »Buch der Freude« (das. 1880); eine Übersetzung von Mickiewicz' »Herr Thaddäus« (das. 1883)

und »Totenfeier« (das. 1887) und die Operndichtung »Merlin« (1886, von Goldmark komponiert).

Lipinski, Karl Joseph, Violinspieler und Komponist, geb. 4. Nov. 1790 zu Radzyn in Polen, gest. 16. Dez. 1861 auf seinem Gut Orlow bei Lemberg, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, war 1810—14 erst Konzertmeister, sodann Kapellmeister beim deutschen Theater in Lemberg, ging hierauf zu seiner weitern Ausbildung nach Wien, wo er sich namentlich Spohr zum Vorbild nahm, und reiste 1817 nach Italien, wo er mehrfach neben Paganini mit Erfolg auftrat. Später machte er verschiedene Kunstreisen nach Rußland, Frankreich, England, Deutschland, überall gleichen Beifall erntend, bis er 1839 zum Konzertmeister an der königlichen Kapelle in Dresden ernannt wurde. Sein Spiel zeichnete sich durch vollendete Technik sowie durch die Größe, Breite und Gewalt des Tones aus und wirkte besonders durch die in ihm sich widerspiegelnde warme Empfindung sowie durch echt künstlerische Gestaltungskraft. Von Lipinskis Kompositionen sind besonders seine vier Violinkonzerte mit Orchesterbegleitung lange Zeit beliebt und verbreitet gewesen.

Lipizza, Gestüt bei Triest (s. d.).

Lipnik, Dorf in Galizien, Bezirksh. Biala, östlich an Biala angrenzend, mit zwei Tuchfabriken, drei Spiritus- und Likörfabriken, Ziegeleien, Produktenhandel und (1890) 6686 (als Gemeinde 7172) Einw. (darunter 4030 Deutsche und 3010 Polen).

Lipno, Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Plozk, am Mnin, einem Nebenfluß der Weichsel, mit Gerberei, Getreidehandel und (1890) 6046 Einw.; wurde 1379 gegründet.

Lipogrammátisch, s. Leipogrammatisch.

Lipōma (griech., Lipōm), Fettgeschwulst.

Lipomatōsis, Fettsucht, Verfettung.

Lipona (Anagramm für Napoli), Gräfin von, nannte sich Napoleons jüngste Schwester, Maria Annunciata (s. Bonaparte 7).

Lipoptēna, s. Lausfliegen.

Lipowez, Kreisstadt im russ. Gouv. Kiew, am Sob (zum Bug) und der Eisenbahn Kasatin-Christinowka, hat 2 griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche und (1889) 7691 Einw. (größtenteils Juden).

Lippa, Markt im ungar. Komitat Temes, an der Maros, als Radna-L. Station der Bahnlinie Arad-Tövis, einst Festung, mit Nonnenkloster, Weinbau, Thonindustrie, Holzhandel, einem erdigen Säuerling, Bezirksgericht und (1890) 7000 rumänischen, deutschen und magyar. Einwohnern (Griechisch-Orientalische und Römisch-Katholische). Jenseit der Maros, mit L. durch eine Brücke verbunden, liegt der Wallfahrtsort Radna (s. d.).

Lippe (Luppia), rechter Nebenfluß des Rheins in Westfalen, entspringt bei Lippspringe am Lippeschen Wald, 127 m ü. M., fließt zwischen flachen, oft überschwemmten Ufern gegen W., nimmt im obern Lauf bei Neuhaus die Alme und die Pader, weiterhin links die Ahse (bei Hamm) und die Sesekе (bei Lünen), rechts die Stever auf und mündet, 60 m breit, bei Wesel in 16 m Höhe. Die Länge beträgt 255 km. Von Lippstadt an ist die L. auf eine Entfernung von 182,2 km mit Hilfe von 12 Schleusen schiffbar, ihr mittlerer Wasserstand beträgt hier 1,7 m.

Lippe (nicht L.-Detmold), deutsches Fürstentum, zwischen der Weser und dem Teutoburger Wald gelegen (s. Karte »Braunschweig 2c.«), im NW., W. und S. [illegible] dem preußischen Regbez. Minden, im NO. von der frühern kurhessischen Grafschaft Schaumburg, im O. von der Provinz Hannover (Fürstentum Kalenberg) und dem Fürstentum Waldeck (Pyrmont) begrenzt, bildet ein wohl abgerundetes Gebiet, abgesehen von drei kleinen Enklaven: Kappel und Lipperode im preußischen Kreis Lippstadt, Grevenhagen im Kreis Höxter. Das Fürstentum ist größtenteils reichbewaldetes Berg- und Hügelland. Die ganze Südwestgrenze wird vom Teutoburger Wald eingefaßt (höchster Punkt die Völmerstod, 464 m; außerdem die Grotenburg bei Detmold, 385 m hoch, mit dem Hermannsdenkmal); im SO. erreicht der Köterberg 502 m Höhe. Die Erhebungen des Teutoburger Waldes gehören der Kreideformation und dem Muschelkalk an, im W. nimmt der Lias eine größere Fläche ein, im übrigen Lande herrscht die Keuperformation vor, die hier und da vom Muschelkalk durchbrochen und an einzelnen Stellen von Tertiär überlagert wird. Metalle, außer Schwefelkies und Rasen-eisenstein, sind nicht vorhanden; an einzelnen Stellen findet sich Braunkohle und bituminöser Schiefer. Mineralbäder gibt es in Meinberg und Salzuflen, an letzterm Orte auch eine Saline. Von Flüssen berührt die Lippe nur die Enklave Lipperode, die Weser nur die nördliche Spitze des Landes. In letztere fließen die Werre, Exter, Kalle, welche im Lande entspringen; die Emmer durchströmt den südöstlichen Teil desselben. Das Klima ist gesund u. verhältnismäßig mild (im Mittel 9,4°). Das Areal des Fürstentums beträgt 1215,2 qkm (22,1 QM.), die Bevölkerung (1890) 128,495 Seelen. Dieselbe gehört zum niedersächsisch-westfälischen Stamm; die Sprache der Landbevölkerung ist die plattdeutsche. Dem religiösen Bekenntnis nach waren 1. Dez. 1890 Reformierte und Lutheraner 123,111, Katholiken 4332, Juden 989. Die relative Bevölkerung beträgt für das QKilometer 105,7 Personen, ist also in anbetracht der waldigen und durchschnittlich mäßig fruchtbaren Bodenbeschaffenheit sehr stark. Hinsichtlich der geistigen Kultur und des Volksunterrichts steht L. auf hoher Stufe. Es existieren 2 staatliche Gymnasien, in Detmold und Lemgo, von denen ersteres mit einer lateinlosen Realschule verbunden ist, 2 städtische Knabenmittelschulen in Lage und Salzuflen, 5 sogen. Rektorschulen, 122 Elementarschulen mit über 230 Lehrern, 10 katholische und 9 israelitische (Religions-) Schulen, außerdem ein Landesseminar, 2 höhere Töchterschulen, eine Taubstummenschule und verschiedene obligatorische Gewerbe- und Fortbildungsschulen.

Das Acker- u. Gartenland nimmt (1893) 53,4 Proz., die Wiesen 5, die Weiden 6,9 und die Waldungen 27,2 Proz. des Areals ein. Das wichtigste Gewerbe im Land ist die Landwirtschaft, gehoben durch einen Landwirtschaftlichen Hauptverein mit verschiedenen Nebenvereinen. Beim Jagdschloß Lopshorn ist das bekannte »Sennergestüt«. Die Rindvieh- und Schweinezucht ist nicht ohne Bedeutung. Der Viehstand belief sich 1. Dez. 1892 auf 8967 Pferde, 35,350 Rinder, 27,092 Schafe, 64,453 Schweine und 32,543 Ziegen. Die wohlgepflegten Forsten (allein die zum Domanium gehörigen Waldungen umfassen 17,966 Hektar) dienen größtenteils zum Hochwaldbetrieb; es überwiegt das Laubholz (insgesamt auf 81,5 Proz. der Forstfläche), vornehmlich Buchen. Ausgeführt werden von Landesprodukten: Holz, Sandsteine, weißer Sand, Garn, Leinwand, Getreide, Schlachtvieh, Wolle, Pferde. Eigentümlich dem Lande ist das Zieglergewerbe. Alljährlich im Frühling ziehen etwa 12,000 Ziegler

zum Ziegeleibetrieb in die deutschen und außerdeutschen Lande bis nach Schweden, Ungarn und Südrußland und kehren mit ihrem Verdienst im Herbst zurück. Industrie existiert nur in geringem Umfang; bei Salzuflen ist die Stärkefabrik von Hoffmann u. Komp. als die größte auf dem Kontinent bemerkenswert. Außerdem gibt es verschiedene Tabaks- und Zigarrenfabriken, Bierbrauereien, Webereien, Öl- und Sägemühlen, Ziegeleien, eine Zuckerfabrik. Lemgo ist bekannt durch seine Meerschaumpfeifenköpfe. Die zum fürstlichen Domanium gehörige Saline zu Salzuflen produziert jährlich etwa 14,000 Doppelzentner Salz. Eine Eisenbahn von Herford nach Altenbeken durchzieht das Land in westöstlicher Richtung und berührt die Städte Salzuflen, Lage, Detmold u. Horn-Meinberg'; eine zweite Eisenbahn von Lage über Lemgo nach Hameln ist (1895) im Bau begriffen. Gemeinnützige Landesinstitute sind: die auf Gegenseitigkeit gegründete Landesbrandkasse (seit 1752), Landeswitwen- und Waisenkasse, Leih- und Sparkasse, das Landeskranken- und Siechenhaus, die Irrenanstalt zu Brake.

Die zu Recht und in anerkannter Wirksamkeit bestehende **Verfassung** datiert vom 6. Juli 1836, nachdem das in den Stürmen von 1849 eingeführte Wahlgesetz durch Verordnung vom 15. März 1853 wieder aufgehoben worden ist. Durch Gesetz vom 8. Dez. 1867 ist den Landständen eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung verliehen. Am 3. Juni 1876 ist ein neues Wahlgesetz zu stande gekommen, wonach die nach Steuerstufen in drei Klassen gegliederten Wähler in direkter, geheimer Wahl 21 Abgeordnete wählen; die Legislaturperiode beträgt vier Jahre. Die höchste Landesbehörde ist das Kabinettsministerium, welchem die höhern Verwaltungs- und Justizbehörden untergeordnet sind. Die höhere Landesverwaltungsbehörde ist das Regierungskollegium. Das Land wird in 13 Ämter (s. unten) eingeteilt, welche zugleich je eine Amtsgemeinde bilden. Zur Zeit sind dieselben wieder in vier Verwaltungsämter geteilt, an deren Spitze ein Amtsrat steht. Der aus den Vorstehern der Dorfgemeinden, etwaigen im Bezirk wohnenden Rittergutsbesitzern und Domänenpachtern zusammengesetzte Amtsgemeinderat beschließt unter Vorsitz des Beamten in Verwaltungsangelegenheiten (Polizei- und Armenwesen, Wegebau &c.). Die sieben Städte (Detmold, Lemgo, Horn, Blomberg, Salzuflen, Lage, Barntrup) haben eigne Verwaltung und Polizei. Die Städteordnung vom 18. April 1886 regelt die Verwaltung der Stadtgemeinden und des Fleckens Schwalenberg. Die Stadtverordneten werden in drei Klassen nach dem Betrag der direkten Gemeinde- oder Staatssteuern gewählt. Das Fürstentum bildet einen eignen Landgerichtsbezirk mit dem Landgericht in Detmold, als Oberlandesgericht fungiert kraft Staatsvertrags vom 4. Jan. 1879 das preußische Oberlandesgericht in Celle. Es bestehen neun Amtsgerichte. Die Enklave Lipperode-Kappel gehört zum preußischen Amtsgericht Lippstadt. Neben einzelnen Partikulargesetzen gilt gemeines Recht. Von besonderer Bedeutung ist die Gütergemeinschaftsordnung von 1786, welche allgemeine Gemeinschaft der Güter unter Ehegatten statuiert. Für Bauerngüter besteht Unteilbarkeit und Anerbenrecht. Das Land zerfällt in die 13 **Ämter**: Blomberg, Brake, Detmold, Hohenhausen, Horn, Lage, Lipperode, Örlinghausen, Schieder, Schötmar, Schwalenberg, Sternberg und Barntrup, Varenholz, mit 155 Gemeinden. Hauptstadt ist Detmold. Die **Finanzen** des Fürstentums sind vortrefflich geordnet. Der Etat der Landeskasse für 1895/96 schließt in Einnahme und Ausgabe mit 1,190,514 Mk. ab. Die Landesschuld belief sich Ende 1893 auf 810,398 Mk., denen an Aktiven 963,492 Mk. gegenüberstehen. Seit 1841 ist L. dem Deutschen Zollverein beigetreten. 1868 ist die Auseinandersetzung zwischen dem Domanium und dem Staatshaushalt vollzogen. Das Domanialvermögen umfaßt die Schlösser, Domänen, Forsten, herrschaftlichen Erbpachtgüter, Zinsgefälle &c., das Bad Meinberg, die Saline Salzuflen &c. und bildet ein unteilbares, in seinem wesentlichen Bestand unveräußerliches Fideikommißgut der fürstlichen Familie. Die Verwaltung desselben ist der Kammer übertragen, welche zugleich jetzt die Lehnskammer bildet. Die Verwaltung der Forsten wurde 1855 einer besondern Forstdirektion überwiesen. Seit 1869 besteht eine über die Verwaltung der Domänen und Forsten sich erstreckende Direktion der fürstlichen Fideikommißverwaltung. Das Medizinalwesen, namentlich das Hebammenwesen, ist sehr gut geordnet und verwaltet. Das Konsistorium ist die Verwaltungsbehörde für geistliche und Schulsachen. Die Geistlichkeit zerfällt in drei Klassen und steht unter einem Generalsuperintendenten und drei Superintendenten; es gibt 45 reformierte, 4 lutherische Pfarrstellen, 8 katholische und 13 jüdische Gemeinden. Die Synodalverfassung der Landeskirche beruht auf Gesetzen vom 12. Sept. 1877 und 19. Okt. 1882, auch die Lutheraner sind der Synode beigetreten. Die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken sind seit 1854 durch eine besondere Verordnung geregelt und die Diözesanrechte dem Bistum Paderborn übertragen. Seit dem Tode des Fürsten Woldemar (20. März 1895) führt Prinz Adolf zu Schaumburg-L. die Regentschaft für den regierungsunfähigen Fürsten Karl Alexander. Außer der regierenden Linie gibt es die gräflichen Nebenlinien L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld und die erbherrliche, in ihrem eignen Fürstentum souveräne Schaumburg-Lippesche Linie (s. unten, Geschichte). Eignes Militär hat Lippe nicht mehr; die lippeschen Wehrpflichtigen werden nach einem mit Preußen abgeschlossenen Vertrage von 1867 in das preußische Heer eingestellt, vorzugsweise in das 6. westfälische Infanterieregiment Nr. 55, von welchem der Regimentsstab, das 3. und 4. Bataillon zu Detmold in Garnison stehen. Das ursprüngliche Geschlechtswappen ist eine fünfblätterige rote Rose in silbernem Felde, das jetzige Wappen ein neunfelderiger Schild (s. Tafel »Wappen I«, Fig. 13). Landesfarbe ist Rot-Gelb. **Orden**: der fürstlich Lippesche Hausorden (s. d., S. 392); außerdem das dem Ehrenkreuz affiliierte goldene und silberne Verdienstkreuz, ferner die goldene und silberne Verdienstmedaille, die Zivil-Verdienstmedaille und Militär-Verdienstmedaille.

[Geschichte.] Das jetzige Fürstentum L., das seinen Name vom Fluß L. erhalten hat, gehörte zum Sachsenlande. Das Geschlecht der Grafen von L. läßt sich bis auf Hoold I. (um 948) verfolgen. Kaiser Heinrich II. verlieh 1014 die ausgedehnte Grafschaft dieses Geschlechts dem Bischof von Paderborn. Doch behauptete sich ein Zweig des Geschlechts im Besitz der Vogtei von Geseke und der Grafschaft im Havergau, Lingau, Thiatmelli (Detmold) und Aagau. Bernhard I. (1113—44) nahm von seinem reichen Allod an der Lippe (dem Amt Lipperode) den Namen »edler Herr zur L.« an. Sein Enkel Bernhard II. (s. d.) überließ noch bei Lebzeiten die Regierung seinem Sohn Hermann II. (gest. 1229). Die jüngern Söhne des

Hauses wurden häufig Bischöfe, vornehmlich in Münster und Paderborn. Da sich Hermanns II. Urenkel Simon I. (1275—1344) mit Adelheid von Schwalenberg vermählte, fiel bei dem Aussterben der Grafen von Schwalenberg um 1362 der älteste Teil dieser Grafschaft, bestehend aus den Ämtern Schwalenberg und Oldenburg und dem Kloster Falkenhagen, an das Haus L., doch mit der Beschränkung, daß das Hochstift Paderborn gleichen Anteil an diesen Gebieten haben solle. Simon III. (1361—1410) führte 1368 das Erstgeburtsrecht ein. Bernhard VII. (1430—1511), mit dem Zunamen Bellicosus, errichtete mit dem Herzog Adolf von Kleve und Mark 1444 einen Vertrag, wonach er diesem die bis dahin verpfändet gewesene Stadt Lippstadt zur Hälfte abtrat. Zugleich wurde zwischen beiden Häusern ein Bündnis errichtet, welches Bernhard VII. in die sogen. Soester Fehde mit dem Erzbischof Dietrich von Köln verwickelte. Letzterer rief 1447 ein böhmisches Heer zu Hilfe, das die lippeschen Lande gänzlich verwüstete, die Städte Lippstadt und Soest jedoch vergebens belagerte.

Unter Simon V. (1511—36), der sich seit 1528 **Graf** nannte, fand die Reformation Eingang. Sein Enkel Simon VI. (1563—1613; vgl. über ihn **Falkmann**, Graf Simon VI. zu L., Lemgo 1882—87), der zur reformierten Kirche übertrat, ist der Stammvater der beiden Linien der jetzigen Fürsten von L. Sein ältester Sohn, **Simon VII.**, stiftete die Linie **Detmold**, der zweite, Otto, die Linie **Brake**, welche 1709 erlosch; der jüngste, Philipp, erhielt Lipperode und Alverdissen und nach dem Aussterben der Schauenburger Grafen (1640) **Bückeburg**, wovon diese Linie dann den Namen Bückeburg oder Schaumburg führte (s. Schaumburg-Lippe). Simons VII. jüngster Sohn, Jobst Hermann, stiftete die Nebenlinie **L.-Biesterfeld**, von welcher sich wieder **L.-Weißenfeld** abzweigte. Doch erwarb das Haus L.-Detmold die Besitzungen beider 1763 durch Kauf. Während des Dreißigjährigen und nicht minder während des Münsterschen Krieges (1675) hatte L. besonders durch Einquartierung viel zu leiden. Dennoch suchten Graf Friedrich Adolf (1697—1718) und sein Sohn Simon Heinrich Adolf (1718—1734), der 1720 in den **Reichsfürstenstand** erhoben wurde, an Luxus es dem französischen Hof gleichzuthun, wobei das gräfliche Domanialvermögen meist verschleudert wurde. Des letztern Enkel Friedrich Wilhelm **Leopold** (1782—1802) erhielt 1789 eine Bestätigung seiner reichsfürstlichen Würde. Nach seinem Tode regierte bis 1820 seine Witwe Pauline (von Anhalt-Bernburg) für ihren minderjährigen Sohn Paul Alexander **Leopold** zwar in patriarchalischer Weise, aber dem Lande zum Segen. Pauline sah sich 1807 genötigt, dem Rheinbund beizutreten, wodurch das Fürstentum souverän wurde, und schloß sich nach Auflösung desselben 5. Nov. 1813 dem Deutschen Bund an. 1819 gab sie dem Land eine Repräsentativverfassung, in welcher alle Klassen der Unterthanen zur Wahl der 21 Landtagsabgeordneten mitwirken sollten. Diese Verfassung fand jedoch bei der Ritterschaft und bei Schaumburg-L., welches seine agnatischen Rechte bei dieser Frage für interessiert erklärte, heftigen Widerspruch; sie sträubten sich gegen Vertretung des Bauernstandes. Nachdem Paul Alexander **Leopold** 4. Juli 1820 die Regierung selbst übernommen, wurde nach langen Verhandlungen 1836 eine neue Verfassungsurkunde vereinbart und 6. Juli publiziert. 7 Abgeordnete der Ritterschaft bildeten die ersten Kurie, 14 von den Städten und dem platten Lande die zweite. Der Landtag erhielt nur das Recht der Steuerbewilligung und Aufsicht über die Landeskasse. Bei der Gesetzgebung wurde dem Landtag die entscheidende Stimme vorenthalten; dennoch kamen unter seiner Mitwirkung segensreiche Gesetze zu stande, wie 1843 die Städte- und Landgemeindeordnung und ein Kriminalgesetzbuch. Der definitive Anschluß an den Zollverein erfolgte 1842.

Die Bewegung von 1848 ließ auch L. nicht unberührt, doch erfolgte die Neugestaltung des Staatswesens meist in friedlicher Weise. Ein neues demokratisches Wahlgesetz und ein Gesetz über Vereinigung der beiden Kurien zu einem Landtag wurden unterm 16. Jan. 1849 vollzogen. Hinsichtlich der Reichsverfassung sprach sich L. für die Übertragung der Kaiserkrone an Preußen aus. Nach dem Tode des Fürsten (1. Jan. 1851) folgte dessen Sohn Paul Friedrich Emil **Leopold**. Der in Deutschland herrschenden reaktionären Strömung nachgebend, führte er ohne Zustimmung des Landtags die Verfassung von 1836 wieder ein (im März 1853). Als der oldenburgische Staatsrat Hannibal Fischer 1853 das Ministerium übernahm, wurden im Verordnungsweg eine Menge der 1849—51 vereinbarten Gesetze aufgehoben. Dasselbe System behielt der Minister v. Oheimb (seit 1854) bei. Zwar kamen seit 1856 die Stände wenigstens regelmäßig jedes Jahr zusammen, allein von einer Einigung mit der Regierung und gedeihlichem Zusammenwirken dieser letztern und der Stände war keine Rede. Am entschiedensten richtete sich der Unwille der liberalen Partei gegen ein Gesetz vom Jahr 1867, welches die Staatsdomänen für ein Familienfideikommiß des jeweiligen Landesherrn erklärte. Beim Ausbruch des deutschen Krieges im Sommer 1866 stand L. von vornherein zu Preußen. Das lippesche Bataillon war mit der Mainarmee vereinigt und kämpfte bei Kissingen tapfer an der Seite der Preußen. Nach dem Abschluß der am 1. Okt. 1867 in Kraft getretenen Militärkonvention mit Preußen ward Oheimb entlassen. Am 1. April 1872 übernahm der bisherige (preußische) Landesdirektor des Fürstentums Waldeck, v. Flottwell, das Ministerium und versuchte, da das Land auf seiner Weigerung, nach dem Wahlgesetz von 1836 zu wählen, beharrte, einen Landtag auf Grund des Gesetzes von 1849 zu berufen. Als auch dieser Versuch scheiterte, griff er wieder auf das Gesetz von 1836 zurück; doch auch dies war vergeblich. Mißmutig legte er 1. Jan. 1875 sein Amt nieder. Als Fürst Leopold 8. Dez. d. J. kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Günther Friedrich **Woldemar**. Dieser war aufrichtig bestrebt, dem verfassungslosen Land endlich zu einer Konstitution zu verhelfen. 1876 fand nach einer provisorischen Wahlordnung die Neuwahl eines Landtags statt, welcher 17. Mai fast einstimmig das Wahlgesetz genehmigte, worauf dasselbe 3. Juni publiziert wurde. Damit war der Konflikt vorläufig beendet. Die liberale Mehrheit des Landtags hielt aber die Wünsche des Landes noch nicht für erfüllt und verlangte eine neue, freiere Verfassung. Einen neuen Anlaß zum Streit bot die Erbfolgefrage. Fürst Woldemar (geb. 18. April 1824) war betagt und ohne direkte männliche Erben, sein einziger Bruder, Prinz Alexander (geb. 1831), lebt geisteskrank in Gilgenberg bei Bayreuth. Es war nun schon seit längerer Zeit eine in Rechtsgutachten erörterte Streitfrage, ob im Fall des Erlöschens der Linie L.-Detmold die erbherrliche Linie L.-Biesterfeld oder die fürstliche Linie Schaumburg-Lippe als nächstberechtigt anzusehen sei.

Die fürstliche Regierung glaubte die Ebenbürtigkeit der Biesterfelder Linie anzweifeln zu müssen (vgl. Laband, Die Thronfolge im Fürstentum L., Freib. i. B. 1891), sprach sich aber nicht offen gegen sie aus und begnügte sich, auf direktes Verlangen des Landtags 1890 ein Regentschaftsgesetz vorzulegen für den Fall, daß Fürst Woldemar stürbe und Prinz Alexander ihm folgen müßte; denn das Pactum tutorium von 1667 berücksichtigte nur die Vormundschaft für einen unmündigen, nicht aber eine Regentschaft für einen kranken Fürsten. Der Entwurf der Regierung ermächtigte nun den Fürsten für den Fall, daß der Thronerbe an der Übernahme der Regierung behindert sein sollte, im voraus aus der Zahl der successionsberechtigten volljährigen Agnaten einen Regenten zu ernennen, dem das ganze Domanialeinkommen zufallen sollte. Hiermit war aber der Landtag nicht einverstanden, zumal zu besorgen war, daß der Fürst ein Mitglied des Hauses Schaumburg-L. ernennen wolle, und verlangte, daß er zwei Deputierte zur Regentschaft zu ernennen habe. Darauf zog die Regierung die ganze Vorlage zurück, und die Regentschafts- wie die Erbfolgefrage blieb ungelöst. Fürst Woldemar starb 20. März 1895. Gleich nach seinem Tode veröffentlichte das Ministerium ein Dekret des Fürsten vom 15. Okt. 1890, das an Stelle des nunmehrigen Fürsten Alexander (geb. 1831), der geisteskrank ist, den Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe (Schwager des Kaisers) zum Regenten ernannte, der auch sofort die Regentschaft übernahm. Hiergegen erhoben die Häupter der Linien L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld Einspruch, und auch die Mehrheit des Landtags bestritt dem Fürsten das Recht, einseitig einen Regenten zu ernennen. Doch gab der Landtag 23. April seine Zustimmung zu einem Gesetz, das den Prinzen Adolf bis zur Entscheidung der Thronfolgefrage als Regenten bestätigte; die Regierung verpflichtete sich, beim Bundesrat den Erlaß eines Reichsgesetzes zu beantragen, das dem Reichsgericht die Entscheidung der Erbfolgefrage überträgt. Vgl. Falkmann, Beiträge zur Geschichte des Fürstentums L. (Lemgo 1847—87, 5 Bde.); Derselbe, Lippische Regesten (Detmold 1861—68, 4 Bde.); Piderit, Die lippischen Edelherren im Mittelalter (das. 1876); Weerth und Anemüller, Bibliotheca lippiaca (das. 1886); Wagener und Weerth, Geognostische Beschreibung des Fürstentums L. (das. 1890).

Lippe, 1) Leopold, Graf zur, aus der Linie L.-Biesterfeld-Weißenfeld, preuß. Justizminister, geb. 19. März 1815 in See bei Görlitz, gest. 8. Dez. 1889 in Berlin, studierte 1836—39 in Berlin die Rechte, trat in den preußischen Justizdienst, ward 1849 Staatsanwalt erst in Friedeberg in der Neumark, dann in Kottbus, 1851 in Potsdam, im März 1860 Rat beim Appellationsgericht in Glogau, unmittelbar darauf aber wieder erster Staatsanwalt beim Stadtgericht in Berlin und 1861 Oberstaatsanwalt beim Kammergericht. Nach dem Sturz der »neuen Ära« trat er 17. März 1862 als Justizminister in das Ministerium Hohenlohe und ward 17. Mai zum Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses ernannt. Obwohl er für den Richterstand in Preußen mancherlei that, auch eine Ermäßigung der Gerichtskosten herbeiführte, war er neben Mühler das am meisten angegriffene, ja verspottete Mitglied des Konfliktsministeriums, da er, der Vertreter der Justiz, sich zum willigen Werkzeug der Bismarckschen Maßregeln hergab, den Obertribunalsbeschluß gegen die Redefreiheit der Abgeordneten durch willkürliche Berufung von Hilfsarbeitern ermöglichte, sich sehr ungeschickt im Abgeordnetenhaus bei der Verteidigung seiner Verwaltung benahm und die notwendigen Justizreformen nicht förderte. Als daher Bismarck 1866 Frieden mit der liberalen Majorität des Abgeordnetenhauses schloß, suchte er sich des höchst unpopulären L. zu entledigen, was ihm aber erst 5. Dez. 1867 gelang. Seitdem war L. ein erbitterter Gegner der Bismarckschen Politik und trat im Herrenhaus der Begründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches sowie der kirchenpolitischen Gesetzgebung als eifriger Vertreter partikularistischer und konservativer Interessen entgegen.

2) Armin, Graf zur L.-Biesterfeld-Weißenfeld, Landwirt, geb. 15. Okt. 1825 in Oberlößnitz bei Dresden, erlernte die Landwirtschaft auf dem Rittergut Steudach bei Eisfeld, studierte seit 1847 in Jena Land- und Volkswirtschaft, administrierte dann mehrere Güter im sächsischen Vogtland, pachtete nach fünf Jahren zwei derselben und kaufte nach 13 Jahren das Rittergut Thum bei Chemnitz, das er fünf Jahre besaß. 1867 siedelte er nach Dresden über, und 1872 ging er als Professor nach Rostock. Unter seiner Hand entstanden für die bäuerlichen Landwirte Mecklenburgs (die sogen. Erbpachter) über das ganze Land sich verzweigende Vereine, die er fest organisierte. 1878 zog er sich auf seine Besitzung in Schlesien (Schloß Oberschönfeld) zurück. Er schrieb: »Landwirtschaftliche Buchhaltung« (Leipz. 1858); »Der landwirtschaftliche Ertragsanschlag« (das. 1862); »Lehrbuch der allgemeinen Landwirtschaft nach Fr. Gottl. Schulzes System« (mit Emminghaus, das. 1863); »Der Landwirt in Bezug auf Familie, Gemeinde, Kirche und Staat« (das. 1863); »Raubbau oder nicht?« (das. 1865); »Die rationelle Ernährung des Volkes« (das. 1866); »Die Grundsätze der Züchtung« (Ehrenfriedersdorf 1868); »Landwirtschaftliches Lesebuch für den kleinern Landwirt« (Dresd. 1871—75, 2 Tle.); »Für die Praxis, landwirtschaftliche Vorträge und Abhandlungen« (Leipz. 1879); »Der Kompost und seine Verwendung« (das. 1878; dann Prag 1892); »Die drei werbenden Faktoren der Landwirtschaft: Natur, Arbeit und Kapital« (Dresd. 1892). Außerdem gab er seit 1866 einen landwirtschaftlichen Kalender für die kleinen Landwirte (seit 1882 von seinem Sohn Kurt, Graf zur L., und Krieger in Schweidnitz fortgesetzt), seit 1872 die »Mecklenburgischen Annalen« und seit 1866 das »Landwirtschaftliche Vereinsblatt« heraus.

Lippehne, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Soldin, zwischen dem Wendel-, Klopp- und Brandinsee und an der Eisenbahn Stargard-Küstrin, hat eine schöne evangelische Kirche, ein Bismarckdenkmal (anläßlich der 1842 von dem damaligen Landwehroffizier v. Bismarck bewirkten Rettung eines Landwehrreiters vom Tode des Ertrinkens errichtet), ein Amtsgericht, eine Maschinenfabrik und Eisengießerei, Rohrgewebefabrikation, Brachsen- und Maränenfischerei, Torfgräberei und (1890) 3911 Einw., davon 12 Katholiken und 45 Juden. Von der mittelalterlichen Befestigung sind ein Teil der Stadtmauern und zwei Thortürme erhalten.

Lippen (Labia), die beiden wulstigen Ränder der Mundöffnung, sind Hautfalten, welche durch Muskeln einander bis zum Verschluß des Mundes genähert werden können. Bei den Wirbeltieren geschieht dies durch einen den Mund kreisförmig umgebenden Muskel; die L. selbst sind außen mit der allgemeinen (beim

Menschen hier äußerst dünnen) Körperhaut, innen mit dem Anfang der Darmschleimhaut überzogen und gewöhnlich mit Drüsen versehen (s. Tafel »Mundhöhle«). In vielen Fällen dienen sie als Tastorgane und sind dann mit Nerven äußerst reichlich ausgestattet. Beim Menschen sind sie in ihrer Mittellinie durch eine kleine Schleimhautfalte, das Lippenbändchen, mit dem Zahnfleisch verbunden. Bei Säuglingen hat die innere Zone der Schleimhaut zottenähnliche Hervorragungen, welche beim Saugen durch den (bei den Erwachsenen relativ schwächern) sogen. Saugmuskel an die Brustwarze der Mutter fest angedrückt werden. Beim Mann sind sie mit starken Haaren (s. Bart) umgeben. Die L. gesunder Personen sind infolge des Reichtums an Blutgefäßen hochrot, bei blutarmen und bleichsüchtigen blaß, bei Herz- u. Lungenkranken bläulich. — Im übertragenen Sinne sind L. die eine Öffnung umgebenden Falten.

Bei der äußern Schädlichkeiten sehr ausgesetzten Lage der L. und bei ihrem Gefäßreichtum sind Erkrankungen der L. keine Seltenheit. Angeboren ist die Lippenspalte oder Hasenscharte (s. d.). Die Doppellippe findet sich am häufigsten an der Oberlippe und ist dadurch charakterisiert, daß sich unter dem Lippenrot ein mehr oder weniger dicker, wurstartiger Wulst bildet, welcher durch eine Furche von der eigentlichen Lippe abgesetzt ist und daher den Anschein einer doppelten Lippe bewirkt. Häufig, besonders an der Unterlippe und bei ältern Männern, bildet sich an den L. eine Krebsgeschwulst, so zwar, daß sich zunächst nur ein kleines Knötchen in der Haut der Lippe zeigt, welches langsam an Umfang zunimmt und allmählich die über ihm liegende Haut mehr und mehr verdünnt, bis dieselbe geschwürig zerfällt und als höckerige Geschwürsfläche einer harten Geschwulst erscheint. Unter Weiterwucherung der Geschwulst nach allen Richtungen erfolgt schließlich Jauchebildung und Zerfall der krebsig infiltrierten Teile. Dabei werden die benachbarten Lymphdrüsen ergriffen und ebenfalls in Krebsgeschwülste umgewandelt. Die Krankheit heilt nie von selbst, durch Ätzung und Ausschneidung des Krebsknotens wird aber oft vollständige Heilung herbeigeführt. Erfolgt die Operation zu spät, so entwickeln sich im Operationsgebiet ähnliche Geschwulstmassen wie diejenigen, welche entfernt wurden, bis endlich der Kranke an Erschöpfung zu Grunde geht. Vgl. Lippenbildung.

Lippenbändchen, s. Lippen.

Lippenbär, s. Bär, S. 448.

Lippenbildung (Cheiloplastik), chirurgische Operation, wird nach Exstirpation der Lippen ausgeführt, indem man das Fehlende aus der Haut der angrenzenden Teile (Wangen, Kinn, Hals rc.) ersetzt.

Lippenblume, eine Form der unregelmäßigen Blüten, s. »Blüte«, S. 128, u. Tafel »Blütenformen I«, Fig. 14.

Lippenblütler, s. Labiaten.

Lippenbrand, s. Wasserkrebs.

Lippenfüßer (Chilopoda), s. Tausendfüßer.

Lippenkrebs, s. Lippen.

Lippenlapp (Lipplapp), altertümlich soviel wie thörichter Mensch, dummer Schwätzer.

Lippenlaute, s. Lautlehre.

Lippenpfeifen, s. Blasinstrumente und Schall.

Lippenpflöcke, Klötzchen oder Scheiben aus korkleichtem Holz (meist von einer Bombax-Art), die bei verschiedenen südamerikanischen Indianerstämmen, namentlich Abiponen, Botokuden (s. d.), Suya und Toba, in der Unterlippe getragen werden, oft in Begleitung ähnlicher Pflöcke in den Ohrläppchen. Diese bei den Suya Nigakoko genannten Scheiben sind zierlich gearbeitet, 7—10 cm im Durchmesser und gegen 1,5—3 cm dick, am Rande mit einer hohlkehlenartigen Vertiefung, durch welche sie im Lippensaum festen Halt gewinnen. Die obere Fläche und der Rand sind gewöhnlich rot bemalt, die untere Seite weiß mit schwarzen Kreisen und Rosetten. Das Loch wird in früher Jugend dicht an dem Lippenrot in der Mitte gebohrt und durch immer größere Scheiben mit den Jahren erweitert. Die Scheibe zieht die Lippe in eine horizontale Lage, bewirkt Schiefwerden und Ausfallen der untern Schneidezähne und beeinflußt die Sprache. Vgl. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 20 u. 21. Ähnliche, in der Oberlippe getragene thalergroße Quarz- oder Elfenbeinscheiben fand Schweinfurth bei den Weibern der Witu, Maganja und Luba, durch welche ihre Mundwerkzeuge denen des Schuhschnabels (Balaeniceps) ähnlich werden. Der Einschluß der Unterlippe wird kleiner genommen und ragt oft keilförmig nach unten hervor, während die Oberlippe weit über sie hervorsteht.

Lippenpomade, s. Cerate.

Lippentaster, s. Insekten, S. 268.

Lippert, 1) Philipp Daniel, Zeichner und Bildformer, geb. 2. Sept. 1702 in Meißen, gest. 28. März 1785 in Dresden, war erst Beutler, dann Glaser und später Zeichenmeister bei der Porzellanmanufaktur in Meißen, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Dresden kam. Hier wurde er später Aufseher der Antiken bei der Akademie der Künste. Die Bekanntschaft mit den Mischungen der Meißener Porzellanmasse hatte ihn veranlaßt, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen, und er erfand hierzu eine eigne weiße Masse, der er neben unzerstörbarer Dauer einen vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Eine Sammlung seiner (3149) Abdrücke veranstaltete er in der »Dactyliotheca« (Bd. 1 u. 2, mit dem lat. Katalog von Christ, Leipz. 1755—56; Bd. 3 mit Register von Heyne; deutsch, Bd. 1 u. 2 von Thierbach 1767 und das Supplement 1768). 1805 formte sie G. B. Rabenstein zum Teil ab.

2) Julius, Kulturhistoriker, geb. 12. April 1839 zu Braunau in Böhmen, trat zu Prag in den Benediktinerorden, studierte dann aber Geschichte und Germanistik an der Prager Universität und wurde 1863 Gymnasiallehrer in Leitmeritz, wo er die »Geschichte der Stadt Leitmeritz« (Prag 1870) schrieb, und 1868 Direktor der Kommunalrealschule in Budweis, als welcher er durch den von ihm mitbegründeten Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag eine Reihe von Volkslehrbüchern (»Die Pflanzen der Heimat«, »Das Leben der Vorfahren«, »Deutsche Festbräuche« u. a.) herausgab, mußte aber, 1870 auch in den böhmischen Landtag gewählt, 1874 klerikalen Einflüssen weichen. Er war darauf eine Zeitlang Wanderlehrer und Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung (Berlin), wurde 1888 vom nördlichsten Bezirk Böhmens in den österreichischen Reichsrat und auch wieder in den böhmischen Landtag gewählt und lebt gegenwärtig zu Smichow bei Prag. Er ist Mitglied der als Exekutivkomité ständig organisierten Parteileitung der Deutschen in Böhmen. Seine religions- und kulturgeschichtlichen Hauptwerke sind: »Der Seelenkult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion« (Berl. 1880); »Die Religionen der europäischen Kulturvölker rc. in ihrem geschichtlichen Ursprung« (Berl.

1881); »Christentum, Volksglaube und Volksbrauch« (das. 1882); »Allgemeine Geschichte des Priestertums« (das. 1884, 2 Bde.); »Geschichte der Familie« (Stuttg. 1885); »Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau« (das. 1886—87, 2 Bde.); »Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken« (Prag 1886, 3 Tle.); »Deutsche Sittengeschichte« (das. 1889, 3 Tle.); »Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit« (das. 1895—96, 2 Bde.).

Lippescher Hausorden, fürstlicher, gestiftet von den Fürsten Paul Friedrich Emil Leopold (Detmold) und Adolf Georg (Schaumburg) 25. Okt. 1869 für die beiden Häuser gemeinschaftlich in drei Klassen. Durch die 1890 von beiden Häusern getrennt erlassenen Statuten ist der Orden in vier Klassen (»Ehrenkreuze«) geteilt. Die Dekoration ist ein achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz, auf dem ein goldener Stern mit weißem Schild und der lippeschen Rose in blauem Ring mit der Inschrift: »Für Treue und Verdienst« ruht. Der Revers zeigt bei Detmold auf roter Emaille in Gold P F E L, auf blauer Emaille bei Schaumburg A G. Die erste Klasse wird mit Krone, die zweite ohne Krone, beide am Halse getragen. Die letztere kann mit Eichenlaub verliehen werden, die dritte und vierte sind kleiner, letztere von Silber, und werden beide im Knopfloch getragen. Das Band ist von roter Seide und goldgerändert. Den Stern zum Großkreuz trägt nur der Fürst von Lippe. Vgl. Tafel »Orden I«, Fig. 28.

Lippescher Wald (Osning), s. Teutoburger Wald.

Lippfische (Labridae), Familie der Knochenfische, s. Fische, S. 477.

Lippi, 1) Fra Filippo, ital. Maler, geb. um 1406 in Florenz, gest. 9. Okt. 1469 in Spoleto, trat mit 15 Jahren in das Karmeliterkloster in Florenz und bildete sich nach Masaccio, später aber auch unter dem Einfluß des Masolino und des Angelico da Fiesole. Seit 1431 war er auch außerhalb seines Klosters thätig, und 1456 wurde er Prior des Nonnenklosters Santa Margherita in Prato, wo er die Nonne Lucrezia Buti verführte, die er später in sein Haus nahm. Sie wurden zwar gezwungen, wieder in das Kloster einzutreten, aber auf die Fürsprache von Lippis Beschützer Cosmo de' Medici entband Papst Pius II. beide ihrer Gelübde, so daß sie eine rechtmäßige Ehe eingehen konnten. Er verband gewissermaßen die Richtung des Fiesole auf das Seelenvolle mit der des Masaccio, der auf kräftige historische Schilderung, energische Modellierung und freie Schönheit der Komposition ausging. Die Chorkapelle der Pfarrkirche zu Prato enthält sein Hauptwerk: Fresken aus der Geschichte des heil. Stephan, des Täufers Johannes ꝛc., die florentinische Akademie mehrere Altargemälde. Seine letzten Fresken sind die in der Tribüne des Doms zu Spoleto, bei denen Fra Diamante sein Gehilfe war. L. malte die Verkündigung, die Anbetung der Hirten, den Tod und die Krönung der Maria. Das Museum zu Berlin besitzt von L. eine Madonna, Maria in einer freundlichen Waldlandschaft das in Blumen liegende Kind anbetend, Maria als Mutter der Gnaden und unter ihrem weit ausgebreiteten Mantel eine Menge knieend Anbetender; die Pinakothek zu München die Verkündigung Mariä in einem Prachtgebäude mit der Aussicht auf einen Garten und Maria mit dem Kind auf dem Schoß; die Galerie des Laterans zu Rom eine Krönung Mariä, das Louvre zu Paris die Madonna mit dem Kinde zwischen zwei Äbten und vielen Engeln; die Uffizien zu Florenz eine Madonna mit dem Kinde und zwei Engeln.

2) Filippino, Sohn des vorigen und der Lucrezia Buti, geb. 1457 oder 1458 in Prato, gest. 18. April 1504 in Florenz, war Schüler des Fra Diamante und bildete sich auch nach den Werken seines Vaters u. des Sandro Botticelli. Unter seinen Wandmalereien, welche einen bedeutenden Fortschritt gegen seine Vorgänger bezeichnen, sind die Fresken aus der Geschichte des Petrus und Paulus in der Brancaccikapelle zu Florenz, die Ausschmückung der Kapelle Caraffa in Santa Maria sopra Minerva zu Rom (1488—93) mit Darstellungen aus der Geschichte des Thomas von Aquino und die Fresken aus der Legende der Apostel Johannes und Philippus in der Kapelle Strozzi in Santa Maria Novella zu Florenz (1502 vollendet) seine Hauptwerke. Von seinen Tafelbildern sind die hervorragendsten: die Vision des heil. Franziskus (Florenz, Badia), die thronende Madonna zwischen vier Heiligen und die Anbetung der Könige von 1496 (Florenz, Uffizien), Christus am Kreuze zwischen Maria und Franziskus (Berlin, Museum), Joachim und Anna an der Goldenen Pforte (Kopenhagen, Galerie) und die Vermählung der heil. Katharina (Bologna, San Domenico).

3) Lorenzo, ital. Dichter und Maler, geb. 1606 in Florenz, gest. daselbst 1664, hat sich besonders durch ein unter dem Anagramm Perlone Zipoli herausgegebenes komisches Epos in zwölf Gesängen: »Il Malmantile racquistato« (Flor. 1676; mit Kommentar von P. Minucci, das. 1688 u. ö.; am besten hrsg. von Biscioni, das. 1731 und 1750, 2 Bde., und von Carlieri, das. 1788; Prato 1815 und Flor. 1861), bekannt gemacht. Das Gedicht ist mit köstlichem Humor in leicht fließenden Versen geschrieben. Die Sprache ist aber voll florentinischer Idiotismen und daher ohne Kommentar schwer verständlich. Als Maler folgte er der Manier des Santi di Tito. Von seinen Arbeiten sind besonders ein Christus am Kreuz (Florenz, Uffizien), der Triumph Davids, Christus und die Samariterin (Wien, kaiserliche Galerie) geschätzt. Die Lebensbeschreibung von F. Baldinucci ist in der Ausgabe Florenz 1861 neu abgedruckt.

Lippia citriodora, soviel wie Aloysia citriodora.

Lippincott, Sarah Jane, geborne Clarke, amerikanische, besonders unter dem Pseudonym Grace Greenwood bekannte Schriftstellerin, geb. 23. Sept. 1823 in Pompey (New York), erhielt in Rochester eine tüchtige litterarische Bildung, siedelte 1843 mit ihrem Vater nach New Brighton in Pennsylvanien über und verheiratete sich 1853 mit Leander L. in Philadelphia. Eine vorzügliche Reiterin und Schwimmerin, war sie zugleich von einer schwärmerischen Liebe zur Natur erfüllt, die denn auch in ihren Schriften schwungvollen Ausdruck fand. Wir erwähnen: »Greenwood leaves« (Boston 1850—52); »History of my pets« (1850); »Poems« (1851) und »Recollections of my childhood« (1852); die Reiseschilderungen: »Haps and mishaps of a tour in Europe« (1854) und »Merry England« (1855); ferner: »Stories and legends of travel« (1858); »Records of five years« (1867); »New life in new lands« (1873); »Queen Victoria« (1883); »Stories for home folks« (1885).

Lippowaner (Filipponen), eine zu den Raskolniken (s. d.), speziell zu den Pomoränen (Pomorzi) gehörige Sekte der russischen Kirche, die nach Westen und Süden gedrängt wurde. Unter Kaiser Joseph II. siedelten viele von ihnen nach der Bukowina (heute noch etwa 3000 Individuen; s. Bukowina), andre nach

der Walachei, unter Friedrich II. einige nach Ostpreußen über; der Stamm (etwa 10,000 Individuen) verblieb in den Westprovinzen Rußlands und in Polen. Alle L. verwerfen Geburts-, Trauungs- und Totenregister, Viehzählung, Kuhpockenimpfung, überhaupt sämtliche Medizin, aber auch Eid und Kriegsdienst, Theater, Tabak, Kaffee und Thee. Vgl. Dan, Die L. in der Bukowina (Czernowitz 1890).

Lipps, Theodor, Philosoph, hauptsächlich Psycholog, geb. 28. Juli 1851 in Wallhalben (Pfalz), studierte in Erlangen, Tübingen, Utrecht und Bonn zuerst Theologie, dann Mathematik und Naturwissenschaften, hierauf Philosophie, habilitierte sich für Philosophie in Bonn 1877, wurde 1889 daselbst außerordentlicher Professor, ging als ordentlicher Professor 1890 nach Breslau und 1894 nach München. Er schrieb: »Grundthatsachen des Seelenlebens« (Bonn 1883); »Psychologische Studien« (Heidelb. 1885); »Der Streit über die Tragödie« (Hamb. u. Leipz. 1891); »Ästhetische Faktoren der Raumanschauung« (das. 1891); »Grundzüge der Logik« (das. 1893). Ohne die Möglichkeit einer Metaphysik als Weltbetrachtung zu leugnen, sieht L. die Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie in der auf Erfahrung gegründeten Geisteswissenschaft, die in der Psychologie ihre Grundlage hat. Die Psychologie beruht nach ihm auf der unmittelbaren Erfahrung, d. h. der Betrachtung und Analyse der Bewußtseinszustände; die Meinung, man könne Psychologie auf dem Grunde der Physiologie treiben, sieht er als irrig an.

Lippspringe, Stadt u. Badeort im preuß. Regbez. Minden, Kreis Paderborn, am Teutoburger Wald, unfern des Ursprungs der Lippe, 123 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Burgruine, ein Asyl für weibliche Bestrafte, eine Holzwaren- und eine Pappenfabrik und (1890) 2430 Einw., davon 369 Evangelische und 40 Juden. Der Gesundbrunnen (Arminiusquelle, 1832 aufgefunden) ist ein erdig-salinisches Wasser von 21°; er enthält in 1 Lit. 0,847 schwefelsaures Natron, 0,822 schwefelsauren Kalk, 0,417 kohlensauren Kalk, 0,232 Chlormagnesium &c., außerdem in 100 Volumen 16,67 Proz. freie und halbgebundene Kohlensäure und 1,34 Proz. Stickstoff. Man benutzt die Quelle besonders bei Lungenschwindsucht, Kehlkopf- und Bronchialkatarrh, Emphysem, chronischem Darmkatarrh zu Trinkkuren und Bädern, die aus der Quelle entweichenden Gase (87 Stickstoff, 13 Kohlensäure) zu Inhalationen. Das Klima von L. ist ziemlich feucht, sehr gleichmäßig, reizmindernd. L. wird jährlich von ca. 3000 Kurgästen besucht. Der Ort wird schon unter Karl d. Gr. mehrfach erwähnt. Seit dem 13. Jahrh. bestand hier eine Burg der Tempelherren, die nach der Aufhebung des Ordens an das Domkapitel zu Paderborn überging, aber seit dem 17. Jahrh. in Verfall geriet. L. erhielt um 1400 Stadtrecht. Vgl. Königer, Lippspringe (6. Aufl., Berl. 1893); Dammann, Der Kurort L. (5. Aufl., Paderb. 1891); v. Brunn, Kurmittel und Indikationen von Bad L. (5. Aufl., Köthen 1890); Frey, L., ein Kurort für Lungenkranke (Paderb. 1890).

Lippstadt, Kreisstadt im preuß. Regbez. Arnsberg, an der Lippe, Knotenpunkt der Linien Soest-Ottbergen und L.-Rheda der Preußischen Staatsbahn wie der Eisenbahn Warstein-L., 79 m ü. M., hat 3 evangelische und eine kath. Kirche, eine Realgymnasium, ein freiweltliches Damenstift (1185 als Augustiner-Chorfrauenstift gegründet), ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, 2 Spezialkommissionen, eine Reichsbanknebenstelle, Telephonanlage, ein Eisenwalzwerk, Zigarren- und Tabaksfabrikation, bedeutende Destillation und Spiritusbrennerei, Bürstenwarenfabrikation, Seilerei, Bierbrauerei, Ziegeleien, lebhaften Handel mit Vieh und Kolonialwaren, besuchte Märkte und (1890) 10,406 Einw., davon 3063 Evangelische und 270 Juden. — L. wurde 1168 von den Edelherren zur Lippe erbaut und 1445 zur Hälfte an die Grafen von der Mark verkauft, nachdem es schon 1376 an diese verpfändet gewesen. Fortan stand L. unter dem Kondominium der Grafschaft Mark, welche 1614 an Brandenburg fiel, und Lippes. In der Soester Fehde hielt es 1447 eine Belagerung durch den Erzbischof Dietrich von Köln glücklich aus, führte 1530 die Reformation ein, ward 1620 von spanischen und 1757 von französischen Truppen eingenommen. Die zweite Belagerung von seiten der Franzosen 1759 wurde durch die verlorne Schlacht bei Minden aufgehoben. 1850 trat Lippe-Detmold seinen Anteil an L. an Preußen ab, so daß das Kondominium aufhörte. Vgl. Chalybäus, L., ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte (Lippstadt 1876).



Wappen von Lippstadt.

Lips, 1) Johann Heinrich, Maler, Zeichner u. Kupferstecher, geb. 29. April 1758 in Kloten bei Zürich, gest. daselbst 5. Mai 1817, bildete sich bei Lavater und 1780 auf der Akademie in Mannheim. Dann ging er nach Düsseldorf, wo er die Marter des heil. Sebastian nach van Dyck stach, und 1783 nach Rom, wo er unter anderm einen Stich nach einem Bacchanal von Poussin ausführte. Während eines zweiten Aufenthalts in Rom (1785) betrieb er auch die Aquarellmalerei und das Kopieren alter Gemälde. Auf Verwendung Goethes wurde er 1789 Professor an der Zeichenakademie zu Weimar, legte jedoch 1794 die Stellung nieder und kehrte nach Zürich zurück. Er hat 1447 Kupferstiche hinterlassen, darunter zahlreiche Porträte berühmter Zeitgenossen.

2) Johann Jakob, Zeichner und Kupferstecher, Sohn des vorigen, geb. 1790 in Zürich, lernte anfangs bei seinem Vater und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach München, von wo er 1818 nach Zürich zurückkehrte. Von seinen Stichen sind die hervorragendsten die Bildnisse des (spätern) Königs Ludwig von Bayern, des Dichters Hebel und des heil. Johannes nach G. Romano. Aus Verdruß darüber, daß eine Platte, an der er mehrere Jahre gearbeitet, ihm mißlungen erschien, gab er sich 1833 den Tod.

3) Fr. Wilh., Pseudonym, s. Ortel 1).

Lipschitz, Rudolf, Mathematiker, geb. 14. Mai 1832 in Königsberg, promovierte daselbst 1853, habilitierte sich 1857 als Privatdozent in Bonn, wurde 1862 Professor in Breslau und 1864 in Bonn. Seine Hauptarbeiten sind die Untersuchungen in betreff der ganzen homogenen Funktionen von n Differentialen, welche entscheidend sind für die Beschaffenheit des Raumes und die Mechanik; er zeigte dadurch unter anderm, daß das zusammenfassende Grundprinzip unsrer Mechanik, das Hamiltonsche, von der Zahl der Dimensionen des Raumes unabhängig ist. Er schrieb »Die Bedeutung der theoretischen Mechanik« (Berl. 1876); »Lehrbuch der Analysis« (Bonn 1877—80, 2 Bde.); »Untersuchungen über die Summen von Quadraten« (das. 1886).

Lipsia, neulat. Name für Leipzig.

Lipsius, 1) Justus, eigentlich Joest Lips, berühmter Philolog, geb. 18. Okt. 1547 in Overyssche zwischen Brüssel und Löwen, gest. 24. April 1606 in Löwen, bezog 1563 das Jesuitengymnasium in Köln, studierte seit 1565 in Löwen die Rechte, besonders aber Humaniora, folgte seinem Gönner, dem Kardinal Granvella, 1567 als Sekretär nach Rom, kehrte 1569 nach Löwen zurück, ging aber bald darauf nach Wien, wurde 1572 Professor der Geschichte in Jena, wo er sich zur lutherischen Kirche bekannte, wandte sich jedoch schon 1574, wahrscheinlich wegen Mißhelligkeiten mit seinen Amtsgenossen, nach Köln, las seit 1576 in Löwen und wurde 1579 unter Übertritt zur reformierten Kirche Professor der Geschichte in Leiden. Nachdem seine Stellung durch die »Politicorum libri VI« (Leid. 1589) und »De una religione« (das. 1590) unhaltbar geworden war, gab er sie selbst 1590 auf, trat in Mainz zum Katholizismus zurück, lebte dann in Spaa und Lüttich und nahm 1592 eine Professur in Löwen an. Kurz vor seinem Tode wurde er zum Historiographen des Königs von Spanien ernannt. L. hat sich zunächst um die Kritik und Erklärung lateinischer Schriftsteller, besonders aus der archaistischen und silbernen Periode, verdient gemacht. Wir heben hervor die epochemachende Ausgabe des Tacitus (Antwerp. 1574 u. ö.), die Ausgaben des Vellejus Paterculus (Leiden 1591), Valerius Maximus (1594), von Plinius' »Panegyricus« (1600) und des Philosophen Seneca (1605) sowie »Variarum lectionum libri III« (Antwerp. 1569), »Antiquarum lectionum libri V« (das. 1575) und »Epistolicarum quaestionum libri V« (das. 1577). Auf antiquarischem Gebiet wirkte er für die Kenntnis der römischen Altertümer, besonders der militärischen und szenischen, bahnbrechend. Wir nennen: »De militia romana libri V« (1595); »Poliorceticon libri IV« (1596); »Saturnalium sermonum libri II s. de gladiatoribus« (1582); »De amphitheatro« (1584); sonst »De cruce libri III« (1593); »De Vesta et Vestalibus syntagma« (1603). In der Philosophie war er Anhänger der Stoiker; hierher gehören: »De constantia libri II« (Antwerp. 1584; deutsch von Dillenius, Leipz. 1802), »Manuductio ad Stoicam philosophiam« (1604), »Physiologiae Stoicae libri III« (1604). Seine zahlreichen Briefe sind gesammelt teils von ihm selbst in »Epistolae selectae« (Leiden 1586—90, 2 Bde.), teils in »Epistolarum praetermissarum decades VI« (Anhang zu »Lipsii ad Suetonii III posteriores libros commentarii«, Offenb. 1610), »Epistolarum quae in centuriis non exstant, decades XVIII« (v. Pontanus, Harderwijk 1621) und P. Burmans »Sylloge epistolarum« (Bd. 1 und 2, Leid. 1727). Seine »Opera omnia« erschienen Antwerpen 1637, 4 Bde., und Wesel 1675, 4 Bde. Sein Stil wurde in seinen spätern Jahren durch die Verschmelzung der archaistischen mit der spätern Latinität immer geschraubter und unnatürlicher; doch fand er viele Nachahmer (Lipsiani). Vgl. Galesloot, Particularités sur la vie de J. L. (Brügge 1877); Halm, Über die Echtheit der dem Justus L. zugeschriebenen Reden (Münch. 1882); Amiel, Un publiciste du XVI. siècle. Juste L. (Par. 1884); van der Haeghen, Bibliographie Lipsienne (Gent 1886—88, 3 Bde.).

2) Richard Adelbert, protest. Theolog, geb. 14. Febr. 1830 in Gera, gest. 19. Aug. 1892 in Jena, Sohn von Karl Heinrich Adelbert L. (gest. 1861 als Rektor der Thomasschule in Leipzig), studierte bis 1848 in Leipzig Theologie u. ließ sich 1855 daselbst als Privatdozent nieder. Nachdem er 1859 zum außerordentlichen Professor vorgerückt war, wurde er als Ordinarius 1861 nach Wien, 1865 nach Kiel, 1871 nach Jena berufen. An der österreichischen Generalsynode von 1864 beteiligte er sich als Abgeordneter der Fakultät; auf dem Protestantentag zu Osnabrück 1872 erstattete er Bericht über die Bekenntnisfrage; auf der ersten Landessynode des Großherzogtums Weimar 1874 war er Führer der liberalen Partei; 1875—92 redigierte er die »Jahrbücher für protestantische Theologie« und 1885—91 den »Theologischen Jahresbericht«. Unter seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: »Die Paulinische Rechtfertigungslehre« (Leipz. 1853); »De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore« (das. 1855); »Der Gnostizismus« (das. 1860); »Zur Quellenkritik des Epiphanios« (Wien 1865); »Chronologie der römischen Bischöfe bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts« (Kiel 1869); »Glaube und Lehre. Theologische Streitschriften« (das. 1871); »Die Pilatus-Akten« (das. 1871, neue Ausg. 1886); »Die Quellen der römischen Petrussage« (das. 1872); »Über den Ursprung des Christennamens« (Jena 1873); »Die Quellen der ältesten Ketzergeschichte« (Leipz. 1875); »Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik« (Braunschw. 1876, 3. Aufl. 1893), dazu »Dogmatische Beiträge zur Verteidigung und Erläuterung meines Lehrbuchs« (Leipz. 1878); »Die edessenische Abgar-Sage« (Braunschw. 1880); »Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden« (das. 1883—87, 2 Bde.; Ergänzungsheft 1890); »Philosophie und Religion« (das. 1885); »Die Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre, im Umrisse dargestellt« (das. 1889, 2. Aufl. 1891); »Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom« (Leipz. 1890); »Luthers Lehre von der Buße« (das. 1892). Außerdem gab er heraus »Acta apostolorum apocrypha« (2. Ausg. von Tischendorfs Werk, Bd. 1, Leipz. 1891) und die Erklärung der Briefe an die Galater, Römer und Philipper im »Handkommentar zum Neuen Testament« (Band 2, 2. Hälfte, Freiburg 1891, 2. Aufl. 1892).

3) Konstantin, Architekt, Bruder des vorigen, geb. 20. Okt. 1832 in Leipzig, gest. 11. April 1894 in Dresden, bildete sich auf der Baugewerksschule und der Kunstakademie in Leipzig und von 1851—54 auf der Kunstakademie zu Dresden bei Nicolai. Nach einer Studienreise nach Venedig und Paris ließ er sich in Leipzig nieder, wo er unter anderm das neue Johannishospital (1872) erbaute und 1876 Direktor der Bauschule wurde. 1881 erhielt er einen Ruf als Nachfolger Nicolais an die Dresdener Kunstakademie. Er hat ferner die Johanniskirche zu Gera, die neue Peterskirche zu Leipzig (mit Hartel, s. Tafel »Leipziger Bauten«, Fig. 1) und das neue Kunstausstellungs- und Kunstakademiegebäude im Renaissancestil zu Dresden erbaut, dessen Vollendung er noch erlebt hat (s. Tafel »Dresdener Bauten«, Fig. 4). Er schrieb: »Gottfried Semper in seiner Bedeutung als Architekt« (Berl. 1880).

4) Justus Hermann, Philolog, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1834 in Leipzig, studierte daselbst 1850—55, wurde 1857 Oberlehrer in Meißen, 1860 in Grimma, 1863 Konrektor und 1866 Rektor an der Nikolaischule zu Leipzig, daneben 1869 außerordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität, Ostern 1877 ordentlicher Professor an derselben, worauf er Michaelis 1877 sein Rektorat niederlegte. Von 1877—90 war er auch Direk-

tor des russischen philologischen Seminars. Wir verdanken ihm besonders Ausgaben von Demosthenes' »De corona« (Leipz. 1876, 2. Aufl. 1887) und des Andokides (das. 1888), eine neue Bearbeitung von Meiers und Schömanns Werk »Der attische Prozeß« (Berl. 1883—87, 2 Bde.) und »Von der Bedeutung des griechischen Rechts« (das. 1893). Mit Curtius, Lange und Ribbeck begründete er 1878 die »Leipziger Studien zur klassischen Philologie«, deren Mitherausgeber er noch ist.

5) Marie, unter dem Pseudonym La Mara bekannte Musikschriftstellerin, Schwester des vorigen, geb. 30. Dez. 1837 in Leipzig, hat sich besonders durch ihr anziehendes und vielverbreitetes Werk »Musikalische Studienköpfe« (Leipz. 1868—82, 5 Bde.; mehrfach aufgelegt) einen Namen gemacht. Außerdem veröffentlichte sie: »Musikalische Gedanken-Polyphonie«, eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Musiker über ihre Kunst (Bresl. 1873); »Beethoven« (2. Aufl., Leipz. 1873); »Im Hochgebirge, Skizzen aus Oberbayern etc.« (das. 1876); »Das Bühnenfestspiel in Bayreuth« (das. 1877); »Sommerglück«, Skizzen (das. 1881); »Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten« (das. 1886, 2 Bde.); »Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt« (das. 1892) sowie eine deutsche Bearbeitung von Liszts Werk »Friedrich Chopin« (das. 1880) und eine Sammlung von Fr. Liszts Briefen (das. 1893, 3 Bde.).

Lips Tullian, auch Philipp Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht und der Wachtmeister genannt, einer der berüchtigsten Raubmörder, geb. 1675 in Straßburg, trat in ein kaiserliches Dragonerregiment, welches in den Niederlanden stand, und wurde Wachtmeister, floh aber infolge eines Duells 1702 nach Prag und geriet hier unter eine Diebsbande. Wiederholt gefänglich eingezogen, wußte er zweimal, in Dresden und in Leipzig, zu entkommen, bis er 1711 in Freiberg wieder gefangen genommen wurde. Zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, zettelte er 1714 unter den Mitgefangenen eine Verschwörung an und ward, nachdem er seine vielen Unthaten bekannt, 1715 in Dresden hingerichtet. Vgl. Hirt, L. T. und seine Raubgesellen (Gera 1874).

Liptau (ungar. Liptó), Komitat in Ungarn, am linken Donauufer, grenzt an Galizien wie an die Komitate Arva, Turócz, Sohl, Gömör und Zips, umfaßt 2257 qkm (42 QM.), wird im N. von der Hohen Tátra, im S. von dem sogen. Liptauer Gebirge (Niedere Tátra) umschlossen, von der Waag sowie deren zahlreichen Nebenflüssen bewässert und hat ein rauhes Klima und (1890) 76,850 meist slowak. Einwohner (Römisch-Kath. und Evangelische). Der Boden liefert namentlich Holz, dann auch Eisen, der Ackerbau ist gering (Gerste, Hafer, Kartoffeln), trefflich dagegen die Viehzucht; der Liptauer Käse, ein süßer Schafkäse, ist ein bedeutender Handelsartikel. L. besitzt eine hervorragende Spiritusindustrie (32 Fabriken) u. Lederfabrikation, deren Hauptsitz Liptó-Szent-Miklós ist. Die Hausindustrie erzeugt Leinwand, Kotzen und Helmatuch. Von großer Wichtigkeit ist der Handel mit Holz und Holzwaren. Sitz des Komitats, welches von der Kaschau-Oderberger Bahn durchschnitten wird, ist Liptó-Szent-Miklós (s. d.).

Liptauer Gebirge (Liptauer Alpen, auch Kleine oder Niedere Tátra), s. Tátra.

Liptauer Magura, s. Magura.

Liptingen, Dorf im bad. Kreis Konstanz, mit 1100 Einw. Hier 25. März 1799 Sieg des Erzherzogs Karl über die Franzosen unter Jourdan, der gewöhnlich nach Stockach (s. d.) benannt wird.

Liptó-Szent-Miklós (spr. liptō-ßént-miklōsch), Dorf im ungar. Komitat Liptau, an der Kaschau-Oderberger Bahn, mit gotischer Kirche aus dem 13. Jahrh., bedeutendem Holzhandel, einer Weberei, hervorragender Holz- und Lederindustrie (insbes. Rotgerberei und Oberledererzeugung in fünf Fabriken) und (1890) 1854 slowakischen, deutschen und magyar. (israelitischen, evangelischen u. römisch-katholischen) Einwohnern. L. ist Sitz des Komitats. In der Nähe bei Deménfalu berühmte Tropfsteinhöhlen, darunter die schwarze oder Drachenhöhle sowie drei andre Höhlen (Benikova, Okno und Vodi Vivjeromja). Die letztere ist besonders umfangreich und enthält mehrere unterirdische Seen und Bäche.

Liptó-Ujvár (spr. liptō-újwār, Hradek), Dorf im ungar. Komitat Liptau, an der Waag und der Kaschau-Oderberger Bahn, mit Ruinen einer unter Béla IV. erbauten Burg, Ackerbauschule, königlichem Oberforstamt und (1890) 640 meist slowak. (römisch-katholischen und evang.) Einwohnern.

Lipurie (griech.), Ausscheidung von Fett durch den Harn.

Liq., auf Rezepten des Arztes Abkürzung von [Liquor.

Liquefaktion (lat.), Schmelzung; Verflüssigung, besonders der Gase durch Abkühlung und Druck; s. Gase, S. 107.

Liqueszénz (lat.), das Flüssigsein.

Liquet (lat.), es ist klar, leuchtet ein; Gegensatz: non l., es ist unklar, bleibt unentschieden.

Liqueur (franz., spr. likör), s. Likör.

Liquid (lat.), flüssig, fällig, von einer erwiesenen und verfügbaren Schuld (Gegensatz: illiquid). Liquidität eines Anspruchs ist dann vorhanden, wenn derselbe vollständig erwiesen ist. S. Liquidation.

Liquidae (lat., »flüssige Laute«), aus der Grammatik des Altertums überlieferte Bezeichnung der Konsonanten l, m, n, r oder bloß des l und r, s. Lautlehre.

Liquidambar *L.* (Amber- od. Ambrabaum), Gattung aus der Familie der Hamamelidaceen, balsamreiche Bäume mit sehr lang gestielten, wechselständigen, einfachen oder handförmig gelappten, am Rande drüsig gesägten oder gekerbten Blättern, nach Art der Platanen in eingeschlechtigen, kugeligen oder eiförmigen, zu falsch endständigen Ähren oder Trauben gruppierten Köpfchen stehenden Blüten und stachligen oder glatten, in kugeligen Köpfchen zusammenstehenden Kapseln. Vier (zwei) Arten in Asien und Nordamerika. L. styraciflua *L.* (Guldenbaum, amerikanischer Storaxbaum), ein 9—12 m hoher Baum mit tief gelappten Blättern in Mittelamerika und als Charakterbaum im ganzen atlantischen Nordamerika, erträgt sehr gut unsre Winter, wenn er einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, und wird vielfach als Zierbaum angepflanzt. Aus alten Stämmen gewinnt man einen Storax, welcher nur im amerikanischen Handel vorkommt. Das wohlriechende Holz dient als Nutzholz. L. orientalis *Mill.*, dem vorigen sehr ähnlich, wächst in Karien und Lykien und ist für unsre Winter viel empfindlicher als der vorige. Aus seiner Rinde gewinnt man den flüssigen Storax. Die ausgekochte und gepreßte Rinde dient als Christholz in der griechischen Kirche zum Räuchern und kam früher als Cortex Thymiamatis in den Handel. L. Altingianum *Blume* (Altingia excelsa *Noronha*), der majestätische Rasamalabaum, von Jünnan bis Java verbreitet, 50 m hoch,

mit bleibenden, eilänglichen, drüsig gesägten, lederigen Blättern, sondert in Höhlungen des Stammes ein wohlriechendes Harz ab, das als Rossamalha, Rose Mallus, Kindai bekannt ist und von den Javanern wie Benzoe benutzt wird. Das braune, harte, balsamduftende Holz ist sehr geschätzt.

Liquidánt, Liquidāt, s. Liquidation.

Liquidation (lat.), die Auseinandersetzung nach beendigtem Geschäft oder nach geleisteter Dienstverrichtung; daher liquidieren, soviel wie Kosten, Gebühren etc. berechnen. Auch die Rechnung selbst heißt Liquidation. Der liquidierte Betrag wird Liquidum genannt, doch versteht man darunter auch eine liquid gestellte, voll erwiesene Forderung. Im Handelsgesellschaftsrecht ist die L. das nach Auflösung der Gesellschaft zum Zwecke der Beendigung der laufenden Geschäfte, Herstellung des baren Nettovermögens der Gesellschaft und Herbeiführung der Auseinandersetzung unter den Gesellschaftern eintretende Verfahren, vorausgesetzt, daß die Auflösung nicht eine Folge des Konkurses der Gesellschaft ist. Die Firma der Gesellschaft wird dann mit dem Zusatz in liq. gezeichnet (Liquidationsfirma, Stralzierungsfirma). Die L. erfolgt mangels gegenteiliger Vereinbarung, bez. statutarischer Bestimmung bei der offenen Handelsgesellschaft durch sämtliche bisherige Gesellschafter als Liquidatoren, bei der Kommanditaktiengesellschaft durch die Komplementäre und Bevollmächtigte der Kommanditaktionäre, bei der Aktiengesellschaft durch die Mitglieder des Vorstandes, ebenso bei der eingetragenen Genossenschaft, bei der Gesellschaft mit beschränkter Haftung durch die Geschäftsführer, bei der stillen Gesellschaft durch den Inhaber des Handelsgewerbes. Aus wichtigen Gründen, dann auf Antrag des Aufsichtsrates einer Aktiengesellschaft, Kommanditaktiengesellschaft oder eingetragenen Genossenschaft, endlich bei diesen Gesellschaftsformen sowie bei den Gesellschaften mit beschränkter Haftung auf Antrag eines gesetzlich bestimmten Teiles der Mitglieder hat Ernennung der Liquidatoren durch das Gericht zu erfolgen. Die Liquidatoren, welche für die Liquidationsfirma zeichnen, sind in das Handelsregister einzutragen. Auch das Abrechnen gegenseitiger Forderungen heißt L., namentlich die Regulierung der Differenzgeschäfte an der Börse. Für dieselbe bestehen gewisse Regulierungstage und Liquidationstermine, regelmäßig am Monatsschluß, nach Platzgebrauch oder nach der Börsenordnung auch in der Mitte des Monats (Ultimoliquidation, Medioliquidation). Häufig wird die L. durch ein besonderes Büreau geleitet, dem jeder Beteiligte Anzeige von den Geschäften macht, die er abgeschlossen. Wenn A an B 100 Stück österreichische Kreditaktien verkauft, B an C ebensoviel etc. bis O, so setzt die Liquidationskommission fest, daß A direkt an O liefert, mit dem er gar keinen direkten Vertrag hat, und zwischen allen übrigen Beteiligten findet nur die Ausgleichung der Differenzen nach den Liquidationskursen (s. d.) statt (s. Abrechnung). Liquidationstermin nannte man früher auch den Anmeldetermin im Konkurs, in welchem eine L. einzureichen ist (s. Konkurs); Liquidant ist der Gläubiger, welcher seine Forderung samt den Belegen einreicht, Liquidat dessen Schuldner, Liquidator ehedem der die Richtigkeit einer Forderung prüfende Beamte.

Liquidationsbüreau (in Hamburg Effektenliquidationsbüreau, in Frankfurt a. M. Kollektivskontro, in Wien Arrangementsbüreau, in London Stock Exchange Clearinghouse, in Paris Liquidation centrale genannt), eine von dem Liquidationsverein für Zeitgeschäfte an der Berliner Börse zu dem Zweck geschaffene und jeweilig von der Bank des Berliner Kassenvereins nach Vereinbarung mit dem Vorstand jenes Vereins nach Art einer Zentralabrechnungsstelle organisierte Einrichtung, um die Abwickelung der am Ultimo zu erfüllenden Engagements zu erleichtern. Dem Verein gehören als Mitglieder alle Börsenbesucher an, welche Zeitgeschäfte abzuschließen pflegen, während andre, welche nur gelegentlich sich mit solchen Geschäften befassen, sich unmittelbar mit ihren Kontrahenten zu verständigen haben. Die Mitglieder des Vereins geben am Nachmittag des vorletzten Börsentags vor Ultimo an dem Büreau die von ihnen per ultimo abgeschlossenen Käufe und Verkäufe auf besondern Abrechnungsbogen (Skontrobogen) auf; diese Bogen, von denen für jedes Effekt ein besonderes Formular ausgegeben wird, enthalten die vollständige Liste der Mitglieder des Vereins. Da mitunter zwischen zwei Spekulanten während des Monats Käufe und Verkäufe abgeschlossen werden, so ergeben sich Saldi für den Einzelnamen. Aus den Saldi des ganzen Bogens, bez. aus der Gesamtsumme der zu liefernden und zu beziehenden Beträge ergibt sich der Betrag, welchen das Mitglied netto zu beziehen oder zu liefern hat (der Saldo). Diejenigen, welche mehr Stücke zu beziehen als zu liefern haben, fügen ihrem Skontro Empfangsbeläge über den Nettobetrag der zu erhaltenden Stücke bei. Diese Beläge werden am nächsten Morgen als Lieferzettel an diejenigen ausgegeben, welche nach Ausweis ihrer Skontri zu liefern haben. Sind die Skontri alle rechtzeitig eingeliefert und richtig aufgestellt, so muß die Gesamtsumme aller zu liefernden Stücke ebenso groß sein wie diejenige der zu empfangenden Stücke. Das Büreau steht alsdann glatt. Ergibt sich jedoch für dasselbe ein Saldo, so liegt ein Fehler vor, für welchen der schuldige Teil eine Konventionalstrafe zu zahlen hat. Kann aber der Fehler bis zu der der Einlieferung der Skontri nächstfolgenden Börse nicht ermittelt werden, so hat das Büreau das Recht, im Falle ein Saldo abzunehmen bleibt, Lieferzettel an den Verein selbst auszugeben.

Liquidationshaus, soviel wie Abrechnungshaus oder Clearinghaus (s. d.).

Liquidationskurs, soviel wie Kompensationskurs, s. Börse, S. 300.

Liquidationstermin, s. Liquidation.

Liquidations- und Prioritätsverfahren, im frühern Konkursprozeß das Verfahren behufs Feststellung und Locierung der im Konkurs zur Befriedigung angemeldeten Forderungen. Dabei war das Prioritätsverfahren bald mit dem Liquidationsverfahren in unmittelbare Verbindung gebracht, bald aber von demselben getrennt, so daß zwar jeder Gläubiger schon bei der Anmeldung seiner Forderung auch die Umstände anführen mußte, welche auf die Klassifikation derselben Einfluß hatten, das Gericht aber dann zuerst über die Liquidität der Forderungen zwischen den einzelnen Gläubigern und dem Kontradiktor verhandeln ließ und durch Liquidationsurteil entschied, ehe es in die Verhandlung über die Priorität eintrat und dieselbe dann durch Prioritäts- oder Lokationsurteil (s. d.) erledigte. Heutzutage werden zwar im Prüfungstermin die angemeldeten Forderungen ebenfalls ihrem Betrage und ihrem Vorrecht nach einzeln erörtert (§ 129 der deutschen Konkurs-

ordnung), allein wenn sich hierbei ein gerichtliche Austragung erfordernder Streit erhebt, so gehört diese nicht in den Konkursprozeß, sondern muß in einem besondern Prozeß im ordentlichen Verfahren außerhalb des Konkurses betrieben werden (daselbst, § 134).

Liquidator (lat.) } s. Liquidation.
Liquidieren (lat.) }

Liquiritia, Pflanzengattung, soviel wie Glycyrrhiza.

Liquiritiensaft, soviel wie Lakritzen.

Liquor (lat.), Flüssigkeit, insbes. Kraftwasser, Weingeist, speziell Hoffmannsche Tropfen. L. aluminii acetici, eine 7,5—8proz. Lösung von basisch essigsaurer Thonerde; L. ammonii acetici, eine 15proz. Lösung von essigsaurem Ammoniak; L. ammonii anisatus, Mischung von 1 Teil Anisöl mit 24 Teilen Spiritus und 5 Teilen Ammoniakflüssigkeit; L. ammonii carbonici, Lösung von 1 Teil kohlensaurem Ammoniak in 5 Teilen Wasser; L. ammonii carbonici pyro-oleosi, eine gleich starke Lösung aus Ammonium carbonicum pyro-oleosum; L. ammonii caustici, Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist); L. ammonii caustici spirituosus, eine 10proz. spirituöse Ammoniaklösung; L. ammonii succinici (L. cornu cervi succinatus), Lösung von 1 Teil Bernsteinsäure und 1 Teil Ammonium carbonicum pyro-oleosum in 8 Teilen Wasser; L. ammonii sulfurati, Lösung von Schwefelammonium; L. anodynus martiatus, eisenhaltiger Ätherweingeist (Bestuschewsche Nerventinktur); L. anodynus mineralis Hoffmanni, Ätherweingeist (Hoffmannsche Tropfen); L. anodynus vegetabilis, Mischung von 1 Teil Essigäther und 3 Teilen Spiritus; L. arsenicalis Fowleri, Fowlersche Tropfen; L. Beguini, Lösung von Schwefelammonium; L. Bellostii, s. L. hydrargyri nitrici oxydulati; L. chlori, Chlorwasser; L. corrosivus, Lösung von 6 Teilen Kupfervitriol, 6 Teilen Zinkvitriol, 12 Teilen Bleiessig in 70 Teilen Essig; L. digestivus, Lösung von Kaliumacetat; L. ferri acetici, Lösung von essigsaurem Eisenoxyd mit 4,8—5 Proz. Eisen; L. ferri albuminati, Eisenalbuminatlösung mit 0,4 Proz. Eisen; L. ferri chlorati, L. ferri muriatici oxydulati, Lösung von Eisenchlorür mit 10 Proz. Eisen; L. ferri oxychlorati, 3,5proz. Lösung von basischem Eisenchlorid; L. ferri sesquichlorati (L. ferri muriatici oxydati), Lösung von Eisenchlorid mit 10 Proz. Eisen; L. ferri jodati, Eisenjodürlösung mit 50 Proz. Eisenjodür; L. ferri sulfurici oxydati, Lösung von schwefelsaurem Eisenoxyd mit 10 Proz. Eisen; L. fumans Lubavii, Zinnchlorid; L. Hollandicus, Äthylenchlorid; L. hydrargyri nitrici oxydulati, L. Bellostii, Lösung von 100 Teilen salpetersaurem Quecksilberoxydul in 15 Teilen Salpetersäure und 885 Teilen Wasser; L. kalii acetici (L. terrae foliatae tartari), Lösung von 1 Teil essigsaurem Kali in 3 Teilen Wasser; L. kalii arsenicosi, Fowlersche Tropfen, Lösung von arsenigsaurem Kali (100 Teile enthalten 1 Teil arsenige Säure); L. kalii carbonici, Lösung von 11 Teilen kohlensaurem Kali in 20 Teilen Wasser; L. kalii caustici, 15proz. Lösung von Ätzkali in Wasser; L. Mindereri, eine 15proz. Lösung von essigsaurem Ammoniak; L. natrii carbolici, Lösung von 5 Teilen Karbolsäure in 1 Teil L. natrii caustici und 4 Teilen Wasser; L. natrii caustici, eine 15proz. Lösung von Ätznatron; L. natrii hypochlorosi, Lösung von unterchlorigsaurem Natron, welches in 1000 Teilen wenigstens 5 Teile wirksames Chlor enthält; L. natrii silicici, Lösung von Natronwasserglas, spez. Gew. 1,3—1,4; L. plumbi subacetici, Bleiessig, Lösung von basisch essigsaurem Blei vom spez. Gew. 1,235—1,240; L. seriparus, Labessenz, s. Lab; L. stibii chlorati, Spießglanzbutter, Lösung von Antimonchlorid vom spez. Gew. 1,34—1,36; L. stypticus, Lösung von Eisenchlorid; L. sulfurico-aethereus constringens, Kollodium; L. terrae foliatae tartari, s. L. kalii acetici. — L. amnii, Fruchtwasser; L. cerebrospinalis, Cerebrospinalflüssigkeit; L. pleurae, Flüssigkeit des Brustfelles; L. pericardii, Flüssigkeit des Herzbeutels.

Liquorista (ital.), Branntweinschenk.

Lira (in der Mehrzahl Lire, v. lat. libra, »Pfund«), Rechnungs- und Silbermünze des Königreichs Italien, als L. italiana seit 1866 nach den Vorschriften des Lateinischen Münzvertrags (s. d.) zu 100 Centesimi = 1 Frank; als L. pontificia zu 20 Soldi von 5 Centesimi vom 8. Juni 1866 bis 8. Okt. 1870 auch im Kirchenstaat mit Scheidemünzen zu $2\frac{1}{2}$, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ L. Schon vorher war die L. italiana von demselben Werte = 81 Pfennig (Gold zu Silber = $15\frac{1}{2}$:1), aber mit Ausprägung der kleinen Stücke in $\frac{9}{10}$ Feinheit, als Münzeinheit anbefohlen: in der cispadanischen Republik 1797, dem Regno d'Italia durch Dekret vom 21. Dez. 1807 (und bis 1823 dauernd), in Murats Königreich Neapel 1809—16, seitens der Aufständischen in den österreichischen Provinzen 1848—49; ferner die L. nuova durch Konsularerlaß vom 5. Juli 1802 im festländischen Teile Sardiniens (mit Doppia zu 20 und Scudo zu 5 L.), 1814 thatsächlich auf Ligurien und 1843 auf die Insel Sardinien übertragen, in Modena seit 1807 (ohne eigne Münzen), in Parma (der Franco) durch kaiserlichen Erlaß vom 3. Nov. 1809, in Lucca seit 1805 (Franco) und mit eignen Münzen 1833—42. Festen Kurs hat in Italien das Pfund Sterling oder die L. sterlina zu 25,22 L. italiana; in der Lingua franca des Orients werden die Einheiten der türkischen wie der ägyptischen Goldwährung L. turca, bez. L. egiziana genannt.

Lira, Musikinstrument, s. Lyra; L. tedesca, s. Drehleier.

Lirazza, alte venezian. Silbermünze zu 30 Soldi und noch 1808 als Provinzialmünze wiederholt, auch zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{6}$; der Silberwert wurde zu etwa 52 statt 63 Pf. befunden.

Liria, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valencia, in einer weiten, gut angebauten Ebene nahe dem linken Ufer des Guadalaviar, an der Eisenbahnlinie Valencia-L., hat römische Baureste und Inschriften (vom alten Edeta) und (1887) 9089 Einw. Philipp V. ernannte den Marschall Berwick 1707 zum Herzog von L.

Liriodendron *L.* (Tulpenbaum), Gattung aus der Familie der Magnoliaceen, Bäume mit an der Spitze abgestutzten und außerdem vierlappigen Blättern, endständigen, großen, glockenförmigen Blüten und zu einem Zapfen zusammengestellten, nicht aufspringenden Balgkapseln. L. Tulipifera *L.*, einer unsrer schönsten Bäume, mit 10—13 cm langen Blättern auf ebenso langen Blattstielen und tulpenförmigen, blaßgrünlich rotgelben, 5 cm im Durchmesser haltenden Blüten, ist auf der östlichen Seite Nordamerikas von Kanada bis Florida und in China heimisch und wird bei uns in Anlagen und Gärten angepflanzt. Das Holz (Yellow Poplar) dient als Werkholz, die aromatisch bittere Rinde und andre Teile werden medizinisch benutzt.

Liris, Fluß, s. Garigliano.

Lirokonit (Linsenerz), Mineral aus der Ordnung der Phosphate, findet sich in kleinen, mono-

klinischen Kristallen, in Drusen, spez. Gew. 2,83—2,93, ist himmelblau bis spangrün, glas- und fettglänzend, durchscheinend, Härte 2—2,5, auch derb und eingesprengt, besteht aus wasserhaltigem arsensaurem Kupfer mit arsensaurer Thonerde und enthält stets auch Phosphorsäure, findet sich in Cornwall und bei Herrengrund in Ungarn.

Lis (lat.), Streit, Rechtsstreit, streitige Sache. Adhuc sub judice l. est, »noch jetzt ist Streit vor dem Richter, noch ist die Sache nicht entschieden«, bekanntes Citat aus Horaz' »Ars poetica« (V. 78).

Lisa (Neu-L., tschech. Lysá Nová), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Jungbunzlau, an den Linien Wien-Tetschen und Prag-L. der Österreichischen Nordwestbahn, hat ein Schloß (früher den Fürsten Rohan, jetzt dem Freiherrn Leitenberger gehörig), eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei und (1890) 4137 tschech. Einwohner.

Lisaine (Lizaine, spr. -sän', auch Luzine, spr. lüsin'), Flüßchen im östlichen Frankreich, welches westlich von Belfort im Depart. Obersaône entspringt, in südlicher Richtung fließend Héricourt berührt und sich bei Montbéliard in die Allaine (Nebenfluß des Doubs) ergießt, ist bekannt geworden durch die dreitägigen Kämpfe zwischen General v. Werder und General Bourbaki, 15.—17. Jan. 1871 (s. Belfort).

Lisbôa, portug. Name von Lissabon.

Lisbon, Stadt in der Grafschaft Androscoggin des nordamerikan. Staates Maine, mit Baumwollfabriken und (1890) 3120 Einw.

Lisburn (spr. lißbörn, ursprünglich Lisnegarvey), Stadt in den irischen Grafschaften Antrim und Down, in schöner Lage am Lagan, oberhalb Belfast, mit einer kath. Kathedrale, Leinenfabrikation, Getreidemühlen und (1891) 12,250 meist protest. Einwohnern.

Liscard, Flecken, s. Wallasey.

Lisch, Georg Christian Friedrich, Geschichtsforscher, geb. 29. März 1801 in Altstrelitz, gest. 22. Sept. 1883 in Schwerin, studierte in Rostock und Berlin Theologie und Philologie, ward 1827 Gymnasiallehrer in Schwerin, 1834 Archivrat am Landeshauptarchiv zu Schwerin, Vorsteher der Altertümersammlung daselbst und Konservator der Geschichts- u. Kunstdenkmäler des Landes und gründete 1835 den Verein für mecklenburgische Geschichte und Landeskunde, dessen Jahrbücher er redigierte. Auf seine Anregung wurde 1848 der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gestiftet, der 1852 seine erste Sitzung hielt. L. veröffentlichte: »Die großherzogliche Altertümersammlung zu Schwerin« (Schwerin 1837), »Mecklenburgische Urkunden« (Rostock 1837—41, 3 Bde.) und eine Reihe von Familiengeschichten, wie die der Adelsgeschlechter v. Oertzen (das. 1847—66, 3 Bde.), v. Maltzan (das. 1842—55, 5 Bde.), v. Hahn (das. 1844—58, 4 Bde.) und v. Behr (das. 1861—68, 4 Bde.). Noch sind von ihm zu nennen die Schriften: »Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis 1540« (Schwer. 1839), »Chr. L. Liscows Leben« (das. 1845), »Pfahlbauten in Mecklenburg« (das. 1865 u. 1868), »Römergräber in Mecklenburg« (das. 1870—72).

Lischau (tschech. Lišov), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Budweis, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1890) 2543 tschech. Einwohnern.

Lisco, 1) Friedrich Gustav, protest. Theolog, geb. 12. Febr. 1791 in Brandenburg, wurde 1814 Prediger in Berlin, starb 5. Juli 1866. Unter seinen Werken heben wir hervor: »Die Parabeln Jesu« (Berl. 1832, 5. Aufl. 1861); »Die Bibel mit Erklärungen &c.« (das. 1852—53); »Das christliche Kirchenjahr« (das. 1834—35, 2 Bde.; 4. Aufl., das. 1852); »Einleitung in die Bibel« (das. 1861).

2) Emil Gustav, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1819 in Berlin, gest. daselbst 8. Febr. 1887, war seit 1845 Prediger an der Neuen Kirche. Sein Synodalbericht auf der Friedrichswerderschen Synode 29. April 1868 gab Anlaß zu der Erklärung des Pastors Knak gegen das Kopernikanische System. Der Stoß, welchen dieser Auftritt der Sache der Orthodoxie gegeben hatte, wurde an seinem Urheber gerächt. Als L. 1872 einen Vortrag: »Über das apostolische Glaubensbekenntnis« (1872), hielt, in welchem er seiner freien Stellung zu demselben Ausdruck verliehen hatte, erhielt er von dem brandenburgischen Konsistorium einen Verweis. — Sein Sohn Heinrich L., Verfasser von »Paulus Antipaulinus« (Berl. 1894), wurde 1895 von demselben Konsistorium, weil er sich geweigert hatte, das Apostolische Glaubensbekenntnis im Gottesdienst zu verlesen, abgesetzt.

Liscow, Christian Ludwig, Satiriker, geb. 29. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin als Sohn eines Predigers, gest. 30. Okt. 1760 auf seinem Gute Berg bei Eilenburg, besuchte die Universitäten Rostock, Jena und Halle und versuchte sich zuerst 1726 als Schriftsteller mit einer allerdings erst 1755 veröffentlichten Schrift, die gegen den Rostocker Professor Manzel gerichtet war, welcher das Naturrecht wieder auf die Offenbarung zu gründen versucht hatte. In Lübeck, wo L. seit 1728 oder 1729 als Privatlehrer sich aufhielt, griff er den pfäffisch bornierten Magister Sievers und den halbverrückten Litteraten Philippi in mehreren satirischen Schriften an. 1735 trat er in den Dienst des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg; er gab sich dazu her, im Interesse des Herzogs nach Paris zu gehen, um die Unterstützung Frankreichs zu dessen Wiedereinsetzung zu erlangen. Da der Zweck der Sendung unerreicht blieb, erhielt L. von dem Herzog nicht einmal die Mittel zur Heimkehr. 1740 ward er Sekretär des preußischen Gesandten Grafen Danckelmann in Frankfurt, und im folgenden Jahr kam er, durch Intrigen aus jener Stellung vertrieben, in eine ähnliche bei dem Grafen Brühl in Dresden. Der schriftstellerischen Thätigkeit wurde er nun entfremdet, nur daß er 1742 die 2. Auflage von Heineckes Longin-Übersetzung mit einer ausführlichen, gegen Gottsched gerichteten Vorrede versah. Nachdem er 1745 zum polnischen Kriegsrat ernannt worden, brachten ihn vier Jahre später freimütige Äußerungen über die sächsische Finanzwirtschaft in Haft, aus der er 1750 unter Entsetzung von seinem Amt entlassen wurde. Die Urteile der Litterarhistoriker über Liscows schriftstellerischen Wert gehen bedeutend auseinander. Während Gervinus, Vilmar u. a. ihn als Satiriker entschieden über Rabener stellen, spricht sich Hettner umgekehrt aus, und Wackernagel erklärt Liscows Schriften geradezu für langweilige Pasquille. Zuzugeben ist, daß L. seine satirischen Feldzüge nur gegen Persönlichkeiten von sehr untergeordneter Bedeutung gerichtet und nirgends sich zum Angriff wider allgemeine Gebrechen seiner Zeit erhoben hat. Trotzdem aber erscheinen seine Aufsätze in stilistischer Hinsicht so verschieden von verwandten Produkten jener Zeit, die Darstellung darin ist von einer solchen Klarheit, Korrektheit und Lebendigkeit, daß man mit Recht auf eine gewisse Verwandtschaft Liscows mit Lessing hat hinweisen können. Am bekanntesten unter Liscows

Aufsätzen ist der »Über die Notwendigkeit elender Skribenten«. Als bedeutender müssen jedoch andre bezeichnet werden, namentlich das »Sendschreiben über eine gefrorne Fensterscheibe«. Eine Sammlung seiner Schriften gab L. selbst (Hamb. 1739) heraus; einen neuen Abdruck besorgte Müchler (Berl. 1806, 3 Bde.). Eine posthum erschienene Schrift: »Über die Unnötigkeit der guten Werke zur Seligkeit« (Leipz. 1803), ist wahrscheinlich unecht. Vgl. Helbig, Chr. Ludw. L. (Dresd. 1844); Lisch, Liscows Leben (Schwer. 1845); Classen, Über Ch. L. Liscows Leben und Schriften (Lübeck 1846); Litzmann, L. in seiner litterarischen Laufbahn (Hamb. 1883); P. Richter, Rabener und L. (Dresd. 1884).

Lisdorf, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Saarlouis, an der Saar, hat bedeutenden Gemüsebau (Umsatz jährlich für ca. 150,000 Mk.) und (1890) 2324 Einwohner.

Liselotte, s. Elisabeth 3).

Lisēne (Lesine, Lesene, Laschēne, korrumpiert aus franz. lisière), hervortretender lotrechter Wandstreifen oder pilasterähnliche Verstärkung der Mauer, welche zur Teilung der Umfangswände und als Schmuck der Fassaden, namentlich an Gebäuden romanischen Stils, dient. Von den Pilastern unterscheiden sich die Lisenen durch das Fehlen eines Kapitäls, indem sie glatt durchgehen und untereinander, oben meist durch einen Bogenfries, verbunden sind.

Lisfrancsche Operation, die Entfernung des vordern Teils des Fußes in der Gelenklinie zwischen Fußwurzel und Mittelfuß.

Lisgoole (spr. lißgūl), Klosterruine, s. Enniskillen.

Lisière (franz.), Saum, Salleiste; Rand eines Waldes, Rain eines Feldes.

Lisieux (spr. lisjö), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Calvados, am Küstenfluß Touques, Knotenpunkt der Westbahn, hat eine ehemalige Kathedrale, St.-Pierre, im gotischen Stil, teilweise aus dem 12. Jahrh., mit einer zur Sühne für den Prozeß der Jungfrau von Orléans erbauten Kapelle und zahlreichen Kunstwerken, eine Kirche, St.-Jacques (von 1501), einen ehemaligen Bischofspalast, ein Stadthaus (1713), ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer, ein Kommunalcollège, ein Seminar, eine Bibliothek (28,000 Bände), ein Museum, Fabrikation von Leinenwaren, Baumwoll- und Schafwollspinnerei, Tuchmanufaktur, Wirkerei, Gerberei und Weberkammerzeugung, Handel mit Getreide, Vieh, Käse u. Wolle und (1891) 16,260 Einw. Unter den Galliern hieß die Stadt Noviomagus, später Lexovii; sie war bis 1790 Bischofsitz.

Liske, Xaver, poln. Geschichtsforscher, geb. 18. Okt. 1838 zu Szlaskowo in der Provinz Posen, gest. 27. Febr. 1891 in Lemberg, studierte in Breslau, Berlin und Leipzig, habilitierte sich 1869 an der Universität zu Lemberg als Dozent der Geschichte und ward 1871 zum ordentlichen Professor u. Direktor des historischen Seminars daselbst, 1876 auch zum Direktor des Landesarchivs ernannt. Außer vielen Aufsätzen und Rezensionen in Sybels »Historischer Zeitschrift«, den »Forschungen«, im »Archiv für österreichische Geschichte« etc. gab er in polnischer Sprache heraus: »Studien zur Geschichte des 16. Jahrhunderts« (Posen 1867), »Tagfahrt zu Posen 1510« (Krakau 1875), »Ausländer in Polen« (Lemb. 1876), »Grod- und Landgerichtsakten aus der Zeit der polnischen Republik« (das. 1870—87, 12 Bde.) u. a.; in schwedischer Sprache: »Öfversigt af den polska litteraturen med särskildt afseende på den svenska historien« (Stockh. 1879); in dänischer Sprache: »Af Fyrst Albrecht Stanislaus Radziwills Memoirer«, »Af Ulrich von Werdums Rejsebeskrivelse, 1673« (Kopenh. 1877); in spanischer Sprache: »Viajes de extranjeros por España y Portugal« (Madr. 1879).

Liskeard (spr. lißkārd), Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, mit Bergbau auf Zinn, Kupfer und Blei, Granitbrüchen und (1891) 3984 Einw. Ein Kanal verbindet L. mit dem 5 km entfernten Hafen Looe (s. d.).

Lisko, Stadt in Galizien, am rechten Ufer des San, an der Staatsbahnlinie Neu-Zagórz-Chyrów, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes Schloß, Handel mit Vieh, Holz etc. und (1890) 4020 poln. Einwohner (2425 Juden). Östlich Ulherce (937 Einw.) mit Schwefelbad. In der Umgebung bedeutende Dampfsägewerke.

Lisle (L. d'Albi, spr. lil'), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrond. Gaillac, am Tarn und der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh., ein kleines Museum, Weinbau und (1891) 1613 (als Gemeinde 4174) Einw.

Lismore (spr. -mōr), 1) langgestreckte, zur schott. Grafschaft Argyll gehörige Insel, am Ausgang des Loch Linnhe, etwa 15 km lang, mit (1891) 561 meist gälischen Einwohnern; früher Sitz eines Bistums (das Chor der ehemaligen Kathedrale dient jetzt als Pfarrkirche). — 2) Stadt in der irischen Grafschaft Waterford, am Blackwater, mit Kathedrale, altem Schloß (Sitz des Herzogs von Devonshire) und (1891) 1632 Einw. In der Nähe große Schieferbrüche.

Lisŏla, François Paul, Baron de, österreichischer Diplomat, geb. 1613 zu Salins in der Franche-Comté, gest. 1675 im Haag, trat 1638 in den Dienst des Kaisers Ferdinand III. und diente bis zu seinem Tode dem Haus Habsburg mit ebensoviel Eifer wie Geschick. 1643 wurde er kaiserlicher Resident am englischen Hof, dann in Polen, in Spanien, endlich im Haag. 1667 veröffentlichte er eine berühmte Schrift: »Le Bouclier d'Etat et de Justice contre le dessein de la monarchie universelle« gegen Ludwigs XIV. Eroberungsgelüste, deren heftiger und begabter Gegner er war. Unaufhörlich war er bemüht, eine allgemeine Koalition zum Nachteil Frankreichs und zur Wiederherstellung der habsburgischen Weltmacht, welche für ihn zugleich den Sieg des Katholizismus bedeutete, zustande zu bringen, und der Bund Spaniens und des Kaisers mit den Niederlanden 1673 war hauptsächlich sein Werk. Zahlreiche Flugschriften gegen Frankreich werden ihm zugeschrieben, so: »La politique du temps, ou conseil sur les mouvements de la France« (1671), »La sauce au verjus« (gegen den französischen Gesandten Verjus in Deutschland, 1674). Vgl. Großmann, Der kaiserliche Gesandte Franz v. L. im Haag 1672—1676 (Wien 1874); Pribram, Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Fr. v. L. aus den Jahren 1655—1660 (das. 1887); Derselbe, Franz Paul Freiherr von L. und die Politik seiner Zeit (Wien 1894).

Lispeln, eigentümliche Aussprache der Konsonanten, bei welcher namentlich L und S vernehmlicher als gewöhnlich hervortreten; auch soviel wie flüstern.

Lissa (slaw. Vis), österreich. Insel im Adriatischen Meer, zur dalmatin. Bezirksh. Lesina gehörig, südwestlich von der Insel Lesina gelegen, 85 qkm (1,5 QM.) groß, ist bergig (Hum 592 m), erzeugt vortrefflichen Wein und gutes Öl, hat ein Fort und (1890

8674 Einw. Hauptort ist der Marktflecken L., an einer Bucht der Nordküste gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit gutem Hafen, in welchen 1893: 728 beladene Schiffe von 120,400 Ton. einliefen, und (1890) 3963 (als Gemeinde 4822) Einw. An der Westküste liegt Comisa, mit Sardellenfischerei und (1890) 3852 Einw. S. Karte »Bosnien«. — Im englisch-französischen Kriege wurde L. von den Franzosen besetzt, 1810 aber von den Engländern erobert, die bis 1815 im Besitz der Insel blieben, worauf sie an Dalmatien unter österreichischer Herrschaft fiel. Am 20. Juli 1866 fand hier eine Seeschlacht zwischen der österreichischen und italienischen Flotte statt. Gedrängt von der öffentlichen Meinung, welche mit der Unthätigkeit der überlegenen italienischen Flotte höchst unzufrieden war, hatte das italienische Ministerium dem Admiral Persano einen Handstreich auf L. befohlen. Am 16. Juli lief die Flotte von Ancona aus und bekam am 18. L. in Sicht. Ein erster Artillerieangriff auf San Giorgio mißlang, ein Landungsversuch am 19. wurde von der österreichischen Artillerie vereitelt, und am 20. hatte Persano eben einen dritten Angriff befohlen, als 10 Uhr Vormittags die österreichische Flotte, welche auf die Nachricht vom Anschlag auf L. von Pola ausgelaufen und bisher vom Nebel verdeckt herangekommen war, in nächster Nähe in Sicht gemeldet wurde. Dieselbe, in drei Treffen geteilt, in erster Linie 7 Panzerfregatten, in zweiter 7 Holzschiffe (Linienschiff Kaiser, 5 Fregatten, eine Korvette), in dritter 10 Kanonenboote und Schoner, fuhr auf Befehl ihres Admirals Tegetthoff mit voller Dampfkraft auf die italienische Flotte los. Von dieser waren 9 Panzerschiffe kampfbereit, die Persano so ordnete, daß 3 das erste Treffen, 4, darunter das Admiralschiff Re d'Italia, welches aber der Admiral während der Bewegung verließ, um sich auf das Turmschiff Affondatore zu begeben, das Zentrum, 2, zu denen nachher noch ein zehntes Panzerschiff (Varese) kam, die Nachhut bildeten. Die Italiener begannen das Feuer, aber die österreichische Flotte ließ sich nicht aufhalten, drängte sich zwischen Spitze und Zentrum des Gegners, und es begann ein furchtbarer Kampf Schiff an Schiff. Tegetthoff zeigte sich im Manövrieren überlegen. Allerdings mußte der »Kaiser« nach heldenmütigem Kampf mit drei Panzerschiffen in San Giorgio Schutz suchen; aber mit seinem Admiralschiff, der Panzerfregatte Ferdinand Max, die der Kapitän von Sterneck befehligte, bohrte Tegetthoff mit Einem Stoß den Re d'Italia in den Grund. Die italienische Holzflotte unter Vizeadmiral Albini kam der Panzerflotte nicht zu Hilfe, diese mußte den Kampf aufgeben und sammelte sich westlich von der Insel, nachdem noch der Palestro mit seiner ganzen Bemannung, die ihn nicht verlassen wollte, in die Luft geflogen war. Am Abend kehrte Persano nach Ancona zurück. Er hatte zwei Schiffe verloren, und zwei waren kampfunfähig geworden. Sein Verlust betrug ferner 43 Offiziere und 775 Mann, während die Österreicher 18 Offiziere und 158 Mann verloren. Persano wurde angeklagt und vom Senat 15. April 1867 zur Amtsentsetzung verurteilt. Vgl. den Prozeß Persano im »Neuen Pitaval«, neue Serie, Bd. 3 (Leipz. 1867); »Die Operationen der österreichischen Marine während des Kriegs von 1866« (Wien 1866); »Der Kampf auf dem Adriatischen Meer 1866« (das. 1869).

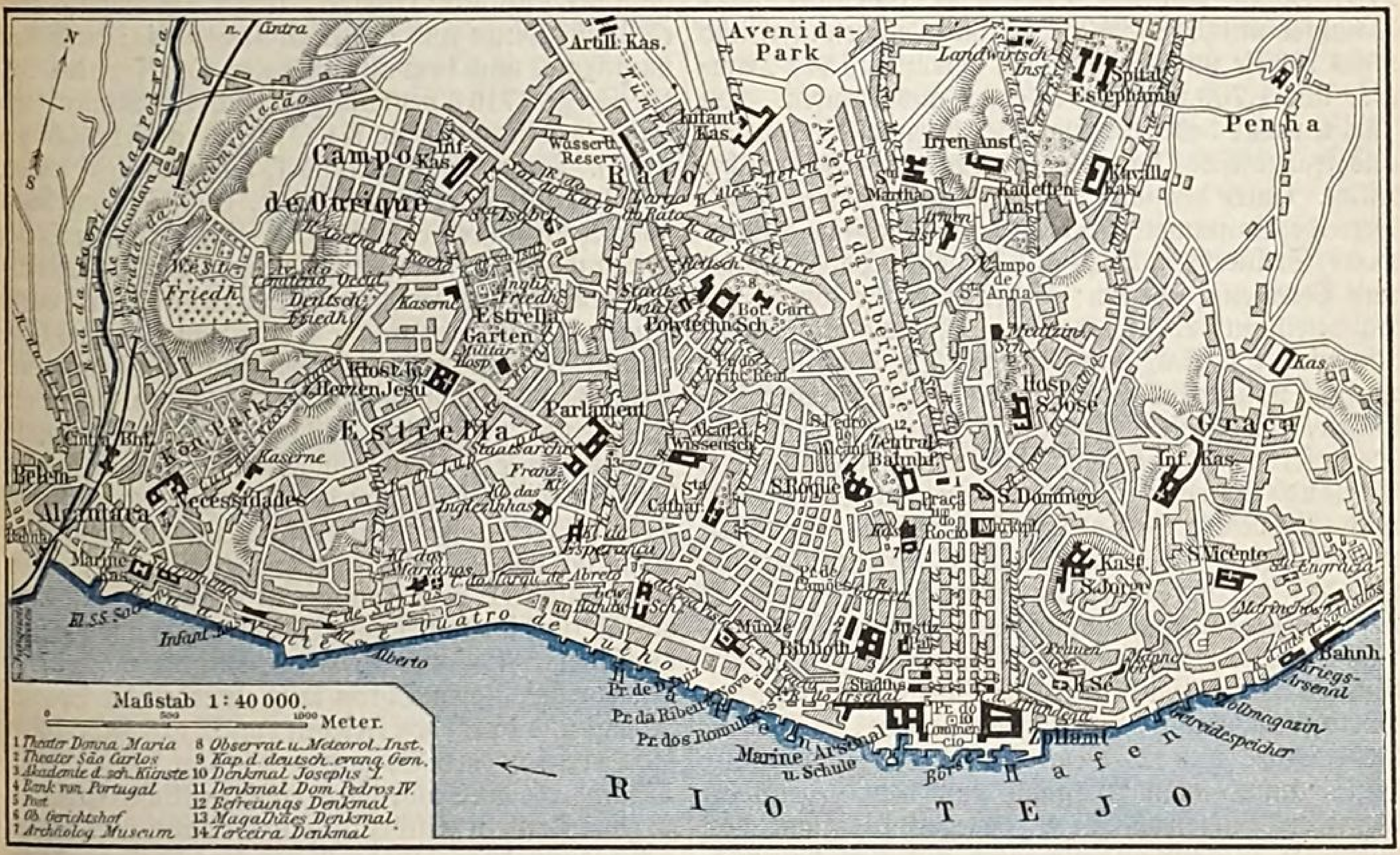
Lissa, 1) (Leszno) Kreisstadt im preuß. Regbez. Posen, Knotenpunkt der Linien Breslau-L.-Posen, L.-Glogau, L.-Jarotschin und L.-Ostrowo der Preußischen Staatsbahn, 94 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein schönes Schloß mit Park, ein altertümliches Rathaus, ein hübsches Kriegerdenkmal, ein öffentliches Schlachthaus, schöne Promenaden an Stelle der alten Festungswerke, ein Gymnasium, eine Präparandenanstalt, ein Landgericht, ein Hauptsteueramt, eine Reichsbanknebenstelle, Sprit-, Likör-, Wachs-, Reifen- und Maschinenfabrikation, eine Spiritusraffinerie, Ziegeleien, Dampfmahl- und -Sägemühlen, viele Windmühlen, Bierbrauerei, Mälzerei, Gerberei, Handel mit Getreide, Vieh, Sprit, Wein etc. und (1890) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie Nr. 50 und 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 20) 13,116 Einw., davon 4675 Katholiken und 1347 Juden. Zum Landgerichtsbezirk L. gehören die 8 Amtsgerichte zu Bojanowo, Fraustadt, Gostyn, Jutroschin, Kosten, L., Rawitsch und Schmiegel. — Die Stadt entstand aus dem der Familie Leszczynski gehörigen Gut Leszczynko, auf dem viele der vom Kaiser Ferdinand I. vertriebenen Böhmischen Brüder Schutz gefunden hatten, und welches um 1548 unter dem Namen L. zur Stadt erhoben wurde. Sie wurde seit dem 17. Jahrh. Hauptsitz der Böhmischen Brüdergemeinden in Polen. Letztere hatten hier ihre berühmteste Schule, an der Comenius (s. d.) eine Zeitlang Rektor war, ihr Seminar, ihre Druckerei und ihr Archiv. Während des polnisch-schwedischen Krieges wurde die Stadt von den Polen, 1707 von den Russen eingeäschert. — 2) (Deutsch-L.) Flecken im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Neumarkt, an der Weistritz und der Linie Sommerfeld-Breslau der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein fürstlich Putbussches Schloß, eine Besserungsanstalt und (1890) 2140 meist evang. Einwohner; merkwürdig durch das Zusammentreffen Friedrichs II. mit der österreichischen Generalität am Abend der Schlacht bei Leuthen.

Lissabon (portug. Lisbōa), Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Portugal und wichtiger Hafen und Handelsplatz, liegt unter 38° 42′ nördl. Br. und 9° 11′ westl. L. v. Gr., am rechten nördlichen Ufer der seeartig erweiterten, 18,5 km langen u. 11,1 km breiten Mündung des Tejo (Rada de Lisbōa), die westwärts durch die Entrada do Tejo, einen 7,4 km langen und 3,1 km breiten natürlichen Kanal, mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung steht. Die Stadt liegt reizend, teils am Ufer, teils amphitheatralisch an mehreren Hügeln emporsteigend, und bietet namentlich von der Seeseite aus einen imposanten Anblick dar, der sich nur mit dem von Neapel und Konstantinopel vergleichen läßt. Die eigentliche Stadt zerfällt in vier Stadtteile (bairros): die alte Stadt (Alfama), im O. um das Kastell S. Jorge gelagert; die am Tejo sich hinziehende Neustadt (Rocio); die obere Stadt (Bairro alto) und das westliche Viertel (nach dem hier mündenden Flüßchen Alcantara genannt); sie ist offen und hat einen Umfang von 20 km. Mit der südwestlichen Vorstadt Belem und mit den benachbarten Ortschaften des Weichbildes steht die Stadt durch Häuserreihen in Verbindung. Das Klima ist gleichmäßig, warm und angenehm; die Temperaturschwankungen sind nicht bedeutend, Frost u. Schnee selten, der Winter völlig frühlingsähnlich. Die mittlere Jahrestemperatur ist 15,7°, die des Winters 10,4°.



Wappen von Lissabon.

Die jährliche Regenmenge beträgt 759 mm. Die Straßen der Stadt sind namentlich im östlichen Viertel, welches von dem Erdbeben am 1. Nov. 1755 verschont blieb, noch eng und unregelmäßig; die neuern Teile sind seit jener Katastrophe schöner und regelmäßiger aufgebaut. Die schönsten Plätze (praças) sind: die Praça do Commercio, auf der Südseite vom Tejo, auf den drei andern Seiten von öffentlichen Gebäuden mit Arkaden begrenzt, mit monumentaler Anlegetreppe und der bronzenen Reiterstatue Josephs I.; dann die Praça do Rocio, welche durch mehrere mit schönen Geschäftsläden geschmückte Parallelstraßen, darunter die mit einem Triumphbogen beginnende Rua Augusta, mit dem ersterwähnten Platze verbunden ist und ein Bronzedenkmal Dom Pedros IV. enthält. Neben der Praça do Rocio liegt der Marktplatz (Praça da Figueira), westlich am Ausgang des belebten Chiado (Rua Garrett) der Camõesplatz mit dem voller Marmorkuppel; die von den Jesuiten erbaute Kirche S. Roque, mit kostbaren Mosaikbildern; die Klosterkirche S. Vicente de Fora (die Begräbniskirche des Hauses Braganza); die große Kirche S. Domingo; ferner, außerhalb der eigentlichen Stadt, die Kirche des ehemaligen Hieronymitenklosters **Belem**, von Emanuel d. Gr. 1499 gegründet, ein reicher spätgotischer, mit maurischen und Renaissancemotiven gemischter Bau, mit den Grabmälern Emanuels, Johanns III., des Kardinals Heinrich und Alphons IV. und prachtvollem Kreuzgang. Das Kloster enthält ein großes Waisenhaus sowie eine permanente Industrieausstellung. Unweit davon liegt am Tejoufer die Torre de Belem, ein massiver, viereckiger, 35 m hoher Turm in maurisch-gotischem Stil. Bemerkenswerte weltliche Gebäude sind: die königlichen Paläste Ajuda bei Belem u. das Necessidades, ehemals Nonnenkloster, mit zahlreichen Kunstwerken, das Zollgebäude, das



Lageplan von Lissabon.

Denkmal des Dichters. In nördlicher Richtung zieht sich die vornehme, 80 m breite Avenida de Liberdade mit zwei Fahrwegen, Alleen, Springbrunnen und dem Monument der Befreiung Portugals von der spanischen Herrschaft (1640) hin. Eine schöne Promenade führt längs des Stromufers gegen Belem. Erwähnenswert sind noch die Praças do Municipio und dos Romulares. Öffentliche Anlagen sind die Praças do Principe Real und S. Pedro de Alcantara, der botanische Garten des polytechnischen Instituts, der Estrellagarten, der königliche Park das Necessidades, die Tapada da Ajuda und der ausgedehnte Park Campo Grande. Die Avenida de Liberdade mündet nördlich in den neu angelegten Avenidapark. Außer den bereits genannten Monumenten besitzt L. noch Denkmäler Magalhães', des Herzogs von Terceira ꝛc. An architektonisch hervorragenden **Bauwerken** ist L. verhältnismäßig arm. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Kathedrale (Sé) am Abhang des Kastellhügels in der alten Stadt, mit gotischer Fassade, die älteste; von den neuern Kirchen sind hervorzuheben: die Klosterkirche zum Herzen Jesu (Estrella), mit prachtvoller Marinearsenal, die Nationaldruckerei, die Münze, das Cortesgebäude (ehemaliges Benediktinerkloster), das Stadthaus, die Börse ꝛc. Ein großartiges Bauwerk ist endlich die 1713—32 hergestellte Wasserleitung, die das Wasser 18 km weit von Bellas nach L. leitet und das Thal des Alcantara auf 35 Bogen überschreitet; seit 1880 besitzt L. eine zweite, noch ergiebigere Wasserleitung aus dem Flüßchen Alviella.

Die Bevölkerung von L. (mit Belem) belief sich 1878 auf 242,297 Bewohner und wurde 1891 auf 308,700 berechnet. Unter der Bevölkerung befinden sich viele Fremde, insbes. Spanier (etwa 30,000 Gallegos, meist Tagelöhner, Wasserträger ꝛc. aus Galicien), ferner Brasilier, Deutsche, Engländer, Franzosen ꝛc. Auch leben in L. viele Neger und Mulatten aus den portugiesischen Kolonien. Die **Industrie** der Stadt ist von erheblichem Umfang; ihre Haupterzeugnisse sind Gold- und Silberwaren (auch Filigranarbeiten) und Juwelierwaren. Blühende Gewerbe sind ferner in L. und dessen Umgebung vornehmlich Spinnerei und Weberei in Baumwolle, Wolle, Hanf und Seide; außerdem sind in Betrieb Eisengießereien, eine Zucker-

raffinerie, eine Maschinenfabrik, mehrere Fabriken für Chemikalien, musikalische Instrumente, Korkwaren, Handschuhe, Hüte und Schuhe, welche Artikel Gegenstand einer bedeutenden Ausfuhr sind, Steingut, Seife, Lichte, Messerwaren sowie eine königliche Tabaks- und Zündholzfabrik. Zahlreiche Arbeiter sind auch in dem oben erwähnten Marinearsenal (700 Personen) und in der königlichen Seilfabrik beschäftigt. Die breite Tejomündung oder Bai von L. bildet einen geräumigen und sichern Hafen, so daß die größten Kriegsschiffe nahe an der Stadt ankern können. Gegenwärtig ist die Anlage von Kais und Bassins am Tejoufer projektiert. Die Einfahrt in die Bai wird durch mehrere Forts geschützt, ist jedoch wegen unterseeischer Felsenriffe gefährlich. Als Handels- und Hafenstadt ist L., obgleich der ehemals blühende Seehandel Portugals sehr gesunken ist, immer noch von hoher Wichtigkeit. 1893 sind im Hafen von L. 2791 Schiffe von 2,329,147 Ton. (darunter 1821 Dampfer mit 2,188,280 T.) beladen eingelaufen und 2503 Schiffe mit 1,842,401 T. (darunter 1547 Dampfer mit 1,709,299 T.) beladen ausgelaufen. Am stärksten war dabei die englische, hiernach die deutsche und französische, dann die portugiesische Flagge beteiligt. Unter den nach L. eingeführten Waren stehen Getreide, Baumwollgewebe, Zucker, Stockfische, Baumwolle, Steinkohlen, Bau- und Faßholz, Tabak, Kaffee und Petroleum obenan; in der Ausfuhr kommt der Hauptteil auf Wein, Kork und Korkwaren, Fische, Rindvieh, Öl, Salz und Früchte. Der Transithandel umfaßt namentlich Produkte der portugiesischen Kolonien, wie Kaffee, Kakao, Gummi &c. In reger Dampferverbindung steht die Stadt namentlich mit England (Liverpool, Southampton, London), Frankreich (Bordeaux, Havre) und Deutschland (Hamburg und Bremen) sowie mit Brasilien, Argentinien und mit den portugiesischen Kolonien in Afrika. L. ist Endpunkt der internationalen Eisenbahnroute Paris–Madrid–L., welche die Linie L.–Valencia de Alcantara benutzt. Außerdem bestehen die Eisenbahnlinien: L.–Porto, L.–Badajoz, L.–Figueira da Foz, L.–Cintra, L.–Cascaes und L.–Beja–Faro. Die letztgenannte Linie nimmt ihren Ausgang von dem gegenüberliegenden Barreiro. In L. bestehen die Bank von Portugal, mehrere andre Banken und Versicherungsgesellschaften, eine Börse und Handelskammer. An Wohltätigkeitsanstalten gibt es hier mehrere Spitäler, darunter das mehrere kleine Krankenhäuser umfassende Hospital S. José, das neue Spital Estephania, ein Marine- u. ein Militärhospital, ferner eine Irrenanstalt, ein Blindeninstitut, ein großes Waisenhaus, ein Invalidenhaus &c. Am gegenüberliegenden Tejoufer befindet sich das große Quarantänelazarett. An öffentlichen Anstalten für Bildung und Wissenschaft besitzt die Stadt eine polytechnische Schule (500 Studierende), eine medizinisch-chirurgische Schule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, mehrere Lyceen, eine Gewerbe- und Handelsschule, ein landwirtschaftliches Institut mit Tierarzneischule, eine Akademie der schönen Künste, ein Konservatorium für Musik und dramatische Ausbildung, eine Armee- und eine Marineschule, ferner die Nationalbibliothek (200,000 Bände, 10,000 Manuskripte und 38,000 Münzen), ein reiches Nationalarchiv, ein astronomisches und ein meteorologisches Observatorium, mehrere Museen, einen botanischen Garten, eine Akademie der Wissenschaften, eine geographische, eine Ackerbaugesellschaft &c. sowie 7 Theater, darunter die Theater S. Carlos (für die Oper) und Dona Maria II. (für nationale Dramen). Daneben gibt es auch eine Arena für Stiergefechte. L. ist der Sitz des Gesetzgebenden Körpers, der Ministerien u. sonstigen höchsten Staatssowie der Distriktsbehörden, des obersten Gerichts- und eines Appellhofs, des Kommandos der 1. Militärdivision, des Patriarchen und vieler auswärtiger Gesandtschaften u. Konsulate, darunter auch eines deutschen. Für den Verkehr in der Stadt und Umgebung sorgen Pferdebahnen u. Omnibusse, ferner Drahtseilbahnen und kleine Dampfer am Tejo. Außer Gasbeleuchtung besitzt die Stadt auch teilweise elektrische Beleuchtung. Schöne Punkte in der an Villen und Gärten reichen **Umgebung** sind: Oeiras (mit Schloß des Marquis Pombal), Cascaes (Seebad), Carcavellos (gute Weine), Queluz (königliches Lustschloß), Bellas (Badeort), insbes. aber Cintra (s. d.).

Geschichte. L. hieß in der ältesten Zeit als Hauptstadt der Lusitaner Olisipo. Unter den Römern war es Munizipium und hieß Felicitas Julia; die Goten nannten es nach dem alten Namen **Olissipona**. In der Folge (716) bemächtigten sich die Mauren der Stadt und nannten sie **Al Oschbana** (Al Oschbunoch). Vom König Alfons I. von Portugal wurde sie 1147 mit Hilfe französischer, englischer und deutscher Kreuzfahrer endgültig in eine christliche Stadt verwandelt und zur Hauptstadt des Landes erhoben. Seitdem kommt der Name L. (**Lisboa**) vor. Papst Eugen III. machte nun die Stadt zum Sitz eines Bistums. Ihre Größe und Bedeutung wuchs unter den christlichen Königen, bereits im 14. Jahrh. war sie ein bedeutender Hafenplatz. 1344 ward sie von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, 1348 ein großer Teil der Einwohner von der Pest hingerafft. König Heinrich II. von Kastilien eroberte und verbrannte die Neustadt von L. 1373. Herzog Alba nahm L. 1580 für Philipp II. von Spanien in Besitz und ließ viele, die sich für die Unabhängigkeit Portugals aussprachen, hinrichten. Als aber 1640 das Haus Braganza auf den portugiesischen Thron kam, wurden die Spanier verjagt und durch den Frieden von L. (13. Febr. 1668) die Herrschaft der Braganza bestätigt. Am 1. Nov. 1755 wurde die Stadt durch ein schreckliches Erdbeben zu zwei Dritteln zerstört und verlor dabei über 30,000 ihrer Einwohner. Ende November 1807 wurde sie von den Franzosen besetzt, aber 30. Aug. 1808 durch die Engländer wieder befreit. Seitdem wurde das bis dahin nicht befestigte L. durch eine Linie von Verschanzungen vom Tejo bis ans Meer auch auf der Landseite gedeckt. Seit 1815 war es als die Hauptstadt von Portugal oft der Schauplatz innerer Parteikämpfe. Vgl. **Baptista de Castro**, Mappa de Portugal, Bd. 2; **Macedo**, Guide to Lisbon (Lond. 1875); kleinere Lokalschriften von Machado (1872), Ruanod (1881).

Lissa Hora, Gipfel in den Beskiden (s. d.).

Lissajous (spr. -schū), **Jules Antoine**, Physiker, geb. 4. März 1822 in Versailles, war Professor am Collège Saint-Louis in Paris, 1874 Rektor der Akademie zu Chambéry, 1875–79 derjenigen von Besançon. Er entdeckte die nach ihm benannten Lichtfiguren (s. Schall) und konstruierte einen auf diesen Erscheinungen beruhenden Komparator.

Lißberg, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Büdingen, an der Nidder und der Linie Stockheim-Gedern der Oberhessischen Eisenbahn, 162 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Schloßruine mit restauriertem Turm, Basaltbrüche, Ziegel- und Kalkbrennerei, 4 Mahlmühlen u. (1890) 345 evang. Einw.

Lisse (franz.), Kette in der Weberei, s. Weben.

Lissos, im Altertum kleiner Küstenfluß in Thrakien, mündet westlich von Mesambria ins Ägäische Meer, besonders bekannt durch die Sage, daß Xerxes' Armee ihn leer getrunken habe.

Lissos, von dem ältern Dionysios von Syrakus gegründete griech. Stadt in Illyrien, heute Alessio.

Lissotriches (griech., »Schlichthaarige«), s. Menschenrassen.

List, die Geschicklichkeit, seine Zwecke durch sorgfältig versteckte Mittel zu erreichen, ist dann zu rechtfertigen, wenn sie durch erlaubte Mittel einen erlaubten Zweck, keineswegs aber, wenn sie einen erlaubten Zweck durch unerlaubte Mittel (Hinterlist) oder einen unerlaubten Zweck durch unerlaubte Mittel (Arglist) herbeizuführen sucht.

List, früher selbständiger Ort im preuß. Regbez. und Landkreis Hannover, jetzt der Stadt Hannover einverleibt.

List, Friedrich, deutscher Nationalökonom, geb. 6. Aug. 1789 in Reutlingen, gest. 30. Nov. 1846 in Kufstein, arbeitete sich vom Schreiber bis zum Oberrevisor am Oberamt in Tübingen empor, hörte seit 1816 noch akademische Vorlesungen und erhielt 1818 die dort neuerrichtete Professur für Staatskunde und Staatspraxis. Wegen seiner politischen Wirksamkeit in der Presse von der Regierung zur Rechenschaft gezogen, legte er 1819 sein Amt nieder u. nahm die Stelle eines Konsulenten des Deutschen Handelsvereins an, dessen Mitbegründer er gewesen war. Von seiner Vaterstadt 1820 in die Kammer gewählt, ward L. wegen einer Petition an die Stände, welche eine Reihe von Mißständen in Verwaltung und Rechtspflege rügte, im Februar 1821 seiner Stellung als Abgeordneter enthoben und 6. April 1822 zu zehnmonatiger Festungsstrafe verurteilt. Er entfloh nach dem Elsaß, kehrte aber nach dritthalbjährigem Aufenthalt daselbst und in der Schweiz in die Heimat zurück und trat seine Haft auf dem Asperg an. Nach einigen Monaten aber erhielt er (1825) auf sein Nachsuchen die Erlaubnis zur Auswanderung nach Amerika, wo er sich bei Harrisburg ankaufte. Er verfaßte für eine pennsylvanische Gesellschaft die Schrift »Outlines of a new system of political economy« (Philad. 1827), welche bereits einige der in seinem spätern Hauptwerk entwickelten Gedanken enthielt. Nachdem er auf einem Ausflug in die Blauen Berge Pennsylvaniens ein Kohlenlager entdeckt hatte, verband er sich 1830 mit andern zur Ausbeutung desselben und behufs dieses Zweckes zur Gründung einer Eisenbahn von Tamaqua bis Port Clinton. Überhaupt entfaltete L. auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, dessen Bedeutung er schon frühzeitig klar erkannte, eine ausgedehnte, insbes. die planmäßige Bildung ganzer Schienennetze erstrebende Thätigkeit. 1833 zum amerikanischen Konsul in Leipzig ernannt, rief er hier unter Rottecks und Welckers Redaktion das »Staatslexikon« ins Leben und wirkte durch die Presse, z. B. in der Schrift »Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems« (Leipz. 1833), zunächst für das Projekt der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Gleichwohl vermochte er bei derselben keine Anstellung zu finden. 1837 begab er sich nach Paris, von wo aus er sich an der »Allgemeinen Zeitung«, der »Deutschen Vierteljahrsschrift« ꝛc. beteiligte. 1840 nach Stuttgart zurückgekehrt, arbeitete er, jedoch ohne Erfolg, gemeinschaftlich mit Joseph Meyer in Hildburghausen für Ausbau einer Eisenbahn von Nürnberg über Bamberg, Hildburghausen, Kassel nach den Hansestädten. In Augsburg, wohin er 1842 übersiedelte, schrieb er »Das nationale System der politischen Ökonomie« (Stuttg. 1841, Bd. 1; 7. Aufl. von Eheberg, 1884). In derselben setzte er der Ad. Smithschen Lehre, nach welcher möglichst viel Tauschwerte erzielt werden müßten, seine Theorie der produktiven Kräfte entgegen, nach welcher jedes Volk in erster Linie seine eignen Kräfte zu heben habe, wenn auch zunächst mit Verzichtleistung auf Gewinn an Tauschwerten. Auf diesem Gedanken baute er seine Forderung des Zollschutzes für eine junge, noch aufstrebende Industrie auf. Anfang 1843 begründete er sein »Zollvereinsblatt«, in welchem er den Krieg gegen den Freihandel mit großem Geschick fortsetzte. Vergeblich bewarb er sich in Württemberg, wo er endlich vollständig amnestiert worden war, in Bayern sowie in Wien, wo er 1844—45 verweilte, um eine Anstellung; auch eine 1846 nach England unternommene Reise, um den in seiner Denkschrift über eine Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland entwickelten Gedanken praktisch zu verfolgen, blieb ohne Ergebnis. Tief verstimmt und körperlich leidend suchte er auf einer Alpenreise Erholung, kam aber nur bis Kufstein, wo er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Lange entschieden bekämpft, hat L. als Verfechter des Protektionssystems in der neuern Zeit, als seine Ausführungen praktisch verwertet werden konnten, sowie als deutscher Patriot und trefflicher Schriftsteller allgemeine Anerkennung gefunden. Seine »Gesammelten Schriften« nebst seiner Biographie hat Häusser aus seinem Nachlaß herausgegeben (Stuttg. 1850—51, 3 Bde.). Vgl. Goldschmidt, Fr. L., Deutschlands großer Volkswirt (Berl. 1878); »Fr. L., ein Vorläufer und ein Opfer für das Vaterland« (2. Aufl., Stuttg. 1877, anonym); Eheberg in der »Historisch-kritischen Einleitung« zur 7. Auflage des »Nationalen Systems« (s. oben) u. Art. »List« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« (4. Aufl., Jena 1892).

List., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Martin Lister (s. d. 1).

Lista y Aragon, Alberto, berühmter span. Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Okt. 1775 in Triana bei Sevilla, gest. daselbst 5. Okt. 1848, studierte in Sevilla, erhielt hier 1803 den Lehrstuhl der Philosophie am Kollegium von San Isidoro, 1806 den der schönen Wissenschaften und wurde 1807 Professor der Rhetorik und Poetik an der dortigen Universität. Bei der Invasion der Franzosen flüchtig geworden, kehrte er erst 1817 in sein Vaterland zurück, wo er im folgenden Jahr als Lehrer an der Akademie zu Bilbao angestellt wurde. Seit 1820 redigierte er in Madrid die Zeitschriften »El Censor« und »El Imparcial«, seit 1828 zu Bayonne die »Gaceta de Bayona«, gab 1830 die »Estafeta de San Sebastian« heraus und übernahm, nachdem beide Zeitungen unterdrückt worden, 1833 die Redaktion der »Gaceta de Madrid«, bis er 1837 die Professur der höhern Mathematik zu Madrid erhielt. Aber schon im nächsten Jahre legte er auch dieses Amt nieder, um die Leitung des Kollegiums von San Felipe Neri in Cadiz zu übernehmen, die er bis 1840 führte. L. war einer der größten spanischen Lyriker seiner Zeit; mit einer reichen Phantasie und einem tiefen Gefühl verband er einen feinen Geschmack und eine echt philosophische Lebensanschauung. Seine »Poesias« erschienen zu Madrid 1822 (2. Aufl., das. 1837, 2 Bde.; auch in die »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 67, auf-

genommen). Außerdem hat man von ihm: »Trozos escogidos de los mejores hablistas castellanos en prosa y verso« (2 Bde.), eine gute Mustersammlung der spanischen Poesie und Beredsamkeit; »Curso de historia universal«, eine Bearbeitung von Ségurs »Histoire universelle«, bis auf die neueste Zeit fortgesetzt; »Lecciones de literatura dramática española« (Madr. 1839) und »Ensayos literarios y críticos« (Sevilla 1844, 2 Bde.). Auch schrieb L. einen Supplementband zu Marianas und Miñanas »Historia de España« (Madr. 1828). Vgl. E. Benot in »España en el siglo XIX« (Madr. 1886).

Listenwahl (Listenabstimmung, franz. Scrutin de liste), Wahlsystem, nach welchem jeder Wähler für so viel Abgeordnete stimmt, als der Wahlkreis zu wählen hat. Die L. bildet also den Gegensatz zur Einzelwahl; sie kann auch, muß aber nicht so eingerichtet sein, daß durch sie eine Minderheiten- oder verhältnismäßige Vertretung bewirkt wird. Näheres s. Proportionalwahl.

Lister, 1) Martin, Naturforscher, geb. 1638 in Radcliffe, gest. 2. Febr. 1711 als Leibarzt der Königin Anna in London; schrieb: »Historia sive synopsis conchyliorum« (1685—93, 2 Bde.); »Historiae animalium Angliae tres tractatus« (1678).

2) Sir Joseph, Chirurg, geb. 5. April 1827, wurde 1852 Bachelor of Medicine in London, 1855 Fellow des Royal College of Surgeons in Edinburg, bald darauf Professor der klinischen Chirurgie an der dortigen Universität und 1877 am King's College in London. L. gilt als einer der hervorragendsten Chirurgen Englands, er erfand die sogen. antiseptische Verbandsmethode, indem er von dem Experiment Pasteurs ausging, welcher die Luft filtrierte und dadurch feststellte, daß sie Keime von Organismen enthält. L. hielt diese Keime für die Erreger der Eiterung und suchte sie deshalb von der Wunde abzuhalten (s. Listerscher Verband). Er begründete damit für die Chirurgie eine neue Epoche und eröffnete die Wege zur antiseptischen und aseptischen Behandlung der Wunden, bei welcher man jetzt jede Wunde, die nicht von vornherein tödlich ist, für heilbar halten und mit guten Aussichten auf Erfolg Operationen vornehmen darf, welche früher niemals gewagt werden konnten. L. erhielt 1878 von der Universität Edinburg den Ehrengrad eines Doktors der Medizin, 1879 und 1880 von Oxford und Cambridge den Doktorgrad der Rechte, und 1884 wurde er geadelt. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: »Minute structure of the involuntary muscular fibre« (1857); »Early stages of inflammation« (1859); »On excision of the wrist for caries« (1865); »Ligature of arteries and the antiseptic system« (1869); »The germ theory of fermentative changes« (1875); »Lactic fermentation and its bearings on pathology« (1878); auch die Artikel: »Amputation« und »Anaesthetics« in Holmes' »System of surgery« und »Principles of antiseptic surgery« in der Festschrift für R. Virchow (Berl. 1891).

Listerscher Verband, ein Verband, welcher auf dem Prinzip beruht, die Luft von der (Operations- oder andern) Wunde abzuschließen oder sie doch nur filtriert hinzuzulassen, um die in ihr enthaltenen krankheiterregenden Keime auszuschließen. Lister umgab das ganze Operationsfeld mit einem Karbolnebel, um so die Keime, die sich in der zur Wunde tretenden Luft befinden, zu töten. Immer im Karbolnebel wurde alsdann ein Verband angelegt, welcher aus einer achtfachen Lage einer besondern, mit Karbol imprägnierten Gaze bestand, zwischen deren vorletzter und äußerster Lage ein der Größe des Verbandes entsprechendes Stück Gummistoff eingelegt wurde. Dieser Verband wurde mit Binden weit um die Wunde herum angelegt, u. dann erst hörte die Arbeit des Karbolsprühers auf. Lister erzielte mit seinem Verband erstaunliche Erfolge, doch zeigten spätere Forschungen, daß diese auch mit einfachern Mitteln erreicht werden können, und der Karbolsprüher wie der achtfache Verband sind wieder verschwunden.

Lister und Mandal, die beiden südlichsten Vogteien in Norwegen, am Skagerrak, welche zusammen ein Amt von 7264,34 qkm (131,9 QM.) mit (1891) 78,738 Einw. bilden und zum Stift Christiansand gehören. An der buchtenreichen Küste sind das Vorgebirge Lindesnäs, die Halbinsel Listerland (beide mit Leuchtturm) und der Listerfjord bemerkenswert. In letzterm liegen einige Inseln, von denen Hiterö (20 qkm) die größte ist. Das Innere des Amtes besteht aus parallelen Flußthälern, welche guten Ackerboden enthalten, während die trennenden Gebirgszüge, obgleich nicht hoch, doch die Kommunikation hindern. Unter den Thälern sind besonders das Kvinesdal u. das Siredal zu nennen. In den Eichenwäldern, die früher bedeutender waren, gewinnt man jährlich ca. 1750 Ton. Rinde für die Gerberei. Hauptort ist Christiansand. S. Karte »Schweden und Norwegen«.

L'istesso tempo (auch lo stesso tempo, ital.), Musikvorzeichnung: »in demselben Tempo«.

Listland, nördlicher Teil der Insel Sylt im preuß. Regbez. Schleswig, durch das Lister Tief von der Insel Röm getrennt. Auf der nördlichen Landzunge, dem »Ellbogen«, 2 Leuchtfeuer und eine Rettungsstation, im O. das Dorf List mit Hafen, Rettungsstation und 70 Einw.

Listowel, Stadt in der irischen Grafschaft Kerry, am Fluß Feale, nordöstlich von Tralee, mit Schloßruine und (1891) 3566 Einw.

Liszt, 1) Franz, epochemachender Klavierspieler und Komponist, geb. 22. Okt. 1811 in Raiding bei Ödenburg in Ungarn, gest. 31. Juli 1886 in Bayreuth während der Festspiele (und dort begraben), machte, kaum neun Jahre alt, durch sein Klavierspiel und seine Improvisationen in Ödenburg und Preßburg solches Aufsehen, daß ihn mehrere Magnaten (die Grafen Apponyi, Szápáry u. a.) in Wien von Czerny (Klavier) und Salieri (Komposition) ausbilden ließen, worauf er 1823 als Virtuose und Improvisator in Wien, München und andern Städten, endlich in Paris auftrat und überall die unglaublichste Sensation hervorrief. Von Paris aus unternahm sein Vater mehrere Kunstreisen mit ihm durch die französischen Departements, die Schweiz und nach England. 1824 komponierte der Knabe eine Operette: »Don Sancho«, die 1825 in der Großen Oper zu Paris mit Erfolg aufgeführt wurde. 1826 studierte er Kontrapunkt unter Reicha. Um diese Zeit brachte ihn ein tiefer Hang zur Religion in Konflikt mit seinem Beruf; er wollte Gottesgelehrter werden und gab den Plan nur auf aus Liebe zu seinem Vater. Nach des letztern Tod (1827) lebte L. bis 1835 als Lehrer und Komponist für Klavier mit seiner Mutter in Paris. Die Julirevolution und deren religiöse u. kirchliche Bewegungen (Saint-Simonisten, Lamennais), die litterarischen u. musikalischen Kämpfe gegen die Schablone der Klassizität (G. Sand, Victor

Hugo, H. Berlioz) bilden den Ausgangspunkt seiner künstlerischen Richtung. Zugleich gab Paganinis Geigenspiel (1831) den Anstoß zur vollständigen Um- und Neugestaltung seiner Virtuosität zu der Höhe, die ihn historisch zum Begründer einer neuen Epoche des Klavierspiels und, hiermit eng zusammenhängend, des Stils der Klaviermusik machte. 1835 begab sich L. in Gesellschaft der Gräfin d'Agoult (s. d.), der nachmaligen Mutter seiner Kinder, nach Genf, 1837 nach Italien, von wo aus er (1838) auf den Notschrei der in Pest durch Wassersnot Heimgesuchten nach Wien eilte, um zu ihrem Besten Konzerte zu geben. Dieselben wurden zum Vorläufer seiner Triumphzüge durch ganz Europa (1839—47), die, in Wien beginnend, die musikalische Welt in den höchsten Begeisterungstaumel versetzten. Diese großartigen Erfolge verdankte L. nicht bloß seiner erstaunlichen, das gesamte Gebiet der Klaviertechnik umfassenden Virtuosität, sondern in noch höherm Maß der Grazie, dem Adel und der Tiefe, welche sich in seinem Vortrag der eignen Schöpfungen wie der Meisterwerke aller Zeiten widerspiegelten. Von der Universität Königsberg zum Ehrendoktor, vom Großherzog von Weimar zum »Hofkapellmeister in außerordentlichem Dienst«, von Friedrich Wilhelm IV. zum Ritter des Ordens pour le mérite, vom Fürsten von Hechingen zum Hofrat ernannt, von fast allen Höfen Europas dekoriert, ließ er sich 1848 in Weimar nieder. Hier, umgeben von einer Schar hochbegabter Kunstjünger, wirkte er bis 1861 bahnbrechend und reformierend als Dirigent, Lehrer, Schriftsteller und Komponist und erhob die kleine Residenz, die durch ihn eine zweite Kunstepoche feierte, zum Zentralpunkt der musikalischen Fortschrittsbestrebungen, die in seiner beispiellosen Propaganda für R. Wagner gipfelten. 1859 trat er von der Opernleitung zurück und nahm 1861 seinen Aufenthalt in Rom, empfing hier 1865 die Weihen als Weltgeistlicher, wurde 1870 zum Präsidenten der königl. ungarischen Landes-Musikakademie zu Budapest ernannt und lebte seitdem abwechselnd hier, in Rom und in Weimar, wo die von ihm bewohnte Villa jetzt ein Liszt-Museum enthält.

In seiner Thätigkeit als **Komponist** sind drei Epochen zu unterscheiden. Die Kompositionen seiner **ersten** Periode bestehen teils in »Transskriptionen« für Klavier (ein von ihm geschaffener Zweig der Klaviermusik), obenan Schubertscher Lieder und ungarischer Nationalmelodien (die Vorarbeiten zu seinen spätern »Ungarischen Rhapsodien«), in Übertragungen der Symphonien Berlioz' und Beethovens auf das Klavier, das dabei zu universaler Ausdrucksfähigkeit erhoben wurde (von L. »Klavierpartituren« genannt), in »Phantasien« über Opernmelodien, teils in Klavierstücken, Liedern und Männerchören. In seiner **zweiten** Periode (Weimar) wandte er sich vorzugsweise der reinen Instrumentalmusik zu im Anschluß an das von Berlioz vertretene Prinzip: bestimmte poetische Objekte durch die Symphonie zum Ausdruck zu bringen und die Instrumentalmusik überhaupt zum Ausdrucksmittel dichterischer und dramatischer Ideen zu erheben. Die hierher gehörigen Kompositionen Liszts sind die zwölf »Symphonischen Dichtungen«, jede **einsätzig**: 1) »Ce qu'on entend sur la montagne«, auch als »Bergsymphonie« bekannt (nach V. Hugo); 2) Tasso, Lamento e trionfo; 3) Préludes (nach Lamartines »Notre vie est-elle autre chose qu'une série de préludes?«); 4) Orpheus; 5) Prometheus; 6) Mazeppa; 7) Festklänge; 8) Heldenklage (Héroïde funèbre); 9) Hungaria; 10) Hamlet; 11) Hunnenschlacht (nach Kaulbach); 12) Die Ideale (nach Schiller). Dazu kommen die zwei **mehrsätzigen** Chorsymphonien: »Eine Faust-Symphonie« (erster Satz Allegro: Faust; zweiter Satz Andante: Gretchen; dritter Satz Allegro vivace ironico: Mephisto; Schlußchor Andante mistico: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis etc.«) und »Eine Symphonie zu Dantes Divina Commedia« (erster Satz Lento: Inferno; zweiter Satz Andante con moto: Purgatorio; Schlußchor: Magnificat) sowie »Zwei Episoden aus Lenaus Faust« u. a. Ferner fallen in diese Periode: die zur Einweihung der Basilika zu Gran komponierte »Missa solennis« (D dur), die »Ungarische Krönungsmesse« (Es dur), die Chöre zu Herders »Entfesseltem Prometheus«, die zwei großartigen Klavierkonzerte in Es dur und A dur, Sonate für Klavier (H moll, ein einsätziges Riesenwerk), Lieder und viele andre Kompositionen. In seiner **dritten** Periode (Rom bis zu seinem Tode) erscheint L. vornehmlich als Kirchenkomponist. Obenan stehen die Oratorien »Christus« (nach Texten aus der Heiligen Schrift und der katholischen Liturgie) und die »Legende von der heil. Elisabeth« (Text von O. Roquette), beide zum Teil noch in Weimar entstanden; ihnen reiht sich das unvollendete »Stanislaus« an, ferner ein »Requiem« für Männerstimmen und Orgel, Kantaten, Psalmen, Paternoster, kleine Kirchenchorgesänge u. a. In allen diesen Werken verfolgt L. den von Berlioz und R. Wagner eingeschlagenen Weg und bildet mit den Genannten die Spitze der »neudeutschen Schule«. Als selbständig schaffender Künstler erfuhr er nicht weniger Anfechtungen als seine beiden Genossen. Erst in neuerer Zeit fanden seine symphonischen Dichtungen wie auch seine reformatorischen Bestrebungen, die Kirchenmusik durch Verschmelzung katholisch-liturgischer und dramatischer Musikelemente dem Bewußtsein der Zeit entsprechend weiter zu gestalten, größere Würdigung, insbes. durch seine zahlreichen Schüler, die ihm bei seinem dem Idealen zugewandten Naturell als Menschen mit Recht dieselbe Verehrung zollten wie als Künstler. Auch als **Schriftsteller** hat sich L. eifrig und erfolgreich bethätigt. Die von ihm selbständig veröffentlichten, abgesehen von einer gewissen Überschwenglichkeit des Stils höchst wertvollen Arbeiten sind: »Frédéric Chopin« (Leipz. 1852, 4. Aufl. 1890; deutsch von La Mara, das. 1880); »Lohengrin et Tannhaeuser de R. Wagner« (das. 1851; deutsch, Köln 1852); »De la fondation Goethe à Weimar« (Leipz. 1851); »Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie« (Par. 1859, neue Ausg. 1881; deutsch von P. Cornelius, Pest 1861); »Robert Franz« (Leipz. 1872). Eine deutsche Gesamtausgabe seiner Schriften besorgte Lina Ramann (Leipz. 1880—83, 6 Bde.); ein thematisches Verzeichnis seiner Werke gaben Breitkopf u. Härtel in Leipzig heraus. Eine Sammlung von Liszts Briefen besorgte La Mara (Marie Lipsius, Leipz. 1892—93, 3 Bde.), die auch »Briefe hervorragender Zeitgenossen an F. L.« (das. 1895, 2 Bde.) herausgab; der »Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Franz L.« erschien daselbst 1887, 2 Bde. Vgl. Lina **Ramann**, Franz L. als Künstler und Mensch (Leipz. 1880—93, 2 Bde.); **Nohl**, Beethoven, L., Wagner (Wien 1874); R. **Pohl**, Gesammelte Schriften, Bd. 2: »Franz L.« (das. 1883); J. **Wohl**, Franz L., Erinnerungen einer Landsmännin (Jena 1888); **Nohl** und **Göllerich**, Franz L. (in Reclams Universal-

Bibliothek 1882 und 1888); B. Vogel, Franz L. (Leipz. 1888).

2) Franz von, Kriminalist, Vetter des vorigen, geb. 2. März 1851 in Wien, studierte daselbst, in Göttingen und Heidelberg, habilitierte sich 1875 als Privatdozent für Strafrecht in Graz, wurde 1879 ordentlicher Professor des Strafrechts und Zivilprozesses in Gießen, 1882 in Marburg, von wo er im Herbst 1889 einem Ruf an die Universität Halle folgte. L. ist gegenwärtig in Deutschland der Hauptvertreter einer wissenschaftlichen Richtung, welche, ausgehend von der Auffassung des Verbrechens als einer sozialen Krankheitserscheinung, im Gegensatz steht sowohl zu der überwundenen spekulativ-philosophischen Behandlung des Strafrechts als zur herrschenden, vorwiegend mit abstrakten Begriffen rechnenden Schule. Als Organ dieser Richtung begründete er 1881 im Verein mit A. Dochow (s. d.) die »Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft« und rief zur Vorbereitung legislativer Reformen 1888 mit den Professoren van Hamel in Amsterdam und Prins in Brüssel die »Internationale kriminalistische Vereinigung« ins Leben (weiteres darüber s. Kriminalistische Vereinigung). L. schrieb unter anderm: »Meineid und falsches Zeugnis« (Wien 1876); »Die falsche Aussage vor Gericht« (Graz 1877); »Lehrbuch des österreichischen Preßrechts« (Leipz. 1878); »Das deutsche Reichspreßrecht« (Berl. 1880); »Lehrbuch des deutschen Strafrechts« (das. 1881, 7. Aufl. 1895); »Der Zweckgedanke im Strafrecht« (Marb. 1882); »Die Reform des juristischen Studiums in Preußen« (Berl. 1886); »Der italienische Strafgesetzentwurf« (Freiburg 1888); »Die Grenzgebiete zwischen Privatrecht und Strafrecht. Kriminalistische Bedenken gegen den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich« (Berl. 1889). Auch gab er in der von der Internationalen kriminalistischen Vereinigung unternommenen umfassenden Publikation: »Das Strafrecht der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung« den 1. Band (»Das Strafrecht der Staaten Europas«, Berl. 1894) heraus. Von Dochows »Strafrechtsfällen« besorgte er die 4. u. 5. Aufl. (Jena 1891 u. 1895, erstere mit Bennecke). Zur Förderung fachwissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiet des Strafrechts und der Kriminalpolitik rief er 1888 ein kriminalistisches Seminar (früher in Marburg, jetzt in Halle) ins Leben, dessen Abhandlungen in zwanglosen Heften erschienen (Bd. 1, Freiburg 1888; Bd. 2—5, Berl. 1889—95).

Liszt-Stiftung, von der Fürstin Marie Hohenlohe im Oktober 1888 begründete Stiftung zur Unterstützung talentvoller Musiker und Klaviervirtuosen sowie durch Alter invalid gewordener Musiker, als deren Kurator der Großherzog von Sachsen-Weimar fungiert. Sitz der Stiftung ist Weimar.

Lit. (lat.), Abkürzung für Litera, Buchstabe.

Litä (griech.), Bitten, bei Homer (Ilias IX, 502 ff.) personifiziert als Töchter des Zeus (vgl. Ate).

Litanei (griech., »Bitten, Flehen«), in der katholischen Kirche ein Gebet, das bei Bittgängen zur Abwehr von Unglücksfällen &c. abwechselnd von dem Geistlichen oder einem Vorbeter und der Gemeinde gesprochen oder gesungen wird. Man unterscheidet eine große und eine kleine L.; den Anfang bildet immer der Bittruf: »Kyrie eleison!«, den Schluß der Vers: »Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, erbarm' dich unser!« Auch in den Gottesdienst (besonders an Bußtagen) fand die L. Eingang und wurde für diesen Zweck von Luther sogar für die protestantische Kirche bearbeitet. In der Brüdergemeinde heißt die der Predigt vorangehende Betstunde L. Im übertragenen Sinne gebraucht man L. für eine eintönige, sich endlos wiederholende Herzensergießung oder Mitteilung.

Litauen (Lithauen, russ. und pol. Litwa), vormals zum polnischen Reiche gehöriges Großfürstentum, bestand vor der Teilung Polens aus dem eigentlichen L., welches die Woiwodschaften Wilna und Troki in sich begriff, aus dem Herzogtum Samogitien und aus dem litauischen Rußland, d. h. den Woiwodschaften, welche von den Litauern früher den Russen abgenommen worden waren, nämlich dem alten Polesien, Schwarzrußland oder Nowogrodek und Weißrußland oder Minsk, Mcislaw, Witebsk, Smolensk, Plozk und Polnisch-Livland. Bei der Teilung Polens ward diese über 275,000 qkm (5000 QM.) umfassende Ländermasse zwischen Rußland und Preußen geteilt; doch fielen die preußischen Erwerbungen später ebenfalls an Rußland (s. unten, Geschichte). Über das Wappen s. die Textbeilage zur Tafel »Wappen«.

Die Litauer (poln. Litwini, russ. Litowzi) bilden mit den Letten, den alten Preußen u. den Samogitiern einen besondern Zweig des sogen. baltischen oder slawo-litauischen Astes des indogermanischen Völker- und Sprachstammes, den litauischen. Sämtliche litauische Stämme zählen über 3,200,000 Seelen, darunter 1,200,000 Letten und 200,000 Kuren in den Gouvernements Kurland, Livland und Witebsk, in kleinen Zahlen verstreut in Kowno, St. Petersburg und Mohilew, 890,000 eigentliche Litauer, sehr verbreitet in Kowno und Wilna, weniger zahlreich in Suwalki, in geringer Zahl in Kowno, 700,000 Samogitier in Kowno und Suwalki, endlich 210,000 Preußen. Die Litauer, die sich sehr stark mit den Nachbarvölkern vermischt haben, sind blond, von festem Körperbau, religiös, in hohem Grad abergläubisch und hängen mit großer Zähigkeit an den althergebrachten heidnischen Gebräuchen. Die Wohnungen sind ärmlich und unsauber, die Wände immer mit einer Menge von Heiligenbildern geschmückt. Die Litauer bekennen sich größtenteils zur römisch-katholischen Kirche; doch wächst die Zahl der zur griechisch-katholischen Kirche Gehörenden beständig, seit Kaiser Nikolaus die unierte Kirche in L. aufgehoben und mit der griechisch-katholischen verbunden hat. Im nördlichen Ostpreußen, namentlich auf der nördlichen Seite der Memel, wo sie die Mehrzahl der Landbewohner bilden, dann auf der Südseite des Flusses bis zur Linie Labiau-Pillkallen und in einigen Resten noch bis Goldap, zählen sie 122,000 Seelen. Sie nehmen seit 1864 merklich ab; der Religion nach sind sie Protestanten. S. Litauische Sprache und Litteratur.

Geschichte. L. ist etwa seit 850 n. Chr. von dem Volk der Litauer bewohnt, das in mehrere Stämme unter kleinen Fürsten zerfiel. Sie hatten eine strenge Kasteneinteilung in Priester, Fürsten (preuß. Reiks oder Rekis, lit. Kuingas, lett. Kungs), Krieger, Grundbesitzer, freies Volk u. Leibeigne. Geschriebene Gesetze kannten sie nicht. Die oberste Gewalt befand sich in der Hand des ersten Priesters (Kriwe-Kriweito). Mord u. Diebstahl wurden sehr streng bestraft. Hauptbeschäftigung waren Ackerbau und Handel mit den Schweden und Slawen. Als erster Großfürst wird Ringold (1230—1235) genannt. Sein Sohn Mindowg ließ sich 1252 vom Erzbischof von Riga taufen und zum König krönen, trat dem Deutschen Orden Samaiten und Schalauen ab und versprach ihm für den Fall seines Todes sein ganzes Reich. Doch 1261 fiel er vom

Glauben wieder ab, vernichtete ein Ordensheer in der blutigen Schlacht an der Durbe und reizte die heidnischen Preußen zum Aufstand. Fast alljährlich fanden seitdem Einfälle der Litauer ins Ordensland statt, wofür der Orden nach der Unterwerfung der Preußen blutige Rache nahm. Gedimin (seit 1315) eroberte durch den Sieg am Fluß Irpénj 1321 einen Teil des südlichen Rußland samt Kiew, gründete die Städte Wilna und Troki, kämpfte im Bunde mit Wladislaw von Polen gegen den Orden und empfing die Todeswunde bei der Belagerung einer Ordensburg 1340. Sein Nachfolger Olgerd (1345—77) entriß den Ruthenen Podlachien am Bug (1366), zwang um dieselbe Zeit die Tataren von Perekop zur Anerkennung seiner Oberhoheit und bewog Groß-Nowgorod und Pskow, unter seinen Schutz zu treten. Weniger glücklich war er in den Kämpfen gegen den Orden, die er, von seinem Bruder Keistut unterstützt, unaufhörlich führte; beide wurden 1370 bei Rudau total geschlagen, doch gelang die Eroberung von Wilna 1378 dem Orden nicht. Olgerds jüngster Sohn, Jagello (1377—1434), ließ sich 1386 in Krakau taufen und nahm den Namen Wladislaw an. Durch seine Vermählung mit der Erbin Polens, Hedwig, erhielt er Polen, mußte jedoch 1392 den Litauern in Witowt, dem Sohn des von ihm getöteten Keistut, einen eignen Großfürsten geben. Obwohl dieser sich wiederholt mit dem Orden gegen Polen verband, so focht er doch an der Seite Jagellos in der für den Orden verhängnisvollen Schlacht bei Tannenberg (1410). Während Witowt die Eroberung des Fürstentums Smolensk 1404 gelang, schlug sein Zug gegen die Goldene Horde fehl; er erlitt an der Worskla eine furchtbare Niederlage (1399). Inzwischen war ein großer Teil der Litauer katholisch geworden. Auf dem Tag zu Gorodlj am Bug (1413) ward festgesetzt, daß der katholische Adel Litauens mit dem polnischen zur Wahl der Könige und Großfürsten sowie zu wichtigen Beratungen einen gemeinschaftlichen Reichstag bilden sollte. Vergebens bemühte sich Witowt, welchem die Abhängigkeit von Polen verhaßt war, vom deutschen Kaiser Siegmund den Königstitel zu erhalten; die Polen verhinderten es. Nach Witowts Tod (1430) ernannte Wladislaw seinen Bruder Swittrigailo zum Großfürsten von L.; dieser ward aber von dem durch die litauischen Edelleute gewählten Bruder Witowts, Siegmund, verdrängt. Siegmund, wegen seiner Grausamkeit verhaßt, ward 1440 vom Fürsten Czartoryiski ermordet, und ein Bruder des polnischen Königs Wladislaw III., Kasimir, erhielt L.; derselbe bestieg 1444 auch den polnischen Thron. In den mit L. vereinigten russischen Gebieten bestanden noch bis zum Anfang des 16. Jahrh. Teilfürsten; Smolensk ging 1522 an Moskau verloren. Nach dem Tode Kasimirs IV. (1492) erwählten die Polen dessen zweiten Sohn, Johann I. Albrecht, zum König; die Litauer dagegen wählten seinen dritten Sohn, Alexander, zu ihrem Großfürsten, der 1501 König von Polen wurde. Seitdem blieben Polen und L. unter Einem Oberhaupt vereinigt. Die völlige Vereinigung beider Länder in allen Staatsangelegenheiten kam endlich auf dem Reichstag zu Lublin (1569) zu stande; die litauischen Provinzen im südwestlichen Rußland fielen an Polen. Beide erhielten einen gemeinsamen Senat und Reichstag in Warschau, doch sollte seit 1673 stets der dritte Reichstag in Grodno erhalten werden. Bei der dritten Teilung Polens 1795 kam der größere Teil Litauens an Rußland, das daraus die sechs Gouvernements: Wilna, Kowno, Grodno, Mohilew, Witebsk und Minsk bildete; der kleinere, bis zur Memellinie Kowno-Grodno, fiel an Preußen, wurde aber 1807 mit dem Großherzogtum Warschau vereinigt und fiel 1814 als Teil Kongreßpolens ebenfalls an Rußland. L. beteiligte sich 1830 und 1863 an den Aufständen in Polen gegen Rußland (s. Polen). Vgl. Schlözer und Gebhardi, Geschichte von L. (Halle 1785); Lelewel, Histoire de la Lithuanie (Par. 1861).

Litauer, s. Litauen.

Litauischer Balsam, soviel wie Birkenteer.

Litauische Sprache und Litteratur. Das Litauische ist im weitern Sinne eine der Sprachfamilien (jetzt nur noch von ungefähr $2^1/_2$ Mill. Menschen gesprochen), aus denen sich der große indogermanische Sprachstamm zusammensetzt; im engern Sinne versteht man darunter gewöhnlich eine der drei Sprachen (Litauisch, Lettisch, Altpreußisch), aus denen diese Sprachfamilie, die auch die baltische oder lettische genannt wird, besteht. Ihrer nahen Verwandtschaft mit den slawischen Sprachen halber wird sie häufig mit diesen unter dem Namen der slawo-lettischen (slawo-litauischen, baltisch-slawischen) zusammengefaßt. Aber auch die germanischen Sprachen scheinen in nähern Beziehungen zu diesen beiden Sprachfamilien zu stehen, und die drei zusammen können als die nordeuropäische Abteilung des indogermanischen Sprachstammes bezeichnet werden. Vgl. Hassencamp, Über den Zusammenhang des lettoslawischen und germanischen Sprachstammes (Leipz. 1876); Leskien, Die Deklination im Slawisch-Litauischen und Germanischen (das. 1876); Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte (2. Aufl., Jena 1890). Das Litauische im engern Sinne, die Sprache des Landvolkes in der Gegend um Memel und Tilsit und in den russischen Gouvernements Kowno und Wilna, ist die altertümlichste unter den lebenden indogermanischen Sprachen Europas und deshalb sehr wichtig für die vergleichende Sprachforschung. Schon in Bopps vergleichender Grammatik ist die litauische Sprache behandelt, aber der berühmte Sprachforscher Schleicher war der erste, der diesen Schatz systematisch zu heben suchte, indem er 1852 mit Unterstützung der österreichischen Regierung eine Art Entdeckungsreise nach Litauen unternahm und den Bauern durch Abfragen die uralten Formen ihrer Sprache sowie verschiedene ihrer volkstümlichen Lieder (Dainos), Fabeln und Märchen entlockte. Die Resultate seiner Reise legte er in einem vortrefflichen »Handbuch der litauischen Sprache« nieder, wovon der erste Teil die Grammatik (Prag 1855), der zweite das Lesebuch mit Glossar (das. 1856) enthält. Für die Zwecke der Sprachvergleichung verwertete Schleicher das Litauische selbst in seinem »Kompendium der vergleichenden Grammatik« (4. Aufl., Weim. 1876), Brugmann in seinem »Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen« (Straßb. 1886—92, 2 Bde.) u. a.; zahlreiche Monographien enthalten auch verschiedene Zeitschriften, wie Kuhn und Schleichers »Beiträge«, Kuhns »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, Bezzenbergers »Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen«, Brugmann und Streitbergs »Indogermanische Forschungen« u. a. Wörterbücher lieferten Nesselmann (Königsb. 1851) und Kurschat (Halle 1872—74, 2 Bde.), eine Grammatik (das. 1876) ebenfalls Kurschat, von dem bereits früher »Beiträge zur Kunde der litauischen Sprache« (Königsb. 1843 und Berl. 1849) erschienen waren;

»Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache« gab Bezzenberger (Götting. 1877), ein übersichtliches »Litauisches Elementarbuch« J. Völkel (Heidelb. 1879) heraus. 1879 bildete sich in Tilsit eine Litauische litterarische Gesellschaft, die in ihren »Mitteilungen« die interessanten Überreste des gegen die Deutschen, Russen und Polen stetig an Boden verlierenden litauischen Sprach- und Volkstums in möglichster Vollständigkeit zu sammeln bestrebt ist. Die Litteratur des Litauischen ist äußerst unbedeutend, indem das einzige größere selbständige Werk in litauischer Sprache das Gedicht »Die Jahreszeiten« ist, das von dem Dichter Donalitius (s. d.) aus dem 18. Jahrh. herrührt und von Rhesa (1818), von Schleicher (Petersb. 1865) und Nesselmann (Königsb. 1868) herausgegeben wurde. Außerdem gibt es nur Gebet- und Erbauungsbücher, die ältesten aus dem 16. Jahrh.; dagegen besitzen die Litauer eine reichhaltige und originelle Volkspoesie. »Litauische Märchen, Rätsel und Lieder« gab Schleicher heraus (Weim. 1857); andre Sammlungen von Volksliedern veröffentlichten Rhesa (»Dainos«, neue Aufl. von Kurschat, Berl. 1843), Nesselmann (das. 1853), Juszkiewicz (»Lietuviškos dainos«, Kasan 1880—82, 3 Tle., u. »Lietuviškos svotbinės dainos«, Hochzeitslieder, Petersb. 1883), Brugmann und Leskien (»Litauische Lieder und Märchen«, Straßb. 1882) und Chr. Bartsch (»Dainu Balsai«, Melodien litauischer Volkslieder mit Textübersetzung 2c., Heidelb. 1887). Über litauische Mythologie handelte Schleicher in seinen »Lituanica« (»Abhandlungen der Wiener Akademie«, 1854) u. Bezzenberger in den »Litauischen Forschungen zur Kenntnis der Sprache und des Volkstums der Litauer« (Götting. 1882). »Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer)« gab Veckenstedt heraus (Heidelb. 1883, 2 Bde.). Die interessanteste Figur des altlitauischen Götterglaubens ist der Donnergott Perkunos (s. d.). Viele Beiträge zur litauischen Volkskunde enthalten die erwähnten »Mitteilungen der Litauischen litterarischen Gesellschaft«, die 1894 auch »Litauische Kirchengesänge«, gesammelt von W. Hoffmann, herausgab.

Litauisches Recht, das in dem ehemaligen Großfürstentum Litauen geltende Recht, welches sich auf dem privatrechtlichen Gebiet in den litauischen, weiß- und kleinrussischen Gouvernements bis 1842 erhielt und dann durch das russische Privatrecht ersetzt wurde. Dasselbe beruhte im wesentlichen auf den Verordnungen der ehemaligen Großfürsten von Litauen, doch war auch die Verleihung des Magdeburger und des Kulmer Stadtrechts an einzelne Städte auf die Ausbildung des litauischen Rechts von bestimmendem Einfluß. Das erste allgemeine Gesetzbuch war von dem Großfürsten Kasimir IV. 1468 erlassen worden. Im 16. Jahrh. erfolgte eine umfassende Kodifikation des litauischen Rechts (Litauisches Statut), für dessen Gestaltung und Ausbildung übrigens auch das polnische Recht und das eindringende römische Recht mit bestimmend gewesen waren.

Litchfield (spr. littschfīld), 1) Stadt in der Grafschaft Montgomery des nordamerik. Staates Illinois, in fruchtbarer Prärie, 70 km südlich von Springfield, Bahnknotenpunkt, hat Dampfmühlen, Eisenbahnwerkstätte, Kohlengruben, lebhaften Getreidehandel und (1890) 5811 Einw. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Connecticut, hat ein Irrenhaus, Schmelzwerke für das in der Umgegend gebrochene Nickelerz und (1890) 3304 Einw.

Litchibaum, s. Nephelium.

Lit de justice (franz., spr. li dö schüstīß'), »Gerechtigkeitsbett«), ursprünglich der erhabene Sitz, auf welchem die alten Könige von Frankreich, umgeben von ihren Baronen und Pairs, Gericht zu halten pflegten; später die feierliche Parlamentssitzung, in welcher der König, z. B. bei besonders wichtigen Staatsangelegenheiten, Rechtshändeln der Großen, Mündigkeitserklärungen, persönlich erschien. Als die Parlamente eine politische Gewalt erlangt hatten und dieselbe immer mehr geltend zu machen suchten, bedienten sich die Könige solcher Sitzungen auch, um das von jenen verweigerte Einregistrieren der Edikte, welches die damals übliche Form der Verkündigung der Gesetze war, durchzusetzen. Der Kanzler hielt alsdann den Vortrag, leitete die mündliche Abstimmung, die ohne Diskussion vor sich ging, und befahl einfach im Namen des Königs die Einregistrierung der auf solche Weise zwangsweise durchgesetzten Verordnungen. Ludwig XIV. hielt 1663 ein L. in Reitstiefeln ab, die Reitpeitsche in der Hand. Am bekanntesten wurde das L. von 1787, in welchem der Vorschlag zur Versammlung der Generalstaaten gemacht wurde.

Litem lite resolvere (lat.), »einen Streit mit einem Streit schlichten«, eine streitige Sache durch etwas nicht weniger Streitiges entscheiden wollen.

Liten (Liti, Laeti, Leti, auch Lidi, Ledi, latinisiert aus den Formen leto, litu, let, laet, lat; Lazzi, Lassi), eine zur Zeit des fränkischen Reiches bei den niederdeutschen Stämmen der Salier, Ripuarier, Chamaven, Friesen und Sachsen vorkommende halbfreie Bevölkerungsklasse, die ihren Herren persönliche Abgaben, von ihren Hufen an den Herrenhof Zinsen und Dienste zu entrichten hatten, dagegen eides- und prozeßfähig, des (wenn auch geminderten) Wehrgeldes teilhaftig, der Heerpflicht unterworfen waren. Eine ähnliche Stellung wie der Lite bei den niederdeutschen Stämmen nahm bei andern Stämmen der Aldie, der Kolone, der Parschalk ein. Vgl. Leibeigenschaft.

Lite pendente (lat.), bei schwebendem Prozeß (s. Rechtshängigkeit).

Liter (abgekürzt l, franz. litre), Einheit aller Hohlmaße im metrischen System, = 1 Kubikdezimeter oder 0,001 cbm. Es wird eingeteilt in 10 Deziliter zu 10 Zentiliter zu 10 Milliliter; 10 L. machen ein Dekaliter, 100 ein Hektoliter, 1000 ein Kiloliter, aber wenige dieser Bezeichnungen sind gebräuchlich. Sämereien, Bier 2c. werden nach dem Hektoliter verkauft.

Litera, Literatur 2c., s. Littera 2c.

Litérnum, Küstenstadt im alten Kampanien, zwischen Cumä u. der Mündung des Clanius (jetzt wahrscheinlich Tor di Patria). Auf seinem Landgut daselbst beschloß Scipio Africanus sein Leben.

Literprozente, s. Spiritus.

Litewka (poln.), ein Uniformrock mit niedrigem Kragen u. Schößen, von verschiedenem Schnitt; z. B. der langschößige blaue Rock der preußischen Invaliden mit einer Reihe Knöpfe und rotem Kragen. Seit 1895 dürfen Offiziere die L. bei gymnastischen Übungen, auf der Schwimmbahn sowie beim Dienst in geschlossenen Räumen tragen.

Litfaßsäulen, s. Anschlag und Plakatsäulen.

Lith..., vor Vokalen soviel wie Litho... (s. d.).

Lithagōgon (griech.), steinabführendes Heilmittel.

Li Thai-peh, der seiner verworrenen Lebensführung sowie hervorragenden Begabung wegen berühmteste Dichter Chinas, geb. 699 n. Chr. in der Provinz Setschuan, gest. 762 in der Nähe von Nanking, wurde, frühzeitig als Genie erkannt, an den Hof des Kaisers

Hinan Tsung gezogen, als dessen Freund er zu hohen Ehren gelangte, fiel aber bald durch eigne Schuld in Ungnade und vertauschte den Hof mit einem vagabundierenden Leben, während dessen er die Freuden des Lebensgenusses und die Schönheiten der Natur besang. Wegen seiner Teilnahme an mehreren Aufständen gegen seinen Gönner wurde er zuletzt an die Südgrenze des Reiches verbannt und erst spät begnadigt. Seine Gedichte wurden von seinem Verwandten Li-Yang-ping, in dessen Hause er gestorben war, gesammelt u. herausgegeben. Vgl. Mayers, Chinese reader's manual (Schanghai 1874).

Lithargўrum, soviel wie Bleiglätte, s. Bleioxyd.

Lithauen, s. Litauen.

Litherland (spr. libĕrländ), Flecken in Lancashire (England), bei Waterloo with Seaforth, mit (1891) 4441 Einw.

Lithgow (spr. lithgo), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, in den Blauen Bergen und an der Großen Westbahn, hat Kohlengruben (1892: 205,614 Ton.), Eisenwerke, Thonwaren- und Tuchfabrik und (1891) 3865 Einw.

Lithiasis (griech.), Steinkrankheit, s. Harnsteine.

Lithion, s. Lithium.

Lithionglimmer, Lithionit, s. Glimmer.

Lithium Li, Alkalimetall, findet sich stets in Begleitung von andern Alkalimetallen, als Silikat im Petalit (2,7—3,7 Proz. Li_2O), Lithionglimmer oder Lepidolith (1,3—5,7 Proz.), Spodumen (3,8—5,6 Proz.), Triphan, Kastor, Turmalin, als Phosphat im Triphyllin (3,4—7,7 Proz.) u. Montebrasit (9,8 Proz.), als Fluorlithium im Amblygonit (6,7—9,1 Proz.); in sehr geringer Menge findet sich L. weitverbreitet in vielen Feldspaten, Kalksteinen, Meteoriten, in Quell-, Fluß- und Meerwasser, in Pflanzenaschen, in der Milch, im Blut; eine Quelle bei Redruth in Cornwall soll in 24 Stunden 400 kg Chlorlithium liefern. Zur Darstellung des Lithiums zersetzt man die dasselbe enthaltenden Mineralien mit Salzsäure, stellt eine nur Alkalichloride enthaltende Lösung dar, verdampft diese zur Trockne und extrahiert aus dem Rückstand das Chlorlithium mit einer Mischung gleicher Volumen Alkohol und Äther. Das Chlorlithium wird dann geschmolzen und durch den elektrischen Strom zersetzt. So erhält man reines L. als silberweißes, auf frischer Schnittfläche glänzendes, aber sehr schnell anlaufendes Metall, welches, wie die übrigen Alkalimetalle, unter Steinöl aufbewahrt werden muß. Es ist bei gewöhnlicher Temperatur knetbar, aber härter als Kalium und Natrium, Atomgewicht 7,01, spez. Gew. 0,593 (es ist mithin der leichteste aller starren Körper), schmilzt bei 180°, ist nur bei sehr hoher Temperatur flüchtig, entzündet sich an der Luft bei 200° und verbrennt zu Oxyd; es zersetzt Wasser bei gewöhnlicher Temperatur, ohne, wie Kalium und Natrium, den entwickelten Wasserstoff zu entzünden, ist einbasisch und bildet mit Sauerstoff Lithiumoxyd (Lithion) Li_2O, welches sich in Wasser zu Lithiumhydroxyd (Lithiumoxydhydrat) LiOH löst. Letzteres ist dem Natriumhydroxyd ähnlich und bildet mit Säuren die farblosen, meist in Wasser löslichen Lithiumsalze, von denen das kohlensaure und das phosphorsaure L. schwer löslich sind. Lithiumchlorid (Chlorlithium) LiCl ist farblos, zerfließlich, sehr leicht löslich in Wasser und Alkohol, schmeckt wie Kochsalz, schmilzt leicht und verflüchtigt sich bei Weißglut. Es färbt, wie alle Lithiumsalze, die Alkoholflamme karmesinrot. Man benutzt Lithiumsalze gegen Gicht, da harnsaures L. das löslichste aller Harnsäuresalze ist und Lithiumsalze daher geeignet erscheinen, die gichtischen Ablagerungen von harnsaurem Natron zu lösen. Lithiumsalze dienen auch gegen Krupp, Diphtheritis, gelbes Fieber, zur Bereitung von Mineralwässern und zu Nachtsignalen. L. wurde 1817 von Arfvedson im Petalit entdeckt und das Metall zuerst von Davy dargestellt.

Lithiumsmaragd, s. Hiddenit.

Litho... (grch.), in Zusammensetzungen: Stein..., z. B. Lithographie (Steindruck).

Lithochromie (griech.), s. Lithographie.

Lithocysten (griech.), Pflanzenzellen, die eine Kristalldruse, einen Cystolithen oder Raphiden (s. Absonderung 2) enthalten.

Lithodomus, die Steindattel (s. d.).

Lithofrakteur (franz., spr. -tör), Sprengpräparat aus Kieselgurdynamit u. Sprengpulver, soll weniger empfindlich sein als Dynamit und in gefrornem Zustand leichter zur Explosion gebracht werden können. Der L. findet besonders in Amerika Verwendung.

Lithoglyphi (griech.), s. Bildsteine.

Lithoglyphik (griech.), Steinschneidekunst (s. d.).

Lithographie (griech., »Steinzeichnung«, Steindruck, hierzu Tafel »Lithographie«), die Kunst, eine Zeichnung mittels chemischer Kreide oder der Feder oder durch Gravieren so auf einer Steinplatte zu entwerfen, daß sie, mit Farbstoff bedeckt, abgedruckt werden kann. Sowohl dem Prinzip als dem Wesen ihrer graphischen Technik nach steht die L. zwischen dem Kupferstich und dem Holzschnitt in der Mitte. Denn während der erstere vermittelst Tiefdrucks, der zweite durch Erhabendruck reproduziert, indem dort das Bild vertieft, hier erhaben erscheint, bleibt es auf der lithographischen Druckplatte, ausgenommen bei der Radier- u. der Graviermanier, in der Ebene, von welcher der Abdruck auf chemisch-technischem Wege bewirkt wird. Die der L. eigenartige Technik ist die mit der lithographischen Kreide zeichnende Manier, die weder von dem Kupferstich und der Zinkographie noch von dem Holzschnitt erreicht, noch durch sie ersetzt werden kann. Das Prinzip der lithographischen Reproduktion beruht auf der Unvermischbarkeit von Wasser und Fett. Wenn ein für das Einsaugen von Wasser wie für das von Fett ebenso empfänglicher Stein an gewissen Stellen mit Fett getränkt wird, so nimmt er an diesen kein Wasser an, sondern nur Fett, während wieder die andern mit Wasser getränkten Stellen kein Fett annehmen. Entwirft man also auf dem sogen. lithographischen Stein, einem dichten, auch Teile von Thon- und Kieselerde und Kohlensäure enthaltenden Kalkstein, nachdem derselbe glatt geschliffen ist, vermittelst der lithographischen Kreide, welche aus Wachs, Seife, Hammeltalg, Salpeter und Kienruß besteht, oder der lithographischen Tinte, die nahezu dieselben Substanzen in flüssigem Zustand enthält, und der Feder eine Zeichnung, und zwar verkehrt, und tränkt alle übrigen Stellen mit Wasser, so wird die aufgetragene Druckfarbe nur auf den bezeichneten Stellen haften, und es werden also auch nur diese beim Abdruck reproduziert. Um die Stellen des Steines, welche weiß bleiben sollen, noch mehr gegen die Annahme von Farbe zu schützen, werden sie geätzt und gummiert. Das Ätzen mit verdünnter Salpetersäure reinigt die Oberfläche, erleichtert das Gummieren und trägt auch dazu bei, die alkalische Seifensubstanz der Kreide oder Tinte in einem steten Zersetzungsprozeß zu erhalten, wodurch sie für die

Annahme der Druckfarbe empfindlich bleibt. Das Gummieren ist dagegen das eigentliche Schutzmittel gegen die Annahme der Farbe an den leeren Stellen. Der beste lithographische Stein wird bei Solnhofen in Bayern gebrochen, für minder feine Arbeiten werden brauchbare Steine indes auch in Nordamerika, England, Frankreich, Italien, Rußland und Preußen gefunden. Die Steine werden in 5—10 cm dicke Platten geschnitten und mit Sandstein abgeschliffen. Je gleichförmiger ihre Textur ist, desto besser sind sie. Ihre Farbe ist ein gelbliches oder bläuliches Grau. Gebrauchte Steine können durch Abschleifen der Oberfläche wieder zur Aufnahme von Zeichnungen hergerichtet werden.

Unter den verschiedenen Manieren der L. steht die Steinkreidezeichnung obenan. Sie bringt eine der Zeichnung mit schwarzer Kreide auf Papier ähnliche Wirkung hervor und besitzt als charakteristische Merkmale Weichheit und malerischen Effekt. Damit das Bild nicht zu weich und verwaschen aussieht, muß die Oberfläche des Steines etwas rauh gemacht, »gekörnt« werden, wodurch die Zeichnung eine punktartige Textur erhält. Die Federzeichnung, welche mittels der lithographischen Tinte ausgeführt wird, hat einen ähnlichen Charakter wie die Radierung in Kupfer; aber ihre Strichlagen erscheinen beim Druck selten so rein wie bei der letztern. Der Stein darf jedoch hierfür nicht rauh, sondern muß fein geschliffen sein; auch wird er vor Beginn des Zeichnens mit einer sehr schwachen Seifenlösung übergossen, welche das Ausfließen der Zeichnungslinien verhindert. Verschieden hiervon ist die Graviermanier auf Stein, bei welcher dieser ähnlich wie eine Kupferplatte behandelt wird (vgl. Kupferstecherkunst, S. 858). Zuerst wird der Stein, welcher bei diesem Verfahren ebenfalls nicht gekörnt sein darf, mit einer Mischung von Phosphorsäure und Gummi angeätzt, zum Schutz gegen Annahme der Farbe, worauf man ihn grundiert, was durch eine Auflösung von Asphalt, Mastix und weißem Wachs, der man etwas Kienruß zusetzt und die mit dem Pinsel aufgetragen wird, geschieht und den Zweck hat, die gravierten Linien weiß erscheinen zu lassen und es dadurch dem Lithographen zu ermöglichen, stets das Fortschreiten seiner Arbeit und deren Wirkung beurteilen zu können. Nachdem der Grund trocken ist, wird die Zeichnung mittels der stählernen Radiernadel oder eines scharfen Diamanten so eingegraben, daß der Stein an diesen Stellen bloßgelegt wird, worauf man ihn mit einem Wachsrand umgibt und die Ätzung mit Scheidewasser ausführt. Wenn die gravierten Stellen mit Öl eingerieben worden sind, nehmen sie später allein die Druckfarbe an, der Deckgrund kann weggewaschen werden und der Druck beginnen. Der lithographische Hochdruck, auch Akrographie und Lithotypie genannt, ist eine jetzt außer Gebrauch gekommene Nachahmung des Holzschnittes; es wurden hierbei die Lichter weggeätzt, bis die Zeichnung sich erhaben und für den Druck auf der Buchdruckpresse geeignet darstellte. Anti-Typolithographie hat man ein Verfahren des Umdrucks von Buchdruck auf den lithographischen Stein genannt, bei welchem ersterer nach dem Drucke weiß oder in der Papierfarbe erscheint, während die übrige Fläche des Papiers die zum Druck angewandte Farbe zeigt. Eine sehr interessante Manier ist die lithographische Schabkunst, wobei der ganze Stein mit lithographischer Tusche eingeschwärzt und dann die Lichter mit der Nadel und dem Schabmesser herausgeholt werden.

Der Tondruck unterscheidet sich von der gewöhnlichen L. nur dadurch, daß dazu mehrere Platten nötig sind, welche einzelne Partien derselben, gleichsam in verschiedenen Tönen darstellen und nacheinander gedruckt werden. Der einfache Tondruck besteht darin, daß ein der Steinfarbe ähnlich gefärbter Grund, vielleicht mit Aussparung der höchsten Lichter, vorgedruckt und auf diesen dann die eigentliche Zeichnung gedruckt wird. Bei drei oder vier Platten enthält die eine den Grundton, die zweite die eigentliche Zeichnung, die andern die Mitteltonpartien.

Aus diesem Tondruck ist endlich der chromolithographische Druck (Chromolithographie, Lithochromie, lithographischer Farbendruck, und, wenn zur Nachbildung von Aquarellgemälden verwendet, auch Aquarelldruck genannt) entstanden, indem man die bloße Betonung in wirkliches Kolorit verwandelte und Gemälde durch eine Reihe farbiger Platten, die sämtlich Teile derselben Zeichnung darstellten, reproduzierte. Man bedient sich dieser Manier auch zur Vervielfältigung, resp. Nachahmung von Ölgemälden, in welchem Fall man das Verfahren als Ölgemäldedruck oder Ölfarbendruck (s. d.) bezeichnet. Die Herstellung chromolithographischer Bilder geschieht derart, daß man zuerst das zu reproduzierende Süjet in allen seinen Konturen auf den lithographischen Stein aufpaust, von dieser Umrißzeichnung dann aber so viele Abdrücke auf präpariertes Papier macht und auf andre Steine überdruckt (»umklatscht«), als man verschiedene Farbenplatten, deren Zahl sich zwischen 6 und 20, oder auch mehr, bewegt, zu verwenden gedenkt. Als Beispiel der Aufeinanderfolge verschiedener Farbplatten diene beifolgende Tafel. Auf diesen einzelnen Steinen werden nun mittels der Kreide- oder Feder- (Punktier-) Manier nur diejenigen Teile der Zeichnung ausgearbeitet, die einer bestimmten Farbe gehören, oder die durch Übereinanderdruck verschiedener Farben andre Farben und Nüancen ergeben sollen; bei dem nachfolgenden Druck wird dann in der Regel mit den hellern Farben begonnen, unter allmählichem Fortschreiten zu den dunklern. Vor dem endgültigen Druck wird jedesmal ein Andruck gemacht, d. h. die nächstfolgende Farbe wird auf die vorhergehende gedruckt; ist der Effekt durch die kompetenten Personen gutgeheißen, so dient dieser Andruck dem Drucker als Mustervorlage. Beim Aquarell- und Ölgemäldedruck wird oft, um eine größere Ähnlichkeit mit den Originalen zu erzielen, die Körnung des Papiers, und bei letzterm die Textur der Malerleinwand oder wohl auch der pastöse Pinselauftrag dadurch nachgeahmt, daß man Steine oder Zinkplatten danach ätzt und dann die fertigen Bilder mit diesen gleichzeitig durch die Presse gehen läßt, ihnen so das gewünschte Muster einprägend.

Eine Abart der L. ist die Zinkographie, richtiger Lithozinkographie genannt zum Unterschied von der Typozinkographie (s. Zinkographie); bei ersterer werden als Surrogat für den lithographischen Stein Zinkplatten angewendet, die durchaus wie dieser behandelt werden.

Auf einer Verbindung der L. mit der Photographie beruht die Photolithographie (s. d.) für faksimileartige Reproduktion von Kupferstichen, Holzschnitten oder Lithographien, von Handzeichnungen, Manuskripten, Autographen sowie auch für Naturaufnahmen ꝛc. Man überzieht den Stein mit einer Chromgelatineschicht und belichtet ihn unter einem Negativ,

Lithographie.

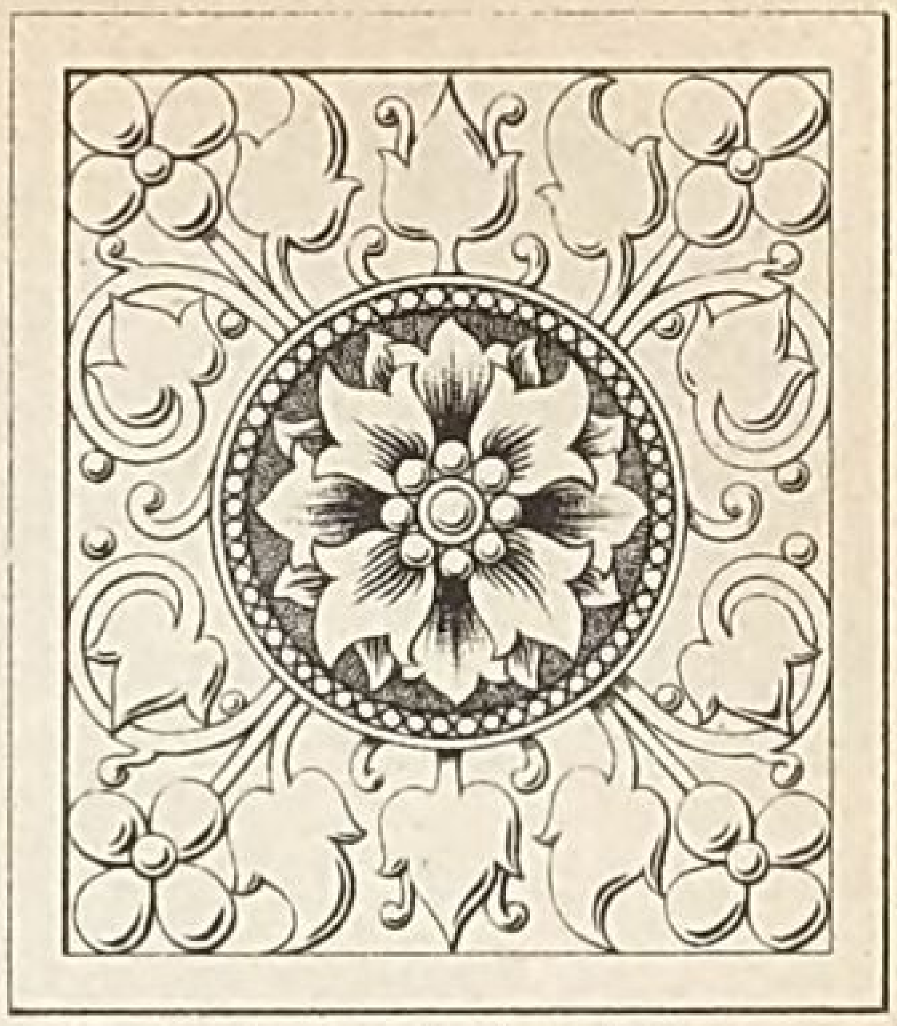
Reihenfolge eines Farbendruckes mit 6 Farben. Einfache Skala: Fig. 1, 2, 3, 5, 7, 9, 11, fortlaufende Skala: Fig. 2, 4, 6, 8, 10, 12.



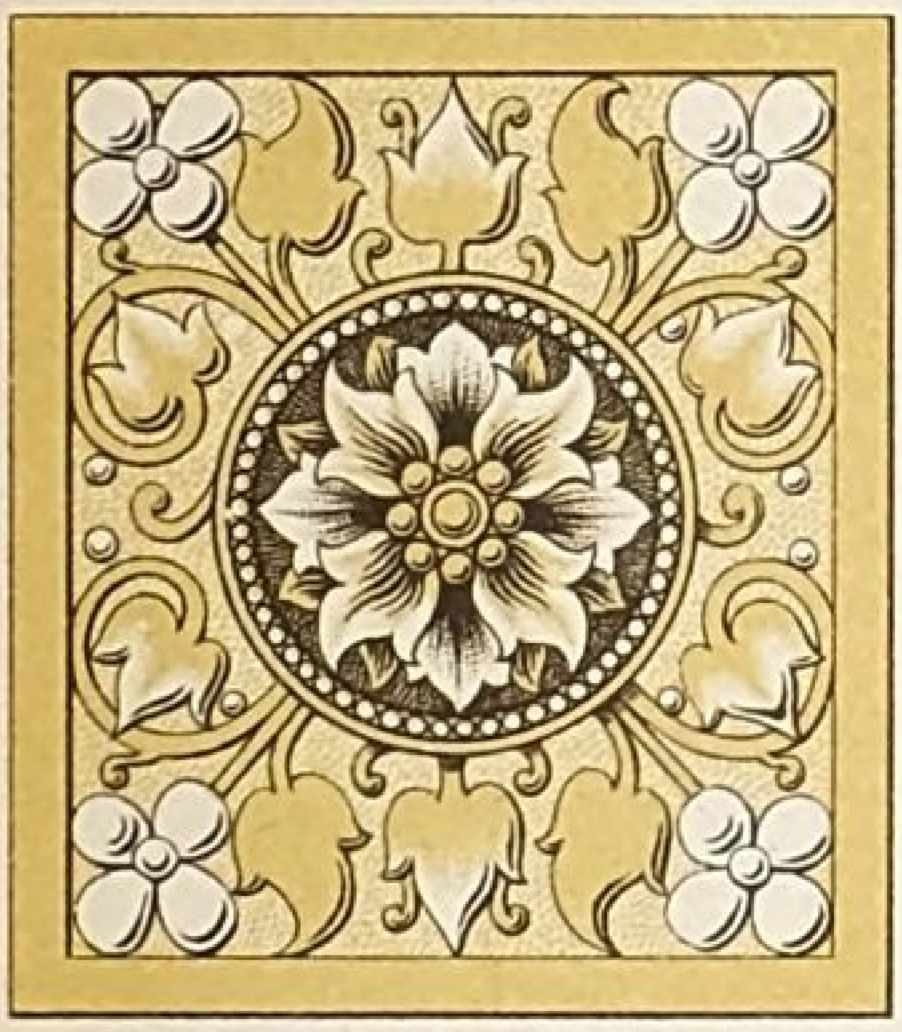
1. Pause der Zeichnung.



2. Erste Farbenplatte.



3. Zweite Farbenplatte.



4. Erste und zweite Farbenplatte zusammengedruckt.



5. Dritte Farbenplatte.



6. Erste bis dritte Farbenplatte zusammengedruckt.



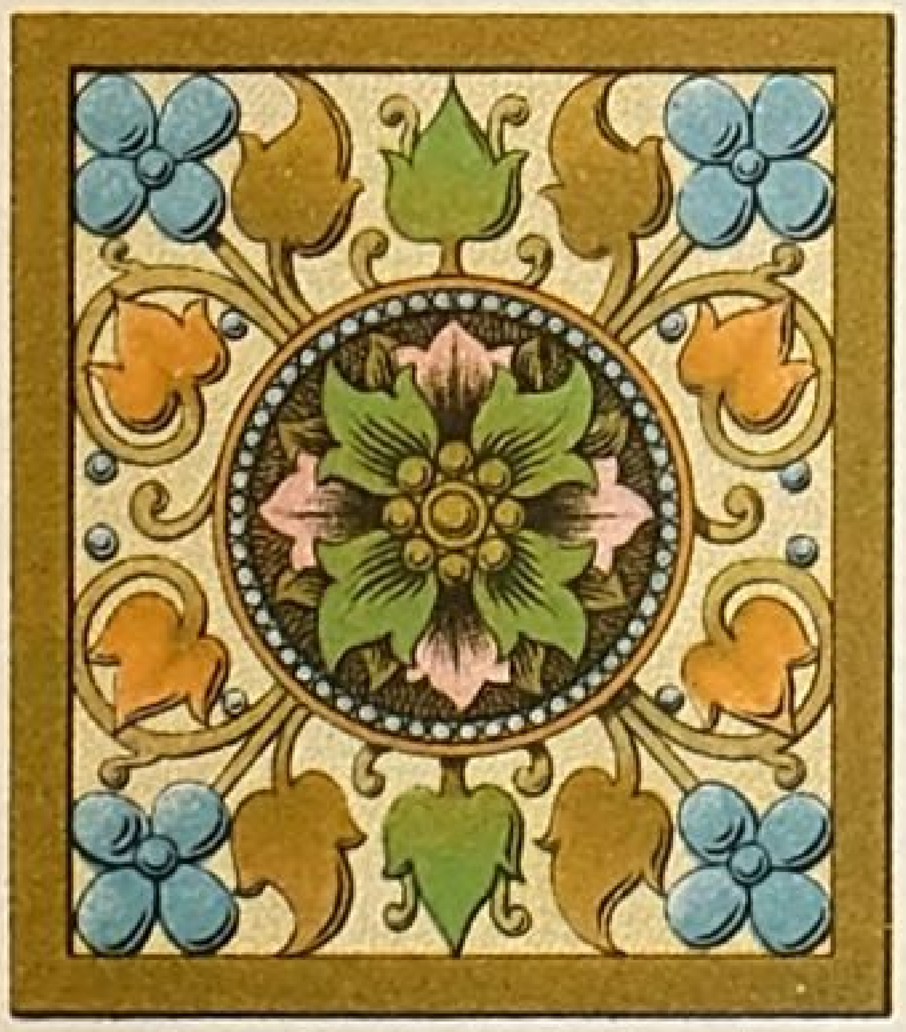
7. Vierte Farbenplatte.



8. Erste bis vierte Farbenplatte zusammengedruckt.



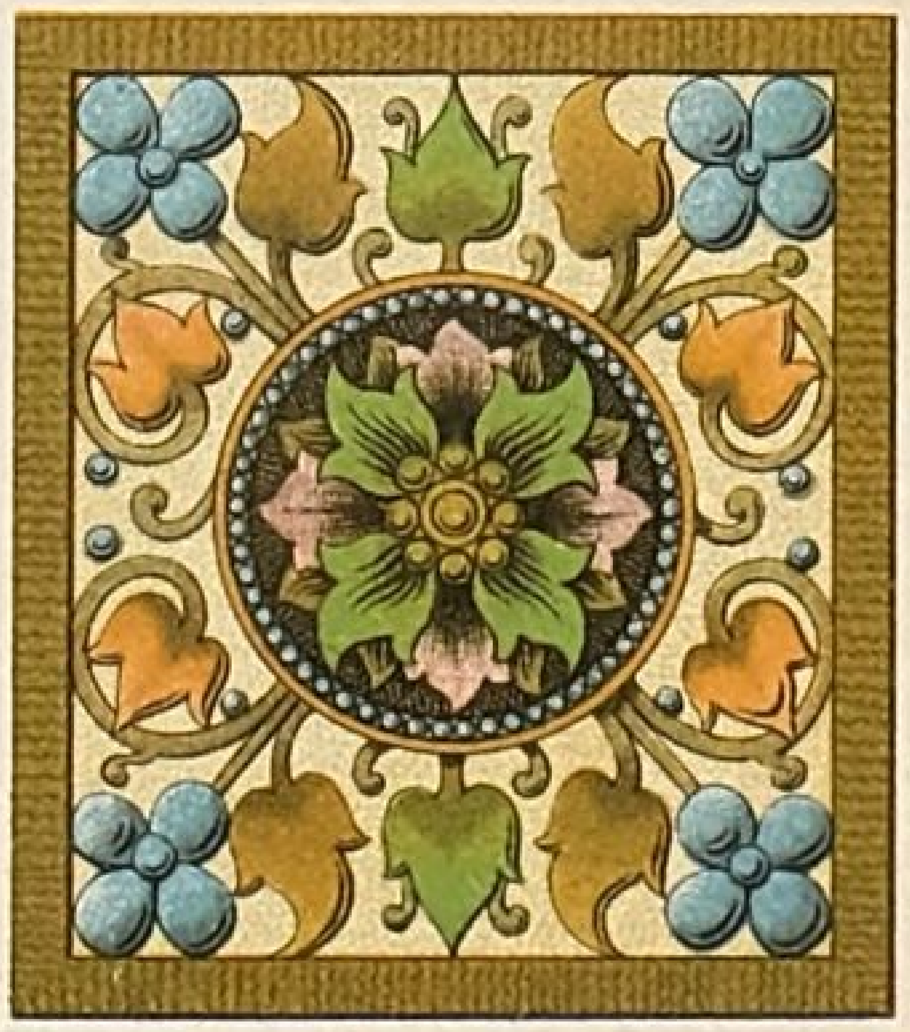
9. Fünfte Farbenplatte.



10. Erste bis fünfte Farbenplatte zusammengedruckt.



11. Sechste Farbenplatte.



12. Vollständiger Druck, 6 Farben.

worauf sich auf dem Stein eine Positivzeichnung bildet, die man, nachdem sie noch verschiedenen chemischen Prozessen unterzogen worden, auf der lithographischen Presse abdrucken kann. Auch wird die Photolithographie vielfach im Farbendruck angewandt, und die von dem Artistischen Institut von Orell Füßli in Zürich erzeugten, Photochromien genannten farbenprächtigen Drucke sind mit Hilfe derselben und des Asphaltverfahrens hergestellt; hierbei wird der gekörnte Stein mit einer lichtempfindlichen Asphaltschicht überzogen und sodann unter einem Negativ belichtet, während zur Entwickelung des Bildes verschiedene chemische Verfahren in Anwendung kommen.

Der Druck gravierter Platten wird nur bei kleiner Auflage von dem Originalstein hergestellt, bei größern Auflagen überträgt man den Originaldruck mehrmals auf einen zweiten Stein (Umdruck, Überdruck) und behandelt diesen wie bei der Kreidemanier, von welcher ebenfalls Umdrucke gemacht werden können. Nach dem von Eberle in Wien angegebenen Brennätzverfahren wird der Umdruck durch Aufbrennen von Kolophoniumstaub widerstandsfähiger gemacht, so daß er sich stark ätzen läßt. Während die gewöhnlichen Umdrucke höchstens 3—4000 Abzüge liefern, kann man nach dem Brennätzverfahren die drei- oder vierfache Auflage drucken, ohne daß der Umdruck wesentlich leidet.

Die lithographische Presse unterscheidet sich wesentlich von der Buchdruckpresse und der Kupferdruckpresse. Die früher gebräuchliche Stangenpresse (Reiberpresse) bestand in einer Vorrichtung, vermittelst deren eine fest aufdrückende Leiste (Reiber) über die Rückseite des auf dem Stein liegenden Papiers oder vielmehr den dasselbe bedeckenden Pappdeckel fortgezogen wurde. Später wurde die Rollenpresse (Sternpresse) angewandt, bei welcher der auf einer beweglichen Unterlage ruhende Stein vermittelst des Sterns, so genannt nach den sternartig um die Achse stehenden Speichen eines Triebrades, unter dem feststehenden Reiber hindurchgetrieben wird. Die Walzenpresse ist eine Vervollkommnung der Rollenpresse, indem statt des feststehenden Reibers eine sich um eine Achse drehende Druckwalze angewandt wird, die den Druck erleichtert. Als eine große Vervollkommnung erwies sich die lithographische Schnellpresse, deren Konstruktion Ähnlichkeit mit der des Buchdrucks (s. auch Schnellpresse) hat. Soll zum Druck eines Steines geschritten werden, so ist derselbe nach vollendeter Zeichnung durch Anätzen und Gummieren druckfähig zu machen, nach welcher Vorbereitung er in die Presse gebracht und in der Handpresse mit dem Schwamm, in der Schnellpresse mittels eines Walzenapparats gefeuchtet, dann aber mit Druckschwärze durch ein kombiniertes Walzwerk eingerieben wird. Von größern Steinen sind auf der Handpresse täglich höchstens 200—300 Abdrücke herzustellen, von kleinern bis 1000; die Leistungen der Schnellpresse können auf das Vier- bis Sechsfache der Leistungen der Handpresse veranschlagt werden.

Die L. ist, nachdem der bayrische Hofkaplan Simon Schmidt bereits 1788 einige Versuche mit dem Solnhofener Stein gemacht haben soll, 1796 von Aloys Senefelder (s. d.) erfunden worden und hat seitdem große Fortschritte in der Technik gemacht. Ebenso ist die Chromolithographie, womit Professor Zahn bereits 1827 Versuche für sein großes Werk »Pompeji, Herculanum und Stabiä« anstellte, namentlich durch die Bemühungen von Storch, Kramer, Leuillot, Bach, Hölzel, Seitz, Prang, Dondorf, Rister, Meißner u. Buch, Wezel u. Naumann, Hagelberg u. a. sehr gefördert worden, und heutzutage wird sie überall geübt, in vorzüglicher Weise besonders in Deutschland, Frankreich, Österreich, England und Nordamerika. Vgl. Senefelder, Lehrbuch der L. (Münch. 1818; in kürzerer Bearbeitung, Regensb. 1834); Neubürger, Der Farbendruck auf der Steindruckpresse (Berl. 1867); Weishaupt, Das Gesamtgebiet des Steindrucks (6. Aufl., Weim. 1894); Richmond, Grammar of lithography (6. Aufl., Lond. 1886; deutsch von Franke, Leipz. 1880); Goebel, Die graphischen Künste der Gegenwart (Stuttg. 1895); Graul, Die L. von ihrer Erfindung bis zur Gegenwart (Wien 1894, kunsthistorisch); »Freie Künste, Zeitschrift für L. und Steindruck« (Wien).

Lithoidit (grch.), dichte, porzellanartig aussehende, zuweilen fluidalstruierte Liparitgesteine, s. Trachyte.

Lithoidwäsche, s. Gummiwäsche.

Lithoklasen (griech.), die Spalten und Klüfte, welche die Gesteine der festen Erdrinde durchsetzen. A. Daubrée, nach welchem die Gesteinszerklüftung in vielen Fällen eine Folge von Druck-, Zug- und Torsionsvorgängen ist, die innerhalb der Erdkruste sich vollzogen haben oder noch vollziehen, unterscheidet: 1) Leptoklasen, Spalten von geringer Ausdehnung, teils durch Abkühlung oder Austrocknung, z. B. bei der Abkühlung von Lavamassen rc. (Synklasen), teils durch Druck und ähnliche mechanische Ursachen hervorgerufen; 2) Diaklasen, Spalten, welche die geschichteten Gesteine in fast ebenen Flächen von großer horizontaler und vertikaler Ausdehnung durchschneiden und die eigentümlichen, ruinenartigen Verwitterungsformen vieler Gesteine bedingen, z. B. im Quadersandstein der Sächsischen Schweiz und Buntsandstein der Vogesen und der Pfalz; 3) Paraklasen, eigentliche Verwerfungsspalten (s. Verwerfung). Eine andre Klassifikation hat A. v. Groddeck aufgestellt:

I. Kontraktionsspalten:
- 1) Abkühlungsspalten;
- 2) Austrocknungsspalten.

II. Dislokationsspalten:
- 1) Einsturz- und Aufbruchspalten: a) streichende, b) spießeckige und querschlägige; c) Aufblätterungsspalten;
- 2) Faltungsspalten;
- 3) Pressungsspalten.

Vgl. A. Daubrée, Experimental-Geologie (deutsch von Gurlt, Braunschw. 1880); A. v. Groddeck, Lehre von den Erzlagerstätten (Leipz. 1879).

Litholapaxie (griech.), Steinzermalmung; s. Steinschnitt.

Lithologie (griech.), Lehre von den Gesteinen (s. d.); in der Medizin Lehre von den Harnsteinen.

Litholyse (griech.), die Lösung von Nieren- und Harnsteinen durch Arzneimittel, scheint sich auf harnsauren Gries zu beschränken, der durch die Mineralwässer von Vichy, Fachingen, durch Anwendung von Lithiumsalzen und namentlich durch Piperazin gelöst wird, während größere Steine sich unzugänglich erweisen. Ebenso scheinen Gallensteine nicht durch Lösungsmittel entfernbar zu sein.

Lithomorphi (griech.), s. Bildsteine.

Lithopädion (griech.), s. Steinkind.

Lithophän (griech.), s. Griffiths Weiß.

Lithophanie (griech.), die 1827 in Frankreich, nach andern in Berlin erfundene Kunst, in weiche Porzellanplatten bildliche Darstellungen dergestalt hineinzuarbeiten, daß sie, gegen das Licht gehalten,

die Bilder in ihren Schatten- und Lichtwirkungen wiedergeben, wonach die Platten durch Brennen gehärtet werden. Gewöhnlicher bedeckt man eine Glasplatte mit einem Wachsüberzug von 5—6 mm Dicke und arbeitet das Bild mit dem Modellierstäbchen hinein, nimmt dann durch Übergießen eine Form von Gips und gewinnt von dieser die Porzellanabgüsse. Sie waren eine Zeitlang als Lichtschirme, Fensterbilder etc. sehr beliebt, sind aber mit dem neuen Aufschwung des Kunstgewerbes aus der Mode gekommen. In neuerer Zeit hat man sie durch eine gepreßte Papiermasse zu ersetzen versucht.

Lithophīn (griech.), angeblich eine Mischung von bestem, rektifiziertem Terpentinöl mit Lavendelöl, wird benutzt, um einen lithographischen Überdruck zu kräftigen und schwach gewordene Steinzeichnungen wieder druckfähig zu machen.

Lithophōn (griech.), ein von Davidson angegebenes Instrument, besteht aus einer Steinsonde mit hohlem Handgriff, dessen innern Wänden ein aufgeblasener Gummiballon fest anliegt. Der Gummiballon bildet das eine Ende eines Gummischlauchs, an dessen anderm Ende ein elfenbeinernes Ohrstück befestigt ist, welches man ins Ohr steckt. Wird nun die Sonde in die Blase eingeführt, so hört der Arzt die Berührung der kleinsten Konkremente (von Sandkorngröße), die niemals durch das Gefühl bemerkt werden würden.

Lithophysen (griech., »Steinblasen«), schalig gekammerte Blasen im Obsidian und Quarztrachyt, s. Sphärolithe.

Lithopōn (griech.), s. Griffiths Weiß.

Lithoponie (griech.), s. Émail ombrant.

Lithos (griech.), der Stein.

Lithospermum *Tourn.* (Steinsame), Gattung aus der Familie der Asperifoliaceen, Stauden, Halbsträucher, selten Sträucher mit abwechselnden Blättern, einzeln achselständigen oder in beblätterten Wickeln stehenden Blüten und eiförmigen oder dreiseitigen Nüßchen mit steinharter Schale. Etwa 40 Arten, meist in den gemäßigten Klimaten beider Erdhälften, die meisten auf der nördlichen Halbkugel. L. officinale *L.*, eine ausdauernde Pflanze mit 30—60 cm hohem, oberwärts sehr ästigem, dicht beblättertem, nebst den Blättern angedrückt steifhaarigem Stengel, sitzenden, lanzettlichen, zugespitzten Blättern, kleinen, hell grünlichgelben Blüten und glänzend weißen, glatten Nüßchen, wächst an Wegen, auf Schutt etc., besonders auf Kalkboden weitverbreitet. Die Samen (Semen Milii solis, Steinhirse, Porzellanthee) wurden früher arzneilich benutzt. Jetzt wird die Pflanze in Böhmen angebaut, um die Blätter nach Art des grünen und schwarzen Thees zuzubereiten. Diese Ware wird sowohl an und für sich, in Dosen nach Art der üblichen »chinesischen« gefüllt, als »erster böhmischer Thee« oder »kroatischer Thee« verkauft, als auch zum Fälschen des echten chinesischen Thees verwendet. Die Blätter enthalten kein Alkaloid, sondern nur die gewöhnlichen Pflanzenstoffe. Der goldgelbe Aufguß riecht angenehm theeartig. L. arvense *L.* hat rote Wurzeln, die auf dem Lande als Schminke benutzt werden sollen, die Samen (Semen Lithospermi nigri) werden im Aufguß als Hausmittel gegen Harn- und Steinleiden benutzt.

Lithosphäre (griech.), die Erdrinde (s. d.).

Lithotomie (griech.), der Steinschnitt (s. d.).

Lithotripsie (Lithotritie, griech.), die Steinzertrümmerung, s. Steinschnitt.

Lithotypie (griech.), ein von den Brüdern Schilling in Schenhausen erfundenes Verfahren zum Umdruck von Buchdruck auf den lithographischen Stein. Mit L. hat man auch den lithographischen Hochdruck bezeichnet (s. Lithographie, S. 410).

Lithotypographie (griech.), ein von Paul und Aug. Dupont in Paris angegebenes Verfahren, alte und neue Druckwerke, sowohl Buchdruck als auch Kupferstiche, auf Stein zu übertragen, chemisch zu präparieren und zu vervielfältigen. Die L. wurde übrigens schon von Senefelder in seinem »Lehrbuch der Lithographie« (Münch. 1818) beschrieben. S. auch Anastatischer Druck.

Lithurgik (griech., »Steinverarbeitung«), ökonomische, technische Mineralogie, ist eigentlich keine besondere Wissenschaft, sondern gehört, wofern sie die Art des Gebrauchs und der Verarbeitung der Mineralien beschreibt, in die Technologie oder besteht bloß aus kurzen Notizen, welche im speziellen Teil der Mineralogie Platz finden. Lehrbücher der L. schrieben Blumhof (Frankf. 1822), Naumann (Leipz. 1826), Blum (Stuttg. 1840). Vgl. auch die Notizen über technisch wichtige Mineralien in unsrer Übersicht zur Tafel »Geologische Formationen«.

Lithyalin, s. Glas, S. 627.

Liti, s. Liten.

Litigieren (lat.), einen Rechtshandel, Prozeß führen, streiten; Litigant, der vor Gericht Streitende; Litigation, soviel wie Gerichtshandel, Prozeß.

Litigiosität (neulat.), das Verhältnis einer Sache oder einer Forderung, welche streitig, d. h. Gegenstand eines Prozesses, ist (s. Rechtshängigkeit).

Litin, Kreisstadt im russ. Gouv. Podolien, an der Sgar, einem Nebenfluß des Bug, hat 3 griechisch-kath. Kirchen, 2 der Raskolniken und eine römisch-katholische, eine Synagoge und (1889) 10,115 Einw. (2/5 Juden). Der Kreis hat bedeutende Bienenzucht und hübsche Maulbeerpflanzungen.

Litisdenunziation (lat.), s. Streitverkündung.

Litiskonsorten (lat.), die Streitgenossen (s. d.).

Litiskontestation (lat. Litis contestatio, Streitbefestigung, Einlassung, Vernehmlassung, Klagebeantwortung), im Prozeßverfahren die Beantwortung der Klage, sei es bejahend (affirmative), sei es verneinend (negative L.). Läßt sich der Verklagte auf die ihm zugefertigte Klage nicht innerhalb der hierzu gesetzten Frist oder in dem dazu anberaumten Termin ein, so wird nach modernem Prozeßrecht und insbes. auch nach der deutschen Zivilprozeßordnung angenommen, daß er der Klage geständig sei, und die Verurteilung des Beklagten, welcher die Klage nicht beantwortete, in einem Versäumnisurteil (s. d.) ausgesprochen (sogen. fingierte L., litis contestatio ficta, im Gegensatz zur vera). Die Einlassung des Beklagten auf die Klage ist noch jetzt von wichtigen prozessualischen Folgen begleitet (s. Einlassung), während die frühern privatrechtlichen Wirkungen der L. (abgesehen von der Haftung dessen, qui liti sese obtulit, als fictus possessor) nunmehr mit der Klageerhebung verknüpft sind (s. Rechtshängigkeit). Im römischen Formularprozeß bezeichnete Litis contestatio die Feststellung des Streitgegenstandes durch den Magistrat nach Anhörung der Parteien (Verfahren »in jure«), verbunden mit der Ernennung eines Richters (judex), welchem die Entscheidung der Sache übertragen wurde (Verfahren »in judicio«). Vgl. Keller, Über L. und Urteil (Zürich 1827); Derselbe, Römischer Zivilprozeß, § 59 ff. (6. Aufl., Leipz. 1883);

Birkmeyer im »Archiv für die zivilistische Praxis«, Bd. 66, S. 22—111 (1883).

Litispendénz (lat.), s. Rechtshängigkeit.

Litisrenunziation (lat.), soviel wie Zurücknahme der Klage (s. d.).

Litolff, Henry, Klavierspieler und Komponist, geb. 6. Febr. 1818 in London, gest. 6. Aug. 1891 in Paris, bildete sich 1832—37 unter Leitung von Moscheles, begab sich 1840 nach Paris, von welcher Zeit sein Ruf als Klaviervirtuose datiert, war 1841—44 als Theaterkapellmeister in Warschau angestellt, machte darauf Kunstreisen durch Deutschland und Holland und ließ sich 1845 in Braunschweig nieder, wo er sich mit der Witwe des Musikalienverlegers Meyer verheiratete und das Geschäft des letztern übernahm. Nachdem Anfang der 60er Jahre diese Ehe wieder getrennt war, nahm L. seinen dauernden Aufenthalt wieder in Paris. Als Komponist hat er namentlich mit seinen vier großartigen »Konzert-Symphonien« für Klavier und Orchester in ganz Europa einen glänzenden Erfolg errungen; außerdem veröffentlichte er ein Violinkonzert, eine Oper: »Die Braut vom Kynast«, zahlreiche Kammermusikwerke u. elegante Salonstücke für Klavier. Einige später in Paris von ihm komponierte Operetten (»Héloïse et Abélard«), mit welchen er die Pfade Offenbachs einschlug, haben keinerlei Erfolg gehabt.

Litorāl (lat.), die Küste betreffend.

Litorāle (ital., slaw. Primorje), ein Landstrich am Meeresufer, Küstenland, besonders derjenige Teil, welcher zur Flutzeit von Wasser bedeckt und nur während der Ebbe trocken ist. Vgl. Seegebiet und Pelagisch.

Litorāle, ungarisches, s. Fiume.

Litoralformation, s. Strandpflanzen.

Litorinella, s. Schnecken.

Litorinellenkalk und **Litorinellenthon**, miocäne Gesteine mit der Schnecke Litorinella (Hydrobia); s. Tertiärformation.

Litótes (griech., »Geringfügigkeit«), Redefigur, die durch einen scheinbar verkleinernden Ausdruck die Bedeutung der zu bezeichnenden Sache erhöht, z. B. kein schlechter (d. h. ein guter) Dichter.

Litovel, Stadt, s. Littau.

Litron, das belg. Liter, bis 1836 = 10 Mesurettes.

Litschau, Stadt in Niederösterreich, Bezirksh. Waidhofen an der Thaya, nahe der böhmischen Grenze, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine alte Bergfeste, ein Schloß des Grafen Seilern mit Tiergarten, Weberei, Maschinenstrickerei und (1890) 1504 Einw.

Litschibaum, s. Nephelium.

Litta, Pompeo, Graf, ital. Geschichtschreiber, geb. 27. Sept. 1781 in Mailand, gest. 17. Aug. 1852, trat nach Vollendung seiner akademischen Studien 1804 in französische Kriegsdienste und wurde 1805 Leutnant, 1809 Kapitän der Artillerie, später Kommandant der Küstengarde zu Ancona mit dem Grad eines Bataillonschefs. Seit 1814 ins Privatleben zurückgekehrt, widmete er sich dem Studium der Geschichte, besonders der vaterländischen, und machte sich namentlich durch sein umfangreiches, nach seinem Tode von andern fortgesetztes Werk: »Famiglie celebri italiane« (Mail. 1819—82, Lief. 1—183) bekannt, welches die Geschichte von 75 berühmten italienischen Adelsgeschlechtern enthält. Seine Darstellung zeichnet sich durch historische Genauigkeit und korrekte Sprache aus. In der lombardischen Revolution von 1848 wurde er von der provisorischen Regierung in Mailand zum Kriegsminister, dann zum General der Mailänder Nationalgarde ernannt, jedoch zeigte er sich bei seinem vorgerückten Alter diesen Stellungen nicht gewachsen.

Littai (slowen. Litija), Marktflecken in Krain, am rechten Ufer der Save und an der Südbahnlinie Wien-Triest, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit einem gräflich Auerspergschen Bergschloß (Thurn-L.), Baumwollspinnerei und -Weberei, Quecksilberbergbau, Bleischmelzhütte und (1890) 658 (als Gemeinde 1685) slowen. Einwohnern.

Littau (tschech. Litovel), Stadt in Mähren, an der March und am Flügel Schwarzbach-L. der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Rathaus mit Turm, eine Zucker-, Papier- und Parkettenfabrik, Bierbrauereien und Malzfabriken, Thonwarenindustrie und (1890) 4355 überwiegend deutsche Einwohner (1755 Tschechen). Nordwestlich das fürstlich Liechtensteinsche Jagdschloß Neuschloß mit Park und die Lautscher Tropfsteinhöhle.

Littauen, s. Litauen.

Littenweiler, Dorf im bad. Kreis und Amt Freiburg, im Schwarzwald, unweit der Dreisam und an der Linie Freiburg-Neustadt (Höllenthalbahn) der Badischen Staatsbahn, 324 m ü. M., hat ein Bad (Stahlquelle von 14—16°) und (1890) 530 Einw.

Littĕra (lat.), Buchstabe; im Plural (litterae), etwas Schriftliches, besonders ein Schreiben, ein Brief; auch soviel wie Wissenschaften. Litterae non erubescunt, lat. Sprichwort: »Der Brief errötet nicht«, d. h. man schreibt in einem Brief dreister und kecker, als man sprechen würde. L. scripta manet, Sprichwort: »der geschriebene Buchstabe bleibt«, d. h. was geschrieben ist, läßt sich nicht wegleugnen.

Litterae dilatoriae, respirationis, securitatis, s. Moratorium.

Litterae dimissoriales (lat.), Dimissorialien [(s. d.).

Litterae formatae, s. Epistolae formatae.

Litterālkontrakt, im ältern römischen Recht ein Kontrakt (s. d.), der eine Geldschuld begründete durch korrespondierenden Bucheintrag in die codices expensi et accepti der römischen patres familias. Solche Rechnungsbücher führte in der republikanischen Zeit jeder selbständige Römer. In die Rubrik expensum (Ausgabe) schrieb er ein, welche Summen und an wen er ausgab, in die Rubrik acceptum (Empfang), welche Summen und von wem er eingenommen hatte. Wenn nun A in sein expensum 100 als an B gegeben eintrug, während B gleichzeitig diese 100 als von A empfangen in sein acceptum einschrieb, so entstand hierdurch für A gegen B eine Forderung auf 100, gleichviel ob die Summe wirklich gegeben worden war oder nicht, gerade so, als wenn B dem A die Summe durch Stipulation (s. d.) versprochen hätte. In umgekehrter Weise erfolgte die Aufhebung der Schuld im Falle wirklicher oder erlassener Zahlung (expensilatio und acceptilatio). Das spätere römische Recht kennt den L. nicht mehr.

Litterär (litterarisch), auf Litteratur bezüglich.

Litterarischer Verein in Stuttgart, eine Vereinigung von Gelehrten und Litteraturfreunden zum Zweck der Neuherausgabe wichtiger älterer Denkmäler der deutschen Litteratur, der Geschichte und Kulturgeschichte, deren Publikationen jedoch nicht in den Buchhandel gebracht, sondern lediglich an die Mitglieder des Vereins verteilt werden. Bei den zur Herausgabe bestimmten Werken wird vor allem die deutsche Litteratur ins Auge gefaßt, aber auch die lateinische Ge-

lehrtensprache und die Idiome benachbarter germanischer und romanischer Völker bleiben nicht ausgeschlossen. Die Begründer des Vereins, welcher 1839 unter dem Protektorat des Königs von Württemberg zusammentrat, waren sämtlich Stuttgarter, unter ihnen Georg v. Cotta, Aug. Fr. Gfrörer, Wolfg. Menzel, K. G. v. Wächter, v. Stälin u. a. Seine Thätigkeit eröffnete er mit der Publikation von Closeners »Straßburger Chronik« durch Strobel und Schott, mit Fabris »Evagatorium« durch Häßler, der »Weingartener Liederhandschrift« durch Pfeiffer und der »Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans« durch Menzel. Anfang 1896 belief sich die Zahl der (zum Teil zum erstenmal) veröffentlichten Bände (durchgehends interessante und zum Teil hochwichtige Werke) auf 207, von denen die größte Anzahl der deutschen Litteratur und Geschichte angehört. Auch an Seltsamkeiten sittengeschichtlichen Inhalts, wie »Ein Buch von guter Speise«, »H. Mynsinger von den Falken, Pferden und Hunden« u. a., fehlt es nicht. Präsident des Vereins wurde nach Ad. v. Kellers Tode (1883) Professor Holland in Tübingen, dann nach dessen Tode, seit 1892, Professor H. Fischer daselbst.

Litterarisches Eigentum (Schrifteigentum), s. Geistiges Eigentum.

Litterarisches Zentralblatt für Deutschland, eine in Leipzig erscheinende, 1850 von Fr. Zarncke (s. d.) gegründete Wochenschrift, die kurze kritische Besprechungen der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Litteratur Deutschlands und der wichtigsten Werke des Auslandes bringt. Nach Zarnckes Tode (1891) übernahm sein Sohn Eduard Zarncke die Redaktion.

Litterarkonvention, Staatsvertrag über wechselseitigen Schutz des Urheberrechts an Schrift- und Kunstwerken (s. Urheberrecht).

Litterāt (lat. Litterator), ursprünglich soviel wie Gelehrter; jetzt einer, welcher Schriftstellerei aus Neigung treibt oder von dem Ertrag derselben lebt.

Litteratūr (lat.), im weitesten Sinne Inbegriff der sämtlichen in Schriften niedergelegten Bestrebungen des menschlichen Geistes, in den redenden Künsten sowohl als in den Wissenschaften: die ganze Masse dessen, was geschrieben und durch die Schrift bewahrt worden ist, soweit es geistiges Leben widerspiegelt. Wird diese L. in Bezug auf einzelne Völker und Sprachen betrachtet, so sprechen wir von einer L. der Hebräer, Griechen, Italiener ꝛc.; nach Maßgabe historischer Epochen und Perioden oder gewisser allgemeiner Geistesströmungen unterscheidet man eine L. des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, eine L. der Kreuzzüge, der Renaissance, der Reformation ꝛc., nach Maßgabe der Formen, Zwecke und wissenschaftlichen Einzelgebiete eine prosaische u. poetische, wissenschaftliche und schöne, theologische, medizinische ꝛc. L. Die Gesamtheit derjenigen Schriftwerke einer Nation, in welcher der individuelle Charakter derselben zu besonders scharfer und eigentümlicher Ausprägung gelangt ist, bezeichnet man mit dem Namen Nationallitteratur. Zu ihr gehören somit vorzugsweise die dichterischen Erzeugnisse derselben, nächstdem die Werke der Beredsamkeit, Philosophie und Geschichte. Von den übrigen, rein wissenschaftlichen Schriftwerken eines Volkes können nur wenige als dem Schatz der Nationallitteratur zugehörig betrachtet werden, weil in den meisten die stoffliche Bedeutung vorwiegt. Der Gesamtbesitz aller einzelnen Nationallitteraturen ist derjenige der Weltlitteratur, und man darf die Geschichte der letztern mit Goethe ansehen als »eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen«. Unter Litteraturgeschichte versteht man die historische Darstellung dessen, was im Verlauf der Zeiten auf litterarischem Gebiete geleistet worden ist. Sie ist von andern geschichtlichen Disziplinen, z. B. von der politischen Geschichte, vor allem dadurch unterschieden, daß in ihr neben der Darstellung des Entwickelungsganges die Analyse und Beurteilung der einzelnen Thatsachen eine weit größere Bedeutung hat als dort, und daß hier auf die psychologische Charakteristik der in den Entwickelungsgang eingreifenden Individuen ein weit größeres Gewicht gelegt werden muß. In Deutschland schrieben in neuester Zeit über die Aufgaben der Litteraturgeschichte: ten Brink (Straßb. 1891), Wetz (Worms 1891) und Elster (Halle 1894). Das Verhältnis der einzelnen Litteraturen zu einander und zu den Gesamtentwickelungen der Geschichte stellt sich am deutlichsten in synchronistischen Tabellen dar, deren Verständnis sich freilich nur für den erschließt, welcher mit der Fülle der Gruppen und Namen schon bestimmte Eindrücke und Erinnerungen verbinden kann (s. die beigegebene »Synchronistische Übersicht der Weltlitteratur«).

Die Hilfsmittel zum Studium der allgemeinen Litteraturgeschichte sind sehr zahlreich, wenn es auch in der Natur des Stoffes begründet ist, daß die Verfasser vielfach genötigt sind, aus zweiter Hand zu schöpfen. Hier sei, von ältern Werken (Eichhorn, Wachler u. a.) abgesehen, nur an einige der neuern und nächstliegenden erinnert: Gräffe, Lehrbuch der allgemeinen Litterärgeschichte (Dresd. 1837—60, 4 Bde. in 13 Tln.); Derselbe, Handbuch der allgemeinen Litteraturgeschichte (das. 1844—50, 4 Bde.); Scherr, Illustrierte Geschichte der Weltlitteratur (9. Aufl. von Haggenmacher, Stuttg. 1895); A. Stern: Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte (3. Aufl., Leipz. 1892), Geschichte der Weltlitteratur (Stuttg. 1887) und Geschichte der neuern L. von der Frührenaissance bis auf die Gegenwart (Leipz. 1882—85, 7 Bde.); Norrenberg, Allgemeine Litteraturgeschichte (Münster 1881—82, 2 Bde.); v. Leixner, Illustrierte Geschichte der fremden Litteraturen (Leipz. 1881, 2 Bde.); De Gubernatis, Storia universale della letteratura (Mail. 1883—85, 18 Bde.); Karpeles, Allgemeine Geschichte der L. von ihren Anfängen bis zur Gegenwart (Berl. 1890—92, 2 Bde.); K. Schmidt, Vergleichende Tabellen über die Litteratur- und Staatengeschichte der neuern Welt (Leipz. 1865); Diercks, Litteraturtafeln (Dresd. 1878). Die bedeutendste Gesamtdarstellung ist die von M. Carriere: »Die Kunst im Zusammenhange mit der Kulturentwickelung der Menschheit« (3. Aufl., Leipz. 1876—86, 5 Bde.). Die groß angelegte u. auf selbständiger Forschung beruhende »Allgemeine Geschichte der L. des Mittelalters im Abendland« von Ebert ist nur bis zum 3. Band (bis ums J. 1000 reichend) gediehen (Leipz. 1874—87; Bd. 1, 2. Aufl., das. 1889). Ausgewählte Proben enthalten: Weber, Litterarhistorisches Lesebuch (Leipz. 1851—52, 3 Tle.); Scherr, Bildersaal der Weltlitteratur (3. Aufl., Stuttgart 1884, 3 Bde.), und Wolff, Die Klassiker aller Zeiten und Nationen (Berl. 1859—77, 7 Bde.). Von neuern lexikalischen Werken allgemeinen Inhalts sind anzuführen: Vapereau, Dictionnaire universel des littératures (2. Aufl., Par. 1884); Dantès, Dictionnaire biographique et bibliographique (das. 1875); De Gubernatis, Dictionnaire internatio-

Synchronistische Übersicht der Weltlitteratur.

	Orient	Griechenland	Historische Daten
2000 v. Chr. bis ca. 800 v. Chr.	**Chinesen:** Älteste Lieder des *Schiking*. **Inder:** Entstehung der *Weden (Rig-Weda)*. *Mahâbhârata*. **Hebräer:** Älteste Lieder: Mirjams Siegesgesang. Deborahs Gesang. — Das *Hohelied*.	*Mythische Dichter* (Orpheus, Musäos, Eumolpos, Linos u. a.). *Homer*. Die Rhapsoden. *Ilias* und *Odyssee*. Die Homeriden. Die Homerischen Hymnen. *Hesiodos* von Askra (Theogonie. Werke und Tage).	Gründung des chinesischen Reichs. Die Arier am Indus und Ganges. 1300 Moses. 1184 Fall Trojas. 1030 König David. 953 Trennung der Reiche Israel u. Juda. 820 Lykurgs Gesetzgebung.
Zwischen 800 u. 700 v. Chr.	**Inder:** *Râmâyana*. **Hebräer:** Die Propheten Joel, Amos, Hosea, *Jesaias*.	Die *Kykliker:* Arktinos von Milet, Lesches von Lesbos, Stasinos von Kypros (Eugammon von Kyrene, um 660). — Älteste Lyriker: Kallinos von Ephesos. Tyrtäos.	776 Erste Olympiade. 753 Gründung der Stadt Rom.
Zwischen 700 u. 600 v. Chr.	**Chinesen:** Laotse, Buch des Wegs und der Wahrheit (Taoteking). **Hebräer:** Psalmendichtung. Propheten: Habakuk, Micha, Nahum, *Jeremias*.	Die Elegiendichter: Solon von Athen, Mimnermos von Kolophon. Archilochos. Die lesbische Sängerschule: Alkäos und die Dichterin Sappho. Die ionischen Philosophen: Thales. Anaximandros.	639—559 Solon. 606 Zerstörung Ninives. 604—561 Nebukadnezar.
Zwischen 600 u. 500 v. Chr.	**Chinesen:** Konfutse, Sittenlehrer, der Sammler und Ordner der altnationalen Litteratur. **Inder:** Epen und Sagen mit buddhistischer Anschauung. **Hebräer:** Propheten des Exils: Hesekiel, der babylonische Jesaias. Sammlung der *Psalmen*.	Die Batrachomyomachie. Elegische Dichtung: Theognis von Megara, Simonides von Keos. Dorische Chorlyrik: Alkman. Stesichoros. Äolische Lyrik: *Anakreon* von Teos (550—478). Anfänge des griechischen Dramas (Thespis, Epigenos von Sikyon). *Pythagoras*. Die Eleaten.	586 Fall des Reichs Juda. 550 Die Peisistratiden in Athen. 559—529 Kyros u. das persische Weltreich. 510 Römische Republik. 512 Dareios von Persien.
Zwischen 500 u. 400 v. Chr.	**Hebräer:** Das *Buch Hiob*. Das Buch Ruth.	Das attische Drama: *Äschylos* (525—456), *Sophokles* (496—406), *Euripides* (480—405). Die Komödie: *Aristophanes* (444—388). Mimen des Sophron. Lyrik: *Pindaros*. Lehrdichtung: Empedokles von Agrigent. Geschichtschreibung: *Herodot* (484—408), *Thukydides*. Sokrates (470—399), *Platon* (429—348).	492—449 Perserkriege. 480—404 Blüte Athens. Perikles. 431—404 Peloponnesischer Krieg.
Zwischen 400 u. 300 v. Chr.	**Hebräer:** Die letzten Propheten: Maleachi, Daniel. Der Prediger Salomo (Koheleth).	Die mittlere Komödie (»Pluto« des Aristophanes). Die neue Komödie: Menandros. Diphilos von Sinope. Die attische Beredsamkeit: Isokrates, Lysias, Hypereides, *Demosthenes* (383—322), Äschines. Geschichtschreibung: Xenophon (»Anabasis«). *Aristoteles* von Stagira (384—322).	390 Verbrennung Roms durch die Gallier. 379—362 Thebens Erhebung. 360—336 Philipp von Makedonien. Griechenlands Verfall. 336—323 Alexander d. Gr. 323 Beginn der Diadochenzeit.

	Orient	Griechenland		Rom		Historische Daten
300—200 v. Chr.	**Inder:** Die Purânas. Beginn des ind. Dramas.	*Theokrit* von Syrakus (um 270). Alexandrinische Dramatiker u. Epiker: Das tragische Siebengestirn; Lykophron. Apollonios der Rhodier (»Argonautika«). Lehrdichter, Elegiker u. Epigrammatiker: *Aratos* von Soloi (»Phänomena«). Philetas von Kos. Kallimachos von Kyrene.	Alexandrinische Grammatiker, Rhetoren, Mathematiker, Kosmographen, Philologen und Philosophen.	Anfänge römischer Kunstpoesie.– *Livius Andronicus* von Tarent (272—207; Lateinische Odyssee. Tragödien).		366—270 Italien von Rom unterworfen. 282—247 Ptolemäos Philadelphos. 264—247 Erster Punischer Krieg. 250 Achäischer Bund. 218—201 Zweiter Punischer Krieg.
200—100 v. Chr.	**Hebräer:** Das Buch Daniel. Die apokryphisch. Bücher. Spruchbuch d. Jesus Sirach. **Inder:** *König Sûdraka*, der Dramatiker (»Das Thonwägelchen«).	Bion und Moschos, Idyllendichter; Nikandros von Kolophon, Skymnos, Lehrdichter.	*Polybios*, der Geschichtschreiber (205—122).	*T. M. Plautus*, gest. 184, Komödien. *Quintus Ennius*, Epiker u. Dramatiker (239—170); *Publ. Terentius*, Lustspieldichter; *Gajus Lucilius*, Satiriker.		168 Untergang Makedoniens. 149—146 Dritter Punischer Krieg. Karthagos Zerstörung. 146 Griechenland römische Provinz. 133—121 Die Gracchischen Unruhen. 113—102 Die Cimbern und Teutonen.
100—1 v. Chr.		Meleagros von Gadara und die Anthologie. Milesische Märchen (Aristeides von Milet).		Beginnende Glanzzeit römischer Poesie nach hellenischem Muster: *Lucretius Carus*, Lehrgedicht von der »Natur der Dinge«; *Valerius Catullus* (87—54), *Q. Horatius Flaccus* (65—8), Lyriker; *P. Vergilius Maro* (70—19), Epiker (»Aneide«) und Bukoliker (»Eklogen«); Lehrgedicht vom Landbau. *Albius Tibullus*, *Sextus Propertius*, Lyriker.	*Marcus Tullius Cicero* (106—43), der gepriesenste Prosaist: Redner, Popularphilosoph, Briefsteller. *Jul. Cäsar*, Der gallische Krieg; *Gajus Sallustius*, Der Catilinarische Krieg, Der Jugurthinische Krieg; *Tit. Livius*, Römische Geschichte.	88—82 Erster Bürgerkrieg. 64 Catilinarische Verschwörung. 63 Asien den Römern unterworfen. 60 Erstes Triumvirat. Pompejus u. Cäsar. 48 Schlacht b. Pharsalus. Pompejus' Fall. 44 Cäsar ermordet. 43 Zweites Triumvirat. 31 Schlacht bei Actium. Herrschaft des Octavianus Augustus.
1—100 n. Chr.	**Inder:** *Dschayadewa* (»Gitagowinda«).		*Plutarchos* (50—120), Lebensbeschreibungen.	Lyrisch-epische Dichtung: *Publ. Ovidius Naso* (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.): Metamorphosen, Klagelieder aus Pontus, Die Kunst zu lieben. Epiker: *Annäus Lucanus*, »Pharsalia«; *Silius Italicus*, »Punica«; *Papinius Statius*, »Thebais« und »Achilleis«. Satirische Dichtung: Persius Flaccus; *D. J. Juvenalis* (47—130); *Valerius Martialis* (42—101), Epigramme; Petronius, »Satiricon«. *Seneca*, der Tragiker.	*Publ. Cornelius Tacitus* (56 bis nach 100), Annalen und Historien. Rhetoren: Annäus Seneca, Plinius der jüngere.	9 Niederlage der Römer gegen die Germanen im Teutoburger Wald. 14 Tod des Augustus. 54—68 Herrschaft des Nero. 70 Zerstörung Jerusalems durch Titus. 98—117 Trajan. 117—161 Hadrian. Antoninus Pius. 161—180 Mark Aurel.

	Orient	Griechenland		Rom	Christl. Litteratur des Altertums (von 100—500)		Historische Daten
					Griechische.	Römische.	
100 bis 200	**Inder:** Blüte der indischen Kunstdichtung. *Kâlidâsa*, Lyriker (»Der Wolkenbote«) und Dramatiker (»Sakuntalâ«, »Urvasi«). **Juden:** Talmudische Schriften.	Alkiphron, Erotische Briefe; Straton von Sardes, Epigrammatiker; Diogenianos von Heraklea. *Lukianos* von Samosata (130—200), Dialoge, Satiren, Erzählungen.	Historiker: Dio Cassius, Arrianos, Appian von Alexandria. Plotinos und die Neuplatoniker.	Afrikanische Schule: *Marcus Cornelius Fronto* u. die Altertümler. *L. Apulejus*, »Metamorphosen«.	*Offenbarung Johannis.* Kirchenväter: Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomos.	Kirchenväter: Tertullianus, Cyprianus, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus.	1—300 Emporwachsen des Christentums. Verfolgungen. 284—305 Diokletian. 306—337 Konstantin d. Gr. Das Christentum Staatsreligion. 361—363 Julian Apostata.
200 bis 476	**Inder:** Spruchsammlung des *Bhartrihari*. *Pantschatantra* und *Hitopadesa* (Erzählungen und Fabeln). Spätere Dramatiker. **Iranisches Epos:** »Wamik und Asra«. Fabeln des Bidpai.	Letzte Epiker: Nonnos von Panopolis, »Dionysiaka«; *Musäos*, »Hero und Leander«. Romandichtung: Heliodor, Äthiopische Geschichten; Achilleus Tatios, »Leukippe und Klitophon«; *Longos*, »Daphnis und Chloe«.	Ammianus Marcellinus (um 330), geborner Grieche, schreibt lateinisch seine Kaisergeschichte.	Aurelius Nemesianus (um 280), »Lehrgedicht von der Jagd«. *Magnus Ausonius* aus Burdigala, *Claudius Claudianus* (Ende des 4. Jahrh.), letzte hervorragende heidnische Dichter.	Christliche Dichter: Clemens von Alexandria, Apollinaris von Laodikeia, Synesios, Methodios von Patara. *Boethius* (470—525), »Philosophisches Trostbuch«.	Christliche Dichter: Juvencus, Damasus, Aurelius Prudentius.	370 Wirkungen d. Völkerwanderung auf d. röm. Reich. Wachsender Verfall d. Reichs. 379—395 Theodosius. Teilung des Reichs. 451 Der Hunnensturm. Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern. 455 Die Vandalen in Rom. 476 Ende des weströmischen Reichs.

	Orient	Abendland
476 bis 600	**Arabische Dichtung** der heidnischen Zeit: Die sieben Moallakât (Preisgedichte). *Amrilkais*, der Dichter und König. *Antara.*	Kümmerliche Fortdauer der römischen Litteratur auch nach dem fall des Reichs. *Venantius Fortunatus* (um 580).
600 bis 800	*Mohammed*, der »*Koran*«. *Hamâsa*, Sammlung älterer arabischer Lyrik. Beginn der arabischen Kunstdichtung unter den Chalifen: Abu Temmâm, Asmai, Abu Nowâs.	Kirchliche Hymnendichtung in lateinischer Sprache: *Gregor der G* (540—604), Claudius Mamertus, St. Columban. Lateinisch-kirchliche Litteratur bei den Angelsachsen und in I *Alkuin* (735—804). Byzantinische Geschichtschreiber und Poeten.

	Orient	Frankreich
800 bis 1000	**Arabische Dichtung:** Ibn Errumi; Abu Bekr Ibn Doreid; *Abul Hassan Mutanabbi*, Abullala Maharry; Ghaselen- und Kassidendichter. **Inder:** Sankara Acharja, »Hammer der Thorheit«; *Somadewa Bhatta*, der Erzähler und Märchendichter.	Einzelne Lieder, Legenden, Kirchengesänge bezeugen die Entwick einer französischen Sprache aus der lateinischen Vulgärsprache
1000 bis 1200	**Araber:** Ibbu ess Shaig, »Roman von Antara«; Hariri von Basra (1054—1121), »Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug«. **Persische Dichtung:** Unsuri (gest. 1029), »Suhrâb«; Abul Kasim Mansur, genannt *Firdusi* (940—1020), »Das Königsbuch« (Schâhnâme); Nisami (gest. 1180), Lyriker und Epiker. **Byzantiner:** Johannes Damascenus, »Barlaam und Josaphat«.	**Südfrankreich** (Langue d'Oc). Provenzalische ritterliche Lyrik: Wi von Poitiers, Bernart von Ventadour, Jaufre Rudel de Blaya, *trand de Born* (um 1180), Peire Raimon von Toulouse. **Nordfrankreich.** Ritterliche Epik: Robert Wace (1090—1174), Roma Rollo; Turold, Rolandslied; Huon von Villeneuve u. a. Epische dichte aus dem um die Gestalt Karls d. Gr. sich bildenden Sagen
1200 bis 1300	**Araber:** »Tausendundeine Nacht«. Abulfeda, der Geschichtschreiber. **Perser:** *Dschelâleddin Rumi* (1207—73), »Mesnewi«; *Sadi* aus Schiraz (gest. 1263), »Rosengarten« und »Fruchtgarten«.	**Südfrankreich.** Letzter Aufschwung der provenzalischen Trouba Poesie während der Albigenserkriege: *Peire Vidal* (1175—1215), mon von Miraval, Gaucelm Faidit (gest. 1240), *Peire Cardinal*, lem Figueiras, Folquet von Marseille. **Nordfrankreich.** Lyrische Dichtung ritterlicher Poeten: Graf Th von Champagne (1201—53); Gaces Brulez. Epische Dichtungen aus dem karolingischen Stoffkreis: »Ogier der D »Guy von Nanteuil«, »Doolin von Nanteuil«. Epische Dichtungen aus dem bretonisch-keltischen Sagenkreis vom und König Artus: *Chrestien von Troyes* (nach 1170), Romane Gral, von Erec, von Lanzelot vom See etc. Epische Dichtungen aus dem antiken Sagenkreis: *Alexandre de V* (1150) und *Lambert li Cors* (1184), Romane von Alexander d. Gr. *noit de Sainte-More* (um 1180), Roman von der Zerstörung Tr Epische Dichtungen mit zeitgenössischem Stoff: Geschichte des Kast von Coucy und der Dame von Fayel. Lais, Contes, Fabliaux: *de France; Gautier de Coinsi;* »Aucassin u. Nicolette«; Spielm dichtung: Huon der Spielmannskönig, Adenez der Spielmannsk Adam de la Halle (1280). Übergang von der echt epischen zur allegorischen Dichtung: »*R von der Rose*« des Guillaume de Lorris und Jean de Meung.

	Orient	Italien	Spanien	Portugal	Frankreich
1300 bis 1400	**Perser:** *Hafis* (gest. 1389), größter Lyriker. Nachschebi, »Tutiname« (Märchensammlung). Zahlreiche Nachahmer des Hafis.	Sizilische und toscanische Nachahmer der provenzalischen Lyrik. Ciullo d'Alcamo; Dante di Majano. Guido Cavalcanti. **Dante Alighieri** (1265—1321), »Die Göttliche Komödie«. *Francesco Petrarca* (1304—74), Sonette und Kanzonen. *Giovanni Boccaccio* (1313—75), »Decamerone«. Sacchetti. Fiorentino.	Romanzen vom Cid. Infant *Don Juan Manuel*, »Der Graf Lucanor«. Juan Ruiz, der Erzpriester von Hita (gest. 1351).	König Diniz. Liederbuch. Vasco de Lobeira: Amadis-Roman. (?)	Allegorische Gedichte: »D gerfahrten des Guillaun Guilleville«; »Der Roma Fauvel«. Guillaume de Machault 1377); Eustache Desch Alain Chartier.
1400 bis 1500	*Dschami*, persischer Lyriker u. Epiker (gest. 1492).	Die Humanisten. Zahlreiche neulateinische Schriftsteller; Poggio Bracciolini. Florentinische Dichtung: Burchiello. *Luigi Pulci*, »Der Riese Morgante«. *Lorenzo de' Medici* (1448—92), Lyriker, Didaktiker. Novellen des Masuccio. *Bojardo* (1434—94), »Der verliebte Roland«; Jacopo Sannazzaro, »Arcadia«. *Gir. Savonarola* (1452–98), der mystische Reformator.	Juan del Encina. Der dramatische Roman »Celestina« des Fernando de Rojas.		Herzog Karl von Orléans —1465). Antoine de La Salle (1393– »Petit Jehan de Saintré«; dert neue Novellen«. *François Villon* (1431—80 tischer Vagabund von glä dem Talent. P. Blanchet, »Maitre Path Die Clercs der Bazoche. Philipp von Comines, Mem Geistliche Spiele (Mysteri

	Orient	Abendland	Abendland: Germanen	Kelten	Slawen	Finnen	Historische Daten
476 bis 600	**Arabische Dichtung** der heidnischen Zeit: Die sieben Moallakât (Preisgedichte). *Amrilkais*, der Dichter und König. *Antara*.	Kümmerliche Fortdauer der römischen Litteratur auch nach dem Zerfall des Reichs. *Venantius Fortunatus* (um 580).	Heidnische Volksdichtung bei den germanischen, keltischen, slawischen, finnischen Völkern. **Germanen.** Ulfilas' gotische Bibelübersetzung (310—380). Siegfriedsage. Tiersage. Dietrichsage.	**Kelten.** Finsage (Ossian?).	**Slawen.** Poln.-tschech.-russ. Sagen von Bauernhelden.	**Finnen.** »Kalewala«.	476—600 Fortdauer der Völkerwanderung. Justinian, oström. Kaiser. Das Frankenreich unter den Merowingern.
600 bis 800	*Mohammed*, der »*Koran*«. *Hamâsa*, Sammlung älterer arabischer Lyrik. Beginn der arabischen Kunstdichtung unter den Chalifen: Abu Temmâm, Asmai, Abu Nowâs.	Kirchliche Hymnendichtung in lateinischer Sprache: *Gregor der Grosse* (540—604), Claudius Mamertus, St. Columban. Lateinisch-kirchliche Litteratur bei den Angelsachsen und in Irland. *Alkuin* (735—804). Byzantinische Geschichtschreiber und Poeten.	Heldensagen aus der Völkerwanderung (»Hildebrandslied«). Angelsächsisch: »*Beowulf*«.	Bretonische Artussagen, die in die französische und deutsche Dichtung übergehen.			571—622 Mohammed. 634-644 Die Araber in Vorderasien u. Nordafrika. 711 Die Araber in Spanien. 732 Schlacht bei Tours. 768—814 Karl d. Gr. 786-809 Harun al Raschid.

	Orient	Frankreich	Deutschland	England	Niederlande	Skandinavien	Historische Daten
800 bis 1000	**Arabische Dichtung:** Ibn Errumi; Abu Bekr Ibn Doreid; *Abul Hassan Mutanabbi*, Abullala Maharry; Ghaselen- und Kassidendichter. **Inder:** Sankara Acharja, »Hammer der Thorheit«; *Somadewa Bhatta*, der Erzähler und Märchendichter.	Einzelne Lieder, Legenden, Kirchengesänge bezeugen die Entwickelung einer französischen Sprache aus der lateinischen Vulgärsprache.	»Heliand«. Otfrieds Evangelienharmonie (»Krist«).	Kynewulfs angelsächsische Legendendichtungen.			800 Karl d. Gr., zum römischen Kaiser gekrönt. 911 Die Normannen in Frankreich. 936—973 Otto I., d. Gr., deutscher König u. röm. Kaiser.
1000 bis 1200	**Araber:** Ibbu ess Shaig, »Roman von Antara«; Hariri von Basra (1054—1121), »Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug«. **Persische Dichtung:** Unsuri (gest. 1029), »Suhrâb«; Abul Kasim Mansur, genannt *Firdusi* (940—1020), »Das Königsbuch« (Schâhnâme); Nisami (gest. 1180), Lyriker und Epiker. **Byzantiner:** Johannes Damascenus, »Barlaam und Josaphat«.	**Südfrankreich** (Langue d'Oc). Provenzalische ritterliche Lyrik: Wilhelm von Poitiers, Bernart von Ventadour, Jaufre Rudel de Blaya, *Bertrand de Born* (um 1180), Peire Raimon von Toulouse. **Nordfrankreich.** Ritterliche Epik: Robert Wace (1090—1174), Roman von Rollo; Turold, Rolandslied; Huon von Villeneuve u. a. Epische Gedichte aus dem um die Gestalt Karls d. Gr. sich bildenden Sagenkreis.	Ritterliche Sänger: Die Ritter von Kürenberg, Dietmar von Aist, Friedrich von Hausen (gest. 1190). Spielmannsdichtungen: »König Rother«, »Salman und Morolf«, »König Orendel«. Epische Dichtungen der Geistlichen: »Das Annolied«. »Alexanderlied« des Pfaffen Lamprecht. »Rolandslied« des Pfaffen Konrad. Heinrich von Veldeke (»Eneit«).	Fortdauer der angelsächsischen Dichtung auch nach d. Eroberung durch die Normannen u. bis zur allmählichen Bildung der englischen Sprache.	Besondere Pflege der altgermanischen Tiersage.	Nordische Fassung der Sieg- fried- und Dietrichsage.	1000 Otto III. 1066 Eroberung Englands durch die Normannen. 1077 Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum. Heinrich IV. zu Canossa. 1096 Beginn der Kreuzzüge. 1099 Erstürmung von Jerusalem durch die Christen. 1152-90 Friedrich Barbarossa. 1198—1216 Innocenz III.
1200 bis 1300	**Araber:** »Tausendundeine Nacht«. Abulfeda, der Geschichtschreiber. **Perser:** *Dscheláleddin Rumi* (1207—73), »Mesnewi«; *Sadi* aus Schiraz (gest. 1263), »Rosengarten« und »Fruchtgarten«.	**Südfrankreich.** Letzter Aufschwung der provenzalischen Troubadour-Poesie während der Albigenserkriege: *Peire Vidal* (1175—1215), Raimon von Miraval, Gaucelm Faidit (gest. 1240), *Peire Cardinal*, Guillem Figueiras, Folquet von Marseille. **Nordfrankreich.** Lyrische Dichtung ritterlicher Poeten: Graf Thibaut von Champagne (1201—53); Gaces Brulez. Epische Dichtungen aus dem karolingischen Stoffkreis: »Ogier der Däne«, »Guy von Nanteuil«, »Doolin von Nanteuil«. Epische Dichtungen aus dem bretonisch-keltischen Sagenkreis vom Gral und König Artus: *Chrestien von Troyes* (nach 1170), Romane vom Gral, von Erec, von Lanzelot vom See etc. Epische Dichtungen aus dem antiken Sagenkreis: *Alexandre de Vernay* (1150) und *Lambert li Cors* (1184), Romane von Alexander d. Gr.; *Benoit de Sainte-More* (um 1180), Roman von der Zerstörung Trojas. Epische Dichtungen mit zeitgenössischem Stoff: Geschichte des Kastellans von Coucy und der Dame von Fayel. Lais, Contes, Fabliaux: *Marie de France; Gautier de Coinsi;* »Aucassin u. Nicolette«; Spielmannsdichtung: Huon der Spielmannskönig, Adenez der Spielmannskönig; Adam de la Halle (1280). Übergang von der echt epischen zur allegorischen Dichtung: »*Roman von der Rose*« des Guillaume de Lorris und Jean de Meung.	Ritterliche Lyrik: *Walther von der Vogelweide*, Ulrich von Singenberg, Hildbold von Schwangau, Ulrich von Winterstetten, Reinmar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein. Höfische Dorflyrik: Neidhart von Reuenthal, Gottfried von Neifen. Epische Dichtung auf Grund d. alten Heldensage u. epischer Volkslieder: »*Das Nibelungenlied*«, »*Gudrun*«, »Hugdietrich«, »Wolfdietrich«, »Laurin« u. a. Epische Dichtung im Anschluß an die Franzosen: *Hartmann von Aue* (um 1200), »Erec«, »Iwein mit dem Löwen«, »Gregorius von Stein«, »Der arme Heinrich«; *Wolfram von Eschenbach* (um 1215), »Parzival«; *Gottfried v. Strassburg* (1215), »Tristan«; Konrad Fleck, »Flore und Blanscheflur«; Wirnt von Gravenberg; Ulrich v. Türheim; *Rudolf von Ems* (gest. 1254); Der Pleier (um 1260) u. a. — Konrad von Würzburg (gest. 1287). Epische Dichtungen mit zeitgenössischem Stoff: Wernher der Gärtner, »Meier Helmbrecht«. Schwankdichtung u. didaktische Dichtung: »Der Pfaff Amis« des Strickers (1250); Freidanks »Bescheidenheit«; »Der Renner« des Hugo v. Trimberg (um 1290). Gesetzbücher: Sachsenspiegel. Prediger: Berthold von Regensburg.		J. v. Maerlant, Weltchronik; didaktische Dichtungen. Legendendichtungen: »Theophilus« und »Beatrijs«.	Blütezeit der *Skaldenpoesie* auf Island und an allen nordischen Höfen.	1210 Albigenserkriege. 1215—50 Friedrich II., der Hohenstaufe. 1226—70 Ludwig der Heilige von Frankreich. Letzte Kreuzzüge. 1254 — 73 Interregnum in Deutschland. 1266 Manfreds Fall. 1268 Konradins Fall. 1273—97 Rudolf von Habsburg, deutscher König.

	Orient	Italien	Spanien	Portugal	Frankreich	Deutschland	England	Niederlande	Historische Daten
1300 bis 1400	**Perser:** *Hafis* (gest. 1389), größter Lyriker. Nachschebi, »Tutiname« (Märchensammlung). Zahlreiche Nachahmer des Hafis.	Sizilische und toscanische Nachahmer der provenzalischen Lyrik. Ciullo d'Alcamo; Dante di Majano. Guido Cavalcanti. **Dante Alighieri** (1265—1321), »Die Göttliche Komödie«. *Francesco Petrarca* (1304—74), Sonette und Kanzonen. *Giovanni Boccaccio* (1313 — 75), »Decamerone«. Sacchetti. Fiorentino.	Romanzen vom Cid. Infant *Don Juan Manuel*, »Der Graf Lucanor«. Juan Ruiz, der Erzpriester von Hita (gest. 1351).	König Diniz. Liederbuch. Vasco de Lobeira: Amadis-Roman. (?)	Allegorische Gedichte: »Die Pilgerfahrten des Guillaume de Guilleville«; »Der Roman von Fauvel«. Guillaume de Machault (gest. 1377); Eustache Deschamps; Alain Chartier.	Nachklänge der ritterlichen Epik: Heinrich von Freiberg, »Tristan«; Ulrich von Eschenbach, »Alexander«. Bruder Philipp, der Kartäuser, »Marienleben«. Allegorische und didaktische Dichtung: Hadamar von Laber, »Die Jagd«; Ulrich Boner, »Der Edelstein«. Übergang zum Meistergesang: Johann Hadlaub, Heinrich Frauenlob, Barthel Regenbogen, der Schmied. Mystiker: Meister Eckhart, Heinrich Seuse (Suso), Tauler.	William Langlande (1330 bis 1400), »Peter der Pflüger«. *Geoffrey Chaucer* (1340—1400), »Canterbury-Erzählungen«. John Gower.	Jan Boendale (gest. 1351). Dirk Potter, »Der Minne Lauf«.	1305 Die Päpste in Avignon. 1310 Kaiser Heinrich VII. in Italien. 1340—1452 Kriege zwischen England und Frankreich. 1367 Die deutsche Hansa. 1378 Beginn der großen Kirchenspaltung.
1400 bis 1500	*Dschami*, persischer Lyriker u. Epiker (gest. 1492).	Die Humanisten. Zahlreiche neulateinische Schriftsteller; Poggio Bracciolini. Florentinische Dichtung: Burchiello. *Luigi Pulci*, »Der Riese Morgante«. *Lorenzo de' Medici* (1448—92), Lyriker, Didaktiker. Novellen des Masuccio. *Bojardo* (1434—94), »Der verliebte Roland«; Jacopo Sannazzaro, »Arcadia«. *Gir. Savonarola* (1452–98), der mystische Reformator.	Juan del Encina. Der dramatische Roman »Celestina« des Fernando de Rojas.		Herzog Karl von Orléans (1391—1465). Antoine de La Salle (1393–1461), »Petit Jehan de Saintré«; »Hundert neue Novellen«. *François Villon* (1431—80), poetischer Vagabund von glänzendem Talent. P. Blanchet, »Maitre Patheline«. Die Clercs der Bazoche. Philipp von Comines, Memoiren. Geistliche Spiele (Mysterien).	Meistergesang. Letzte Wiederanknüpfung an die nationale Heldensage. Das Heldenbuch. Hermann von Sachsenheim, »Die Mörin«. — Allegorische Dichtung: Kaiser Maximilians »Teuerdank«. Bürgerliche Lehr- und Schwankdichtung: Hans Rosenblüt. Hans Folz. Satirische Dichtung: *Seb. Brant*, »Narrenschiff«. Geistliche Spiele, Fastnachtspiele.	König Jakob I. v. Schottland (gest. 1437), »Des Königs Buch«. William Dunbar (1460—1520), »Die Distel und die Rose«. *John Skelton* (1460–1529), Satiriker und humoristischer Lyriker.		1414–18 Konzil von Konstanz. 1419—36 Hussitenkriege. 1453 Fall von Konstantinopel. 1467–77 Karl der Kühne von Burgund. 1492 Eroberung des letzten Maurenreichs Granada. 1492 Columbus' erste Fahrt nach Amerika.

	Orient	Italien	Spanien	Portugal (Brasilien)	Frankreich
1751 bis 1775	Keschisch-Oglu, **türkischer** Dialektdichter.	*Metastasio*, der Operndichter. *Carlo Goldoni* (1707—93). *Carlo Graf Gozzi*, Lustspieldichter. Giuseppe Parini, »Der Tag«, satirische Dichtung; Giambattista Casti, »Die redenden Tiere«.	Garcia de la Huerta (1730—87), Lyriker. Ramon de la Cruz, dramatische Zwischenspiele.		*Denis Diderot* (1713—84), Die Encyk die und die Encyklopädisten (d'A bert, Robinet, Holbach, Buffon, Cond La Mettrie, Helvétius, Grimm). *Jean Jacques Rousseau* (1712—78). Bernardin de Saint-Pierre; N. Morell Lavallée. *J. Delille* (»Die Gärten«), Parny.
1775 bis 1800	**Neu-Griechenland:** *Konst. Rhigas* (1753—1798), patriotischer Lyriker. Neugriech. Volkspoesie.	*Vittorio Alfieri* (1749 — 1803), Tragödien. Schule Alfieris: Giovanni Pindemonte, Vincenzo Monti. *Ugo Foscolo* (1778-1827), »Letzte Briefe des Jacopo Ortis«. *Giovanni Meli* von Palermo, Dialektdichter.	*Alvarez de Cienfuegos* (1764 — 1809), Dramen; Moratin der jüngere; Manuel José Quintana. Bautista Muñoz, der Geschichtschreiber.	Manuel de Nascimento. Bocage und die Elmanisten.	*Beaumarchais*, »Der Barbier von Sev »Die Hochzeit des Figaro«. H. G. Graf Mirabeau (1749-91), Publiz Redner, »Briefe an Sophie«. Dichter der Revolution: J. Rouget de (die Marseillaise); P. D. E. Lebrun; M Joseph Chénier, Dramatiker; A. V. Arr *André Chénier* (1762—94), Vorläufer Bahnbrecher der romantischen Dicht Millevoye. *Anne Louise Germaine de Staël-Hol* (1766-1817), »Delphine«, »Corinna«; » Deutschland«. Benjamin Constant. Pseudoklassizismus des Napoleonischen serreichs: Etienne de Jouy; Fr. M. nouard; Fontanes. Casimir Delavigne.
1801 bis 1830	Athanasius Christopulos, Alexander Ypsilanti, Sp. Trikupis, Alexander Sutsos.	*Alessandro Manzoni* (1785—1873), Lyriker, Dramatiker, Romandichter (»Die Verlobten«). Giacomo Leopardi (1798—1837), tiefelegischer und patriotischer Lyriker. Dramatiker: G. B. Niccolini; Silvio Pellico (»Francesca da Rimini«). Romandichter: Rosini (»Luise Strozzi«); Massimo d'Azeglio; Cesare Cantù (»Margherita Pusterla«). Giuseppe Belli, römischer Dialektdichter. P. Colletta, Geschichtschreiber.	Dramatiker: Martinez de la Rosa; Breton de los Herreros. *Juan Bautista Arriaza* (1770—1837), Dichter des Unabhängigkeitskampfes gegen Frankreich. José Espronceda (gest. 1842).	Almeida-Garrett (gest. 1854). Antonio Feliciano de Castilho. Herculano de Carvalho (gest. 1877). ——— Gomes de Amorim. J. Diniz, Dorfgeschichten. Rebello de Silva. Romandichter.	Die Romantik: *François René Vic de Chateaubriand* (1768—1848), »Der (des Christentums«, »Atala«, »René«. Alphonse de Lamartine; Alfred de Vi Alfred de Musset; *Victor Hugo* (1802- Prosper Mérimée; Théophile Gautier. *Béranger* (1780-1857), der politisch-p tische Chansonnier. Scribe, Lustspieldichter. Prosa: Paul Louis Courier.
1830 bis zur Gegenwart	Risos Rangawis, Tragödiendichter. J. Karasutsas, Lyriker.	*Gius. Giusti* (1809—50), satirischer und politischer Dichter. *J. D. Guerrazzi* (1804—73), historischer Tendenzroman. Realisten: Vittorio Bersezio, Dramatiker u. Erzähler; *Giosuè Carducci*, Lorenzo Stecchetti, Lyriker; Pietro Cossa, Dramatiker; de Amicis, Salvatore Farina, Erzähler. Mantegazza. Verga, Erzähler. Ada Negri, lyrische Dichterin.	Antonio de Alarcon, Lyriker und Novellist; Lopez de Ayala, Dramatiker. *Fernan Caballero* (Cäcilie Böhl von Faber, 1797—1877), Romandichterin; Gertrud Gomez de Avellaneda. Antonio de Trueba, Liederdichter und Erzähler. Coloma, Romandichter, Echegaray, Dramatiker.	**Brasilien:** Gonçalves Dias.	Der moderne idealistische und realisti Roman: *George Sand* (Aurore Dude 1804—76); *H. de Balzac* (1799—1850). A. Sainte-Beuve, Jules Janin, Jules San(Lyrik: Delphine Gay, Aug. Brizeux, I Desbordes-Valmore. Sensationslitteratur: Alexandre Dumas gène Sue, Soulié. Neuer Klassizismus: Fr. Ponsard. Emile Augier. Romandichter und Dramatiker des zw Kaiserreichs: Alexandre Dumas, der S Octave Feuillet, E. Feydeau, E. A Erckmann-Chatrian, Labiche. *Victorien Sardou.* Lyriker: Lecomte de Lisle, Coppée, S Prudhomme. Gelehrte: E. Renan, H. Taine. Neuester Realismus u. Naturalismus: Ba laire, G. Flaubert, *Alphonse Daudet*, Gebrüder Goncourt. *Emile Zola* und seine Nachfolger. E. Pailleron, G. d. Maupassant, P. Bou Anatole France.

	Orient	Italien	Spanien	Portugal	Frankreich	Deutschland	England	Nieder-lande	Skandi-navien	Slawische Völker	Historische Daten
1500 bis 1550	Kurze Blüte der **türkischen** Poesie: Lami, Fasli, Sati, Baki.	Periode der Hochrenaissance. *Ludovico Ariosto* (1474—1533); Teofilo Folengo, Fr. Berni, parodistische Epiker; Luigi Alamanni, *Giorgio Trissino*, akademische Epiker. Lyrik: Accolti, Molza, Pietro Bembo. *Michelangelo Buonarroti, Vittoria Colonna.* Komödie: Bernardo Dovizio (Bibbiena), *Pietro Aretino* (1492—1557), A. Firenzuola, *Nicc. Machiavelli* (1469—1527), Poet u. Geschichtschreiber. Novelle: M. Bandello; Cintio Giraldi.	Lyrik nach italien. Vorbild. Juan Boscan. *Garcilaso de la Vega;* Montemayor (Schäferroman »Diana«). — Cristobal de Castillejo. Roman: *Hurtado de Mendoza,* Lazarillo de Tormes. — Fortdauer der Amadisromane. Drama: *Lope de Rueda* von Sevilla. Prosa: Mendoza, Geschichte des granadensisch. Kriegs.	Lyriker und Dramatiker: Sa da Miranda, Antonio Ferreira, Pero de Andrade Caminha.	Renaissancepoesie: Clément Marot (1495—1544), Mellin de Saint-Gelais; Louise Labé. Königin Margarete von Navarra, »Heptameron«. *François Rabelais* (1483—1553), »Gargantua und Pantagruel«, satirischer Roman. Im Drama letzte Ausläufer der Mysterien und Moralitäten. Jean Calvin (1509—64).	Dichtung der Reformation. *Martin Luther* (1483—1546), Bibelübersetzung, evangelisches Kirchenlied. Reformatorische Tendenzdichtung: Nikol. Manuel, Pamphilus Gengenbach, Erasmus Alberus; Burk. Waldis. *Hans Sachs* von Nürnberg (1494—1576), Meistersinger u. Volksdichter, Schwankdichter u. Dramatiker. — Jörg Wickram v. Kolmar; Sebastian Wild v. Augsburg, Paul Rebhun; Jakob Ruof von Zürich. Volksbücher. Prosaschriftsteller: Ägidius Tschudi, Sebastian Franck, Agricola.	Renaissancepoesie. Thomas Morus, »Utopia« (lat.). Thomas Wyatt (1503—42); Graf Surrey. Nicholas Udall, »Ralph Royster Doyster«; *John Heywood,* Zwischenspiele. John Knox, der schottische Reformator.	Rederijkergesellschaften. Phil. Marnix von St. Aldegonde.			1512-25 Papst Leo X. 1515—47 Franz I. v. Frankreich. 1517 Beginn d. deutschen Reformation. 1519—56 Karl V. von Spanien u. den Niederlanden deutscher Kaiser. 1546—47 Schmalkaldischer Krieg.
1550 bis 1600	*Feisî* und andre persische Dichter in Indien.	Periode der Gegenreformation. *Torquato Tasso* (1544—95), »Das befreite Jerusalem«; Fr. Bolognetti; Fr. Bracciolini (»Das wiedereroberte Kreuz«; »Die Verspottung der Götter«); Luigi Tansillo. *Gabriello Chiabrera,* Lyriker. Höfisches Idyll und Operndichtung: *Battista Guarini,* »Der treue Hirt«; Ottavio Rinuccini. Komödie: Lod. Dolce, Giamm. Cecchi, Leon. Salviati. Philosophisch-poetische Gegner des Zeitgeistes: Giordano Bruno aus Nola; Lucilio Vanini, Tommaso Campanella. Geschichtschreiber: Paolo Sarpi, Geschichte des tridentinischen Konzils.	Lyrik: Luis Ponce de Leon; Herrera; Gongora, Begründer des schwülstigen »estilo culto«. Epos: Alonso Ercilla, »Die Araucana«. *Miguel de Cervantes* (1547—1616) Lyriker, Dramatiker (»Numancia«, Zwischenspiele), größter Romandichter (»Don Quijote«, »Musternovellen«). Nationales Drama: *Lope de Vega* (1562—1635), über tausend Dramen; Tirso de Molina, »Don Juan«.	*Luiz de Camões* (1524—80), Epiker (»Die Lusiaden«) u. Lyriker. Diego Bernardes.	*Pierre de Ronsard* (1524—1585). Das poetische Siebengestirn (Pléiade): Ronsard, J. du Bellay, J. A. de Baïf, Remy Belleau, Jean Dorat, Ponthus de Thyard, Etienne Jodelle. Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas (1544—90), Theod. Agrippa d'Aubigné, hugenottische Dichter. Montaigne, Essais. Amyots Plutarch.	*Joh. Fischart* (gest. 1589), satirischer Dichter, Vertreter protestantischen Geistes; »Gargantua und Pantagruel« (Anschluß an Rabelais). Bartholomäus Ringwaldt; Georg Rollenhagen; Wolfhart Spangenberg. Evangelisches Kirchenlied: Nikolaus Hermann, L. Helmbold, Ph. Nicolai. Volksbücher: Geschichte des Doktor Faust. Drama: Einfluß der englischen Komödianten. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig; Jakob Ayrer. Anfänge akademischer Poesie: Paul Melissus, Weckherlin u. a.	Hofdichter des Zeitalters der Königin Elisabeth: Philipp Sidney (1554—1586); John Lilly, »Euphues«; *Edmund Spenser,* »Die Feenkönigin«. Volksbühne mit nationalem Drama. Vorläufer: Thomas Kyd, Robert Greene, G. Peele, Christoph Marlowe (1564-93, »Tamerlan«, »Faust«). **William Shakespeare** (1564—1616), größter Dramatiker der neuern Litteratur. *Baco von Verulam* und seine Philosophie.	Coornhert, Roemer Visscher, Laurenz Spiegel.		**Polen:** *Johann Kochanowski* (1532—84), Lyriker u. Humanist. Peter Kochanowski (Tasso-Übersetzung). **Böhmen:** Georg Stryc, böhmische Psalmen.	1550 Die Jesuiten. 1545—63 Konzil von Trient. 1555 Augsburger Religionsfriede. 1556—98 Philipp II. von Spanien. 1558—1603 Elisabeth von England. 1588 Niederlage der Armada. 1567-1603 Unabhängigkeitskampf der Niederlande. 1572 Die Bartholomäusnacht. 1589—1610 Heinrich IV. von Frankreich.
1600 bis 1650		*Giambattista Marini* (1569—1625) und seine Schule. Gegner der Marinisten: *Fulvio, Graf Testi;* Salvator Rosa (Satiren); *Alessandro Tassoni* (»Der geraubte Eimer«, komisches Epos).	*Calderon de la Barca* (1600—81), glänzender Dramatiker; Ruiz de Alarcon; Fr. de Rojas; Moreto. Schelmenroman: Vincente Espinel, Mateo Aleman, Quevedo, Guevara (»Der hinkende Teufel«).		*François Malherbe* (1555—1628), Vorläufer der klassischen Lyrik. Mathurin Regnier, Satiriker. Honoré d'Urfé, »Asträa«. Schäferromane. Racan. Dramatiker und satirische Erzähler nach spanischem Muster: Rotrou, Al. Hardy, Paul de Scarron (»Komischer Roman«). Die Dichter des Hôtel Rambouillet: Voiture, Chapelain, Georges und M. de Scudéry. *Pierre Corneille* (1606—84), »Der Cid«. Die französische Akademie.	Zeitalter der Gelehrtendichtung. *Martin Opitz von Boberfeld* (1597—1639), »Von der deutschen Poeterey«. Erste schlesische Schule. Paul Fleming; A. Gryphius (Dramatiker); Fr. von Logau. — Die Königsberger: Simon Dach. — Nürnberger Pegnitzschäfer; Zesen und Rist. Evangelisches Kreuz- u. Trostlied: *Paul Gerhardt.* Wiederaufleben einer katholischen Dichtung: Fr. von Spee, *Joh. Scheffler* (Angelus Silesius). Kampf der akademischen u. volkstümlichen Richtung im Roman. Moscherosch, »Philander von Sittewald«; Grimmelshausen, »Simplicissimus«.	Fortdauer des nationalen Dramas bis zum Bürgerkrieg: Benjamin Jonson; Beaumont u. Fletcher, Philipp Massinger, John Ford. Akademische Richtung in der Lyrik: John Donne, Abraham Cowley. Puritanische Dichtung: *John Milton* (1608—74), Dichter (»Das verlorne Paradies«) und großer Publizist. John Bunyan, »Pilgrim's progress«.	Blütezeit. *Jost van d. Vondel* (1587-1679), Lyriker und Dramatiker; Piet. Hooft, K. Huygens. Jacob Cats (Vater Cats) Blüte d. Philologie, der neulat. Dichtung, der Geschichtschreibung und Staatswissenschaft.	**Dänen:** Arrebo (1587—1637). Kingo, Sorterup: Anfänge dänischer Dichtung. **Schweden:** Jöran Stjernhjelm (1598—1672). Gunnar Dahlstjerna (1661—1709).	**Böhmen:** Blütezeit der böhmischen (tschechisch.) Poesie: Simon Lomnicky, Lyriker; Amos Comenius.	1618—48 Der Dreißigjährige Krieg in Deutschland. 1629—32 Gust. Adolf von Schweden in Deutschland. 1648 Westfälischer Friede. 1640—49 Englischer Bürgerkrieg. 1624—42 Kardinal Richelieu in Frankreich. 1643—1715 Ludwig XIV. v. Frankreich.
1650 bis 1700		Italienische akademische Poesie. Der Dichterkreis der Königin Christine von Schweden: Alessandro Guidi, Francesco de Lemene, Bened. Menzini, C. M. Maggi. — Francesco Redi. *Vincenzo da Filicaja* (gest. 1707). Fortgang der Oper. 1690 Dichterakademie der Arkadier zu Rom.	Rascher Verfall d. spanischen Poesie. Untergeordnete Dramatiker: Antonio de Solis, Cañizares, A. de Zamora.		Klassisches Zeitalter der französ. Litteratur. Philosophie des Descartes. Theorie d. Klassizismus: *Boileau Despréaux* (Satiren, Episteln, »Art poétique«). **Molière** (1622—73), der Komödiendichter; *J. Racine* (1639-99), Tragödiendichter; *Lafontaine,* Fabeldichter, poetischer Erzähler. Lyriker: Ségrais, J. B. Rousseau, Chaulieu, A. Lainez. Roman: Gräfin de Lafayette; Lesage. Nachfolger Molières: Regnard, Legrand, Boursault, Racines: Antoine de la Fosse, Quinault (Opern). Klassische Prosaisten: La Bruyère, Larochefoucauld; Pascal, Bossuet, Fénelon. Briefsteller: Balzac, Frau v. Sévigné.	Zweite schlesische Dichterschule: Hofmann v. Hofmannswaldau, *Dan. Kasp. v. Lohenstein,* Tragödien und Roman (»Thusnelda«); Anselm von Ziegler, »Asiatische Banise«. Nachklänge der schlesischen Schule: Benj. Schmolcke; Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Die Hamburger Operndichter. Reaktion der Nüchternheit: Chr. Wernicke, Chr. Weise von Zittau. Romanschriftsteller u. Schuldramatiker. Prosa: *Leibniz* (1646—1716), Idealphilosoph, Polyhistor. Chr. Thomasius.	Übergangsdichtung: Samuel Butler, »Hudibras«. John Dryden (1631—1700), Lyriker, Satir., Dramat. Lustspieldichter der Restaurationsperiode: Wicherley, Congreve, G. Farquhar u. a. Nachahmung französ. Muster: Otway, Nath. Lee, Rowe. Prosa: Clarendon, Hobbes und *John Locke.*	Arn. Hoogvliet (1687 bis 1750), »Abraham, der Erzvater«.			1653—59 Cromwells Protektorat in England. 1660 Restauration d. Stuarts. 1678 Friede zu Nimwegen. 1683 Türken vor Wien. 1688 Englische Revolution. Wilhelm III. von Oranien 1697 Friede von Rijswijk.
1700 bis 1750		Gänzlicher Verfall der italienischen Litteratur. Arkadische Poeten. Franzosennachahmung durch Scipione Maffei, Chiari, Conti u. a. Forteguerras »Ricciardetto«.	Franzosennachahmung: Luzan Montiano y Lugendo; Moratin der ältere; Yriarte; Francisco de Isla, Bruder Gerundio von Campazas.	Französische Schule: Menezes de Ericeira, Correa Garção.	Übergänge: Crébillons Tragödien; Destouches, Marivaux, Comédie larmoyante: Nivelle de La Chaussée. Die Dichter u. Schriftsteller d. Aufklärung: *A. de Voltaire* (1694—1778); *Montesquieu,* »Persische Briefe«, »Geist der Gesetze«; Abbé Prévost, »Manon Lescaut«; A. Piron; Gresset, »Vert-Vert«.	Erste selbständige Dichter: Chr. Günther (1695—1723), *Albrecht von Haller* (1708—77). Französische Schule in der deutschen Poesie: *Gottsched* und seine Anhänger. Gottscheds Gegner: Liscow, die Schweizer Bodmer und Breitinger. Fr. von Hagedorn. *Gellert* (1715—69), *Rabener* und die Bremer Beiträger. Robinsonaden. Schnabel, »Die Insel Felsenburg«.	Französ. Schule: *Pope* (Episteln, Satiren, »Der Lockenraub«), John Gay; Addison, »Cato«; Thomson, »Jahreszeiten«. Selbständiger Geist in *Jonathan Swift* (»Gullivers Reisen«, Satire), *Defoe,* »Robinson« (1719). Bürgerl. Richtung: Die moralisch. Wochenschriften. Steele u. Addison. Bürgerl. Drama: G. Lillo. Beginn d. Sittenromans: *Richardson,* »Pamela« u. »Clarissa Harlowe«.	Pieter Langendijk, Lustspiele. Französische Schule: Lucas Rotgans, Onno und Willem van Haren.	**Dänen:** *Holberg* (1684—1754), Komödien; Falster, Satire. **Schweden:** *O. von Dalin,* Tragödien und Lustspiele.	**Polen:** St. Konarski (1700—1773). **Russen:** Fürst Kantemir (1708—44), Satiren. W. M. Lomonossow; A. P. Sumarokow.	1700—21 Nordischer Krieg. 1701—13 Der spanische Erbfolgekrieg. 1714 Das Haus Hannover in England. 1715—74 Ludwig XV. von Frankreich. 1740 Thronbesteigung Friedrichs II. in Preußen.

	Orient	Italien	Spanien	Portugal (Brasilien)	Frankreich	Deutschland	England	Niederlande	Skandinavien	Slaw. Völker u. Ungarn	Historische Daten
1751 bis 1775	Ke-schisch-Oglu, **türkischer** Dialektdichter.	*Metastasio*, der Operndichter. *Carlo Goldoni* (1707—93). *Carlo Graf Gozzi*, Lustspieldichter. Giuseppe Parini, »Der Tag«, satirische Dichtung; Giambattista Casti, »Die redenden Tiere«.	Garcia de la Huerta (1730—87), Lyriker. Ramon de la Cruz, dramatische Zwischenspiele.		*Denis Diderot* (1713—84), Die Encyklopädie und die Encyklopädisten (d'Alembert, Robinet, Holbach, Buffon, Condillac, La Mettrie, Helvétius, Grimm). *Jean Jacques Rousseau* (1712—78). Bernardin de Saint-Pierre; N. Morelly; J. Lavallée. *J. Delille* (»Die Gärten«), Parny.	*Friedr. Gottl. Klopstock* (1724—1803), »Der Messias«, Oden. J. A. Cramer, K. F. v. Moser, Michael Denis, *Gotthold Ephraim Lessing* (1729–81). Moses Mendelssohn; C. F. Nicolai; J. J. Engel. *Christoph Martin Wieland* (1733—1813). Musäus, A. Thümmel. Lyriker: Chr. Ewald v. Kleist, J. L. Gleim, Gotter, Ramler u. a. Dramatiker: Cronegk, Brawe, Ch. F. Weiße. Geßner, Idylle. Prosa: Winckelmanns Geschichte der Kunst. Justus Möser (»Patriotische Phantasien«).	Bischof Percys Sammlung der alten Balladen (1765). Englischer Sittenroman: H. Fielding, Goldsmith, Smollet; *Lawr. Sterne* (1713—68), »Tristram Shandy«, »Yoriks empfindsame Reise«. Archaistische Poeten: Chatterton, Ireland. Macphersons Ossian. Historiker u. Essayisten: Hume; Robertson; Lord Chesterfield. Gibbon.		**Dänemark:** *Joh. Ewald* (1743—81).	**Polen:** Krasicki.	1756—63 Siebenjähriger Krieg. 1762—96 Katharina II. von Rußland. 1765-90 Joseph II. von Österreich. 1772 Teilung Polens. 1774 Tod Ludwigs XV. von Frankreich.
1775 bis 1800	**Neu-Griechenland:** *Konst. Rhigas* (1753—1798), patriotischer Lyriker. Neugriech. Volkspoesie.	*Vittorio Alfieri* (1749—1803), Tragödien. Schule Alfieris: Giovanni Pindemonte, Vincenzo Monti. *Ugo Foscolo* (1778-1827), »Letzte Briefe des Jacopo Ortis«. *Giovanni Meli* von Palermo, Dialektdichter.	*Alvarez de Cienfuegos* (1764—1809), Dramen; Moratin der jüngere; Manuel José Quintana. Bautista Muñoz, der Geschichtschreiber.	Manuel de Nascimento. Bocage und die Elmanisten.	*Beaumarchais*, »Der Barbier von Sevilla«, »Die Hochzeit des Figaro«. H. G. Graf Mirabeau (1749-91), Publizist u. Redner, »Briefe an Sophie«. Dichter der Revolution: J. Rouget de l'Isle (die Marseillaise); P. D. E. Lebrun; Marie Joseph Chénier, Dramatiker; A. V. Arnault. *André Chénier* (1762—94), Vorläufer und Bahnbrecher der romantischen Dichtung; Millevoye. *Anne Louise Germaine de Staël-Holstein* (1766–1817), »Delphine«, »Corinna«; »Über Deutschland«. Benjamin Constant. Pseudoklassizismus des Napoleonischen Kaiserreichs: Etienne de Jouy; Fr. M. Raynouard; Fontanes. Casimir Delavigne.	»Sturm und Drang« und klassische Periode der deutschen Litteratur. Wiedergewinn d. Lyrik: *G. A. Bürger* (1747—94); die Göttinger Hainbündler: Hölty, M. Miller, Chr. u. Fr. Leopold zu Stolberg; J. H. Voß (Homerübertragung und Idylle). *Herder* (1744—1803), geistiger Mittelpunkt aller Bestrebungen des Sturms u. Dranges. Stürmer und Dränger: M. Klinger, R. Lenz, Maler Müller. Die Romandichter: Hippel, Moritz, W. Heinse (»Ardinghello«). Lyriker: M. Claudius, Schubart. — Jung-Stilling. **Joh. Wolfgang Goethe** (1749—1832). **Friedrich Schiller** (1759—1805). Gleichzeitige Dichter: Hölderlin, J. P. Friedr. Richter *(Jean Paul)*, Matthisson, Salis. Kotzebue u. Iffland, die Lieblingsdramatiker. Prosa: **Kant**, der Philosoph (»Die Kritik der reinen Vernunft«, 1781). Johannes v. Müller, Georg Forster, W. v. Humboldt.	Robert Burns (1759—96). Will. Cowper; George Crabbe; Gray. Roman: Mary Edgeworth. Horace Walpole. Drama: R. B. Sheridan, »Die Lästerschule«. Parlamentsberedsamkeit: Pitt, Fox, Sheridan, Burke.	Bilderdijk (1756—1831).	**Dänen:** Jens Baggesen; *A. Öhlenschläger* (1779—1850). **Schweden:** König Gustav III.; *Aug. Bellman*; Franzén; Wallin.	**Polen:** Ursin Niemcewicz. **Russen:** G. R. Dershawin; V. Kapnist; H. H. Bogdanowitsch.	1773-83 Der Abfall d. nordamerikan. Kolonien. 1786 Tod Friedrichs II., d. Gr. 1789 Beginn der französischen Revolution. 1792 Französische Republik. 1793—94 Revolutionskriege und Schreckensherrschaft in Frankreich. 1799 Der Staatsstreich v. 18. Brumaire. Napoleon Bonaparte, Konsul.
1801 bis 1830	Athanasius Christopulos, Alexander Ypsilanti, Sp. Trikupis, Alexander Sutsos.	*Alessandro Manzoni* (1785—1873), Lyriker, Dramatiker, Romandichter (»Die Verlobten«). Giacomo Leopardi (1798—1837), tiefelegischer und patriotischer Lyriker. Dramatiker: G. B. Niccolini; Silvio Pellico (»Francesca da Rimini«). Romandichter: Rosini (»Luise Strozzi«); Massimo d'Azeglio; Cesare Cantù (»Margherita Pusterla«). Giuseppe Belli, römischer Dialektdichter. P. Colletta, Geschichtschreiber.	Dramatiker: Martinez de la Rosa; Breton de los Herreros. *Juan Bautista Arriaza* (1770—1837), Dichter des Unabhängigkeitskampfes gegen Frankreich. José Espronceda (gest. 1842).	Almeida-Garrett (gest. 1854). Antonio Feliciano de Castilho. Herculano de Carvalho (gest. 1877). —— Gomes de Amorim. J. Diniz, Dorfgeschichten. Rebello de Silva. Romandichter.	Die Romantik: *François René* Vicomte *de Chateaubriand* (1768—1848), »Der Geist des Christentums«, »Atala«, »René«. Alphonse de Lamartine; Alfred de Vigny; Alfred de Musset; *Victor Hugo* (1802–85); Prosper Mérimée; Théophile Gautier. *Béranger* (1780–1857), der politisch-patriotische Chansonnier. Scribe, Lustspieldichter. Prosa: Paul Louis Courier.	Die Romantik: A. W. und Fr. v. Schlegel, Novalis, Ludwig Tieck, Brentano, Achim v. Arnim, Fouqué, E. T. A. Hoffmann. *Heinrich von Kleist* (1777—1811), der Dramatiker. Dichter des deutschen Befreiungskriegs: E. M. Arndt, Th. Körner, M. v. Schenkendorf. Nachklänge der Romantik und Übergänge zur neuen Dichtung: Ernst Schulze, Ad. v. Chamisso, J. v. Eichendorff. Ludwig Uhland, Fr. Rückert, W. Müller. Prosa: Fichte, Schelling, Hegel, die Philosophen; Niebuhr, Raumer, Schlosser, Historiker. Schleiermacher. A. v. Humboldt.	Die Seeschule: Coleridge, W. Wordsworth, R. Southey, John Wilson. **Walter Scott** (1771–1832), episch-lyrische Dichtungen, historische Romane. — Lady Morgan. **N. G. Lord Byron** (1788—1824), der Dichter des Weltschmerzes. *Percy Bysshe Shelley, Thomas Moore*, John Keats, Leigh Hunt, W. S. Landor. — S. Rogers, Campbell, Th. Hood, Felicia Hemans.	Da Costa, Henrik Tollens, *J. van Lennep* (gest. 1868).	**Dänen:** C. Hauch, Ingemann, Chr. Winther. **Schweden:** Atterbom (1790–1855), *Esaias Tegnér* (1782–1846), Stagnelius.	**Polen:** *A. Mickiewicz* (1798—1855), *Jul. Slowacki*, Stephan Garczynski. **Russen:** *Alex. Puschkin* (1799—1837), »Eugen Onägin«. — Mich. Lermontow. **Ungarn:** Kisfaludy, Vörösmarty.	1801 Friede von Lüneville. 1804—14 Napoleon I., Kaiser der Franzosen. 1806 Preußens Fall. Die Auflösung des Deutschen Reichs. 1812 Zug nach Rußland. 1813—15 Befreiungskämpfe. Napoleons Sturz. 1814—15 Wiener Kongreß. 1821 Napoleons I. Tod. Aufstand d. Griechen.
1830 bis zur Gegenwart	Risos Rangawis, Tragödiendichter. J. Karasutsas, Lyriker.	*Gius. Giusti* (1809—50), satirischer und politischer Dichter. *J. D. Guerrazzi* (1804—73), historischer Tendenzroman. Realisten: Vittorio Bersezio, Dramatiker u. Erzähler; *Giosuè Carducci*, Lorenzo Stecchetti, Lyriker; Pietro Cossa, Dramatiker; de Amicis, Salvatore Farina, Erzähler. Mantegazza. Verga, Erzähler. Ada Negri, lyrische Dichterin.	Antonio de Alarcon, Lyriker und Novellist; Lopez de Ayala, Dramatiker. *Fernan Caballero* (Cäcilie Böhl von Faber, 1797—1877), Romandichterin; Gertrud Gomez de Avellaneda. Antonio de Trueba, Liederdichter und Erzähler. Coloma, Romandichter, Echegaray, Dramatiker.	**Brasilien:** Gonçalves Dias.	Der moderne idealistische und realistische Roman: *George Sand* (Aurore Dudevant, 1804—76); *H. de Balzac* (1799—1850). A. Sainte-Beuve, Jules Janin, Jules Sandeau. Lyrik: Delphine Gay, Aug. Brizeux, M. J. Desbordes-Valmore. Sensationslitteratur: Alexandre Dumas, Eugène Sue, Soulié. Neuer Klassizismus: Fr. Ponsard. Emile Augier. Romandichter und Dramatiker des zweiten Kaiserreichs: Alexandre Dumas, der Sohn; Octave Feuillet, E. Feydeau, E. About, Erckmann-Chatrian, Labiche. *Victorien Sardou.* Lyriker: Lecomte de Lisle, Coppée, Sully-Prudhomme. Gelehrte: E. Renan, H. Taine. Neuester Realismus u. Naturalismus: Baudelaire, G. Flaubert, *Alphonse Daudet*, die Gebrüder Goncourt. *Emile Zola* und seine Nachfolger. E. Pailleron, G. d. Maupassant, P. Bourget, Anatole France.	*Grillparzer* (1791—1872), *Aug. Graf Platen, Karl Immermann.* Das junge Deutschland: *Heinrich Heine* (1799—1856), Börne, Karl Gutzkow, Heinr. Laube. Die (politische) Lyrik: Herwegh, Freiligrath, Fr. Dingelstedt, Anastasius Grün, Julius Mosen, Nikolaus Lenau. Roman: Wilibald Alexis, K. v. Holtei, Berthold Auerbach, Sealsfield-Postl, A. Stifter. Dichter: *Friedrich Hebbel* (1813—63), *Otto Ludwig* (gest. 1865), *Gust. Freytag* (Drama und Roman); *Emanuel Geibel*, volkstümlichster Lyriker. Gottfried Keller, Paul Heyse, Theod. Storm, W. Raabe, J. V. Scheffel, F. Reuter. Der Naturalismus: L. Anzengruber. Prosa: A. Schopenhauer, H. Lotze, F. A. Lange. Dav. Fr. Strauß. F. Th. Vischer, Kuno Fischer. Historiker: Leopold v. Ranke, G. G. Gervinus, H. v. Sybel, Th. Mommsen, G. Droysen, H. v. Treitschke. H. Sudermann, G. Hauptmann, E. v. Wildenbruch.	*Edward Lytton-Bulwer* (1805—73), Romane. *Charles Dickens* (1812—70). Realistische Romane: Douglas Jerrold, Charles Kingsley (1819–75), *W. M. Thackeray* (1811—63), *George Eliot* (1820—80). Lyrische, epische und dramatische Poesie: Alfred Tennyson, Rob. Browning, Algernon Charles Swinburne, Will. Morris. Prosa: Thomas Carlyle; T. B. Macaulay (Essays, Geschichte von England). Amerikanische Humoristen: Aldrich, Bret Harte, Mark Twain.	Gertr. Bosboom-Toussaint; N. Beets. P. A. de Genestet, Hendrik Jan Schimmel, Ed. Douwes Dekker. **Vlämen:** *H. Conscience* (gest. 1883); van Duyse, De Cort, E. Hiel.	**Dänen:** *Chr. Andersen*, H. Hertz, Paludan-Müller (»Adam Homo«). —— Realistische Schule: Jacobsen, H. Drachmann, Soph. Schandorph; Georg Brandes, Kritiker und Historiker. **Schweden:** Almquist; *Runeberg* (1804—77); Rydberg, Gr. C. Snoilsky. **Norweger:** Jon. Lie, *Bj. Björnson*, *H. Ibsen*. A. Kielland.	**Polen:** *Sigismund Krasinski*, »Ungöttliche Komödie«; S. Goszczynski, J. J. Kraszewski, H. Sienkiewicz. **Russen:** Bestuschew, Aksakow, *N. Gogol; J. Turgenjew* (1818—83). Naturalisten: *L. Tolstoi*, Fedor Dostojewskij, N. Nekrassow. **Ungarn:** Alex. Petöfi (1823—49); Arany, Eötvös. Maurus Jókai.	1830 Französische Julirevolution. 1840 Friedr. Wilhelm IV. von Preußen. 1848 Februarrevolution in Frankreich. 1848—49 Revolutionäre Bewegungen in ganz Europa. 1852—70 Napoleon III. 1859 Erhebung Italiens. 1866 Deutscher Krieg. 1870 Deutsch-französischer Krieg. 1871 Neugründung des Deutschen Reichs. Kaiser Wilhelm I. 1877-78 Russisch-Türk. Krieg. 1888 Kaiser Wilhelm II.

nal des écrivains du jour (Flor. 1888—91); Bornmüller, Biographisches Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart (Leipz. 1882). Beiträge zur allgemeinen Litteraturkunde enthalten das »Archiv für Litteraturgeschichte« (hrsg. von Fr. Schnorr v. Carolsfeld, Leipz. 1870—87, 15 Bde.), die »Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte« (hrsg. von Max Koch, Berl. 1886 ff.), der »Euphorion« (hrsg. von A. Sauer, Bamb. 1894 ff.). Vgl. auch Litteraturzeitungen.

Litteraturzeitungen, Tageblätter, die in Zeitungsform von den neuesten Erscheinungen der Litteratur, den Fortschritten der Wissenschaften überhaupt und anderm, was darauf nächsten Bezug hat, Nachricht erteilen. Unter den frühern Zeitschriften dieser Art zeichnen sich besonders aus die Leipziger »Acta Eruditorum« (1682—1776) und von denen, welche sich zuerst im Laufe des 18. Jahrh. bildeten, vorzüglich die noch jetzt bestehenden »Göttinger gelehrten Anzeigen« (seit 1753), eine Fortsetzung der »Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen« (1739—52). Ähnliche Unternehmungen gingen von mehreren Akademiestädten und andern Orten aus, wie die »Hallische gelehrte Zeitung« (1766—92), die Gothaische (1774—1804), die Erfurter (1781—96), die Erlanger (1790—97), die Nürnberger »Litteraturzeitung« (1790—1798) u. a., welche alle aber an Bedeutung von den durch Lessing berühmten »Briefen die neueste Litteratur betreffend« (Berl. 1759—66, 24 Tle.), an Umfang und Verbreitung von der Berliner »Allgemeinen deutschen Bibliothek« (zuerst hrsg. von F. Nicolai, das. 1765—92, 106 Bde. u. 21 Bde. Anhänge; Kiel u. Hamb. 1792—96, 107.—118. Bd.) und der »Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek« (Kiel 1793—1801 u. Berl. 1802—1806, 107 Bde. nebst Anhang) übertroffen wurden. In mehr kritischem Geiste trat die von Ch. G. Schütz u. a. redigierte »Allgemeine Litteraturzeitung« auf, welche seit 1785 in Jena erschien und, durch Ergänzungsblätter verstärkt, auch mit litterarischem Intelligenzblatt versehen, sich bis 1803 behauptete, wo sie, nach Schütz' Abgang nach Halle als »Hallische Litteraturzeitung« (1804—49) an diesen Ort verpflanzt, an der neuen »Jenaischen Litteraturzeitung« (1804—48) eine Rivalin bekam. Neben beiden bestand von 1800—1834 eine »Leipziger Litteraturzeitung«. Unter den neuern, nicht mehr bestehenden allgemeinen L. verdienen die »Heidelberger Jahrbücher der Litteratur« (1808—72, 65 Bde.), die Wiener »Jahrbücher der Litteratur« (1818—49, 128 Bde.), das »Leipziger Repertorium der Litteratur« (1819—60), die von Berliner Gelehrten herausgegebenen »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik« (1827—46, 40 Bde.), die Münchener »Gelehrten Anzeigen« (1835—60, 51 Bde.), die von A. Klette im Auftrag der Universität Jena redigierte »Jenaer Litteraturzeitung« (1874—79, 6 Bde.), endlich das von W. Herbst begründete »Deutsche Litteraturblatt« (Gotha 1878—90, 12 Bde.) Erwähnung. Gegenwärtig sind die beiden kritischen Hauptorgane: Zarnckes »Litterarisches Zentralblatt für Deutschland« (seit 1850) und die in Berlin erscheinende »Deutsche Litteraturzeitung« (seit 1880), denen die mehr feuilletonartigen »Blätter für litterarische Unterhaltung« (Leipz. 1826 ff.) sowie das »Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes« (seit 1832, 1891 umgewandelt in das »Magazin für Litteratur«) an die Seite zu stellen sind. Von ausländischen Organen allgemeiner Natur sind anzuführen für Frankreich das bereits 1665 gegründete »Journal des savants« und die »Revue critique d'histoire et de littérature« (seit 1866); für England »The Edinburgh Review« (seit 1802) und »The quarterly Review« (seit 1809); für Italien das »Giornale storico della letteratura italiana« (seit 1883).

Litthauen (Littauen), s. Litauen.

Littleborough (spr. littlböro), malerisch gelegene Fabrikstadt in Lancashire (England), am Roch, oberhalb Rochdale, inmitten der Penninischen Kette und am Fuß des Blackstone Edge, mit (1891) 10,878 Einw. In der Nähe der hübsche See Hollingworth.

Little Falls (spr. littl fāols), Dorf in der Grafschaft Herkimer des nordamerikan. Staates New York, am Mohawk, der durch seine Fälle bedeutende Wasserkraft liefert, und dem Eriekanal, hat Fabriken von Baumwoll- und Wollwaren, Papier, Strumpfwaren, Nähmaschinen, ist der größte Käsemarkt der Union und zählt (1890) 8788 Einw.

Littlehampton (spr. littl-hämt'n), Hafenstadt und Seebad in der engl. Grafschaft West-Sussex, an der Mündung des Arun in den Kanal, mit (1891) 4452 Einw., besitzt (1894) 20 Seeschiffe von 1931 Ton. und 35 Fischerboote und treibt einigen Handel mit Skandinavien und den Kanalinseln (Wert der Einfuhr 1894: 34,805 Pfd. Sterl.).

Little Hulton (spr. littl höllt'n), Flecken in Lancashire (England), 5 km südlich von Bolton, mit (1891) 6693 Einw.

Little Lever (spr. littl līwer), Flecken in Lancashire (England), 5 km südöstlich von Bolton, mit Baumwollspinnereien, Fabrikation von Papier und Chemikalien, Kohlengruben und (1891) 5168 Einw.

Little Maplestead (spr. littl mēplstedd), Dorf, s. Halstead.

Little Popo, Ort in Afrika, s. Groß-Popo.

Little Rock, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Arkansas, auf 15 m hohem Bluff am schiffbaren Arkansas, bedeutender Bahnknotenpunkt, hat schöne, mit Magnolien bepflanzte Straßen, ein Staatshaus, einen Gerichtshof der Union sowie der Grafschaft, eine Staatsirrenanstalt, ein Taubstummen- u. Blindeninstitut, Postamt, Handelskammer, die Little Rock-Universität und die medizinische Abteilung der Arkansas Industrial University, ein Arsenal der Union, Gießereien, Kornmühlen (1890 Produktion: 3,120,677 Doll.), bedeutenden Handel, namentlich mit Baumwolle, u. (1890) 25,874 Einw., darunter 2122 im Ausland (1087 in Deutschland) Geborne, 1895 aber schon 40,000 Einw. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 1895: 11 Mill., die städtische Schuld 224,136 Doll.

Littleton (spr. littl't'n), Stadt in der Grafschaft Grafton des nordamerikan. Staates New Hampshire, besuchte Sommerfrische mit (1890) 3365 Einw.

Little Walsingham (New Walsingham, spr. nju uollsing-ĕm), Städtchen in der engl. Grafschaft Norfolk, am Flüßchen Stiffkey, 50 km nordöstlich von King's Lynn, mit einer gotischen Pfarrkirche, den Ruinen eines Augustinerklosters (im Mittelalter berühmter Wallfahrtsort) und eines Franziskanerklosters und (1891) 936 Einw. Noch Heinrich VIII. wallfahrtete 1510 zum Muttergottesbilde von L., ließ es später aber in Chelsea verbrennen.

Littré, 1) Alexis, Mediziner, geb. 21. Juli 1658 in Cordes, gest. 3. Febr. 1725 als Arzt am Châtelet in Paris, beschrieb die nach ihm benannte Form des Darmbruchs und eine Operation bei angebornem Verschluß des Afters, auch sind nach ihm die Littréschen Drüsen benannt.

2) Emile, franz. Philoſoph, Mediziner u. Schriftſteller, einer der vielſeitigſten Gelehrten ſeiner Zeit, geb. 1. Febr. 1801 in Paris, geſt. daſelbſt 2. Juni 1881, ſtudierte urſprünglich Medizin, betrieb dieſelbe eine Zeitlang praktiſch in Hoſpitälern, gründete mit andern mehrere mediziniſche Zeitſchriften und nahm 1839 die Überſetzung der »Œuvres d'Hippocrate« in Angriff, die ihn bis 1861 beſchäftigte, deren erſte Proben aber ihm bereits die Pforten der Akademie der Inſchriften öffneten. Inzwiſchen hatte er ſich mit Eifer auch auf die Philologie verlegt und nacheinander Sanskrit, Arabiſch, Alt- und Neugriechiſch ſowie die wichtigſten neuern Sprachen ſtudiert. Von dieſen Studien wandte er ſich der Philoſophie zu und wurde einer der erſten und eifrigſten Jünger A. Comtes, des Begründers der ſogen. poſitiviſtiſchen Philoſophie, zu deren Verbreitung in ihrer objektiven Geſtalt (der philosophie positive) L. viel beitrug, von deren ſubjektivem (myſtiſchem) Teil (der politique positive) er aber nichts wiſſen wollte, während er ſich ſelbſt durch ſeine freigeiſtige Richtung den erbitterten Haß der Klerikalen zuzog. Er veröffentlichte in dieſer Richtung: »Analyse raisonnée du cours de philosophie positive« (1845); »Applications de la philosophie positive au gouvernement de sociétés« (1849); »Conservation, révolution et positivisme« (1852, 2. Aufl. 1879); »Paroles de philosophie positive« (1859); »Auguste Comte et la philosophie positive« (1863, 3. Aufl. 1877); »Fragments de philosophie positive et de sociologie contemporaine« (1876). Mit Wyrouboff zuſammen gab er (ſeit 1867) die »Revue positive« heraus, die unter andern ſeinen epochemachenden Aufſatz »Des origines organiques de la morale« (1870) enthält. Trotz dieſer Thätigkeit liegt die fruchtbarſte Seite von Littrés Wirken erſt auf dem Gebiet der Sprachwiſſenſchaft. Dahin gehören ſeine »Histoire de la langue française« (1862, 2 Bde.; 9. Aufl. 1889; Suppl. 1892) und vor allem das monumentale, mit einigen andern Forſchern durchgeführte »Dictionnaire de la langue française« (1863—72, 4 Bde.; Supplementband 1878), das dadurch, daß es auch die Etymologie und Geſchichte der Wörter behandelt, dem Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie überlegen iſt. Einen Auszug daraus beſorgte Beaujean (1877 u. ö.). Nebenbei überſetzte L. Strauß' »Leben Jeſu«, gab Armand Carrels geſammelte Werke heraus und ſchrieb Monographien, wie: »La vérité sur la mort d'Alexandre le Grand« (1864), »Médecine et médecins« (1871) ꝛc. Politiſch hielt er ſich von Anfang an zur republikaniſchen Partei, focht 1830 mit Auszeichnung auf den Barrikaden, trat ſpäter in die Redaktion des »National« ein, zog ſich aber nach 1848 von dem öffentlichen Leben zurück. Auszeichnungen mancher Art lehnte er ſtandhaft ab, ſo wiederholt das Kreuz der Ehrenlegion. Dagegen nahm er es mit dem Abgeordnetenmandat, das ihm die Stadt Paris 1871 übertrug, ſehr ernſt. 1875 wurde er von der Nationalverſammlung zum Senator auf Lebenszeit ernannt, wie er ein Jahr früher (ſpät genug) zum Mitglied der franzöſiſchen Akademie gewählt worden war, was den Austritt ſeines Gegners, des Erzbiſchofs Dupanloup, zur Folge hatte. Von ältern Schriften ſind noch zu erwähnen: »La poésie homérique et l'ancienne poésie française« (1847), ſeine Überſetzung der »Historia naturalis« des Plinius (1848—50) und das mit Robin unternommene »Dictionnaire de médecine de chirurgie. etc.« (17. Aufl. 1892); von neuern ſeine metriſche Übertragung von Dantes »Hölle« in die Langue d'oïl des 14. Jahrh. (1879), »Études et glanures pour faire suite à l'Histoire de la langue française« (1880) mit einer Skizze über die Entſtehung ſeines Wörterbuchs (letztere deutſch, Leipz. 1881). Vgl. Sainte-Beuve, Notice sur M. L. (Par. 1863).

Littréſche Drüſen, ſ. Harnröhre; vgl. Littré 1).

Littréſcher Bruch, ſ. Bruch, S. 545; vgl. Littré 1).

Littrow, 1) Joſeph Johann von, Aſtronom, geb. 13. März 1781 zu Biſchofteinitz in Böhmen, geſt. 30. Nov. 1840, ſtudierte in Prag Jura und Theologie und ſpäter Mathematik und Aſtronomie, ging 1807 als Profeſſor der Aſtronomie und Direktor der Sternwarte nach Krakau, 1810 nach Kaſan, 1816 als Mitdirektor der Sternwarte nach Ofen, 1819 als Profeſſor der Aſtronomie und Direktor der Sternwarte, die er vollſtändig reorganiſierte, nach Wien. 1836 wurde er in den öſterreichiſchen Adelſtand erhoben. L. entfaltete eine ſehr fruchtbare Thätigkeit als Lehrer und trug durch ſeine zahlreichen Schriften und populären Vorträge viel zur Verbreitung aſtronomiſcher Kenntniſſe bei. Von ſeinen größern Schriften ſind hervorzuheben: »Theoretiſche und praktiſche Aſtronomie« (Wien 1821—27, 3 Bde.); »Dioptrik, oder Anleitung zur Verfertigung der Fernrohre« (daſ. 1830); »Gnomonik, oder Anleitung zur Verfertigung aller Arten von Sonnenuhren« (daſ. 1831, 2. Aufl. 1839); ſeine populäre Aſtronomie: »Die Wunder des Himmels« (Stuttg. 1834—36; 8. Aufl., hrsg. von Weiß, Berl. 1894) nebſt »Atlas des geſtirnten Himmels« (Stuttg. 1838, 3. Aufl. 1866); »Handbuch zur Umrechnung der vorzüglichſten Münzen, Maße und Gewichte« (Wien 1832, 4. Aufl. 1870). Seine ſchönwiſſenſchaftlichen Aufſätze erſchienen geſammelt als »Vermiſchte Schriften« (Stuttg. 1846, mit Biographie).

2) Karl Ludwig von, Aſtronom, Sohn des vorigen, geb. 18. Juli 1811 in Kaſan, geſt. 16. Nov. 1877 in Venedig, wurde 1831 Aſſiſtent an der Sternwarte in Wien und folgte ſeinem Vater 1842 als Direktor der Wiener Sternwarte, nachdem er ſich namentlich durch eine Bearbeitung der Hellſchen Beobachtung des Venusdurchganges von 1769 bekannt gemacht hatte. Als Univerſitätsdekan trug er 1850 viel zur bleibenden Einführung der damals in Öſterreich verſuchten Inſtitutionen deutſcher Hochſchulen bei, und ſeit 1862 beteiligte er ſich lebhaft an den Arbeiten der mitteleuropäiſchen Gradmeſſung. Er lieferte auch eine neue Methode der Längenbeſtimmung zur See, überſetzte Airys »Abriß einer Geſchichte der Aſtronomie im Anfang des 19. Jahrhunderts« (Wien 1835) und ſchrieb eine »Populäre Geometrie« (Stuttg. 1839). In Gehlers Wörterbuch gab er 1844 ein ſehr reiches »Verzeichnis der geographiſchen Ortsbeſtimmungen« (ſeparat, Leipz. 1844; Nachträge 1846). — Sein Bruder Heinrich von L., geb. 26. Jan. 1820 in Wien, geſt. 25. April 1895, ſeit 1858 Fregattenkapitän und Direktor der Handels- und nautiſchen Akademie zu Trieſt, ſpäter königlich ungariſcher Seeinſpektor zu Fiume, ſchrieb: »Marinewörterbuch« (Wien 1851); »Handbuch der Seemannſchaft« (daſ. 1859); »Karl Weyprecht, der öſterreichiſche Nordpolfahrer« (daſ. 1881) ſowie Gedichte: »Aus der See« (4. Aufl., Trieſt 1876), »Reiſebilder« (4. Aufl., Wien 1883) und »Die Semmeringfahrt« (daſ. 1883).

Lituites, ſ. Tintenſchnecken.

Lituola, ſ. Rhizopoden.

Litūr (lat.), das Ausſtreichen von Geſchriebenem und die dadurch bewirkte Änderung.

Liturgie (griech.), bei den Athenern (leiturgia) Bezeichnung für gewisse öffentliche Dienste, welche die Bürger persönlich u. unter Bestreitung der damit verbundenen Kosten übernahmen. Im Neuen Testament bezeichnet das Wort L. entweder überhaupt eine Dienstleistung im Sinne der Wohlthat oder im engern Sinne das Priesteramt und den priesterlichen Gottesdienst. In der Gegenwart versteht man unter L. den Inbegriff aller ordnungsmäßig bestehenden gottesdienstlichen Handlungen, und der Geistliche wird in dieser Beziehung Liturg genannt. Des nähern bedeutet L. ein Formular oder Buch, welches das bei dem öffentlichen Gottesdienst zu befolgende Ritual enthält, also soviel wie Agende (s. d.). In der ältern Kirche bestand noch kein einheitlicher Gebrauch; aber die Filialkirchen nahmen die L. der Mutterkirche an. Allmählich war man darauf bedacht, eine Gleichheit in der Form des Gottesdienstes zu erzielen; Kirchenversammlungen, dann im Abendland besonders die Päpste erließen die hierzu nötigen Verordnungen. Gleichwohl kamen mit der Teilung des römischen Reiches Nationalliturgien auf. Im 5. Jahrh. war die auf Basilius d. Gr. zurückgeführte L. fast im ganzen Orient verbreitet; von Konstantinopel aus fand eine durch Chrysostomos verkürzte Gestalt derselben Eingang und ist im wesentlichen noch in der griechischen Kirche gebräuchlich. Auch im Abendland haben vielgebrauchte liturgische Bücher (Sakramentarium, Evangeliarium, Epistolarium, Missalen, Brevier, Martyrologium, Ritual, Agende; s. diese Art.), Offizien genannt, eine gewisse Übereinstimmung der L. durchgeführt, wobei die römische Form schließlich den Sieg über die gallische und mailändische davontrug. Das Konzil zu Trient hat das Recht zu liturgischen Bestimmungen lediglich dem Papst vindiziert (vgl. Römisch-katholische Kirche). Die Reformatoren haben den Inhalt der L. auf Schriftverlesung, Gebet und Gesang beschränkt. Luther selbst gab 1526 seine »Deutsche Messe oder Ordnung des Gottesdienstes« heraus, worin viele Gebräuche der römischen Kirche beibehalten, dagegen die lateinische Sprache im Gottesdienst und die Privatmesse beseitigt, die Predigt zum Hauptstück des Kultus erhoben, die Verwaltung des Abendmahls in beiderlei Gestalt angeordnet u. diesem die Beichte als Vorbereitung hinzugefügt ward. Die reformierte Kirche brach noch gründlicher mit der L. der katholischen Kirche und beseitigte namentlich fast den gesamten liturgischen Altardienst. Nicht unmittelbar aus den reformatorischen Prinzipien über den Kultus (s. d.) ableitbar ist das, was neuerdings liturgischer Gottesdienst heißt, worin Gesang und Gebet, namentlich neben dem Gemeindegesang auch Chorgesang, die wesentlichsten Elemente bilden, während die Predigt ganz fehlt. S. Liturgik.

Litúrgik (griech.), die theologische Disziplin, welche sich mit den Grundsätzen für die Ordnung und Verwaltung des christlichen Kultus beschäftigt (s. Liturgie). Aus der umfangreichen Litteratur vgl. besonders Daniel, Codex liturgicus (Leipz. 1847—55, 4 Bde.); Henke, Nachgelassene Vorlesungen über L. und Homiletik (Halle 1876); Bassermann, Entwurf eines Systems evangelischer L. (Stuttg. 1888); Hering, Hilfsbuch zur Einführung in das liturgische Studium (Wittenb. 1888); Thalhofer, Handbuch der katholischen L. (Freiburg 1887—93, 2 Bde.).

Liturgische Gewänder, die Kleider, durch welche sich schon nach dem mosaischen Gesetz und in den meisten Religionen des Altertums die Priester besonders während ihrer kultischen Funktionen vom profanen Teil der Menschheit unterschieden. In direkter Nachfolge jüdischer und heidnischer Vorbilder schuf sich schon in der alten Reichskirche der katholische Klerus eine reiche liturgische Gewandung, die in einfacheren Formen teilweise auch in die protestantische Kirche übergegangen ist. Näheres s. Klerus.

Liturgischer Gesang, der als Bestandteil der Liturgie (s. d.) verordnete Gesang, also in der katholischen Kirche der Inbegriff sämtlicher in den Antiphonaren, Gradualien, Psalterien und Hymnarien enthaltenen Gesänge; in der reformierten Kirche der (Gemeinde-) Choralgesang, aber auch die in einigen Landeskirchen noch bestehenden kurzen Wechselgesänge zwischen Geistlichen und Gemeinde ꝛc. Vgl. Agende und Kirchengesang.

Litus (lat.), Küste; l. arare, »den Meeresstrand pflügen«, d. h. sich vergebliche Mühe machen.

Litŭus (lat.), bei den Römern der oben gekrümmte Stab der Augurn (Fig. 1), womit sie den geweihten Gesichtskreis (templum) für die Vogelschau abgrenzten und in Regionen einteilten; auch Name einer Art Trompete bei der römischen Reiterei (Fig. 2). Auch soviel wie Kornett oder Zink (s. d.).

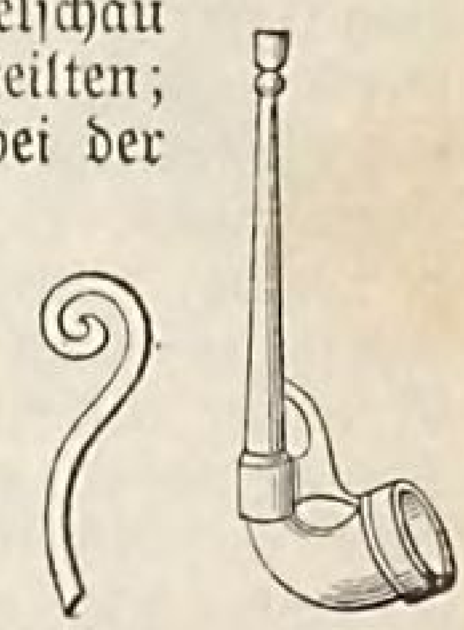


Fig. 1. Fig. 2.
Lituus.

Lityerses, ein Landmann zu Kelänä in Phrygien, Sohn des Midas, der die Fremden, nachdem er sie bewirtet hatte, zwang, ihm bei der Erntearbeit zu helfen, ihnen dann den Kopf abschnitt und diesen mit Gesang unter den Garben versteckte. Herakles erschlug ihn. Den gleichen Namen führte ein Schnitterlied. Vgl. W. Mannhardt, Mythologische Forschungen, S. 1 ff. (Straßb. 1884).

Litze, schmale Schnur, Borte, Tresse, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zum Besatz von männlichen Oberröcken, besonders an den Aufschlägen der Ärmel und auf der Brust, und von Beinkleidern an der französischen Tracht aufkam und während des 18. Jahrh. beibehalten wurde. Jetzt sind Litzen nur bei Uniformen, Livreen ꝛc. üblich (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7 u. 10). — L. bezeichnet außerdem ein Gebinde Garn und am Webstuhl die Schnüre, durch deren Schlingen die Kettenfäden geführt sind; in der Seilerei einen aus mehreren Fäden zusammengedrehten starken Faden, deren mehrere ein Seil bilden.

Litzenbrüder, in niederdeutschen Städten ursprünglich Name gewisser eine Gilde bildender Warenverpacker, später auf die beeidigten Güterbestätter übergegangen (s. Güterbestätterei). Litzgeld ist die Speditionsgebühr, welche die L. sich vom Befrachter zahlen lassen.

Litzenmaschine, soviel wie Klöppelmaschine.

Litzner, Berg, s. Silvretta.

Liudger (Ludger), Heiliger, geb. 744 in Friesland, gest. 26. März 809 in Billerbeck, lag in England unter Alcuinus theologischen Studien ob und suchte nach seiner Rückkehr seine Landsleute zur Wiederannahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Als Wittekind in Friesland einfiel, ging er 784 nach Rom. Später nahm er seine Missionsthätigkeit wieder auf und ward erster Bischof in Münster. Die verschiedenen »Vitae S. Liudgeri« wurden von Diekamp im 4. Bande der »Geschichtsquellen des Bistums Münster« (Münst. 1881) herausgegeben; so namentlich die von seinem zweiten Nachfolger im Bistum,

Altfried. Sein Leben beschrieben Hüsing (Münst. 1878), Pingsmann (Freiburg 1879) und Krimphove (Paderb. 1886).

Liudolf, Herzog von Schwaben, geb. 930, gest. 6. Sept. 957, Sohn des deutschen Kaisers Otto I. und seiner ersten Gemahlin, der englischen Prinzessin Editha, erhielt 950 das Herzogtum Schwaben, nachdem er sich 947 mit der Tochter des Herzogs Hermann, Ida, vermählt hatte; auch ward er von Otto 946 zum Nachfolger im Reiche erklärt. Als sein Vater 951 den Zug nach Italien vorbereitete, eilte er, von ungestümem Thatendrang getrieben, demselben voraus, wurde aber mit empfindlichen Verlusten zurückgewiesen und mußte deshalb heftige Vorwürfe von Otto erdulden. Dessen zweite Vermählung mit Adelheid, die den Herzog Heinrich von Bayern, seinen verhaßten Oheim, begünstigte, reizte ihn noch mehr und machte ihn zugleich um seine Thronfolge besorgt. Deshalb verbündete er sich 953 mit seinem Schwager Konrad dem Roten und zwang seinen Vater in Mainz, Heinrich vom Hofe zu entfernen. Dieser nahm jedoch das Versprechen zurück, rief L. vor sein Gericht nach Fritzlar, und als derselbe nicht gehorchte, beraubte er ihn seines Herzogtums. L. und Konrad verteidigten sich zuerst in Mainz; dann warf sich L. 954 nach Regensburg und stellte sich an die Spitze der aufständischen Bayern, legte aber, als ihn Otto nach Schwaben verfolgte, die Waffen nieder, unterwarf sich in Thüringen seinem Vater und erhielt auf dem Reichstag zu Arnstadt, im Dezember 954, wenigstens seine Eigengüter wieder. 957 zog er zum zweitenmal nach Italien, um sich dies Königreich zum Ersatz für Schwaben zu erobern, siegte in zwei Treffen, eroberte Pavia, starb aber am Fieber und ward in Mainz begraben; er hinterließ einen einzigen Sohn, Otto, später Herzog von Schwaben. Liudolfs Andenken wurde vom Volk in Liedern gefeiert, seine Gestalt jedoch allmählich mit der des Herzogs Ernst von Schwaben, der ähnliche Schicksale hatte, verschmolzen (s. Herzog Ernst).

Liudprand, s. Liutprand 2).

Liukiu (Riukiu, Lu-tschu), japan. Inselgruppe zwischen dem Ostchinesischen Meer im W. und dem Großen Ozean im O., welche sich von der Colnetstraße unter 30° nördl. Br. in südwestlicher Richtung gegen Formosa bis zum 24.° südl. Br. 1100 km lang hinzieht, umfaßt außer den 10 kleinen, 111 qkm großen Linschoteninseln 59 Inseln, darunter 36 bewohnte, im ganzen 3689 qkm (67 QM.) mit (1893) 410,881 Einw. Die L. zerfallen in drei Gruppen: eine nördliche, Hokubusoto, 1342 qkm groß, neun Inseln, von denen Amami-Oshima (805 qkm mit 48,470 Einw.) mit dem Hafen Nase die größte ist, eine zentrale, Tsiubuto, 1531 qkm, 25 Inseln, von denen Okinawa (1348 qkm) mit dem Hauptort Nafu (24,250 Einw.) und dem Hafen Shuri (25,604 Einw.) die bedeutendste ist, und eine südliche, Nambusoto, 816 qkm, 15 Inseln, darunter Iriomoto (310 qkm) u. Isigaki (246 qkm). Die Inseln erheben sich meist steil aus dem Meere. In geologischer Hinsicht unterscheidet man eine innere vulkanische und eine äußere, dem Großen Ozean zugewandte, nicht vulkanische Reihe. Die letztere wird von den größern Inseln Okinawa, Tukono, Yakuno, Tanega ꝛc. gebildete und besteht aus gefaltetem Gneis, Thonschiefer und kohlenführenden Schichten zweifelhaften Alters; die innere Kette setzt sich aus kleinern Inseln zusammen, von welchen Kumashima, der Vulkan Torishima (Sulphur Island), die Linschoten und Erabushima die bekanntesten sind. Das Klima geht vom suptropischen Charakter im N. in den tropischen im S. über und gilt durchweg für angenehm und gesund. Taifune und Erdbeben gehören zu den Plagen. Der Boden ist zum großen Teil sehr fruchtbar und bringt außer Reis, Zuckerrohr, Weizen, Mais und einer Fülle der schönsten Früchte Thee, Pfeffer, Baumwolle, Tabak und Firnisbäume hervor; berühmt sind die Farbhölzer. Die Bewohner bilden nach Körperbeschaffenheit, Sprache und Sitte mit den Japanern ein Volk. Das niedere Volk steht den Chinesen näher. Der Handelsverkehr ist nicht bedeutend, derselbe beträgt jährlich 1,055,900 Mk. bei der Einfuhr und 533,000 Mk. bei der Ausfuhr. Dampfer fahren regelmäßig von Kobe und Kagoshima nach Nase und Nafa. Der letztgenannte Hafen wurde 1894 dem Handel mit China geöffnet. S. Karte »Japan und Korea«. — Die Inselgruppe bildete früher ein selbständiges Königreich, das seit dem 15. Jahrh. die Oberhoheit Japans anerkannte und an dieses einen kleinen jährlichen Tribut zahlte. Seit 1609 unterstand es, nach einem durch eine Expedition des Fürsten v. Satsuma vereitelten Versuch, sich an China anzulehnen, dem Satsuma-Daimiat. Doch fuhr der König fort, auch an China Tribut zu zahlen. Als jedoch 1874 Japan sich mit China betreffs Formosa auseinandersetzte, verbot es die weitere Übersendung von Geschenken an jenes und stellte 1876 die Gruppe als Okinawa Ken ganz unter japanische Verwaltung. Der König der Inseln wurde mediatisiert und 1879 gefangen nach Japan gebracht. Vgl. Satow, Notes on Loochoo (in den »Transactions of the Asiatic Society of Japan«, 1873); Hubbins, Notes regarding the principality of Loochoo (»Journal of the Society of arts«, 1881).

Liutprand (Luitprand), 1) König der Langobarden (712—744), eroberte 728 Ravenna und die Romagna, eilte 739 Karl Martell gegen die Araber zu Hilfe, welche er aus der Provence vertrieb, und unterwarf sich 742 die Herzöge von Spoleto und Benevent wieder, die von ihm abgefallen waren und vom Papst Gregor II. unterstützt wurden. Er starb auf dem Gipfel seiner Macht 744.

2) (Liudprand) Bischof von Cremona und Geschichtschreiber, geb. um 922 aus vornehmem langobardischen Geschlecht, bildete sich am Hofe des Königs Hugo von Italien in Pavia und trat nach dessen Vertreibung (945) in die Dienste seines Nachfolgers Berengar, in dessen Auftrag er 949 als Gesandter nach Konstantinopel ging. Später verfeindete er sich mit Berengar, begab sich nach Deutschland, folgte 961 dem Kaiser Otto I. auf seinem Zuge nach Italien, wurde Bischof von Cremona und wohnte 963 der großen Synode in Rom bei. Seine abermalige Gesandtschaft nach Konstantinopel an den Kaiser Nikephoros (968) mit dem Zweck, Otto den Besitz von Unteritalien zu sichern und dessen Sohn mit der griechischen Prinzessin Theophano zu vermählen, blieb erfolglos. 969 wird er zuletzt erwähnt. Seine »Antapodosis«, d. h. Vergeltung (weil er sich darin an seinen Feinden, besonders Berengar und seiner Gemahlin Willa, rächen wollte), eine Geschichte seiner Zeit in sechs Büchern, reicht von 886—949 und ist in den Jahren 958—962 abgefaßt; sie behandelt die Ereignisse in Deutschland, im griechischen Reich und besonders in Italien, ist lebendig geschrieben, in Einzelheiten nicht ganz zuverlässig, voller Anekdoten und gelehrter Citate aus klassischen Schriftstellern u. gewährt einen wertvollen Einblick in die Sitten, Zustände und

Denkweise seiner Zeit. Außerdem schrieb er: »De rebus gestis Ottonis Magni imperatoris« (960—964), in würdigerer Sprache rein sachlich geschrieben, und »De legatione Constantinopolitana« (bis zu seiner Abreise von Korfu, 7. Jan. 969), eine witzige, boshafte Satire auf den griechischen Hof. Seine Werke gab Pertz im 3. Band der »Monumenta Germaniae historica« heraus; neue Schulausgabe von Dümmler (2. Aufl., Hannov. 1879); ins Deutsche übersetzte sie v. Osten-Sacken (in den »Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit«, 2. Aufl., Leipz. 1889). Vgl. Köpke, De vita et scriptis Liudprandi (Berl. 1842); C. Baldeschi, Liudprando (Giarre 1889).

Livadiá, 1) (Levadia) Stadt im griech. Nomos Attika und Böotien, am Fuß des Helikon, 165 m hoch, schön, aber ungesund gelegen, westlich vom ehemaligen See Topolias, mit Baumwollbau, Baumwollspinnereien und (1889) 4990 Einw. Nach L., dem alten Lebadeia (s. d.), wurde bis in die neuere Zeit der nördliche kontinentale Teil Griechenlands (zwischen Thessalien und Epirus im N. und dem Meerbusen von Korinth und Ägina), dessen Hauptstadt es war, Livadien genannt. — 2) Besitzung des Kaisers von Rußland am südlichen Ufer der Krim, in einer reizenden Gegend, 5 km vom Badeort Jalta, mit zwei Palästen (vom Architekten Monghetti erbaut), prachtvollen Gärten voll exotischer Gewächse, großartigen Parkanlagen und Weinbergen. Die ganze Umgegend ist ein Lieblingsaufenthalt der russischen Großen während der Herbstbadesaison geworden und weithin mit Villen und Schlössern bedeckt.

Livadion, Hauptort der Insel Seriphos (s. d.).

Liv-Vredning, See, s. Limfjord.

Livēdo, s. Livor.

Liven, ein dem finnischen Stamm angehöriges, den Kuren (die zuweilen irrtümlich als L. bezeichnet werden) und den Esthen nahe verwandtes Volk, das den südwestlichen Teil des heutigen Livland, am Fluß Salis bis zur Düna und vom Rigaischen Meerbusen bis zum Burtnecksee und Kokenhusen, bewohnte, das jetzt aber nur noch an der Westküste von Kurland sich erhalten hat, wo es in einer Zahl von (1881) 3562 Köpfen in 14 Dörfern lebt. Die L. unterscheiden sich streng von ihren Nachbarn, den Letten, kennen aber selbst das Wort L. nicht und nennen sich Randalist (Strandbewohner). Sie sind Leute von hohem, schlankem Wuchs mit braunem, selten blondem Haar, grauen oder braunen Augen und mäßig langem, ziemlich breitem Kopf. Haupterwerbszweige sind Fischerei und Seefahrt. Sie sind Lutheraner, zeigen aber in Sitten und Gebräuchen noch viel Heidnisches. Die livische Sprache, die alte Sprache Livlands, jetzt nur noch von den wenigen L. gesprochen, gehört zu dem finnisch-ugrischen Zweig des uralaltaischen Sprachstammes und ist am nächsten mit dem Finnischen und Esthnischen verwandt. Eine Grammatik und ein Wörterbuch lieferte Sjögren (hrsg. von Wiedemann, Petersb. 1861). Vgl. Waldhauer, Zur Anthropologie der L. (Dorpat 1879).

Livens, Jan, Maler und Radierer, s. Lievensz.

Livénza, Fluß in Oberitalien, entspringt am Fuße des Monte Cavallo (2248 m) bei Polcenigo in der Provinz Udine, nimmt die Meduna auf und mündet nach 105 km langem Laufe (davon 78 km schiffbar) bei Caorle ins Adriatische Meer.

Liverpool (spr. liwwerpūl), Fluß im Nordterritorium Australiens, hat im Oberlauf mehrere Fälle und ergießt sich in weiter Mündung in das Arafurameer.

Liverpool (spr. liwwerpūl, angeblich v. kymrischen Llyr-pwl, »Seepfuhl«), Stadt u. besondere Grafschaft im westlichen England, liegt unter 53° 24' nördl. Br. und 2° 54' westl. L. v. Gr. am nördlichen Ufer des schiffbaren Mersey, der hier eine Breite von 700 m hat, sich aber oberhalb L. seeartig bis über 3 km Breite erweitert und unweit der Stadt in die Irische See mündet. Vor seiner Mündung liegen Sandbänke, zwischen welchen hindurch der Crosby und andre Kanäle führen. Mehrere Leuchtschiffe (das äußerste, Formby Light, 14 km von der Mündung des Mersey) und Leuchttürme bezeichnen die Einfahrt, und neuerdings errichtete starke Befestigungen verteidigen dieselbe. Die Stadt erhebt sich amphitheatralisch am Abhang eines Sandsteinhügels und bietet mit ihren Docks und Kais und dunkeln Häusermassen einen imposanten Anblick dar. Vorstädte mit freundlichen Landhäusern und Gärten umgeben die Stadt nach allen Seiten. Nach S. liegt Toxteth mit dem 156 Hektar großen Neuen Park u. dem Prince's Park, im O. Wavertree, West-Derby, Everton u. Edgehill, im N. Kirkdale mit dem Stanley Park u. Walton on the Hill, am Mersey selbst, unterhalb der Stadt, Bootle u. Waterloo. Selbst Birkenhead (s. d.), L. gegenüber, kann als Vorstadt desselben gelten und gehört thatsächlich zum Hafengebiet der Stadt.


Wappen von Liverpool.

Die Hauptstraßen der innern Stadt, wie Dale, Bold, Castle, Lord Street und die über 1 km lange Scotland Road, sind breit und äußerst belebt; doch münden auch enge, schmutzige Seitengäßchen, wo der Kleinhandel sich bewegt und das Elend wohnt, in sie ein. Die zahlreichen Armen wohnen in Kellern (ca. 20,000 Personen) oder in sogen. Courts, kleinen Sackgäßchen, die, nach allen vier Seiten zugebaut, einen meist überwölbten Zugang haben. Unter den öffentlichen Plätzen verdient nur der unregelmäßige, bei der St. Georgshalle im Mittelpunkt der Stadt gelegene Lime Hill Erwähnung. Zwei Wasserleitungen versorgen die Stadt mit Wasser, die ältere vom Rivington Pike her, der 32 km nördlich von der Stadt liegt, die andre, erst jüngst vollendete, aus Wales. Das große Reservoir der letztern liegt 10 km vom Balasee, bei den Quellen des Vyrnwy und 238 m ü. M. Von dort aus führt ein 108 km langer Aquädukt über Oswestry und Prescot nach L.

Unter den 150 kirchlichen Gebäuden Liverpools ist keins von Bedeutung. Das älteste unter ihnen, die St. Nicholaskirche, hat einen 1810 erbauten Turm. Die St. Georgskirche nimmt die Stelle des von Heinrich II. erbauten Forts ein und wurde 1821 völlig umgebaut. Unter den Kirchhöfen ist der von St. James, mit dem Denkmal des Parlamentsmitglieds Huskisson, der bemerkenswerteste. Als architektonischen Mittelpunkt Liverpools darf man wohl den Platz beim Bahnhof in der Lime Street ansehen. Dort steht das schönste Gebäude der Stadt, die St. Georgshalle, 1841—54 mit einem Kostenaufwand von 8 Mill. Mk. von Elmes in Gestalt eines griechischen Tempels erbaut. Sie bedeckt eine Fläche von 183 m Länge bei 51,8 m Tiefe und enthält eine große Halle für Konzerte und Versammlungen (mit großer Orgel und den Statuen von Peel, Lord Derby, Gladstone, G. Stephenson), die Gerichtshöfe rc. Die

korinthischen Säulen des westlichen Portikus sind 13,7 m hoch. Dicht bei ihr stehen Bildsäulen des Prinzen Albert und der Königin Viktoria, zwischen ihnen die des Lords Beaconsfield, ferner eine 41 m hohe Wellingtonsäule. Die neben dieser Halle sich erhebende St. Johnskirche ist ohne Bedeutung; wohl aber lenkt das hier gelegene Brown Institute, ein klassischer Bau, der eine Freibibliothek, ein Museum und eine Gemäldegalerie enthält, die Blicke auf sich. Dale Street bringt uns von hier, am Stadtamt (Municipal Offices) mit 61 m hohem Turm vorbei, zum Stadthaus (Town Hall), 1754 von Wood erbaut, mit korinthischer Säulenhalle und 32 m hoher Kuppel (im Innern ein Standbild Cannings von Chantrey), und zu der hinter demselben stehenden Börse, im französischen Renaissancestil von Wyatt erbaut, gleichfalls mit Kuppel. Auf dem viereckigen, von Arkaden umgebenen freien Platze zwischen beiden steht ein Bronzedenkmal Nelsons (von Westmacott). Das Steueramt (Revenue Buildings) steht in der Nähe der Docks, hat eine Fassade von 142 m Länge und eine weithin sichtbare Kuppel.

Die Bevölkerung ist in rascher Zunahme begriffen. Während sie 1700 noch nicht 6000 Seelen betrug, zählte L. 1801: 82,295, 1851: 375,955, 1881: 552,508, 1891 aber bei einem verkleinerten Gebiet 517,980 Einw. Das städtische Gebiet (nur 26,5 qkm) umfaßt von den Vorstädten nur Everton, Kirkdale und Teile von Toxteth Park und West-Derby. Mit dem Rest dieser Orte und den benachbarten Vororten Bootle, Walton on the Hill, Waterloo with Seaforth und Wavertree hat L. 697,000 Einw. Die Gesundheitsverhältnisse lassen viel zu wünschen übrig, und von 1000 Kindern, die geboren werden, erreichen nur 540 das fünfte Lebensjahr. Nur 70 Proz. der Bevölkerung stammen aus Lancashire. Zahlreich sind die Katholiken, fast nur Irländer, denn sie bilden nicht weniger als 9,1 Proz. der Gesamtbevölkerung und tragen nicht wenig zum schlechten Ruf bei, den L. vom polizeilichen Standpunkt aus einnimmt.

L. ist ganz überwiegend Handelsstadt, doch finden sich auch bedeutende industrielle Anstalten, besonders solche, die sich auf Schiffahrt beziehen, wie große Schiffswerften (namentlich auch für eiserne Dampfschiffe), Maschinenfabriken, Uhren- u. Chronometerfabriken, Eisengießereien, Seilerbahnen, Dampfkessel- und Messingfabriken, Zuckersiedereien, Brauereien ꝛc. 1891 zählte man 12,619 Kaufleute mit Gehilfen, 4497 Maschinenbauer, 3900 Schiffbauer, 4227 Eisenarbeiter und Schmiede; 25,984 Personen waren auf Schiffen und in den Docks beschäftigt. In Hinsicht seiner Ausfuhr ist L. der bedeutendste aller britischen Häfen, wenn ihm auch neuerdings London (s. d.) seiner gesamten Handelsbewegung nach den Rang abgelaufen hat. Es ist der Speditionsplatz für die vielen Güter, welche aus den fabrikreichen Grafschaften Lancashire und Yorkshire zur Verschiffung nach allen Weltteilen dahin gelangen, anderseits Einfuhrhafen, namentlich für alle Produkte, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika an Europa abgeben, wie Baumwolle, Petroleum, Tabak ꝛc. Außerdem unterhält es ausgedehnte Verbindungen mit dem Süden Europas und der Levante, mit China, der Westküste Afrikas und mit Irland, dessen Schlachtvieh, Mehl, Butter und Leinwand größtenteils über L. gehen. 1846 besaß die Stadt erst 1461 Seeschiffe (darunter 55 Dampfer) mit 387,008 Ton. Gehalt; 1894 hatte sie 2242 Seeschiffe mit 2,100,565 T. Gehalt, darunter 974 Dampfer mit 1,145,001 T., und außerdem 253 Fischerboote. 1894 liefen 17,115 Seeschiffe mit einem Gehalt von 8,266,646 T. ein (darunter 3873 Schiffe von 5,492,327 T. vom Ausland); es liefen aus 17,203 Seeschiffe mit einem Gehalt von 8,340,045 T. (darunter 3406 Schiffe von 4,997,251 T. vom Ausland). Der Wert der nach dem Ausland verschifften britischen Produkte ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, nämlich von 104,5 Mill. im J. 1890 auf 78,198,242 Pfd. Sterl. im J. 1894 (1853 erst 47 Mill. Pfd. Sterl.). Darunter waren (1894) Baumwollwaren für 41 Mill., wollene Waren für 5,3 Mill., Metalle für 7 Mill., Maschinen für 4,4 Mill., leinene Waren für 2,6 Mill. Pfd. Sterl.; ferner Alkalien, Töpferwaren, Kurzwaren, Seidenwaren, Lederwaren und Kleider. Die Ausfuhr von ausländischen und Kolonialprodukten betrug 10,502,929 Pfd. Sterl. Die Einfuhr vom Ausland (einschließlich der britischen Kolonien) erreichte einen Wert von 95,136,372 Pfd. Sterl. (1891 noch 115 Mill. Pfd. Sterl.). Darunter waren 14,4 Mill. Ztr. Baumwolle, 78,8 Mill. Pfd. Wolle, 28,2 Mill. Pfd. Tabak, 5,6 Mill. Ztr. Rohzucker, 148 Mill. Lit. Petroleum, 34,6 Mill. Ztr. Getreide, 3 Mill. Ztr. Schinken u. Speck, 9,1 Mill. L. Spirituosen und 8,1 Mill. L. Wein. Auch die Beförderung von Auswanderern ist von Bedeutung für die Reederei Liverpools. Unter den Dampfschiffahrtsgesellschaften, die von L. aus regelmäßige Dampfschiffsverbindungen über den Ozean unterhalten, sind die weltbekannte Cunardlinie (seit 1840) und die nicht minder angesehenen Allan-, White Star-, Pacific-, Ozean- und die afrikanischen Linien zu nennen (s. Beilage zum Art. »Dampfschiffahrt«). Eisenbahnen und Kanäle verbinden L. mit allen Teilen Englands. Von Edgehill aus führen drei Schienenstränge unter den Häusern weg nach dem Bahnhof und den Docks, während die Yorkshirebahn über die Häuser hinweg nach dem großartigen Bahnhof in Tithebarn Street führt, wo ein einziges Glasdach eine Fläche von 9400 qm bedeckt. Von den Docks aus führt ein 1880—86 erbauter Eisenbahntunnel von 3 km Länge nach dem gegenüberliegenden Birkenhead. Auch ist der Bau einer Brücke über den Mersey für Wagen, Fußgänger und eine elektrische Bahn geplant. Der Mersey ist nur bis Warrington für größere Schiffe schiffbar, aber Kanäle verbinden die Stadt mit Manchester, Leeds, Birmingham und den Salzbezirken Cheshires. Ein Kanal für Seeschiffe ist zwischen L. und Manchester 1894 eröffnet worden (s. Manchester-Schiffskanal), und man arbeitet an einem ausgedehnten Netz von Dampftramways, das L. mit allen Fabrikstädten Lancashires in Verbindung setzen soll.

Unter den dem Verkehr gewidmeten Anstalten Liverpools fallen dem Fremden am meisten die Docks in die Augen. Das erste Trockendock wurde 1710 eröffnet, als das erste seiner Art in England, aber 1825 wieder zugeschüttet, und an seiner Stelle steht seit 1839 das erwähnte Gebäude des Steuer- und Zollamtes. Die namentlich seit 1845 hergestellten künstlichen Hafenwerke sind Meisterstücke der Wasserbaukunst. Gegenwärtig zählt L. 30 Docks, 4,9—7,9 m tief, die sich eine Strecke von 9 km weit am Flußufer hinabziehen, einen Raum von 426 Hektar bedecken und eine Wasserfläche von 150 Hektar einnehmen. Vielfach sind diese Docks von großen Warenspeichern umgeben; so liegen die Tabaksspeicher am King's Dock, die Getreidespeicher (mit Raum für 600,000 hl) am Waterloo-Dock. Eine elektrische Bahn führt seit 1893

an den Docks entlang. Bemerkenswert sind ferner die bei L. liegenden schwimmenden Landungskais, wovon der neueste u. großartigste (1876 vollendet) eine Länge von 629 m und eine Breite von 25—30 m hat und durch acht Brücken mit dem Ufer verbunden ist. Außer nassen und trocknen Docks (letztere namentlich für Küstenfahrer bestimmt) gibt es auch zahlreiche Kalfaterdocks zur Ausbesserung von Seeschiffen. Das Grundkapital für die Hafenanlagen stellt gegenwärtig eine schwebende Schuld von 16 Mill. Pfd. Sterl. dar (wovon 6 Mill. auf die Anlagen in Birkenhead entfallen), der als Verzinsung des Kapitals eine Einnahme an Hafengeldern von mehr als 1 Mill. Pfd. Sterl. gegenübersteht. Im Vergleich mit den Hafenbauten treten die andern dem Handel gewidmeten Gebäude in den Hintergrund, so die Börse, die Getreidebörse, die zahlreichen, meist stattlichen Banken ꝛc. Unter den bedeckten **Markthallen** ist die 1822 erbaute von St. John die wichtigste. Sie liegt mitten in der Stadt, ist 168 m lang, 42 m breit, und ihr Dach ruht auf 116 gußeisernen Säulen. Ihr gegenüber liegt der Fischmarkt.



Lageplan von Liverpool.

Groß ist in L. der Wohlstand, aber gleich groß die Armut. Unter den zahlreichen **Wohlthätigkeitsanstalten** sind hervorzuheben: 2 große Krankenhäuser, ein Irrenhaus, Anstalten für Blinde u. Taubstumme; ein Matrosenheim (Sailors Home, seit 1850), ein Nachtasyl für Obdachlose, großartige Armenhäuser und mehrere städtische Bade- u. Waschanstalten. Für den Elementarunterricht sorgt jetzt ein von den Steuerzahlern ernannter Schulvorstand (School-Board). An höhern Bildungsanstalten sind zu erwähnen: das 1882 eröffnete University College, das Liverpool College, eine 1840 gegründete und in streng kirchlichem Sinne geleitete Knabenschule in großartigem Tudorbau, das Liverpool Institute und Crosby College, alle für Knaben und etwa unsern Gymnasien entsprechend. Ferner die von Roscoe gegründete Royal Institution, eine Kunstschule mit Gemäldegalerie, 2 medizinische

Schulen in Verbindung mit den Krankenhäusern, ein kath. Seminar (in Everton), ein kath. Lehrerseminar (auf Mount Pleasant) und ein von den Liberalen gegründetes Mechanics Institute (Arbeiterbildungsverein). Unter den öffentlichen Sammlungen verdienen Beachtung das von W. Brown 1857 errichtete Museum (enthaltend eine von Lord Derby gestiftete zoologische Sammlung, ein Aquarium und griechische u. angelsächsische Altertümer) und die von Walker 1877 gestiftete Gemäldegalerie (400 Gemälde). Ferner sind zu erwähnen: der botanische und zoologische Garten, die Sternwarte, ein Kunstverein, ein naturwissenschaftlicher Verein und die den beiden politischen Parteien gehörigen Klubhäuser, Athenäum und Lyceum, welche große Bibliotheken besitzen. L. hat ferner 7 Theater und mehrere sogen. Musikhallen. Es hat Munizipalverfassung und ist in 16 Distrikte geteilt, deren jeder einen Alderman u. drei Räte ernennt, welche mit dem Mayor an der Spitze den Stadtrat bilden. L. sendet 9 Abgeordnete ins Parlament (vor 1885 nur 3). Es ist Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs sowie eines deutschen Konsuls.

Geschichte. Der Name L. (auch Litherpool in ältern Urkunden) wird zuerst um 1190 unter Richard I. genannt. Den ersten Freibrief erhielt die Stadt 1207 von Johann, den zweiten 1229 von Heinrich III. Diese Freibriefe trugen indes wenig zum Wachstum der Stadt bei, die noch zur Zeit Elisabeths nur etwa 1500 Einw. hatte. 1644 ward L. mit einer Erdmauer und einem Graben umgeben, aber nach einer standhaften Verteidigung von den Royalisten unter dem Prinzen Ruprecht erobert und geplündert. Kurz darauf wüteten Pest und Hungersnot daselbst. 1699, als L. zu einem selbständigen Kirchspiel erhoben wurde, hatte es erst 5000 Einw. Zehn Jahre später wurde das erste Dock eröffnet; aber die Stadt fing erst an, sich rascher zu entwickeln, als die Kaufleute sich auf den Sklavenhandel legten. Liverpools Negerschiffe eröffneten an den afrikanischen Küsten den englischen Manufakturwaren (Eisen-, Stahl- und wollenen Waren) frequente Märkte, führten dann die Sklaven nach den Antillen und brachten nach Europa Rum, Zucker und Tabak mit zurück, eine dreifache Operation, welche mit jeder Reise das Vermögen der Reeder verdoppelte. Man rechnet, daß von 1730—70 etwa 2000 Negerschiffe den Hafen Liverpools verließen und im Verlauf von elf Jahren 304,000 Sklaven nach den Antillen brachten, die den Reedern einen Reingewinn von 8 Mill. abwarfen. Doch nahm der Sklavenhandel, da ihn die Konkurrenz weniger einträglich machte, mehr u. mehr ab, und die Abschaffung desselben 1806 schädigte daher den Handel von L. wenig. Die neuen großen Unternehmungen geschahen im Interesse der Manufakturen und waren nach der Neuen Welt gerichtet, denn eine mächtige Kompanie besaß das Monopol des indischen und chinesischen Handels. Der Handel Englands mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas konzentrierte sich im Hafen L. Für den Abbruch, den Liverpools Baumwollhandel während des amerikanischen Bürgerkriegs erlitt, entschädigte es sich reichlich durch Waffenhandel mit den Vereinigten Staaten und Schleichhandel mit den Konföderierten. Auch wurden in seinem Hafen einige für die letztern bestimmte Kriegsschiffe ausgerüstet, was mit Anlaß zur Entstehung der Alabamafrage gab. Bis 1888 gehörte L. zu Lancashire. Vgl. Baines, History of the commerce and town of L. (Liverp. 1852); Picton, Memorials of L. (2. Aufl., Lond. 1876, 2 Bde.); Ellison, Cotton trade of Great Britain, including history of the L. cotton market (das. 1886); Morton, Geology of the country around L. (das. 1891, 2 Bde.); Havestadt, Die Dock- und Hafenanlagen in L. und Birkenhead (Berl. 1886) und dessen Schrift über die Eisenbahnanlagen in L. (das. 1887).

Liverpool (spr. liwwerpūl), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, an dem bis hier schiffbaren Georges River und an der Großen Südbahn, hat ein Armenhaus, eine höhere Schule, eine große Papierfabrik und (1891) 4463 Einw.

Liverpool (spr. liwwerpūl), 1) Charles Jenkinson, Baron Hawkesbury, Graf von, brit. Staatsmann, geb. 26. April 1727 in Winchester, gest. 17. Dez. 1808 in London, Sohn des Obersten Jenkinson, studierte in Oxford, machte sich als Dichter und Publizist bekannt, ward Privatsekretär des Lords Bute, der ihn nach seinem Eintritt ins Ministerium 1761 zum Unterstaatssekretär ernannte, und trat zugleich für den Flecken Cockermouth ins Parlament. 1763—65 war er Sekretär der Schatzkammer, 1766 Lord der Admiralität, 1767 Lord des Schatzamtes und 1772 unter dem Ministerium North Vizeschatzmeister von Irland. Er war das gehaßteste Mitglied der damals herrschenden Kamarilla. Seinem Einfluß schrieb man besonders die Maßregeln gegen die nordamerikanischen Kolonien zu. 1776 wurde er zum Münzmeister ernannt und verwaltete von 1778—82 das Departement des Krieges. Unter dem Ministerium Pitt wurde er 1786 Präsident des Handelsrats und als Baron Hawkesbury zum Peer sowie auf besondern Wunsch des Königs zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt. 1796 zum Grafen von L. erhoben, legte er 1802 aus Gesundheitsrücksichten sein Amt nieder. Er gab eine Sammlung der Friedensverträge von 1648—1783 (Lond. 1785, 3 Bde.) heraus.

2) Robert Banks Jenkinson, Graf von, brit. Staatsmann, ältester Sohn des vorigen, geb. 7. Juni 1770, gest. 4. Dez. 1828, studierte in Oxford und trat 1790 in das Unterhaus, wo er sich den Tories anschloß und die Regierung unterstützte. 1793 wurde er zum Kommissar im Indischen Amt, 1796 zum Geheimrat u. Mitglied des Handelskollegiums, 1799 zum Münzmeister, 1801 zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, in welcher Stellung er an den Unterhandlungen bei dem Frieden von Amiens teilnahm. Nach Pitts Wiedereintritt in das Ministerium erhielt er 1804 das Departement des Innern und bei der Auflösung des Kabinetts 1806 die Sinekure eines Wardeins der Fünfhäfen. 1807 übernahm er im Ministerium des Herzogs von Portland wieder die Verwaltung des Innern, die er 1809 gegen das Portefeuille des Auswärtigen und noch in demselben Jahre gegen die Leitung des Kriegs- und Kolonialministeriums vertauschte. Noch bei Lebzeiten seines Vaters wurde er 1803 ins Oberhaus berufen und nach dessen Tod 1808 Graf L. Nach Percevals Ermordung (1812) wurde er erster Lord der Schatzkammer und Leiter des Ministeriums, an dessen Spitze er 15 Jahre lang blieb. Während dieser Zeit bewährte er sich als starrer Anhänger konservativer Grundsätze und wußte alle einschneidenden Reformen, wie die Änderung der Handelspolitik und des Systems der Parlamentswahlen sowie die Emanzipation der Katholiken, zu hintertreiben. Eine besonders traurige Rolle spielte er bei dem auf Wunsch des Königs eingeleiteten Prozeß der Königin Karoline 1820. Im Februar 1827 wurde er von einem Schlagfluß ge-

troffen. Vgl. Yonge, Life and administration of Earl L. (Lond. 1868, 3 Bde.). Seine Titel gingen auf seinen Bruder Charles Cecil Cope Jenkinson (geb. 29. Mai 1784) über, der unter dem Ministerium Peel 1841—46 das Amt eines königlichen Oberhofmeisters bekleidete u. 3. Okt. 1851 ohne männliche Nachkommen starb, so daß der Titel erlosch.

Liverpool-Leedskanal, s. Leeds-Liverpoolkanal.

Liversedge (spr. liwwerßedsch), Flecken, s. Dewsbury.

Livery (engl., spr. liwweri), die Gesamtheit der das Wahlrecht genießenden Mitglieder (liverymen) der großen Gilden in der City von London.

Livia Drusilla, Gemahlin des Kaisers Augustus, geb. um 55 v. Chr., Tochter des Livius Drusus Claudianus, war zuerst vermählt mit Tib. Claudius Nero, wurde von diesem aber 38 an Augustus abgetreten, auf den sie durch ihre Schönheit und Klugheit großen Einfluß gewann. Sie hatte von ihrem ersten Gemahl zwei Söhne, Tiberius und Drusus, und strebte danach, Tiberius (Drusus starb bereits 9 v. Chr.) die Nachfolge in der Herrschaft zu verschaffen, wobei ihr jedoch die Tochter des Augustus, Julia, und deren Söhne C. und L. Cäsar und Agrippa Postumus im Wege standen. Nachdem aber Julia 2 v. Chr. verbannt worden, C. und L. Cäsar gestorben waren (wobei L. sich dem naheliegenden Verdacht aussetzte, die Verbannung der Julia durch ihre Intrigen bewirkt und die beiden Brüder Cäsar durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben), wurde Tiberius 4 n. Chr. von Augustus adoptiert und Agrippa im J. 7, wie man glaubte, auf Anstiften der L., verbannt. Augustus hatte ihr in seinem Testament ein Drittel seines Privatvermögens, außerdem die Aufnahme ins Julische Geschlecht und den Namen Julia Augusta vermacht. Sie gelangte aber unter der Regierung ihres mißtrauischen und auf seine Macht eifersüchtigen Sohnes nicht zu dem von ihr erstrebten Einfluß; starb 29 n. Chr. Abbildungen von ihr besitzen wir in einem Pariser Bronzebüstchen, auf Münzen und dem berühmten Pariser Cameo. Vgl. Aschbach, L., Gemahlin des Kaisers Augustus (Wien 1864). — Ihre Enkelin Livia oder Livilla, eine Tochter des ältern Drusus, war erst mit C. Cäsar, dem Enkel des Augustus, dann mit dem jüngern Drusus, des Tiberius Sohn, vermählt, welchen sie 23 in Gemeinschaft mit ihrem Buhlen Sejanus ermorden ließ; bei dem Sturz des letztern (31) fand sie mit seinem gesamten Anhang ebenfalls ihren Tod.

Livias, Stadt, s. Beth Haram.

Livid (lat.), bleifarbig, fahl; mißgünstig.

Livigno, Val di (spr. wall di liwinnjo), ein Thal der Graubündner Hochalpen, zur Lombardei gehörig, bildet die obere Stufe des Spölthals. Der Spöl, ein rechtsseitiger Nebenfluß des Inn, durchfließt, indem er die Schweiz betritt, ein waldreiches Schluchtenthal, Val Praspölg, und öffnet dies zum Engadin.

Livinallongo, s. Buchenstein.

Livinen (ital. Valle Leventina), eine der obern Thalstufen des Tessin in der Schweiz, durch die Felsschlucht des Dazio grande (s. d.) in Ober- und Unter-Livinen geteilt, eins der wild-schönsten Thäler des Alpenreviers. Die Bevölkerung, italienischer Sprache und katholischer Konfession, zählte 1888 in 21 Gemeinden, deren größte Airolo, Quinto, Faido, Giornico und Chironico sind, 9738 Köpfe. Wie die 1820—24 erbaute Gotthardstraße L. in den großen Verkehr zog, so geschieht dies in noch wirksamerer Weise durch die Gotthardbahn, deren großer Alpentunnel bei Airolo, am obern Ende des Thales, mündet. In L. selbst beschreibt die Bahn die beiden Kehrtunnel von Freggio, oberhalb Faido, und weiter abwärts, in der Biaschinaschlucht, diejenigen von Piano Tondo und Travi. L. ist reich an Waldungen und Kastanienbäumen. Von Giornico abwärts gedeihen die Rebe und der Feigenbaum. Hauptnahrungsquelle der Einwohner sind Viehzucht und Fabrikation meist nach Italien ausgeführter vorzüglicher Käse. Im Mittelalter gehörte das Thal zu Mailand und kam 1441 an den Kanton Uri, bei dem es bis 1798 verblieb.

Livingston (spr. liwwingstön), Hafenstadt in Guatemala, an der Mündung des Rio dolce in den Golfo Amatique (Golf von Honduras), ist durch Postdampfer mit New Orleans verbunden, führt Kaffee, Kautschuk, Horn, Zucker, Sassaparille, Bananen aus und hat (1888) 1439 Einw. L. hat in neuester Zeit fast den ganzen Verkehr des weit schlechtern und ungesundern Hafens von Izabal (s. d.) an sich gezogen.

Livingstone (spr. liwwingstön), David, engl. Missionar und berühmter Afrikareisender, geb. 19. März 1813 in Blantyre bei Glasgow, gest. 1. Mai 1873 in Afrika, war erst Baumwollspinner, beschäftigte sich aber daneben mit Medizin und Theologie u. ging 1840 im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft als Missionar nach dem Kapland. 1849 durchwanderte er von der Missionsstation Kolobeng im Betschuanenland aus die Wüste Kalahari bis zum Ngamisee. Auf einer neuen Reise 1851 erreichte er den Oberlauf des Sambesi. 1853—56 durchreiste er ganz Südafrika vom Sambesi bis Loanda und zurück bis Quilimane. Dabei entdeckte er im November 1855 die Victoriafälle des Sambesi. In die Heimat zurückgekehrt, gab er »Missionary travels and researches in South Africa« (Lond. 1857, 2 Bde.; neue Ausg. 1875; deutsch, Leipz. 1859, 2 Bde.) heraus. Im März 1858 begab er sich im Auftrag der englischen Regierung mit seinem Bruder Charles L. und fünf andern Europäern (darunter Kirk und der Maler Baines) wiederum nach Quilimane und dem Gebiet des Sambesi und ging den Schire aufwärts bis zum Nyassasee, den er 16. Sept. 1859 erreichte, nachdem er vorher den Schirwasee entdeckt hatte. Auch den Rowuma verfolgte er zweimal eine Strecke weit aufwärts. 1864 nach England zurückgekehrt, veröffentlichte L. (zusammen mit seinem Bruder) die »Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries« (1865; deutsch, Jena 1865—66, 2 Bde.). Aber schon im Herbst 1865 ging L. über Bombay wieder nach Afrika, landete im Januar 1866 in Sansibar, zog den Rowuma hinauf zum Nyassasee, umging das Südufer des letztern und gelangte nach Überschreitung des Tschambesi an das Südende des Tanganjikasees (April 1867), entdeckte dann, sich nach Nordwesten wendend, den Lualaba (November 1867) und, indem er diesen aufwärts verfolgte, den Moerosee (April 1868) und den Bangweolosee (Juli 1868). Von dort sich nach N. wendend, gelangte er nach Udschidschi am Tanganjika, wo er mehrere Monate (bis Juli 1869) verweilte, und erforschte dann das Manyemaland westlich davon, von wo er 23. Okt. 1871 nach Udschidschi zurückkehrte. Wenige Tage später traf ihn dort, krank und in großer Bedrängnis, der von J. G. Bennett (s. d.) in New York zur Auffindung des seit 1869 verschollenen Reisenden ausgesandte Stanley und befreite ihn aus der Not (vgl. Stanley, How I found L., Lond. 1872; deutsch, 3. Aufl. 1891). Mit Stanley erforschte L. im Dezember 1871 das Nordende des Tanganjika und

begleitete jenen bis Unyanjembe, von wo er, mit neuen Mitteln versehen, 25. Aug. 1872 wieder nach S. aufbrach und um das Südende des Tanganjikasees durch das Land des Kazembe zum Bangweolosee zog, an dessen Süduser er in Ilala, auf der Suche nach den Nilquellen, welche er in den Zuflüssen des Bangweolo vermutete, der Dysenterie erlag. Seine treuen Diener trugen die Leiche unter großen Beschwerden über Tabora, wo sie der Hilfsexpedition unter Cameron (s. d. 2) begegneten, zur Ostküste. Von hier wurde sie nach England gebracht und 18. April 1874 in der Westminsterabtei zu London beigesetzt. Die gleichfalls geretteten Tagebücher und Karten von seinen letzten achtjährigen Reisen wurden von H. Waller unter dem Titel: »The last journals of David L. in Central Africa from 1865 to his death« (Lond. 1874; deutsch, Hamb. 1875) herausgegeben. Vgl. außerdem Roberts, Life and explorations of D. L. (Lond. 1874); Blaikie, Dr. L., memoir of his personal life (das. 1881; deutsch von Denk, Gütersl. 1881); H. v. Barth, David L., der Afrikareisende (3. Ausg., Leipz. 1882); Plieninger, David L. (Stuttg. 1885); Johnston, L. and the exploration of Central Africa (Lond. 1891). — Sein Bruder Charles (s. oben), zuletzt engl. Konsul in Fernando Po, starb 29. Nov. 1873 auf einer Seereise.

Livingstonegebirge, großer, aus drei parallelen Ketten bestehender Gebirgsstock in Deutsch-Ostafrika, am Nordostende des Nyassasees, gegen den die westlichste Kette steil abfällt, während die mittlere sich über die beiden andern bis zu 3000 m erhebt. Das L. ist nicht vulkanisch, besteht vielmehr aus Gneis u. Schiefer, hat eine der europäischen sehr ähnliche Flora, aber eine spärliche, aus Affen, Feld- und Perlhühnern etc. bestehende Tierwelt. Nach N. zu schließt sich das L. an das 3600 m hohe Bejamassiv an.

Livingstonia, Missionsstation der schottischen Freikirche, am Südufer des Nyassasees, früher Hauptstation, die aber wegen der ungesunden Lage 1881 nach Bandawe am Westufer verlegt wurde.

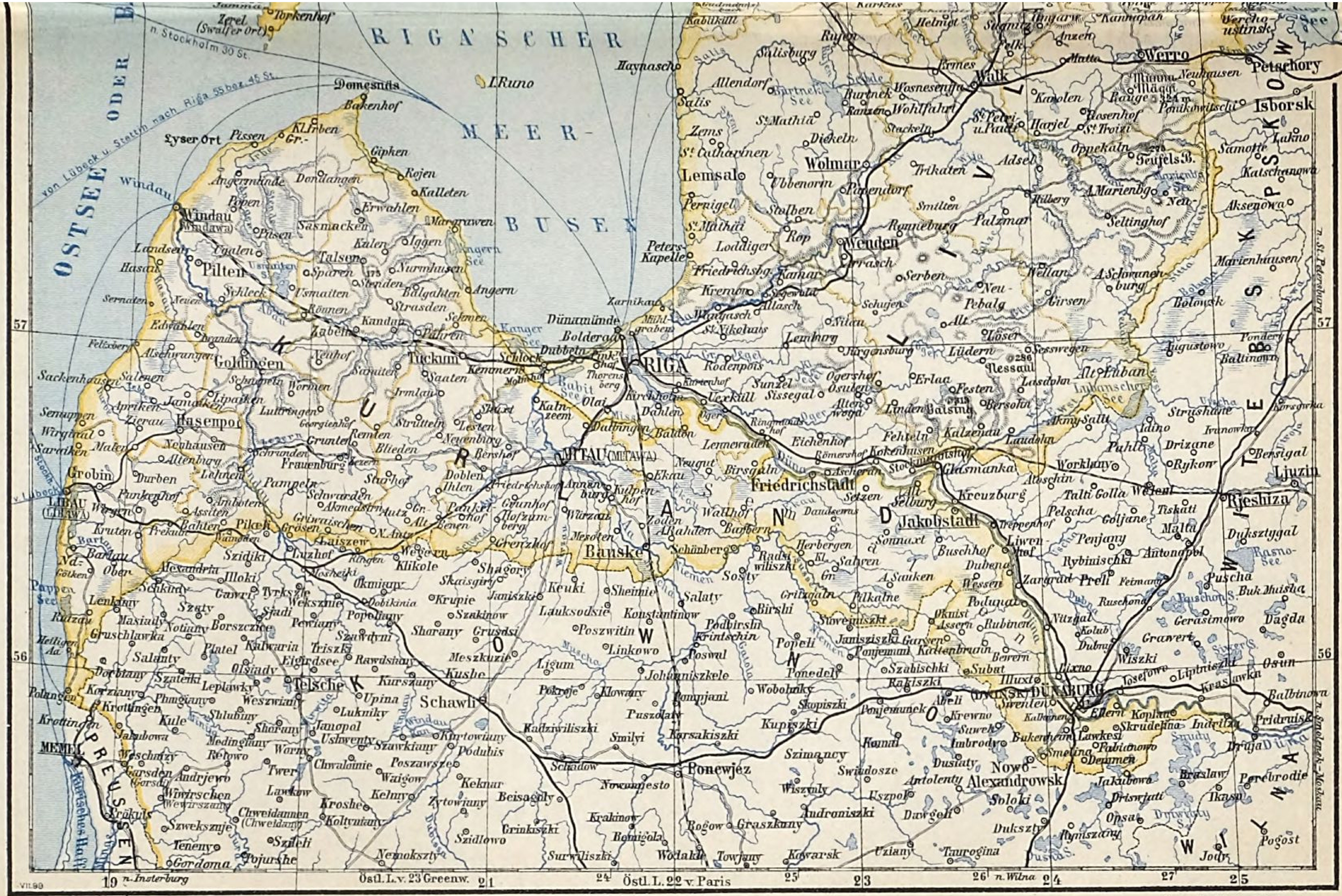
Livistona *R. Br.*, Gattung aus der Familie der Palmen, hohe oder mittelhohe Bäume mit blattnarbigem, stets unbewehrtem Stamm, mächtiger Krone, fächerförmigen Blättern, am Grund mit vielen Fasern bekleideten, am Rande meist stachligen Blattstielen, hermaphroditischen, kleinen, weißen, in achselständigen Rispen stehenden Blüten und kleinen ovalen oder kugeligen, glänzend blauen Beeren. 12 Arten im indischen Florenreich und Australien, von Assam und Südchina über den Archipel bis Neusüdwales und Victoria. L. australis *Mart.* (Corypha australis *R. Br.*, s. Tafel »Blattpflanzen II«, Fig. 7), mit fast kreisrunden, tief geschlitzten Blättern und lineal schwertförmigen, tief dunkelgrünen Strahlen, wird 30 m hoch, mit einem Stamm von 30 cm Durchmesser, und wächst besonders an der östlichen Küste Australiens. Die jungen Blätter werden gegessen; aus den ältern, aber noch nicht entfalteten fertigt man Hüte. Letzteres geschieht auch mit den Blättern der L. Jenkinsiana *Griff.*, welche kaum wild vorkommt, aber an jedem Haus der wohlhabenden Eingebornen von Assam sich angepflanzt findet. Das Holz und die Blätter von L. rotundifolia *Mart.* (Saribus rotundifolius *Blume*, Saribupalme), auf Celebes und den Molukken, dienen zu verschiedenen häuslichen Zwecken; sonst aber werden die Livistonen nur ihrer Schönheit halber kultiviert. Dies gilt besonders auch von L. chinensis *Mart.* (Latania chinensis *Jacq.*, L. borbonica *Lam.*, s. Tafel »Blattpflanzen II«, Fig. 9), welche erst im höhern Alter einen Stamm bildet und große, lebhaft grüne, fast halbkreisrunde Blätter mit tief zweispaltigen, nach der Spitze hin elegant zurückgebogenen Einschnitten trägt. Diese Art und L. australis werden von allen Palmen am häufigsten in unsern Gewächshäusern kultiviert; sie halten sich auch im Zimmer sehr gut, und besonders die letztere ist fast unverwüstlich.

Livius, berühmtes plebejisches Geschlecht in Rom, von welchem ein Zweig den Beinamen Drusus (s. d.) führte. Unter den ältern Angehörigen des Geschlechts ist der bekannteste Marcus L., welcher, weil er als Zensor (204 v. Chr.) den Salzpreis erhöhte, den Beinamen Salinator erhielt. Nachdem er schon in seinem ersten Konsulat (219) glücklich gegen die Illyrier gekämpft hatte, wandte er in seinem zweiten (207) dadurch eine große Gefahr von Rom ab, daß er zusammen mit seinem Kollegen C. Claudius Nero den Hasdrubal, der seinem Bruder Hannibal zu Hilfe kommen wollte, am Metaurus in Umbrien entscheidend schlug; in den nächsten Jahren war er hauptsächlich damit beschäftigt, den andern Bruder Hannibals, Mago, von Italien fernzuhalten, was ihm ebenfalls gelang.

Livius, Titus, berühmter röm. Geschichtschreiber, geb. 59 v. Chr. in Patavium (jetzt Padua), gest. daselbst 17 n. Chr., lebte zumeist in Rom, fern von öffentlicher Thätigkeit, aber im Verkehr mit den angesehensten Männern und trotz seiner unverhohlenen republikanischen Gesinnung auch Augustus befreundet. Sein Hauptwerk, die römische Geschichte in 142 Büchern (»Titi Livii ab urbe condita libri«), die von Erbauung der Stadt bis 9 v. Chr. reichten, von denen aber nur 35 erhalten sind, nämlich die 10 ersten, welche die älteste Zeit bis 293, und die Bücher 21—45, welche die Zeit von 218—167 umfassen; außerdem sind noch eine Anzahl von Bruchstücken und von sämtlichen Büchern (mit Ausnahme von Buch 136 und 137) noch kurze Inhaltsangaben (Periochae) vorhanden und ein dürftiger Auszug der Wundererscheinungen von 249 an (»Prodigiorum liber«) von einem Julius Obsequens (4. Jahrh.). L. unternahm das Werk, wie er selbst in der Vorrede erklärt, teils um sich selbst in die Vergangenheit zu versenken und so die Leiden der Gegenwart zu vergessen, teils um seinen Zeitgenossen das erhebende Bild der großen alten Zeit vorzuhalten, und hat in der That damit ein Nationalwerk geschaffen, welches von den Alten allgemein aufs höchste bewundert und verehrt wurde und noch jetzt übereinstimmend als eins der bedeutendsten Erzeugnisse der römischen Litteratur anerkannt wird. In den spätern Zeiten war es die Hauptquelle für die Kunde der Vorzeit. Er begann es zwischen 27 und 25 v. Chr. und veröffentlichte es nach und nach in einzelnen Abschnitten (die Einteilung nach Dekaden ist jedoch spätern Ursprungs); er hat wahrscheinlich bis an seinen Tod daran gearbeitet und ist nur durch diesen verhindert worden, es bis zu einem geeignetern Endpunkt, vielleicht bis zum Tode des Augustus, fortzuführen. Da sein Zweck ein überwiegend praktischer war, so war es ihm weniger um eine kritische, urkundliche Erforschung der römischen Geschichte als um eine wirksame, lebendige, den gesteigerten Ansprüchen seiner Zeit genügende Darstellung zu thun. Er griff daher zu den bereitesten Hilfsmitteln, für die ältere Zeit zu den sogen. Annalisten, sodann für die Zeit seit dem zweiten Punischen Krieg zu Polybios, und begnügte sich, dasjenige, was ihm das Wahrscheinlichste und Angemessenste dünkte, in gewählter, geschmackvoller, wenn



RUSSISCHE OSTSEE-PROVINZEN
LIVLAND, ESTHLAND u. KURLAND.
Maßstab 1: 2250000
Kilometer. 111,3 = 1 Äqu. Gr.
Russische Werst. 104,3 = 1 Äqu. Gr.
Gouvernements-Hauptstädte sind doppelt,
Kreisstädte einfach unterstrichen.
Östl. L. 42 v. Ferro
FINNLAND
FINNISCHER MEERBUSEN
BALTISCHES MEER
ESTHLAND
Kreis Harrien
Kreis Wierland
Kreis Jerwen
Kreis Wieck
Peipus-See
ST. PETERSBURG
Åbo
Helsingfors
Sveaborg
Borgå
Lovisa
Fredrikshamn
Hangö
Ekenäs
Salo
Nådendal
Hochland
Reval (Kolywan)
Baltischport
Hapsal
Wesenberg
Narwa
Weissenstein
Pernau (Pernow)
Fellin
Dorpat (Jurjew)
Dagö (Dagden)
Oesel
Arensburg
Moon
Moon Sund
Narwa-Bucht
Odensholm
Nargö
Wulf I.
Wrangelsholm
Pernauischer Meerbusen
von Lübeck nach Reval
von Lübeck nach St. Petersburg
von Lübeck nach Helsingfors
Lübeck-Abo


OSTSEE ODER B
RIGA'SCHER MEER-BUSEN
KURLAND
LIVLAND
KOWNO
WITEBSK
PSKOW
PREUSSEN
RIGA
MITAU (MITAWA)
DÜNABURG
Windau
Libau (Lipawa)
Goldingen
Tuckum
Hasenpot
Friedrichstadt
Jakobstadt
Wolmar
Wenden
Walk
Werro
Lemsal
Schawli
Ponewjez
Telsche
Nowo-Alexandrowsk
Memel
Bauske
Ljuzin
Rjeshiza
n. St. Petersburg
n. Smolensk-Moskau
n. Insterburg
n. Wilna
Östl. L. v. 23 Greenw.
Östl. L. 22 v. Paris
57
56

auch nicht immer streng klassischer Sprache wiederzugeben und namentlich durch eingeflochtene Reden und Charakterschilderungen, die einen Hauptreiz seines Werkes bilden, zu beleben und auszuschmücken. Am wenigsten ist es ihm gelungen, sich von der Entwickelung der römischen Verfassung eine deutliche Vorstellung zu bilden; überhaupt fehlt es ihm an genügender Kenntnis des Staatsrechts u. ganz besonders des Kriegswesens. Bei der Darstellung der Bürgerkriege, die zu dem Untergang der Republik führten, hat er für die Aristokratie Partei genommen, so daß Augustus ihn einen Pompejaner nennen konnte. Wichtige Gesamtausgaben von J. Fr. Gronov (Leid. 1645, 4 Bde., u. Amsterd. 1679, 3 Bde.), Drakenborch (Amsterdam u. Leid. 1738—46, 7 Bde., u. Stuttg. 1820—28, 15 Bde.), Alschefski (Berl. 1841—46, 3 Bde., unvollendet), Weißenborn-M. Müller (2. Aufl., Leipz. 1884 ff., 10 Bde.), Hertz (das. 1857—64, 4 Bde.), Madvig und Ussing (Kopenh. 1861—76, 4 Bde.; 4. Aufl. 1886 ff.), Luchs (Berl. 1888 ff.; Ausg. von Buch 26—30, das. 1879), Zingerle (Prag 1883 ff.). Neuere erklärende Ausgaben von Weißenborn-H. J. Müller (in der Weidmannschen Sammlung, 10 Bde.), Fabri, Wölfflin u. a.; beste Ausg. der »Periochae« von Jahn (Berl. 1853), »Lexicon Livianum« von Fügner (Leipz. 1889 ff.). Übersetzungen von Heusinger (Braunschw. 1821, 5 Bde.), Örtel (3. Aufl., Stuttg. 1844, 8 Bde.), Gerlach (das. 1856 ff.) und Klaiber (neue Ausg. von Teuffel, das. 1854—56, 6 Bde.). Vgl. Riemann, Études sur la langue et la littérature de L. (2. Aufl., Par. 1884); Taine, Essai sur Tite Live (5. Aufl., das. 1888); Madvig, Emendationes Livianae (2. Aufl., Kopenh. 1877).

Livius Andronicus, Lucius, latein. Dichter, um 284—204 v. Chr., ein unteritalischer Grieche, vielleicht aus Tarent, kam, in Kriegsgefangenschaft geraten, nach Rom als Sklave eines Livius, der ihn später frei ließ. Als Schulmeister verfaßte L. eine lateinische Bearbeitung der Odyssee im saturnischen Metrum, die noch in Horaz' Jugend beim Unterricht benutzt wurde (Überreste in Bährens' »Fragmenta poetarum romanorum«, Leipz. 1886). Dann Mitglied einer Schauspielertruppe, brachte er seit 240 lateinische Bearbeitungen griechischer Tragödien und Komödien (Bruchstücke bei O. Ribbeck, Scaenicae poesis romanae fragmenta, 2. Aufl., Leipz. 1871—1873, und L. Müller, Andronici et Naevi fabularum reliquiae, Berl. 1885) auf die Bühne und begründete damit das römische Kunstdrama.

Livland (hierzu die Karte »Russische Ostseeprovinzen«), nach älterer Schreibweise Liefland (lat. Livonia), eine der drei baltischen oder Ostseeprovinzen Rußlands, grenzt im N. an Esthland, im O. an den Peipussee, der es vom Petersburger Gouvernement trennt, und an das Gouv. Pskow, im SO. an Witebsk, im SW. an Kurland und im W. an den Rigaischen Meerbusen und umfaßt ein Areal von 47,030 qkm (854 QM.), wovon 2876 qkm auf Inseln (Ösel, Mohn rc.) kommen. Das Land bildet eine weite Ebene, welche von einem (von N.) aus Esthland kommenden Plateau (120 m hoch) durchzogen wird. Zum Wirzjärwer See senkt sich das Plateau allmählich und teilt sich in zwei Zweige, von denen der eine die Wirzjärwer Niederung westlich umzieht und sich wellenförmig zwischen 80 und 134 m Höhe östlich bis zur Aa, südlich bis Lemsal hinzieht. Der andre (östliche) Zweig bildet die Wasserscheide zwischen dem Peipus- und dem Wirzjärwer See, wird vom Embachthal durchschnitten, erhebt sich allmählich bis 213 m und erreicht seine höchsten Punkte im Munna Mäggi (323 m), der höchsten Erhebung der baltischen Provinzen, und im Willa Mäggi (288 m). Südlich vom Teufelsberg (257 m) fällt das Hochland zum Marienburger See (182 m) und verbindet sich weiterhin mit dem 213 m hohen Plateau zwischen den Flüssen Ewst und Aa, dessen höchste Punkte die Berge Gaiskalns (302 m) und Nessaulekalns (284 m) sind. Als besonders schöne Gegenden Livlands gelten Segewold, Treiden, Kremon, die mit vielen Burgruinen geschmückte sogen. livländische Schweiz sowie Kockenhusen. Das Land an der Ostsee, an den Flüssen Pernau, Salis, Aa und Düna und an dem Peipus- und Wirzjärwer See bildet Tiefebenen, meist von ungeheuern Wäldern und Sümpfen oder Moosmorästen bedeckt. An Gewässern ist L. sehr reich; man hat 325 Flüsse und über 1000 Seen gezählt, von denen die meisten (540) auf den Wendenschen Kreis kommen. Schiffbare Flüsse sind: die Pernau, die Salis, die Düna, die livländische Aa und der Embach. Die fast 300 km lange Meeresküste hat nur zwei Häfen, die Mündungen der Düna und der Pernau. Die geognostische Formation des nördlichsten Teiles Livlands und der Inseln gehört der neuern Primordialzeit (Silur), der ganze übrige Teil des Landes dem devonischen System an, und nur, wo dieses abgewaschen ist, treten, gewöhnlich stufenweise, silurische Formationen zu Tage. Der östliche Teil Livlands besteht aus Diluvium, welches fast überall auch die ältern Schichten stellenweise bis 120 m bedeckt. Das silurische System ist durch die obern und mittlern Schichten dieser Formation vertreten und besteht aus Dolomit, Mergel, Kalk- u. Sandstein. Das Devon tritt in drei ganz gesonderten Schichten auf, deren unterste durch zahlreiche Höhlenbildungen bemerkenswert ist. Erratische Blöcke finden sich über das ganze Land zerstreut, selbst auf den höchsten Punkten, wie auf dem Munna Mäggi. Der Boden ist wenig fruchtbar, am Strande sandig, sonst meist lehmig; doch werden durch rationelle Bewirtschaftung und künstliche Drainage gute Ernten erzielt. Das Klima ist gesund, besonders auf den größern Inseln. Eine Ausnahme davon macht Dorpat im Frühjahr, veranlaßt durch die kalten Winde, welche über den Peipus- und Wirzjärwer See hinwehen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Dorpat 4°, in Riga 6°. An Wäldern ist L. reich; bedeutende, mehrere tausend QKilometer umfassende Waldungen finden sich namentlich am Strande zwischen der Pernau und der Aa, ebenso an der Ewst. Vorherrschend ist Nadelwald (Tanne und Kiefer); weniger häufig finden sich Birken-, Erlen- u. Eichenwälder. Das Mineralreich liefert Lehm, Gips, Kalk, Torf, Sumpfeisen und Schwefelquellen (Kemmern). Das Tierreich ist vertreten durch Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Seehunde, Dachse, Rehe; seltener sind Elentiere und Luchse, zahlreich dagegen Hühnerwild sowie Sumpf- und Wasservögel.

L. hat (1891) 1,260,653 Einw. (27 pro QKilometer), die sich zusammensetzen aus 81,6 Proz. Protestanten, 13,4 Proz. Griechisch-Katholischen, 2,4 Proz. Juden, 1 Proz. Römisch-Katholischen. Der Rest kommt auf Armenier, russische Sekten und Konfessionslose. Nach der Nationalität zerfällt die Bevölkerung in 42,72 Proz. Letten, 41,49 Proz. Esthen, 7,87 Proz. Deutsche, 4,71 Proz. Russen, 2,14 Proz. Juden, 0,51 Proz. Polen; der Rest kommt auf Zigeuner rc. Das Areal zerfällt in ungefähr 18,5 Proz. Ackerland, 24,4 Proz. Wald, 41,5 Proz. Wiesen u. Weideland, 15,6 Proz. Unland rc

Der Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner Livlands. Roggen, Gerste, Hafer, Lein und Kartoffeln werden vorzugsweise gebaut, in kleinern Mengen Weizen, Hanf und Buchweizen. 1893 wurden geerntet: 2,244,282 hl Roggen, 2,196,670 hl Hafer, 2,936,492 hl Gerste, 137,885 hl Weizen, 5,057,580 hl Kartoffeln. Der Viehstand betrug 1893: 200,320 Pferde, 401,108 Stück Hornvieh, 178,649 Schweine und 364,181 Schafe. Die Fischerei bildet einen bedeutenden Erwerbszweig; das Meer liefert Breitlinge (Clupea sprottus), Aale, Neunaugen und Flundern (provinziell: Strömlinge und Butten); die Landseen, namentlich der Peipus, Snitky (Löffelstint, Salmo eperlanus), eine beliebte Fastenspeise der Russen, Räpuschky (Maräne) und Korjuschky (Stint); die Flüsse ausgezeichnete Lachse. An der Mündung der Treidener Aa befindet sich eine große Fischbrutanstalt für Lachse. In industrieller Hinsicht nimmt L. einen hervorragenden Platz unter den Gouvernements des russischen Reiches ein. Die Gesamtzahl der Fabriken ist (1894) 647 mit 22,288 Arbeitern und einem Produktionswert von 45½ Mill. Rubel. Hauptindustriezweige sind: Spiritusbrennerei u. Likörfabrikation (99 Fabriken) 7½ Mill. Rub., Brauerei 3½ Mill., Sägemüllerei 3,3 Mill., Eisengießerei und -Verarbeitung 3 Mill., Ölschlägerei 2,6 Mill., Korkfabrikation 1¼ Mill., Wollweberei 1 Mill., Tuchweberei 1½ Mill., Papierfabrikation 1 Mill. Rub. In geringerm Maße findet Fabrikation von Fayence, Seife, Talglichten, Leinwand, Seide, Zucker, Glas, Spiegeln, Equipagen und chemischen Produkten statt. Der Handel Livlands ist blühend und konzentriert sich hauptsächlich in Riga, in geringerm Grad in Pernau-Arensburg und Dorpat. Die wesentlichsten Ausfuhrartikel sind: Petroleum, Haare, Ölkuchen, Wolle, Flachs, Leinsaat, Hanf, Getreide u. Holz; die wichtigsten Einfuhrartikel: Heringe, Salz, Steinkohlen, Wein, Kolonialwaren, Eisen, Kammwolle, Farbhölzer, Öl, Raps und Rübensaat, landwirtschaftliche und industrielle Maschinen. Der Handel mit dem Innern des Reiches wird durch die Düna, die Eisenbahn Riga-Pskow, von welcher die Linie Walk-Dorpat-Taps nach der Linie Reval-St. Petersburg führt, und die Riga-Dünaburger Eisenbahn, welche sich an der Südgrenze Livlands hinzieht, vermittelt. An Bankinstituten hat Riga 8, darunter eine Filiale der Reichsbank, eine städtische Kommunalbank (Stadt-Diskontobank) mit Sparkasse, 2 Gesellschaften gegenseitigen Kredits, Dorpat 2, nämlich eine städtische Kommunalbank und die Filiale einer Pskower Kommerzbank. Zeitungen und Zeitschriften erscheinen 37 in L. (12 in Riga, 10 in Dorpat, 3 in Fellin rc.), darunter mehrere lettische und esthnische. L. wird von einem Gouverneur verwaltet, der nach der Aufhebung des Generalgouvernements der Ostseeprovinzen (1876) unter dem Ministerium des Innern steht. L. hat eine Universität in Dorpat (Jurjew) mit 1635 Studenten, ein Polytechnikum (Riga) mit 1196 Zuhörern, ein Veterinärinstitut (Dorpat) mit ca. 150 Schülern, 37 Gymnasien für Knaben u. Mädchen mit ca. 7000 Schülern und 1896 Bürger-, Elementar-, Kreis- und Stadtschulen mit 122,391 Schülern, eine Militärschule mit 200 Schülern, 10 Fachschulen mit 1941 Schülern. Die in L. stationierten Truppen stehen unter dem Oberkommando des Generalgouverneurs von Wilna. Die Rechtspflege wird vom livländischen Hofgericht, 4 Landgerichten und 9 Ordnungsgerichten verwaltet; oberste Instanz derselben ist der Senat in St. Petersburg. Die lutherische Kirche steht unter drei Konsistorien: dem livländischen, rigaischen und öselschen. L. wird eingeteilt in neun Kreise: Dorpat (Jurjew), Fellin, Ösel, Pernau, Riga, Walk, Wenden, Werro und Wolmar; Hauptstadt ist Riga. Das Wappen ist ein silberner Greif in rotem Felde, mit goldenem Schwert in der rechten Klaue; auf der Brust trägt er ein mit der Kaiserkrone gekröntes rotes Monogramm.

[Geschichte.] L., von den ursprünglichen Bewohnern und Beherrschern des Landes, den Liven (s. d.), einem esthnischen Volksstamm, so genannt, ward seit dem 9. Jahrh. in seinem östlichen Teil von den Letten eingenommen, aber, obwohl die Dänen und Schweden die Ostseeländer schon im 11. Jahrh. kannten, für das übrige Europa erst durch Lübecker Kaufleute bekannt, die von Wisby aus bei der Mündung der Düna landeten (um 1160). Sie knüpften mit den Eingebornen Handelsverkehr an, rückten die Düna hinauf, und hier errichtete 1185 ein Mönch, Meinhard aus Segeberg, eine Kirche zu Yxeskola (jetzt Üxküll), woran sich bald eine Burg schloß. Der Erzbischof von Bremen ernannte Meinhard 1186 zum Bischof Livlands; doch schritt die Bekehrung der Einwohner langsam vor und gelang erst dem Bischof Albert (1199—1229, s. Albert 4), der 1201 Riga gründete. Um die Herrschaft der infolge mehrerer Kreuzzüge eingewanderten Deutschen über L. zu sichern, stiftete der Bischof 1202 mit Genehmigung Innocenz' III. den Orden der »Brüder der Ritterschaft Christi«, der nachmaligen Schwertritter, und trat ihm ein Drittel des eroberten L. ab (1207). Während dem Bischof die Oberherrlichkeit über den Orden vom Papst zugesichert wurde, ließ sich jener (im Winter 1205—1206) vom deutschen König Philipp mit L. belehnen; somit wurde dies ein Teil des Deutschen Reiches. Nach jahrelangen blutigen Kämpfen gelang 1224 die Eroberung Esthlands, dessen nördlicher Teil jedoch den Dänen überlassen werden mußte. Die Macht des Schwertritterordens wurde 1237 durch Vereinigung mit dem mächtigen Deutschen Orden erheblich vermehrt; fortan wurde für L. ein Landmeister gewählt, Hermann Balk als der erste. Unter Kaiser Friedrich II. (1232) wurde der Orden reichsunmittelbar und erhielt nach heftigen Kämpfen mit Russen, Kuren und Litauern 1245 Kurland und Litauen sowie ein Drittel von Semgallen von Friedrich II. zu Lehen, während der Rest dem Bischof von Riga zufiel. Doch konnte Litauen nicht erobert werden, errang vielmehr das Übergewicht, während durch den Verfall des Deutschordens und innere Streitigkeiten Livlands Macht sich erheblich verminderte. Trotz des Vordringens der Reformation in Livlands Städten (in Riga seit 1523) und des Beispiels des Hochmeisters, der 1525 den Deutschorden in Preußen säkularisierte, blieb der Ordensmeister Walter v. Plettenberg (1494—1535) dem Katholizismus treu. Im Landtagsabschied von Wolmar 1554 wurde endlich den Protestanten freie Religionsübung zugesichert. Indessen die Kämpfe mit Iwan Wasiljewitsch II. brachen die Macht des Ordens; Polen und Schweden mischten sich auf Veranlassung des Erzbischofs von Riga ein, und 1561 behielt der letzte Meister des Ordens, Gotthard Ketteler, als weltlicher Herzog nur noch Kurland und Semgallen als Lehen der polnischen Krone, während Esthland schwedische und L. polnische Provinz wurde. Fortan ward L. nebst Esthland Zankapfel zwischen Polen, Schweden und Rußland. 1660 verband der Friede von Oliva L. mit Esthland als schwedische Provinz, eine Zeitlang zum Nutzen Livlands; denn Schweden schuf ein

protestantisches Kirchen- und Schulwesen und organisierte die Gerichtshöfe und Behörden. Später achtete es die provinziellen Eigentümlichkeiten weniger und hob 1694 die Landesverfassung auf. Seine Bemühungen, mit Hilfe Polens, dann Rußlands L. von der schwedischen Herrschaft zu befreien, mußte der vielgewandte Patkul mit einem schrecklichen Tode büßen (1707). Nachdem die Russen das Land bei ihrem ersten Einfall 1700 furchtbar verwüstet hatten, eroberten sie es 1710 und behielten es im Nystader Frieden 1721. Der Zar gelobte feierlich, für ewige Zeiten die provinzielle Selbständigkeit Livlands, die Gerichte bei dem deutschen Recht, die Kirchen und Schulen bei der evangelischen Religion zu erhalten. Die Lage des Bauernstandes wurde 1819 durch Aufhebung der Leibeigenschaft verbessert und 1849 die Bauern in Hofbesitzer verwandelt. Auch zahlreiche Volksschulen wurden gegründet, aber die lettische und esthnische Bevölkerung von der Erlernung der deutschen Sprache eher abgehalten als darin gefördert; die herrschenden deutschen Stände wollten die Germanisierung der Letten nicht, um nicht ihre Herrschaft zu gefährden. Die Nachfolger des Zaren Peter bestätigten die Privilegien Livlands. Nur wurde 1835 das russische Gesetzbuch eingeführt und die russische Sprache als Amtssprache bevorzugt, aber die deutsche nicht unterdrückt. In kirchlicher Beziehung traten die russischen Behörden allerdings schroffer auf, verleiteten 1845—48 etwa 140,000 Menschen aus dem Bauernstand zum Übertritt zur orthodoxen Kirche und wollten die Zurücknahme dieses übereilten Schrittes nicht dulden. In den letzten Zeiten Alexanders II. und noch mehr nach dessen Tode (1881) wurden aber die Sonderrechte der Ostseeprovinzen auf Antrieb der panslavistischen Partei nicht mehr anerkannt. Dieselben sollten dem russischen Gesetz unterworfen und völlig mit Rußland verschmolzen werden. Den Widerstand der deutschen Behörden suchte man durch Aufreizung der lettischen und esthnischen Bevölkerung zu brechen. Besonders die Revision der Zustände in den Provinzen durch den Senator Manassein 1884 hatte diesen Zweck. Die russische Sprache wurde zur alleinigen Amtssprache auch bei den Gemeinden erklärt und in den Schulen, sowohl den Elementarschulen wie den Gymnasien und Realschulen (1887), ja selbst den Privatschulen, als Unterrichtssprache eingeführt und das Land mit russischen Beamten überschwemmt. Die Ritterschaft zog es vor, die von ihr unterhaltenen Gymnasien zu schließen. Seit 1883 begannen auch die russischen Popen das Landvolk wieder zu Massenübertritten zur orthodoxen Kirche zu verleiten, und wenn ein lutherischer Pfarrer einen reuigen Bauer wieder in seine Kirche zuließ, wurde er verbannt oder mit Gefängnis bestraft. Während der Bau griechischer Kirchen von Staats wegen begünstigt wurde, nahm die Regierung das ganze Vermögen der lutherischen Landeskirche in ihre Verwaltung und stellte die Konsistorien unter die Leitung des russischen Synods. Alle Petitionen Einzelner und der Landtage dagegen wurden vom Kaiser abgewiesen.

Vgl. Rathlef, Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Esth- und Kurland (Reval 1852); Bornhaupt, Beschreibung der Ostseeprovinzen (Riga 1855); M. Willkomm, Streifzüge durch die baltischen Provinzen, Bd. 1 (Dorp. 1872); Karlberg, Statistisches Jahrbuch des Gouvernements L. (1886, in russischer Sprache), und die Publikationen des Statistischen Büreaus in Riga. Zur Geschichte: Kienitz, Vierundzwanzig Bücher der Geschichte Livlands (Dorp. 1847—49, 2 Bde.); v. Richter, Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen (Riga 1857—58, 2 Bde.); Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands (Mitau 1890); Seraphim, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands (Reval 1895, 2 Bde.); v. Dorneth, Die Letten unter den Deutschen (2. Aufl., Berl. 1887); Bienemann, Die Statthalterschaftszeit in L. und Esthland, 1783—96 (Leipz. 1886); Eckardt, L. im 18. Jahrhundert (das. 1876); Fahne, L., ein Beitrag zur Kirchen- u. Sittengeschichte (Düsseld. 1875); »Liv-, Esth- und Kurländisches Urkundenbuch« (hrsg. von Bunge u. a., Riga 1852—89, Bd. 1—9); »Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands« (hrsg. von der Estländ. Litter. Gesellschaft in Reval); O. Schmidt, Rechtsgeschichte Liv-, Est- und Kurlands (Dorp. 1895); O. Harnack, L. als Glied des Deutschen Reichs vom 13. bis 16. Jahrh. (Berl. 1891); Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica (2. Ausg., das. 1879); Pölchau, Die livländische Geschichtslitteratur, seit 1885 (Riga 1885 ff.; jährlich).

Livno, Bezirksstadt in Bosnien, Kreis Travnik, in sumpfiger Hochebene, unweit der Grenze von Dalmatien und der Herzegowina, mit altem, befestigtem Schloß, 10 Moscheen, der ältesten kath. Kirche Bosniens, lebhaftem Handel, Bezirksgericht, Handelsschule und (1885) 4535 meist mohammedanischen und römisch-kath. Einwohnern. L. ist Sitz eines Militär-Platzkommandos. Es wurde 28. Sept. 1878 von den Österreichern unter Herzog Wilhelm von Württemberg eingenommen.

Livonia, neulat. Name für Livland.

Livor (Livēdo, lat.), blaßbläuliche Hautfarbe; livores mortis, Totenflecke. [Huhn, S. 29.

Livorneser Huhn (italienisches Huhn), s.

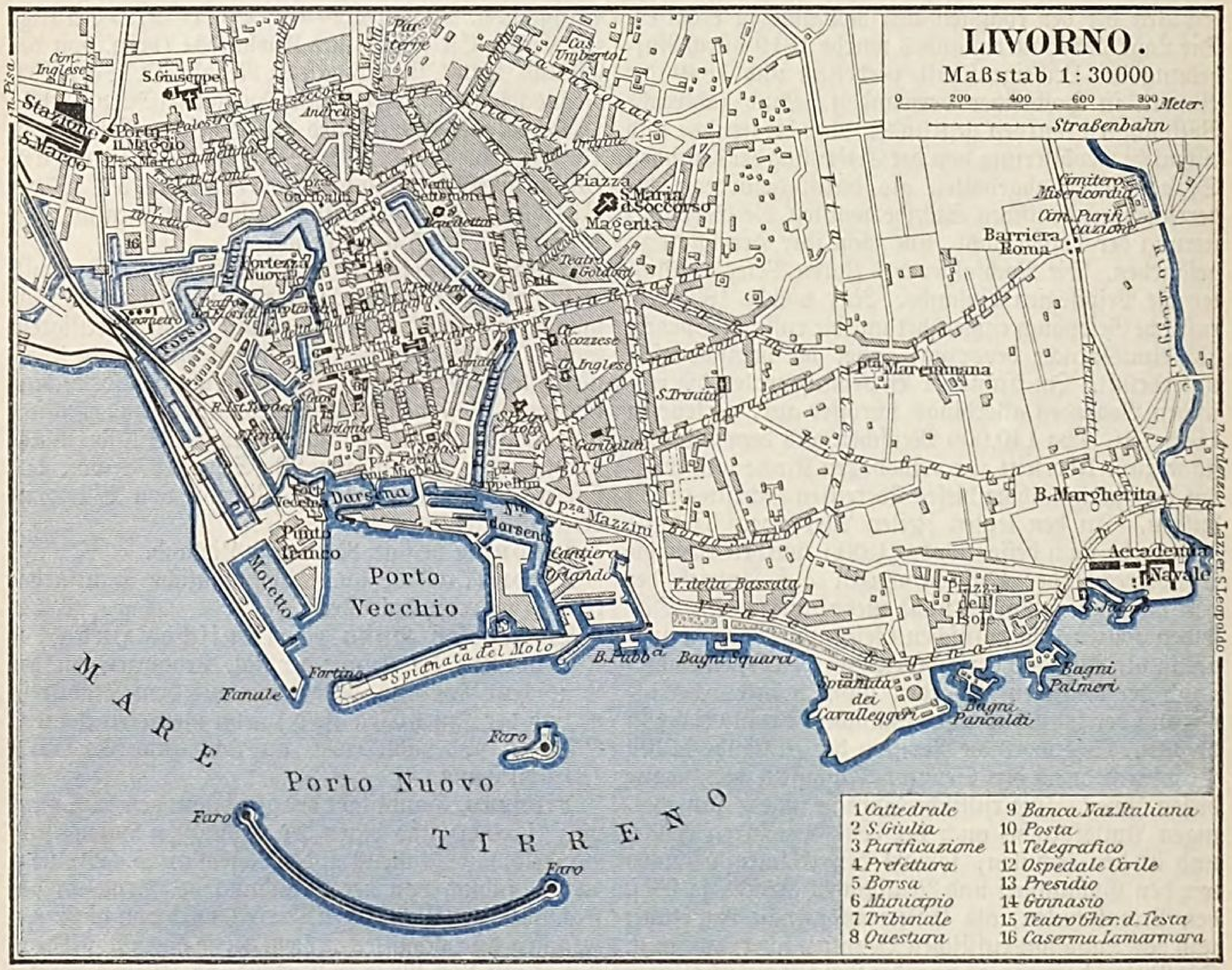
Livórno, die kleinste der ital. Provinzen, in der Landschaft Toscana, besteht nur aus dem Stadtkreis L. und der Insel Elba (s. d.) nebst mehreren kleinern Eilanden und zählt (1881) auf 344 qkm (6,2 QM.) 121,612 Einw.

Livórno, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben) und einer der wichtigsten Hafen- und Handelsplätze Italiens (s. den Lageplan, S. 428), liegt 14 km südlich von der Mündung des Arno an der Flachküste des Ligurischen Meeres, wird von mehreren Kanälen durchschnitten u. steht durch einen schiffbaren Kanal mit dem Arno in Verbindung. Vom Hafenkai zieht die mit den Hauptverkaufsläden versehene Hauptstraße Via Vittorio Emmanuele in ostnordöstlicher Richtung durch die Mitte der Stadt und kreuzt den großen Platz gleichen Namens. Bemerkenswert sind unter den Bauwerken: der Dom (aus dem 17. Jahrh.), außer welchem die Stadt noch 23 Kirchen (darunter eine evangelische, anglikanische, griechisch-katholische, armenische Kirche) sowie eine große Synagoge von 1603 besitzt; ferner der ehemalige großherzogliche Palast (von 1605), das Stadthaus (1720), die Börse, die Präfektur, die Hauptwache, der Palast Larderel (mit Gemäldesammlung). Von Denkmälern sind die Marmorstatue des Großherzogs Ferdinand I. am Hafen, die Standbilder Ferdinands III. und Leopolds II. auf der Piazza Carlo Alberto, das Reiterstandbild Viktor Emanuels II. (auf dem gleichnamigen Platz) und die Denkmäler Cavours und Garibaldis zu erwähnen. Eine 1792 angelegte, 22 km lange Wasserleitung aus den Bergen von Colognolo versieht die Stadt mit gutem Trinkwasser. Die Bevölkerung beträgt (1881)

78,998, mit Einschluß der Vororte 97,615 Seelen, darunter etwa ein Fünftel Juden.

Der Hafen besteht aus dem 1854 angelegten äußern Hafen, Porto nuovo, welcher durchschnittlich 6 m tief ist und durch einen bogenförmig vorgelegten Wellenbrecher von 1000 m Länge mit zwei Leuchttürmen geschützt wird, dem innern, von den Mediceern angelegten Bassin, Porto vecchio, welches durch zwei Dämme abgeschlossen wird, und drei Bassins. Auf einer Felseninsel im Außenhafen erhebt sich ein 1303 errichteter Leuchtturm. Eisenbahnverbindungen bestehen über Pisa einerseits nach Florenz, anderseits nach Genua sowie an der Küste nach Rom, regelmäßige Dampfschiffsverbindungen mit den italienischen Häfen, mit Malta und der Levante, mit Corsica, Marseille, Hamburg etc. Der Hafen- und Handelsverkehr von L. zeigt in den letzten Jahren einen merklichen Rückgang, welcher hauptsächlich auf die zunehmende Konkurrenz Genuas zurückzuführen ist. 1893 sind im Hafen von L. im internationalen Verkehr 609 beladene Schiffe mit 349,950 Ton. ein- und 441 Schiffe mit 282,389 T. ausgelaufen. Auf den Verkehr mit italienischen Häfen kamen 3357 ein- und 3392 ausgelaufene Fahrzeuge mit 723,614, bez. 920,778 T. Der Gesamtverkehr bezifferte sich sonach auf 7799 Schiffe und 2,276,731 T. (1886 noch 8459 Schiffe von 2,787,705 T.), mit welchen Ziffern L. unter den Häfen Italiens nicht nur Genua, sondern auch den Häfen von Neapel, Messina, Palermo und Brindisi nachsteht. Auf den Dampfschiffahrtsverkehr kamen 3332 Schiffe und 2,044,589 T. Nächst der italienischen Flagge behaupteten die englische und französische Flagge den Vorrang. Der durch die Schiffahrt vermittelte Warenverkehr belief sich 1893 auf 570,934 T., wovon 250,705 auf die Einfuhr aus dem Ausland, 29,905 T. auf die Ausfuhr in fremde Länder kamen. Der Wert der Ausfuhr in L. betrug 1893: 35,5 Mill. Lire (1885: 51,5 Mill. Lire), derjenige der Einfuhr 51,05 Mill. Lire (1885: 79,75 Mill. Lire). Die Hauptartikel des Handels sind in der Ausfuhr: Olivenöl, Wein, kandierte Früchte, Borax und Borsäure, Weinstein, Seife, Hanf, rohe Häute, Quecksilber, Korallenarbeiten, roher und bearbeiteter Marmor und Möbel; in der Einfuhr: Spiritus, Petroleum, Zucker, Tabak, rohe Baum- u. Schafwolle, rohe Häute, Metalle, Steinkohlen und Getreide. Eine lebhafte Entwickelung hat in den letzten Jahren die Industrie von L. genommen; dieselbe umfaßt insbes. den Schiffbau (die große Schiffswerfte der Gebrüder Orlando mit 1150 Arbeitern baut die großen italienischen Panzerschiffe), die Erzeugung von Briketts, Kupfer- und Messingwaren, Maschinen, Eisenguß- und Stahlwaren, Thon- und Glaswaren, Zündhölzern, Seife, Mehl, Teigwaren, kandierten Früchten, Spiritus, Seilerwaren, Leder, Knöpfen, Korallenarbeiten etc. sowie die Buchdruckerei.

Sehr reich ist L. an Humanitäts- u. Wohlthätigkeitsanstalten, von denen die beiden Lazarette außerhalb der Stadt, an der Küste, das große Spital (1622 gegründet) samt Findelanstalt und das Waisenhaus die



Lageplan von Livorno.

bedeutendsten sind. An wissenschaftlichen Anstalten bestehen ein Lyceum und Gymnasium, eine Marineakademie, ein Institut für die Handelsmarine, ein technisches Institut, eine technische Schule und eine wissenschaftliche Akademie (Accademia Labronica) mit ansehnlicher Bibliothek (40,000 Bände). L. ist der Sitz eines Präfekten und der übrigen Provinzialbehörden, eines Bischofs, einer Handels- u. Gewerbekammer und zahlreicher Konsulate fremder Staaten. Die Stadt hat Gas- und elektrische Beleuchtung, Telephoneinrichtung u. mehrere Pferdebahnlinien. Von den Anlagen ist insbes. der nach der südlichen Vorstadt Ardenza führende Viale Regina Margherita zu nennen. Noch weiter südlich erhebt sich der Montenero, mit der Wallfahrtskirche Madonna di Montenero. Längs der Küste befinden sich schöne Villen und Seebadeanstalten. — L. steht an der Stelle des Portus Herculis oder Portus Liburni der Alten. Der anfangs unbedeutende Ort gehörte zum Gebiet der benachbarten Porto Pisano und hob sich erst nach dessen Verfall. 1397 kam er unter die Herrschaft des Jacopo Appiano, dann an die Visconti und 1421 nach verschiedenen Wechselfällen an Florenz. Alessandro de' Medici befestigte die Stadt und baute die Citadelle; Cosimo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen (den ersten im Mittelmeer). Namentlich seit Ferdinand I., der L. 1593 einen umfassenden Freiheitsbrief gab und die Stadt zum Zufluchtsort aller Verfolgten (Juden, Protestanten etc.) machte, gelangte es nach und nach zu großem Wohlstand und merkantiler Bedeutung. Vgl. Vivoli, Annali di L. (Livorno 1842, 4 Bde.).

Livre (spr. liwr'), franz. Name des frühern Gewichtspfundes, dessen wichtigster Vertreter, die L. poids de marc, durch königlichen Erlaß vom Oktober 1557 in 16 Onces von 8 Gros oder Dragmes geteilt wurde und = 489,505847 g befunden ist. Nach dem Dekret vom 4. Nov. 1800 war L. als Nebenzeichnung des Kilogramms = 10 Onces zu 10 Gros von 10 Deniers zugelassen, und ein bis Ende 1839 gültiger Erlaß vom 12. Febr. 1812 gestattete den Gebrauch der L. usuelle (L. nouvelle) von 4 Quarterons zu 4 Onces = 500 g. Die Libra romana oder gallica Karls des Großen zu 12 Unzen = 367,129385 g war dagegen Grundlage des altfranzösischen Münzsystems, indem ihr volles Gewicht in Silber die Rechnungseinheit darstellte, = 66,0833 Mk. (Gold zu Silber = 15½:1), geteilt in 20 Solidi zu 12 Denarii. Diese Einteilung blieb bestehen, als um 1080 der Marc von 8 Unzen Münzgewicht wurde und zwei Währungen das Übergewicht über alle andern erhielten: die L. tournois und die um ¼ im Wert höhere L. parisis (bis 1667). Der Silberwert einer L. parisis betrug nach dem Silbergehalt der wirklichen Münzen 1180—1226 = 20,189 Mk., unter Ludwig XIV. nur noch = 1,262 Mk. Eine Ordonnanz vom 4. April 1652 brachte Gleichförmigkeit in das Münzwesen, und seit 1715 entsprach die L. tournois = 20 Sols von 4 Liards zu 3 Deniers einem Silbergehalt von 4505,157 mg = 81,0928 Pfennig. Am 14. April 1796 wurde der Wert des neuen Fünffrankstückes auf 101¼ Sous der bisherigen Währung bestimmt, der Frank zum L. also = 81:80 und 1 L. tournois = 98,7654 Centimes der neuen Währung = 80 Pfennig. L. Sterling soviel wie Pfund Sterling.

Livre d'heures (spr. liwr' dör', lat. Horarium), ein in der katholischen Kirche gebräuchliches Gebetbuch für Laien zu Hause und in der Kirche, das im Mittelalter bisweilen reich mit Miniaturen (figürlichen Darstellungen, ornamentalen Verzierungen und Randeinfassungen) geschmückt, nach Erfindung des Buchdrucks mit Holzschnitten, später auch mit Kupferstichen versehen wurde. Der Name »Stundenbuch« stammt von darin enthaltenen Gebeten für die verschiedenen Tageszeiten. S. die Abbildung bei Art. »Buch«, S. 599.

Livrée (franz.), in Frankreich ursprünglich die uniformierten Kleidungsstücke, welche ehemals die Könige und Prinzen bei feierlichen Gelegenheiten an alle Personen ihres Gefolges unentgeltlich lieferten (livrer). Als die Gewohnheit später abkam, blieb der Name L. für die Kleidung der Dienerschaft.

Livreeraupe, s. Ringelspinner.

Livres de beurre (franz., spr. liwr' dö bör', »Pfunde Butter«), Volksbezeichnung für die großen bei Pressigny-le-Grand zwischen Tours u. Poitiers in Frankreich gefundenen, zum Teil honiggelben Feuersteinkerne, von denen die spanförmigen sogen. prismatischen Messer abgeschlagen sind.

Livres d'occasion (franz., spr. liwr' dockasjóng), »Gelegenheitsbücher«, d. h. alte (antiquarische) Bücher; s. Antiquariatsbuchhandel.

Livret (franz., spr. liwrä), Büchlein; vgl. Pharo.

Livron (spr. liwróng), Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrond. Valence, auf einem Hügel am rechten Ufer der Drôme, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, mit Seidengewinnung, Fabrikation von Ackerbaugeräten und (1891) 1841 (als Gemeinde 4070) Einw. L. verteidigte sich im Hugenottenkriege 1575 heldenmütig gegen Heinrich III.

Liwā (arab.), eigentlich »Fahne«, gleichbedeutend mit türk. Sandschak, Bezeichnung eines Regierungsbezirks in der Türkei, welcher eine Unterabteilung des Wilajets oder der Provinz bildet, und dem ein Mutesarrif (Regierungspräsident) vorsteht. In der militärischen Rangordnung ist Mir-i-Liwā (eigentlich Emir-i-Liwā) oder Liwā Pascha soviel wie Brigadegeneral.

Liwny, Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, an der Mündung der Liwenka in die Sosna, mit der Bahnlinie Orel-Grjasi durch eine schmalspurige Zweigbahn verbunden, hat 8 Kirchen, ein Realgymnasium, eine Stadtbank, bedeutenden Handel mit Getreide und Mehl, Hanf und Vieh und (1889) 20,358 Einw. — L., 1586 gegründet, war ehedem ein strategisch wichtiger Ort, der viel von den Überfällen der Tataren zu leiden hatte.

Lix, Lixus, phönik. Stadt, s. Araïsch.

Lixivium causticum, soviel wie Kalilauge, s. Kaliumhydroxyd.

Lixūri (Lixurion), Stadt auf der griech. Insel Kephallinia, auf der Ostküste der Halbinsel Paliki, mit Hafen, lebhaftem Handel, Haarteppich- und Baumwollzeugfabrikation und (1889) 5740 Einw.

Lizard (spr. lisērd), Vorgebirge an der Südwestspitze der engl. Grafschaft Cornwall, der südlichste Punkt Englands (49° 57′ nördl. Br.), bildet mit Landsend die Mountsbai und trägt zwei Leuchttürme.

Lizards (engl., spr. lisērds), s. Kanarienvogel.

Lizént, früher meist eine Form der Getränkesteuer, auch allgemein für Accise (s. d.) gebraucht. Vgl. Lizenz.

Lizentiāt (mittellat. licentiatus, »mit Genehmigung versehen«), in frühern Zeiten bei den Universitäten derjenige Bakkalaureus (s. d.), der veniam oder licentiam legendi, das Recht, Vorlesungen zu halten, erlangt hatte. Gegenwärtig bestehen Lizentiaten nur noch bei der theologischen Fakultät, bei welcher zum

Erlangen des Rechts zur Abhaltung von Vorlesungen nicht wie bei den andern Fakultäten die Promotion (Erlangung der Doktorwürde) verlangt wird, sondern bei welcher hierzu das Bestehen des Lizentiatenexamens genügt. Der Titel »L. der Theologie« wird auch von der Fakultät an litterarisch verdiente jüngere Geistliche als Auszeichnung verliehen.

Lizénz (lat., »Freiheit«), Erlaubnis, Dispens, auch soviel wie Privilegium oder Patent für eine Erfindung; in Klöstern die von den Äbten den Mönchen zugestandenen Dispensationen von einem bestehenden Gesetz oder Gebrauch für einzelne Fälle. In früherer Zeit wurde der Ausdruck L. oder Lizent als gleichbedeutend mit Accise gebraucht. Zur Zeit der Kontinentalsperre (s. d.) hießen die von der französischen oder von der englischen Regierung ausnahmsweise erteilten Erlaubnisscheine (Freibriefe) für gewisse Produkte und Waren Lizenzen. Noch jetzt wird der Erlaubnisschein, welchen Militärpersonen zur Eingehung einer Ehe beizubringen haben, Lizenzschein genannt. Auch nennt man L. (Lizenzsteuer) die in England und Frankreich übliche Abgabe, welche für den Betrieb eines nicht freien Gewerbes zu entrichten ist (droit de licence, engl. license). Im Patentwesen heißt L. die vom Patentinhaber andern gegen Entschädigung erteilte Erlaubnis, seine Erfindung auszunutzen; Lizenzzwang, der Zwang, eine solche Ausnutzung andern zu überlassen (s. Patent).

Lizenzsteuer, s. Schanksteuer.

Lizitieren (lat.), etwas versteigern, an Meistbietende verkaufen; licitando, auf dem Wege des Meistgebots; Lizitation, Versteigerung (s. d.).

Ljachowsche Inseln, s. Neusibirische Inseln.

Ljesch, türk. Stadt, s. Alessio.

Ljubártow (poln. Lubartów), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Lublin, am Wieprz, mit (1890) 5183 Einw., meist Juden.

Ljubicnja-Gebirge (spr. ljubitschnja-), s. Bosnien.

Ljubim, Kreisstadt im russ. Gouv. Jaroslaw, an der Obnora und Utscha, mit 4 Kirchen und (1889) 3498 Einw. L. wurde 1546 als Grenzfestung gegen die Überfälle der Tataren angelegt.

Ljubitschewo, serb. Gestüt, s. Poscharewatz.

Ljublin, Stadt, s. Lublin.

Ljubljana, Stadt, s. Laibach.

Ljubotrn, der höchste Berg im Schar Dagh (s. d.) in der europäischen Türkei.

Ljudi (russ., »Leute«), Bezeichnung der niedern Volksklasse in Rußland im Gegensatz zu den Vornehmen (Mushi, d. h. Männer); dann überhaupt Bezeichnung der Einwohner einer Landschaft. »Gute Leute« heißen diejenigen, welche vor Gericht über den Leumund einer Person auszusagen haben.

Ljungan, Fluß im nördlichen Schweden, in den Läns Jemtland und Westernorrland, entspringt auf dem Helagsfjeld nahe der norwegischen Grenze, bildet die Seen Storsjö, Kirksjö, Hafver und Holmsjö und mündet nach 280 km langem Lauf unweit Sundsvall in den Bottnischen Meerbusen.

Ljunggren, Gustav, schwed. Ästhetiker, geb. 6. März 1823 in Lund, studierte daselbst und wurde 1847 Dozent der Ästhetik, setzte darauf 1848—49 seine Studien in Deutschland, später in Paris fort und wurde, nachdem er schon 1856 für seine Schrift »Vergleichung Winckelmanns und Ehrensvärds als Kunstphilosophen« die große Medaille der schwedischen Akademie erhalten und den ersten Teil einer Darstellung der wichtigsten ästhetischen Systeme (»Framställning af de förnämsta estetiska systemerna«, 1856—60, 2 Bde.; 2. Aufl. 1869—82) veröffentlicht hatte, 1859 zum Professor der Ästhetik, Litteratur und Kunstgeschichte an der Universität seiner Vaterstadt ernannt. Seit 1865 ist er Mitglied der schwedischen Akademie, 1889 trat er in den Ruhestand. Außer den genannten Schriften erschienen von ihm: »Svenska dramat intill slutet af sjuttonde århundradet«, Studien über das mittelalterliche Drama (Lund 1864); »Skånska herrgårder« (»Die Herrenhäuser der Landschaft Schonen«, das. 1852—63); »Bellman och Fredmans epistlar« (das. 1867); »Svenska vitterhetens häfder efter Gustaf III. död«, ein umfangreiches Werk über die schöne Litteratur der Schweden seit Gustav III. (das. 1873—95, 5 Bde.); »Smärre skrifter«, eine Sammlung von Aufsätzen (1872—81, 3 Bde.); »Svenska akademiens historia« (1886, 2 Bde.) u. a. L. ist ein gründlicher Kenner der deutschen Ästhetik, die er für die schwedische Kunst- und Litteraturgeschichte fruchtbringend zu machen wußte, und verbindet mit tiefer Gelehrsamkeit eine klare und elegante Form der Darstellung.

Ljusneelf (Ljusnan), Fluß im nördlichen Schweden, entspringt an der norwegischen Grenze, südlich vom Helagsfjeld, durchströmt die Landschaften Herjeådalen und Helsingland und ergießt sich nach einem Laufe von 396 km unterhalb Söderhamn in den Bottnischen Meerbusen. In Helsingland, wo er ungemein malerische Ufer hat, bildet er mehrere Landseen, als Warpen, Bergviken etc. Wegen vieler Wasserfälle u. Stromschnellen ist er nur stellenweise schiffbar.

Ljutaga, s. Eichhörnchen.

Ljuzin (Luzin), Kreisstadt im russ. Gouv. Witebsk, an zwei Seen gelegen, hat eine griechisch-katholische, eine evangelische und eine römisch-kath. Kirche, ein vom Ordensritter Konrad von Torberg 1235 erbautes Schloß und (1889) 6167 Einw.

Lk., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für H. F. Link (s. d.).

Llactacunga (spr. ljakt-), s. Latacunga.

Llama, soviel wie Lama.

Llan (kymr., spr. länn, »Einfriedigung«), soviel wie Dorf, häufig in Zusammensetzungen (Llanberis etc.).

Llanberis (spr. länbérris), Stadt in Carnarvonshire (Wales), am Fluß Seiont, Ausgangspunkt für die Besteigung des Snowdon, mit Schieferbrüchen und (1891) 2818 Einw. In der Nähe zwei Seen (Llyn Padarn und Llyn Peris), der Wasserfall Cennant River (20 m hoch) und der Paß von L., ein wildes, 10 km langes Thal zwischen Snowdon und Glyder Fawr (998 m).

Llandaff (spr. ländäff), ehemals Stadt in Glamorganshire (Wales), 3 km nordwestlich von Cardiff, am Taff, Bischofsitz (seit dem 5. Jahrh.), mit schöner, 1869 restaurierter Kathedrale; seit 1888 mit Cardiff vereinigt.

Llandilo (Llandeilo, beides spr. ländailo), Stadt in Carmarthenshire (Wales), am Abhang eines Hügels oberhalb des Towy, hat Wollmanufaktur, Sägemühlen, Gerbereien, Getreidehandel u. (1891) 1714 Einw.

Llandilo-Flags, vorzüglich bei Llandilo in Wales entwickelte Schichtengruppe der Silurischen Formation (s. d.) in England.

Llandovery (spr. ländöweri), Stadt in Carmarthenshire (Wales), am Zusammenfluß des Bran und Gwydderig, hat 2 Kirchen, ein College (seit 1847), Handel mit Bergwerksprodukten, Vieh und Pferden und (1891) 1728 Einw.

Llandovery-Gruppe, vorzüglich in der Gegend von Llandovery in Wales entwickelte Schichtengruppe der Silurischen Formation (s. d.).

Llandrindod Wells (spr. län-), Stadt (seit 1891) in Radnorshire (Südwales), mit Heilquellen, Kurhaus, höherer Schule und (1891) 784 Einw.

Llandudno (spr. ländöddno), Stadt und beliebtes Seebad in Carnarvonshire (Wales), auf der Landzunge, welche den 230 m hohen Orme's Head mit dem Festland verbindet, erst 1849 gegründet, hat (1891) 7348 Einw. Die Kupfergruben auf Orme's Head werden seit undenklichen Zeiten ausgebeutet.

Llanelly (spr. länéthli), Hafenstadt in Carmarthenshire (Wales), am Burry genannten Ästuar des Lougher, hat 4 Docks für große Seeschiffe, Kupfer- und Eisenhütten, Weißblechfabriken, Töpfereien, chemische Fabriken und (1891) 23,937 Einw. Einfuhr 1894: 44,049 Pfd. Sterl., Ausfuhr 102,287 Pfd. Sterl. In der Umgegend Kohlengruben.

Llanes (spr. ljа-), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Oviedo (Asturien), am Biscayischen Meerbusen, hat eine gotische Kirche, einen kleinen Hafen und mit dem ausgedehnten Gemeindegebiet (1887) 18,808 Einw.

Llanfairfechan (spr. länferfächen), Stadt und Seebad in Carnarvonshire (Wales), am Fuß des Berges Penmaenmawr, mit (1891) 2407 Einw.

Llangefei (spr. län-gifai), Stadt auf der engl. Insel Anglesey, am Fluß Cefni, mit Wollmanufaktur, Gerbereien, Malzdarren und (1891) 1624 Einw.

Llangollen (spr. längóthlen), Stadt in Denbighshire (Wales), in malerischer Lage am Dee, mit einem College der Baptisten und (1891) 3225 Einw. Dabei Reste eines altbritischen Lagers (Kastell Dinas Bran) und die Ruinen der 1538 aufgehobenen Valle Crucis-Abtei. In der Nähe Plas Newydd (»neuer Platz«), ehemals der Wohnsitz der durch ihre Freundschaft berühmten »Ladies of L.« (gest. 1829 u. 1831).

Llanidloes (spr. lännidlös), Stadt in Montgomeryshire (Nordwales), am obern Severn, mit sehr alter Kirche, Flanellfabrikation und (1891) 2574 Einw. In der Nähe Bleigruben.

Llano estacādo (spr. ljäno, engl. Staked Plain), wüstes Sandsteinplateau im nordwestlichen Texas, das sich ostwärts bis 101° westl. L. erstreckt, um dort als steiler Wall zu der tiefern Stufe abzustürzen, sowie in New Mexiko, wo es bis zum Rio Pecos reicht, während im N. der Canadian River die Grenze bildet. Das 970—1450 m hohe, 70,000 qkm umfassende wüste und monotone Plateau, das wie eine große Bastion in das um 500—800 m tiefer liegende Land abfällt, besteht zumeist aus cretaceischen Sandsteinschichten mit sandiger Oberfläche und wird von einzelnen Schluchtenthälern (Cañons) zerrissen. Seinen Namen verdankt es den stakes (Pfählen), durch welche die wenigen »Wasserlöcher« auf ihm von der Ferne kennbar gemacht wurden. In neuester Zeit haben Versuche gezeigt, daß in beschränktem Maße die wüstesten Regionen in Nebenthälern des Rio Peco durch Berieselung mit erbohrtem Wasser fruchtbar gemacht werden können.

Llanos (span., spr. ljänos), Ebenen, insbes. die großen Ebenen in Venezuela und Kolumbien, die sich vom Orinokodelta an westwärts zwischen diesem Strom und den Abhängen des Karibischen Gebirges und der Kordillere von Merida erstrecken, sich dann jenseit der Portuguesa immer mehr verbreitern, nördlich des Guaviare ein Gebiet von fast 600 qkm und im ganzen einen Flächenraum von 881,000 qkm (16,000 QM.) einnehmen. Die L. erheben sich nirgends über 250 m und fallen fast unmerklich gegen den Orinoko ab. Doch sind sie nicht ganz ohne Gliederung, denn die Flüsse haben seit der Trockenlegung der L. in den Boden eingeschnitten, und daraus entwickelten sich zwischen den Strömen liegende höhere Tafeln, Mesas (Tische), welche sich über die Flußthäler erheben. Sie stellen das ursprüngliche Niveau der L. dar. Der Boden besteht aus Breccien, Schutt, Sand und Kies, Lehm und Thon, die namentlich da, wo die Flußthäler sich tiefer eingeschnitten haben, in ihrer Aufeinanderfolge gut aufgeschlossen sind. Hier und da ragen aus diesen diluvialen und alluvialen Zerstörungsprodukten Hügelreihen, aus archäischen, paläozoischen oder cretaceischen Gesteinen bestehend, hervor, in Venezuela die sogen. Galeras, die aus Sandstein bestehen und sich sanft abdachen, aus der Ferne aber als mauerartige Erhöhungen erscheinen und meist mit Wald bedeckt sind. Gewöhnlich sind die Oberflächen der Mesas trocknere Stellen, die hinter den tiefer gelegenen feuchtern Flußrinnen an Fruchtbarkeit zurückbleiben. Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen den L. altos an den Rändern der Gebirge und den L. bajos, die dem Orinoko näher sind. Steigt man von den höhern L. zu den tiefern hinab, so treten an Stelle der kurzen Gräser (²/₃ m) der erstern solche von so bedeutender Höhe, daß sie über dem Kopf des Reiters zusammenschlagen. Zur Trockenzeit treibt man deshalb die Viehherden aus den Altos in die Bajos. Diese Unterschiede bestehen vornehmlich im östlichen Teil, während im W. eine gleichartigere Ausbildung herrscht, da der Westen wasserreicher ist. Es breiten sich hier die Esteros aus, ausgedehnte, namentlich an den Ufern der großen Ströme gelegene Savannen, welche auch zur Zeit der größten Trockenheit frische Weidegräser erzeugen und daher für die Bewohner der L. von unschätzbarem Werte sind. Die Regenzeit beginnt in den L. Anfang oder Ende April, und das zur Wüste verdorrte Land bedeckt sich wieder mit üppigem Pflanzenwuchs, die Hitze nimmt während derselben bedeutend zu und steigt im Juli im Schatten auf 38—41°. Die gänzliche Trockenzeit dauert 5 Monate, Taubildung fehlt während derselben. Auf den Grasebenen herrschen fast nur die mannigfachen Formen der Cyperaceen und Gramineen (die Gattungen Paspalum, Kyllingia, Panicum, Antephora, Aristida ꝛc.). Von dikotylen Gewächsen sind die sensitiven Mimosen von Bedeutung (Mimosa sensitiva, dormiens, intermedia), von den Kreolen bezeichnenderweise Schlafkräuter (»dormideros«) genannt. Wo der Boden feucht ist, erhebt sich die Mauritius-Palme (Mauritia flexuosa) mit ihrem frischen Grün und den tannenzapfenartigen Früchten und die Schirmpalme (Corypha inermis). Entfernt man sich aber von den Stätten größerer Feuchtigkeit, so bringt nur noch die eine oder die andre Proteacee (Rhopala complicata) einen auffallenden Wechsel mit den Grasbüscheln hervor. Die L. sind gegenwärtig durchaus nicht mehr so baumlos wie zur Zeit von Humboldts Reisen. Der »Ozean von Gras« beginnt sich gegenwärtig mehr und mehr zu bewalden, eine Folge der durch die Revolutionskriege herbeigeführten Verminderung der Rinder- und Pferdeherden. Auch die Flüsse ziehen als umwaldete Streifen durch das Land, u. auf der Savanne selbst stehen größere Haine. Die Ebenen rechts vom Orinoko werden als Sabanas von den eigentlichen L. unterschieden. Der Fall

der Gewässer ist ausnehmend gering, öfters beinahe unmerklich, und der schwächste Wind oder der höhere Wasserstand des Orinoko kann das Wasser der in denselben laufenden Flüsse rückwärts drängen. In Venezuela unterscheidet man mehrere Teile. In den L. von Cumana und Barcelona sind die Flüsse zwischen den Mesas cañonartig eingeschnitten, und nahe dem Orinoko breitet sich eine große Sandwüste aus. Die L. von Carácas und Carabobo werden von kleinen Hügelreihen durchzogen, Bänken von zerbrochenen Sand- und Kalksteinlagern; Mesas erheben sich hier noch über 100 m. Die von zahlreichen, aus den Kordilleren kommenden Strömen bewässerten L. von Barinas werden von fruchtbaren Alluvialebenen eingefaßt; hier gedeihen sowohl Ackerbau als Viehzucht. In den L. von Apure, den südlichsten von Venezuela, die eine weit gleichmäßigere Oberfläche haben, begegnen uns neben großen Grasebenen mit vereinzelten Baumgruppen sogar große Urwälder, wie die Silvas de Camilo, de Ticeporo u. a. Die dies Gebiet bewohnenden, zum Teil noch ganz unabhängigen Indianer (Guahibo, Saliva, Cabre, Aschagua, Schukuna, Enagua, Amarizano, Amorua, Ariko, Taura, Mitua, Guaipunabi, Maquiritarey, Schurujey, Guaigua) sind von sanftem Charakter und stellen der Kolonisation kein Hindernis entgegen. Handel und Gewerbe werden nur in den wenigen kleinen Städten, wie Calabozo und San Fernando, getrieben. Die zur Kultur des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Tabaks geeigneten Uferlandschaften der Flüsse beginnen erst neuerdings ausgebeutet zu werden. Vgl. Sachs, Aus den L. (Leipz. 1879).

Llanos, Los (spr. ljānos), Stadt auf der Westküste der span. Insel Palma (Kanarische Inseln), mit Seidenweberei und Töpferei, Kochenillehandel und (1887) 5919 Einw.

Llanquihue (spr. ljánnki-hūe), chilen. Provinz, zwischen 40°50′ und 41°45′ südl. Br., 20,260 qkm (368 QM.) groß mit (1893) 76,819 Einw. (4 auf das QKilometer), darunter 2500 Deutsche, durch die auf Veranlassung der Regierung dies Gebiet 1852 zuerst kolonisiert wurde. Die Provinz umfaßt den überwiegend ebenen Raum zwischen den Kordilleren im O. und dem Küstengebirge im W., in welchem sich der See L. (585 qkm, 43 m ü. M.) am Fuß der Vulkane von Osorno (2257 m) und Calbuco ausbreitet. L. ist gut bewässert und besitzt in Puerto Montt im Golf von Reloncavi einen schönen Hafen. Das Klima ist feucht und gesund; es begünstigt den Bau der Cerealien, und die Urwälder von L. gehören zu den großartigsten von ganz Chile. Hauptbeschäftigung sind Landwirtschaft und Waldarbeit, letztere besonders Sache der Eingebornen (Chiloten oder Urbewohner von Chiloe). Ausgeführt werden Sohlleder, Wachs und Honig nach Hamburg, Bauholz, Leder, Kartoffeln, Butter, Bier ꝛc. nach andern Teilen des Landes. Hauptstadt ist Puerto Montt (s. d.).

Llanrwst (spr. lānrūst), Stadt in Denbighshire (Wales), am Conway, über den eine angeblich von Inigo Jones erbaute Brücke führt, hat eine alte Kirche mit der interessanten Gwydyr-Kapelle und (1891) 3945 Einw. Gegenüber Gwydyr House, Landsitz des Lord Willoughby de Eresby (aus dem 16. Jahrh.).

Llanthony-Abtei (spr. lānthōni-), Klosterruine in Monmouthshire (England), am Fluß Honddu, 15 km nördlich von Abergavenny, 1108—15 im normännischen Übergangsstil erbaut.

Llemosi (Limousinisch) nannten die Katalanen im Mittelalter ihre dem Provenzalischen nahe verwandte Sprache.

Llerena (spr. ljerēna), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Badajoz, 568 m ü. M., in fruchtbarer Hochebene an der Eisenbahn Merida-Sevilla, hat alte Stadtmauern, Schafzucht, Woll- und Getreidehandel und (1887) 6179 Einw.

Llobregāt (spr. ljō-, im Altertum Rubricātus), Küstenfluß in der span. Provinz Barcelona, entspringt am Cerro de Tosa in den Ostpyrenäen, fließt in südlicher Richtung meist in einem engen Gebirgsthal, nimmt rechts den Cardoner auf und mündet südlich von Barcelona ins Mittelländische Meer, 190 km lang.

Llorente (spr. ljorennte), Don Juan Antonio, span. Geschichtschreiber, geb. 30. März 1756 zu Rincon del Solo in Aragonien, gest. 5. Febr. 1823 in Madrid, trat 1770 in den geistlichen Stand und wurde 1785 zum Kommissarius des heiligen Offiziums (der Inquisition) in Logroño und 1789 zu dessen Generalsekretär in Madrid ernannt, als welcher er 1793 mit der Ausarbeitung eines Planes zu verschiedenen Reformen im Verfahren der Inquisition beauftragt wurde. Nach dem Sturz des Großinquisitors schloß er sich an den Justizminister Jovellanos an. Als auch dieser gestürzt war, büßte L. seine reformatorischen Bestrebungen mit Verlust seiner Stelle als Bevollmächtigter des heiligen Offiziums. Erst als er auf Wunsch Godoys gegen die baskischen Fueros die Schrift »Noticias historicas sobre las tres provincias basconyadas« (Madr. 1806, 3 Bde.) geschrieben, ward er wieder zu Gnaden aufgenommen und 1806 zum Kanonikus der Hauptkirche in Toledo und 1807 zum Ritter des Karlsordens ernannt. 1808 schloß er sich dem König Joseph an, in dessen Auftrag er nach Aufhebung der Inquisition 1809 zwei Jahre lang deren Archive durchforschte, dann die Aufhebung der Klöster leitete und deren Güter verwaltete. Er war ein so entschiedener Anhänger der französischen Ideen, daß er selbst die Konstitution der Cortes von 1812 bekämpfte. Deshalb nach der Restauration verbannt und seines Vermögens beraubt, lebte er in großer Dürftigkeit in Paris. Auf Drängen des durch sein allerdings frivoles Werk »Portraits politiques des papes« von neuem wider ihn aufgebrachten Klerus 1822 aus Frankreich verwiesen, kehrte er nach Madrid zurück. Sein Hauptwerk ist die »Histoire critique de l'inquisition d'Espagne« (Par. 1815—17, 4 Bde.; deutsch von Höck, Gmünd 1821—22), die erste aktenmäßige und doch vielfach phantastische Behandlung dieses Gegenstandes. Ferner schrieb er: »Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne« (Par. 1815—19, 3 Bde.), unter dem Namen N. Nelleto (Anagramm von L.), und seine Selbstbiographie (das. 1818).

Lloyd (spr. leud), Edward, Besitzer eines der vielen Kaffeehäuser in der City von London, die gegen Ende des 17. Jahrh. auftauchten und bald als Sammelplätze politischer Parteien, Kaufleute ꝛc. wichtig wurden, gründete 1696 für seine Gäste ein wöchentlich erscheinendes Handelsblatt »Lloyd's News«, welches aber wegen politischer Unvorsichtigkeit bald unterdrückt wurde und erst seit 1726 als »Lloyd's List« wieder erschien. Dies Organ diente hauptsächlich den Schiffahrtsinteressen, namentlich dem Versicherungswesen, dessen Vertreter Lloyd's Rooms zum Mittelpunkt ihres Geschäfts machten. So entwickelte sich eine Gesellschaft, die 1771 als New Lloyds an der

Ostseite der Börse sich niederließ und den Mittelpunkt des englischen Seeversicherungswesens bildete. Sie erhielt 1871 Korporationsrechte und gibt die »Shipping and Mercantile Gazette and Lloyd's List« heraus, welche von den in allen bedeutenden Seehäfen der Welt befindlichen Agenten mit Nachrichten versehen wird. Wöchentlich erscheint ein Index mit genauen Reisedaten über jedes auf überseeischen Reisen befindliche Schiff. 1834 gründete die Gesellschaft ein Schiffsklassifikations-Institut: Lloyd's register of British and foreign shipping, welches seine Büreaus in White Lion Court, Cornhill, hat. Vgl. Martin, History of Lloyds (Lond. 1876). Nach dem englischen Vorbild wurde 1868 in Rostock ein Klassifizierungsinstitut, der Germanische Lloyd, zur Vertretung der Interessen der ihm angehörenden Seeversicherer, Reeder und Kaufleute gegründet. Die Klassifizierungsgebühren sollten die Verwaltungskosten decken. 1889 wurde der Germanische Lloyd in eine Aktiengesellschaft mit dem Sitz in Berlin verwandelt, doch ist der gemeinnützige Charakter des Unternehmens dadurch gewahrt, daß die Aktionäre statutenmäßig aus dem erzielten Jahresgewinn höchstens 5 Proz. des eingezahlten Aktienkapitals beanspruchen können. Der etwaige Rest dient zur Ermäßigung der Gebühren oder zur Bildung und Dotierung eines Spezialreservefonds, dessen Verwendung für die Zwecke der Gesellschaft erfolgt. Zweck der Gesellschaft ist die Klassifizierung von Schiffen, die Herausgabe von Schiffsregistern, die Feststellung von Vorschriften für Neubau u. Reparatur von Schiffen, der Betrieb aller nach dem Ermessen der Gesellschaftsorgane damit in Verbindung stehenden Geschäfte sowie die Förderung von Schiffahrtsinteressen überhaupt. Die Gesellschaft hat an den hauptsächlichsten Seeplätzen des Deutschen Reiches und des Auslandes Agenten und Besichtiger angestellt. Anfang 1895 waren 258 Stationen mit 314 Experten besetzt. Die in Deutschland angestellten Besichtiger fungieren gleichzeitig als Beauftragte der Seeberufsgenossenschaft. Die weitaus überwiegende Zahl der deutschen Schiffe ist bei der Gesellschaft klassifiziert. Dieselbe läßt alljährlich ein Schiffsregister und wöchentlich ein Verzeichnis der im Lauf der Woche gemeldeten Havarien auf See erscheinen. Außerdem existieren unter dem Namen L. mehrere dem Seehandel und dem Transport-Versicherungswesen dienende Institute, wie der Rheinisch-Westfälische Lloyd in München-Gladbach, der Lloyd français in Paris, der Russische Lloyd in Petersburg &c.

Auch mehrere Dampfschiffahrts-Gesellschaften führen den Namen L. Die bedeutendste ist der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der, 1857 als Aktiengesellschaft gegründet, jetzt 18 Schiffahrtlinien betreibt: 5 europäische, 6 nach Nordamerika (New York u. Baltimore), 2 nach Südamerika (Brasilien und La Plata), eine Hauptlinie nach Ostasien mit den Anschlußlinien Hongkong-Japan und Singapur-Neuguinea, eine Hauptlinie nach Australien und eine Zweiglinie zwischen Singapur und Deli-Sumatra. Außerdem unterhält der Norddeutsche Lloyd ausgedehnten Küsten-, Fluß- und Schleppdampferverkehr auf der Weser und zwischen Weser und Elbe. Anfang 1895 zählte seine Flotte 78 Dampfer mit einem Gesamt-Tonnengehalt von 230,000 Ton. und übertrifft damit die Flotten aller bestehenden Dampfer-Gesellschaften der Welt. Der Schleppschiffahrt dienen 79 eiserne Schleppkähne mit einem Gesamt-Tonnengehalt von 16,000 Ton. und 15 Schleppdampfer, Raumgehalt: 7000 Ton. Die Passagierdampfer der Gesellschaft, neuerdings durchweg in Deutschland gebaut, zeichnen sich durch Schnelligkeit, Sicherheit und behagliche Einrichtung mit vorzüglicher Verpflegung aus. Das gesamte Personal des Norddeutschen Lloyd umfaßt, einschließlich der Seeleute, 8000 Menschen. Die Gesellschaft besitzt in Bremerhaven ein Trockendock und Reparaturwerkstätten, in Bremen ein eignes Proviantamt, in Hoboken einen eignen Anlegeplatz. 1885 schloß der L. mit der Regierung des Deutschen Reiches einen Vertrag (Gesetz vom 6. April 1885), nach welchem er gegen eine Beihilfe von seiten des Reiches regelmäßige Postdampfschiffverbindungen mit Ostasien und Australien einrichtete. Am 30. Juni 1886 trug die »Oder« als erster deutscher Reichspostdampfer die deutsche Reichsflagge nach Ostasien, am 14. Juli der »Salier« nach Australien. Durch Gesetz vom 20. März 1893 wurde der auf 15 Jahre abgeschlossene Vertrag in betreff einiger Anlaufhäfen und Anschlußfahrten abgeändert und die dem Lloyd zu zahlende jährliche Reichsbeihilfe auf 4,090,000 Mk. festgesetzt. Vgl. Lindeman, Der Norddeutsche Lloyd; Geschichte und Handbuch (Brem. 1892). — Der Österreichische Lloyd in Triest, seit 1. Jan. 1892 ein rein österreichisches Unternehmen, bis dahin »Österreichisch-Ungarischer Lloyd«, 1833 als Versicherungsgesellschaft gegründet und 1836 durch Bildung einer Aktiengesellschaft für Dampfschiffahrt nach der Levante erweitert, unterhält Dampferverkehr längs der Küsten des Adriatischen Meeres, des Griechischen und Schwarzen Meeres bis Batum, donauaufwärts bis Braila, am kleinasiatischen und syrischen Gestade und bis Alexandria, dann im Roten Meer, nach Indien, China und Japan bis Kobe. Der Österreichische Lloyd erhält eine jährliche Staatsbeihilfe von 5,820,000 Mk. Die Zahl der Dampfer beträgt 1895: 76 mit einem Gesamt-Tonnengehalt von 148,309 Ton. — Außerdem bestehen noch Dampfschiff-Lloyds: der Rotterdamsche Lloyd in Rotterdam, Lloyd Svenska in Gotenburg, Lloyd Braziliero in Rio de Janeiro und der Deutsch-Nordische Lloyd in Rostock; letzterer, mit 4 Dampfern von zusammen 694 Ton., vermittelt den Verkehr zwischen Warnemünde und Gjedser, die Südspitze der Insel Falster. Vgl. Dampfschiffahrt.

Llullaico (spr. ljuljäiko), vulkanischer Gipfel in der chilen. Provinz Antofagasta, auf der Grenze zwischen Chile u. Bolivia, unter 24°42' südl. Br., 6173 m hoch.

Llummayor (spr. ljumajör, Luchmayor), Stadt auf der span. Insel Mallorca, in fruchtbarer Ebene, hat Landwirtschaft, Schafwollweberei und (1887) 9194 Einw. Nördlich erhebt sich der Puig de Randa (549 m) mit besuchter Wallfahrtskapelle.

Lmk., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. B. A. P. M. de Lamarck (s. d.).

Loa (span., wörtlich: »Lob« oder »Lobgedicht«), Bezeichnung kleiner Vorspiele, mit denen man in Spanien die Autos und bis zu Anfang des 17. Jahrh. auch die Comedias einleitete. Sie lassen sich der Form nach als Monologe und als kleine dialogisierte Spiele unterscheiden. Jene standen meist in losem Zusammenhang mit dem dargestellten Stück und enthielten das Lob des Autors, des Stückes oder des Publikums, wohl auch der Stadt, bisweilen auch die Erzählung eines Schwanks oder eine Allegorie, immer aber am Schluß die Bitte um freundliches Gehör. Die zweite Art suchte auf das folgende Stück vorzubereiten, zu dessen Handlung sie daher in einer innern (geistigen)

oder äußern (begebenheitlichen) Beziehung stand (vgl. Argument). Die bei diesen Spielen am häufigsten angewendeten poetischen Formen waren die Oktave, Redondille und Romanze. Nur die ältesten erhaltenen von Torres Naharro, welche den Namen »introitos« tragen, sind in Prosa.

Load (spr. lōd, »Ladung«), engl. Bauholzmaß: bei unbehauenem Schiffskrummholz 40 Kubikfuß = 1,1326 cbm, bei behauenem sowie Bohlen, Dielen und Planken 50 Kubikfuß; dann soviel wie Wey (s. d.). Außerdem als Schiffslast, enthaltend: von Mehl, Bier, Seife, Pottasche, Pech, Teer, Heringen u. Laberdan 12, von Salz 18, von Schießpulver 24 Barrels, von Flachs und Federn 17, von Wolle 39 Hundredweights, von gemeinen Häuten 200, von bessern 144, von Backsteinen 500, Ziegeln 1000 Stück.

Loafer (englisch-amerikan., spr. lōfer), etwa soviel wie Bummler, Pflastertreter, in den großen Hafenstädten Amerikas und Australiens Bezeichnung für Subjekte, die es namentlich auf die gefüllten Beutel der Einwanderer abgesehen haben. Vgl. Runner.

Loanda (São Paulo de Assumpção de L.), Hauptstadt der portugies. Kolonie Angola (s. d.) an der Westküste Afrikas, hat breite, gepflasterte und mit schönen Bäumen besäumte Hauptstraßen, während die übrigen Straßen loser Sand sind, besteht aus einem europäischen, auf einem Felsen erbauten Stadtteil, zu dem eine breite Treppe führt, mit den Palästen des Gouverneurs und des Bischofs, einer alten eingestürzten Jesuitenkirche, dem Hospital, und der Negerstadt mit ihren Lehmhütten und hat 14,000 Einw. (12,000 Neger, 1100 Mulatten, 900 Europäer), darunter viele Haussklaven, obschon Sklavenhandel verboten ist. Die Stadt ist Sitz des Generalgouverneurs von Angola, eines Bischofs, Appellhofes, eines deutschen Konsuls, hat zwei Forts, die Hafen und Stadt beherrschen, ist Ausgangspunkt der in das Ambacathal führenden Eisenbahn (1893: 280 km) und hat einen mehr und mehr versandenden Hafen, so daß größere Schiffe 2 km vom Ufer ankern müssen und nur kleinere über die seichte Barre gelangen können. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer, welche unter portugiesischer Flagge zwei hierher laufende Dampferlinien unterhalten. Das Klima ist für Europäer in hohem Maße verderblich; dem Mangel an Trinkwasser wurde durch einen 1877 ausgeführten, 69 km langen Kanal nach dem Fluß Bengo einigermaßen abgeholfen. Vgl. Lux, Von L. nach Kimbundu (Wien 1879).

Loángo, Landschaft an der Westküste von Südafrika, die sich von der Kongomündung nordwärts bis zum 4.° südl. Br. erstreckt, im engern Sinne der Küstenstrich zwischen dem Luemme im S. und dem Tschilunga im N. Durch die Konferenz zu Berlin 1885 und nachfolgende Verträge hat Frankreich das ganze Gebiet nördlich vom Tschiloango erhalten, während Portugal den kleinen Küstenanteil zwischen Tschiloango und Cabolombo, den im O. der 12.° 20′ östl. L. begrenzt, erhielt, dem Kongostaat aber das übrige zufiel. Die Küste ist bisweilen niedrig und sumpfig; an den Baien von L. und Cabinda fällt sie in steilen Klippen zum Meer ab; nach dem Innern steigt sie in Terrassen auf. Von den Flüssen sind die bedeutendsten: der Kuilu mit dem Niadi, der Luemme und der Tschiloango mit Lukulu. Die Vegetation begreift alle im nördlichen Südafrika vorkommenden Pflanzen. Gebaut werden Maniok, Erdnüsse, Pisang, Mais, Bohnen, Bataten u. a.; zur Ausfuhr kommen seit Aufhebung des von hier aus länger als sonstwo in Afrika betriebenen Sklavenhandels (das letzte Sklavenschiff wurde 1868 genommen): Palmöl, Palmkerne und Kautschuk. Die Tierwelt ist vertreten durch das Krokodil, Flußpferd, Affen, darunter der Gorilla, schöne Vogelarten und merkwürdige Insekten, darunter vielfache Arten von Termiten. Die Eingebornen, die sich selbst Bafiote nennen, bei den Europäern aber Kabinda (s. d.) heißen, sind wohlgebaut, ziemlich groß (Durchschnittsmaß der Männer 1,64, der Frauen 1,53 m), sehr dolichokephal, von brauner, ins Rötliche spielender Farbe. Bei Tschintschotscho findet sich ein an den semitischen Typus erinnernder Volksstamm, die Mawumbu oder Umsambu, bei den Europäern als »schwarze Juden« bekannt. Größere Ortschaften gibt es gar nicht; der Ort L., früher eine Stadt von 15,000 Einw., ist nur eine Ansammlung von Faktoreien. Das ehemalige Königreich L. gehörte ursprünglich zu dem großen Reich Kongo, von dem es gegen Ende des 16. Jahrh. unabhängig wurde, und noch 1750 bildete L. einen ansehnlichen Staat. Dann aber löste sich das Land in eine Zahl kleiner Gebiete unter selbständigen Häuptlingen auf. Die Portugiesen kamen 1648 hierher, wurden später von den Holländern vertrieben, faßten aber bald wieder Fuß. Französische Missionare begannen 1770 hier ihre Arbeit; bis Ende des 18. Jahrh. war L. Hauptplatz für den Sklavenhandel. Vgl. Bastian, Die deutsche Expedition an die Loangoküste (Jena 1874—75, 2 Bde.); »Die Loangoküste in 72 Photographien«, mit Text von Falkenstein (Berl. 1876); Güßfeldt, Falkenstein, Pechuel-Loesche, Die Loangoexpedition 1873—76 (Leipz. 1879—82, 3 Bde.).

Loangwa, 1) Nebenfluß des Sambesi (s. d.). — 2) Fluß, der von W. her dem Nyassa (s. d.) zufließt.

Loano, Stadt in der ital. Provinz Genua, Kreis Albenga, am Golf von Genua und an der Eisenbahn Genua-Ventimiglia gelegen, hat eine von den Doria 1609 gestiftete Kirche (Monte Carmel), ein Kastell, einen Hafen, Ölgewinnung, Fischerei und (1881) 2734 (als Gemeinde 3977) Einw. Am 23. Nov. 1795 hier Sieg der Franzosen über die Österreicher.

Loasa *Adans.*, Gattung aus der Familie der Loasaceen, Kräuter oder Halbsträucher, selten windend, meist mit Brennborsten besetzt, mit gegenständigen oder abwechselnden, verschieden gestalteten Blättern, meist gelben Blüten in Cymen und Monochasien und keulenförmigen oder verkehrt kegelförmigen, selten fast kugeligen Kapseln. 81 Arten in Süd- und Mittelamerika, besonders auf den Berghöhen Chiles und Perus. L. lateritia *Hook.*, mit gelbroten Blüten, in Chile, wird bei uns in Gärten, an Lauben ꝛc. kultiviert.

Loasaceen, dikotyle, etwa 200 Arten umfassende, im subtropischen und gemäßigten Amerika einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, windende Kräuter, selten Sträucher, mit eigentümlichen Brenn- u. Kletterhaaren, gelappten oder fiederspaltigen, seltener ungeteilten Blättern u. regelmäßigen, oberständigen, meist fünfzähligen Blüten, die sich oft durch eigentümliche Honigblätter auszeichnen.

Lobanow-Rostowski, Alexei Borissowitsch, Fürst, russ. Staatsmann, geb. 30. Dez. 1825 aus einer der ältesten russischen Fürstenfamilien, besuchte das Petersburger Alexander-Lyceum, trat 1844 mit dem Rang eines Titularrats in das Auswärtige Ministerium, ward 1850 Sekretär bei der Gesandtschaft in Berlin, 1856 Rat bei der in Konstantinopel und fungierte von 1859—63 als Gesandter daselbst. Da er die Frau eines französischen Gesandtschaftssekretärs

entführte, die er nicht heiraten durfte, so mußte er seinen Abschied nehmen. Er lebte bis zum Tode seiner Geliebten (1866) in Nizza, kehrte dann nach Rußland zurück, ward 1867 Gouverneur von Orel, 1868 Adlatus des Ministers des Innern, 1878 Botschafter in Konstantinopel, 1879 in London und 1882 in Wien. Nach dem Tode von Giers 1895 ward er zum Reichskanzler und Staatssekretär des Auswärtigen ernannt. L. ist ein Gönner und Förderer der Wissenschaften und Mitglied der Akademie.

Lobär (lat.), einen Lungenlappen (lobus) betreffend; lobulär, ein Lungenläppchen (lobulus) betreffend.

Lobaria *Hoffm.*, soviel wie Sticta.

Lobatschewskij, Nikolaus, Mathematiker, geb. 10./22. Okt. 1793 in Makariew im Gouv. Nishnij Nowgorod, gest. 12./24. Febr. 1856 in Kasan, wo er studiert hatte, 1814—16 Adjunkt, dann außerordentlicher, seit 1820 ordentlicher Professor und 1827—46 Rektor gewesen war. L. wurde durch Bartels, den Lehrer und Jugendfreund von Gauß, mit dessen Zweifeln an der absoluten Wahrheit unsrer Geometrie bekannt; er veröffentlichte 1828 in einem Vortrag zu Kasan die erste Geometrie, welche das Parallelenaxiom (s. d.) nicht gelten läßt, und wurde somit der Begründer der nichteuklidischen Geometrie. Nach ihm wird der Zweig derselben, welcher die Unendlichkeit des Raumes annimmt, meistens benannt. Er schrieb: »Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien« (Berl. 1840, neue Ausg. 1887). Seine »Prinzipien der Geometrie« veröffentlichte er in den »Memoiren der Universität Kasan« 1835—38. Ein vollständiges Verzeichnis seiner Werke gab Hoüel im »Bulletin des sciences mathématiques« (1870). Seine gesammelten Werke sind von Janischewski 1870 herausgegeben und zum Teil von Hoüel u. Battaglini übersetzt. Eine Sammlung seiner deutsch oder französisch geschriebenen Arbeiten erschien 1886 in Kasan, wo auch 1894 eine internationale L.-Stiftung zur Prämiierung mathematischer Arbeiten errichtet wurde.

Lobau, Donauinsel östlich von Wien, bekannt durch die Schlacht bei Aspern (s. d.).

Lobau, Georges Mouton, Graf von, Marschall von Frankreich, geb. 21. Febr. 1770 zu Pfalzburg in Lothringen, gest. 21. Nov. 1838, trat 1792 als Freiwilliger in die französische Armee, wurde 1797 Bataillonschef und 1800 Oberst. Napoleon I. ernannte ihn Anfang 1805 in dem Lager von Boulogne zum Brigadegeneral und bald darauf zu seinem Adjutanten. Während des österreichischen Krieges von 1805 und während des preußischen von 1806 und 1807 war er beständig um die Person des Kaisers. Nach dem Tilsiter Frieden zum Generalinspektor der Infanterie und zum Divisionsgeneral ernannt, befehligte er 1808 eine Division in Spanien. Bei dem Ausbruch des österreichischen Krieges (1809) nach Deutschland zurückgerufen, verhinderte er durch die Erstürmung von Landshut 21. April die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzog Karl. Am 21. Mai erstürmte er das Dorf Eßling und trug hierdurch wesentlich zur Rettung des großenteils auf der Insel Lobau zusammengedrängten französischen Heeres bei, wofür ihn der Kaiser zum Grafen von L. ernannte. 1812 war er als Generaladjutant einer der wenigen Begleiter Napoleons bei dessen Rückkehr nach Frankreich. Im Frühjahr 1813 focht er bei Lützen und Bautzen, nach der Niederlage von Kulm erhielt er an Vandammes Stelle den Befehl über die Reste des geschlagenen Korps. Mit dem Marschall Gouvion Saint-Cyr in Dresden eingeschlossen, ward er in die Kapitulation desselben inbegriffen und blieb bis zum Frieden in österreichischer Gefangenschaft. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba 1815 von diesem die Pairswürde und focht an der Spitze des 6. Armeekorps mit bei Ligny und Waterloo. Hier fiel er in die Gefangenschaft der Engländer. Nach der Restauration aus Frankreich verbannt, nahm er seinen Aufenthalt in Belgien, bis er 1818 die Erlaubnis zur Rückkehr erhielt. 1828 zum Abgeordneten erwählt, stimmte er für die Adresse der 221 und wurde nach der Julirevolution zum Mitglied der Munizipalkommission ernannt, welche provisorisch die Regierung übernahm. Am 26. Dez. 1830 erhielt er an Lafayettes Stelle den Befehl über die Nationalgarde, an deren Spitze er mit Energie die Tumulte von 1832 und 1834 unterdrückte, und 30. Juli 1831 den Marschallsstab.

Löbau, 1) (L. in Westpreußen, poln. Lobawa) Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis L., an der Sandella und der Linie Zajonczkowo-L. der Marienburg-Mlawkaer Eisenbahn, 145 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein ehemaliges Bernhardinerkloster (1820 aufgehoben), ein Schloß, ein Amtsgericht, ein Progymnasium, ein evang. Schullehrerseminar und (1890) 4593 Einw., davon 1651 Evangelische und 338 Juden (zur Hälfte Polen). L. wird zuerst um 1269 als Stadt erwähnt. Vgl. Liek, Die Stadt L. in Westpreußen (Marienw. 1893). — 2) (L. in Sachsen, wend. Löbije) Amtshauptstadt in der sächs. Kreish. Bautzen, am Löbauer Wasser und an den Linien Dresden-Görlitz, L.-Ebersbach und L.-Zittau der Sächsischen Staatsbahn, 266 m ü. M., hat 3 evangelische (darunter eine wendische) und eine kath. Kirche, ein schönes Rathaus, ein Schullehrerseminar, eine Realschule mit Progymnasium, eine Handelsschule, ein Amtsgericht, ein Mineralbad (König Albert-Bad), ein öffentliches Schlachthaus, Zucker-, Leinen-, Woll-, Baumwoll- und Buntpapierfabrikation, Baumwollspinnerei, Färberei, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Pianoforte- und Saitenorgelbau, Handel mit Garn und Getreide und (1890) 7523 Einw., davon 409 Katholiken und 33 Juden. Auf dem nahen sogen. Löbauer Berg (450 m) ein gußeiserner Aussichtsturm. L. war die älteste, aber dem Range nach die letzte unter den Sechs- (Vier-) Städten der Lausitz. Vgl. Knothe, Urkundenbuch der Städte Kamenz und L. (Leipz. 1883); Bergmann, Geschichte der Oberlausitzer Sechsstadt L. (Bischofswerda 1895).

Lobberich, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kempen, an der Linie Kempen-Venlo der Preußischen Staatsbahn, 48 m ü. M., hat eine alte und eine neue kath. Kirche, ein evang. Bethaus, ein Amtsgericht, bedeutende Fabriken (eine mit 1355, eine andre mit 879 Arbeitern) für Samt- u. Seidenwaren (besonders Bänder) mit Färberei, Appreturanstalten und Fabrikation von Webeutensilien, 2 lithographische Anstalten und (1890) 7264 meist kath. Einwohner.

Lobbes, Flecken in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Thuin, an der Staatsbahnlinie L.-Thuillies und der Eisenbahn Charleroi-Erquelinnes, mit (1893) 2951 Einw., denkwürdig durch die Schlacht zwischen den Franzosen und Österreichern 24. Mai 1794. Von der berühmten Abtei L. aus dem 8. Jahrh. sind nur noch Ruinen vorhanden.

Lobbyist (auch Lobby-member, v. engl. lobby, Vorhalle, Foyer), in Nordamerika spöttische Bezeich-

nung für jemand, der die Wandelgänge des Kongreßgebäudes in Washington besucht, um Kongreßmitglieder zu beeinflussen oder zu bestechen. Das Geschäft wird gewerbsmäßig (auch von Frauen) betrieben.

Lobdaburg, s. Lobeda.

Lobe, 1) Johann Christian, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 30. Mai 1797 in Weimar, gest. 27. Juli 1881 in Leipzig, bildete sich ganz auf autodidaktischem Wege zum Musiker aus, wurde 1810 Violinist der Kapelle seiner Vaterstadt u. debütierte 1821 als Komponist mit der Oper »Wittekind«, der später einige andre (wie 1830 »Die Flibustier«, 1833 »Die Fürstin von Granada«) sowie zahlreiche Orchesterwerke folgten. Nachdem er 1842 seine Stelle als Mitglied der Kapelle zu Weimar niedergelegt und gleichzeitig den Professortitel erhalten hatte, siedelte er 1846 nach Leipzig über, wo er seitdem als Kompositionslehrer und Musikkritiker wirkte. Ungleich bedeutender denn als Komponist war L. als Musikschriftsteller. Sein theoretisches Hauptwerk ist das »Lehrbuch der musikalischen Komposition« (Leipz. 1850—67, 4 Bde.; Bd. 1 u. 4 neu bearbeitet von H. Kretzschmar, 1884 u. 1887). Außerdem erschienen von ihm: »Katechismus der Musik« (25. Aufl., Leipz. 1893); »Musikalische Briefe. Wahrheit über Tonkunst u. Tonkünstler, von einem Wohlbekannten« (das. 1852, 2. Aufl. 1860); »Fliegende Blätter für Musik« (das. 1853—57, 3 Bde.); »Aus dem Leben eines Musikers« (das. 1859); »Vereinfachte Harmonielehre« (das. 1861); »Katechismus der Kompositionslehre« (5. Aufl., das. 1887); »Konsonanzen und Dissonanzen«, Aufsätze (das. 1869).

2) Theodor, Schauspieler, geb. 8. März 1833 in Ratibor, versuchte sich in Liegnitz zuerst auf der Bühne und kam nach einigen Wanderjahren nach Berlin, wohin er auch aus einem Engagement in Leipzig, das seinen Ruf begründete, zurückkehrte. Von 1858 an gehörte er dem deutschen Hoftheater in Petersburg an, bis er 1866 die Direktion des Stadttheaters zu Breslau übernahm, wo er seit 1868 daneben auch das von ihm begründete sogen. Lobe-Theater leitete. 1870 legte er die Direktion beider nieder und folgte 1871 einem Ruf Laubes als Charakterdarsteller an das neubegründete Wiener Stadttheater, dem er bis 1880 angehörte. In diesem Jahre wurde er für das Stadttheater in Frankfurt a. M. engagiert und gehörte 1887—89 dem Verband des Thaliatheaters in Hamburg an. Seit 1893 ist er Oberregisseur und Schauspieler am Hoftheater in Dresden. Erst in Wien war L., der bis dahin meist komische Charakterrollen gespielt hatte, in das Fach der ernsten übergegangen, in welchem Rollen wie Richard III., Shylock, Marinelli, Philipp II., Jago, Mephistopheles, Lear, Nathan, Rabbi Sichel (in »Freund Fritz« von Erckmann-Chatrian) ꝛc. zu seinen Hauptleistungen gehören.

Löbe, William, landwirtschaftl. Schriftsteller, geb. 28. März 1815 in Treben (Sachsen-Altenburg), gest. 30. Jan. 1891 in Leipzig, administrierte 1838 das Rittergut Schwarzbach, pachtete hierauf die Güter Reschwitz-Obernitz bei Saalfeld, wo er mit v. Pfafferath die »Landwirtschaftliche Dorfzeitung« gründete (die spätere »Illustrierte landwirtschaftliche Zeitung«), und siedelte 1840 nach Leipzig über. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Encyklopädie der gesamten Landwirtschaft« (Leipz. 1850—52, 6 Bde.; Supplement 1860); »Illustriertes Lexikon der gesamten Wirtschaftskunde« (das. 1853—55, 4 Bde.); »Handbuch der rationellen Landwirtschaft« (7. Aufl., Weim. 1887); »Anleitung zum rationellen Anbau der Handelsgewächse« (Stuttg. 1868—70, 7 Tle.) und desgleichen über Getreidearten (Leipz. 1865); »Der landwirtschaftliche Futterbau« (3. Aufl., Berl. 1889); »Die Ernährung der landwirtschaftlichen Haustiere« (4. Aufl., Stuttg. 1885); »Handlexikon der gesamten Landwirtschaft« (2. Aufl., das. 1878, 2 Bde.); »Die Milchwirtschaft« (2. Aufl., das. 1889); »Anleitung zum rationellen Betrieb der Ernte« (2. Aufl., Braunschw. 1887) u. a.

Lobeck, Christian August, Philolog, geb. 5. Juni 1781 in Naumburg a. d. S., gest. 25. Aug. 1860 in Königsberg, studierte seit 1797 in Jena und Leipzig Theologie, dann Philologie, habilitierte sich 1802 in Wittenberg, wurde 1810 außerordentlicher Professor, daneben 1807 Konrektor und 1809 Rektor am Lyceum daselbst und ging 1814 als Professor der alten Litteratur und Beredsamkeit sowie als Direktor des philologischen Seminars nach Königsberg. Er hat sich besonders um die griechische Grammatik Verdienste erworben. Hierher gehören: »Phrynichi sophistae eclogae nominum et verborum atticorum« (Leipz. 1820); »Paralipomena grammaticae graecae« (das. 1837, 2 Bde.); »Pathologiae sermonis graeci prolegomena« (das. 1843); »Rhematicon, sive verborum graecorum et nominum verbalium technologia« (Königsb. 1846); »Pathologiae graeci sermonis elementa« (das. 1853—62, 2 Bde.) sowie die Bearbeitung des 2. Bandes der 2. Auflage von Buttmanns »Ausführlicher griechischer Sprachlehre« (Berl. 1839). Sonst sind berühmt seine Ausgabe von Sophokles' »Aias« (Leipz. 1809; 3. Aufl., Berl. 1866) und das mythologische Werk »Aglaophamus, seu de theologiae mysticae Graecorum causis« (Königsb. 1829, 2 Bde.). Eine Auswahl von Lobecks akademischen Reden veröffentlichte Lehnerdt (Berl. 1865). Vgl. Friedländer, Mitteilungen aus Lobecks Briefwechsel (Leipz. 1861); »Ausgewählte Briefe von und an Chr. Aug. L. und K. Lehrs« (hrsg. von Ludwich, das. 1894, 2 Tle.); Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Altertum (2. Aufl., das. 1875).

Lobeda, Stadt im sachsen-weimar. Verwaltungsamtsbezirk II (Apolda), hat eine evang. Kirche und (1890) 902 evang. Einwohner. In der Nähe auf einem 390 m hohen Berg die Lobdaburg (im 15. Jahrh. zerstört). Vgl. E. Schmid, Die Lobdeburg (Jena 1840).

Löbejün, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Saalkreis, am Petersberg, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Porphyrbrüche (350 Arbeiter) und (1890) 3289 Einw., davon 44 Katholiken.

Lobelia *L.*, Gattung aus der Familie der Kampanulaceen, ein- oder mehrjährige Kräuter oder Halbsträucher, selten Sträucher, von sehr verschiedenem Habitus, mit abwechselnden Blättern, einzeln achselständigen, häufig endständige Trauben bildenden, rachenförmigen Blüten, gespaltener Blumenröhre und zweiklappiger Kapsel. Fast 200 weit zerstreute Arten, die nur im mittlern und östlichen Europa und in Westasien fehlen. L. inflata *L.* (Indian Tobacco), einjährig, mit 30—60 cm hohem Stengel, kerbig gesägten Blättern, von denen die untern länglich stumpf, die obern eiförmig spitz sind, kleinen blaßblauen Blüten in Trauben und verkehrt eiförmiger, aufgeblasener Kapsel, wächst in Nordamerika von Kanada bis Carolina und zum Mississippi und wird auch bei uns kultiviert. Das Kraut ist stark milchend, schmeckt anfangs mild, hintennach scharf, an Tabak erinnernd; es enthält ein flüchtiges, flüssiges Alkaloid, Lobelin, und einen scharfen Stoff, Lobelacrin. Die Pflanze

gehört zu den scharf narkotischen Mitteln, wirkt jedoch milder als Tabaksblätter; sie erregt Erbrechen, wirkt abführend, schweißtreibend, krampfstillend und reizmildernd; man benutzt sie bei Asthma, Krupp, Diphtheritis und Keuchhusten. Andre Arten, und besonders die einjährige L. Erinus *L.*, mit blauen, im Schlunde weiß gefleckten Blüten, vom Kap, werden als Zierpflanzen kultiviert, letztere Art in zahlreichen Varietäten insbes. zu Teppichbeeten. Die rot blühenden Stauden, wie L. fulgens *Willd.* und L. splendens *Willd.* aus Mexiko und L. cardinalis *L.* aus Carolina, müssen im Kalthaus überwintert werden.

Lobelioideen (Lobeliaceen), Unterfamilie der Kampanulaceen, durch zygomorphe, infolge einer Blütenstieldrehung umgewendete Blüten und oberwärts verwachsene Staubgefäße ausgezeichnet.

Löbell, Johann Wilhelm, Historiker, geb. 15. Sept. 1786 in Berlin, gest. 12. Juli 1863 in Bonn, studierte in Heidelberg und Berlin besonders Philologie unter Wolf und Böckh, ward während der Befreiungskriege im Büreau für die Organisation der Landwehr beschäftigt, wurde 1814 Lehrer der Geschichte an der Kriegsschule zu Breslau und 1823 an der Kadettenanstalt in Berlin, 1829 außerordentlicher und 1831 ordentlicher Professor der Geschichte in Bonn. Außer einer neuen Bearbeitung der Beckerschen »Weltgeschichte« (7. Aufl., Berl. 1836—38, 14 Bde.) sind von seinen Werken hervorzuheben: »Gregor von Tours und seine Zeit« (Leipz. 1839, 2. Aufl. 1868); »Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen« (das. 1846), ein vortreffliches Werk, von dem jedoch nur der 1. Band erschien; »Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts« (das. 1847); »Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethes Tod« (Braunschw. 1856—58, 2 Bde.; 3. Bd., hrsg. von Koberstein, 1865) und die anonymen »Historischen Briefe« (Frankf. 1861) gegen die Fortschritte des ultramontanen Katholizismus. Vgl. Bernhardt und Noorden, Zur Würdigung J. W. Löbells (Braunschw. 1864).

Lobenstein, Stadt im Fürstentum Reuß j. L., früher Haupt- und Residenzstadt der Linie Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, in schöner Lage an der Lemnitz und der Linie Triptis-Blankenstein der Sächsischen Staatsbahn, 503 m ü. M., hat eine ansehnliche evang. Kirche, ein fürstliches Schloß mit Park, eine Schloßruine, ein Denkmal des Kaisers Wilhelm I., ein Amtsgericht, ein Bergamt, ein Stahlbad (1894: 325 Kurgäste), Bierbrauerei, Zigarren-, Leder- und Schiefertafelfabrikation und (1890) 2603 meist evang. Einwohner. In der Nähe Lemnitzhammer mit großer Holzwarenfabrik und der Heinrichstein mit schöner Aussicht.

Lobisa (Babisa, Ubisa), Landschaft in Äquatorialafrika, östlich vom Bangweolosee, zwischen dem Tschambesi im N. und dem Muschingagebirge im S., erstreckte sich früher viel weiter nach N. und S., wurde aber 1883 durch Ketimkuru, den Häuptling der Wemba, erobert, worauf sich die Bewohner von L. in die sumpfigen Uferlandschaften des Bangweolo und auf die Inseln in demselben flüchteten.

Lobkowitz, altes böhm. Geschlecht, welches früher Ujezd hieß, sich aber im 15. Jahrh. nach dem Schloß L. benannte. 1440 teilte es sich in die Popelsche und die Hassensteinsche Nebenlinie, welch letztere 1789 erlosch. Erstere zerfiel wieder in die Bilinsche, die 1722 erlosch, und die Linie zu Chlumetz, welche von Kaiser Maximilian II. die Reichsfürstenwürde erhielt. 1715 spaltete sich das Geschlecht wieder in eine ältere und eine jüngere Linie, welche beide seit 1807 den Titel eines Herzogs von Raudnitz und Fürsten von L. führen. Beide Linien sind katholisch. Das gegenwärtige Oberhaupt der ältern Linie ist Fürst Moritz, geb. 2. Juni 1831, Oberstlandschatzmeister des Königreichs Böhmen und erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses, das der jüngern Linie Fürst Georg Christian Franz, geb. 14. Mai 1835. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Boguslaw, aus der Linie Hassenstein, geb. 1462, gest. 11. Nov. 1510, machte sich um die böhmische Litteratur und Kultur verdient. Eine Auswahl seiner Oden, Elegien und Briefe veröffentlichte Winaricky (Prag 1832). Vgl. Cornova, Der große Böhme Bohuslaw L. (Prag 1808).

2) Wenzel Eusebius, Fürst von, einflußreicher Minister Kaiser Leopolds I., aus der Chlumetzer Linie, geb. 20. Jan. 1609, gest. 22. April 1677 in Raudnitz, diente während des Dreißigjährigen Krieges in der kaiserlichen Armee, wurde 1640 Feldzeugmeister, 1647 Feldmarschall, 1652 Hofkriegsratspräsident, betrieb 1658 mit Erfolg Leopolds I. Kaiserwahl und ward 1669 nach dem Sturz Auerspergs erster Geheimrat und leitender Minister. Sein Ideal war Ludwig XIV., mit dem er daher auch den Frieden aufrecht zu erhalten suchte; nach dessen Muster wollte er eine absolute kaiserliche Gewalt in Österreich aufrichten. Mit blutiger Strenge unterdrückte er 1670 den Aufstand in Ungarn und gehörte zu der maßgebenden Hofpartei, welche dann die Verfassung Ungarns aufheben wollte. Weil er aber, nachdem bereits wider seinen Willen 1672 der Krieg mit Frankreich begonnen hatte, noch im französischen Interesse wirkte, auch über den Kaiser sich verächtlich äußerte, wurde er durch seine zahlreichen Gegner, zu denen auch die Kaiserin Claudia Felicitas gehörte, des Hochverrats angeklagt (13. Okt. 1673) und 17. Okt. 1674 nach Raudnitz verwiesen. Vgl. A. Wolf, Fürst Wenzel L. (Wien 1869).

3) Johann Georg Christian, Fürst von, österreich. General, geb. 10. Aug. 1686, gest. 4. Okt. 1755 in Wien, trat 1707 in das kaiserliche Heer, wurde 1732 Gouverneur von Sizilien, 1733 Feldmarschallleutnant, schloß 1733 die Kapitulation von Messina und wurde 1739 Generalgouverneur von Siebenbürgen. Im Österreichischen Erbfolgekrieg befehligte er ein Armeekorps in Böhmen, unterlag aber 1742 gegen die überlegenen Streitkräfte der Marschälle Broglie und Belleisle bei Sahay. In Vereinigung mit dem Prinzen Karl warf er die Franzosen im Juni über die Moldau zurück bis nach Braunau und schloß Belleisle mit 16,000 Franzosen in Prag ein; doch gelang es diesem, da L. nur über 20,000 Mann zu verfügen hatte, in der Nacht des 16. Dez. mit 12,000 Mann nach Eger abzuziehen. Der Rest der Besatzung ergab sich 2. Jan. 1743. In demselben Jahr stand L. bei der Armee in Italien und vertrieb die Spanier aus Rimini, im August 1746 ward er zur Armee nach Deutschland berufen.

4) August Longin, Fürst von L., Herzog zu Raudnitz, geb. 15. März 1797, gest. 17. März 1842 in Wien, wurde 1826, nachdem er mehrere Stellen in Böhmen verwaltet, Gouverneur des Königreichs Galizien und erwarb sich um dieses Land namhafte Verdienste durch Förderung seiner geistigen und materiellen Interessen. Wegen der Schonung, die er 1831 den nach Galizien geflüchteten Polen zu teil werden ließ, 1832 abberufen, ward er zum Hofkanzler und 1834 zum Präsidenten des Münz- und Bergwesens

ernannt. Das neue Münzgebäude in Wien verdankt ihm seine musterhafte Einrichtung.

5) Georg, Fürst von L., Herzog zu Raudnitz, österreich. Politiker, geb. 14. Mai 1835, ward 1859 Bezirksamtsaktuar, 1860 Bezirkskommissar, spielte, in den böhmischen Landtag gewählt, schon früh eine politische Rolle als Führer des tschechisch gesinnten Feudaladels u. wurde 1871 unter Hohenwart zum erstenmal Oberstlandmarschall von Böhmen. Nach dessen Sturz stellte er sich an die Spitze der feudal-klerikalen Agitation, gründete mit dem Grafen Karl Schönborn den Katholisch-Politischen Verein für Böhmen, wurde 1873 von der Stadt Jungbunzlau, 1879 vom böhmischen Großgrundbesitz in das Abgeordnetenhaus gewählt, 1881 erster Vizepräsident desselben und 1883 erbliches Mitglied des Herrenhauses. Seit 1884 wieder Oberstlandmarschall in Böhmen, leitete er die tschechische Mehrheit des Landtags bei den Maßnahmen zur Unterdrückung der Deutschen und der Tschechisierung Böhmens, bis der Sieg der Jungtschechen 1889 einen Ausgleich mit der deutschen Bevölkerung nahe legte. An den Verhandlungen über denselben nahm 1890 auch L. teil, ohne sich übrigens später, als die jungtschechische Agitation neue Siege feierte, allzu ängstlich an den unterzeichneten Traktat zu halten. L. blieb nach wie vor die Seele des feudal-klerikalen Antagonismus gegen das liberale Deutschtum in Böhmen und ein eifriger Tscheche.

6) Rudolf Ferdinand, Prinz von, österreich. General, geb. 16. Aug. 1840 zu Frischau in Mähren, Sohn des Prinzen Ludwig, Vetter des Majoratsherrn Fürsten Moritz L., trat 1858 in die Armee, machte die Feldzüge von 1859 in Italien, 1866 in Böhmen mit und ward 1870 Major und Flügeladjutant des Kaisers. 1876 Oberst, naturalisierte er sich in Ungarn, nahm an dem bosnischen Okkupationsfeldzug teil, wurde 1882 Generalmajor, 1887 Feldmarschallleutnant und ist seit 1890 kommandierender General des 4. Armeekorps in Budapest.

Lobmeyr, Ludwig, Industrieller, geb. 2. Aug. 1829 in Wien, übernahm nach dem Tode seines Vaters 1855 mit seinem Bruder Joseph das Glasgeschäft, welches der Vater 1824 in Wien begründet und mit zwei Glasfabriken in Slawonien und einer Glasraffinerie in Haida verbunden hatte. Durch den Besuch des Polytechnikums und der Kunstakademie zu größerer künstlerischer Ausbildung gelangt, unternahm er es, die böhmische Glasindustrie, namentlich in künstlerischer Beziehung, wieder zu heben. Er selbst arbeitete als geschickter und phantasievoller Zeichner, erhielt aber auch Entwürfe von den hervorragendsten Künstlern Wiens und wurde in technischer Hinsicht durch seinen Schwager, den Glasfabrikanten Kralik in Adolf bei Winterberg (Böhmen), nachhaltig unterstützt. Er warf sich zunächst auf die feinere und stilgerechte Ausbildung der Formen des Kristallglases und sah sich namentlich auch durch die Gründung des Österreichischen Museums so sehr gefördert, daß er bereits 1867 auf der Pariser Ausstellung alle Konkurrenten durch die Schönheit und Eleganz der Formen seiner Kristallgläser, Lüster ꝛc. übertraf. Nach dem Tode seines Bruders 1864 in den alleinigen Besitz des Geschäfts gelangt, bemühte er sich nunmehr um die bessere Ausnutzung der großen koloristischen Reize des Glases und erzielte auch hier glänzende Erfolge (s. Tafel »Glaskunstindustrie II«, Fig. 1 u. 10). Mit A. Ilg gab er eine »Geschichte der Glasindustrie« (Stuttg. 1874) heraus. 1874 wurde L. zum Kurator des Österreichischen Museums ernannt, nachdem er früher schon zum Aufsichtsrat der kunstgewerblichen Schulen des Handelsministeriums berufen worden. Er ist auch Verwaltungsrat der Wiener Handelsakademie.

Lob-Nor (Lop-Nor), großer Schilfsumpf in Zentralasien, zwischen 39° 40′ nördl. Br. und 88° 50′—90° 20′ östl. L. v. Gr., 790 m ü. M., am Südostrande der Wüste Gobi und dem Fuß des Nordabhangs des Altyntag, in welchem der Tarim und der Tschertschen Darja sich ausbreiten und enden, besteht aus zwei getrennten Becken, dem kleinern Bara Buran und dem größern Kara Kurtschin, dem eigentlichen L. Der östliche Teil des 90 km langen L. ist salzig und höchstens 4,5 m tief.

Lobon de Salazar, Pseudonym, s. Isla.

Lobos, 1) Insel an der Küste von Uruguay, unter 33° 1′ südl. Br. und 54° 52′ westl. L. v. Gr., an der Einfahrt in das Ästuarium des La Plata, 120 km östlich von Montevideo, 28 m hoch, wird von Mai bis Juni des Seehundfangs wegen besucht. — 2) Eine der Kanarischen Inseln (s. d.) — 3) (Islas de Lobos) Inseln an der Küste von Peru, dem sie angehören, bestehen aus der Insel L. de Tierra, unter 6° 27′ südl. Br., 25 km vom Festland, und aus den nur 50 km südöstlich davon gelegenen zwei Inseln L. de Afuera, unter 6° 57′ südl. Br., deren Guanolager man auf 8 Mill. Ton. schätzt. Die Bevölkerung betrug 1876: 1650 Seelen.

Lobos, Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, an einem linken Zufluß des Salado, an der Bahn Buenos Aires-Saladillo, inmitten an Weizen und Mais reicher Ebenen, mit starker Viehzucht und (1890) 6500 Einw.

Lobositz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Leitmeritz, am linken Ufer der Elbe (Dampfschiffstation), am Fuß des Lobosch (570 m) und an den Linien Prag-Bodenbach und L.-Libochowitz der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein fürstlich Schwarzenbergsches Schloß, eine chemische Versuchsstation, eine Zucker-, Kanditen- und Kaffeesurrogatfabrik, Bierbrauerei, Lederfabrik, Gasanstalt, starken Obstbau, lebhaften Handel, Telephoneinrichtung und (1890) 4269 meist deutsche Einwohner. — L. ist geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht 1. Okt. 1756, in welcher Friedrich d. Gr. den Sieg über die Österreicher unter Feldmarschall Browne davontrug. Letztere wollten nämlich die bei Struppen, unweit Pirna, eingeschlossenen Sachsen befreien. Sogleich rückte Friedrich, nachdem er ihre Absicht erfahren, ihnen entgegen. Die Österreicher waren an Zahl den Preußen überlegen. Bei L. trafen beide Armeen zusammen. Der Angriff der preußischen Kavallerie, die unerwartet auf den Feind stieß, wurde zwar abgeschlagen; aber die Infanterie erstürmte L. und zwang die Österreicher zum Rückzug. Jeder von beiden Gegnern hatte ca. 2900 Mann verloren. Vgl. Granier, Die Schlacht bei L. (Bresl. 1890); Dopsch, Das Treffen bei L. (Graz 1892).

Lobrede, s. Panegyrikus und Elogium.

Lobrevolver, scherzhafte Bezeichnung für eine harmlosere Spielart der sogen. »Revolverpresse«; s. Erpressung.

Lobsens, Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Wirsitz, an der Lobsonka, Knotenpunkt der Kleinbahnen Weißenhöhe-L. u. L.-Witoslaw, 95 m ü. M., hat eine evangelische, eine lutherische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Präparandenanstalt, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, eine Dampfschneide-

mühle, Dampfmolkerei und (1890) 2251 Einw., davon 940 Evangelische, 933 Katholiken und 378 Juden. Nahebei das ehemalige Bernhardinerkloster Gorka.

Lobstein, Paul, protest. Theolog, geb. 28. Juli 1850 in Epinal, studierte seit 1872 Theologie in Straßburg, Tübingen und Göttingen, habilitierte sich 1876 in der theologischen Fakultät zu Straßburg, der er seit 1877 als außerordentlicher, 1884 als ordentlicher Professor angehört. L. schrieb außer Beiträgen zu Lichtenbergers »Encyclopédie des sciences religieuses« (Paris), der »Revue chrétienne« ꝛc.: »Die Ethik Calvins« (Straßb. 1877); »Petrus Ramus als Theolog« (das. 1878); »La notion de la préexistence du fils de Dieu« (Par. 1883); »La doctrine de la sainte cène« (Lausanne 1889); »Études christologiques« (das. 1890—94, 4 Hefte).

Löbtau, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Altstadt, westlich bei Dresden, hat eine evang. Kirche, eine kath. Kapelle, Pferdebahnverbindung mit Dresden, Fabrikation von Schokolade, Hartguß und Maschinen, Öfen, Strickmaschinen, Glas, Armaturen, Lack, Firnis, Farben, Treibriemen, Turbinen, Kesseln, chemischem Papier, Sprit, Preßhefe, Werkzeugen, Lithoidwaren, Fahrrädern, eisernen Gartenmöbeln, Nähmaschinen ꝛc., Metallgießerei, Bierbrauerei und (1890) 12,908 meist evang. Einwohner.

Lobulär, s. Lobär.

Loburg, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Jerichow I, an der Ehle und der Linie Biederitz-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Stärkefabrikation, Dampfmolkerei und (1890) 1973 Einw., davon 20 Katholiken.

Lobus (neulat.), in der Botanik und Zoologie soviel wie Lappen; Lobulus, Läppchen. Vgl. Lobär.

Loca montis, s. Attic, S. 280.

Locánda (ital.), Gasthaus, Schenke.

Locárno (deutsch Luggarus), Stadt und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Tessin, bis 1881 einer der drei Hauptorte des Kantons, 212 m ü. M., in reizender Lage am Lago Maggiore, in welchen hier das Val Maggia und Val Onsernone münden, und an der Linie Cadenazzo-L. der Gotthardbahn. Bemerkenswerte Gebäude sind: das Schloß (ein Langobardenbau, seiner Zeit Sitz der Landvögte) und die Kirche San Francesco mit vorzüglichen Gemälden. Der Hafen ist ein Werk neuerer Zeit. L. zählt (1888) 3353 meist kath. Einwohner. In der Nähe auf hohem Felsen die Wallfahrtskirche Madonna del Sasso, ehemals mit Franziskanerkloster, mit schöner Aussicht. Früher war L. ein blühender Ort, der bis ins 13. Jahrh. mit Mailand zur welfischen Partei hielt. 1512 wurde es vom Herzog Maximilian Sforza an die Eidgenossen abgetreten, u. seitdem war die Stadt bis zur französischen Revolution Sitz eines schweizerischen Landvogts. Vgl. Hardmeyer, L. u. seine Thäler (Zürich 1885).

Locatio (lat.), Verpachtung, Vermietung; L. operarum, Dienstmietvertrag; L. operis, Verdingungsvertrag (s. Miete); Locatarius, Pachter.

Loccum, s. Lokkum.

Loch (schott., in Irland Lough, spr. loch), gälische Bezeichnung sowohl für einen Fjord als für einen See.

Lochaber (L. axe), altschott. Streitaxt mit langem Stil und häufig hakenförmiger Spitze (nach einem schottischen Distrikt benannt).

Lochauer Heide, s. Annaburg.

Lochbeitel, s. Stemmzeug.

Lochblume, s. Mimulus.

Lochbrille, stenopäische Brille, s. Brille, S. 493.

Locheimer Liederbuch, s. Volkslied.

Locheisen, s. Lochen.

Lochem, Stadt in der niederländ. Provinz Geldern, Bezirk Zütphen, an der Berkel und der Staatsbahnlinie Arnheim-Salzbergen, mit mehreren Gerbereien, Fabrikation von Treibriemen und (1889) 3552 Einw. In der Nähe der Lochemer Berg mit Quarzkristallen.

Lochen, Herstellung von Löchern in Blech, Leder u. dgl. durch Ausschlagen der entsprechenden Teile, wobei entweder die gelochten Platten, Blech ꝛc. oder die herausgestoßenen Teile benutzt werden. Zur ersten Art gehören Nietlöcher, Löcher in Platten aller Art (L. im engern Sinne), Zähne an Sägeblättern, Räder und Zeiger für Uhren, die Augen der Nähnadeln, zur zweiten Bügel für Portemonnaies und Zigarrentaschen, Platten für Knöpfe, Münzen und Stahlfedern, Messer- und Schwertklingen, Löffel, Schnallen, Kettenglieder ꝛc. Das L. erfolgt mit Handwerkszeugen oder Maschinen. Zu erstern gehören die Durchschläge (Ausschlageisen, Ausschlagbunzen, Durchbrechmeißel, Putzmeißel), stählerne oder verstählte Stäbchen von 7—12 cm Länge, deren unteres verjüngtes Ende beliebig begrenzte Flächen bildet und mit den Kanten das Arbeitsstück durchschneidet. Man setzt sie auf das zu lochende Blech und schlägt gegen das obere Ende mit einem Hammer. Als Unterlage dient ein Holzstück, eine Platte aus Blei und Zinn oder endlich eine Lochscheibe (Lochring). Die Lochscheibe ist ein Stahlstück, welches mehrere Löcher von runder, viereckiger oder andrer Gestalt und von verschiedener Größe besitzt. Damit das herausgeschlagene Stück (Putzen) leicht durchfällt, erweitern sich die Löcher nach unten (Locheisen, Ausschlageisen und Dübbeleisen). Beim L. mit dem Lochring gibt man dem Durchschlag eine Geradführung. Diese Vorrichtungen bilden den Übergang zu den Maschinen, welche als Durchschnitt (Durchstoß, Durchbruch, Schnitt, Lochmaschine, Lochwerk, Stoßmaschine) vielfache Anwendung finden. Mit dem Durchschnitt können kleine und große Löcher sehr regelmäßig und schnell hervorgebracht werden. Für viele Metallarbeiten ersetzt ein Durchschnitt das Bohren sowie Arbeiten mit der Laubsäge und Feile. Bei der Lochmaschine liegt der Lochring (Matrize) auf einer horizontalen Unterlage, während der Stempel in vertikaler Richtung auf und nieder bewegt wird und beim Arbeiten in die Lochscheibe eintritt. Den notwendigen Druck oder die Triebkraft erteilt man dem Stempel durch Schrauben, Hebel, Exzenter und hydraulische Pressen (hydraulische Durchschnitte). Bei Durchschnitten mittlerer Größe wendet man meistens eine Schraube mit doppeltem, steilem Gewinde an, die mit ihrem untern Ende auf einen in senkrechten Führungen gehenden Schieber tritt, welcher den Stempel trägt. Um eine bedeutende Kraft ausüben zu können, wird die Schraube durch Querarme mit Schwunggewichten umgedreht, so daß sie durch Stoß wirkt. Ein solcher Durchschnitt hat die Einrichtung Fig. 1 (S. 440): aa Ständer, in b ist die Mutter der Schraube c, d ist der Schwunghebel, e der Stempel, f die Lochscheibe, g der Stempelträger. Man setzt auch auf das obere Ende der Schraube eine kreisrunde Scheibe und lagert auf den Ständer eine horizontale Welle; diese wird durch einen Riemen angetrieben und dreht zwei auf ihr sitzende Scheiben, welche die Scheibe der Schraube zwischen sich nehmen und abwechselnd auf dieselbe als Friktionsscheiben drehend wirken. Bei den Hebel-

durchschnitten ist der Stempel mit dem kürzern Ende eines zweiarmigen Hebels in Verbindung gebracht, während am längern Arm die Kraft angreift. Die Kraftäußerung kann direkt von einem Arbeiter oder durch Daumen oder Exzenter erfolgen, welche mit einer rotierenden Welle verbunden sind. Für *transportable Durchschnitte* hat sich die Anwendung des Kniehebels (in Verbindung mit zwei

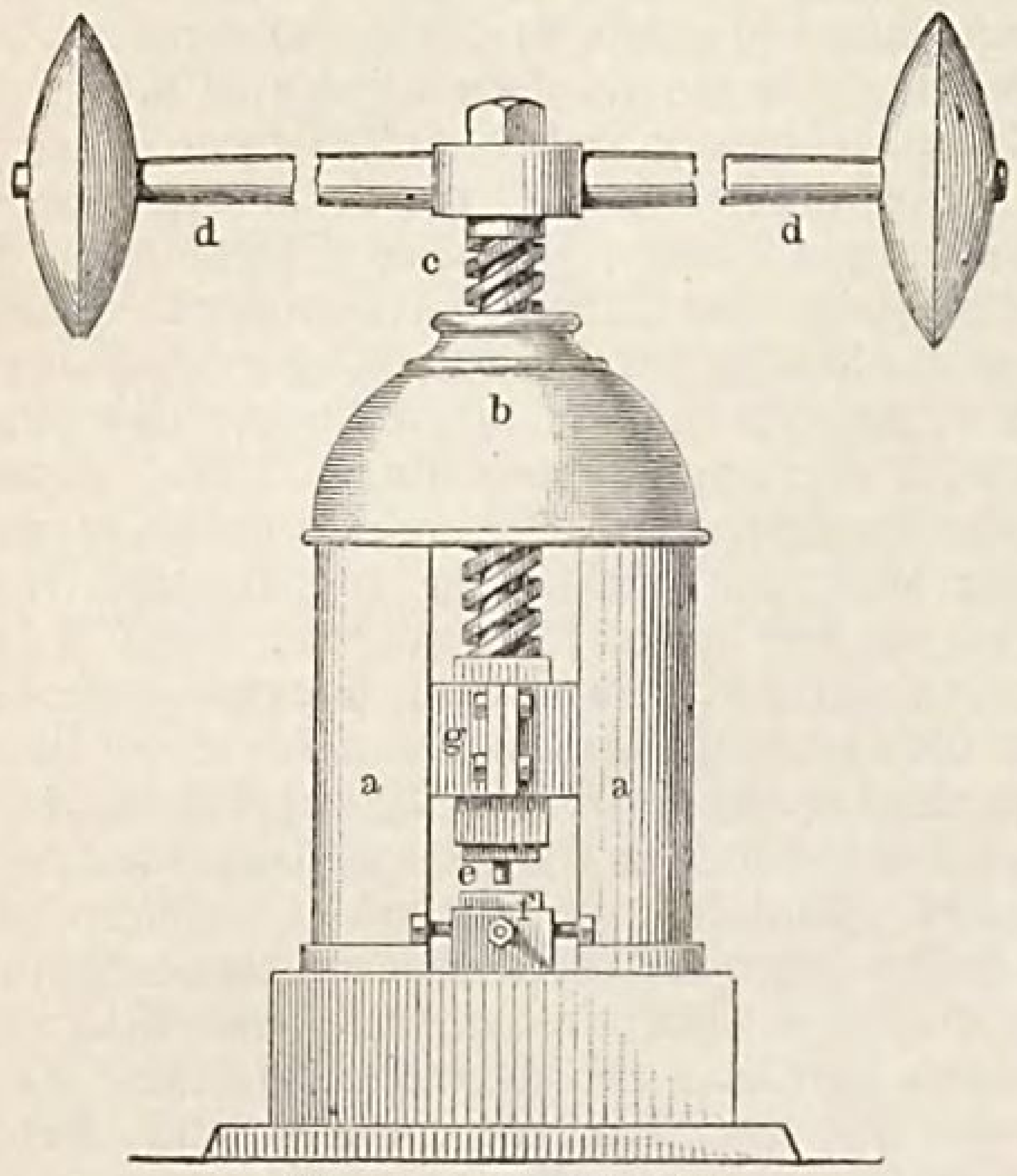


Fig. 1. Durchschnitt.

Winkelhebeln, Schraubenpaar und Wendeeisen) besonders praktisch erwiesen. Ganz kleine Hebeldurchschnitte führt man in Gestalt einer Zange aus, indem Stempel und Matrize einander gegenüber auf der Innenseite des Mauls angebracht werden (*Lochzange*). Bei großen Durchschnitten, den eigentlichen

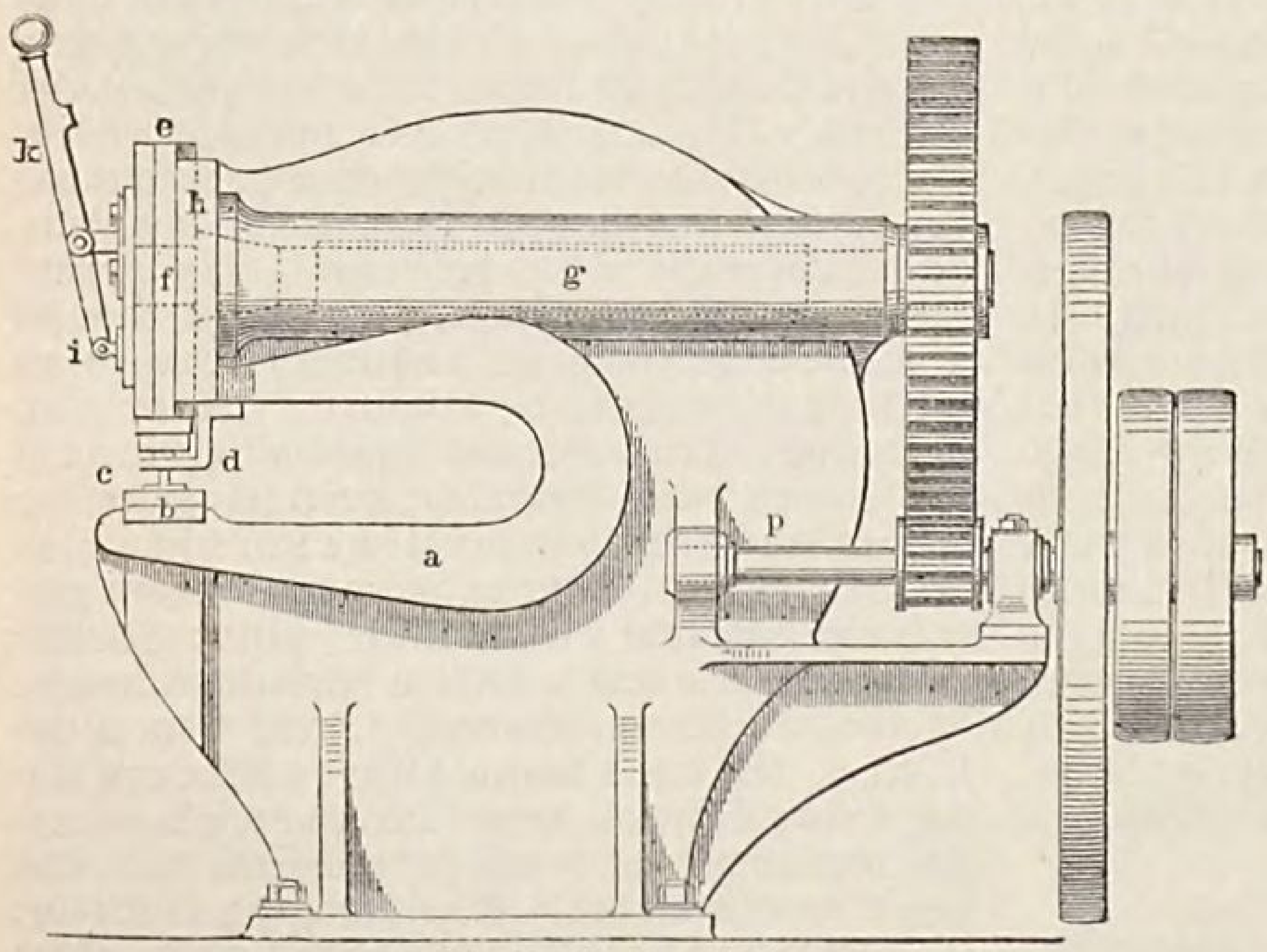


Fig. 2. Lochmaschine.

Lochmaschinen, wird der Stempel in einem senkrecht zwischen einer Führung gleitenden Kopf befestigt, welcher am obern Ende durch ein Exzenter niedergedrückt wird. Um die Löcher an der richtigen Stelle zu erzeugen, wird der Stempel im Mittelpunkt seiner Grundfläche mit einer kurzen Spitze versehen, welche man auf den vorgezeichneten Mittelpunkt des Loches aufsetzt. Aus demselben Grund ist es notwendig, den Antrieb der Maschine so einzurichten, daß die Stempelbewegung augenblicklich ausgerückt werden kann, ohne daß man gezwungen ist, die ganze Maschine in ihrem Lauf zu unterbrechen (Stempelausrückvorrichtungen). Damit der Stempel beim Rückgang das Arbeitsstück nicht mitnehme, ist an dem Maschinengestell eine den Stempel umschließende Gabel (die Froschplatte) befestigt, die ein Abstreifen des Arbeitsstückes bewirkt. Fig. 2 ist eine gewöhnliche Lochmaschine

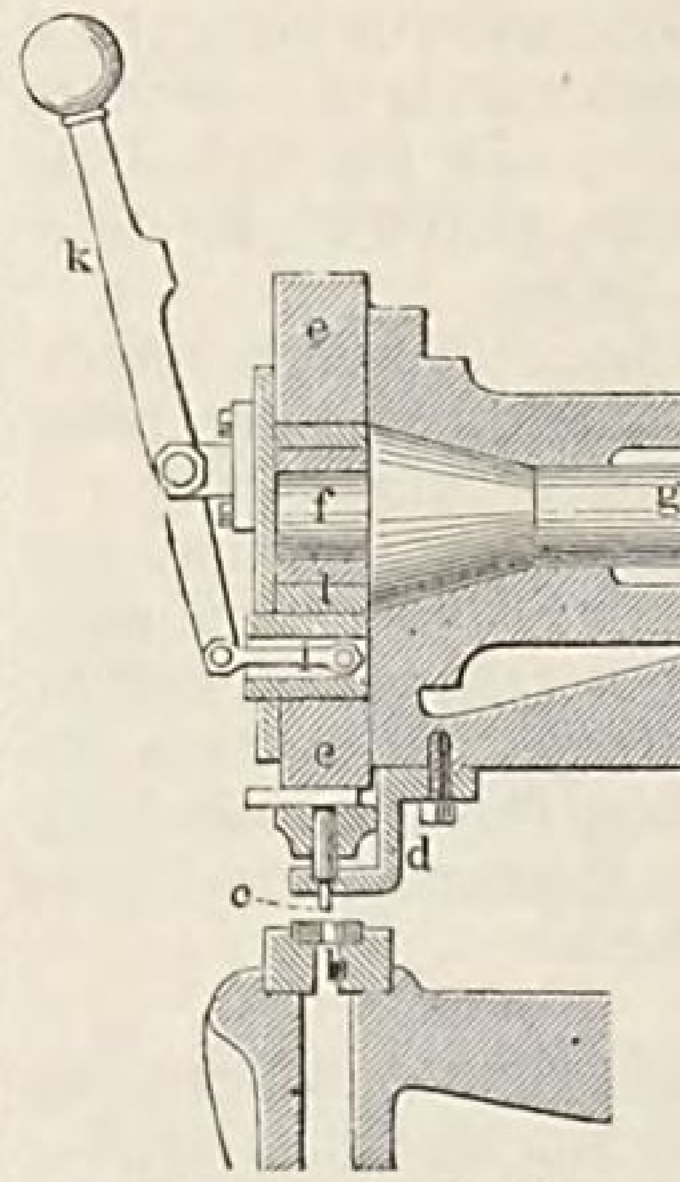


Fig. 3. Längsschnitt.

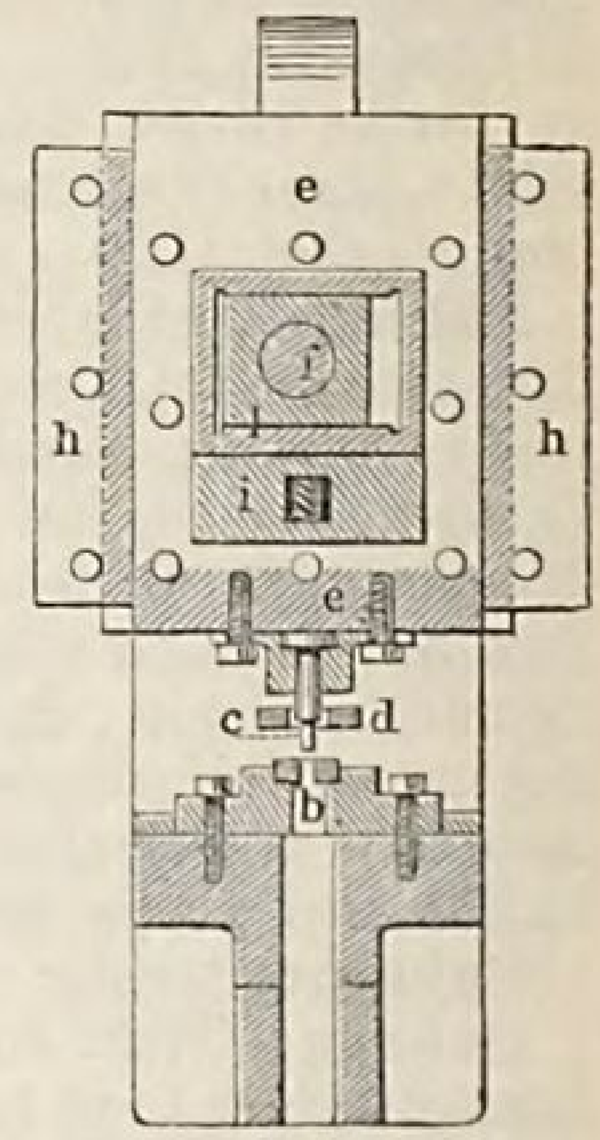


Fig. 4. Querschnitt.

Lochmaschine.

für stärkere Bleche. Das Gestell a ist so geformt, daß die Platten nicht nur am Rande, sondern auch mehr gegen die Mitte gelocht werden können; b Lochring, c Stempel, d Froschplatte, e der Schlitten, welcher in den Führungen h durch den exzentrisch gestellten Zapfen f der Antriebswelle g auf und nieder geführt wird. Fig. 3 zeigt diese Stücke in einem vertikalen Längs- und Fig. 4 in einem vertikalen Querschnitt. Die Platte i bildet den Stempelausrücker; sie kann durch Umschlagen des Hebels k ein- und ausgerückt werden. In der gezeichneten Stellung drückt der Zapfen f durch sein Gleitstück l auf i und durch dieses Stück auf den Schlitten e. Zieht man i heraus, so berührt das Gleitstück l mit seiner untern Fläche nicht mehr den Schlitten e; folglich kann auch nicht gelocht werden, obwohl die Maschine im Gang ist. Die Welle p trägt die Fest- und Losscheibe und das Schwungrad und setzt die Maschine in Bewegung. Da solche Maschinen mit der Wirkungsweise der Scheren übereinstimmen, so pflegt man sie auch gewöhnlich mit Parallelscheren zu kombinieren und so einzurichten, daß der Antrieb in der Mitte des Ständers liegt und eine Seite des Ständers eine Lochmaschine, die andre eine Parallelschere bildet (s. Schere). Man verwendet die Lochmaschine auch oft dazu, von starken Platten Teile abzutrennen oder in denselben größere Löcher zu erzeugen, indem man Löcherreihen nach den Trennungslinien erzeugt. Um aus glühenden Eisenstäben sechseckige Schraubenmuttern mit einem runden Loch

in der Mitte auszudrücken, ordnet man zwei Stempel an, die ineinander liegen und sich so verschieben, daß der eine erst die Mutter und darauf der andre das runde Loch ausdrückt. Kleinere Maschinen dieser Art dienen zur Anfertigung von Kettengliedern u. dgl.

Lochener, Stephan, s. Lochner.

Löcherpilz, s. Polyporus.

Loches (spr. losch'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Indre-et-Loire, am linken Ufer der Indre, Knotenpunkt der Orléans- und Staatsbahn, hat Ruinen eines alten Forts mit mächtigem Turm und andre Reste von Befestigungswerken, ein ehemals königliches, von Karl VII. erbautes Schloß mit dem Grabmal der Agnes Sorel, eine Kollegiatkirche St.-Ours (12. Jahrh.), ein Stadthaus (16. Jahrh.) und andre mittelalterliche Gebäude, ein Collège, eine Lehrerbildungsanstalt, Weinbau, Leinwand- und Tuchfabrikation, Gerberei, Pferdehandel und (1891) 3804 (als Gemeinde 5132) Einw. Das an der Indre, L. gegenüberliegende Beaulieu hat eine ehemalige Abteikirche aus dem 11. Jahrh. mit schönem romanischen Glockenturm und (1891) 1594 Einw.

Lochia, Beiname der Artemis (s. d. u. »Eileithyia«).

Lochien (griech., Kindbettfluß, Wochenreinigung, Wochenbettfluß), eine nach der Entbindung in den weiblichen Geschlechtsteilen eintretende Absonderung von anfangs mehr blutiger, dann fleischwasserähnlicher, schließlich mehr eiteriger Flüssigkeit, die allmählich abnimmt und in der dritten oder vierten Woche nach der Geburt oder auch erst in späterer Zeit gänzlich verschwindet. Die L. begleiten die Rückbildung der Gebärmutterschleimhaut sowie die Verkleinerung der während der Schwangerschaft bedeutend verdickten Muskulatur der Gebärmutterwandung.

Loch Katrine, s. Katharinensee.

Lochkorallen, s. Korallen.

Lochlehre, s. Lehren, S. 160.

Loch Leven, Schloß und See, s. Leven.

Lochmaben (spr. -mében), Dorf in Dumfriesshire (Schottland), im Annanthal, 11 km nordöstlich von Dumfries, mit einem Schloß, in welchem König Bruce geboren wurde, einem Denkmal dieses Königs u. (1891) 1038 Einw.

Lochmaschine, s. Lochen.

Lochner (Lochener), Stephan, Maler der kölnischen Schule, war zwischen 1426 und 1451 zu Köln thätig, in welch letzterm Jahre er als Mitglied des Rates, in den er von seiner Zunft gewählt worden war, starb. Als sein Hauptwerk gilt das sogen. Kölner Dombild, ein Triptychon mit der Anbetung der Könige in der Mitte, der heil. Ursula mit ihren Jungfrauen und dem heil. Gereon mit der thebaischen Legion auf den Flügeln. Es ist zugleich das Hauptwerk der altkölnischen Malerschule.

Lochos (griech.), im griech. Heerwesen eine größere Abteilung von Fußsoldaten, im spartanischen insbes. die Unterabteilung der Mora (s. d.), an deren Spitze der Lochagos stand.

Lochotin, Badeort bei Pilsen (s. d.).

Lochowitz (tschech. Lochovice), Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Hořowitz, an der Litava und der Staatsbahnlinie Protivin-Zditz, hat ein Schloß mit Park, ein Mineralbad, eine Baumwollspinnerei, Bierbrauerei, Kunstmühle und (1890) 1459 (als Gemeinde 1869) tschech. Einwohner.

Lochpfeifer, ein Sprengschuß, welcher wirkungslos abbrennt, »auspfeift«.

Lochring, s. Lochen.

Lochsäge, s. Säge.

Lochscheibe, s. Lochen.

Lochstädt, Deutschordensschloß, s. Fischhausen.

Lochstein (Schnurstein), Grenzstein eines Grubenfeldes.

Lochsteine, s. Mauersteine.

Lochtaster, Hohlzirkel, s. Zirkel.

Lochwerk, s. Lochen.

Lóchwitza, Kreisstadt im russ. Gouv. Poltawa, an der Sula und der Eisenbahn Krementschug-Romny, mit 4 Vorstädten, 6 Kirchen, Ölfabriken, 5 Jahrmärkten und (1889) 10,409 Einw. Im Kreis liegt der Flecken Woronky, bekannt durch die Verfertigung von Fischernetzen (bedeutender Ausfuhrartikel).

Lochzange, s. Lochen.

Loci communes (lat., »Gemeinplätze«), in der Theologie und im lateinisch-philosophischen Sprachgebrauch soviel wie Grundbegriffe und selbstverständliche Wahrheiten. Den Titel L. c. gab Melanchthon 1521 seinem dogmatischen Hauptwerk, und indem sich an dieses die ältere lutherische Dogmatik anschloß, entstand der Begriff der loci theologici als der Hauptkapitel im System der Dogmatik (s. d.).

Locieren, s. Lozieren.

Lockbüsche, s. Vogelfang.

Locke (spr. lock), John, berühmter engl. Philosoph, geb. 29. Aug. 1632 in Wrington bei Bristol, gest. 28. Okt. 1704 zu Oates in Essexshire, studierte seit 1651 in Oxford Medizin, klassische Litteratur und Cartesianische Philosophie, übte Einfluß auf die Erziehung des nachmaligen philosophischen Schriftstellers Shaftesbury (s. d.), fiel mit dessen Großvater, seinem Gönner, dem Großkanzler Grafen Shaftesbury, bei Jakob II. in Ungnade, folgte dem Grafen nach Holland, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, kehrte aber nach der Entthronung Jakobs II. nach England zurück. Durch sein philosophisches Werk: »Essay concerning human understanding« (Lond. 1690; mit Kommentar hrsg. von Fraser, 1894; deutsch von v. Kirchmann, Leipz. 1872), gegen welches Leibniz seine »Nouveaux essais sur l'entendement humain« verfaßte, ist er der Gründer des psychologischen Empirismus und durch den in demselben enthaltenen Versuch einer Erkenntnistheorie der Vorläufer Kants, durch seine (freisinnigen) zwei Abhandlungen über die bürgerliche Regierung der Wortführer des politischen Liberalismus sowie durch seine Schrift über die Vernunftmäßigkeit des Christentums jener der religiösen Toleranz und endlich durch seine »Some thoughts concerning education« (Lond. 1693; deutsch von Sallwürk, Langens. 1883) der Vater der Rousseauschen und dadurch aller neuern Pädagogik geworden. In seinem »Essay« gibt er eine »Untersuchung über den Ursprung, über die Gewißheit und den Umfang der menschlichen Erkenntnis, über die Gründe und Grade des Glaubens, der Meinung und des Beifalls«. Zuerst bekämpft er die scholastische und Cartesianische Annahme, daß dem menschlichen Geist gewisse Grundsätze und Begriffe eingeboren sein sollen (ideae innatae). Dagegen hebt L. hervor, daß alle unsre Vorstellungen, mithin die Materialien unsers Denkens, aus der Erfahrung stammen, welche als Sensation die äußern sinnenfälligen Objekte, also die körperlichen Gegenstände und die leiblichen Zustände, als Reflexion die innern Thätigkeiten und Zustände unsers Geistes erfasse, indem er hinsichtlich der Reflexion oder Selbstwahrnehmung bemerkt, daß ihr zwar nicht, wie der Sensation, ein Sinn zu Grunde liege, daß sie aber gleichwohl viel Ähnlichkeit mit der Sinneswahrnehmung habe und daher als innerer Sinn bezeichnet werden könne. Die

Vorstellungen sind nach L. entweder einfache oder zusammengesetzte; jene sind keiner Erklärung bedürftig und fähig, die Entstehung der letztern führt L. auf Denken und Wollen zurück. Die einfachen Vorstellungen kommen teils durch einen Sinn (z. B. Hitze, Kälte, Farben), teils durch mehrere Sinne (z. B. Gestalt, Bewegung), teils durch Reflexion allein (z. B. Vorstellen, Wollen), teils durch Sensation und Reflexion zugleich (z. B. Lust, Schmerz, Existenz) in unsre Seele. Die sinnlichen Vorstellungen sind großenteils dem wirklich außer uns Existierenden nicht ähnlich oder gleich. Allerdings gibt es ursprüngliche, erste oder reale Eigenschaften (original oder primary qualities), welche als unzertrennlich von den Körpern in jedem wahrnehmbaren Teil der Materie gefunden werden, wie Ausdehnung, Größe, Zusammensetzung, Dichtheit, Gestalt, Zahl, Lage, Bewegung und Ruhe, aber zugleich wirken die Körper vermittelst der Größe, Gestalt, Verbindung, Bewegung ihrer kleinsten, für sich nicht wahrnehmbaren Teile auf unsre Sinne in der Art, daß sie Vorstellungen von Gerüchen, Farben, Tönen 2c. in uns hervorbringen, die nur in der Seele sind und nicht in den Körpern, die also ohne die Seele nicht da sein würden. Das sind die sekundären (secondary qualities) oder sinnlichen Eigenschaften. Außer diesen beiden nimmt L. noch eine dritte Art von Eigenschaften der Körper an, nämlich die Kräfte, welche sich darin äußern, daß ein Körper auf Grund der besondern Beschaffenheit seiner Eigenschaften in denen eines andern Körpers solche Veränderungen hervorzubringen vermag, daß dieser unsre Sinne anders anregt als vorher. Bei der Aufnahme der einfachen Vorstellungen verhält das Erkenntnisvermögen sich leidend und vermag keine derselben willkürlich in sich zu erzeugen; bei der Bildung der zusammengesetzten, ebenso bei Vergleichung und Abstraktion ist sie dagegen selbstthätig, verfährt dabei sogar willkürlich, indem sie die einfachen Vorstellungen verarbeitet. Die zusammengesetzten Vorstellungen lassen sich in drei Klassen ordnen, in Modi, d. h. Zustände, Beschaffenheiten an einem andern, Relationen, durch Vergleichung eines Dinges mit einem andern entstehend, Substanzen, die wir annehmen als den Eigenschaften zu Grunde liegend, als Substrate, von denen wir keinen klaren Begriff haben; doch ist die Existenz körperlicher sowie geistiger Substanzen nicht zu leugnen. Das Erkennen definiert L. als die Wahrnehmung teils der Übereinstimmung und der Verbindung, teils der Getrenntheit u. des Widerstreits zwischen unsern Vorstellungen. Nach den Abstufungen der Zuverlässigkeit der Erkenntnis gibt es drei Arten derselben: die anschauliche oder intuitive, bei welcher wir die Übereinstimmung oder die Unvereinbarkeit gegebener Vorstellungen unmittelbar durch ihren Inhalt ohne Dazwischenkunft einer andern Vorstellung einzusehen vermögen; die durch den Schluß vermittelte oder demonstrative, wobei wir der Vermittelung andrer Vorstellungen bedürfen; die sinnliche, welche die Existenz endlicher Wesen außer uns zum Gegenstand hat, der man aber den Namen einer Erkenntnis nur deshalb beilegt, weil sie mehr als bloße Wahrscheinlichkeit bietet, ohne die eben genannten beiden Stufen der Zuverlässigkeit zu erreichen. Auf den Zweifel, ob unsern Vorstellungen die Existenz realer Dinge wirklich entspreche, läßt sich nur erwidern, daß wir die Beziehung gewisser Gegenstände, deren Dasein wir entweder mit den Sinnen wahrnehmen oder wahrzunehmen glauben, auf uns unleugbar bemerken, vornehmlich indem wir erfahren, daß sie für uns entweder von Vergnügen oder von Schmerz begleitet werden, daß aber unser Erkennen sich keineswegs über die gesamte Wirklichkeit der Dinge, ja nicht einmal über den Umfang unsrer eignen Wahrnehmungen erstreckt. Namentlich ist hinsichtlich des Verbundenseins der Vorstellungen unsre Erkenntnis sehr beschränkt. So sind uns die Grundursachen der sinnlichen Eigenschaften der Körper wie auch die Notwendigkeit des Zusammenhangs zwischen den ursprünglichen und den abgeleiteten Beschaffenheiten unbekannt. Noch weit mehr sind die geistigen Substanzen unsrer Erkenntnis entzogen, denn wir erlangen von ihnen auf natürlichem Wege keine andern Vorstellungen als diejenigen, welche wir durch Reflexion gewinnen. Von unserm eignen Dasein besitzen wir eine intuitive, von Gottes Dasein eine demonstrative, von dem Dasein aller übrigen Dinge eine sinnliche Erkenntnis, welch letztere aber nicht über den Wahrnehmungskreis der Sinne hinausreicht. Da alle menschliche Erkenntnis die Gegenstände nicht unmittelbar, sondern nur unter der Vermittelung von Vorstellungen erfaßt, so kommt ihr auch bloß insoweit Realität zu, als Übereinstimmung zwischen unsern Vorstellungen und der Wirklichkeit der Dinge stattfindet. Letztere dürfen wir mit Gewißheit annehmen, weil die einfachen Vorstellungen notwendig das Produkt von Dingen sind, die eine natürliche Einwirkung auf unsre Seele ausüben. Die Wahrheit in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes ist eine Verbindung und Trennung von Zeichen, welche dem gegenseitigen Verhältnis der bezeichneten Dinge gemäß erfolgt. Da nun das Urteilen in dem Verbinden und Trennen der Zeichen besteht, so betrifft die Wahrheit nur unsre Urteile. Alle Erkenntnis besteht teils aus besondern, teils aus allgemeinen Wahrheiten. Die letztern können nur gehörig mitgeteilt und gefaßt werden, wenn sie in Sätzen ausgesprochen sind, denn bloß in unsern durch allgemeine Sätze bezeichneten Vorstellungen ist die Gewißheit des Allgemeinen zu finden; suchen wir dieselbe außer uns mit Hilfe unsrer Wahrnehmungen, so gelangen wir lediglich zur Erkenntnis des Besondern. Da der Verstand dem Menschen nicht nur zu einem theoretischen, sondern auch zu einem praktischen Gebrauch, nämlich zur vernunftgemäßen Lebensführung, verliehen ist, so würden wir übel daran sein, wenn uns für diesen letztern Behuf lediglich die Gewißheit wahrer Erkenntnis von Nutzen sein könnte. Denn bei der Beschränktheit derselben würden wir uns in betreff der meisten Handlungen im unklaren befinden, wenn wir nichts hätten, was uns in Ermangelung einer klaren und zuverlässigen Erkenntnis für die praktischen Beziehungen zum Führer dienen könnte. Dazu ist uns das Vermögen des Meinens verliehen, bei dessen Anwendung der Verstand annimmt, daß Vorstellungen übereinstimmen oder sich widersprechend zu einander verhalten, ohne dies unmittelbar mit einzusehen oder hiervon durch zureichende Beweise die einleuchtende, demonstrative Gewißheit erlangt zu haben. Bei dieser Art der Überzeugung, der Wahrscheinlichkeit, gibt es verschiedene Grade von der nächsten Angrenzung an Gewißheit und Demonstration bis zur Unwahrscheinlichkeit und zur Grenze der Unmöglichkeit, denen die Grade der Beistimmung oder des Fürwahrhaltens von der vollen Zuversicht bis herab zur Mutmaßung, zum Zweifel und Mißtrauen entsprechen. Lockes Empirismus ist als erster Versuch einer auf Selbstwahrnehmung gestützten und nach Vollständigkeit strebenden Behandlung

der Erkenntnislehre nicht bloß für die empirische Psychologie, sondern insbes. durch seine Fortbildung durch Berkeley zum empirischen Idealismus, durch Hume zum Skeptizismus sowie durch seine Einwirkung auf Leibniz, welcher Lockes Satz: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, den Zusatz beifügte: nisi ipse intellectus, und auf Kant, welcher die Kritik des Erkenntnisvermögens wieder aufnahm, von bedeutendem Einfluß auf die Entwickelung der Philosophie gewesen. Auch die staatsrechtlichen und rechtsphilosophischen Lehren Lockes hinterließen in der Philosophie der Folgezeit wichtige Spuren: auf ihn geht z. B. der Gedanke von der »Teilung der Staatsgewalten« zurück, der später von Montesquieu verbreitet wurde. Lockes »Posthumous works« erschienen 1706, Nachträge dazu (»Collection of several pieces«) 1720. Gesamtausgaben seiner vielfach aufgelegten Schriften erschienen zu London 1801 und 1812 in 10 Bänden und 1835 in 9 Bänden. Die »Philosophical works« gab St. John (Lond. 1854, 2 Bde.) besonders heraus. Sein Leben beschrieben Lord King (Lond. 1829, neue Ausg. 1858) und Fox Bourne (das. 1876, 2 Bde.), letzterer zum Teil nach bisher unbekannten Quellen, durch ungedruckte Briefe u. Abhandlungen bereichert; kürzere Biographien von Fowler (das. 1880) u. Fraser (das. 1890). Vgl. Tagart, Locke's writings and philosophy (Lond. 1855); Webb, Essay on the intellectualism of John L. (das. 1858); Schärer, John L., seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung (Leipz. 1860); Cousin, La philosophie de L. (6. Aufl., Par. 1873); Hartenstein, Lockes Lehre von der menschlichen Erkenntnis in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben (Leipz. 1865); v. Benoit, Darstellung der Lockeschen Erkenntnistheorie (Bern 1869); de Fries, Die Substanzenlehre Lockes (Brem. 1879); Geil, Über die Abhängigkeit Lockes von Descartes (Straßb. 1887); v. Hertling, J. L. und die Schule von Cambridge (Freiburg 1892); Martinak, Die Logik John Lockes (Halle 1894).

Lockengans, eine Gans mit gelockten Federn.

Lockenhuhn (Strupphuhn), s. Huhn, S. 30.

Lockerbie (Lockerby, beides spr. lockörbi), Stadt in Dumfriesshire (Schottland), im Annanthal, mit besuchten Lammmärkten und (1891) 2391 Einw.

Lockfärbungen (Lockgerüche), auch Appetitfarben, nennt man im Gegensatz zu den Ekelfarben, Warnungsfarben u. Widrigkeitszeichen diejenigen Farben (und Gerüche), welche Pflanzen und Tiere zur Schau tragen, um Besucher anzulocken, von denen sie Nutzen ziehen. So locken Aaspflanzen und Aroideen sowie viele Pilze durch blaurote Aasfärbungen und entsprechende Gerüche Aasfliegen an, die sogen. Angelfische bewegen einen roten Lappen, als ob es ein Köder wäre, die meisten Früchte, welche von ihrer Verbreitung durch Tiere Nutzen ziehen und genießbares Fleisch haben, besitzen lebhafte L., namentlich ein glänzendes Rot, welches sich vom grünen Laub weit sichtbar abhebt. Für die Blumen hat sich eine förmliche Skala herausgebildet, und es locken weiße und gelbe oder grünliche Blumen mit offenem Honig kleine Käfer oder Fliegen, weiße Blumen mit verstecktem Honig Nachtfalter, rosarote, violette und blaue Blumen vorzugsweise Bienen, oder wenn sie sehr langröhrig sind, Tagschmetterlinge an. Die Wirkung der Farben wird durch entsprechende Gerüche unterstützt. Fliegen- und Käferblumen riechen oft unangenehm, Bienenblumen gewürzhaft, Schmetterlingsblumen häufig besonders ätherisch (Veilchen-, Lilien-, Nelken-, Vanilleduft). Auch manche nicht weiße, sondern trüb gefärbte Nachtfalterblumen, wie Nachtviole, u. manche Traubenhyazinthen (Muscari) duften abends sehr stark, während sie am Tage fast geruchlos sind. Vgl. Blütenbestäubung, Mimikry und Schaueinrichtungen.

Lockhart (spr. lóckart), John Gibson, engl. Schriftsteller, geb. 1794 zu Cambusnethan in Lanarkshire in Schottland, gest. 25. Nov. 1854 in Abbotsford, studierte zu Glasgow und Oxford, wurde 1816 Sachwalter in Edinburg, widmete sich aber bald der Schriftstellerei und übernahm 1825 die Redaktion der »Quarterly Review« in London. Später zum Rechnungsrevisor für Cornwall ernannt, bereiste er 1853 Italien, hatte aber sein Heim in Abbotsford, denn L. war der Schwiegersohn Walter Scotts. Von seinen oft aufgelegten Werken nennen wir: »Peter's letters to his kinsfolks«, eine Reihe satirischer Schilderungen (Lond. 1819); die Romane: »Valerius« (1821), »Adam Blair« (1822), »Reginald Dalton« (1823) und »Mathew Wald« (1824), welche durch kraftvolle Darstellung der tragischen Leidenschaft ausgezeichnet sind; ferner: »Ancient Spanish ballads«, eine treffliche Übertragung altspanischer Balladen (1823 und öfter); »Life of Robert Burns« (Edinb. 1828; 5. Aufl., Lond. 1853) und seine berühmteste Schrift, das »Life of Sir Walter Scott« (Edinb. u. Lond. 1838, 7 Bde.; neue Ausg. 1862, 10 Bde.; deutsch, Leipz. 1839—41). — Sein Sohn Walter, der als Erbe des Abbotsforder Majorats den Namen L.-Scott angenommen hatte, starb 10. Jan. 1853.

Lockhaven (spr. -hēwen), Hauptstadt der Grafschaft Clinton im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Westarm des Susquehanna, an einem Kanal und zwei Bahnen, mit Sägemühlen, Gerberei, großartigem Holzhandel und (1890) 7358 Einw.

Lockkamin, s. Ventilation.

Lock-out (engl. spr. -aut), soviel wie Aussperrung [(s. d.).

Lockport, Hauptstadt der Grafschaft Niagara im nordamerikan. Staat New York, am Eriekanal, östlich von den Niagarafällen, in fruchtbarer Gegend, hat berühmte Kalk- und Sandsteinbrüche, zahlreiche Korn- und Sägemühlen sowie mehrere Fabriken und (1890) 16,038 Einw.

Lockroy (spr. -trŭa), Edouard Simon, genannt L., franz. Politiker, geb. 18. Juli 1838 in Paris, widmete sich zuerst der Malerei, nahm 1860 am Zuge Garibaldis nach Sizilien teil und begleitete sodann bis 1864 Renan (s. d.) als Sekretär auf seiner archäologischen Reise nach Palästina. Nach Paris zurückgekehrt, arbeitete er an radikalen Journalen und wurde dafür unter dem Kaiserreich zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Während der Belagerung von Paris befehligte er ein Bataillon der Nationalgarde. Im Februar 1871 in Paris zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, gehörte er zur äußersten Linken, billigte anfangs den Kommuneaufstand, suchte in Versailles die Bewilligung der Forderungen der Pariser durchzusetzen und ward deshalb verhaftet, aber im Juni wieder freigelassen. Da er sein Mandat als Abgeordneter niedergelegt hatte, trat er in den Pariser Munizipalrat ein und gründete mehrere radikale Zeitungen, die aber nicht lange Bestand hatten. 1873 trat er in die Redaktion des »Rappel« und wurde gleichzeitig wieder in die Nationalversammlung gewählt. In dieser wie in der Deputiertenkammer, welcher er seit 1876 angehörte, war er einer der Führer der äußersten Linken und 1886—87 Minister

der öffentlichen Arbeiten. Bei der Wahlbewegung im August 1893 wurde er von einem sozialistischen Eiferer verwundet. Er schrieb: »Les aigles du capitole« (1869), »A bas le progrès« (1870), »La Commune et l'Assemblée« (1871), »L'île révoltée« (Sizilien, 1877), »Ahmed le Boucher: La Syrie et l'Égypte au XVIII. siècle« (1888), »M. de Moltke, ses mémoires et la guerre future« (1891) u. gab 1881 das Tagebuch seiner Großmutter (»Journal d'une bourgeoise pendant la révolution 1791—93«) sowie »Une mission en Vendée, 1793« (1893) heraus.

Lockstedt, Dorf im preuß. Regbz. Schleswig, Kreis Steinburg, hat 180 Einw. Dabei ein großer Militärübungsplatz (Lockstedter Lager), an der Linie Wrist-Itzehoe der Preußischen Staatsbahn.

Lockwitz, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Altstadt, an der Lockwitz, hat eine evang. Kirche, ein Schloß mit Park, Schokoladen-, Preßhefen- und Likörfabrikation, Brot- und Mehlhandel und (1890) 1849 Einw. Dabei der vielbesuchte Lockwitzer Grund.

Lockyer (spr. löckjer), Joseph Norman, Astronom und Physiker, geb. 17. Mai 1836 in Rugby, studierte in England und auf dem Kontinent, wurde 1857 im Kriegsministerium angestellt und gab auf Lord Greys Veranlassung 1865 die »Army-Regulations« heraus. 1869 wurde er Mitglied der Royal Society, 1870 Sekretär der Royal Commission on scientific instruction and the advancement of science und 1871 Assistant commissioner. L. hat sich um die Kenntnis der physikalischen Beschaffenheit der Himmelskörper große Verdienste erworben. Schon 1862 veröffentlichte er eine Arbeit über die Konfiguration von Land und Wasser auf dem Mars, und seitdem beschäftigte er sich namentlich mit spektroskopischen Untersuchungen und mit der Erforschung der Sonne. Er gab 1866 eine Methode an, die Protuberanzen, welche man bis dahin nur bei Sonnenfinsternissen wahrgenommen, zu jeder Zeit zu beobachten, und veröffentlichte zum Teil mit Frankland mehrere wichtige astronomische und physikalische Untersuchungen. 1870 war er Chef der englischen astronomischen Expedition nach Sizilien, und im folgenden Jahr wurde er Rede lecturer an der Universität zu Cambridge. Seine Ansichten über die zusammengesetzte Natur der chemischen Elemente haben Aufsehen erregt, doch ohne allgemeinere Zustimmung zu finden. Er schrieb: »Why the earth's chemistry is as it is« (1866); »Elementary lessons in astronomy« (1868, 44. Tausend 1894); »Report to the committee on solar physics on the basiclines common to spots and prominences« (1880); »Questions on astronomy« (1870); »Contributions to solar physics« (1873); »Spectroscope and applications« (1873; deutsch, Braunschw. 1874); »Primer of astronomy« (1875; deutsch, 4. Aufl., Straßb. 1888); »Star-gazing, past and present« (1877; deutsch, Braunschw. 1880); »Studies in spectrum analysis« (1878; deutsch, Leipz. 1879); »The movements of the Earth«; »The chemistry of the Sun« (1887); »The meteoritic hypotheses« (1890); »The dawn of astronomy« (1894). Auch gibt er die Zeitschriften »The Heavens« und »Nature« heraus.

Locle, Le (spr. lockl'), Flecken und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Neuenburg, einer der beiden Hauptsitze der jurassischen Uhrenindustrie (s. Neuenburg), 925 m ü. M., Knotenpunkt der Linie Neuchâtel-Morteau der Jura-Neuenburger Bahn u. der Schmalspurbahn L.-Brenets, hat 3 Kirchen, ein Collège, eine Uhrmacherschule, eine Sekundär- und Industrieschule, ein Denkmal des Schmiedes Jean Richard und (1888) 11,312 Einw., darunter 1239 Katholiken. Neben der Hausindustrie, die den größern Teil der Bevölkerung beschäftigt, bestehen zur Zeit 4 Fabriken, die fertige Uhren liefern; 2 andre Fabriken erzeugen Uhrenbestandteile (jährlich werden gegen ¼ Mill. Uhren hergestellt); außerdem befindet sich daselbst eine Schokoladen- und Konfitürenfabrik. Unmittelbar vor dem Tunneleingang des nahen, 1870 behufs Anlegung einer Straße nach dem Saut du Doubs durchbohrten Col des Roches befinden sich die Moulins souterrains: ein Arm des Thalbachs verschwindet in einer Felsenspalte, in welche die Turbine einer Mühle gesetzt ist.

Locmariaquer (spr. -kär), s. Auray.

Loco (lat.), an Stelle, anstatt; loco citato (abgekürzt l. c.) und loco laudato (abgekürzt l. l.), am angeführten Ort (eines Buches); auf Marktberichten soviel wie hier am Ort, daher Lokoware, am Platz befindliche Ware, die sofort geliefert werden kann.

Loco (ital., »an seinem Platz«), in der Musik eine Bezeichnung, welche ein vorausgegangenes Oktavenzeichen (8^{va}~~~~~~) aufhebt.

Loco-disease (engl., spr. -disīß), s. Lathyrismus.

Locopflanzen (engl. Locoweeds), s. Narrenunkräuter.

Loco sigilli (lat., »an Stelle des Siegels«, meist abgekürzt: L. S.), bei Abschriften von Dokumenten an die Stelle gesetzt, wo im Original das Siegel steht.

Löcse (spr. lötsche), Stadt, s. Leutschau.

Locus (lat.), Ort, Platz, Stelle, besonders auch in einem Buch, z. B. l. classicus, l. palmarius, eine Haupt- oder Beweisstelle aus irgend einem Buch; l. communis, Gemeinplatz (s. Loci communes); l. a quo, Ort, wo der Aussteller eines Wechsels oder einer Anweisung wohnt, dagegen l. ad quem, der Ort, wo diese zahlbar wird; l. regit actum (»der Ort ist für die Handlung maßgebend«), Rechtssprichwort, welches besagen will, daß zur rechtlichen Gültigkeit einer Handlung die Beobachtung der Formen genügt, die von der Gesetzgebung des Ortes gefordert werden, woselbst die Handlung vorgenommen wird (vgl. Internationales Recht).

Locusta, s. Heuschrecken; auch soviel wie Grasährchen, s. Gräser, S. 875.

Locustidae (Laubheuschrecken), Familie aus der Ordnung der Geradflügler, s. Heuschrecken.

Locutorium (lat.), Sprechzimmer in den Klöstern; L. forinsecus, Sprechzimmer für Fremde.

Lod, früherer Name von Diospolis (s. d. 3).

Lodalsbrä, Gletscher, s. Jostedalsbrä.

Lodalskaupen, Berg, s. Nordfjord.

Lodd., bei botan. Namen Abkürzung: 1) für Konrad Loddiges (spr. löddidsches), Handelsgärtner zu Hackney bei London, 2) für dessen Sohn Georg, geb. 1784, gest. 1846, 3) für William L., geb. 1776, gest. 1849, ebenfalls berühmte Handelsgärtner zu Hackney bei London.

Lodeinoje Pole (»Eisfeld«), Kreisstadt im russ. Gouv. Olonez, am Swir, hat 2 Kirchen, ein Denkmal Peters I. und (1889) 1449 Einw. Peter d. Gr. legte 1702 hier Schiffswerften an, auf denen die ersten russischen Fregatten, welche die Ostsee befuhren, gebaut wurden (1830 eingegangen).

Lodelinsart (spr. lodd'längßär), Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, im N. von Charleroi, Knotenpunkt der Bahnlinien Löwen-Charleroi, L.-Jumet und L.-Givet sowie der Staats-

bahnlinie Courcelles-Marchienne, mit Glashütten, Kohlengruben und (1890) 7629 Einw.

Loden, das zu Tuch bestimmte Gewebe in der Gestalt, wie es vom Webstuhl kommt, ohne weitere Zubereitung; in Süddeutschland und Tirol ein starkes ordinäres, wenig gewalktes Wollzeug, welches zwischen Fries und Tuch die Mitte hält und zu gröbern Kleidungsstücken (Joppen) benutzt wird. In der Forstwirtschaft meterhohe Laubholzpflanzen (s. Pflanzung), auch Stock- und Wurzelausschläge (Stock-, Wurzelloden).

Löderburg, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Kalbe, an der Bode und der Linie Staßfurt-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische Kirche, ein bedeutendes Steinsalzbergwerk (Neustaßfurt), 5 chemische Fabriken, eine Braunkohlengrube und (1890) 3904 Einw.

Lodève (spr. -dähw', das alte Lutēva), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Hérault, amphitheatralisch am Abhange der Cevennen, an der Ergue und der Südbahn gelegen, hat eine ehemalige Kathedrale, Schloßruinen, ein Collège, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer, bedeutende Fabrikation von Militärtuch, chemischen Produkten ꝛc., Handel mit Holz, Wein, Branntwein, Wolle und Tuch und (1891) 8761 Einw. L. war bis 1790 Bischofsitz und ist Geburtsort des Kardinals Fleury.

Lodge (spr. lödsch), 1) Thomas, engl. Schriftsteller, geb. um 1558 als Sohn des Lord-Mayors von London, gest. daselbst 1625, studierte und promovierte in Oxford, wurde 1578 Mitglied des Rechtsinstituts Lincoln's Inn und kam hiermit in den Kreis der Shakespeareschen Vorgänger. Er schrieb gegen Gossons Angriff auf die Theater (1579) eine »Defence of plays« u. versuchte sich selbst als Dramatiker in den »Wounds of civil war« (1587), worin er die Geschichte von Marius und Sulla nach Sallust und Plutarch schwerfällig inszenierte. Nach einer brasilischen Reise trat er als episch-lyrischer Dichter auf mit »Scillaes Metamorphosis« (1589) und als Romancier mit »Rosalynde, Euphues' golden legacie« (1590); letzteres ist eine Nachahmung von Lilly (s. d.) und zugleich die Quelle für Shakespeares Lustspiel »Wie es euch gefällt«. Als die ersten historischen Romane kann man bezeichnen seine »History of Robert the Devil« (1591) und »Life and death of W. Longbeard« (1593). Unzufrieden mit seinen litterarischen Erfolgen wandte er sich dann der Medizin sowie dem Katholizismus zu, wurde 1600 Doktor der Heilkunde zu Avignon, gewann eine große Praxis, schrieb über die Pest u. dgl. und übersetzte den Moralisten Seneca. L. war begabt, aber nicht originell und beständig genug. Seine Werke, mit Ausnahme der Übersetzungen, sind herausgegeben von E. Gosse für den Hunterian Club 1878—1882, mit einer wertvollen biographischen Einleitung.

2) Henry Cabot, amerikan. Geschichtschreiber, geb. 12. Mai 1850 in Boston, studierte an der Harvard-Universität, lehrte 1876—79 amerikanische Geschichte und wurde 1884 Inspektor an der Harvard-Universität. 1880—81 Mitglied der Legislatur von Massachusetts, ward er 1886 als Republikaner in den Kongreß gewählt. Er gab 1873—76 die »North American Review« und 1879—81 die »International Review« heraus und schrieb: »Life and letters of George Cabot« (Boston 1877), »Short history of English colonies in America« (New York 1883); in der Sammlung »American statesmen« (Boston) die Biographien von A. Hamilton (1882), D. Webster (1883) u. George Washington (1889); »Studies on history« (1884); »Popular tales« und »Ballads and lyrics« (1887); »Boston« (in den »Historic towns«, 1891); »Historical and political essays« (1892). Auch gab er die Werke Alexander Hamiltons heraus (New York 1885, 9 Bde.).

Lodi, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Mailand, am rechten Ufer der Adda, an der Eisenbahnlinie Mailand-Piacenza u. den Dampfstraßenbahnen nach Mailand, Pavia, Bergamo und Brescia, Bischofsitz, hat einen romanisch-gotischen Dom aus dem 12. Jahrh., eine 1488 nach Bramantes Entwurf erbaute Kirche, Incoronata, mit guten Gemälden, ein Stadthaus mit Loggia, ein Theater, ein Lyceum, Gymnasium, Seminar, ein technisches Institut, eine technische Schule, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Bibliothek (22,800 Bände), eine Handels- und Gewerbekammer und (1881) 18,689 (als Gemeinde 25,804) Einwohner, die Weinbau, Viehzucht und in Verbindung damit Erzeugung von Butter und Käse, ferner Fabrikation von Zement- und Thonwaren, Schafwollspinnerei und -Weberei, Gerberei ꝛc. betreiben. 7 km westlich liegt L. vecchio (Alt-L.) mit (1881) 3399 Einw., an der Stelle des antiken Laus Pompeja, das 1158 von den Mailändern zerstört wurde. Die Stadt wurde darauf von Friedrich Barbarossa an die Adda verlegt. In neuerer Zeit ist L. denkwürdig geworden durch die Erstürmung der von den Österreichern verteidigten Addabrücke bei L. durch die Franzosen unter Bonaparte 10. Mai 1796. Vgl. »Lodi, monografia storico-artistica« (Mail. 1877).

Lodicŭla, s. Gräser, S. 876.

Lodoïcea *Labill.*, Gattung aus der Familie der Palmen, mit der einzigen Art L. Sechellarum *Labill.* (Seekokos, Meereskokos, doppelter Kokos, Salomos Wundernuß, Seschellennuß, maledivische Nuß, s. Tafel »Palmen III«), welche nur auf zwei kleinen Inseln der Seschellen, Praslin u. Curieuse, wächst, 25—28 m hoch wird und auf dem geringelten Stamm eine Krone von 3—3,75 m breiten, 6, selbst 9 m langen, fächerförmigen Blättern mit glatten Blattstielen trägt. Die Blüten sind diözisch; die männliche gleicht einer kolossalen rötlichbraunen Raupe und erreicht fast 1 m Länge. Sie ist mit rhombischen Schuppen bedeckt, aus deren Winkeln die Staubgefäße entspringen. Die weiblichen Blüten stehen an einem starken Stengel, der später 4—5, bisweilen 11 Nüsse trägt. Die L. wächst äußerst langsam; die keimfähige Nuß entwickelt nach 9 Monaten das erste Blatt, und in gleichen Zeitintervallen bilden sich die weitern Blätter. Erst mit 100 Jahren erreicht die Pflanze ihre volle Entwickelung. Die männlichen Blüten erhalten sich 8—10 Jahre, u. die Frucht braucht bis zur vollkommenen Reife 10 Jahre, erreicht aber schon im 4. Jahr ihre volle Größe. Sie ist dann olivengrün, gewöhnlich doppelt, häufig 45 cm lang, 1 m im Umfang und wiegt 20—25 kg. Unreif ist sie sehr weich, mit einer halbdurchsichtigen, geleeartigen Substanz von fadem, süßlichem Geschmack erfüllt, aus welcher sich mit zunehmender Reife der schwarze, knochenharte Kern bildet. Die Pflanze selbst wurde erst 1742 entdeckt, während die Früchte schon lange bekannt waren, da sie häufig an die Küsten der Malediven und Ceylons angeschwemmt wurden. Sie galten als Produkte einer mitten im Weltmeer wachsenden Pflanze, standen in hohem Ansehen und wurden zu fabelhaften Preisen verkauft. Man hielt sie für durchaus giftwidrig und sehr heilkräftig und verarbeitete sie auf kostbare

Gefäße. Auf den Seschellen wird das Herz der Blattkrone als Palmkohl gegessen; der Stamm dient zu Wassertrögen, Palissaden etc., die Blätter zum Decken der Häuser, die Blattrippen und Fasern des Blattstiels zu Körben, das Laub zu Hüten, die Nuß zu den verschiedenartigsten Gefäßen; die unreife Nuß bietet eine wohlschmeckende Speise. Der hohe Preis, welchen die Nüsse noch immer haben, und die Gewohnheit, die Stämme umzuhauen, um die Blätter und die Nüsse zu erhalten, dürften in nicht ferner Zeit das Aussterben der Art herbeiführen. Gegenwärtig wird die L. auch in europäischen Palmenhäusern kultiviert.

Lodomerien, latinisierter Name des ehemals selbständigen Fürstentums Wladimir in Wolhynien, bildet seit der Teilung Polens 1772, vereint mit Galizien (s. d.), eins der Kronländer Österreichs mit dem Titel »Königreich«, den es schon unter Andreas II. von Ungarn (seit 1206) geführt hatte.

Lodore, Falls of, s. Derwent Water.

Lodovīco (ital.), soviel wie Ludwig.

Lodz (Lodsi, poln. Lódz, spr. ludsch), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Piotrkow, durch Zweigbahn mit der Warschau-Wiener Eisenbahn verbunden, Zentrum der Baumwollindustrie Polens, besteht eigentlich aus einer einzigen, über 10 km langen Hauptstraße, hat 7 Kirchen, 3 Synagogen, eine technische Anstalt, mehrere Schulen, 5 Buchhandlungen, 3 Theater, eine Kommerzbank, gegen 300 industrielle Anstalten (Wert der jährlichen Produktion über 50 Mill. Rubel), hauptsächlich Baumwollmanufakturen und Wollenstofffabriken, u. (1891) 136,091 Einw. (zur Hälfte Deutsche). 1815 wurden hier die ersten Tuchfabriken angelegt, und seitdem ist die Stadt durch die Intelligenz der deutschen Fabrikanten rasch aufgeblüht. Auch der Kreis L. ist reich an industriellen Etablissements.

Loë, Friedrich Karl Walter Degenhard, Freiherr von, preuß. General, geb. 9. Sept. 1828 auf Schloß Allner an der Sieg aus einer reichsfreiherrlichen katholischen Familie, besuchte die Ritterakademie zu Bedburg, studierte darauf in Bonn und diente als Einjährig-Freiwilliger im 5. Ulanenregiment. 1848 trat er in die schleswig-holsteinische Armee ein, wurde Leutnant im 2. Dragonerregiment und machte den Feldzug des Sommers 1848 mit, nach dessen Beendigung er seinen Abschied nahm. Dem 8. preußischen Husarenregiment im Januar 1849 als Sekondleutnant zugeteilt, machte er den Feldzug in Baden mit, wurde 1853 Adjutant bei der Militärreitschule, besuchte 1855—58 die Kriegsakademie und wurde, 1857 zum Premierleutnant befördert, 1858 Adjutant des Militärgouvernements von Rheinland und Westfalen, bald darauf Rittmeister im 7. Husarenregiment und persönlicher Adjutant des Prinz-Regenten. 1861 zum Major und königlichen Flügeladjutanten ernannt, begleitete er den Prinzen Albrecht nach Rußland und nahm 1862 am Krieg im Kaukasus teil. Hierauf zum Militärattaché in Paris ernannt, machte er unter General v. Bose 1864 einen Feldzug in Algerien mit. 1866 war er als Oberstleutnant im Gefolge des Königs, 1870/71 befehligte er das 7. (Königs-) Husarenregiment, dessen Kommandeur er seit 1867 war. 1871 erhielt er das Kommando der 21. Kavalleriebrigade, wurde 1873 Generalmajor, 1879 Generaladjutant des Königs, Generalleutnant und Kommandeur der 5. Division in Frankfurt a. O., 1885 Kommandeur des 8. Armeekorps und erhielt 1893 den Charakter als General-Oberst. 1895 wurde er nach Papes Tod zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt.

Loèche (spr. löäsch', L.-la-Ville und L.-les-Bains), s. Leuk.

Lofer, Marktflecken in Salzburg, Bezirksh. Zell am See, 639 m ü. M., an der Saalach gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts und beliebte Sommerfrische, mit (1890) 458 Einw. Im S. erheben sich die Loferer Steinberge (Birnhorn 2630, Ochsenhorn 2513, Breithorn 2416 m). 2 km westlich führt der Paß Strub, um welchen 1805 und 1809 gekämpft wurde, nach Tirol. Nördlich von L. liegt Unken (s. d.).

Löffel (Eßlöffel) werden aus Metall, Holz, Horn, Hartgummi, Elfenbein, Porzellan und Glas gefertigt. Die Fabrikation der eisernen L. nach alter Methode besteht noch im sächsischen Erzgebirge in der Umgegend von Schwarzenberg. Man verarbeitet ein geschmeidiges Stabeisen in 4—6 mm starken Stäben. Die Plattenschmiede schmieden an dem einen Ende eines solchen Stabes zunächst eine dünne, flache, spatenförmige Platte, hauen dann ein genügend langes Stück ab, formen den Stiel und bearbeiten hierauf 6—9 rohe Platten auf einmal, bis die spatenförmigen Teile die richtige Gestalt angenommen haben. Diese Platten werden demnächst von den Schwarzarbeitern mit kegelförmigen Hämmern mit runder Bahn und auf einem Amboß, der die Rundung, die der L. erhalten soll, in verschiedener Tiefe enthält, weiter geformt, worauf diese Larven, von den überstehenden Rändern mit der Schere u. Feile und in verdünnter Salzsäure vom Oxyd befreit, in Sägespänen getrocknet und verzinnt werden. Die verzinnten L. werden auf poliertem Amboß und mit polierten Hämmern bearbeitet und an den Rändern geebnet. In neuerer Zeit werden die L. aus Eisen, Silber, Neusilber, plattiertem Kupfer etc., aus Weißblech (Blechlöffel) hergestellt, indem man auf Durchschnitten die Platten ausschneidet, diese auf Stanzmaschinen zwischen Prägstempeln formt und nachher verzinnt, versilbert oder vergoldet. In einzelnen Fällen findet auch das Walzwerk zur Bildung der Larven Anwendung. Die Prägstempel (Löffelstampfen) enthalten dann auch gewöhnlich die in Erhöhungen und Vertiefungen bestehenden Verzierungen, soweit sie nicht graviert werden sollen. Zinnerne L. werden in messingenen zweiteiligen Formen gegossen. Holzlöffel und Elfenbeinlöffel, mit Raspel, Sägen etc. hergestellt, werden geschnitzt; Hornlöffel fertigt man aus Hornplatten, die man mit der Laubsäge zerschneidet. Die Platten werden dann an den Rändern gut befeilt, erwärmt und in Formen von Holz im Schraubstock gepreßt. Ähnlich erzeugt man die L. aus Hartgummi. — Der L. gehört neben dem Messer zu den ältesten Speisegeräten der Menschen. Die Assyrer besaßen bronzene und kupferne L., die Ägypter solche aus Holz und Elfenbein mit kunstvollem Schnitzwerk. Der Stiel wurde gewöhnlich von Figuren oder Pflanzen gebildet. Die ägyptischen L., die sich erhalten haben, sind meist keine Eßgeräte, sondern Parfümlöffel, mit welchen Wohlgerüche auf die Räucherpfanne gestreut wurden. Die Griechen und Römer brauchten die L. anfangs nur zum Schöpfen von Wein und andern Flüssigkeiten aus größern Gefäßen in kleinere (Schöpfkellen). Doch gab es bei den Römern auch L., deren Form mit der gegenwärtig üblichen verwandt ist. Nur sind die römischen L. vorn zugespitzt, da sie auch zum Öffnen von Eiern, Austern und Schnecken benutzt wurden. Von den Römern ging der L. in den Gebrauch des Mittelalters über und wurde als Hostien- u. Weihrauchlöffel (s. Tafel »Christliche Altertümer II«, Fig. 2 u. 6) liturgisches

Gerät. Diese meist silbernen, seltener aus Kristall oder aus Edelsteinen gefertigten L. sind bisweilen mit Inschriften, Namen und Monogrammen versehen, die ihre kirchliche Bestimmung kennzeichnen. Die Renaissance behandelte den L. als Luxusgerät. Silberne und goldene L. wurden ziseliert und graviert und mit reich ornamentierten Stielen versehen. Daneben gab es L. aus Elfenbein, Perlmutter, Horn, Knochen und festem Holz (Buchsbaum), deren Stiele von geschnitzten Figuren gebildet waren. Aus Holz geschnitzte L. und Gabeln (für Salat) werden noch heute von Gebirgsbewohnern (Schweiz, Tirol, Oberbayern, Thüringen) verfertigt und an den Stielen mit Figuren, Köpfen, Blumen ꝛc. verziert. — In der Jägersprache heißen L. die Ohren der Hasen und Kaninchen.

Löffel (Bohrlöffel), Werkzeug zum Aufholen des beim Erdbohren erzeugten Bohrschlammes (s. Erdbohrer). Löffeln, den Bohrschmand aus einem Bohrloch herausschaffen.

Löffel (richtiger Leffel), im 15. Jahrh. aufgekommene Bezeichnung für einen verliebten Gecken, buhlerischen Schönthuer, überhaupt läppischen Menschen; davon löffeln, mit Frauenzimmern schön thun ꝛc.

Löffelente, s. Enten.

Löffelgans, s. Löffelreiher und Pelikan.

Löffelgarde, Spottname der franz. Infanterie in den Revolutionskriegen, angeblich von der Gewohnheit, die Eßlöffel auf die Kopfbedeckung zu stecken; dann überhaupt Bezeichnung von Truppen, deren äußere Haltung wenig militärisch ist.

Löffelköder, s. Angelfischerei, S. 600.

Löffelkraut, s. Cochlearia.

Löffelrad, s. Wasserrad.

Löffelreiher (Platalea *L.*), Gattung aus der Ordnung der Watvögel und der Familie der Ibisse (Hemiglottides), größere Vögel mit langem, ziemlich geradem, an der Firste breit abgeplattetem, vorn eine breite, flache, ovale Platte bildendem Schnabel, kräftigem, ziemlich langem Fuß, dessen drei Vorderzehen am Grunde durch Spannhäute verbunden sind, stumpfen, kleinen Krallen, großen, breiten Flügeln, kurzem, etwas abgerundetem Schwanz, am Hinterhals verlängertem Gefieder und nackter Gurgel. Der gewöhnliche L. (Löffler, Löffelgans, P. leucorodia *L.*), 80 cm lang, 140 cm breit, ist weiß, mit langem Schopf am Hinterkopf, gelblichem Gürtel um den Kropf, karminroten Augen, schwarzem, an der Spitze gelbem Schnabel und schwarzen Füßen, lebt in Holland, in den Donautiefländern, in Südrußland, Mittel- u. Südasien und in Afrika, kommt und geht in nördlichen Ländern etwa mit den Störchen, hält sich besonders an Strandseen und Sümpfen, aber auch an der Küste auf, lebt gesellig und höchst friedlich, gleicht in seinen Gewohnheiten dem Ibis, nährt sich von Fischen und andern kleinen Wassertieren, nistet in großen Siedelungen auf Bäumen, auch wohl im Röhricht, und legt 2—3 weiße, rötlichgrau und gelb gefleckte Eier, welche wahrscheinlich beide Eltern ausbrüten. Das Fleisch ist genießbar. Jung ausgehobene Nestvögel gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft und können unter allem Hofgeflügel gehalten werden. Früher wurde der L. gebeizt.

Löffingen, Stadt im bad. Kreis Freiburg, Amt Neustadt, im Schwarzwald, 803 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Schloß, Uhrenfabrikation, Getreidehandel und (1890) 1126 Einw., davon 25 Evangelische und 6 Juden. L. kam im 13. Jahrh. wohl schon als Stadt an die Grafen von Fürstenberg.

Löffler, soviel wie Löffelgans, s. Löffelreiher.

Löffler, Friedrich, Hygieniker, geb. 24. Juni 1852 in Frankfurt a. O., studierte seit 1870 Medizin in Würzburg, dann in Berlin auf dem Friedrich Wilhelms-Institut, wurde nach dem Staatsexamen als Truppenarzt in Hannover, dann in Potsdam beschäftigt und 1879 zum kaiserlichen Gesundheitsamt kommandiert. Hier studierte er auf Kochs Anregung die Immunitätsfrage und prüfte die Methoden der Milzbrandabschwächung. Sodann unternahm er mit Koch und Gaffky breit angelegte Untersuchungen über die Verwertbarkeit der Wasserdämpfe zu Desinfektionszwecken. Durch diese Arbeiten wurden die Grundregeln für die jetzt allgemein übliche Desinfektion gewonnen. 1882 entdeckte L. mit Schütz den Rotzbacillus, 1884 den Diphtheriebacillus, und in der Folge leitete er aus seinen Versuchen und Beobachtungen eine neue örtliche Behandlungsweise der Rachendiphtherie ab. L. machte auch Untersuchungen über den Schweinerotlauf und über den Bacillus des Mäusetyphus, den er, zuerst in Thessalien, zur Ausrottung der Mäuse im großen benutzte. Die bakteriologische Technik förderte er durch seine Beize, durch welche über die Geißeln einzelner Bakterien neue Aufschlüsse gewonnen wurden. L. blieb bis 1884 beim Gesundheitsamt, 1886 habilitierte er sich an der Universität Berlin als Privatdozent, und 1888 wurde er als Professor der Hygiene nach Greifswald berufen. Er schrieb: »Vorlesungen über die geschichtliche Entwickelung der Lehre von den Bakterien« (1. Teil, bis 1873, Leipz. 1887).

Löffler, Großer (Löffelspitze), 3382 m hoher vergletscherter Berg der Zillerthaler Alpen, wird vom Floitenthal über die Greizer Hütte (2100 m) bestiegen.

Löfftz, Ludwig, Maler, geb. 21. Juni 1845 in Darmstadt, lernte seit 1862 das Tapezierhandwerk und war sechs Jahre lang in diesem Gewerbe thätig, ehe er die Kunstschule seiner Vaterstadt beziehen konnte, die er 1870 mit der Nürnberger und 1871 mit der Münchener Kunstakademie vertauschte. Hier fand er in Wilhelm Diez einen Lehrer, unter dessen Leitung er solche Fortschritte machte, daß er schon 1873 auf die Wiener Weltausstellung ein Genrebild: der Spaziergang, schicken konnte. 1874 wurde er zum Hilfslehrer an die Kunstakademie berufen, später zum Professor ernannt, und als W. Diez von der Leitung der Malklasse zurücktrat, übernahm sie L. Von seinen nicht zahlreichen Werken, welche sich in Form und Inhalt den niederländischen und deutschen Meistern des 16. und 17. Jahrh. anschließen, sind zu nennen: der orgelspielende Kardinal (1876), Geiz und Liebe, die an Holbein und Quintin Massys erinnernde Darstellung eines Geizhalses, der von einem Liebespaar umgeben ist (1879), Erasmus von Rotterdam in seinem Arbeitszimmer (im königlichen Museum zu Stuttgart), eine edle, tief ergreifende Beweinung des Leichnams Christi durch Magdalena, für welche er die erste Medaille der Münchener Ausstellung von 1883 erhielt (in der Münchener Pinakothek), die Himmelfahrt Marias (1889, im Dom zu Freising) und eine alte Frau in ihrem Zimmer lesend (1892). Reinheit und Korrektheit der Zeichnung, meisterhafte Behandlung des Helldunkels und eine eingehende Charakteristik im Verein mit tiefer Empfindung sind die Vorzüge seiner Kunst. 1893 wurde L. Direktor der Münchener Kunstakademie.

Lofley, Kap, s. Franz Joseph-Land.

Lofö, schöne und fruchtbare Insel im Mälarsee, 11 km von Stockholm. Auf ihr liegt außer vielen Sommerwohnungen der Stockholmer das königliche Lustschloß Drottningholm (s. d.)

Lofoten (von lófót, »Luchsfuß«), die größte Inselgruppe bei Norwegen, nördlich vom Polarkreis gelegen, durch den etwa 140 km langen, im S. breiten, im N. engern Westfjord von dem Festland getrennt, insgesamt 5820 qkm (105,7 QM.) mit 37,000 Einw. Sie zerfallen in zwei Gruppen: die eigentlichen L. im S. (Östvaagö, Vestvaagö, Flakstadö, Moskenäsö, Mosken, endlich Värö und Röst) und Vesteraalen, zu dem die großen Inseln Hindö, Langö, Andö und einige kleinere gehören. Beide Gruppen werden durch den Hadselfjord voneinander getrennt. Die Inseln Moskenäsö und Mosken trennt der Moskö- oder Malstrom (s. d.), ein früher gefürchteter Meerstrudel. Die Inseln haben insgesamt zerrissene Felsenküsten; im Innern erheben sich viele Gipfel in gezackten Alpenformen bis gegen die Region des ewigen Schnees, darunter der Vaagekallen auf Östvaagö zu 942 m. Ackerbau ist nur an einigen begünstigten Stellen möglich, obwohl die mittlere Jahrestemperatur noch + 3,60° beträgt. Geeigneter ist der Boden für die Viehzucht, da die Inseln gute Weiden besitzen und im Winter nur wenig Schnee fällt. Die Hauptnahrung erhalten aber die Bewohner aus dem Meer. Alljährlich finden sich hier von Ende Januar bis Mitte April auf Bänken an der innern Seite der Inselreihe zahllose Scharen von Dorschen und Skreien (Kabeljaus) zum Laichen ein, zu deren Fang sich eine Menge von Fischern hier versammelt. Von 1869—1878 betrug der durchschnittliche Ertrag der Dorschfischerei 25,6 Mill. Stück im Werte von 7²/₃ Mill. Kronen, 1893: 27 Mill. Stück. Dabei waren in den letzten Jahren 30,600 Fischer mit 6000 Booten beschäftigt. Die Fischer sammeln sich in den »Fiskevär«, wo sie besondere Häuser haben. In der Zeit der Fischerei besteht eine besondere seemilitärische Polizei unter der Aufsicht von Marineoffizieren. S. Karte »Schweden und Norwegen«.

Löffta, Eisenwerk, s. Dannemora.

Loftus (spr. lófftös), Stadt im Nordriding von Yorkshire (England), mit (1891) 6208 Einw.

Loftus (spr. lófftös), Augustus William Frederick Spencer, Lord, engl. Diplomat, geb. 4. Okt. 1817, vierter Sohn des zweiten Marquis von Ely, begann, in Eton und Cambridge gebildet, 1837 als Attaché in Berlin seine Laufbahn, wurde 1844 nach Stuttgart versetzt, begleitete 1848—52 Sir Stratford Canning auf seinen Spezialmissionen nach Berlin, Wien, München, Athen und Konstantinopel, wurde 1852 Gesandtschaftssekretär in Stuttgart, 1853 in Berlin, 1858 Gesandter in Wien, 1860 in Berlin, 1862 in München. 1866 ward er englischer Botschafter beim Norddeutschen Bunde und 1871 in Petersburg. 1879 von dort abberufen, wurde er zum Gouverneur von Neusüdwales ernannt, welchen Posten er bis 1885 behielt. Nach seinem Rücktritt vom öffentlichen Leben schrieb er »The diplomatic reminiscences of Lord Augustus L. 1837—79« (Lond. 1892—94, 4 Bde.).

Log (Logg), Werkzeug zum Messen der Fahrgeschwindigkeit von Schiffen, besteht aus dem Logbrett, der Logrolle, der Logleine und dem Logglas. Das Logbrett (Logsektor, Logscheit) ist ein 1 cm dickes Brett von der Form eines Viertelkreises (von 10—15 cm Radius), dessen Bogenrand durch Blei so beschwert ist, daß es aufrecht im Wasser steht. Daran ist durch ein Hahnepoot (drei kurze in einem Punkte vereinigte Leinen) die Logleine befestigt, deren Vorderende (der Vorläufer) dazu dient, das Logbrett aus dem Kielwasser des Schiffes zu bringen, bevor das Zählen beginnt. Die Länge des Vorläufers ist gleich der Schiffslänge. Der längere Teil der Leine ist in gleichen Abständen durch Tauknoten markiert. Diese »Knotenlänge« ist abhängig von der durch das Logglas (eine Sanduhr) bestimmten Zeit. Das andre Ende der Logleine ist auf der leicht beweglichen Logrolle aufgewickelt, deren Achse zu beiden Seiten in Handhaben für den haltenden Matrosen endigt. Die Sanduhr läuft entweder in 14 oder 28 Sekunden ab. So viel Seemeilen (zu 1852 m) das Schiff in der Stunde zurücklegt, so viel Knotenlängen müssen auslaufen, während die Sanduhr abläuft. Beim 14-Sekundenglas beträgt die Knotenlänge (da die Stunde 3600 Sekunden hat) 7,2 m aus der Relation: 3600:14 = 1852:7,2. Da man annimmt, daß durch die Spannung der Leine das Logscheit eine gewisse Strecke mitgeschleppt wird, so verkürzt man auf Grund von Bårdas Versuchen von 1773 obige Länge um 20 Proz. In der deutschen Kriegsmarine ist die Knotenlänge auf 6,84 m festgesetzt. In der Handelsmarine rechnet man verschieden. Das Loggen wird von drei Mann besorgt. A hält die Rolle, B das Logglas, C wirft das Logbrett über Bord, läßt die Leine lose durch die Hand laufen und ruft, sobald die Loggenmarke des Vorläufers passiert, B zu, das Logglas umzuwenden. Nachdem dies abgelaufen, hält C die Leine fest und zählt die abgelaufenen Knoten. Diese Messung hat keinen Anspruch auf Genauigkeit; durch das Nachschleppen der Leine und durch Änderung der Leine und des Glases entstehen Fehler, welche seit 1607, dem Jahre der Erfindung des Logs, die Herstellung zahlreicher andrer Werkzeuge veranlaßt haben, die unter dem Namen Patentlogs bekannt sind. Das am meisten benutzte Patentlog Masseys besteht aus einem Messinggehäuse mit Zählwerk, das in Schraubenflügeln endet und am vordern Ende die Logleine führt. Nachdem es über Bord geworfen, beginnen die Flügel nach Maßgabe der Fahrgeschwindigkeit des Schiffes und damit zugleich die Räder des Zählwerkes zu rotieren, auf dessen Zifferblatt die Fahrgeschwindigkeit abzulesen ist. So bequem diese Art des Loggens im Vergleich zu der mit dem gewöhnlichen L. ist, so kann sie doch nicht überall Anwendung finden. Wenn das Schiff weniger als 3 Seemeilen in der Stunde läuft, so ist das Patentlog nicht mehr zu gebrauchen, weil es dann nicht mehr horizontal zur Schiffsachse schwimmt, was doch notwendig ist. Das alte Logverfahren ist besonders auf Segelschiffen noch meist in Anwendung und wird durch das neuere, auch auf Dampfern zumeist übliche kontrolliert. Für sehr geringe Fahrt wird das Relinglog benutzt. Es werden beliebige Längen auf der Reling (s. d.) abgemessen und zugleich die Zeit ermittelt, während der ein über Bord geworfener Schwimmkörper das abgemessene Streckenende zurücklegt, u. daraus die Fahrt des Schiffes berechnet. Das Grundlog, welches nur auf geringen Tiefen benutzt werden kann, aber den Vorzug hat, daß die Fahrt über dem Grund (nicht die Fahrt durch das Wasser) ermittelt wird, ist ein Handlot mit Leine, das wie das gewöhnliche L. gehandhabt wird. Bei Probefahrten, welche Schiffe zwischen abgesteckten und in ihrem Abstand genau bekannten Landmarken machen, wird die Wirksamkeit der verschiedenen Logarten kontrolliert und für jeden einzelnen Fahrtmesser sein bestimmter Koeffizient berechnet.

Logan (Mount L.), Berg des Felsengebirges im kanadischen Britisch-Columbia, unter 60° 34′ 1″ nördl. Br. und 140° 23′ 49″ westl. L. v. Gr., den die Alaska-Grenzvermessung von 1893: 5948 m hoch, also als

den höchsten Berg Nordamerikas fand, bedeutend höher als den bisher dafür gehaltenen, 43 km südwestlich gelegenen Eliasberg (5491 m).

Logan, 1) Hauptstadt der Grafschaft Hocking im nordamerikan. Staat Ohio, am Hockingfluß u. -Kanal, hat ansehnlichen Handel mit dem Bergwerksdistrikt der Umgebung und (1890) 3119 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Cache im nordamerikan. Staat Utah, an der Union Pacificbahn, hat einen Mormonentempel und (1890) 4565 Einw.

Logan, Sir William Edmond, Geolog, geb. 20. April 1798 zu Montreal in Oberkanada, gest. 22. Juni 1875 in Wales, erhielt seine Ausbildung großenteils in Europa, war 1818—38 in London als Kaufmann thätig, widmete sich daneben geologischen Studien, stand 1843—71 an der Spitze der geologischen Landesuntersuchung von Kanada und gab eine Geologie von Kanada heraus (Montreal 1864—65). Später veröffentlichte er noch Berichte über die Fortschritte der Landesuntersuchung. Vgl. Harrington, Life of Sir Will. Edm. L. (Lond. 1883).

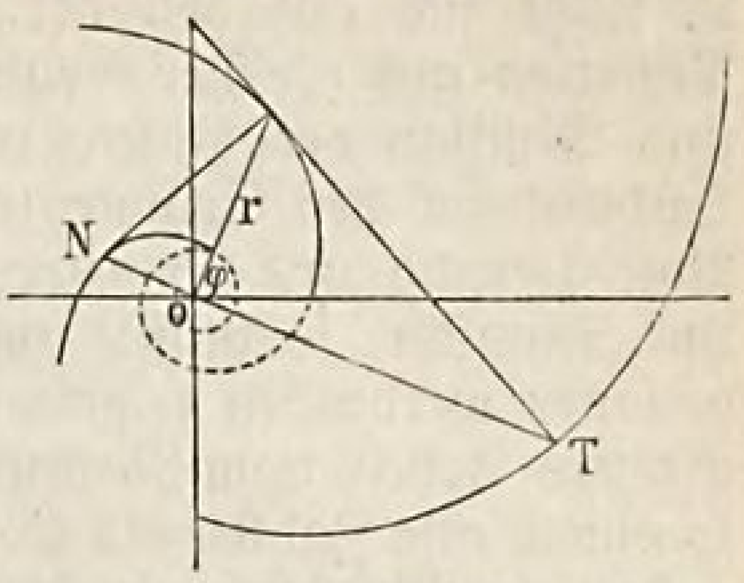
Loganiaceen, dikotyle, etwa 350 Arten umfassende, außereuropäische, der Tropenzone angehörige Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kontorten, meist Holzpflanzen mit gegenständigen oder quirlständigen Blättern und vier- oder fünfzähligen Blüten, die eine trichter- oder krugförmige Krone, meist 4—5 Staubgefäße und einen zweifächerigen Fruchtknoten besitzen, der sich zu einer Kapsel- oder Fleischfrucht entwickelt. Die L. enthalten zum Teil (namentlich in der Gattung Strychnos) höchst giftige Alkaloide (Strychnin, Brucin); als Mittel gegen Schlangenbiß wird das Holz der ostindischen Strychnos Colubrina (Schlangenholz) verwendet.

Logansport (spr. lóggensport), Hauptstadt der Grafschaft Caß im nordamerikan. Staat Indiana, 110 km nördlich von Indianapolis, an der Vereinigung des Wabash, Eal River und des Wabash- und Eriekanals, wichtiges Bahnzentrum, hat eine höhere Schule, Krankenhaus, große Eisenbahnwerkstätten, lebhaften Handel mit Korn, Schweinefleisch und Holz und (1890) 13,328 Einwohner.

Logaödisch (griech., von logos, Rede, und aoidē, Gesang) heißen die von den Äoliern ausgebildeten Metra, in denen trochäischer und daktylischer Rhythmus verbunden ist (z. B. Adonischer Vers, Pherekrateus, Glykoneus, Sapphischer und Alkäischer Vers, s. diese Artikel), so daß sie zwischen dem prosaischen und dichterischen Rhythmus in der Mitte zu stehen scheinen. Man bezeichnet sie gewöhnlich nach der Zahl der Versfüße als Dipodien, Tripodien ꝛc.

Logarithmische Linie (logistische Linie), eine ebene krumme Linie, bei welcher die Ordinaten in geometrischer, die Abscissen dagegen in arithmetischer Progression fortschreiten; vertauscht man Abscisse und Ordinate, so wird sie zur Exponentiallinie: $y = e^x$, welche dadurch gekennzeichnet ist, daß die Subtangente (s. Tangente) konstant ist.

Logarithmische Spirale, eine ebene krumme Linie, bei welcher die Radien von einem festen Punkte o, dem Pole, nach den Punkten der Kurve in geometrischer, die Winkel, welche diese Radien mit einer festen, durch o gehenden Achse bilden, aber in arithmetischer Progression wachsen (s. Figur). Ist r der Radius, φ der winkelmessende Bogen, e die Eulersche Zahl, so ist die Gleichung der auch dem Ingenieur wichtigen Kurve $r = e^{a\varphi}$. Haupteigenschaften der logarithmischen Spirale sind: 1) der Winkel, den eine beliebige Tangente mit dem zugehörigen Radius bildet, ist unveränderlich (wie beim Kreis); 2) die Subnormale oN und die Subtangente oT beschreiben wieder jede eine l. S., welche der ersten gleich ist, nur anders liegt; 3) läßt man den Radius sich rückwärts drehen, so umkreist die l. S. den Pol in immer engern Windungen, ohne ihn je zu erreichen, d. h. asymptotisch. — Die l. S. wurde zuerst von Descartes bemerkt (1638), ausführlich hat sich mit ihr der Jesuit Nicolas 1692 und 1693 beschäftigt. Vgl. Favaro, Lezioni di statica grafica (2. Aufl., Vened. 1877; franz. von Terrier, Par. 1879—85, 2 Tle.).



Logarithmische Spirale.

Logarithmisches Potential (Cylinder-Potential), das Potential V eines homogenen, in der Richtung seiner Achse unbegrenzten Cylinders. Aus Symmetriegründen ist klar, daß dasselbe nur von den beiden Variabeln x und y abhängt, welche in dem durch den beanspruchten Punkt P zur Achse senkrechten Querschnitt den Ort von P bestimmen. Laplace, welcher es in der »Mécanique céleste« zuerst genauer betrachtete, fand, daß auch hier die Gleichung galt $\frac{d^2V}{dx^2} + \frac{d^2V}{dy^2} = 0$ oder $\Delta V = 0$. Er fand als allgemeines Integral dieser partiellen Differentialgleichung: $f(x + yi) + \varphi(x - yi)$, wo i wie stets $\sqrt{-1}$ und f und φ willkürliche Funktionen. Er bewies, daß die nach dem Newtonschen Gesetz erfolgende Anziehung des Cylinders sich ersetzen läßt durch die einer in der Ebene des Querschnitts ausgebreiteten Masse, wobei aber die Anziehung umgekehrt proportional der Entfernung r selbst ist. Die Wirkung zweier Massenpunkte μ und μ_1 aufeinander ist dann gegeben durch $\mu\mu_1/r$, ihr Potential $V = -\mu\mu_1 \log r$. Lamé, der in seinem Hauptwerk: »Leçons sur les coordonnées curvilignes« (Par. 1859) sich viel mit dieser Funktion beschäftigte, nannte sie Cylinder-Potential; den Namen l. P. gab ihr C. Neumann, der der Schöpfer der selbständigen Theorie dieser Funktion ist. Er zeigte, daß das logarithmische Potential sich vom Newtonschen Potential im wesentlichen nur durch das Verhalten im Unendlichen unterscheidet, wo es nicht 0, sondern logarithmisch, d. h. im unendlich schwachen Grade unendlich wird. Was das logarithmische Potential so merkwürdig macht, ist, daß von ihm aus Riemann seine Theorie der Funktionen einer komplexen Veränderlichen geschaffen hat, mit der das logarithmische Potential fast identisch ist, und diese Theorie stimmt wieder mit der eines andern großen Problems, dem der konformen oder winkeltreuen Abbildung. Bei allen drei Problemen handelt es sich um die Bestimmung der Funktion V der Variabeln x und y, die nebst ihrer ersten Ableitung in einem bestimmten Gebiete, von einzelnen Punkten abgesehen, endlich und stetig ist, im Gebiet der Gleichung $\Delta V = 0$ genügt, und am Rande des Gebiets selbst oder ihre erste Ableitung beliebig vorgeschriebene Werte annimmt.

Logarithmus (griech., »Verhältniszahl«) einer Zahl n (des »Numerus«) ist im System mit der Grundzahl oder Basis b diejenige Zahl λ, welche zur Basis b als Exponent gesetzt den Numerus n ergibt; so ist der L. von 81 im System mit der Basis 3 gleich 4, weil 3.3.3.3 oder $3^4 = 81$ ist; der L. von

100 im System mit der Basis 10 ist 2, weil $10^2 = 100$ ist. In der Praxis ist dies System, das **Zehner-System**, allein gebräuchlich, der L. in diesem System heißt **gemeiner** oder **Briggscher L.** Der Begriff L. stützt sich auf den der Potenz (s. d.). Da für Potenzen mit gleicher Grundzahl die Multiplikation und Division der Potenzen durch die Addition und Subtraktion der Exponenten ausgeführt wird, die Potenzierung und Radizierung durch Multiplikation und Division, so mußte um die Zeit, als die immer genauer werdenden trigonometrischen Tafeln immer größere Arbeit vom Rechner forderten, der Gedanke kommen, alle Zahlen als Potenzen einer einzigen darzustellen. Man sah unschwer, daß sich jede positive Zahl mit beliebiger Annäherung als Potenz jeder andern (ausgenommen 1 und 0) darstellen lasse, und konnte nun die **geometrische Reihe der Potenzen mit der arithmetischen ihrer Exponenten in Korrespondenz** setzen, so daß jede der vier schwierigern Rechenoperationen mit Zahlen der geometrischen Reihe durch die um zwei Stufen leichtere mit den entsprechenden Zahlen der arithmetischen Reihe ersetzt wurde. Dazu war nur eine Tafel oder Tabelle nötig, in der neben jede Zahl ihr Exponent, anders ausgedrückt: neben jeden Numerus sein L. für die gewählte Basis (meist 10) gesetzt wurde; eine solche Tabelle heißt **Logarithmentafel**. Die **Rechnung mit Logarithmen** ist für jeden, der berufsmäßig Rechnungen auszuführen hat, die über Addition und Subtraktion hinausgehen, unentbehrlich, sie hat die Leistungsfähigkeit des einzelnen Astronomen mehr als verzehnfacht, Statistik u. Versicherungswesen geschaffen; ja die italienische Post zwingt jetzt das Publikum dazu, indem sie Karten austeilt, mittels deren die für die Berechnung des Paketportos nötige Multiplikation der Karten durch die Addition ihrer Logarithmen ersetzt wird. Es gelten dieselben vier Regeln, wie für die Rechnung mit Potenzen, nur in andrer Ausdrucksweise: 1) Der L. eines Produkts ist gleich der Summe der Logarithmen der einzelnen Faktoren. Ist z. B. $x = 514 . 3{,}669 . 1{,}045$ gesucht, so ergibt die Tafel, deren Einrichtung jede einzelne selbst beschreibt, da $514 = 10^{2710}\ldots$ $3{,}669 = 10^{05645}\ldots$ ist:

$$\begin{aligned} &\log 514 = 2{,}7109631 \\ +\ &\log 3{,}669 = 0{,}5645477 \\ +\ &\log 1{,}045 = 0{,}0191163 \\ \hline &\log x = 3{,}2946271, \end{aligned}$$

folglich $x = 1970{,}73$.

2) Der L. eines Quotienten ist gleich dem L. des Dividenden, vermindert um den des Divisors. 3) Der L. einer Potenz ist gleich dem L. der Basis, multipliziert mit dem Exponenten. Wird z. B. $1{,}045^{10}$ gesucht, so hat man $\log 1{,}045 = 0{,}0191163$, also, wenn man mit 10 multipliziert, $\log 1{,}045^{10} = 0{,}1911630$, mithin $1{,}045^{10} = 1{,}55297$. 4) Der L. einer Wurzel ist gleich dem L. der Basis, dividiert durch den Wurzelexponenten. Sucht man z. B. $\sqrt[3]{76}$, so hat man zunächst $\log 76 = 1{,}8808136$, mithin $\log \sqrt[3]{76} = \frac{1}{3} . 1{,}8808136 = 0{,}6269379$ und also $\sqrt[3]{76} = 4{,}235824$.

Die gemeinen Logarithmen (mit der Basis 10) haben folgende Vorzüge:

1) Die verhältnismäßig leichte Berechenbarkeit; ist z. B. $x = \log 2$ gesucht, so ist $10^x = 2$; 2 ist einstellig, liegt zwischen 1 und 10, oder 10^0 und 10^1, x also zwischen 0 und 1; $10^{2x} = 4$, x also zwischen 0 und 2; man findet ohne Mühe, daß 10^{32x} eine 10-stellige Zahl, also zwischen 10^9 und 10^{10} liegt, also 32 x zwischen 9 und 10; x zwischen 9 : 32 und 10 : 32. Der Mittelwert 19 : 64 oder 0,297 weicht vom wahren Wert nur um etwa 0,004 ab. 2) Die Logarithmen aller dekadischen Stufenzahlen, wie 1, 10, 100, 1000 etc., sowie rückwärts 0,1; 0,01; 0,001 etc., sind unmittelbar bekannt und gleich 0; 1; 2; 3, bez. —1; —2; —3 etc., wie sich durch Anwendung von Satz 2 ergibt ($0{,}01 = 1 : 100$; $\log 0{,}01 = \log 1 - \log 100 = 0 - 2 = -2$). 3) Da 10^x mit wachsendem x fortwährend wächst, so liegt der L. aller Zahlen zwischen 1 und 10, zwischen 0 und 1, der L. hat die Form: 0 Ganze + einem positiven Dezimalbruch. Der L. aller Zahlen, welche vor dem Dezimalkomma zwei geltende Ziffern haben, ist, da diese Zahlen $\geqq 10$ und < 100 sind: 1 + einem positiven Dezimalbruch von so viel Stellen, als die Tafel angibt. Man nennt die Ganzen des L. seine **Charakteristik** oder **Kennziffer**, den positiven Dezimalbruch seine **Mantisse**. Der L. der Zahlen zwischen 100 u. 1000 hat die Kennziffer 2, etc. Der L. jedes echten Bruches ist negativ, weil kleiner als log 1; denkt man sich den Bruch in einen Dezimalbruch verwandelt, so ist sein L. nach Satz 2) gleich dem des Zählers minus dem des Nenners, der als L. einer Potenz von 10 eine ganze Zahl ist; der L. eines echten Bruches kann also auf die Form gebracht werden einer Mantisse + einer negativen Charakteristik. Der L. der Zahlen zwischen 0,1 und 0,9 hat die Form: Mantisse —1, der der Zahlen zwischen 0,01 und 0,09: Mantisse —2 etc. Bezeichnet man als Ordnungszahl einer Ziffer den Exponenten derjenigen Potenz von 10, mit der die Ziffer multipliziert werden muß, damit man ihren Wert erhält, wobei also die Ordnungszahl der Einer 0, der Zehner 1, Hunderter 2 etc. ist, der Zehntel —1, der Hunderstel —2 etc., so erhält man die Regel: Die Charakteristik eines Briggsschen L. ist gleich der Ordnungszahl der höchsten geltenden Ziffer des Numerus. Daher braucht die Tafel die Kennziffer nicht anzugeben. 4) Da Zahlen, welche mit denselben geltenden Ziffern in derselben Anordnung geschrieben werden, sich durch eine ganze Potenz von 10 als Faktor unterscheiden, so haben alle diese Zahlen dieselbe Mantisse, z. B.: $\log 1295 = 3{,}1122698$; $\log 129{,}5 = 2{,}1122698$; $\log 1{,}295 = 0{,}1122698$; $\log 0{,}001295 = 0{,}1122698 - 3$. Da die Tafeln nur die Mantissen angeben, so gilt dieselbe Mantisse für unendlich viele Numeri. Um bei Subtraktion eines größern L. von einem kleinern eine positive Mantisse zu erhalten, vergrößert man die positive Charakteristik des Minuenden um so viel positive Einheiten, daß die Subtraktion ausführbar wird, bringt aber diese Einheiten als negative Charakteristik wieder in Abrechnung. Soll z. B. $x = \frac{125{,}97}{819{,}35}$ berechnet werden, so hat man $\log 125{,}97 = 2{,}1002671$ und $\log 819{,}35 = 2{,}9134695$; statt dessen rechnet man aber

$$\begin{aligned} &\log 125{,}97 = 3{,}1002671 - 1 \\ -\ &\log 819{,}35 = 2{,}9134695 \\ \hline &\log x = 0{,}1867976 - 1, \end{aligned}$$

also $x = 0{,}153744$.

Viele Rechner vermeiden das Subtrahieren eines L. von einem andern, indem sie statt dessen das **Komplement des L.**, d. h. den durch Subtraktion des L. von 0 erhaltenen Rest, addieren. In unserm Beispiel hat das Komplement von 2,9134695 den Wert 0,0865305 —3. Beim Dividieren eines L. mit negativer Charakteristik muß man letztere so weit vergrößern, daß die Division in ihr aufgeht, während man vorn die gleich große Anzahl positiver Einhei-

ten zusetzt. Um also $\sqrt[3]{0{,}168}$ zu berechnen, setzt man log 0,168 = 2,2253093 —3 (statt 0,2253093 —1), und die Division mit 3 gibt nun 0,7417698 —1, also $\sqrt[3]{0{,}168}$ = 0,551785. Vielfach gibt man Logarithmen echter Brüche auch die negative Charakteristik — 10 und eine entsprechende positive Charakteristik, schreibt also: log 0,168 = 9,2253093 —10; die —10 läßt man auch häufig als selbstverständlich weg, z. B. bei Logarithmen der trigonometrischen Funktionen. An die Stelle des Komplements tritt bei dieser Schreibweise die dekadische Ergänzung, d. h. der Unterschied des L. und der Zahl 10.

Die große Wichtigkeit der Logarithmen für rasche und sichere Ausführung aller größern Multiplikationen und Divisionen, namentlich aber für das Potenzieren und Wurzelausziehen, geht schon aus den angegebenen Beispielen hervor. Bis vor 30 Jahren wendete man fast ausschließlich, auch in den Schulen, Tafeln mit sieben Dezimalstellen der Logarithmen an, in Deutschland meist die Tafeln von G. v. Vega (»Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch«, bearbeitet von Bremiker; 75. Aufl. von Tietjen, Berl. 1894). Die Schulen haben jetzt höchstens fünfstellige Tafeln, wie die von August, E. Becker, Bremiker, Wittstein, Schlömilch, Gauß. Die Physiker und Techniker benutzen meist vierstellige Tafeln, wie Wittstein, Henrici, Sickenberger, E. R. Müller. Von siebenstelligen Tafeln sind zu nennen die von Schrön, Lalande, für Offiziere die im Auftrag des französischen Kriegsministeriums herausgegebenen »Nouvelles tables de logarithmes à cinq décimales« (Par. 1889), welche auch eine vierstellige Tafel einschließen. Astronomen bedienen sich, von vereinzelten Fällen abgesehen, siebenstelliger Tafeln; sie bevorzugen Vagay (Par. 1829) und Bruhns (3. Aufl., Leipz. 1889), zur Kontrolle die vierstellige Tafel von Albrecht (das. 1894, aus den »Formeln und Hülfstafeln für geographische Ortsbestimmungen« abgedruckt), auch dreistellige, die sie auswendig wissen oder auf kleinen Karten bei sich führen, die nicht im Handel erschienen sind (Visitenkarte von Wittstein, die praktische Doppelkarte von Pulkowa).

Während man beim praktischen Rechnen immer die gemeinen Logarithmen anwendet, kommen in der Analysis ausschließlich die natürlichen oder hyperbolischen Logarithmen vor, deren Basis die Zahl e (s. Exponentialfunktion) ist. Man findet den gemeinen L. einer Zahl, wenn man den natürlichen mit 0,4342945, dem gemeinen L. von e, multipliziert, welche Zahl der Modulus der gemeinen Logarithmen heißt; der natürliche L. ist gleich dem gemeinen, multipliziert mit 2,3025851, dem natürlichen L. von 10.

Geschichte. Das Rechnen mit Logarithmen hat zuerst Lord John Napier bekannt gemacht (»Mirifici logarithmorum canonis descriptio«, Edinb. 1614), nach welchem der natürliche L. häufig Neperscher L. heißt, obwohl beide nicht identisch sind. Aber lange vor Neper hat, nach dem Zeugnis Keplers, Jobst Bürgi mit Logarithmen gerechnet, obwohl dessen »Progreß-Tabulen« erst 1620 zu Prag erschienen. Briggs machte Neper 1615 den Vorschlag, 10 zur Basis zu wählen, und berechnete erst mit Neper, dann allein die Logarithmen der ersten 1000 auf 8 Dezimalen für die Basis 10 (»Logarithmorum chilias prima«, 1617), denen 1624 die »Arithmetica logarithmica« mit den 14stelligen Logarithmen der Zahlen von 1—20,000 und von 90,000—100,000, in einzelnen Abzügen bis 101,000 folgte. Die Lücke füllte mit 10 Stellen der Buchhändler Vlacq aus, welcher durch seine rechnerischen Bemühungen und durch seine buchhändlerische Thätigkeit am meisten zur Verallgemeinerung des Gebrauches der Briggsschen Logarithmen beigetragen hat. Nächst Vlacq sind Ursinus und Kepler zu nennen, der in seiner »Chilias Logarithmorum« (Marb. 1624) die erste Theorie des L. gab. Die jetzige bequeme Form der Tafeln rührt von Newton her. Die erste unendliche Reihe für die Berechnung gab Mercator 1668, die Reihe für log (1 + x), welche Newton vermutlich schon früher bekannt war; besonders bequem ist die Reihe, welche Vega für die Herstellung seiner Tafeln anwendete. Euler gab die jetzige elementare Theorie, indem er die Theorie des L. in der Introduktion mit der Exponentialfunktion verflocht. Mit dem Namen Additions- und Subtraktions-Logarithmen (Gaußsche Logarithmen) bezeichnet man Tafeln zur bequemen Berechnung von log (a ± b), wenn log a und log b bekannt sind. Dieselben sind zuerst von dem Italiener Leonelli 1803 veröffentlicht, aber erst durch Gauß (1812) in weitern Kreisen bekannt geworden. Vgl. Kleyer, Lehrbuch der Logarithmen (Stuttg. 1884); Stadthagen, Über die Genauigkeit logarithmischer Berechnungen (Berl. 1888); Günther, Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaft, Kap. 5 (Leipz. 1876); R. Wolf, Handbuch der Astronomie (Zür. 1890, 2 Bde.); Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 2 (Leipz. 1892); M. Koppe, Die Behandlung der Logarithmen und der Sinus im Unterricht (Berl. 1893).

Logau, Friedrich, Freiherr von, Epigrammendichter, geb. im Juni 1604 in Brockut bei Nimptsch in Schlesien, gest. 25. Juli 1655 oder 1656 in Liegnitz, besuchte 1614—25 das Gymnasium zu Brieg, studierte später die Rechte vermutlich in Frankfurt a. O., trat als Kanzleirat in die Dienste des Herzogs von Liegnitz, war seit 1648 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bei welcher er den Namen »der Verkleinernde« führte. Seine Epigramme gab er unter dem Namen Salomon v. Golaw (Anagramm von Logau) heraus (»Erstes Hundert deutscher Reimensprüche«, Bresl. 1638; »Deutscher Sinngedichte Drey Tausend«, das. 1654). Die meisten seiner Epigramme bewegen sich außerhalb der gewöhnlichen Sphäre dieser Dichtungsart. Sie sind originell und glücklich erfunden und tragen das Gepräge eines kräftigen Gemüts und eines hohen sittlichen Adels, lassen aber auch erkennen, daß L. durch die Zeitereignisse und durch persönliches Mißgeschick erregt und schwermütig gestimmt war. Das Hofleben, der Verfall des Vaterlandes infolge der Kriegsnot, Unsittlichkeit und Charakterfehler aller Art, die herrschende ausländische Kleidertracht und andre öffentliche Mißstände sind es vorzugsweise, welche seine Satire trifft. Vers und Sprache zeigen Opitzschen Einfluß, doch erinnert gerade in den bessern Epigrammen der Ausdruck oft an das volkstümliche Sprichwort. Ramler und Lessing veranstalteten eine am sprachlichen Ausdruck willkürlich bessernde Auswahl seiner bald in Vergessenheit geratenen »Sinngedichte«, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters (Leipz. 1759; 2. Aufl. 1791, 2 Bde.). Eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte besorgte Eitner (Stuttg., Litterarischer Verein, 1872), der auch eine Auswahl (Leipz. 1870, mit ausführlicher biographischer Einleitung) herausgab.

Logbrett (Logscheftor), s. Log.

Logbuch, das gesetzlich vorgeschriebene Tagebuch, in welches auf Schiffen die wichtigsten Vorkommnisse,

gesteuerte Kurse, Logergebnisse, Abtrift, Segelführung, meteorologische Beobachtungen ꝛc., von den wachthabenden Offizieren, bez. Steuerleuten eingetragen werden. Vgl. »Instruktion für den Kommandanten eines von S. M. Schiffen« (Berl. 1877, mit Nachträgen).

Loge (franz., spr. lōsche), ein nach einer Seite offenes Kabinett, namentlich in Schauspielhäusern ꝛc. die durch Scheidewände voneinander getrennten, mit gesonderten Zugängen und einer nur kleinen Zahl von Sitzplätzen versehenen Zuschauerzellen (Parterre-, Proszeniums- ꝛc. L.); Portierloge, Zimmer oder Kammer eines Portiers, meist am Treppenfuß. Vgl. auch Loggia. — In der Bedeutung von Hütte (»Bauhütte«, s. d.) gebraucht man das Wort L. in der Freimaurerei (s. d.) und bezeichnet danach mit demselben auch die Versammlungen andrer, in der äußern Form den Freimaurern nachgebildeter Gesellschaften.

Logeion (»Sprechplatz«), im altgriech. Theater der Standort der Schauspieler auf der Bühne, von dem aus sie sprachen.

Logelbach, 1) s. Fecht. — 2) Fabrikort, s. Kolmar 1).

Logement (franz., spr. losch'māng), Wohnung; in der Befestigungskunst flüchtige Verteidigungsanlage, die der Angreifer in genommenen Festungswerken, in Minentrichtern, auf Breschen ꝛc. herstellt, um das gewonnene Werk behaupten, im Festungskriege auch gesichert von da aus weiter vorgehen zu können.

Logenbruder, soviel wie Freimaurer, s. Freimaurerei, besonders S. 852.

Logg, soviel wie Log.

Loggats (Loggets, engl.), ein in der Kirchhofszene von Shakespeares »Hamlet« erwähntes, dem germanischen Heidenwerfen (s. d.) ähnliches Spiel, welches Heinrich VIII. für ganz England verbot.

Loggen, die Fahrgeschwindigkeit eines Schiffs messen (s. Log).

Logger, s. Lugger.

Loggia (ital., spr. lóddscha, franz. Loge), eine halb offene Bogenhalle, wie z. B. die L. de' Lanzi in Florenz oder die ihr nachgebildete Feldherrenhalle in München; dann der Bogengang längs der Seite eines Gebäudes, wie die mit Grotesken und Gemälden von Raffael verzierten Loggien im Vatikan zu Rom, die des Cornelius in der Pinakothek zu München ꝛc.; ferner das große, aus mehreren Abteilungen bestehende mittlere Prachtfenster im Hauptstockwerk eines Gebäudes, z. B. an den Palästen Venedigs, das in der modernen Architektur, namentlich beim Bau von ländlichen Wohnhäusern viel nachgeahmt wird.

Logglas, s. Log.

Loghem, Martinus Gesinus Lambert van, unter dem Pseudonym Fiore della Neve bekannter niederländ. Dichter, geb. 3. April 1849 in Leiden, studierte daselbst, war von 1873—83 Lehrer zu Goes und Amsterdam und lebt gegenwärtig als Journalist und seit 1894 als Regisseur des Amsterdamer Theaters in Amsterdam. Er schrieb die Dichtungen »Eene liefde in het Zuiden« (Sneek 1881); »Liana« (das. 1882); »Van eene Sultane« (das. 1884); »Emmy« (Amsterd. 1888), den Roman »Victor« (das. 1888), die Novellensammlung »Blond en Blauw« (das. 1888) und Beiträge zu der Zeitschrift »Nederland«, welche er redigiert. Ferner übersetzte er Carmen Sylvas »Meine Ruh'« (Sneek 1886) und verfaßte mehrere Operntexte, zum Teil in deutscher Sprache.

Logier (spr. -schjē), Johann Bernhard, Musikpädagog, geb. 9. Febr. 1777 in Kassel, gest. 27. Juli 1846 in Dublin, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater (Violinist der kurfürstlichen Kapelle), seine weitere Ausbildung aber in England, wo er von 1805 an, mit Ausnahme eines dreijährigen Aufenthalts in Berlin (1822—25), sein Leben als Musiklehrer verbrachte. L. ist Erfinder des Chiroplasten (s. d.) und einer längere Zeit Aufsehen erregenden eigentümlichen Lehrmethode, die davon ausging, mehrere Schüler gleichzeitig im Klavierspiel zu unterrichten und damit das Studium der Harmonielehre zu verbinden. L. hat seine Methode in dem »System der Musikwissenschaft« (Berl. 1827) veröffentlicht.

Logieren (franz., spr. -schī-), wohnen; auch beherbergen, unterbringen.

Lōgik (lat. logica, vom griech. logos, »Vernunft, Vernunftschluß«), Denklehre, d. h. die Wissenschaft, welche sich mit der Erforschung der dem Denken innewohnenden und seine mannigfaltigen Bethätigungen beherrschenden Gesetze beschäftigt. Daß es solche geben muß, ist insofern klar, als das Denken im Unterschiede von der sinnlichen Wahrnehmung nicht bloß passiv Gegebenes aufnimmt, sondern dasselbe aktiv verarbeitet und so die ihm eigentümlichen Erzeugnisse der Begriffe, Urteile und Schlüsse hervorbringt, deren Inhalt aus der Erfahrung, deren Form aber aus dem Denken stammt. Von der Psychologie, welche das Seelenleben in seinem ganzen Umfange (somit auch das Denken) zum Gegenstand hat, unterscheidet sich die L. dadurch, daß jene die Gesetze zu ermitteln sucht, nach denen Vorstellungen im Geist entstehen und sich verbinden, ohne Rücksicht darauf, ob diese Verbindungen dem Zusammenhang der Vorstellungsobjekte entsprechen oder nicht, diese aber die Gesetze, nach welchen die Vorstellungen verbunden werden müssen, um objektiv gültige Erkenntnis zu erzielen; jene stellt sich auf den Standpunkt eines objektiven Beobachters des Denkprozesses, diese auf denjenigen des Denkenden selbst, um die durch den Denkzweck (die Wahrheit) bedingten Regeln des richtigen Denkens zum Bewußtsein zu erheben. Nicht unpassend hat man deshalb die L. eine Ethik des Denkens genannt; wie letztere ist auch die L. eine Normalwissenschaft, während die Psychologie eine Naturwissenschaft des innern Lebens ist, welche nicht nach dem Sollen, sondern nach dem Sein fragt. Doch sind deswegen die logischen Normen (ebenso wie die sittlichen) keine Gebote einer über dem Denken stehenden fremden Autorität, sondern aus dem Denken (wie jene aus dem Willen) selbst geschöpft; das Denken befolgt seiner Natur nach die logischen Gesetze, welche die L. nur in abstracto formuliert. Daher kommt es auch, daß wir durch die L. eigentlich nichts (dem Stoffe nach) Neues, sondern lauter selbstverständliche Dinge lernen; selbstverständlich erscheint uns eben naturgemäß alles, was in den Gesetzen unsers eignen Denkens begründet ist. Nun könnte man noch fragen, ob denn das Denken überhaupt in sich selbst Kriterien der Gültigkeit des Gedachten besitzen könne, da doch diese auf der Übereinstimmung zwischen Denken und Sein beruhe, und ob nicht die Aufgabe der L. mit derjenigen der Erkenntnistheorie zusammenfalle, welche die Bedingungen der objektiven Gültigkeit des Erkennens untersucht. Hier muß unterschieden werden zwischen dem unmittelbaren u. dem mittelbaren Erkennen; mit ersterm (wie es in der sinnlichen Wahrnehmung, in den Axiomen der einzelnen Wissenschaften ꝛc. vorliegt) beschäftigt sich die Erkenntnistheorie, mit letzterm, d. h. dem aus der Verknüpfung unmittelbar gewisser Sätze abgeleiteten Wissen, die L. Dem entsprechend bildet den Hauptteil der L. die Lehre

vom Schließen, wie sie zuerst von Aristoteles (s. d.), dem Vater der L., in seinen »ersten Analytiken« systematisch aufgestellt wurde; als Ergänzung hat man später der Schlußlehre noch einige allgemeine Bestimmungen über die Urteile und ihre Unterschiede sowie über die Begriffe (Definition, Über- und Unterordnung der Begriffe ꝛc.) beigefügt und das Ganze als logische Elementarlehre bezeichnet, der dann in der Regel die Vorschriften über die systematische Ordnung von Begriffen und Urteilen zu einem zusammenhängenden Ganzen (also über Einteilung der Begriffe, über die Führung von Beweisen ꝛc.) unter dem Namen Methodenlehre als ein zweiter Hauptteil der L. an die Seite gestellt werden. Nach dem Gesagten bietet nun aber die Übereinstimmung unsrer Gedanken mit den logischen Normen noch keine Garantie für ihre Wahrheit, denn durch logisch richtiges Denken kann (wie durch richtiges Rechnen) doch ein falsches Resultat erhalten werden, wenn die Voraussetzungen, von denen es ausgeht, falsch waren; ebenso entsteht umgekehrt durch falsches Denken bisweilen doch ein (sachlich) richtiges Resultat; in der L. handelt es sich eben nur um die formale, nicht um die materiale Richtigkeit; über letztere kann vom Gesichtspunkte der L. aus nichts entschieden werden, man hat sie daher selbst eine formale Wissenschaft genannt. Es kommt dies daher, daß durch den Denkprozeß niemals ein neuer Inhalt unsers Wissens geschaffen, sondern nur die vorhandenen Bestandteile desselben in neue Beziehungen zu einander gebracht werden, wodurch es auch allein möglich ist, daß das Denken überhaupt a priori, d. h. ohne sich Schritt für Schritt der Übereinstimmung mit dem Sein zu vergewissern, zu wahren Ergebnissen gelangen kann. Nur wer mit dem logischen Realismus (s. d.), wie er sich bei Platon, Aristoteles und den Scholastikern des Mittelalters findet, Begriff und Gegenstand oder mit Hegel Denken und Sein als identisch ansieht, kann die Meinung haben, daß das logisch richtige Denken nicht nur formal, sondern auch material richtige Resultate von sich aus zu erzeugen vermöge. So versuchte in der That Raimundus Lullus (s. d.) in seiner »Ars magna« eine Anweisung zu geben, wie man alles Wissen auf Grund einer Begriffstabelle durch rein logische Operationen entwickeln könne, und bei Hegel fällt die Metaphysik vollständig mit der L. zusammen. Bekanntlich entartete jedoch die scholastische Begriffswissenschaft zu unfruchtbaren Wortspielereien, u. Hegel gelang es nur durch Erschleichungen, die Mannigfaltigkeit des Seins logisch aus den Denkgesetzen heraus zu entwickeln. In das entgegengesetzte Extrem verfallen diejenigen, welche (wie Baco, Mill und neuerdings Schuppe) die formale L. für wertlos erklären. Sie ist zwar kein Instrument, um materiell neue Wahrheiten zu produzieren, aber sie lehrt uns doch unsre Gedanken in richtige Verbindung untereinander zu bringen; ferner bilden zwar im konkreten Denkprozeß Form und Inhalt immer ein unauflösliches Ganze, aber man kann doch von den Besonderheiten des Gedachten bis zu einem gewissen Grade abstrahieren, um nur auf die bei aller Verschiedenheit des Gedachten übereinstimmende Form der Verknüpfung zu achten. Immerhin hat die überlieferte formale L. nach verschiedenen Seiten hin unverkennbare Mängel. Erstens sind in derselben vielfach die grammatischen Formen des sprachlichen Ausdrucks mit den logischen Formen des Denkens verwechselt worden. Der Organismus der Sprache hat sich aber zwar in seinen Grundzügen, keineswegs jedoch in allen Einzelheiten nach rein logischen Gesichtspunkten entwickelt, weswegen den Verschiedenheiten des Ausdrucks nicht in allen Fällen Verschiedenheiten des Gedankens entsprechen und umgekehrt. Man hat deshalb versucht, die L. von der Sprache ganz unabhängig zu machen und die Begriffe u. ihre logischen Beziehungen algebraisch zu symbolisieren (exakte, algebraische L.). Zweitens pflegt die gewöhnliche L. nach der Herkunft der Begriffe, aus welchen Urteile und Schlüsse gebildet werden sollen, nicht zu fragen und deswegen auch alle Begriffe als gleichwertig zu betrachten und nach demselben Schema zu behandeln, während doch z. B. die Ding-, Eigenschafts-, Thätigkeitsbegriffe ꝛc. eine sehr verschiedene Bedeutung haben. Die meisten neuern Logiker haben deshalb die Theorie des Ursprungs der Begriffe (der Abstraktion) und die erkenntnistheoretische Untersuchung ihres Gehaltes mit in das System der L. aufgenommen. Endlich hat sich in der Neuzeit immer mehr das Bedürfnis geltend gemacht, die L. in engere Beziehung zu der produktiven wissenschaftlichen Forschung zu bringen und für dieselbe nutzbar zu machen, indem man nicht nur die formalen Operationen des Denkens, sondern auch den Prozeß der Gewinnung materiell neuen Wissens in das Bereich derselben hereinzog. So suchte schon Bacon (s. d.) in seinem »Novum organon« an Stelle des unfruchtbaren Schematismus der scholastischen L. eine L. der Induktion zu setzen, welche die Regeln für die Ableitung allgemeiner Gesetze aus der Erfahrung enthalten sollte (eine Aufgabe, die allerdings erst Stuart Mill in klassischer Weise gelöst hat), und die meisten neuern Darstellungen der L. beschäftigen sich sehr eingehend mit den heuristischen Methoden. Da die Kenntnis derselben nur in den einzelnen Wissenschaften selbst zu gewinnen ist und sie auch in diesen je nach der Besonderheit des Gegenstandes verschiedene Gestalt annehmen, so muß auf diesem Gebiete die allgemeine L. sich auf spezielle, die Methoden der einzelnen Wissenschaften betreffende logische Forschungen stützen, welche einen Hauptteil der logischen Arbeit in der Gegenwart bilden. Vgl. Drobisch, Neue Darstellung der L. nach ihren einfachsten Verhältnissen (5. Aufl., Hamb. 1887); Überweg, System der L. (5. Aufl., Bonn 1882); Lotze, Logik (2. Aufl., Leipz. 1880); Sigwart, Logik (2. Aufl., Freiburg 1889—93, 2 Bde.); Wundt, L., eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis (Stuttg. 1879—83, 2 Bde., 2. Aufl. 1893—95); Erdmann, Logik (1. Bd., Halle 1892); Schuppe, Erkenntnistheoretische L. (Bonn 1878); Schröder, Vorlesungen über die Algebra der L. (Leipz. 1890—92, 2 Bde.); Mill, A system of logic rationative and inductive (10. Aufl., Lond. 1879; deutsch von Schiel, 4. Aufl., Braunschw. 1877, und von Th. Gomperz, 2. Aufl., Leipz. 1886, 3 Bde.); Prantl, Geschichte der L. im Abendlande (Münch. 1855—70, 4 Bde.).

Logis (franz., spr. -schī), Wohnung.

Lōgisch (griech.), den Gesetzen der Logik (s. d.) angemessen.

Logismographie (griech.), s. Buchhaltung, S. 618.

Logisten (griech.), bei den alten Athenern die zehn Oberrevisoren (Oberrechnungskammer) aller öffentlichen Kassen, denen es zugleich oblag, den abgehenden Beamten innerhalb 30 Tagen nach deren Amtszeit Entlastung zu gewähren, bez. gegen dieselben gerichtlich einzuschreiten.

Logistik (griech.), im Altertum und bis um 1600 das praktische Rechnen mit Zahlen, im Gegensatz zur

Arithmetik, der wissenschaftlichen Zahlenlehre. Vieta führte 1591 den Ausdruck logistica numerosa für das Zahlenrechnen, und l. speciosa für die von ihm erfundene Buchstabenrechnung ein, bald hieß die letztere einfach L., während umgekehrt »4 Species« für die Rechnungsarten gebraucht wurde; heute hat L. seine alte Bedeutung zurückgewonnen. Ferner bedeutet L. die Wissenschaft, welche Zeit und Raum für die taktischen Bewegungen von Truppen ermitteln lehrt.

Logistische Linie, s. Logarithmische Linie.

Logleine, s. Log.

Logographen (griech.), die ältesten griech. Geschichtschreiber, welche durch ihre ersten historischen Versuche in Prosa die Scheidung der prosaischen Geschichte von dem Epos begründeten. Wie dieses, hatte diese Richtung ihren Ursprung in Ionien und bediente sich auch des ionischen Dialekts. Vorzüglich beschäftigten sich die L. mit den Gründungen der Städte, den Genealogien der herrschenden Geschlechter, den Gebräuchen und Einrichtungen der einzelnen Völker, den geographischen Merkwürdigkeiten fremder Länder, hauptsächlich die äußern Erscheinungen betrachtend, ohne den tiefern Zusammenhang der Dinge und Ereignisse zu ergründen. Ihre Zeit fällt von 550 v. Chr. bis in die Perserkriege. Die ältern L. sind Kadmos, Dionysios und Hekatäos von Milet, Akusilaos von Argos, Charon aus Lampsakos ꝛc., die jüngern Xanthos der Lydier, Pherekydes von Leros, Hellanikos von Mytilene, Damastes von Sigeion u. a. Sammlung ihrer Bruchstücke in Müllers »Historicorum graecorum fragmenta« (Bd. 1, Par. 1841).

Logogriph (griech., unrichtig Logogryph), Wort-, Buchstabenrätsel; s. Rätsel.

Logolatrīe (griech.), übertriebene Verehrung des Wortes oder der Vernunft.

Logomēter (griech.), Maßstab zur mechanischen Lösung trigonometrischer Aufgaben.

Logōne (Logon), Landschaft im mittlern Sudân (Nordafrika), am linken Ufer des untern Schari, zwei Tagereisen südöstlich vom Tsadsee, zwischen Bornu im N., Baghirmi im O., Musgu im S. und Mandara im W., 1000 qkm (18 QM.) groß, mit 250,000 Einw. Das flache, von nur 150 m hohen Hügeln durchzogene Land wird vom Fluß L. bewässert, einem linken Nebenfluß des Schari, welch letzterer die Ostgrenze bildet. Die Tierwelt ist vertreten durch den Elefanten, Büffel, Hyäne, Krokodil, Flußpferd, Wildschwein, Giraffe, Antilopen, seltener sind Löwe, Leopard und Nashorn. Sehr zahlreich sind die Wasservögel, namentlich in den vielen Sümpfen. Der äußerst fruchtbare Boden bringt namentlich Sorghum, Baumwolle, Tabak, Gemüse und Indigo hervor. Auch sind die starkgebauten, aber unschönen Bewohner, die zwischen den Makari von Bornu und den Musgu in der Mitte stehen, eifrige Fischer und Verfertiger guter Strohgeflechte; trefflich verstehen sie sich auf die Indigofärberei. Sie sind Mohammedaner, doch gibt es bei ihnen keine Eunuchen. Der Herrscher, Miarai, der ohne die fünf höchsten Würdenträger nichts thun kann, zahlt an Bornu einen jährlichen Tribut von hundert Sklaven und hundert Gewändern (Toben), ist aber im übrigen von demselben ziemlich unabhängig.

Logoneurōse (griech.), Sprachstörung, deren Ursache im Zentralnervensystem liegt.

Logopathīe (griech.), Sprachstörung, insbes. eine solche, die auf gestörter Gedankenbildung beruht.

Logorrhöe (griech.), überstürzter Redefluß, wie er bei Geisteskranken, besonders Tobsüchtigen, vorkommt.

Lógos, ein griechisches Wort, das im allgemeinsten mit Wort oder Vernunft zu übersetzen ist und sich dann auf alle durch die Sprache dargestellten Äußerungen der Vernunft bezieht. Bald bedeutet es Sprache, Rede überhaupt; bald ungebundene Rede oder Prosa; bald Erzählung, Beschreibung und (vorzüglich in der Mehrzahl) Geschichte, daher unter Logioi Geschichtskundige, Gelehrte und Redner im Gegensatz zu den Dichtern, also Prosaisten überhaupt zu verstehen sind; bald bloße Worte im Gegensatz zur Wirklichkeit; bald Gedanke, Beweis, Grund, Rechnung, Proportion, Überlegung, Untersuchung, Lehrsatz, System, ja sogar Weisheit, Logik (s. d.) ꝛc. In der griechischen Philosophie spielte der L. als immanente Weltvernunft von Heraklit an eine große Rolle, namentlich bei den Stoikern; in der daran sich anlehnenden jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie bezeichnete L. den von Ewigkeit her gedachten Weltgedanken Gottes, der bei der Schöpfung aus Gott herausgetreten sei, den sogen. Sohn Gottes, den Abglanz der göttlichen Vollkommenheit, das beim Schöpfungswerk und bei der Erhaltung der Welt beteiligte Mittelwesen zwischen Gott und Welt. Der Evangelist Johannes benutzte diese Idee vom L. zur Darstellung des Verhältnisses Christi zu Gott und hat damit die christliche Dogmenbildung, insonderheit die Christologie (s. d.), stark beeinflußt. Vgl. L. Duncker, Zur Geschichte der christlichen Logoslehre (Götting. 1848); M. Heinze, Die Lehre vom L. in der griechischen Philosophie (Oldenb. 1872).

Logothēt (griech.), Rechnungsführer; bei den Byzantinern soviel wie Kanzler des Reiches.

Logotypen (griech.), in Schriftmetall gegossene Wörter oder Teile von Wörtern, die man an Stelle der Lettern beim Satz von Zeitungen ꝛc. zu verwenden gesucht hat. Nachdem durch H. Johnson die Anwendung von L. im großen ohne Erfolg versucht worden, hat 1868 W. H. Wilkinson in Massachusetts ein aus einzelnen vielfach vorkommenden Silben oder Wortteilen bestehendes System ersonnen, welchem Versuche einer Wiener Schriftgießerei und des Schriftsetzers Weiß in Wien (»Summenglieder-System«) folgten, ohne jedoch in die Praxis Aufnahme gefunden zu haben.

Logrolle, s. Log.

Logroño (spr. -gronnjo), span. Provinz in der Landschaft Altkastilien, grenzt im N. an die Provinzen Alava und Navarra, im O. an Navarra und Saragossa, im S. an Soria, im W. an Burgos und hat einen Flächenraum von 5041 qkm (91,6 QM.). Die Provinz wird im S. vom iberischen Gebirgssystem mit der Sierra de la Demanda (2305 m), Pico de Urbion (2252 m), Sierra Cebollera (2176 m) durchzogen. Das Zentrum füllen Ausläufer dieser Gebirge. Den Norden bildet das zum Ebro abfallende fruchtbare Hügelland der Rioja. Bewässert wird das Land durch den Ebro, welcher großenteils die Nordgrenze der Provinz bildet, und dessen Nebenflüsse: Oja mit Tiron, Najerilla, Iregua, Cidacos und Alhama mit Linares. Die Bevölkerung beträgt (1887) 181,465 Seelen, d. h. 36 pro QKilometer. Der Boden liefert Getreide, viel Wein, Obst, Öl, Flachs, Hopfen, Vieh u. Wolle, dann an mineralischen Produkten: Gips, Salz, silberhaltiges Blei u. Eisen. Die Industrie umfaßt die Schafwollwarenfabrikation, die Thon- u. Lederindustrie ꝛc. Die Provinz zerfällt in neun Gerichtsbezirke.

Logroño, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), am rechten Ufer des Ebro und an der Eisenbahn Castejon-Bilbao gelegen, hat mehrere Kirchen und Klöster, eine alte Ebrobrücke, ein Priester-

seminar, eine höhere Bürgerschule, Schafwollindustrie, Fabrikation von Maschinen, Riemer- u. Sattlerwaren und (1887) 15,567 Einw.

Logrosán, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Caceres, auf einer Anhöhe der Sierra de Guadalupe gelegen, mit (1887) 4133 Einw. In der Nähe mächtige Phosphoritlager.

Logsektor, s. Log.

Logsgasten (Loggäste), auf Kriegsschiffen die für das Loggeschäft bestimmten Mannschaften.

Lögstörkanal, s. Limfjord.

Logwood (engl., spr. lógg-wudd), s. Kampescheholz.

Lohaja (Loheia), befestigte Hafenstadt im türk. Wilajet Jemen, auf einer Landzunge am Arabischen Meerbusen, 170 km westnordwestlich von Sana, mit Kaffeehandel und 5—10,000 Einw.

Lohbad, ein Vollbad mit einer Abkochung von 2—3 kg Lohe.

Lohbeete, ausgemauerte, etwa 1,25 m tiefe, mit frischer, an der Luft getrockneter Gerberlohe gefüllte Gruben, die in Treib- und Warmhäusern, in niedrigen Treib- und Sommerkasten (Lohkasten) angelegt werden, um Tropenpflanzen, tropische Gesäme (vorzüglich hartschalige) und Stecklinge, die für lange Zeit einer gleichmäßigen Bodenwärme bedürfen, aufzunehmen. Wenn das Lohbeet erkaltet, ist es hinreichend, dasselbe umzustechen, um die Wärme auf einige Zeit wiederherzustellen; später mischt man etwa ein Drittel frische Lohe zu der alten und mengt alles gut durcheinander. Neuerdings zieht man das Laub- und Mistbeet dem Lohbeet meist vor.

Lohblüte, s. Myxomyceten.

Lohde, 1) Max, Maler, geb. 13. Febr. 1845 in Berlin, gest. 18. Dez. 1868 in Neapel, studierte bei Cornelius, dessen letzter Schüler er war, und bis 1866 an der Berliner Akademie. Eine Studienreise in Schlesien erweckte sein Interesse für einige aufgefundene Reste alter Sgraffitomalereien, und es gelang ihm, ein besonderes Verfahren in dieser Technik sich anzueignen. 1867 führte er in Sgraffito vier große Kompositionen aus dem troischen Sagenkreis im Treppenhaus des Berliner Sophiengymnasiums aus (in Farbendruck in 4 Blättern, Berl. 1868). Außerdem hat er noch Sgraffitos in den Giebeln der Reitbahn des Kriegsministeriums und andre dekorative Malereien geschaffen.

2) Klarissa, Schriftstellerin, s. Bötticher 1).

Lohden, s. Torf.

Lohe, gemahlene Fichten- oder Eichenrinde, welche zum Lohgerben dient. Zum gröblichen Zerkleinern der Rinde benutzt man Häckselladen und besondere Loheschneidemaschinen, bei welchen gezahnte Cylinder die auf einer Tafel ausgebreitete Rinde gegen rotierende Klingen schieben. Die eigentlichen Lohmühlen sind entweder nach dem Kaffeemühlenprinzip konstruiert und heißen dann Glockenmühlen, oder sie haben, wie die gewöhnlichen Getreidemahlmühlen, horizontale Steine; doch werden in neuerer Zeit auch Desintegratoren und Lohsägemühlen, welche die Arbeit der Schneidemühlen und die der Lohmühlen vereinigen, mit großem Vorteil benutzt. Loheextrakt ist ein wässeriger eingedampfter Auszug von L. (s. Gerbsäureextrakte). Die gebrauchte L. wird vom Gerber ausgepreßt, und die Preßkuchen (Lohkuchen, Lohkäse) kommen als billiges Brennmaterial in den Handel; auch dient jene zum Füllen der Beete in Pflanzen-Warmhäusern. Ausgegorne L. eignet sich, mit etwas Sand vermischt, zum Pflanzen minder zarter Topfgewächse. Über Benutzung der L. in der Gerberei s. Leder, S. 127.

Lohe, linker Nebenfluß der Oder in Schlesien, entsteht aus der Großen und Kleinen L. und mündet 8 km unterhalb Breslau.

Löhe, Wilhelm, Führer des restaurierten Luthertums, geb. 21. Febr. 1808 in Fürth, gest. 2. Jan. 1872 in Neudettelsau, studierte in Erlangen, wurde 1831 in den Kirchendienst getreten, 1837 Pfarrer zu Neudettelsau, von wo er eine weit über die Grenzen der lutherischen Landeskirche Bayerns hinausreichende Wirksamkeit ausübte, teils durch seinen persönlichen, von Tausenden aufgesuchten Umgang, durch seine Ausrüstung lutherischer Sendboten für Nordamerika (seit 1841), durch seine Gesellschaft für innere Mission (seit 1849), durch seinen Verein für weibliche Diakonie (seit 1854), teils durch seine fruchtbare litterarische Thätigkeit. Hervorzuheben sind vor allem die sein Ideal einer bischöflichen Brüderkirche lutherischen Bekenntnisses ausführenden »Drei Bücher von der Kirche« (Stuttg. 1845; 3. Abdr., Gütersl. 1883). Vertreten schon diese einen überspannten, dicht an das Katholische anstreifenden Kirchen-, Amts- und Sakramentsbegriff, so vollends die »Rosenmonate heiliger Frauen« (Stutt. 1860). Für sein strammes Luthertum bezeichnend sind seine »Predigten über das Vaterunser« (5. Aufl., Gütersl. 1890). Zur Separation ist L. nicht geschritten, obwohl er sich mit dem Gedanken an dieselbe 1848—52 getragen und 1860 wegen Verweigerung der kirchlichen Trauung für einen rechtlich Geschiedenen vorübergehend suspendiert war. Vgl. »Wilhelm Löhes Leben, aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt« (Nürnb. u. Gütersl. 1873—92, 3 Bde.); Stählin, L., Thomasius, Harleß (Leipz. 1886).

Loheia, arab. Stadt, s. Lohaja.

Lohengrin, der Hauptheld eines mittelhochdeutschen Gedichts aus dem Ende des 13. Jahrh., ist der Sohn Parzivals, einer der Pfleger des heiligen Grals, kommt, von König Arthur abgesandt, auf einem von einem Schwan gezogenen Fahrzeug der bedrängten Herzogstochter von Brabant, Elsa (Elsam), zu Hilfe, kämpft für sie zu Mainz in Gegenwart des Kaisers Heinrich gegen ihren Feind Telramund, besiegt seinen Gegner und heiratet Elsa, worauf er den Kaiser auf seinem Kriegszug gegen die Ungarn begleitet und für den Papst gegen die Sarazenen kämpft. Als er nach Köln zurückgekehrt, fragt Elsa wider sein Verbot ihn um seine Herkunft; vergebens verweigert er zweimal die Antwort; als sie zum drittenmal fragt, erklärt er sich, kehrt aber zugleich mit dem Schwan zum Gral heim. Das Gedicht rührt, nach Elster, von zwei Verfassern her, deren erster, ein thüringischer Fahrender, die ersten 66 Strophen, und deren zweiter, ein bayrischer Ministeriale, die größere Schlußpartie verfaßte. Beide weichen in Stil, Auffassung und Dialekt stark voneinander ab. Das Werk knüpft an den Schluß von Wolframs »Parzival« an, bei dem der Held Loherangrin, d. h. Garin le Loherain (der Lothringer), heißt, und hat die dort kurz angedeuteten Schicksale unter Benutzung der sogen. Repgowischen Chronik breit ausgesponnen. Später (im 15. Jahrh.) wurde es noch durch Zusätze erweitert und unter dem Namen Lorengel gründlich umgearbeitet (hrsg. von Steinmeyer in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 15). Richard Wagner hat den Stoff zu einer Oper benutzt. Herausgegeben wurde die Lohengrindichtung zuerst von Glöckle (mit Einleitung von Görres, Heidelberg 1813), besser, aber auch noch mangelhaft, von

Rückert (Quedlinb. 1857). Vgl. Elster, Beiträge zur Kritik des L. (Halle 1884); Panzer, Lohengrinstudien (das. 1894), und über die historischen Anknüpfungen: Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs (2. Aufl., Leipz. 1881).

Lohenstein, Daniel Casper von, eins der Häupter der sogen. zweiten schlesischen Dichterschule, geb. 25. Jan. 1635 zu Nimptsch in Schlesien, gest. 28. April 1683 in Breslau, war der Sohn Johann Caspers, der 1670 mit dem Beinamen von Lohenstein in den Adelstand erhoben wurde. L. besuchte das Magdalenengymnasium zu Breslau, studierte seit 1652 in Leipzig und Tübingen die Rechte, machte dann Reisen und vermählte sich nach seiner Rückkehr nach Breslau 1657 mit einer reichen Erbin, durch die er in den Besitz von drei Landgütern kam. Er war zuletzt kaiserlicher Rat und Syndikus der Stadt Breslau. An poetischen Arbeiten, die er als Nebenbeschäftigung trieb, haben wir von ihm lyrische Gedichte (»Blumen« betitelt), sechs Tragödien und den großen heroischen Roman »Großmütiger Feldherr Arminius, oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda etc.« (Leipz. 1689—90). Dies kolossale Werk (es enthält in zwei Quartanten 3076 zweispaltige Seiten und ist noch unvollendet) galt für einen der besten heroisch-galanten Romane, namentlich wegen der darin enthaltenen »Realien und Sententien«, die auch besonders herausgegeben wurden (von Männling, Stargard 1708). Die lyrischen Gedichte überbieten selbst die von Hoffmannswaldau an Geschmacklosigkeit; die Tragödien (»Ibrahim Bassa«, »Agrippina«, »Ibrahim Sultan«, »Epicharis«, »Kleopatra«, »Sophonisbe«) sind roh, reich an bestialischen Szenen, dabei in der Diktion voll jenes unerträglichen Schwulstes, der noch heute unter Lohensteins Namen sprichwörtlich ist. »Schwerlastende« Worte zu häufen war ihm Lieblingsgewohnheit, und bei der Ausmalung unsittlicher, grausamer und geradezu schmutziger Szenen verweilte er mit besonderm Behagen, wiewohl auch er, wie Hoffmannswaldau, im Leben als ein nüchterner, ehrbar wandelnder Mann sich darstellte. Gesammelt erschienen seine »Trauer- u. Lustgedichte« (Bresl. 1680 u. ö., Leipz. 1732), in Auswahl von Bobertag (in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 36). Vgl. Passow, D. K. v. L., seine Trauerspiele und seine Sprache (Meining. 1852); Kerckhoffs, K. v. Lohensteins Trauerspiele (Paderb. 1877); Konrad Müller, Beiträge zum Leben und Dichten Dan. Caspers v. L. (Bresl. 1882).

Löher, Franz von, Gelehrter und Schriftsteller, geb. 15. Okt. 1818 in Paderborn, gest. 2. März 1892 in München, studierte in Halle, Freiburg, München und Wien die Rechte sowie nebenbei Geschichte und Naturwissenschaft, bereiste 1846—47 Kanada und die Vereinigten Staaten, sammelte hier Materialien zu einer Geschichte der Deutschen in Amerika, wovon ein Teil in den Schriften: »Des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte« (Cincinnati 1847) und »Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika« (das. 1848; 2. Ausg., Götting. 1855) verarbeitet ist, und kehrte Ende 1847 über Frankreich nach Paderborn zurück, wo er 1848 die »Westfälische Zeitung« gründete. Im Frühjahr 1849 ward er in die Zweite Kammer in Berlin gewählt, wo er sich zur gemäßigten Linken hielt, bekleidete darauf einige Jahre lang das Amt eines Stadtverordnetenvorstehers in Paderborn, habilitierte sich 1853 als Privatdozent für Staats- und Rechtsgeschichte in Göttingen und folgte 1855 einem Ruf als Professor an die Universität zu München, wo ihn König Max in seine Umgebung zog. Später ward er Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften u. 1865 Direktor des bayrischen Reichsarchivs. Im Auftrag des Königs Max machte er 1863 eine Reise nach Rom und Unteritalien, 1873 bereiste er im Auftrag des Königs Ludwig II. die Kanarischen und griechischen Inseln, 1875 Cypern und Kreta. Ende 1888 trat er in den Ruhestand. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen« (Halle 1846); »System des preußischen Landrechts« (Paderb. 1852); »Land und Leute in der Alten und Neuen Welt« (Götting. 1854—59, 3 Bde.); »General Spork« (das. 1854, 2. Aufl. 1858), eine biographische Dichtung; »König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen« (Münch. 1858); »Jakobäa von Bayern« (Nördling. 1862—69, 2 Bde.); »Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Bayern« (Münch. 1865—66); »Abrechnung mit Frankreich« (Hildburgh. 1870); »Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen« (Leipz. 1871); »Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn« (Münch. 1874); »Geschichte des Kampfes um Paderborn 1597—1604« (Berl. 1875); »Kaiser Friedrichs II. Kampf um Cypern« (Münch. 1878); »Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde« (Frankf. 1885, 2 Bde.); »Archivlehre« (Paderb. 1890); »Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter« (München 1891—94, 3 Bde.); die Reiseskizzen: »Sizilien und Neapel« (das. 1864, 2 Bde.), »Die Magyaren und andre Ungarn« (Leipz. 1874), »Griechische Küstenfahrten« (Bielef. 1876), »Kretische Gestade« (das. 1876), »Nach den Glücklichen Inseln. Kanarische Reisetage« (das. 1877), »Cypern« (Stuttg. 1878, 3. Aufl. 1880), »Rußlands Werden und Wollen« (Münch. 1881). Auch gab er die »Archivalische Zeitschrift« (Stuttg. u. Münch. 1876—88, 13 Bde.) heraus.

Loher und Maller, Roman, den Elisabeth, Gräfin von Nassau-Saarbrücken (s. Elisabeth von Lothringen), 1437 aus dem Französischen übersetzte. Der französische Text war von ihrer Mutter, der Herzogin Margarete von Lothringen (einer Urenkelin Joinvilles), 1405 durch Prosaauflösung einer uns nicht erhaltenen Chanson de geste (»Lohier et Mallart«) hergestellt worden, in der Erinnerungen an die Schlacht bei Fontenoy (841) fortlebten. Der deutsche Roman (zuerst Straßb. 1513) wurde erneuert von F. Schlegel (1805) und von Simrock (Stuttg. 1868).

Lohextrakt, s. Lohe.

Lohfarbe, Farbe, welche dem lohgaren Leder gleicht, wird aus der Rinde von Erlen, Eichen etc. bereitet und zum Färben grober Zeuge, besonders grober Leinwand (Lohleinwand), verwendet.

Lohgar
Lohgerberei } s. Leder, S. 127.

Lohhecken, s. Hackwald.

Lohitavölker, die unkultivierten Gebirgsstämme in Assam und den Nachbarländern, welche sich an die Birmanen anschließen, und zu denen die Kotsch, Katschari, Garo, Tipura (Tipperah), Mikir, Naga, Kuki, Khasi, Lolo (s. diese Artikel) nebst andern kleinern gehören. Sie bilden ein Mittelglied zwischen den Stämmen in Tibet, Birma und Jünnan und stehen den Himalajavölkern (s. d.) nahe.

Lohkäse (Lohkuchen), s. Lohe.

Lohkasten, s. Lohbeete.

Lohleinwand, s. Lohfarbe.

Lohman, Alexander de Savornin, niederländ. Staatsmann, geb. 1837 in Groningen, studierte

daselbst und war bis 1884 Richter zu Appingedam und Herzogenbusch. Er war Mitarbeiter am neuen Strafgesetzbuch, wurde 1879 Mitglied der Zweiten, 1894 der Ersten Kammer, 1884 Professor an der neuerrichteten freien Universität in Amsterdam, 1890 Minister des Innern im antirevolutionär-katholischen Ministerium Mackay, das 1891 fiel. L. ist eine der Hauptstützen der antirevolutionären Partei und der calvinistischen Bewegung in der niederländischen reformierten Kirche. Er veröffentlichte Reden und Schriften juridisch-theologischen und politischen Inhalts.

Lohme, Dorf an der Nordküste der Halbinsel Jasmund auf der Insel Rügen, hat ein Seebad (jährlich ca. 900 Badegäste) und 108 Einw.

Lohmen, Flecken in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Pirna, an der Wesenitz und der Linie Pirna-Arnsdorf der Sächsischen Staatsbahn, hat eine schöne evang. Kirche, ein malerisch gelegenes Schloß, ein Domänengut mit großer Merinoschäferei, Holzstofffabrikation, Sandsteinbrüche, Bierbrauerei und (1890) 1755 Einwohner.

Lohmeyer, Karl Heinrich, Historiker, geb. 24. Sept. 1832 in Gumbinnen, seit seiner Geburt ohne Arme, studierte in Königsberg Geschichte und ward 1873 Professor an der Universität daselbst. Er schrieb: »De Richardo Angliae rege« (Königsb. 1857); »Geschichte von Ost- und Westpreußen« (1. Teil, 2. Aufl., Gotha 1881); »Hilfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preußischen Geschichte« und »in der deutschen Geschichte« (mit Thomas, Halle 1886); »Herzog Albrecht von Preußen« (Danzig 1890) und übersetzte Paolis »Grundriß zu Vorlesungen über lateinische Paläographie« (2. Aufl., Innsbr. 1889) und »Die Abkürzungen in der latein. Schrift des Mittelalters« (das. 1892).

Lohmühlen, s. Lohe.

Lohn, im weitern Sinne die Vergeltung für gebrachte Opfer, in der Nationalökonomie die Vergütung für geleistete Dienste; gewöhnlich wird die Bezeichnung nur auf einfachere, vorwiegend körperliche und mechanische Arbeiten angewendet (s. Arbeitslohn), während man den L. für qualifizierte, geistige Arbeiten, zumal bei einem auf längere (Lebens-) Zeit abgeschlossenen Vertrag, als Honorar, Gage, Sold, Besoldung, Gehalt ꝛc. bezeichnet.

Lohnabtreibung, s. Abtreibung der Leibesfrucht.

Lohnbeschlagnahme, s. Pfändung.

Lohnfondstheorie | **Lohngesetz, ehernes** | s. Arbeitslohn, S. 804.

Lohnklassen, s. Invaliditätsversicherung, S. 307.

Lohnsteuer (Besoldungssteuer), Steuer auf das Einkommen aus Arbeit, im engern Sinne nur Besteuerung des gemeinen Lohns, im weitern Sinne Besteuerung des gesamten Arbeitseinkommens einschließlich der Honorare, Gehälter ꝛc. Sie findet wie jede Ertragssteuer ihre Rechtfertigung darin, daß dieses Einkommen steuerfähig ist. Weil nun der Lohn meist das Gesamteinkommen der betreffenden Steuerpflichtigen bildet, wird auch die L. als Glied des Ertragsteuersystems bisweilen als »spezielle Einkommensteuer« bezeichnet (Bayern). Wo eine allgemeine Einkommensteuer besteht (Preußen), wird das Arbeitseinkommen nur mit dieser getroffen. Ob die als selbständige Unternehmungen getriebenen liberalen Berufe durch die L. oder durch die Gewerbesteuer getroffen werden sollen, ist lediglich eine Frage der Technik der Besteuerung. Die Einsteuerung erfolgt am besten bei dem gemeinen Arbeitslohn durch Klassenbildung und Einschätzung mit indirekter Erhebung unter Vorschuß durch die Arbeitgeber, bei Gehalten und Besoldungen durch direkte Bemessung und Einhebung, bei liberalen Berufsarten durch Deklarationspflicht unter auf äußere Merkmale gestützter Kontrolle. Gegen die direkte Besteuerung der geringen Arbeitslöhne sprechen bei der L. die gleichen Gründe wie bei der Einkommensteuer. Man trifft solche Bezüge am zweckmäßigsten durch indirekte, insbes. durch Verbrauchssteuern.

Lohntaxe, der obrigkeitlich festgestellte Lohnsatz. Dieselbe war früher vielfach üblich, und zwar bestand sie meist in einem Höchstbetrag, über welchen die Forderung des Arbeiters und die Verwilligung des Arbeitgebers nicht hinausgehen durften. Heute überläßt man Regelung und Bestimmung der Lohnhöhe der freien Vereinbarung der Beteiligten; die L. kommt nur noch ausnahmsweise vor. So können nach der deutschen Gewerbeordnung (§ 76) durch die Ortspolizeibehörde in Übereinstimmung mit der Gemeindebehörde für Lohnbediente und andre Personen, welche auf öffentlichen Straßen und Plätzen oder in Wirtshäusern ihre Dienste anbieten, Taxen festgesetzt werden. Vgl. Taxen.

Löhnung, soviel wie Sold (s. d.) der Gemeinen und Unteroffiziere, wird zehntäglich gezahlt.

Lohr, soviel wie Bruch (s. d., S. 546).

Lohr, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, rechts am Main, über den hier eine schöne Brücke führt, Knotenpunkt der Linien Treuchtlingen-Aschaffenburg u. L.-Wertheim der Bayrischen Staatsbahn, 159 m ü. M., hat 4 Kirchen (darunter eine evangelische), ein Schloß, ein Progymnasium, eine Präparandenanstalt, eine Waldbauschule, ein Kapuziner- und ein Franziskanerinnenkloster, ein großes Hospital, ein Amtsgericht, 2 Forstämter, ein Eisenwerk mit Eisengießerei und 2 Hammerwerken, Fabrikation von Hohlglas, Holzwolle, Holzstoff, Schwerspat, Kisten, Zementwaren, Papier, Pappdeckeln, Essig und Likör, Schiffbau, ein Sägewerk, Pottaschensiederei, starken Holzhandel und (1890) 4207 Einw., davon 280 Evangelische und 46 Juden In der Nähe die Valentinuskapelle und der Wallfahrtsort Mariabuchen mit Kapuzinerkloster. — L. erhielt 1333 vom Kaiser Ludwig Stadtrechte, gehörte bis 1555 den Herren von Rieneck, kam dann an das Erzstift Mainz und that sich zu Anfang des 17. Jahrh. durch seine Hexengerichte hervor (1628 allein wurden 52 Personen als Hexen hingerichtet). 1803 wurde es dem Fürstentum Aschaffenburg zugeteilt und fiel 1810 an Bayern. Vgl. Höfling, Geschichte der Stadt L.

Lohrinde, die zum Gerben benutzte Rinde.

Lohrmann, Wilhelm Gotthelf, Selenograph, geb. 31. Jan. 1796 in Dresden, gest. 20. Febr. 1840, erhielt 1815 eine Anstellung bei der sächsischen Landesvermessung, ward 1823 Vermessungsinspektor, 1827 Oberinspektor des mathematischen Salons in Dresden und 1828 Direktor der neugegründeten technischen Bildungsanstalt (des spätern Polytechnikums), 1840 Direktor der Kameralvermessung. L. machte 1822—1836 nach einem mit Encke verabredeten Plan systematische Beobachtungen der Mondoberfläche, veröffentlichte aber von diesem großen Werk nur eine Abteilung: »Topographie der sichtbaren Mondoberfläche« (Leipz. 1824); das vollständige Werk wurde 1878 von J. F. J. Schmidt veröffentlicht als »Mondkarte in 25 Sektionen« (neue Ausg. von Ebert, Leipz. 1892). Außerdem lieferte L. noch eine Übersichtskarte: »Karte des Mondes. Mittlere Libration« (Leipz. 1839). Auch

schrieb er: »Das Planetensystem der Sonne« (mit 3 Karten, Dresd. 1822).

Lohröl, s. Laurus.

Lohsteine, s. Mauersteine.

Loi (franz. spr. lŭá), Gesetz; im Münzwesen soviel wie Feingehalt (s. d.).

Loibl, 1370 m hoher Paß der Karawanken, über welchen die 1728 vollendete Straße von Klagenfurt nach Krainburg führt.

Loigny (spr. lŭannji), Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, Arrond. Châteaudun, mit (1891) 508 Einw., bekannt durch das siegreiche Treffen der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg (1. bayrisches Korps, 17. und 22. preußische Infanterie-, 2. und 4. Kavalleriedivision) gegen das 15., 16. und 17. französische Korps unter General Chanzy 2. Dez. 1870. Durch dasselbe wurde der linke Flügel der französischen Loire-Armee entscheidend geschlagen und die Wiedereinnahme von Orléans vorbereitet. Der Verlust der deutschen Armeeabteilung belief sich auf 200 Offiziere und 4000 Mann, die Franzosen verloren 18,000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen und 9 Geschütze. Vgl. Kunz, Die Schlacht von L.-Poupry (Berl. 1893).

Loing (spr. lŭäng), linker Nebenfluß der Seine in Frankreich, entspringt bei St.-Sauveur im Depart. Yonne, fließt in nördlicher Richtung durch die Departements Loiret und Seine-et-Marne, nimmt die Ouanne auf und mündet nach 160 km langem Lauf bei Moret. Dem Laufe des L. folgt von Rogny an der Briarekanal, welcher bei Buges mit dem Orléanskanal in Verbindung steht, und von Buges bis zur Mündung des L. der 50 km lange Loingkanal.

Loir (spr. lŭár), Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt bei Illiers im Depart. Eure-et-Loir, durchfließt in südwestlicher Richtung das nach ihm benannte Depart. Loir-et-Cher sowie die Departements Sarthe und Maine-et-Loire, nimmt die Braye auf und mündet bei Briollay in die Sarthe, welche er an Länge übertrifft. Der Fluß ist nämlich 310 km lang, wovon 120 km schiffbar sind.

Das **Departement Loir-et-Cher**, aus Teilen von Orléanais und der Touraine gebildet, wird begrenzt von den Departements Eure-et-Loir im N., Loiret im NO., Cher im SO., Indre im S., Indre-et-Loire im SW. und Sarthe im NW. und umfaßt 6581 qkm (119,5 QM.). Es ist fast ganz flach und gehört, sich nach SW. abdachend, zum Bassin der Loire und geologisch zum Pariser Tertiärbecken. Der Hauptfluß des Departements ist die Loire, die, auf eine Strecke von 55 km das Departement durchströmend und dasselbe in zwei fast gleiche Hälften teilend, durchweg schiffbar ist. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind: der Cher mit der Sauldre, dem Beuvron und Cosson. Nördlich von der Loire, fast parallel mit ihr, durchfließt der Fluß L. das Departement. Das Klima ist im ganzen mild (11° im Mittel). Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 280,338 Seelen (d. h. 44 auf 1 qkm). Der Boden ist in den beiden Plateaus, welche durch das fruchtbare und liebliche Loirethal voneinander getrennt werden, von verschiedener Beschaffenheit; der nördliche, zu den Landschaften Beauce und Perche gehörige Teil ist im allgemeinen fruchtbarer als der südliche, insbesondere bildete der südöstliche, zur Sologne (s. d.) gehörige Landstrich früher eine unwirtliche, aus Moorgründen mit Teichen und sandigen Strecken auf thoniger Unterlage bestehende Fläche, welche jedoch in neuerer Zeit entwässert und urbar gemacht worden ist. Im ganzen kommen 380,759 Hektar auf Ackerland, 28,233 auf Wiesen, 41,550 auf Weinland, 130,053 auf Wald, 16,490 auf Heideland. Hauptprodukte sind: Getreide, Weizen (1893: 675,351 hl) und hauptsächlich Hafer (883,410 hl), Kartoffeln, Klee, Futterrüben, Wein (1893: 995,965 hl), Obst (auch zu Cider verarbeitet) und Bauholz. Die Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht ist beträchtlich; 1893 wurden 35,110 Pferde (in zwei Rassen: Percherons und Solognots), 69,377 Stück Rindvieh und 201,897 Schafe gezählt; Kleinwild, Geflügel, Bienen und Fische gibt es im Überfluß. Das Mineralreich bietet hauptsächlich Bausteine. Die Industrie ist nicht sehr entwickelt; sie umfaßt einige Etablissements für Eisengießerei, Tuch-, Papier-, Pergament-, Glas- und Kerzenfabrikation, Essigsiederei und Gerberei. Ausfuhrartikel sind landwirtschaftliche Produkte, insbes. Wein, Holz, Viehfutter, Fleisch und Getreide; eingeführt wird hauptsächlich Kohle. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements: Blois, Romorantin und Vendôme. Hauptstadt ist Blois.

Loire (spr. lŭár', lat. Liger), der bedeutendste Fluß Frankreichs, entspringt in den Cevennen, 1375 m ü. M., an den Abhängen des Gerbier de Jonc, im Depart. Ardèche, fließt die Hälfte seines Laufes in nördlicher u. nordwestlicher Hauptrichtung, wendet sich bei Orléans nach W. und mündet unterhalb Nantes buchtartig erweitert bei St.-Nazaire in den Atlantischen Ozean. Die ganze Länge des Laufes der L. beträgt 1002 km, das Stromgebiet 121,092 qkm (2199 QM.). Bei Vorey (Depart. Oberloire) wird sie flößbar, bei Noirie (Depart. Loire) für Flußschiffe und bei Nantes für Seeschiffe schiffbar. Die mittlere Höhe ihres Wasserstandes ist 2—3 m, ihr Gefälle wechselt zwischen 1 m (zwischen Noirie und Roanne) und 10 cm (bei Nantes) auf 1 km Lauf. In ihrem obern Laufe fließt sie in einem meist engen, von felsigen Abhängen begrenzten Thal; weiterhin nehmen ihre Ufer einen sanftern Charakter an, und reizend werden sie besonders bei Tours. Da beim Schmelzen der Schneemassen in den Cevennen ihre Ufer großen Überschwemmungen ausgesetzt sind, so ist ihr Flußbett in den Niederungen unterhalb Orléans durch 6 m hohe Deiche eingedämmt. Ihr Wasserstand ist außerordentlich wechselnd, es sind schon Wasserstände beobachtet worden, welche die niedrigsten um das Dreihundertfache überstiegen. Der viele Sand und die Bodenteile, welche die L. mit sich führt, bilden in ihrem Bett viele teilweise mit Buschwerk bewachsene Inseln, welche besonders in ihrem untern Laufe die Schiffahrt vielfach hemmen und den Bau von Kanälen (s. unten) nötig gemacht haben. Bei Nantes ist die L. 1900 m, an der Mündung bis 10 km breit. Die Flut steigt bis 15 km oberhalb Nantes herauf. Die L. ist mit der Saône durch den Canal du Centre verbunden, mit der Seine durch die Kanäle von Briare und Orléans, welche von Montargis an vereinigt als Loingkanal zur Seine gehen, und mit dem Hafen von Brest durch den Kanal von Nantes nach Brest, während der Kanal von Berry mittels des Cher den obern Lauf der L. mit ihrem untern verbindet und dadurch ihren großen Bogen bei Orléans abschneidet. Der Seitenkanal der L. folgt dem Laufe des Flusses selbst von Digoin (im Anschluß an den Kanal von hier nach Roanne) bis Briare, wo er sich nach einer Länge von 194 km mit dem Briarekanal vereinigt. Zwischen Nantes und Paimboeuf endlich wurde 1892 der 15 km lange Seeschiffahrtskanal der L. eröffnet. Die

größern Nebenflüsse der L. sind links: Allier, Cosson, Beuvron, Cher, Indre, Vienne, Thouet, Sèvre Nantaise; rechts: Arroux, Maine (gebildet aus der Mayenne, Sarthe, Loir) und Erdre. Eigentümlich ist diesen Nebenflüssen, daß sie meist, in die Ebene des Loirethals eingetreten, lange Zeit dem Fluß parallel fließen und sich erst spät mit ihm vereinigen. Die L. durchströmt elf Departements, von denen sechs ganz oder zum Teil nach ihr benannt sind: die Departements L., Oberloire, Niederloire (s. unten), Saône-et-Loire (s. Saône), Maine-et-Loire (s. Maine) und Indre-et-Loire (s. Indre). Vgl. Touchard-Lafosse, La L. historique, pittoresque et biographique (Nantes 1840—45, 5 Bde.); Barron, La L. (Par. 1889).

Das **Departement Loire**, im östlichen Frankreich, die alte Landschaft Forez und Teile von Beaujolais und Lyonnais umfassend, wird im N. vom Depart. Saône-et-Loire, im O. von Rhône und Isère, im S. von Ardèche und Oberloire, im W. von Puy-de-Dôme und im NW. von Allier begrenzt und hat einen Flächenraum von 4798 qkm (87,1 QM.). Es wird von der Loire von S. nach N. in einem sich zu den Ebenen von Montbrison und Roanne verbreiternden Thal durchflossen, das im W. von der vorwiegend granitischen Kette des Forezgebirges (1640 m), des Bois-Noirs- (1292 m) und des Madeleinegebirges, im O. von den Bergen von Vivarais (Mont Pilat 1434 m), Lyonnais und Beaujolais begrenzt wird. Außer der Loire wird das Departement noch von einigen kleinern Nebenflüssen derselben bewässert. Der südöstliche Teil gehört zum Rhônegebiet. Die Oberfläche ist größtenteils gebirgig und steinig; fruchtbarer Boden findet sich nur in den Flußthälern. Hier ist auch das Klima milder als in den Gebirgsgegenden. Die Bevölkerung betrug 1891: 616,227 Seelen, d. h. 127 pro QKilometer. Von der Bodenfläche kommen 250,620 Hektar auf Ackerland, 65,175 auf Wiesen, 15,979 auf Weiden, 16,176 auf Weinland, 66,078 auf Wald und 22,700 Hektar auf Heideland. Die wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte sind: Getreide, hauptsächlich Weizen (1893: 753,209 hl), Roggen (813,764 hl) und Hafer, ferner Kartoffeln (2,409,116 metr. Ztr.), Raps, Futterrüben und Klee, Wein (490,677 hl) und Obst. Der Viehstand ist sehr ansehnlich; 1893 zählte man 14,182 Pferde, 151,597 Rinder, 72,070 Schafe, 57,229 Schweine und 34,512 Ziegen. Der Hauptreichtum des Departements besteht jedoch in den mächtigen Kohlenlagern von St.-Etienne und Rive-de-Gier (nächst dem Becken von Valenciennes dem reichsten Frankreichs), welche 1894: 2,361,161 Ton. ergaben u. über 17,000 Arbeiter beschäftigen. Mineralquellen kommen zu St.-Galmier, St.-Alban u. a. O. vor. Die Industrie ist ungemein blühend, namentlich die Eisen- u. die Textilindustrie stehen hier auf hoher Stufe. Die erstere, welche ca. 20,000 Arbeiter beschäftigt, wies 1894 eine Produktion von 21,447 T. Roheisen, 37,805 T. Stabeisen und Blech und 61,544 T. Stahl auf und verarbeitet einen großen Teil davon zu Maschinen, Waffen, Messerschmiede- u. Schlosserwaren, Nägeln und sonstigen Kleineisenwaren. Die Textilindustrie beschäftigt 59,000 Arbeiter. Von ihren einzelnen Zweigen ist insbes. die Seidenindustrie (mit 18,000 mechanischen und 6000 Handstühlen), die Fabrikation von Bändern u. Posamenten, die Baumwollindustrie (5400 mechanische und 2700 Handstühle) von Bedeutung. Die Industrie des Departements liefert außerdem noch Glas, Papier, Tapeten, Leder, Bier, Branntwein u. a. 1893 waren in 910 Etablissements 1357 Dampfmaschinen von 55,446 Pferdekräften thätig. Obenan in der Fabrikation steht die Stadt St.-Etienne (s. d.). Ausfuhrartikel sind: Kohle, Mineralwasser, Kastanien, Wein, Käse, Waffen und andre Eisen-, dann Band- und sonstige Textilwaren. Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Montbrison, Roanne und St.-Etienne. Hauptstadt ist St.-Etienne. Vgl. Gruner, Description géologique et minéralogique du département de la L. (Par. 1858); Thiollier u. a., Le Forez pittoresque et monumental, histoire et description du département de la L. (Lyon 1889).

Das **Departement Oberloire** (Haute-L.), im südlichen Frankreich gelegen und aus Bestandteilen von Languedoc (Velay, Vivarais u. Gévaudan), Auvergne und Forez gebildet, wird im N. von den Departements Puy-de-Dôme und Loire, im SO. von Ardèche, im S. von Lozère u. im W. von Cantal begrenzt und umfaßt einen Flächenraum von 5000 qkm (90,8 QM.). Es trägt überwiegend den Charakter eines Plateaus mit tief eingeschnittenen Flußthälern und ist mit einer durchschnittlichen Höhe von 900 m ü. M. einer der höchsten Teile des zentralen Hochfrankreich. Die Bergkette von Velay (1423 m) im Zentrum, die Berge von Vivarais (mit dem Mézenc, 1754 m, und dem Massiv des Mégal, 1438 m) im O. und das Margeridegebirge (1497 m) im W. bilden die höchsten Erhebungen. Die Grundlage des Bodens bilden Granit, Gneis und kristallinische Schiefer mit aufgelagerten Basaltkegeln, Lavadecken und Schlackenschichten. Die Hauptflüsse des Departements sind die Loire im O. und der Allier im W. Das Klima ist rauh. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 316,735 Köpfe, d. h. 63 pro QKilometer. Der Boden ist im allgemeinen von mittlerer Fruchtbarkeit; 221,933 Hektar sind Ackerland, 64,586 Wiesen, 29,633 Weideland, 8961 Weinberge, 90,309 Wald und 33,532 Hektar Heideland. Hauptprodukte sind: Getreide, insbes. Roggen (1893: 1,790,630 hl), Kartoffeln (1,33 Mill. hl), außerdem Hülsenfrüchte, Wein (1894: 56,759 hl) und Futterkräuter. Die Viehzucht ist sehr beträchtlich; 1893 wurden 12,524 Pferde, 178,859 Rinder, 376,622 Schafe und 93,617 Schweine gezählt. Das Mineralreich liefert Steinkohlen in den Becken von Brassac und Langeac (1894: 236,355 Ton.) und Bausteine. Die Industrie umfaßt hauptsächlich die Spitzenerzeugung, welche einen großen Teil der weiblichen Bevölkerung beschäftigt, ferner die Fabrikation von Bändern, Seidenstoffen, Glas, Papier ꝛc. Ausgeführt werden besonders: Vieh, Wolle, Getreide, Spitzen und Holz. Das Departement zerfällt in die Arrondissements: Brioude, Le Puy und Yssingeaux. Hauptstadt ist Le Puy. Vgl. Malègue, Statistique générale du département de la Haute-L. (Par. 1872).

Das **Departement Niederloire** (L.-Inférieure), im westlichen Frankreich, aus dem südlichsten Teil der Bretagne gebildet, grenzt im NW. an das Depart. Morbihan, im N. an Ille-et-Vilaine, im O. an Maine-et-Loire, im S. an die Vendée und im W. an den Atlantischen Ozean und hat einen Flächenraum von 6979 qkm (126,8 QM.). Die Oberfläche ist im allgemeinen eben; nur gegen NO. hin erhebt es sich zu unbedeutenden Höhen. Die 105 km lange Küste ist flach, sandig und teilweise moorig, erweitert sich durch Anschwemmung immer mehr und buchtet sich zum Mündungsbusen der Loire, nördlich davon zur Reede von Croisic und zur Bai von Penbé, südlich zur Bucht von Bourgneuf aus. Der bedeutendste Fluß ist die Loire, welche hier die Erdre, die Sèvre Nantaise und

den Acheneau, den Abfluß des 7000 Hektar großen Sees von Grand-Lieu, aufnimmt und für kleinere Fahrzeuge in ihrem ganzen Laufe, für größere Schiffe von Nantes an schiffbar ist. Der Vilaine, die das Departement als schiffbarer Grenzfluß im N. berührt, fließen der Don und Isac zu. Der Kanal von Nantes nach Brest, welcher die Flüsse Erdre und Isac benutzt, gehört dem Departement in einer Ausdehnung von 95 km an. Das Klima ist mild, aber feucht. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 645,263 Köpfe, d. h. 94 pro QKilometer. Der Boden, welcher teils aus Granit und Schiefer, teils aus Alluvium besteht, ist fast allenthalben fruchtbar. Auf Ackerland kommen 400,272, auf Wiesen 110,413, auf Weiden 10,655, auf Weinland 32,000, auf Wald 42,506, auf Heideland 13,517 Hektar. Die wichtigsten Bodenprodukte sind: Weizen (1893: 1,535,000 hl), Hafer, Buchweizen und andres Getreide, Hülsenfrüchte und Gemüse, Kartoffeln (860,009 metr. Ztr.), Wein von mittlerer Güte, aber in großer Quantität (1894: 754,000 hl), Obst (hauptsächlich Äpfel zur Ciderbereitung), Hanf, Flachs, Futterrüben und Klee. Der Viehstand ist bedeutend; 1893 wurden 46,500 Pferde, 283,500 Rinder (welche jährlich 2,5 Mill. kg Käse und 2,25 Mill. kg Butter liefern), 88,600 Schafe und 102,200 Schweine gezählt. Auch die Bienenzucht wird stark betrieben (38,000 Stöcke). Das Mineralreich liefert Steinkohlen (1894: 12,695 Ton.), Eisenerz, Zinn, Kalkstein und Salz, welches an der Küste (namentlich bei Guérande) gewonnen wird (1893: 106,000 T.). An der Küste wird auch Fischerei (insbes. auf Heringe u. Sardellen) sowie Austernzucht betrieben. Die Industrie ist durch mehrere Eisenhüttenwerke (namentlich zu Indret u. Basse-Indre; Produktion 1894: 29,881 T. Roheisen, 9820 T. Stabeisen u. 21,450 T. Stahl), Maschinen- u. Schiffbauanstalten, Fabriken für konservierte Gemüse und Fische, namentlich Sardinen, Branntwein, Bier, Kerzen und Seifen, Chemikalien, Glas- und Thonwaren &c. vertreten. Ausfuhrartikel sind: Wein, Salz, Vieh, Konserven, Getreide, Butter &c. Wichtige Handels- und Hafenplätze sind Nantes und St.-Nazaire. Das Departement zerfällt in fünf Arrondissements: Ancenis, Châteaubriant, Nantes, Paimboeuf und St.-Nazaire. Hauptstadt ist Nantes. Vgl. Chevalier u. a., Nantes et la L.-Inférieure (Nantes 1858, 2 Bde.).

Loire-Armee, die im Deutsch-französischen Kriege 1870/71 (s. d., S. 852, u. »Orléans«) von Frankreich zum Entsatz von Paris bei Orléans aufgestellte Armee, welche 10. Okt. 1870 bei Artenay geschlagen wurde, 9. Nov. unter Aurelle de Paladines bei Coulmiers siegte und nach einer zweiten Niederlage 2.—4. Dez. sich in zwei Armeen unter Bourbaki u. Chanzy teilte, von denen die zweite L. im Januar 1871 bei Le Mans besiegt, die erste bei Belfort 15.—17. Jan. geschlagen und 1. Febr. bei Pontarlier zum Übertritt auf Schweizer Gebiet gezwungen wurde. Vgl. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870 (2. Aufl., Berl. 1894, 2 Bde.); Lehautcourt, Campagne de la Loire en 1870—71 (Par. 1895); Aurelle de Paladines, Die erste L. (deutsch, Braunschw. 1874—75, 2 Bde.); Chanzy, Die zweite L. (deutsch, Hannov. 1873).

Loiret (spr. löarä), Flüßchen in dem hiernach benannten franz. Departement, entspringt mit wasserreicher Quelle südöstlich von Orléans und mündet schon nach 12 km langem Lauf links in die Loire.

Das **Departement Loiret** umfaßt den größten Teil des ehemaligen Orléanais und kleine Teile von Berry und Ile-de-France, grenzt im N. an das Depart. Seine-et-Oise, im NO. an Seine-et-Marne, im O. an Yonne, im SO. an Nièvre, im S. an Cher, im SW. an Loir-et-Cher, im NW. an Eure-et-Loir und hat einen Flächenraum von 6811 qkm (123,7 QM.). Die Oberfläche des Landes ist im allgemeinen ziemlich eben und einförmig und zerfällt in drei natürliche Abteilungen: das breite, fruchtbare Loirethal, die bis vor kurzem wenig angebaute, sandige Sologne im S. und die das Knie der Loire auf ihrem rechten Ufer umgebende Fläche, welche die Landschaft Gâtinais, den 38,000 Hektar großen Wald von Orléans und Teile der getreidereichen Beauce umfaßt. Außer der Loire, welche hier einige kleinere Zuflüsse, darunter den Loiret aufnimmt, sind nur noch der Loing und die Essonne, beide zur Seine gehend, zu nennen. Die den Lauf des Loing benutzenden Kanäle von Orléans (74 km) und Briare (59 km) mit deren Fortsetzung, dem Loingkanal (50 km), stellen die Verbindung zwischen Seine und Loire her; der Seitenkanal der Loire endlich begleitet diesen Fluß bis Briare (16 km). Das Klima ist mild und angenehm. Die Bevölkerung betrug 1891: 377,718 Seelen, d. h. 55 pro QKilometer. Der Boden, zum Teil aus Lehm, hauptsächlich aus leichtem Sand bestehend, ist größtenteils Ackerland (453,151 Hektar); auf Wald kommen 125,547, auf Wiesen 23,065, auf Weinland 27,734 Hektar. Die wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte sind: Getreide, insbes. Hafer (1893: 1,317,940 hl), Weizen (956,098 hl), ferner Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Zuckerrüben (538,850 metr. Ztr.), Futterrüben und Klee, Wein (260,298 hl), Obst, Safran u. a. Der Viehstand umfaßte 1893: 40,659 Pferde, 129,072 Rinder, 270,834 Schafe, 37,195 Schweine. Die Bienenzucht (22,520 Stöcke) liefert trefflichen Honig (194,274 kg). Auch die Zucht von Geflügel, insbes. Truthühnern, die Fischerei und Jagd geben guten Ertrag. Die Industrie des Departements liefert als wichtigste Erzeugnisse Porzellan und Fayence, Essig, Branntwein, Konfitüren, Stärke und Wollwaren. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements: Gien, Montargis, Orléans u. Pithiviers. Hauptstadt ist Orléans. Vgl. Domet, Statistique forestière du département du L. (Orléans 1889).

Loisach, linker Nebenfluß der Isar, 120 km lang, entspringt in der sogen. Schwarzen Lake in Tirol, 1658 m ü. M., umfließt den westlichen Fuß der Zugspitze u. geht alsdann nach Bayern über. Im Becken von Garmisch empfängt sie die Partnach und tritt darauf durch eine schmale Enge bei Eschenlohe in die bayrische Hochebene ein. Hier fließt sie zuerst längs der Ostseite des Murnauer Mooses, darauf mit östlicher Richtung und nach dem Durchbruch durch eine Hügelregion ursprünglich durch den Kochelsee, ist aber mittels eines Kanals durch das nördlich von diesem See gelegene Haselmoos teilweise abgeleitet worden und mündet unterhalb Wolfratshausen, 557 m ü. M.

Loiseleur (spr. löas'lör), 1) Jean Louis Auguste L.-Deslongchamps, Botaniker, geb. 24. März 1774 in Dreux, gest. 13. Mai 1849 in Paris; schrieb: »Flora gallica« (2. Aufl., Par. 1828, 2 Bde.); die Fortsetzung von Mordant de Launays »Herbier général de l'amateur« (1816—43); »Manuel des plantes indigènes« (1819, 2 Bde.); »La rose, son histoire, sa culture, sa poésie« (1844).

2) Jules, franz. Schriftsteller, geb. 1816 in Orléans, widmete sich historischen Studien und ward Bibliothekar seiner Vaterstadt, deren Geschichte er gründlich durchforschte und bearbeitete. Als Mitglied

des Munizipalrats von Orléans veranlaßte er 1855 die Errichtung einer großen Reiterstatue der Jungfrau von Orléans (modelliert von Foyatier) auf dem Hauptplatz der Stadt. Er schrieb: »Résidences royales de la Loire« (1863); »Les crimes et les peines dans l'antiquité et dans les temps modernes« (1863); »Problèmes historiques« (1867); »Le Masque de fer« (1868); »La doctrine secrète des Templiers« (1871); »Les archives de l'Académie d'Orléans« (1872); »Ravaillac et ses complices« (1873); »Les points obscurs de la vie de Molière«, ein für die Geschichte des Dichters sehr wertvolles Werk (1877); »Trois énigmes historiques« (1882); »La Jeanne d'Arc de Foyatier, histoire du monument« (1892) u. a.

Loisinger, Johanna, s. Hartenau.

Loisl., bei botan. Namen Abkürzung für Loiseleur (s. d. 1).

Loitsch (Unter-L., slowen. Logatec Dolenji), Dorf in Krain, 474 m ü. M., an der Südbahnlinie Wien-Triest, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit (1890) 790 (als Gemeinde 1709) slowen. Einwohnern. Westlich davon Ober-L. (Kirchdorf) mit 487 (als Gemeinde 1124) Einw.

Loitz (spr. löz), Stadt im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Grimmen, an der Peene, hat eine alte evang. Kirche (schon 1210 vorhanden), ein Amtsgericht, eine Stärke- und eine Glasfabrik, Torfgräberei, Dampfschiffahrt und (1890) 3896 Einw., davon 23 Katholiken und 3 Juden. L. erhielt 1242 Stadtrechte.

Loix (spr. lŭá), Hafenort auf der Insel Ré (s. d.).

Loja (Loxa, beides spr. lóchha), Provinz des südamerikan. Staates Ecuador, an der Grenze von Peru, 18,800 qkm (341,4 QM.) groß, mit (1885) 60,880 Einw., erstreckt sich fast von der Küste von Guayas bis jenseit der östlichen Kordillere, und sein Klima wie seine Produkte sind daher sehr mannigfaltig. Die von hier kommende Cinchonarinde war früher sehr geschätzt; auch Quecksilbergruben sind vorhanden. Landbau und die Zucht von Rindern und Maultieren sind die wichtigsten Erwerbszweige, daneben aber besteht auch einige Industrie in Wollenstoffen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt im schönen Thal von Casibamba, 2073 m ü. M., hat eine höhere Schule (colegio), Wollweberei und -Färberei und 10,000 Einw.

Loja (spr. lóchha), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Granada, im malerischen Durchbruchsthal des Genil, an der Eisenbahn Bobadilla-Granada, hat ein maurisches Kastell, Tuchweberei, Papierfabrikation und (1887) 19,120 Einw. L., das alte Ilipula magna, ist Geburtsort des Marschalls Narvaez. Es hat durch Erdbeben im Januar 1885 sehr gelitten.

Lokāl (lat., von locus, »Ort«), örtlich, auf einen Ort bezüglich, auf ihn beschränkt; als Substantiv (das L.): Örtlichkeit, zu einem bestimmten Zweck eingerichtete Räumlichkeit; lokalisieren, örtlich beschränken, z. B. eine Krankheit, einen Krieg (s. Lokalisierung).

Lokalattraktion, s. Lotablenkung.

Lokalbahn, soviel wie Nebenbahn, Kleinbahn; s. Eisenbahn.

Lokalfarbe, in der Malerei der einzelne Farbenton in seiner ursprünglichen, ungebrochenen Reinheit, ohne die verändernde, dämpfende oder hebende Wirkung von Schatten, Licht und den benachbarten Tönen. Der Gegensatz ist der Gesamtton.

Lokalfauna, s. Zoologisches Museum.

Lokalgefechte, Kämpfe um einzelne Gebäude, Dörfer, Gehölze u. dgl., spielen erst seit Einführung der zerstreuten Fechtart eine große Rolle und sind oft ausschlaggebend für die Schlacht, z. B. St.-Privat 18. Aug., Bazeilles 1. Sept. 1870.

Lokalien (lat.), in Österreich Seelsorgerstationen in weit ausgedehnten Pfarreien; Lokalisten, die Seelsorger derselben.

Lokalisierung (Lokalisation, lat.), Beschränkung, Fixierung auf einen bestimmten Ort; z. B. in der Physiologie die Beschränkung bestimmter Funktionen des Gehirns auf einzelne Abschnitte der Großhirnrinde (vgl. Gehirn, S. 213); L. einer Krankheit, die Beschränkung derselben auf den Teil des menschlichen Körpers, von dem sie ausgegangen ist und sich weiter zu verbreiten drohte. L. der Rechtsanwaltschaft, der Grundsatz, wonach die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft nicht für das ganze Gebiet des zulassenden Staates erfolgt, so daß der Zugelassene das Recht hätte, bei allen Gerichten dieses Staates zu praktizieren, vielmehr die Zulassung nur bei einem bestimmten Gericht oder höchstens bei mehreren bestimmten Gerichten erfolgt. Für das Deutsche Reich war dieser Grundsatz durch die Vorschriften der Zivilprozeßordnung über den Parteibetrieb und den Anwaltszwang von selbst gegeben; denn ein Verfahren, welches durch die Parteien zu betreiben und in welchem eine Vertretung durch Anwalte vorgeschrieben ist, zieht das Bedürfnis einer steten Leichtigkeit und Unmittelbarkeit des Verkehrs sowohl der Parteien mit dem Anwalt als des Anwalts mit dem Gericht nach sich. So ist denn auch die L. der Rechtsanwaltschaft als Grundsatz im § 8 der Rechtsanwaltsordnung für das Deutsche Reich vom 1. Juli 1878 gesetzlich sanktioniert worden, wie sie früher schon in allen denjenigen Rechtsgebieten bestand, in welchen, wie in den Rheinlanden, in Bayern, Hannover, Oldenburg ꝛc., ein dem Verfahren der deutschen Zivilprozeßordnung ähnliches Verfahren bereits existierte. Vgl. auch Rechtsanwalt.

Lokalrichter, s. Ortsrichter.

Lokaltarife, s. Eisenbahntarife, S. 550.

Lokaltruppen, s. Russisches Reich (Heerwesen).

Lokalzeichen, s. Raumanschauung.

Lokao, s. Chinesisch Grün.

Lokatār (lat.), Abmieter, Pachter; vgl. Lokator.

Lokation (lat.), Vermietung, Verpachtung (s. Locatio); Festsetzung der Reihenfolge, z. B. im Konkurs; daher Lokationsurteil (Prioritätsurteil), im frühern Konkursverfahren der richterliche Ausspruch, wodurch den Gläubigern eines Falliten angezeigt ward, in welcher Klasse sie für ihre Forderungen, soweit die Masse reichte, befriedigt werden sollten (vgl. Liquidations- und Prioritätsverfahren).

Lokativ (lat.), s. Kasus.

Lokātor (lat.), Vermieter, Verpachter, im Gegensatz zum Lokatār, dem Abmieter, Pachter.

Lokēren, gewerbreiche Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. St.-Nicolas, im Waesland, an der kanalisierten Durme, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien L.-Aalst, L.-Assenede und der Bahn Antwerpen-Gent, hat eine Laurentiuskirche mit berühmter Kanzel (von Verhagen), Fabriken für Baumwollenstoffe, Damast, Zwilch, Spitzen, Chemikalien und Tabak, Seilerbahnen, Bleichen, Handel mit Getreide, Leinsaat, Hanf, Flachs, Leinwand, eine Staats-Knabenmittelschule, ein bischöfliches Collège u. zählt (1890) 19,667 Einw.

Loki, in der nordischen Mythologie ein Gott, dessen Name »Beschließer« oder »Endiger« bedeutet, da das Element, über das er gebietet, das Feuer, nach germanischem Glauben das Ende der Welt herbeiführt.

Nach der Edda war L. (auch Lopt u. Lodur genannt) der Sohn des Riesen Farbauti und der Laufey oder Nal. Er entstammte also nicht dem Asengeschlecht, hatte aber schon in uralter Zeit mit Odin Blutbrüderschaft geschlossen und war in die Zahl der Götter aufgenommen worden, denen er durch seine Klugheit oft wertvolle Dienste leistete, meist aber Unheil zufügte, wie er zuletzt auch den Mächten sich anschließt, die zu ihrem Sturze sich vereinigen. Mit der Riesin Angrboda zeugte L. den Wolf Fenrir, die Midgardschlange und die Todesgöttin Hel. Nachdem er den Tod des Balder (s. d.) verschuldet hatte, ward er von den Asen in einer Höhle gefesselt und durch das von einer Schlange auf ihn herabtropfende Gift gequält (seine Zuckungen veranlassen die Erdbeben); am Ende der Tage aber wird er frei und kämpft in der letzten Entscheidungsschlacht mit Heimdall; beide töten sich gegenseitig. Die letzte Ausgestaltung des Mythus von L. ist sicher erst in Island erfolgt, da nur hier die Erscheinungen des Vulkanismus, die auf die Sage eingewirkt haben, beobachtet werden konnten. Vgl. Weinhold, Die Sagen von L. (in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 7).

Lokieć (spr. -etz), die frühere polnische Elle zu 2 Stop = 0,576 m.

Lökken, dän. Hafenort am Skagerrak, s. Hjörring.

Lokkum (Loccum), Dorf und Kloster im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Stolzenau, in anmutiger Gegend unweit Bad Rehburg, hat eine großartige Klosterkirche (im Übergangsstil 1240—77 erbaut, 1854 restauriert), eine wertvolle Bibliothek, ein Archiv, ein evangelisch-luther. Predigerseminar, Wollspinnerei, eine Dampfmühle und (1890) 1666 evang. Einwohner. Abt, Prior und Konvent bilden das administrative Kollegium dieses noch erhaltenen evangelischen Klosters. Der Abt von L., erster Geistlicher Hannovers, ist zugleich Landschaftsrat und Präsident der kalenbergischen Landschaft, auch Mitglied des Landeskonsistoriums. Das Kloster L. (ehedem Lucca, Abbatia Luccensis), 1163 vom Grafen Wilbrand von Hallermund gestiftet und mit Cisterciensermönchen besetzt, wurde 1593 reformiert. Vgl. Weidemann, Geschichte des Klosters L. (Götting. 1822); Schuster, Das Kloster L. (Hannov. 1876).

Lokmân, nach der arabischen Sage ein berühmter Weiser vor Mohammed, der bald als König von Jemen, bald als Prophet, bald als abessinischer Sklave erscheint. Seinen Namen trägt, abgesehen von einigen im Koran (Sure 31) und sonst erhaltenen alten Sprüchen und Sprichwörtern, eine kleine Sammlung von Fabeln in schlechtem Arabisch, die indes nur eine etwa im 15. oder 16. Jahrh. gemachte Bearbeitung der sogen. Äsopischen Fabeln sind und ihren großen Ruf in keiner Weise verdienen. Sie wurden zuerst von Erpenius (Leid. 1615 u. ö.), neuerdings von Schier (2. Aufl., Dresd. 1839), J. Derenbourg (Berl. 1850), Cherbonneau (Par. 1888) u. a. herausgegeben.

Loko, Insel des Binuë im mittlern Sudân, unter 7° 58′ nördl. Br. und 5° 55′ östl. L. v. Gr., 4 km lang, ½ km breit, mit dem gleichnamigen, angeblich 5000 Einw. (Haussa, Afo, Akpoto) zählenden Ort, einem der größten Elfenbeinmärkte Nordwestafrikas (jährlicher Umsatz 50—60 Ton.), über den die Karawanenstraße von Saria und Bautschi nach Alt-Calabar und dem Bonnyfluß geht, und Station der Royal Niger Company.

Lokodscha, Ort im Reich Nupe, am linken Nigerufer, 4 km oberhalb der Mündung des Binuë, unter 7° 47′ nördl. Br. und 6° 44′ östl. L. v. Gr., 480 km von der Küste, am Fuße des Berges Patta (340 m), wichtige Handelsstation der Royal Niger Company, Sitz eines britischen Kommissars, mit einer Garnison von 50 Negern sowie einer protestantischen und einer katholischen Mission, mit 2000 Einw. L. ist zwischen Oktober und Juni Endstation der Nigerdampfer.

Lokomobile (lat., hierzu Tafel »Lokomobilen I—III«), eine »von der Stelle bewegliche« Dampfmaschine (s. d.) zum Betrieb von Arbeitsmaschinen, welche mit dem Kessel und allen Betriebsteilen auf einem Wagen möglichst einfach und kompendiös angeordnet ist. Die L. dient zum Betrieb der Dreschmaschinen, Kornreinigungs-, Häckselschneidemaschinen und der Dampfpflüge, wird aber auch überall benutzt, wo es sich um eine vorübergehende Arbeitsleistung oder eine häufige Ortsveränderung des Motors handelt, so zum Betrieb der Sägegatter im Walde, der Ziegel- u. Torfpressen, der Wasserhebemaschinen für Bewässerungen oder zum Trockenlegen von Baugruben. Die Ortsveränderung der L. erfolgt in der Regel durch Spannvieh, nur bei der Straßenlokomotive durch die eigne Betriebskraft. Die L. muß einfach und leicht transportabel sein und möglichst wenig Brennmaterial verbrauchen. Beide Bedingungen sucht man durch Anwendung von Kesseln mit einer im Verhältnis zum Inhalt großen Heizfläche und mit hoher Dampfspannung sowie von Dampfmaschinen mit hoher Kolbengeschwindigkeit und mit Expansion, jedoch ohne Kondensation zu erfüllen.

Die typische Form der landwirtschaftlichen L. von 5—20 Pferdekräften ist in Fig. 1 und 2 der Tafel I in der äußern Ansicht und im Längsschnitt dargestellt. Die Form des Dampfkessels ist diejenige des Lokomotivkessels (s. Tafel »Dampfkessel I«, Fig. 8). Links befindet sich die viereckig-kastenförmige Feuerbuchse mit dem Rost und dem Aschenkasten unter letzterm. Die Verbrennungsgase gelangen durch die Heizröhren in die mit Reinigungsthüren versehene Rauchkammer u. werden durch den für den Transport umlegbaren und mit Funkenfänger (Drahthaube) ausgestatteten Schornstein abgeführt. An der Stirnseite der Feuerbuchse (Fig. 1 u. 2, links) befinden sich die Feuerthür und die Armaturen, Manometer, Sicherheitsventil, Dampfpfeife und Probierhähne. Als Dampfmaschine dient stets die liegende Hochdruckmaschine, zumeist, namentlich bei den englischen Lokomobilen, unmittelbar auf dem Kessel montiert. In den Dampfcylinder strömt der über der Feuerbuchse aus dem Kessel entnommene Dampf durch den Absperrschieber und den Schieberkasten. Die Einrichtung des Dampfcylinders mit Steuerung und die Übertragung der Kolbenarbeit auf die mit Schwungrad versehene Kurbelwelle ist dieselbe wie bei gewöhnlichen Dampfmaschinen mit Schiebersteuerung (s. Tafel »Dampfmaschinen I«, S. I). Die Lager der Schwungradwelle sind bei englischen Lokomobilen für sich an der Kesselwand befestigt. Das Schwungrad wird bei der L. zumeist unmittelbar als Riemenscheibe zum Ableiten der Bewegung auf die Arbeitsmaschine benutzt. Die Räder des Fuhrwerks müssen des bequemen Transports wegen recht hoch sein, und man gibt ihnen in der Regel die Spurweite der gewöhnlichen Lastfuhrwerke. Als notwendiges Zubehör der L. dienen noch die Speisevorrichtungen, Pumpen und Injektoren sowie ein Regulator, sobald die Arbeitsmaschine eine gleichmäßige Geschwindigkeit erfordert.

Von den vielen Variationen der Kesselformen der L. ist diejenige der Firma R. Wolf, Buckau-Magde-

Lokomobilen I.

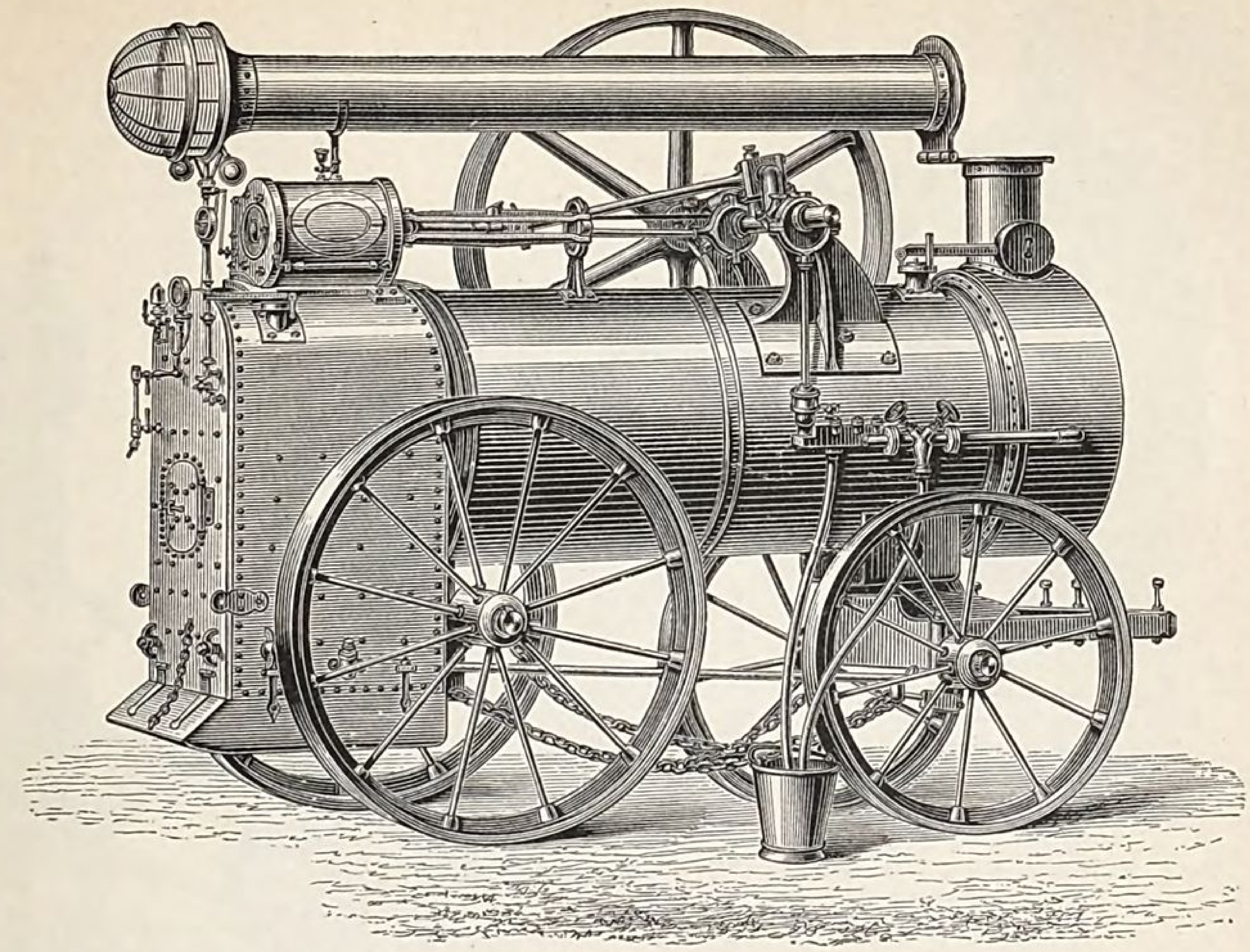


Fig. 1. Lokomobile von Garrett.

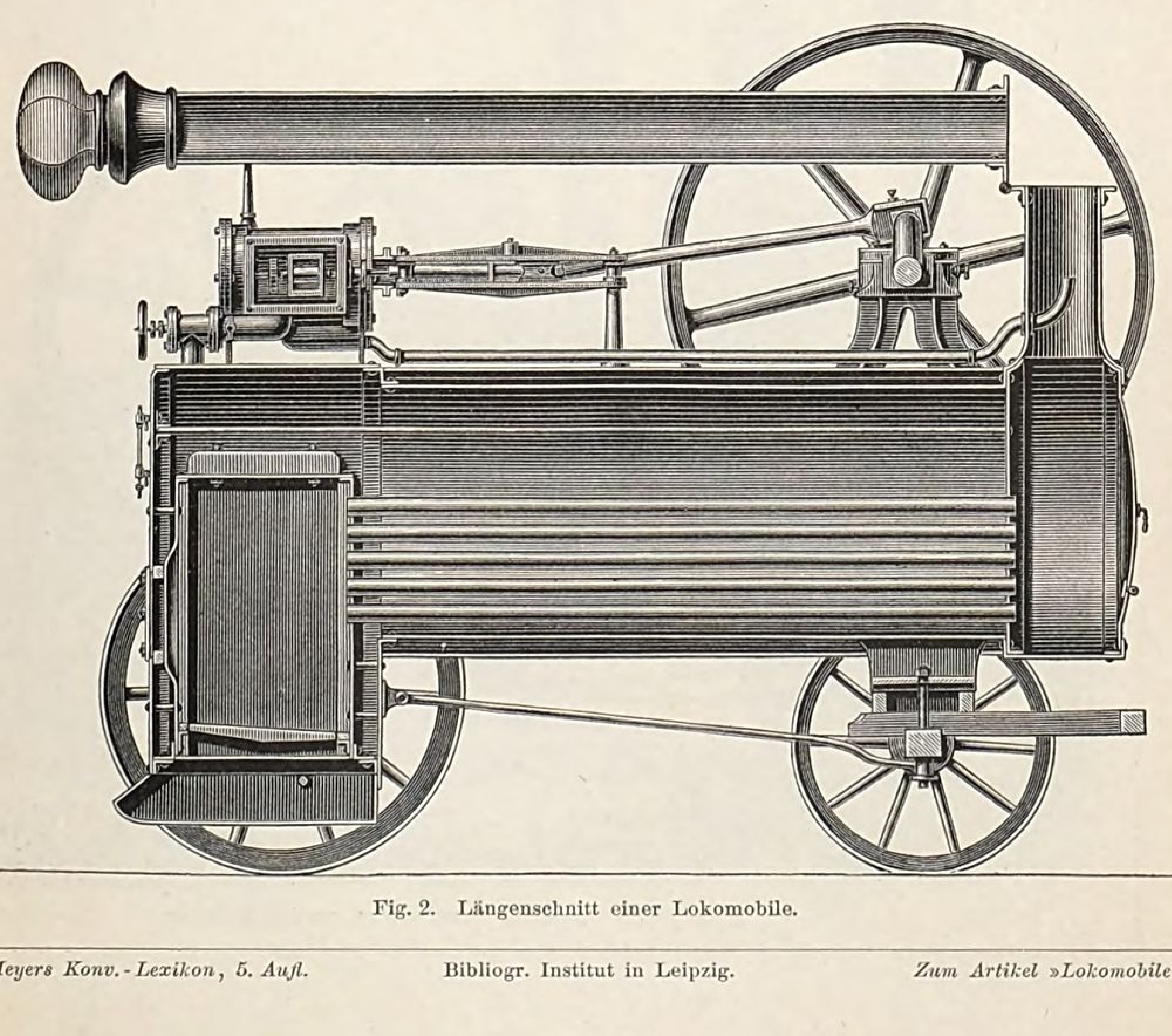


Fig. 2. Längenschnitt einer Lokomobile.

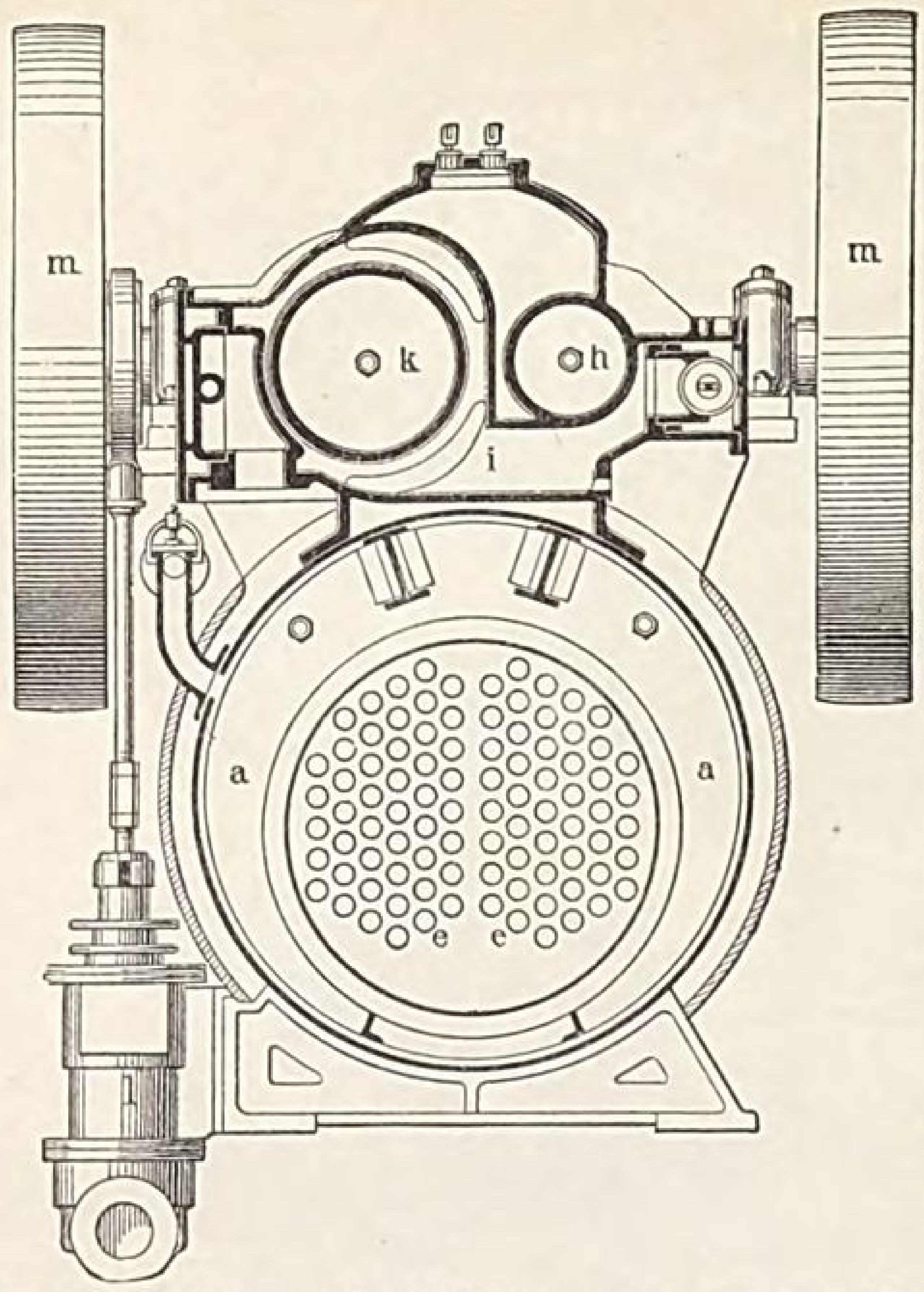


Fig. 3. Halblokomobile mit Compoundmaschine von Wolf.
(Querschnitt.)

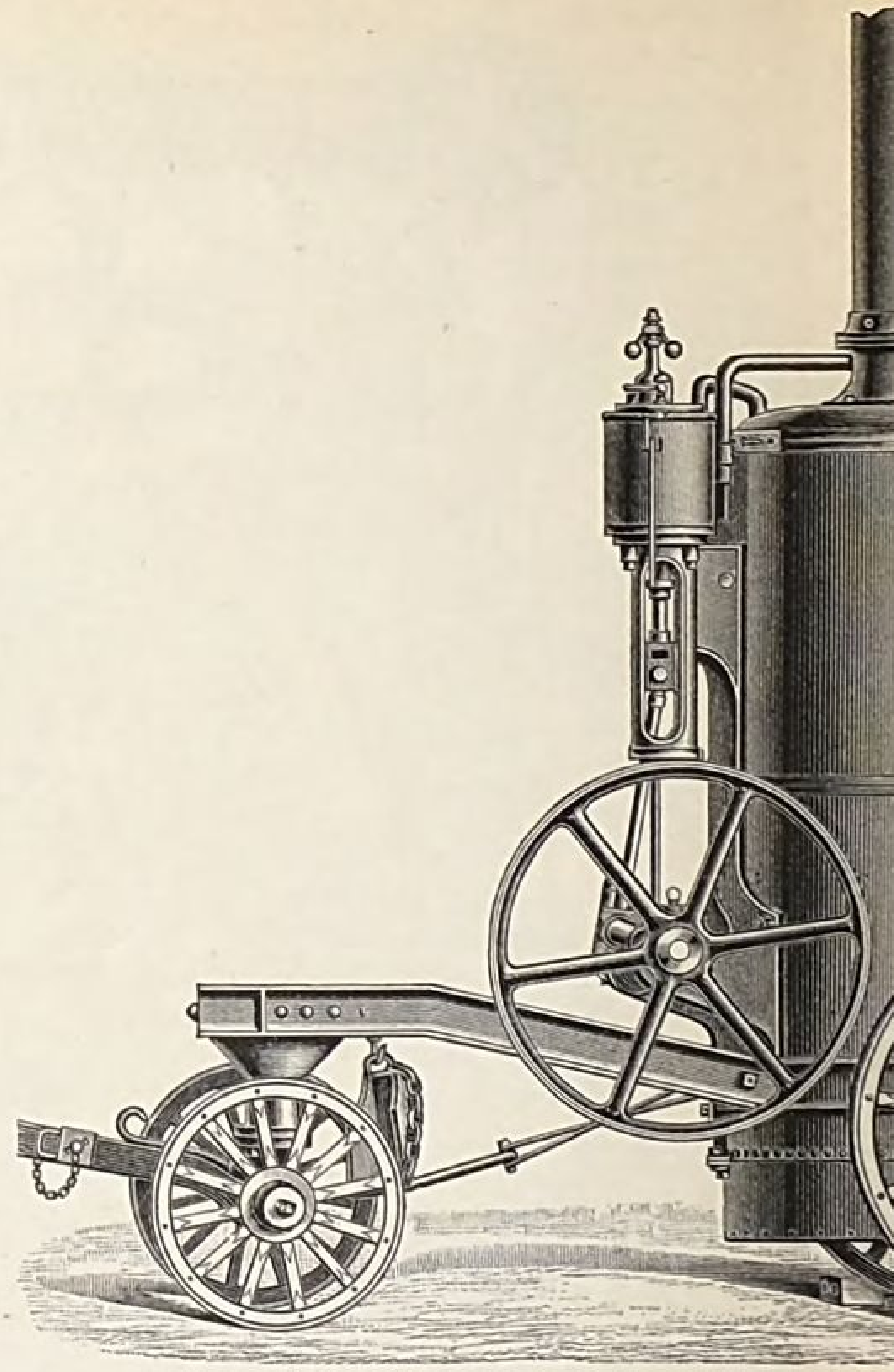


Fig. 4. Lokomobile mit stehendem Kessel

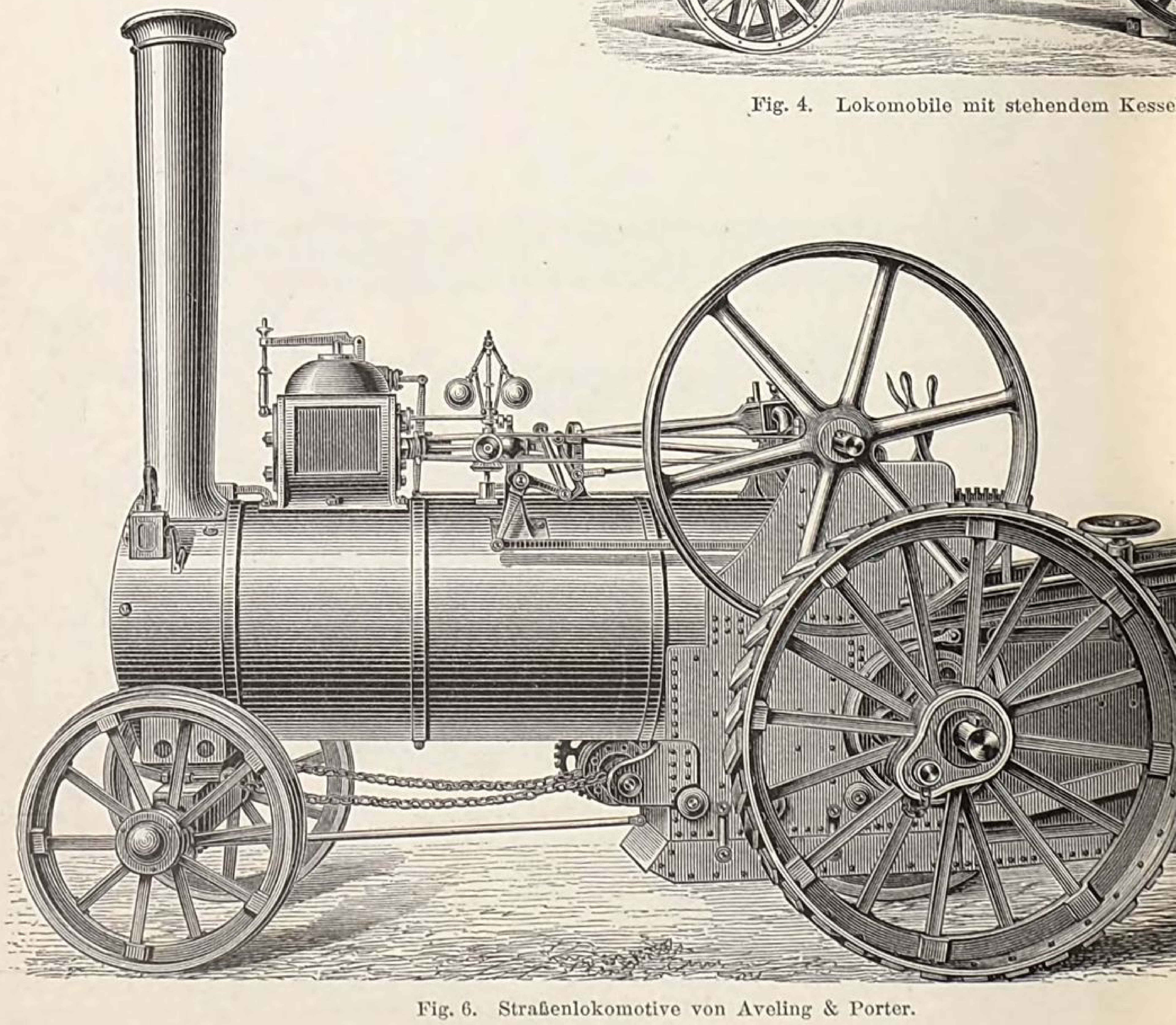
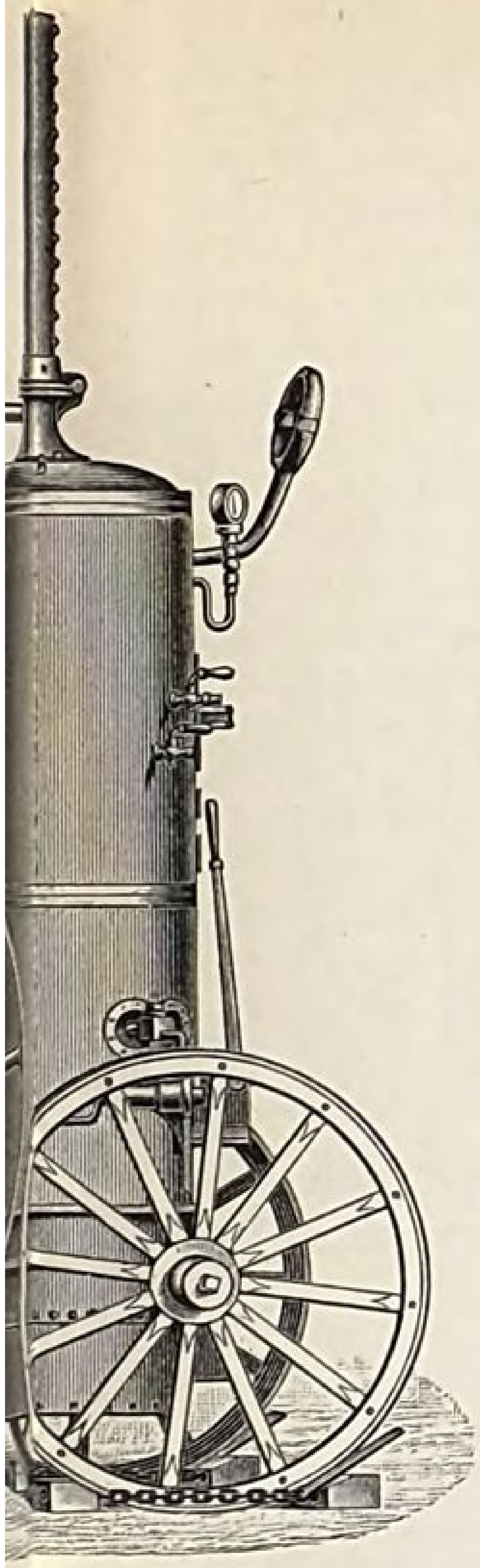


Fig. 6. Straßenlokomotive von Aveling & Porter.



von Lanz.

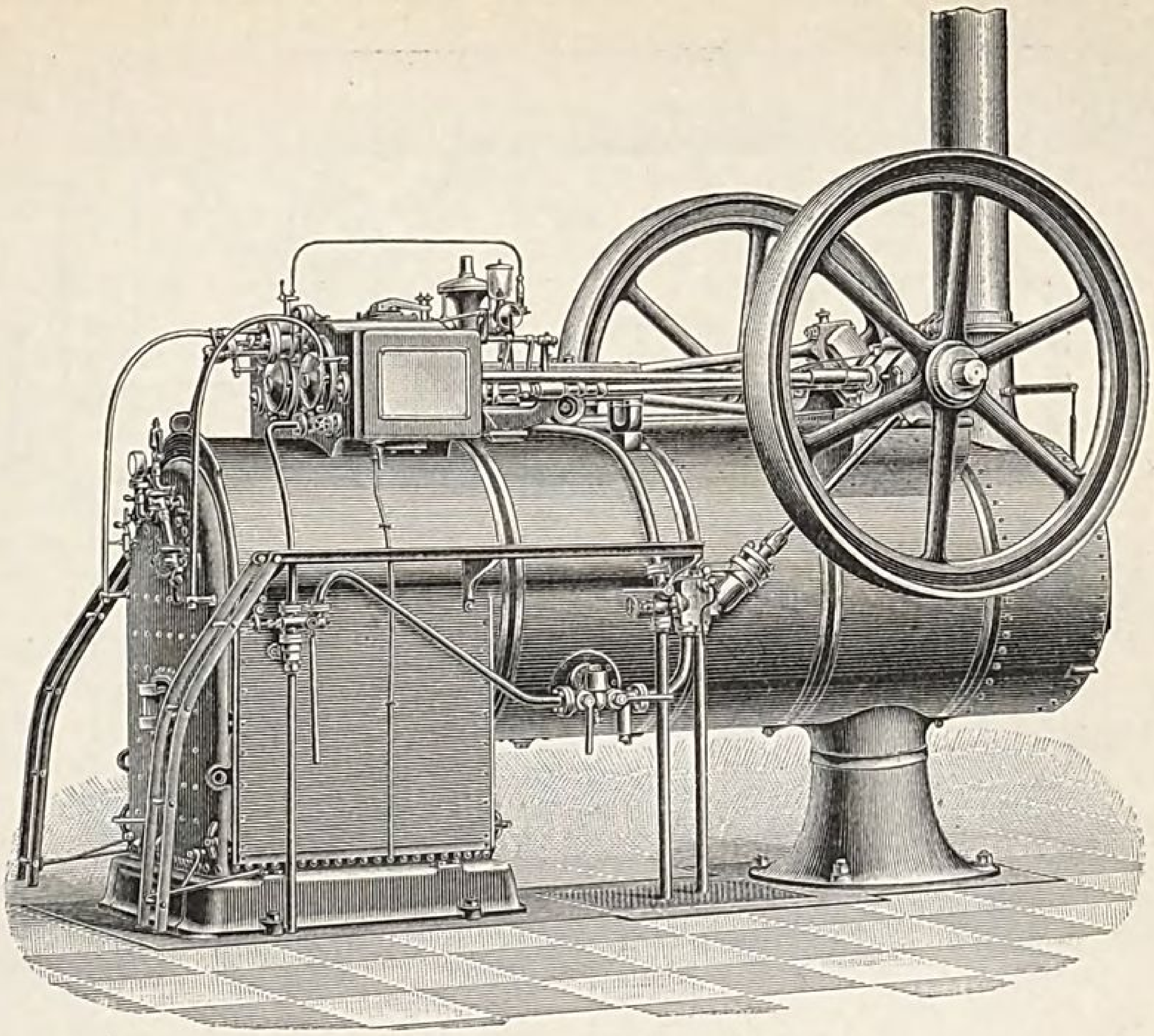
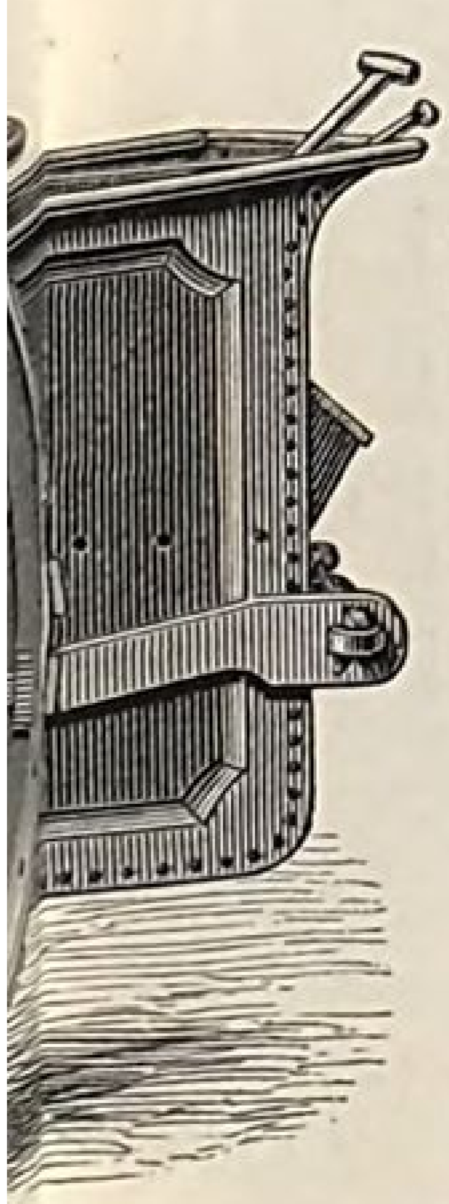


Fig. 5. Zweicylinder-Halblokomobile von Lanz.



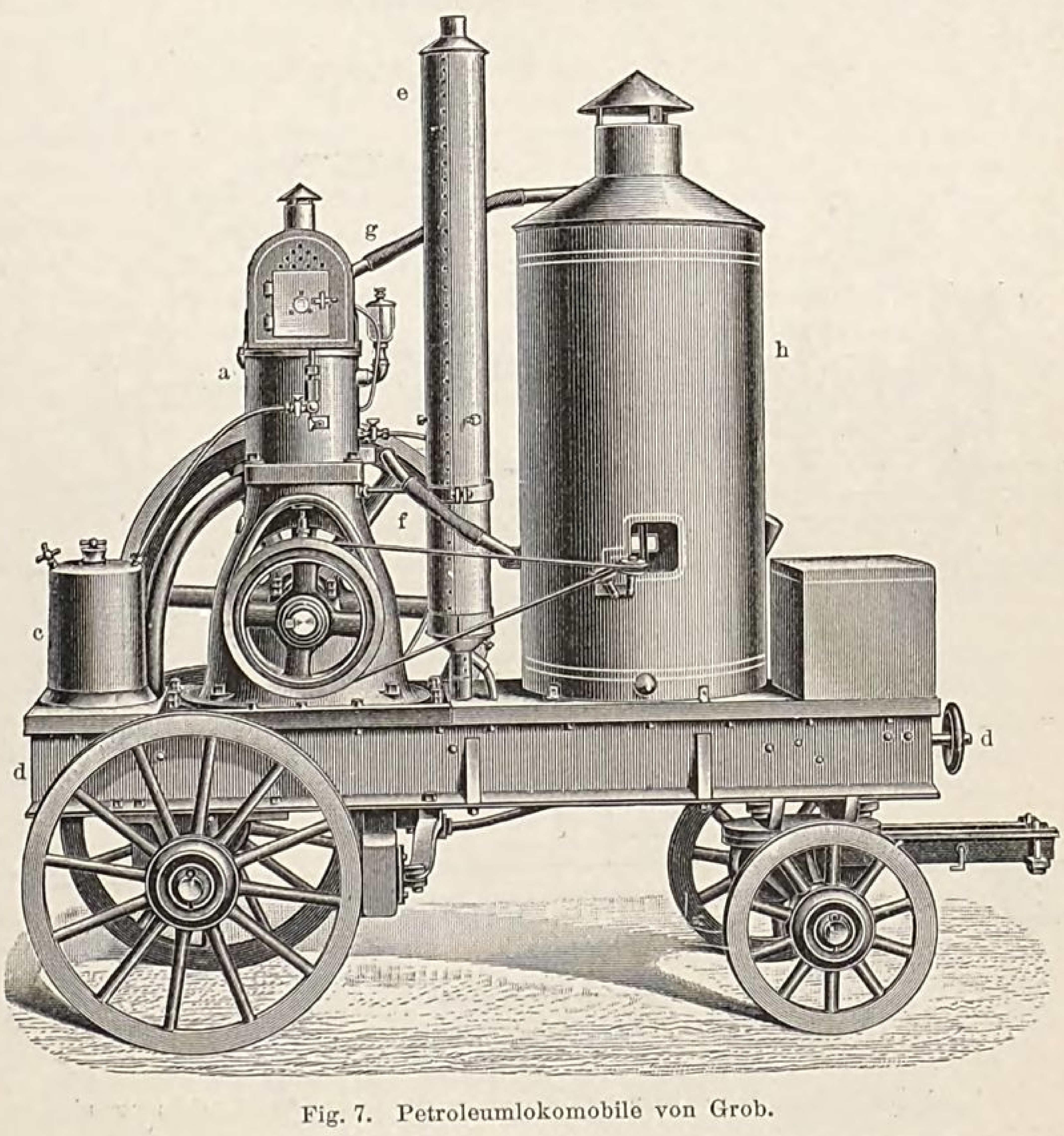


Fig. 7. Petroleumlokomobile von Grob.

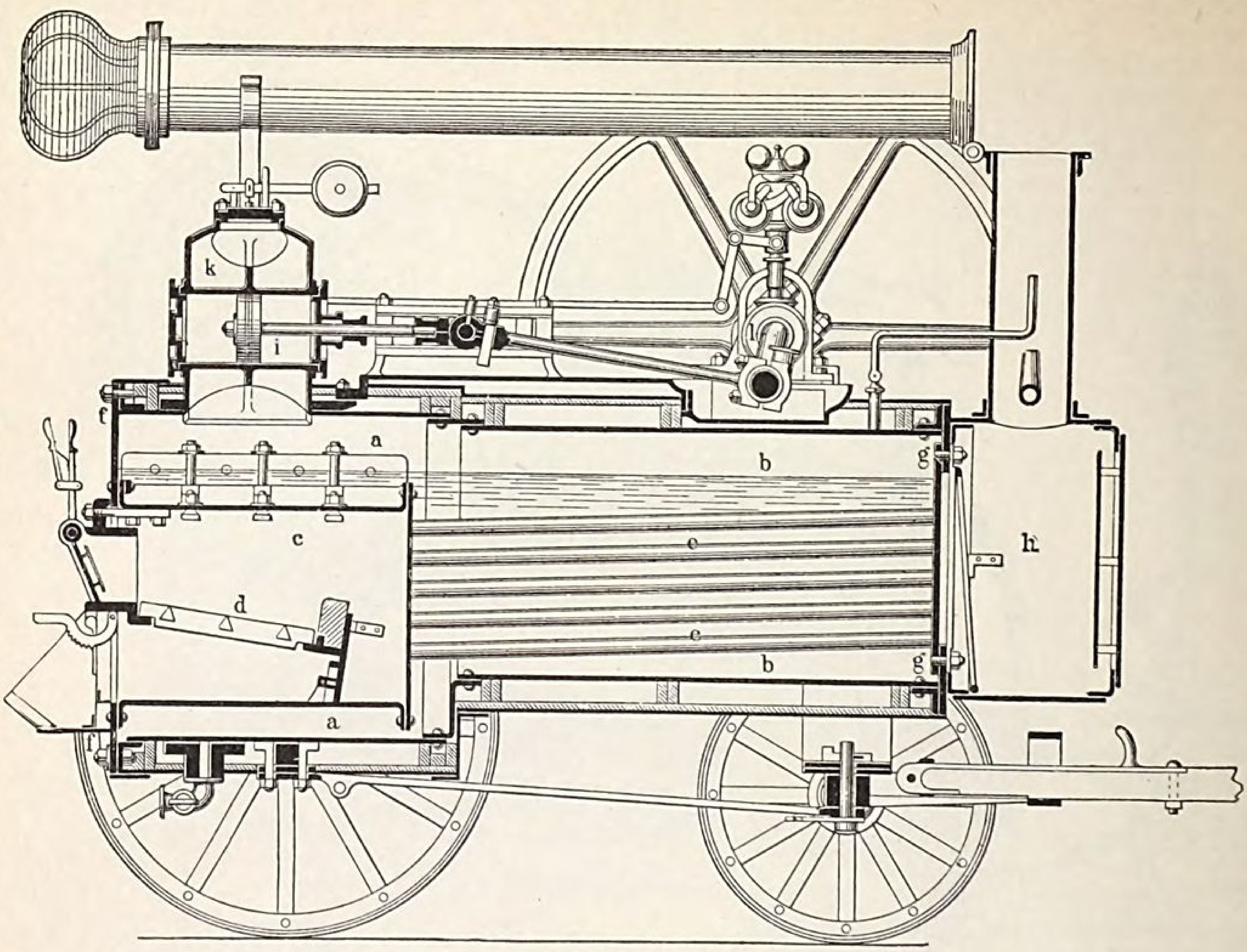


Fig. 8. Lokomobile von Wolf.

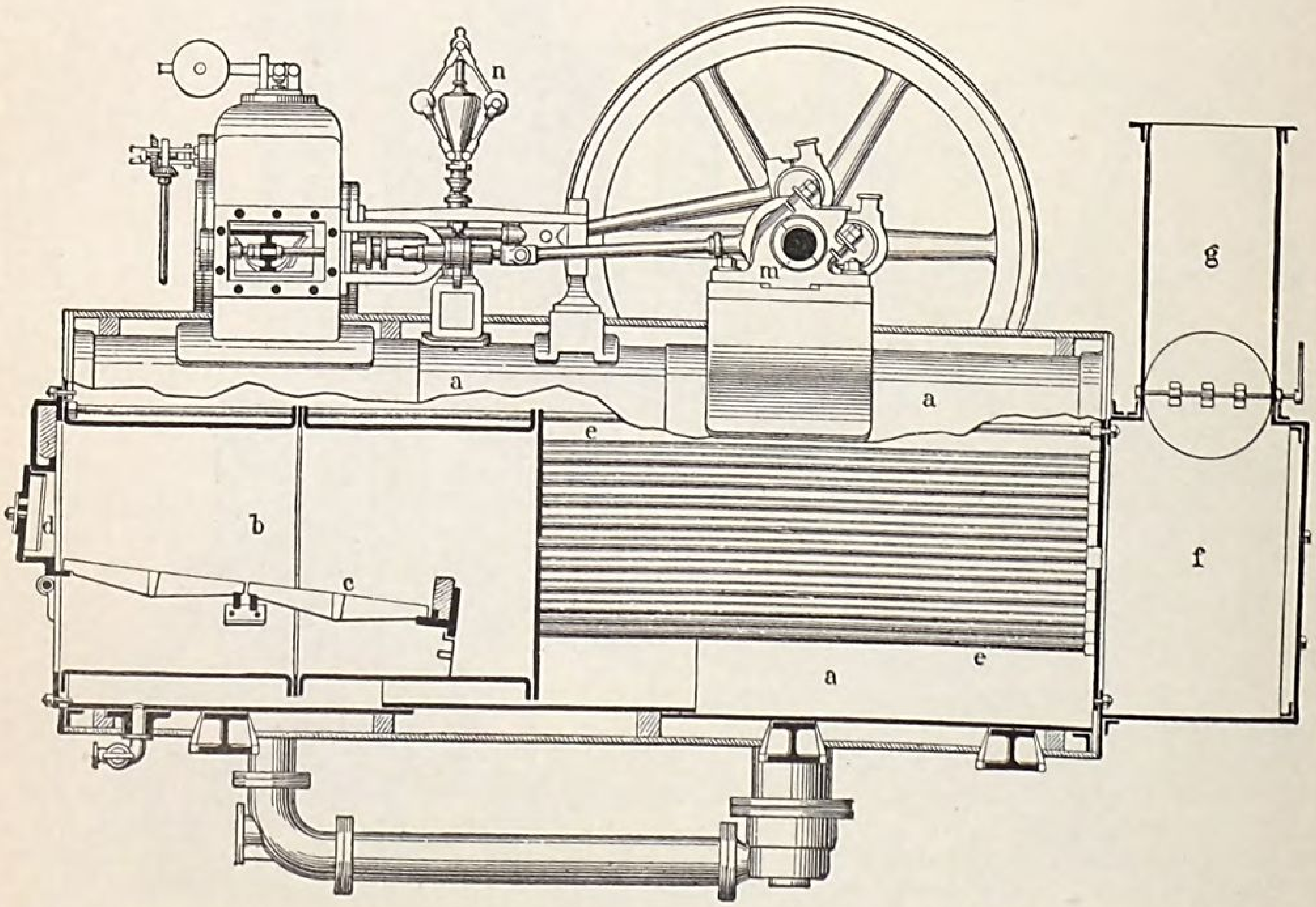


Fig. 9. Halblokomobile mit Compoundmaschine von Wolf. (Längsschnitt).

burg, hervorzuheben, bei welcher die Feuerbuchse samt dem Heizröhrensystem sich behufs Reinigung aus dem Kessel herausziehen läßt, ein Vorteil, der namentlich in Gegenden, wo gutes Speisewasser nicht zu bekommen ist und Kesselreparaturen schwierig auszuführen sind, hoch anzuschlagen ist. Der Kessel (Tafel III, Fig. 8) besteht aus zwei ungleich weiten Cylindern a a und b b, die durch eine vertikale Platte verbunden sind. In dem weitern Teil befindet sich die liegend-cylindrische Feuerbuchse c mit dem Roste d, in dem engern das Röhrensystem e. Die Stirnplatte ff der Feuerbuchse und die Röhrenplatte gg in der Rauchkammer h sind mittels Schrauben an dem äußern Kessel befestigt und durch zwischengelegte Asbestringe abgedichtet, so daß nach Lösung der Schrauben Feuerbuchse und Röhrensystem bequem (in der Figur nach links) herausgezogen werden können. Der Cylinder i der Wolfschen L. liegt in einem viereckigen Dampfdom k und ist durch ein besonderes Gußstück mit den Lagern der Schwungradwelle l solid verbunden, so daß die Dampfmaschine ein von den Veränderungen der Kesselwandungen unbeeinflußtes, in sich geschlossenes Ganze bildet. Kleine Lokomobilen, etwa bis 4 Pferdekräfte, lassen sich billig mit stehendem Kessel herstellen. Fig. 4, Tafel II, zeigt eine derartige L. von Lanz in Mannheim. Der Kessel ist mit die Feuerbuchse durchquerenden Röhren (Galloway-Röhren) versehen und trägt die vertikal angeordnete Dampfmaschine. Das gewöhnliche **Brennmaterial der L.** ist die Steinkohle; für Holz, Torf oder Braunkohle bedarf es einer Vergrößerung der Feuerbuchse, bez. der Roststäche und einer entsprechenden Änderung der Roststäbe. In manchen Ländern, wie Rußland, Rumänien, Ungarn, heizt man die L. mit Stroh, weil andres Brennmaterial sehr kostspielig ist. Hierfür sind besondere **Strohfeuerungen** erforderlich. Die Strohfeuerung von Ruston, Proctor u. Komp. besteht aus einem mit feuerfesten Ziegeln ausgekleideten Blechkasten mit gebogenen Roststäben, welcher unter der Feuerbuchse angebracht wird. Das Stroh wird durch einen Rumpf aufgegeben und verbrennt über dem Rost, während Asche, Schlacke und glühende Teile durch die weiten Spalten der Roststäbe fallen und im Unterteil des Kastens durch einen Wasserstrahl abgelöscht werden. Bei der Strohfeuerung von Clayton-Shuttleworth wird vor der eigentlichen Feuerbuchse noch eine kleinere Feuerbuchse angebracht, welche den eigentlichen Verbrennungsraum bildet. Die Strohfeuerung von Head u. Schemioth hat selbstthätige Zuführung des Strohes mittels Speisewalzen. Für Deutschland sind die Strohfeuerungen ohne Bedeutung, weil hier das Stroh im Vergleich zu den gewöhnlichen Brennstoffen zu hoch im Werte ist.

Um den Dampf besser auszunutzen, wendet man auch bei den Lokomobilen das Compoundreceiver-System (s. Tafel »Dampfmaschinen II«) an, und da das einer gewöhnlichen L. gegenüber durch die Hinzufügung eines zweiten Cylinders erhaltene Mehrgewicht gegen die infolge geringern Dampfverbrauchs ermöglichte Gewichtsverringerung des Kessels verschwindet, da ferner die Maschine, ohne allzu kompliziert zu werden, außerordentlich ruhig und sanft arbeitet, und da endlich der Kohlenverbrauch um 10—20 Proz. geringer wird, so hat sich die Compoundlokomobile, wenigstens in größern Ausführungen, allgemein eingebürgert.

Die **Halblokomobilen (transportabeln Dampfmaschinen, Kesseldampfmaschinen)** sind im Gegensatz zu den eigentlichen Lokomobilen hauptsächlich für das städtische Kleingewerbe, für elektrische Lichtanlagen ꝛc. berechnet, sind also eigentlich feststehende Maschinen. Es fällt daher bei ihnen das Haupterfordernis der L., die leichte Beweglichkeit, fort, wogegen Raumersparnis, leichte Aufstellung und geringe Anschaffungskosten die Ansprüche sind, welche man an sie im Vergleich zu den eigentlichen stationären Dampfmaschinen stellt. Sie unterscheiden sich demgemäß von den Lokomobilen durch den Mangel an Rädern, von den stationären durch leichtere Kessel ohne Mauerwerk und durch die konstruktive Vereinigung der Dampfmaschine mit dem Kessel zu einem Ganzen, entweder auf einer gemeinsamen eisernen Grundplatte nebeneinander oder nach Art der L. übereinander. Von den beiden Hauptarten der Halblokomobilen (mit stehenden [vertikalen], bezüglich mit liegenden [horizontalen] Kesseln) zeichnen sich die erstern durch größere Raumersparnis und geringere Anschaffungskosten, die letztern durch größere Stabilität und bessere Ausnutzung des Brennmaterials aus. Deshalb zieht man die liegenden Kessel für größere Arbeitsleistungen, etwa von 10 Pferdekräften an, meist vor. Auch bei den Halblokomobilen leistet das Compoundsystem vortreffliche Dienste. Eine transportable Dampfmaschine mit Vertikalkessel ist im Artikel »Dampfmaschine«, Tafel III, S. I, abgebildet und beschrieben. Fig. 5 auf beiliegender Tafel II stellt eine Zweicylinder-Halblokomobile von Lanz mit liegendem Kessel dar. Hier ist die Feuerbuchse als Fuß ausgebildet, während der Langkessel am andern Ende auf einer besondern Tragstütze ruht. Die Maschine ist als Zwillingsmaschine ausgeführt. Eine 40pferdige Halblokomobile von Wolf in Buckau-Magdeburg mit liegendem Kessel und Compoundmaschine zeigen Fig. 3 auf Tafel II u. Fig. 9 auf Tafel III. Hierin bedeutet a a den Kessel, b die Feuerbuchse mit der Feuerthür d und dem Rost c, e e die Heizröhren, f die Rauchkammer, g den untern Teil des Schornsteins. Der Dampf gelangt vom Kessel in den kleinen (Hochdruck-) Cylinder h, dann durch den Receiver i in den großen (Niederdruck-) Cylinder k und endlich durch ein in der Zeichnung fortgelassenes Rohr in den Kondensationsapparat l. Die Dampfarbeit wird von den Kolben mit Kolben- und Bleuelstangen auf die Schwungradwelle m m übertragen und vom Regulator n aus durch Veränderung des Expansionsgrades reguliert.

Einerseits das Bestreben, wie bei stationären Maschinen, so auch bei Lokomobilen die im Kleinbetrieb teure Dampfkraft durch eine billigere Betriebskraft zu ersetzen, anderseits der Wunsch, beim Betrieb mit Lokomobilen besonders in der Landwirtschaft von der lästigen Herbeischaffung der bei Dampflokomobilen nicht unbeträchtlichen Mengen von Brennstoff und Speisewasser, von dem schwierigen Transport der Dampflokomobile, von der Feuersgefahr und der Schwierigkeit der mindestens einen Mann dauernd erfordernden Bedienung entbunden zu werden, hat zu dem Bau von **Petroleum-Lokomobilen** geführt, welche in einer auf einem Wagen montierten Petroleumkraftmaschine nebst Zubehör bestehen. Bisher ist es jedoch noch nicht gelungen, bei den Petroleumlokomobilen den Wagen mit der Maschine und ihren Hilfsapparaten in der Weise organisch zu verschmelzen, daß sie wie die Dampflokomobile den Eindruck eines einheitlichen Ganzen macht. Die Petroleumkraftmaschine dieser L. unterscheidet sich in keinem wesentlichen Punkte von den feststehenden Maschinen und weicht wie diese von den Gaskraftmaschinen hauptsächlich dadurch ab,

daß sie mit einem Vergaser versehen ist, in welchem die für jeden Arbeitshub erforderliche Menge Petroleumdampf erzeugt wird. Fig. 7 auf Tafel II zeigt die Petroleumlokomobile von Grob u. Komp. in Leipzig-Eutritzsch. Auf dem Wagen d ist die Petroleumkraftmaschine a erbaut, deren Schwungrad zugleich als Riemenscheibe zur Weiterleitung der erzeugten Arbeit dient. Der Petroleumbehälter c enthält zwei Abteilungen, aus deren kleinerer die dauernd brennende Petroleumflamme zum Heizen des Vergasers gespeist wird, während aus der größern das Petroleum durch eine Pumpe in den Vergaser gedrückt, dort in Dampf verwandelt und nun in den Arbeitscylinder geleitet und mit Luft gemischt verbrannt wird. Die verbrauchten Verbrennungsgase ziehen durch einen unter dem Wagen angebrachten, zugleich als Schalldämpfer dienenden Topf, in welchem sich feste oder flüssige Teile ablagern können, nach dem Schornstein e. Das zum Kühlen des Arbeitscylinders erforderliche Wasser wird nach seiner Benutzung und Erwärmung in einem sogenannten Gradierwerk h wieder abgekühlt; dieses ist ein im Innern mit kreuzweise übereinander gelegten Holzstäbchen gefüllter Cylinder, dem durch das Rohr g das warme Wasser zufließt, um einem durch einen Ventilator erzeugten Luftstrom entgegen niederzuträufeln und dabei abgekühlt dem Kühlmantel des Cylinders durch Rohr f von neuem zugeführt zu werden. Die Berliner landwirtschaftliche Ausstellung von 1894 zeigte außer der Grobschen L. noch Petroleumlokomobilen von Langensiepen, L. Kühne, von der Daimler-Motoren-Gesellschaft, von R. Hornsby u. Sons, von Jannscheck u. a., eine nennenswerte Verbreitung dürften jedoch diese Lokomobilen noch nicht gefunden haben. Die folgenden Tabellen geben Aufschluß über Preise, Gewichte, Betriebskosten ꝛc. der Lokomobilen einiger deutschen Fabriken.

Preise, Gewichte ꝛc. von Lokomobilen.

Fabrik	Betriebskraft	Art der Lokomobile	Kessel	Maschine	Pferdekräfte	Gewicht Kilogramm	Preis Mark
Wolf in Buckau-Magdeburg	Dampf	Fahrbar	Ausziehbarer Röhrenkessel	1 Cylinder	6	3900	4500
	=	=	= =	1 =	10	5800	5600
	=	Halblokomobile	= =	Compound	40	15500	16200
Lanz in Mannheim . . .	=	Fahrbar	Stehender Gallowaykessel	1 Cylinder	3	1900	2075
	=	=	Ummantelte Feuerbuchse	1 =	6	4000	3950
	=	=	Ausziehbarer Röhrenkessel	1 =	10	6200	5500
	=	Halblokomobile	= =	Compound	35	17800	13300
Badenia in Weinheim . .	=	Fahrbar	Röhrenkessel	1 Cylinder	5—6	3250	3600
	=	=	=	1 =	10	5400	4800
Grob in Leipzig-Eutritzsch .	Petroleum	=	=	1 =	4	1600	3350
	=	=	=	1 =	8	2850	4750

Mittlerer Kohlen-, bez. Petroleumverbrauch und Betriebskosten der Lokomobilen von verschiedenen Pferdekräften.

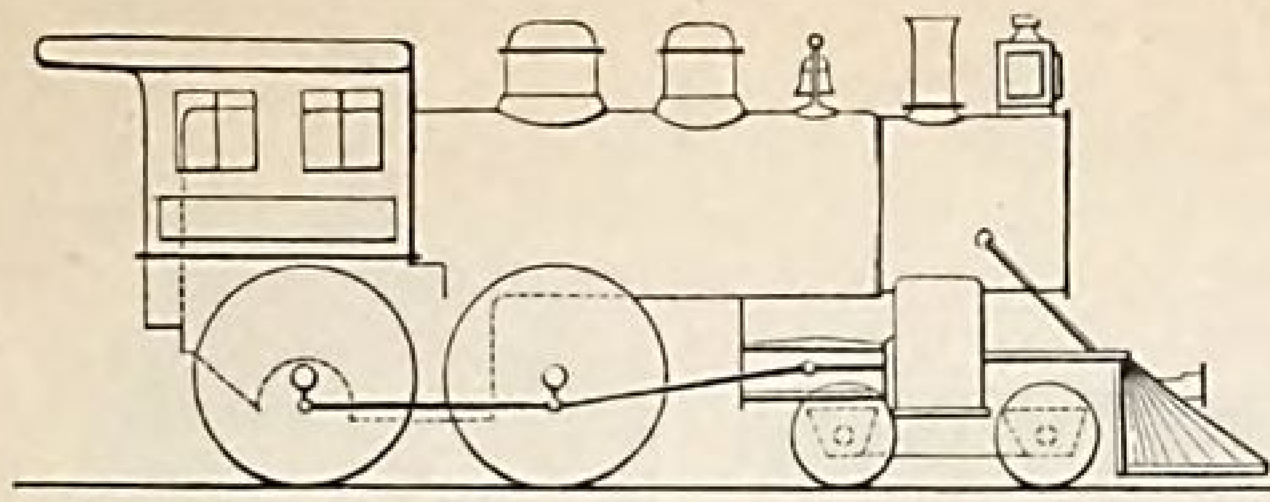
Anzahl der Pferdekräfte	1	2	4	6	8	10	12
Kohlenverbrauch pro Stunde in Kilogramm	7	11	18	23	27	28	30
Betriebskosten pro Stunde und Pferdekraft in Pfennigen	23	16	11	10	8	7	6
Petroleumverbrauch pro Stunde in Litern	0,52	1,0	1,8	2,6	3,4	4,0	4,6
Betriebskosten pro Stunde und Pferdekraft in Pfennigen	13—17	10—14	8—12	8—11	7—10	7—10	7—10

Die *Betriebskraft* der L. kann in mannigfaltiger Weise auf die Arbeitsmaschine übertragen werden, wobei die Art der Aufstellung und die Gattung der Arbeitsmaschine den wesentlichsten Einfluß auf die Anordnung der Transmission ausüben. Zumeist erfolgt der Betrieb durch Riemen, in einzelnen Fällen durch Drahtseile.

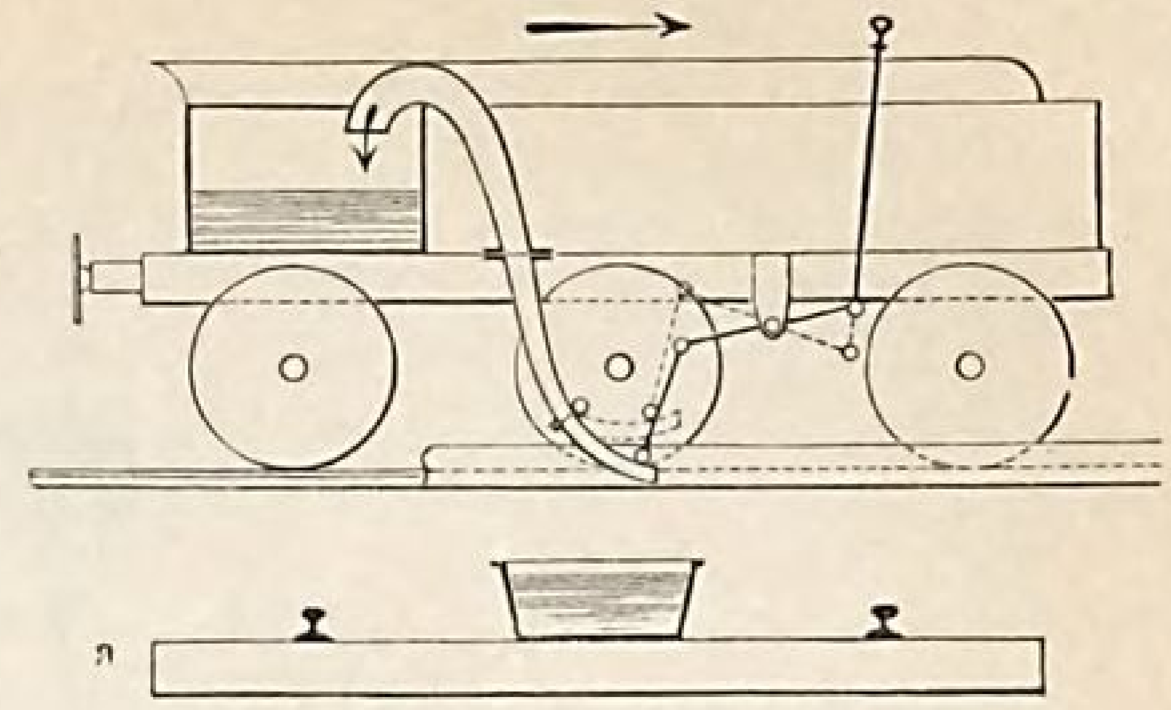
Die Lokomobilen sind zweckmäßig mit *Schutzvorkehrungen* zu versehen. Zunächst sind sie in einem besondern Raum oder im Freien wenigstens in einer abgeschlossenen Umgitterung aufzustellen, so daß alle Personen, die nicht an der Maschine zu thun haben, fern gehalten werden. Der Raum muß so bemessen sein, daß rings um die L. ein mindestens 1 m breiter Gang für den Maschinenwärter verbleibt. Der Fußboden muß eben sein. Schwungräder und Riemenscheiben sind bis auf Mannshöhe über dem Fußboden mit einem Schutzgitter zu verdecken. Die Riemen sind mit Schutzbrettern oder Rinnen aus Brettern oder Drahtgeflecht zu versehen. Etwaige Trittbretter oder hochgelegene Gänge oder Treppen sind mit einem Geländer zu umgeben. Vorstehende Keile, Schrauben, Nasen von bewegten Teilen sind zu verhüllen.

Lokomobilen, welche nach Art der Lokomotiven der Eisenbahnen, jedoch ohne Benutzung von Schienen, sich selbst und angehängte Lasten fortbewegen sollen, heißen *Straßenlokomotiven*. Diese lassen sich in zwei Klassen scheiden, nämlich solche, welche *ausschließlich*, und solche, welche nur *nebenbei* zum Transport benutzt werden, im übrigen aber andre Arbeiten verrichten. Nur die letztern, bei denen also das Prinzip der reinen L. überwiegt, werden zu bestimmten Zwecken allgemein verwendet. Besonders für den Dampfpflug (s. d.) gibt die Straßenlokomotive den einzig zweckentsprechenden Motor ab, während die Frage, ob bei den andern landwirtschaftlichen Maschinen, speziell bei Dampfdreschmaschinen, der Betrieb mittels Straßenlokomotive oder einfacher L. vorteilhafter sei, noch offen ist. Die Straßenlokomotive dagegen, welche lediglich zum Transport von Lasten auf chaussierten Wegen dienen soll, hat sich nur in wenigen Ausnahmefällen bewährt, in der Regel traten binnen kurzem Störungen ein, welche die Einstellung des Betriebes zur Folge hatten. Ganz aussichtslos erscheint nach allen bisherigen Versuchen besonders die Idee der Personenbeförderung mit Straßenlokomotiven in Form von *Dampfkutschen*, *Dampfkaleschen*, *Dampfomnibus*, *Dampfdroschken*, wie der Bolléesche Dampfwagen und der sogen. *Benzinwagen*, der mit einem Benzinmotor versehen war, lehren. Die Gründe für diese Thatsachen liegen in mehreren Umständen: Die Lastzug-Straßenlokomotiven nutzen die Wege sehr stark ab und beschädigen sie häufig, sind im Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten wegen der im Vergleich zu Eisenbahnen hohen Widerstände der Wege zu wenig leistungsfähig und

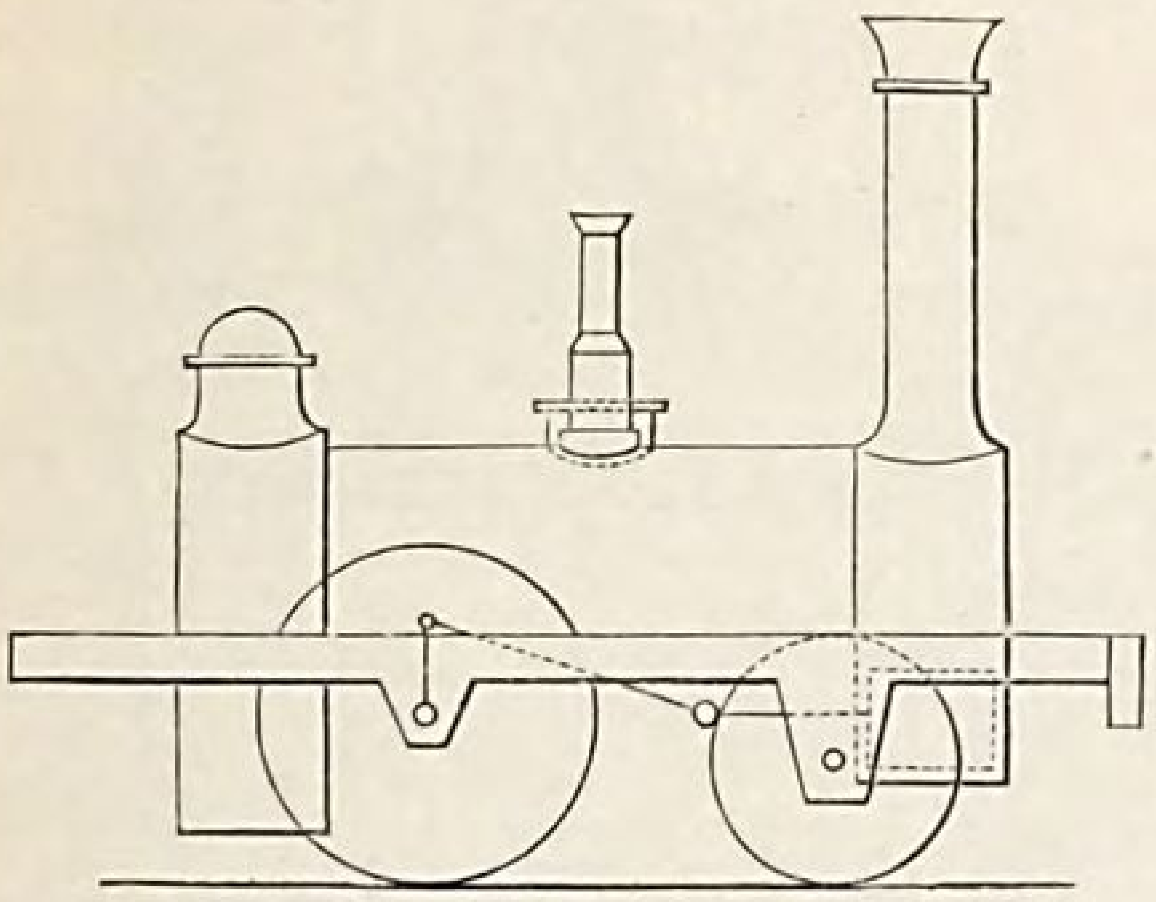
Lokomotiven I.



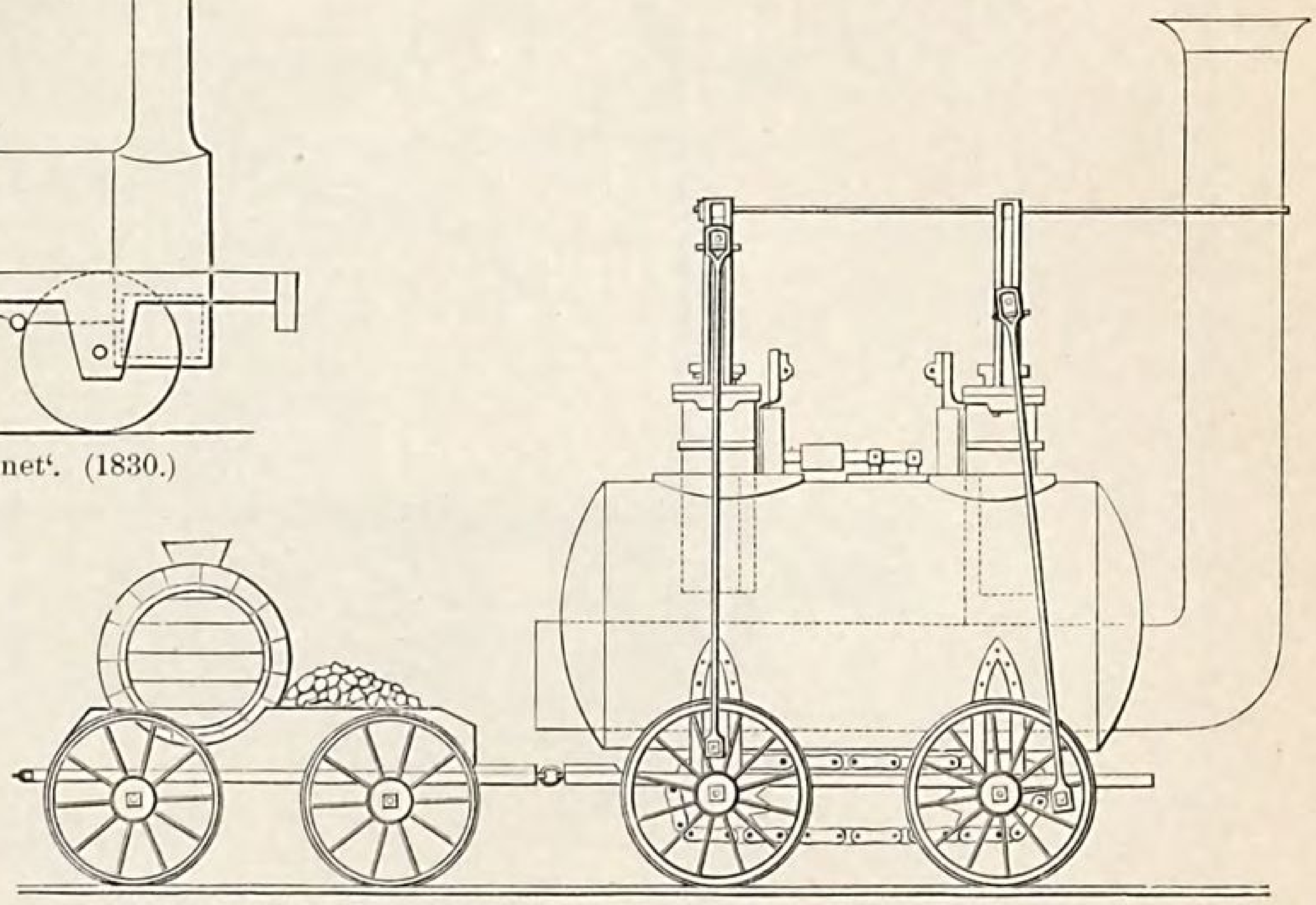
5. Amerikanische Personen- und Schnellzuglokomotive.



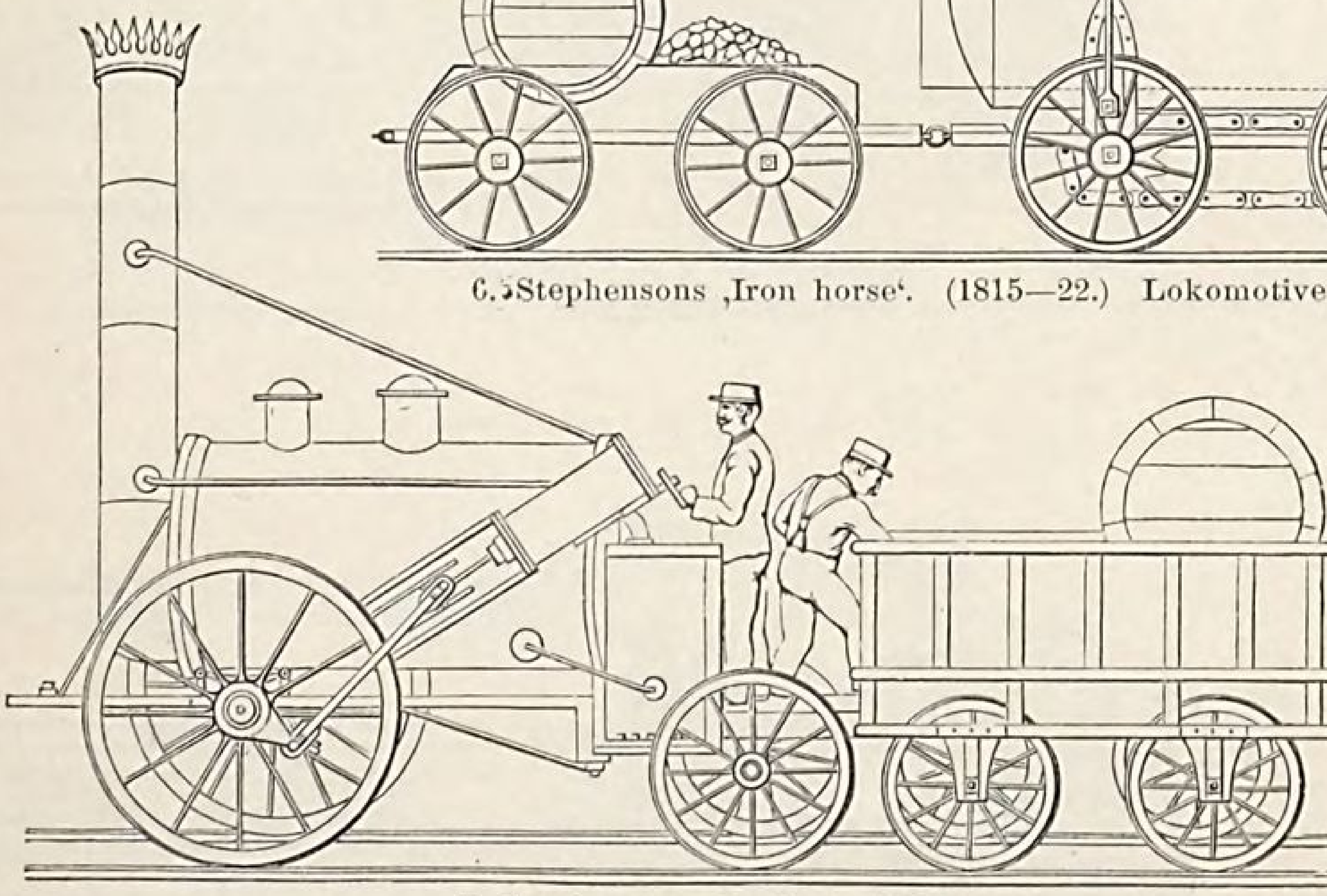
9. Tender mit selbstthätiger Speisung. a Gleis mit Wasserbehälter.



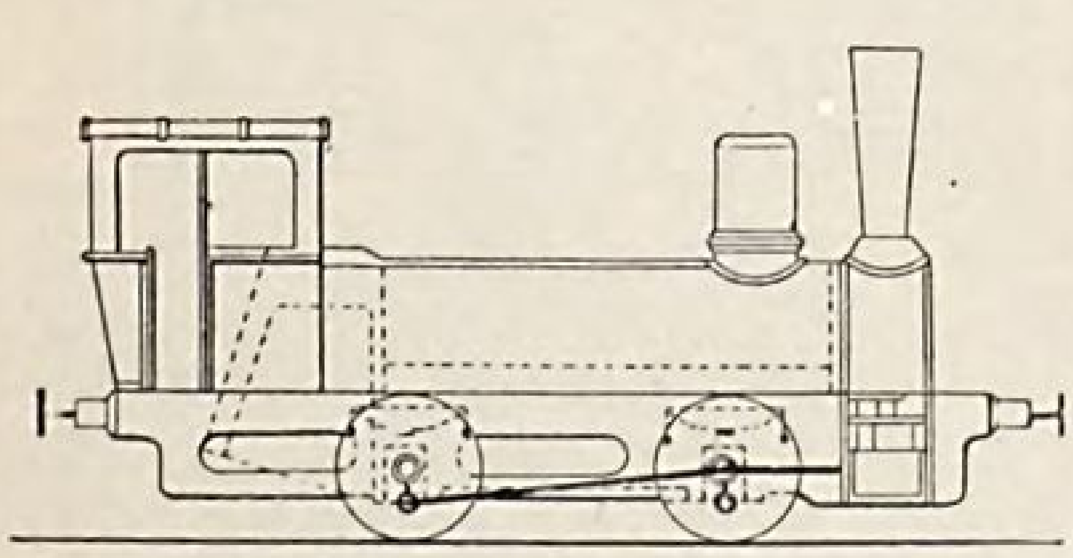
8. Stephensons ‚Planet'. (1830.)



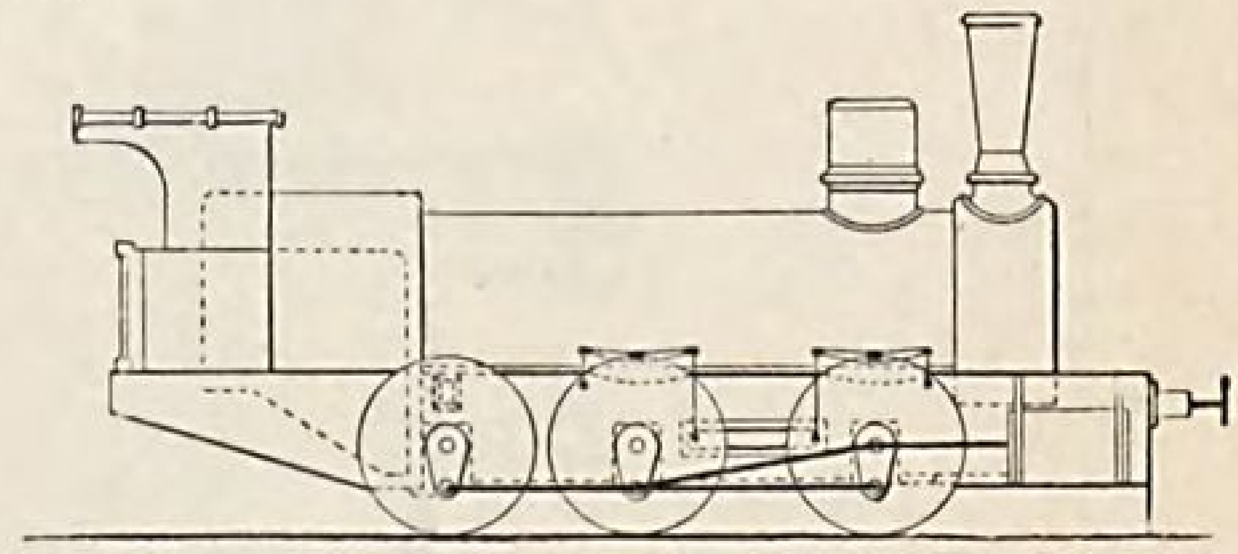
6. Stephensons ‚Iron horse'. (1815—22.) Lokomotive für Kohlentransport.



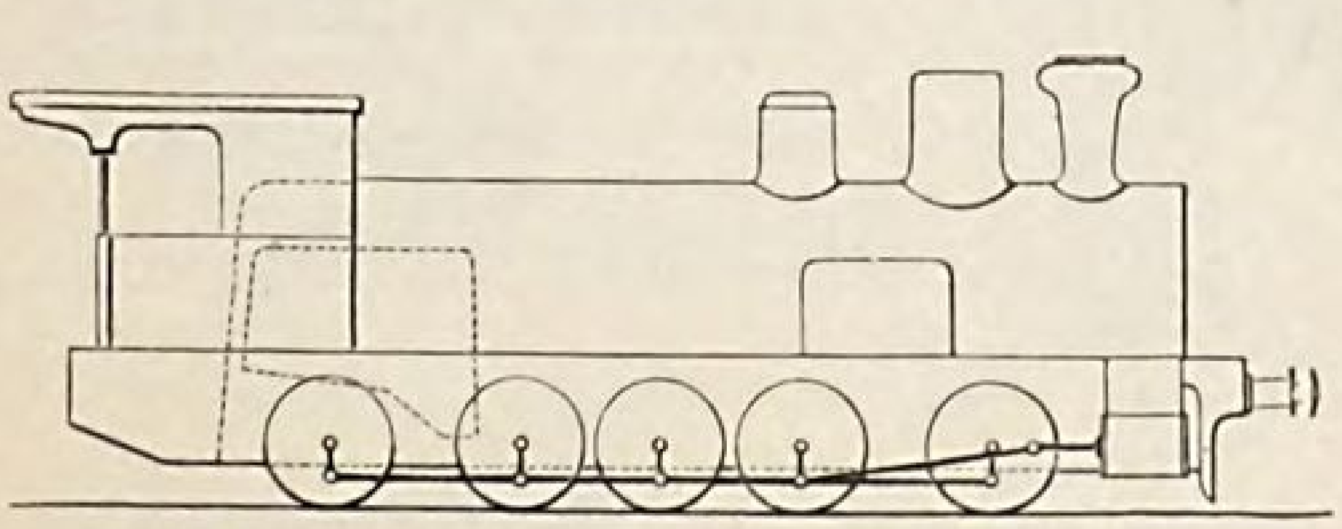
7. Stephensons ‚Rocket'. (1829.)



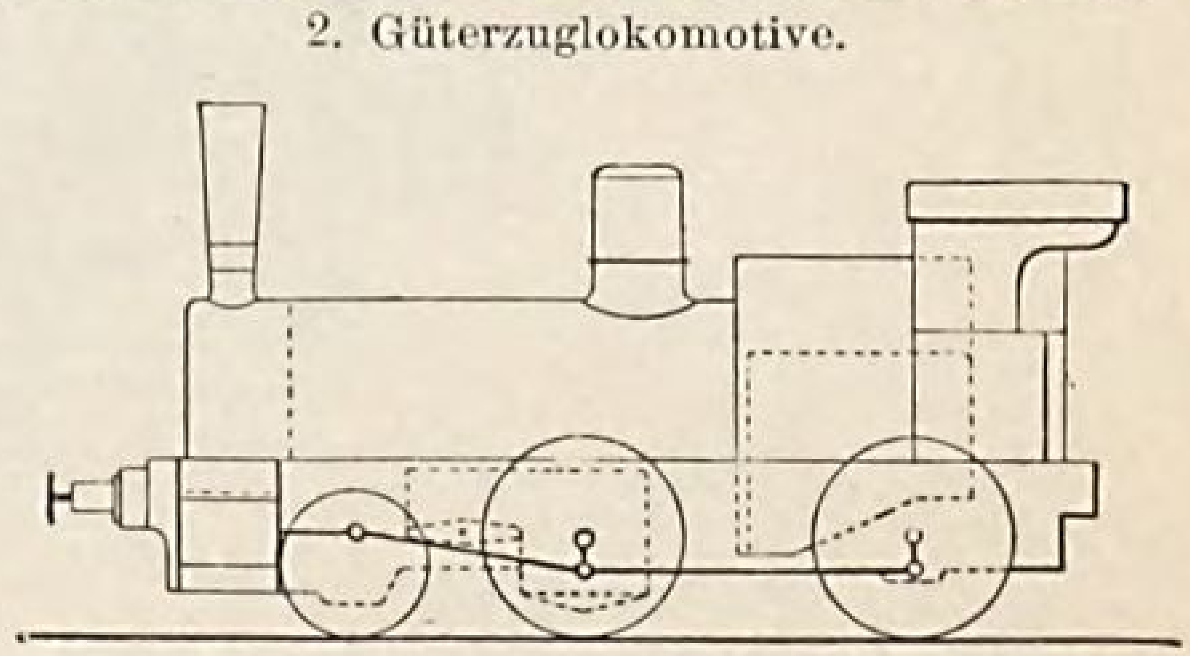
1. Tenderlokomotive.



2. Güterzuglokomotive.



3. Güterzuglokomotive für große Steigungen.



4. Personen- und Schnellzuglokomotive.

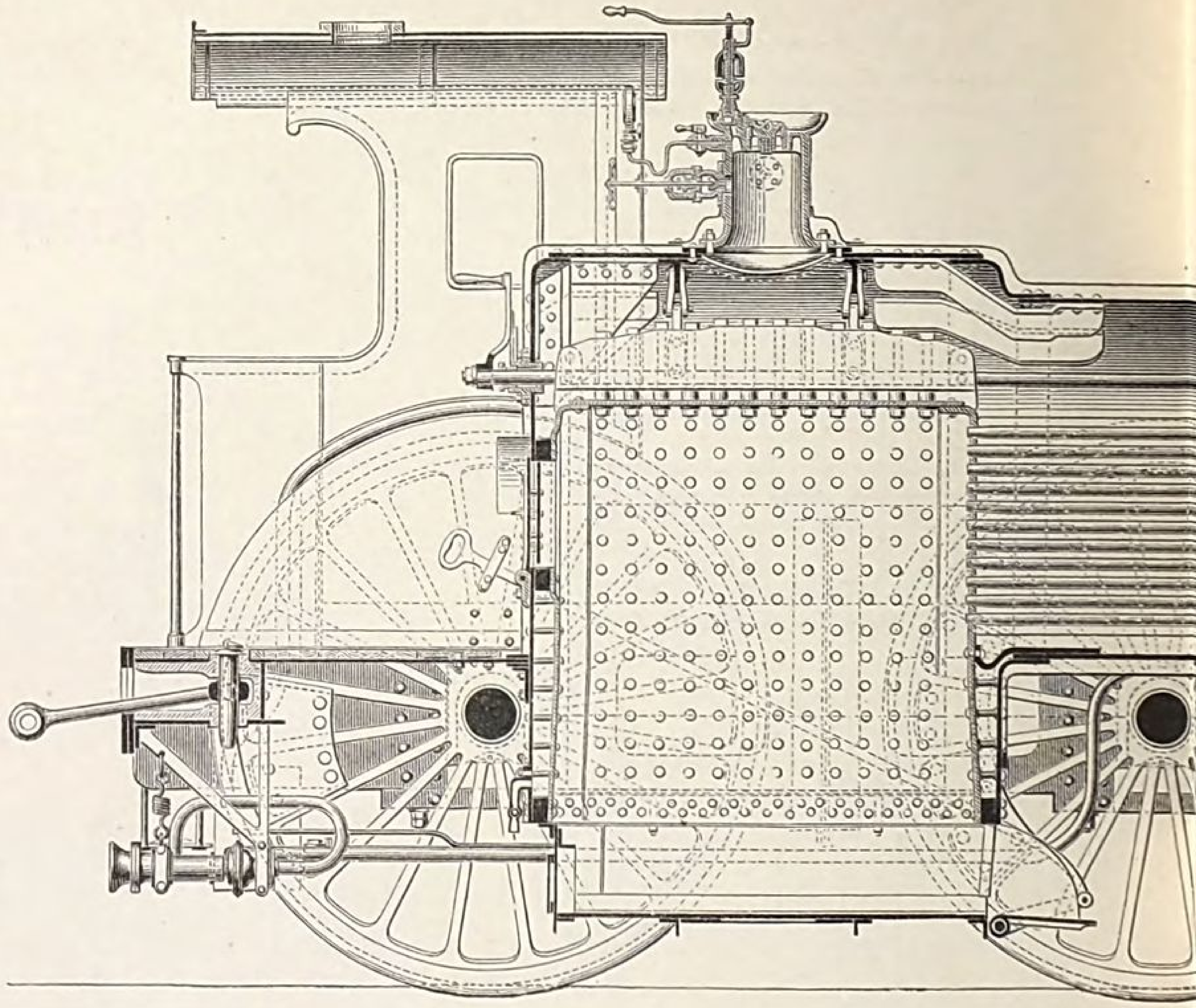


Fig. 1. Län

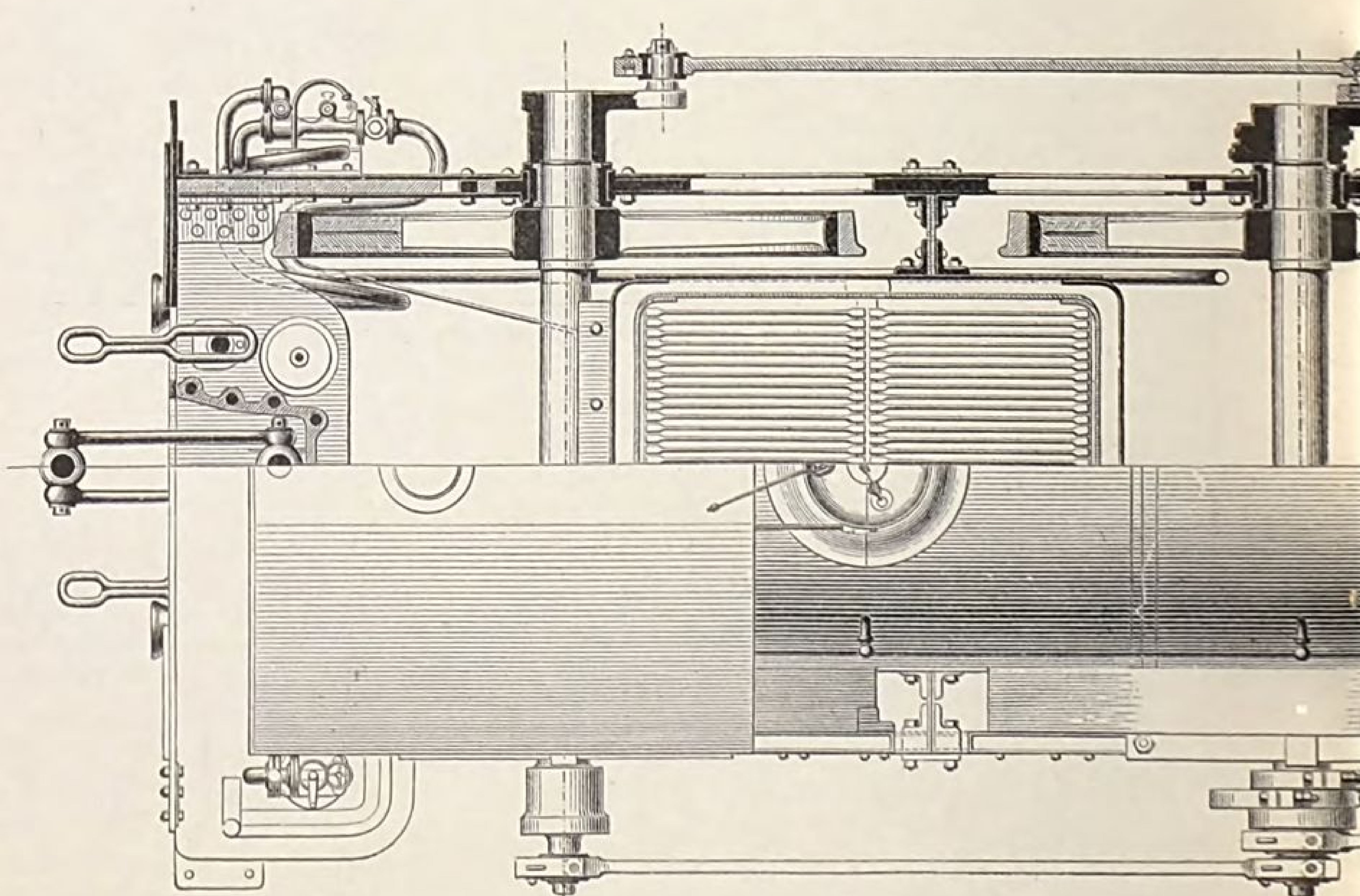
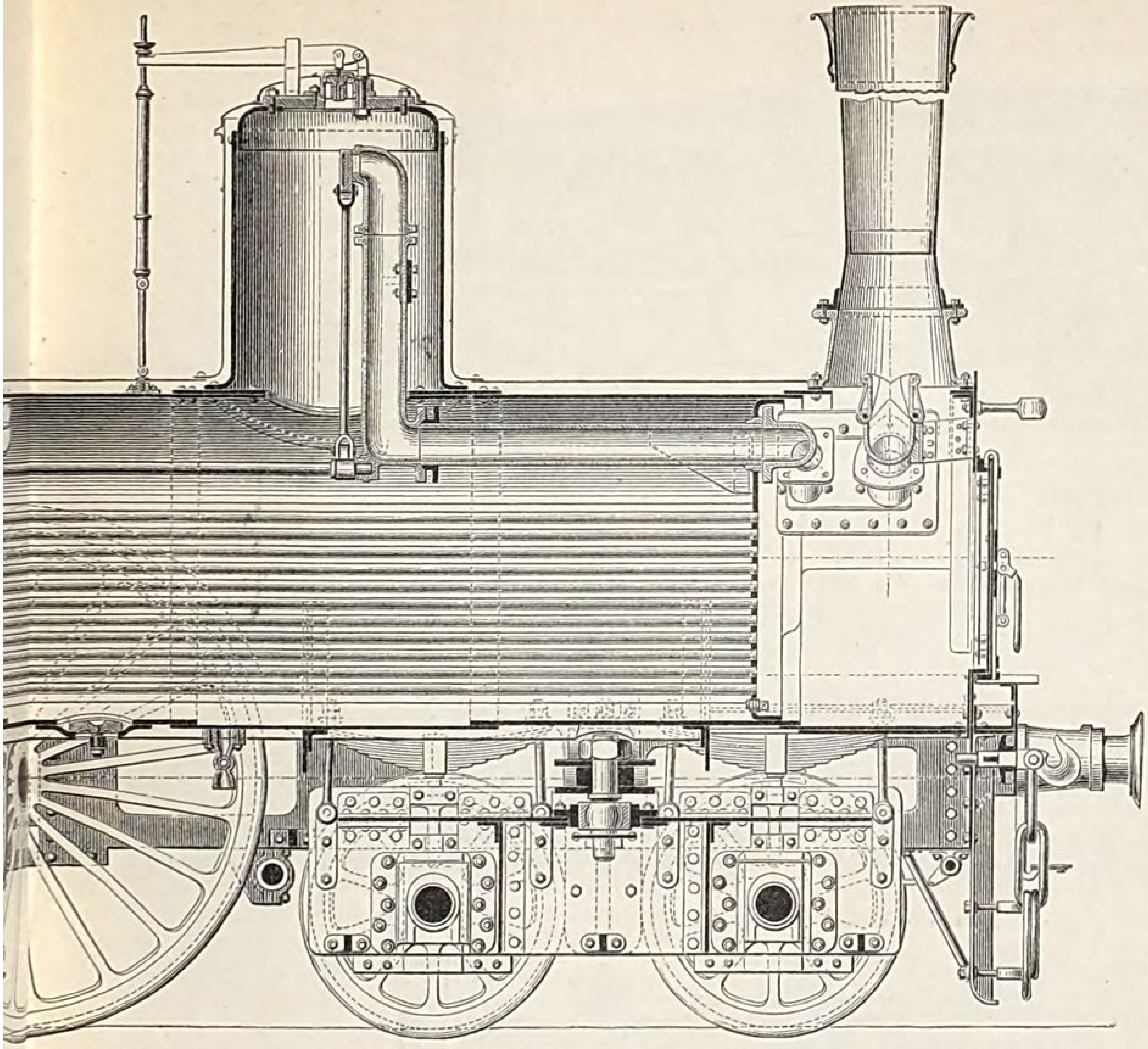
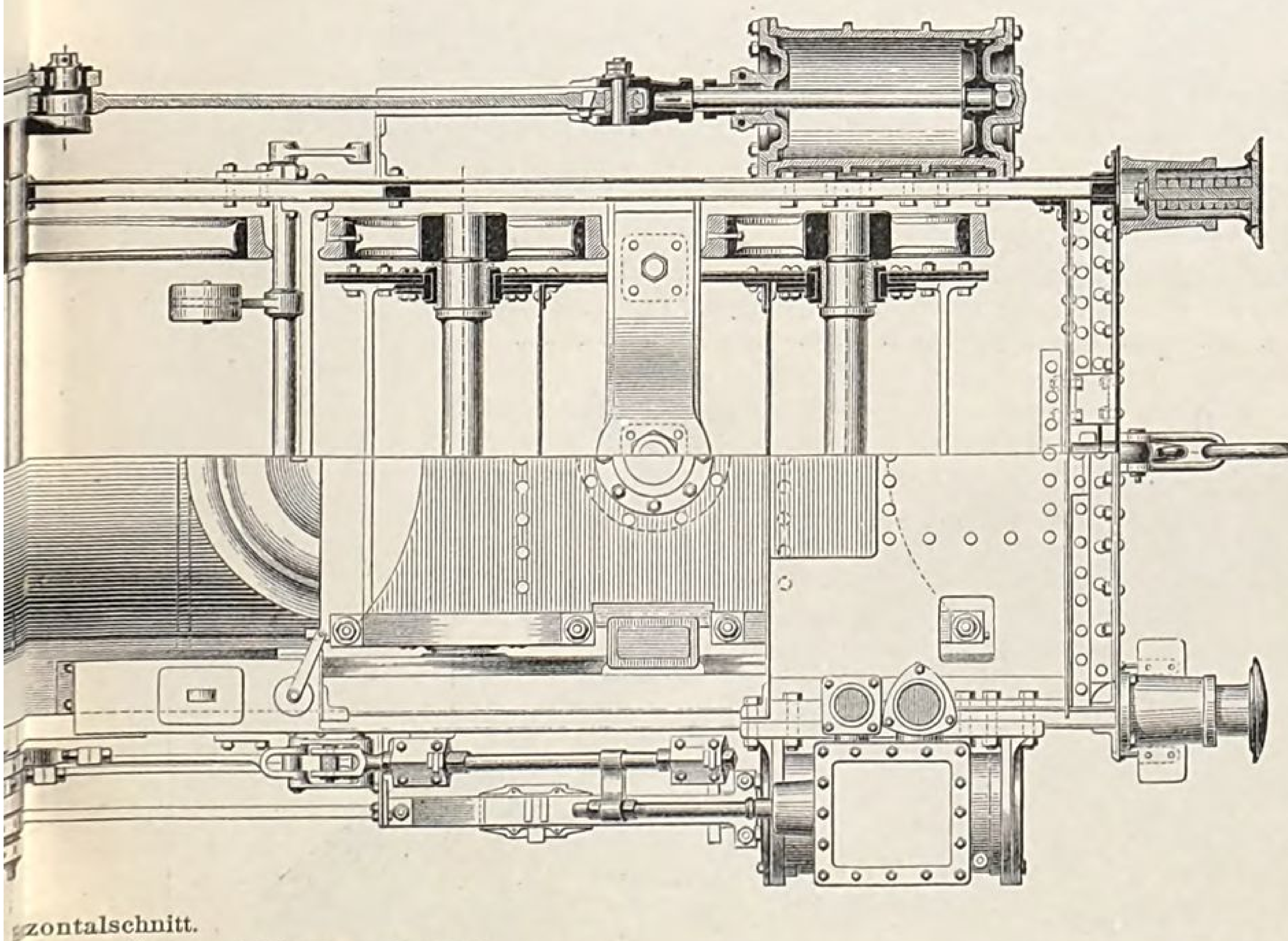


Fig. 2. Hor

Schnellzuglokomotive ‚Rittinger



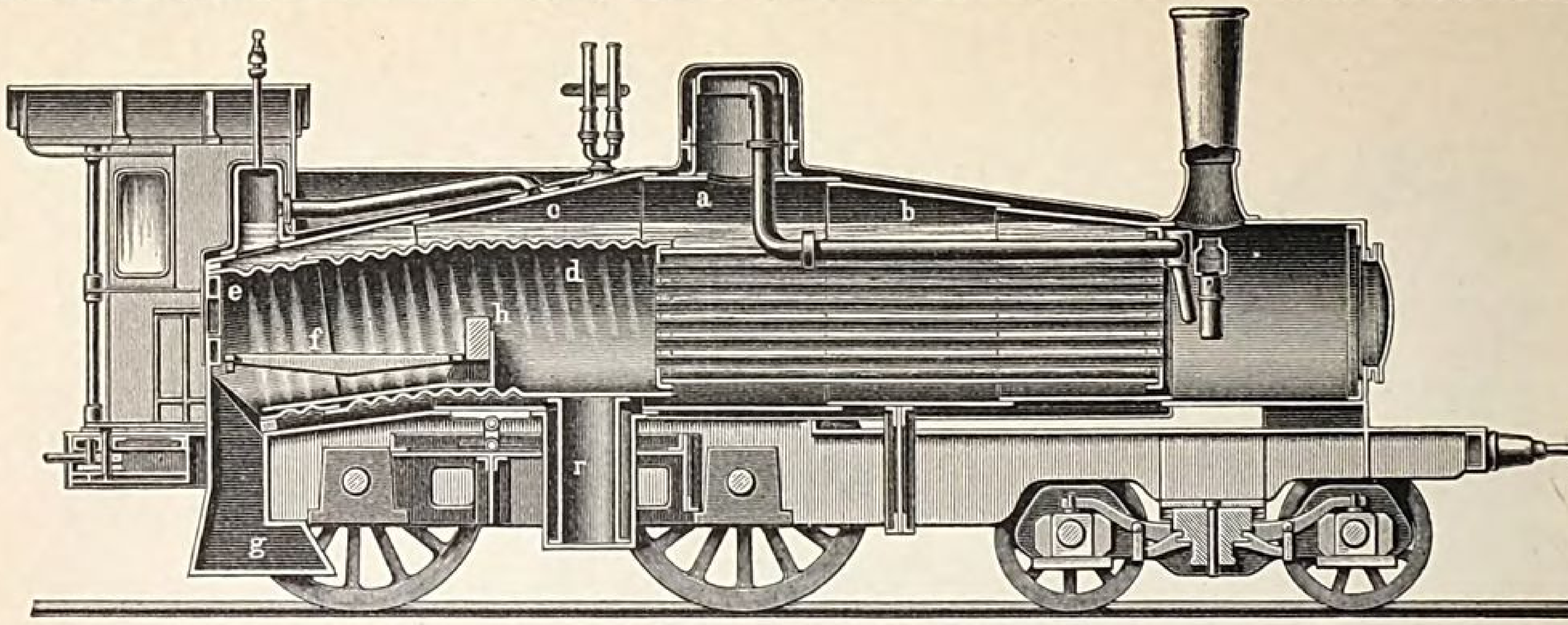
agenschnitt.



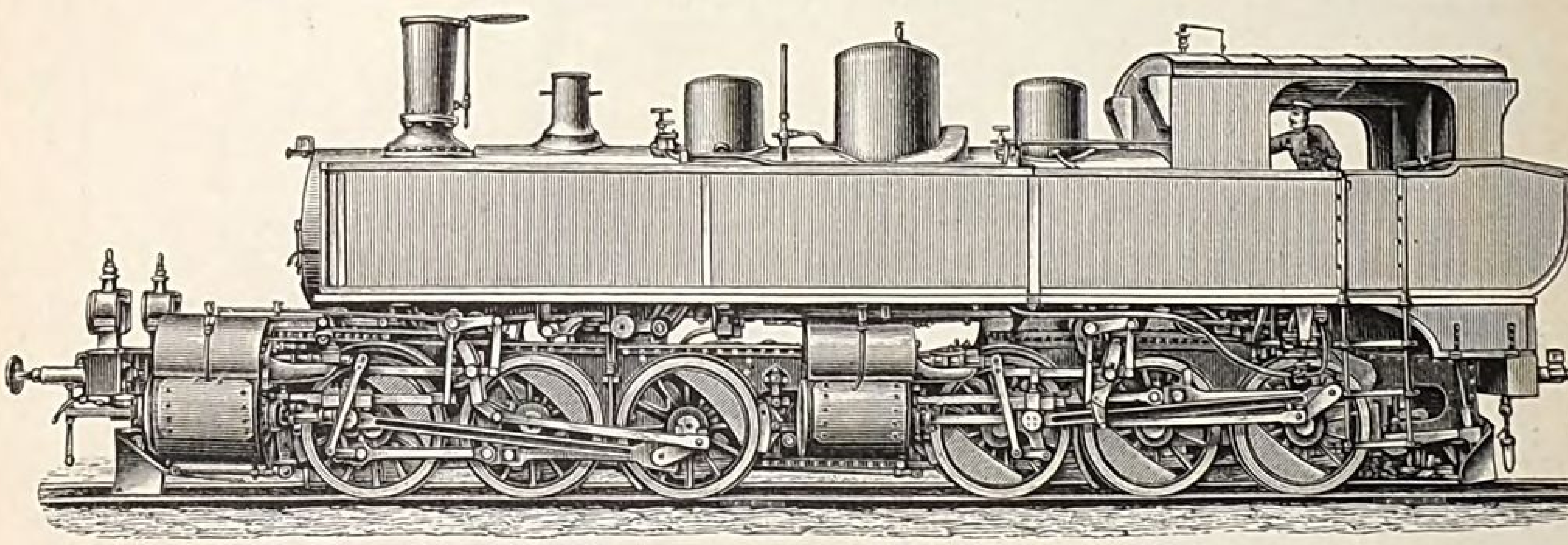
zontalschnitt.

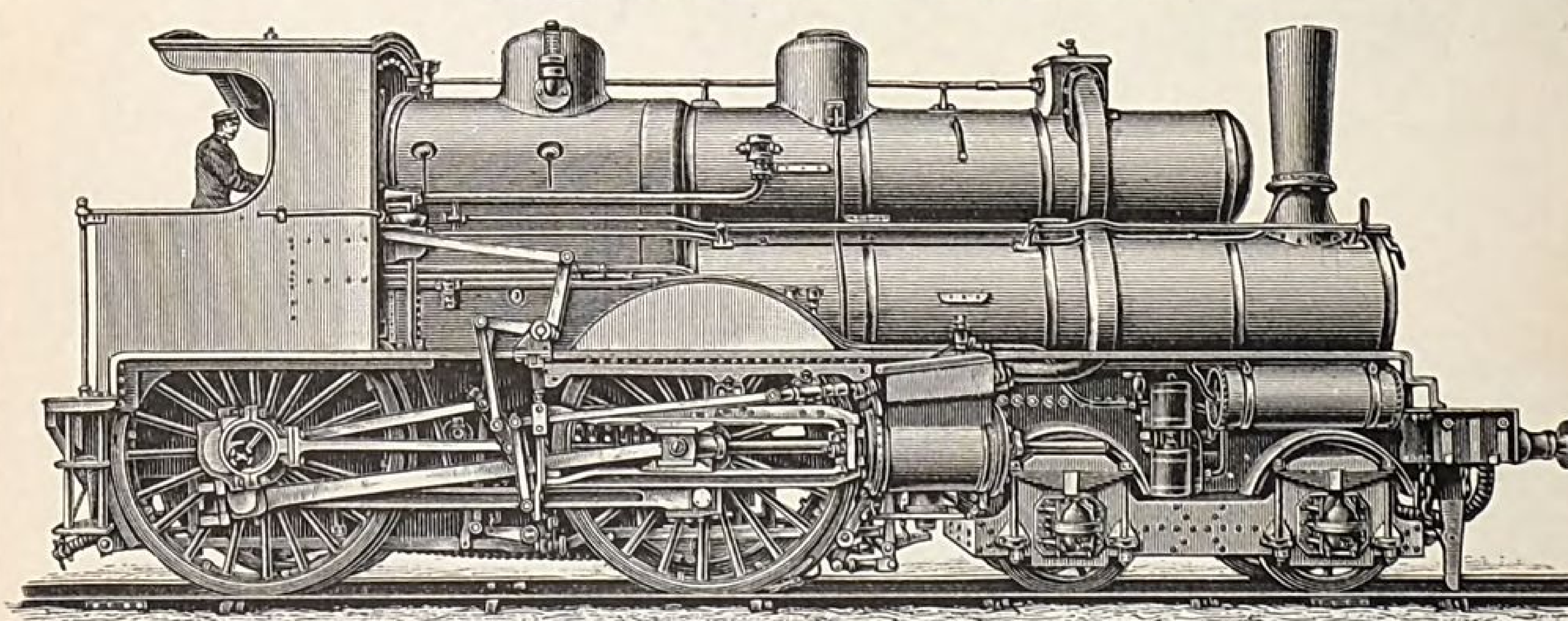
der Österreichischen Südbahn.

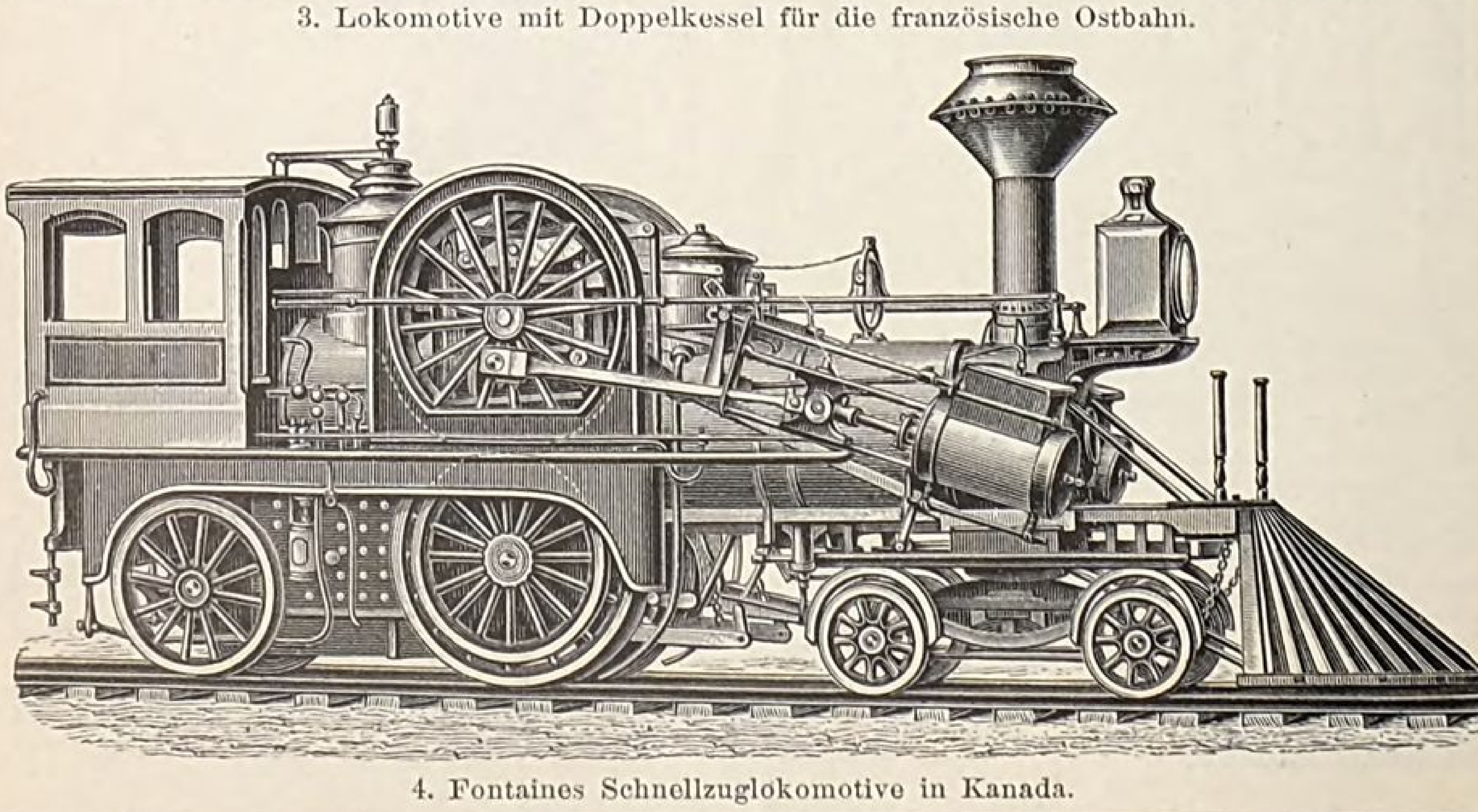
Lokomotiven III.



1. Lokomotive von Lentz.


2. Doppel-Verbundlokomotive der Gotthardbahn.


3. Lokomotive mit Doppelkessel für die französische Ostbahn.


4. Fontaines Schnellzuglokomotive in Kanada.

versagen auf schlüpfrigem Boden oft gänzlich ihren Dienst. Sie sind ferner sehr schneller Abnutzung unterworfen und können bei dem geringsten Versehen des Wagenlenkers den Insassen sowie dem Straßenpublikum sehr gefährlich werden.

Die Anordnung einer Straßenlokomotive von Aveling u. Porter in Rochester, welche sowohl als Lastzugmaschine wie als Motor einer Dampfdreschmaschine eingerichtet ist, zeigt Fig. 6 der Tafel II. Die äußere Anordnung ist die einer gewöhnlichen L.; der Antrieb erfolgt auf die Hinterachse der Fahrräder mittels (aus der Zeichnung nur zum kleinen Teil ersichtlicher) Zahnrädervorgelege von der Schwungradwelle der Dampfmaschine aus, das Einsteuern des Vorderwagens mittels einer Kettentransmission vom Führerstand. Um ein Einsinken der Maschine zu verhüten, sind die Hinterräder außerordentlich breit und hoch sowie an ihrem Umfang mit schräg gestellten Eisenplatten bekleidet, welche ein sicheres Eingreifen in den Boden bewirken sollen. Die Dampfmaschine ist selbstverständlich mit einer Umsteuerung versehen, um vor- und rückwärts fahren zu können. Andre Straßenlokomotiven sind von Thomson, von Clayton, Chuttleworth u. Komp. u. a. gebaut.

England, das Geburtsland der Lokomobilen, beherrschte lange mit denselben den Welthandel. Auch in Deutschland wurden früher ausschließlich englische Lokomobilen gekauft, bis einige Fabriken (z. B. Wolf in Buckau-Magdeburg, Siegel in Schönebeck a. E., Zimmermann u. Komp. in Halle a. S., Swiderski in Leipzig, Lanz in Mannheim u. a.) anfingen, den Lokomobilenbau als Spezialität zu betreiben, wodurch die deutsche L. mit der englischen konkurrenzfähig wurde und sie allmählich verdrängte.

Die Idee, Straßenlokomotiven zu bauen, ist sehr alt. Schon um 1770 machte Robinson Versuche, und 1785 baute Murdach einen Dampfwagen, der mit 12,8 km pro Stunde gelaufen sein soll. Seit jener Zeit sind besonders in England und Amerika zahlreiche Systeme von Straßenlokomotiven aufgetaucht, welche in einem oder wenigen Exemplaren kurze Zeit in Betrieb waren und dann andern von gleich kurzer Dauer Platz machten. Um 1860 begann die Entwickelung der Technik des Dampfpflügens mit Straßenlokomotiven, und etwa von 1871 an wurden Straßenlokomotiven nach verschiedenen Systemen in beschränktem Maß zu militärischen Transportzwecken benutzt. Der Bolléesche Dampfwagen wurde auf der Pariser Weltausstellung 1878, der Benzinwagen auf der Münchener Arbeitsmaschinenausstellung 1888 bekannt. Vgl. Weber, Bau der Lokomobilen &c. (Leipz. 1871); Fritz, Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen (Berl. 1880); Wüst, Landwirtschaftliche Maschinenkunde (2. Aufl., das. 1889); Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens (2. Aufl., Jena 1879—80, 2 Bde.); »Handbuch der Ingenieurwissenschaften«, Bd. 4, Abt. 1: Baumaschinen (Leipz. 1883); Schotte, Bericht über die 1883 ausgeführte Prüfung von Lokomobilen (das. 1884); Lázár, Anleitung zur Behandlung der L. (Berl. 1888); Kosak, Einrichtung und Betrieb der L. (4. Aufl., Wien 1895).

Lokomotive (lat., »von der Stelle bewegend«; hierzu Tafel »Lokomotiven I—III«), eine auf Rädern ruhende Kraftmaschine, welche bezweckt, sich selbst und einen Wagenzug auf Schienen fortzubewegen. Der Antrieb erfolgt fast durchweg mit Dampf, selten mit Preßluft oder andern verdichteten Gasen (Kohlensäure, Sauerstoff); für ganz kleine Lokomotiven ausnahmsweise auch wohl mittels Gaskraft-, Petroleum- oder Benzinmotoren. Dagegen gewinnt die Elektrizität als Triebkraft zunehmende Verwendung.

Die Hauptteile der L. sind: 1) der Dampfkessel mit Feuerung und allem Zubehör; 2) die Dampfmaschine, in der Regel mit zwei (selten mehr) Cylindern nebst Steuerung und Kurbelmechanismus; 3) das Radgestell, welches aus den mit je zwei Rädern versehenen Achsen und dem mittels Lagern und Federn darauf ruhenden Tragrahmen besteht. Dazu kommt noch 4) der Tender (Schlepptender), zwar nicht als Bestandteil der eigentlichen L., aber als ihr notwendiger Begleiter in Gestalt eines besondern, eng mit der L. gekuppelten Wagens mit dem im Grundriß meist U-förmigen Wasserbehälter aus Kesselblech und von 10—15 cbm (und mehr) Inhalt zum Speisen des Dampfkessels für mehrstündigen Betrieb; ferner mit dem nötigen Raum für Brennmaterial zwischen und auf den der L. zugekehrten Schenkeln des Wasserkastens. Nur da, wo die Mitführung großer Vorräte an Wasser und Brennstoff entbehrt werden kann, also für kurze Strecken oder für den Rangierdienst auf Bahnhöfen, kann man den besondern Tender fortlassen und sich mit kleinen, auf der L. selbst angebrachten Behältern begnügen. Solche Maschinen heißen Tenderlokomotiven (Tafel I, Fig. 1; Tafel III, Fig. 2).

Die Zugkraft der L. kommt dadurch zu stande, daß die Dampfmaschine eine oder mehrere Achsen des Radgestells, die sogen. Treibachsen, in Drehung setzt, und daß die Räder dieser Treibachsen, die Treibräder, sich mit dem auf ihnen lastenden Gewicht, dem Treibgewicht (wie die Beine eines Pferdes auf die Straße), auf die Schienen stemmen, auf diesen eine Reibung erzeugen und sich vorwärts zu schieben suchen. Ist diese Reibung (oder Adhäsion) kleiner als der von der L. zu bewältigende Bewegungswiderstand des Zuges und ihres eignen Gewichtes, so »schleudern« die Räder herum, ohne die L. vorwärts zu bringen; ist sie größer als jener Widerstand, so beginnt die Rollbewegung der Räder und damit die Fortbewegung der L. mit der hintergehängten oder davorgesetzten Last. Demnach ist die Größe der Reibung zwischen Treibrädern und Schienen (gleich dem Produkt aus Treibgewicht und Reibungswert) die äußerste Grenze der Zugkraft, welche die L. erzeugen kann. Ob die Dampfmaschine die gleiche Höhe der Zugkraft erreichen und dauernd leisten kann, das hängt ab von der Größe des Dampfdrucks (10—15 Atmosphären) und den Abmessungen der Cylinder und Treibräder, endlich von der Größe des Kessels und seiner Heizfläche (s. unten). Zur Erzielung einer großen Zugkraft, wie sie für schwere Güterzüge und namentlich auf steilen Steigungen erforderlich ist, muß man mithin das Treibgewicht der L. erhöhen, also mindestens drei, oft vier, ja noch mehr Achsen des Gestells durch Kuppelung und parallel gestellte Kurbeln zu Treibachsen machen, somit eine große Last, ja sogar das ganze Gewicht der eigentlichen L. (unter Umständen auch noch das des Tenders) auf die Treibachsen legen (Tafel I, Fig. 2 u. 3). Die Treibräder erhalten dann kleine Durchmesser (1 m), so daß die Geschwindigkeit verringert wird (im Gebirge 15—25, im Flachlande bei 1,5 m Durchmesser 20—30, selten bis 45 km in der Stunde). Zur Erzielung großer Geschwindigkeiten (bis zu 80 und 90 km in der Stunde) mit geringern Zugkräften, also für Personen- und Schnellzüge im Flachlande, erhalten die Lokomotiven in

Deutschland und den meisten andern Ländern zwei Treibachsen mit Rädern von 1,7—2,2 m Durchmesser (Tafel I, Fig. 4 u. 5), in England dagegen (bei 9 Ton. Raddruck) noch gegenwärtig (wie früher allgemein) häufig nur ein sehr großes Treibrad. Der Rest des Gewichts, das sogen. *Laufgewicht*, welches nicht zur Zugkraftbildung ausgenutzt ist, ruht dann auf den mit kleinern Rädern versehenen *Laufachsen*. Bei den neuern schweren Lokomotiven für große Zugkräfte und große Geschwindigkeiten (für lange und sehr rasche Schnellzüge, in Preußen für die sogen. D-Züge) ruht der Kessel auf zwei Treibachsen und einem vordern, zwei- oder vierräderigen *Drehgestell* (engl. truck) nach amerikanischem Vorbilde (vgl. Tafel I, Fig. 5; Tafel II; Tafel III, Fig. 1, 3 u. 4), so daß die L. auch schärfere Krümmungen ohne zu großen Widerstand rasch durchfahren kann.

Reicht die Ausnutzung des ganzen Gewichts der L. als Treibgewicht nicht mehr aus, um die erforderliche Reibungs-, also Zugkraftgröße zu erzeugen, was bei größern Zuglasten auf sehr steilen Steigungen (über 35—40 auf Tausend = $^{1}/_{28}$—$^{1}/_{25}$) eintritt, so kann man, um eine gewisse Leistung zu sichern, die Reibung zwischen Schienen und Rädern durch Klemmschiene und Klemmräder vergrößern oder besser durch Zahnschiene und Zahnrad streckenweise oder durchgehend ersetzen, was indessen bisher vorwiegend nur für kurze Bergstrecken und für Nebenbahnen geschehen ist, dann aber oft mit bestem Erfolg (vgl. Bergbahnen u. Gebirgseisenbahnen). In der Schweiz sind verschiedene und auch stark benutzte Eisenbahnen mit Steigungen bis zu 45 auf Tausend = 1:22½ (und 1 m Spurweite) als einfache Reibungsbahnen im Betrieb.

Die *Größe des Reibungswertes* zwischen Schiene und Rad steigt bei trocknen Schienen auf $^{1}/_{5}$, auch wohl noch höher, sinkt dagegen bei feuchten Schienen, also namentlich bei Nebel und feinem Regen, auf $^{1}/_{10}$, ja $^{1}/_{11}$, und fällt bei feinem Schnee oder Glatteis sogar noch viel weiter herab. Im Durchschnitt wird sie zu $^{1}/_{7}$ gerechnet, in Gebirgsgegenden mit vorherrschend feuchter Luft, namentlich in größern Höhen, etwas geringer, ebenso in langen Tunneln. Demnach muß auf steilen Neigungen die Güterzuglänge den jeweiligen Witterungsverhältnissen angepaßt werden, wenn man die Zugkraft der L. voll ausnutzen will. Für den Fall einer plötzlichen, nur örtlichen Verminderung der Reibung werden die Lokomotiven, namentlich im Gebirge, mit *Sandstreuvorrichtungen* versehen, so daß der Führer in der Lage ist, zeitweilig unmittelbar vor dem Triebrad einen Sandstrahl auf die Schienen fallen zu lassen, um dem Schleudern der Räder ein Ende zu machen und die Fortbewegung wieder zu ermöglichen. Damit können vorübergehende Verminderungen der Reibung, z. B. auch beim Abfahren schwerer Züge, gut überwunden werden, aber nicht lang anhaltende, weil die mitzuführenden Sandmassen sonst zu groß würden.

1) Dampfkessel der Lokomotive.

Der Dampfkessel muß bei möglichst geringem Gewicht eine möglichst große Verdampfungsfähigkeit haben. Deshalb wird der Feuerraum ganz in den Kessel eingebaut, in der Regel in Gestalt eines rechteckigen Kastens (*Feuerbuchse*), dessen untere Seite den Rost enthält, während die fünf andern Seitenflächen vom Wasser des Kessels umspült werden, somit die *direkte Heizfläche* bilden. Unter dem Rost ist der Aschenkasten mit nach vorn gerichteter, verschließbarer Luftzutrittsöffnung aufgehängt. An diesem kastenförmigen hintern Teil des Kessels schließt sich, von der *Feuer-* oder *Rohrwand* ausgehend, ein zweiter kreisrunder (cylindrischer) Teil an, welcher die Hauptlänge des Kessels einnimmt und mit der davor gelegten *Rauchkammer* abschließt, aus welcher der Schornstein aufsteigt, und auf deren Boden sich unverbrannte Kohlenteile sammeln. Der cylindrische Teil des Kessels wird von der Rohrwand bis zur Rauchkammerwand von sehr vielen engen (etwa 5 cm weiten) und dünnwandigen Heiz- oder *Siederohren* durchzogen. Diese bilden den Durchgang der Verbrennungsgase von der Feuerbuchse zur Rauchkammer und so zum Schornstein; sie liefern in ihrer vom Kesselwasser umspülten Mantelfläche die *indirekte Heizfläche*. Von der Größe dieser beiden Flächen, die bei Personenzuglokomotiven etwa bis 120 qm beträgt, ist in erster Linie die Menge des erzeugten Dampfes und mithin auch die Leistungsfähigkeit der L. abhängig. Um die Wirkung dieser Heizfläche zu erhöhen, wird das Feuer durch den in der Dampfmaschine verbrauchten Dampf kräftig angefacht. Zu diesem Zweck ist die Mündung des Dampfausströmungsrohres (*Blasrohr*) in der Rauchkammer so aufgestellt, daß der ausblasende Dampfstrahl in die Richtung des Schornsteinrohres fällt und die Feuergase in der Rauchkammer mit sich nach oben fortreißt. Man erreicht hierdurch, daß ein Kessel von 100 qm Heizfläche über 4 cbm Wasser in einer Stunde verdampft (Tafel II).

Der Lokomotivkessel wird in seinen cylindrischen Teilen, also bis auf die Feuerbuchse, aus Blechen von Schweißeisen oder weichem Stahl (Flußeisen) zusammengenietet. Die Wände der Feuerbuchse müssen als ebene Flächen gegen Ausbauchungen durch den hohen Druck des Kesselwassers (8—12, ja 15 Atmosphären) versteift werden. Deshalb werden ihre Seitenwände mit den Außenwänden des vordern Kesselteils durch zahlreiche kupferne Stehbolzen verbunden, und die Decke wird durch aufgeschraubte Träger verstärkt oder ebenfalls durch viele runde Anker mit dem äußern Kesselblech in Zusammenhang gebracht. Diese *Verankerung* und namentlich die in der Rohrwand befestigten langen Siederohre (3,8—4,2 m) sind bei dem starken Temperaturwechsel beträchtlichen Wärmebewegungen ausgesetzt. Um diesen eine gewisse Nachgiebigkeit zu bieten und zugleich wegen der raschen Wärmeabgabe wird für die Feuerbuchsenwände in Europa allgemein trotz der hohen Kosten Kupfer verwendet (in Amerika auch Flußeisen). Die Wärmebewegungen der Verankerungsteile bewirken häufig Undichtigkeiten an den Verbindungsstellen, erschweren also die Unterhaltung; zudem beschweren u. verteuern sie die L. erheblich. Man hat deshalb *ankerlose Lokomotivkessel* hergestellt, bei denen alle ebenen Flächen durch cylindrische, kegelförmige oder gewellte ersetzt werden, deren Querschnitt überall einen Kreis bildet, sich also selbst verspannt u. somit eine Erhöhung des Dampfdrucks gestattet. So zeigen die Strongschen Lokomotiven (Fig. 1 u. 2, S. 467) zwei nebeneinander liegende Heizkammern in Form großer *Wellrohre* aus Stahlblech, die durch ein Mittelstück mit einer gemeinsamen, durch die Rohrwand abgeschlossenen Verbrennungskammer verbunden sind (Fig. 1 u. 2). Letztere besteht gleichfalls aus einem Wellrohr. Diese Kesselkonstruktion erzielt eine besonders gute Verbrennung, weil in dem einen Feuerraum stets ein helles Feuer unterhalten werden kann, während der andre frisch befeuert wird. Bei dem einfachern Kessel von Lentz in Düsseldorf ist ein nach der Mitte des Kessels

verlegter weitester Kesselschluß a (Tafel III, Fig. 1) nach beiden Seiten mit kegelförmigen Anschlüssen b u. c versehen, deren letzterer das geknickte (später auch gerade gestellte) Wellrohr d umschließt. Das Wellrohr ist hinten durch eine hohle, mit Luftkühlung versehene Gußplatte e abgeschlossen, welche die Belästigung des Personals durch starke Wärmeausstrahlung verhindern soll. Der Kessel von Lentz gestattet eine große Freiheit

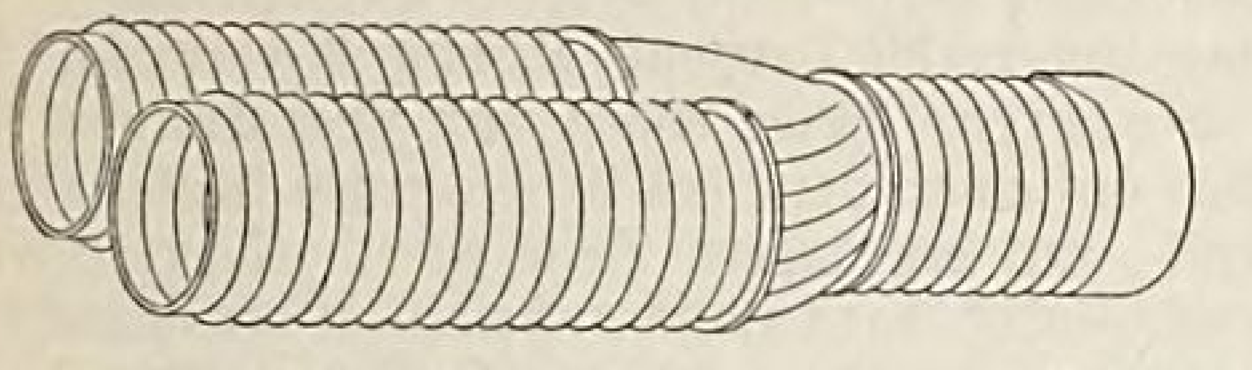


Fig. 1. Kessel der Stronglokomotive. Heizkammern.

in der Anordnung der Achsen, so daß für verschiedene Radstände gute Lastverteilungen erreicht werden können. Der Rost f ist horizontal in den schräg nach hinten gerichteten Teil des Wellrohres eingebaut. Unter ihm ist das Wellrohr mit einem glatten Bleche belegt, um das Abrutschen der Asche in den Aschenkasten g zu ermöglichen. Aus dem vor der Feuerbrücke h liegenden Verbrennungsraum wird die Asche durch das Rohr r

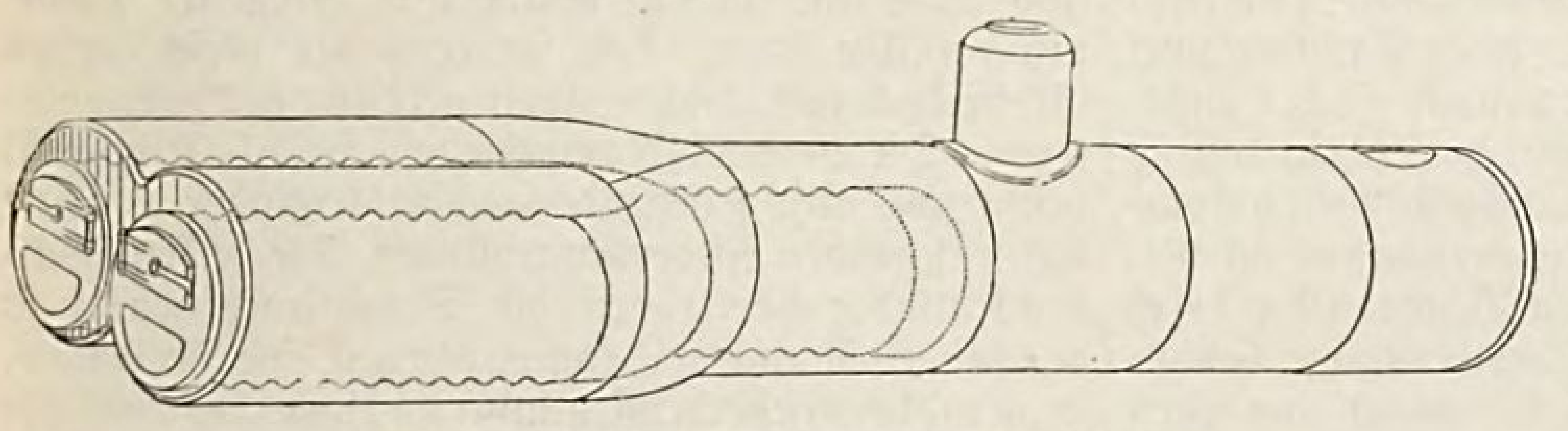


Fig. 2. Kessel der Stronglokomotive.

entfernt. Zwei am hintern Ende des Wellrohres befindliche Feuerthüren gestatten zum Zweck guter Rauchverbrennung ein abwechselndes Befeuern der beiden Seiten des Rostes.

Die Feuerung der L. wurde zuerst nur mit Koks und Stückkohlen bedient. Bald aber suchte man auch Brennmaterial von geringerm Wert (Mittelkohle, Förderkohle, Staubkohle) zu verwenden u. neben dem gewöhnlichen ebenen Rost andre Konstruktionen einzuführen, um eine möglichst große Leistungsfähigkeit auf dem gegebenen Raume zu erzielen. Französische Bahnen benutzen die Feuerung von Tenbrink, welche eine ununterbrochene Zuführung der Kohlen auf den stark geneigten Rost ermöglicht und gleichzeitig die Reinigung des Rostes von Asche und Schlacken erleichtert. Andre Anordnungen, so die von Nepilly, bezwecken eine bessere Verbrennung durch eine solche Zuführung der Luft, daß diese sich erst erhitzt und dann mit den noch unverbrannten Gasen mischt, daß ferner auch staubförmige Kohlenteile auf dem Rost verbrennen, statt fortzufliegen, und daß ein unmittelbarer Zutritt kalter Luft zu den Heizrohren verhindert wird, um so das häufig eintretende Undichtwerden der Rohre zu vermeiden. — Auf schwedischen Staatsbahnen umgibt man mit gutem Erfolge den Feuerraum mit feuerfesten Steinen. Ebene Kesselwandungen fallen dabei mehr oder weniger fort. In Rußland heizt man die L. vielfach mit Holz und in andern Landesteilen mit Petroleum, welches durch eine Streudüse im fein verteilten Zustand in den Feuerraum geblasen und von einem mäßigen Kohlenfeuer entzündet wird.

Als Speisevorrichtung hat sich vor andern Mitteln der Injektor (s. d.) wegen seines geringen Gewichtes, seiner Billigkeit, immerwährenden Betriebsbereitschaft, seiner Betriebssicherheit und der Eigenschaft, nur heißes Wasser einzuführen, besonders bewährt, so daß zur Zeit die Lokomotiven entweder ausschließlich mit Injektoren versehen werden, oder wenigstens einen Injektor neben einer Kolbenspeisepumpe erhalten. — Zur Beobachtung des Wasserstandes dienen Wasserstandsgläser und Probierhähne. Zur Sicherung gegen die Folgen von Wassermangel (Entblößung und Erglühen der Feuerbuchsendecke und dadurch herbeigeführte Explosionsgefahr) können außerdem in die Feuerbuchsendecke Pfropfen aus leicht schmelzbarem Metall eingeschraubt werden, welche bei der Entblößung jener von Wasser schmelzen und so dem Dampf gestatten, in den Feuerraum zu treten und das Feuer zu ersticken. — Zur Beobachtung des Dampfdruckes sind Federmanometer vorgesehen. Die Sicherheitsventile der Lokomotiven sind durch Federn belastet und müssen so eingerichtet sein, daß eine Verstellung des Federdruckes durch den Lokomotivführer ausgeschlossen ist. Aus dem die Abscheidung mitgerissener Wasserbläschen bezweckenden Dampfdom (in der Tafel II mitten auf dem Langkessel) wird der Dampf mittels eines durch einen Schieber (Regulator) verschließbaren Rohres entnommen und den Dampfcylindern zugeführt. Der Regulator wird vom Lokomotivführerstand aus mit einem Hebel (Regulatorhebel) gehandhabt. Um das Herausfliegen von Funken aus dem Schornstein zu vermeiden, werden sogen. Funkenfänger (s. d.) angebracht. Die Dampfpfeife (s. d.) dient zum Geben der nötigen Schallsignale an das auf dem Zug und auf der Eisenbahnstrecke befindliche Dienstpersonal. Wenn auf einer Bahnstrecke unbewachte Wegübergänge vorkommen, so ist als zweiter akustischer Signalapparat ein Läutwerk hinzuzufügen, welches in der Nähe jener Stellen in Gang zu setzen ist. Bei dem gut bewährten Dampfläutwerk von Latowski sitzt die Glocke auf einem an dem Dach des Führerstandes senkrecht befestigten Rohr, welches über die Glocke hinausreicht und am Ende durch ein Klappenventil geschlossen ist. An diesem Ventil ist der Hammer mittels eines gebogenen federnden Stieles so befestigt, daß er im Ruhezustand einige Millimeter von der Glocke absteht. Läßt man nun durch ein dünnes Röhrchen in jenes Rohr Dampf eintreten, so wird das Ventil mit dem Hammer angehoben, fällt aber sogleich nach dem Entweichen eines Dampfquantums wieder zu, wobei der Hammer kräftig anschlägt. Dies Spiel wiederholt sich so lange, als man Dampf hinzutreten läßt.

2) Dampfmaschine.

Die Dampfmaschine der L. hat die Kraft des in dem Kessel erzeugten Dampfes auf die Räder zu übertragen. Aus der Tafel II ist die allgemeine Anordnung der Maschine zu ersehen. Dieselbe ist zu bezeichnen als eine Zwillingsmaschine (d. h. mit zwei gleichen Dampfcylindern) mit verstellbarer Expansion, jedoch ohne Kondensation, weil das dazu erforderliche Kühlwasser die L. oder den Tender zu stark belasten würde. In der Nähe der Rauchkammer ist auf jeder Seite der L. ein in der Regel wagerechter Treibcylinder angebracht, welchem der Dampf durch das vom Dom ausgehende, in der Rauchkammer sich gabel-

förmig teilende Dampfrohr zugeführt wird. Der Dampf gelangt zuerst in einen am Cylinder befestigten Kasten (Schieberkasten), tritt von dort aus durch die von dem Schieber abwechselnd geöffneten Kanäle vor oder hinter den Kolben und setzt ihn somit in Bewegung. Der in den Cylindern wirksam gewesene Dampf wird durch denselben Schieber nach dem oben erwähnten Blasrohr hin entlassen. Die Kolbenbewegung wird von beiden Cylindern mittels je einer Kolben-, einer Schubstange und einer Kurbel zunächst auf eine Treibachse übertragen und setzt somit die beiden auf ihr befestigten Treibräder in Drehung. Dabei müssen die beiden Kurbeln um 90° gegeneinander verstellt sein, um zu verhindern, daß beide bei einem Stillstand gleichzeitig auf dem »toten Punkt«, d. h. in Richtung der Kolbenstange, bleiben und so die Wiederbewegung unmöglich machen könnten. Soll die L. mehr als eine Treibachse erhalten (s. oben), so werden dieselben durch Kuppelstangen bei paralleler Stellung der Kurbeln miteinander verbunden.

Die Richtung der Fortbewegung ist abhängig von der Dampfzuleitung und diese von der Bewegung der Dampfschieber, welche entsprechend dem Vorwärts- und Rückwärtsfahren der L. in zwei einander entgegengesetzten Reihenfolgen geschehen kann. Zu diesem Zweck sind auf der Treibachse für jeden Cylinder zwei dicht nebeneinander liegende Exzentriks (s. d.) angebracht und gegeneinander um 180° versetzt, so daß sie gleichzeitig in den entgegengesetzten Stellungen ankommen. Sie greifen mit ihren Exzenterstangen an beiden Enden eines schmiedeeisernen Bogens (Kulisse) an, welcher ein am Ende der Schieberstange befindliches Gleitstück, den sogen. Stein, umfaßt, und setzen jenen Bogen in um seine Mitte pendelnde Bewegung. Beide Kulissen sind an einer mit Gegengewichten versehenen Hebelvorrichtung in der Weise aufgehängt, daß sie vom Lokomotivführer mit einem Hebel (Steuerhebel) gehoben und gesenkt und mit einem federnden Riegel in der jedesmaligen Lage festgehalten werden können. Je nachdem nun die Kulissen mehr oder weniger in gehobener oder gesenkter Lage hängen, können die Steine und somit die Schieber entweder mehr von den oben angreifenden oder mehr von den unten angreifenden Exzentern ihre Bewegung erhalten und somit ein mehr oder weniger schnelles Vorwärts-, resp. Rückwärtslaufen der L. hervorrufen. Befinden sich aber die Steine in der Mitte der Kulissen, so gleichen sich die Bewegungen der Exzenter in der Weise aus, daß die Steine und die damit zusammenhängenden Schieber in ihrer Mittellage stehen bleiben und kein Dampf in die Cylinder eintreten kann, mithin auch die L. zur Ruhe gelangt. Statt des Steuerhebels wendet man in neuerer Zeit häufig eine Stellschraube an, welche die Kulissen sicherer in ihrer Stellung erhält als die zuweilen ausspringende Klinke des Hebels. Die beiden Dampfcylinder liegen in England vorwiegend innerhalb, in den meisten andern Ländern fast durchweg außerhalb der Räder, um die erstenfalls für den Kurbelangriff erforderliche Kröpfung der Treibachsen zu vermeiden und die beweglichen Teile besser zugänglich zu machen, obwohl anderseits durch Außencylinder der Einfluß der Schwungmassen auf die Bewegung der L. ungünstiger, ihr Gang also unruhiger wird. Da der Dampfzu- und -Austritt bei den Dampfcylindern nur durch je einen einzigen Schieber geregelt wird, so kann die Expansion des Dampfes nur zum Teil ausgenutzt werden, und mithin entweicht derselbe noch mit beträchtlicher Spannung. Dies kommt freilich der Blasrohrwirkung zu gute, läßt aber einen Teil der Arbeitsleistung, also auch des Brennstoffes, ungenutzt verloren gehen. Man baut daher zur bessern Ausnutzung des Kesseldampfes die Dampfmaschinen der L. jetzt vielfach nach dem Verbundsystem (s. Dampfmaschine) mit zwei, drei oder vier Cylindern von verschiedener Größe, so daß mehrere Cylinder von derselben Dampfmenge nacheinander mit verschiedener Spannung durchströmt werden. Bemerkenswert sind unter andern die Verbund-L. von Mallet und von v. Borries. Beide haben nur zwei Cylinder und zwar auf einer Seite des Kessels einen kleinern Hochdruck-, auf der andern Seite einen größern Niederdruckcylinder, dazu zwischen beiden in der Rauchkammer einen Zwischenbehälter (Receiver). Der Dampf wirkt zuerst im Hochdruckcylinder unter geringer Expansion, darauf nach dem Durchströmen des Zwischenbehälters zum zweitenmal in dem Niederdruckcylinder unter weiterer Expansion und gelangt dann erst durch das Blasrohr und den Schornstein ins Freie. Um das Anfahren, welches gleichzeitige Füllung beider Cylinder verlangt, jederzeit zu ermöglichen, ist eine Vorrichtung mit Ausgleichsventil vorhanden, mittels welcher man den großen von dem kleinen Cylinder trennen, und beide mit Dampf von derart geregelter Spannung füllen kann, daß sie trotz der verschiedenen Größe doch mit gleicher Kraft arbeiten (s. Druckregulatoren). Die Verbundlokomotive von Webb (England) besitzt zwei außen liegende Hochdruckcylinder u. einen innen liegenden Niederdruckcylinder. Die beiden Hochdruckcylinder übertragen die Dampfkraft genau so wie bei gewöhnlichen Lokomotiven auf eine Treibachse, während der Niederdruckcylinder an einer zweiten Achse angreift, die mit der ersten in keiner weitern Verbindung steht. Baldwin in Philadelphia baut Verbundlokomotiven mit vier Dampfcylindern (System Vauclain). Je ein Hochdruckcylinder und ein Niederdruckcylinder sind nebeneinander in einem Gußstück vereinigt und zu beiden Seiten der L. angebracht. Die Kolbenstangen beider Cylinder greifen an einem gemeinsamen Kreuzkopf an. Diese Lokomotiven haben sich in Amerika schnell verbreitet. — Die günstigen Resultate der Verbundlokomotiven im Betriebe lassen auf eine zunehmende Verbreitung dieses Systems schließen.

3) Radgestell.

Das Radgestell besteht aus schmiedeeisernen Langträgern und Querverbindungen, welche als Rahmen zusammengefügt sind und mittels Blattfedern auf den Lagern der Radachsen ruhen. Je nachdem die Langträger des Gestells innerhalb oder außerhalb der Räder angeordnet sind, unterscheidet man Lokomotiven mit Innen- und solche mit Außenrahmen. An den Langträgern sind die Cylinder und die Stützpunkte für die Kulissensteuerung (s. oben) befestigt. Der Kessel ist in seinen Abmessungen, besonders der Länge nach, Veränderungen durch Wärmeunterschiede unterworfen, an welchen das Gestell nicht teilnimmt. Es dürfen daher zur Vermeidung des Krummziehens diese Teile nur so miteinander verbunden sein, daß die Ausdehnung des Kessels nicht gehindert wird. Der Kessel wird deshalb nur vorn an der Rauchkammer mit dem Gestell fest verschraubt, an andern Stellen dagegen mittels Gleitstücken gelagert. Außer den hierzu nötigen Querverbindungen ist noch vorn und hinten je ein eisernes Querstück vorhanden, von denen das erstere, die sogen. Pufferbohle, zur Aufnahme der Puffer und der Kuppelungen, das letztere zur Stützung des Führerstandes und ent-

weder gleichfalls (bei der Tender-L.) zur Aufnahme von Puffern und Kuppelungen oder zur Befestigung der Verbindungsteile zwischen der L. und dem Tender dient. — Die Räder der L. sitzen paarweise fest auf den Achsen. Die Achszapfen liegen in Lagern, welche sich, entsprechend den Durchbiegungen der Tragfedern, in senkrechten Schlitzen des Rahmens verschieben können, während andre Relativbewegungen derselben gegen den Rahmen in der Regel ausgeschlossen sind. Es ist einleuchtend, daß ein solches starr verbundenes Achsensystem nur flache Krümmungen durchfahren kann. Für schärfere Krümmungen ist eine gewisse Beweglichkeit erforderlich, die man auf verschiedene Weise erreichen kann. So wird bei großem Abstande der Achsen die hinterste und vorderste Achse quer gegen den Rahmen ein wenig verschiebbar gelagert. Oder man stützt den Vorderteil der L. auf einen zwei- oder vierräderigen Vorderwagen (Laufgestell, Drehgestell, engl. truck, s. Tafel I, Fig. 5, Tafel II und Tafel III, Fig. 1, 3 u. 4), welcher sich um einen in der Mitte befindlichen starken Bolzen (Reibnagel) drehen kann. Das Bisselsche Gestell hat eine unter der Rauchkammer liegende Achse, die sich um einen etwa in der Mitte der Lokomotivlänge befindlichen Bolzen dreht.

Die Bremsen (s. d.) sind am Radgestell angebracht und werden entweder als Hand- oder neuerdings in der Regel als mechanische Bremsen (Luftbremse) ausgeführt. In diesem Fall trägt die L. auch die zur Bedienung sämtlicher Bremsen erforderliche Vorrichtung.

In der Natur des Bewegungsmechanismus der L. liegt es, daß diese nicht mit einer vollständig ruhigen, ganz gleichmäßigen Bewegung in der Schienenrichtung dahinläuft, vielmehr in ihrer Bewegung sogen. Störungen erleidet, welche mit der Fahrgeschwindigkeit zunehmen. Man unterscheidet dabei das Rucken, geringe Unterschiede in der Geschwindigkeit, hervorgerufen durch die infolge des Kurbelmechanismus nicht gleichmäßige Übertragung der Zugkraft auf die Treibräder; das Schlängeln oder Schlingern, d. h. das Hin- und Herdrehen der L. um eine durch den Schwerpunkt gehende lotrechte Achse, welches durch die Ungleichförmigkeit der in der gleichen Zeit zu beiden Seiten wirkenden Kräfte erzeugt wird; das Schwanken der L. um eine horizontale Längsachse, welches auf abwechselnd durch die Schrägstellung der Schubstangen erzeugten lotrechten Kräften beruht; das Stampfen (Nicken, Galoppieren), Schwingungen um eine wagerechte Querachse, welche in der fortwährenden Größenveränderung jener lotrechten Kräfte, verbunden mit der Längenverschiebung des Angriffspunkts derselben, ihren Grund haben. Diese Störungen würden durch den Einfluß der bewegten Massen des Kolbens, der Kolben-, Schub- und Kuppelstangen sowie der Kurbeln noch bedeutend verstärkt werden, wenn man nicht an den Treibrädern entsprechende Gegengewichte anbrächte. Diese Störungsbewegungen sind bei Lokomotiven mit Innencylindern (England, s. oben) geringer als bei solchen mit Außencylindern, weil der Hebelarm der schwingenden Massen gegen die Schwerpunktsachsen der L. hier größer ist.

Lokomotiven (ohne Tender) wiegen bei Hauptbahnen im Mittel: für Personenzüge etwa 30 Ton. (aber auch mehr, in Preußen zur Zeit bis 48 T.); für gemischte Züge und Güterzüge 40 T.; bei großen Steigungen aber auch 50 T. und mehr (s. unten). Die Lokomotiven ziehen auf Flachlandbahnen mit geringen Steigungen Bruttolasten (Zuggewichte) von 150—180 T. in Personenzügen u. 600—1000 T. in Güterzügen (in Deutschland höchstens 100, bez. 150 Achsen in einem Zuge, dann aber meist mit zwei Lokomotiven). Sie leisten dabei 250—500, auch 600 Pferdekräfte, je nach der Geschwindigkeit, welche bei Personenzügen in Deutschland bis auf 80 (ausnahmsweise 90) km in der Stunde, bei Güterzügen höchstens auf 45 km steigen darf, bei letztern aber in der Regel nur 18—25 km erreicht. Der Kohlenverbrauch beträgt auf das Kilometer Weglänge etwa 14—25 kg, die Verdampfung von Wasser in der Stunde bis über 4 cbm = 4 T. Auf steilen Neigungen sinken Zugkraft und Geschwindigkeit bedeutend herab.

Der Fassungsraum des Tenders an Wasser ist mit Zunahme der Geschwindigkeit und der aufenthaltlosen Streckenlänge erheblich gewachsen; er beträgt bei den Lokomotiven der D-Züge zur Zeit bis 18 cbm. Ein gefüllter Tender wiegt etwa 30 T., bei den D-Zügen sogar bis 44 T. In England finden sich auf einigen Schnellzuglinien (unter anderm London-Edinburg) Vorrichtungen zum Wassernehmen während der Fahrt ohne deren Verlangsamung (System Ramsbottom, s. Tafel I, Fig. 9). Dabei befindet sich ein auf mehrere hundert Meter fortlaufendes Wassergefäß zwischen den Schienen (Fig. 9a), in welches ein Rohr des Tenders hinabgelassen wird, um durch seine schnelle Bewegung das Wasser hinauftreten zu lassen.

4) Besondere Formen.

Besondere Formen von Reibungs-Lokomotiven sind namentlich für Gebirgseisenbahnen (s. d.) zur Überwindung steiler Neigungen u. scharfer Krümmungen, dann aber auch zu verschiedenen andern Zwecken (Betrieb des Lokalverkehrs neben andern Zügen, ferner Betrieb der Straßenbahnen, Vermeidung der Raucherzeugung u. s. f.) zur Ausführung gelangt.

Die Doppellokomotiven für Gebirgsbahnen besitzen einen gemeinsamen, großen Kessel, aber zwei getrennte Dampfmaschinen und zwei dem entsprechend getrennte Gruppen von je zwei oder je drei gekuppelten Achsen; jede Gruppe wird von einer Dampfmaschine (meist je zwei Cylinder) angetrieben. Um das Durchfahren scharfer Krümmungen ohne zu großen Widerstand zu ermöglichen, werden die beiden Achsgruppen gegeneinander drehbar angeordnet und demgemäß die Dampfleitungen (mindestens der einen Maschine) etwas beweglich hergestellt. Solche Doppel-Lokomotiven sind bereits 1831 in Nordamerika (Süd-Carolina), später (1851) auch für die Semmeringbahn gebaut, litten aber damals an manchen Mängeln. Wesentlich verbessert sind sie dann 1864 durch Fairlie und seitdem unter dessen Namen häufig zur Ausführung gelangt, namentlich für die Gebirgsgegenden Rußlands (Kaukasus) und Mexikos. Neuerdings werden sie (von Mallet und dann von Maffei) nach dem Verbundsystem (s. oben) gebaut und sind so unter anderm auch für die Gotthardbahn und die Schweizerische Zentralbahn zur Anwendung gelangt (beispielsweise mit 85 und 59 Ton. Dienstgewicht und bis 700 Pferdekräften (Tafel III, Fig. 2). Die Fairlie-Lokomotiven haben ursprünglich zwei Schornsteine an den Enden und in der Mitte zwei getrennte Feuerungen mit gemeinsamer seitlicher Bedienung. Bei der Malletschen Verbund-Doppel-L. ist jedoch, wie bei gewöhnlichen Lokomotiven, nur eine Feuerung am einen, ein Schornstein am andern Ende vorhanden. — Eine der schwersten Lokomotiven ist die für den St. Clairtunnel (zwischen Huronen- und Eriesee in Nordamerika) gebaute. Sie hat fünf Treibachsen, wiegt 88,5 T. und zieht 770 T. auf einer Steigung von 1 : 50.

Hiervon unterschieden sind die Zwillings-Lokomotiven, bei denen auch die Kessel getrennt sind, also zwei selbständige, mit dem Rücken zusammengekuppelte Lokomotiven. Sie sind nur wenig verwendet worden.

Als besondere Eigentümlichkeit mag die Einrichtung erwähnt werden, welche in Fig. 4, Tafel III, dargestellt und in Kanada ausgeführt ist. Hierbei erfolgt die Übertragung der Kolbenbewegung auf die Treibachse durch das Zwischenglied einer besondern Achse mit Schwungrad, welche senkrecht über der Treibachse liegt und auf diese mittels Reibung oder Zahnradübersetzung wirkt. Diese Anordnung hat bisher keine Nachfolge gefunden.

Die für den Lokalverkehr mit geringer Geschwindigkeit und niedrigen Betriebskosten bestimmten kleinen Lokomotiven werden vielfach mit einem Personenwagen unmittelbar entweder fest oder lösbar verbunden und in dieser Form als Dampfwagen (auch wohl Dampfomnibus) bezeichnet. Sie ermöglichen die für den Lokalverkehr erwünschte Häufigkeit der Verbindung auch in dünn bevölkerten Gegenden, weil solcher Betrieb sich billiger gestalten läßt als der mit gewöhnlichen großen Lokomotiven und sehr kleinen Zügen, die doch immer mehrere Wagen enthalten müssen. Der Weißenbornsche Dampfwagen enthält einen Maschinen-, einen Gepäckraum und einen Raum für Personen. Er ruht vorn und hinten auf je einem vierräderigen Gestell, wovon das hintere fest mit dem Wagen verbunden ist, das vordere einen stehenden Kessel und die Dampfmaschine trägt und mit diesen Teilen von dem Wagenkasten losgelöst werden kann. Der Belpairsche Dampfwagen ruht auf drei Achsen und stimmt in der Wageneinteilung mit dem Weißenbornschen ziemlich überein, hat jedoch einen liegenden Röhrenkessel, welcher samt der Maschine mit dem Wagenkasten unlösbar verbunden ist. Bei dem Rowanschen Dampfwagen ruht der stehende Dampfkessel nebst Maschine auf einem vierräderigen Drehgestell und der mit dem Maschinenraum verbundene Wagenkasten an einem Ende auf demselben Drehgestell, am andern auf einer dritten Achse oder auf einem zweiten Drehgestell. Dampfwagen und Dampfomnibusse werden übrigens auch solche Fahrzeuge genannt, welche sich auf ungeschienten Wegen selbstthätig fortbewegen sollen, bisher jedoch so gut wie gar keine praktische Anwendung gefunden haben (vgl. Lokomobile, S. 464).

Die Straßenbahn-Lokomotiven (Tramway-Lokomotiven) werden entweder ebenfalls als Dampfwagen mit dem Personenwagen verbunden, oder auch als gesonderte Fahrzeuge angeordnet. Sie müssen mit Rücksicht auf den sonstigen Straßenverkehr in ihrer Bauart einigen besondern Bedingungen genügen. Die Maschine muß einen ruhigen Gang haben, darf kein ungewöhnliches Geräusch verursachen und weder die Fahrgäste noch die Anwohner und Passanten der Straße irgendwie belästigen und muß vor allem ein sehr rasches Anhalten jederzeit gestatten. Die äußere Erscheinung der L. muß derart sein, daß begegnende Pferde nicht scheuen; besonders müssen alle sich bewegenden Teile verdeckt sein, und die Maschine darf keine Asche fallen, keinen oder nur wenig Rauch, keine Feuerfunken, kein rußiges Wasser, keinen Dampf entweichen lassen. Wegen der letzten Bedingung sind die Lokomotiven mit einer sonst nicht üblichen Kondensation (gewöhnlich einer durch die Luft gekühlten Kondensationsschlange auf dem Wagendach) versehen. Die volle Wirkung der Kondensation wird jedoch nicht ausgenutzt. Die genannten Ansprüche werden von den gegenwärtigen Straßenbahnen noch nicht in vollem Maß erfüllt. Besonders vorsichtige Polizeiverwaltungen, wie z. B. die von Berlin, pflegen deshalb ihre Verwendung im Innern verkehrsreicher Städte noch nicht zu gestatten.

Von den sogen. feuerlosen Lokomotiven hat die nach dem Patent Francq u. Lamm gebaute statt des eigentlichen Kessels einen liegenden cylindrischen Behälter, welcher zum Teil mit Wasser gefüllt und dann von einem festen Dampfkessel aus mit Dampf von hoher Spannung gespeist wird. Der so aufgespeicherte Wärme- u. Dampfvorrat reicht für einen etwa einstündigen Betrieb der Maschine aus, die sich von einer gewöhnlichen L. kaum unterscheidet. Dann muß die Maschine zum Kesselhaus zurückfahren und eine neue Dampffüllung aufnehmen. Verwendung findet diese L. bei Straßenbahnen, als Rangierlokomotive und zur Stollenförderung in Bergwerken sowie beim Tunnelbau. Ihre Vorteile gegenüber gewöhnlichen Lokomotiven sind außerordentliche Einfachheit und leichte Unterhaltung der Kessel, Verminderung der Nebenteile, Wegfallen der Feuerung und der Räume für Speisewasser und Kohlen, daher auch gänzliche Vermeidung des Rauches u. Funkenwerfens; ferner leichte Bedienung durch einen Mann (der Heizer fällt fort), trotz verschiedener Dampfverluste gute Dampfausnutzung, also nach alledem geringe Unterhaltungs- u. Betriebskosten. Auch die Anschaffungskosten der L. sind gering, doch kommen die Kosten für die festen Speisekessel der Füllstationen hinzu. Ein Hauptbedenken gegen die Anwendung dieser L. ist, daß sie, sobald durch irgend welche Zwischenfälle die in den Behältern aufgespeicherte Kraft vor Erreichung der Füllstation zu Ende geht, zu hilflosen, toten Körpern werden, welche durch andre Motoren zur Füllstation hingeschafft werden müssen. — Lokomotiven mit Gaskraftantrieb sind vereinzelt für Straßenbahnen in Betrieb genommen. Das für eine Fahrt erforderliche Gas wird in schmiedeeiserne Behälter gepreßt und an den Endstationen erneut. — Auch Betrieb mit vorgewärmter Preßluft ist (unter andern bei den Straßenbahnen in Nantes und Bern, 1890) nach dem System von Mekarski mit Erfolg zur Anwendung gekommen. Dabei wird die Luft in stark verdichtetem Zustande in Behältern unter dem Wagen mitgeführt und von da durch ein Ausgleichsventil und einen mit überhitztem Wasser gefüllten kleinen Kessel den Arbeitscylindern zugeleitet. Andre Preßluft-Lokomotiven für schmalspurige Bergwerksgleise werden z. B. von Rud. Meyer (in Mülheim a. d. Ruhr) hergestellt. Sie bestehen aus zwei langen, übereinander gelagerten Röhrenkesseln aus Stahlblech mit stark verdichteter Luft (bis 70 Atmosphären), die auf zwei vierräderigen Drehgestellen ruhen. Das eine derselben trägt die Arbeitscylinder sowie einen Behälter mit Ausgleichsventil und den Sitz des Führers, der den Luftdruck je nach Bedarf regelt. Auch für diese Preßluft-Lokomotiven gelten die eben erwähnten Vor- und Nachteile. — Der Versuch, an Stelle der Preßluft die große Ausdehnungskraft andrer bis zur Flüssigkeit verdichteter Gase (Kohlensäure, Sauerstoff u. a.) zu benutzen, wird wegen hoher Kosten wohl auch in Zukunft nur auf besondere Einzelzwecke (Luftschifffahrt, kleine Schiffe 2c.) beschränkt bleiben. Dagegen hat die Anwendung der Elektrizität zur Zugkraftbildung bei Straßenbahnen bereits weite Verbreitung gefunden und zwar in der Art, daß der elektrische Strom dem Wagen von außen zugeführt wird und in demselben einen elektrischen Motor in Bewegung setzt, so

daß auch hier L. und Wagen vereint erscheinen, seltener in der Art, daß ein besonderer Motorwagen als L. dem Wagenzug vorangeht (s. Elektrische Eisenbahn). Einen wesentlichen Vorteil bietet der elektrische Antrieb außer der steten Betriebsbereitschaft und außer dem Wegfall des Füllens, Anheizens, des Rauches, der Explosionsgefahr u. s. f., nämlich die Beseitigung der schwingenden Massen, welche die Bewegungsstörungen (s. oben) hervorrufen. Er erscheint deshalb vorzugsweise geeignet zur Erzielung einer Geschwindigkeitserhöhung ohne Verminderung der Sicherheit, ferner auch zum Betrieb langer Tunnel, um die Rauchbelästigung zu vermeiden. Auch würde die Anwendung der Elektrizität (vielleicht auch der Preßluft) namentlich im Hochgebirge die Verwertung von Wasserkräften gestatten und den gerade dorthin sehr teuren Transport der großen Kohlenmassen vermeiden. Dem steht aber neben anderm zur Zeit namentlich die große Schwierigkeit entgegen, die Rangierbewegungen auf Bahnhöfen mit elektrischem Betriebe durchzuführen. — Der Betrieb der L. durch mitgeführte elektrische Kraftsammler (Akkumulatoren) ist bisher an deren hohem Gewicht und geringer Haltbarkeit sowie zu großen Kosten gescheitert.

In Frankreich sind Versuche gemacht worden mit einer L. von Heilmann, bei welcher die Dampfkraft benutzt wird, um elektrische Motoren zu bewegen, die ihrerseits die Treibräder in Drehung setzen. Ein Vorteil könnte mit solchem Umweg aber nur erzielt werden, insofern es gelingen sollte, dadurch die von den schwingenden Massen herrührenden Störungsbewegungen der L. ganz oder nahezu zu beseitigen. Und auch dann könnte es noch fraglich sein, ob solcher Vorteil nicht zu teuer erkauft würde.

Die feuerlose L. von M. Honigmann (Natronlokomotive, Honigmannsche Maschine) beruht auf einem für die Dampfgewinnung im großen vorher nicht verwendeten Prinzip. Leitet man Wasserdampf in eine starke Natronlösung (auch andre Lösungen sind anwendbar), so wird er selbst bei Temperaturen von 130° und darüber vollkommen zu Wasser verdichtet. Die hierdurch frei werdende Wärme überträgt sich zunächst auf die Lösung und kann weiter zur Heizung von Dampfkesseln benutzt werden. Die Lösung wird mit der Zeit wärmer und wässeriger, bis sie keine Dämpfe mehr festhalten kann und selbst ins Sieden kommt. Lokomotiven dieser Wirkungsweise haben jedoch bis jetzt keine Verbreitung gefunden.

[Geschichtliches und Statistisches.] Die ersten bemerkenswerten Versuche zur Anwendung der Dampfkraft auf den Landtransport fallen mit dem Beginn des 19. Jahrh. zusammen; sie wurden 1803 von O. Evans in Philadelphia und gleichzeitig von R. Trevithik in London mit Straßendampfwagen angestellt, blieben jedoch zunächst noch ohne Erfolg. Trevithik hat dann im folgenden Jahre seinen Dampfwagen auf einem der damals schon ziemlich verbreiteten (gußeisernen) Schienenwege für Kohlen- und Eisentransport, und zwar in Südwales, thatsächlich zur Beförderung von Roheisen verwendet, also zum erstenmal eine Eisenbahn-L. geschaffen, wenn auch noch mit sehr geringem Erfolg. Die Übertragung der Kolbenbewegung auf die Treibachse geschah noch nicht unmittelbar, sondern mit Schwungradwelle u. Zahnrädern. Diese L. hatte jedoch schon die später zum Anfachen des Feuers so wichtig gewordene Einrichtung des Blasrohrs u. ebene Radumfänge. Trotzdem führten die mangelhaften Ergebnisse zu dem Irrtum, daß die einfache Reibung ebener Räder auf ebenen Schienen zur Erzeugung der erforderlichen Zugkraft nicht genüge, und so entstanden in der Folge verschiedene, teils recht wunderliche Vorschläge u. Versuche, die Reibung durch andre Mittel (Schleppkette, nach Art der spätern Tauerei, Stützkrücken u. s. f.) zu ersetzen. Am bemerkenswertesten davon ist die Zahnrad-L. von Blenkinsop 1811, das Urbild der erst in neuester Zeit für Bergbahnen (s. d.) so ergiebig gewordenen Zahnradlokomotiven. Man hat diesen Irrtum daraus erklären wollen, daß die ersten Versuche mit ebenen Rädern auf zu steilen (Pferdebahn-) Gleisen unternommen seien. Dem widerspricht aber die Unwahrscheinlichkeit, daß solche Versuche nicht auch auf ebenen Strecken stattgehabt haben sollten. Vielmehr dürfte die Erklärung in der damals höchst mangelhaften Lage des aus kurzen (1 Yard langen) Gußeisenstücken bestehenden Gleises zu suchen sein, die es unmöglich machte, die Treibachsen (zunächst nur eine) gehörig zu belasten, und zugleich die Anwendung steifer Kuppelungen verbot. Blacket klärte durch seine Versuche um 1812 den Irrtum auf; er baute eine L. mit ebenen Treibrädern und mehreren, durch Zahnräder gekuppelten Treibachsen. Eine unmittelbar nach ihm von Hendley ähnlich gebaute L. mit acht Treibrädern (weil die zerbrechlichen Schienen solche Lastverteilung verlangten) ist sogar bis 1862 in Betrieb gewesen.

Der eigentliche Begründer der Lokomotiveisenbahn ist George Stephenson (s. d.). Er erbaute für das Eisenbergwerk Killingworth bei Newcastle 1814 seine erste u. bald weitere Lokomotiven mit zwei senkrechten Dampfcylindern, deren jeder ohne Schwungrad unmittelbar auf eine Treibachse wirkte, und deren Kurbeln um 90° verstellt waren (s. oben). Sehr bald benutzte er statt der Zahnräder wegen der unregelmäßigen Bewegung auf dem mangelhaften Gleis eine Kette ohne Ende zur Kuppelung der drei Treibachsen. Eine dieser Lokomotiven ist bis 1848 in Benutzung gewesen. Ähnliche Lokomotiven wurden in den Jahren 1815—22 von ihm für eine Kohlenbahn bei Sunderland in Betrieb gesetzt und im Volksmunde als »iron horses« (eiserne Pferde) bezeichnet (Tafel I, Fig. 6). Nachdem inzwischen (1820) die Herstellung schmiedeeiserner gewalzter Schienen (bis 15 Fuß Länge) gelungen und 1825 George Stephenson in Gemeinschaft mit seinem Sohne Robert auf der Kohlenbahn Stockton-Darlington einen großen Erfolg mit einer in eigner Fabrik gebauten L. errungen hatte, folgte nach mehreren Zwischenstufen, veranlaßt durch den Wettbewerb für die erste größere Lokomotiveisenbahn mit Personenbeförderung (Liverpool-Manchester), das berühmte Wettrennen von Rainhill 6.—12. Okt. 1829, aus dem Stephensons »Rocket« mit glänzendem Siege hervorging (Tafel I, Fig. 7). Diese L. hatte zwei, oben zu beiden Seiten der Feuerung schräg liegende Cylinder, die mit (um 90° versetzten) Kurbeln die beiden 1,43 m großen Räder der einzigen Treibachse bewegten. Sie hatte neben dem Blasrohr eine zweite, für die Dampfentwickelung noch wichtigere Eigenschaft: 25 den Kessel durchziehende Siederohre, und zwar auf den Rat des (nicht technischen) Sekretärs der Eisenbahngesellschaft, H. Booth. (Solche Siederohre waren jedoch bereits zuvor von Séguin, dem Direktor der Bahn Lyon-St.-Etienne, an zwei im übrigen nach Stephensons Modell gebauten Lokomotiven angewendet und diesem 1828 patentiert worden.) Der Rocket wog 4,5 Ton., der Tender etwas über 3 T.; die Heizfläche betrug in der Feuerbuchse 1,86, in den Siede-

rohren 10,9, die Rostfläche 0,56 qm; der Dampfdruck kaum über 3 Atmosphären. Der Kessel hatte 1 m Durchmesser und 1,83 m Länge. Statt der geforderten Geschwindigkeit von 10 engl. Meilen = 16 km in der Stunde erreichte diese L. mit 12,5 Ton. Zuggewicht noch über 21 km, mit zwei Güterwagen (9 T.) aber 38 km, und mit einem 30 Menschen tragenden Wagen sogar über 40, ja im Leerlauf etwa 47 km in der Stunde! Mit diesem staunenerregenden Ergebnis war der Sieg der L. für Waren- und Menschentransport unanfechtbar entschieden. — Nach dem Vorgang des Rocket wurden von G. und R. Stephenson sogleich acht weitere Lokomotiven für dieselbe Bahn gebaut, jedoch bereits mit tieferliegenden Cylindern und zum Teil schon mit über 90 Siederohren. Die neunte L., der »Planet« (Tafel I, Fig. 8), zeigte bereits ganz die Grundform der heutigen Bauart mit zwei kleinen vordern Laufrädern, zwei größern Treibrädern, zwei wagerecht vorn unter der Rauchkammer liegenden Innencylindern.

Im Vergleich zu den angegebenen Abmessungen und Leistungen des Rocket ist zu erwähnen, daß ihnen bei den großen heutigen Lokomotiven folgende Zahlen gegenüberstehen: Gewicht der L. 38—60 (ja 88) Ton.; desgl. des Tenders mit 12—18 cbm Wasser 25—44 T.; Dampfdruck 11—15 Atmosphären; Heizfläche 100—170 (216) qm; Rostfläche 2—7 qm; Zahl der Siederohre 200—324; Zugkraft 4—10 T., u. s. f.

Die Lokomotiven für die erste deutsche Eisenbahn Nürnberg-Fürth (eröffnet 5. Dez. 1835) wurden aus England bezogen und von Engländern geführt. Die erste deutsche L. (Saxonia) wurde 1837 zu Übigau für die Leipzig-Dresdener Bahn, ebendaselbst später die zweite (Phönix) gebaut. Als der eigentliche Begründer des deutschen Lokomotivbaues ist jedoch Borsig in Berlin anzusehen, der seine erste L. 1841 für die Berlin-Anhalter Bahn lieferte. Deutschland besitzt zur Zeit etwa 20 Lokomotivfabriken mit einer Leistungsfähigkeit von 1700—1800 Stück im Jahre. Der deutsche Lokomotivbau ist dem englischen ebenbürtig und dem französischen überlegen. Österreich hat fünf Fabriken mit einer jährlichen Leistungsfähigkeit von 400 Stück, die Schweiz zwei Fabriken mit etwa 50 Stück im Jahre. In den übrigen Staaten Europas ist der Lokomotivbau unerheblich. Die Bestellungen auf Lokomotiven entsprechen zur Zeit nicht annähernd der Leistungsfähigkeit der Fabriken. So konnte es geschehen, daß die seiner Zeit größte Fabrik Deutschlands (Borsig) im Oktober 1886 geschlossen wurde, nachdem sie im Laufe von 45 Jahren 4208 Lokomotiven fertig gestellt hatte. Die Gesamtzahl der jetzt vorhandenen Lokomotiven kann auf rund 110,000 geschätzt werden. Davon entfallen etwa auf: Europa 64,000, Amerika 40,000, Asien 3300, Australien 2000, Afrika 700. — Auf die einzelnen Länder entfallen in Europa ungefähr: Deutschland 15,000, Österreich-Ungarn 5000, Italien 4000, Großbritannien und Irland 17,000, Frankreich 11,000, Rußland 3500, Belgien 2000, Niederlande 1000, Schweiz 900, Spanien 1000.

Vgl. Heusinger von Waldegg, Handbuch der speziellen Eisenbahntechnik, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1882); Brosius u. Koch, Die Schule des Lokomotivführers (8. Aufl., Wiesb. 1894, 3 Tle.); Büte und v. Borries, Die nordamerikanischen Eisenbahnen (das. 1892); G. Meyer, Grundzüge des Eisenbahn-Maschinenbaus, Bd. 1 (Berl. 1883); Svoboda, Praktische Berechnung der Leistungsfähigkeit von Lokomotiven (Wien 1887); Henschel u. Sohn, Sammlung von Lokomotiv-Photographien (Kassel 1888); Kosak, Katechismus der Einrichtung und des Betriebs der L. (6. Aufl., Wien 1892); Frank, Die Widerstände der Lokomotiven und Bahnzüge (Wiesb. 1886); »Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens«, insbesondere 10. Ergänzungsband (das. 1893).

Lokomotivführer, Eisenbahnbeamte, welche aus Schlossern der Reparaturwerkstätten hervorgehen, wo sie bisweilen theoretischen Unterricht durch technische Beamte erhalten. Sie besuchen eine Heizerschule, legen ein Examen ab, versehen mehrere Jahre den Dienst als Heizer auf einer Lokomotive und werden dann als Hilfsführer beschäftigt. Nach einem zweiten Examen und einer Probefahrt werden sie als etatmäßige L. angestellt, vorher aber einer Prüfung auf Farbenblindheit unterworfen. Vgl. Tesch u. Holzbecher, Katechismus für die Prüfungen zum Lokomotivheizer, Maschinenmeister und L. (5. Aufl., Berl. 1893); Brosius u. Koch, Schule des Lokomotivführers (8. Aufl., Wiesb. 1894, 3 Bde.).

Lokomotivkilometer, s. Kilometer.

Lokomotivschuppen, Gebäude zur Unterbringung der im Betrieb stehenden Lokomotiven während der dienstfreien Stunden zum Schutz gegen Witterung, zur Reinigung, Schmierung, zum Anheizen und zur Vornahme kleiner Ausbesserungen, soweit dazu eine Außerdienststellung und Abgabe an die Werkstätten nicht erforderlich ist. Die L. müssen deshalb mit Arbeitsgruben behufs Zugänglichkeit der Maschinen von unten, ferner mit Rauchabzügen (Schornsteinen), mit Dunstöffnungen oben im Dache, mit Wasserzu- und -Ableitung versehen sein, zumal das Auswaschen der Kessel große Wassermengen erfordert. Die Beseitigung des Feuers erfolgt außerhalb des Schuppens im Freien mit Hilfe besonderer Löschgruben. Die Füllung der Tender mit Brennstoff und Wasser geschieht an Kohlenbühnen (s. d.). Die Grundrißform der L. zeigt namentlich vier Systeme: 1) Die Rechteckform mit Einführung der Zugangsgleise durch je ein Thor an der Giebelseite des Gebäudes, so für kleinere Anzahl von Ständen, deren je ein bis drei (bei beiderseitiger Einfahrt auch mehrere) auf jedem Gleise hintereinander angeordnet werden. 2) Die Rechteckform mit Schiebebühnenzufahrt für eine sehr große Zahl von Ständen, deshalb namentlich für Werkstättenbahnhöfe üblich. Die Schiebebühne (s. d.), welche alle Gleise rechtwinkelig durchschneidet, wird in der Regel in das Innere des Lokomotivschuppens gelegt und durch seitliche Anbauten, also mit nur einem oder zwei Thoren, zugänglich gemacht. An die Schiebebühne reihen sich dann beiderseits die Schuppengleise. Bei sehr großer Ständezahl wird die Schiebebühne wiederholt, so daß für jede Lokomotive zwei Möglichkeiten des Ausgangs gegeben sind. Zwischen den Schiebebühnen können dann auf jedem Gleise drei Stände angeordnet werden. 3) Die geschlossene Viereck- oder Rundform (Rotunde), mit Drehscheibe in der Mitte u. strahlenförmig angeordneten Gleisen mit je einem Stand (selten zwei), geeignet für 16—25, auch 30 Gleise. Die Zufahrt erfolgt durch ein Thor, also ein offen zu haltendes Gleis, bisweilen auch deren zwei. 4) Die Ringform, d. h. ein Ringstück mit einer außen im Mittelpunkt des Ringes unter freiem Himmel liegenden Drehscheibe als Zugangsmittel, mit je einem Stande auf jedem Gleis und je einem Thor für jedes Gleis. Man hat auch je zwei Gleise nach der Scheibe hin mit Krümmungen und einem Herzstück zusammengezogen und ineinander geschränkt, dann für je zwei solche Gleise

Ein (größeres) Thor etwa über dem Herzstück angeordnet. Diese Form ist namentlich bei den preußischen Staatsbahnen sehr beliebt. Die Ringform wird bei zunehmendem Bedarf bis zum Halbkreis oder auch darüber hinaus zur Hufeisenform, selten zum vollen Ringe ausgedehnt. Im Halbkreis finden 25 bis 30 Stände Platz.

Lokomotivwinde, s. Winde.

Lokoware, s. Loco.

Lokri, antike, durch ihren Gesetzgeber Zaleukos berühmte Stadt in Unteritalien, nördlich vom Vorgebirge Zephyrium (Capo Bruzzano), weshalb sie den Beinamen Epizephyrii erhielt, war von den ozolischen Lokrern aus Griechenland um 700 v. Chr. gegründet. Von den Bruttiern bedrängt, unterwarf L. sich Rom, fiel aber nach der Schlacht bei Cannä wiederum zu den Karthagern ab und wurde erst 205 von Scipio wiedererobert. Nach Senatsbeschluß behielt es seine Freiheit und seine eignen Gesetze, wird aber seitdem nur noch selten in der Geschichte erwähnt. Vor der Stadt ein berühmter Tempel der Persephone. Spärliche Ruinen Cento Camerelle südlich von Gerace.

Lŏkris, Name zweier Landschaften im alten Griechenland, die durch den Parnaß und die Landschaft Phokis voneinander geschieden waren und die Lokrer, einen ursprünglich den nichtgriechischen Lelegern verwandten Volksstamm, zu Bewohnern hatten. Die eine, östliche Landschaft erstreckt sich der Insel Euböa gegenüber von der Grenze von Malis an nach SO. und umfaßte etwa 770—830 qkm. Der westliche und gebirgige Teil derselben wurde bewohnt von den epiknemidischen Lokrern (nach dem Hauptgebirge des Ländchens, dem Knemis, benannt) und hatte Thronion zur Hauptstadt; den östlichen, durch herrliches Klima und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Teil mit der Hauptstadt Opus hatten die opuntischen Lokrer inne. — Das westliche L. lag an der Nordseite des Korinthischen Meerbusens, war ebenfalls gebirgig und hatte ein Areal von etwa 660 qkm. Seine Bewohner waren die ozolischen Lokrer, die sich zu den Ätoliern rechneten und auch in Sitte und Lebensart denselben ähnelten. Ihre bedeutendsten Städte waren Amphissa und Naupaktos. S. Karte »Altgriechenland«.

Lokstedt, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Pinneberg, nahe bei Hamburg und Vergnügungsort der Hamburger und Altonaer, hat viele schöne Villen der Hamburger Kaufleute mit prächtigen Park- und Gartenanlagen, elektrische Straßenbeleuchtung, Pferdebahnverbindung mit Hamburg, Milchwirtschaft, Ackerbau, Gärtnerei, Bleicherei und (1890) 2678 Einw.

Lokulicīd (lat.), fachteilig, eine Art des Aufspringens der Kapselfrüchte (s. Frucht).

Lokupletieren (lat.), bereichern.

Lokustbaum, s. Hymenaea.

Lokution (lat.), Redeweise, Ausdruck.

Lola Montez, s. Montez.

Lolch, Pflanzengattung, s. Lolium.

Lolīgo, s. Kalmar.

Lolium *L.* (Lolch), Gattung aus der Familie der Gramineen, ein- oder mehrjährige Gräser mit mehrblütigen, senkrecht zur Spindel zusammengedrückten, einzeln auf den zahnartigen Ausschnitten der Spindel sitzenden Ährchen, bei denen die eine Hüllspelze von der Achse abgewendet ist, die andre fehlt und die Deckspelzen grannenlos oder unter der Spitze begrannt sind. 6 Arten in Europa, Nordafrika und dem gemäßigten Asien. L. perenne *L.* (englisches Raigras, Wiesenlolch, s. Tafel »Gräser IV«, Fig. 4), ausdauernd, bildet einen geschlossenen Rasen, treibt bis 60 cm hohe, glatte Halme; die Hüllspelzen sind kürzer als die unbegrannten Ährchen, die Körner beschalt. Das Raigras wächst in allen Bodenarten (auch in festem Boden), wenn sie nicht zu mager und zu dürr sind, fordert aber gute Düngung und dichten Stand, weil sonst die Halme zu stark und hart werden. Am besten gedeiht es in reichem, berieseltem Boden. Es ist sehr nahrhaft und eignet sich auch sehr gut zum Anlegen von Rasen; auf Wiesen bildet es ein vortreffliches Untergras und ist besonders als Schutzfrucht beim Anlegen von Wiesen zu empfehlen. Auf Weiden mit thonigem Boden bildet es vorteilhaft den Hauptbestand. Die Engländer haben zuerst die Kultur dieser auch bei uns längst verbreiteten Art bevorzugt, daher der Name. Gebrauchswert des Samens 75 Proz. L. italicum *Braun* (italienisches Raigras, s. Tafel »Gräser IV«, Fig. 5) ist dem vorigen ähnlich, aber etwas höher, lebhafter gefärbt, hat breitere Blätter und treibt eine 24 cm lange Ähre mit zahlreichen reichblütigen Grasährchen, die zwei- bis dreimal so lang als ihre Hüllspelzen und stets begrannt sind; die Grannen sind kürzer als die Spelzen. Es treibt gleichfalls seitliche Triebe und viele Halme, verlangt ein tragbares Land, gibt auf Äckern mehr Grasmasse als das vorige und hat weichere Halme. Auf Weiden von kurzer Dauer ist es vortrefflich, geht aber schon im dritten Jahr zurück. Man benutzt es auch als Schutzfrucht beim Anlegen von Wiesen und säet es wie das vorige mit Klee und andern Gräsern zusammen aus. In Gegenden, deren Boden und Klima sich weniger für Kleearten eignet, ist es von besonderer Wichtigkeit. Gebrauchswert des Samens 56 Proz. L. temulentum *L.* (Taumellolch, Schwindelkorn, Tollgerste, Twalch, Töberich, s. Tafel »Gräser IV«, Fig. 6) ist einjährig, bildet keinen Rasen, die Halme sind nach oben scharf, die Hüllspelzen so lang und länger als die Ährchen; die äußern Deckspelzen haben gerade Grannen. Es findet sich überall in der Sommersaat, besonders nach feuchten Frühjahren. Seit den ältesten Zeiten hält man seine Körner für nachteilig und leitete Krankheiten, die in Teurungsjahren bei großer Nässe ausbrachen, von der Gegenwart des Taumellolchs im Brotmehl ab. Die Früchte enthalten wie jene des verwandten, durch kürzere Hüllspelzen unterschiedenen, in Leinfeldern häufigen L. remotum *Schrank* in Äther lösliches, narkotisch wirkendes Loliin, das beim Menschen wiederholtes Erbrechen, Gliederzittern und Trübung des Sehvermögens hervorruft, auch auf fleischfressende Tiere und Kaninchen sehr stark, auf Schweine, Rinder, Enten gar nicht wirkt.

Lolland, Insel, s. Laaland.

Lollharden (Lollarden, vom niederdeutschen lollen, »leise singen«), ursprünglich eine religiöse Genossenschaft zum Zweck der Krankenpflege und Beerdigung von Toten, die um 1300 zuerst in den Niederlanden auftauchte, wo sie anfangs Alexianer nach ihrem Patron, dem heil. Alexius, hießen. Bald wurden die L. von der Geistlichkeit mit den Begharden (s. Beghinen) zusammengeworfen, und der Name wurde gleichbedeutend mit Ketzer. In diesem Sinne hießen namentlich in England die Wiclifiten so.

Lolli, Giambattista, berühmter Schachspieler, gebürtig aus Modena, schrieb ein klassisches Werk über das Schachspiel (Bologna 1763), das von W. Heinse in dem Roman »Anastasia und das Schachspiel« (Frankf. a. M. 1803) exzerpiert wurde.

Löllingit, s. Arsenikalkies.

Lolo, zu den Lohitavölkern gehörige Aboriginer in den chinesischen Provinzen Setschuan, Jünnan und Kueitschou, namentlich in der erstgenannten, die, von den Chinesen in die rauhern Gebirgsgegenden zurückgedrängt, jetzt nur noch in vereinzelten Gruppen wohnen. Sie sind Ackerbauer, Jäger, gute Waffenschmiede und betreiben in Jünnan Bergbau.

Lom, zwei Nebenflüsse der Donau in Bulgarien. Der eine entsteht aus der Vereinigung des Weißen (Beli-) und Schwarzen (Tscherni-) L., die am äußersten Nordabhang des Balkans entspringen, und mündet bei Rustschuk; der andre, westlichere (der Almus der Alten) entspringt am Sveti-Nikolabalkan und mündet bei Lom unterhalb Widdin. — Die Linie des erstgenannten L. spielte in den Kämpfen zwischen Russen und Türken 1877 eine bedeutende Rolle, indem die Armee des Großfürsten-Thronfolgers sie im Juli überschritt, Ende August zwar auf das linke Ufer zurückgetrieben wurde, dies aber gegen alle Angriffe der Türken unter Mehemed Ali (September) und Suleiman (Dezember) behauptete.

Lom (L.-Palanka), aufblühende Hauptstadt eines Kreises in Bulgarien, an der Mündung des Flusses L. in die Donau, Dampfschiffstation, Haupt-ein- und Ausfuhrplatz für das nordwestliche Bulgarien, mit (1888) 8199 Einw.

Lomami (Boloko, Lubilasch), linker Nebenfluß des Kongo, entspringt unter 8° 45′ südl. Br. als Lurimbi, nahe der Quelle des Lubefu (der gleichfalls L. genannt wird), eines rechtsseitigen Nebenflusses des Sankuru, wird nach Aufnahme des ihm unter 5° 40′ nördl. Br. zugehenden Lukassi schiffbar.

Loman, Abraham Dirk, holländ. Theolog, geb. 16. Dez. 1813 im Haag, wurde 1846 Pfarrer in Maastricht, 1849 zu Deventer, 1856 Professor am lutherischen Seminar in Amsterdam, 1877 Professor der Theologie an der städtischen Universität daselbst. Obwohl später erblindet, schrieb er eine große Anzahl von Artikeln in den Zeitschriften »Gids« und »Theologisch Tydschrift«, in welchen er als Haupt der radikalen Bibelkritik erscheint. Außerdem veröffentlichte er: »The testimony of the Muretorian Canon« (1865); »Protestantism and the authority of the Church« (1868); »The gospel of John« (1873); »Symbool en werkelijkheid in de evangelische geschiedenis« (1884); »De zoogenaamde symbolische opvatting der evangelische geschiedenis« (1884).

Lombard, Leihbank, Leihhaus, Pfandhaus; Lombardgeschäft, das Darlehnsgeschäft gegen Faustpfand, insbes. das von Banken (Lombard-, Leihbanken) gegen Verpfändung von Warenvorräten, Edelmetallen und Wertpapieren betriebene Darlehnsgeschäft. Lombardbestände, die bei solchen Anstalten hinterlegten Pfänder; Lombardscheine, die von den Leihanstalten ausgestellten Scheine als Eigentumsbeweis für den Verpfänder; Lombardzinsfuß, der für ein Lombarddarlehen bewilligte Zinsfuß; lombardieren, verpfänden oder auch Lombardgeschäfte betreiben. Vgl. Banken, S. 426, und Leihhaus. Der Name L. wird darauf zurückgeführt, daß im Mittelalter die Lombardgeschäfte meist von lombardischen Geldwechslern betrieben wurden.

Lombard, Johann Wilhelm, preuß. Kabinettsrat, geb. 1. April 1767 in Berlin aus einer Réfugiéfamilie, gest. 28. April 1812 in Nizza, wurde noch unter Friedrich d. Gr. in der Kabinettskanzlei angestellt, nach dessen Tod Kabinettssekretär, machte im königlichen Hauptquartier den Feldzug von 1792 mit, geriet bei Valmy in französische Kriegsgefangenschaft, fiel unter Friedrich Wilhelm III. zuerst in Ungnade, wurde aber 1800 zum Geheimen Kabinettsrat ernannt und bearbeitete vornehmlich die auswärtigen Angelegenheiten. Besonders seit einer Sendung an Napoleon (1803), der ihn beschenkte und ihm schmeichelte, vertrat er die Politik einer Frankreich freundlichen Neutralität und wurde deshalb von den Gegnern dieser Politik und der Kabinettsregierung überhaupt heftig angegriffen u. für die unheilvollen Folgen verantwortlich gemacht, so namentlich von Stein in seiner Denkschrift vom Mai 1806. L. war wohl nicht bestechlich, aber haltlos und schwächlich. Nach der Katastrophe von Jena richtete sich die allgemeine Entrüstung gegen L.; er wurde in Stettin auf Befehl der Königin Luise verhaftet, vom König aber wieder freigegeben und zum Sekretär der Akademie ernannt. Vgl. Hüffer, Die Kabinettsregierung in Preußen u. Joh. Wilh. L. (Leipz. 1890).

Lombardei (Lombardie), Landschaft des Königreichs Italien, im N. von der Schweiz (Kantone Tessin und Graubünden), im NO. von Österreich (Tirol), im O. von der italienischen Landschaft Venetien, im S. von der Emilia und Ligurien, im W. von Piemont begrenzt, umfaßt die Provinzen Bergamo, Brescia, Como, Cremona, Mailand, Mantua, Pavia und Sondrio, mit einem Gesamtareal von 24,317 qkm (441,7 QM.) und (1881) 3,682,412 Einw. (für Ende 1893 auf 3,982,412 berechnet). (Näheres s. unter den einzelnen Provinzen und im Art. »Italien«.)

Geschichte. Das Land, welches seit dem Mittelalter mit dem Namen L. bezeichnet wird, bewohnten in der ältesten Zeit Etrusker; zu Ende des 5. Jahrh. vor unsrer Zeitrechnung wanderten Kelten ein. Die Römer eroberten es 222 und besaßen es als Teil der Gallia cisalpina bis zum Sturz des weströmischen Reiches. Von diesen kam es zuerst unter die Herrschaft Odoakers (476—493 n. Chr.), dann der Ostgoten (493—553), hierauf der griechischen Kaiser (553—568) und endlich der Langobarden (568—774), von denen es den Namen erhielt, bis es von Karl d. Gr. seinem Reich einverleibt ward. Otto d. Gr. erwarb auf seinem ersten Zuge nach Italien 951 die Oberhoheit und auf dem zweiten 962 die unmittelbare Herrschaft über die L. Seit dem 12. Jahrh. entwickelten die Städte derselben, namentlich Mailand, Pavia, Cremona u. a., sich zu kommunaler Selbständigkeit und gerieten darüber in heftige Kämpfe mit den deutschen Kaisern, in denen sie sich nach vielen Wechselfällen im Besitz ihrer Freiheit behaupteten. Durch ausgebreiteten Handel und eifrig gepflegte Industrie waren sie reich und mächtig geworden, verzehrten sich aber seit dem 13. Jahrh. zumeist in innern Streitigkeiten und gerieten, nachdem sie das Eingreifen der deutschen Reichsgewalt in ihre städtischen Verhältnisse abgewehrt hatten, unter die Botmäßigkeit einheimischer Dynastengeschlechter (s. Mailand). Als Österreich die Herzogtümer Mailand und Mantua erworben, nannte man diese Provinzen die »österreichische L.« Napoleon I. bildete aus diesen und andern Ländern die Cisalpinische, dann die Italienische Republik und 1805 das Königreich Italien. Durch den Pariser Frieden 1814 und die Wiener Kongreßakte von 1815 erhielt Österreich nicht nur seine alten lombardischen Besitzungen zurück, sondern auch das oberitalienische Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, welche Länder es als Lombardisch-Venezianisches Königreich in Besitz nahm. Im März (17.—21.) 1848 brach in

Mailand die Revolution aus. In wenigen Tagen war die ganze L. frei von den Österreichern. Allein nach Besiegung Karl Alberts rückte Radetzky 9. Aug. d. J. triumphierend in Mailand wieder ein, und 26. Aug. 1849 war das ganze Lombardisch-Venezianische Königreich wieder unter österreichischer Herrschaft. Im Frühjahr 1859 brach der österreichisch-sardinisch-französische Krieg aus; die Schlachten von Magenta und Solferino waren für Italien entscheidend: Österreich trat im Frieden von Villafranca die L. bis an den obern Mincio an Frankreich, dieses trat sie an Sardinien ab; Mantua wurde zu Venetien geschlagen, eine Linie von Peschiera nach der Ogliomündung bildete die Grenze. Den Rest der L. sowie Venetien bis nahe an den Isonzo erwarb das mit Preußen verbündete Königreich Italien im Frieden zu Wien (3. Okt. 1866), nachdem die Zession seitens Österreichs wiederum zunächst an Napoleon III. erfolgt war. Vgl. Bethmann-Hollweg, Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (Bonn 1846); v. Simonyi, Geschichte des lombardisch-venetianischen Königreichs (Mail. 1846–47, 2 Bde.); Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien (Leipz. 1846–47, 2 Bde.); de Haulleville, Histoire des communes lombardes (Par. 1858, 2 Bde.); Handloike, Die lombardischen Städte unter der Herrschaft der Bischöfe (Berl. 1883); Formentini, La dominazione spagnuola in Lombardia (Mail. 1881); »Archivio storico lombardo« (Mailand).

Lombarden, Börsenbezeichnung der Aktien der Österreichischen Südbahn.

Lombardgeschäft etc., s. Lombard.

Lombardischer Aussatz, s. Pellagra.

Lombardisch-Venezianisches Königreich, s. Lombardei.

Lombardo, ital. Architekten- u. Bildhauerfamilie des 15. und 16. Jahrh.; die namhaftesten sind:

1) Pietro, errichtete das Grabmal des Dogen P. Mocenigo in San Giovanni e Paolo zu Venedig, die Altäre San Jacopo und San Paolo in San Marco daselbst und erbaute den eleganten Palazzo Vendramin-Calergi (1481, sein Hauptwerk) im Stil der edelsten Frührenaissance und die Kirche Santa Maria dei Miracoli (1484–89). Auch der Dom in Cividale wird ihm zugeschrieben. In Ravenna führte er unter anderm das Relief am Grabmal Dantes aus.

2) Tullio, Sohn des vorigen, 1478–1559, arbeitete (meist in Gemeinschaft mit seinem Bruder Antonio) am Grabmal des Dogen Andrea Vendramin in San Giovanni e Paolo, dem Grabmal des Giov. Mocenigo, mehreren Reliefs in Sant' Antonio zu Padua und erbaute die Kapelle del Sacramento im Dom zu Treviso. — Andre Künstler gleichen Namens sind: Martino (Scuola di San Marco), Sante (1504–60), Tommaso, Bildhauer, Schüler des J. Sansovino, und Girolamo, Bildhauer. Doch ist es fraglich, ob sie Einer Familie angehören.

Lombard Street (spr. lómbĕrd strīt), Straße in der City von London, Sitz zahlreicher Banken; so benannt nach den lombardischen Geldhändlern, die sich hier niederließen, und figürlich gebraucht für den Weltgeldhandel Londons (vgl. Bagehot).

Lombardus, Petrus, s. Petrus Lombardus.

Lombez (spr. longbē od. -bās), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gers, an der Save, hat eine ehemalige Kathedrale aus dem 14. Jahrh., eine Ackerbaukammer und (1891) 1625 Einw. L. war von 1317 bis 1790 Bischofsitz.

Lombok, niederländisch-ind. Insel, zu den Kleinen Sundainseln gehörig, zwischen 8° 12′–9° 1′ südl. Br. und 115° 44′–116° 40′ östl. L. v. Gr., von dem westlichen Bali durch die Lombokstraße, von dem östlichen Sumbawa durch die Allasstraße getrennt, 5435 qkm (99 QM.) groß mit (1890) 635,500 Einw., davon 500 Chinesen und 5000 Araber. Die von zahlreichen kleinen unbewohnten Koralleninseln umgebenen Küsten sind teilweise stark eingeschnitten, und an der Ost- und Westküste befinden sich tiefe Baien und vortreffliche Ankerplätze. Zwei Gebirgsketten, von denen die nördliche vulkanische im Rendschani 3542 m erreicht, durchziehen die Insel; die vulkanische Thätigkeit offenbart sich in dem Ausstoßen vulkanischer Dämpfe. Flora und Fauna Lomboks sind von denen Balis und Javas wesentlich verschieden; es fehlen der Teakbaum, der Tiger, mehrere ausgezeichnete Vogelarten, dafür finden sich aber die australischen Honigsauger. Die Viehzucht gestattet die Ausfuhr von Büffeln, Rindern und Pferden. Man kultiviert Reis, der viel ausgeführt wird, Mais, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Indigo, Kaffee. Die Masse der Bevölkerung besteht aus Sassak, den Ureinwohnern, dann aus Balinesen, Malaien, Bugisen. Herrschende Religion ist der Islam, die Balinesen aber sind Brahmanen. Hauptort ist Mataram am Fluß Diangkok an der Westküste, ehemalige Residenz des Fürsten von L., von Palissaden aus Bambus umgeben. Haupthandelsplatz ist Ampenam an der Westküste, mit seichter, aber für kleine Handelsschiffe während des Ostmonsuns zugänglicher Reede. Bis 1840 waren die einheimischen Fürsten ganz unabhängig von der niederländischen Regierung, seit 1849 bildet L. mit Bali eine Residentschaft Niederländisch-Indiens, 10,522 qkm (191 QM.) groß mit (1892) 1,348,200 Einw., darunter 57 Europäer und 3904 Chinesen. 1895 wurde die regierende Dynastie der Thronfolge für verlustig erklärt und L. der niederländischen Regierung direkt unterstellt. S. Karte »Hinterindien«.

Lombrōso, Cesare, Mediziner, geb. im November 1836 in Verona, studierte in Turin, machte den Feldzug von 1859 als Militärarzt mit, wurde 1862 Professor der Psychiatrie in Pavia, darauf Direktor der Irrenanstalt in Pesaro und später Professor der gerichtlichen Medizin und Psychiatrie in Turin. L. lieferte Untersuchungen über den Kretinismus; größtes Aufsehen erregte er aber mit seinen Schriften über Kriminalpsychologie, in welchen er die Ursachen der Verbrechen in der körperlichen Beschaffenheit der Verbrecher, erworben durch Vererbung und Atavismus, nachzuweisen sucht (vgl. Kriminalanthropologie). Seine Hauptwerke sind: »Ricerche sul cretinismo in Lombardia« (1859); »Genio e follia« (1864, 3. Aufl. 1876; deutsch: »Genie und Irrsinn«, in Reclams Universalbibliothek); »Studj clinici sulle malattie mentali« (1865; deutsch: »Klinische Beiträge zur Psychiatrie«, Leipz. 1869); »Studj clinici sperimentali sulla natura, causa e terapia della pellagra« (1870); »Sulla microcefalia e sul cretinismo con applicazione alla medicina legale« (Bologna 1873); »La medicina legale delle alienazioni mentali« (Padua 1873); »L'amore nel suicido e nel delitto« (Turin 1881); »L'uomo delinquente in rapporto alla antropologia, alla giurisprudenza ed alle discipline carcerarie« (4. Aufl., das. 1889; deutsch von Fränkel: »Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung«, Hamb. 1887–90, 2 Bde.; Atlas 1895); »Delitti di libidine« (Tur.

1886); »L'uomo di genio in rapporto alla psichiatria« (das. 1889, 6. Aufl. 1894; deutsch von Fränkel: »Der geniale Mensch«, Hamb. 1890); »Sulla medicina legale del cadavere« (2. Aufl., Pignerolo 1890); »Il delitto politico e le rivoluzioni in rapporto al diritto, all' antropologia criminale, etc.« (mit Laschi, Turin 1890; deutsch: »Der politische Verbrecher und die Revolutionen«, Hamb. 1891—92, 2 Bde.); »Palimsesti del carcere« (1891); »Trattato della pellagra« (Turin 1892); »La donna delinquente« (mit Ferrero, das. 1893; deutsch: »Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte«, Hamb. 1894); »Le più recenti scoperte ed applicazioni della psichiatria ed antropologia criminale« (Turin 1893; deutsch: »Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien«, Leipz. 1894); »L'antisemitismo e le scienze moderne« (Turin 1894; deutsch, Leipz. 1894); »Grafologia« (Mail. 1894); »Gli anarchici« (Turin 1894; deutsch, Hamb. 1895). Die handschriftlichen Ergänzungen Lombrosos zur 6. ital. Ausgabe von »L'uomo di genio« mit mehreren zerstreuten Journalartikeln &c. stellte Kurella zusammen unter dem Titel: »Entartung und Genie, neue Studien« (Leipz. 1894). L. ist Mitherausgeber des »Archivio di psichiatria, antropologia criminale e scienze penali«. Vgl. Kurella, Cesare L. und die Naturgeschichte des Verbrechers (Hamb. 1892).

Lome (Bey Beach), Hafenplatz in der deutschen Kolonie Togo in Nordwestafrika, auf einer Landzunge, welche den Atlantischen Ozean von der seichten Togolagune trennt, Ausgangspunkt einer Straße nach Misahöhe und Kpandu, mit Faktoreien Hamburger und Bremer Häuser und 1500 Einw. In der Umgebung große Kokospflanzungen.

Lomellina, vor 1859 Provinz des Königreichs Sardinien, gegenwärtig ein Kreis der ital. Provinz Pavia, mit der Hauptstadt Mortara, so benannt nach dem Flecken Lomello, am Agogna und der Eisenbahn Pavia-Alessandria, mit (1881) 2318 (als Gemeinde 3247) Einw., der unter Karl d. Gr. Hauptort einer Grafschaft wurde.

Loménie, 1) Etienne Charles de L., Graf de Brienne, Kardinal und franz. Staatsminister, geb. 1727 in Paris, gest. 15. Febr. 1794, aus einem im 16. Jahrh. unter Heinrich IV. emporgekommenen Geschlecht, dem auch der Staatssekretär Henri Auguste de L. (1594—1660) angehörte, welcher wertvolle Memoiren (1840) hinterließ, trat früh in den geistlichen Stand, ward 1760, wiewohl ein Anhänger der aufgeklärten Philosophie jener Zeit, zum Bischof von Condom, 1763 zum Erzbischof von Toulouse, wo noch heute der von ihm erbaute Kanal zwischen dem von Caraman und der Garonne den Namen »Canal de Brienne« führt, und 1788 zum Erzbischof von Sens ernannt. Trotz seiner Stellung als Kirchenfürst verminderte er die Zahl der Klöster und errichtete Erziehungsanstalten und Hospitäler. Einer der geistreichsten Staatsmänner des damaligen Frankreich, ward er von Ludwig XVI. im Mai 1787 an die Spitze der Finanzverwaltung berufen, vermochte aber den Widerstand der privilegierten Stände gegen eine durchgreifende Steuerreform nicht zu brechen. Als das Parlament sich weigerte, seine Verordnungen über die Grund- und Stempelsteuer zu registrieren, verlegte er dasselbe nach Troyes, ließ mehrere Räte verhaften und ersetzte das Parlament durch einen vom König ernannten Rat (cour plénière). Die allgemeine Entrüstung und die wachsende Geldnot zwangen jedoch den König, ihn im August 1788 zu entlassen. Zur Entschädigung erhielt er einige Abteien und den Kardinalshut. 1790 leistete er zwar den konstitutionellen Eid, nahm auch den Titel eines Bischofs im Depart. Yonne an, ward aber gleichwohl von der Revolutionspartei im November 1793 in Sens festgenommen und starb im Gefängnis. — Sein Bruder Athanase Louis Marie de L., Graf von Brienne, französischer Generalleutnant, geb. 1730, wurde zu derselben Zeit, wo sein Bruder die Finanzen übernahm, Kriegsminister, trat mit demselben zurück und starb 10. Mai 1794 unter der Guillotine.

2) Louis de, franz. Schriftsteller, geb. 3. Dez. 1815 zu St.-Yrieix (Obervienne) aus altberühmtem Geschlecht, gest. 2. April 1878 in Mentone, studierte in Avignon, widmete sich in Paris litterarischen Arbeiten, namentlich für die »Revue des Deux Mondes« und die »Patrie«, und ließ zunächst unter dem Pseudonym »Un homme de rien« seine »Galerie des contemporains« erscheinen (1840—47, 10 Bde.), welche nicht bloß durch ihre Zuverlässigkeit, sondern auch durch die subjektive, geschmackvolle und unparteiische Behandlung großes Aufsehen erregte. Leider blieb die Reihenfolge der »Hommes de 89« unvollendet; dagegen schlossen sich würdig an jenes erste Werk die Monographie »Beaumarchais et son temps« (Par. 1855, 2 Bde.; 4. Aufl. 1880) an, in vielen Beziehungen ein biographisches Meisterwerk, und die Sittenstudien: »La comtesse de Rochefort et ses amis« (1870, 2. Aufl. 1879) und »Les Mirabeau« (1878, 2 Bde.; fortgesetzt von seinem Sohn Charles de L., Bd. 3–5, 1889—91). Seit 1845 Professor der französischen Litteratur am Collège de France, seit 1862 an der polytechnischen Schule, wurde L. 1871 als Nachfolger Mérimées Mitglied der französischen Akademie.

Lomentum (lat.), Bruch-, Gliederfrucht, s. Frucht.

Lommatzsch, Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Meißen, am Köpperitzbach und der Linie Nossen-Elsterwerda der Sächsischen Staatsbahn, 173 m ü. M., hat eine schöne, 1347 erbaute Kirche mit drei Türmen, eine Beamtenschule, ein Amtsgericht, eine Biskuit- u. Eiernudelfabrik, Kardendistel-, Obst- und Getreidebau, lebhaften Handel und (1890) 2968 Einw., davon 34 Katholiken und 1 Jude. L. ist Geburtsort des Komponisten Robert Volkmann. Von 1267—71 war L. Versammlungsort der Stände des Landes. Von L. hat die Lommatzscher Pflege den Namen, die, gegen 550 qkm (10 QM.) groß, von jeher wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen ward. Über den Namen L. vgl. Daleminzi.

Lommebucht, s. Hinlopenstraße.

Lommel, Eugen von, Physiker, geb. 19. März 1837 zu Edenkoben in der Pfalz, studierte seit 1854 in München, wurde 1860 Lehrer der Physik u. Chemie an der Kantonschule in Schwyz, 1865 Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Zürich, wo er sich gleichzeitig an der Universität und an der polytechnischen Schule als Privatdozent habilitierte. 1867 folgte er einem Ruf als Professor der Physik an der land- und forstwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim, aber schon 1868 ging er als Professor der Physik an die Universität Erlangen, von wo er 1886 in gleicher Eigenschaft u. als Konservator der physikalisch-metronomischen Sammlung des Staates und als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München übersiedelte. 1893 wurde ihm der persönliche Adel verliehen. Lommels Arbeiten bewegten sich besonders auf dem Gebiete der Optik, und namentlich hat er die Lehre von der Fluoreszenz und Phosphoreszenz

gefördert. Er schrieb: »Studien über die Besselschen Funktionen« (Leipz. 1868); »Wind und Wetter« (2. Aufl., Münch. 1880); »Das Wesen des Lichts« (Leipz. 1874); »Über die Interferenz des gebeugten Lichts« (Erlang. 1875); »Lexikon der Physik und Meteorologie« (Leipz. 1882); »Die Beugungserscheinungen einer kreisförmigen Öffnung« (Münch. 1884) und »geradlinig begrenzter Schirme« (das. 1886); »Lehrbuch der Experimentalphysik« (das. 1893; 2. Aufl. 1894).

Lomnitz, linksseitiger Nebenfluß des Bober im preuß. Regbez. Liegnitz, entsteht aus der Großen und Kleinen L., von denen die erstere dem Großen und Kleinen Teich, die letztere dem Melzergrund des Riesengebirges entströmt, durchfließt das östliche Becken des Hirschberger Thals (s. d.) und mündet bei Schildau.

Lomnitz (tschech. Lomnice), 1) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Semil, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Fürsten Rohan, eine Webschule, bedeutende Baumwoll- und Leinweberei, Maschinenbau, Webeblattbinderei, Gerberei, Bierbrauerei und (1890) 3507 tschech. Einwohner. — 2) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Wittingau, an der Staatsbahnlinie Gmünd-Prag, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Pfarrkirche (13. Jahrh.), eine Bierbrauerei und (1890) 1934 tschech. Einwohner. In der Nähe große Teiche.

Lomnitzer Spitze, Gipfel der Hohen Tátra in den Zentralkarpathen, 2635 m hoch.

Lomond (Loch L., spr. loch lōmönd), Landsee in den Dumbarton- und Stirlingshires (Schottland), 34 km lang und am breiten Südende 9 km breit, der bedeutendste und schönste See Schottlands. Seine Ufer sind steil. Im O. ragt der Ben L. 973 m empor; im W. trennen hohe Berge den See von dem Loch Long. Der südliche Teil des fischreichen Sees ist mit hohen grünen Inseln übersäet, deren eine (Inch Cailoch) die Ruinen eines Klosters trägt. Im S. entströmt dem See der Leven zum Clyde.

Lomonóssow, Michail Wassiljewitsch, russ. Dichter und Gelehrter, der »Vater der russischen Grammatik und Litteratur«, geb. 1711 oder 1712 im Dorf Denissowka bei Cholmogory im Gouv. Archangel als Sohn eines armen Fischers, gest. 15. (4.) April 1765 in St. Petersburg, entlief mit 17 Jahren seinem Vater, ward nach mancherlei Abenteuern in die slawo-gräko-lateinische Akademie zu Moskau aufgenommen und studierte seit 1734 auf Kosten der Regierung in Petersburg, dann in Deutschland Mathematik und Naturwissenschaften (in Marburg) und Bergwissenschaften (in Freiberg). Als er aus Marburg Schulden halber entflohen, geriet er bei Düsseldorf preußischen Werbern in die Hände, entkam jedoch und kehrte 1741 über Holland nach Petersburg zurück, wo er bei der Akademie der Wissenschaften zum Direktor des mineralogischen Kabinetts ernannt und 1742 als Adjunkt der Chemie und Physik angestellt wurde. 1745 ward er zum Professor der Chemie ernannt; 1757 erhielt er Anteil an der Leitung der Angelegenheiten der Akademie, indem er Mitglied der Kanzlei derselben wurde; 1759 wurde ihm die Aufsicht über das akademische Gymnasium und das geographische Departement übertragen. Seines unverträglichen Charakters wegen fanden beständig Reibungen zwischen ihm und den deutschen Akademikern statt. 1764 wurde er zum Staatsrat ernannt. In Archangelsk wurde ihm 1825 ein Denkmal errichtet. Als Dichter ist L. vor allem Lyriker und hervorragend, weil er der erste war, der in gewandt behandelten u. wohllautenden russischen Versen schrieb; zum Muster nahm er sich die französischen »Klassiker«. Man hat von ihm Oden, darunter die berühmte auf den Türkenkrieg: »Na vzatie Chotina« (»Auf die Einnahme von Chotin«) und den Sieg bei Poltawa, sowie geistliche und weltliche Gesänge, Lehrgedichte, Episteln etc. Verfehlt sind seine Tragödien und seine »Petriade«, ein unvollendetes Heldengedicht auf Peter I. Als Gelehrter hat L. verschiedene für die damalige Zeit vortreffliche naturwissenschaftliche Werke geschrieben. Die hervorragendsten davon sind: »Die von Elektrizität herrührenden Lufterscheinungen«, »Der Venusdurchgang am 26. Mai 1761«, »Elemente der Metallurgie«, »Ursachen der Wärme und Kälte«. Weniger wertvoll sind seine historischen Schriften: »Alte russische Geschichte« (1. Teil geschr. 1758, gedr. 1766; deutsch Riga und Leipz. 1768) und der Leitfaden: »Kurzer russischer Chronist« (1760, deutsch Kopenh. u. Leipz. 1765). Von der größten Bedeutung aber waren seine philologischen, auf die russische Sprache bezüglichen Werke. L. war der erste, der zwischen Kirchenslawisch (bis in Peters des Großen Zeit die Litteratursprache) und Russisch eine scharfe Grenze zu ziehen suchte (darüber sein Aufsatz »Über den Nutzen der kirchenslawischen Bücher für die russische Sprache«). 1755 erschien seine epochemachende »Russische Grammatik« (5. Aufl. 1788, deutsch 1764). Von geringerer Bedeutung sind seine »Regeln der russischen Dichtkunst« (1739) und seine »Allgemeine Rhetorik« (1748). Gesamtausgaben seiner Werke sind mehrfach erschienen, die erste von der russischen Akademie veranstaltete Petersburg 1784—87, 6 Bde.; die neueste Ausgabe ist die der Akademie, mit Anmerkungen von Suchomlinow (Bd. 1 u. 2, das. 1892—93). Von den zahlreichen Schriften über L. ist vor allem zu nennen die umfassende Bibliographie des Dichters von Pekarskij im 2. Band der »Geschichte der Akademie der Wissenschaften« (Petersb. 1873).

Lomont (spr. lomóng), Gebirgszug im franz. Depart. Doubs, ein Teil des Jura, zieht sich vom Thal des Doubs bei Baume-les-Dames in östlicher Richtung bis in den Schweizerkanton Bern (Elsgau) hin, wird vom Doubs zwischen St.-Hippolyte und Pont-de-Roide durchbrochen und ist auf der französischen Seite nahe der Schweizer Grenze durch das starke Fort L. (833 m ü. M.) befestigt, welches nebst zwei Batterien den rechten Flügel der französischen Verteidigungslinie gegen Deutschland nach der Schweiz zu bildet.

Lom-Palanka, Stadt, s. Lom (Stadt).

Lomsha (poln. Lomza), russisch-poln. Gouvernement, grenzt im N. an Preußen, im NO. an das Gouv. Suwalki, im O. an Grodno, im S. an Sjedlez und Warschau und im W. an Plozk und hat ein Areal von 12,087 qkm (219,5 QM.). Bewässert wird es vom Narew und den Grenzflüssen Bug im S. und Bobr im O., an deren Ufern sich ungeheure Sümpfe hinziehen. In geognostischer Hinsicht gehört das ganze Gouvernement der Eocänformation an. Die Bevölkerung beträgt (1891) 643,795 Seelen, d. h. 53 pro QKilometer, und besteht hauptsächlich aus Polen und Juden; der Konfession nach überwiegen Römisch-Katholische, an zweiter Stelle stehen Juden, an dritter Protestanten (meist Deutsche); Griechisch-Katholische sind nur in kleiner Zahl vorhanden. Der Boden ist fruchtbar. Im Überfluß werden Weizen, Buchweizen, Hirse, Raps und Erbsen gebaut, Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln nur zum innern Bedarf. Die Industrie weist einen Produktionswert von (1888) 4,140,606 Rubel auf und besteht namentlich in Ge-

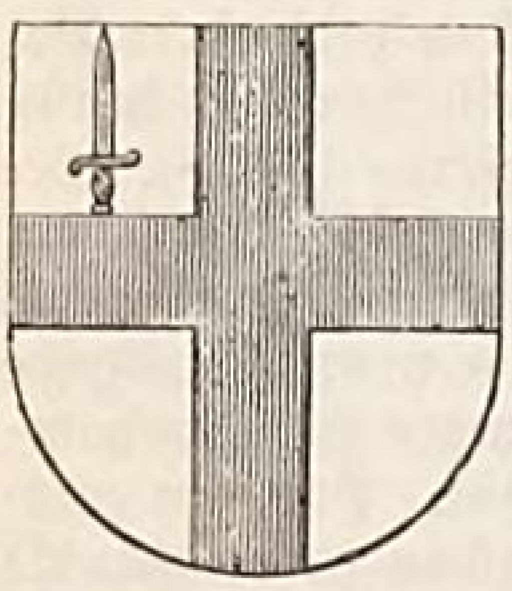
treidemüllerei, Branntweinbrennerei und Destillation, Zuckerfabrikation, Brauerei und Sägemüllerei. Die Zahl der Lehranstalten war 1888: 186 mit 10,295 Schülern, unter diesen 3 Mittelschulen mit 952 Schülern und Schülerinnen. Das Gouvernement wird in acht Kreise geteilt: Kolno, L., Makow, Masowezk, Ostrolenka, Ostrow, Pultusk und Schtschutschin.

Lomsha (Łomza), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements, am Narew, hat 5 Kirchen, eine Synagoge, ein Theater, ein Gymnasium, einigen Handel und (1890) 18,405 Einw. Sie liegt in der Nähe großer Waldungen, in denen die Kurpiki (poln. Kurpie), ein Mischvolk von Masuren und Jatwiagen, leben, und war früher eine der größten Städte Polens.

Lonāto, Flecken in der ital. Provinz Brescia, auf einer Anhöhe 3 km südwestlich vom Gardasee, an der Eisenbahn Mailand-Venedig gelegen, mit (1881) 2006 (als Gemeinde 6522) Einw. L. war 1706 und 1796 Schauplatz von Siegen der Franzosen über die Österreicher.

Lonchidīt, s. Markasit.

London (spr. lönnd'n), Hauptstadt Englands und des britischen Reiches, die bevölkertste Stadt der Erde, liegt zu beiden Seiten der hier 180—275 m breiten Themse, 97 km oberhalb deren Mündung in die Nordsee, unter 51° 30′ nördl. Br. und 0° 5′ westl. L. v. Gr. (Kathedrale von St. Paul). Seit 1888 bildet L. für Verwaltungszwecke eine Grafschaft und bedeckt einen Flächenraum von 305,3 qkm, wovon 127,4 qkm auf die alte Grafschaft Middlesex, 96,7 qkm auf Surrey und 81,2 qkm auf Kent kommen. Diese neue Grafschaft entspricht den Grenzen des ehemaligen Board of Works, während der vom Standesamt (Registrar general) angenommene Bezirk nur 302,2 qkm umfaßt, indem das Kirchspiel Penge (3,1 qkm) von demselben ausgeschlossen ist. Dazu kämen noch 11 qkm für die Themse. L. erstreckt sich in gerader Linie 26 km von W. nach O., 19 km von N. nach S. und ist großenteils auf Alluviallagern von Thon und Kies erbaut, welche auf dem Londoner Thon (London-clay) lagern. Im N. steigt ihr Gebiet zu den Hügeln von Highbury (46 m), Highgate (129 m) u. Hampstead (134 m) an. Der südliche Stadtteil, früher teilweise sumpfige Niederung, ist in weitem Umkreise von den Hügeln Surreys umgeben, die bei Sydenham eine Höhe von 112 m erreichen. Das Klima ist gesund, u. seit Anlage eines ausgedehnten Systems von Abzugskanälen hat die Sterblichkeit bedeutend abgenommen. Die mittlere Temperatur von Greenwich ist 9,7° (Januar 3,6, Juli 16,9°), und wenn die Themse auch schon gelegentlich zufror oder sich das Eis in ihr aufstaute (wie in den Jahren 1814, 1826 und 1842), so sind doch Schnee und Eis verhältnismäßig seltene Gäste. Der Regen (635 mm an jährlich 168 Tagen) ist ziemlich gleichmäßig auf die vier Jahreszeiten verteilt. Eigentümlich sind L. gelbe Nebel, welche der höhern Temperatur der Themse ihre Entstehung, dem Kohlendampf ihre Farbe und den Gasentweichungen ihren eigentümlichen Geruch verdanken.


Wappen der City von London.

Stadtteile, Brücken, Straßen rc.

(Vgl. beifolgenden Stadtplan.)

Als eigentlicher Kern der Stadt muß die City (260 Hektar) betrachtet werden, welche die frühere Munizipalverfassung behalten hat. Ihr schließen sich die mit ihr zusammengewachsenen Stadtteile sowie eine große Anzahl gartenreicher Vorstädte an. Die 28 parlamentarischen Wahlbezirke (boroughs), welche 59 Mitglieder in das Parlament schicken, sind die City, Hackney, Shoreditch, Bethnal Green, Tower Hamlets, Islington, Finsbury, Hampstead, Marylebone, Paddington, St. Pancras, Hammersmith, Fulham, Kensington, Chelsea, Westminster, St. Georges u. Strand in Middlesex, Battersea mit Clapham, Camberwell, Lambeth, Newington, Southwark und Wandsworth in Surrey und Greenwich, Deptford, Woolwich und Lewisham in Kent.

In der City haben die großen Kaufherren ihre Geschäftshäuser, u. hier entwickelt sich während des Tages der lebhafteste Verkehr. Lombard Street ist seit Jahrhunderten der Sitz der Bankgeschäfte; in Mark Lane wohnen Kornmakler, in Mincing Lane Kolonialhändler, in Paternoster Row Buchhändler, und in der Nähe von Fleet Street findet man die größten Druckereien. Der City schließt sich das gewerbreiche, großenteils von Arbeitern bewohnte Ostend an. Die Docks und die vielfachen dem Seehandel gewidmeten Anstalten, welche L. den Charakter einer Seestadt verleihen, liegen am Ufer der Themse. Whitechapel, nördlich von dieser, hat zahlreiche Tabaks- u. Zigarrenfabriken, und die deutschen Arbeiter, die dort wohnen, finden vielfach in den benachbarten Zuckersiedereien in Goodman's Fields Beschäftigung. Spitalfields ist der Sitz der aus Frankreich vertriebenen Seidenweber; Clerkenwell zählt unter seiner Bevölkerung zahlreiche Uhrmacher, Juweliere und Mechaniker. Ein neutraler Streifen Landes, welchen die »Inns« der Advokaten und die höchsten Gerichtshöfe einnehmen, trennt die City von dem Westend, dessen geschäftlichen Mittelpunkt Charing Croß und Trafalgar Square bilden. Wie die City Sitz des Verkehrs, so ist das Westend im engern Sinne Sitz der politischen Thätigkeit, des Vergnügens und des vornehmen gesellschaftlichen Lebens. Die schönsten Stadtteile dieses Westend sind St. James mit Pall Mall und seinen zahlreichen Klubs, Belgravia im S. des Hyde Park, Mayfair und die Umgegend von Grosvenor Square im O. und der neue Stadtteil Tyburnia im N. desselben. Diese vornehmen Quartiere der Stadt wandern stetig nach W., und Straßen u. Plätze, welche noch zu Anfang des Jahrhunderts für aristokratisch galten, wie Russel Square, sind den wohlhabenden Mittelklassen, den Geschäftslokalen und selbst der Armut überlassen worden. Indes fehlt es auch dem Westend ebenso wie dem Ostend nicht an Stadtteilen, in welchen Armut und Laster ihren Sitz aufgeschlagen haben. Unter ihnen sind zu erwähnen: St. Giles, in der Nähe des Leicester Square, und Teile von Westminster und Chelsea. Der südlich der Themse gelegene Stadtteil hat wiederum sein eigentümliches Gepräge. Er ist voll von Arbeiterwohnungen und Fabriken. In Lambeth und Wandsworth findet man zahlreiche Töpfereien und chemische Fabriken, in Southwark Brauereien, in Bermondsey Gerbereien. Diese innern Stadtteile umgibt in weitem Umkreis eine Reihe von teils sehr stattlichen Vorstädten, ursprünglich Landstädtchen oder Dörfern, die im Laufe der Zeit mit der Stadt völlig zusammengewachsen sind oder doch mit ihr durch Häuserreihen in Verbindung stehen. Die bekanntern davon sind: Dalston und Clapton im NO., Islington, Highbury, Holloway, Highgate und Hampstead im N., St. John's Wood, Bayswater, Kensal Green und Notting Hill


A
B
C
D
1
2
3
5
6
7
KENTISH TOWN
CAMDEN TOWN
Swiss Cott. Stat.
Loudoun Rd. Stat.
Chalk F. St.
Primrose Hill Park
Zoological Gardens
Regents Park
Botan. Gardens
Cavalry Barracks
Euston Stat.
Kings Cross Stat.
St. Pancras Stat.
St. Johns Wood Rd. Stat.
Lord's Cricket Gr.
Gr. Central Stat.
Baker Str. St.
PADDINGTON
Paddington Stat.
MARYLEBONE
BAYSWATER
Bayswater Stat.
Harrow Rd.
Oxford Str.
Tottenham Court Rd.
Brit. Mus.
Russell Squ.
Bedford Squ.
Soho Squ.
HYDE PARK
Kensington Gardens
Serpentine
Rotten Row
Kensington Pal.
Albert Memorial
Knightsbridge
Piccadilly
Green Park
St. James Park
Buckingham Pal.
Trafalgar Squ.
Nat. Gallery
Charing Cr. Stat.
Westminst. Br.
Hse. of Parliament
Westminst. Abbey
WESTMINSTER
Victoria Stat.
Lambeth Br.
Nat. Gallery of Brit. Art
Vauxhall Br.
Royal Albert H.
Imperial Inst.
S. Kensington Stat.
Nat. Hist. Mus.
BROMPTON
KENSINGTON
WEST BROMPTON
Gloucester Rd. Stat.
Sloane Squ. Stat.
PIMLICO
CHELSEA
Chelsea Hosp.
Grosvenor Rd. Stat.
Chelsea Br.
Victoria Br.
THAMES
Battersea Park
Albert Br.
Battersea Br.
BATTERSEA
SOUTH LAMBETH
Vauxhall Park
Batt. Pk. Road Stat.



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »London«.

Namen-Register zum ‚Plan von London'.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | H6 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Abbeyfield	H6
Abbey Road	A1, 2
— Street	G2,3; G5
Abercorn Place	A2
Acacia Road	AB1, 2
Achilles	B5
Acton Street	DE2
Adam Street	H5
Addington Square	F7
Adelaide Road	AB1
Adelphi Theatre	D4
Admiralty	D5
Agricultural Hall	E1, 2
Ainger Road	B1
Albany Road	FG7
— Row	G7
— Street	C2, 3
Albemarle Street	C4
Albert Bridge	B7
— Embankment	D6
— Memorial	A5
— Palace	C7
— Road	B7; BC1
— Square	D7
— Street	C1, 2
Albion Dock	H5
— Grove	E1
— Square	G1
— Street	D2; H5
Aldenham Street	B2
Alderminster Road	G6
Aldermouth	F3
Alderney Street	C6
Aldersgate Road	F3
Aldgate Hall Street	G4
— Station	G4
Alexandra Road	A1
Alfred Street	E2
Alice Street	G4
Alley Street	F6, 7
All Saints Church	H5
All Street	F2
Alma Road	G6
Alms House	H3
Alpha Road	B2, 3
Alscot Road	G6
Amelia Street	EF6
Ampthill Square	C2
Amwell Street	E2
Anchony Street	H4
Anchor Lane	GH6
Andrews Street	D4
Appold Street	FG3
Approach Road	H2
Apsley House	C5
Argyle Square	D2
Argyll Place	C4
Arlington Road	C1, 2
— Street	F1, 2
Army Cloth, Dep.	C6, 7
Arthur Street	A6; E2, 3
Artillery Street	G5
Ashburnham Road	A7
Ash Grove	H1, 2
Asylum Road	H7
Auckland Street	D6
Audley Street	BC4
Augustus Street	C2
Avenue Road	AB1; EF7
Avondale Square	G6
Back Church Lane	G4
Bacon Street	G3
Bakers Row	H3
Baker Street	B3; E2
— — Station	B3
Balaclava Road	G6
Bank of England	F4
Bankside	EF4
Baptist College	B2
Barbican	F3
Barkworth Road	H7
Barlow Street	F6
Barnsbury Road	E1, 2
— Square	E1
— Station	E1
— Street	E1
Baroness Road	G2
Barracks (Kasernen)	A1; BC6; C2
Bartholomew Hospital	E3
— the Great	E3
Basingh Street	F3, 4
Bath Street	F2, 3
Battersea Bridge	A7
— — Road	AB7
— Park	B7
— — Pier	B7
— — Road	C7
— — — Station	C7
Battlebridge Road	D2
Bayham Street	C1
Bayswater Road	AB4
— Station	A4
Beak Street	C4
Beaufort Street	A6, 7
Bedfort Road	E3
— Square	D3
— Street	D4; H3, 4
Belgrave Dock	C6, 7
— Place	BC5
— Road	C6
— Square	B5
— Street	C5, 6
Bell Avenue	F3
Belsize Road	A1
Belvedere Road	DE5
Bemerton Street	D1
Beresford Street	EF7
Berkeley Square	C4
Berk Street	C4
BermondseyMarket	F5
— new Road	FG5, 6
— Station	H6
— Street	FG5
— Wall	GH5
Bernard Street	D3
Berners Street	C3
Bessborough Street	D6
Bethlehem Lunatic Asylum	E5, 6
BethnalGreen Junction	H3
— Green Museum	H2
— — Road	GH2, 3
Billingsgate Market	F4
Birdcage Walk	CD5
Birdin Bush Road	GH7
Bishopsgate	FG3, 4
— Road	H2
Bishops Road	A3
— — Station	A3
Blackfriars Bridge	E4
— Road	E4, 5
— Station	E4
Blackman Street	F5
Blakes Road	G7
Blandfield Square	B3
Blenheim Street	B6
Blinds Asylum	E5
Blomfield Road	A3
Bloomsbury Square	D3
Blundell Street	D1
Blythe Street	H2
Boating Lake	BC7
Bond Street	D7
Bonners Road	H2
Bord of Trade	D5
BoroughHighStreet	F5
— Road	EF5
— — Station	E5
Boston Street	G2
Botanic Gardens	B2
Boundary Road	A1
— Street	G2, 3
Bourton's Court	B6
Boyson Road	F7
Brady Street	H3
Brandon Street	F6
Brewer Street	C4
Brewery Road	D1
— Street	C5
Brick Lane	G2, 3
Bricklands Arms Station	G6
Bridge Road	A7
Bridgewater House	C5
Bridport Street	F1, 2
Britannia Street	F1 u. F2
British Museum	D3
Brixton Road	E7
Broadley Street	B3
Broad Sanctuary	D5
Broad Street	D3,4; D6; F3,4
— — Station	F3
— Walk	C2; E4,5
Broke Road	G1
Brompton Road	B5
Brook Street	C4; E6
Brownlow Road	G1
Brunswick Place	F2
— Square	D3
— Terrace	F7
Brushfield Street	G3
Bruton Street	C4
Bryanst Square	B3
BuckinghamPalace	C5
— Palace Road	C5, 6
— Street	D1, 2
Bunhill Row	F3
Burton Crescent	D2
Bury Street	D3
Buttesland Street	F2
Buxton Street	G3
Byng Place	D3
Byron	C5
Cable Street	GH4
Cadogan Pier	B7
— Place	B5, 6
— Square	B6
— Street	B6
Caledonian Road	DE1, 2
Cale Street	AB6
Caltham Street	E2, 3
Camberwell New Road	E7
— Road	F7
Cambridge Heath Station	H2
— Road	H1-3
— Square	B3
Camden Grove	G7
— Road	C1
— Street	C1
Canada Dock	H5, 6
Canal Road	G1
Cannon Street	F4
— — Road	H4
— — Station	F4
Canonbury Road	E1
— Square	E1
— Street	F1
Canterbury Road	A2; H7
Carlislefield	C6
Carlisle Place	E5
— Street	AB3
Carlton Hill	A1, 2
Carlyle Pier	A7
Carnaby Street	C4
Caroline Street	H7
Carrington Street	D2
Carroun Road	DE7
Carter Street	F6, 7
Castle Street	D4
Cator Street	G7
Cattle Market	D1
Cavalry Barracks	B5; C2
Cavendish Road	A2
— Square	C3
Cemetery	B4
Central Street	F2, 3
Cephas Street	H3
Chalk Farm Road	BC1
— — Station	B1
Chancery Lane	E3, 4
Chandos Street	D4
Chapel Street	E2
Charing Cross Road	D4
— — Station	D4
Charles Square	F2
— Street	B2; C4; CD4; E3; EF2; H4
Charlotte Street	CD3
Charlton Street	D2
Charlwood Street	C6
Charter House	E3
— — Square	E3
— — Street	E3
Cheapside	F4
Chelsea Bridge	C7
— — Road	BC6
— Embankment	B7
— Hospital	B6
Cherry Garden Pier	H5
— Tree	F3
Chester Road	C2
— Square	C6
— Street	C5; E6
Chiswell Street	F3
Christ Hospital	E3
Christian Street	H4
Chrysell Road	E7
Church Road	A7; F1; G2, 3
— Street	A6,7; G3; AB3
Circus Road	A2
City Road	EF2, 3
— — Basin	F2
Clapham Road	DE7
Clarence Gardens	C2
— Road	C1
— Street	H5
Clarendon Square	D2
— Street	CD2
Clark Street	H3
Claverton Street	C6, 7
Clayton Street	E7
Clements Road	H6
Cleopatra Needle	D4
Clerkenwell Grove	E3
— Road	E3
Cleveland Square	A4
— Street	C3; H3
Clifton Hill	A1, 2
— Road	A3
— Street	F3
Cloudesley Road	E1
— Square	E1
Cobourg Road	G6, 7
— Row	C6
Cockspur Street	D4
Colebrooke Row	E2
Coleman Road	F7
— Street	F3, 4
College Place	B6
— Street	B6
Collier Street	DE2
Collingwood Street	H3
Columbia Market	G2
— Road	G2
Commercial Road	C6; GH4; E4; GH7
— Street	FG3
Compton Road	E1
— Street	E3
Conduit Street	C4
Connaught Street und Square	B4
Constitution Hill	C5
Cook	E7
Coopers Road	G6
Copenhagen Street	DE1
Cornhill	F4
Cornwall Road	E4, 5
Courts of Justice	E4
Court Street	A6
Covent Garden Market	D4
— — Theatre	D4
Coventry Street	D4; H3
Crampton Street	EF6
Cranley Gardens	A6
Cranmer Road	E7
Craven Hill	A4
— Road	A4
— Terrace	A4
Crawford Street	B3
Cremorne Road	A7
Cresham Street	F4
Cricket Ground	B7

im NW., Kensington und Hammersmith jenseit des Hyde Park, Brompton im SW., Battersea, Clapham, Stockwell, Brixton und Camberwell im S.

[Brücken.] Den Verkehr zwischen den auf beiden Seiten der Themse gelegenen Stadtteilen vermitteln 19 Brücken, 5 Tunnels und eine freie Dampffähre bei Woolwich. Von den Brücken dienen 5 dem Eisenbahnverkehr, 4 von ihnen sind in Stein aufgeführt, 8 in Stein und Eisen, 3 in Eisen und 5 sind Hängebrücken. Die wichtigern unter ihnen sind: die 1886—94 von Wolfe Barry erbaute Towerbrücke, mit den Anfahrten 805 m lang; sie hat 3 Öffnungen, die dem Ufer zunächstgelegenen je 82 m weit, mit Hängebrücken, die mittlere 61 m weit, mit Fahrbahn, die zum Durchlaß der Schiffe aufgeklappt wird, und einer 42,5 m über Hochwasser gelegenen Fußgängerbrücke; die Londonbrücke, das wichtigste Bindeglied zwischen City und Southwark, an der obern Grenze des Londoner Hafens, ist 1825—31 von John Rennie an Stelle der ältesten, seit dem 12. Jahrh. bestehenden steinernen Brücke der Stadt aus schottischem Granit aufgeführt. Einschließlich der Widerlager ist die Brücke 283 m lang, von den fünf Bogen hat der mittlere 46,3 m Spannweite. An einem einzigen Tage im September 1895 passierten diese Brücke 21,646 Wagen und 108,598 Fußgänger, während am selben Tage 8751 Wagen und 25,255 Fußgänger die Towerbrücke benutzten. Ihr zunächst folgt die vom Bahnhof in Cannon Street ausgehende Eisenbahnbrücke, die von 16 gußeisernen Cylindern getragen wird. Oberhalb liegt die 1815—19 erbaute Southwarkbrücke, ein Meisterwerk John Rennies, 215,8 m lang, mit drei gußeisernen, auf steinernen Pfeilern ruhenden Bogen (der mittlere 73,2 m weit). Dann folgen rasch aufeinander eine Eisenbahnbrücke, die Alexandrabrücke, 317 m lang, welche gleichfalls dem Eisenbahnverkehr dient, u. die 1869 vollendete Blackfriarsbrücke, 281 m lang, mit schmiedeeisernen, von Granitpfeilern getragenen Bogen, bei welcher der Themsedamm (Victoria Embankment, s. unten) seinen Anfang nimmt. Die Waterloobrücke, 1811—17 ebenfalls von Rennie erbaut u. unstreitig eine der schönsten Brücken der Welt, ist 420 m, mit Einschluß ihrer Anfahrten 746,6 m lang, und ihre neun Korbbogen haben eine Weite von 36,5 m. Die Eisenbahngitterbrücke bei Charing Croß nimmt die Stelle einer alten Hängebrücke ein. Auf sie folgt die 1856—62 von Page erbaute Westminsterbrücke, aus Stein und Eisen aufgeführt, 352,6 m lang und 25,9 m breit, mit sieben Bogen, deren mittlerer eine Spannweite von 36,5 m hat. Die alte, 1739—50 von einem Schweizer erbaute Brücke, die zweite Londons, fiel ihr zum Opfer. Unter den obern Brücken ist die Kettenbrücke bei Chelsea, 1857—58 erbaut, wohl die wichtigste. Sie ist 289,9 m lang, und die beiden Öffnungen sind jede 105,8 m weit. Der einst für ein Wunderwerk der Welt gehaltene Themsetunnel (1825—43 erbaut, 396 m lang, 4,2 m breit und 4,8 m hoch) wird seit 1865 von einer Eisenbahn durchfahren; man hat aber 1870 einen kleinern Tunnel (subway) für Personenverkehr beim Tower gebaut, arbeitet an einem Tunnel für Fuhrwerk bei Blackwall und hat 2 Tunnels für elektrische Eisenbahnen (oberhalb der London- und Waterloobrücke) vollendet.

[Straßen.] Von den ungefähr 11,000 Straßen Londons, in einer Gesamtlänge von 3200 km (450 km mit Granit und 85 mit Holz gepflastert, 22 asphaltiert und sämtlich mit guten Trottoirs versehen), können nur wenige in architektonischer Beziehung Anspruch auf Schönheit machen. Die Mehrzahl der Häuser ist aus Backsteinen aufgeführt, 2—3 Stockwerke hoch, zwei Fenster breit, ungetüncht und von Rauch geschwärzt. In den Geschäftsstraßen der City jedoch, in den wohlhabenden Stadtteilen des Westend und vielfach in den Vorstädten gestalten sich diese Verhältnisse günstiger, und namentlich in jüngster Zeit sind zahlreiche Bauten entstanden, welche einer jeden Stadt zur Zierde gereichen würden. Unter sämtlichen Verkehrsadern Londons ist die ausgedehnte Straßenreihe, welche die Bank mit Westminster verbindet, die wichtigste und auch wohl die älteste. Als Cheapside (»Kaufstraße«) erstreckt sie sich von der Bank bis zur Paulskathedrale, nimmt dann den Namen Ludgate Hill an und geht an der Stelle des alten Ludthors in Fleet Street über. Bei Temple Bar, dem ehemaligen Stadtthor, an dessen Stelle ein Denkmal getreten ist, verlassen wir das Gebiet der City. Der Strand, mit zahlreichen Theatern, Speisewirtschaften und Kaufläden, bringt uns nach dem Trafalgar Square und Charing Croß, von wo die breite, Whitehall genannte und fast ganz von Regierungsgebäuden besetzte Straße nach den Parlamentsgebäuden führt. Abermals von der Bank ausgehend, bringt uns die Queen Victoria Street mit ihren stattlichen Geschäftshäusern auf das Victoria Embankment, einen auf der Nordseite der Themse bis Westminster führenden Damm (1864—70 aufgeführt), der, teilweise mit städtischen Anlagen geziert, sich mit der Zeit zu einem Glanzpunkt Londons entwickeln wird. Die von Bäumen beschattete Northumberland Avenue verbindet das Victoria Embankment mit Charing Croß. Eine dritte Straßenreihe geht von der Paulskathedrale aus. Sie überschreitet auf hohem Viadukt das Thal des ehemaligen Flüßchens Fleet und setzt sich als Holborn und Oxford Street bis zum Hyde Park fort. Unter den andern Straßen, welche von der Bank, dem Mittelpunkt der City, ihren Ausgangspunkt haben, sind zu erwähnen: Moorgate Street mit ihren Verlängerungen, der City Road ꝛc., welche nördlich von Oxford Street nach dem weiten Westen führt; die in nördlicher Richtung verlaufende Bishopsgate Street, die nach O. führende Whitechapel Road und King William Street, welche zur Londonbrücke führt und jenseit derselben sowohl in südlicher als in südöstlicher Richtung ihre Fortsetzung findet. Unter den von N. nach S. verlaufenden Straßen ist Regent Street die bedeutendste und überhaupt eine der schönsten in L. Sie wurde seit 1813 nach dem Entwurf von Nash nach einheitlichem Plan ausgeführt und verbindet Waterloo Place, wo die Denksäule des Herzogs von York steht, mit dem Regent's Park. Sie durchschneidet Oxfort Street sowohl als Piccadilly und Pall Mall (mit schönen Klubhäusern) und mündet beim Waterloo Place in St. James. Die neuern Straßendurchbrüche erleichtern zwar den Verkehr, verschönern aber keineswegs die Stadt in dem gehofften Maß.

[Squares, Parke.] Zahlreiche mit Gartenanlagen versehene Squares gereichen L. zur besondern Zierde. Die Mehrzahl derselben ist Privateigentum und nur den Umwohnern zugänglich. Einige jedoch, wie der mit einem Denkmal Shakespeares geschmückte Leicester Square, Soho Square und der bei den Parlamentsgebäuden und der Westminsterabtei gelegene Parliament Square, stehen dem Publikum offen. Die bereits 1619 vom berühmten Architekten Inigo Jones angelegten Lincoln's Inn Fields, Eaton Square, der aristokratische Belgrave Square und Russell Square

sind die bedeutendsten unter diesen offenen Stellen im Londoner Häusermeer. Trafalgar Square hat keinen Baumwuchs, aber Springbrunnen, eine Nelsonsäule und andre Denkmäler. Smithfield (eigentlich Smoothfield, »ebenes Feld«) in der City ist historisch merkwürdig als alter Turnierplatz und Hinrichtungsstätte. Nächst den Squares sind es die großen öffentlichen **Parke**, deren frisches Grün das Auge erquickt, und die teilweise im Innern der Stadt liegen. Sämtliche 48 Parke und öffentliche Gärten von L. umfassen einen Flächenraum von 2084 Hektar. Den vornehmsten Rang unter ihnen nimmt die zusammenhängende Reihe des Westend Park ein, welche sich von der Nähe der Charing Croß ununterbrochen bis zur Vorstadt Kensington erstreckt und ein Areal von 319 Hektar hat. Dazu gehören St. James' Park mit der nach einem Ballspiel genannten Allee »The Mall«, Green Park, Hyde Park (157 Hektar) u. die mit prächtigem Baumwuchs gezierten Kensington Gardens. Am Hyde Park Corner, wo Green und Hyde Park zusammenstoßen, steht ein Denkmal Wellingtons und im Hyde Park selbst, an der Stelle, welche das 1851er Ausstellungsgebäude einnahm, ein großartiges Denkmal des Prinzen Albert (Albert Memorial). Der Hyde Park ist Sammelplatz der vornehmen Welt, welcher hier in der Rotten Row (Route du roi) eine vorzügliche Reitbahn, in der Ladies' Mile oder dem Ring eine schöne Fahrbahn geboten wird. Regent's Park (191 Hektar) mit dem anstoßenden Primrose Hill Park (28 Hektar) dehnt sich nördlich vom Hyde Park aus, u. in noch größerer Entfernung vom Westend liegen Finsbury Park (47 Hektar), Victoria Park (107 Hektar) und West Ham Park (32 Hektar), letzterer im fernsten Osten. Auf dem südlichen Ufer liegen Battersea Park (101 Hektar), Kennington Park (10 Hektar), Southwark Park (25,5 Hektar) u. Greenwich Park (70,3 Hektar). Diesen eigentlichen Parken schließt sich eine stattliche Reihe von Commons (Gemeindeweiden) an, unter welchen Hampstead Heath im N., Clapham Common im SO. u. Blackheath (»die schwarze Heide«) bei Greenwich die bedeutendsten sind. In sämtlichen Parken findet man Spiel- und Turnplätze, und auch für das Baden sind in einigen unter ihnen Vorrichtungen getroffen. Sie wirken außerdem belehrend durch die in ihnen gepflegten ausländischen, stets mit Namen versehenen Gewächse, und als Gesundheitsanstalten verdienen sie vollkommen den ihnen beigelegten Namen der »Lungen Londons«. Mehrmals wöchentlich (auch Sonntags) spielt in ihnen eins der städtischen Musikkorps. Unter den großen **Friedhöfen** zeichnen sich diejenigen von Highgate, Kensal Green, Brompton und Norwood durch schöne Anlagen und sehenswerte Denkmäler aus. Die alten Kirchhöfe sind teilweise in Gärten umgewandelt worden.

[Denkmäler.] Von den 86 im Freien aufgestellten öffentlichen Denkmälern sind nur wenige von hervorragend künstlerischem Wert. Von ihnen verherrlichen 24 Mitglieder des königlichen Hauses, 17 Kriegshelden oder kriegerische Ereignisse, 17 Staatsmänner, 7 Schriftsteller, 5 Gelehrte, 2 Maler, 4 Philanthropen &c. Es sind unter ihnen 4 Säulen, 5 Obelisken, 68 Standbilder, 7 Brustbilder und 2 anderweitige. Unter allen diesen Denkmälern nimmt das des Prinzen Albert im Hyde Park (nach dem Entwurf des Architekten G. Scott) den vornehmsten Rang ein. Außerdem verdienen Beachtung die 59 m hohe Nelsonsäule auf dem Trafalgar Square, die schwerfällige Säule mit dem Standbild eines Herzogs von York auf dem Waterloo Place, die zur Erinnerung an den »großen Brand« von 1666 errichtete Säule in der City und der auf dem Themsedamm aufgestellte 21 m hohe ägyptische Obelisk (Kleopatras Nadel). Unter den bedeutenden Männern, die L. durch Denkmäler geehrt hat, sind die Dichter Shakespeare und Byron, die Gelehrten Newton, Hunter, Sloane und Jenner, die Schriftsteller Carlyle u. Mill, die Maler Hogarth und Reynolds, die Ingenieure Stephenson und Brunel, der Gärtner Paxton, die Staatsmänner Canning, Pitt, Fox, Peel, Palmerston, Derby, Beaconsfield, Cobden und Lord Lawrence, der Philanthrop Peabody, der Nordpolfahrer Franklin, die Kriegshelden Nelson, Wellington, Lord Clyde, Napier, Havelock und Outram zu nennen.

Kirchliche Bauwerke.

Zur Zeit der Reformation war L. reich an Kirchen und Klöstern, doch Heinrich VIII. räumte gewaltig unter den letztern auf. Der »große Brand« von 1666 zerstörte 85 Kirchen, von denen nur 49 von Wren wieder aufgebaut wurden, so daß jetzt nur 25 Kirchen und Kapellen in ganz L. zu finden sind, die aus der Zeit der Reformation stammen. Unter allen diesen Kirchen steht die **Westminsterabtei** obenan (vgl. Stanley, Historical memorials of Westminster Abbey, 5. Aufl. 1882). Sie ist in Gestalt eines lateinischen Kreuzes gebaut, 156 m lang, im Querschiff 61,86 m breit und im Hauptschiff 31,1 m hoch. Von dem Turm, welcher sich am Durchkreuzungspunkt der Schiffe erheben sollte, besteht nur der Unterbau. Chor und Querschiff wurden an Stelle einer ältern Kirche 1245—69 errichtet, ein Teil des Langschiffs wurde 1307 vollendet; aber die westliche, von zwei 68,6 m hohen Türmen eingefaßte Fassade wurde erst 1483—1509 in Tudorgotischem Stil erbaut, und die Türme wurden später von Wren in verdorbenem Geschmack vollendet. Die Verhältnisse des Innern sind großartig. Die Höhe der Schiffe, Fenster und andrer Teile des Baues beträgt stets das Dreifache der Breite; so ist das Hauptschiff 10,36 m breit und 31,08 m hoch. Hinter dem Altar liegt die Kapelle Eduards des Bekenners, mit dem 1269 vollendeten Schrein dieses Heiligen. Das Chor umgibt ein Kapellenkranz, und östlich schließt sich an diesen die 1503—22 im reichsten gotischen Stil erbaute Kapelle Heinrichs VII. an, deren fächerartig gewölbte Decke ein Meisterwerk der Baukunst ist. Im Hauptschiff dieser Kapelle befindet sich das Grabmal des Königs, von einem zierlichen Messinggitter umgeben, in der einen Seitenkapelle das der Maria Stuart, in der andern das ihrer Gegnerin Elisabeth. Die Zahl der im Innern der Kirche aufgestellten Denkmäler ist ungemein groß. Im sogen. Dichterwinkel hat man den größten englischen Dichtern, von Chaucer bis auf unsre Zeiten, Denkmäler errichtet (nur Byron nicht). Die an die Kirche angebauten Kreuzgänge sind sorgfältig wiederhergestellt worden. Einige alte Gewölbe, darunter die Kammer der Pyx (wo in einer altmodischen Kiste Proben aller in England geprägten Münzen aufbewahrt werden) aus der Zeit Eduards des Bekenners, stoßen an diese an, und ein Gang führt von ihnen in das achteckige, 1250 erbaute Kapitelhaus. Nächst der Westminsterabtei ist die **St. Paulskathedrale** die berühmteste Kirche Londons. Sie steht an Stelle der gotischen Kathedrale, welche 1666 ein Raub der Flammen wurde, und ist 1675—1710 nach den Entwürfen Christopher Wrens erbaut worden, als dessen Meisterwerk sie gilt. Die Baukosten beliefen sich auf 747,954 Pfd. Sterl., doch harrt ein großer Teil des Innern noch seiner Ausschmückung. Die Kirche ist in Gestalt eines Kreuzes erbaut, 152,4 m lang,

76,2 m breit und wird von einer Kuppel überragt, welche 32,9 m im Durchmesser hat. Die Spitze des Kreuzes erreicht eine Höhe von 111,25 m. Eine Freitreppe von 22 Marmorstufen an der Westfassade führt zu einer 36,5 m breiten, 15,25 m hohen Säulenhalle von 6 Säulenpaaren korinthischen Stils, über welcher 4 Paar Säulen gemischten Stils, 12,2 m hoch, einen zweiten Stock bilden. An beiden Seiten begrenzen 67,7 m hohe Glockentürme diesen doppelten Portikus. Im Innern hat man berühmten Engländern Denkmäler aufgestellt, und in der Krypte liegen unter andern begraben Nelson, Wellington und der Erbauer der Kathedrale. Von den übrigen Kirchen sind noch hervorzuheben: St. Bartholomew's in West-Smithfield, mit Chor und Kreuzschiff aus dem 12. Jahrh. und frühenglischem Portal, 1865 und 1886 restauriert; die Rundkirche der Tempelherren (s. unten); St. Saviour's in Southwark, mit Chor und Querschiff aus dem 13. Jahrh., eins der bemerkenswertesten Beispiele des frühenglischen Stils; die 1354 erbaute Kirche in Austin Friars, welche 1550 der niederdeutschen Gemeinde geschenkt wurde. Unter den kleinern Kirchen, welche Wren erbaute, verdienen St. Mary-le Bow, gewöhnlich Bow (Bogen) Church genannt, mit zierlichem, 71,5 m hohem Turm, St. Bride's in Fleet Street und St. Dunstan's im O. Beachtung. Inigo Jones erbaute die Paulskirche im Covent Garden (1645), Gibbs die Kirche St. Martin in the Fields am Trafalgar Square (1721—26), Shaw die zierliche St. Dunstanskirche im Strand (1830—33), A. W. Pugin die kath. Kathedrale des heil. Georg in Lambeth (1840—49), Gilbert Scott in jüngerer Zeit die Pfarrkirchen von Camberwell und Kensington. Unter den zahlreichen Kirchen der Dissidenten sind nur wenige, welche als Werke der Baukunst Beachtung verdienen. Wegen seiner Größe und innern Einrichtung (mit Bühne anstatt der Kanzel) ist das vom Geistlichen Spurgeon erbaute Tabernakel bemerkenswert. Überhaupt gibt es in L. (1894) 1269 größere dem Gottesdienst geweihte Gebäude, wovon 590 den Anglikanern, 586 den Dissidenten, 73 den Katholiken und 21 den Juden gehören.

Öffentliche Bauwerke, Paläste 2c.

An großartigen öffentlichen Bauten ist L. zwar nicht gerade arm, aber bei der Zerstreuung derselben über die ganze Stadt fallen sie weniger in die Augen. Als architektonischer Glanzpunkt kann eigentlich nur der vom Parlamentsgebäude und der Westminsterabtei überschaute Parliament Square gelten. Seit Wilhelm dem Eroberer ist L. Landeshauptstadt, kann aber trotzdem keinen des Reiches würdigen königlichen Palast aufweisen. Der Tower, welchen Wilhelm als Palast u. Zwingburg baute, und der später als Staatsgefängnis diente, ist jetzt Kaserne u. Arsenal (s. unten). Der von J. Jones vorgeschlagene Prachtbau an Stelle des durch Feuer zerstörten Palastes von Whitehall ist Bruchstück geblieben. St. James' Palace, die älteste königliche Residenz Londons, stammt teilweise aus der Zeit Heinrichs VIII., ist aber in architektonischer Beziehung ohne alle Bedeutung. Die wichtigern Hofzeremonien finden in demselben statt; aber die Königin bewohnt während ihrer seltenen Besuche Londons den benachbarten Buckingham Palace, ein 1703 vom Herzog von Buckingham erbautes und 1825 umgestaltetes und erweitertes Gebäude mit hübscher Fassade in deutscher Renaissance (von Blore, 1846). Das Innere enthält einige geschmackvolle Räumlichkeiten, darunter den mit scharlachrotem Atlas behangenen Thronsaal und den 1856 vollendeten Ballsaal sowie eine wertvolle Sammlung von Gemälden und Skulpturen. Marlborough House, 1709—10 von Chr. Wren für den großen Herzog von Marlborough erbaut, steht neben dem St. James' Palace und ist Stadtresidenz des Prinzen von Wales. Kensington Palace, aus der Zeit Wilhelms III. stammend, wird von einigen Mitgliedern der königlichen Familie bewohnt. Die Wohnsitze des hohen Adels zeichnen sich weniger durch prachtvolle äußere Ausstattung als durch behagliche Einrichtung des Innern und ihren Gehalt an wertvollen Kunstschätzen aus. Der ehrwürdigste unter ihnen ist Lambeth Palace, die Stadtresidenz des Erzbischofs von Canterbury, am rechten Themseufer, oberhalb der Parlamentsgebäude. Die 1244—70 erbaute Kapelle ist der älteste Teil desselben, und der sogen. Lollardturm, in welchem die Lollarden oder Wiclifiten gefangen gehalten wurden, stammt aus dem 15. Jahrh. Stafford House am St. James' Park, Sitz des Herzogs von Sutherland, Bridgewater House (Earl von Ellesmere) am Green Park, Apsley House (Herzog von Wellington) am Hyde Park Corner, Grosvenor House (Herzog von Westminster), östlich vom Hyde Park, und Hertford House am Manchester Square sind wohl die beachtenswertesten unter ihnen und enthalten sämtlich wertvolle Kunstschätze. Holland House, im W. der Kensington Gardens, ist durch historische Erinnerungen interessant. Northumberland und Burlington House bestehen nicht mehr; aber in der City kann der Wißbegierige noch einen Einblick in einen aus dem 15. Jahrh. stammenden Palast im gotischen Stil gewinnen (Crosby Hall), welcher jetzt als Speisewirtschaft dient.

Unter den Staatsgebäuden steht obenan der neue Palast von Westminster oder das Parlamentsgebäude, an Stelle des 1834 durch Feuer zerstörten alten Palastes errichtet und jedenfalls der größte gotische Bau der Neuzeit. Erbauer des Palastes war Charles Barry. Der Bau begann 1837, und das Äußere wurde 1868 mit einem Kostenaufwand von fast 3 Mill. Pfd. Sterl. vollendet. Der gewaltige Bau bedeckt einen Flächenraum von 3,24 Hektar und enthält 11 Höfe und 1100 Räume, teilweise von großartigen Verhältnissen. Die dem Fluß zugewandte, 275 m lange Hauptfassade ist mit den Statuen der englischen Herrscher von Wilhelm dem Eroberer bis Viktoria geschmückt, jedoch ziemlich einförmig; schöner ist die westliche Fassade, weil sie reichere Abwechselung bietet. An der nordwestlichen Ecke steht der viereckige, 97,5 m hohe Glockenturm mit der 140 Doppelzentner schweren Stephansglocke und während der Nacht erleuchteter Uhr, deren vier Zifferblätter je 7,16 m Durchmesser haben. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich der 91 m hohe, zierliche Mittelturm und an seiner südwestlichen Ecke der bis zu den Zinnen 102,4 m hohe Viktoriaturm mit 19,8 m hohem Portal, durch welches die Königin bei Eröffnung des Parlaments einfährt. Die 1397—99 erbaute Westminster Hall ist dem Parlamentsgebäude einverleibt worden. Sie ist 73,2 m lang, 20,5 m breit, 28 m hoch und hat ein vielbewundertes Holzdach. Eine Treppe führt von ihr hinab in die unterirdische St. Stephanskapelle, einen Rest des alten Palastes, 1290—1345 erbaut und in jüngster Zeit glänzend restauriert. Das Innere des Gebäudes durch Westminster Hall betretend, gelangen wir zuerst in die St. Stephen's Hall, in welcher die Bildsäulen von zwölf berühmten Parlamentsmitgliedern aufgestellt sind, und die reichver-

zierte achteckige Central Hall, 18,28 m im Durchmesser und 24 m hoch. Zur Linken derselben liegt das geschäftsmäßig eingerichtete Haus der Gemeinen (welches indes nicht sämtliche Mitglieder zu fassen vermag), zur Rechten das prunkvoll ausgestattete Haus der Lords. Hinter letzterm liegt eine Reihe von Räumen, welche die Königin bei Eröffnung des Parlaments durchschreitet. Im Prinzengemach steht eine Bildsäule der Königin (von J. Gibson); in der nächstliegenden Royal Gallery befinden sich die berühmten Fresken von D. Maclise, den Tod Nelsons und das Zusammentreffen Wellingtons mit Blücher bei Waterloo darstellend. Überhaupt ist sowohl das Äußere als das Innere des Gebäudes mit Werken der Bildhauerkunst und Skulpturen überreich verziert. Die breite Straße Whitehall, die das Parlamentsgebäude mit Charing Croß verbindet, ist dazu bestimmt, Mittelpunkt der Regierungsämter zu werden. 1868—73 ist dort ein gewaltiger Bau im italienischen Stil nach Plänen von G. G. Scott entstanden, in welchem die Ministerien des Innern, der Kolonien, Indiens und der auswärtigen Angelegenheiten ein würdiges Unterkommen gefunden haben. Die Fassade nach der Straße zu ist 96,7 m lang, und das Gebäude erstreckt sich bis zum St. James' Park. Sein Äußeres sowohl als die Höfe sind mit Skulpturen reich verziert. Die vielgenannte Downing Street trennt diesen Bau von dem Schatzkammeramt (Treasury buildings), welches die Büreaus des ersten Ministers (Lord High Treasurer), des Unterrichtsministeriums, des Handelsamts und des Geheimen Rates enthält. Die von Barry 1846—47 einem häßlichen alten Gebäude angepaßte Fassade hat eine Länge von 90 m. Hinter demselben liegt das unansehnliche Finanzministerium, welchem der Chancellor of the Exchequer vorsteht. Weiter in der Straße fortschreitend, erreichen wir die »Horse Guards«, zwei Schildwachen zu Pferde, beim Amtslokal des Oberbefehlshabers der Armee, einem malerischen Bau (mit Uhrturm) von 1753. Nördlich davon sind dem neu zu erbauenden Kriegs- und Marineministerium Bauplätze angewiesen. Am Strand, bei der Waterloobrücke, liegt Somerset House, das Meisterwerk Sir W. Chambers', 1776—86 im Stil Palladios erbaut und 1828, bez. 1856 durch zwei Flügel erweitert, mit 240 m langer Fassade nach der Themse hin und schönem Hof mit dem Denkmal Georgs III. (von Bacon). In ihm befinden sich die Oberrechenkammer, das Standes- und das Steueramt. Die Record Office (Staatsarchiv), ein 1851—66 feuerfest aufgeführter gotischer Bau mit dickem viereckigen Turm, liegt versteckt in einer Hintergasse bei Fleet Street. Das von Smirke 1825—29 errichtete Generalpostamt (General Post Office East) liegt bei der St. Paulskirche und hat eine 120 m lange Fassade mit ionischem Portikus. Ihm gegenüber steht die 1870—73 errichtete General Post Office West mit dem Zentraltelegraphenamt. In diesen beiden Gebäuden arbeiten an 5000 Beamte (mit Einschluß zahlreicher Telegraphistinnen). Trinity House (1753 erbaut), Sitz der mit dem Lotsenwesen und den Leuchttürmen betrauten Behörde, und die königliche Münze (1811 erbaut, 1881—82 bedeutend vergrößert) befinden sich an der Ostseite von Tower Hill. Unter den städtischen Gebäuden sind hervorzuheben die Guildhall oder das Rathaus, 1411—31 erbaut, aber später vielfach restauriert. Die große Halle, in welcher die städtischen Festlichkeiten stattfinden, ist 46,6 m lang, 15,2 m breit, 16,8 m hoch und enthält auch einige Denkmäler; Gänge führen von ihr in die städtische Bibliothek und das Museum (1870—73 erbaut) sowie in einige der städtischen Gerichtshöfe. Das Mansion House, die Amtswohnung des Lord-Mayors, ward 1739—52 von Dance aufgeführt und hat einen korinthischen Portikus von sechs Säulen. Unter seinen Räumen ist die sogen. Ägyptische Halle der bedeutendste. Ihm gegenüber liegen die 1842—44 erbaute Börse (Royal Exchange) mit stattlichem korinthischen Portikus und die hinter einer ornamentalen Mauer versteckte Bank von England.

Die obersten Gerichtshöfe des Landes tagen seit 1882 in dem nach den Plänen Streets errichteten ziemlich schwerfälligen, gotischen Bau, der nach dem Strand zu eine Fassade von 152 m hat, so recht in der Mitte des Advokatenviertels und seiner Inns of Court. Diese Inns sind Eigentum der vier großen Advokateninnungen, welche sie durch Kauf oder Schenkung erworben haben. Die vornehmste der Inns, der Temple, war 1184—1313 im Besitz der Tempelherren und später der Johanniter. Außer zahlreichen Wohnhäusern befinden sich im Umkreis des von Fleet Street bis zur Themse reichenden innern und mittlern Temple (einen äußern Temple gibt es nicht mehr) eine 1185 in normännischem Stil erbaute Rundkirche mit im 13. Jahrh. angefügtem frühenglischen Chor, die zwei »Hallen« oder gemeinschaftlichen Versammlungslokale und eine 1861 errichtete Bibliothek. Lincoln's Inn hat eine von Inigo Jones erbaute Kapelle und eine prächtige, im Tudorstil aufgeführte neue Halle mit daran stoßender Bibliothek. Noch weiter nach N. hin, jenseit Holborn, liegt Gray's Inn mit 1560 erbauter Kapelle, früher Klostereigentum, aber von Heinrich VIII. den Rechtsgelehrten überlassen.

L. hat zwar nur wenige große Kasernen (die ganze Garnison, einschließlich Woolwich, besteht nur aus 5 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern Garderei-terei und 12 Batterien), besitzt aber trotzdem einige Militärbauten von hohem Interesse. Unter ihnen ist der altehrwürdige Tower unterhalb der City, am Themseufer, am merkwürdigsten. Derselbe bedeckt eine Oberfläche von 5½ Hektar, ist von einem tiefen, jetzt trocknen Graben umschlossen und hat in der Geschichte Englands als Festung, Gefängnis, Schatzkammer, Zeughaus und königliche Residenz eine merkwürdige Rolle gespielt (vgl. Dixon, Der Tower von L., deutsch, Berl. 1870, 2 Bde.). Der »weiße Turm« in der Mitte ist der älteste Teil und wurde 1078 von Wilhelm dem Eroberer gebaut. Er enthält eine normännische Kapelle und einen geschmackvoll geordneten Vorrat von 60,000 Gewehren. An ihn schließt sich eine höchst wertvolle und gut geordnete Waffensammlung an. Unter den andern Türmen sind historisch merkwürdig: der Beauchamp Tower, im 13. Jahrh. erbaut, in welchem die beiden Grafen Warwick bis zu ihrem Tod gefangen saßen; der Bloody Tower, in welchem die Kinder Eduards IV. ermordet wurden; der Brick Tower, welcher der Jane Gray als Gefängnis diente; der Record Tower, welcher früher das königliche Archiv enthielt, und in welchem jetzt ein Teil der Kronjuwelen aufbewahrt wird. Die königlichen Gemächer, in welchen Anna Boleyn bis zu ihrem Tod wohnte, wurden 1688 abgebrochen. Die neue Kaserne steht an Stelle des alten Zeughauses. Auf dem innern Hofraum fielen die Köpfe zweier Gemahlinnen Heinrichs VIII. (Anna Boleyn und Katharina Howard), der Königin Jane Gray und des Grafen Essex. Sie sowohl als die 1389—1746 auf

dem Towerhügel gerichteten »Hochverräter« haben in der unansehnlichen Kirche St. Peter ad Vincula (1272—1307 erbaut) ihre letzte Ruhestätte gefunden. Das von Karl II. gestiftete, von Wren erbaute Chelsea Hospital ist ein Invalidenhaus für Soldaten. Greenwich Hospital ist der neugegründeten Seeakademie überlassen worden (s. Greenwich).

Unter den Gebäuden, welche der Kunst und Wissenschaft dienen, gebührt auch architektonisch dem Britischen Museum (s. d.) der vornehmste Rang, wogegen die Nationalgalerie in einem äußerlich unansehnlichen, 1832—38 errichteten, später erweiterten Gebäude untergebracht ist. Bemerkenswert ist auch das seit 1854 vom Staat erbaute Neue Burlingtonhaus, in welchem die Royal Society und andre gelehrte Gesellschaften ihren Sitz haben. Der Hauptbau, in italienischem Geschmack, liegt an Piccadilly. Ein hoher Thorweg führt in den Hof, dessen Hintergrund das Haus der königlichen Akademie der Künste einnimmt. Nördlich davon liegt der Palast der Londoner Universität, 1869 im Renaissancestiel erbaut, mit zahlreichen Statuen. Ferner verdienen Erwähnung das Museum in South Kensington (s. Kensington-Museum), das ebendort 1873—80 im romanischen Stil von Waterhouse erbaute Naturgeschichtliche Museum und das Imperial Institute (s. d.). Unter den großen Bahnhöfen gebührt die Palme der Midland Station, deren gewölbtes Dach einen Raum von 213 m Länge bei 73 m Breite bedeckt; unter den Märkten nehmen die Fleischhallen auf Smithfield den vornehmsten Rang ein. Unter den Theatern ist nur ein einziger monumentaler Bau, nämlich Covent Garden, der aber einen Vergleich mit ähnlichen Anstalten auf dem Kontinent kaum zuläßt. Bemerkenswert ist hingegen die 1867—71 errichtete Alberthalle (Royal Albert Hall) im Hyde Park, eirund, 83 m lang, 72 m breit und mit Sitzplätzen (ohne die Galerie) für 5266 Zuschauer nebst Orchester und Chor von 1000 Personen. Der Kristallpalast in Sydenham (s. Sydenham) ist ein Gebäude, dem keine andre Stadt Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Beachtung verdienen ferner: St. Thomas' Hospital (1868—71 erbaut), an der Themse, dem Parlamentsgebäude gegenüber; das Bethlehem Hospital (von 1812) mit weithin sichtbarer Kuppel; mehrere große Hotels und Restaurants (Criterion, St. James, Holborn, Tivoli) und viele der Klubhäuser. Unter letztern ist das des National Liberal Club am Themsedamm das größte, wird aber in architektonischer Beziehung von den Prachtbauten in Pall Mall in den Schatten gestellt.

Wasser, Licht, Kanalisation. Verkehrsanstalten.

L. wird (1893) durch acht Gesellschaften täglich mit 835 Mill. Liter Wasser versorgt, das durch Hauptröhren in einer Gesamtlänge von 4500 km in jedes einzelne Haus geleitet wird. Etwa die Hälfte alles Wassers wird der obern Themse entnommen, der Rest aus dem Thal des Lea und der Grafschaft Kent; die erste Wasserleitung wurde 1606 unter Leitung H. Myddletons angelegt. Gasbeleuchtung ist seit 1812 eingeführt. Die 16 jetzt bestehenden Gasgesellschaften, darunter 3 große, liefern jährlich 1000 Mill. cbm Gas; die Gasröhren haben eine Länge von 7000 km. Die Qualität des Gases wird von den Behörden überwacht, und sobald die Dividende einer Gesellschaft 10 Proz. erreicht, muß der Preis desselben herabgesetzt werden. Thatsächlich erzielen die Gesellschaften eine Durchschnittsdividende von 8,7 Proz. Das elektrische Licht ist seit 1878 eingeführt und findet immer mehr Verwendung. Die Abfuhr des Unrats geschieht durch ein großartiges, 1859—75 mit einem Aufwand von 4½ Mill. Pfd. Sterl. hergestelltes System von Abzugskanälen (sewers). Dieselben haben eine Länge von 4000 km und führen den Unrat nach zwei unterhalb der Londonbrücke bei Barking und Croßneß liegenden Reservoirs, von wo er durch Dampfmaschinen bei der Ebbe in die Themse gepumpt wird. Das Wegschwemmen der flüssigen Bestandteile überläßt man der Flut, während die festen Stoffe (über 2 Mill. Ton. jährlich) durch 5 Dampfer ins Meer geschafft werden.

Die großen Eisenbahngesellschaften haben ihre Bahnhöfe entweder im Innern der Stadt selbst oder sind mit demselben durch teilweise unterirdische Bahnen verbunden. Von den 15 Hauptbahnhöfen sind namentlich großartig die beim Charing Croß, in der Cannon Street und beim King's Croß. Dem Verkehr auf dem linken Themseufer dient wesentlich die Untergrundbahn (zwischen Kensington und Aldgate), die einen innern Ring von 21 km Länge mit 27 Stationen bildet. Eine Ergänzung des innern Ringes bieten die fast ganz oberirdischen Routen des Mittelrings (im W.) und des Außenrings (im N.). Seit 1890 besteht auch eine elektrische Untergrundbahn zwischen der City und Stokwell, und andre Linien sind im Bau oder projektiert. Die Eisenbahnen im Gebiet der Hauptstadt haben eine Länge von 250 km; weiteres vgl. Stadtbahnen. Das Pferdebahnnetz gehört 7 verschiedenen Gesellschaften, welche (1894) 1072 Wagen besaßen; ferner waren 2366 Omnibusse und 10,806 Droschken (darunter 7193 zweiräderige Hansoms) konzessioniert. Kleine Dampfer befahren die Themse.

Bevölkerungsverhältnisse.

Seiner Einwohnerzahl nach ist L. die bevölkertste Stadt der Erde, selbst innerhalb der Grenzen, die 1888 für die Grafschaft L. gewählt sind (305 qkm mit 1891: 4,232,118 Einw.). Nun liegen aber jenseit dieser Grenzen und namentlich im O. des Lea (West Ham) ganz bedeutende Stadtteile, welche innig mit L. verwachsen sind, und auch viele der weiter entfernten Vorstädte und Städte können füglich als Teile der Metropole betrachtet werden, so daß »Groß-L.« (Greater L.) einschließlich der City und des hauptstädtischen Polizeibezirks, der außer der Grafschaft L. die Verwaltungsgrafschaft Middlesex und 34 Kirchspiele in Surrey, 18 in Kent, 14 in Essex und 13 in Hertfordshire umfaßt, ein Areal von 1791,7 qkm (32,6 QM.) bedeckt und (1891) 5,633,806 Einwohner zählt. Die Bevölkerung hat namentlich seit Anfang dieses Jahrhunderts rasch zugenommen. 1600 zählte L. erst 150,000 Einw., 1801: 958,863, 1821: 1,378,947, 1841: 1,948,417, 1861: 2,803,989, 1881: 3,834,194 und 1891: 4,232,118 Einw. Diese Zunahme verteilt sich indes sehr verschieden auf die einzelnen Stadtteile und gehört im wesentlichen der Peripherie an. In den Jahren 1881—91 betrug die Zunahme für ganz L. 10,38 Proz., aber die Binnenstadt nahm um 7,2 Proz. ab, während die Außenstadt um 17,5 Proz. zunahm. Noch bedeutender war der Zuwachs in den Vorstädten, welche die eigentliche Metropole zum Polizeibezirk ergänzen, denn er betrug 49,5 Proz., so daß »Groß-L.« eine Zunahme von 18,2 Proz. (1871—81: 22,7 Proz.) aufzuweisen hat. Was die innere Stadt und namentlich die City betrifft, so werden dort die Wohnhäuser immer mehr von Warenlagern und Geschäftslokalen verdrängt. In der City ist die Bevölkerung im Zeitraum 1881

—91 von 50,658 auf 37,705 Personen gesunken. Im Jahrzehnt 1881—90 wurden in L. 351,042 Eheschließungen, 1,329,172 Geburten und 815,184 Todesfälle gemeldet, so daß der Geburtenüberschuß 513,988 Personen betrug. Da die Zunahme der Bevölkerung nur 396,199 Seelen betrug, so ergibt sich ein Verlust durch Auswanderung von 117,789 Seelen. Die *Gesundheitsverhältnisse* sind besser als in irgend einer andern Großstadt. Noch 1840—50 kamen auf 1000 Lebende 24,8 Proz. Todesfälle, 1881—90 nur 21,4 Proz. Auf 1000 Männer kamen 1116 Weiber. Den *Altersklassen* nach sind 32,58 Proz. unter 15 Jahre alt, 20,07 Proz. zählen 15—25 Jahre, 29,38 Proz. 25—45 Jahre, 14,01 Proz. 45—65 Jahre und 3,96 Proz. über 65 Jahre. Von über 15 Jahre alten Personen sind 53,9 Proz. der Männer und 46,7 Proz. der Frauen verheiratet.

Die *Zusammensetzung* der Bevölkerung ist sehr mannigfaltig. Von 1000 Bewohnern sind nur 655,2 in L. geboren, 282,6 stammen aus dem Rest von England und Wales, 12,7 sind geborne Schotten, 15,8 Irländer, 1,3 von den umliegenden Inseln, 7,1 aus britischen Kolonien und 25,2 Ausländer. Unter den 106,150 im Ausland Gebornen sind indes 11,097 Kinder britischer Eltern oder naturalisiert, so daß nur 95,053 wirkliche Ausländer (foreigners) verbleiben, und unter diesen zählt man 26,920 Deutsche, 14,708 Polen, 12,034 Russen, 10,366 Franzosen, 5138 Italiener, 4903 aus den Vereinigten Staaten von Amerika, 4289 Holländer, 3295 Schweizer, 3041 Österreicher ꝛc. Einschließlich ihrer naturalisierten Landsleute und der in England gebornen Kinder dürfte sich die *deutsche* Bevölkerung Londons (mit Deutschen, Schweizern und Österreichern) auf 36,000 Seelen belaufen, wovon 14,000 weiblichen Geschlechts. Die Deutschen hatten bereits im 10. Jahrh. in L. eine Kolonie. Die Hanseaten erhielten 1266 einen Freibrief; 1473 wurde ihnen ihr Stapelhof (steel-yard) gegen Zahlung einer Jahresmiete von 70 Pfd. Sterl. überlassen und blieb im Besitz der Hansestädte, bis er 1866 an eine Eisenbahngesellschaft verkauft wurde. Jetzt steht der Bahnhof in Cannon Street an dessen Stelle. Die Deutschen besitzen in L. 8 protestantische und eine kath. Kirche (einschließlich einer Hofkapelle), mit denen mehrfach Volksschulen vereinigt sind, einen Klub (German Athenaeum), eine große Turnhalle, ein Hospital und ein Waisenhaus (Kaiser Wilhelm-Stiftung) in Dalston, 4 größere Arbeiterklubs, Gesangvereine ꝛc. Auch erscheinen zwei deutsche Wochenblätter. Dem Beruf nach sind unter den Deutschen am zahlreichsten vertreten: Kaufleute, Bäcker, Schneider, Dienstboten, Zuckersieder, Schuster, Uhrmacher, Tischler, Musiker, Kellner, Lehrer u. Gouvernanten, Kürschner, Maler und Bildhauer, Ärzte, Schriftsteller ꝛc.

Die *Wohnverhältnisse* sind im allgemeinen günstig, denn bei (1891) 548,315 bewohnten Häusern kommen nur 7,72 Seelen auf ein Haus und 13,875 Einw. auf das QKilometer. Einzelne Stadtteile sind indes entschieden übervölkert. Obwohl im Durchschnitt auf ein Haus noch nicht zwei Wohnungen kommen, so bestanden 1891 von den 937,606 Wohnungen Londons 172,502 nur aus einem Zimmer, und dies wurde in 11,506 Wohnungen von 5 oder mehr Personen bewohnt. Diesen Mißständen helfen die seit 1841 von Privaten und seit 1875 auch von der Stadt gebauten Arbeiterwohnungen nur wenig ab.

Dem *religiösen Bekenntnis* nach gibt es in L. etwa 150,000 Katholiken, 500,000 protestantische Dissidenten und (1892) 67,523 Juden. Der Rest gehört der Staatskirche an oder kümmert sich nicht um Religion. Die Londoner Geistlichkeit setzt sich (1891) zusammen aus 2205 Geistlichen der Staatskirche, 832 andrer protestantischer Bekenntnisse, 370 römisch-katholischen, 2651 Missionaren, Bibellesern ꝛc. (1443 Frauen).

Über den *Charakter* der Bevölkerung Londons läßt sich allgemein Zutreffendes kaum sagen. Neben der Verfeinerung der hohen Welt und des Mittelstandes finden sich Tausende, die durch Müßiggang, Trunksucht und andre Laster mehr oder minder verkommen sind. Seit der großen Ausstellung 1851 hat der Londoner viel von seinen engherzigen Ansichten verloren. Er ist duldsamer gegen fremde Sitten geworden und hat sich dieselben teilweise sogar angeeignet. Jedenfalls aber thut man ihm nicht unrecht, wenn man ihm den in andern Städten Englands so hoch entwickelten städtischen Gemeinsinn abspricht. Die großen reformatorischen Bestrebungen des 19. Jahrh. sind nicht von L. ausgegangen, und erst nachdem die Provinzialstädte durch Gründung von Freibibliotheken und andern öffentlichen Anstalten der Art mit gutem Beispiel vorangegangen waren, ist L. in ihre Fußstapfen getreten. Sehr häufig kommt es vor, daß Fremde als die Leiter politischer und sozialer Reformen auftreten.

Erwerbszweige.

Bei einer Großstadt von der Bedeutung Londons ist es von höchstem Interesse, einen Einblick in die Verteilung der *Berufsarten* zu gewinnen. Nach der Volkszählung von 1891 waren von den mehr als 10 Jahre alten Bewohnern Londons 31,14 Proz. im Gewerbe, 10,45 im Handel und Verkehr, 0,46 in Landwirtschaft und Fischerei beschäftigt, 12,02 Proz. waren Dienstboten, 5,05 Beamte, Militärs oder in gelehrten Berufen und 40,08 ohne Beschäftigung (von Männern 16,28 Proz., von Frauen 60,82 Proz.). Die Verteilung auf die einzelnen Berufsarten zeigt folgende Übersicht:

Beschäftigungen	Personen		
	Männer	Frauen	Zusammen
1) Beamte	36765	2727	39492
2) Heer und Flotte . . .	15846	—	15846
3) Gelehrte, Künstler, Lehrer ꝛc.	72869	62220	135089
4) Häusliche Dienstboten .	52958	338543	391501
5) Handel	113727	7696	121423
6) Verkehr	215835	3203	219038
7) Landwirtschaft, Fischerei	13674	1299	14973
Herstellung, Gewinnung oder Bearbeitung von und Handel mit:			
8) Büchern, Karten . .	50644	11887	62531
9) Maschinen, Werkzeugen	46185	2044	48229
10) Häusern, Möbeln, Dekorationen	159073	9128	168201
11) Wagen und Geschirr .	14101	306	14407
12) Schiffen	4576	43	4619
13) Chemikalien, Pulver ꝛc.	8034	2470	10504
14) Tabak und Pfeifen . .	6228	4089	10317
15) Nahrung, Kost u. Wohnung	103937	22963	126900
16) Textilstoffen	23366	19695	43061
17) Kleidern	76945	141823	218768
18) Tierischen Substanzen .	17177	8425	25602
19) Pflanzenstoffen . . .	33291	18677	51968
20) Mineralstoffen . . .	72944	3557	76501
21) Verschied. Beschäftigungen	127301	20577	147878
22) Reiniger (Straßenkehrer, Schornsteinfeger ꝛc.) .	4217	520	4737
Gewerbe 8—22 zusammen	748019	266204	1014223
23) Ohne Beschäftigung . .	247007	1058504	1305511

Industrie und Handel.

Industrie. L. ist vorwiegend Handelsstadt, steht aber in gewissen Zweigen der Industrie an der Spitze aller Städte Englands. Seine Druckereien (35,009 Buchdrucker, darunter 1316 Frauen) gehören zu den größten der Welt, die Möbelschreinerei beschäftigt 31,867, der Maschinenbau 20,860, der Schiffbau 4617, die Seidenweberei 2600 Personen. Es gibt 52,346 Schneider (davon 24,872 Frauen), 83,448 Arbeiter für Damenkleider und Putz (davon 81,336 Frauen), 18,487 Hemdenmacher, 38,989 Schuhmacher und 5013 Hutmacher. Musikalische, chirurgische und optische Instrumente, Uhren, Goldschmiedearbeiten, Messerwaren, Sattler- und Lederwaren liefert L. in vorzüglicher Güte. Seine Gerbereien, Töpfereien, Zuckersiedereien, Zigarrenfabriken, chemischen, Handschuh-, Möbel-, Wagen-, Gewehr-, Glas- u. Tapetenfabriken erfreuen sich des besten Rufes. Seine Bierbrauereien (3191 Arbeiter) liefern namentlich Porter (Schwarzbier), seine Brennereien Gin.

Handel. Wenn auch alle gewerblichen Anstalten zusammen 1,014,223 Menschen beschäftigen, so ist es doch der Handel, der L. seinen Charakter aufdrückt. Unter den Anstalten, welche die Bestimmung haben, denselben zu fördern, nimmt die 1694 gegründete **Bank von England** mit einem Stammkapital von 14,553,000 Pfd. Sterl. die erste Stelle ein (weiteres s. Banken, S. 432). Neben der Bank von England bestehen (1894) 224 Banken und Bankiers. Einer Anzahl derselben ist ein Ausgleichsamt (Clearing-house) gemeinschaftlich, durch dessen Vermittelung die Wechsel und Kassenanweisungen umgetauscht werden, so daß nur die Bruchteile bar zu entrichten sind. 1893 kamen hier 6478 Mill. Pfd. Sterl. zur Verrechnung. Der Bank gegenüber steht die **Börse** (Royal Exchange) mit Lloyd's Subscription Rooms, ein Mittelpunkt des Verkehrs für alle, welche an der Reederei Interesse nehmen. Ferner gibt es in L. eine Aktienbörse (Stock Exchange), eine Kohlenbörse, Kornbörse, Hopfen- und Malzbörse. Sogen. Kaffeehäuser dienen den Kaufleuten als Versammlungspunkte, wo die ihnen wichtigen Nachrichten auf gemeinschaftliche Kosten angesammelt werden. So ist das »Baltic« Vereinigungspunkt der mit Rußland und dem Norden Europas Handel treibenden Kaufleute; »Jerusalem« dient dem Handel mit dem Osten und Australien, »Jamaica« dem Handel mit Westindien. — In Bezug auf den innern Verkehr ist noch der 14 **Markthallen** zu gedenken. Unter ihnen sind die von der City erbauten Fleischhallen auf dem Smithfield, Billingsgate Market (für Fische) an der Themse, die Viehmärkte im N. Londons und bei Deptford an der Themse die wichtigsten; Covent Garden Market (für Gemüse und Blumen) liegt im Westend.

Hafen und Docks. Der Hafen Londons erstreckt sich von der Londonbrücke bis zur Themsemündung, und der der Brücke zunächst gelegene Teil ist als »the Pool« bekannt. Großartig sind die seit 1800 sämtlich von Aktiengesellschaften erbauten Docks auf beiden Themseufern. Sie erstrecken sich vom Tower, wo die Flut 5,3 m steigt, bis Tilbury, gegenüber Gravesend, und haben eine Wasserfläche von 276 Hektar nebst einem Areal von 522 Hektar für Warenhäuser und Gewölbe. Die ältesten und noch immer die wichtigsten unter ihnen sind die London Docks, 1805 eröffnet, 37 Hektar groß, wovon 14 Hektar Wasser, und von großartigen Warenhäusern (namentlich für Tabak und Kolonialwaren) u. Weinkellern umgeben. Die Katharinendocks liegen oberhalb dieser London Docks, die West India, Millwall, East India, Victoria und Albert und Tilbury Docks unterhalb derselben. Auf dem jenseitigen Ufer der Themse liegen die Surrey Commercial Docks.

Schiffahrt und Seehandel. L. ist jetzt unstreitig der erste Seehafen Englands und somit der Welt. Nur Liverpool kann mit ihm einen Vergleich aushalten; der Tonnengehalt seiner Schiffe übertrifft sogar jenen der Londoner Schiffe und der Wert seiner Ausfuhr aus den benachbarten Fabrikbezirken denjenigen der Ausfuhr Londons. Anderseits aber ist der Schiffsverkehr Londons infolge der großen Ausdehnung der Küstenschiffahrt, welcher die Stadt namentlich ihre Kohlen verdankt, reger, und der Wert der eingeführten Waren ist bedeutend höher. L. besaß 1894: 2705 Seeschiffe von 1,504,158 Ton. Gehalt, einschließlich von 1575 Dampfern (1853: 3365 Schiffe von nur 792,672 T. Gehalt). 1894 liefen 54,306 Schiffe von 14,802,808 T. Gehalt ein, darunter im Küstenhandel 43,922 Schiffe von 6,500,940 T. Die Einfuhr vom Ausland und den Kolonien hatte 1894 einen Wert von 141,455,868 Pfd. Sterl., und ausgeführt wurden britische Produkte im Wert von 41,575,602 Pfd. Sterl. und ausländische Produkte im Wert von 34,626,491 Pfd. Sterl. Zur Einfuhr kamen besonders Seidenwaren (Wert 12,7 Mill. Pfd. Sterl.), Wollwaren (9,9 Mill. Pfd. Sterl.), Rohbaumwolle und Baumwollwaren, Flachs, Hanf, Getreide, Fleisch, Zucker, Wein, Spirituosen, Thee, Leder, Eisen, Zink, Petroleum, Chemikalien ꝛc. Die wichtigsten Artikel der Ausfuhr waren Baumwollwaren (5,738,398 Pfd. Sterl.), Metalle (4,130,735 Pfd. Sterl.), wollene Waren (3,170,060 Pfd. Sterl.), Maschinen (2,103,479 Pfd. Sterl.), Lederwaren (1,378,423 Pfd. Sterl.), Telegraphenkabel und -Apparate (1,339,152 Pfd. Sterl.); ferner Papier, Messerschmiedewaren, Waffen, Bier, Bücher, Zement, Chemikalien, Hüte, Jute, Leinwand, Kunstdünger, Öl, Farben, Porzellan, Kautschukwaren, Glas ꝛc.

Wohlthätigkeitsanstalten.

Die **Armenpflege** ruht in den Händen der Guardians (Armenpfleger), von welchen aus Gemeindemitteln 38 Armenhäuser (workhouses, 1891 mit 39,999 Insassen), 20 Krankenhäuser, 11 Armenschulen und 24 Asyle für Obdachlose unterhalten werden. Neben ihnen bestehen 4 Asyle für Blödsinnige und 9 Fieber- und Pockenhospitäler unter einem Asylum Board, von dessen Mitgliedern 45 von den Guardians und 15 von der Regierung ernannt werden. Von 12 Irrenhäusern werden 10 auf Grafschaftskosten unterhalten, 2 (Bethlehem und St. Lukas) sind alte Stiftungen. Diesen öffentlichen Anstalten stehen eine Unzahl von Privatanstalten zur Seite. Darunter nehmen die 127 **Krankenhäuser** (einschließlich von 6 Entbindungsanstalten und 41 Häusern für Genesende und Unheilbare) einen vornehmen Rang ein. Die vier größten unter ihnen sind das 1710 gestiftete **London Hospital** mit 800 Betten, **Guy's Hospital** (1721 gestiftet) mit 710 Betten, **St. Bartholomew's** (1123 gestiftet) mit 678 Betten und **St. Thomas's** (1563 gestiftet) mit 572 Betten. Versorgungshäuser zählt man 94; als die ältesten unter ihnen sind das 1148 gestiftete Katharinenhospital im Regent's Park und das vom Bürgermeister Whittington 1521 gestiftete »College« anzuführen. Ferner erwähnen wir 55 Dispensaries (Armenapotheken), 26 Anstalten für Blinde, 8 für Taubstumme, 56 Waisenhäuser (darunter das 1739 gegründete »Findelhaus«, in

welchem indes nur Kinder, deren Mütter dem Vorstand empfohlen sind, Aufnahme finden) ꝛc. Zu diesen Wohlthätigkeitsanstalten kommen noch 92 Missionsgesellschaften (Jahreseinnahme über 1½ Mill. Pfd. Sterl.), Vereine für Kirchenbau, Bibelgesellschaften ꝛc.

Bildungsanstalten, Museen ꝛc.

Erst seit 1870, in welchem Jahre die Steuerzahler zuerst einen Schulvorstand (School Board) von 55 Mitgliedern wählten, wird in L. in systematischer Weise für die Elementarbildung des Volkes gesorgt. Die Ausgaben der öffentlichen Schulbehörde schätzt man 1895/96 auf 2,347,962 Pfd. Sterl., darunter 1,631,663 Pfd. Sterl. an Steuerzuschlägen, 653,662 Pfd. Sterl. Staatszuschuß, und ihre 8694 Lehrer und 1756 Schulamtskandidaten (pupil teachers) unterrichteten 1895: 488,038 Kinder. Die Fortbildungsschulen waren durchschnittlich von 14,000 Schülern besucht. Außerdem waren die vom Staat anerkannten und unterstützten Schulen (voluntary schools) von 226,163 Kindern besucht. Unter diesen Privatschulen sind diejenigen der kirchlichen National Society und der konfessionslosen British and Foreign School Society am wichtigsten. Anderseits fehlt es an guten Schulen für die Mittelklassen, welche noch großenteils auf Privatschulen angewiesen sind. Den deutschen Gymnasien oder Realgymnasien entsprechen die 6 großen öffentlichen (Public) Schulen, nämlich: St. Paul's (gegründet 1509), Christ's Hospital (Blue coat School, 1552), Westminster School (1560), die Schule der Merchant Taylors (1561), Charterhouse (1611, jetzt in Godarming), Dulwich College (1619); ihnen schließen sich an die City of London School (1834), Mill Hill School, die mit King's und University Colleges verbundenen Gymnasien und 38 Lateinschulen (Grammar Schools), der Mehrzahl nach alte Stiftungen. Eine Universitätsbildung bieten das 1828 von der liberalen Partei gegründete University College (52 Dozenten, 1094 Studenten), das kirchliche King's College (72 Dozenten, 480 Studenten) und 7 Colleges für Damen. Die Londoner Universität ist eine Examinationsbehörde, deren Ergänzung durch eine Lehranstalt seit 1889 vorbereitet wird. An Fachschulen bestehen 10 theologische Colleges, 11 medizinische Schulen in Verbindung mit den großen Krankenhäusern, eine medizinische Schule für Damen, 2 Tierarzneischulen, 11 Lehrerseminare, die königliche Militärakademie in Woolwich, das Naval College in Greenwich, das Royal College of Science in South Kensington, mit dem eine Bergbauschule vereinigt ist, die Kunstschulen der Royal Academy und in Verbindung mit dem South Kensington-Museum (letztere mit zahlreichen Zweigschulen); 3 große Musikschulen (Royal Academy, Royal College u. Guildhall School of Music) und zahlreiche Gewerbeschulen. In letzterer Beziehung nimmt das 1880 gegründete City and Guilds of London technical Institute, mit einer höhern Gewerbeschule (Central College, 203 Studenten), einer niedern Gewerbeschule (Technical College, 1808 Schüler) und Schule für Kunstgewerbe (Technical Art School, 240 Schüler), den vornehmsten Rang ein. Der Bildung und nebenbei geistigen Unterhaltung der arbeitenden Klassen widmen sich zahlreiche Anstalten und Vereine, wie die Polytechnic Young Men's Christian Association, Working Men's College, Birckbeck Institution, der im O. gelegene People's Palace (mit Bibliothek, Turnhalle ꝛc., 1887 eröffnet) u. a. Auch besitzt L. eine Anzahl von Volksbibliotheken.

Unter den **wissenschaftlichen und Kunstsammlungen** Londons gebührt dem **Britischen Museum** (s. d.) der erste Rang. Das Gewerbemuseum in South Kensington (s. Kensington-Museum), zu dessen Entstehung die 1851er Weltausstellung den Anstoß gab, ist eine der größten derartigen Anstalten in der Welt, mit einem Zweig in Bethnal Green. Ferner verdienen Erwähnung: die **Nationalgalerie** (mit ca. 1300 Gemälden in 22 Sälen) auf dem Trafalgar Square, die vom Schauspieler Alleyn gestiftete Gemäldegalerie in Dulwich, das geologische Museum in der Jermyn Street, die städtische Bildergalerie bei der Guildhall, das naturhistorische Museum und das 1887 gegründete Imperial Institute in Kensington, das anatomische Museum des College of Surgeons und Soane's Museum, beide in den Lincoln's Inn Fields, das Museum der United Service Institution, das Marinemuseum in Greenwich. Der Sternwarte in Greenwich (s. d.), des botanischen Gartens in Kew (s. d.) und des zoologischen Gartens im Regent's Park muß gleichfalls hier gedacht werden.

Vereine. Zahlreiche Privatvereine lassen sich die Pflege von Kunst und Wissenschaft angelegen sein. An ihrer Spitze stehen die Royal Society (1652 gegründet) und die Royal Academy (1768). Ferner verdienen Erwähnung: die Royal Institution (1800 gegründet, mit Laboratorium, in welchem Faraday seine großen Entdeckungen machte), die Zoologische Gesellschaft (1826), die Geographische Gesellschaft, der Geologische Verein, die Linnésche Gesellschaft, die Astronomische Gesellschaft, die Statistische Gesellschaft, der Altertumsverein, die Asiatische Gesellschaft, die Society of Arts (Kunstgewerbe ꝛc.), die London Institution in der City, 12 medizinische Gesellschaften, 8 Kunstvereine u. v. a. Die Mehrzahl dieser Vereine ist im Besitz von reichhaltigen Fachbibliotheken.

Die **Presse** ist ungemein thätig; es erscheinen (1893) 786 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 32 täglich. An jedem Wochentag verlassen durchschnittlich 150 Nummern die Presse.

Vergnügungsanstalten, Klubs.

Dem Kristallpalast in Sydenham und Alexandrapalast im Norden Londons, beide inmitten herrlicher Gartenanlagen gelegen, können andre Städte nichts Ähnliches zur Seite stellen. In einem bei Earl's Court gelegenen Vergnügungslokal steht ein 91 m im Durchmesser großes Rad, welches gleichzeitig 1600 Personen durch die Lüfte führt, und im Wembley Park, im Nordwesten, wird an einem Turm gebaut, der eine Höhe von 444 m erreichen soll. Größere Vergnügungslokale in der Stadt selbst sind das Aquarium mit Wintergarten in Westminster. Es gibt ferner 55 größere und kleinere **Theater**, von denen keins vom Staat oder von der Stadt einen Zuschuß erhält. Das älteste unter ihnen ist Drury Lane, 1663 gegründet (das jetzige Gebäude wurde 1812 errichtet); das Opernhaus in Covent Garden stammt vom Jahre 1733, wurde aber nach einem Brande 1856 neu aufgebaut. Ein ständiges Opernhaus besitzt L. nicht. Unter den für Konzerte und öffentliche Versammlungen bestimmten **Hallen** steht die 1871 eröffnete Royal Albert Hall beim Albertdenkmal am Hyde Park (s. oben, S. 483), was Größe betrifft, obenan; außerdem sind die bedeutendsten Konzertsäle St. James' Hall und Queen's Hall. Erwähnenswert sind ferner die in Islington erbaute landwirtschaftliche Halle (Agricultural Hall), in welcher neben Vieh- u. Pferdeausstellungen auch Konzerte gegeben werden, 17 größere

Musikhallen und das weltbekannte Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud. Unter den musikalischen Vereinen sind namentlich die alte und die neue Philharmonische Gesellschaft, die neue Sacred Harmonic Society (seit 1882, die alte besteht nicht mehr) und der Wagner-Verein zu erwähnen. Daß auch den Freunden des Sports in L. Gelegenheit geboten wird, ihrem Vergnügen nachzugehen, ist selbstverständlich. Namentlich gilt das Pferderennen am Derby-Tag als allgemeines Volksfest, und auch das jährlich wiederkehrende Wettrudern zwischen den beiden Universitäten versetzt die ganze Stadt in Aufregung. Rudervereine, Cricket-, Fußball-, Golf- und andre Sportklubs sind zahlreich. Schließlich sei hier noch der 180 eigentlichen **Klubs** gedacht. Die Mehrzahl ist Eigentum der Mitglieder; andre gehören Privatunternehmern, die aber die Aufnahme von Mitgliedern einem Ausschuß überlassen. Viele der Klubs liegen an der Straße Pall Mall u. zählen unter die schönsten Gebäude Londons. Die Mitglieder rekrutieren sich häufig in der gleichen Gesellschafts- oder Berufsklasse. Das Athenaeum hat einen gelehrten Anstrich; im United Service und dem Army and Navy Club werden nur Offiziere zugelassen; wer im Traveller's Club Aufnahme finden will, muß Weltreisender sein; Reform und National Liberal (6400 Mitglieder) Clubs sind Sammelpunkte der Liberalen; Carlton, Constitutional (6000 Mitglieder) und Conservative Clubs nehmen nur Konservative auf. Auch die Damen haben ihre Klubs (Alexandra, University for Ladies). Insgesamt zählen diese Klubs über 100,000 Mitglieder. Diesen Klubs für die höhern Klassen schließen sich jetzt 48 Arbeiterklubs an (vgl. Timbs, Clubs and club-life in L., 1873).

Verfassung, Behörden, Finanzen.

Die **Verwaltung der Grafschaft** L. ist durch den Local Government Act von 1888 so geregelt worden: Verwaltungsbehörde ist der County Council, der aus einem Obmann (Chairman), 19 Ältesten (Aldermen) und 118 Ratsherren (Councilors), zusammen 138 Mitgliedern, besteht. Die Wahlperiode der Ältesten dauert 6 Jahre, die Hälfte (10, bez. 9) wird alle drei Jahre ergänzt. Die Ratsherren werden auf drei Jahre von den Steuerzahlern gewählt u. wählen ihrerseits die Ältesten. Die **City** von L. hat ihre alte Munizipalverfassung im wesentlichen behalten. Sie wird in 27 Wards (einschließlich des Außenbezirks von Bridge) und 207 Precincts eingeteilt. Jährlich haben sämtliche Bewohner eines Precinct eine Versamlung, in welcher sie ihre öffentlichen Angelegenheiten besprechen und Kandidaten als Common Councilmen (Stadträte) sowie Inquestmen (Fleischbeschauer u. dgl.) aufstellen. Die Wahl selbst wird von einem Ward-mote vollzogen, in welchem nur Bürger (Freemen) Sitz und Stimme haben. Das Bürgerrecht wird den Söhnen, Töchtern und Lehrlingen unentgeltlich, Auswärtigen aber, welche in der City ein Geschäft betreiben, gegen Zahlung einer geringen Taxe erteilt. Am Montag nach dem Dreikönigstag werden die erwählten Common Councilmen dem in der Guildhall tagenden Court of Aldermen (Rat) vorgestellt. Die Aldermen (Ratsherren), je einer für jeden Ward (für die beiden Wards von Cripplegate zusammen einer), werden gleichfalls vom Ward-mote und zwar auf Lebenszeit gewählt. Sie bilden den Court of Aldermen und, gemeinschaftlich mit den Common Councilmen, den Court of Common Council (Gemeinderat), welcher aus 228 Mitgliedern, einschließlich der 26 Aldermen, besteht. In diesen zwei Versammlungen sowohl als in der Common Hall (d. h. der Gemeinschaft sämtlicher Liverymen der unten erwähnten City Companies) führt ein jährlich am 29. Sept. gewählter Lord-Mayor den Vorsitz. In der Regel wird der älteste Alderman für diesen Ehrenposten in Vorschlag gebracht, und seine Amtsdauer ist selten über ein Jahr. Der Common Hall steht das Recht zu, den künftigen Lord-Mayor vorzuschlagen; die Aldermen aber haben das Recht der Wahl, die vom Lord-Kanzler im Namen der Krone bestätigt wird. Am 8. Nov. leistet der neue Lord-Mayor seinen Diensteid vor dem Court of Aldermen, und am darauf folgenden Tage begibt er sich in pomphaftem Aufzug (Lord-Mayor's Show) nach dem obersten Gerichtshof, wo er der Krone Treue schwört. Am Abend findet in der Guildhall ein großartiges Festessen statt, dessen Unkosten von dem Lord-Mayor und den beiden Sheriffs bestritten werden. Der Lord-Mayor nimmt nächst der Königin in der City den höchsten Rang ein; er ist ex officio Mitglied des Geheimen Rats, Richter im Zentralkriminalgericht, Lord-Lieutenant der City und Hafenadmiral von L. Seine Amtswohnung ist im Mansion House, und es wird von ihm erwartet, daß er die altberühmte Gastfreundschaft der City in Ehren hält. Er bezieht einen Gehalt von 10,000 Pfd. Sterl. Die städtischen Beamten werden vom Court of Aldermen, vom Court of Common Council oder von der Livery (s. unten) erwählt. Unter ihnen sind zwei Sheriffs, ein Recorder und ein Common Serjeant (beide Stadtrichter), ein Chamberlain (Schatzmeister) u. a. Eine bedeutende Rolle in der Verwaltung der City spielen die aus den Gilden des Mittelalters hervorgegangenen City Companies. Es gibt deren 79, aber nur 74 unter ihnen sind sogen. Livery Companies, d. h. sie sind in der oben bereits erwähnten Common Hall vertreten. Die 12 vornehmsten sind diejenigen der Seidenhändler (mercers), Gewürzhändler, Tuchhändler, Fischhändler, Goldschmiede, Kürschner, Schneider, Kurzwarenhändler, Salzhändler, Eisenhändler, Weinhändler und Tuchbereiter. Diese Companies haben eine jährliche Einnahme von 750—800,000 Pfd. Sterl., und ihr Eigentum schätzt man auf 15 Mill. Pfd. Sterl. Die City als Korporation hatte 1893 ein Einkommen von 729,700 Pfd. Sterl.

Die Einnahmen der Grafschaft L. werden für 1894/95 auf 2,273,591 Pfd. Sterl. geschätzt, einschließlich eines Staatszuschusses von 548,020 Pfd. Sterl.; 1,646,145 Pfd. Sterl. werden durch eine Haussteuer eingetrieben, die von einem zu 34,225,532 Pfd. Sterl. eingeschätzten Mietzins erhoben wird. Unter den Ausgaben beanspruchen Zinsen und Tilgung der Schulden 909,085 Pfd. Sterl., Armenwesen 440,779 Pfd. Sterl., öffentliche Bauten 341,383 Pfd. Sterl., die Kanalisation 223,940 Pfd. Sterl., die Feuerwehr 149,750 Pfd. Sterl. Die Schulden der Grafschaft belaufen sich (1895) auf 34,558,352 Pfd. Sterl., wobei indes 14,558,352 Pfd. Sterl. der Schulbehörde und lokalen Behörden überwiesene Anleihen im Betrag von 12 Mill. Pfd. Sterl. eingeschlossen sind. Daneben haben die 38 Bezirksämter (Local Boards) und Gemeindevorstände (Vestries), die 30 Armenämter (Boards of Guardians) und das Schulamt ihre eignen Etats. An Gemeinden (Civil Parishes) zählt man 196, an Kirchspielen (Ecclesiastical Parishes) 58, mit Teilen von 11 andern. Die unter dem County Council stehende Feuerwehr ist (1895) 920 Mann stark und mit 57 Dampf- und 95 Handspritzen ausgerüstet. Die

1829 geschaffene hauptstädtische Polizei steht unter dem Minister des Innern, ist 15,198 Mann stark und kostet jährlich ca. 1,3 Mill. Pfd. Sterl. Außerdem hat die City eine Polizei von 1014 Mann.

L. ist Sitz der obersten Gerichtshöfe des Landes. Ein Zentralkriminalgericht für ganz L. hat seinen Sitz im Old Bailey bei Newgate unter Vorsitz eines königlichen Richters und der zwei Stadtrichter. In betreff der Rechtspflege ist sonst die City von der Grafschaft L. abgetrennt; in beiden halten die Friedensrichter gesondert ihre üblichen Sitzungen (in der Grafschaft L. eine Vierteljahrssitzung und 17 kleine Sitzungen). Die zwölf County Courts (s. England, S. 784) sowohl als zwei städtische Gerichtshöfe in der Guildhall haben Jurisdiktion in Zivilsachen. Die niedere Gerichtsbarkeit wird von 16 Polizeigerichten ausgeübt, wovon 2 in der City, unter Vorsitz des Lord-Mayors und eines Ratsherrn, und 14 im Reste der Hauptstadt, unter Vorsitz besoldeter Richter, tagen. L. hat 6 Gefängnisse, darunter 4 für Strafgefangene (convicts).

Umgebungen (hierzu Karte: »Umgebung von London«).

Dicht an den Grenzen Londons liegen der County borough West Ham (204,903 Einw.), Leyton (63,056) und Walthamstow (46,346) in Essex; Tottenham (71,343), Hornsey (44,205), Willesden (61,265), Acton (24,206), Chiswick (21,963), Ealing (23,979), Hanwell (6139) und Brentford (13,738) in Middlesex; Richmond (22,684), Kingston (27,059), Wimbledon (25,761) und der County borough Croydon (102,695) in Surrey; Beckenham (20,707), Bromley (21,684) und Dartford (11,962) in Kent. Wenn auch das im SW. gelegene Wimbledon Common und die Parke von Kew, Richmond und Hampton Court beliebte Anziehungspunkte bieten, so besitzt auch der Nordosten im Eppinger Wald (s. Epping) einen öffentlichen Park, der dem Freunde der Natur großen Genuß bietet. Selbst in größerer Entfernung, bei Maidenhead, hat die City das Burnham Beeches genannte Wäldchen ihren Bürgern erworben.

Geschichte.

L. war schon zur Römerzeit eine bedeutende Stadt, wird aber weder bei Cäsars noch bei Claudius' Zug, sondern zuerst von Tacitus genannt. Der Name L. ist keltisch, seine Ableitung unsicher. Zur Zeit der Römer hieß L. Londinium (Lundinium) und war römische Kolonie. Unter den Angelsachsen hieß es Lundenburg oder Lundenwic, war Bischofsitz und Hauptstadt der Könige von Essex. Gegen das Ende des 8. Jahrh. wurde es viermal durch Feuersbrünste fast ganz zerstört und im 9. Jahrh. zweimal von den Dänen genommen. 886 gab Alfred d. Gr. die Stadt ihren alten Einwohnern zurück, befestigte sie und stellte sie unter den Alderman von Mercia. Wilhelm I. verlieh L. 1066 eine noch existierende Charte und entzog den Bischöfen jede Jurisdiktion in Zivilstreitigkeiten. Er ist der Erbauer des Towers. Richard I. bewilligte den Bürgern für 1500 Pfd. Sterl. eine Charte, welche ihre Jurisdiktionsansprüche auf der Themse feststellte. In dem unter König Johann zwischen der Krone und den Baronen entbrennenden Streit stand L. auf der Seite der letztern, und Johann mußte der Stadt in der Magna charta ihre alten Rechte und Privilegien bestätigen und erweitern. Nach 1216 trat das Oberhaus zum erstenmal in L. zusammen. 1377 hatte die Stadt 35,000 Einw. An den Kämpfen zwischen der Weißen und Roten Rose beteiligte sich die Stadt zu gunsten des Hauses York. Gegen die spanische Armada (1588) konnte L. schon 20,000 Mann und 38 Schiffe stellen. 1660 betrug die Zahl der Einwohner ½ Mill. 1665 raffte die Pest hier über 68,000 Menschen weg, und eine Feuersbrunst verzehrte 2. Sept. 1666: 13,200 Häuser. Die Zunahme des Handels, die Geschäftseröffnung mit moskowitischen Kaufleuten, die Gründung der amerikanischen Kolonien, die Entstehung der Ostindischen Kompanie und einer andern für den Handel mit der Türkei und der Levante gaben L. einen bedeutenden Aufschwung. Eine Dekret von 1710 ordnete die Erbauung von 50 neuen Kirchen in L. und seinen Vorstädten an. Vielfach war L. der Ort von diplomatischen Unterhandlungen. So ward 18. Juni 1718 hier die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, dem Kaiser u. Holland abgeschlossen, 16. Jan. 1756 ein Defensivbündnis zwischen England und Preußen gegen Österreich u. Frankreich etc. Besonders wichtig sind die Londoner Konferenzen, welche 1829 und 1832 über das Schicksal Griechenlands, 1830—31 und 1839 über das Belgiens entschieden; ferner der Kongreß von 1850, der durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai die dänische Thronfolge und die schleswig-holsteinische Sache ordnete. 1863 fanden abermals Konferenzen über die Neubesetzung des griechischen Throns, vom April bis Juni 1864 zur Schlichtung des deutsch-dänischen Streits, endlich 1871 über die Revision des Pariser Friedens von 1856 statt. Am 20. Aug. 1846 wurde in L. die große Evangelische Allianz (s. d.) gestiftet. Vom Mai bis Oktober 1851 fand hier eine große Industrieausstellung aller Nationen statt. Am 1. Mai 1862 ward in L. die zweite Weltindustrieausstellung eröffnet. Vgl. Allen, History and antiquities of L. (Lond. 1829, 4 Bde.); Norton, History, constitution etc. of the city of L. (3. Aufl. 1869); Arundel, Historical reminiscences of the city of L. (1869); Thornbury, Old and new L., a narrative of its history (1873—74, 2 Bde.); Jesse, L., its celebrated characters and remarkable places (1871, 3 Bde.); Doran, L. in the Jacobite times (1877, 2 Bde.); Walford, Greater L., a narrative of its history (1883—84, 2 Bde.); Loftie, History of L. (2. Aufl. 1884, 2 Bde.) und dessen kürzere Geschichte Londons (1886); Wheatley, L. past and present (1891, 3 Bde.); Loftie, Round about L. (6. Aufl. 1893); Sharpe, L. and the Kingdom (1894, 3 Bde.); Hare, Walks in L. (6. Aufl. 1894, 2 Bde.); Becker, Scientific L. (1876); Firth, Municipal L. (1876); Besant, L. (1894); Pascoe, L. of to-day (11. Aufl. 1895); Massingham, The L. daily press (1892); Kemmann, Der Verkehr Londons (Berl. 1892); Hutton, Literary landmarks of L. (8. Aufl. 1892); Baumann, Londinismen (Wörterbuch der Londoner Volkssprache, Berl. 1887); Dickens, Dictionary of L. (jährlich); Reisehandbuch von Bädeker.

London, 1) Stadt in der kanadischen Provinz Ontario, an der Thames und der Great Western-Bahn, Sitz der Western University, einer anglikanischen Divinity School, des presbyterianischen Knox College und von 3 Lateinschulen, hat Maschinenbau, Petroleumraffinerie, Mühlen, lebhaften Handel und (1891) 31,977 Einw. Der Handel ist ansehnlich; 1893 betrug die Einfuhr 2,741,962, die Ausfuhr 710,617, das steuerpflichtige Einkommen 14,979,545, die städtische Schuld 1,845,532 Doll. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Madison im nordamerikanischen Staat Ohio, Bahnknotenpunkt, hat Viehhandel und (1890) 3313 Einw.

London-clay (engl., spr. -klē, Londonthon), alttertiäre Thone im Londoner Becken, s. Tertiärformation.



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel » London «.

Londonderry (spr. londĕndérrĭ, früher Derry, »Eichenwald«), Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, breitet sich zwischen Lough Foyle und dem Fluß Bann aus und hat einen Flächengehalt von 2114 qkm (38,4 QM.) mit (1891) 152,009 (1871: 173,906) Einw. (wovon 51,9 Proz. protestantisch sind). Der Hügelzug von Carntogher, im White Mountain 541 m hoch, trennt die Grafschaft in zwei Teile und verzweigt sich westlich in das Sperringebirge mit dem Sawel (672 m). Östlich von diesen Hügeln liegt das Flußthal des untern Bann, westlich die Thäler des Roe, des Faughan und des Foyle. Die Ebenen und Thäler, welche etwa zwei Fünftel des Landes einnehmen, sind im ganzen fruchtbar, die Berggegenden meist rauh und wild. Von der Oberfläche sind 35,9 Proz. Ackerland; 37,3 Proz. bestehen aus Weiden, 1,1 Proz. aus Wald und 20,8 Proz. aus Moor und wüsten Strecken. Hauptprodukte sind: Hafer, Kartoffeln, Flachs, Gerste und Weizen. Der Viehstand war 1890: 21,397 Pferde, 105,854 Rinder, 62,551 Schafe und 41,992 Schweine. Eisen findet sich fast überall, hier und da auch Kupfer, Blei und Steinkohlen, alles noch unbenutzt. Die Industrie beschränkt sich auf die Hauptstadt L. und die Städte Coleraine und Limavady.

Londonderry, Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft (s. oben), liegt malerisch am Foyle, der einen guten Hafen bildet, und wird durch eine eiserne Brücke (360 m lang) mit der Vorstadt Waterside verbunden. Auf hohem Hügel inmitten der von bastionierten Wällen umringten Stadt thront die neuerdings restaurierte protestantische Kathedrale. L. hat eine schöne Gerichtshalle, ein Krankenhaus, ein Irrenhaus, ein Seminar der Presbyterianer (Magee College), eine Kunstschule, mehrere höhere Schulen, ein Denkmal von R. A. Fergusson und (1891) 33,200 Einw. Haupterwerbszweige sind: Flachsspinnerei, Gerberei, die Manufaktur von Hemden und Kragen, Brauerei, Brennerei, Eisengießerei, Schiffbau, Fischfang und Handel. Zum Hafen gehören (1894) 28 Seeschiffe von 15,036 Ton. und 599 Fischerboote; 1732 Schiffe (darunter 1668 Küstenfahrer) von 331,159 T. liefen ein. Die Einfuhr vom Ausland betrug 1894: 381,377 Pfd. Sterl., die Ausfuhr nur 504 Pfd. Sterl. L. ist der Sitz des protestantischen und des katholischen Bischofs von Derry sowie eines deutschen Vizekonsuls. — L. wurde 1612 von den zwölf »Companies« der City von London angelegt, denen Jakob I. das umliegende Gebiet schenkte. Denkwürdig ist die 107tägige Verteidigung von 1689 gegen die Streitmacht Jakobs II., verherrlicht durch eine 30 m hohe dorische Säule mit der Bronzestatue des Reverend G. Walker, dessen Denkschrift über die Belagerung 1893 in neuer Ausgabe erschien.

Londonderry, 1) Charles William Vane, Marquis von, früher Sir Charles Stewart, brit. Staatsmann, geb. 18. Mai 1778, gest. 6. März 1854, trat früh in das britische Heer und zeichnete sich unter General Moore als Chef eines Husarenregiments in Spanien aus. Später diente er unter Wellington, schloß 1813 als britischer Bevollmächtigter die Konvention von Reichenbach, folgte dann dem Heere der Verbündeten als Militärkommissar und unterzeichnete 1814 den Frieden von Paris. Mit dem Titel Lord Stewart in den Peersstand erhoben und zum Generalleutnant ernannt, nahm er nach seiner Verheiratung mit Lady Fanny Vane deren Familiennamen an. Nach dem Tode seines Halbbruders (s. Castlereagh) ward er Marquis von L., ging bald darauf als außerordentlicher Gesandter nach Wien, ward aber wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Heilige Allianz zurückgerufen. Während der kurzen Verwaltung Cannings 1827 gehörte er als starrer Tory zur Opposition. Den Whigs machte er sich in der Folge besonders durch die Bekämpfung der Reformbill verhaßt. 1837 wurde er General der Kavallerie. Litterarisch bekannt machte er sich durch seine »History of the war in Spain« (Lond. 1829, neue Ausg. 1879) und »Narrative of the late war in Germany and France« (1833; deutsch, Weimar 1836), beide nicht unparteiisch gehalten. Anziehende Details enthalten seine »Recollections of a tour in the North of Europe« (1838) und die »Steam voyage to Constantinople« (1842). Er gab auch die »Memoirs and correspondence« Castlereaghs heraus (1848—53, 12 Bde.; deutsch, Hamb. 1853—54, 5 Bde.).

2) Charles Stewart Vane Tempest, Marquis von, brit. Staatsmann, geb. 1852 als Sohn des fünften Marquis von L., ward in Eton und Oxford erzogen und 1878 für die Grafschaft Down in das Unterhaus gewählt. 1884 folgte er seinem Vater in der Peerswürde. Unter dem Ministerium Salisbury wurde er im August 1886 zum Vizekönig von Irland ernannt, trat aber schon 1889 zurück.

3) Henry Robert Stewart, Marquis von, s. Castlereagh.

Londoner Becken, Londonthon rc., s. Tertiärformation.

London smoke-Glas, s. Blendgläser.

Londres (spr. longdr'), franz. Name für London; auch eine Sorte kleiner Havanazigarren.

Long, 1) Chaillé, Afrikareisender, geb. 1843 in Baltimore, machte in der Nordarmee den Sezessionskrieg mit und trat 1870 als Oberstleutnant des Generalstabs in die ägyptische Armee. 1874 der Expedition Gordons zugeteilt, wurde er von diesem zum König Mtesa in Uganda gesandt, wobei er den Longsee (Ibrahim Pascha-See), zwischen dem Albertsee und Victoria Nyanza, entdeckte. Nach kurzem Aufenthalt in Chartum durchzog L. 1875 das Barigebiet und erreichte das Gebiet der Makraka-Niam-Niam. Er schrieb: »Central-Africa. Naked truths of naked people« (Lond. 1876); »Egypt, Africa and Africans« (1878) und »Three prophets: Chinese Gordon, Mohammed-Ahmed, Arabi Pasha« (1884).

2) Nordpolarreisender, s. Delong.

Longa (⟗), die zweitgrößte Note der Mensuralmusik, = $^1/_2$ oder $^1/_3$ Maxima (s. Mensuralnotenschrift).

Longanbaum, s. Nephelium.

Longävität (lat.), lange Lebensdauer.

Long-barrows (»Langhügel«), s. Gräber, prähistorische.

Long Branch (spr. bränn'sch), Stadt in der Grafschaft Monmouth des nordamerikan. Staates New Jersey, am Atlantischen Ozean, ein besonders von der Geldaristokratie bevorzugter Badeort (50,000 Sommergäste) mit (1890) 7231 Einw. Dabei Monmouth Park, einer der vornehmsten amerikanischen Rennplätze mit einer Tribüne für 10,000 Personen.

Longchamp (Longchamps, spr. -schäng), ehemals Nonnenkloster, westlich von Paris, zwischen dem Boulogner Gehölz und der Seine, von Isabella, Schwester Ludwigs IX., 1260 gestiftet, war im 17. und 18. Jahrh. berühmt durch die dort in der Karwoche veranstalteten Kirchenkonzerte, welche die vornehme Welt von Paris herbeizogen und die Veranlassung zu den Promenaden und Fahrten von L. boten. Gegenwärtig befindet sich in der Ebene von L. das Hippodrome de

L., auf welchem die großen Pferderennen, insbes. um den großen Pariser Preis abgehalten werden. Hier ließ Kaiser Wilhelm I. am 1. März 1871 die zum Einmarsch in Paris bestimmten Truppen (ca. 30,000 Mann) Revue passieren.

Longe (franz., spr. longsch', lat. Corda), Laufleine, an der man Pferde führt oder behufs Dressur im Kreis herumlaufen (longieren) läßt, um ihnen die richtige Haltung von Hals, Kopf und den Nachschub beizubringen. — In der Kochkunstsprache heißt L. (L. de veau) der Teil des Kalbsrückens, unter dem sich die Niere befindet.

Long Eaton (spr. -īt'n), aufblühende Stadt in Derbyshire (England), 11 km südöstlich von Derby, mit (1891) 9636 Einw.

Longemer (spr. longsch'mär), See von, s. Gérardmer.

Longerich, früher Landgemeinde, seit 1888 mit Köln vereinigt.

Longfellow (spr. -féllo), Henry Wadsworth, nordamerikan. Dichter, geb. 27. Febr. 1807 in Portland (Maine), gest. 24. März 1882 in Cambridge, studierte auf dem Bowdoin College und wurde 1826 zum Professor der neuern Sprachen an jenem Institut ernannt. Um sich für diese Stelle vorzubereiten, brachte er einige Jahre in Europa mit Studien zu. 1835 wurde er zum Nachfolger Ticknors (s. d.) am Harvard College ernannt; doch legte er 1854 seine Professur nieder, um sich von nun an ausschließlich litterarischer Beschäftigung zu widmen. Sein erstes Bändchen erschien 1833 und enthielt eine Übersetzung der spanischen, unter dem Namen: »Coplas de Manrique« bekannten Ode nebst einem Aufsatz über die religiöse und moralische Poesie der Spanier. 1835 folgte das Skizzenbuch »Outremer, a pilgrimage beyond the sea«, eine Frucht seiner europäischen Reisen und Studien; 1839 »Hyperion« (deutsch von Ad. Böttger, Leipz. 1856), ein auf deutschem Boden spielender Reiseroman, reich an geistvollen Bemerkungen über Kunst, Litteratur und Geschichte. In demselben Jahr veröffentlichte L. noch: »Voices of the night«, eine Gedichtsammlung, in welche auch sein berühmtes Gedicht »A psalm of life« und eine große Anzahl Übersetzungen aus dem Spanischen, Deutschen, Italienischen, Französischen 2c. aufgenommen waren. Die genannten Dichtungen machten den Namen des Verfassers in Amerika und Europa bekannt. Weiter erschienen von ihm: »Ballads, and other poems« (1841; deutsch von Nielo, Münster 1857); »Poems on slavery« (1842); das Schauspiel »The Spanish student« (1842; deutsch von K. Böttger, Dessau 1854, von Häfeli, Leipz. 1873); »The poets and poetry of Europe« (1845), die hauptsächlichsten Erzeugnisse der europäischen Dichtkunst in fremden und eignen Übersetzungen nebst biographischen und litterarhistorischen Einleitungen; »The belfry of Bruges, and other poems« (1846); »Evangeline«, ein kanadisches Idyll (1847; vielfach übersetzt, z. B. von Nicklas, 2. Aufl., Karlsr. 1872; von Knortz, Leipz. 1872; von Siller, Milwaukee 1879); »Kavanagh«, eine das Leben in Neuengland beschreibende Novelle (1849; deutsch, Leipz. 1851); »Seaside and fireside« (1849); »The golden legend«, eine dramatisierte Wiedergabe des »Armen Heinrich« von Hartmann von Aue (1851; deutsch von Keck, Leipz. 1860; von E. v. Hohenhausen, 2. Aufl., das. 1882); die episch-idyllische Dichtung »The song of Hiawatha«, ein auf den Schoolcraftschen Indianersagen beruhendes Werk, das in einem Jahr 30 Auflagen erlebte (1855; deutsch von Ad. Böttger, Leipz. 1856; von Freiligrath, Stuttg. 1857; von Knortz, Jena 1872; v. Reuleaux, Stuttg. 1894). Ferner sind zu erwähnen: »The courtship of Miles Standish«, eine in Hexametern gehaltene Erzählung aus der amerikanischen Puritanerzeit (1858; deutsch von Knortz, Leipz. 1874, u. a.); »Tales of a wayside inn« (1863; deutsch von Schuchardt, Hamb. 1879); »Flower de Luce, and other poems« (1866); endlich die »New England tragedies« (1869) und »Divine tragedy«, eine poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi (1871). Die beiden letztgenannten dramatischen Werke bilden mit der »Golden legend« in gewisser Hinsicht eine Trilogie und erschienen auch 1873 in einem Band unter dem Titel: »Christus: a mystery«. Die letzten Veröffentlichungen des unermüdlichen Dichters waren: eine Übersetzung der »Göttlichen Komödie« von Dante (1867); »Three books of song« (1872); »Aftermath« (1873); »The masque of Pandora« (1875; deutsch von Schuchardt, Hamb. 1878); »Keramos« (1878); »Ultima Thule« (1880) und das posthume dramatische Gedicht »Michel Angelo« (Boston 1882). Sein großes Sammelwerk »The poems of places« füllt 31 Bände. L. gilt bei seinen Landsleuten wie in Europa, das er auch später noch wiederholt besucht hat (zuletzt 1869), neben Bryant für den hervorragendsten Vertreter der amerikanischen Poesie und ist durch zahlreiche seiner Dichtungen zugleich ein mächtiger Kulturvermittler zwischen der Alten und Neuen Welt geworden. Er ist ein eigentlicher Kunstdichter von feinem Sinn für schöne Form, während Liebe zur Natur und ethisch-religiöser Sinn den Grundton seiner Poesie bilden. Gesammelt erschienen seine »Poetical works« in 15 Bänden (Lond. 1894). Von deutschen Übersetzungen sind noch zu erwähnen: »Sämtliche poetische Werke« von H. Simon (Leipz. 1883, 2 Bde.) und »Gedichte« von Neidhardt (Darmst. 1856), K. Böttger (2. Aufl., Dresd. 1871) und von Laun (Oldenb. 1879). Vgl. Baumgartner, Longfellows Dichtungen (2. Aufl., Freiburg 1887); Knortz, L., eine litterarhistorische Studie (Hamb. 1879); die Biographien von Roosevelt (New York 1882), Underwood (Boston 1882), Austin (2. Aufl., das. 1887), Kennedy (das. 1884); Sam. Longfellow, Life of H. W. L., extracts from his journals and correspondence« (Boston 1886, 2 Bde.); Derselbe, Final memoirs of H. W. L. (das. 1887).

Longford, Binnengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, 1090 qkm (19,8 QM.) groß mit (1891) 52,647 (1861: 71,592) Einw., liegt fast ganz im Becken des Shannon, der die Westgrenze bildet und hier die Flüsse Camlin und Inny empfängt. Der den Liffey mit dem Shannon verbindende Royal Canal durchzieht die Grafschaft. Im nördlichen Teile liegt der Lough Gowna, der in den Erne abfließt. Carn Clonhugh, auf der Wasserscheide, hat eine Höhe von 278 m. Von der Oberfläche nehmen die Äcker 25,5 Proz., die Weiden 52,6 Proz., die Waldungen 1,5 Proz. und die Torfmoore und Wüsteneien 15,2 Proz. ein. Die Viehzucht ist ansehnlich. Man zählte 1891: 7981 Pferde, 57,561 Rinder, 31,355 Schafe und 24,884 Schweine. Fabriken gibt es nicht.

Longford, Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft (s. oben), am Camlin und einem Zweige des Royal Canal, ist Sitz des katholischen Bischofs von Ardagh, hat ein katholisches College, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, Krankenhaus, Handel mit Landesprodukten und (1891) 3827 Einw.

Longford Castle (spr. -kaßl), Schloß des Earl von

Radnor in Wiltshire (England), 5 km von Salisbury, 1561 erbaut, mit berühmter Gemäldesammlung (besonders Holbein, van Dyck, Rubens ꝛc.).

Longhand (engl., spr. lóng-händ), »Langhand«, bezeichnet im Englischen die gewöhnliche Schreibschrift gegenüber der Kurzhand (Shorthand, s. d.), d. h. Kurzschrift oder Stenographie.

Longhena, Baldassare, ital. Architekt, geb. um 1604 in Venedig, gest. daselbst 18. Febr. 1682, bildete sich nach Palladio und Scamozzi und erbaute von 1631—56 die Kirche Santa Maria della Salute, in der sich monumentale und malerische Wirkung glücklich vereinigt. 1640 vollendete er die von Scamozzi begonnenen Procurazie nuove. Von seinen spätern, meist in einem stark überladenen Barockstil gehaltenen Schöpfungen sind zu nennen: die Fassade von Santa Giustina (1640), das Collegio Greco (1648), die Kapelle Vendramin in San Pietro di Castello, die Kirche Santa Maria ai Scalzi (1646), die Fassade von San Salvador (1663), das Seminario patriarcale (1670), die Paläste Battaglia (Belloni), Lezze, Pesaro (1679, Hauptwerk), Rezzonigo und das Ospedaletto (1674).

Longhi, Giuseppe, ital. Kupferstecher, geb. 13. Okt. 1766 in Monza, gest. 2. Jan. 1831 in Mailand, besuchte die Schule des Florentiners Vincenzo Vangelisti zu Mailand, wo er sich zugleich der Malerei widmete, ging später nach Rom, wo er sich an R. Morghen anschloß, u. ward zuerst durch seinen Stich von Bonapartes Bildnis nach dem Gemälde von Gros bekannt. 1798 ward er Professor an der Brera zu Mailand. Seine elegante Zeichnung wurde ebensosehr den Meisterwerken italienischer Klassiker gerecht wie sein malerisches Gefühl den Gemälden eines Rembrandt. Seine Hauptblätter sind: der Genius der Musik nach G. Reni, die Madonna del Dante nach Parmeggianino, Galatea auf der Muschel nach Albani, die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten nach Procaccini, Sposalizio, eine heilige Familie, die Vision des Hesekiel und die Madonna del Velo nach Raffael (letztere 1834 von Toschi vollendet), Magdalena nach Correggio, der Philosoph nach Rembrandt (für das Musée-Français), Enrico Dandolo nach Matteini, die Enthauptung Johannis des Täufers nach Honthorst. In seiner letzten Zeit beschäftigte ihn auch der Stich des Jüngsten Gerichts von Michelangelo. Von seinen Schülern sind die hervorragendern: P. Anderloni, Bisi, Garavaglia, Felsing, Krüger, Gruner, Steinla. Er schrieb ein Leben Michelangelos (1816) und eine »Teoria di calcografia« (Mail. 1830; deutsch von Barth, Hildburgh. 1837, 2 Bde.). Vgl. Sacchi, Biografia di G. L. (Mail. 1831).

Longicornia, s. Bockkäfer.

Longieren (franz., spr. longschi-), s. Longe.

Longiman (lat.), langhändig; Longimanus, Langhand, Beiname des Perserkönigs Artaxerxes I.

Longimetrie (lat.-griech.), Teil der Geometrie, welcher sich mit Punktsystemen aus einer geraden Linie beschäftigt.

Longinos, Kassios, neuplaton. Philosoph, Rhetor und Grammatiker aus Athen, um 213—273 n. Chr., lehrte in Athen, bis ihn die Königin Zenobia von Palmyra als Ratgeber zu sich berief; weil er sie in ihrem Widerstand gegen Rom bestärkt hatte, ließ ihn Kaiser Aurelianus enthaupten. Er war ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, daher ihn sein Biograph Eunapios eine lebendige Bibliothek und ein wandelndes Museum nannte. Von seinem umfänglichen Werke »Philologische Unterhaltungen« erhielt er den Ehrennamen Philologos. Von seinen Schriften sind nur Prolegomena zu dem Metriker Hephästion und das Bruchstück einer Rhetorik erhalten. Ihm oder einem Dionysios schreibt die Überlieferung fälschlich das vielmehr schon aus dem 1. Jahrh. n. Chr. stammende wertvolle Schriftchen »Vom Erhabenen« zu, welches zuerst das Wesen des Erhabenen feststellt und dann Quellen und Mittel des erhabenen Stils nachweist (hrsg. von Toup, Oxford 1778, 1806; Weiske, Leipz. 1809; Spengel in den »Rhetores graeci«, Bd. 1; O. Jahn, 2. Aufl. von Vahlen, Bonn 1887). Vgl. Ruhnken, Dissertatio de vita et scriptis Longini (Leiden 1776).

Longinsel, Insel an der Küste von Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), von dem es durch die Witiazstraße getrennt wird, in drei vulkanischen Kegeln bis 1300 m aufragend, 600 qkm groß, noch wenig bekannt.

Longinus, Johannes, s. Dlugosz.

Longipennes (Langflügler), s. Schwimmvögel.

Long Island (spr. ailänd), 1) die größte Insel der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zum Staat New York gehörig, erstreckt sich längs der Küste der Staaten New York und Connecticut und von diesen durch den East River und den Long Island Sund (s. unten), von Staten Island durch die Narrows getrennt, von der Mündung des Hudson über die Mündung des Connecticut River hinaus, 192 km lang, bis 32 km breit und 3780 qkm (68,6 QM.) groß, mit (1890) 1,029,097 Einw. Die Insel wird von niedrigen Hügeln durchzogen, der sandigen Südküste ist eine Sandbank, von schmalen Einfahrten durchbrochen, vorgelagert und enthält außer den Städten Brooklyn und Long Island City noch zahlreiche, sämtlich durch Eisenbahnen miteinander verbundene Ortschaften, an der Südküste die vielbesuchten Seebäder Coney Island, West-Brighton, Brighton Beach, Manhattan Beach, Rockaway Beach, Long Beach; auf Fire Island steht ein Leuchtturm. Der Long Island Sund, zwischen L. und New York und Connecticut, ist ein 176 km langes, zwischen 5 und 48 km breites Wasserbecken, das mit dem Atlantischen Ozean an der Ostseite durch eine Race genannte schmale Einfahrt, an der Südwestseite durch den East River, die New York-Bai und die Narrows verbunden ist. Er nimmt vom Festland her die Flüsse Housatonic, Connecticut und Thames auf und hat einen lebhaften Dampferverkehr. Seine Ufer sind durch zahlreiche Leuchttürme gut beleuchtet. — 2) (Juma) eine der britisch-westind. Bahamainseln, langgestreckt, bis 46 m hoch, bewaldet, 451 qkm (8,2 QM.) groß mit (1881) 2573 Bewohnern. Schwämme, Schildkröten und Fische sowie etwas Baumwolle werden ausgeführt. L. ist wahrscheinlich die Insel Fernandina des Columbus. — 3) Die äußere oder westliche Gruppe der Hebriden (s. d.).

Long Island City (spr. ailänd ßitti), Stadt in der Grafschaft Queens des nordamerikan. Staates New York, auf Long Island, am East River, New York gegenüber, von Brooklyn durch Newton Creek getrennt, Ausgangspunkt der nach allen Punkten Long Islands gehenden Bahnen, hat viele hübsche Wohnhäuser, Gärtnereien u. (1890) 30,506 (1880 erst 17,129) Einw., darunter 11,188 im Ausland (4155 in Deutschland) Geborne. Am 1. Jan. 1895 zählte es bereits 50,000. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1895: 17 Mill., die städtische Schuld 2,767,000 Doll. Die Stadt ist als ein Vorort von New York anzusehen.

Longitudinalschermaschine, Längsschermaschine, s. Appretur, Tafel I.

Longitūdo (lat.), Länge, namentlich geographische und astronomische; **longitudinal**, der Länge nach, sie betreffend.

Longjumeau (spr. -schümō), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Corbeil, an der Yvette und der äußern Pariser Gürtelbahn (Grande Ceinture), hat eine Kirche (teilweise aus dem 13. Jahrh.), ein neues Schloß, Fabrikation von Mühlsteinen, Gerberei, Viehhandel und (1891) 2347 Einw. — Hier 23. März 1568 Friedensschluß zwischen den Hugenotten und den Katholiken.

Longleat (spr. -līt), Schloß des Marquis von Bath in Wiltshire (England), 4 km westlich von Warminster, 1567—78 im italienischen und Tudorstil erbaut, mit Gemäldesammlung, Bibliothek und großem Park.

Long Melford (spr. -mĕllförd), Stadt in der engl. Grafschaft West-Suffolk, mit schöner gotischer Kirche (15. Jahrh.), Eisengießerei, Viehmärkten und (1891) 3253 Einw. Dabei mehrere Herrensitze im Tudorstil.

Longnon (spr. lonjóng), **Auguste**, französischer Historiker und Philolog, geb. 18. Okt. 1844 in Paris, war anfangs Schuhmacher, arbeitete sich aber durch große Begabung und eisernen Fleiß zu einem angesehenen Gelehrten empor, wurde 1871 Archivar und 1892 Professor der Geschichte am Collège de France. Seine Hauptwerke sind: »Géographie de la Gaule au VI. siècle« (1878), »Atlas historique de la France« (1884—89) und die Ausgaben des Raoul de Cambrai (mit Paul Meyer, 1882), des »Polyptyque des Abtes Irminon von St.-Germain-des-Prés« (1886) und der »Œuvres complètes« von François Villon (mit Biographie, 1892).

Longobarden, s. Langobarden.

Longos, griech. Erotiker, vielleicht im 3. Jahrh. n. Chr., ist Verfasser eines Schäferromans von Daphnis und Chloe in vier Büchern (gewöhnlich »Pastoralia« genannt), der wegen der Vortrefflichkeit der Schilderungen, namentlich ländlichen Lebens, der Innigkeit und Naivität der Darstellung und der Reinheit und Schlichtheit der Sprache für den gelungensten des Altertums gilt und Vorbild der neuern Hirtenromane geworden ist. Herausgegeben von Seiler (Leipz. 1835), in den »Erotici graeci« von Hirschig (Par. 1856) und Hercher (Bd. 1, Leipz. 1858); übersetzungen von Passow (neue Ausg., Stuttg. 1883) und Fr. Jacobs (das. 1832).

Long Primer (engl., spr. praimer), s. Schriftarten.

Longridge (spr. -ridsch), Stadt in Lancashire (England), 10 km nordöstl. von Preston, mit Steinbrüchen, Nagelschmieden, Baumwollmanufaktur u. (1891) 4101 Einw. Hier liegen die Reservoirs für die Wasserversorgung von Preston.

Longships Rocks, s. Landsend.

Long Sutton (spr. ßött'n), Stadt in der engl. Grafschaft Holland (Lincolnshire), mit Brauereien, Getreidemühlen und (1891) 2439 Einw.

Long-tom (engl.), Apparat zur Goldwäsche, s. Gold, S. 714.

Longton, Stadt in Staffordshire (England), südöstlich von Stoke, mit Porzellanfabriken, Töpfereien, Kohlen- und Eisengruben und (1891) 34,327 Einw. L. ist 1884 durch Einverleibung der Orte **Dresden**, **East Vale** und **Florence** erweitert worden.

Longué (spr. longgé), Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrond. Baugé, am Lathan (Zufluß des Authion) u. an der Orléansbahn, hat zwei mittelalterliche Schlösser, eine moderne Kirche und (1891) 1998 (als Gemeinde 4362) Einw.

Longuette (franz., spr. longgétt'), lange u. schmale Kompresse (s. d.).

Longueville (spr. longg'wil'), Flecken im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Dieppe, an der Scie u. der Westbahn, hat Ruinen eines Schlosses, das ehemals im Besitze Dunois', des Bastards von Orléans, dann des Grafen-, spätern Herzogsgeschlechts von L. (s. den folg. Art.) war, eine Kirche aus dem 11. u. 16. Jahrh., Baumwollspinnerei und (1891) 572 Einw.

Longueville (spr. longg'wil'), franz. Adelsgeschlecht, welches seinen Ursprung von einem Sohn Dunois', des Bastards von Orléans, ableitete, der zum Grafen von L. erhoben wurde und 1491 als Gouverneur der Normandie starb. Seine Nachkommen erlangten für ihre Auszeichnungen im Kriegsdienst 1505 den Herzogstitel und 1571 den von Prinzen von Geblüt. Unter diesen ist der bekannteste **Henri, Herzog von L.**, Fürst von Neuchâtel und Valengin ꝛc., geb. 1595, gest. 1663, französischer Gesandter in Münster 1645—48, dann Gouverneur der Normandie, welche er in den Unruhen der Fronde zum Aufstand aufzureizen versuchte. Er wurde 18. Jan. 1650 mit den Prinzen von Condé und Conti verhaftet und zog sich nach seiner Freilassung auf seine Güter zurück. Seine Gemahlin **Anne Geneviève von Bourbon-Condé**, aus einer Seitenlinie des Hauses Bourbon, Tochter des Prinzen Heinrich II. von Condé, Schwester des großen Condé, geb. 1619 im Schloß von Vincennes, wo ihr Vater gefangen saß, gest. 15. April 1679, war die Seele der Fronde, bemächtigte sich des Stadthauses und leitete von da aus den Aufstand in Paris. Nach der Verhaftung ihres Gemahls und ihrer Brüder verführte sie Turenne zum Abfall vom Hofe. Sie leitete die Verteidigung von Bordeaux, zog sich aber nach Niederwerfung der Fronde in das Kloster Port-Royal-des-Champs zurück u. beteiligte sich an der religiösen Bewegung des Jansenismus mit großem Eifer. Sie war geistvoll und schön und übte auf ihre Umgebung einen bestrickenden Einfluß aus. Vgl. **Cousin**, Madame de L. (2. Aufl., Par. 1859, 2 Bde.).

Longuliten, mikroskopisch kleine, spitzkonische bis cylindrische Mineralkörper, die sich zuweilen in glasigen Gesteinen vorfinden; s. Kristalliten.

Longuyon (spr. longgüjóng), Stadt im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrond. Briey, an der Chiers, welche hier die Crusne aufnimmt, Knotenpunkt der Ostbahn, hat eine alte Kirche, ein Eisenwerk, Dampfsäge, Bierbrauerei und (1891) 2331 Einw.

Longview (spr. -wjū), Hauptstadt der Grafschaft Gregg im nordamerikan. Staat Texas, Bahnknotenpunkt, hat über 40 Sägemühlen u. (1890) 2034 Einw.

Longwood (spr. lóng-wudd), Meierei auf der Insel St. Helena, bekannt als letzter Aufenthaltsort Napoleons I., von 1815—21, ward 1858 von der englischen Regierung Napoleon III. zum Geschenk gemacht.

Longwy, Stadt und Festung im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrond. Briey, rechts an der Chiers, nahe der belgischen Grenze, Knotenpunkt der Ostbahn, besteht aus der untern und der 1680 von Vauban befestigten obern Stadt (378 m ü. M.), hat eine Kirche (von 1690) mit hohem Turm, ein Stadthaus (1730), ein Militärspital, bedeutenden Eisenbergbau, Eisenhüttenwerke, Fabrikation von Thonwaren, Gold- u. Juwelierarbeiten, Bierbrauerei und (1891) 6448 Einw. — L., früher der Hauptort einer Grafschaft, dann zu Lothringen gehörig, fiel 1678 im Nimwegener Frieden an Frankreich, ward 23. Aug. 1792 durch Kapitulation von den Preußen eingenom-

men, aber schon 23. Okt. wieder geräumt. Am 11. Sept. 1815 erzwangen die Preußen abermals die Kapitulation des Platzes. Im Kriege 1870/71 ward L. in den letzten Tagen des Novembers 1870 zerniert und vom 16. Jan. 1871 an beschossen. Durch ihre hohe Lage und starke Felsenbefestigung begünstigt, hielt die Festung das Bombardement bis 25. Jan. aus; dann aber erfolgte die Kapitulation, welche 200 Geschütze und eine Besatzung von 4000 Mann in deutsche Hände lieferte. L. ist Geburtsort des Generals Franz Freiherrn v. Mercy. Vgl. Bégin, Essai de l'histoire de L. (Par. 1829); Wolf, Die Belagerung von L. im J. 1870 (Berl. 1875).

Lonicēra *L.* (Lonicere), Gattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, aufrechte oder windende Sträucher mit stets gegenständigen Blättern, verschiedenen, aber stets der Anlage nach cymösen Blütenständen, einer Blumenkrone mit meist verlängerter Röhre und gewöhnlich zweilippigem Saum und mit meist armsamigen Beeren. Über 100 Arten, fast in allen Gebieten der nördlichen Halbkugel, am zahlreichsten im östlichen Asien und im Gebiet des Himalaja. I. Caprifolium *DC.* (Geißblatt), kletternde Sträucher, obere Blattpaare der blühenden Zweige meist paarweise verwachsen, Blüten in köpfenartig angeordneten Wirteln oder Büscheln mit langer Blumenkronenröhre und roten oder orangefarbenen, stets getrennten Beeren. 20 Arten, meist im wärmern Europa und Nordamerika. L. Periclymenum *L.* (nördliches Geißblatt, Geißrebe, deutscher Jelängerjelieber), ein Schlingstrauch in Mittel- und Südeuropa, dem Kaukasus und Nordafrika, mit überall voneinander getrennten Blattpaaren, dicht gedrängt aufeinander folgenden, wohlriechenden Blütenquirlen, meist außen roten, innen gelben Blüten und roten Beeren, ist in Blattform und Blütenfarbe sehr veränderlich und wird in Gärten zu Lauben etc. benutzt. L. Caprifolium *L.* (südliches Geißblatt), in Italien, Österreich, der Türkei und dem Kaukasus, mit abfallenden, auf der Unterseite meist blaugrünen Blättern, deren obere Paare zusammengewachsen sind, sitzenden Blütenquirlen im Winkel der obersten Blattpaare, sehr wohlriechenden, in der Farbe mit der Zeit wechselnden, 5 cm langen Blüten und roten Beeren, bildet 5 m lange und sich leicht verästelnde Stengel, welche Lauben etc. schnell bedecken. L sempervirens *L.*, mit glänzend dunkelgrünen Blättern, prachtvoll scharlachroten Blüten, sehr langer Blütenröhre und fast aktinomorphem Saum, in Nordamerika, wird ebenfalls häufig kultiviert. L. brachypoda *DC.*, in Japan, wird besonders in der Abart mit goldgelb geaderten Blättern zum Beziehen kleiner Beete und Gitter, auch als Ampelpflanze kultiviert. — II. Xylosteon *DC.* (Heckenkirsche), aufrechte Sträucher mit stets freien Blättern, gepaart stehenden Blüten in den Blattwinkeln, kurzer Blumenkronenröhre und meist mehr oder weniger verwachsenen, verschiedenfarbigen Beeren. Über 70 Arten, meist in Ostindien und China. L. Xylosteum *L.* (Hecken-, Ahl-, Hundskirsche, Bein-, Knochenholz, Seelenholz), in Europa, bis zum Kaukasus und Sibirien, ist ein 1,25—2,5 m hoher Strauch mit eirundlichen, behaarten, besonders auf der Unterfläche graugrünen Blättern, weißen, später sich gelb färbenden Blüten und roten Beeren. Er wird als Zierstrauch kultiviert. Das sehr harte Holz wird als Wertholz benutzt. Einer unsrer schönsten Blütensträucher ist L. tatarica *L.*, im mittlern und südlichen Rußland und in Sibirien, ein 2,5—3 m hoher, kräftiger, buschiger Strauch mit unbehaarten, hellgrünen Blättern, schönen roten Blüten und roten Beeren. Er wird in mehreren Varietäten kultiviert und ist vielfach halb verwildert. Auch L. nigra *L.*, mit rötlichweißen Blüten und schwarzen Beeren, von den Pyrenäen durch die Gebirge Mitteleuropas, durch Rußland und Nordasien verbreitet, L. alpigena *L.*, mit purpurnen Blüten und roten Beeren, in den Gebirgen Mitteleuropas, und andre Arten werden als Ziersträucher kultiviert. Die Anpflanzung der Loniceren in der Nähe von Obstgärten ist nicht ratsam, weil in ihren Früchten die Larve der Kirschfliege lebt.

Lonicereen (Lonicereae), Untergruppe der Kaprifoliaceen, durch vielsamige Fruchtknotenfächer von den Familienverwandten verschieden.

Lonigo, Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Vicenza, an der Guà (Agno), der Eisenbahn Verona-Venedig und der Dampfstraßenbahn Cologna-Verona, hat zwei mittelalterliche Türme, eine neue romanische Kirche, einen von Palladio erbauten Palast, Seidenfilanden, Gerberei und (1881) 4054 (als Gemeinde 9880) Einw.

Löning, 1) Edgar, Staats- und Kirchenrechtslehrer, geb. 14. Juni 1843 in Paris, besuchte das Gymnasium in Frankfurt a. M., studierte in Bonn, Heidelberg und Leipzig, habilitierte sich 1869 in Heidelberg, war seit 1870 als Beamter im Elsaß, seit 1872 als außerordentlicher Professor in Straßburg thätig, ging 1877 als ordentlicher Professor der Rechte nach Dorpat, 1883 nach Rostock, 1886 nach Halle. Er schrieb: »Die Verwaltung des Generalgouvernements im Elsaß« (Straßb. 1874); »Geschichte des deutschen Kirchenrechts« (das. 1878, 2 Bde.); »Die Haftung des Staates aus rechtswidrigen Handlungen seiner Beamten« (Frankf. a. M. 1879); »Die Befreiung des Bauernstandes in Deutschland und Livland« (Riga 1880); »Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts« (Leipz. 1884); »Die Gemeindeverfassung des Urchristentums« (Halle 1888). Mit Conrad, Elster und Lexis gab er das »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« heraus (Jena 1890—94, 6 Bde.), auch ist er Mitherausgeber der »Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik« und besorgte die 6. Auflage von Bluntschlis »Allgemeinem Staatsrecht« und »Allgemeiner Staatslehre« (Stuttg. 1885 u. 1886).

2) Richard, Rechtsgelehrter, Bruder des vorigen, geb. 17. Aug. 1848 in Frankfurt a. M., studierte die Rechtswissenschaft in Heidelberg und Berlin, habilitierte sich, nachdem er den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatte und dann bis 1874 als Referendar in seiner Vaterstadt und in Bonn thätig gewesen war, 1875 an der Universität Heidelberg, wurde 1878 daselbst außerordentlicher und 1882 ordentlicher Professor in Jena. Er schrieb: »Quid statuendum sit de eo, qui condemnatus in crimen reciderit?« (Teil 1, Berl. 1869); »Der Vertragsbruch im deutschen Recht« (Straßb. 1876); »Der Reinigungseid bei Ungerichtsklagen im deutschen Mittelalter« (Heidelb. 1880); »Die Widerklage im Reichszivilprozeß« (Berl. 1881); »Grundriß zu Vorlesungen über deutsches Strafrecht« (Frankf. 1885); »Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redakteurs« (Jena 1889); »Die Hamlet-Tragödie Shakespeares« (Stuttg. 1893).

Löningen, Flecken im Großherzogtum Oldenburg, an der Alten Hase und der Linie Essen-L. der Oldenburgischen Eisenbahn, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Lohgerberei, Molkerei und (1890) 1486 Einw.

Lonja, linker Nebenfluß der Save in Kroatien-Slawonien, entspringt zwischen den Bergzügen der Ivančica und des Kalnik, fließt dann in südöstlicher Richtung und mündet, nachdem er die Česma und Illova aufgenommen, an der Grenze des Komitats Požega in die Save.

Lonnecker, Dorf, s. Ensichede.

Lönnrot, Elias, finn. Sprachforscher u. Sammler von Volksgesängen, geb. 9. April 1802 zu Sammatti in Nyland, gest. daselbst 19. März 1884, widmete sich zuerst medizinischen Studien u. wurde 1833 Kreisphysikus in Kajana; nach dem Tode Castréns wurde er 1853 als Professor der finnischen Sprache an die Universität Helsingfors berufen, von welcher Stellung er 1862 zurücktrat. Von früher Jugend an hatte L. seine Aufmerksamkeit auf die durch mündliche Tradition fortgepflanzten finnischen Volksdichtungen gewandt u. als Sammler dieser für die Sprachforschung wichtigen Gesänge mehrere Jahre hindurch Wanderungen durch ganz Finnland sowie in den angrenzenden Teilen von Lappland, Rußland und den Ostseeprovinzen unternommen. Die erste Frucht dieser Forschungen war eine Sammlung älterer und neuerer finnischer Volksgesänge: »Kantele« (1829—31, 4 Hefte), worauf 1835 das große epische Gedicht »Kalewala« (s. d.) folgte. Die lyrischen Volksdichtungen gab er unter dem Titel: »Kanteletar« 1840 heraus, ebenso eine Sammlung von Sprichwörtern (»Sanalaskuja«, Helsingf. 1842) und Rätseln (»Arwoituksia«, das. 1844, 2. stark vermehrte Aufl. 1861). Auch durch andre Arbeiten und als einer der Stifter der Finnischen Litteraturgesellschaft in Helsingfors (1831) hat L. mächtig zur Ausbildung einer gemeinsamen, die verschiedenen Volksdialekte umfassenden finnischen Schriftsprache beigetragen. Sein letztes Werk war das große »Finnisch-schwedische Wörterbuch« (Helsingf. 1866—80, 2 Bde.). Vgl. Ahlqvist, Elias L. (Helsingf. 1885).

Lonquimai, Vulkan auf der Grenze der chilen. Provinzen Cautin, Malloco u. Biobio, unter 38° 18' südl. Br., 2952 m hoch.

Lons-le-Saunier (spr. long-lö-ßönjē), Hauptstadt des franz. Depart. Jura, 250 m ü. M., an der Vallière, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, Sitz eines Gerichts- und Assisenhofs und eines Handelsgerichts, hat zwei Kirchen (aus dem 12.—15. Jahrh.), Denkmäler des Generals Lecourbe und von Rouget de l'Isle, ein Lyceum, Mädchenkollegium, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Bibliothek von 28,000 Bänden, ein Museum, ein Theater, eine Handels- und eine Ackerbaukammer, Solbäder (18°) mit Badeanstalt und Park, Salzgewinnung, Melonenkultur, Schaumweinerzeugung, Bierbrauerei, Gerberei, Schuhwarenfabrikation, Handel mit Vieh, Getreide, Holz, Käse und Wein und (1891) 12,427 Einw. L. ist das galloromische Ledo Salinarius.

Lontar (Lontarzucker), s. Borassus.

Löntsch, Fluß, s. Klön.

Lónyay (spr. lōnjai), Meinhard (Menghért) L., Graf von Nagy-Lónya, ungar. Staatsmann, geb. 6. Jan. 1822 aus einer protest. Adelsfamilie, gest. 3. Nov. 1884, studierte in Pest die Rechte, war seit 1843 Mitglied des Landtags, wo er zur Opposition gehörte, aber Kossuths Schutzzollsystem bekämpfte, und bekleidete 1848 im zweiten ungarischen Ministerium die Stelle eines Unterstaatssekretärs im Finanzministerium. Nach Niederwerfung des Aufstandes 1849 ward er flüchtig, kehrte aber infolge einer Spezialamnestie 1850 nach Ungarn zurück. Hier förderte er die Theißregulierung, organisierte die landwirtschaftlichen Provinzialvereine und war bei Gründung der Kreditinstitute Ungarns eifrig beteiligt; auch für die durch das Patent von 1859 gefährdete Autonomie der protestantischen Kirche trat er energisch in die Schranken. In dem konstitutionellen transleithanischen Ministerium Andrássy vom 17. Febr. 1867 ward er zum Finanzminister, 1870 zum Reichsfinanzminister, im November 1871 zum ungarischen Ministerpräsidenten ernannt, nachdem er im August d. J. in den Grafenstand erhoben worden war. Trotz seiner Gewandtheit als Politiker behauptete er sich aber nicht lange in seiner Stellung, die er bei Staatsanleihen und -Käufen sowie als Verwaltungsrat verschiedener Bahnen in ein schiefes Licht gebracht hatte. Als 18. Nov. 1872 im Reichstag ein Deputierter dieserhalb L. Vorwürfe machte, verweigerte auf Antrieb Andrássys die Deákpartei dem Minister eine Genugthuung, worauf er 2. Dez. seine Entlassung forderte u. erhielt. Er war seit 1871 Präsident der ungarischen Akademie, seit 1875 Mitglied des Oberhauses. Er schrieb in ungarischer Sprache: »Von den öffentlichen Angelegenheiten« (Pest 1846, 2 Bde.); »Vom Staatsvermögen« (Ofen 1869, 2 Bde.); »Über unsre öffentlichen Angelegenheiten« (Pest 1873—75, 2 Bde.; der 2. Bd.: »Die Bankfrage«, übersetzt von Dux, das. 1876); »Graf Stefan Széchényi« (deutsch von demselben, das. 1875).

Lonza, s. Lötschenthal.

Loo, Lustschloß, s. Apeldoorn.

Loo, van, niederländ. Künstlerfamilie, s. Vanloo.

Loocheux (spr. luschö, auch Digothi), nordamerikan. Indianerstamm am untern Mackenzie, zu den Athabasken (s. d.) gehörig.

Looe (spr. lū, East- und West-L.), zwei Küstenstädte in der englischen Grafschaft Cornwall, zu beiden Seiten des Flüßchens L., mit Küstenhandel (Ausfuhr von Zinn, Kupfer und Blei), Pilchardfischerei und (1891) 2430 Einwohnern.

Loof, früheres Getreidemaß der russ. Ostseeprovinzen: in Reval 3 Külmet = 42,373 Lit., in Riga 6 städtische Külmet = 68,87 L. Die Lofstelle Livlands zu 10,000 Quadratellen maß 37,484 und seit 1822: 37,156 Ar, Kurlands zu 15 Quadratketten = 36,577 Ar.

Look-out (engl., spr. luck-aut), Ausguck.

Loom (engl., spr. lūm), der Webstuhl.

Looming (engl., spr. lūming), Kimmung, Luftspiegelung (s. d.).

Loomis (spr. lū-), Elias, Mathematiker und Astronom, geb. 7. Aug. 1811 zu Wellington in Tolland County (Connecticut), gest. 15. Aug. 1889 in New Haven, studierte in New Haven, wurde 1837 Professor der Naturwissenschaft in Hudson (Ohio), 1844 an der Universität zu New York und 1866 am Yale College in New Haven. L. bestimmte 1845—49 die Längenunterschiede zwischen New York und andern Städten mit Hilfe des Telegraphen und ermittelte ebenfalls mit letzterm die Schnelligkeit des elektrischen Stroms. Am wichtigsten sind seine Arbeiten über die Stürme, die Periodizität des Nordlichts, das Verhalten der barometrischen Maxima und Minima und die Niederschläge der Erde. Er schrieb: »Natural philosophy« (1858); »Introduction to practical astronomy« (1855); »Treatise on astronomy« (1865); »Treatise on meteorology« (1868); »Elements of astronomy« (1869) und weitverbreitete Elementarbücher der Mathematik.

Looröl, soviel wie Lorbeeröl, s. Laurus.

Loos, s. Los.

Loos, der zehnte Monat im makedonischen Kalender.

Loos, Stadt im franz. Depart. Nord, Vorort von Lille, an der kanalisierten Deûle und der Nordbahn, hat eine Strafanstalt für Männer (ehemalige, 1140 gegründete Cistercienserabtei), eine Wallfahrtskapelle, eine große Baumwollspinnerei und Zwirnerei, Fabrikation von chemischen Produkten und Ultramarin, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei und (1891) 6808 (als Gemeinde 7924) Einw.

Loos, Daniel Friedrich, Medailleur, geb. 15. Jan. 1735 in Altenburg, gest. 1. Okt. 1819 in Berlin, bildete sich bei dem Hofgraveur Stieler in Altenburg und war sodann Graveur bei den Münzen zu Leipzig und seit 1756 in Magdeburg, von wo er später als Medailleur nach Berlin ging. Seit 1787 war er Mitglied des Senats der Akademie der Künste. Er hat viel zur Hebung der Medailleurkunst beigetragen. — Sein Sohn Gottfried Bernhard L., geb. 6. Aug. 1774 in Berlin, gest. daselbst 29. Juli 1843, ward 1806 Münzmeister und begründete 1812 eine Medaillenmünzanstalt, welche zahlreiche vortreffliche Denkmünzen lieferte und noch heute in Blüte steht. Er war Münzrat und Generalwardein.

Looz und Corswarem, altes, von den Grafen von Hennegau abstammendes gräfliches, dann fürstliches, später herzogliches Geschlecht, dessen Stammvater Ragier 944 in einer Urkunde Kaiser Ottos I. erwähnt wird. Um 1107 teilte sich das Geschlecht in sieben Linien, von denen sich nur die von Corswarem im jetzigen Belgien erhalten hat. Der Grafschaft Looz kamen alle Vorrechte der unmittelbaren Reichsterritorien zu, und die Herren derselben hatten als Reichsfürsten Sitz und Stimme auf den deutschen Reichstagen. 1803 wurde Herzog Wilhelm für seine verlornen niederländischen Besitzungen in Westfalen durch ein neugebildetes Fürstentum Rheina-Wolbeck (830 qkm) entschädigt, das unter preußischer Hoheit steht. 1839 fiel dieses an einen Seitenverwandten, Napoleon von Lannoy, Grafen von Clervaux, geb. 17. Nov. 1807, der 1840 vom König von Preußen zum Fürsten von Rheina-Wolbeck erhoben ward und 7. März 1874 starb; jetziger Fürst ist Arthur von Lannoy-Clervaux (geb. 19. Febr. 1833). Herzog Karl, von seinem Vater 1802 testamentarisch von der Nachfolge ausgeschlossen, erhielt nur die belgischen Besitzungen, die nach seinem 1822 erfolgten Tod auf Herzog Karl Franz Wilhelm Ferdinand von L., geb. 9. März 1804, übergingen.

Lope de Rueda, span. Dichter, s. Rueda.

Lope de Vega Carpio, span. Dichter, s. Vega Carpio.

Loeper, Gustav von, Goetheforscher, geb. 27. Sept. 1822 zu Wedderwill in Pommern, gest. 13. Dez. 1891 in Berlin, studierte in Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft, wurde 1854 im Ressort des königlichen Hausministeriums in Berlin angestellt, 1865 vortragender Ministerialrat, 1876 Direktor des Hausarchivs, 1879 Regierungsrat erster Klasse und trat 1886 als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz in den Ruhestand. L. war in hervorragender Weise an der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken beteiligt, für die er insbes. »Dichtung und Wahrheit«, den »Faust« (2. Bearbeitung, Berl. 1879), die »Sprüche in Prosa« und die »Gedichte« (2. Aufl., das. 1882 ff.) bearbeitete. Ferner gab er »Goethes Briefe an Sophie v. Laroche und Bettina Brentano« (Berl. 1879) heraus. Auch für die Weimarische Ausgabe besorgte er mehrere Bände der Gedichte Goethes und gehörte seit der Begründung der Goethe-Gesellschaft deren Vorstand an.

Lopez (spr. lopäs, L.-Gonsalvo), Kap an der Küste von Französisch-Kongo, unter 0° 36′ südl. Br. und 8° 42′ östl. L. v. Gr., an der Spitze einer niedrigen Landzunge, welche die Lopezbai, in die der Ogowe mündet, einschließt.

Lopez, 1) Don Carlos Antonio, Präsident von Paraguay, geb. 4. Nov. 1790 in Asuncion, gest. daselbst 10. Sept. 1862, ein Mestize, gewann als Advokat und Grundbesitzer solchen Einfluß, daß er nach seines Oheims Francia Tod (20. Sept. 1840) 1841 zum zweiten Konsul und im Mai 1844 auf zehn Jahre zum Präsidenten (Supremo) der Republik erwählt wurde. Er benutzte seine Gewalt, um die Regierung des Landes ganz in die Hände seiner Familie zu bringen. Übrigens machte er sich durch wichtige Verbesserungen in der Verwaltung verdient, entwickelte die wirtschaftlichen Hilfsquellen des Staates in sehr geschickter Weise, baute die erste Eisenbahn, regelte die Finanzen durch strengste Sparsamkeit und erwarb die Anerkennung der Unabhängigkeit des Landes von seiten der meisten europäischen und amerikanischen Staaten. 1854 wurde er wiederum zum Präsidenten erwählt und starb im Vollbesitz einer absoluten Macht.

2) Narciso, geb. 1799 zu Carácas in Venezuela, gest. 1851, gehörte einer reichen Kaufmannsfamilie an, kämpfte bei Beginn des Freiheitskampfes für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, trat aber dann in das spanische Heer, nahm als General am Karlistenkrieg teil und begleitete 1841 den Generalgouverneur Valdes nach Cuba. Als dessen Nachfolger O'Donnell ihn absetzte, schloß er sich der revolutionären Partei an, floh 1849 nach Entdeckung einer Verschwörung nach New York und landete, nachdem ein Landungsversuch 1850 gescheitert war, im August 1851 mit einer Freischar in Bahia Honda auf Cuba, um die Vereinigung Cubas mit den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Doch fand er bei den Einwohnern keine Unterstützung, wurde nach Zersprengung seiner Schar von den Spaniern gefangen genommen und 1. Sept. 1851 in Havana hingerichtet.

3) Francisco Solano, Präsident von Paraguay, Sohn von L. 1), geb. 24. Juli 1827 in Asuncion, gest. 1. März 1870, nahm, schon im 18. Jahr zum Brigadegeneral ernannt, an der Spitze von 9000 Mann Anteil an dem Kriege gegen Rosas, den Diktator von Buenos Aires. Nach Paraguay zurückgekehrt, benahm er sich so sittenlos und zugleich so herrschsüchtig, daß der Vater ihn 1853 auf einige Jahre nach Europa sandte, wo er die Genüsse der Alten Welt zwar gründlich kostete, doch sich auch als geschickten Diplomaten zeigte und insbes. die Militärorganisation Preußens studierte, die er später in Paraguay einführte. Nach dem Tode seines Vaters trat er nach einem von diesem geschaffenen Gesetz die Regierung zunächst provisorisch an und ließ sich 16. Okt. 1862 vom gefügigen Kongreß endgültig wählen. Die Regierung L.' hatte von Anfang an einen großartigen Anstrich; durch die von seinem Vater hinterlassenen Reichtümer war er im stande, gewaltige Prachtbauten zu errichten. Sein Ehrgeiz strebte aber hauptsächlich nach der Gründung eines großen Guaranireichs, wozu er als erstes Mittel den Krieg mit Brasilien erblickte. Der Staatsschatz war gefüllt, das Heer 60,000 Mann mit 200 Geschützen stark und in weit besserm

Zustand als alle andern südamerikanischen; L. zog Europäer nach Paraguay, ließ die Uferschanze Humaitá zur Festung ausbauen, legte Pulverfabriken etc. an und brach im Oktober 1864 den Krieg mit Brasilien vom Zaun (s. Paraguay, Geschichte). Dies veranlaßte auch den Krieg gegen Argentina und Uruguay, und L. führte ihn wie ein Scheusal, namentlich seit derselbe unglücklich für ihn zu verlaufen anfing. Er ließ seine eignen Anhänger unter der Anklage von Verschwörungen massenhaft foltern und hinrichten, seinen Bruder Venantio aus Mißtrauen erschießen, seine Schwester vom Henker auspeitschen, seine Mutter mißhandeln, Tausende von Kriegsgefangenen niedermetzeln oder verhungern; er scheute kein Verbrechen, zeigte sich aber persönlich feig. Trotzdem wußte er sich die Anhänglichkeit des Volkes zu erhalten und verteidigte sich mit zähester Widerstandskraft, bis er 1. März 1870 in seinem Lager am Aquidaban von brasilischer Reiterei niedergemacht ward.

4) L. Dominguez, span. General, s. Dominguez.

Lopez de Segūra, Ruy, Begründer der Theorie des modernen Schachspiels, Stadtpfarrer zu Zafra in Spanisch-Estremadura, lebte um die Mitte des 16. Jahrh. Ein von ihm verfaßtes Werk erschien 1561 zu Alcala. Nach L. heißt eine der sichersten und gangbarsten Spieleröffnungen das »Springerspiel des Ruy Lopez« oder die »spanische Partie«.

Lophiodonten (Lophiodontia), fossile Säugetiere, s. Huftiere, S. 19.

Lophĭus piscatorĭus, Froschfisch, s. Seeteufel.

Lophobranchĭi, soviel wie Büschelkiemer (s. d.).

Lophocomi (griech.), Büschelhaarige, s. Menschenrassen.

Lophodermĭum *Chev.* (Hysterium *Tode*, Hypoderma *DC.*), Pilzgattung aus der Familie der Hysteriaceen unter den Diskomyceten, mit einem anfangs geschlossenen, strichförmigen Perithecium, welches mit einer Längsritze lippenartig sich öffnet; kleine, wie kurze, schwarze Striche erscheinende Pilze in zahlreichen Arten, meist parasitisch an lebenden oder absterbenden Pflanzenteilen. Der Fichtenritzenschorf (Lophodermium macrosporum *Hrtg.*) kommt an den zweijährigen Nadeln der Fichten vor, in deren Blattparenchym das Mycelium des Pilzes lebt; die Nadeln werden braun und fallen vorzeitig ab; die Perithecien entwickeln sich an den abgefallenen oder noch am Baum befindlichen Nadeln in Form schwarzer, strichförmiger Polster 2—6 Monate nach dem Braunwerden der Nadeln. Die Krankheit ist unter dem Namen Nadelbräune, Fichtennadelröte oder Nadelschütte der Fichte (Fichtenschütte) bekannt. Der Weißtannenritzenschorf (L. nervisequium *Hrtg.*) erzeugt die Nadelbräune oder Nadelschütte der Weißtanne und tritt an den ältern Nadeln der Weißtannen unter denselben Krankheitserscheinungen auf; die Perithecien entwickeln sich auf der Rippe an der Unterseite der Nadeln. Die Schüttekrankheit der Kiefer, bei der sich die Nadeln junger Pflanzen im Frühjahr rotbraun färben und abfallen, wird durch L. Pinastri *Chev.* (Kiefernritzenschorf) hervorgerufen. Andre Arten verursachen ähnliche Krankheiten auf den Nadeln der Weimutskiefer und der Schwarzkiefer, der Lärche in den Hochalpen sowie des Wacholders und des Sadebaums.

Lophophănes, s. Meise.

Lophophȳtum *Schott.* et *Endl.*, Gattung aus der Familie der Balanophoraceen, Schmarotzerpflanzen mit knolligem, einfachem oder verzweigtem Rhizom, welches oben mit lanzettlichen, dachziegelig gelagerten, bald absterbenden und abfallenden, aber ihre verdickte Basis zurücklassenden Schuppenblättern bedeckt ist. Die Blüten sind zweigeschlechtig, seltener eingeschlechtig, und stehen in fast kugeligen Blütenköpfen auf einem kurzen, nackten oder mit zahlreichen schuppenförmigen Blättern bedeckten Stiel. Die Frucht ist klein, nußartig. Von den 4 südamerikanischen Arten wächst L. mirabile *Schott.* (Tafel »Schmarotzerpflanzen«) in schattigen Wäldern Brasiliens auf Wurzeln von Mimoseen, bisweilen 20—30 Schritt weit den Boden bedeckend. Die 0,25—0,5, bis 15 kg schweren Knollen werden von brasilischen Quacksalbern arzneilich benutzt.

Lophortyx, s. Baumwachtel.

Lophyrus, s. Blattwespen.

Lop-Nor, See, s. Lob-Nor.

Lopshorn, Jagdschloß und Gestüt, s. Detmold.

Lopuszna, Badeort, s. Berhometh.

Loquitz, linksseitiger Nebenfluß der Saale, entspringt im südöstlichen Teil des Thüringer Waldes, unfern Ludwigstadt am Wetzstein, nimmt die Sormitz auf und mündet bei Eichicht südlich von Saalfeld. Durch das Thal der L. führt ein Teil der Eisenbahn von Eichicht nach Hochstadt in Bayern.

Lora del Rio (das alte Flavia), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Sevilla, am rechten Ufer des Guadalquivir und an der Eisenbahn Madrid-Sevilla, hat Phosphatlager, Gewinnung von Öl und Südfrüchten und (1887) 8341 Einw. 10 km von L. auf dem Monte de Sete Fillas eine besuchte Wallfahrtskirche.

Lorain (spr. lorēn), Stadt in der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Ohio, an der Mündung des Black River in den Eriesee, hat Kohlengruben, Eisenbahnwerkstätten und (1890) 4863 Einw.

Loranthaceen (Riemenpflanzen), dikotyle Familie aus der Ordnung der Santalalen, grüne, durch eigentümliche Saugorgane (Haustorien, s. Schmarotzerpflanzen) auf andern Holzpflanzen schmarotzende Sträucher mit dichotomischer Verzweigung und meist gegenständigen, lederartigen, immergrünen Blättern. Als Nichtschmarotzer ist nur die australische Gattung Nuytsia bekannt. Die regelmäßigen, oberständigen Blüten sind zwei- bis dreigliederig und bei den verschiedenen Gattungen der L. von variabelm Bau. Bei Loranthus stehen innerhalb einer schmalen Achsenwucherung (calyculus) sechs mehr oder weniger blumenblattartige Blätter, vor denselben sechs Staubblätter mit zweifächerigen Antheren und in der Mitte ein einfacher Griffel mit kopfiger Narbe. Das ungefächerte Ovar stellt einen soliden Gewebskörper dar, der in seinem Innern mehrere Embryosäcke ohne differenzierte Samenknospen enthält. Bei der zweihäusigen Mistel (Viscum) tragen die Perigonblätter der vier- bis sechszähligen männlichen Blüte auf ihrer Innenfläche 6—20 Pollenbehälter, die sich mit Löchern öffnen. Die weibliche, regelmäßig vierzählige Blüte besitzt ein aus zwei Fruchtblättern gebildetes Ovar, das ebenfalls keine Samenknospen von gewöhnlicher Bildung enthält, sondern in dem Gewebe jedes Karpells nur einen oder zwei Embryosäcke entwickelt. Die Frucht der L. ist eine einsamige Beere, der ein Nährgewebe enthaltende Same bildet bei Viscum häufig zwei oder drei Keimlinge aus. Vgl. Eichler, Loranthaceae (in Martius' »Flora brasiliensis«, 1868). Man zählt ungefähr 500 Arten, von denen der größte Teil den Tropenländern, besonders Amerikas und Asiens, angehört. In Europa sind nur die

Gattungen Viscum *Tournef.*, Loranthus *L.* und Arceuthobium *Bieberst.* mit je einer Spezies vertreten, von denen die verbreitetste und gemeinste die Mistel (Viscum album *L.*) ist. Sie enthalten in der Rinde und besonders in den Beeren eine eigentümliche, zäh leimartige Substanz (Viscin), welche als Klebstoff verwendet wird.

Loranthus *L.* (Riemenblume), Gattung aus der Familie der Loranthaceen, auf Laubhölzern, seltener auf Koniferen parasitisch lebende Sträucher mit rundlichen, gegliederten Zweigen und lederigen, gegen- oder wechselständigen, ganzrandigen Blättern, meist ansehnlichen Blüten in einfachen oder zusammengesetzten, traubigen Blütenständen und beerenartiger, meist kugeliger oder eiförmiger Scheinfrucht mit saftreicher, klebriger Mittelschicht. Etwa 200 Arten in der Alten Welt, meist tropisch. L. europaeus *L.* (Eichenmistel, s. Tafel »Schmarotzerpflanzen«), ein kahler, gabelästiger Strauch vom Ansehen der weißen Mistel, mit gegenständigen, gestielten, verkehrt-lanzettförmigen, ganzrandigen, im Winter abfallenden Blättern, kleinen, grünlichen, zweihäusigen Blüten in lockern, endständigen Ähren und gelben Beeren, wächst auf Eichen und Kastanien im südlichen und östlichen Europa. Aus den Beeren bereitet man Vogelleim, daher das Sprichwort: turdus (die Drossel, welche die Beeren frißt und die Samen in dem Kot auf andre Bäume verpflanzt) ipsi sibi malum cacat. Vgl. Viscum.

Lorarius (lat. von lorum, »Peitsche«), im alten Rom der Zuchtmeister der Sklaven, gewöhnlich selbst ein Sklave.

Lorbeerbaum, s. Laurus.

Lorbeergewächse, s. Lauraceen.

Lorbeerholz, s. Ocotea.

Lorbeerkampfer (Laurin), s. Laurus.

Lorbeerkirsche, soviel wie Kirschlorbeer, Laurocerasus.

Lorbeerkraut, s. Daphne.

Lorbeeröl, s. Laurus.

Lorbeerrose, soviel wie Oleander, s. Nerium.

Lorca (das alte Elicroca), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Murcia, 350 m ü. M., am Abhang eines Berges in schöner, wohlbewässerter Vega, am Sangonera und an den Eisenbahnlinien Murcia-L. und L.-Aguilas gelegen, besteht aus der hoch gelegenen Altstadt mit engen Straßen, einem maurischen Kastell und verfallenen Palästen und dem neuen Stadtviertel in der Ebene, hat 8 Kirchen, Öl- und Getreidemühlen, Tuch-, Salpeter- und Pulverfabriken, Bleischmelzhütten und (1887) 58,327 Einw. In der Nähe Silber-, Blei- und Schwefelbergbau. Die Stadt hat 1802 durch den Riß eines Staudammes und 1879 durch Überschwemmung gelitten.

Lorch, 1) L. am Rhein, Stadt (bis 1885 Flecken) im Regbez. Wiesbaden, Rheingaukreis, am Rhein und an der Linie Frankfurt a. M.-Troisdorf der Preußischen Staatsbahn, hat eine schöne gotische Kirche aus dem 14. Jahrh., ein wohlerhaltenes mittelalterliches Burghaus (»Hilgenhaus«), eine chemische Fabrik, Gerberei, vorzüglichen Weinbau u. (1890) 2127 Einw., davon 89 Evangelische u. 6 Juden. Der Ort, bereits 832 erwähnt, war im frühen Mittelalter eine wichtige Grenzfeste und durch seine Wollwebereien berühmt. In der Nähe liegen die Burgruinen Nollich und Rheinberg. — 2) L. in Württemberg, Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Welzheim, an der Rems u. der Linie Kannstatt-Nördlingen der Württembergischen Staatsbahn, 288 m ü. M., hat eine schöne evang. Kirche aus dem 12. Jahrh., eine Realschule, ein Revieramt, eine bedeutende Stockfabrik, Teigwaren-, Zigarren- und Kartonagenfabrikation, Holzhandel und (1890) 2429 meist evang. Einwohner. L. wird als Luftkurort besucht. Durch die Limesforschung wurden neuerdings inmitten der Stadt die noch gut erhaltenen Grundmauern einer römischen Kaserne von bedeutendem Umfang und in der Nähe der Stadt einige Kastelle (Laureacum?) und Türme römischen Ursprungs entdeckt. Auf dem 342 m hohen Marienberg über L. das ehemalige Benediktinerkloster L., das 1108 von Friedrich von Hohenstaufen gegründet, 1490 mit einem weltlichen Chorherrenstift verschmolzen, 1525 von den Bauern zerstört, 1531—37 wiederhergestellt und 1563 in ein evangelisches Stift verwandelt wurde. In der Kirche mehrere Grabmäler der Hohenstaufen. In L. verbrachte Schiller einen Teil seiner frühen Jugend (Pfarrer Moser). — 3) Dorf in Oberösterreich, Bezirksh. Linz, nahe dem rechten Ufer der Donau, nordwestlich von Enns, steht an der Stelle der römischen Stadt Lauriacum (s. d.), hat eine Kirche aus dem 13. Jahrh., eine romanische Totenkapelle und (1890) 169 (als Gemeinde 1327) Einw.

Lorchel, Pilzgattung, s. Helvella.

Lörchingen, Dorf und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Saarburg, am Zusammenfluß der Roten und Weißen Saar und an der Eisenbahn Saarburg-Alberschweiler, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Stickerei u. (1890) 799 Einw.

Lord (engl., »Herr«, vom angelsächs. hlâford, »Brotherr«), in England Titel der Peers, namentlich der Barone; auch führen ihn die Söhne der Herzöge und Marquis und die ältesten Söhne der Grafen (sogen. Lords by courtesy, »aus Höflichkeit«). Letztere setzen den Taufnamen nach L., z. B. L. John Russell, die eigentlichen Lords nur den Familiennamen. Außerdem ist der Lordstitel mit gewissen Ämtern verbunden (s. Adel, S. 121). L. der Admiralität und des Schatzes werden alle Mitglieder der Marine- und des obersten Finanzkonseils genannt. In Schottland führen die Richter an den Obergerichten insgesamt den Titel L. Auch in England und Irland ist es üblich, den Oberrichter während seiner Amtsthätigkeit mit L. anzureden. Lords spiritual, Titel der englischen Bischöfe in den Parlamentsversammlungen (Gegensatz: Lords temporal). Den Ausdruck L. gebraucht der Engländer auch in Bezug auf Gott, daher The Lord's prayer, soviel wie das Vaterunser, The Lord's supper, das Abendmahl, ꝛc.

Lord Howe (spr. -hau, Liuniuwa, Ontong-Java), Insel im Stillen Ozean, etwa 650 km östlich von der Ostküste der Kolonie Neusüdwales, dessen Dependenz sie ist, unter 31° 33′ südl. Br. und 159° östl. L. v. Gr., 15,9, mit den Nebeninseln 16,3 qkm groß, mit (1891) 55 Kolonisten, welche die hier häufig anlegenden Walfänger mit Lebensmitteln versorgen. Die Insel ist vulkanisch, sehr fruchtbar, die Vogelwelt ist ostaustralisch; die Flora schließt sich an die der Norfolkinsel an und zeigt mit Australien sehr wenig Verwandtschaft; es gibt hier vier Arten von Palmen, Pandanus ꝛc. Die Insel wurde 1788 durch den englischen Kapitän Bale entdeckt, aber erst 1840 besiedelt.

Lord-Kanzler, s. Kanzler.

Lord-Lieutenant (spr. -leftennänt), s. Leutnant; L. of Ireland, s. Lord-Statthalter.

Lord-Mayor (engl., spr. -mē'r), Titel für die ersten Bürgermeister der Städte London, Dublin und York während ihrer einjährigen Amtsführung (s. folg. Art.).

Lord-Mayors-Tag (engl. Lord-Mayor's Day), in England der 9. Nov., an welchem in London seit uralten Zeiten der große Festzug des neuerwählten Lord-Mayors (s. d.) von Westminster nach Guildhall, wo er vereidigt wird (das sogen. Lord-Mayor's Show), stattfindet (s. London). Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden wurden früher von einem eigens dafür besoldeten Stadtpoeten verfaßt; außerdem verherrlichten allerlei historische und allegorische Darstellungen, die jetzt meist weggefallen sind, den Festzug.

Lordose (griech.), s. Senkrücken.

Lordship (engl., spr. lórd-schip), Würde eines Lords; Herrschaft, auf welcher diese Würde ruht; auch Anrede an einen Lord: Euer Herrlichkeit.

Lord-Statthalter von Irland (Lord-Lieutenant of Ireland), Vizekönig von Irland mit dem Amtssitz in Dublin. Zu diesem Amte werden nur Peers ernannt. Unter ihm steht die ganze Verwaltung der Insel, er ernennt die Grafschaftsbeamten und untern Richter; die hohen Beamten ernennt die Königin auf seinen Vorschlag.

Lore (engl. lowry), offener Eisenbahnfrachtwagen, namentlich für Erd-, Kies- und Kohlenförderung; im Großverkehr bisweilen als Raummaß benutzt, so für 200 Ztr. Stein- oder Braunkohle &c.

Lore (Lure), dem Alp verwandte männliche und weibliche Elementargeister, die den Menschen zu Liebesbündnissen verlocken, wie Lorelei. Vgl. Mittagsfrau.

Lorelei, s. Lurlei.

Lorengel, eine meistersingerische Bearbeitung des mittelhochdeutschen Lohengrin (s. d.), in welcher die Legende von den Elftausend Jungfrauen eingeflochten ist; sie ist herausgegeben von Steinmeyer in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 15.

Lorenz, Ottokar, Historiker, geb. 7. März 1832 in Iglau, studierte zuerst Rechtswissenschaft, widmete sich dann seit 1850 philologischen und historischen Studien und veröffentlichte zuerst die Schrift »Über das Konsulartribunat« (Wien 1855). Er wurde 1857 Beamter im österreichischen geheimen Staatsarchiv, 1860 außerordentlicher und 1862 ordentlicher Professor der Geschichte an der Wiener Universität. Infolge eines politischen Preßprozesses 1865 aus dem Dienste des Staatsarchivs entlassen, widmete er sich fortan nur seiner Lehrthätigkeit an der Universität. 1885 folgte er einem Ruf an die Universität Jena. Er schrieb außer einigen Schriften zur österreichischen Geschichte: »Die siebente Kurstimme bei Rudolfs I. Königswahl« (Wien 1855); »Geschichte König Ottokars II. von Böhmen und seiner Zeit« (das. 1866); »Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert« (das. 1863—67, 2 Bde.); »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrh.« (Berl. 1870; 3. Aufl. mit Goldmann, 1886—87, 2 Bde.); »Geschichte des Elsasses« (mit Wilh. Scherer, das. 1871; 3. Aufl. 1886); »Papstwahl und Kaisertum« (das. 1874); »Drei Bücher Geschichte und Politik« (das. 1876); »F. C. Schlosser und über einige Aufgaben und Prinzipien der Geschichtschreibung« (Leipz. 1878); »Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben« (Berl. 1886; 2. Folge, das. 1890); »Goethes politische Lehrjahre« (das. 1893); »Genealogisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte« (das. 1895; erschien in 1. Aufl. 1892 als »Genealogischer Haus- und Schulatlas«). Dem Herzog Ernst von Koburg war er bei der Abfassung von dessen Lebenserinnerungen behilflich.

Lorenzetti, Pietro und Ambrogio, ital. Maler der sienesischen Schule des 14. Jahrh. Ersterer der ältere der beiden Brüder, bildete sich unter dem Einflusse von Duccio und Simon Martini und war schon 1305 Meister. Seine Thätigkeit ist bis 1348 nachweisbar. Von seinen Werken haben sich nur Tafelbilder erhalten, Madonnenbilder mit Heiligen und Engeln (in der Kirche S. Ansano bei Siena und in den Uffizien zu Florenz), eine Geburt Mariä (in der Domsakristei zu Siena) und die heil. Humilitas, von Darstellungen aus ihrem Leben umgeben (in der Akademie zu Florenz). — Ambrogio, dessen Thätigkeit in die Zeit von 1324—45 fällt, hat sowohl Fresken als Tafelbilder gemalt. Unter seinen Fresken sind die das gute u. das schlechte Regiment versinnlichenden Wandbilder im Saale der Neun im Palazzo pubblico in Siena die wichtigsten. Geringer sind seine Tafelbilder (eine Darstellung im Tempel, in der Akademie zu Florenz, und eine Verkündigung Mariä, in der Galerie zu Siena). P. und A. L. erhoben die sienesische Malerei über die Altertümlichkeit und Weichlichkeit ihrer Vorgänger zu größerer Freiheit und Kraft des Ausdrucks.

Lorenzkraut, s. Cynanchum.

Lorenzstrom, s. Sankt Lorenzstrom.

Loreto, Binnendepartement von Peru, im N. an Ecuador und Kolumbien, im O. an Brasilien und Bolivia grenzend, 448,165 qkm (8139 QM.) groß, also nahezu die Hälfte der Republik umfassend, aber nur von (1878) 61,125 Ansiedlern bewohnt, neben denen noch 350,000 völlig unabhängige Indianer hausen. Unter letztern sind zahlreich vertreten die Nachkommen der Mayna, die von den Jesuiten in den Missionen der Pampas del Sacramento, westlich vom Ucayali, versammelt worden waren. Das Departement umfaßt die weiten, vom Amazonenstrom (Marañon) und seinen südlichen Zuflüssen Ucayali und Huallaga bewässerten Ebenen und den östlichen Abhang der Binnenkordillere. Das Klima ist heiß und feucht, und an den niedrigen Flußufern herrschen Wechselfieber; der Boden ist fruchtbar. Landbau ist die wichtigste Erwerbsquelle. Die Ausfuhr des Departements besteht namentlich aus Baumwolle, Kaffee, Harzen und Drogen (Balsam), gesalzenen Fischen und Strohhüten (Sombreros). Sie vollzieht sich durch die in neuester Zeit immer mehr sich hebende Dampfschiffahrt auf dem Marañon mit den Stationen L., Pesas, Iquitos, Nauta, dem Ucayali mit der Station Surayacu und dem Huallaga mit den Stationen Yurimaguas und Tingo Maria. Das Departement ist eingeteilt in fünf Provinzen. Hauptstadt ist Moyobamba (s. d).

Loreto, Stadt in der ital. Provinz Ancona, 5 km von der Küste des Adriatischen Meeres auf einer Anhöhe über dem rechten Ufer des Musone, an der Eisenbahn Bologna-Foggia, Bischofsitz u. berühmter Wallfahrtsort, hat ein Gymnasium, eine technische Schule und mit der Vorstadt Monte Reale (1881) 4134 (als Gemeinde 7728) Einw. Auf der Piazza della Madonna erhebt sich einerseits der schöne, 1510—63 nach Bramantes Plänen erbaute apostolische, jetzt königliche Palast, anderseits die 1465—1587 von Majano und Bramante erbaute Kuppelkirche mit Marmorfassade und drei Erzthüren mit berühmten Reliefs (von Girolamo Lombardo u. a.). Vor der Kirche befindet sich die Bronzestatue Sixtus' V. von Calcagni (1588); im Innern der Kirche steht das hochgefeierte heilige Haus (Santa Casa), welches Maria zu Nazareth bewohnte, und das nach der Legende 1295 von Engeln hierher gebracht wurde.

Das Äußere desselben ist mit einem Marmorgehäuse von Bramante versehen und mit Reliefs von Andr. Sansovino geschmückt; im Innern befindet sich das (angeblich vom Apostel Lukas) aus Zedernholz geschnitzte, mit Gold und Edelsteinen besetzte Madonnenbild mit dem Kinde und die 1798 von den Franzosen ausgeraubte Schatzkammer, welche sich aber seither wieder mit reichen Weihgeschenken gefüllt hat. Die Zahl der Wallfahrer (ehemals bis 200,000) beträgt auch jetzt noch jährlich 50,000. Vgl. Martorelli, Teatro istorico della Santa Casa (Rom 1732–35, 3 Bde.); M. Leopardi, La santa casa (Lugano 1841); Trede, Das heilige Haus in L. (Barmen 1889).

Loretten, in Paris lange Zeit die gewöhnliche Benennung leichtfertiger Mädchen aus den niedern Ständen, welche sich von den Grisetten (s. d.) durch einen gewissen Grad von Luxus und feinerm Benehmen unterscheiden. Der Name L., welcher in dieser Bedeutung schon im 16. Jahrh. vorkommt und in neuerer Zeit besonders von Alphonse Karr in seinen »Guêpes« in Umlauf gebracht wurde, soll daher stammen, daß diese Frauenzimmer meist in der Nähe der Kirche Notre-Dame-de-Lorette wohnten. Lorettendrama, eine durch Alexander Dumas d. jüng. in Aufnahme gekommene Gattung von Bühnenstücken, deren Inhalt dem Leben und Treiben der Pariser L. entlehnt ist, und denen die L. wiederum die ihnen später beigelegten Benennungen Dames aux camélias und Filles de marbre verdanken. In neuerer Zeit nennt man sie in Frankreich Kokotten. Ihre Erscheinung fand in den Zeichnungen Gavarnis typische Darstellung.

Lorey, Tuisko, Forstmann, geb. 2. April 1845 in Darmstadt, studierte in Gießen, trat in die hessische Staatsforstverwaltung und erhielt 1873 die Professur der Forstwissenschaft in Gießen, 1878 in Hohenheim, wo er zugleich Vorstand der forstlichen Versuchsstation wurde. In derselben Berufsstellung ist L. seit der 1881 erfolgten Verlegung des forstlichen Hochschulunterrichts von Hohenheim nach Tübingen hier als ordentlicher Professor thätig. Er schrieb: »Über Probestämme« (Frankf. a. M. 1877); »Über Stammanalysen« (Stuttg. 1880); »Über Baummassentafeln« (Tübing. 1882); »Ertragstafeln für die Weißtanne« (Frankf. 1884) und gab in Verbindung mit andern Gelehrten ein »Handbuch der Forstwissenschaft« (Tübing. 1887, 2 Bde.) heraus, worin er die Abschnitte über Waldbau, Unterricht und Versuchswesen verfaßt hat. Seit 1878 ist L. Herausgeber der »Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung« (bis 1894 gemeinsam mit Lehr).

Lorgnette (franz., spr. lornjett', Binocle), Brille ohne Stangen, die zu jeweiligem Gebrauch vor die Augen gehalten wird, meist mit Federscharnier in der Mitte zum Zusammenklappen. (Der Franzose versteht unter L. ein kleines Fernrohr.) Lorgnettieren, etwas durch eine L. betrachten.

Lorgnon (franz., spr. lornjóng), soviel wie Monokel, Augenglas für Ein Auge.

Lorgues (spr. lorgh'), Stadt im franz. Depart. Var, Arrond. Draguignan, an der Südbahn, hat ein Stadtthor aus dem 14. Jahrh., eine schöne Fontäne, Marmorbrüche, Hanfleinwandfabrikation und (1891) 2486 (als Gemeinde 3494) Einw.

Lori (Faulaffe, Stenops *Illig.*), Gattung aus der Ordnung der Halbaffen und der Familie der Lemuriden (Lemuridae), kleine, zierliche Tiere mit schmächtigem Leib, großem Kopf, dünnen, schlanken Gliedmaßen, spitzer, kurzer Schnauze, sehr großen Augen, mittelgroßen Ohren, sehr verkürztem Zeigefinger, langem vierten Finger, scharfer, langer Kralle am hintersten Finger und stummelhaftem Schwanz. Die Loris verschlafen den Tag in Baumlöchern und gehen nachts ihrer Nahrung nach, die aus Insekten, kleinen Vögeln zu bestehen scheint, doch fressen sie auch süße Früchte. Ihre wenigen Arten bewohnen Ostindien und die benachbarten Inseln. Der schlanke L. (Stenops gracilis *v. d. Höv.*, s. Tafel »Halbaffen I«, Fig. 3), ein niedliches Tierchen, 25 cm lang, mit langem, seidenweichem, rötlich fahlgrauem und gelblichbraunem, unten hellerm Pelz, bewohnt die Wälder von Ceylon. Der plumpe L. (S. tardigradus *L.*, s. Tafel »Halbaffen I«, Fig. 4), 35 cm lang, untersetzter gebaut als der vorige, mit dichtem, weichem, fast filzartigem Pelz, oben bräunlichgelb, unten heller, an der Außenseite rötlich, bewohnt die einsamsten Wälder des ostindischen Festlandes und der Sundainseln und lebt in kleinen Familien zusammen. Seine geistige Begabung ist gering, er ist wie der vorige harmlos und leicht zähmbar. Bei den Eingebornen Javas ist er gefürchtet.



Römischer Legionarier in der Lorica (Severusbogen).

Lorīca (lat.), der Lederpanzer der römischen Legionarier, bestand aus Riemen (lora) von Sohlenleder mit Metallbeschlag, die so übereinander befestigt waren, daß sie ein Leibstück u. zwei Schulterstücke bildeten (s. Abbildung). Unter denselben war in der Herzgegend ein Eisenblech von 24 cm Höhe und Breite angebracht. In den frühern Bürgerkriegen trugen die Vermögendern auch Kettenpanzer (l. hamata) und Schuppenpanzer (l. squamata).

Loricāta (»Panzertiere«), Gruppe der höhern Krebse (s. Krebse); auch soviel wie Krokodile (s. d.) und Gürteltiere (s. Zahnlücker).

Lorient (spr. loriäng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Morbihan, am rechten Ufer des Scorff, nahe der Mündung desselben in den Blavet, mit welchem er die buchtartige Reede von L. bildet, an der Orléansbahn, Kriegshafen erster Klasse und Festung, ist eine regelmäßig angelegte moderne Stadt mit (1891) 42,116 Einw. L. hat einen sichern, von schönen Kais eingeschlossenen Hafen, welcher in den Kriegshafen (die Mündung des Scorff) und den Handelshafen zerfällt, und ein großes Arsenal für den Bau von Kriegsschiffen (das bedeutendste in Frankreich) an beiden Ufern des Scorff (mit fliegender Brücke), welches 9 Werften für die Konstruktion großer und 2 für den Bau kleinerer Schiffe, zusammen mit einer Fläche von 15,7 Hektar, ferner verschiedenartige Werkstätten, eine Maschinenbauanstalt, Kesselschmiede, Seilerei, Dampfsäge und große Magazine umfaßt und insgesamt mehr als 4000 Arbeiter beschäftigt. Außerdem hat L. Etablissements für Maschinenbau, Eisengießerei, Fabrikation von Leder, Konserven, chemischen Produkten &c. Von Bedeutung ist auch der Fischfang, namentlich auf Sardinen, und die Austernzucht. Im Hafen sind 1893: 569 beladene Schiffe von

66,204 Ton. ein= und 528 Schiffe von 46,856 T. ausgelaufen. Der Warenverkehr belief sich auf 84,656 T. Hauptartikel sind in der Ausfuhr Fische, Holz, Getreide und Mehl; in der Einfuhr Kohlen, Schiffbaumaterial, Branntwein, Wein, Eisen und Stahl, Salz ꝛc. L. ist Sitz eines Handels= und Seegerichts, eines Marinepräfekten und zahlreicher Konsulate fremder Staaten, hat ein Lyceum, eine Schiffahrts= und eine Marineartillerieschule, ein Observatorium, eine Bibliothek (11,000 Bände), ein Museum, eine Filiale der Bank von Frankreich, eine Ackerbau= und Handelskammer. L. ist Geburtsort von Brizeux und V. Massé, welchen hier Denkmäler errichtet wurden, ferner von Majac und J. Simon. Südlich von der Stadt liegt in der Reede von L. die befestigte Insel St.=Michel, nahe dem Ausgang der Reede Port=Louis (s. d.). — L. verdankt seinen Ursprung der Ostindischen Handelskompanie, welche hier 1664 ein Etablissement errichtete, das »L'Orient« benannt wurde und sich bald zu einer Stadt ausdehnte, die 1738 schon 14,000 Einw. zählte und 1744 befestigt wurde. Die Eroberungen der Engländer in Indien ruinierten die Gesellschaft, deren gesamtes Material dann vom Staat übernommen wurde, der daraus allmählich den Kriegshafen geschaffen hat. Am 23. Juni 1795 erfochten hier die französischen Emigranten unter dem englischen Kommodore Warren einen Seesieg über die Brester Flotte unter Villaret=Joyeuse.

Lorillard (spr. =riljárd), Ruinenstätte im südl. Mexiko, am Usumacinto (Grenzfluß gegen Guatemala), im Lande der Lacandones von Charnay, der sie 1881 besuchte, zu Ehren seines amerikanischen Gönners benannt; doch waren diese Ruinen bereits 1880 von Rockstroh entdeckt und von A. Maudsley besucht worden. Nach Rockstroh heißen sie Menche.

Lorinser, 1) Karl Ignaz, Mediziner, geb. 24. Juli 1796 zu Niemes im nördlichen Böhmen, gest. 2. Okt. 1853 in Patschkau in Schlesien, studierte in Prag und Berlin, wurde hier 1818 Repetent an der Tierarzneischule und Privatdozent an der Universität, 1822 Mitglied des Medizinalkollegiums in Stettin, 1824 Regierungs= und Medizinalrat in Köslin und 1825 in Oppeln. 1829—30 bereiste er behufs Untersuchungen über Pestepidemien Galizien, Ungarn und Siebenbürgen; Resultate derselben waren seine Werke: »Untersuchungen über die Rinderpest« (Berl. 1831) und »Die Pest des Orients« (das. 1837). Auch hatte seine Schrift über die Cholera (in den »Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik«) die Aufhebung des Militärkordons zur Folge. 1850 nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienst. Seine Schrift »Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen« (Berl. 1836, neuer Abdruck 1861) rief den sogen. Lorinserschen Schulstreit hervor und gab den Hauptanstoß zur Wiederaufnahme des Turnens in den Schulen. Lorinsers Selbstbiographie gab sein Sohn Franz heraus (Regensb. 1864).

2) Franz, kath. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 12. März 1821 in Berlin, gest. 12. Nov. 1893 als fürstbischöflicher Konsistorialrat in Breslau, war seit 1868 Kanonikus an der Domkirche in Breslau, veröffentlichte eine Übersetzung von Calderons »Geistlichen Festspielen« (Regensb. 1856—72, 18 Bde.; 2. Ausg. 1881—87), denen sich »Calderons größte Dramen religiösen Inhalts« (Freiburg 1875—76, 7 Bde.) und zwei historische Schauspiele (»König Wamba« und »Das Lager von Santa Fé«) von Lope de Vega (u. d. T.: »Aus Spaniens Vergangenheit«, Regensb. 1877) anschlossen. Auch schrieb er: »Reiseskizzen aus Spanien« (Regensb. 1855—58, 4 Tle.), »Geist und Beruf des katholischen Priestertums« (das. 1858), »Die Lehre von der Verwaltung des heiligen Bußsakraments« (Bresl. 1860, 2. Aufl. 1883), »Das Buch der Natur. Entwurf einer kosmologischen Theodicee« (Regensb. 1876—80, 6 Bde.), »Aus meinem Leben« (das. 1891, 2 Bde.) und übersetzte mehrere Werke des spanischen Philosophen Balmes und aus dem Sanskrit die »Bhagavad=Gîtâ« (Bresl. 1869). Vgl. Meer, Domherr Dr. Franz L. (Bresl. 1894).

Loris (Trichoglossidae), eine Familie der Papageien (s. d.).

Loris=Melikow, Michael Tarielowitsch Tainow, Graf, russ. General, geb. 1. Jan. 1826 in Tiflis, gest. 22. Dez. 1888 in Nizza, Sohn eines armenischen Kaufmanns adliger Geburt, ward in der Gardejunkerschule zu Petersburg erzogen, trat 1843 als Kornett in das Gardehusarenregiment von Grodno, ward 1847 Adjutant des Generals Woronzow im Kaukasus, befehligte 1854 als Oberst bei der Belagerung von Kars eine aus verschiedenen Stämmen gebildete Legion, ward nach Eroberung dieser Festung Gouverneur derselben und Generalmajor, 1863 Generalleutnant, 1865 Generaladjutant, 1875 General der Kavallerie und dem Großfürsten Michael attachiert. 1876 zum Kommandeur des in Armenien aufgestellten Korps ernannt, überschritt er 24. April 1877 bei Alexandropol mit demselben die türkische Grenze, schloß Kars ein und drang in raschem Siegeslauf bis in die Nähe von Erzerum vor, erlitt aber bei seinem Sturm auf die Stellung Muchtar Paschas bei Sewin 25. Juni eine empfindliche Niederlage und mußte die Belagerung von Kars aufheben. Ein Angriff auf die weit vorgedrungenen Türken 18. Aug. mißlang ebenfalls, und 25. Aug. entriß Muchtar Pascha L. auch die Position von Baschkadiklar; am 15. Okt. errang aber L. den Sieg am Aladjaberg, eroberte 18. Nov. Kars und siegte 4. Dez. bei Dewebojun. Er wurde 29. April 1878 in den Grafenstand erhoben und Anfang 1879 zum Gouverneur des Pestdistrikts an der untern Wolga ernannt. Nach der energischen Unterdrückung der Pest erhielt er 20. April den Posten eines Generalgouverneurs von Charkow, wo er ebensoviel Umsicht wie Festigkeit in der Verfolgung der nihilistischen Umtriebe zeigte. Die Unthaten der Nihilisten und die sich steigernde Gefahr veranlaßten die Ernennung Loris=Melikows zum Chef einer obersten Exekutivkommission (24. Febr. 1880). Ein gegen ihn gerichtetes Attentat eines Nihilisten, bei welchem L. unverletzt blieb (3. März), steigerte seine Popularität. Im August 1880 wurde er zum Minister des Innern ernannt; er übte eine sehr energische, weitgreifende und vielverheißende Wirksamkeit aus und bewog Alexander II. zu dem Plan, eine Art Volksvertretung zu berufen. Die Ermordung des Zaren im März 1881 vereitelte die Verwirklichung. Von Alexander III. wurde L. 16. Mai 1881 entlassen.

Lork, die Kröte, auch jedes Amphibium.

Lorm, Hieronymus, Pseudonym, s. Landesmann.

Lorne (spr. lorn), Marquis of, s. Argyll 4).

Lornsen, Uwe Jens, schleswig=holstein. Patriot, geb. 18. Nov. 1793 in Keitum auf Sylt, gest. 1838, studierte 1816—20 in Kiel und Jena die Rechte und begab sich 1821 nach Kopenhagen, wo er Sekretär bei der schleswig=holsteinischen Kanzlei wurde. Im Herbst 1830 erhielt er das Amt eines Landvogts auf seiner Heimatsinsel Sylt. Die Wiedergewinnung einer auto=

nomen schleswig-holsteinischen Verfassung war das Ziel seines Strebens. Großes Aufsehen erregte seine Schrift »Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein« (1830), wegen der L. verhaftet und vom schleswigschen Obergericht zu Amtsentsetzung, einjähriger Festungsstrafe u. Erstattung sämtlicher Untersuchungskosten verurteilt wurde. So kurz und beschränkt seine politische Wirksamkeit gewesen war, so tief eingreifend war bei der Reinheit der Gesinnung, die ihn leitete, ihre Nachwirkung auf den öffentlichen Geist seiner Landsleute. Die Regierung versprach 1831, beratende Stände einzuführen, die bekanntlich 1834 wirklich ins Leben traten. Aus der Haft, die er teils in Rendsburg, teils in Friedrichsort verbüßt, entlassen (Juni 1832), begab sich L. zunächst nach Sylt, dann zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit 1833 nach Rio de Janeiro, von da 1837 über Marseille in die Schweiz, um sein größeres Werk: »Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins« (hrsg. von Beseler, Jena 1841), zu vollenden. Er verlebte in und bei Genf, erkrankt und in der düstersten Gemütsstimmung, noch einige Monate und erschoß sich im Februar 1838 bei Pressy am Genfer See. Vgl. Jansen, Uwe Jens L. (2. Ausg., Kiel 1893).

Loröl (Lorbeeröl), s. Laurus.

Lörrach, Hauptstadt des bad. Kreises (u. Amtes) L., welcher 960 qkm (17,44 QM.) mit (1890) 95,137 Einw. umfaßt, im alten Markgräflerland an der Wiese, Knotenpunkt der Linien Basel-Zell i. W. und L.-Leopoldshöhe der Badischen Staatsbahn, 296 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Realgymnasium mit Progymnasium, ein Amtsgericht, 2 Bezirksforsteien, ein Hauptsteueramt, eine große Woll- und Baumwolldruckerei (1753 gegründet) mit 1400 Arbeitern und Ausfuhr nach vielen überseeischen Ländern, eine große Tuchfabrik, Seidenbandfabrikation, Baumwollspinnerei und -Weberei, eine Schokoladenfabrik, 3 mechanische Werkstätten, Eisen- und Messinggießerei, starken Obst- und Weinbau und (1890) 8121 Einw., davon 2877 Katholiken und 222 Juden. Nahebei Burg Rötteln, früher Sitz der Markgrafen von Hochberg, 1678 von den Franzosen zerstört, seit 1867 restauriert. L. erhielt schon 1403 Marktgerechtigkeit und wurde 1682 nochmals zur Stadt erhoben. Vgl. Höchstetter, Die Stadt L. (Lörrach 1882).

Lorrain, Claude, Maler, s. Claude Lorrain.

Lorraine (franz., spr. -än'), soviel wie Lothringen.

Lorsch, Flecken in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, an der Linie Bensheim-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, ein Forstamt, eine Oberförsterei, bedeutende Zigarrenfabrikation, Tabaksbau u. (1890) 3679 meist kath. Einwohner. Die ehemalige fürstliche Abtei L. (Laurissa), eins der reichsten Klöster in Deutschland, wurde 774 als Benediktinerkloster gestiftet, 1340 in ein Prämonstratenserkloster umgewandelt und im Dreißigjährigen Kriege 1621 durch Feuer zerstört. Die 876—882 als Grabkapelle vorgebaute architektonisch interessante Vorhalle (»bunte Kirche«, s. Tafel »Architektur VIII«, Fig. 2) ist die Ruhestätte Ludwigs des Deutschen und seines Sohnes Ludwig des jüngern. Die Sage schreibt die Gründung des Klosters der Nibelungenkönigin Ute zu, wie denn auch Siegfried (nach dem Nibelungenlied) in L. bestattet ward. Die Besitzungen des Klosters gingen 1621 an Kurmainz und 1802 an Hessen über. Vgl. Falk, Geschichte des ehemaligen Klosters L. (Mainz 1866); Adamy, Die fränkische Thorhalle u. Klosterkirche zu L. (Darmst. 1891).

Lortzing, Gustav Albert, Opernkomponist, geb. 23. Nov. 1801 in Berlin als Sohn eines Schauspielers, gest. daselbst 21. Jan. 1851, wurde, nachdem er die Bühne schon in Kinderrollen betreten, 1819 als jugendlicher Liebhaber und Tenorist in Düsseldorf engagiert, von wo er später an verschiedene andre Theater überging, bis er 1833 in Leipzig festen Fuß faßte. Hier wirkte er nicht nur als Schauspieler und Sänger, sondern auch als Dichter und Komponist zahlreicher Opern mit dem größten Erfolg bis 1844, wo er seine Thätigkeit auf der Bühne mit der des Kapellmeisters vertauschte. Zwei Jahre später ging er in gleicher Eigenschaft an das Pokorny-Theater zu Wien und 1850 an das Friedrich-Wilhelmstädtische zu Berlin, wo er zuletzt in dürftigen Umständen lebte. L. ist der erste und einzige Künstler, der sich seit Dittersdorf mit Erfolg der deutschen komischen Oper gewidmet hat, und seine Arbeiten dieser Gattung tragen schon deshalb den Stempel echter Kunstwerke, weil hier Dichtung und Musik in jenem unmittelbaren Zusammenhang stehen, welcher sich durch die Einheit des Dichters und Komponisten ergab. Dazu war Lortzings Begabung auf beiden Gebieten eine glänzende, und wenn sein Humor auch der Vornehmheit entbehrt, gelegentlich sogar ans Triviale streift, so leistet er durch gesunde Naivität, volkstümliche Innigkeit, vor allem durch richtige Erkenntnis des dramatisch Wirksamen dafür reichlichen Ersatz. Seine erfolgreichsten Opern: »Die beiden Schützen« (1837), »Zar und Zimmermann« (1838), »Der Wildschütz« (1842), »Undine« (1845) und »Der Waffenschmied« (1846) sind bis zur Gegenwart beliebte Repertoirestücke geblieben. Vgl. Düringer, Albert L. (Leipz. 1851).

Lorze, rechter Zufluß der Reuß im schweizer. Kanton Zug, entspringt im Ägerisee (s. Ägeri) in 726 m Seehöhe, zwängt sich dann durch enge Schluchten aus der Bergwelt heraus in das Flachland und mündet in den Zuger See (417 m). Die Wasserkraft des kleinen Flusses wird schon bei Unter-Ägeri, dann in Baar, wo er die Ebene betritt, für die Zwecke der Baumwollspinnerei verwertet. Bei dem Uferort Cham, nahe der Einflußstelle, verläßt die L. den Zuger See und wendet sich zur Reuß.

Los (Loos), das unverdiente Glück oder Unglück, insofern beides als Schickung betrachtet wird, daher auch jede Entscheidung, die dem Zufall oder der Gottheit anheimgestellt wird, besonders der willkürlich gewählte Gegenstand, durch welchen etwas entschieden werden soll. Schon die Hebräer gebrauchten das L. bei wichtigen Angelegenheiten und besonders bei Teilungen; das heilige L. war bei ihnen das Urim und Thummim (s. d.). Etwas Ähnliches hatten die Griechen und Römer in ihren Losorakeln, die gewöhnlich im Herkules- oder Fortunatempel, z. B. in Bura (Achaia) oder zu Präneste (Latium) und Cäre (Etrurien), stattfanden. Man warf mit vier Astragalen, Würfeln oder Stäben, an deren Enden Buchstaben eingegraben waren. Ebenso gebräuchlich war das Losen mit geworfenen Pfeilen oder Zweigstückchen bei den alten Skythen (nach Herodot) und Germanen (nach Tacitus) und ist es noch heute in China. Die Halmwahrsagung (»den längern oder kürzern ziehen« bei den Minnesingern), die Orakel- und Rupfblumen, jetzt durch das Knöpfeabzählen ersetzt, gehören hierher. Im Christentum war es ebenfalls seit jeher gebräuchlich, so ward z. B. der Apostel Matthias (Apostelg. 1, 26) durch das L. gewählt, und noch jetzt werden bei den Brüdergemeinden durch dasselbe Anstellungen

und Heiraten entschieden. Im gewöhnlichen Leben wird das L. in vielfacher Beziehung als Entscheidungsmittel gebraucht, und zwar werden dazu vorzüglich Würfel, Zettel oder Täfelchen von gleicher Gestalt und Größe mit Namen oder Zahlen ꝛc. angewendet, welche gezogen werden, z. B. bei Militärkonskriptionen, Lotterien u. dgl. L. nennt man auch das Recht oder die darüber ausgestellte Bescheinigung, beim Ausspielen eines Gegenstandes oder bei einem Lotterieanlehen Anteil zu haben; ebenso hat in verschiedenen Gegenden das bei Verteilung des Gemeindeackers dem Einzelnen zugefallene Stück Land den Namen L. behalten, weil es nach den geworfenen, mit der Hausmarke (s. d.) bezeichneten Kaveln verteilt wurde. Vgl. Homeyer, Über das germanische Losen (Berl. 1854); Derselbe, Die Losstäbchen (das. 1868).

Losament, veraltet für Logement (s. d.).

Los Andes, Distrikt in Venezuela, s. Andes, los.

Los Angeles, 1) (La Puebla de la Reina de L. A., »Stadt der Königin der Engel«) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Kalifornien, am gleichnamigen Fluß, 25 km von der Südseeküste, Zentrum für sechs Bahnen, fast vergraben in tropischer Vegetation (Eukalypten, Pfefferbäume, Palmen, Eichen, Granatbäume, Bananen ꝛc.), ist in den letzten Jahren außerordentlich schnell gewachsen; 1880 zählte die Stadt 11,183, 1890 aber 50,395 Einw., darunter 12,752 im Ausland (2767 in Deutschland, 1831 in China) Geborne, und 1895: 85,000 Einw. Die ehemaligen Lehmhäuser haben jetzt überall massiven Steinbauten oder Villen in geschmackvoller Holzarchitektur Platz gemacht. Die Stadt hat gut gepflasterte Straßen, Pferde-, Kabel- und elektrische Bahnen, sechs Parke, zwei Rennbahnen, viele großartige Bauten, darunter das Federal Building, ein Postamt, Rathaus, einen Gerichtshof, ein kath. Waisenhaus und College, zwei Theater und eine schon recht bedeutende Industrie; 1890 stellten in 750 gewerblichen Anstalten 4957 Arbeiter Waren im Werte von 9,893,835 Doll. her, insbes. Mehl, Eisenguß, Backsteine, künstliche Steine und Wollwaren. L. ist Hauptstapelplatz für den berühmten kalifornischen Obstbau. Die Ebenen und Thäler ringsum sind mit Rebengärten, Orangen- und Obsthainen bedeckt. Der Gesamtwert der in Südkalifornien gezogenen Früchte betrug 1891: 6 Mill. Doll., an Apfelsinen allein versandte L. für 1,250,000 Doll. Reiche Petroleum- und Asphaltlager befinden sich in der Umgebung. Wegen seines milden Klimas (Januar 11°, August 21°) wird L. im Winter viel aufgesucht. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1895: 47,396,165, die städtische Schuld 1,279,200 Doll. — 2) (Ciudad de los Angeles) Hauptstadt der chilen. Provinz Biobio, in einer fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Laja und Biobio, 166 m ü. M., mit (1885) 8279 Einw. Die Stadt wurde 1739 gegründet und durch ein Fort gegen die Araukaner gesichert. Dabei die deutsche Kolonie Human.

Los Arapiles, Höhen am Tormes bei Salamanca in Spanien, bekannt durch den am 22. Juli 1812 von Wellington über die Franzosen unter Marmont erfochtenen Sieg (Schlacht bei Salamanca).

Losbäcker, s. Bäcker.

Losbaum (Loosbaum), s. Clerodendron.

Losbriefe, die bei Lotterieanlehen ausgegebenen Obligationen.

Losbücher, im 15. Jahrh. in Italien aufgekommene und von da nach Frankreich und Deutschland verbreitete Bücher, die Anleitungen zum Punktieren, Werfen des Loses, zum Würfelspiel, zu Traumauslegungen ꝛc. enthielten, um daraus seine Zukunft zu erfahren. Das älteste deutsche Buch dieser Art wurde zu Straßburg 1529 gedruckt; zahlreiche andre, in Versen oder Prosa, folgten nach.

Löschdosen, s. Feuerlöschdosen.

Lösche, s. Kohlenklein.

Löschen, s. Feuerschutz. Im Seewesen soviel wie ausladen (s. Löschplatz). Über das L. des Kalks s. d.

Löscher (Löschhorn), ein mit einem Henkel versehenes metallenes Gerät in Form eines Töpfchens oder Hütchens zum Auslöschen brennender Kerzen. L. gab es schon im Mittelalter. Es haben sich deren in Gestalt menschlicher Köpfe und Büsten von Eisen aus dem 16. Jahrh. erhalten.

Löscher, Valentin Ernst, Vertreter der lutherischen Orthodoxie und Gegner des Pietismus, geb. 1673 in Sondershausen, gest. 12. Febr. 1749 in Dresden, ward 1698 Superintendent in Jüterbog und gründete hier die erste theologische Zeitschrift (seit 1701: »Altes und Neues aus dem Schatz theologischer Wissenschaften«, seit 1702: »Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen«); in dieser führte er, 1701 Superintendent in Delitzsch, 1707 Professor der Theologie in Wittenberg, 1707 Superintendent in Dresden geworden, unter dem Namen Timotheus Verinus den Kampf gegen den Pietismus. Dem Kampf mit dem Katholizismus entsprangen die »Vollständigen Reformationsakte und Dokumente« (Leipz. 1720 f., 3 Tle.). Seit 1723 galt seine Polemik der Leibniz-Wolffschen Philosophie. Vgl. M. v. Engelhardt, V. E. L. nach seinem Leben und Wirken (Stuttg. 1856).

Löschgranaten, s. Feuerlöschgranaten.

Loschitz (tschech. Loštice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Hohenstadt, an der Trebuwka (Zufluß der March), hat eine Pfarrkirche (16. Jahrh.), ein Rathaus, Sparkasse, starke Töpferei, Bierbrauerei und Malzfabrikation, Papier-, Leder- und Handschuhfabriken und (1890) 2574 meist tschech. Einwohner.

Löschkohlen (Bäckerkohlen), die Kohlen, welche entstehen, wenn man das unter freiem Zutritt der Luft brennende Holz nach dem Erlöschen der Flamme bedeckt und erkalten läßt. Sie sind leicht, locker, brennen ohne Flamme und geben wenig Hitze.

Löschpapier (Fließ-, Filtrierpapier), s. Papier und Filtrieren.

Löschplatz, Platz zum Löschen (Ausladen) der Schiffe; auch der Bestimmungshafen eines Schiffes.

Löschpulver, s. Feuerlöschmittel.

Loschwitz, Dorf und beliebte Sommerfrische in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Neustadt, auf dem rechten Elbufer, am Ausgang des Loschwitzgrundes, 3 km oberhalb Dresden, mit dem es durch eine Pferde- und eine elektrische Eisenbahn, durch Dampfschiffahrt und eine Telephonanlage in Verbindung steht, und Blasewitz gegenüber, wohin eine neue Hängebrücke führt, 120—250 m ü. M., hat eine evang. Kirche, zahlreiche schöne Villen, ein Denkmal des Malers Ludwig Richter, auf dem Schloßgrundstück »Orlanda« ein Denkmal Schillers, der hier in einem Häuschen im ehemaligen Weinberg Körners vom September 1785 bis Juli 1787 den größten Teil des »Don Karlos« schrieb, ein Krankenhaus (Deutsche Heilstätte), eine Erziehungsanstalt für gefährdete Mädchen (Pniel), eine Diakonissenpflegestätte (Bethanien), eine Kartonagenfabrik, eine chemische und

Tintenfabrik, eine Dampfsägemühle, Wein- und besonders Obst- (Pfirsich-) Bau, Erdbeerenkulturen und (1890) 4331 Einw., davon 143 Katholiken. In der Nähe in schöner Lage die turmgekrönten »Albrechtsschlösser«: das Schloß Albrechtsberg, jetzt den Grafen von Hohenau gehörig; Schloß Stockhausen und Schloß Eckberg, sowie auf dem waldreichen Plateau nördlich Dorf und Kurhaus Weißer Hirsch, wohin von L. eine Zahnradbahn führt. Vgl. Pohle, Chronik von L. (Dresd. 1887).

Löschzeit, die im Seehandel bei der Verfrachtung eines Schiffes im ganzen oder eines verhältnismäßigen Teiles desselben oder eines bestimmten Schiffsraumes dem Empfänger zur Ausladung (Löschung) gewährte Frist. Bezüglich des Beginns und der Dauer derselben gelten analoge Bestimmungen wie bezüglich der Ladezeit (s. Frachtgeschäft, S. 677). Ohne besondere Vereinbarung kann für die L. keine Vergütung beansprucht werden, dagegen für die dieselbe überschreitende Überliegezeit, falls solche vereinbart ist. (Handelsgesetzbuch, Art. 595 ff.)

Lose, oberdeutscher Ausdruck für Mutterschwein; übertragen: ein unzüchtiges Weib.

Losen, oberdeutsch soviel wie aufhorchen, auf etwas hören.

Löser, s. Magen.

Löserdürre, s. Rinderpest.

Losfest, s. Feste (jüdische).

Loshieb, s. Hiebszug.

Losholz, s. Fenster.

Loskauf, die gesetzlich geregelte Befreiung von der Militärdienstpflicht gegen Zahlung einer bestimmten Summe, eine Art Stellvertretung (s. d.), bei der der Staat den fehlenden Mann ersetzt. In Deutschland wurden L. und Stellvertretung, wo sie bestanden hatten (nicht in Preußen), bei Einführung der allgemeinen Dienstpflicht abgeschafft. In Frankreich wurde unter Napoleon III. die zu zahlende Summe jährlich festgesetzt, wie der Marktpreis steigend oder fallend, zuletzt 2400 Frank, wofür der Staat alte Soldaten (rengagés) gegen neues Handgeld, bessern Sold und eine Abfindungssumme bei der spätern Entlassung unter den Fahnen hielt. In Belgien ist der L. noch heute in Geltung. In Rußland wurden vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Loskaufsquittungen (zuletzt 1873 zu 800 Rubel) verkauft, deren Vorzeigung den Inhaber vom Dienst befreite.

Loslassungsvertrag, s. Ranzion.

Loslau (poln. Wodzislaw), Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Rybnik, an der Linie Niedobschütz-Annaberg der Preußischen Staatsbahn, 275 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei und (1890) 2553 Einw., davon 154 Evangelische und 280 Juden.

Löslichkeitskoeffizient etc., s. Lösung.

Losna, See, s. Laagen 1).

Losnächte, s. Rauchnächte.

Losoncz (spr. lóschonz), Stadt im ungar. Komitat Neográd, an der Bahnlinie Hatvan-Altsohl, mit Mineralbad, einer 1128 erbauten, jetzt reformierten Kirche, Holzhandel, Tuch- und Papierfabrik, einer Dampfmühle, die mit L. durch eine $8^1/_2$ km lange Vizinalbahn verbunden ist, und (1890) 7460 magyar. Einwohnern. L., das einst befestigt war und 1849 durch die Russen niedergebrannt wurde, hat ein Obergymnasium, eine Lehrerpräparandie und ein Bezirksgericht. In der Nähe, bei Szinóbánya, ist auch eine Glasfabrik.

Lospapierversicherung, die Versicherung gegen Kursverluste aus solchen ausgelosten Anlehnslosen, welche mit einem unter dem Kurse stehenden Satz eingezogen werden. Die L. erfolgt in der Art, daß der Versicherer (Bankier) gegen Zahlung einer Prämie sich verpflichtet, die ausgelosten Papiere gegen andre von der gleichen Art umzutauschen (vgl. Heuer).

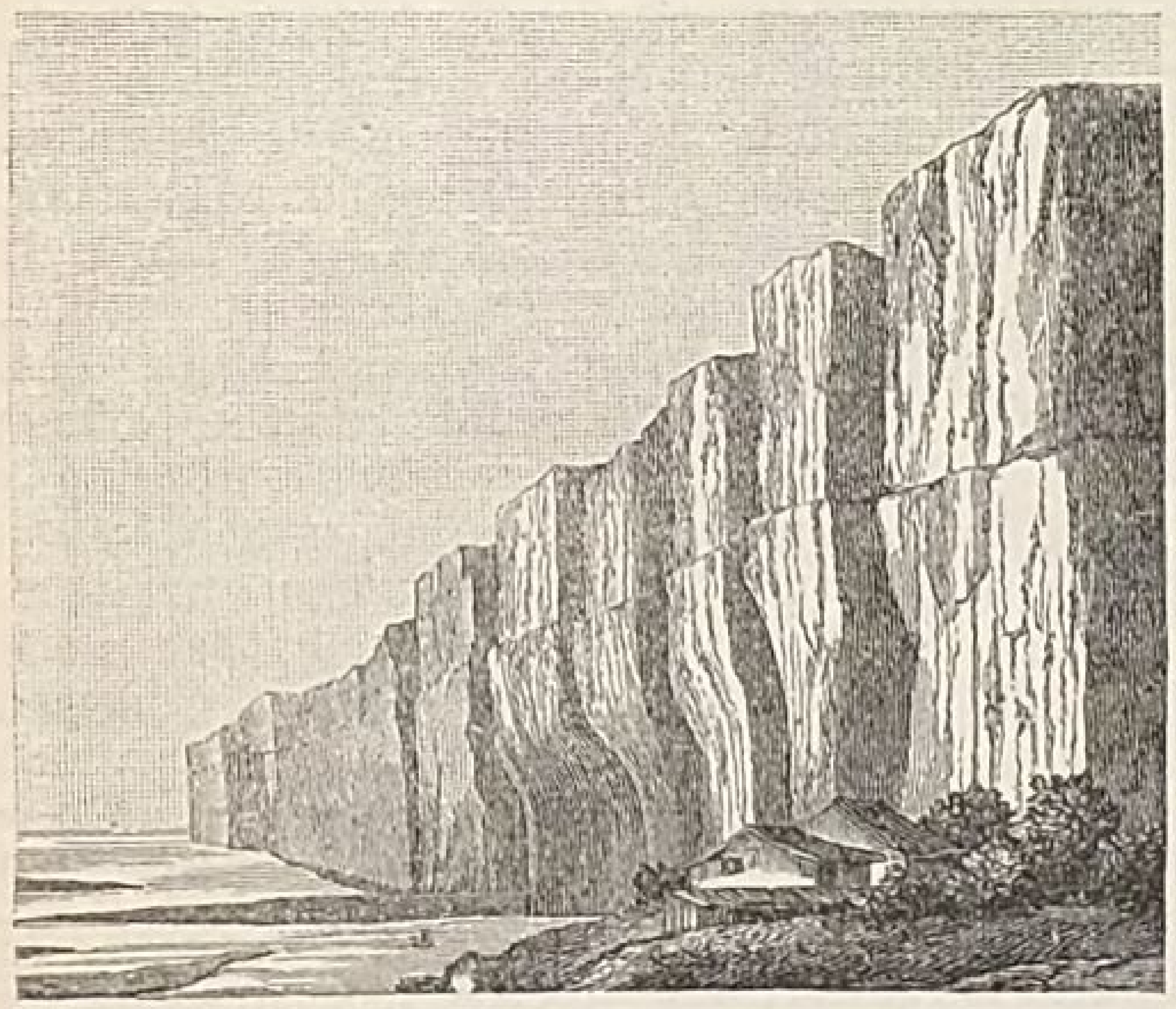
Los Rios, Provinz von Ecuador, s. Rios.

Löß (auch Briz), ein gegen Ende der Diluvialzeit abgelagerter, lichtgrau bis bräunlich und ockergelb gefärbter, kalkhaltiger Lehm, der durch eine große Porosität und das Auftreten feiner, an verzweigte Wurzeln von Gräsern erinnernder, meist mit einer dünnen Haut von kohlensaurem Kalk überzogener Röhrchen gegenüber dem gewöhnlichen Lehm ausgezeichnet ist. Er saugt infolge dieser kapillaren Struktur selbst starke Regengüsse auf, und Quellen treten nie im L., sondern nur an der untern Grenze desselben gegen andre Gesteine hin aus. Der L. ist ungeschichtet und hat eine große Neigung zu vertikaler Zerklüftung und Bildung senkrechter Wände. Dabei ist er mürbe, zerreiblich, mehlig abfärbend. Als Gemengteile erkennt man feine Glimmerblättchen, äußerst winzige (durchschnittlich $^1/_{40}$—$^1/_{20}$ mm dicke) Quarzkörnchen, die etwa 50 Proz. betragen, Feldspat, Granat, Staurolith, Rutil, Apatit, Magneteisen, Eisenoxyd, Kalk- und Magnesiakarbonat etc. Häufig schließt der L. Mergelkonkretionen von unregelmäßiger Gestalt (Lößkindel, Lößmännchen, Lößpuppen, Steiningwer der Chinesen), außerdem Knochen von Säugetieren und Gehäuse von Landschnecken (Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga u. a., vgl. Tafel »Diluvium I«; daher auch der Name Schneckenhäuslesboden) ein. Oberflächlich und lokal geht der L. durch Auslaugung des Calciumkarbonats in lehmartige Gesteine über. Der L. liegt in weiten Flußthälern, auf den Abdachungen von Gebirgen und Hügeln sowie auf flachen Plateaus und in seichten Becken; eine große Verbreitung hat er im Rhein- und Donauthal, deren Fruchtbarkeit er bedingt, und wo er in einer Mächtigkeit von 10—15 m auf diluvialen Kies- und Geröllablagerungen aufliegt und durch zahlreiche Hohlwege mit fast senkrechten Wänden entblößt ist. Auch an den Thalgehängen der Elbe von Meißen bis Pirna, namentlich aber im nördlichen Böhmen, ferner an der Neiße, Mulde, Saale, Unstrut, Werra, Lahn, am Main und Neckar sowie auf den angrenzenden und zwischengelegenen Plateaus ist L. zur Ablagerung gelangt. In den Thälern der Oder und Weichsel steigt er an den Gehängen bis zu 400 m Meereshöhe empor, von Oberschlesien zieht eine Zone nach Polen hinein, wo er bei Sandomir eine Mächtigkeit von 30 m erreicht. Eine großartige Verbreitung besitzt der L. in den innerasiatischen Gebieten, in der Mongolei, in Tibet und besonders in China, wo der L., die gelbe Erde der Chinesen, welche dem Gelben Fluß und dem Gelben Meer den Namen gegeben hat, eine Mächtigkeit bis zu 600 m erreicht. Vgl. die Abbildungen, S. 504.

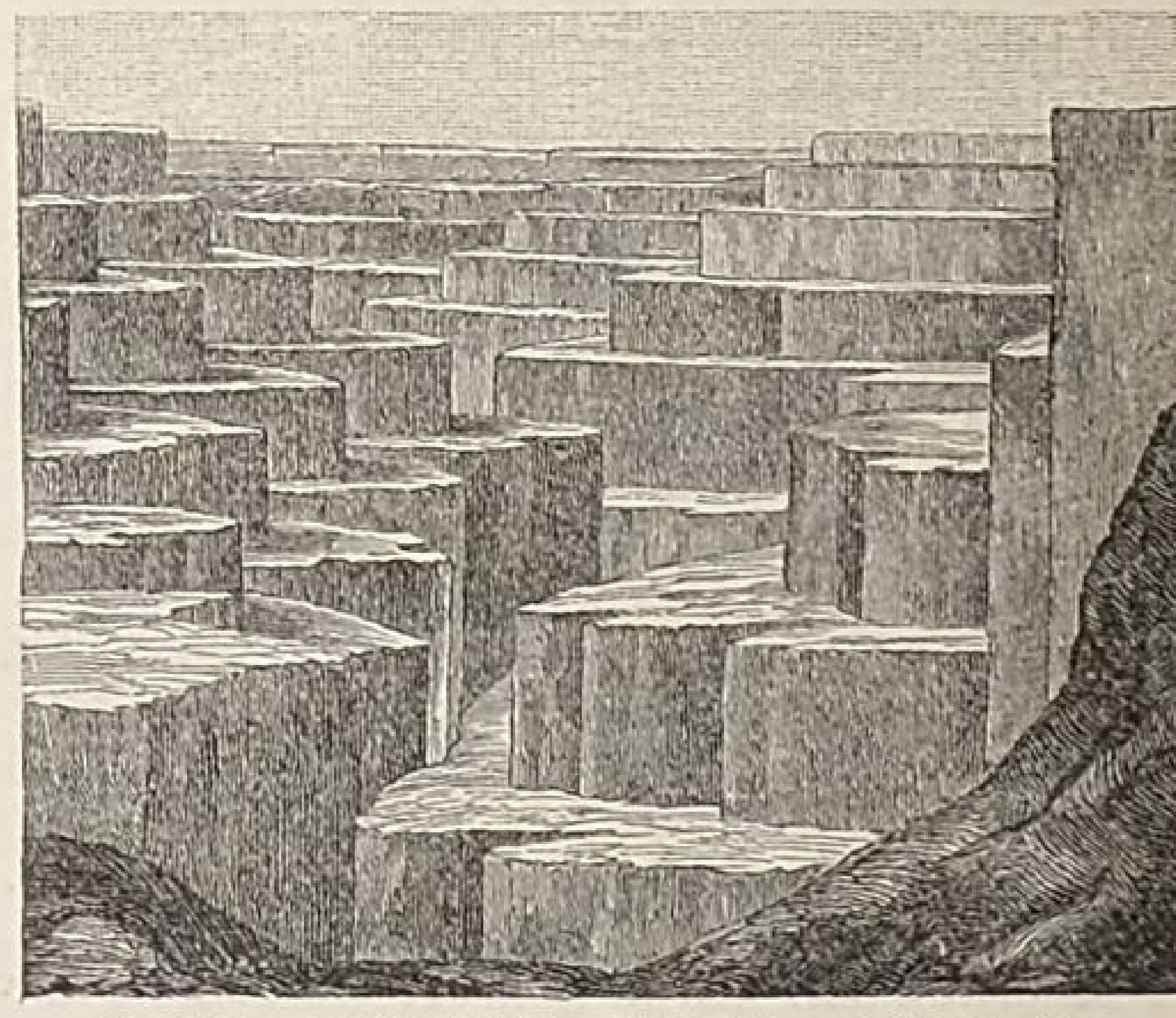
Bezüglich der Entstehung des Lösses stehen zwei Ansichten einander gegenüber. Nach der einen, deren Hauptvertreter F. v. Richthofen ist, ist der L. eine äolische oder subaërische Bildung. Kontinentalen, abflußlosen Steppengegenden führten heftige Winde die Verwitterungsprodukte der in der Nachbarschaft entstehenden Gesteine zu und erzeugten so Ablagerungen, ähnlich denjenigen, welche sich noch heute in den Steppen Zentralasiens unter dem Einfluß der

dort häufigen Staubwinde bilden. Der Staub, welcher auf eine von Vegetation bedeckte Fläche niederfällt, wird von letzterer festgehalten und trägt somit im Laufe der Zeiten zur Erhöhung des Bodens bei. Der höchst langsam emporwachsende Boden enthält die röhrenförmigen Abdrücke der Wurzeln aller durch ihn erstickten Steppengräser, deren Wurzelhorizont mit der sich hebenden Oberfläche immer mehr in die Höhe rückte, er umschließt die Gehäuse von Landschnecken und die Knochen der die Steppe bewohnenden Säugetiere.

Dieser Theorie der äolischen Bildung des Lösses steht diejenige der fluviatilen, glazialen oder fluvioglazialen Bildung gegenüber, je nachdem zur Erklärung die Mitwirkung von Flüssen oder von Schmelzwassern der Gletscher oder von beiden in Anspruch genommen wird. So ist nach Sandberger der L. ein Absatz aus Wasser, teils (älterer, Berglöß) von großen, über heutige Plateaus sich ergießenden Strömen, teils die Korngröße derselben wechselt mit der Höhenlage. Nach dem Erzgebirge hin geht nämlich der normale L. ganz allmählich in den Lößlehm über, der sich durch staubartige Feinheit der Gemengteile auszeichnet, vom Verwitterungslehm der anstehenden Gesteine aber vollkommen verschieden ist. Anderseits geht der L. nach dem Tiefland hin allmählich in ein durch zunehmende Korngröße charakterisiertes lößartiges Gestein, schließlich in Lößsand und reinen Sand über. Diese Aufeinanderfolge der Glieder einer offenbar einheitlichen Organisation entspricht der äolischen Theorie; die durch den Wind aufgearbeiteten, unter Mitwirkung von Frost gelockerten Bestandteile der Geschiebelehmoberflächen wurden nach Maßgabe ihrer Korngröße abgelagert, die gröbern und gröbsten am Rande des Berglandes, während der feinste Staub weit hinauf (bis 400 m Meereshöhe) in das Gebirge getragen wurde. Für diese Auffassung der Lößbildung spricht



1. Lößufer des Huangho in China.



2. Chinesische Lößlandschaft mit Terrassen.

(jüngerer, Thallöß) in stillen Buchten der Wasserläufe abgelagert. Agassiz, Lyell und J. Geikie halten den L. für einen Schlamm, welcher aus der erratischen Schuttbedeckung des Landes und den Moränen herstamme und unmittelbar nach dem Rückzug der letzten Vereisung in Thälern und Buchten sich absetzte. Eine derartige Entstehung hat nach Wahnschaffe jedenfalls der durch oberflächliche Humifizierung dunkelgefärbte L. der Magdeburger Gegend (Bördelöß).

Als Hauptmomente gegen die äolische und für die sedimentäre Bildung des Lösses werden geltend gemacht das Anschmiegen des Lösses an die Wasserläufe, sein Fehlen auf den Kämmen der mitteldeutschen Gebirge sowie die nesterweise Einlagerung von Sanden in dem L. Auch soll die enge Beziehung, welche wenigstens in Europa zwischen der Verbreitung des Lösses und der Ausdehnung der alten eiszeitlichen Gletscher besteht, für einen fluvioglazialen Ursprung des Lösses sprechen. Anderseits erhält die Richthofensche Theorie eine große Stütze durch die Untersuchungen Sauers an dem L. zwischen Elbe und Mulde. Sauer fand die Verteilung der Konchylien im L. außerordentlich unregelmäßig und schließt daraus, daß dieselben nicht durch Hochfluten von fernher eingeschwemmt wurden, sondern daß sie dort, wo sie jetzt sich finden, oder doch ganz in der Nähe lebten und ihre günstigsten Lebensbedingungen fanden. Die Mineralbestandteile des Lösses stimmen mit denen des echten glazialen Geschiebemergels völlig überein, aber nach Heim und Sauer auch das Auftreten der Dreikantner oder Kantengeschiebe in Sachsen (s. Abrasion). Diese Geschiebe sind immer nur auf die oberste Deckschicht des ältern Diluviums beschränkt, mag dasselbe aus unterm oder oberm Geschiebemergel, aus Sand oder Kies bestehen, und in der Regel zeigen sie die meist dreiseitige, flachpyramidale Gestalt nur auf der einen Seite, auf welcher sie anscheinend aus dieser Deckschicht hervorragten. Ähnliche Beobachtungen sind inzwischen auch in andern Lößgebieten gemacht worden. Zugleich hat Nehring an vielen Punkten Deutschlands und des übrigen Europa (Westeregeln, Wolfenbüttel, Quedlinburg, Steeten in Nassau, Jena, Gera, Würzburg, Fränkische Schweiz, Eppelsheim, Montmorency, Belgien, England rc.) eine echte Steppenfauna (als besonders charakteristisch die Steppenspringmaus und die Steppenzieselmaus) als Einschluß in diluvialen Gesteinen nachgewiesen und dadurch das Vorhandensein von Existenzbedingungen, welche sich von den heute in Europa herrschenden wesentlich unterscheiden, dargethan.

Wenn bisher die Ansichten über den L. einander so schroff gegenüberstanden, so rührte das vielfach daher, daß man den typischen L. von andern lößähnlichen Bildungen nicht scharf genug trennte und insbes. nicht von dem unter Einwirkung von Regenfluten, Schneeschmelze, Wind rc. oft wiederholt umgelagerten, auf sekundärer oder gar tertiärer Lagerstätte befindlichen L. Lößähnliche Bodenarten sind der deutlich geschich-

tere, heller gefärbte Seelöß, der oft Reste von Süßwasserorganismen einschließt und dadurch seine Bildung aus Wasser bezeugt; ferner die humusreiche ungeschichtete Schwarzerde (s. Tschernosem), der Pampasthon Südamerikas und die Gesteine der Bluffs Nordamerikas. Für den Tschernosem, den Pampasthon wird jetzt ganz allgemein, ebenso wie für den nordchinesischen L., für den L. in Ungarn und Österreich, für den persischen L. eine äolische Entstehung angenommen.

Losscheibe, s. Riemenräderwerke.

Lossing, Benson John, Zeichner und Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1813 in Beekman im Staate New York, war erst Uhrmacher in Poughkeepsie, gab jedoch 1835 diesen Beruf auf und wurde Journalist als Miteigentümer und Redakteur des »Poughkeepsie Telegraph«, mit dem er ein belletristisches Beiblatt: »The Poughkeepsie Casket«, verband, dessen Illustrierung er selbst übernahm, indem er gleichzeitig die Holzschneidekunst erlernte. 1838 gab er in New York in derselben Weise das »Family Magazine« heraus. Sein besonderes Interesse gehörte der Geschichte seines Landes, welche er in einer Reihe von volkstümlichen Werken gleichzeitig geschildert und illustriert hat, und von denen die »Illustrated history of the United States for schools and families« (1854—56) auch in deutscher Übersetzung (Stuttg. 1877—79, 3 Bde.) erschienen ist. Auch war er Mitarbeiter von »Harper's Magazine« und andern Journalen; er lebt zu Chestnut Ridge in der Nähe von New York.

Lößkindel, Kalkkonkretionen, s. Löß und Mergel.

Lößnitz, eine durch Fruchtbarkeit und mildes Klima ausgezeichnete Landschaft im Königreich Sachsen, nördlich von Dresden und rechts an der Elbe, mit den Ortschaften Kötzschenbroda, Ober-, Hof- und Niederlößnitz, Radebeul, Serkowitz, Naundorf, Zitzschewig, Lindenau und Wahnsdorf, deren Bewohner bedeutende Gärtnerei, namentlich Rosenzucht, Erdbeer-, Spargel-, Aprikosen- und Pfirsichbau betreiben. Der früher dort in bedeutendem Umfange blühende Weinbau ist durch große Reblausherde sehr beeinträchtigt worden.

Lößnitz, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, an der Linie Chemnitz-Adorf der Sächsischen Staatsbahn, 420 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, ein stattliches Rathaus, ein Amtsgericht, eine Telephonanlage, eine große Hutfabrik, Fabrikation von Strumpf-, Seiden-, Baumwoll-, Stickerei-, Wäsche-, Strick- und Trikotagenwaren, Fabriken für Papierhülsen, Schuh-, Leder-, Spiel- und Neusilberwaren, Maschinen, Fahrräder, Eisenmöbel, chirurgische Instrumente 2c., Eisengießerei, Gerberei, Vigognespinnerei, Holzbildhauerei, Färberei, Bierbrauerei, Mahl- und Schneidemühlen, Schieferbrüche und (1890) 5886 Einw., davon 68 Katholiken.

Lossow, 1) Arnold Hermann, Bildhauer, geb. 24. Okt. 1805 in Bremen, gest. 3. Febr. 1874 in München, lernte bei seinem Vater, einem Bildhauer, dann vier Jahre in Rom und siedelte 1831 nach München über. Hier war er von 1833 an in der Werkstatt Schwanthalers beschäftigt. Seine wenigen selbständigen Werke (vorwiegend in der Walhalla bei Regensburg) bestehen in schön ausgeführten Marmorbüsten berühmter Männer. Sonst führte er eine Anzahl Statuen nach Entwürfen andrer in Marmor aus: die Thorwaldsens nach dessen eigner Skizze, die Canovas nach Widnmann und die Schwanthalers und Gibsons nach Brugger, alle vier an der Glyptothek zu München.

2) Heinrich, Maler, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1840 in München, machte seine Studien an der Akademie daselbst und bildete sich auf mehreren Reisen. Von seinen Genrebildern, deren Stoffe zum Teil der Rokokozeit entnommen sind, und denen meist eine pikante Auffassung eigen ist, sind zu nennen: die Sphinx und der Dichter, nach H. Heine, musikalische Unterhaltung, Flitterwochen, die Putzmacherin, die überraschte Schäferin, vor der Matinee (1888), im Park (1890), Abendstille (nackte Nymphe im Park, 1892) und Übermut (1894). Er hat auch Illustrationen zu Shakespeares »Lustigen Weibern« gezeichnet. L. ist Konservator an der Gemäldegalerie zu Schleißheim.

Lostage im allgemeinen die »Zwölften«, d. h. die 12 Tage zwischen Weihnachten und Epiphanias, weil nach der Volksanschauung an denselben das Wetter des 1.—12. Monats des folgenden Jahres erschaffen wird. Ferner nennt man L. (Lurtage) auch diejenigen Tage im Jahreslauf, welche nach der Volksmeteorologie einen entscheidenden Einfluß auf die Witterung eines bestimmten Zeitraums haben sollen, an welchen sich (wie Dove sagt) das »Los« der zu erwartenden Witterung für längere Zeit entscheidet. An diese L. knüpfen sich die Sprüche des Volkes, welche unter dem Namen Bauernregeln bekannt sind, weshalb die L. auch zuweilen Bauerntage genannt werden. Von den Lostagen ist besonders hervorzuheben der Medardustag (8. Juni), welcher als sogen. Wettermacher in Frankreich und den Niederlanden, in Deutschland und Polen angesehen wurde. Von diesem heißt es: »Wie's wittert am Medardustag, so bleibt's sechs Wochen lang danach«; oder »Regnet es auf Medardustag, so regnet es vierzig Tage nach«; oder, wie in Frankreich: »Saint Médard est un grand pleurard (oder pissard)«. Andre solcher L. sind: der Siebenschläfer (27. Juni), ein gefährlicher Regentag (»Regnet's am Tag der Siebenschläfer, so regnet es noch sieben Wochen«); der Johannistag (24. Juni), der in Polen, Mittel- und Süddeutschland, in Oberitalien 2c. für einen Wendetag der Witterung gilt (»Wasser an St. Johann nimmt den Wein und gibt kein Brot«), wie St. Peter und Paul (29. Juni) in Frankreich; namentlich aber der als regenbringend bekannte Tag Mariä Heimsuchung (2. Juli), am Niederrhein »Marientrief«, in Köln »Mariasief« genannt. Von ihm heißt es in Deutschland unter anderm: »Geht Maria über den Berg naß, so regnet's sechs Wochen ohne Unterlaß«. In frühern Zeiten, in welchen neben Bibel und Gebetbuch der Kalender das einzige Buch war, welches sich in dem Besitz des Landmannes zu befinden pflegte, brachte der Kalender eine große Zahl von solchen Bauernregeln. Nachdem der Bamberger Abt Mauritius Knauer 1654 ein Calendarium perpetuum fertig gestellt hatte, wurde aus ihm von Christoph von Hellwig 1701 ein hundertjähriger Kalender mit Wetterprognosen gemacht, die ebenso wie die angegebenen Praktiken auf astrologischem Aberglauben beruhen. Diese Wetterprognosen gingen sowohl aus dem hundertjährigen Kalender als auch aus verschiedenen meteorologischen Volksbüchern in die gewöhnlichen Kalender über und werden hier, trotzdem sie auf keiner wissenschaftlichen Grundlage beruhen und meistens völlig wertlos sind, nach wie vor immer wieder abgedruckt, eine Unsitte, die sich schwer beseitigen zu lassen scheint. Vgl. Hellmann, Meteorologische Volksbücher (Berl. 1891); die Monatsschrift »Himmel und Erde« (hrsg. von der Gesellschaft Urania in Berlin), 1891, S. 389; Berthold, Der hundertjährige

Kalender (in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung, 1890, Nr. 43).

Lostwithiel (spr. lóstwiđhel), Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, am Fowey, hat eine schöne Kirche (15. u. 17. Jahrh.), Forellenfischerei und (1891) 1379 Einw. In der Nähe die Ruine von Restormel Castle (13. Jahrh.).

Losung, früher ein zusammengesetztes Wort, dessen zweiter Teil *Gegenlosung* hieß, als Erkennungszeichen der eignen Truppen im Vorpostendienst. Der Posten sagt leise den ersten Teil des Wortes, der Angerufene den zweiten Teil. Nach der deutschen Felddienstordnung von 1894 kann die L., ein beliebig gewähltes Wort, im Festungskrieg vom Höchstkommandierenden täglich ausgegeben werden. Sie wird nur so laut gesprochen, daß der Posten sie versteht. Wer die L. nicht weiß, falsch nennt, wird zum Durchlaßposten gewiesen, wer zu entfliehen versucht, wird niedergeschossen (vgl. Feldgeschrei). Über L. und Losungsschein beim *Ersatzwesen* s. d.; im Ritterwesen soviel wie Devise. — In der Jägersprache die Exkremente des Wildes, besonders des Edelwildes (s. auch Geschmeiß, Gestübe). Im Bergbau leerer Ort in der Grube, wohin das Gerölle geschüttet wird. In der Rechtssprache soviel wie Näherrecht; früher in einigen deutschen Reichsstädten (Nürnberg) übliche Bezeichnung der Steuer, insbes. der Vermögenssteuer; im gewerblichen Verkehr soviel wie Tageseinnahme. Im kirchlichen Sprachgebrauch Bibelsprüche, welche in Begleitung eines Liederverses von der Brüdergemeinde für jeden Tag alljährlich neu ausgewählt, herausgegeben und auch außerhalb der Gemeinde vielfach in zum Teil abergläubischer Weise benutzt werden.

Lösung (*Auflösung*), die Vereinigung eines starren, flüssigen oder gasförmigen Körpers mit einem flüssigen zu einer homogenen Flüssigkeit, auch diese letztere selbst. Charakteristisch für die L. ist, daß der gelöste Stoff mit allen seinen Eigenschaften unverändert wieder erhalten werden kann, sobald man ihm das *Lösungsmittel* entzieht. So gibt Zucker mit Wasser eine vollkommene L., und wenn aus derselben das Wasser an der Luft, schneller beim Erhitzen, verdampft, so bleibt unveränderter Zucker zurück. Dagegen gibt Eisen beim Übergießen mit Schwefelsäure und Wasser zwar auch eine L.; aber das dabei unter Brausen entweichende Gas deutet schon auf einen chemischen Prozeß hin, und in der That entsteht hier eine L. von schwefelsaurem Eisenoxydul, welches Salz beim Verdampfen des Wassers zurückbleibt. Die gewöhnlichsten Lösungsmittel sind: Wasser, Alkohol und Äther, dann Benzin, Schwefelkohlenstoff, Chloroform. Wärme beschleunigt im allgemeinen die L., und meist nimmt ein Lösungsmittel bei höherer Temperatur größere Mengen löslicher Körper auf als bei niederer. Für jeden Temperaturgrad ist aber die Löslichkeit der Körper eine ganz konstante; eine L., welche von einem Körper so viel gelöst enthält, wie sie bei der betreffenden Temperatur gelöst enthalten kann, heißt *gesättigt*. Die Zahl, welche angibt, wieviel Gewichtsteile eines festen Körpers mit 100 Teilen eines Lösungsmittels eine gesättigte L. bilden, heißt der *Löslichkeitskoeffizient*. Trägt man die bei verschiedenen Temperaturen bestimmten Koeffizienten in ein Koordinatennetz ein, so daß die Abscissen den Temperaturen, die Ordinaten der Anzahl der von 100 Teilen Flüssigkeit gelösten Teile fester Substanz entsprechen, und verbindet die betreffenden Punkte miteinander, so erhält man die *Löslichkeitskurven*. Wird eine gesättigte L. erwärmt, so vermag sie von demselben Körper abermals etwas zu lösen; wird sie aber abgekühlt, so scheidet sich ein der Abkühlung entsprechender Teil des gelösten Körpers, oft in Kristallen, aus, und die L. ist dann nur noch für diese niedere Temperatur gesättigt. Nicht bei allen Körpern wächst die Löslichkeit gleichmäßig mit der Temperatur, und manche sind in der Kälte löslicher als in der Wärme. Manche Körper zeigen auch bei einer bestimmten Temperatur ein *Löslichkeitsmaximum*. Oberhalb dieser Temperatur nimmt die Löslichkeit dieser Körper ab (z. B. die des Glaubersalzes oberhalb 34°), und man muß annehmen, daß bei dieser Temperatur eine Zersetzung des betreffenden Körpers stattfindet und ein neuer, weniger leicht löslicher Körper gebildet wird (aus Glaubersalz $Na_2SO_4+10H_2O$ entsteht das Salz $Na_2SO_4+H_2O$). Wie Temperaturschwankungen, wirken auf die Löslichkeit auch Zusätze andrer Substanzen. Salze, die in Alkohol weniger löslich sind als in Wasser, werden aus ihrer wässerigen L. durch Alkohol gefällt. Die Löslichkeit des salpetersauren Natrons in Wasser wird verringert durch Gegenwart von Kochsalz, die des salpetersauren Bleies wird erhöht durch Gegenwart von salpetersaurem Kali. Einer L. kann der gelöste Körper durch Schütteln mit einer andern Flüssigkeit, in der er leichter löslich ist, größtenteils entzogen werden. So gehen Alkaloide aus wässeriger L. beim Schütteln mit Benzin, Amylalkohol ꝛc. in letztere über, und wenige Tropfen Schwefelkohlenstoff entziehen großen Quantitäten Wasser Spuren von gelöstem Jod. Häufig verläuft bei der Auflösung eines Körpers insofern ein chemischer Prozeß, als sich eine Verbindung des sich lösenden Körpers mit dem Lösungsmittel bildet. Löst man z. B. gewisse wasserfreie Salze in Wasser, so muß man in der L. diejenige Verbindung des Salzes mit Wasser als vorhanden annehmen, welche beim Verdampfen des Lösungsmittels kristallisiert. In solchen Fällen wird bei Auflösung in der Regel Wärme frei, während in den Fällen, in welchen sich keine chemische Verbindung bildet, meist viel Wärme gebunden wird, also oft eine bedeutende Temperaturerniedrigung stattfindet. Diejenige Wärmemenge, welche 1 g einer Substanz bei seiner Auflösung zum Verschwinden bringt, heißt ihre *Lösungswärme* (vgl. Kältemischungen). Lösungen starrer Körper in Wasser sind stets spezifisch schwerer als reines Wasser, doch bewirken gleiche Gewichtsmengen verschiedener Körper bei der L. in gleich viel Wasser nicht die gleiche Erhöhung des spezifischen Gewichts. Zum Teil hängt dies mit Volumveränderungen zusammen, denn häufig findet bei der L. Verdichtung statt, seltener, z. B. beim Zucker, starke Volumvergrößerung. Die Lösungen besitzen einen je nach der Natur und Menge der gelösten Substanz ungleich erhöhten Siedepunkt. Die folgende Tabelle enthält die Siedepunkte einiger gesättigten Lösungen:

Name der Lösungen	Siedepunkte	Quantität des Salzes, welche 100 Teile Wasser sättigt
Kohlensaures Natron . . .	104,6	48,5
Chlorkalium	108,3	59,1
Chlornatrium	108,4	41,2
Chlorammonium	114,2	88,9
Salpetersaures Kali . . .	115,9	335,1
Salpetersaures Natron . .	121,0	224,8
Kohlensaures Kali	133,0	205,0
Chlorcalcium	179,5	325,0

Da Lösungen bei höherer Temperatur sieden als das reine Lösungsmittel, so zeigen sie also auch bei gleichen

Temperaturen niedere Dampfdrucke. Diese Verminderung des Dampfdruckes verhält sich zum Dampfdruck des Lösungsmittels wie die Zahl der Moleküle des gelösten Stoffes zu der Gesamtzahl der Moleküle. Analoge Gesetze gelten für das Gefrieren von Lösungen, und man hat mit Vorteil die Beobachtung der Dampfdruckverminderung und der Herabsetzung des Gefrierpunktes zur Bestimmung unbekannter Molekulargewichte benutzt. Manche Salze (schwefelsaures, kohlensaures, essigsaures, unterschwefligsaures Natron, Bittersalz, Chlorcalcium) bilden übersättigte Lösungen, d. h. gesättigte Lösungen können in vollkommener Ruhe, bei Abschluß der Luft oder unter einem lockern Pfropfen von Baumwolle unter die Temperatur erkalten, bei welcher sich ein Teil des gelösten Körpers ausscheiden sollte, ohne daß dies stattfindet; wenn aber die so entstandene übersättigte L. mit der Luft in Berührung kommt, umgegossen wird oder mit einem vorher nicht erhitzten Körper, besonders mit einem Kristall des gelösten Stoffes, berührt wird, so gibt sie plötzlich eine reiche Kristallisation oder erstarrt auch wohl zu einem Kristallbrei.

Nach der von van't Hoff aufgestellten Theorie befinden sich die Körper in verdünnten Lösungen in einem Zustand, welcher dem der Gase vergleichbar ist. Wie die Gase jeden ihnen gebotenen Raum vollständig ausfüllen und dabei auf die Gefäßwände einen Druck ausüben, welcher für eine gegebene Gasmenge dem Raum umgekehrt porportional ist, so verteilt sich ein gelöster Stoff durch Diffusion gleichmäßig durch die ganze Flüssigkeit und übt hierbei einen Druck aus, welcher demjenigen gleich ist, den er ausüben würde, wenn er bei derselben Temperatur und in demselben Raum Gasgestalt annehmen könnte. Der ausgeübte Druck entspricht der Konzentration, und nach dem Boyleschen Gesetz ist der Druck eines Gases proportional der Menge in der Volumeinheit, also der Konzentration. Ebenso gilt das Temperaturgesetz von Gay-Lussac für Lösungen und das Avogadrosche Gesetz: die osmotischen Drucke, welche verschiedene gelöste Stoffe erzeugen, sind gleich, wenn die gelösten Mengen im Verhältnis der Molekulargewichte stehen.

Bei Salzen, Alkalien und starken unorganischen Säuren wurde der osmotische Druck, die Erniedrigung des Dampfdruckes und des Gefrierpunktes wässeriger Lösungen viel größer gefunden, als er der Theorie nach sein sollte, und man gelangte zu der Annahme, daß hier (analog der Erscheinung der abnormen Dampfdichten) eine Dissociation der gelösten Stoffe stattgefunden habt. Nun sind aber jene Körper, welche die erwähnten Abweichungen von der Theorie zeigen, Elektrolyte, d. h. sie werden durch den galvanischen Strom in ihre binären Bestandteile oder Jonen zerlegt, und ihr gesamtes Verhalten findet befriedigende Erklärung, wenn man annimmt, daß die Elektrolyte nicht als Moleküle, sondern als Jonen in den Lösungen existieren. Diese Annahme hat sich durch viele Berechnungen als richtig ergeben. Man kann für eine gegebene L. eines bestimmten Stoffes genau ermitteln, welcher Bruchteil der gesamten Molekülzahl dissociiert ist. Die Jonen, welche in den Lösungen anzunehmen sind, dürfen nicht mit den freien Elementen verwechselt werden. Freies Chlor ist Cl_2, in einer L. von Chlorkalium findet sich dagegen Cl und zwar mit enormer elektrischer Ladung, mithin natürlich auch mit andern Eigenschaften als Cl_2. Nach dem Gesetz von Faraday können elektrische Bewegungen in Elektrolyten nicht anders als unter gleichzeitiger Bewegung der Jonen stattfinden. Macht man einen elektrolytischen Leiter z. B. positiv elektrisch, so ist das nicht anders möglich, als indem sich in ihm ein Überschuß von positiv geladenen Jonen ansammelt. In einer positiv elektrischen L. von Chlorkalium müssen notwendig freie, positiv geladene Kaliumatome vorhanden sein. Nimmt man ihnen ihre elektrische Ladung, indem man einen mit der Erde verbundenen Draht in die Flüssigkeit taucht, so erhält das Kalium sofort seine gewöhnlichen Eigenschaften, es wirkt auf das Wasser unter Entwickelung von Wasserstoff und Bildung von Kali, die sich beide am Draht zeigen.

Losung ums Leben (amerikanisches Duell), s. Zweikampf.

Losurteil, soviel wie Gottesurteil, s. Ordalien.

Lot, ein an einem Faden hängendes Gewicht, mit welchem man, z. B. beim Mauern, die senkrechte (»lotrechte«) Richtung ermittelt (Bleilot; vgl. Lotablenkung); auch soviel wie Senkblei (s. Tiefenmessung). In der Mathematik heißt L. (Lotrechte, Senkrechte) eine gerade Linie, die auf einer andern geraden Linie senkrecht steht (s. Perpendikel).

Lot (franz., engl.), Kaufmannsausdruck, auch im Pferdesport: ein Posten, eine Partie, Vorrat.

Lot (spr. lo), früheres belg. Hohlmaß, = 2,7088 Lit.

Lot (Loth), beim Münzgewicht und Silberprobiergewicht der 16. Teil der Mark (s. Lötigkeit); im nördlichen Europa früher meistens 1/32 des Pfundes. Bei der Einführung des Zollpfundes von 500 g in das Landesgewicht erhielt das Pfund in Deutschland größtenteils 30, in den Hansestädten und den Staaten des Steuervereins 10 L.; das 1872 im Deutschen Reiche gesetzlich gewordene Neulot wurde 1884 wieder beseitigt. Endlich versteht man in den Vereinigten Staaten unter L. eine Landfläche von 80 Acres.

Lot (mittelhochdeutsch lôt, niederländ. lood, engl. lead, Blei; daher früher »Kraut und L.«, Pulver und Blei), ein Metall oder eine Metallegierung, die dazu dient, zwei gleichartige oder ungleichartige Metallstücke miteinander zu verbinden (verlöten, **löten**), indem sie oberflächlich mit denselben zusammenschmilzt. Das L. darf nie schwerer schmelzbar sein als das zu lötende Metall, und da die Lötstelle je nach dem Zweck, zu dem der gelötete Gegenstand benutzt werden soll, verschiedenen Anforderungen entsprechen muß, so bedarf die Technik zahlreicher Lote, bei denen oft die Farbe, häufiger Festigkeit und Schmelzbarkeit in Betracht kommen. In Bezug auf letztere unterscheidet man leicht schmelzbares Weichlot (Schnellot, Klempnerlot, Weißlot, Zinnlot) und schwer schmelzbares Hartlot (Strenglot, Schlaglot, Hartschlaglot, so genannt, weil die damit gelöteten Metalle Hammerschläge ertragen, ohne sich voneinander zu trennen). Weichlot, zum Löten von Weißblech, Kupfer, Messing, Zinn, Zink, Blei rc., ist ein Bleizinnlot von verschiedener Zusammensetzung. Ein sehr leichtflüssiges L. (etwa 5 Zinn, 3 Blei) erhält man als Sickerlot (Sicherlot), wenn man gleiche Teile Blei und Zinn zusammenschmelzt und von der halb erstarrten Masse den flüssig gebliebenen Teil abgießt. Wismutlot besteht aus 2—8 Teilen Schnellot und 1 Teil Wismut, ist sehr leicht schmelzbar, bricht aber leicht und wird daher nur bei sehr leichtflüssigem Zinn angewendet. Mit reinem Kupfer lötet man Guß- und Schmiedeeisen, eine Legierung von 5 Teilen Kupfer und 1 Teil Blei dient zum Löten von Kupfer. Messingschlaglot, das gewöhnliche L. für Eisen, Stahl, Kupfer und Messing, ist eine zinkreiche Kupferzinklegierung, welche aus

Messing und Zink (auch Zinn) bereitet und mit steigendem Zinkgehalt leichter schmelzbar und spröder wird. Neusilber gibt auf feinen Eisen- und Stahlwaren kaum sichtbare Lotstellen, Neusilber selbst wird mit L. aus 5 Teilen Neusilber und 4 Teilen Zink gelötet. Silberlot für Silber, Messing, Kupfer, Stahl und Eisen besteht aus einer Silber-Kupferlegierung mit einem Zusatz von Messing und Zink, damit es besser fließt. Mit feinem Gold lötet man nur Platin. Gold und feine Stahlwaren werden mit Goldlot gelötet, welches aus Gold, Silber und Kupfer besteht und durch Zink leichtflüssiger gemacht wird. Da beim Goldlot die Farbe zu berücksichtigen ist, so wechselt seine Zusammensetzung in hohem Grade nach der Beschaffenheit des zu lötenden Metalls. Aluminium lötet man mit Legierungen aus Aluminium, Kupfer oder Aluminiumkupferzinnlegierungen.

Die durch L. zu vereinigenden Metallflächen reinigt man vor dem Löten durch Schaben oder Feilen oder beizt sie in Säuren, um das Oxyd zu lösen. Um abermalige Oxydbildung beim Erhitzen zu vermeiden, bedeckt man die zu lötende Stelle mit einer Substanz (Lötmittel), welche die Luft abhält und häufig auch noch vorhandenes Oxyd löst. Beim Weichlöten nimmt man Kolophonium, Salmiak mit Wasser oder Öl, Chlorzink, Chlorzink-Chlorammonium (Lötwasser, durch Lösen von Zink in der gerade nötigen Menge konzentrierter Salzsäure und Hinzufügen von so viel Salmiak, wie das Zink wog, erhalten), beim Hartlöten Borax, Cyankalium und bisweilen auch Glaspulver. Das Cyankalium wirkt sehr stark reduzierend und entfernt daher alles Oxyd. Damit die zu verbindenden Flächen während des Lötens einander nahe genug bleiben, umwickelt man die Stücke mit Draht, faßt sie mit einer Zange oder nietet sie flüchtig zusammen. Gegenstände von mittlerer Größe, die hart gelötet werden sollen, erhitzt man in Kohlenfeuer, kleine Sachen, z. B. Knöpfe, in großer Zahl gemeinsam auf einer eisernen Platte; feinere Gegenstände, die mit Zinnlot gelötet werden, erhitzt man über der Spirituslampe; stärkere Hitze gibt man mit dem Lötrohr oder mit einer durch ein Gebläse angefachten Leuchtgasflamme; zum Löten größerer Bleigefäße, bleierner Wasserleitungsröhren &c. benutzt man eine Lötlampe, die entweder wie eine Äolipile (s. d.) konstruiert ist, oder ein Dochtrohr besitzt, in welchem Spiritus oder Benzin aus einem Behälter aufgesogen und erhitzt wird; die Dämpfe strömen unter Druck aus, mischen sich mit Luft und geben eine lange Stichflamme, welche auch das Dochtrohr hinreichend erhitzt. Zum Löten von Bleitafeln mit reinem Blei (für Schwefelsäurekammern) benutzt man Knallgasgebläse, durch welches die Tafelränder ohne L. miteinander verschmolzen werden. Auch Zinn und Platin werden in ähnlicher Weise zusammengeblasen. Dem Löten ähnlich ist das Vergießen, wobei man Metallflächen mittels eines zwischen sie eingegossenen geschmolzenen Metalls, welches die zu lötenden Metalle selbst zu teilweiser Schmelzung bringt, vereinigt. Dies Verfahren wird besonders auf Blei, Zinn und gesprungene Turmglocken angewendet. Am gewöhnlichsten erhitzt man beim Weichlöten die Lötstelle mit dem Lötkolben, welcher aus einem geschmiedeten, an der Lotbahn verzinnten, hammerkopfförmigen Stück Kupfer mit eisernem Stiel und hölzernem Handgriff besteht. Man bringt an demselben das L. zum Schmelzen und breitet es auf den zu verlötenden, gut gereinigten und mit Kolophoniumpulver bestreuten Stellen mit dem Kolben aus. Dann vereinigt man beide Metallstücke, erwärmt die Lötstelle bis zum Schmelzen des Lots, läßt etwas L. auf die Naht tropfen und verstreicht dies ebenfalls mit dem Lötkolben. Beim Löten von Zink bestreicht man die Lötstelle mit starker Salzsäure und trägt dann das Zinnlot mit dem Kolben auf. Statt des gewöhnlichen Lötkolbens, der schnell erkaltet, benutzt man auch solche mit einer regulierbaren Spiritus- oder Benzinflamme im Kolben, der also selbstthätig geheizt wird. Beim Hartlöten trägt man das L. in Form von schmalen Blechstreifen oder gekörnt mit dem Lötmittel und etwas Wasser auf die gereinigte Lötstelle und erhitzt in Holzkohlenfeuer. Bei Anwendung von Hartlot genügt es oft, die Ränder zweier Bleche stumpf aneinander stoßend zu verlöten, bei Weichlot müssen die Nahtränder stets übereinander gelegt werden, um die Lötstelle zu vergrößern, da das Weichlot nur geringe Festigkeit besitzt. — Auf galvanoplastischem Weg kann man löten, indem man Kupfer zwischen zwei Metallrändern in dichter Gestalt so niederschlägt, daß die Fuge auch äußerlich mit Kupfer überwachsen ist. Letzteres ist notwendig, weil das im Innern der Fuge abgelagerte Metall nicht fest genug bindet. Das Verfahren wird daher nur auf galvanoplastisch hervorgebrachte Gegenstände angewendet, wenn die Bedeckung der Fuge auf nicht sichtbare Stellen fällt.

Große Beachtung findet in neuester Zeit das elektrische Löten (und Schweißen). Nach unbeachtet gebliebenen Versuchen von Derode in Paris (1851) benutzte Bernardos 1881 den elektrischen Lichtbogen zum Löten. Sein Verfahren wurde von Slavianoff und von Zerener weiter ausgebildet. Der Amerikaner Thomson erzeugte dagegen die zum Löten erforderliche Temperatur durch direkten Umsatz des elektrischen Stromes in Wärme. Er benutzt einen Transformator, dessen Sekundärbewickelung aus nur einer Windung von mehreren dicken Kupferstäben besteht, so daß die vom Wechselstrom einer Dynamomaschine durchflossene Primärbewickelung des Transformators darin einen sehr starken Strom von geringer Spannung erzeugt, welcher die mit den Enden der Sekundärbewickelung direkt verbundenen zusammenzulötenden Metallteile rasch zur teilweisen Schmelzung bringt. Die Stärke des Stromes kann dabei mittels künstlicher, in den Stromkreis der Primärbewickelung eingeschalteter Widerstände geregelt werden. In dem von Thomson benutzten Apparat entwickelt die Wechselstrommaschine bei 1800 Touren pro Minute einen Strom von 600 Volt und 20 Ampère, womit in der Sekundärbewickelung ein Strom bis zu 200,000 Ampère Stärke bei 1 Volt Spannung entwickelt werden kann. Mit diesem Strome können Rundeisenstäbe bis zu 29 mm Durchmesser in 2,5 Minuten zusammengelötet werden, während auf anderm Wege dazu die doppelte Zeit nötig ist. Die Festigkeit der Lötstelle beträgt bis 92 Proz. des soliden Metalls. Auf demselben Prinzip der direkten Umwandlung des Stromes in Wärme durch ihm entgegengesetzte Widerstände beruht auch das Verfahren von Lagrange. Das Slavianoffsche und das Zerenersche Verfahren hat sich gut bewährt zum Zusammenschweißen verschiedener Metalle, zur Zusammenfügung zerbrochener Stücke, zum Ausfüllen von Höhlen und Blasen, zum Ausbessern sogen. Schönheitsfehler &c. Zerener hat auch einen handlichen elektrischen Lötapparat für kleinere Arbeiten konstruiert. Vgl. Schlosser, Das Löten &c. (2. Aufl., Wien 1891); Fodor, Die elektrische Schweißung und Lötung (das. 1892); Wüst, Legier- und Lötkunst (Weim. 1895).

Lot (spr. lott, Oltis), rechter Nebenfluß der Garonne, entspringt an der Montagne de Goulet (1499 m) im franz. Depart. Lozère, durchfließt, anfangs als Olt, in westlicher Richtung die Departements Lozère, Aveyron, L. und Lot-et-Garonne und mündet bei Aiguillon in die Garonne, nachdem er rechts die Flüsse Colagne, Truyère und Célé, links den Dourdou und die Diège aufgenommen hat. Er ist 481 km lang und 295 km weit (von Entraygues an) schiffbar.

Das **Departement Lot**, aus der Landschaft Quercy der ehemaligen Provinz Guyenne gebildet, grenzt im N. an das Depart. Corrèze, im W. an Dordogne und Lot-et-Garonne, im S. an Tarn-et-Garonne, im O. an Aveyron und Cantal und umfaßt 5226 qkm (94,9 QM.). Das Land ist im allgemeinen gebirgig und enthält einen großen Teil der Vorberge und Ausläufer der Causses, welche den Südabhang des französischen Zentralmassivs bilden. Die höchste Erhebung, 781 m, liegt an der nordöstlichen Grenze. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Lot mit der Célé, die Dordogne mit der Cère. Das Klima ist gemäßigt, nur im östlichen Teil etwas rauher, der Boden im ganzen fruchtbar, besonders in den Thälern. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 253,885 Einw., was seit 1881 eine Abnahme um 26,384 Seelen ergibt. Von der Gesamtfläche kommen auf Ackerland 2103 qkm, auf Wiesen u. Weiden 252, auf Weinland 655, auf Wald 1165, auf Heideland 458 qkm. Hauptprodukte sind: Getreide, namentlich Weizen (1893: 741,000 hl) und Mais, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kastanien (131,250 metr. Ztr.), Nüsse (136,420 metr. Ztr.), Hanf und Flachs, Klee, Futterrüben, Tabak (21,259 metr. Ztr.), Wein (135,054 hl). Der Viehstand nimmt ab; am meisten werden Schafe in Herden auf den Causses gehalten (1893: 514,740 Stück). Das Mineralreich liefert Steinkohlen (1894: 2808 Ton.). Die Industrie beschränkt sich vornehmlich auf das Mühlengewerbe, etwas Schafwollindustrie und Gerberei. Das Departement umfaßt die drei Arrondissements: Cahors, Figeac und Gourdon; Hauptstadt ist Cahors.

Das **Departement Lot-et-Garonne**, aus den Landschaften Agenais, Bazadais und Condomois der ehemaligen Provinzen Guyenne und Gascogne gebildet, grenzt im N. an das Depart. Dordogne, im W. an Gironde, im SW. an die Landes, im S. an Gers, im O. an Tarn-et-Garonne und Lot und umfaßt 5385 qkm (97,8 QM.). Es bildet großenteils eine Ebene, die nur auf dem rechten Lotufer beträchtlichere Hügel aufzuweisen hat, und wird von der Garonne durchströmt, welche hier von ihrem Seitenkanal begleitet wird und rechts den Lot, links den Gers und die schiffbare Baïse aufnimmt. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 295,360 Seelen, 55 auf das QKilometer, und hat seit 1881 um 16,721 Seelen abgenommen. In den Thälern und an den Hügelgeländen der Garonne und des Lot ist die Fruchtbarkeit außerordentlich groß, wenig fruchtbar sind nur die südwestlichen, zu den Landes (s. d.) gehörigen Striche. Das Departement ist sehr reich an Ackerbauprodukten, insbes. an Weizen (1893: 2,419,000 hl). Außerdem liefert es Mais (795,600 hl), Hafer und Roggen, Kartoffeln, Tabak (27,016 metr. Ztr.), Hanf, Lein, Ölpflanzen, Obst, namentlich vortreffliche Pflaumen (560,000 metr. Ztr.), Futterrüben, Klee und Wein (1894: 345,206 hl). Die Waldungen bestehen hauptsächlich aus Kiefern, Korkeichen und Kastanien. Die Viehzucht weist einen Aufschwung in Bezug auf Pferde (1893: 26,500) und Rinder (245,400) auf, wogegen die Zahl der Schafe stark abnimmt (1893 noch 108,100 Stück). Von Geflügel werden besonders Gänse und Enten gehalten. Der Bergbau liefert Eisenerz (1893: 50,120 Ton.). Die Industrie ist durch einige metallurgische Etablissements, eine Tabaksfabrik, Fabriken für Kork, Papier, Leder, Bereitung von Konfitüren, Konserven, Backpflaumen sowie Branntweinbrennereien vertreten. Das Departement umfaßt die vier Arrondissements: Agen, Marmande, Nérac und Villeneuve; Hauptstadt ist Agen.

Lot, nach mosaischem Bericht Neffe des Abraham, mit welchem er in Kanaan einwanderte. Nach der Zerstörung von Sodom und Gomorrha verübte er mit seinen beiden Töchtern, die ihn trunken machten, Blutschande und wurde dadurch Stammvater der Moabiter und Ammoniter.

Lota, die Quappe.

Lota, Hafenstadt in der chilen. Provinz Concepcion, an der Araucobai, mit Schmelzöfen für Kupfererz, das aus dem Norden zugeführt wird, großen Kohlengruben (jährlich 5,4 Mill. Ton.) und (1885) 3956 Einw.

Lotablenkung. Die neuern Gradmessungsarbeiten, namentlich die damit verbundenen Präzisionsnivellements, wie 1871 in der Schweiz und nachher durch Bauernfeind in Bayern veranstaltet, haben ergeben, daß die Elemente der durch Bessel zuletzt berechneten sphäroidischen Gestalt der Erdoberfläche nicht für alle ihre Teile zutreffend sind; bestimmt man an zwei Punkten der Erde astronomisch die Polhöhen- u. durch Chronometerbeobachtungen oder telegraphisch die Längenunterschiede, verbindet dann aber auf geodätischem Wege (vgl. Geodäsie) beide Punkte und ermittelt die Breite und Länge des einen Punktes, ausgehend von der des andern, indem man hierfür die Elemente des Besselschen (oder eines andern) Erdsphäroids zu Grunde legt, so wird sich meist zwischen beiden Resultaten eine Differenz (Lotabweichung) einstellen (d. h. der Winkel zwischen der wahren Lotrichtung und der normalen des zu Grunde gelegten Rotationskörpers). Legt man durch die wahren Lote in gleicher Höhe rechtwinkelig dazu unendlich viele Flächen, so würden diese in einer nicht ganz regelmäßigen sphäroidartigen Fläche aufgehen, die Geoïdfläche genannt wird. Man glaubt diese Ablenkungen aus der Anziehungskraft großer Massenanhäufungen auf oder unter der Erdoberfläche (Lokalattraktion) schließen zu dürfen, wie z. B. in der Nähe von Hochgebirgen eine L. nach deren Richtung sich bemerklich gemacht hat. Vgl. Pechmann, Die Abweichung der Lotlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen u. ihre Berechnung als Erfordernis einer Gradmessung (Wien 1863—65).

Loteen, Gruppe der Schmetterlingsblütler, s. Papilionaten.

Loten, die Tiefe des Fahrwassers mit dem Lot bestimmen, s. Tiefenmessung.

Löten, s. Lot.

Lot-et-Garonne (spr. lott-e-garónn'), s. Lot, S. 509.

Lotgarn, s. Garn.

Loth, s. Lot, S. 507.

Lothar, altdeutscher Name, das fränkische Chlotar (»Herr der Leute«). Die hervorragendsten Träger des Namens sind:

Römisch-deutsche Kaiser: 1) L. I., ältester Sohn Ludwigs des Frommen, geb. 795, gest. 29. Sept. 855 in Prüm, wurde 817 bei der Teilung des Reiches Karls d. Gr., nachdem er seit 814 Bayern regiert hatte, Mitkaiser; 822 erhielt er, nachdem er sich mit Irmengard, Tochter des Grafen Hugo von Tours, vermählt,

auch Italien und 823 vom Papste die Kaiserkrone. Im November 824 erließ er die Konstitution Lothars, welche die Rechte des Kaisers und des Papstes in Rom und im Kirchenstaat festsetzte. Als aber Kaiser Ludwig dem von seiner zweiten Gemahlin, Judith, gebornen Sohn Karl 829 Alemannien bestimmte, empörten sich die drei Söhne erster Ehe gegen den Vater, und L. stieß ihn 830 vom Thron; die Deutschen befreiten jedoch Ludwig wieder, und L. verlor 831 die Regentschaft. In einer neuen Empörung 833 siegten L. und seine beiden Brüder durch den Verrat auf dem Lügenfeld, und auf des erstern Betrieb ward Ludwig der Fromme zu der schimpflichen Kirchenbuße zu Soissons im Oktober 833 gezwungen und von L. in strengem Gewahrsam gehalten; indes diese unwürdige Behandlung seines Vaters sowie seine Anmaßung veranlaßten seine Brüder, von ihm abzufallen. Ludwig der Fromme wurde 1. März 834 in St.-Denis wieder eingesetzt; L., der nach Burgund geflohen war, mußte sich im Juni 834 in Blois unterwerfen; er behielt bloß Italien als Unterkönigreich. Bei der neuen Teilung des Reiches nach Pippins Tode wurde L. wieder zu Gnaden angenommen und bekam außer Italien Austrasien ohne Bayern (Juni 839). Nach des Vaters Tode (Juni 840) beanspruchte L. als Kaiser die Herrschaft über die ganze Monarchie, allein Ludwig und Karl schlugen ihn bei Fontenoy in Burgund 25. Juni 841. In dem Vertrag von Verdun 10. Aug. 843 behielt L. außer der Kaiserwürde und Italien Burgundien und die Länder zwischen Rhein, Maas und Schelde bis an die Nordsee, mit den beiden Hauptstädten Rom und Aachen. Während er zur Befestigung seiner Macht in Aachen blieb, verwüsteten die Araber 848 seine italienischen Provinzen, und die Normannen plünderten die Küsten der Nordsee. Der hohe Klerus errang sich eine selbständige Stellung, und die großen Vasallen übten nach Lothars Vorbild Willkür und Gewaltherrschaft. An Geist und Körper leidend, teilte L. seine Lande unter seine drei Söhne Ludwig II., der die Kaiserkrone und Italien, Lothar II., der Austrasien (Lotharingien), Karl, der Burgund bekam, und zog sich in das Kloster Prüm in der Eifel zurück, wo er bald nachher als Mönch starb. Seine Gebeine wurden 1860 wieder aufgefunden.

2) L. II., der Sachse, Graf von Supplinburg, geb. um 1060, gest. 4. Dez. 1137, erwarb durch seine Vermählung mit Richenza, Ottos von Nordheim Enkelin, 1100 große Güter, schloß sich 1105 der Empörung Heinrichs V. an und erhielt zur Belohnung 1106 nach dessen Thronbesteigung das durch Aussterben der Billunger erledigte Herzogtum Sachsen. Aber auch gegen Heinrich V. erhob er sich, schlug das kaiserliche Heer 11. Febr. 1115 am Welfesholz und erlangte hierdurch und durch die Erbschaft der Brunonischen Güter eine solche Macht, daß er es wagen konnte, den Grafen Konrad von Wettin 1123 in die Mark Meißen, Wigbert und Albrecht von Stade in die Ostmark mit Waffengewalt einzusetzen und die auf kaiserlichen Befehl herbeiziehenden Herzöge Wladislaw von Böhmen und Otto von Mähren zurückzutreiben. Nach dem Tode des Kaisers Heinrich V. wurde er ungeachtet der Ansprüche, die Herzog Friedrich von Schwaben auf die Kaiserkrone hatte, infolge der Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz und des päpstlichen Legaten 30. Aug. 1125 zum König gewählt; doch mußte er die gänzliche Freigebung der kirchlichen Wahlen geloben und auf den Heimfall aller eingezogenen Lehen an die Krone Verzicht leisten. Um seine gefährlichsten Nebenbuhler zu schwächen, forderte er von den Hohenstaufen als Erben Heinrichs V. diejenigen Reichsgüter zurück, welche das fränkische (salische) Kaiserhaus mit seinen Hausgütern vereinigt hatte. Herzog Friedrich weigerte sich und ward deshalb 1126 in die Reichsacht erklärt. Nachdem L. die Welfen für sich gewonnen, indem er 1127 seine Tochter Gertrud, die Erbin der Supplinburger, Nordheimer und altbraunschweiger Allodialgüter, mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Bayern, vermählte, und die Hilfe der Zähringer sich durch Verleihung von Hochburgund gesichert, begann er den Kampf gegen die Staufer, der günstig für ihn verlief. 1132 zog L. nach Rom, wo er 4. Juni 1133 die Kaiserkrone aus der Hand des von ihm mit Waffengewalt zurückgeführten Papstes Innocenz II. erhielt und die Mathildischen Erbgüter von demselben zu Lehen nahm. Unterdessen hatte Heinrich der Stolze die hohenstaufischen Brüder Friedrich und Konrad III. mit solchem Erfolg bekriegt, daß ersterer auf dem Reichstag zu Bamberg 18. März 1135 und letzterer auf dem Fürstentag zu Mühlhausen 30. Sept. sich dem Kaiser L. unterwarfen. Die Herrschaft über die slawischen Fürsten an der Ostsee von der Elbe bis zur polnischen Grenze hatte er durch die Besiegung der Obotriten und Liutizen (1131), durch die Beförderung der Missionen daselbst und durch die Erteilung der Nordmark an den tapfern Albrecht den Bären 1134 fest begründet. Auch mußte Herzog Boleslaw von Polen ihm wegen Pommern und Rügen 1135 huldigen, und Erich von Schleswig empfing in demselben Jahr zu Magdeburg aus Lothars Händen die dänische Königskrone als Lehen. 1136 zog L. zum zweitenmal über die Alpen, unterwarf die lombardischen Städte, hielt einen glänzenden Reichstag auf den Roncalischen Gefilden (6. Nov.), vertrieb König Roger aus Unteritalien, wurde aber an der gänzlichen Unterwerfung dieses Landes durch eine Meuterei des Heeres und einen Streit mit dem undankbaren Innocenz II. gehindert. Auf seiner Rückkehr aus Italien überraschte ihn der Tod in einer Alpenhütte zu Breitenwang bei Reutte in Tirol. Sterbend belehnte er seinen Schwiegersohn Heinrich mit dem Herzogtum Sachsen und überreichte ihm die Reichsinsignien. L. liegt begraben zu Königslutter im Braunschweigischen in dem von ihm daselbst gestifteten Kloster. Vgl. Jaffé, Geschichte des Deutschen Reichs unter L. dem Sachsen (Berl. 1843); Bernhardi, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter L. von Supplinburg (Leipz. 1879).

3) L. II., fränkischer König, zweiter Sohn von L. 1) und seiner Gemahlin Irmengard, erhielt bei des erstern Abdankung 855 die Lande zwischen Rhein, Maas und Schelde nebst Friesland, welche von ihm den Namen Lotharingien (Lothringen) bekamen. 863 teilte er mit seinem Bruder Kaiser Ludwig II. das Erbe seines Bruders Karl, die burgundischen Lande. Seine Stellung zwischen den feindlichen Oheimen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen war eine schwierige. Sinnlich wie sein Vater, zog er sich auch noch einen Ehestreit zu, der sein Ansehen völlig untergrub. Er verstieß nämlich seine Gemahlin Theutberga, die Schwester des Grafen Hucbert von St.-Maurice, mit der er sich 855 vermählt, 857 unter schändlichen Beschuldigungen, um Waldrada, mit welcher er vor seiner Ehe gelebt, zu heiraten, und ließ sich unter Zustimmung seiner Geistlichkeit auf einer Synode zu Aachen 862 mit Waldrada trauen. Papst Nikolaus I. zwang ihn durch Drohung mit dem Bann, 865 sich

mit Theutberga auszusöhnen; indes die Unterwerfung Lothars war nur eine äußerliche, und durch die größten Demütigungen suchte er vom Papste die Trennung der kinderlosen Ehe mit Theutberga und die Anerkennung der Kinder Waldradas zu erlangen. Noch bevor er dies erreicht, starb er auf der Rückreise von Italien 8. Aug. 869 in Piacenza. Da er keine legitimen Erben hinterließ, teilten sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in sein Reich.

4) L., König von Frankreich, geb. 941 in Laon, gest. 986, Sohn Ludwigs IV., des überseeischen (d'Outre-mer), und Gerbergas, Tochter Heinrichs I. von Deutschland, wurde 952 zum Mitregenten angenommen und nach dem Tode seines Vaters 954 von Hugo d. Gr. zum alleinigen König eingesetzt. 965 vermählte er sich mit Kaiser Ottos Stieftochter Emma. Als Unruhen in Lothringen nach Ottos I. Tode ausbrachen und Aussicht auf Erwerb des Herzogtums vorhanden schien, überfiel L. 978 Otto II. in Aachen; doch entkam dieser und rächte sich für die von L. angerichteten Verwüstungen durch seinen Verheerungszug bis in die Vorstädte von Paris im Spätherbst 978. Auf einer Zusammenkunft mit Otto in Chiers 980 entsagte L. allen Ansprüchen auf Lothringen. Vgl. Lot, Les derniers Carolingiens (Par. 1892).

5) L., König von Italien, Sohn und seit 931 Mitregent König Hugos von Italien, seit 937 verlobt u. 947 vermählt mit Adelheid, Tochter Rudolfs II. von Burgund, übernahm 947 nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft Italiens allein, führte aber die Regierung nur dem Namen nach, während in Wirklichkeit seit 945 die Gewalt in den Händen des Markgrafen Berengar von Ivrea (s. Berengar 2) sich befand. Er starb 22. Nov. 950, einem weitverbreiteten Gerücht zufolge von Berengar vergiftet.

Lotheißen, Ferdinand, Litterarhistoriker, geb. 20. Mai 1833 in Darmstadt, gest. 19. Dez. 1887 in Wien, studierte in Göttingen und Berlin klassische Philologie, wurde 1859 als Gymnasiallehrer in Büdingen angestellt und ging 1863 nach Genf, um die Mitdirektion einer großen Unterrichtsanstalt zu übernehmen. Seitdem widmete er sich mit Vorliebe dem Studium der französischen Litteratur, machte zu Studienzwecken häufige und längere Reisen in die verschiedenen Teile Frankreichs und wurde 1870 als Lehrer an eine Oberrealschule in Wien berufen und 1881 dort zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt. Er veröffentlichte: »Litteratur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—94« (Wien 1872); »Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert« (das. 1878—84, 4 Bde.); »Molière, sein Leben und seine Werke« (Frankf. 1880); »Königin Margarete von Navarra« (Berl. 1885); »Zur Sittengeschichte Frankreichs« (Leipz. 1885). Aus seinem Nachlaß gab Bettelheim heraus: »Zur Kulturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert« (mit biographischer Einleitung, Wien 1889).

Lothians, the (spr. lóbbjĕns), Landschaft in Schottland, die Grafschaften Linlithgow, Edinburg und Haddington umfassend, die auch als West-, Mid- und East-Lothian bekannt sind.

Lothringen (franz. Lorraine), ehemals ein deutsches Herzogtum, war zu verschiedenen Zeiten von sehr verschiedenem Umfang. Die selbständige Geschichte des Landes beginnt mit Lothar II., Sohn des Kaisers Lothar I., der 855 in der Teilung mit seinen Brüdern Ludwig und Karl das Land links vom Rhein bis jenseit der Maas, im NW. bis zur Schelde und Friesland (Lotharii regnum) erhielt. Nach Lothars Tod (869) bemächtigte sich Karl der Kahle des Landes u. ließ sich zum König krönen. Ludwig der Deutsche nötigte jedoch Karl im Vertrag von Mersen 8. Aug. 870, den östlichen, bei weitem größern Teil von L. und Friesland an Deutschland abzutreten, u. auch auf Westlothringen mußten 879 die Söhne Ludwigs des Stammlers von Frankreich zu gunsten Ludwigs des jüngern verzichten. König Arnulf übergab L. 895 an seinen natürlichen Sohn Zuentebulch als König. Doch fiel dieser 13. Aug. 900 in einem Treffen an der Maas gegen aufständische Große, welche ein Graf Reginar von Hennegau und Haspengau aufgereizt hatte. Reginar wurde, nachdem er mit Erfolg das von Ludwig dem Kind begünstigte fränkische Geschlecht der Konradiner zurückgedrängt hatte, erster Herzog von L. (um 911). Fortan wurde das Gebiet der Mosel, Maas und eines Teiles des Niederrheins als L. betrachtet; von dessen bisherigem Gebiet wurden das Elsaß und Friesland ausgeschieden, ebenso der auf dem linken Rheinufer belegene Teil von Franken, während auf dem rechten Ufer dieses Flusses ein schmaler Strich unterhalb Andernach noch zu L. gerechnet wurde. Frankreich strebte indes immer nach dem Besitz von L. So wußte selbst Karl der Einfältige den Herzog Reginar auf französische Seite zu ziehen, und Konrad I. unternahm vergeblich zwei Feldzüge gegen diesen (912). König Heinrich I. stellte die vorige Verbindung durch Traktate, sowohl mit Karl von Frankreich als mit Rudolf von Burgund, nicht nur wieder her (921, 923), sondern befestigte sie noch durch die Vermählung seiner Tochter Gerberga mit Reginars Sohn, dem Herzog Giselbert von L. Nachdem dieser, im Begriff, Andernach, das von Kaiser Otto I. belagert wurde, zu entsetzen, 939 im Rhein ertrunken war, trat Ottos I. Bruder Heinrich an seine Stelle, wurde aber wegen seiner Treulosigkeit durch Otto, Richwins Sohn, ersetzt. Nach dessen Tod (944) folgte Konrad der Rote, der sich 953 in eine Verschwörung gegen seinen Schwiegervater, Kaiser Otto I., einließ und deshalb L. verlor, welches nun des Kaisers Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, erhielt. Diesem wurden zwei Herzöge untergeordnet: der eine, Gottfried, sollte das Land an der Maas (Niederlothringen), der andre, Friedrich, das an der Mosel (Oberlothringen) regieren. Auch nach Brunos Tod (965) blieben beide Teile getrennt.

In **Oberlothringen** herrschte Friedrichs Geschlecht bis 1033; dann fiel das Land an den Herzog Gozelo I. von Niederlothringen. Nach dessen Tode (1044) erhielt sein ältester Sohn, Gottfried der Bärtige, Oberlothringen, verband sich aber mit Frankreich gegen Kaiser Heinrich III. Obwohl er entsetzt wurde, machte er dem Kaiser auch in den folgenden Jahren viel zu schaffen. Dieser belehnte 1048 den Grafen Gerhard von Elsaß mit Oberlothringen, welcher der Stammvater aller nachmaligen Herzöge wurde. Heinrich I. von Frankreich erhob bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Ivois Ansprüche auf L., verließ jedoch heimlich die Stadt, als ihn jener zum Zweikampf herausforderte (1055). In den folgenden Jahrhunderten verminderte sich der Territorialbesitz der Herzöge, indem manche Gebietsteile an jüngere Söhne gegeben wurden, welche dann nach und nach Landeshoheit erwarben. Seitdem Niederlothringen den Namen »Brabant« bekommen hatte, hieß Oberlothringen schlechtweg das Herzogtum »L.« Dietbald II. (1304—12) bestimmte 1306 auf einem Landtag, daß auch die Töchter des Herzogs das Land erben könnten, was später zu vielen Streitigkeiten An-

laß gab. Herzog Rudolf (1328—46) beteiligte sich als Bundesgenosse des Königs von Frankreich an dem französisch-englischen Krieg und blieb 1346 bei Crécy. Sein Sohn Johann I. kämpfte ebenfalls für Frankreich und wurde bei Poitiers 1356 und 1364 bei Aurai in der Bretagne gefangen. Er starb 1390 in Paris. Sein Nachfolger Karl I., gleichfalls ein tapferer Kriegsmann (er wurde Connétable von Frankreich), schlug 1407 die vereinigten Fürsten von Luxemburg, Bar, Jülich, Berg, Nassau u. a. bei Nancy. Er hinterließ 1431 L. seiner Tochter Isabella, die mit Renatus von Anjou und Bar vermählt war. Anton von Vaudemont, Karls Neffe, bestritt die weibliche Nachfolge, wurde aber 1431 bei Bulgnéville von Renatus I. geschlagen, so daß letzterm das Herzogtum blieb. 1453 trat er L. an seinen ältesten Sohn, Johann II., ab; mit dessen Sohn Nikolaus starb 1473 diese weibliche Linie aus. Es folgte der Mannesstamm, nämlich jenes Anton von Vaudemont Enkel Renatus II. (gest. 1508), dessen Mutter Jolantha eine Tochter der Isabella von L. gewesen war. Renatus II. (René) wurde 1475 von Karl dem Kühnen von Burgund vertrieben, gewann aber 1477 durch die Schlacht bei Nancy sein Land wieder. Sein jüngerer Sohn, Claudius, ist der Stammvater des Hauses Guise, von dem sich die Linien Mayenne, Aumale und Elbeuf bald abzweigten. Renés Enkel Franz I. starb früh (1545) und hinterließ das Herzogtum dem minderjährigen Karl II. (gest. 1608), für welchen fortan seine Mutter Christine, Prinzessin von Dänemark, die Regierung führte. Am 13. März 1552 rückten die Franzosen in L. ein, besetzten Toul, Verdun und Metz und sogar das herzogliche L., und erst 1559 gab König Heinrich II. dies Karl II. zurück. Während des Dreißigjährigen Krieges suchte Herzog Karl III. (1625—75) sich als Verbündeter des Kaisers noch einmal der französischen Übermacht zu entziehen, da besetzte Ludwig XIII. 1632 L., und Kardinal Mazarin gab es erst im Pyrenäischen Frieden 1659 heraus. Schon 1670 eroberte Ludwig XIV. wiederum L., behielt es auch im Frieden zu Nimwegen 1678 und setzte erst im Frieden zu Rijswijk 1697 den Sohn des 1690 verstorbenen Herzogs Karl IV., Leopold Joseph Karl, in sein Land ein. Frankreich (Kardinal Fleury) nahm L. (1733) im Polnischen Erbfolgekrieg wiederum in Besitz und erhielt es mit dem Herzogtum Bar im Wiener Frieden 1738 einstweilen auf lebenslang für den ehemaligen König Stanislaus von Polen, für dessen Todesfall aber mit völliger Souveränität, abgetreten. Dagegen bekam der letzte Herzog, Franz Stephan (seit 1729), Gemahl der Maria Theresia, das Großherzogtum Toscana zur Entschädigung angewiesen, auf welches Kaiser Karl VI. verzichtete. Zwar war dem Herzogtum L. 1736 sein Sitz und Stimmrecht bei deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten und verblieb ihm bis zum Frieden von Lüneville (1801), aber das Land ward sogleich in französische Verwaltung genommen und nach dem Tode des Königs Stanislaus (22. Febr. 1766) dem französischen Reich völlig einverleibt. Im Frieden zu Frankfurt (10. Mai 1871) mußte Frankreich das Departement der Meurthe u. die Arrondissements Saarburg und Château-Salins an Deutschland abtreten, 6221 qkm mit 489,000 Einw. Sie bilden den Bezirk L., welcher in acht Kreise zerfällt (s. Elsaß-Lothringen, mit Karte.)

Niederlothringen hatte in der Teilung Lothringens von 954 Gottfried I. erhalten. Dieser starb 964 in Italien, wohin er Otto I. begleitet hatte. Sein Land wurde zunächst eingezogen und 976 an Karl, den Bruder des Königs Lothar von Frankreich, von Otto II. als Reichslehen verliehen, aber der räuberische Einfall des französischen Königs Lothar 978 durch des Kaisers glorreichen Feldzug nach Frankreich gebührend gerächt. Karls Sohn und Nachfolger Otto starb 1004 ohne Nachkommen. 1012 erhielt Gottfried, der Sohn des Grafen Gottfried von Verdun, Niederlothringen, ihm folgte 1023 sein Bruder Gozelo I., welcher 1033 auch mit Oberlothringen belehnt wurde. Als er 1044 starb, gab Kaiser Heinrich III. dessen jüngerm Sohn, Gozelo II., Niederlothringen. Nachdem noch der ehemalige Herzog Gottfried II. von Oberlothringen 1065—1070 in Niederlothringen geherrscht, fiel dies an seinen Sohn Gottfried den Buckligen, einen treuen Anhänger Heinrichs IV. Er adoptierte seinen Neffen Gottfried von Bouillon, doch erst 1088 belehnte diesen der Kaiser mit Niederlothringen. Nach dessen Tode in Jerusalem (1100) übertrug Kaiser Heinrich V. Gottfried dem Bärtigen, Grafen von Brabant, das Herzogtum, und dieser wußte es im Kampfe gegen Heinrich von Limburg zu behaupten. Doch die Feindschaft zwischen beiden Geschlechtern bestand, bis 1155 die Limburger, aus dem Verband Niederlothringens entlassen, Titel und Rechte eines Herzogs in ihrem eignen Gebiet erhielten. Seit Heinrich I. (1186—1235) nannten sich die Herzöge von Niederlothringen Herzöge von Brabant. Herzogin Johanna trat 1404 das Herzogtum an Anton von Burgund ab, und dieser gründete hier 1405 eine Sekundogenitur. 1429 wurde es endlich, ebenso wie Hennegau und Holland, durch Herzog Philipp den Guten mit Burgund vereinigt. Vgl. Digot, Histoire de Lorraine (2. Aufl., Nancy 1879—80, 6 Bde.); Haussonville, Histoire de la réunion de la Lorraine à la France (2. Aufl., Par. 1860, 4 Bde.); Wittich, Die Entstehung des Herzogtums L. (Götting. 1862); Jacquot, Histoire de Lorraine (Metz 1874); Hutzelmann, Angriffe Frankreichs auf Elsaß und L. (Nürnb. 1872); Huhn, Geschichte Lothringens (Berl. 1877, 2 Bde.); Kraus, Kunst u. Altertum in L. (Straßb. 1886—88); Fitte, Das staatsrechtliche Verhältnis des Herzogtums L. zum Deutschen Reich seit dem J. 1542 (das. 1891); Bonvalot, Histoire du droit et des institutions de la Lorraine (Bar-le-Duc 1895); »Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde« (Metz 1888 ff.).

Lothringen, Bezirk des deutschen Reichslandes Elsaß-L., umfaßt 6222 qkm (113 QM.) und hat (1890) 510,392 Einw., davon 52,897 Evangelische, 449,311 Katholiken und 7075 Juden (ca. 180,000 Franzosen). Er besteht aus den acht Kreisen: Bolchen, Château-Salins, Diedenhofen, Forbach, Metz (Stadt), Metz (Landkreis), Saarburg und Saargemünd. Weiteres s. »Elsaß-Lothringen« (mit Karte). Vgl. Lang, Der Regierungsbezirk L. (Metz 1874); Huhn, Deutsch-L., Landes-, Volks- und Ortskunde (Stuttg. 1875); This, Die deutsch-französische Sprachgrenze in L. (Straßb. 1887); Witte, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens (Stuttg. 1894).

Lothringerepos, altfranz. Roman aus dem 12. Jahrh. (s. Französische Litteratur, S. 783).

Lothringisches Feuer, s. Feuer, flüssiges.

Lothrop, Amy, Pseudonym, s. Warner.

Loti, Pierre, Pseudonym, s. Viaud.

Lotichius, Petrus, neulat. Dichter, geb. 2. Nov. 1528 in Niederzell bei Schlüchtern im Hanauischen, gest. 7. Nov. 1560 in Heidelberg, zur Unterscheidung

von seinem gleichnamigen Oheim (dem Reformator der Obergrafschaft Hanau-Münzenberg, Abt des Klosters Schlüchtern, 1502—67) auch **Secundus** genannt, studierte in Marburg Medizin, in Wittenberg unter Camerarius und Melanchthon Humaniora, war Soldat im Schmalkaldischen Kriege, machte später als Führer mehrerer reicher Jünglinge Reisen durch Frankreich und Italien und wurde 1557 Professor der Medizin zu Heidelberg. Seine lateinischen Gedichte, namentlich die Elegien, in denen er mit Ovid wetteifert, erweisen ihn als den bedeutendsten deutschen Lyriker seines Jahrhunderts. Sie erschienen zuerst als »Elegiarum liber et carminum libellus« (Par. 1551), sodann gesammelt durch Hagen (1586), am besten durch den jüngern Burman (Amsterd. 1754, 2 Bde.), danach durch Kretzschmar (Dresd. 1775) und Friedemann (Leipz. 1842); ins Deutsche wurden sie von E. G. Köstlin (Halle 1826) übersetzt. Vgl. Otto Müllers Roman »Der Professor von Heidelberg« (Stuttg. 1870); W. Henkel, Petrus L. Secundus (Hersf. 1873); A. Ebrard, Peter Lotich der jüngere (mit Auswahl seiner Gedichte, Gütersl. 1883). — Auch ein Neffe von ihm, **Johann Peter L.**, gest. 1669 in Frankfurt als Arzt und kaiserlicher Historiograph, hat sich als lateinischer Dichter bekannt gemacht.

Lötigkeit, das Verhältnis des Silbers in Münzen oder Waren zur Mark, d. h. zum Ganzen (der Feingehalt), ausgedrückt in Sechzehnteln oder Lot (vgl. Probiergewicht); auch der prozentische Gehalt an Kochsalzlösungen.

Lotium (lat.), der Harn.

Lötkolben, **Lötlampe**, s. Lot.

Lotleine, s. Tiefenmessung.

Lotmaschine, Thomsonsche, s. Tiefenmessung.

Lötmittel, s. Lot.

Lotophăgen (griech., »Lotosesser«), bei Homer ein an der Nordküste Libyens wohnendes Volk, das von den Früchten des dort einheimischen Lotosbaums lebte. Sie nahmen den Odysseus, als er auf seinen Irrfahrten zu ihnen kam, mit seinen Gefährten gastfrei auf; doch äußerte auf letztere die Süßigkeit der Lotosfrucht eine solche Wirkung, daß sie ihr Vaterland darüber vergaßen. Spätere Autoren setzen die L. an die Küste der Kleinen Syrte (vgl. Dscherba).

Lotos, antiker Pflanzenname, welcher sich auf sehr verschiedene Pflanzen bezieht. Unter dem L. der Lotophagen des Homer hat man Bäume oder Sträucher mit süßen, saftigen Beeren zu verstehen, und man glaubt ihn in Zizyphus lotus *Lam.* und Z. spina Christi *Willd.*, auch in Celtis australis *L.* zu erkennen. Der L., welchen bei Homer die Pferde fressen, ist wohl eine Kleeart, vielleicht Melilotus, aber nicht unser heutiger Lotus (s. d.). Endlich hat man unter L. (**Lotosblumen**) verschiedene Wasserlilien zu verstehen, besonders Nymphaea lotus *L.*, N. caerulea *Sav.*, N. edulis *Dec.* und Nelumbium speciosum *Willd.* Die symbolische Behandlung des L. in den Mythologien bezieht sich ausschließlich auf die Wasserlilien und vorzugsweise auf Nelumbium speciosum (s. d.). S. Tafel »Wasserpflanzen«.

Lotperlen, s. Perlmuschel.

Lotrecht, soviel wie in der Richtung des Lotbleies, senkrecht, perpendikulär (s. Lot).

Lötrohr, ein rechtwinkelig gebogenes, etwas konisches Metallrohr zum Anblasen der Flamme beim Löten und bei der Analyse von Mineralien und andern Körpern. Man konstruiert das L. aus einem geraden, etwas konischen, mit Mundstück versehenen Messingrohr, welches mit seinem schwächern Ende in einem erweiterten cylindrischen Körper (**Wassersack**) steckt. Dieser hohle Körper dient als Sammler der aus der ausgeatmeten Luft sich absetzenden Feuchtigkeit und besitzt eine zweite Öffnung, in welcher rechtwinkelig zu dem erstern Rohr ein kurzes, dünnes, ebenfalls konisch zulaufendes Rohr steckt, welches mit einer fein durchbohrten Platinspitze versehen ist. Letztere hält man in die Flamme, während man durch das Mundstück einen gleichmäßigen starken Luftstrom erzeugt. Die Länge des Lötrohrs richtet sich nach der Weite des deutlichen Sehens und beträgt gewöhnlich 20—25 cm. Man benutzt zum Arbeiten mit dem L. eine Öl-, Spiritus- oder besser eine Gasflamme und unterscheidet an der erzeugten Stichflamme die Reduktions- und die Oxydationszone. Letztere ist die äußerste Hülle der Flamme, in welcher vollständige Verbrennung stattfindet und außerdem überschüssiger Sauerstoff vorhanden ist. Im Innern der Flamme dagegen befinden sich noch unverbrannte Gase, und diese wirken bei völliger Abwesenheit von Sauerstoff reduzierend, indem sie bei der hohen Temperatur auf Kosten des erhitzten Körpers zu verbrennen suchen. Man bläst mit Hilfe der Wangenmuskeln und muß lernen, während des Blasens ruhig zu atmen, damit die Flamme nicht zerstört werde. Zur Erleichterung des Blasens benutzt man Gebläse, am besten zwei Gummibälle, von welchen der eine als Windsack dient. Die vor dem L. zu untersuchenden Substanzen erhitzt man auf Holzkohle, auf Platinblech oder in einem Platindrahtöhr entweder allein oder mit **Lötrohrreagenzien** (Soda, Phosphorsalz, Borax) und schließt aus den Erscheinungen, die hierbei auftreten, auf die Natur und die Bestandteile des Körpers. Man beachtet das Verhalten in der Oxydations- und Reduktionsflamme, die Schmelzbarkeit, Flüchtigkeit, das Verhalten des aus Oxyden reduzierten Metalls, die Bildung eines Beschlages von Metalloxyd auf der Kohle, die Beschaffenheit der im Platindrahtöhr gebildeten Phosphorsalz- oder Boraxperle 2c. Die Lötrohranalyse ist für den Chemiker von großer Wichtigkeit, da sie sofort Resultate liefert. Diese sind meist nur qualitativer Art und oft nur andeutend, doch kann man einige Körper auch quantitativ mit dem L. bestimmen. Das L. wurde zuerst 1670 von Erasmus Bartholin benutzt und in Schweden bald als wichtige Hilfe bei mineralogischen und chemischen Untersuchungen geschätzt. Gahn, welcher dem L. seine jetzige Gestalt gab, legte auch den Grund zu dessen heutigem wissenschaftlichen Gebrauch. Berzelius veröffentlichte Gahns Methode und 1820 ein eignes Werk über das L. Harkort zeigte 1827, daß das L. auch zu quantitativen Untersuchungen zu benutzen sei, und Plattner erweiterte seine Methode und gab dem L. das Mundstück. Vgl. Plattner, Die Probierkunst mit dem L. (5. Aufl., Leipz. 1877); Kerl, Leitfaden bei qualitativen und quantitativen Lötrohruntersuchungen (2. Aufl., Klausthal 1877); Kobell, Tafeln zur Bestimmung der Mineralien (13. Aufl. von Öbbeke, Münch. 1894); Landauer, Lötrohranalyse (2. Aufl., Berl. 1881); Roß, Das L. in der Chemie und Mineralogie (deutsch, Leipz. 1889); Hirschwald, Anleitung zur systematischen Lötrohranalyse (das. 1891).

Lötschenthal, ein rechtsseitiges Nebenthal der Rhône in Wallis, steigt von Gampel (646 m) aus schluchtartig in das Gebirge hinauf und öffnet sich bei Ferden (1200 m) zu einem breitern, in Dörfern und Weilern bewohnten, angebauten Alpengelände, welches

zwischen zwei Bergzügen der Finsteraarhorngruppe eingebettet liegt. Der Lötschengletscher, der im Hintergrund des Thales von den Firnmulden niedersteigt (1882 m), ist die Quelle des Thalbachs Lonza. Das Thal hat gegen 1200 deutsch redende Einwohner. Aus dem L. führen drei Pässe nach Leukerbad, über den Ferdengletscher, den Restigrat und über Faldum, sowie einer über den Lötschberg nach dem Kanderthal.

Lotse (Lotsmann, franz. Pilote, engl. Pilot), Seemann, welcher die Führung der Schiffe auf schwierigem Fahrwasser übernimmt. Man unterscheidet Seelotsen, welche die Schiffe zwischen der See und den Außenhäfen oder zwischen der See und den Eingängen der Binnengewässer führen, Binnenlotsen (Strom-, Haff-, Revierlotsen), welche die Schiffe auf Binnengewässern bedienen, und Hafenlotsen, welche das Verholen der Schiffe in den Häfen sowie die Passage in die Trockendocks und durch die Flutschleusen besorgen. Im englischen Kanal (La Manche) führen besondere Kanallotsen die Schiffe durch das dort so gefährliche und zugleich so verkehrsreiche Fahrwasser. Der L. hat seinen Platz auf der Kommandobrücke. Man hat besondere Lotsenboote (Lotsenkutter, Pilotboote), die in ihrer Bauart oft Ähnlichkeit mit Rettungsbooten haben; auch werden kleine Dampfer zu diesem Dienst benutzt. Die Thätigkeit des Lotsen, Schiffe ein- und auszubringen, wird das Lotsen und die Strecke, auf welcher dies geschehen muß, das Lotsenfahrwasser genannt. Die Lotsen betreiben ihr Geschäft entweder als Gewerbe, oder sie sind Angestellte der Gemeinden oder des Staates, der die Lotsenstationen unterhält, welch letztere z. B. in Preußen durch Lotsenkommandeure und in den hanseatischen Seeplätzen durch Oberlotsen verwaltet werden. Die Bremer Lotsen, deren Reglement von 1710 datiert, sind die ältesten Weserlotsen. In Hamburg führen die vor der Elbmündung kreuzenden Seelotsen (Kreuzerlotsen) die Schiffe bis Kuxhaven. Dort übernimmt der Revierlotse (Admiralitäts-, Galeotslotse) die Führung bis zu der Hamburger Lotsenstation Bösch. Die deutsche Gewerbeordnung (§ 31, 34) verlangt zum Betrieb des Lotsengewerbes den Befähigungsnachweis durch ein Zeugnis der zuständigen Verwaltungsbehörde und überläßt es im übrigen der Landesgesetzgebung, ob sie eine besondere Genehmigung für den Betrieb des Lotsengewerbes als erforderlich bezeichnen will oder nicht. Regelmäßig bestehen feste Tarife für das zu zahlende Lotsengeld. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs ist vielfach der sogen. Lotsenzwang eingeführt, d. h. die Verpflichtung zur Annahme eines Lotsen seitens der ein gewisses Fahrwasser passierenden Schiffe. So besteht für den größten Teil der deutschen Küste Lotsenzwang; beseitigt ist er z. B. für die Weser. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 622) ist das Lotsengeld in Ermangelung einer entgegenstehenden Verabredung vom Verfrachter zu tragen. Auch besteht die wichtige Bestimmung (Art. 740), daß der Reeder, wenn sich das Schiff unter der Führung eines Zwangslotsen befunden hat, bei dem Zusammenstoß des Schiffes mit einem andern für den dadurch verursachten Schaden nicht aufzukommen braucht, wofern die zur Schiffsbesatzung gehörigen Personen die ihnen obliegenden Pflichten erfüllt haben und der Zusammenstoß durch den Zwangslotsen verursacht worden ist. Die Lotsen sind verpflichtet, auch bei stürmischer See an Bord der Schiffe zu gehen, welche sie durch das sogen. Lotsensignal rufen. Nach der deutschen Not- und Lotsensignalordnung vom 14. Aug. 1876 (Reichsgesetzblatt, S. 187) gelten als Lotsensignale die am Vormast geheißte, mit einem weißen Streifen umgebene Reichsflagge (Lotsenflagge, s. Tafel »Deutsche Flaggen« zum Artikel »Deutschland«, S. 901) oder das Signal P. T. des internationalen Signalbuches, bei Nacht Blaufeuer oder ein in kurzen Zwischenräumen gezeigtes weißes Licht.

Lotsenfisch, s. Pilot.

Lott, Franz Karl, Philosoph und Schulmann, geb. 28. Jan. 1807 in Wien, gest. 15. Febr. 1874 in Görz, studierte in Wien die Rechte und seit 1834 in Göttingen unter Herbarts Leitung Philosophie, habilitierte sich daselbst 1842 als Privatdozent, wurde 1848 außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, 1849 außerordentlicher und 1857 ordentlicher Professor in Wien und 1864 Mitglied des k. k. Unterrichtsrats. L. gehört zu den scharfsinnigsten Vertretern der Herbartschen Schule, faßte aber die Realen Herbarts als ewige Thätigkeiten Gottes auf. Außer seiner Hauptschrift: »Zur Logik« (Götting. 1845, gegen Trendelenburg), seiner Habilitationsschrift »Herbarti de animi immortalitate doctrina« (das. 1842) und einer Rede zum Jubiläum Fichtes (Wien 1862) hat er nur kleinere, meist pädagogische Aufsätze veröffentlicht. Seine »Kritik der Herbartschen Ethik« erschien mit Herbarts Entgegnung erst nach seinem Tode (Wien 1874); seine »Metaphysik« hat Vogt in Zillers »Pädagogischem Jahrbuch« (12. Jahrg., 1880) herausgegeben. Vgl. Vogt, Franz Karl L. (Wien 1874).

Lotte, der rankentragende Langtrieb des Weinstocks, der mit zweizeiligen Laubblättern und Blütenständen besetzt ist und in den Blattachsen die Kurztriebe oder Geizen erzeugt; vgl. Geiz.

Lotter, Hieronymus, Architekt, geb. um 1497 in Nürnberg, gest. 1580 in Leipzig, kam frühzeitig nach Annaberg und von da nach Leipzig, wo er seit etwa 1545 eine umfangreiche Bauthätigkeit entfaltete und zu solchem Ansehen gelangte, daß er mehrere Male zum Bürgermeister gewählt wurde. Er erbaute unter anderm das Rathaus und die Pleißenburg in Leipzig u. die Augustusburg im Stil einer nüchternen Renaissance. — Sein Sohn Hieronymus L. der jüngere hat das sogen. Fürstenhaus in Leipzig erbaut. Vgl. Wustmann, Der Leipziger Baumeister H. L. (Leipz. 1875).

Lotterbube (aus althochdeutsch lotar, loter, »leichtsinnig«), Taugenichts.

Lotterie (franz. loterie, von lot, »Los«), ein Glücksspiel, welches in einzelnen Ländern nur vom Staate selbst, in andern wenigstens unter Aufsicht desselben veranstaltet wird, und bei dem man durch die Zahlung eines Einsatzes die Aussicht auf einen Gewinn erwirbt. Man unterscheidet zwei Arten dieses Spiels: die alte holländische oder Klassenlotterie (auch schlechthin L. genannt) und die genuesische oder Zahlenlotterie (Lotto). Bei der Klassenlotterie ist die Anzahl und Größe sowohl der Einsätze (Lose) als auch der Gewinne planmäßig festgestellt. Um dem Publikum die Teilnahme zu erleichtern, werden nicht nur neben den ganzen Losen auch halbe, Viertel- und Achtellose (so in Preußen, in Sachsen auch Zehntel) ausgegeben, sondern es wird auch die Ziehung aller zusammengehörigen Lose in mehrere Zeitabschnitte verlegt, so daß der Spieler den Betrag seines Loses ratenweise für jede Ziehung (Klasse) entrichten kann, ohne jedoch zur Fortsetzung des Spiels bis ans Ende gezwungen zu sein. Oft wird ihm, wenn sein Los in der ersten Ziehung herauskommt, ein Freilos für die nächste gegeben.

Die nicht untergebrachten Lose spielen auf Rechnung der Unternehmer. In den auf bestimmte Tage festgesetzten Ziehungen werden sämtliche Nummern in ein Glücksrad, die Gewinne in ein andres Glücksrad gethan. Nun wird zu gleicher Zeit, gewöhnlich von zwei Waisenknaben mit verbundenen Augen, von dem einen eine Nummer aus dem einen Rade und von dem andern ein Gewinn aus dem andern Rade gezogen. Für die letzte Ziehung werden in der Regel die meisten und auch der höchste Gewinn aufgespart, der als großes Los die Erwartung der Spielenden in Spannung erhält. Die in einer Klasse gezogenen Nummern werden durch gedruckte Listen, Lotterie- oder Ziehungslisten, öffentlich bekannt gemacht. Zur Deckung der Unkosten, Bezahlung des Kollekteurs, und um einen Vorteil für die Unternehmung zu erhalten, wird von jedem Gewinn ein Abzug gemacht, der sich auf 14—16 Proz. zu belaufen pflegt. Diese Summe verliert die Gesamtheit der Spieler. Klassenlotterien als Staatslotterien bestehen in Preußen (190,000 Lose, vier Klassen zu je 39 Mk. Einsatz, dazu 1 Mk. Schreibgebühr u. 4 Mk. Reichsstempel, mit jährlich zwei Ziehungen und 9 Mill. Mk. Nettoertrag für den Staat), in Sachsen (100,000 Lose in fünf Klassen zu je 39 Mk. Einsatz, dazu Schreibgebühr und Reichsstempel wie in Preußen, jährlich zwei Ziehungen mit ca. 4½ Mill. Mk. Reingewinn), in Braunschweig (98,000 Lose zu je 120 Mk.), in Hamburg (veränderliche Anzahl von Losen, zur Zeit 100,000 zu je 120 Mk.) und in Mecklenburg-Schwerin (65,000 Lose zu je 126 Mk.) In mehreren Staaten, z. B. Preußen, ist das Spielen in fremden Lotterien verboten (Gesetze von 1885, 1891 u. 1894). Die Veranstaltung einer Privatlotterie ist meist an staatliche Erlaubnis geknüpft, welche nur für wohlthätige, wissenschaftliche und künstlerische Zwecke und zwar unter der Bedingung erteilt zu werden pflegt, daß nur Wertgegenstände (keine Geldgewinne) ausgelost werden. Nach dem österreichischen Gesetz vom 28. März 1889, betr. Schuldverschreibungen mit Prämien, ferner Ankündigung und Anempfehlung verbotener Lose und Lotterien (sogen. Lossperrgesetz), müssen ausländische Lose, welche vor dem 1. März 1889 in den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern in Verkehr gesetzt worden sind, sowie gewisse ungarische Lose, um ihre Gültigkeit nicht zu verlieren, behördlich abgestempelt werden.

In rechtlicher Beziehung ist das Lotteriegeschäft eine Art Hoffnungskauf, zu dessen Erfordernissen gehört: daß eine L. ordnungsmäßig, namentlich unter obrigkeitlicher Erlaubnis, errichtet sei, wie denn das deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§ 286) das Veranstalten von öffentlichen Lotterien und von öffentlichen Ausspielungen ohne Erlaubnis mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 3000 Mk. bedroht. Der Lotterievertrag wird in der Regel durch Übernahme eines Originalloses gegen Berichtigung des planmäßigen Einsatzes abgeschlossen. Wer ein solches Los besitzt und zum Spielen behält, gilt für dessen Eigentümer. Werden Lose ohne Bestellung angeboten, so muß unzweifelhafte Annahme der Offerte vorliegen, entweder laut Offertbriefs oder in Gemäßheit eines bereits bestehenden Geschäftsverhältnisses. Die Zusendung unbestellter Lose erfolgt ganz auf Gefahr des Zusenders. Das bloße Liegenlassen solcher Lose verpflichtet den Empfänger nicht zur Zahlung des Einsatzes, berechtigt ihn aber auch nicht zum Bezug darauf gefallener Gewinne. Grundlage des Rechtsverhältnisses zwischen Unternehmung und Spieler ist der Ziehungsplan. Der Gewinner kann den Unternehmer oder auch den Kollekteur um Zahlung angehen; meist ist dieses Wahlrecht auf eine bestimmte Frist beschränkt, nach deren Ablauf nur noch der Kollekteur angegangen werden kann.

In die Kategorie der Klassenlotterie gehören auch die sogen. Lotterieanlehen oder Prämienanlehen. Man versteht darunter öffentliche Anlehen, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß feste jährliche Zinsen entweder gar nicht (sogen. unverzinsliche) oder doch nur zum Teil (sogen. verzinsliche Lotterieanlehen) gezahlt, vielmehr dieselben ganz oder teilweise zum Gegenstand einer nach einem festgesetzten, meist auf den einzelnen Schuldverschreibungen abgedruckten Ziehungsplan vorgenommenen L. gemacht werden. Die auf ein Los (Anlehenslos) kommende Zahlung einschließlich des Gewinnes heißt Prämie. Bei der allgemein verbreiteten Neigung zum Glücksspiel finden diese Lotterien bereitwillige Aufnahme beim Publikum und bieten infolgedessen dem Staate den Vorteil, daß das Anlehen zu einem verhältnismäßig hohen Kurs begeben werden kann. Unverzinsliche Lotterieanlehen entziehen allerdings viele Kapitalien einem regelmäßigen Zinsgenuß, aber sie können doch Gelegenheit geben, kleine Summen zu sparen, wenn nämlich, wie dies meist üblich ist, die kleinsten Gewinne noch über dem eingezahlten Satze stehen und selbst bis gegen Ende der Verlosung hin wachsen. In diesem Falle unterscheiden sich die Lotterieanlehen wesentlich von den gemeinen Lotterien, bei denen der Gewinn des einen nur durch den Verlust des andern ermöglicht wird, während ein teilweiser Verlust an Zinsen nicht so schwer empfunden wird. Empfehlenswerter sind verzinsliche Lotterieanlehen, namentlich wenn größere Anlehen aufgenommen werden sollen; denn viele ernsthafte Kapitalisten, die sich scheuen, ihr Kapital in Papieren anzulegen, welche nicht regelmäßig Zinsen tragen, sind doch bereit, dasselbe für Anlehen, bei denen schlimmsten Falls eine niedrigere Verzinsung, besten Falls aber ein guter Gewinn in Aussicht steht, hinzugeben. Bei fast allen Lotterieanlehen werden die Lose, oft Prämienlose genannt, in Serien geteilt (etwa Nr. 1—1000 als erste, 1001—2000 als zweite Serie ꝛc.). Vor der Nummernziehung finden eine oder mehrere Serienziehungen statt. Da nun im voraus bekannt ist, welche Nummern in jeder Serie enthalten sind, so steigen die in einer gezogenen Serie enthaltenen Nummern (Serienlose) im Kurs bis zu demjenigen Betrag, welchen man durch Division der für die ganze Serie zur Rückzahlung bestimmten Summe durch die Zahl der Nummern erhält; ja, sie kommen in der Zwischenzeit bis zur Ziehung der Nummern wenig mehr auf den Markt. In Deutschland fanden von jeher nicht allein die von Preußen, Baden, Kurhessen, Oldenburg, sondern auch die von fremden Ländern und Städten begebenen Prämienlose willige Abnehmer. Doch sind die Lotterieanlehen in den letzten Jahrzehnten als Staatsanlehen selten mehr benutzt worden, und es dürfen im Deutschen Reiche nach dem Gesetz vom 8. Juni 1871 neue Inhaberpapiere mit Prämien nur auf Grund eines Reichsgesetzes und nur für Anlehen eines Bundesstaats oder des Reichs ausgegeben werden. Von ausländischen Prämienanlehen, die vor dem 1. Mai 1871 emittiert sind, dürfen diejenigen Stücke, die bis 15. Juli 1871 gegen eine Gebühr von ½—1 Mk. zur Abstempelung vorgelegt wurden, frei in Deutschland kursieren. England kennt die Prämienanlehen nicht; in Frankreich kommen sie nur

bei Gemeinden vor. Lotterieanlehen haben übrigens für den Schuldner den Nachteil, daß sie, wenn sie zu einer Zeit abgeschlossen worden sind, zu welcher der Zinsfuß hoch stand, nicht beliebig gekündigt und zurückgezahlt werden können. Bezüglich der an die Prämienpapiere sich anschließenden *Heuer-* oder *Promessengeschäfte* vgl. Heuergeschäft.

Bei der *Zahlenlotterie* (Lotto) werden aus einem Glücksrad, in welchem sich die Zahlen von 1—90, die sogen. Nummern, einzeln in Kapseln verschlossen befinden, an festgesetzten Tagen je 5 Nummern gezogen, welche gewinnen, während alle andern verlieren, und zwar erhalten die Spieler, welche auf jene Nummern gesetzt hatten, ein Vielfaches ihres Einsatzes. Der Spieler kann entweder eine einzige Nummer (bez. mehrere einzelne) besetzen, indem er darauf wettet, daß sie überhaupt mit gezogen wird (simpler Auszug, estratto, estra), oder daß sie an einer bestimmten Stelle (etwa zuerst oder zu dritt oder zuletzt) herauskommt (auf den Ruf setzen), oder er kann 2 (Ambe), 3 (Terne), 4 (Quaterne) oder gar 5 (Quinterne) Nummern besetzen und darauf wetten, daß eben diese 2, 3, 4 oder 5 Nummern zusammen gezogen werden. Die Nummern können zwar mit beliebig hohen Summen besetzt werden, doch behält sich die Lottokasse für den Fall der Überhäufung eine Beschränkung vor. Für alle diese Fälle stehen besondere Gewinne in Aussicht, die, wenn die Lottokasse auf jeden Vorteil verzichtete, sich umgekehrt zu dem Einsatz verhalten müßten wie die gegenseitigen Wahrscheinlichkeiten, zu gewinnen. Da nun das Glücksrad 90 Zahlen enthält, so ist die Wahrscheinlichkeit, eine gezogene Nummer zu erraten, = $^1/_{90}$, oder es werden durchschnittlich 90 Nummern gezogen werden müssen, bis eine bestimmte herauskommt. Werden nun 5 Nummern gezogen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß unter diesen eine besetzte Nummer sich befindet, $^5/_{90}$ oder $^1/_{18}$. Für den Spieler ist demnach nur ein Fall, für die Kasse aber sind 17 Fälle günstig, weshalb dieselbe eigentlich dem gewinnenden Spieler außer seinem Einsatz noch das Siebzehnfache desselben vergüten müßte. Bei einem bestimmten Auszug verringert sich die Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen, für den Spieler auf $^1/_{90}$, und er müßte demnach im Fall des Gewinnens das 90fache seines Einsatzes zurückerhalten. In Wirklichkeit wird aber weniger, in Österreich für den unbestimmten einfachen Auszug das 14-, für den bestimmten das 57fache gezahlt. In derselben Weise ergeben sich die Gewinne für die Amben, Ternen ꝛc. Aus 90 Zahlen lassen sich nach der Kombinationslehre 4005 verschiedene Amben, 117,480 Ternen, 2,555,190 Quaternen und 43,949,268 Quinternen zusammensetzen. Da nun in den gezogenen 5 Nummern 10 Amben, 10 Ternen, 5 Quaternen und 1 Quinterne enthalten sind, so müßten die von der Lottokasse ausgesetzten Gewinne einschließlich des Einsatzes für eine Ambe das $400^1/_2$fache, für eine Terne das 11,748fache, für eine Quaterne das 511,038fache und für eine Quinterne das 43,949,268fache betragen. Statt dessen aber gewähren die Lottokassen für Ambe, Terne und Quaterne je nur rund das 250-, 5000- und 64,000fache, während die Besetzung der Quinterne meist nicht gestattet ist. Die Gesamtheit der Spieler kann demnach im Durchschnitt nicht gewinnen, die Kasse aber nicht verlieren. Ziemlich verbreitet ist die Annahme, dem Spieler stehe doch ein sicherer Gewinn in Aussicht, wenn er nur beim Spiel ausharre und seinen Einsatz von Ziehung zu Ziehung erhöhe. Dieselbe ist nicht begründet. Denn um nur die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß die besetzte Nummer auch wirklich einmal gezogen wird, müßte die Erhöhung schon eine größere Zahl von Spielen hindurch stattfinden. Dies scheitert einmal an der Begrenztheit des Vermögens, dann aber auch daran, daß die Kasse sich vorbehält, zu hohe Einsätze auf eine Nummer zurückzuweisen. Große Summen werden im Lotto außerordentlich selten gewonnen. Wie hoch übrigens die Verluste des spielenden Publikums im ganzen sind, beweisen die erheblichen Einnahmen, welche die Lottokasse erzielt. In Bayern, hatte, solange das (jetzt aufgehobene) Lotto dort bestand, nur ein einziges Mal (1853) die Kasse einen Verlust (70,000 Gulden), sonst stets einen jährlichen Reingewinn von mehr als 1 Mill. Guld. (1859 von 3,389,320 Guld.) gehabt. Heute besteht das Lotto noch in Österreich (1891/92: 14,4 Mill. Guld. Reineinnahme), in Ungarn (1891/92: 3,5 Mill. Guld.) und in Italien (1892/93: ca. 26 Mill. Lire).

Sowohl in volkswirtschaftlicher als in moralischer Hinsicht ist das Lotteriespiel, wie jedes andre Glücksspiel, verwerflich. Es veranlaßt für Tausende unvermeidliche Verluste und teilt dafür Gewinne aus, die, wenn sie klein sind, wieder auf die L. verwendet werden, wenn sie groß sind, in der Regel dem Gewinnenden keinen Segen bringen. Noch nachteiliger ist aber die moralische Wirkung. Die L. nährt die Aussicht und den Hang, ohne Mühe reich zu werden, sie fördert die Gewohnheit, auf unbestimmte Glücksfälle, statt auf Fleiß und Einsicht zu bauen, sie bietet dem Aberglauben Nahrung und führt nicht selten den unglücklichen Spieler selbst auf den Weg des Verbrechens. Übrigens ist das Lotteriespiel um so verderblicher, je mehr es durch Kleinheit der Einsätze, Teilbarkeit der Lose ꝛc. auch den Ärmern zugänglich ist, und je mehr es durch Häufigkeit der Ziehungen den Spieler geistig beschäftigt, also das Zahlenlotto viel mehr als die Klassenlotterie. Die Klassenlotterie kam schon gegen das Ende des Mittelalters auf, wurde jedoch anfangs und namentlich noch während des 16. Jahrh. gewöhnlich für wohlthätige Zwecke angestellt. So war in London die erste Ziehung 1569 und der Überschuß zum Unterhalt der Seehäfen bestimmt, in Paris 1572 zur Ausstattung armer Jungfrauen. Das Lotto stammt aus Genua, wo bei Ergänzung des Großen Rates aus je 90 Namen 5 gelost wurden; dies gab Veranlassung, auf die einzelnen Kandidaten Wetten anzustellen. Später wurde hieraus, indem man statt der Namen bloße Zahlen anwendete, das förmliche Lotto, welches aber erst im 18. Jahrh. auch außerhalb Genua Eingang fand. Frankreich und England haben indessen schon seit längerer Zeit dem Glücksspiel in jeder Form einen Riegel vorgeschoben; in Deutschland hat man einen wichtigen Schritt in dieser Beziehung durch Aufhebung der Spielbanken in Bädern gethan (s. Glücksspiele). Vgl. *Bender*, Das Lotterierecht (2. Aufl., Gießen 1841); *Endemann*, Beiträge zur Geschichte der L. ꝛc. (Bonn 1882); *Warschauer*, Die Zahlenlotterie in Preußen (Leipz. 1885); *Marcinowski*, Das Lotteriewesen im Königreich Preußen (Berl. 1892); *Brandt*, Das Lotteriewesen unserer Zeit (Hamb. 1894); *Borchers*, Die Zahlenlotterien des Deutschen Reichs (Braunschw. 1895); *Ashton*, History of English lotteries (Lond. 1893).

L. heißt auch ein beliebtes Unterhaltungs-Glücksspiel *mit Karten*. Jeder Mitspieler nimmt sich von den 32 Blättern einer deutschen Karte eine oder meh-

rere (gewöhnlich 2) und gibt dem Bankhalter pro Blatt einen bestimmten Einsatz. Mit einer zweiten Karte besorgt dann der Bankhalter das Abziehen von 9 Blättern so, daß 4 Paare untereinander gelegt werden; das neunte Blatt ist das »große Los«. Für jede Karte des ersten Paares hat der Bankier den einfachen, für jede des zweiten Paares den doppelten, für jede des dritten Paares den dreifachen, für jede des vierten Paares den vierfachen und für das große Los den neunfachen Einsatz zu bezahlen (Ziehung 1.—5. Klasse). Nach jeder solchen Tour können die Spieler ihre Karten wechseln, während der Bankier die gezogenen Blätter wieder einmischt und frische Einsätze zieht. S. auch Lotto.

Lotterieanlehen, s. Lotterie.

Lotti, Antonio, Komponist, geb. 1665 in Venedig (nach einigen 1667 in Hannover, wo sein Vater kurfürstlicher Hofkapellmeister war), erhielt seine Ausbildung in Venedig in der Schule des Legrenzi und wurde 1692 an der zweiten Orgel, 1704 an der ersten Orgel der Markuskirche daselbst als Organist angestellt. Um 1717 nach Dresden berufen, kehrte er schon ein Jahr später nach Venedig zurück, wo er 5. Jan. 1740 als Kapellmeister der Markuskirche starb. Lottis 21 Opern sind vergessen, dagegen sind von seinen trefflichen Kirchenkompositionen aller Art ein sechs- und ein achtstimmiges Crucifixus noch jetzt hochberühmt und werden mit Recht zu den hervorragendsten Werken italienischer Kirchenmusik gezählt. Der Stil derselben ist echt kirchlich, und wenn auch die im Laufe des 17. Jahrh. ausgebildete dramatische Musik nicht ohne Einfluß auf L. geblieben ist, so darf er doch für die Zeit der Nachblüte der ein Jahrhundert zuvor mit G. Gabrieli auf ihren Höhepunkt gelangten venezianischen Kirchenmusik als deren würdigster Vertreter gelten.

Lotto (ital.), soviel wie Zahlenlotterie (s. Lotterie, S. 516). Dann ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Jeder Teilnehmer erhält 1—3 Nummerkarten, welche drei Reihen in der Höhe und neun in der Breite haben. Auf jeder Breitenreihe befinden sich fünf Zahlen aus der Folge von 1—90, vier Felder bleiben leer. Einer stehen in der ersten, Zehner in der zweiten, Zwanziger in der dritten Vertikalreihe u. s. f. Die Zahl der Spielteilnehmer ist unbeschränkt, da es der Kombinationen von fünf Zahlen aus 1—90 eine sehr große Menge gibt und demnach außerordentlich viel Karten ausgegeben werden können. Hat jeder seine Karten bekommen und seinen Einsatz geleistet, so zieht ein Ausrufer Täfelchen aus einem Beutel, die auch die Ziffern von 1—90 tragen, und sagt sie an. Jeder, der eine angesagte Zahl auf seiner Karte hat, bedeckt diese Zahl, und wer zuerst eine Quinterne (Breitenreihe) besetzt hat, gewinnt.

Lotto, Lorenzo, ital. Maler, geb. um 1480 in Venedig, gest. um 1556 in Loreto, bildete sich bei Giovanni Bellini zusammen mit Palma Vecchio, dessen Einfluß er später empfing, schloß sich dann an Giorgione an und nahm auch Eigentümlichkeiten von Leonardo da Vinci und Correggio, namentlich in Bezug auf Behandlung des Helldunkels, in seinen malerischen Stil auf. Er war vor 1504 in Treviso, von 1506—12 in der Mark Ancona und in Rom, 1513 in Bergamo, 1514 in Venedig, 1515—24 in Bergamo und dann bis gegen 1550 in Venedig thätig. Gegen Ende seines Lebens siedelte er nach Loreto über, wo er von der Casa santa ernährt wurde, der er seine Habe geweiht hatte. L. hat nur religiöse Gemälde, Bildnisse und eine allegorische Darstellung (Sieg der Keuschheit, im Palazzo Rospigliosi in Rom) gemalt. Seine Hauptwerke der erstern Gattung sind: Verlobung der heil. Katharina (München, Pinakothek), Verehrung der Maria (Bergamo, San Bartolommeo), Christi Abschied von seiner Mutter und das Doppelbild der Heiligen Sebastian und Christoph (Berlin, Museum), Apotheose des heil. Nikolaus (Venedig, Carmine), heilige Familie (Florenz, Uffizien), Madonna mit dem Kinde und Johannes (Dresden, Galerie), Himmelfahrt Mariä (Ancona, San Domenico). Bildnisse von ihm befinden sich im Berliner Museum, in der Brera zu Mailand, in der Nationalgalerie zu London, in der Madrider Galerie u. a. O. Vgl. Berenson, Lorenzo L. (Lond. 1895).

Lottum, Graf, s. Wylich und Lottum.

Lotus *L.* (Schotenklee, Hornklee), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, kahle, rauh- oder seidenhaarige Kräuter oder Halbsträucher mit gefiederten Blättern, 4—5 ganzrandigen Blättchen, von denen meist drei an der Spitze des gemeinsamen Blattstieles sitzen, mittelgroßen, in axillären Dolden, seltener einzeln stehenden Blüten und meist gefächerter Hülse. Mehr als 80 Arten im gemäßigten Europa und Asien, besonders im Mittelmeergebiet, wenige in Südafrika und Australien. L. corniculatus *L.* (Lotusklee, gelber Honigklee), eine ausdauernde Pflanze mit aufsteigendem, ästigem Stengel und goldgelben, rot überlaufenen Blüten, findet sich fast durch ganz Europa, in Asien und Australien, variiert mannigfaltig in der Gestalt der Blättchen und in der Behaarung und ist ein gutes Viehfutter. Keine andre Leguminose besetzt ein so ausgedehntes Terrain; dabei verträgt der Hornklee rauhe und milde Lage gleich gut, läßt sich grün und getrocknet benutzen und bringt eine schöne, dauernde Weide hervor. Besonders empfehlenswert ist der Anbau im Gemenge mit Gräsern auf trocknen Äckern. Kraut und Blumen wurden früher arzneilich wie das Melilotenkraut angewendet. Auch L. uliginosus *Schk.* und L. siliquosus *L.* sind Wiesen- und Weidepflanzen ersten Ranges, zugleich wertvoll für Bienenzucht. Die Hülsen von L. edulis *L.*, einem Sommergewächs in Südeuropa, schmecken süß und werden auf Kreta roh gegessen. L. jacobaeus *L.* (schwarzer Schotenklee, Jakobsklee), ausdauernd, ist eine niedliche Zierpflanze mit dunkelbraunen, auch braun u. goldgelben Blüten. L. tetragonolobus *L.* (englische Erbse), im Mittelmeergebiet, mit purpurroten Blüten, wird als Gemüsepflanze statt der Erbse, besonders in England, angepflanzt und in Rumänien wie überhaupt im Orient grün, getrocknet, auch geröstet gegessen. L. peliorrhynchus *Hook.*, auf den Kanarischen Inseln, mit scharlachroten Blüten, ist eine prächtige Ampelpflanze.

Lotus, libyscher, s. Celtis.

Lotusbaum, s. Zizyphus.

Lotusblume, s. Lotos.

Lotuspflaume, s. Diospyros.

Lötwasser, s. Lot.

Lotz, Karl, ungar. Maler, geb. 1833 in Hessen-Homburg, kam als Kind mit seinen Eltern nach Ungarn und erlangte seine Ausbildung durch Rahl in Wien, der L.' Mitwirkung bei der Ausschmückung der griechischen Kirche, bei den Arsenalfresken und den Bildern am Heinrichshof sowie bei Ausführung seiner sonstigen Kartons in Anspruch nahm. In Pest dekorierte er mehrere Privatpaläste und führte mit M. Than eine Reihe von Fresken nach Motiven aus

ungarischen Volksmärchen im Treppenhaus des Redoutensaales aus. Allein malte er den Freskenfries aus der Kulturgeschichte Ungarns (Attilas Auszug bis zur Bekehrung der Magyaren zum Christentum) im Treppenhaus des Nationalmuseums zu Pest. L. ist Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien.

Lotze, Rudolf Hermann, Philosoph und Physiolog, geb. 21. Mai 1817 in Bautzen, gest. 1. Juli 1881 in Berlin, studierte in Leipzig Philosophie und Medizin, wurde 1842 daselbst zum außerordentlichen Professor der Philosophie, 1844 zum ordentlichen Professor in Göttingen ernannt und 1881 in gleicher Stellung nach Berlin berufen, wo er aber nicht einmal ein Semester hindurch Vorlesungen halten konnte. Seine Schriften sind: »Metaphysik« (Leipz. 1841); »Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften« (das. 1842, 2. Aufl. 1848); »Logik« (das. 1843); »Über den Begriff der Schönheit« (Götting. 1846); »Über die Bedingungen der Kunstschönheit« (das. 1848); »Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens« (Leipz. 1851); »Medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele« (das. 1852); »Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit« (das. 1856—64, 3 Bde.; 4. Aufl. 1885—88), sein Hauptwerk, in dem er seine ganze Weltanschauung niedergelegt und ein würdiges Seitenstück zu Herders »Ideen« geliefert hat; ferner »Geschichte der Ästhetik in Deutschland« (Münch. 1868) und »System der Philosophie« (Bd. 1: »Logik«, Leipz. 1874, 2. Aufl. 1880; Bd. 2: »Metaphysik«, 1879, 2. Aufl. 1884). Nach seinem Tode erschienen Diktate aus seinen Vorlesungen in 8 Heften (Leipz. 1882—84; einzelne Hefte öfter aufgelegt) und »Kleine Schriften« (das. 1885—91, 3 Bde.). Über sein Verhältnis zu Herbart, Weiße und Leibniz hat er sich ausgesprochen in seinen »Streitschriften« (1. Heft, Leipz. 1857) gegen J. H. Fichte. Seine Werke zeichnen sich sämtlich durch vornehme Haltung und geschmackvolle, nicht immer ungesuchte Darstellung aus. Als Physiolog hat L. die Annahme der »Lebenskraft« heftig bekämpft und den Mechanismus verteidigt. Als Philosoph hat L. von Weiße und Herbart Anregungen erfahren und verdankte insbesondere dem erstern viel, während er es entschieden ablehnte, Herbartianer zu sein; am meisten fühlte er sich nach seiner eignen Aussage von Leibniz angezogen, doch hat er auch manches von Spinoza genommen. Seinen philosophischen Standpunkt bezeichnet er als teleologischen Idealismus, indem die Metaphysik ihren Anfang nicht in sich selbst, sondern in der Ethik haben soll. Er will einen Frieden stiften zwischen den Ergebnissen der Wissenschaft und den Bedürfnissen des Gemüts. Volle Wahrheit kann die Philosophie nicht erreichen, sie soll nur eine widerspruchslose Weltanschauung gewinnen, die uns wertvolle Ziele in dem Leben setzt und sie zu erreichen lehrt. Das Seiende muß seinem Begriffe nach in Beziehungen stehen, was nicht möglich wäre, wenn nicht die Veränderung in dem einen zugleich ein Leiden im andern wäre. So kann eine Trennung zwischen den Dingen nicht angenommen werden, sondern eine gegenseitige Einwirkung der Dinge aufeinander ist nur möglich, wenn sie alle Teile einer einzigen, unendlichen Substanz sind, also eine substanzielle Wesensgemeinschaft aller Dinge existiert. Zugleich müssen diese Dinge, um in Wechselwirkung stehen zu können, ein Fürsichsein haben, fühlen, so daß sie, nur in verschiedenen Graden, den Charakter der Geistigkeit besitzen, geistige Monaden sind. So gilt der Satz, daß alles Reale geistig ist. Die Seele ist eine einzelne unsinnliche Substanz, der Körper ist aus vielen zusammengesetzt, so daß zwischen Seele und Körper eine Wechselwirkung wie sonst zwischen den Dingen stattfindet. Die allgemeine unendliche Substanz, deren Modifikationen die einzelnen Monaden sind, ist auch das eine und höchste Gut, weil sie der Grund ist der Ideen des Guten, Schönen und Wahren. Durch die Welt des Seienden sollen Werte verwirklicht werden: das Gute ist Grund und Zweck der Welt. Wie freilich aus dem Absoluten oder der Idee des Guten die Welt in ihrer vorliegenden Beschaffenheit hat hervorgehen können, das ist uns ein unlösbares Rätsel. Der Begriff des Guten ist übrigens mit dem der Lust eng verknüpft: bei dem Handeln muß Rücksicht auf zu gewinnende Lust genommen werden, da man sonst nicht wüßte, wozu etwas geschehen sollte. Das Unendliche erhält seinen Inhalt durch den vollen Begriff Gottes, zu dem auch die Persönlichkeit gehört. Die große Bedeutung Lotzes, der sehr viele Verehrer in den gebildeten Kreisen der Gegenwart hat, besteht darin, daß er, mit den exakten Wissenschaften wohl vertraut, trotz aller Kritik, die er anwendet, den Idealismus doch in den Vordergrund stellt und so zu einer Weltanschauung gelangt, in welcher das Ethische und Religiöse zu ihrem vollen Rechte kommen. Vgl. Pfleiderer, Lotzes philosophische Weltanschauung (2. Aufl., Berl. 1882); Caspari, Hermann L. in seiner Stellung zu der Geschichte der Philosophie (2. Aufl., Bresl. 1894); Koegel, Lotzes Ästhetik (Götting. 1886); v. Hartmann, Lotzes Philosophie (Leipz. 1888); Vorbrodt, Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes (Dessau 1891).

Lötzen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, am Löwentinsee, am Lötzener Kanal und an der Linie Pillau-Prostken der Ostpreußischen Südbahn, 120 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein öffentliches Schlachthaus, ein Progymnasium, eine Präparandenanstalt, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, Dampfschneide- und Mahlmühlen, Eisengießerei, Maschinen- und Seifenfabrikation, eine Lehrschmiede, Fischerei, Getreide- und Holzhandel, Dampfschiffahrt und (1890) 5486 Einw., davon 66 Katholiken und 128 Juden. In der Nähe die Wilhelmshöhe mit Aussichtsturm und westlich die Festung Boyen (s. d.). L. (früher Dorf Neuendorf) wurde 1573 gegründet.

Lötzinn (Zinnlot), s. Lot.

Loubet (spr. lubä), Emile, franz. Politiker, geb. 31. Dez. 1838 in Marsanne (Drôme), wurde Advokat, dann Bürgermeister der Stadt Montélimar. Mit dem spätern Präsidenten Carnot eng befreundet, wurde er 1876 in die Abgeordnetenkammer gewählt, wo er sich hauptsächlich als fleißiger und tüchtiger Arbeiter in den Ausschüssen bewährte und sich zu den gemäßigten Republikanern hielt. Nachdem L. bereits unter Tirard Arbeitsminister gewesen, erhielt er 27. Febr. 1892 das Ministerpräsidium sowie das Departement des Innern. Er erwies sich jedoch schwach und unentschieden, zumal den ungebührlichen Forderungen der Arbeiter bei dem großen Ausstand in Carmaux gegenüber. Da er selbst an seiner Befähigung, die immer anspruchsvoller werdenden radikalen Elemente im Zaume zu halten, verzweifelte, nahm er bei Gelegenheit des Panamaskandals 28. Nov. 1892 seine Entlassung. Freilich erhielt er in dem neuen Kabinett Ribot das Ministerium des Innern wieder; da er aber auf Seite der im Panamaskandal Kompromittierten trat, ward

er von Ribot zur Amtsniederlegung gezwungen (10. Jan. 1893).

Loud., bei botan. Namen Abkürzung für John Claudius Loudon (spr. laud'n), geb. 8. April 1783 in Lanarkshire, gest. 14. Dez. 1843 als Gärtner und Schriftsteller in Bayswater bei London; schrieb: »Arboretum et fruticetum britannicum« (1838).

Loudéac (spr. ludeáck), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, an der Westbahn, hat eine Pfarrkirche aus dem 18. Jahrh., eine Ackerbaukammer, Leinweberei, Handel mit Äpfeln zur Ciderbereitung und Butter und (1891) 2271 (als Gemeinde 5913) Einw.

Loudon (spr. lau-), 1) österreich. General, s. Laudon. — 2) John Claudius, Botaniker, s. *Loud.*

Loudun (spr. ludöng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Vienne, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Tours-Les Sables d'Olonne, Angers-Poitiers und L.-Châtellerault, hat 3 Kirchen (12.—16. Jahrh.), Reste der alten Stadtmauer und eines festen Schlosses, ein Collège, eine Bibliothek, eine Ackerbaukammer, Fabrikation von Spitzen, Posamentierwaren u. Ackergeräten, Handel mit Wein und landwirtschaftlichen Produkten und (1891) 4133 (als Gemeinde 4652) Einw.

Loudun (spr. ludöng, eigentlich Balleyguier, spr. balläghjē), Eugène, franz. Schriftsteller, geb. 8. Juli 1818 in Loudun (Vienne), wurde Privatsekretär des Ministers Falloux, später Eisenbahnkommissar, welchen Posten er jedoch 1872 infolge einer bonapartistischen Broschüre, die er veröffentlichte, verlor. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: »L'Angleterre et l'Allemagne en France« (1854; 2. Aufl. u. d. T.: »Les trois races: les Anglais, les Français, les Allemands«, 1862); »Journal d'un Parisien pendant la révolution de septembre et la Commune« (1872—73, 2 Bde.); »Les précurseurs de la Révolution« (von der Akademie mit dem Preis Guérin gekrönt, 1875); »Les découvertes de la science sans Dieu« (1884); »Journal de dix ans; souvenirs d'un impérialiste« (1887—90, 5 Bde., unter dem Pseudonym [Fidus).

Lougen, Fluß, s. Laagen.

Lough (spr. loch), s. Loch.

Loughborough (spr. löffböro), Stadt in Leicestershire (England), am schiffbaren Soar, 17 km unterhalb Leicester, mit der schönen Allerheiligenkirche (von Scott restauriert), ist einer der Hauptsitze für Strumpfwirkerei u. Spitzengrundfabrikation, hat eine Glockengießerei, Bau von Lokomotiven und (1891) 18,196 Einwohner.

Loughrea (spr. loch-rē), Stadt in der irischen Grafschaft Galway, Sitz des katholischen Bischofs von Clonfert, mit bischöflichem College (St. Brendan's), Besserungsanstalt und (1891) 2815 Einw.

Louhans (spr. luāng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, an der Seille, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., ein Kommunalcollège, ein Mädchenkollegium, ein Handelsgericht, eine Ackerbaukammer, Gerberei, Handel mit Getreide, Mehl, Vieh etc. und (1891) 3668 (als Gemeinde 4548) Einw.

Louis (franz., spr. lūi), soviel wie Ludwig; in Berlin Bezeichnung für die Zuhälter und Beschützer öffentlicher Dirnen (in Wien Strizzi, in Paris Alphonse, Arthur, Adolphe etc. genannt).

Louisburg, Ort auf Cape Breton (s. d.).

Louisd'or (franz. meist nur Louis), eine zuerst 1640 zum Schutze gegen Beschneidung mit Ränderung geprägte franz. Goldmünze. Sie zeigte auf dem Revers ursprünglich ein aus 4 oder 8 Lilien zusammengesetztes Kreuz, unter Ludwig XV. aber meist ovale und seit Ludwig XVI. eckige Schilde, daher auch Schildlouisd'or genannt. Bis 1792 hieß die Inschrift: »Christus regnat vincit imperat« oder abgekürzt, vorübergehend 1689—93 »Sit nomen Domini benedictum«, zuletzt »Règne de la loi«. Der erste L., auch in Halbstücken (demi-louis) geprägt, galt 10 Livres und war 6,752 g schwer bei $^{11}/_{12}$ Feinheit; 1652 ward er auf 12 Livres erhöht. Während die Mischung unverändert blieb, änderten sich Gewicht und Wertverhältnis. Der louis au soleil von 1709, im J. 1715 wieder L., zu 20 Livres, wog 8,158 g u. wurde bei der allgemeinen Umprägung 1726 (auch double und demi) auf 24 Livres erhöht, 1774 auch vieux louis genannt u. nun in Halbstücken geprägt. Während Ludwigs XV. Minderjährigkeit gab der Finanzdirektor 1716 einen louis de Noailles von 12,238 g, auch halbe aus; der sogen. chevalier von 1718 zu Ehren des Ludwigordens (louis à la Croix de Malte, auch doppelt und halb) wog wie der von 1720 (louis au deux LL) 9,790 g, der L. von 1719 zu 15 Livres (quinzaine d'or) nur 3,673 g, der dem Pfirsich ähnlich gefärbte von 1723 (louis mirliton, auch doppelt und halb) zu 27 Livres 6,527 g. Nach dem Gesetz vom 30. Okt. 1785 behielt der L., bis 1791 auch in Doppelstücken den Wert von 24 Livres bei 7,649 g Gewicht = 19,561 Mk.; dieser louis neuf oder louis aux deux écussons carrés führte im Revers die Schilde mit den Lilien und den Ketten von Navarra. Bis zur Abschaffung 1803 erhielt der L. noch die Namen louis au génie (louis constitutionnel), louis de la République und pièce de 24 livres. In Deutschland benannte man mit dem Namen L. die verschiedenen deutschen und dänischen Pistolen oder goldenen Fünfthalerstücke, sie so allgemein vom preußischen Friedrichsd'or unterscheidend.

Louise, s. Luise.

Louisette, s. Guillotine.

Louis Ferdinand, Prinz, s. Ludwig 54).

Louisiadenarchipel (Massimsinseln), zu Britisch-Neuguinea gehörige Inselgruppe an der Südostspitze von Neuguinea, besteht aus drei größern Inseln: St.-Aignan (275 qkm mit 3000 Einw.), die Südostinsel (990 qkm), Rossel (770 qkm mit 1000—1200 Einw.) und einer Anzahl kleinerer Inseln, zusammen 2200 qkm (40 QM.). Mit Ausschluß einiger Koralleneilande sind die Inseln hoch und bergig u. mit üppiger Vegetation bedeckt, Neuguinea durchaus ähnlich. Auf St.-Aignan und der Südostinsel wurde in neuester Zeit Gold gefunden, dort gewannen 400 Goldgräber 1890 für 12,440 Pfd. Sterl. Gold, doch waren die Lager schon 1894 erschöpft. Torres sah 1606 den Archipel; Bougainville gab ihm 1768 den Namen, doch erst Owen Stanley stellte 1849 seine Inselnatur fest. 1888 untersuchte ihn Macgregor genauer.

Louisiāna (spr. lu-, abgekürzt La.), einer der Südstaaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 29—33° nördl. Br. und 89° 5'—94° westl. L. v. Gr., begrenzt im N. von den Staaten Arkansas und Mississippi, im O. vom Staat Mississippi, im S. von dem Golf von Mexiko, im W. von Texas (s. Karte »Vereinigte Staaten«), 126,180 qkm (2291 QM.) groß. Die 2080 km lange, an vielen Buchten reiche, aber an guten Häfen arme Küste ist durchweg niedrig, und das nahezu ein Viertel des Areals einnehmende, nur $3^1/_4$ m hohe Küstengebiet, das sich 40—50 km landeinwärts erstreckt, wird durch Springfluten über-

schwemmt. Die Mitte des Staates erfüllen weite Prärien; im N. und W. erhält die Landschaft durch niedrige Hügelreihen einen etwas weniger eintönigen Charakter. Das Ufergelände des Mississippi ist von Baton Rouge ab so niedrig, daß künstliche Dämme vor den Überschwemmungen schützen müssen; nach N. hin steigt es bis zu einer Höhe von 60 m (bei Natchez) an. Das südliche Tiefland ist Alluvialboden, in dem sich zahlreiche Süßwassermuscheln u. Mastodontenknochen finden; im nördlichen Teile lagern unter dem Alluvium Tertiärbildungen der eocänen Periode. Die Bewässerung ist sehr reichlich, kein Staat der Union hat eine gleiche Kilometerlänge schiffbarer Flüsse. Der Mississippi begleitet die Ostgrenze des Staates bis südlich von Natchez, tritt dann in den Staat ein und durchströmt ihn in südöstlicher Richtung bis zu seiner Mündung; 936 km seines Laufs innerhalb des Staates sind schiffbar. Schon da, wo er in das Land tritt, beginnt er Seitenarme auszusenden, so daß der ganze Südosten von L. bereits zu seinem Delta gehört. Die ganze nördliche Hälfte des Staates wird von dem hier auf 816 km schiffbaren Red River bewässert; er vereinigt sich mit dem Mississippi dort, wo dieser den auf 347 km schiffbaren Atchafalaya nach dem Golf entsendet. Der auf 619 km schiffbare Sabine im W. und der auf 165 km schiffbare Pearl River im O. sind die Grenzflüsse. Von den übrigen Flüssen sind Lafourche Bayou auf 2109, Wichita auf 349, Bayou Maçon auf 221, Calcasieu auf 211, Black auf 202, Bayou Tensas auf 179 km schiffbar. Außerdem gibt es noch 34 kleinere, zum Teil schiffbare Flüsse, so daß die gesamte Länge aller schiffbaren Flüsse 6051 km erreicht. Der Staat ist reich an Seen, die, wie Pontchartrain, Borgne, Grand, Bestineau, Bodeau, Croß &c., auch schiffbar sind. Die meisten Flüsse im S. würden bei hohem Wasserstande das Land an ihren Ufern überfluten, wenn nicht Dämme (1⅓—6 m hoch) errichtet wären. Das Klima ist wenig zuträglich; während die Temperatur im Winter durch kalte Nordwinde oft tief herabgedrückt wird, erreicht sie im Sommer eine fast unerträgliche Höhe und erzeugt in den ausgedehnten Sümpfen die gefährlichsten Miasmen, in deren Gefolge das gelbe Fieber fast regelmäßig in jedem Jahr auftritt. Bei New Orleans ist die mittlere Jahrestemperatur 21°, die des Januars 12,6, die des Juli 29°; bei Shreveport im äußersten Norden ist die mittlere Jahrestemperatur 17,7°. Die Pflanzenwelt entwickelt sich bei dem Reichtum an Wärme und Feuchtigkeit im südlichen Teil zu großer Üppigkeit; hier sind Lebens- und andre Eichen, Magnolia, Tulpenbaum, schwarzer Walnußbaum, Fichte und Zeder, an den Flußufern Weide, Baumwollbaum u. a. die häufigsten Vertreter, während Rosen, Jasmin, Kamelien, Oleander die höhern Lagen aufsuchen. Hier gedeihen Orangen, Oliven, Feigen, Pfirsiche, Pflaumen. Die höhern Teile des Staates werden von großen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt, so daß 6,643,520 Hektar oder ⅗ der Oberfläche des Staates Wald sind. Die einheimische Tierwelt ist vertreten durch den schwarzen Bär, Wolf, Panther, alle drei selten, Eichhörnchen, wilde Katzen, Opossums, Alligatoren, Schildkröten, Klapperschlangen, Adler, Geier, Eulen, Pelikane, Kraniche, Gänse, Rebhühner &c. Von Mineralien hat man erst in neuester Zeit bedeutendere Entdeckungen gemacht, so von Steinsalz bei Petit Ansa, auch sind Salzquellen vorhanden, ebenso Schwefel, Petroleum, Braunkohle, Gips, Eisenerz, doch wird noch sehr wenig von diesen gewonnen.

Die Bevölkerung betrug 1890: 1,118,587 Seelen (559,350 männlich, 559,237 weiblich), darunter 560,192 Farbige und 558,395 Weiße. Im Ausland geboren waren 49,747, davon 14,625 in Deutschland, 3215 in Böhmen, 2730 in Frankreich, 2107 in Italien, 1591 in Polen. Ein wichtiges Bevölkerungselement bilden die französischen Kreolen, das indes mehr und mehr zurückgedrängt wird. Die 1969 öffentlichen Schulen wurden 1890 von 130,709 Kindern (43,601 farbige) besucht, während 387,500 schulpflichtig waren. Fast 79 Proz. der über zehn Jahre alten Schwarzen sind des Schreibens unkundig. An höhern Lehranstalten sind zu erwähnen zwei Staatsuniversitäten (die eine für Farbige) und 10 Colleges mit 205 Lehrern und 3821 Schülern. Es erscheinen 175 Zeitungen. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse haben durch die Befreiung der Sklaven eine vollständige Umwälzung erfahren, die ehemaligen Plantagenbesitzer sind verarmt, und viele von ihnen haben den Staat verlassen. In neuester Zeit hat man durch Trockenlegung von Sumpflandschaften (jährlich 2000—4000 Hektar) viel anbaufähiges Land gewonnen. Von den 1889 durch 69,294 Farmer in Besitz genommenen 3,817,683 Hektar sind nur 1,509,867 Hektar angebaut. Hauptkulturen sind Baumwolle, Zucker, Reis, Wein. An der Baumwollernte der Union beteiligte sich der Staat 1890 mit 9,2, an der Reisernte mit 50, an der Zuckerernte mit 95 Proz. Es wurden 1889 geerntet von 508,354 Hektar 659,583 Ballen Baumwolle, von 334,006 Hektar 13,081,954 Bushel Mais, von 33,741 Hektar 75,645,433 Pfd. Reis, außerdem Hafer, Bataten, etwas Tabak, Wein. Der Viehstand betrug 1890: 126,777 Pferde, 88,028 Maulesel und Esel, 581,103 Rinder, 186,167 Schafe und 569,935 Schweine. Die Industrie ist noch wenig entwickelt, dagegen ist der Handel ungemein lebhaft, denn vermittelst des Mississippi und seiner großen Nebenflüsse steht New Orleans (s. d.) mit dem größten Teil der Vereinigten Staaten in direkter Flußverbindung und dient ihnen als Ein- und Ausfuhrhafen. Der Staat besaß 1886: 598 Schiffe von 69,952 Ton. Gehalt. Eisenbahnen (1886: 3250 km) vermitteln den Verkehr mit dem Innern. Nach der Verfassung von 1879 hat jeder 21 Jahre alte männliche Bürger (einschließlich der Schwarzen) das Stimmrecht, wenn er ein Jahr im Staat und mindestens einen Monat in seinem Wahlkreis gewohnt hat. Der Gouverneur und die obersten Beamten werden auf 4 Jahre vom Volke gewählt. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats (37 Mitglieder) und eines Repräsentantenhauses (98 Mitglieder). In den Kongreß der Union entsendet L. 2 Senatoren und 6 Repräsentanten. Die Mitglieder werden auf 4 Jahre gewählt. Die 5 Richter des Supreme Court werden vom Gouverneur mit Zustimmung des Senats auf je 12 Jahre ernannt, alle andern Richter vom Volke gewählt. Die Staatsschuld belief sich 1890 auf 16,008,585, die der Grafschaften auf 177,798, der Städte auf 17,149,114 Doll. Dazu kommen noch die Carpetbagschulden (s. Carpet-bagger) im Betrag von 40,021,734 Doll. Der Staat ist nicht in Grafschaften, sondern in Kirchspiele (99) eingeteilt. Hauptstadt ist Baton Rouge.

Geschichte. L. wurde zuerst entdeckt durch den Spanier Fernando de Soto, die erste Kolonie 1682 durch den Franzosen La Salle angelegt und nach Ludwig XIV. L. genannt. Diese gedieh aber so wenig wie neue Ansiedelungen von Yberville (1698) und Crozat (1712). Die Stadt New Orleans wurde 1717

gegründet, und um diese Zeit begann auch die Kolonie, welche der Mississippi-Kompanie überlassen worden war und 1717—20 Law zu seinen berüchtigten Spekulationen gedient hatte, von einiger Bedeutung zu werden. Nach Laws Sturz wurde L. der französischen Indischen Kompanie geschenkt. 1763 traten die Franzosen L. östlich vom Mississippi an England, das westliche an Spanien ab. Dieser letztere Teil fiel 1800 durch den Vertrag von San Ildefonso an Frankreich zurück; aber die französische Regierung, fürchtend, L. könne ihr durch die stärkere Seemacht Englands genommen werden, verkaufte es 1803 an die Vereinigten Staaten um 15 Mill. Doll. Zur Zeit dieser Übergabe waren die Bewohner von L. meist Franzosen oder Abkömmlinge von Franzosen, die ganze Bevölkerung betrug nicht über 90,000 Köpfe, wovon 40,000 Sklaven waren. L. umfaßte damals außer dem Gebiet des jetzigen Staates die ganze Ländermasse zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains, mit Ausnahme der von den Spaniern besetzten Gebiete. Ein Kongreßbeschluß teilte dasselbe 1804 in zwei Teile: das Territorium Orleans, das den heutigen Staat L. einschloß, und das Territorium L., alles nördlich und westlich davon gelegene Land. Nachdem dann 1811 der Kongreß die Bevölkerung des erstgenannten Territoriums ermächtigt hatte, sich eine Staatsverfassung zu geben, wurde dasselbe 8. April 1812 unter dem Namen L. als Staat in die Union aufgenommen. Im Kriege mit England, das 1814 einen Einfall in L. machte, stand L. fest zur Republik und wurde im Januar 1815 durch Jackson mit Erfolg verteidigt. Am 26. Jan. 1861 trat L. aus dem nordamerikanischen Staatenbund aus; doch bereits im folgenden Jahre fiel New Orleans in die Hände des Unionsadmirals Farragut, im Juli 1863 übergab sich Vicksburg und bald darauf Port Hudson. 1865 erkannte der Präsident eine neugebildete provisorische Regierung an; der Kongreß aber setzte eine militärische Verwaltung ein, und erst 1868 wurde L. abermals als Staat in die Union aufgenommen und seitdem von der republikanischen Partei unter dem allmächtigen Präsidenten Kellog, welcher sich auf die Neger und die Autorität und Waffengewalt der Bundesregierung stützte, und dem zahlreiche Abenteurer aus dem Norden (carpet-baggers) nachzogen, in willkürlichster Weise regiert und schamlos ausgesogen. Die demokratisch gesinnten Weißen wurden rücksichtslos unterdrückt und durch Fälschung der Wahlen ihrer politischen Rechte beraubt. Als sie sich endlich, durch Ungerechtigkeiten und Vergewaltigungen zum äußersten getrieben, bei den Neuwahlen im November 1876 ermannten, wurden der von ihnen gewählte Gouverneur und ihre Legislatur von der Regierung für unrechtmäßig erklärt und republikanische Behörden ihnen im Januar 1877 gegenübergestellt. Als aber der neue Präsident, Hayes, im April die Bundestruppen zurückzog, lösten sich jene auf, und die Demokraten gelangten zur Herrschaft, was eine massenhafte Auswanderung der Neger zur Folge hatte. Vgl. Dimitry, History of L., its geography and products (New York 1878); Gayarré, History of L. (3. Aufl., New Orleans 1885, 4 Bde.); Thompson, Story of L. (Boston 1889); Wallace, History of Illinois and L. under the French rule (Cincinnati 1893).

Louisiana, Stadt in der Grafschaft Pike des nordamerikan. Staates Missouri, am Mississippi (große Eisenbahnbrücke), hat eine höhere Schule, Tabaksfabriken, Handel mit Bauholz u. Obst und (1890) 5090 Einw.

Louis Philippe (Ludwig Philipp), König der Franzosen, s. Ludwig 39).

Louis Philippe-Land, antarktisches Polarland, unter 63—64° südl. Br. u. 59—61° westl. L. v. Gr., östlich von Grahamsland und Palmer, westlich von der Insel Joinville und südlich von den Südshetlandinseln, von denen es durch die Bransfieldstraße getrennt wird; 1838 von Dumont d'Urville entdeckt.

Louisville (spr. lūiswill), Hauptstadt der Grafschaft Jefferson im nordamerikan. Staat Kentucky und wichtigster Ort dieses Staates, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt, am linken Ufer des Ohio, der hier Stromschnellen bildet (daher »Falls City« genannt), die durch einen 4 km langen Kanal umgangen werden, ist schön und regelmäßig gebaut, mit vier Parken, zahlreichen Squares und schönen Gärten in den Vorstädten. Eine 1590 m lange Brücke mit 27 Bogen verbindet L. mit Jeffersonville, eine 761 m lange Brücke mit New Albany. Unter den öffentlichen Gebäuden sind Zollamt, Stadthaus, Gerichtshof, das Gebäude der Polytechnischen Gesellschaft mit Bibliothek von 50,000 Bänden, das Farmers Tobacco Warehouse mit riesigen Lagerräumen und die kath. Kathedrale nennenswert. Die Stadt hatte 1841 erst 21,210, 1890 aber bereits 161,129 Einw., darunter 23,510 im Ausland (14,094 in Deutschland) Geborne und 23,000 Farbige; 1895 betrug die Bevölkerung 190,000. Von Bildungsanstalten sind zu nennen besonders die medizinischen Schulen, ein theologisches und juristisches Seminar, ein großes Lehrerseminar für Schwarze, eine polytechnische Schule, mehrere Bibliotheken, unter den Wohlthätigkeitsanstalten ein Marinehospital, Blindenschule, Waisenhäuser 2c. Die Industrie hat sich in jüngster Zeit sehr gehoben, sie beschäftigte 1890 in 6148 gewerblichen Anstalten 93,610 Arbeiter, welche Waren im Wert von 228,714,317 Doll. herstellten. Am bedeutendsten sind die 12 Tabaksfabriken (2826 Arbeiter, Produktion 14,354,165 Doll.), Brauereien (16,185,560 Doll.), die 60 Fleischverpackungsanstalten (12,047,316 Doll.), Kornmühlen (12,641,000 Doll.), ferner Fabrikation von Wagen u. landwirtschaftlichen Geräten, Eisenwaren, Leder, gußeisernen Gas- und Wasserleitungsröhren. Der Handel, gefördert durch zahlreiche Eisenbahnen und gute Wasserverbindung, vertreibt namentlich Tabak (L. ist einer der größten Tabaksmärkte der Welt und vertreibt ein Drittel des in Amerika erzeugten Tabaks, ca. 150,000 Hogsheads) und Kentucky-Whisky. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1895: 91,050,000, die städtische Schuld 8,818,000 Doll. L. wurde 1778 gegründet und erhielt seinen Namen 1780 zu Ehren Ludwigs XVI. von Frankreich, des ersten Verbündeten der Republik.

Loulé (spr. lo-ilé oder lolé), Stadt im portug. Distrikt Faro (Algarve), malerisch auf einer Anhöhe an der Eisenbahn Lissabon—Beja—Faro gelegen, mit Mauern und Türmen aus der Maurenzeit, hat mehrere bemerkenswerte Kirchen, Silber- und Kupferbergbau, Flechterei und (1878) 14,448 Einw. Südlich von L. liegt auf einem steilen Hügel eine Wallfahrtskirche und an der Mündung des Küstenflusses L. in den Atlantischen Ozean das Fort L.

Loulé (spr. lo-ilé oder lolé), Marquis von, Günstling Johanns VI. von Portugal, geb. 1785 in Lissabon, gest. 1. März 1824, ward mit dem Prinz-Regenten (nachherigen König Johann VI.) erzogen und 1807 zum Marquis ernannt. Als eifriger Anhänger Napoleons I. führte er diesem 8000 Mann nach Frankreich zu und focht mit Auszeichnung bei Wagram

und Smolensk. Während der Hundert Tage geleitete er Ludwig XVIII. nach Gent, ging dann nach Brasilien und wurde Johanns VI. Großstallmeister. Seine konstitutionellen Gesinnungen zogen ihm den Haß der Absolutistenpartei, besonders des Infanten Dom Miguel, zu, und als er nicht darein willigen wollte, den König unter die Kontrolle eines Familienrats zu stellen, ließ ihn Dom Miguel im Palast Salvatiera ermorden. — Sein Sohn, Herzog von L., geb. 1801, gest. 23. Mai 1875, wurde 1826 Herzog von L. und vermählte sich 1827 mit der Infantin Anna da Jesus Maria von Portugal. Er war 1857—59, 1862—65 Minister und 1869 auch Präsident des Ministeriums, bis er 19. Mai 1870 von Saldanha gestürzt wurde.

Louny, tschech. Name der Stadt Laun (s. d.).

Loupe (franz., spr. lūpe), s. Lupe.

Lour., bei botan. Namen Abkürzung für Juan Loureiro (spr. loréirū), portug. Jesuit, geb. 1715 in Lissabon, Missionar in Ostasien, gest. 1796 in Lissabon. Schrieb: »Flora cochinchinensis« (1790; 2. Aufl. von Willdenow, 1798).

Lourdes (spr. lurd'), Stadt im franz. Depart. Oberpyrenäen, Arrond. Argelès, 420 m ü. M., in schöner Gebirgsgegend am rechten Ufer des Gave de Pau und an der Südbahn, hat ein ehemals festes Schloß (teilweise aus dem 14. Jahrh.), das malerisch auf einem Felsen über der Stadt liegt und jetzt als Gefängnis dient, eine neue Pfarrkirche im roman. Stil (noch im Bau), einen Gerichtshof, eine Ackerbauschule, Marmor- u. Schieferbrüche, starken Viehhandel und (1891) 6182 (als Gemeinde 6976) Einw. 1½ km östlich der neue Stadtteil mit der berühmten Grotte, in welcher 1858 die Jungfrau Maria der 14jährigen Bernadette Soubirous (gest. 1879) erschienen sein soll, und welche, namentlich seit 1870, den Anziehungspunkt für zahlreiche Wallfahrer bildet (jährlich bis 500,000). Das Wunder wurde 1862 durch den Bischof von Tarbes anerkannt; 1891 wurde von Leo XIII. ein Fest der Erscheinung (11. Febr.) eingeführt. In der Grotte befindet sich eine Marienstatue und die wunderthätige Quelle, deren Wasser auch in Flaschen weithin versandt wird. Der neue Stadtteil enthält die Kirchen Notre-Dame (1864—70 im Stile des 13. Jahrh. erbaut, mit zahlreichen Kunstwerken) und du Rosaire (1884—89 im byzantinischen Stil aufgeführt), außerdem mehrere Kapellen, Klöster, Hotels, Verkaufsläden ꝛc. In der Nähe mehrere andre Grotten und westlich der See von L. (48 Hektar). Vgl. Boissarie, L. und seine Geschichte vom medizinischen Standpunkt (deutsch, Augsb. 1892); Marès, L. et ses environs (Bordeaux 1894).

Loure (franz., spr. lūr'), Name eines veralteten, der Sackpfeife ähnlichen Instruments in der Normandie, danach auch eines Tanzes im Tripeltakt mit merklicher Hervorhebung des Taktanfangs.

Loureiro, Juan, s. *Lour.*

Lourenço Marquez (spr. loréngßū markēs, Lorenzo Marques), eine der beiden Provinzen des portugies. »Freien Staates von Ostafrika«, seit 1891 Name der frühern Kolonie Mosambik, grenzt im S. an Tongaland (26° 30′ südl. Br.), im W. an Swasiland, Transvaal u. das britische Sambesigebiet, im N. an die Provinz Mosambik, im O. an den Indischen Ozean. Die Provinz, dessen größerer nördlicher Teil das Gasaland (s. d.) umfaßt, wird vom Sambesi (als Grenzfluß), Pungue (an dem eine Eisenbahn zu den Goldfeldern im britischen Maschonaland gebaut wird), Sabi und Limpopo durchflossen. An der Delagoabai liegt der gleichnamige Hauptort, Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Pretoria, Sitz des Gouverneurs und eines deutschen Konsuls, ein unansehnlicher, aber aufblühender Ort, der bereits einige stattliche Gebäude, wie das Schatz- und Zollamt, das Etablissement der Ostafrikanischen Telegraphenkompanie, und mit der kleinen Garnison 1200 Einw. (Portugiesen, Araber, Banianen) hat. Die Kaffern, die nachts in der Stadt nicht geduldet werden, wohnen in der Zahl von einigen Tausend außerhalb der Thore auf einem nahen niedrigen Höhenzug, der Berea. Der Hafen steht durch eine von Portugal subventionierte englische sowie durch eine vom Deutschen Reich subventionierte deutsche Dampferlinie von Hamburg aus mit den Häfen Deutsch-Ostafrikas sowie mit Sansibar, Mosambik, Beira u. Natal in monatlicher Verbindung. 1891 betrug die Einfuhr 497,533, die Ausfuhr 895 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr 208 Fahrzeuge von 290,318 Ton. Die Stadt wurde schon 1545 gegründet und nach ihrem Gründer benannt (vgl. Delagoabai). Die Anlage einer Eisenbahn nach Transvaal wurde bereits 1875 von Portugal und Transvaal geplant, doch gelang es nicht, das nötige Kapital zu beschaffen. Erst 1887 begann eine englische Gesellschaft den Bau der Bahn und vollendete bis 1890 die Strecke bis Komati (75 km). 1892 bildete sich eine belgische Gesellschaft, die mit Unterstützung der Regierung von Transvaal die Strecke Komati-Pretoria (450 km) Ende 1894 vollendete.

Louth (spr. lauth), Küstengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, erstreckt sich vom Carlingford Lough bis zum Boyne und umfaßt 818 qkm (14,9 QM.) mit (1891) 71,038 (1861: 107,657) Einw., davon 91,4 Proz. Katholiken. Mit Ausnahme der Halbinsel zwischen den Baien von Dundalk und Carlingford, welche von einem an 596 m hohen Hügelzug eingenommen wird, und der im S. der Grafschaft gelegenen Ausläufer der Hügel von Meath (240 m) besteht L. aus fruchtbaren Ebenen. Von der Oberfläche sind 44,3 Proz. Ackerland, 40,9 Proz. Weiden und 2,1 Proz. Wald. An Vieh zählte man 1890: 10,382 Pferde, 40,406 Rinder, 55,199 Schafe und 18,410 Schweine. Ackerbau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung. Nur in Dundalk und Drogheda befinden sich größere Fabriken. Ersteres ist Hauptstadt. Die ehemalige Hauptstadt, nach welcher die Grafschaft benannt wird, liegt 10 km von Dundalk und ist zu einem armen Dorf mit 261 Einw. herabgesunken.

Louth (spr. lauth), Stadt in der engl. Grafschaft Lindsey (Lincolnshire), am Ostfuße der Wolds und am Flüßchen Ludd, mit gotischer Kirche, Fabrikation von Teppichen, Koltern, landwirtschaftlichen Geräten ꝛc. und (1891) 10,040 Einw.

Loutherbourg (eigentlich Lutherburg), Philipp Jakob, Maler und Radierer, auch bekannt als Charlatan und Anhänger Cagliostros, geb. 31. Okt. 1740 in Straßburg, gest. 11. März 1812 in Chiswick, kam 1755 nach Paris, wo er bei Casanova lernte, wurde Mitglied der Akademie von Marseille und 1768 der Pariser. 1771 ging er nach England, wo er eine rege Thätigkeit entfaltete. Von seinen Gemälden sind zu nennen: der Sturm auf Valenciennes, dem er selbst beigewohnt hatte; Howes Sieg über die französische Flotte 1794; Niederlage der spanischen Armada 1588; Brand in London 1666; Sieg des Admirals Duncan über die holländische Flotte 1797. Seine Radierungen, 6 Blätter Bauern, 12 Blätter Soldaten, 4 Blätter Tageszeiten, Landschaften ꝛc., sind sehr geschätzt.

Louther Hills (spr. lötʰer; auch Lowthers), Hügelgruppe im südlichen Schottland, zwischen dem obern Clyde und Nith, 769 m hoch, mit den Bleigruben von Leadhills und Wanlockhead.

Louvain (spr. luwäng), belg. Stadt, s. Löwen 1).

Louvel (spr. luwell), Pierre Louis, der Mörder des Herzogs von Berry, geb. 7. Okt. 1783 in Versailles, gest. 7. Juni 1820, diente als Sattler in den königlichen Ställen. Ein fanatischer Gegner der Bourbonen, wollte er ihr Geschlecht vertilgen, indem er das einzige Mitglied desselben, welches, eben vermählt, es fortpflanzen konnte, ermordete. Als 13. Febr. 1820 der Prinz seine Gemahlin aus der Oper an den Wagen führte, drängte sich L. an ihn heran und stieß ihm ein Messer in die rechte Seite. Die Untersuchung ergab, daß L. ohne Mitschuldige war. Er ward hingerichtet. Vgl. Mejan, Histoire du procès de L., assassin (Par. 1820, 2 Bde.); Thomassin, Die Ermordung des Herzogs Karl von Berry und sein Mörder L. (Münch. 1892).

Louvet de Couvray (spr. luwä d'kuwrä), Jean Baptiste, franz. Schriftsteller u. Revolutionsmann, geb. 11. Juni 1760 in Paris, gest. daselbst 25. Aug. 1797, machte sich durch den schlüpfrigen Roman »Les aventures du chevalier Faublas« (Par. 1787—90 u. ö.; deutsch von Wieland, mit Vorrede von Kotzebue, Leipz. 1805—10, 2 Bde.) bekannt, wurde nach Beginn der Revolution in den Jakobinerklub aufgenommen, zeichnete sich im Konvent als Redner aus und wagte es, 29. Okt. 1792 Robespierre des Strebens nach der Diktatur förmlich anzuklagen. Mit den Girondisten 2. Juni 1793 geächtet, entfloh L. und kehrte erst nach Robespierres Sturz (März 1795) in den Konvent zurück. Eine Schilderung dieses Zeitraums seines Lebens enthalten »Quelques notices pour l'histoire« (1795), auch in seinen »Mémoires sur la Révolution française«, herausgegeben von Aulard (Par. 1889, 2 Bde.), abgedruckt. Nach Auflösung der Konvents ging er in den Rat der Fünfhundert über.

Louvière, La (spr. luwjär'), Gemeinde im Arrond. Soignies der belg. Provinz Hennegau, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Manage-Mons und L.-Bascoup und der Vizinalbahn Houdeng-Morlanwelz, hat eine Staats-Knabenmittelschule, Industrieschule, ein bischöfliches Collège und (1890) 14,257 Einw., welche sich mit Kohlenbergbau, der Fabrikation von Glas und Eisenbahnmaterial und besonders mit Fayenceindustrie beschäftigen.

Louviers (spr. luwjē), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Eure, an der Eure, Knotenpunkt der Westbahn, hat eine schöne gotische Kirche Notre-Dame (aus dem 13.—16. Jahrh.), ein neues Stadthaus, ein Handelsgericht, eine Bibliothek (14,000 Bände), ein Museum, eine Ackerbau- und eine Gewerbekammer, bedeutende Tuchfabrikation (insbes. Modestoffe und Flanell) nebst Schafwollspinnereien, Walkereien und Färbereien, ferner Maschinenfabriken, Eisengießereien, Gerbereien ꝛc., lebhaften Handel und (1891) 9273 (als Gemeinde 9979) Einw.

Louvois (spr. luwŭa), François Michel Le Tellier, Marquis de, Kriegsminister Ludwigs XIV., geb. 18. Jan. 1641 in Paris, gest. 16. Juli 1691, Sohn Le Telliers (s. d.), wurde 1662 Gehilfe seines Vaters mit dem Titel eines Staatssekretärs und 1668 Kriegsminister. Indem er Ludwig XIV. schmeichelte und sich als seinen Schüler ausgab, gewann er seine Gunst und übte einen stets wachsenden Einfluß nicht nur auf die militärischen, sondern auch auf die politischen Angelegenheiten. Ein Mensch ohne Herz, ohne Gefühl, cynisch, aus innerer Neigung gewaltthätig und brutal, hat er sich als Politiker viele Fehler und Verbrechen zu schulden kommen lassen; aber als Verwalter war er unvergleichlich, voll gesunden Urteils, nüchtern-praktischen Sinnes, energisch und gewandt und von ungeheurer Arbeitskraft. Die größten Verdienste hat er sich um die Reorganisation der französischen Armee erworben. Er hat die Werbung, Zusammensetzung, Ausrüstung und Verpflegung, die militärische Einübung des Heeres neu geordnet und ein Offizierkorps geschaffen, das er in strengster Unterordnung hielt, und in welchem er durch Belohnung und Beförderung die Talente erweckte und großzog, welche die französische Armee zur ersten der Welt machten. Er brachte das stehende Heer auf eine Höhe von 300,000 Mann, für die er feste Magazine, Lazarette und das Invalidenhotel in Paris schuf. Ebenso führte er das Bajonett ein und brachte dadurch die Pike als militärische Waffe in Wegfall. In den zahlreichen Kriegen hat er nicht nur die Ergänzung und Verpflegung der Armeen durchgeführt, sondern auch die Kriegsoperationen ausgearbeitet u. durch Korrespondenz mit den Heerführern oder auch persönlich in Begleitung des Königs geleitet. Gleich Ludwig XIV. die fremden Nationen verachtend und von der Macht wie dem Recht Frankreichs, sich auf Kosten derselben zu vergrößern, durchdrungen, hat er die Eroberungslust des Königs durch seine Ratschläge befördert und seine Politik mit in die Bahnen getrieben, auf denen sie endlich scheitern sollte. Die Réunionen betrieb er mit dem größten Eifer und der rohesten Gewaltsamkeit. Die Überrumpelung Straßburgs (30. Sept. 1681) setzte er selbst ins Werk. Die militärischen Gewaltmaßregeln gegen die Hugenotten hat er gebilligt; und die Verwüstung der Pfalz 1689 hat er, allerdings mit Genehmigung des Königs, selber angeordnet u. durch seine Befehle geleitet. Seine Herrschsucht und Anmaßung erweckten ihm viele Feinde; vor allen haßte ihn die Maintenon, und schon fing seine Stellung an zu wanken, als er plötzlich am Lungenschlag starb. Vgl. Rousset, Histoire de L. et de son administration politique et militaire (6. Aufl., Par. 1879, 4 Bde.); H. Prutz, L. und die Verwüstung der Pfalz (in der »Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft«, 1890, Bd. 4, S. 239—274); Chotard, Louis XIV., Louvois, Vauban (Par. 1890).

Louvre (spr. lūwr'), Palast in Paris, welcher seit 1793 zur Aufbewahrung von Kunst- und einigen wissenschaftlichen Sammlungen des Staates dient und jetzt auch Sitz des Finanzministeriums ist. Der jetzige Bau wurde auf der Stelle eines alten Schlosses (Louverie, Sammelplatz der Wolfsjäger) unter Franz I. um 1546 durch Pierre Lescot (s. d.) begonnen, welcher hauptsächlich den westlichen und südlichen Flügel ausführte. Unter Heinrich IV., für welchen Thibault und Louis Métezeau sowie Baptiste und Jacques du Cerceau thätig waren, wurde unter anderm die Apollogalerie erbaut, unter Ludwig XIII. der nördliche Teil des Westflügels mit dem Pavillon de l'Horloge von Lemercier (s. Tafel »Architektur XI«, Fig. 6). Unter Ludwig XIV. wurde die Ostfassade (um 1665) durch Claude Perrault aufgeführt (die sogen. Louvre-Kolonnade). Der Bau wurde erst unter Napoleon I. durch Percier und Fontaine fortgesetzt und der Plan gefaßt, L. und Tuilerien (s. d.) zu verbinden, was jedoch erst unter Napoleon III. durch Visconti u. Lefuel

von 1852—68 zur Ausführung gelangte. 1871 entging das L. mit Ausnahme der Bibliothek der Zerstörung durch die Kommunisten. An Kunst- und andern Sammlungen enthält das L. die Gemäldegalerie, das Renaissancemuseum, die Sammlung ägyptischer, assyrischer, phönikischer und griechischer Altertümer, die Handzeichnungen, die mittelalterlichen, Renaissance- u. modernen Skulpturen, die Kupferstichsammlung, das Marinemuseum, das ethnographische und chinesische Museum. Im Florapavillon ist neuerdings ein Kunstgewerbemuseum angelegt worden. Vgl. Babeau, Le L. et son histoire (Par. 1895). Weiteres über die Kunstschätze des L. s. Paris.

Louvrestil, dem Louvre zu Paris entlehnte Bezeichnung für den Baustil der französischen Hochrenaissance (zweite Hälfte des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts).

Lova, in Griechenland der Aussatz.

Lovania, neulat. Name der Stadt Löwen.

Lovatelli, Ersilia, ital. Schriftstellerin, s. Caetani.

Lovec, kroatische Schreibung für Lowetsch (s. d.).

Lovelace (spr. lömm'leß), nach Richardsons Roman »Clarissa Harlowe« Bezeichnung für einen durch seine Liebenswürdigkeit und Frivolität dem weiblichen Geschlecht gefährlichen Mann.

Loveling, Virginie, vläm. Schriftstellerin, geb. 17. Mai 1836 in Nevele (Ostflandern), lebt gegenwärtig in Gent. Mit ihrer Schwester Rosalie (geb. 19. März 1834, gest. 4. Mai 1875) veröffentlichte sie einfach schöne, an zartem Gefühl reiche »Gedichten« (Groning. 1870, 2. Aufl. 1877), volkstümliche und doch psychologisch tiefe »Novellen« (Gent 1874), »Nieuwe Novellen« (das. 1876) und »Polydoor en Theodoor« (1882, 2. Aufl. 1886). Virginie L. allein schrieb, außer vielen Erzählungen für Kinder: »Fideel en Fidelineken« (1883), »Het hoofd van't huis« (1883), »Sophie« (1885), »Een winter in het Zuiderland« (1889), »Idionia« (1891). Rosaliens Novelle »Ada und Paoletto« ist deutsch übersetzt von Lina Schneider (in der »Deutschen Rundschau«, 1880).

Lovén, Sven Ludvig, Zoolog, geb. 9. Jan. 1809 in Stockholm, gest. 4. Sept. 1895, promovierte 1829 in Lund, ward in Stockholm Dozent der Zoologie, studierte in Berlin, bereiste zu wissenschaftlichen Zwecken Norwegen, die schwedische Westküste und Finnmarken und leitete 1837 die erste wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen. 1840 wurde L. Professor und 1841 Intendant am naturgeschichtlichen Reichsmuseum in Stockholm. Er arbeitete über Anatomie und Physiologie der Meeresfauna, besonders über die Bildungsgesetze der Mollusken, über die Entwickelung der Polypen, Würmer und Krustaceen, die geographische Verbreitung der Tiere in den nördlichen Bezirken und über die der Vögel. Seine zahlreichen Untersuchungen, welche wesentlich zur Förderung der Morphologie beitrugen, veröffentlichte er in Fachjournalen.

Lövenich, 1) Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Köln, an der Linie Köln-Langerwehe der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Landwirtschaft und (1890) 2913 Einw. — 2) Dorf in preuß. Regbez. Aachen, Kreis Erkelenz, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Zigarren- und Spulenfabrikation und (1890) 2514 Einw.

Lovere (spr. -wēre), Flecken in der ital. Provinz Bergamo, Kreis Clusone, am nördlichen Ende des Iseosees, hat 2 Kirchen mit guten Gemälden, einen der Gemeinde gehörigen Palast Tadini mit Gemäldegalerie, Antiquitäten- und naturwissenschaftlicher Sammlung und Kapelle mit einem Werk von Canova, ein Gymnasium, eine technische Schule, Seidenfilanden, einen Hafen und (1881) 2530 Einw.

Love's labour's lost (engl., spr. löwß lébers lößt), »Verlorne Liebesmüh'«, Titel eines Lustspiels von Shakespeare.

Lovisa, Stadt, s. Lowisa.

Lovrāna, Hafenort, s. Abbazia.

Loew, bei naturwissenschaftl. Namen, steht für Hermann Loew (s. den folgenden Art.).

Loew, Hermann, Schulmann und Entomolog, geb. 19. Juli 1807 in Weißenfels, gest. 21. April 1879 in Halle, studierte in Halle, wurde Lehrer in Berlin, dann in Posen und gab in den »Horae anatomicae« (Pos. 1841) wertvolle Beiträge zur Anatomie der Insekten und besonders der Fortpflanzungswerkzeuge derselben. 1841 und 1842 machte er mit Kiepert und Schönborn eine Reise nach dem Orient, u. 1850 wurde er Direktor der Realschule in Meseritz. Seit 1868 lebte er in Guben. Die Dipterologie förderte er namentlich durch die Benutzung des Flügelgeäders als systematischen Merkmals; er bearbeitete auch die amerikanischen Zweiflügler und lieferte wichtige Untersuchungen über die Gallmücken und die Bernsteininsekten.

Lowat (Lowot), Fluß in Westrußland, entspringt aus dem See Sabjesno im Kreis Gorodok des Gouv. Witebsk, durchströmt, nördlich gewendet, die Gouvernements Pskow und Nowgorod und ergießt sich nach 490 km langem Lauf in mehreren Armen in den Ilmensee. Trotz der Stromschnellen im mittlern Lauf wird der L. stark befahren. Von Welikij Luki an ist er flößbar, von Cholm an schiffbar.

Lowe (spr. lō), 1) Sir Hudson, Gouverneur von St. Helena während Napoleons Gefangenschaft, geb. 28. Juli 1769 in Irland, gest. 10. Jan. 1844, trat früh in die englische Armee, wurde 1791 Leutnant, nahm an der Expedition gegen Toulon teil und diente darauf in Portugal, auf Minorca, auf Corsica, in Ägypten und Malta. 1803 avancierte er zum Major, 1804 zum Oberstleutnant. 1805 diente er in Neapel unter Sir James Craig, verteidigte 1808 die Insel Capri tapfer gegen die Franzosen und erhielt, als er schließlich kapitulieren mußte, freien Abzug nach Sizilien. Später war er bei der Einnahme von Zante u. Kephallinia thätig, avancierte 1812 zum Obersten, wurde 1813 englischer Kommissar bei dem Hauptquartier Blüchers, dem er 1814 nach Frankreich folgte, und hierauf zum Generalmajor und 1815 zum Gouverneur von St. Helena ernannt. Wegen der ihm von der Regierung zur Pflicht gemachten Strenge, mit der er bei der Bewachung Napoleons verfuhr und jeden Fluchtversuch unmöglich machte, ist L., wenigstens zum Teil ohne seine Schuld, der Gegenstand ingrimmigen Hasses und vieler Verdächtigungen von seiten des gestürzten Imperators und seiner Gefährten in der Verbannung geworden. Nach Napoleons Tod kehrte er nach England zurück, ward 1823 Gouverneur der Bermudasinseln, 1830 Generalleutnant und 1842 Inhaber des 50. Linieninfanterieregiments. Zu seiner Verteidigung schrieb er: »Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à Ste-Hélène« (Par. 1830, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1830). Vgl. außerdem die von dem ihm feindlichen O'Meara veröffentlichten Anekdoten aus seinem Leben (Par. 1822) und Lowes »Letters and journals from St. Helena« (hrsg. von Forsyth, Lond. 1853, 3 Bde.).

2) Robert L., Viscount Sherbrooke, brit. Staatsmann, geb. 4. Dez. 1811 zu Bingham in Not-

tinghamshire, gest. 27. Juli 1892, studierte in Oxford, wo er später eine Zeitlang als Lehrer wirkte. Im Januar 1842 ward er Barrister in London; doch wanderte er noch in demselben Jahre nach Australien aus, wo er es bald zu einer ausgebreiteten Praxis brachte und seit 1843 der legislativen Versammlung der Kolonie angehörte. 1850 nach England zurückgekehrt, machte er sich durch Artikel über Kolonialverhältnisse in der »Times« bekannt, ward 1852 ins Unterhaus gewählt und erhielt im Ministerium Aberdeen die Stelle eines Sekretärs beim Indischen Amte, die er bis Februar 1855 bekleidete. Nach dem Antritt Lord Palmerstons wurde er im August zum Vizepräsidenten des Handelsamtes, Generalzahlmeister und Mitglied des Geheimen Rates ernannt. Bei der Neuwahl im März 1857, wo die Volkspartei ihn heftig bekämpfte, weil er sein Versprechen, für Ausdehnung des Wahlrechts und andre populäre Maßregeln zu wirken, nicht gehalten hatte, setzte er seine Wiederwahl für Kidderminster mit Hilfe der Konservativen durch, ward jedoch von dem Volk derartig mißhandelt, daß er kaum sein Leben rettete. Der Sturz Palmerstons im Februar 1858 zog auch den Rücktritt Lowes nach sich; aber schon 1859 trat er als Vizepräsident des Unterrichtsrats in das neue Kabinett Palmerstons wieder ein, mußte jedoch 1864 wegen eines von Lord R. Cecil beantragten Tadelsvotums zurücktreten, weil er die Berichte der Schulinspektoren tendenziös entstellt haben sollte. An der Regierung, die ihn bei dieser Gelegenheit nicht ausreichend unterstützt hatte, rächte er sich 1866, indem er durch seine glänzende Beredsamkeit wesentlich zur Verwerfung der Gladstone-Russellschen Reformbill beitrug; er war damals der eigentliche Führer der nach Brights spottendem Ausdruck sogen. Adullamiten (s. Adullam). Dessenungeachtet lehnte er den Eintritt in die neue Regierung des Lord Derby ab und opponierte mit gleicher Schärfe auch der Disraelischen Reformbill. 1868 von der Universität London ins Unterhaus gewählt, trat er im Dezember als Schatzkanzler in das Gladstonesche Kabinett. Seine Finanzverwaltung zeichnete sich durch große Sparsamkeit aus, war aber wenig populär, so daß Gladstone im Herbst 1873 das Amt selbst übernahm und L. zum Minister des Innern machte, welchen Posten er bis zum Rücktritt der Liberalen im Februar 1874 behielt. In Gladstones zweites Ministerium trat L. nicht ein, wurde aber dafür 1880 mit dem Titel eines Viscount Sherbrooke zum Peer erhoben und ins Oberhaus versetzt. Vgl. Martin, Life and letters of Robert L., viscount Sherbrooke (Lond. 1893, 2 Bde.); Hogan, Robert L., viscount Sherbrooke (das. 1893).

Löwe (Felis leo *L.*), Raubtier aus der Familie und der Gattung der Katzen, hat einen kurzen, gedrungenen Körper, kurze, glatt anliegende, einfarbige Behaarung, eine ansehnliche Mähne um Hals u. Vorderbrust des männlichen Tieres, breites Gesicht mit verhältnismäßig kleinen Augen u. einen hornigen Nagel (der »Stachel« des Löwen) in der Schwanzquaste. Man unterscheidet nach der sehr veränderlichen Mähne den Perser-, Senegal-, Kaplöwen (s. Tafel »Raubtiere V«, Fig. 2) und den kleinern mähnenlosen Löwen von Gudscharat. Die ausgezeichnetste Abart, der L. der Berberei (Leo barbarus *Cuv.*), wird 1,5 m lang und 80—90 cm hoch, hat einen 80 cm langen Schwanz, eine breite Brust und schlanke Weichen. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite, stumpfe Schnauze; die Ohren sind abgerundet, die Augen lebendig und feurig, die Gliedmaßen gedrungen und außerordentlich kräftig; die Pranken sind größer als bei allen übrigen Katzen. Die Behaarung ist lebhaft rötlichgelb oder fahlbraun. Die dichte, fahlgelbe, stark mit Schwarz gemischte Mähne reicht vorn bis zur Handwurzel, hinten bis fast zur Hälfte des Rückens und der Seiten herab. Auch der Unterleib zeigt seiner ganzen Länge nach eine dichte, längere, schlichte, schwarze Behaarung, und an den Ellbogen und den Vorderteilen der Schenkel stehen schwarze Haarbüschel. Neugeborne Löwen sind etwa 33 cm lang, haben weder Mähne noch Schwanzquaste, sind mit wolligen, gräulichen Haaren bedeckt, am Kopf und an den Beinen schwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanz mit kleinen, schwarzen Querstrichen gebändert und mit schwarzer Rückenlinie gezeichnet. Schon im ersten Jahre verschwinden Flecke und Streifen, und im dritten Jahre erscheinen mit der Mähne alle Zeichen der Mannbarkeit. Bei der Löwin ist höchstens eine Andeutung der Mähne vorhanden. Der Berberlöwe findet sich in den Ländern des Atlas, der Perserlöwe von Persien bis Indien, der Senegallöwe vom 20.° nördl. Br. bis zum Kap und von der West- bis zur Ostküste, der Kaplöwe außer im Kapland, wie es scheint, auch in Habesch; der Gudscharatlöwe findet sich in den Dschangelwaldungen längs der Flüsse. Zur Zeit der Römer war der L. in ganz Afrika und im südwestlichen Asien, in Syrien und Palästina, auch in Griechenland und Makedonien verbreitet. Der L. der Berberei insbesondere lebte früher im ganzen nördlichen Afrika mit Einschluß Ägyptens. Jetzt ist er aus dem ganzen untern Nilthal völlig verschwunden, und in Tunis, in der Oase Fezzan, in Algerien und Marokko findet er sich bei weitem nicht mehr so häufig wie früher. Am zahlreichsten ist noch der Senegallöwe zu finden, obwohl auch er immer weiter zurückgedrängt wird.

Der L. hält sich nur von der Brunstzeit an, und bis die Jungen ein gewisses Alter erreicht haben, zu seinem Weibchen. Jeder L. hat sein Gebiet, doch vereinigen sich oft auch mehrere Löwen zu größern Jagdzügen. In den Gebirgen steigt er bis zu 1500 m empor. An einem geschützten Ort scharrt er sich eine flache Vertiefung als Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem er Nahrung findet und sich sicher fühlt. In größern Waldungen hält er sich oft geraume Zeit an einem und demselben Platz auf und zieht erst dann weiter, wenn die Gegend ausgebeutet ist. Im Ostsudân folgt er regelmäßig den nomadischen Bewohnern, von ihren Herden Tribut erhebend. Gern richtet der L., besonders der ältere, seine Streifzüge nach Dörfern, in deren Nähe er sich daher oft ansiedelt. Bei Tage hält er sich in seinem Lager verborgen, aber mit hereinbrechender Nacht beginnt er die Jagd, oft mit furchtbarem Gebrüll die andern Tiere aufscheuchend und verwirrend, oft auch lautlos heranschleichend. Schnellfüßigen Tieren, wie den Antilopen, lauert er auf und schleicht äußerst vorsichtig unter dem Wind an sie heran; namentlich sind die Wasserplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas ergiebige Jagdorte für ihn. Gewöhnlich frißt er nur selbsterlegte frische Beute; in der Not geht er auch an Aas. Er macht Sprünge bis zu 9 m und darüber, sitzt in Einem Sprung einem Pferd oder andern großen Tier auf dem Nacken, und mit Einem Biß zermalmt er die Halswirbelknochen seiner Beute. Schakale und noch größere Tiere tötet er mit einem einzigen Schlag seiner Tatze. Ein getötetes Pferd, sogar ein zweijähriges

Rind schleppt er weite Strecken fort, und mit einem zweijährigen Rind im Rachen springt er über einen fast 3 m hohen Zaun. Den Menschen greift er nicht leicht an; hat er aber einmal Menschenfleisch gefressen, dann soll er dieses jedem andern vorziehen. Er soll den Menschen oder ein Tier, das nicht vor ihm flieht, nie angreifen, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10—12 Schritt zum Sprung niederzulegen. Wer nun entflieht, ist verloren; wer aber ruhig stehen bleibt und ihm fest ins Auge schaut, gegen den wird er den Sprung nicht wagen. Nach einiger Zeit erhebt er sich langsam zum Rückzug und ergreift schließlich in vollem Lauf die Flucht. Durch Wachtfeuer geschützte Lager überfällt er niemals. Die körperlichen Vorzüge des Löwen mögen immerhin berechtigen, ihn als den König der Landtiere anzusehen; im übrigen ist seine Geschichte mit vielen Fabeln ausgeschmückt. Seine angebliche Großmut beruht meist auf Trägheit und Apathie oder der Verachtung kleiner Tiere, die er des Raubes nicht wert hält. In dem Charakter des Löwen wechseln Mut, Kühnheit u. Feigheit. Verfehlt er einen Sprung auf Raub, so flieht er; er ist nicht so beharrlich und kühn wie der Tiger, der ihm weder weicht noch ihn fürchtet. Sein Mut erwacht erst, wenn ihn der Hunger plagt, oder wenn er gereizt und angegriffen wird. Zur Zeit der Paarung folgen oft mehrere männliche Löwen einer Löwin, und es entspinnen sich dann blutige Kämpfe unter ihnen. Hat die Löwin aber den Gatten erwählt, so ziehen die andern ab, und beide leben nun treu zusammen. 15—16 Wochen (108 Tage) nach der Begattung wirft die Löwin in einem Dickicht, möglichst nahe einem Tränkplatz, 1—6, gewöhnlich aber 2—3 Junge, welche sie mit großer Zärtlichkeit pflegt und etwa 6 Monate lang säugt; später wird sie in der Herbeischaffung der Nahrung vom Löwen unterstützt. Man kennt Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft 70 Jahre gelebt haben, wiewohl sie auch bei der besten Pflege bald ein greisenhaftes Aussehen bekommen. Im Durchschnitt erreichen sie ein Alter von 30 Jahren. Sie bedürfen täglich 5 kg gutes Fleisch. In den zoologischen Gärten züchtet man gegenwärtig Löwen fast ebenso sicher wie Hunde. Im Atlasgebirge stellt man große Treibjagden auf den Löwen an; auch erlegt man ihn auf dem Anstand oder fängt ihn in Fallgruben. Die Hottentoten töten ihn auch mit vergifteten Pfeilen. Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm und bezeigen ihrem Pfleger große Anhänglichkeit, auch hat der L. für empfangene Wohltaten ein treues Gedächtnis. Jedoch ist ihm niemals unbedingt zu trauen, und schon mancher Tierwärter hat ein tollkühnes Wagestück mit seinem Leben bezahlt. Das Fleisch des Löwen wird von den Mauren und Südafrikanern gegessen. Die Haut, im Altertum ein Schmuck der Helden, wird jetzt nur zu Bett- und Pferdedecken verarbeitet. Auf den ältesten ägyptischen Denkmälern kommen afrikanische und asiatische, wilde und gezähmte Löwen und Löwenjagden vor. Auch im Alten Testament wird der L. häufig erwähnt; nach demselben fand er sich in Judäa, namentlich am Libanon und selbst am Jordan. Xenophon, Aristoteles, Strabon, Plinius u. a. sprechen von Löwenjagden in Syrien und Arabien, wo die Löwen stärker und zahlreicher seien als in Libyen. Bei dem Marsch des Xerxes durch Makedonien fielen Löwen über die Kamele her, welche das Gepäck trugen. Nach Pausanias kamen sie oft von den Bergen herunter in die Ebenen von Makedonien u. Thessalien. Zahlreiche Erzählungen handeln von der Großmut des Löwen, welche die Alten rühmten. Den ersten Löwenkampf zu Rom gab der Ädil Q. Scävola (94 v. Chr.), nachher Sulla einen mit 100 Löwen, Pompejus einen im Zirkus mit 600, Julius Cäsar einen mit 400. M. Antonius spannte gezähmte Löwen vor seinen Wagen. Hadrian tötete im Zirkus mehrmals 100 Löwen. — Über den amerikanischen Löwen s. Puma.

Das Bild des Löwen galt bei vielen alten Völkern als Symbol des Heldentums. In Ägypten war der L. das heilige Tier der Göttin Sechmet (s. d.), ferner ein Zeichen des Tierkreises und in den spätern Fabeln vom Harpokrates das der Sonne im Zenith und das des Feuers; er war der Sonne heilig, und wenn diese im Löwen stand, hatten die Tempelschlüssel Löwenköpfe. In der Stadt Tal (Tanis) wurde eine Sonnengottheit unter dem Bild eines Löwen als siegreicher Kämpfer gegen den asiatischen Baal verehrt. Auch der syrischen und griechischen Kybele war der L. geheiligt; sie wurde auf einem Löwen stehend oder reitend dargestellt. Er diente wohl auch als Symbol der alles durchdringenden, belebenden und bändigenden Feuerkraft. In der Architektur der Griechen und Römer ward er zum Quellwächter (Krenophylax), und aus Löwenrachen floß das Wasser der Brunnen; Löwenköpfe waren in der dorischen Bauart gewöhnliche Verzierung auf dem Karnies der Gebäude, um die Löcher zu verbergen, die zum Ablauf des Regenwassers von dem Dache dienten. Als Sinnbild der Tapferkeit ist



Fig. 1. Stadtwappen von Greiz.



Fig. 2. Stadtwappen von Göttingen.

Heraldische Löwen.

der L. auch eins der beliebtesten Wappentiere, und zwar hat er als solches eine typische Stellung, so wie er sich auf seine Beute stürzt: auf den Hinterfüßen stehend mit vorgeworfenen Vorderpranken, das Maul aufgerissen und die Zunge herausgestreckt, die Mähne flatternd, den Schwanz nach oben gestreckt (Fig. 1); seltener erscheint er »schreitend« mit aufgehobener rechter Vorderpranke (Fig. 2), dann oft zu zweien und dreien übereinander. Vgl. Leopard.

Löwe (Leo), in der Astronomie das fünfte Zeichen des Tierkreises (♌); auch Sternbild zwischen 138 u. 177° Rektaszension und 32° nördlicher und 3° südlicher Deklination, enthält nach Heis 161 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter einen erster Größe (α, Regulus). Das Sternbild ist dadurch merkwürdig, daß es den Radiationspunkt der Novembersternschnuppen (s. Sternschnuppen) enthält, die deshalb auch Leoniden heißen. Der kleine L. (Leo minor) ist ein kleineres Sternbild über Kopf und Nacken des Löwen, von 140—164° Rektaszension und 42—24° nördlicher Deklination, mit 40 dem bloßen Auge sichtbaren Sternen von der vierten Größe an abwärts.

Löwe, 1) Name einer vielverzweigten Schauspielerfamilie, deren Stammvater Johann Karl (geb. 1731 in Dresden, gest. 1807 in Lübeck) nebst seiner Frau Katharina Magdalena Ling (geb. 1745)

bei verschiedenen Truppen (unter anderm in Berlin) angestellt war, längere Zeit auch die Direktion des Hoftheaters in Schwedt führte. Er glänzte in komischen, seine Frau besonders in Soubrettenrollen. — Sein Sohn Johann Heinrich, geb. 1766 in Berlin, gest. 1835 in Bromberg, wurde 1799 Konzertmeister in Bremen, später Musikdirektor und machte sich auch als Komponist und Violinvirtuose bekannt. 1815 zog er nach Bromberg. — Dessen Bruder Friedrich August Leopold, geb. 1767 in Schwedt, gest. 1816 als Theaterdirektor in Lübeck, war ein tüchtiger Sänger und Schauspieler; seine Operette »Die Insel der Verführung« fand allgemeinen Beifall. — Dessen Sohn Ferdinand, geb. 1787 in Mansfeld, gest. 13. Mai 1832 in Wien, wirkte an den Bühnen zu Magdeburg, Braunschweig, Düsseldorf, Kassel, Leipzig, Mannheim und Frankfurt und war namentlich als Held im Trauerspiel ausgezeichnet. — Seine Tochter Johanna Sophie, eine der berühmtesten Sängerinnen Deutschlands, geb. 24. März 1815 in Oldenburg, gest. 29. Nov. 1866 in Pest, bildete sich seit 1831 in Wien bei Ciccimara und trat 1832 mit solchem Glück im Kärntnerthortheater auf, daß sie alsbald engagiert wurde. Eine Gastspielreise in Norddeutschland hatte 1837 ihr Engagement an der Berliner Hofbühne zur Folge. Nach mehreren Kunstreisen nach England, Frankreich und Italien vermählte sie sich 1848 mit dem k. k. Feldmarschallleutnant Fürsten Friedrich von Liechtenstein. Mit vollendeter Gesangskunst vereinigte sie ein fein nüanciertes, geistreiches Spiel. — Ihr Bruder Franz Ludwig Feodor, geb. 5. Juli 1816 in Kassel, gest. 21. Juni 1890 in Stuttgart, wirkte erst an den Bühnen zu Hamburg u. Frankfurt und seit 1841 an der Hofbühne zu Stuttgart, wo er bis zu seinem Tode, auch als Regisseur, thätig war. Seine vollendetsten Schöpfungen waren Hamlet, Leicester (in »Maria Stuart«), Faust, Bolingbroke und Karl Moor. Auch hat L. durch Schwung und Formschönheit ausgezeichnete »Gedichte« (Stuttg. 1854, 2. Aufl. 1860), »Neue Gedichte« (das. 1875) sowie Freimaurerdichtungen: »Den Brüdern« (3. Aufl., Leipz. 1887), »Aus eigner Werkstatt« (Stuttg. 1881) u. a. veröffentlicht. — Julie Sophie, Tochter von Friedrich August Leopold L., geb. 1786, gest. 11. Sept. 1852 in Wien, war bis 1809 Mitglied des Petersburger deutschen Theaters, kam später nach Prag, 1812 an das Theater an der Wien und war von 1813—42 eine Zierde des Hofburgtheaters in Wien, namentlich im höhern Lustspiel u. Konversationsstück. — Ihr Bruder Johann Daniel Ludwig, der berühmteste unter den männlichen Sprossen der Familie, geb. 29. Jan. 1795 in Rinteln, gest. 7. März 1871 in Wien, trat 1808 in die Kindergesellschaft des Direktors Nuth ein, wirkte 1811—19 in Prag erst im Fach der niedern Komik, trat später auch in Liebhaber- und Heldenrollen auf und ging 1821 an die Hofbühne zu Kassel, 1826 an das Hofburgtheater zu Wien, an dem er 1838 Regisseur, später Ehrenmitglied wurde. L. hat auf fast allen bedeutenden Bühnen gastiert, überall mit gleichem Beifall. Im Lustspiel glänzte er durch feinen, ungezwungenen Ton u. liebenswürdigen Humor. — Auch seine Tochter Anna (Nina), geb. 1821 in Kassel, gest. 27. April 1884 in Lemberg, war eine geschätzte Schauspielerin im Fach der jugendlichen Liebhaberinnen und in tragischen Rollen. Sie hatte 1833 am Hofburgtheater debütiert, gehörte ihm bis 1849 als Mitglied an und war darauf in Lemberg engagiert, wo sie später einen Grafen Potocki heiratete.

2) Karl, Balladenkomponist, geb. 30. Nov. 1796 in Löbejün bei Halle, gest. 20. April 1869 in Kiel, besuchte das Gymnasium zu Halle, daneben Türcks musikalischen Unterricht genießend, und studierte dann daselbst Theologie. Aus dieser Zeit, während welcher er seine Mußestunden ausschließlich der Musik widmete, stammen einige seiner schönsten Balladen, z. B. »Der Erlkönig«. 1822 wurde er Kantor und Lehrer am Gymnasium zu Stettin und später Musikdirektor an der Jakobikirche daselbst. 1866 trat er in den Ruhestand. Von Löwes zahlreichen Kompositionen sind zunächst seine infolge ihrer leichten Ausführbarkeit und ihres Reichtums an einfachen, eindringlichen Melodien beliebt gewordenen Oratorien: »Die Siebenschläfer«, »Gutenberg«, »Johann Huß«, »Die Festzeiten«, »Die eherne Schlange« und »Die Jünger in Philippi« (beide letztern für Männerstimmen ohne Begleitung) u. a. m. zu nennen. Außerdem schrieb er eine Oper: »Die drei Wünsche«, zahlreiche geistliche und weltliche Gesänge für Männer- und gemischten Chor (Psalmen 2c.), Sonaten und Charakterstücke für das Piano, Ouvertüren, Streichquartette u. a. Am bedeutendsten und fruchtbarsten aber war er als Komponist von Liedern, namentlich Balladen, welche Kunstgattung durch ihn zuerst durch Festhaltung und Umbildung charakteristischer Motive ein bestimmtes Gepräge erhielt. Als Schriftsteller trat L. auf mit einer »Gesanglehre für Gymnasien, Seminarien und Bürgerschulen« (2. Aufl., Stett. 1828) und mit einem kurzen Kommentar zum zweiten Teil von Goethes »Faust« (Berl. 1834), der von Rob. Prutz in einer besondern Schrift (das. 1834) beurteilt worden ist. Seine »Selbstbiographie« wurde von Bitter (Berl. 1870) herausgegeben. Vgl. Runze, Karl L. (Leipz. 1884); Derselbe, Loewe redivivus (gesammelte Aufsätze, Berl. 1888); A. Wellmer, Karl L. (Leipz. 1886); Wossidlo, K. L. als Balladenkomponist (Berl. 1894).

3) Wilhelm, deutscher Politiker (L.-Kalbe), geb. 14. Nov. 1814 in Olvenstedt bei Magdeburg, gest. 2. Nov. 1886 in Meran, studierte in Halle Medizin, ließ sich in Kalbe als Arzt nieder und ward 1848 hier in das Frankfurter Parlament gewählt, in welchem er zur demokratischen Linken gehörte. 1849 wurde er zum ersten Vizepräsidenten, bei der Übersiedelung nach Stuttgart zum Präsidenten erwählt. Er ward hierauf, wie alle Teilnehmer an den Stuttgarter Beschlüssen, angeklagt, allein in zwei Instanzen freigesprochen. Erst das Obertribunal fand L. lebenslänglicher Zuchthausstrafe schuldig. L. lebte inzwischen in der Schweiz, in London und acht Jahre lang in New York, wo er die ärztliche Praxis ausübte, bis ihm der Amnestieerlaß vom 12. Jan. 1861 die Rückkehr ermöglichte. 1863 ward er in das Abgeordnetenhaus und 1867 in den Reichstag gewählt, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß. Auch dem Sechsunddreißiger-Ausschuß gehörte er an. 1874 schied er infolge seiner Abstimmung über das Militärgesetz aus der Fortschrittspartei aus. 1879 war er ein eifriger Verteidiger des Schutzzolltarifs. 1881 ward er nicht wieder in den Reichstag gewählt. Im Abgeordnetenhaus war er von 1871—75 Vizepräsident; 1876 lehnte er aber eine Wiederwahl ab, da er sich nicht mehr als einen Vertreter seiner frühern Partei betrachten konnte.

4) Ludwig, Industrieller, geb. 27. Nov. 1837 in Heiligenstadt, gest. 11. Sept. 1886 in Berlin, widmete sich dem Kaufmannsstand, dann dem Maschinenfach und gründete 1864 in Berlin ein Geschäft zum Vertrieb von Arbeitsmaschinen. 1870 studierte er in Nord-

amerika den Maschinenbau u. begründete in Berlin eine große Nähmaschinenfabrik in amerikanischem Stil. Er arbeitete mit amerikanischen Werkzeugmaschinen, die hier zum erstenmal in Deutschland zur Verwendung kamen, u. brachte die dem amerikanischen System eigne Präzision bei der Massenfabrikation in so hohem Maße zur Geltung, daß das preußische Kriegsministerium 1871 beschloß, die eigne Waffenfabrikation nach gleichem System einzurichten, zumal L. durch die Bereitwilligkeit zur Anfertigung von einer Million Visieren Garantien für den Erfolg übernommen hatte. L. baute jetzt auch selbst amerikanische Werkzeugmaschinen, lieferte der Armee Revolver und nebenbei zahlreiche Maschinen und Ausrüstungsgegenstände für die preußischen Staats- und für Privatwerkstätten. Seit 1864 gehörte er bis zu seinem Tode den Berliner Stadtverordneten an u. wirkte hier namentlich für die Entwickelung des Volksschulwesens. 1876 wurde er vom ersten Berliner Wahlkreis ins preußische Abgeordnetenhaus und 1878 in den Reichstag gewählt, in welchem er sich der Fortschrittspartei anschloß.

5) Isidor, Industrieller, Bruder des vorigen, geb. 24. Nov. 1848 in Heiligenstadt, trat 1875 in die Gesellschaft Ludwig Löwe u. Komp. ein und führte die Direktion derselben in Gemeinschaft mit seinem Bruder bis zu dessen Tode, seitdem allein. 1887 begann er die Gewehr- u. Gewehrmunitionsfabrikation, speziell die Herstellung kleinkalibriger Waffen und rauchloser Munition, und errichtete in Martinikenfelde bei Berlin eine große Fabrik für diese Zwecke. Er vereinigte dieselbe später mit der Gewehrfabrik von Mauser in Oberndorf, die dem deutschen Heer mehrere Gewehrmodelle (Modell 71 und 71/84, demnächst auch die wesentlichen Bestandteile des neuen kleinkalibrigen Gewehrs Modell 88) gegeben hat, und konstituierte im Verein mit den Köln-Rottweiler Pulverfabriken die zu hoher Entwickelung gelangte Deutsche Metallpatronenfabrik in Karlsruhe. Auf Grund der von L. geschaffenen Organisation des Zusammenarbeitens der bisher getrennten Gewehr-, Munitions- und Pulverfabriken entwickelte sich die Fabrikation der Militärhandfeuerwaffen in Deutschland zu so hoher Blüte, daß sie jetzt den Weltmarkt, von dem sie früher ganz ausgeschlossen war, fast allein beherrscht. Seit 1891 richtete L. die Thätigkeit der Fabrik auch auf das elektrische Gebiet und konstituierte 1892 mit der Thomson-Houston-Elektrizitätsgesellschaft in Boston die Union, Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, welche nach dem sehr entwickelten System der Thomson-Houston-Gesellschaft elektrische Bahnen baut. Besonders bemerkenswert, weil durch die Terrainverhältnisse und die Enge der sehr belebten Straßen überaus erschwert, sind die Ausführungen der elektrischen Bahnen in Brüssel, Remscheid und Hamburg.

Lowell (spr. lō-el), eine der beiden Hauptstädte der Grafschaft Middlesex im nordamerikan. Staat Massachusetts, an der Vereinigung von Concord und Merrimac, dessen Pawtucketfälle (10 m) 1890: 853 Fabriken trieben, die mit 29,155 Arbeitern, darunter 10,136 Frauen, Waren im Wert von 42,450,509 Doll. herstellten. Noch 1820 zählte L. kaum 200 Einw., 1823 wurde die erste Spinnerei angelegt, und jetzt ist es ein »amerikanisches Manchester« mit über 80 großartigen Baumwollspinnereien, ferner Kattundruckereien, Teppichfabriken, Bleichen, Färbereien, Papier-, Glas-, Pulverfabriken und (1890) 77,696 Einw., darunter 34,601 im Ausland (meist in Irland, nur 169 in Deutschland) Geborne; 1895 hatte es schon 90,700 Einw. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1895: 69,084,241, die städtische Schuld 3,064,276 Doll.

Lowell (spr. lō-el), James Russell, amerikan. Dichter und Kritiker, geb. 22. Febr. 1819 in Cambridge (Massachusetts), gest. daselbst 12. Aug. 1891, studierte die Rechte, vertauschte aber die Advokatur bald mit der Schriftstellerei. In der Poesie pflegte er die subjektiv empfindende Lyrik ebenso wie die litterarische und politische Satire; in der Prosa wurde er ein ausgezeichneter Kritiker. L. hat wiederholt Europa besucht, mit dessen Litteraturen er sich, schon mit Rücksicht auf die von ihm als Nachfolger Longfellows am Harvard College bekleidete Stellung eines Professors der neuern Litteraturen, eifrig beschäftigte. Außerdem war L. zwischen 1850 und 1870 als Herausgeber des »Atlantic Monthly« und (mit Norton) der »North American Review« thätig. Seine erste Veröffentlichung war ein Band Gedichte unter dem Namen: »A year's life« (1841); ein zweiter Band »Poems« folgte 1848 (die gesammelten Gedichte, 7. Aufl. 1857, 2 Bde.), seine spätere Lyrik erschien unter dem Titel: »Under the willows, and other poems« (1868). In der »Fable for critics« beleuchtet er die amerikanischen Schriftsteller in humoristisch-satirischen Versen. Sein berühmtestes Werk sind die »Biglow-papers« (1849 und 1864, 2 Bde.; neue Ausg., Boston 1885), eine Sammlung politischer Gedichte im Yankeedialekt, die erste und beste Darstellung, welche das Yankeetum gefunden hat. Sie sind vom Standpunkt des Abolitionisten aus gegen die Südstaatenpolitik gerichtet. Die erste Sammlung von 1849 war während des mexikanischen Kriegs, die zweite während des Bürgerkriegs entstanden. Seine kritischen Essays sind gesammelt in: »Among my books« (1870, 2. Serie 1875) und »My study windows« (1871). Gesammelt erschienen seine Werke, von denen noch die »Fireside travels« (1864 u. ö.) zu erwähnen sind, in 10 Bänden (Boston 1890—91). Seit 1877 war L. Gesandter in Madrid und 1881—85 am englischen Hof. Seitdem veröffentlichte er noch: »Democracy and other addresses«, eine Sammlung seiner in England gehaltenen Reden (1887), »Political essays« (1888) und »Heartsease and rue« (1888). Nach seinem Tode erschienen noch: »Latest literary essays and addresses« (Boston 1892) und »Letters«, herausgegeben von Norton (1893, 2 Bde.). Vgl. Curtis, James Russell L., an address (New York 1892); Underwood, Poet and the man, J. R. L. (1893).

Löwen, 1) (niederländ. Leuven, franz. Louvain) Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Brabant, am Fluß Dyle und Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brüssel-Lüttich u. L.-Mecheln, der Eisenbahn Aerschot-Charleroi und der Vizinalbahnen L.-Diest und L.-Jodoigne, 28 m ü. M., ist altertümlich gebaut. Die Wälle der Stadt, jetzt zu Spaziergängen umgewandelt, haben an 12 km Umfang; aber ein großer Teil des Raumes, den sie umschließen, ist jetzt nicht mit Häusern, sondern mit Gärten und Pflanzungen bedeckt. Die vorzüglichsten Gebäude von L. sind: das 1447—63 von Matthäus de Layens im spätgotischen Stil errichtete, 1842 restaurierte, aber 1890 durch den Blitz arg beschädigte Rathaus; die Kirche zu St. Peter (Basilika, ebenfalls aus dem 15. Jahrh.); die gotische Gertrudenkirche (15. Jahrh., mit schönem Chorgestühl); die sogen. Hallen, 1317 als Warenniederlage für die Tuchmachergilde erbaut und 1679 der Universität eingeräumt; die Ruinen des im 9. Jahrh. vom König Arnulf erbauten Schlosses, das

der Volksglaube dem römischen Imperator Julius Cäsar als Erbauer zuschreibt. Die Bevölkerung zählt (1890) 40,624 Seelen. Die Industrie ist seit dem Mittelalter sehr zurückgegangen, zumal die einst berühmte Tuchfabrikation. Die Stadt hat außerdem nur noch einige Brauereien, Fabrikation von Stärke, Leder, Chemikalien, Papier und Spitzen und treibt Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Berühmt war im 16. Jahrh. die 1426 von Philipp dem Guten von Burgund gegründete Universität von L., welche zur Zeit ihrer Blüte mehr als 6000 Studenten zählte und der Sitz der antijesuitischen, die gallikanischen Freiheiten verteidigenden Theologie war. Sie wurde 1793 infolge der französischen Invasion aufgehoben, 1817 aber wiederhergestellt. 1834 vom Staat aufgehoben, ward sie 1835 vom Klerus aus eignen Mitteln neu dotiert und verfolgt seitdem als sogen. freie Universität eine streng katholische Richtung. Sie umfaßt fünf Fakultäten und zählte 1892/93: 1644 Studierende. Außerdem befinden sich in L. ein Athenäum, eine Staats-Knabenmittelschule, eine Industrieschule, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Kunstschule (seit 1889) und ein Tribunal. — Hier erfocht 1. Sept. 891 König Arnulf einen entscheidenden Sieg über die Normannen. Von 986—1100 war L. Sitz der Grafen von L., später der Herzöge von Brabant. Im 14. Jahrh. war es die größte und reichste Handelsstadt des Landes mit 100,000 Einw. und großartiger Tuchfabrikation, die zur Zeit ihrer höchsten Blüte nicht weniger als 4000 Webstühle und 15,000 Arbeiter beschäftigte. 1362 erlangten die Zünfte einen gleichen Anteil an der Stadtverwaltung wie die Geschlechter. 1382 empörten sich die Weber von L. gegen den Herzog von Brabant, Wenzel, wurden jedoch besiegt, infolgedessen ein Teil derselben nach England auswandern mußte. Es begann dort mit ihnen die Einführung der Tuchmanufaktur und zugleich die Konkurrenz mit L. Dafür gründete Philipp der Gute in L. 1426 die Universität (s. oben). Im 16. Jahrh. wurde der Verfall der Stadt durch die Pest beschleunigt, welcher fast die Hälfte der Bevölkerung zum Opfer fiel. Vgl. Molanus (gest. 1585), Historia Lovaniensis (hrsg. von de Ram, Brüssel 1861, 2 Bde.); Piot, Histoire de Louvain (Löwen 1839); Reusens, Documents relatifs à l'histoire de l'université de Louvain (bisher Bd. 3—5, das. 1887—92); van der Linden, Histoire de la constitution de la ville de Louvain au moyen-âge (Gent 1892); van Even, Louvain dans le passé et dans le présent (Löwen 1891 ff.). — 2) Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Brieg, an der Glatzer Neiße u. der Linie Brieg-Kosel-Kandrzin der Preußischen Staatsbahn, 152 m ü. M., hat eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein Schloß, eine höhere Privatschule, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik (in dem anliegenden Dorfe Fröbeln), eine Ofenfabrik, Molkerei, Gerberei, Färberei, Ziegeleien, eine große Mühle, wichtige Wochen- und Viehmärkte und (1890) 2589 Einw., davon 840 Katholiken und 76 Juden.

Löwen, Johann Friedrich, Dichter, geb. 1729 in Klausthal, gest. 23. Dez. 1771 in Rostock, studierte in Göttingen die Rechte, lebte 1751—57 als Schriftsteller in Hamburg, dann als Sekretär in Schwerin und war 1767 bei dem Versuch beteiligt, in Hamburg ein Nationaltheater zu errichten. Er hatte die Aufgabe, die Repertoirestücke auszuwählen und mit den Schauspielern Vortragsübungen anzustellen. Seine Frau, eine Tochter des Schauspielers Schönemann und selbst Schauspielerin, wird in Lessings »Hamburgischer Dramaturgie« öfters erwähnt. Nach dem Scheitern des Unternehmens (1768) wurde er Registrator in Rostock. Obschon von schwächlichem Talent, hat sich L. doch auf allen Gebieten der Poesie versucht: man hat von ihm Epigramme, Oden und Lieder, Kantaten, Romanzen, komische Gedichte und Erzählungen, Lehrgedichte, poetische Episteln und Trauer- sowie Lustspiele. Seine gesammelten »Schriften« umfassen 4 Bände (Hamb. 1765 —66), Bd. 4 enthält eine Geschichte des deutschen Theaters, zu der L. wertvolle Mitteilungen Ekhofs benutzte.

Löwenäffchen, s. Seidenaffe.

Löwenanteil, ein unverhältnismäßig großer Anteil, den bei einer Teilung der Stärkere für sich beansprucht (vgl. Löwengesellschaft).

Löwenberg, Kreisstadt im preuß. Regbez. Liegnitz, am Bober und an der Linie Greiffenberg-L. der Preußischen Staatsbahn, 202 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, darunter eine große, zwischen 1233 u. 1238 eingeweihte, jetzt restaurierte Kirche, ein großes Rathaus, Denkmäler für Kaiser Friedrich III. und Blücher, ein hübsches Kriegerdenkmal, eine Realschule, ein Rettungshaus, 2 Krankenhäuser (eins davon im Gebäude der 1810 aufgehobenen Malteser-Kommende), ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Holzschleiferei, Wollspinnerei, Malz- und Schamottefabrikation, Müllerei, Bierbrauerei u. (1890) 4782 Einw., davon 1031 Katholiken und 63 Juden. Im SO. von der Stadt liegt die hochgelegene Buchholzrestauration, wo alljährlich am letzten Sonntag des August das vielbesuchte Blücherfest gefeiert wird. In der Umgegend findet ansehnlicher Obst-, Gemüse-, Flachs- und Getreidebau statt; in dem nahen Dorf Neuland wird bedeutender Abbau von Gips zu Dünger und Stuckaturarbeiten betrieben und ein geschätzter Sandstein gewonnen. — L. erhielt 1217 deutsches Stadtrecht. Heftige Kämpfe bei L. und in der Umgegend 1813: 19. Aug. siegten bei Plagwitz und bei Siebeneichen (oberhalb L. am Bober) Preußen und Russen; 21. Aug. drängte Napoleon selbst bei Plagwitz die schlesische Armee zurück; 29. Aug. streckte hier nach der Schlacht an der Katzbach die französische Division Puthod die Waffen. Etwa 6 km nordwärts von L. liegen Dorf und Rittergut Hohlstein mit einem 1513 an der Stelle einer alten Burg erbauten Schloß (jetzt im Besitz des Fürsten von Hohenzollern) und schönem Park.

Löwenbrugger, s. Flüe.

Löwenbund (Bund des grimmen Löwen, Gesellschaft zum Leuen), eine 1379 zu Wiesbaden errichtete Gesellschaft von Rittern, die sich Löwenritter nannten und es sich zur Pflicht machten, allen Fehden unter sich sowie mit andern möglichst vorzubeugen. Das Bundeszeichen war für die Ritter ein goldener, für die Knechte ein silberner Löwe. Der L. fand große Teilnahme, trat mit mehreren schwäbischen Städten sowie mit der Wilhelms- und Georgengesellschaft in Verbindung und scheint sich erst mit dem Städtebund aufgelöst zu haben.

Löwenburg, ein Gipfel des Siebengebirges (s. d.).

Löwendal, Ulrich Friedrich Waldemar, Graf von, geb. 6. April 1700 in Hamburg, gest. 27. Mai 1755, Urenkel König Friedrichs III. von Dänemark, ward in Dresden erzogen, trat 1713 in kaiserliche, 1714 in dänische, 1716 in sächsische, 1717 in österreichische Militärdienste. Er focht mit Auszeichnung gegen die Türken. 1721 kehrte er in den sächsischen Dienst zurück und ward 1732 zum General-

major und Inspektor der Infanterie ernannt. Nach dem Tode Augusts II. 1733 verteidigte er Krakau siegreich gegen die aufständischen Polen und befehligte im Polnischen Erbfolgekrieg 1734—35 die sächsischen Truppen am Rhein. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte trat er als Generalleutnant in russische Dienste, focht gegen die Türken bis 1740 und wurde darauf Militärgouverneur von Esthland. Nachdem er zur katholischen Religion übergetreten war, erhielt er 1743 das Patent als französischer Generalleutnant und nahm 1744 unter dem Marschall von Noailles und 1745 unter dem Marschall von Sachsen an dem Feldzug in den Niederlanden teil. Im April 1747 brach er mit 25,000 Mann in Holländisch-Flandern ein und eroberte in kurzer Zeit die festen Plätze Sluys, Saß van Gent, das Fort Philippine und Hulst, Axel und Terneuse. Nach der Schlacht bei Laffeld (2. Juli) rückte er bis Mecheln vor, schloß Bergen op Zoom ein und nahm die Festung in der Nacht vom 15. auf 16. Sept. durch Überrumpelung, wofür er den französischen Marschallstab und das Gouvernement von Bergen op Zoom erhielt. 1748 belagerte er in Gemeinschaft mit dem Marschall von Sachsen erfolgreich Maastricht. Die Pariser Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied.

Löwengesellschaft (Societas leonina, Leoninischer Vertrag), ein Gesellschaftskontrakt, nach welchem der eine Teilnehmer allen Gewinn, der andre allen Schaden allein haben soll (von der Äsopischen Fabel hergenommen, wo der Löwe, mit andern Tieren auf der Jagd, die Beute allein behielt). Ein solcher Vertrag kann nur allenfalls als Schenkung aufrecht erhalten werden.

Löwengolf, s. Lion, Golfe du.

Löwengroschen, von den Markgrafen von Meißen vom Anfang des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrh. geprägte Groschen, die auf der einen Seite anfangs einen freistehenden, später einen im Schilde stehenden Löwen zeigten.

Löwenhaupt, Graf von, s. Lewenhaupt.

Löwenklau, soviel wie Bärenklau, s. Acanthus.

Löwenmaul, Pflanzengattung, s. Antirrhinum; gelbes L., soviel wie Linaria vulgaris.

Löwenorden, 1) Badischer, s. Zähringer L. — 2) Belgischer L., s. unten 6) und 7). — 3) Braunschweigischer L., s. Heinrichs des Löwen Orden. — 4) Kurfürstlich hessischer L., Zivil- und Militärverdienstorden, gestiftet 14. Aug. 1770 vom Landgrafen Friedrich II. mit einer Klasse und 41 Rittern; 1818 erweitert zu vier Klassen, mit neuem Statut von 1851, und 1876 unter die »großherzoglich hessischen Orden« aufgenommen. Der Orden hat jetzt wieder eine Klasse und ist für die volljährigen Mitglieder des Hauses und Fürsten bestimmt. Die Dekoration besteht in einem ovalen goldenen Ring, in dessen Mitte der goldene Löwe steht, umgeben von der Devise: »Virtute et fidelitate« (»Für Tapferkeit und Treue«); die Rückseite zeigt die Worte: »Fridericus II Dei gratia Hassiae Landgravius instituit 1770«; dazu kommt ein achtstrahliger Silberstern mit lasurnem Schilde, dem hessischen Löwen und dem Wahlspruch. Das Band ist karmesinrot. — 5) Nassauischer und königlich niederländischer Hausorden vom goldenen Löwen, 29. Jan., resp. 16. März 1858 gemeinschaftlich vom Herzog Adolf von Nassau und König Wilhelm III. der Niederlande gestiftet und nur aus einer Klasse bestehend, ward gemeinschaftlich oder einzeln von den Chefs der beiden Häuser verliehen. Der Orden bekam später fünf Klassen. Die Dekoration ist ein weiß emailliertes Kreuz mit vier goldenen N zwischen den Flügeln. Der blaue Mittelschild zeigt im Avers den Löwen, auf dem Revers die Devise: »Je maintiendrai« (»Ich werde aufrecht erhalten«). Der achtstrahlige silberne Stern der Großkreuze, ebenso der vierstrahlige der zweiten Klasse hat den gleichen Mittelschild; die Ritter dritter Klasse tragen den Orden am Band mit Rosette, die vierte und fünfte Klasse ohne Rosette, je kleiner. Das Band ist orange mit blauen Randstreifen. Seit Antritt der Regierung des Herzogs Adolph von Luxemburg ist der Orden nur Hausorden in einer Klasse und hat für die Niederlande aufgehört. — 6) Niederländischer L. (s. Tafel »Orden II«, Fig. 13), gestiftet vom König Wilhelm II. 29. Sept. 1815 als Zivilverdienstorden, hat drei Klassen: Großkreuze, Komture und Ritter, dazu Brüder (für Proben der Humanität). Die Dekoration besteht in einem weiß emaillierten Kreuz mit vier goldenen W zwischen den Flügeln und im Avers des blauen Mittelschildes mit dem Wahlspruch: »Virtus nobilitat« (»Tugend adelt«); auf dem Revers der goldene Löwe. Das Band des Ordens ist blau mit Orangestreifen. Die Großkreuze tragen außer dem Kreuz einen goldenen Stern, auf welchem das Ordenszeichen liegt, die Komture die Dekoration um den Hals und auf der Brust ein goldenes Kreuz mit Krone, die Ritter das Kreuz im Knopfloch, die Brüder eine silberne Medaille. Diese erhalten eine Pension von 200 Gulden. — 7) Königlicher Orden des Löwen, gestiftet von Leopold von Belgien als Souverän des Kongostaates 9. April 1891 für Verdienst um die afrikanische Gesittung. Der Orden hat 6 Klassen: Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeure, Offiziere, Ritter und Inhaber der Medaille. Die Dekoration ist ein blau emailliertes Tatzenkreuz mit zwei verschlungenen C in den Winkeln: im blauen Avers schild ein goldener Löwe mit der Devise: »Travail et progrès« (»Arbeit und Fortschritt«), im roten Stern die gekrönten Buchstaben L S (Leopold Souverain). Die Großkreuze tragen dazu einen silbernen Stern. Das Band ist amarantrot, blau eingefaßt, in der Mitte blaßgelb und bei den vier ersten Klassen mit einer Rosette. Die Medaille hat drei Grade: Gold, Silber und Bronze.

Löwenritter, s. Löwenbund.

Löwenstein, Berg in Ungarn, s. Illava.

Löwenstein, Grafschaft des ehemaligen schwäb. Kreises, zwischen dem Herzogtum Württemberg und der Grafschaft Hohenlohe, jetzt zu den Oberämtern Backnang und Weinsberg im Neckarkreis des Königreichs Württemberg gehörig, 140 qkm (2½ QM.) groß. Die Grafschaft gehörte bis 1277 einem Zweige der Grafen von Kalw und kam durch Kauf 1281 an Rudolf von Habsburg, der sie 1282 seinem natürlichen Sohn Albrecht übertrug. Der letzte von dessen Nachkommen, Heinrich, verkaufte 1441 die Grafschaft an den Kurfürsten Friedrich I., den Siegreichen, von der Pfalz, der sie hierauf seinem und der Augsburgerin Klara Dett Sohn Ludwig überließ, welcher vom Kaiser Maximilian I. 1494 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Ludwigs Enkel Ludwig III. brachte durch Heirat die Grafschaften Wertheim, Rochefort und Montaigue sowie die Herrschaften Breuberg, Herbemont und Chassepierre an sein Haus und nannte sich um 1600 Graf von L.-Wertheim. Seine Söhne Christian Ludwig und Johann Dietrich gründeten die

beiden noch blühenden Linien: L.-Wertheim-Virneburg oder die evangelische (ältere) Linie, seit 1803 L.-Wertheim-Freudenberg, und L.-Wertheim-Rochefort oder die katholische (jüngere) Linie, jetzt L.-Wertheim-Rosenberg. Die letztere wurde 1711 reichsfürstlich und erhielt 1713 Sitz und Stimme auf der Reichsfürstenbank; die erstere wurde 1812 vom König von Bayern gefürstet. In der Napoleonischen Zeit wurden beide Linien mediatisiert. Ihre Besitzungen, welche auf bayrischem, württembergischem, badischem und hessischem Gebiet liegen, sind die Grafschaften L. und Wertheim und die Herrschaft Triefenstein in gemeinschaftlichem Besitz, die Herrschaft Limpurg-Sontheim-Michelbach, die Grafschaft Umpfenbach und die böhmischen Güter Patzau und Lukawetz der Freudenbergschen Linie, die Herrschaften Heubach, Rothenfels, Neustadt, Rosenberg, Habizheim und Naußeß der Rosenbergschen Linie. Haupt der erstern Linie, mit der Residenz Wertheim, ist Fürst Ernst, geb. 25. Sept. 1854. Haupt der jüngern, mit der Residenz Kleinheubach, ist Fürst Karl, geb. 21. Mai 1834, der Schwager des Dom Miguel von Portugal (gest. 1866) und Oheim des Prinzen Alfonso, Bruders des spanischen Prätendenten Don Karlos, der Führer der ultramontanen Aristokratie Deutschlands und auf Versammlungen und in Vereinen für die Sache des Vatikans überaus thätig.

Löwenstein, Stadt im württemb. Neckarkreis, Oberamt Weinsberg, 384 m ü. M., Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, Weinbau, eine bitter- und glaubersalzhaltige Quelle (Theußerbad) und (1890) 833 (Gemeinde 1611) evang. Einwohner. In L. befindet sich das Grab der Seherin von Prevorst. Unmittelbar südlich dabei die Löwensteiner Berge, bis 595 m hoch. Vgl. Rommel, Chronik der Stadt L. (Schwäbisch-Hall 1893).

Löwenthaler, ehemalige niederländ. Silbermünze für den Handel mit der Levante, zu 42 Stüber Kurant, auch in halben Stücken. Ein geharnischter Mann in ganzer oder halber Figur hält den Wappenschild mit dem gekrönten Löwen vor sich; die Rückseite zeigt einen aufrechten Löwen im gekrönten Schilde. Vgl. Lion d'argent.

Löwentinsee, einer der Masurischen Seen in Ostpreußen, bei Lötzen, 22 qkm groß, liegt in der Wasserscheide zwischen Pregel und Weichsel 117 m ü. M. und steht mit dem Mauer- und Spirdingsee durch die Masurischen Kanäle in schiffbarer Verbindung.

Löwentlinnen, s. Leinwand.

Löwenzahn, Pflanzengattung, s. Taraxacum.

Lowerz (Lauerz), Dorf im schweizer. Kanton und Bezirk Schwyz, 463 m ü. M., mit (1888) 492 meist kathol. Einwohnern, liegt im Thal zwischen Rigi und Roßberg, am Lowerzer See, in welchem auf einer Insel die Ruine des Schlosses Schwanau aufragt. Vor dem Goldauer Bergsturz war der See um ein Drittel größer als heutzutage. Am Ausfluß der Seewern, welche nach kurzem Lauf in die Muota mündet, liegt Bad Seewen, im Delta der Steiner Aa, da, wo diese die Seeniederung erreicht, Steinen, 474 m ü. M., Station der Gotthardbahn, mit 1411 meist kathol. Einwohnern, in der sagenhaften Urgeschichte der Waldstätte Wohnort Werner Stauffachers.

Lowestoft (spr. lōs-), Seestadt in der engl. Grafschaft Ost-Suffolk, hat einen 1848 erbauten Hafen mit Seedamm und Kais und (1891) 23,347 Einw., welche bedeutende Fischerei, besonders auf Heringe, treiben, Taue und Zwirn verfertigen und teilweise den Handel des benachbarten Norwich vermitteln. Die Stadt besaß 1894: 520 Seeschiffe von 24,329 Ton. und 458 Fischerboote, führte Waren im Wert von 95,185 Pfd. Sterl. ein und von 9747 Pfd. Sterl. aus. L. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Westlich von der Stadt steht die schöne gotische Kirche St. Margaret; 10 km nördlich der prächtige Landsitz Somerleyton Hall mit schönem Park. Bei L. Seeschlacht zwischen der holländischen und englischen Flotte 3. Juni 1665.

Lowetsch (Lovec), Hauptstadt eines Kreises in Bulgarien, zu beiden Seiten des Osem, über den eine bedeckte und mit Kaufläden besetzte Brücke führt, hat eine Burg und (1888) 7092 Einw., darunter viele u. geschickte Gerber und Kürschner. — L. ward 17. Juli 1877 von den Russen besetzt, aber nach ihrem ersten unglücklichen Angriff auf Plewna ihnen 27. Juli von den Türken unter Osman Pascha wieder entrissen, welche nun L. und die Höhen von Vladina rasch befestigten. Erst als im Lauf des Augusts ansehnliche Verstärkungen herangekommen waren, gelang es den Generalen Imeretinskij und Skobelew, 3. Sept. L. zu erstürmen.

Löwig, Karl Jakob, Chemiker, geb. 17. März 1803 in Kreuznach, gest. 27. März 1890 in Breslau, erlernte in Kreuznach die Pharmazie, studierte 1823—25 in Heidelberg, übernahm 1827 die Verwaltung der Apotheke in Kreuznach, studierte dann in Berlin, habilitierte sich in Heidelberg, wurde 1833 Professor der Chemie an der Züricher Universität und 1853 in Breslau. Seine Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf organische Chemie, und namentlich lieferte er umfassende Untersuchungen über organische Metallverbindungen. Höchst bedeutsam sind auch Löwigs Verdienste um die Entwickelung der chemischen Industrie in Schlesien. Er schrieb: »Über die Bestandteile und Entstehung der Mineralquellen« (auch u. d. T. »Die Mineralquellen von Baden im Kanton Aargau«, Zürich 1837); »Chemie der organischen Verbindungen« (das. 1838—40, 2 Bde.; 2. Aufl. Braunschw. 1844—47); »Grundriß der organischen Chemie« (Braunschw. 1852); »Jeremias Benjamin Richter, der Entdecker der chemischen Proportionen« (Berl. 1874); »Arsenikvergiftung u. Mumifikation« (Bresl. 1887).

Lowisa (Lovisa), Stadt im finn. Gouv. Nyland, an einer Bucht des Finnischen Meerbusens, hat eine neue Kirche, einen Hafen, eine Kaltwasserheilanstalt und (1890) 1755 Einw. L. wurde 1745 gegründet und zu Ehren der schwedischen Königin Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs d. Gr., benannt; 5. Juli 1855 ward es von englischen Schiffen bombardiert und großenteils niedergebrannt.

Lowitsch (poln. Łowicz), Stadt im russisch-poln. Gouv. Warschau, an der Bzura und der Eisenbahn Skierniewice-Alexandrow, hat eine prachtvolle Kollegiatstiftskirche, 5 andre kath. Kirchen, eine russische und eine evang. Kirche, eine Realschule, ein Schloß, Lichte- und Seifenfabriken, eine Dampfmühle, regen Handel mit Getreide, Leder und Pferden, 2 große Jahrmärkte und (1890) 8740 Einw. Der Kreis L. hat bedeutende Mahlmühlen und Zuckerfabriken; auch der Runkelrüben- und Gemüsebau sowie die Zucht von veredelten Schafen werden stark betrieben.

Lowot, Fluß, s. Lowat.

Lowry (engl., spr. lōri, eigentlich lauri), s. Lore.

Lowth (spr. lōth), Robert, namhafter Gelehrter der englischen Kirche, geb. 27. Nov. 1710, gest. 3. Nov. 1787 in Fulham, ward 1741 Professor der Poesie zu Oxford. Seit 1749 begleitete er die Söhne

des Herzogs von Devonshire auf Reisen durch Europa, ward 1755 Bischof von Limerick, 1766 von St. Davids, bald nachher von Oxford und 1777 von London. Seine Hauptwerke sind die für die Würdigung der hebräischen Poesie grundlegenden »Praelectiones de sacra poesi Hebraeorum« (Lond. 1753; neue Ausg. von Rosenmüller, Leipz. 1815; Lond. 1839) und ein Kommentar zu Jesaias (Lond. 1778; deutsch von Richerz und Koppe, Leipz. 1779—81, 4 Bde.).

Lowther (spr. lŏther), James, brit. Staatsmann, geb. 1840 in Leeds als jüngerer Sohn des Baronets Sir Charles Hugh L., widmete sich der juristischen Laufbahn und wurde 1864 Sachwalter (Barrister) in London. 1865 für York ins Unterhaus gewählt, schloß er sich der konservativen Partei an, war vom August bis Dezember 1868 parlamentarischer Sekretär des Armenamtes und seit Februar 1874 unter Disraeli Unterstaatssekretär im Kolonialministerium. Im Februar 1878 wurde er zum Obersekretär (Minister) für Irland befördert, trat aber im Frühjahr 1880 mit Lord Beaconsfield zurück.

Lowthers (spr. lŏthers), s. Louther Hills.

Loewy, Maurice, Astronom, geb. 15. April 1833 in Wien, studierte daselbst und in Paris und erhielt 1864 eine Anstellung am Pariser Observatorium. 1872 wurde er Mitglied des Längenbüreaus und 1878 Subdirektor der Sternwarte, auch ist er Mitglied und seit 1894 Präsident der Pariser Akademie der Wissenschaften. Seine Arbeiten betreffen die Bestimmung der Bahn der Planeten und Kometen, die Refraktion, die Bestimmung der Aberrationskonstante, telegraphische Längenbestimmungen; auch rührt von ihm die Konstruktion des Équatorial coudé her, mit dem er die besten Mondphotographien herstellte.

Loxa (spr. lŏchha), Provinz von Ecuador, s. Loja.

Loxachina, die Kronenchina von Loxa, s. Chinarinden.

Loxarthrōse (griech.), Gelenkverkrümmung.

Loxĭa, der Kreuzschnabel (s. d.); Loxiinae, Kreuzschnäbel, eine Unterfamilie der Finken.

Loxodrōmische Linie (Loxodrōme, Windstrich, griech., »Linie des schiefen Laufs«), eine auf der Oberfläche einer Kugel oder eines elliptischen Sphäroids gezogene Kurve von doppelter Krümmung, die alle Meridiane unter demselben Winkel schneidet. Wenn ein Schiff beständig irgend eine Richtung, mit Ausnahme der vier Kardinalrichtungen, verfolgen würde, so würde dasselbe eine l. L. beschreiben (Dwarskurs) und sich in spiralförmigen Windungen allmählich dem Pol nähern, ohne ihn jemals erreichen zu können. In einer der vier Kardinalrichtungen segelnd, würde es entweder einen Meridian oder einen Parallelkreis durchlaufen. Beide Eigenschaften der loxodromischen Linie kannte schon ihr Erfinder Nonius 1546, der die Linie linea rhombica nannte, daher der Schifferausdruck rumb; auf Seekarten in Mercators Projektion wird die l. L. zur Geraden. Vgl. Günther, Geschichte der loxodromischen Kurve (Halle 1879); R. Wolf, Handbuch der Astronomie (Zürich 1890).

Loxolophodon, s. Dinoceraten.

Loyal (franz., spr. lŏajál), »gesetzmäßig«, bieder, aufrichtig, ohne Falsch; dann politisch »gutgesinnt«, namentlich treu zu dem angestammten Fürstenhaus stehend (Gegensatz: illoyal). Loyalität (franz. loyauté, engl. loyalty), Biederkeit, Aufrichtigkeit, Gutgesinntheit, besonders Unterthanentreue; Loyalisten (im Sinne von Royalisten), in der englischen Geschichte die Anhänger der Stuarts.

Loyaltyinseln (spr. lĕu-elti-), franz. Inselgruppe im Osten von Neukaledonien und dessen Dependenz, zwischen 20° 11′—21° 39′ südl. Br. und 166° 10′—168° 10′ östl. L. v. Gr., umfaßt die Hauptinsel Lifu oder Chabrol (1668 qkm) und die kleinern Maré oder Nengom (768 qkm) und Uea oder Halgan (292 qkm) nebst den unbewohnten Beaupréinseln und hat ein Areal von 2743 qkm (40,8 QM.) mit (1889) 19,534 Einw., darunter 31 Europäer. Die Inseln bestehen aus Madreporenkalkstein, der im Innern zu dürren und von tiefen Spalten durchschnittenen Hochplateaus aufsteigt, die ein schmaler, nicht unfruchtbarer Landstrich umgibt. Flora und Fauna sind gleich der neukaledonischen, das Klima ist gesund. Der einzige Hafen ist Uea in der Lagune Bishopsund. Die Bewohner sind Melanesier, mit starker Beimischung von polynesischem Blut, gleichen den Neukaledoniern in ihren Sitten und Einrichtungen, waren auch Kannibalen, aber betriebsamer als jene, und sind jetzt sämtlich Christen, zum größten Teil durch englische Missionare bekehrte Protestanten; ein kleiner Teil ist in den letzten Jahren unter dem Druck der Regierung zur kathol. Kirche übergetreten. Die Inseln wurden 1795 von dem Engländer Raven entdeckt, 1864 von Frankreich annektiert. S. Kärtchen bei »Neukaledonien«.

Loyola (spr. lojōla), Ignaz von, eigentlich Inigo Lopez de Recalde, der Stifter des Ordens der Jesuiten, geb. 1491 auf dem Schloß Loyola in der spanischen Provinz Guipuzcoa, gest. 31. Juli 1556, verlebte seine Jugend als Page am Hofe Ferdinands des Katholischen und wurde bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzosen (1521) am rechten Bein schwer verwundet. Während der Heilung durch Lesen von Heiligenlegenden zum religiösen Schwärmer geworden, verteilte er nach seiner Herstellung seine Güter unter die Armen, pilgerte nach dem Kloster Montserrat, weihte hier dem wunderthätigen Marienbild seine Waffen, erklärte sich zum Ritter der heiligen Jungfrau, lebte in einer Grotte in der Nähe von Manresa ganz der Selbstpeinigung u. Kontemplation und schaute in zahlreichen Visionen die Geheimnisse der Dreieinigkeit, Weltschöpfung, Menschwerdung und des Teufels. 1523 pilgerte er nach Palästina, um sich der Bekehrung der Mohammedaner zu weihen, kehrte jedoch 1524 über Venedig nach Barcelona zurück und begann hier das Studium der lateinischen Grammatik. Zwei Jahre später bezog er die Universitäten Complutum (Alcala) und Salamanca, an beiden Orten durch die übernommene Seelenleitung von Männern und Frauen die Blicke der Inquisition auf sich ziehend, die in ihm ein Glied der mystischen Sekte der Alombrados witterte und ihn mehrfach einsperrte; 1528 begab er sich nach Paris und faßte mit Laynez, Salmeron, Bobadilla, Rodriguez, Pierre Lefèvre und Franz Xaver 1534 den Plan zur Stiftung eines neuen Ordens für den katholischen Glauben; sie gelobten, in Jerusalem Krankenpflege und Mission zu üben oder sich ganz dem Papst zur Verfügung zu stellen. Da indes einige ihre Studien noch nicht beendet hatten, kehrte L. bis zu diesem Zeitpunkt nach Spanien zurück. 1537 trafen sie aufs neue in Venedig zusammen und gingen von hier aus nach Rom, wo zunächst die Reinheit ihrer Lehre und Pläne stark in Zweifel gezogen wurde, so daß L. über »den sterilen und trocknen Boden« Roms zu klagen begann. Endlich hat ihnen Papst Paul III. 27. Sept. 1540 die vorläufige, an die Bedingung, daß der Orden die Zahl von 60 Mitgliedern nicht überschreite, geknüpfte

und 1543 die unbedingte Bestätigung des Ordens erteilt. L. wurde zum ersten Ordensgeneral erwählt (1541), verrichtete aber auch als solcher in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, widmete sich dem Unterricht von Kindern, sammelte Almosen zur Bekehrung der Juden und Freudenmädchen und gründete 1550 das Collegium romanum, 1552 das Collegium germanicum. S. Collegia nationalia. War er früher Ekstatiker und Schwärmer im Exzeß gewesen, so entfaltete er in seiner Stellung als Ordensgeneral jene feine Weltkenntnis und gefährliche Politik, die seither Erbteil seines Ordens geblieben sind. 1622 wurde er von Gregor XV. heilig gesprochen. Sein Tag ist der 31. Juli. Man besitzt von L. zwei Werke in spanischer Sprache: die »Ordenskonstitution« und »Geistliche Übungen«. Sein Leben beschrieben D. Bartoli (Rom 1565; vervollständigte franz. Ausg. von Michel, Lille 1893, 2 Bde.), Ribadeneira (Neapel 1572), Maffei (Rom 1585), Bouhours (Par. 1679), Brühl (Würzb. 1846), Genelli (Innsbr. 1848; neubearbeitet von V. Kolb, Wien 1894), Daurignac (deutsch, Frankf. 1865), Denis (Brüss. 1885, 2 Bde.), Nieuwenhoff (Amsterd. 1892—93, 2 Bde.) u. a. Vgl. Spuller, Ignace de L. et la compagnie de Jésus (Par. 1877); Druffel, Ignatius v. L. an der römischen Kurie (Münch. 1879); Gothein, Ignatius v. L. und die Gegenreformation (Halle 1895) und dessen kleinere Biographie Loyolas (das. 1885).

Loyson (spr. lŭasóng), Charles, s. Hyacinthe.

Lozère (spr. losǟr'), Gebirgszug des Cevennensystems im südlichen Frankreich, umfaßt einen von O nach W. zwischen den Quellgebieten des Lot und Tarn streichenden Hauptkamm, welcher im Pic (oder Truc) de Finiels (auch Crucinas) 1702 m erreicht, und gehört den altkristallinischen Bildungen an.

Das **Departement Lozère** ist aus der Landschaft Gévaudan gebildet, grenzt im N. an die Departements Cantal und Oberloire, im O. an Ardèche, im SO. an Gard, im W. an Aveyron und umfaßt einen Flächenraum von 5180 qkm (93,9 QM.). Es ist ein Gebirgsland und enthält im S. die Cevennen im engern Sinne mit dem Mont Aigoual (1567 m), im SO. das Lozèregebirge (s. oben); gegen NW. zieht das granitische Plateau der Margerideberge (1554 m), im W. erheben sich die zu den Gebirgen der Auvergne gehörigen Berge von Aubrac (1471 m), und im SW. dehnt sich das öde Hochplateau der Causses aus. Das Land gehört mit seinem nordöstlichen Teile zum Gebiet der Loire, welcher der Allier zufließt, im westlichen Teile zum Stromgebiet der Garonne (Lot mit Colagne und Truyère und Tarn mit Tarnon und Jointe). Der südöstliche Teil gehört zum Gebiet des Rhône (Chassezac, Cèze und die beiden Gardons). Das Departement hat hauptsächlich kontinentales Klima mit strengen Wintern. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 135,527 Seelen (26 auf 1 qkm) und hat gegen 1881 um 8038 Einw. abgenommen. Von der Gesamtfläche kommen auf Ackerland 1472, auf Wiesen und Weiden 1274, auf Wald 558, auf Heideland 996 qkm. Der Ackerbau ist wenig entwickelt und bietet an Getreide kaum, was für den Bedarf der Bewohner erforderlich ist, hauptsächlich Roggen (1893: 423,566 hl); andre Produkte sind: Kartoffeln, Kastanien, Obst, Klee und Heu. Der Weinbau ist unbedeutend (1893: 3784 hl). Die Viehzucht ist dagegen sehr ansehnlich; 1893 wurden hier 4988 Pferde, 72,599 Rinder, 339,770 Schafe und 32,230 Schweine gezählt. Wild gibt es im Überfluß. Die Seidenraupenzucht wird ziemlich ausgedehnt betrieben u. lieferte 1893: 116,975 kg Kokons. Von Produkten des Mineralreichs sind nur silberhaltiges Bleierz und Antimon erwähnenswert. Von einigen Mineralquellen und Bädern, die das Departement besitzt, ist Bagnols-les-Bains am besuchtesten. Die Industrie beschränkt sich auf die Verhüttung der Erze, auf die Schafwollmanufaktur und Fabrikation von Holzschuhen (jährlicher Produktionswert über 1 Mill. Fr.). Das Departement ist eingeteilt in die drei Arrondissements: Florac, Marvejols und Mende. Hauptstadt ist Mende.

Lozieren (lat. locare), wohin setzen, stellen; ausleihen, verpachten; die Gläubiger einer Konkursmasse nach der Reihenfolge, in welcher sie Befriedigung ihrer Forderungen verlangen können, ordnen (vgl. Lokation).

Loznica (spr. losniza), Stadt im Königreich Serbien, Kreis Podrinje, nicht weit von der Drina gelegen, hat ein Untergymnasium und (1890) 2890 Einw. 5 km südlich von L. liegt der sehr besuchte Badeort Kowiljatscha mit warmer Schwefelquelle.

Lpf. (L℔), Abkürzung für Liespfund (s. d.).

Lstr. (auch Ls. St., jetzt meist £), Abkürzung für Livre Sterling (Pfund Sterling).

Lualaba, Nebenfluß des obern Kongo, entspringt als Kasala auf britischem Gebiet in der Landschaft Garanganja, unter 12° 42' südl. Br. und 25° 33' östl. L. v. Gr., 1525 m ü. M., nahe der Quelle des Kabongo, eines linksseitigen Zuflusses des Sambesi, tritt gleich danach auf das Gebiet des Kongostaates über, durchbricht auf einer Strecke von 70 km die Nziloberge und fällt dabei in den Nzilofällen von 1380 auf 930 m. Links nimmt er den Luba, dann den ihm ebenbürtigen Lubudi auf sowie die Abflüsse mehrerer Seen an seinen Ufern (Kabele, Upemba), an die er bei Hochwasser aber auch seine Überschüsse abgibt, fließt im Kassalisee mit dem rechts vom Katumbanogebirge an der Südostgrenze des Kongostaates kommenden Lufira zusammen, nimmt links den Luvoi auf, wird dann wiederum von Seen begleitet und vereinigt sich unter 6° 30' südl. Br. bei Ankoro mit dem Luapula, dem Oberlauf des Kongo (s. d.). Der 1000 km lange, aber nur streckenweise schiffbare Fluß wurde in seinem Quellgebiet und in einem großen Teil seines Laufes 1892 von Francqui erforscht.

Luama, Nebenfluß des obern Kongo, entspringt auf den Bergen am Westufer des Tanganjika und mündet oberhalb Njangwe.

Luang Prabang, Hauptstadt des bedeutendsten der Laostaaten im Königreich Siam, am linken Ufer des Mekhong, mit großem, von hohem Palissadenzaun umgebenem Palast des Königs, vielen Pagoden, einem sehr heiligen Tempel auf hohem Felsen, zu dem Hunderte von Stufen führen, stark besuchtem Markt (täglich 6000 Menschen) und 15—20,000 Einw.

Luapula (Luvua), Oberlauf des Kongo (s. d.).

Lubaczów (spr. lubátschow), Stadt in Galizien, Bezirksh. Cieszanow, an der Lubaczówka (Zufluß des San) und der Staatsbahnlinie Jaroslau-Sokal, Sitz eines Bezirksgerichtes, hat ein Schloß, Dampfsäge, Faßbinderei und (1890) 4814 vorwiegend polnische und kath. Einwohner (darunter 1901 Ruthenen und 1721 Juden). L. ist eine der ältesten Städte Galiziens und war ehemals Festung.

Lubartow, Stadt, s. Ljubartow.

Lübbecke, Kreisstadt im preuß. Regbez. Minden, am Wiehengebirge, hat eine evangelische und eine katholische Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht,

Kleider-, Papier- und Pappen-, Leder-, Tabaks- und Zigarrenfabrikation, Trikotagenweberei, Wollspinnerei und Färberei, eine große Bierbrauerei, ein Sägewerk, Steinbrüche, Leinwandhandel und (1890) 2994 Einw., davon 220 Katholiken und 62 Juden. L. erhielt 1279 Stadtrecht.

Lübbeckesche Berge, s. Wiehengebirge.

Lübben (wend. Lubena), Kreisstadt im preuß. Regbez. Frankfurt, am Spreewald, an der Spree und der Linie Berlin-Görlitz der Preußischen Staatsbahn, 56 m ü. M., hat 3 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Realschule, eine Idiotenanstalt, eine Hebammenlehranstalt, ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, bedeutende Trikotagenfabrikation (400 Arbeiter), eine Papier- und Pappenfabrik, Fabrikation von Schuh- und Drechslerwaren und (1890) mit der Garnison (ein Jägerbataillon Nr. 3) 6198 Einw., davon 265 Katholiken und 80 Juden. An der Hauptkirche in L. war der Liederdichter Paul Gerhardt Geistlicher und ist in derselben auch begraben.

Lübben, Heinrich August, Sprachgelehrter, geb. 21. Jan. 1818 in Hooksiel, gest. 15. März 1884 in Oldenburg, studierte 1838—41 in Jena, Leipzig und Berlin Theologie und Philosophie, wirkte darauf 1844—75 als Lehrer in Oldenburg, und wurde 1877 zum Vorstand der Landesbibliothek daselbst ernannt. Sein Hauptwerk ist das mit K. Schiller in Schwerin gemeinsam bearbeitete »Mittelniederdeutsche Wörterbuch« (Brem. 1871—81, 6 Bde.). Seit 1875 redigierte er das »Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung«.

Lübbenau (wend. Lubnow), Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Kalau, an der Spree und am Spreewald, Knotenpunkt der Linien Berlin-Görlitz und L.-Kamenz der Preußischen Staatsbahn, 60 m ü. M., hat eine schöne Kirche, ein Amtsgericht, sehr bedeutenden Garten- und Gemüsebau und (1890) 3753 Einw., davon 35 Katholiken und 3 Juden. Dabei Schloß L., der Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft des Grafen zu Lynar, und in der Nähe die Spreewalddörfer Lehde und Leipe. Vgl. Fahlisch, Geschichte der Spreewaldstadt L. (Lübbenau 1877).

Lübbensteine, s. Helmstedt.

Lübbesee (Groß-L.), See im preuß. Regbez. Köslin, südöstlich bei Dramburg, erstreckt sich 14 km von NW. nach SO., ist bis 2 km breit und wird von der Drage durchflossen.

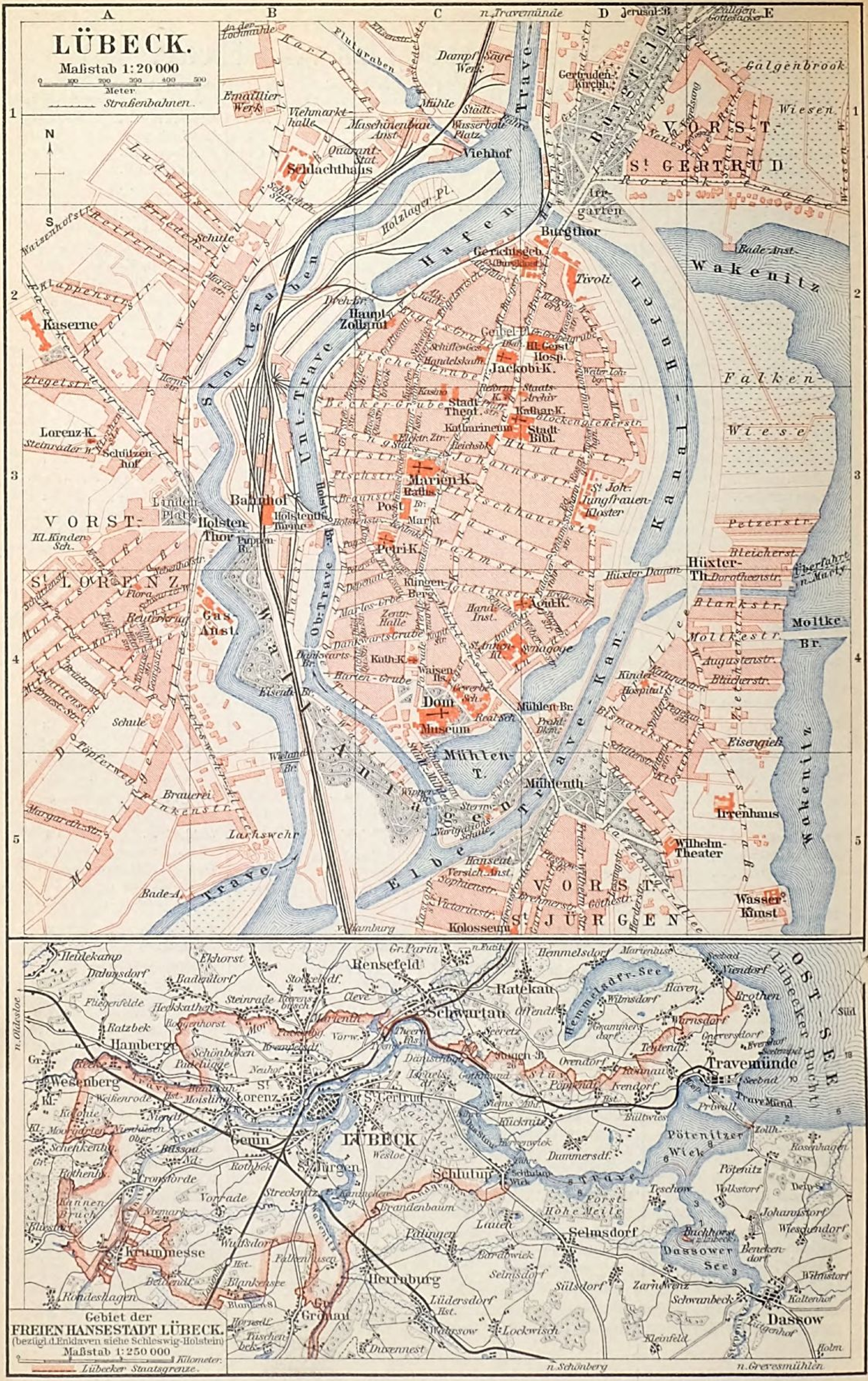
Lubbock (spr. lŏbbŏck), Sir John, Naturforscher, geb. 30. April 1834 zu Eaton Place in London, trat in das Bankgeschäft seines Vaters, welches er bei dessen Tode 1865 übernahm, und führte vielfache Verbesserungen im Bankwesen durch; auch wurde er 1870 liberales Parlamentsmitglied für Maidstone und 1880 parlamentarischer Vertreter der Universität London, an der er früher als Vizekanzler fungierte. 1890 wurde er Präsident des London County Council, auch war er nacheinander Präsident der Ethnologischen und Entomologischen Gesellschaft, ebenso des Anthropologischen Instituts und Vizepräsident der British Association. Am bekanntesten ist er durch seine zoologischen, physiologischen und archäologischen Arbeiten geworden. Er schrieb: »Prehistoric times, as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages« (1865, 5. Aufl. 1890; deutsch von Passow, Jena 1874, 2 Bde.); »The origin of civilization and the primitive condition of man« (1870, 5. Aufl. 1890; deutsch, Jena 1875); »On the origin and metamorphoses of insects« (1874; deutsch, Jena 1876); »On British wild flowers considered in relation to insects« (1875; deutsch, Berl. 1877); »Relations between plants and insects« (1878); »Ants, bees and wasps« (1882, 9. Aufl. 1889; deutsch, Leipz. 1883); »Flowers, fruits and leaves« (1886); »On the senses, instincts and intelligence of animals« (1888; deutsch, Leipz. 1889); »The pleasures of life« (1887; deutsch, 3. Aufl., Berl. 1891; 2. Teil 1890); »Contributions to our knowledge of seedlings« (1892, 2 Bde.); »The beauties of nature and the wonders of the world« (1892, 5. Aufl. 1893); »The use of life« (1894). Außerdem erschienen von ihm: »Addresses, political and educational« (1879); »Scientific lectures« (1873, 2. Aufl. 1890); »Fifty years of science, addresses to the British Association« (1882, 4. Aufl. 1890).

Lübeck, deutscher Freistaat, dessen Gebiet, zwischen 53° 32'—54° nördl. Br. und zwischen 10° 29'—10° 53' östl. L. v. Gr. gelegen, teils aus einem abgeschlossenen, von der Ostsee, Holstein, dem oldenburgischen Fürstentum L., Lauenburg und Mecklenburg begrenzten Ganzen, teils aus einzelnen Enklaven in Lauenburg, im Fürstentum L. und in Mecklenburg-Strelitz besteht (s. Karte »Schleswig-Holstein«). Es wird eingeteilt in die Stadt L. mit den Vorstädten, das Städtchen Travemünde und die Landbezirke. Das Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 298 qkm (5,41 QM.) mit (1890) 76,485 (1895: 83,693) Einw., von denen auf die Stadt und Vorstädte 63,590 (1895: 70,278), auf Travemünde 1666 (1895: 1750), auf die Landbezirke 11,229 (1895: 11,665) Einw. kommen. Dasselbe enthält 2 Städte, 49 Dörfer, 34 Höfe. Der arrondierte Hauptteil des Gebiets bildet eine Ebene, die nur östlich von der Stadt L. durch einen niedrigen Höhenzug ein welliges Ansehen erhält. Diese Ebene wird von der Trave und deren Nebenflüssen Wakenitz und Stecknitz durchflossen. Die Trave bildet an ihrer Mündung mehrere Buchten (Wyken) und steht durch den Stecknitzkanal mit der Elbe in Verbindung. Der weitere Ausbau dieses Kanals, dessen Kosten auf 22,5 Mill. Mk. veranschlagt sind, ist 1895 in Angriff genommen. Was die Benutzung des Bodens betrifft, so kamen 1893 auf Äcker und Gärten 59,4 Proz., auf Wiesen 9,3, auf Weiden 2,3, auf Waldungen 13,4, auf Haus- und Hofräume, Wege, Gewässer 15,6 Proz. des Areals. Die Landwirtschaft wird in derselben Weise wie in Holstein betrieben. In dem die Stadt umgebenden Distrikt ist der Gartenbau nebst Kunst- und Handelsgärtnerei, welche bedeutenden Absatz über die See haben, Hauptbeschäftigung. Der Handel u. die gewerbliche Thätigkeit konzentrieren sich in der Stadt L. Die Verfassung des Freistaats ist republikanisch. Nach der Verfassung vom 7. April 1875 steht die Staatsgewalt dem Senat u. der Bürgerschaft gemeinschaftlich zu. Der Senat besteht aus 14 Mitgliedern, von denen 8 dem Gelehrtenstand (davon mindestens 6 Rechtsgelehrte) und unter den übrigen 6 mindestens 5 dem Kaufmannsstand angehören müssen. Wählbar ist jeder Bürger, welcher das 30. Lebensjahr vollendet hat und im vollen Genuß der bürgerlichen Rechte sich befindet. Die Wahl geschieht durch eine für jeden Erledigungsfall besonders zu ernennende, aus einer gleichen Zahl von Mitgliedern des Senats und der Bürgerschaft bestehende Kommission. Der Erwählte bekleidet sein Amt lebenslänglich. Der Vorsitzende des Senats, den dieser selbst aus seiner Mitte auf je zwei Jahre wählt, führt während dieser Zeit den Titel Bürgermeister.

Namen-Register zum ‚Plan von Lübeck'.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | A2 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Adlerstraße	A2
Ägidienkirche	D4
Ägidienstraße	C4
Alfstraße	BC3
Alsheide	C2
Am Brink	D5
— Burgfelde	D1
An der Lochmühle	B1
— — Mauer	D3, 4
— — Ober-Trave	BC3, 4
— — Unter-Trave	BC2, 3
Antonstraße	D4, 5
Augustenstraße	E4
Bäckerstraße	D5
Badeanstalten	A5; D3; E2; E4
Bahnhof	B3
Balauerfohr	D3, 4
Beckergrube	BC3
Bei St. Johannis	D3
Bismarckstraße	D4
Blankstraße	E4
Bleicherstraße	E3
Blocks Querstraße	C3
Blücherstraße	E4
Böttcherstraße	BC2, 3
Brauerei	A5
Braunstraße	BC3
Brehmer Straße	D5
Breite Straße	C2, 3
Brüderstraße	A4
Brunnen, Markt-	C3
Burgfeld	D1
Burgkloster	CD2
Burgthor	D2
Cronsforder Allee	CD5
Dampfsägewerk	C1
Dankwarts-Brücke	B4
— Grube	BC4
Depenau	BC4
Dom	C4
Dornestraße	A4
Dorotheenstraße	E4
Drehbrücke	BC2
Düstere Querstraße	C4
Einsiedelstraße	C1
Eisenbahnbrücke	B4
Eisengießerei	E4
Elektrische Zentrale	C3
Elisenstraße	C1
Ellernbrook	C2, 3
Emaillierwerk	B1
Emilienstraße	A4
Engelsgrube	C2
Engelswisch	C2
Ernestinenstraße	A4
Fackenburger Allee	A2, 3
Fähre	CD1
Fährstraße	D1
Falkenstraße	E3
Falkenwiese	E2, 3
Fegefeuer	C4
Finkenstraße	A5
Fischergrube	C2
Fischstraße	BC3
Fleischhauerstraße	CD3
Flora	A4
Flutgraben	BC1
Friedenstraße	AB2
Friedrich-Wilhelm-Straße	D5
Fünfhausen	C3
Galgenbrookwiesen	E1
Gartenstraße	D5
Gasanstalt	B4
Geibeldenkmal	C2
Geibelplatz	C2
Georgstraße	A4
Gertrudenkirchhof	D1
Gertrudstraße	D1
Gewerbeschule	C4
Glockengießerstr.	D3
Goethestraße	D5
Große Altefähre	C2
— Burgstraße	D2
— Gräpelgrube	D2
— Siebstraße	C3
Großer Vogelsang	E1
Groß-Riesau	C2
Hafen	C2
Hafenstraße	D1, 2
Handelsinstitut	C4
Handelskammer	C2
Hansastraße	A4
Hartengrube	BC4
Hauptzollamt	C2
Heil. Geist-Hospital	D2
Helenenstraße	A4
Herderstraße	D5
Hermannstraße	A2
Holstenbrücke	B3
Holstenstraße	BC3
Holstenthor	B3
— Türme	B3
Holzlagerplatz	C1,2
Hundestraße	CD3
Hüxstraße	CD3
Hüxter Damm	D4
— Thor	E3, 4
Hüxterthorallee	D4
Invaliditäts- u. Alters-Versicherung	C5
Irrenhaus	E5
Irrgarten	D2
Israelsdorfer Allee	D1
Jakobikirche	CD2
Johannisstraße	CD3
Kalandstraße	DE4
Kapitelstraße	C4
Karlstraße	BC1
Karpfenstraße	A4
Kaserne	A2
Kasino	C3
Kastorpstraße	C5
Katharinenkirche	D3
Katharinenstraße	B1-3
Katharineum	C3
Katholische Kirche	C4
Kinderhospital	D4
Kirchenstraße	A3
Klappenstraße	A2
Kleine Burgstraße	C2
— Grapelgrube	D2
— Kiesau	C3, 4
Kleiner Vogelsang	DE1
Kleinkinderschule	A3
Klingenberg	C4
Klosterstraße	DE4, 5
Kohlmarkt	C3
Kolk	C3
Kolosseum	C5
Königstraße	C2-4
Krähenstraße	D4
Krähenteich	D4
Krausestraße	A4
Kreuzweg	A3, 4
Kupferschmiedstr.	C2, 3
Lachswehr	B5
Lachswehrallee	AB4, 5
Lange Reihe	E1
Lederstraße	C3
Lessingstraße	D5
Lichte Querstraße	C4
Lindenplatz	A3
Lindenstraße	A4
Lorenzkirche	A3
Ludwigstraße	AB1, 2
Margarethenstraße	A5
Marienkirche	C3
Marienstraße	B2
Markt	C3
Marlesgrube	BC4
Maschinenbau-Anstalt	C1
Meierstraße	A4
Mengstraße	BC3
Mittelstraße	A4
Moislinger Allee	A4, 5
Moltkestraße	E4
Mühle	C1
Mühlenbrücke	D4
Mühlendamm	C4, 5
Mühlenstraße	C4
Mühlenteich	C4, 5
Mühlenthor	D5
Museum	C4
Navigationsschule	C5
Nebenhofstraße	AB3, 4
Neue Straße	D1
Ober-Trave	B3, 4
Pagenstraße	BC3
Parade	C4
Paulstraße	E1
Pegelaustraße	DE4
Petersgrube	BC3
Petrikirche	C3
Petzerstraße	E3
Pfaffstraße	C3
Pferdemarkt	C4
Pleskowstraße	D5
Post	C3
Prahldenkmal	D4
Projektierte Brücke	E4
Puppenbrücke	B3
Rathaus	C3
Ratzeburger Allee	D5
Realschule	C4
Reformierte Kirche	C3
Reichsbank	C3
Reiferstraße	A2
Reuterkrug	A4
Roddenkoppel	BC1
Roeckstraße	DE1
Rosengarten	D3
Rosenstraße	D2
Sandstraße	C3
St. Annenkloster	C4
St. Johannis-(Jungfrauen) Kloster	D3
Schiffergesellschaft	C2
Schildstraße	C4
Schillerstraße	D4, 5
Schlachthaus	B1
Schlachthausstraße	B1
Schlumacherstraße	D3
Schlüsselbad	C3
Schmiedestraße	C3
Schule	A4; B2
Schulstraße	E1
Schützenhof	A3
Schützenstraße	A4
Schwartauer Allee	AB1, 2
Schwarze Weg	A4
Schwön-Querstraße	C2
Sophienstraße	C5
Spillerstraße	D4
Staatsarchiv	D3
Stadtbibliothek	D3
Stadtgraben	B1-4
Städtische Mühlen	C5
Stadttheater	C3
Steinrader Weg	A3
Sternwarte	C5
Stubenstraße	D4
Synagoge	D4
Teichstraße	A4
Tivoli	D2
Töpferweg	A4, 5
Tünkenhagen	D3
Unter-Trave	B2, 3
Viehhof	C1
Viktoriastraße	C5
Vorstadt St. Gertrud	DE1
— St. Jürgen	D5
— St. Lorenz	A3, 4
Wahmstraße	C3
Waisenhaus	C4
Waisenhofstraße	A2
Wakenitz	DE2-5
Wakenitzer Straße	E4, 5
Wakenitz-Mauer	D2, 3
Wallanlagen	BC4, 5
I. Wallstraße	B3, 4
II. Wallstraße	B4, 5
III. Wallstraße	CD5
Wasserkunst	E5
Weberstraße	D4
Weiter Lohberg	D2
Wielandbrücke	B5
Wiesenweg	E1
Wilhelmstraße	A4
Wilhelmtheater	DE5
Wipperbrücke	C5
Zentralhalle	C4
Ziegelstraße	A2
Ziethenstraße	E4



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig. Zum Artikel »Lübeck«.

Dem Senat als Regierung steht die Aufsicht über sämtliche Zweige der Verwaltung und über die Justizbehörden zu; ihm und der Stadt leisten die Bürger den Eid der Treue; er bewahrt Siegel und Archive der Stadt; er ernennt und beeidigt den größten Teil der Staatsbeamten, übt das Begnadigungsrecht in Strafsachen und unter Mitwirkung der Bürgerschaft das Recht der Gesetzgebung. Die Bürgerschaft besteht aus 120 Mitgliedern; Wähler und wählbar ist jeder im vollen Genuß der bürgerlichen Rechte stehende Staatsbürger. Die Bürgerschaftsmitglieder bekleiden ihr Amt sechs Jahre und werden alle zwei Jahre durch Neuwahlen zum dritten Teil ergänzt. Ein von der Bürgerschaft aus ihrer Mitte auf zwei Jahre gewählter und alljährlich zur Hälfte durch Neuwahlen zu ergänzender Ausschuß von 30 Mitgliedern übt die Rechte der Bürgerschaft aus bei Geldbewilligungen bis zur Höhe von 6000 Mk. auf einmal oder 300 Mk. jährlich und bei Fragen über Erwerb oder Veräußerung von Grundstücken bis zu einem Wert von 12,000 Mk. Außerdem liegt dem Bürgerausschuß die vorgängige Begutachtung aller an die Bürgerschaft zu richtenden Senatsanträge ob. L. gehört zum Bezirk des hanseatischen Oberlandesgerichts zu Hamburg und ist Sitz eines mit dem großherzoglich oldenburgischen Fürstentum L. gemeinsamen Landgerichts sowie eines Amtsgerichts. Die hauptsächlichen Zweige der Staatsverwaltung stehen unter der Leitung von sogen. Departements oder Deputationen, zusammengesetzt aus Mitgliedern des Senats, deren eins den Vorsitz führt, und aus 6—12 bürgerlichen Deputierten; mehrere Behörden, wie das Polizeiamt, das Medizinalamt und das Stadt- und Landamt, werden ausschließlich aus Mitgliedern des Senats gebildet. Das Staatsbudget für 1895/96 war in Einnahme und Ausgabe auf 4,650,196 Mk. festgesetzt. Unter den Einnahmen betrugen

Zinsen	595 437	Mark
Direkte Steuern	932 000	=
Indirekte Steuern	980 277	=
Ertrag der Domänen	571 893	=

Hauptsächlichste Steuer ist die 1870 eingeführte Einkommensteuer, deren Ertrag für 1895/96 auf 825,000 Mk. angesetzt war. Daneben waren die Hafenabgaben auf 272,000 Mk., der Anteil an den Zöllen und Stempelabgaben des Reiches auf 571,990 Mk. berechnet. Dagegen hatte L. an Matrikularbeiträgen 623,151 Mk. zu zahlen. Die Staatsschuld betrug Anfang 1895: 9,097,620 Mk. L. führt eine Stimme im Bundesrat und entsendet einen Abgeordneten zum deutschen Reichstag. Über das gesamte Kirchenwesen übt der Senat die Oberaufsicht aus. Das Kirchenregiment in der evangelisch-lutherischen Kirche wird in seinem Auftrage von dem Kirchenrat wahrgenommen; die Kirchengemeinden in ihrer Gesamtheit werden durch die Synode vertreten. Man zählte 1890: 74,544 Evangelische, 1143 Katholiken, 654 Israeliten und 144 sonstige Christen und Einwohner unbekannter Konfession. Das Schulwesen, dessen Verhältnisse durch das Gesetz vom 17. Okt. 1885 neu geregelt worden sind, steht unter der Leitung der Oberschulbehörde. Die Ausgaben für Schulzwecke waren für 1895/96 auf 806,407 Mk. veranschlagt. Das Wappen Lübecks (s. Tafel »Wappen I«, Fig. 10) ist der zweiköpfige rotbewehrte Adler mit einem weiß über rot geteilten Brustschild. Die Landesfarben sind Weiß und Rot (s. Tafel »Deutsche Flaggen« bei Artikel »Deutschland«, S. 901).

Die Stadt Lübeck.

(Hierzu die Beilage: »Plan von Lübeck«.)

Die Freie und Hansestadt L., einst Haupt des Hansabundes, an der Mündung der Wackenitz in die Trave gelegen, bildet den Knotenpunkt der Eisenbahnen Eutin-L., L.-Büchen, L.-Hamburg und L.-Travemünde sowie der Linie L.-Strasburg der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Bahn und besteht aus der eigentlichen Stadt und drei Vorstädten. Der alte Wall zwischen der Trave und dem frühern Stadtgraben ist seit 1802 zu Promenaden umgeschaffen, zum Teil abgetragen worden. Die Straßen der innern Stadt sind meistens breit und freundlich, gut gepflastert und kanalisiert. Der in der Mitte der Stadt liegende Marktplatz sowie der Klingenberg sind mit sehenswerten Brunnenmonumenten geschmückt. Auf dem Geibelplatz erhebt sich ein schönes, dem Dichter Emanuel Geibel 1889 errichtetes Denkmal. Die Häuser haben meist ein altertümliches Ansehen und zeigen oft reiche architektonische Ornamente, doch gibt es auch zahlreiche Gebäude im modernen Stil. Unter den öffentlichen Gebäuden stehen die Kirchen voran. Namentlich ist die Marienkirche, 1163—70 gegründet (der jetzige Bau stammt aus den Jahren 1276—1310), eine der schönsten frühgotischen Kirchen Deutschlands. Sie ist 102 m lang, 56,7 m breit und hat zwei 124 m hohe Türme, drei Schiffe (das mittlere 38,5 m hoch), mehrere sehenswerte Kapellen (darunter eine mit berühmtem Totentanz, ursprünglich im 15. Jahrh. auf Holz gemalt, 1701 in jetziger Gestalt auf Leinwand übertragen) und Grabdenkmäler, einen Hochaltar (1697 von Th. Quellinus gearbeitet) und eine Kanzel von schwarzem Marmor, eine Anzahl von Meisterwerken der ältern deutschen Skulptur, ein künstliches Uhrwerk (von 1565), Gemälde von Overbeck (Einzug Christi in Jerusalem und die berühmte Grablegung Christi), von Mostaert (1518) und Orley sowie eine vorzügliche Orgel. Die Domkirche, 1173 gegründet und im 14. Jahrh. um die Hälfte vergrößert, mit zwei 120 m hohen Türmen, enthält schöne Sarkophage, wertvolle Kunstschätze, darunter ein treffliches Altarbild von Memling (von 1491), und eine neue Orgel (seit 1893). Die Jakobikirche (vor 1227 gegründet), mit einem schlanken, 96,5 m hohen Turm, und die Petrikirche (vor 1170 gegründet), mit einem durch vier Nebenspitzen gezierten Turm von fast 87 m Höhe, enthalten ebenfalls sehenswerte Kunstdenkmäler. Erwähnung verdienen noch die Ägidienkirche, mit 76,5 m hohem Turm, sowie die nicht mehr zum Gottesdienst benutzte schöne Katharinenkirche. Die St. Jürgenkapelle (von 1645) ist von geringerm Umfang, aber ansprechendem Stil.



Wappen von Lübeck.

Unter den weltlichen Gebäuden ist besonders das Rathaus, ein großes, aus roten und schwarzen verglasten Backsteinen zu verschiedenen Zeiten errichtetes Gebäude, merkwürdig; es ist im Innern neuerdings einem durchgreifenden Umbau unterworfen (schönes Treppenhaus). Unter dem Rathaus befindet sich der schon im 13. Jahrh. angelegte Ratsweinkeller, ein interessantes Bauwerk mit hohen und weitläufigen Gewölben, von Einheimischen und Fremden viel besucht. Die Kriegsstube im Rathaus sowie das Fredenhagensche Zimmer (im Hause der Kaufmannschaft)

enthalten sehenswerte Schnitzwerke aus Holz und Alabaster. Ein zierlicher Bau aus dem 13. Jahrh. ist das Hospital zum Heiligen Geist, mit alten Malereien und kunstvollen Schnitzaltären. Beachtung verdienen ferner das Holstenthor von 1476 und das Burgthor sowie das Haus der Schiffergesellschaft. In dem 1893 vollendeten Museumsgebäude sind die wertvollen, der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit gehörenden Sammlungen vereinigt, nämlich das Museum Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte, die Sammlung prähistorischer Altertümer, das Gewerbemuseum, das Naturhistorische Museum, das Handelsmuseum und die Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Gipsabgüssen (vgl. die Schrift »Das Museum zu L.«). Von Interesse sind noch das neue Schlachthaus, das städtische Wasserwerk, die Markthalle und die Zentralstation für elektrische Beleuchtung. Die Einwohnerzahl bezifferte sich 1895 mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 76) auf 70,278 Seelen, meist Evangelische. Die Industrie ist nicht unbedeutend; die Hauptzweige derselben sind: Branntweinbrennerei, Bier- und Essigbrauerei, Zigarrenfabrikation und Seifensiederei. Außerdem gibt es Konserven-, Weißwarenfabriken, Eisengießereien, Emaillierwerke, Maschinen- und Schiffbauanstalten, Portefeuille-, Galanteriewaren- und Mineralwasserfabriken sowie mehrere bedeutende Säge- und Hobelwerke. Bei weitem wichtiger aber sind Handel und Schiffahrt. L. ist ein bedeutender Speditionsplatz für die Ostsee und vermittelt in großartigem Maßstab den Handel zwischen Hamburg und dem Innern Deutschlands einer- und den Ostseeküsten anderseits. Nach dem Eintritt der Stadt in den Zollverein (1868) sowie infolge der Ausdehnung ihres Eisenbahnnetzes hat der Handel bedeutend zugenommen. Die Einfuhr betrug:

Jahr	Metr. Ztr.	Wert (Mark)	Jahr	Metr. Ztr.	Wert (Mark)
1870	2593234	92800000	1885	6790668	249900000
1875	5179785	225600000	1890	8957967	269200000
1880	6285482	245900000	1894	9297000	295500000

Die wichtigern Einfuhrartikel sind: aus Rußland Getreide, Butter, Spirituosen, Holzwaren, Pottasche, Teer, Petroleum, Hanf und Hanföl, Kupfer, Talg; aus Schweden Bauholz, Bretter, Eisen, Kupfer, Stahl; aus Preußen Getreide, Spirituosen; aus Dänemark Getreide, Fettwaren, Ölsamen, Butter; aus Großbritannien Steinkohlen, Steingut, Roh- und Stangeneisen, Eisenwaren, Leinöl; aus Frankreich Wein, Spirituosen; aus Nordamerika Petroleum &c. Die Schiffahrt Lübecks geht größtenteils nach europäischen Ländern, vornehmlich nach Schweden, Dänemark und Rußland, dann nach Großbritannien, Preußen und Frankreich. Es kamen an:

Jahr	Seeschiffe	Kubikmeter	Jahr	Seeschiffe	Kubikmeter
1870	1694	425145	1885	2198	1173664
1875	1923	700556	1890	2383	1446856
1880	2314	890549	1894	2465	1520023

Dampfschiffahrtsverbindung wird durch regelmäßige Fahrten nach verschiedenen Orten der russischen, schwedischen, dänischen und schleswig-holsteinischen Küste unterhalten. Die die Wasserverbindung zwischen L. und der Ostsee vermittelnde Trave ist 1878–82 mit bedeutendem Kostenaufwand bis auf 5,3 m vertieft worden, so daß infolgedessen die größten Seeschiffe an die Stadt gelangen können. Die Hafenanlagen haben in den letzten Jahren großartige Erweiterungen erfahren, an denen im Anschluß an den begonnenen Bau des Elbe-Trave-Kanals fortgesetzt gearbeitet wird. Die lübeckische Reederei zählte Ende 1894: 33 Schiffe mit einem Nettoraumgehalt von 35,218 cbm, darunter 29 Dampfschiffe. Zur Unterstützung des Handels dienen: eine Handels- und eine Gewerbekammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 478,5 Mill. Mk.), drei Privatbanken, zwei Sparkassen, mehrere Versicherungsanstalten &c.; den Verkehr in der Stadt vermittelt eine elektrische Straßenbahn.

An Anstalten für Unterricht und Bildung bestehen in L.: das seit alters berühmte Katharineum (im ehemaligen Katharinenkloster, Gymnasium, verbunden mit Realgymnasium), ein Privatprogymnasium, 2 Realschulen (eine davon Privatanstalt), 3 Mittelschulen, 18 Volksschulen, eine Gewerbeschule, eine Privathandelslehranstalt, eine Navigationsschule, ein Schullehrerseminar, eine Schule für taubstumme und schwachbefähigte Kinder &c. Ferner hat L. eine Stadtbibliothek mit 125,000 Bänden, einen Ärztlichen Verein mit einer Bibliothek von 30,000 Bänden, einen Landwirtschaftlichen Verein, einen Kunstverein, ein Theater &c. Das Armenwesen ist musterhaft geordnet; unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind hervorzuheben: die Armenanstalt mit bedeutendem Grundbesitz und einem Kapitalvermögen von etwa 1,450,000 Mk., das St. Johannis-Jungfrauenkloster und die Brigittenstiftung (Versorgungsanstalten für weibliche Personen), das Hospital zum Heiligen Geist (mit 140 Pfleglingen), die Irrenanstalt, das Waisenhaus, die Kinderpfleganstalt, das allgemeine Krankenhaus, das Kinderhospital, außerdem zahlreiche Privatstiftungen. Das Gesamtvermögen der letztern (ohne den Grundbesitz) wurde 1895 auf 5,650,000 Mk. berechnet, wogegen das der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu derselben Zeit 4,100,000 Mk. betrug. L. ist Sitz der Staatsbehörden, eines Hauptzollamtes und vieler auswärtiger Konsulate.

[Geschichte.] Eine Stadt Namens L. (Liubice) wird zuerst unter dem christlichen Wendenfürsten Gottschalk (gest. 1066) erwähnt; sie lag an der Mündung der Schwartau in die Trave. Unter seinem jüngern Sohn, Heinrich, blühte das alte L. auf, wurde aber in einem spätern Krieg 1138 von Race, Fürsten der Rugier, erobert und verwüstet. Graf Adolf II. von Holstein erbaute 1143 ein neues L. auf einem Werder zwischen Trave und Wackenitz, und dieses gewann durch seine glückliche Lage so rasch eine Bedeutung, daß die Kaufleute aus Bardowiek fortzogen und nach L. übersiedelten. Mit Unwillen sah Heinrich der Löwe dies, da sein eignes Land darunter litt. Nachdem er jedoch 1157 den Grafen Adolf bewogen hatte, ihm L. zu überlassen, widmete er selbst der jungen Ansiedelung eifrige Fürsorge. Er gab ihr städtische Verfassung und ein eignes Recht und sandte Boten an die Städte und in die Reiche des Nordens, um sie zum Handelsverkehr mit L. einzuladen. Auch verlegte er 1163 den Bischofsitz aus Oldenburg dahin und erbaute den Dom. Die Stadt hing mit Treue an ihm auch nach seiner Ächtung, bis Friedrich I. 1181 mit einem Heer erschien und Lübecks Gehorsam erzwang. Er bestätigte und erweiterte die Gerechtsame der Stadt durch eine Urkunde von 1188. Heinrich der Löwe gewann 1189 die Herrschaft noch einmal, konnte sie aber nicht behaupten. Die Eroberung Holsteins durch Waldemar II., König von Dänemark, brachte 1201 auch L. unter dessen Gewalt. Nachdem es der Stadt gelungen war, sich der dänischen Herrschaft zu entledigen (1225), ver-

lieh ihr Kaiser Friedrich II. 1226 die Reichsfreiheit. Der Versuch Waldemars, die nordalbingischen Lande wieder zu gewinnen, wurde durch die Schlacht bei Bornhövede (22. Juli 1227) vereitelt, und einen in Verbindung mit dem Grafen Adolf IV. gegen L. insbesondere gerichteten Angriff wehrte die Stadt selbst ab und gewann an der Mündung der Warnow 1234 den ersten Seesieg über die Dänen. Sie gelangte dann rasch zu großer und dauernder Blüte und trat an die Spitze des allmählich sich bildenden Hansabundes. Unter den Kriegen, welche L. in Verbindung mit der Hansa während des 14. Jahrh. führte, ist der bedeutendste der mit Waldemar IV. von Dänemark. Er begann 1361 und endete nach einer anfänglichen Niederlage der Flotte unter dem Lübecker Bürgermeister Johann Wittenborg, der deshalb hingerichtet wurde, mit der Einnahme von Kopenhagen und mit dem ruhmvollen Frieden zu Stralsund 24. Mai 1370, in welchem der dänische Reichsrat die Wahl eines Königs von der Zustimmung der Hansa abhängig machte. Das Jahr 1408 brachte einen Aufruhr im Innern. Der alte patrizische, sich selbst ergänzende Rat wurde durch eine Volksbewegung genötigt, sein Amt niederzulegen und die Stadt zu verlassen; ein neuer demokratischer Rat trat an seine Stelle. Als Kaiser Siegmund Ernst machte, die über die Stadt ausgesprochene Acht in Ausführung zu bringen, auch König Erich von Dänemark drohte, trat der neue Rat freiwillig zurück, und der alte Rat, an der Spitze der Bürgermeister Jordan Pleskow, zog 1416 feierlich wieder ein. Der größtenteils aus Patriziern bestehende Rat führte dann noch ein Jahrhundert hindurch die Regierung mit Erfolg, bis die Reformation neue Bewegung brachte. Daß der Bürgermeister Nikolaus Brömse dem jungen Gustav Wasa Schutz zusagte und seine Zusage erfüllte, machte diesen zum König von Schweden; die von den Dänen noch besetzte Stadt Stockholm ergab sich 1523 den Anführern der lübeckischen Flotte, Berend Bomhauer und Hermann Plönnies, und von diesen empfing Gustav Wasa seine Hauptstadt. Durch ein Bündnis mit L. (5. Febr. 1523) glaubte Friedrich I., Herzog von Holstein, sich den Erfolg sichern zu müssen, als er nach Christians II. Vertreibung die Berufung auf den dänischen Königsthron annahm. Gegen Brömse, der zugleich eifrig katholisch war, erhob sich wieder eine Volksbewegung, die ihn zur Flucht nötigte. Die Reformation ward durch Buggenhagen eingeführt (1531), und Jürgen Wullenweber (s. d.) trat auf kurze Zeit an die Spitze der Stadt. Er verfolgte kühne Zwecke, indem er noch einmal die Herrschaft über Dänemark zu gewinnen strebte. Er wurde gestürzt, die Stadt erlangte einen ehrenvollen Frieden (1535), und zugleich wurde die alte Verfassung nochmals wieder eingeführt. Brömse kehrte zurück. Die Verhältnisse mit Dänemark wurden nach der Thronbesteigung Friedrichs II. durch den Vertrag von Odense 1560 nochmals geordnet, und dieser König wurde dann der Verbündete Lübecks in einem Kriege mit Schweden, dessen Könige sich eine Reihe willkürlicher Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten erlaubt hatten. Zwar wurde der Stadt im Frieden zu Stettin 1570 eine Entschädigungssumme zugesprochen, aber niemals bezahlt. Seitdem führte L. keinen Krieg mehr, die politische Größe war vorüber. Auch der Handel, die Grundlage der Macht, welcher seine frühere Bedeutung längst verloren hatte, sank mehr und mehr.

In der Mitte des 17. Jahrh. entstanden neue bürgerliche Unruhen, und nun erlangte die Bürgerschaft, zuerst durch den Rezeß von 1665 und dann durch den vom 9. Jan. 1669, der unter kaiserlicher Vermittelung abgeschlossen wurde, eine wirkliche Teilnahme an der Regierung der Stadt. Diese litt fortwährend unter den Kriegen der nordischen Mächte und durch die Belästigungen der mächtiger gewordenen Nachbarn. Doch schwebte immer noch ein Glanz um den Namen der Hansa und sicherte ihr eine ehrenvolle Stellung. Von der Mitte des 18. Jahrh. an ward der Verkehr wieder lebhafter und erzeugte einen steigenden Wohlstand. Die Blockade der Elbe 1803 zog sogar einen großen Teil des hamburgischen Handels über L. L. suchte, wie in frühern Kriegen, Neutralität zu bewahren. Aber eine Abteilung (20,000 Mann) des bei Jena geschlagenen preußischen Heeres, unter Blüchers Führung, nahm 5. Nov. 1806 gewaltsam Besitz von L., ward jedoch schon tags darauf von Bernadotte, Soult und Murat nach hartnäckiger Gegenwehr vertrieben, worauf die mit Sturm genommene Stadt drei Tage lang der Plünderung preisgegeben wurde. 1810 ward dieselbe dem Departement der Elbmündung einverleibt. Im Frühjahr 1813 durch Russen für kurze Zeit befreit, bildete L. die hanseatische Legion mit, wurde jedoch abermals von den Franzosen okkupiert, bis ihm der Kronprinz von Schweden 5. Dez. die Selbständigkeit und Freiheit zurückgab, worauf die frühere Verfassung wiederhergestellt wurde. In der folgenden Friedenszeit war das Hauptaugenmerk der Regierung vorzugsweise auf Belebung des Verkehrs zu Wasser und zu Lande gerichtet. Die Pariser Februarrevolution ging auch an L. nicht spurlos vorüber. Man ging aus eignem Antrieb an eine Reform der immer noch in Kraft gebliebenen Rezesse von 1665 u. 1669. Schon 11. März 1848 ward durch Senatsbeschluß die Preßfreiheit eingeführt, und 8. April trat eine zwischen Senat und Bürgerschaft vereinbarte neue Verfassung in Kraft. Auf Grundlage derselben ward die Bürgerschaft neu konstituiert und zum erstenmal 2. Juni 1848 vom Senat zusammenberufen. Am 30. Dez. 1848 wurde die revidierte Verfassung in ihrer neuen Form publiziert, aber später durch die vom 29. Dez. 1851 (revidiert 7. April 1875) außer Geltung gesetzt. An dem deutsch-dänischen Kriege 1849 nahmen auch Lübecks Truppen teil. Als See- und Handelsstadt mußte es die Rückwirkungen des Krieges mit Dänemark, mit dem es in besonders lebhaftem Handelsverkehr gestanden hatte, schwer empfinden. Dem Verkehr suchte die Regierung nach außen neue Wege zu bahnen, besonders durch Handelsverträge mit fremden Mächten. Am 18. Aug. 1866 trat L. dem Bündnisvertrag zwischen Preußen und den übrigen Staaten des Norddeutschen Bundes bei; mit seinem Kontingent, einem Bataillon Infanterie, nahm es in der oldenburgisch-hanseatischen Brigade an den Operationen der preußischen Mainarmee Anteil. Am 27. Juni 1867 schloß L. eine Militärkonvention mit Preußen und trat 11. Aug. 1868 in den Zollverein, nachdem ihm vorgängig mehrere Erleichterungen, namentlich für seinen bedeutenden Weinhandel sowie für das nordische Geschäft, vertragsmäßig zugesichert waren.

Vgl. Deecke, Die Freie und Hansestadt L. (4. Aufl., Lüb. 1881); »Die Freie und Hansestadt L.« (hrsg. von der Geographischen Gesellschaft in L., das. 1891); »Lübeck«, Festschrift zur 67. Naturforscherversammlung in L. (das. 1895); »Statistik des Lübeckischen Staats« (das. 1871 ff.); Becker, Geschichte der Stadt L. (das. 1782—1805, 3 Bde.); M. Hoffmann, Geschichte der Freien und Hansestadt L. (das. 1889—92); Deecke,

Lübische Geschichten und Sagen (3. Aufl., Lüb. 1891); Waitz, L. unter Jürgen Wullenweber (Berl. 1855—56, 3 Bde.); Klug, Geschichte Lübecks während der Vereinigung mit dem franz. Kaiserreich (Lüb. 1857); Frensdorff, Stadt- und Gerichtsverfassung Lübecks im 12. u. 13. Jahrh. (das. 1861); Pauli, Lübeckische Zustände im Mittelalter (das. 1872); »Urkundenbuch der Stadt L.« (das. 1843—94, Bd. 1—9); »Chroniken der deutschen Städte«, Bd. 19: Lübecker Chroniken (Bd. 1, Leipz. 1884); »Zeitschrift des Vereins für lübeckische Geschichte« (Lüb. 1860 ff.).

Lübeck, zum Großherzogtum Oldenburg gehöriges Fürstentum (s. Karte »Oldenburg«), an der Ostsee (Lübecker Bucht) zwischen holsteinischem und lübeckischem Gebiet gelegen, 541 qkm (9,83 QM.) groß mit (1890) 34,718 Einw., bildet eine wellenförmige, größtenteils fruchtbare, von Wäldern, Seen und anmutigen Hügelketten durchzogene Ebene. Die Bevölkerung ist niedersächsischen Stammes und bekennt sich fast ausschließlich zur evangelischen Kirche. Das Fürstentum, von der Ostholsteinischen und der Eutin-Lübecker Bahn durchschnitten, zerfällt in die Stadtgemeinde Eutin und die Ämter Eutin und Schwartau. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist Eutin, woselbst sich auch der Provinzialrat von elf Mitgliedern versammelt. — Das Land gehörte ursprünglich zum Gebiet des Hochstifts L. Schon König Otto I. gründete 948 in der Stadt Aldenburg (Oldenburg) in Wagrien (dem östlichen Holstein) ein Bistum, das dem Erzstift Bremen untergeben ward. Adalbert von Bremen trennte 1052 die beiden Bistümer Ratzeburg und Mecklenburg (-Schwerin) ab. Der heil. Vicelin, der Apostel der Wagrier und Obotriten, war hier Bischof 1149—54. 1163 verlegte Heinrich der Löwe den Sitz des Bistums nach L., die Residenz des Bischofs aber war Eutin. Nachdem Heinrich in die Acht erklärt worden, wurde das Bistum reichsunmittelbar. Bischof Heinrich III. konnte 1530 das Eindringen der Reformation in L. nicht verhindern; nach seinem Tode (1535) wurde Detlev v. Reventlow zum ersten evangelischen Bischof erwählt. 1586 erwählte das Domkapitel den Herzog Johann Adolf von Holstein-Gottorp, und weil dieses Haus wesentlich dazu beitrug, daß das Hochstift im Westfälischen Frieden nicht säkularisiert wurde, so wählte das Kapitel aus Dankbarkeit fortan stets Bischöfe aus dem Hause Holstein-Gottorp. Als 1802 durch den Hauptdeputationsrezeß das Bistum nebst dem Domkapitel aufgehoben wurde, erhielt der Herzog von Oldenburg die genannten Besitzungen zur Entschädigung für die Aufhebung des Elsflether Weserzolles als weltliches Fürstentum, wobei man jedoch der Stadt L. die Domgebäude und einige Kapitelsdörfer zum eigentümlichen Besitz zuerkannte. Nachdem schon 1842 das holsteinische Kirchspiel Gleschendorf gegen das Kirchspiel Ratekau durch Vertrag mit Dänemark eingetauscht war, wurde 1866 das holsteinische Amt Ahrensböck von Preußen erworben. Das Wappen ist ein goldenes, schwebendes, mit einer Bischofsmütze bedecktes Kreuz im blauen Feld. Vgl. Laspeyres, Die Bekehrung Nordalbingiens und die Gründung des Wagrischen Bistums Aldenburg-Lübeck (Brem. 1864); »Codex diplomaticus Lubecensis«, 2. Abt. (Oldenb. 1856); Alberts, Das Fürstentum L., Heimatskunde (Eutin 1883).

Lübeckern, s. Kegelspiel.

Lüben, Kreisstadt im preuß. Regbez. Liegnitz, an der Linie Ziegenhals-Raudten der Preußischen Staatsbahn, 128 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Fabrikation von Tuch und von eisernen Armeesattelgestellen, 2 Dampfsägemühlen und (1890) mit der Garnison (ein Dragonerreg. Nr. 4) 6131 Einw., davon 1006 Katholiken und 51 Juden.

Lüben, 1) August, Volksschulpädagog, geb. 28. Jan. 1804 in Golzow bei Küstrin, gest. 27. Okt. 1873 in Bremen, wurde 1822 Hilfslehrer am Seminar in Weißenfels unter Harnisch, 1825 Lehrer zu Alsleben an der Saale, 1829 Lehrer, später Oberlehrer und Leiter der Bürgerschule zu Aschersleben, 1850 Rektor der Bürgerschule zu Merseburg und 1858 Seminardirektor in Bremen. Unter seinen zahlreichen methodisch-pädagogischen Schriften, denen L. hauptsächlich sein hohes Ansehen in der deutschen Lehrerwelt verdankt, hat besonders die »Anweisung zu einem methodischen Unterricht in der Pflanzenkunde« (Halle 1832, 6. Aufl. 1879), der 1836 eine gleiche für den »Unterricht in der Tierkunde und Anthropologie« (4. Aufl., Leipz. 1879) folgte, epochemachend gewirkt, indem sie den Unterricht statt von einer systematischen Übersicht des betreffenden Naturreiches von der Anschauung charakteristischer Typen jeder wichtigen Gruppe von Naturkörpern ausgehen ließ. Außerdem sind hervorzuheben: »Einführung in die deutsche Litteratur« (mit Nacke, 10. Aufl., Leipz. 1892 ff., 3 Tle.); »Die Hauptformen der äußern Pflanzenorgane« (das. 1846, 2. Aufl. 1871) sowie die von L. herausgegebenen Zeitschriften: »Pädagogischer Jahresbericht« (seit 1857) und »Der praktische Schulmann« (seit 1861). Vgl. »A. L., sein Leben und seine Schriften, von ihm selbst beschrieben« (Leipz. 1873).

2) Adolf, Maler, geb. 1. Sept. (20. Aug.) 1837 in Petersburg, bildete sich seit 1853 in Berlin, seit 1860 in Antwerpen, trat, durch äußere Verhältnisse gezwungen, hierauf zur Landwirtschaft über, gab sie aber bald wieder auf und übte in Berlin selbständig seine Kunst aus. 1876 siedelte er nach München über. Seine Hauptwerke sind: verunglückte Medizin (sechsmal wiederholt, 1872), Entwischt (1872), Schützenzug (1876), Aschermittwoch (1876), Versteigerung, Schnaderhüpfel (1879), Wilderer (1883), der Gang zum Kranken (1886), Taufschmaus (1888), auf dem Friedhofe (1891), Aussegnung einer Kinderleiche. Er behandelt mit Vorliebe humoristische Stoffe.

Lubentīna (Lubia), Göttin, s. Libitina.

Luberon (spr. lüb'róng, Léberon), Gebirgszug der westlichen Kalkalpen im franz. Depart. Vaucluse, zieht sich zwischen den Thälern der Durance und des Coulon von O. nach W. hin und erhebt sich bis zu 1125 m.

Lubień (spr. lubīenj), ein Gipfel der Ost-Beskiden, s. Karpathen, S. 958.

Lubilasch, Nebenfluß des Kongo, s. Lomami.

Lübisch (Lübisch-Kurant), die früher in Lübeck und Hamburg übliche Kurantwährung, nach welcher bis 1797 Silbermünzen von $3^3/_4$, 3, 2 und 1 Mark, 8, 4 und 2 Schilling geprägt wurden, 34 Mark aus der hamburgischen Kölner Mark fein, die Kurantmark mit 6,873 g Silber. Das Gesetz vom 16. Dez. 1856 setzte den Wert der Kurantmark wegen Abschleifens auf $^1/_{35}$ Kölner Mark = 1,2 Mk. Reichswährung (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1) herab.

Lübische Bucht (Lübecker Bucht), ein an der deutschen Ostseeküste zwischen der Halbinsel Darß und der Insel Fehmarn weit in das Land einschneidender Busen, der in seinem Hintergrund wieder durch die Halbinsel Klützer Ort in den Busen von Wismar und das Lübische Fahrwasser geteilt wird. Zur

Seite des letztern erstreckt sich an der holsteinischen Küste die Neustädter Bucht. Der ganze Busen ist nicht tief (vor der Mündung der Trave 8—12 m).

Lübisches Recht, eins der ältesten und wichtigsten deutschen Stadtrechte des Mittelalters, welches vorzugsweise in den Küstenländern der Ostsee, Mecklenburg, Pommern, Esthland, Livland, Holstein, Schleswig verbreitet war. Es beruht auf dem Recht der Stadt Soest, mit welchem Herzog Heinrich der Löwe 1170 die neu erworbene Stadt Lübeck bewidmete. Dazu kam 1270 die justicia Lubicensis und auch seit Anfang des 13. Jahrh. deutsche Abfassungen. Über die Fortbildung des Lübischen Rechts durch die Judikatur des Oberhofs vgl. Michelsen, Der ehemalige Oberhof zu Lübeck (Altona 1839). Die letzte amtlich publizierte Revision des Stadtrechts stammt von 1586. Vgl. Hach, Das alte lübische Recht (Lübeck 1839); Frensdorff, Das lübische Recht nach seinen ältesten Formen (Leipz. 1872) und in den »Hansischen Geschichtsblättern« 1872, 1874, 1879, 1883.

Lübke, Wilhelm, Kunsthistoriker, geb. 17. Jan. 1826 in Dortmund, gest. 5. April 1893 in Karlsruhe, studierte in Bonn und Berlin Philologie, widmete sich jedoch später der Kunstgeschichte, ward 1857 Lehrer der Architekturgeschichte an der Bauakademie zu Berlin, 1861 Professor am Polytechnikum in Zürich, folgte 1866 einem Ruf als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum und die Kunstschule zu Stuttgart und 1885 einem Ruf an die gleichen Anstalten zu Karlsruhe, wo ihm später auch die Generaldirektion der großherzoglichen Kunstsammlungen übertragen wurde. 1895 wurde ihm daselbst ein Standbild (von Weltring) errichtet. Unter seinen für die kunstgeschichtliche Darstellung grundlegenden Schriften sind hervorzuheben: »Die mittelalterliche Kunst in Westfalen« (Leipz. 1853); »Der Totentanz in der Marienkirche zu Berlin« (Berl. 1861); »Grundriß der Kunstgeschichte« (Stuttg. 1860, 11 Aufl. 1891); »Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters« (Dortm. 1852; 6. Aufl. 1873 u. d. T.: »Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters«); »Geschichte der Architektur« (Leipz. 1855; 6. Aufl. 1884, 2 Bde.); »Geschichte der Plastik« (das. 1863, 3. Aufl. 1880); »Über die alten Glasgemälde der Schweiz« (Zürich 1866); »Kunsthistorische Studien« (Stuttg. 1869); »Abriß der Geschichte der Baustile« (Leipz. 1861, 4. Aufl. 1878); »Geschichte der Renaissance in Frankreich« (Stuttg. 1868, 2. Aufl. 1885); »Geschichte der Renaissance in Deutschland« (das. 1873; 2. Aufl. 1882, 2 Bde.); »Geschichte der italienischen Malerei« (das. 1878, 2 Bde.); »Bunte Blätter aus Schwaben« (das. 1885); »Kunstwerke und Künstler« (vermischte Aufsätze, Bresl. 1887); »Geschichte der deutschen Kunst« (Stuttg. 1888); »Altes und Neues. Studien und Kritiken« (Bresl. 1891); »Lebenserinnerungen« (Berl. 1891). Auch gab er »Peter Vischers Werke« (Nürnb. 1878, 48 Tafeln mit Text), »Dürers Kupferstiche in Faksimiles« (das. 1882, 104 Tafeln), »Raffaelwerk in Lichtdrucken« (Dresd. 1880) und mit Lützow den Bilderatlas »Denkmäler der Kunst« (6. Aufl., Stuttg. 1892) heraus.

Lublau (Alt-L., ungar. Ó-Lubló), Stadt im N. des ungar. Komitats Zips, am Poprád, oberhalb Podolin (Endstation der Bahnlinie Poprád-Felka-Podolin), mit Lederfabrik und (1890) 2121 slowakischen (römisch-katholischen) und deutschen Einwohnern. In der Nähe auf einem Felsen die alte Burg L. und im Thal der von einem großen Fichtenpark umgebene Badeort L. (Neu-L.), 556 m ü. M., mit alkalischen Eisensäuerlingen, die besonders gegen auf Anämie beruhende Frauenkrankheiten benutzt werden.

Lublin (Ljublin), russisch-poln. Gouvernement, wird im W. durch die Weichsel vom Gouv. Radom, im O. durch den Bug von Wolhynien getrennt, grenzt im N. an Sjedlez, im S. an Österreich (Galizien) und umfaßt 16,838 qkm (305,8 QM.). Das Land ist fast durchgängig eine Hochebene, die nach S. zu steigt und von der Weichsel, dem Bug, Wieprz, San und vielen kleinern Flüssen bewässert wird. In geognostischer Hinsicht gehört der südliche und südwestliche Teil zum Miocänsystem, während der östliche und nördliche aus Kreideformationen besteht. An Mineralien werden nur vereinzelt etwas Kreide, Sandstein und Eisenerz gegraben. Das Klima ist mild, doch kommen in harten Wintern Frosttage von —30° vor, welche den Anbau von Gewächsen, wie Wein, Aprikosen u. dgl., nicht erlauben. Die Bevölkerung betrug 1891: 1,059,959 Einw., d. h. 63 pro QKilometer, und besteht hauptsächlich aus Polen, im südwestlichen Teil aus Kleinrussen, dann Juden und ca. 14,000 Deutschen (meist Kolonisten). Der Konfession nach überwiegen Römisch-Katholische, dann folgen Unierte (Uniaten), welche seit 1875 der griechisch-katholischen Kirche zugezählt sind, Juden, Protestanten und Griechisch-Katholische. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, meist lehmig, nur der südöstliche Kreis (Grubeschow) hat Humusboden; Kalkboden findet sich namentlich an der Weichsel. Alle Getreidearten gedeihen gut und werden im Überfluß gebaut; an Kartoffeln ist Mangel. Der Ackerbau wird rationell betrieben; günstigen Einfluß darauf hat namentlich die Forst- und landwirtschaftliche Anstalt in Nowo-Alexandria (Pulawy) gehabt. Das Areal zerfällt in 40 Proz. Ackerland, 8,7 Proz. Weiden, 8 Proz. Wiesen, 33,2 Proz. Wälder, 3 Proz. Gemüsegärten; den Rest nehmen Gebäude, Wasser und Unland ein. Der Viehstand betrug 1888: 391,866 Stück Hornvieh, 286,729 Schafe (über 2/3 veredelte Rassen), 200,669 Schweine und 190,321 Pferde. Der Handel befindet sich ganz in den Händen der Juden. Die Industrie ist im Aufblühen begriffen und wird besonders durch die Weichselbahn (Kowel-Mlawa) gefördert. Der Produktionswert der Industrie wird 1888 auf 6,668,988 Rubel angegeben. Hervorragende Zweige sind: Branntweinbrennerei (2,4 Mill. Rubel), Getreidemüllerei (2,3 Mill. Rub.), Zucker- und Tabaksfabrikation, Ziegelei, Eisengießerei, Maschinenindustrie, Gerberei. Lehranstalten waren 1887: 427 mit 20,574 Schülern vorhanden, darunter 8 Mittelschulen. Das Gouvernement wird in zehn Kreise geteilt: Bjelgorai, Cholm, Grubeschow, Janow, Krasnostaw, Ljubartow, L., Nowo-Alexandria, Samost und Tomaschow.

Lublin (Ljublin), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), an der Bistrzyca und der Weichselbahn, nach Warschau die schönste Stadt Polens, hat eine Kathedrale (aus dem 13. Jahrh.), 11 andre kath. Kirchen, eine evangelische und 2 griechische Kirchen, ein geistliches Seminar, verschiedene alte Klöster, ein schönes Rathaus, ein großes Militärhospital, ein Gymnasium, ein katholisches u. ein evang. Alumnat, mehrere andre Schulen, 3 Theater, 2 Buchhandlungen, Dampfmühlen, Bierbrauereien, Wollwaren-, Tabaks-, Lichte- u. Seifenfabriken, Handel mit Getreide und Wolle und zählte 1891: 53,137 Einw. Die Unterstadt ist ganz von Juden bewohnt. L. ist Sitz des Generalkommandos des 14. Armeekorps und eines Zivilgouverneurs. Von den alten Festungswerken sind

nur noch die vier Thore (darunter das 1342 erbaute Krakauer Thor) und eine Schanze außerhalb der Stadt übrig. — Zu den Zeiten der Jagellonen zählte L. 40,000 Einw. und beherrschte den ganzen podolischen, wolhynischen und rotrussischen Handel. Nachdem es schon 1240 von den Tataren verwüstet worden, eroberte 1244 der russische Fürst Daniel die Burg, und seitdem blieb die Stadt 57 Jahre hindurch in den Händen russischer Fürsten, bis sie Wenzeslaus wiedereroberte. Darauf wurde sie 1344 von den Tataren abermals belagert und 1477 verbrannt. 1569 wurde hier unter Siegmund August der ein ganzes Jahr dauernde Reichstag gehalten, auf welchem die Vereinigung Polens und Litauens zu stande kam. Am 11. Nov. 1831 wurde L. von den Russen erobert.

Lubliner, Hugo, unter dem Pseudonym Hugo Bürger bekannter Dramatiker und Schriftsteller, geb. 22. April 1846 in Breslau, kam 1858 nach Berlin und trat hier bereits mit 17 Jahren mit kleinen dramatischen Arbeiten auf, von denen das einaktige Lustspiel »Nur nicht romantisch« (1865) einigen Erfolg errang. Sein dreiaktiges Lustspiel »Der Frauenadvokat« (1873) machte den Weg über alle deutschen Bühnen. Gleich darauf folgte ein vieraktiges Lustspiel: »Die Modelle des Sheridan« (mit dem vorigen gedruckt als »Theater«, Berl. 1876). Seitdem ist L. mit zahlreichen, meist flüchtig und äußerlich gearbeiteten Theaterstücken hervorgetreten, von denen wir nennen: »Die Florentiner«, Trauerspiel (1876); die Schauspiele: »Die Adoptierten« (1877) und »Gabriele« (1878); die Lustspiele: »Die Frau ohne Geist« (1879), »Auf der Brautfahrt« (1880), »Der Jourfix« (1882) und »Die Mitbürger« (1884); die Schauspiele »Gold und Eisen« (1881), »Aus der Großstadt« (1883), »Gräfin Lambach« (1886); »Die armen Reichen«, Lustspiel (1886); »Der Name«, Schauspiel (1888); »Im Spiegel«, Lustspiel (1890); »Der kommende Tag«, Schauspiel (1891). Mit G. v. Moser verfaßte er das Lustspiel »Glück bei Frauen« (1884), mit P. Lindau das Schauspiel »Frau Susanne« (1885). Einige der genannten Stücke erschienen als »Dramatische Werke« (Berl. 1881—82, 4 Bde). Unter dem Gesamttitel »Berlin im Kaiserreich« veröffentlichte er die Romane: »Die Gläubiger des Glücks« (1.—6. Aufl., Bresl. 1886) und »Die Frau von neunzehn Jahren« (das. 1887).

Lublinitz, Kreisstadt im preuß. Regbez. Oppeln, Knotenpunkt der Linien Öls-Tarnowitz und Oppeln-Herby der Preußischen Staatsbahn, 331 m ü. M., hat 3 katholische und eine evang. Kirche, eine Synagoge, eine Zwangserziehungsanstalt, eine Provinzialpflegeanstalt, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, Zigarrenfabrikation, eine große Sägemühle und (1890) 3093 Einw., davon 348 Evangelische und 307 Juden. L. (ursprünglich Lubin) ist um 1300 von Herzog Bolko I. von Oppeln angelegt worden.

Lubmin, Dorf im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Greifswald, am Greifswalder Bodden, hat ein Seebad und 424 Einw.

Lubny, Kreisstadt im russ. Gouv. Poltawa, an der Sula, hat 5 Kirchen, ein Gymnasium, eine Stadtbank, einen bedeutenden Jahrmarkt (im August), Handel mit Getreide und eingemachten Früchten und (1889) 10,569 Einw. L. gehört zu den ältesten Städten des Reiches; schon 1107 fand hier eine Schlacht zwischen den russischen Fürsten u. den Polowzern statt. Der Kreis zeichnet sich aus durch seine großen Fruchtgärten, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach Moskau gehen.

Lubok, Insel, s. Bawean.

Lubomirski, altes poln. Geschlecht, das ursprünglich Srzeniawa hieß und erst um 1600 den Namen L. annahm; in den geschichtlichen Vordergrund tritt es erst mit dem ersten Träger dieses Namens, Sebastian (geb. 1537, gest. 1613), welcher unter König Siegmund August hohe Würden bekleidete und sich in den Türkenkriegen so auszeichnete, daß ihn Kaiser Rudolf II. 1595 zum Reichsgrafen von Wisnicze erhob. Sein Sohn Stanislaus (geb. 1583, gest. 1649) war ein berühmter Feldherr, der die Türken in mehreren Schlachten glänzend besiegte, das große Vermögen der Familie begründete und 1647 von Kaiser Ferdinand III. die Reichsfürstenwürde erhielt. Sein Sohn Georg Sebastian (geb. 1616, gest. 1667), der Stammvater der noch blühenden Linien, nahm einen verhängnisvollen Anteil an den Adelsparteiungen, wurde wegen seines Widerstandes gegen eine neue Königswahl bei Lebzeiten des Königs 1662 geächtet und führte mehrere Jahre offenen Krieg mit dem König Johann Kasimir. Ein ebenso ränkesüchtiger, ehrgeiziger Mann war sein Sohn, der Krongroßfeldherr Hieronymus Augustin (gest. 1706); dessen Bruder Stanislaus Heraklius (geb. 1640, gest. 1702) erwarb sich durch mehrere theologische, poetische und historische Schriften den Namen eines »sarmatischen Salomo«. Später hielten sich die L. zur sächsischen Partei; eine Fürstin Lubomirska war Geliebte Augusts des Starken. Fürst Stanislaus III. (geb. 1704, gest. 1793), der sich durch den Wiederanbau der Ukraine ein ungeheures Vermögen erworben, bewarb sich 1764 um die Krone, doch ohne Erfolg. Nach dem Untergang des polnischen Reiches ging ein Teil der L. in österreichische, ein andrer in russische Dienste. Gegenwärtig bestehen noch zwei Linien in Galizien.

Lubowitsch, Nikolas, russ. Geschichtschreiber, geb. 16. März 1855 im Gouv. Podolien aus einer russischen Adelsfamilie, studierte in Kiew unter Lutschizky Geschichte, ließ sich darauf als Dozent an der Universität nieder und wurde bald Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität zu Warschau. Er schrieb: »Marnix de Saint-Aldegonde als politischer Schriftsteller« (Kiew 1877); »Geschichte der Reformation in Polen« (Warsch. 1883); »Herzog Albrecht von Preußen und die Reformation in Polen« (1885); »Der Ursprung der katholischen Reaktion und des Verfalles der Reformation in Polen« (1890) u. a.

Lubowski, Edward, poln. Dichter, geb. 1838 in Krakau und auf der dortigen Universität gebildet, seit 1865 in Warschau, veröffentlichte anfangs Romane, unter denen »Aktorka« (1869) und »Na pochyłości« als die besten gelten, und übersetzte einige Dramen von Shakespeare. Seine ersten dramatischen Versuche blieben unbeachtet; erst das Sittenschauspiel »Nietoperze« (»Fledermäuse«, 1875) schlug durch. Auch die spätern Stücke Lubowskis, besonders »Przesądy« (1876), »Pogodzeni z losem« (1878), die Lustspiele: »Sąd honorowy« (»Das Ehrengericht«, 1880) und »Jacus« (1883), sind beliebte Repertoirestücke der polnischen Bühne. Neuerdings veröffentlichte er: »Krok dalej« (»Ein Schritt weiter«, Roman, 1885), und »Unmoralische Erzählungen« (1886).

Lübtheen, Flecken im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an der Linie L.-Malliß der Mecklenburgischen Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, ein evang. Schullehrerseminar, ein Amtsgericht, ein großes Gipswerk, ein Steinsalzbergwerk, eine Knochenmehlfabrik und (1890) 2457 Einw.

Lübz, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an der Elde und der Linie Ludwigslust-Neubrandenburg der Mecklenburgischen Eisenbahn, hat eine alte evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Forstinspektion, eine Zuckerfabrik, ein Dampfsägewerk und (1890) 2681 Einw., davon 4 Katholiken und 17 Juden.

Luc., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hippolyte Lucas, franz. Entomolog, Beamter am Musée d'histoire naturelle in Paris.

Luc, Le (spr. lück), Stadt im franz. Depart. Var, Arrond. Draguignan, an der Mittelmeerbahn, hat Ruinen einer Kirche (13. u. 14. Jahrh.), Minen silberhaltigen Bleies, Fabrikation von Kork, Hüten ꝛc. und (1891) 2563 Einw.

Lucae, 1) Johann Christian Gustav, Anthropolog, geb. 14. März 1814 in Marburg, gest. 4. Febr. 1885 in Frankfurt a. M., studierte in Marburg und Würzburg, wurde 1841 Dozent der Zoologie bei der Senckenbergschen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. und 1851 Lehrer der Anatomie am medizinischen Institut daselbst. Er schrieb: »Zur Architektur des Menschenschädels« (Frankf. 1857); »Zur Morphologie der Rassenschädel« (das. 1861—64); »Die Hand und der Fuß« (das. 1865); »Zur Anatomie des weiblichen Torso« (Leipz. 1868); »Die Robbe und die Otter« (Frankf. 1875); »Das Skelett eines Mannes in statischen und mechanischen Verhältnissen« (das. 1876); »Die Statik und Mechanik der Quadrupeden« (das. 1883). Über den nach ihm benannten Lucaeschen Zeichenapparat s. Anthropologie.

2) Richard, Architekt, geb. 12. April 1829 in Berlin, gest. daselbst 26. Nov. 1877, besuchte die dortige Bauakademie, war als Bauführer unter Zwirner in Köln und dann in Berlin thätig und wurde 1859 königlicher Baumeister. 1859 trat er eine italienische Reise an, welche er in Gemeinschaft mit Lübke bis nach Sizilien ausdehnte. 1862 wurde er als Lehrer an der Bauakademie angestellt, 1869 Baurat und 1872 Direktor der Bauakademie. Hatte er bis dahin meist nur kleinere Privatbauten ausgeführt, wie die Villa Henschel in Kassel, die Villa Lucius in Erfurt, das Haus des Malers v. Heyden in Berlin, das Erbbegräbnis des Konsuls Wagener daselbst u. a., so folgten seit dem Beginn der 70er Jahre auch monumentale Aufträge: das neue Theater in Frankfurt a. M., das neue Palais Borsig (s. Tafel »Berliner Bauten I«), die Fassade am Neubau des Handelsministeriums u. a., sämtlich in Berlin. In allen seinen Arbeiten zeigt er sich als Schüler Schinkels; in der ersten Zeit setzte er ganz dessen Richtung fort, in seinen spätern Werken wandte er die Formen der Renaissance an, wußte aber bei allem Reichtum der Dekoration stets edle Einfachheit zu wahren. Als vortragender Rat in der Bauabteilung des Handelsministeriums leistete L. insbes. auch in den Fragen der Neuorganisation des bautechnischen Unterrichts Hervorragendes. Vgl. »Richard L., zum Gedächtnis« (Berl. 1877).

3) August, Ohrenarzt, geb. 24. Aug. 1835 in Berlin, studierte seit 1855 in Berlin und Bonn, Würzburg, Prag, Wien, Paris und London und wandte sich der Ohrenheilkunde zu, machte in Paris bei dem Akustiker König seine ersten akustisch-physiologischen Arbeiten, arbeitete in London bei Toynbee, dann in Berlin mehrere Jahre im pathologisch-anatomischen Institut unter Virchow, habilitierte sich 1866 als Dozent an der Berliner Universität und ward 1871 zum außerordentlichen Professor ernannt. Nachdem er mehrere Jahre eine Privatpoliklinik für Ohrenkranke zu Unterrichtszwecken geleitet hatte, wurde 1874 ein derartiges Institut und 1881 eine stationäre Klinik für Ohrenkranke, die erste dieser Art in Deutschland, vom Staate in Berlin errichtet und L. zum Direktor derselben ernannt. Er schrieb außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften: »Die Schallleitung durch die Kopfknochen und ihre Bedeutung für die Diagnostik der Ohrenkrankheiten« (Würzb. 1870); »Zur Entstehung und Behandlung der subjektiven Gehörsempfindungen« (Berl. 1884) u. a.

Lucalla, rechter Nebenfluß des Koanza in der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, entspringt im Kananjagebirge, fließt erst südlich, dann westlich durch ein an Kaffee und Eisengruben (1768 ließ hier der Marquis von Pombal große Eisenhämmer errichten) reiches Thal und mündet, durch Lagunen fließend, unterhalb Dondo. Von hier bis 9° 26′ kann der L. trotz vieler Stromschnellen mit Kanoes befahren werden.

Lucania, s. Lukanien.

Lucānus, Marcus Annäus, röm. Dichter, geb. 39 n. Chr. zu Corduba in Spanien, gest. 65 in Rom, wurde in Rom durch seinen Oheim Seneca dem Kaiser Nero empfohlen, der ihm anfangs seine Gunst schenkte, aber bald aus Eifersucht auf sein Talent die öffentliche Vorlesung seiner Gedichte untersagte. Der Teilnahme an der Verschwörung des Piso angeklagt, suchte er Rettung durch feiges Angeben; dennoch zum Tode verurteilt, ließ er sich die Adern öffnen. Wir besitzen von L. ein episches Gedicht: »Pharsalia«, welches in 10 Büchern den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus historisch genau, aber mit entschiedener Parteinahme für den letztern schildert. Die Behandlung ist stark rhetorisch, zeugt aber von Talent und hochstrebendem Sinn. Ausgaben von Weber (Leipz. 1821—31, 3 Bde.) und Hosius (das. 1892); Übersetzungen von Bothe (Stuttg. 1855) und Krais (das. 1863). Vgl. Genthe, De Lucani vita et scriptis (Berl. 1859); Schaubach, Lucans Pharsalia und ihr Verhältnis zur Geschichte (Meining. 1869).

Lucānus cervus, der Hirschkäfer.

Lucas, der Evangelist, s. Lukas.

Lucas, 1) Karl Friedrich Eduard, Pomolog, geb. 19. Juli 1816 in Erfurt, gest. 24. Juli 1882 in Reutlingen, erlernte seit 1831 im Luisium bei Dessau die Gärtnerei, konditionierte in Greifswald, Erfurt und München, übernahm 1840 die praktische Leitung des botanischen Gartens in Regensburg und wurde 1843 Vorstand der Gartenbauschule und Lehrer des Gartenbaus am landwirtschaftlichen Institut in Hohenheim. 1860 begründete er in Reutlingen das erste pomologische Institut Deutschlands, eine Anstalt, welche bis 1880 über 1000 Zöglinge ausbildete. L. hat für den Obst- und Gartenbau sehr segensreich gewirkt; er lehrte die Anwendung der Kohle zur Vermehrung zarterer Pflanzen, neue Veredelungsarten, Verbesserungen in der Baumpflege und in der Erziehung junger Obstbäume; auch konstruierte er zweckmäßige Geräte, Obstdarren ꝛc. Von seinen zahlreichen Werken sind zu nennen: »Die Lehre vom Obstbau« (mit Medicus, 7. Aufl., Stuttg. 1886); »Der Gemüsebau« (5. Aufl., das. 1894); »Der Obstbau auf dem Lande« (5. Aufl., das. 1876); »Die Gemeindebaumschule« (das. 1852, 4. Aufl. u. d. Tit.: »Die Kreis- und Bezirksbaumschule«, 1873); »Die Obstbenutzung« (2. Aufl., Ravensb. 1872); »Kurze Anleitung zur Obstkultur« (8. Aufl., Stuttg. 1891); »Auswahl wertvoller Obstsorten« (Ravensb. 1871, 4 Bde.); »Die Lehre vom Baumschnitt« (6. Aufl., Stuttg. 1891);

»Einleitung in das Studium der Pomologie« (Stuttg. 1877); »Schutz der Obstbäume gegen Krankheiten« (das. 1879); »Vollständiges Handbuch der Obstkultur« (das. 1881, 3. Aufl. 1893); »Aus meinem Leben« (das. 1882). Mit Oberdieck gab L. das »Illustrierte Handbuch der Obstkunde« (Stuttg. u. Ravensb. 1858—79, 8 Bde. und 2 Suppl.) heraus, redigierte mit demselben seit 1855 die »Illustrierten Monatshefte für Obst- und Weinbau«, seit 1865 die »Pomologischen Monatshefte«, die er nach Oberdiecks Tode (1879) allein fortführte, und lieferte seit 1860 alljährlich das »Taschenbuch für Pomologen und Gartenfreunde«.

2) Hippolyte, Entomolog, s. *Luc.*

Lucas van Leiden, eigentlich Lucas Jacobsz, von den Italienern Luca d'Olanda genannt, holländ. Maler, Kupferstecher u. Zeichner für den Holzschnitt, geb. 1494 in Leiden, gest. daselbst 1533, hatte anfangs seinen Vater Huig Jacobsz zum Lehrer und erregte schon in seinem zwölften Jahre durch eine Darstellung der Legende vom heil. Hubertus mit Wasserfarben auf Leinwand Aufsehen. Ein Blatt, den Mönch Sergius darstellend, welchen Mohammed in seiner Trunkenheit ermordete, das L. in seinem 14. Jahre stach, ist mit großer Gewandtheit des Stichels ausgeführt. 1509 erschienen von ihm neun Stiche in Form runder Medaillons, mit Szenen aus der Lebensgeschichte Christi; 1510 ein Stich, auf welchem eine nackte Frau einen Hund von Insekten befreit, und der zu seinen seltensten Blättern gehört. Nach dem Tode seines Vaters genoß L. noch den Unterricht des Malers Cornelis Engelbrechtsen. 1510 erschien sein Ecce homo, und schnell folgte jetzt ein Kunstwerk dem andern. Seine größte Komposition ist der Kalvarienberg (1517), welcher wegen des Reichtums an Figuren (80) als sein Meisterstück gilt. L. arbeitete mit einer leidenschaftlichen Emsigkeit, doch trübte ein Hang zur Schwermut sein Leben. 1521 traf Dürer mit ihm in Antwerpen zusammen, in dessen Malergilde L. 1522 eingeschrieben wurde. 1527 bereiste er Belgien in Gemeinschaft mit Jan Mabuse und trat mit großem Luxus auf. Jene Reise jedoch zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nicht mehr verließ. Seine letzten sechs Lebensjahre brachte er auf dem Krankenbett zu, vermochte jedoch auch in liegender Stellung zu zeichnen oder in Kupfer zu stechen. Auch malte er in dieser Zeit (1531) noch sein letztes Gemälde in Öl: den Heiland, einem Blinden das Gesicht wieder verleihend (Eremitage zu Petersburg). Unter L.' Schöpfungen behauptet das Genrebild, das er zuerst mit Bewußtsein behandelte, eine hervorragende Stelle. Auch seine religiösen Bilder sind durchaus von einem genreartigen Wesen durchdrungen. Die Richtungen des damaligen Lebens, besonders des niederländischen Volkslebens, das scharf Verständige und das Phantastische sind in L.' Werken zu einem Ganzen verschmolzen. Die Technik in seinen Gemälden ist fein und sorgfältig. In seinen letzten Bildern, z. B. dem Triptychon mit dem Jüngsten Gericht in der Mitte und Hölle und Fegfeuer auf den Flügeln, im Stadthaus zu Leiden, erkennt man ein Bestreben, sich den Italienern zu nähern. Seine Kupferstiche und Holzschnitte (über 200) zeugen von außerordentlicher Leichtigkeit und doch großer Sorgfalt in Handhabung des Grabstichels; er stand darin unter dem Einfluß Dürers. An feinerm Gefühl und Mannigfaltigkeit der Erfindung steht er hinter diesem zurück, übertrifft ihn aber in malerischer Behandlung und Reichtum der Komposition. Hauptblätter sind außer den genannten: die Auferweckung des Lazarus (1508), die Versuchung des heil. Antonius (1509), die Anbetung der Könige (1513), Esther vor Ahasver (1518), Maria Magdalena (1519), Kaiser Maximilian (1520) und die Genrebilder: der Zahnarzt, der Chirurg und der Eulenspiegel. Von Gemälden sind ihm außer den genannten mit Sicherheit folgende zuzuschreiben: eine Schachpartie (in Wiltonhouse, bezeichnet), eine ähnliche Darstellung und der heil. Hieronymus in Bußübung (im Museum zu Berlin), Moses, das Wasser aus dem Felsen schlagend (1527, in der Villa Borghese in Rom), und die Anbetung der Könige (in Buckingham Palace zu London). Vgl. A. Rosenberg in Dohmes »Kunst und Künstler«, Bd. 1; Evrard, L. de Leyde et Albert Durer (Brüssel 1883); Volbehr, L., Verzeichnis seiner Kupferstiche etc. (Hamb. 1888).

Lucasbandassel, s. Skolopender.

Lucaya, Insel, s. Bahamainseln.

Lucca, Provinz des Königreichs Italien, bis 1847 souveränes, sodann zum Großherzogtum Toscana gehöriges ital. Herzogtum, grenzt im N. an Massa e Carrara und Modena, im O. an Florenz, im S. an Pisa, im W. an das Ligurische Meer und hat einen Flächenraum von 1445 qkm (26,3 QM.) mit (1881) 284,484 Einw. (Ende 1892 mit 289,053 berechnet). Das Land ist im N. gebirgig und von Ausläufern der Apenninen erfüllt. Bewässert wird es vom Serchio mit dem Lima. An der Meeresküste liegt der sumpfige See von Massaciuccoli. Das Klima ist im N. rauh, in der Ebene heiß, in den sumpfigen Landstrichen feucht und ungesund. Die Provinz enthält mehrere besuchte Mineralquellen und Seebäder. Der Boden wird musterhaft angebaut. Hauptprodukte sind Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Flachs und Hanf, Wein (1891: 297,273 hl), Oliven (berühmtes Luccheser Öl), Kastanien, Mandeln, Feigen. Erwerbsquellen sind ferner: die Seidenraupenzucht (389,280 kg Kokons), die Viehzucht (1881: 37,946 Rinder), Gewinnung und Verarbeitung von Marmor, Seiden-, Baumwoll- und Jutespinnerei, Juteweberei, Fabrikation von Nähzwirn, Mehl u. Schießpulver, die Tabaksmanufaktur u. Hausweberei. S. die Geschichtskarten bei »Italien«.

Lucca, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), früher Hauptstadt des Herzogtums L., liegt in fruchtbarer Ebene, am Serchio und an den Eisenbahnlinien Pisa-Pistoja und Viareggio-L.-Ponte a Moriano. Die Stadt ist von Wällen umgeben, welche als Promenaden dienen und von vier Thoren durchbrochen sind. Unter den Plätzen zeichnet sich die Piazza grande mit dem Marmordenkmal der Herzogin Marie Luise (von Bartolini) aus, welche sich durch Anlage der großen, 1823—32 ausgeführten Wasserleitung um die Stadt verdient gemacht hat. In den letzten Jahren sind auch Viktor Emanuel II. und Garibaldi in L. Denkmäler errichtet worden. An hervorragenden Bauwerken besitzt die Stadt den romanischen Dom San Martino (aus dem 11. Jahrh., im 14. Jahrh. in gotischem Stile ergänzt), welcher neben Skulpturen und andern Kunstwerken (s. Tafel »Bildhauerkunst VI«, Fig. 9, VIII, Fig. 2) ein achteckiges Marmortempelchen zur Aufbewahrung eines hochverehrten orientalischen Bildnisses des Gekreuzigten enthält, die alte Basilika San Frediano, die Kirche San Michele mit imposanter Säulenfassade (12. Jahrh.), ferner den Palazzo pubblico (1578 von Ammanati entworfen) mit wertvoller Gemäldesammlung (unter anderm zwei schöne Werke von Fra Bartolommeo), den erzbischöflichen Palast, endlich die Reste eines römischen

Amphitheaters und eines Theaters. Die Einwohner, (1881) 20,421, im Gemeindegebiet von L. 68,063 an der Zahl, betreiben Seidengewinnung, Seidenweberei (welche früher viel bedeutender war und im 16. Jahrh. 3000 Webstühle beschäftigte), Fabrikation von Flanell, Bändern, Posamentierwaren, Nähzwirn und Spulen, Gerberei und Tabaksfabrikation wie auch lebhaften Handel. In dem zur Gemeinde L. gehörigen Ponte a Moriano, wohin eine Eisenbahnlinie und eine Pferdebahn führen, befindet sich eine Jutemanufaktur und Baumwollspinnerei. L. hat ein Seminar, ein königliches Lyceum, Gymnasium, eine technische Schule, eine Normalschule für Lehrerinnen, eine königliche Kunstakademie, 2 wissenschaftliche Akademien, eine öffentliche Bibliothek von 58,000 Bänden, 5 an Urkunden reiche Archive, 3 Theater und zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten. Die Stadt ist Sitz des Präfekten und der übrigen Provinzialbehörden, eines Erzbischofs, eines Appell- und Assisenhofs und einer Handels- und Gewerbekammer. In der Nähe liegen viele schöne Villen und 27 km nordöstlich der besuchte Badeort **Bagni di L.** (s. Bagni 1).

Geschichte. L. (im Altertum Luca) in Ligurien war seit 178 v. Chr. eine römische Kolonie und wurde zu Gallia cisalpina, später zu Etrurien gerechnet. Cäsar hielt hier während des Gallischen Krieges (56) Winterquartier und erneuerte seinen Bund mit Pompejus und Crassus. Unter den Langobarden Hauptort eines Herzogtums, gehörte es in der fränkisch-deutschen Zeit zur Markgrafschaft Tuscien und scheint lange deren bedeutendste Stadt gewesen zu sein. Im Kampfe Heinrichs IV. mit der Großgräfin Mathilde stand L. auf Seite des erstern und erhielt 1081 vom Kaiser ein Privileg, welches die Grundlage seiner im 12. Jahrh. weiter ausgebildeten kommunalen Freiheit wurde. Im 13. Jahrh. hielt es unter der Leitung des Geschlechts der Obizzi zur guelfischen Partei. 1308 vertrieb die demokratische Partei den Adel aus der Stadt, aber infolge der daraus entstehenden Kämpfe fiel L. 1314 in die Hände Uguccciones della Faggiuola, der auch Pisa beherrschte und seinen Sohn Francesco als Capitano in L. einsetzte. Dieser fiel 1315 in der Schlacht bei Montecatino, und nun riß Castruccio Castracani die Herrschaft an sich, der L. auf die Seite der Ghibellinen brachte, wofür ihn Kaiser Ludwig 1327 zum Herzog von L. ernannte und Teile von Florenz und Pisa zu seinem Gebiet schlug. Nach Castruccios Tode (September 1328) brachen neue Wirren in L. aus, in deren Verlauf die Stadt schließlich in die Hände einer deutschen Söldnerschar geriet, die von Ludwig abgefallen war und L. 1329, um sich für ihren rückständigen Sold bezahlt zu machen, an den Genuesen Gherardo Spinola für 60,000 Goldgulden verkaufte. Dieser übergab aber, von den Florentinern bedrängt, 1331 dem König Johann von Böhmen die Herrschaft über L., und letzterer verkaufte sie 1333 für 35,000 Goldgulden an die Rossi von Parma. 1335 wurde L. von diesen an Mastino della Scala, Herrn von Verona, abgetreten, der es 1341 für 100,000 Goldgulden an Florenz verkaufte. Als die Florentiner L. einnehmen wollten, kamen ihnen jedoch die Pisaner zuvor (1342). Nachdem Kaiser Karl IV. der Stadt 1369 ihre Freiheit und Reichsunmittelbarkeit für 100,000 Gulden zurückgegeben hatte, wußte sie diese zu behaupten und blieb eine Republik, deren Verfassung anfangs demokratisch, später immer mehr im aristokratischen Sinne umgestaltet wurde, so daß ein Gonfaloniere und sechs Anziani (Älteste) aus dem Adel an ihrer Spitze standen. Im Februar 1799 wurde L. von den Franzosen in Besitz genommen, erhielt 1801 eine neue Verfassung und wurde 1805 mit Piombino als eignes Fürstentum an Napoleons I. Schwager und Schwester, Pasquale und Elise Bacciocchi (s. d.) überlassen. Der Wiener Kongreß übertrug L. 1815 der ehemaligen Königin von Etrurien Maria Luise, Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, und deren Kindern unter dem Titel eines Herzogtums mit voller Souveränität bis dahin, wo sie mit ihrer Familie zum Besitz Parmas, welches die Witwe Napoleons I., Marie Luise, auf Lebenszeit erhielt, gelangen würde. L. sollte dann, mit Ausschluß einiger an Modena abzutretender Landstriche, an Toscana fallen. Doch erst 1818 trat die Infantin die Regierung an und führte dieselbe bis zu ihrem Tode, 13. März 1824. Unter ihr wie unter ihrem Sohne und Nachfolger, dem Herzog Karl II. Ludwig, blühte das Land auf; doch war die despotische Herrschaft des englischen Günstlings des Herzogs, Ward, verhaßt, und 1847 wurde in L. eine Sturmpetition an den Herzog um Verleihung einer Verfassung gerichtet, vor welcher derselbe nach Massa floh. Er kehrte nicht lange darauf zurück, trat aber 5. Okt. 1847 das Herzogtum an Toscana ab, weil er nahe Aussicht auf Parma hatte, das auch durch den Tod der Erzherzogin Marie Luise 18. Dez. ihm zufiel. Vgl. Mazzarosa, Storia di L. (Lucca 1833).

Lucca (Abbatia Luccensis), s. Loffum.

Lucca, Pauline, Opernsängerin, geb. 25. April 1842 in Wien, erhielt daselbst von R. Levy ihre künstlerische Ausbildung und trat, 16 Jahre alt, als Choristin bei der Hofoper ein. 1859 ging sie an die Bühne nach Olmütz, 1860 nach Prag, und ein Jahr später folgte sie einem glänzenden Antrag an die königliche Hofoper in Berlin, wo sie acht Monate lang noch den Unterricht Meyerbeers genoß und binnen kurzer Zeit durch ihre Gesangsleistungen und die Anmut ihres Spieles der erklärte Liebling des Publikums wurde. Ihre Hauptpartien waren die beiden Zerlinen, Cherubin, Afrikanerin, Margarete, Carlo Broschi. In der Folge verbreitete sich ihr Ruf durch zahlreiche Gastspiele in ganz Deutschland sowie in London u. Petersburg, welch letztere Stadt ihr besonders eifrig huldigte. 1873 verließ sie die Berliner Bühne und sang in den folgenden Jahren gastierend erst in Amerika, später in Wien, endlich (1880) auch wieder in Berlin, wo sie die früher gefeierten Triumphe sich erneuern sah. Seit 1868 mit Herrn v. Rhaden, einem preußischen Offizier, verheiratet, setzte sie in Amerika die Lösung dieser Ehe durch, um sich mit Herrn v. Wallhofen zu vermählen. Sie lebt gegenwärtig auf einem Landsitz in der Nähe von Zürich. Ihre künstlerischen Erfolge verdankt Frau L. nicht so sehr ihrer Stimme oder Gesangstechnik als vielmehr der Originalität und dem fesselnden Reiz ihrer Gesamterscheinung, Eigenschaften, die manchen ihrer Darstellungen typischen Wert verliehen.

Lucchesini (spr. luckesini), Girolamo, Marchese, preuß. Staatsmann, geb. 7. Mai 1751 aus einer Patrizierfamilie in Lucca, gest. 20. Okt. 1825 in Florenz, wurde 1780 von Friedrich II. von Preußen zum Kammerherrn ernannt, gehörte zu dessen täglicher Tischgesellschaft und wurde auch von ihm und Friedrich Wilhelm II. zu mehreren diplomatischen Missionen verwendet; unter anderm brachte er im März 1790 in Warschau ein Bündnis zwischen Preußen und Polen zu stande; darauf wohnte er 1790 den Friedensverhandlungen zu Sistowa als preußischer Bevollmächtigter bei, begleitete 1792 den König auf dem Feldzug

in die Champagne und wurde 1793 zum preußischen Gesandten in Wien ernannt. Im März 1797 wurde er von Wien zurückberufen und im September 1802 als außerordentlicher Botschafter nach Paris gesandt. Er vertrat stets die Politik einer Verständigung mit Frankreich, unterzeichnete im November 1806 zu Charlottenburg mit Napoleon I. einen Waffenstillstand und nahm, als diesen der König nicht genehmigte, seine Entlassung. Später wurde er Kammerherr von Napoleons I. Schwester, der Fürstin von Lucca. Unter seinen Schriften ist sein Werk über den Rheinbund: »Sulle cause e gli effetti della confederazione renana etc.« (deutsch von Halem, Leipz. 1821—25, 3 Bde.), zu erwähnen. Seine Gespräche mit Friedrich d. Gr. wurden in deutscher Übersetzung herausgegeben von Bischoff (Leipz. 1885). — Sein Bruder Cesare L., geb. 2. Juli 1756, gest. 17. Mai 1832 als Staatsrat in Lucca, machte sich durch sprachliche und geschichtliche Schriften bekannt. Seine »Opere« erschienen in 22 Bänden (Lucca 1832—34).

Luce (spr. lüß'), Siméon, franz. Historiker, geb. 29. Dez. 1833 in Bretteville-sur-Ay (Manche), gest. 14. Dez. 1892, wurde 1858 zum Archivar des Depart. Deux-Sèvres ernannt, 1862 einer der Direktoren der Bibliothek der École des chartes, 1866 Archivar im Nationalarchiv und 1882 Professor an der École des chartes sowie Mitglied des Instituts. Er schrieb außer vielen Artikeln für die »Revue de l'instruction publique«: »Histoire de la Jacquerie« (1859, neue Ausg. 1894); »De Gaidone, carmine gallico vetustiore, disquisitio critica« (1860), welches Gedicht er auch mit Guessard herausgab (in den »Anciens poètes de France«, Bd. 7); »Chronique des quatre premiers Valois« (1862); »Histoire de Bertrand Duguesclin et de son époque; la jeunesse de Bertrand« (1876, 2. Aufl. 1883); »Jeanne d'Arc à Domremy« (1886) und »La France pendant la guerre de Cent-ans« (1890). Sein Hauptwerk ist die Ausgabe der Chronik Froissarts (1869—77, 7 Bde.), die 1874 von der Akademie den großen Gobertschen Preis erhielt.

Lucēna, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cordoba, an der Eisenbahnlinie Puente Genil-Linares, hat ausgezeichneten Weinbau, Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, berühmte Pferdezucht und (1887) 21,271 Einw.

Lucēna, ein Kastilier, verfaßte um 1497 das älteste uns (soweit bekannt, in fünf Exemplaren) erhaltene Druckwerk über das moderne Schachspiel, zugleich ein Prachtstück ältester Buchdruckerkunst. Der Inhalt ist bis auf eine Anzahl Endspiele übersetzt und mitgeteilt in Heydebrand v. d. Lasas »Berliner Schacherinnerungen« (Berl. 1859).

Lucendrosee, s. Sankt Gotthard.

Lucepara, Insel, s. Banka.

Lucera (spr. -tschēra), Stadt in der ital. Provinz Foggia, 250 m ü. M., am rechten Ufer des Salsola und an der Eisenbahnlinie Foggia-L. gelegen, Bischofsitz, hat eine gotische Kathedrale (von 1302), Reste eines von Friedrich II. erbauten Kastells, ein Tribunal, ein Lyceum, eine technische Schule, Thonwarenfabrikation, Handel und (1881) 14,067 Einw. — Es ist das alte Luceria, das im zweiten Samniterkriege Gegenstand mehrfacher Kämpfe war. Später römische Kolonie, dann im Besitz der Goten und Langobarden, wurde es 663 von Constans II. eingenommen und zerstört. Kaiser Friedrich II., welcher in dem nahe gelegenen Castel Fiorentino starb, bevölkerte L. mit Sarazenen aus Sizilien, die aber in der Folge von den rechtgläubigen Königen (besonders Karl II.) ausgerottet wurden.

Lucēres, eine der drei alten patrizischen Tribus in Rom (s. Tribus).

Lucerna (lat.), die Öllampe der alten Römer, s. Lampen, S. 991.

Lucesĭus (Lucetius, »der Leuchtende«), Beiname des Jupiter (s. d.).

Lüch, soviel wie Bruch (s. d., S. 546).

Luch, Stadt im russ. Gouv. Kostroma, am 210 km langen Fluß L. (Nebenfluß der Kljäsma), mit 4 Kirchen, einer Stadtbank, bedeutendem Gemüsebau und (1885) 1995 Einw.

Luchaire (spr. lüschär'), Achille, franz. Geschichtsforscher und Philolog, geb. 24. Okt. 1846 in Paris, war zuerst Professor an der Faculté des lettres in Bordeaux und wurde 1885 zum Professor der historischen Hilfswissenschaften in Paris ernannt. Außer Untersuchungen über die baskische Sprache (»Noms de lieux du pays basque«, 1872; »De lingua aquitanica«, 1877; »Les origines linguistiques de l'Aquitaine«, 1877) hat er ein umfassendes Werk über die gascognischen Mundarten (»Études sur les idiomes pyrénéens de la région française«, 1879) veröffentlicht, das von der Akademie mit dem großen Gobertschen Preis gekrönt wurde. Von hoher Bedeutung sind seine geschichtlichen Werke: »Alain le Grand, sire d'Albret. L'administration royale et la féodalité du Midi 1440—1522« (1877); »Histoire des institutions monarchiques de la France sous les premiers Capétiens 987—1180« (1884, 2 Bde.; 2. Aufl. 1891, erhielt ebenfalls den Gobertschen Preis); »Études sur les actes de Louis VII« (1885); »Louis VI le Gros; annales de sa vie et de son règne« (1889); »Les communes françaises à l'époque des Capétiens directs« (1890); »Manuel des institutions françaises; période des Capétiens directs« (1892).

Luchon (spr. lüschóng), Stadt, s. Bagnères-de-Luchon.

Lüchow, Kreisstadt im preuß. Regbez. Lüneburg, im alten Wendland, an der Jeetze und an der Linie Salzwedel-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein altes Schloß, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Flachsspinnerei, Leinweberei, eine chemische Fabrik, Molkerei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Färberei, zwei Dampfmühlen, bedeutenden Schweinehandel und (1890) 2627 Einw., davon 42 Katholiken und 3 Juden.

Luchs (Lynx *Js. Geoffr.*), Untergattung der Raubtiergattung Katze (Felis *L.*), hochbeinige Tiere mit mäßig großem Kopf, Ohrpinseln, meist starkem Backenbart und kurzem, oft stummelhaftem Schwanz. Der Sumpfluchs (Stiefelluchs, F. Chaus *Temm.*), 70—75 cm lang, mit 20—25 cm langem Schwanz, verhältnismäßig kurzen Beinen und nur angedeuteten Ohrpinseln, ist bräunlich fahlgrau, dunkel gestreift, auf der Unterseite hell ockergelb; der Schwanz ist dunkel geringelt, mit schwarzer Spitze. Er bewohnt den größten Teil Afrikas, Süd- und Westasien, lebt in Ägypten besonders im Getreide, Ried und Röhricht, schleicht bei Tag und Nacht nach Beute umher und frißt namentlich Ratten, Mäuse, Hasen, Hühner, Tauben und kleinere Vögel. Er ist harmlos u. wird sehr zahm. Die alten Ägypter balsamierten ihn ein. Er paart sich mit der Katze. Der Wüstenluchs (Karakal, F. Caracal *Schreb.*), 65 cm lang, mit 25 cm langem Schwanz, hohen Läufen, langen, schmalen, schwarzen Ohren, starken Ohrpinseln und eng anliegendem, ungeflecktem, fahlgelbem bis braunrotem, am Bauch und an der

Kehle ins Weißliche ziehendem Pelz mit schwarzem Fleck auf der Oberlippe, bewohnt die Wüsten und Steppen Afrikas, Vorderasiens und Indiens, lebt von kleinern Säugetieren und von Vögeln und ist sehr bösartig. Gleich dem vorigen wurde er von den alten Ägyptern einbalsamiert, und in Asien scheint man ihn zur Jagd benutzt zu haben. Auf ihn beziehen sich die Fabeln der alten Schriftsteller über den L., und seine Scharfsichtigkeit gab Veranlassung zu dem Ausdruck Luchsaugen. Am Kap dient das Fell gegen Gicht. Der gemeine L. (Tierwolf, F. Lynx *L.*, s. Tafel »Raubtiere VI«, Fig. 2) wird 1—1,3 m lang, 75 cm hoch, mit 15—20 cm langem Schwanz, ist sehr gedrungen gebaut, hat mächtige Branken, lange, zugespitzte Ohren mit schwarzen, pinselförmigen Büscheln, steife, lange Schnurren auf der Oberlippe und zweispitzigen Bart. Er ist oben rötlichgrau, rotbraun oder graubraun gefleckt, an der Unterseite des Vorderhalses, den Lippen, Augenkreisen weiß, der Schwanz ist undeutlich geringelt mit schwarzer Spitze, doch ändert der Pelz in Färbung und Zeichnung bedeutend ab (Wolfluchs, Katzen- oder Silberluchs). Im Mittelalter fand er sich noch in Deutschland, doch wurden fast überall die letzten Luchse zu Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts getötet. In Deutsch-Österreich, Ostpreußen, auch wohl in Bayern und in der Schweiz kommt er noch bisweilen vor; in Rußland, Skandinavien u. Ostsibirien ist er häufig. Er bewohnt dichte Wälder, schweift weit umher und wagt sich bis in die Nähe der Dörfer. Er lebt in der Regel einsam, springt u. klettert vorzüglich, hat scharfes Gesicht und Gehör und beweist überall große List und Vorsicht. Die Stimme ist laut, kreischend und brüllend; auch spinnt und schnurrt er katzenartig. Am Tage liegt er in Klüften, Höhlen oder im Dickicht versteckt, und nur des Nachts geht er auf Raub aus. Er jagt besonders größere Vögel und Säugetiere bis zum Reh und Elch und mordet viel mehr, als er zur Nahrung braucht. Er meidet den Menschen; verwundet und in die Enge getrieben, greift er aber tapfer an und wird zu einem keineswegs zu verachtenden Gegner. Die Luchskatze wirft zehn Wochen nach der Paarung 2—3 Junge in einem so abgelegenen Versteck, daß bis jetzt noch niemand ein Geheck gefunden hat. Luchsfleisch gilt als schmackhaftes Wildbret, das Fell ist sehr geschätzt. In der deutschen Mythologie spielt der L. etwa dieselbe Rolle wie die Katze, und vielleicht sind die Tiere, welche Freias Wagen ziehen, Luchse und nicht Katzen. In Südeuropa vertritt unsern L. der schwächere Pardelluchs (Felis pardina *L.*), mit rötlich braunfahlem, schwarz geflecktem und gestreiftem Pelz, und in Nordamerika, nördlich von den großen Seen, östlich bis zum Felsengebirge, lebt der Polarluchs (Fuchsluchs oder Pischu, F. canadensis *Desm.*); dieser ist bräunlich silbergrau, schwach gefleckt, an der Unterseite grau, lebt wie unser L., und sein Fleisch und Pelz werden wie vom letztern verwertet. Auch der nordamerikanische Rotluchs (F. rufa *Güldst.*) liefert Pelzwerk.

Luchs (Lynx), Sternbild des nördlichen Himmels, zwischen den Zwillingen, dem Fuhrmann und Großen Bären, von 91—143° Rektaszension, 35—61° Deklination, mit 87 dem bloßen Auge sichtbaren Sternen, sämtlich unter dritter Größe.

Luchsburg, s. Luisenburg.

Luchsfelle, die Felle der verschiedenen Luchsarten, kommen aus Skandinavien, Rußland, Sibirien, China und Nordamerika in den Handel, die schönsten aus Schweden. Sie bilden ein sehr weiches, leichtes, langhaariges Pelzwerk, welches, naturell auch braun oder schwarz gefärbt, besonders zu Pelzfutter und Damenpelzen, selbst in wärmern Ländern, benutzt wird. Rußland, China, die Türkei und Ägypten verbrauchen die größte Menge. Die Pfoten werden von den Tataren zu Mützenbesätzen verwendet. Die nordamerikanischen Luchskatzenfelle sind kleiner, grob- und kurzhaariger und finden ihre meisten Abnehmer in der Türkei. Die Gesamtproduktion von Luchsfellen beträgt jährlich etwa 50,000 Stück (in Nordamerika 26,000, in Asien und Alaska 15,000, in Skandinavien und Rußland 9000 Stück).

Luchssaphir, s. Cordierit und Korund.

Luchstaube, s. Tauben.

Lucian, griech. Schriftsteller, s. Lukianos.

Lucian, Fürst von Canino, s. Bonaparte, S. 245.

Luciani (spr. lutschāni), Sebastiano, Maler, s. Piombo.

Lučić (spr. -tschitsch), Hannibal, dalmatin. Dichter der ersten Hälfte des 16. Jahrh., geb. auf Lesina, schrieb Liebeslieder und das Drama »Robinja« (»Die Sklavin«). Seine Werke erschienen in Venedig 1556, dann 1638, in Agram 1847 und zuletzt (in den »Stari pisci hrvatski«) ebenda 1874.

Lucĭd (lat.), licht, hell; Lucidität, Helle.

Lucĭda intervalla (auch Dilucida intervalla, lat., »lichte Zwischenräume«), die Zeiten, in welchen ein Geisteskranker das volle Bewußtsein vorübergehend wiedererlangt hat. In solchen Zwischenzeiten ist der Geisteskranke zu allen Rechtshandlungen fähig, sofern er nicht entmündigt ist.

Lucidarius, ein deutsches Prosawerk aus dem Ende des 12. Jahrh., das in Gesprächsform abgefaßt ist und einen Katechismus des Glaubens und Wissens damaliger Zeit, bestimmt zum Unterricht von Laien, darstellt. Vgl. Schorbach, Studien über das deutsche Volksbuch L. und seine Bearbeitungen in fremden Sprachen (Straßb. 1894). Als »Kleiner L.« bezeichnet sich das dialogische Gedicht eines Österreichers aus dem Ende des 13. Jahrh.; s. Helbling.

Lucienholz, das Holz des Mahalebkirschbaums, s. Kirschbaum, S. 174.

Lucienrinde (China S. Luciae), s. Exostemma.

Luciensteig, fahrbarer Paß der Graubündner Alpen (714 m ü. M.), führt von Mayenfeld (520 m) zwischen dem Falknis und dem schroff zum Rhein abstürzenden Fläscher Berg hindurch nach Balzers (480 m), also nach Liechtenstein. Er hat eidgenössische Festungswerke, welche quer über das Paßthal laufen, einerseits hinauf am Falknis, anderseits bis zu den Blockhäusern auf der Höhe des Fläscher Bergs. Eine Verstärkung der Befestigungen ist beabsichtigt.

Luciéntes, span. Maler, s. Goya y Lucientes.

Lucifer, Übersetzung des griechischen Phosphoros, »Lichtbringer«, der Abend- und Morgenstern, Vater des Keyx (s. d.); bei den Kirchenvätern auf Grund der Stellen Jes. 14, 12 und Luk. 10, 18 der Fürst der Finsternis, da man dort eine Hindeutung auf den Fall des Satans aus dem Himmel fand, während unter dem Morgenstern einfach der gestürzte König von Babylon zu verstehen ist.

Lucifer, Bischof von Cagliari auf Sardinien, weigerte sich als Anhänger des nicäischen Glaubens auf dem Konzil zu Mailand (355), die Verdammung des Athanasius zu unterschreiben, wurde deshalb ins Exil geschickt, später zurückgerufen und trennte sich von der herrschenden Kirche, als diese gegen reuige Arianer und Semiarianer Milde walten ließ. Er starb 371

und wird in Sardinien als Heiliger verehrt. Seine Anhänger, die sich bis nach Spanien, Italien, Gallien und Afrika verbreiteten, hießen Luciferianer. Vgl. Krüger, L., Bischof von Calaris (Leipz. 1886).

Lucifĕra (»Lichtbringerin«), röm. Beiname der Diana als Mondgöttin; auch soviel wie Lucina.

Lucilius, 1) Gajus, röm. Dichter, geb. um 180 v. Chr. zu Suessa Aurunca in Kampanien, gest. 103 in Neapel, stammte aus begütertem latinischem Rittergeschlecht, lebte später in Rom, wo er durch verwandtschaftliche Verbindungen und seine Bildung eine angesehene Stellung einnahm; insbes. stand er mit dem jüngern Scipio, den er auch in den Numantinischen Krieg begleitete, und Lälius in vertrautestem Verkehr. Durch ihn hat die römische Satire die Form erhalten, unter welcher diese den Römern eigentümliche Dichtungsart später von Horaz, Persius und Juvenal ausgebildet worden ist. Wie die Fragmente seiner von Zeitgenossen und Spätern trotz mancher Nachlässigkeiten in der Form hochgeschätzten 30 Bücher Satiren zeigen, waren seine Gedichte in verschiedenen Metren, überwiegend aber in Hexametern abgefaßt und behandelten in der damaligen gebildeten Umgangssprache alle Erscheinungen des politischen, sozialen und wissenschaftlichen Lebens sowie eigne Erlebnisse in ungezwungenster Weise mit größtem Freimut und einem oft derben, aber gesunden Humor, der nicht selten in den rücksichtslosesten Spott der herrschenden Verkehrtheiten überging. Sammlungen der Fragmente von L. Müller (Leipz. 1872) und Lachmann (Berl. 1876). Vgl. L. Müller, Leben u. Werke des L. (Leipz. 1876).

2) L. junior, Freund des Philosophen Seneca, gilt, wiewohl ohne sichern Grund, für den Verfasser eines didaktischen Gedichts: »Aetna«, in 645 Hexametern über den Ätna und seine vulkanischen Erscheinungen, welches vor dem Ausbruch des Vesuvs 79 n. Chr. geschrieben ist. Ausgaben von Jacobs (Leipz. 1826), Munro (Cambridge 1867), Haupt (in der 2. Ausgabe des Vergil, Leipz. 1873), Bährens (in »Poetae latini minores«, 2. Bd., Leipz. 1880).

Lucīna (lat.), in der röm. Mythologie Lichtgöttin, vorzugsweise die an das Lebenslicht fördernde Mond- und Geburtsgöttin Juno, der zu Ehren von den römischen Matronen 1. März ein heiteres Fest (Matronalien) gefeiert wurde. Ihr waren die Kalenden heilig. In ihren Kasten wurde für jede männliche Geburt ein Stück Geld gethan. Auch Diana führte als Geburtsgöttin den Namen L.

Lucioperca, der Zander.

Lucius, Name dreier Päpste: 1) L. I. bestieg im Juni 253 den päpstlichen Stuhl, starb aber schon im März 254, nach spätern Berichten als Märtyrer.

2) L. II., Gherardo Caccianamici, aus Bologna, wurde von Honorius II. zum Kardinal, von Innocenz II. 1142 zum Bibliothekar und Kanzler der römischen Kirche ernannt und nach Cölestins II. Tod 12. März 1144 zum Papst geweiht. Beim Versuch, einen Aufstand der republikanisch gesinnten Römer zu unterdrücken, soll er durch einen Steinwurf verwundet worden sein und starb 15. Febr. 1145.

3) L. III., aus Lucca, früher Ubaldo Allucingoli, ward 1140 Kardinalpriester von St. Praxedis, 1158 Kardinalbischof von Ostia und 1. Sept. 1181 zum Papst erwählt. Von den Römern vertrieben, residierte er in Verona, von wo aus er den Bann über die Waldenser und andre Ketzer aussprach; starb hier 25. Nov. 1185.

Lucius, Robert, Freiherr von, deutscher Staatsmann, geb. 20. Dez. 1835 in Erfurt, studierte 1854–58 in Heidelberg und Breslau Medizin, widmete sich sodann der Bewirtschaftung seiner bei Erfurt gelegenen Güter Klein- und Großballhausen und Stödten, machte 1860 den spanischen Feldzug gegen Marokko, 1860–62 die preußische Expedition nach Ostasien als Gesandtschaftsarzt und die Feldzüge 1864, 1866 und 1870 als Landwehrkavallerieoffizier mit. Im März 1870 wurde er in den Reichstag und im November d. J. in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, dem er bis 1893 angehörte. Er schloß sich der deutschen Reichs- (freikonservativen) Partei an und war einer der Führer derselben; mit Bismarck eng befreundet, spielte er oft den Vermittler zwischen ihm und den parlamentarischen Parteien. Im Februar 1879 ward er zum zweiten Vizepräsidenten des Reichstags erwählt, 14. Juli nach Friedenthals Rücktritt zum Minister der landwirtschaftlichen Angelegenheiten ernannt und vom Kaiser Friedrich III. im Mai 1888 unter dem Namen L. von Ballhausen in den Freiherrenstand erhoben. 1890 nahm er seine Entlassung.

Luck, Stadt, s. Luzk.

Lucka, Stadt im sachsen-altenburg. Ostkreis, an der Linie Gaschwitz-Meuselwitz der Sächsischen Staatsbahn, 133 m ü. M., hat Teppich- und Handschuhfabrikation, eine Schuhfabrik, Gerberei, eine Schneidemühle u. Holzwarenfabrikation, eine Lederwalkmühle, Gärtnerei u. (1890) 1449 evang. Einwohner. — Bei L. wurden 31. Mai 1307 die Truppen Albrechts I. unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg von den thüringischen Landgrafen Friedrich dem Freidigen und Diezmann geschlagen.

Luckau, Kreisstadt im preuß. Regbez. Frankfurt, früher Hauptstadt der Niederlausitz, in sumpfiger Gegend an der Berste und an der Linie Berlin-Elsterwerda der Preußischen Staatsbahn, 64 m ü. M., hat eine schöne gotische evang. Kirche, ein Gymnasium, eine Strafanstalt, ein Amtsgericht, Tabaksfabrikation und (1890) 4514 Einw., davon 169 Katholiken und 8 Juden. — Im Vertrag von L. 1351 überließ Markgraf Ludwig seinen Stiefbrüdern Ludwig dem Römer und Otto die Mark Brandenburg. Am 4. Juni 1813 schlugen hier die Preußen unter Bülow u. Oppen das französische Heer unter Oudinot. L. kam 1815 an Preußen. Vgl. Vetter, Chronik von L. (Luckau 1872).

Lücke, 1) Gottfried Christian Friedrich, protest. Theolog, geb. 24. Aug. 1791 in Egeln bei Magdeburg, gest. 14. Febr. 1855 in Göttingen, bekleidete seit 1813 an der Universität Göttingen eine theologische Repetentenstelle, habilitierte sich 1816 in Berlin, ward 1818 als ordentlicher Professor an die neuerrichtete Universität zu Bonn, 1827 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen berufen, wo er Konsistorialrat und Abt zu Bursfelde wurde. Sein Hauptwerk ist der »Kommentar über die Schriften des Evangelisten Johannes« (Bonn 1820–25; 3. Aufl. 1840–56, 3 Bde.), dem sich der »Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des Johannes« (das. 1832, 2. Aufl. 1848–52) anschließt. Noch sind zu erwähnen: sein »Grundriß der neutestamentlichen Hermeneutik« (Götting. 1817), seine Denkschriften über Planck (das. 1831 u. 1835), Schleiermacher (in den »Studien und Kritiken«, 1834), Mosheim (Götting. 1837) und De Wette (Hamb. 1850). Seine Biographie schrieb F. Sander (Hannov. 1890), der auch Lückes Briefwechsel mit den Brüdern J. u. W. Grimm herausgegeben hat (das. 1891).

2) Albert, Chirurg, geb. 4. Juni 1829 in Magdeburg, gest. 20. Febr. 1894 in Straßburg, studierte in

Heidelberg, Halle, Göttingen, Berlin, habilitierte sich daselbst, ging 1865 als Professor der Chirurgie nach Bern und 1872 nach Straßburg. L. zählte zu den bedeutendsten deutschen Chirurgen und erwarb sich auch in den Kriegen von 1864 u. 1870/71 große Verdienste um die Militärchirurgie. Er schrieb: »Kriegschirurgische Aphorismen aus dem 2. schleswig-holsteinischen Kriege 1864« (Berl. 1865); »Die Lehre von den Geschwülsten« (Stuttg. 1867—69, 2 Hefte) und »Die Krankheiten der Schilddrüse« (das. 1875, beides in Pitha-Billroths »Handbuch der Chirurgie«); »Kriegschirurgische Fragen und Bemerkungen« (Bern 1871); auch gab er mit Billroth u. a. ein umfangreiches Handbuch: »Deutsche Chirurgie« (Stuttg. 1879—86), und mit Hueter, Rose u. a. die »Deutsche Zeitschrift für Chirurgie« (Leipz., seit 1871) heraus.

Luckenwalde, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Jüterbog-L., an der Nuthe u. an der Linie Halle-Berlin der Preußischen Staatsbahn, 50 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, ein baptistisches Bethaus, ein Realprogymnasium, ein Amtsgericht, bedeutende Tuch- und Wollwarenfabrikation (21 Fabriken mit ca. 3000 Arbeitern und einer jährlichen Produktion von 75,000 Stück Tuch im Werte von 12 Mill. Mk.), 9 Hut- und Hutstumpenfabriken (mit 1800 Arbeitern und einer jährlichen Produktion von ca. 300,000 Dutzend Hüten im Werte von etwa 4 Mill. Mk.), 8 Maschinenfabriken mit Eisengießerei, Schrauben- und Metallwarenfabrikation, 2 Emaillierwerke, 4 Kunstdrechslereien und Holzbearbeitungsanstalten, Pappwaren-, Papierstuck- und Papiertellerfabrikation, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Kalköfen ꝛc. und (1890) 18,398 Einw., davon 454 Katholiken u. 123 Juden.

Lückenzähne, s. Raubtiere und Wolfszähne.

Luckner, Nikolaus, Graf, Marschall von Frankreich, geb. 12. Jan. 1722 zu Cham in der Oberpfalz von bürgerlichen Eltern, gest. 4. Jan. 1794, stand zuerst in bayrischen, dann in holländischen, seit 1756 in hannöverschen Kriegsdiensten, zeichnete sich als Befehlshaber eines Husarenkorps im Siebenjährigen Krieg gegen die Franzosen aus, trat 1763 als Generalleutnant in französische Dienste und wurde 1784 in den Grafenstand erhoben. Beim Ausbruch der großen Revolution wandte er sich dieser zu und wurde 28. Dez. 1791 zum Marschall ernannt. 1792 mit dem Oberbefehl der Nordarmee betraut, nahm er Menin und Courtrai, erhielt nach der Flucht Lafayettes den Titel eines Generalissimus mit dem Auftrag, in der Gegend von Châlons-sur-Marne ein neues Reserveheer zu bilden, bewies aber hierbei einen solchen Mangel an Energie, daß er verhaftet, vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt und guillotiniert wurde.

Lucknow, Stadt, s. Lakhnau.

Lucomagno (spr. -mánjo), s. Lukmanier.

Luçon (spr. lüßóng), Stadt im franz. Depart. Vendée, Arrond. Fontenay, am nördlichen Rande der kanalisierten Landschaft Marais, an dem in die Bai von Aiguillon des Atlantischen Ozeans führenden 14 km langen Kanal von L. und an der Staatsbahnlinie Nantes-Bordeaux, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale (12.—14. Jahrh.), ein Kommunalcollège, ein großes Seminar, Fabrikation von Likör, Handel und (1891) 6301 Einw. — Hier 1792—97 mehrere Gefechte; am bekanntesten ist die Niederlage von 40,000 Vendéern unter Charette 14. Aug. 1793 gegen die Republikaner unter Tuncq. Richelieu war Bischof von L.

Lucretia, Tochter des Römers Sp. Lucretius Tricipitinus, Gemahlin des Tarquinius Collatinus, das vielgefeierte Muster einer römischen Hausfrau, nahm sich, durch Sextus Tarquinius (s. Tarquinius Superbus) entehrt, selbst das Leben und veranlaßte dadurch 510 v. Chr. die Vertreibung der Tarquinier und die Gründung der römischen Republik.

Lucretius Carus, Titus, röm. Dichter, geb. um 98 v. Chr., gest. 55 durch Selbstmord, behandelte Epikurs Ansichten von der Entstehung und Erhaltung der Welt in einem unvollendet hinterlassenen Lehrgedicht: »De rerum natura«, das sechs Bücher umfaßt. Sein Zweck ist, die Menschen durch Betrachtung der Natur von Aberglauben und eingebildeter Furcht zu befreien, und so spröde und unpoetisch der Stoff an sich ist, so hat ihn der Dichter doch mit großer Kunst zu behandeln verstanden. Die Sprache ist scharf und kühn, von eigentümlicher Herbigkeit und sowohl wegen der zahlreichen veralteten als wegen der neugeprägten Wörter oft schwer verständlich. Hauptausgabe von Lachmann (mit Kommentar, Berl. 1850, 4. Aufl. 1871); sonstige neuere Ausgaben von Bernays (Leipz. 1852), Munro (4. Aufl., Cambridge 1886, 3 Bde.), Brieger (Leipz. 1894); Übersetzungen von v. Knebel (2. Aufl., das. 1831), Binder (Stuttg. 1869) und Seydel (M. Schlierbach, Münch. 1881).

Lucrīner See, im Altertum eine Bucht oder Lagune an der Bai von Bajä und Puteoli, von derselben nur durch eine schmale, durch einen künstlichen Damm befestigte Sandbank getrennt, war berühmt wegen ihrer Austern. An der Nordseite trennte ein niedriger, schmaler Erdstrich den L. S. vom See Avernus (s. d.), den Agrippa mit jenem und dem Meere vereinigen ließ (Julius portus). Der heutige Lago Lucrino ist ein bloßer Sumpf, der durch die vulkanische Erhebung des Monte Nuovo (1538) vom Averner See wieder getrennt wurde. Statt der Austern enthält der See heute die beliebte Fischart Spigola (den Lupus der Römer).

Lucrum (lat.), Gewinn; l. cessans, derjenige Verlust, welcher in der Einbuße eines Gewinns besteht (vgl. Damnum); lucri bonus odor (»des Gewinnes Geruch ist gut«), Ausspruch des Kaisers Vespasian, als man seine Besteuerung der Abtritte tadelte und für ekelhaft erklärte (vgl. Juvenals »Satiren«, V, 14, 202); lucri causa, des Gewinns wegen.

Lucsivna (spr. lútschiwna, Lautschburg), klimat. Kurort im ungar. Komitat Zips, an der Kaschau-Oderberger Bahn, 770 m ü. M., am Fuße der Hohen Tátra, mit vielbesuchter Kaltwasserheilanstalt und Villenkolonie. Das Dorf L. hat (1890) 543 meist slowakische (evangelische) Einwohner.

Lucski (spr. lutschki), Badeort im ungar. Komitat Liptau, 2 km von der Kaschau-Oderberger Bahn (Station Liptó-Tepla) entfernt, liegt 599 m ü. M. in einem von Nadelholzwäldern umgebenen Engthal und hat stark kohlensäurehaltige Eisenthermen von 32°, die namentlich bei Blutarmut, Frauen- und Nervenleiden benutzt werden. Das Dorf L. hat (1890) 1213 slowakische (römisch-katholische) Einwohner.

Lucullus, L. Licinius, röm. Feldherr, that sich im Marsischen Kriege 90 v. Chr. zuerst hervor, nahm als Quästor unter Sullas Oberbefehl am ersten Mithridatischen Kriege teil und wurde, nachdem er 79 mit seinem Bruder Marcus kurulischer Ädil und 77 Prätor gewesen war und hierauf Afrika verwaltet hatte, 74 Konsul und mit Führung des Krieges zu Lande gegen Mithridates beauftragt. Es gelang ihm, den pontischen König, der nach großen Rüstungen den nach Asien vorausgeeilten Mitkonsul des L., M. Aurelius

Cotta, zurückgedrängt hatte und Kyzikos belagerte, zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen und sein nach Westen sich zurückziehendes Heer am Fluß Äsepus fast vollständig aufzureiben. Während er darauf, sich nach Osten wendend, mit der Eroberung der Städte des Pontus beschäftigt war, sammelte Mithridates ein neues Heer und nahm mit ihm bei Kabeira Stellung. Hier suchte ihn L. auf, besiegte ihn trotz der Minderzahl seiner Truppen durch seine geschickten Operationen und setzte die Verfolgung bis nach Kleinarmenien so energisch fort, daß Mithridates zu seinem Schwiegersohn Tigranes, dem König von Armenien, seine Zuflucht nahm. Da dieser sich weigerte, Mithridates auszuliefern, brach L., der unterdessen der Not der durch Wucherer schwer bedrängten Provinz Asien abzuhelfen gesucht hatte, gegen ihn auf (69), schlug am Nikephoros das fast fünfzehnfach überlegene feindliche Heer, eroberte Tigranokerta u. unternahm nun, um den Gegner mit Einem Schlage zu vernichten, einen Zug in das armenische Hochland gegen Artaxata; aber trotz seines Sieges am Flusse Arsanias meuterten seine Soldaten, die ihm Härte und Rücksichtslosigkeit vorwarfen, und so mußte er nach Mesopotamien zurückgehen. Von da an verließ ihn das Glück; er eroberte zwar noch Nisibis, als er aber gegen Mithridates, der unterdes Pontus wieder erobert hatte, und gegen Tigranes, der mit einem Heer vom Osten heranrückte, 67 sich in Bewegung setzen wollte, verweigerten ihm seine Soldaten den Gehorsam; in Rom hatten gleichzeitig die Ritter, deren Bedrückungen er in Asien Einhalt gethan hatte, seine Kriegführung als durch Gewinnsucht unnötig in die Länge gezogen angefeindet, und so wurde ihm in der Person des Pompejus durch Volksbeschluß ein Nachfolger gegeben, der den Ruhm der Beendigung des Krieges, der eigentlich L. gebührt, erntete. Sogar die Ehre des Triumphs wurde ihm bis 63 streitig gemacht. Fortan lebte L. als Privatmann in Rom und genoß die Reichtümer, die er aus Asien mitgebracht hatte, in sprichwörtlich gewordener Üppigkeit, blieb daneben jedoch auch edlern Beschäftigungen nicht fremd. Er zeichnete sich aus durch feinen Geschmack, öffnete seine Bibliothek allgemeiner Benutzung u. machte sein Haus zum Sammelpunkt der Gelehrten, namentlich der Philosophen. Das zweite Buch der ersten Bearbeitung von Ciceros Academica, welches die Erkenntnislehre des Antiochos und Philon enthält, ist nach ihm benannt. Eine Geschichte des Bundesgenossenkriegs, welche er als junger Mann in griechischer Sprache verfaßte, ist verloren gegangen. Er starb zwischen 58 und 56 im Wahnsinn, unter allgemeiner Teilnahme des Volkes, welches ihn wegen seiner milden und vornehmen Gesinnung schätzen gelernt hatte. Eine Biographie von L. besitzen wir unter den »Parallelen« des Plutarch. Bekannt geworden ist er auch dadurch, daß er den Kirschbaum aus Kerasos in Pontus nach Europa verpflanzte. — Sein Sohn, geb. um 64, wurde unter Vormundschaft seines Oheims M. Cato und des Cicero erzogen und fand den Tod bei Philippi 42. L.' jüngerer Bruder, M. Licinius L. oder, wie er nach seiner Adoption durch M. Terentius Varro hieß, M. Terentius Licinianus Varro, war 73 Konsul, dann 72 Statthalter in Makedonien, als welcher er einen Kriegszug gegen die barbarischen Grenzvölker unternahm und bis an das Schwarze Meer vordrang; er starb bald nach seinem Bruder.

Lucumōnes (lat. Form des etrusk. Lauchme), die Edlen in Etrurien, welche zuerst als Könige, später als gewählte Behörden an der Spitze der Bundesstädte standen.

Lucus (lat.), ein einer Gottheit geweihter Hain. L. a non lucendo, aus Quintilian (»De institutione oratoria«, I, 6, 34) stammende, sprichwörtlich gewordene Redensart, um eine sinnlose Etymologie zu bezeichnen, bedeutet soviel wie: der Wald wird lucus genannt, weil es darin nicht hell ist (non lucet). Und doch bedeutet das Wort ursprünglich »Lichtung«.

Lud (el-Ludd), s. Diospolis 3).

Ludämilie Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, bekannt als Verfasserin geistlicher Lieder, geb. 7. April 1640, gest. 12. März 1672 als Braut ihres Vetters, des Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen. Ihre geistlichen Dichtungen erschienen gesammelt unter dem Titel: »Die Stimme der Freundin« (1687; neu hrsg. von Thilo, Stuttg. 1856). Ihr Leben beschrieben Thilo (Berl. 1856) und E. Frommel (das. 1874).

Luddenden Foot (spr. löddenden fut), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), am Calder, 10 km westlich von Halifax, hat Baumwoll- und Kammgarnfabriken und (1891) 3108 Einw. In der Umgegend Steinbrüche.

Ludditen, in England die Zerstörer der Maschinen in Fabrikstädten (bes. in Sheffield), nach ihrem ersten Anführer, dem Arbeiter Ned Lud, um 1815.

Lude, Le (spr. lüd'), Stadt im franz. Depart. Sarthe, Arrond. La Flèche, am Loir und der Orléansbahn, hat ein schönes Schloß im Renaissancestil (15.—17. Jahrh.), Brettsägen, Fabrikation von Holzschuhen, Gerberei und (1891) 2770 (als Gemeinde 3772) Einw.

Lüdecke, Karl Johann, Architekt, geb. 1826 in Stettin, gest. 21. Jan. 1894 in Breslau, erhielt seine künstlerische Ausbildung an der Bauakademie in Berlin bei Stier und Stüler, wurde dann bei mehreren Bauten in Pyritz (Regbez. Stettin), Schulpforta und Pasewalk beschäftigt, 1836 zum Lehrer an der Kunst- und Baugewerkschule zu Breslau und 1856 zum Baurat ernannt. In Schlesien führte er zahlreiche kleinere und größere Bauten aus, unter andern die 1867 vollendete Neue Börse in Breslau, ein reichverziertes Werk gotischen Stils, ferner die Rathäuser in Striegau und Leobschütz sowie mehrere Schlösser. In Düsseldorf trug er bei der Konkurrenz für das Gebäude des »Malkastens« den ersten Preis davon. Das 1871 abgebrannte Stadttheater zu Breslau errichtete er nach den Entwürfen von Langhans. Er war eine Zeitlang auch Direktor der Kunstschule in Breslau.

Ludeigen (loteigen, von Los), freies Grundeigentum im Gegensatz zu den von einer Grundherrschaft abhängigen Gütern; s. Bauerngut, S. 569.

Ludelbirne, soviel wie Pulverflasche; Ludelfaden, soviel wie Zündschnur; Ludelnadel, Räumnadel für das Zündloch.

Lüdemann, Karl, protest. Theolog, geb. 6. Juli 1805 in Kiel, gest. daselbst 18. Febr. 1889, ward 1831 Prediger an der dortigen Nikolaikirche, 1834 Kloster- und Garnisonprediger und Privatdozent, 1839 außerordentlicher, 1841 ordentlicher Professor und 1855 Kirchenrat. Unter seinen Schriften sind außer Predigten (»Aus dem Wort des Lebens«, Kiel 1863) hervorzuheben: »Die sittlichen Motive des Christentums« (das. 1841); »Über das Wesen des protestantischen Kultus« (das. 1846); »Zur Bekenntnisfrage« (das. 1862); »Erinnerung an Klaus Harms und seine Zeit« (das. 1878). Ein religiöses Glaubensbekenntnis legte er ab in dem dichterischen Er-

guß: »Die Heiligtümer der Menschheit« (Kiel 1873). — Sein Sohn Hermann, geb. 15. Sept. 1842 in Kiel, seit 1884 ordentlicher Professor in Bern, schrieb: »Die Anthropologie des Apostels Paulus« (Kiel 1872); »Die neuere Entwickelung der protestantischen Theologie« (Bremen 1885).

Luden, Heinrich, Geschichtschreiber, geb. 10. April 1780 zu Loxstedt im Regbez. Stade, gest. 23. Mai 1847 in Jena, widmete sich zu Göttingen theologischen und historischen Studien, war dann Hauslehrer bei dem Staatsrat Hufeland in Berlin, kehrte hierauf nach Göttingen zurück u. schrieb die Biographien von Chr. Thomasius (1805), Hugo Grotius (1806) und Sir William Temple (1808). 1806 wurde er als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Jena berufen, 1808 zum Honorarprofessor und 1810 zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt. 1820 trat er als Deputierter in die Landstände des Großherzogtums Weimar-Eisenach ein und blieb bis 1832 eins der thätigsten Mitglieder. Freisinnig u. gerechtigkeitsliebend, war L. begeistert für alles Wahre und Gute. In der Geschichte fand er eine untrügliche Bildnerin des sittlichen u. politischen Lebens. Ein namhaftes Verdienst um die Geschichtswissenschaft in Deutschland erwarb er sich dadurch, daß er ihre Auffassung geistig belebte und der Darstellung derselben eine edlere u. geschmackvollere Form verlieh. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Kleine Aufsätze meist historischen Inhalts« (Götting. 1808, 2 Bde.); »Ansichten des Rheinbundes« (das. 1808, 2. Aufl. 1809); »Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte« (Jena 1809, neue Aufl. 1828); »Handbuch der Staatsweisheitslehre oder der Politik« (das. 1811); »Handbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten des Altertums« (das. 1814, 3. Aufl. 1824) und »Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters« (das. 1821—22, 2 Bde.; 2. Aufl. 1824); »Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte« (Weim. 1814—18, 12 Bde.); »Allgemeines Staatsverfassungsarchiv« (das. 1816, 3 Bde.); »Geschichte des deutschen Volkes« (Gotha 1825—37, 12 Bde.), sein Hauptwerk, nur bis 1237 reichend, das seiner Zeit bedeutenden Wert hatte, aber wegen seiner nüchternen rationalistischen Auffassung des deutschen Mittelalters sehr angefochten wurde und jetzt veraltet ist; endlich die »Geschichte der Teutschen« (das. 1842—43, 3 Bde.). Auch lieferte er zahlreiche Rezensionen zur »Jenaischen Litteraturzeitung«. Aus seinem Nachlaß erschienen: »Rückblicke in mein Leben« (Jena 1847). Vgl. D. Schäfer, Heinrich L., akademische Festrede (in den »Preußischen Jahrbüchern«, 1881). — Sein Sohn Heinrich L., geb. 9. März 1810 in Jena, ward 1844 ordentlicher Professor der Rechte, 1845 Oberappellationsgerichtsrat daselbst und starb 23. Dez. 1880. Er veröffentlichte außer einer Übersetzung von Romagnosis »Genesi del diritto penale« (Jena 1833, 2 Bde.) die Monographien: »Über den Versuch des Verbrechens« (Götting. 1836) und »Über den Thatbestand des Verbrechens« (das. 1840) sowie das unvollendete »Handbuch des deutschen gemeinen und partikularen Strafrechts« (Jena 1842—47, Bd. 1).

Ludenberg, Gemeinde im preuß. Regbez. und Landkreis Düsseldorf, bei Gerresheim, hat eine Provinzial-Irrenanstalt (Grafenberg) und eine Arbeiterkolonie, Ziegelbrennerei und (1890) 2583 Einw.

Lüdenscheid, Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Altena, auf dem Bergrücken zwischen Lenne und Volme, Knotenpunkt der Linien Hagen-L. der Preußischen Staatsbahn und Altena-L. der Kreis Altenaer Schmalspurbahnen, 410 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine kath. Kapelle, eine Synagoge, eine Realschule mit Progymnasium, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, eine Handelskammer, eine Reichsbanknebenstelle, eine Telephonanlage, bedeutende Metallknopf-, Schnallen-, Haken-, Ösen-, Broschen-, Medaillen-, Vereinsabzeichen-, Zündholzdosen-, Uhrgehäuse-, Harmonika-, Schirm- und Stockbeschläge-fabrikation ꝛc. (33 Fabriken), Metallblech-, Maschinen-, Zinn-, Britannia- und Alfenidwarenfabrikation, Drahtwalzwerke, Dampfziegeleien ꝛc., bedeutende Eisen- und Kurzwarenhandlungen und (1890) 19,457 Einw., davon 2189 Katholiken und 105 Juden. In der Nähe im Sauerländischen Gebirge der Homert mit Aussichtsturm. — Dabei die Landgemeinde L., aus 224 Wohnplätzen bestehend, zählt 7843 Einw. L. kam um 1200 an die Grafen von Altena und gehörte später zur Grafschaft Mark, mit der es im 17. Jahrh. an Brandenburg fiel.

Luder (v. mittelhochd. luoder, »Lockspeise«), soviel wie Aas; ludern (anludern), Füchse und andres Raubzeug durch geschlepptes Aas oder Gescheide auf einen Luderplatz locken, wo es von der Luderhütte aus erlegt wird.

Lüder, linksseitiger Nebenfluß der Fulda, entspringt am Vogelsgebirge, fließt in nordöstlicher Richtung und mündet unterhalb Fulda.

Lueder, Karl, Rechtslehrer, geb. 2. Sept. 1834 in Celle, gest. 24. April 1895 in Erlangen, studierte in Göttingen, Berlin und Paris, habilitierte sich 1861 in Halle, wurde 1867 außerordentlicher Professor in Leipzig und wirkte seit 1874 als ordentlicher Professor an der Universität Erlangen. Er schrieb: »Das Souveränetätsrecht der Begnadigung« (Leipz. 1860); »De abolitione paschali« (das. 1861); »Gustav Geib, sein Leben und sein Wirken« (das. 1864); »Die Vermögensbeschädigung« (das. 1867); »Grundriß zu Vorlesungen über deutsches Strafrecht« (2. Aufl., Erlang. 1877); »Die Genfer Konvention« (das. 1876; auch französische Ausgabe); »Recht u. Grenze der Humanität im Krieg« (das. 1880); »Grundriß zu Vorlesungen über deutsches Strafprozeßrecht« (das. 1881) u. a.

Lüderitz, 1) Gustav, Kupferstecher, geb. 15. Dez. 1803 in Berlin, gest. daselbst 13. Febr. 1884, trat mit 16 Jahren in die dortige Akademie, 1822 in das Atelier des Kupferstechers Buchhorn und ging 1827 nach Paris, wo er im Atelier von Th. Richomme arbeitete und die Schwarzkunst erlernte. 1832 ging er nach London, um die Technik des Stahlstichs sich anzueignen. Dann kehrte er nach Berlin zurück, wo er bis an sein Ende thätig war. Er war königlicher Professor und Lehrer an der Kunstakademie. Seine Hauptstiche in Linienmanier sind: die Bergpredigt nach K. Begas, die Söhne Eduards nach Th. Hildebrandt und das trauernde Königspaar nach Lessing. Von seinen Schwarzkunstblättern sind hervorzuheben: Prinzessin Margarete von Spanien als Kind nach Velazquez, Romeo und Julia nach K. Sohn, Christuskopf auf dem Schweißtuch der heil. Veronika nach einem früher dem Correggio zugeschriebenen Bilde im Berliner Museum, die Nähschule nach Vautier, die Mohrenwäsche nach K. Begas und Zu Gott! nach W. v. Kaulbach.

2) Franz Adolf Eduard, Großkaufmann und Begründer der ersten deutschen Kolonie in Südwestafrika, geb. 16. Juli 1834 in Bremen, gest. 1886, erlernte seit 1851 in dem väterlichen Haus das Tabaks-

geschäft, bereiste 1854—59 Nordamerika, übernahm 1878 nach dem Tode seines Vaters die Leitung des Hauses und wandte sich bald überseeischen Unternehmungen zu. Nachdem er 1881 eine Faktorei in Lagos gegründet hatte, erwarb er 1883 Angra Pequena (s. d.) und das dahinterliegende Gebiet, nach ihm **Lüderitzland** genannt, das 1884 unter deutschen Schutz gestellt und von ihm 1885 an ein Konsortium abgetreten wurde, bei dem er sich mit einem Sechstelanteil beteiligte. Um die Frage der Schiffbarkeit des Oranjeflusses festzustellen, begab sich L. Mitte 1886 nach Südafrika, befuhr den Unterlauf des Flusses mit einem kleinen tragbaren Boot, versuchte vergeblich die Barre zu forcieren und trat dann 20. Okt. in einem kleinen offenen Fahrzeug die Fahrt nach Angra Pequena an, auf der er jedenfalls verunglückte.

Lüderitzland, s. Lüderitz 2) und Deutsch-Südwestafrika, S. 951.

Lüders, Stadt, s. Lure.

Lüders, Alexander Nikolajewitsch von, russ. General, geb. 1790 in Rußland, gest. im Februar 1874 in Petersburg, stammte aus einer ursprünglich deutschen Familie, trat 1805 in die russische Armee, focht bei Austerlitz, wohnte dem Krieg in Finnland 1808, dem Feldzug in der Türkei 1810 und den Feldzügen von 1812—14 bei, focht mit Auszeichnung in dem türkischen Krieg 1828—29 und that sich im polnischen Feldzug von 1831 als Brigadekommandeur besonders beim Sturm auf Warschau hervor. Zum Generalleutnant befördert, stand er mehrere Jahre als Stabschef beim 2. Infanteriekorps, bis er 1837 das Kommando über das 5. Infanteriekorps erhielt. 1844—45 focht er im Kaukasus und unterdrückte 1848 in Verbindung mit Omer Pascha die Insurrektion der Rumänen in den Donaufürstentümern. Am 19. Juni 1849 drang er durch den Rotenturmpaß in Siebenbürgen ein, eroberte Hermannstadt, schlug Bem 31. Juli bei Schäßburg und zwang in Dewa und Szibi die Insurgenten zur Kapitulation. Bei Beginn des Krimkriegs rückte er im Juli 1853 in die Moldau ein. Am 24. März 1854 überschritt er die Donau und langte 16. Mai vor Silistria an, mußte aber wegen Krankheit die Armee verlassen. Im März 1855 wurde er zum Befehlshaber der Südarmee ernannt und erhielt im Januar 1856 den Oberbefehl in der Krim. Hier schloß er den Waffenstillstand mit den Alliierten, nahm dann, von Erblindung bedroht, seine Entlassung und reiste im Frühjahr 1857 zu seiner Heilung nach Frankreich und Italien. 1861 wurde er Statthalter von Polen, trat dort mit großer Strenge auf und wurde, als die Regierung ein andres System befolgen wollte, unter Erhebung in den Grafenstand abberufen. Aber noch vor seiner Abreise erhielt er durch ein Attentat 17. Juni 1862 eine schwere Wunde, zu deren Heilung er nach Deutschland ging. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er teils in Odessa, teils auf seinen Gütern in Podolien.

Ludewig, Johann Peter von, deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Aug. 1668 in Hohenhard bei Schwäbisch-Hall, gest. 7. Sept. 1743 in Halle, studierte in Tübingen, Wittenberg und Halle und wurde hier 1695 zum Professor der Philosophie ernannt. Nach längerm Aufenthalt in Holland, wo er auf dem Kongreß zu Rijswijk Brandenburg vertrat, kehrte er 1703 als Professor der Geschichte nach Halle zurück, wurde 1709 königlicher Heroldsrat, 1717 Geheimrat, 1719 geadelt und 1721 Kanzler der Universität. Seine Hauptwerke sind: »Germania princeps« (1702); »Entwurf der Reichshistorie« (Halle 1706); »Kommentar über die Goldene Bulle« (1716—19); »Scriptores rerum germanicarum« (Halle 1718, 2 Bde.); »Reliquiae manuscriptae omnis aevi diplomatum« (das. 1740—41, 12 Bde.); »Opuscula miscellanea« (das. 1720, 2 Bde.); »Vita Justiniani« (das. 1731).

Ludger, Heiliger, s. Liudger.

Ludgierzowitz, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Ratibor, hat (1890) 2033 Einw.

Ludgvan (spr. löddsch-wän), Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, 5 km nordöstlich von Penzance, hat Zinn- und Kupfergruben und (1891) 2334 Einw.

Ludhiana, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der britisch-ind. Provinz Pandschab, unter 30° 55' nördl. Br. und 75° 53' östl. L. v. Gr., auf dem Hohen Südufer des Satledsch, 13 km vom heutigen Flußbett, an der Bahn Delhi-Lahore, Aufenthaltsort des verbannten, von der britischen Regierung unterhaltenen Herrschers von Kabul, hat ein Fort, ein von Mohammedanern und Hindu viel besuchtes Heiligtum des Scheich Abdul Kadir-i-Dschalani, eine Kirche und Schule der amerikanischen presbyterianischen Mission und (1891) 46,334 Einw. (30,257 Mohammedaner, 13,871 Hindu, 328 Christen), welche Kaschmirshawls, Baumwollstoffe, Schärpen, Turbane, Möbel u. a. fabrizieren und lebhaften Handel mit Getreide, Salpeter und englischen Kurzwaren treiben.

Ludi (lat.), Spiele; besonders die öffentlichen Fest- und Schauspiele der Römer. Die älteste Gattung derselben waren die hauptsächlich aus Pferde- und Wagenrennen bestehenden l. circenses (s. Circensische Spiele), zu denen seit 364 v. Chr. die aus Etrurien eingeführten l. scenici, d. h. theatralische und pantomimische Darstellungen im Theater, und etwa ein Jahrhundert später die ebenfalls aus Etrurien stammenden l. gladiatorii (s. Gladiatoren) kamen. Von den zur Zeit der Republik eingeführten stehenden Spielen haben bis in die späteste Zeit des Römerreichs bestanden: die l. romani, eigentlich dem Jupiter von siegreichen Feldherren gefeierte Triumphalspiele mit großartigem Festzug (pompa) vom Kapitol nach dem Zirkus, ursprünglich eintägig, später auf 15 und 16 Tage (4.—19. Sept.) ausgedehnt und mit szenischen Aufführungen verbunden; die l. plebei, ebenfalls später 14tägig (4.—17. Nov.), von den plebejischen Ädilen im Flaminischen Zirkus ausgerichtet und schon früh mit szenischen Spielen verbunden; die l. Apollinares, zu Ehren des Apollo im zweiten Punischen Kriege eingeführt (6.—13. Juli), fast nur szenisch; die l. Megalenses, zu Ehren der Rhea 204 eingesetzt, szenisch und circensisch (s. Megalesien); die l. florales (s. Flora) u. a.

Ludi magister (lat.), der Schulmeister; s. Ludus.

Lüdinghausen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Münster, an der Stever und der Dortmund-Enscheder Eisenbahn, 52 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein altes Schloß des Grafen Droste zu Vischering, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, eine Niederlassung der Franziskanerinnen, ein Amtsgericht, Zigarren- und Pfeifenfabrikation, mechanische Baumwollweberei, 2 Dampfsägewerke und (1890) 2493 Einw., davon 105 Katholiken und 39 Juden. L., früher einem Adelsgeschlecht gehörig, fiel 1443 an das Bistum Münster. Dabei das **Kirchspiel** L., aus 8 Bauerschaften bestehend, mit 2795 Einw.

Ludington (spr. löddingt'n), Hauptstadt der Grafschaft Mason des nordamerikan. Staates Michigan, an der Mündung des Marquette in den Michigansee, auf dem

es durch zwei Dampferlinien mit Milwaukee verbunden ist, hat Sägemühlen und (1890) 7517 Einw.

Ludi saeculāres, s. Säkularspiele.

Ludiz, Stadt in Böhmen, an der Strela, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts, mit alter Pfarrkirche, Schloßruine, Denkmal Josephs II., Bierbrauerei und (1890) 1895 deutschen Einwohnern.

Ludlow (spr. lödslo), Stadt im südlichen Shropshire (England), in malerischer Lage am Teme, mit der gotischen St. Lorenzkirche (von Scott restauriert), umfangreichen Schloßruinen, geologischem Museum und (1891) 4460 Einw. Das Schloß (aus dem 12. Jahrh.) war ehemals Sitz der Gouverneure von Wales; hier schrieb Milton seinen »Comus«.

Ludlowgruppe, Schichten der obern Abteilung der Silurischen Formation (s. d.), besonders bei Ludlow in England typisch entwickelt.

Ludmilla (Ludmila, Lidmila), Gemahlin Borschiwojs, des ersten christlichen Herzogs von Böhmen, und Großmutter des heil. Wenzel, den sie erzog, ward 927 auf Befehl ihrer heidnischen Schwiegertochter Drahomira ermordet, später kanonisiert; ihr Grab in Prag wird an ihrem Todestag (16. Sept.) eifrig besucht, da man sie als Schutzheilige Böhmens betrachtet.

Ludolf, Hiob, berühmter Orientalist, der Begründer des Studiums der äthiopischen Sprache und Litteratur in Europa, geb. 15. Juni 1624 in Erfurt, gest. 8. April 1704 in Frankfurt a. M., studierte seit 1639 in seiner Geburtsstadt und in Leiden, bereiste seit 1647 die Niederlande, Frankreich, England und Italien, wo er in Rom von dem Abessinier Gregorius im Äthiopischen unterwiesen wurde, Schweden und Dänemark, nahm 1652 als gothaischer Legationssekretär am Reichstag zu Regensburg teil, ward 1654 Hofmeister der gothaischen Prinzen und 1675 Kammerdirektor zu Altenburg. Drei Jahre später siedelte er nach Frankfurt a. M. über, ward 1681 Kammerdirektor beim Kurfürsten von der Pfalz und 1690 Präsident des Collegium imperiale historicum. L. soll 25 Sprachen verstanden haben. Seine Hauptschriften sind: »Sciagraphia historiae aethiopicae« (Jena 1676); »Historia aethiopica« (Frankf. 1681 u. öfter) nebst »Commentarius« (das. 1691) und »Appendix« (1693—94); »Grammatica amharicae linguae« (das. 1698); »Lexicon amharico-latinum« (das. 1698); »Lexicon aethiopico-latinum« (2. Aufl., das. 1699); »Grammatica aethiopica« (2. Aufl., das. 1702) und eine Ausgabe des äthiopischen Psalters (das. 1701). Sein Leben beschrieb Chr. Juncker (Leipz. u. Frankf. 1710). Vgl. J. Flemming, L. (in den »Beiträgen zur Assyriologie«, Bd. 1 u. 2, Leipz. 1889 u. 1891).

Ludolff, M., Pseudonym, s. Huhn.

Ludolfsche Zahl, s. Kreis.

Ludovisi, Villa, eine aus einem großen Garten, einem Palast, einer Statuengalerie und einem Kasino bestehende Anlage im Norden Roms, welche auf dem Terrain der Gärten des Sallust vom Kardinal Ludovico Ludovisi seit 1622 errichtet worden ist, in neuerer Zeit aber wegen der Erweiterung der Stadt parzelliert und bebaut worden ist. Nur das von dem Maler Domenichino erbaute Casino dell' Aurora (so nach einem Deckenfresko von Guercino benannt) ist erhalten geblieben. Die Gartenanlagen waren von Lenôtre entworfen worden. Die früher hier befindliche Sammlung von antiken Skulpturen, die berühmte Werke, wie die Hera Ludovisi (s. »Hera« und Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 12), den Mars Ludovisi (s. »Ares«), den Gallier und sein Weib, die Gruppe Elektra und Orestes von Menelaos und andere bedeutende Kunstwerke enthielt, ist 1891 nach dem Palazzo Piombino übergeführt worden. Vgl. Schreiber, Die antiken Bildwerke der Villa L. (Leipz. 1880).

Ludus (lat.), Spiel, auch Schule; daher ludi magister, Schulmeister. L. Helmontii, s. LususHelmontii.

Ludw., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Chr. Gottl. Ludwig, geb. 30. April 1709 in Brieg, begleitete Hebenstreit auf seiner Reise nach Afrika und starb 7. Mai 1773 als Professor der Medizin in Leipzig. Schrieb: »Definitiones generum plantarum« (1747 u. 1760); »Ectypa vegetabilium« (1760—64). Ferner für Hubert L. (s. Ludwig 5, S. 571) und für Friedrich L., Professor in Greiz: »Lehrbuch der niedern Kryptogamen« (Stuttg. 1892); »Lehrbuch der Biologie der Pflanzen« (das. 1895).

Ludwich, Arthur, klassischer Philolog, geb. 18. Mai 1840 in Lyck, studierte 1861—66 in Königsberg und wurde 1866 Lehrer am Collegium Fridericianum daselbst, 1876 außerordentlicher Professor in Breslau, 1878 ordentlicher Professor in Königsberg. Seine Hauptwerke sind: »Beiträge zur Kritik des Nonnos« (Königsb. 1873); »Maximi et Ammonis carminum de actionum auspiciis reliquiae« (Leipz. 1877), »Aristarchs homerische Textkritik, nach den Fragmenten des Didymos dargestellt« (das. 1884—85, 2 Bde.); »Homeri Odyssea« (das. 1889—91, 2 Bde.). Auch gab er »Ausgewählte Briefe von und an Chr. Aug. Lobeck und K. Lehrs« heraus (Leipz. 1894, 2 Bde.).

Ludwig (franz. Louis), altfränk. Mannesname, aus Chlodwig entstanden, bedeutet: ruhmvoller Kämpfer; ihm entsprechen die weiblichen Namen Ludovika und Ludovicia (woraus Luise). Die merkwürdigsten Träger des Namens L. sind:

Übersicht nach den Ländern:

Römisch-deutsche Kaiser 1—4.	Neapel 46, 47.
Deutsche Könige 5—7.	Österreich 48, 49.
Baden 8—10.	Pfalz 50—52.
Bayern 11—19.	Portugal 53.
Braunschweig 20.	Preußen 54.
Frankreich 21—40.	Thüringen 55—58.
Hessen 41—44.	Ungarn 59, 60.
Nassau 45.	

[Römisch-deutsche Kaiser.] 1) L. I., der Fromme, bei den Franzosen le Débonnaire (»der Sanftmütige«), geb. 778 in Chasseneuil am Lot als der dritte Sohn Karls d. Gr. von dessen dritter Gemahlin, Hildegard, gest. 20. Juni 840. Schon 781 zum König von Aquitanien, seinem Geburtsland, gekrönt, wuchs er daselbst auf, erlangte große Fertigkeit in den Waffenübungen und viele Kenntnisse in geistlichen und weltlichen Dingen; er verstand sogar Griechisch. L. war einfach und mäßig wie sein Vater, aber es fehlte ihm die Selbständigkeit der Einsicht und des Willens. Er war abhängig von seiner Umgebung, namentlich von der Geistlichkeit, gegen die er eine übergroße Unterwürfigkeit und verschwenderische Freigebigkeit bewies. Nachdem er Aquitanien gerecht und gut regiert, ward er nach dem Tode seiner ältern Brüder, Pippin (810) und Karl (811), von seinem Vater 813 in Aachen zum Kaiser gekrönt und zum Mitregenten der Monarchie erhoben. Am 28. Jan. 814 folgte L. dem Vater als Alleinherrscher. Ludwigs erste Regierungsmaßregeln schienen von Thatkraft zu zeugen. Er beseitigte die an dem Hoflager seines Vaters zu Aachen eingerissene Zügellosigkeit der Sitten, bestrafte die Unterdrückung des Volkes durch die Großen,

drang auf Reformation des Lebens der Weltgeistlichen und der Mönche und wußte mit kluger Milde die sächsischen und friesischen Herren und Freien sich zu treuer Anhänglichkeit zu verpflichten. Bald aber folgten Mißgriffe. Die Diener und Ratgeber seines Vaters wurden zurückgesetzt, die königlichen Güter massenweise als Lehen ausgethan und der Geistlichkeit immer mehr Einfluß eingeräumt. Die unglücklichste Maßnahme aber war die bereits 817 ausgeführte Teilung des ganzen Reiches unter seine drei Söhne von seiner Gemahlin Irmengard, Lothar, Pippin und Ludwig. Gleich anfangs reizte dieselbe seinen Neffen Bernhard von Italien, der sich zurückgesetzt sah, zur Empörung. L. ließ ihn 818 nach Châlon locken und hier blenden, worauf Italien an Lothar gegeben wurde. Gewissensbisse hierüber machten ihn hierauf vollends zum willenlosen Werkzeug des Klerus. Als er sich nach dem Tode Irmengards (3. Okt. 818) in ein Kloster zurückzuziehen gedachte, vereitelten seine Ratgeber diesen Plan, indem sie 819 seine zweite Vermählung mit Judith, der Tochter des Grafen Welf, zu stande brachten. Zu gunsten des ihm von derselben 13. Juni 823 gebornen vierten Sohnes, Karl, nachher der Kahle genannt, schritt L. 829 zu einer zweiten Teilung des Reiches, in welcher Karl unter dem Titel eines Königs Alemannien erhielt. Darüber erbittert, griffen die Söhne erster Ehe zu den Waffen, zwangen, durch die mißvergnügten Großen unterstützt, 830 ihren Vater, Judith in ein Kloster zu verbannen, und verlangten von L. freiwillige Entsagung auf die Kaiserkrone. Indes L. weigerte sich, und da es ihm gelang, seine Söhne Pippin und Ludwig wieder auf seine Seite zu bringen, wurde er auf dem Reichstag zu Nimwegen wieder eingesetzt, und Lothar mußte sich unterwerfen. Judith wurde aus dem Kloster zurückgerufen, und Karl erhielt nicht nur das vergrößerte Alemannien zurück, sondern 832, als Pippin sich empörte, auch Aquitanien. Dies veranlaßte einen neuen Aufstand der drei ältern Söhne, und nach dem Abfall seines Heeres auf dem Rothfeld (»Lügenfeld«) unweit Kolmar 29. Juni 833 ergab sich L. freiwillig samt seiner Gemahlin und dem jüngsten Sohn, Karl, seinen Söhnen. Judith ward nach Tortona verwiesen, ihr Sohn Karl nach Prüm gebracht. Die Brüder teilten das Reich unter sich, und der alte Vater mußte im Oktober 833 in der Kirche zu Soissons vor Lothar und den versammelten Großen Kirchenbuße thun, damit er der kaiserlichen Herrschaft für unwürdig erklärt werden konnte. Lothars Herrschsucht bewog aber bald die über ihres Vaters schmähliche Behandlung erzürnten Brüder, gegen ihn zu den Waffen zu greifen. Lothar floh nach Vienne, und L. wurde 1. März 834 zu St.-Denis wieder in die Herrschaft eingesetzt. 837 machte er mit Einwilligung seines Sohnes Pippin eine neue Teilung und ernannte Karl zum König von Neustrien. Als jedoch L. nach Pippins Tode (13. Dez. 838) mit Ausschließung der Kinder desselben Westfranken an Karl und Italien nebst ganz Austrasien an Lothar vergab, griff L., dem auf diese Weise nur Bayern blieb, zu den Waffen, während sich auch die Aquitanier 839 zu gunsten der Söhne Pippins kämpfend erhoben. Um alle Wirren zu ordnen, schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Worms aus, starb jedoch noch vor dessen Zusammentritt auf einer Rheininsel bei Ingelheim. Er wurde in der Kirche des heil. Arnulf zu Metz (seit 1552 zerstört) beerdigt. Vgl. »Die Lebensbeschreibungen Ludwigs des Frommen von Thegan und vom sogen. Anonymus« (»Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit«, Bd. 19, Leipz. 1889); **Funck**, L. der Fromme (Frankf. 1832); **Himly**, Wala et Louis le Débonnaire (Par. 1849); **Simson**, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter L. dem Frommen (Leipz. 1874—76, 2 Bde.).

2) L. II., ältester Sohn Lothars I., geb. 825, gest. 12. Aug. 875, ward von seinem Vater, der in Aachen residierte, als König von Italien eingesetzt, vom Papst Sergius 15. Juni 844 zum König der Langobarden und 6. April 850 von Leo IV. zum römischen Kaiser gekrönt. Bei seines Vaters Abdankung 855 erhielt er von dessen Reich Italien. Das römische Kaisertum sank unter ihm zu einem bloßen Titel herab und mußte auf jede Oberhoheit über die übrigen fränkischen Königreiche verzichten. Ein Bund mit dem griechischen Kaiserreich zur Vertreibung der Sarazenen führte zwar zur Eroberung Baris 871; indes bald entzweiten sich die beiden Kaiser über die Rangfrage, indem die Griechen L. nicht den Titel Imperator Augustus zugestehen wollten. Nach seines jüngsten Bruders, Karl, kinderlosem Tode (863) hatte er sich mit Lothar II. in Burgund geteilt; als aber auch Lothar II., zu dessen gunsten er 864 einen Zug nach Rom unternommen, um Nikolaus I. zur Nachgiebigkeit in dessen Ehestreit zu zwingen, 869 ohne Erben starb, that er nichts, um dessen Land in Besitz zu nehmen, das seinen Oheimen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen zufiel. Von einem erfolglosen Rachezug gegen Benevent nach Oberitalien zurückgekehrt, starb er bei Brescia. Da seiner Ehe mit Engelberga, Tochter Ludwigs des Deutschen, kein Sohn entsprossen war, erlosch mit ihm der italienische Zweig der Karolinger.

3) L. III., geb. 880, gest. 928, Sohn König Bosos von Niederburgund und der Irmengard, einer Tochter des vorigen, folgte seinem Vater 887 in Burgund, nachdem er Karls des Dicken Oberhoheit anerkannt hatte und von demselben als Sohn angenommen worden war, konnte aber lange der übermütigen, unbotmäßigen Großen nicht Herr werden. 900 wurde er von den Langobarden gegen die Ungarn zu Hilfe gerufen, erhielt die langobardische Königskrone und im Februar 901 aus Benedikt IV. Hand auch die römische Kaiserkrone. 905 wurde er von Berengar von Friaul in Verona überfallen, geblendet und nach Arles zurückgeschickt, wo er im Elend starb.

4) L. IV. oder **der Bayer**, geb. 1287, gest. 11. Okt. 1347, der Sohn Herzog Ludwigs des Strengen von Oberbayern (gest. 1294), ward zu Wien mit seinen Verwandten, des Herzogs Albrecht von Österreich Söhnen, erzogen und kam nach langem Hader 1313 mit seinem ältern Bruder, Rudolf, dahin überein, daß beide das väterliche Erbe gemeinsam besitzen, der ältere aber die Kurstimme führen sollte. Im Streit über die Vormundschaft der unmündigen Herzöge von Niederbayern besiegte L. Friedrich den Schönen von Österreich 6. Nov. 1313 bei Gammelsdorf. Nach Heinrichs VII. Tod ward er auf Betrieb des Erzbischofs von Mainz, Peter Aspelt, 20. Okt. 1314 in Frankfurt a. M. von vier Kurstimmen zum König erwählt und zu Aachen gekrönt. Nachdem er 1317 seinen Bruder Rudolf gezwungen, ihm das gesamte väterliche Erbe abzutreten, besiegte er auch seinen Nebenbuhler um die Königskrone mit Hilfe der Städte 28. Sept. 1322 bei Mühldorf und nahm ihn gefangen. Indes Friedrichs Bruder Leopold setzte den Kampf fort, unterstützt vom König Karl IV. von Frankreich, der selbst nach der Krone strebte, und dem von ihm abhängigen Papst Johann XXII. Dieser verbot L., ohne päpst-

liche Bestätigung den königlichen Titel zu führen, und als sich L., durch die Stimmung des deutschen Volkes ermutigt, nicht fügte, wurde er 1324 gebannt und abgesetzt. Selbst die Entlassung Friedrichs aus der Haft 1325 endete den Streit nicht, erst der Tod Leopolds 1326 gab Deutschland den Frieden wieder. Nachdem L. Friedrich von Österreich die Verwaltung des Reichs übertragen, zog er nach Italien, wurde 1327 in Mailand mit der lombardischen und 17. Jan. 1328 in Rom mit der Kaiserkrone gekrönt, welche ihm ein Laie, Sciarra Colonna, aufsetzte. Denn durch Ludwigs Zug nach Italien war der Streit mit dem Papst, in welchem die einflußreichen Minoriten lebhaft für L. Partei nahmen, aufs neue heftig entbrannt. L. erklärte Johann XXII. für abgesetzt und erhob Nikolaus V. auf den päpstlichen Stuhl. Indes diesem kühnen Anfang entsprach Ludwigs fernere Haltung nicht. In Italien verlor er durch Mißgriffe seine Anhänger, und verlassen und verachtet mußte er 1329 einen fluchtähnlichen Rückzug nach Deutschland antreten. Dem Papst machte er die demütigsten Anerbietungen, um eine Aussöhnung herbeizuführen, die nur deshalb nicht zu stande kam, weil der starrsinnige Johann XXII. mit Hartnäckigkeit auf Ludwigs Thronentsagung bestand. Ja, die Rücksicht auf die Kurie hielt ihn ab, bei Beginn des französisch-englischen Krieges eine entschiedene, für das Reich vorteilhafte Stellung einzunehmen. Endlich schritten die Kurfürsten ein und erklärten auf dem Kurverein zu Rhens 16. Juli 1338 die päpstliche Einmischung für unberechtigt; der Frankfurter Reichstag im August 1338 bestätigte dies und hob Bann und Interdikt als rechtswidrig auf. Aber auch nachher war Ludwigs Haltung gegen den Papst schwankend. Die Hauptfrage war für L. die Vergrößerung seiner Hausmacht. Nachdem er 1323 Brandenburg an sein Haus gebracht, nahm er 1341 Niederbayern in Besitz, erwarb seinem Haus 1342 Tirol und Kärnten, indem er seinen Sohn Ludwig mit Margarete Maultasch vermählte, nachdem er deren Ehe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit getrennt hatte, und erbte 1346 durch seine Gemahlin Margarete von Holland die Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Dieser Zuwachs an Macht erregte aber die Eifersucht der deutschen Fürsten, und der Einwirkung des Papstes, welcher L. von neuem mit dem Bann belegte, nachgebend, stellten die drei geistlichen Kurfürsten und zwei weltliche, der König Johann von Böhmen und der Herzog Rudolf von Sachsen, in Karl IV. einen Gegenkaiser auf. Doch blieben die meisten Reichsstände, namentlich die Städte, L. treu, und dieser erhielt sich daher im Besitz der Kaiserwürde bis an seinen Tod, der auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld unfern München erfolgte. Er wurde in der Frauenkirche zu München beigesetzt, wo ihm 1622 Kurfürst Maximilian I. ein Denkmal errichtete. Die Stelle, wo er starb, bezeichnet eine marmorne Spitzsäule. Vgl. A. Fischer, L. IV., der Bayer, 1314—38 (Nordh. 1882); v. Weech, Kaiser L. der Bayer und König Johann von Böhmen (Münch. 1860); Riezler, Die litterarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Bayers (Leipz. 1874); Preger, Der kirchenpolitische Kampf unter L. dem Bayer (Münch. 1877); Derselbe, Die Verträge Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen (das. 1883); Karl Müller, Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der römischen Kurie (Tübing. 1879—80, 2 Bde.); Altmann, Der Römerzug Ludwigs des Bayern (Berl. 1886); Chroust, Beiträge zur Geschichte Ludwigs des Bayern (1. Teil: Die Romfahrt, Gotha 1887); »Quellen zur Geschichte Ludwigs des Bayern« (deutsch von Friedensburg, Leipz. 1883—87, 2 Tle.); »Vatikanische Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern« (Innsbr. 1891).

[Ostfränkisch-deutsche Könige.] 5) L. I., der Deutsche, geb. 804, gest. 28. Aug. 876, dritter Sohn Ludwigs des Frommen und der Irmengard, erhielt in der ersten Teilung seines Vaters (817) Bayern und die nach Osten hin angrenzenden Länder, sah sich aber in der neuen, zu gunsten Karls des Kahlen gemachten Teilung (829) so verkürzt, daß er sich mit seinen Brüdern Lothar und Pippin zweimal (830 und 833) gegen seinen Vater empörte. Entrüstet über Lothars hartes Benehmen gegen diesen, fiel er von demselben ab und setzte Ludwig den Frommen 834 wieder ein. Bei der Teilung nach Pippins Tod 839 mit Undank belohnt, erhob er sich 840 von neuem gegen seinen Vater, der bald darauf starb. Nun begann unter den Brüdern ein mehrjähriger Streit über das Erbe, welches sich Lothar gern allein zugeeignet hätte. L. und Karl vereinigten sich daher gegen denselben, schlugen ihn 841 bei Fontenoy und nötigten ihn, nachdem L. vorher noch die von Lothar zur Empörung gereizten Sachsen wieder unterworfen und 842 im Februar zu Straßburg sein Bündnis mit Karl erneuert hatte, zum Teilungsvertrag zu Verdun von 843, durch welchen L. Ostfranken bis zum Rhein und überdies Mainz, Speyer und Worms zuerkannt wurden. Schon in der frühern Zeit der Statthalterschaft in Bayern, seit 825, hatte L. wiederholte Kämpfe mit den von Südosten her andrängenden Bulgaren und mit einzelnen slawischen Völkerschaften, den Böhmen, Sorben und Moraven, zu bestehen; mehr aber noch machten ihm nach seinem Regierungsantritt die Einfälle der Normannen in die Rheinlande und in Friesland zu schaffen. Mit Westfranken lag er fortwährend im Krieg. Nach Lothars II. Tod erwarb er im Vertrag zu Mersen 22. Jan. 870 die deutsche Hälfte von Lothringen, dagegen kam ihm Karl nach Ludwigs II. Tod 875 in der Bewerbung um die Kaiserkrone zuvor. L. rächte sich durch einen verheerenden Einfall in Westfranken. Er starb zu Frankfurt und wurde im Kloster Lorsch begraben. Er hinterließ von seiner Gemahlin Hemma drei Söhne, Karlmann, Ludwig und Karl, unter die er schon 865 sein Reich so geteilt hatte, daß Karlmann Bayern, Ludwig Ostfranken und Sachsen, Karl Alemannien erhielt, und drei Töchter. L. blieb stets ein einfacher Kriegsmann, praktisch verständig und unermüdlich thätig, ein strenger, aber gerechter Richter, fromm und freigebig gegen die Kirche und auch geistigen Interessen nicht abhold; namentlich für seine Muttersprache zeigte er Sinn. Otfried widmete ihm sein deutsches Evangelienbuch, das Gedicht Muspilli soll er selbst abgeschrieben haben. Er ist der Begründer des ostfränkischen, später Deutschen Reiches und führt daher seinen Beinamen. Vgl. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs (2. Aufl., Bd. 1 und 2, Leipz. 1887).

6) L. III., der jüngere, zweiter Sohn des vorigen, fiel 854 in Aquitanien ein, erhielt bei der vorläufigen Teilung des Reiches 865 Ostfranken, Sachsen und Thüringen, aber nicht den Königstitel, empörte sich daher 866 gegen seinen Vater, mußte sich aber bald unterwerfen, ebenso wie bei einem zweiten Aufstand 871, begleitete Ludwig den Deutschen 875 bei seinem Einfall in Frankreich, schlug nach dessen Tode den verräterischen Angriff Karls des Kahlen bei Andernach

zurück (8. Okt. 876) und erhielt bei der Reichsteilung Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland. 879 unternahm er einen Zug nach Westfranken, um sich die Krone dieses Reiches zu erwerben, begnügte sich aber mit der Abtretung ganz Lothringens und erwarb noch bei Lebzeiten des gelähmten Karlmann durch Vertrag mit seinem Bruder Karl 880 Bayern. Nach wechselvollen Kämpfen mit den Normannen starb er 20. Jan. 882 in Frankfurt und wurde in Lorsch beigesetzt. Vermählt war er mit Liutgard, Tochter des Herzogs Ludolf von Sachsen. Sein einziger Sohn war 879 durch einen Sturz aus dem Fenster verunglückt.

7) L. das Kind, geb. 893 in Öttingen, gest. 24. Sept. 911, der Sohn des Kaisers Arnulf und der Ota, wurde auf Betrieb Hattos von Mainz im Januar 900 in Forchheim zum König gekrönt, und dieser kluge Bischof leitete auch hauptsächlich an Stelle des unmündigen L. die Regierung des Reiches, die indes sehr unruhig war. Namentlich bezeichnen sie unaufhörliche Fehden der Vasallen, von denen die Babenberger Fehde (s. d.) am berühmtesten geworden ist, und wiederholte Einfälle der Ungarn, vor denen sich Deutschland nur durch Zahlung eines jährlichen Tributs sichern konnte. L. starb unvermählt, und mit ihm erlosch der karolingische Stamm in Deutschland.

[Baden.] 8) L. Wilhelm I., Markgraf von Baden, der »Türken-Louis«, geb. 8. April 1655 in Paris, wo seine Mutter getrennt von ihrem Gemahl lebte, gest. 4. Jan. 1707 in Rastatt, Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian von Baden-Baden und der Luise Christiane von Savoyen, erhielt seine Erziehung in Baden und diente seit 1675 unter Montecuccoli und dem Herzog von Lothringen gegen Frankreich, bis der Friede zu Nimwegen (1678) ihn nach Baden-Baden zurückführte, dessen Regierung er nach seines Großvaters Wilhelm Tod (1677) angetreten hatte, da sein Vater schon 1669 gestorben war. Bald darauf trat er als Feldmarschallleutnant in kaiserliche Dienste, zog 1683 vor das von den Türken belagerte Wien, wohnte der Schlacht am Kahlenberg bei und focht hierauf ruhmvoll in Ungarn. 1689 mit dem Kommando der ganzen kaiserlichen Armee in Ungarn betraut, schlug er die Türken 24. Sept. 1689 bei Nissa, eroberte diese Stadt und Widdin, schlug 1690 Tököly in Siebenbürgen, erfocht 19. Aug. 1691 den Sieg bei Salankemen und nahm Lippa, Großwardein, Brod und Gradisca, worauf er zum Feldzeugmeister u. Gouverneur von Raab ernannt wurde. 1693 erhielt er das Kommando der Reichsarmee am Oberrhein und eroberte Heidelberg wieder, hielt sich aber dann meist allzu vorsichtig stets hinter seinen Linien von dem Schwarzwald bis an den Rhein (den Stollhofener Linien) bis zum Frieden von Rijswijk (1697). 1696 bewarb er sich vergeblich um die polnische Königskrone. Im Spanischen Erbfolgekrieg nahm er 1702 Landau, trug 2. Juli 1704 zum Sieg am Schellenberg bei und ward Reichsfeldmarschall. 1706 focht er wegen seiner allzu großen Bedächtigkeit mit weniger Glück gegen die Franzosen. Vermählt war L. mit Franziska Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg. Vgl. Röder v. Diersburg, Des Markgrafen L. Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken (Karlsr. 1839—42, 2 Bde.); Derselbe, Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen L. Wilhelm von Baden (das. 1850, 2 Bde.); Schulte, Markgraf L. Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—97 (das. 1892, 2 Bde.) und die volkstümliche Biographie von Neff (Berl. 1892).

9) L. Wilhelm August, Großherzog von Baden, geb. 9. Febr. 1763 in Karlsruhe, gest. daselbst 30. März 1830, dritter Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, trat 1785 in die preußische Armee ein und machte den Krieg von 1792 mit, ward Generalmajor, nahm aber 1795 seinen Abschied, um die Organisation des badischen Heeres zu übernehmen. Indes ein Machtwort Napoleons zwang ihn zur Unthätigkeit. Er folgte 1818 seinem Neffen, dem Großherzog Karl Ludwig, in der Regierung Badens, wo er die Finanzen ordnete, die kirchlichen Verhältnisse regelte und namentlich für das Militär ein reges Interesse zeigte; gegen die Kammern wahrte er seine landesherrliche Würde mit Eifersucht und bemühte sich nicht ohne Erfolg, die Hindernisse, welche die Verfassung einer Reaktion im Sinne Metternichs entgegenstellte, zu beseitigen. Da er unvermählt starb, folgte ihm sein Stiefbruder Leopold aus der Hochberger Linie.

10) L. II., Großherzog von Baden, geb. 15. Aug. 1824 in Karlsruhe als zweiter Sohn des Großherzogs Leopold und Sophiens von Schweden, gest. 22. Jan. 1858, studierte 1842—45 in Wien u. Heidelberg, konnte aber einer unheilbaren Krankheit wegen beim Tode seines Vaters (24. April 1852) die Regierung nicht antreten, die sein Bruder Friedrich führte.

[Bayern.] 11) L. I., der Kelheimer, Herzog von Bayern, geb. 1174 in Kelheim, gest. 15. Sept. 1231, folgte seinem Vater Otto I. 1183 unter Vormundschaft und trat 1192 selbständig die Regierung an. Ein Anhänger der Hohenstaufen, half er die Acht gegen seinen Vetter Otto von Wittelsbach, den Mörder König Philipps, vollziehen, ließ die Burg Wittelsbach abbrechen und bekam dafür die Familiengüter Ottos. Von Otto IV. erhielt er die Herrschaft Möhringen abgetreten und 1208 die Erblichkeit des Herzogtums anerkannt; dafür stand er im Thronstreit gegen Friedrich II. anfangs auf seiner Seite. Doch ging er 1214 zu Friedrich über und erlangte von demselben die Anwartschaft auf die Pfalz, nachdem er seinen Sohn Otto mit der Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, Agnes, vermählt hatte; 1214 fiel sie ihm wirklich zu. 1221 trat er einen Kreuzzug an, erreichte auch Damiette, kehrte jedoch, als der Feldzug unglücklich endete, bald nach Bayern zurück. Von Kaiser Friedrich II. zum Reichsverweser bestellt, führte er im Namen des jungen römischen Königs Heinrich die Reichsgeschäfte. Da er 1228 auf Anstiften des Papstes vom Kaiser abfiel, wurde er 1230 von Heinrich bekriegt. Am 15. Sept. 1231 wurde er auf der Brücke zu Kelheim von einem unbekannten Mann durch einen Dolchstich ermordet. Man beschuldigte allgemein Friedrich II. des Mordes.

12) L. II., der Strenge, Herzog von Bayern, geb. 1228 in Heidelberg, gest. daselbst 1. Febr. 1294, Ottos des Erlauchten ältester Sohn, regierte nach des Vaters Tod 1253 mit seinem Bruder Heinrich gemeinschaftlich, teilte aber 1255 das Land mit ihm und erhielt Oberbayern und die Pfalz am Rhein. Er erhielt den Beinamen »der Strenge«, weil er in einem Anfall von Eifersucht seine erste Gemahlin, Maria von Brabant, 1256 zu Donauwörth hatte hinrichten lassen; seitdem verfiel er oft in finstere Schwermut. Er führte Kriege mit dem Erzbischof von Salzburg, dem Bischof von Regensburg, Ottokar von Böhmen, seinem Bruder u. a. Seinem Neffen und Mündel, Konrad von Schwaben, schoß er 1267 Geld zum Zuge nach Italien vor, begleitete ihn auch auf diesem Zuge bis Verona und wurde deshalb in den Bann gethan, ließ sich aber dafür von Konradin zum Erben ein-

setzen, nahm nach dessen Hinrichtung den größten Teil seiner Güter in Besitz und teilte sie 1269 mit seinem Bruder. Er und der Erzbischof von Mainz waren die Haupturheber von Rudolfs von Habsburg Wahl zum Kaiser, mit dessen ältester Tochter, Mathilde, er sich 1273 in dritter Ehe vermählte, und dessen bedeutendste Stütze er im Kampf gegen Ottokar war. Er war der mächtigste Fürst in Süddeutschland und die »unerschütterliche Säule« von Rudolfs Herrschaft. Auch nach dessen Tod hielt er allein von allen Kurfürsten an dem habsburgischen Haus fest. Seine Söhne Rudolf u. Ludwig (der spätere Kaiser) teilten sich in seine Lande. Vgl. Söltl, L. der Strenge (Nürnb. 1857).

13) L. der ältere, Herzog von Bayern, Markgraf von Brandenburg, geb. 1315, gest. 18. Sept. 1361, ältester Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern aus dessen Ehe mit Beatrix von Glogau, ward von seinem Vater 1323 mit der Mark Brandenburg belehnt. Unter seiner minderjährigen Regierung, während welcher sein Vater die Vormundschaft führte, ward die Mark in den Streit desselben mit dem Papst verwickelt, mit dem Interdikt belegt und von den Polen furchtbar verwüstet. Durch die Vermählung mit Margarete Maultasch 1342 erlangte L. auch Tirol. Nach seines Vaters Tod 1347 ward er Haupt des Hauses Wittelsbach, und da er sich weigerte, Karl IV. anzuerkennen, begünstigte dieser das Unternehmen des falschen Waldemar 1348, welchem die Märker sofort zufielen. Indes, als L. Günther von Schwarzburg als Gegenkaiser aufstellte, verglich sich Karl IV. 1350 mit ihm gegen Abtretung der Oberlausitz. Bei der Teilung mit seinen Brüdern (1349) erhielt L. mit Ludwig dem Römer und Otto Oberbayern, die drei andern dagegen Niederbayern und die Niederlande. 1351 trat er Brandenburg an seine Brüder Ludwig den Römer und Otto ab und regierte seitdem in Oberbayern allein, wo er für die Städte und vorzüglich für München viel that. Er hinterließ als Nachfolger seinen einzigen Sohn von der Margarete Maultasch, Meinhard, der schon 1363 starb.

14) L. der Römer, Herzog von Bayern (als erster Sohn Ludwigs des Bayern als römischen Kaisers aus seiner zweiten Ehe mit Margarete von Holland so genannt), geb. 1330 in München, gest. 1365, verzichtete auf das Erbe seiner Mutter, die niederländischen Grafschaften, zu gunsten seiner jüngern Brüder, Wilhelm und Albrecht, da er durch die Heirat mit einer Tochter des Königs Kasimir von Polen zur polnischen Krone zu gelangen hoffte. Bei der Teilung mit seinen Brüdern (1349) erhielt er mit Ludwig dem ältern und Otto Oberbayern, welches er und Otto 1351 gegen Brandenburg und die Niederlausitz vertauschten. Hier zwang er den falschen Waldemar zum Verzicht, erlangte durch die Goldene Bulle 1356 die Kurwürde und schloß aus Haß gegen seine bayrischen Brüder, mit denen er wegen der Kur und der Erbschaft seines Bruders Ludwig des ältern in Streit geraten, 1363 eine Erbverbrüderung mit Karl IV., welche diesem nach seinem und Ottos kinderlosem Tode die Mark zusicherte.

15) L. der Bärtige (im Bart), Herzog von Bayern-Ingolstadt, geb. 1365, gest. 1. Mai 1447, Stephans II. Sohn, begleitete 1384 seine Schwester Elisabeth (Isabella), Gemahlin des Königs Karl VI. von Frankreich, dahin und vermählte sich dort zuerst mit Anna von Bourbon, die ihm Ludwig den Höckerigen gebar, dann mit Katharina von Alençon, die ihm die Grafschaft Mortagne in der Normandie und die Pairswürde zubrachte. Als Schwager des wahnsinnigen Karl VI. besaß L. zehn Jahre einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung und sammelte unermeßliche Schätze. 1413 geriet er in die Gefangenschaft der aufständischen Pariser und ward nur durch den Dauphin vom Tode gerettet. Auch in Deutschland nahm er an den Parteiungen teil. Nachdem er 1401 Ruprecht auf seinem Zuge nach Italien begleitet, trat er 1406 dem Marbacher Bund bei. 1413, nach dem Tode seines Vaters, gelangte er zur Regierung in Ingolstadt. Herrsch- und streitsüchtig, lebte er mit seinen Verwandten in fortwährendem Unfrieden. Mit Herzog Heinrich dem Reichen, seinem Vetter, hatte er 1417 in Konstanz vor den Augen Kaiser Siegmunds einen heftigen Zank; am Abend wurde er von demselben überfallen und durch mehrere Dolchstiche schwer verwundet. In der Fehde gegen Heinrich und dessen Schwager, Markgraf Friedrich von Brandenburg, über dessen Belehnung mit dem früher wittelsbachischen Brandenburg L. erzürnt war, zog er sengend und brennend durch die feindlichen Lande, unterlag aber 1422 bei Alling bei München und nahm hierauf Kaiser Siegmunds Vermittelung des Friedens an. 1425 kam es aus Anlaß des Straubinger Erbfalles zwischen den bayrischen Herzögen wieder zum Streit; im Vergleich von 1429 erhielt L. das Schärdinger Viertel. Übergriffe gegen die Klöster zogen ihm 1433 eine Vorladung vor das Konzil zu Basel und, als er dort nicht erschien, Kirchenbann und 1434 Acht zu, wovon er sich nur durch Unterwerfung und Zahlung großer Summen löste. Da er seinen natürlichen Sohn Wieland von Freiberg durch Schenkungen begünstigte, so begann sein ältester Sohn, Ludwig der Höckerige (Bucklige, geb. 1404), 1438 Krieg gegen den Vater und brachte ihn 1443 in seine Gewalt, in der er bis zum Tode seines Sohnes 1445 blieb. Nun bemächtigte sich Albrecht von Brandenburg des Gefangenen, welcher ihn 1446 an seinen Todfeind Heinrich von Landshut auslieferte. L. starb in Burghausen im Kerker. Seine Schätze und Länder erbte Heinrich. Vgl. K. v. Lang, Geschichte Ludwigs des Bärtigen, Herzogs zu Ingolstadt (Nürnb. 1821).

16) L. IX., der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut, geb. 21. Febr. 1417, gest. 18. Jan. 1479, Sohn Heinrichs des Reichen, folgte seinem Vater, der ihn bisher aus Geiz in engen Verhältnissen in Burghausen gehalten, 29. Juli 1450. Ungeheuer reich, freigebig und prachtliebend, hielt er einen prunkvollen Hof. Sein Hochzeitsfest mit Amalie von Sachsen und später das seines Sohnes Georg mit der polnischen Königstochter Hedwig blieben wegen ihrer seltenen Pracht und des ungeheuern Luxus noch lange im Andenken der Leute. Obwohl friedliebend, suchte er doch das Ansehen des wittelsbachischen Hauses im Reich zu heben. Mit seinem Vetter Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz verbündet, bemächtigte er sich 1458 Donauwörths und kämpfte glücklich gegen Albrecht Achilles von Brandenburg, der sich ein Gericht über ihn anmaßte, und den er 1460 zum Vertrag von Roth zwang und, als Albrecht von neuem den Reichskrieg gegen L. erregte, 19. Juli 1462 bei Giengen glänzend besiegte. Hierdurch erlangte er die gebührende Stellung im Reiche für Bayern wieder, welches er durch eine weise Verwaltung auch in Sicherheit und Rechtspflege, Ackerbau, Handel u. Industrie, endlich in geistiger Bildung zu hoher Blüte brachte; 1472 gründete er die Universität Ingolstadt. Vgl. A. Kluckhohn, L. der Reiche (Nördling. 1865).

17) L. I. Karl August, König von Bayern, ältester Sohn des Königs Maximilian Joseph aus dessen erster Ehe mit Auguste von Hessen-Darmstadt, geb. 25. Aug. 1786 in Straßburg, wo sein Vater Oberst des französischen Regiments d'Alsace war, gest. 29. Febr. 1868 in Nizza, ward in Mannheim, wohin seine Eltern 1789 vor der Revolution geflüchtet waren, und in Rohrbach an der Bergstraße einfach und streng erzogen und genoß den Unterricht vortrefflicher Lehrer, welche seine guten natürlichen Anlagen zu hoher, vielseitiger Bildung entwickelten. Als sein Vater 1799 Kurfürst von Bayern wurde, siedelte er mit seinen Eltern nach München über und bezog 1803 die Universität Landshut, dann Göttingen, um Staatsrecht, Philosophie und Geschichte zu studieren. Damals begann er zuerst sich in Gedichten zu versuchen, die zwar barock in Wort- und Satzbau und voll Verstöße gegen die Metrik sind, aber für den edlen Geist und das tiefe Gemüt des Verfassers ein schönes Zeugnis ablegen. Eine hohe Begeisterung für das Vaterland, den Genius des deutschen Volkes erfüllte ihn. Seine erste Reise nach Italien 1804 förderte seinen lebhaften Kunstsinn. 1806 mußte er Napoleon nach Paris begleiten, und 1807 befehligte er im französischen Heer die bayrische Division. Auch im Kriege von 1809 kommandierte er unter Lefebvre eine Division des bayrischen Korps, obwohl er Napoleon haßte. Um so schmerzlicher war es ihm, daß er an dem Kriege gegen Frankreich 1813—14 nicht teilnehmen durfte. In der Zeit des Friedens widmete er sich besonders der Kunst, namentlich in Rom, wo er sich zweimal, 1817—18 und 1820—21, längere Zeit aufhielt, und begann den Bau der Glyptothek, für deren Sammlung er schon 1804 die Ankäufe begonnen hatte. An der Politik nahm er wenig Anteil; nur den Sturz Montgelas' (1817), dessen büreaukratischer Rationalismus seinen romantischen Anschauungen zuwider war, und die Einführung der Verfassung beförderte er. Seine liberalen Grundsätze bethätigte er auch in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung (12. Okt. 1825): das Zensuredikt wurde aufgehoben, der Kirche größere Freiheit gelassen, und seine erste Thronrede 17. Nov. 1827 verkündete noch weitere Reformen. Die arg zerrütteten Finanzen wurden durch bedeutende Ersparungen in Ordnung gebracht. Die Universität Landshut wurde reorganisiert und nach der Hauptstadt verlegt sowie die großartigen Kunstbauten und Sammlungen begonnen, deren Kosten zumeist aus den Privatmitteln des Königs bestritten wurden. Cornelius, Schnorr, Kaulbach u. a. wurden nach München berufen, um es mit Fresken und Gemälden zu schmücken; Schwanthaler schuf zahlreiche Bildwerke, die Glasmalerei und Gießkunst wurden von L. wieder belebt. 1826 wurde der Grundstein zur Pinakothek, 1830 zur Walhalla gelegt. Lebhaft hatte L. schon als Kronprinzen der Freiheitskampf der Hellenen beschäftigt; als König lieh er ihnen seine materielle und moralische Unterstützung und brachte der Einsetzung seines Sohnes Otto als König von Griechenland 1832 bedeutende Opfer aus seinem Privatvermögen (über 2 Mill. Gulden), die ihm schlecht gedankt wurden. 1835—36 bereiste er selbst Griechenland. Mehr und mehr aber wurde L. sich seiner königlichen Rechte und seiner Pflicht für Wahrung des monarchischen Prinzips bewußt, zumal als die Stände ihm öfters opponierten oder ungeduldig Forderungen stellten, und seitdem der liberal gesinnte Minister Fürst Wallerstein 1837 seine Entlassung nahm. Mit der Ernennung Abels zu seinem Nachfolger wuchs auch die Macht der ultramontanen Partei, der L. selbst durch seine romantische Vorliebe für die katholische Kirche und ihre mittelalterlichen Einrichtungen Vorschub leistete. Zahlreiche Klöster erstanden wieder, Klagen über Beeinträchtigung der Protestanten wurden laut, die Zensur lebte von neuem auf, Unterricht und Wissenschaft wurden vernachlässigt. Die klerikalen Anmaßungen wurden endlich L. selbst unerträglich; aber der äußere Anlaß, der L. zum Sturz des wenig beliebten Ministeriums Abel bewog, raubte diesem Schritt seine Popularität vollständig: erst als das Ministerium 11. Febr. 1847 sich weigerte, die Indigenatsverleihung an die Freundin Ludwigs, die abenteuerliche Tänzerin Lola Montez, gegenzuzeichnen, erhielt es seine Entlassung, und der freisinnige Staatsrat v. Maurer ward an die Spitze der Regierung berufen, dem jedoch bald Fürst Wallerstein folgte. Die Opposition der ultramontanen Professoren und Studenten in München reizte L. so, daß er mit scharfen Polizeimaßregeln dagegen einschritt und im Februar 1848 sogar die Universität schloß. Als dies, verbunden mit der Erregung der Februarrevolution, zu Unruhen in München Anlaß gab, legte er 20. März 1848 die Krone nieder; ihm folgte sein ältester Sohn, Kronprinz Maximilian. So endete seine fast 23jährige Regierung. L. war zu wenig Staatsmann, um Bayern durchgreifend umzugestalten und bestimmte Ziele mit Konsequenz zu verfolgen. Nur in der auswärtigen Politik hielt ihn seine echt deutsche Vaterlandsliebe stets ab (von seinen Bestrebungen zur Wiedererwerbung der badischen Pfalz abgesehen), mit fremden Mächten zu intrigieren; er wünschte lebhaft die Einigung Gesamtdeutschlands. Von bedeutendem Einfluß war L. durch seine Beförderung der Künste auf die geistige Entwickelung Bayerns und Deutschlands; gerade seine Vielseitigkeit war hier von Vorteil. Auch nach seiner Abdankung verwendete er große Mittel aus seinem Privatvermögen auf Kunstwerke, Sammlungen und Bauten: die Münchener Kirchen, die Neue Pinakothek, die Befreiungshalle in Kelheim, die Propyläen wurden vollendet. Im ganzen verwendete L. 21¾ Mill. Gulden für Bauten und Kunst. Bis zum höchsten Alter war er körperlich und geistig frisch. Er war von stattlicher Figur, seine Haltung aber nicht straff, auch infolge seiner Schwerhörigkeit. In seinem Äußern war er höchst einfach und liebte den Verkehr mit den verschiedensten Volksschichten; wegen seiner leutseligen, witzigen Unterhaltungsgabe war er sehr beliebt, vor allem bei den Künstlern. Seine Leiche wurde in der Bonifaciuskirche zu München beigesetzt, 1860 in München seine Reiterstatue errichtet. Er war seit 12. Okt. 1810 mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen (geb. 8. Juli 1792, gest. 26. Okt. 1854) vermählt, die ihm vier Söhne, Maximilian, seinen Thronfolger (gest. 1864), Otto, Exkönig von Griechenland (gest. 1867), Luitpold (s. d.) und Adalbert (gest. 1875), und vier Töchter, Mathilde, Gemahlin des Großherzogs Ludwig von Hessen (gest. 1862), Adelgunde, vermählt mit dem Herzog Franz von Modena (Witwe seit 1875), Hildegard, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Österreich (gest. 1864), und Alexandra (gest. 1875), gebar. Seine »Gedichte« erschienen in 4 Bänden (Münch. 1829—47); die spätern gab Laubmann heraus (das. 1888). Außerdem veröffentlichte er: »Walhallas Genossen« (Münch. 1843) und das vielfach aufgeführte Lustspiel »Rezept gegen Schwiegermütter« (nach dem Spanischen, Berl. 1866). Vgl.

Sepp, L. I. Augustus, König von Bayern, und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste (Schaffh. 1869); K. Th. v. Heigel, L. I., König von Bayern (Leipz. 1872, 2. Ausg. 1888); Reidelbach, König L. I. von Bayern und seine Kunstschöpfungen (Münch. 1887, Volksausgabe 1888); Riedl, L. Augustus, König von Bayern (Freiburg 1888); Söltl, L. I. und Graf v. Armansperg (Nördl. 1886); Trost, König L. I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland (Bamberg 1891).

18) L. II. Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Aug. 1845 in Nymphenburg, gest. 13. Juni 1886, Sohn Maximilians II. und der Königin Maria, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, sollte, mit 18 Jahren großjährig geworden, eine Universität besuchen und Staatswissenschaften studieren, als ihn der unerwartete Tod seines Vaters 10. März 1864 zur Herrschaft berief. Mit den Staatsgeschäften befaßte sich der junge König nur so weit, als es ganz unerläßlich war; selbst 1866 hielt er sich in gänzlicher Zurückgezogenheit auf Schloß Berg am Starnberger See und der benachbarten Roseninsel auf und überließ sich ganz seiner schwärmerischen Neigung für die Kunst Richard Wagners, den er an seinen Hof zog und mit Auszeichnungen überhäufte u. verschwenderischer Freigebigkeit beschenkte. Das romantische Verhältnis des königlichen Kunstjüngers zu seinem Meister war jedoch nicht von langer Dauer; Anfang 1866 wurde Wagner entlassen. L. trat nun etwas aus seiner Einsamkeit heraus und verlobte sich auch 1867 mit der Herzogin Sophie von Bayern (der jetzigen Herzogin von Alençon); indes seit der Auflösung dieser Verlobung in demselben Jahr wurde L. menschenscheuer denn je und hielt sich nur selten in München auf, meist auf Schloß Berg, den Sommer in Hohenschwangau und auf Linderhof. Der Widerstand der klerikalen Partei gegen das L. sehr sympathische Ministerium Hohenlohe und die Feindseligkeit derselben gegen seinen hochverehrten Lehrer Döllinger wegen dessen Opposition gegen das vatikanische Konzil drängten den König mehrfach, in den Fragen des Tages Partei zu ergreifen; doch war seine Beteiligung an den öffentlichen Dingen keine andauernde und gleichmäßig thätige. Von großer Bedeutung war sein Auftreten im Juli 1870 beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, bei dem er rasch und entschlossen für Teilnahme auf seiten Preußens eintrat. Auch trug er im Namen der übrigen Fürsten und Freien Städte im Dezember König Wilhelm die Kaiserwürde an. Dagegen nahm er am Kriege gar nicht teil, besuchte Versailles nie und ließ sich selbst beim Einzug seines Heeres in München 16. Juli 1871 nur wenig sehen. Im höchsten Grade stolz und eifersüchtig auf seine königliche Würde und Souveränität, vermied er möglichst persönliche Berührungen mit dem neuen Kaiserhaus und gab seine Mißstimmung über Ovationen, die Gliedern desselben dargebracht wurden, gelegentlich in gereizter Sprache zu erkennen. Ebenso aber trat er im Oktober 1875, als die klerikale Kammermajorität, durch verschiedene Vorfälle siegesgewiß und übermütig gemacht, in einer Adresse das ihm genehme Ministerium Pfretzschner offen anklagte und vom König, dessen Person sogar auf unziemliche Weise in die Debatte gezogen wurde, Erfüllung ihrer Wünsche sehr entschieden verlangte, dieser taktlosen Anmaßung schroff entgegen, versicherte 1876 im Landtagsabschied das Ministerium seines unerschütterten Vertrauens und enttäuschte sehr unliebsam die ultramontanen Hoffnungen. Dieser festen Haltung gegen die ultramontane Kammermajorität blieb er auch in den nächsten Jahren getreu. Dagegen steigerte sich seine Menschenscheu, so daß er selbst mit den Ministern nur schriftlich verkehrte und bloß Bediente und Ordonnanzen in seiner Umgebung duldete. Er lebte meist in Linderhof oder auf dem neuerbauten Schloß Neuschwanstein bei Hohenschwangau, das er mit großem Kostenaufwand erbaute. Auch auf Herrenchiemsee begann er einen großartigen Bau nach dem Muster des Versailler Schlosses und ließ dies Schloß wie Linderhof im Geschmack Ludwigs XIV., des »roi-soleil«, ausschmücken, den er schwärmerisch als sein Ideal verehrte. Die ins Ungeheure anschwellenden Kosten der Bauten beachtete er nicht und überhäufte die Zivilliste mit immer wachsenden Schulden. Die Vorstellungen der Kabinettsräte dagegen wurden mit Entlassung beantwortet. Nachdem der Finanzminister Riedel 1884 die drückendsten Schulden durch eine Anleihe gedeckt hatte, steigerten sich nur die Bausucht und Verschwendungsluft des Königs; er verlangte immer neue Millionen und erließ 1886 Verhaftsbefehle gegen die sich weigernden Minister. Um die Staatsgeschäfte kümmerte er sich gar nicht mehr. Die Mitglieder des königlichen Hauses und die Minister mußten unter diesen Umständen eine Geisteserkrankung des Königs annehmen, und nachdem die Irrenärzte den Argwohn 8. Juni 1886 bestätigt hatten, übernahm Prinz Luitpold 10. Juni die Regentschaft, da der jüngere Bruder des Königs, Otto, gleichfalls geisteskrank war. L. wurde von Neuschwanstein nach Schloß Berg gebracht, stürzte sich aber auf einem Spaziergang im Park 13. Juni in den Starnberger See; sein Begleiter, der Irrenarzt Gudden, ertrank beim Versuch, ihn zurückzuhalten, gleichfalls. Die Sektion des Gehirns bestätigte die Vermutung unheilbarer Geisteskrankheit. Vgl. Lampert, L. II., König von Bayern (Münch. 1890); K. v. Heigel, König L. II. (Stuttg. 1892).

19) L. Leopold Joseph Maria Aloys Alfred, Prinz von Bayern, geb. 7. Jan. 1845 in München als ältester Sohn des Prinzen Luitpold, trat in das Heer ein, wurde 25. Juli 1866 bei Roßbrunn verwundet, vermählte sich 20. Febr. 1868 mit der Erzherzogin Maria Theresia von Modena (geb. 2. Juli 1849), welche ihm elf Kinder, darunter vier Söhne, gebar, und gab den aktiven Militärdienst bald auf. Er widmete sich besonders dem Studium und der Förderung der Landwirtschaft sowie des Kanalsystems und nahm auch sonst an öffentlichen Angelegenheiten teil, wobei er sich als vortrefflicher Redner bewährte.

[Braunschweig.] 20) L. Ernst, Herzog zu Braunschweig, geb. 25. Sept. 1718 in Wolfenbüttel, gest. 12. Mai 1788 in Eisenach, Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II., trat 1737 in kaiserliche Kriegsdienste und kämpfte gegen die Türken, wurde 1740 zum Herzog von Kurland gewählt, aber von der 1741 auf den Thron erhobenen russischen Kaiserin Elisabeth nicht zugelassen, nahm im österreichischen Heer am Österreichischen Erbfolgekrieg und am 2. Schlesischen Krieg teil und trat 1750 als Feldmarschall in niederländische Dienste, um das Heerwesen zu reformieren. Nach Wilhelms IV. Tode (1751) wurde er Generalkapitän und, als dessen Witwe Anna starb, 1759–66 Vormund Wilhelms V. und thatsächlich oberster Leiter der Republik. Als 1780 der Krieg mit England ausbrach, beschuldigte ihn die Patriotenpartei, durch seine Unthätigkeit das Land wehrlos gemacht zu haben, und verlangte seine Bestrafung. L. verließ 1784 die Niederlande. Vgl. Schlözer, L. Ernst, Herzog zu Braun-

schweig (Götting. 1786); Nijhoff, De hertog van Brunswijk 1750—84 (Haag 1889).

[Frankreich.] 21) L. I., **König von Aquitanien, römischer Kaiser**, s. Ludwig 1).

22) L. II., **der Stammler** (le Bègue), geb. 846, gest. 10. April 879, Sohn Karls des Kahlen und der Irmentrud, wurde von seinem Vater 867 zum König von Aquitanien ernannt und folgte ihm 877 in Frankreich. Er war vermählt mit Ansgarde von Burgund, die ihm Ludwig III. und Karlmann, sodann mit Adelheid, die nach seinem Tode Karl den Einfältigen gebar. Die erstern teilten sich nach seinem Tod in das Reich.

23) L. III., ältester Sohn des vorigen, erhielt in der Teilung von 881 Neustrien und starb 5. Aug. 882 kinderlos. Sein Land fiel an Karlmann. Auf seinen Sieg über die Normannen bei Saulcourt, im Januar 881, bezieht sich das Ludwigslied (s. d.).

24) L. IV., **der überseeische** (Ultramarinus oder d'Outremer) genannt, weil seine Mutter Ethgiva ihn in England erziehen ließ, geb. 921, gest. 10. Sept. 954, Enkel Ludwigs II., Sohn Karls des Einfältigen, ward nach Rudolfs von Burgund Tod im Juni 936 von Hugo von Francien zum König erhoben. Er wollte sich von Hugos Vormundschaft befreien, erweckte aber dadurch dessen und der übrigen großen Vasallen Zorn und wurde vor ihrer Rache nur durch das Einschreiten seines Schwagers, des deutschen Königs Otto d. Gr., gerettet (942). Aber mit Hilfe der Normannen brachte ihn Hugo 945 auf verräterische Weise in Gefangenschaft. 946 durch abermalige Dazwischenkunft Ottos befreit, ward er 950 mit deutscher Hilfe wieder als König eingesetzt: ein befähigter und energischer Herrscher, dem nur die Macht zur Erreichung großer Ziele gefehlt hat. Seine Gemahlin Gerberga, Schwester Ottos I., gebar ihm zwei Söhne, Lothar III., der ihm folgte, und Karl.

25) L. V., **der Faule** (le Fainéant), geb. 966, gest. im Mai 987, Sohn Lothars III. und der Emma, ward von seinem Vater als Mitregent angenommen und trat nach dessen Tode 986 die Regierung allein an. Nach ihm erhielt Hugo Capet die Regierung. Mit L. endigte die Dynastie der Karolinger. Vgl. Lot, Les derniers Carolingiens (Par. 1892).

26) L. VI., **der Dicke** (le Gros), geb. 1078, gest. 1. Aug. 1137, Sohn Philipps I. und der Bertha, war seit 1100 Mitregent seines Vaters und folgte ihm 29. Juli 1108 auf dem Thron. Ein mutiger, thatendurstiger und dabei besonnener und klug berechnender Fürst, unterwarf er in zahllosen Kämpfen die Vasallen seiner unmittelbaren Besitzungen Isle-de-France und Orléanais und schuf so für das Königtum eine feste Grundlage. Kirche und Volk unterstützten ihn eifrig gegen den räuberischen Adel. Im Kampf gegen England, welches die Vasallen unterstützte, erlitt er zwar bei Brenneville 1119 eine Niederlage, behauptete aber im Frieden von 1120 das frühere französische Gebiet. Schließlich vermochte er auch südlich von der Loire seine königliche Macht zur Anerkennung zu bringen. Seinen Nachfolger Ludwig vermählte er 1137 mit Eleonore, der Erbin von Aquitanien. Vgl. Luchaire, Recherches sur les premières années de la vie de Louis le Gros (Par. 1886); Derselbe, Louis VI, le Gros; annales de sa vie et de son règne (das. 1889).

27) L. VII., **der jüngere** (le Jeune), Sohn des vorigen, geb. 1120, gest. 18. Sept. 1180, ward im Kloster Notre Dame zu Paris erzogen und folgte seinem Vater 1137. Gewissensbisse wegen der Zerstörung der Stadt Vitry bestimmten L., 1147 einen Kreuzzug zu unternehmen, indem er den Abt Suger von St.-Denis, der schon seines Vaters treuer und kluger Ratgeber gewesen, und den Grafen Robert von Vermandois als Reichsverweser zurückließ; diese Unternehmung, die zwei Jahre dauerte, hatte aber keinerlei Erfolg. Durch die Trennung von seiner sittenlosen Gemahlin Eleonore (1152), die sodann Heinrich Plantagenet, König von England, heiratete und diesem die reiche aquitanische Erbschaft zubrachte, legte er den Grund zu langen Kriegen mit England. Zwar leistete ihm Heinrich II. 1154 den Lehnseid für seine französischen Besitzungen, bald aber entbrannte ein Krieg, der den Verlust des gesamten Westens und Südwestens Frankreichs (35 der heutigen Departements) an England zur Folge hatte. L. nahm 1179 seinen Sohn Philipp II. August zum Mitregenten an. Vgl. Luchaire, Études sur les actes de Louis VII (Par. 1885); Hirsch, Studien zur Geschichte König Ludwigs VII. von Frankreich (Leipz. 1892).

28) L. VIII., geb. 1187, gest. 8. Nov. 1226, Enkel des vorigen, Sohn Philipp Augusts und der Isabella von Hennegau, folgte seinem Vater 1223. Noch als Prinz hatte er 1216 einen vergeblichen Versuch gemacht, mit Hilfe der aufständischen englischen Großen England in Besitz zu nehmen. Gleich nach seiner Thronbesteigung fiel L. in Poitou ein, das er eroberte. Einen mit dem König von England auf vier Jahre geschlossenen Waffenstillstand benutzte L., dem Amalrich von Montfort seine Rechte übertrug, zu einem Kreuzzug gegen die Albigenser und vorzüglich gegen den Grafen Raimund von Toulouse. L. drang bis dicht vor Toulouse vor, erkrankte aber tödlich in den Winterquartieren. Seine Gemahlin **Blanka von Kastilien** gebar ihm elf Kinder, darunter Ludwig den Heiligen. Vgl. Petit-Dutaillis, Étude sur la vie et le règne de Louis VIII (Par. 1894); Berger, Histoire de Blanche de Castille, reine de France (das. 1895).

29) L. IX., **der Heilige**, Sohn des vorigen, geb. 25. April 1215 im Schloß Poissy, gest. 25. Aug. 1270 vor Tunis, folgte seinem Vater im November 1226 unter Vormundschaft seiner Mutter Blanka von Kastilien und führte seit 1236 selbst die Regierung, doch stets unter dem weisen Beirat seiner Mutter. Er berief tüchtige Männer in seinen Rat, führte die strengste Sparsamkeit ein, steuerte dem Mißbrauch der geistlichen Gerichtsbarkeit, stillte die Unruhen in der Bretagne und unterwarf den Grafen Raimund von Toulouse, der die aufrührerischen Marseiller gegen ihren Grafen unterstützte. Im Sommer 1248 schiffte er sich zu einem Kreuzzug ein, landete im Juni 1249 zu Damiette, schlug das mohammedanische Heer und eroberte die Stadt; doch fiel er 5. April 1250 samt seinen Brüdern Alfons und Karl in feindliche Gefangenschaft, aus der sie sich durch die Abtretung Damiettes und 8000 Goldbyzantiner (etwa 100,000 Mark Silber) loskaufen mußten; gleichzeitig schloß L. mit dem Feind einen zehnjährigen Waffenstillstand. Hierauf schiffte er sich mit den Überresten des Heeres ein, landete 1251 bei Akka, nahm Tyros und Cäsarea ein und blieb in Palästina, bis ihn 1254 der Tod seiner Mutter nach Frankreich zurückrief. Er vereinigte durch Vertrag und Heimfall viele Provinzen mit der Krone, schloß 1259 mit Heinrich III. von England einen Vergleich, in welchem er England den Besitz seiner Lande an der Garonne bestätigte, für diese aber die Lehnshuldigung und den Verzicht auf die Normandie und

das Loiregebiet empfing; er schaffte die Gottesurteile ab, gewöhnte die Großen an die Oberaufsicht der königlichen Gerichte (Parlamente) und ordnete sie seiner königlichen Autorität völlig unter. 1270 unternahm er auf Anregung seines Bruders Karl von Anjou einen neuen Kreuzzug gegen Tunis. Nach der Landung des Kreuzheeres an der afrikanischen Küste machte L. auch sogleich Anstalt zur Belagerung von Tunis. Eine Seuche raffte jedoch einen großen Teil des Heeres weg, und L. selbst ward ein Opfer derselben. Seine Gebeine wurden in einer von L. gestifteten Kapelle in Paris beigesetzt. Der Papst Bonifacius VIII. kanonisierte 1297 L. wegen seiner Frömmigkeit, die ihn nicht verhindert hatte, den päpstlichen Anmaßungen mit würdevoller Festigkeit entgegenzutreten; sein Tag ist der 25. August. Vermählt war er seit 1231 mit Margarete von Provence, die ihm zehn Kinder gebar. L. ist durch seine Weisheit und konsequente Politik der hervorragendste Begründer der erblichen französischen Monarchie geworden; die Krone Frankreichs hieß seitdem die Krone des heil. L., und ihm war der höchste Orden geweiht, den die Könige vor der Revolution verliehen. Sein Nachfolger war sein Sohn Philipp III. Sein Leben beschrieben sein Zeitgenosse und Freund Jean Joinville (s. d.), in neuerer Zeit Villeneuve-Trans (Par. 1839, 3 Bde.), Le Nain de Tillemont (das. 1846–51, 6 Bde.), Scholten (Münst. 1850–55, 2 Bde.), Faure (Par. 1865, 2 Bde.) und Wallon (4. Aufl., Tours 1893). Vgl. Berger, Saint Louis et Innocent IV (Par. 1893).

30) L. X., der Zänker (le Hutin), geb. 1289, gest. 4. Juni 1316, Urenkel des vorigen und ältester Sohn Philipps des Schönen und der Johanna von Navarra, folgte 1305 seiner Mutter als König von Navarra und Graf von Champagne und 1314 seinem Vater auf dem Thron Frankreichs, opferte die Räte desselben der feudalen Reaktion, die er begünstigte, befahl aber zugleich aus fiskalischem Interesse den Leibeignen auf den königlichen Gütern, sich loszukaufen. Vermählt war er erst mit Margarete von Burgund, die ihm Johanna, die Erbin von Navarra, gebar, und nach deren Ermordung im Gefängnis mit Klementia von Ungarn. Der nachgeborne Sohn derselben starb alsbald wieder, daher auf L. sein Bruder Philipp V. folgte.

31) L. XI., geb. 3. Juli 1423 in Bourges, gest. 30. Aug. 1483 in Plessis-les-Tours, der älteste Sohn Karls VII. und der Maria von Anjou, zeigte von Jugend auf einen herrschsüchtigen, dabei tückischen Charakter, trat als erklärter Feind von seines Vaters Ministerium und der Geliebten desselben, Agnes Sorel, auf und stellte sich 1440 sogar an die Spitze der Praguerie, einer Verbindung der Großen gegen die Günstlinge seines Vaters. Die Empörer wurden von Karl bald unterworfen, L. aber begnadigt, mit der selbständigen Regierung des Dauphiné und 1444–45 mit dem Kommando gegen die Schweizer betraut. Indes brach zwischen dem Dauphin und den eigensüchtigen Räten seines Vaters ein heftiger Zwist aus, infolgedessen L. 1456 an den Hof des Herzogs von Burgund floh. Als ihm nach seines Vaters Tode 1461 die Krone zufiel, traf die alten Räte schwere Verfolgung und die Großen heimtückische Feindschaft, namentlich die Häuser Burgund und Bretagne, was 1465 zu einer Koalition des Adels (la ligue du bien public) führte, an deren Spitze sein Bruder Karl von Berri und Karl der Kühne, der spätere Herzog von Burgund, standen. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Montlhéry mußte L. den Großen erhebliche Zugeständnisse machen. 1468 fiel L. zu Péronne in die Gefangenschaft Karls des Kühnen u. mußte sich durch einen demütigenden Vertrag befreien sowie der blutigen Unterdrückung des Aufstandes von Lüttich, den er selbst angestiftet, beiwohnen. Kaum wieder frei, erneuerte er mit dem Herzog von Burgund die Händel, die nun bis 1472 dauerten, und bei denen sich L. mit den Schweizern, Österreich und dem Herzog Renatus von Lothringen verband. Nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) zog L. die burgundischen Städte in der Picardie und das Herzogtum Burgund als eröffnetes Mannslehen ein; die übrige Erbschaft entging ihm durch die Vermählung Marias von Burgund mit Maximilian. Einige andre wichtige Erwerbungen machte L., indem er den Titularkönig von Neapel und Grafen von Provence, Renatus von Anjou, bestimmte, den kinderlosen Grafen Karl von Maine zum Erben einzusetzen. Letzterer starb 1481, und nun nahm L. die Grafschaft Provence und Forcalquier sowie Anjou und Maine als heimgefallene Lehen in Beschlag. In den letzten Jahren von schreckenden Phantasiegebilden gefoltert, schloß er sich in die Feste Plessis-les-Tours ein. L. war einer der unterrichtetsten Männer seines Jahrhunderts, klug und fest, unermüdlich thätig und gerecht, wo nicht die Interessen seiner Macht im Spiel waren, dann aber hinterlistig und grausam, wie er denn seinen des Verrates beschuldigten Minister, den Kardinal La Balue, elf Jahre in einen Käfig sperrte; dabei war er jedoch im höchsten Grad abergläubisch (er glaubte durch Verehrung von Reliquien sein Leben zu verlängern), mißtrauisch und heuchlerisch. Er umgab sich, um sich von den Großen unabhängig zu machen, mit Vorliebe mit Dienern niedern Standes, wie Olivier le Dain, seinem Barbier, seinem »Gevatter«, dem Henker Tristan u. a. Seine Verdienste um Frankreich sind aber sehr bedeutend. Er vernichtete die großen Vasallenstaaten innerhalb des Reiches und dehnte die königliche Herrschaft bis zu den Pyrenäen, Alpen und Jura aus. Er beförderte Handel und Industrie, insbes. den Ackerund Bergbau, richtete regelmäßige Posten ein, berief zu den Sitzungen des Staatsrates einsichtsvolle Männer, verlieh den Stadtgemeinden eine neue, auf freiem Wahlrecht beruhende Verfassung unter einem Maire (Bürgermeister), war äußerst sparsam in der Verwendung der Staatsgelder und lebte sehr einfach. Unter seiner Regierung stiegen die Steuern von 2 auf beinahe 5 Mill. Livres. Die zeitweilige Aufhebung der von seinem Vater erteilten Pragmatischen Sanktion erwarb ihm von seiten des Papstes den Titel Rex christianissimus. Als Freund der Wissenschaften bekundete er sich durch Errichtung von Buchdruckereien, Reformation der Pariser Universität, Gründung andrer Hochschulen und Berufung griechischer Gelehrten. Vermählt war er seit 1436 mit Margarete von Schottland, sodann seit 1451 mit Charlotte von Savoyen, die ihm drei Söhne, darunter seinen Nachfolger Karl VIII., und drei Töchter gebar. Vgl. Duclos, Histoire de Louis XI (Par. 1745); Comines (s. d.), Mémoires (das. 1524; neue Ausg. von Dupont, 1840–48, 3 Bde.); Legeay, Histoire de Louis XI (das. 1874, 2 Bde.); »Lettres de Louis XI« (hrsg. von Vaesen u. Charavay, das. 1885–90, 4 Bde.); Buet, Louis XI et l'unité française (2. Aufl., Tours 1886); Sée, Louis XI et les villes (Par. 1892). Delavigne hat L. zum Gegenstand eines Dramas gemacht und Walter Scott ihn in »Quentin Durward« trefflich geschildert.

32) L. XII. (le Père du peuple), König von Frankreich, aus der Seitenlinie Valois-Orléans, geb. 27. Juni 1462 in Blois, gest. 1. Jan. 1515, war der Urenkel Karls V. und der Sohn des Herzogs Karl von Orléans und der Maria von Kleve. Nach Ludwigs XI. Tode der älteste Prinz von Geblüt, machte er auf die Vormundschaft über Karl VIII. Anspruch, welche dessen Schwester Anna von Beaujeu führte, wurde aber bei St.-Aubin 1488 besiegt und gefangen und mußte sein Gelüst mit dreijährigem Gefängnis büßen. Nach Karls Tode bestieg L. 1498 den Thron, und seine Regierung ward eine milde und gerechte. So verringerte er die Auflagen und verbesserte die Rechtspflege. Um so unglücklicher war seine auswärtige Politik. Als Enkel der mailändischen Prinzessin Valentine, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti, erhob er Ansprüche auf Mailand und nahm es 1499 in Besitz. Sodann verband er sich mit Ferdinand von Aragonien zur Eroberung des Königreichs Neapel. Das Land wurde erobert, über seine Teilung brach aber unter den Siegern selbst Krieg aus; L. wurde 1503 aus Neapel vertrieben und mußte seine Rechte auf seine Nichte Germaine de Foix übertragen, die sich mit Ferdinand vermählte. 1509 trat L. der zur Demütigung Venedigs geschlossenen Liga von Cambrai bei; er befehligte selbst sein Heer und schlug die Venezianer 1509 bei Agnadello. Als jedoch der Papst sich von ihm trennte und die Heilige Liga gegen Frankreich schloß, die Schweizer von L. abfielen und das französische Heer im Juni 1513 bei Novara besiegten und aus Italien vertrieben, Heinrich VIII. und Maximilian in Frankreich eindrangen und ein andres französisches Heer unter Longueville 17. Aug. 1513 bei Guinegate (Sporenschlacht) schlugen, mußte er mit dem Papst, England, Spanien und dem Kaiser 1514 Frieden schließen. Vermählt war er mit Johanna, Tochter Ludwigs XI., von der er sich wegen ihrer Unfruchtbarkeit scheiden ließ, sodann mit Karls VIII. Witwe Anna von Bretagne (gest. 1514), durch welche Ehe er den Erwerb der Bretagne für Frankreich sicherte, und zuletzt mit Marie von England. Da er nur zwei Töchter aus zweiter Ehe hinterließ, folgte ihm sein Schwiegersohn Franz I. Offen, sparsam, gerecht, gutmütig und großherzig, erwarb sich L. den Beinamen »Vater des Volkes«. Vgl. de Seyssel, Histoire de Louis XII (Par. 1558); Maulde-La Clavière, Histoire de Louis XII (1890—95, Bd. 1—6); »Chroniques de Louis XII« (1891—95, 4 Bde.).

33) L. XIII., König von Frankreich, geb. 27. Sept. 1601 in Fontainebleau, gest. 14. Mai 1663, aus dem Haus Bourbon, Sohn Heinrichs IV. und der Maria de' Medici, bestieg nach der Ermordung des Vaters (14. Mai 1610) unter der Vormundschaft der Mutter den Thron. Schon im September 1614 ward er zwar für mündig erklärt und heiratete 1615 die spanische Prinzessin Anna, blieb aber stets schwach und unselbständig u. überließ die Regierung zunächst seiner Mutter und deren Günstlingen, unter denen der Italiener Concini großen Einfluß besaß. Am 14. April 1617 ward Concini jedoch mit Vorwissen des Königs auf Betreiben Luynes', der Ludwigs Vertrauen besaß, niedergeschossen, die Königin-Mutter aber verbannt. L. oder vielmehr sein Günstling Luynes leitete nun selbst den Staat; er hatte sofort mit einem Aufstand der Hugenotten zu kämpfen. Nach Luynes' frühem Tode (1621) und Vieuvilles Sturz 1624 berief der König den Kardinal Richelieu in den Rat, der bald als erster Minister das Reich und den König beherrschte und den ehrgeizigen Adel unterdrückte. Richelieu veranlaßte L. auch zu mehreren Kriegen, zunächst gegen die Hugenotten, denen nach der Einnahme La Rochelles 1628 ihre politischen Vorrechte genommen wurden (1629), dann gegen das Haus Habsburg in Italien, wo L. nach einem glücklichen Feldzug 1630 im Frieden von Cherasco 6. April 1631 seinem Schützling, dem Herzog von Nevers, die Belehnung mit Mantua verschaffte. Der Herzog Gaston von Orléans, sein Bruder, der mit andern Mißvergnügten an der Spitze eines in den Niederlanden geworbenen Heeres von 2000 Spaniern in Frankreich einfiel, wurde 1. Sept. 1632 bei Castelnaudary geschlagen. Da der Herzog Karl von Lothringen jenen unterstützt hatte, ließ L. im Herbst 1633 ganz Lothringen erobern. Auch zur Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg bestimmte Richelieu den König, um die habsburgische Macht zu schwächen. In der Absicht, das linke Rheinufer zu gewinnen, schloß L. 26. Okt. 1635 mit dem Herzog Bernhard von Weimar ein Bündnis zur Eroberung des Elsaß, benutzte jedoch den erwünschten Tod Bernhards, um dessen Eroberungen sofort in Beschlag zu nehmen. Auch an Spanien war 1635 der Krieg erklärt worden. Während sich 1641 die aufgestandenen Katalonier an Frankreich ergaben, unterwarf ein französisches Heer, zu welchem der schon kranke König abging, die Grafschaft Roussillon. L. starb wenige Monate nach seinem allmächtigen Minister. Er war von Körper schwächlich, unentschlossen und argwöhnisch. Seine Gemahlin Anna von Österreich (s. Anna 5) gebar ihm 1638 den Dauphin, der als Ludwig XIV. auf dem Thron folgte, und 1640 den Herzog Philipp von Orléans, den Stammvater des Hauses Orléans. Vgl. Bazin, Histoire de France sous Louis XIII (neue Ausg., Par. 1846, 4 Bde.); Topin, Louis XIII et Richelieu (das. 1876); Zeller, Études critiques sur le règne de Louis XIII (das. 1879—80, 2 Bde.) u. La minorité de Louis XIII, 1610—1612 (das. 1892).

34) L. XIV. (Louis le Grand), König von Frankreich, geb. 5. Sept. 1638, gest. 1. Sept. 1715, Sohn des vorigen und der Anna von Österreich, folgte seinem Vater 14. Mai 1643 unter Vormundschaft seiner Mutter und dem Einfluß Mazarins. Die alsbald beginnenden Unruhen der Fronde (s. d.) wurden erst mit der Unterwerfung Condés und dem Pyrenäischen Frieden 1659 beendet. Auch nachdem L. 1651 mündig geworden, überließ er die Zügel der Regierung den bewährten Händen Mazarins. Erst seit des letztern Tode 9. März 1661 regierte er selbständig und entwickelte eine von ihm nicht erwartete Energie und Thätigkeit. Die ministerielle Allgewalt, wie sie sich seit 1624 unter Richelieus und Mazarins kräftigem und klugem Regiment ausgebildet hatte, vereinigte er nun in seiner Person mit der königlichen Macht und Autorität, und indem er sich mit Eifer wie auch mit einiger Kenntnis und natürlichem Verstand den Geschäften widmete, begründete er die absolute Monarchie in Frankreich, deren glänzendster Repräsentant er wurde durch seine imponierende Erscheinung und sein würdevolles und doch immer anmutendes Benehmen. Zu dem Glanze seiner Herrschaft, deren äußern Pomp er mit Pracht und Geschmack in Szene setzte, haben zwei Umstände wesentlich beigetragen, welche indes durch Ludwigs hervorragende Persönlichkeit in den Hintergrund gedrängt wurden: der großartige Aufschwung, den das französische Volk seit Heinrich IV. in Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft genommen, und der unter L. seinen Höhepunkt erreichte, und

die ausgezeichneten Minister, welchen L. die Geschäfte übertrug. In der Auswahl und Verwendung derselben bewährte L. hauptsächlich seinen Herrscherberuf. Gleich bei Beginn seiner Regierung berief er Le Tellier, Colbert und Lyonne in seinen Rat, während er den allzu selbständigen Foucquet beseitigte. Namentlich Colbert trug durch seine durchgreifenden Reformen in den Finanzen und der Rechtspflege, durch schöpferische Maßregeln für Hebung von Industrie und Handel zur Erhöhung der Macht und des Ruhmes seines Königs bei und lieferte ihm die Mittel zur Aufstellung eines Heeres, in dem der kriegslustige Ehrgeiz des französischen Adels Befriedigung fand, und das Frankreich zum mächtigsten Staat Europas machte. Die günstige auswärtige Lage, die Mazarin geschaffen, kam L. sehr zu statten. Der Rheinbund verlieh ihm eine herrschende Stellung im Deutschen Reich, England und die Niederlande buhlten um seine Allianz; seine im Pyrenäischen Frieden verabredete Vermählung (1660) mit der spanischen Infantin Maria Theresia, deren Verzicht auf ihr Erbrecht L. von vornherein für wirkungslos erklärte, gab ihm einen Anspruch auf die spanische Monarchie, die teilweise oder ganz zu erwerben fortan das stete Ziel seiner auswärtigen Politik war. Bereits 1667, nach dem Tode seines Schwiegervaters Philipp IV., erhob er auf Grund des Devolutionsrechts Erbansprüche auf die spanischen Niederlande, eroberte dieselben, ohne viel Widerstand zu finden, während des englisch-niederländischen Krieges im Sommer 1667 sowie im Februar 1668 die Franche-Comté, mußte sich aber infolge der drohenden Haltung der Tripelallianz im Frieden von Aachen (2. Mai 1668) mit zwölf Festungen an der belgischen Grenze begnügen. Um die Republik der Niederlande für ihre Opposition zu züchtigen, machte er durch Bestechung England und Schweden von der Tripelallianz abwendig, gewann die deutschen Grenznachbarn der Niederlande, Köln und Münster, für sich, und nachdem er mit Hilfe seines ausgezeichneten Kriegsministers Louvois das Heer auf 200,000 Mann gebracht und vortrefflich ausgerüstet hatte, fiel er im Frühjahr 1672 über die ganz unvorbereiteten Niederlande her, eroberte sie in wenigen Wochen fast ganz und kehrte triumphierend nach Paris zurück, als die Niederländer sich unter Wilhelm III. von Oranien erhoben und bei Brandenburg wie auch beim deutschen Kaiser und beim Reich, endlich auch bei Spanien Hilfe fanden. Diese Koalition und der Abfall Englands zwangen L., auf die Eroberung der Republik zu verzichten und sich auf eine Erweiterung der Ost- und Nordgrenze durch völlige Unterwerfung des Elsaß und Eroberungen spanischen Gebiets, namentlich der Franche-Comté, zu beschränken. Dies erreichte er auch trotz der großen Koalition, die sich gegen ihn gebildet, im Frieden von Nimwegen 1678.

Jetzt stand L. auf der Höhe seiner Macht: sein Heer war das zahlreichste, bestorganisierte und bestgeführte der Welt; seine Diplomatie beherrschte durch ihre Geschicklichkeit alle Höfe; die französische Nation überragte in Kunst und Wissenschaften alle übrigen und entwickelte in Industrie und Handel eine überraschend erfolgreiche Thätigkeit; die Koryphäen der Litteratur priesen L. als das Ideal eines Mannes und eines Fürsten. Der Hof von Versailles, wohin L. seine Residenz verlegte, deren Bau 150 Mill. Frank kostete, war der Gegenstand des Neides und der Bewunderung für alle großen und kleinen Monarchen, die den großen König in allen Äußerlichkeiten, auch seinen Schwächen, nachzuahmen bestrebt waren. Niemand, weder im Ausland noch im Innern, wagte ihm entgegenzutreten. Die Nation sah in ihm die Verkörperung des Staates und opferte ihm freiwillig alle politischen Rechte; »l'État c'est moi!« hat L. zwar nicht gesagt, aber er hätte es mit Recht sagen können. Er hatte einen fast mystischen Glauben an seine Staatsmajestät, und in seiner Eitelkeit ließ er seinen Ruhm und seinen Glanz überall verherrlichen, man pries ihn als »le roi-soleil«. Aber L. legte auch der Ausübung seiner Allgewalt keine Schranken auf und verletzte immer schamloser die heiligsten Rechte andrer. Die frevelhafte Komödie der Réunionskammern diente ihm zur Abrundung und Erweiterung der vielfach zerrissenen Grenzen; bei der Überrumpelung von Straßburg 30. Sept. 1681 glaubte er selbst diese Form nicht mehr nötig zu haben. Während er die Türkengefahr des Deutschen Reiches benutzte, um im Waffenstillstand von 1684 die Abtretung der Réunionen zu erzwingen, wurde Genua in Brand geschossen, weil es sich den Launen des französischen Despoten nicht fügen wollte. Auch in religiösen Dingen sollte nur Ein Wille und Ein Gesetz herrschen: der Jansenismus wurde unterdrückt, aber auch der Einfluß des Papsttums beschränkt durch die Annahme der vier Artikel der gallikanischen Kirche auf dem Nationalkonzil von 1682. Die Rechte der Protestanten wurden erst möglichst beschränkt, ihr Gottesdienst erschwert, der massenhafte Übertritt durch gewaltsame Maßregeln erzwungen, endlich im Oktober 1685 das Edikt von Nantes ganz aufgehoben; die Auswanderung derer, die ihren Glauben auch nicht äußerlich abschwören wollten, wurde mit den härtesten Strafen bedroht. Dennoch verließen 200,000 Réfugiés Frankreich, dessen Industrie unwiederbringlichen Schaden litt. Da L. in diesem gewaltsamen Treiben immer weiter ging, brachte er endlich fast ganz Europa gegen sich auf. Indem er Jakobs II. von England Plan, dort die katholische Kirche wiederherzustellen, unterstützte, beförderte er die englische Revolution von 1688, die seinen entschiedensten Gegner, Wilhelm von Oranien, auch dort an die Spitze des Staates brachte. Mit Papst Innocenz XI. geriet er über das Asylrecht der französischen Gesandtschaft zu Rom in Streit und besetzte 1688 sogar Avignon. Das Deutsche Reich endlich zwang er zum Kriege durch seine Einmischung in die kölnische Bischofswahl und den gegen den Willen der Erbin, seiner Schwägerin Elisabeth Charlotte von Orléans, erhobenen Erbanspruch auf einen Teil der Pfalz. Gegen die große Koalition von 1689 behauptete zwar die französische Landarmee, nachdem sie die schmachvolle Verwüstung der Pfalz ausgeführt, in den Niederlanden, am Rhein und in Piemont ihre alte Überlegenheit; aber die Versuche, die vertriebenen Stuarts nach England zurückzuführen, mißlangen alle, und in der Schlacht bei La Hougue 29. Mai 1692 ward die französische Seemacht vernichtet. Die Hilfsquellen Frankreichs, die unerschöpflich schienen, begannen zu versiegen; die großen Staatsmänner und Feldherren, die nach und nach starben, wurden nicht durch ebenbürtige Nachfolger ersetzt. Obwohl L. 1697 im Frieden zu Rijswijk Elsaß und Straßburg behielt, mußte er Lothringen, Luxemburg, den Breisgau und die Alpenfestung Pignerol zurückgeben. So bezeichnet dieser Friede einen Stillstand, ja Rückschritt. Der Plan einer französischen Universalmonarchie unter L. war nun unausführbar. Die hohen Steuern, Mißwachs und Teurung hatten den Wohlstand des Landes sehr geschädigt und Un-

zufriedenheit erregt. L. versöhnte sich mit dem Papst und gab 1693 die gallikanische Unabhängigkeit preis.

In der spanischen Erbfolgefrage, welche nun in den Vordergrund des Interesses trat, da der Tod des kinderlosen letzten Habsburgers in Spanien, Karls II., jeden Augenblick erfolgen konnte, verstand sich L. zu Verträgen mit den Seemächten, welche sein Erbrecht ausschlossen. Als nun aber Karl II. 1. Nov. 1700 starb und sein Testament unerwarteterweise Ludwigs zweiten Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben der gesamten Monarchie ernannte, konnte L. der Versuchung nicht widerstehen, das Ziel seiner ganzen Politik, die Erwerbung Spaniens für seine Familie, zu erreichen; er nahm für seinen Enkel die Erbschaft an und rief so den Spanischen Erbfolgekrieg hervor, in dem Frankreich auch seine militärische Überlegenheit nicht mehr behaupten konnte. Dem Prinzen Eugen und Marlborough waren die Nachfolger Turennes, Condés, Luxembourgs und Catinats nicht gewachsen. Von 1704—1709 folgte Niederlage auf Niederlage, schon drangen die Verbündeten in Frankreich ein, die Kräfte des Landes waren erschöpft, und die Sehnsucht nach Frieden war allgemein. L. war auch bereit, ihn mit den größten Opfern, nicht bloß Verzicht auf Spanien, sondern sogar Herausgabe aller Eroberungen in Deutschland, zu erkaufen; aber mit berechtigtem Stolz weigerte er sich trotz allen Unglücks, seinen Enkel, der sich mit Erfolg in Spanien behauptete, selber mit französischen Truppen vertreiben zu helfen. Seine Zuversicht auf sein Glück wurde gerechtfertigt. Der Sturz des Whigministeriums in England führte den Abfall der Seemächte von Österreich und den Separatfrieden von Utrecht 1713 herbei, welchem sich Kaiser und Reich 1714 anschließen mußten. L. behauptete die Grenzen seines Reiches und rettete seinem Enkel den Hauptteil der spanischen Monarchie; aber die Blüte seines Landes war geknickt, die Finanzen zerrüttet, die Schuldenlast auf 2 Milliarden gewachsen. L. überlebte die Glanzzeit seiner Monarchie. Seine Gemahlin **Maria Theresia**, Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen die fünf jüngern früh starben; der älteste Sohn, der Dauphin Ludwig, starb 1711. Da 8. März 1712 auch der älteste Sohn desselben, der Herzog von Bourgogne, und im März 1714 dessen Bruder, der Herzog von Berri, starben, so blieb außer Philipp V. von Spanien nur der Sohn des Herzogs von Bourgogne übrig, der dem Urgroßvater im Alter von fünf Jahren als Ludwig XV. folgte. Ludwigs einflußreichste Mätressen waren nacheinander die Lavallière (s. d.), die ihm vier, die Montespan, die ihm sechs Kinder gebar, die Fontanges u. die Witwe Scarron, Françoise d'Aubigné, die er zur Marquise von Maintenon erhob, und mit der er sich nach Maria Theresias Tod (1683) im Herbst 1685 heimlich vermählte; sie übte einen großen Einfluß auf ihn aus und bekehrte ihn zur Frömmelei. 1822 wurde L. auf der Place des Victoires zu Paris ein Reiterstandbild (von Bosio modelliert) im Kostüm eines römischen Imperators errichtet; ein älteres Denkmal (von J. Warin) befindet sich in Versailles (s. Tafel »Bildhauerkunst X«, Fig. 6). Seine »Œuvres«, welche die Instruktionen für den Dauphin (diese »Mémoires« besonders herausgegeben von Dreyß, 1859, 2 Bde.) und für Philipp V. sowie auch Briefe enthalten, erschienen zu Paris 1806 in 6 Bänden. Vgl. **Voltaire**, Siècle de Louis XIV (1740); **Saint-Simon**, Mémoires sur le siècle de Louis XIV et la régence (1788, viele Auflagen; hrsg. von Chéruel, 2. Aufl., 1886—89, 21 Bde.); **Gaillardin**, Histoire du règne de Louis XIV (1871—78, 6 Bde.); **Philippson**, Das Zeitalter Ludwigs XIV. (2. Aufl., Berl. 1889); **Chéruel**, Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV (1878—80, 4 Bde.); **Bonnemère**, La France sous Louis XIV (3. Aufl. 1892, 2 Bde.); **Michelet**, Louis XIV et la révocation de l'édit de Nantes (3. Aufl. 1875); **Michaud**, Louis XIV et Innocent XI (1882—83, 4 Bde.); **Clément**, La police sous Louis XIV (2. Aufl. 1866); **Comte de Cosnac**, Souvenirs du règne de Louis XIV (1874—81, 8 Bde.); **Marquis de Sourches**, Mémoires sur le règne de Louis XIV (hrsg. von Cosnac und Pontal, 1882—93, 13 Bde.); **Chotard**, Louis XIV, Louvois, Vauban (1890); **Gérin**, Louis XIV et le Saint-siège (1894, 2 Bde.); **Chérot**, La première jeunesse de Louis XIV (1894); **Perey**, Le roman du Grand Roi: Louis XIV et Marie Mancini (3. Aufl. 1894).

35) **L. XV., König von Frankreich**, geb. 15. Febr. 1710, gest. 10. Mai 1774, Sohn des Dauphins Ludwig, Herzogs von Bourgogne, und der Prinzessin Maria Adelheid von Savoyen, folgte seinem Urgroßvater Ludwig XIV. schon 1. Sept. 1715 unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orléans auf dem Thron. Ein schwächliches Kind, erhielt er durch Marschall Villeroi und Kardinal Fleury eine sehr fromme Erziehung. 1723 wurde er bereits für mündig erklärt, übernahm aber noch nicht selbst die Regierung. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans (2. Dez. 1723) ward auf Fleurys Rat der Herzog von Bourbon zum obersten Staatsminister ernannt; aber 1726 trat Fleury selbst in diese Stelle ein und verwaltete sie bis an seinen Tod (1743). Wiewohl friedliebend und auf Ordnung in den Finanzen und auf Hebung des Wohlstandes bedacht, wurde er doch in den Polnischen Erbfolgekrieg verwickelt, der zwar mit der Vertreibung des französischen Schützlings Stanislaus Leszczinski aus Polen endete, aber 1738 im Wiener Frieden Frankreich die Anwartschaft auf Lothringen verschaffte. Als Fleury 1743 während des Österreichischen Erbfolgekrieges starb, übernahm L. selbst die Leitung des Staates. Er besaß Bildung und ein treffendes Urteil; aber gänzlich fehlte ihm ausdauernde Thätigkeit. Während er seine Gemahlin Maria, die Tochter des frühern Königs Stanislaus Leszczinski, durchaus vernachlässigte, nahmen anderweite grob sinnliche Liebschaften bald fast seine ganze Zeit in Anspruch; nur um Kleinigkeiten kümmerte er sich, und selbst in der auswärtigen Politik, der er noch das meiste Interesse zuwendete, wechselte er sprungweise seine Gesichtspunkte oder verfolgte in geheimer Korrespondenz mit diplomatischen Agenten besondere Pläne. Im Österreichischen Erbfolgekrieg erfocht zwar das französische Heer unter L. selbst bei Fontenoy 1745 und dann unter dem Marschall von Sachsen mehrere Siege, welche die spanischen Niederlande in französische Gewalt brachten. Um so unglücklicher wurde aber der Krieg in Italien und zur See geführt, und im Frieden von Aachen mußte L. auf alle Eroberungen verzichten und Maria Theresia als Erbin ganz Österreichs anerkennen. Noch nachteiliger für Frankreichs Machtstellung und seine Finanzen wie für den Ruhm seiner Armee war Ludwigs Teilnahme am Siebenjährigen Krieg auf seiten des eben erst bekämpften Österreich. Während Frankreich seine überseeischen Kolonien seinem Gegner England überließ, erlitt es auch zu Lande fast nur Niederlagen, so daß schließlich der Friede von Paris 1763 ihm

nicht nur nicht den gehofften Gewinn, die Niederlande, brachte, sondern es auch die Besitzungen in Nordamerika, seine Stellung in Ostindien, seine Seemacht kostete. Die Nation war durch diesen Ausgang eines kostspieligen Krieges in ihrem Selbstgefühl aufs empfindlichste verletzt. Ludwigs frivoles Verhalten mußte notwendig die Erbitterung der Gemüter vermehren und Verachtung gegen das einst so hoch gepriesene Königtum erwecken. Er gestattete seinen Mätressen, unter denen die Marquise von Pompadour die wichtigste war, einen überaus wirksamen Einfluß; sie durften sich auf Kosten der Staatsfinanzen aufs schamloseste bereichern und ihre Verwandten und Günstlinge in hohe, einträgliche Ämter bringen. In der Befriedigung seiner sinnlichen Gelüste legte sich L. nicht die geringsten Schranken auf; die Pompadour hielt ihm sogar einen förmlichen Harem, den »Hirschpark«. Während ihn das Volk 1744 nach der Genesung von einer schweren Krankheit noch als den »Vielgeliebten« begrüßt hatte, ward 1757 durch Damiens ein Mordanfall auf ihn gemacht. Indem er in der Wahl seiner Minister fortwährend schwankte, bald einen Anhänger von Reformen, wie Choiseul, bald einen Vertreter des starren Absolutismus, wie Aiguillon, berief, geriet er zuletzt mit den Hauptstützen des Königtums, dem Klerus und den Parlamenten, in Konflikt. Den erstern reizte er durch die Vertreibung der Jesuiten 1762 u. durch Ansprüche auf die Kirchengüter, die Opposition der Parlamente wurde nur durch gewaltsame Aufhebung derselben beseitigt. Seine letzte Mätresse war eine öffentliche Dirne, die er zum Schein mit einem Grafen Dubarry verheiratete. Tiefer konnte das Königtum nicht sinken. Er hinterließ den Staat mit einer Schuldenlast von 4000 Mill. Livres und in fast unheilbarer Zerrüttung. Sein einziger legitimer Sohn, der Dauphin, war 20. Dez. 1765 gestorben; daher folgte ihm sein Enkel Ludwig XVI. auf dem Thron. Vgl. Voltaire, Siècle de Louis XV (1768—70, 2 Bde.); Barbier (gest. 1771), Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV (1849—56, 4 Bde.); Capefigue, Louis XV et la société du XVIII. siècle (2. Aufl. 1854); Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV (2. Aufl. 1847, 2 Bde.); Jobez, La France sous Louis XV (1864—73, 6 Bde.); Boutaric, Correspondance secrète inédite de Louis XV sur la politique étrangère (1866, 2 Bde.); Herzog von Broglie, Le secret du roi. Correspondance secrète de Louis XV avec ses agents diplomatiques 1752—74 (1878, 2 Bde.); Derselbe, Frédéric II et Louis XV 1742—44 (1884, 2 Bde.); Pajol, Les guerres sous Louis XV (1881—92, 7 Bde.); Bonhomme, Louis XV et sa famille (1873); Vandal, Louis XV et Élisabeth de Russie (1882); Carré, La France sous Louis XV (1891); Soulange-Bodin, La diplomatie de Louis XV et le Pacte de famille (1894).

36) L. XVI. August, König von Frankreich, geb. 23. Aug. 1754, gest. 21. Jan. 1793, Enkel des vorigen, dritter Sohn des Dauphins Ludwig u. der Maria Josepha von Sachsen, ward durch den Tod seiner ältern Brüder und seines Vaters 1765 Dauphin. Er besaß von Natur einen starken Körper, viel Herzensgüte, aber mittelmäßige Anlagen, und war zwar zur Frömmigkeit, aber in Unwissenheit und gänzlicher Unkenntnis der Staatsgeschäfte erzogen worden, auch denkfaul und unbeholfen. Die größte Vorliebe zeigte der Prinz für mechanische Arbeiten und die Jagd. Obschon in der Mitte des verderbten Hofes erzogen, bewahrte er sich doch einfache, reine Sitten, hegte Rechts- und Pflichtgefühl, war fromm bis zum Aberglauben und haßte den Luxus. Am 10. Mai 1770 vermählte er sich mit Marie Antoinette (s. d.) von Österreich; am 10. Mai 1774 bestieg er den Thron. Der junge König brachte unter den schwierigsten Verhältnissen nichts mit auf den Thron als redlichen Willen, aber keine Einsicht und Ausdauer, und daher waren seine Reformbestrebungen nur verwirrende Experimente. Zu spät betrat der zum Minister erhobene greise Maurepas den Weg der Reformen und stellte ausgezeichnete, patriotische Männer, wie Vergennes, Saint-Germain, Malesherbes und Turgot, an die Spitze der Verwaltung. Man hob die Tortur, die Reste der Leibeigenschaft, die willkürlichen Gnadenspenden u. Sinekuren auf und schränkte mit dem Willen des Königs den Hofhalt so bedeutend ein, daß man in kurzem gegen 100 Mill. Livres Staatsschulden abzahlen konnte. Gründlichere Reformen scheiterten an dem Widerstand der Aristokratie und der Parlamente, die Maurepas leider zurückberufen und in den vorigen Stand gesetzt hatte. Nach der Krönung zu Reims (11. Juni 1775) sah der König schon die Schwierigkeiten seiner Stellung wachsen. Ein Edikt, das die drückenden Wegebaufronen, und ein andres, das den Zunftzwang abschaffte, konnten nur durch ein lit de justice zum Gesetz erhoben werden, und Turgot, der Urheber dieser Reformen, mußte bald darauf mit Malesherbes aus der Verwaltung scheiden, weil ihn der schwache König weder gegen die Parlamente noch gegen den Hof zu schützen vermochte. Ebenso fiel der Kriegsminister Saint-Germain, nachdem er das Heer durch Einführung der preußischen Disziplin und zumal der Prügelstrafe auf das äußerste erbittert hatte. Nach der kurzen, aber verderblichen Finanzverwaltung Clugnys wurde im Juni 1777 Necker Generaldirektor; aber da L., der Volksstimmung weichend, 6. Febr. 1778 ein Bündnis mit den nordamerikanischen Kolonien schloß und mit England einen kostspieligen Krieg anfing, kam Necker mit seinen Mitteln, Ersparungen und Anleihen, auf die Dauer nicht aus und mußte sich, nachdem er den Hof durch eine rücksichtslose Darlegung seiner Verschwendung öffentlich kompromittiert, 1781 zurückziehen. Die steigende Finanznot zwang den König 1787, die Notabeln zu berufen; er erhielt von ihnen die gewünschten Steuern auf die bevorrechteten Stände, gegen die aber nun das Parlament opponierte und auf die Generalstände hinwies. L. beseitigte diesen Widerstand, wie sein Vorgänger, auf gewaltsame Weise; als aber auch die zweite Notabelnversammlung 1788 der Finanznot nicht abhelfen konnte, berief er, nachdem er Necker von neuem an die Spitze der Verwaltung gestellt, doch die Reichsstände, die 5. Mai 1789 in Versailles zusammentraten. In gleicher Weise verfuhr er haltlos und schwankend in dem entscheidungsvollen Sommer 1789. Als sich der dritte Stand 17. Juni d. J. als Nationalversammlung konstituierte, ließ sich der König von der Hofaristokratie zu der unheilvollen königlichen Sitzung vom 23. Juni verleiten, in welcher er die Beschlüsse des dritten Standes kassierte. Dieser fügte sich jedoch nicht, und L. bat nun selbst die Geistlichkeit und den Adel, sich mit dem dritten Stand zu vereinigen. Dem König blieb jetzt nur übrig, sich selbst an die Spitze der politischen Revolution zu stellen oder dieselbe mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Zum erstern fehlten ihm Energie und Überzeugung, gegen die Gewalt empörte sich sein Herz und sprach der zuchtlose

Sinn der Armee, da die Offiziere liederlich und unbotmäßig, die Soldaten dem herrschenden System geradezu feindlich waren. Als er sich zur Zusammenziehung eines 30,000 Mann starken Truppenkorps in der Nähe der Hauptstadt bewegen ließ und den populären Necker verabschiedete, bewirkte er nichts als die Erhebung des Pariser Pöbels und die Erstürmung der Bastille (14. Juli). Darauf bestätigte er in Paris die Errichtung der revolutionären Autoritäten und der Nationalgarde. Die Nationalversammlung ging nun an die Abfassung der Konstitution und an die Zertrümmerung des Feudalstaats, und der König ließ sich auch 11. Sept. die Bestätigung aller Beschlüsse abzwingen. Am 5. Okt. unternahm der Pöbel von Paris einen Zug nach Versailles, und L. mußte dem stürmischen Verlangen des Volkes, das 6. Okt. in das Schloß eindrang, nachgeben und mit seiner Familie nach Paris in die Tuilerien übersiedeln. Er war von da an völlig gebrochen und hatte alle Willenskraft verloren. Er erwartete nur noch von der Hilfe des Auslandes Errettung, und als auch Mirabeau, mit dem der Hof zuletzt Unterhandlungen angeknüpft, 2. April 1791 starb, wurde die Flucht beschlossen, aber langsam und ungeschickt ins Werk gesetzt und erst in der Nacht vom 20. zum 21. Juni unternommen, so daß alle getroffenen Maßregeln sich unnütz erwiesen und er von dem Postmeister Drouet, der ihn in Ste.-Menehould erkannt, in Varennes angehalten und nach Paris zurückgebracht wurde. Die Nationalversammlung, die 24. Juni die Suspension ausgesprochen hatte, hob sie wieder auf und dekretierte in der neuen Verfassung die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit des Königs. Dieser leistete, in seinem Gewissen durch die kirchenfeindlichen Gesetze bedrängt, nach langem Sträuben unter Thränen 14. Sept. 1791 den Eid auf die Konstitution, geriet aber mit der neuen Gesetzgebenden Versammlung in Konflikt durch das Veto, welches er den Gesetzen gegen die eidweigernden Priester und die Emigranten entgegensetzte. Seitdem hatte die Gironde seinen Sturz beschlossen. Zu diesem Zweck wurde 20. Juni 1792 ein Zug des Pöbels nach den Tuilerien veranstaltet. L. ertrug mit Würde und Kaltblütigkeit drei Stunden lang die Beschimpfungen des Pöbels. Bei dem großen Sturm des Pöbels auf die Tuilerien 10. Aug. sah er sich genötigt, mit seiner Familie Schutz in dem Schoß der Nationalversammlung zu suchen, wo er in der Stenographenloge den Verhandlungen über seine zweite Suspension zuhören mußte. Am folgenden Tage brachte man ihn als Gefangenen mit seiner Familie nach dem Palast Luxembourg und von hier nach einigen Tagen nach dem Temple. L. bewies in dieser Lage eine große Resignation und beschäftigte sich mit dem Unterricht seines Sohnes. Das Gericht über ihn überließ die Versammlung dem am 21. Sept. zusammentretenden Nationalkonvent, der sofort die Abschaffung des Königtums beschloß. Als L. 11. Dez. vor den Schranken der Versammlung erschien, benahm er sich mit Würde, verteidigte sich mit Ruhe und Geistesgegenwart gegen die leichtfertige Anklageschrift, indem er gegen alle Anklagen auf seine früher nicht beschränkte Souveränität und seine spätere Unverantwortlichkeit mit wenigen schlagenden Worten hinwies, u. erhielt Tronchet, Malesherbes und de Sèzes zu Verteidigern. Am 26. Dez. hielt de Sèzes seine glänzende, aber natürlich erfolglose Verteidigungsrede. Der Konvent erklärte nach einer mehrtägigen Debatte Ludwig Capet, wie man den König nannte, der Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation schuldig und bestimmte, daß das Urteil, wie es auch ausfallen möge, dem Volk nicht zur Bestätigung vorgelegt werden sollte. Die Abstimmung fand 16. Jan. 1793 statt und dauerte gerade 24 Stunden, bis zum 17., 8 Uhr abends; mit 361 gegen 360 Stimmen wurde L. zum Tode verurteilt. L. vernahm sein Schicksal mit großer Fassung. Als ihn der Henker gebunden, rief er noch mit lauter Stimme: »Volk, ich sterbe unschuldig!« und zu den Henkern sagte er: »Meine Herren, ich sterbe unschuldig an allem, was man mir vorwirft; ich wünsche, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen möge.« Nachdem er die Vorbereitungen zur Hinrichtung mit Festigkeit und Seelenruhe ertragen, fiel sein Haupt unter der Guillotine. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhof Ste.-Madeleine bestattet, nach der Restauration 1814 aber nach St.-Denis gebracht und auf dem Platz der Hinrichtung eine Sühnekapelle errichtet. L. hinterließ zwei Kinder: den Dauphin (s. Ludwig XVII.) und die spätere Herzogin von Angoulême (s. d. 3). Vgl. Soulavie, Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI (1801, 6 Bde.); Droz, Histoire du règne de Louis XVI (2. Aufl. 1858, 3 Bde.; deutsch von Luden, Jena 1842); Tocqueville, Coup d'œil sur le règne de Louis XVI (2. Aufl. 1850); Jobez, La France sous Louis XVI (1877–93, 3 Bde.); Nicolardot, Journal de Louis XVI (1873); v. Stockmar, L. XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy (Berl. 1890); Beaucourt, Captivité et derniers moments de Louis XVI (1892, 2 Bde.); Souriau, Louis XVI et la révolution (1893).

37) L. XVII., eigentlich Karl L., geb. 27. März 1785, gest. 8. Juni 1795, zweiter Sohn des vorigen und der Marie Antoinette, hieß erst Herzog von der Normandie und wurde durch das am 4. Juni 1789 erfolgte Ableben seines ältern Bruders, Ludwig Joseph, Dauphin. Nach seines Vaters Hinrichtung proklamierte ihn sein damals in Westfalen befindlicher Oheim, der Graf von Provence (später Ludwig XVIII.), als König von Frankreich. Er ward anfangs mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zusammen gefangen gehalten, aber im Juli 1793 auf ausdrücklichen Befehl des Konvents unter dem Vorgeben, daß »die französische Nation für seine Erziehung sorgen wolle«, einem rohen Jakobiner, dem Schuhmacher Simon, zur Aufsicht übergeben, von diesem aber physisch und geistig zu Grunde gerichtet. Gänzlich vernachlässigt und verkümmert, starb er. Der auf die Nachricht von seiner Krankheit im Mai 1795 zu ihm geschickte Arzt Desault berichtete schon seine Unheilbarkeit, und eine Kommission, die das Gerücht von der Vergiftung des Dauphins untersuchen sollte, konstatierte den Tod aus natürlichen Ursachen auf eine gesetzlich-authentische Weise. Sein Leichnam ward 10. Juni in die gemeinsame Gruft des Begräbnisplatzes der St. Margaretenpfarrei geworfen und mit ungelöschtem Kalk beschüttet, weshalb Ludwig XVIII. 1815 vergebens Nachforschungen nach den Überresten seines Neffen anstellen ließ. Sowohl dieser Umstand als der, daß man 9. Juni 1795 (dem Tag nach Ludwigs Tod) auf der Straße von Paris nach Fontainebleau einen gewissen Aujardins, begleitet von einem etwa zehnjährigen Knaben, angehalten, tags darauf jedoch wieder freigelassen hatte, gaben später dem Gerücht einer Entführung des Sohnes Ludwigs XVI. Nahrung, und es traten in der Folge mehrere falsche L. XVII. auf, zuerst Jean Marie Hervagault, der Sohn

eines Schneiders zu St.-Lô, geb. 1781, der unter Napoleons I. Regierung in Bicêtre eingesperrt wurde, wo er 1812 starb. Ein zweiter falscher L., der unter dem Namen Karl von Frankreich Aufsehen erregte, war Mathurin Bruneau, geb. 1784 in Vezins bei Cholet in dem ehemaligen Anjou, wo sein Vater Holzschuhe verfertigte. Von einem längern Aufenthalt in Nordamerika nach Frankreich zurückgekehrt, gab er sich hier für den Sohn Ludwigs XVI. aus, bis er deshalb eingezogen und vom Gerichtshof in Rouen zu siebenjährigem Gefängnis verurteilt ward. Nach der Julirevolution 1830 verscholl er. Der dritte falsche L. XVII. ist der sogen. Herzog von Richmont, dessen eigentlicher Name François Henri Hébert war, aus der Gegend von Rouen gebürtig. Derselbe behauptete schon 1828, daß er der Sohn Ludwigs XVI. sei. Nach der Julirevolution protestierte er gegen Ludwig Philipps Thronbesteigung. 1834 zu zwölfjähriger Haft verurteilt, gelangte er mit Hilfe seiner Anhänger nach London, wo er 1845 starb. Am wahrscheinlichsten wußte sein Vorgeben der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorf aus Potsdam zu machen, zumal seine Gesichtszüge eine auffallende Ähnlichkeit mit denen der Bourbonen hatten. Nachdem er seit 1810 in Berlin, Spandau und Brandenburg gelebt und eine Gefängnisstrafe von drei Jahren, zu der er verurteilt worden, weil er sich für einen Bourbon ausgab, in Krossen verbüßt hatte, ging er 1833 nach Frankreich, ward aber 1836 ausgewiesen, beschäftigte sich sodann in England mit militärischen Erfindungen und starb 10. Aug. 1845 in Delft. Seine Kinder nahmen den Namen de Bourbon an und strengten 1851 und 1874 einen vergeblichen Prozeß gegen den Grafen Chambord vor den Gerichten von Paris an. Vgl. Eckard, Mémoires historiques sur Louis XVII (1817); Beauchesne, Louis XVII, sa vie, son agonie, sa mort (13. Aufl. 1884, 2 Bde.); Nettement, Histoire populaire de Louis XVII (2. Aufl. 1876); Chantelauze, Louis XVII, son enfance, sa prison et sa mort au Temple (neue Ausg. 1895); Provins, Le dernier roi légitime de France (1889, 2 Bde.); Evans, The story of Louis XVII of France (Lond. 1893); Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, Bd. 2 (Leipz. 1850).

38) L. XVIII. Stanislaus Xaver (le Désiré nannten ihn die Royalisten), König von Frankreich, geb. 17. Nov. 1755, gest. 16. Sept. 1824, vierter Sohn des Dauphins Ludwig und der Maria Josepha von Sachsen, Bruder Ludwigs XVI., erhielt den Titel eines Grafen von Provence. Seinen Brüdern an Geist überlegen, beschäftigte er sich mit den alten Klassikern u. Philosophie, versuchte sich im Dichten und übersetzte einige Bände von Gibbons Geschichtswerk. Nach dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. nahm er den Titel »Monsieur« an. Beim Hereinbrechen der Revolution zog er sich zurück und ließ den König ratlos; ja, er beteiligte sich an Intrigen zur Beseitigung der Nationalversammlung, die den König kompromittierten. Er begab sich im Juni 1791 unmittelbar nach der Flucht des Königs ins Ausland. Als bald darauf der Krieg ausbrach, schlossen sich L. und sein Bruder, der Graf von Artois, an der Spitze der Emigranten der preußischen Armee an. Auf die Nachricht von der Hinrichtung des Königs veröffentlichte er ein Manifest, in welchem er den Dauphin als Ludwig XVII. ausrief, sich selbst aber zum Regenten und den Grafen von Artois zum Generalleutnant ernannte. Zugleich verlegte er unter dem Namen eines Grafen von Lille seinen Hof nach Verona. Nach dem Tode Ludwigs XVII. (8. Juni 1795) nahm er den Königstitel an. 1796 auf Bonapartes Drohung aus Verona ausgewiesen, ging er wieder nach Deutschland; 1799 zog er sich nach dem ihm vom Kaiser Paul I. gewährten Asyl zu Mitau in Kurland zurück, wo er sich mit einem kleinen, aus vornehmen Emigranten gebildeten Hof umgab und mit einer Unterbrechung, während der er in Warschau verweilte, bis zum Tilsiter Frieden aufhielt. Ende 1807 begab er sich nach England, wo er zu Hartwell in Buckinghamshire mit Studien beschäftigt lebte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, erließ er 1. Febr. 1814 eine Proklamation, worin er sein göttliches Thronrecht beanspruchte, aber volle Amnestie des Vergangenen, Beibehaltung der segensreichsten Reformen und Vernichtung der Konskription versprach. Aber erst nach der förmlichen Absetzung Napoleons I. landete er 26. April 1814 zu Calais und hielt 3. Mai seinen Einzug in Paris. Am 4. Juni empfing die Nation aus seinen Händen die konstitutionelle Charte. Bei der Annäherung Napoleons jedoch verließ L. mit seiner Familie in der Nacht vom 19. zum 20. März 1815 Paris und floh nach Gent. Nach der Schlacht von Waterloo hielt er unter dem Schutz des Herzogs von Wellington 8. Juli 1815 abermals seinen Einzug in Paris. L. selbst war einer milden, gemäßigt liberalen Regierung geneigt, aber die Adels- und Priesterpartei, an deren Spitze sein Bruder, der Graf von Artois, stand, vereitelte seine verständigen Bemühungen. Er berief Talleyrand und Fouché, zwei Napoleonische Minister, in sein Kabinett; indes diese wurden bald von der royalistisch-klerikalen Koterie unter Artois, dem sogen. Pavillon Marsan, und der Chambre introuvable, die 7. Okt. 1815 zusammentrat, gestürzt, denen auch die neuen Minister, Richelieu und Decazes, nicht reaktionär genug waren. Die blutigen Verfolgungen der Protestanten erneuerten sich, so daß L. sich schließlich genötigt sah, 1816 die Kammern aufzulösen. 1819 trat sogar eine liberale Wendung durch die Wahlen ein, der sich L. bereitwillig anschloß, die indes bereits 1820 durch die Ermordung des Herzogs von Berri unterbrochen wurde. Die neue Kammer, in der die reaktionären Ultras wieder die Majorität hatten, nötigte 1821 L. das Ministerium Villèle auf, welches nach außen (durch die Intervention in Spanien 1823) und nach innen schroff reaktionär auftrat. L. wurde zuletzt durch seine fromme Familie selbst dahin gebracht, daß er sein Seelenheil durch Beichten und geistlichen Beistand, von welchem er lange nichts wissen wollte, in Sicherheit brachte. Vermählt war er seit 1771 mit Luise, Tochter des Königs Viktor Amadeus von Sardinien. Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein Bruder Karl X. Die von Lamothe-Langon herausgegebenen »Mémoires de Louis XVIII« (Par. 1832) sind apokryph. Vgl. Alphonse de Beauchamp, Vie de Louis XVIII (3. Aufl. 1825); de Vaulabelle, Histoire des deux Restaurations (3. Aufl. 1864, 8 Bde.; deutsch von Fink, Baden 1846); L. de Viel-Castel, Histoire de la Restauration (1860—78, 20 Bde.); Petit, Histoire contemporaine de la France; Bd. 8: Louis XVIII (1885); Imbert de Saint-Amand, La cour de Louis XVIII (1891).

39) L. Philipp, König der Franzosen, geb. 6. Okt. 1773 in Paris, gest. 26. Aug. 1850 in Clare-

mont, der älteste Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Chartres, spätern Herzogs von Orléans (Egalité, s. Orléans), und der Prinzessin Luise Marie Adelaide von Penthièvre, erhielt bei der Geburt den Titel eines Herzogs von Chartres. Von Frau v. Genlis nach Rousseauschen Prinzipien erzogen, erhielt L. Philipp eine tüchtige Verstandesbildung und einen gestählten Körper. Gleich seinem Vater schloß er sich der Revolution an, erklärte sich für die Konstitution, trat in die Nationalgarde und den Jakobinerklub. 1782 zum Maréchal de Camp ernannt, befehligte er unter Luckner eine Kavalleriebrigade, ward 11. Sept. 1792 Generalleutnant und focht bei Valmy, Jemappes und Neerwinden. Mit Dumouriez trat er 4. April 1793 auf das österreichische Gebiet über und begab sich nach der Schweiz, wo er unter dem Namen Chabaud Latour eine Lehrerstelle im Kollegium von Reichenau bekleidete. Als das Direktorium für die Freilassung seiner Mutter und seiner Brüder die Bedingung stellte, daß er Europa verlasse, reiste er im Herbst 1796 nach Amerika, von da im Januar 1800 nach England. Er versöhnte sich hier mit den Bourbonen und lebte mit seinen Brüdern Montpensier und Beaujolais auf einem Schloß bei Twickenham. Darauf begab er sich nach Palermo, wo er sich 25. Nov. 1809 mit der Prinzessin Maria Amalie von Sizilien, der zweiten Tochter des Königs Ferdinand I., vermählte. Auf die Nachricht von dem Sturz Napoleons I. eilte er Ende April 1814 nach Paris. Er residierte im Palais Royal, wurde aber von Ludwig XVIII. und dem Hof mit solchem Mißtrauen behandelt, daß er wieder nach England ging und erst 1817 dauernd nach Frankreich übersiedelte. Nun widmete er sich der Regelung der tief zerrütteten Vermögensverhältnisse der Familie und der Erziehung seiner Kinder. Er hielt sich von allen politischen Geschäften fern und hütete sich wohl, durch Teilnahme an der Reaktion sein Geschick mit dem der Bourbonen zu verflechten. Naturgemäß richteten sich die Blicke aller Mißvergnügten, die eine Änderung wünschten, auf ihn; das Palais Royal wurde allmählich der Sammelpunkt einer liberalen Partei, die durch L. Philipp ihre Ziele zu erreichen hoffte. Als in der Julirevolution 1830 am 29. Juli auf dem Stadthaus die Absetzung Karls X. ausgesprochen worden, nahm L. Philipp nach längerer Beratung mit Laffitte, Talleyrand u. a. 31. Juli die ihm angebotene Regentschaft an, erließ eine Bekanntmachung, die mit den Worten schloß: »Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein!« und beseitigte durch seinen Zug nach dem Stadthaus die revolutionäre Munizipalkommission. Nach der Flucht Karls X. eröffnete er 3. Aug. als Generalleutnant von Frankreich die Kammern, welche 7. Aug. den Thron für erledigt erklärten und L. Philipp aufforderten, denselben einzunehmen. Am 9. Aug. erklärte der Herzog die Annahme der Krone unter dem Titel eines Königs der Franzosen und leistete den konstitutionellen Eid. Die auswärtigen Mächte erkannten ihn an, nachdem er sich zu den Verträgen von 1814 und 1815 verpflichtet hatte. Seine Stellung war schwierig, denn er besaß die Krone weder auf Grund der Legitimität noch der Volkssouveränität, sondern auf Grund eines Kompromisses der Parteien: er war bloß König auf Wohlverhalten. Zwar erwarb er durch eine bürgerliche Einfachheit eine Zeitlang eine gewisse Popularität: aber diese nutzte sich doch schnell ab, während man weder Hochachtung noch Furcht vor ihm empfand. In der hohen Politik wollte er die extremen Parteien durch Begünstigung des wohlhabenden Mittelstandes, der Bourgeoisie, aus der er seine Minister nahm, im Gleichgewicht halten, das juste-milieu beobachten. Bald aber entwickelte sich daraus eine Parteiregierung, welche sich nicht scheute, durch schamlose Beeinflussung der Wahlen sich die Majorität in der Kammer zu sichern. L. Philipp wurde daher von allen übrigen Parteien, den Republikanern, den Legitimisten und den Bonapartisten, aufs heftigste angefeindet. Es kam zu Unruhen und Attentaten auf ihn, wie namentlich dem der Höllenmaschine Fieschis 28. Juli 1835, welche strenge Repressivmaßregeln zur Folge hatten. Die vielen wohltätigen Gesetze und Einrichtungen, welche L. Philipps Regierung Frankreich brachte, namentlich seine Fürsorge für die geistigen Interessen, wurden nicht gewürdigt. Besonders seine auswärtige Politik, die mehrmals einen Anlauf zu großen Aktionen nahm, wie besonders 1840, im ganzen aber, die Expeditionen nach Italien und Belgien ausgenommen, eine friedliche war, erregte den Unwillen der Nation, der von der bonapartistischen Partei künstlich genährt wurde; gegen diese benahm sich L. Philipp schwächlich, indem er den Prinzen Ludwig Napoleon nach beiden Handstreichen, 1836 und 1840, schonte und in letzterm Jahr die Asche Napoleons I. feierlich aus St. Helena abholen und im Invalidendom beisetzen ließ. Die Erfolge seiner Regierung in Algerien und im Stillen Ozean kamen nicht in Betracht. Als seine bürgerliche Fürsorge für seine Familie sich auf Kosten des Staates durch Dotationsforderungen für seine Söhne allzusehr bemerklich machte, als er die widerwärtigen Umtriebe wegen der spanischen Heiraten in Szene setzte, um seinem Sohn Montpensier die spanische Krone zu verschaffen, beschuldigte ihn die öffentliche Meinung gerade so des Eigennutzes wie die korrumpierte Kammer. Man identifizierte ihn mit dem Ministerium Guizot; der Widerstand gegen dieses in der Wahlreformfrage richtete sich auch gegen ihn, und als derselbe 24. Febr. 1848 zum Ausbruch kam, genügten weder die Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Volkes noch die Abdankung zu gunsten des Grafen von Paris zur Beschwichtigung der Revolution. In Zivilkleidern und einer Mietkutsche verließ L. Philipp mit seiner Gemahlin Paris und schiffte sich zu Honfleur 2. März nach England ein. Hier lebte er unter dem Namen eines Grafen von Neuilly in Claremont bei Windsor. Seine Leiche ward in der katholischen Kapelle von Weybridge beigesetzt und 1876 nach Dreux in Frankreich gebracht. Er hatte acht Kinder: Ferdinand Philipp, Herzog von Orléans, der, 1810 geboren, 13. Juli 1842 verunglückte und aus seiner Ehe mit Helene von Mecklenburg den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres hinterließ; Luise, Gemahlin des Königs der Belgier (gest. 1850); Marie, Gemahlin des Prinzen Alexander von Württemberg (gest. 1839); Ludwig Karl, Herzog von Nemours; Klementine, Herzogin von Koburg-Kohary; Franz Ferdinand, Prinz von Joinville; Heinrich Eugen, Herzog von Aumale; Anton Philipp, Herzog von Montpensier (vgl. Orléans [Geschlecht]). Vgl. Birch, L. Philipp I., König der Franzosen (3. Aufl., Stuttg. 1851, 3 Bde.); Montalivet, Le roi Louis-Philippe (2. Aufl. 1851); Lemoine, Abdication du roi Louis-Philippe, racontée par lui-même (1851); Crétineau-Joly, Histoire de Louis-Philippe d'Orléans (1862, 2 Bde.); Alex. Dumas, Histoire de la vie politique et privée de Louis-Philippe (1852, 2 Bde.; auch mehrfach

deutsch); Nouvion, Histoire du règne de Louis-Philippe (1861, 4 Bde.); Villault de Gérainville, Histoire de Louis-Philippe (1870—75, 3 Bde.); Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung L. Philipps rc. (Gotha 1877—79, Bd. 1 und 2); Gazeau de Vautibault, Les Orléans au tribunal de l'histoire, Bd. 7 (1889); Villeneuve, Charles X et Louis XIX en exil. Mémoires inédits (1889); Thureau-Dangin, Histoire de la monarchie de juillet (1885—92, 7 Bde.); Imbert de Saint-Amand, Marie-Amélie et l'apogée du règne de Louis-Philippe (1894).

40) L. Napoleon, Kaiser der Franzosen, s. Napoleon III.

[Hessen-Darmstadt.] 41) L. I., Großherzog von Hessen-Darmstadt, geb. 14. Juni 1753 in Prenzlau in der Ukermark, wo damals sein Vater, der nachmalige Landgraf Ludwig IX. (1768—90), der Gemahl der »großen Landgräfin« (s. Karoline 3), als preußischer Generalmajor in Garnison stand, gest. 6. April 1830, bezog 1769 die Universität in Leiden, trat 1773 auf kurze Zeit in russische Kriegsdienste und beschäftigte sich sodann in Darmstadt mit Wissenschaften und Kunst, bis ihn 1790 der Tod seines Vaters unter dem Namen Landgraf L. X. zur Regierung berief. In den französischen Revolutionskriegen kämpften seine Truppen am Rhein, im Elsaß und in den Niederlanden; L. selbst wohnte der Belagerung von Mainz bei. Endlich sah er sich genötigt, seine Residenz zu verlassen und sich nach Sachsen zu begeben, bis es im März 1799 zu einem Separatfrieden zwischen Hessen-Darmstadt und Frankreich kam. Für den Verlust seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer wurde er im Reichsdeputationshauptschluß 1803 durch mainzische Besitzungen und das Herzogtum Westfalen entschädigt. Im August 1806 trat er dem Rheinbund bei und wurde souveräner Großherzog, als welcher er sich nun L. I. nannte. Erst im November 1813 schloß er sich den Verbündeten an und erwarb sich auf dem Wiener Kongreß für Westfalen Rheinhessen. Am 17. Aug. 1820 gab er seinem Lande eine konstitutionelle Verfassung. Vermählt war er mit Prinzessin Luise Karoline Henriette, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt. L. huldigte freisinnigen Ansichten und förderte die Wissenschaften und Künste, namentlich das Theater. 1844 wurde ihm in Darmstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. Steiner, L. I. (Offenb. 1842).

42) L. II., Großherzog, Sohn des vorigen, geb. 26. Dez. 1777, gest. 16. Juni 1848, lebte bis zu seinem Regierungsantritt (6. April 1830) meist zurückgezogen in Darmstadt. An eigentlichen Regierungsgeschäften durfte er keinen Anteil nehmen, nur beteiligte er sich an den Sitzungen der Ersten Kammer und war von 1823 an Mitglied des Staatsrats. Seine Forderung der Übernahme seiner ansehnlichen Schulden auf die Staatsschuldentilungskasse brachte ihn sofort nach seinem Regierungsantritt mit den Ständen in Konflikt, der wegen Ludwigs wachsender reaktionärer Richtung seine ganze Regierungszeit überdauerte. Den Ereignissen von 1848 sich nicht gewachsen fühlend, übertrug er 5. März 1848 seinem Sohn, dem spätern Großherzog, die Mitregentschaft. L. war vermählt mit Prinzessin Wilhelmine von Baden (gest. 1836), die ihm drei Söhne, den Großherzog Ludwig III. (s. unten), Karl, geb. 23. April 1809, gest. 20. März 1877, Alexander (s. d. 14), geb. 15. Juli 1823, gest. 15. Dez. 1888, und eine Tochter, Marie, geb. 8. Aug. 1824, gest. 3. Juli 1880, seit 1841 die Gemahlin des Großfürsten-Thronfolgers, spätern Kaisers von Rußland, Alexander II., gebar. Vgl. Steiner, L. II., Großherzog von Hessen (Darmst. 1848).

43) L. III., Großherzog, Sohn des vorigen, geb. 9. Juni 1806, gest. 13. Juni 1877, hatte vor 1848 wenig Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, galt aber für einen Gegner der absolutistischen und ultramontanen Richtungen, die sich unter seinem Vater geltend machten, und wurde daher mit Jubel begrüßt, als ihn der Großherzog 5. März 1848 zum Mitregenten berief. Die Wahl Gagerns zum Minister steigerte seine Popularität, die noch nicht geschmälert war, als er 16. Juni 1848 den Thron bestieg. Erst mit dem allgemeinen Umschwung der Dinge 1850 änderte auch L. seine Politik, und unter dem Ministerium Dalwigk kam ein durchaus büreaukratisch-reaktionäres System zur Herrschaft, das unter dem Einfluß der Großherzogin, Mathilde von Bayern (geb. 30. Aug. 1813, vermählt 1833, gest. 25. Mai 1862), der Kirche weitgehende Rechte und Freiheiten auf Kosten des Staates einräumte. L. selbst trat hinter dem allmächtigen Minister und dem Bischof von Mainz ganz zurück. 1866 nahm er am Kriege gegen Preußen teil und mußte sich nach Rheinhessen flüchten. Seine Verwandtschaft mit dem russischen Kaiser rettete ihm sein Land fast unverkürzt, doch mußte er für Oberhessen in den Norddeutschen Bund treten und mit Preußen eine Militärkonvention schließen. 1871 trat er mit dem ganzen Land ins Deutsche Reich ein und entließ auch 1872 endlich Dalwigk, worauf mit Hofmanns Eintritt 1873 ein völliger Systemwechsel erfolgte. Er starb, seit 1868 morganatisch mit einer Freiin von Hochstätten vermählt, kinderlos.

44) L. IV., Großherzog, geb. 12. Sept. 1837, gest. 13. März 1892, Neffe des vorigen, Sohn des Prinzen Karl von Hessen und der preußischen Prinzessin Elisabeth, trat in das preußische 1. Garderegiment, vermählte sich 1. Juli 1862 mit der zweiten Tochter der Königin Viktoria von England, Prinzessin Alice (gest. 14. Dez. 1878), befehligte 1866 eine Brigade im hessischen Kontingent, 1870/71 die hessische (25.) Infanteriedivision, welche einen Teil des 9. Korps bildete und sich besonders bei Gravelotte und in den Kämpfen an der Loire auszeichnete, und blieb auch im Frieden Befehlshaber derselben, bis er, durch den Tod seines Vaters (20. März 1877) Thronerbe geworden, nach dem Tode seines Oheims, des Großherzogs L. III., 13. Juni 1877 als L. IV. den hessischen Thron bestieg. Er übernahm sodann die 3. deutsche Armeeinspektion. L. regierte nach liberalen Grundsätzen. 1884 vermählte er sich morganatisch mit Frau v. Kolemine, geborne Gräfin Czapska, welche Ehe aber kurz darauf gerichtlich wieder getrennt wurde. Seine Kinder erster Ehe sind: sein Nachfolger Ernst Ludwig (s. Ernst 7), die Prinzessinnen Viktoria (geb. 5. April 1863, seit 1884 Gemahlin des Prinzen Ludwig von Battenberg), Elisabeth (geb. 1. Nov. 1864, seit 1884 Gemahlin des russischen Großfürsten Sergij Alexandrowitsch), Irene (geb. 11. Juli 1866, seit 1888 Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen) und Alix (geb. 6. Juni 1872, seit 1894 als Alexandra Feodorowna Gemahlin des Kaisers Nikolaus II. von Rußland).

[Nassau.] 45) Graf von Nassau-Dietz, geb. 10. Jan. 1538 in Dillenburg, gest. 1574, Bruder Wilhelms I. (s. d.) von Oranien, folgte diesem nach den Niederlanden, erlangte hier durch seinen edlen, ritterlichen Charakter und seinen frommen Eifer für

den Protestantismus große Popularität, schloß sich dem sogen. Geusenbund (1565) an, wurde bald eins der Häupter desselben u. verfaßte 1566 das Kompromiß, war aber 1567 gerade in Deutschland, hier Hilfe zu suchen, als der neue Statthalter der Niederlande, Herzog von Alba, ankam und ihn in die Acht erklärte. Schon im Mai 1568 drang Graf L. mit 14,000 Mann in das Groningerland ein, bemächtigte sich des Schlosses Wedde und schlug die Spanier 23. Mai bei Heiligerlee, mußte sich aber hierauf vor Alba in ein verschanztes Lager bei Jemgum an der untern Ems zurückziehen und erlitt hier 21. Juli eine völlige Niederlage. Er beteiligte sich dann an dem fruchtlosen Heereszug seines Bruders Wilhelm nach Brabant und folgte ihm 1569 zum Admiral Coligny nach Frankreich, wo er an verschiedenen Unternehmungen der Hugenotten teilnahm. Von Karl IX. unterstützt, brachte er ein kleines Heer unter die Waffen und überrumpelte Mons im Hennegau, wurde aber sodann hier von Alba belagert und mußte im September 1572 kapitulieren. Er erhielt freien Abzug und kehrte, krank und von den Spaniern mit größter Auszeichnung behandelt, in seine Heimat zurück. 1574 warb er mit französischen Subsidien in Deutschland ein Heer von 8000 Mann zu Fuß u. 2000 Reitern, um in Brabant einzufallen, wurde aber von dem spanischen Heer 14. April auf der Mooker Heide geschlagen und starb beim letzten verzweifelten Kampf nebst seinem Bruder Heinrich den Heldentod. Vgl. Lebderhose, Graf L. von Nassau, ein Lebensbild (Norden 1877); Blok, Lodewijk van Nassau (Haag 1889).

[Neapel.] 46) L. von Tarent, König von Neapel, zweiter Sohn des Fürsten Philipp von Tarent, vermählte sich, nachdem 1345 Andreas, der erste Gemahl der Königin Johanna I. von Neapel, ermordet worden war, 1346 mit dieser. 1348 vom König Ludwig von Ungarn mit Johanna vertrieben, kehrte er nach dessen Abzug im Sommer 1350 zurück und wurde 1352 zum König gekrönt. 1356 versuchte er Sizilien zu erobern, verlor aber die gewonnenen Vorteile in den nächsten Jahren wieder. Er starb kinderlos 26. Mai 1362.

47) L. von Anjou, König von Neapel, geb. 1339, gest. 21. Sept. 1384 in Bari, Sohn des Königs Johann von Frankreich, wurde 1360 von seinem Vater den Engländern als Geisel für die Zahlung der Loskaufssumme überliefert, entfloh aber 1363 aus der Gefangenschaft, wurde von seinem Bruder, König Karl V., zum Statthalter von Languedoc ernannt, kämpfte mit wechselndem Glück gegen die Engländer, erzwang 1380 nach Karls V. Tod mit Gewalt seine Erhebung zum Regenten an des unmündigen Karl VI. Statt, benutzte diese Stellung aber nur, um Geldmittel für seine italienischen Pläne zu sammeln, und stürzte das Reich in große Verwirrung. Von der Königin Johanna I. von Neapel, welche Frankreichs Hilfe gegen Ungarn gewinnen wollte, im Juni 1380 adoptiert und zum Thronerben ernannt, begab er sich 1382 nach Italien, nachdem er in Avignon von Papst Clemens VII. gekrönt worden war, und drang in Neapel ein, wo inzwischen Karl von Durazzo Johanna ermordet und sich des Thrones bemächtigt hatte. Der Krieg, den er nun gegen Karl begann, verzehrte bald seine Schätze, ohne daß er große Erfolge erreichte. Sein Anrecht auf den Thron von Neapel übertrug er auf seinen ältesten Sohn, Ludwig II., der sich 1390 selbst nach Neapel begab, nachdem er von Clemens VII. gekrönt worden war, aber nach zehnjährigem, vergeblichem Kampf gegen König Ladislaus das Land verlassen mußte. Auch ein späterer Versuch Ludwigs, sich im Bunde mit Papst Johann XXIII. und den Florentinern Neapels zu bemächtigen, scheiterte 1412. L. starb 1417 in Angers. Sein Sohn Ludwig III. wurde 1420 von Papst Martin V. für den rechtmäßigen Thronerben von Neapel nach Johannas II. Tod erklärt, auch 1423 von dieser an Kindes Statt angenommen und zum Herzog von Kalabrien erhoben. Er zog 1424 in Neapel ein, mußte aber den größten Teil des Königreichs in den Händen seines Rivalen Alfons V. von Aragonien lassen. L. starb 24. Nov. 1434 bei Cosenza. Seine Erbansprüche gingen auf seinen Bruder, Herzog René von Lothringen, über.

[Österreich.] 48) L. Joseph Anton, Erzherzog von Österreich, geb. 13. Dez. 1784 in Florenz, gest. 21. Dez. 1864, jüngster Bruder des Kaisers Franz I., widmete sich früh dem Militärdienst u. stand schon in dem Feldzug von 1809 an der Spitze eines österreichischen Truppenkorps, mit welchem er aber bei Abensberg 20. April von Napoleon I. eine Niederlage erlitt. Hierauf des Kommandos entbunden, wendete er sich dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften zu und unternahm mit seinem Bruder, Erzherzog Johann, größere wissenschaftliche Reisen. 1822 wurde er zum Generaldirektor der Artillerie ernannt und in der Folge vom Kaiser vielfach zu den Regierungsgeschäften beigezogen. Noch größern Einfluß gewann L., als er nach der Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Ferdinand, 1835 Chef der aus dem Erzherzog Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten geheimen Staatskonferenz wurde. In dieser Stellung bewährte er fortdauernd eine feste Anhänglichkeit an die vom Kaiser Franz befolgten Maximen des Stabilitätssystems u. wurde besonders der Gegenstand des Volkshasses. Im März 1848 seines politischen Einflusses beraubt, lebte er seitdem zurückgezogen von allen öffentlichen Geschäften.

49) L. Salvator von Toscana, Erzherzog von Österreich, geb. 4. Aug. 1847 in Florenz, der zweitjüngste Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toscana, durch seine Thätigkeit als geographischer Reisender und Schriftsteller bekannt. Von Jugend auf dem Studium der Naturwissenschaften ergeben, ausgerüstet mit umfassenden Sprachkenntnissen und einem ausgesprochenen Zeichen- und Malertalent, verwendet er seine bedeutenden Einkünfte fast ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken, zunächst zu alljährlichen ausgedehnten Forschungsreisen in seiner von ihm selbst geführten Jacht im Mittelmeergebiet, nach Amerika, Afrika und Asien. Die bedeutendsten, durchgehends von ihm selbst illustrierten und größtenteils anonym erschienenen Werke sind: »Der Djebel Esdnum« (1873); »Levkosia, die Hauptstadt von Cypern« (Prag 1873); »Eine Jachtreise in die Syrten« (das. 1874); »Eine Spazierfahrt im Golf von Korinth« (das. 1876); »Los Angeles in Südkalifornien« (2. Aufl., Würzb. 1885); »Die Karawanenstraße von Ägypten nach Syrien« (Prag 1878); das Prachtwerk »Die Balearen« (Leipz. 1869–91, 7 Bde.), aus dem die Teile über die Stadt Palma und die Insel Menorca besonders erschienen, u. das auf der Pariser Weltausstellung mit der goldenen Medaille prämiiert wurde; »Die Serben an der Adria« (Leipz. 1870–79, 9 Lfgn.); »Um die Welt, ohne zu wollen« (4. Aufl., Würzb. 1886); »Hobarttown oder Sommerfrische in den Antipoden« (Prag 1886); »Lose Blätter

aus Abbazia« (Würzb. 1886); »Paxos und Antipaxos« (das. 1887); »Die Liparischen Inseln« (Prag 1893, 8 Hefte). Erzherzog L. Salvator ist k. u. k. Oberst und Inhaber des 58. österreichischen Infanterieregiments; 1889 wurde er zum Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erwählt.

[Pfalz.] 50) L. III., Kurfürst von der Pfalz, geb. 1378, gest. 1436, Sohn des deutschen Königs Ruprecht, wurde 1401, als sein Vater nach Italien zog, von demselben zum Reichsverweser in Deutschland eingesetzt, konnte indes den Frieden nicht aufrecht erhalten u. hatte mit fortwährenden Fehden zu kämpfen. 1410 folgte er seinem Vater in der Kurwürde. Er nahm am Konstanzer Konzil teil, hielt den abgesetzten Papst Johann XXIII. in Heidelberg gefangen und geleitete Huß auf den Richtplatz. Er war anfänglich ein treuer Anhänger Siegmunds, den er mit gewählt, schloß sich aber dann der fürstlichen Opposition an und entzog sich dem Reichskrieg gegen die Hussiten. Ihm folgte sein Sohn Ludwig IV. 1437—49.

51) L. V., Kurfürst von der Pfalz, geb. 2. Juli 1478, gest. 16. März 1544, Sohn des Kurfürsten Philipp, folgte diesem 1508, hatte 1523 mit Sickingen, 1525 mit einem Aufstand der Bauern zu kämpfen, duldete die Ausbreitung der Reformation in seinem Lande u. starb nach segensreicher Regierung kinderlos.

52) L. VI., Kurfürst von der Pfalz, geb. 1539, gest. 12. Okt. 1583, Sohn Friedrichs III., folgte diesem 1576, führte die lutherische Lehre und die Konkordienformel in der Pfalz ein und veranlaßte hierdurch kirchliche Streitigkeiten.

[Portugal.] 53) L. I. Philipp Maria Ferdinando &c., König von Portugal, Herzog zu Sachsen, geb. 31. Okt. 1838, gest. 19. Okt. 1889, Sohn des Königs Ferdinand, Prinzen von Koburg, und der Königin Maria II. da Gloria, führte als Prinz den Titel Herzog von Oporto, trat in die Marine ein, in der er den Rang eines Kapitäns erlangte, bestieg nach dem Tode seines Bruders Pedro V. 11. Nov. 1861 den portugiesischen Thron und wurde 23. Dez. gekrönt. Vermählt war er seit 6. Okt. 1862 mit Maria Pia, Tochter des Königs Viktor Emanuel von Italien, die ihm zwei Söhne, den Kronprinzen Karl (geb. 28. Sept. 1863) und den Prinzen Alfons (geb. 31. Juli 1865), gebar. Er starb in Cascaes bei Lissabon an den Folgen einer Typhuserkrankung, welche 1861 in der königlichen Familie ausgebrochen, und an der seine Brüder, König Pedro V. und die Prinzen Johann und Ferdinand, gestorben waren; der einzige außer L. noch überlebende Bruder August, Herzog von Coimbra, erlag im September 1889 den Nachwirkungen der schrecklichen Krankheit. Ihm folgte sein ältester Sohn, Karl I. (s. Karl 45).

[Preußen.] 54) L. Friedrich Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand, auch Prinz Louis genannt, Prinz von Preußen, geb. 18. Nov. 1772, gest. 10. Okt. 1806, Sohn des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs d. Gr., bekundete, von französischen Erziehern herangebildet, früh Geist, aber auch ein gewisses exzentrisches Wesen u. ungezügelte Sinnlichkeit, die ihn in viele galante Abenteuer verwickelte. 1792 folgte er dem Heer an den Rhein. Bei der Belagerung von Mainz erstürmte er an der Spitze seines Regiments die Verschanzungen von Zahlbach und bewies so viel persönliche Tapferkeit, daß ihn der König zum Generalmajor ernannte. Auch 1794 in der Pfalz zeichnete er sich aus. Nach dem Frieden von 1795 beschäftigte sich L. in der Einsamkeit des Garnisonlebens wieder mit der Kunst, besonders der Musik. Wegen seiner häufigen Reisen, seiner unbesonnenen Reden und seiner Verschwendung zog er sich wiederholt Rügen des Königs zu u. wurde endlich 1800 durch den Obersten Massenbach arretiert und nach Magdeburg geführt. Doch durfte er bald nach Berlin kommen, wo er durch seine Liebenswürdigkeit und seinen Geist die Gesellschaft entzückte, aber auch seine militärische Ausbildung betrieb und ein Bündnis mit Österreich gegen Frankreich zu stande zu bringen suchte. 1806 erhielt er den Befehl der Avantgarde des Fürsten von Hohenlohe und lagerte mit seinem 8000 Mann starken Korps bei Saalfeld mit dem Befehl, einem Gefecht auszuweichen. Als ihm jedoch ein doppelt überlegener Feind 10. Okt. entgegenrückte, nahm er den Kampf an, der mit Vernichtung seines Korps endete, und um nicht dieses Mißgeschick zu überleben, suchte und fand er nach tapferer Gegenwehr im Getümmel den Tod. Die Stätte, wo L. fiel, bezeichnet seit 1823 ein Denkmal. 1889 erhielt ihm zu Ehren das 2. magdeburgische Infanterieregiment Nr. 27 den Namen Inf.-Rgt Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Aus seinem Verhältnis mit Henriette Fromm hinterließ er zwei Kinder, die 1810 unter dem Namen Wildenbruch in den Adelstand erhoben wurden. Vgl. Büchner, L. Ferdinand, Prinz von Preußen, Briefe an Pauline Wiesel &c. (Leipz. 1865); v. Hymmen, Prinz Louis Ferdinand (Berl. 1894). Fanny Lewald hat einen Roman über L. geschrieben (»Prinz L. Ferdinand«, 2. Aufl., Berl. 1859, 3 Bde.), R. Bunge ein Epos (das. 1894).

[Thüringen.] 55) L. der Springer (Ludovicus Saliens), Landgraf von Thüringen, geb. 1042, gest. 1123, Sohn Ludwigs I., mit dem Barte, des Stammvaters des thüringischen Landgrafenhauses (gest. 1056), war zwar 1075 Teilnehmer am sächsischen Kriege gegen Heinrich IV., trat aber bald wieder zum Kaiser über. L. vermehrte seines Vaters reichsfreien Besitz durch Fehden und baute unter anderm die Wartburg und Eisenach, die Neuenburg und bei derselben die Stadt Freiburg. Er vermählte sich 1087 mit Adelheid, der Witwe des Pfalzgrafen Friedrich III. von Goseck, dessen Ermordung ihm schuld gegeben wurde. Wegen seiner Beteiligung am Kriege der Sachsen gegen Heinrich IV. soll L. auf den Giebichenstein gesetzt worden sein und sich von da nach zweijähriger Haft durch einen kühnen Sprung in die Saale befreit haben. Davon soll sein Beiname Saliens herrühren; andre leiten denselben dagegen von dem salischen Geschlecht ab, dem L. entstammte. 1112 schloß er sich dem Aufstand der sächsischen Großen gegen den Kaiser an, ergab sich zwar demselben 1113, ward aber 1114 verhaftet und in den Kerker geworfen, bis ihn seine Söhne gegen den gefangenen Heinrich von Meißen, einen Feldherrn des Kaisers, auslösten. L. starb als Mönch in dem von ihm gestifteten Kloster zu Reinhardsbrunn; sein Sohn Ludwig I. (III.) (1123—40) erhielt die Landgrafenwürde.

56) L. II., der Eiserne, Landgraf von Thüringen, geboren um 1129, gest. 1172 in Freiburg, Sohn Ludwigs I. (III.), folgte diesem 1140 unter der Vormundschaft seiner Mutter Hedwig bis 1144. Die Sage läßt ihn von einem Schmied, zu dem er sich auf der Jagd verirrt hatte, durch die bei jedem Schlag auf das Eisen wiederholten Worte: »Landgraf, werde hart!« auf die Bedrückungen der Edelleute aufmerksam gemacht werden und dieselben dann, an Pflüge gespannt, zwingen, in der Gegend von Freiburg einen Acker umzupflügen. Durch seine Vermählung mit

Judith, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, ward er Schwager Kaiser Friedrichs I., nahm an mehreren Heereszügen desselben, z. B. gegen Polen 1157 und gegen die Mailänder 1158 und 1164, teil und bekriegte auf kaiserlichen Befehl 1163 den Erzbischof Konrad von Mainz sowie bis 1168 Heinrich den Löwen.

57) L. III., der Milde, Landgraf von Thüringen, Sohn des vorigen, folgte seinem Vater 1172, erwarb nach dem Erlöschen des Geschlechts der Grafen von Sommerscheburg die Pfalzgrafschaft Sachsen, nahm am Kampf gegen Heinrich den Löwen teil, wurde von diesem 11. Mai 1180 bei Weißensee besiegt und gefangen genommen und erst 1181 befreit; starb 1190 auf der Rückkehr vom dritten Kreuzzug auf Cypern. Da er keine Söhne hinterließ, folgte ihm sein Bruder Hermann.

58) L. IV., der Heilige, Landgraf von Thüringen, geb. 1200, gest. 11. Sept. 1227, ältester Sohn Hermanns I., folgte seinem Vater 1216. Nach dem Tode des Markgrafen Dietrich von Meißen (1221) führte L. die Regentschaft für seinen Vetter Heinrich den Erlauchten und erhielt 1226 vom Kaiser Friedrich II. die Belehnung mit Meißen, der Lausitz und dem Pleißnerland. Zur Befestigung des Landfriedens zerstörte er mehrere Raubschlösser. Er starb in Otranto auf einer Kreuzfahrt; seine Gebeine wurden nach Reinhardsbrunn gebracht. Von seiner zärtlich geliebten Gemahlin Elisabeth (s. d. 14) hatte er außer zwei Töchtern einen Sohn, Hermann II., der ihm unter Vormundschaft seines Oheims Heinrich Raspe folgte, aber schon 1242 starb. Auch Ludwigs IV. Leben hat die Sage vielfach ausgeschmückt.

[Ungarn.] 59) L. I., der Große, König von Ungarn, geb. 5. März 1326, gest. 11. Sept. 1382 in Tyrnau, Sohn des Königs Karl Robert von Ungarn und der Elisabeth von Polen, folgte seinem Vater 1342 auf dem ungarischen Thron. Er unterstützte 1344 seinen Oheim Kasimir gegen König Johann von Böhmen, eilte auf die Nachricht von der Ermordung seines Bruders Andreas, Königs von Neapel, dahin, eroberte dieses 1348, gab aber 1350 nach dem zweiten Zuge die Eroberung wieder auf. Darauf sicherte er Polen, auf welches ihm die Anwartschaft zustand, als Bundesgenosse Kasimirs durch glückliche Kriege gegen Litauer und Tataren, machte die Walachen zinspflichtig, eroberte Rotrußland, welches er mit Wahrung seiner Rechte an Kasimir überließ, und entriß den Venezianern Dalmatien. Als er 1370 nach dem Tode Kasimirs auch zum König von Polen erwählt wurde, erstreckte sich sein Reich von der Ostsee bis zum Schwarzen und Adriatischen Meer. In den Süddonauländern suchte er mit Eifer die Kultur durch Verbreitung des Christentums, Begünstigung der deutschen Kolonisationen und gute Gesetze zu heben; Schulen wurden gegründet, und Handel und Gewerbe hoben sich. Weniger segensreich war seine Regierung für Polen, wo er, um die Thronfolge zu erlangen, den Magnaten große Rechte einräumen mußte. Überdies überließ er die Regentschaft seiner Mutter Elisabeth, die sich von Günstlingen beherrschen ließ; es brachen Aufstände aus, die das Reich zerrütteten. Vor seinem Tode hatte L. die Erbfolge seiner Tochter Maria, die mit dem 14jährigen Kurfürsten Siegmund von Brandenburg, Karls IV. Sohn, vermählt war, in Ungarn und Polen zur Anerkennung gebracht. Vgl. A. Por, L. I. von Ungarn (ungar., Pest 1893).

60) L. II., König von Ungarn, geb. 1. Juli 1506, aus dem Hause der Jagellonen, Sohn Wladislaws II., folgte seinem Vater 1516 in den Königreichen Ungarn und Böhmen unter Vormundschaft des Kaisers Maximilian I. und des Königs Siegmund von Polen. Er war, auch nachdem er 1521 selbst die Regierung übernommen hatte, unfähig, die königliche Macht gegen den Ehrgeiz der Adelsparteien zu behaupten, die sich in heftigen Kämpfen befehdeten. Vom ungarischen Adel zur persönlichen Teilnahme am Kriege gegen die heranrückenden Türken und zur Annahme einer Schlacht gedrängt, wurde L. 29. Aug. 1526 bei Mohács geschlagen und ertrank auf der Flucht, ohne Kinder zu hinterlassen. Vermählt war er mit Maria, Schwester des Kaisers Karl V. Sein Erbe wurde der Gemahl seiner Schwester Anna, Erzherzog Ferdinand.

Ludwig, 1) Otto, hervorragender Dramatiker, Erzähler und Kritiker, geb. 11. Febr. 1813 zu Eisfeld im Herzogtum Meiningen, gest. 25. Febr. 1865 in Dresden, verlebte in engen Umgebungen eine bewegte Jugend voll zum Teil düsterer und schwer lastender Eindrücke. Seine poetischen und musikalischen Talente übte er zunächst autodidaktisch, nahm eifrig an einem Liebhabertheater seines Heimatstädtchens Anteil und verstieg sich zur Komposition eines größern Singspiels, welches die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs von Sachsen-Meiningen auf ihn lenkte, der ihm eine weitere Bildungslaufbahn erschloß. L. ging zunächst nach Leipzig, um unter Mendelssohn das Studium der Musik zu beginnen. Teils körperliche nervöse Reizbarkeit, die ihn am Klavier- und Orgelspiel hinderte, teils wohl auch der stärker werdende Drang zur poetischen Produktion (L. schrieb in dieser Zeit seine ersten Novellen und entwarf zahlreiche Dramen, von denen die Dramatisierung der E. T. A. Hoffmannschen Novelle »Das Fräulein von Scudéry« erhalten blieb) veranlaßten ihn, die Musik als Lebensberuf aufzugeben. Mit der ganzen Energie seines Willens warf sich L. jetzt auf litterarische Studien, zog sich mehrere Jahre teils in sein Heimatstädtchen, teils in die Abgeschiedenheit eines Dorfes bei Meißen zurück, wo er mehrere unveröffentlichte Tragödien schrieb u. 1850 das bürgerliche Trauerspiel »Der Erbförster« (Leipz. 1853) vollendete. Die kraftvolle Frische des darin offenbarten dramatischen Talents, die seltene Wärme u. Ursprünglichkeit realistischer Charakteristik, die fortreißende Lebendigkeit und Fülle des Details namentlich der ersten Akte halfen über die bedenkliche Thatsache, daß die Tragödie nicht tragisch angelegt war, bald hinweg. Einen höhern Schwung nahm der Dichter dann in der historischen Tragödie »Die Makkabäer« (Leipz. 1855), die sich gleichfalls durch die Plastik und Farbenfülle des realistischen Details auszeichnete, aber im dramatischen Aufbau, in der psychologischen Anlage der Gestalten wie in der schwungvollen, bilderreichen Sprache das ideale Pathos nicht ausschloß. L. hatte sich mittlerweile verheiratet und war 1852 nach Dresden übergesiedelt, wo er die Tragödie »Agnes Bernauer« begann und seine frühern novellistischen Versuche wieder aufnahm. Als Beginn einer Reihe von Geschichten aus seiner Heimat (»Thüringer Naturen«) veröffentlichte der Dichter die allzu minutiös detaillierte Novelle »Die Heitherethei und ihr Widerspiel« (Leipz. 1857; 3. Aufl., Berl. 1874). Mächtiger erschien die Erzählung »Zwischen Himmel und Erde« (Frankf. a. M. 1857; 5. Aufl., Berl. 1877), ein Meisterwerk voll psychologischer Tiefe, packender Momente und eherner Konsequenz der Entwickelung, von innerster, aber

dumpfer, bedrückender, nicht befreiender und erquickender Gewalt. Die weitern poetischen Bestrebungen des Dichters wurden durch schweres körperliches Siechtum unterbrochen und gehemmt. Dazu ergab sich L. vorwiegend theoretischen Reflexionen, als deren Resultat aus seinem Nachlaß einzig die »Shakespeare-Studien« (hrsg. von Heydrich, Leipz. 1871; neue, vermehrte Ausgabe u. d. T.: »Studien«, das. 1892, 2 Bde.) erschienen, Reflexionen, die zwar seine Produktionsfrische nicht minder niederhielten als die Krankheit, aber zur wertvollsten Fundgrube ästhetischer Erkenntnisse geworden sind; ihr Inhalt ist noch lange nicht erschöpft. Zahlreiche Dramenfragmente (»Agnes Bernauer«, »Marino Faliero«, »Tiberius Gracchus« u. a.) zeugen dafür, daß von Zeit zu Zeit in dem Dichter die alte Kraft aufflammte, ohne daß es ihm gelungen wäre, einen dieser Anfänge auszuführen. Seinen litterarischen Nachlaß mit biographischer Einleitung gab Heydrich (Leipz. 1874) heraus. Eine mit neuen Stücken aus dem Nachlaß bereicherte Ausgabe von Ludwigs »Gesammelten Schriften« veranstalteten Adolf Stern und Erich Schmidt (Leipz. 1891, 6 Bde.), mit Biographie von A. Stern (auch in Sonderausgabe: »Otto L., ein Dichterleben«). Vgl. Gust. Freytag, Gesammelte Aufsätze, Bd. 2 (Leipz. 1888); H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze, Bd. 1 (4. Aufl., das. 1871).

2) Karl Friedrich Wilhelm, Physiolog, geb. 29. Dez. 1816 zu Witzenhausen im Hessischen, gest. 24. April 1895 in Leipzig, studierte in Marburg und Erlangen, habilitierte sich 1842 in Marburg, wurde 1846 außerordentlicher Professor der vergleichenden Anatomie daselbst, 1849 Professor der Anatomie und Physiologie in Zürich, 1855 Professor der Physiologie und Physik am Josephinum in Wien und 1865 Professor der Physiologie in Leipzig. Es gibt kaum ein Gebiet der Physiologie, auf welchem sich an Ludwigs Namen nicht wichtige Untersuchungen und Entdeckungen knüpften; auch waren einzelne seiner Arbeiten von durchaus fundamentaler Bedeutung für die gesamte Medizin und die Naturwissenschaften überhaupt. Mit Brücke, Du Bois-Reymond und Helmholtz beseitigte er die Lehre vom Vitalismus aus der deutschen Wissenschaft. Seine Arbeiten über die Zirkulation des Blutes und die Druckschwankungen im Blutgefäßsystem (Erfindung des Kymographion, durch welches die graphische Methode in die Physiologie eingeführt wurde), über die Resorption und die Anfänge der Lymphgefäße, über den Gasaustausch und die Bestimmung der Spannung der Blutgase, über den Stoffwechsel im thätigen und ruhenden Muskel, über das vasomotorische Zentrum, seine Filtrationstheorie zur Erklärung der Harnbildung in der Niere, seine Entdeckung des direkten Nerveneinflusses auf die Drüsenzellen der Absonderungsorgane und zwar zunächst der Speicheldrüsen gehören zu den schönsten Errungenschaften der neuern Physiologie. Sein Hauptwerk ist das »Lehrbuch der Physiologie des Menschen« (Leipz. 1852—56, 2 Bde.; 2. Aufl. 1858—61). Seit 1866 gab er »Arbeiten aus der physiologischen Anstalt zu Leipzig« heraus. Vgl. His, Karl L. und K. Thiersch, Gedächtnisrede (Leipz. 1895).

3) Alfred, Sanskritist und vergleichender Sprachforscher, geb. 1832 in Wien, absolvierte seine Studien daselbst und in Berlin, habilitierte sich 1858 an der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1860 als außerordentlicher Professor für vergleichende Sprachwissenschaft nach Prag berufen und 1871 zum Ordinarius daselbst ernannt. Er schrieb: »Der Infinitiv im Weda« (Prag 1871); »Agglutination oder Adaption, eine sprachwissenschaftliche Streitschrift« (das. 1873); »Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Weda« (das. 1875) u. a. Sein Hauptwerk ist eine Übersetzung des »Rigweda«, mit Einleitung und Kommentar (Prag 1875—88, 6 Bde.).

4) Karl, Maler, geb. 18. Jan. 1839 zu Römhild in Sachsen-Meiningen, besuchte 1855—56 die Kunstschule zu Nürnberg und die Akademie zu München, widmete sich hier bei Piloty der Landschaftsmalerei, ging 1868 nach Düsseldorf, wurde 1877 Professor der Landschaftsmalerei an der Kunstschule in Stuttgart, siedelte aber schon 1880 nach Berlin über. Seine Bilder zeichnen sich durch großartige, poesievolle Auffassung, treffliche Zeichnung, wirkungsvolle Farbe und breite, aber doch solide Behandlung aus. Hervorzuheben sind: das verfallene Parkthor (in der Schackschen Galerie zu München), Frühling, Sommer und Herbst (im Besitz des Herzogs von Meiningen), Mondnacht (in der Galerie zu Barmen), Schmugglerweg im Gebirge, St. Gotthardpaß (Berliner Nationalgalerie), Kyklopenschlucht, Eisackthal mit dem Schlern (1880), stürmische Mondnacht am Bodensee (1881), ein Sommertag in den Graubündner Alpen (1883), der Albulapaß in Graubünden im Schnee (1884), Frühling im Gschnitzthal in Tirol (1886), die vier Jahreszeiten im Hochgebirge (ein Cyklus in 4 Bildern, 1888), Auf dem hohen Trassen in Vorarlberg (1890), Herbstmorgen im alten Schloßgarten (1892), Bergschloß im Mondschein, Lutschinethal im Berner Oberland, die Zwillinge am Albulapaß in Graubünden und Fondo in Südtirol. L. ist Mitglied der Akademie und besitzt die kleine Medaille der Berliner Ausstellung. — Von seinen Schwestern ist Auguste L., geb. 1834 zu Gräfenthal in Thüringen, eine talentvolle Genremalerin, und Julie L., geb. 1832 ebendaselbst, gest. 1894 in Berlin, war als Novellistin (»Altes und Neues«, Düsseld. 1868; »Mein Großoheim«, Stuttg. 1884; »Aus goldner Zeit«, das. 1885; »Im kühlen Grund u. a.«, das. 1890) bekannt.

5) Hubert Jakob, Zoolog, geb. 22. März 1852 in Trier, studierte seit 1870 in Würzburg, wurde 1874 Assistent am zoologischen Institut in Göttingen, habilitierte sich daselbst 1875 als Privatdozent und wurde 1878 Direktor der städtischen Sammlungen für Naturgeschichte und Ethnographie in Bremen, 1881 Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie und Direktor des zoologischen Instituts in Gießen, 1887 in Bonn. Er schrieb: »Über die Eibildung im Tierreich« (Würzb. 1874); »Morphologische Studien an Echinodermen« (Leipz. 1877—82); »Die Wirbeltiere Deutschlands« (Hannov. 1884); auch bearbeitete er die 3. Aufl. von Leunis' »Synopsis der Zoologie« (das. 1886, 2 Bde.), die Echinodermen für Bronns »Klassen und Ordnungen des Tierreichs« (Leipz. 1888 ff.) und die Tiefseeholothurien der amerikanischen Albatroßexpedition (New Cambridge 1894).

Ludwig Philipp, König der Franzosen, s. Ludwig 39).

Ludwig von Granada, s. Luis de Granada.

Ludwigsbad, Mineralbad, s. Wipfeld.

Ludwigsbrunnen, Mineralquelle in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, 2 km nördlich von der Station Großkarben der Linie Kassel-Bockenheim der Preußischen Staatsbahn. Das Wasser, schon seit alten Zeiten bekannt, gehört zu den kräftigsten erdig-salinischen Säuerlingen und wird jährlich in

mehreren Millionen Krügen versandt. Eine Badeanstalt befindet sich am Orte nicht.

Ludwigsburg, zweite Residenzstadt des Königreichs Württemberg, Hauptstadt des Neckarkreises, 2 km vom Neckar, Knotenpunkt der Linien Bretten-Friedrichshafen und L.-Heutingsheim der Württembergischen Staatsbahn, in reizender Umgebung 292 m ü. M., ist im Geschmack des 17. Jahrh. gebaut, hat schöne Plätze (auf dem Wilhelmsplatz ein Denkmal Schillers von Hofer), schnurgerade Straßen, 4 Kirchen und Kapellen, eine Synagoge, 8 Thore und anmutige Spaziergänge und Alleen. Das königliche Schloß (mit Park), ein großer Prachtbau, aus 16 Gebäuden mit 400 Zimmern bestehend, enthält viele reichverzierte Säle, eine Hof- und Ordenskapelle, die Fürstengruft, eine Galerie württembergischer Regenten und eine Gemäldegalerie. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 121, ein Dragonerregiment Nr. 25, ein Feldartillerieregiment Nr. 29 und ein Trainbataillon Nr. 13) auf 17,418 Seelen, davon 2109 Katholiken und 227 Juden. Die Industrie beschränkt sich auf Fabrikation von Metall-, Eisen- und Drahtwaren, Korsetten und Zichorie, auf Woll-, Baumwoll- und Leinweberei, Orgel- und Pianofortebau, Ziegelfabrikation, Bierbrauerei etc. L. ist Sitz einer königlichen Regierung, eines Oberamtes, eines Amtsgerichts, des Stabes der 13. Artillerie- und der 52. Infanteriebrigade, eines Generalsuperintendenten und hat ein Lyceum, eine Realanstalt, ein Stift für verwahrloste Kinder, eine Augenheilanstalt, eine Kinderheilanstalt etc. In der Umgebung liegen die Lustschlösser Monrepos und Favorite. — An der Stelle des jetzigen L. standen zu Anfang des 18. Jahrh. nur zwei Meierhöfe. Herzog Eberhard Ludwig ließ daselbst 1704 ein Jagdschloß bauen, dem er später ein prächtiges Hauptgebäude hinzufügte, und bald erweiterte sich diese Anlage zu einer umfangreichen Stadt, als die Geliebte desselben Herzogs, Fräulein v. Grävenitz, diesen bewog, die Residenz nach L. zu verlegen (1724). L. ist Geburtsort des Schriftstellers David Strauß, der Dichter Justinus Kerner und Ed. Mörike und des Ästhetikers Fr. Vischer. Vgl. Hänle, Württembergische Lustschlösser, Teil 1 (Würzb. 1846). Von 1758 bis 1824 bestand in L. eine zuerst auf Rechnung des Herzogs Karl Eugen geführte, später von seinen Nachfolgern übernommene Porzellanfabrik, welche Figuren, Vasen, Prachtservice, Spielereien etc. in Rokokogeschmack erzeugte. Charakteristisch für dieses in Prachtstücken seltene Ludwigsburger Porzellan ist seine Dekoration mit Vögeln, Käfern, Schmetterlingen und Blumenguirlanden in Relief und Malerei.

Ludwigsd'or, bad. Goldmünze, das Fünfthalerstück von 1828 zu 500 Kreuzer, 5,7317 g schwer, $^{65}/_{72}$ fein, = 14,4368 Mk.

Ludwigshafen, 1) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Pfalz, am linken Ufer des Rheins, Mannheim gegenüber, mit dem es durch eine feste Eisenbahnbrücke und eine Dampffähre verbunden ist, 90 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein öffentliches Schlachthaus und (1890) 28,768 (1840: 90) Einw., davon 14,636 Evangelische, 13,740 Katholiken und 326 Juden. Der außerordentliche Aufschwung der Stadt, welcher sich auch in der beispiellosen Zunahme der Bevölkerung zeigt, ist der Industrie und dem Handel zu verdanken. L. hat bedeutende chemische Fabriken, darunter eine große Anilin- und Sodafabrik (2500 Arbeiter), Fabrikation von Kunstwolle, Waggons, Maschinen, künstlichem Dünger, Leim, eine Trikotweberei, Brückenbauanstalt, Bierbrauerei, eine Kunstmühle, ein Dampfsägewerk etc. Der Handel wird durch eine Handels- und Gewerbekammer, eine Reichsbanknebenstelle, die Pfälzische Bank, eine Filiale der Königlichen Bank in Nürnberg und der Bayrischen Notenbank sowie durch andre Geldinstitute, durch die Schiffahrt etc. unterstützt und ist besonders ansehnlich in Eisen, Holz, Steinkohlen und Landesprodukten. Dem Verkehr in der Stadt und mit Mannheim dient eine Pferdebahn und eine Telephonanlage. Für den Eisenbahnverkehr ist L. Knotenpunkt der Linien Neunkirchen-Worms, L.-Großkarlbach und L.-Schauernheim der Pfälzischen Eisenbahn mit Anschluß an die Badische Staatsbahn in Mannheim. L. hat eine Latein- und eine Realschule und ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts. L. war früher als »Rheinschanze« der Brückenkopf von Mannheim. Der Ort selbst wurde erst 1843 von König Ludwig I. angelegt, 1853 eine selbständige Gemeinde und 1859 zur Stadt erhoben. Hier 15. Juni 1849 Gefecht zwischen Preußen u. Badensern. Vgl. Esselborn, Geschichte der Stadt L. (Ludwigsh. 1886). — 2) Dorf im bad. Kreis Konstanz, Amt Stockach, am Überlinger See, mit kath. Kirche, Hafen, Dampfschiffahrt u. (1890) 855 Einw. Dabei im See Pfahlbauten.



Wappen von Ludwigshafen.

Ludwigshall, Saline, s. Wimpfen.

Ludwigshöhe, königl. Villa bei Edenkoben (s. d.).

Ludwigskanal (Donau-Mainkanal), Kanal zur Verbindung des Rheins und der Donau, führt von Bamberg aus der Regnitz zwischen dieser und der Eisenbahn über Forchheim, Erlangen, Fürth nach Nürnberg, von da durch den fränkischen Jura und über Neumarkt in die schiffbar gemachte Altmühl und bei Kelheim zur Donau. Der höchste Punkt ist 205 m über dem Einmündungspunkt bei Bamberg und 88 m über dem Donauspiegel bei Neumarkt gelegen. Die ganze Länge des Ludwigskanals beträgt 172,4 km. Er hat von Bamberg bis Kelheim 88 Kammerschleusen und ist oben 17,5 m, in der Sohle 11 m breit und 1,6 m tief. Gegen Anschwellungen der Wassermasse ist er durch (99) Durchlässe geschützt; 12 Brücken leiten ihn über Flüsse und Bäche. Der Kanal wurde unter König Ludwig I. 1836—45 nach dem Plan des Oberbaurats Pechmann ausgeführt und ist eine der großartigsten Unternehmungen der Neuzeit, entspricht aber den gehegten Erwartungen nicht, so daß der Staat jährlich zur Unterhaltung etwa 60,000 Mk. zuschießen muß. Anlageveränderungen und Verbesserungen sind insbes. durch den Bayrischen Kanalverein in Anregung gebracht worden. Vgl. Schanz, Der Donau-Mainkanal und seine Schicksale (Bamb. 1894).

Ludwigslied (Ludwigsleich), ein althochdeutsches Gedicht in fränkischer Sprache, welches den Sieg des westfränkischen Königs Ludwig III. bei Saucourt in der Picardie 881 über die Normannen besingt. Es schließt sich dem Volkston an, hat aber wahrscheinlich einen fränkischen Geistlichen zum Verfasser. Herausgegeben wurde es zuerst von Schilter (Straßb. 1696) nach einer Abschrift, die Mabillon von der Handschrift genommen hatte. Die Handschrift, welche längere Zeit für verloren galt, fand Hoffmann von Fallers-

leben zu Valenciennes wieder auf und ließ aus ihr das Gedicht 1837 in den von ihm und Willems herausgegebenen »Monumenta Elnonensia« (2. Aufl., Gent 1845) abdrucken. Das L., das zu den wertvollsten Überresten der althochdeutschen Zeit gehört, findet sich in allen altdeutschen Lesebüchern.

Ludwigsluft, Stadt (seit 1. Juli 1876) im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Knotenpunkt der Linien Wittenberge-Hamburg der Preußischen Staatsbahn und L.-Wismar, Dömitz-L. und L.-Neubrandenburg der Mecklenburgischen Eisenbahn, 36 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen (darunter die Hauptkirche in Form eines griechischen Tempels), eine kath. Kirche, eine griechisch-kath. Kapelle, eine Synagoge, ein großherzogliches Residenzschloß (1772—76 erbaut) mit Sammlungen, Familiengruft und reizendem Park, ein großherzogliches Palais, eine Villa des Herzogs Paul, schöne Promenaden, ein Denkmal des Großherzogs Friedrich Franz I., ein Realgymnasium, eine Taubstummenanstalt, ein Bethlehemstift (Krankenhäuser mit Diakonissenanstalt), ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, eine Forstinspektion, Wollspinnerei, Färberei, Tuch-, Zigarren-, Schokolade-, Zuckerwaren- u. Strohhutfabrikation, bedeutenden Spargelbau und (1890) mit der Garnison (ein Dragonerregiment Nr. 17) 6500 Einw., davon 171 Katholiken und 29 Juden. L. wurde von Herzog Friedrich dem Frommen (1756—85) angelegt und nach dessen Vater Herzog Christian Ludwig II. benannt.

Ludwigsorden: 1) Bayrischer Orden, vom König Ludwig I. 25. Aug. 1827 für 50jährige Dienstzeit in Hof-, Staats-, Kriegs- und Kirchenämtern in zwei Klassen gestiftet. Die Dekoration ist für Mitglieder höhern Ranges ein goldenes, von der Krone bedecktes Kreuz, in dessen weißem Mittelschild auf dem Avers das goldene Brustbild des Stifters und auf den Flügeln: »Ludwig, König von Bayern«, auf dem Revers in grünem Eichenkranz: »Für ehrenvolle 50 Dienstesjahre« und auf den Flügeln: »Am 23. Aug. 1827« steht. Beamte niedern Ranges erhalten eine Goldmedaille mit denselben Inschriften. Das Band ist karmesinrot und himmelblau eingefaßt. — 2) Französischer Orden, gestiftet von Ludwig XIV. 1693 für Militärverdienste, in drei Klassen, mit Einkünften. Die Dekoration war ein weißes, achtspitziges Kreuz, mit Lilien in den Winkeln, im Mittelschild der heil. Ludwig mit der Umschrift: »Lud. Magn. inst. 1693«, auf dem Revers ein flammendes Schwert in grünem Lorbeerkranz, mit der Umschrift: »Bellicae virtutis praemium« (»Belohnung kriegerischer Tugend«). Durch die Revolution aufgehoben, wurde er von Ludwig XVIII. wieder eingeführt, 1830 abermals aufgehoben. — 3) Großherzoglich hessischer Zivil- und Militärverdienstorden, gestiftet von Ludwig I. 25. Aug. 1807 und von Ludwig II. 14. Dez. 1831 mit Statuten versehen. Der Orden hat fünf Klassen: Großkreuze, Komture erster u. zweiter Klasse, Ritter erster und zweiter Klasse; damit verbunden ist eine goldene und eine silberne Medaille. Das Ordenszeichen ist ein schwarzes, rot gerändertes achtspitziges Kreuz mit rot emailliertem Mittelschild, in dem vorn ein L mit der Umschrift: »Für Verdienste«, hinten: »Gott, Ehre, Vaterland« auf schwarzem Email steht. Die Großkreuze tragen dazu einen achtspitzigen Silberstern mit der von Lorbeer und Eichen eingefaßten Devise, die Komture erster Klasse einen vierspitzigen Silberstern. Das Band ist schwarz und rot eingefaßt. (S. Tafel »Orden I«, Fig. 17.)

Ludwigsruhe, Lustschloß, s. Langenburg.

Ludwigsstadt, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Teuschnitz, an der Loquitz, Knotenpunkt der Linien Hochstadt-Probstzella und L.-Lehesten der Bayrischen Staatsbahn, 444 m ü. M., hat ein Amtsgericht, ein Forstamt, Schieferbrüche, Schiefertafelfabrikation, Schneidemühlen und (1890) 1644 meist evang. Einwohner. — L. erhielt 1325 vom Grafen von Orlamünde Stadtrecht, was Karl IV. 1377 bestätigte. Es fiel 1622 an das Fürstentum Bayreuth und mit diesem 1810 an Bayern.

Lueg (spr. lū-eg), Paß, Thalenge der Salzach zwischen dem Tännengebirge (östlich) und dem Haagengebirge (westlich) im Herzogtum Salzburg, 490 m ü. M., 8 km lang, wird von der Straße von Werfen nach Golling und von der Staatsbahnlinie Salzburg-Bischofshofen (von letzterer an der engsten Stelle mittels eines 928 m langen Tunnels) durchzogen. An den Felswänden sind kesselförmige Vertiefungen, die Öfen der Salzach, ausgewaschen worden. Der Paß ist seit dem 14. Jahrh. befestigt und wurde 1805 und 1809 von den Landesschützen gegen die Franzosen erfolgreich verteidigt.

Lueger (spr. lū-eger), Karl, österreich. Politiker, geb. 23. Okt. 1844 in Wien, studierte die Rechte und ward 1874 Advokat daselbst. Seit 1875 Mitglied des Wiener Gemeinderats, spielte er zunächst als Demokrat, später als Antisemit eine Rolle und bekämpfte dann die liberale Verfassungspartei. Als Vorkämpfer der antisemitischen Bewegung wurde er im fünften Wiener Bezirk 1885 und 1891 in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er, wie im niederösterreichischen Landtage, als Wortführer der Antisemiten indes weit weniger Erfolg erzielte als in den Kleinbürgerversammlungen der Wiener Vorstädte. Hier erreichte er durch eine unermüdliche Agitation, im Bunde mit den Klerikalen und den deutsch-nationalen Antisemiten, daß im September 1895 die Wahlen in den Wiener Gemeinderat eine überwiegende christlich-soziale Mehrheit ergaben. L. selbst wurde Ende Oktober zum Bürgermeister von Wien erwählt, aber vom Kaiser nicht bestätigt.

Luegg (spr. lū-egg, slowen. Predjama), Dorf in Krain, zur Gemeinde Hrenowitz der Bezirksh. Adelsberg gehörig, in einer Doline des Birnbaumer Waldes, am Abhang einer 123 m hohen Felswand, welche fünf Grotten enthält, gelegen, mit einem Schloß (1570), einer alten Höhlenburg und (1890) 274 slowen. Einw.

Lueglochhöhle, große Kalksteinhöhle bei Semriach in Steiermark, von einem zur Mur gehenden Bach durchflossen, der den einzigen Zugang bildet. Im Mai 1894 wurden hier 7 Personen aus Graz infolge Hochwassers eingeschlossen, aber nach 8½ Tagen gerettet.

Lues (lat.), Seuche, besonders epidemische, auch Viehseuche; von den Ärzten oft, um das bekannte Wort Syphilis zu vermeiden, für diese gebraucht. L. divina, soviel wie Epilepsie; L. venerea equi, Schankerseuche oder Beschälseuche (s. d.) des Pferdes; L. venerea vaccarum, Perlsucht, sogen. Franzosenkrankheit des Rindviehs, identisch mit Tuberkulose; luëtisch, syphilitisch ꝛc.

Lufen, s. Anluven.

Luffa *L.* (Schwammkürbis), Gattung der Kukurbitaceen, einjährige, kletternde, monözische oder diözische Kräuter mit wechselständigen, gestielten, fünf- bis siebenlappigen, rauhen Blättern, in Trauben stehenden männlichen, einzeln stehenden weiblichen Blüten und cylindrischen oder länglichen, runden oder scharfkantigen, glatten oder stachligen Früchten mit stark entwickeltem Gefäßbündelnetz. Sieben Arten, von denen

sechs in den Tropen der Alten Welt, eine in Amerika vorkommen. L. cylindrica *Röm.*, in den Tropen der Alten Welt, in Amerika kultiviert und verwildert, hat eine stachlige, nicht scharfkantige Frucht, die wie die Blätter gegessen wird. Das Gefäßbündelnetz liefert den vegetabilischen oder Luffaschwamm, ein zierliches weißes Geflecht, welches in trocknem Zustand hart und rauh sich anfühlt, in Wasser aber erweicht und dann statt des Badeschwammes zum Frottieren der Haut benutzt werden kann. Es dient auch zu Schuhsohlen, Bilderrahmen, Mützen, Badepantoffeln, Sattelunterlagen, Körbchen u. kommt besonders aus Japan, weniger aus Ägypten in den Handel. Von L. acutangula *Roxb.*, aus dem tropischen Asien, durch Kultur über die Tropen verschleppt, auch in Amerika eingeführt, werden die unreifen scharfkantigen, aber glatten Früchte wie Gurken gegessen, Wurzeln und Samenöl arzneilich benutzt.

Lufft, Hans, Buchdrucker und Buchhändler, geb. 1495, gest. 2. Sept. 1584 in Wittenberg, begründete 1525 eine eigne Offizin zu Wittenberg und erhielt den Beinamen »der Bibeldrucker«, weil er zuerst Luthers Übersetzung der ganzen Bibel in zwei Quartbänden im Druck vollendete (1534), die er bereits 1541 neu auflegen mußte, und von der bis zu seinem Tode mehr als 100,000 Exemplare aus seinen Pressen hervorgingen. L. druckte auch fast alle Schriften Luthers. Seit 1550 war er Ratsherr und seit 1563 Bürgermeister von Wittenberg. Seine Biographie schrieb Zeltner (Altdorf 1727).

Lufidschi, Fluß in Deutsch-Ostafrika, s. Rufidschi.

Lufira, s. Lualaba.

Luft, im allgemeinen jeder gasförmige Körper, weshalb man auch von Luftarten spricht (s. Gase); im engern und gewöhnlichen Sinne die atmosphärische L., d. h. das wesentlich aus Stickstoff u. Sauerstoff bestehende Gasgemenge, welches die Atmosphäre (s. d.) der Erde bildet. Alkalische L., soviel wie Ammoniak; brennbare L., soviel wie Wasserstoff; fixe L., soviel wie Kohlensäure; hepatische L., soviel wie Schwefelwasserstoff.

Luftansammlung (Pneumatosis), krankhafte Ansammlung von Luft in den Lungen, im Darm, im Brustfellsack, in den Blutgefäßen, bisweilen auch in Geweben. Die übermäßige L. im Magendarmkanal wird als Meteorismus, die in den Lungenbläschen als Lungenemphysem, die im Brustfellsack als Pneumothorax (s. d.), die im Unterhautzellgewebe als Emphysem (s. d.) ꝛc. bezeichnet. Die Luftansammlungen an Körperstellen, wo sich im Normalzustand keine Luft befindet, entstehen auf verschiedene Weise. Meist ist die Luft von außen (z. B. bei Operationen) oder aus den lufthaltigen Teilen des Organismus (bei Krankheiten derselben) in die betreffenden Körperstellen eingedrungen. Es können aber auch Gase an Ort und Stelle durch Fäulnis entstehen, so z. B. in der Gebärmutter nach der Geburt aus Blutgerinnseln und Fötalresten. Im allgemeinen wirken die Luftansammlungen wie ein fremder Körper, welcher die Organhöhlen und Gewebe teils auseinander drängt, teils infolge des Gehalts an Fäulniserregern Entzündung derselben bewirkt, teils auch, namentlich in den Blutgefäßen, durch Verschluß derselben raschen Tod zur Folge hat.

Luftarten, s. Gase.

Luftbad, s. Bad, S. 315; elektrostatisches L., s. Elektrotherapie.

Luftbahnen, s. Hängebahnen.

Luftballon (spr. -lóng), s. Luftschiffahrt.

Luftbewegungsmaschinen (Lufttransportmaschinen), mechanische Vorrichtungen, welche luftförmige Körper aus einem Raum in einen andern überführen. Gebläse, Ventilatoren, Luftkompressoren, Kompressionspumpen oder Luftverdichtungsmaschinen (s. d.) bewirken eine Zunahme des Luftdrucks in dem Raume, in welchen die Luft eingeführt wird, Exhaustoren, Luftpumpen dagegen eine Verminderung des Luftdrucks in dem Raum, aus welchem die Luft entnommen wird.

Luftblume, s. Aërides.

Luftbremse, Vorrichtung zum Mäßigen der Geschwindigkeit fallender Körper (z. B. Steuerungsventile) oder überhaupt solcher Maschinenteile und Mechanismen, welche eine Massenbeschleunigung erleiden (z. B. Regulatoren). Die gewöhnliche Form der L. ist die eines Cylinders mit in ihm beweglichem, dicht anschließendem Kolben. Die Cylinderenden sind durch einen mittels eines Hahnes regulierbaren Kanal verbunden. Der Kolben treibt bei seiner Bewegung stets die eingeschlossene Luft vor sich her und preßt sie durch den Kanal in den hinter ihm befindlichen Raum, wobei der beim Durchgang der Luft durch den Kanal entstehende Widerstand, der um so größer ist, je weniger der Regulierhahn geöffnet ist, hemmend auf den Kolben wirkt.

Luftbrot, s. Brot, S. 532.

Luftbuffer, soviel wie Luftpuffer.

Luftdouche, s. Klystier.

Luftdruck, s. Atmosphäre, Barometer und Wetter.

Luftdruckapparate, s. Strahlapparate.

Luftdruckbahnen, Bahnen, deren Fahrzeuge mit Luftdruck befördert werden und zwar entweder als cylindrische Büchsen in geschlossenem Rohr (pneumatische Bahn, Rohrpost; Entwurf Loeher zur Jungfraubahn) oder durch einen Druckluftmotor, der als besondere Lokomotive dem Zuge vorangeht oder auch in die Wagen eingebaut wird. Dies ist der Fall bei dem System Mekarski, nach dem unter anderm die Straßenbahnen in Nantes und in Bern ausgeführt sind. Die stark (auf 30 Atmosphären) gespannte Druckluft wird in Behältern unter den Wagen mitgeführt und gelangt von da mittels eines Ausgleichventils zu dem mit heißem Wasser gefüllten Arbeitskessel mit einer Spannung von 6—7 Atmosphären, um die Treibräder des Wagens in Drehung zu setzen. Vgl. auch Eisenbahnsystem.

Luftdruckbremse (Luftbremse), s. Bremse, S. 454.

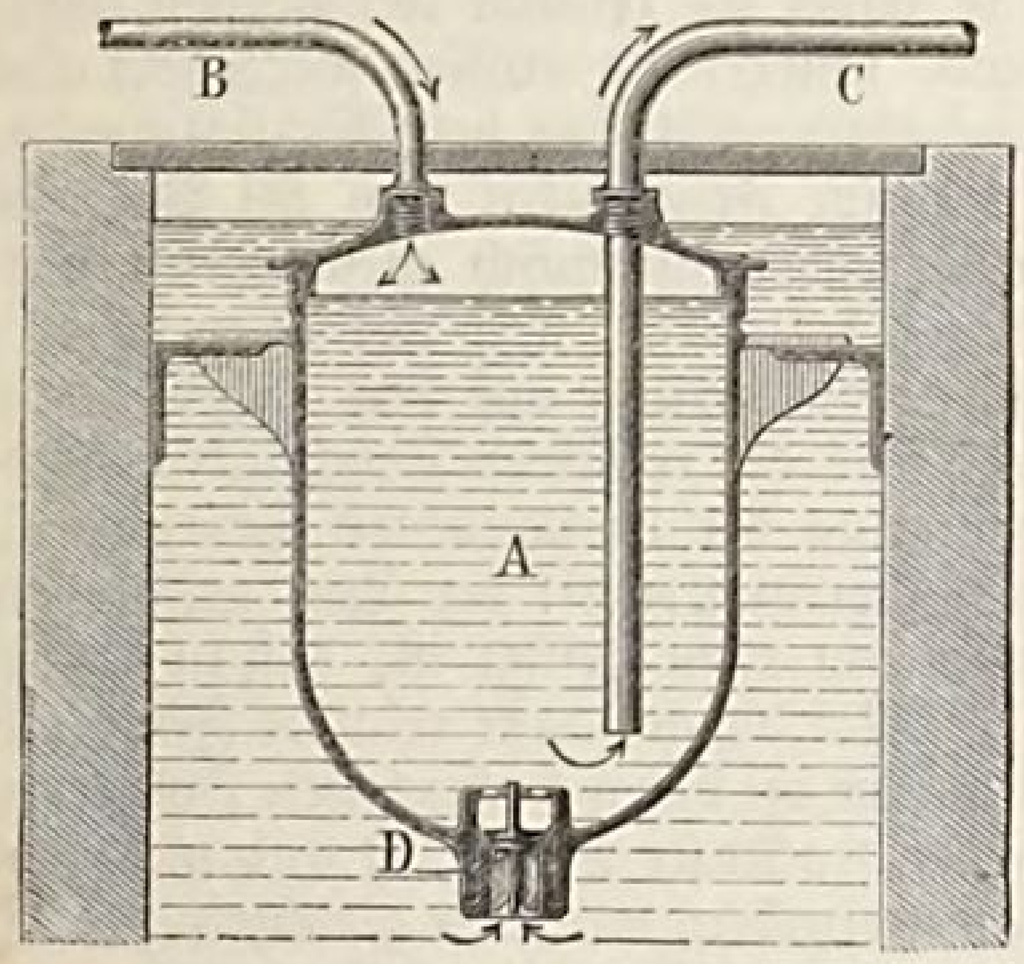
Luftdruckmaschine, s. Luftmaschine.

Luftdruckpumpe, soviel wie Luftverdichtungsmaschine oder Luftdruckwasserheber.

Luftdruckwasserheber (Druckluftwasserheber, Luftdruckpumpe), Vorrichtungen zum Heben von Flüssigkeit durch unmittelbare Einwirkung von Druckluft (Preßluft), beruhen entweder auf der Verminderung des spezifischen Gewichts einer Mischung von Wasser und Luft in einem Rohr oder auf der Druckwirkung gepreßter Luft auf Wasser in einem geschlossenen Raume. Taucht man ein Rohr (Steigrohr) zum Teil senkrecht in einen Brunnenschacht und läßt durch ein zweites Rohr Luft, deren Überdruck der Wasserhöhe zwischen Brunnenspiegel u. unterer Rohrmündung entspricht, von unten in das erste Rohr eintreten, so bildet sich in diesem ein Gemisch von Wasser und Luftblasen, welches leichter als Wasser ist, weshalb nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren das Gemisch im Steigrohr sich über den Brunnenspiegel erheben wird. Bringt man nun unter dem

höchsten Stande der Mischung im Steigrohr eine Ausflußrinne an, so fließt das Gemisch so lange aus, als unten Luft zugeführt wird. Diese Einrichtung bildet das von Löscher in Freiburg 1797 erfundene aërostatische Kunstgezeug, welches noch in neuerer Zeit in einzelnen Fällen (Wasserversorgung von Wilhelmshaven, Grubenentwässerung bei Berlin) mit Vorteil benutzt ist. Der Nutzeffekt ist wegen der Ausnutzung der Expansion der Luft ziemlich groß, doch ist bei einiger Förderhöhe die erforderliche Tiefe des Eintauchens des Steigrohres unbequem.

Einen einfachen Apparat zur Ausnutzung der Druckwirkung von gepreßter Luft oder Dampf in geschlossenem Gefäß bildet der Drucktopf (s. d.) und der Saftheber (Montejus). Bei andern Luftdruckwasserhebern sind statt der Hähne für den Zulauf und Austritt der Flüssigkeit selbstthätige Ventile wie bei einer Druckpumpe angebracht, während die Lufthähne meist durch selbstthätig gesteuerte Ventile ersetzt sind. Diese Steuerung erfolgt zumeist mittels Schwimmer, welche mit der Flüssigkeit im Gefäß steigen und sinken und



Luftdruckwasserheber.

dabei durch Vermittelung von Stangen und Hebeln die Luftein- und Auslaßventile in entsprechender Weise öffnen und schließen. Wird auf gute Ausnutzung des Luftdrucks kein Wert gelegt, so kann man ohne Luftventile und ohne Druckventil im Steigrohr bloß mit einem Wassereinlaufventil auskommen. In das in einen Brunnen eingetauchte Gefäß A (s. Abbildung) mündet oben ein Druckluftrohr B u. ein bis zum Boden reichendes Steigrohr C, unten ist ein Wassereinlaßventil D angebracht; ein besonderer Luftauslaß fehlt. Im Ruhezustand ist das Gefäß mit Wasser gefüllt; sobald jedoch durch B Druckluft zugeleitet wird, wird bei geschlossenem Ventil D das Wasser durch C emporgedrückt, bis der Wasserspiegel im Gefäß unter die Mündung von C herabsinkt. In diesem Moment dringt die Druckluft ins Steigrohr ein, wirft alles Wasser aus ihm heraus, und nun kann die Luft durch C plötzlich ins Freie strömen. Dadurch findet in A eine Druckverminderung in dem Maße statt, daß neues Wasser von unten durch D mit Heftigkeit eintreten kann, wodurch die Mündung des Steigrohrs wieder unter Wasser kommt. Nun beginnt das Spiel aufs neue. Verwendung finden die Montejus zum Heben des Zuckersafts in Zuckerfabriken ꝛc., die L. mit selbstthätiger Steuerung zum Heben ätzender Flüssigkeiten (Schwefelsäure, Salzsäure ꝛc.), wobei die Gefäßwände, Ventil ꝛc. aus entsprechendem Material (Hartgummi, Steingut ꝛc.) hergestellt sein müssen. Auch sind verschiedene Vorschläge zur Wasserhaltung in Bergwerken und Wasserversorgung mit Luftdruckwasserhebern gemacht worden. L., in welchen die Preßluft auch erzeugt wird, finden sich nur vereinzelt. Die Verdichtung der Luft wird hier bei kleinern Einrichtungen durch Zusammendrücken eines Gummiballes, bei größern in ähnlicher Weise wie beim Heronsbrunnen durch Wasserdruck erzeugt. Vgl. Hartmann, Die Pumpen (Berl. 1889).

Luftelektrizität, s. Atmosphäre, S. 90.

Luftembolie, durch Eindringen von Luft in die Venen erzeugte Embolie, bewirkt fast immer sofortigen Tod dadurch, daß die Luft in die Lungenkapillaren gepreßt wird. Nur sehr geringe Mengen Luft werden ohne Schaden ertragen.

Luftexpansionsmaschine, soviel wie Heißluftmaschine (s. d.).

Luftfeder, s. Luftpuffer.

Luftfeuchtigkeit, die in der atmosphärischen Luft vorhandene Menge von Wasserdampf. Die L. wird entweder als absolute bestimmt, indem man die Spannkraft des Wasserdampfes in Millimetern Quecksilberdruck oder statt dessen das Gewicht des in 1 cbm Luft enthaltenen Wasserdampfes in Grammen angibt, oder als relative, indem man das Verhältnis zwischen dem in der Luft vorhandenen Wasserdampf und der bei der augenblicklichen Temperatur möglichen Dampfmenge in Prozenten der letztern ausdrückt. In neuerer Zeit hat man außerdem noch als Maß für die L. das Sättigungsdefizit eingeführt, welches diejenige Dampfmenge angibt, die bei der vorhandenen Temperatur die Luft noch aufzunehmen im stande ist, und drückt dieselbe ebenso wie die absolute Feuchtigkeit in Millimetern Quecksilberdruck aus. Das Sättigungsdefizit gibt daher die Differenz der möglichen und der wirklich vorhandenen Dampfmenge an. Trotzdem die L. durch jede der genannten drei Größen bestimmt wird, so haben diese doch sowohl meteorologisch als auch klimatologisch eine verschiedene Bedeutung, welche sich zunächst durch die Unterschiede ihres Ganges in der täglichen und jährlichen Periode kenntlich macht.

Die tägliche Periode der L. zeigt, daß der absolute Wassergehalt der Luft verhältnismäßig nur geringen Schwankungen unterworfen ist, aber doch wenigstens im Sommer zwei Maxima, eins gegen 9 Uhr morgens und eins gegen 9 Uhr abends, und zwei Minima, eins um 4 Uhr nachmittags und eins kurz vor Sonnenaufgang, besitzt. Nach Sonnenaufgang nimmt der atmosphärische Wasserdampf bei steigender Temperatur zu, bis er etwa um 9 Uhr sein Maximum erreicht und ein Teil der Dämpfe durch den dann beginnenden aufsteigenden Luftstrom in die Höhe geführt wird. Solange dieser Strom anhält, sinkt die L. und erreicht ein Minimum, wenn etwa um 4 Uhr nachmittags der aufsteigende Luftstrom aufhört. Die durch fortgesetzte Verdunstung gebildeten Wasserdämpfe vermehren dann die L., bis sie ein zweites Maximum erreicht, wenn etwa um 9 Uhr abends die Temperatur der Luft so tief gesunken ist, daß keine weitere Verdunstung mehr eintritt und die Ausscheidung des Dampfes als Tau oder Nebel wieder eine Abnahme der L. zur Folge hat, welche bei Sonnenaufgang das Auftreten eines zweiten Minimums bewirkt. Im Winter, wenn der aufsteigende Luftstrom nicht so deutlich ausgeprägt ist wie im Sommer, wird meistens nur ein Maximum der absoluten L. nachmittags 2 Uhr und ein Minimum zur Zeit des Sonnenaufgangs beobachtet. In der jährlichen Periode schließt sich der Gang der absoluten L. dem Gange der Temperatur ziemlich genau an. In Norddeutschland hat die absolute L. im Januar ihren

kleinsten, im Juli ihren größten Wert und zeigt beim allmählichen Fortschreiten vom Minimum zum Maximum anfangs einen langsamern Anstieg als beim Abstieg zum Minimum. Der mittlere Dampfdruck hat für die vier Jahreszeiten verschiedene Werte. Eine bedeutendere Veränderung tritt ein beim Übergang vom Frühling zum Sommer, eine geringere vom Sommer zum Herbst und die kleinste vom Winter zum Frühling. Das Jahresmittel der absoluten Feuchtigkeit schwankt in Norddeutschland etwa zwischen 6,1 und 7,8 mm, und zwar nimmt ihre Größe im allgemeinen von W. nach O. ab, während die jährliche Amplitude, d. h. die Differenz zwischen dem größten und kleinsten mittlern monatlichen Dampfdruck, im O. größer ist als im W.

Abweichend hiervon zeigt die relative Feuchtigkeit in der täglichen Periode eine bedeutende Schwankung, und zwar ist sie in der wärmern Tageszeit kleiner und in der kältern Tageszeit größer. Auch in der jährlichen Periode ist der Gang der relativen Feuchtigkeit weniger gleichmäßig als der der absoluten. Ihr mittlerer Wert ist im Sommer am kleinsten, im Winter am größten, das Maximum fällt auf den Dezember oder Januar, das Minimum meistens auf den Mai. Das Anwachsen vom Minimum zum Maximum erfolgt an den meisten Orten anfangs langsamer und tritt erst später, etwa vom September an, ziemlich rasch auf. Das Jahresmittel hat an den Küsten und in deren Nachbarschaft den größten Wert und nimmt in Norddeutschland von W. nach O. ab. Die Amplitude der jährlichen Schwankung nimmt umgekehrt von W. nach O. zu und ist überhaupt da am kleinsten, wo das Jahresmittel den größten Wert hat. In der Höhe ist das Jahresmittel größer und die jährliche Schwankung kleiner als in der Ebene.

Obgleich es noch nicht möglich gewesen ist, für das Sättigungsdefizit die tägliche Periode mit hinreichender Genauigkeit zu bestimmen, kann doch bereits ausgesprochen werden, daß dasselbe am Abend größer als am Morgen ist und sich überhaupt an den Gang der Temperatur anzuschließen scheint. Wenigstens in der jährlichen Periode richtet sich dasselbe in Norddeutschland nach den Untersuchungen von Hugo Meyer ebenso wie die absolute Feuchtigkeit ziemlich genau nach dem Gange der Temperatur. Der kleinste Wert tritt im Winter (im Dezember oder meist im Januar, also im kältesten Monat) ein, der größte fällt in den Sommer, in den Juli, also in den wärmsten Monat. Wird die Trockenheit der Luft nach der Größe des Sättigungsdefizits bestimmt, so ist der Sommer die trockenste, der Winter die feuchteste Jahreszeit, der Frühling ist trockner als der Herbst. Die Jahresamplitude ist im Binnenland größer als an der Küste, im O. größer als im W. und außerdem in der Ebene größer als an höher gelegenen Orten. Aus allem diesem ergibt sich, daß das Sättigungsdefizit vorzugsweise von der Temperatur abhängig ist, und zwar in der Weise, daß der höhern Temperatur auch ein größeres Sättigungsdefizit entspricht. Abweichungen hiervon treten an einzelnen Orten auf, finden aber hier ihre Erklärung in den Verhältnissen der Bewölkung und der herrschenden Winde, indem einer größern Bewölkung ein kleineres Sättigungsdefizit entspricht und durch vorherrschende trockne Winde das Sättigungsdefizit erhöht und durch feuchte Winde erniedrigt wird.

Klimatologisch hat die absolute Feuchtigkeit ein viel geringeres Interesse als die relative und erscheint außerdem auch als Ausdruck für die Wirkung der atmosphärischen Feuchtigkeit auf den Organismus als nicht brauchbar. Die Luft kann nämlich als trocken bezeichnet werden und doch mehr Wasserdampf enthalten als ein andres Mal, wo sie als feucht gelten muß, wenn nur die Temperatur in beiden Fällen sehr verschieden ist. So fand z. B. Rohlfs in der Libyschen Wüste (Oase Kufra) 14. Aug. bei einer Lufttemperatur von 38,9° den Stand des feuchten Thermometers auf 18,9°, so daß die absolute Feuchtigkeit = 4,5 mm, die relative = 9 Proz. und das Sättigungsdefizit = 47 mm war. Trotzdem die Luft von einer selten vorkommenden Trockenheit war, hatte die absolute Feuchtigkeit doch einen Wert, der gleich dem der feuchten Winterluft im westlichen Europa ist, wobei aber die relative Feuchtigkeit 80—90 Proz. beträgt.

Die relative Feuchtigkeit übt sowohl auf die Vegetation als auch auf Menschen und Tiere einen eingreifenden Einfluß aus. Sie bestimmt das, was man die Evaporationskraft des Klimas nennt, womit man die Stärke der Verdunstung bezeichnet, mit der das Wasserbedürfnis der Organismen proportional ist. Freilich ist dabei die relative Feuchtigkeit allein nicht maßgebend, sondern es müssen außerdem auch noch die Temperaturverhältnisse berücksichtigt werden. So ist eine relative Feuchtigkeit von 30 Proz. bei 25° Luftwärme weder klimatisch gleichwertig mit einer von 30 Proz. bei —10°, noch übt sie in diesen beiden Fällen dieselbe Wirkung auf den Organismus aus. Auch kann aus der relativen Feuchtigkeit allein ohne Berücksichtigung der vorhandenen Temperatur nicht auf die Evaporationskraft der Luft geschlossen werden, und wenn oben gesagt ist, daß in der Jahresperiode der Mai die geringste relative Feuchtigkeit besitzt, so kann die oft daraus abgeleitete Folgerung, daß der Mai der trockenste Monat ist und nicht der Juli, sich eben nur ergeben, wenn die gleichzeitig herrschende Temperatur unberücksichtigt gelassen wird.

Luftfilter von Rohde, s. Bierdruckapparat.

Luftförmige Körper, s. Gase.

Luftgänge (Lufträume, Canales aëreae), mit Luft erfüllte Intercellularräume in der Pflanze (s. Durchlüftungsgewebe). Bisweilen werden sie durch dünnere oder dickere Querplatten, die Diaphragmen, in Kammern abgeteilt. Bei Tieren soviel wie Tracheen.

Luftgas, s. Leuchtgas, S. 277, und Stickstoff.

Luftgeister, s. Astralgeister.

Luftgeschwulst, soviel wie Emphysem.

Luftgewebe, s. Durchlüftungsgewebe.

Luftgewehr, s. Windbüchse.

Luftgütemesser, soviel wie Eudiometer.

Lufthammer, s. Hammer, Tafel III.

Lufthaspel, s. Haspel.

Luftheilkunde, soviel wie Atmiatrie (s. d.).

Luftheizung, s. Heizung, S. 591.

Luftholz, soviel wie Amaranthholz.

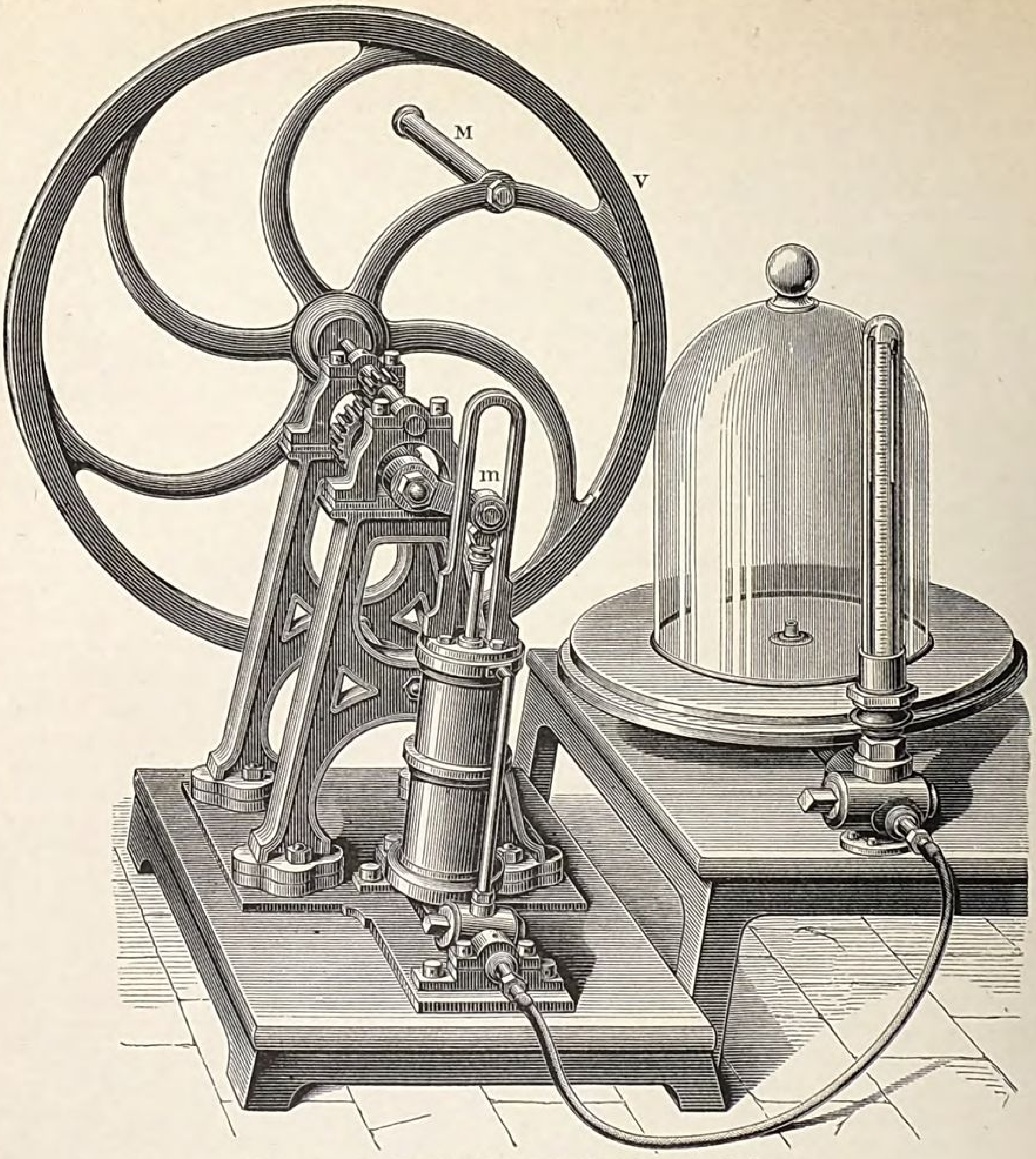
Lufthunger, das Bedürfnis nach vermehrter Zufuhr von Atmungsluft. Vgl. Dyspnöa.

Luftkabel, s. Kabel.

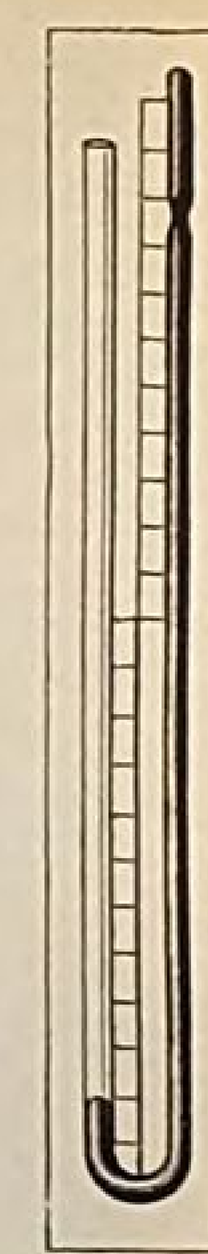
Luftkissen, zusammenlegbares Kissen aus luftdichtem Gewebe, mit einem Ventil versehen, welches gestattet, durch Einblasen das Kissen mit Luft zu füllen, aber auch die Luft wieder abzulassen. Die gebräuchlichsten L. sind ringförmig, mit hohlem Raum in der Mitte. Sie gewähren ein kühles, stets weiches Lager und werden auf Reisen und in der Krankenpflege zur Vermeidung des Auf- oder Durchliegens benutzt.

Luftkolik, s. Koppen der Pferde.

Luftkompressoren, s. Luftverdichtungsmaschinen.

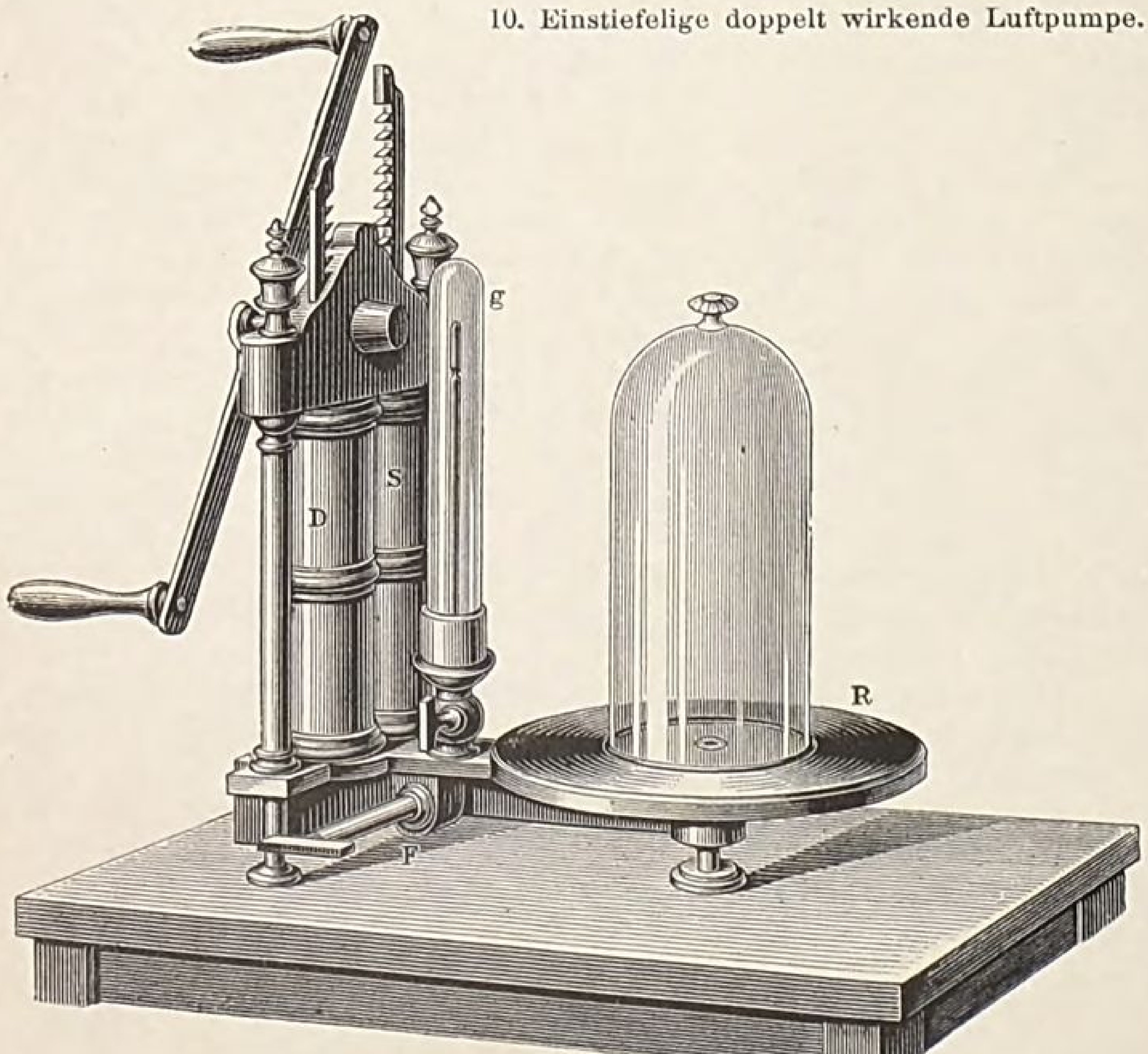


10. Einstiefelige doppelt wirkende Luftpumpe.

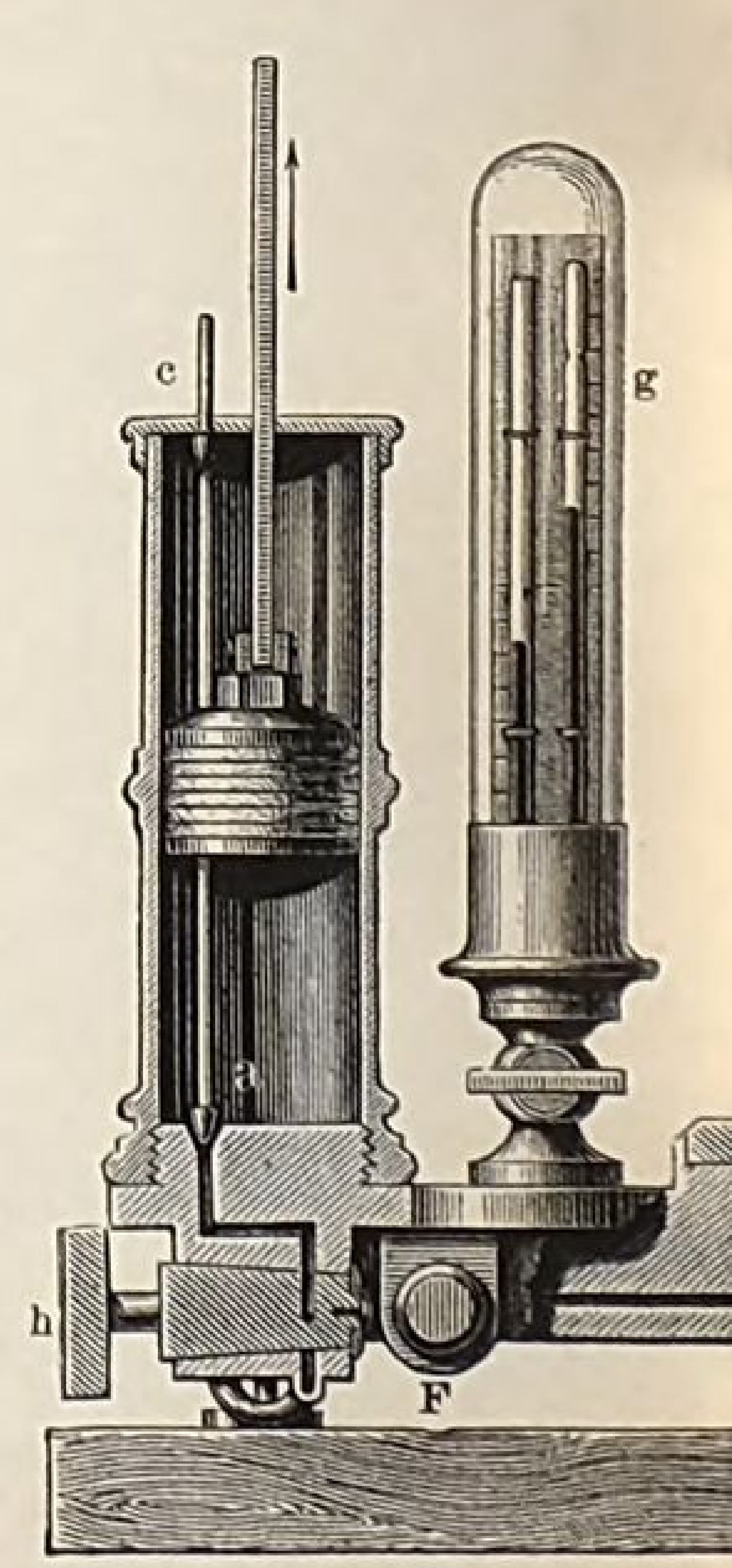


9. Abgekürztes Barometer.

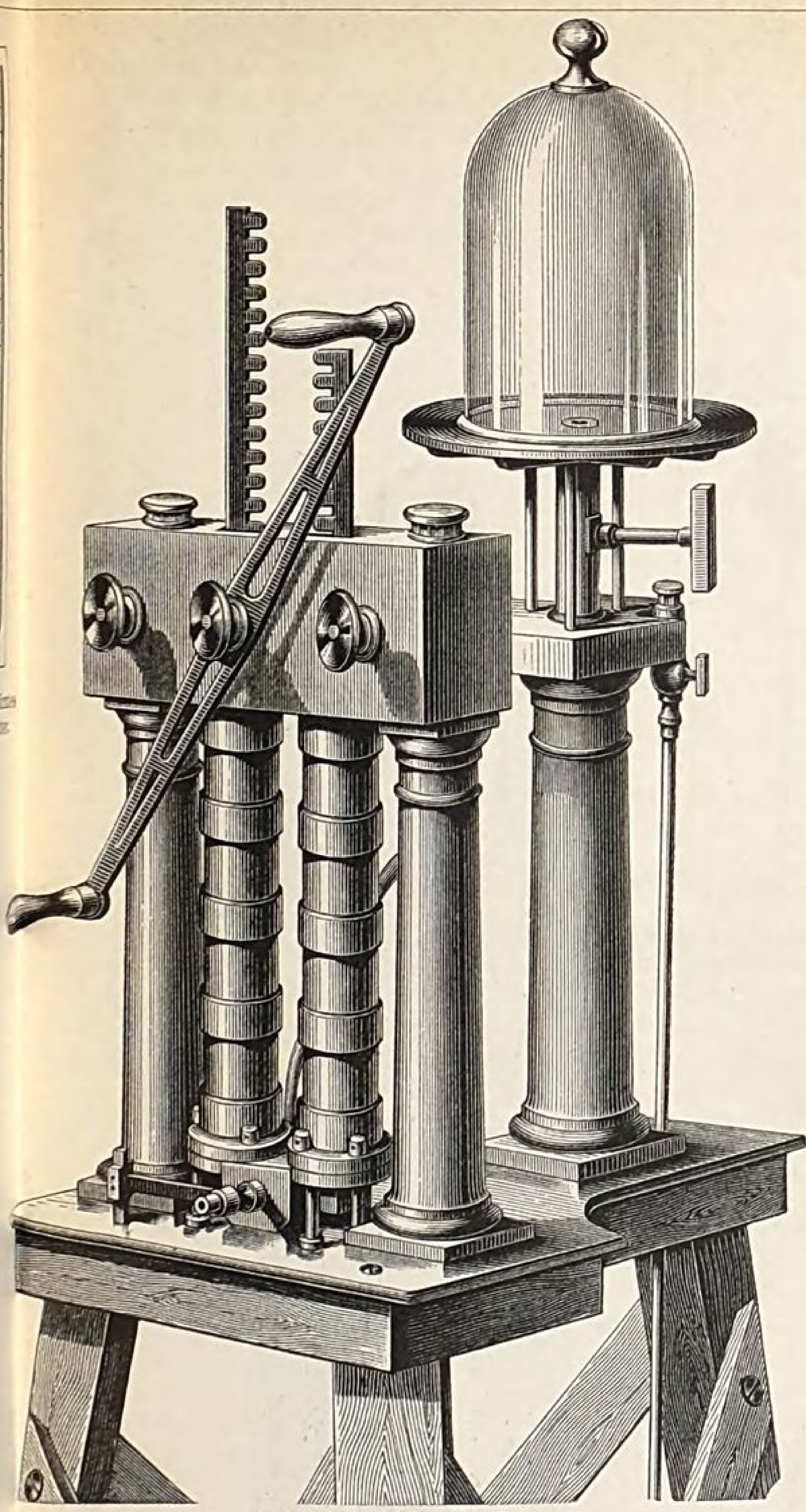




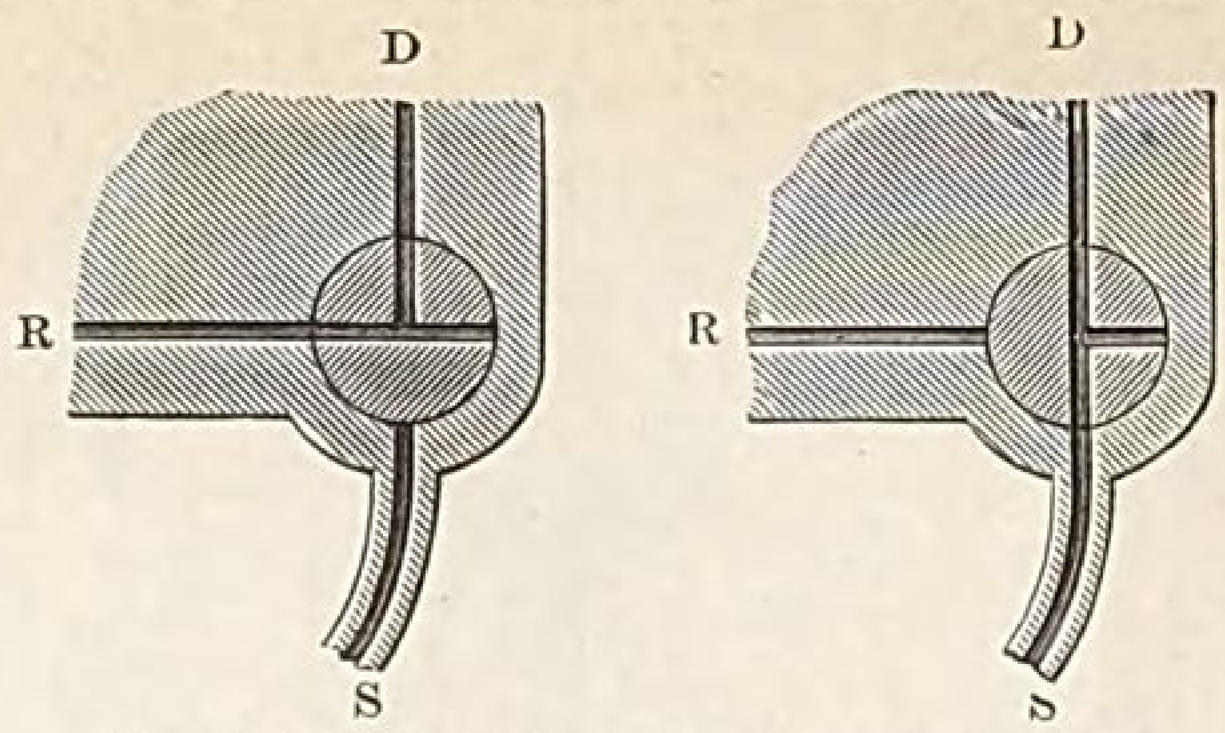
2. Zweistiefelige Ventilluftpumpe.



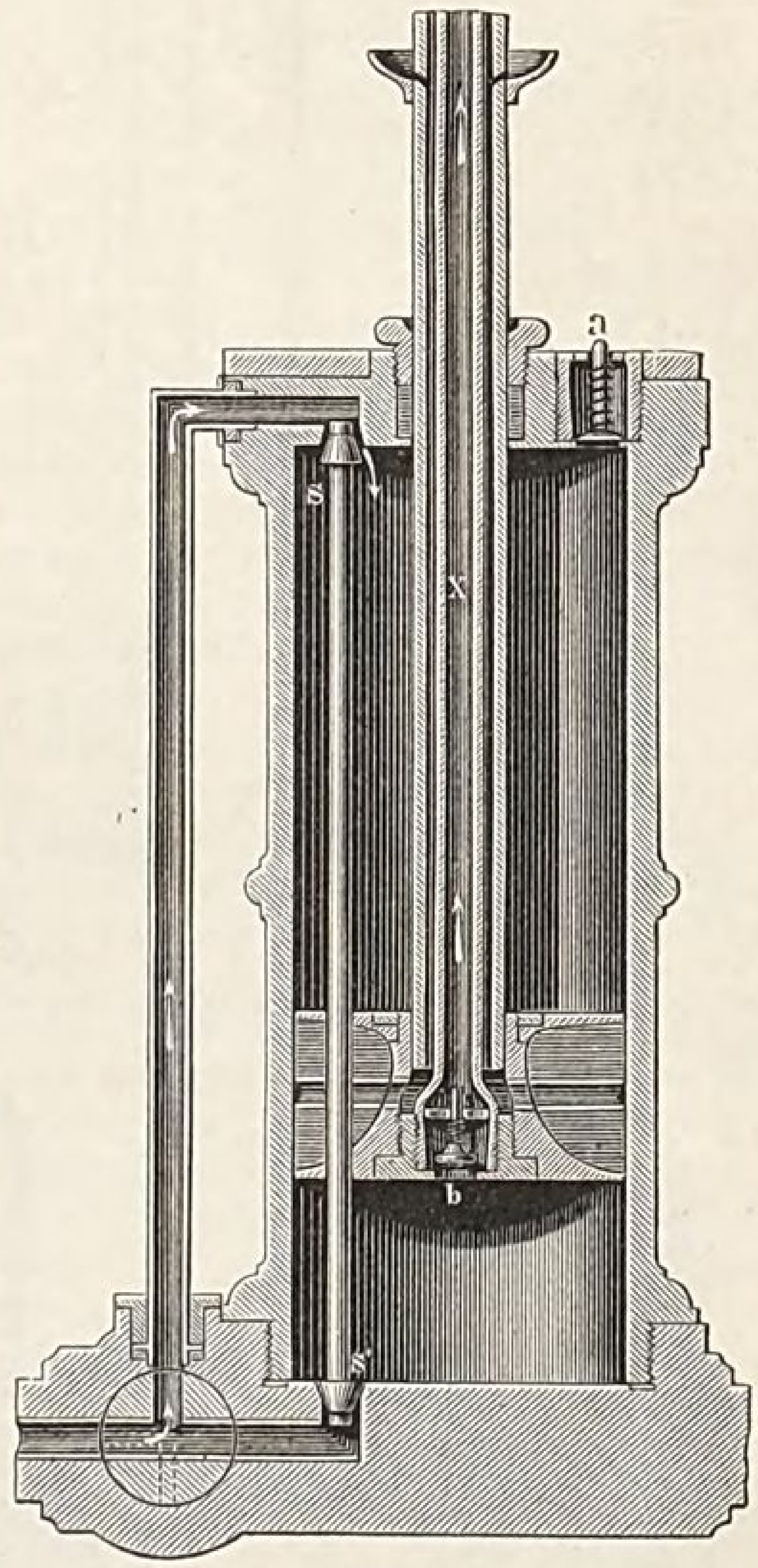
3. Zweistiefelige Ven



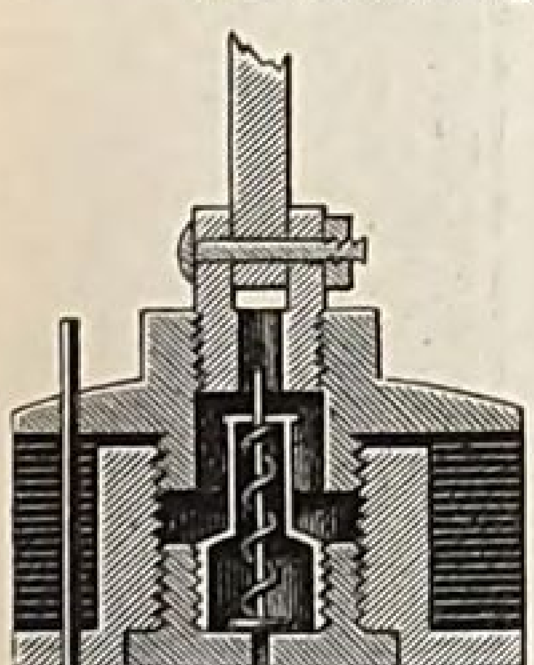
8. Zweistiefelige Hahnenluftpumpe.



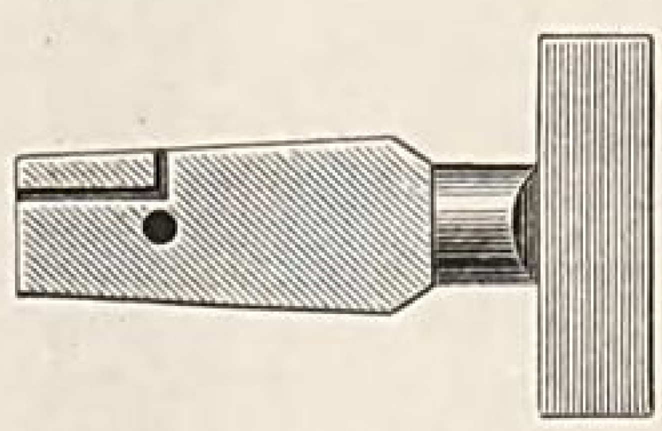
6 u. 7. Babinetscher Hahn im Durchschnitt.



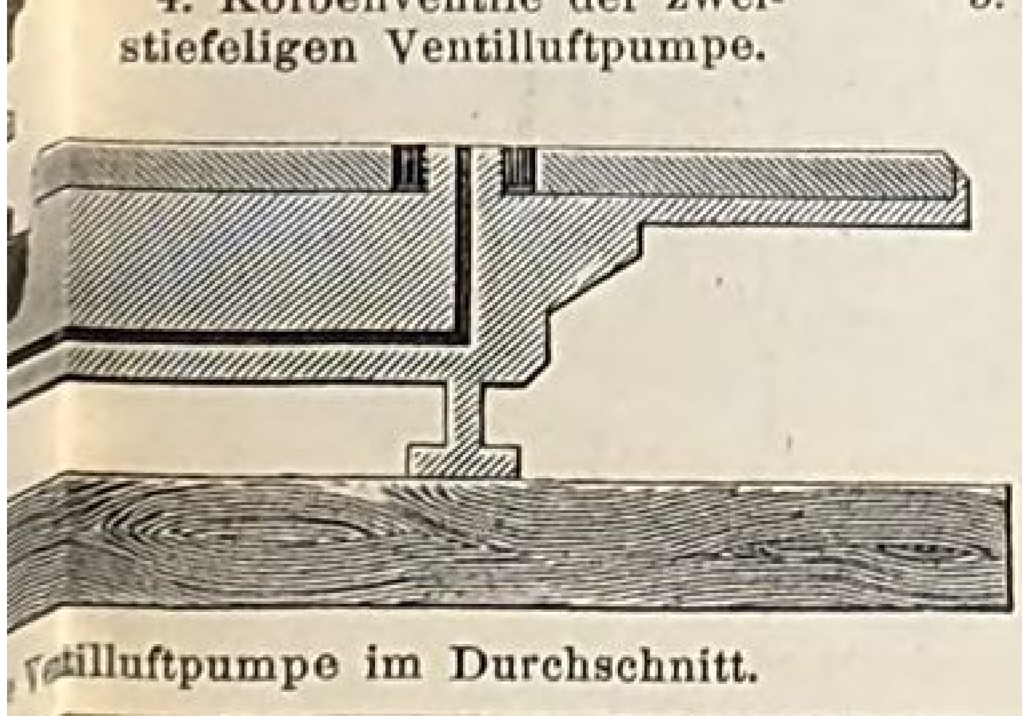
11. Doppeltwirkende Luftpumpe.
Stiefel und Kolben im Durchschnitt.



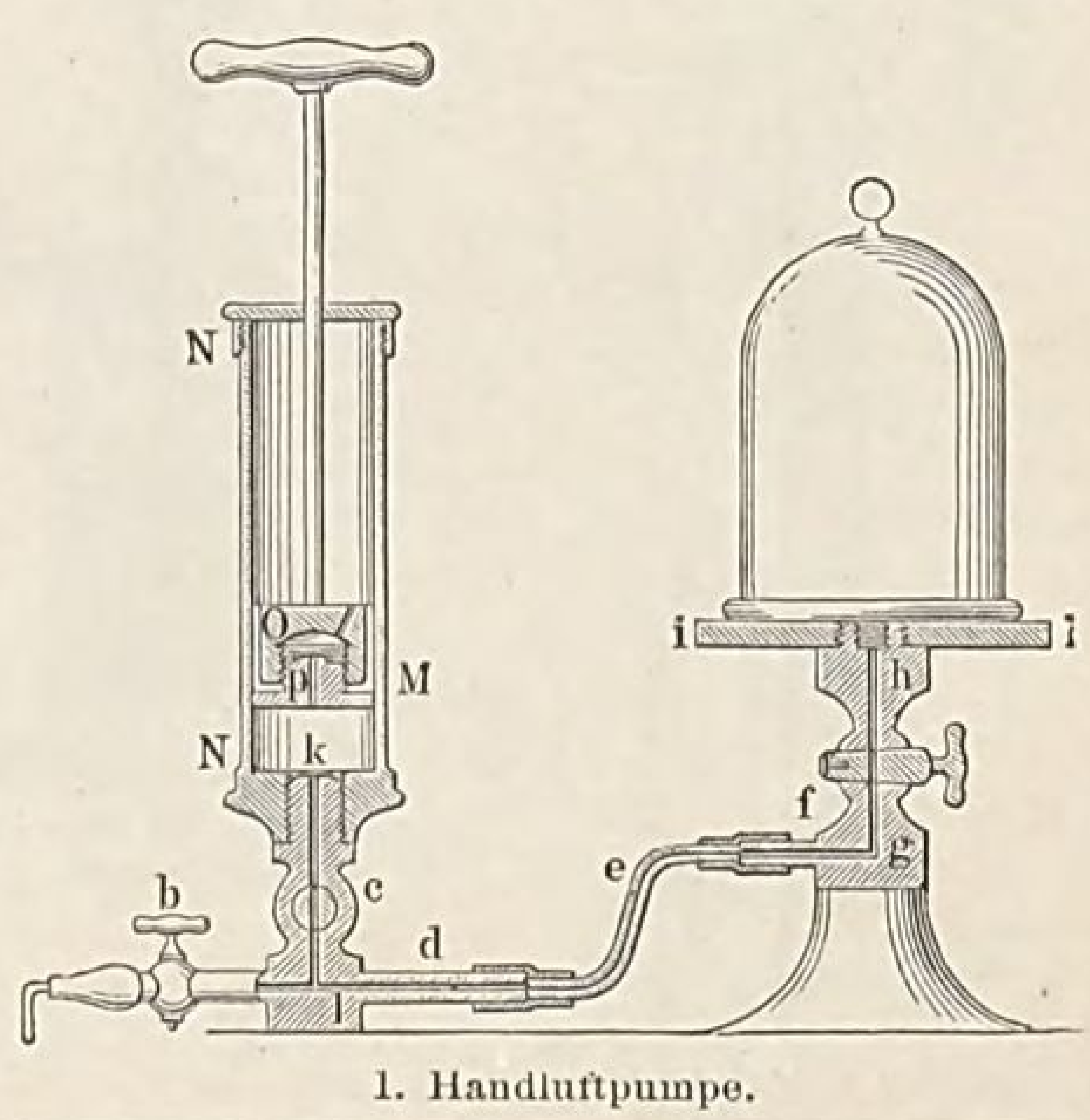
4. Kolbenventile der zweistiefeligen Ventilluftpumpe.



5. Senguerdscher Hahn im Durchschnitt.

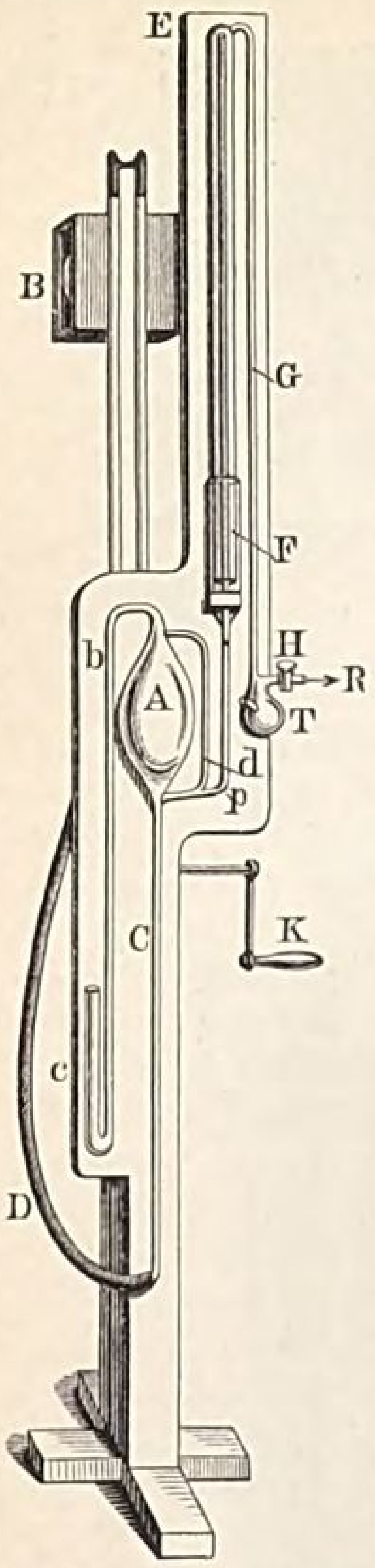


Ventilluftpumpe im Durchschnitt.

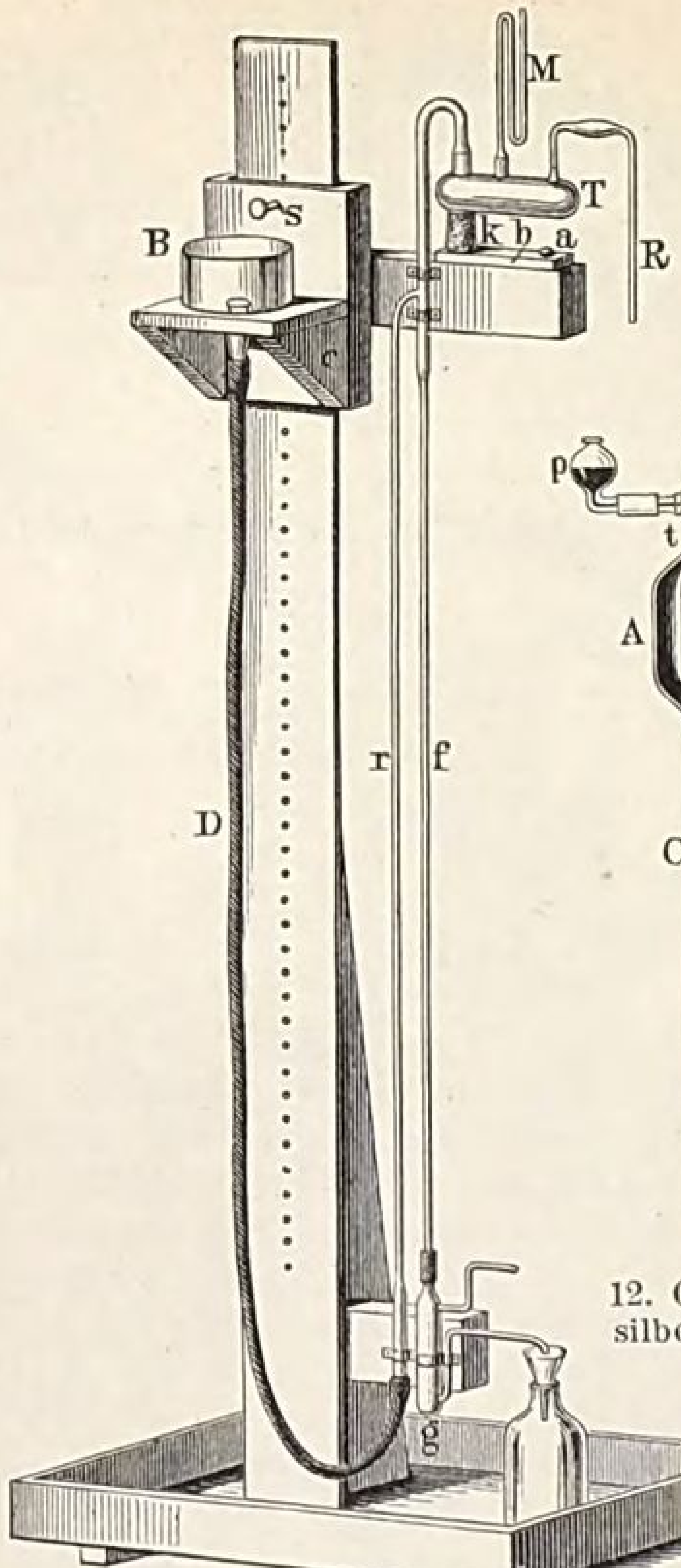


1. Handluftpumpe.

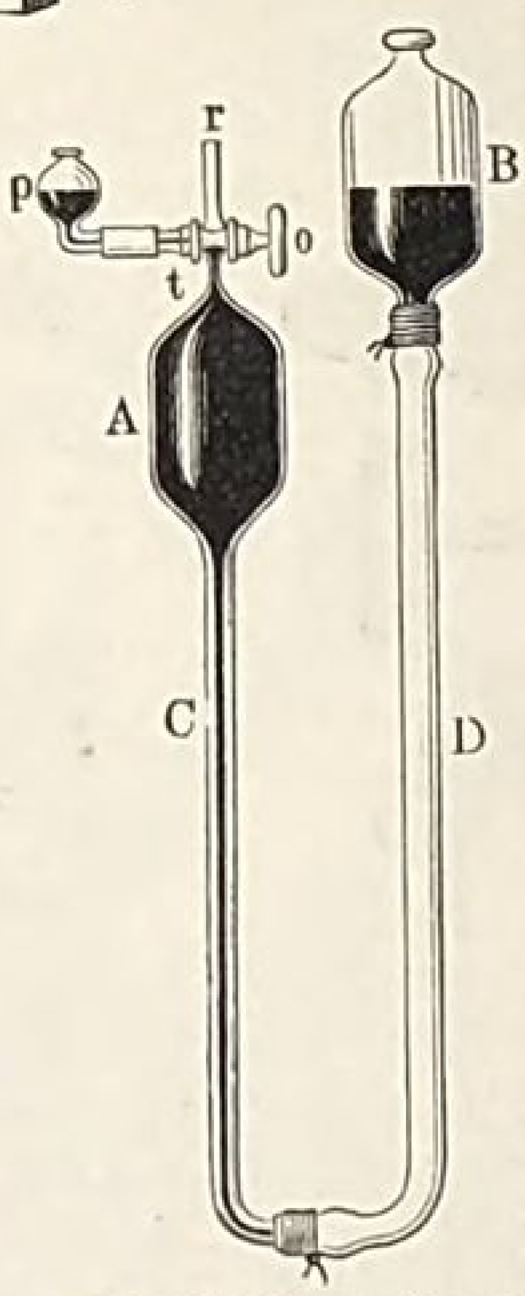
Luftpumpen II.



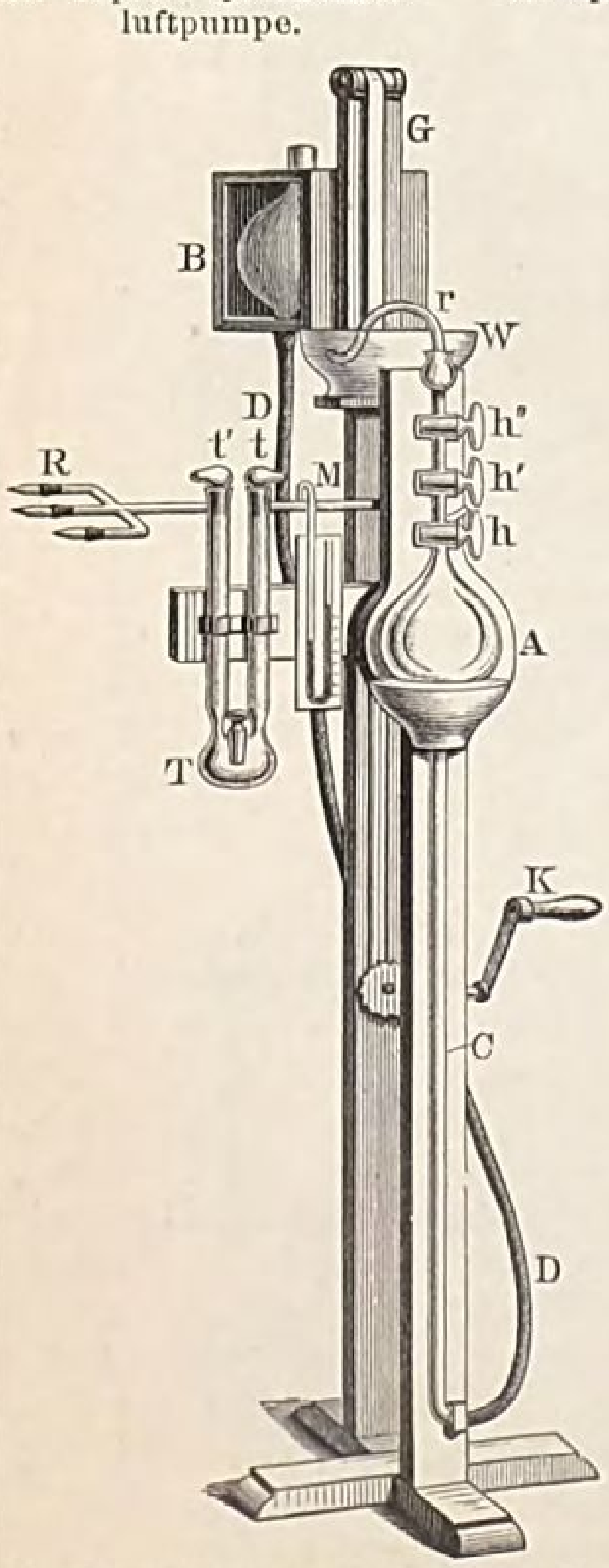
16. Töplers Quecksilberluftpumpe.



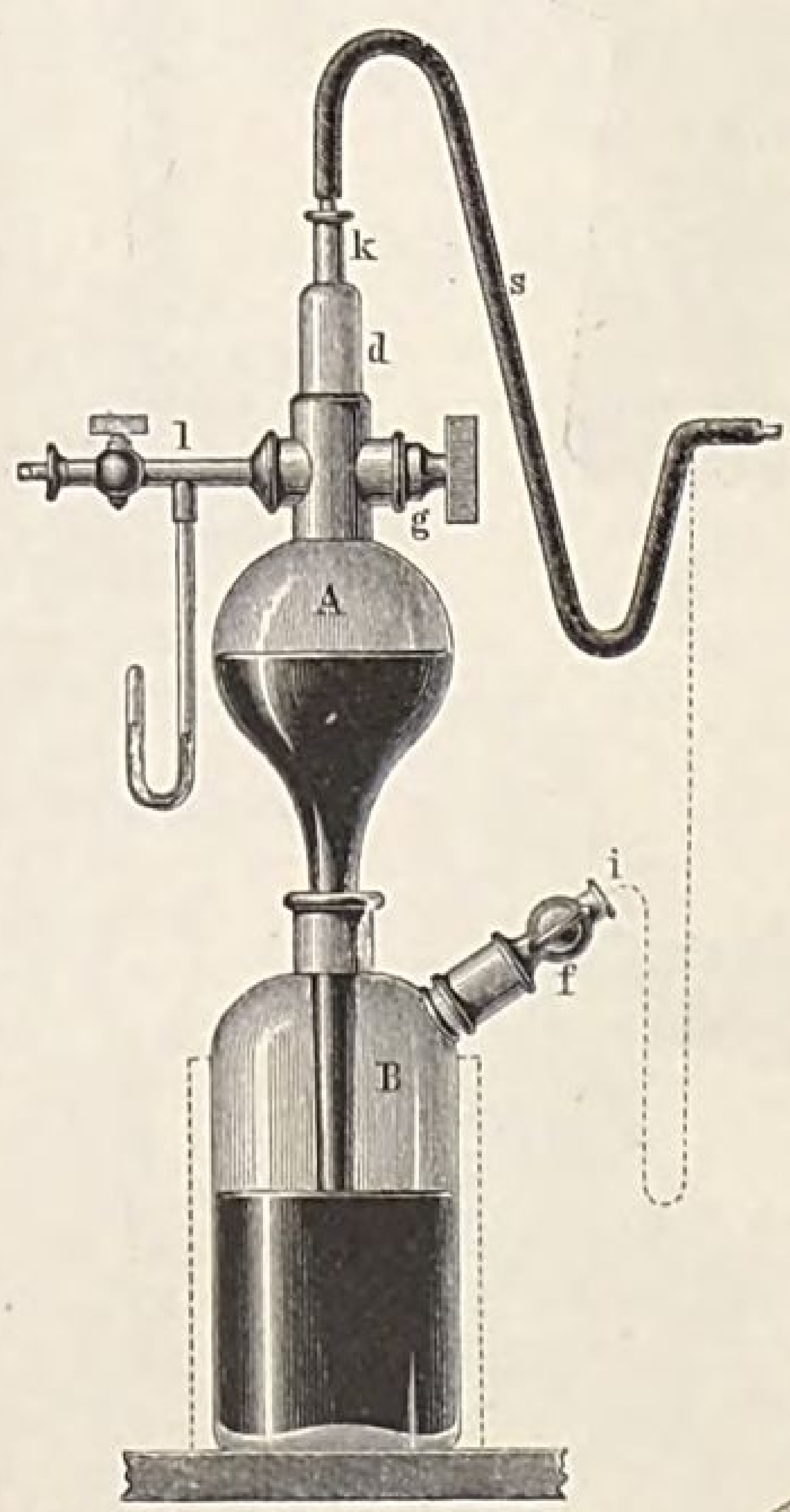
17. Sprengels Quecksilberluftpumpe.



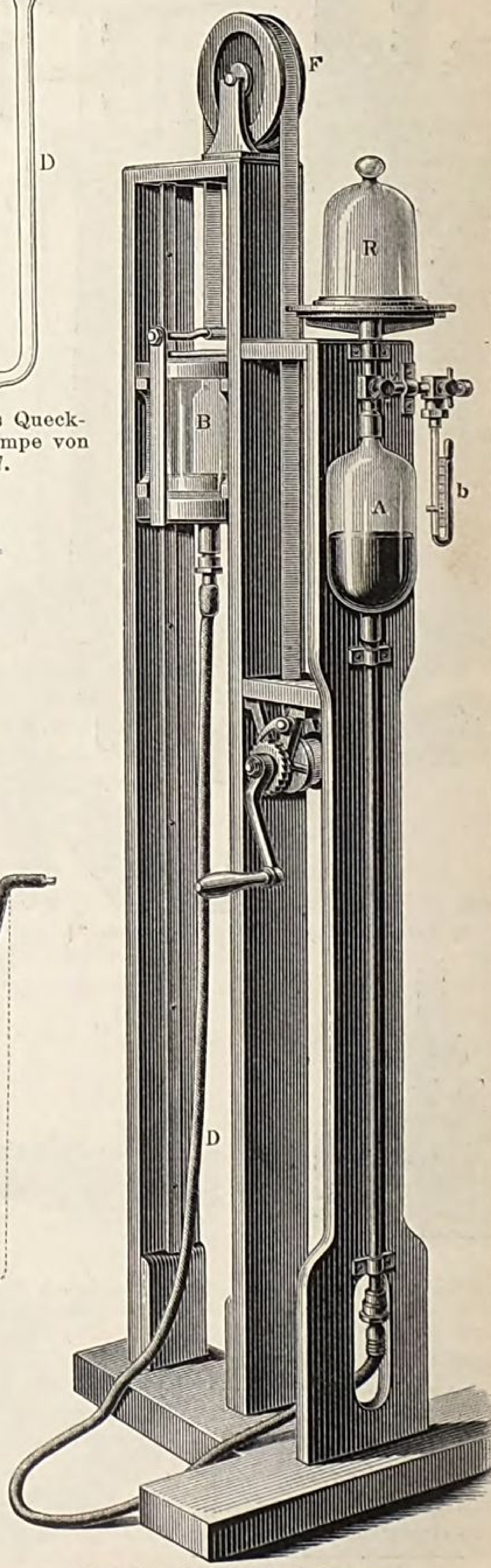
12. Geißlers Quecksilberluftpumpe von 1857.



15. Vervollkommte Geißlersche Quecksilberluftpumpe.



14. Poggendorffs Quecksilberluftpumpe.



13. Jollys Quecksilberluftpumpe.

Luftkraftmaschine, soviel wie Heißluftmaschine; s. auch Luftmaschine.

Luftkreis, s. Atmosphäre.

Luftkuchen, soviel wie Pfefferminzplätzchen.

Luftleere, s. Leere.

Luftleitung, eine elektrische Leitung durch die Luft.

Luftlinie, die kürzeste Entfernung zweier geographischer Punkte voneinander.

Luftmalz, s. Malz.

Luftmaschine (Luftkraftmaschine, Luftmotor), Kraftmaschinen, die entweder mit gepreßter Luft (Preßluft, Druckluft) oder mit verdünnter Luft (Vakuum) betrieben werden. Druckluftmaschinen (Luftdruckmaschinen) setzen ebenso wie die Vakuummaschinen eine Anlage zum Verdichten, bez. Verdünnen der Arbeitsluft mittels Dampf- oder Wasserkraft voraus, von der aus die Luft in einem Röhrensystem den L. zugeführt wird (s. Kraftübertragung und -Verteilung); vgl. auch die Artikel: Heißluftmaschinen, Feuerluftmaschinen, Luftpumpe u. Luftverdichtungsmaschinen.

Luftmörtel, s. Mörtel.

Lufton, der Sohn eines Freimaurers, s. Freimaurerei, S. 853.

Luftperspektive, s. Perspektive.

Luftpistole, s. Windbüchse.

Luftpresse, s. Auslaugen.

Luftprüfer, ein von Lambrecht in Göttingen angegebenes Instrument zur Beurteilung des Feuchtigkeitsgehalts der Zimmerluft. Es ist ein Haarhygrometer, dessen Zeiger den relativen Feuchtigkeitsgehalt der Luft angibt. Über den Ziffern für relative Feuchtigkeit sind aber außerdem Temperaturgrade angebracht, und in der Mitte steht die Vorschrift: »Der Zeiger des Hygrometers soll auf denselben Temperaturgrad zeigen, den ein neben dem L. hängendes Thermometer angibt.« Ist dies der Fall, dann besitzt die Zimmerluft innerhalb derjenigen Temperaturgrenzen, die für den Aufenthalt im Zimmer maßgebend sind, denjenigen Feuchtigkeitsgrad, welcher nach Erfahrung und speziellen Untersuchungen am zweckmäßigsten ist. Der L. ist auch als meteorologisches Instrument verwendbar, jedoch muß er oft reguliert werden und kann daher die sonst üblichen meteorologischen Instrumente nicht ersetzen. Vgl. Fleischer, Gesunde Luft (Göttingen 1885). L. ist auch soviel wie Eudiometer (s. d.) und ähnliche Apparate zur mehr oder weniger genauen Bestimmung der chemischen Beschaffenheit der Luft.

Luftpuffer (Luftbuffer, Luftfeder), ein einseitig verschlossener, starkwandiger Cylinder, in welchem ein Kolben luftdicht beweglich ist. Wird der Kolben in den Cylinder hineingestoßen, so übt die komprimierte Luft einen Gegendruck aus, ähnlich wie eine Metall- oder Kautschukfeder. Auch ein mit Luft gefüllter Ball aus biegsamem Stoff, z. B. Gummi, kann als L. dienen. Man benutzt den L. z. B. bei Eisenbahnwagen an Stelle der gewöhnlichen Pufferfedern, um beim Zusammenschieben der einzelnen Wagen die Heftigkeit des Stoßes zu vermindern.

Luftpumpe (Antlia pneumatica), von Lacaille eingeführtes Sternbild des südlichen Himmels zwischen dem Sternbild des Kentauren, der Wasserschlange und dem Schiff Argo, enthält nach Gould 85 Sterne bis zur 7. Größe, aber alle schwächer als 4. Größe, darunter mehrere veränderliche Sterne.

Luftpumpe (hierzu Tafel »Luftpumpen I u. II«), im allgemeinen jeder Apparat zur Herstellung eines luftleeren oder luftverdünnten Raumes, im besondern die 1650 von Otto v. Guericke erfundene, mit einem Pumpenkolben arbeitende Maschine. Das Wesen der letztern zeigt die in chemischen Laboratorien gebräuchliche Handluftpumpe (Tafel I, Fig. 1). In dem Stiefel NN, einem hohlen Messingcylinder, kann der luftdicht schließende Kolben M auf und ab bewegt werden. Der Kanal kldefgh führt vom Stiefel zu dem Raum, aus welchem die Luft gezogen werden soll; dieser Raum besteht häufig aus einer am Rande sorgfältig abgeschliffenen Glasglocke, Rezipient genannt, welche auf den eben geschliffenen Teller ii luftdicht aufgesetzt werden kann. Der Kolben ist zusammengesetzt aus dem mit einer Lederkappe gedichteten hohlen Messingstück O und dem von untenher eingeschraubten durchbohrten Stück P, welches oben mit einem Ventil versehen ist. Dieses Ventil wird dadurch hergestellt, daß man über die obere Öffnung des Stückes P ein Stück Schweinsblase bindet und in derselben seitlich von der Öffnung zwei Einschnitte anbringt. Ein gleiches Ventil befindet sich am Boden des Stiefels bei k, beide Ventile öffnen sich durch einen Druck von unten und werden durch einen Druck von oben geschlossen. Zieht man den Kolben in die Höhe, während der Hahn c offen ist, so dehnt sich die in Rezipient und Kanal enthaltene Luft in den ihr dargebotenen größern Raum aus, indem sie das Bodenventil k öffnet; das Kolbenventil P bleibt unterdessen durch den äußern Luftdruck geschlossen. Drückt man nun den Kolben wieder hinab, so schließt sich das Bodenventil, und die im Stiefel zurückgebliebene Luft wird bald so weit verdichtet, daß sie vermöge ihrer Spannkraft das Kolbenventil zu öffnen vermag und durch die Bohrung des Stückes O entweicht, während in Rezipient und Kanal verdünnte Luft zurückbleibt. Ist der Kolben unten angekommen und somit die in den Stiefel herübergesaugte Luft hinausgeschafft, so wiederholt sich beim nächsten Kolbenzug dasselbe Spiel, und die bereits verdünnte Luft wird in demselben Verhältnis von neuem verdünnt. Hiernach sollte man meinen, daß durch hinreichend viele Kolbenzüge zwar nie vollkommene Luftleere, jedoch jeder beliebige Grad der Verdünnung erreicht werden könnte. Dies ist aber schon deswegen nicht möglich, weil selbst bei den vollkommensten Konstruktionen zwischen Boden- und Kolbenventil unvermeidlich ein kleiner Zwischenraum, der sogen. schädliche Raum, vorhanden ist, in welchem stets Luft von atmosphärischer Dichte zurückbleibt. Denkt man sich nun während des Aufsteigens des Kolbens den Stiefel vom Rezipienten abgesperrt, so wird sich die Luft des schädlichen Raumes im ganzen Stiefel verbreiten, und ihre Dichte wird sich zu derjenigen der atmosphärischen Luft verhalten wie der schädliche Raum zum Stiefelraum; ist nun die Luft im Rezipienten bereits auf diesen Grad verdünnt, so wird von ihr nichts mehr in den Stiefel übergehen, und alles weitere Pumpen ist nutzlos. Staudinger und Stöhrer erzielen bei ihren Handluftpumpen dadurch eine größere Wirkung, daß sie die Kolbenstange durch eine luftdichte Stopfbüchse gehen lassen und oben am Stiefel ein Ventil anbringen, welches beim Niedergehen des Kolbens sich schließt, so daß der schädliche Raum sich nur mit verdünnter Luft füllen kann. Der Grad der erreichten Luftverdünnung wird durch die Barometerprobe bestimmt. Eine etwa 76 cm lange Glasröhre taucht mit ihrem untern Ende in ein Gefäß mit Quecksilber; oben ist sie umgebogen und mittels eines Stückchens Kautschukschlauch mit der durch den Hahn b verschließbaren Seitenröhre des Luftpumpenkörpers verbunden. Wenn dieser Hahn offen

ist, erhebt sich das Quecksilber in der Röhre um so höher, je weiter die Verdünnung fortschreitet. Wäre es möglich, einen vollkommen luftleeren Raum herzustellen, so würde das Quecksilber die Barometerhöhe erreichen; in jedem Fall erfährt man den Druck, den die verdünnte Luft im Rezipienten noch ausübt, durch eine Quecksilbersäule ausgedrückt, wenn man die Höhe der Quecksilbersäule in dieser Röhre von derjenigen in einem gleichzeitig beobachteten Barometer abzieht. Statt des zu seiner Zeit noch unbekannten Barometers benutzte Guericke zur Ermittelung der erreichten Verdünnung das von ihm erfundene Baroskop (Guerickesches Manometer, Dasymeter, s. d.). Zu physikalischen Zwecken werden größere Luftpumpen angewendet, häufig mit zwei Stiefeln, in deren einem der Kolben steigt, während derjenige im andern niedergeht. Diese Bewegung wird durch ein Zahnrad bewirkt, welches beiderseits in die gezahnten Kolbenstangen eingreift. Tafel I, Fig. 2, zeigt eine zweistiefelige Ventilluftpumpe mit den beiden Stiefeln D und S, dem Rezipienten R und der Barometerprobe G. Fig. 3 zeigt dieselbe L. im Durchschnitt, u. aus Fig. 4 ist die Einrichtung ihrer Kolbenventile ersichtlich; das Bodenventil wird durch die Stange a c (Fig. 3) gebildet, die mit sanfter Reibung durch den Kolben hindurchgeht; beim Hinabgehen nimmt der Kolben die Stange mit und drückt den stumpfen Kegel a in die darunter befindliche Öffnung; beim Hinaufgehen wird die Stange gehoben, bis der Absatz an die obere Platte des Stiefels stößt. Der doppelt durchbohrte Senguerdsche Hahn F, dessen Durchschnitt in Fig. 5 der Tafel besonders dargestellt ist, dient dazu, um den Rezipienten nach Belieben mit den Stiefeln oder mit der äußern Luft in Verbindung zu setzen oder ihn auch ganz abzusperren. Um den Einfluß des schädlichen Raumes zu vermindern, dient der Babinetsche Hahn h, welcher im Querschnitt in den Fig. 6 u. 7 in zwei Stellungen besonders dargestellt ist. Auf den Umfang des Hahnes stoßen drei Kanäle: D führt nach dem rechten, S nach dem linken Stiefel, R nach dem Rezipienten. Bei der Stellung Fig. 6 der Tafel ist der Kanal S außer Thätigkeit, und beide Stiefel saugen in gewöhnlicher Weise Luft aus dem Rezipienten. Hat man so die mögliche Grenze der Verdünnung erreicht, so wird der Hahn durch eine Viertelumdrehung in die Stellung Fig. 7 gebracht. Jetzt ist der Stiefel zur Rechten vom Rezipienten abgesperrt, steht aber mit dem Stiefel links in Verbindung, welcher nun noch allein Luft aus dem Rezipienten saugt. Geht aber der Kolben links herab, so wird die unter ihm befindliche Luft ohne Verdichtung in den Stiefel rechts hinübergeschafft, so daß sich der schädliche Raum nur mit sehr verdünnter Luft füllen kann. Bei der zweistiefeligen Hahnenluftpumpe (Fig. 8), welche massive Kolben besitzt, wird derselbe Zweck durch den Graßmannschen Hahn erreicht, durch welchen überhaupt ohne Anwendung eines Ventils die gesamte Steuerung der Maschine bewirkt wird. Als Barometerprobe dient bei diesen größern Luftpumpen das abgekürzte Barometer (Fig. 9). Das Quecksilber füllt den zugeschmolzenen Schenkel ganz aus und beginnt erst zu sinken, wenn der auf den offenen Schenkel wirkende Druck der verdünnten Luft weniger als $^1/_4$ Atmosphäre beträgt; der Unterschied des Quecksilberstandes in beiden Schenkeln gibt alsdann den im Rezipienten herrschenden Druck an. Derselbe Zweck des raschern Auspumpens, wie durch die zweistiefeligen Luftpumpen, wird auch durch einstiefelige doppeltwirkende Luftpumpen erreicht; Fig. 10 zeigt eine Ansicht der Maschine von Bianchi mit Schwungrad V, welches durch die Kurbel M in Umdrehung versetzt und von dessen Welle die Bewegung auf die Kolbenstange m übertragen wird. Fig. 11 zeigt den Durchschnitt des Stiefels und Kolbens. Beim Niedergang des Kolbens strömt die vom Rezipienten kommende Luft durch das Rohr C bei S in den obern Teil des Stiefels, während die im untern Teil zusammengepreßte Luft durch das Ventil b und die Höhlung x der Kolbenstange entweicht. Beim Aufgang des Kolbens wird Luft aus dem Rezipienten bei S' in den untern Teil des Stiefels gesaugt, während die im obern Teil befindliche Luft durch das Ventil a austritt. Die Bewegung der Kolbenstange wird durch einen Kurbelarm bewirkt, so daß ihr oberes Ende bald nach rechts, bald nach links geführt wird; damit der Stiefel diesem Hin- und Hergang zu folgen vermöge, ist er um eine horizontale Achse drehbar.

Der durch die L. erzeugte luftverdünnte Raum (Guerickesche Leere, Vakuum) dient dazu, den Druck der Luft zur Anschauung zu bringen. Zwei Halbkugeln, die man luftdicht aneinander fügt und dann auspumpt, haften mit großer Kraft aneinander; beträgt der Radius der Kugel 10 cm, so ist ihr Querschnitt 314 qcm, und da die Luft auf 1 qcm mit einer Kraft von etwa 1 kg drückt, so werden die beiden Hälften mit einer Kraft von 314 kg aneinander gepreßt. Die Magdeburger (Guerickeschen) Halbkugeln, mit welchen Otto v. Guericke auf dem Reichstag von Regensburg (1654) experimentierte, hatten $^2/_3$ Elle innerer Weite und konnten kaum von 16 kräftigen Pferden auseinander gerissen werden. Eine über einen Glascylinder gespannte Blase oder eine darüber gelegte dünne Glasscheibe wird durch den Luftdruck zertrümmert. Unter dem Rezipienten der L. kommt Wasser weit unter 100° zum Sieden; Äther verdunstet äußerst schnell und entwickelt dabei eine solche Kälte, daß Wasser gefriert. Der Heber hört auf zu fließen, und eine angeschlagene Glocke tönt nicht mehr. Eine Flaumfeder fällt im luftleeren Raum ebenso schnell wie eine Schrotkugel.

Der Gedanke, die Torricellische Leere über dem Quecksilber im Barometer zum Auspumpen eines Rezipienten zu benutzen, wurde von den Mitgliedern der Florentiner Akademie schon wenige Jahre nach Erfindung der Kolbenluftpumpe ausgeführt. Die erste praktisch brauchbare Quecksilberluftpumpe, deren wesentliche Teile in Tafel II, Fig. 12, dargestellt sind, rührt jedoch von Geißler her (1857). Das etwa 76 cm lange Glasrohr C trägt oben das weite Glasgefäß A, und sein unteres Ende steht durch den Kautschukschlauch D mit dem oben offenen Glasgefäß B in Verbindung. In eine Erweiterung der Glasröhre tr, in welche das Gefäß A oben ausläuft, ist ein nach Art des Senguerdschen durchbohrter Hahn o eingeschliffen, durch welchen A nach Belieben mit dem bei r angefügten auszupumpenden Raum oder mit der nach der äußern Luft offenen Glaskugel p in Verbindung gesetzt werden kann. Während A nach p offen ist, wird das Gefäß B so weit gehoben, daß sich A vollständig und auch p teilweise mit Quecksilber füllt; wird nun A durch eine Drehung des Hahnes um 45° nach oben abgesperrt und das Gefäß B allmählich gesenkt, so sinkt auch das Quecksilber, und in A entsteht die Torricellische Leere, mit welcher man den Rezipienten durch eine weitere Drehung des Hahnes um 45° in Verbindung setzt. Nachdem der Hahn um 45°

wieder zurückgedreht ist, wird durch den zweiten Hub des Gefäßes B die nach A aus dem Rezipienten übergetretene Luft zunächst komprimiert und sodann nach abermaliger Rückdrehung des Hahnes um 45° durch p hinausgetrieben, worauf sich dieselbe Reihe von Operationen wiederholt. Bei der Jollyschen Quecksilberluftpumpe (Fig. 13) wird das Heben und Senken des Gefäßes B durch eine Winde und einen starken Gurt F vermittelt, das Gefäß steht durch den Gummischlauch D mit dem Gefäß A und durch dieses mit dem Rezipienten R auf dem Teller T u. der Barometerprobe b in Verbindung; bei der Kravoglschen wird das Quecksilber durch einen eisernen Stempel gehoben, bei der Poggendorffschen durch eine gewöhnliche L. emporgesaugt. Letztere (Fig. 14) besteht aus der Glasflasche B und dem Gefäß A, dessen Hals auf den Boden von B hinabreicht. Der Hahn verbindet je nach seiner Stellung A mit dem Glasfläschchen d oder mit dem Rohr l, an welches der zu entleerende Raum angeschlossen wird. In die obere Fassung k des Fläschchens d kann ein Metallzapfen luftdicht eingesteckt werden, an welchem der zur L. führende Gummischlauch s befestigt ist. Auf die Tubulatur der Flasche B ist eine durch den Hahn f verschließbare Fassung aufgekittet, in welche dasselbe Ende des Kautschukschlauches gesteckt werden kann, welches in k steckt. Zunächst wird der Hahn g so gestellt, daß er A und d verbindet, und der Schlauch s bei k eingesteckt. Wird nun, während der Hahn f geöffnet bleibt, die L. in Bewegung gesetzt, so steigt das Quecksilber aus B nach A; man pumpt, bis auch d mit Quecksilber gefüllt ist. Nun wird der Hahn g gedreht und die Verbindung von A nach oben abgesperrt, der Schlauch s bei i eingesteckt und die L. abermals in Thätigkeit gesetzt. Das Quecksilber geht von A nach B zurück, und in A entsteht ein luftleerer Raum, mit welchem der Rezipient durch eine abermalige Drehung des Hahns g in Verbindung gebracht wird, ꝛc. Die Quecksilberluftpumpen arbeiten zwar langsamer als die Kolbenluftpumpen, gestatten aber einen weit höhern Grad der Luftverdünnung zu erreichen als diese; sie eignen sich daher vorzugsweise zum Auspumpen kleinerer Räume, z. B. der Geißlerschen Röhren (s. d.); Geißler hat die Entleerung derselben so weit getrieben, daß der elektrische Strom nicht mehr hindurchgeleitet werden konnte. Die Geißlersche Quecksilberpumpe wurde später dadurch vervollkommt (Fig. 15), daß in der Röhre h r, welche sich über der Erweiterung A der Torricellischen Röhre C erhebt, außer dem Hahn h noch zwei Hähne h' und h'' eingeschaltet wurden. Vom Hahn h aus geht ein Seitenrohr, mit welchem das Manometer M und der Trockenapparat T in Verbindung stehen, nach dem Rezipienten R, resp. nach den Schliffstücken, an welche die zu entleerenden Glasgefäße angeschmolzen werden. Das Gefäß T wird mit konzentrierter Schwefelsäure oder wasserfreier Phosphorsäure gefüllt, die von ihm aufsteigenden Röhren enthalten mit Schwefelsäure befeuchtete Bimssteinstücke; durch die Hähne t und t' kann der Trockenapparat von dem Pumpenkörper und dem Rezipienten abgesperrt werden. Durch das gekrümmte Glasrohr r, welches in das trichterförmige Ende des Rohres h h'' eingeschliffen ist und daselbst durch etwas in den Trichter gegossenes Quecksilber vollkommen gedichtet wird, können die aus dem Rezipienten ausgepumpten Gase in die pneumatische Wanne W übergeführt und daselbst über Quecksilber aufgefangen werden. Das Auspumpen der Rezipienten geschieht nun auf folgende Weise: Während die Hähne h', h'', t, t' offen, h geschlossen ist, wird mittels der Kurbel K das von dem starken Gurt G getragene Quecksilberreservoir B so weit gehoben, daß etwas Quecksilber durch den Schlauch D über den Hahn h' steigt. Jetzt wird h' geschlossen, B gesenkt, h geöffnet; nun strömt die Luft aus R in das sich entleerende Gefäß A. Hat man durch Wiederholung dieser Operation die Verdünnung so weit getrieben, daß die Barometerprobe nahezu auf Null steht, so kann man sie noch vervollkommnen durch Benutzung des bisher offenen Hahnes h''. Man läßt nämlich bei dem nächsten Hube das Quecksilber bis über h'' steigen, schließt h'', senkt B, bis das Quecksilber unter h' gesunken ist, schließt nun h' und senkt dann erst weiter, bis A entleert ist. Wird nun h geöffnet und dann wieder geschlossen, hierauf das Quecksilber wieder bis h' gehoben, so wird die dort zusammengedrängte Spur von Luft beim Öffnen des Hahnes h' in den zwischen h' und h'' vorhandenen luftverdünnten Raum entweichen. Der Raum zwischen h' und h'' wirkt also ähnlich wie der Babinetsche Hahn bei einer gewöhnlichen L. Eine sinnreiche Abänderung der Geißlerschen Pumpe ist die Quecksilberluftpumpe von Töpler, mit Verbesserungen von Bessel-Hagen und Neesen, an welcher Hähne und Ventile ganz vermieden sind. In der Fig. 16, welche dieselbe darstellt, sind die analogen Teile wie bei der Geißlerschen Pumpe bezeichnet. An das Gefäß A schließt sich oben das Auslaßrohr b c, ein Rohr in Form eines Heberbarometers, dessen längerer und engerer Schenkel b 815 mm, der kürzere, weitere und oben offene Schenkel c 250 mm lang ist. Zwischen dem obern und untern Ende des Gefäßes A ist ein seitliches Verbindungsrohr d angeschmolzen zur Vermeidung der heftigen Stöße des Quecksilbers beim Eintritt der Luft aus dem Rezipienten. Die Verbindung zwischen A und dem bei R vor dem Hahn H anzusetzenden Rezipienten wird durch die Vorrichtung p E G vermittelt. Von dem Punkte p aus erhebt sich nämlich bis E eine 110 cm lange, oben offene Steigröhre, welche durch den Boden eines mit Quecksilber gefüllten, cylindrischen, oben offenen Gefäßes F hindurchgeht; über sie ist ein weiteres, unten offenes Rohr FE gestülpt, welches unten in das Quecksilber in F taucht, oben aber mit der abwärts steigenden Röhre G verschmolzen ist, die nach dem Trockengefäß T und nach dem Rezipienten bei R führt. Der zur Einfüllung der Trockensubstanz in T eingeschliffene Stöpsel sowie der nach dem Rezipienten führende Hahn können erforderlichen Falls auch vermieden werden, wenn T nach erfolgter Füllung zugeschmolzen und der Rezipient bei R angeschmolzen wird. Hebt man das Quecksilbergefäß B, so wird, sobald das Quecksilber in C bis p gestiegen ist, die Verbindung von A mit R durch die in pE emporsteigende Quecksilbersäule abgesperrt und die in A zusammengepreßte Luft durch das im Auslaßrohr b c befindliche Quecksilber hindurch in Blasen ausgetrieben. Wenn man, nachdem A bis oben mit Quecksilber gefüllt war, das Gefäß B wieder senkt, so wird, sobald die Einmündungsstelle p frei geworden ist, die Luft durch GEp aus dem Rezipienten gesaugt, und gleichzeitig steigt im Auslaßrohr b das Quecksilber aus c und in dem zwischen Steigrohr pE und Überstülprohr enthaltenen Zwischenraum das Quecksilber aus F bis zu einer Höhe, welche dem Unterschied des Druckes zwischen der äußern und der im Rezipienten noch vorhandenen Luft entspricht. Dieses Verfahren wird so lange wiederholt, bis beim Heben des Gefäßes B bei c keine oder nur unbedeutende

Luftblasen entweichen. Um nun die Luft, die noch in b zurückgeblieben ist, und deren Druck gleich ist dem der Atmosphäre, vermehrt um die kleine Quecksilbersäule in c, auch noch fortzuschaffen, wird B langsam höher gehoben und zwar so weit, daß Quecksilber aus A in b eintritt und die Luft vor sich her aus c hinaustreibt. Wird sodann B wieder in die tiefste Lage gesenkt, so entsteht in A die Torricellische Leere, welche mit dem Rezipienten in Verbindung tritt, sobald die Stelle p frei wird. Die Töplersche Pumpe ist hiernach als eine Verbindung von drei Barometern anzusehen, von welchen eins (AC) als Pumpe, die beiden andern (b c und FEG) als Ventile wirken. Da die Verdünnung, welche man mit der Töpler-Hagenschen Quecksilberluftpumpe erreicht, bis 0,000009 mm geht, so kann dieselbe mit einer gewöhnlichen Barometerprobe nicht mehr gemessen werden. Die Druckmessung geschieht vielmehr durch die Pumpe selbst. Zu diesem Zwecke befindet sich oben an dem Rohre b eine Skala, welche einerseits eine Millimeter-, anderseits eine Volumeneinteilung trägt. Man liest den Stand des Quecksilbers in b ab, während das Quecksilber in AC so tief steht, daß eben noch die Verbindungsstelle p frei ist, ferner, wenn das Quecksilber bis an das obere Ende von A gehoben ist. Ist jetzt v das in b zurückgebliebene Luftvolumen, welches ebenfalls an der Skala abgelesen wird, ferner V das ein für allemal bestimmte Volumen des Gefäßes A samt der Röhre d, h die aus den beiden ersten Ablesungen sich ergebende Differenz der Quecksilbersäulen und x der zu bestimmende kleine Druck der verdünnten Luft, so ist nach dem Mariotteschen Gesetz $Vx = v(x + h)$, woraus sich ergibt $x = \frac{v}{V-v} . h$, oder genau genug, da v im Vergleich mit V sehr klein ist, $x = \frac{v}{V} h$. Auf demselben Prinzip der Messung kleiner Drucke beruht das *Manometer von MacLeod*, welches mit der Geißlerschen oder jeder andern Quecksilberluftpumpe verbunden werden kann.

Nicht auf dem Prinzip der Torricellischen Leere, sondern auf demjenigen des Mitreißens der Luft durch eine fallende Flüssigkeitssäule (wie bei der Bunsenschen Wasserluftpumpe, s. Aspirator) beruht die *Sprengel*sche Quecksilberluftpumpe, die von Gimingham verbessert, von Weinhold vereinfacht wurde. In letzterer Form ist sie durch Fig. 17 dargestellt. Das Quecksilbergefäß B auf der Konsole c wird mittels des Stiftes s anfangs so hoch an dem Stativ angebracht, daß das Niveau in demselben etwas über der Einmündung des Zuführungsrohrs r in das Fallrohr f steht. Indem das durch den Schlauch D und das Rohr r zugeführte Quecksilber durch die Röhre f in das Sammelgefäß g herabstürzt, reißt es die Luft in derselben mit und bewirkt Luftverdünnung in dem obern weitern Teile. Dieser mündet in das Trockengefäß T, in welches die Barometerprobe M sowie die nach dem Rezipienten führende Röhre R eingesetzt ist. Das Trockengefäß wird durch die Schliffföffnung des Manometers mit konzentrierter Schwefelsäure oder wasserfreier Phosphorsäure beschickt; es ist durch den Kork k gestützt, der auf das Brettchen b geleimt ist; wird letzteres um die Schraube a zur Seite gedreht, so kann das Trockengefäß nach untenhin abgenommen werden. Am Sammelgefäß g sind seitlich zwei nach aufwärts gebogene Ausflußröhren angeschmolzen, durch deren obere die Luft austritt, während die untere zum Ausfluß des Quecksilbers in eine untergestellte Flasche dient; die Fallröhre mündet selbstverständlich unterhalb der letztern Ausflußöffnung. Mit dem Fortschreiten der Entleerung wird das Quecksilbergefäß B immer tiefer gesenkt, solange durch den äußern Luftdruck noch Quecksilber in das Fallrohr hinübergetrieben wird, bis zuletzt das Niveau in B um die Barometerhöhe tiefer steht als die Einmündungsstelle der Röhre r in die Röhre f.

Bei allen beschriebenen Apparaten wird die Luftverdünnung durch mechanische Arbeit erzielt, man kann aber auch durch *chemische Mittel* ein sehr vollkommenes Vakuum herstellen. Stellt man z. B. unter eine luftdicht schließende Glocke ein Schälchen mit frisch gebranntem Kalk, leitet alsdann durch eine obere Öffnung so lange Kohlensäure in die Glocke, bis alle Luft verdrängt ist, verschließt diese Öffnung und überläßt den Apparat sich selbst, so absorbiert der Kalk die Kohlensäure, und wenn noch konzentrierte Schwefelsäure unter der Glocke steht, so werden auch etwa vorhandene Wasserdämpfe absorbiert. Einen fast vollkommen luftleeren Raum erhält man, wenn man den Rezipienten einer L. mit einem Raum in Verbindung setzt, in welchem während des Auspumpens Holzkohlen glühend erhalten werden; beim Erkalten absorbiert alsdann die Kohle die kleine Menge Luft, welche die Pumpe nicht zu entfernen vermochte. — Die L. findet vielfach wissenschaftliche und technische Anwendung, besonders bei der Dampfmaschine, der Zucker- und Extraktfabrikation, bei der atmosphärischen Eisenbahn, der pneumatischen Brief- und Paketbeförderung, bei der Fabrikation elektrischer Glühlampen ꝛc. Wo geringere Grade der Luftverdünnung ausreichen, wendet man wohl auch Ventilatoren an. Bei der pneumatischen Post (»Rohrpost«) kommen *rotierende Luftpumpen* zur Anwendung, z. B. der auch als Gebläse benutzbare *Roots-Blower* (s. Tafel »Gebläse«, S. III).

Luftrad, ein von Wellner konstruierter Motor in Form eines bis über die Achse in Wasser eingetauchten Zellenrades, soll durch Preßluft, die durch Benutzung der motorischen Kraft der Meeresbrandung gewonnen wird, betrieben werden.

Lufträume, s. Luftgänge.

Luftröhre (Trachea, Arteria aspera), ein Rohr im Tierkörper zum Ein- und Auslaß der Atemluft. (Über die Luftröhren der Wirbellosen s. Tracheen.) Bei den luftatmenden *Wirbeltieren* ist die L. im weitern Sinne der von der Lunge in den Mund führende Kanal, im engern nur derjenige Abschnitt, welcher hinten am Kehlkopf beginnt und mit dem Eintritt in die Lunge endet. Die Knorpel (s. Tafel »Mundhöhle« ꝛc., Fig. 6) in ihrer Wandung halten sie beständig offen, so daß sie nur durch die beiden Stellknorpel des Kehlkopfes (s. d.) verschlossen werden kann. Die Knorpel selbst sind teils der Länge, teils der Quere nach angeordnet und bilden in letzterm Fall oft geschlossene Ringe. Die L. teilt sich an ihrem untern Ende in zwei Äste (bronchi) von gleichem Bau wie die L. selbst; diese verzweigen sich weiter innerhalb der Lungen in die sogen. *Bronchien* (bronchia). Bei den Vögeln, deren L. meist sehr lang ist, zuweilen sogar große Schleifen macht, ist am Beginn der Teilung in die Bronchien fast immer ein sogen. *unterer Kehlkopf* zur Erzeugung der Stimme angebracht (s. Vögel). — Die L. des *Menschen* ist 9,5—12 cm lang, 2—3 cm breit und 1,5—1 cm dick; sie beginnt in der Höhe des fünften Halswirbels, läuft am Hals herab und teilt sich in der Höhe des dritten oder vierten Brustwirbels

in ihre beiden Äste. Dicht hinter ihr liegt die Speiseröhre (s. Tafel »Eingeweide II«, Fig. 3). Ihre etwa 2 mm starke Wandung enthält 16—20 hinten offene, 3,5—4,5 mm hohe Knorpelringe, von welchen einzelne nicht selten gabelig geteilt, auch wohl stellenweise untereinander verschmolzen sind. Der Länge nach werden sie durch derbes Fasergewebe zusammengehalten, welches gleichzeitig als Knorpelhaut dient, in querer Richtung aber durch Bündel glatter Muskelfasern in Verbindung gesetzt. So kann die hintere Wand der L. nach innen zu eingedrückt werden, wenn beim Essen der Bissen in der Speiseröhre nach dem Magen hinabgleitet. Die ganze innere Fläche der L. ist mit einer flimmernden Schleimhaut, der Fortsetzung der Kehlkopfschleimhaut, überkleidet, welche auch zahlreiche Schleimdrüsen enthält. Von den beiden Bronchen hat der rechte 7—8, der linke 9—12 Knorpelringe; wegen der Bronchien s. Lunge.

Krankheiten der L. Kalte oder mit Staub und andern schädlichen Bestandteilen geschwängerte Luft ruft einen Entzündungszustand der Luftröhrenschleimhaut hervor, welcher gewöhnlich mit einer gleichen Erkrankung der Kehlkopf- und Bronchialschleimhaut einhergeht. Man verspürt Schmerzen in der Gegend der L., empfindet ein schneidendes, rauhes Gefühl im Hals und befördert durch meist sehr quälenden Husten einen zähen Schleim heraus. Warmhalten des Halses, feuchte Umschläge in der Form eines in Wasser getauchten und gut ausgerungenen Handtuchs und Einatmen einer warmen, gleichmäßig temperierten Luft reichen in der Regel zur Hebung des Übels aus. Außer dem eben erwähnten, auch chronisch auftretenden Katarrh der L. (tracheïtis, s. Bronchialkatarrh) und dem Krupp versetzt besonders häufig die Lungentuberkulose die L. in Mitleidenschaft, wobei es zu ausgedehnter Verschwärung ihrer Innenfläche kommen kann (Luftröhren- oder Kehlkopfschwindsucht). Durch Kropf und durch Geschwülste in der Nähe der L., d. h. also am Halse oder im Mediastinum, kann die L. stark (säbelscheidenartig) zusammengedrückt werden, so daß schließlich die stärkste, quälendste Atemnot entsteht und die Kranken ganz elend zu Grunde gehen. Auch kann durch Narbenbildung eine Verengerung der L. zu stande kommen. Nach Verwundungen bleibt wohl zuweilen eine Luftröhrenfistel zurück.

Fremdkörper können unter Umständen in die L. geraten, 1) durch Mundhöhle und Kehlkopf, und zwar Knochenstückchen, Knöpfe, Münzen, Nadeln 2c., abgeschnittene Teile von den Mandeln, dem Zäpfchen, von Polypen, ausgezogene, der Zange entglittene Zähne, Teile abgestorbener Kehlkopfknorpel (z. B. bei Kehlkopfschwindsucht), Eiter, Blut, zersetzter Speichel (bei schwerer Verwundung der Kiefer, Zunge 2c.), das von Bewußtlosen (oder sinnlos Betrunkenen) Erbrochene; 2) von außen her, z. B. bei Schußverletzung des Kehlkopfes abgesprengte Knorpelstücke, oder, sehr selten, von der Speiseröhre her, nachdem von der L. aus sich allmählich ein Fistelgang zur L. gebildet hat und in dieselbe durchgebrochen ist. Die Fremdkörper können durch eine starke Ausatmung wieder aus der L. herausgeschleudert werden, oder sie können, falls sie nicht zu groß sind, sich in derselben festsetzen und entzündliche, schließlich Bindegewebe erzeugende Prozesse veranlassen, die endlich den Fremdkörper fixieren, der sich zuweilen sogar oberflächlich durch kalkartige Ablagerungen inkrustiert. Man kennt Fälle, in denen Fremdkörper 12, 15 und mehr Jahre in der L. festsaßen, dann aber doch noch ausgeworfen wurden. Die Fremdkörper müssen durch Kunsthilfe entfernt werden, wenn sie nicht schon durch einen plötzlichen Erstickungsanfall den Tod herbeiführten. Dieser Ausgang tritt sofort nach dem Hineingeraten des Fremdkörpers in die L. ein, falls letzterer sehr groß ist. Ist er kleiner, so zeigen sich die Merkmale der Luftröhrenverengerung, die Atmung verlangsamt sich, während der Puls sich beschleunigt, die Einatmung ist von einem weithin hörbaren, pfeifenden Atmungsgeräusch begleitet. Da nicht mehr die genügende Luftmenge in die Lungen eindringt, ist das Atmungsgeräusch in den Lungen abgeschwächt, die Lungenbewegungen sind weniger ergiebig, während trotzdem überall ein voller, lauter Perkussionsschall konstatiert wird. Andre Male vernimmt man mittels des Hörrohrs ein klappendes, die Atmung begleitendes Geräusch. Die Prognose ist immer ernst, denn erst nach Entfernung des Fremdkörpers ist in der Regel jede Gefahr beseitigt. Die Behandlung muß daher auf Entfernung des Fremdkörpers gerichtet sein, welche in den meisten Fällen mittels des Luftröhrenschnittes erreicht wird. Oft fliegt der Fremdkörper sofort nach Vollendung der Operation mit einer starken Ausatmung heraus, und man hat dann nur noch bei Kindern im Auge zu behalten, daß es sich möglicherweise um mehr als einen Fremdkörper handeln kann. Wird der Fremdkörper nicht von selbst ausgehustet, so muß man mittels der Tracheoskopie seinen Sitz zu ermitteln und ihn mit Zangen herauszuziehen suchen. Bisweilen kehrt man den Kranken um und läßt ihn, den Kopf nach unten, tief atmen, aber nicht sprechen, damit die Stimmritze weit offen ist. Weil aber hierbei der Fremdkörper sich leicht in die Stimmritze einklemmen kann, damit aber einen tödlichen Erstickungsanfall hervorrufen würde, so muß man auch in solchen Fällen den Luftröhrenschnitt der Prozedur vorangehen lassen. Ist der Fremdkörper entfernt, so bedarf der Kranke in der Regel keiner besondern Behandlung mehr.

Luftröhrenäste, s. Luftröhre.

Luftröhrenatmer, die durch Luftröhren oder Tracheen atmenden Gliederfüßer.

Luftröhrenerweiterung, soviel wie Bronchiektasie.

Luftröhrenfistel, s. Luftröhre.

Luftröhrenkatarrh, soviel wie Bronchialkatarrh.

Luftröhrenkrampf, Bronchialasthma, s. Asthma.

Luftröhrenschnitt (griech. Tracheotomie), die chirurg. Operation, bei der man die Luftröhre durch Einschnitt in ihre vordere Wand eröffnet, um durch denselben den Aus- und Eintritt der Ausatmungsluft aus den Lungen und in dieselben auch dann noch zu ermöglichen, wenn dies durch den Kehlkopf nicht oder nicht mehr genügend erfolgt. Am häufigsten findet dieser Fall statt beim Krupp des Kehlkopfes, wo die obern Luftwege, namentlich der Kehlkopf, mit festen Ausschwitzungsmassen verlegt sind, und wo die Gefahr der Erstickung um so gewisser ist, je jünger das Kind und je enger daher die Luftwege sind. Auch die Verengerungen des Kehlkopfes durch polypöse und andre Geschwülste, durch tuberkulöse Geschwüre mit Schwellung der Kehldeckelbänder (s. Tafel »Halskrankheiten«), syphilitische Narben 2c. können den L. erheischen. An und für sich ist der L. eine ungefährliche Operation. Mittels des Luftröhrenschnitts beim Krupp würde man um vieles günstigere Resultate erzielen, wenn man sich entschließen könnte, früher zur Operation zu schreiten, als dies gewöhnlich der Fall ist. Ist die Operation ausgeführt worden, so legt man in die frische Luftröhrenwunde eine gekrümmte silberne

Kanüle ein, damit der Luftstrom frei aus- u. eintreten kann. Nach Beseitigung des Hindernisses im Kehlkopf, wegen dessen man die Operation vorgenommen hat, entfernt man die Kanüle und sucht die Luftröhrenfistel wieder zum Verschluß zu bringen. In neuester Zeit haben amerikanische Ärzte versucht, den L. durch Einführen von Röhren in den Kehlkopf von der Mundhöhle aus (O'Dwyer's Intubation) zu ersetzen. — Den L. bei Diphtheritis, d. h. der sogen. brandigen Rachenbräune, zu machen, kann natürlich nur da angebracht sein, wo es sich ebenfalls wie beim Krupp um eine mechanische Verlegung der Atmungswege handelt. Dies wird aber nur selten der Fall sein. In der Mehrzahl der Fälle von starker Atemnot bei Diphtheritis ist dieselbe nicht die Folge mechanischer Behinderung in den obern Luftwegen, sondern Folge der Blutvergiftung ꝛc., und in solchen Fällen muß selbstverständlich der L. völlig wirkungslos sein. Bei Diphtheritis ist also, um die Patienten nicht ganz nutzlos durch eine Operation zu quälen, die Frage der Heilanzeige für Ausführung des Luftröhrenschnitts ganz besonders sorgfältig zu stellen.

Luftröhrenschwindsucht, soviel wie Kehlkopfschwindsucht, s. Kehlkopf (Krankheiten).

Luftröhrenwurm (Syngamus), s. Strongyliden.

Luftrotte, s. Flachs, S. 511.

Luftsack, dem Pferd eigentümliche blasenförmige Ausstülpung der Schleimhaut der Ohrtrompete. Der L. liegt jederseits neben und über dem Schlundkopf und stößt in der Mittellinie mit dem der andern Seite zusammen. Erkrankungen des Luftsackes und Füllung mit eiterigem Sekret sind nicht selten und schwer zu behandeln.

Luftsäcke (der Vögel), s. Lunge.

Luftsattel, in der Geologie ein im Scheitel aufgebrochener und teilweise zerstörter Sattel, s. Schichtung.

Luftsäure, soviel wie Kohlensäure.

Luftschiffahrt (Aëronautik; hierzu Tafel »Luftschiffahrt«), die Kunst, mittels geeigneter Apparate sich frei in die Luft zu erheben und in derselben fortzubewegen. In der Entwickelung und Förderung der L. unterscheidet man zwei dasselbe Ziel erstrebende Richtungen, die aërostatische und die dynamische. Bei der erstern (franz. aérostation) erfolgt das Auffliegen durch den Auftrieb der in einer Hülle (Ballon) eingeschlossenen Gase, die leichter sind als die Luft. Die horizontale Fortbewegung geschieht durch den Wind oder bei Vorhandensein von Motoren, welche dem Luftschiff eine Eigenbewegung zu geben vermögen, durch diese nach beliebiger Richtung hin. Letzteres kann jedoch nur dann eintreten, wenn der Druck, welchen die Propellervorrichtung des Luftschiffes auf die Luft ausübt, stärker ist als der dem Fahrzeug entgegenstehende Winddruck. Hierzu bedarf man widerstandsfähiger Propeller, sehr kräftiger, leichter Motoren, die überdies nicht feuergefährlich sein dürfen, und möglichster Verkleinerung und geeigneter Konstruktion der dem Luftwiderstand sich darbietenden Flächen. Aber auch eine schwächere Eigenbewegung eines Luftschiffes gestattet schon eine beschränkte Ablenkung des Kurses von der Windrichtung. Eine mit dem Winde treibende aërostatische Maschine nennt man wegen ihrer früher fast ausschließlich kugel-, bez. birnenförmigen Gestalt einen Luftballon. Neuerdings hat die Sucht nach Reklame dem Luftballon die verschiedensten Formen gegeben. Nach der Ballonfüllung unterscheidet man Warmluftballons (Heißluftballons, Montgolfièren) und Gasballons (Charlièren). Eine Verbindung dieser beiden Typen nennt man nach ihrem Erfinder Rozièren. Der Art der Verwendung nach unterscheidet man: 1) Freiballons, die sich frei erheben und sich durch die Luftströmungen forttreiben lassen. 2) Fesselballons (ballon captif), die nur für besondere militärische oder wissenschaftliche Zwecke an einem Kabel oder Tau bis zu einer beschränkten Höhe aufgelassen werden. 3) Pilotenballons, kleinere Ballons, die zur Erkundung der Luftströmungen höherer Regionen oder andrer Verhältnisse daselbst, oder als Zeichen, oder zur Vermittelung von Nachrichten ohne Begleitung eines Luftschiffers aufgelassen werden. Aërostatische Luftschiffe, früher lenkbare Ballons genannt, sind Fahrzeuge, die ihren Auftrieb durch einen meist zigarrenförmig gestalteten Ballon, ihre Eigenbewegung durch einen Motor erhalten. Im allgemeinen sind sie nach dem Vorbilde des Fisches gebaut.

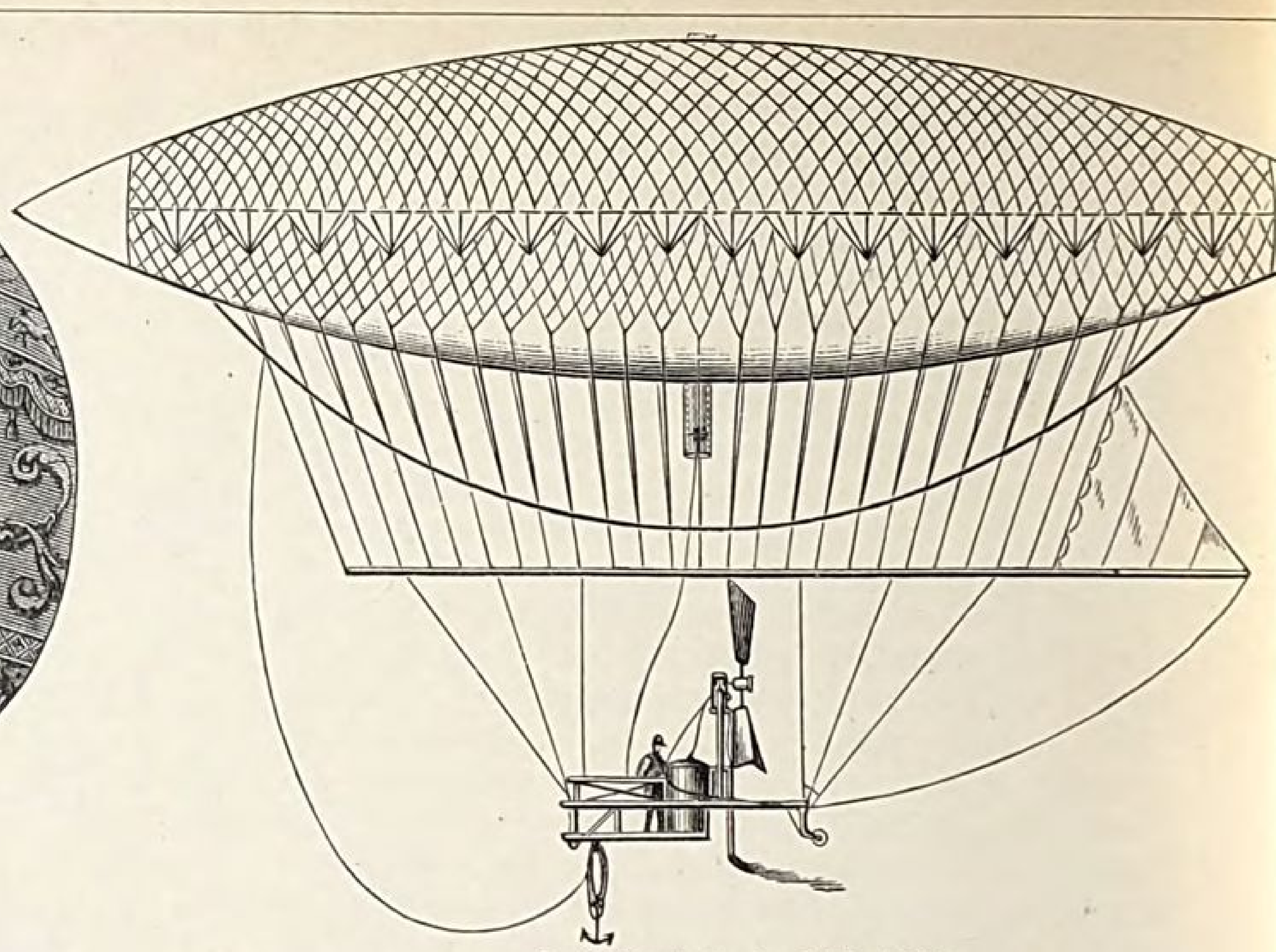
Die dynamische L. sucht den Auftrieb ohne Ballon mit Hilfe maschineller und konstruktiver Vorrichtungen zu erreichen. Sie glaubt bei ihren Luftschiffen infolge der im Vergleich zu aërostatischen viel kleiner zu gestaltenden Widerstandsflächen für den Winddruck und unter Mitwirkung des Gewichtes ihrer Fahrzeuge leichter eine willkürliche horizontale Bewegung erreichen zu können. Man unterscheidet gegenwärtig folgende Arten von Flugobjekten: 1) Flugapparate, Vorrichtungen, die ein Mensch an seinem Körper zum Zwecke freier Bewegung in der Luft (Kunstflug) befestigt. 2) Flugmaschinen, Vorrichtungen, die sich ohne Nutzlast in die Luft zu erheben vermögen. 3) Dynamische Luftschiffe, Fahrzeuge, die mit mindestens einem Menschen sich willkürlich in der Luft bewegen können.

Die Flugtechniker, welche sich ausschließlich mit der Lösung der dynamischen L. beschäftigen, verfolgen verschiedene Richtungen. Die Aviatiker betrachten den Vogelflug als die allein richtige Grundlage für ein Fliegen des Menschen; sie sind entweder Anhänger des persönlichen Kunstfluges oder Verfechter der mittels künstlicher Flügelkonstruktionen fortzubewegenden Flugmaschinen, bez. dynamischer Luftschiffe. Andre Flugtechniker verwerfen die Vorbilder der Natur und suchen auf rein mechanischem Wege die Konstruktion des dynamischen Luftschiffes zu vollenden.

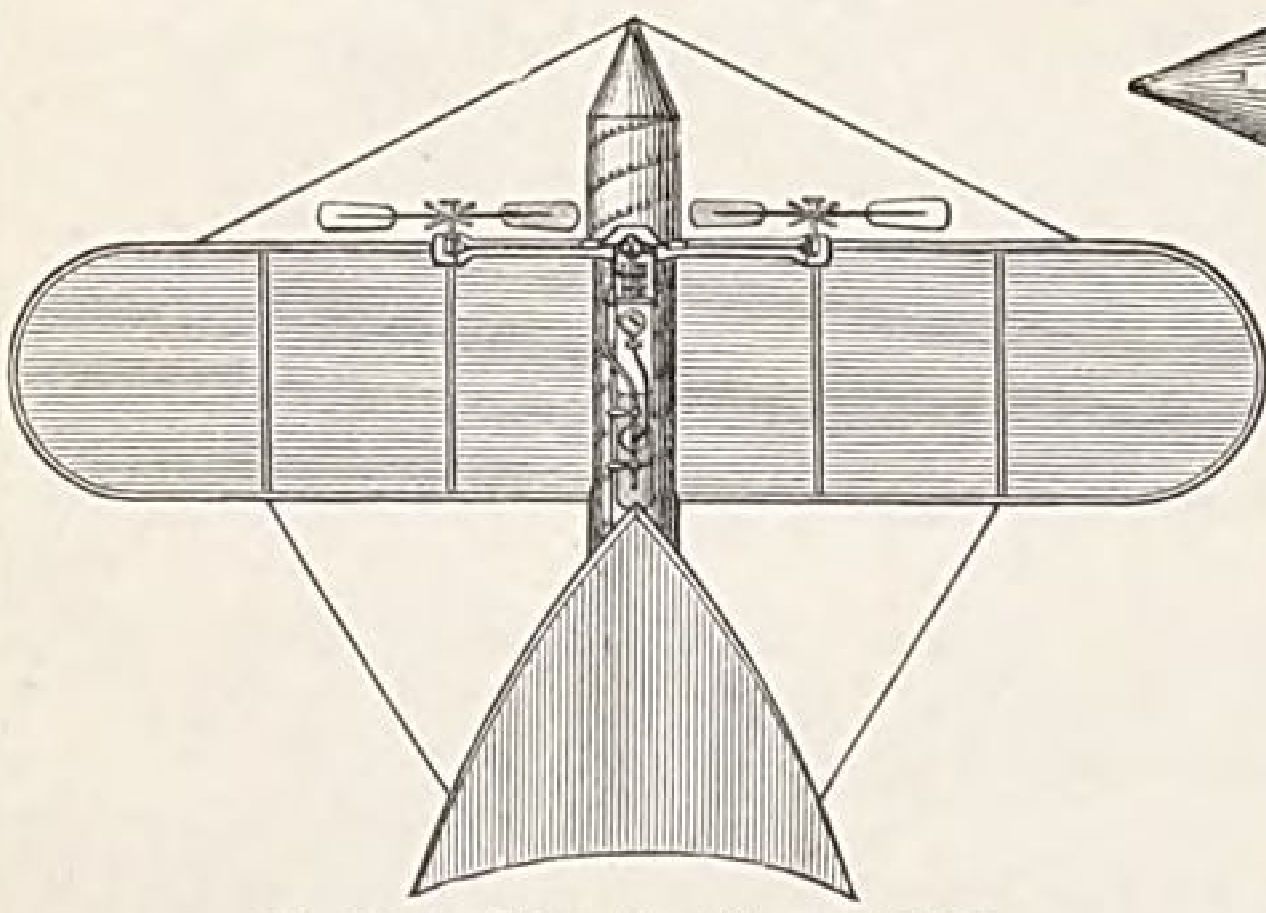
Die vielen Typen von Flugmaschinen, welche bis jetzt die dynamische Richtung der L. hervorgebracht hat, klassifizieren sich folgendermaßen: 1) Flügelflieger, Flugmaschinen, die sich nach Art des Ruderfluges der Vögel durch Flügelschläge fortbewegen sollen. 2) Wellenflieger, Flugmaschinen, die sich nach Art des Gleitfluges der Vögel in wellenförmiger Bahn fortbewegen. Ihr Abflug wird von einem hohen Punkte gedacht, oder es soll ihnen ein Hilfsmotor zunächst die erforderliche Fallhöhe geben. Beim Absturz soll die lebendige Kraft für den Aufflug wiedergewonnen werden. Durch Reibung eingetretene Kraftverluste soll ein Motor ausgleichen. Die Richtung aufwärts sollen verstellbare Segelflächen besorgen. 3) Drachenflieger (franz. aéroplane): die Erhebung erfolgt durch Zusammenwirken eines Motors mit unter Neigungswinkeln gestellten Drachenflächen. Die Anhänger dieser Klasse wollen entweder wenige große Flächen oder viele übereinander gestellte kleinere Flächen, unter anderm auch solche von parabolischem Querschnitt, anwenden. 4) Segelradflieger, Flugmaschinen, die mittels Schaufelräder, deren Rotationsachsen parallel der Bewegungsrichtung stehen, ge-



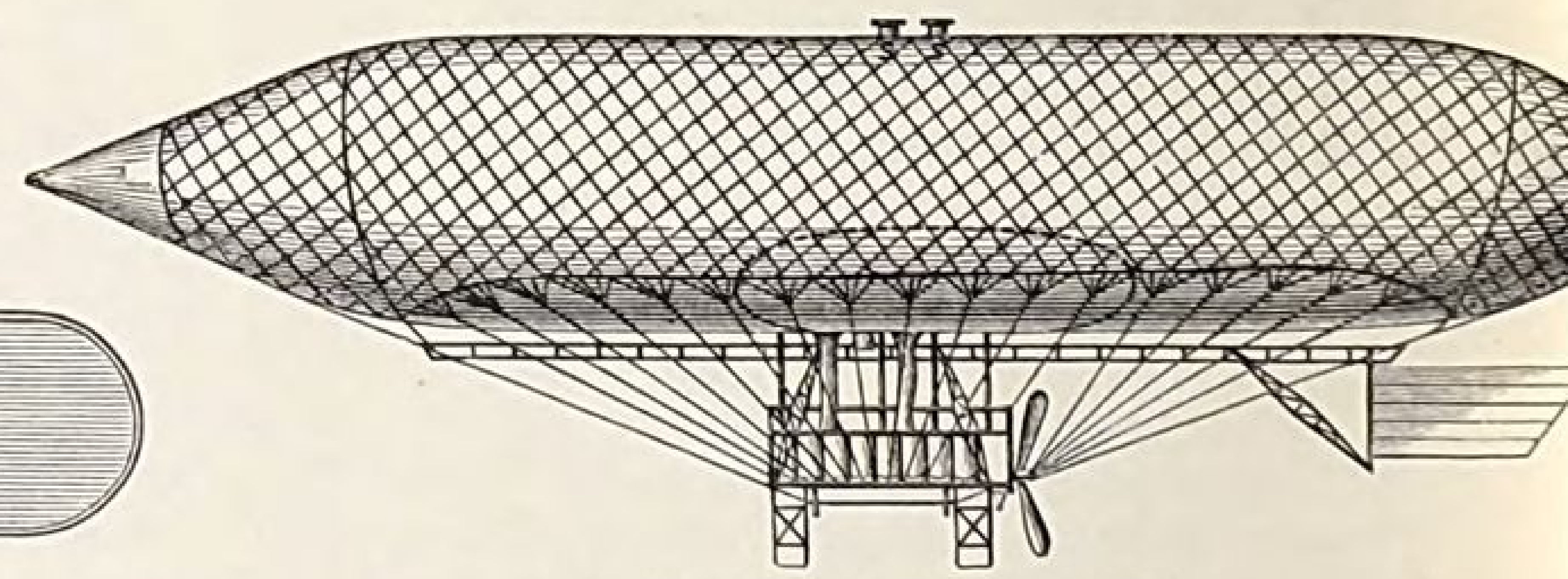
3. Montgolfiers Luftballon, 1783.



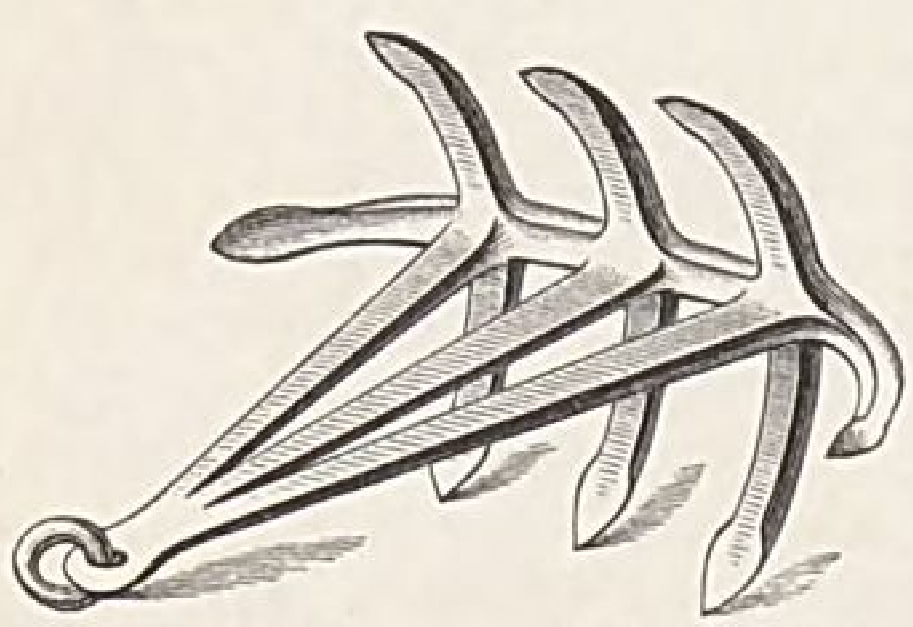
5. Giffards Luftschiff, 1852.



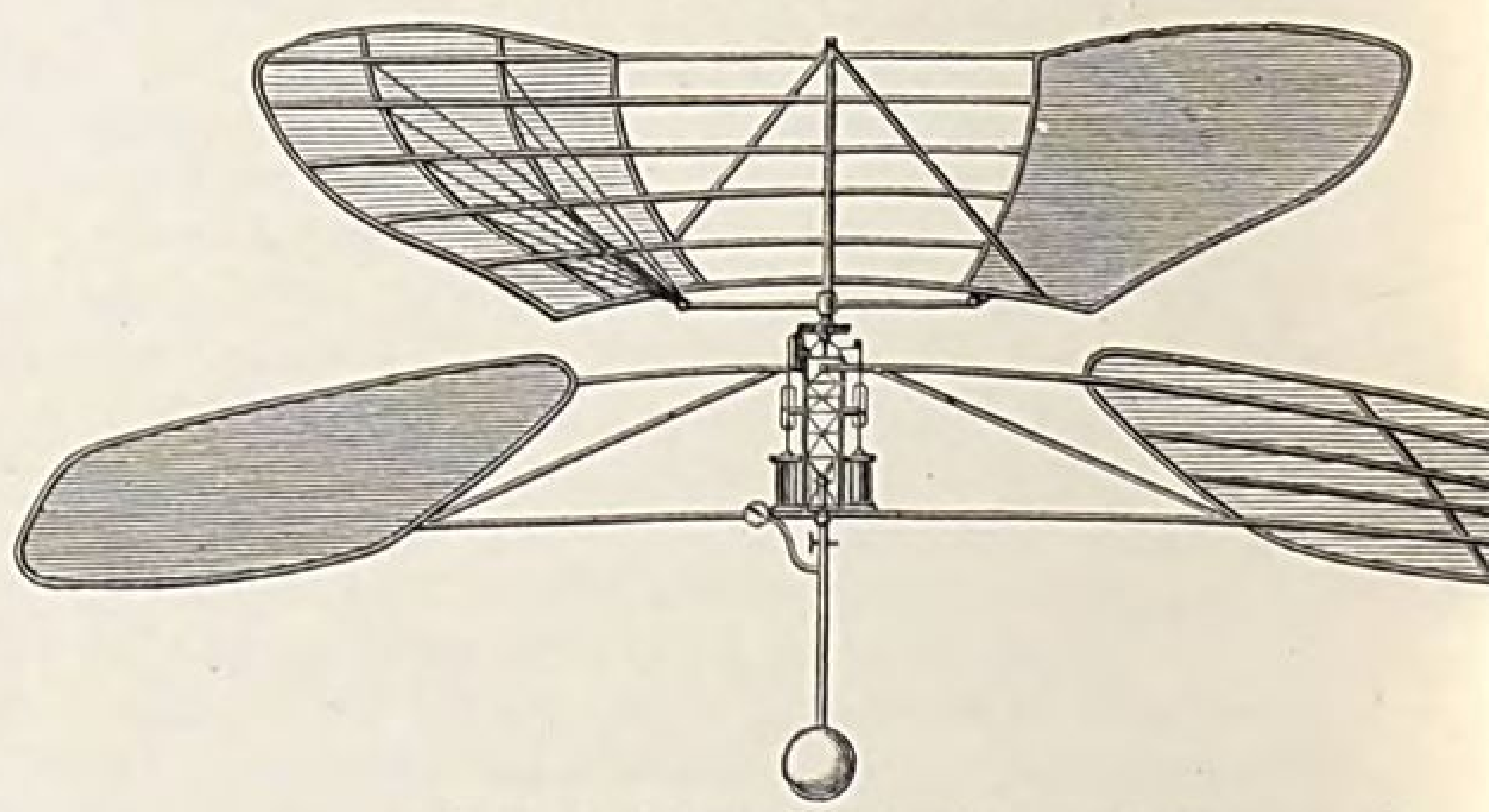
11. Tatins Drachenflieger, 1879.



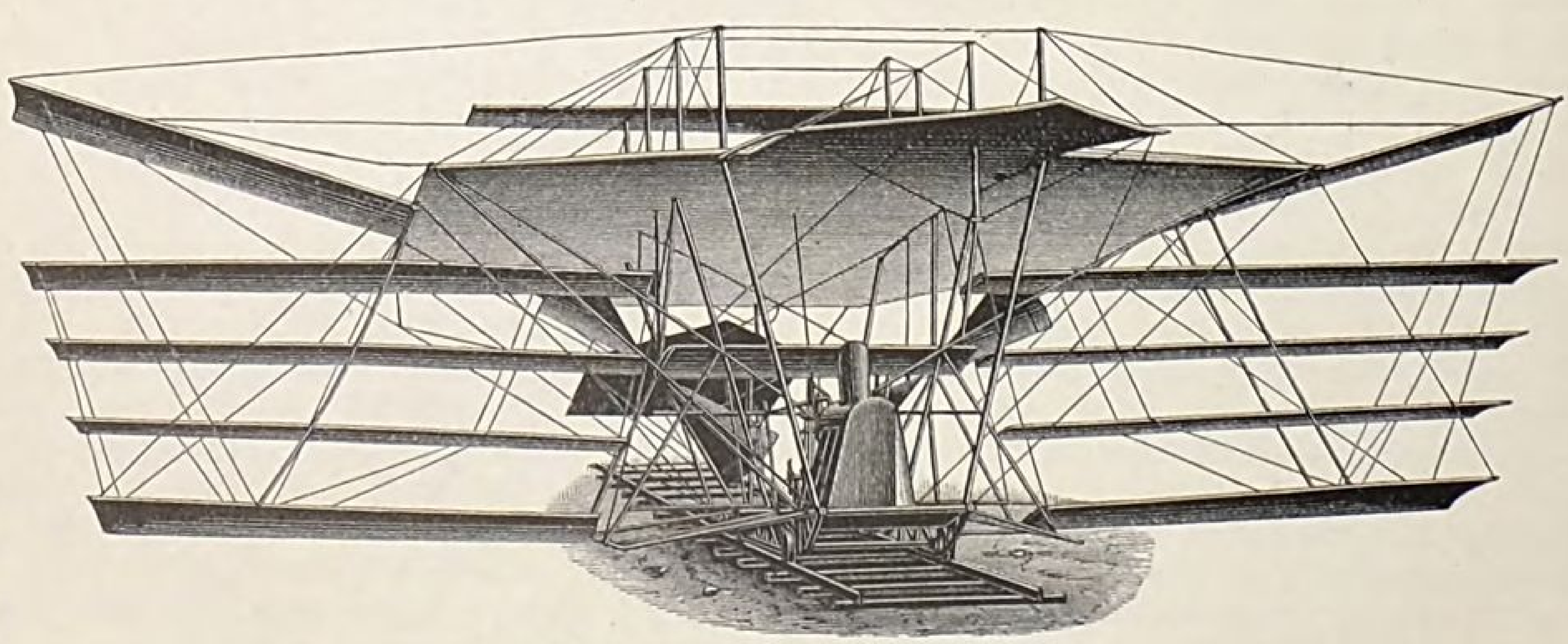
7. Haenleins Luftschiff, 1872.



1. Ankeregge von Hervé.



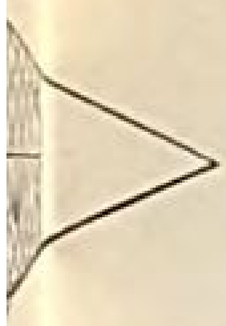
9. Forlaninis Schraubenflieger, 1878.

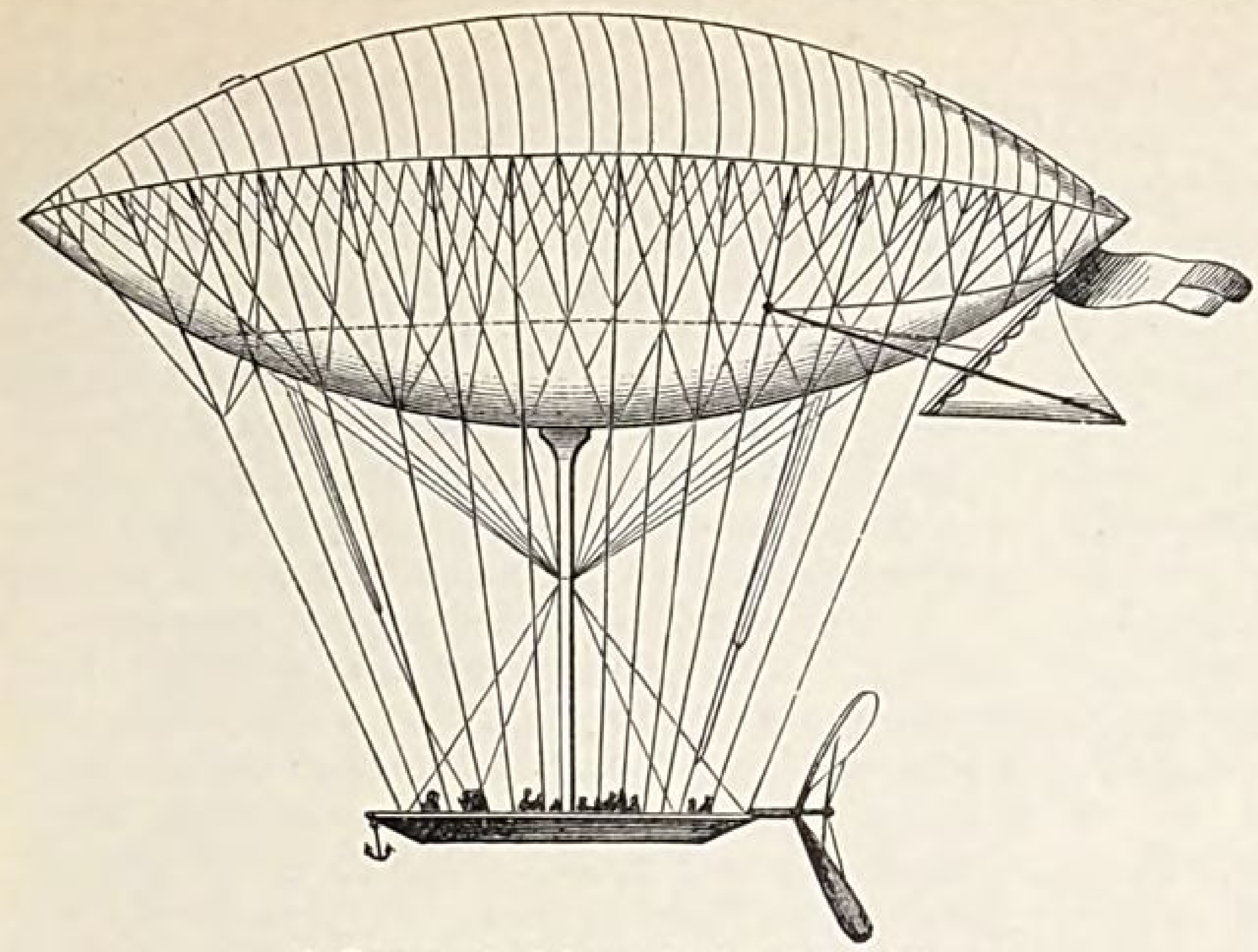


13. Maxims Flugmaschine, 1890—94.

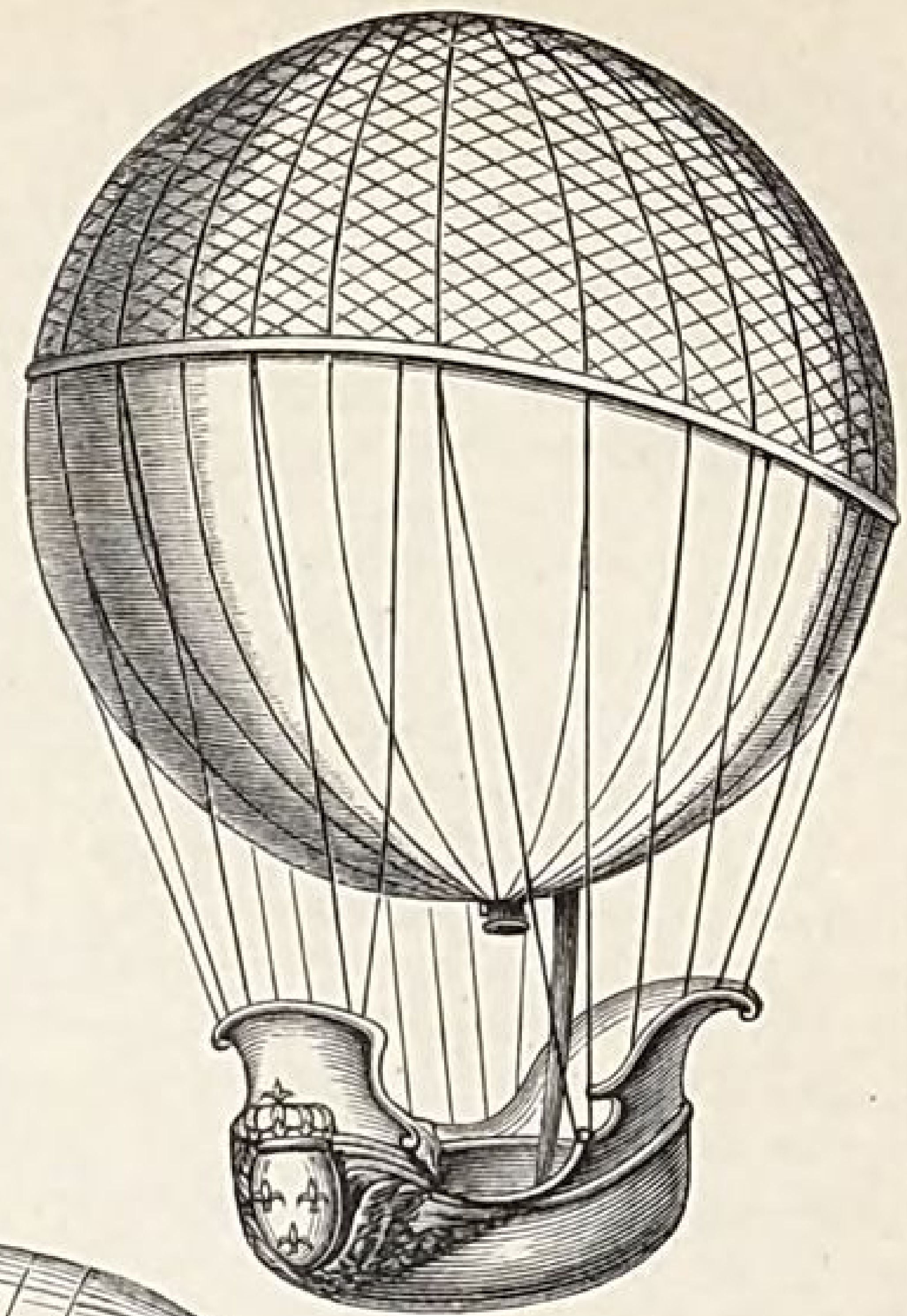


2. Korb des



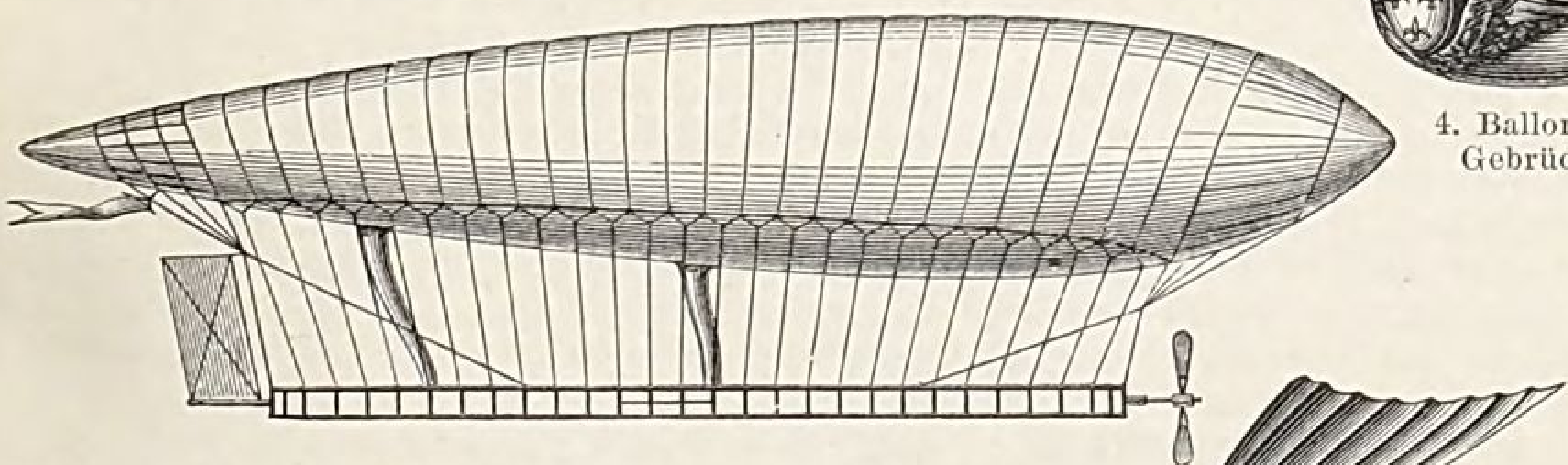


6. Dupuy de Lômes Luftschiff, 1872.



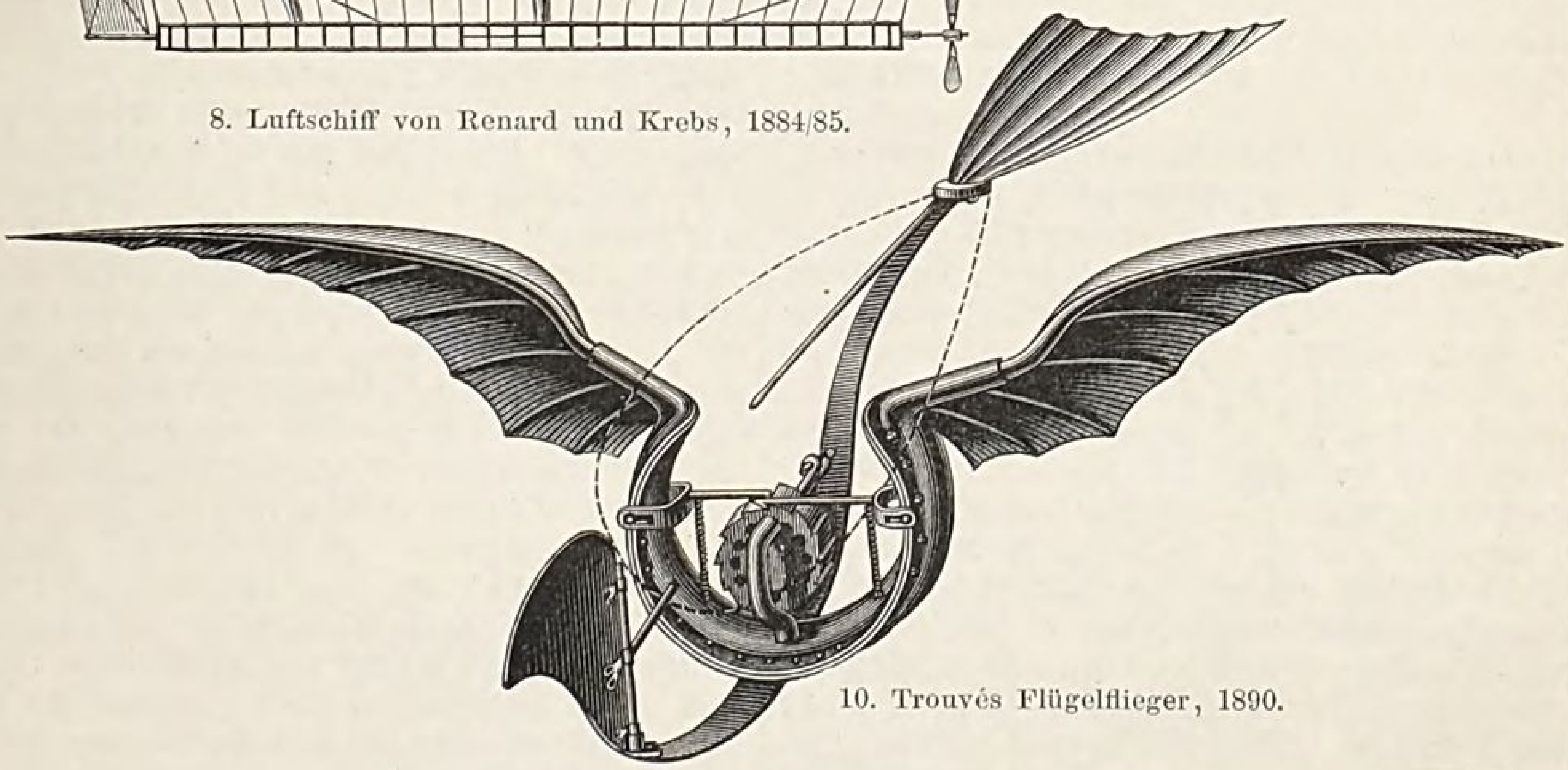
4. Ballon von Charles und Gebrüder Robert, 1783.



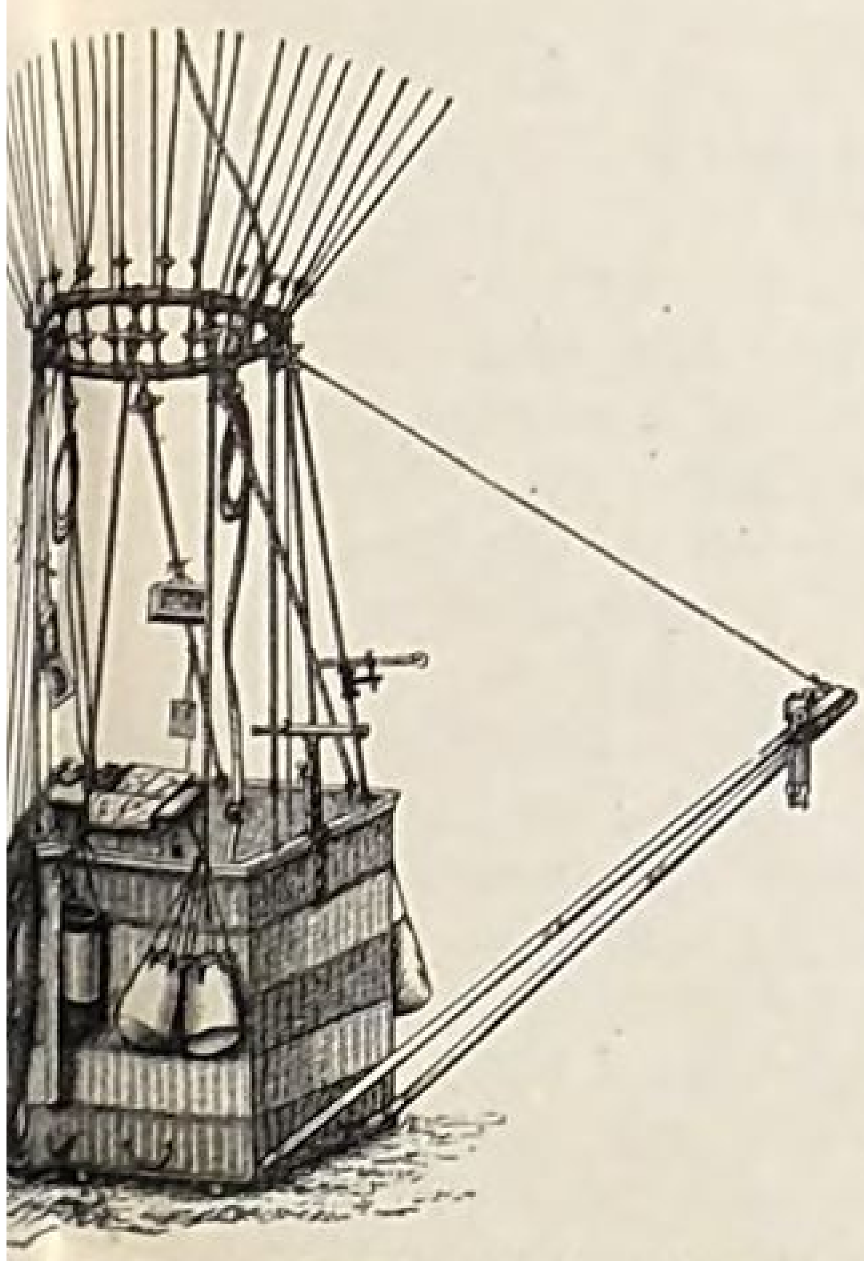


8. Luftschiff von Renard und Krebs, 1884/85.

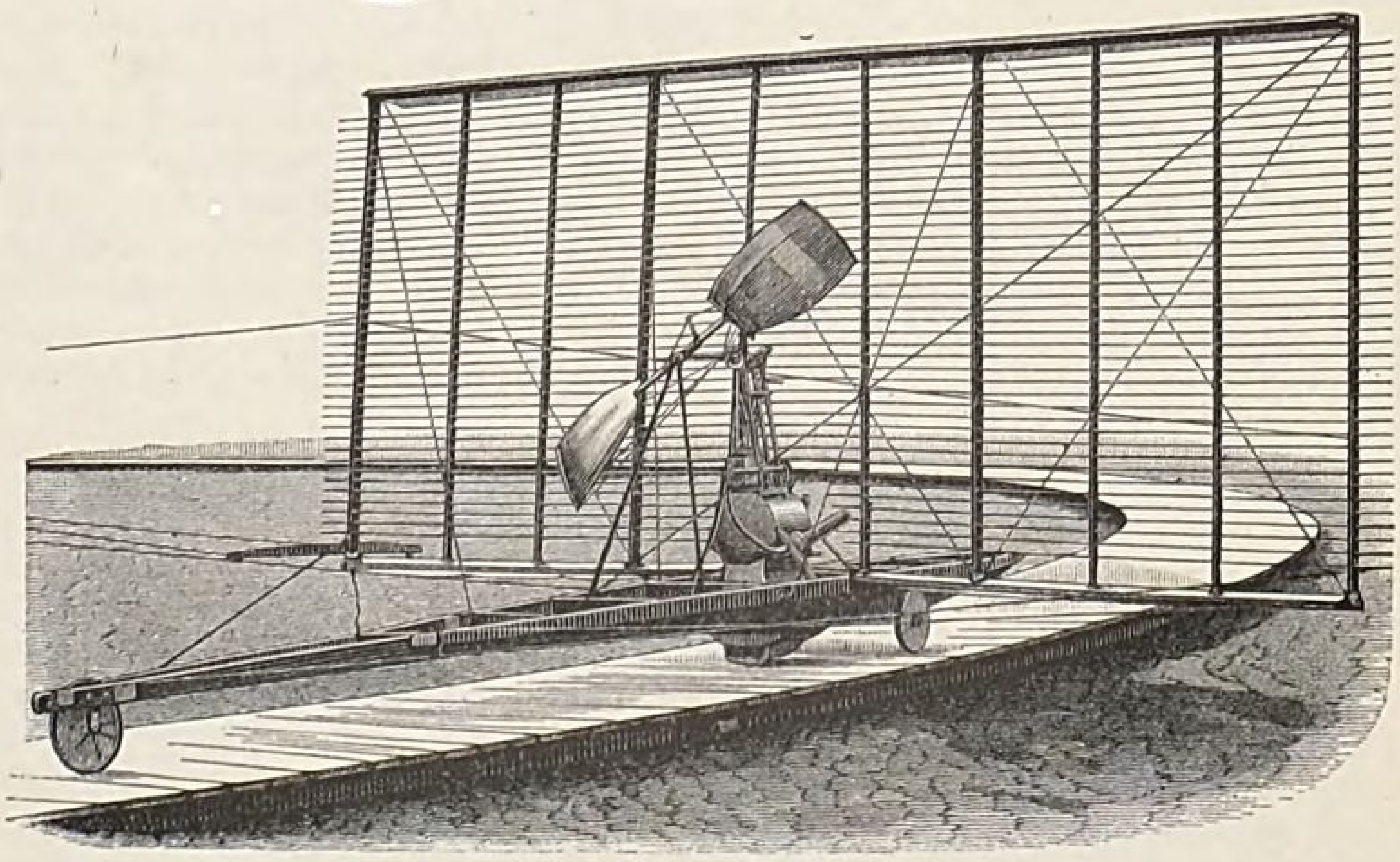




10. Trouvés Flügelflieger, 1890.



Ballons M. W. mit Ausrüstung.



12. Phillips' Flugmaschine, 1893.

hoben und durch schraubenartige Schiefstellung der Radspeichen vorwärts getrieben werden sollen. 5) **Schraubenflieger** (franz. hélicoptère): Hebung und Horizontalflug erfolgt bei diesen Maschinen ausschließlich durch Propellerschrauben. Auch hier wollen manche Erfinder wenige große, andre viele kleine Schrauben anwenden.

Praktische Erfolge hat bisher nur die aërostatische Richtung der L. zu verzeichnen. Sie allein gestattet heute eine Verwertung für verschiedene Zwecke und zeigt im Luftschiffermaterial wie in der Fahrkunst bereits eine bedeutende technische Vollendung.

Das **Luftschiffermaterial** zerfällt in das fliegende und in das zum Transport und für Vorbereitungen auf der Erde erforderliche. Zu ersterm gehört die aus Seide, Kattun, Perkal oder Goldschlägerhaut gefertigte **Ballonhülle**, welche oben ein **Ventil** zum Gasauslaß, unten einen schlauchartigen Ansatz, den **Füllansatz** oder **Hals** (appendix), der öfters ebenfalls durch ein Ventil verschließbar ist, besitzt. Als **Ventile** dienen gewöhnlich tellerförmige kreisrunde Platten, die durch Federkraft gegen einen Kranz gepreßt werden. Der äußere umgebogene Tellerrand drückt hierbei gegen einen über einer Hohlkehle befestigten Gummiring und stellt auf diese Weise den gasdichten Abschluß her. Zum Öffnen des Ventils führt eine **Ventilleine** durch das Innere des Ballons bis zum Korb. Die meist kugelförmige Ballonhülle wird vom **Ballonnetz** umgeben, welches aus Hanf, Seide, Baumwolle oder Ramié in Maschenmanier gestrickt wird. Oben legt sich das Netz mittels eines Taukranzes um das Ventil. Nach unten wird die Maschenzahl nach und nach verringert, was diesen Netzteilen ein gänsefußartiges Aussehen verleiht, wonach sie auch **Gänsefüße** benannt werden. Letztere laufen in einzelne Stricke, die **Auslaufleinen**, aus, die, am **Ballonring** angeknebelt, den untern Abschluß des Netzes bilden. Der Ballonring besteht aus Holz oder Metallrohr. An ihm werden schließlich die **Haltestricke** des **Ballonkorbes** angeknebelt und die zum Ankern erforderlichen Geräte sowie das **Schleiftau** oder ein **Schlepptau** befestigt. Als Anker benutzt man vornehmlich solche von eggenartiger Konstruktion (**Ankereggen**, Tafel, Fig. 1). Zum Ankern in Wasser dient ein kegelförmiger »Ankersack«. Das **Schleiftau** hängt lang herunter und soll zur automatischen Entlastung, zur Vermehrung der Reibung auf dem Erdboden und als Haltetau für Helfende beim Landen dienen. Das **Schlepptau** soll beim Fahren dauernd den Erdboden berühren und unter Umständen bei Benutzung von am Ballon angebrachten Segelflächen demselben eine seitliche Abweichung vom Kurse ermöglichen. Der **Korb** wird aus Weidenruten oder spanischem Rohr geflochten, die Haltestricke werden in das Flechtwerk hineingelegt, so daß ein Durchbrechen des Bodens nicht zu befürchten ist. Die Fesselung eines Ballons geschieht zweckmäßig an einem Taukreuz in der Mitte des Ballonringes oder vermittelst eines an letzterm angebrachten Trapezes. An den beiden Endpunkten der obern Stange des Trapezes wird dann gewöhnlich der Korb angeknebelt, was seine Pendelungen bei windigem Wetter verringert und den Aufenthalt in ihm unter solchen Verhältnissen erträglicher macht. Die sonstige Ausrüstung eines Ballons besteht vornehmlich aus einem Barometer, der genügenden Anzahl Landkarten und aus mit Sand gefüllten Ballastsäcken. Zu den Vorbereitungen für eine Freifahrt braucht ein gewöhnlicher Luftschiffer, welcher seinen Ballon in einer Gasfabrik füllt, nur eines Unterlegeplanes, einer Anzahl Sandsäcke, eines Füllschlauches zur Verbindung der Gasleitung mit dem Ballon und einiger Fülltüllen, um diese Verbindung zu vermitteln. Zur Auslüftung behufs Vornahme einer Untersuchung der Ballonhülle im Innern dient ein Ventilator. Die **Militärluftschiffer**, welche das Ballonfüllgas selbst bereiten oder in komprimiertem Zustande mitführen, bedürfen einer Reihe Wagen zur Mitführung alles Erforderlichen. Da für sie der Fesselballon vorläufig die größte Bedeutung hat, setzt sich ein **Ballontrain** (**Ballonpark**, sobald er unbeweglich ist) im allgemeinen aus folgenden Spezialfahrzeugen zusammen: 1) eine Ballonwinde, 2) ein Gaserzeuger, bez. eine Anzahl Wasserstoffwagen (Gaswagen), 3) eine Anzahl Wagen mit Material zur Gaserzeugung, 4) ein Ballonmaterialwagen. **Luftschifferabteilung** (s. d., Ballondetachement) nennt man eine Truppe, die einen Ballontrain oder -Park bedient.

Die **Füllung** von Warmluftballons erfolgt durch Anzünden eines Strohfeuers unterhalb der großen Öffnung in wenigen Minuten. Die innerlich gut mit aufgeleimtem Papier gedichtete Hülle muß zu diesem Zweck in die Höhe gezogen werden. Teile, die leicht mit dem Feuer in Berührung kommen, werden imprägniert oder aus Asbest gefertigt. In neuerer Zeit sind auch vollkommenere, gefahrlosere Feuerungseinrichtungen bei Warmluftballons eingeführt worden. Ihre Verwendung ist trotzdem eine sehr beschränkte geblieben.

Gasballons werden meist mit Leuchtgas, mitunter, und besonders die Militärballons, mit dem viel leichtern, aber auch teurern Wasserstoffgas gefüllt. Der Ballonstoff ist gegen Durchlässigkeit des Gases entweder mittels Leinölfirnis oder durch eine aufgewebte Gummischicht gedichtet; nur Goldschlägerhaut bedarf einer besondern Dichtung nicht. Man rechnet den Auftrieb des Ballons pro Kubikmeter Raum bei Leuchtgas = 0,65 kg, bei Wasserstoff = 1 kg. Bei den Militärballonparks wird neuerdings das Wasserstoffgas zumeist auf etwa 150—200 Atmosphären komprimiert in stählernen Flaschen mitgeführt. Diese Methode gestattet ein viel schnelleres Fertigmachen des Ballons, als wenn das Gas erst in Gaserzeugern im Felde auf chemischem Wege dargestellt werden muß; der Zeitunterschied in der Füllung steht etwa in dem Verhältnis 1:12.

Die **Tragkraft** des Ballons bei Leuchtgas- oder Wasserstoffgasfüllung gibt nachstehende Tabelle:

Durchmesser m	Inhalt cbm	Auftrieb in Kilogrammen: Leuchtgas	Auftrieb in Kilogrammen: Wasserstoffgas	Durchmesser m	Inhalt cbm	Auftrieb in Kilogrammen: Leuchtgas	Auftrieb in Kilogrammen: Wasserstoffgas
3	14,137	9,189	16,968	10	523,6	340	628
4	33,51	21,78	40,21	11	696,9	451	836
5	65,45	42,54	78,54	12	904,8	588	1086
6	113,1	73,51	135,72	13	1150,3	748	1380
7	179,6	116,74	215,52	14	1436,7	934	1724
8	268	174,25	321,7	15	1767,1	1149	2120
9	381,7	248	458	20	4189	2723	5027

Das **Ballonfahren** wird von **Luftschiffern** ausgeübt. Man unterscheidet **Schulfahrten**, die lediglich der Ausbildung im Ballonfahren und dem Sport dienen, und **angewandtes Fahren**, dem eine durch die Fahrkunst zu lösende Aufgabe zu Grunde gelegt wird. Die Schulfahrten zerfallen in mehrere

Bedeutend wertvoller, weil einen größern Fortschritt in der Bautechnik darstellend, waren die im Dezember 1872 von dem deutschen Ingenieur Paul Hänlein angestellten Versuche in Brünn. Sein walzenförmiger Ballon war durch ein Bambusgestell gesteift. Zur Bewegung bediente er sich einer Gasmaschine System Lenoir, welche ihren Gasbedarf dem Balloninnern entnahm. Das Luftschiff (Fig. 7) war 50,4 m lang, hatte 9,2 m Durchmesser und 2408 cbm Inhalt. Es erreichte eine Eigenbewegung von 5,2 m in der Sekunde, stellte also einen erheblichen Fortschritt in der Flugtechnik dar. Um so bedauerlicher war es, daß Zerwürfnisse des Erbauers mit dem Konsortium, welches die Mittel hergab, eine Fortführung dieses Versuchs nicht zuließen. In Deutschland selbst war damals noch keine Neigung, der Aëronautik näher zu treten, vorhanden; in England war 1865 die Aëronautical Society of Great Britain begründet worden, welche sich vornehmlich der dynamischen L. annahm, während in Frankreich das Ballonwesen immer mehr in den Vordergrund trat. Insbesondere trugen hierzu bei die wissenschaftlichen und technischen Fahrten, welche Tissandier, Sivel und Crocé Spinelli unternahmen, und auf deren einer die beiden letztgenannten im Ballon Zenith 1877 bei 8600 m Höhe den Erstickungstod fanden, und ferner der Aufsehen erregende Fesselballon, welchen Giffard während der Weltausstellung zu Paris 1878 aufsteigen ließ. Dieser letztere hatte einen Durchmesser von 36 m und enthielt 25,000 cbm Wasserstoffgas; er vermochte 38 Personen 500 m hoch zu heben und zeigte in jeder Beziehung einen hohen Grad technischer Vollendung in seiner Ausführung. Inzwischen hatte auch das französische Kriegsministerium 1877 die Schule zu Meudon wieder ins Leben gerufen, und es waren auf Veranlassung von Gambetta dem Direktor derselben, Hauptmann Renard, 200,000 Fr. für den Bau eines aërostatischen Luftschiffes bewilligt worden. Die Thätigkeit dieses Staatsinstituts, welches anfänglich mit dem Verein »Société française de navigation aérienne« in Verbindung stand, übte sowohl in der Ermutigung zu Unternehmungen in der Aëronautik wie auch ferner zur Bildung einer Privatindustrie für aëronautische Bedürfnisse den günstigsten Einfluß aus. Schriftsteller wie Tissandier und Wilfried de Fonvielle sorgten im übrigen dafür, daß das Interesse für die L. allgemein rege blieb und richtige Anschauungen über dieselbe sich verbreiteten. Auch Deutschland blieb von dieser Bewegung nicht unberührt. Die Luftfahrten von Wölfert und Baumgarten führten 1881 zur Gründung des Deutschen Vereins zur Förderung der L. in Berlin durch W. Angerstein. In Paris traten unterdes 1883/84 die Brüder Tissandier mit einem Luftschiff auf, welches in Anlehnung an die Pläne Dupuy de Lômes erbaut war, jedoch zur Bewegung der zweiflügeligen Schraube einen Elektromotor hatte, der durch Chromsäurebatterien getrieben wurde. Aber diese Versuche, so beachtenswert sie waren, wurden bald übertroffen durch die Erfolge, die die Hauptleute Renard und Krebs in Chalais-Meudon mit ihrem Luftschiff »La France« der erstaunten Welt darboten. Am 9. Aug. 1884 kehrte zum erstenmal ein Luftschiff mit Eigenbewegung nach einer Fahrt von 20 Minuten nach seinem Auffstiegort zurück. Der Versuch wurde noch sechsmal wiederholt und glückte im ganzen fünfmal. Der Ballon (Fig. 8) war tropfenförmig gestaltet, das stärkere Ende war vorn; er war 50,42 m lang, hatte 8,4 m größten Durchmesser und 1864 cbm Inhalt. Das aus Bambus gefertigte, 33 m lange, 2 m hohe Schiff befand sich 4 m unterhalb des Ballons. Die zweiflügelige Propellerschraube war am Vorderteil des Schiffes angebracht. Eine Grammesche Dynamomaschine, welche mit 9 Pferdekräften auf die Schraubenwelle wirkte, gab dem Luftschiff die bisher größte erreichte Eigengeschwindigkeit von 6,2 m in der Sekunde. Der Motor bestand aus einer von Renard erfundenen Chlorchromsäurebatterie. Als Endergebnis stellte sich heraus, daß man einen bedeutenden Fortschritt gemacht, daß das Resultat aber immer noch nicht derartig war, daß man das Luftschiff praktisch verwerten konnte. Dazu war die Wirkungsdauer des Motors zu gering. Inzwischen hatten verschiedene Staaten ihre Aufmerksamkeit der Militär-Aëronautik zugewendet; so folgte Frankreich 1879 England, 1884 Deutschland, 1885 Italien und Rußland etc. Hand in Hand mit diesen staatlichen Einrichtungen ging deren Rückwirkung auf die aëronautische Industrie. Gleichzeitig jedoch machten sie auch einen lähmenden Einfluß geltend auf die unter dem Banner des Patriotismus arbeitenden Vereine für L., soweit sie mehr der Aërostatik als der Aviatik huldigten, wie es in Deutschland und Frankreich der Fall war. In rechtzeitiger Erkenntnis dieser Verhältnisse suchte Aßmann, der Vorsitzende des Deutschen Vereins, seine Ziele in der Erforschung des Luftozeans durch wissenschaftliche Fahrten und außerdem im weitern Verfolg der Aviatik. Die bereits erwähnten Fahrten der Ballons Humboldt, Phönix, Meteor und Cirrus ergaben ganz neue Gesichtspunkte für viele Probleme des Luftmeeres und berichtigten und ergänzten die 1862 von Glaisher veranstalteten Fahrten, auf deren Ergebnissen sich unsre bisherigen Kenntnisse aufbauten. Im Kunstflug machte sich der Ingenieur Lilienthal in Berlin einen Namen. Es gelang ihm mit seinem Flugapparat von 15 qm Fläche, gegen den Wind einen Berg hinunterzuschweben bis auf etwa 300 m Entfernung. Seine Entdeckung, daß parabolisch schwach gewölbte Flügel, horizontal gehalten, beim horizontalen Auftreffen der Luft einen stark hebenden und wenig hemmenden Widerstand erfahren, ist für die Weiterentwickelung der Flugtechnik von großer Bedeutung.

In Österreich bildete sich 1887 der Wiener flugtechnische Verein, welcher sich besonders der dynamischen L. zuwendete. Erwähnungswert sind seine Arbeiten über Schraubenflieger von Jarolimek und Wellenflieger von Platte. Ein Drachenflieger wurde im Modell hergestellt von Kreß, und namhafte Versuche fanden in letzter Zeit mit dem von Wellner erfundenen Segelradflieger statt, welche indes leider nicht die erwarteten Resultate ergaben. In München entstand 1889 ein in enger Fühlung mit der dortigen Militärluftschifferabteilung stehender Luftschifferverein. Die Weiterentwickelung der dynamischen L. kam 1877 in den Modellen von Flugmaschinen einiger Forscher zum Ausdruck. So erfand der Franzose Dandrieux den mit Gummibandmotor hochzutreibenden Schmetterling, und der italienische Ingenieur Forlanini konstruierte das erste Schraubenfliegermodell, welches sich durch Dampfkraft erhob (Fig. 9). Eine Reihe andrer Modelle von Flügelfliegern (Pénaud, Brearh, Trouvé, Hargrave) und Drachenfliegern (Tatin, Kreß, Goupil) hatten keine weitere Bedeutung als die, zu zeigen, daß Flugmaschinen in kleinem Maßstabe herstellbar waren. Trouvé (Fig. 10) befestigte die Flügel an einer elliptischen Bowdonschen Röhre, die durch Gasdruck intermittierend gestreckt

wurde und so den Flügelniederschlag besorgte. Es erfolgte dies durch den Gasdruck, welchen die Entzündung von Patronen in einer selbstthätig wirkenden Revolvertrommel auf die Röhre hervorrief. Tatin (Fig. 11) bewegte mittels komprimierter Luft eine kleine Maschine, die zwei Propeller im entgegengesetzten Sinne drehte. Die Drachenfläche seines Apparats hatte eine geringe Neigung, wodurch der Auftrieb schließlich erzielt wurde. Erst das zielbewußte praktische Vorgehen der Aëronautical Society of Great Britain schuf hierin Fortschritt und Klarheit und lieferte den Beweis, daß unsre Technik auch dynamische Luftschiffe zu erbauen vermag. Den ersten glücklichen größern Versuch machte Horatio Phillips 1893 (Fig. 12). Seine Segelfläche bestand aus einer 5,5 m breiten, 2,4 m hohen Jalousie, deren einzelne Drachenflächen nur 38 mm breit waren und im Querschnitt eine parabolische Krümmung hatten. Dieser Rahmen, auf einem dreiräderigen Wagen mit einem Motor und einer zweiflügeligen Propellerschraube montiert, stellte den Apparat dar, welcher in der Kreisbahn sich 60—90 cm über dem Erdboden erhob. Das hervorragendste Werk schaffte 1890—94 der auch als Konstrukteur der Schnellfeuerkanonen bekannte Ingenieur Hiram Maxim. Er erbaute einen Drachenflieger (Fig. 13) mit 540 qm Drachenfläche und einem äußerst vollendeten Dampfmotor mit Gasolinheizung, der zwei Propeller zu treiben hatte und eine Kraft von 360 Pferdekräften entwickeln konnte. Die Maschine wog pro Pferdekraft nur 3,6 kg. Der ganze Flugapparat wog beim Flugversuch 18. Juni 1894 einschließlich drei darauf befindlicher Menschen 3625 kg. Bei einer Bewegungsgeschwindigkeit von 60 km pro Stunde erhob sich das Luftschiff auf einer Strecke von etwa 100 m von den Schienen und übte dabei gegen die obern Schienen, welche sein Fortfliegen verhindern sollten, einen Druck von 4560 kg aus. Wenn solche Erfolge einerseits zu den besten Hoffnungen berechtigen, so bleibt anderseits zu bedenken, daß wir vorläufig derartige Luftschiffe noch nicht frei über dem Erdboden zu bewegen im stande sind. Auch ist die Frage der Stabilität in der Luft und die des Landens mit derartigen Fahrzeugen bisher noch nicht gelöst. Viele andre Bedenken lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß die aërostatische L. wohl zuerst brauchbare Luftschiffe hervorbringen wird, und daß letztere durch allmähliche Verkleinerung des Ballons erst sehr viel später in rein dynamische Luftschiffe umgewandelt werden dürften. Vgl. Moedebeck: Die L. unter besond. Berücksichtigung ihrer militärischen Verwendung (Leipz. 1886), Die L. in ihrer neuesten Entwickelung (Berl. 1887) und Taschenbuch für Flugtechniker und Luftschiffer (das. 1895); Lilienthal, Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst (das. 1889); Hoernes, Die Luftfahrzeuge der Zukunft (Wien 1890); Derselbe, Die Wellnerschen Versuche über den Luftwiderstand und mit dem Probesegelrad (Prag 1895); Steiger, Vogelflug und Flugmaschine (Münch. 1891); Chanute, Progress in flying machines (New York 1894); Popper, Flugtechnik (Berl. 1889); de Fonvielle, Manuel pratique de l'aéronaute (Par. 1894); de Graffigny, Die L. und die lenkbaren Ballons (deutsch von Schulze, Leipz. 1888); Tissandier: Histoire des ballons et des aéronautes célèbres (Par. 1887—90, 2 Bde.), La navigation aérienne (das. 1886) und Les ballons dirigeables (1885); Turner, Experiments and adventures in the atmosphere (Lond. 1865); de Fonvielle, Le siège de Paris vu à vol d'oiseau (Par. 1895); de Rossi, I palloni postali (Lanciano 1894); »Zeitschrift für L. und Physik der Atmosphäre«, Organ der Vereine in Berlin, Wien und München (Berl., seit 1881); »Annual Reports of the Aëronautical Society of Great Britain« (Lond. 1865—93); »L'Aéronaute« (Par., seit 1868); »Revue de l'aéronautique« (1888—93); »L'Aérophile« (Par., seit 1893).

Luftschifferabteilung, deutscher Truppenteil für Luftschifferdienst. Das 1884 errichtete Ballondetachement ist 1887 als L. in den Etat aufgenommen; es besteht aus einem Major, einem Hauptmann, 4 Leutnants und einer kriegsstarken Kompanie. Sie steht unter dem Chef des Generalstabs der Armee, trägt die Uniform des Eisenbahnregiments, jedoch statt des E ein L als Abzeichen und einen Tschako mit silbernem Beschlag als Kopfbedeckung. Die L. ist in Berlin stationiert und mit einer Luftschifferlehranstalt verbunden. Bayern hat seit 1890 eine L. in München. In den meisten fremden Heeren bestehen ähnliche Truppenteile.

Luftschleuse, s. Grundbau, S. 18.

Luftschlucken (Luftschnappen), s. Koppen der Pferde.

Luftseilbahn, s. Seilbahn.

Luftspiegelung, eine atmosphärische Lichterscheinung, tritt ein, wenn Luftschichten von verschiedener Temperatur und folglich auch ungleicher Dichte und Lichtbrechung neben- oder übereinander lagern, so daß

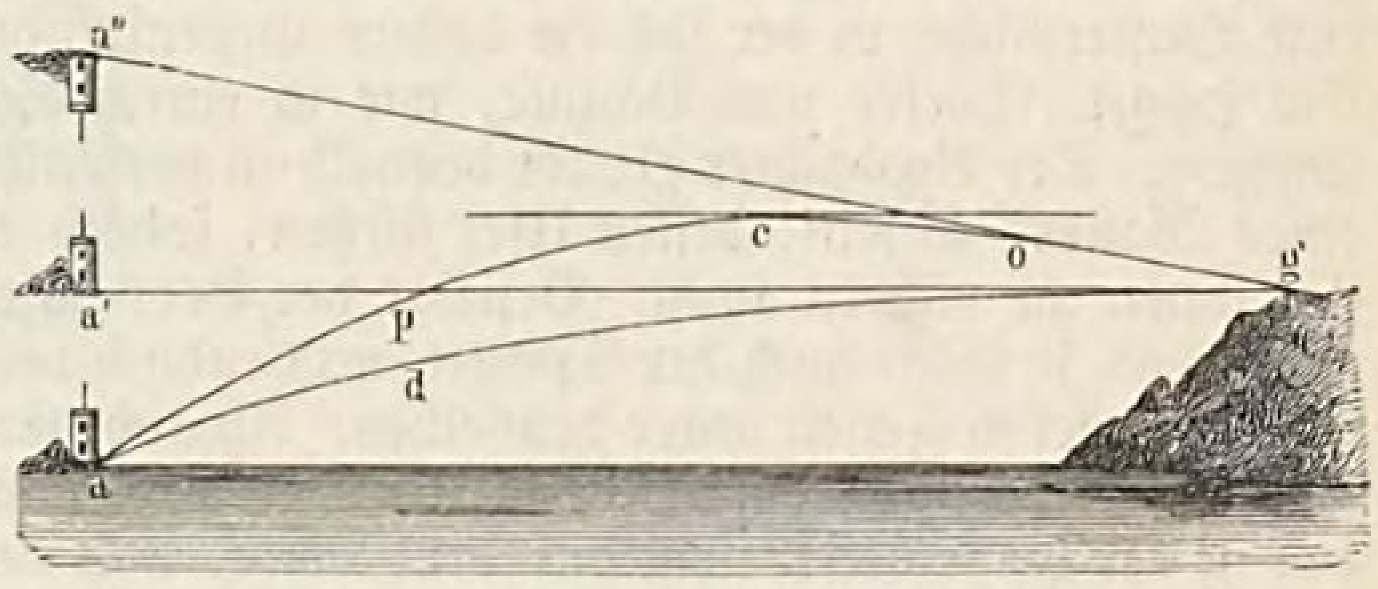


Fig. 1. Atmosphärische Strahlenbrechung.

die durchgehenden Lichtstrahlen gebrochen, von der ursprünglichen Richtung abgelenkt werden und gekrümmte Bahnen durchlaufen (Fig. 1, a d g, a p c o g). Sie ist also eine Folge der atmosphärischen Strahlenbrechung (s. Brechung des Lichts) und bewirkt, daß Gegenstände, die sich unter dem Horizont befinden, deutlich sichtbar, also gewissermaßen gehoben werden (man erblickt von g aus in a' das gehobene Bild von a und in a'' das umgekehrte Bild), oder daß über dem Horizont befindliche Gegenstände doppelt, vergrößert oder umgekehrt in der Luft schwebend erscheinen. Am häufigsten ist die L. über weiten Ebenen, namentlich über größern Sandflächen und über Gewässern, und am auffallendsten in den heißen und kalten Gegenden der Erde. Die deutschen Seeleute nennen diese Erscheinung Kimmung, die englischen Looming, die holländischen Uppdracht, die französischen Mirage. In Indien nennt man die L. Chittram, »Bild«, oder Sikota, »Schlösser der kalten Zeit«; bei den Arabern heißt sie Sehrab, »geheimnisvolles Wasser«, auch Bacher el Alfrid, »Sohn des Teufels«, oder Bacher el Gazal. Die Erklärung der L. über stark erwärmtem ebenem Boden, z. B. der afrikanischen Wüsten, wurde von Monge (1798) gegeben (Fig. 2, S. 588). Sind nämlich die untersten Luftschichten stark erhitzt und daher weniger dicht als die höher liegenden, so nimmt jeder Lichtstrahl, der von einem hervorragenden Gegenstand nach dem Boden geht, infolge des nach unten abnehmenden Brechungs-

vermögens der Luft eine immer schrägere Richtung an (h i l m n p), durchläuft eine nach oben konkave krummlinige Bahn, biegt endlich um (bei m) und gelangt nun von untenher (z p) in das Auge p des Beobachters a, als wenn der Strahl an einer wagerechten Spiegelfläche zurückgeworfen wäre. Das Auge sieht daher unterhalb des wirklichen Gegenstandes, welcher durch die obern Luftschichten von mehr gleichmäßiger Dichte direkt wahrgenommen wird, in umgekehrter Lage ein Spiegelbild desselben; und da auch

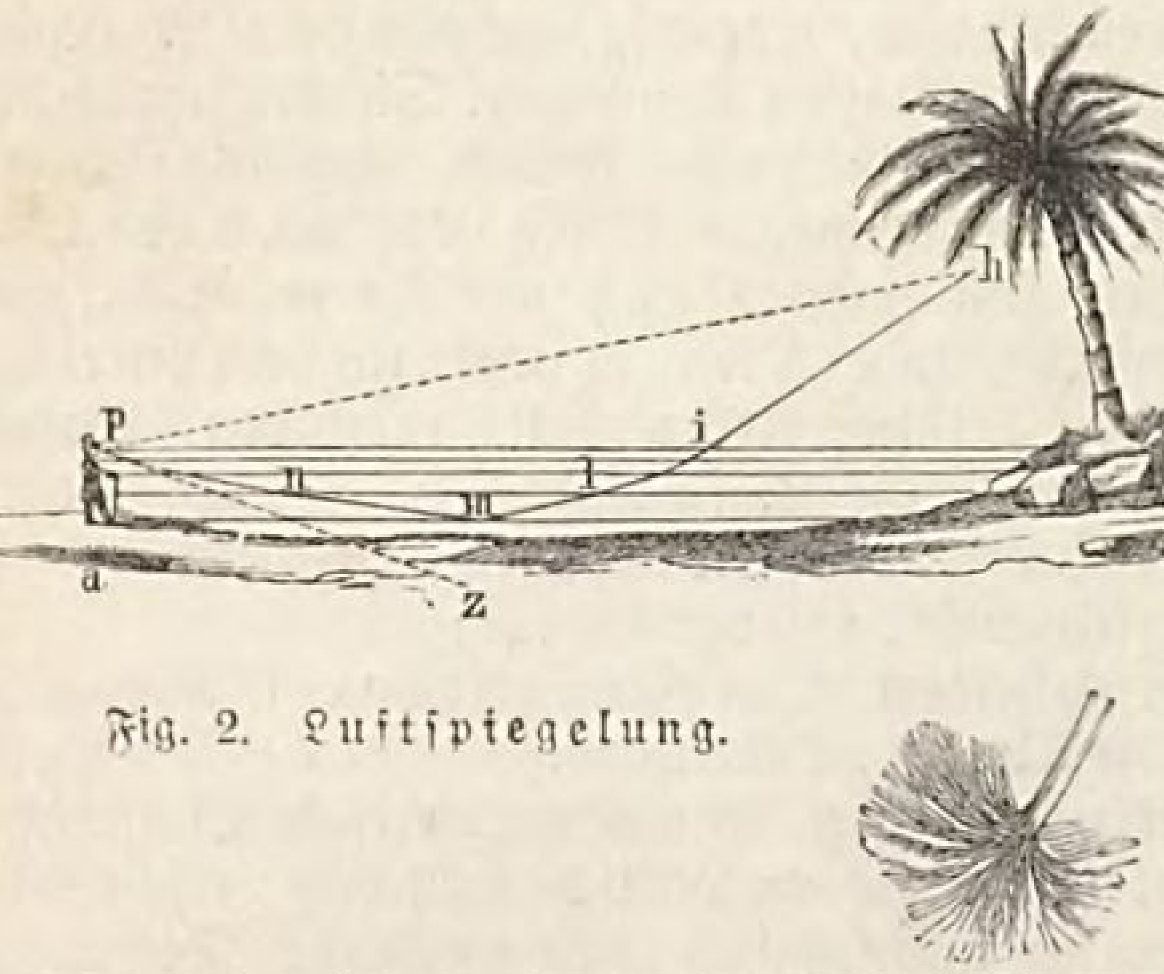


Fig. 2. Luftspiegelung.

das Licht des Himmels an der heißen Luftschicht zurückgeworfen wird, so sieht diese täuschend aus wie eine Wasserfläche, in der sich die höhern Gegenstände, wie Hügel, Dörfer und Bäume, wie in einem See spiegeln. Der Beobachter glaubt deshalb in der Nähe eines Wassers zu sein, dessen Ufer fliehen, sobald er sich ihnen zu nähern sucht. Besteigt der Beobachter eine Höhe, so steigt auch der Spiegel, und endlich verschwinden selbst Felsen unter demselben. Ähnliche Erscheinungen beobachtet man überall in wärmern Gegenden in der Nähe der Küsten auf dem Meer, und der Schiffer kennt sie als Seegesicht. In den Polargegenden zeigt sich die L. unter andern Bedingungen als in den heißen Gegenden, indem namentlich die Oberfläche des Meeres in den kalten Gegenden der Erde bei sonst hellem Wetter viel kälter ist als die über ihr befindliche atmosphärische Luft; deshalb wird die der Oberfläche des Meeres nächste Luftschicht vorzugsweise kalt, und die Dichtigkeit der Luft nimmt von unten an aufwärts in stärkerm Maß als gewöhnlich ab. Befindet sich nun das Auge eines Beobachters in der kalten Schicht, so ist es möglich, daß von einem ebenfalls in der kalten Schicht befindlichen Gegenstand Lichtstrahlen so in dasselbe gelangen, daß dadurch ein umgekehrtes Bild des Gegenstandes oberhalb desselben in der Luft zum Vorschein kommt. Über einem entfernten Schiff erscheint ein zweites umgekehrt in der Luft und mit seinen Mastspitzen die des wirklichen Schiffes berührend (Fig. 3). Schiffe, die noch unter dem Horizont sind, können auf diese Weise sichtbar werden und geben bisweilen selbst noch ein Spiegelbild. Die

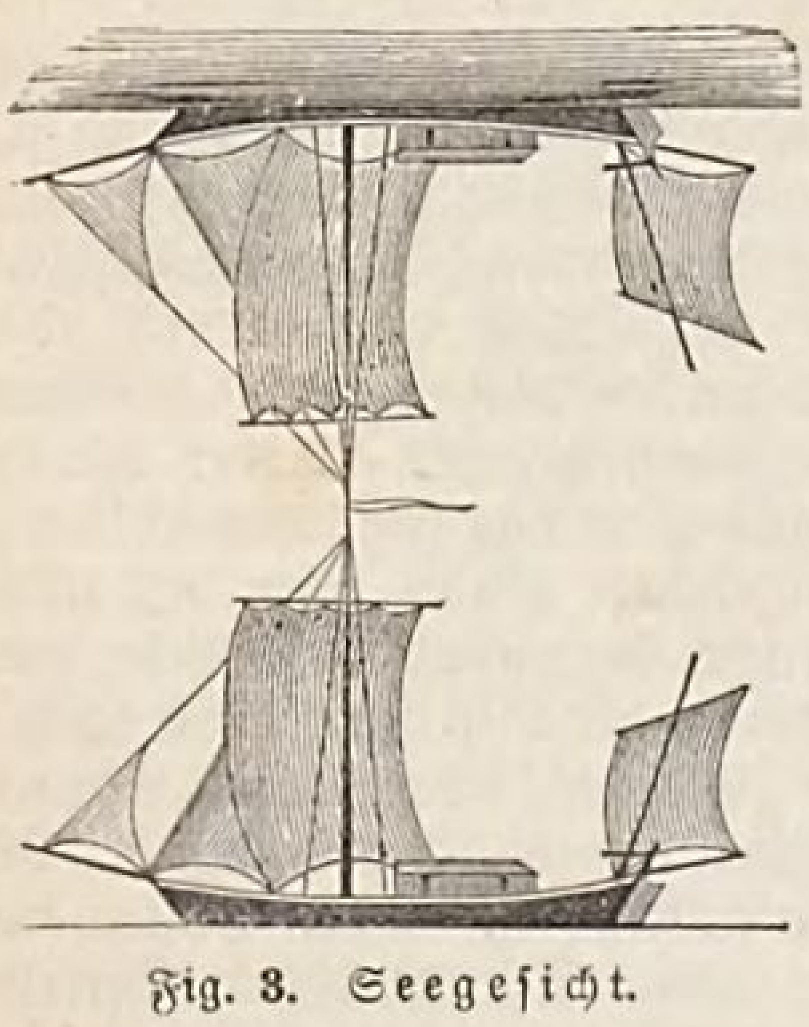


Fig. 3. Seegesicht.

Grenzflächen zwischen den ungleich erwärmten Luftschichten sind, namentlich bei bewegter Luft, gekrümmt, und in diesem Fall müssen die Spiegelbilder notwendig verzerrt werden, schwanken und sich vielfach verändern. Auf diese Weise erklären sich auch die Luftbilder von Ruinen, Schlössern und Palästen, die man namentlich zu Neapel, Reggio und an den Küsten von Sizilien schwankend in der Luft erblickt, und die das Volk als Fata Morgana (s. d.) anstaunt. Auch an den Küsten der Nordsee und Ostsee zeigen sich zuweilen ähnliche Erscheinungen.

Luftspitze, s. Ätzspitze.

Luftsteine, soviel wie aus der Luft niedergefallene Steine (s. Meteorsteine); auch an der Luft getrocknete Lehmsteine (s. Mauersteine).

Luftstrahlgebläse, s. Strahlapparate.

Luftströmungen, s. Atmosphäre, S. 89.

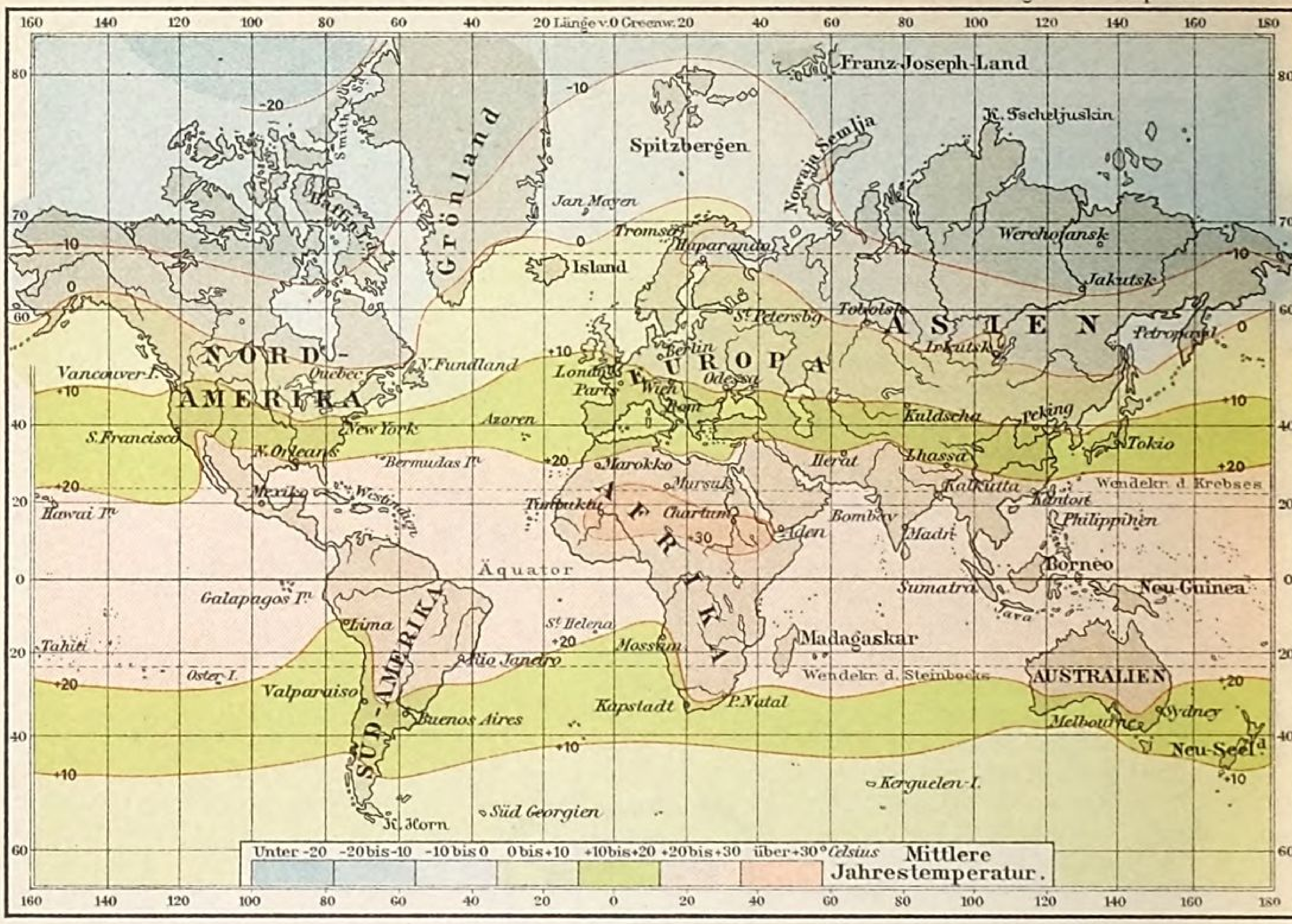
Lufttemperatur (hierzu die »Temperaturkarte«, vier Abteilungen, mit Textblatt), der Wärmezustand der atmosphärischen Luft, das Resultat der durch die Sonnenstrahlen bewirkten Erwärmung und der durch Wärmestrahlung der Erde in den kalten Weltraum bedingten Abkühlung. Letztere findet dauernd statt und würde eine allmähliche Abkühlung der Erde und ihrer Atmosphäre zur Folge haben, wenn der Wärmeverlust nicht anderweitig ersetzt werden würde. Welche Temperatur der kalte Weltraum besitzt, kann schwer bestimmt werden; jedenfalls muß sie aber niedriger sein als die kälteste auf der Erdoberfläche beobachtete Temperatur, da die Abkühlung durch Strahlung auch bei diesen niedrigen Temperaturen stattfindet. Als die niedrigsten Temperaturen, welche bis jetzt abgelesen sind, wären die des Winters 1875/76 zu erwähnen: —57,1° in der Lady Franklinbai (81° 44′ nördl. Br.) und —58,8° in Floeberg Beach (82° 27′ nördl. Br.). Der durch Strahlung bewirkten Temperaturabnahme der Erde und ihrer Atmosphäre hält die Erwärmung durch die Sonne das Gleichgewicht.

Bevor die Sonnenstrahlen die Erdoberfläche treffen, haben sie die Atmosphäre durchlaufen; da aber letztere die leuchtenden Wärmestrahlen nur in geringem Maß absorbiert, sich selbst also nur wenig erwärmt, so wird die Erdoberfläche von dem größten Teil der leuchtenden Wärmestrahlen getroffen, durch Absorption derselben erwärmt und wirkt dann ihrerseits wieder rückwärts auf die untern Luftschichten durch Wärmeleitung und durch Wärmestrahlung (dunkle Wärmestrahlen). Den größten Anteil an der Erwärmung der Luft hat die Wärmestrahlung der Erdoberfläche, viel weniger die Wärmeleitung und die Absorption der durch die Atmosphäre hindurchgegangenen leuchtenden Wärmestrahlen. Deshalb wird die L. ganz besonders von der Temperatur des Erdbodens abhängen und die Schwankungen der L. eine Folge der verschiedenen Erwärmung der Erdoberfläche sein. Diese letztere ist von verschiedenen Verhältnissen abhängig. Zunächst ist sie eine Funktion des Winkels, unter welchem die Sonnenstrahlen die Erdoberfläche treffen, und zwar aus zwei verschiedenen Gründen. Einmal ist die Erwärmung proportional mit dem Kosinus des Einfallswinkels, besitzt also bei senkrechtem Auffallen der Wärmestrahlen ihren größten Wert und nimmt mit wachsendem Winkel ab. Außerdem ist aber auch die Erwärmung desto größer, je senkrechter die Wärmestrahlen auffallen, weil ihr Weg durch die Atmosphäre dann kürzer ist und sie deshalb auch weniger Wärme durch Absorption in der Atmosphäre verlieren. Bei senkrechtem Auffallen verlieren die Wärmestrahlen der Sonne etwa

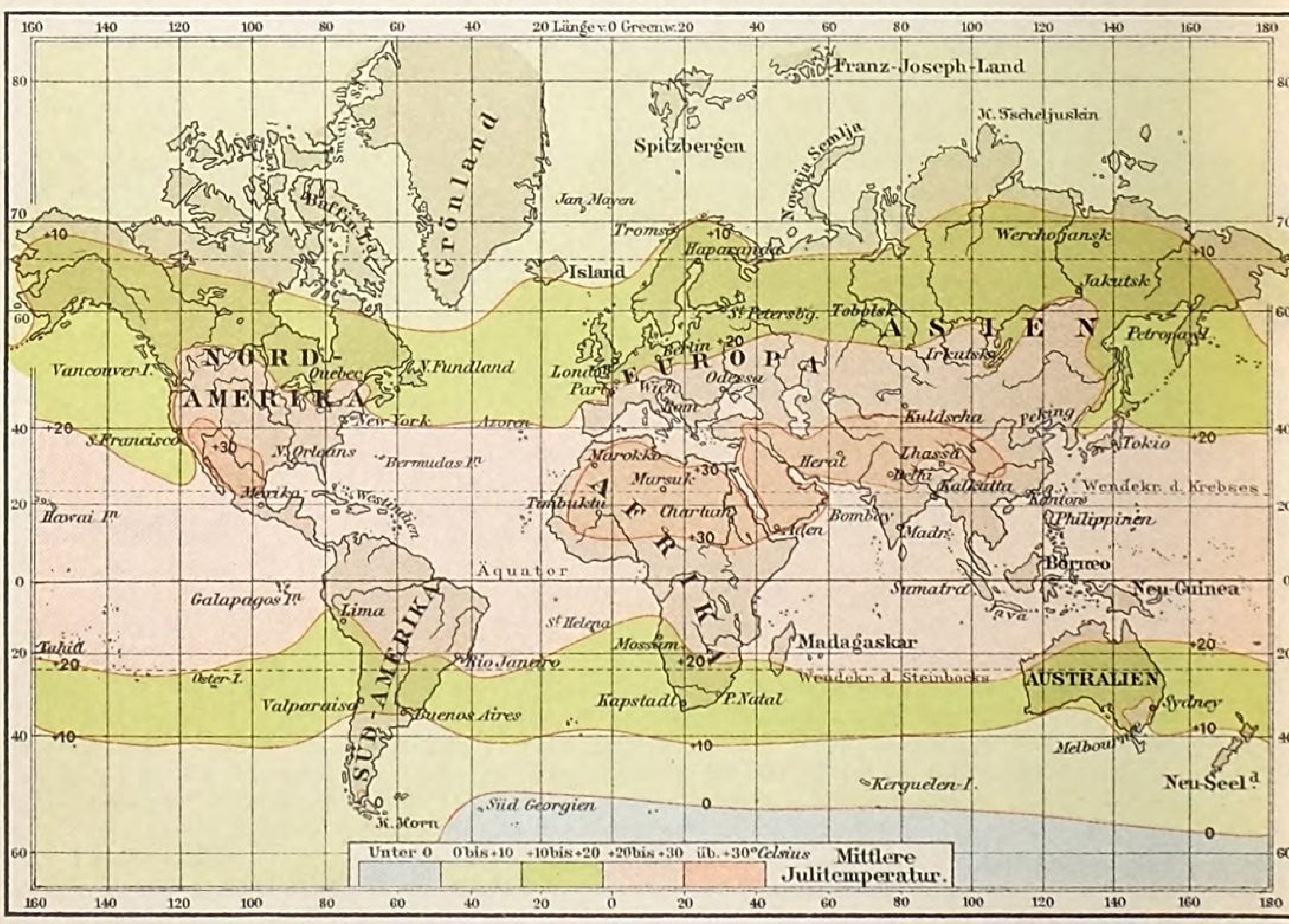
TEMPERAT

Die Ziffern an den Isot
zeigen die Temperatur in Celsiu

Jahresisothermen.



Isothermen des Juli.



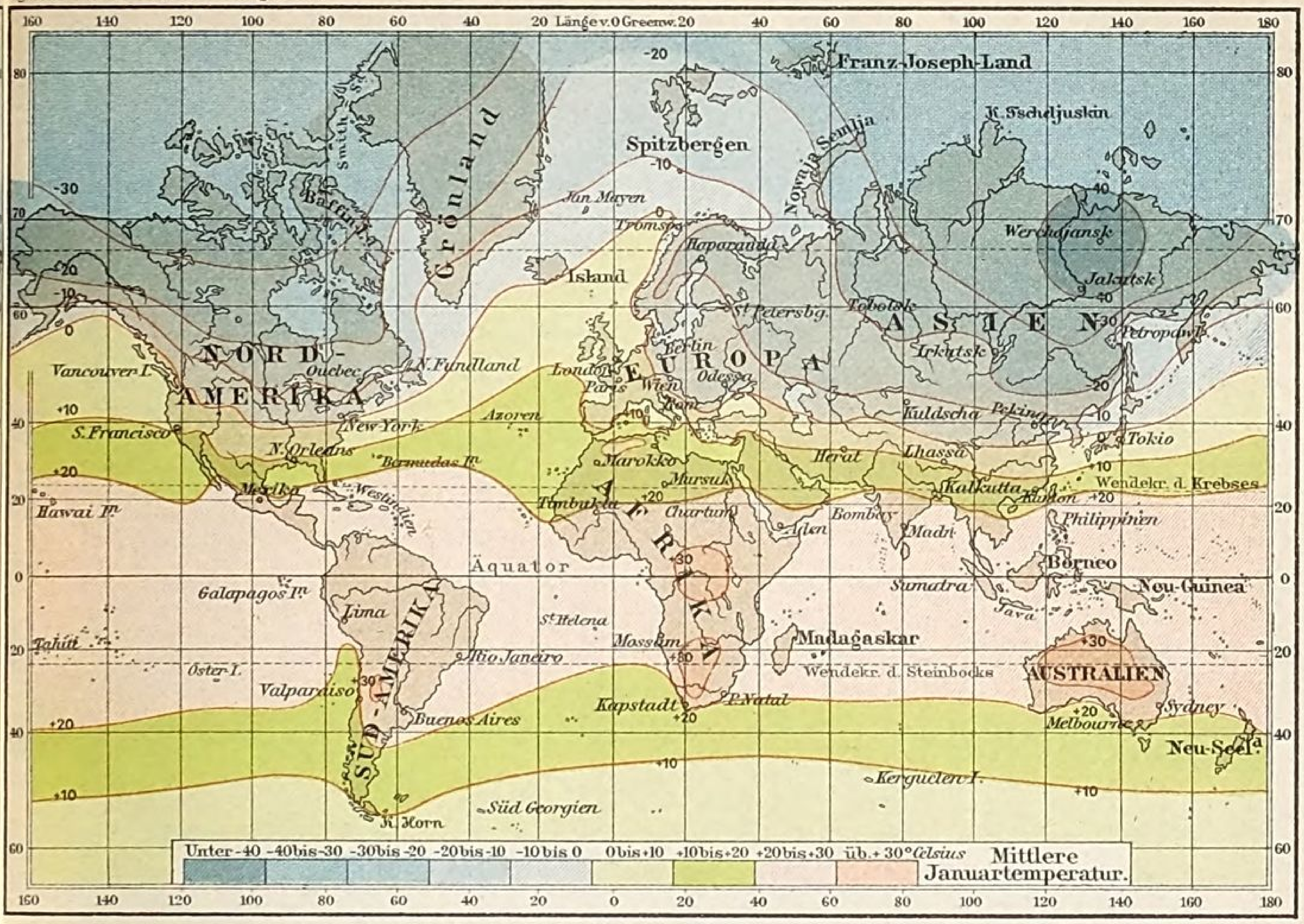
Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches

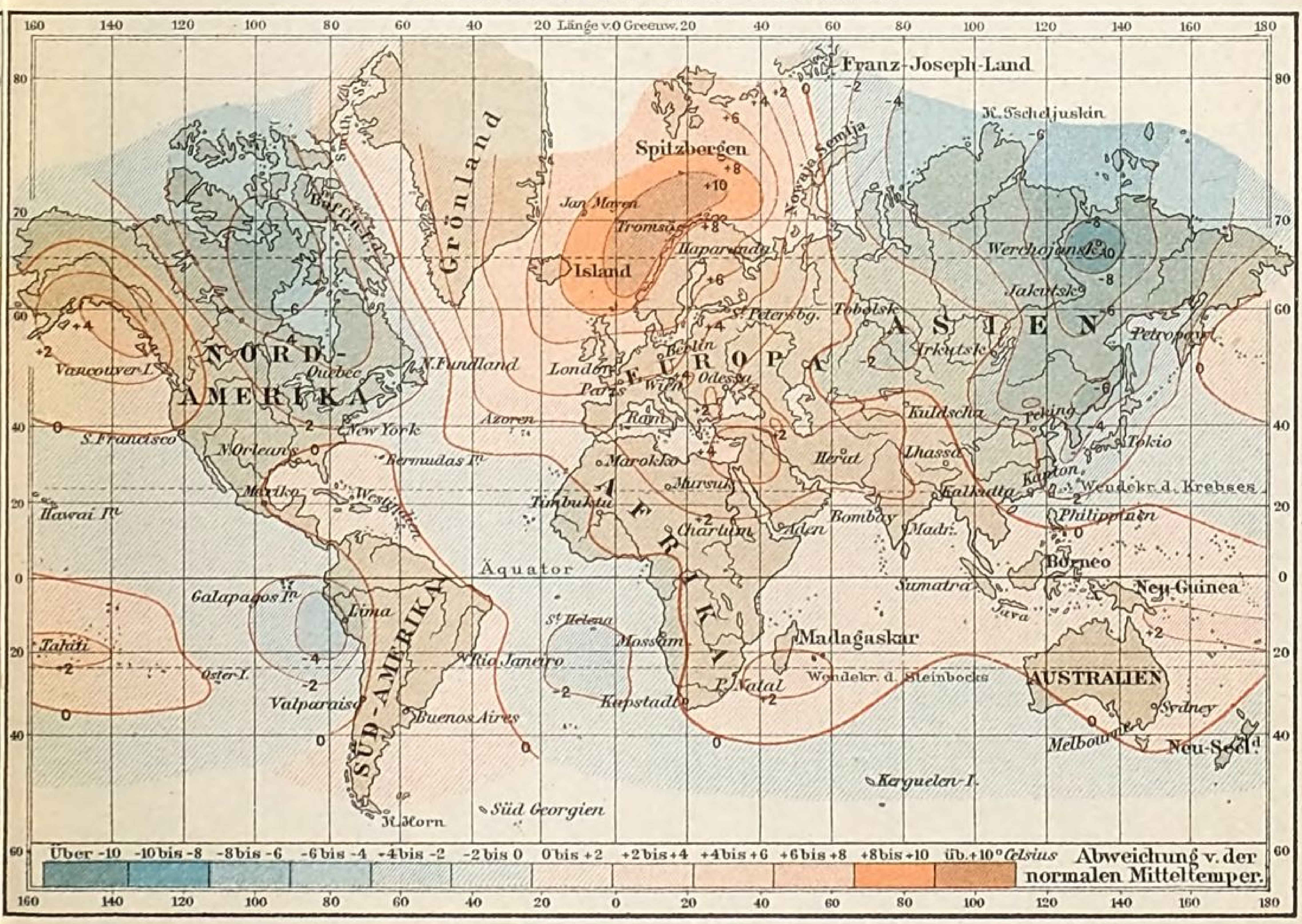
RTURKARTE.

…thermen und Isanomalen
…sgraden. (Nach Hann-Berghaus.)

Isothermen des Januar.



Isanomalen des Jahres.



Temperaturtafel einer Anzahl von Orten.

Auf der nördlichen Halbkugel ist Winter = Dezember bis Februar, Frühling = März bis Mai, Sommer = Juni bis August, Herbst = September bis November; auf der südlichen Halbkugel Winter = Juni bis August, Frühling = September bis November, Sommer = Dezember bis Februar, Herbst = März bis Mai. Die südliche geographische Breite ist durch — angedeutet.

Ort	Geographische Breite.	Seehöhe in Metern	Mitteltemperatur in Graden Celsius						
			Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr	Kältester Monat	Wärmster Monat
Rensselaerhafen (NW.-Grönland)	78° 37	—	— 34,2	— 24,1	+ 0,5	— 19,5	— 19,5	— 37,8 März	+ 3,5 Juli
Jakutsk (Sibirien)	62 2	87	— 38,9	— 9,6	+ 14,4	— 11,2	— 11,4	— 42,1 Jan.	+ 17,7 Juli
Nowaja Semlja .	70 36	—	— 16,0	— 16,0	+ 2,0	— 7,9	— 9,5	— 19,4 Jan.	+ 3,1 Aug.
Kotzebuesund . .	66 58	—	— 21,9	— 10,6	+ 6,8	— 5,7	— 7,9	— 26,4 Febr.	+ 10,0 Juli
Nain (Labrador) .	57 10	4	— 18,0	— 5,7	+ 8,5	+ 0,1	— 3,9	— 19,9 Jan.	+ 10,6 Aug.
St. Bernhard . . .	45 50	2478	— 7,7	— 2,0	+ 6,1	— 0,4	— 1,0	— 8,1 Jan.	+ 6,8 Juli
Irkutsk	52 16	382	— 18,5	+ 0,9	+ 16,4	— 0,7	— 0,5	— 21,2 Jan.	+ 18,5 Juli
Mageröe	71 10	—	— 4,6	— 1,4	+ 6,4	— 0,1	+ 0,1	— 5,5 Jan.	+ 8,1 Juli
Archangel	64 32	7	— 12,6	— 0,3	+ 14,2	+ 1,8	+ 0,8	— 14,2 Jan.	+ 15,9 Juli
Brocken	51 48	1137	— 8,2	0,0	+ 8,6	+ 3,0	+ 0,9	— 12,7 Jan.	+ 10,1 Juli
St. Petersburg . .	59 56	6	— 7,7	+ 2,1	+ 15,9	+ 4,7	+ 3,7	— 8,0 Jan.	+ 17,0 Juli
Reykjavik	64 8	—	— 1,5	+ 2,7	+ 12,0	+ 3,2	+ 4,1	— 2,0 Febr.	+ 13,4 Juli
Moskau	55 46	130	— 9,6	+ 3,4	+ 18,2	+ 4,7	+ 4,2	— 11,6 Jan.	+ 19,5 Juli
Christiania .	59 54	25	— 4,9	+ 4,5	+ 15,5	+ 5,9	+ 5,2	— 6,2 Jan.	+ 16,2 Juli
Königsberg	54 43	15	— 3,2	+ 5,4	+ 15,9	+ 6,9	+ 6,2	— 4,2 Jan.	+ 16,0 Juli
Bergen	60 24	17	+ 2,4	+ 6,9	+ 14,8	+ 8,7	+ 8,2	+ 1,6 Jan.	+ 15,7 Juli
Leipzig	51 20	98	+ 0,2	+ 7,9	+ 17,6	+ 8,1	+ 8,5	— 0,4 Dez.	+ 18,8 Juli
Berlin	52 31	39	— 0,4	+ 9,1	+ 17,6	+ 9,7	+ 9,0	— 2,4 Jan.	+ 18,2 Aug.
München	48 9	526	+ 0,2	+ 9,2	+ 17,6	+ 9,4	+ 9,1	— 1,4 Jan.	+ 18,1 Juli
Boston	42 21	—	— 2,1	+ 7,8	+ 20,6	+ 10,2	+ 9,1	— 3,0 Jan.	+ 22,2 Juli
Astrachan .	46 21	—	— 5,1	+ 8,2	+ 24,1	+ 10,9	+ 9,5	— 7,2 Jan.	+ 25,2 Juli
Prag	50 5	201	— 0,6	+ 10,7	+ 20,0	+ 10,4	+ 10,1	— 2,4 Jan.	+ 20,9 Juli
London	51 30	5,5	+ 4,1	+ 9,5	+ 17,1	+ 11,0	+ 10,5	+ 3,0 Jan.	+ 18,1 Juli
Ofen	47 31	128	— 0,4	+ 10,6	+ 21,1	+ 10,7	+ 10,5	— 1,9 Jan.	+ 21,8 Juli
Wien	48 13	194	0,0	+ 10,9	+ 20,7	+ 10,6	+ 10,6	— 1,5 Jan.	+ 21,5 Juli
San Francisco . .	37 48	46	+ 8,4	+ 10,4	+ 11,7	+ 11,6	+ 10,5	+ 7,9 Jan.	+ 12,3 Sept.
Paris	48 50	37	+ 3,2	+ 10,4	+ 18,1	+ 11,2	+ 10,7	+ 1,9 Jan.	+ 18,7 Juli
Genf	46 12	408	+ 1,1	+ 11,2	+ 21,2	+ 12,4	+ 11,5	— 0,5 Jan.	+ 22,1 Juli
Peking	39 54	37	— 3,0	+ 13,7	+ 27,2	+ 12,5	+ 12,6	— 3,7 Jan.	+ 27,5 Juli
Mailand	45 28	147	+ 2,2	+ 12,7	+ 22,7	+ 13,7	+ 12,8	+ 0,6 Jan.	+ 23,7 Juli
Tiflis	41 41	457	+ 2,0	+ 12,2	+ 23,2	+ 12,7	+ 12,9	+ 0,1 Jan.	+ 24,6 Aug.
Triest	45 39	26	+ 4,1	+ 12,0	+ 21,9	+ 13,7	+ 13,0	+ 3,5 Jan.	+ 22,5 Juli
Washington . . .	38 54	24	+ 2,2	+ 13,2	+ 24,6	+ 13,5	+ 13,4	+ 1,1 Jan.	+ 24,7 Sept.
Madrid	40 25	630	+ 6,6	+ 7,9	+ 23,5	+ 17,1	+ 13,7	+ 6,2 Dez.	+ 24,9 Aug.
Melbourne	— 37 49	39	+ 9,4	+ 13,6	+ 18,2	+ 14,5	+ 13,9	+ 8,9 Aug.	+ 19,4 Febr.
Auckland	— 36 50	—	+ 10,4	+ 13,7	+ 19,4	+ 15,5	+ 14,7	+ 8,3 Juli	+ 20,0 Jan.
Rom	41 54	52	+ 8,1	+ 14,6	+ 23,5	+ 17,1	+ 15,9	+ 7,2 Jan.	+ 24,4 Juli
Lissabon	38 43	102	+ 11,4	+ 15,4	+ 21,6	+ 16,9	+ 16,3	+ 10,5 Dez.	+ 22,2 Juli
Athen	37 54	113	+ 9,6	+ 16,0	+ 25,5	+ 17,5	+ 17,2	+ 7,5 Jan.	+ 26,4 Juli
Algier	36 47	—	+ 12,4	+ 15,7	+ 23,5	+ 19,9	+ 17,9	+ 10,6 Jan.	+ 24,8 Aug.
Kapstadt	— 33 56	—	+ 14,9	+ 18,7	+ 23,5	+ 19,6	+ 19,1	+ 14,3 Juli	+ 24,4 Febr.
Montevideo	— 34 54	—	+ 14,1	+ 18,1	+ 25,1	+ 20,0	+ 19,3	+ 13,4 Juni	+ 26,6 Jan.
Adelaide	— 34 35	—	+ 13,6	+ 19,4	+ 27,7	+ 20,2	+ 20,2	+ 12,4 Juli	+ 29,1 Jan.
Kanton	23 8	—	+ 12,7	+ 21,0	+ 27,7	+ 22,6	+ 21,0	+ 11,4 Jan.	+ 28,4 Juli
Kairo	30 2	—	+ 14,7	+ 23,1	+ 29,5	+ 21,9	+ 22,3	+ 13,4 Jan.	+ 29,9 Aug.
Lima	— 12 8	152	+ 20,0	+ 20,6	+ 25,4	+ 25,7	+ 22,9	+ 18,1 Sept.	+ 26,7 März
Rio de Janeiro .	— 22 54	64	+ 20,4	+ 22,5	+ 26,1	+ 23,7	+ 23,2	+ 19,5 Juli	+ 26,7 Jan.
Manila	14 36	—	+ 20,7	+ 23,4	+ 30,5	+ 28,5	+ 25,7	+ 20,0 Febr.	+ 30,5 Juli
Kalkutta	22 33	—	+ 25,0	+ 28,4	+ 30,1	+ 27,5	+ 27,7	+ 24,0 Jan.	+ 31,2 Juni
Kuka	13 10	276	+ 24,8	+ 32,6	+ 29,2	+ 28,2	+ 28,6	+ 22,1 Dez.	+ 33,5 April

Tabelle für Regenhöhen.

Ort	Geographische Breite	Geographische östl. Länge v. Gr.	Niederschlag in % der jährl. Regenhöhe: Dez.-Febr.	März-Mai	Juni-Aug.	Sept.-Nov.	Regenhöhe pro Jahr mm
Europa.							
Memel	55° 43′	21° 8′	18	16	31	35	562
Königsberg	54° 43′	20° 30′	18	18	33	31	637
Neufahrwasser	54° 24′	18° 40′	14	20	38	28	563
Posen	52° 25′	16° 56′	18	21	39	22	495
Breslau	51° 7′	17° 2′	16	23	39	22	565
Karlsberg-Heuscheuer	50° 28′	16° 20′	17	23	36	24	934
Wang, Kirche	50° 47′	15° 43′	18	24	34	24	1233
Stettin	53° 26′	14° 34′	18	21	38	23	514
Frankfurt a. O.	52° 21′	14° 34′	19	23	36	22	515
Berlin	52° 32′	13° 24′	21	20	35	24	540
Halle a. S.	51° 27′	11° 57′	17	23	39	21	486
Schwerin	53° 38′	11° 25′	23	21	31	25	736
Hamburg	53° 33′	9° 58′	20	20	34	26	738
Lüneburg	53° 15′	10° 24′	20	21	34	25	599
Keitum	54° 54′	8° 22′	20	16	28	36	745
Bremen	53° 5′	8° 49′	22	21	33	24	700
Braunschweig	52° 16′	10° 32′	21	23	32	24	705
Klausthal	51° 48′	10° 20′	26	21	30	23	1331
Kassel	51° 19′	9° 30′	20	21	34	25	580
Marburg	50° 49′	8° 48′	23	20	31	26	603
Arnsberg	51° 24′	8° 4′	23	21	30	26	884
Frankfurt a. M.	50° 7′	8° 41′	21	21	33	25	635
Darmstadt	49° 52′	8° 40′	19	22	34	25	705
Köln a. Rh.	50° 56′	6° 57′	21	22	33	24	627
Aachen	50° 47′	6° 5′	26	21	28	25	817
Trier	49° 45′	6° 38′	22	22	30	26	677
Leipzig	51° 20′	12° 21′	15	26	35	24	695
Chemnitz	50° 50′	12° 56′	16	24	38	22	715
Regensburg	49° 1′	12° 6′	16	15	41	28	540
München	48° 9′	11° 34′	13	25	41	21	805
Stuttgart	48° 46′	9° 10′	16	24	36	24	687
Mannheim	49° 29′	8° 27′	17	23	36	24	636
Karlsruhe	49° 1′	8° 25′	21	24	31	24	780
Straßburg	48° 34′	7° 45′	16	24	34	26	810
Brünn	49° 11′	16° 36′	17	25	37	21	504
Prag	50° 5′	14° 26′	15	25	39	21	416
Wien	48′ 12′	16° 22′	19	25	34	22	595
Kremsmünster	48° 3′	14° 7′	16	24	39	21	996
Budapest	47° 30′	19° 2′	19	25	33	23	530
Graz	47° 4′	15° 28′	16	24	38	22	792
Alt-Aussee	47° 38′	13° 46′	20	25	35	20	1971
Ischl	47° 42′	13° 36′	19	25	37	19	1625
Innsbruck	47° 16′	11° 24′	16	24	37	23	872
Asien.							
Smyrna	38° 26′	27° 10′ O	43	24	4	29	610
Tobolsk	58° 12′	68° 14′ O	11	15	51	23	460
Taschkent	41° 18′	69° 17′ O	42	41	2	15	310
Multan	31° 10′	71° 33′ O	12	18	52	18	189
Bombay	18° 54′	72° 51′ O	0	1	82	17	1881
Kolombo	6° 56′	79° 47′ O	12	33	21	34	2244
Kalkutta	22° 32′	88° 21′ O	3	14	59	24	1667
Cherrapungi	25° 14′	91° 48′ O	1	18	66	15	12526
Padang	—0° 56′	100° 21′ O	23	24	21	32	4734
Batavia	—6° 11′	106° 49′ O	52	20	11	17	1868
Hongkong	22° 16′	114° 20′ O	3	18	52	27	2148
Manila	14° 36′	120° 58′ O	4	6	51	39	1905
Afrika.							
Algier	36° 45′	3° 8′ O	41	27	4	28	715
Teneriffa	28° 25′	16° 30′ W	60	22	1	17	1110
Alexandria	31° 12′	29° 45′ O	69	12	0	19	215
St. Louis	16° 1′	16° 37′ W	4	2	68	26	412
Sierra Leone	8° 29′	13° 12′ W	2	8	49	41	3531
Kapstadt	—33° 55′	18° 25′ O	8	24	47	21	680
Graaf-Reynet	—32° 15′	24° 33′ O	30	32	13	25	360
Durban (Port Natal)	—29° 50′	31° 0′ O	38	24	9	29	1090
Antananarivo	—18° 46′	47° 42′ O	56	23	7	14	983
Sansibar	—6° 10′	39° 22′ O	21	51	10	18	2500
Amerika.							
Quebec	48°–45°	65°–75° W	22	23	27	28	1000
Michigan u. Seenregion	48°–42°	80°–90° W	18	25	30	27	820
Maine-Washington	44°–39°	69°–77° W	24	26	26	24	1090
Virginia-Florida	37°–28°	76°–82° W	21	22	37	20	1270
Kalifornien	42°–32°	118°-123°„	58	24	2	16	550
Arizona	37°–32°	109-114° W	24	15	43	18	330
Mississippi-Delta	30°–28°	88°–91° W	25	25	30	20	1470
Mexiko	19° 26′	99° 9′ W	3	14	55	28	627
Panama	8° 59′	79° 31′ W	6	18	33	43	1699
Carácas	10° 30′	67° 6′ W	5	11	42	42	791
Buenos Aires	—34° 37′	58° 21′ W	31	24	18	27	870
Valparaiso	—33° 1′	71° 40′ W	2	23	60	15	340
Australien.							
Sydney	—33° 51′	151° 11′ O	30	31	21	18	1290
Adelaïde	—34° 53′	138° 39′ O	11	26	39	24	540
Westaustralien, Perth	—31° 54′	115° 51′ O	4	23	54	19	810
Neukaledonien, Numea	—22° 18′	166° 25′ O	32	27	20	21	1610
Neuseeland, Süd-Insel Hokitika	—42° 45′	171° 0′ O	24	24	27	25	2820
Sandwich-Inseln, Waikiki	21° 16′	158° 7′ W	43	30	10	17	1131

Regenhöhe in einzelnen Gebieten Europas.

Gebiet	Niederschlag in Proz. der jährl. Regenhöhe: Dez.-Febr.	März-Mai	Juni-Aug.	Sept.-Nov.	Regenhöhe pro Jahr mm
Russische Ostseeländer	16	20	33	31	500
Mittel-Rußland	16	21	39	24	510
Ural	9	18	53	20	410
Nordküste des Schwarzen Meeres	17	23	38	22	380
Norwegen, Westküste	27	18	21	34	1150
— Inland und Ostküste	22	16	32	30	460
Schweden, südl. Teil	19	18	34	29	570
— nördl. Teil	18	17	35	30	460
England, Mitte u. östl. Teil	23	19	28	30	620
— Westen (Cumberland)	28	19	24	29	3600
Irland, östl. Teil	28	21	24	27	850
— westl. Teil	28	21	24	27	1200
Schottland, Ostküste	30	18	24	28	800
— Westküste	30	18	24	28	3200
Belgien	22	22	28	28	680
Nordseeküste: Holland und Deutschland	21	21	30	28	670
Dänemark	22	17	30	31	600
Böhmen, Mähren	18	24	37	21	640
Ungarische Ebene	19	25	33	23	590
Salzburg und Tirol	16	24	38	22	1150
Kärnten, Krain	19	23	27	31	1070
Frankreich, zentrales	19	24	27	30	710
— unteres Rhônethal	20	25	17	38	870
— West-Pyrenäen	23	29	20	28	1140
— Nordwestküste	27	21	20	32	780
Schweiz, nördliche	16	25	35	24	1150
Ostküste d. Adria, nördl. Teil	22	22	22	34	1300
— Mitte	28	22	15	35	830
Nord-Griechenland	39	20	7	34	530
Konstantinopel	37	18	15	30	700
Südfuß der ital. Alpen	15	25	30	30	1210
Po-Gebiet	20	26	24	30	810
Mittel-Italien	25	24	17	34	840
Süd-Italien	31	25	11	33	800
Sizilien	39	22	3	36	600
Malta	48	14	2	36	550
Spanien, Nordrand	31	26	13	30	1290
— Ostküste	23	28	9	40	420
— Plateau	23	29	16	32	370
— Südspitze	41	25	3	31	760
Süd-Portugal	35	27	6	32	700

2 Zehntel ihrer erwärmenden Kraft, während sie bald nach Sonnenaufgang und kurz vor Sonnenuntergang zum größten Teil absorbiert werden. Im Durchschnitt kommen 5—6 Zehntel bei Erwärmung der Erdoberfläche zur Verwendung. Die auf diese Weise im Laufe eines Jahres der Erde zugeführte Wärme ist so bedeutend, daß sie, über die Erdoberfläche gleichmäßig verteilt, dazu ausreichen würde, eine Eisschicht von 31 m Höhe zu schmelzen. Außer von dem Auffallswinkel ist die Erwärmung der Erdoberfläche auch noch abhängig von der Zeit, während welcher die letztere von den Wärmestrahlen getroffen wird, und von der Natur des Erdbodens selbst. Ein kahler Sandboden erwärmt sich stärker als ein mit Wald oder Wiesen bedeckter Boden, das Festland stärker als die Oberfläche des Meeres.

Weil die Temperatur der Luft durch die der Erdoberfläche bedingt ist und diese von der Richtung der Wärmestrahlen und der Dauer ihrer Wirksamkeit abhängig ist, diese letztern beiden aber periodischen Schwankungen unterworfen sind, die durch die tägliche Rotation der Erde um ihre Achse und die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne hervorgerufen werden, so muß sich diese Periodizität auch in dem Gang der L. geltend machen und zwar sowohl als eine tägliche wie auch als eine jährliche Periode. Bei der **täglichen** Periode nimmt die L. nach Sonnenaufgang durch die immer kräftiger wirkende Insolation mehr und mehr zu, und da die Erde auch noch, nachdem die Sonne bereits ihren höchsten Stand überschritten hat, mehr Wärme erhält, als sie durch Ausstrahlung verliert, so steigt die Temperatur, bis die Ausstrahlung anfängt das Übergewicht zu bekommen, was im allgemeinen ungefähr um 2 Uhr nachmittags eintritt. Von dieser Zeit an nimmt die L. ab und sinkt bis zum nächsten Sonnenaufgang oder vielmehr bis zu der Zeit, in welcher die Erwärmung durch die Sonnenstrahlen der Abkühlung durch Ausstrahlung das Gleichgewicht hält. Weil daher das Minimum der L. bald nach Sonnenaufgang eintritt, die Zeit dieses letztern aber im Laufe des Jahres sehr verschieden ist, so wird auch die niedrigste L. in den einzelnen Monaten zu sehr verschiedenen Zeiten eintreten. In unsern Breiten findet sie im allgemeinen im Januar zwischen 7 und 8 Uhr morgens und im Juli etwa um 4 Uhr morgens statt. Die Zeit, in welcher die L. ihr Maximum erreicht, verschiebt sich ebenfalls im Laufe des Jahres, indem dasselbe im Sommer etwas später als im Winter eintritt. Die Zeitdifferenz ist dabei aber für das Maximum viel geringer als für das Minimum. Der Unterschied zwischen den täglichen Extremen der L. (ihre **Amplitude**) ist in verschiedenen Breiten verschieden groß. Auf der nördlichen Halbkugel erreicht die Sonne eine desto größere Mittagshöhe, je südlicher der Beobachtungsort liegt, und deshalb ist auch die tägliche Temperaturschwankung in südlichern Gegenden größer als in nördlichern. Aus demselben Grunde wird auch, weil die Sonne im Sommer eine größere Mittagshöhe erreicht als im Winter, der Unterschied zwischen Maximum und Minimum im Sommer bedeutender sein als im Winter. In unsern Breiten liegt die tägliche Amplitude durchschnittlich im Sommer zwischen 6 u. 8° und im Winter zwischen 1 u. 3°.

Die zweite Hauptperiode im Gange der L. ist die **jährliche**. Sie ist eine Folge der Bewegung der Erde um die Sonne und der Neigung der Erdachse gegen die Ebene der Ekliptik. Trotzdem daß jeder Punkt der Erdoberfläche während der Zeit eines Jahres in der Hälfte der Zeit der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist und in der andern Hälfte von der Sonne nicht beschienen wird, so ist doch die Verteilung der Wärme auf der Erdoberfläche sehr verschieden, weil die Zeiten, in welchen die Sonnenstrahlen wirksam sind, in den verschiedenen Breiten sehr verschieden verteilt sind. An den beiden Polen dauert die Einwirkung der Sonnenstrahlen ununterbrochen ein halbes Jahr und fällt dann im nächsten halben Jahr fort, während sich am Äquator das Jahr in ungefähr gleich lange Perioden von je 12 Stunden Tag und Nacht teilt. In den dazwischenliegenden Breiten unterscheiden sich die Tageslängen durch ihre verschiedene Dauer, und zwar ist in höhern Breiten der längste Tag länger und der kürzeste Tag kürzer als in niedrigern Breiten. Diese Verhältnisse bewirken eine sehr verschiedene Wärmeverteilung in der Zeit eines Jahres und haben dazu geführt, die Erdoberfläche in **fünf Zonen**, zwei kalte, zwei gemäßigte und eine heiße, zu teilen.

Aus der Verschiedenheit der Tageslängen und der Sonnenhöhen im Laufe eines Jahres ergibt sich die jährliche Periode der L. Am 20. oder 21. März, dem Frühlingsanfang, wird zum erstenmal im Jahr Tag und Nacht gleich lang, die größte Sonnenhöhe ist dann gleich dem Komplement der geographischen Breite, schwankt also für Deutschland, dessen Breite zwischen 47° 20′ und 55° 50′ liegt, zwischen 42° 40′ und 34° 10′. Darauf findet ein rasches Zunehmen der Mittagshöhe der Sonne und der Tagesdauer statt, und daher folgt sowohl wegen der längern Einwirkung der Sonnenstrahlen als auch wegen ihres mehr senkrechten Auffallens eine Steigerung in der Temperatur des Erdbodens und der Luft. Am 21. Juni erreicht die Sonne die größte Mittagshöhe, welche für Deutschland zwischen 66° 10′ und 58° 40′ schwankt, und dem entsprechend liegt die größte Tageslänge zwischen 15 Stund. 51 Min. und 17 Stund. 25 Min.

Das Maximum der Jahrestemperatur fällt nicht mit der größten Sonnenhöhe und dem längsten Tage zusammen, sondern tritt erst im Juli ein, weil die Erde noch eine Zeitlang nach dem längsten Tage mehr Wärme empfängt, als sie durch Ausstrahlung verliert. Die Mittagshöhe der Sonne wird darauf niedriger, die Tageslänge kürzer, und deshalb nimmt dann auch die L. ab. Am 22. oder 23. Sept. beginnt der Herbst mit der zweiten Tag- und Nachtgleiche, die Tage werden immer kürzer, die Sonnenhöhen immer niedriger und die Luft immer kälter. Am 21. oder 22. Dez. beginnt der Winter, die Mittagshöhe der Sonne schwankt für Deutschland zwischen 19° 10′ und 14° 40′ und die Tageslänge zwischen 8 Stund. 22 Min. und 6 Stund. 50 Min. Das Minimum der Jahrestemperatur tritt erst nach dem kürzesten Tage im Januar ein, weil die Erde anfangs noch mehr Wärme ausstrahlt, als sie von der Sonne empfängt, da die Mittagshöhe der Sonne noch gering, also die Tageslänge noch kurz ist und die Sonnenstrahlen die Erdoberfläche schräg treffen.

Der von der verschiedenen Stellung der Sonne abhängige Gang der L., welcher für dieselbe geographische Breite unverändert ist und daher auf allen Punkten desselben Breitenkreises gleichartig verlaufen müßte, bestimmt das **solare Klima**. In Wirklichkeit treten aber sehr bedeutende Abweichungen von diesen normalen Temperaturverhältnissen auf, welche eine Folge der verschiedenen Beschaffenheit der Erdoberfläche, der wechselnden Bewölkung und der Luft- und

Meeresströmungen sind. Um über diese Abweichungen ein Urteil zu gewinnen, ist es notwendig, längere Zeit hindurch die mittlere Tagestemperatur sowie die Mitteltemperaturen der einzelnen Monate und des Jahres zu bestimmen. Die erstere erhält man als Mittel der 24 Temperaturen, welche während eines Tages stündlich abgelesen oder durch ein Registrierthermometer aufgezeichnet sind. Statt dessen hat man dasselbe meistens aus dreimal täglichen Beobachtungen abgeleitet; für diese Beobachtungen sind die gewöhnlichsten Zeiten 7, 2, 9 oder 6, 2, 8 oder 6, 2, 10; auch hat man die Mitteltemperatur zuweilen als Mittel der täglichen Extreme, d. h. des täglichen Maximums und Minimums, gebildet. Aus den Mitteltemperaturen der Tage eines Monats erhält man die mittlere Monatstemperatur und aus den 12 mittlern Monatstemperaturen die mittlere Jahrestemperatur. Je länger diese Beobachtungen fortgesetzt sind, desto weniger werden die erhaltenen Resultate durch die in einzelnen Jahren auftretenden Unregelmäßigkeiten beeinflußt, und desto mehr werden sie die wahren Mitteltemperaturen angeben. Derartige Beobachtungen liegen für eine große Anzahl von Orten vor; eine Reihe der interessantesten enthält die auf dem Textblatt zur beifolgenden Karte abgedruckte Temperaturtafel.

Um die wirklich vorhandene Verteilung der Wärme auf der Erdoberfläche bildlich darzustellen, hat bereits Alex. v. Humboldt alle Orte mit gleicher mittlerer Jahrestemperatur miteinander durch Linien verbunden, und später ist es namentlich durch die Arbeiten von Dove und die spätern von Wild und Hann möglich geworden, dieselben den wirklichen Temperaturverhältnissen der Erdoberfläche genau anzupassen. Diese Linien, welche man Jahresisothermen nennt, sind auf der Karte dargestellt.

Aus dem Gange der Jahresisothermen ist ersichtlich, daß sie wesentlich von den Breitenkreisen abweichen. So liegt z. B. New York ungefähr 1° südlicher als Rom und hat doch eine um 5° niedrigere mittlere Jahrestemperatur. Überhaupt findet man, daß es bei gleicher geographischer Breite in Nordamerika stets kälter ist als in Europa, ebenso wie sich auch bei einer Vergleichung zwischen Europa und Asien herausstellt, daß letzteres in derselben nördlichen Breite kälter ist als das erstere. Ferner zeigt der Verlauf der Jahresisothermen, daß die mittlere Jahrestemperatur auf dem Festland viel rascher gegen den Pol abnimmt als über den Meeren, und daß daher die Kurven über den Kontinenten näher aneinander gerückt sind. Besonders auffallend verlaufen die Jahresisothermen im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans, wo sie infolge der Einwirkung des Golfstroms weit nach Norden vorspringen. Endlich sieht man auch, daß das kälteste Gebiet der Erde nicht mit dem Nordpol zusammenfällt, sondern nördlich von Nordamerika zu suchen ist. Die niedrigste Jahresisotherme, die man nach den bisherigen Beobachtungen hat ziehen können, ist die für —20°. Innerhalb dieser liegt der kälteste Punkt der nördlichen Halbkugel, ihr Kältepol. Der geographische Nordpol fällt nicht mit demselben zusammen und ist daher auch nicht der kälteste Punkt der Erde.

So wichtig die Kenntnis der mittlern Jahrestemperatur ist, so ist sie doch nicht genügend, um ein richtiges Bild von den Temperaturverhältnissen eines Ortes zu geben, weil diese auch von der Verteilung der Wärme im Laufe des Jahres abhängig sind. Edinburg und Ulm haben z. B. dieselbe mittlere Jahrestemperatur 8,2° und unterscheiden sich doch sehr wesentlich durch ihre Temperaturverhältnisse im Sommer und im Winter. In Edinburg ist die Mitteltemperatur des Juli 14,6° und die des Januars 3,0°, während die entsprechenden Werte für Ulm 18,1° und —2,0° sind. Will man auch die Verteilung der Wärme im Laufe des Jahres bildlich darstellen, so genügen dazu die Jahresisothermen nicht, und daher verbindet man entweder die Orte mit gleicher mittlerer Sommertemperatur und die mit gleicher mittlerer Wintertemperatur und erhält dadurch im ersten Fall die Isotheren und im zweiten die Isochimenen, oder man entwirft Karten mit Monatsisothermen, von denen die für den Januar und für den Juli als den kältesten und wärmsten Monat besonders wichtig sind und daher, wie auch auf unsrer Karte geschehen ist, am häufigsten gezeichnet zu werden pflegen.

Die Monatsisothermen haben vor den Jahresisothermen den Vorzug, daß sie die Temperaturverteilung in den verschiedenen Formen des Klimas sowie den Unterschied zwischen Land- und Seeklima (Kontinental- u. ozeanisches oder Insel- oder Küstenklima) erkennen lassen. In der Nähe des Meeres findet man kühle Sommer und verhältnismäßig warme Winter, während im Innern der großen Kontinente heiße Sommer und strenge Winter vorherrschen. Daß die verschiedenen Temperaturverhältnisse, wie sie in den Monatsisothermen zum Ausdruck gelangen, einen wesentlichen Einfluß auf die Vegetation ausüben müssen, liegt auf der Hand. In Sibirien, z. B. in Jakutsk, wo die mittlere Jahrestemperatur —11,2° und die mittlere Januartemperatur —42,8° beträgt, gelangt während des kurzen, aber heißen Sommers (die Mitteltemperatur des Juli ist 18,8°) Getreide zur Reife, trotzdem der Boden in einer Tiefe von 1 m beständig gefroren bleibt. Dagegen ist in Island bei einer höhern Jahrestemperatur und bei einer unbedeutenden Winterkälte an Getreidebau nicht mehr zu denken, weil die niedrige Sommerwärme nicht ausreicht, dasselbe zur Reife zu bringen. Ebenso gedeiht in Ungarn vorzüglicher Wein, obgleich seine Winter kälter sind als im nördlichen Schottland, wo selbst Obstbau nicht mehr möglich ist.

Mit Berücksichtigung der Thatsache, daß die Mitteltemperaturen an den verschiedenen Orten desselben Breitenkreises sehr verschieden sind, kann man die normale Mitteltemperatur der einzelnen Breitenkreise in der Weise berechnen, daß man das Mittel aus den Temperaturen nimmt, welche die auf demselben Breitenkreis liegenden Orte besitzen, und kann durch Vergleichung feststellen, ob die Mitteltemperatur des Jahres sowie der einzelnen Monate für einen Ort höher oder niedriger ist als die normale Mitteltemperatur seines Breitenkreises. Die Größe, um welche die Temperatur zu hoch oder zu niedrig ist, wird nach Dove die thermische Anomalie genannt, und dem entsprechend heißen die Kurven, welche die Orte mit gleicher thermischer Anomalie verbinden, thermische Isanomalen (s. Karte). Diese Kurven, welche nach den Isothermenkarten von Hann in der neuen Ausgabe von Berghaus' »Physikalischem Atlas« von Spitaler neu entworfen sind, geben ein sehr anschauliches Bild über die Wärmeverhältnisse eines Ortes. So ersieht man aus den thermischen Isanomalen des Jahres, daß die mittlere Jahrestemperatur von Europa, Kleinasien, Arabien, Persien, Ostindien, dem größten Teil von Afrika, Australien und dem größten Teil von Süd-

amerika größer ist als die normale Jahrestemperatur, daß dagegen die mittlere Jahrestemperatur des größten Teiles von Asien und von Nordamerika kleiner ist als die normale Jahrestemperatur. Welche Unterschiede dabei vorkommen, kann ebenfalls aus den Isanomalen des Jahres direkt abgelesen werden. So lassen dieselben z. B. sofort erkennen, daß die größte positive thermische Anomalie in der Nähe des Nordkaps (über 12°) und die größte negative bei Jakutsk in Sibirien (über 8°) liegt. Noch wichtiger als die Isanomalen des Jahres sind die für die einzelnen Monate, weil aus diesen darauf geschlossen werden kann, ob ein Ort mehr dem Kontinentalklima oder mehr dem Seeklima angehört. So zeigen die Isanomalen des Januars, daß die Mitteltemperatur dieses Monats an den Nordwestküsten von Nordamerika und an den Westküsten von Europa viel zu hoch ist, daß sie dagegen im Innern und an den Ostküsten von Nordamerika sowie auf dem Kontinent von Asien zu niedrig ist. Im Juli ist die Mitteltemperatur im nördlichen und mittlern Asien zu hoch, liegt in Europa etwas über der normalen und ist an den Ostküsten von Nordamerika zu niedrig.

Zeitweise Ausnahmen von der Wärmeverteilung, wie sie aus den vieljährigen Mitteln folgt, kommen häufig vor, doch treten größere Abweichungen nicht lokal auf, sondern sind gleichzeitig über größere Gebiete der Erdoberfläche verbreitet. Eine zu große Kälte oder zu große Wärme ist nie gleichzeitig auf der ganzen Erde vorhanden, sondern jedes in einer Gegend auftretende Extrem findet sein Gegengewicht in einer entgegengesetzten Abweichung in andern Gegenden. Gleichartige Witterungsverhältnisse sind häufiger in der Richtung von N. nach S. als von W. nach O., und oft steht die Witterung in Europa im Gegensatz zu der in Nordamerika oder in Sibirien, was seinen Grund darin hat, daß der Charakter der Witterung davon abhängt, ob die südwestliche oder nordöstliche Windrichtung vorherrscht. Da aber dieselbe Windrichtung nicht gleichzeitig über der ganzen Hemisphäre vorzukommen pflegt, sondern entgegengesetzte Luftströme nebeneinander wehen, so werden auf demselben Breitenkreis abwechselnd positive und negative Abweichungen häufiger vorkommen als auf demselben Meridian. Die Abweichungen der Temperaturverhältnisse von den aus vieljährigen Beobachtungen gewonnenen Mitteln nennt man nach Dove ihre **mittlere Veränderlichkeit**. Diese ist unter den Tropen am geringsten und wächst in den gemäßigten Zonen mit der Annäherung an die kalten Zonen. Die Nähe bedeutender Gebirge erhöht die Veränderlichkeit besonders in den Sommermonaten. Im Seeklima ist die Veränderlichkeit gering und nimmt mit der Entfernung von den Küsten nach dem Innern der großen Kontinente anfangs zu und dann wieder ab. Außer dieser mittlern Veränderlichkeit hat Hann nach dem Vorgange von Kämtz noch die **normale Veränderlichkeit** eingeführt und dadurch die unregelmäßigen Temperaturschwankungen, von welchen das organische Leben beeinflußt wird, und welche man im allgemeinen als »Veränderlichkeit der Temperatur« bezeichnet, zum Ausdruck gebracht. Unter normaler Veränderlichkeit wird dabei verstanden das Mittel aus den Temperaturdifferenzen von einem Tage und dem nächstfolgenden. Je nachdem diese Differenzen für die Tage eines Monats oder eines Jahres gebildet werden, erhält man die normale Veränderlichkeit der Temperatur für den betreffenden Monat oder für das betreffende Jahr. Nach Hanns Untersuchungen hat die **interdiurne Veränderlichkeit** für ein Jahr ihren größten Wert (etwa 3½°) im Innern von Nordamerika, ungefähr unter 50° nördl. Br., und nächstdem in Westsibirien (etwa 3°), während ihr kleinster Wert in Europa am Mittelmeer (1°) und sonst am Äquator zu suchen ist. In Norddeutschland schwankt die interdiurne Veränderlichkeit zwischen mehr als 2° in den Gebirgsgegenden und 1,1° auf den Nordseeinseln; für die eigentliche norddeutsche Tiefebene liegt sie zwischen 1,6 und 1,8°. Die jährliche interdiurne Veränderlichkeit nimmt ebenso wie die mittlere Veränderlichkeit mit der Entfernung vom Meere nach dem Innern der Kontinente und mit der Erhebung von den Ebenen nach den Gebirgen hin zu. Außergewöhnliche Witterungsverhältnisse einzelner Jahre pflegt man auch bildlich darzustellen, indem man die Punkte gleicher Abweichung durch Kurven verbindet. Diese sind von Dove **Isametralen** genannt und von ihm dazu benutzt worden, ein Bild über die Wärmeverteilung in Europa im Laufe einiger ungewöhnlicher Winter zu geben.

Die Frage, ob säkulare Änderungen in den Temperaturverhältnissen größerer Gebiete auftreten, ist vielfach erörtert worden. Abgesehen von den Abweichungen, welche die Flora und Fauna in den verschiedenen geologischen Perioden gegen die heutige zeigen, u. welche auf eine wesentliche Temperaturänderung schließen lassen, war man auch für die historischen Zeiten früher fast ausschließlich auf die Erscheinungen im Tier- und Pflanzenleben und deren Änderungen angewiesen. Aus der Thatsache z. B., daß in Palästina heute noch der Weinstock u. die Dattelpalme nebeneinander gedeihen, wie es in den biblischen Zeiten der Fall war, schließt Arago, daß sich das Klima von Palästina in den letzten 3000 Jahren nicht wesentlich geändert haben kann, weil die Nordgrenze der Dattelpalme mit der Südgrenze des Weinstocks zusammenfällt. Unzweifelhaft steht fest, daß in nördlichen Gegenden manche Pflanzen im Laufe der Zeit ausgestorben sind, wie die Birke, welche früher auf Island, auf den Shetlandinseln und in Lappland in ganzen Wäldern vorkam, daselbst verschwunden ist; doch kann man aus einzelnen derartigen Thatsachen ebensowenig wie daraus, daß durch das Anwachsen von Eismassen, wie an der Ostküste von Grönland, Landstriche, die früher bewohnt waren, unbewohnbar geworden sind, auf eine säkulare Veränderung in den Temperaturverhältnissen schließen. Eine festere Grundlage haben diese Untersuchungen erst in neuester Zeit dadurch erhalten, daß sie mit den Gletscherschwankungen und den Schwankungen in den Wasserständen der Seen in Verbindung gebracht wurden. Als Resultat (vgl. Klima) hat sich dabei ergeben, daß die L. periodischen Schwankungen unterworfen ist, deren Zeitdauer auf rund 36 Jahre angegeben werden kann.

Einen wesentlichen Einfluß auf die L. übt die **Erhebung über den Meeresspiegel** aus. Im allgemeinen gilt das Gesetz, daß je größer die Höhe, desto geringer die L. ist. Weil die Luft in der Nähe der Erdoberfläche durch diese erwärmt wird, sie selbst aber ein schlechter Wärmeleiter ist, so wird die Temperatur der höhern Luftschichten nicht mehr direkt durch die Erdoberfläche erhöht, sondern die erwärmte Luft, welche durch Ausdehnung leichter geworden ist, steigt empor und führt ihre Wärme den höhern Schichten zu. Allein diese Wärme macht sich in den höhern Regionen nicht durch eine Temperaturerhöhung geltend, da die Luft bei ihrem Aufsteigen unter einen geringern Druck kommt,

sich deshalb ausdehnt und mit dieser Ausdehnung wegen der dabei geleisteten Arbeit eine Temperaturabnahme verbunden ist. Abgesehen von dem Einfluß, den die Abhänge der Gebirge sowie überhaupt Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche ausüben, müßte in der freien Atmosphäre die Temperatur von trockner Luft für 100 m Erhebung um 1° sinken. Ist für einen Ort die Höhe und das Gesetz der Temperaturabnahme für zunehmende Höhe bekannt, so kann berechnet werden, welche Temperatur der betreffende Ort haben müßte, wenn er in der Höhe der Meeresoberfläche liegen würde. Dies nennt man: die Temperatur des Ortes auf die Meeresoberfläche reduzieren. Auf diese Weise sind alle Beobachtungen, die zur Zeichnung der Isothermen benutzt sind, auf den Meeresspiegel reduziert und dadurch die lokalen Einflüsse, welche Gebirge und Hochebenen auf die Temperatur ausüben, beseitigt worden. Als Abweichung davon, daß die Temperatur in größerer Höhe niedriger ist, ist früher ausnahmsweise die Thatsache beobachtet, daß es auf den Höhen wärmer als in den Thälern war; dies wurde mit dem Ausdruck Temperaturumkehr bezeichnet. Später, als die Beobachtungen auf Höhenstationen und auf wissenschaftlichen Luftreisen häufiger wurden, hat man gefunden, daß die Temperaturumkehr gar nicht so selten auftritt, als man früher glaubte, und daß sie durchaus nicht allein in Gebirgen vorkommt. Daß z. B. die Temperaturumkehr auch über der norddeutschen Tiefebene vorhanden sein kann, ist auf der Ballonfahrt beobachtet, welche der Leutnant Groß 19. Dez. 1888 von Berlin aus unternahm, indem die Temperatur bei einer Erhebung um 1000 m von +2 bis +10° stieg und gleichzeitig jedes vorübergehende Sinken des Ballons von einer Abnahme und jedes Steigen des Ballons von einer Zunahme der Temperatur begleitet war. Namentlich kommt die Temperaturumkehr in den Anticyklonen vor, in welchen hoher Luftdruck herrscht, der Himmel klar zu sein pflegt und sich die untern Luftschichten, besonders wenn der Erdboden mit Schnee bedeckt ist, durch Strahlung stärker abkühlen als die höher gelegenen.

Luftthermometer, s. Ausdehnung, S. 190.

Lufttorpedo, s. Torpedo.

Lufttransportmaschinen, s. Luftbewegungsmaschinen.

Lufttrocken, s. Feuchtigkeit.

Lüftung, s. Ventilation.

Luftverdichtungsmaschinen (Kompressionspumpen, Kompressionsmaschinen) dienen dazu, Luft oder eine andre Gasart unter Erhöhung der Spannung auf ein kleineres Volumen zusammenzupressen. In ihrer einfachsten Gestalt nennt man die L. Kompressionspumpen. Die ältesten und bekanntesten L. sind die Gebläse (s. d.), welche für Herde, Öfen, überhaupt Feuerungsanlagen verschiedenster Art gepreßte Verbrennungsluft (Wind) liefern und auch in der Form von Ventilatoren zum Einpressen reiner Luft (frischer Wetter) in Bergwerke oder Gebäude dienen. Das Produkt der Gebläse und Ventilatoren (Wind oder frische Wetter) hat unter allen Umständen nur eine mäßige Pressung, die meist nur einen geringen Bruchteil einer Atmosphäre beträgt (besonders bei Ventilatoren), bei Hochöfengebläsen neuerdings bis ½ und 1 Atmosphäre und bei Bessemergebläsen bis auf einige Atmosphären steigt.

In wachsendem Maße wird jetzt aber verdichtete Luft von höherer Spannung, sogen. Preßluft (Druckluft), zu Zwecken der Kraftübertragung u. dgl. verwendet, so im Bergbau zum Betrieb von Gesteinsbohrmaschinen, Lufthaspeln, Wasserhaltungen, zur Kraftverteilung bei Druckluftanlagen in Städten, zum Betrieb von Luftdruckbremsen bei Eisenbahnfahrzeugen, zu pneumatischen Fundierungen u. Schachtabteufungen, zum Betrieb von Torpedomaschinen, zur Erzeugung kalter Luft, zum Heben von Flüssigkeiten, zum Betrieb von Sirenen und Nebelhörnern auf Leuchttürmen. Die hierzu erforderliche Preßluft wird in den Luftkompressoren (Kompressoren, Luftverdichtern, Luftpressern) erzeugt, die in ihrer Wirkungsweise mit den Cylindergebläsen übereinstimmen, jedoch wegen der höhern Endpressung der Luft im Bau wesentliche Unterschiede zeigen, welche durch die mit der stärkern Verdichtung notwendig verbundene Wärmeentwickelung und dadurch nötig werdende Wasserkühlung bedingt sind. Man unterscheidet hierbei drei Arten von Kühlung, nämlich Kühlung der Kompressoren von außen durch einen Wassermantel, Kühlung durch Einspritzung in feinen Strahlen und Kühlung durch Anfüllung eines großen Teiles des Kompressorinnern mit Wasser. Hiernach ergeben sich drei Arten von Kompressoren: trockne, halbnasse und nasse. Im wesentlichen besteht jeder Kompressor, wie ein Cylindergebläse, aus einem Cylinder mit einem darin hin und her bewegten Kolben und Abschlußorganen (Ventile, Schieber) für Öffnungen an den Cylinderenden, durch welche die Luft angesaugt u. später in verdichtetem Zustand in die Druckleitung entlassen wird. Durch starke Kompression wird die eingeschlossene Luft und von dieser der Cylinder nebst Zubehör erhitzt. Hierunter leiden nicht nur die Dichtungen am Kolben u. den Stopfbüchsen, sondern es wird dadurch auch der Druck im Cylinder erhöht, so daß ein größerer Kraftaufwand erforderlich wird, ohne daß dadurch die Leistungsfähigkeit der Preßluft erhöht würde. Denn einmal bringt die Erwärmung der Luft durch Kompression an sich einen Arbeitsverlust mit sich, welcher der in Wärme umgesetzten Arbeit entspricht, und dann gibt die Luft auf dem Wege vom Kompressor zum Luftmotor die aufgenommene Wärmemenge und damit den derselben entsprechenden Teil des Arbeitsvermögens durch Leitung und Strahlung ganz oder doch zum größten Teil wieder ab. Zur Verhütung der mit der Erwärmung der Luft verbundenen Arbeitsverluste dient die Wasserkühlung nur dann, wenn sie während der Kompression wirksam ist; eine Kühlung beim Ansaugen oder beim Herausdrücken der komprimierten Luft erscheint nutzlos.

Trockne Kompressoren. Die Wände und Deckel der Kompressionscylinder, auch wohl die Kolben sind mit Hohlräumen versehen, durch welche kühles Wasser geleitet wird. Auf diese Weise wird wenigstens eine schädliche Erhitzung der Cylinder nebst Zubehör durch die Kompression und eine Zersetzung der Schmiermittel verhütet, eine wirksame Abkühlung der Luft jedoch nicht erzielt, da bei der schlechten Wärmeleitungsfähigkeit der Luft und bei der kurzen Zeit der Berührung der Luft mit den innern Cylinderwänden nur die äußersten, mit den Cylinderwandungen unmittelbar in Berührung kommenden Luftteilchen gekühlt werden. Die trocknen Kompressoren werden daher um so weniger ökonomisch arbeiten, je höher die Luftverdichtung getrieben werden soll. Dennoch müssen sie häufig angewendet werden, da für viele Zwecke die Verwendung feuchter Luft, wie sie aus den nassen Kompressoren hervorgeht, unthunlich ist, weil der Wassergehalt der Luft entweder bei der nachfolgenden Arbeitsleistung der komprimierten Luft zu einer

Eisbildung Veranlassung gibt oder in den Maschinen Rostbildung bewirkt. Die trocknen Kompressoren werden einfach oder doppelt wirkend mit Ventilen (Ventilkompressoren) oder mit Schiebern (Schieberkompressoren) ausgeführt. Die **Ventilkompressoren** sind wie die gewöhnlichen Gebläse mit Saug- und Druckventilen versehen. Die in dem schädlichen Raum (d. h. dem Raum zwischen dem am Hubende stehenden Kolben und den Ventilen) am Ende des Druckhubes zurückbleibende Druckluft erschwert das Ansaugen frischer Luft beim folgenden Saughub um so mehr, je höher der Kompressionsdruck und je größer der schädliche Raum ist. Deshalb ist bei höherm Druck für Kleinheit des schädlichen Raumes Sorge zu tragen. Ausführungsformen von Ventilkompressoren sind die Kompressoren von Greig, von Blancke, von der Braunschweigischen Maschinenbauanstalt, von Colladon, von Sturgeon u. a. Bei den **Schieberkompressoren** wird zur Beseitigung des Einflusses der schädlichen Räume im Hubwechsel ein **Druckausgleich** zwischen beiden Seiten des Cylinders hergestellt. Der Kompressor von Burckhardt u. Weiß (Figur 1) besteht aus einem doppelt wirkenden Kompressionscylinder, der von einem parallel zu ihm angeordneten Dampfcylinder durch eine Schwungradwelle mit 2 um 50° zu einander versetzten Kurbeln angetrieben wird. Der Kompressionscylinder A, in welchem sich der Kolben B bewegt, ist rings von Wasserräumen C umgeben. Die Steuerung wird durch einen Schieber mit der Muschel D besorgt und entspricht im allgemeinen einer Dampfmaschinensteuerung mit einfachem Muschelschieber, nur ist der Weg der Luft demjenigen des Dampfes entgegengesetzt. Dies wird dadurch erreicht, daß das den Schieber treibende Exzenter der Antriebskurbel für den Kolben B nicht wie bei der Dampfmaschine voreilt, sondern um 90° nacheilt. Es tritt dann die frische Luft bei der Bewegung des Kolbens in der Pfeilrichtung durch den ins Freie mündenden Kanal E unter der Muschel hinweg und durch den linken Kanal F auf die linke Seite des Kolbens B, während die auf der andern Kolbenseite angesaugte Luft komprimiert und durch den rechten Kanal F und die rechte Schieberöffnung G in den Schieberkasten H tritt, von wo aus sie zum Luftsammler gelangt. Bei umgekehrter Kolbenbewegung geht die frische Luft von E auf die rechte Kolbenseite und die komprimierte Luft von der linken Kolbenseite nach H. Den Einfluß der schädlichen Räume beseitigt eine Vorrichtung zur Druckausgleichung, bestehend in einem um die Muschel D führenden Kanal, der in der Mittelstellung des Schiebers die beiden Cylinderseiten miteinander in Verbindung setzt. Diese Mittelstellung des Schiebers tritt nun bei jedem Hubwechsel des Kolbens ein, so daß jedesmal die im schädlichen Raume (das ist der Raum zwischen dem Kolben in seiner Endstellung und der Cylinderwand einschließlich des betreffenden Kanals F) von dem Kolben zusammengepreßte Luft nach der andern Cylinderseite überströmt und sich mit der angesaugten Luft mischt, wobei auf der momentanen Druckseite des Kolbens die folgende Saugperiode durch Druckverminderung, auf der Saugseite die folgende Druckperiode durch Druckvergrößerung vorbereitet wird. Auf dem Schieber ruht nun ein Rückschlagventil J, welches verhindern soll, daß die bereits komprimierte Luft im Anfang jedes Kompressionshubes, bei welchem die Spannung im Cylinder noch geringer ist als im Raum H, in den Cylinder zurücktritt, wodurch ein Mehraufwand von Betriebskraft erforderlich würde. Andre Arten von Schieberkompressoren sind diejenigen von Allen, Hirzel, Langen u. Hundhausen, Menck u. Hambrock, Strnad u. a.

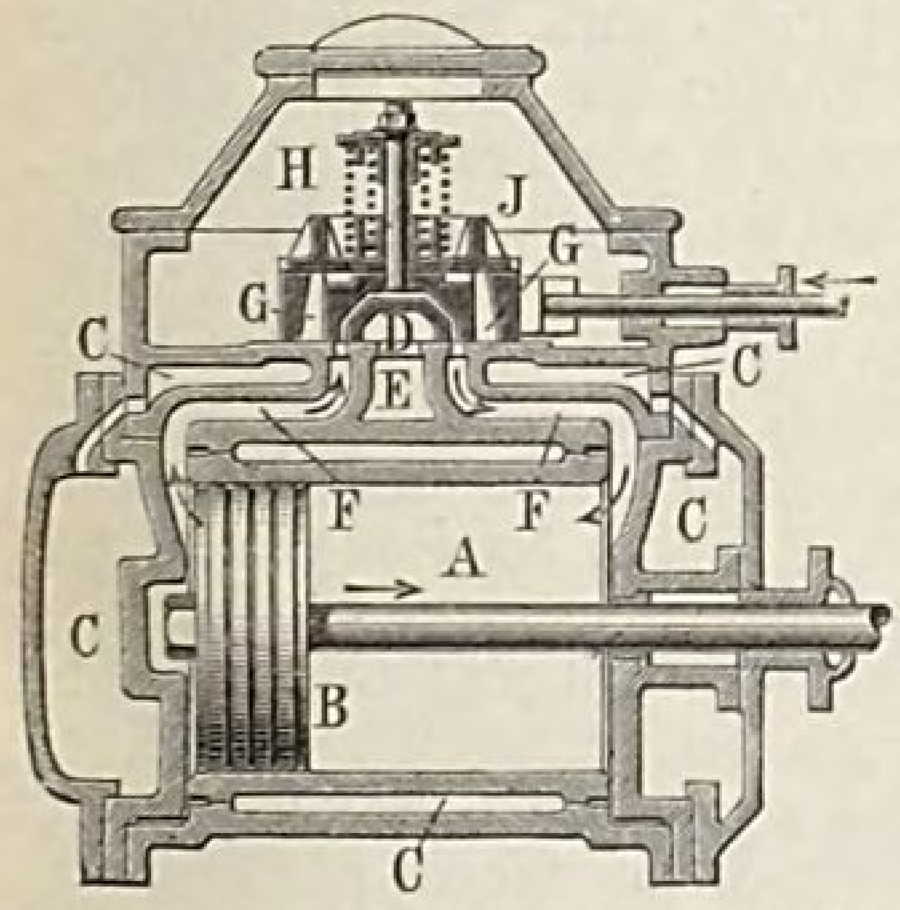


Fig. 1. Schieberkompressor von Burckhardt u. Weiß.

Bei den **halbnassen Kompressoren** wird Kühlwasser teils während der Saugperiode, teils während der Druckperiode, teils während beider eingespritzt. Die Nutzlosigkeit der Kühlung während des Saugens ist bereits hervorgehoben worden. Eine Wassereinspritzung während der Kompression der Luft kann nur durch Eindrücken des Wassers unter einem höhern Druck, als der Luftdruck im Cylinder beträgt, erfolgen. Um das Kühlwasser ausgiebig auszunutzen, wird es beim Eintritt in den Cylinder zerstäubt. Die Zerstäubungsvorrichtungen verstopfen sich leicht durch Rostbildung, Verunreinigungen des Wassers und lassen dann nicht mehr genügend Wasser eintreten. Es kommt deshalb darauf an, eine Zerstäubungsvorrichtung zu wählen, welche einerseits dem Verstopfen möglichst wenig ausgesetzt ist, anderseits sich jedoch im Fall einer Verstopfung leicht reinigen läßt. Brauserohre erscheinen wegen der vielen kleinen, leicht zur Verstopfung neigenden Löcher nicht geeignet, hingegen dürften Vorrichtungen, bei denen ein Wasserstrahl gegen eine Fläche oder gegen einen zweiten, im Winkel zum ersten gerichteten Wasserstrahl prallt, zweckmäßig sein. In der äußern Anordnung unterscheiden sich die halbnassen Kompressoren von den trocknen nur durch die Einfügung der Einspritzvorrichtung, welche an den Cylinderenden, meist in den Deckeln, angebracht ist. Das verbrauchte Kühlwasser geht mit der Preßluft durch die Druckventile ab. Der Wassermantel der trocknen Kompressoren ist auch bei den halbnassen beibehalten. Bei Anwendung der halbnassen Kompressoren werden zweckmäßig größere Sammelräume, in denen das Wasser sich abscheiden kann, in der Luftleitung angeordnet. Bekanntere Ausführungsformen halbnasser Kompressoren sind diejenigen von Burleigh, Dubois u. François, Humbold, Ramsbeck u. a.

Nasse Kompressoren. Wenn man zwischen Kolben und Luft eine Wasserschicht einschaltet, so erhält man eine gute Abkühlung der Luft während der Kompression zugleich mit Kühlung der Cylinderwände, -Deckel u. des Kolbens, außerdem läßt sich der schädliche Raum beseitigen, da das Wasser so gut wie gar nicht zusammendrückbar ist u. alle im Cylinder befindliche Luft von sich weg bis durch die Ventile hindurchschiebt. Dies war die leitende Idee bei der Konstruktion der nassen Kompressoren. Fig. 2 (S. 594) zeigt das Prinzip des nassen Kompressors von Johnson. An den liegenden, doppelt wirkenden Cylinder a mit Scheibenkolben schließen sich beiderseits die Aufsatzröhren b, welche die Saugventile c und die Druckventile d tragen. Das Kühlwasser fließt aus dem Behälter e beständig zu und bei geöffneten Saugventilen in den Cylinder. Die Druckventile führen nach dem Windsammelkasten, welcher die Luft durch das Rohr f ab-

führt; g ist ein Schwimmer im Kasten h, welcher durch ein Ventil das durch d entweichende Kühlwasser abführt. Die Konstruktionen von Sommeiller beruhen auf demselben Prinzip und unterscheiden sich nur in der Detailkonstruktion der Ventile oder auch

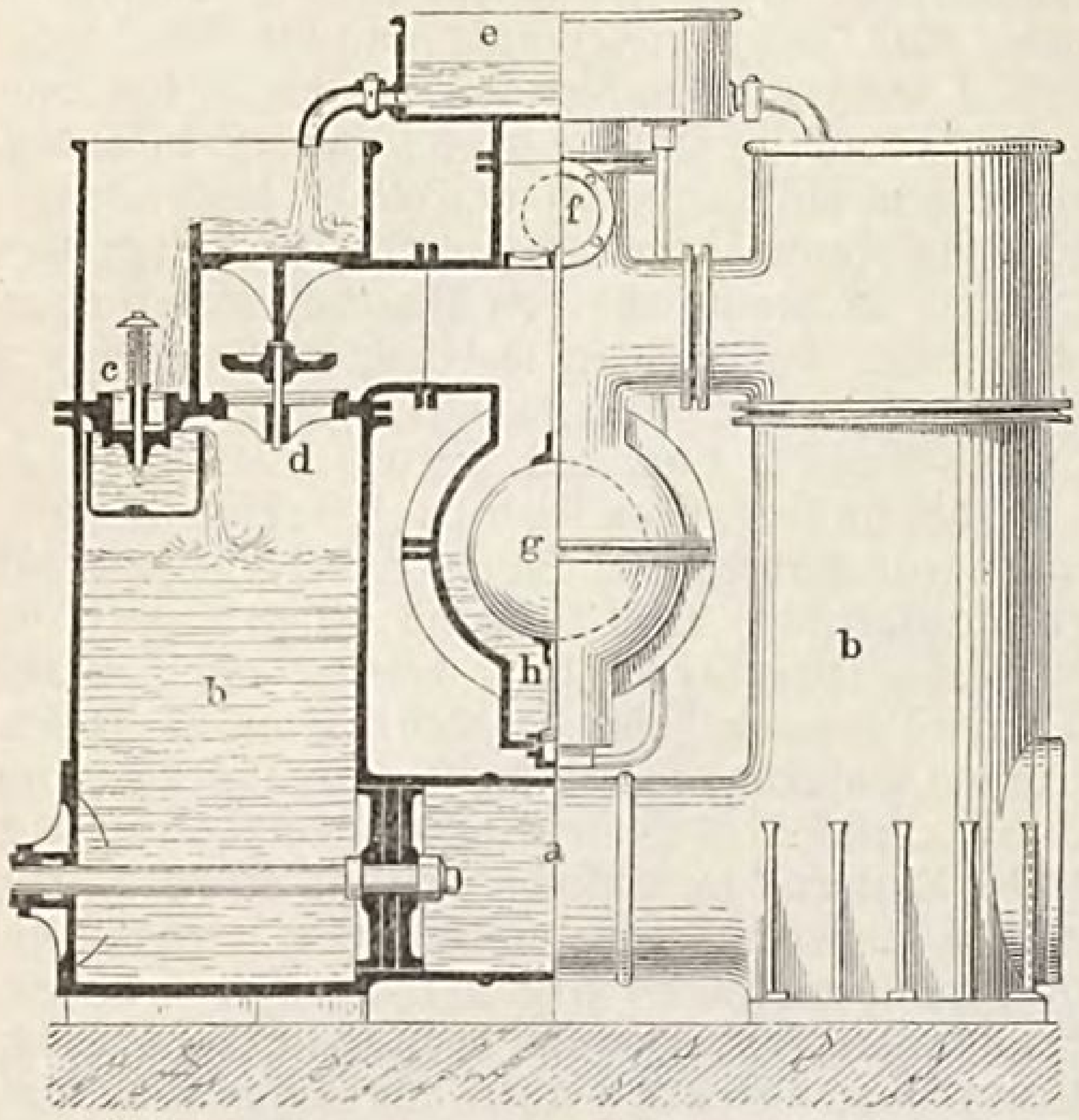


Fig. 2. Johnsons Luftverdichtungsmaschine.

der Kühlwasserabführung. Fig. 3 zeigt die nasse Luftverdichtungsmaschine von Sievers (Maschinenbauaktiengesellschaft in Kalk). Sie besteht aus zwei aus einem Stücke gegossenen hohen Mönchkolben a, welche in die Pumpencylinder b tauchen; letztere sind auf gemeinschaftlicher Grundplatte befestigt. c Ventilkasten, d Saugventile, e Druckventile, f Windsammelkasten mit dem Windabführrohr g, h Rohr

Zu den nassen Kompressoren sind auch diejenigen zu rechnen, bei welchen die Kompression der Luft ohne Kolben unmittelbar durch Druckwasser erfolgt. Diese bestehen aus einem am obern Ende mit Luftsaug- und -Druckventil ausgestatteten geschlossenen Gefäß, dessen unteres Ende durch eine Steuerung mit einer Druckwasserleitung in Verbindung steht. Diese Steuerung wird durch einen im Innern des Gefäßes befindlichen Schwimmer so bewegt, daß, wenn das Wasser bis nahe zum Boden gesunken ist, neues Druckwasser eingelassen wird, das die darüber befindliche Luft komprimiert und durch das Druckventil drückt, bis der mit dem Wasserspiegel steigende Schwimmer die Steuerung umstellt, wodurch das Druckwasser abgesperrt, das im Gefäß befindliche Wasser abgelassen und zugleich Luft angesaugt wird, bis bei tiefstem Wasserstand neuer Zutritt von Druckwasser erfolgt.

Wie bei den Gebläsen ist auch bei den Kompressoren zur Vermeidung von Luft- und Kraftverlusten ein möglichst präzises Schließen der Aus- und Einlaßorgane erforderlich, weshalb man bemüht gewesen ist, die gebräuchlichen, unter der Differenz der Pressungen inner- u. außerhalb der Kompressorcylinder sich schließenden oder öffnenden sogen. selbstthätigen oder kraftschlüssig bewegten Ventile durch zwangläufig bewegte zu ersetzen. Bei den Schieberkrompressoren diente nur zum rechtzeitigen Abschluß der Saugkanäle der zwangläufig bewegte Schieber, während der Luftauslaß durch Vermittelung selbstthätiger Ventile geschah. Von den Ausführungen, bei welchen Ein- und Auslaßventile gleichmäßig zwangläufig bewegt werden, sind besonders die Riedler-Kompressoren zu erwähnen. Hier wird jedes Ventil in der Weise gesteuert, daß es sich mit Unterstützung von Federn frei öffnen kann, jedoch, wenn der Kolben des Kompressors sich dem Ende seines Hubes nähert, zwangläufig so weit gegen seinen Sitz gedrückt wird, daß nur ein ganz geringer Spalt zwischen Ventil und Sitz bleibt, welcher dann

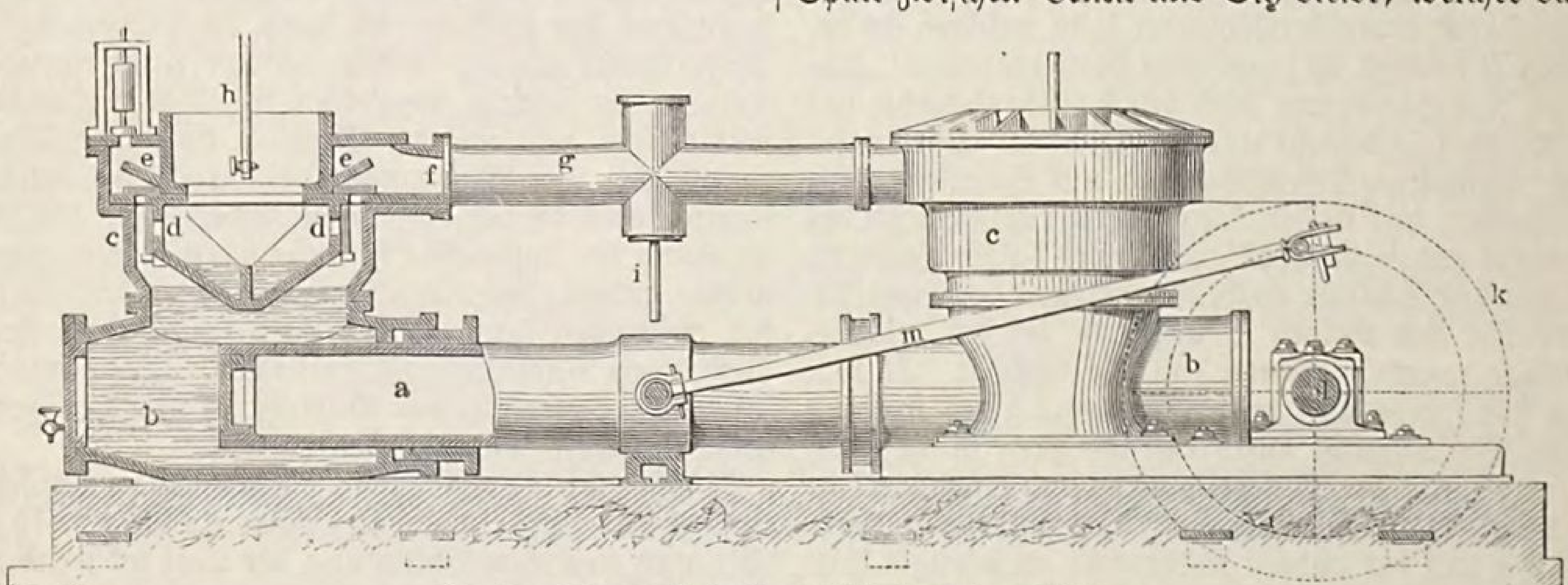


Fig. 3. Sievers' Luftverdichtungsmaschine.

für die Kühlwasserzuführung, i Wasserabführrohr. Die Bewegung erfolgt von einer rotierenden Welle aus, welche durch das Rad k die Kurbelwelle l treibt. Zwei Schubstangen m verbinden die Kurbelzapfen mit dem Kolben. Dieser Kompressor bildet den hervorragendsten Typus im Bergwerksbetrieb Deutschlands und Österreichs. Außerdem sind noch bemerkenswert die nassen Kompressoren von Staněk und Hanarte, bei welch letzterm in dem aufsteigenden Teil des Cylinders nach Rossigneux' Vorschlag Ketten, Stäbe od. dgl. angebracht sind, welche, während der Saugperiode vom Wasser benetzt, in der Kompressionsperiode der Luft eine große Kühlfläche darbieten sollen.

im Moment des Hubwechsels leicht und schnell vom Ventil geschlossen wird.

Wie bei Dampfmaschinen und ähnlichen Motoren eine stufenweise Expansion des hochgespannten treibenden Mediums (Dampf ꝛc.) in den sogen. Verbunddampfmaschinen eine bessere Kraftausnutzung ergeben hat, so ist auch in neuerer Zeit das umgekehrte Verfahren, nämlich stufenweise Kompression, bei der Erzeugung von Preßluft von hoher Spannung mit Vorteil angewendet worden. Bei den zur Ausführung dieses Verfahrens dienenden **Verbundkompressoren** (Compound-Kompressoren) wird die Luft nicht in einem einzigen Cylinder bis auf den erwünschten

Enddruck gebracht, sondern zunächst in einem Cylinder mäßig gepreßt, um dann in einem andern Cylinder weiter verdichtet zu werden (**zweistufige Kompression**). Läßt man die Luft in einem dritten Cylinder noch weiter zusammendrücken, so hat man die **dreistufige Kompression**. Diese Kompressoren ergeben einerseits Druckluft von so großer Spannung, wie sie von gewöhnlichen Kompressoren nicht mehr geliefert werden kann, anderseits gewähren sie eine nicht unbedeutende Kraftersparnis, worauf zuerst Riedler hingewiesen hat. Sie werden mit und ohne Zwischenbehälter ausgeführt. Bei dem Riedlerschen Verbundkompressor drücken zwei oder drei Niederdruckcylinder die Luft in einen Luftkessel, in welchem sie durch Kühlschlangen oder Wassereinspritzung gekühlt wird. Von hier entnimmt ein Hochdruckcylinder die Luft und drückt sie unter weiterer Kompression auf den Enddruck in die Luftleitung.

Die einzelnen Kompressorarten haben folgende Vorteile und Nachteile: Die trocknen Kompressoren geben trockne Preßluft, können mit größerer Kolbengeschwindigkeit arbeiten und sind deshalb kleiner und billiger herzustellen als nasse Kompressoren, sind aber infolge der stärkern Erwärmung der Luft durch Größe des Kraftbedarfs, der Abnutzung und des Schmierölverbrauchs im Nachteil. Halbnasse und nasse Kompressoren haben als Vorzüge gemeinschaftlich die günstige Kühlung während der Kompression und geringen schädlichen Raum, daher geringen Kraftbedarf und großen volumetrischen Wirkungsgrad, wozu bei den nassen Kompressoren noch Einfachheit der Konstruktion und geringe Abnutzung kommt. Gemeinschaftliche Nachteile beider sind feuchte Luft, Verschmutzen und Rostbildung in der Maschine, größerer Wasser- und Raumbedarf sowie größere Herstellungskosten als bei trocknen Kompressoren, wozu bei den halbnassen Kompressoren noch häufige Reparaturen und Verstopfungen an den Einspritzvorrichtungen kommen. Kompressoren mit gesteuerten Abschlußorganen können schneller laufen als solche mit selbstthätigen Ventilen, haben größten volumetrischen Wirkungsgrad und können aus beiden Gründen verhältnismäßig leicht und klein gebaut werden, während anderseits die Herstellungskosten größer sind und die Wartung schwieriger ist. Endlich die Verbundkompressoren zeichnen sich durch die Größe der erreichbaren Spannung, geringsten Kraftbedarf und kleinste Betriebskosten aus, während die Herstellungskosten höher und Reparaturen häufiger sind als bei andern Systemen. Vgl. Pernolet, L'air comprimé et ses applications (Par. 1878); André, Mining machinery (Lond. 1877—78, 2 Bde.); v. Ihering, Die Gebläse (Berl. 1893).

Luftwage, s. Dasymeter.

Luftwasserheber, s. Luftdruckwasserheber.

Luftwege (Respirationswege), bei den Tieren die Organe, welche die Atemluft ein- und auslassen: bei den Insekten die Tracheen (s. d.), bei den luftatmenden Wirbeltieren die Mund-, Nasen- und Rachenhöhle, der Kehlkopf, die Luftröhre mit ihren Verzweigungen in der Lunge, bei den Vögeln außerdem noch die Luftsäcke und die Lufthöhlen der Knochen.

Luftwiderstandskonstante, s. Flugbahn.

Luftwiese, s. Futter und Fütterung, S. 1025.

Luftwirbel, s. Wind.

Luftwurzeln (Radices aëreae), Nebenwurzeln, die bei manchen Pflanzen, wie z. B. Araceen und Orchideen, aus dem Stamm oberhalb der Erde hervorkommen und entweder gar nicht oder erst nach längerm Wachstum in den Boden eindringen. Bei den Wurzelbäumen (Rhizophora *Lam.*) senken sich L. aus den Ästen der Krone in den Boden hinab und helfen gleich Stützen das umfangreiche Laubdach tragen. Bei Pandanus treibt der Stamm aus seinen untern Teilen kräftige L., auf denen er sich frei über den Boden erhebt. Bei manchen Pflanzen, z. B. dem Epheu, versehen L. den Dienst von Haftorganen (**Klammerwurzeln**). Die auf Baumstämmen wachsenden tropischen Orchideen (s. Epiphyten) umschlingen mit ihren L. die Äste und befestigen sich an deren Rinde durch Wurzelhaare, die der Pflanze Wasser- und Nährstoffe zuführen. Andre Orchideen und Araceen besitzen L., die mit einem schwammigen, weißlich erscheinenden Mantel, der sogen. **Wurzelhülle**, versehen sind und mittels derselben im stande sind, nicht nur flüssiges Wasser aufzusaugen, sondern auch den Wasserdampf der Atmosphäre zu kondensieren. In andern Fällen (z. B. bei Angraecum) übernehmen die L. auch die Rolle von Assimilationsorganen und bilden reichlich Chlorophyll in ihrem Gewebe aus.

Luftziegel, s. Mauersteine.

Luftzünder, s. Pyrophore.

Lug, in den Vereinigten Staaten soviel wie Rute (Längenmaß).

Luga, Fluß im russ. Gouv. St. Petersburg, mündet nach einem Laufe von 291 km nördlich von Narwa in den Finnischen Meerbusen. An ihm liegt die gleichnamige **Kreisstadt** mit (1889) 3324 Einw.

Luganer See (ital. Lago di Lugano, mit Vorliebe auch Ceresio genannt), ein buchtenreiches, wald- und felsumkränztes, mit Ortschaften und Villen umsäumtes Wasserbecken im schweizer. Kanton Tessin, zum kleinern Teil auf italienisches Gebiet (Provinz Como) sich erstreckend, liegt 274 m ü. M. und fließt durch die Tresa in den Lago Maggiore ab. Das größte Gewässer, welches dem L. S. zufließt, ist der Agno, welcher am Camoghé entspringt und das Val d'Agno durchfließt. Die Umgebungen des buchtenreichen Sees vereinigen die Reize der italienischen Erde mit der Großartigkeit der Alpennatur. Die Fläche mißt 50,46 qkm; auf den Kanton Tessin entfallen 19,49 qkm, auf Italien 30,97 qkm. Die Länge von Porlezza nach Ponte Tresa beträgt 35, die größte Breite Lugano-Cavallino 3, die mittlere Breite 1 km. Die Maximaltiefe, am Eingang in den (obern) Arm von Porlezza, beträgt 288 m. Von der Enge von Melide an nimmt die Tiefe rasch ab, so daß sie in den »untern« Golfen (von Capolago, Porto und Agno) höchstens 84—94 m, in dem Laghetto, dem Anhängsel zwischen Laveno und Ponte Tresa, bloß 50 m beträgt. Seit 1874 zieht am Ufer entlang eine der zum Netz der Gotthardbahn gehörigen tessinischen Thalbahnen: Lugano-Melide-Mendrisio-Chiasso; diese Linie überschreitet den Seehals von Melide auf einer Brücke. Seit 1856 hat der See Dampfschiffahrt, an deren Endpunkten die Bahnlinien Porlezza-Menaggio (am Comersee) und Ponte Tresa-Luino (am Lago Maggiore) sich anschließen.

Lugano (deutsch Lauis), Stadt und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Tessin, früher mit Bellinzona und Locarno abwechselnd die kantonale Hauptstadt, Station der Gotthardbahn, in wundervoller Lage am Luganer See. Rings um die Stadt, auf den Uferterrassen, schimmern Landhäuser aus dem Grün der Reblauben und Kastanien, der Mandel-, Maulbeer-, Orangen- und Ölbäume; das schönste Panorama entfaltet sich auf dem nahen San Salva-

tore (909 m), auf den eine Drahtseilbahn führt. Zu den bemerkenswertesten Gebäuden gehören die nach Bramantes Plan erbaute, aber unvollendete St. Lorenz- oder Stiftskirche mit schönem Schnitzwerk, die Kirche Santa Maria degli Angeli mit einer Kreuzigung von B. Luini, die Kirchen Santa Marta und San Rocco. Die Stadt hat seit 1853 nur zwei Klöster. Sie zählt (1888) 7169 meist kath. Einwohner. Jenseit des Sees liegen die sogen. Windkeller von Caprino (cantine di Caprino), natürliche Höhlungen im Felsen, in denen sich der Wein vortrefflich hält. Die achttägige Oktobermesse ist ein bedeutender Viehmarkt: bis 10,000 Stück Rindvieh (weniger Pferde) werden zugeführt. L. hat mehrere Tabaksfabriken, Seidenspinnereien, einige Papiermühlen, Eisen- und Kupferhämmer, ferner bedeutenden Handel mit Wein und Seide und ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Seit einigen Jahren befindet sich L. wegen seiner gemäßigten Sommerwärme und des relativ warmen Winters als Luftkurort in großartigem Aufschwung. Die mittlere Temperatur im Winter beträgt 2,6, im Frühling 11,5, im Sommer 20,8, im Herbst 11,9°; die mittlere Jahrestemperatur ist der von Meran gleich. Vgl. Cornils, Lugano (Basel 1882); Derselbe, L. und seine Umgebung (Lugano 1894); Hardmeyer, L. (Zürich 1887); Krah, Der klimatische Kurort L. (Neuwied 1893).

Lugansk, Stadt im russ. Gouv. Jekaterinoslaw, Kreis Slawjanoserbsk, am Lugan, einem Nebenfluß des nördlichen Donez, und an der Donezeisenbahn, hat 4 Kirchen, eine Bergwerksschule, eine große Maschinenfabrik (seit 1795, mit bedeutender Fabrikation von Dampfmaschinen und Lokomotiven), eine Geschützgießerei, Eisengießereien, Hochöfen, Talgsiedereien, Leder- und Lichtefabriken, Ziegelbrennereien, ein Museum für Bergprodukte mit Bibliothek, ein Berghospital und (1889) 16,046 Einw., welche bedeutenden Handel treiben. L. ist der Sitz der Zentral-Bergwerksdistriktsverwaltung für den westlichen Teil des Donezkischen Steinkohlenbeckens.

Luganskij, Kosak, Pseudonym, s. Dahl 2).

Lugau, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, an der Linie Stollberg-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahn, 408 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Steinkohlenbergbau (2000 Arbeiter), Kammgarnspinnerei, Sägewerke, Holzhandel und (1890) 6204 meist evang. Einwohner.

Lügde (spr. lübe), Stadt im preuß. Regbez. Minden, Kreis Höxter, an der Emmer, mit 2 Bahnhöfen an der Linie Hannover-Altenbeken der Preußischen Staatsbahn, 105 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen (darunter die romanische St. Kilianskirche aus dem 11. Jahrh. mit Wandmalereien aus derselben Zeit), alte Ringmauern mit 2 Türmen, bedeutende Zigarrenfabrikation, Bereitung von Käse und (1890) 2462 Einw., davon 222 Evangelische und 37 Juden. In L. (Villa Ludihi) feierte Karl d. Gr. 784 das Weihnachtsfest.

Lugdūnum (kelt., »Rabenhügel«), Hauptstadt der nach ihr benannten Provinz Gallia Lugdunensis (s. Gallien, S. 34), im Gebiet der Ambarrer gelegen, westlich über dem Zusammenfluß des Rhodanus und des Arar (Saône), wurde 43 v. Chr. römische Kolonie und bald die erste und größte Stadt von Gallien; jetzt Lyon (s. d.). L. Batavorum, Stadt, s. Leiden.

Lüge, die absichtliche, mit dem Vorsatz der Irreführung andrer erfolgende Mitteilung einer bewußten Unwahrheit. Wird durch Handlungen in andern ein Irrtum erregt, so nennt man das in der Regel Täuschung, doch braucht deswegen die L. nicht notwendig durch Worte vermittelt zu sein, derselbe Zweck wird vielmehr oft auch durch Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten der Rede oder durch irgend welche stumme Zeichen und Andeutungen erreicht. Die sittliche Verwerflichkeit der L. ist in den Fällen zweifellos, wo sie dazu dient, andre zu schädigen oder sich auf deren Kosten einen ungerechten Vorteil zu verschaffen (die L. des Betrügers, des Verleumders, des parasitischen Schmeichlers ꝛc.), ob sie jedoch an und für sich und unter allen Umständen unsittlich sei, ist eine unter den Moralisten strittige Frage. Der moralische Rigorismus (s. d.) verbietet dieselbe schlechtweg; nach Kant ist sie »durch die bloße Form ein Verbrechen des Menschen an seiner eignen Person und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eignen Augen verächtlich machen muß«. (Vgl. dessen Schrift: »Über ein vermeintliches Recht aus Menschenliebe zu lügen«.) Das sittliche Gefühl des Volkes erklärt jedoch die L. in gewissen Fällen (als Notlüge) unbedenklich für erlaubt und macht z. B. weder dem Arzt einen Vorwurf, der dem Kranken aus Schonung die Unwahrheit über seinen Zustand sagt, noch dem, der etwa einen Räuber durch eine L. über den Zufluchtsort seines Opfers täuscht. Die utilitaristische (teleologische) Moral, welche den sittlichen oder unsittlichen Charakter der Handlungen aus den Wirkungen ableitet, die sie hervorzubringen geeignet sind, stimmt hiermit überein; nach derselben ist die L. allerdings im allgemeinen verwerflich, weil sie, allgemein angewandt, alles Vertrauen vernichten und die menschliche Gemeinschaft unmöglich machen würde; dieser Grund entfällt jedoch, wo (wie beim Räuber) ein Vertrauensverhältnis überhaupt ausgeschlossen ist. Außerdem kann, nach der utilitaristischen Ansicht, immer im einzelnen Falle (wie beim Arzt) ein höherer sittlicher Zweck die Durchbrechung eines sonst anerkannten Pflichtgebotes notwendig machen, worüber das sittliche Taktgefühl des Einzelnen entscheiden muß. (Vgl. Pflicht.) Ob die sogen. fromme L., welche von dem Grundsatz ausgeht: »Ein Wahn, der mich beglückt, wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt«, und die pädagogische L., welche manche Erzieher im Interesse des Zöglings unter Umständen anwenden zu müssen glauben, aus diesem Gesichtspunkte zu rechtfertigen sind, bleibe dahingestellt. Die sogen. Höflichkeits- oder konventionelle L. (wenn man z. B. einen ungelegenen Besuch freundlich willkommen heißt ꝛc.) ist streng genommen überhaupt keine L., weil jedermann weiß, daß die Höflichkeitsformen eben nur Formen und nicht Äußerungen wirklicher Gefühle und Gesinnungen darstellen. Vgl. Heinroth, Die L. (Leipz. 1834).

Lugehügel, s. Befestigungswerke, prähistorische.

Lügendichtungen, d. h. Erdichtungen und Erfindungen von unmöglichen Dingen, welche das Lachen oder Staunen des Hörers bezweckten, sei es durch widersinniges Verkehren oder durch aufschneiderisches Übertreiben des Wirklichen. Sie sind der Volkspoesie aller Völker eigen, aber auch die Kunstdichtung verschmäht ihre Mittel nicht. In Deutschland ist das älteste schriftlich festgehaltene Erzeugnis dieser Gattung der sogen. »Modus florum«, ein lateinisches, zum Teil auf uralter indo-germanischer Überlieferung beruhendes Gedicht aus dem 10. oder 11. Jahrh. Was in diesen und andern Märchen an unglaublichen Dingen erzählt wird, tischt Münchhausen zum großen Teil seinen Zuhörern auf. Aus dem 14. und 15. Jahrh. stammt

eine Reihe von deutschen Gedichten, die beseelte und unbeseelte Wesen die verkehrtesten, seltsamsten, aberwitzigsten Dinge treiben lassen und diese ohne Zusammenhang aneinander reihen, jedenfalls Erzeugnisse fahrender Leute. Das bekannteste unter ihnen ist das »Wachtelmäre«, in welchem, ebenso wie heute die Enten in den Zeitungen, die Wachteln Lügen bedeuten. Ein Teil der in diesen Dichtungen vorkommenden unsinnigen Einzelheiten findet sich wieder in den komischen Rezepten, wie sie besonders in den Fastnachtsspielen erteilt werden, wo auch das Lied vom Dr. Eisenbart (s. d.) vorgebildet ist. Die umfassendste Kompilation dieser Dichtungen bietet der kleine Roman vom Finkenritter (s. d.). Hierher gehören auch die Lügenschwänke und -Schnurren, die sich in Aufschneidereien ergehen und unter den zahlreichen Geschichtchen der Facetien- und Anekdotensammlungen seit dem 15. Jahrh. das Ergötzen der Lesewelt bewirkten. Als erste Aufschneider stellen sich in einer Handschrift des 14. Jahrh. Weigger von Landsberg dar, ferner Eulenspiegel und der Kanstätter Lügenschmied in den Facetien des Humanisten Heinr. Bebel. Wohl den ganzen Vorrat von Lügen, welche zu Anfang des 16. Jahrh. umgingen, faßt das Gedicht »Neue Zeittung auß der ganzen Welt« zusammen. Manche dieser Jagd-, Reise- und Kriegslügen ist bereits vorgebildet bei Plutarch, im Talmud, in den Legenden der Heiligen, in Sindbads Erzählungen, in den Reisebeschreibungen eines Montevilla ꝛc. Eine größere Anzahl ist vereinigt im »Volksbuch vom lügenhaften Aufschneider Urban Fettsack«, in »Leben und Thaten des Colophanius Cipripinus« (in »Meyers Volksbüchern«, Nr. 805—806, S. 82 ff.) und im »Vademekum für lustige Leute« (Berl. 1781). Letztere Scherzsammlung bezeichnet sich selbst als »aus den besten Schriftstellern zusammengetragen« und enthält 16 vielleicht von einem Landsmann des K. Fr. Hieronymus Freiherrn von Münchhausen (s. d.) eingesandte »M—h—s—nsche Geschichten«, welche der vormalige Aufseher des Antiquitäten- und Münzkabinetts zu Kassel und Professor Rud. Erich Raspe ins Englische übersetzte und zu einem abgerundeten Ganzen verarbeitet zu Oxford 1786 (bez. Ende 1785) erscheinen ließ. Spätere englische Ausgaben waren mit des Barons Seeabenteuern vermehrt, die besonders aus Lucians »Wahrer Geschichte«, aus Holbergs »Nicolai Klimii iter subterraneum« und mehreren geschichtlichen und Reisewerken geschöpft sind. Als aus dem Englischen übersetzt und erweitert bezeichnet sich das 1786 erschienene deutsche Büchlein: »Wunderbare Reisen des Freyherrn von Münchhausen ꝛc.«, ohne Angabe des Verfassers: Gottfr. Aug. Bürger, welcher den »Münchhausen« durch seine deutsche Bearbeitung zum Volksbuche gemacht hat; nicht nur stammt ein Drittel des Buches von ihm, d. h. aus andern als den von Raspe benutzten Quellen, sondern er hat es auch verstanden, die einzelnen Schwänke als Erlebnisse eines Erzählers so zu vereinigen, daß weder Überdruß an der Menge seiner Erlebnisse, noch Zweifel an der Genialität des Aufschneiders entsteht (beste Ausgabe von E. Griesebach, Kollektion Spemann). Münchhausen gilt in allen Ländern als der eigentliche Lügenvater; spätere Humoristen haben die Figur Münchhausens als Mittelpunkt für eigne Schöpfungen ausgenutzt. Einen andern Charakter haben die Aufschneidereien im »Schelmuffsky« des Christian Reuter (s. d.). Auch in Frankreich hatte es schon früher nicht an Münchhausiaden gefehlt, wie das wohl 1579 zuerst gedruckte Buch »La nouvelle fabrique des excellents traits de vérité par Mr. d'Alcripe« beweist. Verwandtschaft mit den L. zeigen die Dichtungen vom Lande der Schlaraffen (s. d.), die satirischen Schilderungen einer verkehrten Welt, z. B. in Legrands »Monde renversé« (1718) und in Tiecks Lustspiel (1798), sowie die Voyages imaginaires und naturwissenschaftlichen Romane, die besonders in Frankreich ausgebildet wurden von Cyrano de Bergerac und Jules Verne, in England von Swift nach dem Vorbild von Lucians »Wahrer Geschichte«. Motive aus den L. finden sich auch oft in der typischen Lustspielrolle des prahlerischen Soldaten, die in das griechische Altertum hinaufreicht (vgl. Ribbeck, Alazon, Leipz. 1882) und später besonders von den italienischen Schauspielern ausgebildet wurde (vgl. Andreini, Le bravure del Capitano Spavento, 1607; deutsch von Rist 1635). Vgl. K. Müller-Fraureuth, Die deutschen L. bis auf Münchhausen dargestellt (Halle 1881); Hönncher, Fahrten nach Mond und Sonne. Studien insbesondere zur französischen Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts (Oppeln 1887).

Luggarus, s. Locarno.

Lugger (Logger), zweimastiges, zuweilen auch dreimastiges, besonders in Frankreich beliebtes Küstenfahrzeug, das meist zur Fischerei auf offener See benutzt wird. Die L. sind niedrig, aber langgestreckt, mit plattem Heck und mit Luggersegeln. Ist ein dritter Mast vorhanden, so dient er als Beilieger, wenn die Fahrzeuge vor den Netzen treiben. Die Ostseelugger, die aber auch Frachtfahrer sind, haben zwei Masten. S. die Art. Boot (Fig. 5—7), Heringslugger u. Jager.

Luginsland, Aussichtsturm, Warte.

Lugnezer Rhein, s. Glenner.

Lugnian, Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Oppeln, hat eine kath. Kirche, Landwirtschaft und (1890) 2229 Einw.

Lugo, span. Provinz in der Landschaft Galicien, grenzt im N. an den Atlantischen Ozean, im O. an die Provinzen Oviedo und Leon, im S. an Orense, im W. an Pontevedra und Coruña und hat einen Flächenraum von 9881 qkm (179,5 QM.). Das Land ist zum großen Teil gebirgig; es enthält im SO. die zum kantabrisch-asturischen Gebirgszuge gehörigen Sierras de Picos und del Caurel (1624 m), welche durch den Paß Puerto de Piedrafita (1123 m) getrennt sind, im übrigen verschiedene Berggruppen (Parameras) des kantabrisch-galicischen Gebirgssystems. Bedeutendere Ebenen sind die von Lugo und Monforte. Die Meeresküste ist felsig und durch die Mündungsbusen (Rias) der zahlreichen Küstenflüsse, darunter Rivadeo u. Landrove, unterbrochen. Hauptfluß ist der Miño, welcher hier entspringt und die Provinz in südlicher Richtung durchströmt. Beim Austritt aus der Provinz nimmt er den Sil auf. Das Klima ist mild und feucht. Die Bevölkerung beträgt (1887) 432,165 Seelen, d. h. 44 auf das QKilometer. Dieselbe lebt hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht. Waldungen, Wiesen und Weiden, auch Erzgänge und Mineralquellen sind reichlich vorhanden. Landwirtschaftliche Produkte sind insbesondere: Getreide, Flachs, Grasheu und Futterkräuter, Obst, Wolle, Butter u. Käse. Wichtigere Industriezweige sind Leinweberei u. Thonwarenindustrie. An der Küste wird Fischfang betrieben; gesalzene Fische werden ausgeführt. Die Provinz umfaßt elf Gerichtsbezirke.

Lugo, 1) (das röm. Lucense oder Lucus Augusti) Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben) und Bischofsitz, 461 m ü. M., am linken Ufer des

Miño und an der Eisenbahn Palencia-Coruña gelegen, ist von alten, jetzt als Promenaden dienenden Wällen mit Türmen umgeben, hat 5 Kirchen, darunter eine gotische Kathedrale (12. Jahrh.), ein theologisches Seminar und (1887) 19,952 Einw., welche Gerberei, Leinweberei und Hutfabrikation sowie Handel mit Vieh und gepökeltem Fleisch treiben. Dabei heilkräftige, schon zur Zeit der Römer berühmte Schwefelquellen (von 32—41°). — 2) Kreishauptstadt in der ital. Provinz Ravenna, links vom Senio, an den Eisenbahnlinien Castel Bolognese-Ravenna und L.-Lavezzola, hat ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Bibliothek (15,000 Bände), Seilerei, lebhaften Handel mit Getreide, Wein, Vieh, Hanf und Seide, einen wichtigen Jahrmarkt (1.—30. Sept.) und (1881) 9198 (als Gemeinde 25,659) Einw.

Lugols Jodlösung, Lösung von 1,2 Teil Jod und 1,8 Teil Jodkalium in 30 Teilen Wasser, dient in der Chirurgie zu Injektionen und Waschungen.

Lugos (spr. lúgosch), Markt im ungar. Komitat Krassó-Szörény, an der Bahnlinie Temesvár-Orsova, besteht aus den durch den Temesfluß geschiedenen Orten Deutsch- u. Rumänisch-L., hat ein Minoriten- und ein Nonnenkloster, trefflichen Weinbau, lebhaften Handel, Dampfmühlen, ein Obergymnasium und eine Ackerbauschule, ist Sitz eines griechisch-katholischen Bischofs, eines Domkapitels, einer Finanzdirektion und eines Gerichtshofs und hat (1890) 12,489 rumänische, deutsche und magyar. (meist griechisch-orientalische u. römisch-katholische) Einwohner. 1849 war L. der letzte Zufluchtsort der ungarischen Armee und Regierung.

Lugubre (ital.), traurig.

Lugubrität (lat.), Trauer, Düsterheit.

Lügumkloster, Flecken im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Tondern, an der Lohbek und der Linie Bredebro-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine schöne evang. Kirche eines ehemaligen (1174 gestifteten, 1648 aufgehobenen) Cistercienser-Mönchsklosters, ein Amtsgericht, ein Denkmal des Kaisers Wilhelm I., Tabaksfabrikation, Weberei, Pferde- und Viehmärkte und (1890) 1339 Einw.

Luhatschowitz, Dorf in Mähren, Bezirksh. Ungarisch-Brod, in einem Thale der Karpathen, hat ein Schloß des Grafen Serenyi und vier hauptsächlich zum Trinken benutzte jod- und bromhaltige alkalisch-muriatische Quellen (Johannisbrunnen mit 0,009 Bromnatrium und 0,021 Jodnatrium in 1 Lit.), deren Wasser stark versendet wird, eine Badeanstalt mit Kurhaus (1893: 2606 Kurgäste) und (1890) 1069 tschech. Einwohner. Vgl. Küchler, Der Kurort L. (Wien 1883).

Luhe, Fluß im preuß. Regbez. Lüneburg, entspringt nordöstlich von Soltau, fließt zuerst nach NO., dann nach N. und mündet unterhalb Winsen links in die Elbe. Von Winsen abwärts ist sie 2,2 km bei einem mittlern Wasserstande von 1 m schiffbar.

Lühe, Fluß im preuß. Regbez. und Kreis Stade, entspringt bei Ahrenswohlde, heißt im obern Lauf Aue, fließt nach NO., ist bei einer mittlern Tiefe von 2,15 m von Horneburg an auf 10,4 km schiffbar und mündet bei Lüherort links in die Elbe.

Luhi, Name eines zu dem von Ruthenen bewohnten Dorf Holubina (im ungarischen Komitat Bereg) gehörenden Territoriums, auf dem die alkalischen Säuerlinge Margareten-Heilquelle und L.-Elisabethquelle entspringen. Diese werden (namentlich in Görbersdorf) gegen Katarrhe der Luftwege mit Erfolg gebraucht.

Lühring (fälschlich Lührmann), Anna, geb. 3. Aug. 1796 in Bremen als Tochter eines Zimmermeisters, gest. 25. Aug. 1866, wurde von dem Erscheinen Tettenborns mit den Lützowern in Bremen (15. Okt. 1813) und dem Heldentod der Eleonore Prochaska (s. d.) so begeistert, daß sie im Februar 1814 in den Kleidern ihres Bruders Bremen verließ und unter dem Namen Eduard Kruse vor Jülich bei den Lützowschen Jägern eintrat, mit denen sie, als schmucker Jäger beliebt, die Belagerung Jülichs und einige kleinere Gefechte mitmachte. Obwohl sie dem Hauptmann ihr Geschlecht entdecken mußte, blieb sie bei der Truppe bis zur Rückkehr nach Berlin, ward hier hoch gefeiert und geehrt und kehrte im Februar 1815 ins Elternhaus zurück. 1821 heiratete sie einen Kellner, Lucks, aus Altona, der 1827 in Hamburg Bürger wurde, aber verkam und 1832 starb. Einsam und dürftig lebte sie in Horn bei Hamburg und erhielt erst 1860 von Bremen eine Pension von 150 Thlr. Gold.

Luik (spr. leuk), vläm. Name für Lüttich (s. d.).

Luini (Luvino), Bernardino, ital. Maler der mailändischen Schule, geb. zwischen 1475 und 1480 in Luino am Lago Maggiore, gest. bald nach 1533, war zwischen 1500 und 1533 als Fresko- und Tafelmaler in Mailand und an andern Orten Oberitaliens thätig. Er war anfangs Schüler des Ambrogio Borgognone, wofür besonders seine Pietà in der Kirche Santa Maria della Passione in Mailand spricht, entwickelte sich aber vorzugsweise unter dem Einfluß des Leonardo da Vinci, auf dessen Namen früher viele von Luinis Tafelbildern gingen. Seelenvolle Köpfe, Zartheit der Färbung, Lieblichkeit der Formen charakterisieren ihn; von Leonardos großartiger Kompositionsweise und feuriger Energie dagegen hat er sich nichts zu eigen gemacht. Das meiste von L. befindet sich in Oberitalien. In Mailand sind in der Ambrosiana, Brera und in Privatsammlungen mehrere Tafelbilder von ihm, andre in der Hauptkirche zu Legnano, in den Uffizien zu Florenz (Enthauptung Johannes des Täufers), im Palazzo Sciarra zu Rom (Eitelkeit und Bescheidenheit), in der Galerie zu Bergamo (Geburt Christi), in der Nationalgalerie zu London (Christus unter den Schriftgelehrten) und im Berliner Museum (Geburt Christi). Fresken von ihm befinden sich in der Brera (aus verschiedenen Kirchen und Häusern von der Wand abgelöst), darunter sein Hauptwerk: eine thronende Madonna mit den Heiligen Antonius und Barbara (1521); in der Ambrosiana die Geißelung Christi; in der Wallfahrtskirche zu Saronno (um 1525); in der Kirche Santa Maria degli Angeli in Lugano unter andern eine Passion (1528) und in der Kirche San Maurizio zu Mailand. Die Fresken, die sich, von der Wand abgenommen, im Palazzo Litta befanden, sind in das Louvre nach Paris gekommen. — Auch seine Söhne Evangelista und Aurelio L. waren tüchtige Maler; beide lebten noch 1584. Der erstere zeichnete sich namentlich im Ornament aus, der andre war ein Anhänger der spätern römischen Schule.

Luino (Luvino), Flecken in der ital. Provinz Como, Kreis Varese, am Ostufer des Lago Maggiore, 1 km nördlich von der Mündung der Tresa, an den Eisenbahnlinien Novara-L., L.-Bellinzona (Gotthardbahn) und L.-Ponte Tresa, hat einen Palazzo Crivelli, schöne Villen mit Gärten, mehrere Hotels und (1881) 1861 (als Gemeinde 3540) Einw. L. ist Geburtsort des Malers Bern. Luini. 1848 kämpfte hier Garibaldi (Denkmal seit 1867).

Luis de Granada, Fray, Mystiker und Kanzelredner, geb. 1504 in Granada, gest. 1588 in Lissabon, studierte Theologie in Valladolid und ward 1523 Predigermönch. In Spanien und Portugal wurden ihm wiederholt die höchsten Kirchenwürden angeboten, doch wies er sie zurück und lebte und starb in Demut im Dominikanerkloster zu Lissabon, woselbst er seit 1554 gewirkt hatte, vom Hofe und vom Volke gleich verehrt. Von seinen stets improvisierten Predigten ist nichts erhalten; doch schrieb er für die hauptsächlichsten Kirchenfeste 13 »Sermones«. Von seinen zahlreichen Andachtsschriften gehören mehrere zu den noch heute gelesensten spanischen Erbauungsbüchern, wie: »Guia de Pecadores« (1556) u. »Meditaciones« (abgedruckt in Ochoas »Autores misticos españoles«, neue Ausg., Madr. 1886). Gesammelt erschienen seine Werke in Madrid 1555, dann in Antwerpen 1555; auf Kosten des Herzogs von Alba in Madrid 1657; zuletzt Madrid 1800, 5 Bände.

Luis de Leon, s. Ponce de Leon.

Luise (franz. Louise), weibliche Form des Namens Louis (s. d.). Die hervorragendsten Trägerinnen desselben sind:

1) L. Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, geb. 27. Nov. 1627, gest. 18. Juni 1667, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, vermählte sich 7. Dez. 1646 mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welchem sie fünf Söhne und eine Tochter gebar, von denen aber bloß der dritte Sohn, Friedrich (der erste König von Preußen), den Vater überlebte. Sie war eine ausgezeichnete Fürstin und stand ihrem Gemahl, den sie auf allen Reisen und Feldzügen begleitete, im Glück und Unglück beratend und tröstend zur Seite. L. gründete Oranienburg, wo sie ein Waisenhaus stiftete; die ihr zugeschriebenen geistlichen Lieder, z. B. das bekannte »Jesus, meine Zuversicht ꝛc.«, rühren nicht von ihr, sondern von O. v. Schwerin, ihrem Freund und dem Erzieher ihrer Kinder, her. Ihr Leben beschrieben Wegführer (Leipz. 1838) und Knauth (Halle 1867). Vgl. »Andachtsbuch L. Henriettes von Brandenburg«, herausgegeben von Runge 1653 (neu bearbeitet von Irenäus, Berl. 1879).

2) Auguste Wilhelmine Amalie L., Königin von Preußen, eine der edelsten Frauen der Geschichte, Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. März 1776 in Hannover, wo damals ihr Vater Gouverneur war, gest. 19. Juli 1810, verlor schon im 6. Jahr ihre Mutter, geborne Prinzessin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, und ward erst in Herrenhausen unter der Aufsicht des Fräuleins v. Wolzogen, dann in Darmstadt von ihrer Großmutter, der Landgräfin Marie Luise Albertine, und einer Schweizerin, Fräulein v. Gélieux, erzogen. Von 1791 bis März 1793 verweilte sie bei ihrer Schwester, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen. Auf der Rückreise lernte sie in Frankfurt a. M. den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der seinen Vater Friedrich Wilhelm II. in den französischen Krieg begleitete, kennen und verlobte sich 24. April 1793 in Darmstadt mit ihm, während zu gleicher Zeit die Verlobung ihrer jüngern Schwester, Friederike, mit dem Prinzen Ludwig von Preußen stattfand. Am 24. Dez. fand in Berlin die Vermählung statt. Durch ihre Schönheit, Anmut und Herzensgüte gewann sie aller Herzen. Ihr höchstes Glück war ihr einfaches häusliches Leben mit ihrem Gemahl und ihren Kindern. Als ihr Gemahl 1797 den Thron bestieg, vereinigte L. die Pflichten der Königin redlich mit denen der Gattin und Mutter. Als Schutzgeist des Landes begleitete sie ihren Gemahl auf seinen Reisen durch die Provinzen, und überall fanden die Unglücklichen in ihr eine Wohlthäterin, die anspruchslos das Elend zu mildern suchte. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 begleitete sie ihren Gemahl nach Naumburg und nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg und Memel. Vergeblich war ihre demütigende Unterredung mit Napoleon I., der sie durch schmähliche Verleumdungen beleidigt hatte, in Tilsit 6. Juli 1807, durch welche man billigere Friedensbedingungen zu erlangen hoffte. Sie lebte hierauf mit der königlichen Familie in und bei Königsberg, ihre Muße namentlich dem Studium der Geschichte und der deutschen Litteratur widmend. Obwohl sie den furchtbaren Sturz des Staates schmerzlich empfand, verlor sie doch den Mut und das Vertrauen auf Gott nicht, richtete durch ihren Trost auch ihren tief gebeugten Gemahl auf, und während sie früher jede Einmischung in Staatsangelegenheiten vermieden hatte, war sie nun eifrig bemüht, Stein zur Leitung des Staates zu verhelfen und ihn im Ministerium zu erhalten, da sie mit ihm wie mit Scharnhorst und Gneisenau über die Reformen einverstanden war. Auf Einladung des Kaisers Alexander I. unternahm sie mit dem König 27. Dez. 1808 eine sechswöchige Reise nach Petersburg. Im Dezember 1809 kehrte sie nach Berlin zurück. Aber der Schmerz über das Schicksal des Vaterlandes hatte ihre Gesundheit gebrochen; nachdem sie noch Hardenbergs Berufung ins Ministerium erwirkt, starb sie während eines Besuchs bei ihrem Vater auf dem Schloß Hohenzieritz bei Neustrelitz und ward im Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo ihr und ihrem Gemahl ein Mausoleum errichtet wurde und auch das herrliche Marmorbild der schlafenden Königin, von Rauch (s. Tafel »Bildhauerkunst XI«, Fig. 1), steht. 1879 wurde ihr Marmorstandbild von Encke im Berliner Tiergarten enthüllt. Ein nach der Natur modelliertes Jugendbildnis von ihr bietet die Schadowsche Gruppe (s. Tafel »Bildhauerkunst X«, Fig. 4), die sie mit ihrer Schwester darstellt. Ihrem Andenken sind die Luisenstiftung (s. d.) in Berlin und der Luisenorden (s. d.) gewidmet. Vgl. Eylert, Gedächtnisfeier der Königin L. von Preußen (Potsd. 1816); die Biographien derselben von Adami (13. Aufl., Gütersl. 1890), Kluckhohn (Berl. 1876), Engel (das. 1876), Horn (das. 1883), Stein (Nietschmann, 2. Aufl., Halle 1886), Hudson (»Life and times of Louisa, Queen of Prussia«, deutsch, Leipz. 1887) u. a.; Martin, Briefe der Königin L. (Berl. 1887); Braun, L., Königin von Preußen, in ihren Briefen (das. 1888); Belling, Die Königin L. in der Dichtung (2. Aufl., das. 1890).

3) L. Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha, geb. 10. Aug. 1710 in Koburg, gest. 22. Okt. 1767, war die Tochter des Herzogs Ernst Ludwig I. von Meiningen, wurde nach dem Tode ihres Vaters (1724) in Koburg von ihrer Stiefmutter, einer Tochter des Großen Kurfürsten, erzogen, vermählte sich 1729 mit ihrem Vetter, dem Erbprinzen, spätern Herzog Friedrich III. von Gotha (gest. 1772), dem sie vier Kinder gebar, und stand ihrem Gemahl als kluge Beraterin zur Seite. Sie nahm lebhaften Anteil an schöner Litteratur und Wissenschaft, namentlich der französischen, und unterhielt mit vielen Gelehrten und Dichtern einen lebhaften Briefwechsel meist in französischer Sprache, so mit Voltaire, Diderot, d'Alembert

und v. Grimm. Auch mit Friedrich d. Gr. korrespondierte sie und empfing 1757 und 1762 seinen Besuch auf dem Friedenstein. Vgl. J. v. d. Osten, L. Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha (Leipz. 1893).

4) L. von Savoyen, Herzogin von Angoulême, geb. 1476, gest. 1531, Tochter des Herzogs Philipp von Savoyen, wurde 1488 mit Karl von Orléans, Grafen von Angoulême, vermählt, dem sie 1494 den spätern König Franz I. gebar, und den sie bereits 1495 durch den Tod verlor. Als ihr Sohn, den sie zu unruhigem Ehrgeiz und Sinnlichkeit erzogen, durch den Tod Ludwigs XII. (1. Jan. 1515) König wurde und sofort nach Italien zog, um Mailand zu erobern, übernahm sie als Regentin in Gemeinschaft mit dem Kanzler Duprat die Regierung des Landes, führte sie aber zum Nachteil desselben, indem sie die Einkünfte verschwendete, und gab sich zügellos ihren Lüsten hin. Der von ihr begangenen Verschleuderungen öffentlicher Gelder beschuldigte sie den Intendanten Semblançay und ließ ihn hinrichten. Dagegen bewies sie Klugheit und Thatkraft nach der Gefangennehmung ihres Sohnes bei Pavia 1525: sie brachte die Liga von Cognac zu stande und schloß 1529 mit Margarete von Österreich den Damenfrieden von Cambrai. Sie begünstigte die Wissenschaften, haßte und verfolgte aber die Anhänger der Kirchenreform. Ihr »Journal« ist in den »Mémoires relatifs à l'histoire de France« abgedruckt. Vgl. Jacqueton, La politique extérieure de Louise de Savoie (Par. 1892); de Maulde la Clavière, Louise de Savoie et François I (das. 1895).

5) L. Ulrika, Königin von Schweden, Schwester Friedrichs d. Gr., geb. 24. Juli 1720, gest. 16. Juli 1782, entwickelte im Umgang mit ausgezeichneten Männern ihre nicht geringen Talente und vermählte sich 29. Aug. 1744 auf Drottningholm mit dem damaligen Kronprinzen Adolf Friedrich von Schweden. Unbesonnen, hochfahrend und ränkevoll, stachelte sie ihren schwachen Gemahl, nachdem derselbe 1751 König geworden, gegen die Anmaßung u. Herrschsucht des Reichstags zum Widerstand auf, welcher dem König aber nur Demütigungen verursachte und ihr den Haß der herrschenden Partei zuzog, so daß diese, um sie zu kränken, Schwedens Beteiligung am Siebenjährigen Kriege gegen Preußen veranlaßte. 1771 Witwe geworden, lebte sie fortan zurückgezogen bei Stockholm. Sie gründete 1753 aus eignen Mitteln die schwedische Akademie der schönen Litteratur und der Geschichte sowie die Bibliothek und das Kunstkabinett zu Drottningholm. Linné genoß ihren besondern Schutz. Auch verwendete sie große Summen auf die Förderung der Künste und der Industrie und für Wohlthätigkeitszwecke. Vgl. Arnheim, Die Memoiren der Königin von Schweden, Ulrike L. (Halle 1888).

6) Raugräfin, s. Degenfeld.

Luisenburg, eine der merkwürdigsten Partien des Fichtelgebirges, bei Wunsiedel im bayr. Regbez. Oberfranken, ein großartiges Labyrinth von Granitblöcken. Früher hieß die Höhe (789 m) nach einer auf ihr stehenden Burg, von der noch Ruinen vorhanden sind, Luchsburg, welcher Name bei Gelegenheit der Anwesenheit des preußischen Königspaares 1805 zu Ehren der Königin Luise in L. umgewandelt wurde. In der Nähe der Badeort Alexandersbad (s. d.).

Luisenhall, s. Stotternheim.

Luisenlund, s. Schleswig (Stadt).

Luisenorden, vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 3. Aug. 1814 zur Erinnerung an die Königin Luise (s. d. 2) für glänzende Beweise der Vaterlandsliebe und Menschenfreundlichkeit in den Jahren 1813—14 gestiftet, sollte nur 100 Mitglieder aus dem preußischen Staat, aber ohne Unterschied der Religion und des Standes, zählen. Im April 1850 wurde er zur Verleihung an solche Jungfrauen und Frauen, welche sich durch die Pflege von Verwundeten 1848 und 1849 ausgezeichnet hatten, erneuert. Ähnliche Erneuerungen fanden 1861, 1865, 1866 und 1871 statt. 1865 ward eine zweite Abteilung in zwei Klassen hinzugefügt: 1) Anerkennung für Frauen und Jungfrauen, welche Kranke im Kriege gepflegt, und 2) für solche, welche durch hochherzige und verdienstliche Handlungen im Krieg und Frieden sich ausgezeichnet haben. Eine Prinzessin des königlichen Hauses ist Großmeisterin. Die Auswahl bestimmt das aus fünf Frauen bestehende Ordenskapitel unter Autorisation des Königs. Das Ordenskreuz ist von Gold und schwarz emailliert. Der himmelblaue Mittelschild zeigt ein L. in einem Sternenkranz, auf der Rückseite die Zahlen 1813 und 1814 und seit der Erneuerung je die Jahre, für die er verliehen wird. Die erste Abteilung kann mit oder ohne Eichenlaub, die zweite Abteilung erster Klasse mit goldener oder silberner Krone und die zweiter Klasse in Silber oder als Medaille verliehen werden. Das Band, an dem der Orden auf der linken Brust getragen wird, ist bei der ersten Abteilung weiß mit schwarzen Randstreifen, bei der zweiten weiß mit schwarzem Rand und einem Mittelstreifen. S. Tafel »Orden I«, Fig. 12. Vgl. L. Schneider, Der L. (Berl. 1867).

Luisenstädtischer Kanal, schiffbare Wasserstraße im südöstlichen Teile Berlins, 2,2 km lang und 1,5 m tief, zweigt von der Spree bei der Schillingsbrücke ab, führt durch zwei Bassins und mündet am Urban in den Landwehrkanal.

Luisenstiftung, zum Andenken an die Königin Luise von Preußen von einem Verein durch gesammelte Beiträge 1810 gegründete und 19. Juli 1811 eröffnete Anstalt zur Erziehung junger Mädchen von 12—15 Jahren aus gebildeten Ständen, verbunden mit einer Anstalt zur unentgeltlichen Ausbildung von Erzieherinnen im Alter von 18—22 Jahren. Dies Seminar der L. ist seit 1877 zur Ausstellung amtlich gültiger Zeugnisse auf Grund der bestandenen Entlassungsprüfung berechtigt.

Luisenthal, s. Ohrdruf.

Luitpold, Karl Joseph Wilhelm Ludwig, Prinz-Regent von Bayern, geb. 12. März 1821 in Würzburg, zweiter Sohn des Königs Ludwig I., widmete sich mit Vorliebe dem Soldatenstand, trat 1835 in die Artillerie ein, ward 1841 Oberst, bereiste darauf die Mittelmeerländer und vermählte sich 1844 mit der Prinzessin Auguste von Toscana (gest. 1864). Er befehligte 1866 im Kriege gegen Preußen eine Division, ward zum Generalfeldzeugmeister und Generalinspekteur der bayrischen Armee ernannt und war 1870/71 im Hauptquartier des Königs Wilhelm zu Versailles, hielt sich aber sonst von den öffentlichen Dingen fern, soweit ihn nicht die Pflicht, König Ludwig II. bei der Eröffnung von Landtagen zu vertreten, dazu zwang. Mit großem Eifer liegt er dem Weidwerk im Hochgebirge ob. Als sich die Geisteskrankheit seines Neffen Ludwig II. 1886 herausstellte, übernahm er 10. Juni als des Reichs Verweser die Regentschaft für denselben sowie nach dessen Tod (13. Juni) für den ebenfalls geisteskranken König Otto und leistete 28. Juni den Eid, behielt aber das Ministerium Lutz

bei, indem er dessen Regierungsgrundsätze billigte. Er hat drei Söhne, die Prinzen Ludwig (s. d. 19), Leopold und Arnulf, und eine (unvermählte) Tochter, Prinzessin Therese (geb. 1850), die sich als Reiseschriftstellerin unter dem Namen Th. von Bayer* (»Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland«, Stuttg. 1885; »Über den Polarkreis«, Leipz. 1889) bekannt gemacht hat. Seinen Namen führt jetzt das 3. sächs. Infanterieregiment Nr. 102. In Landau wurde ihm 1892 ein Bronzedenkmal (von Rümann), ein anderes 1893 in Berchtesgaden errichtet. Vgl. Reidelbach, L., Prinz-Regent von Bayern (Münch. 1891).

Luitprand, s. Liutprand.

Lujan, Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, am Fluß L. und an der Bahn Buenos Aires-Bragado, mit einer Wallfahrtskapelle, starker Obstzucht und (1890) 4000 Einw.

Lujende (Ludjende), rechter Nebenfluß des Rovuma (s. d.).

Lukács (spr. -kätsch), Bela von, ungar. Staatsmann, geb. 1847 in Zalatna, studierte in Pest die Rechte und war bis zu seiner Wahl in den Reichstag 1872 beim Obersten Rechnungshof angestellt; gleichzeitig redigierte er die Zeitung »Közvélemény«. 1886 zum Direktor der ungarischen Staatsbahnen ernannt, führte er wichtige Reformen, unter andern den Zonentarif, ein. Seit 1890 Unterstaatssekretär im Handelsministerium unter Baroß, wurde er nach dessen Tode (20. Juli 1892) selbst Handelsminister und trat 1895 mit dem Ministerium Wekerle zurück. Er schrieb (in ungar. Sprache): »Österreichs und Ungarns Finanz- u. Steuersystem« (1876); »Unser finanzielles Verhältnis zu Kroatien u. Slawonien« (1879); »Entwickelung des Post- u. Telegraphenwesens im letzten Dezennium« (1880); »Die Österreichisch-Ungarische Bank« (1882); »Rumäniens Staatshaushalt« (1882); »Staatshaushalt und Steuerwesen in England« (1884); »Staatshaushalt und Steuerwesen in Frankreich« (1884) u. a.

Lukanien (Lucania), im Altertum eine Landschaft Unteritaliens oder Großgriechenlands, am Tarentinischen Meerbusen, mit den Städten Pästum, Herakleа, Metapontum, Potentia rc., entspricht im wesentlichen der heutigen Provinz Potenza und dem Süden von Salerno. Die Lukaner waren ein kurz vor 400 aus Samnium erobernd eingewandertes oskisches Volk, welches die Griechenstädte an der Küste auf ihr engstes Stadtgebiet beschränkte. Um 356 zweigten sich die Bruttii (s. d.) von ihnen ab. Um 320 verbündeten sie sich mit Rom gegen die Griechen und später mit den Samnitern und mit Pyrrhos gegen Rom, wurden aber 272 völlig von diesem unterworfen. S. Karte bei »Italia«.

Lukarne (franz.), Dachfenster, Dachluke.

Lukas, der Evangelist, auch Lucanus genannt, wahrscheinlich ein von Paulus zum Christentum bekehrter Heide, da er unter dieses Apostels Gehilfen und als sein vieljähriger Reisegefährte vorkommt. Von seinen übrigen Lebensverhältnissen wissen wir nur, daß er Arzt war (Kol. 4, 14). Die Legende macht ihn überdies noch zum Maler (z. B. von Marienbildern), weshalb ihn die Maler zu ihrem Schutzheiligen gewählt haben. Die griechische und die katholische Kirche haben ihm den 18. Oktober geweiht. Ein von ihm herrührender Reisebericht ist in unsre Apostelgeschichte (s. d.) eingearbeitet, weshalb diese sowie das von demselben Verfasser stammende dritte Evangelium unter dem Namen des L. gehen. S. Evangelium.

Lukasbild, nach der christlichen Legende ein vom Evangelisten Lukas nach dem Leben gemaltes Bildnis der Madonna mit dem Kinde. In Rom wird ein solches Madonnenbild als das wahre, von Lukas gemalte verehrt, andre befinden sich zu Bologna, Freising u. a. O. Alle diese Bilder sind byzantinische Gemälde früherer oder späterer Zeit.

Lukasschwarz, soviel wie Anilinschwarz.

Lukas von Leiden, s. Lucas van Leiden.

Lukaszewitsch (spr. -schéwitsch), Joseph von, poln. Historiker, geb. 30. Nov. 1797 in Krompiewo bei Posen, gest. 18. Febr. 1872 in Torgoszyce im Posenschen, erhielt 1829 das Amt eines Bibliothekars der gräflich Raczynskischen Bibliothek in Posen. In Gemeinschaft mit dem Professor Poplinski gründete er hier eine polnische Buchhandlung und Buchdruckerei, desgleichen eine litterarische Zeitschrift: »Oredownik«, und redigierte außerdem eine andre litterarische Volkszeitschrift: »Przyjaciel ludu«, welche beide 1846 eingingen. 1852 übernahm er die Verwaltung der Güter seiner Familie im Posenschen. L.' Hauptwerke, die vorwiegend die geistige Entwickelung Polens behandeln, sind: »Geschichtliche Nachrichten über die Dissidenten in Posen im 16. und 17. Jahrhundert« (Posen 1832; deutsch, Darmst. 1843), »über die Kirchen der Böhmischen Brüder im ehemaligen Großpolen« (Posen 1835; deutsch, Grätz 1877) und »Geschichte der Kirchen des helvetischen Glaubensbekenntnisses in Litauen« (Pos. 1842, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1848—50), denen sich die »Geschichte der Unterrichtsanstalten in Polen und Litauen« (Pos. 1849—51, 2 Bde.), die »Geschichtlich-statistische Beschreibung der Stadt Posen in ältern Zeiten« (das. 1838, 2 Bde.; deutsch, das. 1878—81) und die »Geschichte aller Kirchen in der ehemaligen polnischen Diözese« (das. 1856—63, 3 Bde.) anschließen.

Lukatz, Dorf im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Filehne, an der schiffbaren Drage und unweit der Netze, hat eine Stärke- und Sirupfabrik und (1890) 2419 Einw.

Luke (Lucke), mit hohen Schwellen (Luksillen) versehene viereckige Öffnung in den Decken der Schiffe für den Verkehr oder zur Handhabung der Frachtgüter für das Lade- und Löschgeschäft. Die großen Ladeluken sind durch übergreifende Kappen während der Fahrt des Schiffes abgedeckt. Luken auf- oder überlegen, die Lukenöffnungen mit der Kappe bedecken. Die Luken des Panzerdecks der Panzerschiffe werden gepanzert oder mit Kofferdämmen versehen.

Lukianos, ausgezeichneter griech. Schriftsteller und eklektischer Philosoph, geb. um 125 n. Chr. in Samosata in der syrischen Provinz Kommagene, gest. um 180, widmete sich zu Antiochia rhetorischen Studien, hielt sich an verschiedenen Orten Griechenlands, Italiens, Spaniens und Galliens auf und erwarb sich als Sachwalter ein so bedeutendes Vermögen (welches er im Alter wieder verlor), daß er sein übriges Leben meist zu Athen in Unabhängigkeit als Schriftsteller zubringen konnte. In seinen meist in dialogischer Form verfaßten satirischen Schriften, die ihm den Namen des »griechischen Voltaire« verschafft haben, und deren mehr als 80 (obschon nicht alle echt) erhalten sind, erscheint er als Feind der Populärmythologie und des traditionellen Kultus, der theoretischen Philosophie und des unwürdigen Lebens der damaligen Philosophen; ferner als sarkastischer Kritiker des Aberglaubens und der mystischen Schwärmerei seiner Zeit, der Ausartungen in der Litteratur,

in der Erziehung wie in den Sitten. Seine Richtung ging auf das Praktische, so daß er Neigung zu den Kynikern, später zu den Epikureern zeigte. Die Editio princeps seiner Werke erschien Florenz 1496. Spätere Ausgaben lieferten u. a.: Jacobitz (Leipz. 1836—41, 4 Bde.; Textausgabe 1852—54, 3 Bde.; Auswahl 1862 ff.), Dindorf (Par. 1840; kleinere Ausg., Leipz. 1858—59, 3 Bde.), Bekker (das. 1853, 2 Bde.), Fritzsche (Rost. 1860—82, Bd. 1—3) und Sommerbrodt (Berl. 1888 ff.; Auswahl, 3. Aufl., das. 1893). Von deutschen Übersetzungen sind die von Wieland (Leipz. 1788—91, 6 Bde.), Pauly (Stuttg. 1827—32, 15 Bde.; Auswahl von Teuffel, das. 1854) und Fischer (2. Aufl., Berl. 1884 ff.) zu erwähnen. Vgl. Jacob, Charakteristik Lucians von Samosata (Hamb. 1832); K. F. Hermann, Charakteristik Lucians und seiner Schriften (»Gesammelte Abhandlungen«, Götting. 1849); J. Bernays, Lucian u. die Kyniker (Berl. 1879).

Lukmanier (ital. Lucomagno), ein Paß der Graubündner Alpen (1917 m), benutzt die zwischen Pizzo Rondadura und Scopi befindliche Einsenkung und verbindet so das graubündnerische Val Medels mit dem tessinischen Val Blenio (s. Brenno), also Bodensee mit Lago Maggiore. Schon zu Anfang des 8. Jahrh. zogen zu wiederholten Malen karolingische Fürsten mit Heerhaufen über den Paß, und im Mittelalter war derselbe einer der frequentesten Alpenübergänge. Längere Zeit hindurch war er für eine Alpenbahn in Aussicht genommen; der Splügen hat ihm jedoch den Vorrang abgelaufen. Doch besitzt der L. seit dem Sommer 1877 eine Fahrstraße (von Disentis nach Olivone, 38,5 km lang). Von Platta (1380 m) im Val Medels aus über Perdatsch, wo sich der Rhein mit donnerndem Getöse in eine 30 m tiefe Schlucht stürzt, gelangt man zu den Hospizen St. Gion und St. Gall, wo bereits fast alle Vegetation erstorben ist. Weiter hinauf steht auf der magern Matte Prausak das Hospiz Santa Maria (1842 m), und hier beginnt die eigentliche Bergroute. Auf der Paßhöhe des L. bezeichnet ein Kreuz die Grenze zwischen den Kantonen Graubünden und Tessin. Der Übergang ist ein rauhes Hochplateau. Dann führt der Weg steil zum Zurathal, dem obersten Teil des Camperiothals, hinab, an den Hospizen Casaccia und Campo vorbei nach Olivone (892 m) und endlich nach Biasca (287 m), wo man das Hauptthal und damit die Gotthardlinie erreicht.

Lukojanow, Kreisstadt im russ. Gouv. Nishnij Nowgorod, mit 2 Kirchen und (1888) 1913 Einw. Der waldreiche Kreis ist dadurch merkwürdig, daß die Bauern dorfweise eine und dieselbe Hausindustrie betreiben. So werden in 26 Dörfern Ragosh (Bastmatten) geflochten, welche zu Kulls (Kornsäcken) zusammengenäht werden; 6 Dörfer fertigen Räder, 4 Bauernkleider, 4 Schlitten, andre Eimer, Weberkämme, Holzlöffel, Stricke, eiserne Nägel, Beile u. dgl.; noch andre Dörfer werden nur von Kohlenbrennern, Erdarbeitern ꝛc. bewohnt.

Luków, Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Siedlez, an der Eisenbahn Warschau-Terespol und der Linie Iwangorod-L. der Weichselbahn, mit Schloß, Piaristenkollegium u. (1890) 7156 Ew. Im Kreis (zu Njedswädki) befindet sich eine vorzügliche Käsefabrik.

Lukratīv (lat.), gewinnbringend; lukrieren, gewinnen, einen Gewinn bei etwas machen.

Lukfillen, s. Luke.

Luksor (Luxor), Dorf im Distrikt Kus der ägypt. Provinz (Mudirieh) Kena, am rechten Nilufer, Dampfschiffstation, Sitz eines deutschen Konsularagenten, mit (1882) 3620 Einw. L. nimmt mit Karnak, Medinet Abu und Kurnah die Stelle des alten Theben ein und ist berühmt durch seinen 260 m langen Ammontempel, begonnen unter Amenhotep III. (Memnon) aus der 18. Dynastie und vollendet unter Ramses II. aus der 19. Dynastie, der seit 1885 durch die ägyptische Regierung von störenden Anbauten befreit wurde. Der Hauptpylon, obwohl tief im Schutt steckend, ist immer noch 18 m hoch, davor stehen zwei verstümmelte Kolossalfiguren Ramses' II., bis an die Schultern in Schutt versunken, aber immer noch 6 m hoch. (S. Tafel »Architektur I«, Fig. 4, 5.) Von den beiden Obelisken vor diesen Statuen steht nur noch der eine, der kleinere (22,8 m) wurde 1831 nach Paris gebracht und auf der Place de la Concorde aufgestellt. Vgl. Gayet, Le temple de Luxor (Heft 1, Par. 1894).

Luktuōs (lat.), trauervoll, kläglich.

Lukubration (lat.), das nächtliche (gelehrte) Arbeiten, Studieren, Forschen; auch Erzeugnis desselben; lukubrieren, bei Nacht studieren, arbeiten.

Lukuga, Abfluß des Tanganjikasees in den Kongo, hat anfangs eine Breite von 2 km, verliert sich aber bald zwischen Sanddünen und außerordentlich üppigem Pflanzenwuchs derart, daß sein Lauf nur bei ganz besonders hohem Wasserstand des Sees deutlich zu verfolgen ist, und mündet unter 5° 35' südl. Br. und 26° 45' östl. L., nachdem er links den Luisi aufgenommen hat, in den Kongo. Der dort früher vermutete große inselreiche Landschisee existiert nach Delcommune, der den L. Ende 1892 von Makulumbi aus befuhr, bis wohin Thomson im Januar 1880 gelangt war, gar nicht. Entdeckt wurde der Fluß im Mai 1874 durch Cameron.

Lukulént (lat.), lichtvoll, deutlich; Lukulenz, Helle, Deutlichkeit, namentlich des Druckes.

Lukullān, ein schwarzer Marmor (s. d. und »Anthrakonit«), benannt nach einem Lucullus, der ihn zuerst nach Rom brachte.

Lukullisch, schwelgerisch, üppig (lukullisches Mahl), in der Weise des reichen Lucullus (s. d.).

Lukunor (Mortlock), Insel des Archipels der Karolinen (s. d.).

Luleå (spr. lüleo), Hauptstadt des schwed. Läns Norrbotten, auf der Halbinsel Sandö an der Mündung des Luleelf in den Bottnischen Meerbusen gelegen, Ausgangspunkt der Staatsbahnlinie L.-Malmberget, hat eine gelehrte Schule, Schiffbau, lebhaften Handel mit Holzwaren, Teer, Lachs, Eisen (vom Eisenberg Gellivara her), Renntierhäuten ꝛc. und (1890) 4755 Einw. L. steht mit Stockholm in regelmäßiger Dampferverbindung; es ist Sitz des Landeshauptmanns und eines deutschen Vizekonsuls. Die Stadt wurde 1621 angelegt. Am 11. Juni 1887 große Feuersbrunst.

Luleelf, bedeutender Fluß im nördlichen Schweden, entsteht aus zwei Quellflüssen: Stora-(Groß-) und Lilla-(Klein-)L., die beide in der Nähe des 1880 m hohen Sulitelma entspringen. Jener bildet gleich im obern Laufe einen imposanten Wasserfall, darauf die ca. 180 km langen, terrassenförmig übereinander liegenden, durch schöne Wasserfälle miteinander verbundenen Landseen, genannt Stora-Luleå-Watten, und dann den größten Wasserfall, Niömmelsaska, der in einer wilden Felsengegend teils senkrecht, teils in großartigen Stromschnellen 75 m herabstürzt. Der zweite Quellfluß, Lilla-L., bildet bei Quickjock

ein ungemein reizendes Gebirgsthal mit dem See Saggatjaur, darauf bis Jockmock eine zusammenhängende Kette von Landseen und stürzt sich bei Wuollerim mit einem Wasserfall in den Stora-L. Hierauf bildet der wasserreiche Fluß den majestätischen Porsiforß, weiter unter den Edeforß und die Hedensforssar und mündet nach einem Laufe von 408 km bei der Stadt Luleå in den Bottnischen Meerbusen. Der Fluß ist ungefähr 45 km aufwärts schiffbar bis an die über 8 km langen, 19 m hohen Hedensforssar, darauf wieder bis an den über 2 km langen, 25 m hohen Edeforß und zuletzt bis Norrvik, etwa noch 30 km. Um die Wasserfälle und Stromschnellen zu umgehen, sind in der Neuzeit Kanäle auf schiefen Flächen angelegt worden, jeder am obern Endpunkt mit einer Schleuse versehen.

Lullische Kunst, s. Lullus 2).

Lullus, 1) angelsächs. Missionar, begleitete den Bonifacius nach Thüringen und ward 754 von diesem zu seinem Nachfolger als Erzbischof von Mainz geweiht, empfing aber erst 780 das erzbischöfliche Pallium; er starb 786 in dem von ihm 768 gegründeten Kloster zu Hersfeld. Vgl. Hahn, Bonifaz und Lul. Erzbischof Luls Leben (Leipz. 1883).

2) Raimundus (Ramon Lull), einer der seltsamsten Weltverbesserer des 13. Jahrh., geb. 1234 in Palma auf der Insel Mallorca, gest. 1315, führte anfangs ein wüstes, seit 1266 ein asketisches Leben und erfand eine seiner Meinung nach unfehlbare Kunst, andre durch Beweise und Gründe zur Einsicht der Wahrheit zu zwingen, von welcher er zunächst bei Juden und Mohammedanern zu gunsten des Christentums Gebrauch zu machen gedachte. Zu diesem Zweck begab er sich seit 1291 zu drei verschiedenen Malen nach Afrika, fand aber jedesmal üble Aufnahme und erlitt Mißhandlungen, an deren Folgen er starb. Die Ars magna Lulli oder Lullische Kunst, welche später von Bruno, Athanasius Kircher u. a. wieder aufgenommen, ja selbst von Leibniz (in seiner »Universalwissenschaft«) dem Prinzip nach gebilligt wurde, bestand in einer mechanischen Methode, durch systematische Kombination der allgemeinsten Grundbegriffe (der Aristotelischen Kategorien und scholastischen Postprädikamente) unfehlbare Lösungen aller wissenschaftlichen Aufgaben zu finden. Zu diesem Zweck hatte L. eine eigne Maschine konstruiert und sein System mit der mystischen Zahlentheorie der orientalischen Kabbala in Zusammenhang gebracht. Eine ausführliche Darstellung der lullischen Logik findet sich in Prantls »Geschichte der Logik«, Bd. 3, 18. Abschnitt (Leipz. 1867). Eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke wurde neuerdings von Rossello (Palma 1886 ff.) begonnen, der auch L.' »Obras rimadas« (das. 1859) herausgegeben hat. Die von Salzinger veröffentlichten »Opera omnia« (Mainz 1721—42, 10 Bde.) enthalten den größten Teil der Schriften. Seine Anhänger, die Lullisten, pflanzten Religionsschwärmerei und den Glauben an Alchemie längere Zeit fort. Vgl. Helfferich, R. Lull und die Anfänge der katalonischen Litteratur (Berl. 1858); J. de Paula Canalejas, Las doctrinas del Doctor R. Lullo (Madr. 1870); Brambach, Des Raimundus L. Leben und Werke in Bildern des 14. Jahrh. (Karlsr. 1893).

Lully (spr. lülli), Giovanni Battista, franz. Komponist, geb. 1633 in Florenz, gest. 22. März 1687 in Paris, kam im frühesten Knabenalter nach Paris, wo er zunächst als Küchenjunge im Hause der Mademoiselle de Montpensier, der Schwester des Königs, eine Unterkunft fand, zog aber später durch sein Geigenspiel die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV. auf sich und ward von diesem an die Spitze eines eigens für ihn gebildeten Streichorchesters, der sogen. Petits violons, gestellt, welche unter seiner Leitung die berühmteste Kapelle in Europa wurden. Nachdem er in der Folge auch als Komponist und Schauspieler in der Gunst des Königs höher und höher gestiegen war, gelang es ihm 1672, sich in den Besitz des Privilegiums zu setzen, durch welches Perrin und Cambert (s. d.) zur Errichtung eines Operntheaters autorisiert waren, und damit unumschränkter Beherrscher des französischen Opernwesens zu werden. Diesem widmete er sich von nun an ausschließlich und zwar mit solchem Erfolg, daß sich seine Opern, unter denen die bedeutendsten »Thésée« (1675), »Phaëton« (1683), »Roland« (1685), »Armide« (1686) sind, ein volles Jahrhundert nach seinem Tode auf dem Repertoire erhalten konnten. Die Mehrzahl seiner Opern erschien in neuer Ausgabe in den »Chefs-d'œuvre classiques de l'opéra français« (Leipz.). Erst 1778, vier Jahre, nachdem Gluck mit seiner »Iphigenia in Aulis« aufgetreten, verschwanden die Opern Lullys mit der letzten Aufführung des »Thésée« für immer vom Repertoire der Pariser Großen Oper. Diese Beliebtheit dankte L. nicht so sehr seiner musikalischen Begabung als vielmehr seinem Verständnis für die Kunstbedürfnisse der französischen Nation, welche die von der antiken Tragödie gefaßte Vorstellung in der Oper verwirklicht sehen wollte; und da er hierfür in dem Dichter Quinault einen fähigen und willfährigen Gehilfen fand, endlich auch von allen äußern Hilfsmitteln der Oper, Tanz, Kostümen, Dekorationen, einen geschickten Gebrauch zu machen wußte, so konnte die von ihm geschaffene Form der Oper für Frankreich eine bis zur Gegenwart fortwirkende typische Bedeutung gewinnen. Vgl. Nuitter u. Thoinan, Les origines de l'opéra français (Par. 1886).

Lulongo, linksseitiger Nebenfluß des Kongo (s. d.).

Lulua, Nebenfluß des Kassai (s. d.), entspringt an der Südgrenze des Kongostaats, unter 11° südl. Br. und 24° östl. L. v. Gr., nimmt rechts Luischi, Luisa, Kallandji und Kaserigi auf, wird bei der Station Luluaburg (1884 von Wissmann angelegt, 1886 erweitert) unter 5° 58' südl. Br. und 22° 20' östl. L. v. Gr., 610 m ü. M., für Boote und nach Aufnahme des Luebo von links für Dampfer schiffbar.

Lumachelle (Lumaquelle, franz., spr. lümaschäl', -käl'), vorwaltend aus Haufwerk von Muschelschalen bestehendes Gestein.

Lumamyrte, s. Myrtus.

Lumbāgo (lat.), s. Hexenschuß.

Lumbālneuralgīe, Nervenschmerz im Gebiete der Lendennerven.

Lumbrīcus, der Regenwurm (s. d.).

Lumen (lat.), Licht; heller Kopf, großer Geist; auch lichte Weite, z. B. einer Röhre. L. mundi, ein Weltlicht, Welt-Erleuchter. L. philosophicum, die wenig leuchtende Flamme des Wasserstoffgases.

Lumia, ital. Historiker, s. La Lumia.

Lumie, süße Limone, s. Citrus.

Luminais (spr. lüminä), Evariste Vital, franz. Maler, geb. 18. Okt. 1821 in Nantes, bildete sich unter Troyon und Cogniet aus und widmete sich vorzugsweise der Darstellung des Volkslebens in der Bretagne. Seine Hauptbilder aus den ersten Jahren sind: die Belagerung von Paris durch die Normannen, die Meerplünderer, die Testamentseröffnung (1853), die

Chorstunde (1855), die Wallfahrt (1857), die Rückkehr von der Jagd im alten Gallien und der Viehmarkt (1861), die Konsultation (1863), die Witwe (1865), der Wilddieb (1868) und aus den letzten Jahren, in welchen er sich auch der Geschichtsmalerei zuwendete: die Gallier beim Anblick Roms (1870), Brunhilde (1874), eine vom Feind geraubte Viehherde (1875), Folgen eines Duells im J. 1625 (1876), eine Jagd unter König Dagobert (1878) und die Entnervten von Jumièges (Söhne Chlodwigs II., 1880), die Flucht des Königs Gradlon (1884, im Museum zu Quimper), Heimkehr eines verlornen Sohnes (1890), Franken im 4. Jahrh. die Mosel überschreitend (1892), verzweifelte Amazonen (1893), normännische Seeräuber im 9. Jahrh. und Tod der Königin Brunhilde (1894). Seine Charakteristik ist scharf und seine Färbung lebhaft.

Luminös (lat.), lichtvoll, hell, erleuchtet.

Lumley Castle (spr. lömmli kaßl), Schloß des Earl von Scarborough in der engl. Grafschaft Durham, am Wear, bei Chester le Street, im 13. Jahrh. erbaut, später umgestaltet.

Lumme (Uria *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Alken (Alcidae), Seevögel des höchsten Nordens mit verhältnismäßig langen Flügeln, sehr kurzem, breitem Schwanz u. mäßig zusammengedrücktem Schnabel mit abgerundeter Firste u. Dillenkante. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, fliegen mäßig gut, nähren sich von Fischen und Krebsen, halten sich fast nur beim Brüten am Lande auf u. bilden dann sehr große Siedelungen. Die Teiste (Grilllumme, Grillteist, Seetaube, Stechente, Uria Grylle *L.*), 34 cm lang, 57 cm breit, mit schlankem, geradem Schnabel, weit nach hinten stehenden Füßen, kleinen, schmalen, spitzen Flügeln und kurzem, abgerundetem Schwanz, ist samtschwarz, mit weißem Flügelschild und roten Füßen. Sie findet sich zwischen 80 und 58° nördl. Br., kommt im Winter nicht häufig an die deutschen Küsten, lebt paarweise oder einzeln, ist wenig scheu, aber minder gesellig als die übrigen Arten, und legt auf den Vogelbergen des Nordens in Felsenritzen zwei weißliche, grau u. braun gefleckte Eier. Werden ihr diese geraubt, so legt sie noch ein Ei. Beide Eltern brüten und sitzen so fest auf den Eiern, daß man sie mit der Hand fortnehmen kann. Die Norweger sammeln nur die Eier, Isländer und Grönländer essen auch die Vögel; die Federn werden gleichfalls benutzt. Die Trottellumme (Troil- oder dumme L., Mallemuck, U. Lomvia *L.*, U. Troile *aut.*, s. Tafel »Schwimmvögel VI«), 46 cm lang, 72 cm breit, mit geradem, auf der Firste sanft gewölbtem, zugespitztem Schnabel, sehr schmalen, spitzen Flügeln und sehr kurzem Schwanz, ist am Vorderhals und Oberkörper samtbraun, an der Unterseite weiß, mit weißer Flügelbinde, an den Seiten braun längsgestreift, mit bleigrauen Füßen. Sie hat etwa dieselbe Verbreitung wie die vorige, gleicht dieser auch in der Lebensweise, taucht aber noch besser, ist geselliger und zeigt besonders beim Brüten die größte Vertrauensseligkeit. Vom Oktober bis März weilt sie häufig an den deutschen Küsten (einzeln auch im Sommer und brütet im Juni auf Helgoland). Die von ihnen in Scharen besetzten nordischen Felsen (Vogelberge) gleichen großen Bienenstöcken, in welchen die Pärchen höchst friedfertig dicht nebeneinander brüten; sie legen ein einziges, spangrünes, dunkel geflecktes Ei (s. Tafel »Eier II«, Fig. 11) auf den nackten Felsen. Man erntet die Vogelberge regelmäßig ab, um Eier und Junge zu gewinnen; die letztern werden für den Winterbedarf eingepökelt. Der Krabbentaucher (Alklumme, Alkenkönig, Mergulus Alle *L.*) ist 25 cm lang, 42 cm breit, mit kurzem, dickem, oben gewölbtem, an der Schneide stark eingezogenem, scharfspitzigem Schnabel, auf der Oberseite dunkel-, am Vorderhals mattschwarz, an der Unterseite weiß, seitlich braun gestreift, mit breit weiß gesäumten Armschwingen, findet sich bei Spitzbergen, Nowaja Semlja, Grönland ꝛc., nördlich bis über den 82.° nördl. Br. hinaus, erscheint einzeln vom Oktober bis März in der Nord- und Ostsee, übertrifft alle L. an Beweglichkeit, nährt sich besonders von kleinen Krebstieren und legt ein bläulich schimmerndes Ei. Sein Fleisch gilt als Leckerbissen.

Lump, s. Lumpfisch.

Lumpacius, scherzhafte Wortbildung für Lump; Lumpacivagabundus, vagabundierender Lump; Lumpokratie, Herrschaft der Lumpe.

Lumpen (Hadern, Strazzen), s. Papier.

Lumpenkocher, Lumpenschneider, s. Papier.

Lumpenwolle, soviel wie Kunstwolle, s. Shoddy.

Lumpenzucker, s. Zucker.

Lumpfisch (Cyclopterus *Art.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Scheibenbäuche (Discoboli), Fische mit dickem Körper, schuppenloser, klebriger, mit vielen Knoten besetzter Haut, aus den Bauchflossen gebildeter, häutiger Haftscheibe, kurzen Rücken- und Afterflossen, weitem Maul und kleinen, spitzen Zähnen. Der Seehase (Lump, C. Lumpus *L.*, s. Tafel »Fische III«, Fig. 7), 60 cm lang, bis 7 kg schwer, schwarzgrau, unterseits gelblich, bewohnt zahlreich alle nördlichen Meere, namentlich die Nord- und Ostsee, wird aber wegen seiner eigentümlichen Lebensweise nicht oft gefangen. Er schwimmt sehr schlecht, saugt sich meist mittels der Saugscheibe an Steinen und Felsen fest und wartet auf Quallen und kleine Fische. Im März färbt er sich rötlich und sucht seichtere Küstenstellen auf. Hier laicht das Weibchen zwischen Algen vorzugsweise in Felsspalten, das Männchen befruchtet die Eier, setzt sich auf denselben fest und verteidigt sie sehr mutig. Die ausschlüpfenden Jungen heften sich an Rücken und Seiten des Männchens und werden von diesem tiefern Meeresteilen zugetragen. Das Fleisch des Männchens ist besonders in der Laichzeit genießbar.

Luna, die Mondgöttin der Italer, hatte in Rom ein altes Heiligtum auf dem Aventin, wo sie als Monatsgöttin am letzten Tage des März, des ersten Monats im altrömischen Jahr, verehrt wurde, und als Noctiluca (»Leuchterin der Nacht«) einen Tempel auf dem Palatin, der nachts erleuchtet war. Wie Sol, war übrigens auch L. eine Schutzgottheit des Zirkus, und beide zusammen, er aufsteigend, sie niedersteigend, dienten als Bilder der Ewigkeit. Vgl. Grosse, De dea Luna (Halle 1882).

Luna, alchemistischer Name des Silbers.

Luna, antike Stadt, s. Lunigiana und Sarzana.

Luna, Alvaro de L., Graf von Gormas, kastil. Connétable und Großmeister von St. Jakob, geb. 1388, gest. 1453, natürlicher Sohn Don Alvaros de L., kam 1408 an den kastilischen Hof und wurde Günstling König Johanns II., allmächtiger Minister und 1423 Connétable; er erhöhte die königliche Gewalt und beförderte Künste und Wissenschaften, benutzte aber seine Macht auch zur Befriedigung seiner Habsucht und zu ungerechtem Nepotismus. Er wurde durch Umtriebe der Granden zweimal verbannt, 1445

zum Befehlshaber der ganzen Kriegsmacht ernannt, fiel aber 1453 infolge der Ränke von Johanns zweiter Gemahlin, Isabella von Portugal, in Ungnade und wurde nach einem ungerechten, parteiischen Gerichtsverfahren zu Valladolid hingerichtet.

Lunalabium, s. Lunarium.

Lunaria *L.* (Mondviole), Gattung aus der Familie der Kruciferen, ein- oder mehrjährige, wenig behaarte Kräuter mit gestielten, herzförmigen Blättern, großen violetten Blüten und sehr großen, gestielten, breit oblongen oder elliptischen, ganz flachen Schötchen. Zwei Arten: L. biennis *Mönch.* (Mondveilchen, Judassilberling), ein- oder zweijährige Pflanze mit ästigem Stengel, gestielten, oval-herzförmigen, stumpf gezahnten Blättern, rötlichen oder weißen Blüten u. beiderseits abgerundeter Frucht, in Gebirgswäldern Südeuropas, und L. rediviva *L.* (Wintermondviole, Mondkraut, Silberblatt, Atlasblume), ausdauernd, mit einfachem Stengel, herzförmigen, spitzig gezahnten Blättern, violettroten, wohlriechenden Blüten und beiderseits verschmälerter, hängender Frucht, in schattigen Bergwäldern des südlichen und mittlern Europa. Früher wurden die Samen, welche wie Kressesamen (Lepidium) schmecken, arzneilich benutzt. Beide Arten kommen als Zierpflanzen in Gärten vor. Die großen silberweißen Scheidewände der aufgesprungenen Früchte von L. biennis werden zu Trockenboukettts verwendet.

Lunarisch (lunar, lat.), den Mond betreffend, auf ihn bezüglich, zu ihm gehörig; vgl. Sublunarisch.

Lunarium (Lunalabium, neulat.), Apparat zur Anschaulichmachung der Bewegung des Mondes um die Erde, oft mit dem Tellurium (s. d.) verbunden. Vgl. Wittsack, Das Tellurium mit L. (2. Aufl., Berl. 1875); Steinhauser, Erde und Mond und ihre Bewegung im Weltenraum (Weim. 1877).

Luna silva (lat.), Wald im alten Germanien, südwärts vom Herkynischen Wald, der jetzige Manhartsberg in Österreich.

Lunatici (lat., »Mondsüchtige«), s. Besessene.

Lunation (neulat.), die Zeit, in welcher der Mond die ganze Reihe seiner Phasen durchmacht, oder auch die Reihe der Phasen selbst.

Lunatisch (lat.), vom Monde abhängig, mondsüchtig.

Lunatismus (lat.), soviel wie Mondsüchtigkeit, s. Somnambulismus.

Lunch (Luncheon, engl., spr. lönnsch, lönnsch'n), in England das in der Regel aus warmen und kalten Gerichten zusammengesetzte, um die Mittagszeit eingenommene Gabelfrühstück.

Lund, Vogel, s. Larventaucher.

Lund, Stadt im schwed. Län Malmöhus, an der jetzt unbedeutenden, ehemals aber schiffbaren Höjeå, 38 m ü. M., Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Falköping-Malmö und der Bahnen L.-Trelleborg und L.-Kjeflinge. In der Mitte der Stadt der »Lundagård«, ein durch Tegnérs Lieder berühmt gewordener Spazierplatz, umgeben von der Domkirche romanischen Stils (geweiht 1145), dem alten Universitätsgebäude (jetzt die Bibliothek mit 120,000 Bänden und 2000 Handschriften enthaltend), dem neuen Universitätsgebäude (1878–82 erbaut, mit dem historischen Museum und dem Münzkabinett) und dem alten botanischen Garten. Am benachbarten Tegnérplatz, den seit 1858 die Bronzestatue des Dichters, der hier Professor war, schmückt, das zoologische Museum und das Versammlungshaus aller hier studierenden »Nationen« (d. h. Landsmannschaften), ein schönes, im gotischen Stil aufgeführtes, 1851 eingeweihtes Gebäude. Im Norden der Stadt liegt Helgonabacken, eine Anhöhe mit Parkanlagen und schöner Aussicht. L. zählt (1890) 15,023 Einw., welche einige Industrie (in Möbeln, Eisenguß, Schriftguß, Handschuhen) und Handel betreiben. Außer der Universität (1892 mit 683 Studierenden) besitzt es ein Gymnasium, Lehrerseminar, Irrenhaus, Taubstummenanstalt, 2 Banken, 3 Sparkassen und einen Hypothekenverein. — L. wird schon in der ältesten Geschichte des Nordens als eine durch Schiffahrt und Handel mächtige Stadt erwähnt. Noch größere Bedeutung erhielt es, als es 1048 der Sitz eines Bischofs und 1104 eines Erzbischofs wurde, der bis auf die Zeit der Reformation Ansprüche auf die Suprematie über die sämtlichen nordischen Prälaten machte. In diesen Zeiten war L. die geistliche und gewissermaßen auch die weltliche Hauptstadt des dänischen Reiches (metropolis Daniae), dessen Könige sich hier auf der St. Liboriushöhe huldigen ließen; auch wußten die Erzbischöfe ihren Einfluß sowohl mit dem Willen des Königs als auch gegen denselben geltend zu machen. Außer dem erwähnten Dom besaß L. 21 Kirchen und 6 Klöster, alle reich ausgestattet. Nachdem erst der Zug Karls VIII. nach Schonen 1452 dem Wohlstand der Stadt einen schweren Stoß versetzt hatte, sank dieselbe durch die Reformation vollends in einen Zustand von Verfall und Bedeutungslosigkeit. Mit Ausnahme des Doms und der Klosterkirche St. Peders wurden die übrigen Kirchen niedergerissen, die Häuser verfielen, und die Plätze blieben unbebaut. In solchem Zustand wurde die Stadt 1658 nebst ganz Schonen an Schweden abgetreten, und die folgenden Kriegsjahre unter Karl XI. (Sieg der Schweden bei L. im Dezember 1676 und Friede zwischen Schweden und Dänemark 6. Okt. 1679) und Karl XII. vollendeten ihren Verfall, aus welchem sie sich nur langsam wieder emporgearbeitet hat, besonders durch die 1668 hier gestiftete Universität.

Lund, Troels Frederik, dän. Historiker, geb. 1840, studierte in Kopenhagen Theologie, promovierte 1871, war dann einige Jahre Assistent im Geheimen Archiv und ist jetzt Lehrer der Geschichte an der Offizierschule. L. hat sich besonders mit Forschungen über die Kulturgeschichte Skandinaviens während des 16. Jahrh. beschäftigt. Seine Hauptarbeiten sind: »Om Sokrates' Läre og Personlighed« (1871); »Historiske Skitser efter utrykte Kilder«, Studien zur dänischen Geschichte am Schluß des 16. Jahrh. (1876); »Mogens Heinesøn«, historisches Lebensbild aus dem 16. Jahrh. (1877); »Danmarks og Norges Historie i Slutningen af det 16. Aarhundrede« (1879—91, Bd. 1—11), woraus der Abschnitt: »Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts. Studie über die Entwickelung und Einrichtung der Wohnungen«, auch in deutscher Übersetzung (Kopenh. 1882) erschien; »Christian den Fjerdes Skib paa Skanderborg« (1893, 2 Tle.); »Om Kulturhistorie« (1894).

Lunda (Ulunda), Land im innern Südafrika, den Süden des Kongostaates westlich vom Moerosee nebst den anstoßenden portugiesischen Landschaften umfassend, zwischen 5° 30'—13° südl. Br. und 19° 40'—30° 20' östl. L. v. Gr., von W. nach O. 1500 km lang und von N. nach S. 350 km breit, zerfällt in zwei Teile: Muata Jamvos Reich (s. d.) und das davon mehr oder weniger abhängige Reich des Kasembe (s. d.). Die Einwohner, Kalunda, richtiger bloß Lunda genannt, sind ein reines Bantuvolk u. bilden

den Hauptbestandteil der Bevölkerung des Reiches. Sie sind von hoher Statur, etwas heller als die Küstenneger von Loango, gutmütig und friedliebend, aber auch faul, feig, überaus eitel und abergläubisch. Den neugebornen Kindern wird der Kopf zusammengedrückt, so daß er monströs weit nach hinten steht. Die Frauen brechen die untern Schneidezähne aus und scheren das Haupt. Die Kleidung besteht aus europäischen Baumwollenstoffen, die von der Westküste eingeführt werden, und zwar sind die Frauen gewöhnlich weniger bekleidet als die Männer; als Schmuck dienen Zeugschleppen, Leopardenfelle, allerlei absonderliche Haartrachten, Kupfer- und Eisenringe sowie durch die Nasenscheidewand gesteckte Rohrstäbe. Die Wohnungen haben die Form von Backöfen mit bis auf die Erde herabreichenden Grasdächern. Die Hütten sind nur 2 m hoch, doch besitzen wohlhabende Leute mehr als eine Hütte, dazu Vorratshäuser und Sklavenhütten, so daß das Besitztum eines Einzelnen oft einen großen Raum umfaßt. Hauptstraßen durchziehen die Dörfer u. werden durch Thore abgeschlossen; Zauberhütten stehen meistens im Wald oder auf der Savanne außerhalb der Dörfer. Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung. Die Frau bearbeitet den Acker zusammen mit den Sklaven. Gebaut werden namentlich Maniok, Bataten, Erdnüsse, Yams, Bohnen, Mais, Hirse, Zuckerrohr, Ananas, Tabak, Baumwolle, Hanf; Bananen sind weniger häufig. Die Viehzucht ist unbedeutend, und fast nur die Großen besitzen Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner und Hunde. Jagdbare Tiere sind selten. Als Speisen und Getränke dienen Hirsebrei und Palmwein. Geräte, Waffen und Musikinstrumente haben nichts Eigenartiges, wohl aber werden aus den verschiedenen Musikanten förmliche Musikkapellen gebildet.

Lunden, Flecken im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Norderdithmarschen, auf einem Geestrücken innerhalb der Marsch, an der Linie Elmshorn-Hvidding der Preußischen Staatsbahn, mit evang. Kirche, Amtsgericht, Nebenzollamt I, Strandamt, besuchten Pferde- und Viehmärkten und (1890) 3975 Einw.

Lundenburg (tschech. Břeclava), Stadt in Mähren, Bezirksh. Göding, an der niederösterreichischen Grenze, an der Thaya und den Linien Wien-Krakau, L.-Brünn und L.-Zellerndorf der Nordbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein fürstlich Liechtensteinsches Schloß, 2 Zuckerfabriken, Malzfabriken, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei, Dampfsäge, Parkettfabrik, Stärke- und Sagofabrik, wichtige Märkte und (1890) 5968 (mit der selbständigen Judengemeinde 6430) Einw. (3045 Deutsche, 3075 Tschechen), der Religion nach (außer 740 Juden) Katholiken.

Lundgren, Egron Sellif, schwed. Maler und Schriftsteller, geb. 18. Dez. 1815 in Stockholm, gest. daselbst 23. Dez. 1875, kam 1835 auf die Kunstakademie, ging 1839 nach Paris, wo er bei Cogniet studierte, und 1841 nach Italien. Schon in Rom, wo er bis 1849 blieb, gab er das Ölmalen auf und wendete sich der Aquarell- und Gouachemalerei zu. Von Italien begab er sich nach Spanien und von hier nach England. Die Königin Viktoria erteilte ihm zahlreiche Aufträge, deren erste Szenen aus Shakespeares Lustspielen zum Gegenstand hatten. Als 1858 der Krieg in Indien ausbrach, machte ihm ein Haus in Manchester den Antrag, auf seine Kosten dahin zu gehen, um Zeichnungen aus dem Feldzug anzufertigen. Mit einer Mappe von 500 Bildern heimkehrend, veranstaltete er eine Ausstellung und ward infolgedessen einer von den »Dreißig« der Society of painters in water-colours. 1860 kehrte er nach Schweden zurück, besuchte später Ägypten und Spanien sowie England zum zweitenmal. Die beiden letztern Länder boten ihm die meisten Motive zu seinen Bildern, die sich beinahe alle in England befinden. Seine geistvollen Schilderungen von Italien, Spanien und Indien sind unter dem Titel: »En målares anteckningar« (Stockh. 1871–73, 3 Bde.; 2. Aufl. 1874) erschienen.

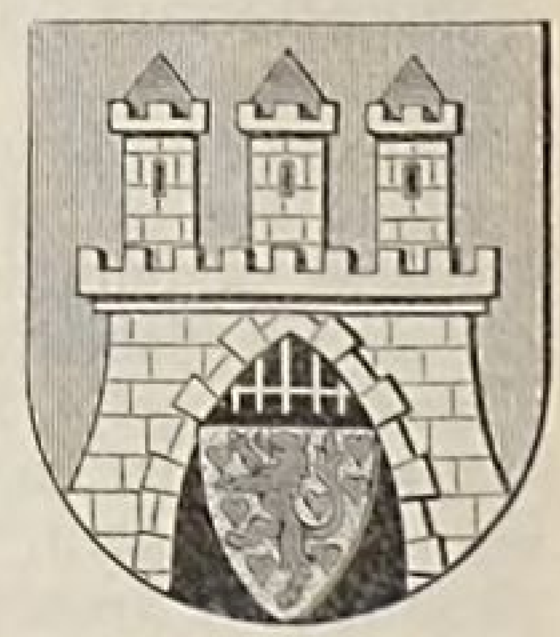
Lundi (franz., spr. löngdi), Montag.

Lundy (spr. lönndi), Granitinsel an der Mündung des Kanals von Bristol, 14 km von der Küste von Devonshire entfernt, 370 Hektar groß (meist Weideland), mit Leuchtturm und 177 Einw.; darauf hausen zahlreiche Kaninchen.

Lune, Fluß im preuß. Regbez. Stade, entspringt bei Hipstedt im Kreis Bremervörde, hat westliche Richtung und mündet oberhalb Geestemünde rechts in die Weser. Von Freschluneberg an ist sie auf eine Entfernung von 22,6 km bei einer mittlern Tiefe von 4,10–1,2 m schiffbar. Vor der Mündung in der Weser die ca. 750 Hektar große Insel Lune Plate, von der 500 Hektar eingedeicht sind und als Viehweide dienen.

Lüneburg, ehemaliges Fürstentum im niedersächs. Kreis, gehörte seit Heinrich dem Stolzen dem welfischen Hause, bildete seit 1235 einen Teil des Herzogtums Braunschweig-L. und gab mehreren Linien dieses Hauses den Namen: Alt-L. 1235–1369; Mittel-L. 1373–1532 und Neu-L. seit 1546 (s. Braunschweig, Geschichte). Von letzterer stammen die Dynastie in Großbritannien sowie die früher in Hannover regierende ab. L. bildet im wesentlichen den Regierungsbezirk L. der preußischen Provinz Hannover. Vgl. Manecke, Topographisch-historische Beschreibung des Fürstentums L. (Celle 1858, 2 Bde.); v. Lenthe, Archiv für Geschichte und Verfassung des Fürstentums L. (das. 1854–63, 9 Bde.); Mithoff, Kunstdenkmale rc. im Fürstentum L. (Hannov. 1876); Wrede, Die Einführung der Reformation im Lüneburgischen durch Herzog Ernst den Bekenner (Götting. 1887).

Lüneburg, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Hannover sowie des ehemaligen Fürstentums Lüneburg und Stadtkreis, an der schiffbaren Ilmenau, 17 m ü. M., hat im Innern enge Straßen mit altertümlichen, schwerfällig gebauten Häusern, während die mit schönen Gärten gezierten Vorstädte ein freundliches Aussehen zeigen. Die ehemaligen Festungswerke sind meist verschwunden. Unter den Plätzen sind der Markt und der sogen. Sand die schönsten. L. hat 4 Kirchen, darunter eine katholische. Die evangelischen, in den letzten Jahrzehnten sämtlich restauriert, sind: die Michaeliskirche (aus dem 15. Jahrh., mit den Begräbnisstätten der lüneburgischen Fürsten), die fünfschiffige Johanniskirche (die älteste, aus dem 14. Jahrh., im reinsten gotischen Stil ausgeführt, mit 113 m hohem Turm) und die Nikolaikirche (gleichfalls aus dem 14. Jahrh., mit großartigem Mittelschiff und 107 m hohem Turm). Sonstige bemerkenswerte Gebäude sind: das am Marktplatz liegende altertümliche Rathaus mit in den letzten Jahren restaurierter Gerichtslaube (die Decken- und Wandgemälde sind von Münchener Künstlern wieder-



Wappen von Lüneburg.

hergestellt), großem Fürstensaal, alten Bildnissen, Glasmalereien und Schnitzwerken ꝛc. (von dem ehemals in demselben aufbewahrten Silbergerät [s. Lüneburger Silberschatz] sind gute galvanoplastische Nachbildungen hier aufgestellt worden); die großen Gebäude des ehemaligen Michaelisklosters (jetzt Seminar und Landgericht); das alte Kaufhaus ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt (1890) mit der Garnison (4 Eskadrons Dragoner Nr. 16) 20,665 Seelen, davon 602 Katholiken und 194 Juden. L. hat eine große, schon seit 906 benutzte Saline (jährliche Produktion 212,500 Doppelzentner Salz), mit Solbad verbunden, ein fiskalisches Gipswerk auf der westlichen Seite der Ilmenau in den bis 56 m ansteigenden Höhen (Schildstein, Kalk- und Zeltberg), 2 Eisenwerke, Zement-, Tapeten- u. Böttcherwarenfabrikation, eine Haartuchweberei und Roßhaarspinnerei, mehrere chemische Fabriken, eine Kunstmühle, ansehnliche Kunst- u. Handelsgärtnerei ꝛc. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle, ist bedeutend in Wein, Getreide, Holz, Heu, Stroh, Wolle, Wachs ꝛc. Bekannt sind auch die Lüneburger Bricken (Neunaugen). Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Lehrte-Harburg, L.-Buchholz, Wittenberge-L. und Büchen-L. der Preußischen Staatsbahn. L. hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium, ein evang. Schullehrerseminar, eine Handelsschule, ein Museum, eine Stadtbibliothek von 36,000 Bänden, eine Strafanstalt ꝛc. und ist Sitz einer Regierung, eines Landratsamts (für den Landkreis L.), einer Berginspektion, eines Hauptsteueramts und einer Oberförsterei. Zum Landgerichtsbezirk L. gehören die zwölf Amtsgerichte zu Bergen, Bleckede, Celle, Dannenberg, Isenhagen, Lüchow, L., Medingen, Neuhaus a. E., Soltau, Ülzen und Winsen a. L. Nahebei die Domäne Lüne mit evang. Kirche und Fräuleinstift in einem ehemaligen Kloster. — Der Ort war schon 795 vorhanden, erhielt aber erst Bedeutung, nachdem auf dem Kalkberg 904 das Benediktinerkloster des heil. Michael gegründet wurde. 1382 ward das Kloster in die Stadt verlegt. Ganz besonders gewann L. durch die Zerstörung von Bardowiek (1189), indem ein großer Teil der Bewohner dieser Stadt sich in L. niederließ. 1247 erhielt L. Stadtrecht und trat später der Hansa bei; auch war es 1267—1369 die Residenz der ältern Lüneburger Linie. Kaiser Karl IV. belehnte 1370 die Herzöge von Sachsen mit den lüneburgischen Landen; die Stadt, durch den Übermut des Herzogs Magnus von Braunschweig gereizt, schloß sich ihnen 1371 an. In dem sich daraus entwickelnden Kriege war die Stadt 21. Okt. 1371 Schauplatz eines blutigen Kampfes, in dem die Braunschweiger geschlagen wurden. Doch unterwarf sich L. nach dem Tode des Herzogs Magnus 1373 wieder den Welfen. 1530 bekannte sich L. zur Reformation, verlor im 16. Jahrh. den größten Teil seiner Freiheiten, wurde im Dreißigjährigen Kriege 22. Aug. 1636 von den Schweden unter Banér eingenommen, aber 13. Sept. 1637 vom Herzog Georg wieder besetzt. 1655 wurde das Kloster des heil. Michael in eine Ritterschule umgewandelt. Wenn der Wohlstand der früher sehr reichen Stadt auch im 17. Jahrh. gelitten hatte, so blieb sie noch im Besitz der Salzwerke und erhob sich seit der Mitte des 19. Jahrh. zu neuer Blüte. Bei L. lieferten die Verbündeten unter Dörnberg den Franzosen unter Morand 2. April 1813 ein siegreiches Gefecht. Vgl. Volger, Urkundenbuch der Stadt L. (Hannov. und Lüneb. 1872—77, 3 Bde.); »Altertümer der Stadt L.« (Lüneb. 1852—72, 6 Lfgn.); Jürgens, Geschichte der Stadt L. (Hannov. 1891).

Der **Regierungsbezirk Lüneburg** (s. Karte »Hannover«) umfaßt 11,343 qkm (206,01 QM.), hat (1890) 420,093 Einw. (davon 409,412 Evangelische, 8556 Katholiken und 1081 Juden), 37 auf 1 qkm, und besteht aus den 16 Kreisen:

Kreise	QKilom.	QMeilen	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Bleckede	577	10,48	20862	36
Burgdorf	838	15,22	35766	43
Celle (Stadtkreis) .	23	0,42	18901	—
Celle (Landkreis) .	1554	28,22	29661	19
Dannenberg . . .	454	8,25	14237	31
Fallingbostel . . .	983	17,85	26221	27
Gifhorn	802	14,57	30828	38
Harburg (Stadtkreis)	11	0,20	35081	—
Harburg (Landkreis)	791	14,37	36736	46
Isenhagen	818	14,86	16402	20
Lüchow	750	13,62	29407	39
Lüneburg (Stadtkr.)	20	0,36	20665	—
Lüneburg (Landkr.).	689	12,51	19940	29
Soltau	901	16,36	16753	19
Ülzen	1447	26,28	44833	31
Winsen a. d. L. . .	687	12,48	23800	35

Über die betreffenden Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks s. Karte »Reichstagswahlen«.

Lüneburger Erbfolgekrieg, 1370—88 zwischen Braunschweig-Wolfenbüttel u. Sachsen-Wittenberg um die Nachfolge in Braunschweig-Lüneburg, endete mit der Niederlage der sächsischen Herzöge (s. Braunschweig, S. 424).

Lüneburger Heide, niedriger Landrücken im preuß. Regbez. Lüneburg, welcher sich zwischen der Aller und Elbe 90 km weit von SO. nach NW., von der Göhrde bis in die Gegend von Bremen u. Stade, erstreckt. Ihr höchster Rücken zieht sich näher dem nordöstlichen Rande hin; seine Höhe wechselt zwischen 80 und 120 m und ist am bedeutendsten 12 km nördlich von Soltau im Wilseder Berg (171 m). Auf beiden Seiten ist der Abfall sanft, im S. kaum merklich von der Horizontallinie abweichend, im N. steiler; daher erscheint die L. H. hier, in der Ferne gesehen, als blauer Gebirgsstreifen am Horizont, von welchem die Flüsse in tief eingeschnittenen Thälern herabkommen, im S. dagegen als eine endlose Ebene, durch welche die Flüsse zwischen sumpfigen Ufern und Torfmooren langsam zur Aller abfließen. Im Nordrande treten Muschelkalk und Gips an zwei Stellen zu Tage. Im übrigen decken Sand-, Thon-, und Mergellager in mächtiger Auflagerung das tiefer liegende feste Gestein. Die L. H. ist keineswegs von steppenartiger Sterilität. Nirgends trifft das Auge auf kahle Hügel; selbst die trockensten Stellen sind mit Heidekraut bedeckt, und in reicher Fülle überwuchert die Heidelbeere den Boden. Wo aber hinreichende Feuchtigkeit eine mannigfaltigere Entwickelung der Vegetation möglich macht, finden sich Buchen- und Birkenwaldungen, und Eichengehölze umgeben insbes. die Heidedörfer. Kiefernwälder und öde Sandstrecken finden sich nur an den sumpfigen Flußrändern der südlichen Abdachung. Eine über die ganze Heide verbreitete Pflanze ist Arnica montana. Der Kultur und dem Baumwuchs stellt sich an vielen Punkten der sogen. Ortstein entgegen, eine vorzugsweise aus Quarzsand bestehende feste Bodenschicht, die nicht tief unter der Oberfläche liegt und weder Wasser noch Wurzeln durchläßt. Die Hauptprodukte der Heide sind Schafe (Heidschnucken), Buchweizen, Kartoffeln und Honig. Das Heidekraut

wird als Viehstreu abgehauen (Plaggenwirtschaft), nur selten noch abgebrannt, um für den Buchweizen den Boden zu gewinnen. Die Blüte des Buchweizens gibt neben der des Heidekrauts eine treffliche Nahrung für die Bienen ab. Außer Schafen und Honig bilden Kartoffeln, Heidel-, Preißel-, Erd- und Wacholderbeeren Ausfuhrartikel. Für Melioration des Bodens, Aufforstung kahler Strecken ꝛc. wird fortgesetzt viel gethan, und heute schon gewähren einzelne Gegenden einen ganz andern Anblick als vor ca. 20—25 Jahren. Eine Merkwürdigkeit der Heide sind die zahlreichen Hünengräber. Die Eisenbahnen von Harburg nach Hannover, von Harburg und von Stendal nach Bremen durchschneiden die Heide. S. Karte »Hannover«. Vgl. Freudenthal, Heidefahrten (Brem. 1890—92, 2 Tle.); Tödter, Heidebilder (das. 1895).

Lüneburger Silberschatz, das aus 37 Stücken bestehende Ratssilberzeug der Stadt Lüneburg, von welchem 36 Stücke 1. März 1874 für 660,000 Mk. von der preußischen Staatsregierung angekauft und dem Kunstgewerbemuseum in Berlin überwiesen worden sind. Galvanoplastische Nachbildungen der Stücke befinden sich im Rathaus zu Lüneburg. Es ist meist Tafelgerät, welches bei feierlichen Gelegenheiten zur Ausschmückung der Tafel und des Kredenztisches benutzt wurde und von Lüneburger Familien oder städtischen Würdenträgern gestiftet worden war. Es besteht aus 18 Bechern u. Pokalen (Fig. 1, vgl. auch Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 7), 11 Becken u. Schalen, 2 Gußkannen in Gestalt von stehenden Löwen (Fig. 2), einer Schüssel zum Händewaschen, 2 Streulöffeln, einer Statue der Madonna mit dem Kinde und einem Reliquienkästchen. Das Silber ist ganz oder teilweise vergoldet. Die Stücke gehören dem 15. und 16. Jahrh. an und sind teils im spätgotischen, teils im Renaissancestil gehalten. Es ist die reichste Sammlung dieser Art in Deutschland. Vgl. (Lessing), Das Ratssilberzeug der Stadt Lüneburg (Berl. 1874).



Fig. 1. Pokal.



Fig. 2. Gußkanne.

Lunel (spr. lünell, Muskat-L.), Likörwein, welcher in der Umgegend der Stadt Lunel (s. d.) aus der weißen Muskatellertraube gewonnen wird und zu den edelsten Süßweinen zählt. Die feinste Sorte ist der Picardant. Er wird vielfach, ja meist gefälscht.

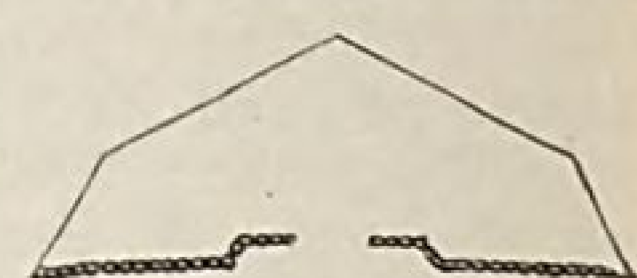
Lunel (spr. lünell), Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Montpellier, in fruchtbarer, aber ungesunder Ebene, an dem 9 km langen Kanal von L., der mit dem Canal des Étangs in Verbindung steht, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, hat ein Collège, Weinbau (berühmter Muskat-L.), Fabrikation von Absinth, Faßbinderei, Handel mit Wein, Branntwein ꝛc. und (1891) 6494 Einw. 4 km westlich beim Dorf L.-Viel (1026 Einw.) eine Grotte, Fundort fossiler Knochen.

Lünen, Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Dortmund, an der Mündung der Seseke in die Lippe und an der Dortmund-Enscheder Eisenbahn, 45 m ü. M., hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, 2 Eisengießereien, Blechwarenfabrikation, Dampfsägemühlen und (1890) 4489 Einw. (davon 1866 Evangelische und 61 Juden). L. wurde 1340 vom Grafen Adolf II. von der Mark gegründet.

Lünenburg, Stadt in der britisch-amerikan. Provinz Neuschottland, an der Mahonbai, 1753 von Deutschen gegründet, hat Fischerei, Seehandel und (1891) 4044 Einw. (darunter 3000 Deutsche und 170 Franzosen). Die Einfuhr betrug 1893: 147,730, die Ausfuhr 888,773 Doll., der Hafenverkehr 537 Schiffe von 57,283 Ton.

Lüner See, s. Scesaplana.

Lünette (franz. lunette), Augen-, Fernglas, in der Mehrzahl (lunettes) soviel wie Brille; in der Baukunst ein halbmond- oder halbkreisförmiges Feld unter einem Bogen oder einer Stichkappe, über einem Fenster oder einer Thür, welches gewöhnlich mit Malereien geschmückt wird; im Befestigungswesen ein aus zwei Facen und zwei Flanken bestehendes Werk (s. Figur). Die Kehle bleibt ganz offen oder wird durch Palissaden, Kehlmauern ꝛc. leicht geschlossen (über die Anwendung der vielgebrauchten Form s. Feldbefestigung u. Festung, S. 349). Auch ein Lager auf der Drehbank für lange Gegenstände, die Scheuklappe der Pferde und bei Uhren der zur Fassung des Uhrglases dienende Ring heißt L.



Lunéville (spr. lünewil'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, 234 m ü. M., an der Meurthe, welche hier die Vezouse aufnimmt, Knotenpunkt der Ostbahn, hat eine schöne Kirche, St.-Jacques (18. Jahrh.), ein großes Schloß der letzten Herzöge von Lothringen (gegenwärtig Kaserne) mit schönem Park (jetzt öffentliche Anlage), ein Stadthaus, ein Kriegerdenkmal (1870), eine Statue Grégoires, ein Collège, eine Bibliothek, ein Museum, eine Ackerbaukammer, Fabrikation von Handschuhen, Stickereien, Web- und Wirkwaren, Nähzwirn und Thonwaren, Bierbrauerei, Handel mit Getreide, Wein, Tabak und (1891) 20,906 (als Gemeinde 21,542) Einw. — Als der frühere König von Polen, Stanislaus Leszczinski, 1735 zum Besitz von Lothringen gelangte, wählte er L. zu seiner Residenz. Geschichtlich denkwürdig wurde die Stadt durch den Lüneviller Frieden, der daselbst 9. Febr. 1801 zwischen dem Deutschen Reich und der französischen Republik auf der Grundlage des Friedens von Campo Formio abgeschlossen wurde. Nach demselben wurden Belgien und das linke Rheinufer an Frankreich, Mailand und Mantua an die Cisalpinische Republik, Venedig und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro an Österreich abgetreten. Für den Verlust ihrer Besitzungen auf dem linken Rheinufer sollten die betreffenden deutschen Reichsfürsten durch Säkularisation der

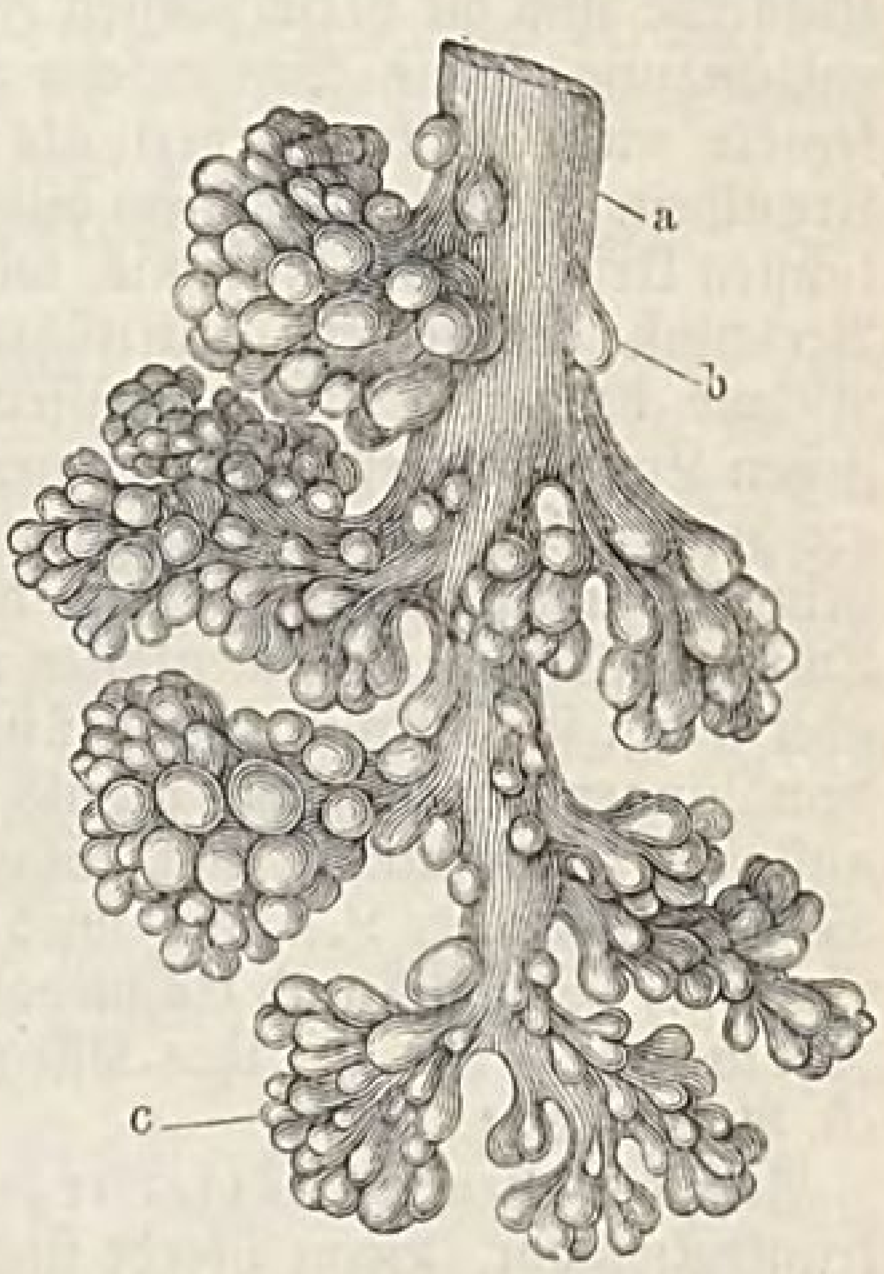
geistlichen Stifter und Mediatisation der Reichsstädte entschädigt werden.

Lungau, Landschaft im österreich. Herzogtum Salzburg, umfaßt das Gebiet der obern Mur (Bezirksh. Tamsweg) und steht mit dem übrigen Salzburg durch die über den Radstädter Tauern (1738 m) führende Straße in Verbindung. Die Bewohner betreiben hauptsächlich Viehzucht.

Lunge (Pulmo), das Organ zur Luftatmung bei den Wirbeltieren. (Über die Lungen bei niedern Tieren s. Atmungswerkzeuge.) Sie entsteht beim Embryo aus einer unpaaren Ausbuchtung des Darmes, die allmählich in zwei Lappen auswächst und mit dem Anfang des Darmes durch einen anfänglich kurzen, später sich verlängernden Kanal (Luftröhre) in Verbindung bleibt. Bei den Fischen wird sie durch die Schwimmblase (s. d.) vertreten, die in manchen Fällen auch zum Atmen dienen kann. Eine echte L. findet sich jedoch erst von den Amphibien ab, und zwar bei diesen noch im Verein mit Kiemen, vor. Hier besteht sie ähnlich wie bei den Lurchfischen aus zwei einfachen, durch die Luftröhre mit Luft anfüllbaren Säcken, in deren Wandung sich zuführende Gefäße (*Lungenarterien*) für das der Atmung bedürftige Blut und abführende (*Lungenvenen*) für das mit Sauerstoff versehene Blut verzweigen. Zur Vergrößerung der Oberfläche dieser Säcke springen ferner auf der Innenseite netzförmig angeordnete Falten vor. Bei vielen Reptilien hingegen besteht diese schlauchförmige L. nicht mehr, sondern das Organ zerfällt in zahlreiche Abschnitte, von denen jeder durch einen Zweig der Luftröhre versorgt und selbständig gemacht wird. So verhält es sich auch bei den Säugetieren, wo diese Teilung in Lappen und Läppchen außerordentlich weit gediehen ist. Bei den Vögeln treten letztere miteinander wieder in Verbindung und stellen so ein schwammartiges Gewebe dar. Zugleich verlängern sich bei ihnen die Lungen weit in den Körper zwischen die Eingeweide hinein, haben aber an diesen Stellen nur eine einfache, nicht mehr auf das Atmen berechnete Wandung und dienen als sogen. *Luftsäcke* nur noch zur Erleichterung des Körpers für den Flug. In vielen Fällen dehnen sich diese Hohlräume sogar in die Knochen aus.

Die L. des *Menschen* (s. Tafel »Eingeweide V«, Fig. 1) besteht aus zwei seitlichen Hälften (weshalb man auch von »den Lungen« spricht), welche in dem von den Rippen umschlossenen Brustraum liegen und das Herz zwischen sich aufnehmen. Sie sind nicht ganz gleich gebaut, denn die linke ist an ihrer Innenfläche zur Bergung des Herzens tiefer ausgehöhlt, und die rechte zerfällt in drei, die linke nur in zwei größere Abteilungen, sogen. *Lungenlappen*. Das Volumen der rechten L. ist ungefähr um ein Zehntel größer als das der linken und beträgt im ganzen bei Luftleere 800—1200, bei stärkster Anfüllung mit Luft dagegen bis 9500 ccm. Die Oberfläche ist mit dem glatten, dünnen *Lungenfell* (pleura pulmonalis) überzogen, das einen Teil des Brustfelles (s. d.) bildet. Das *Gewebe* der L. ist weich, knistert beim Druck und läßt beim Durchschneiden schaumiges (mit Luftbläschen gemengtes) Blut austreten. Junge, gesunde Lungen sind gleichmäßig rot; bei alten Leuten dagegen haben sie schwarze, stecknadelkopf- bis linsengroße Flecke und sehen daher rotgrau bis schwärzlich aus. Das Gewicht der L. bei mäßiger Füllung mit Blut beträgt 1—1,7 kg. Wenn sie mit Luft erfüllt ist, so ist ihr spezifisches Gewicht geringer als das des Wassers (0,34—0,74), sonst größer (1,04—1,06); frische Lungen von Embryonen oder totgebornen Kindern sinken daher, weil sie keine Luft enthalten, im Wasser zu Boden (s. Lungenprobe). In zahlreichen Krankheiten sind größere oder kleinere Stücke der L. vollständig luftleer.

Der *feinere Bau* der L. ist aus dem oben Angeführten leicht verständlich. Die Zerlegung des ursprünglich einfachen Lungensackes in Lappen und Läppchen ist so weit durchgeführt, daß die feinsten derselben die Gestalt von Bläschen annehmen; in demselben Maß muß die Luftröhre sich in immer zahlreichere Zweige und Zweiglein (Bronchien) teilen, an denen alsdann die Bläschen wie die Beeren einer Traube an ihren Stielen sitzen. In derselben Weise aber, wie sich die Luftwege der L. zu einem Baum (die Bläschen sind gewissermaßen die Blätter desselben) gestalten, bildet sich aus der Arterie ein Gefäßbaum, welcher mittels seiner feinsten Haargefäße (Kapillaren) jedes Bläschen umspinnt und hier das Blut mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung kommen läßt. Die Haargefäße vereinigen sich dann zu einem andern, venösen Gefäßbaum, der das sauerstoffreiche Blut aus den Lungen herausführt.



Eine Bronchie nebst ihren Bläschen. 14mal vergrößert.

Auch die Nerven, Lymphgefäße u. die Gefäße zur Ernährung der L. selbst sind im wesentlichen baumförmig verzweigt. Im Vergleich mit diesen äußerst zahlreichen Gebilden, welche sich vielfach kreuzen oder übereinander hinlaufen, ist das noch übrige Gewebe der L. sehr geringfügig und besteht nur aus Bindegewebsbalken und -Bälkchen zur Stütze der genannten Röhren. Von den zwei Endästen der Luftröhre (s. d.), den *Bronchen* (bronchi, s. Tafel »Mundhöhle«, Fig. 6), teilt sich der rechte in drei, der linke in zwei Zweige für ebenso viele Hauptlappen der L. Die nun immer feiner werdenden Verzweigungen derselben (*Bronchien*, bronchia) verlieren von den Bestandteilen ihrer Wandung die Knorpel und zum Teil auch die elastischen und Muskelfasern; sie sind innen von einer feinen Schleimhaut mit Flimmerzellen ausgekleidet und enden in Haufen von Bläschen (*Lungenbläschen*, *Alveolen*, alveoli pulmonales; vgl. Textfigur: a Bronchie, b einzelnes, c Haufe von Bläschen). Diese selbst, etwa 0,2 mm groß, durch gegenseitigen Druck vieleckig und mit ihren Nachbarn durch Bindegewebe verbunden, haben auf ihrer Innenfläche eine sehr dünne Zellschicht, unter welcher sich die Kapillargefäße hinziehen (s. Tafel »Eingeweide V«, Fig. 1). Auf diese Weise ist der Gasaustausch zwischen Blut und der eingeatmeten Luft durch die beiden äußerst feinen Wandungen des Kapillargefäßes und des Lungenbläschens leicht möglich. Das Blut zur Ernährung

der L. mittels der sogen. Bronchialarterien kommt aus dem großen Kreislauf (zum Teil aus der Aorta) und geht mittels der Bronchialvenen wieder zurück. Die Lymphgefäße und -Drüsen (**Bronchialdrüsen**) sind zahlreich. Die vielen Nerven stammen aus dem sogen. Lungengeflecht und rühren vom Vagus (s. d.) und Sympathikus (s. d.) her; ersterer scheint den chemischen Prozessen in der L. und ihrer Empfindlichkeit vorzustehen, letzterer bei der Ernährung beteiligt zu sein. Die Empfindlichkeit des Lungengewebes ist so gering, daß selbst weit ausgedehnte Zerstörungen desselben ohne stärkern Schmerz stattfinden. Das oben erwähnte Flimmerepithel in den Luftwegen (L., Luftröhre, Kehlkopf) schafft durch das Schlagen seiner Wimpern in der Richtung von innen nach außen feinste Fremdkörperchen langsam wieder aus der L. fort.

Die L. ist im Verhältnis zu den andern Organen des Körpers ungemein häufig **Erkrankungen** ausgesetzt, welche stets sorgsamer Beachtung und rationeller Pflege bedürfen, da sie bei Vernachlässigung oft genug Siechtum und den Tod herbeiführen. Am häufigsten treten Blutüberfüllung (Lungenhyperämie), Katarrhe und die verschiedenen Formen der Lungenentzündung sowie Lungenschwindsucht auf, welch letztere mehr Opfer fordert als irgend eine andre Krankheit. Lungenemphysem bildet eine der gewöhnlichsten Ursachen des Asthmas, während krampfhafter Verschluß der feinern Luftröhrenäste das nervöse Asthma bedingt. Unter gewissen Verhältnissen entstehen Lungenabscesse und Lungenbrand, welch letzterer größere Teile des Lungengewebes zum Absterben bringt. Funktionsunfähig wird die L. auch, wenn die Lungenbläschen zusammenfallen und luftleer werden, oder wenn sie sich mit einer Flüssigkeit füllen, wie bei dem Lungenödem, welches oft als direkte Todesursache auftritt. Einatmung von Staub bedingt schwere Schädigungen der L., auch wird dieselbe von Krebs, Sarkom, Syphilis und Echinococcus befallen. Vgl. **Niemeyer**, Die L., ihre Pflege und Behandlung (8. Aufl., Leipz. 1895).

Auch bei allen **Haustierarten** kommen Lungenkrankheiten vor. Beim Pferde sind sie infolge der angestrengten Lungenthätigkeit häufig; Erkältung erzeugt hier katarrhalische Lungenentzündung; brandige Lungenentzündung (stets tödlich) entsteht, wenn aus dem Schlundkopf feste und flüssige Stoffe in die Luftröhre gelangen (beim Pferde häufig durch Eingießen flüssiger Arzneien, daher Fremdkörper- oder Verschluckpneumonie). Die Fälle von kruppöser Lungen-Brustfellentzündung werden sämtlich, auch die vereinzelten, der ansteckenden Brustseuche (s. d.) zugezählt. Eigenartige Lungenkrankheit bedingt der Rotz (s. d.). Verschleppte Eiterungen entstehen häufig nach Druse (s. d.). Chronische, umfangreiche Veränderungen des Lungengewebes führen zu Schweratmigkeit (s. Dämpfigkeit). Beim Rind ist Lungentuberkulose (s. Tuberkulose) die häufigste Lungenkrankheit, andre chronische Veränderungen werden bedingt durch Lungenwürmer (s. Lungenwurmkrankheit) und Echinokokken (s. Bandwürmer), öfter noch durch das Eindringen von Fremdkörpern vom Magen her (s. Herzbeutel-Zwerchfellentzündung). Die akute kruppöse Pneumonie des Rindes ist ansteckend und heißt Lungenseuche (s. d.), doch nehmen manche Autoren auch das Vorkommen einer nicht ansteckenden kruppösen akuten Lungenentzündung an. Bei Schafen ist häufig Lungenwurmseuche und Bronchitis, bei Ziegen katarrhalische Lungenentzündung. Bei Schweinen kommt neben der tuberkulösen käsigen Lungenentzündung auch eine typische infektiöse akute Entzündung vor als wesentliche Erscheinung der Schweineseuche (s. d.), häufig sind auch (besonders in Treibherden) katarrhalische Lungenentzündungen mit Ausgang in Verjauchung oder Eiterung. Hunde erkranken besonders häufig im Gefolge der Staupe (s. d.) an katarrhalischer Lungenentzündung, Katzen neigen zu jauchiger Lungenentzündung mit Kavernenbildung. Bei allen Tieren finden sich bös- u. gutartige Lungengeschwülste.

Lunge, Georg, Chemiker und Technolog, geb. 15. Sept. 1839 in Breslau, studierte daselbst und in Heidelberg und widmete sich dann der Technik. 1864—76 weilte er in England, anfangs als Chemiker einer Steinkohlenteer-Destillation, dann als Leiter einer großen Sodafabrik im Tynedistrikt. Dabei führte er zahlreiche technisch-chemische Untersuchungen aus und entfaltete eine vielseitige litterarische Thätigkeit. Die Bürgerschaft seines Wohnortes South-Shields wählte ihn in den Erziehungsrat, den Gemeinderat, zum Präsidenten der öffentlichen Bibliothek und zu andern Ehrenämtern. Auch war er einer der Begründer der Newcastler Chemischen Gesellschaft und Examinator für Chemie an der Universität Durham. 1876 wurde er auf den Lehrstuhl für technische Chemie am Polytechnikum in Zürich berufen. L. schrieb: »Die Destillation des Steinkohlenteers und die Verarbeitung der damit zusammenhängenden Nebenprodukte« (Braunschw. 1867); »Handbuch der Sodaindustrie und ihrer Nebenzweige« (das. 1879—80, 2 Bde.; 2. Aufl. 1893; auch engl. u. franz. Übersetzung); »Die Industrie der Steinkohlenteer-Destillation und Ammoniakwasser-Verarbeitung« (das. 1882, 3. Aufl. 1888); »Taschenbuch für Soda-, Pottasche- und Ammoniakfabrikation« (Berl. 1883, 2. Aufl. 1892) u. a.

Lungenabsceß, ein mit Eiter gefüllter Herd inmitten des Lungengewebes, entsteht nie als selbständiges Leiden, sondern im Verlauf mannigfacher entzündlicher Vorgänge in den Lungen, sehr selten als Ausgang der eigentlichen Lungenentzündung. Bald sind es Fremdkörper, Speiseteilchen oder dergleichen durch Verschlucken in die Lunge gelangte Reize, bald zersetzte faulige Partikeln aus benachbarten Lungenabschnitten, welche eine Eiterung veranlassen; anderseits bezeichnet man auch wohl irgend welche geschwürige Höhlen bei Lungenschwindsucht mit dem schlecht gewählten Namen der Lungenabscesse. Sehr häufig entsteht ein L. durch Einschleppen fauliger Partikeln auf dem Wege der Blutbahn, wenn an einer entferntern Körperstelle eiterige oder jauchige Wunden zu Gerinnselbildungen in den benachbarten Venen Veranlassung gegeben haben (**metastatischer Absceß**). Diese letztern Lungenabscesse bilden das Endstadium schwerer Eiterfieber, ihr Ausgang ist, dem Grundleiden entsprechend, fast ausnahmslos ungünstig. Die Heilung der Lungenabscesse kann entweder durch Eindickung u. nachfolgende Auffaugung, oder durch Verkalkung, oder durch Durchbrechen des Abscesses in einen Luftröhrenast und Entleerung in denselben mit nachfolgender Narbenbildung im Lungengewebe, oder schließlich, namentlich bei oberflächlich liegenden Abscessen, durch Operation und Entleerung nach außen erfolgen.

Lungenapoplexie, soviel wie Lungenschlag (s. d.).

Lungenatelektasie (griech.), derjenige Zustand des Lungengewebes, bei welchem die Lungenbläschen zusammengefallen und luftleer sind. Die L. kann eine Fortdauer des Fötalzustandes der Lungen sein, **von der Geburt an datieren** und ihre Ursache in den

Umständen haben, welche den Eintritt der Luft in die Lungenbläschen der Neugebornen hinderten, wie z. B. zu kraftlose Einatmung, große Lebensschwäche des Kindes, oder sie kann später erworben sein, wenn bei kraftlosen Kindern oder sehr heruntergekommenen Kranken einzelne Lungenabschnitte lange Zeit hindurch bei der Atmung nicht ausgedehnt werden. Besteht die L. lange, so veröden die befallenen Partien; ist ihr Gebiet ein beschränktes, so kann das Leben des Kindes fortbestehen. Die L. ist nicht in allen Fällen sicher zu erkennen; man vermutet sie, wenn ein neugebornes Kind oberflächlich atmet, eine schwache und klanglose Stimme, ein blasses, manchmal bläulichrotes Gesicht hat, wenn es schlecht saugt, viel schläft, an Stickanfällen und Zuckungen leidet. Die naturgemäße Hilfe gegen das Übel besteht in der künstlichen Anregung des Kindes zum kräftigen Einatmen, z. B. auf reflektorischem Wege durch sanfte Schläge auf die Hinterbacken, durch Schwenken des Körpers, Bespritzen des Brustkorbes mit kaltem Wasser, Auswischen des Schleimes aus dem Munde, Darreichung eines milden Brechmittels oder direkte Entfernung der Schleimmassen durch Saugen mittels eines Katheters. Die Kompressionsatelektasie entsteht durch Druck auf die Lunge, am häufigsten veranlaßt durch Flüssigkeit im Brustfellsack oder im Herzbeutel, durch Verkrümmung der Wirbelsäule oder Geschwülste im Brustkorb, durch Heraufdrängen des Zwerchfelles infolge großer Unterleibsgeschwülste oder Bauchwassersucht. Der Einfluß namentlich größerer, durch Kompression atelektatischer Lungenpartien auf den Organismus ist ungemein nachteilig wegen der Behinderung des Blutumlaufs in den Lungen; es tritt Stauung im rechten Herzen, im gesamten Venensystem und den gesunden Lungenpartien ein, so daß es schließlich sogar zu Lungenödem (s. d.) kommen kann. Die Behandlung der Kompressionsatelektasie hat vor allen Dingen gegen die veranlassenden Momente vorzugehen; hochgradige Stauung in den Lungen kann lokale Blutentziehung und selbst einen Aderlaß notwendig machen.

Lungenbläschen, s. Lunge.

Lungenblume, s. Gentiana.

Lungenblutung, s. Bluthusten.

Lungenbrand (Gangraena pulmonum), das Absterben einzelner Partien der Lunge, tritt bald in umschriebener Form in kegelförmigen Herden von Kirschgröße und darüber, bald in weiterer Verbreitung, etwa über einen ganzen Lungenlappen, auf. An der vom L. ergriffenen Stelle verwandeln sich das stockende Blut und das Lungengewebe samt den dasselbe erfüllenden Ausschwitzungsprodukten in einen schwärzlichgrünen, stinkenden Brandschorf, welcher sich später durch Erweichung löst, oder in eine schmutzig graue, grünliche oder bräunliche, aashaft riechende, breiige oder jauchige Masse um. Gewöhnlich findet diese Brandmasse ihren Weg in benachbarte Bronchien und wird so durch Husten entleert, worauf sie eine mit brandigen Wandungen umgebene Höhle hinterläßt. Die Ursachen des Lungenbrandes bilden entweder 1) von außen durch die Luftröhrenzweige in die Lunge gelangende faulige Fremdkörper, wie namentlich Speisereste, die beim Verschlucken, z. B. infolge von Wunden in der Mundhöhle, oder bei künstlichem Füttern Geisteskranker sehr häufig diesen Weg nehmen, oder 2) Entzündungsherde der Lunge, die durch Fäulniskeime nachträglich angesteckt werden, z. B. bei bestehender fauliger (putrider) Bronchitis, oder 3) faulige Partikeln, welche durch den Blutstrom in die Lunge eingeschleppt werden (s. Embolie). Die Symptome des Lungenbrandes sind im allgemeinen die der chronischen Lungenentzündung; charakteristisch ist aber der oft unerträgliche aashafte Geruch der ausgeatmeten Luft und der ausgehusteten Stoffe, welche Fäulnisorganismen, Zellenreste, elastische Gewebsfasern und oft lange Fettsäurenadeln (Margarinkristalle) unter dem Mikroskop erkennen lassen. Daneben bestehen große Hinfälligkeit, verfallenes Aussehen, sehr frequenter, aber schwacher Puls, kalte Gliedmaßen, trockne Zunge, Delirien ꝛc. Der L. verläuft in der Regel als akutes Übel. Der umschriebene L. kann bei sonst von Hause aus gesunder Lunge in Heilung übergehen, wenn das Brandige durch einen Bronchus völlig entleert wird, die zurückbleibende Höhle vernarbt und die Gesamternährung sich dauernd verbessert. Doch ist dies ein seltener Fall und erfordert sehr günstige äußere Verhältnisse. Oft endet der L. tödlich. Die Behandlung desselben hat für rasch und leicht nährende Kost, reine Luft, gesunde Wohnung und Reinlichkeit zu sorgen. Unter Umständen kann man heute auch an einen chirurgischen Eingriff zur Heilung des Lungenbrandes denken, doch würden allerdings die Verhältnisse für einen solchen Eingriff nur sehr selten günstig sein.

Lungenbrustfellentzündung der Pferde, s. Brustseuche.

Lungenchirurgie, die direkte chirurg. Behandlung der Lungenkrankheiten, besteht entweder in dem Lungenschnitt (Pneumotomie) oder in der Entfernung eines Teiles der Lunge (Lungenresektion, Pneumektomie). Erstere Operation kommt besonders bei Lungenabscessen, Lungenhöhlenbildungen (Kavernen), letztere bei Lungengeschwülsten zur Anwendung. Diese Operationen sind erst in neuerer Zeit wiederholt ausgeführt worden, so daß die Erfahrungen darüber, namentlich über die Lungenresektionen, vorläufig noch zu gering sind, um ein abschließendes Urteil darüber abgeben zu können. Vielfache Tierversuche haben jedenfalls günstige Resultate ergeben.

Lungencirrhose, soviel wie Lungenverhärtung.

Lungendampf, soviel wie Lungenemphysem; s. auch Dämpfigkeit der Pferde.

Lungenemphysem (griech.), abnorme Anfüllung der Lunge mit Luft, bezieht sich entweder, wie beim Emphysem andrer Organe, auf das Bindegewebe der Lunge oder ihres Brustfellüberzugs (interstitielles L.), oder auf eine krankhafte Erweiterung der Luftbläschen selbst (vesikuläres L., Alveolarektasie). Die erste Form entsteht stets nach einer Zerreißung im Lungengewebe durch Wunden oder Quetschungen der Brust oder durch heftige Hustenstöße. Die zweite Form ist eine nicht seltene Lungenkrankheit; ihre Ursachen liegen manchmal in fehlerhafter Bildung des Brustkorbes, meist aber in lange dauernden Katarrhen der Bronchien. Ferner disponieren einzelne Beschäftigungen und Berufsarten (Redner, Sänger, Instrumentenbläser) zu L. Das Leiden kommt im Kindesalter bereits als Folge von Stickhusten vor, ist hier aber meist vorübergehend; am häufigsten entwickelt es sich jenseit der 40er Jahre, langsam, unmerklich und fieberlos; erst wenn die Krankheit höhere Grade der Ausbildung erreicht hat, wenn die Lungenbläschen durch Schwund ihrer Wandungen zu größern Blasen zusammengeflossen sind, bietet sie folgendes Bild dar: Der Brustkorb ist erweitert und steht in Exspirationsstellung (selbst die tiefsten Inspirationen bewirken kaum eine Erweiterung); Wirbelsäule und Brustbein sind, falls

das L. vor Verknöcherung der knorpeligen Teile des letztern eintrat, bogenförmig nach außen vorgewölbt; der Brustkorb hat die Form eines Fasses angenommen. Bei der Atmung schiebt sich der Brustkorb kürassartig auf und nieder. Die Venen des Halses und des Gesichts sind ausgedehnt und füllen sich stark bei Hustenstößen; die Lippen, Wangen und Fingernägel sind bläulich. Stets ist bei den höhern Graden des Lungenemphysems Atemnot vorhanden, die sich zu Asthmaanfällen steigern kann. Die Inspirationen sind bei Emphysematikern geräuschvoll, ziehend; die Stimme ist häufig etwas belegt. Durch den nie fehlenden Husten wird ein schaumiger, zäher, schleimiger Auswurf herausbefördert. Der Husten ist meist sehr quälend: durch die heftigen Exspirationsstöße wird die blutreiche Leber gedrückt, und es entsteht heftiger Schmerz in der Lebergegend. Im spätern Verlauf des Lungenemphysems tritt gewöhnlich infolge von Herzschwäche Ödem ein, welches an den Füßen beginnt und von unten nach oben steigt; der Tod erfolgt schließlich durch unzureichende Atmung. Die Behandlung hat hauptsächlich prophylaktisch vorzugehen und gegen die Ursachen, vor allen Dingen gegen Bronchialkatarrh, einzuschreiten. Der Emphysematiker hat sorgfältig Erkältungen zu vermeiden und soll sich niemals Nord- und Nordostwinden aussetzen. Zu empfehlen ist der Aufenthalt in Seeluft und Salinen oder in Kiefernwäldern; zweckmäßig wendet man alkalische Mineralwässer an. Auch kalte Abreibungen der Brust und des Rückens wirken durch Kräftigung der Atemmuskeln nicht selten günstig. Gegen die asthmatischen Anfälle empfiehlt sich das Einatmen komprimierter Luft und das Ausatmen in verdünnte Luft mittels besonderer Apparate (Waldenburg, Geigel-Mair).

Lungenentzündung (Pneumonia), im weitesten anatomischen Sinne 1) eine Entzündung, Eiterbildung oder Verdickung im Bindegewebe der Lungen, oder 2) eine entzündliche Ausschwitzung in die lufthaltigen Lungenbläschen. Die erste Form (interstitielle Pneumonie) kommt als akute Krankheit beim Menschen äußerst selten vor, wenn schwere eiterige Entzündungen von außen oder von der Umgebung der großen Bronchien her auf das Lungengewebe fortgeleitet werden; zuweilen werden durch eiterige Schmelzung ganze Stücke vom Lungenparenchym aus ihrem Zusammenhang gelöst (Pneumonia dissecans). Bei Rindern kommt diese L. öfters epidemisch vor (s. Lungenseuche). Chronische Verdickungen des Lungengewebes sind dagegen beim Menschen häufig, namentlich als Überbleibsel alter Brustfellentzündungen, lange dauernder Bronchialkatarrhe, Staubeinatmung, bei Fällen von Lungenschwindsucht und zuweilen bei Syphilis. Alle diese Prozesse bedingen eine Vermehrung des unter der Pleura gelegenen (subpleuralen) oder die Lungenläppchen trennenden (interlobulären) oder die Bronchien umgebenden (peribronchialen) Bindegewebes und somit eine Verhärtung, welche wegen der fast immer vorhandenen Beimischung von eingeatmetem Kohlenstaub als schieferige Induration bezeichnet wird. Besondere Krankheitserscheinungen bedingt diese Form der L. nicht, sie ist auch keiner Behandlung zugänglich, vielmehr als ein Heilungsvorgang namentlich im Verlauf langdauernder Schwindsucht anzusehen.

Die zweite Form (exsudative Pneumonie) umfaßt eine Anzahl anatomisch wie klinisch unterschiedener Prozesse, bei welchen in die Lungenbläschen nach einem Stadium der Blutstockung in den Gefäßen (Anschoppung, Engouement) ein flüssiges, mehr oder weniger fest werdendes Exsudat ausgeschwitzt wird, welches die Luft verdrängt und den erkrankten Abschnitt so derb macht, daß er sich wie Leber anfühlt (Hepatisation). Lungengewebe, welches hepatisiert ist, gibt beim Klopfen an den Brustkorb einen gedämpften Schall (Schenkelton), welcher sich von dem lauten tympanitischen Schall des lufthaltigen Gewebes unterscheiden läßt und dem Arzt anzeigt, wie groß der erkrankte Abschnitt der Lunge ist, und welche Stellen betroffen sind. Beim Horchen vermißt man an dem hepatisierten Teil das normale Knistern (Vesikuläratmen) und hört statt dessen ein scharfes, rauhes Geräusch (Bronchialatmen). Die ausgeschwitzte Masse besteht bei manchen Formen der L. aus Blut und Faserstoff (fibrinöse oder fibrinös-hämorrhagische Hepatisation), bei andern überwiegend aus Zellen (zellige, katarrhalische, desquamative Hepatisation). So sehr sich ihrem Wesen nach diese Ausschwitzungen ähnlich sind, so lassen sich doch mannigfache eigenartige Prozesse unterscheiden:

1) Die echte L. (gemeine, kruppöse, fibrinöse oder lobäre Pneumonie). Sie ist eine häufige, schwere, akute, fieberhafte Krankheit, welche meist kräftige, vorher gesunde Personen befällt, dagegen Kinder und Greise verschont. Ein Fieberfrost mit Hitze leitet diese L. ein; Auswurf ist wenig oder gar nicht vorhanden, er ist anfangs speichelartig, wird aber bald sehr zäh, so daß er dem Teller anklebt; durch beigemischtes Blut wird er rot (rubiginöse Sputa) oder bräunlich. Die Kranken klagen, außer über Durst und Hitze, über stechende Schmerzen bei tiefem Einatmen, welche von einer nahezu regelmäßig vorhandenen Brustfellentzündung herrühren. Je weiter die Hepatisation fortschreitet, was oft über einen ganzen Lungenflügel und noch über einen Teil des andern geschehen kann, um so mehr tritt Kurzatmigkeit bis zu schwerer Atemnot ein. Wird die Luft aus einem allzu großen Abschnitt der Lungen verdrängt, so kann der Tod auf der Höhe der Hepatisation am 5. Tage oder später erfolgen. In der Mehrzahl der Fälle ist aber der Ausgang der L. bei kräftigen jungen Personen in Heilung. Das hohe, oft von Delirien begleitete Fieber (39—41°) fällt am 5. oder 7. Tage plötzlich zur Norm ab, der Kranke geht nach dieser Krisis der Genesung entgegen. Nicht selten tritt auch die Krisis schon am 2., 3. oder 4. Tage ein. Die letztere kommt dadurch zu stande, daß die in die Lungenbläschen ergossene Fibrinmasse erweicht u. ausgehustet wird (katarrhalischer Auswurf), was etwa 2—3 Wochen in Anspruch nimmt. Das Stadium der Lösung (Resolution) kann sich bei schwächlichen Personen über Monate hinziehen und noch lange Zeit Kuren in geeigneten Klimaten notwendig machen. Ein direkter Übergang dieser L. in Schwindsucht kommt nicht vor, es sei denn, daß schon vor Beginn der L. Tuberkulose vorhanden war. Die Ursachen der kruppösen L. werden gewöhnlich auf schroffe Temperaturwechsel, kalte Ostwinde &c. bezogen, doch kommt diese L. auch bei warmer Jahreszeit vor. In dem entzündeten Gewebe finden sich Bakterien von der Form der Diplokokken, welche einen mit Anilinblau färbbaren Hof besitzen. Die nähern Umstände, unter welchen diese Kokken eine L. bedingen, sind noch unbekannt; nach neuesten Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß dieselbe Art im Speichel normaler Menschen vorhanden ist. Ansteckend ist die L. nicht, jedoch bedürfen Angaben dieser Art noch der Bestätigung. Die Behandlung wurde früher mit

reichlichen Blutentziehungen eingeleitet, was im Prinzip zu verwerfen ist, dagegen kann bisweilen ein Aderlaß bei jugendlichen, sehr vollblütigen Personen von Nutzen sein; in bestimmten Fällen sogar, z. B. bei doppelseitiger L. bei einem jungen kräftigen Mann, kann ein rechtzeitiger Aderlaß geradezu lebensrettend wirken. Man beschränkt sich jetzt darauf, das Fieber zu mäßigen, Schädlichkeiten, namentlich kalte, unreine Luft, fern zu halten, den Auswurf zu befördern und durch Wein und kräftige Nahrung während und nach dem Fieber die Kräfte zu erhalten und den Verlust an Eiweiß zu ersetzen. Als Nachkur sind Höhenkurorte oft von gutem Erfolg.

Alle weitern Prozesse sind sekundäre Fälle von L., d. h. solche, bei welchen sich zu einem Hauptleiden eine L. hinzugesellt. Hierher gehören 2) die Kinderpneumonie, welche sich an Masern, Scharlach und andre akute Krankheiten anschließt und unter hohem Fieber, ähnlich der kruppösen L., verlaufen kann. Das Lungenexsudat ist großenteils zellig, also weniger fest als das fibrinöse, die Lösung geht daher meistens leichter vor sich, jedoch können sich hier sehr leicht chronische, in Schwindsucht übergehende Nachschübe anschließen. Eine besondere Art der Kinderpneumonie, die sonst nur noch bei Greisen beobachtet wird, ist 3) die ebenfalls meist rein katarrhalische Bronchopneumonie. Hierbei geht immer ein Katarrh der Bronchien oder Krupp, Masern oder Diphtheritis voraus, welcher von den feinsten Bronchien auf das Lungengewebe selbst übergreift, meist beide Lungen betrifft und in diesen einige oder mehrere Alveolarbezirke kleiner Bronchen befällt, so daß sich je nachdem eine größere oder kleinere Anzahl erbsen- bis walnußgroßer Herde bildet (lobuläre L.). Nahe diesem Prozeß steht 4) die schon oben gestreifte Schluckpneumonie, eine L., welche bei Kindern und Erwachsenen durch Verschlucken von Speise oder sonstigen zersetzungsfähigen oder reizenden Substanzen in Luftröhre und Bronchien zu stande kommt. Namentlich Geisteskranke, welche gefüttert werden müssen, Personen, welche am Krebs oder an Verwundung der Zunge oder Speiseröhre leiden, sind der Gefahr dieser L. ausgesetzt. Auch sie beginnt als Entzündung der Bronchien, die auf die Lungenbläschen übergreift und eine fibrinöse oder katarrhalische Hepatisation bewirkt. Da die hepatisierten Stellen hierbei immer dem Verbreitungsbezirk der vorher erkrankten Bronchien entsprechen, so nehmen diese Bronchopneumonien immer einzelne scharf umschriebene Lungenläppchen ein, sie sind lobulär. Sofern die verschluckten Massen sich zersetzen, geht aus dieser L. leicht Lungenbrand (s. d.) hervor. 5) Als Senkungspneumonie (hypostatische Pneumonie) bezeichnet man solche Lungenentzündungen, welche sich bei Personen, die in schweren, fieberhaften Krankheiten viele Wochen in Rückenlage im Bett zugebracht haben, in den tiefst gelegenen Teilen der Lunge durch Senkung des Blutes nach unten ausbilden. Diese meist katarrhalische L. kommt nur bei zunehmender Herzschwäche, bei alten Leuten, kraftlosen Kranken, nach schwerem Typhus etc. vor und endet, wenn nicht die Herzthätigkeit sich hebt, mit dem Tode. Eine besondere Form endlich ist 6) der chronische Lungenabsceß. In den Lungen kann in einem Lappen eine chronische, zunächst ohne alle Symptome verlaufende Entzündung entstehen, welche rasch zum Zerfall eines umschriebenen Teiles des Lungengewebes führt, so daß an der betreffenden Stelle infolge der eiterigen Schmelzung des Lungengewebes eine große Eiterhöhle entsteht, in der man sogar mehr oder weniger große Lungensequester gefunden hat. Die Veranlassung zu einem solchen Krankheitsprozeß ist völlig dunkel, fest steht nur, daß die Fälle, freilich außerordentlich selten, vorkommen, daß niemals Tuberkelbacillen weder in dem Auswurf noch in der Höhle, noch sonst wo im Körper des Kranken gefunden wurden, und daß die Fälle verlaufen, ohne bis wenige Tage vor dem Tode des Kranken irgend welche Symptome zu verursachen. Hierdurch allein unterscheiden sie sich von dem Lungenbrand. 7) Die entzündliche Lungenverstaubung oder die chronische L. der Staubarbeiter, s. Staubeinatmungskrankheiten.

Lungenerweiterung, soviel wie Lungenemphysem.

Lungenfäule (Lungensucht), alte summarische Bezeichnung verschiedenartiger beim Rindvieh vorkommender Krankheitszustände der Lungen, die zu einer teilweisen Zerstörung der Lungensubstanz führen und mit Abmagerung und Siechtum verbunden sind. In diesem Sinne wurde diese Bezeichnung auch für die Lungenschwindsucht (s. Tuberkulose) gebraucht, bisweilen auch für Lungenseuche. Zur Zeit findet sie sich noch in mehreren alten Viehwährschaftsgesetzen, in denen Lungenfäule oder Lungensucht als Gewährsmangel (s. d.) angeführt ist (in Sachsen, Reuß, Baden, Württemberg, Bayern).

Lungenfell, s. Brustfell.

Lungenfische, s. Fische, S. 477.

Lungenflechte (Lungenmoos), s. Cetraria und Sticta.

Lungengangräne, soviel wie Lungenbrand.

Lungenherz, s. Herz, S. 718.

Lungenhyperämie, soviel wie Lungenkongestion.

Lungenhypostase, s. Lungenkongestion.

Lungeninduration, s. Lungenverhärtung.

Lungeninfarkt (hämorrhagischer Infarkt der Lungen), ein durch Anfüllung mit Blut aus der Atmung ausgeschalteter umschriebener Bezirk des Lungengewebes, entsteht infolge Verschlusses einer Lungenarterie durch einen in diesen hineingetriebenen Pfropf (Embolus); enthalten diese Emboli infektiöse Stoffe, so führen sie zu Lungenabscessen (s. d.). Der L. liegt seiner Entstehung entsprechend an der Lungenperipherie und hat die Form eines mit der Basis nach außen gelegenen Keiles. Veranlassung zu L. gibt Gerinnselbildung in der rechten Herzhälfte (besonders bei Herzklappenfehlern) und in den Venen. Von diesen Gerinnselbildungen können sich einzelne Pfröpfchen loslösen, werden durch den Blutstrom in die Lungenarterie getrieben und führen so zum L. Verlegen die Gerinnsel infolge ihrer Größe größere Lungenarterien, so kann plötzlicher Tod erfolgen. Kleinere Lungeninfarkte bieten an sich, abgesehen von dem Grundleiden, keine erhebliche Gefahr. Die Behandlung des Lungeninfarkts kann sich nur gegen einzelne Krankheitserscheinungen richten. Vgl. Infarkt und Endarterie.

Lungenkatarrh, soviel wie Bronchialkatarrh und katarrhalische Lungenentzündung.

Lungenkaverne, s. Lungenschwindsucht, S. 616.

Lungenkongestion (Hyperaemia pulmonum), der Blutandrang nach den Lungen, tritt vorübergehend bei starken körperlichen Anstrengungen, bei Gemütsbewegungen heftiger Art, im Rausch, beim Aufenthalt in zu warmer Luft und periodisch bei jugendlichen, reizbaren Personen und bei Vollblütigkeit ein. Auch bei Verhalten der Menses kann L. vorkommen. Sie begleitet aber auch die Herzkrankheiten, besonders die der Mitralklappe, die Verkrümmungen

der Wirbelsäule, Verbildungen des Thorax und andre Krankheiten. Die L. an sich ist keine Krankheit; ist sie chronisch, wie bei Herzfehlern, so führt sie zu chronischem Bronchialkatarrh, zur braunen Lungeninduration oder gar zum Lungeninfarkt. Nur bei Tobsüchtigen oder im Alkoholdelirium führt die L., welche gleichzeitig mit Blutandrang zu andern Organen, vornehmlich zum Gehirn, vorkommt, nicht selten zu Lungenödem und damit zum plötzlichen Tode. Die Behandlung richtet sich stets auf das ursachliche Leiden. — Gegenüber dieser (aktiven) Form der L. steht die ziemlich häufig vorkommende passive Form, welche als Blutsenkung (Hypostasis) in den hintern Partien der Lungen bei sehr geschwächten, einer kräftigen Atmung unfähigen Personen vorkommt, wenn dieselben anhaltend auf dem Rücken liegen (z. B. bei schwächlichen Kindern und Greisen, bei schweren Typhusfällen ꝛc.). Dieser Zustand geht leicht in Lungenentzündung (s. d., 5) über oder wird durch Lungenödem tödlich. Bei beginnender Lungenhypostase ist es zweckmäßig, Wein, Kampfer und dergleichen Reizmittel zu geben, was der ärztlichen Verordnung zu überlassen ist.

Lungenkrampf, soviel wie Asthma.

Lungenkrankheiten, s. Lunge.

Lungenkraut, s. Pulmonaria.

Lungenkreislauf, kleiner Kreislauf des Blutes, s. Blutbewegung.

Lungenlähmung, s. Lungenschlag.

Lungenlappen, s. Lunge.

Lungenmagennerv (Nervus vagus), der 10. Gehirnnerv, s. Vagus.

Lungenmoos, s. Cetraria, auch Sticta.

Lungenödēm (Stickfluß, Oedema s. Hydrops pulmonum, Catarrhus suffocativus), eine Krankheit der Lungen, die auf einer Ansammlung von wässeriger Flüssigkeit in den Lungenbläschen, welche aus dem feinen Haargefäßnetz der letztern ausschwitzt, beruht. Die Ursachen des Lungenödems sind entweder örtliche oder allgemeine. Im ersten Fall tritt das Ödem nur in einzelnen Abschnitten der Lunge, um entzündete oder brandige Stellen, oder als kollaterales Ödem bei der echten Lungenentzündung an dem von der Entzündung verschont gebliebenen Lungenflügel auf. Sehr häufig ist es das Endstadium der Schwindsucht und wird von Laien wohl als hinzugetretene Lungenlähmung bezeichnet. Beruht das L. nicht auf Gewebsveränderungen der Lungen selbst, so liegt ihm eine derjenigen Ursachen zu Grunde, welche auch an andern Organen wässerige Ausschwitzungen hervorrufen, wie Hydrämie, Nierenleiden verschiedener Art, Leberschrumpfung, chronische Bauchfellentzündung, vor allem aber Herzlähmung. Auf diese letzte Quelle ist auch bei den andern Leiden der unmittelbare Eintritt des Lungenödems zurückzuführen, und wenn man namentlich bei plötzlich entstandenem L. von Lungenlähmung als Lungenschlag spricht, so sollte es besser Herzschlag heißen oder speziell Lähmung der linken Herzkammer bei Fortarbeiten des rechten Herzens. Hieraus geht hervor, daß das L. in jedem Fall ein Vorbote der eintretenden Herzlähmung, daß es stets ein äußerst bedenkliches Symptom ist. Das Zeichen des Lungenödems ist ein feuchtes, zuerst feinblasiges (stridor), dann grobblasiges Rasseln (stertor), das man auch ohne Auflegen des Ohres aus einiger Entfernung bei Atmen des Kranken vernimmt. Gleichzeitig wird der Gasaustausch durch den Austritt von Wasser in die Lungenbläschen verhindert, es beginnt Blaufärbung der Lippen und Nägel, Apathie, Schläfrigkeit, Bewußtlosigkeit, kurz die Folgen der Kohlensäurevergiftung. Auf dem sehr allmählichen Zunehmen der Kohlensäureüberladung beruhen die oft so heitern und hoffnungsreichen Traumvorstellungen sterbender Schwindsüchtiger. Die Behandlung ist selten von Erfolg. Nur wenn es sich um kräftige Personen, die an Lungenentzündung leiden oder nach übergroßer Anstrengung das L. davongetragen haben, handelt, so sind ausgiebige Aderlässe empfehlenswert. Bei herabgekommenen Kranken dagegen sind starke Reizmittel, große Senfteige auf die Brust, Glühwein, Champagner, Äther und Moschus am Platz.

Lungenphthisis, soviel wie Lungenschwindsucht.

Lungenprobe (Pneumobiomantik, Docimasia pulmonum hydrostatica), der mit der Lunge eines neugebornen Kindes angestellte Versuch, welcher aus dem Schwimmen oder Niedersinken der Lunge im Wasser darthun soll, ob das Kind nach der Geburt Luft geatmet hat oder nicht. Die erste Anwendung der L. zu legalem Zweck fand 1682 durch Schreyer in Zeitz statt, und bald nahm man ziemlich allgemein an, daß das Schwimmen der Lungen eines Neugebornen beweise, daß dasselbe nach der Geburt gelebt und geatmet habe, während das Untersinken derselben darthue, daß es bereits vor der Geburt gestorben sei. Dieser Grundsatz der L. und die daraus abgeleitete Beweiskraft derselben für die Frage etwaigen Kindesmordes wurde aber bis auf die neueste Zeit herab ebenso lebhaft bestritten wie scharfsinnig verteidigt. Ein Kind kann nämlich nach der Geburt eine kurze Zeitlang leben, ohne zu atmen, wenn es noch durch den Nabelstrang mit dem mütterlichen Körper in Verbindung bleibt; auf der andern Seite aber kann ein Kind in einzelnen Fällen schon während der Geburt geatmet haben und doch noch vor Beendigung derselben abgestorben sein. Auch können die Lungen unter gewissen Bedingungen selbst nach vorgängigem Atmen im Wasser untersinken, wenn sie z. B. durch ausgeschwitzte Stoffe ausgefüllt, hepatisiert, sind (wie bei angeborner Syphilis), anderseits, ohne durch Einatmen Luft aufgenommen zu haben, schwimmen und zwar durch eingeblasene Luft und durch Fäulnis, welche in ihrem Gewebe Luft entwickelt. Muß demnach die L. als ein nicht ganz sicheres Verfahren anerkannt werden, so wird sie doch in der Hand eines erfahrenen Gerichtsarztes, der vorzeitige Atmung und angeborne Lungenentzündung mit dem Mikroskop, eingetretene Fäulnis aber mit bloßem Auge erkennen kann, von großer Wichtigkeit bleiben.

Lungenresektion, s. Lungenchirurgie.

Lungenschlag, eine plötzliche Todesart, deren Ursache in einem Stillstand der Atmung beruht. Über das Zustandekommen dieses Stillstandes oder, wie früher gesagt wurde, dieser Lungenlähmung, ist damit nichts ausgesagt; der anatomische Befund solcher Fälle ergibt eine wässerige Ausschwitzung in die Lungenbläschen (s. Lungenödem).

Lungenschmerzen, Schmerzen in der Brust, welche häufig auf die Lunge bezogen werden, haben in der Regel andern Sitz und andre Ursache, da das Lungengewebe so unempfindlich ist, daß selbst größere Zerstörungen desselben kaum erheblichere Schmerzempfindungen veranlassen. Vgl. Bruststiche.

Lungenschnecken (Pulmonata), eine Gruppe der Schnecken (s. d. und Tafel »Schnecken«, Fig. 2, 3 u. 8), unterscheiden sich durch den Besitz einer Lunge von allen übrigen Schnecken, welche teils mit der gesamten

Haut, teils mittels Kiemen atmen. Diese Lunge ist bei einem Teil der L. nichts als der für die Atmung umgewandelte Endabschnitt der Niere, bei den übrigen hingegen eine Kiemenhöhle, deren Kieme geschwunden ist; in beiden Fällen liegt sie in der Decke des Mantels, steht durch das sogen. Atemloch auf der rechten Seite des Rückens mit der Außenluft in Verbindung und enthält ein Netzwerk feiner Blutgefäße. Die L. des Süßwassers füllen in der Jugend die Mantelhöhle noch mit Wasser, später erst mit Luft; einige Arten von Planorbis und Limnaeus bewahren sich die Fähigkeit, in der erstern Weise zu atmen, zeitlebens und ersticken so unter Wasser nicht. Die L. haben meist eine Schale, und auch bei den anscheinend nackten (z. B. der Ackerschnecke, s. d.) ist gewöhnlich noch ein Rest davon unter dem Mantel verborgen. Ein Deckel, wie ihn viele Meeresschnecken tragen, fehlt allen L., dafür aber wird von manchen Arten vor der Periode des Winter- oder Sommerschlafs eine Kalkplatte zum vorübergehenden Verschluß des Gehäuses abgesondert. Im innern Bau stehen die L. den Vorderkiemern unter den Meeresschnecken sehr nahe, sind jedoch, gleich den Hinterkiemern (s. Schnecken), Zwitter. Die Geschlechtsteile bestehen im wesentlichen aus einer Zwitterdrüse, welche Samen und Eier liefert, einer oft mächtigen Eiweißdrüse, einem Samenbehälter für den bei der Begattung aufgenommenen Samen und den äußern Genitalien. Besonders merkwürdig ist der Liebespfeil, ein in einer besondern Tasche aufbewahrtes, aber hervorstülpbares Kalkstäbchen, das wahrscheinlich bei der Begattung zum Reizen dient. Einige L. haben außer den gewöhnlichen Augen am Kopfe noch mehrere auf dem Rücken; sie stehen dort auf kleinen Höckern und sind eigentümlicherweise in ihrem Bau den Augen der Wirbeltiere ähnlicher als denen der Schnecken oder andrer Wirbellosen. Nur wenige L. gebären lebendige Junge, die meisten legen ihre Eier entweder in Schnüren oder einzeln ab. Die Entwickelung verläuft mit einer sehr geringen Metamorphose. Die L. leben von pflanzlichen und tierischen Stoffen, fressen sich zuweilen sogar gegenseitig auf. Man kennt über 6000 Arten. Von den im Wasser lebenden seien genannt Limnaeus (Schlammschnecke, s. d.) und Planorbis (Tellerschnecke); von den Landbewohnern die nackten Arion (Wegschnecke, s. d.) und Limax (Ackerschnecke, s. d.), die beschalten Helix (Weinbergsschnecke, s. d.) und Achatina (Achatschnecke, s. d.). Unter den fossilen L. (Pupa auf Tafel »Steinkohlenformation II« und auf »Diluvium I«, Helix und Succinea auf »Diluvium I«, Planorbis auf »Tertiärformation I«) ist in neuerer Zeit die Art Planorbis multiformis (s. d.) berühmt geworden, da sie ein direktes Zeugnis für die Richtigkeit der Deszendenzlehre darstellt. Vgl. Stahl, Pflanzen und Schnecken (Jena 1888) und die Litteratur im Artikel »Weichtiere«.

Lungenschrumpfung, soviel wie Lungenverhärtung.

Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose), eine bald schnell sich entwickelnde und in wenigen Monaten oder Wochen zum Tode führende Krankheit (akute, galoppierende L.), bald ein sich chronisch entwickelndes Leiden, das eine kürzere oder längere Reihe von Jahren sich hinziehen kann (chronische L.). Die L. ist eine Infektionskrankheit, in deren Verlauf die Lungen in mehr oder weniger großer Ausdehnung zerstört werden. Die L. kann also nur durch Übertragung des bestimmten Krankheitsgiftes, dessen Träger der Tuberkelbacillus (s. d.) ist, entstehen und weiter verbreitet werden. Die früher wohl verbreitete Ansicht, daß die L. durch ärmliche Lebenshaltung, d. h. durch enges Zusammenleben vieler Personen in unzulänglichen, schlecht gelüfteten Wohnungen, bei ungenügender kärglicher Nahrung und bei einer den Lungen nachteiligen Berufsarbeit (Arbeit im Staube rc.) von selbst entstehen könne, ist ebenso falsch wie die andre Ansicht, daß die L. lediglich durch Vererbung sich weiter verbreite. Denn nur die Disposition für Lungenerkrankung, d. h. eine in ihrer Funktionsfähigkeit gestörte, mit geringer Energie atmende Lunge, vererbt sich, niemals aber die Krankheit selbst. Frühere Ansichten, daß es neben der eigentlichen L. noch besondere Formen chronischer Lungenentzündungen gäbe, bei denen die Lungen durch Verkäsung zerstört würden (die käsige Pneumonie Virchows), müssen heute fallen gelassen werden, denn auch die käsige Pneumonie ist eine durch den Tuberkelbacillus hervorgerufene, chronisch verlaufende und schon weiter vorgeschrittene L.

Um die L. hervorzurufen, muß der Tuberkelbacillus in die Lungen hineingelangen, dort sich ansiedeln und weiter wuchern können. Die Schwindsüchtigen selbst verbreiten den Ansteckungsstoff, d. h. den den Tuberkelbacillus enthaltenden Auswurf, massenhaft. In 1 ccm Auswurf eines Schwindsüchtigen findet man über eine Million Bacillen, während mit einem Hustenstoß derer etwa 3 Mill., im Laufe eines Tages von einem Kranken aber etwa 7200 Mill. Bacillen ausgeworfen werden sollen. Wird nun der Auswurf, wie so oft, achtlos auf den Fußboden oder in das Taschentuch entleert, so trocknet er ein, wird mit der Zeit verrieben, und so gelangen dann die Bacillen mit dem in der Einatmungsluft enthaltenen Staube wieder in die Lungen. (Niemals enthält dagegen die Ausatmungsluft der Schwindsüchtigen Bacillen.) Hieraus erklärt sich auch die erschreckende Verbreitung der L., an der in Europa jährlich mehr als eine Million Menschen (in Preußen jährlich 90,000 an Tuberkulose) sterben (nach Hirsch stirbt der siebente Teil der Menschheit an Schwindsucht), und welcher man erst mit einigem Erfolg entgegenzutreten anfing, als der Tuberkelbacillus 1881 von Robert Koch entdeckt worden war. Es genügt aber nicht, daß Tuberkelbacillen in die Lunge eindringen, sie müssen in derselben auch haften bleiben. Die gesunde Lungenschleimhaut ist mit einer schützenden Deckschicht, dem Epithel, überzogen, welches den Bacillen das Eindringen in die Schleimhaut unmöglich macht. Nur wenn die Lungenschleimhaut ihres Epithels beraubt ist, d. h. wenn sie sich im Stadium des Katarrhs befindet, bei dem stets mehr oder weniger große Teile der Schleimhautoberfläche epithellos, d. h. wund sind, kann der Bacillus in das Lungengewebe eindringen. Diese Thatsache erklärt es einerseits, daß so oft Gesunde Bacillen einatmen und doch nicht an L. erkranken, anderseits daß Krankenpfleger, die jahrelang Schwindsüchtige pflegten und gesund blieben, plötzlich, nachdem sie an einem Bronchialkatarrh gelitten, auch von der L. ergriffen werden. Hieraus ergibt sich die ernste Lehre, daß man an akuten Katarrhen der Atmungsorgane leidende Leute nicht zur Pflege Schwindsüchtiger verwenden soll. Diese Verhältnisse erklären auch das eigentümliche Vorkommen der L. in bestimmten Berufen, wie z. B. bei Steinmetzen, Schiefer-, Sandsteinarbeitern, Glasbläsern rc. Das Kind erbt von den Eltern die schwächliche Konstitution und entwickelt sich bei ungenügender Nahrung auch nur schwächlich, während das enge Zusammenleben in schlecht ventilierten Woh-

nungen die Infektion fast unvermeidlich macht, und endlich die Berufsarbeit, bei der beständig ein die Lunge im höchsten Maße reizender Staub erzeugt wird, die Lunge in einen Zustand versetzt, der für den eingeschleppten Tuberkelbacillus den besten Boden bereitet. Auf diese Weise dürfte sich die L. in der weitaus größten Anzahl von Fällen verbreitet haben. Weit seltener, wenn auch thatsächlich nachgewiesen, ist die Infektion durch Genuß des von tuberkulös erkrankten Rindern (Schweinen, ganz selten Kälbern) stammenden Fleisches oder der von kranken Kühen stammenden Milch. Ist Milch doch schon von Hause aus ein höchst geeigneter Nährboden für Mikroorganismen, und hierzu kommt die in manchen Gegenden ganz besonders große Häufigkeit der Perlsucht (d. h. der Tuberkulose) des Rindviehs. Nach Vernet hat die Mehrzahl der 2000 Kinder, welche in Paris jährlich an L. sterben, der Kuhmilch, mit der sie genährt wurden, die Krankheit zu verdanken. Jedenfalls steht nach neuesten in London ausgeführten Untersuchungen fest, daß Genuß des von tuberkulös erkrankten Tieren stammenden Nährmaterials (Fleisch, Milch) Tuberkulose, und zwar auch in der Form der L., zu erzeugen vermag.

Villemin wies zuerst durch Wiedererzeugung tuberkulöser Prozesse bei Tieren, denen er einem menschlichen Organ entnommenes tuberkulöses Material einimpfte, den Charakter der Tuberkulose als einer Infektionskrankheit unumstößlich nach, und seine Entdeckung wurde durch die Auffindung des Tuberkelbacillus durch Koch vervollständigt. Die L. ist die häufigste Erscheinungsform der Tuberkulose (d. h. der Knötchenkrankheit, vom lateinischen tuberculum, »Knötchen«, abgeleitet), welche durch das Auftreten hirsekorngroßer, 1794 schon von Baillie, 1810 von Bayle beschriebener Knötchen, des miliaren (milium, »Hirsekorn«) Tuberkels Virchows, bedingt ist. Dieses Tuberkel ist ein höchstens hirsekorngroßes, graues, zart durchscheinendes, gefäßloses, daher im ältern Zustande bald zerfallendes, neben kleinern Rundzellen in den zentralen Teilen vielkernige Riesenzellen und in diesen die Tuberkelbacillen enthaltendes Knötchen. Durch Zusammentreten mehrerer solcher Knötchen bilden sich größere Herde, welche bald in ihrer Mitte in käsige Massen zerfallen, während an der Peripherie dieser Knoten neue miliare Tuberkel entstehen, so daß schließlich große Teile der Lungen zerstört werden. Der tuberkulöse Prozeß beginnt in der Regel in einer Lungenspitze und in dieser in der Wand der kleinsten Bronchien (käsige Endobronchitis Neelsens). Der Luftstrom begünstigt bei der Einatmung das Eindringen der Bacillen in die Lungenspitzen, während der sehr schwache Strom der Ausatmungsluft nicht ausreicht, um die Bacillen wieder herauszubringen. Bildet sich nun ein tuberkulöser Herd, so werden von diesem aus, sobald der käsige Zerfall beginnt, massenhaft Bacillen, sowohl direkt als auch durch die Blut- und Lymphbahnen, in die zunächst noch gesunde nähere und weitere Umgebung des ersten Herdes gelangen und so zur Entstehung neuer käsiger Herde Veranlassung geben. Bald entzündet sich auch die Umgebung der befallenen Bronchien, und es entsteht eine Peribronchitis. Liegt ein Bronchus in der Mitte des käsigen Herdes, so entsteht durch den von dem Bronchiallumen ausgehenden käsigen Zerfall eine mit der Zeit stetig zunehmende Höhle (Kaverne), in deren Wand die des zuführenden Bronchus ohne Unterbrechung übergeht. Nisten sich die Bacillen zuerst in den Lungenbläschen ein, so stößt sich in diesen zunächst das Epithel ab, dann aber füllen sich auch die Alveolen mit käsigem Material, welches mit der Zeit wiederum zerfällt und abermals zur Entstehung einer Kaverne Anlaß gibt. Durch immer wieder neue Aussaat der in jedem tuberkulösen Herde wuchernden Bacillen in die noch nicht affizierte Umgebung wiederholt sich der Prozeß der Knoten- oder Herdbildung mit konsekutivem Zerfall stetig, und es entwickelt sich auf diese Weise die diffuse chronische käsige Pneumonie, die Bronchopneumonia lobularis caseosa tuberculosa. Die Pneumonie führt nun entweder in der Mehrzahl der Fälle durch Erschöpfung bei äußerster Abmagerung, bedingt durch Fieber und weiter unten zu erwähnende Komplikationen, zum Tode in bald kürzerer, bald längerer Frist, oder aber der Prozeß gelangt in einer Anzahl noch nicht weit vorgeschrittener Fälle zum Stillstand, und die erkrankten Partien der Lunge erleiden Veränderungen, welche einer Heilung gleich kommen. Einmal nämlich können kleine tuberkulöse Herde verkalken, und man findet dann bis etwa erbsengroße steinharte Massen in die Lungenspitzen eingelagert. Solche Konkremente, in denen Tuberkelbacillen nachweisbar sind, sollen bei alten Leuten in der Hälfte der Fälle bei der Obduktion in den Lungenspitzen nachgewiesen werden. Zuweilen kommt es auch vor, daß um die Verkalkung herum ein Erweichungsprozeß auftritt und die verhärteten Massen mit dem Auswurf herausbefördert werden. Die käsigen Massen können ferner einer fettigen Metamorphose anheimfallen, das Fett wird dann resorbiert, und die erkrankte Stelle wandelt sich in eine feste bindegewebige Schwiele um. Endlich bildet sich auch eine solche Schwiele dadurch, daß in der Umgebung des tuberkulösen Herdes eine chronisch-interstitielle Entzündung auftritt, in deren Verlauf der ganze Herd von neugebildetem festen Bindegewebe wie von einer festen Kapsel vollkommen umschlossen wird. Alsdann dickt sich der tuberkulöse Herd, der von jeder Kommunikation mit der Umgebung abgeschnitten und auf diese Weise unschädlich gemacht ist, allmählich ein. Dieses sind aber nur in den ersten Stadien des tuberkulösen Prozesses mögliche Ausgänge, in der Mehrzahl der Fälle führt die L. zum Tode. — In den weitaus meisten Fällen entwickelt sich die L. zwischen dem 15. und 30. Lebensjahre, und zwar wird ihre Entstehung und Entwickelung durch alles, was schwächend auf den Körper einwirkt, also durch ein liederliches Leben ebenso wie durch übermäßiges Arbeiten im Berufe, durch ungenügende Ernährung besonders in den Entwickelungsjahren, ebenso wie durch schwächende Krankheiten, bez. bei Frauen durch häufige Geburten mit langem Stillen zwischen den einzelnen Entbindungen u. dgl., auffallend begünstigt (erworbene Disposition).

Die ersten Zeichen der beginnenden L. sind in keiner Weise charakteristisch und ermöglichen für sich ein Erkennen der Krankheit nicht. In der Regel klagen die Kranken über eine allgemeine Mattigkeit, über Appetitlosigkeit, auch bemerkt man eine allmählich sich ausbildende Blutarmut, für welche eine erklärende Ursache fehlt. Auffälliger ist es schon, wenn an Stelle des oder neben dem Magen-Darmkatarrh ein oft wiederkehrender oder von Hause aus sehr hartnäckiger chronischer Katarrh der Atmungsorgane auftritt, der, mit Heiserkeit und Kitzel im Halse verbunden, sich sehr bald in einer Lungenspitze festsetzt, wo man Pfeifen, Schnurren, Giemen, aber, da bei starkem Hustenreiz

der Auswurf sehr spärlich ist, sehr wenig Rasselgeräusche hört. Infolge katarrhalischer Schwellung der Schleimhaut und der dadurch bedingten Verminderung der Elastizität der Luftröhrennebenäste ist das Einatmungsgeräusch verschärft, das Ausatmungsgeräusch rauh und verlängert. Später freilich wird der Auswurf reichlicher, u. es werden dann besonders morgens früh und abends nach dem Schlafengehen größere Mengen unter vielem Husten entleert. Brustschmerzen unbestimmter Art treten auch häufig auf, und oft verlegt der Kranke den Sitz derselben zwischen die Schulterblätter. Auch wiederholtes Nasenbluten wird bei solchen Kranken beobachtet, bei denen auch nächtliche Schweiße zuweilen schon früh sich bemerkbar machen, ebenso wie auch kurz andauernde, aber wiederholte Temperatursteigerungen nicht selten sind. Alle diese Symptome gewinnen an Bedeutung, wenn in der Familie des Kranken schon Fälle von L. vorgekommen sind; sie werden fast ausschlaggebend sein, wenn dazu noch die angeborne Disposition, der sogen. habitus phthisicus (h. hecticus), bei dem Kranken konstatiert wird, d. h. wenn der Kranke ein schnell und lang aufgeschossenes Individuum ist mit langem Halse, dürftig entwickeltem Unterhautfettgewebe, schlaffer Muskulatur, schwachem Knochenbau und blassen Schleimhäuten, dessen Brustkasten flach, dabei aber lang und schmal ist, breite und tiefe Zwischenrippenräume hat, während die Schlüsselbeine schräg gestellt sind und die Schultern herabhängen. Dabei springt der Louissche Winkel (zwischen Brustbeingriff und Brustbeinkörper) stark hervor, die Schulterblätter stehen weit von der Brustwand ab, die Oberschlüsselbeingruben sind vertieft. Trifft also diese Körperbeschaffenheit mit den oben erwähnten Symptomen und einer konstatierten erblichen Belastung zusammen, so wird es der aufmerksamsten Untersuchung der Lungen bedürfen, um rechtzeitig eine richtige Diagnose zu stellen. Oft kann hierbei eine fortlaufende Kontrolle des Körpergewichts von Wert sein, da häufig die L. schon von Anfang an mit Abmagerung einhergeht. Nicht immer freilich setzt die L. mit so allgemeinen Symptomen und so allmählich ein, im Gegenteil zeigen sich bisweilen schon im Anfang plötzlich auftretende stärkere Lungenblutungen, welche alsdann freilich sofort den Verdacht eines in der Entwickelung begriffenen schweren Leidens erregen und manches andre, bis dahin als unerheblich angesehene Krankheitssymptom in anderm Lichte erscheinen lassen. Häufig sind indes diese frühen Lungenblutungen nicht, auch ist durchaus nicht jede Lungenblutung tuberkulöser Natur und ein Zeichen bestehender L. Wohl aber sind streifenförmige, aus den Kapillaren stammende Blutbeimengungen im Auswurf Schwindsüchtiger nicht gerade selten und sind in vorgerücktern Stadien wohl auch Vorboten größerer Blutungen. — Ein sicheres Zeichen der bestehenden L. ist der Nachweis der Tuberkelbacillen im Auswurf, welcher selbstverständlich nur dann Bacillen enthalten kann, wenn der oder die vorhandenen tuberkulösen Herde in den Lungen mit einem Bronchus in offener Verbindung stehen. Hieraus folgt, daß das Fehlen von Bacillen im Auswurf keineswegs gegen das Vorhandensein einer L. spricht. Es treten aber infolge des Beginns der L. als einer Endobronchitis (s. oben) die Bacillen schon sehr früh im Auswurf auf und nur in etwa 2—3 Proz. der Fälle (Meissen) sollen sie anfangs fehlen. Im weitern Verlauf der L. fehlen sie nie, wenn auch ihre wechselnde Menge in keiner Beziehung zur Intensität des jeweiligen Krankheitsprozesses steht. Schreitet der tuberkulöse Prozeß fort, so tritt abendliches Fieber ein, die allmählich sich entwickelnde Verdichtung der Lungenspitze wird durch Auftreten einer Dämpfung nachweisbar, sobald die Verdichtung die Lungenoberfläche erreicht und eine gewisse Ausdehnung (4—5 cm) erlangt hat. Zuerst ist die Dämpfung nur in der Oberschlüsselbein- oder in der Unterschlüsselbeingrube, dann in beiden nachweisbar, und deutlich bleibt die erkrankte Seite bei den Atembewegungen zurück. Man hört zunächst unbestimmtes Atmen, dann, sobald der Bronchus in festem, starrem Gewebe liegt, Bronchialatmen. Das Stimmzittern (fremitus pectoralis) ist infolge der durch das verdichtete Gewebe verbesserten Schallleitung auf der erkrankten Seite verstärkt, zahlreiche Rasselgeräusche werden wahrgenommen, oder aber, falls der zuführende Bronchus verstopft ist, es fehlen Atemgeräusch und Rasselgeräusche ganz. Um dadurch nicht getäuscht zu werden, läßt man den Kranken am besten vor der Untersuchung aushusten. Tritt Gewebszerfall ein, so sinken die Schlüsselbeingruben ein, und es kommt in der Lunge zur Bildung von Hohlräumen oder sogen. Kavernen. Diese sind physikalisch nachweisbar, sobald sie nahe der Lungenoberfläche liegen und etwa die Größe einer Walnuß erreicht haben, indem man alsdann über den Kavernen einen tympanitischen, bei geöffnetem Munde höhern, bei geschlossenem tiefern Klang (Wintrichscher Schallwechsel), bei größern Kavernen Metallklang und bei mittelgroßen, die mit einem hinreichend großen Bronchus in freier Verbindung stehen (bei geöffnetem Munde des Kranken) das Geräusch des gesprungenen Topfes (bruit du pot fêlé) hört. Kleine, mitten im Lungengewebe liegende Kavernen sind nicht nachweisbar. Das Vorhandensein von Kavernen verrät sich aber auch durch die im Auswurf alsdann nie fehlenden elastischen Fasern, die von dem zerstörten Lungengewebe herrühren. Ist freilich die Kaverne vollkommen mit Auswurf gefüllt, so besteht über derselben Dämpfung, und es kann mithin unter Umständen auch der Wechsel zwischen Dämpfung und tympanitischem Klang an einer und derselben Stelle die Diagnose sichern. Der Auswurf selbst, der aus den Kavernen stammt, ist reichlich, wenig lufthaltig, geballt, wie einige behaupten münzenförmig, und sinkt im Wasser unter.

Die Kavernenentwickelung kann ebenfalls bald langsam, bald schneller vor sich gehen, zuweilen scheint es auch, als ob ein Stillstand der Krankheit einträte. Endlich aber schreitet doch die Abmagerung fort, der Husten wird immer stärker, der Auswurf reichlicher, auch nimmt derselbe wohl einen widerlichen Geruch an, was auf ein Gangränöswerden der Kavernenwandung hindeutet. Nunmehr treten auch bei den Kranken, die trotz zunehmender Schwäche selbst in diesen Endstadien oft noch hoffnungsvoll sind, erschöpfende Durchfälle auf, in der Regel wohl ein Zeichen der durch verschluckten Auswurf (Autoinfektion) im Darm hervorgerufenen Darmtuberkulose; das Fieber ist andauernd geworden, starke nächtliche Schweiße, ein Zeichen äußerster Herzschwäche, erschöpfen den Kranken zusehends, die Stimme ist heiser, das Atmen schnell und oberflächlich, obwohl eine eigentliche Atemnot selten ist. Es mag sein, daß bei der rapiden Abmagerung des ganzen Körpers das Sauerstoffbedürfnis gering und durch die vermehrten Atemzüge gedeckt ist. Tritt, abgesehen von körperlicher Anstrengung, Atemnot auf, also in der Ruhe, so deutet dies auf eine Komplikation der L., sei es mit Brustfellentzündung, welche meist

durch Übergreifen des tuberkulösen Prozesses von der Lunge auf das Brustfell entsteht, sei es, infolge Durchbruchs einer Kaverne in den Brustfellsack, mit Luftansammlung im Brustfellraum (Pneumothorax) oder auch mit Eiterbrust (Pyopneumothorax), wenn zugleich Eiter in den Brustfellraum übergeht. Nach langem Leiden (Williams berechnet für 1000 Fälle eine mittlere Dauer der L. von $7^1/_2$ Jahren) stirbt der Kranke im Kollaps, also infolge äußerster Erschöpfung und Entkräftung, oder er erliegt einem Glottisödem, d. h. einer akuten Anschwellung der Stimmbänder, oder es führt infolge Verschleppung von Bacillen durch die Blut- und Lymphbahnen eine tuberkulöse Hirnhautentzündung das tödliche Ende herbei. Ebenso kann es auch von der Lunge aus zu einer allgemeinen, sehr rasch den tödlichen Ausgang unter dem Bilde einer typhösen Erkrankung herbeiführenden Miliartuberkulose kommen, indem die Tuberkelbacillen durch Blut- und Lymphstrom in den ganzen Körper verschleppt werden, so daß sich bei der Obduktion die miliaren Tuberkeln in fast allen wichtigen Organen vorfinden. — Als häufigere Komplikationen beobachtet man im Verlaufe der L. außer der durch Autoinfektion erzeugten Darmtuberkulose, außer tuberkulöser Meningitis, tuberkulöser Pleuritis in erster Linie die Lungenblutungen, die aber nur selten unmittelbar zum Tode führen, und das nur dann, wenn ein größeres Gefäß von dem tuberkulösen Prozeß ergriffen ist und es schließlich zum Durchbruch der Gefäßwand kommt. In der Regel stehen Lungenblutungen bald, der Auswurf ist dann zunächst noch einige Tage blutig, allmählich verliert sich aber das Blut, und nach 4—5 Tagen ist jede Spur davon im Auswurf verschwunden. Daß Blutungen um so ernster aufzufassen sind, je vorgerückter das Stadium der L. ist, in dem sie vorkommen, bedarf keines Beweises. Ganz besonders ist auch die schnell verlaufende L., die Phthisis florida, galoppierende Schwindsucht, von Blutspeien begleitet. Ganz auffallend oft beobachtet man bei jungen Frauen, welche eine Anlage zur L. haben, das Aufflackern derselben bei rapidestem Verlauf nach einer sonst glücklich verlaufenen Schwangerschaft, während welcher die Betreffenden sich ganz wohl fühlten. Wenige Wochen nach der Entbindung setzt aber die L. ein und führt oft in wenig Wochen zum Tode. Endlich kann auch durch Thromben aus den Lungenvenen Embolie und Thrombose der Lungen- und Hirnarterien auftreten und Bauchwassersucht im Endstadium der L. beobachtet werden. — Die Diagnose der L. ist gesichert, sobald man Tuberkelbacillen im Auswurf nachweist. In den wenigen Fällen, in denen anfangs die Bacillen fehlen (bis 3 Proz.), wird man bei sorgfältiger Würdigung aller oben geschilderter Symptome immerhin auch zu einer Diagnose gelangen. Immer aber halte man sich gegenwärtig, wie oben schon betont, daß nur das dauernde Fehlen der Bacillen einen Beweis für den nicht tuberkulösen Charakter der Krankheit abgeben kann. Ebenso ist die Diagnose der L. gesichert, wenn der Auswurf elastische Fasern enthält, und die übrigen Anzeichen mit der Annahme einer L. übereinstimmen. Elastische Fasern kommen freilich auch bei Lungenbrand und Lungenabsceß vor; es unterscheiden sich aber gangränöse Kavernen von tuberkulösen durch den bei den erstern nie fehlenden furchtbaren Geruch, während tuberkulöse Kavernen für gewöhnlich geruchlos sind; sodann erscheint bei Lungenbrand der entleerte Auswurf dreischichtig im Speiglase, auch enthält derselbe Bronchialpfröpfe und größere Lungengewebstrümmer, welche bei L. fehlen. Bei Lungenabsceß wird ein gleichmäßig grüngelb-eiteriger Auswurf entleert. Noch könnte man tuberkulöse Kavernen mit bronchiektatischen, d. h. durch Luftröhrenasterweiterung gebildeten Höhlen verwechseln, indes haben die letztern ihren Sitz in der Regel hinten in den untern Lappen, während tuberkulöse Kavernen in den weitaus meisten Fällen in den obern Lungenlappen sich entwickeln. Auch wird der Auswurf, der bei L. ziemlich gleichmäßig im Laufe des Tages heraus befördert wird, bei Bronchiektasie mehr in Zwischenräumen, dann aber jedesmal in größern Mengen, entleert. In Fällen, wo Bronchiektasie und L. zusammen auftreten, die letztere gewöhnlich alsdann etwas später als die erstere sich entwickelnd, wird es freilich schwer sein, die Bronchiektasie nachzuweisen, indes ist das praktisch auch von nur geringer Bedeutung, da alsdann doch die durch Bacillennachweis festgestellte L. für den Arzt die Richtschnur des Handelns abgeben muß.

Die Prognose der L. ist auch in den günstigsten Fällen immer zweifelhaft. Daß nicht zu weit vorgeschrittene L. heilen kann, und daß solche Heilungen thatsächlich beobachtet wurden, steht außer allem Zweifel. Indes sind solche Heilungen doch sehr selten und kommen in der Regel nur vor bei nicht erblich Belasteten und an L. erkrankten Individuen, welche von Hause aus mit einer guten Konstitution begabt und dabei in der Lage sind, eine ihrer Krankheit entsprechend hygienisch-diätetische Lebensweise in einem geeigneten Klima zu führen. Trotzdem also die Prognose der L. eine traurige ist, so ist diese Aussicht doch nicht so trostlos, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Es gibt vielmehr eine große Anzahl von Fällen, in denen durch verständiges Verhalten der Kranken, durch eine streng geregelte Lebensweise, insbesondere durch zweckmäßige Ernährung und geregelte Thätigkeit, ferner durch ein sorgfältiges therapeutisches Eingreifen des Arztes der Verlauf der Krankheit so verlangsamt werden kann, daß die Krankheit still zu stehen scheint und für lange Jahre ein fast einer Heilung gleichkommender Zustand erreicht wird, in welchem der Kranke seinem Berufe nachgehen kann. Immerhin gibt es Fälle mit langsamem Verlauf, in denen plötzliche Verschlimmerungen eintreten, während umgekehrt anscheinend schwer und hoffnungslos Erkrankte sich wider alles Erwarten erholen u. sich wieder kräftigen. Tuberkulose war nach der deutschen Reichsstatistik 1893 unter 1000 Todesfällen die Todesursache

im Alter von	0— 1 Jahr	in	10,8	Fällen
" " "	1—15 Jahren	"	62,2	"
" " "	16—60	"	322,3	"
" " "	mehr als 60 Jahren	in	60	Fällen.

Die Tuberkulose tötet also hauptsächlich Personen des erwerbsfähigen Alters, so zwar, daß von den Sterbenden dieses Alters jeder dritte an Tuberkulose zu Grunde geht. Wirtschaftlich verursacht also die Tuberkulose dem Nationalvermögen alljährlich ganz enorme Verluste. Da nun anzunehmen ist, daß die meisten Erscheinungsformen der Tuberkulose, welcher Art sie auch immer sein mögen, durch die von den an L. leidenden Kranken ausgesäeten Tuberkelbacillen erzeugt werden, so leuchtet ein, welch ernste Aufgabe uns in der Prophylaxe der L. erwächst. Der Träger des Giftes ist der Tuberkelbacillus; dieser muß beim Austritt aus dem menschlichen Organismus unschädlich gemacht werden, er darf also nicht in die Luft gelangen, es muß also der Auswurf niemals in die

Wäsche (mit Vorliebe entleeren manche Schwindsüchtige den Auswurf in die Taschentücher), niemals auf den Boden entleert werden, damit er nicht eintrocknen und zerstäuben kann. Cornet konnte in dem von den Wänden, dem Fußboden, den Bettgestellen, Möbeln ꝛc. gesammelten Staube der Zimmer, in denen Schwindsüchtige sich aufgehalten hatten, stets Tuberkelbacillen in nicht kleiner Anzahl nachweisen. Auf der Straße wird die Gefahr durch Einatmung bacillenhaltigen Staubes nicht so groß, da dort durch Besprengung, durch Regen und Nebel die Gefahr vermindert wird. Jedenfalls sind im Straßenstaube nur selten Tuberkelbacillen nachweisbar. Niemals fand Cornet diese Bacillen im Staube der Zimmer oder Krankensäle, in denen der Auswurf immer in Speinäpfe entleert wurde. Überall, besonders aber an öffentlichen Orten, in öffentlichen Lokalen, wie z. B. Schulen (unter Lehrern ist L. nicht selten), Krankenhäusern, Strafanstalten, Gerichtslokalen, überhaupt in allen dem Publikum zugänglichen Büreaus, in Fabriken, Arbeitsstätten, Kaufmannshäusern, kurz überall, wo ein großes Publikum (und mit diesem immer eine größere Zahl wissentlich oder unwissentlich Schwindsüchtiger verkehrt), sorge man daher auf das strengste für Aufstellung von mit Wasser, welchem Desinfektionsmittel beigemischt sein können, gefüllten Speinäpfen, deren Inhalt alltäglich sorgfältig beseitigt (z. B. in die Abortgruben entleert) werden muß. Schwindsüchtige belehre man über ihr Verhalten bezüglich des Auswurfs, zu dessen momentaner Beseitigung sich bei manchen auch wohl der von Dettweiler-Falkenstein angegebene Taschenspucknapf empfiehlt. In Familien halte man die gebrauchte Wäsche derartiger Kranker besonders und (was in gut geleiteten Krankenhäusern selbstverständlich ist) reinige dieselbe für sich allein. Daß ein Schwindsüchtiger für sich allein schlafen sollte, keinesfalls aber mit einem Gesunden in einem Bette schlafen darf, leuchtet hiernach von selbst ein; auch dürften niemals von einem Schwindsüchtigen übriggelassene Nahrungsreste von Gesunden verzehrt werden. Die Tuberkelbacillen können auch von Fliegen von dem Auswurf Schwindsüchtiger aufgenommen und später mit dem Kote auf Nahrungsmittel, auf welche sich die Fliegen niederlassen, deponiert werden. Danach würde man also diese Schmarotzer noch sorgfältiger als bisher aus den Krankenzimmern zu entfernen haben. Stirbt ein Schwindsüchtiger, so ist die Wohnung nebst Betten, Wäsche ꝛc. gründlichst zu desinfizieren. Daß an L. leidende Mütter oder Ammen die L. mit der Milch übertragen können, ist zweifellos, weshalb natürlich kranke Mütter dieser Art ebensowenig wie solche Ammen Kinder stillen dürfen. Auch Hebammen, Krankenwärter und -Wärterinnen dürfen nicht an L. leiden, da auch sie die Krankheit besonders leicht verbreiten können. Viel strenger als bisher müßte der Gesundheitszustand der Personen überwacht werden, welche sich mit Zubereitung und Verkauf von Nahrungsmitteln befassen, wobei Lungenleidende überhaupt auszuschließen wären. In gleicher Weise ist eine streng durchgeführte Fleischschau u. eine scharfe Überwachung des Milchhandels zu fordern, da das stets gemeinsame Vorkommen hoher Tuberkulosezifferrn bei den Menschen und beim Rindvieh, dessen Perlsucht mit der Tuberkulose des Menschen identisch, festgestellt ist. In den preußischen Gefangenanstalten sind alle diese, die Vernichtung des Auswurfs Schwindsüchtiger bezweckenden Maßregeln seit einigen Jahren durchgeführt, und soll nach Cornet die Sterblichkeit infolgedessen sich vermindert haben, ein Resultat, welches aber wohl noch der Kontrolle und der Bestätigung durch eine längere Beobachtung bedarf. Auch durch die allgemeine Assanierung des Bodens kann, wie München mit der erheblichen Verminderung seiner Sterblichkeit infolge von L. beweist, die letztere erheblich eingeschränkt werden. Eine gewaltige prophylaktische Maßregel ist die Erbauung von Heilstätten für unbemittelte oder wenig bemittelte Lungenkranke durch Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten, Krankenkassen u. Kommunalverbände. Werden solche Anstalten geschaffen, so werden viele Schwindsüchtige gerade aus den Volkskreisen herausgenommen, in denen infolge der beschränkten Wohnverhältnisse und der beschränkten Mittel überhaupt jeder Schwindsüchtige eigentlich notwendigerweise zur Quelle neuer Ansteckungen werden muß. Durch diese Maßregel muß also mit der Zeit eine Verminderung der L. herbeigeführt werden. Eine in den letzten Jahrzehnten in England beobachtete Abnahme der Schwindsuchtssterblichkeit um 15 Proz. und darüber führen die bezüglichen Autoren lediglich auf die dort bereits stattgehabte Einrichtung besonderer Krankenhäuser für (besonders unbemittelte) Lungenkranke außerhalb der großen Städte zurück. Wie groß die Ansteckungsgefahr bei der L. ist, beweist schlagend die Statistik Cornets, nach der in Preußen bisher 63 Proz. der Krankenpflegerinnen von der L. hinweggerafft wurden.

Die **Behandlung** der L. hat mit der individuellen Prophylaxe der infolge erblicher Belastung zur L. disponierten Personen zu beginnen. Zunächst wird man also dergleichen Personen thunlichst von dem intimen Zusammenleben mit wirklich Schwindsüchtigen fern halten, ferner dieselben über ihr Verhalten gegen solche Kranken belehren. Da weiterhin der Tuberkelbacillus nur auf erkrankter Schleimhaut Wurzel fassen kann, so müssen solche Individuen sich vor allem hüten, was einen Lungenkatarrh zu erzeugen im stande ist, also z. B. vor der Einwirkung reizenden Staubes, kalter Luft (Erkältung) ꝛc. Demnächst wird man von dem Gesichtspunkt aus, daß, je kräftiger die Konstitution eines erblich Belasteten ist, er um so weniger der Gefahr ausgesetzt ist, der L. wirklich zu verfallen, danach streben, durch kräftige Nahrung, verständige Körperübung, Kräftigung der Haut durch morgendliche kalte Abreibungen ꝛc. den Körper zu stählen. Erlauben es dazu die äußern Verhältnisse des Betreffenden, so schickt man eine solche Person während der in ihrer Heimat ungünstigen Jahreszeit in ein ihrem Zustande besser entsprechendes Klima, aber nur in solche Kurorte, von denen man weiß, daß nach jedem Fortgange eines Gastes das von ihm bewohnte Zimmer desinfiziert wird. Daß diese Gefahr einer Infektion durch die Wohnungen in den Kurorten selbst kein Hirngespinst ist, zeigt die in den letzten Jahrzehnten auffallende Zunahme der Sterblichkeit an L. unter den Einwohnern mancher Orte der Riviera di Ponente (Cannes, Mentone ꝛc.). Man schreibt diese Zunahme lediglich dem geringen Sinne jener Leute für Reinlichkeit und ihrer grenzenlosen Gleichgültigkeit gegen die Infektionsgefahr zu. Auch bewohnen dort die Ortseingesessenen im Sommer vielfach dieselben Zimmer, die sie im Winter an Schwindsüchtige vermieten. Auch bei schon nachgewiesener, aber noch im ersten Stadium befindlicher L. ist die Forderung einer kräftigen Ernährung neben einem möglichst ausgedehnten Aufenthalt in frischer Luft, wenn möglich

Waldluft, Vermeidung der Staubeinatmung etc., in die erste Linie zu rücken. Cantani schrieb für solche Kranke eine vorwiegend animalische Nahrung vor, unter anderm reichlich Milch und Butter, Fette (Leberthran) überhaupt. Vegetabilien sollen wenig genossen werden, Süßigkeiten gar nicht, als Getränk etwas Rotwein, bayrisches Bier und Kognak; Essig ist verpönt, wohl aber soll allen Nahrungsmitteln viel Salz zugesetzt werden. Der bei L. stets vorhandene, bald milder bald stärker auftretende Katarrh bedarf, wie natürlich die L. überhaupt, der ärztlichen Behandlung. Lublinski-Berlin empfiehlt die Anwendung des Terpinhydrats als vorzüglich wirksam in diesem ersten Stadium, andre empfehlen Kreosot, Guajacol oder Solveol, und unleugbar hat in manchen Fällen bald dieses, bald jenes Präparat vorzügliche Dienste geleistet. Wann und ob die Kranken in Anstalten mit Höhenklima zu schicken sind, muß der Arzt bestimmen, bei schon vorgeschrittener L. können freilich auch diese Anstalten nicht den mindesten Vorteil mehr schaffen.

Schreitet die L. fort, so wird die Behandlung eine rein symptomatische, wobei aber doch stets die Erhaltung der Kräfte des Kranken als Hauptzweck im Auge zu behalten ist. Man reiche ohne Bedenken starke Dosen Alkohol in Form starker Weine oder Kognak (diesen z. B. in Milch abends vor dem Schlafengehen oder in der Nacht getrunken, um das Herz zu stärken und dadurch dem erschöpfenden Schwitzen gegen Morgen vorzubeugen); bei starkem Husten muß man Narcotica geben (Kodeïn). Auch Mittel gegen das Fieber (Chinin, Chinadekokt mit Rotwein, auch Antipyrin) werden unter Umständen am Platze sein. Stockt der Auswurf, so werden milde Expektorantia verordnet, oder Trinkkur der Wässer von Salzbrunn oder Ems angewendet. Kompliziert sich die L. mit starken Durchfällen, so wird der Arzt durch geeignete Mittel diese mäßigen müssen, alles freilich nur in dem Gedanken, daß er dem Kranken dadurch Ruhe und überhaupt das bei seinem Zustande noch mögliche Wohlsein verschafft. (Eine ganz kurze Zeitlang trug man sich mit dem hoffnungsfrohen Gedanken, in dem von Koch entdeckten, von den Tuberkelbacillen selbst abgesonderten Stoff, dem Tuberkulin, ein sicheres Heilmittel gegen die L. gefunden zu haben. Es fußte diese Entdeckung auf Beobachtung der an sich richtigen Thatsache, daß die Bacillen einen Stoff produzieren, in welchem sie, falls sie sich nicht auf neues Nährmaterial ausdehnen und dort weiter wuchern können, absterben müssen. Leider aber ging die Hoffnung nicht in Erfüllung.) Treten Blutungen auf, so ist die äußerste Ruhe für den Kranken notwendig, dem sogar das Sprechen zu untersagen ist. Man legt einen Eisbeutel auf die Brust, der aber so anzubringen ist, daß er den Kranken nicht drückt, und reicht die vom Arzte verordneten Mittel (Morphin mit Digitalis, Bleizucker etc.). Gegen die schwächenden Schweiße werden Essigabreibungen, innerlich Atropin, Agaricin und andre Mittel angewendet.

Lungenseuche, eine dem Rinde eigentümliche ansteckende kruppöse Lungen-Brustfellentzündung. Die Nachrichten über das Auftreten der L. reichen bis in das vorige Jahrhundert zurück. Von 1778—90 herrschte sie in Schlesien. In den ersten Dezennien unsers Jahrhunderts war sie weniger verbreitet. Seit 1830 herrschte sie häufig in Belgien und Holland, kam 1841 nach England und wurde von da nach Amerika, Afrika und Australien verschleppt. Mit dem gesteigerten Viehverkehr wurde ihre Verbreitung auf dem Kontinent immer allgemeiner. Seit den 60er Jahren ist es allgemein anerkannt, daß die L. nur durch Übertragung eines Ansteckungsstoffes entsteht, dessen bakterielle Natur nicht bezweifelt wird, obwohl seine Entdeckung noch nicht gelungen ist. Fest steht, daß derselbe nicht allein durch direkte Berührung kranker Rinder mit gesunden, sondern auch durch »Zwischenträger« übertragen werden kann. Unter Umständen kann er sich außerhalb des Tierkörpers, z. B. in infizierten Ställen, monatelang erhalten. Wohl wegen der Zufälligkeiten, von denen die Verschleppung des Ansteckungsstoffes abhängt, vielleicht auch wegen verschiedengradiger Empfänglichkeit der einzelnen Rinder ist die Ausbreitung der L. in einer Herde, bez. in der gefährdeten Nachbarschaft sehr ungleich. Bisweilen bleibt sie in einem Stalle auf das zuerst erkrankte Tier beschränkt, oft erkranken nur 10—20 Proz., in andern Fällen binnen kurzem 80 Proz. aller Tiere. Rinder, welche sie einmal überstanden haben, erkranken später nur ausnahmsweise zum zweitenmal. Die Krankheitserscheinungen beginnen etwa vier Wochen nach der Ansteckung, entwickeln sich langsam und sind wenig auffällig, so daß sie, wenn keine besondern Verdachtsgründe zur genauen Beobachtung veranlassen, leicht übersehen werden; doch ist in diesem ersten Stadium bereits Fieber nachweisbar (Temperatur bis 40°). Die Krankheit kann so verlaufen und in Genesung übergehen, ohne daß sie offenkundig wird (»heimliches Durchseuchen«). In den meisten Fällen schließt sich aber dem langsam durch mehrere Wochen verlaufenden ersten Stadium ein zweites an, welches unverkennbare schwere Krankheitserscheinungen bedingt, d. h. neben hohem Fieber, Appetitlosigkeit und Mattigkeit vor allem deutliche Symptome der örtlichen Erkrankung der Lungen: Husten (schmerzhaft, kurz abgebrochen), Atembeschleunigung und -Beschwerde, Nüsternspiel, auch wohl Stöhnen (bei schwerer Brustfellentzündung), endlich mittels Perkussion der Brustwand nachweisbaren dumpfen Schall meist an einer Seite, aber auch beiderseitig, infolge der Verdichtung (Hepatisation) und dadurch bewirkten Luftleere des Lungengewebes. Bisweilen verläuft die L. rascher, zeigt sogleich schwere Symptome und kann auch schon 14 Tage nach der Ansteckung offenkundig werden. Gegenwärtig wird polizeilich die Tötung der sichtbar an L. erkrankten Rinder herbeigeführt (s. unten), früher belief sich die Zahl der Todesfälle auf etwa 40—50 Proz. der Erkrankten. Bei der Sektion zeigen sich auf Schnittflächen der Lunge die weißlichen Scheidewände zwischen den Lungenläppchen sehr breit (4—8 mm) und mit gelblicher, halb geronnener Flüssigkeit gefüllt; die Läppchen selbst bestehen nicht mehr aus lufthaltigem, sondern aus derbem dunkelroten Gewebe, so daß die Schnittfläche ein marmoriertes Aussehen hat. In ältern Herden macht die dunkelrote Farbe einer graugelblichen Platz. Es finden sich auch größere Partien des Lungengewebes abgestorben und auch wohl von einer weißlichen (Bindegewebs-)Kapsel umgeben (Sequester). Nicht selten bleiben die Tiere am Leben, auch wenn die Veränderungen der Lunge nicht wieder vollständig verschwinden, indem die erkrankte Partie abgekapselt wird. Rinder, deren Lungen solche alten Lungenseuchesequester enthalten, Tiere, welche heimlich durchgeseucht haben, und Rekonvaleszenten überhaupt verschleppen häufig die Seuche.

Wegen der großen Verluste, welche die L. herbeiführte, ist dieselbe in allen Staaten, in welchen gesetzliche Maßregeln gegen gewisse Viehseuchen angeordnet sind, Gegenstand veterinärpolizeilicher Bekämpfung,

welche bei sachgemäßer Durchführung von entschiedenem Erfolg begleitet ist. Die wirksamste Maßregel, um die Weiterverbreitung der L. zu verhindern, ist die sofortige Abschlachtung des ganzen Rinderbestandes nach dem Auftreten der ersten Erkrankung, die indessen im allgemeinen zu große Verluste, bez. Kosten verursachen würde. In Deutschland sind durch das Reichsgesetz zur Abwehr und Unterdrückung der Viehseuchen vom 23. Juni 1880 und die Instruktion des Bundesrats vom 12. Febr. 1881 folgende Grundsätze (vgl. Beyer, Viehseuchengesetze, 2. Aufl., Berl. 1886) festgestellt: Jeder Verdacht der L. ist sofort anzuzeigen. Ist L. durch den beamteten Tierarzt festgestellt (was häufig erst durch Tötung eines verdächtigen Tieres möglich ist), so wird die Sperre des Gehöfts (der Weide) verhängt, und alle darauf befindlichen Rinder gelten als »ansteckungsverdächtig«. Dann dürfen gesunde Rinder nur mit polizeilicher Genehmigung ein- und ausgeführt werden, letzteres überhaupt nur zum sofortigen Abschlachten und unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln, die jede Berührung mit fremden Rindern ausschließen; desgleichen ist nur unter diesen Bedingungen mit den noch gesunden Rindern Feldarbeit oder Begehung von Weiden gestattet. Diejenigen Tiere, welche verdächtige Erscheinungen zeigen, gelten als »seucheverdächtig«, werden sofort abgesondert und dürfen weder ausgeführt, noch zur Arbeit benutzt werden. Die Tiere, welche nachweislich an L. erkranken, müssen getötet werden. Die Tötung kann zur Beschleunigung der Seuchentilgung auch für die seucheverdächtigen Tiere angeordnet werden. Der Wert der auf polizeiliche Anordnung getöteten Rinder wird zu vier Fünfteln entschädigt, wozu die Mittel durch zwangsweise Beiträge aller Rindviehbesitzer aufgebracht werden. Der Besitzer kann seinerseits alle verdächtigen Tiere abschlachten lassen. Die Sperre wird erst aufgehoben, wenn der ganze Bestand abgeschlachtet oder wenn sechs Monate nach dem Auftreten der letzten Erkrankung verflossen sind und eine Desinfektion der Ställe stattgefunden hat (vgl. Lungenseuche-Impfung). Das Fleisch der geschlachteten kranken Tiere kann genossen, bez. (als minderwertig) verkauft werden, bei hochgradiger Erkrankung nur die Hinterviertel. — In Österreich sind durch Gesetz vom 17. Aug. 1892 ähnliche strenge Maßregeln angeordnet. — Durch diese veterinär-polizeilichen Maßnahmen ist die L. in Deutschland erheblich eingeschränkt worden. Sie herrscht zur Zeit ständig nur noch in den Regierungsbezirken Magdeburg und Merseburg, wo sie wegen der dortigen wirtschaftlichen Verhältnisse schwer auszurotten ist, sowie in Anhalt und in kleinern bayrischen Bezirken; in den übrigen Landesteilen kamen in den letzten Jahren nur vereinzelte Ausbrüche durch Einschleppung vor. Die Zahl der gefallenen, bez. getöteten erkrankten Tiere betrug 1886—92 jährlich: 2633, 3098, 2201, 1601, 991, 2252, 2222. Die hierfür aufzubringende Entschädigungssumme belief sich für die Jahre 1886 bis einschließlich 1892 auf 2,363,000 Mk. (vgl. die »Jahresberichte über die Tierseuchen im Deutschen Reich«, seit 1886).

Lungenseuche-Impfung, zum Schutz gegen die natürliche Ansteckung durch Lungenseuche (s. d.), von Willems in Hasselt erfunden, wird schon seit 1851 ausgeführt, obwohl (ähnlich wie bei den Menschenpocken) der Ansteckungsstoff selbst noch nicht bekannt ist. Der wirksame Impfstoff (Lymphe) wird erhalten in der Flüssigkeit, welche aus frisch erkrankten Lungenteilen der wegen L. geschlachteten Rinder abtropft, ist im erkalteten Zustand möglichst sofort zu verwenden und auch nach einem neuen, von Pasteur ermittelten Konservierungsverfahren höchstens drei Wochen haltbar. Hiernach ist die Schwierigkeit, geeigneten Impfstoff bereit zu halten (wozu stets frisch an natürlicher Lungenseuche erkrankte Tiere notwendig wären) ein Haupthindernis der allgemeinen Anwendung der Impfung insbes. als gesetzlichen Seuchentilgungsmittels. Von geimpften Tieren wieder brauchbare Lymphe zu gewinnen, ist bisher nicht gelungen. Bei der Impfung werden 0,5—1 g Lymphe unter die Haut in der Nähe der Schwanzspitze übertragen. Früher traten dabei häufiger üble Zufälle ein, welche durch das heutige antiseptische Verfahren wesentlich beschränkt sind, ohne daß indessen Verluste ganz vermieden werden können. Es entsteht nämlich an der Impfstelle in 14—28 Tagen eine phlegmonöse Entzündung (deren Charakter dem Entzündungsprozeß in den Lungen bei natürlicher Lungenseuche ähnlich ist), welche in der Regel nach 8—14 Tagen wieder verschwindet. Häufig genug entwickelt sich Eiterung, und die Schwanzspitze stirbt ab (was wirtschaftlich belanglos ist); in etwa 1—2 Proz. der Fälle kriecht jedoch die Entzündung weiter, ergreift Teile des Beckens und wird lebensgefährlich, so daß die betreffenden Tiere geschlachtet werden müssen. Noch häufiger ist eine gefährliche Impfwirkung, wenn die Impfung vor der Brust, am Triel, vorgenommen wird. Anderseits haftet die Impfung bei 15—20 Proz. der Impflinge nicht und muß daher nach vier Wochen wiederholt werden. Nicht zu bezweifeln ist, daß eine wirksame Impfung der Tiere mehrere Jahre lang vor Ansteckung schützt. Die Impfung wird daher vielfach in den Gegenden, wo Lungenseuche ständig herrscht (Magdeburg, Anhalt etc.) von den Besitzern großer Bestände ausgeführt. Man unterscheidet die Notimpfung, d. h. Impfung der noch gesund scheinenden Tiere, wenn in einem Bestand die Lungenseuche bereits ausgebrochen ist, und Schutz- oder Präkautions-Impfung, d. h. Impfung eines noch seuchefreien Bestandes zum Schutz gegen die Einschleppung der Lungenseuche. Die sofortige Ausführung der erstern beschränkt in der Regel die Zahl der Erkrankungen, obwohl schon ein Teil der Impflinge angesteckt sein kann, so daß die Impfung bei diesen keinen Nutzen mehr hat. Die Schutzimpfung ist ein bewährtes Mittel gegen Verseuchung eines Bestandes. Daher ist in der Novelle zum deutschen Viehseuchengesetz vom 1. Mai 1894 die zwangsweise Anordnung der Schutzimpfung unter gewissen Bedingungen vorgesehen. Vgl. Schütz u. Steffen im »Archiv für Tierheilkunde«, 1889; Dieselben, Die L. und ihre Antiseptik (Berl. 1891); Pütz, Die Hauptdaten der L. seit 1819 (Leipz. 1891).

Lungensteine (Bronchialsteine), steinharte Massen, welche man in den feinern Bronchien oder in käsigen Herden in den Lungen Schwindsüchtiger findet. Sie entstehen dadurch, daß ein von Hause aus dickes Sekret durch Abscheidung von Cholesterin und Kalksalzen sich in eine steinartige Masse umwandelt.

Lungensucht, s. Lungenfäule.

Lungentuberkulose, s. Lungenschwindsucht.

Lungenverhärtung (Induratio pulmonum, schieferige Induration der Lungen, braune Lungeninduration), kommt bei solchen Herzfehlern vor, bei denen infolge Behinderung des Blutabflusses aus dem kleinen Kreislauf Pigment aus dem Blute sich in den Lungen absetzt, und zwar unter Verdichtung und Verhärtung des Gewebes. Wie in diesen

Fällen tritt eine L. ein bei Staubablagerung in den Lungen, und zwar bildet im ersten wie im zweiten Fall eine chronische Lungenentzündung die Basis des Krankheitsprozesses. Im zweiten Falle ist die L. die Folge der schleichenden Lungenentzündungen der Steinmetze, Schleifer, Kohlenarbeiter und andrer Gewerbetreibenden, welche viel in staubiger Atmosphäre atmen (vgl. Staubeinatmungskrankheiten).

Lungenwurmkrankheit wird verursacht durch die Anwesenheit von Rundwürmern (Strongyliden) in den Lungen von Tieren, welche die Wurmbrut, die sich besonders an sumpfigen Stellen oder unter nasser Witterung im Grase entwickelt, beim Weiden aufgenommen haben. Die Brut gelangt dann von der Rachenhöhle in die Lungen, wo ihre Entwickelung zu Würmern mehr oder weniger ausgebreitete u. schwere Störungen hervorruft, bestehend in starkem und andauerndem Hustenreiz, Katarrh, Verlegung der Luftwege durch ganze Knäuel von Würmern und Schleimpfropfen sowie Erschwerung des Atmens. Ausgewachsene Tiere werden jedoch durch die Würmer, wenn sie nicht in zu großer Zahl auftreten, wenig belästigt und erleiden keine augenfällige Gesundheitsstörung. Die L. zeigt sich daher fast ausschließlich bei Lämmern und Jährlingsschafen, bei denen sie die größten Verheerungen anrichtet, ferner bei Kälbern, jüngern Schweinen sowie bei Rot-, Dam- u. Rehwild. Da beim Abweiden einer mit Wurmbrut verunreinigten Weide erstere von mehr oder weniger vielen Tieren einer Herde aufgenommen wird, so erkranken meist eine Anzahl von Tieren, weshalb die Krankheit auch als Lungenwurmseuche bezeichnet wird. Dieser Name ist indes nicht zutreffend, da als Seuche ansteckende Krankheiten bezeichnet werden, bei der L. jedoch eine Übertragung der Würmer von einem Tier auf das andre nicht stattfindet. Die Würmer wachsen in acht Wochen aus und verlassen im nächsten Frühjahr von selbst das befallene Tier, falls dasselbe am Leben geblieben ist. Viele Tiere jedoch, besonders Lämmer, gehen vorher an Erstickung oder unter zunehmender Abmagerung an Entkräftung zu Grunde. Das augenfälligste Kennzeichen des Auftretens der L. in einer Schafherde ist der bei einer Anzahl Tieren sich einstellende dauernde Husten, dem deutliches Kümmern der Erkrankten folgt. Dann muß möglichst reichliche und kräftige Nahrung verabreicht werden, um den Kräfteverfall aufzuhalten. Medikamente sind nutzlos, sichere Vorbeugungsmittel gibt es nicht. Die bei den verschiedenen Tierspezies vorkommenden Strongyliden gehören verschiedenen Arten an. Schaf und Ziege werden von Strongylus filaria *Rud.*, das Schwein von S. paradoxus *Mehlis*, Rind und Reh von S. micrurus *Mehlis* heimgesucht. Durch die Sektion verendeter Tiere werden leicht in den Lungenbronchien die Würmer nachgewiesen, welche sich gelegentlich auch beim Schlachten gesunder älterer Schafe finden, wo dann die befallenen Lungen beseitigt werden müssen. Vgl. Pütz, Seuchen und Herdenkrankheiten unsrer Haustiere (Stuttg. 1882).

Lungenzellen (Lungenbläschen), s. Lunge.

Lungern, Alpengemeinde im schweizer. Kanton Unterwalden (ob dem Wald), 715 m ü. M., im obern Teil des Thals der Sarner Aa und seit 1888 Station der Brünigbahn, mit (1888) 1756 meist kath. Einwohnern. Das freundliche Wiesenthal, über welches die Holzhäuser ausgestreut sind, war bis 1836 größtenteils von dem fischreichen Lungernsee (659 m ü. M., Oberfläche 86 Hektar, größte Tiefe 33 m) eingenommen, der dann durch einen durch den vorliegenden Querriegel des Kaiserstuhls getriebenen Tunnel zum Teil abgeleitet, d. h. ca. 4 m tiefer gelegt wurde. Große Verheerung durch den Eybach 22. Juli 1887.

Lungngans (Longanpflaume), s. Nephelium.

Lungo, Isidoro del, s. Del Lungo.

Lungro, Flecken in der ital. Provinz Cosenza, Kreis Castrovillari, mit Steinsalzbergbau und (1881) 5155 Einw.

Lungtschau, dem fremden Handel geöffneter Hafen in der chines. Provinz Kuangsi, am Fluß Nanho oder Likiang, Nebenfluß des Jutschang, einem der Arme des Sikiang, 30 km von der Grenze gegen Tongking, mit dem L. einen 300,000 Tael betragenden Handel betreibt, während durch das fremde Zollamt 1893 die Einfuhr 27,000, die Ausfuhr 11,000 Tael betrug.

Lunigiana (spr. -dschāna), Landschaft in Oberitalien, das Thal der Magra umfassend, so genannt nach der altetrurischen Hafenstadt Luna, deren Stätte durch die Anschwemmungen der Magra jetzt fast 3 km vom Meere gerückt ist.

L'union fait la force (franz.), »Eintracht macht stark«, Devise des belgischen Wappens und des belgischen Leopoldordens.

Lunisolarpräzession, s. Präzession.

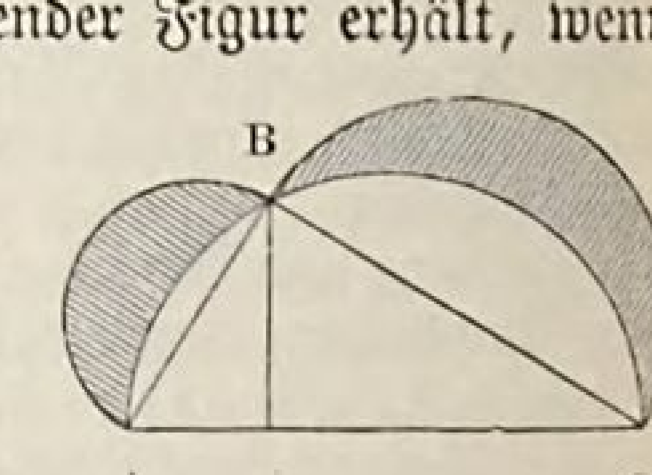
Lunte, ein lose gedrehter, 10—15 mm starker Strick aus Flachs- oder Hanfwerg, welcher mit einer Auflösung von essigsaurem Blei oder chromsaurem Kali (sogen. Zigarrenlunte der Taschenfeuerzeuge) in Flußwasser getränkt ist und langsam fortglimmt. Die um einen Luntenstock (Luntenspieß) gewickelte L. diente früher zur Entzündung der Geschützladungen, im Luntenschloß bei Handfeuerwaffen (s. d., S. 316). — In der Jägersprache heißt L. (Standarte oder Rute) der Schwanz des Wolfes und Fuchses.

Luntenspieß, soviel wie Feuerfahne (s. d.).

Luntleinen, Leinen aus gutem, reinem Hanf, 8—10 mm stark und mit gutem Kienteer und Öl getränkt, finden beim Bau von Sinkstücken und Senkfaschinen Anwendung.

Lunŭla (lat., »Möndchen«), der weiße Fleck an der Wurzel der Fingernägel (s. Nägel); an der Monstranz der halbmondförmige Halter für die Hostie.

Lunŭlae Hippocratis (Hippokratische Möndchen), mondsichelförmige mathematische Figuren, die man nach beistehender Figur erhält, wenn man über die drei Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks ABC Halbkreise schlägt. Die L. sind das erste Beispiel einer krummlinig begrenzten Figur, welche quadrierbar ist. Hippokrates aus Chios, etwa 450 v. Chr.,



bewies zuerst, daß der Kreis dem Quadrat seines Radius proportional ist. Bezeichnet man mit L_1 und L_2 den Inhalt der Lunulae, mit H den Inhalt des Halbkreises über der Hypotenuse, mit h_1 und h_2 den Inhalt der Halbkreise über den Katheten und mit D den Inhalt des Dreiecks, so ist $L_1 + L_2 = h_1 + h_2 + D - H$. Da aber nach dem erweiterten pythagoreischen Lehrsatz $H = h_1 + h_2$, so ist $L_1 + L_2 = D$. Der Inhalt der beiden Lunulae ist gleich dem des Dreiecks, wenn man aber in letzterm das Lot fällt, so ist keineswegs der Inhalt jedes Teils des Dreiecks gleich dem Inhalt des zugehörigen Möndchens.

Lunz (Lunzer See), s. Gaming.

Lunzenau, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Rochlitz, zur gräflich Schönburgschen Herr-

schaft Rochsburg gehörig, an der Zwickauer Mulde und an der Linie Glauchau-Wurzen der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evangel. Kirche, eine bedeutende Weberei und Holzschleiferei nebst Papierfabrik (450 Arbeiter), starke Schuhmacherei (Pantoffeln nach dem Orient), Strumpf- und Zigarrenfabrikation und (1890) 3641 evang. Einwohner. L. (Ludwigsau) erhielt 1333 Stadtrechte.

Lunzer Schichten, nach dem Vorkommen bei Lunz in Österreich benannter Sandstein der obern alpinen Triasformation (s. d.).

Lüong, Gewicht in Anam, dem chines. Tael entsprechend, zu 10 Fahn von 10 Li = 39,05 g; im Silberbarren L. bak (Dinh bak) zu 2 Nüah Dinh etwas leichter, = 38,7 g, vom Zollamt zu Saïgon = 1,39 Doll. gerechnet.

Luossavara, Magneteisenberg im schwed. Län Norrbotten, im N. des Berges Kirunavara (s. d.), wie dieser reich an Eisenerzen von 70–73 Proz. Eisengehalt.

Lupanārium (neulat.), soviel wie Bordell.

Lupe (einfaches Mikroskop, Vergrößerungsglas), eine Sammellinse, welche dazu bestimmt ist, von einem kleinen Gegenstand, der um weniger als ihre Brennweite von ihr entfernt ist, dem von jenseits durch die Linse blickenden Auge ein vergrößertes (virtuelles) Bild zu zeigen (s. Linsen, Fig. 8). Die Gestalt der Linse ist für die Güte ihrer Bilder keineswegs gleichgültig. Bei einer beiderseits gewölbten (bikonvexen) Linse machen sich sphärische und chromatische Aberration in höherm Grade geltend als bei gleich stark vergrößernden plankonvexen Linsen, wenn man deren ebene Seite dem Gegenstand zukehrt. Man verringert diese Fehler, indem man durch eine Blendung die Randstrahlen ausschließt. Dieser Zweck wird auch durch die Cylinderlupe (Fig. 1) erreicht, ein cylindrisches Stück Glas, von dessen ungleich gewölbten Endflächen die minder gewölbte dem Gegenstand zugekehrt wird; hier können nämlich wegen der größern Entfernung der beiden Flächen nur die mittlern Strahlen austreten. Die Lupen von Coddington (Fig. 2) und Brewster (Fig. 3, Koneopside, Vogelaugenlinsen) sind Glaskugeln mit einer ringsum laufenden, ziemlich tief eingeschnittenen Rinne, welche bewirkt, daß nur die mittlern Strahlen durch die L. gehen können. Bei stärkerer Vergrößerung wendet man statt einer starken mehrere schwächere Linsen an, wie in der Fraunhoferschen L. (Fig. 4), wo zwei plankonvexe Linsen, ihre gewölbten Seiten einander zukehrend, in geeigneter Entfernung in eine Fassung gebracht sind. Lupen, welche aus zwei oder drei Linsen bestehen, werden Duplets, resp. Triplets genannt. Die gewöhnlichen Lupen werden bei der Beobachtung in freier Hand gehalten; man befestigt sie aber auch an Stativen, welche mit einem beweglichen, oft mit Gelenken versehenen Arm ausgestattet sind, oder gibt ihnen ein

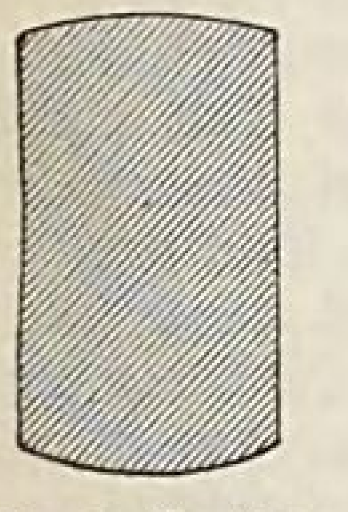


Fig. 1. Cylinderlupe.

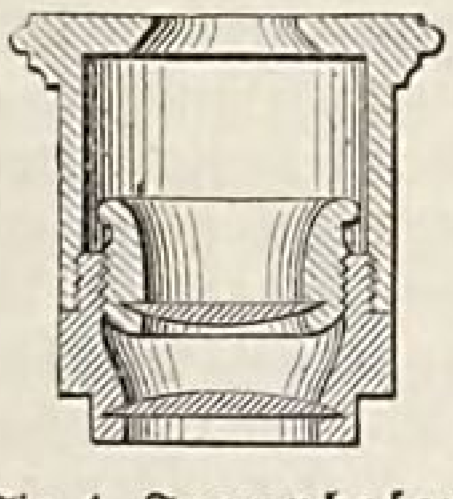


Fig. 4. Fraunhofersche Lupe.

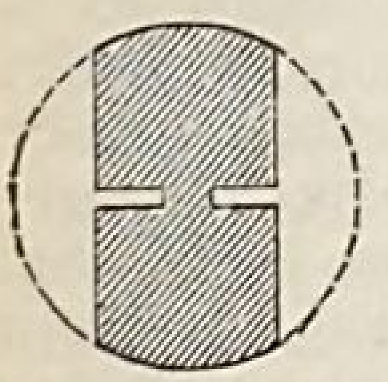


Fig. 2. Coddington-Lupe.

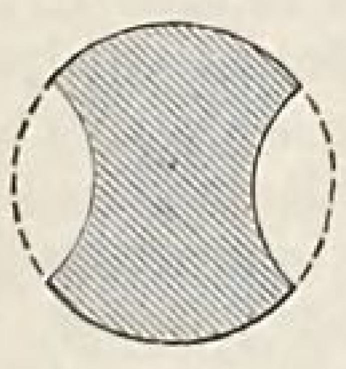


Fig. 3. Brewster-Lupe.

Gestell mit Objekttisch, Beleuchtungsspiegel etc.; solche Apparate heißen Präpariermikroskope. Über die dichroskopische L. von Haidinger s. Dichroismus.

Luperkalien, das Hauptfest des italischen Herdengottes Faunus (s. d.), der den Beinamen Lupercus (»Wolfsabwehrer«) führte und am Palatinischen Berg eine heilige Grotte (lupercal) hatte, wo sein mit einem Ziegenfell umhangenes Bild aufgestellt war. Die L., angeblich von Romulus eingesetzt, waren ein Reinigungsfest und wurden 15. Febr. gefeiert. Als Tag der Sühnung hieß der Festtag dies februatus. Die altertümlichen Gebräuche der L. deuten auf Sühnung und Befruchtung des Landes, der Bewohner und ihrer Herden. Die Feier begann mit einem Bocksopfer im Luperkal, auf welches ein Opfermahl folgte. Während des Opfers wurden zwei Jünglinge vornehmer Abkunft herbeigeführt und von den Opferern mit blutigem Messer an der Stirn berührt, worauf andre das Blut mit in Milch getränkter Wolle wieder abwischten, die Jünglinge selbst aber lachen mußten. Nach dem Mahl umgürteten sich die Priester (luperci), welche besondere Kollegien oder Sodalitäten bildeten, mit den Fellen der geopferten Böcke, zerschnitten andre in Riemen und durchliefen so, bis auf jene Umgürtung völlig nackt, die Stadt. Verheiratete Frauen stellten sich ihnen gern in den Weg und ließen sich von ihnen mit den Riemen in die Hand schlagen, weil sie davon Ehesegen verhofften. Das Fest (bei den Griechen Lykäa genannt) behauptete sich bis in die letzten Zeiten des römischen Heidentums.

Lupfen, Berg, s. Jura, deutscher.

Lupfstein, s. Lupstein.

Lupia, Stadt, s. Lecce.

Lupīne (Feigbohne, Wolfsbohne, Lupinus *L.*), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Kräuter oder Halbsträucher, selten Sträucher mit einfachen oder handförmigen, 3—15zähligen Blättern, endständigen, oft quirligen Blütentrauben und weit aus dem Kelch vorragender, meist seidenhaariger Hülse mit schwammigen Querwänden. Etwa 100 Arten, hauptsächlich im westlichen Nordamerika, einige in Brasilien und im Mittelmeergebiet. Die weiße L. (L. albus *L.*), mit weißen Blüten und gelbweißen Samen, findet sich im Orient, kultiviert im Mittelmeergebiet und in Mitteleuropa, wurde von den Römern gebaut und auch als Gründünger benutzt; die mehlreichen, aber bittern Samen wurden gegessen. Sie wird auch jetzt noch in Italien kultiviert; im 16. Jahrh. baute man sie am Rhein, im 18. in Sachsen; sie hat als Gründünger Wert, das Vieh aber verschmäht Blattwerk und Samen. Die gemeine Gartenlupine (L. hirsutus *L.*), mit blauen oder purpurroten, auch fleischfarbenen Blüten und an allen Teilen mit weichen Haaren bekleidet, findet sich am häufigsten in den Gärten, wild in den Mittelmeerländern, wurde von den alten Griechen kultiviert, bei denen ihre Samen den Ärmern, wie noch heute den Mainoten, zur Speise diente. Das Vieh frißt Kraut und Samen begierig, doch fordert die Pflanze bessern Boden und gewährt keinen Vorteil vor der gelben L. Die sizilische L. (ägyptische, römische, neapolitanische L., L. Termis *Forsk.*) ist mehr oder minder weichhaarig, hat weiße Blüten mit blauem Schiffchen und Samen, welche denen der weißen L. gleichen, aber größer und eckiger sind. Sie wächst in den Mittelmeerländern und wird in Südeuropa häufig kultiviert. Sie gibt reiche Futtermassen, bringt aber bei uns ihre Samen nicht oder sehr spät zur Reife; die

Ägypter essen die letztern in Salzwasser gekocht und geschält. Die **perennierende** L. (L. perennis *L.*), mit kriechendem Wurzelstock, aus mehreren halben Blütenquirlen bestehenden Blütentrauben, blauen Blumen und kleinen Samen, stammt aus Nordamerika, wo die Samen von Kanada bis Florida gegessen werden, erträgt unsre Winter recht gut, fordert einen guten, wasserhaltenden Boden, nimmt aber den Untergrund nicht in Anspruch und kann die perennierenden Kleearten ersetzen, wo der Untergrund fehlerhaft ist. Sie gibt früh und reichlich Futter, welches dem Vieh viel weniger zuwider ist als das der **gelben** L. (L. luteus *L.*). Diese und die **blaue** L. (L. angustifolius *L.*) sind für die Landwirtschaft weitaus am wichtigsten. Die gelbe L. (s. Tafel »Futterpflanzen II«, Fig. 5) hat eine lange, aus mehreren Quirlen zusammengesetzte Blütenähre, große, goldgelbe, wohlriechende Blüten und rundliche, weiße, schwarz gefleckte Samen. Die pfahlförmige Wurzel dringt über 1 m in den Boden. Die gelbe L. stammt aus Sizilien, wurde in Deutschland zuerst 1840 in Groß-Ballerstedt in der Altmark gebaut und verbreitete sich von da sehr bald im Sandland. Die blaue L., welche aus Spanien zu uns kam, hat einen nach oben stark verästelten Stengel, kurze, ährenförmige Trauben mit blauen Blüten und rötlichgraue, weiß punktierte Samen von der Größe der Wicken. Die L., und besonders die gelbe, ist für ärmern sandigen Boden wegen ihrer mannigfaltigen Benutzung zur Weide, zu Grünfutter, zur Heu- und Körnergewinnung und ganz besonders auch zur Kräftigung und Hebung des Bodens, als Gründünger, von großem Wert. Sie gedeiht am besten in freier, sonniger Lage, wenn der Ober- und der Untergrund aus Sand besteht und von stagnierender Nässe frei ist. Zunehmender Kalk- und Thongehalt sind von ungünstigem Einfluß, auf moorigem oder undurchlassendem Untergrund gedeiht sie nicht. Lehmiger Sand paßt für Futtergewinn, armer Sand, der noch Roggen trägt, für Kornernten; Gips befördert den Blattwuchs. Lupinen sind Brachfrüchte; Roggen gedeiht nach ihnen ungedüngt sehr gut. Auf geeignetem Boden kann man sie ein- oder mehreremal nach sich selbst folgen lassen und erhält aus der zweiten und dritten Bestellung das beste Saatgut. Zur Bestellung genügt ein einziges Tiefpflügen, bei trocknem Klima im Herbst. Die Vegetationsdauer beträgt 20—24 Wochen; man erntet, sobald sich die Hülsen am Hauptstengel bräunen, zur Heugewinnung aber bei Halbreife. Die blaue L. ist genügsamer als die gelbe und gedeiht noch auf grandigem Boden und im Sand mit grandigem Untergrund. Das Vieh frißt die Körner der blauen L. lieber als die der gelben. Bei ersterer dringen aber die Wurzeln nicht tief in den Boden ein, und die Nachfrucht, namentlich Roggen, fällt daher viel schlechter aus. Deshalb bevorzugt man die gelbe L. überall, wo man sie mit Vorteil bauen kann. Die Keimfähigkeit der L. dauert zwei Jahre. Vgl. Futterbau. Lupinen enthalten etwa:

	Gelbe Lupine			Blaue Lupine
	Minimum	Maximum	Mittel	
Wasser	9,45	19,90	13,88	13,81
Stickstoffsubstanz	27,68	52,70	38,25	29,52
Rohfett	1,82	7,52	4,38	6,16
Stickstofffreie Extraktstoffe	18,05	41,22	25,46	36,37
Rohfaser	7,79	35,74	14,12	11,24
Asche	2,71	6,74	3,81	2,90

Die Lupinenkörner bilden ein leichtverdauliches, bei richtiger Verwendung für Mastzwecke vortrefflich geeignetes Futter. Alle Tiere müssen aber an Lupinen erst gewöhnt werden, und Pferde und Rinder fressen nicht leicht die bittern Kerne. Zur Entbitterung der Lupinen sind zahlreiche Methoden angegeben worden. Seeling-Saulenfels übergießt die trocknen Lupinen mit heißem Wasser und leitet zu Anfang der Kampagne durch Zusatz von etwas Sauerteig oder saurer Milch Milchsäuregärung ein; später haften an den Bottichwandungen genügende Mengen des Ferments. Nach 10 Stunden wird das Wasser (2 hl pro 100 kg Lupinen) abgelassen und wegen seines Stickstoffgehaltes (1,244 g pro Liter) als Jauche verwertet. Nach zweimaligem Auswaschen mit kaltem Wasser werden die Lupinen 45 Minuten mit reinem Wasser und dann unter Beigabe von 5 g Kochsalz auf 1 Lit. ursprünglich trockner Lupinen 1,5 Stunde gekocht. Nach abermaligem Abwaschen mit reinem Wasser werden die Lupinen gequetscht, mit etwas Salz (5 g pro Liter) vermischt und als Futter verwendet, welches angenehm, nicht bitter schmeckt und von Kühen mit Gier aufgenommen wird. Bei der Entbitterung gehen etwa 19 Proz. Proteïnstoffe, 18—24 Proz. stickstofffreie Nährstoffe und 40—50 Proz. Salze verloren. Die Samen werden auch als Arzneimittel zu kosmetischen Salben und Pflastern benutzt. Häufiger, als man glaubt, werden die Lupinen als Kaffeesurrogat benutzt. Anleitung zum Lupinenbau geben die Schriften von **Thaer** (Berl. 1859), **Kette** (9. Aufl., das. 1891); vgl. auch **Seeling-Saulenfels**, Ist die Verallgemeinerung des Lupinenanbaus und der Verfütterung entbitterter Lupinenkörner wünschenswert? (Wien 1890); **Simpson**, Anleitung zur vollständigen Entbitterung der blauen L. (Mohrungen 1891).

Die Lupinen enthalten ein kristallisierbares Alkaloid, das **Lupinin** $C_{21}H_{40}N_2O_2$, welches farblose, luftbeständige Kristalle bildet, angenehm fruchtartig riecht, intensiv bitter schmeckt, in Wasser, Alkohol und Äther sich löst, bei 68° schmilzt, im Wasserstoffraum bei 255—257° ohne Zersetzung siedet, aber auch schon bei 70° in sehr merkbarer Menge verdampft und sich mit Wasserdämpfen destillieren läßt. Es reagiert stark alkalisch und bildet mit Säuren neutrale kristallisierbare Salze. Neben dem kristallisierbaren Alkaloid konstatierte Liebscher auch das Vorhandensein flüssiger Alkaloide. Die Alkaloide des Lupinensamens wirken lediglich als Nervengift, und zwar ist das kristallisierbare Lupinin etwa zehnmal weniger giftig als die flüssigen Alkaloide. Aus dem Kraut der Lupinen wurde auch ein Glykosid, **Lupinin** $C_{29}H_{32}O_{16} + 7H_2O$, dargestellt, und bisweilen enthalten die Lupinen giftiges **Lupinotoxin** (s. Lupinose). Vgl. **Baumert**, Das Lupinin (Berl. 1881).

Lupinose (**bösartige oder akute Gelbsucht**, Icterus gravis), eine eigentümliche, nur durch Verfütterung von Lupinen entstehende Krankheit. Sie tritt besonders bei Schafen auf, weil die Lupinen vorwiegend für diese verwendet werden, doch sind auch Pferde, Rinder und Ziegen für die Schädlichkeit der Lupinen empfänglich. Häufiger werden Verluste unter Dam- und Rehwild, auch bei Rotwild bemerkt, und zwar sowohl durch Heufütterung im Winter als durch Äsung auf Lupinenfeldern im Sommer. Während Einzelerkrankungen durch Lupinengenuß schon in den 60er Jahren nachgewiesen wurden, traten Massenerkrankungen von Schafen erst seit 1872 hervor. Ein pommerscher Kreis verlor z. B. in einem Jahre

von 240,000 Schafen 14,000 und gewann 13,000 Lämmer weniger als sonst. Die L. wird nicht durch die Alkaloide der Lupine hervorgebracht, sondern durch das Lupinotoxin, welches sich nicht bei einer Verderbnis (Verschimmelung) der Lupinen bildet, sondern auch bei tadelloser Beschaffenheit in Körnern und Heu vorzugsweise bei gelben, aber auch bei blauen und weißen Lupinen sich findet. Das Lupinotoxin ist aber keineswegs ein konstanter Bestandteil, sondern findet sich nur unter gewissen Umständen und dann in sehr wechselnder Menge; die Ursachen seiner Bildung in den Pflanzen sind noch nicht nachgewiesen. Die Lupinen sind daher an sich ein unschädliches und nahrhaftes Futter, welches aber durch das gelegentliche Vorhandensein des Toxins nachteilig wirken kann und deshalb stets mit Vorsicht, bez. nach Prüfung zu füttern ist. Das Toxin kann festgestellt werden durch chemische Analyse, praktisch am besten durch mehrtägige Verfütterung von Proben aus den verschiedenen Lupinenschlägen an einzelne Schafe; andernfalls muß bei der Fütterung sorgfältig auf das etwaige Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen geachtet werden, welche eine sofortige Futteränderung nötig machen. Schädlich befundene Lupinen können unschädlich gemacht werden durch Dämpfen bei 2 Atmosphären Überdruck oder durch Auslaugen, wobei allerdings viel Nährstoffe verloren gehen (48 Stunden mit 1 Proz. Sodalösung unter Erneuerung derselben stehen lassen; oder pro Zentner 150 Lit. Wasser mit 5 kg Ammoniak 2—3 Tage, dann 8 Tage lang mit Wasser); Heu wird unschädlich, wenn es in kleinen Haufen längere Zeit im Freien liegt, besonders wenn es vom Regen ausgewaschen wird. Ist die Entfernung des Toxins nicht ausführbar, so muß das betreffende Futter in kleinen Quantitäten mit möglichst viel anderm Beifutter und möglichst an ältere Tiere verfüttert werden.

Die Symptome der L., welche nach mehrtägiger Verfütterung auftreten, sind Appetitverringerung, insbes. Widerwille gegen die Lupinen, Fieber-, Puls- und Atembeschleunigung, Beeinträchtigung des Bewußtseins bis zu förmlicher Betäubung, Gelbfärbung aller Schleimhäute und der äußern Haut (weshalb der schädliche Stoff auch Ictrogen genannt wurde) und Diarrhöe. Leichtere Fälle gehen in Genesung über, bei hochgradiger Erkrankung erfolgt der Tod in 3—10 Tagen. Für die Behandlung ist sofortige Futteränderung die Hauptsache. Bei den gestorbenen Tieren ist am meisten auffällig die Gelbfärbung verschiedener Organe und Häute und die Veränderung der Leber, welche geschwollen, blutleer, mürbe u. hell- bis rotgelb ist. Leichtere Erkrankungen können bei gleichbleibender Fütterung auch chronisch werden und enden mit Bleichsucht und Abzehrung. — Ähnliche krankhafte Störungen sind auch beobachtet worden bei Schafen nach Verfütterung großer Quantitäten von Kartoffelschlempe, sollen gelegentlich auch durch Erbsen-, Bohnen- und Wickenstroh herbeigeführt sein. Vgl. auch Schweinsberger Krankheit und Kleekrankheit. Über andre Futterschädlichkeiten s. auch Gift, S. 567, Buchweizenausschlag, Lathyrismus. Vgl. Kühn und Liebscher, Untersuchungen über die L. der Schafe (Dresd. 1884); Arnold in den Jahresberichten der Tierarzneischule zu Hannover, 1879—1883; Brümmer u. Krocker in den »Landwirtschaftlichen Jahrbüchern, 1880«; Dammann, Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haussäugetiere (2. Aufl., Berl. 1892).

Lupīnus, Pflanzengattung, s. Lupine.

Lupodūnum, s. Ladenburg.

Lupow, Fluß in Hinterpommern, 120 km lang, entspringt aus dem Lupowsker See und mündet durch den Gardenschen See in die Ostsee.

Luppe (Dachel, Deul), die beim Eisenfrischen in Herden und in Puddelöfen erhaltenen Eisenklumpen.

Luppe, Arm der Weißen Elster, zweigt sich von dieser bei Lindenau, westlich von Leipzig, ab, fließt dann mit dem Hauptfluß parallel und mündet unterhalb Merseburg in die Saale; 36 km lang.

Luppia, s. Lippe (Fluß).

Lupstein (Lupfstein), Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis und Kanton Zabern, am Rhein-Marnekanal, hat eine kath. Kirche, Krappbau, (1890) 644 kath. Einwohner und war im Bauernkrieg (1525) der Schauplatz wilder Empörung.

Lupulīn (Glandulae Lupuli, Hopfenmehl), die von den frisch getrockneten weiblichen Blütenständen des Hopfens abgesiebten Öldrüsen, welche sich unter den Deckblättern der Hopfenkätzchen und auf den Früchten finden und frisch ein grüngelbes, harzglänzendes Pulver bilden, dann gelb und braun werden, stark hopfenartig riechen u. sehr bitter aromatisch schmecken. Sie enthalten ätherisches Öl, Gerbsäure, Bitterstoff, Harz, Quercitrin, Baldriansäure, Äpfelsäure, Salze ꝛc. Durch Ausziehen des aus ihnen bereiteten alkoholischen Extrakts mit Wasser erhält man das Lupulit, eine braune, sehr bittere, hopfenartig riechende Masse. Man benutzt L. bei krankhaft erhöhter Erregbarkeit der sensibeln Nerven des Genitalapparats, bei Magenleiden und als schmerzstillendes Mittel. L. heißt auch ein Alkaloid des Hopfens.

Lupŭlus (Humulus Lupulus *L.*), s. Hopfen.

Lupus (lat.), der Wolf, auch als Sternbild (s. Wolf); L. in fabŭla, »der Wolf in der Fabel« (der unerwartet erscheint, wenn man von ihm spricht), Citat aus Terenz' »Adelphi« (Akt 4, 1); L. non curat numerum (ovium), soviel wie: der Wolf frißt auch die gezählten Schafe.

Lupus (lat., Wolf, Narbenflechte, Hautwolf), Bezeichnung für drei in der Regel chronisch verlaufende Hautkrankheiten, welche außer dem Namen nichts miteinander gemein haben. 1) Lupus erythematosus, eine aus unbekannter Ursache entstehende, aber zu den Talgdrüsen in Beziehung stehende (daher Seborrhoea congestiva, L. seborrhagicus) Hautkrankheit, bei welcher mikroskopisch nur eine kleinzellige Infiltration der Lederhaut nachzuweisen ist. Es erscheinen am Gesicht und am Kopf (meist an Nase, Wangen, Ohren, Lippen) kleine, stecknadelkopf- bis linsengroße, wenig erhabene Fleckchen mit vertieftem, blassem Zentrum, welches der Mündung einer Talgdrüse entspricht. Durch Zusammenfließen der Fleckchen entstehen schließlich scharf umgrenzte, rote Flecke, welche auf nicht infiltrierter Grundlage längere Zeit bestehen, auf Fingerdruck vorübergehend erblassen und mit fest anhaftenden dünnen Schüppchen bedeckt sind, welche Fortsätze in die erweiterten Mündungen der Hautfollikel hineinschicken. Dadurch, daß die Krankheit im Zentrum abblaßt, an der Peripherie aber fortschreitet, entstehen aus den frühern Scheiben (L. discoides) ringförmige und durch Zusammenfließen dieser landkartenähnliche Zeichnungen. Am Kopfe fallen die Haare aus. Nach chronischem Verlauf kommt es zu narbiger Degeneration der Haut und auf diese Weise zur Heilung. Niemals tritt Pustel- oder Bläschenbildung auf. Gegen diesen L. wendet man Einreibung mit Seife oder Seifenspiritus (Spiritus saponatus kalinus), Ätzmittel (Chlorzink ꝛc.), Skarifika-

tionen oder nach sorgfältiger Waschung mit Seife eine konzentrierte Lösung von Pyrogallol in Äther an, welche mit dem Pinsel aufgetragen wird. Nach Verdunstung des Äthers befestigt man die dicke weiße Pyrogallolschicht mittels Traumaticin auf der Haut und läßt die Schichten bis zur freiwilligen Lockerung liegen, worauf man das Verfahren wiederholt. Entzünden sich die Stellen, so bedeckt man sie mit Zinkpflaster oder Quecksilberpflastermull. Dieser L. hat mit der Tuberkulose nichts zu thun, auch sterben mit L. erythematosus behaftete Leute nicht häufiger an Tuberkulose als andre Menschen.

2) Lupus vulgaris seu Willani (fressende Flechte, fressender Wolf) entsteht bei jugendlichen Personen, nimmt einen langwierigen, chronischen Verlauf und kann ein ganzes Leben überdauern. Es entstehen zuerst in der Haut chronisch entzündliche gelbrote bis bräunliche Flecke (L. maculosus), welche sich bald zu stets schmerzlosen derben, über das Niveau der Haut hervorragenden Knötchen (L. tuberosus) oder Knoten (L. nodosus) entwickeln und zuletzt die ganze ergriffene Hautpartie mit ihren knolligen Höckern wie hypertrophiert erscheinen lassen (L. hypertrophicus). Nach einer Zeit sinken die Knoten ein, die Hautdecke reißt ein und blättert in trocknen Schüppchen ab, so daß eine narbig glänzende atrophische Hautstelle zurückbleibt (L. exfoliativus), oder aber die Knoten zerfallen in eine käsig-eiterige Masse und wandeln sich in Geschwüre um, deren Grund ein weiches, schwammiges, leicht blutendes Gewebe bildet (L. excellerans). Die Geschwüre heilen zuweilen unter Hinterlassung derber, weißer Narben, wie sie auch nach Brandwunden zurückbleiben, und dann kann auf den Narben die Entwickelung von Lupusknoten von neuem beginnen (L. exedens). Bisweilen heilt der Prozeß an einer Stelle und schreitet an der andern weiter fort (L. serpiginosus). Auch dieser L. befällt mit Vorliebe Nase, Wangen, Lippen, Ohrmuscheln, seltener die Stirn, dann aber tritt er auch in absteigender Häufigkeit an den Extremitäten (besonders an deren Streckseiten), an den Genitalien, an Rücken, Brust, Unterleib und (vom Gesichtslupus aus) an Kopf, Hals, Schlüsselbeingegend auf. Auch die Schleimhaut der Nase, des Mundes, des Kehlkopfes kann ergriffen werden. Der L. vulgaris ist, seitdem man in den Knoten Riesenzellen und in diesen den Tuberkelbacillus nachwies und man endlich auch durch Infizierung mit Lupusgewebe Tuberkulose hervorrief, als eine lokale Hauttuberkulose aufzufassen. Danach ist auch die Behandlung einzurichten. Man hat Ätzmittel angewendet, doch ist das Ätzen mit dem Höllensteinstift schmerzhaft, weil man letztern tief einbohren muß, um die Tuberkel zu zerstören. Pyrogallussäure wird wie beim L. erythematosus angewendet; die Anwendung des Mittels auf zu ausgedehnten Flächen ist aber gefährlich, weil es infolge seiner reduzierenden Wirkung toxisch wirken kann, auch Hämoglobinurie hervorruft. Bei der Auskratzung mit dem scharfen Löffel besteht die ganz eminente Gefahr der Autoinfektion, da man durch die Verletzungen den Tuberkelbacillen den Eintritt in die Blutbahn erschließt. Jedenfalls darf man Auskratzung oder Skarifikation lupösen Gewebes nur mit nachfolgender Ätzung anwenden, sei es, daß man mit dem Stift ätzt oder das Gewebe kauterisiert (mit Paquelin oder Galvanokauter). Am meisten ist die interstitielle Ätzung nach Besnier zu empfehlen. Man sticht mit einem galvanisch glühend gemachten Platindraht von 0,7 mm Durchmesser in das lupöse Gewebe so tief ein, daß man die Neubildung sicher auch in der Tiefe zerstört, und setzt die einzelnen Stiche 3—5 mm voneinander entfernt, bedeckt sie nach dem Brennen bis zum Abfallen des Schorfes mit Emplastrum Hydrargyri oder mit Sublimatkompressen und setzt das Verfahren in Intervallen von 6—8 Tagen fort, bis das ganze Gebiet bearbeitet ist. Der Schmerz ist beim Brennen heftig, doch berichtet Wolff, daß seine Patienten dabei der Narkose nicht bedurften. Eine sehr böse Komplikation wird zuweilen beobachtet, nämlich die Entwickelung eines Karzinoms auf einem L. — Handelt es sich um kleine lupöse Herde, so findet das von Hoppe empfohlene Radikalverfahren der Ausschneidung der Herde mit Vorteil Anwendung.

3) Lupus syphiliticus (Knotensyphilid) ist eine tertiäre Form der Hautsyphilis, bei welcher wie beim L. vulgaris in der Haut Knoten entstehen, die auch mit der Zeit zerfallen. Die Unterscheidung zwischen Hautsyphilis und Hauttuberkulose ist zuweilen schwer, zumal sogar das eine Leiden das andre komplizieren kann. Die Unterscheidung beider Affektionen voneinander gibt folgende Gesichtspunkte: 1) Der L. vulgaris tritt vor der Pubertät auf, das Knotensyphilid (L. syphiliticus) erst in spätern Jahren, weil erstens die Syphilis erst später erworben wird und das Knotensyphilid erst bei jahrelangem Bestehen der Syphilis auftritt; 2) wird die Syphilis neben dem Knotensyphilid auch noch andre Symptome, die auf die Diagnose hinweisen, hervorgerufen haben; 3) bestehen die Lupusknoten monatelang unverändert, die syphilitischen Knoten zerfallen dagegen schon nach Wochen. 4) Der L. exedens zerstört erst die Haut der Nase und greift die Knochen erst sehr spät an, die Syphilis dagegen beginnt mit Zerstörung des Pflugscharbeins und der Muscheln und geht dann erst auf die Haut über. 5) Die lupösen Geschwüre sind weniger tief als die syphilitischen, bluten leicht und sind weniger schmerzhaft als die letztern. Die Behandlung dieses L. ist natürlich rein antisyphilitisch. Vgl. Behrend, Lehrbuch der Hautkrankheiten (2. Aufl., Berl. 1883); A. Wolff, Lehrbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten (Stuttg. 1893).

Luqué (spr. luké), Stadt in Paraguay, 20 km östlich von Asuncion, an der Bahn Asuncion–Paraguari, hat Handel mit Tabak und Honig und (1879) 8878 Einwohner.

Lurche, soviel wie Amphibien (s. d.).

Lurchfisch, s. Molchfisch.

Lurchfische, s. Fische, S. 477.

Lure (spr. lür'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Obersaône, nahe dem rechten Ufer des Ognon, Knotenpunkt der Ostbahn, hat eine ehemalige Benediktinerabtei (im 7. Jahrh. gegründet), ein Collège, eine Bibliothek, eine Ackerbaukammer, ein Kriegerdenkmal (1870), Maschinenfabrik, Baumwollspinnerei und -Weberei, Handel und (1891) 4742 Einw. L. (deutsch Lüders) gehörte bis 1680 zum Deutschen Reich.

Lure, Montagne de (spr. mongtannj' dö lür'), Bergkette der westlichen Kalkalpen im franz. Depart. Niederalpen, erreicht 1827 m und hat im Mont Ventoux ihre westliche Fortsetzung.

Luren, große, hornartig gekrümmte Blasinstrumente der nordischen Bronzezeit, mit kleinem, flachem Schallbecher. Vgl. »Mémoires de la Société Royale des antiquités du Nord« (Kopenhagen 1892).

Luren (Große Luren), s. Bachtijaren.

Lurgan (spr. lörrgen), Stadt in der irischen Grafschaft Armagh, wohlgebaut, mit Zuchthaus, Markt-

halle, Leinwandfabrikation, Brennereien, Brauereien, Leinwandhandel und (1891) 11,429 Einw.

Luri, Flecken auf der Insel Corsica, Arrond. Bastia, auf der Halbinsel des Cap Corse, hat Antimonbergbau, Zitronenkultur, Korkhandel und (1891) 539 (als Gemeinde 1886) Einw. Nahe dabei ein mittelalterlicher Turm (sogen. Turm des Seneca).

Luristan, Provinz Persiens von unbestimmter Ausdehnung, von Kirmanschahan, Chusistan und der Türkei begrenzt, ist ein gebirgiges, noch wenig bekanntes Hochland am mittlern und obern Kercha. L. im ethnographischen Sinne reicht weiter gegen Südosten als die Provinz L. u. zerfällt in Groß- (Luri-Buzurg) und Klein-L. (Luri-Kutschik). Ersteres ist das Bergland der Stämme der Kuhgelu, Maamaseni und Bachtijaren (s. d.); letzteres, das Gebiet der Feili, liegt zwischen Kirmanschahan und Chusistan und zerfällt in Pisch-i-Kuh und Puscht-i-Kuh (»vor und hinter den Bergen«). Alle diese Stämme sind arischen Ursprungs und zerfallen wieder in voneinander unabhängige und meist sich bekämpfende Tribus und Unterabteilungen, an deren Spitze Häuptlinge stehen. Zwischen den hohen, von NW. nach SO. streichenden Gebirgsketten liegen Hochebenen und fruchtbare, gut bewässerte, mit Walnuß-, Feigen-, Granatbäumen, Weinreben u. dgl. bedeckte Thäler; die Abhänge sind mit Eichen bestanden. Im W. begleitet das Gebirge eine Hügelreihe, die reich an Naphtha, Bitumen und schwefelhaltigen Quellen ist. Die Gipfel sind meist tafelförmig und die Abhänge von zahllosen Wildbächen zerrissen. Neuere Ortschaften von Bedeutung sind außer Chorremabad nicht vorhanden, wohl aber manche interessante Überreste alter Ortschaften. S. Karte »Persien«.

Lurlei (Lorelei, von Lei, altsächs. leia, »Schieferfels«), ein zwischen St. Goar und Oberwesel senkrecht aus dem Rhein aufsteigender und früher den Schiffern gefährlicher Felsen, 132 m hoch (über dem Rhein), seines prachtvollen Echos wegen berühmt. Die Sage von der Zauberin oder Nixe L., welche daselbst ihr Wesen treibt, wurde von Kl. Brentano (»Zu Bacherach am Rheine wohnt eine Zauberin etc.«) um 1800 erfunden, ging dann ins Volk über und ist auch von neuern Dichtern vielfach behandelt und variiert worden, am gelungensten von H. Heine in seinem bekannten Gedicht (komponiert von F. Silcher). Den Felsen selbst erwähnt bereits der mittelhochdeutsche Dichter Marner: »Der Nibelungen Hort liegt in dem Lurlenberge«. Durch denselben führt seit 1861 ein 367 m langer Eisenbahntunnel. Vgl. Leimbach, Die Lorelei-Dichtungen (Wolfenb. 1879).

Luerssen, Christian, Botaniker, geb. 6. Mai 1843 in Bremen, studierte seit 1866 in Jena, habilitierte sich 1872 als Privatdozent in Leipzig, wurde 1881 Kustos des Herbariums daselbst, 1884 Professor an der Forstakademie in Eberswalde und 1888 in Königsberg. Er schrieb: »Über den Einfluß des roten und blauen Lichtes auf die Strömung des Protoplasmas« (Brem. 1868); »Zur Kontroverse über die Einzelligkeit oder Mehrzelligkeit des Pollens der Onagrarieen« (Jena 1868); »Zur Keimungsgeschichte der Osmundaceen« (Leipz. 1871); »Filices Graeffeanae« (das. 1871); »Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Farnsporangien« (das. 1872); »Medizinisch-pharmazeutische Botanik« (das. 1877—82, 2 Bde.); »Grundzüge der Botanik« (das. 1877, 5. Aufl. 1893); »Die Pflanzen der Pharmacopoea germanica« (das. 1883). Auch bearbeitete er die Farne in Rabenhorsts »Kryptogamenflora«, Bd. 3 (Leipz. 1884—89) und die Forstbotanik in Loreys »Handbuch der Forstwissenschaft«, Bd. 1, Abt. 1 (Tübingen 1887—88) und ist neben B. Frank Mitherausgeber der »Bibliotheca botanica« (Kassel 1886 ff., jetzt Stuttg.).

Lurtage, s. Lostage.

Lus (Las, »Ebene«), Küstenprovinz im südöstlichsten Belutschistan, im O. von der britisch-ind. Provinz Sind begrenzt, ein flaches, schlecht bewässertes und wenig fruchtbares Gebiet, 20,000 qkm (363 QM.) groß, mit 60,000 Einw., die Viehzucht und Fischerei treiben. Hauptort ist Bela im Innern, südlich davon der Hafen Sunmiani.

Lus, Stadt, s. Bethel.

Lusa, Fluß im russ. Gouv. Wologda, über 870 km lang, ist von Port Noschulskaja bis zu seiner Mündung in den Jug (System der Dwina), 636 km weit, schiffbar. Auf ihm werden namentlich Getreide, Flachs, Werg und Leinsaat nach Archangel verschifft.

Lusatia (neulat.), soviel wie Lausitz.

Luschai (Lushai), ein Volk, das an der Ostgrenze Bengalens, in Assam und Oberbirma noch wenig bekannte, bewaldete Bergländer bewohnt und in eine große Anzahl von Stämmen zerfällt, die sämtlich unter Häuptlingen militärisch organisiert sind. Diejenigen, welche sich der britischen Herrschaft mehr oder weniger unterworfen haben, werden Kuki genannt. Die Männer sind groß, stark und wohlgebaut, die Weiber ziehen ihre Ohrlappen durch eingeklemmte Holz- oder Elfenbeinscheiben zu wunderbarer Länge. Obgleich die Frauen alle Arbeit verrichten, genießen sie doch eine gewisse Achtung. Die L. sind kühne Jäger, züchten Rinder, Schafe und Schweine und fertigen Baumwollgewebe, flechten Körbe etc. Von jeher haben sie räuberische Einfälle in britisches Gebiet gemacht, wobei die Männer getötet und die Weiber fortgeschleppt wurden; erst 1872 wurden sie unterworfen. Vgl. Lewin, Wild races of South Eastern India (Lond. 1870).

Luschariberg, s. Tarvis.

Luschka, Hubert von, Mediziner, geb. 27. Juli 1820 in Konstanz, gest. 1. März 1875 in Tübingen, erlernte die Pharmazie, studierte seit 1841 in Freiburg und Heidelberg Medizin, ward 1845 Assistent Stromeyers in Freiburg, 1849 Prosektor und außerordentlicher Professor in Tübingen, wo er 1855 die ordentliche Professur der Anatomie erhielt. 1865 wurde ihm der persönliche Adel verliehen. Durch seine »Anatomie des Menschen in Rücksicht auf das Bedürfnis der praktischen Heilkunde« (Tübing. 1862—69, 3 Bde.) löste er die Aufgabe, dem Bedürfnis des Arztes und Chirurgen allseitig zu genügen und die Anatomie mit der klinischen Medizin und der Chirurgie zu verknüpfen. Besonders hat er die topographische Anatomie wesentlich gefördert, wobei ihm die Methode der Fixierung innerer Organe mittels langer Nadeln vor dem Öffnen der Leiche wesentliche Dienste leistete. Auch war er einer der ersten, welche behufs topographisch-anatomischer Forschungen Durchschnitte an gefrornen Leichen machten. Er schrieb: »Die Nerven in der harten Hirnhaut« (Tübing. 1850); »Die Struktur der serösen Häute des Menschen« (das. 1851); »Der Nervus phrenicus des Menschen« (das. 1853); »Die Adergeflechte des menschlichen Gehirns« (das. 1855); »Die Brustorgane des Menschen in ihrer Lage« (das. 1857); »Die Halbgelenke des menschlichen Körpers« (Berl. 1858); »Die Halsrippen und die Ossa suprasternalia« (Wien 1859); »Der Herzbeutel und die Fascia endothoracica« (das. 1859); »Der Hirnanhang und die Steißdrüse des Menschen« (Berl. 1860); »Der Schlund-

kopf des Menschen« (Tübing. 1868); »Der Kehlkopf des Menschen« (das. 1871); »Die Lage der Bauchorgane« (Karlsr. 1873) u. a.

Luschnitz (tschech. Lužnice), rechter Nebenfluß der Moldau, entspringt als Lainsitz bei Karlstift in Niederösterreich, tritt bei Suchenthal nach Böhmen über, durchfließt den Rosenberger Teich, nimmt links die Abflüsse der Wittingauer Teiche, rechts die Nežarka auf, wendet sich bei Tabor nach SW. und mündet, 170 km lang (davon 70 km flößbar), bei Moldautein.

Luscinĭa, die Nachtigall.

Lusen, Berg im Böhmerwald, 12 km nordöstlich von Grafenau, an der böhmisch-bayrischen Grenze, ist 1369 m hoch.

Lusérna, Gemeinde, s. Folgaria.

Lushky, Flecken im russ. Gouv. Tschernigow, Kreis Starodub, mit (1889) 5701 Einw. (Raskolniken), bekannt durch die von hier und Slünka aus im 17. Jahrh. durch den Moskauer Kaufmann Susslow verbreitete sogen. »Lushkowsche Lehre« (s. Raskolniken).

Lusiaden (die, Os Lusiadas), Epos von Camões (s. d.). L., gleichbedeutend mit Lusier oder Lusitaner, bedeutet Lusus-Söhne oder Abkömmlinge des mythischen Stammvaters der Portugiesen Lusus oder Lysos (auch Lysa), der ein Begleiter des Bacchus gewesen sein soll. Der Titel »Die Lusiade« ist eine unberechtigte Analogiebildung nach Iliade etc.

Lusignan (spr. lüsinjáng), Stadt im franz. Depart. Vienne, Arrond. Poitiers, an der Vonne und der Staatsbahnlinie Poitiers-Niort, hat eine Kirche aus dem 11. und 12. Jahrh., Reste des nach der Sage von der Fee Melusine erbauten Schlosses der Grafen von L. (welche auch in Jerusalem und Cypern herrschten) und (1891) 1284 (als Gemeinde 2164) Einw.

Lusignan (spr. lüsinjáng), Guido von, s. Guido 2).

Lusingándo (ital.), in der Musik soviel wie schmeichelnd, sehr zart und ohne Accente vorzutragen.

Lusitanien, altröm. Provinz von Hispanien, umfaßte den südwestlichen Teil des Landes von der Südküste bis nördlich zum Durius (Douro), also die Hauptmasse des jetzigen Portugal sowie Teile von Leon und Spanisch-Estremadura, und grenzte im N. und O. an das tarraconensische Hispanien, im SO. an die Provinz Bätica. Hauptfluß des Landes war der Tagus (Tajo); die Grenze gegen Bätica bildete der Anas (Guadiana). Benannt war die Provinz nach den Lusitanern, einem mächtigen und tapfern iberischen Volke, welches in den fruchtbaren Strichen zu beiden Seiten des Tagus wohnte und unter Führung des Viriathus (s. d.) den Römern lange Zeit hartnäckigen Widerstand leistete. Ihre Hauptstadt war Olisipo (Lissabon). Die übrigen Hauptvölker waren die Vettonen, im NO., und die Keltiker, südlich vom Tagus. Als bedeutende Städte sind noch zu nennen: Pax Julia (Beja), Augusta Emerita (Merida), unter den Römern bedeutender als Olisipo, Norba Cäsarina (Caceres), Salamantica (Salamanca), Scallabis (Santarem) u. a.

Luso, Badeort in Portugal, s. Bussaco.

Lussin (slaw. Lošinj), Insel im Golf von Quarnero, zu Istrien gehörig, südwestlich von der Insel Cherso gelegen, mit der sie durch eine Drehbrücke über den schmalen Kanal von Ossero in Verbindung steht, hat eine Länge von 38, eine durchschnittliche Breite von 2,5 km und eine Fläche von 75 qkm (1,4 QM.). L. wird von einer Bergkette in der Richtung von NW. nach SO. durchzogen, welche im Monte Ossero zu 588 m ansteigt, und zählt (1890) 8766 Einw. (4603 Italiener, 3828 Serbokroaten), welche sich mit Getreide-, Obst-, Wein- und Ölbau, Fischerei, Handel, Schiffahrt sowie mit Schiffbau beschäftigen. Hauptort ist die Stadt Lussinpiccolo, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (welche außer L. auch Cherso, Veglia und einige kleinere Inseln umfaßt), eines Bezirksgerichts und eines Hafen- und Seesanitätskapitanats, hat eine nautische Schule, einen geräumigen Hafen, in welchem 1893: 860 beladene Schiffe von 209,677 Ton. einliefen, Schiffbau, Reederei, Handel und (1890) 4975 Einw. Seit neuester Zeit ist die Stadt klimatischer Kurort (das Klima ist dem von Nizza ähnlich) mit Seebädern (1893: 860 Kurgäste). Südöstlich davon die Stadt Lussingrande, mit altertümlichen Palästen, Villa des Erzherzogs Karl Stephan mit Parkanlagen, Hafen, Schiffbau und (1890) 1852 Einw. Vgl. Gelcich, Die Insel L. (Wien 1887); Grube, Die Insel L. und ihre Meeresfauna (Bresl. 1864).

Lussy, Mathis, Musikschriftsteller, geb. 8. April 1828 zu Stans in der Schweiz, erhielt seine erste musikalische Ausbildung durch den dortigen Organisten Businger und später auf dem Seminar zu St. Urban; 1847 kam er nach Paris, um Medizin zu studieren, ging aber bald ganz zur Musik über und wurde in der Folge ein geschätzter Lehrer. Seine Hauptschriften sind: »Exercices de mécanisme à composer, à écrire et à exécuter« (1863); »Traité de l'expression musicale« (1873, 6. Aufl. 1892; deutsch, Leipz. 1886), der erste Versuch, für den musikalischen Vortrag allgemein gültige Normen zu finden; die von der Akademie preisgekrönte, aber wertlose »Histoire de la notation musicale« (mit Ernst David, 1882) und »Le rythme musical« (Abdruck eines Kapitel des »Traité«, 1883, 2. Aufl. 1884).

Lust heißt die der Unlust entgegengesetzte, nicht weiter definierbare Modifikation des Gefühls (s. d.). Entgegen der durch Sokrates und neuerdings durch Schopenhauer ausgesprochenen Ansicht, daß zwar die Unlust ein selbständiger, unabhängig von der L. möglicher Zustand der Seele sei, letztere aber lediglich in der Verminderung oder dem Verschwinden einer vorhandenen Unlust bestehe, halten die meisten neuern Psychologen L. und Unlust für gleich ursprüngliche und aufeinander nicht zurückführbare Zustände. Beide sind immer an bestimmte Empfindungen und Vorstellungen geknüpft (worauf z. B. die Unterscheidung sinnlicher und geistiger L. und Unlust beruht); während nun aber nach Locke, Leibniz und Wolff L. und Unlust selbst Vorstellungen sind, indem sie in der dunkeln oder verworrenen Erkenntnis des Nützlichen und Schädlichen, bez. des Vollkommenen und Unvollkommenen bestehen, unterschied Kant beide scharf als Äußerungen des Gefühlsvermögens von den Erzeugnissen des Erkenntnisvermögens, und seitdem erkennt die Psychologie allgemein L. und Unlust als eigenartige (von den Vorstellungen wesentlich verschiedene) seelische Erscheinungen an. Es bleibt die Frage noch offen, in welchem ursachlichen Zusammenhange die Gefühle und Vorstellungen stehen. In dieser Hinsicht nimmt Herbart an, daß L. und Unlust aus der Wechselwirkung (Förderung und Hemmung) der Vorstellungen entspringen; nach Horwicz bildet dagegen umgekehrt das Gefühl den Ausgangspunkt und die Grundlage für die Entwickelung der Empfindungen und Vorstellungen; nach Schopenhauer und v. Hartmann wurzelt das Gefühl im Willen, dessen Hemmung Unlust, dessen Befriedigung L. hervorbringt; nach Wundt ist das

Gefühl durch die »Reaktion der Apperzeption (s. d.) auf die sinnliche Erregung« bedingt, eine Ansicht, die in ihren Folgerungen mit der ältern Lehre übereinkommt, daß das Gefühl auf der Rückwirkung der Seele oder des Ichs gegen die Empfindungen und Vorstellungen beruhe. Dieselbe läßt das Gefühl als einen im Vergleich zu den Vorstellungen mehr zentralen Vorgang erscheinen und macht sowohl die Abhängigkeit desselben vom jeweiligen Zustand der Seele oder des Subjekts (je nach der verschiedenen Verfassung des letztern muß auch die Reaktion auf denselben Vorstellungsinhalt verschieden ausfallen) als auch den innigen Zusammenhang zwischen Fühlen und Wollen begreiflich, da ja auch der Wille eine Form der Apperzeption ist. Als die leibliche Grundlage des Gefühls betrachtet daher Wundt den zentralen physiologischen Prozeß, der zu der von den Sinnesorganen ausgehenden Erregung hinzukommen muß, wenn sich die Thätigkeit des Bewußtseins ihr zuwenden soll. Daß eine solche Grundlage existiert, beweisen auch die physischen Rückwirkungen der L. und Unlust. Nach Lehmann sind »lustbetonte Zustände jeglicher Art begleitet von Gefäßerweiterung an der Oberfläche des Körpers, erhöhter Innervation der willkürlichen Muskeln und wahrscheinlich von Vergrößerung des Umfangs der Herzbewegungen; unlustbetonte von Gefäßverengerung an der Körperoberfläche, Innervationsstörungen der willkürlichen und der organischen Muskeln und wahrscheinlich gewöhnlich von Gefäßerschlaffungen im Innern in Verbindung mit Verminderung des Umfangs der Herzkontraktionen«. Über die objektiven Unterschiede der L. und Unlust bewirkenden Reize sind sehr mannigfache, durchweg unsichere Hypothesen aufgestellt worden. So nahe es liegt, L. und Unlust als die natürlichen Zeichen der Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer äußern Einwirkung für den empfindenden Organismus aufzufassen, so ist doch diese Anschauung wegen der zahlreichen Ausnahmen zum mindesten dahin zu modifizieren, daß immer nur die unmittelbare Förderung der Lebensthätigkeit (der vielleicht eine Schädigung nachfolgt) durch das Lustgefühl angezeigt wird und umgekehrt. Nach einer andern Annahme beruhen L. und Unlust auf dem Einklang oder dem Widerstreit des Reizes mit den Bedingungen der Erregbarkeit der Nerven, nach einer dritten auf dem Überschuß der positiven Molekulararbeit im Nervenprozeß über die negative, bez. dieser über jene. Vgl. außer den Lehrbüchern der Psychologie: Bouillier, Du plaisir et de la douleur (4. Aufl., Par. 1891); Dumont, Vergnügen und Schmerz (Leipz. 1876).

Lustbarkeiten, öffentliche, wie Schau- u. Vorstellungen, Musikaufführungen, bei denen kein höheres künstlerisches Interesse obwaltet, Tanzmusiken 2c., unterliegen allenthalben teils sitten-, teils gewerbepolizeilichen Beschränkungen, insbes. soweit es sich um Darbietungen im Umherziehen handelt. Die deutsche Reichsgewerbeordnung enthält hierüber zahlreiche Vorschriften. Auch sind solche Lustbarkeiten, wie besonders Abhaltung von Tanzmusiken und andre dergleichen öffentliche Vergnügungen, Gegenstand von Luxussteuern, sei es zu gunsten des Staates oder, was häufiger ist, zu gunsten der Gemeinde und vornehmlich der Armenkassen.

Lustenau, Dorf in Vorarlberg, Bezirksh. Feldkirch, am Rhein und an der Staatsbahnlinie Bregenz–St. Margarethen, Hauptsitz der Vorarlberger Stickerei-Industrie, mit (1890) 5054 Einw.

Lüster, geköpertes Gewebe von verschiedener Feinheit, mit Kette aus baumwollenem Garn und Schuß aus Alpaka- oder Mohairgarn (Lüstergarn). Kette und Schuß haben verschiedene Farbennüancen, und zwar ist erstere stets dunkler gefärbt. Durch diese Zusammensetzung bildet sich eine schillernde oder changierende Farbe. Das Gewebe ist glatt oder besitzt damastartige Blumen und andre kleine Muster, auch kommt es quadrilliert und chiniert vor. Schwere Sorten heißen Doppellüster. Lustrines heißen gewisse seidene oder kammgarnene, gemusterte oder geblümte Gewebe mit stark glänzender Kette. — L. nennt man auch den äußerst dünnen, glänzenden Anflug auf Porzellan, Fayence oder Glas, der zu dekorativen Zwecken in verschiedenen Farben (rötlich, gelb, rot, grau) aus Metallpräparaten dargestellt wird. Goldlüster, weniger glänzend als Glanzvergoldung, erhält man durch Auftragen und Einbrennen einer Mischung von Knallgold und Schwefelbalsam, er dient besonders zum Überziehen ganzer Flächen; der zarteste Goldlüster, der Burgoslüster, färbt die Glasur rosa, ist vollständig metallglänzend und so dünn, daß Druck und Malerei, welche man vorher auf dem Geschirr angebracht hat, durchschimmern. Silberlüster erhält man durch Aufbrennen von Silberpräparaten unter Einwirkung reduzierender Dämpfe, er ist gelb und gibt auf blauem Grunde den schönen grünen Kantharidenlüster. Kupferlüster ist dem Burgoslüster ähnlich und kommt besonders auf gewöhnlicher spanischer Fayence, auch auf Majolika vor. Wird Geschirr mit Bleiglasur beim Brennen reduzierenden Dämpfen ausgesetzt, so entsteht der glänzende, in Regenbogenfarben spielende Bleilüster, welcher besonders schön bei Gegenwart von Chlorsilber in der Glasur erscheint. Wismutlüster gibt mit Glanzgold schönen Kupferlüster mit goldig kupferfarbenem Reflex, mit mehr Wismut einen blauvioletten spiegelnden Überzug, mit überwiegendem Gold in starker Verdünnung einen rosenroten und mit überwiegendem Wismut einen blauen Überzug. Gute L. geben auch die Niederschläge, welche Harzseife in Metallsalzlösungen erzeugt. Wird blei- und silberhaltiges Glas in reduzierenden Gasen erhitzt, so erscheint es im durchfallenden Licht gelb, im reflektierten weiß oder gelb metallisch glänzend. Über die fälschlich L. genannte Salzglasur s. Glasur.

Lüstergarn, Wollgarn aus grober, langer, schlichter, aber stark glänzender Kammwolle.

Lüstersteine, s. Glaskorallen.

Lustfeuerwerkerei, s. Feuerwerkerei.

Lustgas, soviel wie Stickstoffoxydul.

Lustiger Rat, soviel wie Hofnarr.

Lustige Sieben, Hasardspiel mit zwei Würfeln und nebenstehender Tafel (»Teppich«). Die Pointeure setzen auf die einzelnen Ziffern, der Bankier würfelt und zahlt der gefallenen Nummer den doppelten, den mit ihr in gleicher Längsreihe stehenden Nummern den einfachen Satz, das übrige streicht er ein. Die 7 ist sein Refait; wenn diese fällt, zahlt er den etwa daraufstehenden Satz dreifach, kassiert aber sämtliche andern Sätze.

7	
2	3
4	5
6	8
9	10
11	12

Lustmord bedeutet im engsten und eigentlichsten Sinne diejenigen Fälle vorsätzlicher Tötung, in welchen der Thäter nur durch die Tötung und Verstümmelung des Opfers (an den Geschlechtsteilen, den Brüsten u. s. w.) volle Befriedigung des Geschlechtstriebes findet. Die psychiatrische Untersuchung dieser in

jüngster Zeit sich mehrenden Fälle ist noch nicht abgeschlossen. Man bezeichnet aber als L. weiter auch noch diejenigen Fälle, in welchen der Thäter das Opfer infolge plötzlich ausbrechender tierischer Wut, oder um den Widerstand zu brechen, oder um den Hauptzeugen der That zu beseitigen, ums Leben bringt. Hier pflegen die typischen, schon von P. J. Anselm Feuerbach beschriebenen Verletzungen zu fehlen.

Lustration, bei den alten Römern Bezeichnung der feierlichen Reinigungen und Sühnungen, die einen wichtigen Teil ihres religiösen Kultus ausmachten, aber auch sonst bei verunreinigenden Veranlassungen, wie Blutvergießen, Wochenbett, Berührung eines Toten etc., nötig waren. Vgl. Lustrum.

Lustre (franz., spr. lüstr'), Glanz, Schimmer (vgl. Lüster); großer Kronleuchter.

Lüstrieren, Appreturverfahren, welches Garnfäden eine glatte, glänzende Oberfläche nebst Weichheit verleiht und im Tränken der Garne mit schwach klebenden Flüssigkeiten (am geeignetsten Dextrin- oder Gummilösung oder dünner Stärkekleister mit und ohne Seife) und nachheriger streichender Behandlung mit Bürsten besteht.

Lüstriermaschine, s. Färberei, S. 193.

Lustrines (franz., spr. lüstrin'), s. Lüster.

Lustrum (lat.), das feierliche Sühn- und Reinigungsopfer, das im alten Rom am Schluß des Zensus für das gesamte Volk dargebracht wurde. Die Opfertiere, ein Schwein (sus), Schaf (ovis) und Stier (taurus), daher die Benennung Suovetaurilia, wurden dreimal um das auf dem Marsfeld versammelte Volk herumgeführt und dann geopfert. Weil das L. mit dem Zensus in der Regel alle fünf Jahre wiederkehrte, so bekam das Wort L. überhaupt die Bedeutung eines fünfjährigen Zeitraums.

Lustseuche, s. Syphilis.

Lustspiel, s. Komödie.

Luststoffe, s. Duft- u. Riechstoffe.

Lusus (Ludus) **Helmontii**, soviel wie Mergelkonkretion, s. Konkretionen.

Lusus naturae (lat.), Naturspiel (s. d.).

Luszczewska (spr. luschtschéfska), Jadwiga, unter dem Namen Deotyma bekannte poln. Dichterin, geboren im Oktober 1830 in Warschau, genoß eine sorgfältige Erziehung im Hause ihrer hochgebildeten Eltern (ihr Vater war Staatsrat) und erregte schon in jüngern Jahren durch ihr Improvisationstalent Aufsehen. Später wandte sie sich mit vielem Glück der poetischen Erzählung und der Epopöe zu. Ihre Gedichte erschienen zum Teil in Sammlungen, als »Improwizacye i poezye« (Warsch. 1854 u. 1858, 2 Bde.) und »Polska w pieśni« (»Polen im Liede«, das. 1859—87). Durch poetische Sprache zeichnen sich auch ihre Erzählungen: »Na rozdrożu« (»Am Scheideweg«, 1876), »Kryż nad otchlanią« (»Das Kreuz über dem Abgrund«, 1878), »Zwierciadlana zagadka« (1879) und »Branki w jasyrze« (1890) aus.

Lut, Wüste, s. Kirman.

Luta Nzige, fälschlich für Muta Nsige, s. Albert-Edward-See.

Lutatius, Name eines röm. plebejischen Geschlechts, welchem Cajus L. Catulus, Konsul 242 v. Chr., der Sieger bei den Ägatischen Inseln, Quintus L. Catulus, Kollege des Marius im Konsulat 102, und dessen Sohn Quintus L. Catulus Capitolinus, Konsul 78, angehören. S. Catulus.

Lutchen (Lutki), besonders in der Mark Brandenburg gebrauchte Volksbezeichnung für die meist in der Erde wohnend gedachten »kleinen Leute« oder Zwerge; daher Lutchenberge (prähistorische Gräber), Lutchentöpfe (Begräbnisurnen) etc.

Lutécienne (franz., spr. lütesjénn'), roter Teerfarbstoff, ein Gemenge von Dibromdinitrofluoresceïn mit Di- und Tetranitrofluoresceïn.

Luteïn, der gelbe Farbstoff des Eidotters, des Blutplasmas, Blutserums, der mit dem Farbstoff der Maiskörner, mancher Blüten und Staubfäden identisch sein soll.

Luteolīn, Farbstoff des Waus (Reseda luteola), scheidet sich aus dem konzentrierten alkoholischen Auszug desselben aus, bildet kleine gelbe, seidenglänzende Kristalle, ist geruchlos, schmeckt schwach bitter, herb, löst sich sehr schwer in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 320° unter teilweiser Zersetzung und verbindet sich mit Basen.

Lutero, Giovanni di Niccolò, s. Dosso Dossi.

Lutetia Parisiorum, Stadt, s. Paris.

Lutēva, s. Lodève.

Lütgendortmund, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Dortmund, Knotenpunkt der Linien Ruhrort-Holzwickede und L.-Rangierbahnhof Dortmund der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Steinkohlenbergbau, Ziegelbrennerei, ein Sägewerk und (1890) 7139 Einw.

Luthardt, Christoph Ernst, luther. Theolog, geb. 22. März 1823 zu Maroldsweisach in Unterfranken, widmete sich in Erlangen dem Studium der Theologie, ward 1847 Gymnasiallehrer zu München, 1851 Dozent zu Erlangen, 1854 außerordentlicher Professor zu Marburg und 1856 ordentlicher Professor der Theologie zu Leipzig, wo er 1865 den Titel eines Konsistorialrats und 1887 den eines Geheimen Kirchenrats erhielt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Das Johanneische Evangelium« (Nürnb. 1852—53; 2. Aufl. 1875—76, 2 Bde.); »Die Lehre von den letzten Dingen« (Leipz. 1861, 3. Aufl. 1885); »Die Lehre vom freien Willen« (das. 1863); »Kompendium der Dogmatik« (das. 1865, 9. Aufl. 1893); »Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christentums« (das. 1864, 11. Aufl. 1889); »Die Ethik Luthers in ihren Grundzügen« (das. 1867, 2. Aufl. 1875); »Der Johanneische Ursprung des vierten Evangeliums« (das. 1874); »Gesammelte Vorträge verschiedenen Inhalts« (das. 1876); »Die Ethik des Aristoteles« (das. 1876); »Die modernen Weltanschauungen u. ihre praktischen Konsequenzen« (das. 1880, 3. Aufl. 1891); »Die antike Ethik« (das. 1887); »Geschichte der christlichen Ethik« (das. 1888—93, 2 Bde.); »Zur Einführung in das akademische Leben und Studium der Theologie« (das. 1892); die Kommentare zum Johannesevangelium und der Apostelgeschichte, zum Römerbrief und den drei Johanneischen Briefen (mit Zöckler, Nördling. 1886, 1887 u. 1888; 2. Aufl., Münch. 1894—95) und zwölf Predigtsammlungen. Seit 1868 gibt er die »Allgemeine lutherische Kirchenzeitung« heraus. Eine Selbstbiographie erschien unter dem Titel »Erinnerungen aus vergangenen Tagen« (Leipz. 1889, 2. Aufl. 1891).

Luther, Martin (geb. 10. Nov. 1483 in Eisleben, gest. das. 18. Febr. 1546), der Reformator Deutschlands, aus dessen reichem Herzen noch heute eine Fülle des Segens strömt, weil er »dem gemeinsamen Grund aller deutschen Bekenntnisse, unsrer tapfern, frommen, ehrlichen Innerlichkeit, so gewaltigen Ausdruck gegeben hat«. Seine Vorfahren gehörten dem freien Bauernstand an. Die Sitte der Erbteilung trieb seinen Vater Hans L. (gest. 1530) von Möhra bei Eisenach

in das Mansfeldische, wo er dem Bergbau oblag. In dem Städtchen Mansfeld, unweit Eisleben, verlebte L. seine Jugend, von Vater und Mutter (Margarete Ziegler, gest. 1531) fromm und streng, ja hart erzogen. 1497 wurde er nach Magdeburg, 1499 nach Eisenach zur Schule geschickt, an beiden Orten darauf angewiesen, sein Brot durch Kurrendesingen zu erwerben, bis er im Hause der trefflichen Frau Ursula Cotta (gest. 1511) eine Unterkunft fand. Seine Gaben entfalteten sich jetzt kräftig, und als er 1501 die Universität Erfurt bezog, unterstützte ihn auch sein Vater, nach dessen Wünschen er Rechtsgelehrter werden sollte, »vom Segen seines löblichen Berguts«. Nach damaliger Sitte begann L., ehe er sich der Brotwissenschaft zuwandte, mit Studien allgemeiner Art, eignete sich rasch die nötigen Bedingungen der Disputierkunst an, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, behielt jedoch auch für alle Zeit einen Hang zur Rechthaberei. Zugleich lernte er die lateinischen Klassiker kennen und trat in nahe Beziehungen zu den Vertretern des in Erfurt blühenden Humanismus, wie Crotus Rubianus und Johannes Lang. Er erwarb sich 1502 das Bakkalaureat, 1505 die Magisterwürde; aber zu einer ernsten Beschäftigung mit der Bibel, die er damals zuerst auf der Universitätsbibliothek kennen lernte, kam es noch nicht.

Ein »Schrecken vom Himmel«, der ihn bei Gelegenheit eines Gewitters 2. Juli 1505 überfiel, brachte einen keimenden Entschluß zur Reife. Er trat, nachdem er noch einmal seine Freunde bei Saitenspiel und Becherklang um sich gehabt, zu deren größter Überraschung 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt, legte das Gelübde ab und empfing 2. Mai 1507 die Priesterweihe. Erst bei dieser Gelegenheit sah er seinen Vater wieder. Nur allmählich und widerstrebend fand sich der alte Luther in den Schritt, den sein Sohn gethan. Dieser hatte einstweilen im Kloster Gelegenheit gehabt, recht »fromm« zu werden, wonach schon längst sein Sinn gestanden. Aber die ersehnte Ruhe stellte sich nicht bei ihm ein, geschweige denn das Bewußtsein eines hohen Verdienstes. Zwar warf er sich in der Angst vor dem Zorn Gottes mit leidenschaftlicher Hingebung in ein Leben voll Entsagung, Pein und Buße, und anfangs ist ihm auch kein niederer Dienst erspart geblieben, während er gleichzeitig seine Studien mit dem entschlossensten Eifer wieder aufnahm. In der Einsamkeit seiner Zelle aber durchlebte L. Momente tiefer Schwermut und Verzweiflung. Den Faden, der ihn endlich zum Licht emporleitete, legte ihm ein alter Klosterbruder in die Hand, der ihn einfach auf den Artikel von der Sündenvergebung verwies. Auch der Ordensprovinzial Staupitz (s. d.) half dem erwachenden Bewußtsein von der Gnade nach. Dazu kam, daß das Studium der Schrift allmählich über die scholastische Theologie, die L. in ihrer nominalistischen Gestalt erfaßt hatte, den Sieg davontrug. Sein ganzes späteres Sein und Wirken ruht auf diesem innern Prozeß, in dem sich sein Verhältnis zu Gott festgestellt hat, und was er so errungen, sollte er auch nicht lange für sich allein besitzen. Es war Staupitz, der ihn 1508 an die neue Universität nach Wittenberg brachte. Hier las er zuerst über Aristoteles, ward dann 1509 biblischer Bakkalaureus und im Oktober 1512 Doktor der Theologie, nachdem er wahrscheinlich vom Herbst 1509 bis Ostern 1511 wieder in Erfurt gewirkt und im Spätjahr 1511 im Auftrag des Augustinerordens eine Reise nach Rom gemacht hatte. Aber keineswegs regte sich, wie in Hutten, in ihm der Gedanke, Rom zu bekämpfen. Dazu war er nach seinem eignen Geständnis »noch zu jung«. Zu Anfang 1512 kehrte er als treuer Sohn der Kirche nach Deutschland zurück und bewahrte die Verehrung für die römische Kirche, den Glauben an ihre unbedingte Autorität noch lange, als er bereits sachlich in Widerspruch mit derselben getreten war. Fortgesetzte Studien in den Paulinischen Briefen, über welche er jetzt als Doktor der Theologie auch Vorlesungen hielt, außerdem aber auch in den Schriften Augustins, Taulers und Gansforts (s. Wessel) sowie in der »deutschen Theologie« hatten schon um 1516 seinem theologischen Bewußtsein jenes eigentümliche, ausschließlich auf die nur dem Glauben sich darbietende, unverdiente Gnade Gottes in Christus konzentrierte Gepräge gegeben, welches ihm alle Prämissen zu seiner reformatorischen Wirksamkeit lieferte. Schon jetzt predigte er nicht bloß in der Klosterkirche, sondern auch in der städtischen Pfarrkirche in dieser Richtung, die er, 1515 zum Distriktsvikar der Augustinerkonvente in Meißen und Thüringen erwählt, auch seinem Orden mitzuteilen suchte, daher der letztere im Streit mit Tezel alsbald auf seine Seite trat.

Es war der von Tezel (s. d.) auf die Spitze getriebene Mißbrauch des Ablasses (s. d.), welcher L. auf das Kampffeld rief. Während der Ablaßkrämer in unmittelbarer Nähe Wittenbergs, in Jüterbog, seine Bude aufgeschlagen hatte, feierte man 1. Nov. 1517 die Kirchweihe der Schloßkirche zu Wittenberg. Es war Sitte, solche Tage auch durch Publikationen zu verherrlichen, die an der Kirchthür angeschlagen wurden. So that am Vorabend des Festes L. Der einfache Inhalt seiner 95 Thesen läuft hinaus auf die Unterscheidung des Begriffs der Buße im biblischen Sinn als eines innern, sittlichen Vorganges von dem kirchlichen System der Leistungen und Garantien. Der Erfolg der Thesen überraschte ihn selbst. »Dieselben liefen schier in 14 Tagen durch ganz Deutschland, denn alle Welt klagte über den Ablaß.« Schon mit Beginn des Jahres 1518 ruft der Zensor aller im römischen Gebiet erscheinenden Bücher, Sylvester Prierias, die unbedingte Autorität des Papstes gegen Luthers Sätze ins Feld. Jetzt richtete sich L. auf die bisher ungeahnte Eventualität ein, zum Ketzer gestempelt zu werden. Am 26. April verteidigte er in Heidelberg, wohin ihn ein Augustinerkonvent geführt hatte, die Hauptsätze des Augustinismus. Im August erfolgte die Citation nach Rom. Statt dessen kam es aber nur 13.—15. Okt. zu einem Gespräch mit dem päpstlichen Legaten Cajetan (s. d.) in Augsburg, wobei L. den von ihm geforderten einfachen Widerruf verweigerte, dafür aber sich berief »vom übel berichteten Papst auf den besser zu berichtenden«. Eine Appellation an ein Konzil folgte im November von Wittenberg aus nach. Gleichwohl vermochte ihn im Januar 1519 der päpstliche Kammerherr Karl v. Miltitz in Altenburg zu einer Art von Waffenstillstand zu bewegen. Diesen hat zuerst der päpstliche Theolog Johannes Eck (s. d.) gebrochen, welcher schon seit einem Jahr in einer litterarischen Fehde mit Karlstadt (s. d. 1) begriffen war. So wurde nun vom 27. Juni bis 16. Juli zu Leipzig disputiert, zwischen Eck und Karlstadt über die Lehre vom freien Willen, zwischen Eck und L. über den Primat des Papstes, und erst aus diesem scholastischen Streit ist der volle Gegensatz der kirchlichen Prinzipien erwachsen. L. nahm in Leipzig die ihm von Eck aufgedrängte Solidarität mit der Sache von Johann Huß wenigstens teilweise an und

behauptete, daß selbst ein großes Konzil wie das Konstanzer irren könne. Damit war der Bruch mit dem katholischen Kirchenwesen im Grundsatz erfolgt; kühn schritt nun L. fort zur Lehre vom Priestertum aller Gläubigen, von der christlichen Freiheit, vom Rechte der christlichen Subjektivität. Eine ungemein fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit hatte er schon im Jahr zuvor begonnen und setzte sie unermüdlich fort. Unter den neuen Forderungen erscheint jetzt auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt für die Laien. Daß die Kirche notwendig ein irdisches Haupt haben müsse, ward in der Schrift »Von dem Papsttum zu Rom« 1520 geleugnet, während L. gleichzeitig auch mit so entschiedenen Feinden Roms wie Hutten in Verbindung trat. Da erschien die päpstliche Bannbulle vom 15. Juni. Gleichzeitig hatte aber auch L. die gesamte Tragweite der neuen Ideen, die ihn erfüllten, entwickelt und alle Folgerungen aus dem neuen Prinzip öffentlich vorgetragen in den schon im Sommer erschienenen großen reformatorischen Schriften: »An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung« und »Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche«. Dazu kam jetzt noch der Traktat »Von der Freiheit eines Christenmenschen« als Gegengabe auf die Bannbulle, welche er 10. Dez. nebst den päpstlichen Dekretalen einem vor dem Elsterthor zu Wittenberg angezündeten Feuer übergab. Von jenen drei Hauptschriften aber ruft die erste die Christenheit zum Kampf wider die Anmaßungen des Papstes und des Standes, welcher allein für den geistlichen gehalten sein will; die zweite zerstört die geistlichen Bande, womit jener Stand mit seinen Gnadenmitteln die Seelen knechtet; die dritte weist in dem unmittelbaren Verhältnis, in welchem der an Christus Gläubige zu Gott steht, den tiefsten Grund seiner Ruhe und Seligkeit nach. Eine Schrift: »Wider die Bulle des Endchrists«, schließt die schriftstellerische Wirksamkeit für dieses Entscheidungsjahr ab, und eine ausführliche Widerlegung der Bulle leitet die Ereignisse von 1521 ein: die Vorladung vor Kaiser und Reich, die Abreise von Wittenberg 2. April, Ankunft in Worms 16. April, sein zweimaliges Erscheinen vor dem Reichstag, 17. und 18. April, endigend mit mutiger Ablehnung des geforderten Widerrufs. »Gott helf' mir!« rief er noch im Reichstag; »ich bin hindurch!«, als er wieder in der Herberge ankam. Am 26. April verließ er Worms; 4. Mai wurde er auf Veranstalten seines bisherigen Beschützers, des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen, von verkappten Reitern überfallen und auf die Wartburg geführt wo er, für die Welt nicht mehr existierend, als »Junker Georg« bis 1. März 1522 lebte. Die Reichsacht war 26. Mai 1521 über ihn ausgesprochen worden. Er aber überraschte von seinem unbekannten »Patmos« aus die Welt mit neuen Flugschriften, belehrte über das Wesen der Beichte, eiferte gegen Privatmessen, geistliche und Klostergelübde, schrieb seine »Deutsche Postille« und begann im Dezember 1521 die deutsche Bibelübersetzung. Einstweilen war in Wittenberg Karlstadt als praktischer Reformator aufgetreten; wie er gegen den Cölibat, so eiferten reformfreundliche Ordensgenossen Luthers, nachdem sie das Augustinerkloster verlassen hatten, Gabriel Didymus an der Spitze, gegen das Meßopfer. Das Spätjahr brachte mit andern Neuerungen auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, ganz zuletzt aber auch die Zwickauer Propheten; Karlstadt wurde zuerst mit fortgerissen, Melanchthon, seit August 1518 Luthers Kollege, schwankte; dem Kurfürsten wuchsen die Dinge über den Kopf. Im Februar 1522 kam es zum Bildersturm.

Da brach L., jeglichem Radikalismus feind, eigenmächtig von der Wartburg auf, traf 6. März in Wittenberg ein und beschwor den Sturm, acht Tage lang predigend, von der Kanzel aus. Seitdem war er unbedingt Herr der Lage, die Fanatiker räumten das Feld. Neuerdings wurde die Sache der Reformation durch die Erhebung Sickingens und der Reichsritterschaft 1522 gefährdet, die, obwohl sie in ihrer eignen Sache das Schwert zogen, sich doch den Schein gaben, als wollten sie »dem Evangelio eine Öffnung machen«. L. hatte sich aber dem ihm sonst befreundeten Sickingen, der 1523 den Tod fand, nicht angeschlossen. Er entwickelte jetzt jene mit der innern Freiheit beginnende, nach außen nur allmählich, aber sicher fortschreitende reformatorische Thätigkeit, welche im Lauf der 20er Jahre zuerst Gottesdienst, Kirchenlied und Sakramentsfeier, bald auch Schule und Kirchenverfassung umfaßte und so bezeichnend ist für seine Weise im Gegensatz zu der Reformation in der Schweiz. Hierher gehören seine Schriften: »Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde« (1523); »Formula missae« (1523); »Greuel der Stillmesse« (1524); der »Aufruf an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte in deutschen Landen« (1524) und das erste »Deutsche Gesangbuch« (1524). Die wertvollste Gabe an das Volk aber war und blieb die deutsche Bibel: das Neue Testament war schon 1522, das Alte 1534 vollendet. Sein Streit mit den Papisten, der ihm 1522 auch zu einer groben Schrift gegen Heinrich VIII. von England Veranlassung gegeben, trug ihm schließlich die Feindschaft des Erasmus (s. d.) ein, gegen dessen Schrift »De libero arbitrio« (1524) L. im Sinne strengster Prädestination sein Werk »De servo arbitrio« im Dezember 1525 verfaßte. Dasselbe Jahr 1525 brachte mit dem Bauernkrieg auch gänzlichen Bruch mit Karlstadt, der Partei Münzers und der Wiedertäufer. Im Januar erschien die Schrift »Wider die himmlischen Propheten«, konservativ in Sachen der Bilderfrage und des Abendmahldogmas, hinsichtlich dessen schon damals der Gegensatz zwischen ihm einerseits, Karlstadt und den Schweizern anderseits zu Tage trat. Dem Bauernaufstand hat er im Thüringischen die eigne Person, aber auch zwei Schriften entgegengestellt: »Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel« und, als dies nichts half, »Wider die räuberischen und mörderischen Bauern«. Nachdem er schon 1524 die Mönchskutte abgelegt, trat er 13. Juni 1525 in die Ehe mit der ehemaligen Nonne Katharina v. Bora (s. d.).

In den nächsten Jahren gestaltete sich nun unter Luthers unmittelbarem Einfluß in fester und dauerhafter Weise die Organisation der neuen Kirche in Sachsen: zunächst der Kultus durch seine »Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes« (1526); dann war er vom Oktober 1528 bis Januar 1530 persönlich bei dem Werk der Kirchenvisitation thätig, durch welche die neue Kirche erst recht in die Erscheinung trat; zwischen hinein erschienen im Januar 1529 der »Große« und einige Monate später der »Kleine Katechismus«, ein Werk, das im Verein mit Luthers Liedern (»Ein' feste Burg«, ꝛc.) die Grundlage der protestantischen Volkserziehung für Jahrhunderte geworden ist. Dasselbe Jahr brachte auch den definitiven Bruch mit den Schweizern. Nicht bloß die bekannte Differenz bezüglich des Abendmahls, dessen Bedeutung und Wert sich L.

nur mit Hilfe von aus der katholischen Scholastik überkommenen Vorstellungsformen gegenständlich machen konnte, trieb dazu; L. betrachtete auch voller Mißtrauen den umfassenden Plan, welchen Zwingli und der Landgraf von Hessen zur Vernichtung des Papsttums und des katholischen Kaisertums vermittelst einer gemeinsamen Aktion aller reformatorischen Kräfte entworfen hatten. Gleichzeitig verwarf er die Idee des bewaffneten Widerstandes u. vollzog auf dem Religionsgespräch zu Marburg (1.—4. Okt. 1529) mit eigner Hand den verhängnisvollen Riß zwischen den sächsischen und der süddeutsch-schweizerischen Reformation. »Es sind keine Leute auf dem Erdreich, mit denen ich lieber wollte Eins sagen, denn mit den Wittenbergern«, sagte Zwingli. »Ihr habt einen andern Geist als wir«, entgegnete L., indem er dem reformatorischen Rivalen nur diejenige Liebe zu gewähren sich herbeiließ, die man auch den Feinden schuldig sei.

So kam es, daß schon auf dem Augsburger Reichstag 1530 die sächsischen und die oberdeutschen Stände mit getrenntem Bekenntnis auftraten. L. selbst durfte als Geächteter dort nicht erscheinen, sondern brachte die Zeit auf der Feste Koburg zu, wo er nicht bloß eine wunderbare schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, sondern auch selbst durch Rat und Trost aller Art in den mühseligen Gang der Verhandlungen zu Augsburg eingriff. Aber die leitende Rolle teilte er in den endlosen theologischen, kirchlichen u. politischen Verhandlungen der noch folgenden 15 Jahre seines Lebens nicht bloß mit den Fürsten und Staatsmännern, welche sich der neuen Kirche zugewandt hatten, sondern auch mit Theologen, wie Melanchthon (s. d.). Wenn letzterer sich den Reformierten gegenüber durch thunlichste Ermäßigung der Zumutungen, die L. an sie stellte, wirkliche Verdienste erwarb, so war es doch wieder L., der manche üble Folgen dieser Nachgiebigkeit, wo Melanchthon sie auch den römischen Versuchen gegenüber bewies, abwehrte und den Fortbestand der evangelischen Freiheit wahrte. In diesem Geist schrieb L. 1537 die Schmalkaldischen Artikel, lehnte 1541 die Vermittelungsvorschläge von Regensburg und 1545 die Teilnahme am Tridentiner Konzil ab. Schweren Verdruß verursachte ihm die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen, die er aber selbst in einem geheimen Beichtrat als geringeres Übel im Vergleich zur Hurerei gestattet hatte (1539). In diesem Handel zeigte sich L. von seiner schwächsten Seite. Nicht genug, daß er auf der Eisenacher Konferenz (1540) dem Landgrafen, der sich weigerte, um die Doppelehe geheim zu halten, »stark zu lugen«, raten ließ: »ein geringe lugen zu thun, wer besser dan sovil mortgeschrei auf sich zu laden«, denn »ein notlugen, ein nutzlugen, hilfflugen zu thun, wer nicht widder Gott«, sondern er erklärte sich auch in einem Brief an den Landgrafen bereit, sich selbst der Notlüge in dieser Angelegenheit bedienen zu wollen, indem er sich auf das Beispiel Christi, der da gesagt habe: der Sohn weiß von dem Tage nichts, und auf seine Stellung als Beichtvater berief, die ihm verbiete, das, was ihm gebeichtet, bekannt zu machen.

Abgesehen von kleinen Reisen, die ihn namentlich öfters an den Hof des Kurfürsten nach Torgau brachten, 1539 auch nach Leipzig, wo Herzog Heinrich die Reformation einführte, verblieb er jetzt meist in Wittenberg, beraten und aufgesucht von Tausenden. Dazu lebte er in unermüdlicher Sorge um seine Gemeinde, war ein eifriger und beliebter Prediger, offener und warmer Freund, mit der Welt meist auf gutem Fuße stehend und übersprudelnd von Scherz und heiterer Laune. Furcht war ihm gänzlich unbekannt. Er konnte nicht bloß ruhig das Martyrium an sich herantreten sehen, es war sogar eine gewisse Sehnsucht danach in ihm vorhanden. Der Kampf war ihm willkommen, und zwar stand er nicht bloß Menschen gegenüber, sondern überwand auch die Angst und Pein der Hölle, die seiner Meinung nach geschäftig arbeitete, seine Vernunft zu verdüstern. Wenn es so im eignen Herzen unsicher wurde, so kamen über ihn unsäglich bittere Stunden, wie er denn oft und viel über harte Anfechtung klagt. Dazu traten leibliche Übel, quälende Beschwerden, Kongestionen, Dysenterie, Steinschmerzen. Gleichwohl blieb seine Arbeitskraft ungeschmälert. Er pflegte seine Predigten, Traktate, Bekenntnisse in Einem Guß zu geben; es entstand immer ein Ganzes, wenn er zur Feder griff. So ist er der größte populäre Schriftsteller der Deutschen geworden. Mit ihm beginnt eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Sprache, die er merkwürdig in der Gewalt hatte. Energie des Stils, Kraft der Dialektik, Pathos der Überzeugung vereinigen sich in seinen Schriften. Der durchdringende, helle Verstand, der überall spricht, der warme Ton, der über alles ausgegossen ist, die hellen Lichter, die seine bewegliche Phantasie aufsetzt, die dunkeln Schlagschatten: alles zeigt, wie er mit seinem Herzblut schreibt und arbeitet bei heiterer und trüber Laune. Ja, gerade seine Streitschriften sprudeln von seinem ureigensten Geist, von einem unvergleichlichen Humor. In seiner Polemik gegen Heinrich VIII. von England und später gegen Heinrich von Braunschweig hat er wohl das Größtmögliche in Derbheit geleistet, und die mehr als bescheidene Abbitte, zu der er sich herbeiließ, sobald Aussichten vorhanden waren, den erstern für die Reformation zu gewinnen, gehört zu den entschiedenen Schwächen seines Lebens. Und dennoch hatte er recht, wenn er von sich selbst sagte: »Meine Schale mag hart sein, aber mein Kern ist weich und süß.« Das Familienleben des Mannes, der mit einer ganzen Welt und gar oft auch mit sich selbst im Kampfe lag, der übermenschliche Anstrengungen hinter sich hatte und mit Gott und dem Teufel auf persönlichem Fuße stand, war ruhig und lieblich. Gern weilt er im Kreis der Seinen; Kinder gelten ihm als der höchste Segen und das festeste Band der Liebe. Man kann nichts Schöneres lesen als jenen Brief, den er von Koburg aus an seinen Sohn Hans schrieb, nichts Rührenderes sehen als sein Verhalten am Krankenbett seines Töchterchens Magdalene. Gern öffnete er, der in spätern Jahren zu einem gewissen Wohlstand gediehen war, sein Haus den Freunden zu frohem Verkehr und den Armen zur Zuflucht. Für das Unglück hatte er ein ungemein weiches Herz. Geben war ihm eine Seligkeit. Er selbst nahm nur schwer ein Geschenk an. »Es gebührt uns nicht, Reichtum zu haben«, sprach er und lehnte auch das oft sehr hohe Honorar, das ihm die Buchhändler boten, folgerichtig bis zuletzt ab; denn mit seinem Talent zu wuchern, erschien ihm als Sünde. Sein ganzes Hauswesen war einfach eingerichtet; das Mahl würzte heitere, oft auch derbe Scherzrede, wie die »Tischreden« beweisen. Vor allem aber war er, wie auch die Gegner zuweilen anerkannten, eine gerade, ehrliche, fromme Natur. Dem gewaltigen Grundpathos seines Wesens, darin seine antirömische Mission begründet war, ist er bis zum letzten Hauche getreu geblieben. Von Steinschmerzen so gepeinigt, daß er zu sterben glaubte, empfahl er im

Februar 1537 den Fürsten beständigen Haß gegen den Papst. Auch damals wiederholte er mitten unter Gebeten und Sterbenswünschen seinen Vers: »Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa.« Er wollte nur noch bis Pfingsten leben, um den Papst in Druckschriften noch härter anzugreifen; aber er lebte noch fast ein Dezennium, und erst 1545 erschien die gedrohte Schrift »Wider das Papsttum, vom Teufel gestiftet«, während schon das Jahr zuvor sein »Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament« bewiesen hatte, daß er auch den Reformierten gegenüber seit 20 Jahren derselbe geblieben war. Damit zerstörte er fast mutwillig die 1536 in der sogen. Konkordie mühsam hergestellte Eintracht mit den Oberländern. Doch soll er nach Melanchthons spätern Mitteilungen in seinem letzten Lebensjahr erkannt haben, daß er in der Sache des Abendmahls den Zwinglianern gegenüber »zu viel gethan«. Der Aufenthalt in Wittenberg wurde ihm zuletzt durch das ungezügelte Treiben der Jugend so verleidet, daß er 1545 die Stadt in der Absicht verließ, sein Haus daselbst zu verkaufen. Er kehrte erst wieder nach Wittenberg zurück, als Universität und Magistrat das Versprechen gegeben, dem Ärgernis zu steuern. Sein letztes Werk sollte ein Werk der Versöhnung sein. Es galt der Einigung der Grafen von Mansfeld. Vom 23. Jan. bis 16. Febr. 1546 brachte er mit der Reise und dem Geschäft zu. In Eisleben kam er schon krank in die Herberge, und es überkam ihn eine Ahnung, daß er hier, wo er geboren sei, auch sterben werde. Dennoch predigte er viermal. Am 17. Febr. wurde er bettlägerig. Stärkungen halfen nichts; da fragten ihn, nachdem er sich Gott befohlen hatte, Doktor Jonas und M. Coelius, ob er auf seine Lehre sterben wolle, und er gab ihnen ein festes »Ja« zur Antwort. Bald darauf, 18. Febr. 1546, starb er. Seine Leiche wurde nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche beerdigt.

[Luthers Familie.] L. hinterließ außer seiner Gattin eine Tochter, Margarete, und drei Söhne: Johann, geb. 7. Juni 1526, Rat bei den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich, dann in Diensten des Herzogs Albrecht von Preußen, gest. 28. Okt. 1575 in Königsberg; Martin, geb. 7. Nov. 1531, Theolog, gest. 3. Mai 1565; Paul, geb. 28. Jan. 1533, kursächsischer Leibarzt, gest. 8. März 1593 in Leipzig, Stammhalter der Familie. Zwei Kinder waren vor ihm gestorben. Luthers männliche Nachkommenschaft erlosch 1759 mit Martin Gottlob L., Rechtskonsulenten in Dresden. Vgl. Nobbe, Genealogisches Hausbuch der Nachkommen Luthers (Leipz. 1871).

[Luthers Werke.] Die wichtigsten Ausgaben der Werke Luthers sind die Wittenberger Ausgabe (1539—58, 12 Bde. deutsche und 7 Bde. lateinische Schriften), die Jenaer (1555—65, 8 deutsche und 4 lateinische Bände, 2 Ergänzungsbände), die Hallesche von Walch (1740—53, 24 Bde.) u. die Erlanger (von Irmischer, deutsche Schriften, 67 Bde., 1826—57; 2. Aufl. von Enders, Frankf. a. M. 1862 ff.; lateinische Schriften, 1829—86, Bd. 1—28, dazu 3 Bände »Commentarii in Novum Testamentum«, 1843—44, u. 7 Bände »Opera varii argumenti«, 1865—73). Eine neue, kritische Gesamtausgabe wurde im Jahr der vierten Säkularfeier von Luthers Geburt begonnen (Weimar 1883 ff.). Luthers »Briefe, Sendschreiben und Bedenken« wurden von De Wette (Berl. 1825—28, 5 Bde.; der 6. Bd. von Seidemann, das. 1856), der »Briefwechsel« von Burkhardt (Leipz. 1866) und von Enders (Kalw 1884—93, 5 Bde.), seine »Politischen Schriften« von Mundt (Berl. 1844; neue Ausg., Leipz. 1868), seine »Kirchenpostille« von Francke (das. 1844, Dresd. 1872), seine »Tischreden« von Förstemann und Bindseil (Berl. 1846—48, 4 Tle.; Auswahl, das. 1876) und von Preger (Leipz. 1888), seine »Geistlichen Lieder« am besten von Ph. Wackernagel (Stuttg. 1856), Goedeke (Leipz. 1883) und A. Fischer (Gütersl. 1883) herausgegeben. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Luthers gaben Kolde (»Analecta Lutherana«, Gotha 1883) und Lösche (»Analecta Lutherana et Melanchthoniana«, das. 1891), »Disputationen Luthers 1535—46« erstmalig Drews (Götting. 1895) heraus. Eine Sammlung von Luthers kleinern Schriften erschien unter dem Titel: »Martin L. als deutscher Klassiker« (Frankf. 1871—83, 3 Bde.); eine größere unter dem Titel: »Luthers Werke für das christliche Haus« (Braunschw. 1889—93, 8 Bde.).

[Biographien rc.] Das Leben Luthers beschrieben: sein Zeitgenosse Johann Mathesius (»Leben Dr. M. Luthers in 17 Predigten«, hrsg. von Rust, Berl. 1841; von Buchwald, Leipz. 1888), Ukert (Gotha 1817, 2 Bde.), Pfizer (Stuttg. 1836), Jäkel (Leipz. 1840—46, 3 Bde.), Genthe (das. 1841—45), Jürgens (»Luthers Leben bis zum Ablaßstreite«, das. 1846—1847, 3 Bde.), Meurer (3. Aufl., das. 1870; Volksausg., 3. Aufl., das. 1878), Heinr. Lang (Berl. 1870), Jul. Köstlin (»Martin L. Sein Leben und seine Schriften«, 4. Aufl., Berl. 1889, 2 Bde., und das populäre Werk »Luthers Leben«, 9. Aufl., Leipz. 1891), A. Baur (Tübing. 1878), Plitt und Petersen (3. Ausg., Leipz. 1887), Lenz (Festschrift, 2. Aufl., Berl. 1883), Kolde (Gotha 1884—93, 2 Bde.), Rade (Neusalza 1883—87, 3 Bde.), Berger (Berl. 1895). Vgl. Köstlin, Luthers Theologie, in ihrer geschichtlichen Entwickelung rc. (Stuttg. 1862, 2 Bde.); Th. Harnack, Luthers Theologie (Erlang. 1862—86, 2 Bde.); Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers (Görl. 1888). Unter den von ultramontaner Seite unternommenen Tendenzschriften nennen wir: Evers, M. L., Lebens- und Charakterbild, von ihm selbst gezeichnet (Mainz 1883—90, 6 Bde.). Von den von dieser Seite ausgehenden Verleumdungen bezüglich des Lebensendes ist die Schrift von Majunke widerlegt durch Kawerau und Kolde (s. diese Artikel).

[Denkmäler, poetische Darstellungen, Stiftungen.] L. selbst und sein Wirken haben den bildenden Künsten und, minder glücklich, auch der Poesie vielfach zum Vorwurf gedient. Eine Erzstatue des Reformators von Schadow, aus den durch die Litterarische Gesellschaft in Mansfeld seit 1801 gesammelten Beiträgen, wurde 1821 in Wittenberg errichtet, in noch viel großartigerer Weise aber 1868 in Worms, nach dem Modell von Rietschel (s. Tafel »Bildhauerkunst XIV«, Fig. 4). Andre Denkmäler befinden sich in Möhra (Bronzestatue von Ferd. Müller, 1861), in Eisleben (von Siemering, 1883), in Leipzig (Doppelstatue mit Melanchthon, von Schilling, 1883), in Dresden (Wiederholung der Lutherfigur vom Wormser Denkmal, 1885), in Magdeburg (von Hundrieser, 1886), in Eisenach (von Donndorf, 1895) und in Berlin (großes Erzdenkmal mit acht Nebenfiguren, von Otto und Toberentz, 1895). Schon aus dem 16. Jahrh. existieren zahlreiche verherrlichende Einzeldichtungen sowie Verhöhnungen u. Spottgedichte der Gegner, denen sich die viel aufgeführten Dramen von Andreas Hartmann (»Curriculi vitae Lutheri«, 1600) und Martin Rinckart (»Der eislebische Ritter«, 1613) und zum ersten Jubiläum der Reformation die »Tezelomania« (1617) anschlossen.

Im 18. Jahrhundert versuchte der Gottschedianer Chr. Friedrich v. Derschau eine große epische »Lutheriade« (1760–61). Zu Anfang des 19. Jahrh. dichtete Zacharias Werner sein Drama »Martin L., oder die Weihe der Kraft« (1807), dem A. v. Klingemanns »Martin L.« (1809) auf dem Fuße folgte. Das Lutherjubiläum von 1883 gab Anlaß zur Entstehung einer Gruppe von dramatischen Festspielen, sogen. »Lutherspielen« (von Hans Herrig, W. Henzen, Otto Devrient, A. Trümpelmann u. a.), die zum größern Teil nach Art der dramatischen Spiele des 16. Jahrh. von Volks- und Bürgerkreisen dargestellt wurden, und unter denen das Spiel von Herrig die weiteste Verbreitung und Geltung erlangte (vgl. Erdmann, Die Lutherfestspiele, Wittenb. 1889). Neuere Versuche zu epischer Darstellung unternahmen Rudolf Hagenbach in »L. und seine Zeit« (1838) und Adolf Schults in »Martin L.« (1853). Das Gesamtleben Luthers bearbeitete K. A. Wildenhahn (1851–53) zu einem historischen Roman. Größer und mächtiger erscheint der Reformator zumeist, wo er in historischen Romanen als Episodenfigur auftritt, was von Heinrich v. Kleists »Michael Kohlhas« (1808) bis zu G. Freytags »Marcus König« (1876) vielfach geschehen ist.

Die dritte Säkularfeier von Luthers Tod (1846) veranlaßte unter dem Namen Luther-Stiftung mehrere Stiftungen für Waisen, arme und verwahrloste Kinder, auch zur Unterstützung noch vorhandener Nachkommen aus Luthers Familie. Die vierte Säkularfeier von Luthers Geburtstag (1883) führte zur Gründung einer Allgemeinen deutschen Luther-Stiftung, welche bestimmt ist, die Erziehung von Söhnen und Töchtern evangelischer Pfarrer und Lehrer zu fördern; aus dem Reste der für das Wormser Lutherdenkmal gesammelten Geldsumme wurde ein Luther-Stipendium für Theologen angelegt.

Luther, 1) Eduard, Astronom, geb. 24. Febr. 1816 in Hamburg, gest. 17. Okt. 1887, studierte in Kiel und Königsberg, promovierte 1847 und habilitierte sich bald darauf als Privatdozent an der Universität Königsberg, wurde 1854 Professor der Astronomie und übernahm 1856 mit Wichmann, nach dessen Tod 1859 allein die Direktion der Königsberger Sternwarte. Seine Arbeiten betreffen hauptsächlich die Reduktion der Besselschen Fundamentalstern- und Zonenbeobachtungen und sind in den »Königsberger Beobachtungen« (Bd. 28–37) enthalten.

2) Karl Theodor Robert, Astronom, geb. 16. April 1822 in Schweidnitz, studierte seit 1841 in Breslau und Berlin, arbeitete später an der Berliner Sternwarte und ging 1851 als Direktor der Sternwarte nach Düsseldorf (Bilk). Seit 1852 entdeckte er zahlreiche kleine Planeten, und für 23 derselben ist ihm die Priorität geblieben. Seine Beobachtungen und Berechnungen der kleinen Planeten erschienen in den »Astronomischen Nachrichten«, den »Berliner astronomischen Jahrbüchern« ꝛc. Auch bearbeitete er die Stunde 0 der von der Berliner Akademie herausgegebenen akademischen Sternkarten.

Lutheraner, die Anhänger Luthers und der lutherischen Kirche; ursprünglich Spottname, von Eck und dem Papst Hadrian VI. als Ketzerbezeichnung gebraucht; dann Name der lutherischen Partei im Gegensatz zu den Reformierten in der Schweiz (vgl. Lutherische Kirche).

Lutherbuche, s. Altenstein.

Lutherburg, Philipp Jakob, s. Loutherbourg.

Lutherfestspiele, s. Luther, S. 635.

Lutherische Kirche, im Gegensatz zur reformierten diejenige Kirchengemeinschaft, welche sich nach der von Luther begonnenen deutschen Reformation zunächst durch die Augsburgische Konfession (1530) begründet und besonders von Sachsen aus weiter verbreitet hat, so daß sie, außer daselbst, namentlich in dem größten Teil von Hannover, in Braunschweig, Oldenburg und Mecklenburg, in dem größten Teil von Preußen, Württemberg und Baden, in einem Teil von Kurhessen und dem Großherzogtum Hessen, in Dänemark, Schweden und Norwegen, auch in den russischen Ostseeprovinzen herrschend geworden ist. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika zählte die l. K. 1892: 5242 Geistliche, 9352 Gemeinden und 1,330,917 Kommunikanten. Ihre Bekenner berechnen sich auf wenigstens 30 Millionen. Die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche sind im sogen. Konkordienbuch (s. d.) zusammengestellt. Luther selbst war nicht damit einverstanden, daß sich seine Anhänger und Bekenner nach seinem Namen nannten; doch konnte er es nicht hindern. Vgl. Heppe, Ursprung und Geschichte der Bezeichnungen reformierte und lutherische Kirche (Gotha 1859); Ritschl in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte«, 1877. Zumal nachdem die Kryptocalvinisten (s. d.) ausgeschieden waren, wurde die Konkordienformel (s. d.) die Grundlage, auf welcher die Dogmatiker des 17. Jahrh. das Gebäude einer spezifisch lutherischen Dogmatik aufführten (Leonh. Hutter, Joh. Gerhard, Abr. Calov, Andr. Quenstedt u. a.).

Das Wesentliche dieser neuen Scholastik bestand in peinlich genauer Nachbildung und Wiederholung aller Eigentümlichkeiten, unvermittelten Schroffheiten und sogar Widersprüche, welche das religiöse Bewußtsein Luthers in sich vereinigte. Was aber bei diesem Leben und Wahrheit war, das wurde in der lutherischen Rechtgläubigkeit Karikatur und Maske. Erst seit dem Auftreten des Pietismus erfolgte eine wohlthätige Annäherung der lutherischen an die reformierte Theologie, und über beide Formen des protestantischen Scholastizismus gingen seit Lessing die Aufklärung (s. d.) und seit J. S. Semler der Rationalismus (s. d.) mit raschen und großen Schritten hinweg. Erst im Zeitalter der Restauration suchten Twesten vom Schleiermacherschen, Daub und Marheineke vom Hegelschen Standpunkt aus das lutherische Bekenntnis in modernen Formen zu rekonstruieren. Zur eigentlichen Repristination aber gab erst der Widerstand gegen die Union (s. d.) in Preußen, insonderheit gegen die durch königliche Kabinettsorder eingeführte Agende (1817–34), Anlaß, welcher zur Bildung der Partei der Altlutheraner führte. Zunächst verhielt sich die Staatsgewalt, als der Professor der Theologie, Scheibel (s. d.), in Breslau 1830 eine altlutherische Gemeinde stiftete und damit die Separation einleitete, keineswegs günstig dazu, und seit 1834 erging eine eigentliche Verfolgung gegen die Altlutheraner wie gegen Rebellen. Daher hielten sich damals selbst sonst am Symbol streng festhaltende Theologen, wie Hengstenberg, Hahn u. a., in erkennbarer Entfernung von den Altlutheranern, wiewohl sie übrigens die gleichen Bestrebungen innerhalb der Landeskirche selbst fortsetzten. König Friedrich Wilhelm IV. bewilligte den Altlutheranern, um das begangene Unrecht zu sühnen, das Recht zu eigner Kirchenbildung, und demgemäß konstituierte sich auf einer Generalsynode zu Breslau (1841) die wahre l. K. unter der Leitung eines Oberkirchenkollegiums, und nachdem die königliche Generalkonzession vom 23. Juli 1845 diesen

Gemeinden, die bis 1847 auf 21 gestiegen waren, Korporationsrechte erteilt hatte, bildete sich ein lutherisches Oberkirchenkollegium unter der Leitung des Professors Huschke, eines Juristen, als oberste Kirchenbehörde. Unterdessen waren auch anderwärts Bewegungen zu gunsten des Altluthertums hervorgerufen worden, und besonders die lutherischen Konferenzen in Leipzig (seit 1843), erst unter Rudelbach, dann unter Harleß, dienten dazu, die Partei fester zu verknüpfen. Das Jahr 1848 erschien solchen Bestrebungen besonders günstig. Man gedachte alle Rechte, die für eine freie Entwickelung der Kirche in Aussicht standen, alsbald auszuüben und aggressiv gegen die Union vorzugehen. Die verschiedenen Vereine konsolidierten sich auf den Kirchentagen zu Wittenberg (10. Sept. 1849 und 1851) zu einem Zentralverein, in welchem Göschel als Vorstand fungierte. In der That ist infolge der Reaktionsjahre dieses Neuluthertum, wie man es im Gegensatz zu dem bloß defensiv sich verhaltenden Altluthertum der frühern Jahre nannte, in den meisten Landeskirchen Deutschlands zur Herrschaft gelangt: in Sachsen durch Harleß und Luthardt, in Bayern durch Thomasius und Löhe, in Mecklenburg durch Kliefoth und Krabbe, in Hannover durch Petri, Münchmeyer und Uhlhorn. In Kurhessen endlich haben Hassenpflug und Vilmar mit der strengen Verpflichtung auf die Symbole in Kirche und Schule das Luthertum sogar einer ursprünglich reformierten Kirche aufgedrängt. In Preußen wurden der Oberkirchenrat und die Konsistorien durch die königliche Kabinettsorder vom 6. März 1852 in Mitglieder des lutherischen und des reformierten Bekenntnisses zerteilt. Gleichzeitig bildete sich aber auch innerhalb der Partei eine immer größere Differenz heraus. Nicht bloß zeigte es sich, daß die theologischen Häupter der ganzen Richtung selbst von der »Ketzerei« infiziert waren: Hengstenberg im Punkte der Rechtfertigung, Hofmann in dem der Versöhnung, Thomasius in dem der Christologie, Kahnis in dem der Trinität ꝛc., sondern es trat seit 1860 auch in der Generalsynode zu Breslau ein Bruch ein: es gab doppelt separierte Lutheraner, die sich 19.—21. Juli 1862 in der sogen. Immanuel-Synode zu Magdeburg zusammenscharten. Vgl. Wangemann, Der Kirchenstreit unter den Lutheranern in Preußen (Berl. 1862). Auch in mancher gut lutherischen Landeskirche, wie in Hannover und Sachsen, ist es neuerdings zur Bildung von Separatkirchen gekommen. Am schlimmsten sieht es in Nordamerika aus, wo sich die lutherischen Synoden von Buffalo, Missouri, Iowa und Ohio bitter bekämpfen. Vgl. Wolf, The Lutherans in America (New York 1890); Mann u. Wischan, Die lutherische Kirche in Amerika (Leipz. 1893).

Lutherischer Gotteskasten, Name einer Anzahl von Vereinen, deren Aufgabe es ist, diejenigen Lutheraner, welche als Minderheiten unter Katholiken, Reformierten oder Unierten leben, in kirchlicher Hinsicht zu unterstützen. Die Gründer waren drei angesehene hannöversche Geistliche, unter ihnen Pastor Dr. theol. Petri. An die größere Öffentlichkeit getreten sind die Vereine erst seit 1876 und haben von da an einen bedeutenden Aufschwung genommen, so daß sie jährlich gegen 100,000 Mark vereinnahmen. Im Herbst eines jeden Jahres treten die Delegierten der Vereine zur Beratung zusammen. Vorort ist gegenwärtig Sachsen. Besonders suchen die Gotteskasten tüchtige Geistliche für die Diaspora zu gewinnen, unterstützen deshalb auf deutschen Universitäten eine Anzahl von Studenten aus Österreich-Ungarn und bilden solche für Amerika aus. Vgl. außer den Jahresberichten der Vereine: Funke, Das Werk der lutherischen Gotteskasten (Hannov. 1883); Ahner, Der lutherische Gotteskasten (Dresd. 1889); das Vereinsorgan: »Der lutherische Gotteskasten« (seit 1889).

Luther-Stiftungen, s. Luther, S. 635.

Luthertum, s. Lutherische Kirche.

Luti (pers.), Possenreißer, Tänzer und Sänger, die in Persien großen Einfluß auf das Volk besitzen, und deren Gunst daher oft teuer erkauft wird.

Lutidin C_7H_9N findet sich neben Pyridin und Pikolin in dem Teer von Knochen und andern tierischen Substanzen, in Steinkohlen-, Torf- u. Blätterschieferteer, ist flüssig, ölartig, farblos, riecht aromatisch, siedet bei 154°, löst sich in 3—4 Teilen Wasser und bildet mit Säuren leicht lösliche Salze.

Lutieren (lat.), verkitten, besonders das Verstreichen der Fugen chemischer Apparate mit einem Kitt (lutum), um das Entweichen von Gasen oder das Eindringen von Luft zu verhindern.

Lütispitz, s. Säntis.

Lütjenburg, Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Plön, an der Kossau und der Linie Gremsmühlen-L. der Preußischen Staatsbahn, hat eine hübsche evangel. Kirche mit dem gräflich Rantzauschen Erbbegräbnis, ein Amtsgericht, bedeutende Branntweinbrennerei (»Lütjenburger«), Bierbrauerei und (1890) 2506 Einw., davon 43 Katholiken. In der Nähe die Herrschaft Hessenstein des Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen mit dem Dorf Panker (Schloß und Park) und dem aussichtsreichen Pielsberg (128 m).

Lütke, Feodor Petrowitsch, Graf, russ. Weltumsegler, geb. 29. Sept. 1797 in Petersburg, gest. daselbst 20. Aug. 1882, nahm 1813 in englischem Dienst an der Belagerung von Danzig teil, machte 1817—1818 unter Golownin seine erste Reise um die Erde und unternahm 1821—25 Forschungsfahrten in arktische Gebiete, auf welchen er namentlich die Küsten Kamtschatkas und Nowaja Semljas untersuchte. Seine Beschreibung der »Viermaligen Reise ins Nördliche Eismeer« gab später Erman in deutscher Sprache heraus (Berl. 1835). 1823 zum Kapitänleutnant befördert, leitete er 1826—28 die vierte russische Weltumsegelung, auf der er mit den Korvetten Senjawin und Möller, begleitet von den Naturforschern Kittlitz, Mertens u. Postels, die russischen Küsten Asiens und Amerikas untersuchte und im Großen Ozean verschiedene Inseln entdeckte. Die Beschreibung dieser ergebnisreichen Expedition veröffentlichte er unter dem Titel: »Voyage autour du monde« (Par. 1835 ff., 4 Bde., mit Zeichnungen von Postels und Kittlitz). L. erhielt 1829 den Rang eines Kapitäns erster Klasse, unternahm ein Jahr später mit zwei Fregatten und einer Brigg eine Übungsfahrt nach Island und wurde 1832 zum Flügeladjutanten des Kaisers und zum Erzieher des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch sowie 1847 zu dessen Kurator ernannt, welche Stellung er bis 1852 bekleidete. Inzwischen 1842 zum Generaladjutanten und 1845 zum Vizeadmiral emporgerückt, war er 1851—53 Kriegsgouverneur in Reval, später in Kronstadt und trat 1855 als wirklicher Admiral in den Reichsrat. Die Stiftung der Russischen Geographischen Gesellschaft (1845) ist vorzugsweise sein Werk, und wiederholt war er Vizepräsident derselben. Seit 1864 auch Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften, wurde er 1866 in den Reichsgrafenstand erhoben. Seine Biographie schrieb Besobrasow (russisch, Petersb. 1889).

Luton (spr. ljūt'n), aufblühende Stadt in Bedfordshire (England), am Lea, mit einer alten gotischen Kirche u. (1891) 30,006 Einw.; Hauptsitz der Strohflechterei.

Lutra (lat.), der Fischotter.

Lutrin (spr. lüträng, »Kirchenpult«), komisches Epos von Boileau-Despréaux (s. d.).

Lutrina (Fischottern), eine Unterfamilie der Marder (s. Raubtiere).

Lutry (spr. lütri), Stadt im schweizer. Kanton Waadt, Bezirk Lavaux, 383 m ü. M., an der Linie Genf-Lausanne-St.-Maurice der Jura-Simplonbahn, hat bedeutenden Weinbau und (1888) 2171 meist evang. Einwohner.

Lütschenthal, s. Grindelwald.

Lütschine, linker Nebenfluß der Aare im schweizer. Kanton Bern, entsteht aus zwei Quellflüssen, der Schwarzen und der Weißen L., die sich bei Zweilütschinen vereinigen. Die Schwarze L., aus dem untern Grindelwaldgletscher entspringend, durchfließt Grindelwald (s. d.), die Weiße L. das enge Lauterbrunner Thal (s. Lauterbrunnen) und nimmt die Sefinen-L. und den Staubbach auf. Der Unterlauf des 23 km langen Flusses bewegt sich durch das »Bödeli«, den Thalgrund von Interlaken; hier ist ihm schon seit dem 13. Jahrh. ein Kanal nach Bönigen in den Brienzer See gegraben, damit er seine Geschiebe unschädlich [ablade.

Lu-tschu, Inseln, s. Liukiu.

Lutte, in Bergwerken eine Röhre aus Brettern oder Blech zur Zu- oder Abführung von reiner, bez. verdorbener Luft oder zur Ableitung von Wasser (Wetter- und Wasserlutte).

Luttenberg (slowen. Ljutomer), Marktflecken in Steiermark, nahe der kroatischen Grenze, an der Stainz (Zufluß der Mur) und der Südbahnlinie Spielfeld-L. gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ausgezeichneten Weinbau, Pferdezucht und (1890) 1141 vorwiegend slowenische Einwohner (414 Deutsche). L. ist Geburtsort des Slawisten Miklosich.

Lutter (Läuter, Lauer), noch nicht rektifizierter, spiritusarmer Branntwein; s. Lutterprober u. Spiritus.

Lutter am Barenberg, Flecken im braunschweig. Kreis Gandersheim, an der Linie Holzminden-Börssum der Preußischen Staatsbahn, hat eine gotische evang. Kirche, ein Amtsgericht, große Sandsteinbrüche u. (1890) 1768 evang. Einwohner. — Die Burg L. wurde 1322 von Heinrich von Grubenhagen an das Hochstift Hildesheim verpfändet, welches zu Anfang des 17. Jahrh. die Einlösung dem Herzog Christian von Lüneburg verweigerte. 1649 einigten sich die braunschweigischen Herzöge dahin, daß das Eigentumsrecht am Amt L. auf die Linie Wolfenbüttel übergehen sollte. L. ist berühmt durch die Schlacht im Dreißigjährigen Kriege, in welcher Tilly 27. Aug. 1626 den König Christian IV. von Dänemark entscheidend schlug. Vgl. Lichtenstein, Die Schlacht bei L. (Braunschw. 1850).

Lutterbach, Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis und Kanton Mülhausen i. E., an der Doller, Knotenpunkt der Eisenbahnen Straßburg-Basel, Mülhausen-Wesserling und L.-Mülhausen-Kanalhafen, hat eine kath. Kirche, eine ehemalige Priorei, Fabrikation chemischer Produkte (über 300 Farbstoffe), bedeutende Bierbrauerei und (1890) 2115 Einw. In der Nähe das Schloß Pfastatt mit großer Bleiche und Druckerei (2000 Arbeiter) und das bekannte Trappistenkloster Ölenberg.

Lutterberg, Dorf im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Münden, hat eine evang. Kirche, 600 Einw. und ist bekannt durch ein Treffen im Siebenjährigen Krieg, 23. Juli 1762, in welchem die Sachsen unter Prinz Xaver von den preußischen Alliierten unter Ferdinand von Braunschweig geschlagen wurden.

Lutteroth, Ascan, Maler, geb. 5. Okt. 1842 in Hamburg, bildete sich von 1861—64 bei Calame in Genf und dann bis 1867 bei O. Achenbach in Düsseldorf zum Landschaftsmaler aus. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Italien, besonders in Rom, machte er umfassende Studien, die er auf spätern häufigen Reisen noch erweiterte. 1871 ließ er sich in Berlin nieder, und 1877 nahm er seinen Wohnsitz in Hamburg. Unter der großen Zahl seiner italienischen Landschaften, die an Pracht des Kolorits, an effektvoller Beleuchtung und an Poesie des Stimmungszaubers mit denen O. Achenbachs wetteifern, sind die hervorragendsten: Frühling in der Villa Albani bei Rom, Sommer an der Riviera, Herbst bei Neapel, Winter in der Campagna, der Nemisee, Abend am Mittelmeer (1886, in der Nationalgalerie zu Berlin), römische Villa (im Rudolphinum zu Prag), Villa Conti bei Frascati, am Golf von Genua (1891), Scirocco an der Riviera, die Faraglioni bei Capri und Morgen bei Bordighera (1894). Das Museum zu Leipzig besitzt von ihm eine Ansicht des Ostgipfels des Kilima Ndscharo (1889). L. hat auch schweizerische Landschaften und in neuerer Zeit auch Partien aus Holstein, besonders vom Kellersee, und vom Dollart in Öl und Aquarell gemalt, die sich durch feine koloristische Behandlung der Licht- u. Luftstimmungen auszeichnen.

Lutterprober, Alkoholometer für spiritusarme Flüssigkeiten, dienen namentlich zur Überwachung der Apparate, in welchen jene vollständig entgeistet werden sollen.

Lutterworth (spr. lötterwörth), Marktflecken in Leicestershire (England), mit einer schönen gotischen Kirche, an der der Reformator Wiclif als Geistlicher wirkte, und (1891) 1800 Einw.

Lutti, Francesca, ital. Dichterin, geb. 1831 zu Campo im Gebiet von Trient, gest. 6. Nov. 1878 in Brescia, Tochter des Cavaliere Vincenzo L., ehemaligen Kapitäns in der Ehrengarde Napoleons I., verdankte ihre poetische Ausbildung ihrem Landsmann, dem Dichter Andrea Maffei, und gehörte mit Giovannina Milli und Erminia Fuà-Fusinato zu den hervorragendsten dichtenden Frauen Italiens. Von den drei poetischen Erzählungen: »Giovanni«, »Rosa e Stella« (1859) und »Maria« (1858) ist die erste die bedeutendste. Nicht sehr erheblich war der Erfolg einer später erschienenen kleinen lyrischen Sammlung (mit jenen gesammelt in »Novelle e liriche«, Flor. 1862). Aber einen wahren Triumph feierte die Dichterin mit ihrem »Alberto« (1867), einer Erzählung in Stanzen mit einem Vorwort Maffeis.

Lüttich, belg. Provinz, wird im O. von Rheinpreußen, im N. von Belgisch- und Niederländisch-Limburg, im W. von Brabant und Namur, im S. von Luxemburg begrenzt und hat 2894,85 qkm (52,6 QM.) Flächeninhalt. Das Land wird im S. und O. von Ausläufern der Ardennen erfüllt, die ein waldreiches, aber wenig fruchtbares, hügeliges Plateau (bis 689 m) bilden, und von der zwischen hohen, malerischen Ufern fließenden Maas, der in diese mündenden Ourthe und deren Nebenflüssen (Amblève und Vesdre) durchströmt; Ourthe und Maas sind auf eine große Strecke ihres Laufes kanalisiert. Die Bevölkerung betrug Ende 1890: 756,734 Seelen (261 auf 1 qkm) und wurde 1893 auf 789,151 geschätzt. Die Bewohner sind meist Wal-

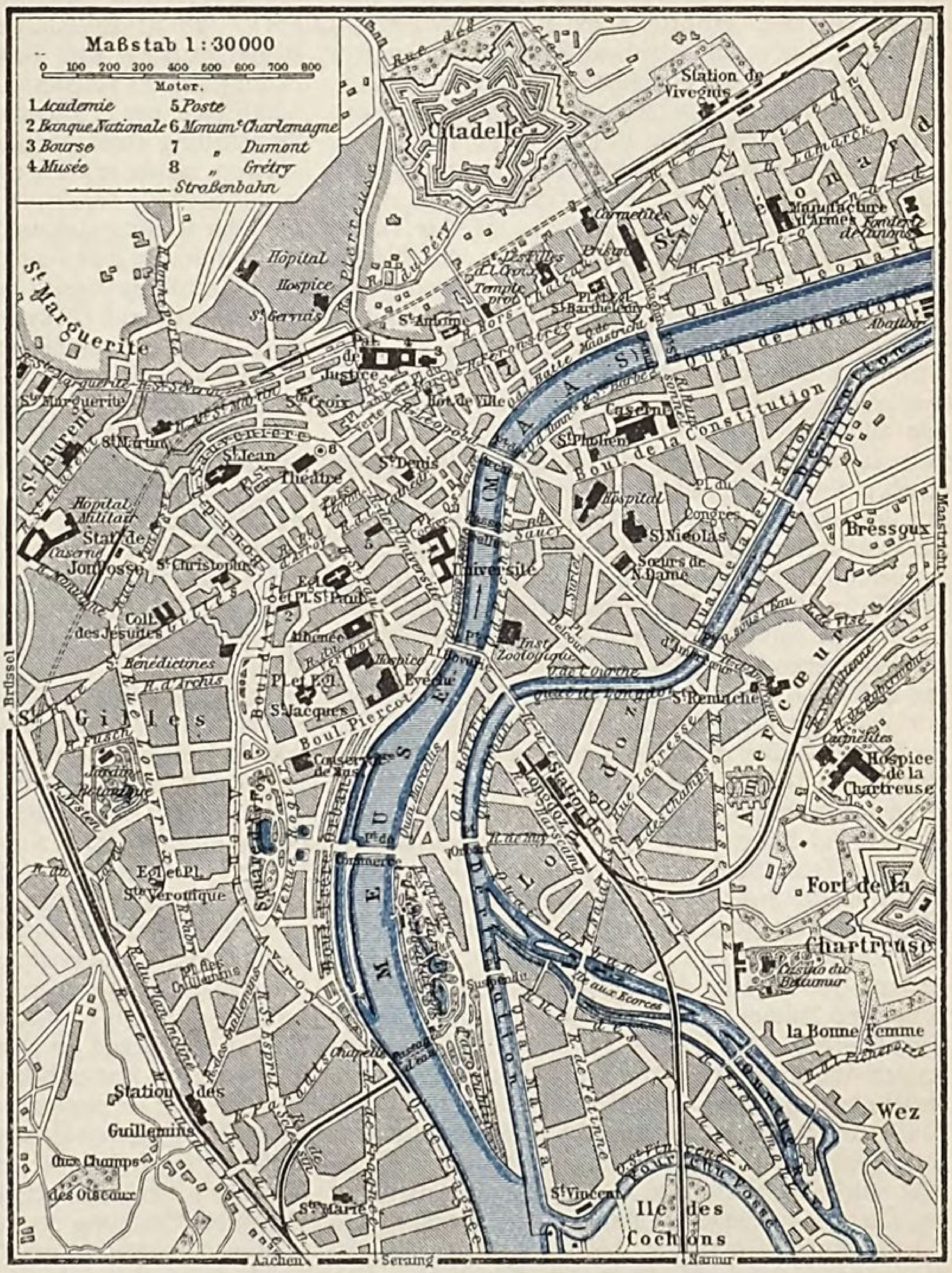
lonen, nur 2,3 Proz. sprechen ausschließlich Vlämisch. Das Ackerland umfaßte 1880: 2075,6 qkm, die Waldungen 574,6 qkm; damals zählte man 26,653 Pferde, 135,417 Rinder, 34,250 Schafe und 89,865 Schweine. Die Brieftaubenzucht wird neuerdings in großem Umfang betrieben (1886 wurde über eine Million Tauben versandt). Das nördlich von der Vesdre gelegene Herveland ist sehr fruchtbar und für Getreidebau und Viehzucht gleich gut geeignet; Butter und Käse (»Limburger«) bilden Hauptausfuhrartikel. Der südliche Teil der Provinz enthält dagegen meist unkultivierbare Striche, ist aber außerordentlich reich an Steinkohlen (1890 wurden in 93 Gruben 5,056,431 Ton. im Werte von 71,2 Mill. Fr. gefördert), Eisen-, Blei- und Zinkerzen, an Steinbrüchen (1893 waren in 303 Steinbrüchen 5597 Arbeiter beschäftigt; die Produkte hatten einen Wert von 8 Mill. Fr.) und bildet einen der bedeutendsten Industriebezirke Belgiens. Es waren 15 Hochöfen im Betrieb, die 293,198 Ton. Roheisen lieferten; in 20 Werken (mit 129 Puddelöfen ꝛc.) wurden 127,213 T. Handelseisen, Schmiedeeisen und Blech hergestellt. Die Produktion an Stahl betrug 170,943 T. (meist Schienen und Walzstahl). Ferner wurden 9617 T. Blei, 33,083 kg Silber, 82,701 T. Zink (Wert 46,2 Mill. Fr.) und 26,810 T. Zinkblech erzeugt. Die Baumwoll- und Wollweberei, Tuchmanufaktur, Kurzwaren- (besonders Messer-) und Strohhutfabrikation, Lokomotiven- und Maschinenbau, Kanonengießerei, Glasindustrie ꝛc. sind ansehnliche Erwerbszweige. Unter den Eisenbahnen, welche die Provinz durchschneiden, ist die von Aachen her durch das schöne Thal der Vesdre führende als eine der großartigsten Eisenbahnbauten namhaft zu machen. Wichtige Bäder besitzt L. in Spa und Chaudfontaine. Die Provinz zerfällt in vier Arrondissements: Huy, L., Verviers und Waremme, und hat L. zur Hauptstadt (s. Karte »Belgien«). — Das ehemals zum westfälischen Kreis gehörige **Bistum** L., dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren und den Titel Herzöge von Bouillon führten, stand unter dem Erzbistum Köln und wurde im 4. Jahrh. und zwar in der Stadt Tongern von Maternus gestiftet und im 6. Jahrh. nach Maastricht verlegt. Erst Bischof Hubert nahm 720 seinen Sitz in L. Das Hochstift umfaßte die Stadt L., die Grafschaften Looz und Hoorn, das Marquisat Franchimont, die Landschaften Campine und Hasbengau und, getrennt vom Hauptland, die Landschaft Condroz und das Land zwischen Sambre und Maas. 1316 sicherte der Friede von Fexhe zwischen dem Bischof und den Aufrührern den Ständen des Landes einen großen Einfluß auf die Regierung des Fürstentums zu. 1794 wurde das Bistum von den Franzosen besetzt und im Lüneviller Frieden förmlich an Frankreich abgetreten und zum Departement der Ourthe geschlagen. Durch den Beschluß des Wiener Kongresses aber und durch einen besondern Vertrag vom 23. März 1815 ward es eine Provinz der Vereinigten Niederlande, doch mit einigermaßen veränderten Grenzen. Bei der Revolution von 1830 ergriffen die Bewohner der Stadt und Provinz L. lebhaft die Partei der Belgier, und L. gehört seit der Bildung des Königreichs Belgien diesem an. Vgl. Pollet, Histoire ecclésiastique de l'ancien diocèse de Liége (2. Aufl., Lütt. 1881, 2 Bde.); Hénaux, Histoire du pays de Liége (3. Aufl., das. 1876, 2 Bde.).

Lüttich (vläm. Luik, franz. Liége, lat. Legia oder Leodium), Hauptstadt der gleichnamigen belg. Provinz (s. oben), zugleich eine der wichtigsten Industriestädte Belgiens, liegt 65 m ü. M., zum Teil an einen von einer Citadelle gekrönten Berg sich anlehnend, zu beiden Seiten der Maas, die hier die Ourthe aufnimmt, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brüssel-L., L.-Herbesthal (Aachen) und L.-Marloie und der Bahnen L.-Namur, L.-Flemalle, L.-Maastricht und L.-Eindhoven. Der Fluß teilt die Stadt in die alte oder obere, am linken Ufer, und die untere Stadt, am rechten Ufer der Maas, und wird von fünf Brücken (darunter die schöne, 152 m lange und 15 m breite Eisenbahnbrücke, Pont du Val-Benoît, und der Pont des Arches, die Hauptbrücke der Stadt, 1863 neu erbaut) überspannt. An die eigentliche Stadt schließt sich ringsum ein Kranz von neun Vorstädten, darunter die von Amercoeur, Ste.-Marguerite, St.-Léonard und St.-Gilles als die größten. Das vormals enge und düstere Innere der Stadt verschönert sich jetzt mehr und mehr, indem neue Straßen, Kais und Promenaden angelegt werden. L. hat zwölf schöne öffentliche Plätze, worunter der St. Lambertsplatz (einst mit der Lambertskirche, welche 1794 die französischen Sansculotten zerstörten), der Marktplatz mit schönem marmornen Springbrunnen, der Universitäts- und der Theaterplatz (ersterer mit der Bronzestatue des Geologen André Dumont, letzterer mit dem Standbild des in L. gebornen Komponisten Grétry, von W. Geefs) zu erwähnen sind. Unter den 21 Kirchen sind hervorzuheben: die Jakobskirche im spätgotischen Stil (1016—1538 erbaut, 1833 glänzend restauriert); die gotische Kathedrale zu St. Paulus (zum Teil aus dem 13. Jahrh., vollendet 1528) mit einer unter W. Geefs' Leitung in Holz geschnittenen Kanzel; die Bartholomäuskirche, eine fünfschiffige Basilika aus dem 11. und 12. Jahrh. mit zwei romanischen Türmen und einem merkwürdigen bronzenen Taufbecken (von 1112); die Martinskirche, die Geburtsstätte des Fronleichnamsfestes (im gotischen Stil, jetziger Bau von 1542); die alte Kreuzkirche (schon 979 geweiht, neuerdings mit Geschick restauriert) und die 987 gegründete Kirche St.-Denis (aus dem 15. Jahrh.) mit schönem Flügelaltar. Das sehenswerteste weltliche Gebäude ist der Justizpalast am Lambertsplatz, ehemals Residenz der Fürstbischöfe (1508—40 im Renaissancestil erbaut, 1848—56 erneut), mit schöner Vorderseite, die erst 1737 errichtet ward; darin befinden sich auch das Staatsarchiv und das Archäologische Museum. Unter den modernen Bauten sind bemerkenswert das durch schöne Dimensionen und reiche Ornamentik ausgezeichnete Theater (1808—22 erbaut), das 1889—93 im Renaissancestil errichtete Universitätsgebäude, welchem sich die Gebäude für die akademischen Institute, wie die Bibliothek und das naturgeschichtliche Museum anreihen, und das königliche Konservatorium für Musik (am Boulevard). Zu den Zierden Lüttichs gehören die prachtvollen Kais mit großen, eleganten Häusern an der Maas, darunter der Square d'Avroy, die Hauptpromenade Lüttichs, mit der Reiterstatue Karls d. Gr. (von Jehotte). Sehenswert ist die Passage Lemonnier, ein großartiger, mit Glas überdeckter Bazar mit Kaufläden (1837—39 erbaut). Die Bevölkerung der Stadt beträgt (Ende 1890) 147,660 Seelen (1893 auf 158,892 berechnet), zum größten Teil Wallonen, deren



Wappen von Lüttich.

Hauptort L. ist. L. gehörte von jeher zu den gewerbthätigsten Städten Europas und verdankt sein frühes Aufblühen namentlich den unerschöpflichen Steinkohlengruben der Umgegend, welche bereits seit Jahrhunderten in Betrieb sind. Die **Hauptindustrie** bildet bis jetzt die Gewehrfabrikation; 1894 belief sich die Produktion auf 465,493 Gewehre, 388,450 Revolver, 25,559 Paar Sattelpistolen, 2515 Taschenpistolen und 157,748 andre Waffen; außerdem beschäftigen die königliche Waffenfabrik (1840 errichtet) und Geschützgießerei (beide in der Vorstadt St.-Léonard) viele Menschen. Nächst der Waffenindustrie ist namentlich die Wollmanufaktur, Leder- und Blechfabrikation berühmt. L. nebst Umgegend besitzt ferner Blei- und Kupferschmelzen, eine Zinkhütte nebst einem Zinkwalzwerk, Alaunwerke, zahlreiche Eisenwerke mit Hochöfen und Eisengießereien, Stahl-, Eisen-, Quincaillerie-, Gold- und Silberwaren-, Uhren-, Amboß-, Sägen-, Feilen-, Nägel-, Nadel-, Spiegel-, Glas-, Leder-, Tuch-, Tabaks- und Bleiweißfabriken, Baumwoll- und Kammgarnspinnereien, mechanische Webereien, Färbereien, Leimsiedereien, Papier-, Öl- und Zichorienmühlen, eine Menge Brauereien und Brennereien sowie berühmte Dampf- u. andre Maschinenfabriken. In der Nähe liegt auch **Seraing** (s. d.), die großartige Schöpfung Cockerills. Der **Handel** ist ebenfalls von großer Bedeutung, besonders in Kolonialwaren, Produkten und Fabrikaten der Stadt und Umgegend, Steinkohlen, Wolle etc. Er wird unterstützt durch die Schiffahrt auf der Maas u. dem von L. nach Maastricht führenden Kanal (auf diesem wurden 1892: 749,361 Ton. Waren befördert) und zahlreiche Eisenbahnen (s. oben). Das Straßenbahnnetz (1892: 25 km) erstreckt sich bis nach Seraing.



Lageplan von Lüttich.

L. hat eine 1817 von der niederländischen Regierung gegründete Staatsuniversität mit vier Fakultäten, welche (1892/93) 959 Studenten (dazu in den technischen Anstalten 300 Hörer) zählt, eine Bibliothek von ca. 200,000 Bänden, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, ein archäologisches Institut, einen botanischen Garten sowie reiche naturhistorische Sammlungen besitzt, und welcher eine Bergbauschule, eine polytechnische Schule (École des arts et manufactures) und in der École normale des humanités eine Bildungsanstalt für Gymnasiallehrer beigeordnet sind. Außerdem besitzt L. ein Athenäum, ein niederes Collège (städtisch), ein Lehrerinnenseminar, ein bischöfliches Seminar, eine Industrieschule, Zeichen- und Malerakademie, ein Konservatorium der Musik, eine Taubstummen- und eine Blindenanstalt, eine Artillerieschule, eine Synagoge, mehrere gelehrte Gesellschaften (die Gesellschaft »Franklin« zur Begründung von Volksbibliotheken), eine Börse (in der alten St. Andreaskirche), Gemäldegalerie und viele Hospitäler. L. ist der Sitz der Provinzial- und Bezirksbehörden, eines Bischofs, eines Domkapitels, eines Appellhofs für die Provinzen L., Limburg und Luxemburg, eines Tribunals, eines Handelsgerichts, eines Militärgouvernements und eines deutschen Konsuls. Die vom Fürstbischof Maximilian 1650 erbaute **Citadelle** auf dem linken Flußufer (158 m ü. M.) gewährt eine treffliche Aussicht über die Stadt u. die gewerbreichen Thäler der Maas, Ourthe und Vesdre; gegenüber auf dem rechten Ufer der Maas steht die Kartause (Fort de la Chartreuse), höher noch Robermont.

Geschichte. Die Stadt Lüttich kommt schon im Anfang des 8. Jahrh. vor, wo die Bischöfe von Maastricht ihren Sitz von Maastricht hierher verlegten (720). Reich und freiheitliebend, erlangte die Bevölkerung schon um 1200 vom Bischof Albert von Cuyck weitgehende Vorrechte, die zumal die richterliche Unabhängigkeit der Stadt und die persönliche Freiheit der Bürger sicherten. Allmählich wußten die letztern sich von den Bischöfen fast ganz unabhängig zu machen. Als im Streite der mächtigen Familien Waroux und Awans der Bischof sich für die erstern erklärte, nahm das niedere Volk für die letztern Partei und erhielt im Frieden von Angleur (1313) das Recht der alleinigen Besetzung des Stadtrates. Die Kämpfe zwischen den unruhigen Bürgern von L. und den Bischöfen brachen indes immer von neuem aus. 1406 mußte Bischof Johann von Bayern aus der Stadt weichen; indes Herzog Johann von Burgund vernichtete das Bürgerheer bei Othée (1408), und die Stadt büßte alle Vorrechte ein. Als Bischof Ludwig von Bourbon L. dem Hause Burgund ausliefern wollte, empörten sich gegen diese Unterwerfung die Bürger, die im geheimen von Ludwig XI. von Frankreich aufgehetzt und unterstützt wurden. 1467 wurde die aufrührerische Stadt von Karl dem Kühnen von Burgund erobert, welcher die Befestigungswerke schleifen und alle Geschütze wegführen ließ. Gleichwohl erhoben sich die Lütticher, von dem Grafen Robert von der Mark aufgehetzt, abermals wider Karl den Kühnen; dieser eroberte die Stadt 31. Okt. 1468 zum zweitenmal und verhängte ein furchtbares Strafgericht über sie: nachdem die Einwohner niedergemetzelt worden, wurde die Stadt angezündet. 1648 verwehrten die Einwohner dem Bischof Ferdinand von Bayern den Einzug in die Stadt; als aber dieser denselben mit Waffengewalt erzwungen hatte, ließ er vier Führer der Aufständischen enthaupten und zur Erhaltung des Gehorsams 1650 eine Citadelle aufführen. 1684 erhob sich ein neuer Streit zwischen den Bürgern und dem Bischof Maximilian Heinrich von Bayern, der aber die Stadt bezwang und eine zahlreiche Garnison in dieselbe legte. Die Citadelle wurde stärker befestigt, auch die Zahl und der Einfluß der Zünfte beschränkt. 1691 wurde L. abermals von den Franzosen erobert. Zu Anfang des Spanischen Erbfolgekriegs nahm der Bischof Joseph Clemens eine französische Garnison ein, aber schon 1702 ward die Stadt von der verbündeten Armee unter Marlborough besetzt und die Citadelle erstürmt. Durch den Frieden von Utrecht 1713 gelangte endlich Bischof Joseph Clemens wieder zum Besitz von L. Infolge des Friedens von Lunéville wurde die Stadt zum französischen Departement der Ourthe geschlagen. Durch einen Beschluß des Wiener Kongresses kam L. 1815 an die Vereinigten Niederlande, durch die Londoner Konferenzen von 1830 und 1831 aber ward es Belgien einverleibt. Vgl. Gerlache, Histoire de Liége (3. Aufl., Brüssel 1875); Hock, Liége au XV. siècle (Lüttich 1881); Derselbe, Liége au XIX. siècle (das. 1885); Wohlwill, Die Anfänge der landständischen Verfassung im Bistum L. (Leipz. 1867); Dognée, Liége, origines, histoire, monuments, etc. (Brüssel 1889).

Lüttringhausen, Stadtgemeinde im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, aus 110 einzelnen Ortschaften und Wohnplätzen bestehend, an der Linie Barmen-Wipperfürth der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Waisenhaus, eine Irrenanstalt, bedeutende Tuch- und Kattunfabrikation, Streich- und Eisengarnspinnerei, Bandwirkerei, Kleineisenindustrie, Hammerwerke und (1890) 10,498 Einw. Zur Gemeinde gehört das Dorf Beyenburg, in prachtvoller Lage an der Wupper und der Linie Lennep-Langerfeld der Preußischen Staatsbahn, mit evangelischer und kath. Kirche und 1050 Einw.

Lutum (lat.), Kitt.

Lutz, Johann, Freiherr von, bayr. Staatsminister, geb. 4. Dez. 1826 zu Münnerstadt in Unterfranken, gest. 3. Sept. 1890 in Pöcking am Starnberger See, war Sohn eines Schullehrers, studierte 1843—48 in Würzburg die Rechte, wurde 1852 Rechtskonzipient und 1854 Richter beim Kreis- und Stadtgericht in Nürnberg. 1857 wurde er als Protokollführer der in Nürnberg tagenden Konferenz für Bearbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuchs beigegeben, welche er auch nach Hamburg begleitete, wo sie das Seerecht bearbeiten sollte. Er gab infolgedessen 1861 die Konferenzprotokolle der Handels- und Seerechtskonferenz und einen Kommentar zu dem bayrischen Einführungsgesetz für das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch (Würzb. 1863—66) heraus. Nach seiner Rückkehr nach Bayern wurde er als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen u. 1. Jan. 1863 vom König Max zum Sekretär in seinem Privatkabinett ernannt. König Ludwig II. erwählte ihn im Dezember 1866 zum Chef des Kabinetts. Aber schon 1. Okt. 1867 übernahm L. das Portefeuille der Justiz im Ministerium Hohenlohe und führte unter großen Schwierigkeiten einen neuen Zivilprozeß in Bayern ein. Nach Gressers Abgang übernahm er 20. Dez. 1867 auch das Ministerium des Kultus. Hervorragenden Anteil nahm L. an den Verhandlungen über die Begründung des Deutschen Reichs, erst in München, dann in Versailles, und verteidigte den Vertrag vom 23. Nov. 1870 im Dezember 1870 und Januar 1871 vor den bayrischen Kammern in längern eindringlichen und erfolgreichen Reden. Bei der Neubildung des Ministeriums im August 1871 gab L. die Justiz ab, behielt aber im neuen Kabinett Hegnenberg-Dux das bei dem beginnenden kirchlichen Kampf besonders wichtige Ministerium des Kultus. Die Abwehr der ultramontanen Herrschaftsgelüste machte er sich nun zur Hauptaufgabe und veranlaßte den Beschluß des sogen. Kanzelparagraphen durch Bundesrat und Reichstag im November 1871, welcher die politischen Ausschreitungen des Klerus im Zaume halten sollte. Auch in Bayern selbst trat er der anmaßenden Forderung der Bischöfe, daß die Regierung den Altkatholizismus unterdrücken solle, mit Energie entgegen, wenngleich die Altkatholiken selbst von seinem durch Rücksichten beschränkten Verhalten nicht zufriedengestellt wurden. Durch die Besetzung der erledigten Bistümer mit gemäßigten, friedliebenden Männern suchte L. besonders den klerikalen Hetzereien ein Ende zu machen, wodurch er sich aber erst recht den Haß der extremen Ultramontanen zuzog. Dieselben richteten im Landtag ihre heftigsten Angriffe gegen ihn und forderten wiederholt in Adressen an den König seine Entlassung. Der König lehnte dieses Ansinnen nicht nur ab, sondern ernannte ihn auch 1880 nach Pfretzschners Rücktritt zum Präsidenten des Ministeriums und erhob ihn 1884 in den erblichen Freiherrenstand. Auch nach der Entsetzung Ludwigs II. unter dem Regenten Prinz Luitpold blieb L. auf Wunsch desselben im Amt und wurde 1886 zum Mitglied der Reichsratskammer ernannt. Erst 21. Mai 1890 nahm er wegen Kränklichkeit seine Entlassung und starb nicht lange darauf.

Lützelburg, Stadt, soviel wie Luxemburg.

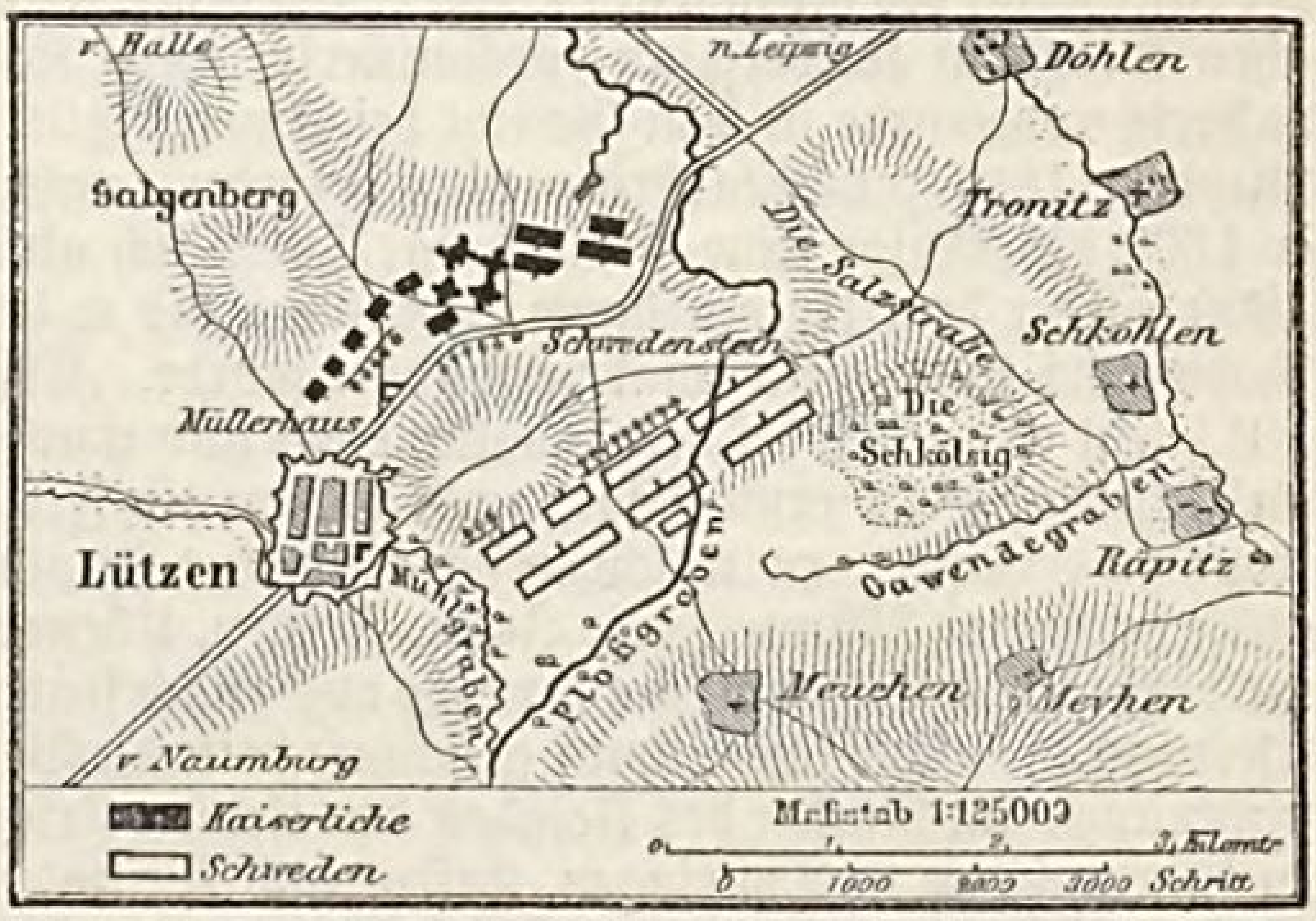
Lützelburger, Hans, genannt Frank, Formschneider, war seit etwa 1520 in Basel thätig, wo er 1526 starb. Von seinen sehr zart ausgeführten Holzschnitten sind hervorzuheben: das Bildnis des Erasmus, der Ablaßkram, Christus als wahres Licht, der kreuztragende Christus, zwei Dolchscheiden; sodann Alphabete, worunter drei Totentanzalphabete (eins im Dresdener Kupferstichkabinett, 1849 von Lödel in Göttingen nachgeschnitten), ein Bauern- und ein Kinderalphabet; der Kampf im Walde zwischen Bauern u. nackten Räubern und seine Hauptwerke: der Totentanz und die Bilder zum Alten Testament, sämtlich nach Hans Holbein (zuerst Lyon 1538). L. ist der Hauptvertreter des sogen. Feinschnitts; in zierlicher, eleganter und doch richtiger Zeichnung ist er unübertroffen.

Lützelsachsen, Dorf im bad. Kreis Mannheim, Amt Weinheim, an der Bergstraße und der Eisenbahn Weinheim-Heidelberg, hat ein Rettungshaus, Weinbau und (1890) 1103 meist evang. Einwohner.

Lützelsoonwald, Teil des Hunsrück (s. d.).

Lützelstein (La Petite-Pierre), Stadt und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, in den Vogesen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, 2 Oberförstereien, Holzwarenfabrikation und (1890) 926 Einw., davon 238 Katholiken. Über dem Ort, auf einem frei stehenden Felsen, liegt malerisch die zum Teil schon demolierte gleichnamige Bergfeste, die einen Hauptpaß der Vogesen beherrscht und ehemals sehr wichtig war, 9. Aug. 1870 aber von den Franzosen ohne Widerstand geräumt wurde. Die alten Grafen von L., seit 1220 Lehnsleute des Bistums Straßburg, mußten 1447 die Lehnshoheit der Kurpfalz anerkennen; sie starben 1460 aus, worauf die Grafschaft an die Pfalzgrafen von Veldenz und nach deren Aussterben (1694) an die Fürsten von Birkenfeld fiel, während der französischen Revolution aber eingezogen wurde. Vgl. Klein, Das Städtchen Buchsweiler und die Bergfeste L. (Mülh. 1858); v. Bodungen, Die vormalige Grafschaft L. (Straßb. 1880).

Lützen, Stadt im preuß. Regbez. und Kreis Merseburg, unweit des Floßgrabens, Güternebenstelle von Markranstädt an der Linie Korbetha-Leipzig der Preußischen Staatsbahn, hat eine alte evang. Kirche, ein schönes Rathaus mit einer Statue Gustav Adolfs von Schweden, ein Denkmal des Kaisers Wilhelm I., ein altes Schloß, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Dampfmolkerei, Rüben- u. Fenchelbau u. (1890) 3564 Einw., davon 68 Katholiken u. 6 Juden. — L. ist geschichtlich denkwürdig durch eine Hauptschlacht des Dreißigjährigen Krieges 16. (6.) Nov. 1632 zwischen den Schweden unter Gustav Adolf und den Kaiserlichen unter Wallenstein. Nach der Aufhebung des Lagers von Nürnberg hatte sich Wallenstein gegen Sachsen gewendet, wohin ihm Gustav Adolf, um den unzuverlässigen Kurfürsten von Sachsen nicht dem Kaiser in die Arme zu treiben, durch Thüringen gefolgt war. Bei Naumburg hatte der König ein verschanztes Lager aufgeschlagen, um die Zusammenziehung seiner Truppen abzuwarten. Als er aber vernahm, daß Wallenstein Pappenheim nach Halle geschickt hatte und von Weißenfels nach L. zurückgewichen war, rückte er ihm 15. Nov. sofort nach. Auf die Kunde hiervon sammelte Wallenstein in der Nacht seine Truppen und ließ Pappenheim eiligst zurückrufen. Er nahm seine Stellung nördlich von der Straße nach Leipzig mit der Front nach S., das Zentrum aus vier großen Vierecken gebildet, die Reiterei auf den Flügeln von denen sich der rechte unter Holk an L., der linke unter Gallas an den Floßgraben lehnte. Die Schweden rückten am Morgen des 16. von der Rippach gegen die Kaiserlichen vor; die Schlachtordnung, welche sie während des Marsches bildeten, war in zwei Treffen geteilt, jedes aus Fußvolk und Reiterei gemischt. Sie zählten etwa 14,000 Mann, die Kaiserlichen ohne Pappenheim 12,000 Mann. Angesichts des Feindes ließ Gustav Adolf sein Heer links einschwenken, so daß sein rechter Flügel an den Floßgraben stieß, vor seinem linken L. lag, und ging dann unter heftigem Artilleriefeuer der Kaiserlichen über die Straße vor, bis er gegen Mittag an den Feind kam und nun die eigentliche Schlacht begann. Den Hauptstoß wollte Gustav Adolf mit seinem rechten Flügel, dessen Befehl er deshalb selbst übernahm, führen, um den Gegner von Leipzig wegzudrängen; hier wogte daher der Kampf am hitzigsten. Die Kaiserlichen wichen allmählich zurück, Pappenheim, der, mit seiner Reiterei eben



Kärtchen zur Schlacht bei Lützen (16. November 1632).

eingetroffen, sich den Schweden entgegenwarf, wurde tödlich verwundet, als Octavio Piccolomini mit zwei Regimentern herbeieilte und den Angriff des blauen u. des gelben Regiments mit unerschütterlicher Tapferkeit zurückwies. Gustav Adolf führte ein neues Regiment vor; in dem von neuem hereinbrechenden Nebel entstand ein furchtbares Handgemenge, in welchem der König selbst tödlich getroffen zu Boden sank. Über seiner Leiche tobte der Kampf weiter. Die Schweden, durch die Kunde vom Tode ihres Königs zur Wut entflammt, setzten unter der Führung des Herzogs Bernhard und des Generals Kniphausen die Schlacht fort; mit größter Erbitterung und Entschlossenheit wurde von beiden Seiten gekämpft, bis die Nacht hereinbrach. Herzog Bernhard drängte endlich die Kaiserlichen zurück, deren Reiterei sich in wilde Flucht warf, während die Infanterie noch standhielt. Wallenstein, selbst verwundet, beschloß indes, die Schlacht abzubrechen. Dem Pappenheimschen Fußvolk, das noch am Abend eintraf, befahl er, seinen Rückzug nach Leipzig zu decken, den er mit Hinterlassung mehrerer Geschütze antrat. Die Schweden lagerten die Nacht auf der Walstatt, gingen aber 17. Nov. nach Weißenfels zurück. Ein entscheidender Sieg war von den Schweden nicht erfochten worden. Der moralische Gewinn der Behauptung des Schlachtfeldes wurde durch den Verlust des Königs mehr als aufgewogen. Die Leiche desselben wurde unweit eines großen Feldsteins unter einem Haufen von Toten, von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten, gefunden. Lange Zeit erhielt bloß dieser sogen. Schwedenstein das Andenken an den tapfern König. Infolge der Gedächtnisfeier des Sieges

1832 wurde über dem Stein ein gotisches Denkmal von Gußeisen errichtet. Vgl. Vincke, Die Schlacht bei L. am 6. Nov. 1632 (Berl. 1832); G. Droysen, Die Schlacht bei L. (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 5, Götting. 1862); »Gedruckte Relationen über die Schlacht bei L.« (1. Heft der »Materialien zur neuern Geschichte«, Halle 1880). — Eine zweite Schlacht bei L. 2. Mai 1813 wird richtiger nach dem südlich von L. gelegenen Dorf Großgörschen (s. d.) benannt.

Lützensand, s. Lang-Lütjensand.

Lutzer, Jenny, Sängerin, s. Dingelstedt 2).

Lützow, 1) Ludwig Adolf Wilhelm, Freiherr von, Führer der berühmten, nach ihm benannten Freischar, geb. 18. Mai 1782 in der Mittelmark aus einem alten Adelsgeschlecht, gest. 6. Dez. 1834 in Berlin, trat 1795 in die preußische Garde und wurde 1804 zum Regiment Reizenstein versetzt, mit welchem er 1806 der Schlacht von Auerstedt beiwohnte. Nach der Auflösung des Regiments schloß er sich dem Schillschen Korps in Kolberg an, organisierte dessen Kavallerie und wurde in dem Gefecht bei Stargard verwundet. 1807 zum Stabsrittmeister befördert, nahm er 1808 als Major seine Entlassung, schloß sich aber 1809 wieder dem Unternehmen Schills an, bis er bei Dodendorf zum zweitenmal verwundet wurde. Erst 1811 trat er wieder bei der Kavallerie ein und wurde im Februar 1813 ermächtigt, in Schlesien ein Freikorps zu errichten, zu welchem sich bald eine Anzahl ausgezeichneter Männer, wie Jahn, Friesen, Körner, meldete. Dies Lützowsche Freikorps (nach seiner Kleidung die »schwarze Schar« genannt) hatte die Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen sowie in Thüringen, Hessen und Westfalen Volksaufstände zu erregen. Ende März schon 900 Mann Fußvolk und 260 Mann Reiterei stark, bestand es aus 3 Bataillonen, 3 Jägerabteilungen und 4 Schwadronen. Die Teilnahmlosigkeit der deutschen Bevölkerung außerhalb Preußens vereitelte jedoch den ganzen Plan, den man mit der Lützowschen Freischar verfolgt hatte, und ihre Streifzüge in den Rücken des französischen Heeres nach der Schlacht bei Lützen blieben erfolglos. Statt den Kern eines großen deutschen Volksheeres zu bilden, wuchs das Korps nur zu 2800 Mann zu Fuß und 480 Reitern heran. Diese letztern, unter L. selbst, wurden auf ihrem allzu sorglosen Rückzug von einem Streifzug nach Franken während des Waffenstillstands von Poischwitz, dessen Bestimmungen L. nicht genau erfahren hatte, 17. Juni auf Befehl Napoleons vom General Fournier und dem württembergischen General v. Normann bei Kitzen in der Nähe von Leipzig überfallen und fast aufgerieben. Nach dem Waffenstillstand wurde das Korps neu organisiert und der Wallmodenschen Armee an der untern Elbe beigegeben. Den Ruhm kühner Verwegenheit erwarben sich die schwarzen Jäger in dem Treffen an der Göhrde 16. Sept., wo L. abermals schwer verwundet wurde, und in vielen Vorpostengefechten; aber Großes konnten sie um so weniger ausführen, als das Korps nie beisammen war. Erst im Dezember sammelte es sich wieder bei Boitzenburg und wurde im Kriege gegen die Dänen verwendet; von Helmenstreit im Januar 1814 an den Rhein geführt, kam es zum Krieg in Frankreich zu spät und wurde nach dem Frieden aufgelöst. L. war unterdessen bei der schlesischen Armee in Châlons eingetroffen und hatte im Auftrag Blüchers dem General Saint-Priest zu Reims 12. März 1814 Depeschen überbracht, als er auf dem Rückweg vom französischen Landsturm gefangen wurde. Nach dem Frieden wieder befreit, wurde L. im April 1814 zum Oberstleutnant und im März 1815 zum Kommandeur des 6. Ulanenregiments befördert. In der Schlacht von Ligny griff er auf Blüchers Befehl ein französisches Karree an, wobei er gefangen wurde. Der Sieg bei Belle-Alliance setzte ihn wieder in Freiheit. Im Oktober 1815 erfolgte seine Beförderung zum Obersten, 1817 erhielt er das Kommando der 13. Kavalleriebrigade zu Münster. 1822 wurde er zum Generalmajor ernannt, im April 1830 aber zur Disposition gestellt. 1889 erhielt das 1. rheinische Infanterieregiment Nr. 25, das 1814 aus der Infanterie der Lützowschen Freischar gebildet worden war, den Namen Regiment v. L. Seine Gattin war seit 1810 Gräfin Elise von Ahlefeldt (s. d.). Vgl. Eiselen, Geschichte des Lützowschen Freikorps (2. Aufl., Halle 1841); K. v. Lützow, Adolf Lützows Freikorps in den Jahren 1813 und 1814 (Berl. 1884); Bothe u. v. Klatte, Geschichte des thüring. Ulanenregiments Nr. 6 (das. 1890); v. Jagwitz, Geschichte des Lützowschen Freikorps (das. 1892).

2) Karl von, Kunsthistoriker, geb. 25. Dez. 1832 in Göttingen, Sohn des mecklenburg-schwerin. Oberschenken Karl v. L., widmete sich hier und in München dem Studium der Philologie und Archäologie und lebte darauf in Berlin, wo er von Fr. Kugler zur Mitwirkung an den »Denkmälern der Kunst« herangezogen wurde. 1858 ward er Dozent der Kunstgeschichte an der Universität München, übernahm 1863 zu Wien die Redaktion der Zeitschrift »Rezensionen und Mitteilungen über bildende Kunst«, habilitierte sich daneben an der dortigen Universität, ward 1864 Professor an der Kunstakademie u. 1866 auch Bibliothekar dieser Anstalt. Er gab heraus: »Münchener Antiken« (Münch. 1861—69, 7 Lfgn.); »Zur Geschichte der Ornamente an bemalten griechischen Thongefäßen« (das. 1858); »Das choragische Denkmal des Lysikrates in Athen« (Leipz. 1868); »Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst«, die Frucht einer Studienreise durch England und Frankreich (das. 1862, 2. Aufl. 1871); »Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste« (Wien 1877); »Die Kunstschätze Italiens« (Stuttg. 1883); »Die kaiserliche Gemäldegalerie im Belvedere« (mit Radierungen von Unger); Dürers Holzschnittwerk (Nürnberg); »Denkmäler der Kunst« (mit Lübke, 6. Aufl., Stuttg. 1892); »Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart« (Wien 1886 ff., Bd. 1 u. 2: Kupferstich und Holzschnitt) und »Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnitts« (in Grotes »Geschichte der deutschen Kunst«, Berl. 1891). Auch lieferte er eine Neubearbeitung des 1. Bandes von Schnaases »Geschichte der bildenden Künste« (Düsseld. 1868), begründete 1866 die »Zeitschrift für bildende Kunst« (Leipz.), deren Herausgeber er seitdem ist, und gab 1889 einen Katalog der Gemäldegalerie der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien heraus.

3) Therese von, s. Bacheracht.

Lützschena, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Leipzig, an der Elster und der Linie Leipzig-Halle der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein freiherrlich Speck v. Sternburgsches Schloß mit Gemäldegalerie, eine große Bierbrauerei u. (1890) 868 evang. Einwohner.

Luv (Luvseite), die dem Wind ausgesetzte Seite des Schiffes, im Gegensatz zur Leeseite (s. Lee); in Luv oder luvwärts (gegen den Wind), alles, was nach der Luvseite des Schiffes zu liegt.

Luvgierig ist jedes Schiff, welches die Neigung hat, sich mit dem Vorschiff der Windrichtung zu nähern (anzuluven). Gut gebaute Schiffe sollen l. sein. Der Gegensatz ist leegierig.

Lux (lat.), das Licht.

Lux, Anton Erwin, österreich. Artillerieleutnant und Afrikareisender, geb. 1847 in Venedig, beteiligte sich an der deutschen Loangoexpedition und reiste 1875 mit Pogge durch das Land der räuberischen Bangela bis Kimbundo. Von ihm erschien: »Von Loanda nach Kimbundo. Ergebnisse der Forschungsreise 1875—1876« (Wien 1879) und »Die Balkanhalbinsel [mit Ausschluß von Griechenland]. Physikalische und ethnographische Schilderungen« (Freiburg 1887).

Luxation, s. Verrenkung.

Luxbrüder, s. Fechtkunst, S. 243.

Luxembourg (spr. lücksangbūr), François Henri de Montmorency-Bouteville, Herzog von, Marschall von Frankreich, geb. 8. Jan. 1628, gest. 4. Jan. 1695, nachgeborner Sohn des wegen eines Duells enthaupteten Grafen Bouteville, nahm 1661 nach seiner Verheiratung mit Magdalene, der Erbin des Hauses Luxembourg-Piney, dessen Namen an. Er befand sich bereits 1643 bei der Schlacht von Rocroi im Gefolge des Prinzen Condé, dessen Partei er nie verließ, und unter dem er die Kriege der Fronde mitmachte, auch in spanische Dienste trat; erst 1660 trat er in die Ludwigs XIV. 1668 zeichnete er sich bei der Eroberung der Franche-Comté aus. 1672 übernahm er nach der Rückkehr des Königs nach Versailles den Oberbefehl in den Niederlanden, versuchte im Dezember eine Eroberung Hollands, welche aber durch Tauwetter mißglückte, und bewerkstelligte im Winter 1673—74 in meisterhafter Weise, aber mit schändlicher Grausamkeit und persönlicher Habgier die Räumung der Niederlande und den Rückzug. 1674 begleitete er den König bei der zweiten Eroberung der Franche-Comté und nahm 11. Aug. teil an der Schlacht bei Seneffe. 1675 mit dem Marschallstab belohnt, nahm er 17. März 1677 Valenciennes mit Sturm, schlug den Prinzen von Oranien 11. April bei Mont Cassel und nochmals 14. Aug. 1678 bei St.-Denis. Seit langem entzweit mit dem allmächtigen Louvois, blieb er elf Jahre ohne Kommando und ward sogar 1679 in den Giftmischerinnenprozeß verwickelt und erst nach einjähriger Haft von der Chambre ardente freigesprochen. 1689 befehligte L. wieder in Flandern und schlug 1. Juli 1690 die Alliierten bei Fleurus. Mit demselben Glück focht er 1691 gegen seinen alten Gegner Wilhelm III., der das Kommando der Alliierten übernommen hatte, und den er 3. Aug. 1692 bei Steenkerken, 29. Juli 1693 bei Neerwinden schlug. Der zahlreichen Fahnen wegen, die er erbeutet, und mit denen die Kathredrale von Paris geschmückt wurde, hieß er beim Volk »le tapissier de Notre-Dame«. Er zeichnete sich als Feldherr durch raschen Blick und die Kühnheit seiner Maßregeln aus; doch war er ausschweifend und verbrecherisch und dabei indolent, was ihn an der Ausbeutung seiner Siege hinderte. Vgl. Beaurain, Histoire militaire du duc de L. (Haag 1756); »Memoirs pour servir à l'histoire du maréchal de L., écrits par lui-même« (das. 1758). — Einer seiner Söhne, Chrétien Louis, Herzog von L., geb. 1675, zeichnete sich im Spanischen Erbfolgekrieg aus, ward 1734 Marschall von Frankreich u. starb 1746.

Luxembourgpalast, ein seit 1612 für Maria von Medici, Witwe Heinrichs IV., von Jacques de Brosse in florentinischem Rustikastil erbautes Schloß in Paris, welches seinen Namen von dem frühern Besitzer des Grundstücks, dem Herzog von Luxembourg-Piney, erhalten hat. Es wurde bis zur Revolution von verschiedenen königlichen Prinzen bewohnt, war dann Staatsgefängnis, seit 1795 Sitz des Direktoriums und des Konsulats, wurde 1804 durch Chalgrin für den Senat und 1831—44 durch de Gisors für die Pairskammer umgebaut und war bis 1870 wieder Sitz des Senats. Jetzt enthält es die Büreaus der Seinepräfektur sowie ein Museum von Gemälden und Skulpturen französischer Künstler, die hier bis etwa zehn Jahre nach dem Tode ihrer Schöpfer bleiben und dann nach erfolgter Sichtung nach dem Louvre übergeführt werden. Auch die große von Rubens für Maria von Medici gemalte Reihe von 21 Bildern aus der Geschichte der Königin (die sogen. Luxembourggalerie) ist nach dem Louvre gebracht worden. Aus der spätern künstlerischen Ausschmückung des Palastes sind die Malereien in der Bibliothek von Delacroix hervorzuheben. Vgl. L. Favre, Le L., récits et confidences sur un vieux palais (Par. 1883).

Luxemburg, 1) ein 1815—66 zum Deutschen Bund gehöriges, seit 1867 unabhängiges und neutrales Großherzogtum, grenzt im O. an Rheinpreußen (durch die Our, Sauer und Mosel davon geschieden), im S. an Deutsch-Lothringen und Frankreich, im W. und N. an die belgische Provinz L. und hat ein Areal von 2587 qkm (46,99 QM.). Das Land ist ein waldreiches, von vielen Thälern durchzogenes Plateau, das den Übergang vom lothringischen Bergland und den Ardennen zur Eifel bildet und in einzelnen Erhebungen bis 565 m Höhe ansteigt. Der südliche Teil, das fruchtbare »Gutland«, gehört der Trias- (Buntsandstein-), der Jura- und jüngern Formationen an, während im unfruchtbaren Norden die devonischen Gesteine oft bis an die Oberfläche herantreten. An Steinkohlen ist völliger Mangel. L. gehört zum größten Teil dem Gebiet der Sauer (Nebenfluß der Mosel) an, die es in westöstlichster Richtung durchfließt und von S. her die Alzette aufnimmt. Die Bevölkerung beträgt (1890) 211,088 Seelen (82 auf 1 qkm). Die Einwohner sind deutschen Stammes; auf dem Lande spricht man einen dem Französischen verwandten Dialekt. Die Gebildeten verstehen meist Deutsch und Französisch, doch ist letzteres die amtliche und Gerichtssprache. Der Konfession nach sind sie bis auf 1058 Protestanten und 1009 Juden durchaus Katholiken, und das Land bildet seit 1873 ein eignes Bistum. Das Klima ist rauher als in Belgien, und die Temperaturdifferenzen zwischen dem wärmsten und kältesten Monat sind um 4° höher als dort; die Niederschläge haben sich seit der weitern Ausdehnung des Ackerbaues vermindert. Fast die Hälfte des reichbewässerten Bodens (1246 qkm) nimmt Getreide-, Flachs-, Hanf- und Rübsamenbau ein; auf Wald und Lohhecken kommen 775 qkm, auf Weideland 407 qkm. Weinbau wird vorzugsweise an der Mosel und Sauer auf 876 Hektar betrieben und bringt in guten Jahren bis 60,000 hl. Die Viehzucht liefert gute Rinder und Pferde zur Ausfuhr. 1892 zählte man 17,572 Pferde, 93,066 Stück Rindvieh, 27,102 Schafe, 81,033 Schweine, 12,436 Ziegen. Daneben beschäftigt sich die Bevölkerung vorzugsweise mit der Gewinnung und Verarbeitung von Eisenerzen. Das Oolitheisenerz im obern Lias, die sogen. Minette, liegt 2½—4 m mächtig in zwei Flözen im Becken von Esch-Rümlingen und bis 10 m mächtig in einem Flöz im Becken von Beles-Differdingen-Rodingen; die ganze Ablagerung

nimmt 3800 Hektar ein, von denen über die Hälfte durch Tagbau zu gewinnen ist. 1893 wurden von 4066 Arbeitern in 56 Gruben 3,351,938 Ton. Eisenerz (1894: 3,958,281 Ton.) im Werte von 7,8 Mill. Frank gefördert und 558,289 T. Roheisen (1894: 679,817 Ton.) im Werte von 24 Mill. Fr. in 7 Hüttenwerken (1892: mit 1758 Arbeitern) produziert. Im ganzen waren 21 Hochöfen im Betrieb. Von den nicht im Lande verarbeiteten Erzen wird der größere Teil nach Belgien, der Rest nach Preußen ausgeführt. Neben der Eisenindustrie wird noch Fabrikation von Leder, Handschuhen, Fayence, Papier, Tuch, Strickwaren (Trikots), Zucker, Bier und Essig betrieben. Den Hauptbestandteil der Einfuhr bilden Koks, Steinkohlen und Getreide. Das Großherzogtum bildet noch gegenwärtig ein Glied des Deutschen Zollvereins; es wird von der Wilhelm-Luxemburger Bahn (196 km), unter der Verwaltung der Elsaß-Lothringer Bahnen, der Prinz Heinrich-Bahn (169 km) und der Luxemburgischen Kanton-Eisenbahn (39 km) durchzogen; außerdem gibt es noch 43 km Sekundärbahnen. Seit 1881 ist der Schulbesuch obligatorisch. An Unterrichtsanstalten besitzt L. zwei Normalschulen (zur Bildung von Lehrern und Lehrerinnen), ein Gymnasium (zu Dielirch) und ein Progymnasium (zu Echternach), eine Ackerbauschule (zu Ettelbrück), ein Athenäum und ein Priesterseminar (zu Luxemburg) und 746 Volksschulen. Das Großherzogtum bildet, wie erwähnt, ein selbständiges neutrales Gebiet (seit 11. Mai 1867). Großherzog ist seit 23. Nov. 1890 Adolf, ehemaliger Herzog von Nassau. Die Verfassung ist monarchisch-konstitutionell und datiert vom 9. Juli 1848 (1856 u. 1868 abgeändert). Die Ständeversammlung besteht nach dem Wahlgesetz vom 28. Mai 1879 (revidiert 1892) aus 45 Abgeordneten, welche von den Kantonen direkt auf sechs Jahre gewählt und zur Hälfte alle drei Jahre erneuert werden. Sie hat vollständige Mitwirkung bei der Gesetzgebung und das Recht der Steuerverweigerung. Der Präsident der Regierung ist der Staatsminister; neben demselben stehen die Generaldirektoren der Finanzen, der Justiz und des Innern. Es besteht ein Staatsrat von 15 Mitgliedern. Der Rechnungsabschluß für 1892 ergab 10,570,826 Fr. Einnahme und 8,820,741 Fr. Ausgabe, mithin einen Überschuß von 1,750,085 Fr.; das Budget für 1894: 8,877,061 Fr. Einnahme gegen 8,436,812 Fr. Ausgabe. Die lediglich im Interesse von Eisenbahnbauten kontrahierte Staatsschuld beläuft sich auf 28,5 Mill. Fr. Das Militär besteht aus 2 Kompanien (Freiwillige und Gendarmen) und zählt 300 Mann mit 8 Offizieren. Für die Rechtspflege ist der Code Napoléon maßgebend. Ein oberster Gerichtshof befindet sich in der Hauptstadt, daneben bestehen zwei Arrondissementstribunale; jeder Kanton hat ein Friedensgericht. Seit 1841 besteht der Orden der Eichenkrone in vier Klassen (s. Tafel »Orden II«, Fig. 12); 1890 sind hinzugekommen der nassauische Hausorden vom Goldenen Löwen und der Militär- und Zivilorden Adolfs von Nassau (beide 1858 gestiftet). Das **Wappen** (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 12) bildet, wie das der Stadt, im zehnmal Silber über Blau gestreiften Schild ein aufgerichteter, doppeltgeschwänzter, goldgekrönter, roter Löwe mit ausgeschlagener Zunge; in neuerer Zeit auch öfter belegt mit dem nassauischen Schilde. **Landesfarben** sind Rot, Weiß, Blau. Eingeteilt ist L. in die Stadt L. und die drei **Distrikte**: Dielirch, Grevenmacher und L. mit 12 Kantonen und 131 Gemeinden.

2) **Belgische Provinz**, bis 1839 der westliche Teil des gleichnamigen Großherzogtums, bildet jetzt die südöstlichste Ecke des Königreichs Belgien, im O. vom Großherzogtum L., im S. von Frankreich, im W. von der belgischen Provinz Namur, im N. von Lüttich begrenzt, und hat 4418,36 qkm (80,23 QM.) Flächeninhalt. Die Provinz ist zum größten Teil waldiges und rauhes Plateau, das von den nördlichen Ausläufern der Ardennen durchzogen und von den in tief eingeschnittenen und vielfach gewundenen Thälern strömenden Flüssen Semoy (im S.) und Ourthe (im N.) bewässert wird. Die Bevölkerung betrug Ende 1890: 211,711 Seelen (noch nicht 48 auf 1 qkm) und wurde 1893 auf 213,155 berechnet. Die Bewohner sind meist Wallonen; 1890 gab es 15,704 Personen, die ausschließlich Deutsch, und 17,654, die daneben Französisch sprachen. Das Ackerland umfaßte 1880: 2643,6 qkm, die Waldungen 1540,3 qkm; damals zählte man 21,829 Pferde, 141,723 Rinder, 74,730 Schafe und 60,309 Schweine. Am fruchtbarsten ist der nordwestliche Teil; in den übrigen Gegenden sind ergiebige Eisengruben im Betrieb. Außer Eisen und Eisenwaren produziert man Leder, Tuch, Thonpfeifen und bringt Vieh und geräucherte Fleischwaren zur Ausfuhr. Städte und größere Orte besitzt die Provinz, welche in die **Arrondissements** Arlon, Bastogne, Marche, Neufchâteau und Virton zerfällt und von der Bahnlinie Grand Luxembourg (Brüssel-Arlon-Sterpenich) mit Zweigbahnen nach Longwy, Lüttich u. a. durchzogen wird, sehr wenige. Hauptstadt ist Arlon. S. Karte »Belgien«.

[Geschichte.] Der Name L. stammt von der alten Burg Lucilinburch oder Lützelburg in Methingau, woraus die jetzige Stadt L. entstand. Diese Burg brachte Graf Siegfried, Urenkel des in Lothringen reichbegüterten Markgrafen Eberhardt von Friaul 963 durch Tausch an sich und vereinigte sie mit seiner Grafschaft im Moselgau. Erst sein Urarenkel nannte sich nach dieser Burg »Graf von Lützelburg«. Mit Konrad II. starb 1136 das Geschlecht Siegfrieds aus; die Grafschaft ging an seinen Großneffen Heinrich I., den Blinden, Grafen von Namur, über, von diesem 1190 auf seine Tochter Ermesindis und deren zweiten Gemahl, Waleram IV., Herzog von Limburg und Markgrafen von Arlon. Ihr ältester Sohn, Heinrich II., erbte Lützelburg, die von seiner Mutter erworbene hennegauische Lehnsherrschaft La Roche sowie die Markgrafschaft Arlon und wurde der Stifter der zweiten luxemburgischen Linie (gest. 1272). Dessen Enkel, Graf Heinrich IV., wurde nach des Königs Albrecht I. Ermordung im November 1308 als Heinrich VII. zum deutschen König gewählt. Er übertrug vor seinem Zug nach Italien 1310 die Grafschaft an seinen Sohn Johann von Böhmen. Dieser vergrößerte dieselbe durch Kauf, kümmerte sich sonst aber wenig um deren Verwaltung. Unter seinem Sohn Wenzel wurde die Grafschaft L. 1354 von Kaiser Karl IV. zu einem **Herzogtum** erhoben. Wenzel hinterließ sein Herzogtum, da er kinderlos starb, 1383 seinem Neffen, Karls IV. ältestem Sohn, dem König Wenzel von Böhmen, der 1378 zum deutschen König erwählt wurde. Dieser verpfändete es 1388 an seinen Vetter Jobst von Mähren, löste es 1410 aus und schenkte es 1411 seiner Nichte Elisabeth von Görlitz. Ihr Gemahl Anton von Burgund fiel 1415 bei Azincourt. Vergebens bemühte sich König Albrecht II., nach dem Erlöschen des luxemburgischen Herrscherhauses mit Kaiser Siegmund, (1437) um die Nachfolge in L. Elisabeth trat 1441

alle ihre Rechte auf das Herzogtum L. an den Herzog Philipp den Guten von Burgund ab. So ward L. 1444 mit Burgund vereinigt. Durch die Vermählung Marias, der Erbin von Burgund, mit dem Erzherzog Maximilian I. (1477) kam L. an das Haus Habsburg-Österreich, 1555 an Spanien, wurde aber als ein Teil des burgundischen Kreises zum Deutschen Reiche gerechnet. In dem Pyrenäischen Frieden von 1659 mußte jedoch Spanien den südlichen Teil von L., nämlich Thionville (Diedenhofen), Montmédy ꝛc., an Frankreich abtreten. Infolge des Utrechter Friedens von 1713 kam das spanische L. wieder an Österreich. 1795 wurde es von den Franzosen erobert und im Frieden zu Campo Formio von 1797 an Frankreich abgetreten und das Departement des Forêts daraus gebildet. Der Wiener Kongreß erhob 24. Aug. 1815 L. als Großherzogtum zu einem besondern deutschen Bundesstaat und teilte es dem König der Niederlande, Wilhelm I., als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande zu; doch sollte die Stadt L. eine deutsche Bundesfestung sein. Für die Erbfolge blieb der Erbverein des Hauses Oranien-Nassau, der die kognatische Succession ausschloß und dem Haus Nassau die Erbfolge zusicherte, maßgebend. Zugleich wurden nach Abtretung einiger Orte an Preußen als östliche Grenzlinie des Großherzogtums die Flüsse Mosel, Sauer und Our bestimmt und dasselbe durch Bouillon und einen Teil von Lüttich vergrößert. Nach dem Ausbruch der belgischen Revolution von 1830 schloß sich ganz L., mit Ausnahme der Bundesfestung und ihres Rayons, der Bewegung an und ward auch von der provisorischen Regierung zu Brüssel 28. Okt. 1830 für einen Bestandteil Belgiens erklärt. Doch kam durch den Londoner Traktat (19. April 1839) der östliche deutsche Teil des Großherzogtums wieder an den König der Niederlande, sollte jedoch nicht mit den Niederlanden vereinigt, sondern als selbständiger Staat verwaltet werden und Mitglied des Deutschen Bundes bleiben. Auch schloß sich L. 1842 dem Zollverein an. Wilhelm II. oktroyierte 12. Okt. 1841 L. eine ständische Verfassung, welche jedoch 9. Juli 1848 einer neuen, der belgischen Konstitution nachgebildeten Platz machen mußte. Letztere wurde wiederum beseitigt durch die von Wilhelm III. 1. Dez. 1856 verliehene Verfassung, worin der Kammer nur ein Zustimmungsrecht in der Gesetzgebung gelassen wurde. Die Wahl war indirekt, die Zahl der Abgeordneten 31 und wurde alle drei Jahre zur Hälfte erneuert. Während der deutschen Kämpfe im Sommer 1866 bewahrte L. Neutralität, blieb aber im Zollverein und die Festung in den Händen Preußens. Dieses betrachtete sein Besatzungsrecht in L. durch das Ausscheiden des Landes aus dem Deutschen Bunde nicht als erloschen; ebensowenig aber wollte es L. an Frankreich überlassen und dem Vertrag vom 21. März 1867 zustimmen, durch welchen der König der Niederlande L. an Napoleon III. verkauft hatte. Preußen erklärte sich also mit dem von Rußland gemachten Vorschlag einer Konferenz einverstanden (26. April). Diese trat 7. Mai in London zusammen; außer den Großmächten nahmen Holland und Belgien daran teil. Schon 11. Mai wurde der Londoner Vertrag unterzeichnet, welcher die Neutralität Luxemburgs aussprach und dieselbe unter die kollektive Garantie der unterzeichnenden Mächte stellte, anderseits die Räumung der Festung L. seitens der preußischen Truppen und die Schleifung der Werke festsetzte. Am 9. Sept. verließen die letzten preußischen Truppen die Festung; länger ließ die Demolierung der Werke auf sich warten, die erst 1872 ausgeführt wurde. Am 10. Juni d. J. übernahm Deutschland die Eisenbahnen von L. auf 40 Jahre in Pacht, und damit ward die französische Ostbahngesellschaft aus dem Lande verdrängt. Das Militär wurde 1881 abgeschafft und nur ein kleines Gendarmeriekorps errichtet. Die schwere Erkrankung des König-Großherzogs Wilhelm 1889 brachte die Frage der Erbfolge auf die Tagesordnung. Da zwar in Holland die weibliche, in L. aber die männliche Erbfolge verfassungsgemäß war, mußte eine Trennung beider Länder eintreten. Nachdem die Ärzte im März 1889 den König für regierungsunfähig erklärt hatten, übernahm 11. April 1889 Herzog Adolf von Nassau als nächster männlicher Verwandter des letztern die Regentschaft in L. Ganz unverhoffter Weise aber ward der König wiederhergestellt und zwang den Herzog in ziemlich unhöflicher Weise zu sofortigem Verlassen des Großherzogtums (4. Mai). Eine abermalige schwere Erkrankung des Königs hatte (Anfang November 1890) die Wiederannahme der Regentschaft in L. durch Herzog Adolf zur Folge; als dann 23. Nov. Wilhelm wirklich starb, bestieg der Herzog den Thron des Großherzogtums, das nun eine selbständige, von den Niederlanden völlig gesonderte Existenz führt. Vgl. Schötter, Geschichte des Luxemburger Landes (Luxemb. 1882); Gläsener, Le grand-duché de L. historique et pittoresque (das. 1886); van Werveke, Beiträge zur Geschichte des Luxemburger Landes (das. 1886—87) u. dessen Zeitschrift: »Das Luxemburger Land«, Organ für vaterländische Geschichte ꝛc. (das. 1882—86); Eyschen, Staatsrecht des Großherzogtums L. (Freib. i. Br. 1889); Eltz, Aus Luxemburgs Vergangenheit und Gegenwart (Trier 1891); Pflips, Das Luxemburger Land (Aachen 1894).

Luxemburg (ehemals Lützelburg), die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogtums, in und über dem engen, malerisch schönen Felsenthal der Alzette und Knotenpunkt der Linien der Wilhelmsbahn L.-Bettenburg (nach Elsaß-Lothringen u. Frankreich), L.-Bettingen und L.-Ulflingen (nach Belgien) u. L.-Wasserbillig (nach Preußen) sowie der Sekundärbahn L.-Remich, zerfällt in die auf einer steil abfallenden Hochebene erbaute Oberstadt, die nur nach W. sich fortsetzt, und in die Unterstädte: Pfaffenthal (nördliche), Klausen (östliche) und Grund (südliche Vorstadt) im Thal, über das seit neuerer Zeit vier großartige Viadukte führen. Die zum großen Teil in den Felsen eingearbeiteten berühmten Festungswerke, welche L. zu einer der stärksten Festungen Europas gemacht haben, wurden seit 1867 bis auf die ältesten Bauten (namentlich die sogen. »spanischen Türme«) geschleift. Über 500 Jahre ist an diesen Werken gebaut worden; von allen Besitzern der Festung, von Heinrich IV., Grafen von L. (als deutscher Kaiser Heinrich VII. genannt, gest. 1313), und seinem Sohn Johann (gest. 1346) an durch die Zeiten der burgundischen, spanischen, französischen, österreichischen und wieder französischen Herrschaft bis auf unsre Tage, hat jeder ein neues hinzugefügt. Ein weit in das Alzettethal vorspringendes schmales Felsriff, der



Wappen von Luxemburg.

»Bock«, ist von oben bis unten ausgehöhlt und kasemattiert; am östlichen Abhang desselben steht der sogen. Melusinenturm, ein Überbleibsel der im 14. Jahrh. erweiterten Befestigung. L. hat sechs kath. Kirchen (darunter die gotische Kathedrale Notre-Dame), ein evang. Bethaus und eine Synagoge. Unter den Gebäuden der Stadt sind das Schloß (früher Palais du Roi, 1893—94 umgebaut), das Stadthaus mit Gemäldegalerie am Wilhelmsplatz, den seit 1884 ein Reiterstandbild König Wilhelms II. schmückt, die bedeutendsten. Erwähnung verdient außerdem der auf den abgetragenen Festungswerken angelegte prächtige Park (mit Denkmal der Prinzessin Amalie, ersten Gemahlin des verstorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande). Von dem prächtigen Schloß des spanischen Statthalters Grafen Ernst von Mansfeld (1545—1604) sind nur noch wenige Mauern und zwei Thorwege mit einigen eingemauerten römischen Reliefs und Inschriften vorhanden; die ehemals berühmten Mansfeldschen Gärten sind bis auf den Namen verschwunden. L., dessen Bevölkerung 1890: 18,187 Seelen betrug, hat ein Athenäum, ein Priesterseminar, Normalschulen für Lehrer und Lehrerinnen, ein Taubstummeninstitut, eine Altertümersammlung (in der Baubankaserne), Stadtbibliothek, ein Altersheim (in den Parkanlagen), Fabriken für Maschinen, Leder, Handschuhe, Fayencewaren, Champagner, Essig &c., Handel mit Wollwaren und Leder und ist Sitz eines Bischofs. — An der Stelle der jetzigen Festung L. soll schon unter dem Kaiser Gallienus (253—268) ein Kastell erbaut worden sein, eine Annahme, für welche Funde römischer Münzen sprechen. 738 wurde Lucilinburch (wohl von luzil, »klein«, herzuleiten) von Karl Martell der Abtei Trier geschenkt, 963 vom Grafen Siegfried erworben. An das Schloß reihte sich seit dem 10. Jahrh. die Stadt L. an, welche dann mit Benutzung des Felsenbodens befestigt wurde. In der Nacht zum 22. Nov. 1443 erstiegen die Burgunder auf Sturmleitern die Mauern und eroberten die Stadt. 1479 von den Franzosen genommen, ward sie noch in demselben Jahre vom Markgrafen von Baden wieder befreit. Seit 1503 entstand das bastionierte Tracee der Festung. 1684 eroberte der Marschall von Créqui mit einer französischen Armee die Festung nach hartnäckiger Verteidigung; Vauban leitete den Angriff und gab der Festung nach ihrer Einnahme die Gestalt, welche sie in der Hauptsache bis zur Neuzeit zeigte. 1697 fiel L. wieder an Spanien, 1714 an Österreich. Im Zeitraum von 1728—34 wurden die Befestigungen der Stadt wesentlich erweitert. Während des ersten Koalitionskrieges wurde L. von dem französischen General Ambert blockiert (21. Nov. 1795 bis 7. Juni 1796), und nach tapferer Verteidigung kapitulierte der österreichische Feldmarschall v. Bender gegen die Zusicherung freien Abzugs. 1815 kam es an den König der Niederlande. Durch die Wiener Schlußakte zur deutschen Bundesfestung erklärt, hatte L. in Friedenszeiten eine Besatzung von 4000 Mann Preußen, die aber infolge des Londoner Vertrags vom 11. Mai 1867 im September d. J. die Stadt verließen, während die Demolierung der Werke der bedeutenden Kosten wegen erst 1872 ausgeführt wurde (s. oben, S. 645). Vgl. Coster, Geschichte der Festung L. (Luxemb. 1869).

Luxemburger Sandstein, weißer konglomeratischer Sandstein in Luxemburg und den angrenzenden Gebieten Lothringens, eine dem untern Lias (s. Juraformation) entsprechende Küstenbildung.

Luxeuil (spr. lüdßöj oder lüßöj), Stadt im franz. Depart. Obersaône, Arrond. Lure, am Breuchin u. an der Ostbahn, hat eine schöne Kirche aus dem 14. Jahrh., Reste einer 590 vom heil. Columbanus gestifteten Abtei, ein Stadthaus (15. Jahrh.), ein Kommunalcollège, ein Seminar, eine Bibliothek, eine Antikensammlung, ein großes Badeetablissement, Mineralquellen (18 an der Zahl), welche Chlornatrium enthalten, teilweise auch eisenhaltig sind, eine Temperatur zwischen 21 und 53° haben und zur Trink- und Badekur verwendet werden, Fabrikation von Kupferwaren, Papier u. Kirschwasser, Baumwollspinnerei u. -Weberei und (1891) 4524 Einw. — L. hieß im Altertum Luxovium und soll seiner Quellen wegen schon von den Römern besucht worden sein.

Luxor, Ort in Ägypten, s. Luksor.

Luxullian (Luxulian), an Turmalin reiche, porphyrartig ausgebildete Granite von Luxulion bei Lostwithiel in Cornwall.

Luxurieren (neulat.), wuchern, zu üppig wachsen.

Luxuriös (franz.), Luxus (s. d.) zeigend oder liebend, üppig, überprächtig.

Luxus (lat.), der Aufwand für den feinern Lebensgenuß, welcher über den durchschnittlich üblichen oder auch notwendigen Lebensbedarf hinausgeht. Da letzterer kein feststehender ist, so ist auch der Begriff L. ein durchaus relativer, und Roscher meint mit Recht, jeder Einzelne, jeder Stand, jedes Volk und jedes Zeitalter nenne diejenige Konsumtion L., welche ihm selbst als entbehrlich erscheine. Der L. an und für sich ist nicht unberechtigt. Er wirkt wohlthätig, wenn er auf gesunden und geschmackvollen Lebensgenuß gerichtet ist, dem Sinne für Schönheit und Reinlichkeit wie einer echten Sittlichkeit dient und nachhaltig das Lebensglück erhöht, ohne daß andre dadurch geschädigt werden. Zu verwerfen ist nur der üppige, sinn- und geschmacklose L., welcher die Kostspieligkeit als Hauptsache ansieht und raffinierte, verweichlichende Genüsse Weniger durch das Elend Vieler erkaufen läßt. Je nach den allgemeinen Anschauungen über Sittlichkeit und der Kulturstufe, auf welcher ein Volk steht, tritt der L. in verschiedenen Formen auf. Bei niederm Stand wirtschaftlicher Entwickelung ist der L. vorzugsweise Massenluxus, welchen größere Grundbesitzer durch großen Aufwand für Bediente und zeitweise durch kostspielige Feste treiben. Dieser Gestalt des L. begegnen wir auch heute noch in denjenigen Schichten des Volkes, welche längere Zeit hindurch ihren Lebensunterhalt möglichst knapp bemessen, um dann gelegentlich sich gehörig austoben zu können. Die höhere Kultur bringt den L., welcher das Leben verschönert und mit größerer Behaglichkeit ausstattet, wegen seiner größern Reize einen wirksamen Sporn für sittliche, wirtschaftliche Bethätigung bildet und auch mehr den untern Klassen des Volkes zugänglich wird. Man suchte in früherer Zeit den L. durch Luxusgesetze oder Aufwandsgesetze (Luxusverbote) zu beschränken, so in Rom, als seine Herrschaft bei großer Einfachheit der Sitten noch keine große Ausdehnung angenommen hatte, ferner im Mittelalter bis zum 18. Jahrh. in Deutschland durch eine große Zahl von Reichspolizeiordnungen und partikularrechtliche Bestimmungen, in Frankreich, Schweden &c. Meistens sollte der Aufwand für Kleider, Gastmähler und Begräbnisse in Schranken gehalten werden, teils aus moralischen oder handelspolitischen Gründen, teils um die Verarmung zu hindern oder eine Abgrenzung der Stände voneinander äußerlich zu ermöglichen. Bei einigermaßen

entwickeltem Verkehr werden solche Verbote unausführbar, weil die Beaufsichtigung viel zu lästig, kostspielig und dabei unzulänglich ist. Tüchtige Bildung und Gesittung, gehörige Pflege von Sparanstalten und eine solide Wirtschaftspolitik werden alsdann eine bessere nachhaltige Wirkung ausüben als Gesetze, die so leicht zur Umgehung anreizen. Ein L. freilich, welcher die öffentliche Sittlichkeit verletzt, ist zu verhindern. Vgl. Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft (3. Aufl., Leipz. 1878); Herrmann, Die Launen der Pracht (in den »Miniaturbildern aus dem Gebiet der Wirtschaft«, neue Ausg., Halle 1876); Baudrillart, Histoire du luxe privé et public (Par. 1878—80, 4 Bde.); Laveleye, Der L. (deutsch, Neuwied 1893); Kambli, Der L. nach seiner sittlichen und sozialen Bedeutung (Frauenfeld 1890).

Luxussteuern. Die L. der modernen Finanzverwaltung sind zum Unterschied von ältern Abgaben, welche durch ihre Höhe den Luxus zu mindern bestimmt und vielfach an die Stelle von Verboten getreten waren, lediglich Einnahmequellen und zwar Aufwandsteuern, welche im Luxus im allgemeinen das für denselben befähigte, damit auch steuerkräftigere Einkommen treffen sollen. Sie sind eine einfache Konsequenz des Gedankens, das höhere Einkommen dadurch stärker zu belasten, daß bessere Qualitäten und wertvollere Güter auch höher besteuert werden als die geringern. Allerdings ist der Begriff Luxus kein bestimmter, auch ist der Luxus nicht in jedem besondern Fall ein Maßstab der Leistungsfähigkeit, da der sparsame oder geizige Reiche wenig oder keinen Luxus treibt, während andre auch bei kleinerm Einkommen durch Stellung, Stand ꝛc. zu Luxusausgaben gezwungen sein können. Doch trifft dieser Einwand auch viele andre Steuern, insbes. die Aufwandsteuern. Wichtiger ist, daß durch die L. nur wenig Gegenstände getroffen werden können. Eine umfassende direkte Besteuerung wäre ohne die unerträglichste Inquisition unmöglich. Sie muß sich deshalb immer nur auf wenige, äußerlich leicht in die Augen fallende Objekte, wie Equipagen, Pferde, Hunde, Dienerschaft, luxuriöse Wohnungen, Gold- und Silbergeschirr, Geselligkeit, Billards ꝛc., beschränken. Auch auf indirektem Wege läßt sich der Luxus nur unvollkommen treffen, weil einer weitgehenden Unterscheidung der Qualitäten und der Ausdehnung der Verbrauchssteuer auf zahlreiche Artikel zu große technische Schwierigkeiten, insbes. wachsende Erhebungskosten, im Wege stehen. Daher werden die L. immer verhältnismäßig wenig einträglich sein, und ihr Zweck muß mehr durch Einkommen-, Vermögens- und Verkehrssteuern erreicht werden. Vgl. Bilinski, Die Luxussteuer als Korrektiv der Einkommensteuer (Leipz. 1875); Mamroth, Die L. in Preußen von 1810—1814 (in Kosers »Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte«, das. 1888); Voltsmann, Warum besteuern wir den Luxus nicht? (Magdeb. 1892); Courtray, Les impôts de luxe (Par. 1895).

Luynes (spr. lüīn'), Dorf im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrond. Tours, auf einem Hügel am rechten Ufer der Loire, mit malerischem Schloß aus dem 15. und 16. Jahrh., Ruinen eines gallorömischen Aquädukts, Steinbrüchen und (1891) 1072 (als Gemeinde 1948) Einw. — L. hieß ursprünglich Maillé und erhielt seinen jetzigen Namen 1619 nach dem Herzog von L. (s. den folgenden Art. 1).

Luynes (spr. lüīn'), 1) Charles d'Albert, Herzog von, Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, geb. 5. Aug. 1578 in Pont-St.-Esprit (Gard) aus einer ursprünglich florentinischen Familie, gest. 14. Dez. 1621, kam früh als Page an den Hof Heinrichs IV., erwarb sich hier die Gunst des Dauphins Ludwig und blieb auch, als dieser den Thron bestiegen hatte, dessen unzertrennlicher Gesellschafter. Durch seinen Einfluß auf den König veranlaßte er 1617 die Ermordung des Marquis d'Ancre und wußte sich sodann dessen sehr bedeutendes Vermögen und seine Ämter anzueignen. 1619 ward er vom König zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben, und 1621, während des von ihm betriebenen Feldzugs gegen die Protestanten, erhielt er das Schwert als Connétable und kurze Zeit darauf das Kanzleramt. Bei der Belagerung von Montauban bewies er jedoch seine gänzliche Unfähigkeit, so daß er vom König, der des herrschsüchtigen, habgierigen Günstlings überdrüssig war, vernachlässigt und von dem Unwillen des Volkes und der Großen verfolgt wurde. Er war vermählt mit Anna de Rohan, der spätern Herzogin von Chevreuse, einer ehrgeizigen, ränkesüchtigen Dame. Vgl. B. Zeller, Le Connétable de L. (Par. 1879). — Einer seiner Nachkommen, Charles Philippe, Herzog von L., geb. 30. Juli 1695, gest. 2. Nov. 1758, heiratete 1732 in zweiter Ehe eine Marquise von Béthune, Ehrendame der Königin Maria Leszczinska, und war der letztern bis zu seinem Tode treu ergeben. Er hat über das Leben am Hofe interessante, wenn auch parteiisch gefärbte Mitteilungen hinterlassen in seinen Memoiren (hrsg. von Dussieux u. Soulié, 1860—65, 17 Bde.).

2) Honoré Théodoric Paul Joseph d'Albert, Herzog von, Archäolog und Numismatiker, Nachkomme des vorigen, geb. 15. Dez. 1802 in Paris, gest. 14. Dez. 1867 in Rom, war viel auf Reisen, besonders in Italien, oder lebte auf seinem Stammschloß Dampierre, überall ein Förderer der Künste, wurde 1830 Mitglied der Akademie der Inschriften, 1848 der Konstituierenden und 1849 der Gesetzgebenden Versammlung und ward beim Staatsstreich, 2. Dez. 1851, auf kurze Zeit verhaftet, söhnte sich aber mit dem Kaisertum aus. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Métaponte« (mit F. J. Debacq, Par. 1833); »Description de quelques vases peints« (1840); »Essai sur la numismatique des Satrapies, etc.« (1846, 2 Bde.); »Numismatique et inscriptions cypriotes« (1852). Aus seinem Nachlaß gab der Graf Vogüé heraus: »Voyage d'exploration à la Mer Morte, à Petra et sur la rive gauche du Jourdain« (1871—76, 3 Bde.).

Luz (spr. lüs), Stadt im franz. Depart. Oberpyrenäen, Arrond. Argelès, in einem schönen Gebirgsthal an der Mündung des Bastan in den Gave de Pau, am Fuß des aussichtsreichen Pic de Bergons (2070 m) gelegen, 739 m ü. M., hat eine von den Tempelherren im 12. Jahrh. erbaute, befestigte Kirche mit kleinem Museum, Schloßruinen, eine Badeanstalt, in welche seit 1881 die Schwefelquelle von Barzun (bei Barèges) geleitet ist (27,6°), Fabrikation von Wollenstoffen (Barège), Kupfer-, Silber- u. Bleibergbau und (1891) 1028 (als Gemeinde 1507) Einw. Südwestlich der Badeort St.-Sauveur (s. d.).

Luzan (spr. luthān), Don Ignacio de, span. Dichter, geb. 28. März 1702 in Saragossa, gest. 14. März 1754 in Madrid, kam noch sehr jung nach Italien, wo er in Palermo und Neapel die Rechte studierte, sich aber noch eifriger mit Litteratur und Poesie beschäftigte. In den italienischen Akademien führte er den Namen Egidio Abenalipa. 1733 nach Spanien zurückgekehrt,

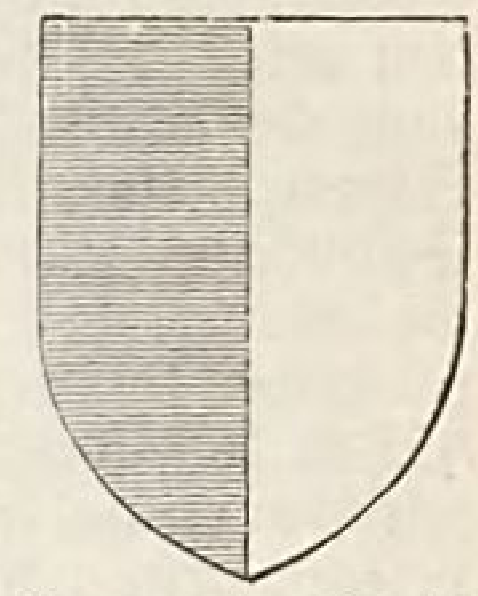
machte er sich zuerst durch einige gewandte Übersetzungen griechischer Dichter sowie durch Bearbeitungen französischer und italienischer Stücke für die spanische Bühne bekannt und trat dann mit seiner »Poetica« (Saragossa 1737; Madr. 1789, 2 Bde.) auf, durch welche es ihm gelang, den französischen Geschmack in die spanische Dichtkunst einzuführen. Er wurde 1747 Gesandtschaftssekretär in Paris und nach seiner Rückkehr 1750 nacheinander Rat im Finanzministerium, Direktor der königlichen Münze und endlich Schatzmeister der königlichen Bibliothek. Die spanische Akademie und die der Geschichte ernannten ihn zum Mitglied; auch war er einer der Gründer der Akademie von San Fernando. Außer der Poetik ist von seinen Werken wenig gedruckt. Seine Gedichte, die sich aber sämtlich nur durch Korrektheit und Eleganz der Sprache auszeichnen, sind im 61. Bande der »Biblioteca de autores españoles« abgedruckt.

Luzern, ein Kanton der Zentralschweiz, grenzt im O. an die Kantone Aargau, Zug und Schwyz, im S. an Unterwalden, im W. an Bern und im N. an Aargau und hat einen Flächeninhalt von 1500,8 qkm (27,3 QM.). L. gehört zum größten Teil der Hochebene an und zwar mit dem sogen. Gäu, zu dem die voralpine Thalschaft des Entlebuch den Gegensatz bildet. Das schmale Bergrevier der Luzerner Alpen (s. d.), welche das Entlebuch beiderseits einfassen und ihre Vorposten einerseits im Napf (1408 m), anderseits im Pilatus (2133 m) haben, verflacht sich nordwärts schaufelartig in die breitern und flachern Thalgründe des Gäu. Da, wo nach diesem zu der Vierwaldstätter See ebenfalls sich öffnet, dehnen sich die über Wäggis und Viznau ansteigenden Südhänge des Rigi aus. Die Reuß, welche sofort nach ihrem Austritt aus dem See die vom Entlebuch herabkommende Kleine Emme aufnimmt, tritt nach kurzem Laufe auf aargauisches Gebiet über, während Wigger, Suren, Wyna und (Hallwyler) Aa, die Suren unter Bildung des Sempacher, die Aa unter Bildung des Baldegger und Hallwyler Sees, auf längere Strecken den luzernischen Gäuthälern angehören und, gleich der Reuß, direkt der Aare zugehen. Das Land ist also Aare-, d. h. Rheingebiet. Entsprechend der orographischen Zweiteilung sind auch die klimatischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse im Entlebuch, wo Escholzmatt 858, der Weiler Sörenberg sogar 1162 und selbst das unterste Dorf Entlebuch noch 722 m ü. M. liegen, andre als im Gäu, dessen Gebiete an der allgemeinen Höhenlage des schweizerischen Mittellandes teilhaben (Luzern 439 m). Die Bevölkerung des Kantons, (1888) 135,722 Köpfe stark, ist durchaus deutschen Stammes (nur 497 Italiener, 437 Franzosen, 24 Romanen) und meist katholischer Konfession (7734 Protestanten, 201 Israeliten), aber wesentlich verschieden in dem ackerbautreibenden Gäu und in dem Hinterland des Entlebuch (s. d.). 1888 waren unter 57,061 erwerbsthätigen Personen 28,872 in der Landwirtschaft, Viehzucht und dem Gartenbau, 16,327 in der Industrie, 4070 im Handel beschäftigt. Der Kanton L. hat 5 Bezirke (Ämter), 109 Gemeinden, 4 Nationalrats-Wahlkreise mit 7 Mandaten und gehört in militärischer Hinsicht zum 4. Divisionskreis. L. hat 136,900 Hektar produktives Land, davon 29,990 Hektar Wald, 83 Hektar Rebland und 106,827 Hektar Acker- und Gartenland, Wiesen u. Weiden (7 Proz. Getreidebau, ca. 4 Proz. Kartoffelbau). Hauptgetreide ist das Korn (Spelt). Ist das Entlebuch, als voralpines Bergthal, der Sitz luzernischer Alpenwirtschaft, so hat das Gäu echt agrikolen Charakter. 1886 zählte man im Kanton 4581 Pferde, 85,807 Rinder, 38,183 Schweine, 9578 Schafe, 19,536 Ziegen und 15,970 Bienenstöcke. Der Rindviehstand ist im Vergleich zum Areal doppelt so stark als sonst in der Schweiz; Schwyzer und Berner Schlag, davon ein Viertel Jungvieh und die Hälfte Kühe: ein Zeichen, wie stark die Nachzucht und Sennerei, namentlich im Entlebuch, ist. Nach einer Aufnahme vom Jahre 1881 betrug die Produktion von Kuh- und Ziegenmilch 1,2 Mill. hl., wovon 60 Proz. in Käsereien und Milchkondensations-Anstalten verarbeitet wurden. Man verfertigt jährlich 20,000 Doppelzentner Käse, magern für den eignen Bedarf und fetten, den die Entlebucher und Emmenthaler Händler aufkaufen. Das Gäu liefert viele Zug- und Mastochsen und hat starke Ausfuhr von Häuten. Kornkammer ist das Gäu, welches Getreide und Kartoffeln über den Bedarf, auch genügend Flachs, Hanf und Obst, zumeist Birnen, erzeugt. Die Waldungen würden kaum den Bedarf durch Nachwuchs decken; dennoch wird mehr aus- als (von den Urkantonen nach der Stadt L.) eingeführt. 1890/91 bestanden 7 Fischbrutanstalten; es wurden besonders Eier von Felchen, Hechten, See- und Flußforellen (zusammen 3,6 Mill.) eingesetzt. In der Emme und Luthern wurde ehedem (noch im 19. Jahrh.) Gold gewaschen und aus solchem Gold in Luzern Dukaten geprägt; jetzt lohnt dieser Erwerbszweig nicht mehr. L. gehört zwar nicht zu den industriellen Kantonen; doch zeigt sich eine beachtenswerte Entwickelung mancher Industriezweige. Der verbreitetste ist immer noch die Strohflechterei im Dienste aargauischer Firmen, als Hausindustrie fast über das ganze Gäu verbreitet. Von Bedeutung sind ferner die Textilindustrie (3 Baumwollspinnereien, eine Bandweberei, 3 Florettseidespinnereien, je eine Seidenwinderei, -Zwirnerei, -Weberei, Wollen-, Halbwollenfabrik und 2 Halbleinenfabriken), die Metallindustrie (ein Eisenwerk, ein Kupfer- und Messingblechwerk, 2 Maschinenfabriken, davon eine mit Gießerei, meistens in der Umgebung von L.), die Papier- und Papierstofffabrikation und die Tabaksindustrie (5 Fabriken). Ende 1891 waren dem Fabrikgesetz 80 Etablissements mit 3185 Arbeitern unterstellt. Der Handel ist nicht unbedeutend; zur Ausfuhr kommen: Getreide, Käse, Vieh, Kirschwasser; die Einfuhr erstreckt sich auf Salz, Öl, Kolonialwaren und Metalle. Die Stadt L. ist Ausgangspunkt des Transitverkehrs nach Italien über die Gotthardroute (s. unten). Seit 1835 hat der Vierwaldstätter See Dampfschiffahrt, und die Stadt L. ist der gemeinsame Knotenpunkt, von welchem die Kurse in drei Richtungen (nach Flüelen, Küßnacht und Alpnach) auslaufen. Dieselbe ist wegen ihrer Lage am Vierwaldstätter See und wegen der Nähe des Rigi, zu welchem von Viznau aus eine Zahnradbahn hinaufführt, einer der Hauptmittelpunkte des schweizerischen Touristenverkehrs (im Sommer 1892: 77,950, 1893: 80,227 Reisende, darunter 22,218, resp. 25,734 Deutsche); die Hotelwirtschaft bildet daselbst und in mehreren Uferorten einen lohnenden Erwerbszweig. Wie der Kanton überhaupt, so gehört auch sein Schulwesen zu den regenerierten der Schweiz, zunächst in betreff der Primär- und Sekundärstufe, welch letztere hier durch die sogen. Bezirks- (Sekundär-) Schulen vertreten ist. Ein Progymnasium besteht in Münster, Mittelschulen in Sursee und Willisau. Das Lehrerseminar befindet sich, mit der Bezirks- und Mittelschule verbunden, seit 1868 in Hitzkirch, das

Priesterseminar in Luzern, wo auch die Kantonsschule (d. h. kantonales Gymnasium humanistischer und realistischer Richtung), mit einer theologischen Lehranstalt verbunden, und eine Kunstgewerbeschule existieren. In Hohenrain besteht eine Taubstummenanstalt (1834 gegründet), auf dem Sonnenberg (bei Luzern) eine von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (1859) gegründete Rettungsanstalt, »Katholisch-Bächtelen«, in Sursee eine landwirtschaftliche Winterschule. Die Zahl der in den öffentlichen Bibliotheken enthaltenen Bände beträgt über 150,000; die bedeutendsten sind die Kantonsbibliothek (80,000), die Bürgerbibliothek (15,000 Helvetica und 12,000 Broschüren) und diejenige des Kapuzinerstifts Wesemlin (12,000 Bände). Der Kanton besitzt noch drei Kapuzinerklöster (Wesemlin, Sursee, Schüpfheim), das Kloster der Kapuzinerinnen zu St. Anna und das der Cistercienserinnen zu Eschenbach, im ganzen mit etwa 110 Ordensgliedern und einem Vermögen von über 1½ Mill. Fr. Der Kanton gehört nebst Solothurn und Zug zum Bistum Basel.

Nach der **Verfassung** vom 28. Febr. 1875, die 11. Okt. 1882 und 26. Nov. 1892 unwesentlich revidiert wurde, bildet L. einen demokratischen Freistaat. Sie garantiert die in den schweizerischen Kantonalverfassungen üblichen Grundrechte. Die Souveränität beruht in der Gesamtheit des Volkes und wird, im Namen des Souveräns, zunächst durch den Großen Rat (135 Mitglieder) ausgeübt. Dieser wird von den 53 Wahlkreisen auf je vier Jahre gewählt, je ein Mitglied auf 1000 Seelen der schweizerischen Wohnbevölkerung. Die von ihm erlassenen Gesetze, Staatsverträge und wichtigern Finanzdekrete unterliegen der Volksentscheidung, wenn diese binnen 30 Tagen wenigstens von 5000 Bürgern verlangt wird (fakultatives Referendum). Der Große Rat übt die Oberaufsicht über die Staatsverwaltung, bestimmt das jährliche Budget sowie die Steuern; er beschließt über Staatsverträge und Staatsanleihen, übt das Begnadigungsrecht &c. Die Mitglieder haben das Recht der Initiative für Gesetzesvorschläge. Die Exekutive ist einem Regierungsrat von sieben Mitgliedern übertragen. Diese können nicht zugleich Mitglieder des Großen Rates sein, sind aber verpflichtet, den Sitzungen desselben beizuwohnen, und haben hier beratende Stimme und das Recht, Anträge zu stellen. Die Leitung des Erziehungswesens ist einem Erziehungsrat von drei Mitgliedern übertragen. Die oberste Instanz richterlicher Gewalt liegt bei dem Obergericht (neun Mitglieder); ein Kriminalgericht von fünf Mitgliedern beurteilt in erster Instanz alle Kriminalsachen. Die Todesstrafe ist wieder eingeführt. Sowohl Regierungs- und Erziehungsrat als Ober- und Kriminalgericht werden auf je vier Jahre vom Großen Rat erwählt, ebenso auf je ein Jahr die Präsidien: der Präsident des Regierungsrats (Schultheiß), der Vizepräsident (Statthalter), der Präsident des Erziehungsrats (aus der Mitte des Regierungsrats), der Präsident und Vizepräsident des Obergerichts und der Präsident des Kriminalgerichts. Der Kanton L. zerfällt in die fünf Ämter oder Bezirke: Entlebuch, Hochdorf, L., Sursee und Willisau. In jedem übt die Exekutive ein vom Großen Rat auf je vier Jahre gewählter Amtsstatthalter, die richterliche Gewalt ein Bezirksgericht von 7—9 Mitgliedern, die von dem Amt selbst zu wählen sind. Die Gemeinden sind innerhalb der verfassungs- und gesetzmäßigen Schranken autonom; sie üben die Verwaltung durch einen von der Gemeinde auf je vier Jahre gewählten Gemeinderat, dessen Präsidium der Gemeindammann führt, und zur Vermittelung von Streitigkeiten bestehen Friedensrichter. Nach der Staatsrechnung von 1894 betragen die Einnahmen 1,830,291 Fr., die Ausgaben 1,968,496 Fr. Das reine Vermögen des Staates belief sich Ende 1894 auf 6,572,898 Fr., die Schuld auf 7,970,919 Fr. Unter den Einnahmen kommt der bedeutendste Posten auf die Staatsabgaben (besonders direkte Staatssteuer); unter den Ausgaben erfordert das Bildungswesen den höchsten Betrag.

Luzern, Hauptstadt des gleichnamigen schweizer. Kantons (s. oben), liegt reizend am Ausfluß der Reuß aus dem Vierwaldstätter See, 439 m ü. M., mit dem Blick auf Rigi und Pilatus, ist Knotenpunkt der Bahnlinien Basel-Olten-L., Zürich-L., Lausanne-Bern-L., der Gotthardbahn, der Brünigbahn sowie der Straßenbahn L.-Kriens und zählt (1888) 20,570 Einw., darunter 2857 Protestanten und 190 Juden. Die Stadt selbst ist eng angelegt, gegen N. von einer Reihe hoher mittelalterlicher Schutztürme eingefaßt, hat sich aber durch Kai- und Häuserbauten, namentlich eine größere Zahl prächtiger Gasthöfe, erweitert und verschönert.



Wappen der Stadt und des Kantons Luzern.

Unter den kirchlichen Gebäuden steht voran die Stiftskirche St. Leodegar (1633 erbaut) mit zwei schlanken Türmen von je 75 m Höhe (der eine trägt die Jahreszahl 1406) und einer vorzüglichen Orgel von 90 Registern. Andre hervorragende Gebäude sind: das Regierungsgebäude, die Jesuitenkirche (von 1667), das ehemalige Ursulinerinnenkloster Mariahilf (jetzt Mädchenschulhaus), die neue reformierte Kirche, das Rathaus, das Postgebäude, das Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, das große Stadtspital, das Pfründehaus in der Sente, das Waisenhaus, das Theater, das neue Korrektionshaus, das Museum, das Bibliothekgebäude, das neue Schulhaus am Krienbach und das Zeughaus mit alten Trophäen. Über den Seeausfluß führt eine prachtvolle neue Brücke, welche den Bahnhof der linken Stadtseite mit der »großen Stadt« verbindet. Abwärts folgt zunächst die 300 m lange, hölzerne und auf Pfählen ruhende Kapellbrücke (1300 erbaut) mit alten Schildereien. Der Wasserturm an derselben soll das älteste Bauwerk der Stadt, ein Leuchtturm (lucerna, daher angeblich der Name der Stadt) aus der Römerzeit sein. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört noch das auf Veranlassung des Generals Pfyffer zum Gedächtnis der am 10. Aug. 1792 bei der Verteidigung der Tuilerien gefallenen Schweizergardisten 1820 errichtete Monument vor dem Wäggisthor, ein nach Thorwaldsens Modell in die Felsenwand eingehauener Löwe von 9 m Länge und 5,6 m Höhe, sterbend mit der rechten Pranke den bourbonischen Wappenschild schützend, darüber die Inschrift: »Helvetiorum fidei ac virtuti«. Der »Gletschergarten« enthält interessante Riesentöpfe, Findlinge u. Felsen mit Gletscherschliffen und Gletscherritzen aus der Eiszeit, alles umgeben von einer echt alpinen Gartenanlage. Endlich verdient Erwähnung das Pfyffersche Relief der Urkantone, über 6½ m lang und 3½ m breit. Schöne Aussichtspunkte sind: die Fluhmatt, die Allenwindenhöhe, die drei Linden am Gizlisberg, der Gütsch, mit Drahtseilbahn zugänglich, die Ruinen des Schlosses Stollberg &c. Vgl. Heer, Führer für L. &c. (2. Aufl., das. 1893).

Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern.

Die Stadt L. verdankt ihren Ursprung und wahrscheinlich auch ihren Namen (Ludgaria, Luciaria) dem Kloster St. Leodegar, welches um 740 von Mönchen der Abtei Murbach im Elsaß gestiftet wurde und mit seinen Besitzungen unter der Herrschaft des Mutterklosters verblieb. Dieses verkaufte die Stadt 1291 an Rudolf von Habsburg, aber zur Wahrung seiner unter der geistlichen Herrschaft errungenen städtischen Freiheiten trat L. 7. Nov. 1332 in den Bund der Waldstätte. Das dadurch gelockerte Verhältnis zu Österreich wurde durch die Schlacht von Sempach 1386 vollends zerrissen, und 1390 erhielt die Stadt von König Wenzel mit dem Blutbann die Bestätigung ihrer Reichsfreiheit. Im 14. und 15. Jahrh. erwarb sich L. durch Kauf, Verpfändung und Eroberung ein bedeutendes Unterthanengebiet. Gegen die Reformation verhielt es sich feindselig; es wurde der Mittelpunkt der gegenreformatorischen Bestrebungen in der Schweiz. Auf Veranlassung des kriegsberühmten Schultheißen Ludwig Pfyffer (s. d.) wurden 1574 die Jesuiten nach L. berufen, wo seit 1586 auch ein päpstlicher Nunzius seinen beständigen Sitz hatte. Am 5. Okt. 1586 beschworen die sieben katholischen Orte den Borromeischen Sonderbund in L. Auch in L. entwickelte sich die städtische Verfassung durch das Selbstergänzungsrecht der Räte und die Erhöhung der Befugnisse derselben auf Kosten der Bürgergemeinde im 16. und 17. Jahrh. zu einer patrizischen Oligarchie; die Landschaft aber litt durch Mißachtung ihrer verbrieften Rechte, Erhöhung der Steuern, Verschlechterung der Münzen u. a. m. Daher nahm 1653 in dem luzernischen Entlebuch der große Bauernkrieg in der Schweiz seinen Anfang, dessen Niederwerfung die unumschränkte Herrschaft des Patriziats bis 1798 begründete. 1798 erklärte der Große Rat die aristokratische Regierungsform für abgeschafft, und L. wurde zur Hauptstadt der Helvetischen Republik erhoben. Die Mediationsakte machte den Kanton L. 1803 wieder zu einem besondern Staatswesen mit repräsentativer Verfassung. Allein 1814 wurde dieselbe durch einen Handstreich des Schultheißen Rüttimann gestürzt und die Staatsform derjenigen vor 1798 angenähert mit dem Unterschied, daß die Landschaft die Hälfte der Repräsentanten im Großen Rat erhielt. Eine Verfassungsrevision beseitigte 1829 das Selbstergänzungsrecht des Kleinen Rates und entzog demselben die richterliche Gewalt; nach der Julirevolution wurde auf das Verlangen einer Volksversammlung in Sursee (21. Nov.) ein Verfassungsrat gewählt, dessen am 30. Juni 1831 angenommener Entwurf der Landschaft eine gerechtere Repräsentation gewährte, Gleichheit vor dem Gesetz, Denk- und Preßfreiheit verkündete und die Militärkapitulationen mit dem Ausland verbot. Aber da das liberale Regiment, das 1830 zur Herrschaft kam, durch seine Teilnahme an der Badener Konferenz die Interessen der katholischen Kirche zu verletzen schien, strebte eine klerikal-demokratische Partei unter der Führung des Bauers Joseph Leu von Ebersol und des Staatsschreibers Konstantin Siegwart-Müller dahin, den Sturz desselben mittels einer Verfassungsrevision herbeizuführen. Diese wurde von dem durch Jesuitenmissionen bearbeiteten Volk beschlossen (31. Jan. 1841) und der Verfassungsrat vollständig im Sinne der »Leuenpartei« bestellt. Das neue, 1. Mai angenommene Grundgesetz raubte der (liberalen) Stadt das letzte Vorrecht, indem es die Vertretung nach der Kopfzahl feststellte, gab dem Volk das Veto gegen mißliebige Gesetze, befreite die Kirche von aller staatlichen Hoheit und überlieferte ihr das Unterrichtswesen. Die neue Regierung, deren Haupt Siegwart-Müller war, bezeichnete ihre Stellung, indem sie den Papst um seinen Segen zu dem Werk bat. Die Krönung desselben durch die Berufung der Jesuiten an die höhern Lehranstalten (28. Okt. 1844), die verunglückten Schilderhebungen u. Freischarenzüge der Radikalen (8. Dez. 1844 und 30./31. März 1845), die Verurteilung und Flucht des Dr. Steiger, ihres Hauptes, die Ermordung Leus, die Stiftung des Sonderbundes (Dez. 1845) und dessen Niederwerfung durch die Eidgenossenschaft (November 1847) gehören der allgemeinen Geschichte der Schweiz (s. d.) an. Unmittelbar nach der Niederlage bei Gislikon (23. Nov. 1847) flüchtete sich die Sonderbundsregierung von L. nach Altorf und löste sich auf (24. Nov.), worauf der Stadtrat von L. unter Zuziehung von je zwei Männern der vier Ämter des Landes sich als provisorische Regierung konstituierte und die Neuwahl des Großen Rates anordnete, der in der Mehrheit liberal bestellt wurde. Als die von ihm ernannte Regierung, um die Kriegskosten zu bestreiten, die Klöster St. Urban und Rathausen aufhob, ergriffen die Klerikalen das Veto, brachten es aber nicht auf die nötige Stimmenzahl. Ebenso wurde eine Abänderung der Verfassung, welche alle tendenziös klerikalen Bestimmungen daraus entfernte, 13. Febr. 1848 angenommen. Am 6. Dez. 1856 wurden auf Antrag der liberalen Regierung sämtliche Mitglieder des sonderbündischen Kriegsrats, die 1850 zum Schadenersatz verurteilt worden waren, mit Ausnahme des im Exil lebenden Siegwart-Müller, vom Großen Rat amnestiert. Auf Betreiben der Ultramontanen wurde 1863 durch eine Totalrevision der Verfassung an Stelle der teilweisen Erneuerung der Behörden die Integralerneuerung gesetzt, 1869 durch eine Partialrevision das Veto erleichtert und die Zahl der Großräte vermehrt. Am 7. Mai 1871 erfolgte endlich der von ihnen ersehnte Umschwung, indem die Neuwahlen eine klerikale Mehrheit im Großen Rat ergaben, der dann auch die Regierung zum größten Teil aus Klerikalen bestellte. Als der liberale Stadtrat 1872 den Altkatholiken eine der Stadt gehörige Kirche einräumen wollte, verbot es die Regierung. Wie die von Zug, erkannte sie die von den übrigen Solothurner Diözesanständen gegen den Bischof Lachat gefaßten Beschlüsse nicht an, worauf dieser 1873 in L. seinen Sitz nahm. Die Revision der Bundesverfassung von 1874, die übrigens von L. verworfen wurde, machte auch eine solche der kantonalen Verfassung notwendig; das 28. Febr. 1875 vom Volke genehmigte neue Grundgesetz erlitt indes 1882 und 1890 Abänderungen; durch die erstern wurde infolge der Aufhebung des eidgenössischen Verbots die Todesstrafe, durch die letztern die Volksinitiative für Gesetze eingeführt. Vgl. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons L. (Zürich 1850—52, 2 Bde.); Derselbe, Der Kanton L. (St. Gallen 1858—59, 2 Tle.); v. Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik L. (Luz. 1851—58, 4 Bde.); Derselbe, Fünfundvierzig Jahre im luzernischen Staatsdienst (Bern 1887); B. v. Meyer, Erlebnisse (Wien 1875, 2 Bde.); v. Liebenau, Das alte L. (Luz. 1882).

Luzérne, s. Medicago.

Luzérneälchen, s. Älchen.

Luzérner Alpen, der zwischen Aare- und Reußthal sich ausbreitende Teil der schweizer. Voralpen-

zone, der seitlich in die Nachbarkantone Bern und Unterwalden übergreift, aber seiner Hauptmasse nach dem luzernischen Gebiet angehört. Die beträchtlichsten Berge sind: der Hohgant (2199 m), der Brienzer Grat und das Rothorn (2351 m), die Schrattenfluh (2076 m), der Feuerstein (2042 m), die Schafmatt (1980 m), die Bramegg (1026 m) und der Pilatus (s. d.). Ist der Pilatus das auffälligste, großartig aufgebaute Glied dieser Gruppe, so gehört der Napf (1408 m), eine durch Ausdehnung und Fächerstrahlen auffallende Nagelfluhbildung, schon zu den Vorposten der Alpen und tritt weit in das Hügelland vor. Der fahrbare Übergang von Escholzmatt (858 m), welchen seit 1875 die Bern-Luzerner Eisenbahn überschreitet, trennt diesen alpinen Vorposten von dem Hauptkörper der L. A., wie diese ihrerseits wieder durch den Brünig (s. d.) von dem Hochgebirge geschieden sind. Das von dem hufeisenförmigen Bogen der L. A. eingeschlossene Thal ist das Entlebuch (s. d.).

Luziensteig, Paß, s. Luciensteig.

Luzin, s. Kleber.

Luzin, Stadt, s. Ljuzin.

Luzk (poln. Luck), Kreisstadt im russ. Gouv. Wolhynien, am Styr und Gushiz (Gishiz), hat ein Schloß (aus dem 16. Jahrh.), 3 griechisch-katholische und 2 römisch-kath. Kirchen, 2 Nonnenklöster, 2 Synagogen (darunter eine karaïtische), ein kath. Seminar und (1889) 14,165 Einw., welche einen nicht unbedeutenden Getreidehandel treiben. L. ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs. Im Kreis befinden sich acht große deutsche Kolonien. L. wird zuerst im 11. Jahrh. als Hauptstadt eines reichsunmittelbaren Fürstentums erwähnt und fiel 1791 an Rußland.

Luzón (spr. lußön), die größte und wichtigste Insel des span. Archipels der Philippinen (s. Karte »Hinterindien«), zwischen 12¾—19° nördl. Br. und 120° 20′—124° 20′ östl. L. v. Gr., mit den Küsteninseln 109,206 qkm (1983 QM.) groß, mit (1887) 3,442,941 Einw. Die Insel besteht aus einem großen nördlichen kompakten Teil, der sich von N. nach S. erstreckt, und einem viel kleinern, vielfach zerrissenen, dessen Richtung nach SO. geht, Namens Camarines. Unter den zahlreichen tiefen Küsteneinschnitten sind namentlich der Golf von Lingayen und die Bai von Manila an der Westküste, die Bai von Nagay im S. und die von Albay und Sorsogon im SO. zu nennen. Zwei granitische Ketten, die Cordillera del Norte (Monte Santo Tomas 2260, Pagsan 2234 m) und die niedrigere Sierra Madre mit Vulkan Cagua (1195 m) im äußersten Nordosten, schließen eine vom Cagayan durchflossene Alluvialebene ein; der Süden und Camarines sind vulkanisch, doch sind die meisten Kegel erloschen. Hier erheben sich der noch thätige Taal (2250 m), auf der Halbinsel Camarines der Labo (1552 m), Isarog (1966 m), der noch thätige Mayon (2374 m) und der Bulusan (1624 m). Die Bewässerung ist sehr reichlich; von vielen Flüssen sind zu nennen der Pasig, Abfluß der Lagoa de Bay, in der die Insel Dalaga liegt, und der schon erwähnte Cagayan mit dem Magat. Die Grundlage von L. bildet ein Komplex von kristallinischen Schiefern (Gneis, Chloritschiefer, Hornblendeschiefer ꝛc.), welche vielfach von Quarzgängen durchsetzt werden, die verschiedene Erze führen. So findet sich bei Mombulao sehr reichlich Gold; bei Labo und Paracali traf man früher auch Bleiglanz, Blende, Kupferkies und Rotbleierz. Vulkanische Gesteine, und zwar hauptsächlich Dolerit, Andesit und Trachyt sowie deren Tuffe bedecken in großer Ausdehnung das ältere Gebirge. Von den zahlreichen Vulkanen ist der Mayon oder Vulkan von Albay auf der Halbinsel Camarines durch seine Höhe (2522 m) und wiederholte verheerende Eruptionen besonders bemerkenswert (vgl. Philippinen). Eins der eigentümlichsten Naturbilder gewährt die Laguna encantada (»verzauberter See«), ein Kratersee in der Nähe von Manila. Das Klima ist heiß und feucht; es herrschen Fieber, die Cholera richtet große Verheerungen an, und Cyklone haben wiederholt Städte und Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt. Die Flora ist eine überaus üppige und reiche; reißende wilde Tiere gibt es nicht. Näheres s. Philippinen. Von Mineralien sind in großer Menge Eisen- und Kupfererze, Schwefel und Kohle gefunden worden. Die Bevölkerung besteht aus drei verschiedenen Bestandteilen, welche in drei konzentrischen Zonen die Insel bewohnen. Die Urbevölkerung, die Negrito, wurde durch zwei malaiische Invasionen von der Küste in die Berge der Binnenlandschaften zurückgedrängt und dort von den Malaien der ersten Invasion (Tingianen, Igorroten, Ginanen, Calinga u. a.) so absorbiert, daß sie nur noch Stammesinseln bildet. Die Malaien der zweiten Invasion (Tagalen, Bisaya u. a.) bewohnen die Küstengebiete, wo auch Chinesen, Spanier und Mischlinge ihre Wohnsitze haben. Hauptstadt ist Manila (s. d.). Vgl. Drasche, Fragmente zu einer Geologie der Insel L. (Wien 1878); Marche, Luçon et Palaouan; six années de voyages aux Philippines (Par. 1887); Karte von Almonte und Muriel, 1 : 400,000 (Madr. 1886).

Luzūla *DC.* (Hainbinse, Hainsimse), Gattung aus der Familie der Junkaceen, grasartige Stauden mit geschlossenen Blattscheiden und flachen, seltener rinnigen Blättern mit langen weißen, rechts gedrehten Randhaaren. Der Blütenstand ist doldenähnlich, trugdoldig oder rispig, die stets mit Vorblättern versehenen Blüten stehen einzeln, in kleinen Gruppen, Köpfen oder Ähren. Sehr veränderliche, zum Teil nur künstlich in (etwa 38) Arten zu gliedernde Pflanzen, meist in der nördlichen gemäßigten Zone; einige deutsche Arten gelten als gute Futterpflanzen. L. pilosa *Willd.* wächst in Hainen und Wäldern durch ganz Europa; die Wurzel wird in Livland gegen Steinbeschwerden angewendet. L. campestris *Desv.*, auf Feldern und Weiden in Europa und Nordamerika, auch in Neuholland, ist ein Frühlingsfutter für die Schafe. Die süßlich schmeckenden Blütenköpfchen und Samen werden unter dem Namen Hasenbrot von den Kindern gegessen.

Luzzāra, Flecken in der ital. Provinz Reggio nell' Emilia, Kreis Guastalla, am rechten Ufer des Po und an der Eisenbahn Parma-Suzzara, mit Landwirtschaft, Käserei, Strohflechterei und (1881) 2151 (als Gemeinde 7617) Einw. Hier unentschiedene Schlacht 15. Aug. 1702 zwischen den Österreichern unter Prinz Eugen und den Franzosen unter Vendôme.

Luzzatti, Luigi, ital. Staatsmann, geb. 1841 aus einer begüterten israelitischen Familie in Venedig, studierte die Rechte und wurde 1867, nachdem er einige Zeit am Istituto tecnico zu Mailand gelehrt hatte, zum Professor der Nationalökonomie und des Staatsrechts an der Universität Padua ernannt. Im gleichen Jahr vertrat er die italienische Regierung als Kommissar bei der Pariser Ausstellung und wurde 1869 unter Minghetti als Generalsekretär in das Ministerium des Handels und Ackerbaues berufen, dem er indes nur wenige Monate angehörte. Schon 1870 wurde er in die Deputiertenkammer gewählt, doch ward seine Wahl für nichtig erklärt, da er noch

nicht das gesetzliche Alter erreicht hatte, und erst 1871, nach einer dritten Wahl, konnte L. ins Parlament eintreten, dem er zuerst für Oderzo, später für Padua angehörte. Hier schloß er sich der Rechten an, gewann besonders großen Einfluß in wirtschaftlichen und Finanzfragen und war mehrere Male Vorsitzender der Budgetkommission. Diese Stellung bekleidete er wiederum im Januar 1891 und wirkte dabei zum Sturze Crispis erheblich mit. Vom Februar 1891 bis zum Mai 1892 war er Schatzminister in dem Kabinett di Rudini-Nicotera. L. hat eine Reihe staatsrechtlicher Schriften veröffentlicht, unter anderm Abhandlungen über »Staat und Kirche in Belgien« und über die »Embryologie und Entwickelung der Staatsverfassungen«.

Luzzatto, Samuel David, jüd. Theolog und Hebraist, geb. 22. Aug. 1800 in Triest, war Professor des Rabbinerseminars in Padua, wo er 29. Sept. 1865 starb. Er hat die jüdische Wissenschaft durch selbständige Arbeiten (Erklärung des Buches Jesaias, Abhandlungen über hebräische u. chaldäische Sprache, Targum Onkelos, über die Kabbala u. a.) und durch die Herausgabe handschriftlicher Schätze seiner Bibliothek und Monographien für verschiedene Zeitschriften wesentlich gefördert. Sein hebräischer Briefwechsel wurde durch seinen Sohn Isaias herausgegeben (hebräisch 1882–94, Bd. 1–9; italienisch 1890); seine Selbstbiographie übersetzte Grünwald (Verona 1882).

L. v. H., bei Pflanzennamen Abkürzung für Louis van Houtte (s. d.).

Lwow, polnischer Name von Lemberg.

Lwow, Alexei Fedorowitsch, Violinist und Komponist, geb. 25. (a. St.) Mai 1799 zu Reval in Esthland, gest. 16. (a. St.) Dez. 1870 auf seinem Gut bei Kowno, erhielt früh eine gründliche Ausbildung auf der Violine und setzte seine Studien, auch nachdem er in den Militärdienst getreten war, mit Eifer fort. Anfangs im Ingenieurkorps beschäftigt, später zum General und Adjutanten des Kaisers Nikolaus ernannt, wurde ihm 1836 die Leitung der kaiserlichen Sängerkapelle sowie 1854 die aller kaiserlichen Musikanstalten in Petersburg übertragen. Doch mußte er sich bald darauf wegen eines Gehörleidens auf sein Gut bei Kowno zurückziehen. Von seinen Kompositionen sind zu nennen: drei Phantasien und andre Kompositionen für die Violine mit Begleitung des Orchesters; eine vortreffliche Neuinstrumentation des »Stabat mater« von Pergolesi; die Opern: »Undine« und »Starosta« und mehrere Motetten, namentlich aber die russische Nationalhymne: »Den Zaren schütze Gott« (Text von Shukowskij, 1833). Auch schrieb er: »Über den freien und nicht symmetrischen Rhythmus des altrussischen Kirchengesangs« (1859) und eine Violinschule (deutsch: »Ratschläge für angehende Violinschüler«, 1860).

LXX (lat., d. h. 70), Abkürzung für Septuaginta.

Lyall (spr. lai-el), 1) Sir Alfred Comyns, engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1835 zu Coulston in Surrey, trat 1855 in den indischen Staatsdienst u. ward, nachdem er verschiedene andere Ämter bekleidet hatte, 1882 Lieutenant-Governor der nordwestlichen Provinzen. 1887 aus Indien heimgekehrt, wurde er Mitglied des dem Staatssekretär für Indien beigeordneten Rates. Die Krone verlieh ihm die Ritterschaft des Bath-Ordens, die Universität Oxford den Doktorgrad. Er schrieb: »Asiatic studies, religious and social« (1882, 2. Aufl. 1884; franz. Übersetzung, Par. 1885); »Life of Warren Hastings« (1889); »Natural religion in India« (1891); »Rise and expansion of the British dominion in India« (1893, 2. Aufl. 1894). Als Dichter zeigt sich L. in den »Verses written in India« (1889), in denen uns ergreifende Bilder aus dem Leben der Eingebornen wie der herrschenden Europäer entgegentreten.

2) Edna, Pseudonym, s. Bayly.

Lyäos (griech.), »Befreier«, Sorgenbrecher, ein Beiname des Dionysos (s. d.).

Lycaenidae, s. Bläulinge.

Lycaon, s. Hyänenhund.

Lycée (franz., spr. lißē), s. Lyceum.

Lyceum (griech. lykeion, »Lichthain«), ursprünglich ein dem Lichtgott Apollon (Lykeios) geweihtes Heiligtum in Athen, in welchem in alter Zeit auch Recht gesprochen wurde; dann Gymnasium, beliebter Aufenthaltsort der Philosophen, besonders der Peripatetiker, welche selbst nach ihm genannt wurden. Auch die Römer nannten ähnliche Anstalten Lyceen, wie Ciceros Bibliothek auf seinem Tusculanum und das Gymnasium in Hadrians Villa bei Tibur. Seit der Zeit der Humanisten und der Renaissance Name für höhere, ihre Zöglinge zum Besuch der Universität vorbereitende Schulen; daher jetzt meist gleichbedeutend mit Gymnasium (s. d.). In Bayern gibt es 7 Lyceen, 6 königliche (Freising, Passau, Regensburg, Bamberg, Dillingen, Augsburg) und ein bischöfliches (Eichstätt), die hinsichtlich der Lehrverfassung den katholisch-theologischen und philosophischen Fakultäten deutscher Universitäten entsprechen, im ganzen aber nur schwach besucht sind. In Frankreich ist L. (lycée) Bezeichnung für die Staatsgymnasien, während die städtischen gelehrten Schulen collèges (s. d.) heißen. Nach der gegenwärtigen Einrichtung haben die französischen lycées acht oder bei Teilung der obersten in zwei Stufen neun Klassen, die eine division élémentaire (VIII. und VII.), division de grammaire (VI., V., IV.) und division supérieure (III., II., I.) bilden. Der Lehrgang schließt mit der Erlangung des Baccalauréat ès lettres und, wo noch eine Klasse der mathématiques spéciales besteht, des B. ès lettres et sciences, die etwa den deutschen Reifezeugnissen eines Gymnasiums entsprechen. — In neuerer Zeit hat man die Bezeichnung L. auch mehrfach für solche dem weiblichen Geschlecht gewidmete Lehranstalten gewählt, die eine höhere, dem Universitätsstudium angenäherte Bildung anstreben (Viktoria-Lyceum in Berlin, Alice-Lyceum in Darmstadt).

Lychen, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Templin, zwischen mehreren Seen, die mit der Havel durch den 9 km langen, 1,40 m tiefen Lychener Kanal in schiffbarer Verbindung stehen, Güternebenstelle von Fürstenberg in Mecklenburg, an der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche (14. Jahrh.), Reste der alten Stadtmauer, ein Amtsgericht, 2 Reißbrettstiftfabriken, Dampf-, Mahl- u. Sägemühlen, Fischerei, Schiffahrt, Holzhandel und (1890) 2417 Einw., davon 41 Katholiken und 16 Juden. L. erhielt 1248 Stadtrecht und gehörte 1292–1450 zu Mecklenburg.

Lychnis *L.* (Lichtnelke), Gattung aus der Familie der Karyophyllaceen, meist mehrjährige Kräuter mit dem Habitus von Silene, seltener von Agrostemma, mit breiten, gegenständigen Blättern, in Trugdolden oder Büscheln stehenden Blüten und fünfklappig aufspringender, einfächeriger, vielsamiger Kapsel. Etwa 10 Arten in der Alten Welt, vornehmlich in Sibirien. L. chalcedonica *L.* (brennende Liebe,

Feuernelke, Jerusalemsblume, Malteserkreuz), mit 50—80 cm hohen Stengeln, lanzettförmigen, am Grunde zusammengewachsenen Blättern, scharlachroten Blüten und zweiteiligen Blumenblättern, variiert mit fleischfarbenen und weißen und mit gefüllten Blüten, wächst in Sibirien, im mittlern und südlichen Rußland und wird bei uns als Rabattenpflanze kultiviert. Die Wurzel schmeckt scharf wie Senega, enthält Saponin und wird wie die Seifenwurzel zum Waschen gebraucht (Tataren-, Kuckucksseife). L. coronaria *L.* (Kranzlichtnelke, Samt-, Vexiernelke), dicht seidenhaarig, weißfilzig u. zottig, mit großen, an die Kornrade erinnernden purpurroten Blüten und ungeteilten Blumenblättern, in Süd- und Südosteuropa, wird ebenfalls als Zierpflanze kultiviert. L. flos cuculi *L.* (Gauchraden, Kuckucksblume, Fleischblume), mit zerschlitzten roten Blumenblättern, wächst ausdauernd auf Wiesen durch ganz Europa u. in Sibirien. Als beliebte Zierpflanzen sind ferner erwähnenswert: L. fulgens *Fisch.* aus Sibirien, 20—30 cm hoch, mit lebhaft roten, vierteiligen Blumenblättern; L. Haageana *Lem.* aus Japan, wohl nur eine Form der vorigen, mit orangeroten, rosenroten oder mit weißen Blumen; L. grandiflora *Jacq.* aus Japan mit sehr großen scharlachroten, ungeteilten Blumenblättern und L. Sieboldi *Vanh.* aus Japan mit noch größern weißen Blüten.

Zur Gattung **Melandryum** *Roehl*, die 50—60 Arten vom Habitus von Silene, mit mehr oder weniger bauchig aufgeblasenem Kelch, umfaßt, gehört die Abendlichtnelke (Marienröschen, Falsches Seifenkraut, M. pratense *Roehl*, L. vespertina *Sibth.*), in ganz Europa, mit wohlriechenden weißen Blüten, die sich erst gegen Abend öffnen, und die Tageslichtnelke (Morgenröschen, M. rubrum *Garcke*), mit hell purpurroten (auch gefüllten weißen) Blüten, in schattigen Laubwäldern und Gebüschen, auch noch im arktischen Gebiet. Zur Gattung **Viscaria** *Roehl* mit 5 Arten, meist dichtrasige Kräuter mit schmalen Blättern und meist roten Blüten in Wickeln, die zu einer quirligen Rispe vereinigt sind, gehört die Pechnelke (Klebnelke, Klebraden, V. vulgaris *Roehl*, L. viscaria *L.*), 30—60 cm hoch, unter dem Knoten stark klebrig, in Nord- und Mitteleuropa, in den Gebirgen des nördlichen Mittelmeergebiets, im westlichen Sibirien und im Kaukasus, wird wie die vorige in mehreren Varietäten als Zierpflanze kultiviert. V. alpina *Fr.* (L. alpina *L.*, Alpenlichtnelke), rasenbildend, mit rosenroten Blüten, wächst in der nördlichen gemäßigten Zone als arktisch-alpine Pflanze, auch auf den Pyrenäen und in Kanada.

Lychnites (griech.), alter Name für den parischen Marmor (s. d.).

Lycia, Stadt, s. Lecce.

Lycin, s. Betain.

Lycium *L.* (Bocksdorn), Gattung aus der Familie der Solanaceen, oft dornige Sträucher oder kleine Bäume mit rutenförmigen, meist überhängenden Ästen und Zweigen, einfachen, einzeln stehenden, seltener gebüschelten Blättern, in den Blattwinkeln einzeln, gepaart oder doldig zusammengestellten Blüten und kugeliger bis eiförmiger, wenig saftiger Beere. Etwa 70 Arten in den gemäßigten und warmen Klimaten, meist in Südamerika u. Südafrika. L. halimifolium *L.* (gemeiner Bocksdorn, Hexen- oder Teufelszwirn), ein mehr oder weniger dorniger chinesischer Strauch mit überhängenden Ästen, größtenteils lanzettlichen, graugrünen Blättern, zu 1—4 stehenden, hell lilafarbigen, dunkel geäderten Blüten und länglichen orangeroten Beeren, blüht fast den ganzen Sommer hindurch und wird bei uns häufig (gewöhnlich unter dem Namen L. barbarum) zu Hecken benutzt, ist aber dazu kaum recht empfehlenswert. L. barbarum *L.*, aus dem westlichen Nordafrika, Mesopotamien, Persien, ein 3—10 m hoher Strauch mit fein behaarten oder kahlen, häufig dornigen, überhängenden Zweigen, lanzettlichen Blättern und weißlichen Blüten, hält unsern Winter selbst unter einer Decke nicht aus. L. europaeum *L.* (dorniger Jasmin), dem vorigen ähnlich, wächst in den Mittelmeerländern und ist bei uns empfindlich.

Lyck (Lyk), Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, am gleichnamigen See und Fluß, Knotenpunkt der Linien Allenstein-Insterburg der Preußischen Staats- und Pillau-Prostken der Ostpreußischen Südbahn, Hauptstadt des Masurenlandes, 136 m ü. M., hat eine gotische evang. und eine neue kath. Kirche, eine Synagoge, ein altes Ordensschloß (auf einer Insel im See, 1273 erbaut), ein Denkmal des Generals von Günther, ein Gymnasium, ein Landgericht, eine Oberförsterei, eine Reichsbanknebenstelle, Maschinen-, Möbel-, Ziegel- und Federfabrikation, Färberei, Knochen-, Öl- und Dampfschneidemühlen, Bierbrauerei, Getreide- u. Schweinehandel und (1890) mit der Garnison (2½ Bataillone Infanterie Nr. 45 und ein Ulanenregiment Nr. 8) 9981 Einw., davon 361 Katholiken und 224 Juden. Zum Landgerichtsbezirk L. gehören die zehn Amtsgerichte zu Angerburg, Arys, Bialla, Johannisburg, Lötzen, L., Marggrabowa, Nikolaiken, Rhein und Sensburg.

Lycopérdon *L.* (Flockenstreuling, Bovist), Pilzgattung aus der Ordnung der Gastromyceten, mit großer, bauchiger, abgerundeter, gestielter oder fast stielloser Peridie von lederartiger Beschaffenheit, im Innern mit einem anfangs weißen Fleisch, welches zur Reifezeit in eine dunkle, staubige Masse, die Sporen und das Kapillitium (s. Pilze), sich verwandelt; die Peridie besteht ursprünglich aus einer doppelten Hülle, die innere bildet eine papierartige Haut, die äußere trägt Schuppen oder Warzen, wodurch die Gattung von der nahe verwandten Bovista unterschieden ist; zuletzt öffnet sich die Peridie unregelmäßig an der Spitze und verschwindet von hier aus mehr oder weniger, worauf die staubige Sporenmasse ausfliegt. L. bovista *L.* (Gemeiner Flockenstreuling, Bovistständling, Riesenbovist), bis kindskopfgroß, im Sommer und Herbst auf Wiesen und grasigen Triften, ist in der frühesten Jugend, besonders gebraten, sehr schmackhaft und diente früher im Alter als blutstillendes Mittel. L. caelatum *Bull.* (Hasenstäubling) wird wie der vorige benutzt.

Lycopersicum *Mill.* (Liebesapfel), Gruppe der Solanaceen, Gattung Solanum, einjährige oder ausdauernde Kräuter oder Sträucher mit unterbrochen unpaarig fiederteiligen Blättern, seitenständigen Blüten und meist gelben oder roten, vielsamigen Beeren. Von den etwa 10 in Südamerika heimischen Arten wird L. esculentum *Mill.* (Solanum L. *L.*, Tomate, Paradies-, Goldapfel, s. Tafel »Gemüsepflanzen III«, Fig. 2 und 3) 100—125 cm hoch, hat übelriechende, behaarte Blätter, gelbe, traubenständige Blüten und große, glänzende, kugelrunde oder plattkugelförmige, eirunde, birnförmige, rote, gelbrote, gelbe oder weiße, ebene oder flach gefurchte Früchte. Diese einjährige Pflanze wird in vielen Varietäten in Indien, Süd- u. Mitteleuropa, auch in Deutschland wegen der wohl-

schmeckenden und zuträglichen Frucht, die in der Küche vielfache Verwendung findet, angebaut. In der Gegend von Neapel und Rom sieht man ganze Felder mit dieser Frucht bepflanzt. Den Namen Liebesapfel verdankt die Frucht dem Glauben, daß sie zärtliche Gefühle erwecke.

Lycopodiales, s. Lykopodialen.

Lycopodium *L.* (Bärlapp), Gattung der Lykopodiaceen (s. d.), von der zunächst verwandten, in Australien einheimischen Gattung Phylloglossum durch die der ganzen Länge nach beblätterte Achse und den Mangel von knollenförmigen Sproßgliedern unterschieden. L. clavatum *L.* (Kolbenbärlapp, Schlangenmoos, Drudenkraut, Gürtelkraut, Johannisgürtel, Unruhe, Abbildung s. Lykopodiaceen), mit weit kriechendem, ringsum dicht beblättertem, auf der Bauchseite wurzeltragendem Stengel, aufrecht abstehenden, in eine Borste auslaufenden Blättern u. aufrechten, fruchttragenden Ästen, die 2—8 gestielte, 3—6 cm lange Ähren mit trockenhäutigen, haarspitzigen, am Rande gezähnelten Tragblättern tragen, ist nicht selten auf Heiden, in Nadelwäldern, an sonnigen Hügeln in ganz Europa, Asien und Amerika. Die Pflanze bildet an den Enden gewisser Sprosse eigentümliche Winterknospen, deren äußere ringförmige Scheide den künftigen Jahrestrieb einhüllt. Die Sporen bilden das Hexenmehl (Drudenmehl, Blitz- oder Streupulver, Bärlappsamen, Semen Lycopodii *L.*). Es ist ein sehr leichtes, zartes, blaßgelbes, geruch- und fast geschmackloses Pulver, welches Wasser nicht annimmt und daher trocknend wirkt. Mikroskopisch ist die Echtheit an der kugeltetraedrischen Form der Sporen, den drei Leisten und der netzartigen Außenhaut derselben leicht von beigemengten Verunreinigungen zu erkennen. Es dient zum Bestreuen der Pillen, sodann äußerlich zum Betupfen wunder Stellen bei Säuglingen, auch zur Darstellung der Lichtenbergschen elektrischen Figuren und der Chladnischen Klangfiguren sowie als Blitzpulver auf Theatern. Früher nagelte man das Kraut gegen Hexen an Stallthüren, hing es, zu einem Kranz geflochten, als »Unruhe« in Schlafkammern auf oder trug es auch als Gürtel um den Leib. Bei andern einheimischen Bärlapparten (wie L. complanatum *L.* und L. alpinum *L.*) treten zweierlei Formen von Blättern auf, nämlich an den Hauptästen lanzettliche in spiraliger Stellung, an den Nebenästen paarweise zu zweigliederigen Quirlen verbundene, deren Bildung an die von Thuja erinnert. Bei L. Selago stehen die Sporangien in den Achseln gewöhnlicher Laubblätter.

Lyda, s. Blattwespen.

Lydda, früherer Name von Diospolis (s. d. 3).

Lydgate (spr. liddgēt), John, engl. Dichter, geb. um 1370 in Lydgate bei Newmarket, gest. um 1450 in Bury St. Edmunds, studierte in Oxford und Cambridge, wurde mit sechzehn Jahren Benediktiner in der Abtei Bury und hatte hier zeitlebens seine Heimat, obwohl er vielfach in London lebte, weit gereist und eine Zeitlang auch Prior zu Hatfield war. Er ist der Hauptschüler Chaucers. Wie sein Meister, stellte er die Feder auch in den Dienst vieler vornehmer Gönner, schrieb Legenden, Gebete und Gelegenheitsgedichte für den König, für Fürsten und namentlich für Damen, immer brav und gewandt, nie mit dem Stempel des Genies. Seine größten Werke sind Epen: »The Troy book«, begonnen 1412; »The story of Thebes«, begonnen um 1420 und als Ergänzung zu Chaucers »Canterbury-Geschichten« gedacht, und »The falls of princes«, eine Bearbeitung von Boccaccios »De casibus virorum illustrium«, geschrieben 1424—33. Kürzer und interessanter gibt er sich in den allegorischen Dichtungen: »Temple of glass«, »Court of Sapience«, »Assembly of gods«, »Flour of courtesy«, »Reason and sensibility« u. a. Bedeutenden Einfluß auf die satirische Litteratur der Folgezeit hat er geübt durch seinen »Aesop«, »Dance of Death«, »Order of fools«, »London Lackpenny«, »Of a marriage between an old man and a young wife«. Von der Unzahl seiner geistlichen Schriften sei nur die metrische Übersetzung von Deguillevilles »Pèlerinage de la vie humaine« erwähnt, durch die das Urbild von Bunyans »Pilgrimage« nach England kam. Eine Gesamtausgabe seiner Werke fehlt noch. Die größern weltlichen Epen stehen in Chalmers' »British poets«, Bd. 1 (Lond. 1870); den »Temple of glass« hat Schick 1892 für die Early English text Society veröffentlicht, mit einer Einleitung, die das Wissenswerteste über L. zusammenfaßt; 2 Bände »Minor poems« gab Halliwell 1840 für die Percy Society heraus. Viele seiner geistlichen Dichtungen sind von Horstmann an verschiedenen Orten mitgeteilt.

Lydien (ursprünglich Mäonia), im Altertum Landschaft an der Westküste Kleinasiens, welche die heutigen Liwas Saruchan und Syghla (Smyrna) umfaßte, grenzte gegen N. an Mysien, von welchem es der Temnos (Demirdschi Dagh) trennte, gegen O. an Phrygien, gegen S. an Karien, wovon es das Gebirge Messogis (Güme Dagh) schied, und gegen W. an das Ägäische Meer. Im Innern erhebt sich der Tmolos (dem heutigen Bos Dagh entsprechend) mit seinen westlichen Fortsetzungen Drakon und Sipylos (Maghnisa Dagh). Zwischen diesen Gebirgen breiten sich große und fruchtbare Ebenen aus, das Kilbianische Gefilde am obern Kaystros, das Kaystrische zu beiden Seiten des Kaystros und das Hyrkanische nördlich vom Sipylos, vom Hermos durchströmt. Die sogen. Katakekaumene (d. h. die »verbrannte« Gegend) im O. Lydiens ist öde und unfruchtbar und trägt vielfache Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit. Als Flüsse sind zu nennen: der Hermos (Gediz-tschai), der Hauptstrom, mit den Nebenflüssen Hyllos, Kogamos und Paktolos, und der schon erwähnte Kaystros (Kütschük Menderez). Unter den Landseen war besonders der Gygäische See (jetzt Mermere) unweit Sardes berühmt. Die Hauptprodukte waren: guter Wein, Safran, Metalle, besonders Gold, das teils in den Gruben des Tmolos, teils aus dem Sande des Paktolos gewonnen wurde. Die Bergtriften nährten Herden von kräftigen Rossen und Schafen. Die Bewohner des Binnenlandes, die Lydier oder Lyder (die Küste war von Äoliern und Ioniern besetzt), waren vermutlich ein vom Euphrat her eingewandertes Volk semitischen Stammes, das hier mit einem ältern phrygischen Stamm arischer Abkunft verwuchs. Unternehmend, kaufmännisch und gewerbfleißig, wurden sie auf dem Landweg, wie die Phöniker zur See, die Vermittler zwischen Hellas u. Vorderasien. — Anfangs herrschten in L. die zwei mythischen Geschlechter der Atyaden und Sandoniden (Herakliden), denen um 690 v. Chr. mit Gyges die kräftigern Mermnaden folgten. Den Grund zu Lydiens Größe legte der vierte König dieser Dynastie, Alyattes (612—563), durch die Vertreibung der Kimmerier aus Kleinasien und durch die Vernichtung des phrygischen Reichs; sein Sohn Krösos (s. d.) eroberte ganz Kleinasien bis zum Halys. Als jedoch dieses Reich

schon 546 durch Kyros der persischen Monarchie einverleibt wurde und darauf alle Schicksale des vordern Asien unter persischer, makedonischer, syrischer und römischer Herrschaft teilte, verloren die Einwohner des eigentlichen Stammlandes L. immer mehr ihre Nationalität, so daß zu Strabons Zeiten ihre Sprache schon gänzlich verschwunden war. Vor ihrer Unterdrückung durch die Perser waren die Lydier ein tapferes und streitbares Volk; Kyros aber vernichtete systematisch den kriegerischen Geist des Volkes, verbot den Lydiern das Tragen von Waffen, ließ sie, anstatt in den Waffenübungen, im Singen und Tanzen unterrichten und legte so den Grund zu jener unmännlichen Weichlichkeit, durch welche das Volk später verrufen war. Seine Betriebsamkeit, besonders im Handel, dauerte jedoch selbst unter der persischen Oberherrschaft fort und war die Quelle eines blühenden Wohlstandes. Der religiöse Kultus der Lydier bestand besonders in der Verehrung des Sonnengottes Sandon und der Göttinnen Blatte (Mylitta-Aschera) und Ma (Kybele, in Ephesos als Artemis gefeiert). Sie verstanden die Kunst, kostbare Kleider und Tapeten zu verfertigen, Wolle zu färben, Erze zu schmelzen, und hatten geprägtes Geld. Von alten lydischen Kunstdenkmälern haben sich nur Grabmonumente, meist lydischer Könige, in Form runder, oben spitzer Grabhügel erhalten. Haupt- und Residenzstadt war Sardes. Sonstige wichtigere Städte waren im O. Philadelphia, im W. Thyatira und Magnesia am Sipylos (s. Karte »Alt-Griechenland«). Vgl. Schubert, Geschichte der Könige von L. (Bresl. 1884); v. Olfers, Über die lydischen Königsgräber bei Sardes (Berl. 1859); Radet, La Lydie et le Monde grec au temps des Mermnades, 687–546 (Par. 1893).

Lydischer Stein (Lydit), soviel wie Kieselschiefer, benannt nach dem Vorkommen in Lydien.

Lydische Tonart, s. Griechische Musik u. Kirchentöne.

Lydogniahütte, s. Königshütte 1).

Lydos, eigentlich Johannes Laurentius, griech. Schriftsteller, um 490—565 n. Chr., aus Philadelphia in Lydien (daher der Name L.), bekleidete unter Anastasios und Justinian hohe Hof- und Staatsämter in Konstantinopel. Um 552 von letzterem in Ungnaden entlassen, widmete er sich schriftstellerischer Thätigkeit. Erhalten sind von ihm zwei Schriften über die römischen Beamten (»De magistratibus rei publicae romanae«, hrsg. von Fuß, Par. 1812) und über die Himmelszeichen oder die römische Auguralwissenschaft (»De ostentis«, hrsg. von Hase, das. 1823, und Wachsmuth, Leipz. 1863) nebst Auszügen aus einem Werke über die Monate und die in ihnen gefeierten römischen Feste (»De mensibus«, hrsg. von Röther, Darmst. 1827). Der Wert dieser auf vielen alten, jetzt verlornen Quellen beruhenden Schriften (Gesamtausgabe von Bekker, Bonn 1837) wird leider durch die Kritiklosigkeit und Unzuverlässigkeit des Verfassers beeinträchtigt.

Lydtin, August, Tierarzt, geb. 11. Juli 1834 zu Bühl in Baden, widmete sich der Pharmazie, dann in Karlsruhe der Tierarzneikunde, erhielt nach Ablegung der badischen Staatsprüfung 1865 und nach einjährigem Besuch der französischen Tierarzneischule zu Alfort eine Anstellung im Elsaß, kehrte 1862 nach Baden zurück und organisierte alsbald den Verein badischer Tierärzte, wurde 1865 Bezirkstierarzt in Baden-Baden, war im Kriege 1870/71 Oberroßarzt des 14. Armeekorps, wurde dann technischer Referent im badischen Ministerium des Innern und Hoftierarzt in Karlsruhe, 1876 Landestierarzt und 1881 auch Referent für Tierzucht und außerordentliches Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes zu Berlin. Er trat 1895 in den Ruhestand. Die vortreffliche Organisation des Veterinärwesens und der Fleischbeschau in Baden ist vorzugsweise Lydtins Verdienst. Mustergültig ist die in den »Mitteilungen über das badische Veterinärwesen« (zuletzt für die Jahre 1874—81, Karlsr. 1882) enthaltene Statistik. Er schrieb: »Anleitung zur Ausübung der Fleischbeschau« (Karlsr. 1872, 3. Aufl. 1890); »Die Bekämpfung der ansteckenden Tierkrankheiten durch ein Reichsgesetz« (Berl. 1875); »Das badische Veterinärwesen« (3. Aufl., Karlsr. 1881); »Die Beurteilung von Zucht-, Nutz- und Preistieren« (das. 1880); »Der Rotlauf der Schweine« (mit Schottelius, Wiesb. 1885); »Denkschrift über die Maul- und Klauenseuche« (mit Beißwänger, Berl. 1893) u. a. Seit 1872 redigiert er die »Tierärztlichen Mitteilungen«.

Lyell (spr. lai-el), Sir Charles, Geolog, geb. 14. Nov. 1797 zu Kinnordy in Forfarshire, gest. 22. Febr. 1875 in London (begraben in der Westminsterabtei), studierte seit 1816 zu Oxford die Rechte, widmete sich daneben aber auch der Naturwissenschaft, besonders der Geologie, und wurde, als er sich 1819 in London als Sachwalter niederließ, bald ein eifriges Mitglied der Geologischen Gesellschaft und 1823 Sekretär derselben. 1831 übernahm er eine Professur der Geologie am King's College. 1848 wurde ihm der Adel verliehen. Seine epochemachende Thätigkeit begann mit der Herausgabe der »Principles of geology« (Lond. 1830–33, 3 Bde.; 12. Aufl. 1876, 2 Bde.; deutsch von Hartmann, Weim. 1841—42, 3 Bde., und von Cotta, Leipz. 1857—58, 2 Bde.), in welchen er den damals herrschenden gewaltsamen geologischen Methoden entgegentrat und zeigte, daß die gegenwärtig beobachtbaren geologischen Vorgänge vollkommen ausreichen, um den Bau der festen Erdkruste zu erklären, wenn sie sich nur oft genug, in hinreichend großen Zeiträumen wiederholen. Diese Anschauung, welche in ähnlicher Weise bereits v. Hoff in Deutschland, ohne Beachtung gefunden zu haben, ausgesprochen hatte, brach sich, weil L. sie beständig durch zahlreiche spezielle und unwiderlegbare Beobachtungen stützte, überraschend schnell Bahn und wurde bald die allein herrschende. Dem genannten Werk schlossen sich die »Elements of geology« (1837, 6. Aufl. 1865) an. Zur Prüfung seiner Prinzipien unternahm L. Reisen durch Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, die Schweiz, Skandinavien und Nordamerika; die Resultate veröffentlichte er in den »Travels in North America, with geological observations« (1845, 2 Bde.; neue Aufl. 1855; deutsch von Wolff, Halle 1846) wie in »A second visit to the United States« (1846, 2 Bde.; 3. Aufl. 1855; deutsch, Braunschw. 1851). L. bewies, daß die meisten Erhebungskrater Reste eingestürzter Aufschüttungskrater sind; er bestätigte die seit mehreren Jahrhunderten stetige Erhebung der Küsten Schwedens, gab eine einleuchtende Erklärung der Entstehung des Niagarathals durch das Zurückweichen der Fälle und, gestützt auf die Beschaffenheit der Versteinerungen in den tertiären Ablagerungen, eine Einteilung dieser letztern in eocäne, miocäne und pliocäne, je nach dem Verhältnis der darin enthaltenen Reste von noch lebenden oder ausgestorbenen Arten. In seinem letzten Werk: »Geological evidences of the antiquity of man« (1863, 4. Aufl. 1873; deutsch von L. Büchner, 2. Aufl., Leipz. 1874), zeigte L., daß das Alter des Menschengeschlechts sehr weit über die

gewöhnliche Annahme zurückweiche. Er hat auch eine englische Übersetzung von Dantes lyrischen Gedichten (1845) geliefert. Vgl. die von seiner Schwägerin, Mrs. Lyell, herausgegebene Biographie: »Life, letters and journals of Sir Charles L.« (Lond. 1881, 2 Bde.).

Lygaeïdae (Langwanzen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Wanzen.

Lygdamus, Pseudonym eines 43 v. Chr. gebornen römischen Dichters, dessen Gedichte das dritte Buch der des Tibullus (s. d.) Namen tragenden Sammlung bilden.

Lygier (Ligier), suevisches Volk im Osten Germaniens, das mehrere Stämme umfaßte und in den Ebenen der obern Oder u. Weichsel wohnte. Sie gehörten zum Völkerbund Marbods, bedrängten 84 n. Chr. die Quaden, verschwinden aber dann aus der Geschichte.

Lygodium *Sw.*, Farnkrautgattung aus der Familie der Schizäaceen, 20 meist tropische und subtropische Arten Ostasiens, Afrikas und Australiens, von denen L. scandens *Sw.* aus kriechendem Rhizom bis 10 m lange Wedel treibt. Die Wedelstiele verhalten sich wie die Stengel windender Phanerogamen und umschlingen eine ihnen gebotene Stütze in ziemlich regelmäßigen Schraubenwindungen, wobei aber links und rechts gewundene Partien miteinander abwechseln. Mehrere Arten werden in Gewächshäusern kultiviert. L. expansum, s. Tafel »Farne I«, Fig. 19.

Lykabas (»Wolfgang«), griech. Name mehrerer mythischen Personen.

Lykabettos, aussichtsreicher Berg bei Athen, unmittelbar im NO. der Stadt als ein Felskegel von auffallender Gestalt zu 277 m Höhe aufsteigend, jetzt Berg des heil. Georg genannt (mit Kapelle), dessen östliche Abhänge als Steinbrüche ausgebeutet werden.

Lykanthropie (griech.), s. Werwolf.

Lykāon, im griech. Mythus König der Arkadier, Sohn des Pelasgos, gründete die Stadt Lykosura, die älteste des Landes, stiftete den blutigen Dienst des Lykäischen Zeus und die Lykäischen Kampfspiele, die angesehensten in Arkadien, und war der Vater eines zahlreichen Geschlechts von Söhnen (sämtlich Personifikationen arkadischer Städte), die an Frevelmut alle Menschen übertrafen und deshalb von Zeus, bis auf einen (Nyktimos), vertilgt wurden. Ihrer Gottlosigkeit schrieb man die Deukalionische Flut zu, die Zeus zur Vertilgung des entarteten Menschengeschlechts schickte (s. Deukalion).

Lykaonien, im Altertum eine Landschaft Kleinasiens, von Kappadokien, Galatien, Phrygien, Isaurien und Kilikien begrenzt, im N. eine flache Wüste bildend, im S. bergig, unfruchtbar und am besten zur Schafzucht geeignet. Hauptstadt war Ikonion. Das Volk der Lykaonier, das den Persern gegenüber sich unabhängig erhielt, dann aber den Makedoniern und seit 25 v. Chr. den Römern unterthan war, hatte seine eigne Sprache und scheint weder zu den Semiten noch zu den Indogermanen zu gehören.

Lykäos, Beiname des Zeus, angeblich von einem Berg Lykäon in Arkadien, wo sich ein heiliger Hain, den bei Todesstrafe niemand betreten durfte, und ein Altar des Gottes befanden, wahrscheinlich aber ursprünglich soviel wie der »Lichte«. Dem Lykäischen Zeus fielen in alter Zeit Menschenopfer; die Einsetzung seines Kults wird auf Lykaon (s. d.) zurückgeführt. Sein Fest hieß Lykäa.

Lykien, im Altertum Landschaft an der Südküste Kleinasiens (s. Karte »Alt-Griechenland«), welche gegen NW. von Karien, gegen N. von Phrygien und Pisidien, gegen NO. von Pamphylien, im übrigen vom Mittelländischen Meer begrenzt ward. Das Land, überwiegend gebirgig, zum Teil von bis 3000 m ansteigenden Hochgebirgen (Tauros) erfüllt, war trotzdem reich an Wein, Getreide und den übrigen Produkten Kleinasiens; namentlich wurden die Zedern, Tannen und Platanen von L. gerühmt. Besonders fruchtbar und städtereich war das die Landschaft von N. nach S. durchschneidende Xanthosthal. Der ältere Name von L. war nach Herodot Milyas, welcher sich in dem nördlichen Gebirgsland erhielt, der seiner ersten Einwohner Solymer (vielleicht semitischen Ursprungs) und Termilen (Tramili), letztere Arier. Die Lykier, welche schon bei Homer als Bundesgenossen der Troer auftreten, behaupteten ihre Freiheit gegen Krösos, erlagen aber später nach heldenmütigem Kampf der persischen Übermacht. L. gehörte dann zum attischen Seebunde, stand bis 190 v. Chr. unter der Oberhoheit der Seleukiden, gehörte seitdem nominell den Rhodiern, war aber thatsächlich frei und wurde 43 n. Chr. als Teil der Provinz Pamphylia dem Römerreiche einverleibt. Erst in der Römerzeit wurde, wie die Inschriften beweisen, das Volk gräzisiert und erlangte dann in der Kaiserzeit rasch einen erstaunlichen Wohlstand, als dessen Zeugen die Reste zahlreicher Theater, Magazine und Hafenbauten sich erhalten haben. Erst Theodosius trennte L. wieder von Pamphylien, und so erscheint es nochmals als eine eigne Provinz mit der Hauptstadt Myra. Zur Zeit seiner Freiheit bildete es einen aus 23 selbständigen Republiken bestehenden Städtebund, an dessen Spitze ein Generalstatthalter (der Lykiarches) stand. Die Zahl der Städte betrug nach Plinius 70; die sechs größten mit doppeltem Stimmrechte waren: Xanthos, Patara, Pinara, Olympos, Myra und Tlos. Die Bundesversammlungen fanden in Xanthos statt. Die Lykier waren ein friedliebendes, wohlgesittetes Volk, das auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur stand und namentlich in der Baukunst Tüchtiges leistete, wovon noch eine Menge wohlerhaltener Grabmäler, wie in Antiphellos (s. d. und Tafel »Architektur II«, Fig. 12 u. 13), welche in ihrer Architektur den Holzbau nachahmen, Zeugnis ablegen. Über die Sprache der Lykier s. Lykisch. Vgl. Fellows, Discoveries in Lycia (Lond. 1841); Spratt und Forbes, Travels in Lycia, etc. (das. 1847, 2 Bde.); Benndorf und Niemann, Reisen in L. und Karien (Wien 1884); Treuber, Geschichte der Lykier (Stuttg. 1887); Petersen und v. Luschan, Reisen in L., Milyas und Kibyratis (Wien 1889).

Lykios, Beiname des Apollon, welcher zu Patara in Lykien ein Heiligtum hatte, nach den einen soviel wie der Leuchtende, von andern als Lykeios auf das ihm eigne Symbol des Wolfs (lykos) bezogen.

Lykisch, die Sprache des alten Lykien im westlichen Kleinasien. Man hat dort neuerdings eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Inschriften in dieser längst ausgestorbenen Sprache entdeckt, die in einem dem griechischen verwandten Alphabet abgefaßt sind (hrsg. von M. Schmidt, The Lycian inscriptions, Lond. 1869). Obwohl man sie lesen kann, so ist doch ihre Übersetzung noch keineswegs gesichert, außer da, wo eine griechische Übertragung danebensteht. So viel ist ausgemacht, daß das Lykische eine flektierende Sprache ist, auch scheint es mit den indogermanischen Sprachen, namentlich dem Altpersischen, verwandt zu sein. Vgl. M. Schmidt, Neue lykische Studien (Jena 1869); Savelsberg, Beiträge zur Entzifferung der lykischen

Sprachdenkmäler (Bonn 1874—78, 2 Hefte); Deecke, Lykische Studien (im 12. und 13. Bd. der »Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen«, 1887 f.); Conder, The Lycian Language (im 23. Bd. des »Journal of the R. Asiatic Society«).

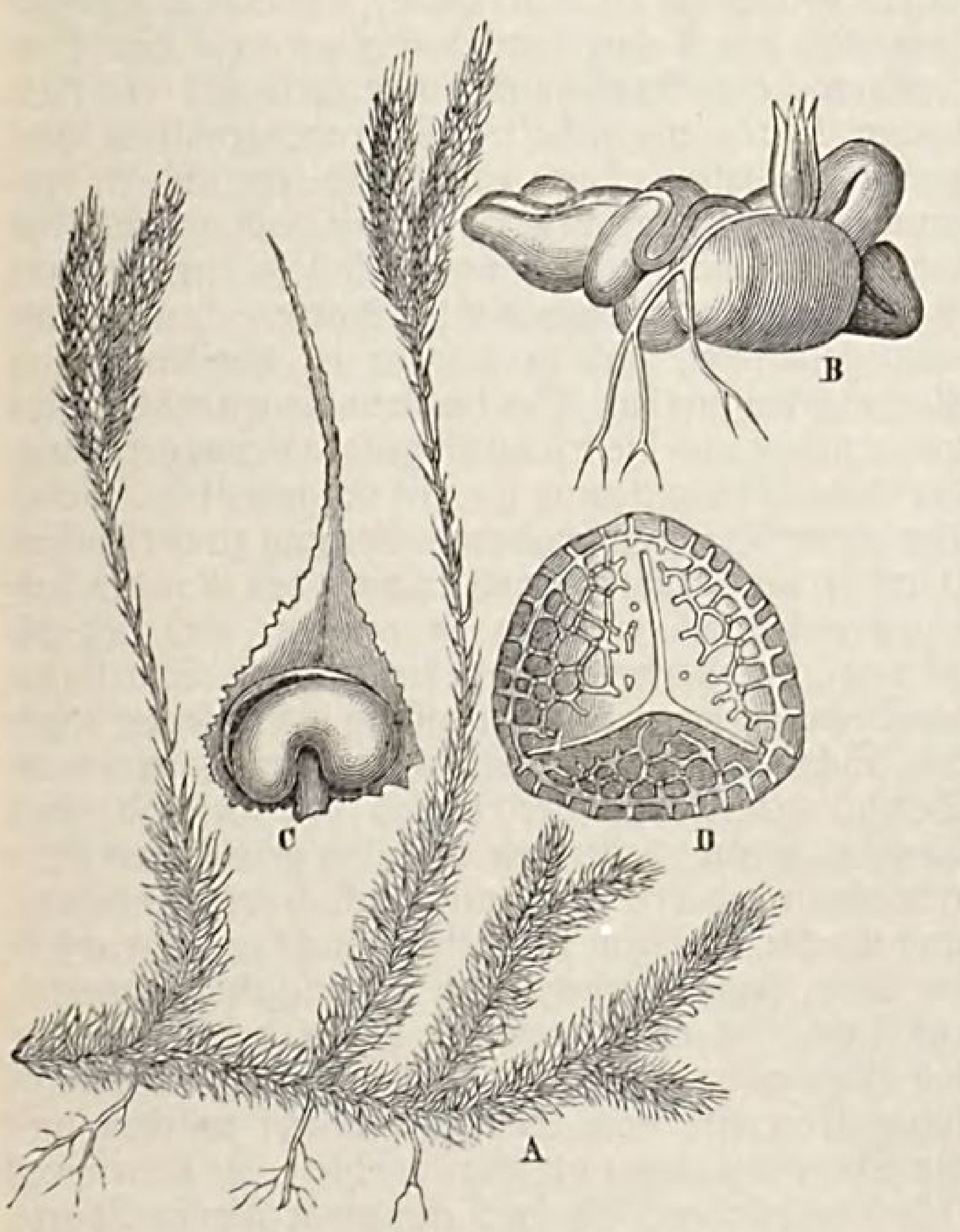
Lykomēdes, nach griech. Mythus König der Doloper auf Skyros, der Mörder des Theseus (s. d.). Unter seinen Töchtern wuchs Achilleus auf und zeugte mit einer derselben, Deïdameia, den Neoptolemos.

Lykomīden, s. Lykos.

Lykonpŏlis, s. Siut.

Lykŏphron, griech. Dichter und Grammatiker aus Chalkis auf Euböa, lebte in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. zu Alexandria, bei der Ordnung der Bibliothek beschäftigt, wo er ein größeres Werk über die Komödie verfaßte. Als fruchtbarer tragischer Dichter wurde er zu der sogen. Pleias (s. d.) gezählt. Von seinen Schriften ist nur die »Alexandra« übrig, ein Gedicht, das in Form einer tragischen Szene in 1474 iambischen Senaren eine fortlaufende Weissagung der Kassandra über Trojas Untergang und die Schicksale der darein verflochtenen Helden, bis auf Alexander d. Gr. fortgeführt, enthält. Wiewohl poetisch wertlos, ist das Gedicht gerade wegen seiner gehäuften Gelehrsamkeit und dunkeln Sprache bei Zeitgenossen und Spätern Gegenstand eifrigen Studiums gewesen, dem wir vortreffliche Scholien verdanken. Wichtigste Ausgaben von Scheer (Bd. 1, Berl. 1881) und von Holzinger (mit Übersetzung und Kommentar, Leipz. 1895).

Lykopodiaceen (Bärlappgewächse), Pflanzenfamilie unter den embryobildenden Kryptogamen,

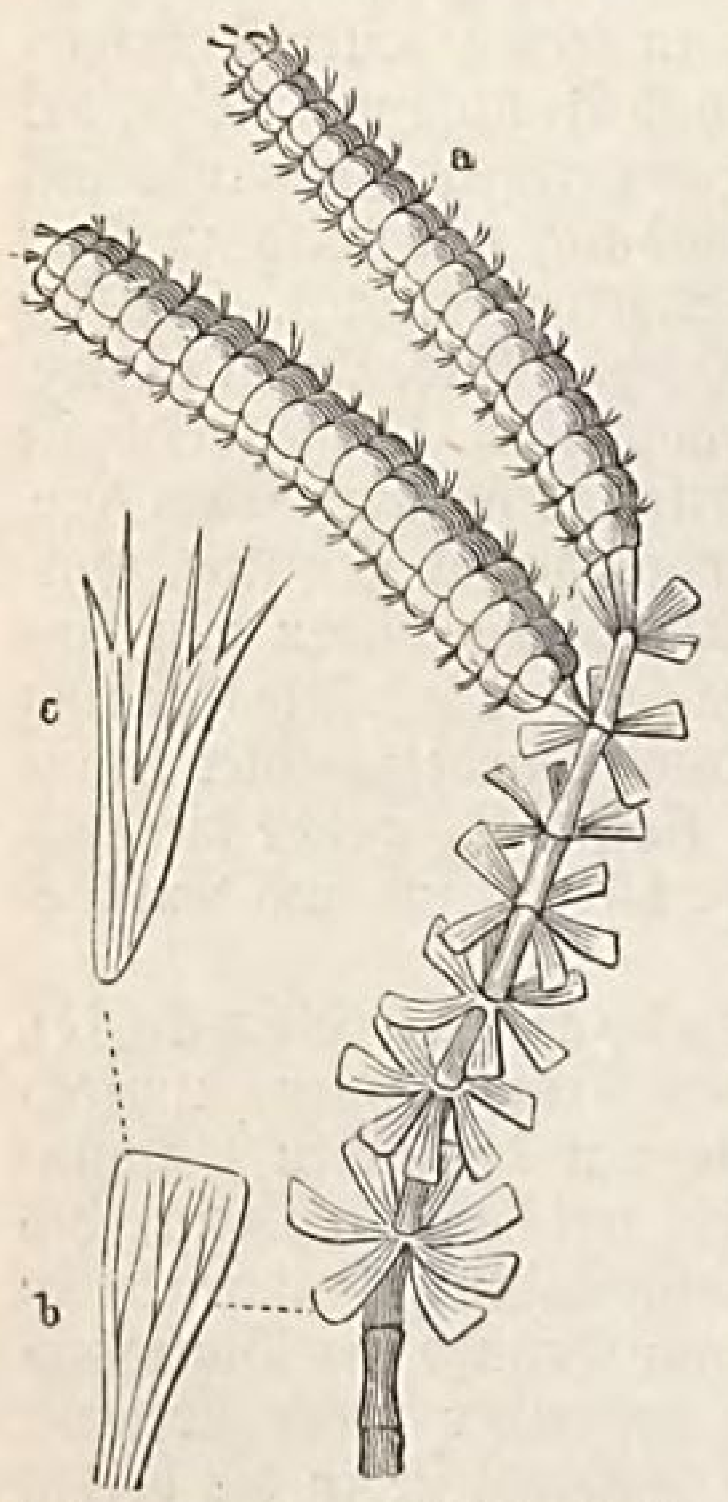


Bärlapp (Lycopodium). A Zweig von L. clavatum, B Vorkeim von L. annotinum, C Fruchtblatt mit geöffnetem Sporangium, D Spore; stark vergrößert.

ausdauernde, immergrüne, moosähnliche Gewächse mit langgestrecktem, oft dichotom verzweigtem, kriechendem Stengel, aufrechten Ästen und aus der Unterseite der Stengel (Fig., A) entspringenden Nebenwurzeln. Die Stengel sind in ihrer ganzen Länge meist mit zahlreichen kleinen, sitzenden u. herablaufenden, ganzen, linealischen oder schuppenförmigen, spitzen Blättern besetzt, welche spiralig oder quirlständig angeordnet sind und bisweilen in zweifacher Gestalt an derselben Achse auftreten. Die Sporangien (Figur, C) befinden sich einzeln an der Basis gewöhnlicher Laubblätter (bei Lycopodium Selago) oder werden am Grunde schuppenartiger, verbreiterter Hochblätter entwickelt, mit denen sie als ein ähriger Fruchtstand auftreten. Sie stellen meist nierenförmige, an ihrer konkaven Seite festgewachsene Säckchen dar, die zur Reifezeit mit einem über den Scheitel gehenden Riß zweiklappig aufspringen. Die in den Sporangien enthaltenen Sporen (D) haben tetraedrisch-kugelige Gestalt und ein gelb gefärbtes, durch netzförmige Leisten verdicktes Exosporium. Das unterirdische Prothallium stellt einen wulstig-lappigen, chlorophylllosen Körper (B) dar, der in seinen ersten Entwickelungsstadien Antheridien und Archegonien trägt; der Embryo steht durch einen fußartigen Auswuchs mit dem Prothallium in Verbindung und wird zu einer Art von Knöllchen, das Wurzelhaare trägt. Die Familie zählt etwas über 100 jetzt lebende Arten in zwei Gattungen, von denen Lycopodium *L.* die wichtigste und artenreichste ist; die Gattung Phylloglossum *Kze.* ist australisch. Die früher zu den L. gestellten Gattungen Psilotum und Tmesipteris bilden jetzt eine besondere Familie (s. Psilotaceen). Die fossile Gattung Keilblatt (Sphenophyllum) wurde zu einer Klasse erweitert (s. Lykopodialen). Fossile L., welche die Gattung Lycopodites *Brongn.* bilden, sind aus dem Devon und Karbon bekannt.

Lykopodialen (bärlappartige Gewächse), Klasse der embryobildenden Kryptogamen, umfaßt sporenerzeugende Gewächse mit deutlichen Leitbündeln und einfachen Blättern, welche oft am Ende des Sprosses zu besondern Fruchtständen zusammentreten und in ihrer Achsel oder am Grunde der Blattoberseite einzelne Sporangien mit einer- oder zweierlei Sporen tragen. Hiernach zerfallen sie in die beiden Gruppen der Isosporae und Heterosporae; zu erstern gehören die Lykopodiaceen und Psilotaceen, zu letztern die Isoetaceen und Selaginellaceen (s. d.) nebst den ausgestorbenen Gruppen der Lepidodendraceen (Schuppenbäume) und Sigillariaceen (Siegelbäume). Dieselben bildeten in den vorweltlichen Perioden einen Hauptbestandteil der Vegetation und waren in stattlichen Formen vertreten. Im Devon u. in der Steinkohlenformation treten die Schuppenbäume (Lepidodendron *Brongn.*, s. Tafel »Steinkohlenformation III u. IV«, Ulodendron *Sternb.*, Halonia *Lindl.* et *Hutt.*) mit dichotom verzweigten, bis über 10 m hohen und bis 1 m im Umfang haltenden Stämmen auf, deren Rinde mit dicht stehenden, spiralig angeordneten, rhombischen, elliptischen oder sechseckigen Blattkissen bedeckt ist; auf ihrer Mitte befindet sich eine kleine querrhombische oder dreieckige Erhöhung, die Narbe des abgefallenen Blattes. Auch kommen dünnere Zweige (Halonia) vor mit noch ansitzenden, steifen, linealischen Blättern, desgleichen walzenförmige, bisweilen an Tannenzapfen erinnernde Blütenähren (Lepidostrobus) am Ende der Zweige mit zahlreichen schuppenförmigen Deckblättern, welche unten Makrosporangien, oben Mikrosporangien in ihrer Achsel tragen. Das Dickenwachstum der Stämme wurde von der Rinde durch die Bildung eines sekundären Holzkörpers vermittelt. Man unterscheidet gegen 60 Arten. Die Siegelbäume

(Sigillaria *Brongn.*, s. Taf. »Steinkohlenformation III u. IV«), säulenförmige, meist unverzweigte, bis 25 m lange und 1—2 m dicke Stämme, die mit zahlreichen, in sehr auffallenden Längsreihen geordneten, rundlichen oder sechseckigen, Siegelabdrücken ähnlichen Blattpolstern besetzt sind, zwischen denen Längsfurchen verlaufen; sie trugen lange, lineare Blätter, die jedoch in der Regel außer Zusammenhang mit den Stammstücken gefunden werden. Die Blütenstände (Sigillariostrobus) sind wiederum ährenförmig, und ihre Deckblätter tragen Sporangien mit Makrosporen; Mikrosporen sind bis jetzt nicht gefunden. Von diesen Bäumen kennt man gegen 80 Arten ebenfalls in der Steinkohlenformation. Die Rhizome (früher als Stigmaria *Brongn.* beschrieben, s. Tafel »Steinkohlenformation III«) der Schuppen- und Siegelbäume waren mit langen, cylindrischen Anhängen besetzt, welche beim Abfallen eine kreisrunde Warze zurückließen; man hielt die Rhizome früher für Wurzeln, die mit Seitenwurzeln besetzt seien, wogegen jedoch ihre Stellung und die Bildung der von den Anhängen hinterlassenen Narben spricht. Wahrscheinlich sind sie den Psilotum-Rhizomen vergleichbar. Die fossile Gattung Keilblatt (Sphenophyllum *Brongn.*, s. Abbild., auch Taf. »Steinkohlenformation IV«), welche früher zu den Kalamiten gerechnet wurde, wird gegenwärtig als der Typus einer den L. gleichwertigen Klasse der Sphenophyllalen betrachtet. Sie hat dünne, gegliederte Stengel, quirlständige, freie, keilförmige oder auch in verschiedener Weise geteilte Blätter mit dichotomen Nerven und lange, walzenförmige Blütenähren; dieselben haben eine habituelle Ähnlichkeit mit den Kalamiteen Asterophyllites u. Annularia.



Sphenophyllum Schlotheimii. a Zweig mit zwei Fruchtähren; b, c verschiedene Blattformen.

Lykoreia, Gipfel des Parnassos (s. d.).

Lykos, Name verschiedener mythologischer Personen; besonders bemerkenswert: 1) L., athenischer Heros, Sohn des Königs Pandion II., der, von seinem Bruder Ägeus aus Athen vertrieben, nach Asien in das Land Milyas kam, das nach ihm dann Lykien genannt wurde. Er soll auch die Eleusinischen Mysterien nach Andania in Messenien verpflanzt haben und gilt für den Stammvater des alten Priestergeschlechts der Lykomiden, welches Hymnen von Orpheus und Musäos bewahrte und bei den Eleusinischen Mysterien sang. Nach ihm wurde auch das Lykeion in Athen benannt (s. Lyceum). — 2) Sohn des Poseidon und der Plejade Keläno, Gemahl der Dirke, führte nach seinem Bruder Nykteus die Regierung von Theben für den unmündigen Labdakos und nach dessen Tod für seinen Sohn Laïos. Er wurde von Amphion (s. d.) und Zethos getötet. — 3) Sohn des Poseidon, Tyrann von Theben, wurde von Herakles erschlagen, weil er in seiner Abwesenheit seinen Schwiegervater Kreon getötet und seiner Gattin Megara wie seinen Kindern nachgestellt hatte.

Lykostomon, Ruinen in Griechenland, s. Gonnos.

Lykurgos, Sohn des Dryas oder Ares, König der Edonen in Thrakien, Verächter des Dionysos und deshalb von Zeus geblendet oder (nach späterer Sage) von Dionysos rasend gemacht, tötet sein Weib und Kind, zuletzt sich selbst, nachdem er sich einen Fuß, ihn für eine Weinrebe haltend, abgehauen hat, oder wird von Dionysos den Panthern vorgeworfen oder auf sein Geheiß von Pferden zerrissen oder zu Tode gepeinigt. Der Gegenstand findet sich auch auf Kunstwerken häufig dargestellt.

Lykurgos, 1) der berühmte Gesetzgeber Spartas, dessen Ordnungen es seine geschichtliche Größe zu danken hat. Die Überlieferung über die Zeit und die Ereignisse seines Lebens sind freilich so schwankend, seine als göttliches Wesen verehrte Gestalt so mit Legenden und symbolischen Ausschmückungen umwoben, daß wenig mehr festzustellen ist, als daß er in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. v. Chr. (um 820) gelebt, auf einer Reise nach Kreta die dortigen politischen Einrichtungen erforscht, danach als Vormund eines minderjährigen Königs (Leobotes aus dem Stamme der Agiaden, wie Herodot berichtet, oder des Eurypontiden Charilaos) den Staat geordnet hat und wahrscheinlich gar kein Dorier gewesen ist. Mit der Priesterschaft des delphischen Orakels stand er in engster Verbindung und bestellte sie auch zur authentischen Auslegerin seiner Gesetze. Sein Hauptverdienst war, zwischen den verschiedenen Parteien, deren erbitterter Streit den Staat zerrüttet hatte, den beiden Königsfamilien, den Doriern und den alten achäischen Einwohnern, eine Aussöhnung vermittelt und ein nach beiden Seiten vorteilhaftes Vertragsverhältnis hergestellt zu haben. Viele einzelne Gesetze und Anordnungen, die L. zugeschrieben werden, sind nachweislich spätern Ursprungs; L.' Name ist so sehr zur typischen Bezeichnung der vielgerühmten spartanischen Verfassung geworden, daß man sogar die Existenz seiner Person geleugnet hat. Aber die Grundlagen des Staates hat er gelegt und die fruchtbringenden Keime gepflanzt, der spätern Entwickelung ihr Ziel vorgesteckt (s. Sparta). Um seiner Verfassung dauernde Geltung zu verschaffen (wird ferner berichtet), gab er vor, den Rat des delphischen Orakels einholen zu müssen, und ließ die Könige, die Geronten und die übrigen Spartiaten schwören, an der neuen Verfassung bis zu seiner Rückkehr nichts ändern zu wollen. Er ging darauf nach Delphi, erhielt von der Pythia den Bescheid, daß Sparta, wenn es bei den von ihm getroffenen Einrichtungen beharre, groß und glücklich werden würde, und machte, um seine Landsleute nicht von ihrem Eid zu lösen, seinem Leben durch freiwilligen Hungertod ein Ende. Ja, er soll befohlen haben, daß seine Asche ins Meer gestreut würde, damit nicht etwa seine sterblichen Überreste nach Sparta gebracht würden und die Spartaner dann glauben möchten, sie seien ihres Eides entbunden. Ein Heiligtum war ihm in Sparta errichtet, und jährlich erwies man ihm göttliche Ehre. Plutarchos hat sein Leben beschrieben. Vgl. Lachmann, Spartanische Staatsverfassung (Bresl. 1836); Trieber, Forschungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte (Berl. 1871); G. Gilbert, Studien zur altspartanischen Geschichte (Götting. 1872).

2) Der neunte unter den zehn »attischen Rednern« (s. d.), geb. um 396 v. Chr. in Athen aus edlem Geschlecht, gest. um 325, Schüler des Platon und Iso-

krates, war neben Demosthenes und Hypereides einer der eifrigsten Vertreter der patriotischen Partei. Den Glanzpunkt seiner politischen Thätigkeit bildet seine ausgezeichnete Finanzverwaltung von 338—326. Das Ehrendekret, das die Athener 307 seinem Andenken weihten, ist noch erhalten, zum Teil im inschriftlichen Original. Von seinen 15 Reden hat sich nur die weniger durch die Form als edle und erhabene Darstellung ausgezeichnete gegen Leokrates erhalten. Ausgaben (außer in den Sammlungen der Redner) von Mätzner (Berl. 1836), Scheibe (zuletzt Leipz. 1871), Nicolai (2. Aufl., Berl. 1885), Rehdantz (Leipz. 1876), Thalheim (Berl. 1880); Übersetzungen von Teuffel (Stuttg. 1865), Holzer (2. Aufl., das. 1883), Bender (das. 1870). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 3, Abt. 2 (Leipz. 1880); Dürrbach, L'orateur Lycurgue (Par. 1890).

Lykúrgos, Logothetis, neugriech. Freiheitskämpfer, geb. 1772 auf Samos, gest. 22. Mai 1851, erhielt seine Bildung in Konstantinopel, ward sodann Sekretär des Fürsten der Walachei, Konstantin Ypsilanti, und bekleidete nach dessen Sturz bei seinem Nachfolger Alexander Sutsos das Amt eines Schatzmeisters und Logotheten (Kanzlers). 1802 nach Samos zurückgekehrt, bekämpfte er erfolgreich die Willkürherrschaft der griechischen Archonten und des türkischen Gouverneurs von Samos, bis er von diesem als Hochverräter gefänglich eingezogen wurde. Nach zwei Jahren begnadigt, floh er nach Smyrna. Nach dem Ausbruch des Freiheitskrieges erhob er 8. Mai 1821 in Samos die Fahne des Aufstandes. Auf Veranlassung der Chioten und im Auftrag des Demetrios Ypsilanti unternahm er im März 1822 eine Expedition nach der Insel Chios zu deren Befreiung von dem türkischen Joch, welche aber zu der blutigen Katastrophe der Insel führte. Im Sommer 1824 war er die Seele des Widerstandes der Insel Samos gegen die Angriffe der Türken. Auch Kapo d'Istrias bestätigte ihn 1824 als Zivil- und Militärgouverneur der Insel mit diktatorischer Gewalt und berief ihn als Mitglied in das Panhellenion. Als 1830 die Insel Samos von dem neubegründeten griechischen Staate ausgeschlossen wurde, bemühte sich L., die Rechte der Insel bei den Großmächten geltend zu machen, und erreichte wenigstens, daß man Samos zu einem besondern Fürstentum unter dem unmittelbaren Schutz der Großmächte erhob; die ihm angebotene Fürstenwürde schlug er aus. 1834 ging er nach Griechenland, wo er zum Generalleutnant und Senator ernannt wurde. — Sein Sohn Alexander, der in Halle studierte und an dem Altkatholikenkongreß in Bonn teilnahm, starb 1875 als Erzbischof von Syra.

Lyly, John, engl. Dichter, s. Lilly.

Lymebai (spr. laim-), s. Kanal (La Manche).

Lyme Regis (spr. laim rīdschis), Stadt in Dorsetshire (England), an der Mündung des Flusses Lyme in den Kanal (La Manche), westlich von Dorchester, bereits im 13. Jahrh. zur Stadt erhoben und früher von Bedeutung, hat eine gotische St. Michaelskirche, einen kleinen Hafen mit 360 m langem Hafendamm, ein besuchtes Seebad und (1891) 2365 Einw. 3 km östlich das Seebad Charmouth, in anmutiger Lage.

Limexȳlon, s. Holzbohrer.

Lymfjord, soviel wie Limfjord.

Lymington (spr. limmingt'n), Hafenstadt in Hampshire (England), an der Mündung des Flusses L. in den Solent (s. d.), der Insel Wight gegenüber, hat alte Salzwerke, ein Seebad und (1891) 4551 Einw.

Lymm (spr. limm), Stadt in Cheshire (England), am Bridgewaterkanal, mit Gerbereien u. (1891) 4995 Einw.

Lymphadenītis (grch.), Lymphdrüsenentzündung.

Lymphadenōm (griech.), Lymphdrüsengeschwulst.

Lymphagoga (griech.), die Absonderung von Lymphe befördernde Mittel, s. Lymphe.

Lymphangiéktasie (griech.), Erweiterung der Lymphgefäße, bildet sich aus, sobald der Abfluß der Lymphe aus den Lymphgefäßen behindert ist, sei es durch Entzündung und Thrombosierung der letztern selbst, sei es durch Erkrankung der Lymphdrüsen, sei es durch Aufnahme von Krebszellen, wie man dies bei Magenkrebs an den Lymphgefäßen des Netzes, Bauch- und Zwerchfells und der Lungenoberfläche beobachtet, sei es endlich durch mechanischen Druck auf die Lymphgefäße durch benachbarte Geschwülste. Man erkennt die L. sicher nur dann, wenn sie oberflächlich ist und die geschlängelten, infolge der Stauung einige Millimeter dicken und an den Klappenstellen aufgetriebenen Lymphgefäße (Lymphvarizen) unter der Haut (z. B. der Oberschenkel, der Leisten-, Hodensack- und Penisgegend) sichtbar sind. Man behandelt die L. durch Anwendung eines gleichmäßigen, dauernden Drucks. Isolierte angeschwollene Lymphgefäße, Lymphknoten oder Lymphgefäßgeschwülste kann man ausschneiden.

Lymphangiōma (griech.), Geschwulst der Lymphgefäße, kommt vor entweder als L. telangiectodes und besteht alsdann aus einem Gewirr einzelner meist neugebildeter feiner Lymphgefäße, oder als L. cavernosum und besteht dann aus größern mit Lymphe gefüllten Hohlräumen. In letzterm Falle liegt der Bildung des L. zuweilen derselbe Grund vor, der zur Lymphangiektasie (s. d.) führt. Das L. ist eine gutartige Geschwulst, findet sich an der Zunge als Makroglossie, sonst aber auch an Lippen, Hals und sonst auf der Haut. Man schneidet es aus, falls es klein und isoliert ist, und entfernt es im andern Falle mit dem Glüheisen, Paquelin oder Galvanokauter.

Lymphangītis (griech.), Entzündung der Lymphgefäßstämme (s. Lymphgefäße).

Lymphātisch nennt man eine Konstitution, die durch schlaffes, schwammiges Aussehen, blasse, gedunsene Haut, trägen Puls, schwache Atmung und geringe Widerstandsfähigkeit gegen entzündungerregende Schädlichkeiten charakterisiert ist.

Lymphdrüsen (Glandeln, Lymphknoten, Glandulae lymphaticae), bei den Wirbeltieren die Erweiterungen der Lymphgefäße, in denen Lymphkörperchen (Lymphzellen, weiße Blutkörperchen) gebildet werden. Sie finden sich in einfacher Form in der Schleimhaut des gesamten Darms (sogen. geschlossene Drüsenfollikel, Peyersche Drüsen, s. d.), ferner bei vielen niedern Wirbeltieren im ganzen Körper verbreitet. Zu größern Gebilden von kompliziertem Bau vereinigt treten sie bei Säugetieren auf; beim Menschen finden sie sich namentlich in Form von Knötchen und Knoten bis zu 2,5 cm Länge vorn an beiden Seiten des Halses, im obern Teil des Nackens, in der Ellnbeuge und Achselhöhle, an den Lungenwurzeln, vor den Wirbelkörpern des Rückgrats, in dem Darmgekröse (sogen. Mesenterialdrüsen, s. d.), an Leber, Milz ꝛc., in der Leistengegend (Leistendrüsen, s. d.) und in der Kniehöhle. Dem feinern Bau nach bestehen die L. aus einem Netzwerk von Bindegewebe, in dessen Maschen sich die Zellmassen, von denen sich die Lymphkörperchen ablösen, befinden, und das von der Lymphe umspült wird (s. Tafel »Eingeweide V«, Fig. 7).

Letztere tritt durch ein sogen. **zuführendes Gefäß** in die Drüse ein und verläßt sie wieder durch ein **abführendes Gefäß**. In letzterm sind stets weit mehr Lymphkörperchen als in ersterm; dies kann seinen Grund ebensogut in der Erzeugung derselben in der Drüse wie in einer Verminderung der Lymphflüssigkeit haben, von der ein Teil durch die Drüsenzellen hindurch in die Venen filtrieren würde, welche im Innern der L. stets vorhanden sind. Wahrscheinlich hat beides (Produzierung neuer Körperchen und Filtration) statt. Blutgefäße sind stets reichlich in den L. verbreitet und bilden dichte Netze von Kapillaren. — Zu denjenigen Organen, wo Lymphzellen entstehen, gehören auch noch Milz (s. d.), Thymusdrüse (s. d.) und Mandeln (s. d.). — Die L. **erkranken** äußerst selten selbständig, sondern immer nur, wenn mit der Lymphe schädliche Stoffe in sie hineingelangen. Alsdann reagieren sie zunächst immer durch eine Schwellung, welche auf erhöhter Blutzufuhr und vorwiegend auf Zellenvermehrung (Hyperplasie) beruht. So geschwollene L. bezeichnete man früher durchweg als **Bubonen**. Als Entzündungsreize wirken schon reichliche Verbrauchsstoffe der Gewebe, d. h. schon nach längerm Marschieren können die Leistendrüsen und nach zu kräftigem Rudern die Achseldrüsen anschwellen. Meist aber sind es Bakterien, die diesen Effekt auslösen. So sieht man bei Wundinfektion nach Verletzungen der Finger die Achseldrüsen schwellen und häufig in Eiterung übergehen; so schwellen beim Tripper, beim harten und weichen Schanker die Leistendrüsen an und gehen, besonders in letzterm Falle, in Eiterung über; beim Typhus sind die Gekrösdrüsen ebenso geschwollen wie die Peyerschen Drüsen des Darms selbst, und in allen Fällen lassen sich die spezifischen Bakterien des ersten Krankheitsherdes auch in den L. nachweisen. Bei der Skrofulose schwellen die L. und verkäsen, wenn in ihrem Saftbezirk tuberkulöse Prozesse verlaufen, und die käsigen Massen der L. enthalten die Tuberkelbacillen wie jene. Daher darf man mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß auch bei den syphilitischen Bubonen und denen der Bubonenpest ganz bestimmte, wahrscheinlich parasitäre Schädlichkeiten als Ursache anzusehen sind. Wenn im Lymphbezirk bösartige Geschwülste, namentlich Krebse, wuchern, so vermehren sich die eingeschleppten Geschwulstzellen (vgl. auch Lymphangiektasie) sehr oft in den L. zu neuen Gewächsen (**regionäre Infektion**). Über die bösartige Geschwulst der L. s. Lymphom. — Geben so die L. oft den Anlaß zu erneuter Erkrankung, also zu einer Erweiterung der ursprünglichen Affektion, so stellen sie aber auch gerade infolge ihrer Eigenschaft, ihnen zuströmende Krankheitsstoffe und Krankheitsgifte festzuhalten, in gewissem Sinne also die ihnen zufließenden Säfte zu filtrieren, wesentliche, sehr wichtige Schutzapparate für den Körper vor, der dadurch vor mancher Allgemeinerkrankung bewahrt wird. Wie stark die filtrierende Eigenschaft der L. ist, beweist z. B. die Thatsache, daß bei Leuten, die sich tättowieren lassen, der dazu verwendete Zinnober oder die Kohle bis in die der Tättowierung nächstgelegenen L. verschleppt wird und dort ruhig liegen bleibt, während die von diesen Fremdkörpern befreite Lymphe durch die L. in den Körper tritt. So entledigt sich auch die Lunge eines Teiles des in sie eingedrungenen Staubes (Ruß u. a.), indem sie denselben an die Bronchiallymphdrüsen abgibt, welche infolgedessen bei Obduktionen auf dem Durchschnitt grau bis schwarz erscheinen können. Vgl. Skrofeln und Tuberkulose.

Lymphe (griech.), fast wasserhelle, schwach gelbliche Flüssigkeit von etwas salzigem Geschmack, einem spezifischen Gewicht von 1,012—1,022 und alkalischer Reaktion, welche sich in den Lymphgefäßen von den verschiedensten Körperteilen und Körpergegenden her nach dem Herzen hin bewegt und sich mit dem Venenblut vermischt, kurz bevor dieses in das rechte Herz gelangt. Die L. entsteht aus dem Inhalt der Blutkapillaren durch eine Art von Filtrations- oder Sekretionsvorgang, gelangt zunächst in die zwischen den Gewebselementen befindlichen Lücken und Spalträume (**Saftlücken, Saftkanäle, Lymphspalten, Lymphräume**) und liefert den Geweben diejenigen Substanzen, deren sie zu ihrer Ernährung bedürfen; dafür nimmt sie Zersetzungsprodukte aus den Geweben mit sich fort. Sie sammelt sich dann in den feinern **Lymphgefäßen**, die dann zu größern zusammenfließen. Durch sie tritt sie wieder in die Blutbahn ein, wo ihre noch brauchbaren Bestandteile aufs neue verwertet werden, während die Zerfallsprodukte schnell zur Ausscheidung gelangen. Wie das Blut, ist auch die L. keine reine Lösung, sie enthält vielmehr auch Formbestandteile: Lymphkörperchen, rote Blutscheiben und Fetttröpfchen. Die **Lymphkörperchen (Lymphzellen, Lymphoidzellen)** sind identisch mit den farblosen Blutkörperchen und werden von der L. in den sogen. **Lymphknoten**, die sie zu passieren hat, aufgenommen. Die roten Blutkörperchen sind in der Regel nur in sehr spärlicher, zuweilen aber in solcher Anzahl vorhanden, daß sie der L. eine mehr oder weniger starke rötliche Färbung zu erteilen vermögen. Sie stammen aus dem Blute. Fetttröpfchen sind weder konstante noch allen Lymphgefäßbezirken zukommende Formbestandteile. Man findet sie zur Zeit der Fettverdauung in der Darmlymphe oder dem **Chylus**, und sie werden von dort durch den Milchbrustgang dem Blute zugeführt. Nach reichlicher Fettfütterung finden sie sich in solcher Menge in den Chylusgefäßen, daß deren Inhalt weiß wie Milch erscheint. Die gelösten Bestandteile der L. stimmen mit denen des Blutplasmas überein, doch erscheinen sie in andern Mengenverhältnissen. Bei annähernd gleichem Gehalt an anorganischen Bestandteilen enthält die L. weit weniger organische Stoffe als das Blutplasma. Wie das Blut, so gerinnt auch die L. kurze Zeit nach ihrer Entleerung. Sie enthält viel Kohlensäure, aber keinen oder nur sehr wenig Sauerstoff. Die Bewegung der L. durch die Gewebe und zum Blut hin geschieht unter einem nur unbedeutenden Druck und wird an vielen Stellen allein vom Blutdruck unterhalten. An andern Orten ist die Beziehung zwischen Blut- und Lymphgefäßsystem viel weniger innig, und die abgesonderte L. würde ruhig liegen bleiben, wären nicht für ihre Fortschaffung ganz besondere Mechanismen vorhanden. So stellt z. B. der sehnige Teil des Zwerchfells einen sehr kunstvollen Apparat für die Aufsaugung und Fortschaffung der L. aus der Bauchhöhle, eine Art Pumpwerk dar, dessen Triebkraft in den Bewegungen des Zwerchfells gesucht werden muß. Ganz ähnliche Vorrichtungen hat man auch in den die Muskeln einhüllenden sehnigen Häuten und im Brustfell angetroffen. Ein weiteres Moment für die Fortbewegung der L. wird durch die Aspiration des Thorax gegeben, denn der größte Teil des Milchbrustganges liegt innerhalb der Brusthöhle. Auch aktive Zusammenziehungen der Lymphgefäßwände unterstützen die Lymphströmung. Endlich wird auch der Abfluß der L. dadurch erleichtert, daß die Saftlücken und Lymphstämme bei

der Kontraktion der Skelettmuskeln zusammengepreßt werden. Da die Lymphgefäße Klappen besitzen, so erfolgt unter dem Einfluß solcher Kompressionen der Abfluß nur in einer bestimmten Richtung, nämlich nach dem Herzen hin. Aus den Gliedmaßen kann die L. überhaupt nur dann regelmäßig fortgeschafft werden, wenn diese aktiv oder passiv bewegt werden. Bei einigen Tieren, besonders bei den Amphibien und einigen Vögeln (z. B. bei den Straußen), kommen bei der Bewegung der L. außerdem noch rhythmisch pulsierende Lymphherzen (vgl. Lymphgefäße) in Betracht. Die Absonderung der L. aus dem Blute kann durch gewisse Mittel beträchtlich gesteigert werden (Lymphagoga). Zu diesen gehört Pepton, Extrakt von Krebsmuskeln u. a. m. Hält der Abfluß der L. nicht Schritt mit ihrer Abscheidung, so entsteht Ansammlung von L. in den Lymphspalten (Ödem).

Lympheanstalten, Impfinstitute, Anstalten zur Gewinnung von Lymphe für Schutzpockenimpfung; s. Impfung, S. 190.

Lymphgefäße (Saugadern, Vasa lymphatica s. resorbentia), Röhren, welche bei den Wirbeltieren (mit Ausnahme mancher Fische) fast in allen Organen des Körpers vorhanden sind, das überschüssige Ernährungsmaterial, welches die Blutgefäße an die Organe abgeben, aufsaugen und zugleich mit den Nährsäften aus den Verdauungsorganen (Chylus) in den Blutstrom zurückführen (s. Gefäße). Sie haben ähnlich den Venen äußerst dünne, aber feste Wände, an deren Innenfläche sich oft Klappen zur Verhütung des Rückströmens der Lymphe befinden. Wahrscheinlich sind die feinsten Anfänge der L. Lücken in dem Gewebe der einzelnen Organe, welche erst weiterhin eine häutige Auskleidung bekommen und dann Lymphkapillaren (s. Kapillaren) bilden. Die letztern vereinigen sich nach und nach zu größern Ästen, diese zu den Lymphgefäßstämmen. Solche schließen namentlich bei niedern Wirbeltieren als sogen. Lymphräume die großen Adern in sich ein, folgen beim Menschen fast ausschließlich in ihrem Verlauf den Venen, treten aber an gewissen Körperstellen als zuführende L. (vasa afferentia) in Lymphdrüsen (s. d.) ein und verlassen diese wiederum als abführende L. (vasa efferentia). Stets münden sie zuletzt in eine Vene ein und sind vielfach kurz vorher noch mit einer kontraktilen Erweiterung versehen. Solche Lymphherzen (s. auch Herz) finden sich in allen Wirbeltierklassen mit Ausnahme der Säugetiere. — Die Stämme, zu welchen sich die L. vereinigen, bevor sie ihren Inhalt in den Blutstrom ergießen, sind beim Menschen folgende: Der Milchbrust- oder kurzweg Brustgang (ductus thoracicus), eine rabenkielstarke Röhre mit wenigen Klappen, nimmt die L. der ganzen untern Körperhälfte, der ganzen linken und des untern Teiles der rechten Brusthälfte, der linken Hals- und Kopfhälfte und des linken Armes auf. Er entspringt vor dem ersten oder zweiten Lendenwirbel durch den Zusammenfluß von drei kurzen Stämmchen (von denen der mittlere die Chylusgefäße des Darmes aufnimmt), läuft dann zusammen mit der Aorta durch das Zwerchfell und mündet in die vena anonyma der linken Seite ein. Hier befindet sich gegen den Eintritt des Blutes in ihn eine Klappe. Die übrigen L. treten zu dem ansehnlichen rechten Saugaderstamm (truncus lymphaticus dexter) zusammen, welcher sich in den Winkel, den die rechte innere Drosselvene mit der rechten Armvene bildet, ergießt. Selbständige Erkrankungen der L. sind sehr selten; es kommen vor Erweiterungen (s. Lymphangiektasie), Lymphgeschwülste (s. Lymphangioma). Die Entzündung der L. (Lymphangitis) tritt als gesonderte Erscheinung nur an größern Ästen der L. auf. Man sieht in solchen Fällen rote Streifen am Vorderarm durch die Haut durchschimmern und kann dies allerdings als Lymphangitis deuten, wiewohl der rote Streifen uns eigentlich nur die Perilymphangitis anzeigt, welche aber wohl stets mit der Lymphangitis zusammen vorkommt. Solche rote Linien deuten stets darauf hin, daß durch eine Verwundung schädliche, reizende Substanzen, besonders eitererregende Keime, in die Gewebe eingedrungen sind, die, von den Lymphgefäßen aufgenommen und weitergeschleppt, die Entzündung derselben und damit auch die Blutfülle in der Scheide der L. bedingen. Diese Lymphgefäßentzündung kann bei Entfernung der schädlichen Stoffe und Heilung der Wunde ohne weiteres verschwinden, zuweilen ist sie der Vorbote einer schwereren phlegmonösen Entzündung, einer Blutvergiftung rc.

Lymphherz, s. Herz und Lymphgefäße.

Lymphknoten, s. Lymphdrüsen.

Lymphkörperchen | s. Lymphe.
Lymphoïdzellen |

Lymphōm (Lymphosarkom, malignes L.), ein Sarkom, welches ein zart retikuläres (netzförmiges), dem der Lymphdrüsen ähnliches Bindegewebsgerüst (Stroma) besitzt und sich von den einfachen Lymphdrüsenschwellungen durch die allen bösartigen Geschwülsten gemeinsame Neigung zu raschem Wachstum und Metastasenbildung auszeichnet. Das gleichzeitige Auftreten vieler Drüsengeschwülste ist auch wohl als Adenie bezeichnet worden.

Lymphorrhöa (Lymphorrhagīa, griech.), Erguß von Lymphe bei Verletzung größerer Lymphgefäße und bei manchen mit Erweiterung der Lymphgefäße verbundenen Hautkrankheiten.

Lymphosarkōm, s. Lymphom.

Lymphräume, s. Lymphgefäße und Lymphe.

Lymphspalten, s. Lymphe.

Lymphvarīzen, s. Lymphangiektasie.

Lymphzellen, s. Lymphe.

Lympne (Lymne), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 4 km westlich von Hythe, mit Resten eines römischen Lagers (Studfall Castle) u. (1891) 493 Einw.

Lynar, Rochus, Graf zu, geb. 24. Dez. 1525 zu Maradia in Toscana, gest. 22. Dez. 1596 in Spandau, aus einer zum florentinischen Geschlecht der Guerini gehörigen Familie stammend, welche sich nach dem 1360 zerstörten Schloß Linari bei Florenz nannte, war zuerst Kammerjunker bei dem Herzog Alexander von Florenz, seit 1542 bei dem Dauphin von Frankreich, spätern König Heinrich II., nahm im französischen Heer an den Belagerungen von Metz u. Diedenhofen, wo er ein Auge verlor, sowie an der Schlacht von St.-Quentin teil, ging mehrere Male als Gesandter an deutsche Fürstenhöfe und siedelte, zur protestantischen Konfession übergetreten, nach Beginn der Hugenottenkriege ganz nach Deutschland über, wo er zuerst 1568 in die Dienste des Pfalzgrafen Kasimir in Heidelberg, 1570 als Oberartilleriemeister und Befehlshaber sämtlicher Festungen in die des Kurfürsten von Sachsen trat. Aus diesen ging er 1578 in die des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg über, welcher ihn zu seinem Geheimrat, General und obersten Artillerie-, Munitions-, Zeug- und Baumeister ernannte. L. verbesserte die Festungswerke in der Mark, legte in Spandau eine Pulvermühle an, hob

das Salzwesen und führte zahlreiche Zweige der Industrie zuerst in Berlin ein. Von ihm stammt die in der Oberlausitz ansässige Familie L. ab, von deren älterer gräflichen Linie Graf **Hermann Maximilian zu L.**, geb. 24. April 1825, und von deren jüngerer, seit 1807 fürstlichen Linie Fürst **Ernst Georg Hermann**, geb. 31. März 1875, das Haupt ist.

Lynchburg (spr. lintschbörgh), Stadt in der Grafschaft Campbell des nordamerikan. Staates Virginia, Bahnknotenpunkt, am James und Kanawhakanal, auf steil abfallenden Hügeln gelegen, hat mehrere höhere Schulen, Waisenhaus, Krankenhaus, große Tabaksspeicher u. -Fabriken, Gießereien, Eisenhütten, Kornmühlen und (1890) 19,709 Einw., darunter 9806 Farbige. In der Nachbarschaft befinden sich große Eisen- und Kohlenlager. Vgl. auch Lynchgesetz.

Lynchgesetz (engl. Lynch law, spr. lintsch låo, richtiger **Lynchjustiz**), die unmittelbar an die That sich anschließende, außergesetzliche Bestrafung des Verbrechers durch das Volk (Aufknüpfen an dem nächsten Baum, Hineinwerfen in das angelegte Feuer 2c.), findet sich dort, wo die Staatsgewalt noch nicht genügend erstarkt ist, insbes. verschiedene Volksrassen noch unvermischt nebeneinander leben; daher auch noch in Nordamerika. Das L. soll nach Hardimans »Geschichte von Galway« (1820) seinen Namen einem Bürgermeister von Galway in Irland verdanken, welcher 1495 seinen Sohn, der einen Mord begangen hatte, mit eigner Hand hing, da das Volk für den Verurteilten war und der Henker sich weigerte, seines Amtes zu walten. Nach andern soll der Name L. 1792 in Lynchburg (s. d.) entstanden sein, nach dritten aber von einem gewissen John **Lynch** herstammen, der gegen das Ende des 16. Jahrh., als die regelmäßige Anwendung der Gesetze keinen genügenden Schutz gegen die Verwüstungen gewährte, welche flüchtige Sklaven und Verbrecher in Nordcarolina verübten, von den Bewohnern mit unumschränkter Macht als Gesetzgeber und Richter bekleidet wurde.

Lyndhurst (spr. lind-hörst), Dorf und besuchte Sommerfrische in Hampshire (England), inmitten des über 24,000 Hektar großen New Forest, mit dem Queen's House (aus dem 17. Jahrh.), jetzt Sitz des Lords Warden des New Forest, und (1891) 1867 Einw.

Lyndhurst (spr. lind-hörst), **John Singleton Copley, Baron**, brit. Staatsmann, geb. 21. Mai 1772 zu Boston in Nordamerika, gest. 12. Okt. 1863, siedelte 1775 mit seinen Eltern nach England über, wo der Vater, John Singleton Copley (s. d.), eines ausgezeichneten Rufes als Porträtmaler genoß, studierte in Cambridge, ward 1804 Rechtsanwalt in London und gewann eine ausgedehnte Praxis. 1818 für Yarmouth ins Unterhaus gewählt, machte er sich namentlich durch seine Verteidigung der als Hochverräter angeklagten Radikalen Watson und Thistlewood bekannt. 1819 zum Solicitor general ernannt, mußte er im Oberhaus als Ankläger gegen die Königin Karoline (s. d. 2) auftreten. 1824 wurde er zum Attorney general befördert, und 1826 erhielt er das hohe richterliche Amt eines Master of the rolls. Als Canning 1827 Premierminister wurde, ward L. zum Lord-Kanzler und unter dem Titel Baron L. zum Peer von England erhoben; er behielt dies Amt bis zum Sturz Wellingtons (November 1830) und übernahm im Dezember 1830 das Richteramt des Chief Baron. Während des Kampfes um die Parlamentsreform war er einer der bedeutendsten Wortführer der Hochtories. In den beiden Ministerien Peel (November 1834 bis April 1835 und vom August 1841—46) war L. wiederum Lord-Kanzler. Seitdem bekleidete er kein Amt mehr, blieb aber trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit eins der einflußreichsten Mitglieder der konservativen Partei des Oberhauses, wo er für eine Autorität in juristischen Fragen galt und durch die Kraft und den Schwung seiner Beredsamkeit mehr als einmal die Lords mit sich fortriß. Seine Reden über die orientalische Politik der Regierung, über den Krieg und Friedensschluß mit Rußland machten ihn wieder in hohem Grade populär; nicht minder war dies der Fall, als er 1859 und 1860 seine Stimme wider die Eroberungspolitik Napoleons III. erhob. Seine letzte Rede hielt er, beinahe 90 Jahre alt, am 7. Mai 1861. Vgl. Martin, Life of Lord L. (Lond. 1883, 2 Bde.).

Lyngb., bei botan. Namen Abkürzung für H. Chr. **Lyngbye**, geb. 1782 in Blendstrup, gest. 1837 als Prediger in Söeborg auf Seeland (Algen).

Lyngenfjord, Meerbusen an der Nordwestküste Norwegens, nördlich von Tromsö, von hohen, bis 2000 m ansteigenden Schneebergen umgeben. Bis nach Mälen an seinem Südende führen von Tromsö aus Lokaldampfer.

Lynkestis, seit Philipp II. mit Makedonien vereinte, rings von Gebirgen umgebene Landschaft, südlich von Pelagonia, am Mittellauf des Erigon (jetzt Tzerna Rjeka), mit der Hauptstadt Heraklea. Sein Sauerbrunnen (beim heutigen Banitza) ist seit dem Altertum bekannt.

Lynkeus, 1) Sohn des Ägyptos, Gemahl der Hypermnestra (s. Danaos). — 2) Bruder des Idas (s. d.), berühmt durch sein scharfes Sehvermögen.

Lynn (spr. linn), 1) Stadt in der Grafschaft Essex des nordamerikan. Staates Massachusetts, am **Lynn Harbour** der Massachusettsbai, 16 km nordöstlich von Boston, Bahnknotenpunkt, mit schönem Park, Kriegerdenkmal, Rathaus und städtischer Bibliothek, großartiger Industrie (1890 erzeugten in 1369 gewerblichen Anstalten 22,452 Arbeiter Waren im Werte von 44,223,845 Doll.), namentlich 323 Schuhfabriken (Jahresproduktion 25,850,005 Doll.), 23 Gerbereien für feines Leder (3,343,533 Doll.), und (1890) 55,727 Einw. (243 in Deutschland Geborne), 1895 schon 64,700. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1895: 49,453,671, die städtische Schuld 2,794,756 Doll. Die Stadt wurde 1629 gegründet und in der Nähe, am Saugus River, 1643 die erste Eisenhütte im Staate angelegt. — 2) Stadt, s. King's Lynn.

Lynton (spr. linnt'n), Stadt und Seebad in Devonshire (England), in romantischer Lage unweit der Mündung des Ost- und West-Lyn, mit (1891) 1547 Einw. Unweit liegt das Dorf **Lynmouth**.

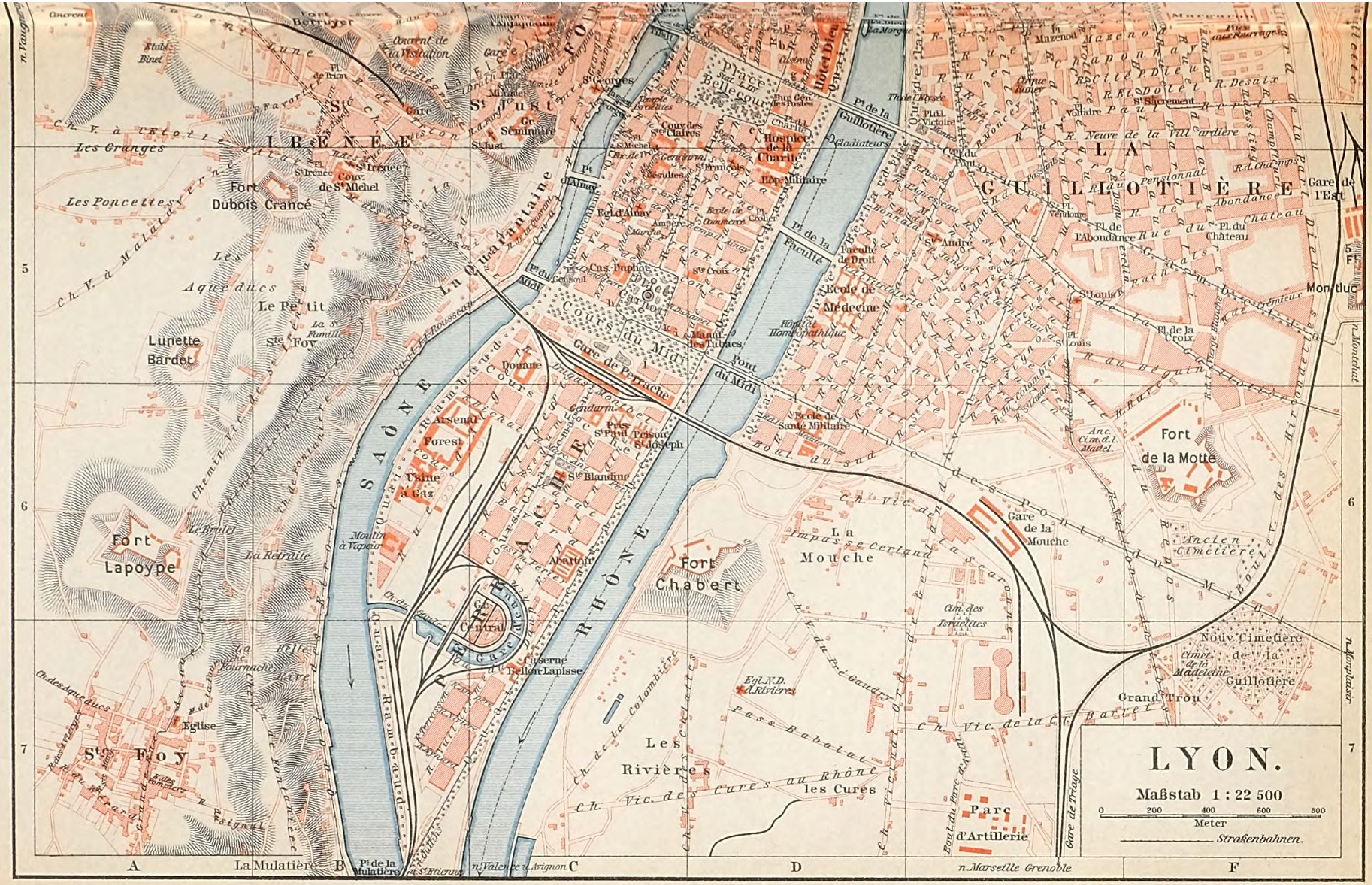
Lynx (lat.), der Luchs; auch ein Sternbild, s. Luchs.

Lyö, kleine dän. Insel, zum Amt Svendborg (Fünen) gehörig, im Kleinen Belt, an der südwestlichen Küste von Fünen, $5^1/_2$ qkm mit 368 Einw. Hier nahm Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar II. von Dänemark (1223) gefangen.

Lyon (spr. liông, hierzu der Stadtplan), Hauptstadt des franz. Depart. Rhône, zweitgrößte Stadt Frankreichs und eine der bedeutendsten Industrie- und Handelsstädte Europas, 165—310 m ü. M., unter 45° 46' nördl. Br. und 4° 49' östl. L. v. Gr., an der Mündung der Saône in den Rhône, malerisch gelegen, hat angenehmes, gesundes, jedoch feuchtes und durch häufige Nebel beeinträchtigtes Klima. Der innere und ältere Teil der Stadt hat im allgemeinen enge Straßen



Hippodrome
PARC DE LA TÊTE D'OR
RHÔNE
SAÔNE
LES BROTTEAUX
LA CROIX-ROUSSE
LES CHARTREUX
SERIN
VAISE
Casernes
Margaron
Gare des Brotteaux
Gare de Vaise
Fort de Vaise
Fort Blandan
Fort Loyasse
Cimetière de Loyasse
Cimetière de la Croix-Rousse
Ecole normale d'instituteurs
Abattoir
Usine à Gaz
Ft Villepatour
n. Trévoux, Bourg
n. Paris



 Bibliographisches Institut in Leipzig.

mit alten, düstern, oft 6—7 Stockwerke hohen Häusern; die neuern Stadtteile sind dagegen durchgehends von schöner Anlage. L. zerfällt in 6 Arrondissements. Die eigentliche Stadt (1. und 2. Arrondissement) erstreckt sich von N. nach S. auf einer 5 km langen, 600—900 m breiten Halbinsel bis zum Zusammenfluß des Rhône und der Saône und ist der Sitz der großen Industriefirmen und des Handels, zugleich des Reichtums und des Luxus; im NW. davon erhebt sich eine steile Anhöhe, auf deren Plateau sich aus bergigen, volkreichen Gassen der Stadtteil La Croix Rousse (4. Arrondissement) zusammensetzt, das eigentliche Viertel der großen Masse von Seidenarbeitern, welches mit der innern Stadt durch zwei Drahtseilbahnen in Verbindung gesetzt ist. An diese Vorstadt, welche, wie die übrigen, 1852 mit L. vereinigt wurde, schließen sich unmittelbar Chartreux u. St.-Serin und jenseit der Saône das seit der Überschwemmung von 1840 neugebaute Viertel Vaise an. Auf dem rechten Ufer der Saône liegt weiter der Stadtteil Fourvière (von forum vetus, 5. Arrondissement), die älteste Stadtanlage von L., am Fuße und auf dem Plateau des gleichnamigen Hügels, welcher eine herrliche Aussicht (bis zu den Alpen) gewährt und mit der untern Stadt an der Saône durch eine Drahtseilbahn verbunden ist; dann die Vorstädte St.-Irénée, St.-Just und St.-Georges. Am linken Rhôneufer liegt in der Ebene das stark bevölkerte Arbeiterviertel La Guillotière (3. Arrondissement) und an dieses nördlich anschließend das erst am Anfang dieses Jahrhunderts entstandene, regelmäßig angelegte, vornehme Viertel Les Brotteaux (6. Arrondissement), das mit dem 1857 angelegten Park Tête d'Or (114 Hektar), welcher einen zoologischen und botanischen Garten sowie ein großes Wasserbassin mit zwei Inseln umfaßt, seinen Abschluß findet. Der Rhône hat in L. eine durchschnittliche Breite von 200 m und im Vergleich zur Saône starkes Gefälle; er verursacht plötzliche und große Überschwemmungen (zuletzt 1840 und 1856), gegen welche die niedrig gelegenen Stadtteile, insbes. die beiden zuletzt genannten, durch kostspielige Eindämmungen geschützt worden sind. An den Ufern der Saône und des Rhône zieht sich eine Reihe von (28) Kais in einer Gesamtlänge von 40 km hin, welche zum Teil mit Anlagen ausgestattet und durch 25 Brücken miteinander verbunden sind. Unter den Plätzen sind hervorzuheben: der Hauptplatz Bellecour, der Mittelpunkt des reichsten Stadtteils, die Lieblingspromenade der Lyoner, mit einer Reiterstatue Ludwigs XIV. (von Lemot); die Place des Terreaux, mit schönem Springbrunnen; die Place des Jacobins mit einem Monumentalbrunnen; die Place Carnot mit einer Statue der Republik (1890); die Place Tolosan mit einem Denkmal Suchets; die Place Sathonay mit einem Denkmal Jacquards; die Place Morand mit einem Monumentalbrunnen von Desjardins und die Place Raspail mit einer Büste Raspails. Zu den schönsten Straßen gehören die Rue de la République, die parallel mit derselben laufende Rue de l'Hôtel de Ville, die Rue Victor Hugo, die Boulevards de la Croix-Rousse und du Nord, der Cours du Midi, die Cours Morand, Lafayette, Gambetta rc. Viele der Hauptstraßenzüge und mehrere Brücken sind elektrisch beleuchtet. Von öffentlichen Gebäuden verdienen erwähnt zu werden: die Primatialkirche St.-Jean, am Fuße des Hügels Fourvière, ein gotischer Bau, teilweise aus dem 12. Jahrh., mit reicher Fassade, vier Türmen, schönen Glasmalereien, einer 10,000 kg schweren Glocke (von 1662), einer astronomischen Uhr und der schönen Bourbonenkapelle; die Kirchen St.-Martin d'Ainay, St.-Nizier, St.-Bonaventura und die 1872—94 in modernisiertem byzantinischen Stil neben der ältern Wallfahrtskapelle erbaute Kirche Notre Dame de Fourvière, im Innern mit blauen Marmorsäulen und reicher Ausstattung; der erzbischöfliche Palast; das Stadthaus (1646—55 von dem Lyoner Architekten Maupin erbaut), mit dem Reliefbild Heinrichs IV. an der imposanten Fassade und zwei Bronzegruppen im Hof; das Massif des Terreaux mit Passage; der Kunstpalast (Palais St.-Pierre) mit den Kunstsammlungen; der monumentale Handels- u. Börsenpalast (1860 von Dardel erbaut); der Justizpalast; die neuen Gebäude der Präfektur und der medizinischen Fakultät (1890, im Hof Denkmal Claude Bernards); das Hôtel-Dieu (Hospital), zu Anfang des 6. Jahrh. gegründet, mit monumentaler Fassade; das große Theater (1830) und das Théâtre des Célestins (1880). L. ist seit 1856 im Besitz einer großen Wasserleitung, welche vier große Reservoirs zählt und täglich 30,000 cbm Wasser liefern kann.



Wappen von Lyon.

Die Stadt zählt (1891) 438,077 Einw. (darunter etwa 8000 Protestanten und 2200 Juden). Ihre hervorragende Stellung dankt sie hauptsächlich ihrer hoch entwickelten Industrie und ihrem Handel. Der wichtigste Industriezweig ist die Seidenweberei, welche mehr als 300 Unternehmungen zählt u. 94,000 Webstühle, nämlich 72,000 Hand- und 22,000 mechanische Stühle, beschäftigt, wovon jedoch der größte Teil nicht in der Stadt selbst, sondern in der Umgebung und in den benachbarten Departements betrieben wird. Die Produktion betrug 1893 (in Millionen Frank):

Glatte reine Seidengewebe	165,0
Façonnierte reine Seidengewebe	30,8
Glatte Halbseidenstoffe	125,3
Façonnierte Halbseidenstoffe	21,1
Orientalische Gewebe	5,5
Krepp, Gaze, Mousselin, Tüll und Spitzen	24,0
Goldstoffe und Posamenterien	7,5
Zusammen:	379,2

Hiervon wird der größere Teil (1893 für 220 Mill. Fr.) ausgeführt, hauptsächlich nach England (100 Mill. Fr.), Nordamerika (65), Deutschland (20), Belgien (10), Schweiz (8 Mill.) rc. Mit der Seidenweberei stehen in Verbindung die Seidenfärberei, die Druckerei und Appretur. Wichtige andre Industriezweige sind: die chemische Industrie, welche hauptsächlich Farben und Firnisse, Schwefelsäure und andre Chemikalien, pharmazeutische Produkte, dann Kerzen und Seife liefert (Produktionswert ca. 80 Mill. Fr.); die metallurgische und Maschinenindustrie (75 Mill. Fr.); die Fabrikation von Gold- u. Juwelierwaren, Hüten, Leder und Schuhwaren, Knöpfen, Wirkwaren, Miedern, Krawatten, Kleidern, Möbeln, Glas, Mehl und Teigwaren, Schokolade, Fleischwaren, Tabak, Bier und Likör, sowie die Buchdruckerei und Gaserzeugung. Der Handel von L. wird wesentlich unterstützt durch die günstige Lage der Stadt im Innern Frankreichs und doch nicht fern von den Grenzen, im Mittelpunkt wichtiger Wasser- und Landstraßen, namentlich aber von zehn Eisenbahnlinien (nach Paris, Marseille, Trévoux, Bourg, Ambérieu, Aoste-St. Genix, Grenoble,

St.-Étienne, Vaugneray und Arbresle), welche in L. in acht Bahnhöfen zusammenlaufen. Für den Lokalverkehr sorgen außer den erwähnten drei Drahtseilbahnen (auf die Höhen von Croix-Rousse und Fourvière) vier Dampfstraßenbahnen, ein reich entwickeltes Netz von Pferdebahn- und Omnibuslinien und Lokaldampfer auf der Saône. Der Handel umfaßt als Hauptobjekte Rohseide, welche hauptsächlich aus China und Japan, dann aus Italien, Frankreich und der Levante bezogen wird (1893 wurden bei der Seidenkonditionieranstalt zu L. 5,9 Mill. kg Seide behandelt), dann Seidenwaren, ferner Tuch und Leinwand, Baumwolle, Stein- und Holzkohle, Metalle und Metallwaren, Wein und Branntwein, Käse u. Kastanien.

L. hat an Unterrichts- und Bildungsanstalten: vier staatliche Fakultäten (für Rechte, Wissenschaften, Litteratur und Medizin), eine freie kath. Universität (Fakultäten für Theologie, Rechte, Wissenschaften und Litteratur), eine höhere pharmazeutische und eine Tierarzneischule, ein Lyceum, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Mädchenlyceum, eine Kunstschule (École de St.-Pierre), eine höhere Handels- und Webschule, eine Zentralgewerbeschule, eine Gewerbeschule (La Martinière), ein Musikkonservatorium, ein großes und kleines Seminar, ein Taubstummeninstitut etc.; ferner eine städtische Bibliothek (mit 130,000 Bänden und 2400 Handschriften), eine Bibliothek im Kunstpalast (mit 70,000 Bänden und 20,000 Zeichnungen und Stichen), sechs Volksbibliotheken, ein reiches Kunst- und Antiquitätenmuseum, ein naturhistorisches u. Industriemuseum, einen botanischen und einen zoologischen Garten, ein meteorologisches Observatorium, endlich zahlreiche wissenschaftliche, Kunst- und industrielle Gesellschaften. In L. erscheinen 36 Zeitungen. Unter den Humanitätsanstalten sind die neun Spitäler (mit zusammen 5000 Betten), das Militärspital und das Irrenhaus zu erwähnen. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, des Generalkommandos des 14. Armeekorps, ferner des Präfekten, eines Appellhofs, Tribunals und Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, einer Börse, einer Filiale der Bank von Frankreich, mehrerer Banken (darunter der Crédit Lyonnais) sowie zahlreicher Konsulate fremder Staaten. Die Maires der sechs Arrondissements unterstehen dem Präfekten, welcher als maire général fungiert. Das städtische Budget bezifferte sich in den Einnahmen und Ausgaben 1893 auf 26 Mill. Frank. Die Stadt bildet eine Festung ersten Ranges. Die ältern Befestigungen (von 1830) bestanden aus einer bastionierten Umwallung nebst 11 Forts und 3 Batterien in einem Umkreise von 19 km. Seit 1870 wurde jedoch diese Befestigung bedeutend erweitert, um die Stadt vor einer Beschießung zu sichern und in ein großes verschanztes Lager umzuwandeln. Die Enceinte wurde hinausgeschoben und beschreibt nun vom Rhôneufer nördlich bis zu jenem südlich von L. einen 12 km langen Halbkreis. Außerdem wurden 12 neue Forts und 10 Batterien, darunter die starken Werke auf dem Mont d'Or (626 m) nordwestlich der Stadt, in einem Umkreise vom 70 km angelegt. Nordöstlich von L. ist das Militärlager von Sathonay (s. d.).

Als Vororte von L. sind anzusehen: Caluire-et-Cuire (s. d., 8931 Einw.) im N., Villeurbanne (s. d., 17,940 Einw.) und Bron (2691 Einw.) im O., St.-Fons (4060 Einw.) im SO., Ste.-Foy (s. d. 2, 2907 Einw.), La Mulatière (3377 Einw.) und Oullins (s. d., 8327 Einw.) im S., Ecully (2935 Einw.) und Tassin-la-Demi-Lune (3479 Einw.) im W. L. ist Geburtsort zahlreicher berühmter Personen, darunter der römischen Kaiser Claudius und Caracalla, des Marschalls Suchet, des Staatsmanns Jules Favre, der drei Botaniker Jussieu, des Physikers Ampère, des Erfinders des nach ihm benannten Webstuhls, Jacquard, des Architekten Philibert Delorme, der beiden Bildhauer Coustou, der Maler Hennequin, Flandrin und Meissonier, des Kupferstechers Audran, der Dichterin Louise Labé und des Nationalökonomen J. B. Say.

Geschichte. L. hieß bei den Galliern Lugdunum (Lugudunum, Rabenhügel) und lag im Gebiet der Ambarrer im lugdunensischen Gallien. 43 v. Chr. führte L. Munatius Plancus eine römische Kolonie dahin, die Copia Claudia Augusta hieß, und Kaiser Augustus förderte sie dadurch, daß er sie zum Mittelpunkt eines großen Straßennetzes, zur einzigen Münzstätte des Westens, zur kaiserlichen Residenz und zum Versammlungsort des Landtages für ganz Gallien, zur Hauptstadt der großen Provinz des lugdunensischen Gallien machte. L. wurde dann namentlich von Trajan sehr verschönert, der auf der westlich von dem Rhône gelegenen Höhe das Forum Trajani oder Forum vetus (jetzt Fourvière) anlegte. Septimius Severus schlug bei L. 197 den Gegenkaiser Albinus. Unter den Einfällen der Barbaren in Gallien und den Stürmen der Völkerwanderung hatte L. viel zu leiden. Unter Chlotar wurde es 532 von den Franken erobert. Durch den Vertrag zu Verdun 843 kam es an Lothar I. und von diesem an dessen Sohn Karl. Nach dessen Tode gehörte es zum Königreich Burgund, mit dem es 1032 an das Deutsche Reich kam. Während die Herren von Lyonnais sich beständig mit den Erzbischöfen um die Herrschaft über die Stadt stritten, erwarb sich die Bürgerschaft munizipale Selbständigkeit, und L. ward eine freie Reichsstadt. Nachdem jedoch unter Friedrich II., der auf dem Konzil zu L. 1245 nochmals gebannt und abgesetzt worden war, die deutschen Kaiser die Herrschaft über Arelat verloren hatten, begaben sich die Erzbischöfe von L., besonders wegen ihrer Händel mit den dortigen Bürgern, 1274 und 1307 auch die Stadt selbst unter den Schutz des Königs von Frankreich. Philipp der Schöne erhob 1313 die Baronie L. zu einer Grafschaft, deren Gerichtsbarkeit er dem Erzbischof und seinem Kapitel in Gemeinschaft mit den Schöffen oder Konsuln der Stadt überließ. Franz I. führte in L. die Fabrikation der Seiden- sowie der Gold- und Silberstoffe ein. Die Reformation fand vom benachbarten Genf aus hier früh Eingang und Verbreitung; 1560—63 waren die Hugenotten im Besitz der Stadt. Doch die Metzelei von 1572 vernichtete das Übergewicht der Reformierten, auch litt L. sehr durch die Auswanderung der Hugenotten nach dem Widerruf des Edikts von Nantes. Dennoch hob es sich wieder und zählte beim Ausbruch der Revolution 200,000 Einw. Die Revolution stürzte die Stadt durch die Stockung alles Verkehrs wiederum in große Not. Als nun der Jakobiner Chalier durch einen demokratischen Gemeinderat und eine revolutionäre Bürgerwehr die reichern Bürger und Kaufleute terrorisierte, erhoben sich diese 1793, verweigerten dem Konvent den Gehorsam und ließen Chalier hinrichten. Hierauf ward L. 12. Juli vom Konvent geächtet, 7. Aug. durch eine Armee des Konvents unter Dubois-Crancé belagert, und 10. Okt. mußte es sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Konvent sprach über die Stadt, die den Namen Commune affranchie

erhielt, die Vernichtung aus und übertrug deren Vollziehung Collot d'Herbois, Fouché und Ronsin. Gegen 6000 Menschen wurden mit Kartätschen erschossen und der größte Teil der Stadt demoliert. Die Güter der Reichen teilte sich der Pöbel; alle Kirchenschätze wurden nach Paris geschickt. Unter dem Kaiserreich nahm die Seidenmanufaktur einen neuen hohen Aufschwung und erholte sich die Stadt. Im November 1831 fanden in L. ernstliche Unruhen der Fabrikarbeiter, namentlich der Seidenweber, statt, die höhern Lohn erzwingen wollten und erst 3. Dez. durch 20,000 Mann unter dem Herzog von Orléans und Marschall Soult zur Unterwerfung gebracht wurden. Im April 1834 brach ein neuer Aufstand von mehr politischem Charakter aus. Fünf Tage wurde in den Straßen gefochten, bis endlich die Truppen der Bewegung Herr wurden. Auf die Nachricht von der Empörung der Pariser Arbeiter 1848 erhob sich auch in L. das Volk; ein 15. Juni 1849 ausgebrochener Aufstand wurde vom General Magnan blutig unterdrückt. Auch 1870 wurde L. ein Hauptherd der radikalen Demokratie. Die rote Fahne wehte mehrere Monate vom Stadthaus, und es kam zu blutigen Revolten. Doch wurde es während des Kommuneaufstandes 1871 im Zaum gehalten. Vgl. Clerjon, Histoire de L. (Lyon 1829—35, 4 Bde.); Beaulieu, Histoire du commerce, de l'industrie et des fabriques de L. (das. 1838); Monfalcon, Histoire monumentale de la ville de L. (das. 1866—70, 8 Bde.); Metzger, Révolution française. L. en 1781 jusqu'au premier Empire (das. 1881—86, 10 Bde.); Clément, L., ethnographie, démographie, topographie, etc. (das. 1889); Steyret, Nouvelle histoire de L. (das. 1895 ff.); »Indicateur lyonnais Henry« (jährlich).

Lyonische Ware, s. Leonische Ware.

Lyonnais (spr. lionnä), ehemalige franz. Provinz, umfaßte die Landschaften L. (im engern Sinne), Beaujolais und Forez, hatte Lyon zur Hauptstadt und ist jetzt in die Departements Rhône u. Loire geteilt. Über die Berge von L. s. Cevennen. Vgl. Magnin, La végétation de la région Lyonnaise, etc. (Genf 1886).

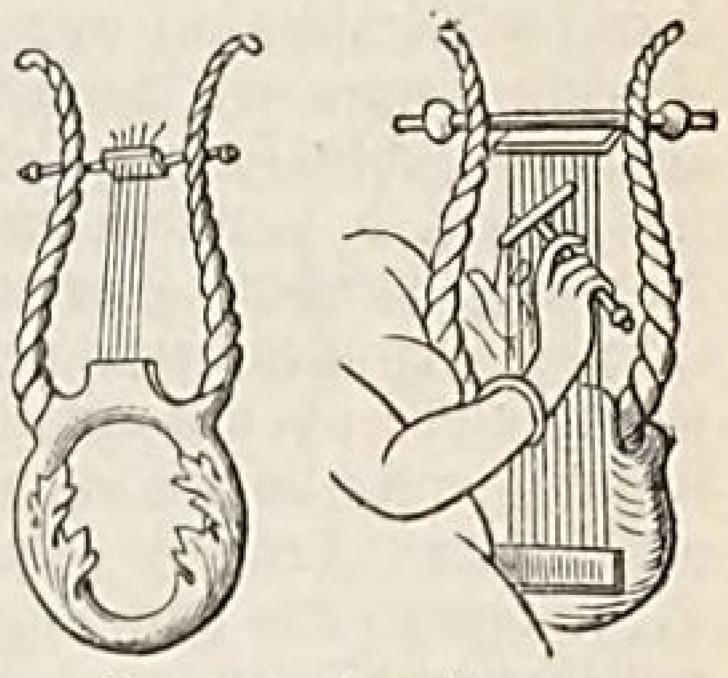
Lyons (spr. lai-éns), 1) Stadt in der Grafschaft Clinton des nordamerikan. Staates Jowa, am Mississippi, Bahnknotenpunkt, 5 km unterhalb Clintons, mit dem es durch Straßenbahn verbunden ist, hat ein Seminar, starke Handelsgärtnerei und (1890) 5799 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Wayne im nordamerikan. Staat New York, am Clyde River, hat zahlreiche Destillationen von Pfefferminzöl, bedeutenden Handel mit Tabak, Korn, Äpfelwein, Obst u. (1890) 4475 Einw.

Lyons (spr. lai-éns), 1) Edmund Lord, brit. Admiral und Staatsmann, geb. 29. Nov. 1790 zu Burton in Hampshire, gest. 24. Nov. 1858, trat in früher Jugend in die Marine und wurde 1814 Kapitän. 1828 wurde er als Kommandeur einer Fregatte in die griechischen Gewässer gesandt und 1835 zum Gesandten in Athen ernannt, wo er sowohl dem russischen als dem französischen Einfluß kräftig entgegentrat. 1849—51 vertrat er England als Gesandter in Bern, dann in Stockholm, wurde 1850 zum Konteradmiral ernannt und im Januar 1854 als Zweitkommandierender der Mittelmeerflotte nach dem Orient gesandt. Hier nahm er an dem Bombardement von Odessa teil, kreuzte dann an der tscherkessischen Küste und besetzte 9. Mai Redut-Kalé. Ausgezeichnete Dienste leistete er bei dem Transport der alliierten Truppen nach der Krim und bei dem ersten Bombardement von Sebastopol. Nach Dundas' Abberufung erhielt er im Januar 1855 den Oberbefehl der englischen Flotte im Schwarzen Meer. Er leitete die Expedition nach Kertsch, welches er 24. Mai 1855 einnahm, und wirkte bei dem Angriff auf Sebastopol 18. Juni mit, wobei sein Sohn, der Kapitän Edmund Mowbray L., tödlich verwundet wurde. Im Juni 1856 wurde er mit dem Titel Baron L. von Christchurch in den Peersstand erhoben, im März 1857 zum Vizeadmiral befördert.

2) Richard Bickerton Pemell, Lord, Sohn des vorigen, geb. 26. April 1817 in Lymington, gest. 5. Dez. 1887, gebildet zu Winchester und Oxford, begann die diplomatische Laufbahn 1839 als Attaché seines Vaters in Athen, kam 1852 nach Dresden, 1853 zur Gesandtschaft für Toscana. Im Dezember 1858 ging er als Gesandter nach New York und leistete während des Bürgerkrieges durch seine Umsicht England große Dienste. Als ihn 1865 Sir Frederik Bruce ersetzte, ward er Botschafter in Konstantinopel, und im Sommer 1867 ging er nach Paris, wo er 20 Jahre als Botschafter wirkte. Als er im November 1887 sein Amt niederlegte und nach England zurückkehrte, wurde er zum Earl L. erhoben. Kurz vor seinem Tode trat er zur katholischen Kirche über.

Lypemanie (griech.), Monomanie mit einem Delirium von düsterm, traurigem Charakter.

Lyra, altgriech. Saiteninstrument, der Kithara ähnlich, aber kleiner und ohne Fuß, war der Sage nach eine Erfindung des Hermes. Man bildete sie aus dem Gehäuse einer Schildkröte als Schallkasten und in den Öffnungen der Vorderbeine mit den Wurzelenden befestigten gewundenen Ziegenhörnern oder ähnlich geformten Holzstäben, die in der Nähe der Spitzen durch ein Joch verbunden waren; auf dem Brustschild befand sich der niedrige Steg, über den die etwas tiefer im Schallkasten angeknoteten Saiten in gleicher Höhe bis zum Joch fortliefen, wo sie einfach umgeschlagen oder durch Wirbel gespannt wurden.



Formen der Lyra.

Man schlug die Saiten, deren Zahl verschieden war (meistens sieben), mit dem Finger oder einem sogen. Plektron (s. Abbildung). Da L. und Kithara des Griffbrettes entbehrten, d. h. jede Saite stets nur einen Ton gab, so sind sie nicht unsrer heutigen Zither oder gar Guitarre, sondern nur der Harfe vergleichbar. — Im 16. bis 17. Jahrh. hieß L. ein Streichinstrument mit vielen Saiten, die teils über das Griffbrett, zum Teil aber neben demselben (als sogen. Bordune) liefen; diese L. gehörte zur Gattung der Violen (s. Viola) u. wurde in dreierlei Größe gebaut: als Lira da braccio (mit 7 Griffsaiten und 2 Bordunen, Tenorinstrument), als Lira da gamba (12 Saiten und 2 Bordunen, Baßinstrument) und Archiviola da lira (Lirone, bis zu 24 Saiten, Kontrabaßinstrument, auch Accordo genannt). Zur Gattung der Lyren gehörten auch das Baryton (s. d.), die Viola d'amour und Englisch Violet. Noch Haydn schrieb Stücke für L. — Endlich heißt L. das auch Stahlspiel oder uneigentlich Glockenspiel genannte Instrument der Militärmusiken, das auch im Opernorchester Eingang gefunden hat, bestehend aus abgestimmten Stahlstäben, die auf einem lyraförmigen Rahmen befestigt sind und mit einem Hämmerchen geschlagen werden.

Lyra, Sternbild, s. Leier.

Lyra, Nikolaus von, s. Nikolaus von Lyra.

Lyrik (lyrische Poesie) ist die Kunst, die innere (seelische) Zustände oder Vorgänge darstellt, nicht indem sie von ihnen berichtet, sondern indem sie dieselben unmittelbar durch das Mittel der Sprache sich äußern läßt; oder kurz, sie ist die Kunst der unmittelbaren sprachlichen Verlautbarung eines Innern. Als Kunst der unmittelbaren Darstellung eines Innern steht sie neben dem Tanz und der Mimik; als Kunst der unmittelbaren Verlautbarung eines Innern neben der Musik. Sofern sie nicht in Tönen, sondern in Worten verlautbart, gehört sie zu den poetischen Kunstgattungen, findet also ihre Stelle neben der Epik, der Dramatik und der poetischen Didaktik. Daß sie nicht berichtet, unterscheidet sie von der Epik. Zu der Dramatik steht sie in deutlichem Gegensatz, sofern sie die seelischen Zustände oder Vorgänge lediglich als solche darstellt, während die dramatische Darstellung (und nicht minder die epische, soweit sie innere Vorgänge zum Gegenstand hat) jederzeit die Vorstellung eines vom Dichter verschiedenen Trägers derselben in sich schließt. Bei der L. ist Träger der innern Vorgänge der Dichter selbst; doch auch dies nicht in dem Sinne, daß die Vorstellung des Dichters als dieser bestimmten Person mit zum Inhalt der lyrischen Dichtung gehörte. Der Dichter redet, aber nicht als diese einzelne Persönlichkeit, sondern als Mensch, d. h. als Träger menschlichen Wesens, Lebens, Empfindens; oder was dasselbe sagt, nicht der Dichter redet, sondern der Mensch, der nur im Dichter sich verdichtet. Darum können wir beim Lesen oder Hören des lyrischen Gedichtes so unmittelbar an die Stelle des Dichters treten, d. h. uns selbst zu Trägern der seelischen Vorgänge machen. Hiermit aber ist das Eigentümliche des Genusses bezeichnet, den die L. gewährt; dieser Genuß beruht auf unmittelbarem, weil an die Vorstellung keines vom Dichter und damit auch von uns verschiedenen Trägers gebundenem Miterleben. Die L., so können wir auch sagen, ist die Poesie der unmittelbaren Mitteilung dessen, was den eigentlichen und letzten Gegenstand des poetischen Genusses ausmacht; diesen Gegenstand bilden jederzeit die Vorgänge und Zustände in der menschlichen Persönlichkeit, das innere Leben u. Erleben. Auch der epische u. dramatische Dichter teilt dergleichen mit, aber nicht unmittelbar. Die Vorgänge und Zustände, von denen hier die Rede ist, können nur bestehen in Gefühlen, Gemütsbewegungen, Affekten, Arten der innern Anteilnahme an Objekten, des innern Verhaltens zu ihnen, der innern Bethätigung ihnen gegenüber. Sofern dies alles subjektive Thatbestände sind, ist die L. ihrem Gegenstande nach die Poesie der unmittelbaren Subjektivität oder die spezifisch subjektive Poesie. Sie steht damit auch der poetischen Didaktik, die, soweit sie ihren Namen mit Recht trägt, durch die Objekte des Denkens, die Inhalte der Überlegung oder Erkenntnis, wirken will, deutlich entgegen.

Dieser Gegensatz der L. zur Epik, Dramatik und Didaktik hindert nun doch nicht, daß sie sich verbinden. Zunächst ist jede Rede einer Person im Drama, sofern sie subjektive Vorgänge oder Zustände derselben unmittelbar zum Ausdruck bringt, an sich und losgelöst vom Zusammenhang des Ganzen, insbes. auch vom Zusammenhang mit dieser Person, lyrisch; sie kann schließlich zur selbständigen lyrischen Dichtung werden. Das Gleiche gilt von der Rede einer Person im Epos. Dadurch wird die dramatische oder epische Dichtung doch nicht lyrisch; sie gewinnt nur mehr oder weniger lyrischen Inhalt. Es kann aber auch die epische oder dramatische Dichtung selbst einen lyrischen Charakter gewinnen. In der poetisch gehobenen Sprache, in der der Epiker erzählt und der Didaktiker belehrt, ebenso in der poetischen Form, deren sich alle Gattungen bedienen, liegt eine Art der innern Erregung, Stimmung, Anteilnahme des Dichters, deren Kundgebung und Mitteilung an sich lyrisch ist. Die Didaktik kann insofern noch in besonderer Weise lyrisch werden, als auch die Art des Dichters, einen Gedanken zu fassen, ihn zuzuspitzen, sich in ihm zu ergehen, mit ihm zu spielen, ein subjektives, also lyrisches Moment hinzubringt. Anderseits muß auch der Lyriker für sein inneres Verhalten Objekte haben; er muß sich auf irgendwelche Gedanken, Thatsachen, Begebenheiten beziehen, die er nicht umhin kann mitzuteilen; je nachdem gewinnt die L. epischen oder didaktischen Inhalt. Die L. mit wesentlich didaktischem Inhalt kann man Gedankenlyrik nennen. Endlich ist jeder Dichter lyrisch, wenn er irgendwo, einleitend, unterbrechend oder abschließend, ausdrücklich mit seiner Subjektivität heraustritt.

Aus dem Gesagten ergeben sich unendlich viele Stufen der Beziehung zwischen der L. und andern Gattungen, von denen nur einzelne herausgehoben werden können. Das Drama ist inhaltlich ausgesprochen lyrisch als Operndichtung. Hierdurch ist die Verwandtschaft derselben mit der Musik bedingt. Der Gesamtanlage nach dramatisch und in ihrem Inhalt lyrisch sind auch das Oratorium, die Messe, das Requiem, die Kantate; endlich auch die Gesprächslieder oder »Liedergespräche« Goethes, z. B. »Der Knabe und die Müllerin«. Neben diesen Arten der dramatischen stehen epische Dichtungen von mehr oder minder lyrischen Inhaltselementen. Dem durch poetische Sprache und Form vermittelten Stimmungscharakter nach ist das Drama in Versen lyrischer als das prosaische; das Epos, die poetische Erzählung etc. lyrischer als der Roman oder die prosaische Novelle. Epische Dichtungen von ausgesprochen lyrischem Charakter sind speziell die Ballade und Romanze. Die eigentliche, ihrem Inhalt nach bald mehr epische oder beschreibende, bald mehr gedankenhafte L. ist hinsichtlich der Lebenssphäre, der die in ihr sich äußernden innern Vorgänge und Zustände angehören, L. allgemein menschlichen Inhalts oder L. bestimmter Stände, Berufe etc.; anderseits individuelle L. oder L. der Geselligkeit. Sie hat zum Gegenstand alles, was des Menschen Herz bewegt oder dem Menschen eine lebhaftere Gemütsanteilnahme abnötigt. Vgl. Lied. Die didaktische oder Gedankenlyrik ist erstlich L., bei der der Dichter in der Welt seiner Gedanken lebt, in ihr aufgeht, sei es in wehmütig klagender (Elegie), oder in positiv freudiger Anteilnahme; sie ist im letztern Falle L. des ruhigern, genießenden Sichversenkens oder der Begeisterung, der gehaltenern, der zu höherm Schwung sich erhebenden, der verzückten L.: Ode, Hymne, Dithyrambus. Vorzugsweise werden indes die Lieder religiöser Erhebung als Hymnen bezeichnet. Die Gedankenlyrik ist zweitens L., die die Welt dem Subjekt gegenüberstellt und an ihm, seinen Wünschen oder seinem vernünftigen und sittlichen Bewußtsein mißt. Sie ist als solche im engern Sinne humoristisch, oder satirisch, oder ironisch (s. Humor, Satire, Ironie). Nicht mehr eigentliche Gedankenlyrik, aber Didaktik von ausgesprochen subjektivem, also lyrischem Charakter ist die epigrammatische Dichtung. Sie ist lyrisch, sofern das Spiel mit einem Gedanken, die sinnige treffende,

überraschende, zugespitzte, launige Wendung oder Verarbeitung desselben für sie wesentlich ist. Hierhin gehören der Spruch oder die Gnome, Rätsel und Priamel und das Epigramm im engern Sinne. Jeder Art der L. ist die poetische Form, die ja (nach obigem) selbst ein lyrisches oder subjektives Stimmungselement ist, natürlich: dem einfachen und unmittelbaren Gefühlsausdruck (vor allem des Liedes) entspricht die einfachere, dem weniger einfachen, mehr analysierenden oder reflektierenden die weniger einfache, kunstvollere Art derselben. In jedem Falle soll die Art der poetischen Form, vor allem des Rhythmus, der Art der innern Erregung entsprechen.

Geschichtliche Entwickelung der Lyrik.

Die Anfänge der L. fallen zusammen mit den Anfängen lyrischer Gemütsstimmung. Das lyrische Gedicht ist nach Goethes Ausdruck das »Gelegenheitsgedicht«; aus der durch irgend einen Anlaß erzeugten lyrischen Gemütsstimmung bricht der bezeichnende, rhythmische Worterguß hervor. Die Volkslieder der Chinesen (Jagd-, Liebes-, Opfer-, Familienlieder etc.) in gereimten Versen reichen, im Schi-King gesammelt, bis anderthalb Jahrtausende v. Chr. zurück und haben, dem Volksgeist entsprechend, vorzugsweise lehrhaften (moralischen) Charakter. In Ägypten finden sich Hymnen, die an die Psalmen erinnern, und Totenklagen (Manerosgesang: Klagelied der Isis um Osiris). Vorzugsweise lyrisch ist der Charakter der L. der Hebräer: für sie ist die äußere Welt nur da, insofern sie das Gemüt erregt; die Phantasie geht von der Verwandtschaft der Bilder aus, springt je nach der Ähnlichkeit von einem zum andern. Ihre Bilder sind einfach, aber großartig, blitzähnlich schlagend; ihre Begeisterung ist hinreißend, ekstatisch, enthusiastisch; ihr Objekt das Höchste, der Gott Israels und seine Weltleitung; das Verhältnis zu ihm nicht kontemplativ, sondern sympathetisch: Anruf, Lob, Dank, Verehrung, Furcht, Hoffnung und Zuversicht. Ihre äußere Form ist nach den Forschungen Robert Lowths (gest. 1787 als Bischof zu London) u. a. im allgemeinen Parallelismus der einzelnen Versglieder. Neben der geistlichen (Psalmen Davids, Propheten) bestand eine weltliche didaktische (Salomos Spruchweisheit), Liebes- (das Hohelied Salomos) und Kriegslyrik (Israels Triumphlied am Schilfmeer, Siegeslied der Deborah). Die L. der Inder ist in der ältesten Zeit ausschließlich religiöse Liederdichtung (Hymnen des Rigweda); unter den später entwickelten Gattungen ist hervorzuheben die didaktische Spruchdichtung, die auch in das Epos und das Drama in ausgedehnter Weise Eingang gefunden hat, und eine stark sinnliche Erotik, die besonders in der »Gitagowinda« des Dschajadewa einen typischen Ausdruck erhalten hat. Didaktisch in allegorischer Personifikation sind auch die ältesten Gesänge des »Avesta« des Zendvolkes in Iran. Bei den Griechen gelangen die seit alten Zeiten vorhandenen Elemente der L., wie naturgemäß, erst nach dem Zeitalter des Epos zu vielseitiger Entwickelung, zunächst in der Form der den mannigfaltigsten Zwecken dienenden Elegie (s. d.) und der iambischen Dichtung. Mit dem Fortschreiten der namentlich durch Terpandros (um 670 v. Chr.) begründeten Entwickelung der besonders durch die Äoler u. Dorer geübten Musik erhielt dann die eigentliche sogen. melische L. (von melos, Lied), das unter Musikbegleitung gesungene Lied, seine von den einfachsten, an die epische sich anschließenden Formen zur größten rhythmischen Mannigfaltigkeit führende Ausbildung in zwei Hauptgattungen, der äolischen L., dem in wiederkehrenden Strophen gefaßten, zum Einzelvortrag bestimmten Liede, und der dorischen oder chorischen L., dem meist nach Strophe u. Antistrophe gegliederten, von einem Chore vorgetragenen Gesang, mit zahlreichen Gattungen (s. die Art. Dithyrambos, Epinikion, Epithalamios, Hymnus, Hyporchema, Päan, Prosodion, Threnos u. a.). Als Muster der erstern galten Alkäos, Sappho, Anakreon, der letztern Alkman, Stesichoros, Ibykos, Simonides, Pindar, Bakchylides. Seit der alexandrinischen Zeit diente wieder die Form der Elegie vorwiegend zum Ausdruck des lyrischen Empfindens. Bei den Römern sind die vorhandenen einheimischen Keime eigentlich lyrischer Dichtung unter dem Einfluß des Griechentums unentwickelt geblieben. Original ist ihnen nur die reflektierende Dichtungsart der durch Lucilius begründeten, von Horaz, Persius und Juvenal weitergebildeten Satire. Zu hoher Ausbildung gelangte bei ihnen als lyrische Form die den Griechen entlehnte Elegie durch Catull, Tibull, Properz und Ovid und das Epigramm durch Martial. Die Formen der äolischen Liederdichtung bürgerte Horaz ein, ohne jedoch das echt lyrische Gepräge des unmittelbaren Herzensergusses in den meisten Fällen zu erreichen. Die dorische L. hat bei den Römern keinen Boden gefunden.

Im Mittelalter entwickelte sich bei den islamitischen Völkern, Arabern und Neupersern, eine eigentümliche L., welche bei jenen mit Totenklagen, Schilderungen, Liebes- u. Spottversen (Hamâsa, Amrilkais) begann, nach dem Vorbild des Korans sich als Spruchdichtung (Motanebbi) entfaltete, in Sizilien und Spanien insbesondere als Liebeslyrik reiche Blüten trieb und nicht nur jüdischen, sondern auch christlichen Sängern zum Muster diente, bei diesen dagegen als mystische und moralisch-kontemplative Lehrdichtung (Dschelâl eddin Rumi, Saadi) sowie im Gegensatz dazu als sinnen- und lebensfrohe Wein- und Liebesdichtung (Hafis, Dschami) einen Reichtum künstlicher lyrischer Formen schuf. Die christlichen Völker (Kelten, Germanen, Slawen) brachten nicht nur aus den Zeiten des Heidentums die Gewohnheiten des Volksgesanges (keltisches, germanisches, slawisches Volkslied) mit, sondern entwickelten auch eine sowohl weltliche als geistliche L., die von der dem ganzen christlichen Europa gemeinsamen Kultur abhängig war. So stand die weltliche L. unter dem Einfluß des Rittertums sowie der während der Kämpfe mit den Mohammedanern in Spanien und im Orient herbeigeführten Bekanntschaft mit der arabischen L.; sie erblühte zunächst in der Provence und verbreitete sich von da aus über das ganze christliche Europa. Zu ihr gesellte sich die durch die Institution der katholischen Kirche getragene geistliche L., die doch durch den gemeinsamen Inhalt: Liebe und Kampfslust, innig mit jener verwandt war. Mittelpunkt der erstern ist die weltliche (weltlicher Minnesang; Troubadoure, Minnesinger), der letztern die himmlische (geistlicher Minnesang; Marienlieder) Herrin (Madonna); der besungene Kampf entweder der Kampf gegen die Ungläubigen und unwürdigen Gläubigen (der Papst als Antichrist: Walther von der Vogelweide, Bertrand de Born) oder gegen die Sünde durch die Ausmalung der Schrecken des Weltgerichts (»Dies irae«, Thomas von Celano). Mit dem Verfall des Rittertums erstarrte durch einseitige Nachahmung der äußern metrischen Form der ritterliche Minnegesang in Deutschland zum handwerksmäßigen Meistergesang (Tabulatur; die Meistersinger), in Italien zum technisch gekünstelten

Klinggesang (Sonett, Kanzone, Sestine, Triolett, Madrigal &c.; die Improvisatoren); jenem hauchte das Volkslied des Reformationszeitalters (Landsknechtslieder, Lieder der fahrenden Schüler, Studentenlieder &c.), diesem der Humanismus der Renaissanceperiode (Petrarcas Laura-Sonette und patriotische Kanzonen; Michelangelos, Raffaels Sonette &c.) frisches (volkstümliches und antikes) Leben ein. Aus jenem erwuchs durch Luther im protestantischen Europa das (unübertroffene deutsche) evangelische Kirchenlied, durch Goethe im goldenen Zeitalter der deutschen Litteratur das klassische weltliche Lied; dieser, der Humanismus, legte den Grund zu der formvollendeten, aber innerlich kühlen rhetorischen Kunstlyrik, wie sie bei den romanischen Völkern bis auf die neuere Zeit sich erhalten hat, und welcher die römischen Lyriker (insbes. Horaz) zum Vorbild gedient haben. Neben derselben haben in Frankreich vor der Revolution Ronsard, der Hauptdichter der sogen. Plejade, J. B. Rousseau u. a. nach römischem, André Chénier nach griechischem Muster als Odendichter, Boileau nach dem Muster des Horaz als Satiriker und Epistolograph, Voltaire als Meister in der sogen. poésie fugitive Ruf erlangt; seit der Revolution gelten der »Vater der Chanson«, Béranger, die Romantiker: Lamartine, V. Hugo, die »Gottlosen«: A. de Musset, A. de Vigny, die Propheten der sozialen Reformation: H. Murger, Luise Ackermann (die »Sängerin des Positivismus«), die formvollendeten Parnassiens: Th. Gautier, Th. de Banville, Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, Coppée u. a. als dessen bedeutendste Lyriker. Unter den Italienern haben sich Metastasio, V. Monti, U. Foscolo, J. Pindemonte, der schwermütige Leopardi, Giusti, Prati, Carducci u. a. ausgezeichnet. Auf die reflektierenden englischen Lyriker des 18. Jahrh., die aus französischer Schule entsprossen waren (Pope, Gay, Thomson u. a.), folgte zunächst die sentimentale Richtung des Gray, Collins, Akenside, worauf sich auf nationaler Basis neue, volkstümliche Liederdichter erhoben: zuerst Burns in Schottland, dann Coleridge, Wordsworth und Southey (die sogen. Seedichter, weil sie sich mit Vorliebe an den Seen Nordwestenglands aufhielten) in England, endlich Th. Moore in Irland. Nachahmer und zugleich politische Gegner dieser Männer waren die Kosmopoliten Byron und Shelley, denen dafür Southey den Namen »satanische Schule« aufbrachte. Als Epigonen sind dann in England Tennyson, Browning und Swinburne zu betrachten, und in Amerika E. Poe, Longfellow, Bryant u. a. Originelle Töne fanden in moderner Zeit wieder Bret Harte in Kalifornien und Gordon in Australien. In Deutschland sind auf die frommen Liederdichter des 16. und 17. Jahrh. (P. Gerhardt, S. Dach, P. Fleming u. a.) die barocken Pegnitzschäfer, die schlesischen Dichter (Opitz, der talentvolle Liederdichter Günther, der Epigrammatiker Logau), die Didaktiker (Brockes, Haller), Satiriker (Canitz) und moralischen Fabeldichter (Gellert), die Seraphiker (Klopstock) und Anakreontiker (Gleim, Uz, Göz), die patriotischen und realistischen Dichter (Göttinger Dichterbund: Bürgers Molly-Lieder), Goethe und Schiller, jener als klassisches Muster in allen Gattungen der niedern, dieser als unerreichter Meister im weltlich-kontemplativen Genre der höhern L., gefolgt. Nach ihnen haben sich die Romantiker vorzüglich als Übersetzer und Nachahmer romanischer L., Mystiker, wie Novalis-Hardenberg, als geistliche Liederdichter, Patrioten, wie Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert u. a., als politische, der (wie Rückert) sprachgewaltige Platen als Odendichter hervorgethan, während die schwäbischen Poeten (Uhland, Kerner), W. Müller u. a. sich als Sänger der Liebe und des Frühlings auszeichneten. Unter dem Einfluß Lord Byrons sowie des Volksliedes und Goethes steht die pikante und anmutige L. Heines, unter dem Einfluß der Julirevolution die politische L. (A. Grün, Lenau, Freiligrath, Herwegh u. a.), während E. Geibel bei manchen epigonenhaften Zügen norddeutsche Gemütsinnerlichkeit und kernigen Patriotismus verrät, V. Scheffel mit Heineschen Formen einen gesunden Lebensmut verbindet und R. Baumbach u. a. aus dem humoristisch angehauchten Volksgesang eine neue L. des »fahrenden Spielmanns« zurückrufen. Die skandinavischen Völker haben in dem Dänen Öhlenschläger, den Schweden E. Tegnér und Atterbom, die slawischen Völker in dem Russen Puschkin, den Polen Mickiewicz und Krasinski, die Tschechen in Czelakowsky, Kollar und Macha, die Südslawen in Gaj, von den finnischen Völkern die Magyaren in Alexander Petöfi bedeutende lyrische Talente aufzuweisen. Vgl. über L. die Werke über Ästhetik von Carriere, Vischer, R. Zimmermann; ferner R. M. Werner, L. und Lyriker (Hamb. 1890); Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung (3. Aufl., Leipz. 1876—86, 5 Bde.).

Lyriker (griech.), soviel wie lyrischer Dichter.

Lyrisch (griech.), Gefühle oder Gemütsstimmungen darstellend, zum künstlerischen Ausdruck bringend. Das Ausdrucksmittel ist Poesie oder Musik. Beide Ausdrucksmittel vereinigen sich im lyrischen Gesang (Lied). S. Lyrik.

Lyrūrus, das Birkhuhn.

Lys (spr. lis, vläm. Leye), kanalisierter Fluß in Frankreich und Belgien, entspringt bei Lisbourg im franz. Depart. Pas-de-Calais, wird bei Aire schiffbar, bildet eine Strecke die Grenze zwischen Frankreich (Depart. Nord) und Belgien, durchfließt dann die belgischen Provinzen Westflandern und Ostflandern, nimmt die Deûle und den Mandel auf und mündet nach einem Laufe von 214 km bei Gent in die Schelde. Die L. steht mit mehreren Schiffahrtskanälen in Verbindung. — An ihren Ufern 12. und 13. Sept. 1793 siegreiche Gefechte der Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien gegen die Franzosen unter Houchard. Vgl. Beghin, Le pays de la L. (Par. 1876).

Lysándros (Lysander), Sohn des Aristokritos, spartan. Feldherr, aus Herakleidischem Geschlecht, aber Sohn einer Helotin (Mothake) und in Armut aufgewachsen, erhielt 408 v. Chr. den Oberbefehl über die peloponnesische Flotte in Kleinasien. Seitdem war er rastlos bemüht, durch energische Kriegführung und schlaue Politik für Sparta die unbestrittene Herrschaft über Griechenland, namentlich über Athen, für sich selbst aber, nach Umsturz der alten Lykurgischen Verfassung, die höchste Macht in Sparta zu erlangen. 407 schlug er die Flotte der Athener bei dem Vorgebirge Notion, eroberte Anfang 405 Lampsakos und überfiel an der Mündung des Ägospotamoi die letzte athenische Flotte von 180 Schiffen, deren er sich bemächtigte; 3000 Gefangene ließ er hinrichten und versagte ihnen die Bestattung. Nachdem er sich der von den Athenern abhängigen thrakischen und kleinasiatischen Städte und Inseln bemächtigt und überall unter dem Schutz spartanischer Harmosten oligarchische Regierungen eingesetzt hatte, eroberte er 404 Athen durch Hunger, setzte daselbst die Herrschaft der Dreißig

ein und beendete damit den Peloponnesischen Krieg. Im Besitz unumschränkter Macht und hohen Ansehens, lebte er gern außerhalb Spartas, wo seine Willkür mancherlei Schranken fand; meist hielt er sich in Kleinasien auf, wo er den Untergang des Alkibiades herbeiführte. Vom Satrapen Pharnabazos der Bedrückung angeklagt, ward er von den Ephoren nach Sparta zurückgerufen, entging aber durch Klugheit der Strafe. Thatenlos verlebte er jetzt eine Reihe von Jahren, bis er nach dem Tode des Königs Agis (397) in dem Streit über die Erbfolge für Agesilaos II. auftrat und diesem zum Thron verhalf. Sein Plan, das erbliche Königtum in Sparta zu stürzen, gelangte nicht zur Ausführung. Beim Ausbruch des korinthischen Krieges zum Befehlshaber ernannt, fiel er vor den Mauern von Haliartos (395). Sein Leben beschrieben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos. Vgl. Nitzsch, De Lysandro (Bonn 1847).

Lys d'or (spr. lis dōr, »Goldlilie«), franz. Goldmünzen nach dem Edikt von 1640 zu 10, 8, 6, 4, 2 und 1½ Louisd'or; seit 1655 zeitweise zu 7 Livres, 4,045 g schwer, 23¼karätig = 10,933 Mk.; auch Silbermünze, Lys d'argent, 8,002 g schwer, 15½lötig.

Lysefjord, Meeresbucht an der Westküste des südlichen Norwegen, einer der südlichen Ausgänge des großen, vielverzweigten Buknfjords bei Stavanger, schneidet in fast östlicher Richtung tief in die skandinavische Gebirgsmasse ein. Er ist 38 km lang, dabei höchstens 1950 m breit, wird mit wenigen Ausnahmen von senkrechten Felswänden, die sich unmittelbar aus dem Wasserspiegel bis 1000 m und darüber erheben, eingeschlossen und ist 455 m tief. Am Südufer der Berg Kirag, von dem bei Ostwind leuchtende Strahlen (wie man vermutet, aus Wasserstaub bestehend) mit Getöse hervorspringen. Vgl. Vibe, Küsten und Meer Norwegens (Gotha 1860).

Lysekil, Marktflecken und Seebad im schwed. Län Gotenburg und Bohus, auf der Halbinsel Stångenäs, am Kattegat, mit (1890) 2205 Einw., welche besonders Fischerei und Handel (Ausfuhr von Heringen, Fischguano und Hafer) treiben. 1893 gingen 948 Schiffe von 113,082 Ton. nach dem Auslande ab. L. steht mit Gotenburg, Uddevalla und den norwegischen Küstenstädten in Dampferverbindung und ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Lysias, der dritte unter den zehn »attischen Rednern« (s. d.), geb. um 450 v. Chr., gest. um 380, der Sohn des Kephalos, eines reichen Syrakusaners, der sich auf Perikles' Rat um 440 in Athen niederließ, ging, 15 Jahre alt, mit einem seiner Brüder nach Thurii in Italien, wo er den Unterricht des Rhetors Tisias von Syrakus genoß. 412 nach Athen zurückgekehrt, betrieb er mit seinem ältesten Bruder, Polemarchos, eine bedeutende Schildfabrik im Piräeus. Unter der Herrschaft der Dreißig (404) wurden die Brüder als Gegner der Regierung angeklagt, ihr Vermögen konfisziert und Polemarchos hingerichtet; L. rettete sich kaum durch die Flucht nach Megara. Nach dem Sturz der Tyrannen, zu dem er eifrig mitgewirkt hatte, lebte er wieder in Athen der lohnenden Beschäftigung, für andre Gerichtsreden zu schreiben, nachdem er durch die Anklage des Eratosthenes, des Mörders seines Bruders, seinen Ruf als Redner begründet hatte. Im Altertum schrieb man ihm 425 Reden zu, von welchen jedoch nur 233 für echt galten. Erhalten sind, außer zahlreichen, zum Teil umfänglichen Bruchstücken, 31 Reden, nicht alle vollständig und einzelne von zweifelhafter Echtheit. Nur eine derselben hat er selbst gehalten, die erwähnte gegen Eratosthenes. Meist der gerichtlichen Gattung angehörig, zeichnen sie sich durch Reinheit und Schlichtheit der Sprache, Sachgemäßheit der Ausdrucksweise, methodische Behandlung des Stoffes, bei aller Knappheit überaus lichtvolle und anschauliche Darstellung und eine außerordentliche Kunst der Charakterzeichnung aus. Herausgegeben, außer in den Sammlungen der Redner, von Westermann (Leipz. 1854), Scheibe (das. 1855), Cobet (Amsterd. 1863), in Auswahl von Frohberger (Leipz. 1866—71, 3 Tle.; Bd. 1, 2. Aufl. von Gebauer, 1882), Rauchenstein und Fuhr (10. Aufl., Berl. 1886). Übersetzungen von Falck (Bresl. 1843), Baur (4. Aufl., Stuttg. 1884) u. a. Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1885).

Lysikrátes-Denkmal, s. Choregische Monumente.

Lysimacheia, Stadt am nördlichen Ende der thrakischen Chersones, 323 v. Chr. von Lysimachos von Thrakien als seine Hauptstadt gegründet, welcher die Einwohner des nahen Kardia dorthin übersiedelte. Nach seinem Tode fiel es in die Gewalt der Syrer, dann der Ägypter, war dann frei, wurde von den Thrakern im 3. makedonischen Kriege zerstört, von Antiochos d. Gr. und später von Justinian als Hexamilion wiederhergestellt, verfiel aber allmählich. Ruinen bei Hexamili.

Lysimachĭa *L.* (Gelbweiderich), Gattung aus der Familie der Primulaceen, Pflanzen von sehr verschiedenartigem Habitus, einjährig oder ausdauernd, am Grunde bisweilen verholzend, mit beblättertem Stengel, oft gegenständigen oder quirligen Blättern, ansehnlichen, einzeln achselständigen Blüten oder endständigen Rispen u. in Klappen aufspringenden Früchten. Etwa 60 Arten, meist in den gemäßigten und subtropischen Gegenden der nördlichen Halbkugel. L. vulgaris *L.* (gemeiner Gelbweiderich), von Europa bis Japan verbreitet, halbstrauchig, mit gelber Blütenrispe, wächst bei uns wie auch L. thyrsiflora *L.* und L. punctata *L.* an feuchten Stellen. Diese Arten werden als Zierpflanzen kultiviert. L. nummularia *L.* (Pfennigkraut), in Europa und dem Mittelmeergebiet, auch auf Wiesen, an Bächen, kriechend, mit einzeln stehenden gelben Blüten, wird in Gärten zur Bekleidung schattiger, feuchter Stellen, auch als Ampelpflanze, eine gelbblätterige Varietät zu schattig gelegenen Teppichbeeten benutzt.

Lysimăchos, Feldherr Alexanders d. Gr., Sohn des Agathokles, eines thessalischen Penesten, geb. um 361 v. Chr. in Pella, gest. 281, begleitete Alexander nach Asien und erhielt nach dessen Tod (323) bei der ersten Teilung das zu einer selbständigen Satrapie erhobene Thrakien. Als nach dem Tode des Eumenes im Winter 316/315 Antigonos als Oberherr der asiatischen Lande auftrat, schlossen zuerst Ptolemäos und Seleukos ein Bündnis, dem bald auch Kassandros und L. von Thrakien beitraten. Der Friede, welcher 311 dem Kriege ein Ende machte, bestätigte L. im Besitz von Thrakien; 306 legte er sich mit den übrigen Diadochen den Königstitel bei, schloß 302 von neuem mit Seleukos, Kassandros und Ptolemäos ein Bündnis gegen Antigonos und Demetrios, unterlag zwar gegen letztern bei Lampsakos, siegte aber 301 mit Seleukos in der Schlacht bei Ipsos, die Antigonos das Leben kostete. In dem darauf folgenden Frieden bekam L. alles Land diesseit des Taurus. In den nächsten Jahren hatte er vielfach mit den Geten im Norden der Donau zu kämpfen, geriet sogar für eine Zeitlang in die Gefangenschaft ihres Königs Dromichätes, knüpfte 287 gegen

Demetrios Poliorketes ein Bündnis mit Ptolemäos und Seleukos an und erwarb in demselben Jahr einen Teil von Makedonien und 286 das ganze Land; vergebens hoffte Kassandros' Sohn Antipatros, der 294 von Demetrios aus Makedonien verdrängt worden war und sich zu seinem Schwiegervater L. geflüchtet hatte, mit dessen Hilfe sein väterliches Reich zu erlangen; bei L. überwogen Habsucht und Ländergier die Gefühle der Verwandtschaft: er ließ seinen Schwiegersohn ermorden und seine Tochter gefangen setzen. Von seiner ägyptischen Gattin Arsinoë angestachelt, ließ er seinen Sohn Agathokles ermorden, dessen Anhänger sich an Seleukos wandten; gegen ihn verlor L. 281 bei Koros Sieg und Leben.

Lysiméter (griech.), von Ebermayer angegebene Vorrichtung zur Bestimmung der Regenmenge, welche durch einen Boden von bestimmter Beschaffenheit bis zu einer gewissen Tiefe gelangt.

Lysios (griech., »Sorgenbrecher«), Beiname des Dionysos, gleichbedeutend mit Lyäos (s. d.).

Lysippos, griech. Bildhauer aus Sikyon, thätig um 360—316 v. Chr., war erst Metallarbeiter, bildete sich dann autodidaktisch zum Bildhauer, indem er den Kanon des Polyklet und die Natur studierte. Jedoch ging er von dem erstern durch größere Eleganz und Beweglichkeit ab und schuf einen neuen, der ein verändertes Gesamtmaß des menschlichen Körpers, namentlich einen kleinern Kopf und schlankere Glieder, ergab. L. war hauptsächlich Erzbildner und so fruchtbar, daß er gegen 1500 Werke hinterlassen haben soll. Er schuf unter anderm den Koloß des Zeus zu Tarent; das Viergespann mit dem Sonnengott der Rhodier; die Erzstatue des Kairos (der günstigen Gelegenheit), im Vorhof eines Tempels zu Sikyon, wovon mehrere Nachbildungen existieren; den Erzkoloß des Herkules zu Tarent; den berühmten sich reinigenden Athleten, den wir in Kopie in dem Apoxyomenos (s. d.) des Vatikans besitzen (vgl. Küppers, Der Apoxyomenos des L., Berl. 1874); eine trunkene Flötenspielerin; verschiedene Statuen olympischer Sieger. Alexander d. Gr. beschäftigte ihn viel, da er nur von L. im Bildnis dargestellt sein wollte. Mit Leochares fertigte L. die Erzgruppe: Löwenjagd Alexanders, allein die Gruppe der 25 Reiter, die als Genossen des Königs an seiner Seite in der Schlacht am Granikos gefallen waren. Auch Statuen des Seleukos und des Äsop werden von L. genannt. Vgl. Löwy, Lysippos (Hamb. 1891); Lange, Das Motiv des aufgestützten Fußes in der antiken Kunst und dessen statuarische Verwendung durch L. (Leipz. 1879).

Lysis (griech.), s. Krisis.

Lysistratos, griech. Bildhauer aus Sikyon, Bruder des Lysippos, war zur Zeit Alexanders d. Gr. thätig. Er war der erste, der, statt frei zu modellieren, das Gesicht der abzubildenden Personen zur Erzielung möglichster Ähnlichkeit über der Natur in Wachs abformte und danach das Porträt ausführte.

Lyskamm, Gipfel in der Gruppe des Monte Rosa (s. d.), 4538 m ü. M.

Lyskowo, Kirchdorf im russ. Gouv. Nishnij Nowgorod, Kreis Makarjew, an der Wolga, hat 8 Kirchen und (1886) 7817 Einw., welche sich mit der Verfertigung von Metallwaren (Blechgeschirren, Hängeschlössern 2c.), Stiefeln und Fausthandschuhen beschäftigen sowie Getreide- und Holzhandel betreiben. Auch als Wolgahafen ist L. von Bedeutung.

Lysol, aus kresolreichem Teeröl mit fettem Öl und Kalilauge dargestelltes Präparat, eine Lösung von Kresolen, von welchen es 50 Proz. enthält, in Seife, bildet eine neutrale, ölartige, braune Flüssigkeit, riecht karbolartig, ist in Wasser, Alkohol und Glycerin in jedem Verhältnis klar löslich, auch mit Fetten und fetten Ölen mischbar. Letztere Mischung gibt mit Wasser eine Emulsion. Die wässerige Lösung fühlt sich schlüpfrig an und schäumt wie Seifenlösung. L. besitzt ein großes Lösungsvermögen für verschiedene Substanzen, und hierauf beruhen seine reinigenden Eigenschaften. Auf Grund dieser und seiner starken desinfizierenden und antiseptischen Wirkung, welche diejenige der Karbolsäure bei geringerer Giftigkeit übertrifft, benutzt man es in 5proz. Lösung, wo mit der Reinigung eine gründliche Desinfektion verbunden werden soll, so zum Waschen der Hände, des Körpers, der Wäsche, Fußböden, Wände, Möbel, Straßen 2c., zum Spülen der Klosette, Ausgüsse, Nachtgeschirre. Ferner benutzt man es in $^1/_4$- bis 2proz. Lösung in der Chirurgie, namentlich auch bei Behandlung von Krankheiten und Wunden der Haustiere, gegen Pflanzenparasiten, zum Konservieren von Tierhäuten und Holz, gegen Hausschwamm 2c.

Lyssa, s. Tollwut und Tollwurm.

Lysterfjord, s. Sognefjord.

Lytham (spr. lithĕm), stiller Badeort in Lancashire (England), an der Mündung des Ribble, mit 274 m langem Molo, schönem Park und (1891) 4656 Einw.

Lythraceen (Weideriche), dikotyle Familie aus der Ordnung der Myrtifloren, Kräuter und Holzpflanzen mit meist gegen- oder quirlständigen Blättern und regelmäßigen, seltener zygomorphen, meist zwitterigen, perigynischen Blüten (s. Abbildung). Der Kelch hat eine klappige Knospenlage und zeigt häufig Kommissuralzähne. Die meist rot oder weiß, selten gelb gefärbten Blumenblätter entspringen im Kelchschlund und sind nicht selten geknittert; in einigen Fällen fehlen sie. Die dem Kelch eingefügten Staubgefäße bilden in der Regel zwei Kreise, von denen der eine tiefer angeheftet ist als der andre. Der stets freie Fruchtknoten trägt einen einfachen Griffel und enthält meist 2—6 zwei- bis vieleiige Fächer. In den Zahlenverhältnissen der Blüte wechseln die Gattungen und Arten vielfach: es kommen alle Zahlen zwischen 3 und 16 vor, überwiegend sind sechszählige Blüten; im Andröceum kann Vermehrung durch Spaltung und auch Unterdrückung stattfinden. Die Fruchtblätter wechseln von 1—6 und stehen bald episepal, bald epipetal. Die Scheidewände des Fruchtknotens erscheinen oft über der niedrigen Placenta durchbrochen. Die Frucht ist eine meist vom Kelch eingeschlossene, 2—6-fächerige Kapsel, welche fachspaltig oder auch rings umschnitten aufspringt oder unregelmäßig platzt. Die zahlreichen eckigen oder abgeplatteten, bisweilen berandeten oder geflügelten Samen haben eine krustige Schale, kein Nährgewebe und einen geraden Keimling mit fast kreisrunden Kotyledonen und kurzen Würzelchen. Die L. umfassen ungefähr 360 Arten und finden sich vorzugsweise in den Tropen, minder zahlreich in den gemäßigten Zonen, besonders in Amerika.



Blüte von Cuphea, im Längsschnitt.

Lythrum *L.* (Weiderich), Gattung aus der Familie der Lythraceen, Kräuter, selten kleine Sträucher mit gegen-, quirl- oder spiralständigen Blättern,

einzeln oder in ährig gedrängten Dichasien stehenden Blüten und wandspaltigen Kapseln. 23 Arten in allen Erdteilen, meist an feuchten Orten. L. salicaria *L.* (gemeiner Weiderich, Blutkraut), weit verbreitet, mit purpurroten Blütenähren, wird, wie auch das südlichere L. virgatum *L.*, als Zierpflanze kultiviert.

Lytta, s. Kantharide.

Lyttelton (spr. littelt'n), Stadt auf der Südinsel der brit. Kolonie Neuseeland, durch Eisenbahn mit dem 11 km entfernten Christchurch (s. d. 2) verbunden, dessen Hafen es ist, mit großem Dock, Schiffswerfte und (1891) 4087 Einw. Zum Hafen gehören 8 Dampfer von 357 Ton. und 40 Segelschiffe von 5532 T.; die Ausfuhr betrug 1892: 1,863,526 Pfd. Sterl.

Lyttelton (spr. littelt'n), 1) George, Lord, engl. Staatsmann, Geschichtschreiber und Dichter, geb. 17. Jan. 1709 zu Hagley in der Grafschaft Worcester, gest. daselbst 22. Aug. 1773, studierte zu Eton und Oxford, trat unter dem Ministerium Walpole in das Unterhaus, wo er sich der Opposition anschloß, wurde 1737 Sekretär des Prinzen von Wales, 1744 Lord der Schatzkammer, 1754 Geheimrat, 1755 Kanzler der Schatzkammer, trat aber noch in demselben Jahre mit dem Ministerium Newcastle ab und wurde 1757 als Lord L. von Frankley zum Peer erhoben. Sein Hauptwerk ist die »History of the life of Henry II.« (Lond. 1764—67, 4 Bde.; 4. Ausg. 1777, 6 Bde.; deutsch von Weigel, Nürnb. 1791). Außerdem veröffentlichte er u. a.: »Dialogues of the dead« (Lond. 1762, 4. vermehrte Aufl. 1765); »Four new dialogues of the dead« (das. 1765) und »Poetical works« (1785), die sich durch Korrektheit und Eleganz auszeichnen. Seine Prosa gilt für klassisch. Seine »Gesammelten Werke« erschienen 1774 (3. Aufl., Lond. 1776, 3 Bde.). Vgl. Phillimore, Memoires and correspondence of Lord L. (Lond. 1845, 2 Bde.). — Sein einziger Sohn, Thomas, zweiter Lord L., geb. 1744, gest. 27. Nov. 1779, vielleicht durch Selbstmord, war ein berüchtigter Wüstling, dem man mit Unrecht die Autorschaft der »Juniusbriefe« (s. Junius, Briefe des) zugeschrieben hat. Auch die unter seinem Namen erschienenen »Letters of Thomas, Lord L.« (Lond. 1780—82, 2 Bde.) sind unecht. Vgl. Furst, Life of Thomas, Lord L. (Lond. 1876).

2) George William, Lord, Enkel des vorigen, geb. 31. März 1817, gest. 19. April 1876, studierte in Cambridge, ward 1839 Lord-Lieutenant von Worcestershire, 1846 Unterstaatssekretär der Kolonien, gehörte 1861—63 zu der Kommission, welche im Auftrag des Parlaments den Zustand der englischen Volksschulen zu untersuchen hatte, und war 1869—74 Oberkommissar der vom Staat unterstützten Schulen. Im Januar 1876 in Geisteskrankheit verfallen, endete er durch Selbstmord. L. war eins der hervorragendsten Mitglieder der hochkirchlichen Partei des Oberhauses und nahm insbes. an kolonialen Fragen lebhaften Anteil. Ihm verdankt die theokratische Musterkolonie Canterbury auf Neuseeland ihr Entstehen, deren Hauptstadt ihm zu Ehren Lyttelton genannt wurde. Er veröffentlichte: »Ephemera« (1864—72, 2 Serien), Vorlesungen, Adressen, Übersetzungen ꝛc. enthaltend. Vgl. Gladstone, Brief memorials of Lord L. (1876).

Lytton (spr. litt'n), 1) Edward George Earle L.-Bulwer, erster Lord L., berühmter engl. Schriftsteller und Staatsmann, der deutschen Lesewelt bekannter unter seinem frühern Namen Edward Bulwer, geb. 25. Mai 1803 in London, gest. 18. Jan. 1873 in Torquay, war der erstgeborne Sohn des Generals William Earle Bulwer; der Familienname seiner hochbegabten und reichen Mutter war L., ihr Familiensitz Knebworth. Seine Jugenderziehung erhielt er zu Hause durch die Mutter und Hauslehrer; die öffentliche Schule wurde, englischer Gewohnheit zuwider, vermieden; doch besuchte er die Universität Cambridge, wo er sich auszeichnete und 1825 durch das Gedicht »Sculpture« die Golddenkmünze des Kanzlerpreises gewann. Schon 1820 hatte er den poetischen Versuch: »Ismael, an Oriental tale« herausgegeben. Seine Gedichte: »Weeds and wild flowers« (1826) und »O'Neil, or the rebel« (1827) zeugten von dem Einfluß Byrons auf ihn, machten aber wenig Eindruck. Dies gilt auch von seinem ersten Roman: »Falkland«. Noch sehr jung, schloß er (1827) seine unglückliche Ehe mit der Irländerin Rosina Wheeler, welcher ein Sohn entsprang (s. unten). Mit »Pelham, or the adventures of a gentleman« (1828) gab L. die Anonymität auf und brachte gewaltigen Eindruck hervor, wenn auch heute das Buch nicht mehr gefallen würde. Er hatte unterdessen durch Reisen und durch das Studium des Deutschen, dem er zugethan blieb (wofür schon seine Übersetzung von Schillers Gedichten zeugt), seinen Geist mannigfach bereichert. Seine Beliebtheit stieg mit jedem seiner neuen Romane. Hierher gehören: »The Disowned« (1829), »Devereux« (1829), »Paul Clifford« (1830). Er betrat nun ernstlich die politische Laufbahn, schrieb satirische Verse: »The Siamese twins« (1831), wurde von St. Ives ins Unterhaus gewählt, und als dieser Ort sein Wahlrecht durch die Reformakte verlor, vertrat er 1832—41 die Stadt Lincoln im vorgeschritten freisinnigen Geist jener Zeit. Bei der Krönungsfeier der Königin Viktoria (1838) wurde er zum Baronet geschlagen; dem liberalen Ministerium Melbourne hatte er durch die Flugschrift »The Crisis« einen wesentlichen Dienst geleistet. In diese erste Periode seiner parlamentarischen Thätigkeit fällt eine Reihe seiner größten schriftstellerischen Erfolge, zunächst die Romane: »Eugene Aram« (1832), eine höchst merkwürdige Verbrechergeschichte, späterhin auch dramatisiert; das liebliche Buch »The pilgrims on the Rhine« (1834), »The last days of Pompeii« (1834), die Frucht einer italienischen Reise, und die großartige Wiederbelebung einer bis dahin dunkeln Geschichtsepoche in »Rienzi, the last of the tribunes« (1835), welche Mosen den Stoff zu seinem Drama, Wagner zu seiner Oper geliefert hat; dann von ganz anderm Gehalt, an Goethes »Wilhelm Meister« sich anlehnend, der »dem großen deutschen Volk, einer Nation von Denkern und Kritikern« gewidmete Roman »Ernest Maltravers« (1837) und dessen Fortsetzung: »Alice« (1838). Von geringerer Bedeutung sind: »Godolphin« (1833); »Leila, or the siege of Granada« (1840); »Night and morning« (1841) und »Zanoni« (1842), worin sich der Hang zum Geheimnisvollen darthut, der späterhin großen Einfluß über L. erlangte. Aber die eben genannten Werke erschöpften keineswegs seine schriftstellerische Thätigkeit während dieser Periode. Er veröffentlichte Bilder des Nationallebens: »England and the English« (1833), schrieb eine Reihe von sehr geschätzten kritischen Aufsätzen in »Blackwood's Magazine«, die er nachher als »The Student« (1835) zusammenstellte, leitete das »New Monthly Magazine«, schrieb sein Geschichtswerk »Athens, its rise and fall« (1837) und eine Reihe von Dramen, von welchen »The lady of Lyons« (1838) und »Richelieu« (1839) einen hohen Rang im Repertoire der englischen Bühne be-

haupten, während »Money« (1840) noch vor nicht langer Zeit ein halbes Jahr hindurch jeden Abend ein Londoner Theater füllte und auch »The Sea-captain« (1839), umgearbeitet als »The rightful heir« (1869), einen nennenswerten Neuerfolg hatte. Bei den Neuwahlen von 1842 fiel L. durch, und während zehn Jahren, die für seine weitere Entwickelung bedeutend wurden, lebte er in verhältnismäßiger Zurückgezogenheit. Bald nach Beginn dieser Periode fiel ihm (1843) durch den Tod seiner Mutter ein großes Vermögen zu; er änderte seinen Namen nun in Bulwer-L. Auf dem Felde des Romans begann er mit dem wichtigen historischen Bilde: »The last of the barons« (1844), aus dem Kriege der Rosen. Er wollte damit dem Roman den Rücken kehren, und in seinem nächsten Buch: »Harold, the last of the Saxon kings« (1845), tritt auch das Romantische weit hinter das Historische zurück. Dennoch kehrte er in »Lucretia, or the children of night« (1846) zum eigentlichen Roman zurück, nicht mit dem frühern Erfolg. Unterdessen hatte er wieder Gedichte herausgegeben mit persönlichen Beziehungen: »Eve, and the ill-omened marriage« (1842), in liebevollem Sinn Schiller übersetzt: »Poems and ballads« (1844), in satirischen Versen die Mitwelt gegeißelt: »The new Timon, a romance of London« (1846), und sich zum Heldengedicht erhoben in »King Arthur« (1848). In aller Stille, zuerst anonym in Monatslieferungen von »Blackwood's Magazine«, bereitete sich Bulwer-L. einen neuen Triumph, vielleicht seinen höchsten: aus dem Mittelalter u. dem Altertum kehrte er in die Neuzeit, aus der Fremde in die Heimat zurück. Hier hatte er mit »Pelham« angefangen, hier stand er nun wieder mit den »Caxtons« (1850), aber an Geist und Herz unendlich vertiefter, erwärmter. Man übersah leicht oder sah nicht, daß er das Gerüst dem »Tristram Shandy« des Lawrence Sterne abgeborgt hatte. Man erbaute sich an dem reichen Inhalt des Familienbildes, das Herz der Nation flog ihm zu, den man für beinahe erschöpft gehalten. Auf derselben Höhe erhielt er sich in der Fortsetzung: »My novel« (1852). Indessen hatte eine Flugschrift: »Letter to John Bull« (1850), in acht Auflagen, den Übertritt Bulwer-Lytons zu einem gemäßigten Konservativismus verkündet, und als Tory trat er bei den Wahlen von 1852 als Kandidat auf und wurde von der Grafschaft Hertford in das Unterhaus gewählt, wo er zum zweitenmal und bis 1866 saß, merkwürdigerweise nun ein hohes Rednertalent entwickelnd, das man früher an ihm nicht gekannt. Unter Derby war er 1858—59 auch Minister für die Kolonien. Er erhob den Bezirk Britisch-Columbia zum Rang einer Kolonie u. schaffte das Monopol der Hudsonbaikompanie ab. In diese Periode gehören seine Romane: »What will he do with it?« und »A strange story« (1861), in welch letzterm er starke Hinneigung zu dem Spiritismus unsrer Zeit an den Tag legte. Als Baron L. of Knebworth ins Oberhaus berufen (1866), hielt er sich von seiner Partei insoweit unabhängig, als er für Beseitigung von Gesetzesbestimmungen, welche der Litteratur und dem Buchhandel hemmend waren, mit Erfolg sprach und stimmte, auch Gladstones Maßregeln zur Versöhnung mit Irland unterstützte. Litterarisch thätig zeigte er sich in dieser Periode, wie immer Genie mit Fleiß verbindend, durch die »Lost tales of Miletus« (1866), eine Übersetzung der Oden des Horaz, die er mit einer Neuausgabe seiner Übersetzung der Gedichte Schillers 1869 erscheinen ließ, und das Lustspiel »Walpole« (1869). Anonym veröffentlichte er: »The coming race«, eine Utopie, in der er neuere Entdeckungen der Naturwissenschaft mit dem Phantasiegebilde fliegender Menschen verquickte. Während seiner Krankheit hatte er die Korrekturen seines vorletzten Romans: »Kenelm Chillingly«, gelesen; aus seinem Nachlaß erschien sein letzter: »The Parisians«, sowie der unbeendete Roman »Pausanias the Spartan« (1876). Seine Reden mit ausführlicher Denkschrift hat sein Sohn herausgegeben (1874, 2 Bde.), wie auch »Pamphlets and sketches« (1875). In der äußern Politik neigte er sich mehr zu Deutschland als zu Frankreich. Die letzte Gesamtausgabe seiner Werke ist die »Knebworth-Edition« in 38 Bänden (1874 u. ö.). Die Biographie des Dichters nebst dessen nachgelassenen Schriften veröffentlichte sein Sohn unter dem Titel: »Life, letters and literary remains« (1883, 2 Bde.). Die Romane wurden in fast alle europäischen Sprachen, auch wiederholt ins Deutsche übersetzt. Vgl. Planche, Portraits littéraires, Bd. 1 (Par. 1849); Jul. Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit (Leipz. 1870).

Seine Gattin Rosina, Lady Bulwer, geb. 1807 in Limerick, gest. 12. März 1882 in London, war die Tochter Francis Wheelers und Enkelin Lord Masseys und verheiratete sich mit Bulwer 1827. Nachdem sie zwei Kinder, einen Sohn (Edward Robert) und eine früh gestorbene Tochter, geboren, wurde die Ehe gelöst. Bald darauf verfaßte sie den skandalösen Romen »Cheveley, or the man of honour« (1839; deutsch, Stuttg. 1840), welcher durch bittere Angriffe auf ihren Gemahl eine Zeitlang die Neugierde reizte, aber bald vergessen ward. Ihm folgten: »The budge of the bubble family« (1840) und die »Memoirs of a Muscovite« (1844), angeblich nach einem französischen Original bearbeitet. Gelungene Schilderungen gesellschaftlicher Zustände gibt »Miriam Sedley« (1851; deutsch, Wurzen 1852). Die Hohlheit und Heuchelei der sogen. fashionabeln Welt wird mit Bitterkeit bloßgelegt in »Behind the scenes« (1854), »Very successful« (1857) u. »The world and his wife« (1858).

2) Edward Robert Bulwer-L., Earl, engl. Dichter und Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 8. Nov. 1831, gest. 24. Nov. 1891 in Paris, erhielt seine Schulbildung in Harrow und setzte dann seine Studien in Bonn fort. Schon vor zurückgelegtem 18. Jahr wurde er in den diplomatischen Dienst eingeführt und seinem Oheim, dem damaligen Sir Henry Bulwer, spätern Lord Dalling, als Attaché bei der Gesandtschaft in Washington beigegeben. Von da führte ihn die diplomatische Laufbahn als Attaché, Sekretär, Geschäftsträger nach Florenz (1852), Paris (1854), dem Haag (1856), Petersburg (1858), Konstantinopel (in demselben Jahr), Wien (1859), Belgrad (1860), wieder Konstantinopel (1863), Athen (1864), Lissabon (1865), Madrid (1868), wieder Wien (1869) und Paris (1873). Um ebendiese Zeit starb sein Vater, und Mr. Robert Bulwer wurde der zweite Lord L. Gegen das Ende seiner Sekretärschaft in Paris vertrat er bereits in Abwesenheit des Gesandten dessen Stelle mit förmlicher Akkreditierung. 1874 wurde er zum Gesandten in Lissabon ernannt. Im Januar 1876 berief ihn Graf Beaconsfield auf die hohe Stelle des Vizekönigs von Indien. Als solcher hat er die Verkündigung der Königin Viktoria als Kaiserin von Indien vorgenommen, zweimal mit weithin ausgedehnter Hungersnot gekämpft, die antirussische Politik Beaconsfields unterstützt, die politischen Verhandlungen mit Schir Ali und die beiden

afghanischen Kriege geleitet, woraus ihm hohes Lob, aber auch seitens der Freunde Gladstones bitterster Tadel erwuchs. Als der letztere infolge der Neuwahlen von 1880 wiederum die Leitung der Regierung übernahm, kam L. der Absetzung durch Einreichung seiner Entlassung zuvor. Seitdem lebte er, in demselben Jahre zum Earl ernannt, teils auf seinem väterlichen Landsitz zu Knebworth, teils in London. 1888 wurde er zum Botschafter in Paris ernannt. Mit 24 Jahren hatte er unter dem Namen Owen Meredith seinen ersten Band Gedichte: »Clytemnestra, the Earl's return, the Artist, and other poems« (1855), veröffentlicht. Der Erfolg war günstig, und es folgten: »The Wanderer, a collection of poems in many lands« (1859) und »Lucile« (1860), eine Erzählung in anmutigen Versen. Sein Aufenthalt in Serbien brachte dann »Serbski pesme« (1861), eine Sammlung von serbischen Volksliedern, bei welcher er sich deutscher Vorarbeiten in beträchtlicher Weise bedient hat. In Verbindung mit seinem später verstorbenen Freund Julian Fane, dessen Leben er 1871 beschrieb, gab er in demselben Jahre heraus: »Tannhäuser, or the battle of the bards«; er selbst nahm dabei den Namen Edward Trevor an, sein Freund nannte sich Neville Temple. Im Roman versuchte er sich in »The ring of Amasis« (1863). Eine Sammlung seiner bisherigen Gedichte erschien unter dem Titel: »The poetical works of Owen Meredith« (1867, 2 Bde.). Weiter folgten: »Chronicles and characters« (Gedichte, 1868); »Orwal, or the fool of time«, eine Nachbildung von Krasinskis »Ungöttlicher Komödie« (1869); »Fables in song« (1874); »King Pappy« (neue Gedichte, 1877); »Glenaveril, metamorphoses« (1885, 6 Tle.); »After paradise, or legends of exile« (1887) und »Marah« (1892) sowie die oben erwähnte Biographie seines Vaters.

3) **Henry L. Earle Bulwer, Lord**, engl. Diplomat, s. Dalling and Bulwer.

M.

M (em), **m**, lat. **M, m**, der labiale Nasal, wird dadurch gebildet, daß man, wie bei der Aussprache der Vokale, die Stimmbänder in regelmäßige Schwingungen versetzt, aber den Stimmton nicht aus dem Mund, sondern an dem schlaff herabhängenden Gaumensegel vorbei durch die Nase hinaustreibt, während gleichzeitig die Lippen, ähnlich wie bei der Aussprache des b, geschlossen werden. Am Schluß der Wörter sinkt das m leicht zu einem bloßen nasalen Nachklang herab oder wird ganz abgeworfen. Beide Erscheinungen zeigen sich besonders häufig in den romanischen Sprachen, z. B. franz. on aus homo, ital. buono aus bonum; auch im Lateinischen wurde das auslautende m häufig gar nicht ausgesprochen und daher auch beim Lesen der Verse vor Vokalen stets übergangen. Der Buchstabe m stammt von dem phönikischen mem (»Wasser«) ab.

Abkürzungen.

Als Zahlzeichen bedeutet M im Griechischen 40, im Lateinischen (eigentlich CIƆ) 1000, MM = 2000. In römischen Handschriften ꝛc. steht M. für Marcus, Manlius, Magister, Monumentum, Municipium ꝛc. Jetzt ist ℳ (oder Mk.) allgemeine Abkürzung für Mark, desgleichen m für Meter; in der Grammatik steht m. für Maskulinum; bei Bezeichnung von Handfeuerwaffen bedeutet M soviel wie Modell (z. B. Infanteriegewehr M/71 = Modell vom Jahr 1871); in der (Klavier-) Musik soviel wie mano oder main (Hand), in Orgelkompositionen soviel wie Manual. In Frankreich ist M. allgemeine Abkürzung für Monsieur, MM. für Messieurs. Auf Kurszetteln steht M. für Money (s. »Kurs«, S. 881).

μ (griech. mi), in der Mikroskopie = Mikromillimeter (0,001 oder 1/1000 Millimeter).

M., bei naturwissenschaftl. Namen = J. W. Meigen (s. d.).

M' = Manius (altrömischer Name) oder = Mac (s. d.).

MA. = Mittelalter.

M. A. = Magister artium (engl. Master of arts, franz. Maître des arts); vgl. »Magister«.

m. a. W. = mit andern Worten.

M. B., in England = Medicinae Baccalaureus (engl. Bachelor of Medicine); auch = Musicae Baccalaureus, Bachelor of Music.

M. C. = mio conto (ital.), »mein Konto« (s. d.); in Nordamerika = Member of Congress, »Kongreßmitglied«.

m. d. = mano destra (ital.) oder main droite (franz.), »rechte Hand«.

M. D. = Medicinae Doctor, »Doktor der Medizin«.

M. d. R. = Mitglied des Reichstags.

m. d. s., früher auf Rezepten = misce, da, signa (lat.), »mische, gib, bezeichne«.

m. E. = meines Erachtens.

M. E. Z. = mitteleuropäische Zeit (s. »Einheitszeit«).

mf = mezzo forte (ital.), »etwas stark«.

m. f. p., früher auf Rezepten = misce, fac pulverem (lat.), »mische, mache Pulver«.

m. g. = main gauche (franz.), »linke Hand«.

M. I. C. E., in England = Member of the Institution of Civil Engineers.

M. K. = Meterkerze (s. d.).

m. m. = mutatis mutandis (s. d.).

M. M. = Mälzels Metronom (s. »Taktmesser«).

mp = mezzo piano (ital.), »ziemlich leise«.

m. p. oder **m. pr.** = mensis praeteriti (lat.), »des vergangenen (vorigen) Monats«.

M. P., in England = Member of Parliament, »Mitglied des englischen Parlaments«, und zwar speziell des Unterhauses (House of Commons).

m. pp. oder **m. pr.** = manu propria (lat.), »eigenhändig« (in Urkunden oft der Unterschrift beigefügt).

M. R. A. S., in England = Member of the Royal Asiatic Society; desgleichen: M. R. G. S. = Member of the Royal Geographical Society, ꝛc.

m. s. oder **m. sin.** = mano sinistra (ital.), »linke Hand«.

MS. = Manuskript; auf Blaufarbenfässern = Mittelsorte oder Mittelsafflor.

M. s. c. = Mandatum sine clausula, »Bevollmächtigung ohne Einschränkung«, namentlich ohne Vorbehalt der Genehmigung des Auftraggebers für wichtigere Handlungen des Bevollmächtigten.

m/R. = meine Rechnung (s. »Konto«).

m. W. = meines Wissens.

m. Z. = mangels Zahlung.

Ma (ital.), aber, z. B. in der Musik allegro ma non troppo, »schnell, aber nicht zu sehr«.

Ma, Name einer kleinasiatischen Göttin, die insbes. in zwei Städten, Namens Komana, verehrt wurde. Die eine dieser Städte lag in Kataonien, einem Bezirk von Großkappadokien, die andre in Pontos. M. ist aufzufassen als Göttin der Natur, des Wachstums, der Zeugungskraft. Ihrem Dienste waren im kappa-

dokischen Komana zu Strabons Zeit 6000 Hierodulen (Tempeldiener u. -Dienerinnen) geweiht, denen ein Priester mit reichen Einkünften vorstand. Ähnlich war es im pontischen Komana. Die Göttin wurde von den zahlreich herbeiströmenden Wallfahrern durch rauschende Freudenfeste gefeiert; die Prostitution war ein gottesdienstlicher Akt. Aber anderseits wurden, offenbar zur Bezeichnung der absterbenden Natur, auch Trauerfeste begangen, wobei Selbstverstümmelung und Blutopfer geboten waren. In Rom wurde M. mit der Bellona verschmolzen, ihre Priester brachten sich beim Gottesdienst Wunden durch Äxte bei u. erteilten Weissagungen im Zustand ekstatischer Begeisterung (s. Bellona). Die Annahme, daß durch die Tempeldienerinnen (Hierodulen) der M. die Sage von den Amazonen entstanden sei, war früher verbreitet, ist aber neuerdings mit Grund bestritten worden. Vgl. Drexler in Roschers »Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 2215 ff.

Maal (Mumme), ein Stangenseezeichen zur Bezeichnung der Untiefen etc.

Maalbrief (Mählbrief), früher der schriftliche Vertrag zwischen dem Bauherrn (Bestäder) und dem Schiffbaumeister (Annehmer), betreffend die Erbauung eines Schiffes; auch soviel wie Beilbrief (s. d.).

Maalen, das Reiben des Rot- und Schwarzwildes, wenn solches aus der Suhle kommt, an in der Nähe stehenden Bäumen (Maalbaum). Bei Sauen setzt sich das Harz der Nadelholzbäume zwischen die Borsten und erzeugt den sogen. Panzer (Schild) auf dem Blatt.

Maalsträvere, die Anhänger der norweg. Volkssprache (»Landsmaal«), s. Aasen.

Maalzei, soviel wie Aussatz.

Ma'ân, 1) seit Ende 1892 Sandschak des asiatisch-türk. Wilajets Suria mit den Kazas Salt, M. und Tofeile, vom Wadi Zerka im N. bis zur Nordspitze des Meerbusens von ʿAkaba im S. reichend. — 2) Hauptstadt von M. 1), an der Pilgerstraße von Damaskus nach Mekka, 14 km ostsüdöstlich von den Ruinen von Petra gelegen, schon im Buche der Richter (10, 12) als Maʿon genannt, mit etwa 200 Familien.

Mäander (Mäandros), ein im Altertum wegen seiner vielen Krümmungen berühmter Fluß in Kleinasien, entspringt unweit Kelänä in Phrygien, bildete eine Zeitlang die Grenzscheide zwischen Karien und Lydien und mündete gegenüber von Milet ins Ägäische Meer; jetzt Menderez. — In der Architektur und in der Dekoration heißt M. eine Verzierung in Form einer rechtwinkelig gebrochenen (à la grecque, Fig. 1) oder spiralförmig (Fig. 2, 3) fortlaufenden Linie, die auch als Randeinfassung an Gewändern und Gefäßen häufig Anwendung gefunden hat und findet. S. auch Tafel »Ornamente I«, Fig. 22, 23, 25—29, 32.

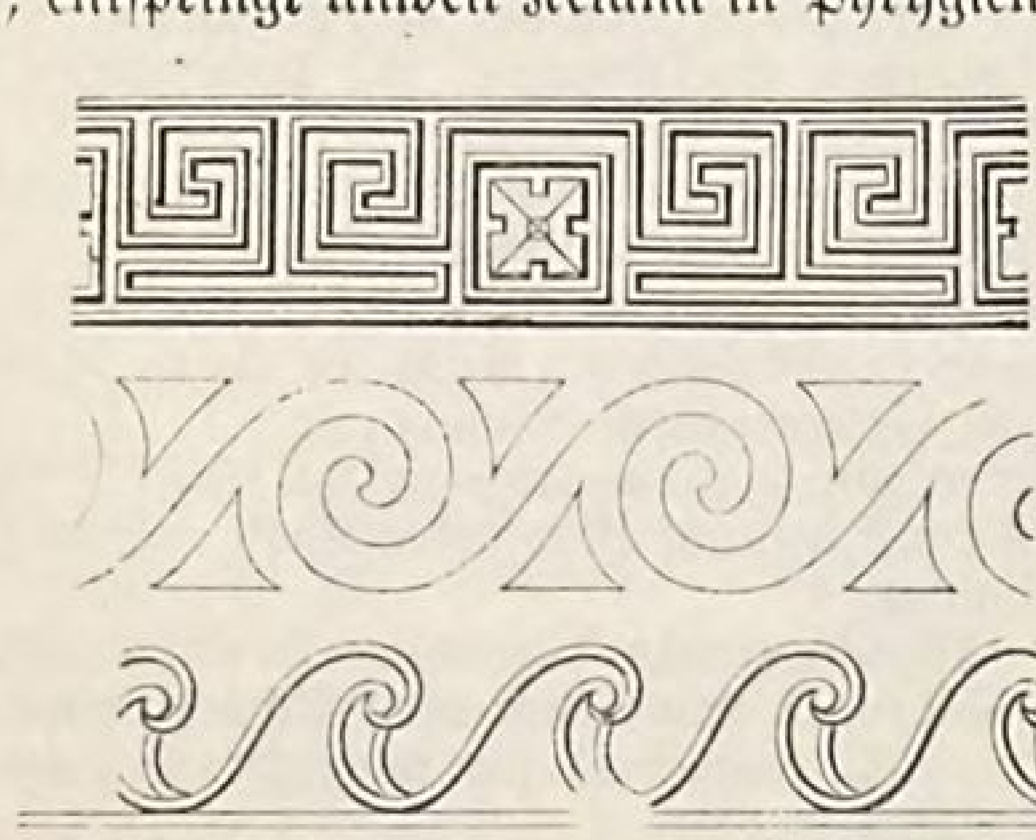


Fig. 1—3. Mäanderverzierungen.

Maeandrīna, s. Korallen.

Maanen, Cornelius Felix van, niederländ. Staatsmann, geb. 1769 im Haag, gest. 14. Febr. 1849, studierte in Leiden die Rechte, ward Advokat in seiner Vaterstadt und später Generalprokurator. König Ludwig ernannte ihn 1806 zum Justizminister, Napoleon 1810 zum Staatsrat und Präsidenten des Appellhofs im Haag. 1814 ward er von König Wilhelm zum Präsidenten der Notabelnversammlung und 1815 zum Justizminister des neuen Königreichs der Niederlande ernannt. Er erwarb sich große Verdienste um die Gesetzgebung, machte sich aber durch seine Abneigung gegen liberale Reformen und besonders in Belgien durch seine Strenge in politischen Prozessen verhaßt. Da er dem König zur Ablehnung aller Zugeständnisse an die Belgier riet, führte er die belgische Revolution mit herbei. Erst nach der Abdankung Wilhelms I. 1842 wurde er entlassen.

Maanim, Kugelpauke, ein von den alten Hebräern gebrauchtes Schlaginstrument.

Maanselkä, Bergrücken in Finnland, bildet die Wasserscheide zwischen dem Eismeer und dem Bottnischen Meerbusen. Er durchzieht in östlicher Richtung das finnische Lappland und teilt sich nahe an der Grenze des russischen Reiches (Gouv. Archangel) in zwei Ketten. Der österbottnische Zweig (Suomenselkä) wendet sich nach SW. und endet am Bottnischen Meerbusen, im S. von Christinestad; der andre Zweig geht als Olonezische Berge nach SO. in das Gouv. Olonez. Das Gebirge ist nirgends über 360—370 m hoch, aber von großen landschaftlichen Reizen. Es besteht aus nackten Felsen, welche zahlreiche Seen umsäumen, so daß diese wie in Kessel eingebettet erscheinen.

Maare (Kesselkrater), ovale oder kreisrunde, kraterförmige Vertiefungen in vulkanischen Gegenden, oft aber in nicht vulkanisches Gestein eingesenkt, mit einem niedrigen Wall von Bomben und Tuff umgeben, mitunter mit Wasser gefüllt. Mehrere solcher M. finden sich in der Eifel (Pulvermaar bei Gillenfeld, Gemündener und Weinfelder Maar bei Daun, vielleicht auch der Laacher See), bei Nemi und Albano im Albanergebirge und auf Java. Die Entstehung der M. wird jetzt allgemein auf mit großer Gewalt empordringende vulkanische Dämpfe zurückgeführt, welche an der Erdoberfläche eine trichterförmige Vertiefung (Minentrichter, Explosionskrater) ausblasen.

Maarib (Arbith), hebr. Bezeichnung für das Abendgebet der Israeliten.

Maas, kleines Gewicht für Edelmetalle und kostbare Waren in Niederländisch-Ostindien, $^1/_{16}$ Tehl: in Padang auf Sumatra = 2,563 g, in Atschin für Gold zu 4 Kopang = 0,6 g, auf Amboina zu 4 Kaubang (holländ. Coubang) = 1,846 g. Bei den Holländern die frühere japanische Rechnungsstufe Mē zu 10 Kondrijen = 0,35 Gulden oder 0,595 Mk.

Maas (franz. Meuse), Fluß, welcher sich im Unterlauf mit dem Rhein vereinigt, entspringt bei Pouilly im franz. Depart. Obermarne, 409 m ü. M. am Fuße der Monts Faucilles, fließt in nördlicher, dann nordwestlicher Richtung durch die Departements Obermarne, Vogesen, Maas und Ardennen, verschwindet zwischen Bazeilles und Noncourt (Depart. Vogesen) auf eine Strecke von 3 km im Boden, wird bei Troussey, von wo der französische Ostkanal seinem Laufe 274 km weit bis zur belgischen Grenze folgt, schiffbar und tritt nach einem Laufe von 492 km unterhalb Givet, 100 m ü. M., in Belgien ein. Von Charleville bis zur Vereinigung mit der Sambre bei Namur fließt sie in einem

engen, tiefen Thal, zahlreiche Windungen beschreibend, in nördlicher Richtung. Von Namur bis Lüttich, in nach NO. gerichtetem Laufe, verbreitert sich ihr Thal, bietet aber noch schöne Szenerien; erst unterhalb Lüttich tritt sie in die Ebene und schlägt nun nordnordöstlichen Lauf ein. Nach 194 km langem Lauf durch Belgien, wovon 108 km von Dinant bis Visé kanalisiert sind, tritt sie in die Niederlande, wendet sich aber, nachdem sie sich schon dem Rhein vor seiner Teilung bis auf 20 km genähert hat, westwärts, läuft der Waal parallel und vereinigt sich mit ihr bei Woudrichem. Bald nachher aber tritt eine neue Teilung ein: der eine Arm durchfließt den Biesbosch (s. d.), heißt dann Hollandschdiep und mündet, nochmals geteilt und durch Seitenarme mit der Scheldemündung in Verbindung tretend, als Haringvliet und Krammer in die Nordsee. Der zweite Arm, die Merwede, fließt in westlicher Richtung an Dordrecht vorbei, spaltet sich dort dreifach, indem ein Arm nach S. zum Hollandschdiep, ein andrer (Noord) zum Lek geht und als Neue M. wiederum mit dem mittlern, der Alten M., in Verbindung tretend, in die Nordsee mündet. Die Mündungsarme der M. sind stark versandet; Hauptschiffahrtsarm ist die Neue M., an der Rotterdam liegt; hier ist durch den Nieuwe Waterweg die Fahrt bis zur Nordsee abgekürzt worden. Die Gesamtlänge des Flusses beträgt 925 km, das Flußgebiet 33,000 qkm. In Frankreich hat die M. auf dem größten Teil ihres Laufs keinen nennenswerten Nebenfluß, weil sie östlich von der Mosel, westlich von den Zuflüssen der Seine beengt wird. Schon nahe der Grenze münden rechts die wie die M. hier vielgewundenen Ardennenflüsse Chiers und Semoy, links die Bar, in deren Thal der Ardennenkanal zur Aisne geht. Von den Zuflüssen in Belgien sind rechts Lesse und Ourthe, links die Sambre zu nennen, deren nordöstliche Richtung die M. bei Namur annimmt; in den Niederlanden rechts Roer und Niers, links die Dommel. Von Kanalverbindungen sind außer dem Ostkanal u. dem Ardennenkanal zu erwähnen: der Kanal von der Sambre zur Oise, der Süd-Wilhelmskanal von Maastricht nach Herzogenbusch, der Campinekanal nach Antwerpen zur Schelde, der M.-Moselkanal von Lüttich nach Wasserbillig und der neue Merwedekanal nach Amsterdam.

Das **Departement Maas (Meuse)** grenzt im N. an Belgien, im O. an das Depart. Meurthe-et-Moselle, im S. an Vogesen und Obermarne, im W. an Marne und Ardennen und umfaßt 6228 qkm (113,1 QM.). Das Land ist bei nach N. gerichteter Hauptabdachung meist bergig und enthält Verzweigungen der Ardennen, darunter die waldreichen Argonnen westlich von der M., welche im O. in das Hochland von Lothringen, im S. in das von Langres übergehen, ohne aber mehr als 375 m Höhe zu erreichen. Das Departement wird in seiner ganzen Länge, von SO. nach NW., von der Maas durchflossen, welche hier den Chiers mit dem Othain aufnimmt; der westliche Teil gehört zum Seinegebiet und wird von der Saulx mit dem Ornain, Zuflüssen der Marne, und der Aire, Nebenfluß der Aisne, bewässert. Der Marne-Rheinkanal gehört mit 96, der Ostkanal mit 135 km dem Departement an. Das Klima ist wechselnd, häufigen Winden ausgesetzt, aber gesund. Die Bevölkerung beläuft sich (1891) auf 292,253 Einw. (47 auf 1 qkm) und hat sich gegen die Zählung von 1861 um 13,287 Einw. vermindert. Der Boden ist in den Thälern fruchtbar; auf Ackerland kommen 3579, auf Wiesen 502, auf Weinberge 102, auf Wald 1501 qkm. Hauptprodukte sind Getreide, namentlich Weizen (1893: 1,008,529 hl) und Hafer (979,925 hl), außerdem Kartoffeln (2,345,245 metr. Ztr.), Futterrüben (775,677 metr. Ztr.), Ölpflanzen, Obst und Wein (250,592 hl); von Bedeutung ist auch die Viehzucht, insbes. die Zucht von Pferden (1893: 46,404 Stück), Rindern (77,765), Schafen (80,597) und Schweinen (74,811), dann die Bienenzucht (22,317 Bienenstöcke), die Jagd und Fischerei. An nutzbaren Mineralien finden sich vornehmlich Eisenerze, dann Bausteine vor. Die Industrie ist gut entwickelt u. umfaßt Eisenhüttenwerke (Produktion 1894: 8608 Ton. Stabeisen und 5560 T. Stahl), mehrere Baumwollspinnereien und -Webereien, Fabriken für Wirkwaren, Papier und Glas, ferner die Erzeugung von Spitzen, Konfitüren, Konserven 2c. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Bar-le-Duc, Commercy, Montmédy und Verdun. Hauptstadt ist Bar-le-Duc. Vgl. Renaud, Le département de la Meuse (Par. 1894); Prudhomme, Agriculture du département de la Meuse (Bar-le-Duc 1894).

Maas, Neue, s. Lek.

Maas-Armee, die während des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 (s. d., S. 851) nach den Schlachten bei Metz 19. Aug. 1870 neugebildete vierte deutsche Armee; sie bestand aus dem Garde-, 4. und 12. (sächsischen) Armeekorps unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen, bildete bei Sedan den rechten Flügel und hatte vor Paris den nördlichen und östlichen Teil der Zernierungslinie inne.

Maaseidechse, s. Reptilien.

Maaseyck, Stadt, s. Maeseyck.

Maaslandsluis, Stadt, s. Maassluis.

Maaß, s. Maß.

Maaß, Johann Gebhard Ehrenreich, Psycholog, geb. 26. Febr. 1766 in Krottorf bei Halberstadt, wurde 1791 außerordentlicher, 1798 ordentlicher Professor der Philosophie zu Halle; starb 23. Dez. 1823. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Versuch über die Einbildungskraft« (Halle 1792, 2. Aufl. 1797), »Über die Leidenschaften« (das. 1805—1807, 2 Bde.), »Über die Gefühle und Affekte« (das. 1811).

Maassen, Friedrich Bernhard Christian, Kanonist, geb. 24. Sept. 1823 in Wismar, widmete sich in Jena, Berlin, Kiel und Rostock juristischen und philosophischen Studien, bestand 1849 die Advokatenprüfung und gründete im Juli d. J. mit Franz v. Florencourt das im konservativem Sinne redigierte Blatt »Norddeutscher Korrespondent«. Von der mecklenburgischen Ritterschaft mit der Führung des Prozesses gegen den Großherzog Friedrich Franz betraut, welcher mit dem Freienwalder Schiedsspruch und der Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der alten ständischen Verfassung endete, wurde er auf dem Landtage von 1851 zum ritterschaftlichen Syndikatsadjunkten ernannt, mußte jedoch dieses Amt infolge seines Übertritts zur katholischen Kirche niederlegen. Er privatisierte nun in Wien, Bonn, Schwerin, bis er 1855 einen Ruf als außerordentlicher Professor des römischen Rechts nach Pest erhielt, von wo er noch in demselben Jahr nach Innsbruck versetzt ward. 1857 zum ordentlichen Professor befördert, ging er in gleicher Eigenschaft 1860 nach Graz, 1871 nach Wien und wurde hier 1872 korrespondierendes, 1873 wirkliches Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Seine hervorragendste Leistung ist die »Geschichte der Quellen und der Litteratur des kanonischen Rechts im Abendland bis zum Ausgang des Mittel-

alters« (Graz 1870, Bd. 1, die Quellen enthaltend). Außerdem sind zu nennen: »Der Primat des Bischofs von Rom« (Bonn 1853); »Zur Lehre von den Bedingungen« (das. 1854); »Neun Kapitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit« (Graz 1876); »Pseudoisidor-Studien« (Wien 1885, 2 Hefte); »Concilia aevi merovingici« (in den »Monumenta Germaniae historica«; Hannov. 1893).

Maaßen, Karl Georg, preuß. Staatsmann, geb. 23. Aug. 1769 in Kleve, gest. 2. Nov. 1834 in Berlin, studierte in Duisburg die Rechte, ward 1795 Geheimer Archivar zu Emmerich und 1799 Kriminalrat, 1803 zur neuen Regierung nach Münster versetzt, 1804 zum Kriegs- und Domänenrat bei der Kammer in Hamm, 1808 zum großherzoglich bergischen Rat in Düsseldorf, 1809 zum zweiten Regierungsdirektor in Potsdam, 1810 zum Vizepräsidenten daselbst, 1816 zum Direktor der Generalverwaltung für Gewerbe und Handel, 1817 zum Wirklichen Geheimen Oberfinanzrat mit Sitz und Stimme im Staatsrat, 1818 zum Generalsteuerdirektor und endlich 14. Aug. 1830 zum Geheimen Staats- und Finanzminister ernannt. Er war die Seele der Kommission für die Ausarbeitung der neuen Steuergesetze. Ihm verdankt ferner der Preußische, nachher Deutsche Zollverein seine Entstehung.

Maassluis (Maaslandsluis, spr. -sleus), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am Nieuwe Waterweg, der nächsten Kanalverbindung zwischen Rotterdam und der Nordsee, und der Linie Schiedam-Hoek van Holland der Holländischen Eisenbahn, mit ansehnlicher Heringsfischerei, Schiffbau, Segeltuchfabrikation und (1889) 6240 Einw.

Maastricht (Maas-Trecht), Hauptstadt der niederländ. Provinz Limburg, am Einfluß der Jaar in die Maas, über welche eine 162 m lange steinerne Brücke (1683 erbaut) in die jenseits gelegene Vorstadt Wijk führt, Knotenpunkt der Eisenbahnen Aachen-Antwerpen, Lüttich-M. und M.-Venlo, ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut und besitzt zwei schöne öffentliche Plätze: den Vrijthof (Exerzierplatz) und den großen Markt, an deren ersterm der alte im Westbau romanische, sonst gotische Dom (St. Servatius, zum Teil aus dem 11. Jahrh.) mit der Bildsäule Karls d. Gr. (von Geefs), einem Reliquienschrein aus dem 12. Jahrh. und vielen herrlichen Gemälden (Kreuzabnahme von van Dyck) liegt, während auf dem andern das schöne Rathaus (aus dem 17. Jahrh.) mit Glockenturm steht. Die zweite römisch-kath. Kirche (man zählt deren vier) ist die alte Liebfrauenkirche im spätromanischen Stil (11. Jahrh.) mit zwei Krypten. Die Reformierten besitzen zwei Kirchen, die Lutheraner eine, die Juden eine Synagoge. Ferner sind zu erwähnen: die Hauptwache, der öffentliche Park, das Theater, das Athenäum mit einer damit verbundenen höhern Bürgerschule, die Musikschule, eine Gravier-, Bossier- und Modellierschule u. a. M. gehörte früher zu den am stärksten befestigten Städten Europas und war namentlich mit ausgedehnten Überschwemmungsvorrichtungen versehen; 1871—78 wurden die Werke geschleift, desgleichen die auf dem linken Maasufer am nördlichen Abhang des Pietersbergs liegende Citadelle. Genannter Berg ist noch besonders merkwürdig durch die seit länger als einem Jahrtausend in Betrieb stehenden Sandsteinbrüche mit ihren unterirdischen Gängen. Die Zahl der meist katholischen Einwohner beträgt (1894) 32,945. In industrieller Hinsicht ist die Fabrikation von Glas, Kristall und Töpferwaren bedeutend (zwei Fabriken mit 2900, bez. 700 Arbeitern); außerdem gibt es Fabriken für Tapeten, Borten, Chemisetten, Waffen, Nägel, Zigarren, Papier (königliche Fabrik mit 750 Arbeitern) ꝛc. Auch treibt die Stadt starken Getreide- und Transithandel, welchem die Schiffahrt auf der Maas und dem nach Belgien führenden Süd-Wilhelmskanal förderlich ist; unter den Bankinstituten sind die Limburgische Bank und eine Agentur der Niederländischen Bank zu erwähnen.— M. ist das Trajectum ad Mosam der Römer. Im spätern Mittelalter stand die Stadt unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzöge von Brabant und der Bischöfe von Lüttich, bis 1530, als Karl V. sie von der Lütticher Herrschaft befreite. Während des niederländischen Befreiungskampfes ward M. 1579 von den Spaniern erobert und geplündert. Von den spätern Belagerungen sind besonders folgende zu nennen, die jedesmal mit der Einnahme der Festung endeten: 1632 von dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, 1673 unter Ludwig XIV. und 1748 und 1794 abermals von den Franzosen. Die letzte Blockade erfuhr es 1814 durch die Schweden. Während der Revolution von 1830 war M. fast die einzige Stadt der südlichen Niederlande, in welcher sich die holländische Besatzung behauptete.

Maastrichter Kreidetuff, bei Maastricht entwickelte Schichtengruppe der obersten Kreideformation (s. d.).

Maasym, kaum gebräuchlicher Name des Fixsterns λ (5. Größe) im Sternbilde des Herkules.

Maat, früher niederländ. Feldmaß, $^5/_6$ Amsterdamer Morgen oder 500 Amsterdamer vierkante Roeden, = 6773,90 qm. In Niederländisch-Ostindien ein Gewichtsmaß für Salz und Reis zu 75 Ponden trooisch = 36,913 kg.

Maat (holländ., engl. mate, »Gehilfe, Gefährte«), in der Kriegsmarine Bezeichnung der Unteroffiziere. Je nach ihrem besondern Dienstzweig gibt es in der deutschen Marine Steuermanns-, Feuerwerks-, Bootsmanns-, Maschinisten-, Meisters-, Materialienverwalters-, Torpeder- und Mechanikermaate ꝛc.; die Obermaate haben Sergeanten-, die Maate Unteroffiziersrang. In der Handelsflotte soviel wie Schiffskamerad; Backsmaat, Tischgenosse.

Maatschappij (holländ., spr. mät-schappei, »Kameradschaft«), Handelsgesellschaft, Schiffsmannschaft; daraus verderbt Maskopei (s. d.).

Mab (Queen Mab), bei engl. Dichtern Name einer Fee, von der sich in Shakespeares »Romeo and Juliet« (Akt 1, 4) eine berühmte Schilderung findet. Höher aufgefaßt erscheint sie in der gleichnamigen Dichtung (»Queen M.«) von Shelley.

Maba *J. R.* et *G. Forst.*, Gattung aus der Familie der Ebenaceen, der Gattung Diospyros sehr nahestehend, Bäume oder Sträucher mit wechselnden, ganzen Blättern, kleinen, einzeln oder in kurzen achselständigen Trugdolden stehenden Blüten und eiförmigen oder kugeligen Beeren. 63 in den Tropen zerstreut wohnende Arten, von denen mehrere, wie M. buxifolia *Pers.*, im tropischen Westafrika, auf Madagaskar, im indischen Monsungebiet und in Australien, M. Mualala *W.* im tropischen Westafrika und M. geminata *R. Br.* in Australien, Nutzholz liefern. Von M. major *G. Forst.* werden die eiförmigen, bis 5 cm großen Früchte auf den Freundschaftsinseln gegessen.

Mabein (arabisch, »Zwischenraum, Zwischengemach«), der Vorsaal im türkischen Hause, welcher die Gemächer der Frauen, den Harem, von denen der

Männer, dem Selamlik, trennt. M.-Humajun (»kaiserliches M.«) oder schlechthin M. heißt der Audienzsaal im Sultanspalast zu Konstantinopel, in welchem der Großherr seine Beamten empfängt und Audienzen erteilt. Auch wird der Teil des Palastes so genannt, in welchem sich die türkische Hofkanzlei befindet. Mabeindschi, Titel der Hofbediensteten im Serail, welchen das Audienzzimmer des Sultans zu betreten erlaubt ist, und welche von diesem mit der Überbringung von Botschaften an die verschiedenen Würdenträger betraut werden. M.-Muschīri (türk.), Palastmarschall des Sultans in Konstantinopel, soviel wie Minister des kaiserlichen Hauses.

Mabillon (spr. mabijóng), Jean, berühmter franz. Gelehrter, geb. 23. Nov. 1632 zu St.-Pierremont in der Champagne, gest. 27. Dez. 1707 in Paris, trat 1653 zu St.-Remy in den Benediktinerorden, ward 1663 zum Konservator der Denkmäler in St.-Denis ernannt und arbeitete seit 1664 in der Abtei St.-Germain-des-Prés zu Paris. Hier unterstützte er unter anderm d'Achéry bei der Ausarbeitung seines »Spicilegium« und veranstaltete im Auftrag der Kongregation des heil. Maurus eine Herausgabe der Werke des heil. Bernhard (Par. 1667, 2 Bde.). Indem er im Interesse seines Ordens die Echtheit mehrerer von den Jesuiten angefochtener Urkunden zu beweisen strebte, ward er der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, die er in seinem klassischen Werk »De re diplomatica« (Par. 1681; nebst Supplement, 1704; hrsg. von Ruinard, 1709, und von Adimari, Neapel 1789) entwickelte. Die Resultate einer Studienreise in Burgund und Deutschland sind zum Teil im 4. Band seiner »Vetera analecta« (Par. 1675–85, 4 Bde.) niedergelegt. Die Früchte einer Reise nach Italien waren das »Museum italicum« (Par. 1687–89, 2 Bde.; 2. Aufl. 1727) und mehr als 3000 seltene Bücher für die königliche Bibliothek. Seine »Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti in saeculorum classes distributa« (Par. 1668–1702, 9 Bde.) und die »Annales ordinis S. Benedicti« (das. 1703–13, 5 Bde.) enthalten die erste kritische Geschichte des Benediktinerordens. Seine »Œuvres posthumes« (darin viele Briefe) erschienen Paris 1724 in 3 Bänden; die »Correspondance inédite de M. et de Montfaucon avec l'Italie« gab Valery (das. 1847, 3 Bde.) heraus. Vgl. Ruinart, Vie de Jean M. (Par. 1709); Chavin de Malan, Histoire de D. M. et de la congrégation de Saint-Maur (das. 1843); Jadart, Dom Jean M. (Reims 1879); E. de Broglie, M. et la société de l'abbaye de Saint-Germain-des-Prés (Par. 1888, 2 Bde.); Bäumer, Johannes M. (Augsb. 1892).

Mabinogion, s. Arthur, S. 960.

Mably, Gabriel Bonnot de, franz. Schriftsteller, geb. 14. März 1709 in Grenoble, gest. 23 April 1785 in Paris, wurde Kanonikus bei der Kirche zu Isle-Barbe und Sekretär seines Onkels, des Kardinals und Ministers Tencin, der ihn wiederholt zu diplomatischen Missionen verwendete. Seit 1746 widmete er aber die meiste Zeit in Paris den geschichtlichen Studien. Seine Schriften zeichnen sich durch das Streben aus, die Politik auf moralischer Grundlage aufzubauen und den Staat wieder auf den einfachen, ursprünglichen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft (wie zur Zeit Lykurgs) zurückzuführen, während die Verhältnisse seiner Zeit scharf verurteilt werden. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement« (Par. 1740, 2 Bde.), umgearbeitet in »Observations sur les Romains« (Genf 1751) und »Observations sur l'histoire de la France« (das. 1765, 2 Bde.), von Guizot neu herausgegeben und mit einem »Essai sur l'histoire de la France« (Par. 1823–24, 4 Bde.; neue Aufl. 1840) vermehrt; ferner: »Le droit public de l'Europe« (Amsterd. 1748, 3 Bde.; oft aufgelegt); »Entretien de Phocion sur le rapport de la morale avec la politique« (1763); »De l'étude de l'histoire« (1778); »Manière d'écrire l'histoire« (1782) u. a. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen Paris 1789, 12 Bde.; 1795, 15 Bde.; 1797, 12 Bde.; 1818, 6 Bde.; die »Œuvres posthumes« 1797, 3 Bde. Vgl. Guerrier, L'abbé de M. moraliste et politique (Par. 1886).

Mabuse (spr. -üs'), Jan, eigentlich J. Gossart (Gossaert), niederländ. Maler, geb. um 1470 in Maubeuge (Mabuse), daher der Name, gest. 1541 in Antwerpen, bildete sich unter dem Einfluß von Quintin Massys und Gérard David, wurde 1503 in die Malergilde zu Antwerpen aufgenommen und ging 1508 mit Philipp, Bischof von Utrecht, nach Italien, wo er elf Jahre blieb und seine heimische Art mit der Ausdrucksweise von Michelangelo, Leonardo und Raffael verschmolz. In die Heimat zurückgekehrt, war er in Middelburg, Utrecht und zuletzt in Antwerpen thätig. Von den Werken seiner ersten Periode sind eine Anbetung der Könige in Howard Castle und eine Madonna von Engeln umgeben in reicher gotischer Architektur (1501) im Museum zu Palermo hervorzuheben. Auch auf seinen spätern Bildern spielt die architektonische Umgebung in reichem Renaissancestil eine Hauptrolle. Seine Hauptwerke sind: Lukas die Madonna malend (Rudolfinum zu Prag), der leidende Christus (Museum zu Antwerpen), einige Madonnen in München (Pinakothek), Paris (Louvre), Madrid (Museum), Adam und Eva (Hamptoncourt), Neptun und Amphitrite (Museum zu Berlin) und Danaë mit dem Goldregen (München, Pinakothek). Seine mythologischen Bilder leiden bereits an dem Manierismus, welchem M. in den Niederlanden für eine Zeitlang den Weg bahnte. Engern Anschluß an die Natur haben seine Bildnisse (die Kinder Christians II. von Dänemark in Hamptoncourt, das Porträt des Kanzlers Carondelet im Louvre). Seine Malweise war glänzend und sorgfältig, doch wurde seine manierierte Zeichnung schon von Dürer getadelt.

Mac (gälisch, spr. mack, oft abgekürzt Mc oder M'), soviel wie Sohn, häufig bei schottischen Familiennamen, z. B. Macdonald, d. h. Donaldssohn.

Macabre (Danse m., franz., spr. dangß' makābr'), soviel wie Totentanz (s. d.).

Macacheira, s. Manihot.

Macācus, s. Makako.

Mac Adam, John Loudon, Ingenieur, geb. 21. Sept. 1756 in Schottland, Wegebauinspektor und 1816 Oberstraßenaufseher in Bristol, starb 26. Nov. 1836 zu Moffat in Schottland. Sein Straßenbausystem (Makadamisieren) beschrieb er in: »A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads« (Lond. 1819) und »Remarks on the present state of road making« (das. 1820; deutsch, Darmst. 1825). — Daher Makadam allgemein soviel wie Wegversteinung à la M., makadamisierte Straße (s. Straßenbau). In Paris und anderwärts ist Macadam auch soviel wie Straßenkot.

Macahé, Hafenstadt im brasil. Staat Rio de Janeiro, an der Mündung des Flusses M., hat Aus-

fuhr von Kaffee, Zucker, Reis und Holz. Eine 97 km lange Eisenbahn und ein Schiffahrtskanal verbinden es mit Campos (s. d. 2).

Macahuba (Macawbaum), s. Acrocomia.

Macaire (spr. -kär'), Robert, der Mörder Aubrys de Montdidier (s. d.); allgemein soviel wie Schurke.

Macaluba (Makalube), s. Schlammvulkane.

Macao, aus Ungarn stammendes Hasardspiel mit Karte, ähnlich dem Onze-et-demi, Vingt-un, Trente-un (s. d. Art.). Jeder Pointeur erhält vom Bankier eine Karte, weitere darf er hinzukaufen. As zählt 1, Zehnen und Bilder 0, die übrigen Blätter nach ihren Augen. Es kommt darauf an, schnell 9 oder doch möglichst nahe an 9 Augen in der Hand zu haben. Wer sich »verkauft« (über 9 Augen erhält), verliert sofort den Satz. Hat man von Haus aus eine Neun, so wird dies »großer Schlag« genannt und doppelt bezahlt; hat man eine Acht, so ist dies »kleiner Schlag«. Verkauft sich der Bankier, so zahlt er alle Sätze, hat er aber großen Schlag, so zieht er von allen das Doppelte ein, nur der Pointeur, welcher etwa auch eine Neun hat, verliert einfach. Bei gleicher Points- und Kartenzahl gewinnt stets der Bankhalter. Die Idee des M. wird auch im Würfelspiel benutzt.

Macao (spr. -kău), portug. Kolonie an der Südküste Chinas (Provinz Kuangtung), an der meerbusenähnlichen Mündung des Kantonflusses, 104 km südöstlich von Kanton, 60 km südwestlich von Hongkong, auf einer kleinen Halbinsel, welche ein schmaler, sandiger Isthmus mit der Südspitze der chinesischen Insel M. verbindet. Die an der Grenze gezogene Mauer, deren Thor früher chinesische Soldaten bewachten, ist jetzt gänzlich verfallen. Auf dieser Halbinsel liegen außer der Stadt M. (s. unten) drei ärmliche Dörfer: Monga, Patane und Lapa, das letzte Aufenthalt Aussätziger, auch gehören zum portugiesischen Besitz die Inseln Taipa und Colovane, ein Gesamtareal von 11,75 qkm mit (1885) 67,036 Einw., darunter 4500 Portugiesen nebst einigen Spaniern und Engländern, welche das gesunde Klima Macaos von Hongkong hierher gezogen hat. Doch ist die Hitze zuweilen sehr groß, namentlich während des regenreichen Südwestmonsuns. M. gehörte bis 1844 zum Generalgouv. Goa, bildet aber seitdem mit Timor ein eignes Gouvernement. Der Handel desselben mit Portugal betrug 1891: Einfuhr 5, Ausfuhr 4 Mill. Reis, die Einnahmen 1894/95: 488,243,000, die Ausgaben 442,827,000 Reis. — Die Stadt M., unter 22° 11' nördl. Br. und 113° 34' östl. L. v. Gr., ist amphitheatralisch auf einer Hügelreihe erbaut, die zu 100 m vom Strand aufsteigt. Auf den höchsten Erhebungen sind mehrere Forts errichtet, welche mit 1400 Sipahis unter portugiesischen Offizieren bemannt sind, zwar keine strategische Bedeutung mehr haben, der Stadt aber ein sehr malerisches Ansehen geben. Dieselbe scheidet sich in die regelmäßig und schön gebaute portugiesische Stadt mit fünf Kirchen, darunter die St. Pauls-Kathedrale, zahlreichen Kapellen und (seit 1834 aufgehobenen) Klöstern, aber auch nicht minder zahlreichen Spielhäusern, von denen die Kolonie ihre Haupteinnahme bezieht, und das chinesische Viertel mit großem Bazar und engen, schmutzigen Gassen. M. ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs und eines chinesischen Mandarins und Hauptsitz der französischen Missionen in China. Auf einer Anhöhe nahe der Stadt befindet sich die Grotte von Camões, in welcher der verbannte Dichter seine berühmten »Lusiaden« vollendet haben soll. In der Grotte ist seine Büste, auf der Höhe des Felsens darüber ein kleiner Tempel errichtet. Auf dem protestantischen Kirchhof steht das Denkmal des Missionars und berühmten Sprachforschers Morrison. Der äußere Hafen ist sehr ungenügend geschützt, zwei innere sind eng und verschlammen mehr und mehr, daher ankern große Kauffahrer und Kriegsschiffe 9—10 km von M. Dasselbe bildete früher das große Entrepot für den Verkehr der Fremden mit China. Durch die Anlage von Victoria auf Hongkong wurde es aber schwer geschädigt; auch seine Erklärung zum Freihafen 1845 konnte ihm nicht wieder aufhelfen, und die Eröffnung der Traktathäfen beschränkte seinen Handel noch mehr. Einen neuen schweren Stoß erhielt es 1873 durch das Verbot des Kulihandels (s. Kuli). Gegenwärtig ist der Handel meist in den Händen der Chinesen, welche Thee (3 Mill. Mk.), Seide, Indigo, Sternanis, Kassiaöl ausführen, die Einfuhr besteht in Salz, dann in Opium, Baumwollgarn aus Indien, Baumwollwaren, Petroleum, Pulver. Die Ausfuhr beträgt jährlich 35, die Einfuhr 44 Mill. Mk. — Die Portugiesen erhielten bereits 1557 gegen jährliche Zahlung von 500 Tael das Recht zur Niederlassung; diese Summe wurde bis 1848 entrichtet, wo der Gouverneur Ferreira weitere Zahlung verweigerte. S. den Lageplan bei »Kanton«.

Macapá, Stadt im brasil. Staate Pará, am nördlichen Mündungsarm des Amazonenstroms, fast unter dem Äquator, hat eine gute, durch ein Fort geschützte Reede, Ausfuhr von Bau- und Möbelhölzern und 4000 Einw.

Macarsca (Makarska), Stadt in Dalmatien, am Canale della Brazza, am Fuß des Biokovo (1762 m) gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, eines Generalvikars und Kapitels der vereinigten Diözese Spalato-M., hat ein Franziskanerkloster mit theologischer Studienanstalt, ein Denkmal des südslawischen Dichters Kačić-Miošić, einen Hafen, in dem 1893: 903 Schiffe mit 137,047 Ton. einliefen, Weinbau, Fischerei, Handel und (1890) 1791 (als Gemeinde 10,309) Einw.

Macas, Kantonshauptort in der Provinz Chimborazo von Ecuador, am Ostabhang der Anden u. am Upana, einem Nebenfluß des in den Amazonenstrom abfließenden und bis 25 km von M. für Dampfer schiffbaren Marona, früher als Sevilla del Oro bedeutend, jetzt ein kleiner Ort mit etwas Ackerbau und Ausfuhr von Tabak, Wachs, Kanel, Vanille und Kopal. Der auch Vulkan von M. genannte, dauernd thätige Sangay (5323 m) erhebt sich 70 km nordwestlich von der Stadt.

Macaulay (spr. mäkaolē), Thomas Babington, Lord M. of Rothley, berühmter engl. Geschichtschreiber, geb. 25. Okt. 1800 zu Rothley Temple in der Grafschaft Leicester als Sohn eines aus Schottland stammenden Kaufmanns, gest. 28. Dez. 1859, studierte in Cambridge, ward 1826 in London Rechtsanwalt, widmete sich aber fast ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn. Schon auf der Universität hatte er sich mit seinen Gedichten: »Pompeji« (Cambridge 1819) und »Evening« (das. 1821) Preise erworben. Seine Abhandlung über Milton in der »Edinburgh Review« (1825) und andre treffliche litterarische und politische Porträte, von Bacon, Machiavelli, Lord Clive, Warren Hastings, den beiden Walpole, Lord Chatam u. a., machten M. schnell in den weitesten Kreisen bekannt. Sie erschienen zuerst ohne seine Autorisation unter dem Titel: »Critical and miscellaneous essays« (Philad. 1841) und dann von ihm selbst als

»Critical and historical essays« (Lond. 1843, 3 Bde., u. ö.; neue Ausg. 1871, 4 Bde.; deutsch von Bülau, 1852—58, 5 Bde., und von Steger, Braunschw. 1853—60, 8 Bde.) gesammelt. Ihnen reihten sich später die »Biographical essays« (Lond. 1851) an. Da sich M. in seinen politischen Ansichten den Whigs näherte, so verschafften ihm diese für den Wahlflecken Calne 1830 einen Sitz im Unterhaus, und M. spielte in den Debatten, aus denen die Reformbill hervorging, eine hervorragende Rolle. Das Ministerium Grey ernannte ihn 1832 zum Mitglied des Indischen Kontrollamts und 1834 zum Mitglied des hohen Rats in Kalkutta, in welcher Eigenschaft M. den Entwurf eines Strafgesetzbuchs verfaßte, das 1838 publiziert wurde. Hierauf nach England zurückgekehrt, wurde er 1839 zu Edinburg wieder ins Parlament gewählt und war 1839—41 im Ministerium Melbourne Kriegsminister und nach Melbournes Rücktritt während des zweiten Peelschen Ministeriums einer der hervorragendsten Redner der Whigopposition. 1842 gab er seine »Lays of ancient Rome« heraus, altrömische Legenden in Balladenform (deutsch von Erich, Berl. 1892), die sich durch dramatische Handlung, malerische Schilderungen und Kraft des Stils auszeichnen. Vom Juli 1846 bis zum Ende 1847 bekleidete M. den Posten eines Kriegszahlmeisters mit Sitz und Stimme im Kabinett. Bei den Wahlen von 1847 ward er jedoch infolge einer Koalition verschiedener gegnerischer Parteien in Edinburg nicht wieder gewählt und zog sich darauf von der politischen Laufbahn zurück, um sich ungestört der Ausarbeitung seiner bereits 1841 begonnenen und bis 1702 reichenden »History of England from the accession of James II.« (Lond. 1848—55, Bd. 1—4; Bd. 5, 1861) zu widmen, die, mit Begeisterung aufgenommen, in sechs Monaten fünf Auflagen erlebte und sogleich in mehrere Sprachen übersetzt wurde (deutsch unter andern von Bülau, Leipz. 1849—61, 11 Bde.; von Beseler, Braunschw. 1849—62, 12 Bde., in verschiedenen Ausgaben; von Paret, Stuttg. 1850—61, 11 Bde.). Genaue Kenntnis der Thatsachen, unübertroffenes Darstellungstalent in der Schilderung von Charakteren u. geschichtlichen Begebenheiten, kunstvolle Anordnung des Stoffes, eine Fülle glücklich gewählter Citate und die Eleganz des Stils machen dies Werk zu einem klassischen der englischen Litteratur. M. besaß die meisten Vorzüge eines Geschichtschreibers: Kritik, Fleiß, Methode, Phantasie, Stil, politische Reife und philosophisches Urteil. Seine Auffassung von Ereignissen und Personen wird freilich durch seinen politischen Standpunkt, den eines konsequenten Whig, überall beherrscht und bisweilen getrübt. Im Parlament wirkte er mehr durch seine Rednergabe, die Geschlossenheit seines Denkens und die Treue seiner Gesinnung als durch Tiefe der Gedanken, die ihm überhaupt abging. Im Herbst 1848 wählte ihn die Universität Glasgow zu ihrem Lord-Rektor, eine ihm 1849 angebotene Professur in Cambridge lehnte er ab. Im Juli 1852 ward er von Edinburg abermals ins Unterhaus gesendet, gab aber 1856 den Sitz wieder auf. Im September 1857 wurde er als Baron M. of Rothley zum Peer ernannt. Er ward 9. Jan. 1860 im »Poetenwinkel« der Westminsterabtei feierlich beigesetzt. Die Sammlung seiner Reden wurde 1854 (deutsch von Bülau, Leipz.; von Beseler, Braunschw.) veröffentlicht. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien London 1860 in 25 Bänden; neuere Ausgaben sind die 1866 von seiner Schwester Lady Trevelyan besorgte in 8 Bänden und die letzte in 18 Bänden (1880). Vgl. F. Arnold, Public life of Lord M. (neue Ausg., Lond. 1865); Otto Trevelyan, Life and letters of Lord M. (das. 1876 u. ö., 2 Bde.; deutsch von Böttger, 2. Aufl., Jena 1883); Morrison, M. (Lond. 1882); Kinkel, M., sein Leben und sein Geschichtswerk (Basel 1879).

Macawbaum (spr. makā-, Macahuba), s. Acrocomia.

Macbeth (spr. mäckbéth), Sohn des Finnlaec, schott. Feldherr, erschlug 1040 seinen König Duncan I. bei Dunsinane in Perthshire und bemächtigte sich des Thrones, auf den er durch seine Gemahlin Gruach, Tochter des Boete, Anspruch hatte. 1050 pilgerte er nach Rom, um sich Absolution zu holen; aber schon 1054 entriß ihm Malcolm, der Sohn des ermordeten Duncan, mit Hilfe des Grafen Siward von Northumberland einen Teil seines Reichs, und 1057 wurde er in einem abermaligen Kampf gegen Malcolm 15. Aug. bei Lumphanan erschlagen. Seiner Geschichte hat sich früh die Sage bemächtigt, und diese Sage hat Shakespeare in seinem Trauerspiel »Macbeth« benutzt.

Macbeth, Robert William, schott. Maler und Radierer, geb. 1848 in Glasgow als Sohn eines Porträtmalers, begann seine Studien in Edinburg und hat auch in seiner spätern künstlerischen Laufbahn die charakteristischen Eigenschaften der schottischen Schule beibehalten. Seit 1870 studierte er in London auf der königlichen Akademie, wurde kurz darauf Mitglied des Instituts der Aquarellisten und stellte 1872 in der königlichen Akademie ein Gemälde aus: Phyllis auf frisch gemähtem Heu, das ihm die allgemeine Aufmerksamkeit ebenso zuwandte wie sein prächtiger Lincolnshire gang, eine Anzahl Kinder in zartem Alter auf dem Feld an der Arbeit. Von seinen spätern Gemälden sind die hervorragendsten: Kartoffelherbst, Binsenschneiden, die Überschwemmung in den Sümpfen (1880), ein Pachthof, vor der Hetze, Hirschjagd im Nebel u. Vorbereitungen zum Christfest. Noch bedeutender als seine Gemälde sind seine Originalradierungen und Reproduktionen von Werken andrer Künstler (Tizian, Velazquez, F. Walker, Millais, Orchardson u. a.), die ihm eine erste Stellung unter den englischen Radierern erworben haben. 1883 wurde er in die Akademie der Künste aufgenommen.

Maccalube (Makaluben), s. Schlammvulkane.

Maccāri, Cesare, ital. Maler, geb. 9. Mai 1840 in Siena, Schüler der dortigen Akademie, war eine Zeitlang Bildhauer, widmete sich aber in Florenz bei Mussini der Malerei und führte 1864 im Auftrag einer englischen Gesellschaft Kopien der Gemälde Pinturicchios im Dom von Siena aus. Eins seiner ersten Bilder: Rebekka am Brunnen, die Geschenke Eliesers empfangend, ward von dem Marquis Pieri-Nerli erworben, welcher ihm auch den Auftrag erteilte, die Kirche seiner Villa zu Quinciano mit Fresken: die vier Evangelisten, zu schmücken. 1865 gewann er einen Preis für sein Bild: Mona Lisa, sich von Leonardo da Vinci malen lassend. Es folgten: Vittoria Colonna, über die Gedichte Michelangelos nachdenkend (1868), Sira, sich für ihre Herrin Fabiola opfernd (1869), und 1870—73 die Fresken in der Kirche del Sudario zu Rom, ein Triklinium (1879), Absetzung des Papstes Silvester III., am Tage der ersten Kommunion in Venedig und das Temperabild: Amor, die drei Grazien krönend, im Empfangssaal des Quirinalpalastes zu Rom. Sein monumentales Hauptwerk sind die 1889 vollendeten Fresken aus der römischen Geschichte im Empfangssaale des Senats-

palastes (früher Palazzo Madama). M. ist als Professor an der Akademie San Luca zu Rom thätig.

Maccaronische Poesie, s. Makkaronische Poesie.

Mac Carthy (meist M'Carthy, spr. mäckárthi), 1) Denis Florence, irischer Dichter, geb. um 1820, gest. 7. April 1882 in Dublin, veröffentlichte: »The book of Irish ballads« (Dubl. 1846), dann »Ballads, poems and lyrics« (1850), eine Sammlung von größern erzählenden Dichtungen, kleinern lyrischen Gedichten und vortrefflichen Übertragungen aus fast allen europäischen Sprachen. Eine neue Ausgabe seiner »Poems« erschien 1882 in Dublin. Noch ist seine metrische Übersetzung mehrerer Dramen Calderons (1853) und »Shelley's early life« (1872) zu erwähnen.

2) Justin, irischer Politiker und Geschichtschreiber, geb. im November 1830 in Cork, erhielt daselbst eine freisinnige Erziehung und widmete sich 1853 in Liverpool dem journalistischen Beruf. 1860 wurde er in London Parlamentsberichterstatter des »Morning Star«, trat 1861 in die Redaktion dieses Blattes und übernahm 1864 die Leitung desselben. Von 1868—71 bereiste er die Vereinigten Staaten, wo er in verschiedenen Städten politische und litterarische Vorträge hielt. 1862—76 gehörte er zur Redaktion der »Daily News«. Im April 1879 wurde er ins Parlament gewählt, wo er sich der Home Rule-Partei anschloß. Im Dezember 1880 wurde er zum Vizepräsidenten seiner Fraktion ernannt, spielte bei den Debatten über die irische Frage seit 1881 eine hervorragende Rolle und übernahm im Dezember 1890 an Stelle des abgesetzten Parnell (s. d.) die Leitung der Mehrheit der irischen Partei im Unterhause. Außer verschiedenen Romanen (»The Waterdale neighbours«, 1867; »My enemy's daughter«, 1869; »Lady Judith«, 1871; »A fair Saxon«, 1873; »Linley Rochford«, 1874; »Dear Lady Disdain«, 1875; »Miss Misanthrope«, 1877; »Maid of Athens«, 1883; »The Right Honourable«, 1886; »The Ladies Gallery«, 1888; »The Dictator«, 1893; »Red diamonds«, 1893, u. a.) schrieb er die Geschichte Englands seit der Thronbesteigung der Königin Viktoria: »A history of our own times« (1880, 4 Bde.), die in England einen großartigen Erfolg hatte; ferner: »History of the four Georges« (Bd. 1 u. 2, 1884—90), »The case for Home Rule« (1887) und »Sir Robert Peel« (1891). Eine Sammlung zerstreuter Essays erschien unter dem Titel: »Con amore« (1868).

3) Justin Huntly, engl. Schriftsteller und Politiker, Sohn des vorigen, geb. 1860, verlebte seine Jugend in Amerika und bereiste einen großen Teil Europas; er lebt in London, seit 1884 Parlamentsmitglied für einen irischen Wahlkreis. Als Schriftsteller trat er zuerst mit dem »Outline of Irish history« (1883) auf. Es folgten mehrere Dichtungen, wie: »Serapion« (1883), »Hafiz in London« (1886), »Harlequinade« (1889), die Romane: »Doom, an atlantic episode« (1887, 5. Aufl. 1891), »Dolly«, »Lily Lass« (1889) sowie die politischen Schriften: »England under Gladstone« (1884, 2. Aufl. 1885), »Ireland since the Union« (1887), »The case for Home Rule« (1887), und ein größeres Geschichtswerk: »The French Revolution« (Bd. 1 u. 2, 1890). Von seinen dramatischen Dichtungen fand namentlich »The Candidate« verdienten Beifall. Besonders wurde er aber bekannt durch seine poetische Übersetzung von Omar Khayyams »Rubaiyat« (1889) und »The Thousand and one days. Persian tales« (1892).

Macchiavelli, s. Machiavelli.

Macchienformation (ital., spr. mackjen-, Maquisformation), s. Mittelmeerflora.

Mac Clellan (meist Mc Clellan, spr. mack klellen), George Brinton, nordamerikan. General, geb. 3. Dez. 1826 in Philadelphia, gest. 29. Okt. 1885 in Orange (New Jersey), besuchte die Militärakademie in West Point, focht 1845—48 gegen Mexiko, war dann Ingenieur, unternahm 1855—56, nachdem er inzwischen zum Artilleriekapitän aufgerückt war, während des Krimkriegs eine militärwissenschaftliche Reise nach Europa, wurde 1857 Chefingenieur der Illinois-Zentralbahn und 1860 Präsident der St. Louis-Cincinnatibahn und erhielt beim Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkriegs das Oberkommando über die Ohiotruppen übertragen. Am 14. Mai 1861 ward er zum wirklichen Generalmajor der Unionsarmee und 3. Nov. 1861 an Scotts Stelle zum Oberbefehlshaber der gesamten Armee der Vereinigten Staaten ernannt; doch wurde sein Kommando im Frühjahr 1862 auf die Potomacarmee beschränkt, weil er wegen der mangelhaften Organisation des nordstaatlichen Heeres einer Entscheidungsschlacht auswich und nicht, wie man erwartet hatte, die Südarmee bei Yorktown gefangen nahm. In den Gefechten am Chickahominy (26. Juni bis 1. Juli d. J.) ward er von Lee geschlagen und mußte sich hinter den Rappahannock zurückziehen. Mit General Pope vereinigt, lieferte er 23.—30. Aug. der Armee des Südbundes am Aquia Creek neue Gefechte, war jedoch abermals unglücklich und wurde hierauf 1. Sept. zum Kommandanten der Befestigungswerke von Washington ernannt. Am 10. Sept. von neuem ins Feld beordert, siegte er 16. und 17. Sept. bei Antietam. Da er aber diesen Erfolg nicht benutzte, ferner die von der Regierung versprochene Sklavenemanzipation in einem Armeebefehl tadelte, ward er 17. Nov. 1862 des Oberbefehls über die Potomacarmee enthoben und durch General Burnside ersetzt. Anfang 1863 erhielt er den Oberbefehl im Westen und nahm 11. Jan. Arkansas Post. Im August 1864 trat er als Präsidentschaftskandidat der demokratischen Partei gegen Lincoln auf. Nachdem er unterlegen, wendete er sich nach Europa und lebte längere Zeit in Dresden. 1868 kehrte er nach Amerika zurück, ward Superintendent für die Docks und Hafenbauten von New York und 1878 Gouverneur von New Jersey. Er schrieb: »The armies of Europe« (1861) und »Report on the organization and campaigns of the army of the Potomac« (New York 1864). Vgl. Hilliard, Life and campaigns of M. (Philad. 1864); Webb, The peninsula: Mac Clellan's campaign of 1862 (New York 1881); »Mc Clellan's own story: the war for the Union« (das. 1887).

Macclesfield (spr. mäckelsfild), Stadt im O. Cheshires (England), am Bollin, hat eine zum Teil aus dem 13. Jahrh. stammende Kirche St. Michael, eine Bibliothek, ein Museum, eine lateinische Freischule (seit 1502), Seiden-, Baumwoll-, Woll- u. Alpakaspinnereien u. -Webereien und (1891) 36,009 Einw.

Mac Clintock (M'Clintock), Sir Francis Leopold, engl. Nordpolfahrer, geb. 1819 zu Dundalk in Irland, erlernte seit 1831 den Seedienst in Portsmouth, begleitete 1848 J. Roß auf der ersten Franklin-Expedition, nahm an derjenigen Austins 1849—51 als erster Leutnant auf der Assistance teil und that sich dabei namentlich durch seine ausgedehnten Schlittenfahrten hervor. Als Befehlshaber der Intrepid beteiligte er sich 1852—54 an der Franklinsuche unter Belcher (s. d.) und erforschte dabei nament-

lich die nördlichen Teile der Inseln Melville und Prinz Patrick. Seine vierte Franklin-Expedition unternahm M., inzwischen zum Kapitän aufgerückt, 1. Juli 1857 auf dem von der Witwe und den Freunden Franklins ausgerüsteten Fox. Nachdem er den ersten Winter, frühzeitig vom Eise eingeschlossen, in der Baffinbai verbracht, gelangte er 1858 durch den Lancastersund und Prince Regent Inlet in die Bellotstraße, wo er überwinterte, und unternahm im nächsten Frühling jene Schlittenexpeditionen, welche endlich durch Auffindung eines Zettels von der Franklin-Expedition und mehrerer Reliquien die gewünschte Aufklärung brachten, worauf er 9. Aug. die Heimreise antrat und 21. Sept. 1859 in Portsmouth einlief. Seine Fahrt war auch in wissenschaftlicher Hinsicht sehr erfolgreich: er hatte 1300 km bisher unbekannter Küstenlinien aufgenommen und reiche naturhistorische Sammlungen angestellt. Seine Reise beschrieb M., 1860 zum Ritter ernannt, in »The voyage of the Fox in the Arctic Seas« (1859, 5. Ausg. 1881). Im Oktober 1872 wurde M. zum Rear-Admiral, 1872 zum Direktor der königlichen Werften in Portsmouth ernannt.

Mac Cluergolf (spr. mackklūr-, bei den Eingebornen Telok Beru), Meerbusen an der Nordwestküste des niederländischen Anteils von Neuguinea, erstreckt sich gegen O. 220 km tief ins Land und ist an seiner westlichen Öffnung 110 km breit. Ein nur 25 km breiter, von dem Jakatifluß durchschnittener Isthmus trennt ihn von der Geelvinkbai.

Mac Clure (M'Clure, spr. mack klūr), Robert John Le Mesurier, der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, geb. 28. Jan. 1807 zu Wexford in Irland, gest. 17. Okt. 1873 in Portsmouth, diente seit 1826 zur See, beteiligte sich 1836—38 an der Nordpolexpedition von Back sowie 1848—49 als erster Leutnant an der von James Roß und ward im Januar 1850 von der englischen Regierung als Befehlshaber des Investigator nach der Beringstraße gesandt, um von dort zur Auffuchung Franklins in das Polarmeer einzudringen. Hier untersuchte M. das schon 1819 von Parry gesehene Banksland (von ihm Baringinsel genannt), entdeckte das Prinz Alberts-Land und drang, als sein Schiff unter 73° 10′ nördl. Br. in der Prinz Wales-Straße einfror, zu Schlitten bis an ihr nördliches Ende, wo er 26. Okt. 1850 den Melvillesund erblickte und damit die erste nordwestliche Durchfahrt gefunden hatte. Doch gelang es ihm im folgenden Sommer nicht, zu Schiff hier hindurch zu kommen, ebensowenig glückte eine Umfahrung der Banksinsel, und nach zwei Überwinterungen in der Mercybai an der Nordküste von Banksland war M. schon im Begriff, das vom Eis eingeschlossene Schiff zu verlassen, als eine von England zu seiner Aufsuchung ausgesandte Expedition unter Kapitän Kellet seine Spuren auffand, im Juli 1853 die Mannschaft aufnahm und im Oktober 1854 nach England zurückbrachte. Für die Entdeckung der Nordwestpassage, welche Osborn in »Discovery of the North-West-Passage by H. M. S. Investigator, 1850—1854« (3. Aufl., Lond. 1859) beschrieb, erhielt M. die ausgesetzte Belohnung von 10,000 Pfd. Sterl., den Ritterrang und goldene Medaillen von der Londoner und Pariser Geographischen Gesellschaft. 1856—61 kommandierte M. eine Flottenabteilung in den chinesischen Gewässern.

Mac Cormick (McCormick), Robert, engl. Polarfahrer, geb. 22. Juli 1800 in Runham (Norfolk), gest. 2. Okt. 1890, trat 1823 als Schiffsarzt in die Marine, begleitete 1827 Sir Edward Parry als Naturforscher auf der Hekla, machte dann mehrere Reisen in arktische und antarktische Gewässer und nahm 1852 als Befehlshaber der Forlorn Hope an der Expedition zur Aufsuchung Franklins teil. Seine Reisen erschienen unter dem Titel: »Voyages of discovery in the Arctic and Antarctic seas, and round the world« (mit Autobiographie, Lond. 1884, 2 Bde.).

Mac Culloch (M'Culloch, spr. mack köllock), John Ramsay, engl. Nationalökonom, Schüler Ricardos (s. d.), geb. 1. März 1789 auf der Insel Whithorn, studierte in Edinburg, wurde 1828 Professor an der Universität London, trat später in die Verwaltung und starb 11. Nov. 1864 in London als Kontrolleur beim Stationery Office. Seine beiden öfters aufgelegten und mehrfach ins Deutsche übersetzten Hauptwerke sind: »Dictionary of commerce and commercial navigation« (1830, 9. Aufl. 1880) und die »Principles of political economy« (1849, neueste Ausg. 1885). Außerdem schrieb er: »Treatise on the principles and practical influence of taxation« (1845, 3. Aufl. 1863); »Dictionary geographical, statistical and historical« (1842; neue Ausg., mit Zusätzen von Martin, 1866, 4 Bde.); »Descriptive and statistical account of the British Empire« (2. Aufl. 1854, 2 Bde.); »Treatises and essays« (1853); »On metallic and paper money and banks« (1858; deutsch von Bergius und Tellkampf, Leipz. 1859) u. a.

Maccus (lat.), Charaktermaske der Atellane (s. d.).

Macdhui (Muich Dhui), Berg, s. Ben Macdhui.

Macdon., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für John Denis Macdonald, engl. Zoolog (niedere Tiere).

Macdonald, 1) Etienne Jacques Joseph Alexandre M., Herzog von Tarent, Marschall von Frankreich, geb. 17. Nov. 1765 in Sancerre (Cher) aus einer irischen Familie, gest. 24. Sept. 1840, trat 1784 in französische Kriegsdienste, hielt sich in der Revolution zur republikanischen Partei, wurde 1792, nachdem er sich bei Jemappes ausgezeichnet, zum Brigadegeneral ernannt und kämpfte in Belgien und Holland, wo er sich 1795 eines Teiles der Flotte bemächtigte. Hierfür 1796 zum Divisionsgeneral ernannt, ging er zur italienischen Armee, wurde 1798 Gouverneur des Kirchenstaats und verdrängte durch seine Intrigen Championnet als Statthalter von Neapel, wo er eine große Geldgier zeigte. 1799 eilte er Moreau in Oberitalien zu Hilfe, erlitt aber an der Trebbia eine entscheidende Niederlage, wodurch die ganze Lombardei in die Hände der Verbündeten fiel. 1801 bekleidete er den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen. 1804 fiel er bei Napoleon in Ungnade, weil er Moreau verteidigt hatte, und trat erst 1809 wieder in die Armee ein. Im Kriege gegen Österreich mit dem Oberbefehl über den rechten Flügel des Vizekönigs in Oberitalien betraut, drang er über die Piave vor, eroberte Laibach und entschied mit der Gardeartillerie den Sieg bei Wagram, wofür ihn Napoleon zum Marschall und Herzog von Tarent ernannte. 1810 befehligte er das Augereausche Korps in Katalonien und 1812 im russischen Feldzug den linken Flügel, der bis Riga vordrang, sich aber dann durch den Rückzug des Moskauer Heeres und noch mehr durch Yorks Abfall gleichfalls zum Rückzug genötigt sah. Im Mai 1813 focht er bei Lützen und Bautzen, wurde aber an der Katzbach 26. Aug. entscheidend geschlagen. Bei Leipzig befehligte er das 11. Armeekorps, hatte den Rückzug nach Frankreich zu decken und machte dort den Feldzug von 1814 mit, riet jedoch sodann dem

Kaiser zur Abdankung. Die Hundert Tage brachte er auf seinen Gütern zu. Nach der zweiten Restauration wurde er zum Pair und Großkanzler der Ehrenlegion ernannt. Durch seine in der Pairskammer stets kundgegebene liberale Gesinnung erwarb er sich allgemeine Achtung. Nach der Julirevolution zog er sich auf sein Schloß Courcelles (Loire) zurück. Seine Denkwürdigkeiten gab Rousset heraus: »Souvenirs du maréchal M.« (2. Aufl., Par. 1892). — Sein Sohn Alexandre Charles M., Herzog von Tarent, geb. 11. Nov. 1824, gest. 6. April 1881, war seit 1852 Kammerherr Napoleons III. und Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, seit 1869 Senator.

2) Sir John Alexander, kanad. Staatsmann, geb. 1815 in Glasgow, gest. 8. Juni 1891 in Ottawa, ward auf der Schule zu Kingston erzogen, ließ sich als Advokat daselbst nieder und wurde 1844 von den Konservativen zu Kingston ins kanadische Parlament gewählt. 1847 ward er als Generaleinnehmer und Kommissar der Kronlande Mitglied des Ministeriums, das 1850 gestürzt wurde. Als 1854 die Konservativen wieder zur Regierung kamen, trat er als Attorney general in das Kabinett und war eine Zeitlang dessen Chef. 1862 übernahm er das Milizdepartement, trat jedoch, als das Parlament die von ihm vorgelegte Milizbill ablehnte, mit seinen Kollegen in demselben Jahre zurück. 1864 ward er wieder Attorney general unter Tachés Premierschaft, 1868 Justizminister und 1869 erster Premierminister des geeinigten Kanada, der Dominion of Canada. Nachdem er 1873 hatte zurücktreten müssen, bildete er 1878 ein neues Kabinett. M. galt als der Führer der konservativen Partei in Oberkanada. Vgl. Pope, Memoirs of the R. H. Sir John Alex. M. (Lond. 1894, 2 Bde.).

Mac Donald, George, engl. Dichter, geb. 1824 in Huntly (Grafschaft Aberdeen), studierte Theologie am Independent College zu Highbury, war auch als Geistlicher thätig, widmete sich dann aber in London rein litterarischen Bestrebungen. Sein erstes Werk war das Drama »Within and without« (1855), dem ein Band »Poems« (1857), »Phantastes, a faerie romance« (1858) und die Romane: »David Elginbrod« (1862), »The Portent, a story of second sight« (1864) und »Adela Cathcart« (1864) folgten. In letzterm Werk sind besonders die eingestreuten Balladen und Lieder von großer Schönheit. Nicht minder trefflich sind: »Alec Forbes of Howglen« (1865) sowie die Gedichtsammlungen: »The hidden life, and other poems« (1864) und »The disciple, and other poems« (1867). Theologischen Inhalts sind die »Unspoken sermons« (1869) und »The miracles of our Lord« (1870). Von Romanen verdienen noch Erwähnung: »Annals of a quiet neighbourhood« (1866); »Robert Falkoner« (1868); »The seabord parish« (1868); »Wilfrid Cumbermede« (1872); »Malcolm« (1874); »Marquis of Lossie« (1877, 3 Bde.); »Michael and the dragon« (1875); »Mary Marston« (1881); »Castle Warlock« (1882); »The flight of the Shadow« (1891); »The vicar's daughter« (1893) &c.

Macdonnell, Alexander, Schachspieler, geb. 1798 in Irland, gest. 14. Sept. 1835, besonders bekannt als Gegner von Mahé de la Bourdonnais; er ist nicht zu verwechseln mit G. A. Macdonnell, einem englischen Schachspieler der Gegenwart.

Mac Dowell (spr. mäck dauel), Patrick, engl. Bildhauer, geb. 12. Aug. 1799 in Belfast, gest. 9. Dez. 1870 in London, erlernte seine Kunst bei dem französischen Bildhauer Chenu, bildete sich dann auf der Akademie in London und machte sich zuerst durch eine Gruppe: die Liebe der Engel (nach Th. Moore) bekannt, der später noch mehrere Idealfiguren u. -Gruppen in antikisierendem Stil, wie z. B. das lesende Mädchen, die Badende, das Gebet, Virginius und seine Tochter, der wachende Traum (1853, s. Tafel »Bildhauerkunst XI«, Fig. 4) und Liebe in Müßiggang folgten. Noch hervorragender sind seine zahlreichen Porträtbüsten und Standbilder (Bronzestatue des Earl von Belfast in Belfast, Viscount Exmouth in Greenwich, Marmorstatuen des W. Pitt und des Lords Chatham in der Westminsterabtei, Maler Turner in der Paulskirche). Seit 1846 war er Mitglied der Akademie.

Mace, ostasiat. Gewicht, s. Mehs.

Mace (engl., spr. mēß, »Zepter«), Emblem der Parlamentsgewalt in England seit Karl II. und dann auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: ein Stabbündel, ähnlich dem der römischen Liktoren, aus 13 Ebenholzstäben bestehend (Erinnerung an die ersten Staaten des Bundes), welche durch zwei darum geschlungene silberne Bänder zusammengehalten werden. Auf diesem Bündel ruht eine silberne Erdkugel, die einen silbernen amerikanischen Adler trägt. Seit 1834 ist es Hoheitszeichen des Repräsentantenhauses in Washington und Symbol der Amtsgewalt des Sergeant at Arms. Nach 1834 haben auch die einzelnen Staaten und die größern Städte der Union für ihre legislativen Körperschaften ein M. angeschafft. Im englischen Unterhaus liegt das M. vor dem »Sprecher« als Zeichen seiner Würde und seiner Amtsgewalt.

Macedo (spr. maßēdu), 1) José Agostinho de, Padre, portug. Dichter, geb. 11. Sept. 1761 in Beja, gest. 1831 in Pedrouços, trat 1778 als Mönch zu Lissabon in das Augustinerkloster da Graça, ward 1792 aus demselben ausgestoßen, durfte indessen fernerhin als weltlicher Priester fungieren, erhielt 1802 die Stelle eines Hofpredigers, ward 1812 Deputierter und 1830 Chronist des Usurpators Dom Miguel. Seine Hauptwerke sind die epischen Dichtungen: »Gama« (1811; spätere vermehrte Ausgabe u. d. T.: »O Oriente«, 1814), »Newton« (1813), »Nova Argonautica« (1825) und das komische Heldengedicht »Os Burros« (1812). Als Prosaschriftsteller entwickelt er Witz und derbe Satire in den »Cartas a Manoel Mendes Fogaça« und »As pateadas«. M. war von maßloser Selbstüberhebung und hielt sein Epos für bedeutender als die »Lusiaden«.

2) Joaquim Manoel de, namhafter brasil. Dichter und Schriftsteller, geb. 24. Juni 1820 zu São João de Itaborahy in der Provinz Rio de Janeiro, widmete sich dem Studium der Medizin, wandte sich aber schon früh der Poesie zu und lebt jetzt als Professor der brasilischen Geschichte am Kollegium Dom Pedro in Rio de Janeiro. Sein berühmtestes Werk ist: »A Nebulosa« (1857), ein lyrisch-episches Gedicht in sechs Gesängen voll trefflicher Schilderungen der großartigen Natur Brasiliens, aber nicht ohne mancherlei Überschwenglichkeiten. Außerdem schrieb er Bühnenstücke, wie die nationale Tragödie »Cobé« (1855), die Komödien: »O fantasma branco« (1856), »Luxo e vaidade« (1859) u. a., und zahlreiche, vielgelesene Romane, als deren beste »Moreninha« (1844, 5. Aufl. 1877), »O moço louro« (1845, 5. Aufl. 1877), »Rosa« (1854), »Vicentina« (3. Aufl. 1890) und »A carteira de meu tio« (2. Aufl. 1859) zu nennen sind.

Macedo, Miniaturmaler, s. Clovio.

Macedonianer, Sekte, s. Heiliger Geist.

Macedonien, s. Makedonien.

Maceió, Hauptstadt des brasil. Staates Alagoas, auf einer Halbinsel, welche das Haff Lagoa do Norte vom Atlantischen Meere trennt, ist durch Eisenbahn mit Imperatriz verbunden, Sitz eines deutschen Vizekonsuls, hat eine stattliche Kathedrale, einen Regierungspalast, ein Lyceum, einen archäologisch-geographischen Verein, eine Baumwollweberei, eine Maschinenfabrik, Schiffswerfte, Ausfuhr von Zucker (1893: 613,016 Sack), Baumwolle, Baumwollsamen, Mais 2c. und 12,000 Einw.

Macelj-Gebirge, s. Matzel-Gebirge.

Mäcen (Kunstmäcen), s. Mäcenas.

Mäcēnas, C. Cilnius, Vertrauter des röm. Kaisers Augustus und Gönner der Dichter Horaz und Vergil, aus einer alten etruskischen Familie stammend, geb. um 69 v. Chr. Er war einer der frühesten Anhänger des Oktavian und ihm wegen seines diplomatischen Geschicks bei Verhandlungen und wegen der unbedingten Hingabe an seine Person bei Vertrauensstellungen lange Zeit unentbehrlich. So hat er in den Bürgerkriegen mehrfach bei Versöhnungen mitgewirkt und während Oktavians Abwesenheit die Staatsangelegenheiten in Rom geleitet. Frei von Ehrgeiz, lehnte er alle öffentlichen Ämter und Ehren ab und begnügte sich, ein römischer Ritter zu heißen, um so zugleich dem Augustus gegenüber seine volle Selbständigkeit zu wahren und in der Behaglichkeit des Lebensgenusses, den ihm schon seine Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht haben, nicht gestört zu werden. M. versuchte sich auch als Dichter, erntete aber wegen der Geziertheit des Ausdrucks wenig Beifall. Dagegen ist sein Name (Mäcen) schon im Altertum sprichwörtlich geworden, weil er mit feinem Urteil die dichterischen Talente herauszufinden wußte und sie nicht nur zum Schaffen anregte, sondern auch in der freigebigsten Weise unterstützte; Vergil verdankte ihm eine Entschädigung für das ihm bei der Ackerverteilung an Veteranen entrissene väterliche Landgut, Horaz sein Sabinum, und beide haben es an Kundgebungen ihrer dankbaren Gesinnung nicht fehlen lassen. Bildnisse des M. sind auf Gemmen erhalten. Vgl. Frandsen, M., eine historische Untersuchung (Altona 1843).

Macer, Ämilius, röm. Dichter, aus Verona, Freund Vergils, starb 16 v. Chr. in Asien, Verfasser verschiedener Lehrgedichte nach Nikandros, die verloren gegangen sind. Sammlung der Bruchstücke bei Bährens (»Fragmenta poetarum romanorum«, Leipzig 1886). Fälschlich trägt den Namen Macer Floridus das Gedicht »De viribus herbarum« des französischen Arztes Odo von Meun (Magdunensis) aus dem 10. Jahrh. (hrsg. von Choulant, Leipz. 1832).

Macerata (spr. matscherāta), ital. Provinz in der Landschaft der Marken, grenzt im O. an das Adriatische Meer, im S. an die Provinz Ascoli-Piceno, im W. an Perugia, im N. an Ancona und hat einen Flächenraum von 2816 qkm (51,1 QM.) mit einer Bevölkerung von (1881) 239,713, nach der Berechnung für 31. Dez. 1892: 242,756 Einw., d. h. 86 pro QKilometer. Die Provinz ist im W. gebirgig und enthält hier den römischen Apennin (Monti Sibillini 2477 m); gegen O. senkt sich der Boden zur Meeresküste herab. Die zahlreichen von dem Apennin herabströmenden Wasserläufe vereinigen sich hauptsächlich in den Küstenflüssen Potenza und Chienti. Während die Gebirgsregion wenig fruchtbar und meist mit Wald und Weide bedeckt ist, zeigt die Küstenebene Reichtum an Getreide, insbes. Weizen (1891: 762,000 hl), Mais (492,000 hl), Hülsenfrüchten, Wein (548,800 hl) und Olivenöl. Auch Vieh- und Seidenraupenzucht wird hier betrieben. Die Industrie umfaßt Gips-, Kalk- u. Steingewinnung, Fabrikation von Maschinen, Thonwaren, Glas, Zündhölzern, Mehl u. Teigwaren, Leder, Papier und Holzwaren sowie Hausweberei. Die Provinz zerfällt in die Kreise Camerino und M.

Macerāta, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt 368 m ü. M. auf einer Anhöhe zwischen den Thälern des Chienti und der Potenza an der Eisenbahnlinie Porto Civitanova-Albacina, ist Bischofsitz (seit 1320), hat alte Stadtmauern mit Türmen (13. Jahrh.), eine Kathedrale, mehrere Paläste, eine Universität (1290 gegründet) mit juristischer Fakultät, ein Lyceum und Gymnasium, ein technisches Institut, eine technische Schule, eine Ackerbau- und eine Gewerbeschule, eine Bibliothek (50,000 Bände), ein Museum, Fabrikation von Mehl, Teigwaren, Öl und Zündhölzern, eine Seidenfilande und (1881) 10,063 (als Gemeinde 20,249) Einw. 2 km südöstlich die schöne Kirche Madonna delle Vergini. In der Nähe stand die von Septimius Severus gegründete Kolonie Helvia Recina.

Macerieren (lat.), eine feste Substanz längere Zeit bei gewöhnlicher Temperatur der Einwirkung einer Flüssigkeit, Wasser, Weingeist, Essig, Säure 2c., aussetzen, um in ihr enthaltene lösliche Stoffe auszuziehen. Man maceriert besonders solche Substanzen, deren Bestandteile bei höherer Temperatur, also beim Digerieren (s. d.), Zersetzungen erleiden oder sich zum Teil verflüchtigen würden. Das Produkt der Maceration nennt man in der Pharmazie einen kalten Aufguß. Maceration heißt auch die Erweichung tierischer Substanzen in Flüssigkeiten unter Ausschluß der Fäulnis (z. B. der Haut abgestorbener Föten im Mutterleib), oder unter dem Einfluß der Fäulnisbakterien, wie bei der Bereitung von Skeletten.

Mac Farlane (spr. färlen), S., engl. Missionar und Reisender, geb. 12. Febr. 1837 bei Glasgow, ging 1859 als Missionar nach der Südsee, war seit 1871 in Somerset auf der Halbinsel York (Australien) thätig, dann auf der Murrayinsel in der Torresstraße und machte 1875—76 mehrere Reisen nach der Südostküste Neuguineas, auf denen er den Fluß Maikassa entdeckte. Er schrieb »The story of the Lifu mission« (Lond. 1873).

Macfarren, George Alexander, Komponist und Musiktheoretiker, geb. 2. März 1813 in London, gest. daselbst 31. Okt. 1887, auf der Royal Academy of music in London ausgebildet, wurde bereits 1834 Kompositionslehrer an derselben und 1875, nach Bennetts Tode, einer der Direktoren der Anstalt, während ihn gleichzeitig der Senat der Universität Cambridge zum Professor der Musik ernannte. M. gehört zu den Hauptrepräsentanten der nationalen englischen Oper. Seine bedeutendsten Opern sind: »The devil's opera« (1838), »Don Quixote« (1846), »King Charles II.« (1849), »Lenore« (1852), »May-day« (1856), »Christmas« (1860), besonders aber »Robin Hood« (1860) und »Helvellyn« (1864). Außerdem schrieb er Kammermusikstücke, Symphonien und Ouvertüren sowie die Oratorien: »John the Baptist« (1873), »The Resurrection« (1876), »Joseph« (1877), »King David« (1883) und die Chorwerke »The lady of the lake« (1877) und »Around the hearth« (1887). Als Schriftsteller trat er auf mit: »Rudiments of harmony« (13. Aufl. 1885); »Lectures on harmony« (3. Aufl. 1882); »Counterpoint, a practical course

of study« (6. Aufl. 1886) und »Musical history« (1885). Auch gab er mehrere Volksliedersammlungen, wie: »Old English ditties« (1857—80, 2 Bde.), »Moore's Irish melodies« (1859) und »Scottish ditties« (1861—80), heraus. Nach seinem Tode erschienen: »Adresses and lectures« (1888). Vgl. Banister, G. A. M., his life, works and influence (Lond. 1891).

Macgill., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für William Macgillivray (spr. mäck-gillíwrí), schott. Zoolog, geb. 1796, gest. 1852; schrieb: »A history of british birds« (Lond. 1839—41, 3 Bde., u. 1852, 7 Bde.); »A manual of british ornithology« (2. Aufl., das. 1845); »A history of the molluscous and cirripedal animals of Scotland« (2. Aufl., 1844); auch gab er die 6. und weitere Auflagen des »Conchologist's text book« (Edinb. 1845 ff.) heraus.

Mac Gregor, John, engl. Reisender, geb. 24. Jan. 1825 in Gravesend, gest. 16. Juli 1892 in Boscombe bei Bournemouth, verlor, wenige Wochen alt, seine Eltern, die auf einem brennenden Schiff in der Bai von Biscaya umkamen, während er selbst gerettet ward, studierte in Dublin und Cambridge und machte 1849—50 eine Reise durch Europa, die Levante, Ägypten u. Palästina, die er in »Three days in the East« (1850) beschrieb. Später besuchte er noch Algerien und Tunis, die Vereinigten Staaten und Kanada und berichtete darüber in »Our brothers and cousins: a summer tour in Canada and the States« (1859). Darauf unternahm er weite Reisen in einem kleinen, nur 4 m langen u. 35 kg schweren Kanoe, befuhr die Seen und Flüsse Europas, die Ostsee, den Kanal, die französischen Küsten, endlich auch den Jordan und Nil und beschrieb diese Reisen in: »A thousand miles in the Rob Roy canoe on rivers and lakes in Europe« (1866), »The Rob Roy on the Baltic« (1867), »The voyage alone in the yawl Rob Roy« (1867), »The Rob Roy on the Jordan, Nile, etc.« (1869). Diese Schriften erlebten viele Auflagen, deren Erträgnisse er zu wohlthätigen Zwecken verwendete. Vgl. Hodder, John M. (Lond. 1894).

Mach, Ernst, Physiker, geb. 18. Febr. 1838 zu Turas in Mähren, studierte in Wien, habilitierte sich 1861 an der Wiener Universität als Privatdozent, wurde 1864 ordentlicher Professor der Mathematik in Graz u. 1867 Professor der Physik in Prag. Als Rektor Magnifikus 1879/80 trat er gegen die Tschechisierung der Prager Universität auf. Er schrieb: »Kompendium der Physik für Mediziner« (Wien 1863); »Einleitung in die Helmholtzsche Musiktheorie« (Graz 1866); »Die Geschichte und die Wurzel des Satzes der Erhaltung der Arbeit« (Prag 1872); »Optisch-akustische Versuche« (das. 1873); »Grundlinien der Lehre von den Bewegungsempfindungen« (Leipz. 1875); »Die Mechanik in ihrer Entwickelung« (das. 1883, 2. Aufl. 1889); »Beiträge zur Analyse der Empfindungen« (Jena 1886); »Leitfaden der Physik für Studierende« (mit Jaumann, Prag 1891).

Machaira, bei den Griechen (insbes. Spartanern) ein vom Kreuzgriff aus leicht gekrümmtes, einschneidiges Schwert.

Machairodus, eine fossile Katze, s. Raubtiere.

Machandelbaum, s. Wacholder.

Machaon und **Podaleirios**, nach griech. Mythus die heilkundigen Söhne des Asklepios und der Epione, Fürsten zu Trikka in Thessalien, nahmen mit 30 thessalischen Schiffen am Zuge nach Troja teil und waren dort die Ärzte der Griechen, aber auch tapfere Mitkämpfer. M. wurde in der nachhomerischen Sage von Eurypylos, dem Sohne des Telephos, getötet und sein Leichnam von Nestor nach Messenien gebracht, wo er in Gerenia ein Grabmal und ein Heiligtum mit Krankenheilungen hatte. Podaleirios, der den Wahnsinn des Aias an seinen brennenden Augen erkannte, begleitete nach Trojas Zerstörung Kalchas bis an seinen Tod und ließ sich dann in Karien in dem von ihm gegründeten Syrnos nieder, hatte aber auch in Apulien ein Heroon, in dem er Kranken im Schlafe Orakel erteilte.

Machaerium *Pers.*, Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, aufrechte Bäume oder hoch kletternde Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, meist kleinen, abwechselnden Blättchen, bisweilen in Dornen umgewandelten Nebenblättern, roten oder weißen Blüten in kurzen, oft einseitswendigen, in den Blattachseln gebüschelten oder zu einer endständigen Rispe vereinigten Trauben u. zusammengedrückter, einsamiger Hülse. Etwa 60 tropisch amerikanische Arten, von denen die kletternden als Lianen in den Urwäldern weit verbreitet sind. Die Mehrzahl der baumartigen Spezies liefert vorzügliches Nutzholz, so M. scleroxylon *Tul.* das Pao Ferro, M. firmum *Benth.* das Jakaranda roxa und M. legale *Benth.* das Jakaranda preto. M. Schomburgkii *Benth.* in Guayana gibt Letternholz (Tigerholz), auch werden M.-Arten als Stammpflanzen von Palisanderholz genannt.

Machecoul (spr. mäsch'kūl), Stadt im franz. Depart. Niederloire, Arrond. Nantes, am Falleron und der Staatsbahnlinie Nantes-La Roche-sur-Yon, hat Ruinen eines Schlosses, der ehemaligen Residenz der Herzöge von Retz, und (1891) 1862 (als Gemeinde 3954) Einw. M. wurde 1793 von den Vendéern erobert.

Machetes, s. Kampfläufer.

Machetik (griech.), Gefechtslehre, Kampftheorie.

Machias (spr. mättschiäs), Hauptort der Grafschaft Washington des nordamerikan. Staates Maine, am von hier ab schiffbaren Machias, mit Holzhandel, Schiffbau und (1890) 2035 Einw. Der Hafen (Machiasport) liegt 6 km unterhalb, mit 1531 Einw.

Machiavelli (spr. makjawélli), Niccolò di Bernardo dei, einer der größten Staatsmänner und Geschichtschreiber Italiens, geb. 3. Mai 1469 in Florenz aus einer alten, aber verarmten Patrizierfamilie, deren Glieder zu den höchsten Staatsämtern gelangt waren, gest. 22. Juni 1527, ward 1498 an die Spitze der zweiten Kanzlei der florentinischen Republik gestellt, welche dem Rat der Zehn beigegeben war, und mehrmals mit Missionen an den König von Frankreich, den Papst und den Kaiser betraut, über welche er ausgezeichnete Staatsschriften an seine Behörde sandte. Als die Mediceer 1512 nach Florenz zurückkehrten, wurde M. seines Amtes entsetzt und aus Florenz verbannt, ja sogar der Teilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, eingekerkert und gefoltert, aber dann als unschuldig wieder freigelassen. Er lebte nun meist auf einer Besitzung zu San Casciano unweit Florenz und beschäftigte sich mit staatswissenschaftlichen, historischen und poetischen Arbeiten. Leo X. erforderte seit 1519 gelegentlich wieder sein Gutachten und verwendete ihn auch zu unbedeutenden Sendungen; auch der Kardinal Giulio de' Medici (Papst Clemens VII.) schenkte ihm sein Vertrauen; die Gunst seiner Mitbürger vermochte er jedoch nicht wiederzugewinnen. Seine Komödien (»Clizia«, »Mandragola«; letztere deutsch von A. Stern, Leipz. 1881), Nachahmungen des Plautus, zeichnen sich durch scharfe Charakte-

ristik und witzigen Dialog aus, sind aber äußerst anstößig. Die »Istorie fiorentine« (Flor. 1532; deutsch von Neumann, Berl. 1809, 2 Bde., und von Reumont, Leipz. 1846, 2 Bde.) von 1215—1492 sind eins der vorzüglichsten Werke der italienischen Prosa, lebendig, anschaulich, in edlem Stil. Machiavellis berühmteste Werke sind seine »Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio« (Wien 1532 u. 1630; deutsch von Grüzmacher, Berl. 1871), worin er die Verfassung des alten Rom als die vorzüglichste preist, »Dell' arte della guerra sette libri« und »Il Principe« (Rom 1535 u. ö.; lat., Leiden 1643; deutsch zuletzt von Eberhard, 2. Aufl., Berl. 1873; von Grüzmacher, das. 1870), 1514 abgefaßt und an Lorenzo de' Medici gerichtet, worin M. einen Fürsten schildert, der, wie Cesare Borgia, ohne Rücksicht auf Moral und Religion, durch Klugheit und konsequentes Handeln in dem von ihm unterjochten Staat seine Alleinherrschaft zu begründen weiß. Man nennt daher eine Staatskunst, der alle sittliche Grundlage fehlt, und welche die Klugheit zur einzigen Richtschnur ihres Handelns macht, Machiavellismus oder machiavellistische Politik. Friedrich II. erklärte in seinem »Antimachiavell« jene Schrift für eine der gefährlichsten. Da aber die im »Principe« ausgesprochenen Ansichten den Grundsätzen, zu denen sich M. in seinen andern Werken und in seinem Leben bekannte, widersprechen, da uns die Zeitgenossen M. als einen geschichts- und welterfahrenen und dabei redlichen Mann, als einen warmen Freund des Vaterlandes schildern, so sehen Neuere, namentlich Herder, Macaulay und Ranke (»Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber«), im »Principe« ein politisches Musterwerk für die italienischen Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack nach ihren Grundsätzen zu dem Zwecke geschrieben, Italien von den Barbaren zu befreien. »M. suchte die Heilung Italiens, doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben« (Ranke). Gesamtausgaben von seinen Werken erschienen seit 1550 öfter, so zu Florenz 1813, 8 Bde., 1826, 10 Bde., und in 1 Band 1833; hrsg. von Parenti, das. 1843; von Polidori, das. 1857; von Passerini, Fanfani u. a., das. 1873 ff. (nicht vollendet). Eine deutsche Übersetzung lieferte Ziegler (Stuttg. 1832—41, 8 Bde.). Eine Sammlung von Machiavellis Briefen veranstaltete Leo (Berl. 1826). Ein Band Gesandtschaftsberichte erschien zu Florenz 1858. Vgl. Villari, Niccolò M. e i suoi tempi (Mail. 1877, 3 Bde.; 2. vermehrte Aufl., das. 1895 ff.; deutsch, Leipz. 1877—83, 3 Bde.); Amico, La vita di Niccolò M. (Flor. 1877 ff.); Tommasini, La vita e gli scritti di N. M. (Rom 1883 ff.); Triantafillis, Nuovi studii su N. M. (Vened. 1878); Ellinger, Die antiken Quellen der Staatslehre Machiavellis (Tübing. 1888).

Mâchicoulis (spr. mäschikuli, Mâchecoulis, franz., Maschikulis), s. Festung, S. 348.

Machination (lat.), listiger Anschlag, geheime Ränkeschmiedung; machinieren, Ränke schmieden.

Machine, La (spr. maschin'), Flecken im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Nevers, 8 km nördlich von Decize, mit Kohlenbergbau und (1891) 3626 (als Gemeinde 4841) Einw.

Machol, ein althebräisches Saiteninstrument.

Machsor (neuhebr., »Cyklus«), das, meistens mehrbändige Buch, welches den Gebetcyklus für die jüdischen Festtage enthält. Eine gute deutsche Übersetzung lieferte Mich. Sachs.

Mächtigkeit, dasjenige anzahlartige Merkmal einer bestimmten Menge, welches ihr als solcher zukommt, unabhängig vom zählenden Subjekt. Zwei Mengen haben gleiche M., wenn sie sich Glied für Glied gegenseitig eindeutig zuordnen lassen, wie z. B. die Menge der Soldaten Einer Kompanie und die ihrer Gewehre; solche Mengen heißen äquivalent. Von zwei Mengen verschiedener M. hat diejenige die kleinere M., welche mit einem Teil der andern die gleiche hat. Da endliche Mengen von gleicher M. auch stets gleiche Anzahl haben und umgekehrt, so lag, solange man sich auf endliche Mengen beschränkte, kein Grund vor, die beiden Begriffe zu sondern. Die höhere Mathematik aber, insbes. die Funktionentheorie und Infinitesimalrechnung, sowie die Geometrie arbeiten meist mit unendlichen Mengen, und für diese ist die M. das bleibende Merkmal, während die Anzahl, für endliche Mengen unveränderlich, von der Anordnung abhängt. Bezeichnet man z. B. die unendliche Anzahl der natürlichen Zahlen in der natürlichen Reihenfolge 1, 2 ꝛc. mit w, so läßt sich jeder Zahl eine entsprechende gerade Zahl zuordnen, und die M. der geraden Zahlen, welche einen Teil aller Zahlen bilden, ist dieselbe wie die aller Zahlen. Das Gleiche gilt von den ungeraden Zahlen. Denkt man sich die natürlichen Zahlen so geordnet, daß erst alle ungeraden Zahlen kommen und dann alle geraden, so ist die Anzahl der natürlichen Zahlen in dieser Anordnung $w + w$ oder $2w$. Die M. bleibt ungeändert, es lassen sich die natürlichen Zahlen stets nur einer solchen Menge gegenseitig Glied für Glied zuordnen, bei welcher ein bestimmtes Anfangsglied existiert, auf dieses ein bestimmtes folgt, u. s. f., während ein Endglied nicht existiert. Alle solche Mengen sind von der ersten M. In der M. ist somit das kennzeichnende Merkmal einer unendlichen Menge aufgedeckt worden: eine Menge ist dann und nur dann unendlich, wenn sie mit einem ihrer Teile von gleicher M. ist, wie die Menge der Zahlenreihe mit den durch 2, 3 ꝛc. teilbaren Zahlen (s. Grenzbegriff und Zahl). Die M. der natürlichen Zahlen wird durch Hinzufügung der gebrochenen, ja der algebraischen, nicht geändert, wohl aber durch Einstellung der irrationalen oder Reihenzahlen; schon die Gesamtheit der reellen Zahlen zwischen 0 und 1 ist von der zweiten M., d. h. sie lassen sich nicht mehr in eine Reihe von der angegebenen Beschaffenheit ordnen. Bestimmte Mengen von der dritten M. sind bis jetzt nicht aufgefunden. Der Begriff und das Wort M. ist von G. Cantor eingeführt (in Crelle-Borchardts »Journal«, Bd. 84) und seither viel benutzt worden. Die Arbeiten G. Cantors finden sich zusammengestellt in den »Acta mathematica«, 1883; vgl. auch die Arbeiten von Dedekind, besonders: »Was sind und was sollen die Zahlen?« (Braunschw. 1888), sowie Dini, Grundlagen für eine Theorie der Funktionen (deutsch bearbeitet von Lüroth und Schepp, Leipz. 1892). — In der Geognosie nennt man M. die senkrechte Entfernung der beiden Begrenzungsflächen eines Ganges oder einer Schicht; auch die vertikale Verbreitung einer ganzen Formation oder Formationsgruppe.

Machtspruch, Entscheidung eines Rechtshandels unmittelbar durch die oberste Staatsgewalt unter Abweichung vom regelmäßigen gesetzlichen Verfahren; nach modernem Verfassungsrecht unzulässig. S. Kabinettsjustiz.

Machtvollkommenheit, der Inbegriff aller Hoheitsrechte des Herrschers; die Gesamtheit der Befugnisse einer Person, einer Behörde, eines Beamten ꝛc.

Machynlleth (spr. mächinnleth oder mä-hönntleth), Stadt in Montgomeryshire (Nordwales), am untern Dovey, mit (1891) 1826 Einw., das Maglona der Römer.

Macias, genannt el Enamorado (der »Verliebte«), galicischer Troubadour, berühmt durch sein tragisches Ende, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Er war Schildträger im Dienste des Enrique de Villena (s. d.) und verliebte sich in eine junge Dame vom Hofe dieses Granden. Obwohl dieselbe ihm geneigt war, wurde sie dennoch vom Marquis gezwungen, einem Edelmann aus Porcuna die Hand zu reichen. Da M. nichtsdestoweniger fortfuhr, die Dame in seinen Gedichten zu verherrlichen, beklagte sich der Gatte bei dem Feudalherrn, welcher den Dichter ins Gefängnis werfen ließ, und als M. auch hier noch fortfuhr, von seiner Liebe zu singen, tötete jener ihn eines Tages durch das Gitter des Gefängnisses von Arjonilla durch einen Lanzenstich. Viele zeitgenössische und spätere Dichter besangen M.' unglückliches Geschick in Liedern, Dramen u. Romanen (s. Larra), ja sein Name ist noch heute sprichwörtlich für einen »Treuverliebten«. In Deutschland widmete Uhland ihm eine Ballade (»Sängerliebe«, Nr. 4). Von seinen Gedichten, welche im galicischen Dialekt abgefaßt waren, sind nur wenige im »Cancionero de Baena« (Madr. 1851; Leipz. 1860, 2 Bde.) und in andern Liederbüchern auf uns gekommen. Eins derselben hat Bellermann verdeutscht in: »Die alten Liederbücher der Portugiesen« (Berl. 1840).

Maciejowice (spr. mazjejowitze), Ort im russisch-poln. Gouv. Sjedletz, unfern der Weichsel, mit 1500 Einw. Hier 10. Okt. 1794 entscheidender Sieg der dreifach überlegenen Russen über die Polen unter Kosciuszko.

Maciejowski, Waclaw Alexander, poln. Geschichtsforscher, geb. 1793 in Kalwarya, gest. 10. Febr. 1883 in Warschau, studierte in Warschau, dann in Berlin und Göttingen und wurde 1819 Professor der Rechte an der Warschauer Universität. Seine Hauptwerke sind: »Geschichte der slawischen Gesetzgebungen« (1832—38, 4 Bde.; 2. Ausg. 1856—65, 6 Bde.; deutsch, Stuttg. 1835—39, 4 Bde.); »Geschichte der polnischen Litteratur« (bis zum 16. Jahrh., 1851—1852, 3 Bde.) und »Geschichte des Bauernaufstandes in Polen« (Warsch. 1874).

Macies (lat.), Magerkeit, Abzehrung.

Macigno (spr. -tschinjo), oder Flysch (s. d.), grünlichgraue kalkige Sandsteine, Mergel und Schieferthone, welche zuweilen Fukoideen und Inoceramen einschließen, gehören teils zur Kreideformation (s. d.), teils zum Eocän und finden sich weitverbreitet in den östlichen Alpen und in Oberitalien. Vgl. Tertiärformation.

Măcin, Stadt, s. Matschin.

Macintosh (eigentlich Mac Intosh, spr. mäckintösch), Charles, Chemiker, geb. 1766 in Glasgow, gest. 25. Juli 1843 in Dunchattan bei Glasgow, stellte in seiner chemischen Fabrik zu Crossbacket bei Glasgow um 1820 zuerst Bleizucker im großen dar, verbesserte 1825 die Berliner Blau-Fabrikation, erfand die Stahlbereitung durch Glühen des Eisens in Kohlenwasserstoffgas und stellte 1823 einen wasserdichten Kleiderstoff (Mackintosh) durch Zusammenkleben zweier Gewebslagen mittels Kautschuklösung dar.

Macisblüten, s. Myristica.

Macisöl, s. Muskatblütöl.

Mack, Karl, Freiherr M. von Leiberich, österr. General, geb. 24. Aug. 1752 in Nennslingen in Franken, gest. 22. Okt. 1828 zu St. Pölten in Niederösterreich, trat 1770 in österreichische Dienste, wurde 1778 Adjutant Kinskys, dann Lacys, focht als Major mit Auszeichnung im Türkenkrieg und ward 1789 zum kaiserlichen Flügeladjutanten und nach dem Fall Belgrads zum Obersten ernannt. 1792—93 diente er in den Niederlanden als Generaladjutant des Prinzen Josias von Koburg und führte 1793 im März die Verhandlungen mit Dumouriez, die dessen Übertritt zur Folge hatten. 1794 leitete er als Generalquartiermeister des Kaisers den Feldzug und wurde 1797 zum Feldmarschallleutnant ernannt. Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 erhielt er vom König von Neapel den Oberbefehl über die neapolitanischen Truppen gegen die Franzosen, warf noch im November die letztern unter Championnet zurück und besetzte Rom; doch zwang ihn die in der Engelsburg zurückgebliebene französische Besatzung bald wieder zum Rückzug. Da er hierauf mit dem französischen General einen Waffenstillstand schloß, brach in Neapel ein Aufruhr der Lazzaroni aus, und M. sah sich genötigt, in dem französischen Lager Sicherheit zu suchen. Er wurde als Kriegsgefangener nach Dijon, dann nach Paris gebracht, wußte aber von dort 1800 heimlich zu entkommen. Als 1805 der Krieg im Anzug war, machte M. sich im Gegensatz zu Erzherzog Karl anheischig, die Armee binnen kurzer Zeit schlagfertig zu machen, wurde zum Generalquartiermeister des Kaisers ernannt und beauftragt, rasch bis an die Iller vorzurücken. M. drang in der That mit 80,000 Mann des schlecht gerüsteten österreichischen Heeres bis zur Iller vor, ward aber von den unerwartet schnell heranrückenden Franzosen im Oktober im Rücken angegriffen und geschlagen und warf sich mit der Hauptarmee in die Stadt Ulm, welche wenig Jahre zuvor auf sein Andringen befestigt worden war. Hier ward er gezwungen, 17. Okt. eine Kapitulation abzuschließen, durch welche er die Stadt samt seiner 23,000 Mann starken Armee übergab. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Österreich zurück, ward hier vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Todesstrafe verurteilt, welche der Kaiser jedoch auf Dienstentsetzung und 20jährige Festungshaft milderte. Durch die Vermittelung des Erzherzogs Karl wurde er 1808 aus der Haft entlassen und 1819 völlig begnadigt. Seine Rechtfertigungsschrift über die Kapitulation von Ulm ist in Raumers »Historischem Taschenbuch« (1873) veröffentlicht worden.

Mackau (spr. -ō), Anne Frédéric Armand, Baron de, franz. Politiker, geb. 29. März 1832 aus einer irischen Familie, die sich im Elsaß niederließ, Sohn eines Admirals und Marineministers unter dem Julikönigtum, studierte die Rechte, ward Auditeur beim Staatsrat und wurde 1866 als offizieller Kandidat des Kaiserreichs im Depart. Orne in den Gesetzgebenden Körper gewählt. 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, schloß er sich der Gruppe der Bonapartisten an und bekämpfte mit den übrigen Konservativen die republikanische Regierung, namentlich die Schulgesetze Ferrys. Seit 1883 stand er an der Spitze der vereinigten monarchistischen Parteien und leitete deren Politik bei den Wahlen 1885 mit großem Erfolg, schädigte aber dann sein Ansehen durch Unterstützung der Boulangisten.

Mackay (spr. mäcke), Hafenstadt in der britisch-austral. Kolonie Queensland, unter 21° 10' südl. Br., Ausgangspunkt von Bahnen nach den nahen Gold- und Kupfergruben und den zahlreichen Zuckerplantagen der Umgebung, mit (1891) 3597 Einw.

Mackay (spr. mäcke oder mäckai), 1) Charles, schott. Dichter und Schriftsteller, geb. 1814 in Perth, gest. 27. Dez. 1889 in London, erhielt seine Erziehung in

London und in Belgien und veröffentlichte schon 1834 einen Band Gedichte, darauf: »A history of London« (1838); »The Thames and its tributaries« (1840, 2 Bde.); den Roman »Longbeard« (2. Aufl. 1850); »Memoirs of extraordinary popular delusions« (1841, 3 Bde., u. ö.) und »The Salamandrine, or love and immortality«, eine Erzählung in Versen (1842, neue Aufl. 1856); die durch zarte Lyrik ausgezeichneten »Legends of the isles« (1845, 2. Aufl. 1857); ferner: »The scenery and poetry of the English lakes« (1846, 2. Aufl. 1852) und die Gedichte: »Voices from the crowd« (1846, 5. Aufl. 1857) nebst den »Voices from the mountains« (1847, 2. Aufl. 1857) u. »Town lyrics« (1848) u. a. Eine Sammlung seiner Gedichte veröffentlichte er 1876. 1857—58 hielt M. acht Monate lang vielbesuchte Vorlesungen in allen großen Städten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und veröffentlichte das Ergebnis seiner Beobachtungen 1860 in dem Werke »Life and liberty in America«. Weiter nennen wir das biographisch wie als Quelle für die Zeitgeschichte bedeutende Werk »Forty years recollections, 1830—70« (1876, 2 Bde.). Aus seinen keltischen Studien erwuchsen die Schriften: »The Gaelic etymology of the languages of Western Europe« (1878) und (in französischer Sprache) »Les recréations gauloises et origines celtiques de la langue française«. Seine letzten Veröffentlichungen waren: der Roman »Luck and what came of it« (1881, 3 Bde.); »Poetry and humour of the Scottish language« (1882); »The founders of the American republic« (1885); »Glossary of obscure words and phrases in the writings of Shakespeare« (1887) und weitere autobiographische Mitteilungen unter dem Titel »Through the long day« (1887, 2 Bde.). An den öffentlichen Angelegenheiten hat er sich immer im Sinne des Liberalismus beteiligt. Nachgelassene Gedichte erschienen unter dem Titel »Gossamer and Snowdrift« (1890).

2) Äneas, Baron, niederländ. Staatsmann, geb. 1838 in Nimwegen aus einer schottischen Familie, studierte in Leiden Jura, wurde 1876 Mitglied der Zweiten Kammer und 1888 Minister des Innern, 1890 der Kolonien. Mit dem von ihm gebildeten Ministerium trat er infolge der Neuwahlen von 1891 ab. Er ist einer der Führer der antirevolutionären Partei.

3) Alexander, schott. Missionar und Afrikaforscher, geb. 13. Okt. 1849 zu Rhynie in der Grafschaft Aberdeen, gest. 8. Febr. 1890, bildete sich zum Ingenieur aus und ging 1873, um deutsche Sprache und Industrie kennen zu lernen, nach Berlin, wo er durch den Verkehr mit dem Hofprediger Baur bestimmt wurde, sich dem afrikanischen Missionsdienst zu widmen. Als die Church Missionary Society infolge von Stanleys Bericht über seinen Besuch bei dem König Mtesa von Uganda dort eine Station zu gründen beschloß, wurde M. hierfür ausersehen. Im April 1876 reiste er mit sieben Gefährten von England nach Sansibar ab, langte aber infolge von Erkrankung erst im November 1878 in Uganda an, wo er alsbald eine eifrige Thätigkeit sowohl als Prediger- und Bibelübersetzer, wie auch im Schiffs- und Wegebau entfaltete. Nach dem Tode des Mtesa (1884) wurde seine Stellung sehr schwierig; 1887 verließ er Uganda und ging nach Msalala am Südufer des Victoria Nyanza, von dort nach Usambiro, wo er einem Fieberanfall erlag. Seine zum Teil in »Petermanns Mitteilungen« veröffentlichten Berichte an die Church Missionary Society enthalten wertvolle Angaben über Uganda. Vgl. das von seiner Schwester herausgegebene Buch: »Alexander M., Pioneer missionary to Uganda« (Lond. 1891; deutsch, Leipz. 1891).

Mackaybohnen, die Samen von Entada Pusaetha.

Mac Keesport, s. Mc. Keesport.

Mackenzie (spr. mäckénnsi), Fluß im Nordwestterritorium von Kanada, entfließt unter 61° 30′ nördl. Br. dem Großen Sklavensee, in den am Südufer der aus dem Zusammenfluß des Athabasca (s. d.) und des Peace River (s. d.) entstandene Große Sklavenfluß eingetreten ist, verfolgt einen nordwestlichen Lauf, nimmt links bei Fort Simpson den bedeutenden Liard oder Mountain River, rechts bei Fort Norman den Großen Bärenfluß, den Abfluß des Großen Bärensees, und, kurz bevor er sich in zahlreiche, ein großes Delta bildende Arme spaltet, unterhalb Fort Mac Pherson den Peel River auf. Er mündet unter 69° nördl. Br. in das Arktische Meer, hat eine Länge von 1700, mit Zurechnung des Großen Bärenflusses und des Athabasca von 4000 km und entwässert ein 1,517,000 qkm (27,750 QM.) großes Becken. Zugefroren ist er im Durchschnitt vom 15. Okt. bis zum 15. Juni. Entdeckt wurde der M. 1789 von Alexander Mackenzie, doch lebten damals schon französische Kanadier an seinen Ufern, dann erforschten ihn 1825 John Franklin und 1862—73 Abbé Petitot.

Mackenzie (spr. mäckénnsi), 1) Henry, engl. Schriftsteller, geb. im August 1745 in Edinburg, gest. daselbst 14. Jan. 1831, studierte in Edinburg u. London die Rechte, wendete sich aber der schönen Litteratur zu und erhielt, da er in seinen mit Witz und Humor geschriebenen Zeitschriften »The Mirror« (1779—80) und »The Lounger« (1785—87), beide nach dem Muster des »Spectator«, sowie durch Flugschriften einige Maßregeln der Regierung unterstützte, 1804 die Stelle eines Generalsteuerkontrolleurs in Schottland. Seine bekannteste Leistung ist der Roman »The man of feeling« (1771), eine von Empfindung überfließende Liebesgeschichte, die von Rousseau inspiriert wurde u. dem »Werther« in England die Wege bahnte. Für die Aufnahme der deutschen Dramen, speziell der Schillerschen und des »Götz«, hat er 1788 durch eine Rede in der Royal Society zu Edinburg den Ausschlag gegeben; der junge Walter Scott wurde dadurch auf Goethe gewiesen. Seine Werke erschienen zuerst in Edinburg 1808 in 8 Bänden, dann vollständiger 1822, von ihm selbst gesammelt. Sein Leben beschrieb Walter Scott in den »Lives of the novelists«.

2) Sir Alexander, schottischer Entdeckungsreisender im arktischen Amerika, geb. um 1755 in Inverneß, gest. 11. Mai 1820 in Mulnair bei Dunkeld, trat 1779 in die Dienste der Northwest Fur Company, der Rivalin der Hudsonbai-Gesellschaft, und war mehrere Jahre in Fort Chippewyan als Händler thätig. Von hier unternahm er 3. Juni 1789 eine Expedition nach Norden, auf der er 29. Juni als Ausfluß des Großen Sklavensees den nach ihm benannten Strom entdeckte und unter den größten Beschwerden bis zur Mündung in das Eismeer verfolgte. Eine zweite, noch mühevollere Reise trat er 10. Okt. 1792 nach der pacifischen Küste an. Nach Überschreitung des Felsengebirges erreichte er dieselbe im Juli 1793 unter 82° 21′ nördl. Br. M. wurde 1802 zum Ritter geschlagen. Eine Schilderung seiner Reisen veröffentlichte er in »Voyages on the River St. Lawrence and through the Continent of North America to the Frozen and Pacific Oceans in the years 1789 and 1793« (Lond. 1801, deutsch Hamb. 1802).

3) **George Henry**, Schachspieler, geb. 24. März 1837 in Aberdeen, gest. 14. April 1891 in New York, diente als englischer Offizier kurze Zeit in Indien und in den Unionstruppen während des amerikanischen Sezessionskriegs. Im Schachspiel zeichnete er sich zuerst 1862 aus, als er im Londoner Handicap- (Ausgleichungs-) Turnier seine Partien gegen Anderssen gewann, der ihm Bauer und Zug vorgab. Seit 1865 hatte er in Nordamerika Erfolg auf Erfolg zu verzeichnen, und bald galt er (bei P. Morphys Unthätigkeit) für den stärksten Spieler der Union. Vergebens suchten andre (Reichhelm-Philadelphia, Delmar-New York, Judd-St. Louis) diese seine »Championship« anzufechten. Seit 1878 erschien M. auch in Europa wieder auf dem Plane und trug öfter Preise davon, so 1887 den ersten in Frankfurt a. M. Mackenzies Spielweise war diejenige der »alten Schule«: sie bevorzugte rasche Entwickelung und scharfen Angriff vor langsamem Aufbau und Ringen um kleine Stellungsvorteile. Dem entsprechend hat M. auch viele außerordentlich glänzende Partien geführt.

4) **Sir Morell**, Mediziner, geb. 7. Juli 1837 in Leytonstone (Essex), gest. 3. Febr. 1892 in London, studierte in London, Paris, Wien und Pest, gründete 1863 ein Hospital für Halskrankheiten und wurde auch Assistenzarzt am London Hospital, dann Arzt und Dozent für Kehlkopfkrankheiten. Er gewann als erfahrener Diagnostiker und geschickter Operateur einen großen Ruf und behandelte auch das Halsleiden des deutschen Kronprinzen 1887. Wegen seines Verhaltens in diesem Falle wurde er von den deutschen Ärzten heftig angegriffen (vgl. »Die Krankheit des Kaisers Friedrich III. nach amtlichen Quellen &c.«, Berl. 1888). Er schrieb: »On the pathology and treatment of the diseases of the larynx« (1863); »The use of the laryngoscope« (3. Aufl. 1871); »Diphtheria« (1879); »Diseases of the throat and nose« (1880—84, 2 Bde.; deutsch von Semon, Berl. 1880—84, 2 Bde.); »Hayfever« (1884); »The hygiene of the vocal organs« (1886, 5. Aufl. 1888; deutsch von Michael, Hamb. 1887); »The fatal illnes of Frederic the Noble« (1888; deutsch, Styrum 1888). Ein Band »Essays« erschien 1893. Vgl. **Haweis**, Sir Morell M. (Lond. 1893).

5) **Alexander Campbell**, Komponist, geb. 22. Aug. 1847 in Edinburg, erhielt seine Ausbildung als Violinist in Sondershausen und seit 1862 in der königlichen Musikakademie zu London und ließ sich 1865 als Musiklehrer in Edinburg nieder. 1887 wurde er Nachfolger Macfarrens als Direktor der Royal Academy of music, 1893 Leiter der Philharmonischen Gesellschaft. Als Komponist hat er sich durch eine Reihe origineller und trefflich gearbeiteter Werke, darunter zwei schottische Rhapsodien für Orchester, ein Violinkonzert (1885), die Ouvertüren »Cervantes«, »Twelfth Night« und »Britannia«, ein Klavierquartett, die Opern »Colomba« (1883) und »The Troubadour« (1886), die Chorwerke »Jason« (1882), »The rose of Sharon« (1884), »The Bride« (1886), »The story of Sayid« (1886), »The cottar's saturday« (1888), »Ravenswood« (1890), ein Mysterium: »Betlehem« (1894), und viele kleinere Gesangs- und Klavierkompositionen einen Namen erworben.

Mackinac (**Mackinaw**, spr. mäckinao), Wasserstraße, die den Huronensee mit dem Michigansee verbindet, 60 km lang, etwa 6 km breit und 77 m tief, aber vom Dezember bis Ende April durch Eis verschlossen. Am Ostrande die **Mackinacbai**, in derselben die schön bewaldete **Felseninsel M.**, von 9 m Umfang, mit dem **Fort M.**, ein vielbesuchter Sommeraufenthalt.

Mac Kinlay (**M'Kinlay**, spr. mäckinnli), **John**, austral. Entdeckungsreisender, wanderte 1840 in Südaustralien ein und machte dort wie in Neusüdwales als Viehzüchter ausgedehnte Reisen. Von der südaustralischen Regierung 1861 entsandt, um Burke und Wills zu Hilfe zu kommen, durchkreuzte er den ganzen Kontinent bis zum Golf von Carpentaria, wofür er vom Parlament eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterl. erhielt. Die Beschreibung seiner Reise erschien unter dem Titel: »M'Kinlay's journal of exploration in the interior of Australia« (Melbourne 1863). 1866 erforschte er die Adams- u. Ansonbai im Nordterritorium behufs Anlegung einer Kolonie. Er starb 28. Dez. 1872 zu Gawlertown in Südaustralien.

Mac Kinley (spr. mäckinnli), **William**, nordamerikan. Politiker, geb. 28. Juni 1844 in Niles (Ohio), trat 1861 in ein Freiwilligenregiment ein, brachte es im Verlauf des Krieges bis zum Major, studierte nach abgeschlossenem Frieden Rechtswissenschaft, ließ sich 1867 in Canton (Ohio) als Rechtsanwalt nieder, wurde 1877 von der republikanischen Partei in den Kongreß gewählt, wo er sich als einer der eifrigsten Vorkämpfer des Schutzzolltarifs hervorthat und 1890 die nach ihm benannte Hochschutzzollbill (s. Mac Kinley-Bill) durchbrachte, und ward 1891 zum Gouverneur von Ohio erwählt. Von ihm erschienen: »Speeches and addresses« (New York 1893).

Mac Kinley-Bill, das auf energisches Betreiben von W. **Mac Kinley** (s. d.) in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1890 eingeführte Gesetz, durch welches die Zollsätze für ausländische, in Amerika eingeführte Waren im allgemeinen erhöht und an die Stelle der frühern neue Vollzugsvorschriften »behufs Vereinfachung« der auf die Zollerhebung bezüglichen Bestimmungen gesetzt wurden. Die M. zerfällt in zwei selbständige Teile: die Mac Kinley Administrative-Bill (vom 10. Juni 1890) und die Mac Kinley Tariff-Bill (vom 1. Okt. 1890). Der erste Teil bezweckt namentlich den bis dahin in großem Umfang geübten Zolldefraudationen der amerikanischen Importeure durch strenge Vorschriften über die Ausfüllung der Frachtbriefe, Fakturen &c., ferner den Bestechungen der Zollbeamten und der verschiedenartigen Zollbemessung ein Ende zu machen; auch sollten dadurch die zahlreichen Berufungen gegen die amtlichen Zollbemessungen beseitigt oder eingeschränkt werden. Der zweite Teil bezweckt namentlich, die Einfuhr aus Frankreich, England, Deutschland und Österreich-Ungarn, welche 1889 etwa 337 Mill. Doll. betragen hatte, zu beschränken, einesteils um die inländische Industrie zu schützen, anderenteils um die Zolleinnahmen, welche seit Jahren das finanzielle Bedürfnis der Vereinigten Staaten bedeutend überstiegen u. Schwierigkeiten zu bereiten anfingen, zu verringern. Es wurden deshalb mehrere Artikel, welche in Amerika nicht oder nicht in gleicher Weise hergestellt werden, vom Zoll befreit, für zahlreiche andre Waren aber die Zölle so sehr erhöht, daß deren Einfuhr sehr erschwert wurde. Durch den neuen Zolltarif ist in der That die Ausfuhr vieler europäischer Produkte gehemmt worden; namentlich hatten in Deutschland die Textilindustrie (Sachsen), die Spirituosen- und Papierwarenbranche zu leiden. Mehr noch als Deutschland war Frankreich, welches bis dahin 9,43 Proz. der amerikanischen Gesamteinfuhr gestellt hatte, durch dieses Zollgesetz getroffen. Auch

find unter dem Zollschutze mehrere Industrien in den Vereinigten Staaten neu entstanden. Doch haben sich die extremen, an das Gesetz geknüpften Befürchtungen nicht erfüllt; die Einfuhr hat nicht vollständig aufgehört, sondern nur einen im ganzen mäßigen Rückgang erfahren. Infolge des erschütternden Eindrucks, welchen der Erlaß der M. in den am schwersten gefährdeten europäischen Staaten hervorrief, fand der Gedanke, im Wege der Repression durch Bildung einer europäischen Zollunion gegen Amerika vorzugehen, zunächst außerordentlichen Anklang, wurde aber bald infolge der mit dem Projekt zusammenhängenden Schwierigkeiten wieder aufgegeben. Dies um so mehr, als nach dem Sieg der demokratischen Partei 1893 die M. im Juni 1894 einer gründlichen Revision unterzogen wurde, deren Wirkungen aber zur Zeit noch nicht übersehen werden können.

Mackintosh, Kleiderstoff, s. Macintosh.

Mackintosh (spr. mäckintösch), Sir James, engl. Politiker, geb. 24. Okt. 1765 zu Aldourie in der schottischen Grafschaft Inverneß, gest. 30. Mai 1832, studierte in Edinburg Medizin, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Geschichte, Philosophie und Politik. Durch seine »Vindiciae gallicae, or defence of the French revolution« (Lond. 1791), von der drei Auflagen in einem Jahre verkauft wurden, erwarb er sich zwar den Titel eines französischen Bürgers, später aber überzeugte ihn eine Unterredung mit Burke von der Unhaltbarkeit seines Standpunktes. Nachdem er noch in London die Rechte studiert, trat er 1795 als Sachwalter auf und wurde 1803 zum Ritter und Direktor des Kriminalgerichts in Bombay ernannt. 1812 nach England zurückgekehrt, wurde er in das Unterhaus gewählt, wo er sich der liberalen Partei anschloß und für Reformen der Verfassung und Gesetzgebung kräftig eintrat. 1818—24 war er Professor des Rechts und der allgemeinen Politik in Haileybury; 1827 wurde er zum Mitglied des Geheimen Rats und 1830 zum Kommissar im Indischen Kontrollamt ernannt. Unter seinen Schriften sind die »Dissertation on the progress of ethical philosophy« (Lond. 1830, 10. Aufl. 1872) und die »History of England«, bis 1572 (das. 1830, 3 Bde.; neue Ausg. 1853, 2 Bde.), sowie die unvollendete »History of the revolution in England in 1688« (das. 1834) hervorzuheben. Seine »Miscellaneous works« erschienen 1846 in 3 Bänden (3. Aufl. 1854); sein Leben beschrieb sein Sohn (Lond. 1835, 2 Bde.).

Macksche Dielen, s. Gipsdielen.

Mac L., bei naturwissenschaftl. Namen für William Sharp Mac Leay (spr. mäcklī), engl. Entomolog, geb. 1792, gest. 1865, bereiste Vandiemensland.

Maclaurinsche Reihe, s. Taylorsche Reihe.

Maclay-Küste, Küstenstrich im Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), vom Konstantinhafen bis Kap König Wilhelm, benannt nach dem russischen Reisenden Miklucho Maclay.

Macleod (spr. mäcklaud), Henry Dunning, engl. Nationalökonom, geb. 1821 in Edinburg, widmete sich zunächst der juristischen Laufbahn und wurde in der Folge durch einen Prozeß, mit dem er 1854 beschäftigt war, zu eingehendem Studium der Theorie des Kredits veranlaßt. Daraus ging hervor seine »Theory and practice of banking« (1855—56, 2 Bde.; 5. Aufl. 1892—93). Dieser folgten »The elements of political economy« (1858; neue Ausg. u. d. T.: »Principles of economical philosophy«, 1873, 2 Bde.), »Elements of banking« (1876, neue Ausg. 1891), »Elements of economics« (1881—86, 2 Bde.), die »Theory of credit« (1889—91, 2 Bde., Bd. 1 in 2. Aufl. 1893) und »Bimetallism« (1894). Von seinem »Dictionary of political economy« erschien nur der 1. Band (1863). Nach M. ist der Kredit ein selbständiges Kapital neben dem Geld, welches Gegenstand der Forderung ist. Diese praktisch nicht unbedenkliche Idee wurde in Deutschland von Knies und Böhm-Bawerk mit Erfolg bekämpft.

Maclise (spr. mäcklīs'), Daniel, engl. Maler, geb. 25. Jan. 1811 zu Cork in Irland, gest. 25. April 1870 in Chelsea, studierte auf der Kunstschule in Cork, kam 1828 auf die Londoner Akademie und trat zuerst 1829 auf der Ausstellung mit einem Malvolio auf. 1831 gewann er die goldene Medaille für sein Gemälde: Wahl des Herkules. Auch lieferte er für »Frazer's Magazine« zahlreiche Skizzen und Karikaturen sowie viele Bilder zu Dichtungen. 1844 und 1855 besuchte er Paris und in letzterm Jahre Italien. 1857 vollendete er eine Galerie von Skizzen aus der Geschichte der normännischen Eroberung Englands; 1859 ging er nach Berlin, um die Stereochromie zu studieren, und malte in dieser Manier die großen Wandgemälde: die Begegnung Blüchers und Wellingtons bei Belle-Alliance und Nelsons Tod (1864 vollendet) in der Royal Gallery. M. war auch ein geschätzter Bildnismaler. Vgl. O'Driscoll, Memoir of D. M. (Lond. 1871).

Maclūra *Nutt.* (Färbermaulbeerbaum), Gattung aus der Familie der Moraceen mit der einzigen Art M. aurantiaca *Nutt.* (Osagedorn, Osageorange, s. Tafel »Farbepflanzen«, Fig. 11), einem dornigen Baum in Arkansas und Louisiana, mit gelbem Holz, eirund-lanzettförmigen Blättern und zweihäusigen Blüten, von denen die männlichen in Kätzchen oder Trauben, die weiblichen auf einem rundlichen, gemeinschaftlichen Blütenboden stehen; aus letzterm entwickelt sich durch Verwachsen der einzelnen Scheinfrüchte eine unregelmäßig runde, orangefarbene Sammelfrucht von 2,5—5 cm Durchmesser, welche in Amerika allgemein gegessen wird. Das meist lebhaft gelbbraune Kernholz kommt in oft mehrere Zentner schweren Klötzen als Gelbholz (gelbes Brasilienholz, alter Fustik) in den Handel, enthält Morin und Maclurin und dient zum Färben. Das Laub dient als Seidenraupenfutter.

Maclurīn, s. Gelbholz.

Mac Mahon (spr. mack ma-öng), Marie Edme Patrice Maurice de M., Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich, geb. 13. Juni 1808 in Sully bei Autun aus einer altirischen Familie, welche nach dem Sturz der Stuarts nach Frankreich auswanderte, gest. 17. Okt. 1893 auf Schloß La Forêt, trat 1825 in die Kriegsschule von St.-Cyr, zeichnete sich 1837 bei dem Sturm auf Konstantine aus, wurde 1848 zum Brigadegeneral ernannt und mit der Verwaltung der Provinz Oran und später der Provinz Konstantine betraut. Seit 1852 Divisionsgeneral, kehrte er 1855 nach Frankreich zurück, erhielt den Befehl der 1. Division in Bosquets Korps in der Krim und nahm am Sturm auf den Malakowturm 8. Sept. teil, worauf er die Senatorwürde erhielt. Nachdem er 1857 gegen die Kabylen gefochten und ihm 1858 der Oberbefehl über die Land- und Seemacht Algeriens übertragen worden war, befehligte er im italienischen Kriege das 2. Armeekorps und gab mit demselben bei Magenta (4. Juni 1859) durch einen rechtzeitigen Angriff auf Magenta in der rechten

Flanke der Österreicher den siegreichen Ausschlag. Noch auf dem Schlachtfeld ward er zum Marschall und zum Herzog von Magenta ernannt. Auch an der Schlacht bei Solferino (24. Juni 1859) hatte er rühmlichen Anteil. 1864 ward er Pélissiers Nachfolger als Gouverneur von Algerien. 1870 erhielt er das Kommando des 1. Korps, mit dem Hauptquartier in Straßburg. Als Napoleon seine Angriffspläne aufgab, ging M. nach Zabern zurück, zog eine Division des 7. Korps von Félix Douay an sich und nahm nach dem Gefecht bei Weißenburg (4. Aug.) eine vortreffliche Verteidigungsposition bei Wörth ein. Hier schlug er mit großer Tapferkeit die blutige Schlacht von Wörth (s. d.), ward jedoch besiegt und zum Rückzuge genötigt. M. sammelte die Überreste seines Korps hinter den Vogesen und führte sie mit großer Schnelligkeit nach Châlons, wo ihm der Oberbefehl über die dort nach und nach vereinigten Korps: 1, 5 und 7, die notdürftig reorganisiert wurden, und das neuformierte 12. Korps zufiel. Er erhielt von der Regentschaft in Paris den Auftrag, mit dieser etwa 120,000 Mann zählenden Armee nach Metz aufzubrechen, um dem in Metz eingeschlossenen Bazaine die Hand zu reichen und den Krieg in den Rücken des Gegners zu spielen. Er begann 23. Aug. den Marsch auf Metz, aber so unentschlossen und langsam, daß die deutschen Armeen die berühmte Rechtsschwenkung machen und ihn nach der belgischen Grenze drängen konnten. Als M. Metz aufgab und nach Mézières zurückweichen wollte, war es zu spät. Er wurde auf Sedan geworfen und hier 1. Sept. angegriffen. Früh am Morgen durch einen Granatsplitter am Schenkel verwundet, mußte er die Leitung der Schlacht an Ducrot abgeben, wodurch ihm die schmerzliche Pflicht, die Kapitulation zu unterzeichnen, erspart blieb. Er geriet mit der übrigen Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft. Der allgemein bekannten Rechtschaffenheit und fleckenlosen Reinheit seines Charakters, dann auch seiner oft bewiesenen glänzenden Tapferkeit hatte es M. zu verdanken, daß er nach Abschluß des Waffenstillstandes mit dem Oberbefehl der »Armee von Versailles« betraut wurde, um die »Kommune« in Paris niederzuwerfen. Auch nach glücklicher Unterdrückung dieses Aufstandes (vgl. seinen Bericht: »L'armée de Versailles depuis sa formation jusqu'à la complète pacification de Paris«, Par. 1871) behielt er das Kommando der Armee von Versailles und Paris. Seine Loyalität und scheinbare politische Neutralität ließ ihn der monarchischen Koalition für das Amt des Präsidenten der Republik geeignet erscheinen, um unter seinem Schutz die Restauration des bourbonischen Königtums ins Werk zu setzen. M. ging darauf ein und nahm die nach Thiers' Sturz 24. Mai 1873 auf ihn gefallene Wahl an. Indes trotz aller Unterstützung von seiten des neuen Präsidenten mißlang die Restauration infolge des Starrsinns des Grafen Chambord, und M. sicherte sich nun eine starke Exekutive durch die von der Kammer 20. Nov. 1873 bewilligte Verlängerung seines Präsidiums auf sieben Jahre, das sogen. Septennat. Als er aber 16. Mai 1877, von seiner reaktionären Umgebung bewogen, das gemäßigte Ministerium Simon fortschickte und durch Broglie und Fourtou antirepublikanische Neuwahlen betreiben ließ, ja sogar für die ministeriellen Kandidaten persönlich eintrat, verlor er sein Ansehen. Die Neuwahlen fielen gegen ihn aus, und weil er weder einen Staatsstreich machen, noch zurücktreten wollte, mußte er 14. Dez. sich der Entscheidung des Landes unterwerfen und wieder ein streng republikanisches Ministerium annehmen. Da ihm aber seine Lage unerträglich war, nahm er das Verlangen der Minister nach Absetzung mehrerer Waffengefährten zum Anlaß, um 30. Jan. 1879 seine Entlassung einzureichen und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Eine Bildsäule wurde ihm in Paris errichtet, eine andre 1895 auf dem Schlachtfelde von Magenta feierlich enthüllt. Vgl. E. Daudet, Souvenirs de la présidence du maréchal de M. (2. Aufl., Par. 1880), die Biographien von Grandin (1893), Hennet (1894), Montbrillant (1894) u. a.

Mac Master, John Bach, amerikan. Historiker, geb. 29. Juni 1852 in Brooklyn, studierte in New York, ward 1877 Lehrer in Princetown und 1883 Professor der amerikanischen Geschichte an der Pennsylvania-Universität in Philadelphia. Er schrieb: »History of the people of the United States« (1873), ein populäres Werk; die auf 5 Bände berechnete »History of the people of the United States from the Revolution to the civil war« (Bd. 1—3, New York 1883—92); »Benjamin Franklin as a man of letters« (Boston 1887); »Pennsylvania and the federal constitution« (mit Stone, Philad. 1888).

Macmillan (spr. mäckmillen), Daniel, engl. Verlagsbuchhändler, geb. 13. Sept. 1813 auf der Insel Arran, gest. 27. Juni 1857, gründete 1843 gemeinsam mit seinem Bruder Alexander (geb. 1818 zu Irvine in Schottland) in London unter der Firma »D. u. A. Macmillan« ein Verlagsgeschäft, das noch in demselben Jahre nach Cambridge, 1863 aber nach London zurückverlegt wurde. Die Firma ward 1850 in »Macmillan u. Komp.« geändert. Daniels Söhne: Frederick, geb. 1851, und Maurice, geb. 1855, traten 1874, bez. 1879, Alexanders Sohn George Austin, geb. 1855, ebenfalls 1879 als Teilhaber ins Geschäft, in das schon 1865 George Lillie Craik (geb. 1837 in Glasgow) als Mitbesitzer eingetreten war. Außer periodischen Unternehmungen, wie die Monatsschrift »Macmillan's Magazine« (seit 1859), die Wochenschrift »Nature« (seit 1869), umfaßt der reichhaltige Verlag besonders Naturwissenschaften (Huxley, Foster, Geikie, Roscoe u. a.), Geschichte und Litteratur (Green, Freeman, Morley, Bryce, Blackie u. a.), Ausgaben griechischer und römischer Klassiker und vereinigt auch auf belletristischem Gebiet hochberühmte Namen (Tennyson, Clough, Kingsley, Austin, Th. Hardy, Oliphant, Th. Hughes u. a.) neben geschätzten Sammelwerken, wie »The Globe Library«, »Golden Treasury Series« u. a. Vgl. Hughes, Memoir of Daniel M. (Lond. 1882).

Macomb (spr. mäkum oder -kōm), Hauptstadt der Grafschaft McDonough im nordamerikan. Staat Illinois, hat ein College, eine Normalschule, Fabriken und (1890) 4052 Einw.

Macon (spr. mēk'n), 1) Hauptstadt der Grafschaft Bibb des nordamerikan. Staates Georgia, an dem von hier ab schiffbaren Ocmulgee, Bahnknotenpunkt, mit prächtigem Park, dem Mercer College (Baptisten), wesleyanischem Frauencollege, katholischem Pio Nono College, der Lewis High School für Farbige, Blindenschule, Fabrikation von Strickwaren, Eis, Biskuits, Dungmitteln, Maschinenbau und Eisengießerei, Handel mit Materialwaren, Kleidern, Baumwolle und (1890) 22,746 Einw. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Missouri, Bahnknotenpunkt, hat eine große Wagenfabrik, ausgedehnten Handel und (1890) 3371 Einw.

Maçon (franz., spr. -ßöng), Maurer, zuweilen für Franc-maçon, Freimaurer; Maçonnerie, Maurerhandwerk, Bauamt, auch Freimaurerei (Franc-maçonnerie).

Mâcon (spr. makóng), Hauptstadt des franz. Depart. Saône-et-Loire, 180 m ü. M., am rechten Ufer der Saône, über die eine alte Brücke führt, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, ist im ganzen eng gebaut, hat neu angelegte Promenaden und Kais, eine Kathedrale St.-Vincent (von 1816), Ruinen der alten, während der Revolution zerstörten Kathedrale, eine neue Kirche St.-Pierre im romanischen Stile (von 1866), ein Stadthaus, ein Standbild Lamartines (in Milly bei M. geboren), ein Handelsgericht, eine Handelskammer, ein Lyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Mädchenlyceum, eine Gesellschaft der Wissenschaften, Bibliothek und Museum, zwei Hospitäler, Fabrikation von Kupfer- und Eisengußwaren, Werkzeugen, Uhren, Papier, Öl, Konfitüren, Handel mit Wein, Käse etc. und (1891) 18,497 Einw. — Es ist das alte Matisco, eine Stadt der Äduer, und bildete seit dem 10. Jahrh. mit seinem Gebiet, der Landschaft Mâconnais, eine eigne Grafschaft. 1228 ward die Stadt an Ludwig IX. verkauft und blieb seitdem fast ununterbrochen Eigentum der Krone. Seit dem 6. Jahrh. bis 1802 war sie Bischofsitz. Aus der Römerzeit finden sich noch Reste eines Triumphbogens und eines Janustempels. Vgl. Graf La Rochette, Histoire des évêques de M. (Mâcon 1866—67, 2 Bde.). — Der auf den südlich von der Stadt belegenen Hügeln wachsende rote Wein ist in Frankreich als guter Tischwein sehr beliebt. S. Burgunderweine.

Mâconnais (spr. makonnä), s. Mâcon.

Macoya, s. Acrocomia.

Macpherson (spr. mäckförß'n), James, schott. Schriftsteller, geb. 1736 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß, gest. 17. Febr. 1796 auf seinem Landgut Belleville in Schottland, studierte in Aberdeen und Edinburg Theologie, wurde mit dem Dramatiker Home bekannt und gab auf seine Anregung »Fragments of ancient poetry collected in the Highlands« heraus (1760), die viel Aufsehen erregten. M. behauptete, diese Lieder in den Hochlanden keltisch gehört und nur ins Englische übersetzt zu haben. Schottischer Nationalstolz ermöglichte ihm dann zwei größere Reisen in die Hochlande, als deren Früchte die Epen »Fingal« (1762) und »Temora« (1763) erschienen. Während diese in ganz Europa gelesen und bewundert wurden, erwachte in ihrer Heimat sofort der Zweifel an ihrer Echtheit. M. will die Originale eine Zeitlang bei seinen Verlegern in London zu allgemeiner Besichtigung hinterlegt haben und wendete sich dann der politischen Thätigkeit zu. Er wurde 1764 Sekretär beim Gouverneur von Westflorida, diente, nach London zurückgekehrt, der Regierung als politischer Schriftsteller und saß 1780—90 im Parlament. Schließlich kehrte er in seine Heimat zurück, bestimmte sich im Testamente selbst ein Denkmal und wurde im Poetenwinkel der Westminster-Abtei begraben. Jetzt entbrannte der Streit aufs neue, da seine von der Highland Society 1807 herausgegebenen Originale sich als zum Teil fehlerhafte Übersetzungen des englischen Textes ins Keltische erwiesen. Die Skeptik gegen ihn fand den besten Ausdruck in dem Schriftchen von Talvj (Therese Robinson: »Die Unechtheit der Lieder Ossians«, Leipz. 1840). Dagegen haben neuere Veröffentlichungen und Liederaufzeichnungen ergeben, daß der weitaus größere Teil der Charaktere, Geschehnisse u. Stileigentümlichkeiten doch echt ist, nur von M. weiter gesponnen und mit Elementen aus der Bibel, Milton, Homer u. a. frei kombiniert. Vgl. Archibald Clerks Ausgabe der »Poems of Ossian« (Lond. 1870, 2 Bde.); Saunders, Life and letters of James M. (das. 1894).

Macq., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Jean Macquart (spr. makār), franz. Entomolog, geb. 1778 in Lille, gest. daselbst 1855 als Direktor des naturhistorischen Museums, schrieb: »Histoire naturelle des insectes. Diptères« (Par. 1834—35, 2 Bde.); »Diptères exotiques nouveaux ou peu connus« (das. 1838—48, 2 Bde. und 2 Suppl.); »Insectes diptères du Nord de la France« (das. 1826—1833, 5 Bde.).

Macquarie (spr. mäkwórri), 1) brit. Insel im südwestlichen Teil des Stillen Ozeans, unter 54° 44' südl. Br. und 159° 49' östl. L. v. Gr., zu Tasmania gehörig, 440 qkm (8 QM.) groß, mit 500 m hohen kahlen Bergen, ohne Ankerplatz und unbewohnt, aber reich an Robben. Von den benachbarten kleinen Felseninseln liegen der Judge and his clerk nördlich, der Bishop and his clerk südlich von M. — 2) Fluß in Australien, s. Darling.

Macquibeeren (Maquibeeren), s. Aristotelia.

Macrauchenia, fossiler Unpaarzeher, s. Huftiere (I. Unpaarzeher, 2. Familie).

Macready (spr. mäckrīdi), William Charles, engl. Schauspieler, geb. 3. März 1793 in London, gest. 27. April 1873 in Cheltenham, spielte bis 1814 in der Truppe seines Vaters im mittlern England, ging dann nach Dublin und Edinburg und erschien 1816 auf dem Coventgarden-, 1823 auf dem Drurylane-Theater zu London. Nachdem er 1826 Amerika und 1828 Paris besucht, übernahm er die Leitung des Haymarket-Theaters in der Absicht, das in Verfall geratene klassische Drama wieder zu beleben. Er reinigte die Dramen Shakespeares von den mancherlei Änderungen, durch die sie entstellt waren, und stellte die großen Charaktere dieser Dramen mit voller Wahrheit dar. 1843 ging er zum zweiten-, 1848 zum drittenmal nach New York, wo sein Auftreten auf dem Astor-Theater einen von den Freunden des amerikanischen Tragöden Forrest angestifteten blutigen Pöbelaufstand veranlaßte. Nach seiner Rückkehr spielte er auf dem Drurylane-Theater, nahm aber 1851 Abschied von der Bühne. Vgl. Macreadys »Reminiscences« (hrsg. von Pollock, Lond. 1875, 2 Bde.) und seine Biographie von Archer (1890) und Price (1895).

Macrianus, M. Fulvius, einer der sogen. römischen dreißig Tyrannen, ließ sich nach glücklichen Erfolgen über die Perser 261 n. Chr. mit seinen beiden Söhnen Macrianus und Quietus im Orient als Kaiser ausrufen, zog mit dem erstern an der Spitze eines Heeres von 30,000 Mann gegen den Kaiser Gallienus, konnte aber gegen dessen Feldherrn Aureolus nichts erreichen und fand nebst seinem Sohne in Illyrien seinen Tod. Quietus wurde von dem Palmyrenerfürsten Odänathus beseitigt.

Macrinus (M. Opellius), röm. Kaiser (der erste aus dem Ritterstand), gebürtig aus dem numidischen Cäsarea, hatte sich zum Praefectus praetorio aufgeschwungen, begleitete den Kaiser Caracalla auf seinem Feldzug gegen die Parther und wurde nach dessen hauptsächlich durch ihn angestifteten Ermordung 217 von den Legionen in Edessa zum Kaiser ausgerufen und auch vom Senat anerkannt. Den Krieg mit den Parthern beendete er in einer für den

römischen Namen unwürdigen Weise und reizte dadurch und durch unzeitige Strenge das Heer gegen sich auf; ein Teil fiel daher dem gegen ihn auftretenden Bassianus (Heliogabalus), einem Enkel der Mutterschwester Caracallas, zu, und als M. gegen ihn zog, wurde er 8. Juni 218 bei Antiochia geschlagen und auf der Flucht zu den Parthern in Kappadokien mit seinem neunjährigen Sohne Diadumenianus, den er zum Mitregenten ernannt hatte, hingerichtet.

Macrobius, Ambrosius Theodosius, lat. Schriftsteller, verfaßte im Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. einen Kommentar zu Ciceros »Somnium Scipionis« (aus dem 6. Buch »De re publica«) in 2 und ein antiquarisches Sammelwerk in 7 Büchern, worin in der Form von Tischgesprächen bei einer Saturnalienfeier (daher der Titel »Saturnalia«) zahlreiche historische, mythologische, grammatische und antiquarische Gegenstände behandelt werden. Dasselbe enthält wertvolle Notizen aus verlornen Schriftstellern. Ausgaben von Jan (Quedlinb. 1848—52, 2 Bde.) und Eyssenhardt (2. Aufl., Leipz. 1893). Vgl. Linke, De Macrobii Saturnaliorum fontibus (Bresl. 1880); Wissowa, Desgleichen (das. 1880).

Macrocheilus, s. Schnecken.

Macrocheira, s. Krabben.

Macrochīres, eine Ordnung der Vögel, s. Segler.

Macrocystis *Ag.*, Algengattung der Brauntange (Phaeophyceae) aus der Familie der Laminariaceen, mit riesenhaftem, in wurzel-, stengel- und blattartige Teile gegliedertem Thallus, der mit Schwimmblasen versehen ist und unregelmäßig auf den Blättern zerstreute Fruchthäufchen trägt. M. pyrifera *Ag.* (s. Tafel »Algen I«, Fig. 2), in der Südsee und im Indischen Ozean, 150—300 m lang, hält sich mit ihren zahlreichen, 60 cm langen Blättern, deren Luftblasen zum Schwimmen dienen, auf der Oberfläche des Meeres.

Macroglossa, s. Hummelschwärmer.

Macrolepidoptĕra (Großschmetterlinge), Gruppe der Schmetterlinge, umfaßt die Familien der Tagfalter, Schwärmer, Holzbohrer, Cheloniarier, Spinner, Eulen, Spanner.

Macroom (spr. mäkrūm), Marktstadt im Westriding der irischen Grafschaft Cork, am Sullane, 40 km westlich von Cork, mit Getreide- und Schweinehandel und (1891) 2933 Einw. In der Nähe Macroom Castle, Landsitz des Earl von Bantry.

Macrŏpus, das Känguruh.

Macrŏpus (Macropodus), Fischgattung, s. Großflosser.

Macroscelides, s. Rohrrüßler.

Macte! (lat.), Heil! Glück zu!

Macūba, feiner Schnupftabak mit Veilchengeruch, nach einem Bezirk auf Martinique benannt.

Macugnaga (spr. -kunjāga), Gemeinde in der ital. Provinz Novara, Kreis Domodossola, 1559 m ü. M., am Ostfuß des Monte Rosa im obersten Anzascathal gelegen, besteht aus 16 kleinen Weilern, hat Goldbergbau und (1881) 718 Einw. deutschen Ursprungs.

Macugnagagletscher, s. Monte Rosa.

Macūla (lat.), Fleck; M. corneae, Hornhautfleck; M. hepatica, Leberfleck; M. lutea retinae, gelber Fleck in der Netzhaut (s. Auge); M. materna, Muttermal.

Maculātus (lat.), gefleckt.

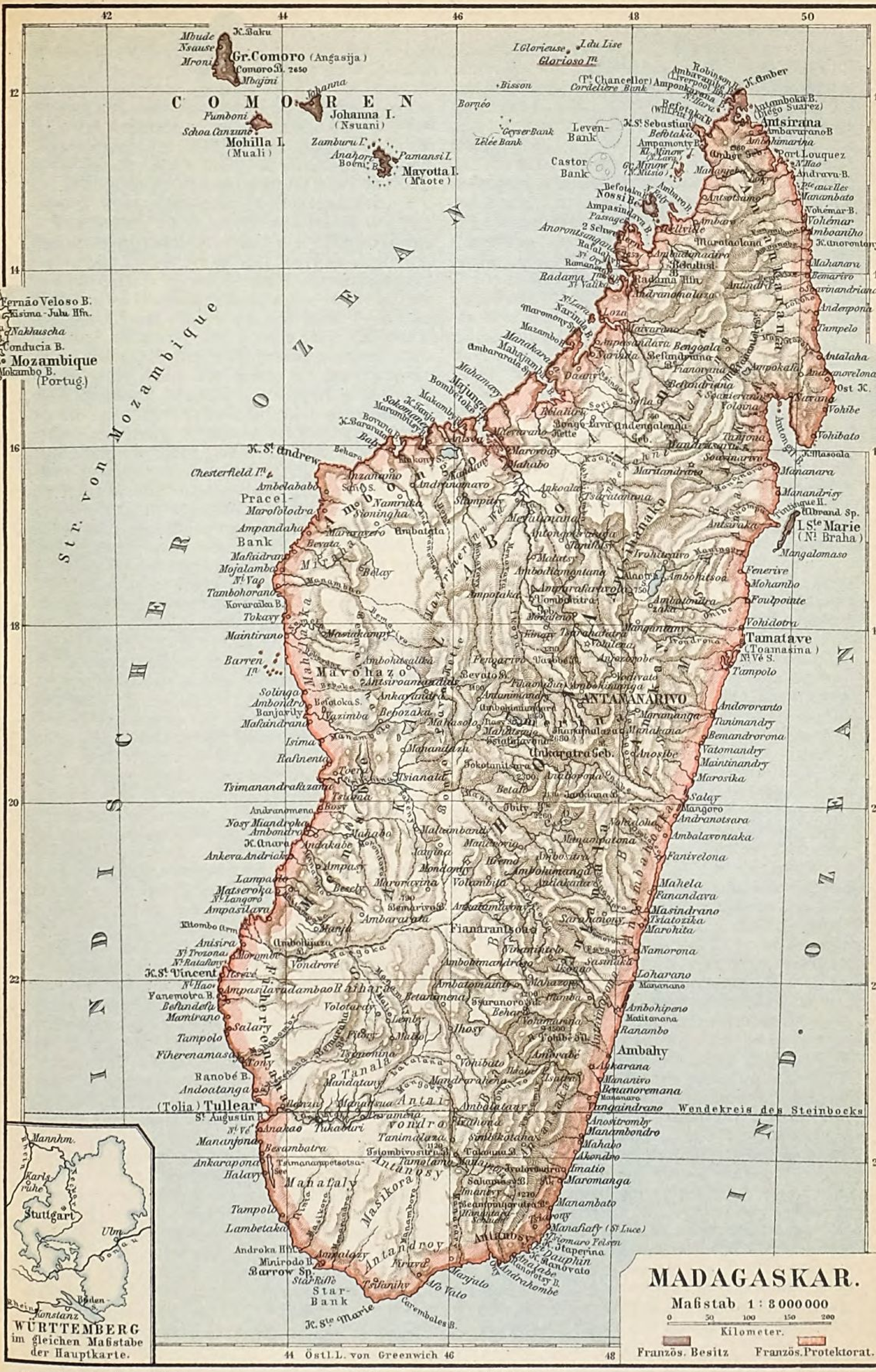
Macuta, gebräuchliche Währungseinheit im portugiesischen Guinea zu 50 Reis = 0,23085 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1); geprägt sind in Silber Stücke zu 12 (1789), 10, 8, 6, 4 und 2 M., die M. im Soll von 1,463 g 896 Tausendteile fein, aber nur = 19,945 Pfennig wert befunden. Kupfermünzen zu 2, 1, ½, ¼ und ⅛ M. Das 11/12 feine Gold-Milreis von 1,275 g aus 1755 wird = 20 M. gerechnet.

Mád (spr. mād), Markt im ungar. Komitat Zemplin, Hauptort der Hegyalja und als M.-Zombor Station der Bahnlinien Debreczin-Miskolcz und Szerencs-Marmaros-Sziget, mit Schwefelquelle, vorzüglichem Weinbau (s. Tokay), Weinhandel und (1890) 3480 magyarischen Einwohnern.

Madách (spr. máddätsch), Emerich, ungar. Dichter, geb. 21. Jan. 1823 zu Alsó-Sztregova im Neográder Komitat, gest. 5. Okt. 1864 in Balassa-Gyarmath, wurde nach dem üblichen Studiengang Vizenotar, dann Oberkommissar in seinem Heimatskomitat, nahm, durch Krankheit verhindert, am Revolutionskrieg nicht teil, wurde aber dennoch, weil er einem Flüchtling Unterkunft gewährt, im August 1852 in Haft genommen und erst nach Jahresfrist wieder freigelassen. Gegen häusliches Mißgeschick suchte er Trost in der Poesie und schrieb sein aus Goethe-, Byron- und Schopenhauer-Reminiszenzen hervorgegangenes philosophisches Gedicht »Az ember tragoediája« (»Die Tragödie des Menschen«, 1861; deutsch von Dietze, Pest 1865; von Siebenlist, Preßb. 1886; von Sponer, Leipz. 1887; von von der Lech in Reclams Universalbibliothek; von Ludwig Dóczi, Stuttg. 1890), worin er die Geschicke der Menschheit vom Anfang bis zur Gegenwart darstellt u. ziemlich pessimistische Ansichten verrät. Infolge dieses Werkes, das mit großer Begeisterung aufgenommen wurde und in E. Paulays Bühnenausgabe (1883; übersetzt von A. Fischer, 2. Aufl., Leipz. 1886) ein beliebtes Repertoirestück des ungarischen Nationaltheaters ist, auch in Deutschland nach O. Blumenthals Bearbeitung aufgeführt wurde, wählte ihn die Kisfaludy-Gesellschaft 1862, die ungarische Akademie 1863 zum Mitglied. Eine Sammlung seiner Werke, die im übrigen aus lyrischen Gedichten und dramatischen Fragmenten bestehen, veranstaltete Paul Gyulai (Budapest 1880, 3 Bde.).

Madagaskar (hierzu die Karte »Madagaskar«), bei den Eingebornen Nosin Dambo (»Insel der wilden Schweine«) genannt, zu Afrika gehörige Insel, von der Ostküste des Kontinents durch den Kanal von Mosambik getrennt, erstreckt sich mit ihrer Längsachse (1515 km) von NNO. (Kap Amber 11° 57' südl. Br.) nach SSW. (Kap Ste.-Marie 25° 39' südl. Br.), während ihre größte Querachse (600 km) von Kap Tsingilifily oder St. Vincent (43° 19' östl. L. v. Gr.) bis Kap Antsirakosy oder Angontsy (50° 27') reicht (s. Karte). M. ist die drittgrößte Insel der Erde (nach Neuguinea und Borneo) und hat ein Areal von 591,563 qkm (10,743 QM.).

[Physische Geographie.] Die südwestliche und mehr noch die nordwestliche Küste werden von mächtigen Korallenriffen umsäumt; sehr ausgedehnt ist auch das nordöstliche Riff zwischen Kap Amber und Tamatave, das auch die Insel Ste.-Marie einschließt. Bedeutendere fjordartige Einbuchtungen hat die Nordwestküste in der William Pitt-, Ambaro-, Passandawa-, Bafala-, Narinda-, Mahayamba-, Bombetoka- und Bali-Bai, die Südwestküste in der Fanemotra- u. St. Augustin-Bai, an der Nordspitze dringen von O. her die ausgezeichnete Antonibai (mit Diego Suarez) und Port Louquez, weiter südlich an der Ostküste die Antongilbai tief ins Land. Unbedeutender ist eine Reihe von Einschnitten südlich von 19° südl. Br. Der schmale, flache Küstenstrich ist hier charakterisiert durch zahlreiche kleine Küstenseen, die durch Kanäle verbunden sind und eine 485 km lange Schiffahrtsstraße bilden.


MADAGASKAR.
Maßstab 1 : 8000000
0 50 100 150 200
Kilometer.
Französ. Besitz
Französ. Protektorat.
Östl. L. von Greenwich
COMOREN
Gr. Comoro (Angasija)
Johanna I. (Nsuani)
Mohilla I. (Muali)
Mayotta I. (Maote)
Glorioso In.
Str. von Mozambique
Mozambique (Portug.)
INDISCHER OZEAN
IND. OZEAN
Antsirana (Diego Suarez)
K. Amber
Nossi Be
Majunga
K. St. Andrew
Maintirano
ANTANANARIVO
Tamatave (Toamasina)
I. Ste Marie (Nl. Braha)
Fianarantsoa
Ankaratra Geb.
(Tolia) Tullear
St. Augustin B.
Wendekreis des Steinbocks
Barrow Sp.
Star-Bank
K. Ste Marie
Fort Dauphin
Mananjary
Antongil B.
Vohémar
WÜRTTEMBERG im gleichen Maßstabe der Hauptkarte.
Stuttgart
Ulm
Mannhm.
Karlsruhe
Konstanz
42
44
46
48
50
12
14
16
18
20
22
24

die vor der an der Ostküste entlang ziehenden heftigen Meeresströmung durch schmale Nehrungen gesichert ist. Im übrigen ist die Küste im N. sehr felsig, im S. flach und sandig und die Annäherung sehr gefährlich. Am Nordwestrand liegt eine Reihe kleiner, von den Franzosen seit 1841 besetzter Inseln: Nossi Bé, Nossi Cumba, Nossi Mitsu, Nossi Lava, Baturala und Matify, an der Nordspitze die schöne Bai von Diego Suarez, an der Ostküste die Insel Ste.-Marie.

Das Innere Madagaskars wird erfüllt von fünf Gebirgsketten, welche sämtlich von NNO. nach SSW. verlaufen. Doch ist der Abstand dieses Kettengebirges von den beiden Meeresküsten ein sehr verschiedener. Während die östliche Küstenebene nur 100—120 km breit ist, erstreckt sich die westliche durch 3—4 Längengrade. Die erste Gebirgskette, von W. gerechnet, ist niedrig, die zweite, Bemaraha genannt, ist anfangs schmal, bildet aber später mit der ersten eine weite Hochebene. Die Mitte der Insel wird von N. her bis zum 22.° von einem wesentlich aus Gneis und Granit gebildeten Hochlande eingenommen, dessen durchschnittliche Höhe 1200—1500 m beträgt. An diesen alten Kern legen sich im W., S. und SO. breite, der Küste parallel verlaufende Zonen von Sandstein und Kalkstein unbekannten, vermutlich mesozoischen Alters und eocäne Ablagerungen (Nummulitenkalk 2c.), flach gelagert und in mehreren Stufen allmählich zur Küste hin sich abdachend, an. Diese Bildungen fehlen dem steiler zum Meere hin abfallenden Ostrande. Dem Hochlande sind, besonders in dem mittlern, östlichen und nördlichen Teile, vulkanische Berge aufgesetzt. So liegt südwestlich von Antananarivo die Gruppe von Ankarat, aus 5 vulkanischen Kegeln bestehend; sie sind die höchsten Berge von M. (der höchste von ihnen, Tsiafadjavona, erreicht 2622 m). Nordwestlich von diesen, am See Itasy, befindet sich ein ausgedehntes vulkanisches Gebiet mit zahlreichen Kratern. Auch weiter südwärts sind vulkanische Bildungen in großer Ausdehnung bekannt, und nordwärts lassen sie sich in sporadischen Vorkommnissen bis zu dem großen vulkanischen Tafelberge Voambohitra und zu dem gewaltigen Vulkan Katowla in der Passandavabucht verfolgen, von wo sie sich dann in ununterbrochenem Zusammenhang bis zum Mont Amber an der Nordspitze fortsetzen. Die Vulkane sollen zum Teil noch in historischer Zeit thätig gewesen sein. Daß in der That die vulkanischen Kräfte noch nicht ganz erloschen sind, beweisen leichte, jährlich vorkommende Erdstöße und mehrere heiße Quellen. Die größern Ebenen und breitern Thäler des mittlern M. beherbergen in Absätzen ehemaliger Seebecken zahlreiche Überreste von frühern Landbewohnern, so von Flußpferden, Riesenschildkröten und Straußvögeln. Ein großer Teil des madagassischen Gebirgslandes ist kahl und öde, namentlich die ganze Hauptmasse der westlich von der großen Hauptkette sich hinziehenden granitischen Berge, aber in den von alten Seen und Morästen gebildeten Thaleinschnitten wuchert auch hier üppiger Wald, und die Reiskultur findet günstigen Boden. Diese Gebirgsgegend ist das Quellgebiet zahlreicher Flüsse, deren beträchtlichste naturgemäß zur Westküste abfließen; einige durchbrechen in schluchtenartigem Lauf die östlichen Gebirgsketten und weisen meist zahlreiche Fälle und Stromschnellen auf. Dies ist durchweg der Fall bei den zum Ostrand abfließenden Antanambalana, Mananara, Maningory, dem Abfluß des Alaotrasees, dem Mangoro mit dem Onibe, Mananjara und dem Matitana, der einen Fall von 180 m bildet. An der Südküste münden der Mandrereh und Menarandra, an der Westküste der St. Augustin oder Onitani, Mangoka, der mit seinen zahlreichen Quellflüssen ein Gebiet von 50,000 qkm entwässert, der Tsijobonina, in den der Tasysee abfließt, der Manambolo, Mandscharay, der Betsiboka (mit dem Ikopa), der 145 km aufwärts von seiner Mündung mit kleinen Dampfern befahren werden kann, endlich Ambondro und Sofia. Die Seen sind weder zahlreich noch groß. Die bedeutendsten sind der 20 km lange, 3 km breite Alaotra, nordöstlich von Antananarivo, in einer 60 km langen und 30 km breiten, sumpfigen Ebene, der 13 km lange Tasy oder Itasianaka, westlich von der Hauptstadt, der Kinkony und Andranomena, die beiden vom Meer abgeschnittenen Salzseen Hertry und Tsimananpesotra im SW., endlich die schon erwähnten Lagunen der Ostküste. Sie alle, wie die meisten Flüsse, beherbergen zahlreiche Krokodile.

Der **Mineralreichtum** der Insel ist noch wenig bekannt, da die Gesetze der Hova das Suchen nach Metallen unter schweren Strafen verbieten. Sehr weit verbreitet sind Eisenerze (zumal Magneteisenstein), die sich namentlich im zentralen Plateau finden; auch Kupfer, Silber, Antimon, Mangan, Gold, Graphit, Schwefel, Steinsalz und Salpeter kommen vor. Von Edelsteinen liefert M. schöne Bergkristalle, Beryll, Triphan, Turmalin 2c. Salz-, Eisen- und Schwefelquellen von hoher Temperatur sind häufig.

Das **Klima** ist an der Küste heiß und ungesund, im höhern Innern aber, wo sich die höchsten Berge im Winter zuweilen mit Schnee bedecken, auch Europäern zuträglich. Vom April bis Mitte November weht der Südostpassat, dann der Südwestmonsun. Beim Monsunwechsel treten heftige Gewitter auf. Die Regenzeit dauert im allgemeinen vom Oktober oder November bis April. Die Ostseite ist regenreicher, da dort der Südostpassat ein Regenwind ist. Die Temperatur dürfte im Meeresniveau im Januar zwischen 24 u. 27°, im Juli zwischen 21 u. 25° liegen (Jahresmittel etwa 24—27°). Es lassen sich auf M. drei **Vegetationsregionen** unterscheiden: die der tropischen Niederungs- und Bergwaldformationen, die der im Innern des Landes auf dem Berglande gelegenen Savannen und die der trocknen Dornbuschformationen im Süden der Insel. Die erste Region besitzt an hervorragenden Pflanzentypen obeliskenähnliche Pandanus (P. obeliscus) von 18 m Höhe und fast meterdick am Grunde, mit 3—4 m langen Blättern in dichten Rosetten, ferner die Musacee Ravenala madagascariensis mit riesigen, zweizeilig gestellten Bananenblättern und die auf Ostafrika hinweisende Raphia Ruffia. Eine endemische Lythracee, Lagerstroemia, entstammt dem indischen Monsungebiet. Kautschuk liefern die Apocynaceen Vahea gummifera und V. crassipes. Im Bergsavannenlande zeigen Schwertlilien, wie Aristea, und die Erikaceen sowie die Gattung Wahlenbergia südafrikanischen Charakter. Gebaut werden die meisten tropischen Kulturgewächse, wie Baumwolle, Reis, Kaffee, Tabak und Zuckerrohr, daneben auch Kartoffeln, Mais, Hirse und Maniok. In Bezug auf seine **Tierwelt** ist M. so scharf charakterisiert, daß es vielfach als eine eigne Region angesehen wird, während es von andern als madagassische Subregion der äthiopischen Region bezeichnet wird. Es fehlen alle großen Säugetiere Afrikas, auch die Affen, völlig, dagegen ist M. die Heimat der Halbaffen, von welchen die Mehrzahl auf M. beschränkt ist. Charaktertiere sind ferner die Frettkatze (Cryptoprocta ferox) und eigentümliche Gattungen

von Nagetieren und Insektenfressern. Die Vögel gehören etwa zur Hälfte M. eigen an; ein Teil ist afrikanisch, aber eine ganze Anzahl afrikanischer Vogelfamilien (z. B. Pisangfresser, Nashornvögel, Bartkuckucke ɔc.) fehlen M. Die Reptilien zeigen den gleichen Charakter: das Fehlen afrikanischer Familien (z. B. Agamen, Warane, Amphisbänen) und das Vorhandensein eigner Familien; besonders bemerkenswert ist die große Menge der Chamäleons, welche M. aufweist. Von Amphibien fehlen Kröten, Salamander und Cöcilien; die Frösche schließen sich indischen und südamerikanischen Formen, die Käfer indisch-malaiischen und selbst australischen Arten an. Nach seiner bunt zusammengewürfelten Fauna erscheint M. als der letzte Rest eines alten Kontinents von ehemals bedeutender Ausdehnung, wofür hauptsächlich auch die paläontologischen Funde sprechen.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung wird auf 3,520,000 Seelen geschätzt. Die Madegassen, die sich selbst Malagassen nennen, bestehen aus verschiedenen Bevölkerungsbestandteilen. Im zentralen Imerina wohnen die malaiischen Hova; ihre aus Ostafrika stammenden 1 Mill. Nachbarn, die Betsileo, zählen 600,000, die Betsimaraka 400,000, die Sakalaven etwa 1 Mill. und die übrigen Völkerschaften nebst einigen Tausend Negern, dann Indiern, Arabern, Matua aus Mosambik und Suaheli 520,000 Seelen. Als Urbewohner betrachtet man die vielleicht schon ausgestorbenen Wazimba, Kimo und Kalio, letztere, wie es heißt, pygmäenhafte Wesen mit wolligem Haar. Negroid sind die Sakalaven (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 27) an der Westküste und Nordspitze, welche die übrigen Weststämme allmählich unterjocht und denselben den eignen Namen gegeben haben. An der Westküste leben außer afrikanischen Sklaven noch Araber, Inder und Suaheli, die alle sowie die Bara im S., die Tanala oder Waldleute mit fast unzugänglichen Bergorten, die Mahafoli, Antandroi, Antanossi noch von den Hova unabhängig sind. Diesen unterthan sind die ihnen verwandten Betsileo (»Unbesiegbare«) im S. des Ankaratragebirges und die Antsianaka am Alaotrasee, beide geschickte Weber in Seide und Wolle, Verfertiger schöner Teppiche, von Gold- und Silberarbeiten, dann die Sihanaka im nördlichsten Waldgürtel, die Betsimisaraka an der Ostküste sowie die Tonkai und Bezanozano, die als Träger fast ausschließlich den Verkehr zwischen der Küste und dem bergigen Innern vermitteln, die Antanala ɔc. Die Hova, das zivilisierteste, herrschende Volk, sollen nach ihren Überlieferungen vor 800 Jahren auf die Insel gekommen sein. Aber erst Mitte des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie sich von den Sakalaven unabhängig gemacht hatten, traten sie geschichtlich auf. Sie sind jetzt ein Mischvolk aus malaiischen und afrikanischen Elementen, mittelgroß (1,6 m), schlank und wohlgebaut, mit gerader oder gebogener, stumpfer Nase, großem Mund mit fleischigen Lippen und zurückweichendem Kinn. Die Männer schneiden das Haar kurz, so daß es bürstenartig emporsteht, oder sie lassen es einige Zentimeter lang. Um die Lenden wird ein Zeugschurz gewunden und darüber ein langer, breiter Überwurf, die Lamba, in schönen vollen Falten drapiert. Bei den Offizieren und höhern Beamten von Seide, ist er für die Adligen rot, für die andern weiß, auch mit roten oder bunten Streifen verziert. Die Beine bleiben nackt. An die Stelle dieser malerischen Kleidung treten jetzt leider häufig europäische Uniformen, Frack, lange Beinkleider, Lackstiefel. Die Wohnungen werden aus rotem Thon aufgemauert, das sehr steile, auf starken Pfählen ruhende Giebeldach deckt man mit Heu oder Binsen; eine ummauerte Bodenstelle dient als Herd, der Rauch entweicht durch Thür und Fenster. Die Ansiedelungen werden durch Palissaden oder Mauern eingeschlossen. Hauptnahrung ist der Reis, auch wird viel Fleisch genossen. Das Volk bedient sich der Löffel und Blätter, die Vornehmen haben europäisches Tafelgeschirr. Tabak wird meist nur geschnupft und gekaut. Die Ehe ist Geschäftssache, Vielweiberei sehr häufig. Keuschheit wird von den Mädchen nicht verlangt, Ehebruch aber bestraft. Die Sitte der Beschneidung verschwindet seit Einführung des Christentums mehr und mehr. Wie auch sonst in Afrika wird die Blutsverbrüderung, die Falotra, eifrig geübt. Von Charakter sind die Hova leidenschaftlich, empfindlich und rachsüchtig, zeigen sich aber äußerlich höflich und erheucheln lauernd eine kühle Indifferenz. Im Handel sind sie äußerst verschlagen, und an Zuverlässigkeit lassen sie viel zu wünschen übrig. Das Gerichtsverfahren beruhte auf Gottesurteilen, vornehmlich in dem Trinken des Tangena, eines Gifttrankes, wobei viel Betrug geübt wurde. Das Volk teilt sich in drei ziemlich scharf gesonderte Klassen: Andriana oder Adlige, Hova, den Mittelstand, und Andevo, Sklaven, meist von Kriegsgefangenen und afrikanischen Schwarzen abstammend, deren Zahl von einigen auf zwei Drittel der Gesamtbevölkerung geschätzt wird, doch sind seit 1879 alle eingeführten Sklaven für frei erklärt worden. Die Sprache gehört zur malaiisch-polynesischen Sprachfamilie, sie steht in engstem Zusammenhang mit der Sprache der Batta (s. d.) auf Sumatra. Daß sie durchaus keine Verwandtschaft mit afrikanischen Idiomen hat, wie behauptet wird, ist noch nicht erwiesen. Der grammatische Bau ist einfach. Man unterscheidet den Hova- und den Sakalavendialekt. Grammatiken veröffentlichten Weber (St.-Denis 1855) nebst drei Wörterbüchern, Ailloud (Par. 1872), Marin de Marre (das. 1876), Rahidy (das. 1895). Die frühere Religion war ein Wasserfetischdienst; jetzt bekennt sich ein großer Teil des Volkes wenigstens nominell zum Christentum. Es sind hier vier protestantische Missionsgesellschaften, drei englische und eine norwegische, thätig, von denen die Londoner die älteste u. bedeutendste ist. Zu ihr gehört auch die königliche Familie. Sie besitzen insgesamt 59 Hauptstationen mit 68 Missionaren und 327,459 Christen. Von Katholiken gibt es etwa 10,000 unter einem Bischof in Antananarivo. Durch die Mission ist die Regierung veranlaßt worden, den Schulzwang einzuführen; 1886 zählte man 1167 madegassische und 1026 Missionsschulen mit 299,291 Schülern. Es bestehen schon ein Lehrerseminar sowie einige höhere Schulen, in denen auch Englisch und Französisch gelehrt wird, auch mehrere Druckereien. Früher bedienten sich die Madegassen der arabischen Schriftzeichen, jetzt gebrauchen sie die europäischen (lateinischen).

Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Reis ist die Hauptfrucht des Landes, aber auch Baumwolle und Hanf sowie Tabak gedeihen gut, ebenso Kaffee in gewissen Lagen; in der Umgegend von Tamatave, Mahela und Mananzari haben Pflanzer aus Mauritius und Réunion Zuckerplantagen angelegt. Die Kartoffel wird sehr geschätzt, und die Kokospalme gibt einen außerordentlich reichen Ertrag, dagegen finden die in Imerina eingeführten Getreidearten (Weizen, Gerste, Hafer) wenig Anklang und

scheinen auch nicht recht zu gedeihen. Der Hauptreichtum des Landes besteht aber in seinen ungeheuern Herden von Rindern mit Fettbuckel und Schafen mit Fettschwanz. Die Ausfuhr von Ochsen nach Réunion, Mauritius und Mayotta ist sehr bedeutend. Dagegen gedeiht das Pferd gar nicht; unter den vielen eingeführten Schweinerassen herrscht die chinesische vor; zu der einheimischen Seidenraupe ist auch die echte eingeführt worden. Die im Innern außerordentlich zahlreichen Bienen liefern viel Wachs für den Handel. Die Waldungen erstrecken sich an der feuchten Ostseite über 1300 km mit einer mittlern Breite von 50 km und einer Maximalbreite von 100—110 km im NO., wo sie bis an die Küste herabsteigen, während sie sonst Höhen von 400—1400 m einnehmen. Sie sind ausgezeichnet durch ihren außerordentlichen Reichtum an Pflanzenformen und wertvollen Hölzern, die man aber fast gar nicht verwertet, vielmehr durch Niederbrennung großer Strecken zur Gewinnung von Raum für die Reiskultur sinnlos vernichtet. Die einzigen in den Handel kommenden Waldprodukte sind Kautschuk, Kopal, Raphiafaser, Indigo. Bergbau wird gar nicht betrieben, obschon das Land an Mineralien sehr reich zu sein scheint (s. oben). Kohle jeder Art wurde in einem 3000 qkm großen Gebiet zwischen 12° 26′ und 15° 37′ südl. Br. durch eine französische Gesellschaft entdeckt. Die **Industrie** beschränkt sich auf hübsch gefärbte Lambas (Überwürfe) aus Seide, Halbseide und Baumwolle, Zeuge und Geflechte aus Gras, Papyrusbast und Raphiafasern, alle von Frauen angefertigt, auch irdenes Geschirr, Messer, Beile, sehr geschickte Filigranarbeiten aus Gold und Silber sind erwähnenswert. Europäer haben Zuckerfabriken, Brennereien und Gießereien angelegt. Der **Handel** ist durch französische, englische, amerikanische und deutsche Häuser bereits seit einer Reihe von Jahren in Angriff genommen worden. Zwar haben sie ihre Faktoreien bisher nur an der Küste gegründet, aber sie unterhalten schon Agenten in der Hauptstadt. Solche Faktoreien bestehen jetzt an der Ostküste zu Mananbatu, Vohemar, Tamatave, Mahanoro, Maheba, Mananzari, an der Westküste zu St.-Augustin, Tolia, Majunga, Passandava. Die Einfuhr betrug 1890: 5,597,260 Fr., davon Textilwaren 2,725,280 Fr., der Rest Rum, grobes Fayencegeschirr, Schießpulver, Flinten, Petroleum, Salz (besonders zum Einsalzen von Häuten) ꝛc., die Ausfuhr 3,741,355 Fr., davon Kautschuk 1,376,676, Häute 980,000, Wachs 417,872, Rinder 369,000, Raphia 228,000 Fr., außerdem Reis, Mais, Kopal, Orseille, Schildkröten, Eben- und Palisanderholz. Die Ostküste handelt mit Mauritius, Réunion und den Seschellen, die Westküste mit Sansibar, den Komoren, der Ostküste Afrikas und Bombay. Der bedeutendste Hafen ist Tamatave, demnächst Majunga (s. d.), Vohemar, die alle, wie Nossi Bé, Diego Suarez und die Insel Ste.-Marie, durch die Dampfer der Messageries mit Mayotte und Mosambik einerseits, mit Réunion und Mauritius anderseits in Verbindung stehen. An der Südküste sind Haupthäfen Mientaran, Murumbava und Mohaba, von denen der erste Brennholz nach Nossi Bé ausführt, die beiden andern einen unbedeutenden Handelsverkehr mit der Kapkolonie haben. Die südlich gelegenen Küstenplätze Maheba, Mahanuru, Mananzari und Matitane sind die großen Getreidekammern der Ostküste. Der Verkehr mit dem Innern ist sehr erschwert durch jegliches Fehlen von fahrbaren Straßen, die man grundsätzlich nicht anlegte, um den Fremden das Eindringen in das Innere zu erschweren. Dort kommen weder Fuhrwerke noch Reittiere vor, man reist in der Filansana, einem von vier Männern an zwei Holzstangen getragenen Sitz. Der Handel nach dem Innern liegt in den Händen der Hova, welche die Waren durch Träger, Hovasklaven und Betsimaraka, befördern. Vorstudien für eine Eisenbahn zwischen Tamatave und der Ostküste sind bereits gemacht worden. Außer der genannten französischen Dampferlinie vermittelt eine englische den Verkehr mit Mauritius, Natal und Kapstadt. Telegraphen- und Postverbindung, durch die Franzosen eingerichtet, besteht zwischen Tamatave und Antananarivo. Gerechnet wird nach Faransa, d. h. dem französischen Fünffrankstück, mit welchem altspanische und mexikanische Piaster gleichen Wert besitzen. Die Eingebornen zerschneiden diese Münzen in 4 Kirobo zu 12 Ila. Als Edelmetallgewicht dient der Sompi oder alte Pariser Gros von 3,824 g = 3 Wari von 4 Nanki.

Die **Regierung** ist ein durch einige konstitutionelle Formen kaum verhüllter Despotismus. Der Herrscher, seit 1883 Königin Ranavalo Manjaka III., hat absolute Gewalt über Leben und Eigentum ihrer Unterthanen. Sie wählt sich selbst ihren Nachfolger und den Gemahl, in dessen Händen als Premierminister in Wirklichkeit die Gewalt ruht. Von ihm sind die übrigen Minister sowie das in neuester Zeit geschaffene, aus 100 Mitgliedern bestehende Parlament durchaus abhängig. Nach einem am 17. Dez. 1885 mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag, der 1890 von Deutschland und England anerkannt, Ende 1895 aber abgeändert wurde, wird M. in allen auswärtigen Beziehungen durch Frankreich vertreten. Ein französischer Gouverneur und ein Generalresident befinden sich in der Hauptstadt. Von den Beamten werden nur die Schullehrer regelrecht besoldet; die übrigen leben sämtlich von Geschenken, Erpressungen und Unterschlagungen. Die Regierung zieht ihre Einkünfte aus Zöllen und Steuern. Hauptstadt ist Antananarivo; Sitz der auswärtigen Konsuln, auch eines deutschen, ist aber Tamatave. Von französischen Truppen stehen in Diego Suarez 478 Mann; kleine Abteilungen in Antananarivo und Tamatave, die eingeborne Miliz steht seit Oktober 1895 unter dem direkten Oberbefehl der Franzosen. Die neue Flagge ist weiß, schrägrechts beschnitten, mit rotem Rhombus in der äußern untern Ecke, mit den gekrönten, schräglinks gestellten, roten Buchstaben RM im weißen Felde. Das bisherige Wappen s. auf Tafel »Wappen IV«, Fig. 11.

[Geschichte.] M., von den Arabern Dschesira el Komr (»Mondinsel«) genannt, wird schon von Marco Polo in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. unter dem Namen **Magastar** oder **Madugascar** erwähnt, wurde aber erst 2. Febr. 1506 von dem Portugiesen Antão Gonsalves wieder aufgefunden und nach dem Heiligen des Entdeckungstags **Lorenzinsel** oder Isla de São Lourenço genannt. Später richteten die Franzosen ihr Augenmerk auf M.; bereits Heinrich IV. ließ dort das Fort Dauphin errichten, und auf Betreiben des Kardinals Richelieu erklärte König Ludwig XIII. 24. Juni 1642 die Insel für ein Besitztum Frankreichs. Zwei Handelsgesellschaften wurden ermächtigt, die Insel auszubeuten, vermochten sich aber nicht zu halten. Es wurden von den Franzosen einige Häfen an der Küste okkupiert, zeitweilig wieder aufgegeben und dann gelegentlich abermals in Besitz genommen. Die Eindringlinge erbitterten aber durch ihre Aus-

schweifungen die Eingebornen in dem Grade, daß dieselben dreimal die Kolonisten niedermetzelten, 1652 zu Manghisia, 1670 auf dem Fort Dauphin und 1754 auf der Insel Ste.-Marie. Eine Zeitlang war ein Überrest der gefürchteten Flibustier, die an den Küsten Seeraub trieben und die Sklaverei einführten, das einzige europäische Element auf M. Die französische Regierung ließ zwar 1746 und 1774 durch den Grafen Benjowski (s. d.) einige Versuche machen, die Insel zu kolonisieren; da diese aber mißlangen, so begnügte sie sich damit, mehrere Faktoreien anzulegen, um die benachbarte Insel Bourbon mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen. Diese Besitzungen gingen in den Revolutionskriegen an England verloren, wurden jedoch durch die Wiener Verträge von 1814 und 1815 den Franzosen wieder zurückgegeben. Ein um so größeres Interesse hatte England fortan an der Aufrechthaltung der Selbständigkeit der Insel, und es erkannte den damaligen König der Hova, Radama I. (1810—28), als König von M. an. Gleichzeitig sandte es Missionare nach M., die bis 1828 einige Buchdruckereien angelegt und schon 100 Schulen gestiftet hatten, in denen 5000 Kinder christlich unterrichtet wurden. Englische Offiziere organisierten Radamas Heer. Hierdurch gelang es diesem, sich einen Stamm nach dem andern zu unterwerfen, bis er zuletzt auch die französische Besatzung im Fort Dauphin angriff und vertrieb; den Engländern wurden dagegen alle Häfen eröffnet, und sie waren im faktischen Besitz des Landes. Aber Radama starb 27. Juli 1828 an Gift, das ihm seine Gattin Ranavalona beigebracht, und diese wurde 3. Aug. 1828 von der Volksversammlung zur Herrscherin ausgerufen. Die neue Königin war den Fremden abgeneigt und brach den mit den Engländern angeknüpften Handelsverkehr wieder ab. Auch haßte sie das Christentum, zerstörte die Missionen, verjagte die Missionare und ließ viele Christen hinrichten. Die Franzosen versuchten zwar 1829 an zwei Punkten zu landen, wurden aber bei Foulpointe geschlagen. Frankreich und England vereinigten sich 1845 zu einer gemeinschaftlichen Expedition gegen die Stadt Tamatave und schossen sie in Brand, mußten sich aber nach einem unglücklichen Sturm auf das Fort mit Verlust auf ihre Schiffe zurückziehen. Die Folge waren nun blutige Christenverfolgungen auf der Insel. Nachdem jedoch der Kronprinz Rakoto und andre Prinzen 1846 offen zur christlichen Kirche übergetreten waren, erlangten englische Missionare, namentlich seit 1853, wieder Eingang auf M. und erwirkten auch die Freigebung des Handels. Radama II., der 1861 seiner Mutter Ranavalona folgte, öffnete den Fremden bereitwillig sein Land, schaffte alte barbarische Gebräuche ab und suchte die Bildung seines Volkes zu befördern. Durch die Rücksichtslosigkeit aber, mit welcher er Fremde bevorzugte und den Wünschen der einheimischen Edelleute und Priester entgegentrat, erregte er deren Unzufriedenheit, und es ward eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, als deren Opfer er 12. Mai 1863 fiel. Seine Witwe Rabodo, welche als Königin den Namen Rasoherina annahm, bestieg darauf den Thron, verlor aber bald ihr Ansehen völlig und befand sich ganz in der Gewalt ihres Premierministers, dem sie unklugerweise und zum Verdruß des Volkes ihre Hand gereicht hatte. 1865 kam es zu einem förmlichen Aufstand des Volkes gegen die Franzosen, während England 27. Juni d. J. einen äußerst günstigen Freundschafts- und Handelsvertrag mit M. abschloß. Rasoherina starb 1. April 1868, und nach einigen Streitigkeiten über die Thronfolge zwischen der alten Hovapartei und dem Premierminister der verstorbenen Königin, Rainitaiarivoy, ward einer Verwandten derselben, Ramona, unter dem Namen Ranavalona Majonka II. die Krone übertragen. Die neue Königin zeigte sich dem Christentum günstig und ließ sich nebst einem großen Teil des Adels 21. Febr. 1869 taufen. Trotz der Entrüstung der heidnischen Priesterschaft und der Masse des Volkes befahl sie darauf die Zerstörung der alten Götzenbilder, deren strafloses Gelingen solchen Eindruck auf das Volk machte, daß es in großer Zahl zum Christentum übertrat. 1877 wurde die Sklaverei abgeschafft. Als 1882 die Franzosen über Belästigung ihrer Mitbürger, Verweigerung des Verkaufs von Land u. dgl. Beschwerde führten, schickten die Hova eine Gesandtschaft nach Europa, welche mit mehreren Staaten, auch mit Deutschland, Handelsverträge schloß, aber mit Frankreich keine Vereinbarung zu stande brachte, da letzteres die Schutzherrschaft nicht bloß über die Sakalaven, sondern über die ganze Ostküste beanspruchte. Frankreich schickte darauf 1883 ein Geschwader nach M., das mehrere Küstenplätze bombardierte und 13. Juni Tamatave besetzte. Auch die neue Königin Ranavalo Manjaka III., welche nach Ranavalonas II. Tod (13. Juli) den Thron bestieg, ihren Premierminister Rainilairivony heiratete und 22. Nov. 1883 feierlichst gekrönt wurde, weigerte sich, die französischen Forderungen zu bewilligen, und beanspruchte die Herrschaft über ganz M. Obwohl nun die Versuche der Franzosen 1885 von Tamatave in das Innere von M. einzudringen, an dem tapfern Widerstand der Madegassen scheiterten, schlossen diese doch 17. Dez. 1885 mit Frankreich einen Vertrag, der diesem eine Schutzherrschaft, namentlich die Vertretung in allen auswärtigen Beziehungen, einräumt. Ein französischer Generalresident nahm mit einer kleinen militärischen Eskorte seinen Sitz in Antananarivo. Neue Streitigkeiten über die Auslegung des Vertrags von 1885 bewogen die französische Regierung zu thatkräftigerem Einschreiten. Nachdem ein neuer Vertrag, den ihr Bevollmächtigter Le Myre de Vilers Ende 1894 in Antananarivo vorlegte, von den Hova abgelehnt worden, beschloß sie eine größere Expedition nach M. 1895 drang ein französisches Heer unter General Duchesne von Majunga auf der Westküste in das Innere vor. Nach großen Beschwerden und Verlusten erreichten die Franzosen, denen die Hova nur geringen Widerstand leisteten, die Hauptstadt und nahmen sie 30. September nach kurzem Gefecht ein. Die Königin unterwarf sich sofort einem Vertrage, der ihr Reich unter französische Schutzherrschaft stellte und Frankreich das Recht einräumte, dasselbe militärisch zu besetzen; der bisherige Premierminister wurde verbannt und ein neuer eingesetzt.

Vgl. Ellis, History of M. (Lond. 1838, 2 Bde.); Derselbe, Three visits to M. (das. 1858); Barbié du Bocage, M., possession française depuis 1642 (Par. 1859); Ida Pfeifer, Reise nach M. (Wien 1861, 2 Bde.); Mears, The story of M. (New York 1873); Grandidier, Histoire physique, naturelle et politique de M. (Par. 1876 ff., auf 40 Bde. berechnet); Sibree, M., Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel rc. (deutsch, Leipz. 1881); Escamps, Histoire et géographie de M. (neue Ausg., Par. 1884); Little, M., its history and people (Lond. 1884); R. Hartmann, M. und die Seychellen rc. (Leipz. 1886); Oliver, M., an historical and des-

criptive account (Lond. 1886, 2 Bde.); Foucart, M., commerce, colonisation (Par. 1894); de la Vaissière, Histoire de M. (das. 1895, 2 Bde.); Martineau, M. en 1894 (das. 1894); Brunet, La France à M., 1815—95 (das. 1895); Humbert, M., l'île et ses habitants (das. 1895); Gautier u. a., Guide pratique du colon à M. (das. 1895); »The Antananarivo Annual and Madagascar Magazine« (hrsg. von der Londoner Missionsgesellschaft).

Madagaskarigel (Borstenigel, Centetidae), Familie der Insektenfresser, den Igeln sehr nahestehende Tiere mit schwächerm Stachelkleid, langköpfig, mit ziemlich langem Rüssel, kleinen Augen, mittelgroßen Ohren, keinem oder langem, nacktem Schwanz, kurzen Beinen und fünfzehigen Füßen mit starken Krallen. Man kennt 11 Arten auf Madagaskar, in Westafrika, auf Cuba und Haïti. Der Tanrek (Centetes ecaudatus *Illig.*), 27 cm lang, schwanzlos, sehr spitzschnauzig, mit hellgelben, in der Mitte schwarzbraun geringelten Haaren, Borsten und Stacheln bedeckt, ist im Gesicht braun, an den Füßen rotgelb. Er bewohnt Madagaskar und ist auch auf Mauritius, Mayotte und Réunion eingebürgert. Am Tage lebt er in selbstgegrabenen Höhlen und Gängen, nachts sucht er kleine Tiere und Früchte und wühlt gern im Schlamm. Vollkommen wehrlos, schützt er sich vielleicht durch starken Moschusgeruch, der sich besonders in der Erregung zeigt. In der trocknen Jahreszeit hält er einen Winterschlaf. Das Weibchen wirft 12—16 Junge. Sein Fleisch ist genießbar.

Madâin Saleh, Ort, s. Hidschr.

Madama, Villa, eine bei Rom am Monte Mario gelegene Villa, welche nach den Plänen Raffaels von letzterm und nach dessen Tod von Giulio Romano und Antonio da Sangallo für den Kardinal Giulio de' Medici, spätern Papst Clemens VII., erbaut ist. Die Decke der durch drei Bogen geöffneten Halle an der Fassade ist von Giovanni da Udine dekoriert, ein Raum im Innern von Giulio Romano ausgemalt worden. Den Namen M. hat die in Verfall geratene Villa von ihrer spätern Besitzerin, der Herzogin Margarete von Parma, Tochter Karls V.

Madame (franz.), in Frankreich ursprünglich Ehrentitel für Frauen von Stand, namentlich und fast ausschließlich für die Ritterfrauen; später, wie noch jetzt, Prädikat jeder verheirateten Frau, ja selbst der unverheirateten in der Umgangssprache, sobald man nicht bestimmt weiß, ob dieselbe verheiratet ist oder nicht. Im Mittelalter gab man den weiblichen Heiligen den Titel M., den noch die Nonnen, besonders die Stiftsfräulein, führen, und am französischen Hof nannte man zur Zeit der Bourbonen alle Töchter des Königs M., während man unter M. allein, ohne etwas hinzuzufügen, stets die älteste Tochter des Königs oder des Dauphins (s. d.), oder die Gemahlin Monsieurs (s. d.) verstand. Mesdames de France hießen die Prinzessinnen des königlichen Hauses. M. mère war unter Napoleon I. Titel der Mutter des Kaisers. M. Véto war ein Spottname für die Königin Marie Antoinette, M. Status quo ein solcher für die Kaiserin Eugenie. Aus Frankreich ging das Wort M. vielfach in andre Sprachen über; so in das Englische (Madam) als Anrede für verheiratete oder wenigstens ältere Damen. Das italienische Madama wird vorzugsweise bei vornehmen Frauen angewendet. In Deutschland kommt für das bis vor kurzem sehr übliche M. das deutsche »Frau« wieder in allgemeine Aufnahme. Vgl. auch Dame.

Madapolâm, ursprünglich ostind. Name eines groben geköperten Baumwollgewebes, jetzt ein glatter Baumwollstoff zu Wäsche, bedruckt zu Kleidern 2c.

Madaras (spr. mádarasch), 1) Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szólnok, mit regem Gewerbfleiß u. (1890) 7673 magyar. (reformierten) Einwohnern. — 2) Markt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, mit (1890) 5442 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Madarōsis, s. Madesis.

Madarpflanze (Mudar), s. Calotropis.

Mädchenauge, Pflanze, s. Coreopsis.

Mädchengymnasien, s. Mädchenschulen.

Mädchenhandel, das Anwerben von Mädchen für unzüchtige Zwecke; s. Kuppelei.

Mädchenheime, Anstalten, welche vorzugsweise alleinstehenden, unverheirateten, auf den Erwerb angewiesenen Frauen, wenn sie stellenlos sind oder an einem Orte vorübergehend sich aufhalten, Kost oder Logis oder beides zusammen gegen mäßige Vergütung darbieten. Gelegentlich nehmen sie solche Personen auch auf längere Zeit auf. Diese Anstalten, deren Leitung ausnahmslos in weiblichen Händen liegt, sind vornehmlich den Bedürfnissen des Arbeiter- und Kleinbürgerstandes zu dienen bestimmt und vielfach mit einem Arbeits- und Wohnungsnachweis verbunden; sie sorgen auch für passende Unterhaltung alleinstehender Mädchen in ihren Freistunden. Auch in Verbindung mit Haushaltungsschulen kommen M. vor. Sie haben sich in der letzten Zeit insbes. durch Gründungen seitens der Frauenvereine in Deutschland verbreitet. S. Frauenvereine, S. 826 f.

Mädchenhorte, s. Kinderhorte.

Mädchensalat, Rapünzchen, s. Valerianella.

Mädchenschändung, s. Sittlichkeitsverbrechen.

Mädchenschulen. Spuren besonderer Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend sind in den Schriften der Alten selten und unsicher. Die besonders gegen Ende des griechisch-römischen Weltalters auftretenden gelehrten Frauen, wie Hypatia (gest. 415) und Athenaïs-Eudokia (401—460), verdanken ihre Bildung der Teilnahme am Unterrichte der männlichen Jugend seitens ihrer Väter. Immerhin ist wahrscheinlich, daß die mit den ersten Anfängen des Mönchs- und Nonnenwesens hervortretenden christlichen Klosterschulen auch für Mädchen, von deren Dasein und Wesen Basileios d. Gr. (329—379) und Hieronymus (340—420; Briefe an Läta und an Gaudentius) zeugen, an ältere heidnische Traditionen anknüpften. Im frühern Mittelalter waren, von einzelnen besonders gearteten Fällen sorgfältiger privater u. häuslicher Erziehung der Töchter abgesehen, Klosterschulen fast die einzigen Stätten schulmäßiger weiblicher Bildung. Da auch die Frauenklöster und, wie es scheint, diese fast öfter als die Mönchsklöster und mit mehr Erfolg neben den innern Schulen für jüngere Nonnen deren äußere für zeitweilige Pfleglinge aus dem Laienstande hielten, erstreckte sich die höhere Schulbildung oft tiefer in die vornehmen weiblichen als in die männlichen Laienkreise. Besonders berühmt sind auf deutschem Boden die Klosterschule zu Gandersheim durch die dichtende Nonne Hroswitha (um 970) und die auf der Hohenburg oder dem Odilienberge durch die Äbtissin Herrad von Landsperg (um 1170), Verfasserin des »Hortus deliciarum«. In den aufstrebenden Städten des spätern Mittelalters werden öfters deutsche Maidlin- oder Jungfrauenschulen erwähnt, die von Lehrmüttern (Lehrbasen, Lehrgotten) geleitet wurden. Diese zu pflegen und zu

verbreiten, waren unter den deutschen Reformatoren namentlich Luther und Bugenhagen bemüht, während auf römischer Seite mit der Gründung des Ordens der Ursulinerinnen (1537) und namentlich mit dessen Anlehnung an die Gesellschaft Jesu (1604) reger Eifer der religiösen Orden für die weibliche Bildung neu erwachte. Doch drang die Erkenntnis, daß Staat und Gemeinde im eignen Lebensinteresse volkstümliche Schulbildung für beide Geschlechter allgemein zu gewähren haben, erst sehr allmählich durch und ist außerhalb Deutschlands, Skandinaviens und der Schweiz erst im letzten Menschenalter zur unwidersprochenen Herrschaft gelangt. Die Frage, inwieweit zum Unterricht der weiblichen Jugend auch auf der Stufe der allgemeinen Schulpflicht besondere M. erforderlich sind, wird in den verschiedenen Staaten verschieden beantwortet. Bei den romanischen Völkern waltet völlige Trennung der Geschlechter vor; in Deutschland ist im ganzen der Grundsatz maßgebend, daß an mehrklassigen Schulen die Geschlechter getrennt unterrichtet, dagegen bei nur zwei Lehrern die Abstufung in zwei oder drei aufsteigende Klassen der Scheidung nach Geschlechtern vorgezogen wird (vgl. Allgemeine Verfügung des preußischen Ministers Falk vom 15. Okt. 1872, § 6). Auf der mittlern und höhern Stufe gilt uns Absonderung der Schülerinnen in besondere M. als unerläßlich. Doch hat namentlich in Nordamerika, auch in England, Skandinavien, Finnland die Ansicht zahlreiche Vertreter, daß selbst der höhere Unterricht für Knaben und Mädchen derselbe sein müsse. Die Geschichte der höhern M. oder, wie man früher wörtlich nach dem Französischen sagte, der höhern Töchterschulen (écoles de filles supérieures) weist auf Fénelons Schrift »Sur l'éducation des filles« (1689). Obwohl diese selbst mehr die sorgfältige häusliche Erziehung der Töchter vornehmer Familien bespricht, ist doch namentlich von ihr der Eifer zu Gründung höherer M. in Frankreich ausgegangen, der sich bald auch nach England und nach Deutschland verbreitete. Hier war es A. H. Francke, der 1697 die Fénelonsche Schrift ins Deutsche übersetzte und 1698 eine Mädchenschule (Gynaeceum) in Halle gründete. Doch kam man im ganzen während des 18. Jahrh. nicht über tastende Versuche hinaus. Als Vorbild für alle M. galt lange das von Frau v. Maintenon nach Fénelons Ideen mit Ludwigs XIV. Beifall und Beihilfe 1686 gegründete Haus des heil. Ludwig zu St.-Cyr bei Versailles, obwohl auch diesem nur eine kurze Blüte beschieden gewesen war. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewannen nacheinander J. J. Rousseau (5. Buch des »Émile«: Erziehung der Sophie) und Frau v. Genlis (1746–1830) die Leitung. In Deutschland gingen neben der stillen, die Franckesche Richtung weiter verfolgenden Arbeit der Brüdergemeinde mannigfache, den philanthropischen Geist der Zeit atmende Ansätze. Allmählich erst entstanden als feste Punkte im Schwanken der Ansichten einzelne öffentliche Anstalten von festerer Prägung, wie die Magdalenenschule zu Breslau (1767), Antoinettenschule zu Dessau (1786), Luisenstiftung (1811), Elisabethschule (1827), Augustaschule (1832) zu Berlin, die Elisabethenschule zu Frankfurt a. M. (1804), die Ernestinenschule zu Lübeck (1804), das Katharinenstift zu Stuttgart (1818), die Cäcilienschule zu Oldenburg (1836) u. a. Von diesen ging das Bestreben aus, dem höhern Mädchenschulwesen eine mehr geschlossene Gestalt zu geben.

Begünstigt durch das Interesse der Zeit an der Frauenfrage traten 1872 in Weimar auf Anregung von Kreyenberg (s. d.) namhafte Vertreter der höhern M. zu dem »Deutschen Verein für das höhere Mädchenschulwesen« zusammen, der bis 1880 bereits 14 Zweigvereine und 2300 Mitglieder zählte. In einer Denkschrift an die deutschen Staatsregierungen wurden die Wünsche des Vereins vorgetragen, die wesentlich auf klarere Abstufung der M. (in Volks-, Mittel- und höhere M.), Aufstellung verbindlicher Grundzüge für die Lehrpläne der verschiedenen Stufen, strengere Forderungen an die Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen und Gleichstellung der höhern M. mit den übrigen höhern Lehranstalten ausgingen. Während in einigen deutschen Mittel- u. Kleinstaaten, namentlich in Württemberg und Baden, diese Forderungen der Hauptsache nach berücksichtigt worden sind, haben die preußischen Kultusminister ihnen gegenüber sich vorsichtig abwartend verhalten. Minister Falk berief eine Konferenz von Sachverständigen nach Berlin, die vom 18.—23. Aug. 1873 daselbst tagte und den Hauptpunkten des Weimarer Programms beitrat. Doch erschien nur eine neue Prüfungsordnung für Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen an M. unterm 24. April 1874; im übrigen blieb alles beim alten, der wesentlich elementare Charakter des Unterrichts auch in höhern M. wurde betont und diesen der Rang höherer Lehranstalten versagt. Erst der Minister v. Goßler erließ 1886 eine Stundentabelle als Normalplan für die höhern M. in Berlin, die kürzlich durch des Ministers Bosse »Neuordnung des höhern Mädchenschulwesens« vom 31. Mai 1894 abgelöst ward. Diese Neuordnung setzt als Norm neunjährigen Lehrgang voraus, mit der Annahme, daß in größern Städten wahlfreie Kurse der eigentlichen Mädchenschule sich angliedern und dem Bedürfnis der Schülerinnen entgegenkommen werden, die ihre wissenschaftliche Bildung nicht plötzlich abbrechen oder für spätere Lebensjahre sich erwerbsfähig machen wollen. Gleichzeitig hat der Minister die Prüfungsordnung von 1874 sowie die seither erlassenen Reglements für die Prüfung von Fachlehrerinnen in den neuern Sprachen, Handarbeiten, Turnen, Zeichnen in neuer Bearbeitung zusammengestellt, in einzelnen Punkten verändert und durch eine »Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen« für solche, die Oberlehrerinnen oder Leiterinnen höherer M. werden wollen, ergänzt. Zugleich ist anerkannt, daß so geprüfte Lehrerinnen ebenso wie die akademisch oder auch seminarisch gebildeten Lehrer an höhern M. in Oberlehrerstellen aufrücken können. Wo nicht die Leitung überhaupt in der Hand einer Direktorin ruht, soll dem Direktor eine Lehrerin als Gehilfin beigegeben werden, die ihn bei Lösung der erziehlichen Aufgabe der Anstalt unterstützt. Außerdem muß wenigstens eine der drei Oberklassen eine Lehrerin zur Ordinaria haben. Für das äußere Wohl der Schülerinnen sorgen verständige, der neuern Schulhygiene entsprechende Vorschriften: keine Klasse darf über 40 Schülerinnen zählen, für jede Schülerin muß eine Bodenfläche von 0,8 qm vorhanden sein, die häuslichen Arbeiten dürfen höchstens zwei Stunden täglich beanspruchen u. a. Nach amtlichen Angaben bestanden 1895 in Preußen 125 höhere M. mit sieben und mehr aufsteigenden Klassen und mit Unterricht in zwei fremden Sprachen. Übrigens hat der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen auf seiner 14. Hauptversammlung zu Koblenz 1895 entschieden an der zehnjährigen höhern

Mädchenschule (6.—16. Jahr) festgehalten und gegen die preußische neunjährige sich erklärt. In Bayern waren gleichzeitig 10, in Württemberg 8, in Baden und in Hessen je 7 anerkannte höhere M. Einer umfassendern Statistik des höhern deutschen Mädchenschulwesens steht die große Verschiedenheit der einzelnen dem örtlichen Bedürfnis wie den Mitteln der Unternehmer und Unternehmerinnen angepaßten Anstalten hindernd im Wege. Die preußische Stundentafel vom 31. Mai 1894 ist hierunter zum Vergleich dem Lehrplan der französischen Lyceen für die weibliche Jugend vom Jahre 1882 gegenübergestellt.

Preußische Stundentafel für höhere Mädchenschulen vom 31. Mai 1894.

Gegenstand	Unterstufe			Mittelstufe			Oberstufe			Zusammen	Gegen 1886
Klasse:	IX	VIII	VII	VI	V	IV	III	II	I		
1) Religion	3	3	3	3	3	3	2	2	2	24	+4
2) Deutsch	10	9	8	5	5	5	4	4	4	54	±0
3) Französisch	—	—	—	5	5	5	4	4	4	27	±0
4) Englisch	—	—	—	—	—	—	4	4	4	12	±0
5) Rechnen	3	3	3	3	3	3	2	2	2	24	—5
6) Geschichte	—	—	—	—	2	2	2	2	2	10	+2
7) Erdkunde	—	—	2	2	2	2	2	2	2	14	±0
8) Naturwissenschaften	—	—	—	2	2	2	2	2	2	12	+2
9) Zeichnen	—	—	—	—	1	2	2	2	2	9	—5
10) Schreiben	—	3	2	2	1	—	—	—	—	8	+4
11) Handarbeit	—	—	2	2	2	2	2	2	2	14	—4
12) Singen	1	1	1	2	2	2	2	2	2	15	—3
13) Turnen	1	1	1	2	2	2	2	2	2	15	+3
Zusammen:	18	20	22	28	30	30	30	30	30	238	—2

Lehrplan der französischen Mädchenlyceen von 1882 (Matières de l'enseignement secondaire des jeunes filles).

Gegenstand — Klasse / Alter	I 12—13 Jahre	II 13—14 Jahre	III 14—15 Jahre	IV 15—16 Jahre	V 16—17 Jahre	Obligatorisch	Fakultativ	Zusammen
1) Sittenlehre (Morale)	—	—	1	1	—	2	—	2
2) Seelenlehre (Pädagogik) (Elements de psychologie appliquée à l'éducation)	—	—	—	—	1	1	—	1
3) Rechtsbegriffe (Haushalt) (Notions de droit usuel. Economie domestique)	—	—	—	—	1	1	—	1
4) Französisch (Langue et littérature françaises)	5	5	4	4	3	21	—	21
5) Deutsch u. Englisch (Langues vivantes. Littératures étrangères)	3	3	3	3	3	15	—	15
6) Latein und alte Litteratur	—	—	—	(4)	(3)	—	7	7
7) Geschichte und Erdkunde (Histoire de la civilisation. Cosmographie)	4	4	4	3	2 (1)	17	1	18
8) Rechnen und Mathematik (Calcul. Mathématiques)	2	2	—	(3)	(2)	4	5	9
9) Naturkunde und Gesundheitslehre (Physique, Chimie, Physiologie)	1	1	4	1 (1)	2 (2)	9	3	12
10) Schreiben und Zeichnen (Écriture et Dessin)	3	3	3	(3)	(3)	9	6	15
11) Gesang (Musique vocale)	2	2	1	(1)	(1)	5	2	7
Zusammen:	20	20	20	12 (12)	12 (12)	85	23	108

Die modernste Art höherer M. bilden diejenigen Anstalten, welche dem Bestreben dienen, die weibliche Jugend zum Wettbewerb mit der männlichen in den höhern, wissenschaftliche Vorbildung erheischenden Berufsfächern zu befähigen. Sie haben teils die Gestalt von Fortbildungskursen, wie das bereits länger bestehende Viktorialyceum zu Berlin und die seit einigen Jahren an den Universitäten Göttingen, Straßburg, Königsberg eingerichteten oder in Einrichtung begriffenen akademischen Fortbildungskurse, die zunächst für Lehrerinnen berechnet sind. Teils hat man solchen Anstalten Namen und Zuschnitt von Mädchengymnasien gegeben, wie deren, abgesehen von Rußland, wo die staatlichen höhern M. schon immer so hießen, neuerdings in Karlsruhe, Berlin, Leipzig, Wien, Prag, Budapest, Rom entstanden und in der Entwickelung begriffen sind. Ihre Bewährung ist einstweilen noch abzuwarten. Verwandt, nur in ihren Zielen teilweise noch weiter gehend, sind die in England und Nordamerika an verschiedenen Orten in Verbindung mit Universitäten oder für sich eingerichteten weiblichen Colleges. Für den bisher von der höher gebildeten weiblichen Jugend mit Vorliebe aufgesuchten Lehrberuf, auf dem die Frauen immer weiter vordringen, bilden auch die Lehrerinnenseminare vor (s. Lehrerinnen). Auch die Bildungsstätten für Kunst und Kunstgewerbe sind in diesem Zusammenhange zu nennen, soweit sie besonders für Schülerinnen bestimmt sind oder eigne Abteilungen für solche enthalten. Vielfach berührt sich das Mädchenschulwesen auf diesen höhern Stufen mit dem, was man unter dem Begriffe Frauenfrage (s. d., S. 821 f.) und Frauenstudium zusammenzufassen pflegt. Vgl. Krusche, Litteratur über weibliche Erziehung und Bildung in Deutschland 1700—1886 (Leipz. 1887, Programm); v. Sallwürk, Fénelon und die Litteratur der weiblichen Bildung in Frankreich (Langensalza 1886); Kreyenberg, Die deutsche höhere Mädchenschule (Frankf. 1887); Buchner, Töchterschule oder Fachschule? (Berl. 1873); Derselbe, Gegenwart und Zukunft der höhern Mädchenschule (Wien 1876); Helene Lange, Entwickelung und Stand des höhern Mädchenschulwesens in Deutschland (Berl. 1893); die Lehrpläne von Schornstein (»Lehrplan einer vollständig organisierten höhern Mädchenschule«, Elberf. 1874) und von Erkelenz in den »Rapports préliminaires zum Congrès international de l'enseignement à Bruxelles 1880« (II.

Sektion, S. 51 ff.); »Zeitschrift für weibliche Bildung« (hrsg. von Buchner, Leipz., seit 1873).

Mädchensommer, soviel wie Altweibersommer.

Mädchenturnen, s. Turnkunst.

Maddalēna, La, die größte der Bucinarischen Inseln nordöstlich von Sardinien, in der Straße von Bonifacio, zum Kreis Tempio der ital. Provinz Sassari gehörig, hat eine Fläche von 19,61 qkm mit (1881) 1775 Einw., welche Granitbrüche, Viehzucht und Seefischerei (auch auf Korallen) betreiben und tüchtige Matrosen stellen. Der an der Südseite gelegene Hauptort M. hat einen trefflichen Hafen, der durch Befestigungswerke in einen Kriegshafen umgewandelt worden ist, und in welchem (1893) 1052 handelsthätige Schiffe von 134,045 Ton. einliefen, sowie eine Strafkolonie.

Maddalōni, Stadt in der ital. Provinz Caserta, malerisch am Fuße des Apennin an den Eisenbahnlinien Rom–Neapel und Neapel–Foggia gelegen, hat ein mittelalterliches Schloß, ein Lyceum und Gymnasium, einen Palast Caraffa, Steinbrüche, Teigwarenfabrikation, Weberei und (1881) 17,072 (als Gemeinde 19,270) Einw. 3 km östlich von M. führt der große Aquädukt Ponti della Valle nach Caserta (s. d.).

Madden, Sir Frederic, engl. Litterarhistoriker und Herausgeber alter Texte, geb. 16. Febr. 1801 in Portsmouth aus irischer Familie, gest. 8. März 1873 in London, studierte in Oxford, lernte früh Altenglisch und Romanisch, trat 1828 in die Handschriftenabteilung des Britischen Museums ein und wurde 1837 ihr Vorstand. Eine Reihe wichtiger mittelenglischer Dichtungen wurde zuerst durch ihn veröffentlicht: »Havelok«, 1828; »William and the Werewolf«, 1832; »Syr Gawain and the green knigth«, 1839; Layamons »Brut«, 1847. Mit J. Forshall zusammen brachte er die Wicliffsche Bibelübersetzung in den Druck (Lond. 1850, 4 Bde., mit Benutzung von 65 Handschriften). Seine Arbeiten zeichnen sich besonders durch paläographische Sorgsamkeit aus. Der König erhob ihn zum Kammerherrn, viele gelehrte Gesellschaften machten ihn zum Ehrenmitglied.

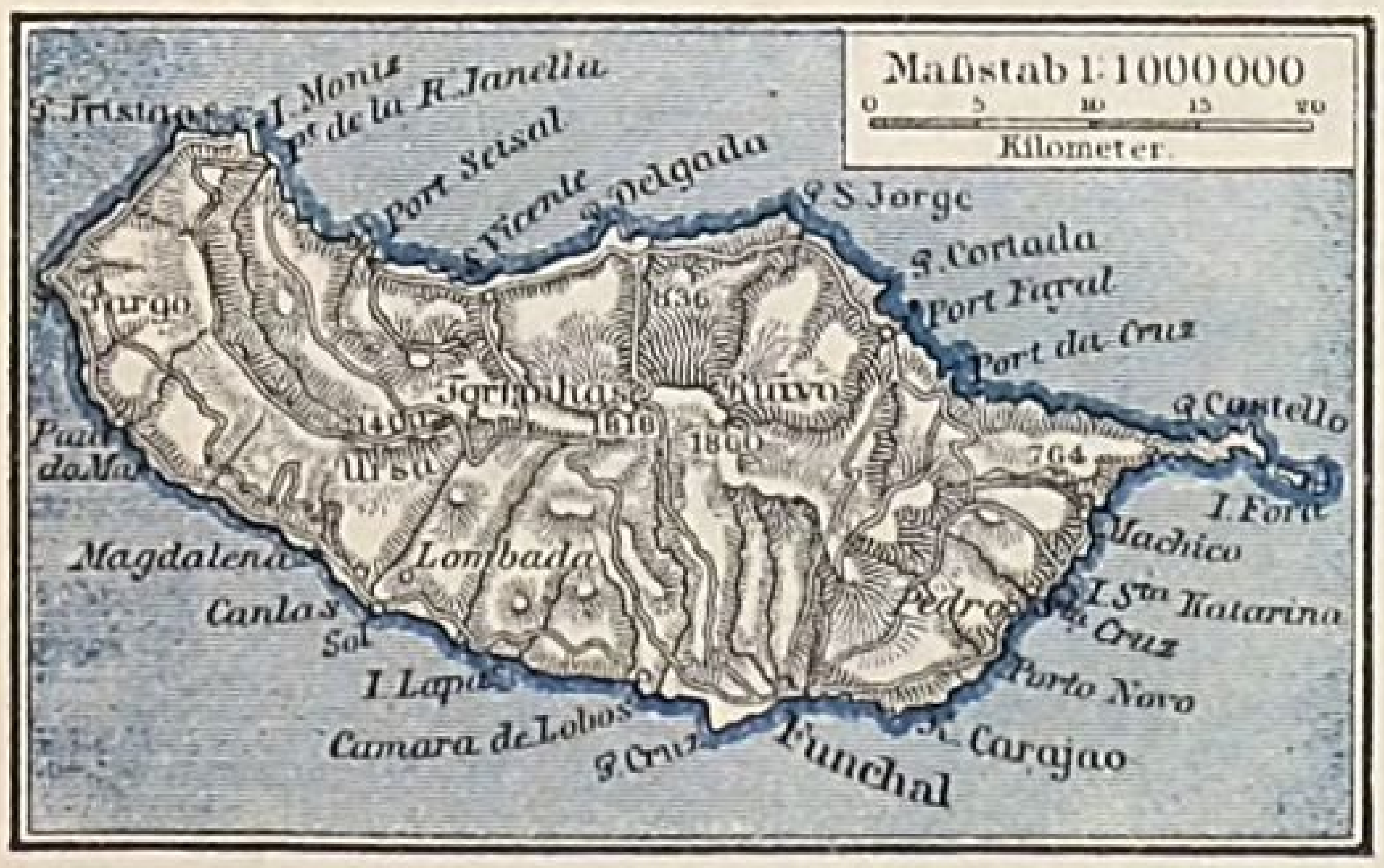
Madefaktion (lat.), Befeuchtung.

Madega, abessin. Getreidemaß, = 0,4404 Lit., an Gewicht = 1 ägypt. Rottel.

Madegassen, die Bewohner von Madagaskar (s. d.).

Made in Germany (engl., spr. mēd in dschörmĕni), »hergestellt in Deutschland«, s. Fabrik- und Handelszeichen, S. 127.

Madeira (spr. madē-ira, Madera), zu Portugal gehörige Insel im Atlantischen Ozean, unter 32° 38'



Kärtchen von Madeira.

nördl. Br. und 16° 54' westl. L. v. Gr., 415 km nordwestlich vom Kap Juby, dem nächsten Punkte der Westküste Afrikas, 443 km nördlich von Teneriffa, bildet mit der 55 km nordöstlich gelegenen Insel Porto Santo, den Desertas im SO. und den unbewohnten Felsenklippen der Salvados eine portugiesische Provinz mit dem einen Distrikt Funchal von 815 qkm (14,8 QM.) Größe. Die Insel M. ist von O. nach W. 55 km lang und 24 km breit und wird in ihrer ganzen Länge von einer Gebirgskette durchzogen, deren durchschnittliche Erhebung 811 m beträgt. Im O. endigt M. in eine ganz schmale Halbinsel. Im O. der Insel, wo die Bergmassen 1200 m übersteigen, breitet sich ein mehr als 15 km im Umfang messendes, von steilen Klippen begrenztes Plateau aus, Paul da Serra, mit moorigen Flächen. Westlich davon erhebt sich der höchste Berg der Insel, der Pico Ruivo (1860 m) am Rande des 500 m tief eingeschnittenen Curral das Freiras, eines ungeheuern kreisförmigen Beckens, das vielleicht die Stelle des alten Kraters einnimmt. Das Bergland wird von tiefen und weiten Schluchten zerrissen, welche den Verkehr sehr erschweren, und steigt zum Meer in steilen, bis 585 m hohen Klippen hinab. Von außerordentlicher Wildheit ist namentlich die Nordostküste, wo die Halbinsel São Lourenço weit in die See hinausreicht, davor die Insel Fora mit Leuchtturm. M. und seine Nebeninseln verdanken, wie aus dem Vorhandensein mehrerer kleiner Krater zu schließen ist, ihre Entstehung einer Reihe von Vulkanen, die von der Miocänzeit an thätig waren, nun aber sämtlich erloschen sind. In den Tuffschichten, welche mit basaltischen Strömen, Schlacken und Aschenmassen wechsellagern, finden sich noch in 370 m Höhe Reste miocäner Muscheln. Die mit ihnen zusammen angetroffenen Pflanzenreste deuten nach Unger auf eine Flora hin, welche in der Tertiärzeit ein großes Festland zwischen Island und den Kapverdischen Inseln bedeckte; dieses Festland, von welchem Island, M., die Azoren, die Kanarischen und Kapverdischen Inseln Trümmer darstellen, verband Europa mit Afrika und wahrscheinlich auch mit Amerika. Die Grundlage von M. bildet ein älteres Eruptivgestein, Diabas, welches von den jüngern tertiären Gebilden fast vollständig verhüllt wird. Das Klima ist von einer wunderbaren Milde und Gleichmäßigkeit. Die mittlere Jahrestemperatur ist 18,8°, Januar 15,9°, April 17,1°, Juli 22,7°, Oktober 20,7°, mittlere Jahresextreme 28,7° und 10,3°, mittlere tägliche Wärmeänderung 5°, Regenmenge zu Funchal 74 cm an 80 Regentagen; die feuchtesten Monate sind November bis März. Ein heißer, trockner Wüstenwind aus der Sahara, »Leste« genannt, tritt zuweilen als Nordost bis Südost im Winter, Frühling und Herbst, selten jedoch im Sommer auf und führt roten Staub mit sich. Schnee fällt im Winter und in den höhern Lagen, doch nicht unter 800 m. M. steht in seiner Vegetation den Kanaren am nächsten. Der Süden hat noch schwache Reste der Waldungen bewahrt, welche einst die ganze Insel bedeckten und ihr den Namen Isola di Legname (»Holzinsel«) verschafften, durch den Leichtsinn ihres ersten Entdeckers und Kolonisators Gonçalves Zarco aber fast gänzlich niedergebrannt wurden. Neben südeuropäischen gedeihen hier auch die meisten tropischen Kulturgewächse, wie Zuckerrohr und Pisang; auch andre tropische Fruchtbäume sind häufig, Palmen dagegen fehlen. Charakteristisch für M. ist der auch auf den Kanaren herrschende Drachenbaum Dracaena Draco in der immergrünen Region der Lorbeerbäume, die durch Laurus canariensis bezeichnet ist, und in welcher Clethra arborea und die Sapotacee Sideroxylon für M. typisch sind.

Wo der Lorbeerwald aufhört, entwickelt sich die Region der Maquis. Hier besteht die Hauptmasse der Vegetation aus der südeuropäischen Baumheide (Erica arborea), von welcher Stämme von 12—13 m Höhe vorkommen, und aus einem endemischen Vaccinium (V. maderense). In seiner Fauna gehört M. zur paläarktischen Region und zwar zur Mittelmeersubregion; die auf der Insel vorkommenden Säugetiere sind eingeführt. Von den Vögeln ist M. eine größere Anzahl mit den Azoren gemeinsam, einige sind eigentümlich und mehrere sind europäisch. Sehr spärlich sind Reptilien und Amphibien vertreten; zahlreich dagegen die Insekten (800 Arten Käfer); einen großen Teil derselben hat M. gemeinsam mit den Azoren; ein kleiner Teil ist europäisch, viele sind M. eigen; sehr bemerkenswert ist die große Anzahl flügelloser Insekten. Von Landschnecken besitzt M. eine große Zahl eigner Arten. Die Bevölkerung, die fast allein den Südrand der Insel bewohnt, während das Innere menschenleer bleibt, ist zumeist portugiesischer Abkunft, aber in den untern Schichten durch Mauren, als Sklaven eingeführte Neger, Italiener, Juden stark beeinflußt. Sie nimmt trotz starker Kindersterblichkeit und verderblicher Krankheiten fortwährend zu und ist, da das arme Land wenig Hilfsquellen bietet, zur Auswanderung gezwungen, die sich nach Britisch-Guayana, der Kapkolonie, Brasilien, Hawaï richtet. Sie betrug 1768: 64,000, 1825: 100,000 und 1885: 134,011 (164 auf 1 qkm). In neuester Zeit haben viele Fremde, namentlich Engländer, die Insel ihres für Lungenkranke so wohlthätigen Klimas halber zum Wohnsitz gewählt. Der Schulbesuch ist obligatorisch, es bestehen einige Elementarschulen, in Funchal ein Lyceum und Seminar. Religion ist die römisch-katholische, doch werden alle Bekenntnisse geduldet. Die Provinz bildet eine Diözese, deren Bischof zu Funchal residiert. Der Ackerbau hat in dem außerordentlich zerklüfteten Gelände mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Anlage von Terrassen und Bewässerungskanälen, oft in Tunnels durch die Berge, ist bewundernswert. Das Land ist Eigentum weniger Großgrundbesitzer, die dasselbe an Pachter gegen ein Viertel bis zur Hälfte des Ertrags in freier Verfügung überlassen haben. Gebaut wird in erster Linie Zuckerrohr (1452 eingeführt), woraus auch viel Rum bereitet wird, Weizen, Mais, Gerste, doch nicht genügend für den Bedarf, ausgezeichnete Bananen, Ananas, Frühgemüse, die viel ausgeführt werden, Tabak, echte Kastanien, Orangen, Zitronen ꝛc. Das wichtigste Produkt der Insel ist aber Wein (s. Madeirawein). Die Industrie beschränkt sich auf Zucker-, Tabak- u. Zigarrenfabrikation, Handstickerei, Holzarbeiten, Stroh- und Weidengeflechte, die im Ausland Absatz finden. Der Handel, hauptsächlich in englischen Händen, ist im Stillstand begriffen, der Schiffsverkehr aber durch den gesteigerten Wettbewerb der europäischen Nationen um Westafrika in stetigem Wachsen, da Funchal Depot für Kohle (englische) ist. Handel und Schifffahrt bewegen sich ausschließlich über Funchal (s. d.), wo regelmäßig 5 englische, 2 portugiesische und 2 deutsche Dampferlinien anlaufen. Gewöhnliche Beförderungsmittel sind bei den steilen Straßen von Ochsen gezogene Schlitten, Reitpferde, Hängematten. Die 46 km nordöstlich gelegene Insel Porto Santo, 12 km lang, 5½ km breit, bis 490 m hoch und mit 1750 Einw., welche auf dem ganz kahlen, dürren Boden etwas Gerste bauen, hat zum Hauptort la Villa, Sitz eines Lieutenant-Gouverneurs. Die davor liegenden drei Desertas werden von einigen hundert Fischern und Schäfern bewohnt, die auch etwas Getreide bauen. Sie beherbergen viele wilde Ziegen und Kaninchen, auch die Orseillepflanze. Mit diesen Inseln bildet M. eine Provinz des Königreichs Portugal, welche in den Cortes zu Lissabon durch Abgeordnete vertreten ist. An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur, dem ein Detachement Infanterie und Artillerie unterstellt ist. Administrativ wird M. in vier Comarcas und zehn Distrikte (wovon Porto Santo einen bildet) geteilt. Hauptstadt ist Funchal an der Südküste. — M. soll schon durch die Phöniker entdeckt worden sein; jedenfalls war es schon im frühen Mittelalter den Portugiesen bekannt, welche unter genuesischen Kapitänen Fahrten hierher machten. Auf einer florentinischen Karte erscheint die Insel bereits 1351 unter dem Namen Isola di legname (»Holzinsel«). Ein Sturm verschlug 1419 zwei Portugiesen, João Gonzales und Martin Vaz, an die von ihnen aus Dankbarkeit Porto Santo benannte Insel, und im nächsten Jahre nahm Portugal Besitz von der bisher unbewohnten Gruppe und sandte Kolonisten hierher. Man glaubte damals die Atlantis der Alten wiedergefunden zu haben. Mit Portugal stand auch M. 1580—1640 unter spanischer Herrschaft, 1801 und abermals 1807—14 war es von England besetzt. Vgl. Hochstetter, Madeira (Wien 1861); Hartung, Geologische Beschreibung der Insel M. und Porto Santo (Leipz. 1864); Mittermaier und Goldschmidt, M. und seine Bedeutung als Heilungsort (2. Aufl., das. 1885); Schultze, Die Insel M., Aufenthalt der Kranken und Heilung der Tuberkulose (Stuttg. 1864); Johnson, M., its climate and scenery (3. Aufl., Lond. 1885); Brown, Madeira and the Canary Islands (3. Aufl., das. 1894); Langerhans, Handbuch für M. (Berl. 1884); Manchon, A travers Madère (im »Annuaire du club alpin français«, Par. 1887).

Madeira (Madēra, »Holzfluß«), der Hauptzufluß des Amazonenstromes, entsteht durch den Zusammenfluß des Mamoré (s. d.) und des Beni (s. d.) an der Grenze zwischen Bolivia und Brasilien, unter 10° 22′ südl. Br. und 65° 23′ westl. L. v. Gr., bildet, in nordöstlicher Richtung fließend, die Grenze zwischen den brasilischen Staaten Amazonas und Mato Grosso, auf 370 km zahlreiche Wasserfälle (auf einer Strecke 17 hintereinander), welche durch die projektierte Madeira-Mamoré-Bahn umgangen werden sollen, wird aber bei São Antonio (76 m ü. M.) für Schiffe von 5 m Tiefgang fahrbar, entsendet unter 4° südl. Br. einen Seitenarm (Mirim de Canomá, Paraná do Ramos), der die große Insel Tupinambarana umfaßt, und mündet unter 3° 24′ südl. Br. und 58° 48′ westl. L. v. Gr. nach einem Lauf von 1450 km Länge, nachdem er 7 Breitengrade durchflossen, 2700 m breit in den Amazonenstrom. Das Stromgebiet des M. mit dem Mamoré, welchem an 90 größere Flüsse angehören, die man aber außer dem Abacaxis und Mauhes nur an ihren Mündungen kennt, umfaßt 1,100,000 qkm (20,000 QM.). Die Wassermasse, welche der M. dem Amazonenstrom zuführt, beträgt in der Sekunde bei niedrigstem Wasserstand 4142, gewöhnlich 14,642, bei Hochwasser 40,000 cbm. Größere Orte gibt es an den niedrigen, oft weithin überschwemmten Ufern gar nicht, die wichtigsten sind Borba, Sapucaia Oroa, Manicoré, Crato, Humoyta und Tres Casas. Die Uferbewohner sind mit wenigen Ausnahmen Indianer, im Unterlauf etwas zivilisierter, Sammler von Kautschuk, Schildkrötenfänger,

Jäger, Fischer, Verfertiger von Strohhüten, Rindenstoffen, Töpferwaren, im Oberlauf zum Teil noch Kannibalen. Vgl. Keller-Leuzinger, Vom Amazonas und M. (Stuttg. 1874); Heath im Bülletin der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft, 1882.

Madeiralorbeer, s. Persea.

Madeira-Mahagoni, s. Kailcedraholz.

Madeirawein, der auf Madeira seit 1421 gebaute Wein (Reben aus Cypern oder Kreta), welcher frühzeitig großen Ruf erlangte und in Quantitäten von durchschnittlich 25,000 Pipen (ca. 120,000 hl) im Jahr ausgeführt wurde. 1853 erschien die Traubenkrankheit auf der Insel und 1873 die Reblaus, welche den Weinbau fast vollständig vernichtete. Jetzt gewinnt man aus heimischen Pfropfreisern auf amerikanischen Stecklingen ca. 20,000 hl im Jahr. Man baut den Wein auf der Südseite der Insel an Holzwänden oder Hürden aus Schilf, auf der Nordseite dagegen wird die Rebe an Kastanienbäumen in die Höhe geleitet. Der junge Wein erhält bei seiner Behandlung im Faß und beim letzten Umfüllen vor der Ausfuhr einen Zusatz von Kognak oder Sprit (3 Proz., bei geringern Sorten bis 10 Proz.). Der feinste Wein Madeiras ist der Malvasier (engl. Malmsey), ein süßer, geistiger, balsamischer Likörwein, welcher auf ganz beschränktem Terrain an der Südküste wächst, mindestens sechs Jahre zur vollkommenen Reife bedarf, und dessen beste Sorten nicht in den Handel kommen, sondern der königlichen Familie von Portugal gehören. Dem Malvasier ähnlich ist der Boal, während der Sercial ganz trocken, hellgelb und boukettreich ist. Die Hauptmasse der Produktion bildet der gewöhnliche M., Verdelho (Dry Madeira). Der beste wächst auf der Südseite der Insel (Funchal, San Roque, Cama do Lobos, Campanario), geringere Sorten auf der Nordseite und auf der Insel Porto Santo. Früher ließ man den Wein, um ihm die vorzüglichsten Qualitäten zu geben, zweimal die Linie passieren, jetzt lagert man ihn zu gleichem Zwecke in Gebäuden mit Glasdach (Estufas), in welchen sich eine hohe Temperatur entwickelt, oder in geheizten Räumen bei 40—60°, in welchen er 10—16 Proz. seines Volumens verliert. Diese Weine kommen nicht vor dem zweiten Jahre zum Versand; viel länger brauchen die Weine bei gewöhnlichem Lagern (Canteiroweine), um reif zu werden. Gut abgelagerter M. hat eine milde Fülle, ein köstliches, prickelndes, hochfeines Aroma und einen Reichtum an Geist, die ihn von jeher in die erste Klasse der Weine gestellt haben; er ist einer der stärksten und schwersten Weine und enthält 16—20 Proz. Alkohol. Bisweilen werden auch süßliche Madeiraweine hergestellt, indem man den fertigen Weinen süßen (unvergornen) Wein, auch Rohrzucker, zusetzt. Da beim Pressen auch die wenigen roten Trauben, die auf der Insel wachsen, mitgenommen werden, so kommt auch rötlicher M. vor. Kein Wein wird so viel verfälscht oder nachgemacht wie der M.; man ersetzt ihn durch die verschnittenen Weine der südkanarischen Inseln, der Azoren, des Kaps und Spaniens und treibt in Frankreich (Cette, Marseille), Magdeburg, Hamburg etc. die entschiedenste Pantscherei, indem man besonders alte Weißweine, auch Obstwein, mit Nußschalenextrakt, Honig etc. auf M. verarbeitet. Roter M. ist der Tinto (Inselburgunder), welcher, solange er jung ist, dem Burgunder gleicht, im Alter aber dunkel bernsteinfarben wird und sehr reich an Gerbstoff ist. Guter M. wirkt bei Schwächezuständen entschieden kräftigend auf den Organismus. Man trinkt ihn als sogen. Frühstückswein und als Vorwein (nach der Suppe), seltener als Dessertwein.

Mädelbaum, in Süddeutschland soviel wie Kiefer.

Mädele Gabel, Berg in den Algäuer Alpen, zwischen der obern Iller und dem Lech auf der Grenze zwischen Bayern und Tirol, 2643 m hoch. Sie wird meist von Oberstdorf aus bestiegen und bietet eine ausgedehnte Fernsicht. Am Abhange die Waltenberger Hütte (1900 m hoch, seit 1885).

Madeleine (Madelaine, franz., spr. madlän'), soviel wie Magdalene. Das Diminutiv ist Madelon.

Madeleine, La (spr. madlän'), Flecken im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, Vorort von Lille, an der Nordbahn, hat Baumwoll- und Leinenspinnereien und Webereien, Fabriken für Nähzwirn, chemische Produkte, Thonwaren, Eisen- und Kupfergießereien und (1891) 9607 Einw.

Madeleinegebirge (spr. madlän'-), s. Forezgebirge.

Madeley (spr. mäddli), städtischer Bezirk in Shropshire (England), der sich etwa 5 km weit längs des Severn hinzieht, und zu dem außer M. noch Coalbrookdale, Ironbridge und Coalport gehören, hat Kohlengruben, Eisenhütten, Gießereien, Töpfereien, Porzellanfabrikation und (1891) 8177 Einw.

Madelonetten, soviel wie Magdalenerinnen.

Mädelsüß, s. Spiraea.

Mademochoria (»Minenorte«), von Griechen bewohnte Landschaft im O. der Halbinsel Chalkidike, mit dem Hauptort Nizvoro, bis zu Beginn dieses Jahrhunderts durch ihre Gold- und Silberbergwerke bekannt. Die zwölf Ortschaften des Bezirks zahlen der Pforte Tribut, genießen aber eine gewisse Selbständigkeit in ihrer Verwaltung.

Mademoiselle (franz., spr. mad'möasell'), s. Damoiselle.

Maden, die fußlosen Larven mancher Insekten, besonders der Zweiflügler.

Madenhacker (Buphaga *L.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Stare (Sturnidae), Vögel mit kräftigem, gegen die übergreifende Spitze zu gewölbtem Schnabel, kurzläufigem, langzehigem Fuß mit scharfen Nägeln, langen Flügeln und langem, breitem, keilförmig zugespitztem Schwanz. Der M. (B. erythrorhyncha *L.*), 21 cm lang, 33 cm breit, oberseits olivenbraun, an den Kopfseiten und der Kehle heller, unterseits hell rostgeblich, an den Schwingen dunkelbraun, mit rotem Schnabel, bewohnt Mittelafrika, lebt in Gesellschaften von 6—8 Stück in der Nähe großer Säugetiere (Elefant, Nashorn etc.) und sucht diesen Zecken und unter der Haut schmarotzende Larven ab. Zwischen den Säugetieren und dem M. besteht das beste Einvernehmen, und selbst wenn der Vogel die Haut spaltet, um die Larven herauszuziehen, wehren sie ihn nicht ab.

Madensteine (Star- oder Sternsteine), verkieselte, zur Gattung Psaronius gehörige Farne des Rotliegenden und andrer Formationen.

Madenwurm (Oxyuris), eine Gattung der Spulwürmer (s. d.), schmarotzt sowohl in Insekten als auch in kaltblütigen und warmblütigen Wirbeltieren. Im Menschen lebt der Pfriemenschwanz oder Springwurm (O. vermicularis). Das Weibchen wird 1 cm lang und hat einen schwanzartigen Hinterleib; das viel seltenere Männchen erreicht nur eine Größe von 4 mm. Der M. ist neben dem Spulwurm der häufigste Eingeweidewurm des Menschen und findet sich oft zu Tausenden im Darm. Einer entfernten Ähnlichkeit mit Fliegenmaden verdankt er seinen Namen. Die zum Teil schon im Darm des Menschen abgeleg-

ten Eier beginnen hier oder außerhalb ihre Entwickelung, jedoch schlüpfen die Embryonen erst aus, wenn die Eier wieder in den Magen gelangen. Zu dieser Übertragung bietet sich bei ihrer Kleinheit und Widerstandsfähigkeit tausendfältige Gelegenheit (durch Fliegen, Luftströmungen, ungewaschenes Obst, Wasser ꝛc.). Als kotfressendes Tier findet sich der M. besonders im Dickdarm, kommt aber auch im Blind- und Dünndarm und in der Scheide vor, wandert abends in großer Zahl aus und ein und erregt dabei ein fast unerträgliches Jucken, welches bei Mädchen zur Onanie verführen kann. Auch durch Reizung der Sakralnerven vom Mastdarm aus wirken die Würmer auf die Geschlechtswerkzeuge und führen die bedenklichsten Folgen herbei. Sie veranlassen eine Entzündung der Schleimhaut des Darmes und beeinträchtigen bei massenhaftem Vorkommen endlich auch die Ernährung. Die Art O. ambigua aus dem Darm des Hasen und Kaninchens war schon Aristoteles bekannt und wurde von ihm als Ascaris bezeichnet, während man gegenwärtig hierunter den Spulwurm versteht.

Madēra, Insel und Fluß, s. Madeira.

Maderanerthal, ein 12 km langes, dünn bevölkertes Hochalpenthal des schweizer. Kantons Uri, in dessen Hintergrund, von den Firnlagern der Tödigruppe genährt, die Eisströme des Hüfifirns und des Brunnigletschers (2130 m) lagern und die vereinigten Abflüsse, verstärkt durch die beiderseits herabstürzenden Bergbäche, den Kärstelenbach bilden, der den Bach des vom Kreuzlipaß herabsteigenden Etzlithals aufnimmt und unmittelbar nachher durch den Schlund von Bristen in das Hauptthal zur Reuß sich hindurchzwängt. Das wildschöne Thal ist ein Lieblingsziel der Touristenwelt, namentlich der Hintergrund, wo das Hotel Alpenklub in großartiger Gebirgseinsamkeit (1200 m ü. M.) steht. Von dort aus führt ein Gletscherpaß über den Brunnipaß (2736 m) nach Disentis, ein andrer über das Claridenjoch ins Linththal. Die Station für das M. bildet Amsteg.

Maderer, Berg, s. Silvretta.

Madérna, 1) Carlo, ital. Architekt, geb. 1556 zu Bissone in der Lombardei, gest. 1629 in Rom, bildete sich in Rom bei Domenico Fontana in der Baukunst und setzte seit 1605 den Bau der Peterskirche fort, an welcher er das Langhaus, die Fassade und die Vorhalle, zum Nachteil der ursprünglichen Gestaltung des Grundrisses, ausführte (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 2—4). Er legte ferner die beiden Fontänen vor der Kirche an, errichtete die Fassaden der Kirchen Santa Susanna und San Giacomo degli Incurabili und erbaute die Paläste Mattei, Odescalchi, Rospigliosi und Barberini (letztern mit Bernini). Seine Paläste gehören zu den großartigsten Schöpfungen des Barockstils.

2) Stefano, ital. Bildhauer, geb. 1571 (nach andern 1576) in Mailand, gest. 1636 in Rom, war zumeist in Rom thätig, wo er anfangs antike Bildwerke ergänzte und später Modelle zu Erzstatuen und Reliefs für römische Kirchen anfertigte. Sie schließen sich an den schwülstigen Stil Berninis an. Frei davon ist sein Hauptwerk, die liegende Marmorfigur der enthaupteten heiligen Cäcilie in der Kirche Santa Cecilia in Trastevere, die der Überlieferung nach in derselben Lage gebildet ist, in der man die Leiche der Märtyrerin gefunden hat (s. Tafel »Bildhauerkunst IX«, Fig. 6).

Madēsis (Madarosis, griech.), Kahlheit, besonders der Augenlider; M. ciliaris, Verlust der Wimpern.

Madeyski-Poray, Stanislaus, Ritter von, österreich. Staatsmann, geb. 24. April 1841 zu Sieniawa in Galizien, studierte die Rechte an den Universitäten Krakau und Lemberg, trat 1864 in den Staatsdienst, wurde 1870 zur Dienstleistung ins Justizministerium berufen und später Notar. Als solcher habilitierte er sich als Privatdozent in Lemberg für österreichisches Zivilrecht und wurde in der Folge Professor der Rechte an der Krakauer Universität. 1879 erhielt er ein galizisches Mandat ins Abgeordnetenhaus, wo er seitdem der liberalen Fraktion des Polenklubs angehört. Beim Sturz des Ministeriums Taaffe ward er, da das Unterrichtsportefeuille in dem neuen Koalitionsministerium Windischgrätz weder einem Liberalen der deutschen Linken, noch einem Klerikalen des Hohenwartklubs zufallen sollte, 11. Nov. 1893 zum Unterrichtsminister ernannt, mußte aber 19. Juni 1895 mit dem gesamten Kabinett demissionieren, als die Linke die Errichtung eines slowenischen Untergymnasiums in der deutschen Stadt Cilli als Verletzung des nationalen Besitzstandes erklärte und aus der Koalition austrat. Er schrieb mehrere juristische Abhandlungen und ließ eine Schrift über »Die deutsche Staatssprache oder Österreich ein deutscher Staat« mit autonomistischer Tendenz (Wien 1884) erscheinen.

Madhukabaum, s. Bassia.

Madi (A-Madi, Moru), Negervolk im Quellgebiet des Bahr el Gazal in Zentralafrika, deren Gebiet vom 5.° nördl. Br. und vom 30.° östl. L. v. Gr. durchschnitten wird, große und stark gebaute Leute, von hellerer Farbe als ihre Nachbarn, die Bari und Dinka, den Schuli durchaus ähnlich. Sie schlagen die vier untern Schneidezähne aus, tättowieren Stirn und Schläfe, tragen eiserne, mit 5—7 cm langen Stacheln versehene Armringe, um den Hals Eberzähne, die Weiber in der Oberlippe Holzscheiben oder einen ehernen Reif mit Perlen. Die Kleidung besteht nur in einem schmalen Ledergürtel, besetzt mit Eisenperlen, Kauris ꝛc., oder einem umgehängten Fell, die Bewaffnung in Lanze, Bogen und Pfeilen; ihre Hütten bestehen aus Flechtwerk mit glockenartigem Dach. Hauptbeschäftigung ist Rinder- sowie Schafzucht, man bereitet auch Butter. Merkwürdig sind ihre dolmenartigen Gräber. Die M. wurden uns durch Schweinfurth, Junker und Emin Pascha näher bekannt, nach dem letzten sollen sie, von NW. kommend, sich zwischen die Lur und Schilluk eingeschoben haben.

Madía *Mol.* (Madie), Gattung aus der Familie der Kompositen, einjährige, blätterreiche, drüsig-zottig behaarte, sehr klebrige Kräuter mit abwechselnden, ganzrandigen, selten unten gegenständigen Blättern, sitzenden oder gestielten, an der Spitze der Äste einzelnen oder gebüschelten oder schlaff rispig angeordneten, gelbblütigen Köpfchen und länglich verkehrt eiförmigen, zusammengedrückten Achenen ohne Pappus. Zwölf nordamerikanische Arten, davon eine auch in Chile. M. sativa *Mol.* (Ölmadie, Madi, Melosa), 1—1,5 m hoch, mit verästeltem, wie die ganze Pflanze klebrigem, drüsenhaarigem Stengel, lanzettlichen, halb stengelumfassenden, ganzrandigen Blättern und kurzgestielten Köpfchen, wächst von Kalifornien bis Oregon und in Chile und wird in diesem Lande schon seit undenklichen Zeiten als Ölpflanze kultiviert. In Deutschland wurde sie 1837 zum Anbau empfohlen. Sie verträgt jedes deutsche Klima, da sie nur drei Monate im Boden bleibt, begnügt sich mit Mittelboden, gedeiht am besten auf sandigem Lehmboden, welcher trocken und sonnig liegt, und leidet nicht durch Feinde. Man säet sie im Juni, rauft die Pflanzen, sobald die Körner schwarz sind, legt sie in Schwaden

zum Trocknen und schüttelt die Samen aus, sobald nur die Köpfe trocken sind. Man erntet 1200—1500 kg vom Hektar. Für sandigen Mittelboden scheint die Madie Beachtung zu verdienen. Die völlig reifen Samen sind mäusegrau, 6,5 mm lang, fast geruchlos. Das daraus gepreßte Öl schmeckt mild, angenehm, erstarrt noch nicht bei 24° und eignet sich trefflich zu Speiseöl und zum Schmieren der Maschinen. Die Samen enthalten 26—39 Proz. Öl, müssen aber vor dem Pressen gebrüht werden. Die Ölkuchen dienen als Viehfutter.

Madian, Land, s. Midian.

Madier de Montjau (spr. madjē d'mongschō), Noël François Alfred, franz. Politiker, geb. 1. Aug. 1814 in Nîmes, gest. 27. Mai 1892 in Chatou bei Paris, studierte die Rechte und ließ sich 1838 als Advokat in Paris nieder. Radikalen politischen Anschauungen huldigend, verteidigte er politische Angeklagte und machte sich hierdurch bekannt. 1848 nahm er an der Revolution Anteil, ward 1850 in den Gesetzgebenden Körper gewählt und schloß sich der Bergpartei an. Wegen seiner Opposition gegen den Staatsstreich wurde er 1852 verhaftet und ausgewiesen, worauf er in Belgien seinen Wohnsitz nahm. Im Februar 1871 in die Nationalversammlung gewählt, ward er Mitglied der äußersten Linken, stimmte gegen die Verfassung von 1875 und bekämpfte namentlich die Ultramontanen. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, wurde er einer der Führer der radikalen Linken. Eine Bildsäule wird ihm in Valence errichtet.

Madison (spr. mäddiß'n), 1) Hauptstadt des nordamerikan. Staates Wisconsin, auf einem Isthmus zwischen den Seen Mendota und Monona, Bahnknotenpunkt, hat ein Staatskapitol mit Bibliothek, im Südflügel die Wisconsin Historical Society mit Bibliothek von 150,000 Bänden, Kunst- und andern Sammlungen, auf einem Hügel die Universität von Wisconsin (93 Dozenten, 1294 Studierende, 39,000 Bände) mit Sternwarte (Washburn Observatory), ein norwegisches theologisches Seminar, Irrenanstalt, Waisenhaus für Soldatenkinder und (1890) 13,426 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Jefferson im nordamerikan. Staat Indiana, am Ohio, hat Stärke- und Wollwarenfabriken, Messing- und Eisengießerei, Korn- und Hobelmühlen, Werfte für den Bau von Dampfschiffen und (1890) 8936 Einw. — 3) Stadt in Iowa, s. Fort Madison.

Madison (spr. mäddiß'n), James, vierter Präsident der Vereinigten Staaten, geb. 16. März 1751 zu Port Conway in Virginia, gest. 28. Juni 1836 zu Montpelier in demselben Staate, widmete sich dem Advokatenberuf und ward 1787 in den konstituierenden Konvent und bald darauf in den Kongreß gewählt. Von Jefferson 1801 zum Staatssekretär ernannt, folgte er diesem 1809 in der Präsidentschaft. Auf die wenige Tage vor seinem Amtsantritt erlassene Nonintercourse-Akte gestützt, verbot er sofort allen Handel mit den kriegführenden Mächten Frankreich und England, bis dieselben ihre für den Handel Amerikas nachteiligen Maßregeln aufheben würden, und erklärte endlich an England, welches sich fortgesetzt feindselig zeigte, 1812 den Krieg. Die Amerikaner waren zu Lande anfangs nicht glücklich, und der Präsident hatte in der öffentlichen Meinung die Schuld davon zu tragen. Gleichwohl gewann derselbe die Repräsentanten, die er gleich nach der Einäscherung Washingtons zusammenberief, für noch kräftigere militärische Maßregeln, ward auch 1813 zum zweitenmal zum Präsidenten erwählt und wußte den Krieg zur See so glücklich zu führen, daß in dem Friedensschluß zu Gent 24. Dez. 1814 der Zustand vor dem Kriege wiederhergestellt wurde. Fortan ging Madisons Streben auf Heilung der den Vereinigten Staaten vom Kriege geschlagenen Wunden. Nachdem er noch die Navigationsakte unterzeichnet hatte, legte er 4. März 1817 sein Amt nieder und zog sich nach Virginia zurück. Seine »Papers, correspondence etc.« gab Gilpin (Washingt. 1840, 3 Bde.), seine »Letters and other writings« Rives (2. Aufl., New York 1884, 4 Bde.) heraus. Vgl. Rives, Life and times of J. M. (Bost. 1866—69, 3 Bde.); Gay, James M. (das. 1884); H. Adams, History of the United States, Bd. 5—9 (New York 1890-91).

Madisonsinsel, s. Nukahiwa.

Madiun, niederländ. Residentschaft in der Osthälfte von Java und an dessen Südküste, ein hügeliges, wohlbewässertes Land, an dessen Ostgrenze gegen Kediri sich der Vulkan Wilis (2551 m), an dessen Westgrenze gegen Surakarta sich der Lawu (3238 m) erheben, 5286 qkm (98,8 QM.) groß mit (1891) 1,084,456 Einw., darunter 1124 Europäer und 3849 Chinesen, die starke Fischerei (Ausfuhr von getrockneten Fischen) treiben und an den zahlreichen Flußläufen, namentlich am Solo, Reis, Tabak, Kaffee, Indigo, Zucker, Baumwolle, Zimt u. a. gewinnen. Auch gibt es Petroleum- und heiße Solquellen. Hauptort ist das Dorf M. am gleichnamigen Fluß und an der Bahn Surakarta-Surabaja; Hafenplatz ist Patjitan.

Mädler, Johann Heinrich von, Astronom, geb. 29. Mai 1794 in Berlin, gest. 14. März 1874 in Hannover, war seit 1817 Lehrer an dem Schullehrerseminar in Berlin, studierte seit 1822 an der Universität Naturwissenschaft, besonders Astronomie. 1824 veranlaßte er den Bankier Wilhelm Beer (den Bruder von Meyerbeer) zur Errichtung einer Privatsternwarte und stellte dort seine ersten astronomischen Beobachtungen über die Oberfläche des Mars an, die 1830 erschienen. Mit W. Beer zusammen zeichnete er auch die vorzügliche große Mondkarte »Mappa selenographica« (Berl. 1834—36, 4 Blatt) und schrieb dazu: »Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine Selenographie« (das. 1837, 2 Bde.). 1837 lieferte er eine kleinere Generalkarte des Mondes von 31 cm Durchmesser nebst einer »Kurzgefaßten Beschreibung des Mondes« (Berl. 1838). 1836 wurde er Observator an der königlichen Sternwarte in Berlin und ging 1840 als Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte nach Dorpat. Hier war er auf den verschiedensten Gebieten der Stellarastronomie thätig, hauptsächlich stellte er eine große Anzahl von Doppelsternmessungen an, die er in den Bänden 9—16 der »Astronomischen Beobachtungen in Dorpat« veröffentlichte. Auch stellte er Untersuchungen über die Dimensionen des Fixsternsystems an und glaubte in den Plejaden den Zentralpunkt unsers ganzen Fixsternsystems zu erblicken, ein Resultat, das jedoch nicht berechtigt ist. 1865 legte er infolge eines Augenübels seine Stellung nieder, kehrte nach Deutschland zurück und lebte seitdem in Bonn und in Hannover, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Als populärer Schriftsteller ist er sehr fruchtbringend gewesen. Seine »Populäre Astronomie, oder Wunderbau des Himmels« (Berl. 1841; 8. Aufl., Straßb. 1884) hat eine sehr weite Verbreitung erfahren. Außerdem schrieb er noch: »Fragments sur les corps célestes du système solaire« (Par. 1840);

»Untersuchungen über die Fixsternsysteme« (Mitau 1847—48, 2 Bde.); »Die Zentralsonne« (1. u. 2. Aufl., das. 1846); »Leitfaden der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie« (Stuttg. 1843); »Astronomische Briefe« (Mitau 1844—46); »Beiträge zur Fixsternkunde« (Haarl. 1855); »Die Eigenbewegung der Fixsterne« (Dorpat 1854); »Der Fixsternhimmel« (Leipz. 1858); »Über totale Sonnenfinsternisse, mit besonderer Berücksichtigung der Sonnenfinsternis vom 18. Juli 1860« (im 25. Bd. der »Verhandlungen der kaiserlichen Leopoldino-Karolinischen Akademie«, in deren Auftrag M. diese Finsternis zu Vittoria in Spanien beobachtet hatte; separat, Jena 1861, Nachtrag 1862); »Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde« (Berl. 1870); »Geschichte der Himmelskunde« (Braunschw. 1872—73, 2 Bde.).

Madonie, Le, Gebirge, s. Sizilien.

Madonna (ital.), »meine Herrin«, besonders von der Jungfrau Maria (s. d.) gebraucht und namentlich von künstlerischen Darstellungen, welche die Jungfrau mit dem Kinde zeigen (s. Madonnenbilder).

Madonna del Monte, Wallfahrtsort bei Varese (s. d.).

Madonna di Campiglio (spr. -piljo), klimatischer Kurort in Südtirol, s. Pinzolo.

Madonnenbilder (Marienbilder), gemalte und plastische Darstellungen der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind, welche in der Geschichte der christlichen Kunst eine sehr bedeutsame Stelle einnehmen. Die Legende erzählt, daß der Evangelist Lukas das erste Bild der Madonna mit dem Kinde nach dem Leben (s. Lukasbild) gemalt haben soll, weshalb er in mittelalterlichen und modernen Bildern in dieser Thätigkeit dargestellt wird. Die ersten Bilder der Mutter Jesu finden sich, doch nur vereinzelt, in Katakombenmalereien des 2. und 3. Jahrh. Erst seit dem 5. Jahrh. wurden die M. häufiger, und von da ab machte sie die byzantinische Malerei allgemein. Doch ist die Mehrzahl dieser M. durch den Bildersturm vernichtet worden. Aus den Fesseln byzantinischer Starrheit befreite Cimabue zu Ende des 13. Jahrh. die M., und von da ab hat die italienische Malerei und Plastik ihre höchste Aufgabe in Madonnenbildern gesehen, bis Raffael den Typus der Madonna mit dem Kind in zahlreichen Gemälden (Madonna della Sedia, Sixtinische Madonna) zur Vollendung brachte (vgl. auch Heilige Familie). Dem italienischen Schönheitskultus trat bald das schlicht-bürgerliche Empfinden der deutschen Kunst (Dürer und Holbein) gegenüber, in welcher der Marienkultus seinen tiefsten und reinsten Ausdruck gefunden hat. Hier sind besonders der unter dem Namen »das Marienleben« bekannte Cyklus von Holzschnitten von Dürer und die Madonna des Bürgermeisters Meyer von H. Holbein dem jüngern zu nennen. Eine in der mittelalterlichen Kunst beliebte cyklische Darstellung waren auch die sieben Freuden und die sieben Schmerzen der Maria. Besondere Gruppen bilden die Darstellungen der Madonna mit dem Kind, als Himmelskönigin auf dem Halbmond schwebend (nach Offenbar. Joh., Kap. 12), und die Madonna mit dem Leichnam Christi (s. Pietà). Die Madonna allein kommt häufig auf Darstellungen des Englischen Grußes, der unbefleckten Empfängnis (Murillo), der Mater dolorosa, des Todes Mariä und der Himmelfahrt Mariä vor. Vgl. Gruyer, Les vierges de Raphael et l'iconogrphie de la vierge (Par. 1869, 3 Bde.); Rohault de Fleury, La sainte vierge (das. 1878, 2 Bde.); A. Schultz, Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria u. ihre Darstellung in der bildenden Kunst des Mittelalters (Leipz. 1878); Eckl, Die Madonna als Gegenstand christlicher Kunstmalerei und Skulptur (Brixen 1883); Fäh, Das Madonnenideal in den ältern deutschen Schulen (Leipz. 1884); v. Schreibershofen, Die Wandlungen der Mariendarstellungen in der bildenden Kunst (Heidelb. 1886).

Madou (spr. -dū), Jean Baptiste, belg. Maler, geb. 1796 in Brüssel, gest. daselbst 3. April 1877, machte sich zuerst als Lithograph durch Herausgabe von Sammelwerken über belgische Kostüme, dann einer »Physionomie de la société en Europe de Louis IX à nos jours« (1835—36) einen Namen. Besonders bekannt sind die »Scènes de la vie des peintres de l'école flamande et hollandaise« (1840). Seine zahlreichen Öl- und Aquarellbilder behandeln meist Genreszenen mit Figuren in der Tracht des 17. und 18. Jahrh.; sie zeigen Geist und Humor in der Erfindung und große Gewandtheit in der Ausführung.

Madoz, Pasquale, span. Staatsmann, geb. 17. Mai 1806 in Pamplona, gest. 13. Dez. 1870, fiel 1823 bei der Verteidigung des Schlosses Monzon in die Gefangenschaft der Franzosen und beschäftigte sich nach einem Aufenthalt in Frankreich mit litterarischen Arbeiten und der Redaktion des »Catalan«. Seit 1835 wirkte er als Advokat und Beamter zu Barcelona, wurde 1836 für Lerida in die Cortes gewählt, trat 1843 in Opposition gegen Espartero, der ihn verhaften ließ, und ward 9. Aug. 1854 zum Gouverneur von Barcelona und als Führer der herrschenden Progressistenpartei zum Präsidenten der Cortes, 21. Jan. 1855 aber zum Finanzminister ernannt, in welcher Stellung er das berühmte Desamortisationsgesetz (Verkauf der Staats- und Kirchengüter) vor die Cortes brachte und dessen Annahme durchsetzte. Nachdem er im Juli d. J. zurückgetreten, saß er in den Cortes auf der Linken, beteiligte sich sodann an der Revolution vom 14. Juli 1856 und begab sich hierauf ins Ausland. Nach der Revolution im September 1868 wurde er auf kurze Zeit Zivilgouverneur von Madrid, doch waren ihm auch die Häupter der damaligen Regierung nicht radikal genug. Später aber wurde er unbedingter Anhänger Prims, begleitete, als dieser den Herzog von Aosta zum König ausrief, die Krondeputation nach Florenz, starb aber auf der Rückfahrt. Seine Hauptwerke sind das »Diccionario geográfico, estatistico y histórico de España« (Madr. 1848—50, 16 Bde.) und die »Coleccion de causas celebres« (das. 1840, 16 Bde.).

Madras (offiziell Presidency of Fort Saint George), Präsidentschaft des britisch-ind. Kaiserreichs, der südlichste Teil der vorderindischen Halbinsel, erstreckt sich vom Kap Komorin unter 8° 4' nördl. Br. am Golf von Bengalen (Koromandelküste) 1930 km bis zum 20.°, am Indischen Ozean (Malabarküste) 870 km bis zum 14.° nördl. Br., wird ganz vom Meer umgeben außer im Norden, wo das nahezu von ihm umschlossene Maissur, Bombay, Haidarabad, die Zentralprovinzen und Bengalen die Grenze bilden, und besteht aus drei verschiedenen Teilen: den 22 britischen Distrikten mit den Lakkadiven, 316,024 qkm (5739 QM.) groß mit (1891) 34,336,196 Einw., den drei Agentschaften Gandscham, Wisagapatam und Godaweri, 49,651 qkm (902 QM.) mit 1,294,244 Einw., und den fünf Tributärstaaten Banganapalla, Sundur, Pudukota, Travankor u. Kotschin, 24,886 qkm 452 QM.) mit 3,700,622 Einw., so daß das ganze,

dem Gouverneur von Madras unterstellte Gebiet ein Areal von 390,561 qkm (7093 QM.) mit (1891) 39,331,062 Einw. hat.

Physische Geographie. Das Land wird durchzogen von den Ost- und Westghats. Die Ostghats mit einer mittlern Erhebung von 500 m und bis 1500 m aufsteigenden Gipfeln gehören ganz zu M., sie lassen überall einen breiten ebenen Streifen zwischen sich und dem Meer, werden von drei großen Flüssen: Godaweri, Krischna und Kaweri, durchbrochen und schließen sich im S., wo die Palni Hills 2235, die Anamalai-Berge 2697 m erreichen und nördlich von letztern das Massiv der Nilgiri 2670 m übersteigt, an die Westghats, die, mit einer mittlern Höhe von 1000 m und in einer Entfernung von nur 20—60 km der Küste parallel laufend, eine wirkliche Wasserscheide bilden. Das zwischen beiden Ketten eingeschlossene, 300—900 m hohe Plateau neigt sich nach O. Das Klima ist nur auf den Hochebenen gesund zu nennen. Dürren u. Hungersnot sind häufig, dazu kommen Sumpffieber, Cholera, Pocken. Im Winter wird das Gebiet vom Nordostpassat beherrscht, im Sommer vom Südostmonsun (Übergangszeit April und Oktober, charakterisiert durch veränderliche Winde, böiges Wetter und zuweilen durch verheerende Wirbelstürme). Man unterscheidet die kühle Jahreszeit von Oktober bis März, die heiße Jahreszeit von April bis zur allgemeinen Regenzeit u. die Regenzeit. Temperatur Madras Jahr 27,9°, kältester Monat Januar 24,7°, wärmster Mai 30,8°; mittlere Jahresextreme 42,7° und 16,1°; Regenmenge Madras 123 cm. Die Koromandelküste hat vorwiegend Herbstregen beim Eintritt des Nordostpassats, mit welchem sie südwärts fortschreiten. Die Mineralschätze werden noch wenig ausgebeutet, nur Eisen wird seit alters von den Eingebornen in primitivster Weise aus trefflichem Magneteisenstein dargestellt. Die ziemlich mächtigen Kohlenlager des Godaweridistrikts sind sehr aschenreich und deshalb von nur geringem Werte, dagegen werden die Goldquarzgänge (in Granit und kristallinischen Schiefern) und Goldseifen des Wainad neuerdings stärker bearbeitet. Die wichtigsten Werke befinden sich bei Devala, 44 km südöstlich von Manentavadi. Mangan findet sich in den Nilgiri und bei Bellari, Kupfer an mehreren Stellen der Ostghats, Antimon und Silber in Madura. Im N. und an der Koromandelküste führen die Sande der Flüsse und manche Alluvionen (Edelsande) neben andern Edelsteinen besonders Granaten und Zirkone; auch Diamanten kommen hier und da vor. Bedeutende Mengen von Salz gewinnt man aus den Strandlagunen, wovon die Regierung 1893 eine Abgabe von 1,668,436 Pfd. Sterl. empfing. Die tropischen regengrünen Waldungen des Hochlandes von Dekhan, zum Teil freilich verwüstet, reichen bis M. Hier sind Charakterbäume: der wertvolle Teakbaum (Tectona grandis), der Ebenholzbaum, der Santelholzbaum (Pterocarpus santalinus), die Leguminose Butea frondosa, mehrere Palmen, darunter Borassus flabelliformis und Phoenix silvestris. Eingeführt sind, um die Waldverwüstung zu heben, australische Eukalyptusbäume, welche jetzt in den Nilgiri ganze Wälder bilden. Die Waldungen nehmen ein Areal von 4,287,467 Hektar ein, wovon über die Hälfte unter der Kontrolle der Regierung steht; der Holzverkauf ergibt einen jährlichen Ertrag von 196,000 Pfd. Sterl. Hinsichtlich seiner Tierwelt gehört M. zur indischen Subregion der orientalischen Region. Unter den Raubtieren stehen Tiger und Panther an der Spitze, zahlreich sind giftige Schlangen. Die als Haustiere gehaltenen Rinder und Schafe sind minderwertig.

Die Bevölkerung (19,473,371 männlich, 19,857,691 weiblich) gehört in der Hauptmasse (92,6 Proz.) zum drawidischen Volksstamm (von dem das Tamil 14,076,989, Telugu 13,653,674, Kanaresisch 1,445,650, Malayalam 2,688,332, Tulu 461,176 sprechen), während die Bewohner der Ostghats (Toda, Kota, Kodagu) mit dem Drawidischen verwandte Dialekte sprechen. Arabisch sprechen 3083, Englisch 36,951, Portugiesisch 2896, Deutsch 334 Personen. In Europa waren geboren 2475, davon 217 in Deutschland. Die Auswanderung ist sehr stark; jährlich ziehen 70,000 Tamulen nach Ceylon, um in den Theepflanzungen zu arbeiten, von denen viele mit ihren Ersparnissen zurückkehren; doch leben dort gegenwärtig 260,000 derselben. In ähnlicher Weise gehen viele nach Birma auf die Theepflanzungen; es leben dort 36,000 Tamil und 34,000 Telugu Sprechende. Von den 50,000 Kling, welche nach Indochina zogen, sollen kaum 9000 wiedergekommen sein. Nach Mauritius, Natal und Britisch-Guayana sind 1883—93: 28,931 Personen gegangen, 1893 nach Natal 1847, nach Mauritius 115. Die Volksbildung steht auf sehr niedriger Stufe, nicht weniger als 32,406,059 Personen waren 1891 Analphabeten. Unterricht empfingen 1893 in 24,316 Schulen 734,404 Personen, darunter nur 58,867 weiblichen Geschlechts. Indessen ist die Teilnahme der Bevölkerung am Unterricht im Steigen, und die Zahl der höhern Schulen, Gewerbeschulen, Seminare, Lehranstalten für Ärzte, Apotheker und Hebammen wächst stetig. Die sogenannte Universität in der Hauptstadt ist eine Prüfungsbehörde, die fast ausschließlich von Hindu besucht wird. Der Religion nach zählte man 1891: 34,757,520 Hindu, 2,475,864 Mohammedaner und 1,580,179 Christen, darunter 1,008,023 Katholiken, 200,464 syrische Christen, 136,557 Anglikaner und 39,013 Lutheraner. Unter sämtlichen Christen befanden sich 13,880 Ausländer, vornehmlich Briten. Das Christentum wurde hier vielleicht schon seit dem ersten christlichen Jahrhundert verbreitet; neben englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften arbeiten hier seit vielen Jahren auch deutsche (Baseler, Leipziger, Hermannsburger, Breklumer Mission). Die syrische Kirche in Malabar leitet, freilich wohl ohne Grund, ihren Ursprung vom Apostel Thomas her; jedenfalls gab es Manichäer oder Nestorianer, d. h. persische Christen, bereits im 7.—8. Jahrh. auf der Westküste, wie eine Inschrift in Pehlewi (Altpersisch) und ein in Kotschin aufgefundenes, jetzt in Cambridge aufbewahrtes Manuskript beweisen. Die Hindu scheiden sich in eine große Anzahl von Kasten, unter denen die mit dem Namen Paria (s. d.) bezeichnete die zahlreichste ist. Eigentümlich ist die Einteilung der Kasten in rechtshändige (Valankai), zu denen sich die Paria und mehrere Händlerkasten rechnen, und in linkshändige (Idankai), denen die übrigen angehören. Als Reste des Urvolkes der Halbinsel sind die zwerghaften Naturanbeter der Waldgebirge anzusehen.

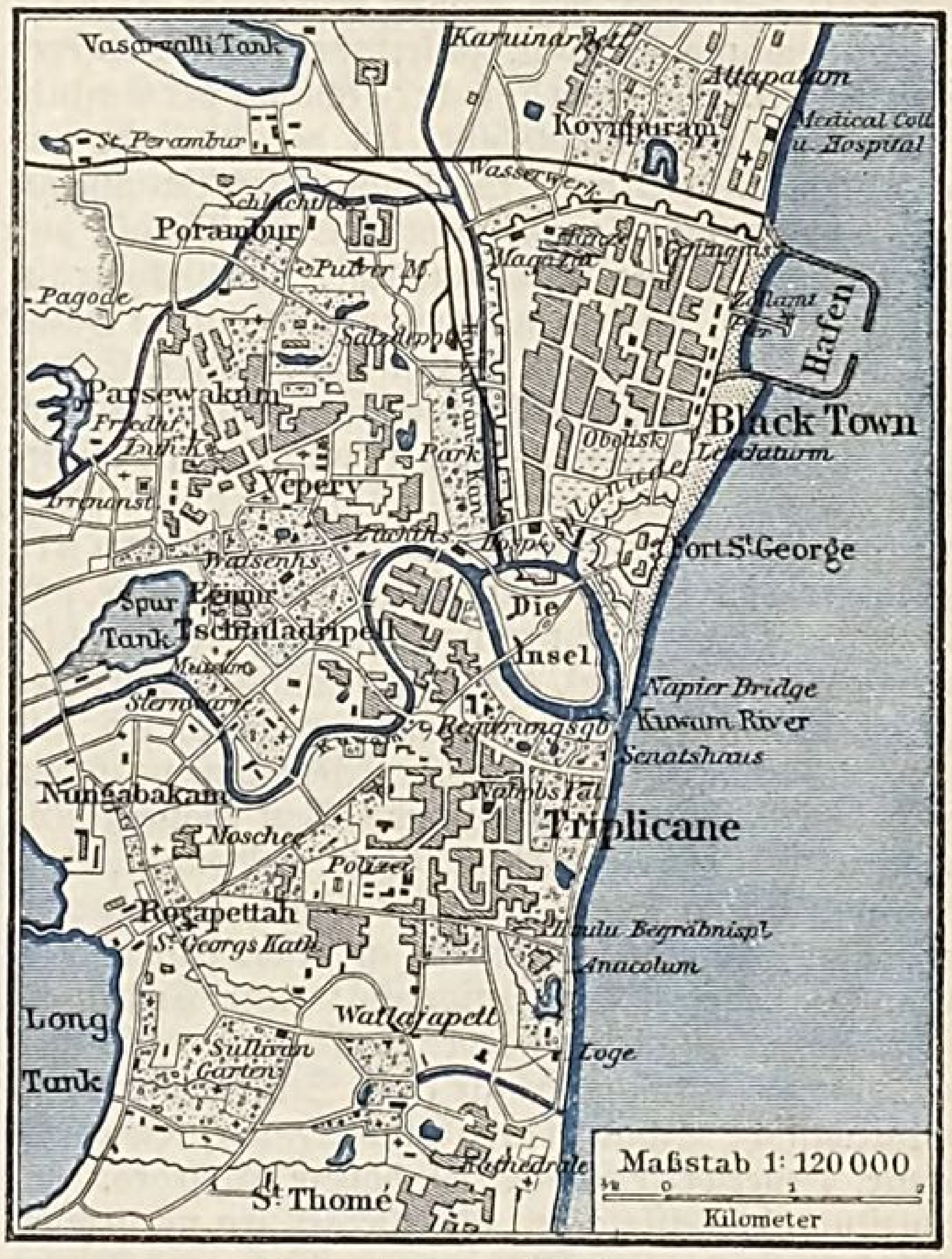
Von den Erwerbszweigen steht der Ackerbau voran, obschon das Land keineswegs als besonders fruchtbar gelten kann. Von dem Gesamtareal (ohne die Tributärstaaten) waren 1893 unter Kultur 11,696,537 Hektar, davon 2,291,896 Hektar künstlich bewässert, wofür 1893: 458,782 Pfd. Sterl. aufgewendet wurden. Hauptkulturen sind Reis (in den Uferlandschaften), Hirse, viel Baumwolle, Ölsaaten, Indigo, Tabak, Zuckerrohr, Kaffee und Thee an den Abhängen der

Berge, Cinchona namentlich auf dem Hochland der Nilgiri. Von Früchten werden namentlich Tamarinden, Mango, Arekanüsse in den westlichen Ghats, Kokosnüsse an den Lagunen der Malabarküste gewonnen. Der Viehstand bezifferte sich 1894 auf 42,838 Pferde, 124,695 Maulesel und Esel, 12,587,844 Rinder, 2,377,401 Büffel, 13,727,372 Schafe und Ziegen und nur 9 Kamele. Die Pferdezucht ist zurückgegangen, die Rinder sind klein und mager, die Schafe hochbeinig und grobwollig. Ernten und Viehstand haben wiederholt durch Dürren gelitten, und Hungersnot hat, zuletzt 1876—78, Hunderttausende hinweggerafft. Die Industrie zeichnete sich früher namentlich durch feine und schöne Baumwollgewebe aus; heute haben europäische Fabrikate ihre Stelle eingenommen. Von einheimischen Produkten stehen die Juwelierarbeiten von Tritschinapalli, die Horn- und Elfenbeinarbeiten von Wisagapatam und die Santelholzarbeiten von Kanara noch in gutem Ruf (s. Tafel »Ostindische Kultur II«). In Gandscham werden durch Europäer Zucker, Rum und Arrak hergestellt. Für den Handel ist die Stadt M. der wichtigste Zentralpunkt; nennenswert sind noch die Häfen Negapatam, Tutikorin, Kalikat, alle mit dem Innern durch Eisenbahnen verbunden. Drei große Schienenwege durchziehen die Präsidentschaft und verbinden die Stadt M. mit Bombay, Goa und Beypur im W. und mit Punditscherri, Negapatam, Tutikorin im O. sowie mit Bangalor und Maissur; 1893 hatten dieselben eine Länge von 5514 km. Auch die Kanäle, insbes. der zwischen Krischna und Kaweri, dienen dem Verkehr. Die Hauptausfuhrartikel bilden Kaffee, Baumwolle, Häute und Leder, Reis, Öle, Zucker, wogegen namentlich Baumwoll- und Metallwaren eingeführt werden. Die Einfuhr zur See betrug 1893: 5,364,929, die Ausfuhr 11,263,254 Pfd. Sterl.

Die Präsidentschaft steht unter einem Gouverneur, der zwar dem in Kalkutta residierenden Vizekönig von Indien unterstellt ist, aber auch direkt mit dem Minister für Indien in London korrespondiert; derselbe residiert in der Stadt M., während der heißen Zeit aber in den Nilgiri. Ihm steht ein Rat aus den höchsten Beamten und acht vom Gouverneur ernannten Mitgliedern zur Seite. Eingeteilt wird die Präsidentschaft in 21 Distrikte, die wieder in Bezirke (Taluk) zerfallen. Für öffentliche Sicherheit sorgt ein Polizeikorps von 23,419 Mann. Das Militär der Präsidentschaft bildet ein besonderes, in sich abgeschlossenes Korps, die (1893) 47,288 Mann (1170 Offiziere) starke Madrasarmee, bestehend aus 15,186 Briten und 32,102 Eingebornen, wozu noch die Nairbrigade (1434) und die Maissurtruppen (2912) kommen. Sie sind in 21 Garnisonen untergebracht; einzelne Abteilungen stehen in Birma, den Straits Settlements und Aden. Die Madrasarmee hat bisher immer allein von den indischen Truppen den auswärtigen Dienst versehen. Die Ausgaben für das Militär sind nicht in dem allgemeinen Staatshaushalt inbegriffen. S. Karte »Ostindien«.

Geschichte. M. bestand schon vor Christus zur Zeit der mächtigen Drawidareiche. Später (seit 1370) gehörte es dem Reiche der Jadawa an. Anfang des 17. Jahrh. machten die Engländer den ersten Versuch, in Palikat (nördlich von M.) eine Handelsniederlassung zu erwirken; 1639 wurden mit Bewilligung der regierenden Hindufürsten die Festungen St. George bei Madras, 1691 St. David bei Cudallor erbaut. In den Kriegen des 18. Jahrh. traten die Engländer wiederholt als Vermittler auf zwischen dem Nawab des Karnatik, dessen Gebiet um M. herumlag, und seinem südlichen Nachbar, dem Radscha von Tandschor; letzterer unterzeichnete 1776 einen geradezu schimpflichen Vertrag und trat die Stadt Nagor mit 277 Dörfern an England ab, und 1799 ging sein ganzer Besitz auf dieses über. Mit diesem Jahr schließt die Reihe der Feldzüge um den Besitz der Landschaften von M., alle übrigen Erwerbungen erfolgten ohne Blutvergießen.

Madras, Hauptstadt der gleichnamigen britisch-ind. Präsidentschaft (s. oben), an der Koromandelküste unter 13° 4′ nördl. Br. und 80° 17′ östl. L., die drittgrößte Stadt des britisch-indischen Kaiserreichs, im



Lageplan von Madras.

Sommer Europäern durch Cholera, Fieber und Dysenterie gefährlich, im Winter jedoch gesund; höchste Temperatur im Januar 20°, im Juni 34°. Sein Trinkwasser bezieht M. aus zwei großen Bassins von 20, resp. 6 qkm im NO. der Stadt. Dieselbe ist sehr weitläufig gebaut, bedeckt 70 qkm und umfaßt 23 Ortschaften, welche mit ihr zusammen einen besondern Verwaltungsdistrikt bilden. Der kleine und sehr unsaubere Fluß Kuwam teilt M. in zwei ziemlich gleichgroße Teile. Im N. liegt Black Town, das Quartier der Eingebornen, mit engen Straßen, Sitz des Handels mit den Banken, Zollhaus, Hafen, Geschäftshäusern, Obergericht. Im S. davon erhebt sich, von einer Esplanade und Gärten umschlossen, das Fort St. George, als Festung heute von wenig Wert, in dem die Büreaus der Zivil- und Militärverwaltung untergebracht sind. Nördlich davon steht der 38 m hohe Leuchtturm, dessen Licht 24 km weit sichtbar ist. Jenseit des Flusses liegt im Quartier Tiruallikane (Triplicane) die von Gärten umgebene Residenz des Gouverneurs, der Palast des pensionierten Nawabs von Karnatak und die von Eurasiern und Europäern erbauten Quartiere mit hübschen Villen und Gärten. M. hat 15 anglikanische, 11 andre protestantische und 15 kath. Kirchen neben vielen Bet-

häusern und Hindutempeln. Mit seinem Kranz von Seen im W., seinen Parken und botanischen Gärten hat M. einen viel ländlichern Anstrich als andre große indische Städte. Die **Bevölkerung** betrug 1891: 452,518 Personen (225,817 männlich, 226,701 weiblich), davon 358,997 Hindu, 53,184 Mohammedaner und 39,742 Christen. Von den letztern waren 24,420 Römisch-Katholische, nur 4229 Nichtindier. Die **Industrie** ist noch nicht bedeutend, doch ist die Baumwollfabrikation von steigender Wichtigkeit. 1894 waren in der Stadt und Umgebung 11 Baumwollfabriken mit 239,200 Spindeln und 973 Kraftstühlen thätig, welche Musseline, Tücher (Madrastaschentücher) &c. herstellen; von Belang sind ferner Gerberei, Lederzurichtung, Glas- u. Zuckerfabrikation, Töpferei, Salzsiederei. Der **Handel**, der 1893 bei der Einfuhr einen Wert von 63,290,309, bei der Ausfuhr von 54,712,087 Rupien hatte, führt namentlich Baumwollwaren u. Baumwollgarn, dann Getreide, Metalle und Metallwaren, Eisenbahnmaterial, Schiffsvorräte, Schreibwaren, Drogen u. a. ein und besonders Häute und Felle, dann Indigo, Baumwolle, Kaffee, Sämereien &c. aus. Der Handel richtet sich vornehmlich nach England und indischen Häfen; Deutschland ist bei der Einfuhr mit 1,18, bei der Ausfuhr mit 2,40 Proz. beteiligt. In den Hafen von M. liefen 1893 ein 219 Dampfer von 417,503 Ton. und 3 Segelschiffe von 5536 T. Es verkehren hier regelmäßig die Dampfer der Hansa (Hamburg), des Österreichisch-Ungarischen Lloyd, der British India Steam Navigation Co. und der Messageries Maritimes. Eisenbahnen führen nach drei Richtungen ins Land. Von Banken sind nennenswert die Agra Bank, Bank of Bengal, London and China Bank, Madras Bank, Commercial and Land Mortgage Bank u. a. Von Unterrichtsanstalten bestehen eine Universität (nur Prüfungsbehörde), ferner ein Presidency College mit 26 Dozenten, eine medizinische Schule (210 Studierende), eine polytechnische Schule (110 Studierende), Gewerbeschule, Feuerwerkerschule, 19 höhere Colleges, eine Abteilung der Asiatischen Gesellschaft, ein naturhistorisches Museum, eine Sternwarte. M. hat 26 Zeitungen, darunter 9 in englischer Sprache, und 102 Buchdruckpressen, davon 36 englische. M. ist Sitz der Regierung und obersten Rechtspflege der Präsidentschaft, Hauptquartier der Madrasarmee und hat eine Garnison von 3250 Mann, davon 1134 Europäer, ist Residenz zweier katholischer Bischöfe und eines protestantischen sowie eines deutschen Konsuls. Von den Vorstädten sind zu nennen **Rajapet** mit der schönen St. Georgskirche, westlich von Tiruallikane, das aristokratische **Adyar** und 5 km südlich das befestigte **St. Thomas Mount** oder **Malaïpur**, eine portugiesische Gründung, von Thomaschristen bewohnt, mit dem isolierten Mount Thomas, Wallfahrtsort der syrischen Christen.

Die Englisch-Ostindische Kompanie erlangte bereits 1639 vom Radscha von Bisnagar die Erlaubnis, an der Stelle des heutigen M. eine Niederlassung zu gründen. Das Fort St. George oder **Madraspatnam** wurde erbaut, und die Kaufleute der aufgegebenen Station Armagárn siedelten hierher über. Das war der erste englische Besitz in Indien. Die schnell aufblühende Agentschaft, welche Ende des 17. Jahrh. bereits 300,000 Seelen zählte, wurde 1653 zu einer Präsidentschaft erhoben, aber 1746 von einer französischen Flotte fast ohne Schwertstreich genommen, im Aachener Frieden 1748 indes wieder zurückgegeben. Als Haider Ali 1767 die Stadt überfiel, wurde sie von den Engländern wieder besetzt und mit jenem hier 1769 ein Friede abgeschlossen. Aber erst nachdem 1799 Seringapatam im Sturm genommen war, wobei Tippu Sahib fiel, ist England im ungestörten Besitz der Stadt geblieben. Vgl. **Wheeler**, M. in the olden time (Madras 1861—62, 3 Bde.). [Lario.

Madrashanf (**Bengalischer Hanf**), s. Crotalaria.

Madrazo y Agüdo (spr. madrāßo), 1) **José de**, span. Maler, geb. 22. April 1781 in Santander, gest. 8. Mai 1859 in Madrid, erhielt seine Ausbildung auf der Akademie in Madrid, unter David in Paris und in Rom, wurde nach seiner Rückkehr in sein Vaterland zum königlichen Kammermaler und 1818 zum Direktor der Akademie von San Fernando ernannt und gewann durch seine Werke sowie durch zahlreiche Schüler bedeutenden Einfluß auf die Kunstrichtung Spaniens. Seine besten Werke sind: Jesus in dem Hause des Hannas (Museum zu Madrid); Tod der Lucretia; Tod des Viriathus; Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklos (im Quirinal); Triumph der göttlichen Liebe über die weltliche (Museum zu Madrid); Madonna mit dem Kind, umgeben von Engeln; Schlacht von Cerignola; Einnahme von Breda; das heilige Herz Jesu mit der Glorie der Engel (Kloster der Salesianerinnen zu Madrid). Er veröffentlichte: »Coleccion lithographica de cuadros del rey de España« (Madr. 1826—32, 3 Bde.).

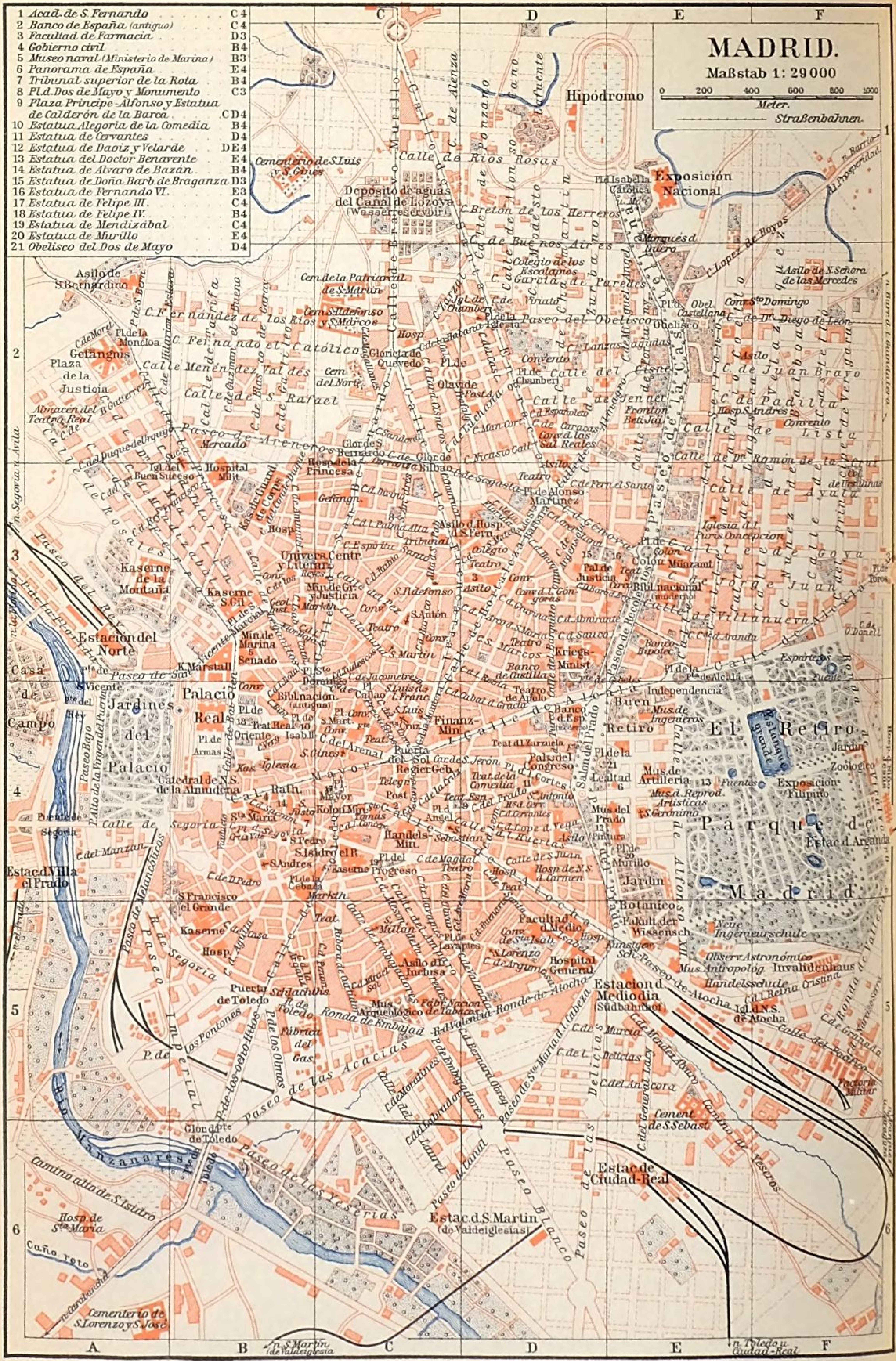
2) **Federico**, Sohn des vorigen, geb. 12. Febr. 1815 in Rom, gest. 10. Juni 1894 in Madrid, bildete sich bei seinem Vater und bei Winterhalter in Paris zum Historien- und Porträtmaler und machte sich vorzugsweise durch seine vornehm aufgefaßten Bildnisse bei der spanischen Aristokratie beliebt. Von seinen Historiengemälden sind hervorzuheben: Gottfried von Bouillon zum König von Jerusalem ausgerufen (1839, Museum zu Versailles); Marie Christine als Nonne am Bett Ferdinands VII. (1843); die Frauen am Grabe Christi; die Bestattung der heil. Cäcilia in den Katakomben. In der letzten Zeit malte er auch Genrebilder mit glänzender Technik (die musikalische Matinee &c.). — Sein Bruder **Pedro de M.** ist Dichter und Kunstschriftsteller und verfaßte unter anderm den Katalog der Madrider Galerie.

Madre, Laguna del, Haff an der Küste von Texas, nördlich vom Rio Grande, 380 km lang, durch eine lange schmale Halbinsel und die Inseln Matagorda, Mustang und Isla del Padre vom Golf von Mexiko getrennt. Es münden in dasselbe der Colorado, Guadalupe, San Antonio und Nueces. Die Haupteinfahrten (Pässe) sind die von Cavallo, Corpus Christi und Brazas Santiago.

Madre austral, Laguna de la, Haff an der Ostküste von Mexiko, südlich vom Rio Grande, 180 km lang, bis 30 km breit, dessen Nehrung aus vier größern Inseln besteht. Bei einer der Einfahrten (Barra de Jesus Maria) liegt die Fischerstation **Caravajal**.

Madre de Dios (Amaru-mayu, Mayutata), linker Nebenfluß des Beni (s. d.) in Südamerika, entspringt auf dem Ostabhang der Anden von Cuzco als Rio Tono und mündet nach 1400 km langem Lauf unter 11° südl. Br. Das von ihm durchflossene Land ist reich an Gold, den besten Cinchonabäumen, an Kaffee, Kakao, Kautschuk und wertvollen Holzarten, Reichtümer, die wegen der Wildheit der Bewohner nicht ausgebeutet werden.

Madreporen, s. Korallen.



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig. Zum Artikel »Madrid«.

Madrepōrenkalk, der Korallenkalk (coral-rag) der Juraformation, insbes. aber recenter jüngster Korallenkalk, aus lauter Madreporen bestehend, im Mittelmeer, im Westindischen Meer, in der Südsee, im Indischen Ozean, im Roten Meer noch fortwährend sich bildend; s. Koralleninseln.

Madrepōrenplatte, s. Stachelhäuter.

Madreporīt, s. Anthrakonit.

Madrid, span. Provinz in der Landschaft Neukastilien, grenzt im N. an die Provinz Segovia, im O. an Guadalajara, im S. an Cuenca und Toledo, im W. an Avila und hat ein Areal von 7989 qkm (145,1 QM.). Der nördliche und westliche Teil der Provinz wird von der Sierra de Guadarrama (2405 m) und deren Ausläufern erfüllt und enthält an den Abhängen des Gebirges Wald; das übrige Land ist hügelig oder eben, aber unbewaldet und trocken. Bewässert wird das Land vom Tajo und dessen Nebenflüssen Jarama (mit Lozoya, Henares, Manzanares und Tajuña), dann Guadarrama und Alberche. Die Bewohner, 1887: 682,644 an der Zahl, beschäftigen sich mit Produktion von Getreide, Hülsenfrüchten, Öl und Wein, Viehzucht, etwas Industrie und Handel. Die Provinz umfaßt 13 Gerichtsbezirke, wovon 5 auf die Hauptstadt entfallen.

Madrid (hierzu der Stadtplan von M.), Hauptstadt des Königreichs Spanien sowie der gleichnamigen Provinz (s. oben), liegt unter 40° 24' nördl. Br. und 3° 41' westl. L. v. Gr., annähernd im Mittelpunkt der Pyrenäischen Halbinsel, 650 m ü. M., in der sandigen Ebene von Neukastilien, am linken Ufer des Manzanares, der durch den Jarama dem Tajo zufließt, im Sommer aber fast gar kein Wasser führt, u. besteht aus der eigentlichen Stadt u. mehreren Vorstädten, die, nachdem die alten Stadtmauern seit 1878 niedergerissen wurden, auch äußerlich mit der Stadt vereinigt worden sind.


Wappen von Madrid.

Das Klima von M. ist nicht günstig, im Sommer sehr heiß und trocken, im Winter kalt und rauh; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 13,5°. M. hat im allgemeinen regelmäßige, breite, gut gepflasterte Straßen und Plätze. Die schönsten *Straßen* sind die mit Alleen gezierte Calle de Alcala und ihre Fortsetzung, die Calle Mayor, die Calle de Carretas, die Calle de la Montera und ihre Fortsetzung, die Calle de Fuencarral, ferner die Calle de Atocha, Calle de Hortaleza und Calle de Toledo. Die *Hauptplätze* Madrids sind die Puerta del Sol, ein regelmäßiger viereckiger Platz, von welchem acht Straßen strahlenförmig auslaufen, mit monumentalen Gebäuden und Brunnen; die Plaza Mayor mit dem Standbild Philipps III., Gartenanlagen und Springbrunnen, früher die Stätte der Autos de Fe der Inquisition, später (seit 1846) zu Stierkämpfen verwendet; die Plaza de Oriente, vor der Ostfassade des königlichen Schlosses, mit der Reiterstatue Philipps IV. und 44 Statuen spanischer Herrscher sowie schönen Gartenanlagen und Springbrunnen; die Plaza da las Cortes mit der bronzenen Bildsäule von Cervantes; die Plaza de Murillo mit dem Standbilde Murillos; die Plaza del Principe Alfonso mit dem Denkmal Calderons. Längs der Ostseite der innern Stadt zieht sich in einer Länge von 3½ km der *Prado* hin, eine mit prächtigen Alleen, Marmorfontänen, dem Denkmal der am 2. Mai 1808 Gefallenen und einer Statue des Columbus gezierte Promenade, welche nördlich in dem Platze vor der Rennbahn (Hippodrom), mit dem Denkmal Isabellas der Katholischen, ausläuft. Östlich vom Prado befindet sich der königliche botanische Garten und der schöne Park von M. (ehemals Buen Retiro, s. d.). Von den ehemaligen Stadtthoren sind der prachtvolle Triumphbogen der Puerta de Alcala, dann die Puerta de Toledo im S. und die Puerta de San Vicente im W. erhalten. Über den Manzanares führen mehrere Brücken, darunter die Puente de Segovia im W. und die Puente de Toledo im S.

Unter den mehr als 90 *Kirchen* ist architektonisch keine von besonderer Bedeutung. Die größte ist die 1651 erbaute Kirche San Isidro el Real, mit vergoldeter Kuppel und vielen Kunstwerken im Innern. Schöne Bauwerke sind auch die Kirche San Francisco, eine Rotunde mit großer Kuppel, gegenwärtig das Nationalpantheon, dann die Atochakirche. Seit 1893 besitzt M. auch eine protestantische Kirche. Unter den öffentlichen Gebäuden von M. ist das hervorragendste das große königliche *Schloß* am westlichen Ende der Stadt, an der Stelle des alten, 1734 abgebrannten Alkazar von Philipp V. im Renaissancestil erbaut, mit einem von Säulenhallen umgebenen Hof, großer Marmortreppe, prächtigen Sälen, Bibliothek, Theatersaal, Sammlung flandrischer Gobelins und prächtigen Gärten, welche sich zum Manzanares absenken. Außerdem sind zu nennen: der Kongreß- und der Senatspalast, der Justizpalast (das ehemalige, 1758 gegründete Nonnenkloster Salesas Reales), das Kunstmuseum am Prado, das königliche Theater (Opernhaus), das Stadthaus, die Nationalbank und das Kriegsministerium. Bemerkenswert sind auch die beiden Friedhöfe, von denen der südliche das Grabmal Calderons enthält, und der Zirkus für Stiergefechte (Plaza de Toros) vor der Puerta de Alcala, mit Plätzen für 16,000 Zuschauer.

Die Zahl der Einwohner beträgt (1887) 470,283. Die *industrielle Thätigkeit* der Hauptstadt ist nicht bedeutend. Zu erwähnen sind mehrere königliche Fabriken (für Tabak und Zigarren, Teppiche, Gold- und Silberwaren und Porzellan), dann die Madrider Gold- und Juwelierindustrie, die Teppich-, Seife- und Parfümeriefabriken, der Wagenbau, die Fabrikation von Maschinen, musikalischen Instrumenten, Möbeln, Handschuhen, Knöpfen, Fächern, Riemer- und Sattlerwaren, Porzellan, Schokolade und die polygraphische Industrie. Wichtig ist der *Handel*, namentlich in Getreide, Wein, Öl, Kaffee und Kolonialprodukten, dann in Luxusartikeln. Dem Handelsverkehr dienen in M. namentlich die Bank von Spanien, eine Börse (seit 1831), eine Handelskammer und ein Handelsgericht; ferner bestehen mehrere Versicherungsgesellschaften, Kreditanstalten, Sparkassen ꝛc. Hinsichtlich der Verkehrsanstalten ist M. das Zentrum des spanischen Eisenbahnnetzes, indem hier die Linien M.-Irun, M.-Saragossa, M.-Alicante, M.-Talavera-Valencia de Alcantara, M.-Badajoz, M.-Arganda und M.-Villa del Prado auslaufen. Die Stadt ist in mehreren Richtungen von Straßenbahnen durchzogen. Seit 1859 besitzt M. eine mit großen Kosten (120 Mill. Pesetas) hergestellte Wasserleitung, welche Trinkwasser aus dem Lozoya am Fuß des Peñalara auf eine Entfernung von 70 km der Stadt zuführt. Von *Unterrichtsanstalten* hat M. eine Universität (1498 in Alcala de Henares gegründet, 1836 hierher

verlegt) mit fünf Fakultäten (5800 Studierende), eine Notariatsschule, eine Schule für Handel und Industrie, eine Ingenieurschule, eine Architekturschule, eine Tierarznei-, eine Ackerbau- und eine Bergwerksingenieurschule, eine königliche Schule der schönen Künste, eine Nationalschule für Musik u. Deklamation, eine Generalstabsschule, eine königliche diplomatische Schule, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, eine Blinden- und Taubstummenanstalt u. zahlreiche Elementarschulen.

Die bedeutendsten der zahlreichen Sammlungen von M. sind: das Museo del Prado oder die königliche Gemälde- und Skulpturengalerie, die 2200 Gemälde, Meisterwerke aller Schulen (darunter von Ribera, Velazquez, Murillo, Tizian, Raffael, Rubens, van Dyck, Teniers, J. Brueghel, Albr. Dürer), und Bildhauerwerke sowie antike Kunstgegenstände enthält; die Galerie der Akademie der Künste mit 300 Gemälden meist spanischer Künstler nebst einer Sammlung von Gipsabgüssen; die reichhaltige königliche Waffensammlung (Armeria Real), von Philipp II. angelegt; das archäologische Museum, welches zugleich eine reiche Münzsammlung umfaßt; das naturhistorische Museum, enthaltend eine mineralogische und zoologische Sammlung; das Artilleriemuseum; die Nationalbibliothek (400,000 Bände und 10,000 Manuskripte); die Bibliotheken des königlichen Palastes, der Universität ꝛc. M. hat sieben königliche Akademien, darunter die Spanische Akademie, 1713 gegründet, die Historische Akademie, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die Akademie der exakten und Naturwissenschaften und die Akademie der Künste, alle mit Bibliotheken und Sammlungen ausgestattet, ferner ein astronomisches und meteorologisches Observatorium, einen botanischen Garten, mehrere wissenschaftliche Vereine und 5 Theater. Auch erscheinen hier 30 politische Journale und zahlreiche Fach- und Unterhaltungszeitschriften. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt die Stadt namentlich sechs Krankenhäuser. M. ist königliche Residenz, Sitz der Ministerien, des Kongresses u. Senates, des diplomatischen Korps und zahlreicher Konsulate auswärtiger Staaten (darunter ein deutsches Berufskonsulat), des Gouverneurs der Provinz M., des Generalkapitäns von Neukastilien, des obersten Gerichtshofs und eines Bischofs. In der Umgegend von M. befinden sich einige königliche Lustschlösser mit Parkanlagen, nämlich Casa del Campo, am rechten Ufer des Manzanares, gegenüber dem königlichen Schlosse, El Pardo (s. Pardo) und Zarzuela.

In der Geschichte tritt die Stadt zuerst 939 n. Chr. unter dem Namen Majerit auf, wo sie durch König Ramiro II. von Leon erstürmt wurde. Solange die Mauren die Halbinsel besetzt hielten, diente der Ort als Grenzbefestigung und wurde von den Mauren oft genommen, bis ihn 1086 Alfons VI., der Eroberer des maurischen Königreichs Toledo, besetzte. König Heinrich III. von Kastilien wählte M. zu seiner Residenz während der Jagdzeit. Einige Fürsten hielten hierauf längere Zeit in M. ihr Hoflager, und nach dem Tode Ferdinands des Katholischen wurde die Reichsregierung dahin verlegt. Kaiser Karl V. hielt sich meist in M. auf und ließ den Alkazar, das alte Schloß, in einen königlichen Palast umwandeln; sein Sohn Philipp II. erklärte 1560 M. endgültig für die Hauptstadt der Monarchie. Seit jener Zeit und durch jenen Monarchen entwickelte sich die Stadt zu ihrer jetzigen Größe und Bedeutung. M. ist durch eine ganze Reihe von Verträgen merkwürdig, die daselbst abgeschlossen wurden, namentlich durch den Frieden von M. vom 14. Jan. 1526 zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich, von 1617 zwischen Spanien u. Venedig und von 1800 zwischen Portugal und Spanien. Während des Erbfolgekriegs hielt es M. mit der französischen Partei. Bei der französischen Okkupation unter Napoleon gab die Stadt durch einen Aufstand gegen Murat, 2. Mai 1808, und durch einen Straßenkampf, bei dem über 1500 Bürger das Leben verloren, das Zeichen zur allgemeinen Erhebung, wofür ihr in der Anrede des Kanzleistils die Bezeichnung »die heroische« beigelegt wurde. In den karlistischen Kämpfen stand sie immer auf seiten der Königin. Vgl. Alvarez y Baena, Hijos de M., etc. (Madr. 1789—91, 4 Bde.); Mesonero Romanos, El antiguo M. (das. 1861); Amador de los Rios, Historia de la villa y corte de M. (das. 1861—64, 4 Bde.); Valverde y Alvarez, La capital de España (das. 1883).

Madridējos (spr. -dēchos), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Toledo, in fruchtbarer Ebene am Valdespino, mit Käserei, Obst- und Safranbau und (1887) 6579 Einw.

Madrigāl (ital., älteste Form mandriale, »Hirt«, von mandra, »Herde«), ursprünglich ein von Hirten u. Landleuten gesungenes Lied. Anfang des 14. Jahrh. bemächtigten sich die italienischen Kunstdichter dieser Form. Das Liedchen, aus 8—11 Elfsilbern in bestimmter Reimordnung bestehend, wurde unter ihren Händen zu einem reizenden ländlichen Idyll, so bei Petrarca, Sacchetti und Donati. Im 16. Jahrh. schon ändert es seine Form, indem es, z. B. bei Tasso, auch Siebensilber aufnimmt. Nach dem 16. Jahrh. löst es sich von jeder metrischen Regel. Man nennt so jedes aus Elf- und Siebensilbern bestehendes Gedichtchen, das mit irgend einer witzigen Wendung, einem Kompliment oder einem zierlichen Gedanken schließt. Von Italien kam es frühzeitig auch nach Frankreich und Deutschland, wo es lange Zeit eifrige Pflege fand. Bedeutende Madrigalendichter sind außer den genannten: de Montreuil, Lainez, Moncrif, Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Goethe, A. W. Schlegel. Vgl. Strümpell, Das französische M. vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Braunschw. 1873); Carducci, Opere, Bd. 8, S. 324 ff. (Bologna 1893); Vogel, Bibliothek der gedruckten weltlichen Vokalmusik Italiens aus den Jahren 1500—1700 (Berl. 1892, 2 Bde.). — In der Musik ist M. das eigentliche Kunstlied des 16. Jahrh., d. h. da jene Zeit das einstimmige begleitete Lied nicht kannte, das (meist vier- bis sechsstimmige) Chorlied, das sich von der volksmäßigern Kanzonette, Villanelle, Frottola ꝛc. durch eine kunstvollere Faktur unterschied. Das M. ist daher der eigentliche Repräsentant der Kammermusik des 16. Jahrh. und als der älteste Madrigalenkomponist Arcadelt (s. d.) zu bezeichnen. Das M. wurde indirekt auch zum Ausgangspunkt der begleiteten Monodie und der Instrumentalmusik, da man beliebte Madrigale derart für Laute (auch für Klavier) bearbeitete, daß eine Stimme (der Tenor oder Sopran) gesungen, die andern dagegen, so gut es ging, auf dem Instrument ausgeführt wurden.

Madrileña, ein span. Nationaltanz.

Madrillbrett, s. Petarde.

Mädrishorn, Berg, s. Rätikon.

Madsanga, s. Majunga.

Madüe, Landsee im preuß. Regbez. Stettin, 12 km lang und 3 km breit, 17 m ü. M., ist reich an Maränen und wird von der Plöne durchströmt.

Madüemaräne, s. Renke.

Madūra (Madhura), 1) Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (21,758 qkm mit [1891] 2,608,404 Einw.) in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unter 9° 55′ nördl. Br. und 78° 10′ östl. L. v. Gr., am Waigaifluß und an der Südindischen Bahn, hat breite Straßen, große Plätze, ein neues Gefängnis, Hospital, eine höhere Schule, eine Zentralschule und ein Krankenhaus der amerikanischen protestantischen Mission, mehrere Kirchen und eine prächtige Apotheke der Jesuiten und (1891) 87,428 Einw., darunter 77,433 Hindu, 7065 Mohammedaner und 2919 Christen. M. war einst Hauptstadt des Königreichs Karnata (s. Karnatik), das in der Mitte des 16. Jahrh. von Mohammedanern erobert wurde, welche die große Mauer mit ihren 14 Türmen sowie die meisten Gebäude zerstörten. Aus seiner alten Zeit besitzt es noch eine große Pagode, die großartigen Trümmer des Königspalastes, eine wohlerhaltene prächtige Halle aus Granit, 106 m lang und 42 m breit, und einen Tempel auf einer Insel inmitten eines 3 km von der Stadt gelegenen, mit Granitquadern eingefaßten Sees. — 2) (Holländ. Madoera), Insel an der Nordostküste von Java, von diesem durch die in ihrem westlichen Teil nur 3 km breite u. dort fast unbefahrbare Madurastraße getrennt, unter 6° 51′—7° 16′ südl. Br. u. 112° 45′—114° 8′ östl. L. v. Gr., 4570 qkm (83 QM.) groß, ist von niedrigen Hügeln erfüllt, bewaldet, jedoch dürr und darum auch zum großen Teil nicht angebaut, enthält aber sehr reiche Salinen. Die Maduresen sind den Javanern nahe verwandt, jedoch von gröbern Zügen, kräftiger, ausdauernder und unternehmender, zählen daher zu den besten Soldaten der niederländisch-indischen Armee. Politisch bildet M. mit ca. 80 östlicher gelegenen Inselchen eine Residentschaft mit einem Umfang von 5286 qkm (96 QM.) mit (1891) 1,439,965 Einw. (441 Europäer, 4401 Chinesen, 1262 Araber) und vier Distrikten: M., Pamekasan, Sampang und Sumenep, unter einheimischen Fürsten, die aber genau kontrolliert werden durch den niederländischen Residenten in Pamekasan; die bedeutendste Stadt ist Sumenep, dann der Hafen Bangkallan an der Westküste.

Madūrafuß (ostindisch Perical, »Dickfuß«, engl. Fungus foot of India), eine nur in Hindostan und dort nur an Eingebornen beobachtete Krankheit, welche in Madras, Bombay, im westlichen und nordwestlichen Teil Indiens besonders in einer meist den Fuß befallenden hellen, gelblichen Form, in Bengalen hauptsächlich in einer dunkeln, vorzugsweise an den Händen auftretenden Form vorkommt. Nachdem Goodfrey in Madras (1846) zuerst die charakteristische Beschreibung des Leidens gegeben, untersuchte es Carter 1874 näher, bezeichnete es als Mycetoma und unterschied die obigen Formen. Berkeley bezeichnete einen in dem erkrankten Gewebe gefundenen Pilz als Chionyphe Carteri. Der befallene Fuß vergrößert sich, stellt sich oft in Spitzfußstellung und zeigt zahlreiche, in die Tiefe führende Geschwürsöffnungen, aus welchen das gleich zu erwähnende Sekret heraustritt. Ebenso wird die Hand im Erkrankungsfalle verdickt u. infolge Zerstörung der Handwurzel- und Mittelhandknochen verkürzt, während ihre Funktion beeinträchtigt und zuletzt aufgehoben ist; dabei sind, sei es an Hand oder Fuß, die Knochen so weich, daß man sie schneiden kann. Im Innern findet man durch gewundene Gänge verbundene, mit einer fibrös-elastischen Membran ausgekleidete, nach außen sich öffnende Höhlen, aus welchen bei der hellen Form hirsekorngroße, fischrogenähnliche, rötlichgelbe oder weiße, in eine zähe, eiweißartige Masse eingebettete Körper sich entleeren. Bei der dunkeln Form enthalten Höhlen und Gänge schwarze oder doch dunkelbraune, bald lockerer, bald fester eingebettete, in ersterm Falle auch von jener eiweißartigen Masse umgebene Gebilde, die die Größe einer kleinen Orange erreichen können, auf dem Durchschnitt ein helleres Zentrum und einen strahligen Bau zeigen. Zuerst entwickeln sich diese Fremdkörper im Fettgewebe, dringen dann aber auch in die Knochen ein, die sie zerstören. Das Leiden entsteht ohne wesentliche Schmerzhaftigkeit, indem an Hand oder Fuß ein harter Knoten sich bildet, der mit der Zeit aufbricht, und dem andre folgen. Durch Bruch der Knochen, Verdickung der Gewebe entsteht die Mißgestalt der befallenen Extremität, die nicht nur unbrauchbar wird, sondern auch ihrem Träger zur Last ist. Man hat das Leiden 15, ja 26 und 30 Jahre dauern sehen. Jede andre Behandlung als die Amputation des befallenen Gliedes erwies sich als vergeblich. Die neuesten Forschungen lassen erkennen, daß, wenn es sich bei der weißen Form nicht um echte Aktinomykose handelt, man es doch höchstens mit einer Abart derselben zu thun hat. Hewlett behauptet mit Kanthack die Identität des Madurafußes mit Aktinomykose. Nach Boyce ist das Wachstum der Pilze bei M. langsamer als das der Cladothrix asteroides, C. alba, Dichotoma und Actinomyces. Immerhin scheint es sich um eine Cladothrix-Art zu handeln, die aus Sporen zu schlauchförmigen, vielfach verzweigten Fäden auswächst. Damit wird dann auch die Therapie aussichtsvoller werden, sowohl für eine rechtzeitige chirurgische Behandlung, als auch für eine bei andern Aktinomykoseformen bewährte innere Behandlung mit Jodkalium.

Madūro, s. Portwein.

Madvig, Johan Nikolai, dän. Philolog und Staatsmann, geb. 7. Aug. 1804 in Svanike auf Bornholm, gest. 12. Dez. 1886 in Kopenhagen, besuchte seit 1817 das Staatsgymnasium zu Frederiksborg auf Seeland, studierte 1820—25 in Kopenhagen und wurde 1826 an der dortigen Universität Dozent, 1829 Professor der lateinischen Sprache und Litteratur, 1848 daneben Unterrichtsinspektor der gelehrten Schulen. Im Oktober d. J. in den dänischen Reichstag gewählt, war er November 1848 bis Dezember 1851 Kultusminister, trat dann in seine frühern Ämter als Universitätsprofessor und Unterrichtsinspektor zurück, entwickelte jedoch auch ferner im Folke- und Landsthing, mehrfach als Präsident, bis 1874 eine rege politische Thätigkeit und trat, erblindet, 1879 in den Ruhestand. Durch seine philologischen Arbeiten erwarb er sich den Ruf eines der scharfsinnigsten und gründlichsten Kritiker. Auf Cicero beziehen sich: »Emendationes in Ciceronis libros de legibus et Academica« (Kopenh. 1826), »Ad Orellium epistola critica de orationum Verrinarum libris II extremis« (das. 1828), »De Asconii Pediani commentariis in Ciceronis orationes« (das. 1828), die trefflichen Ausgaben von: »De finibus bonorum et malorum« (das. 1839, 3. Aufl. 1876) und »Cato major et Laelius« (das. 1835, 2. Aufl. 1869) sowie die Rezension zwölf ausgewählter Reden (das. 1830, 6. Aufl. 1886). Für Livius lieferte er: »Emendationes Livianae« (Kopenh. 1860, 2. Aufl. 1877) und im Anschluß daran mit Ussing eine Gesamtausgabe (das. 1861—66, 4 Bde.; zum Teil oft wiederholt). Zahlreiche Emendationen zu verschiedenen Schriftstellern bot er in den »Adversaria critica

ad scriptores graecos et latinos«, Kopenh. 1871—84, 3 Bde.). Die grammatischen Studien förderte er in der »Latinsk Sproglaere til Skolebrug« (Kopenh. 1841, 8. verkürzte Aufl. 1889; deutsch, Braunschw. 1844; 3. Aufl. 1857, seitdem verkürzt) sowie in der »Graesk Ordföiningslaere« (Kopenh. 1846, 2. Aufl. 1857; deutsch als »Syntax der griechischen Sprache«, 2. Aufl., Braunschw. 1884). Seine letzten Werke sind: »Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staats« (Kopenh.; zugleich deutsch, Leipz. 1881—82, 2 Bde.) und die Selbstbiographie: »Livserindringer« (das. 1887). Seine akademischen Gelegenheitsschriften und kleinern Arbeiten, zum Teil von größter Bedeutung, sind gesammelt in: »Opuscula academica« (Kopenh. 1834—42, 2 Bde.; 2. Aufl. 1887) und »Kleine philologische Schriften« (Leipz. 1875).

Maecha (Ma'acha), aramäischer Stamm und Stadt, südlich vom Hermon, dem Stamme Manasse zugeteilt, aber von diesem nicht unterworfen.

Maelen (spr. mālen), Philippe Marie Guillaume van der, belg. Kartograph, geb. 23. Dez. 1795 in Brüssel, gest. daselbst 29. Mai 1869, war anfangs Kaufmann, wandte sich noch im Alter von 30 Jahren dem Kartenzeichnen zu und gab schon 1827 einen »Atlas universel« in 400 Blättern heraus, dann 1829—30 einen »Atlas de l'Europe« in 165 Blättern. 1830 gründete er sein berühmtes Établissement géographique de Bruxelles, eine großartige Gruppe von Ateliers, aus denen eine bedeutende Anzahl von Karten, Atlanten, Reliefs, Globen und Büchern hervorgegangen ist, wie: »Carte de la Belgique« (1833, 43 Blatt); »Dictionnaires géographiques des provinces de la Belgique« (1831—38); »Carte de la Belgique« (1837—53, 25 Blatt), eine andre 1846—54, 250 Blatt; »Atlas hypsométrique de la Belgique« (1851—61, 10 Blatt) u. a.

Maelor Saesneg (»Sachsenland«), s. Flintshire.

Maerlant (spr. mār-), Jacob van, der bedeutendste niederländ. Dichter des 13. Jahrh., geb. um 1235 in Bruxambacht (Westflandern), gest. in Damme zwischen 1291 und 1300, war anfangs Küster in Maerlant (jetzt ein Teil von Brielle auf der Insel Oostvoorne); später (vermutlich von 1266 an) wohnte er in Damme bei Brügge, wo er nach der Tradition das Amt eines Stadtschreibers bekleidete. Seine Jugendwerke sind Ritterromane, aus dem Lateinischen und Französischen übersetzt: »Alexanders geesten«, zwischen 1257 und 1260 übersetzt aus dem Lateinischen des Gauthier de Chastillon (hrsg. von Snellaert, Gent 1860—62, und J. Franck, Groning. 1882); die »Historie van den Grale« und »Merlijns Boeck«, um 1261 übersetzt aus dem Französischen des Robert de Borron (hrsg. von J. van Vloten, Leiden 1880—82); »Roman van Torec«, nach einem verloren gegangenen französischen Original, nur in einer Überarbeitung erhalten (hrsg. von J. te Winkel, Leiden 1875); die »Historie van Troyen«, um 1264 nach dem Französischen des Benoît de Sainte-More (hrsg. von N. de Pauw und E. Gaillard, Gent 1889—91). Diese zum Teil sehr umfangreichen Gedichte gehören zwar dem Stoff nach noch ganz zu dem Kreis der ritterlichen Epik, stehen aber schon unter dem Einfluß einer historischen Kritik, und das lehrhafte Element wiegt in ihnen vor. Später empfahl M. nur historisch glaubhafte biblische, geistliche oder weltliche Erzählungen und rein lehrhafte Darstellungen, von denen er selbst sehr umfängliche Muster aufstellte. Zu den Gedichten aus dieser zweiten Periode Maerlants gehören: »Heimelicheit der heimelicheden«, nach den »Secreta secretorum« des Pseudo-Aristoteles (hrsg. von Clarisse, Dordr. 1838, und von Kausler in den »Denkmälern altniederländischer Sprache und Litteratur«, Tübing. 1844); »Der naturen bloeme«, eine gereimte Naturgeschichte nach dem lateinischen Werk »De natura rerum« von Thomas de Cantimpré (hrsg. von Bormans, Gent 1857, und von Verwijs, Groning. 1878); der »Rijmbybel«, eine Übersetzung der »Scolastica« von Petrus Comestor, mit der 1271 vollendeten Fortsetzung: »Die Wrake van Jherusalem«, nach Flavius Josephus (hrsg. von David, Brüssel 1858—69); »St. Franciscus Leven«, nach dem Lateinischen des Bonaventura (hrsg. von Tideman, Leid. 1848) und das umfangreichste seiner Werke: »Spiegel historiael«, 1283 begonnen, eine gereimte Übersetzung des »Speculum historiale« von Vincentius von Beauvais, von welcher M. aber nur ein wenig mehr als die Hälfte verfaßte. Philipp Utenbroeke hat diese Arbeit fortgesetzt, Lodewijk van Velthem aber hat sie 1316 vollendet und erweitert. Der von M. bearbeitete Teil ist herausgegeben von de Vries und Verwijs (Leid. 1857—63), die zweite, von Utenbroeke übersetzte Partie von denselben und Ferd. von Hellwald (das. 1879). Die letzte, von Velthem übersetzte Partie ist nur unvollständig überliefert, seine Erweiterung gab schon Le Long (Amsterd. 1727) heraus. Außerdem schrieb M. noch verschiedene strophische Gedichte (hrsg. von Verwijs, Groning. 1880), welche als das weitaus poetischste u. kunstreichste Erzeugnis der mittelniederländischen Dichtung bezeichnet werden darf. Die wichtigsten dieser strophischen Gedichte sind die drei Zwiegespräche zwischen Jacob (dem Dichter selbst) und Martijn, das am meisten poetische die »Disputacie van onser Vrouwen ende den h. Cruce«, die glutvollsten »Der Kerken clage« und sein Schwanengesang »Van den lande van Oversee«, gedichtet nach dem Verlust von St.-Jean d'Acre 1291. M. hat eine wichtige Dichterschule gestiftet, deren Mitglieder ihn den »Vater aller dietscher Dichter« nannten. Vgl. Serrure, I. v. M. en zyne werken (2. Aufl., Gent 1867); J. te Winkel, Maerlants werken als Spiegel der 13. eeuw« (2. Aufl., das. 1892).

Maes (spr. mās), Nicolas, holländ. Maler, geb. im November 1632 in Dordrecht, gest. im Dezember 1693 in Amsterdam, war um 1648—52 Schüler Rembrandts in Amsterdam, hielt sich zwischen 1660 und 1665 in Antwerpen auf, wo ihn die dortige Malweise zu einer Änderung seines Stils veranlaßte, und war seit 1673 in Amsterdam ansässig. Seine Werke sind in zwei Gruppen zu scheiden. Die Genrebilder schließen sich eng an Rembrandt an, während die Bildnisse in ihrer glatten, kühlen Behandlung mit C. Netscher verwandt sind. Von seinen frühern, durch pikante Beleuchtung ausgezeichneten Genrebildern sind hervorzuheben: die Träumerin, die Alte am Spinnrocken (Reichsmuseum in Amsterdam), die faule Magd (Nationalgalerie in London), die neugierige Magd (Amsterdam) und das Schweineschlachten im Haus (Museum in Berlin).

Maeseyck (spr. mās-, Maaseyck), Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Limburg, an der Maas, der Eisenbahn Hasselt-M. und der Vizinalbahn M.-Bourg Leopold, mit einer Staats-Knabenmittelschule, Instituten für Taubstumme u. Blinde, Spitzenfabrikation, Gerberei, Färberei und (1893) 4678 Einw.; Geburtsort der Gebrüder van Eyck, denen 1864 daselbst ein schönes Marmordenkmal (von Wiener in Brüssel) errichtet ward.

Maëstà (ital., »Majestät«), Bezeichnung von Bildern des auf dem Thron sitzenden Heilands.

Maesteg (spr. mästegg), städtische Gemeinde in Glamorganshire (Südwales), im kohlenreichen Nebenthal des Ogmore, 13 km nordwestlich von Bridgend, mit Eisenhütten und (1891) 9417 Einw.

Maëstoso (con maëstà, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: majestätisch, feierlich, erhaben.

Maestrāl (ital.), soviel wie Mistral.

Maestricht (spr. māst-), Stadt, s. Maastricht.

Maëstro (ital., »Meister«), in Italien übliche Titulatur der Tonkünstler, besonders der Komponisten. M. di cappella (»Kapellmeister«), der Dirigent eines kirchlichen Sängerchors, während der Leiter eines Orchesters Direttore d'orchestra heißt. M. al cembalo, früher der am Klavier akkompagnierende Generalbaßspieler (in der Regel der Dirigent).

Maesyfed, s. Radnorshire.

Mäeutik (griech.), wörtlich soviel wie Hebammenkunst, von Sokrates (s. d.) in scherzhafter Anspielung auf das Gewerbe seiner Mutter Phänarete zur Bezeichnung seiner Methode angewandt, mittels geschickt angebrachter Frage die im Gefragten, diesem selbst unbewußt, schlummernde richtige Erkenntnis aus ihm herauszulocken, wie das im Schoß der Mutter geborgene Kind durch die Kunst der Geburtshelferin ans Tageslicht gefördert wird.

Maffei, 1) Giovanni Pietro, gelehrter Jesuit, geb. 1536 in Bergamo, gest. 20. Okt. 1603 in Tivoli, bildete sich in seiner Vaterstadt und in Rom, ward 1563 Professor der Beredsamkeit zu Genua und 1564 Sekretär der Republik, trat aber 1565 zu Rom in den Jesuitenorden ein. Er schrieb: »Das Leben des Ignatius Loyola« (Vened. 1585), »Historiarum indicarum libri XVI« (Flor. 1588; beste Ausg., Köln 1593), wozu er die meisten Materialien in Portugal gesammelt hatte, und eine nicht beendete »Geschichte des Pontifikats Gregors XIII.« (hrsg. von Coquelines, Rom 1743, 2 Bde.). Gesamtausgabe seiner Werke Bergamo 1747, 2 Bde.

2) Scipione, Marchese di, ital. Dichter, geb. 1. Juni 1675 in Verona, gest. daselbst 11. Febr. 1755, machte seine Studien im Jesuitenkollegium zu Parma und begab sich 1698 nach Rom, wo er durch fleißiges Studium der großen Meister der italienischen Poesie, besonders Dantes, seinen Geschmack bildete und Mitglied der Akademie der Arkadier wurde. In den Jahren 1703 und 1704 machte er als Freiwilliger in der bayrischen Armee mehrere Feldzüge im Spanischen Erbfolgekrieg mit und ließ sich nach seiner Rückkehr in Verona nieder. Mit Apostolo Zeno und Vallisnieri gründete er 1710 in Padua das »Giornale de' letterati d'Italia«, zog sich aber bald wieder von der Redaktion zurück und begab sich nach Turin, wo er sich mit antiquarischen Untersuchungen beschäftigte. Die Bekanntschaft mit dem berühmten Schauspieler Riccoboni veranlaßte ihn, auf eine Hebung der damals tief gesunkenen italienischen Bühne hinzuarbeiten. In diesem Sinne schrieb er seine berühmte Tragödie »Merope« (aufgeführt 1713, gedruckt 1714), später das Lustspiel »Le Cerimonie« und veranstaltete in seinem »Teatro italiano« (Verona 1723—25, 3 Bde.) eine Sammlung der besten ältern italienischen Theaterstücke. Seit 1718 beschäftigte ihn vorzugsweise die Geschichte seiner Vaterstadt; aus diesen Studien ging sein ausgezeichnetes Werk »Verona illustrata« (Verona 1731—32, 4 Tle.; neue Ausg. in 5 Bänden, Mail. 1825—27) hervor. Nach Beendigung desselben bereiste er die Provence, verweilte drei Jahre in Paris, wo er theologische Studien trieb, ging dann nach England, Holland und Deutschland und ließ sich nach seiner Rückkehr (1736) dauernd in seiner Vaterstadt nieder. Die Zahl seiner antiquarischen und sonstigen Schriften ist sehr groß. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien in 21 Bänden (Vened. 1790). Vgl. Pindemonte, Elogi di letterati italiani (Flor. 1859); Giuliari, Bibliografia Maffeiana (im »Propugnatore«, 1885).

3) Giuseppe, Ritter von, Litterarhistoriker, geb. 27. Mai 1775 in Cles bei Trient, gest. 15. Mai 1859, studierte in Salzburg Theologie, erhielt 1798 die Priesterweihe, wurde 1805 Professor der italienischen Litteratur an der dortigen Universität und wirkte in gleicher Stellung seit 1826 zu München. Sein Hauptwerk ist die »Storia della letteratura italiana« (Mail. 1825, 3 Bde.; 3. Aufl., Flor. 1853, 2 Bde.). Auch übersetzte er Dramen von Iffland und Kotzebue sowie Schmids Jugendschriften ins Italienische.

4) Andrea, Cavaliere, ital. Dichter, besonders als Übersetzer berühmt, geb. 1798 in Riva di Trento am Gardasee, gest. 27. Nov. 1885 in Mailand, kam, 15 Jahre alt, nach München, wo er sich eine gründliche Kenntnis des Deutschen aneignete, und trat bereits 1818 zu Mailand mit einer Übersetzung von Geßners Idyllen ins Italienische hervor, die mehrmals aufgelegt wurde. Später wendete er sich den Dramen Schillers zu und lieferte zuerst »La sposa di Messina« (Mail. 1827), dann »Maria Stuarda« (1829) und weiterhin die übrigen Stücke (Gesamtausgabe, Mail. 1844 u. ö.). Diese Schiller-Übersetzung gilt in Italien allgemein für ein klassisches Werk. Auch ausgewählte lyrische Dichtungen Schillers sowie Goethes »Faust«, »Hermann und Dorothea«, »Iphigenie« und mehrere Romanzen übertrug M. Gleicherweise gab er eine Übersetzung des »Verlornen Paradieses« (Turin 1857, Flor. 1863), mehreres von Moore: »Il paradiso e la Peri«, »Gli amori degli angeli« u. a., sowie zahlreiche Dichtungen von Byron: »Il prigioniero di Chillon«, »Caino«, »Manfredo« &c., heraus. Die Sammlung seiner eignen Gedichte (Flor. 1858—60, 3 Bde.; Auswahl 1869), welcher eine Sammlung: »Dal Benaco« (Mail. 1854) vorausgegangen war, enthält manche wertvolle Bereicherung der italienischen Lyrik. M. lebte in unabhängiger Stellung meistens in der Zurückgezogenheit seines Heimatsortes.

Maffersdorf, Dorf in Böhmen, Bezirksh. Reichenberg, an der Neiße und der Reichenberg-Tannwalder Eisenbahn, bildet zwei Gemeinden (M. links der Neiße u. M. rechts der Neiße), mit Bierbrauerei, Schafwollspinnerei, Teppich- und Deckenfabrik und zusammen (1890) 5859 deutschen Einwohnern.

Maffia, ein Geheimbund in Sizilien, wie die Camorra (s. d.) in Neapel, der das Räuberwesen und die Verletzung der Gesetze förmlich organisiert hat. Sie ist entstanden aus den »Compagnie d'armi«, welche die Regierung um 1800 selbst zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit aus räuberischem Gesindel bildete, als dieses in der Folge der Auflösung der sozialen Verhältnisse des alten Feudalstaats allzusehr zugenommen hatte, und welche nun selbst das Räuberhandwerk betrieben und namentlich den Grundbesitzern für die Garantie ihrer Sicherheit große Summen abpreßten. Das Unwesen hörte nicht auf, als Garibaldi 1860 die Compagnie d'armi auflöste, und die M. gilt in Sizilien bis heute für eine mächtige

Genossenschaft, vor der sich namentlich das niedere Volk mehr fürchtet als vor den Gerichten. Die Mitglieder, Maffiosi genannt (sie selbst nennen sich Giovani d'onore, ehrenhafte Jünglinge, während die mit der Ausführung der Gewaltthaten beauftragten Malandrini, schlechte Kerle, heißen), verpflichten sich, für jede Unbill selbst Abhilfe zu suchen und niemals vor Gericht Zeugnis abzulegen, und haben bei ihrer Aufnahme eine Probe ihrer Ehrenhaftigkeit und ihres Mutes durch einen Messerzweikampf abzulegen. Räubereien und Morde werden möglichst vermieden und geschehen meist nur aus Rache an Verrätern; dagegen schützen sie von der Polizei oder den Gerichten Verfolgte, unterstützen oder betreiben selbst den einträglichen Schmuggel, organisieren Streiks oder willkürliche Preiserhöhungen u. dgl. und wollen vor allem herrschen. Viele Grundbesitzer in Sizilien waren genötigt, ihrer Sicherheit halber sich unter den Schutz der M. zu stellen, Maffiosi als Feldwächter, Gärtner *c. in ihren Dienst zu nehmen; dann war man unbedingt geschützt, während man unfehlbar der Vendetta anheimfiel, wenn man einen Maffioso der Behörde verriet oder sonst schädigte. Die M. steht unter Häuptlingen, deren Befehle streng befolgt werden. Alle Versuche, welche die italienische Regierung 1875 durch eine außerordentliche Kommission und 1876 unter Nicotera durch einen energischen Präfekten machte, vermochten die festbegründete Macht der M. im Volke nicht völlig zu beseitigen. Vgl. Franchetti und Sonnino, La Sicilia nel 1876 (Flor. 1877, 2 Bde.); Umilta, Camorra et M. (Neuchâtel 1878); Alongi, La M. (Turin 1886); Le Faure, La Maffia (Par. 1892).

Mafia (Monfia), Insel an der Küste von Deutsch-Ostafrika, gegenüber dem Delta des Rufidschi, ist von Korallenbänken umgeben, 50 km lang und 12—13 km breit, erhebt sich steil aus der Tiefe des Meeres und ist flach und bewaldet. Die Eingebornen, Suaheli, treiben Baumwollbau und Kaurimuschelfischerei. M. war ehemals ein Hauptsitz des Sklavenhandels.

Mafiti, afrikan. Volk, s. Maviti.

Ma foi! (franz., spr. föa), »meiner Treu!«

Mafra, Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Provinz Estremadura), 237 m ü. M., auf dürrer Hochebene, an der Eisenbahn Lissabon-Figueira da Foz, mit Marmorbrüchen und (1878) 3021 Einw. Oberhalb der Stadt erhebt sich der berühmte, von König Johann V. 1717—31 erbaute Klosterpalast, ein kolossales Viereck von 240 m Länge und 210 m Breite, mit 5200 Fenstern und Thüren und 870 Gemächern. Der Palast enthält eine Bibliothek von 30,000 Bänden und dient jetzt als Kaserne und Militärschule. Er umschließt eine aus Marmor erbaute, mit Marmorstatuen geschmückte Kuppelkirche mit zwei 68 m hohen Glockentürmen. Dabei ein Park mit Jagdgehege und Musterwirtschaft.

Maftir, s. Sidra.

Magadino, Gemeinde im schweizer. Kanton Tessin, Bezirk Locarno, am Oberende des Lago Maggiore und zwar am Rande der durch die Arme des Ticino verursachten Deltasümpfe gelegen, Station der Gotthardbahn (Linie Bellinzona-Luino), 206 m ü. M., besteht aus zwei Dörfern, Ober- und Unter-M., mit (1888) 768 kath. Einwohnern und war vor Eröffnung der Gotthardbahn Stapelplatz und Hafen für den obern Lago Maggiore.

Magadis, ein der Harfe ähnliches Saiteninstrument der alten Griechen mit gegen 40 Saiten.

Magalhães (spr. magaljängs, span. Magallanes, engl. Magellan), 1) Fernão de, der erste Erdumsegler, um 1480 zu Saborosa in der portug. Provinz Tras os Montes geboren, gest. 27. April 1521, zeichnete sich in portugiesischen Diensten bei der Eroberung von Malakka und in Afrika aus, trat dann, von der portugiesischen Regierung zurückgesetzt, in spanische Dienste und erhielt vom Kaiser Karl V. fünf Schiffe mit etwa 280 Mann Besatzung, mit welchen er 20. Sept. 1519 von San Lucar absegelte, um einen westlichen Weg nach den Molukken aufzusuchen. Nachdem er 10. Jan. 1520 die Mündung des La Plata erreicht und im Julianshafen (49° 20' südl. Br.) Patagoniens fast fünf Monate überwintert hatte, entdeckte er 21. Okt. 1520 beim Vorgebirge De las Virgenes den Eingang der nach ihm benannten Straße und drang dann durch dieselbe nach der Südsee vor, die er 28. Nov. zuerst erblickte und wegen des anhaltend ruhigen Wasserspiegels den »Stillen Ozean« nannte. Er durchschiffte denselben mit den drei ihm gebliebenen Schiffen (eins hatte Schiffbruch gelitten, ein andres ihn heimlich verlassen und war nach Spanien zurückgekehrt) binnen 3 Monaten und 20 Tagen und entdeckte, nahe daran, dem Mangel an Wasser und Lebensmitteln zu unterliegen, 6. März 1521 den Archipel der Marianen und 16. März die Philippinen. Den Beherrscher von Zebu, einer dieser Inseln, bekehrte er zum Christentum, fiel jedoch im Kampf gegen den Beherrscher der Insel Matan. Sein Geschwader ging von da nach den Molukken; aber nur eins der Schiffe, die Viktoria, kam unter Führung von Sebastian Elcano (s. d.) 6. Sept. 1522 mit 18 Personen nach Spanien zurück. Eine von einem Teilnehmer der Fahrt, dem Italiener Pigafetta (s. d.), verfaßte Beschreibung veröffentlichte Amoretti (»Primo viaggio intorno al globo«, Mail. 1800; franz., Par. 1801); einen Auszug aus dem Tagebuch eines von M.' Begleitern, des Mestre Bautista, gab Nuñez de Carvalho in den »Noticias para la historia e geographia das nações ultramarinas« (Lissab. 1831, 6 Bde.). Die vollständigste Beschreibung der Reise lieferte Lord Stanley in »The first voyage round the world by Magellan« (Lond. 1875), worin die Originalberichte von sechs Zeitgenossen des M. zusammengestellt sind. Vgl. Bürck, Magellan, oder die erste Reise um die Erde (Leipz. 1844); Barros Arana, Vida y viajes de M. (Santiago 1864), und Guillemard, Life of Ferdinand M. (Lond. 1890).

2) Domingo José Gonçalves, Visconde de Araguaya, brasil. Staatsmann, Philosoph und Dichter, geb. 13. Aug. 1811 in Rio de Janeiro, gest. 1882 in Rom, bereiste von 1833 ab Europa, ward 1836 der Gesandtschaft in Paris beigegeben, 1838 zum Professor der Philosophie in Rio de Janeiro ernannt, trat dann wieder in den diplomatischen Dienst als Gesandter zu Turin, 1859 in Wien, 1867—71 in Washington. Später lebte er in Brasilien. War er in seinen romantischen »Poesias« (Rio de Janeiro 1832) noch portugiesischen Vorbildern gefolgt, so schlug er in seinen »Suspiros poeticos« (Par. 1836, 2. Aufl. 1859) die Richtung ein, auf der fortschreitend er in der Folge zum Haupte der nationalen Dichterschule Brasiliens wurde. Unter dem Einfluß der französischen Romantik sind geschrieben das philosophische Gedicht »Mysterios«, die erotischen Gedichte »Urania« (Wien 1862) und die »Cantigos funebres«. Von seinen Dramen machten am meisten Glück: »Antonio José« (1839) und »Olgiato« (1841), von seinen Epen wurde am bekann-

teſten: »A confederação dos Tamoyos« (Rio de Janeiro 1857). Seine »Factos do espirito humano« (Par. 1858) ſind das erſte von einem Braſilier geſchriebene philoſophiſche Werk. Eine Geſamtausgabe ſeiner Werke erſchien in 8 Bänden (Par. 1864—65).

Magalhães-Archipel, bei Seefahrern gebräuchliche Bezeichnung für die nördlich von den Marianen zwiſchen 20—32° nördl. Br. und 130—156° öſtl. L. v. Gr. verſtreuten Inſeln und Inſelgruppen, 110 qkm (2 QM.) groß mit 100 Einw., ſämtlich auf der Peelinſel in der Boningruppe. Der Archipel zerfällt in drei Gruppen: eine öſtliche mit den Inſeln Weeks, Folger, Tuck und Ganges, bei denen nur die Exiſtenz der erſten feſtſteht, eine zentrale mit den Inſeln Alwogaſhima, King William (Bayonnaiſe), Volcano (ſ. d.), Smith, Ponafidin, San Francisco, Lot's Wife (Rica d'Oro), Bonin (ſ. Bonininſeln), Roſario, Euphroſyne, Lindſay u. a. und eine weſtliche mit den Inſeln Borodino, Biſhoprock und Raſa.

Magalhāesſche Wolken (Kapwolken), zwei aus zahlreichen zerſtreuten Sternen, kugelförmigen Sternhaufen und Nebelflecken beſtehende Lichtwolken am ſüdlichen Himmel im Sternbild des Schiffes Argo.

Magalhāesſtraße, nach ihrem Entdecker (1520) benannte Meeresſtraße, ſcheidet das ſüdamerikaniſche Feſtland von dem Feuerland-Archipel und verbindet den Atlantiſchen mit dem Stillen Ozean. Ihre öſtliche Einfahrt zwiſchen den Kaps de las Virgenes und Dungeneß im N. und Catherina Point und Kap Eſpiritu Santo im S. liegt unter 52° 28′ ſüdl. Br. und iſt 22 km breit, ihr faſt ebenſo breiter weſtlicher Eingang zwiſchen Kap Pillar im S. und den Narborough-Inſeln im N. liegt unter 52° 36′ ſüdl. Br., doch beſchreibt die Straße einen nach S. gerichteten Bogen, der im Kap Froward bis zu 53° 54′ ſüdl. Br. reicht. Bis zu dieſem Punkte machen ſich auch die Gezeiten der beiden Meere bemerkbar. Die Länge der Straße beträgt 600 km, ihre Breite von 4—33 km. Der öſtliche Teil der M. beſteht aus drei ſeeartigen Becken, die durch Engen (Narrows) miteinander verbunden ſind und im O. vom Feuerland und der Inſel Dawſon, im W. vom Feſtland mit der großen Halbinſel Brunswick begrenzt werden. An dem Weſtufer des langen, nach S. gerichteten Teiles, Broad Reach und Famine Reach, liegt die chileniſche Anſiedelung Punta Arenas (ſ. d.). Von Kap Froward geht die nun ſchmale, 270 km lange Straße in gerader nordweſtlicher Richtung zwiſchen den Halbinſeln Brunswick und Cordoba, König William-Land und dem Königin Adelaide-Archipel einerſeits und den Inſeln Clarence, Santa Ines und Deſolation anderſeits zum Stillen Ozean. In beiden Teilen iſt die Bildung der Ufer ganz abweichend. Der erſtere hat zu beiden Seiten ebenes und welliges Land, waldloſe Grasſteppen, der weſtliche iſt von ſteilen, mit dichten Wäldern bedeckten Bergen begrenzt; die Strömung iſt hier viel heftiger und unregelmäßiger als im Oſtteil, die Beſchiffung dazu durch die überwiegenden Weſtwinde erſchwert, aber die Ufer ſind reich an ſchönen Häfen, die im O. viel ſparſamer ſich finden. Für den Verkehr iſt dieſe Straße von großer Bedeutung. Im 16. Jahrh. wurde ſie als der einzige bekannte Weg aus dem Atlantiſchen in den Stillen Ozean ſtark beſucht, aber wegen der Schwierigkeit, ſie gegen W. hin zu durchfahren, nach der Entdeckung des bequemern Weges um das Kap Hoorn ſpäter wenig benutzt. Erſt in dieſem Jahrhundert wird ſie nach Einführung der Dampfſchiffe wieder viel befahren. Die Ufer gehören ſeit 1881 zu Chile. Vgl. Kohl, Geſchichte der Entdeckungsreiſen und Schiffahrten zur M. (Berl. 1877); Miller, The straits of Magellan (Portsmouth 1884); Jonin, Durch Südamerika, Bd. 2 (deutſch, Berl. 1895).

Magallanes (ſpr. -galjänes), Territorium von Chile, umfaßt das Feſtland ſüdlich von 47° ſüdl. Br. ſowie die Inſeln Wellington, den Madre de Dios-Archipel, Hannover, den Königin Adelaide-Archipel, König William-Land, Ponſonbyland, Deſolation, Santa Ines, Clarence, Hoſte, Navarin u. a. ſowie die Weſthälfte von Feuerland, im ganzen 195,000 qkm (3541 QM.) mit (1892) 3282 Einw. (0,02 auf 1 qkm), die zum großen Teil in und um Punta Arenas (ſ. d.) wohnen, wo allein bisher Europäer ſich niedergelaſſen haben. An der Oſtgrenze zieht ſich der Kamm der Anden hin, in denen ſich der Vulkan Chalten zu 2170 m, Stokes zu 1950 m erheben. Auf König William-Land erreicht Mount Burney 1768, auf Ponſonbyland Mount Labrillero 1665, auf Feuerland Monte Sarmiento 2070, Monte Darwin 2100 m. Gletſcher reichen im ſüdlichen Teil bis zum Meere hinab, doch iſt das Klima nach Verhältnis der Lage ziemlich mild, wie auch die Produkte der Tier- und Pflanzenwelt erweiſen. Beſonders ſchön ſind die Waldungen, die nicht nur aus Nadelholz, ſondern in den Niederungen auch aus immergrünen Buchen beſtehen. Hauptbeſchäftigung der Bewohner iſt Holzfällen und Schafzucht (1887 zählte man 140,000 Schafe); die unbedeutende Landwirtſchaft erzeugt Kartoffeln, Gerſte, Roggen, Hülſenfrüchte, Gemüſe, Futterkräuter. Jagd und Fiſchfang ſind einträglich. Ausgeführt werden Holz und Fiſche.

Magangue (ſpr. -gé), Stadt im Depart. Bolivar von Kolumbien, maleriſch gelegen an einem ſchiffbaren Fluß, der 20 km unterhalb in den Weſtarm des Magdalenenſtromes (Arm von Loba) mündet, 55 m ü. M., hat beſuchte Jahrmärkte, Ausfuhr von Gold und Kautſchuk und (1870) 3460 Einw.

Magasin (franz., ſpr. -ſäng), Laden, dann auch Magazin, Lager; daher Magasinage, das Lagern in einem ſolchen, auch ſoviel wie Lagergeld, Lagerzeit. Magasins généraux, ſoviel wie Lagerhäuſer, in welchen Waren gegen Lagerſcheine (ſ. d.) hinterlegt werden können. S. Magazine.

Magazinbeamte, ſ. Kriegsbeamte.

Magazine (v. arab. machsan, »Vorratshaus«), Warenlager oder größere Aufbewahrungsbehältniſſe, beſonders für Getreide, wurden früher unterhalten, um in Zeiten des Mißwachſes der Teurung und Hungersnot vorzubeugen, dienen jetzt aber nur noch den Bedürfniſſen des Handels und den lokalen Verhältniſſen. Die Gebäude oder Speicher mit mehreren übereinander liegenden, etwa 2 m hohen Böden müſſen an trocknen, luftigen Orten, möglichſt feuerſicher angelegt werden. Das gut gereinigte Getreide wird gewöhnlich direkt auf den ſorgfältig gedielten und ſehr dichten Fußboden geſchüttet und im Sommer alle zwei, im Winter alle vier Wochen umgewendet, damit es nicht verdirbt. Hierzu iſt Raum erforderlich, und da außerdem Gänge frei bleiben müſſen, das Getreide im Winter auch die Mauer nicht berühren darf, ſo kann man nur etwa den achten Teil des Kubikinhalts eines Getreideſpeichers wirklich ausnutzen; man rechnet für 1 hl etwa 0,3 qm Bodenfläche. Die M. von Devaux enthalten etwa 10 m hohe Kaſten aus fein gelochtem Eiſenblech, mit quadratiſcher Grundfläche von 1,25—1,75 m im Geviert, deren jeder 250—500 Ztr. Getreide faßt, und die ſo dicht nebeneinander aufgeſtellt ſind, daß nur ſchmale Gänge dazwiſchen

übrigbleiben. In jedem Kasten steht ein Rohr aus gleichem Material, welches an der Basis mit unterirdischen Luftkanälen kommuniziert. Ist der Kasten gefüllt und die Röhre oben mit einem Blechdeckel geschlossen, so kann die Luft in der Röhre und in den Wänden fortwährend durch das Getreide zirkulieren, und durch einen Ventilator kann der Luftzug verstärkt werden. Zur Füllung der Kasten dienen ein Paternosterwerk und eine horizontal durch das ganze Gebäude fortlaufende Schraube. Das Ablassen des Getreides wird durch Öffnen einer über dem Boden befindlichen Klappe bewirkt; das ausströmende Getreide wird durch ein endloses Band weiter getragen (vgl. Getreideelevatoren).

Die Frucht- oder Getreidetürme von Sinclair, mit massiven Wänden erbaut, haben über einem untern leeren Raum einen großen, der Grundrißfläche des Turmes entsprechenden Trichter, dessen untere Öffnung mit einer leicht beweglichen Klappe versehen ist. Über dem großen Trichter sind zur Entlastung neun kleinere Trichter angebracht, und auf diesen lagert das Getreide. Durch letzteres hindurch gehen horizontale, aus zwei Brettern bestehende Rinnen, welche mit der offenen Seite nach unten liegen und mit Maueröffnungen in Verbindung stehen, die etwas geneigt abwärts führen und durch Drahtgitter verschlossen sind. Unter den Rinnen bilden sich Luftkanäle, in welchen eine lebhafte Ventilation stattfindet. Der obere Teil des Turmes bildet einen leeren Raum mit einer Winde zum Heben des Getreides. Von Zeit zu Zeit öffnet man die untere Trichterklappe und läßt etwas Getreide ausströmen, wodurch die ganze Masse in Bewegung gerät und immer neue Partien des Getreides dem Luftzug ausgesetzt werden. Das abgelassene Getreide wird wieder oben aufgegeben.

Schon seit alten Zeiten hat man das Getreide bei völligem Abschluß der Luft in Fruchtgruben oder Silos zu erhalten gesucht. Diese werden gewöhnlich auf sandig-lehmigen Hügeln angelegt. Man gräbt eine Grube von 3,8—4,7 m Tiefe in Form einer Flasche und mit einem 1,2—1,5 m langen Hals von 0,39—0,74 m Durchmesser, gibt der Grube einen Durchmesser von 2,5—3,16 m, verbrennt in derselben einige Tage vor der Benutzung reichlich Stroh, kleidet sie nach der Reinigung mit frischem, reinem Stroh aus und füllt sie mit dem Getreide. Zum Verschluß wird der Hals fest mit Stroh gefüllt und das Ganze mit einem 0,632—0,948 m hohen Erdhügel bedeckt, den man mit Rasen belegt. Auf großen Gütern mauert man große Silos auch aus, verbindet sie unterirdisch miteinander und errichtet über der ganzen Reihe ein magazinartiges Gebäude, welches sie vor den Einflüssen der Witterung schützt. Zur Aufbewahrung in den Silos muß das Getreide beim Füllen völlig trocken gewesen sein. Es schwillt in den Silos an, verliert an Trockengewicht und erhält einen dumpfigen Geruch. Will man diesen durch häufiges Umschaufeln beseitigen, so schrumpft das Getreide sehr stark zusammen. Endlich müssen die Silos, nachdem sie einmal angebrochen sind, gleich ganz entleert werden, weil das Getreide sonst sehr schnell verdirbt. Zur Vermeidung dieser Mängel benutzt Doyères luftdicht verschließbare Silos aus verzinktem Eisenblech, in welche mit dem Getreide etwas gebrannter Kalk gebracht wird, indem man die Wände des Behälters mit Stroh auskleidet und zwischen dieses und die Wandung wieder etwas Kalk schüttet. Als Decke dienen Stroh, Kalk und zuletzt Spreu, die festgetreten wird. In England hat man derartige Silos mit Luftpumpen luftleer gemacht und dadurch einen bedeutenden Grad von Trockenheit erreicht. Vgl. Luther, Konstruktion und Einrichtung der Speicher, speziell der Getreidemagazine (Braunschw. 1886).

Magazinfeuer, Schießen unter Verwendung der Patronen, welche sich im »Magazin« des Infanteriegewehres befinden. Das M. gestattet die größte Steigerung der Feuergeschwindigkeit, es soll für die entscheidenden Augenblicke des Gefechts aufbewahrt bleiben und in der Regel auf nahe Entfernungen bis 300 m abgegeben werden. Geeignete Zeitpunkte sind: beim Angriff vor dem Sturm, bei der Verteidigung zur Abwehr des feindlichen Sturmlaufes, beim Angriff der Kavallerie (auch als Magazinsalve), bei der Verfolgung des weichenden Gegners und bei plötzlichen, unmittelbaren Zusammenstößen in Örtlichkeiten.

Magazin für Litteratur, in Berlin erscheinende litterarische Wochenschrift, die 1832 von Joseph Lehmann unter dem Titel »Magazin für die Litteratur des Auslandes« begründet und von ihm bis zu seinem Tode (1873) geleitet wurde. 1879 siedelte sie nach Leipzig über, später wurde ihr Inhalt auch auf die deutsche Litteratur ausgedehnt, und seit 1881 führt sie den Titel »Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes«. Herausgeber ist gegenwärtig (1895) Otto Neumann-Hofer.

Magazingenossenschaften, s. Genossenschaften.

Magazingewehr, s. Handfeuerwaffen, S. 318.

Magazinier (franz. magasinier, spr. -njē), Magazin-, Lagerverwalter oder -Besitzer.

Magazinverpflegung, die Unterhaltung der Truppen durch Lieferung aller Verpflegungsbedürfnisse aus Magazinen, so daß von den Bewohnern des Landes keine Verpflegung ꝛc. gefordert wird. Bis zur französischen Revolution herrschte im Kriege fast ausschließlich M. oder das Magazinsystem. Dieses bezweckte vornehmlich die Beschaffung der Brotportion, während das übrige von Landbewohnern oder Marketendern bezogen wurde. Es beschränkte die Beweglichkeit der Heere, daher greift gegenwärtig neben der M. stets das Requisitionssystem Platz. Vgl. Feldverpflegung.

Magd (althochd. magad), weibliche Form eines altgermanischen magus, mago, Sohn, Knabe, Jüngling, Knecht (vgl. Mac), welches erst Tochter, Mädchen, Jungfrau (Maria, die »reine M.«) bedeutete, dann, wie die meisten dieser alten Personenbezeichnungen, im Range niedriger sank und zur Bezeichnung von Dienerinnen wurde.

Magdăla (hebr. Migdal, »Turm«), Ort in Galiläa, am See von Tiberias, Geburtsort der Maria Magdalena; jetzt El Medschdel.

Magdala, Bergfestung in Abessinien, unter 11° 22′ nördl. Br., 260 km südöstlich von Gondar, auf einem isolierten, 4 qkm großen Basaltfelsen, 2760 m ü. M., 1000 m über dem Thal des Baschilo, eines Zuflusses des Blauen Nils, mit Kasernen, Arsenalen, Gefängnissen, großen Vorratsgebäuden, Zisternen, Brunnen ꝛc. M. wurde 1868 von den Engländern unter Sir Robert Napier, der davon das Prädikat »of M.« erhielt, im Kriege gegen König Theodoros, der sich dort den Tod gab, genommen und zerstört, dann vom König von Schoa dem Herrscher von Abessinien übergeben, welcher die Festung wiederherstellen ließ.

Magdala (Madala, Madelen), Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, Verwaltungsbezirk I (Weimar), an der Madel, 278 m ü. M., hat eine

evang. Kirche, eine Schloßruine, Fabrikation von gebrannten Ziegelwaren und weißen Mergelbacksteinen und (1890) 834 Einw., davon 6 Katholiken.

Magdalarot (Naphthalinrot, -Rosa, -Scharlach, Sudanrot, Rosanaphthylamin), Teerfarbstoff, wird durch Schmelzen von salzsaurem Naphthylendiamin mit Naphthylamin und Amidoazonaphthalin erhalten und besteht aus Diamidonaphthylnaphthazoniumchlorid; es ist das Safranin der Naphthalinreihe. M. bildet ein kristallinisches, schwarzbraunes Pulver, löst sich in heißem Wasser und Alkohol und wird in der Seidenfärberei zur Erzeugung heller Töne benutzt.

Magdalēna (Maria M.), s. Maria.

Magdalēna, Departement von Kolumbien, erstreckt sich vom Karibischen Meer und dem untern Magdalenenstrom ostwärts bis zur Grenze von Venezuela und ist mit den Territorien Goajira, Nevada und Motilones 69,800 qkm (1268 QM.), ohne dieselben 62,000 qkm (1126 QM.) groß. Der westliche und südliche Teil sind eben und zum Teil sumpfig; im N. erhebt sich das isolierte Gebirge der Sierra Nevada de Santa Marta bis zu 5100 m, an der Ostgrenze die Sierra de Perija; auch die durch Ebenen davon getrennte Halbinsel Goajira im NO. ist gebirgig. Das Klima ist in den Bergen gesund, in den Ebenen aber herrschen Fieber. Der größte Teil des Gebietes, besonders in der Ebene am Magdalenenfluß und an der Südseite der Sierra Nevada, ist noch mit Urwäldern bedeckt, in denen Kochenille, Kampescheholz, Vanille, prächtige Farbhölzer, wohlriechende und Arzneipflanzen in Menge vorhanden sind. Dagegen ist die Säugetierfauna spärlich, doch hausen in den Bergen noch der Jaguar, Puma, Bär, Tapir, kleine Hirsche, Wildschweine, das Aï, Affen ꝛc. Um so zahlreicher vertreten sind die Vögel, Schlangen, Schildkröten, Kaimans, Eidechsen u. besonders die Insekten. Unter allen diesen sind viele höchst gefährliche. Gold, Silber und andre Metalle kommen vor. Die Bevölkerung betrug 1870: 137,318, nach Schätzung 1880 aber 167,000 Seelen. Haupterwerbszweige sind Landbau und Viehzucht, daneben Fabrikation von Hüten, Handtüchern, Zigarren, Maguey-Preserven ꝛc. Handelsgegenstände sind Farbholz, Nutzholz, Tabak und Häute, Sassaparille und Tolubalsam. Hauptstadt ist Santa Marta (s. d.). S. Karte »Peru ꝛc.«

Magdalēna, 1) Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Sonora, im fruchtbaren Thal des Rio de San Ignacio, mit besuchtem Jahrmarkt, Gold-, Silber-, Kupfergruben in der Umgegend und 2000 Einw. 20 km südöstlich davon Ruinen einer 228 m hohen Pyramide, auf deren Gipfel ein Fahrweg führt, und eines in die Felsen eingehauenen Palastes der Azteken. — 2) Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, unfern des Südufers des La Plata, Endstation der Ensenadabahn, mit Großschlächtereien und (1890) 4000 Einw.

Magdalēnabai, an der Westküste der mexikan. Halbinsel Niederkalifornien, durch langgestreckte Inseln (Santa Margarita u. a.) vom Meer getrennt, ist 90 km lang, fischreich und wird viel von Walfischfahrern besucht. Von S. her führt die Rehusastraße hinein.

Magdalenengrotte, s. Adelsberg.

Magdaleneninseln (Magdalene Islands), zur kanad. Provinz Quebec gehörige Inselgruppe im St. Lorenzgolf, zwischen 45° 20'—45° 50' nördl. Br. und 61° 35'—62° westl. L. v. Gr., 220 qkm (4 QM.) groß, besteht aus 11 früher dicht bewaldeten, jetzt meist kahlen Inseln, deren größte, Amherst (18 km lang, 6½ km breit), den besten Hafen der Gruppe, Auberthafen, für flache Schiffe benutzbar, hat. Die Bewohner (1880: 4316, davon 500 Engländer) sprechen zum größern Teil Französisch und treiben Robbenjagd, Kabeljaufang und Hummernzucht, daneben etwas Ackerbau und Viehzucht.

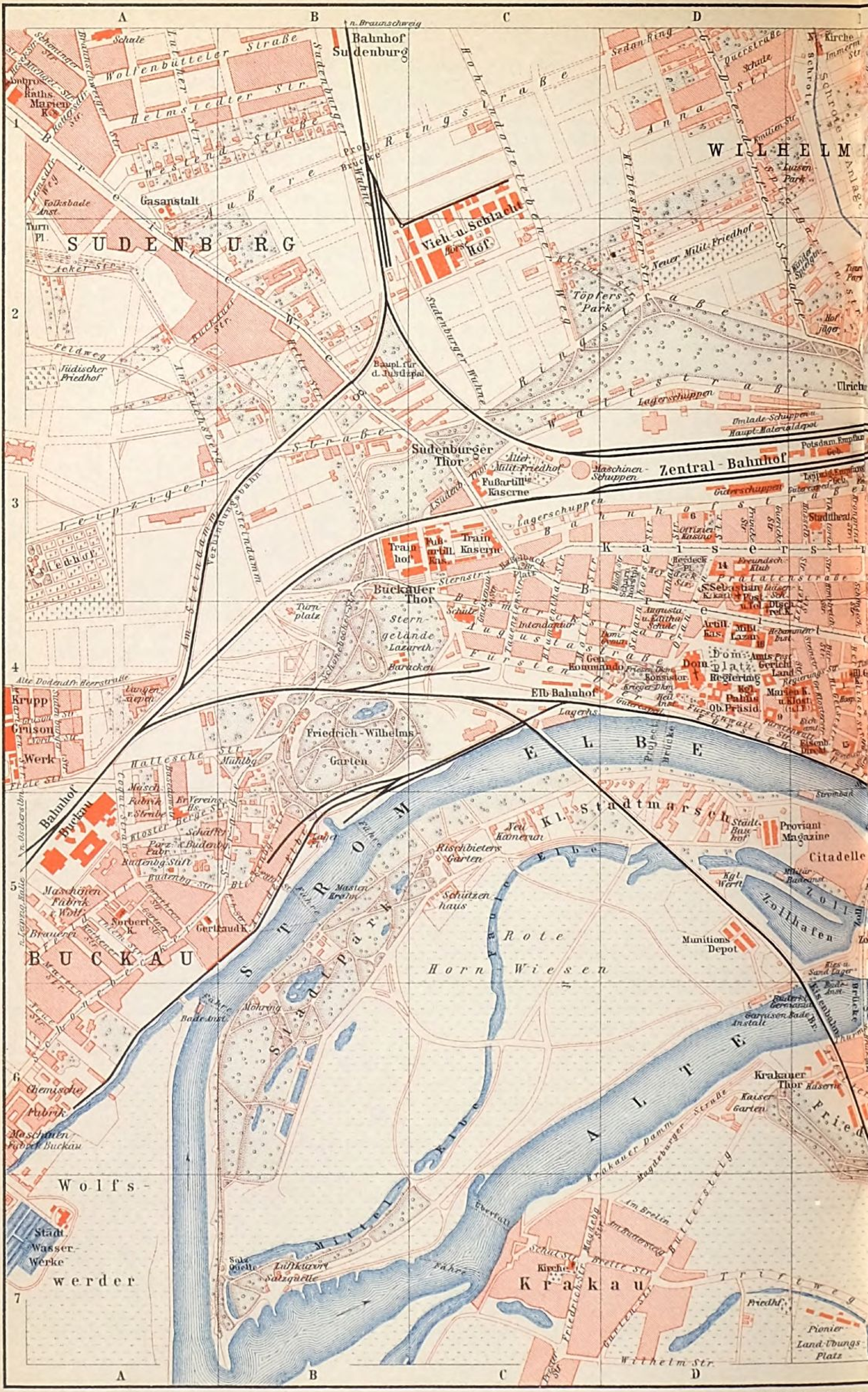
Magdalenenstifte, Anstalten, in denen gefallene Mädchen längere Zeit Aufnahme und Vorbereitung für ein neues, geordnetes Leben finden. Diese M., deren es in Deutschland etwa 20 gibt, stehen unter Leitung von Diakonissinnen oder, soweit sie katholisch sind, unter der Leitung der »Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Guten Hirten«. Vgl. Prostitution.

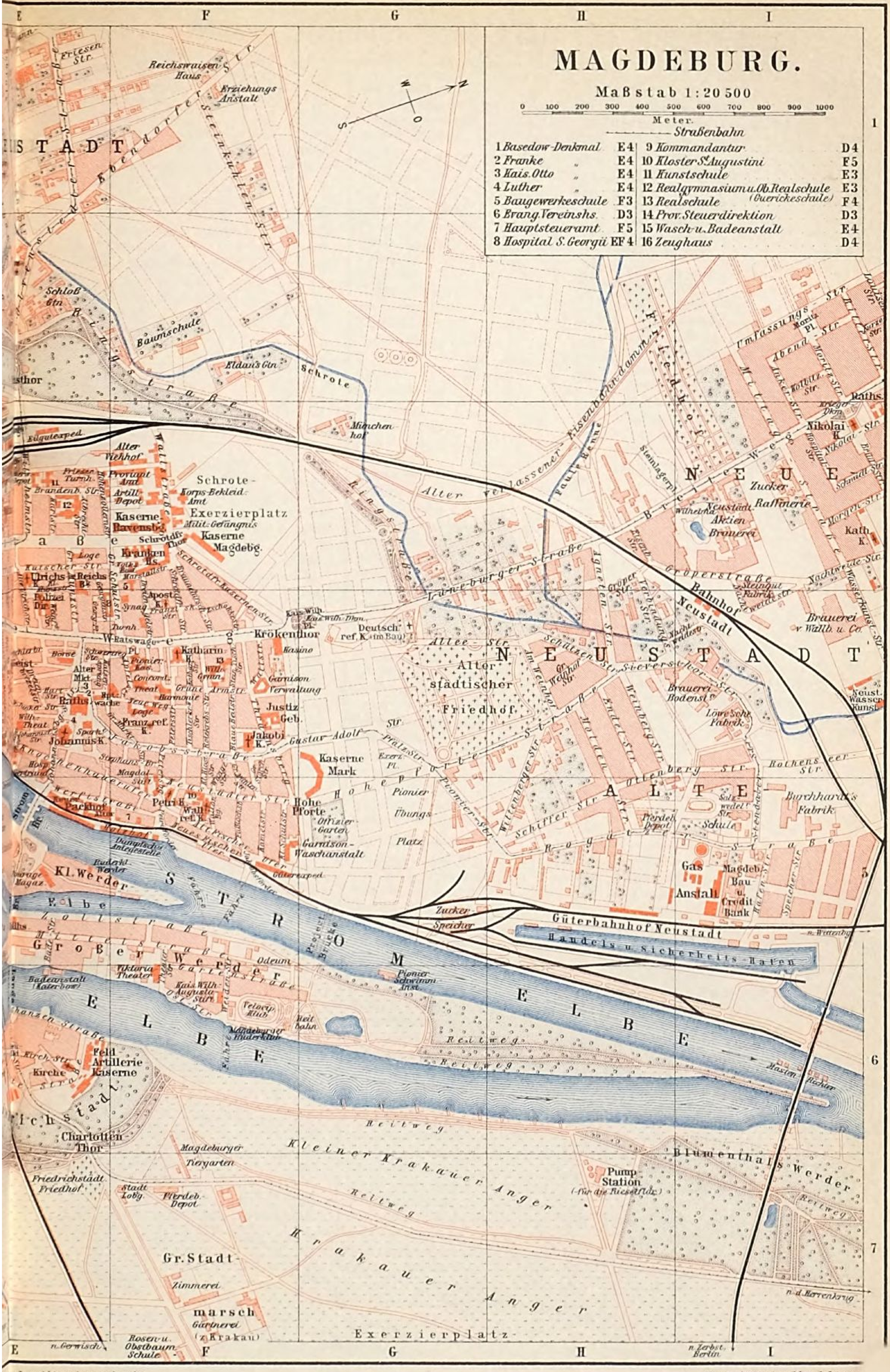
Magdalēnenstrom (Rio Magdalena oder Madalena), Hauptstrom Kolumbiens, entspringt auf dem Gebirgsknoten von Las Papas aus der Lagune del Buey unter 2° 5' nördl. Br., nur 12 km von seinem Zufluß Cáuca, dessen Thal von dem seinigen durch die Kordillere von Quindiu getrennt ist, an deren beiden Seiten beide Flüsse parallel nach N. strömen. Bis Neiva (437 m ü. M.) bildet er Wasserfälle und Stromschnellen und ist nur für Flöße und Kanoes befahrbar, wird aber von hier ab auf 350 km schiffbar und seit 1875 von Dampfern befahren. Dann unterbrechen oberhalb Honda (5° 11' nördl. Br., 200 m ü. M.) Katarakte die Schiffbarkeit auf 150 km abermals. Danach wird der Fluß aber durchweg schiffbar bis zu seiner Mündung (1000 km), und Dampfer verschiedener Gesellschaften befahren ihn regelmäßig bis Honda, nachdem 1824 ein Deutscher den Anfang gemacht hatte. Während oberhalb Honda der Fluß nur kurze Zuflüsse aufnimmt, weil sein Thal geringe Breite hat, empfängt er später bedeutendere, wie den Carare, Sagamoso und Cesar (aus der Laguna Zapatozo) von der Ostseite, den Quali, Nare und Cáuca (s. d.) von der Westseite, von denen der letzte der bei weitem bedeutendste ist. Unter 7° 50' nördl. Br. teilt sich der Strom, mehrere Inseln umschließend, in zwei durch Kanäle abermals verbundene Hauptarme, die sich später wiederum vereinigen, und von denen der linksseitige, der Loba, zum Cáuca hinüberzieht und so die 150 km lange, sumpfige Insel Mompos bildet. Weiterhin ist das rechte Ufer eine ausgedehnte Sumpflandschaft. Vom 11. Breitengrad an beginnt sich der M. in mehrere Arme zu teilen und ein 18—20 km breites Delta, die Insel de los Gomez, zu bilden, die wie die Ufer des Stromes mit Urwald bedeckt und starken Überschwemmungen ausgesetzt ist. Von den einzelnen Kanälen war früher der nach Cartagena führende El Dique der wichtigste; jetzt hat die größte Bedeutung der gegen N. gehende Kanal (Boca de Ceniza), der unterhalb Sabanilla in das Antillenmeer mündet. An seiner Mündung unter 11° 5' nördl. Br. liegt eine gefährliche Barre. Mit Santa Marta steht Barranquilla durch die lange Lagune de Cienega in Verbindung. Der M. hat eine Länge von 1570 km, sein Flußgebiet umfaßt 303,900 qkm. S. Karte »Peru ꝛc.«

Magdalenerinnen (Magdalenen-Nonnen, Schwestern von der Buße der St. Magdalena, franz. Madelonnettes, Filles de la Madeleine, auch weiße Frauen, wahrscheinlich von ihrer Kleidung, genannt), ein um 1200 in Deutschland gestifteter Orden, welcher sich der Besserung gefallener Mädchen widmete. Er wurde von Gregor IX. und Innocenz IV. mit Privilegien bedacht und verbreitete sich namentlich in Frankreich und Italien. S. Magdalenenstifte.

Magdeburg, vormaliges deutsches **Erzbistum**, ward 962 aus einem Teil des Bistums Halberstadt gebildet, 967 bestätigt, aber erst 968 nach dem Tode des Erzbischofs Wilhelm von Mainz und des Bischofs Bernhard von Halberstadt wirklich eingerichtet. Zu seinem Sprengel gehörten die Bistümer Meißen, Merseburg, Zeitz-Naumburg, Havelberg, Brandenburg und in der ersten Zeit auch Posen; auch erhielt das Erzbistum die Würde eines Primats in Deutschland. Adalbert, der erste Erzbischof, starb auf einer Visitationsreise 981 bei Merseburg. Sein Nachfolger Gisilar, der zugleich auch Bischof von Merseburg war, besiegte die Wenden und starb 1004. Der 13. Erzbischof (1126—34) war der heil. Norbert, der Stifter des Prämonstratenserordens, dem er auch das Kloster Unsrer Lieben Frauen und andre Klöster anwies. Erzbischof Wichmann (1152—92), der an den Reichsangelegenheiten und am Kampfe gegen Heinrich den Löwen hervorragenden Anteil nahm, half 1157 Brandenburg wiedererobern und dort das Christentum herstellen; unter ihm wurde das Schloß Giebichenstein Residenz der Erzbischöfe. Unter dem Erzbischof Albrecht I., Grafen von Käfernburg (1205—32), wurde 1211 an der Stelle des 1207 abgebrannten der Grund zu dem neuen Dom gelegt. Unter ihm kam es zum sogen. **Magdeburger Krieg** gegen den Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg, welcher seine Güter in der Altmark vergebens von der Lehnshoheit des Erzstifts zu befreien suchte. Erzbischof Burchard I. (seit 1232) setzte die Streitigkeiten fort, starb aber schon 1235 in Konstantinopel auf einer Reise nach Jerusalem. Ihm folgte Albrechts I. Bruder Wilbrand, der von dem Markgrafen Johann I. geschlagen und gefangen wurde. Hiermit endete 1244 der Magdeburger Krieg. Unter dem 38. Erzbischof, Günther von Schwarzburg (1403—45), kam es in dem schon seit langem entzündeten Streit zwischen Stift und Stadt 1432 wegen der Befestigung der letztern gegen die Hussiten zu einem Aufstand der Bürger, worauf der Erzbischof das Interdikt über die Stadt verhängte, das er erst 1435 aufhob. Sein Nachfolger Friedrich verzichtete 1449 auf die Lehnshoheit über die Altmark. Von dem 40. Erzbischof, Johann von Bayern (1464—75), an bekleideten nur Mitglieder der großen fürstlichen Familien die erzbischöfliche Würde. Ernst von Sachsen (1476—1513) verlegte die Residenz nach Halle, wo er die Moritzburg erbaute. Auf ihn folgten sechs Fürsten aus dem Hause Brandenburg. Unter Albrecht V. (1513—45, s. Albrecht 8), welcher auch Bischof von Halberstadt war, ja 1514 sogar Kurfürst von Mainz, 1518 Kardinal wurde, begann seit 1524 die Ausbreitung der Reformation, die trotz des Widerstandes Albrechts sich behauptete, weshalb derselbe 1541 das Stift gänzlich verließ. Unter Johann Albert (1545—51) und Friedrich IV. (1551—52) behauptete sich die neue Lehre, und der letzte vom Papst bestätigte Erzbischof, Siegmund (1552—66), Kurfürst Joachims II. jüngster Sohn, trat offen zur lutherischen Lehre über und führte sie auch im Lande ein. Von seinen Nachfolgern, den drei postulierten Erzbischöfen evangelischen Bekenntnisses, übergab der erste, Joachim Friedrich, des spätern Kurfürsten Johann Georg Sohn, 1567 den Dom, der seit 1546 geschlossen gewesen, dem evangelischen Gottesdienst und verheiratete sich 1570 mit seiner Base Katharine von Küstrin. Der jüngste Sohn aus dieser Ehe, Christian Wilhelm (geb. 1587), folgte ihm, als Joachim Friedrich 1598 Kurfürst von Brandenburg wurde, 1598 erst unter der Vormundschaft des Domkapitels, seit 1608 selbständig und nahm am Dreißigjährigen Kriege gegen den Kaiser teil, weswegen er 1628 vom Kapitel entsetzt und sein Koadjutor, Herzog August von Sachsen, zweiter Sohn des Kurfürsten Johann Georg, zum Erzbischof und Administrator erwählt wurde. Nach dem Restitutionsedikt 1629 ernannte Ferdinand II. seinen Sohn, Erzbischof Leopold Wilhelm, zum Erzbischof, der auch nach Magdeburgs Eroberung 1631 kurze Zeit das Stift innehatte. Der Streit zwischen den drei Prätendenten wurde im Prager Frieden 1635 so geschlichtet, daß Leopold Wilhelm Halberstadt, Christian Wilhelm, der 1632 in kaiserlicher Gefangenschaft katholisch geworden, 12,000 Thlr. Rente erhielt und das Erzstift dem Herzog August von Sachsen übergeben wurde. Infolge einer Bestimmung des Westfälischen Friedens (1648) wurde es nach Augusts Tode 1680 säkularisiert und als ein erbliches **Herzogtum** dem Hause Brandenburg zum Ersatz für Vorpommern gegeben. Die Würde des Primas von Deutschland kam an den Erzbischof von Salzburg. Das ganze Herzogtum, ohne die 1780 dazu geschlagene preußische Grafschaft Mansfeld, umfaßte 1773 auf 5400 qkm 29 Städte, 7 Flecken und 418 Dörfer. Die Zahl der Einwohner belief sich auf 234,050, meist protestantischer Konfession. Die gesamten landesfürstlichen Einkünfte des Herzogtums betrugen jährlich 1,400,000 Reichsthaler. Das Wappen war ein mit Rot und Silber quer geteilter Schild. Das Herzogtum war in vier Kreise geteilt: den Holzkreis, den Jerichowschen Kreis, den Saalkreis und den Ziesarschen Kreis. S. die »Geschichtskarten von Deutschland«. Vgl. **Lentzen**, Stifts- und Landeshistorie von M. (Köthen 1756); »Regesta archiepiscopatus Magdeburgensis« (herausg. von v. Mülverstedt, Magdeb. 1877—86, Bd. 1—3); **Großfeld**, De archiepiscopatus Magdeburgensis originibus (Münst. 1856); **Uhlirz**, Geschichte des Erzbistums M. unter den sächsischen Kaisern (Magdeb. 1887); **Opel**, Die Vereinigung des Herzogtums M. mit Kurbrandenburg (Halle 1880).

[Burggrafschaft Magdeburg.] Ganz verschieden vom Erzbistum und Herzogtum M. war die **Burggrafschaft M.** Schon zu Karls d. Gr. Zeit bestand eine kaiserliche Statthalterschaft zu M. Unter Kaiser Otto I. erhielt dieses Amt Bedeutung durch seine Verbindung mit der Vogtei über das neugegründete Erzbistum. Nachdem mehrere Mitglieder der Häuser Walbeck und Plötzke die Burggrafschaft besessen hatten, kam sie 1118 an den Grafen Wiprecht von Groitzsch. Nach dem Tode von Wiprechts Sohn Heinrich von Groitzsch, Markgrafen der Lausitz, kam sie 1136 an Burkhard von Querfurt, bei dessen Geschlecht sie bis 1269 blieb. In diesem Jahre erkaufte Erzbischof Konrad II. das Burggrafentum mit dem damit verbundenen magdeburgischen Erzschenkenamt von dem Grafen Burkhard zu Mansfeld und überließ es den Herzögen Johann von Lauenburg und Albrecht II. von Wittenberg für 12,000 Mark, aber als Lehen des Erzstifts. Die Burggrafschaft umfaßte damals die burggräflichen Rechte zu Magdeburg und Halle sowie die Ämter Gommern, Ranis, Elbenau und Grottau. Indes 1294 wurde das Burggrafentum wieder an das Erzstift verpfändet und blieb mit diesem vereinigt, bis es 1538 Kurfürst Johann Friedrich mit schweren Kosten wieder einlöste, um es zu gunsten der Evangelischen gegen Albrecht V. geltend zu machen. Doch gab es darüber noch viele Streitigkeiten, die endlich 10. Juni 1579 durch den **Magdeburger Permutationsrezeß** zu Eisleben


Bahnhof Sudenburg
SUDENBURG
Gasanstalt
Vieh- u. Schlacht Hof
Töpfers Park
WILHELM
Zentral - Bahnhof
Sudenburger Thor
Buckauer Thor
Elb-Bahnhof
Friedrich-Wilhelms Garten
Dom platz
Regierung
Citadelle
Proviant Magazine
Munitions Depot
Rote Horn Wiesen
Stadtpark
STROM ELBE
ALTE ELBE
Krupp Gruson Werk
BUCKAU
Wolfs-werder
Stadt Wasser Werke
Krakau
Krakauer Thor
Kaiser Garten
Zollhafen


MAGDEBURG.
Maßstab 1:20500
0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000
Meter.
Straßenbahn
1 Basedow-Denkmal E4
2 Franke " E4
3 Kais. Otto " E4
4 Luther " E4
5 Baugewerkeschule F3
6 Evang. Vereinshs. D3
7 Hauptsteueramt F5
8 Hospital S. Georgii EF4
9 Kommandantur D4
10 Kloster St. Augustini F5
11 Kunstschule E3
12 Realgymnasium u. Ob. Realschule E3
13 Realschule (Guerickeschule) F4
14 Prov. Steuerdirektion D3
15 Wasch- u. Badeanstalt E4
16 Zeughaus D4
E F G H I

Namen-Register zum ‚Plan von Magdeburg'.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | I2 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Abendstraße	I2
Ackerstraße	A2
Albrechtstraße	E3
Alte Dotendorfer Heerstraße	A4
Alte Elbe	B-I6, 7
— Neustadt	HI4, 5
Alter Markt	E4
— Militärfriedhof	C3
— Packhof	E5
— Städtischer Friedhof	GH4
— Viehhof	F3
Altes Fischerufer	F5
Alte Ulrichstraße	E4
Am alten Brückenthor	E4
— Brelin	D7
Ambrosiuskirche	A1
Am Buttersteig	D7
— Fuchsberg	A2, 3
— Steindamm	A2, 3
Amtsgericht	D4
Am Weinhof	H4
An der Elbe	B5
Ankerstraße	I2, 3
Annastraße	D1
Apfelstraße	F4
Apostolische Kirche	F4
Artilleriedepot	F3
Artilleriekaserne	D4
Artilleriestraße	E6
Augustastraße	CD4
Augusta- und Edithaschule	D4
Äußere Ringstraße	A-C1
Badeanstalt	A6
— (Katerbow)	E6
Badestraße	A5
Bahnhof Buckau	E5
— Neustadt	I4
— Sudenburg	B1
Bahnhofstraße	C-E3
Bärstraße	E4
Basedowdenkmal (1)	E4
Basedowstraße	A4, 5
Baugewerkeschule (5)	F3
Baumschule	F2
Bauplatz für den Justizpalast	B2
Berliner Straße	E4
Bismarckstraße	CD4
Blaue Beilstraße	F4
Bleckenburgstraße	B5
Blumenthalstraße	C3, 4
Blumenthals Werder	I7
Börse	E4
Brandenburger Straße	E3
Brauerei	A5
— Bodenstein	I4
— v. Wallbaum u. Komp.	I4
Braunehirschstraße	F3, 4
Breite Straße	D7
— Weg (Altstadt)	C-F3,4
— — (Neustadt)	HI3
— — (Sudenburg)	AB1, 2
Brückstraße	E6
Brüderstraße	I3
Buckau	A5
Buckauer Straße	AB2
— Thor	BC3
Budenberg-Stift	A5
Budenbergstraße	A5
Burchhardts Fabrik	I5
Buttersteig	D6, 7
Charlottenthor	E6
Chemische Fabrik	A6
Citadelle	E5
Concordiatheater	F4
Coquistraße	A4, 5
Deutsch-reformierte Kirche	D4
Dom	D4
Domgymnasium	D4

Domplatz	D4
Dorotheenstraße	A5
Dreienbrezelstraße	E4
Dreiengelstraße	F3, 4
Ebendorfer Straße	EF1
Eichamt	E4
Eilgutexpedition	E3
Eisenbahnbrücke	E6
Eisenbahndirektion	E4
Eisenbahnstraße	H3
Elbbahnhof	C4
Elbstraße	B5
Eldaus Garten	F2
Emilienstraße	DE1
Endelstraße	H4
Erziehungsanstalt	F1
Evangelisches Vereinshaus (6)	A5; D3
Exerzierplatz, Schrote-	F3
Exerzierplätze	G7; C4
Fährstraße	B5
Faßlochsberg	F5
Faule Elbe	CD5
— Renne	H3
Feldartilleriekaserne	EF6
Feldstraße	A5
Feuerwehrdepot	E3
Fouragemagazin	E5
Frankedenkmal (2)	E4
Frankestraße	D3
Franziskaner Straße	F4
Französisch-reformierteKirche	F4
Freie Straße	A4
Friedhöfe	HI2, 3; A3; D7
Friedrichstadt	E6
Friedrichstädter Friedhof	E7
Friedrichstraße	C7
Friedrich-Wilhelm-Garten	B4
Friesendenkmal	D4
Friesenstraße	E1
Fürstenstraße	E4
Fürstenufer	C-E4
Fürstenwall	D4
Fürstenwallstraße	DE4
Fußartilleriekaserne	C3
Garnisonbadeanstalt	D6
Garnisonverwaltung	FG4
Garnisonwaschanstalt	G5
Gärtnerstraße	A5
Gartenstraße (Großer Werder)	F6
— (Krakau)	D7
Gasanstalt (Neustadt)	I5
— (Sudenburg)	A1
Generalkommando	CD4
Georgenplatz	E4
Georgenstraße	E3, 4
Gertraudkirche	AB5
Gneisenaustraße	C3, 4
Gröperstraße	HI3
Große Diesdorferstraße	D1, 2
— Junkerstraße	E4
— Klosterstraße	E4
— Marktstraße	F4
— Mühlenstraße	F4, 5
— Münzstraße	E3, 4
Großer Werder	EF5, 6
Große Stadtmarsch	F7
— Storchstraße	F5
— Weinhofstraße	H4
Grüne Armstraße	F4
Grusonstraße	A4
Guericke-Straße	D3
Gustav Adolf-Straße	G4
Güterbahnhof Neustadt	HI5
Güterexpedition	D4; E3; F5
Güterschuppen	D3

Hafenstraße	I5
Hallesche Straße	A4
Handels- und Sicherheitshafen	HI5
Harmonie	F4
Hartstraße	E4
Hasselbachbrunnen	C3
Hasselbachplatz	C3
Hasselbachstraße	E3
Hauptmaterialdepot	DE3
Hauptsteueramt (7)	F5
Hauptwache	EF4
Hebammeninstitut	DE4
Heilanstalt	DE4
Heilige Geistkirche	E4
— Geiststraße	E4
Helle Straße	B2
Helmstedter Straße	AB1
Hesekielstraße	A1
Heumarkt	E6
Himmelreichstraße	E3, 4
Hofjäger	E2
Hohendodelebener Weg	C1, 2
Hohenzollernstraße	E3
Hohe Pforte	G5
— Pfortestraße	GH4, 5
Holzhof	EF5
Hospital St. Georgii (8)	EF4
— St. Gertraud	E4
Hospitalstraße	I3
Immermannstraße	E1
Intendantur	C4
Jakobikirche	F4
Jakobsförder	F5
Jakobstraße	F4
Johannisbergstraße	E4
Johannisfahrtstraße	E4
Johanniskirche	E4
Jüdischer Friedhof	A2
Justizgebäude	FG4
Justizpalast, projektierter	BC2
Kaisergarten	D6
Kaiser Ottodenkmal (4)	E4
Kaiserstraße	D-F3
Kaiser Wilhelm-Augustastift	F6
— Wilhelmdenkmal	G4
— Wilhelmplatz	G4
Kamelstraße	F5
Karlstraße	E3
Kaserne (Friedrichstadt)	E6
— Magdeburg	F3
— Mark	G4
— Ravensburg	F3
Kasino	FG4
Katharinenkirche	F4
Katharinenstraße	F4
Katholische Kirche (Neustadt)	I3
Katzensprung	E4
Kinderspielgärten	E2
Kirche (Friedrichstadt)	E6
— (Krakau)	C7
Kirchstraße	E6
Kleine Diesdorferstraße	D1, 2
— Klostergasse	F4, 5
— Münzstraße	E3, 4
— Schulstraße	F5
— Stadtmarsch	CD5
— Straße	CD2
Kleiner Krakauer Anger	GH6, 7
— Werder	E5
Kloster-Bergestraße	A5
— St. Augustini (10)	F5
Knochenhauerufer	EF4, 5
Kolbitzstraße	I2
Kommandantur (9)	D4
Königliches Palais	DE4
Königliche Werft	D5
Konsistorium	DE4
Korpsbekleidungsamt	F3

Namen-Register zum ‚Plan von Magdeburg'.

Köthener Straße	A5
Krakau	C7
Krakauer Anger	GH7
— Damm	D6
— Thor	DE6
Krankenhaus	F3
Kriegerdenkmal	D4
— (Neustadt)	I3
Krökenthor	FG4
Kronprinzstraße	E3
Krupp-Grusonwerk	A4
Kunstschule (11)	E3
Lagerhaus	C4
Lagerplatz	B5
Lagerschuppen	C3, D2
Landgericht	D4
Lange Brücke	E6
Langensiepen	A4
Lazarettbaracken	BC4
Leipziger Empfangsgebäude	E3
Leipziger Straße	AB3
Leiterstraße	E3, 4
Lemsdorfer Weg	A1
Loge Ferdinand	F4
Löwsche Fabrik	I4
Luftkurort	B7
Luisenpark	E1
Luisenstraße	I2
Lüneburger Straße	GH3
Lutherdenkmal (4)	E4
Lutherstraße	A1
Magdeburg. Bau- u. Kreditbank	I5
Magdalenenstift	F4, 5
Magdeburger Straße	CD6, 7
— Tiergarten	F6, 7
Marienkirche (Sudenburg)	A1
Marienkirche u. -Kloster uns. lieben Frauen	DE4
Marienstraße	A4
Marstallstraße	F3
Martinstraße	A5, 6
Maschinenfabrik (Buckau)	A6
— von Strube	A4, 5
— — Wolf	A5
Maschinenschuppen	D3
Mastenkran	B5
Mastenrichter	I6
Militärbadeanstalt	E5
Militärgefängnis	F3
Militärlazarett	D4
Mittagstraße	I2, 3
Mittelelbe	BC5-7
Mittelstraße	EF5
Möhring	B6
Moldenstraße	H4, 5
Moltkestraße	C3, 4
Morgenstraße	I3
Moritzplatz	I2
Moritzstraße	I2
Mühlberg	B4
Münchenhof	G3
Munitonsdepot	D5
Nach dem Herrenkrug	I7
Nachtweidestraße	I4
Neue Neustadt	HI2, 3
Neuer Militärfriedhof	D2
— Packhof	E5
Neues Fischerufer	F5
Neue Straße	A6
— Wasserkunst	I4
— Weg	F4
Neu-Kamerun	C5
Neustädter Aktienbrauerei	I3
— Straße	F5
Nikolaikirche	I3
Norbertkirche	A5
Nordstraße	A4
Oberpräsidium	DE4
Odeum	F5
Offiziergarten	G5
Offizierkasino	D3
Olvenstedter Straße	E1, 2
Oranienstraße	D3, 4
Oststraße	F6
Ottenbergstraße	HI4, 5
Pappelallee	GH4
Petersberg	F4, 5
Petersstraße	F4
Petrikirche	F5
Pfälzerstraße	G4
Pferdebahndepot	H5
Pionierkaserne	F4
Pionierlandübungsplatz	E7
Pionierschwimmanstalt	G6
Pionierstraße	G5
Pionierübungsplatz	G5
Polizeidirektion	E4
Porzellanfabrik	A5
Poststraße	DE4
Potsdamer Empfangsgebäude	E3
Presterstraße	C7
Projektierte Brücke	B1 u. G5
Proviantamt	F3
Proviantmagazin	D5
Provinzialsteuerdirektion (14)	D3
Pumpstation für d. Rieselfelder	H7
Querstraße	D1
Rathaus	E4
— (Neustadt)	I2, 3
— (Sudenburg)	A1
Ratswageplatz	F4
Realgymnasium (12)	E3
Realschule (13)	F4
Regierung	D4
Regierungsstraße	DE4
Reichsbank	E3
Reichswaisenhaus	F1
Reitbahn	G6
Reitweg	G7
Ringstraße	C-G2, 3
Rischbieters Garten	C5
Ritterstraße	I2
Rogätzerstraße	HI5
Rosen- und Obstbaumschule	F7
Rote Hornwiesen	C5
Rotekrebsstraße	F4
Rothenseer Straße	I4
Rottersdorfer Straße	A1
Ruderklub, Germania	DE6
— Magdeburger	F6
— Werder	E5
Salzquellen	B7
Salzwedeler Straße	I5
St. Ambrosiikirche	A1
St. Michaelstraße	A1
St. Sebastiankirche (kath.)	D3
Schäffer u. Budenberg (Fabrik)	A5
Scharnhorstplatz	D3
Scharnhorststraße	D3, 4
Schifferstraße	H5
Schloßgarten	E2
Schmidtstraße	I3
Schönebecker Straße	AB4-6
Schöneeckstraße	E4
Schöninger Straße	A1
Schrotdorfer Kasernenstraße	F3, 4
— Straße	F3, 4
— Thor	F3
Schrote	E-I1-4
Schroteexerzierplatz	F3
Schulstraße	C7
Schützenhaus	C5
Schützenstraße	H4
Schwertfegerstraße	EF4
Sedanring	D1
Sieversthorstraße	HI4
Sparkasse	E4
Speicherstraße	I5
Spielgartenstraße	DE1, 2
Stadt Coburg	F7
Städtischer Bauhof	D5
Städtische Wasserwerke	A7
Stadtpark	B5, 6
Stadttheater	E3
Steinstraße	E4
Steingutfabrik	I3, 4
Steindamm	B3
Steinernetischstraße	F4
Steinkuhlenstraße	F1
Steinlagerplatz	H3
Stendaler Straße	I4, 5
Stephansbrücke	EF4
Sterngelände	B4
Sternstraße	C3
Strombad	E5
Strombrücke	E5
Sudenburg	AB1, 2
Sudenburger Schule	A1
— Straße	A4
— Thor	C3
— Wuhne	BC1, 2
Synagoge	F4
Tauenzienstraße	C3, 4
Theaterstraße	F6
Thiemstraße	A5
Thränsberg	F4
Tiarapark	E2
Tischlerbrücke	E4
Tischlerkrugstraße	F4
Töpferspark	CD2
Trainhof	BC3
Trainkaserne	C3
Triftweg	DE7
Turmschanzenstraße	E6
Turnhalle	F4; E3
Turnplatz	A2, B4
Ulrichskirche	E3
Ulrichsthor	E2
Umfassungsstraße	I2
Umladeschuppen	DE3
Velocipedklub	F6
Verbindungsstraße	H4
Vieh- und Schlachthof	C1, 2
Viktoriastraße	E3
Viktoriatheater	F6
Volksbad	F3
Volksbadeanstalt	A1
Waagestraße	F4, 5
Wallonerberg	F5
Wallonisch-reformierte Kirche	F5
Wallstraße	C-F2, 3; F4
Wasch- und Badeanstalt (15)	E4
Wasserkunststraße	I3, 4
Weidenstraße	F6
Weinbergstraße	H4
Weinfaßstraße	E4
Werftstraße	EF5
Westendstraße	AB1
Wilhelma	I3
Wilhelmgymnasium	F4
Wilhelmstadt	DE1
Wilhelmstraße	E3
— (Krakau)	D7
Wilhelmtheater	E4
Wittenberger Straße	H4, 5
Wolfenbütteler Straße	AB1
Wolfswerder	A7
Zentralbahnhof	D3
Zeughaus (16)	D4
Zollbrücke	E5
Zollelbe	E5
Zollhafen	DE5
Zollhaus	E5
Zollstraße	EF5
Zuckerraffinerie	I3
Zuckerspeicher	G5

zwischen dem Kurfürsten August von Sachsen und dem Erzstift M. dahin entschieden wurden, daß das Erzstift an Kursachsen einen großen Teil der Grafschaft Mansfeld abtrat, wogegen das Kurhaus Sachsen auf das Burggrafentum verzichtete, aber sich und seinen Nachkommen den Titel und das Wappen desselben nebst den vier oben genannten Ämtern vorbehielt.

Magdeburg (hierzu der Stadtplan), Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen wie des gleichnamigen Regierungsbezirks, Stadtkreis und eine der wichtigsten Festungen des Deutschen Reiches, liegt am Nordende der fruchtbaren Magdeburger Börde (s. d.) und an der Elbe, die sich hier in drei Arme, die Strom-, Zoll- u. Alte Elbe, teilt, unter 11° 40' östl. L. v. Gr. und 52° 8' nördl. Br., 54 m ü. M., und besteht aus der eigentlichen alten Stadt, der Wilhelmstadt, der Sudenburg und den früher selbständigen, seit 1886 und 1887 mit dem Stadtgebiet vereinigten Städten Neustadt und Buckau am linken Elbufer sowie der Citadelle u. dem Werder auf den Inseln in der Flußteilung u. der befestigten, von König Friedrich Wilhelm I. 1731 gegründeten Friedrichstadt am rechten Ufer der Alten Elbe. Durch die Abtragung der bei der nach 1866 erfolgten Erweiterung der Festung von der Stadtgemeinde angekauften alten Festungswerke ist im S. und W. ein Raum gewonnen worden, welcher ungefähr der Hälfte des ganzen alten bebauten Terrains der Altstadt gleichkommt, und auf welchem jetzt ein neuer Stadtteil entstanden ist, der vorzüglich an der breiten und vornehmen Kaiserstraße und Augustastraße mit sehr eleganten Bauten besetzt ist. Ein Teil der alten Festungswerke und Glacis ist in Promenaden und parkartige Anlagen umgewandelt worden, von denen namentlich der Friedrich Wilhelms-Garten, an der Stelle des 968 gegründeten, 1809 aufgehobenen, 1813 von den Franzosen geschleiften Klosters Bergen gelegen, die ehemalige Bastion Kleve mit dem schönen Kriegerdenkmal sowie dem 1892 errichteten Friesendenkmal und der Fürstenwall sich auszeichnen. Eine weitere Entwickelung der Stadt ist dadurch ermöglicht, daß 1888 die ausgedehnten Festungswerke im N. (die Nordfront) aufgegeben und ein weites Baugelände an die Stadt verkauft ist, sowie dadurch, daß der innere Festungswall seiner fortifikatorischen Bestimmung entkleidet wurde. Von den frühern Festungsthoren sind im N. das Hohepforte- und das Krökenthor, im NW. das Schrotdorfer Thor bereits verschwunden. Da die Stadt sich nun nach allen Seiten hin frei ausdehnen kann, so war es möglich, die Altstadt nicht nur nach außen aufzuschließen, sondern auch im Innern durch Verbreiterung der Straßen und Anlage neuer Straßenzüge zu verjüngen. Der früher wenig angenehme Eindruck der alten Stadtanlage mit allen ihren winkeligen und engen Gassen, die auch nach dem Brande von 1631 beibehalten wurde, ist jetzt wesentlich gebessert. Hauptverkehrsader ist der Breite Weg mit seinen prächtigen Giebelhäusern. Von Plätzen sind hervorzuheben: der Neue Markt oder Domplatz, der Alte Markt, der Hasselbachplatz und der Kaiser Wilhelms-Platz. Auf dem an den Alten Markt stoßenden kleinen Platz vor der Hauptwache steht die 1857 errichtete Bronzestatue des frühern Oberbürgermeisters Francke; den Alten Markt selbst ziert das merkwürdige Reiterstandbild Kaiser Ottos I., das jedoch kein Denkmal im heutigen Sinne, auch nicht, wie die Inschrift des 16. Jahrh. besagt, schon 973, sondern erst gegen Ende des 13. Jahrh. errichtet worden ist. Wie die beiden weiblichen Figuren zu Seiten des Kaisers, welche irrigerweise als dessen beide Frauen bezeichnet werden, so hat auch das Standbild symbolische Bedeutung und wurde, wie die Rolande, jedenfalls als Sinnbild für die erworbene Gerichtsbarkeit der Stadt aufgestellt. Den Hasselbachplatz ziert ein schöner, zu Ehren des Oberbürgermeisters Hasselbach 1890 errichteter Monumentalbrunnen (von Hundrieser und Bergmeier), auf dem Kaiser Wilhelms-Platze soll 1896 ein Reiterstandbild des Kaisers Wilhelm I. (von Siemering) aufgestellt werden.



Wappen von Magdeburg.

Die zahlreichen Kirchen überragt sämtlich der erhabene Dom, ein Bauwerk gotischen Stils, aber noch erfüllt von romanischen Bildungen. Das jetzige Gebäude wurde nach dem Brande des von Otto d. Gr. erbauten Doms 1207 auf derselben Stelle begonnen; der älteste Teil, das hohe Chor, enthält noch antike Säulen aus dem frühern Dom. Traditionell wird als Baumeister Bonensack genannt. 1363 erfolgte die Einweihung durch Erzbischof Dietrich, aber erst 1520 waren auch die Türme vollendet. Der Grundriß des Gebäudes zeigt das von W. nach O. gerichtete lateinische Kreuz; die ganze Länge beträgt 120 m, die innere Länge 114,8 m. Mit den beiden je 9,4 m breiten Nebenschiffen beträgt die ganze lichte Breite 31,4 m, ebensoviel wie die Höhe des Hauptschiffes, welches von zwölf gewaltigen Pfeilern getragen wird und den erhabensten Eindruck von der Kapelle unter den Türmen aus gewährt. Die beiden westlichen Haupttürme haben eine Höhe von 104,6 m; der südliche entbehrt noch der 1540 vom Blitz herabgeworfenen, die Spitze bildenden steinernen Kreuzblume. Im Chor deckt eine Marmorplatte den Sarg Ottos d. Gr., ein steinernes Grabdenkmal des 15. Jahrh. bezeichnet die Ruhestätte seiner Gemahlin Editha (s. Tafel »Grabmäler«, Fig. 10); eine Hauptzierde der Kirche ist das Grabmal des Erzbischofs Ernst (gest. 1513), dessen Seitenwände die Gestalten der zwölf Apostel schmücken, eins der Meisterwerke Peter Vischers, von ihm noch bei Lebzeiten Ernsts in dessen Auftrag gegossen. Die Krypte des alten Doms unter dem hohen Chor ist bei der großen Restauration 1825—35 nicht wieder aufgesucht worden. Die übrigen protestantischen Kirchen: die Johanniskirche (älteste Pfarrkirche, davor das 1886 errichtete Standbild Luthers), die Ulrichs-, Heiligegeist-, Jakobi-, Katharinen-, Petri- u. die Wallonerkirche, bieten baulich nichts Hervorragendes. Sehr schöne Verhältnisse weist die Liebfrauen- (Marien-) Kirche auf; sie gehört zum Kloster gleiches Namens, dessen Räume jetzt ein Gymnasium (s. unten) beherbergen; von hier ist auch der schöne romanische Kreuzgang zugänglich. 1129 in ein Prämonstratenserkloster umgewandelt, hatte das Kloster neben dem Mutterkloster Prémontré den höchsten Rang unter allen Stiftungen dieses Ordens. Die Nikolaistiftskirche dient jetzt als Zeughaus, die Gertraudenkirche als Speicher; die Sebastiansstiftskirche (mit dem Grabmal Ottos v. Guericke) ist der katholischen Gemeinde eingeräumt worden. Von andern Kirchenbauten sind zu erwähnen: die Ambrosiikirche in der Sudenburg, die Kirche der Wilhelmstadt und die deutsch-reformierte Kirche in der Nordfront (letztere im Bau begriffen). Von sonstigen öffentlichen Gebäuden verdienen Erwähnung: das 1691 erbaute Rathaus auf

dem Alten Markt, das Regierungsgebäude, daran die Gangolphistiftskirche, das Fürstenhaus, die Börse, der Zentralbahnhof, das geschmackvoll eingerichtete Stadttheater sowie die Neubauten des Generalkommandos in der Augustastraße, des Konsistoriums (am Dom), der Provinzialsteuerdirektion und das neue Geschäftshaus des Magistrats (am Rathause). Ins Auge fallen die noch immer zahlreich vorhandenen stattlichen Häuser im Spätrenaissancestil am Breiten Weg und Alten Markt.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (2 Infanterieregimenter Nr. 26 und 66, eine Abteilung Feldartillerie Nr. 4, ein Pionierbataillon Nr. 4 und ein Trainbataillon Nr. 4) auf 202,234 Seelen, darunter 185,362 Evangelische, 12,739 Katholiken, 2043 sonstige Christen und 2090 Juden. Die Industrie ist sehr bedeutend. M. besitzt außer vielen kleinern 5 große Eisengießereien, Maschinen- und Metallröhrenfabriken, darunter das Grusonwerk (jetzt Krupp in Essen gehörig) in Buckau, welches sich eines Weltrufs erfreut. Dasselbe zählt ca. 2500 Arbeiter und produzierte 1893: 9,848,200 kg Gußwaren, darunter 241,100 kg Hartguß-Panzerplatten und -Geschosse, 2,604,000 kg Stahlgußgeschosse und Stahlformgußstücke verschiedener Art; ferner Revolverkanonen, Panzerlafetten, Unterbauten zu Panzertürmen, Kräne, hydraulische Hebezeuge, Drehscheiben, Excelsiormühlen 2c. Von großer Bedeutung sind ferner: die Spiritus- und Branntweinbrennerei, die Fabrikation von künstlichem Dünger, Zement, Zucker, Schokolade, Zichorie, Tabak und Zigarren, Lackfirnis, verschiedenen Chemikalien und Thonwaren (besonders Majolika- und Schamotteöfen). Ferner sind nennenswert: Baumwollspinnerei, Handschuhfabrikation, Holzbildhauerei, Fabrikation von Seiden- und Baumwollband, Geldschränken, Harmoniken, Harmoniums und Pianofortes, Seife, Leder, Metallwaren und Armaturgegenständen, Fettwaren 2c., die Zuckerraffinerie und Bierbrauerei sowie der Garten-, Obst- und Gemüsebau. Der bedeutende Handel wird durch eine Handelskammer, eine Börse, eine Reichsbankhauptstelle (Umsatz 1894: 2051,5 Mill. Mk.) und durch eine sehr große Zahl von Bankinstituten, Versicherungsanstalten 2c. unterstützt. Für Zucker ist M. der Hauptplatz ganz Deutschlands. Außerdem ist der Handel vorzugsweise lebhaft in Vieh, besonders Schweinen, Getreide, Kolonialwaren, Zichorie, Kohlen, Eisenwaren, Sauerkohl, Fettwaren, Tuch, Holz 2c. Nennenswert ist auch der Buchhandel (24 Geschäfte). Zudem hat die Stadt besuchte Märkte, Pferdemärkte und eine 14tägige Messe im September. Der Verkehr nach den verschiedensten Richtungen hin ist der denkbar günstigste. M. ist Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Halle-Wittenberge, Berlin-M., M.-Öbisfelde, M.-Jerxheim-Börssum u. M.-Halberstadt. Sämtliche Linien münden in den großartigen Zentralbahnhof, der mit den Sonderbahnhöfen in Buckau, Sudenburg und Neustadt und mehreren Güterbahnhöfen in Verbindung steht. Der Eisenbahngüterverkehr belief sich 1892 auf 2,270,361 Ton. (ohne Durchgangsverkehr und ohne Vieh). Sehr bedeutend ist der Verkehr auf der Elbe. 1893 kamen an: 6044 Schiffe, darunter 271 Dampfschiffe, mit 996,130 T. Ladung; es gingen ab: 5967 Schiffe, darunter 267 Dampfschiffe, mit 387,706 T. Ladung. Gefördert wird der Elbeverkehr durch den von der Stadt in der Neustadt angelegten großen Hafen mit umfangreichen Speichern u. Umschlagsplätzen; im Winter finden die Schiffe hier und im Hafen am Werder Schutz. Dem Verkehr in der Stadt dienen mehrere Pferdebahnlinien sowie ein ausgedehntes Telephonnetz, welches M. auch mit Berlin, Hamburg, Halberstadt, Halle, Leipzig 2c. verbindet.

An Bildungsanstalten und ähnlichen Instituten besitzt M. ein pädagogisches Seminar, 3 Gymnasien, ein Progymnasium, ein Realgymnasium, eine Oberrealschule, eine Realschule, eine Kunstgewerbe- und Handwerkerschule, eine Baugewerk- und eine Maschinenbauschule, ein Reichswaisenhaus (errichtet aus Sammlungen des Reichsfechtvereins), viele milde Stiftungen, ein Stadttheater, 2 große, musterhaft eingerichtete Krankenhäuser, eine Hebammenlehranstalt, ein orthopädisch-chirurgisches Institut, ein Museum mit Gemäldegalerie, kunstgewerblichen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, eine Stadtbibliothek, ein Staatsarchiv der Provinz Sachsen, dessen großer Urkundenschatz bis in das 10. Jahrh. zurückreicht, wissenschaftliche Vereine, eine Wetterwarte, einen großen Vieh- und Schlachthof 2c. Unter den 20 politischen und Fachblättern ist die nationalliberale »Magdeburgische Zeitung« (s. d.) am weitesten verbreitet. An Behörden befinden sich in M.: das Oberpräsidium, der Provinzialrat, ein Konsistorium mit 2 Generalsuperintendenten, das Provinzialschul- u. -Medizinalkollegium, die Provinzialsteuerdirektion, das Landesmeliorationsbauamt, die Eichungsinspektion für die Provinz Sachsen, eine königliche Regierung, ein Hauptsteueramt, eine Oberpostdirektion, eine Eisenbahndirektion, Forstinspektionen, ein königliches Polizeipräsidium, ein Landgericht 2c.; ferner das Generalkommando des 4. Armeekorps, die Stäbe der 7. Division, der 13. und 14. Infanterie-, der 7. Kavallerie- und der 4. Artilleriebrigade. Die städtischen Behörden bestehen aus 26 Magistratsmitgliedern und 72 Stadtverordneten. Die ordentlichen Ausgaben der Stadtverwaltung beliefen sich 1893/94 auf 6,331,219 Mk. Das Wappen der Stadt (S. 719) zeigt ein geöffnetes Festungsthor, darüber rechts und links zwei Türme und zwischen diesen, auf einer Mauer, eine Jungfrau mit hoch gehobenem Lorbeerkranz. Zu den umfangreichen Festungswerken gehören die Citadelle und 13 Forts im weiten Umkreis um die Stadt. Die Umgegend ist fast ganz reizlos, doch ist in neuerer Zeit für Herstellung schöner Anlagen 2c. viel gethan worden. Die Hauptvergnügungsorte der Magdeburger bilden der Park Herrenkrug, rechts an der Elbe unterhalb der Friedrichstadt und mit dieser durch eine Straßenbahn verbunden, der großartig angelegte Rothehornpark, der Stadtpark Vogelsang und der Friedrich Wilhelms-Garten (s. oben). — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 18 Amtsgerichte zu Aken, Barby, Burg, Erxleben, Genthin, Gommern, Groß-Salze, Hötensleben, Kalbe a. S., Loburg, M., Neuhaldensleben, Schönebeck, Seehausen (Kreis Wanzleben), Staßfurt, Wanzleben, Wolmirstedt u. Ziesar.

[Geschichte.] 805 wurde M., damals Magadoburg genannt, von Karl d. Gr. zu einem Handelsplatz bestimmt, über welchen die mit den Wenden und Awaren handelnden Kaufleute nicht hinausgehen durften. 923 und 924 wurde M. bei einem Einfall der mit den Ungarn vereinigten Wenden und Slawen beinahe gänzlich zerstört, aber von der Königin Editha, Gemahlin Ottos d. Gr., wieder aufgebaut und mit Wällen und Mauern umgeben. Das von Otto d. Gr. 936 hier gegründete Moritzkloster wurde 968 in ein Erzbistum verwandelt. 1135 hielt Lothar II. hier einen Reichstag, auf welchem Herzog Erich von

Schleswig die dänische Krone als deutsches Lehen erhielt. Nach dem großen Brande von 1188 erholte sich die Stadt bald, trat der Hansa bei u. erhielt im 14. Jahrh. das Stapelrecht für die Elbschiffahrt. Gegen Ende des 15. Jahrh. erscheint M. fast unabhängig von den Erzbischöfen, die meist auswärts, besonders in Halle, residierten; doch befreite es sich nie völlig von denselben und war nie freie Reichsstadt. Der schon frühzeitig errichtete Schöppenstuhl stand im Mittelalter in großem Ansehen, und das *Magdeburger Recht*, eine Mischung von altsächsischem Gewohnheits- u. Magdeburger Lokalrechten, hatte in den östlichen slawischen Landen weite Verbreitung und Gültigkeit. Die höchste Blüte der Stadt vor dem Dreißigjährigen Kriege fällt in den Anfang des 16. Jahrh., wo sie gegen 40,000 Einw. zählte. Seit 1524 fand in M. die Reformation besonders durch Amsdorfs Bemühungen Eingang. M. trat 1531 dem Schmalkaldischen Bunde bei, sagte sich vom Erzbischof und dem Kapitel los und unterwarf sich auch dem Kaiser nicht, als derselbe im Schmalkaldischen Kriege 1547 ganz Sachsen erobert hatte. 1548 deshalb in die Reichsacht erklärt, beugte es sich nicht, sondern verweigerte die Annahme des Interims und wurde Zufluchtsort aller durch die Religionsverfolgung vertriebenen Glaubensgenossen. Karl V. hatte die Vollziehung der Acht dem Kurfürsten Moritz von Sachsen aufgetragen. Dieser begann 4. Okt. 1550 die eigentliche Belagerung und eroberte schon 28. Nov. die Neustadt, doch die Bürgerschaft wies alle Angriffe auf die Altstadt zurück und machte viele glückliche Ausfälle. Erst als Moritz Gnade und Religionsfreiheit anbot, nahm M. sächsische Besatzung auf und huldigte Moritz als Burggrafen (9. Nov. 1552). Im Dreißigjährigen Kriege wurde es 1626 kurze Zeit von Wallenstein besetzt, dann 1629 von demselben 28 Wochen lang vergebens eingeschlossen und 1630, weil es seinen geächteten Administrator Christian Wilhelm wieder aufgenommen hatte, von neuem durch Pappenheim belagert. In der Hoffnung baldigen Entsatzes durch Gustav Adolf leisteten zwar die Bürger mit Hilfe einer kleinen schwedischen Besatzung unter Falkenberg mannhaften Widerstand. Aber als sich im März 1631 Tilly mit Pappenheim vereinigte u. nun 25,000 Mann die nur von 2000 Mann verteidigte Stadt belagerten, konnten die Außenwerke gegen die Übermacht nicht behauptet werden; die Vorstädte wurden in Brand gesteckt u. die Verteidigung auf die eigentliche Stadt beschränkt. Als sich die vom Nachtdienst ermüdeten Posten am Morgen des 10. (20.) Mai 1631 eben in ihre Häuser begeben hatten, begann um 9 Uhr der Sturm auf zwei Seiten. Die Kaiserlichen drangen unter Pappenheim am Krölenthor zuerst in die Stadt ein; im Straßenkampf fiel Falkenberg. Während desselben brach an vielen Stellen zu gleicher Zeit eine Feuersbrunst aus, welche wahrscheinlich auf Falkenbergs Befehl von der fanatisierten Schiffer- und Arbeiterbevölkerung angelegt worden war, um M. lieber zu zerstören, als in die Hände des Feindes fallen zu lassen, und sich schnell über die ganze Stadt verbreitete. Die Kaiserlichen rächten sich für die Zerstörung der gehofften Beute durch maßlose Grausamkeiten. Nur der Dom, der sofort für den katholischen Gottesdienst neu geweiht wurde, das Liebfrauenkloster und einige elende Fischerhütten blieben vom Feuer verschont. Von sämtlichen 36,000 Einw. entgingen nur wenige Tausende dem Tode. Nachdem 1632 die Kaiserlichen wieder abgezogen waren, besetzten die Schweden die Stadt. Sie erstand schnell wieder aus den Trümmern, ward aber 1636 schon wieder von den Kaiserlichen und Sachsen belagert und durch Kapitulation genommen. Im Westfälischen Frieden (1648) wurde M. nebst dem Erzstift dem Hause Kurbrandenburg für den Fall des Todes des damaligen Administrators August von Sachsen, der aber erst 1680 erfolgte, abgetreten. Lange sträubte sich M., dem Kurfürsten von Brandenburg zu huldigen, mußte aber schließlich im Vergleich zu Klosterberge 6. Juni 1666 doch einwilligen. In der Folge ließen sich in M. viele der aus Frankreich vertriebenen Reformierten nieder (vgl. *Tollin*, Geschichte der französischen Kolonie von M., Bd. 1 u. 2, Halle 1887; Bd. 3 in 3 Abt., Magdeb. 1886–94). Im Kriege Preußens mit Frankreich 1806 übergab der Kommandant v. Kleist M. 11. Nov. d. J. an die Franzosen unter Ney. Im Tilsiter Frieden 1807 an Frankreich abgetreten und sodann zum Königreich Westfalen geschlagen, kam M. durch den Pariser Frieden wieder an Preußen, nachdem es 1813–14 bloß von einem Korps unter Tauentzien eingeschlossen worden war. Durch die Beseitigung der alten Umwallung, welche seit 1869 durch die Anlage neuer Festungswerke ersetzt wurde, hat die Stadt neuerdings eine bedeutende Erweiterung erfahren. Vgl. *Lehmann*, Beschreibung der Stadt M. (3. Aufl., Magdeb. 1839); *Kawerau*, M., ein deutsches Städtebild (3. Aufl., das. 1891); *Rathmann*, Geschichte der Stadt M. (das. 1800–17, 4 Bde.); *Hoffmann*, Geschichte der Stadt M. (2. Aufl. von Hertel u. Hülße, das. 1885–86, 2 Bde.); *Wolter*, Geschichte der Stadt M. (2. Aufl., das. 1890); *Janicke*, Chroniken von M. (Leipz. 1869, Bd. 1); *Dittmar*, Beiträge zur Geschichte der Stadt M. nach 1631 (Bd. 1, Halle 1885); *Kawerau*, Aus Magdeburgs Vergangenheit (das. 1886); *Bielfeld*, Geschichte des magdeburgischen Steuerwesens (Leipz. 1888); »Urkundenbuch der Stadt M.« (hrsg. von Hertel, Halle 1892–1894, Bd. 1 u. 2); »Geschichtsblätter für Stadt und Land M.« (Magdeb., seit 1866); *O. v. Guericke*, Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung von M. (hrsg. von Hoffmann, 2. Aufl., das. 1887). Über diese Episode der Zerstörung und ihren Urheber ist ein lebhafter Streit entbrannt; vgl. darüber besonders *Wittich*, M., Gustav Adolf und Tilly (Berl. 1874, Bd. 1) u. dessen Biographie Falkenbergs (Magdeburg 1892); *Volkholz*, Die Zerstörung Magdeburgs im Lichte der neuesten Forschung (das. 1892).

Der **Regierungsbezirk Magdeburg** (s. Karte »Provinz Sachsen«) umfaßt 11,513 qkm (209,10 QM.), hat (1890) 1,077,421 Einw. (darunter 1,009,677 Evangelische, 54,346 Katholiken und 4214 Juden), 93 auf 1 qkm, und besteht aus den 16 *Kreisen*:

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner	Einw. auf 1 QKil.
Aschersleben	454	8,25	80752	178
Gardelegen	1299	23,59	52477	40
Halberstadt (Stadt) . .	61	1,11	36786	—
Halberstadt (Land) . .	433	7,86	38620	89
Jerichow I	1381	25,08	73173	53
Jerichow II	1378	25,03	55717	40
Kalbe	527	9,57	99857	189
Magdeburg (Stadt) . .	55	1,00	202234	—
Neuhaldensleben . . .	678	12,31	60957	90
Oschersleben	500	9,06	55095	110
Osterburg	1111	20,18	44354	40
Salzwedel	1212	22,01	51061	42
Stendal	898	16,31	62393	69
Wanzleben	544	9,88	77884	143
Wernigerode	278	5,05	28085	101
Wolmirstedt	696	12,64	51976	75

Über die acht Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks M. s. Karte »Reichstagswahlen«. Vgl. Hermes u. Weigelt, Historisch-geographisches Handbuch vom Regierungsbezirk M. (Magdeb. 1843, 2 Bde.).

Magdeburger Börde, sehr fruchtbare Landschaft in der preuß. Provinz Sachsen, breitet sich auf dem linken Ufer der Elbe zwischen Magdeburg, Aschersleben und der Elbe aus. Die Unterlage besteht aus Buntsandstein und Muschelkalk, in noch größerer Tiefe auch als Steinsalz; darüber befinden sich in tiefen Mulden ausgezeichnete Braunkohlenlager und in den sanftern Terrainwellen des festen Gesteins mächtige Lehmlager, die von einer 0,4—0,9 m tiefen schwarzen Dammerde überlagert werden. Die letztere Schicht bedingt die große Fruchtbarkeit der Landschaft, in der Weizen, Zuckerrüben, Zichorienwurzeln etc. vorzüglich gedeihen.

Magdeburger Centurien, s. Centurien, Magdeb.

Magdeburger Halbkugeln, s. Luftpumpe.

Magdeburgische Zeitung, zweimal täglich in Magdeburg im Verlag der Faberschen Buchdruckerei erscheinende politische Zeitung nationalliberaler Richtung, die in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Braunschweig und Anhalt verbreitet ist. Sie gehört zu den ältesten Zeitungen Deutschlands. Ihre älteste vorhandene Nummer ist von 1626 datiert. Anfangs hieß sie »Wöchentliche Zeitungen«. Den jetzigen Titel nahm sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. an. Redakteur ist gegenwärtig (1895) W. Splittgerber.

Mägdeherbergen, Anstalten, welche, ähnlich wie die Mädchenheime (s. d.), Dienstmädchen und Arbeiterinnen Unterkunft auf beliebige Zeit gewähren, um sie vor den sittlichen Gefahren, welche alleinstehenden jungen Mädchen drohen, zu bewahren. Sie sind nicht selten mit Mägdebildungsanstalten und immer mit Stellenvermittelung verbunden. In Deutschland gibt es ca. 50 Anstalten. S. Frauenvereine, S. 826.

Mägdekrieg, s. Böhmischer Mägdekrieg.

Mägdesprung, Name einer schroffen Felsenklippe im Harzgebirge, im Herzogtum Anhalt, bei Harzgerode und im Mittelpunkt des Selkethals, mit dem Eindruck eines riesigen menschlichen Fußes (»Magdtrappe«) und einem 3 m hohen eisernen Kreuz, welches Prinz Friedrich von Preußen und seine Gemahlin Luise von Anhalt-Bernburg deren Vater Alexis widmeten. Am Fuße der Klippe und an der Eisenbahn Gernrode-Harzgerode, 295 m ü. M., liegt das gleichnamige Eisenhüttenwerk mit Kirche, einem zu Ehren des Herzogs Friedrich Albert (gest. 1796) errichteten, 18 m hohen Obelisken und (1890) 300 Einw. Die Hütte liefert jährlich gegen 3000—3500 Doppelzentner Stabeisen und 4—5000 Doppelzentner Gußwerk, besonders feine Artikel der Kunstgießerei, berühmte Hirschgruppen etc. In der Nähe Alexisbad (s. d.).

Mage (Magschaft, Magenschaft, althochd. mâg), in der germanischen Rechtssprache soviel wie Seitenverwandtschaft. Die männlichen Verwandten von väterlicher Seite wurden als Schwertmagen (Ger-, Speermagen, Schwertseite, auch schlechthin Schwert, Speer), die Verwandten weiblichen Geschlechts und die von solchen abstammenden Männer als Spill- (Spindel-) oder Kunkelmagen (Spillseite, auch schlechthin Spille, Spindel, Spillsippe, Spinne) bezeichnet. Magenscheid, soviel wie Erbvergleich.

Mage (spr. masch'), Eugène, franz. Marineoffizier und Afrikareisender, geb. 30. Juli 1837, gest. 19. Dez. 1869, unternahm 1860—66 mehrere Reisen nach dem obern Senegal und Niger und beschrieb dieselben in »Relation d'un voyage d'exploration au Soudan occidental« (Par. 1867) und »Voyage dans le Soudan occidental« (das. 1868). Er ertrank beim Scheitern der von ihm geführten Korvette Gorgone bei Brest.

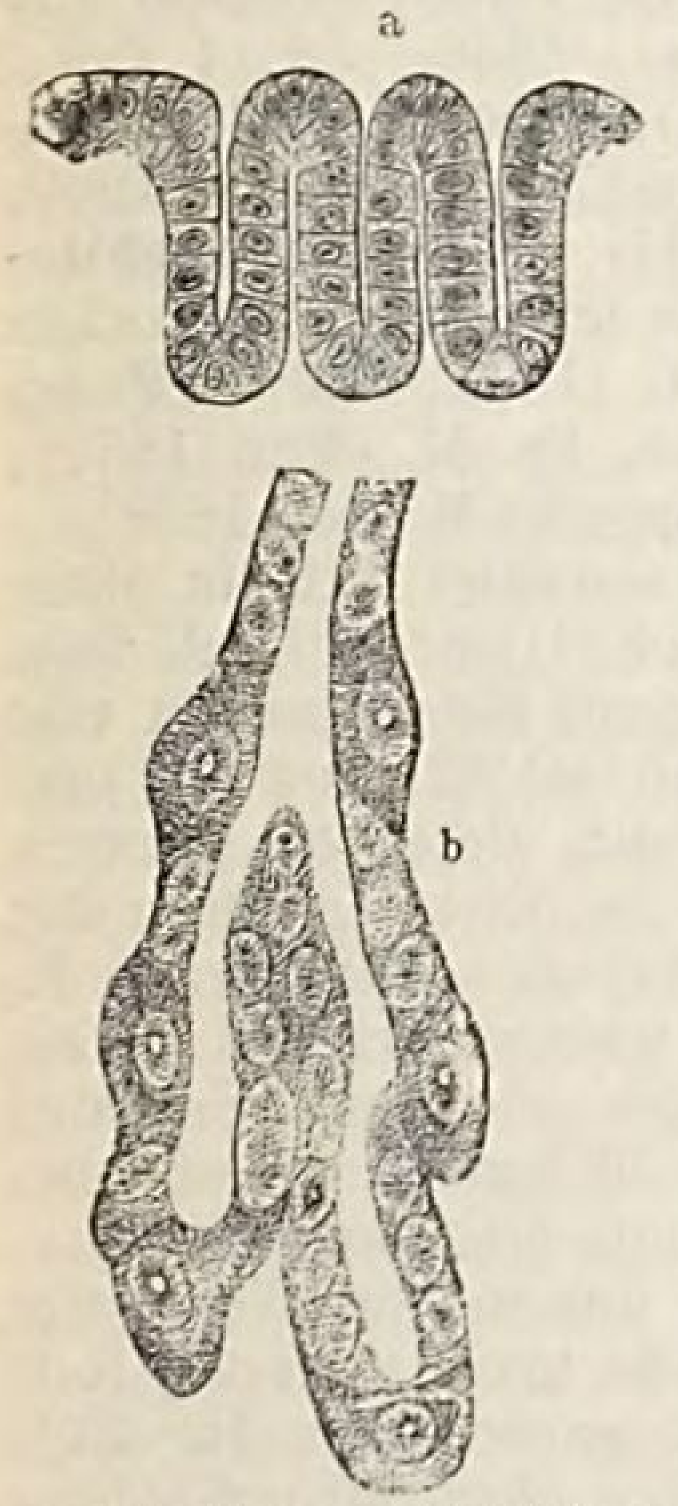
Magellan, Seefahrer, s. Magalhães.

Magelone (Maguelonne), die Heldin eines alten, fast in alle europäischen Litteraturen übergegangenen Ritterromans, war die Tochter eines Königs von Neapel und wurde von ihrem Geliebten, Peter von Provence, entführt. Während sie in einem Walde entschlummert liegt, raubt ein Rabe den roten Zindel mit den drei von Peter ihr geschenkten Ringen und fliegt übers Meer davon. Peter, ihm nacheilend, wirft sich in einen Kahn, wird aber durch einen Sturm verschlagen und fällt Seeräubern in die Hände. M. sucht nach ihrem Erwachen lange den Geliebten und erbaut endlich auf einer Insel an der Küste der Provence ein Kirchlein und ein Hospital, das bald berühmt wird. Peter, aus der Sklaverei endlich zurückkehrend, landet krank auf jener Insel, findet Pflege im Hospiz, erkennt hier die Geliebte wieder und wird nun mit ihr vereint. Die Sage soll zuerst von Bernard de Treviers gegen 1180 in einem provenzalischen Gedicht behandelt worden sein; dann wurde sie zu einem französischen Prosaroman umgearbeitet, der zuerst 1457, zuletzt in der »Bibliothèque bleue« (1775) erschien und zum Volksbuch wurde. Die deutsche Bearbeitung von Veit Warbeck erschien zuerst Augsburg 1527 (hrsg. von Bolte, Weim. 1894); sie wurde auch in Simrocks sowie in Marbachs »Deutsche Volksbücher« aufgenommen. Tieck veröffentlichte eine freie, im ganzen nicht glückliche Umarbeitung der Sage in der »Wundersamen Liebesgeschichte der schönen M. und des Grafen Peter aus der Provence« (in den »Volksmärchen von Peter Lebrecht«, Bd. 2, Berl. 1797).

Magen (Gaster, Stomachus, Ventriculus), bei den Tieren die Höhle, in welcher die Verdauung vor sich geht. Er besteht in der einfachsten Form aus einer einzigen Zellschicht, dem sogen. Entoderm, ist hinten geschlossen, hat nur vorn eine Öffnung, den Mund, und stellt den ganzen Darmkanal vor. Indem sich sein vorderer Teil verlängert und zur Speiseröhre wird, hinten gleichfalls eine Öffnung, der After, entsteht und gewöhnlich auch der hintere Abschnitt sich in die Länge zieht, nimmt er die Gestalt an, die er bei weitaus dem größten Teile der Tiere besitzt. Er bildet so nur noch den mittlern Abschnitt des Darmkanals, den Mitteldarm. Indessen bezeichnet man auch als M., z. B. bei den höhern Krebsen und Insekten, einen Teil des Vorderdarmes, nämlich eine Erweiterung der Speiseröhre mit Apparaten zur Zerkleinerung der Speisen (daher auch Kaumagen [s. d.] genannt). Bei den Wirbeltieren erhält gleichfalls das Endstück des Vorderdarmes den Namen M. — Auch die Wandungen des Magens erlangen bei den meisten Tieren eine höhere Ausbildung. Die verdauende Zellschicht, das Entoderm, vergrößert ihre Oberfläche, indem sie zu Drüsenschläuchen auswächst, welche den Verdauungssaft absondern (Labdrüsen, s. unten); um sie herum lagert sich eine Muskelschicht, welche den M. zur Bewegung der Nahrung in ihm und zu ihrer Weiterbeförderung in den Darm befähigt.

Der M. der Wirbeltiere ist bei den niedern Gruppen (Fischen, Amphibien, Reptilien) oft äußerlich kaum von der Speiseröhre unterschieden, die ohne scharfe Grenze in ihn übergeht. Bei den Fischen ist er in der Regel ein nach hinten gerichteter Blindsack, von dem

sich nach vorn ein engeres Rohr zur Verbindung mit dem Darm abzweigt. Bei Amphibien und Reptilien liegt er vielfach schon quer zur Längsrichtung des Körpers, und diese Querlage wird bei den Säugetieren mit wenigen Ausnahmen zur Regel. Bei den Vögeln zerfällt er gewöhnlich in zwei Abschnitte, den drüsigen Vormagen (proventriculus) und den mit einer meist (z. B. bei Hühnern) sehr starken Muskelschicht versehenen Muskelmagen, in welchem sich Vorkehrungen zur Zerreibung der unzerkleinert in ihn gelangenden Nahrung befinden. Bei den Säugetieren ist der M. häufig gleichfalls aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Bei den Wiederkäuern zerfällt er in vier Abteilungen, den Pansen oder Wanst, den Netzmagen oder die Haube, den Blättermagen, Löser oder Psalter, und den Labmagen (näheres s. Wiederkäuer). Der M. des Menschen endlich (s. Tafel »Eingeweide III«, Fig. 1) liegt im obersten Teil der Bauchhöhle. Seine Größe richtet sich nach seinem Inhalt: ein nicht zu sehr gedehnter M. ist 27—32 cm lang, 9—12 cm breit und faßt etwa 3 Lit. Flüssigkeit. Seine obere Öffnung heißt Magenmund (cardia) und liegt gerade da, wo die Speiseröhre durch das Zwerchfell tritt; durch die untere Öffnung (Pförtner, pylorus) mündet er in den Darm. Nach unten und links von dem Magenmund liegt der sogen. Magengrund (fundus). Die Wandung des Magens, deren Dicke im zusammengezogenen Zustand auf 13 mm angegeben wird, aber gleichfalls nach dem Grade seiner Ausdehnung außerordentlich wechselt, besteht aus drei Häuten. Die äußerste von diesen gehört eigentlich dem Bauchfell (s. d.) an, das sich auf den M. umschlägt und ihn ganz einhüllt; dann kommt eine etwa 1 mm dicke Lage von Längs- und Ringmuskeln u. zu innerst die Schleimhaut. Die Muskelschicht verdickt sich am Pförtner zu einem Wulste, dem Schließmuskel des Pförtners (sphincter pylori), welcher wie eine Klappe (valvula pylori) in das Innere vorspringt. Die Bewegungen des Magens kommen durch die abwechselnde Zusammenziehung seiner Längs- und Ringfasern zu stande, bringen nach und nach jedes Teilchen des Mageninhalts mit der Schleimhaut in Berührung und drücken zuletzt die Speisen in den Zwölffingerdarm hinein. Die Kraft, mit welcher beim Erbrechen der Mageninhalt ausgeworfen wird, hängt aber nicht von der Stärke der Muskelhaut des Magens, sondern hauptsächlich vom Druck der Bauchmuskeln ab. Die Schleimhaut, d. h. die innerste der drei Häute, ist samtartig weich und je nach ihrem Blutgehalt gelbgrau bis graurötlich. Sie enthält außer vielen Schleimdrüsen hauptsächlich die Fundus- oder Labdrüsen (Textfigur a, b), einfache cylindrische Schläuche, welche von feinen Blutgefäßen umsponnen sind und im Innern den Magensaft erzeugen. Sie sind nämlich mit einer Lage sogen. Labzellen ausgekleidet, die wahrscheinlich sich am blinden Ende des Schlauches immer neu bilden und allmählich der Öffnung näherrücken, wo sie zerfallen und ihren Inhalt, den Magensaft (s. d.), frei werden lassen. Bei jeder Mahlzeit scheint die Bildung von Labzellen in verstärktem Maße stattzufinden; die Schleimhaut ist dabei mehr gerötet und etwas geschwollen. Im vollen M. ist sie übrigens glatt, im leeren dagegen in Falten gelegt. — Die großen Blutgefäße des Magens, die sogen. Kranzadern, stammen aus der Eingeweide- und obern Gekrösarterie; das venöse Blut ergießt sich in die Pfortader (s. Tafel »Blutgefäße«, Fig. 4). Lymphgefäße und Lymphdrüsen sind zahlreich vorhanden. Die Nerven kommen vom Vagus (s. d.) und Sympathikus (s. d.) her.



Labdrüsen. a Entstehende Labdrüse (Einstülpung der Schleimhaut des Magens); b fertige Drüse.

Magenkrankheiten betreffen am häufigsten die Schleimhaut, wie der Magenkatarrh; selten sind der Soor und die Tuberkulose der Magenschleimhaut. Als Magenentzündung (Gastritis) bezeichnet man eine tiefer gehende phlegmonöse Entzündung der Magenwand. Eins der häufigsten Magenleiden, namentlich bei Bleichsüchtigen, ist das runde Magengeschwür; ebenfalls häufig ist bei ältern Personen der Magenkrebs. Beide gehen mit Schmerzen, nicht selten mit Blutbrechen einher und können zuweilen zur Magenerweiterung, seltener zur Magenschrumpfung oder Verengerung führen. Als Neuralgie des Magens tritt der Magenkrampf auf. Vielerlei kolikartige Schmerzen, welche der Laie kurzweg als Magenschmerzen bezeichnet, rühren von Überfüllung des Darmes, wirklicher Kolik, Stuhlverstopfung, Darmverengerung etc. her. Ein sehr verbreitetes Übel ist die nervöse Magenschwäche, meist Teilerscheinung allgemeiner Nervosität. S. die hierunter folgenden betreffenden Einzelartikel. — Auch die Haustiere werden oft von Magenkrankheiten befallen. Akute und chronische Magendarmkatarrhe kommen bei allen Arten vor. Eigentliche Magenentzündungen sind meist Folge von mit dem Futter aufgenommenen Giftstoffen. Eine spezifische Magenentzündung findet sich neben andern Veränderungen beim Rotlauf der Schweine (s. d.). Hunde leiden oft an anhaltendem Erbrechen. Bei Schweinen und Wiederkäuern ist krankhaftes Erbrechen seltener; Pferde können nur erbrechen, wenn der ihnen eigentümliche Verschluß der Magenmündung der Speiseröhre gelähmt ist, was meist, aber nicht immer, auf schwere Störungen deutet und besonders bei gefährlicher Erweiterung und Überladung des Magens auftritt. Magenüberladung können sich Pferde besonders leicht zuziehen, weil sie unter den Haustieren den verhältnismäßig kleinsten Magen haben; zu reichliche Mahlzeiten, schwerverdauliches, besonders auch quellbares Futter (Erbsen, auch Mais), desgleichen gärendes, welches reichlich Gase entwickelt, können daher gefährlich werden (Überfütterungskolik, s. Kolik) und führen sogar nicht selten Berstung der Magenwand herbei. Die eigentümliche Einrichtung des Magens der Wiederkäuer bedingt, besonders bei Rindern, am häufigsten Funktionsstörungen des ersten Magens, des Pansens, welche sehr oft chronisch werden (chronische Indigestion) und verschlechterten Appetit, mangelhaftes Wiederkauen (Verringerung der im Leibe gesunder Rinder hörbaren Pansengeräusche) und allmähliche Abmagerung bewirken (Behandlung: gutes, leichtverdauliches, natürliches Futter, keine Futtersurrogate, eventuell Futteränderung, Bittermittel,

z. B. Wacholderbeeren mit Glaubersalz, Salzsäure eßlöffelweise ins Trinkwasser); auch Verstopfung des dritten Magens (Löserverstopfung) ist nicht selten; am gewöhnlichsten sind Verwundungen des Haubenmagens durch spitze Fremdkörper mit anschließender Herzbeutel-Zwerchfellentzündung (s. d.). Sehr häufig ist auch bei Rindern und Schafen krankhafte Auftreibung des Pansens durch Gase (s. Aufblähen). Auch tierische Parasiten finden sich im M.: die (unschädlichen) Larven der Gastrusfliege bei Pferden, Rundwürmer bei Schafen (s. Magenwürmerseuche) und Rindern. Magengeschwüre sind seltener; von Geschwülsten kommen nicht gerade häufig Krebs und Sarkome vor. Magensteine finden sich bisweilen bei Pferden.

Magenabsceß, s. Magenentzündung.

Magenatonie, s. Magenerweiterung.

Magenausspülung, s. Magenerweiterung und Magenpumpe. [S. 445.

Magenbiesfliege (Magenbremse), s. Bremen,

Magenblutung, s. Blutbrechen, Magengeschwür und Magenkrebs.

Magenbrennen, s. Sodbrennen.

Magenbruch (Gastrocele, Hernia ventriculi), eine selten vorkommende Art der Bauchbrüche. Ein solcher Bauchbruch bildet sich in der Regel oberhalb des Nabels durch Auseinanderweichen der beiden geraden Bauchmuskeln in der weißen Linie (Hernia abdominalis media) und wird als M. bezeichnet, wenn in den Bruchsack ein Teil des Magens hineintritt. Es sind das verschieden große, meist elastische, nicht immer reponierbare Geschwülste, welche aber, wenn auch selten, sich einklemmen. Wie bei Leistenbrüchen ist die Einklemmung durch Operation zu beseitigen. Der Bruchsack besteht aus der Haut mit der darunterliegenden Fascia transversalis und dem Bauchfell. Außerhalb der weißen Linie kommt ein M. wohl nur nach Operationen am Magen vor, z. B. nach Ausführung des Magenschnittes (Gastrotomie), um Fremdkörper aus dem Magen zu entfernen oder um Geschwülste (Krebs) aus demselben auszuschneiden. Ein solcher M. klemmt sich nie ein und wird entweder durch Operation geheilt oder doch durch Tragen eines Bruchbandes, bez. eines entsprechend gearbeiteten Leibchens aus starkem Stoff unschädlich gemacht und vor dem Größerwerden bewahrt. Der gefüllte Magen zieht sich in der Regel aus dem Bruch zurück. Ein M. verursacht ein eigentümliches Ziehen in der Magengegend, ein Gefühl von Mißbehagen, was sich zuweilen bis zur Übelkeit, auch sogar zum Erbrechen steigert. Überhaupt bestehen Verdauungsbeschwerden, meist Verstopfung, auch ist die Magengegend druckempfindlich.

Magendarmkatarrh, ein gleichzeitig die Schleimhaut des Magens und des Darmes in Mitleidenschaft ziehende, besonders bei Kindern häufige katarrhalische Entzündung (s. Magenkatarrh und Darmentzündung).

Magendarmprobe (Magendarmschwimmprobe) soll dazu dienen, die Frage zu entscheiden, ob ein neugebornes totes Kind gelebt hat, oder ob es tot geboren ist. Breslau behauptet nämlich, daß bei totgebornen oder totfaul gebornen, auch bei totgebornen und dann faulenden Föten sich niemals im Verdauungskanal Luft finde, der Darm also nicht schwimme, daß dagegen mit der Atmung Luft vom Magen her in den Verdauungskanal einträte und mit fortschreitender Atmung die Darmschlingen aufblähe, und zwar auch ohne daß Nahrungsaufnahme stattgehabt. Schwimmt also der Darm eines toten Neugebornen im Wasser, so hat das Kind nach der Geburt gelebt.

Magendarmschnitt (Gastroenterotomie), s. Magenkrebs.

Magendie (spr. -schängdī), François, Physiolog, geb. 15. Okt. 1783 in Bordeaux, gest. 7. Okt. 1855 in Sannois bei Paris, studierte in Paris, ward Arzt am Hôtel-Dieu und 1831 Professor am Collège de France. M. ist der Schöpfer der neuen exakten Physiologie, die sich überall auf die fundamentalen Naturwissenschaften stützt und in dem Experiment ihren eigentlichen Rückhalt zu suchen hat. Er förderte diese Wissenschaft durch zahlreiche wichtige Entdeckungen; auch in die Pathologie griff er thatkräftig ein und suchte auch hier die experimentelle Methode in Anwendung zu bringen, indem es ihm hauptsächlich darauf ankam, den Entwickelungsgang der Krankheitserscheinungen nachzuweisen. Er schrieb: »Précis élémentaire de physiologie« (Par. 1816, 2 Bde.; 4. Aufl. 1836; deutsch, 3. Aufl., Tübing. 1836, 2 Bde.); »Formulaire pour l'emploi et la préparation de plusieurs nouveaux médicaments« (1821, 9. Aufl. 1836; deutsch, 6. Aufl., Leipz. 1831); »Leçons sur les phénomènes de la vie« (1836—38, 4 Bde.; deutsch, Köln 1837, 2 Bde.); »Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux« (1839, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1841); »Recherches philosophiques et cliniques sur le liquide céphalorhachidien ou cérébro-spinal« (1842; deutsch, Leipz. 1843). Vgl. Cl. Bernard, Fr. M. (Par. 1856); Flourens, Éloge historique de M. (das. 1858).

Magenentzündung (Gastritis) tritt in ihrer leichtesten Form, der katarrhalischen M., als Magenkatarrh (s. d.) auf. Während dieser aber nur eine Erkrankung der Schleimhaut des Magens mit vermehrter Absonderung darstellt, ziehen die schweren Formen der M. stets auch die tiefern Schichten der die Magenwand bildenden Gewebe in Mitleidenschaft. Von diesen Formen der M. unterscheidet man: 1) die durch giftige, in den Magen gelangende Substanzen, wie z. B. konzentrierte Mineralsäuren (Schwefelsäure, gewöhnlich als Oleum bezeichnet, Salpetersäure 2c.), ätzende Alkalien und manche Metallsalze hervorgerufene M. (Gastritis toxica). Wenig konzentrierte Mineralsäure verwandelt nur die Epithelien und die oberflächlichen Schleimhautschichten in einen weichen bräunlichen oder schwarzen Schorf. Durch größere Mengen konzentrierter Säure werden dagegen alle Schichten des Magens in eine schwarze, wie verkohlt aussehende, brüchige oder gallertartig erweichte und abgestorbene Masse verwandelt, welche auch breiige Konsistenz annimmt; dabei wird oft die Magenwand durchrissen und der Mageninhalt ergießt sich in die Bauchhöhle, so daß tödliche Bauchfellentzündung erfolgen muß. Sofern auf diese Weise oder durch spätere Resorption des Giftes vom Darm aus (die Magenschleimhaut selbst ist nicht oder so gut wie nicht resorptionsfähig) nicht der Tod erfolgt, können selbst die schwersten Ätzungen und Zerstörungen der Magenwand heilen, wobei die extremsten Grade der Schrumpfung, Wandverdickung und Narbenbildung eintreten. Zuweilen kann auch ohne direkten Durchbruch, durch Fortleiten des Entzündungsprozesses auf das Bauchfell, Bauchfellentzündung nachfolgen und den Tod bedingen. Die Diagnose ergibt sich aus der Anamnese, aus der weißen Färbung der Mundschleimhaut bei Schwefelsäurevergiftung, der gelben bei Salpetersäure, aus dem heftigen Brennen in der Magengegend und dem meist mit blutigem Schleim vermischten Erbrechen. Bei Säuren gibt man Kreide,

kohlensaure Magnesia aufgelöst, oder kohlensaures Kalium, bei Alkalien Essig oder in Haferschleim verdünnte Schwefelsäure. — 2) Die schwerste Form der M., die **phlegmonöse Gastritis**, ist in ihren Ursachen noch wenig erforscht; sie stellt sich dar als starke Schwellung und schließliche Verdickung der ganzen Magenwand mit Infiltration aller Wandschichten mit trübem wässerigem oder eiterigem Exsudat. Eine Heilung derselben ist nicht wahrscheinlich. Diese M. tritt sehr selten auf und ist entweder umschrieben oder diffus. In der Regel erscheint sie als metastatische Entzündung im Gefolge von schweren Infektionskrankheiten, wie Kindbettfieber, Typhus, Blut- oder Eitervergiftung &c., und beruht in der Regel wohl auf embolischen Prozessen. Die umschriebene phlegmonöse M. kann sich so auf einen Punkt konzentrieren, daß es zu einem **Magenabsceß** oder auch zu mehreren Abscessen dieser Art kommt, die, falls sie sich in den Magen öffnen, ausheilen können. Die diffuse M. ist entweder über den ganzen Magen verbreitet oder nur über einen Teil desselben. Die Schleimhaut ist mehrfach durchlöchert, und unter ihr liegt die stark verdickte serös oder eiterig infiltrierte oder ganz und gar eiterig geschmolzene Submucosa, auf welche die ebenfalls infiltrierte Muscularis folgt. Durch Übergreifen der M. auf die die Magenwand als äußerste Schicht umgebende seröse Haut und von dieser auf die seröse Haut der Nachbarorgane können mit letztern und dem Magen vielfache Verwachsungen entstehen. Die Symptome dieser M. bestehen in heftigem, sich auf Druck steigerndem Schmerz in der Magengegend, in Erbrechen, in hohem Fieber mit in der Regel starkem Durst, schnellem Auftreten von Kollaps, Delirien und Koma, in welchem dann der Tod erfolgt. Oft wird auch das Fehlen andrer Erscheinungen, auf welche die Symptome bezogen werden können, verwertet werden müssen. Falls ein Durchbruch in die Bauchhöhle erfolgt, so treten die Anzeichen der allgemeinen Bauchfellentzündung auf. Die Behandlung ist symptomatisch.

Magenerweichung (Gastromalacia), eine nur an Leichen vorkommende, durch Selbstverdauung der Magenwand bedingte Veränderung derselben, wobei die Schleimhaut zu gallertartigen, schmutzig grauen, leicht von der darunter liegenden Muskelschicht abstreifbaren Massen zerschmilzt.

Magenerweiterung (Gastrectasis), eine abnorme Ausdehnung des Magens, ist nur als Symptom andrer pathologischer Verhältnisse des Magens anzusehen und fehlt fast niemals beim chronischen Magenkatarrh, bei dem wegen gestörter Funktion des Magens die Speisen längere Zeit im Magen verweilen, so daß sich Gärungsprozesse und damit Gase entwickeln. Geringere Grade von M. werden als **Mageninsuffizienz** oder **Atonie des Magens** bezeichnet. Sie können auch durch gewohnheitsmäßige Überfüllung des Magens mit Speisen und besonders auch mit Getränken entstehen (**primäre M.**). — Höhere Grade der M. kommen vor, wenn bei Verengerung des Magenausgangs (pylorus) durch bösartige Geschwülste (Krebs) oder durch nach Verletzungen (meist Ätzungen) entstandene Narbenbildung die Speisen am Austritt verhindert werden (**sekundäre M.**). In solchen Fällen mit Gasansammlung findet man über dem erweiterten Magen tympanitischen Perkussionsschall und beim Befühlen eine lufttkissenähnliche Resistenz. Die Diagnose der M. hat man in neuester Zeit durch Erleuchtung des Magens erleichtert (vgl. Beleuchtungsapparate, medizinische). Man spült dem Kranken den Magen aus, füllt letztern mit Wasser an, führt eine Schlundsonde ein, welche an ihrem Ende ein Glühlämpchen trägt, dessen Leitungsschnüre in der Sonde liegen, und schließt den Strom. Im Dunkelraum zeichnet sich alsdann die Form des Magens als glühendrote Figur auf der äußern Bauchwand ab. — Die Behandlung muß die Stauung der Speisen und ihren Übergang in Gärung im Magen verhüten. Zu dem Zwecke spült man in schweren Fällen täglich, in leichtern jeden zweiten Tag den Magen mit einer 2prozentigen Natron bicarbonicum-Lösung zwei Stunden nach dem Frühstück mittels des Heberschlauchs (s. Magenpumpe) so lange aus, bis das eingegossene Wasser klar wieder abfließt. Auch die Massage des Magens ist empfohlen, ebenso die Faradisation der Magenwand. Um die Ursache der M., d. h. die Verengerung am Pförtner, welche die Nahrung nicht genügend in den Darm übertreten läßt, radikal zu beseitigen, hat man die Magenresektion, also die Ausschneidung eines Stückes aus der Magenwand, die Gastrektomie oder die Resectio pylori, d. h. die Resektion des Pförtners, oder auch die Verbindung des Magens mit einer Dünndarmschlinge (Gastroenterotomie, diese in sonst nicht operierbaren Fällen) empfohlen. Bei gutartigen Verengerungen kann man auch Loretas Verfahren anwenden, der einen Schnitt in den Magen machte, nachdem er ihn bloßgelegt, mit dem Finger einging und die Verengerung sprengte. Auch die **Pyloroplastik** ist von Heinecke und Mikulicz versucht, d. h. sie spalteten den verengerten Pförtner vom Magen bis in den Dünndarm hinein und nähten dann die Längswände wieder zusammen, aber in querer Richtung, wodurch der Pförtner erweitert werden mußte. Bei allen diesen Operationen ist es aber nötig, sich vorher zu vergewissern, ob der erweiterte Magen noch der Zusammenziehung fähig ist. Diese Reservekraft erkennt man, indem man dem Kranken absolut keine Nahrung zuführt, sondern ihn mit Klystier ernährt. Nach einigen Tagen hat sich dann der Magen so weit zusammengezogen, wie er dies überhaupt noch zu thun fähig ist. — Akut entsteht M. sehr selten und wohl nur bei plötzlicher Abklemmung oder Abknickung des Pförtners oder des Dünndarms.

Magenfistel, ein Fistelgang, welcher die Magenwand und die Bauchwand durchsetzt, entsteht nach vorheriger entzündlicher Verklebung, Verwachsung zwischen Magen- und Bauchwand, durch Durchbruch eines Magengeschwürs oder eines Abscesses, oder sie bleibt nach Verletzungen zurück, oder endlich sie wird bei Undurchgängigkeit der Speiseröhre (z. B. infolge von Krebs) künstlich angelegt (**Gastrostomie**), um den Kranken vor dem Hungertode zu retten. Man schließt eine nicht beabsichtigte M., indem man ihre Ränder anfrischt und diese dann durch die Lembertsche Naht verbindet. Je nach der Lage und Größe der M. verursacht dieselbe verschiedene Beschwerden, und infolge des Verlustes an Säften leidet die Ernährung beträchtlich. Bei künstlich angelegter M. läßt man daher einen Trendelenburgschen Obturator tragen, um das Ausfließen von Magensaft zu verhindern, weil, abgesehen vom Verlust des Magensaftes, durch das Ausfließen auch ein sehr lästiger Ausschlag auf der Bauchhaut bewirkt wird. Patienten mit M. wurden von Physiologen zum Studium des Verdauungsprozesses benutzt, so namentlich von William Beaumont, welcher an dem kanadischen Jäger San Martin sehr lehrreiche Beobachtungen über die Absonderung und die Wirkung des Magensaftes anstellte.

Magengegend, s. Bauch.

Magengeschwür, eins der häufigsten Magenleiden, tritt in verschiedenen Formen auf und hat für die Gesundheit und das Leben eine sehr verschiedene Bedeutung. Kleine, flache Substanzverluste von Hanfkorngröße mit gerötetem Grund, sogen. hämorrhagische Erosionen, haben keine größere Bedeutung und verheilen meist, ohne eine Spur zurückzulassen. Verschwärungen der geschlossenen Drüsenfollikel der Magenschleimhaut sind an sich selten und heilen mit Zurücklassung einer unbedeutenden Narbe, ohne dem Kranken auf längere Zeit belästigende Symptome zu verursachen. Eine sehr wichtige und schwere Form des Magengeschwürs dagegen ist das sogen. chronische, runde oder durchbohrende M. (Ulcus ventriculi chronicum, s. rotundum, s. perforans), welches sich durch außerordentlich scharfe Grenzen und dadurch auszeichnet, daß in seiner Umgebung stets Entzündung und Eiterbildung fehlen. Nach Virchows Ansicht entsteht das M. dadurch, daß zunächst eine Verstopfung kranker arterieller Gefäße eintritt, daß infolgedessen die Magenwand, soweit sie das kapillare Stromgebiet der verstopften Arterie bildet, brandig abstirbt, und daß der Magensaft die brandig gewordene Stelle, welche seiner Einwirkung keinen Widerstand leisten kann, durch Selbstverdauung zur Erweichung und zum Zerfall bringt. Die Disposition für das chronische M. ist sehr verbreitet, denn unter 20 Leichen ist je eine mit einem M. oder mit der Narbe von einem solchen versehen. Das chronische M. kommt im reifen Alter häufiger als in der Kindheit, bei Frauen und bleichsüchtigen Subjekten häufiger als bei Männern und kräftigen Individuen vor. Häufig werden Diätfehler, Mißbrauch von Spirituosen, kalter Trunk bei erhitztem Körper, bei Frauen auch Störungen des monatlichen Blutflusses als Ursachen bezeichnet; doch ist es kaum möglich, darüber zu einiger Sicherheit zu gelangen. Das chronische M. hat seinen Sitz am häufigsten in dem an den Pförtner angrenzenden Teil (pars pylorica) des Magens, häufiger an der hintern als an der vordern Magenwand und fast immer an dem kleinen Bogen des Magens oder in seiner Nähe. Selten kommt es im Magengrund vor. Zuweilen ist nur ein Geschwür vorhanden, häufiger zwei oder mehrere, mitunter 30—40, welche sich dann gewöhnlich in verschiedenen Stadien befinden. In besonders ausgeprägten Fällen sieht man am Magen von außen her ein kreisrundes Loch mit scharfem Rand, von innen her gesehen bildet das Geschwür gleichsam Terrassen und stellt einen flachen Trichter dar. Die Größe schwankt zwischen 6 mm im Durchmesser bis zur Größe eines Thalerstücks und darüber, in seltenen Fällen bis zur Handtellergröße. Oft heilt das Geschwür, bevor es alle Magenhäute durchbrochen hat. Es bildet sich dabei eine Narbe in der Magenwand, welche gewöhnlich ein strahlenförmiges Aussehen hat. War das Geschwür sehr groß, so kann die Heilung desselben zu einer Verengerung des Magens führen, indem die anfangs weiche Narbe sich später stark zusammenzieht. Eine solche Verengerung des Magens pflegt seinen Inhaber in hohem Grade zu belästigen. Häufig wird ein M. durch Verwachsung der Magenwand mit dem ihr zunächst benachbarten Organ (Bauchspeicheldrüse, Leber, Zwerchfell &c.) gleichsam verlegt, so daß es nicht nach der Bauchhöhle durchbrechen kann. Während das Geschwür um sich greift, werden durch dasselbe nicht selten größere oder kleinere Blutgefäße des Magens zerstört, und es kommt dann zu bedeutenden Blutergüssen in die Magenhöhle. Die Magenschleimhaut befindet sich übrigens beim chronischen M. stets in dem Zustand des chronischen Magenkatarrhs. In manchen Fällen von chronischem M. sind nur so geringfügige Anzeichen einer Magenaffektion vorhanden, daß man die Krankheit ganz übersieht, bis plötzlich nach allmählicher Durchbohrung der Schichten der Magenwand zuletzt auch die die letztern gegen die Bauchhöhle abgrenzende seröse Haut durchbrochen wird und durch Austritt des Mageninhalts in die Bauchhöhle eine tödliche Unterleibsentzündung entsteht, oder bis durch Anfressung eines größern Blutgefäßes eine das Leben in Frage stellende Magenblutung eintritt. Merkwürdigerweise scheint es fast, als ob diese versteckten Fälle von chronischen Magengeschwüren am allerhäufigsten zur Durchbohrung der Magenwand u. dadurch zum Tode führten, während die mit schweren Symptomen einhergehenden Magengeschwüre, welche übrigens viel häufiger vorkommen, nach längerer Zeit gewöhnlich mit Heilung enden. Es kann aber auch das M., nachdem der Magen sich mit seinen Nachbarorganen verlötet hat, in den Pleurasack, in die Lungen, in den Herzbeutel, in den Darm, ja nach außen durch die Bauchwand durchbrechen, oder es bildet sich durch Durchbruch des Geschwürs in einen hinter dem Magen gelegenen Raum ein hypophrenischer Absceß.

Das gewöhnlichste **Zeichen des Magengeschwürs** sind Schmerzen in der Magengegend. Diese Schmerzen sind andauernd, vermehren sich bei Druck, sind an einer Stelle besonders heftig und steigern sich periodisch zu den heftigsten Anfällen, wobei sie in der Magengegend beginnen und nach dem Rücken hin ausstrahlen. Die Anfälle pflegen sich fast immer kurze Zeit nach der Mahlzeit einzustellen und stehen mit der Schwerverdaulichkeit und der reizenden Eigenschaft der genossenen Speisen in geradem Verhältnis. Durch Erbrechen tritt Erleichterung ein; die Schmerzen dauern aber oft stundenlang fort, wenn sich kein Erbrechen einstellt. In einzelnen Ausnahmefällen treten die Schmerzen gerade bei leerem Magen auf und werden durch Zufuhr von Speisen erleichtert, oder die Kranken bleiben, wenn sie schwerverdauliche Speisen genossen, von Schmerzen verschont, während leichter verdauliche Speisen heftige Schmerzen hervorrufen. Ganz gewöhnlich kommt bei dem chronischen M. auch ein periodisches Erbrechen vor. Dasselbe pflegt durch dieselben Veranlassungen, welche die Schmerzanfälle bedingen, hervorgerufen zu werden. Es erfolgt bald kürzere, bald längere Zeit nach der Mahlzeit, je nachdem das Geschwür näher oder entfernter vom Magenmund sitzt. Wenn zu den heftigen Magenschmerzen und zu dem Erbrechen, welche regelmäßig nach der Mahlzeit eintreten, sich noch Blutbrechen hinzugesellt, so besteht über das Vorhandensein eines chronischen Magengeschwürs kaum ein Zweifel. Manche Kranke leiden an Aufgetriebenheit der Magengegend, an häufigem Aufstoßen und heftigem Sodbrennen, ihr Appetit liegt gänzlich danieder; andre befinden sich in den schmerzfreien Stunden verhältnismäßig wohl, und selbst ihr Appetit ist kaum vermindert. Bei den am chronischen M. Leidenden ist gewöhnlich der Durst ansehnlich vermehrt. Es ist fast stets eine habituelle Stuhlverstopfung vorhanden. Das chronische M. kann frühzeitig die Ernährung untergraben, in andern Fällen aber leidet die Ernährung weniger oder fast gar nicht. Der Verlauf der Krankheit ist meist sehr langwierig, wenn man von den Fällen absieht, wo

die Magenblutung oder die Durchbohrung der Magenwand scheinbar das erste Symptom der Affektion ist. Das Übel kann viele Jahre lang bestehen, während welcher die Beschwerden mannigfache Schwankungen darbieten. Nicht selten tritt mitten in der scheinbaren Genesung plötzlich Blutbrechen auf. Es können auch die Leiden mit aller Heftigkeit wieder zurückkehren, nachdem sie jahrelang ganz verschwunden waren. Am häufigsten endet das chronische M. mit Genesung. Dieselbe ist aber sehr oft unvollständig, wenn nämlich das M. durch eine Narbe heilt, welche die Bewegungen des Magens an einer bestimmten Stelle hemmt, oder wenn der Magen infolge des Geschwürs an ein benachbartes Organ angelötet wurde und nun bei Bewegungen von der Verwachsungsstelle aus gezerrt wird. Solche Störungen bedingen die Fortdauer der Schmerzanfälle, welche zuweilen noch heftiger sind als zuvor. Entweder führt also das M. durch Perforation der Magenwände mit nachfolgender allgemeiner Unterleibsentzündung oder durch eine Magenblutung zum Tod, selten dagegen durch allmähliche Erschöpfung, wenn eine Verengerung des Magens durch Narbenkontraktion entstanden ist. In letzterm Fall bestehen nicht nur die heftigsten Schmerzen fort, sondern es wird auch alles, was die Kranken genießen, wieder ausgebrochen. Dabei bleibt der Stuhlgang wochenlang aus, die Kranken magern zum Gerippe ab und sterben infolge der unterbrochenen Nahrungszufuhr.

Bei der Behandlung des Magengeschwürs ist vor allen Dingen der daneben bestehende Magenkatarrh zu bekämpfen (s. Magenkatarrh). Ganz besonders empfehlen sich in dieser Hinsicht Milch- und Buttermilchkuren. Da reine Milch im Magen sofort zu festen Massen gerinnt, so ist zu empfehlen, der frischen Milch stets mehlhaltige Substanzen beizumischen. Sehr günstig wirkt der kurmäßige Gebrauch der kohlensauren Alkalien, namentlich die Brunnenkuren in Marienbad und Karlsbad. Reichen diese Mittel nicht aus, so kann man den Höllenstein und das basisch salpetersaure Wismutoxyd anwenden, welche meist selbst in großen Dosen gut vertragen werden; der Erfolg bleibt aber freilich stets ganz unsicher. Die Schmerzanfälle werden durch Narkotika meist leicht und sicher gemildert; man gibt Extrakt von Belladonna oder Opiate. Auch das Erbrechen wird durch Narkotika gehoben; lassen diese aber im Stiche, so nützen zuweilen kleine Portionen Eiswasser oder Eispillen. Besonders aber reguliere man die Diät, vermeide feste Nahrungsmittel, wenn Blutbrechen dagewesen, auf längere Zeit, lasse nur leichtverdauliche Speisen nehmen (Milchreis, Milchspeisen, Huhn, Kalbshirn, Kalbsfüße gekocht etc.) und lege den Kranken, wenn Blutbrechen auftritt und Perforation droht, sofort zu Bett, beobachte absolute Körperruhe und entziehe ihm jede Nahrung, sogar auch das Wasser. Man ernähre den Kranken durch das Klystier und vergesse nie, daß eine Durchbrechung des Geschwürs bei absolut leerem Magen nicht entfernt die Gefahr mit sich bringt, welche bei Austritt von Mageninhalt in die Bauchhöhle besteht. Man hat im Gegenteil Fälle beobachtet von Durchbruch bei absolut leerem Magen, wo die Reaktion nach wenigen Stunden nachließ und die lokal gebliebene akute Bauchfellentzündung schwand. Daß man bei Perforation unter Umständen versuchen muß, den Kranken durch den Bauchschnitt zu retten, ist wohl zweifellos. Vernarbt das M. und tritt narbige Verengerung, z. B. des Pförtners, ein, so ist Magenerweiterung (s. d.) die Folge, die alsdann nur durch die dort erwähnten operativen Eingriffe beseitigt werden kann.

Magengrube, s. Herzgrube.

Magenhusten, s. Husten.

Mageninsuffizienz, s. Magenerweiterung.

Magenkatarrh (Status gastricus, Gastrizismus, verdorbener Magen), Störung der Magensekretion mit Steigerung der Schleimabsonderung. Der M. tritt in den verschiedensten Graden und Formen, mit sehr wechselnden Symptomen auf, und zwar richten sich die genannten Momente wesentlich nach der Dauer und den Ursachen der Krankheit sowie nach dem Alter und den sonstigen Verhältnissen des Patienten. Der M. ist bald akut, bald chronisch; beide Formen gehören, da sie meist von unzweckmäßiger Nahrungseinfuhr abhängen, zu den häufigsten Krankheiten, besonders der zivilisierten Menschen.

Die Disposition für den akuten M. ist bei verschiedenen Menschen sehr verschieden. Es scheint, als ob eine mangelhafte Absonderung von Magensaft die Disposition für den M. erhöhe, weil dadurch die Bildung abnormer Zersetzungsprodukte im Magen begünstigt wird. So sehen wir z. B., daß fast bei allen Fieberkranken M. auftritt, weil die Absonderung von Magensaft gestört ist, und kaum jemals bei Fieberkranken die Nahrungszufuhr entsprechend der Verminderung des Magensaftes herabgesetzt werden kann, so daß sie M. bekommen.

Auch bei heruntergekommenen und schlecht genährten Individuen, z. B. bei Rekonvaleszenten, scheint die Neigung zu derartigen Erkrankungen in einer mangelhaften Absonderung jenes Verdauungssaftes ihren Grund zu haben. Hat jemand wiederholt an M. gelitten, so wird er nur noch mehr zu ähnlichen Affektionen disponiert. Der akute M. wird hervorgerufen durch eine Aufnahme ungewöhnlich großer Quantitäten selbst leichtverdaulicher Speisen. Der Magensaft reicht dann zur Verdauung nicht aus, und es entstehen dann abnorme Zersetzungsprodukte. Der M. folgt auf eine solche Überladung des Magens gewöhnlich erst am folgenden Tage. Wird ein Teil des Mageninhalts erbrochen und reicht der Magensaft hin, den Rest zu verdauen, so kommt es nicht zum Katarrh. M. kann auch durch mäßigen Genuß schwerverdaulicher Speisen oder durch Einfuhr grober, wenig zerkleinerter Nahrung (daher stets gut kauen, bei schlechten oder fehlenden Zähnen für künstlichen Zahnersatz sorgen) hervorgerufen werden, er entsteht häufig auch infolge von Reizung der Magenschleimhaut durch sehr heiße oder sehr kalte Speisen und Getränke, durch manche Arzneien, durch zu starke oder zu viele spirituöse Getränke, durch scharfe Gewürze, wenn sie in größerer Menge genossen werden, und durch Diätfehler jeder Art (daher der Ausdruck verdorbener Magen); auch Erkältungen können M. hervorrufen. Zu gewissen Zeiten treten endlich Magenkatarrhe ohne bekannte Veranlassungen epidemisch auf, so besonders der fieberhafte Magendarmkatarrh, die sogenannte Sommercholera oder Cholerine (Cholera nostras).

Tritt der M. nur in geringem Grade mit keinem oder nur mit mäßigem Fieber auf, so geht er meist schnell vorüber. Die Kranken fühlen sich matt, sind verdrießlich, klagen über Frösteln und fliegende Hitze, haben einen heißen Kopf, kalte Hände und Füße, einen drückenden Stirnkopfschmerz, Flimmern vor den Augen; es ist ihnen, als ob der Kopf zerspringen wollte. Auch bei leerem Magen fühlt der Kranke Druck und Schmerz in der Magengegend, der Appetit fehlt, der

Durst ist vermehrt, es ist Übelkeit und Widerwille gegen Speisen vorhanden. Von Zeit zu Zeit werden übelriechende oder geruchlose Gase durch Aufstoßen entleert, oft gelangen dabei sauer oder ranzig schmeckende Flüssigkeiten in den Mund. Die Zunge ist schleimig belegt, der Geschmack fade und pappig; es pflegt ein übler Geruch aus dem Mund vorhanden zu sein. Hierzu gesellt sich Poltern im Leib und von Zeit zu Zeit kneipender Bauchschmerz, welcher durch den Abgang übelriechender Blähungen erleichtert wird, endlich ein- oder einigemal breiiger Stuhlgang. Damit ist die Krankheit selbst vorbei, der Kranke kann wieder schlafen, das Allgemeinbefinden ist wieder besser. Gewöhnlich zeigt sich mit Eintritt der Genesung der Harn gesättigt gefärbt und im Nachtgeschirr ein ziegelmehlartiger Bodensatz, bestehend aus harnsaurem Natron (sedimentum latericium). Ist der akute M. die Folge einer stärker einwirkenden Schädlichkeit, so tritt stärkere Übelkeit ein, die sich zum Würgen und endlich zum Erbrechen steigert. Die genossenen Speisen werden mit reichlichem Schleim gemischt ausgebrochen und haben meist einen stark sauren Geruch und Geschmack. Es treten hierzu heftige Durchfälle, durch welche wässerige, grün gefärbte Massen mit oder ohne Leibschmerzen entleert werden. Der Kranke fühlt sich fast immer durch das Brechen und Abführen erleichtert und ist nach 2—3 Tagen fast völlig hergestellt. Steigern sich Brechen und Durchfall zu sehr hohem Grade, so entsteht ein choleraartiger Zustand.

Ist der akute M. mit stärkerm, einige Tage anhaltendem Fieber verbunden, so kann er eine schwerere Erkrankung vortäuschen, einen beginnenden Typhus. Diese Fälle bezeichnet man als Gastrizismus oder auch bisweilen als **gastrisches Fieber** (Febris gastrica, mucosa, biliosa). Dasselbe tritt seltener mit einem einmaligen, stärkern Frostanfall, häufiger mit wiederholtem, leichtem Frösteln auf. Die Pulsfrequenz ist dem Fieber entsprechend erhöht, das Allgemeinbefinden ist in noch höherm Grade gestört als bei den oben beschriebenen Zuständen. Die Mattigkeit ist so groß, daß die Kranken im Bett bleiben; die Glieder und Gelenke schmerzen, als ob sie zerschlagen wären; der Kopfschmerz ist unerträglich, der Schlaf fehlt oder ist durch unruhige Träume gestört. Dagegen sind die örtlichen Symptome nicht so entwickelt wie die des Allgemeinleidens. Das Fieber u. das schlechte Allgemeinbefinden pflegen sich in den ersten Tagen der Krankheit zu steigern. Der Harn ist dunkel und hat einen ziegelmehlartigen Bodensatz. Anfänglich ist Stuhlverstopfung, später wässeriger Durchfall vorhanden. Ist das Fieber sehr heftig, so kann die Zunge trocken, können die Sinne benommen sein; es können Delirien auftreten, und die Krankheit ist dann kaum von einem beginnenden Typhus zu unterscheiden. Indessen pflegt zu Ende der ersten oder zu Anfang der zweiten Woche das Fieber nachzulassen; die früher trockne Haut wird dann feucht, der Durst mäßiger, die Zunge reiner; die Durchfälle werden seltener, endlich stellt sich auch Appetit ein, und es beginnt die Genesung. Die Kranken erholen sich aber nur langsam, bleiben lange Zeit sehr reizbar und bekommen leicht Rückfälle. Daß die katarrhalischen Erkrankungen des Darms, zumal der zunächstgelegenen Teile des Dünndarms häufig zusammen mit M. vorkommen, ist bekannt, so kompliziert sich der akute M. besonders leicht mit katarrhalischer Gelbsucht. Auch die Cholerine (s. Cholera) ist stets mit akutem M. verbunden.

Was die **Behandlung** des akuten Magenkatarrhs anbetrifft, so ist die wichtigste Aufgabe die, den M. zu verhüten. Vor allen Dingen muß die Diät, besonders bei Fieberkranken und Genesenden, bei Neugebornen und Säuglingen, überwacht werden. Wenn schädliche Dinge, z. B. in Zersetzung begriffene Nahrungsmittel, den M. unterhalten, so ist ein Brechmittel am Platz; ist dagegen der Magen leer, so sind Brechmittel zu vermeiden. Wenn der M. sich nicht auf den Darm fortsetzt, so sind Abführmittel nicht am Platz; sind aber Kolikschmerzen, Blähungen &c. vorhanden, so kann man Rhabarber, Sennesblätterabkochungen u. dgl. anwenden. Bei abnormer Säurebildung ist gebrannte Magnesia, in Wasser eingerührt, ganz zweckmäßig, ebenso das doppeltkohlensaure Natron, unter Umständen in der Form von Sodawasser. Bei kleinen Kindern thut ein Pulver von Magnesia mit Rhabarber sehr gute Dienste. Es ist durchaus nötig, daß der Patient während eines akuten Magenkatarrhs gänzlich faste oder doch nur milde Nahrungsmittel, am besten einfache Wassersuppe, zu sich nehme. Bei der schwerern Form (s. oben) muß man, um die Kräfte des Kranken zu schonen, stets etwas tierische Kost geben, und es eignen sich hier am besten die konzentrierten Fleischbrühen. Um das übermäßige Erbrechen und den Durchfall zu stillen, läßt man den Kranken kleine Eisstückchen verschlucken und gibt ihm Opiumpräparate.

Der **chronische M.** entwickelt sich bald aus dem akuten M., wenn dieser sich in die Länge zieht oder häufig von neuem erscheint, bald tritt er von Anfang an als chronische Erkrankung auf. Daher können alle die Schädlichkeiten, welche einen akuten M. hervorrufen, wenn sie lange anhalten oder sich häufig wiederholen, auch Ursachen des chronischen Magenkatarrhs werden. Dies gilt vor allem von dem dauernden mißbräuchlichen Genuß spirituöser Getränke, der bei weitem häufigsten Ursache des chronischen Magenkatarrhs (s. Trunksucht). Außerdem hängt der chronische M. häufig von Stauungen des Blutes in den Gefäßen des Magens ab, wie dies bei Krankheiten der Leber, des Herzens und der Lungen der Fall ist. Lungentuberkulose sowie andre chronische Krankheiten sind sehr häufig, Magenkrebs, Magenerweiterung und andre Entartungen des Magens stets mit chronischem M. verbunden, welcher darauf beruht, daß bei diesen Leiden die natürliche Magenbewegung, die motorische Funktion des Magens in hohem Grade daniederliegt, so daß die Nahrung zu lange im Magen verweilt und sich allerlei Gärungsvorgänge, insbes. die Milchsäurebildung, im Magen entwickeln (s. Magenkrebs). Bei dem chronischen M. klagen die Kranken meist über ein unangenehmes Gefühl von Druck und Vollsein in der Magengegend, welches nach dem Essen vermehrt wird, sich aber selten zum eigentlichen Schmerz steigert. Die Magengrube ist dabei vorgewölbt, weil der Magen mit Gasen und mit den lange Zeit in ihm verweilenden Speisen erfüllt und ausgedehnt, erweitert ist. Die Gase werden von Zeit zu Zeit durch Aufstoßen entleert, wobei auch geringe Mengen des Mageninhalts von saurem oder ranzigem Geschmack in den Mund gelangen. Häufig entsteht durch diese sauren Massen ein garstiges Gefühl im Schlund und Schlundkopf (Sodbrennen). Verhältnismäßig selten tritt auch Erbrechen auf. Das Erbrochene ist gewöhnlich nur zäher Schleim, welcher nach langem Würgen entleert wird. In andern Fällen wird neben dem Schleim eine fade schmeckende Flüssigkeit ausgeworfen, die verschluckter Speichel ist. Diese Form des Erbrechens begleitet ganz gewöhnlich den chronischen M. der Säufer

und stellt den berüchtigten Wasserkolk (vomitus matutinus) dar. Bei vielen Kranken ist das Hungergefühl, auch wenn sie schon abgemagert sind und der Körper dringend Ersatz bedarf, fast erloschen. In einzelnen Fällen, namentlich bei starker Säurebildung, entsteht zeitweise großes Hungergefühl, von schmerzhaften Empfindungen im Magen und Schlund begleitet, der sogen. Heißhunger. Die Zunge ist beim chronischen M. dick belegt, zeigt an den Rändern die Eindrücke der Zähne; der Geschmack ist fade und pappig, der Geruch aus dem Munde mehr oder weniger widerwärtig und stinkend (foetor ex ore). Gewöhnlich gesellen sich zu den Symptomen des chronischen Magenkatarrhs auch noch die des chronischen Darmkatarrhs: hartnäckige Verstopfung abwechselnd mit dünnen Stuhlgängen, Blähungen, Aufgetriebenheit des Leibes, oft leichte Gelbsucht. Was das Allgemeinbefinden der Kranken beim chronischen M. anbetrifft, so fehlt gewöhnlich der heftige Kopfschmerz, die schmerzhafte Abgeschlagenheit der Glieder, wie dies beim akuten M. vorkommt; dagegen ist der chronische M. fast immer von psychischen Alterationen mit dem Charakter der Depression begleitet, die man gewöhnlich als Hypochondrie bezeichnet; auch sind derartige Kranke oft überaus reizbar, nervös, es ärgert sie die Fliege an der Wand. Die beschriebenen Symptome des chronischen Magenkatarrhs können in größerer oder geringerer Heftigkeit und mit häufigen Schwankungen in ihrer Intensität monate-, selbst jahrelang fortbestehen. Lassen sich die Ursachen des chronischen Magenkatarrhs beseitigen, so endet die Krankheit bei zweckmäßiger Behandlung gewöhnlich mit Genesung. Abgesehen von den Nachkrankheiten des chronischen Magenkatarrhs ist ein tödlicher Ausgang desselben selten; doch gibt es Fälle, wo die Kranken an Schwäche und Wassersucht zu Grunde gehen. Von den Nachkrankheiten ist besonders die Hypertrophie der Magenwände hervorzuheben, welche, sobald die Wucherung der Degeneration verfällt, zur Atrophie, zum Schwund der Magenwand und damit zur Magenerweiterung führt. Dem letztgenannten Leiden erliegen die Kranken stets, wenn auch erst spät, infolge der schwer gestörten Ernährung, können aber zuweilen durch operative Eingriffe ihr Leben hinhalten.

Die Behandlung des chronischen Magenkatarrhs erfordert vor allen Dingen die Beseitigung seiner Ursachen, worüber schon beim akuten M. gesprochen wurde. Nur selten ist ein Brechmittel erforderlich, da fast niemals im Magen schädliche Substanzen vorhanden sind, die als fortwirkende Ursache der Krankheit angesehen werden könnten. Notwendig ist das Verbot spirituöser Getränke, wenn der anhaltende Mißbrauch derselben die Krankheit hervorgerufen hat und unterhält. Bei den durch Erkältungen und naßkaltes Klima entstandenen chronischen Magenkatarrhen ist die Anregung der Hautthätigkeit durch warme Bekleidung, warme Bäder etc. anzustreben. Die Speisen müssen mit der größten Sorgfalt ausgewählt werden, und der Kranke darf nichts andres, als was der Arzt bestimmt hat, genießen. Erlaubt ist gebratenes Kalbfleisch, junges Geflügel (nicht aber Ente und Gans), Hasen- und Rehbraten, mürbes Beefsteak, Roastbeef, Lendenbraten, Hecht, Forelle, Kalbshirn, Schinken, Schlackwurst, Eier (weich gekocht), Milchspeisen, Suppen ohne Mehlzusatz, wogegen fettes Fleisch und der Genuß von Saucen zum Braten zu untersagen sind. Die Speisen müssen sehr gut gekaut und stets nur in kleinen Mengen auf einmal genossen werden. Frisches und Schwarzbrot ist ebenfalls zu meiden. Eine Milchkur bekommt manchen Kranken vortrefflich, andern aber gar nicht. Besser als frische Milch bekommt vielen Kranken die Buttermilch. Die Peptonpräparate (Leubes Fleischsolution, Kemmrichs, Kochs Fleischextrakt) leisten sehr gute Dienste, nur widerstehen sie bald den Kranken. Bei höhern Graden von chronischem M. ist die tägliche Ausspülung des Magens mittels der Magenpumpe das sicherste Mittel. Verweigern die Kranken dies Mittel (viele erlernen es indes sehr rasch und übertreiben sogar oft die Anwendung), so muß man die Kranken durch leichtere Abführmittel entlasten. Daher ist der Gebrauch des Sodawassers oder der natürlichen Natronsäuerlinge von Ems, Salzbrunn, Selters, Bilin etc. dem Kranken sehr zu empfehlen. Desgleichen sind die Wirkungen der Karlsbader Wässer, bei Fettleibigen die Marienbader ganz außerordentlich günstig. Die Hauptsache bei diesen Brunnenkuren ist aber strenge Diät, und wenn man diese zu Hause hält, hat der kurmäßige Gebrauch von Sodawasser denselben Erfolg wie die Karlsbader Thermen. Die günstige Wirkung des salpetersauren Wismuts und des salpetersauren Silbers ist in zahlreichen Fällen von chronischem M. sicher konstatiert. Die meisten Kranken vertragen diese Mittel ganz gut. Im Verlauf des chronischen Magenkatarrhs tritt zuweilen ein Zustand ein, wo die reizlose Kost wegen einer sogen. Atonie der Magenschleimhaut mit einer mäßig reizenden vertauscht werden muß. Man muß dann zur Anwendung von Eisenpräparaten, Pepsinessenz und leichten Reizmitteln übergehen. In diesem Zustand werden der Franzensbrunnen in Eger, die Stahlquellen in Driburg, Pyrmont und Kudowa besser vertragen und haben bessern Erfolg als die Quellen in Karlsbad und Marienbad. Von Arzneimitteln passen bei Atonie der Magenschleimhaut die Ipekakuanha, Rhabarber, Quassia, Ingwer, Kalmus, welche aber stets nur in kleinen Dosen zu gebrauchen sind. Ist der chronische M. nur eine Teilerscheinung einer hochgradigen Unterleibsplethora, so hat das Ansetzen von Blutegeln an den After oft einen überraschend guten Erfolg. Die Stuhlverstopfung, welche beim chronischen M. fast immer vorhanden ist, muß durch Klystiere oder leichte Abführmittel beseitigt werden. Vgl. Lebert, Die Krankheiten des Magens (Tübing. 1878); Ewald, Die Krankheiten des Magens (3. Aufl., Berl. 1893); Wegele, Die diätetische Behandlung der Magen-Darmerkrankungen (Jena 1893); Wiel, Tisch für Magenkranke (7. Aufl., Karlsbad 1892); Biedert und Langermann, Diätetik und Kochbuch für Magen- und Darmkranke (Stuttg. 1895).

Magenkrampf (Gastralgia, Cardialgia), eine schmerzhafte Affektion des Magens, welche nicht von wahrnehmbaren Strukturveränderungen des Organs abhängt. Der M. ist also eine reine Neuralgie und wird deshalb auch als nervöse Kardialgie bezeichnet. Man beobachtet den M. wie auch andre Formen der Neuralgie häufig bei blutarmen Individuen. So gehören leichtere und schwerere Anfälle von M. bei bleichsüchtigen Mädchen zu den gewöhnlichsten Erscheinungen, welche verschwinden, sobald die Bleichsucht gehoben wird. Krankheiten der Gebärmutter und der Eierstöcke gehen sehr häufig mit M. einher, und dieser ist eins der häufigsten Symptome der Hysterie (s. d.). In andern Fällen hängt der M. von gewissen Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks sowie von substantiellen Veränderungen des Lungen-Magennervs und des sympathischen

Nervs ab, welche bekanntlich den Magen mit Nervenfäden versorgen. Der M. kann auch von Vergiftung des Blutes mit Malariagift sowie von der gichtigen Dyskrasie des Blutes abhängen. Oft ist man aber auch nicht im stande, irgend einen Grund für heftige und langwierige Magenkrämpfe zu finden. Der M. hat einen typischen Verlauf, indem auf schmerzfreie Zeiträume Anfälle der heftigsten Schmerzen folgen. Zuweilen wird der Typus regelmäßig, so daß die Schmerzanfälle sich täglich zu derselben Stunde oder alle zwei oder drei Tage wiederholen. Bei dem Anfall befällt entweder plötzlich oder nach vorangegangenem Gefühl von Druck den Patienten ein heftiger zusammenziehender Schmerz in der Magengrube, welcher sich bis zum Rücken verbreitet und mit Ohnmachtsgefühl, verfallenem Gesicht, Kälte der Hände und Füße und kleinem, aussetzendem Puls einhergeht. Der Schmerz steigt so, daß der Kranke laut aufschreit. Die Magengegend ist meist eingezogen; die Bauchdecken sind gespannt. Der Anfall dauert einige Minuten bis ½ Stunde. Dann nimmt der Schmerz allmählich ab und läßt große Erschöpfung zurück, oder er hört plötzlich auf mit Aufstoßen, Erbrechen, Ausbruch eines gelinden Schweißes und mit Entleerung eines rötlich gefärbten Harnes. Ein Druck von außen auf den Magen oder Zufuhr von Speise erleichtert den M., während der Schmerz beim Magengeschwür dadurch gesteigert wird. In den schmerzfreien Intervallen fehlen beim M. die Zeichen einer gestörten Verdauung, wie solche bei andern schmerzhaften Magenkrankheiten vorkommen. Ebenso leidet die Ernährung bei M. wenig, und wo nicht Blutarmut die Ursache des Magenkrampfes ist, können die davon Befallenen kräftig und blühend erscheinen. Die Anfälle beim M. werden durch unbekannte Veranlassung hervorgerufen und treten oft bei leerem Magen ein, während die Schmerzanfälle beim Magengeschwür fast immer auf eine Mahlzeit folgen. Die Prognose des Magenkrampfes ist günstig, wenn dieser auf Blutarmut, Gebärmutterleiden, Malariainfektion und Gicht beruht, sobald nur die Grundkrankheiten einer erfolgreichen Behandlung zugänglich sind. Schlechte Aussichten dagegen geben diejenigen Formen, welche auf Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks beruhen, und diejenigen, welche unbekannten Ursachen ihre Entstehung verdanken. Die *Behandlung* des Magenkrampfes besteht in Beseitigung der genannten Grundkrankheiten (s. Bleichsucht). Von Medikamenten sind besonders im Anfall Bismut in großen Dosen, auch unter Zusatz von kleinen Dosen Morphium, zu benutzen.

Magenkrankheiten, s. Magen, S. 723.

Magenkrebs (Carcinoma ventriculi), ein bösartiges Gewächs des Magens, welches in Form einer bindegewebigen, bei längerm Bestehen an ihrer Oberfläche geschwürig zerfallenden Geschwulst vorkommt und nach mehr oder weniger langwierigem Krankheitsverlauf stets zum Tode führt. Unter allen Organen des Körpers ist der Magen am häufigsten, in 60 Proz. der Fälle, vom Krebs betroffen. Im ganzen erkranken Männer häufiger an M. als Frauen. Zwischen dem 40. und 60. Jahr ist die Krankheit am häufigsten, oft tritt aber gerade der M. auch schon zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr auf. Der M. entwickelt sich am häufigsten in der Pförtnergegend, seltener in der Nähe des Mageneinganges oder an der kleinen Kurvatur, am seltensten im Magengrund und an der großen Kurvatur. Da der M. ein gewisses Bestreben zeigt, sich in die Quere auszubreiten, so entstehen leicht ringförmige krebsige Einschnürungen des Magens am Pförtner und am Magenmund. Die Magenkrebse sind bald zellenreicher und weich (Markschwamm), bald zellenärmer und hart (Scirrhus); bald sind ihre Zellen schleimig entartet, wodurch der sogen. Alveolar- oder Gallertkrebs entsteht. Zuweilen sind sie sehr gefäßreich und sitzen wie Pilze mit breiter Basis der Innenfläche auf (Fungus haematodes, Blutschwamm). Der M. beginnt wahrscheinlich in allen Fällen von der Schleimhaut aus. Hier entstehen bald kleine Knoten, bald mehr eine diffuse, nicht scharf umschriebene Verdickung; beide vergrößern sich, es entsteht eine großhöckerige Geschwulst, in welche allmählich die Schleimhaut in ihrer ganzen Dicke, später auch die Muskelhaut und Serosa des Magens eingeht. Die weichen Magenkrebse breiten sich viel schneller aus als die harten. Beide wachsen, ohne eine Begrenzung zu finden, an ihrer Peripherie und zugleich in der Dicke fort, während ihre mittlern Partien sich schon dem Zerfall zuneigen. Hat nämlich die Geschwulst die freie Schleimhautfläche erreicht, so beginnt sie auf ihrer Oberfläche zu schwärzlichen, zottigen, weichen Massen zu zerfallen, die abgestoßen werden und unter sich ein kraterförmiges Geschwür zurücklassen, das von aufgeworfenen, nach außen umgestülpten, blumenkohlartigen Rändern wie von einem Wall umgeben ist. Von diesem Geschwür aus schreitet der Zerfall der Geschwulst peripherisch weiter, das Geschwür erreicht eine oft sehr ansehnliche Größe, bis zum Umfang zweier Hände, und dabei kann die krebsige Wucherung so bedeutend sein, daß die Höhle des Magens darmartig verengert ist. Häufig greift die krebsige Entartung des Magens auf die Nachbarorgane über, und durch Zerfall der Krebsmasse können abnorme Kommunikationen zwischen den Höhlen dieser Organe eintreten, z. B. der Höhle des Magens und Grimmdarms. Zerfällt der M. bis zu seinem Bauchfellüberzug, bevor letzterer mit andern Organen verklebt ist, so öffnet sich der Magen nach der Bauchhöhle hin, und es entsteht eine tödliche Unterleibsentzündung. Die *Symptome* und der Verlauf des Magenkrebses hängen wesentlich von dem Orte seines Auftretens ab, so daß sich zwischen einem M., der den Mageneingang verlegt, und einem solchen, der den Ausgang verschließt, die größten Unterschiede ergeben. Wenn die Krebsgeschwulst zur Verengerung des Pförtners führt, so wird der übrige Magen vor dem Pförtner stark ausgedehnt und seine Wand einfach hypertrophisch (*Magenerweiterung*). Ist dagegen Verengerung des Mageneingangs durch einen dort sitzenden Krebs vorhanden, so pflegt der ganze Magen zusammengezogen, seine Höhle verengert zu sein. Schmerzen können vorhanden sein, aber auch fehlen; vor allem leidet aber der Kranke in beiden Fällen an schwerer allgemeiner Verdauungsstörung, er magert stark ab und bekommt eine schmutzig gelbgraue Hautfarbe. Meist gesellt sich hierzu Erbrechen, welches besonders dann nach jeder Mahlzeit eintritt, wenn der M. am Pförtner sitzt und diesen verengert. Bei Verengerung des letztern tritt das Erbrechen gewöhnlich erst mehrere Stunden nach dem Essen, bei Verengerung des Mageneingangs während desselben oder unmittelbar nachher ein. Wenn das Erbrechen längere Zeit hindurch mit großer Regelmäßigkeit bestanden hatte, so verliert es sich manchmal erst allmählich und dann gänzlich. Dies hat seinen Grund darin, daß die verengerte Stelle des Magens, welche

das Brechen hervorrief, durch den Zerfall der Krebsgeschwulst wieder erweitert wird. Die erbrochenen Massen bestehen aus den genossenen, mit dickem Schleim umhüllten Speisen, welche mehr oder weniger verändert sind. Bei dem Zerfall der Krebsgeschwulst kommen gewöhnlich leichte kapillare Blutungen vor; das Blut vermischt sich mit dem Mageninhalt, und dieser wird dann als schwärzliche, krümelige, kaffeesatzähnliche Masse erbrochen. Seltener werden beim Zerfall des Magenkrebses größere Gefäße angefressen, und dann kommt es zu reichlichen Magenblutungen mit oft tödlichem Blutbrechen. Wenn der M. keine der Magenpforten einnimmt, so kann er ganz ohne örtliche Symptome verlaufen. Das sicherste Zeichen für das Vorhandensein eines Magenkrebses ist das Auftreten einer Geschwulst, welche, falls der M. nicht an der hintern Magenwand seinen Sitz hat, am Magen selbst bemerkbar wird; später aber fühlt man auch metastatische, d. h. auf dem Wege der Verschleppung von Krebsgeschwulstkeimen durch die Blut- und Lymphbahnen vom primären M. in das Lebergewebe hinein entstandene Krebsgeschwülste in der Leber durch die Bauchdecken hindurch. Dieses Symptom fehlt jedoch in vielen Fällen von M. Ist die Neubildung ein weicher, zellenreicher Krebs, so ist der Verlauf meist in mehreren Monaten abgeschlossen; der harte Krebs dagegen und vor allem der Gallertkrebs kann mehrere Jahre lang bestehen. Der M. endigt niemals anders als mit dem gewöhnlich unter den Zeichen allmählicher Erschöpfung eintretenden Tode, viel seltener nach Durchbohrung der Magenwand und schnell tödlich verlaufender Bauchfellentzündung. Noch seltener führen Magenblutungen den Tod herbei. Die Unterscheidung des Magenkrebses vom chronischen Magenkatarrh und chronischen Magengeschwür ist in den Anfangsstadien des Krebsleidens recht schwierig. Man glaubte in neuester Zeit einen Anhalt für die Diagnose des Magenkrebses in dem Vorkommen von Milchsäure im Magensaft zu haben (Boas), da man thatsächlich in einer großen Anzahl von Fällen bei M. Milchsäure im Magensaft nachweisen konnte, während die Salzsäure verschwunden war; es zeigte sich aber, daß infolge der Fermenteinwirkung des Speichels und infolge der durch das Carcinom aufgehobenen oder doch stark beeinträchtigten motorischen Funktion des Magens die Milchsäuregärung Zeit hatte, im Magen zu stande zu kommen. Sie war also kein Zeichen der Anwesenheit des Carcinoms, sondern nur ein Zeichen der geschwächten Magenbewegung und verschwand also auch, sobald durch Anwendung der Magenpumpe oder durch operativen Eingriff die Magenbewegung wiederhergestellt war (Klemperer).

Bei der Behandlung des Magenkrebses muß man vor allem die Verdauung zu erhalten suchen. Die Diät muß dieselbe sein wie beim chronischen Magenkatarrh (s. d.). Die zweckmäßigste Nahrung für Kranke, welche an M. leiden, ist die Milch, welche leider nicht immer vertragen wird; man muß sie dann durch konzentrierte Fleischbrühen, Eigelb und andre nahrhafte Stoffe zu ersetzen suchen, diese aber immer in geringer Menge auf einmal und womöglich in flüssiger Form geben. Auch Wein, namentlich Rotwein, darf der Kranke nehmen. Eine abnorme Säurebildung im Magen suche man durch das Trinken von Sodawasser zu beseitigen. Nicht selten wird aber alles Genossene sofort wieder erbrochen, und in solchen Fällen sind die Nahrungsklystiere von Pepton, welches, in lauwarmem Wasser gelöst, durch den After in den Darm eingeführt wird, von hohem Wert. Gegen die bei M. fast immer bestehende hartnäckige Stuhlverstopfung werden Pillen aus Aloe und Koloquinten empfohlen; gegen Schlaflosigkeit und heftige Schmerzen wird Morphium angewendet. In neuester Zeit ist bei dem häufigsten M., dem, der am Pförtner seinen Sitz hat, mit Erfolg zuerst von Billroth der Versuch gemacht worden, das krankhafte Magenstück durch Operation zu entfernen. Die Operationen, nämlich die Resectio pylori (Rydiggier), ebenso auch die Magenresektion, d. h. Entfernung eines Stückes der erkrankten Magenwand, werden heute seitens aller namhaften Chirurgen mit Erfolg ausgeführt, und besonders die erstere ist deshalb auch empfehlenswert, weil die Pförtnerkrebse gutartig sind und oft lokal bleiben. Jedenfalls mildert man dadurch die Leiden der Kranken und verlängert, in vielen Fällen sogar nicht unbeträchtlich, ihr Leben. Auch sollen einige Fälle wirklicher Heilung bekannt sein. Natürlich sind diese Operationen nur mit Aussicht auf Erfolg vorzunehmen, wenn der M. klein und auf den Magen beschränkt ist. In vorgeschrittenern Fällen, wo diese Operationen wegen zu großer Ausdehnung des Carcinoms nicht mehr ausführbar sind, wo der Pförtner unwegsam geworden und der Hungertod die armen Kranken bedroht, wird der Magendarmschnitt (Gastroenterostomie) von Wölfler oft noch mit Erfolg gemacht, d. h. man schneidet den Magen vorn rechts an, schneidet den Dünndarm 40 cm vom Pförtner durch, bindet das obere Ende zu und näht das untere so in die Magenwunde ein, daß die Speisen aus dem Magen direkt in den Darm treten mit Umgehung des unwegsamen Pförtners. Man nimmt damit den Kranken die Schmerzen, und sie sind vom Verhungern [gerettet.

Magenlikör, s. Kräuterlikör.

Magenmorsellen, s. Morsellen.

Magenmund, s. Magen.

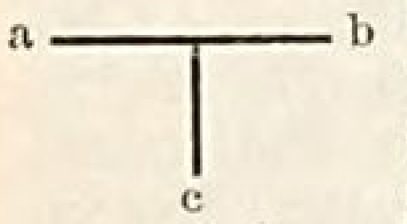
Magenneurose, soviel wie Magenkrampf (s. d.).

Magenoperationen: Magenschnitt (Gastrotomie), s. d.; Magenresektion (Gastrektomie), Pyloroplastik (Resectio pylori), Magendarmschnitt (Gastroenterotomie), s. Magenkrebs u. Magenerweiterung; Magenfistel, s. d.

Magenöstriden, soviel wie Magenbremsen.

Magenpumpe, von Kußmaul angegebene pumpenartige Vorrichtung zur Entleerung und zum Ausspülen des Magens, besteht aus einem elastischen Schlauch von ca. 70 cm Länge, welcher, ähnlich einem Katheter, unten blind endigt und zwei seitliche Öffnungen hat, von denen jede mit einem besondern, innerhalb des Schlauches verlaufenden Rohr in Verbindung steht. Der Schlauch wird gleich einer Schlundsonde in den Magen eingeführt, durch eins der innern Rohre wird Wasser in den Magen gebracht, durch das zweite wird dasselbe Wasser samt dem flüssigen Mageninhalt wieder angesogen und so ausgepumpt. Die Magenausspülung wird jetzt viel einfacher mittels der Hebermethode ausgeführt. Man verbindet einen einfachen Gummischlauch oder ein Schlundrohr mit einer Öffnung mit einem 1 m langen Gummischlauch und das andre Ende des letztern mit einem etwa 0,5—2 Lit. fassenden Trichter. Diesen füllt man nach Einführung des Gummischlauchs bis in den Magen mit der Spüllösung, hebt ihn, so daß die Flüssigkeit in den Magen fließt, hebert erstere durch Senken des Trichters wieder ab, entleert diesen, füllt ihn von neuem und wiederholt die höchst einfache Prozedur so oft wie nötig.

Kranke erlernen das Ausspülen sehr leicht und bewirken dasselbe in folgender Weise: Sie führen selbst sitzend den Schlauch ein; derselbe ist mittels Gummirohr c (s. Figur) mit einem gläsernen Rohr verbunden, dessen Schenkel a mittels eines mit einem Quetschhahn versehenen Gummirohrs mit einem genügend hoch aufgehängten Irrigator verbunden ist; an dem Schenkel b sitzt ein in einen tiefer stehenden Behälter gehendes Gummirohr. Öffnet der Kranke den Quetschhahn, so läuft die Flüssigkeit aus dem Irrigator durch Schlauch, Schenkel a, Rohr c in den Magen; schließt der Kranke den Quetschhahn, so läuft die Flüssigkeit aus Magen, Rohr c, Schenkel b aus dem Magen ab, sobald der Kranke das Rohr T senkt. Vgl. Ewald, Krankheiten des Magens (3. Aufl., Berl. 1893).



Magenresektion (Gastrectomia), die operative Entfernung krebsig entarteter Abschnitte der Magenwand, s. Magenkrebs und Magenerweiterung.

Magensaft, Absonderungsprodukt der Labdrüsen der Magenschleimhaut, eine farblose, klare oder etwas getrübte Flüssigkeit von stark saurer Reaktion, enthält außer gewissen anorganischen Salzen und etwa 98 Proz. Wasser vor allem Pepsin und Salzsäure. Das Pepsin ist ein nicht organisiertes Ferment oder Enzym und vermag in saurer Lösung eine fast unbegrenzte Menge von Eiweiß zu verdauen. Die Salzsäure ist in Mengen von 0,1—0,4 Proz. im M. enthalten. Ihre Wirkung ist keine spezifische, sie kann vielmehr durch zahlreiche andre Säuren, z. B. Phosphor-, Salpeter-, Schwefelsäure, ersetzt werden; doch sind diese für die Wirksamkeit des Pepsins weniger günstig. Die Absonderung des Magensaftes stockt im nüchternen Zustande und wird durch die Einführung von Nahrungsmitteln angeregt. Jedenfalls ist auf sie das Nervensystem von Einfluß; doch liegen abschließende Erfahrungen darüber noch nicht vor. Der M. wirkt lösend auf viele Substanzen, verdauend aber nur auf die Eiweißkörper ein, indem er diese in Albumosen und Peptone verwandelt (s. Verdauung). Auf dieser Wirkung beruht die Bedeutung des Magensaftes für den Verdauungsprozeß. Die Schnelligkeit, mit der die Verdauung durch den M. erfolgt, ist abhängig von seinem Gehalt an Pepsin, von seinem Säuregrad, von seinem Gehalt an Verdauungsprodukten u. von seiner Temperatur. Innerhalb gewisser Grenzen erfolgt die Verdauung um so schneller, je reicher der M. an Pepsin ist, und die kräftigste Wirkung zeigt er bei einem Salzsäuregehalt von 0,08—0,16 Proz. Eine Verdauungsflüssigkeit, die bereits ein gewisses Quantum Eiweiß verarbeitet hat, verliert sehr an Wirksamkeit, die ihr aber durch das Zufügen neuer Säure wiedergegeben werden kann. Die Peptonisierung erfolgt am schnellsten bei Temperaturen von 35—40°; bei 0° hört die Wirkung des Magensaftes ganz auf. Der M. läßt das Nucleïn, das Mucin und die verhornte Substanz ganz unverändert; seine Wirkung erstreckt sich aber auf die sämtlichen Eiweißstoffe sowie auf den Leim und die elastische Substanz (näheres s. Verdauung). Der M. enthält außer dem Pepsin noch ein andres Ferment, das Labenzym (Rennin). Dasselbe bringt, auch ohne Mitwirkung von Säuren, Milch zur Gerinnung, indem es den Käsestoff (Kaseïn) derselben ausscheidet. Fügt man zu leicht erwärmter Milch neutralisierten M. oder auch nur ein Stückchen getrockneten Kälbermagen hinzu, so gerinnt die Milch in kürzester Zeit. Um sogen. künstlichen M. herzustellen, der Eiweißstoffe bei Körperwärme in ähnlicher Weise verdaut wie der natürliche M., extrahiert man nach dem Vorgange von Schwann die gut gewaschene und zerkleinerte Schleimhaut des Schweinemagens mit 0,2 Proz. Salzsäure. Einen Glycerinauszug der Magenschleimhaut kann man, wie v. Wittich gezeigt hat, viele Jahre hindurch unzersetzt aufbewahren, und es genügt der Zusatz weniger Tropfen desselben zu einer 0,2proz. Salzsäure, um sofort einen sehr kräftigen künstlichen M. zu erhalten.

Magensarcine, s. Sarcina.

Magenscheid, s. Mage.

Magenschleimhaut, s. Magen.

Magenschmerz (Gastralgia), s. Magenkrampf.

Magenschnitt (Gastrotomie), eine Operation, welche notwendig wird, um in den Magen gelangte Fremdkörper (verschluckte Gebisse, von Gauklern verschluckte Gabeln ꝛc.) zu entfernen, andre Male, um bei Unwegsamkeit der Speiseröhre (durch narbige Verengerungen oder durch bösartige Geschwülste [Krebs] eingekeilte Fremdkörper) das Hindernis zu beseitigen, oder um eine Magenfistel (s. d.) anzulegen, durch welche der Kranke ernährt werden kann. Handelt es sich um einen verschluckten Fremdkörper, so durchschneidet man an bestimmter Stelle die Bauchdecken, stillt sorgfältig die Blutung, durchschneidet das Bauchfell, zieht den Magen hervor, durchschneidet die Magenwand, entfernt den Fremdkörper, verschließt die Magenwunde sorgfältig durch die Naht, versenkt den Magen und schließt nunmehr die Bauchwunde ebenfalls durch zweckmäßige Nähte. Dem Kranken gibt man innerlich Opium, damit Magen und Darm in den ersten Tagen still liegen und die Wunde heilen kann. Ist das untere Ende der Speiseröhre, also der Magenmund, die Kardia, so stark narbig verengert, daß die Sonde nicht mehr hindurchgeht, so macht man auch wohl den M., geht mit dem Finger in den Magen und dann in die Kardia ein und sprengt die Verengerung mit dem Finger, um dann die weitere Wegsammachung durch Sondenbehandlung von obenher zu bewirken. Droht der Tod des Kranken durch Verhungern, so macht man ebenfalls den M., vereinigt dann aber durch Nähte die Ränder der Magenwunde, diese dabei etwa auf 1 cm verkleinernd, vollkommen wasserdicht mit den Rändern der Bauchwunde und legt in die Fistel ein entsprechend starkes Drain. Je nach dem Zweck des Magenschnittes ist der Ort, wo derselbe auszuführen ist, zu wählen (s. Magenfistel).

Magenschwäche (schwacher Magen), die Neigung zu katarrhalischer Erkrankung des Magens, bez. der Magenschleimhaut. Je häufiger ein Individuum an akutem Magenkatarrh erkrankt, desto größer ist die M., d. h. also die Neigung zu erneuter gleichartiger Erkrankung.

Magenschwindel, ein bei manchen Individuen, welche an chronischem Magenkatarrh leiden, auf reflektorischem Wege hervorgerufenes Schwindelgefühl, welches scheinbar ohne besondern nachweisbaren Anlaß plötzlich auftritt und nach einiger Zeit wieder schwindet. Die Kranken haben das Gefühl, als drehe sich alles um sie herum, und als wanke der Fußboden unter ihnen. Sie werden blaß, schließen die Augen und halten sich, falls sie sich nicht irgendwo niedersetzen können, krampfhaft an dem ersten besten erreichbaren Gegenstand fest. Eine Behandlung des Leidens kann sich natürlich nur gegen das Grundleiden, den chronischen Magenkatarrh, richten.

Magensonde, elastische, etwa 70 cm lange hohle Sonde mit seitlichem Fenster, wird durch den Mund

und die Speiseröhre in den Magen eingeführt und zu diagnostischen Zwecken oder zum Ausspülen des Magens benutzt (s. Magenpumpe). Vgl. Leube, Die M. (Erlang. 1879).

Magenstärkende Mittel, vulgär soviel wie Bittermittel (s. d. und »Appetit«).

Magenta, soviel wie Fuchsin, s. Rosanilin.

Magenta (spr. madschennta), Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Abbiategrasso, 6 km östlich vom Ticino am Naviglio Grande, an der Eisenbahnlinie Mailand-Turin und der Dampfstraßenbahn Mailand-M. gelegen, mit Seidengewinnung, Zündhölzerfabrik und (1881) 5002 (als Gemeinde 6225) Einw. — Eine 1862 geweihte Kapelle erinnert an die Schlacht 4. Juni 1859 zwischen den Österreichern und den vereinigten Franzosen und Sardiniern. Dieselbe wurde dadurch herbeigeführt, daß die Franzosen nach dem Gefecht bei Montebello (20. Mai 1859) hinter den Piemontesen hinweg einen Flankenmarsch nach Norden ausführten und, während der österreichische Oberbefehlshaber Gyulay hauptsächlich um seinen linken Flügel besorgt war, damit derselbe nicht durch einen Übergang der Verbündeten über den Po umgangen werde, sich 3. Juni mit den Piemontesen bei Novara vereinigten. Auf die Kunde hiervon zog sich Gyulay auf das linke Ufer des Tessin zurück und nahm mit 115,000 Mann zwischen M. und Abbiategrasso Stellung. Am Morgen des 4. Juni gingen die Franzosen über den Tessin, der Kaiser bei Buffalora, Mac Mahon weiter nördlich bei Turbigo. Da Napoleon die Österreicher (sechs Brigaden) mit der Garde etwas stürmisch angriff, ohne die feindliche Stellung nehmen zu können, so geriet er in arge Bedrängnis, und wenn Gyulay sofort alle seine Kräfte hier vereinigt hätte, würde er einen glänzenden Sieg erfochten haben. Doch zögernd schickte er eine Division nach der andern in den Kampf und erschien selbst erst am Nachmittag auf dem Schlachtfeld. Inzwischen war Mac Mahon von Norden, Canrobert von Westen her Napoleon zu Hilfe gekommen, und die Franzosen behaupteten sich auf dem Schlachtfeld. Da einzelne österreichische Korps in der Nacht auf eigne Hand abzogen, mußte Gyulay mit Preisgebung der Lombardei an den Mincio zurückgehen. Die Franzosen verloren 4000, die Österreicher 6000 Mann an Toten und Verwundeten, die letztern außerdem 4500 Versprengte, meist desertierte Italiener. Mac Mahon empfing den Marschallstab und den Titel eines Herzogs von M. 1895 wurde ihm in M. ein Denkmal errichtet.

Magentabronze, s. Wolfram.

Magenverdauung, s. Magensaft und Verdauung.

Magenwürmerseuche, eine Krankheit der Schafe, welche veranlaßt wird durch die Aufnahme von Eiern oder Embryonen eines Rundwurms (Strongylus contortus *Rud.*) beim Weidegang, besonders auf feuchten Weiden. Da in der Regel eine ganze Schafherde dieselbe Weide begeht, so tritt diese Krankheit meist als Herdenkrankheit, d. h. bei zahlreichen Tieren gleichzeitig auf (weshalb sie auch unzutreffend als Seuche bezeichnet wird, obwohl bei ihr die für Seuchen charakteristische Ansteckung gesunder Individuen durch die kranken fehlt). In der Regel erkranken nur die im ersten, seltener noch die im zweiten Lebensjahre stehenden Schafe. Die Symptome der M. sind nicht charakteristisch, bestehen vielmehr nur in den Zeichen allgemeiner Ernährungsstörung, Bleichsucht u. Abmagerung, welche erst längere Zeit nach Aufnahme der Wurmbrut, wenn nämlich die Würmer ihre volle Ausbildung erlangt haben, sich bemerklich machen. Durch die Sektion sind die Würmer im Labmagen nachzuweisen. Häufig finden sich gleichzeitig Lungenwürmer (s. Lungenwurmkrankheit). Eine Vertreibung der Würmer durch Medikamente ist meist unmöglich. Die Schafe müssen kräftig ernährt werden, damit die durch die Würmer bedingte Störung der Verdauung möglichst ausgeglichen wird. Im nächsten Frühjahr verlassen die Würmer von selbst den Magen. — Auch bei andern Haustieren kommen Magenwürmer vor, bedingen jedoch seltener merkbare Störungen. So findet sich bei Rindern, besonders jüngern, sehr häufig Strongylus convolutus (Ostertag) in der Labmagenschleimhaut, aber verhältnismäßig selten in so großer Zahl, um eine Ernährungs- und Gesundheitsstörung (wässerige Beschaffenheit des Fleisches) hervorzubringen. Bei Schweinen ist in einigen Fällen Cheiracanthus hispidus im Magen als Krankheitsursache nachgewiesen.

Magenwurzel, s. Arum.

Magerkäse, s. Käse.

Magerkeit (Macies), Mangel von Fettansatz, derjenige Zustand eines Wesens, in welchem es weniger Körperfülle, Rundung der Formen und Fettansammlung unter der Haut zeigt, als bei Individuen seiner Art und seines Alters gewöhnlich sich findet. Die M. kann Folge einer Krankheit oder beschränkter Ernährung sein, aber auch ihren Grund in klimatischen, sozialen, Gemüts- und andern Verhältnissen haben, welche der Fettbildung hinderlich sind. Sie ist gewöhnlich ein minder gutes Zeichen, wenn sie nach vorheriger Körperfülle als Abmagerung eintritt.

Magermilch, s. Butter.

Magerö, norweg. Insel mit dem Nordkap (s. d.).

Maggia, Valle (spr. walle mádscha, deutsch Mainthal), ein System tessinischer Hochalpenthäler, deren Wasser, zur Maggia gesammelt, bei Locarno den Lago Maggiore erreichen. Die oberste Stufe, Val Lavizzara, enthält, 2240 m ü. M., den Quellsee der Maggia und in 1280 m Höhe den Ort Fusio. Bei Peccia (837 m) mündet der Bach des Val di Peccia, bei Bignasco (434 m) die Bavona aus Val Bavona, bei Cevio (406 m) die Rovana aus Val di Campo, endlich, unmittelbar nachdem die Maggia sich durch die Schlucht von Ponte Brolla (250 m) hinausgezwängt, die beträchtliche Melezza, welche die sogen. Centovalli durchfließt und links den das Val Onsernone durchziehenden Isorgno empfängt. Das gesamte Mainthal ist 22 km lang und war bis 1798 eine der italienischen Vogteien der Schweiz (s. Tessin). Haupterwerbszweige sind Alpenwirtschaft und Käsebereitung; der Weinbau liefert nur ein geringwertiges Gewächs. Aus dem Lavezstein von Lavizzara werden im Val di Peccia Töpfe und andre Geschirre gedrechselt, welche nach Italien Absatz finden; Val Onsernone liefert Strohgeflechte. Bosco, deutsch Gurin (1503 m ü. M.), die einzige deutsche Gemeinde des Kantons (295 Einw.), fertigt Holzwaren. M. bildet einen der acht Bezirke des Kantons Tessin u. enthält in 22 Gemeinden (deren größte Cevio mit 520 Einw.) eine katholische und fast ausschließlich italienische Bevölkerung von (1888) 6105 Seelen.

Maggiolata (ital., auch Maggio, spr. madschjo), ein Lied, welches namentlich in Toscana im Mai (maggio) von jungen Burschen und Mädchen, die einen Laubzweig tragen, gesungen wird.

Maggiore (ital., spr. madschóre, »größer«) bezeichnet in der Musik jedes Intervall, das im Deutschen »groß« heißt; sodann die Durtonart im Gegensatz zu

Minore, der Molltonart. Die Überschrift M. über einem Teil (Trio) in Märschen, Tänzen, Scherzi etc. deutet an, daß dieser Teil in der Parallel-Durtonart oder der Durtonart derselben Stufe steht, deren Molltonart die Haupttonart des Stückes ist; auch bezeichnet umgekehrt M. nach einem mit Minore bezeichneten Trio den Wiedereintritt der Haupttonart, wenn diese eine Durtonart ist.

Magglingen, schweizer. Luftkurort, s. Biel.

Maghrib (arab., »Abend, Westen«), bei den arabischen Geschichtschreibern der westliche Teil der mohammedanischen Welt, nämlich Nordafrika (ohne Ägypten) u. Spanien im Gegensatz zu Maschrik (»Osten«). M. el Aksa, der äußerste Westen, d. h. Marokko.

Magie (Ars magica), die vermeintliche Kunst, durch geheimnisvolle Mittel übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, im allgemeinen gleichbedeutend mit Zauberei. Den Namen M. erhielt bei Griechen und Römern namentlich jene, philosophische u. theurgische Formen annehmende Zauberei, welche von den babylonischen Magiern zu den Medern, Persern und Ägyptern gekommen war und sich von da über Orient und Occident verbreitet hatte. Die Entzifferung der Keilschriftenbibliothek von Ninive hat gezeigt, daß die chaldäischen Magier nicht mit Unrecht bei den Alten als die Urheber der M. galten, und aus Bruchstücken des ältesten Zauberbuchs der Welt geht hervor, daß fast alle Einzelheiten unsers gelehrten, d. h. durch die altklassische Litteratur verbreiteten Zauberglaubens chaldäischen oder vielmehr akkadischen Ursprungs sind. In ihren allgemeinen Grundzügen gehört die M. den niedrigsten Stufen der Zivilisation überhaupt an. Auf niederer Stufe sieht der unwissende Mensch die ganze Natur für durch Geister belebt an und glaubt seine in menschlicher Art gedachten Götter und namentlich die niedern Naturdämonen durch allerlei Formeln und Zeremonien, durch eine besondere Lebensweise gewinnen, überwinden und sich dienstbar machen zu können. Je tiefer der allgemeine Bildungszustand war, um so leichter konnten einzelne Personen, sogen. Schamanen oder Medizinmänner, sich den Ruf verschaffen, Macht und Einfluß auf die übernatürlichen Wesen ausüben und andre Menschen entweder den Dämonen preisgeben, oder sie vor ihren Angriffen schützen zu können. Die gesamten niedersten Kulte bewegen sich in Vorstellungen, die man eher als Zaubersysteme denn als Religionen bezeichnen möchte. Bedenkt man, daß der Fetischismus (s. d.), gewisse Zeremonien, die Vorstellungen vom Totem und Tabu (s. d.), von der Kraft eingeritzter Zeichen und der Herbeiführung von Krankheit und Tod durch Zauberei das ganze Sinnen der Naturvölker ausfüllen, so ist es nicht zu viel gesagt, wenn man die M. als niederste Religionsform selbst bezeichnet. Daher fand sich auch vielfach bei höher stehenden Nationen, deren Bildung aber noch nicht so weit vorgeschritten ist, um den Glauben an die Zauberei selbst zu zerstören, die feste Überzeugung, daß das magische Können den niedern Stämmen des Landes, z. B. noch heute den Zigeunern, angehöre, obwohl sie in der Kultur zurückgeblieben sind. So war im Mittelalter der Name Finne gleichbedeutend mit Zauberer, während der Finne selbst sich vor den magischen Künsten der Lappen fürchtet, und in den längst vergangenen Zeiten nannten in Indien die herrschenden Arier die rohen Eingebornen des Landes »von magischen Kräften erfüllt«, obwohl von andern Völkern den indischen Brahmanen namentlich das Heilen von Krankheiten vermittelst zauberkräftiger Sprüche, das Beschwören von Schlangen, die Kunst, sich unsichtbar zu machen, etc. zugeschrieben wurden. Bei den Persern waren Totenbeschwörung, Schüssel- und Wasserweissagung heimisch (s. Magier). Schon die Chaldäer haben die Astrologie in den Dienst der M. gezogen, und von ihnen kam letztere mit dem Sternenkultus zu den syrischen und phönikischen Volksstämmen, endlich zu Griechen u. Römern, die sie den Arabern überlieferten. Bei den Juden finden wir insbes. den Glauben an Beschwörung der Toten und der unsaubern Geister, welche die Besessenheit erzeugen. Als der größte und weiseste Zauberer erscheint Salomo, dem nach der Sage namentlich die Macht über viele Geister verliehen war. In Kolchis und Phrygien stand die M. im innigsten Zusammenhang mit dem religiösen Kultus und der Kenntnis stark wirkender Arzneistoffe. In Ägypten trieb man Astrologie und stellte die Nativität, und da das Land besonders reich an sogen. Zauberkräutern war, war auch die Medizin mit der M. eng verbunden. Vieles aus der orientalischen M. ist so zu den Hellenen übergegangen. Gleichwohl sind schon bei Homer und in der Zeit bis zu den Perserkriegen zahlreiche hierher gehörige Erscheinungen zu finden, die nicht aus der Fremde herrühren, so: das Besprechen des Blutes, der Wundertrank der Helena, der Zaubergürtel der Aphrodite, der Zauberstab des Hermes, die Verwandlung des Odysseus und seiner Gefährten in Schweine, Löwen etc., der Gegenzauber durch das Kraut Moly etc. Auch bei den Griechen hing die M. aufs innigste mit der Religion zusammen, wie dies besonders bei dem alten pelasgischen Naturkultus und den Orakeln mit ihren Höhlen, Erddämpfen, Quellen, geheimnisvoll rauschenden Bäumen etc. hervortritt. Selbst die Philosophie blieb nicht frei von zauberhaften Anschauungen und Elementen. Neben Orpheus tritt Pythagoras als Zauberer auf, und die Betrachtung der Zahl als kosmischer Potenz beherrschte in den sogen. »heiligen Zahlen« weite Gebiete der Gelehrsamkeit. Bei Platon erscheinen die Dämonen als höhere, mächtigere Mittelwesen, von denen Zauberwirkungen abgeleitet werden. Aus diesen Elementen bildete sich die theurgische M. der Neuplatoniker, nach deren Ansicht die Seele ein Ausfluß des Absoluten und daher mit unendlicher Wirkungskraft ausgerüstet sei. Das Sinnenleben galt als ein Zustand der Verzauberung, die Körperwelt als ein Komplex sympathischer und antipathischer Beziehungen. Durch strenge Askese und genaue Befolgung der religiösen Zeremonien tritt die Seele mit den guten Göttern in Verbindung, ja sie wird eins mit dem Absoluten. Die Neuplatoniker unterschieden nun M. und Goëtie (»Zauberei«) und betrachteten ihre magische Thätigkeit nicht als Zauber, obwohl sie ein gutes Teil der althergebrachten Methoden und Zaubermittel anwendeten. In Rom, wo namentlich das Divinationswesen mit dem Staatsorganismus eng verbunden war, fand die ausländische M. früh schon Eingang und Verbreitung, obwohl von Zeit zu Zeit Edikte dagegen erlassen wurden. Nur die Astrologie, welche Planetenbeobachtung voraussetzte, blieb in Rom ein fremdes Element. Im Mittelalter unterschied man höhere und niedere, weiße und schwarze M., je nachdem man den beabsichtigten Zauber durch himmlische oder irdische Kräfte zu erreichen, gute oder böse Geister dazu bewegen zu müssen glaubte. Von großem Einfluß darauf war der Glaube an den Teufel und die ihm untergebenen Geister, und die wichtigste und traurigste Folge dieses Wahnes war der

Glaube an die Teufelsbündnisse (s. Hexe). Vieles, was man früher in das Gebiet der geheimen Wissenschaft und der M. zog, namentlich die persönlichen Einwirkungen, magischen Heilungen, Visionen ꝛc., hat jetzt durch die genauere Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze, namentlich des **Hypnotismus** (s. d.), der Suggestion ꝛc., einen Teil seines unglaublichen und wunderbaren Wesens verloren. Dazu gehört auch alles dasjenige, was in den Bereich der sympathetischen Kuren und der Macht der Einbildungskraft (Autosuggestion) fällt (vgl. Magnetische Kuren). Anderseits hat aber der Glaube an das willkürliche Hervorrufen von Geistererscheinungen und Offenbarungen aus dem Jenseits mittels begabter Personen (Medien), **Spiritualismus** oder **Spiritismus** (s. d.), wieder Einfluß erlangt. Unter **natürlicher M.** versteht man heutzutage die Kunst und Geschicklichkeit, durch physikalische, mechanische und chemische Mittel Wirkungen hervorzubringen, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen. Vgl. **Ennemoser**, Geschichte der M. (2. Aufl., Leipz. 1844); **Maury**, La magie et l'astrologie (4. Aufl., Par. 1877); **Christian**, Histoire de la magie (das. 1870); **Lenormant**, La magie chez les Chaldéens (das. 1874; deutsch, Jena 1878); A. **de Rochas**, L'art des thaumaturges dans l'antiquité (Par. 1882); **Fabart**, Histoire philosophique et politique de l'occulte; magie, etc. (das. 1885); weitere Litteratur s. Geheime Wissenschaften. Über die M. als natürliche Entwickelungsstufe des menschlichen Denkens handeln besonders O. **Caspari**, Urgeschichte der Menschheit (2. Aufl., Leipz. 1877, 2 Bde.), und **Tylor**, Anfänge der Kultur (a. d. Engl., das. 1873, 2 Bde.). Die Mittel der sogen. natürlichen M. erläutern zahlreiche, teilweise bändereiche deutsche Werke von Wiegleb, Martius, Halle, Poppe u. a. Speziellere Nachweisungen gibt Gräßes »Bibliotheca magica« (Leipz. 1843).

Magier (lat. Magi), die Priester bei den Medern und Persern; sie waren im Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion, trieben aber auch Traumdeuterei u. Mantik. Ihre Lehren nannte man **Magismus**, ihre Weisheit die **Magie** (s. d.). Sie genossen das größte Ansehen, hatten entscheidenden Einfluß auf alle öffentlichen und Privatangelegenheiten, leiteten die Erziehung der Prinzen und umgaben beständig die Person des Fürsten. Zoroaster reformierte mit dem Parsismus auch die M. und teilte sie in drei Klassen: Lehrlinge (Herbeds), Meister (Mobeds) und vollendete Meister (Desturmobeds). Pasargadä, die Totenstadt der persischen Könige, war auch die Priesterstadt des Reichs, wo die M. ihren Mittelpunkt hatten. Bei den Chaldäern erwähnt schon Jeremias einen **Magierorden**, dessen Mitglieder aus den Sternen, aus dem Flug der Vögel und aus den Opfertieren weissagten; auch bei der Geburt Jesu werden M. erwähnt (s. Drei Könige). Später, im Zeitalter der Römer, hießen M. überhaupt die herumziehenden Astrologen, Wahrsager und Gaukler Asiens, welche zugleich als Wundärzte u. Traumdeuter in großem Ansehen standen, und noch gegenwärtig versteht man unter Magiern oder **Magikern** die sogen. Zauberer und Taschenspieler.

Magindanao, Insel, s. Mindanao.

Magisch, zauberisch, zauberhaft, s. Magie; **magische Laterne**, s. Laterna magica.

Magisches Quadrat, s. Quadrat.

Magister (lat.), Vorgesetzter, Vorsteher, Aufseher; bei den Römern Titel für die verschiedensten Staats- und Gemeindebeamter, Korporationen ꝛc., z. B. M. admissionum, kaiserlicher Zeremonienmeister; M. aeris, Kassierer; M. census, Vorsteher des Steuer- und Schätzungswesens, Finanzminister; M. cubiculariorum, Oberkämmerer; M. scriniorum, Chef des kaiserlichen Kanzleibüreaus. Auch am päpstlichen Hof (M. sacri palatii, s. d., S. 736) und in den Klöstern war M. der Titel für verschiedene Beamte der Zucht- und Kirchenordnung sowie des Gottesdienstes und Lehrer. Weiteres s. in den folgenden Artikeln.

Seit der zweiten Hälfte des Mittelalters bezeichnet M. die Würde eines zum akademischen Unterricht befähigten Gelehrten. Wer diese Würde erlangen wollte, mußte zuvor Bakkalarius (Bakkalaureus, s. d.) und Lizentiat in seiner Wissenschaft geworden sein. Schon im 12. Jahrh. legte man dem Prädikat M., namentlich in Frankreich, hohen Wert bei. Zwischen Doktor und M. unterschied man in der ältesten Zeit des Universitätswesens nicht. Nachdem das Fakultätswesen zu seiner heutigen Form entwickelt war, büßte die nun auf die Artisten- oder philosophische Fakultät beschränkte Magisterwürde einen Teil ihres Ansehens ein. Manche philosophische Fakultäten verliehen das Prädikat M. artium liberalium (Meister der freien Künste) zugleich mit dem Doktortitel, während es anderwärts nur denen erteilt ward, welche nach öffentlicher Disputation die Erlaubnis erhalten hatten, Vorlesungen zu halten (M. legens). Gegenwärtig hat das Magisterium an deutschen Universitäten jede selbständige Bedeutung verloren, indem es als bloßer, noch dazu in der Anrede ungebräuchlicher Nebentitel mit dem Doktorat der Philosophie zusammenfällt. Überdies berechtigt auch die Doktorwürde, obwohl im feierlichen akademischen Stil als »höchster Ehrenrang der Fakultät« bezeichnet, nicht mehr ohne weiteres zum akademischen Lehrvortrag.

Magister bibendi (lat.), Zechkönig, s. Comissatio.

Magister equĭtum, in Rom der Gehilfe und Stellvertreter des Diktators (s. d.), der ihn ernannte, und mit dem er auch gleichzeitig sein Amt niederlegte. Er hatte einen hohen Rang, die sella curulis, die toga praetexta und sechs Liktoren.

Magisterĭum (lat.), Würde eines Magisters (s. d.); dann soviel wie Meisterstück, namentlich bei den Alchemisten gewisse Zubereitungen, deren Darstellung nur den Adepten (s. d.) gelingen konnte. Danach veraltete Bezeichnung für gewisse chemische Präparate, z. B. M. bismuti, soviel wie basisch salpetersaures Wismut; M. opii, soviel wie unreines Morphium, ꝛc.

Magister janitōrum (lat.), das Oberhaupt der Leibwache der alten ungarischen Könige.

Magister matheseōs (lat., »Meister der Mathematik«), soviel wie Pythagoreischer Lehrsatz.

Magister milĭtum (M. militiae oder armorum, lat.), im 3. Jahrh. der römischen Kaiserzeit Titel derjenigen Generale, die mit der höchsten militärischen Macht innerhalb eines bestimmten Bezirks betraut wurden. Konstantin ernannte zwei M. m. zu Chefs der ganzen Militärverwaltung; sie gehörten zur ersten Rangklasse.

Magister mōrum (lat., »Sittenmeister«), soviel wie Zensor.

Magister navis (lat., »Schiffskapitän«), bei den Römern eine privatrechtlich besonders wichtige Stellung, denn für die Schulden, welche ein solcher für Schiffahrtszwecke kontrahiert hatte, mußte der Schiffseigentümer (exercitor) voll aufkommen. Diese konnte von den Gläubigern des m. n. mit der actio exercitoria verklagt werden.

Magister officiōrum oder **aulae** (lat.), in dem durch Konstantin eingerichteten Hofstaat der Hofmarschall und Minister des kaiserlichen Hauses.

Magister popŭli (lat.), soviel wie Diktator.

Magister sacri palatĭi (lat.), ursprünglich der Lehrer der Dienerschaft des Papstes und der Kardinäle, ist seit Anfang des 16. Jahrh. der vom Papst mit der Bücherzensur betraute Haustheolog, der immer ein Dominikaner sein muß.

Magister scholārum (lat.), im Mittelalter Oberaufseher einer Kloster- oder Kirchenschule, die zumeist aus schola interna u. schola externa bestand; oft zugleich Vorsänger (praecentor, primicerius).

Magistrāl (magistralisch, lat.), magisterhaft; hauptsächlich, die Grundlage bildend.

Magistrāl, gerösteter Kupferkies, welcher im wesentlichen schwefelsaures Kupfer enthält und beim Amalgamationsverfahren zur Gewinnung des Silbers benutzt wird. Auch soviel wie Mistral (s. d.).

Magistrāle (lat., Magistrallinie), Hauptlinie des Grundrisses beim Bau von Festungen; sie lief im ältern Festungsbau längs des Kordonsteins und fällt im neuern mit der Feuerlinie (s. d.) zusammen. Vgl. Mauerwerk.

Magistrālformeln, s. Rezept.

Magistrānzwurzel, s. Imperatoria.

Magistrāt (lat.), Bezeichnung des Kollegiums der städtischen Verwaltungsbehörde (s. Stadt), in Frankreich Munizipalität (s. d.) genannt, während dort M. einen Gerichtsbeamten und Magistratur das Gerichtswesen und das Gerichts- und Staatsbeamtenpersonal überhaupt bezeichnet. In England versteht man unter magistrates (spr. mädschistrets) die höhern Polizeibeamten und die Friedensrichter.

Magistrātus (lat.), bei den Römern ebensowohl das obrigkeitliche Amt wie die dasselbe bekleidende Person. Ursprünglich war die gesamte Regierungsgewalt im Besitz der Könige vereinigt, von denen die wenigen etwa nötigen Beamten eingesetzt wurden, wofern sie nicht, wie z. B. die Kurionen, die Dekurionen ꝛc., von den betreffenden Körperschaften gewählt wurden. Nach der Vertreibung der Könige ging deren ganze Gewalt auf das Volk über, welches das imperium, die höchste militärische Gewalt, und die potestas, die Amtsgewalt in den bürgerlichen Angelegenheiten, von Jahr zu Jahr verlieh, dann aber den so gewählten Beamten gegenüber zu unbedingtem Gehorsam sich verpflichtet hielt; daher waren diese während ihres Amtes unabsetzbar und konnten erst nach seinem Ablauf zur Verantwortung gezogen werden. Mißbrauch der Gewalt verhütete das Volk dadurch, daß es dieselbe auf wenigstens zwei Träger verteilte, den einen gegen den andern mit dem Recht der Interzession ausstattete und für einzelne Geschäftszweige der ursprünglichen Ämter besondere neue schuf. So entstand, nachdem zuerst die gesamte königliche Gewalt in den Händen der beiden Konsuln vereinigt gewesen war, noch im ersten Jahre der Republik (nach der gewöhnlichen Annahme) für die Verwaltung des Staatsschatzes die Quästur, 444 v. Chr. für die Schätzung die Zensur, 366 für die Rechtspflege die Prätur. Während diese Ämter zuerst nur von Patriziern bekleidet werden durften, wurden für die Plebejer 494 das Volkstribunat und die Ädilität neu geschaffen und für alle diese ständigen Ämter eine gewisse Reihenfolge eingerichtet, welche mit der Quästur begann und von da durch das Volkstribunat und die Ädilität zur Prätur und zum Konsulat aufstieg, indem für jedes die Erreichung eines gewissen Lebensalters verlangt wurde (geregelt durch die lex Villia annalis 180 v. Chr.). Außerdem gab es noch eine Anzahl außerordentlicher Ämter, welche nur auf besondere Veranlassung und vorübergehend in Kraft traten, namentlich die Diktatur, welche, 498 errichtet, in Fällen großer Gefahr während der ersten drei Jahrhunderte der Republik oft zur Anwendung kam, die Decemviri legibus scribundis (451 u. 450) und aus der letzten Zeit der Republik die Tresviri reipublicae constituendae. Zwischen den Ämtern bestand eine gewisse Rangordnung, zunächst zwischen den M. maiores (Konsulat, Prätur, Zensur), die sich auch äußerlich durch die Ehre der sella curulis unterschieden und deshalb curules hießen, und den M. minores und dann wieder innerhalb beider Klassen. Gehalt wurde nicht gezahlt, obwohl besonders die Bewerbung großen Aufwand verursachte; doch wußten sich die Inhaber in der spätern Zeit der Republik durch die Verwaltung einer Provinz gewöhnlich schadlos zu halten. In der Kaiserzeit blieben die meisten republikanischen Magistrate bestehen, freilich in ihrer Befugnis vielfach beschränkt; zudem war die Wahl dem Senat übertragen, der dabei durch die Wünsche des Kaisers gebunden war; an wirklicher Macht waren ihnen die von diesem unmittelbar ernannten Beamten überlegen, der Praefectus urbi, die Praefecti praetorio, vigilum, annonae. Eine völlige Neugestaltung erfuhr das Beamtenwesen durch Diokletian und Konstantin, welche die Militär- und Zivilverwaltung, Hof- und Staatsbeamte trennten und nach Rang und Ehren die einzelnen Stufen genau bestimmten und den republikanischen Magistraten den letzten Schein von Selbständigkeit entzogen.

Maglaj, Bezirksstadt in Bosnien (Kreis Dolnja-Tuzla), am rechten Ufer der Bosna und Station der Bosnabahn (Brod-Zenica), liegt malerisch am Fuß des Ozren, ist terrassenförmig auf drei kleinen Hügeln erbaut, hat eine schöne Moschee (Kuppelbau aus dem 15. Jahrh.), ein großes befestigtes Kastell, eine lange Brücke über die Bosna, ein Bezirksgericht und (1885) 3210 meist mohammedan. Einwohner. — M. ist berüchtigt durch den Überfall, welchen die Bevölkerung 2. Aug. 1878 mit Erfolg gegen eine österreichische Husareneskadron ausführte; den Gefallenen wurde neben dem Brückenkopf ein Denkmal errichtet.

Magliabecchi (spr. maljabécki), Antonio, ital. Gelehrter, geb. 28. Okt. 1633 in Florenz, gest. 2. Juli 1714, war bis zu seinem 40. Jahr Goldschmied, hatte sich aber schon von früher Jugend an durch Selbststudium nicht nur die Kenntnis der alten Sprachen, sondern auch ein ganz außerordentliches litterarhistorisches Wissen angeeignet. Michael Ermini, Bibliothekar des Kardinals Leopold von Medici, entdeckte in ihm den großen Gelehrten, und Marmi verwandte ihn bei der Sammlung einer Bibliothek für den Großherzog Cosimo III., deren Kustos er später wurde. Seine bedeutende Büchersammlung (über 30,000 Bände) vermachte er dem Großherzog von Toscana; sie ist besonders durch ihren Reichtum an Handschriften und alten Drucken hervorragend (Katalog derselben von Fossi, Flor. 1795, 3 Bde.) und wurde 1859 mit einem großen Teil der Palatina (der großherzoglichen Bibliothek) zur »Nationalbibliothek« vereinigt. M. selbst hat mehrere ältere Schriften herausgegeben. Eine Auswahl der an ihn gerichteten Briefe besorgte Targioni (Flor. 1745); viele andre finden sich in der »Correspondance de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie« (Par. 1847, 3 Bde.).

Magliani (spr. maljāni), Agostino, ital. Minister, geb. 1824 in Lanzino bei Salerno, gest. 21. Febr. 1891, studierte in Neapel, ward Sektionschef der Oberrechnungskammer, war von 1877 an zehn Jahre lang mit kurzen Unterbrechungen Finanzminister, schaffte die Mahlsteuer und den Zwangskurs ab und bemühte sich, durch Erhöhung der Staatseinnahmen das Defizit zu beseitigen, nahm aber 27. Dez. 1888 seine Entlassung, weil die Kammer seine Steuervorschläge nicht billigte. Er war seit 1871 Mitglied des Senats und schrieb: »La questione monetaria« (1874).

Maglōna, s. Machynlleth.

Magma (griech.), knetbare Masse, Salbe ꝛc., in der Petrographie das im Schmelzfluß befindliche Eruptivgestein, Silikatgestein, also eine glutflüssige Silikatschmelze, welche von verschiedenen Lösungen durchtränkt sein kann und Gase und Dämpfe in großer Menge absorbiert enthält. Das M. kann je nach den bei der Erstarrung obwaltenden physikalischen Verhältnissen entweder ein nur aus kristallinischen Teilen bestehendes (holokristallines), oder ein rein glasiges (hyalines), oder ein halbkristallinisches, aus kristallinischen Teilen und einer amorphen Basis (s. d.) bestehendes Gestein liefern. Unter besondern Verhältnissen kann auch eine Spaltung des Magmas eintreten, indem sich bei der Erstarrung kieselsäureärmere (basischere) und kieselsäurereichere (saurere) Ausscheidungen oder Gesteine aus demselben entwickeln. Vgl. Gesteine.

Magmabasalt, glasreiches Gestein aus der Gruppe der Basalte (s. d.).

Magnäänisches Institut, die durch ein Legat des gelehrten Isländers Arni Magnusson (Arnas Magnäus, gest. 1730 in Kopenhagen) in Kopenhagen gegründete Stiftung zur Herausgabe isländischer Manuskripte. Magnusson hatte nämlich auf Island, wo er sich 1702—12 als königlicher Kommissar aufhielt, eine sehr schätzbare Sammlung von isländischen Handschriften zusammengebracht, die noch jetzt, obwohl bei dem großen Brand von Kopenhagen 1728 ein nicht unbedeutender Teil davon zu Grunde gegangen, die größte derartige Sammlung ist, und die er nebst einem Kapital der Kopenhagener Universitätsbibliothek vermachte. Die Stiftung wird seit 1772 durch eine besondere Kommission verwaltet. Außer den großen Ausgaben der beiden Eddas sind durch sie viele Sagas, kirchliche und weltliche Gesetzbücher, Glossarien, Faksimiles ꝛc. herausgegeben, auch Gelehrte in der Herausgabe ähnlicher Werke unterstützt worden. Vgl. »Samling af bestemmelser vedkommende det Arnamagnæanske legat« (Kopenh. 1892) und Kålunds Vorrede zum 2. Bande des »Katalog over den Arnamagnæanske haandskriftsamling« (das. 1894).

Magna Charta (lat., engl. the Great Charter, »die große Charte« oder »der große Freiheitsbrief«), in England das Staatsgrundgesetz, welches 1215 Adel und Geistlichkeit dem König Johann ohne Land abnötigten, das den Grund zu der englischen Verfassung und dem Konstitutionalismus in England legte, welcher in der Folgezeit auch in den Kontinentalstaaten zur Geltung kam. Die M., welche 15. Juni 1215 erlassen wurde, bestätigt in 63 Artikeln frühere Gesetze Eduards des Bekenners, die Veränderungen Wilhelms I., die Charta libertatum von Heinrich I. und bewilligt Erweiterungen und Reformen. Ihre Bedeutung besteht darin, daß sie sich auf die gesamte Nation erstreckt und die uralten Grundsätze der persönlichen Freiheit der angelsächsischen Zeit mit den ständischen Rechten des normännischen Lehnsstaates verbindet. Namentlich wurde festgesetzt, daß es zu außerordentlichen Gelderhebungen der Einwilligung einer allgemeinen Reichsversammlung bedürfe, zu welcher alle Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Grafen, Barone und alle unmittelbaren Vasallen zu berufen seien. Alle Vorrechte, die der König den Baronen bewilligen würde, sollten von ihnen auch den Untervasallen zugestanden werden. Die fremden Kaufleute sollten keinen willkürlichen Zöllen und Abgaben unterworfen sein, London sowie alle Städte und Flecken ihre alten Rechte und Gewohnheiten behalten. Die Gerichte sollten jedermann offen stehen, die Gerechtigkeit nicht verzögert, verkauft oder verweigert werden. Kein freier Mann sollte gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt oder sonst beschädigt werden, wenn nicht mittels Urteils von Richtern seinesgleichen und nach den Landesgesetzen. Der Gerichtshof für gemeine, d. h. gewöhnliche Klagen (Court of common pleas, Common bench) sollte fortan nicht mehr der Person des Königs folgen, sondern stets an einem bestimmten Ort seine Sitzungen halten. Die Forsten und Wasser sollten freigegeben werden. König Johann schon trachtete, diese Akte kraft der Lossprechung seitens des Papstes Innocenz III. zu brechen, und starb darüber im Kampf mit der Nation. Unter Heinrich III. wurde 6. Nov. 1217 noch ein besonderer Freiheitsbrief, die Charta de foresta (Charter of the forest), erlassen, welcher die königlichen Forstrechte beschränkte; auch wurde unter ihm und seinen Nachfolgern die M. oft durch neue Urkunden bestätigt, freilich zunächst mit Weglassung der auf die Rechte der Reichsstände bezüglichen Klauseln. Doch ist auch der Inhalt dieser spätestens seit der Bestätigung der Freibriefe durch Eduard I. (1297) allgemein anerkanntes Recht geworden. Der erste Druck der M., die lateinisch geschrieben war, erschien 1507. Die besten Ausgaben lieferten Blackstone in »The Great Charter and Charter of the forest« (Oxf. 1753), Thompson in dem »Historical essay on the M.« (das. 1829) und Stubbs in den »Select charters and other illustrations of English constitutional history« (das. 1870, 7. Aufl.). Vgl. Lau, Die Entstehungsgeschichte der M. (Hamb. 1857).

Magna Charta-Insel, s. Egham.

Magna mater, Göttin, s. Rhea.

Magnan (spr. manjāng), Bernard Pierre, Marschall von Frankreich, geb. 7. Dez. 1791 in Paris, gest. 29. Mai 1865, trat, nachdem er die Rechte studiert, 1809 als Freiwilliger in die Armee, kämpfte 1809—13 in Spanien und machte als Kapitän in der kaiserlichen Garde die Feldzüge 1814 in Frankreich und 1815 in Belgien mit. 1817 wurde er Bataillonschef im 34. Linienregiment, zog 1823 mit nach Spanien und 1830 nach Algier. 1831 wegen seines energielosen Verhaltens bei einer Insurrektion in Lyon zur Disposition gestellt, trat er als General in belgische Dienste. Nach siebenjähriger Dienstzeit in Belgien kehrte er nach Frankreich zurück und ward mit der Unterdrückung der Arbeiterunruhen in Lille beauftragt. Im Sommer 1851 ward er Oberkommandeur der Pariser Armee, mit welcher er den durch den Staatsstreich vom 2. Dez. d. J. hervorgerufenen Aufstand niederschlug, wofür er 1852 zum Senator u. 1853 zum Marschall ernannt wurde. Bei der Errichtung der Militärdivisionen erhielt er das Oberkommando zu Paris.

Magnanerie (franz., spr. manja-, von magnan, Seidenraupe), Anstalt zum Betrieb der Seidenraupenzucht; Maulbeerbaumpflanzung.

Magnanimität (lat.), Großmut, Hochherzigkeit.

Magnāten (lat. magno-nati), in Ungarn Bezeichnung der vornehmsten adligen Geschlechter und der Reichswürdenträger, die nach der Verfassung geborne Repräsentanten des Landes sind und die Magnatentafel (Oberhaus) bilden. Zu dieser gehören nach der Reform, die durch den Gesetzesartikel VIII vom Jahre 1886 bewirkt wurde: 1) die volljährigen Erzherzöge; 2) die volljährigen Mitglieder von 273 im Gesetz aufgezählten fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Familien, bei einer Steuerleistung von mindestens 3000 Gulden jährlich an Grund- und Haussteuer; die Zahl kann durch königliche Verleihung oder (gegenüber Nichtungarn) durch die Legislative vermehrt werden; 3) kraft Amtes die zehn Bannerherren des Reiches u. der Graf von Preßburg, die zwei Kronhüter, der Gouverneur von Fiume, die zwei Präsidenten der königlichen Kurie und die Präsidenten der königlichen Tafel, die katholischen und griechisch-orientalischen Erzbischöfe und Bischöfe und einige andre Prälaten, ferner ein Vertreter der unitarischen Kirche und eine Anzahl Würdenträger der zwei evangelischen Kirchen; 4) vom König ernannte lebenslängliche Mitglieder bis zu 50; 5) drei Abgeordnete des kroatisch-slowenischen Landtags, die nur Stimmrecht bei Angelegenheiten haben, die die Länder der ungarischen Krone gemeinsam betreffen. In Polen hießen M. die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräte und der hohe Adel.

Magnavacca (spr. manja-), Hafenort bei Comacchio (s. d.).

Magne (spr. mannj'), Pierre, franz. Staatsmann, geb. 3. Dez. 1806 in Périgueux, gest. 19. Febr. 1879, war erst Schreiber auf der Präfektur seiner Vaterstadt, studierte dann in Paris die Rechte und ließ sich in Périgueux als Advokat nieder. 1843 zum Mitglied der Deputiertenkammer gewählt, bewies er bei Verhandlungen über Finanzfragen ein hervorragendes Talent und gehörte bis zur Februarrevolution dem rechten Zentrum an. Wiederholt zum Unterstaatssekretär ernannt, diente er dem Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon zweimal als Bautenminister (1851), legte jedoch sein Portefeuille 22. Jan. 1852 infolge der Konfiskation der Güter des Hauses Orléans nieder. Aber bald darauf ward er zum Senator, 29. Juli 1852 wieder zum Minister der öffentlichen Bauten, im Juni 1853 zugleich zu dem des Ackerbaues und des Handels ernannt, und im Februar 1855 vertauschte er diese drei Verwaltungszweige gegen das Ministerium der Finanzen, welches er bis Ende November 1860 innehatte. Von da an bis 1863 war er Minister ohne Portefeuille und wurde 1. März 1863 zum Mitglied des Geheimen Rats ernannt. Als die kaiserliche Regierung einer neuen Anleihe bedurfte, wurde M., der ebensoviel finanzielles Geschick wie Vertrauen in den Börsenkreisen besaß, 13. Nov. 1867 wieder zum Finanzminister berufen. Er hatte den Triumph, daß die Anleihe, 700 Mill. Frank, 34mal gezeichnet wurde. Im Dezember 1869 nahm er seine Entlassung, weil er zu unpopulär und als Gehilfe des Absolutismus zu stark kompromittiert war, um an dem Ministerium Ollivier teilnehmen zu können, und trat erst 10. Aug. 1870 in das Ministerium Palikao wieder ein, mit dem er 4. Sept. von dem politischen Schauplatz verschwand, bis er 2. Juli 1871 in die Nationalversammlung gewählt wurde. Als Bonapartist wurde er nach Thiers' Sturz nochmals Finanzminister (Mai 1873 bis Juli 1874). Im Januar 1876 wurde er in den Senat gewählt.

Magnentius, Flavius Magnus M., röm. Kaiser 350—353, von Geburt ein Franke aus Gallien, stieß 350 in Augustodunum (Autun) als germanischer Truppenführer mit Hilfe des Marcellinus den verhaßt gewordenen Constans vom Thron und wurde in Gallien, Britannien, Spanien, Afrika und Italien als Kaiser anerkannt, während der Bruder des Constans, Constantius, durch den Krieg mit den Persern in Anspruch genommen war. Sobald dieser aber freie Hand hatte, zog er gegen M., der vergebens mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen suchte, und schlug ihn 28. Sept. 351 in der mörderischen Schlacht bei Mursa (Essek). Klug und geschickt wehrte sich M. noch eine Zeitlang, mußte jedoch die Hoffnungslosigkeit seiner Lage einsehen und nahm sich 10. Aug. 353 selbst das Leben. Seine Gemahlin Flavia Justina vermählte sich später mit dem Kaiser Valentinian I.

Magnes, griech. Dichter, um 460 v. Chr., einer der ersten Begründer der attischen Komödie, in der Behandlung des Chors Vorgänger des Aristophanes.

Magnesia (Bittererde, Bittersalzerde, Talkerde, Magnesiumoxyd) MgO findet sich in der Natur mit etwas Eisenoxydul als Periklas und entsteht beim Verbrennen von Magnesium, beim Glühen von basisch kohlensaurer M. (M. alba) und andrer in der Hitze zersetzbarer Magnesiasalze. In der Technik gewinnt man M. durch Erhitzen von Magnesit, durch Zersetzen von erhitztem Chlormagnesium mit Wasserdampf, wobei Salzsäure als Nebenprodukt entsteht, durch Behandeln eines Gemisches von Chlormagnesium und Chlorcalcium mit gebranntem Dolomit ꝛc. M. kann in regulären Kristallen erhalten werden. Die aus basisch kohlensaurer M. dargestellte M. ist um so dichter, je dichter das Rohmaterial war, und je höher man die Temperatur steigerte. Ein bei schwacher Rotglut dargestelltes, sehr lockeres Präparat wird als gebrannte M. (M. usta) arzneilich benutzt. Es ist farb- und geruchlos, schmeckt etwas erdig, schmilzt nur im Knallgasgebläse, spez. Gew. 3,20—3,64, löst sich in 55,000 (nach andern Angaben in 100,000—200,000) Teilen Wasser, reagiert im feuchten Zustand schwach alkalisch, gibt, mit 10—12 Teilen Wasser angerührt, in einigen Tagen eine gallertartige Masse von Magnesiumhydroxyd, absorbiert an der Luft allmählich Feuchtigkeit und Kohlensäure, verliert aber diese Eigenschaft wesentlich durch Brennen bei Weißglut, löst sich leicht in Säuren und dient als säuretilgendes Mittel, als mildes abführendes Mittel und als Gegenmittel bei Arsenvergiftungen. Man benutzt gebrannte M. auch zu Leuchtstiften, zur Herstellung von Zement und künstlichen Steinen, im Ammoniaksodaverfahren, im Weldonschen Magnesiachlorverfahren, zur Scheidung des Rübensaftes, zum Reinigen des Wassers, zum Einbetten von Platintiegeln in gewöhnliche Schmelztiegel, zur Herstellung von Kunstgüssen und Stuckarbeiten, zur Darstellung feuerfester Schmelztiegel und Ziegel. Die Benutzung der M. zu Ziegeln für den Flammofenbetrieb, als basisches Ofenfuttermaterial für den Entphosphorungsprozeß des Eisens (Thomas-Gilchrist), für Kalk-, Zement- und Strontianitbrennöfen führte zur Herstellung von Magnesiaziegeln aus Magnesit, die aber wegen ihres Kieselsäuregehalts nicht zu allen Zwecken brauchbar sind, und infolgedessen zur Abscheidung von M. aus Chlormagnesiumlaugen der Staßfurter Kaliindustrie und der Meersalinen. Rührt man stark gebrannte M. mit Wasser an, so erhärtet sie nach Art der Zemente (s. Zement); ein Gemisch von gebrannter

M. mit Kreide- oder Marmorpulver gibt, mit Wasser angerührt, einige Zeit dem Wasser ausgesetzt, eine marmorartige, außerordentlich harte Masse. Auch mit Chlormagnesiumlösung liefert gebrannte M. eine steinartige Masse (Sorelscher Zement). Magnesiumhydroxyd (Magnesiumoxydhydrat) $Mg(OH)_2$ findet sich in der Natur als Brucit und Nemalith, entsteht, wie erwähnt, bei Einwirkung von Wasser auf Magnesiumoxyd und wird aus der Lösung von Magnesiasalzen durch Kalilauge gefällt. Es ist farb- und geruchlos, schmeckt sehr schwach bitter, reagiert alkalisch, löst sich in 55,000 Teilen Wasser, verliert beim Erhitzen sehr leicht das Wasser, absorbiert an der Luft Kohlensäure und bildet mit Säuren die Magnesiasalze (s. d.).

Unter M. versteht man auch die kohlensaure M. (Magnesiumkarbonat) $MgCO_3$. Diese findet sich in der Natur als Magnesit und mit kohlensaurem Kalk als Dolomit. Man erhält sie beim Erhitzen von Magnesiumsulfat- mit Natriumkarbonatlösung auf 160–175°, beim Zersetzen von Chlormagnesium mit Calciumkarbonat. Sie bildet farblose Kristalle, löst sich schwer in Wasser und verliert beim Erhitzen leicht Kohlensäure. In kohlensäurehaltigem Wasser löst sie sich zu zweifach kohlensaurer M. (Magnesiumbikarbonat) $Mg(HCO_3)_2$, welche nur in Lösung bekannt ist. Aus dieser Lösung, die sehr leicht Kohlensäure verliert, kristallisiert das Karbonat je nach den Verhältnissen mit verschiedenem Wassergehalt. Aus der Lösung von Magnesiasalzen fällt Natriumkarbonat basische Magnesiumkarbonate von verschiedener Zusammensetzung. Ein solches (M. alba, M. carbonica, M. hydrocarbonica), im wesentlichen $4MgO.3CO_2.4H_2O$, findet sich in der Natur als Hydromagnesit und wird dargestellt, indem man Dolomit $CaMg(CO_3)_2$ im Kalkofen brennt, mit Wasser löscht, die Milch in einem Gefäß mit Rührwerk unter einem Druck von 3 Atmosphären mit Kohlensäure sättigt und die entstandene Lösung von zweifach kohlensaurer M. nach Abscheidung des schlammförmigen kohlensauren Kalkes durch Dampf zum Kochen erhitzt. Die hierbei sich entwickelnde Kohlensäure wird von neuem benutzt, die abgeschiedene kohlensaure M. wird auf Filterpressen entwässert, worauf man die Preßkuchen trocknet und mit einer Kreissäge in parallelepipedische Stücke zerschneidet. Als Kohlensäure dient bei diesem Verfahren Kalkofengas, welches etwa 25 Vol.-Proz. reine Kohlensäure enthält; man rechnet, daß ein Kalkofen, welcher in 24 Stunden 5000 kg gebrannten Kalk erzeugt, in derselben Zeit 22,000 cbm Gas von obiger Beschaffenheit liefert. Auch aus Chlormagnesiumlaugen und aus gebrannter M. verschiedenen Ursprungs, besonders aus gebranntem Magnesit, wird basisch kohlensaure M. durch Behandeln mit Kohlensäure, auch mit Natriumbikarbonat dargestellt. Diese bildet ein sehr lockeres, bewegliches, geschmackloses Pulver, löst sich sehr wenig in Wasser, reagiert schwach alkalisch und verliert beim Erhitzen Kohlensäure und Wasser. Man benutzt sie als leicht abführendes, säuretilgendes Mittel, zu Putz- und Zahnpulver, als Farbenverdünnungsmittel, zur Darstellung von gebrannter M., Magnesiaziegeln ꝛc.

Magnesia, Magnesia; M. alba, carbonica, hydrico-carbonica, weiße M., basisch kohlensaure M.; M. citrica effervescens, brausende zitronensaure M., s. Brausepulver; M. lactica, milchsaure M.; M. nigra, Braunstein; M. sulfurica, schwefelsaure M., Bittersalz; M. sulfurica sicca, verwitterte schwefelsaure M.; M. usta, gebrannte M.; M. vitriariorum, soviel wie Braunstein.

Magnesia, 1) östlichste, selbständige Landschaft Thessaliens (s. d.), mit den Gebirgen Ossa und Pelion. — 2) (M. ad Sipylum) Stadt in Lydien, am nördlichen Abhang des Sipylos, berühmt durch den Sieg der Römer über Antiochos (190 v. Chr.); jetzt Manisa. — 3) Stadt in Karien (Jonien), nördlich vom Mäander und am östlichen Abhang des Thorax, angeblich Gründung des thessalischen M., war eine der drei Städte, welche Artaxerxes dem Themistokles schenkte (der sich gewöhnlich hier aufhielt), und berühmt durch einen Tempel der Artemis Leukophryene, dessen Trümmer beim heutigen Tekke liegen. Dieselben sowie die prächtige Agora mit dem Tempel des Zeus Sosipolis sind seit November 1890 durch Humann und Kern ausgegraben worden. Der Amazonenkämpfe darstellende Fries befindet sich zum Teil im Louvre. Vgl. O. Kern, Die Gründungsgeschichte von M. am Maiandros (Berl. 1894).

Magnesiaflüssigkeit (Magnesialösung, Magnesiamixtur), Lösung von schwefelsaurer Magnesia (Bittersalz) und Salmiak in Wasser und Ammoniakflüssigkeit, dient in der chemischen Analyse zur Fällung der Phosphorsäure als phosphorsaure Ammoniakmagnesia.

Magnesiaglimmer (Biotit), s. Glimmer.

Magnesialicht, dem Drummondschen Licht entsprechendes und wie dieses angewandtes Licht, bei welchem statt der Kalkstifte solche aus gebrannter Magnesia im Knallgasgebläse auf Weißglut erhitzt werden. Beim Magnesiakammlicht wird eine Reihe von Magnesiastiften durch eine Wassergasflamme erhitzt. Magnesiumlicht wird durch Verbrennen von Magnesium (s. d.) erzeugt.

Magnesialösung, s. Magnesiaflüssigkeit.

Magnesiamilch, in Zuckerlösung verteilte gebrannte Magnesia.

Magnesiamixtur, soviel wie Magnesiaflüssigkeit.

Magnesian limestone (engl., spr. laimstōn), Magnesiakalk, d. h. Dolomit, mittlere Abteilung des englischen Zechsteins, s. Dyasformation.

Magnesiasalze (Magnesiumsalze, Magnesiumoxydsalze) finden sich zum Teil weitverbreitet in Mineralien, Quellen, Pflanzen und Tieren; sie entstehen beim Lösen von Magnesia oder kohlensaurer Magnesia in Säuren, die unlöslichen durch Wechselzersetzung; sie sind den Zinksalzen ähnlich, farblos, wenn die Säure farblos ist, meist leicht löslich in Wasser; unlöslich sind die basischen und von den neutralen das Kohlensäure- und das Phosphorsäuresalz. Die löslichen schmecken bitter, reagieren neutral, zersetzen sich beim Glühen, zum Teil schon beim Verdampfen der Lösungen; die unlöslichen werden fast alle von Salzsäure leicht aufgenommen. Aus den Lösungen fällen Kalilauge, Baryt- und Kalkwasser weißes Magnesiumhydroxyd. Phosphorsaures Natron fällt aus neutralen, nicht zu stark verdünnten Lösungen phosphorsaure Magnesia, aber auch aus sehr verdünnten Lösungen bei Gegenwart von überschüssigem Ammoniak kristallinische phosphorsaure Ammoniakmagnesia. Mehrere M. werden in der Technik, einige auch in der Medizin benutzt.

Magnesiaweiß, aus schwefelsaurer Magnesia durch Fällen mit Ätzkalk oder Ätzbaryt gewonnenes Gemisch von Magnesia mit schwefelsaurem Kalk, resp. schwefelsaurem Baryt, wird in der Papierfabrikation als Füllstoff benutzt.

Magnesiazement, s. Zement.

Magnesiaziegel, s. Magnesia.

Magnesit (Talkspat, Bitterspat, Magnesitspat), Mineral aus der Ordnung der Karbonate, kristallisiert rhomboedrisch, findet sich eingewachsen, in stängeligen und körnig-stängeligen Aggregaten, ist farblos, meist aber gelblich oder grau, glasglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend, Härte 4—4,5, spez. Gew. 2,9—3,1, besteht aus kohlensaurer Magnesia $MgCO_3$, meist mit kohlensaurem Eisen- und Manganoxydul. Fundorte: St. Gotthard, Zillerthal, Pfitschthal, Vermont, Snarum, Bruck. Viel häufiger ist der krypto-kristallinische, dichte M. (M. im engern Sinne). Dieser findet sich nierenförmig, derb, weiß, gelblich, grau, kantendurchscheinend, Härte 3—5, spez. Gew. 2,85—2,95, ohne Beimischung andrer Kohlensäuresalze, aber bisweilen mit Opalsubstanz gemengt (Kieselmagnesit) im Serpentin, Dolerit, in kristallinischen Schiefern 2c. bei Baumgarten und Frankenstein in Schlesien, Hrubschitz in Mähren, Kraubat in Steiermark, in Piemont, Griechenland (Euböa), Kleinasien, Ostindien. Man benutzt M. zur Kohlensäure- und Bittersalzgewinnung (in Mineralwasserfabriken), in der Porzellanfabrikation, zu feuerfesten Ziegeln 2c.

Magnesitplatten, Platten von 1—3 cm Dicke aus Magnesit (s. d.), Sägespänen und einer Sackleinwandeinlage. Sie dienen zur Herstellung von Scheidewänden, zur Bekleidung von Holztreppen, um diese feuersicher zu machen, zur Herstellung provisorischer Gebäude, zur Schließung von Rohrschlitzen 2c., sind aber mit Vorsicht anzuwenden, da sie sich bei Feuchtigkeit leicht werfen.

Magnesitspat, s. Magnesit.

Magnesium Mg, Metall, findet sich nicht gediegen, aber sehr verbreitet in verschiedenen Verbindungen. Magnesiumoxyd (Magnesia) bildet mit Thonerde den Spinell; kieselsaure Magnesia bildet den Meerschaum, Talk, Speckstein, Serpentin und findet sich auch im Augit, Asbest, Olivin, in der Hornblende und in sehr zahlreichen andern Mineralien; kohlensaure Magnesia bildet den Magnesit, mit kohlensaurem Kalk den Dolomit und findet sich auch in den meisten Kalksteinen und als doppeltkohlensaure Magnesia gelöst in Quellwassern; schwefelsaure Magnesia ist ein Bestandteil der Staßfurter Abraumsalze und vieler Mineralwässer, ebenso das Chlormagnesium, welches, wie das Brommagnesium, auch im Meerwasser reichlich vorkommt; phosphorsaure Magnesia findet sich in Pflanzen (besonders in den Samen) und Tieren; phosphorsaure Ammoniakmagnesia bildet den Struvit, borsaure Magnesia findet sich im Boracit, 2c. Zur Darstellung des Magnesiums bringt man ein trocknes Gemenge von 1 Teil Flußspatpulver, 10 Teilen geschmolzenem Kaliummagnesiumchlorid (Carnallit) und 1 Teil Natrium in einen stark glühenden Tiegel, bedeckt denselben, erhitzt die Masse zum Schmelzen, rührt um und läßt erkalten. Das Chlor geht hierbei vom M. an das Natrium, und ersteres scheidet sich metallisch aus. Das rohe M. wird durch absteigende Destillation gereinigt. In neuerer Zeit wird das M. durch Elektrolyse im großen dargestellt. Man erhitzt Chlormagnesium in einem Ofen in Schmelzgefäßen aus Metall (Kupfer, Eisen), welche die Kathoden bilden, oder in solchen aus Graphit oder Porzellan, in welche ein cylindrisches Metallblech als Kathode hineingestellt wird. Durch den Deckel der Gefäße münden seitwärts je zwei Rohre zur Zu- und Ableitung reduzierenden Gases, während in der Mitte ein Porzellancylinder hindurchgeht, welcher unten in der Seitenwand mehrere schmale Schlitze hat und in das Chlormagnesium eintaucht. Im Deckel dieses Cylinders ist als Anode ein bis auf den Boden reichender Kohlenstab befestigt. Das an der Anode sich entwickelnde Chlor wird abgeleitet. Das metallische M. scheidet sich an der negativen Elektrode aus und sammelt sich am Boden der Gefäße. Benutzt man statt des Chlormagnesiums Carnallit $KCl + MgCl_2 + 6H_2O$, so wird das M. kaliumhaltig u. muß durch Umschmelzen mit Chlormagnesium gereinigt werden. M. ist silberweiß, stark glänzend, vom spez. Gew. 1,743 und der Härte des Kalkspats, nicht sehr fest, läßt sich hämmern und walzen, aber nicht zu Draht ausziehen (der Magnesiumdraht des Handels ist gepreßt), schmilzt etwa so leicht wie Zink, wird aber nur teigig und läßt sich daher schlecht formen; es siedet bei etwas über 1000° und ist destillierbar, das Atomgewicht ist 24, es hält sich in trockner Luft unverändert, läuft allmählich in feuchter Luft an, doch beschränkt sich die Oxydation auf die obern Schichten; oberhalb seines Schmelzpunktes entzündet es sich an der Luft und verbrennt unter Ausstoßung von dichtem weißen Dampf von Magnesiumoxyd und mit blendend bläulichweißem Licht, welches sehr reich an chemisch wirksamen Strahlen ist, und dessen Intensität in reinem Sauerstoff die einer Kerzenflamme um das 120fache übertrifft. Um zehn Stunden lang ein Licht von 74 Stearinkerzen (von denen 10 auf 1 kg gehen) zu erzeugen, muß man 72,2 g M. an der Luft verbrennen. Magnesiumdraht läßt sich in der Spiritusflamme entzünden. M. verbindet sich beim Erhitzen mit Chlor unter Feuererscheinung, zersetzt siedendes Wasser lebhaft, entzündet beim Übergießen mit Salzsäure den sich entwickelnden Wasserstoff und fällt aus Metallsalzen Metalle (selbst Zink) oder Metallhydroxyde. Das M. ist zweiwertig und bildet mit Sauerstoff das Magnesiumoxyd (Magnesia) MgO. Man benutzt M. in Form von schmalen Blechstreifen (Band) und als Pulver zu Signallichtern, auf Leuchttürmen und zur photographischen Aufnahme bei Ausschluß des Sonnenlichts (Magnesiumlicht). Für diese Zwecke sind Lampen konstruiert worden, welche das Magnesiumband oder das Pulver kontinuierlich einer kleinen Flamme zuführen. Der bei der Verbrennung sich entwickelnde Rauch von fein verteilter Magnesia wird in geschlossenen Räumen bald sehr lästig und muß abgeleitet werden. Magnesiumpulver findet auch in der Feuerwerkerei Verwendung und als Chathamlicht zu Signallichtern, indem man ein Gemisch von Magnesiumpulver und Harzpulver mittels eines Blasebalges in eine Spiritusflamme bläst. Bengalische Flammensätze werden aus Magnesiumpulver und Schellack mit Zusatz von salpetersaurem Baryt und salpetersaurem Strontian für rotes Licht hergestellt, und als Magnesiumblitzlicht benutzt man eine Mischung von Magnesiumpulver mit salpetersaurem oder übermangansaurem Kali, die in eine Flamme geblasen wird, zum Photographieren in geschlossenen Räumen. Durch einen geringen Zusatz von M. werden Nickel und Kobalt schmiedbar und walzbar gemacht. Auch als Reduktionsmittel für analytische Zwecke wird M. benutzt. Legierungen des Magnesiums sind ebenfalls zu Beleuchtungszwecken dargestellt worden. Verwendet man in der Messingfabrikation statt Galmei Dolomit, so entsteht eine messingähnliche Kupfermagnesiumlegierung. — Schwefelsaure Magnesia wurde zu Ende des 17. Jahrh. durch Grew bekannt, der es aus der

Mineralquelle von Epsom darstellte, 1717 wurde es in Thüringen aus der Mutterlauge der Salzsolen gewonnen. Im Anfang des 18. Jahrh. machte ein römischer Domherr die kohlensaure Magnesia als Heilmittel bekannt, und 1755 unterschied Black die Magnesia als eigentümliche Erde, worauf dieselbe 1775 von Bergman genauer untersucht wurde. M. wurde zuerst von Davy dargestellt, Buff und Liebig stellten M. mittels Kaliums dar, Bunsen gewann es durch Elektrolyse, und Caron und Deville begründeten die Magnesiumindustrie.

Magnesium, alter Name des Mangans.

Magnesiumblitzlicht, s. Magnesium.

Magnesiumbromid (Brommagnesium) $MgBr_2$ findet sich im Meerwasser, in den Abraumsalzen von Staßfurt und in vielen Solen; es entsteht beim Erhitzen von Magnesia mit Kohle in Bromdampf und bildet eine farblose kristallinische Masse, die bei Rotglut schmilzt und sich leicht im Wasser löst. Aus der Lösung (die man auch aus Magnesia und Bromwasserstoffsäure erhalten kann) kristallisiert ein sehr zerfließliches Salz $MgBr_2 + 6H_2O$, welches wie auch die Lösung beim Erhitzen leicht Bromwasserstoff abgibt. Aus den Mutterlaugen der Staßfurter Abraumsalze gewonnenes M. wird zur Darstellung von Brom benutzt.

Magnesiumchlorid (Chlormagnesium) $MgCl_2$ findet sich in Verbindung mit Chlorkalium als Carnallit, mit Chlorcalcium als Tachhydrit in den Staßfurter Abraumsalzen, gelöst im Meerwasser, in Mineralquellen und Salzsolen; es entsteht beim Verbrennen von Magnesium in Chlor, beim Erhitzen von Magnesia mit Kohle in Chlor, beim Entwässern des wasserhaltigen Salzes in Chlorwasserstoffgas und beim Glühen von Ammoniummagnesiumchlorid. Zur technischen Darstellung mischt man heiße konzentrierte Lösung von M. mit 50 Proz. wasserfreiem M., läßt erkalten, erhitzt die Masse auf 400° und zuletzt in einem Strome getrockneter Luft. M. bildet große farblose Kristallblätter vom spez. Gew. 2,177, schmilzt bei 708°, läßt sich bei Rotglut im Wasserstoffstrom destillieren, ist sehr zerfließlich, in 0,25 Teilen Wasser unter starker Erhitzung leicht löslich und bildet beim Erhitzen in Wasserdampf Magnesia und Chlorwasserstoff, bei Gegenwart von Braunstein Chlor. Eine Lösung von M. entsteht auch beim Behandeln von Magnesia oder kohlensaurer Magnesia mit Salzsäure; sie bildet (schwierig zu erhaltende) große farblose Kristalle des Salzes $MgCl_2 + 6H_2O$ vom spez. Gew. 1,56—1,65, die scharf bitter schmecken, an feuchter Luft zerfließen, sehr leicht in Wasser, auch in Alkohol löslich sind und schon bei 105° Chlorwasserstoff verlieren, so daß das Salz durch Erhitzen nicht ohne Zersetzung entwässert werden kann. Bei 119° ist es vollständig geschmolzen. Eine 30proz. Lösung von M. erstarrt beim Anrühren mit dichter gebrannter Magnesia zu einer festen Masse (Sorelscher Zement). In der Technik erhält man M. als Nebenprodukt besonders als Endlauge bei Verarbeitung der Staßfurter Abraumsalze. Die Lauge wird verdampft, bis sie beim Erkalten erstarrt ($MgCl_2 + 6H_2O$) oder noch weiter (geschmolzenes M., mit amorphem Bruch). Kaliummagnesiumchlorid $KMgCl_3 + 6H_2O$ findet sich in der Natur als Carnallit (s. d.), kristallisiert aus der Mutterlauge der Salzsolen und des Meerwassers in der Kälte, zersetzt sich an feuchter Luft, indem Chlormagnesium abfließt, und aus der Lösung in heißem Wasser kristallisiert Chlorkalium. Man benutzt M. zum Schlichten von Baumwolle, um diese infolge der Hygroskopizität des Salzes weich zu erhalten (in England 6—8000 Tonnen jährlich), ferner um Holz und Gewebe schwer verbrennlich zu machen, zur Konservierung von Eisenbahnschwellen, zum Reinigen und Scheiden des Runkelrübensaftes, zur Darstellung von Chlorbaryum, zum chlorierenden Rösten von Pyrit- und Kupferkiesabbränden, zur Darstellung von Magnesiazement (Sorelscher Zement), Magnesium, Chlor und Chlorwasserstoffsäure, zum Besprengen von Straßen, um dieselben staubfrei zu erhalten, als Feuerlöschmittel, zum Karbonisieren der Wolle, zum Füllen von Gasuhren, als Wärmeträger bei Zentralheizungen (Tekterion), zur Desinfektion, zur Reinigung von Abfallwassern ꝛc.; der Carnallit wird auf Kalisalze verarbeitet. Die Menge des bei der Verarbeitung der Staßfurter Abraumsalze entfallenden Magnesiumchlorids wird auf 186,000—350,000 Ton. im Jahre geschätzt. Die Lauge fließt großenteils in die Bode und mit dieser in die Saale. Hergestellt wurden 1893 nur 12,764 Ton.

Magnesiumhydroxyd, **Magnesiumkarbonat**, s. Magnesia.

Magnesiumlegierungen, **Magnesiumlicht**, s. Magnesium.

Magnesiumoxyd, **Magnesiumoxydhydrat**, s. Magnesia.

Magnesiumphosphat, phosphorsaure Magnesia.

Magnesiumsalze, s. Magnesiasalze.

Magnesiumsilikat, kieselsaure Magnesia.

Magnesiumsulfat, schwefelsaure Magnesia.

Magnēt (lat. magnes; vgl. »Magnetismus«, S. 751), ein Körper, der Eisen aus kleiner Entfernung anzieht und nach eingetretener Berührung festhält, sowie bei freier Beweglichkeit eine bestimmte Lage gegen die Himmelsgegenden annimmt. Man unterscheidet natürliche Magnete, in der Natur vorkommenden Magneteisenstein, und künstliche Magnete, Eisen- oder Stahlstäbe, welche ihren Magnetismus erst durch eine besondere Behandlung, durch Einwirkung andrer Magnete oder elektrischer Ströme erhalten. Die permanenten Magnete behalten dabei den Magnetismus auch nach dem Aufhören jener Einwirkung, während derselbe bei den Induktionsmagneten mit jener Einwirkung aufhört. Über Elektromagnete s. Elektromagnetismus. Die künstlichen Magnete sind nach ihrer Form Stab-, Hufeisen- und Lamellenmagnete. Weiteres s. Magnetismus.

Magnētberge, nach alten indischen und chinesischen Sagen Berge aus reinem Magneteisen, die eine so starke Anziehungskraft äußern, daß sie niemand besteigen kann, welcher eiserne Nägel an seinen Schuhsohlen trägt, und welche, wenn sie im Meere liegen, den vorübersegelnden Schiffen alles Eisenwerk entziehen, so daß sie auseinander fallen. Schon Plinius berichtet diese Märchen vom Magnetberg am Indus; später kamen sie infolge der Kreuzzüge in die romantische Dichtung des Abendlandes, z. B. ins Gudrunlied, »Herzog Ernst«, »Goldene Schmiede« ꝛc. An den noch heute so genannten Magnetbergen, wie sie auf Elba, Santo Domingo und an andern Orten vorkommen, spürt man von allen diesen Wunderwirkungen nichts. Vgl. Peschel, Der Magnetberg (in den »Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde«, Bd. 1, Leipz. 1877).

Magnēteisenerz (Magnetit), Mineral aus der Ordnung der Anhydride, kristallisiert tesseral, findet sich auf- und eingewachsen, in Drusen, meist derb in körnigen bis fast dichten Aggregaten, eingesprengt, auch in losen Körnern als Magneteisensand, ist

eisenschwarz, metallglänzend, undurchsichtig, meist magnetisch, oft polarisch (**natürliche Magnete**), Härte 5,5—6,5, spez. Gew. 4,9—5,2, besteht aus Eisenoxyduloxyd $Fe(Fe_2)O_4$ mit 72,4 Proz. Eisen, zuweilen mit wenig Titaneisen. Das M. ist ziemlich verbreitet, besonders findet es sich in den plutonischen und vulkanischen Gesteinen, in Granit, Syenit, Gneis, Grünstein, Chlorit- und Talkschiefer, Basalt, Andesit, Diabas, Serpentin, Dolerit, auch in Marmor, meist auf Lagern, zuweilen als selbständige Felsart, im Fluß- und Meersand, im aufgeschwemmten Lande. Schöne Kristalle finden sich bei Traversella in Piemont, am Monte Mulatto in Südtirol und im Albanergebirge. M. gehört zu den wichtigsten Mineralien für die Eisengewinnung und ist besonders für Norwegen (Arendal), Schweden (Dannemora), Rußland (Nischne Tagilsk, Blagodat, Katschkanar) und Nordamerika wichtig, weniger für Deutschland und Österreich (Sachsen, Böhmen, Harz, Schlesien, Mähren, Steiermark), untergeordnet für England. Es ist schwieriger zu verschmelzen, da seine große Dichtigkeit das Eindringen reduzierender Gase erschwert und sein Eisenoxydulgehalt die Schlackenbildung begünstigt. Das M. kommt zuweilen in innigem Gemenge mit andern Mineralien, z. B. als Titaneisenstein und kieseliger Magneteisenstein, vor und ist auch in diesem Zustande Gegenstand hüttenmännischer Verarbeitung. **Eisenmulm** ist erdiges M. mit viel Manganoxydul, auch etwas Kupfer und Kieselsäure enthaltend, und findet sich im Siegenschen. **Talkeisenstein** von New Jersey enthält viel Magnesia statt Eisenoxydul.

Magneteisensand, s. Magneteisenerz.

Magnetelektrische Maschine (**Magnetmaschine**), Vorrichtung zur Erzeugung elektrischer Energie mit Hilfe permanenter Magnete; s. Elektrische Maschinen.

Magnetelektrizität. Sämtliche Wirkungen eines Magnets lassen sich aus der Annahme erklären, daß der Magnet unaufhörlich von elektrischen Strömen umflossen sei, die, vom Südpol S (Fig. 1) aus gesehen, in der Richtung des Uhrzeigers kreisen (Ampères Theorie des Magnetismus, s. Elektrodynamik).

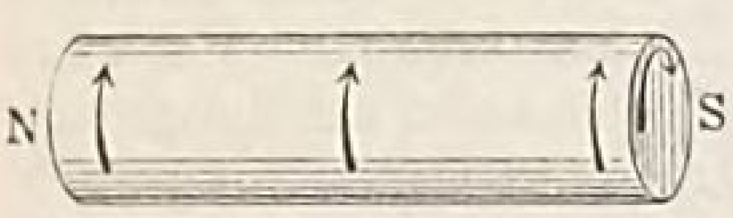
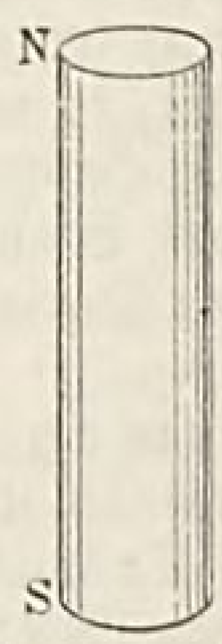


Fig. 1. Die Ampèreschen Ströme eines Magnets.

Da der Magnet hiernach einer vom Strom durchflossenen Drahtspule gleich zu achten ist, so muß er in einem geschlossenen Leitungsdraht, wenn er in der Nähe desselben bewegt wird, elektrische Ströme hervorrufen (**induzieren**), welche denselben Gesetzen unterworfen sind wie die von wirklichen Stromleitern erzeugten Induktionsströme (s. Induktion). Man nennt diesen Vorgang **Magnetinduktion**. Schiebt man z. B. in die hohle Drahtspule A (Fig. 2), deren Drahtenden durch das Galvanometer M geschlossen sind, den Magnetstab NS ein, so zeigt die Ablenkung der Magnetnadel des Galvanometers sofort einen die Drahtwindungen durchfließenden Strom an, welcher die entgegengesetzte Richtung hat wie die Ströme, von welchen wir annehmen, daß sie den Magnet umkreisen, oder wie Ströme, die, den Stab umfließend, dessen Magnetismus hervorgebracht hätten. Dieser »induzierte« Strom dauert aber nur so lange, als der Magnet in Bewegung ist; bleibt derselbe ruhig innerhalb der Spule, so kehrt die Nadel nach einigen Schwingungen in ihre Ruhelage zurück. Zieht man jetzt den Magnet wieder aus der Spule heraus, so entsteht in letzterer ein ebenfalls nur ganz kurz dauernder Strom, welcher mit den den Magnet umkreisenden Strömen gleichgerichtet ist und daher die Magnetnadel nach der entgegengesetzten Seite wie vorhin ablenkt. Der beim Annähern des Magnets induzierte Strom wirkt nach den Gesetzen der Elektrodynamik (s. d.) abstoßend auf den Magnet, der beim Entfernen induzierte dagegen anziehend; der Induktionsstrom setzt also der jeweiligen Bewegung des Magnets einen Widerstand entgegen, zu dessen Überwindung eine gewisse Arbeitsmenge aufgewendet werden muß, welcher die Energie des erzeugten Induktionsstromes entspricht. Nicht nur in geschlossenen Drahtwindungen, sondern auch in jedem massiven Leiter, gegen welchen ein naher Magnet seine Lage irgendwie ändert, werden stets Ströme von solcher Richtung induziert, daß die elektrodynamische Wirkung zwischen ihnen und dem Magnet eine der wirklichen entgegengesetzte Bewegung hervorzubringen strebt (Gesetz von Lenz). Läßt man z. B. einen wagerecht aufgehängten Magnetstab innerhalb einer feststehenden kupfernen Hülse schwingen, so wirken die in der Hülse von ihm hervorgerufenen Ströme hemmend auf seine Bewegung ein, und er kommt weit eher zur Ruhe, als wenn man ihn frei schwingen ließe; von diesem Mittel zur **Dämpfung** der Schwingungen



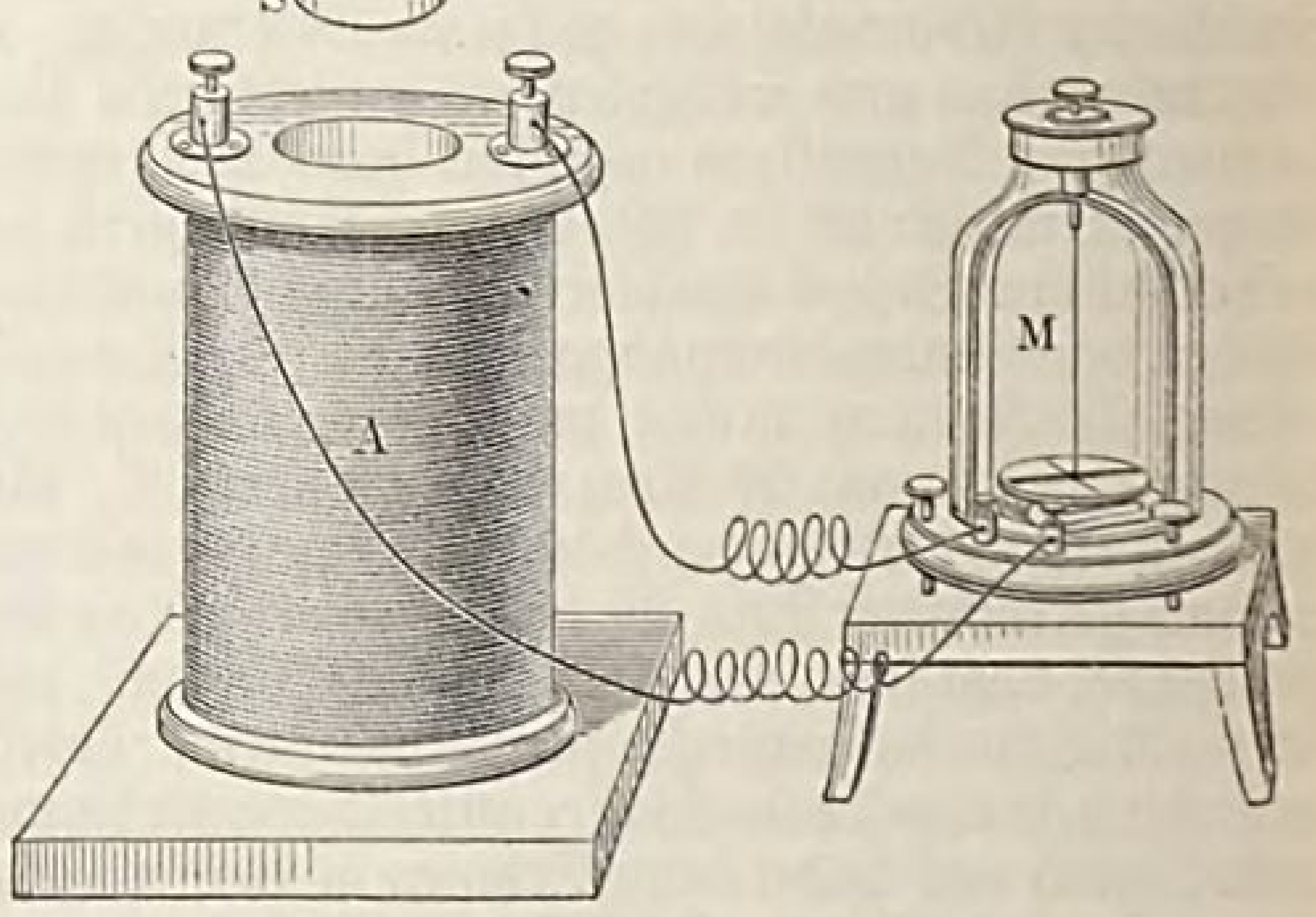


Fig. 2. Magnetinduktion.

eines Magnetstabes wird bei Galvanometern Gebrauch gemacht. Ebenso wirkt ein feststehender Magnet, in dessen Nähe ein Leiter bewegt wird, auf die Bewegung des letztern hemmend ein. Führt man z. B. ein Messingblech zwischen den Polen eines starken Elektromagnets hindurch, so fühlt man einen Widerstand, als wenn man durch eine zähe Substanz, wie Käse, hindurchschnitte. Die Bewegungsenergie, welche der bewegte Leiter durch diesen »magnetischen Reibungswiderstand« verliert, wird wie bei der gewöhnlichen Reibung in Wärme verwandelt: der bewegte Leiter **erwärmt** sich. Die Rückwirkung der in einem bewegten Leiter durch einen Magnet induzierten Ströme vermag sogar den letztern in Bewegung zu setzen, was durch folgenden Versuch nachgewiesen wird: Über einer wagerechten Kupferscheibe, welche durch eine Zentrifugalmaschine in rasche Umdrehung versetzt werden kann, hängt eine in wagerechter Ebene drehbare Magnetnadel. Wird nun die Kupferscheibe in hinreichend rasche Drehung versetzt, so dreht sich auch die Magnetnadel in demselben Sinne wie die Scheibe. Arago bezeichnete diese Erscheinung mit dem Namen **Rotationsmagnetismus**. Auch der Erdmagne-

tismus vermag in einem bewegten Leiter Ströme zu induzieren. Als Erdinduktionsapparat (Fig. 3) kann ein kreisförmiger Rahmen MN mit möglichst großem Durchmesser dienen, auf dessen Umfang zahlreiche Windungen übersponnenen Kupferdrahts gewickelt sind, und welcher um eine wagerechte Achse drehbar ist. Steht diese Achse senkrecht zum magnetischen Meridian und die Ebene des Rahmens senkrecht

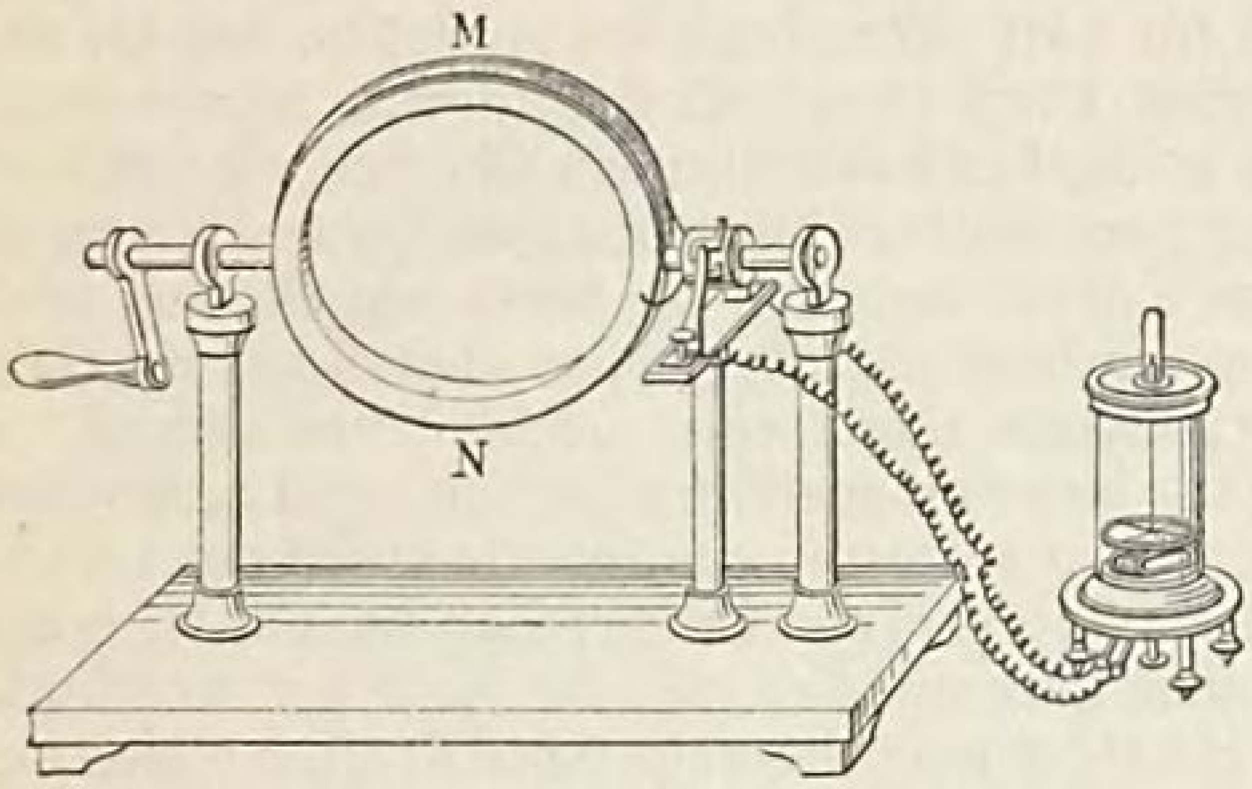


Fig. 3. Erdinduktionsapparat.

zur Inklinationsrichtung (s. Magnetismus, S. 747), und läßt man die Achse rasch eine halbe Umdrehung machen, so beobachtet man an einem eingeschalteten Galvanometer einen Induktionsstrom, dessen Stärke der des Erdmagnetismus proportional ist.

Magnetfeld, s. Magnetismus, S. 749.

Magnetinduktion, s. Magnetelektrizität.

Magnetinduktor, magnetelektrische Maschine, welche Strom für Zeigertelegraphen, Fernmelder, Wecker ꝛc. liefert.

Magnetinstrumente, s. Markscheidekunst.

Magnetische Abweichung, s. Magnetismus, S. 746.

Magnetische Achse, s. Magnetismus, S. 745.

Magnetische Deklination, s. Magnetismus 746.

Magnetische Doppelfläche (magnetische Schale), eine ebene oder gekrümmte Platte von sehr geringer Dicke (δ), welche auf der einen Fläche gleichmäßig mit Nordmagnetismus, auf der andern ebenso und gleichstark mit Südmagnetismus beladen ist. Bezeichnet σ die magnetische Dichte, d. h. die Magnetismusmenge pro Flächeneinheit, so nennt man $\delta\sigma = \Phi$ die Magnetisierungsstärke der Doppelschale. Das magnetische Potenzial V der Schale in irgend einem Punkte des Raumes ist $V = \Phi\omega$, wenn ω den körperlichen Winkel (Gesichtswinkel) bedeutet, unter welchem die Begrenzungslinie der Schale von jenem Punkte aus erscheint. Schalen mit derselben Grenzlinie erzeugen daher dasselbe Potenzial, mögen sie eben oder irgendwie gekrümmt sein. Schließt sich eine hohle Schale völlig, so wird ihr Potenzial Null, weil die Grenzlinie sich auf einen Punkt reduziert; für einen innern Punkt ist das Potenzial konstant $= 4\pi\Phi$. Eine geschlossene Schale erzeugt demnach weder in einem äußern noch in einem innern Punkt magnetische Kraft. Jeder elektrische Strom kann hinsichtlich seiner magnetischen Wirkung als eine m. D. betrachtet werden, welche auf der Seite, von welcher aus gesehen der Strom in der Richtung des Uhrzeigers fließt, mit Südmagnetismus, auf der andern mit Nordmagnetismus belegt ist.

Magnetische Empfänglichkeit, **Magnetische Feldstärke**, s. Magnetismus, S. 749.

Magnetische Flüssigkeiten, s. Magnetismus, S. 749 und 750.

Magnetische Induktion, s. Magnetismus, S. 745.

Magnetische Inklination, s. Magnetismus 747.

Magnetische Intensität des Feldes, s. Feldstärke und Elektrische Maßeinheiten, S. 635.

Magnetische Kapazität, **Magnetische Kraftlinie**, s. Magnetismus, S. 749.

Magnetische Kristallachsen, s. Magnetismus 750.

Magnetische Kuren (Magnetotherapie), auf Anwendung des sogen. tierischen Magnetismus beruhende Heilversuche. Der tierische Magnetismus (Lebens-, Zoo- oder Biomagnetismus, Mesmerismus) galt im Sinne der ältern Naturwissenschaft als eine hypothetische Kraft, die man mit dem Magnetismus verglichen hat, weil sie, wie dieser, durch Bestreichen geweckt würde und ohne direkte Berührung wirken sollte. In ein System brachte die Lehre vom sogen. tierischen Magnetismus Mesmer (s. d.); er studierte um 1772 die Wirkung des Magnets auf den menschlichen Körper und bemerkte hierbei, daß auch ohne Anwendung des Magnets, durch bloßes Streichen mit den Händen, eigentümliche Wirkungen hervorgebracht wurden, die eine rätselhafte, auf den menschlichen Organismus wirkende Kraft zu bekunden schienen. Er machte davon Anwendung zur Heilung von Krankheiten und erregte durch seine glücklichen sogen. magnetischen Kuren großes Aufsehen. Wienholt, Olbers, Böckmann, Gmelin u. a. suchten die Lehre von dieser vermeintlichen Kraft wissenschaftlich zu begründen. Wolfart, ein Schüler Mesmers, gründete eine magnetische Heilanstalt in Berlin; Kieser, Hufeland, Passavant, Baader, Ennemoser u. a. schrieben zustimmend und anerkennend über tierischen Magnetismus. Es bildete sich zur Erklärung desselben eine Theorie heraus, nach welcher den Fingern, den Augen, dem Hauch des Magnetiseurs ein eigentümliches ätherisches Fluidum entströmen sollte, das durch den bloßen Willen sogar in weite Ferne wirken könnte und in der »magnetisierten« Person merkwürdige Nervenzustände erzeugte. Kieser bezeichnete diese Kraft als Tellurismus oder, soweit sie von Metallen ausströmt, als Siderismus; Gmelin, Passavant u. v. a. wollten den Nervenäther darin erkennen; viel Beifall fand später der Freiherr v. Reichenbach, indem er in der Ausströmung der Hände eine besondere, wohlcharakterisierbare Naturkraft, das Od (s. d.), nachzuweisen bemüht war. Oft äußert sich die Wirkung der in verschiedener Weise und besonders über die leidenden Körperteile geführten Striche in der Erzeugung eines mehr oder weniger tiefen Schlafes, der indessen durch die Studien über den Hypnotismus (s. d.) seines geheimnisvollen Charakters entkleidet worden ist. Bei besonders dazu neigenden Personen sollte der Schlaf bald in den Zustand des Schlafwachens oder Somnambulismus (s. d.) übergehen, in welchem Fragen beantwortet werden und angeblich das geistige Vermögen der Betreffenden, von den gewöhnlichen Fesseln befreit, nicht nur den Zustand des eignen Körpers völlig durchschauen, sondern auch die geeigneten Heilmittel für denselben erkennen sollte. Ja in den gesteigerten Zuständen dieses Schlafwachens sollte es zu einem Hochschlaf oder Hellsehen kommen, durch das der Schlafende die Vergangenheit, Zukunft und räumliche Ferne durchdränge. Man erzählt zahlreiche, wahrscheinlich niemals genau untersuchte Fälle, in denen so behandelte Personen mit den Fingerspitzen verschlossene Briefe gelesen und alle Dinge erkannt haben sollen, die man ihnen wohlverschlossen auf die Magengrube gelegt; hieraus wurde dann weiter geschlossen, daß das sogen. sympathische Nervengeflecht mit seinen

Ganglien das eigentliche Organ für diese geheimnisvollen Seelenkräfte sei. Nach Beendigung des somnambulen Zustandes fehlt meist alle Erinnerung an das, was in ihm geschah. Infolge der magnetischen Manipulation u. des dadurch bewirkten Somnambulismus entsteht angeblich zwischen Magnetiseur und Somnambule ein sogen. **magnetischer Rapport**, worunter man sich eine Art von Lebens- und Empfindungsgemeinschaft vorzustellen hat, vermöge deren der Wille des Magnetiseurs auf die organischen und geistigen Funktionen des Somnambulen einen bezwingenden Einfluß erhalten soll, während dem letztern gleichzeitig die Seelenzustände des Magnetiseurs direkt zum Bewußtsein kommen sollen. Angeblich sollten selbst leblose Gegenstände zu Trägern des tierischen Magnetismus gemacht werden können, und in dieser Auffassung bediente sich Mesmer eines sogen. **magnetischen Baquets**, eines mit Wasser und Eisenfeilen gefüllten hölzernen oder gläsernen Bottichs, den er magnetisierte, und durch welchen eine ganze Anzahl von Kranken gleichzeitig magnetisiert wurde. Die Zeit, in der der Mesmerismus in Blüte stand, liegt geraume Zeit hinter uns. Anderseits hat das Studium des Hypnotismus erkennen lassen, daß jene Erscheinungen nicht ganz dem Gebiete der Selbsttäuschung und des Betrugs angehören, wie man vor einigen Jahrzehnten annahm; man begreift es jetzt, daß viele ausgezeichnete Ärzte und Naturforscher früher an eine geheimnisvoll wirkende Kraft des Magnetiseurs geglaubt haben. Da die Experimente oft mit hysterischen, schon infolge ihrer Krankheit zu Täuschungen hinneigenden Personen gemacht wurden, so erklärt sich, daß in einer Zeit, die schon an sich zu einer mystischen Auffassung der Dinge bereit war, aus auffallenden, aber der neuern Physiologie und Psychologie bis zu einem gewissen Grade vollkommen verständlichen Erscheinungen falsche Schlüsse gezogen wurden, auf die sich ein vollständiges Lehrsystem aufbaute. Selbst gewisse Heilwirkungen bei Nervenübeln u. dgl. können von den betreffenden Manipulationen erwartet werden, aber nicht eine Heilung aller möglichen Übel oder gar prophetische Eingebungen des Heilmittels und die sonstigen übernatürlichen Leistungen. Vgl. Obersteiner, Der Hypnotismus in seiner medizinischen und forensischen Bedeutung (Wien 1887); Geßmann, Magnetismus und Hypnotismus (das. 1887); Binet und Féré, Le magnétisme animal (Par. 1887); Heidenhain, Der sogen. tierische Magnetismus (4. Aufl., Leipz. 1880); Moll, Der Rapport in der Hypnose (das. 1892), sowie die unter »Hypnotismus« angegebene Litteratur. Nur von historischem Interesse, nicht aber von eigentlich wissenschaftlichem Werte sind heute die Schriften von Mesmer, Wolfart, Stieglitz, Nees v. Esenbeck, Kieser, Ennemoser, Carus, Perty u. a.

Magnetische Kurve, **Magnetische Menge**, s. Magnetismus, S. 749.

Magnetische Neigung, **Magnetische Parallelkreise**, s. Magnetismus, S. 747.

Magnetische Permeabilität, s. Magnetischer Widerstand.

Magnetischer Äquator, s. Magnetismus, S. 747.

Magnetische Reibung, s. Hysteresis.

Magnetischer Hammer, s. Induktion, S. 223.

Magnetischer Meridian, s. Magnetismus, S. 746 und 747.

Magnetischer Rapport, s. Magnetische Kuren.

Magnetischer Widerstand. Bringt man ein Stück weiches Eisen in ein Magnetfeld, so werden die magnetischen Kraftlinien in das Eisen hineingezogen und verlaufen in demselben dichter gedrängt als außerhalb, oder die Zahl der Kraftlinien pro Einheit des Querschnittes ist im Eisen größer als in der umgebenden Luft. Man bezeichnet das Verhältnis der Zahl der Kraftlinien im Eisenkern zu ihrer Zahl vorher an derselben Stelle des Feldes als **magnetische Leitungsfähigkeit** oder **Permeabilität** des Eisens; dieselbe ist für weiches Eisen 1600—3000mal größer als für Luft. Man kann sich vorstellen, daß die magnetische Kraft längs der Kraftlinien, welche stets in sich geschlossen sind (bei einem Magnet geht jede Kraftlinie vom Nordpol durch den umgebenden Raum nach dem Südpol und von da durch den Magnet wieder zum Nordpol zurück), ströme, ähnlich wie ein elektrischer Strom längs eines geschlossenen Leiters. Die Stärke dieser magnetischen Strömung ist proportional der Zahl der Kraftlinien, und für dieselbe gilt ein dem Ohmschen Gesetz ähnlicher Satz, nämlich: Die magnetische Stromstärke (oder die Zahl der Kraftlinien) ist gleich der magnetomotorischen Kraft, dividiert durch den magnetischen Widerstand. Die **magnetisierende** oder **magnetomotorische Kraft** ist (bei einem Elektromagnet) proportional der Anzahl der Windungen der Drahtspule, welche den Eisenkern umgibt, und der Stärke des elektrischen Stromes, der den Draht durchfließt, oder proportinal der Zahl der Amperewindungen der Spule. Der **magnetische Widerstand** eines Leiters magnetischer Kraftströmung ist, analog dem elektrischen Widerstand eines Drahtes, direkt proportional der Länge, umgekehrt proportional dem Querschnitt und der magnetischen Leitungsfähigkeit des Leiters.

Magnetisches Baquet, s. Magnetische Kuren.

Magnetische Schale, s. Magnetische Doppelfläche.

Magnetisches Feld, s. Magnetismus, S. 749.

Magnetisches Gewitter, s. Magnetismus, S. 748, und Polarlicht.

Magnetisches Magazin, s. Magnetismus, S. 746.

Magnetisches Moment, s. Elektrische Maßeinheiten und Magnetismus, S. 749.

Magnetisches Potential, s. Magnetismus, S. 747 u. 749.

Magnetisches Schlafwachen, soviel wie Somnambulismus (s. d. und »Magnetische Kuren«).

Magnetische Suszeptibilität, s. Magnetismus, S. 749.

Magnetische Trägheit, s. Hysteresis.

Magnetische Wage, von Du Bois angegebene Vorrichtung zur Prüfung der magnetischen Eigenschaft des Eisens durch Bestimmung der Kraft, welche zum Abreißen eines Ankers erforderlich ist.

Magnetiseur, s. Magnetische Kuren.

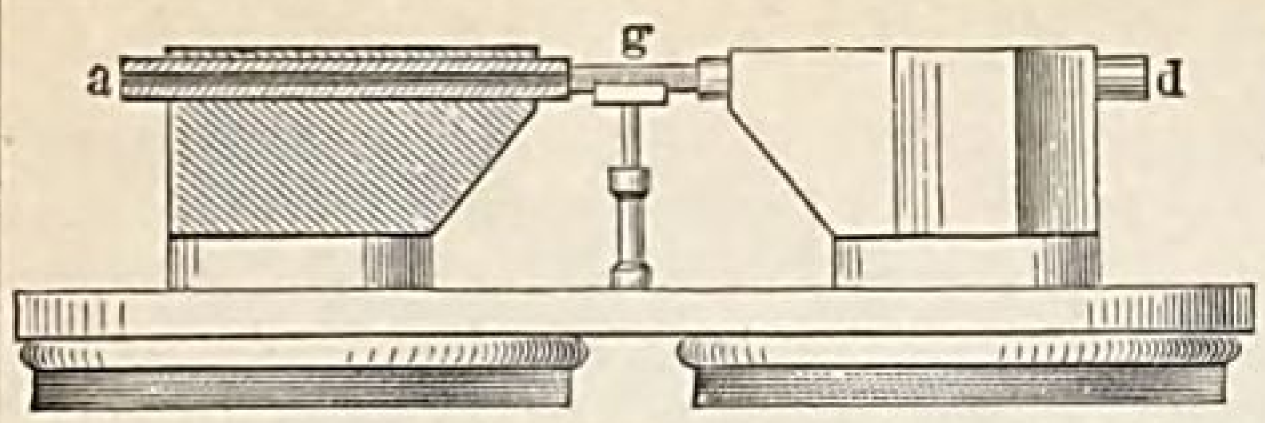
Magnetisieren, magnetisch machen (s. Magnetismus, bes. 746). Auch: jemand in magnetischen Schlaf versetzen (s. Magnetische Kuren).

Magnetisierungskurve, eine krumme Linie, welche den Zusammenhang zwischen der magnetisierenden Kraft (z. B. eines um einen Eisenkern herumgeführten elektrischen Stromes) und der bewirkten Magnetisierung (des Eisenkerns) graphisch darstellt. Die Kurve steigt anfangs fast geradlinig an, d. h. die Magnetisierung wächst bei kleiner magnetisierender Kraft ungefähr dieser proportional, dann folgt bei mittlern Kräften ein rascheres Ansteigen bis zu einem Wendepunkt, denn bei den höchsten Kräften wächst die Magnetisierung immer langsamer und nähert sich asymptotisch einem Maximalwert.

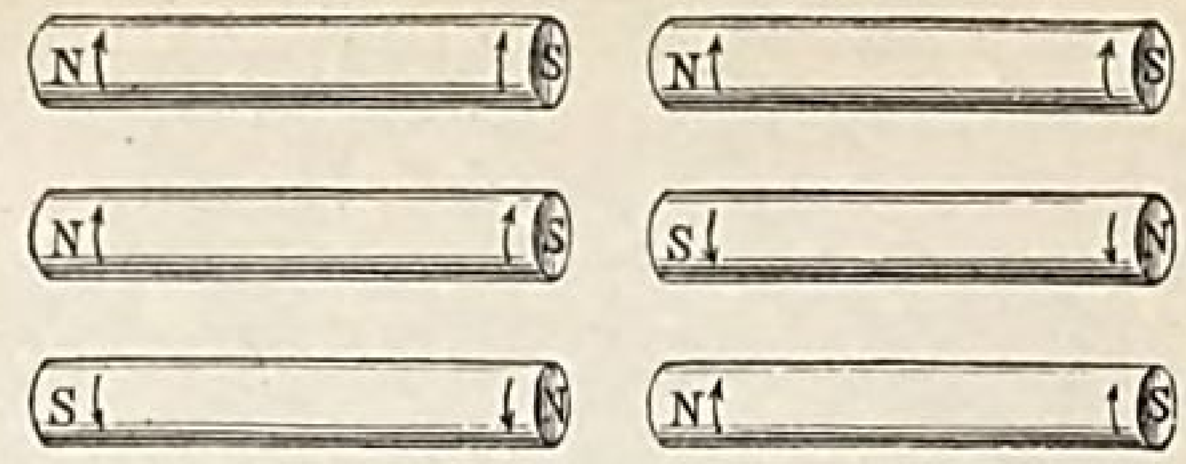
Magnetisierungsspirale, s. Galvanische Spirale.

Magnetisierungszahl, s. Magnetismus, S. 749.

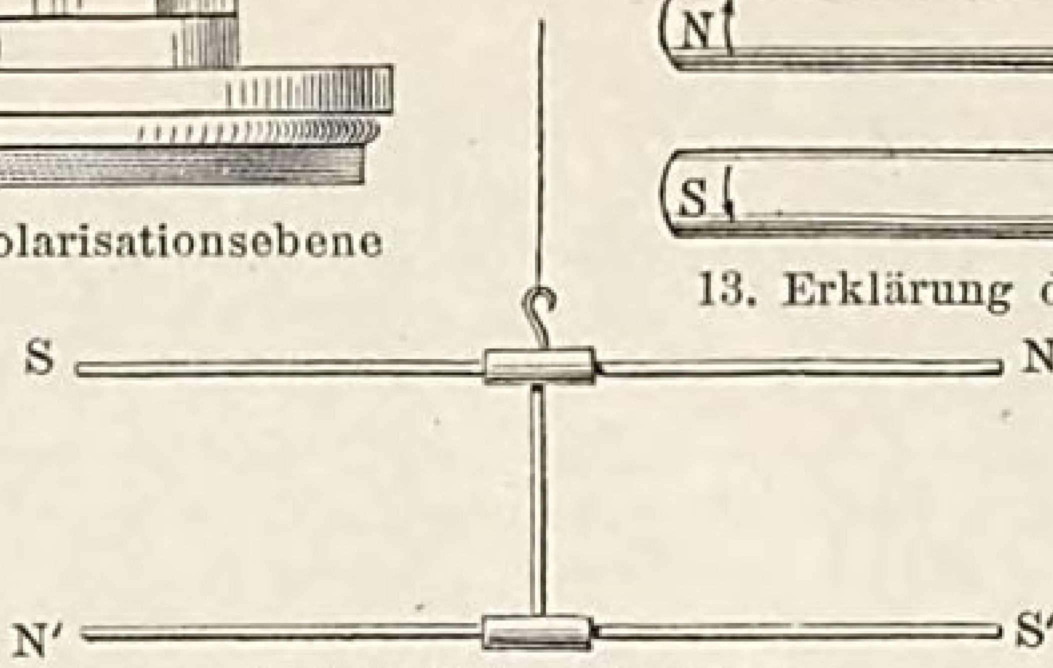
Magnetismus I.



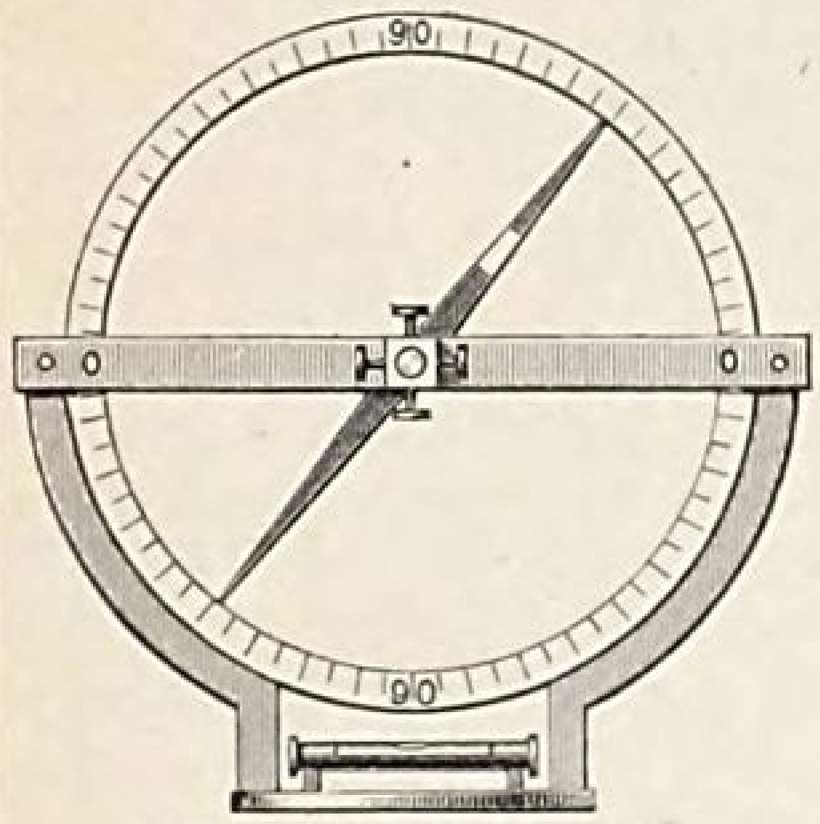
15. Diamagnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichts.



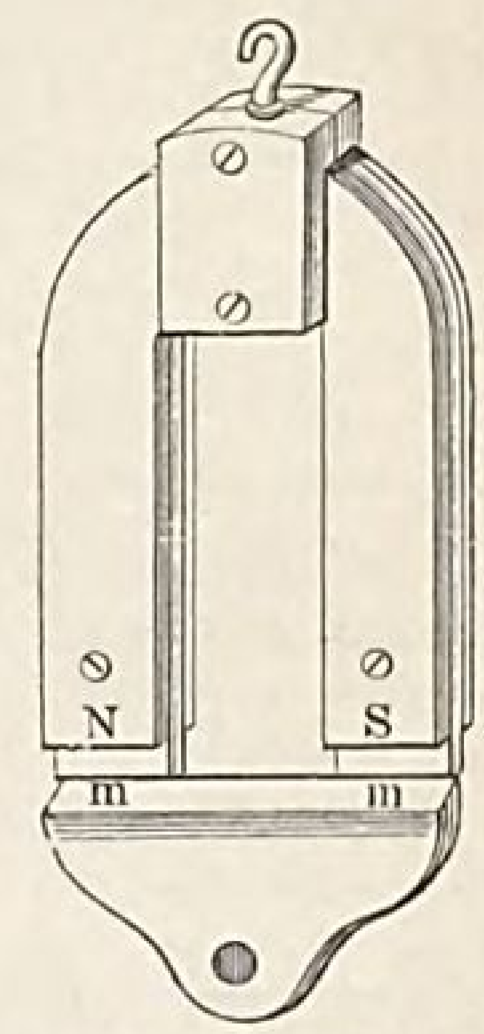
13. Erklärung des Magnetismus nach Ampère.



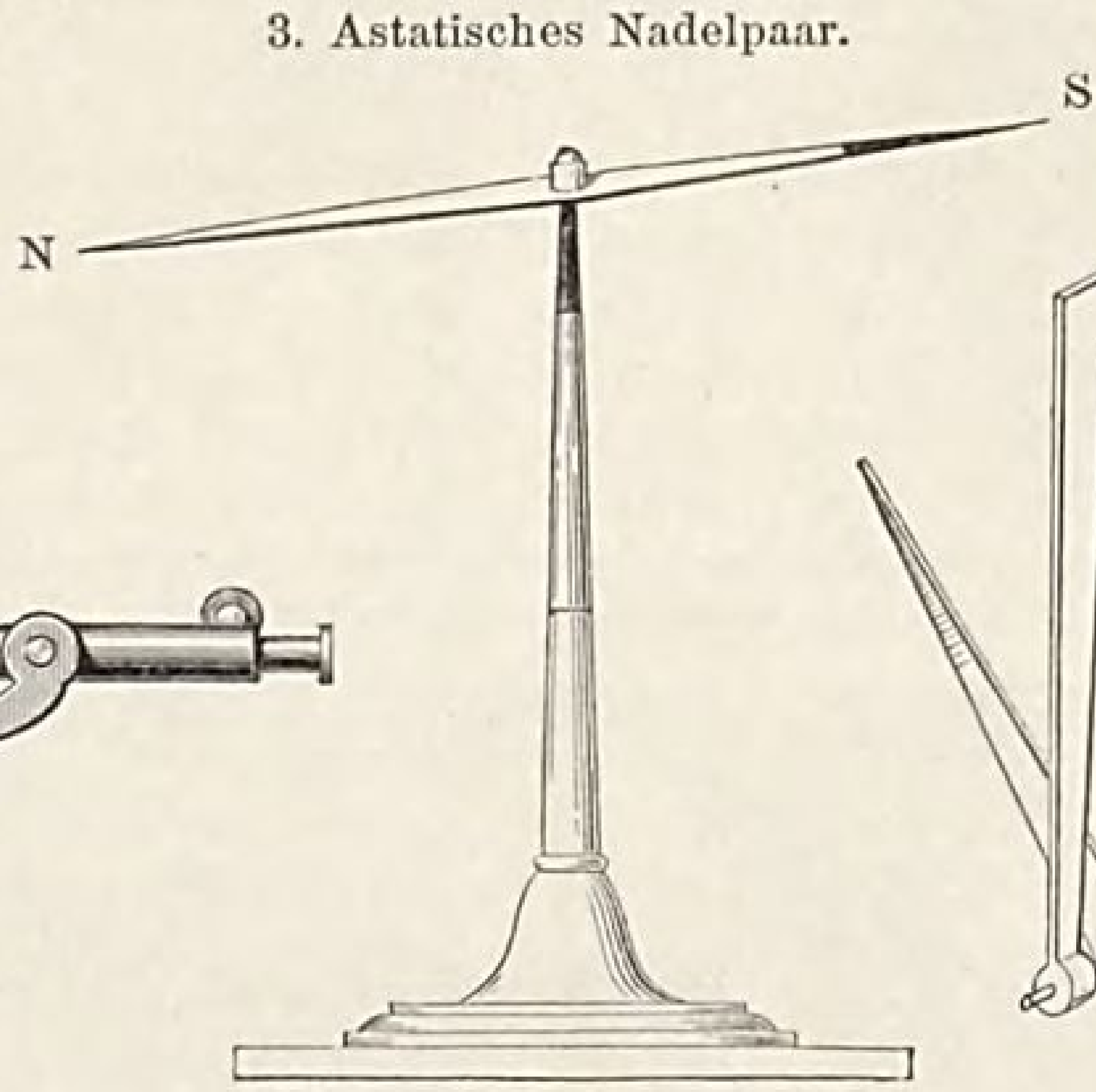
3. Astatisches Nadelpaar.



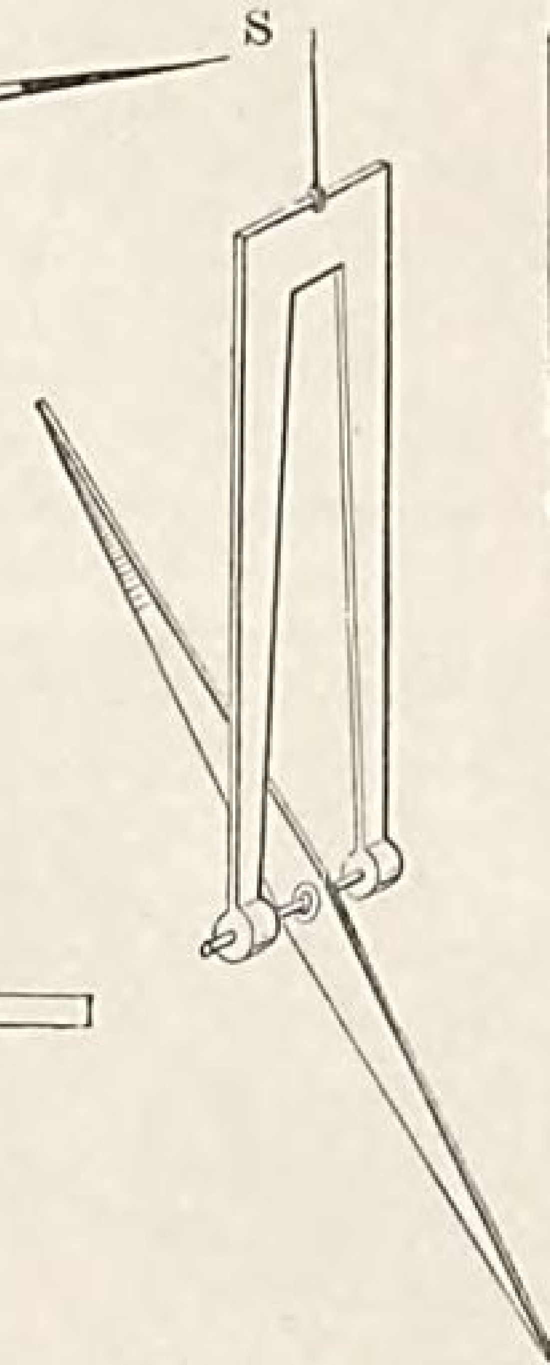
9. Inklinationsbussole.



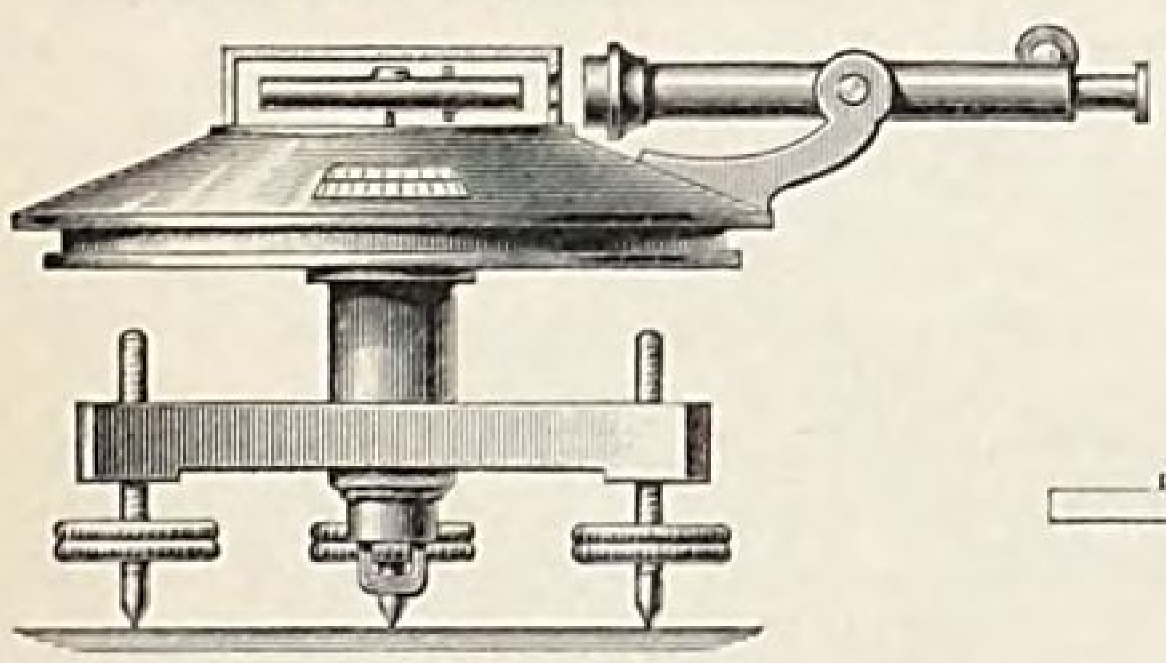
2. Magnetisches Magazin mit Anker.



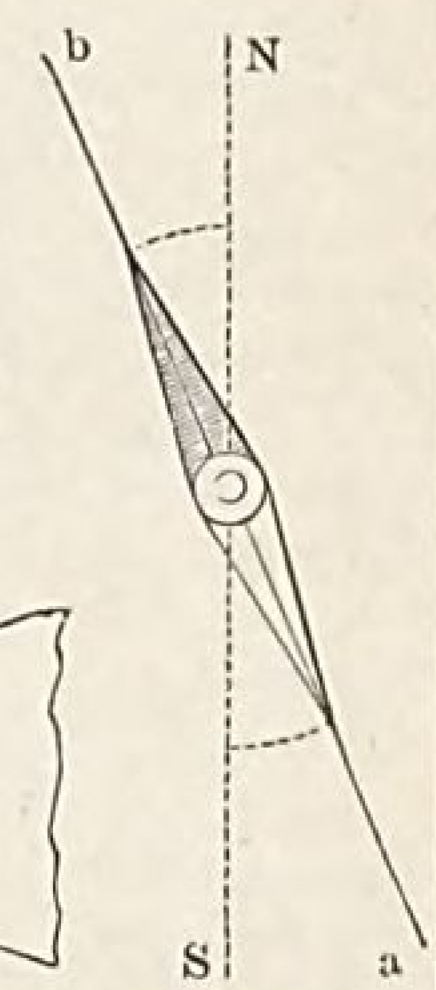
1. Magnetnadel.



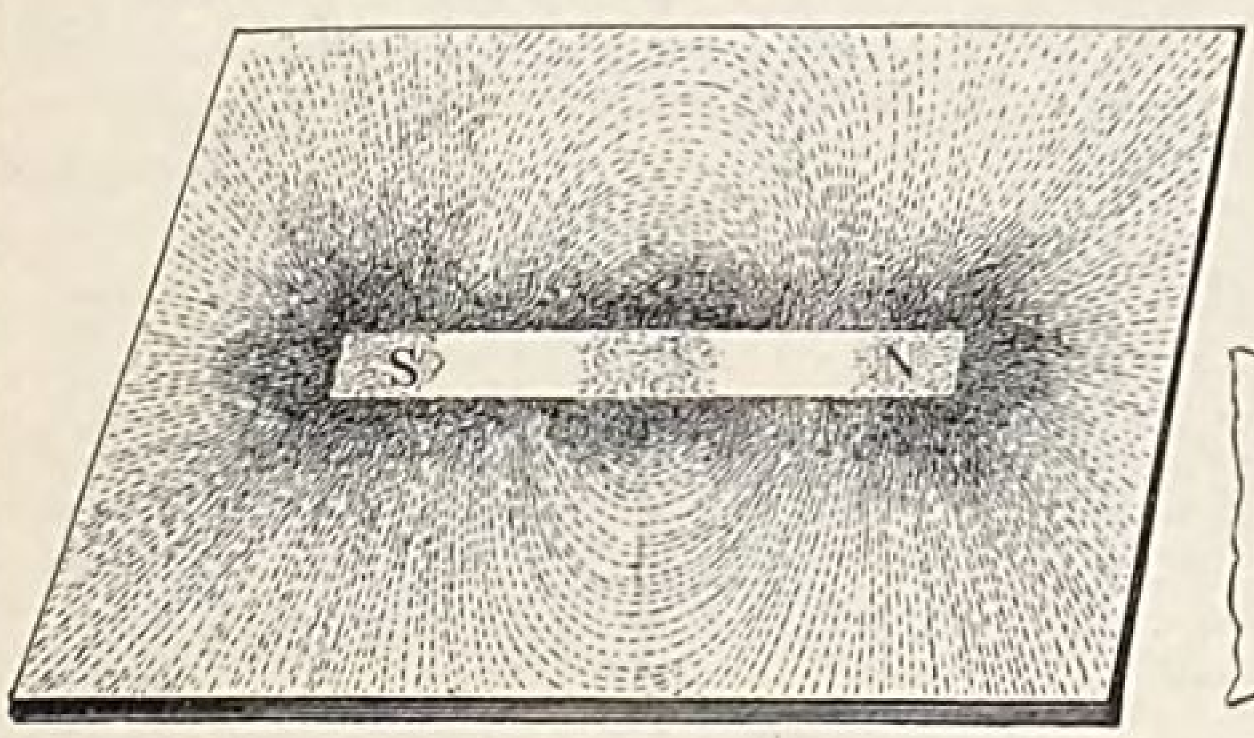
7. Inklinationsnadel.



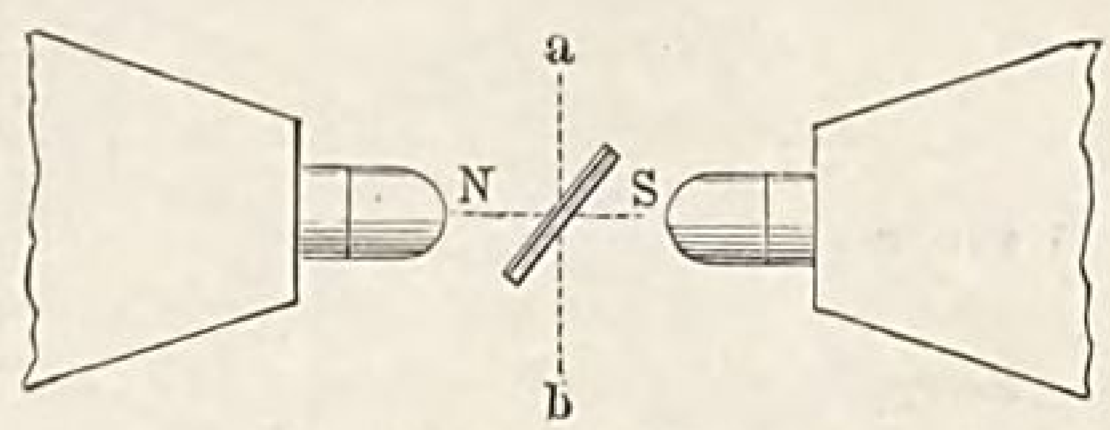
6. Deklinationsbussole.



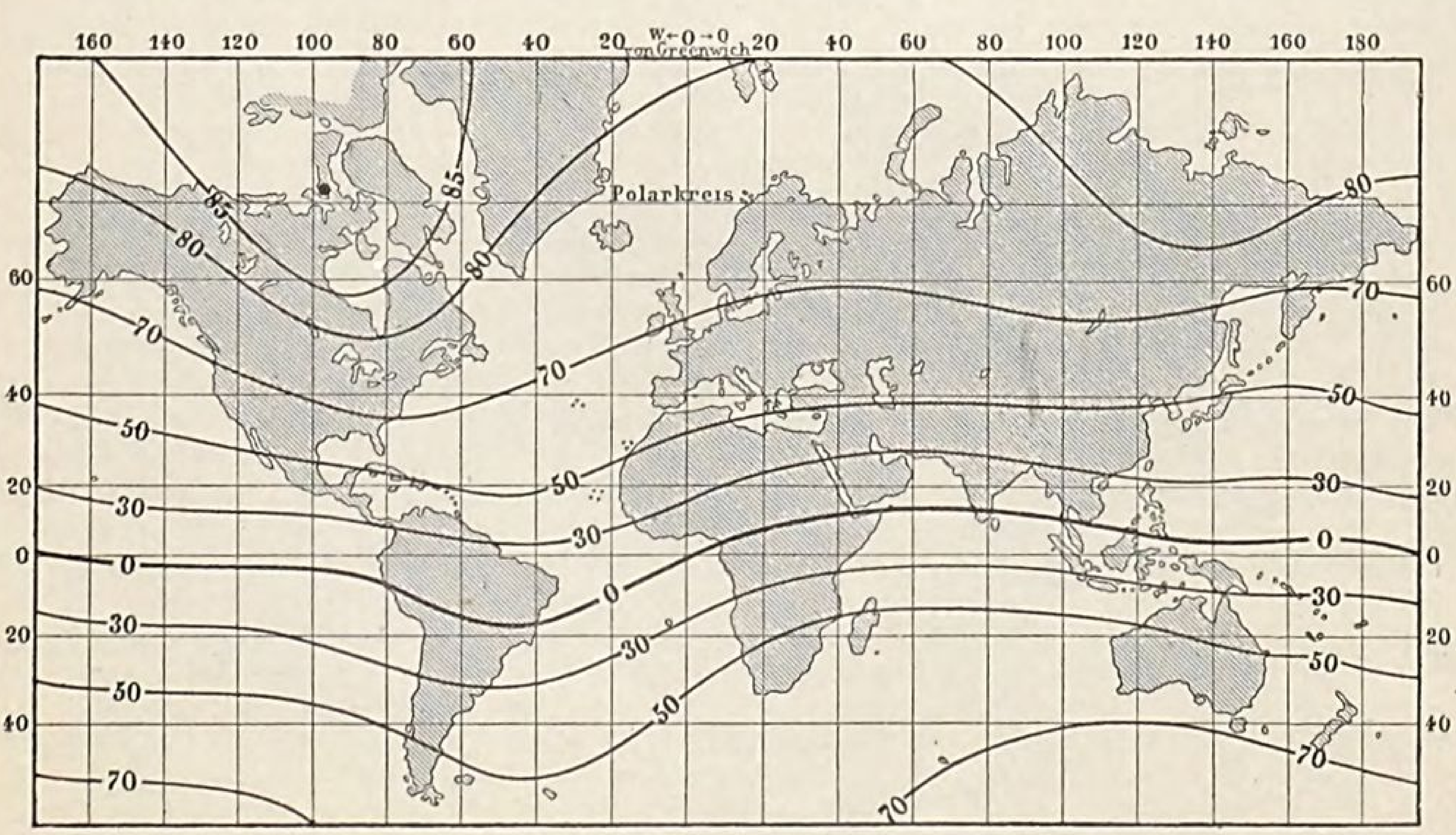
4. Deklinationsnadel.



12. Magnetische Kraftlinien.

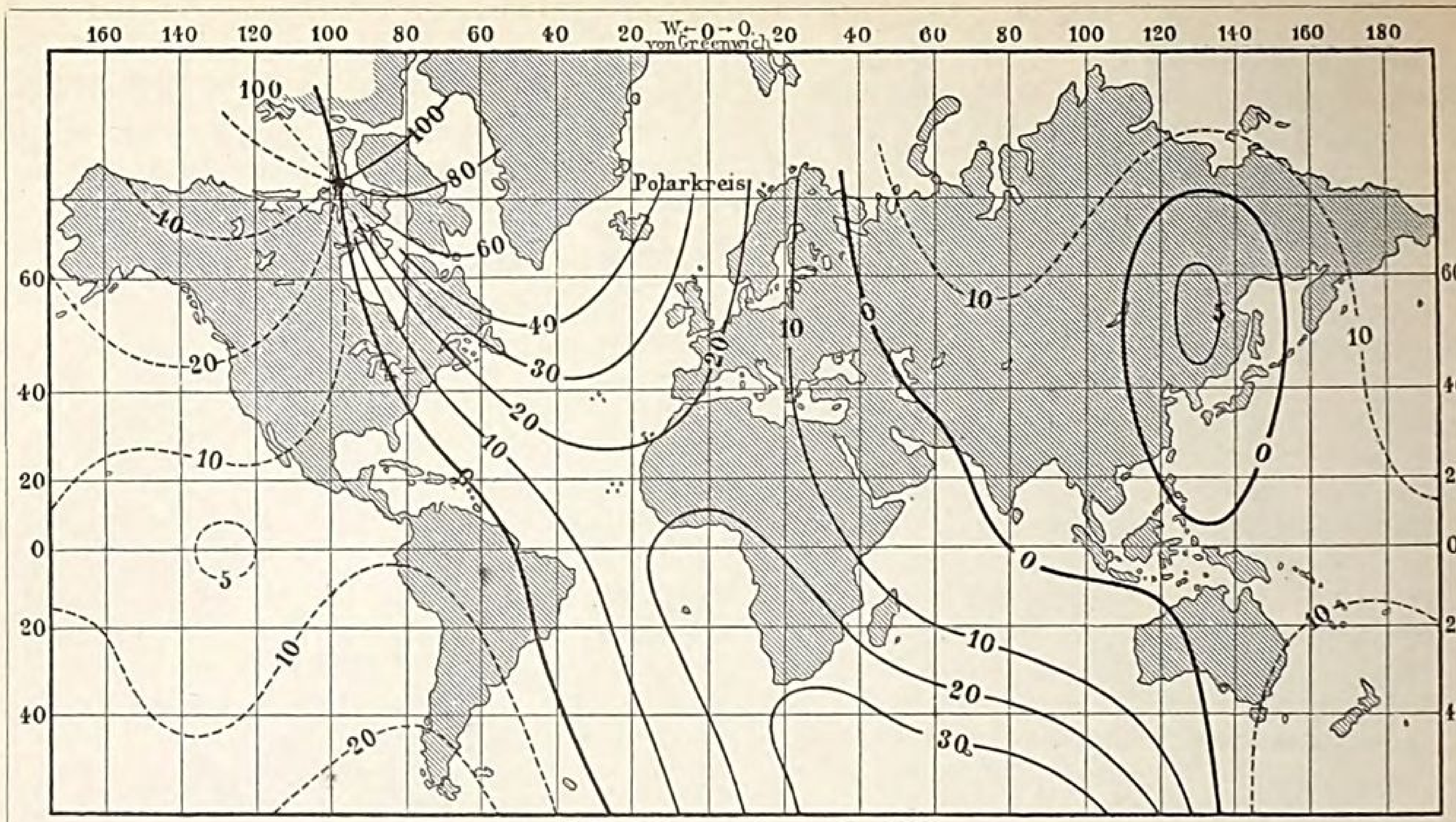


14. Diamagnetismus.

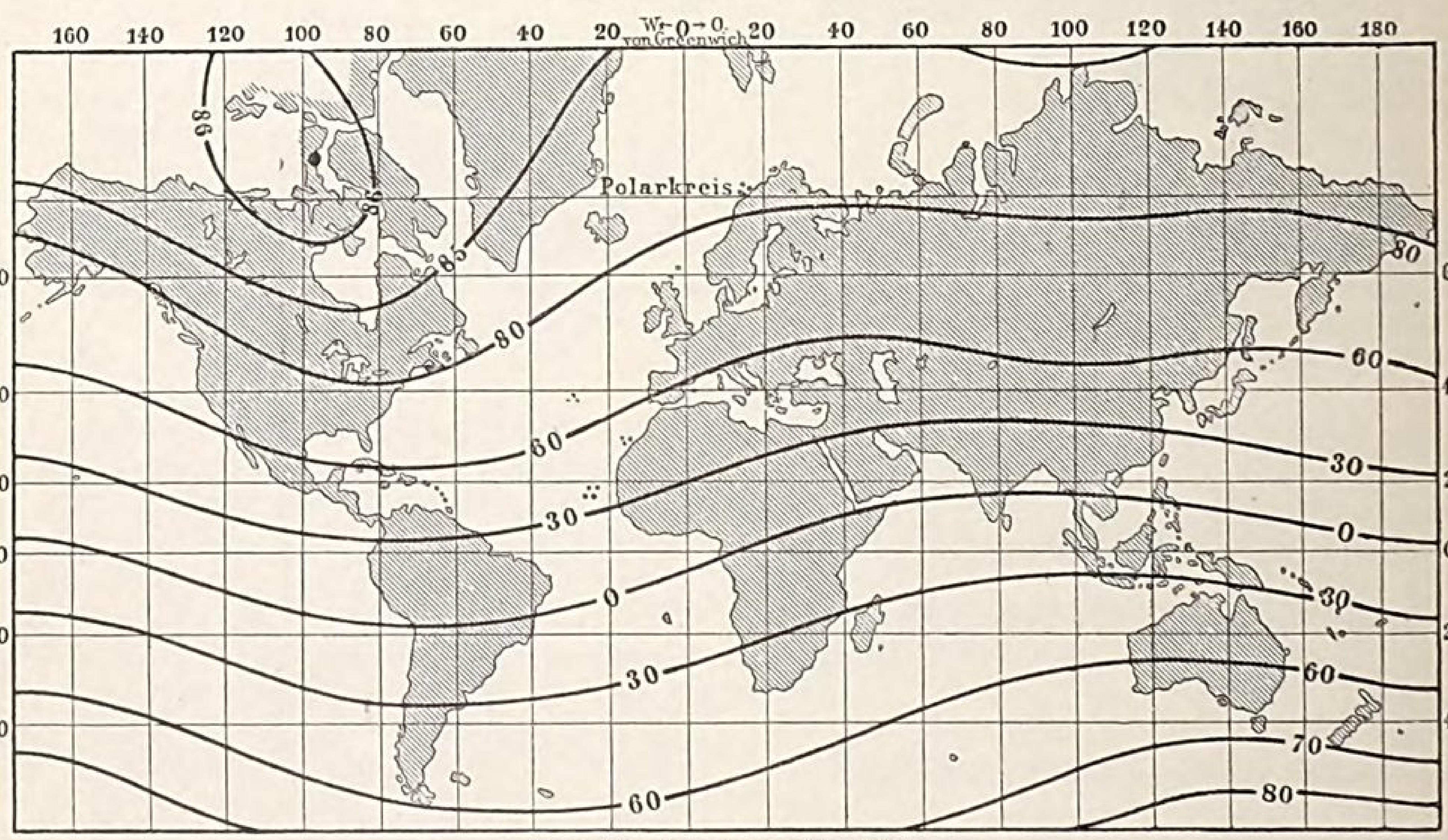


11. Magnetische Gleichgewichtslinien für 1835.

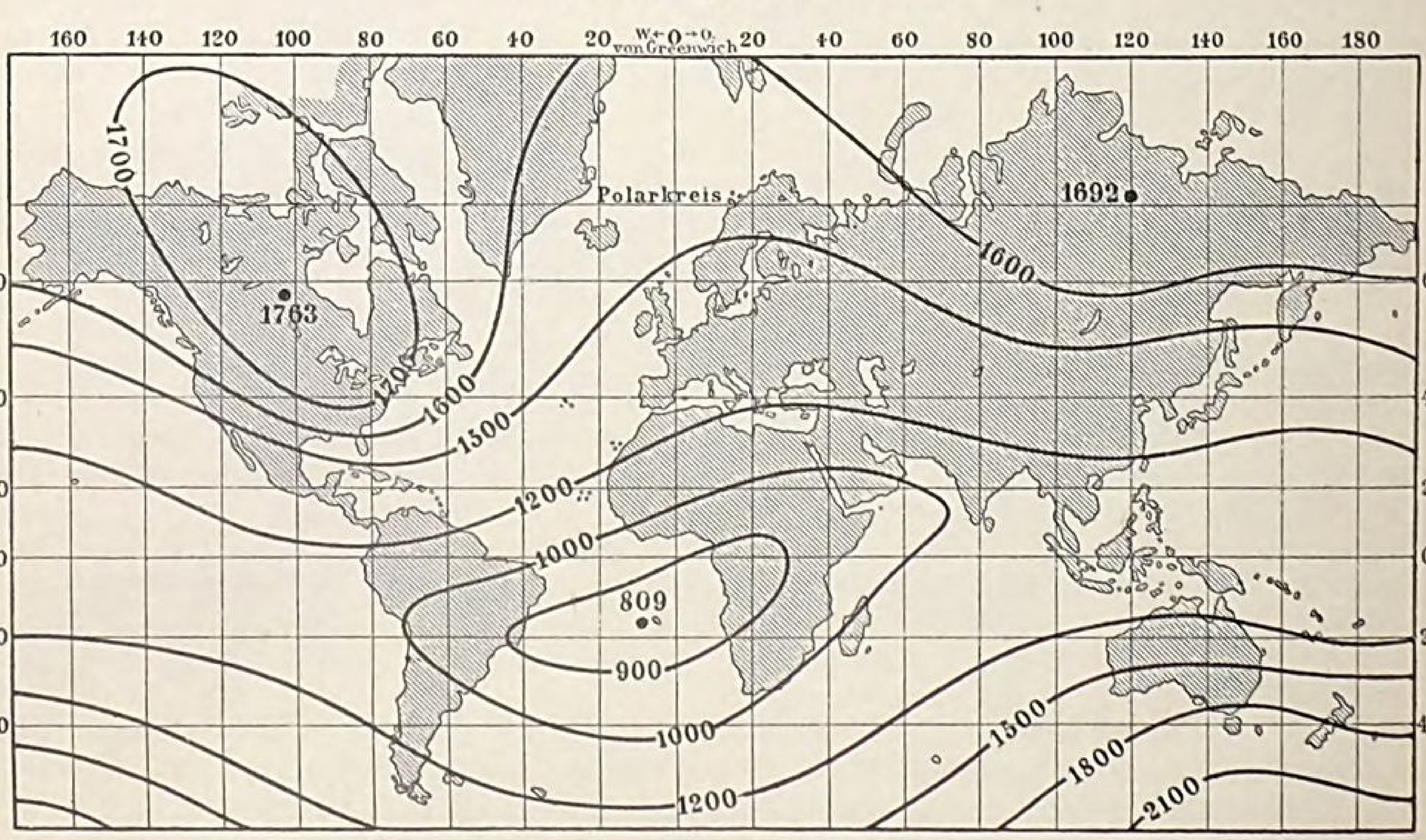
Magnetismus II.



5. Deklinationskarte für 1860.



8. Inklinationskarte für 1860.



10. Isodynamische Linien für 1835.

Magnetismus (griech., hierzu Tafel »Magnetismus I u. II«). Manche Stücke des natürlich vorkommenden Eisenoxyduloxyds (Magneteisensteins) besitzen die Eigenschaft, Eisenteilchen anzuziehen und festzuhalten. Man nennt diese Eigenschaft M., und ein Stück jenes Eisenerzes, welches sie besitzt, heißt ein *natürlicher Magnet*. Durch Berührung oder Bestreichen mit einem natürlichen Magnet kann man den M. vorübergehend auf Eisen und dauernd auf Stahl übertragen und letztern dadurch zu einem *künstlichen Magnet* machen. Bestreut man einen magnetisierten Stahlstab (*Magnetstab*) mit Eisenfeile, so bleibt dieselbe, Bärte bildend, vorzugsweise an seinen beiden Enden hängen, während gegen die Mitte zu immer weniger und in der Mitte selbst gar keine Eisenfeile haftet; die beiden Enden, an welchen sich die Anziehung am kräftigsten äußert, werden die *Pole*, die Mitte, wo keine Anziehung stattfindet, wird der *Äquator* oder die *indifferente Stelle* (*Indifferenzpunkt*) des Magnets genannt; die Verbindungslinie der beiden Pole heißt seine *magnetische Achse*. Wird ein Magnetstab in seiner Mitte an einem Kokonfaden aufgehängt, so daß er sich in horizontaler Ebene drehen kann, so stellt sich seine Achse, vermöge einer Einwirkung, welche die Erde als Ganzes auf ihn ausübt, in eine Richtung ein, welche von der Südnordrichtung nur wenig abweicht; derjenige seiner Pole, welcher sich stets nach Norden wendet, heißt deshalb der *Nordpol*, der entgegengesetzte der *Südpol*. Nähert man den Nordpol eines in der Hand gehaltenen dem Nordpol eines aufgehängten Magnets, so wird der letztere abgestoßen; ebenso stößt der Südpol des Handmagnets den Südpol des aufgehängten ab. Dagegen wird der Südpol des aufgehängten vom Nordpol des Handmagnets und ebenso der Nordpol des erstern vom Südpol des letztern angezogen. Es ergibt sich also das Gesetz: *gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an*. Bricht man einen Magnetstab mitten entzwei, so bildet jedes Bruchstück wieder einen vollständigen Magnet mit zwei gleich starken Polen, indem an der Trennungsstelle zwei neue Pole entstehen, von denen jeder dem bereits vorhandenen Pol des entsprechenden Bruchstücks entgegengesetzt ist; wie weit man diese Teilung auch fortsetzen mag, jedes noch so kleine Bruchstück eines Magnets erweist sich wieder als vollständiger Magnet. Dieses Verhalten führt zu der Annahme, daß jedes kleinste Teilchen oder Molekül eines Magnets selbst schon ein Magnet mit zwei entgegengesetzten Polen, ein sogen. *Molekularmagnet*, sei. Diese Annahme enthält keinen Widerspruch dagegen, daß die magnetische Wirkung nur an den Enden eines Magnetstabes sich offenbart, sondern gibt davon in befriedigender Weise Rechenschaft. Denkt man sich nämlich der Einfachheit wegen, ein dünnes Magnetstäbchen bestehe aus einer einzigen Reihe von Molekularmagneten, deren Achsen alle in derselben geraden Linie liegen, und deren gleichnamige Pole alle nach derselben Seite gewendet sind, so werden überall auf der ganzen Länge des Stabes zwei entgegengesetzte Pole der benachbarten Molekularmagnete zusammenstoßen, deren anziehende und abstoßende Wirkungen sich nach außen hin gegenseitig aufheben; nur an den beiden Enden des Stabes werden die freien Pole der letzten Moleküle wirksam bleiben.

Influenz, Koerzitivkraft, Anker.

Nähert man den Nordpol eines Magnets einem Stück weichen Eisens, so wird dasselbe sofort selbst zu einem Magnet, indem es an seinem nähern Ende einen Südpol, am entferntern einen Nordpol bekommt, und vermag jetzt selbst wieder ein zweites, dieses ein drittes etc. Eisenstückchen anzuziehen und zu tragen. Das Eisen wird vom Magnet eben darum angezogen, weil es unter seinem Einfluß (*Influenz, magnetische Induktion*) selbst zu einem Magnet wird, welcher dem genäherten Magnetpol seinen ungleichnamigen Pol zuwendet. Der M. des weichen Eisens verschwindet wieder, und die von ihm getragenen Eisenstückchen fallen sofort ab, wenn der influenzierende Magnetpol entfernt wird, oder überhaupt, sobald die magnetisierende Kraft aufhört. Anders verhält sich der Stahl: er wird nicht so leicht magnetisch wie weiches Eisen; ist er es aber durch die anhaltende Einwirkung eines Magnets geworden, so bleibt er magnetisch, auch wenn er von diesem getrennt wird. Die Kraft, mit welcher der Stahl der Magnetisierung widersteht, und welche ihn auch verhindert, den einmal angenommenen M. wieder zu verlieren, heißt die *Koerzitivkraft*. Am größten ist die Koerzitivkraft des härtesten und sprödesten Stahls, beim Anlassen nimmt sie ab und wird durch Erhitzen bis zur Rotglut und allmähliche Abkühlung so gering wie beim weichen Eisen. Graues Gußeisen, welches hell rotglühend gemacht und dann abgelöscht wird, gewinnt dadurch eine bedeutende Koerzitivkraft.

Um die Erscheinungen der magnetischen Influenz zu erklären, nehmen wir an, daß auch jedes unmagnetische Eisen- oder Stahlstück aus bereits fertig gebildeten Molekularmagnetchen bestehe, welche jedoch derart regellos gelagert sind, daß nach jeder Richtung ebenso viele Nord- wie Südpole sich wenden und deshalb ihre anziehenden und abstoßenden Wirkungen gegenseitig aufheben. Bei Annäherung eines Magnetpols drehen sich nun die Molekularmagnete so, daß sie ihre ungleichnamigen Pole dem influenzierenden Magnetpol zuwenden, und ebendadurch wird das Eisen- oder Stahlstück magnetisch. Während im Stahl die Moleküle der Drehung einen großen Widerstand (Koerzitivkraft) entgegensetzen, dagegen aber auch die neue Lage ebenso hartnäckig behaupten, kehren die Moleküle des Eisens, nachdem die magnetisierende Kraft aufgehört hat, ebenso leicht wieder in ihre frühere Lage zurück, wie sie dieselbe verlassen haben. Jedes Eisen- oder Stahlstück kann nur bis zu einem gewissen Grade, bis zur *Sättigung*, magnetisch gemacht werden, welche dann eintritt, wenn die Drehung sämtlicher Molekularmagnete erreicht ist.

Die gebräuchlichsten Formen der Stahlmagnete sind: der geradlinige Magnetstab, die *Magnetnadel*, ein dünnes Magnetstäbchen, welches gewöhnlich die Form einer langgestreckten Raute hat und in der Mitte mit einem Hütchen aus Achat oder Stahl versehen ist, welches auf eine Stahlspitze aufgesetzt werden kann (s. Tafel, Fig. 1); ferner der *Hufeisenmagnet*, dessen Pole, um sie gleichzeitig wirken lassen zu können, nebeneinander liegen. An die Pole wird ein Stück weiches Eisen, der *Anker* (die Armatur m m, Fig. 2), gelegt, welches selbst zu einem Magnet wird, der an den Polen des Hufeisenmagnets mit seinen ungleichnamigen Polen anliegt; da zur Bildung des Südpols des Ankers nicht nur der Pol N, sondern auch der Pol S des Magnets beiträgt, so ist die Magnetisierung des Ankers ungleich stärker, als wenn sie nur von dem einen Pol des Magnets bewirkt worden wäre. Da jeder Pol des Ankers bestrebt ist, nicht nur die bereits gedrehten magnetischen Moleküle in ihrer Richtung zu erhalten, sondern auch die noch nicht gedrehten zu

richten, so ist der angelegte Anker ein Mittel, nicht nur eine Schwächung des Magnets zu verhindern, sondern sogar eine allmähliche Kräftigung nicht gesättigter Magnete zu erzielen. Um denselben Vorteil auch bei Magnetstäben zu erreichen, legt man zwei gleiche Stäbe parallel so nebeneinander, daß der Südpol des einen nach derselben Seite gekehrt ist wie der Nordpol des andern, und verbindet ihre Enden durch zwei weiche Eisenstücke derart, daß sie mit den Stäben ein Rechteck bilden. Um stärkere Wirkungen zu erzielen, als durch einzelne Stäbe oder Hufeisen möglich ist, vereinigt man mehrere vorher magnetisierte Stahllamellen zu einem magnetischen Magazin (Lamellenmagnet, Blättermagnet, Fig. 2), indem man sie so aufeinander schichtet, daß ihre gleichnamigen Pole aufeinander zu liegen kommen, und sie durch Schrauben in dieser Lage befestigt.

Tragkraft, Strichmethoden.

Um die Tragkraft eines Hufeisenmagnets zu erproben, hängt man ihn an seiner Biegung auf und belastet den Anker mit Gewichten. Infolge der Influenz, welche beide Pole des Magnets auf den Anker ausüben, vermag ein Hufeisenmagnet weit mehr zu tragen als das Doppelte von dem, was ein Pol für sich tragen würde. Die Tragkraft wächst jedoch keineswegs im nämlichen Verhältnis wie die Masse eines Magnets, sondern ist nach Häcker der Kubikwurzel aus dem Quadrat seines Gewichts proportional. Ein Magnet von 60 g trägt das 25fache seines Gewichts, ein 100pfündiger nicht einmal das Dreifache und ein 1972pfündiger nur noch sein eignes Gewicht. Durch Abreißen des Ankers wird die Tragkraft bedeutend geschwächt, und nach öfterm Abreißen bleibt nur ein Anteil, die konstante Tragkraft, zurück, welche aber durch Stoßen, Fallenlassen &c. ebenfalls noch bedeutend geschwächt werden kann.

Wegen der großen Koerzitivkraft des Stahls reicht die bloße Berührung mit einem Magnet zu seiner Magnetisierung nicht hin, sondern öfteres Bestreichen ist erforderlich, indem man z. B., in der Mitte anfangend, mit der einen Hälfte des zu magnetisierenden Stabes oder Hufeisens 10—20mal über den Nordpol, mit der andern Hälfte ebenso oft über den Südpol eines kräftigen Magnets hinstreicht; natürlich erhält die am Nordpol gestrichene Hälfte einen Südpol und umgekehrt. Die verschiedenen künstlichen Strichmethoden, welche ersonnen wurden, um Stahlstäbe bis zur Sättigung zu magnetisieren, haben ihre Bedeutung verloren, seit man nach Entdeckung des Elektromagnetismus (s. d.) über ungleich größere magnetisierende Kräfte als früher gebietet. Ein Stahlstab kann sehr kräftig magnetisiert werden, indem man ihn in der oben angegebenen Weise an den Polen eines Elektromagnets streicht. Man kann einen Stahlstab aber auch unmittelbar mit Hilfe des Stromes magnetisieren, indem man ihn in eine Drahtrolle steckt und ihn darin, während der Strom durch den Draht fließt, einigemal hin und her zieht, endlich aber, wenn der Stab sich gerade wieder mit seinem mittlern Teil in der Rolle befindet, den Strom öffnet und den Stab herausnimmt. Wenn die Magnetisierung nicht richtig ausgeführt wird, bekommt der Magnet nicht bloß an seinen Enden, sondern auch an beliebigen Zwischenpunkten Pole, welche man Folgepunkte nennt.

Astasie, Erdmagnetismus, Deklination.

Hängt man in einiger Entfernung über einer Magnetnadel, welche sich unter dem Einfluß der Erde in die Südnordrichtung eingestellt hat, einen Magnetstab auf, so wird sich derselbe zur Nadel parallel stellen, und beide, Stab und Nadel, werden mit ihren Nordpolen nach Norden weisen. Wird die Nadel aus ihrer Stellung seitlich abgezogen und dann losgelassen, so kehrt sie rasch wieder dahin zurück. Senkt man nun den Magnetstab allmählich herab, so bemerkt man, daß bei einer gewissen Höhe des Stabes über der Nadel letztere das Bestreben, sich einzustellen, verliert und, wenn sie seitwärts abgezogen wird, nicht mehr in ihre frühere Stellung zurückkehrt. Senkt man den Magnetstab noch tiefer, so kehrt die Nadel ihre Stellung um und zeigt mit ihrem Nordpol nach Süden. Aus diesem Versuch geht hervor, daß die Wirkung der Erde auf die Magnetnadel durch einen in geeigneter Entfernung angebrachten Magnet neutralisiert werden kann. Nähert man nun von untenher der Magnetnadel einen Magnetstab, dessen Südpol nach Norden gerichtet ist, so bemerkt man, daß ihr Bestreben, sich mit dem Nordpol nach Norden zu wenden, zurückkehrt und bei einer gewissen Entfernung dieses zweiten Stabes dieselbe Größe erlangt wie bei alleiniger Wirkung der Erde. Daraus geht hervor, daß die Erdwirkung genau dieselbe ist wie die eines Magnets, dessen Nordpol nach Süden gewendet ist, und daß die Erde hinsichtlich ihrer Wirkung auf eine Magnetnadel als ein großer Magnet anzusehen ist.

Eine Magnetnadel, welche in der vorhin angegebenen Weise durch Annäherung eines Magnets mit gleichliegenden Polen der Wirkung des Erdmagnetismus entzogen ist, so daß sie nun jedem Impuls frei zu folgen vermag, heißt astatisch. Derselbe Erfolg wird erreicht, wenn man zwei ziemlich gleich starke Magnetnadeln (Fig. 3) so übereinander befestigt, daß die ungleichnamigen Pole übereinander liegen, und dieses astatische Nadelpaar frei schweben läßt.

Denkt man sich durch die magnetische Achse einer in horizontaler Ebene drehbaren Magnetnadel (Fig. 4), nachdem sich dieselbe unter dem Einfluß des Erdmagnetismus eingestellt hat, eine Vertikalebene (a b) gelegt, so ist diese der magnetische Meridian; derselbe macht mit dem astronomischen Meridian (S N) des Beobachtungsortes einen Winkel, welchen man die magnetische Deklination oder Abweichung nennt; die Deklination hat an verschiedenen Orten der Erdoberfläche ungleiche Werte und ist östlich oder westlich, je nachdem das Nordende der Nadel östlich oder westlich vom astronomischen Meridian liegt. In unsern Gegenden ist die Deklination westlich und beträgt gegenwärtig in Berlin ungefähr 10°. Einen Überblick über die Deklinationsverhältnisse der Erdoberfläche gewährt die Deklinationskarte (Fig. 5), auf welcher alle Orte gleicher Abweichung durch krumme Linien verbunden sind; diese Kurven gleicher magnetischer Deklination heißen Isogonen. Alle Isogonen laufen in zwei Punkten zusammen, von denen der eine im nordamerikanischen Eismeer in der Nähe der Melvillehalbinsel, der andre im Südlichen Eismeer südlich von Neuholland liegt, und welche als die magnetischen Pole der Erde anzusehen sind; der im N. gelegene ist ein magnetischer Südpol, der südliche ein magnetischer Nordpol. Eine Linie ohne Abweichung, d. h. eine solche, auf welcher die Richtung der Magnetnadel überall mit dem astronomischen Meridian zusammenfällt, schneidet die östliche Spitze von Brasilien ab, läuft im O. von Westindien durch den Atlantischen Ozean, um in der Gegend von Philadelphia in den Kontinent von Nordamerika einzutreten und durch die Hudsonbai hindurchzulaufen. Dann geht sie durch den magnetischen

Südpol und den geographischen Nordpol, durch das Weiße und Kaspische Meer, durchsetzt westlich von Vorderindien den Indischen Ozean, wendet sich sodann nach Neuholland, um endlich durch den magnetischen Nordpol und geographischen Südpol der Erde in sich selbst zurückzulaufen. Auf dem Atlantischen Ozean, in Europa und Afrika ist die Deklination überall eine westliche; auf der andern, durch die beschriebene Linie bezeichneten Erdhälfte ist die Deklination eine östliche, mit Ausnahme einer kleinen Strecke im östlichen Asien und dem angrenzenden Meer, wo eine zweite, in sich selbst zurücklaufende Linie ohne Abweichung vorkommt, in deren Innerm die Deklination wieder westlich ist.

Jeder zur Messung der Deklination bestimmte Apparat heißt Deklinatorium oder Deklinationsbussole. Einen einfachen Apparat dieser Art zeigt Fig. 6 der Tafel. Inmitten eines dosenartigen Gehäuses ist eine Magnetnadel auf eine Spitze aufgesetzt; an der Seite des Gehäuses, welches um eine vertikale Achse gedreht werden kann, ist ein Fernrohr angebracht, dessen Achse mit dem Durchmesser 0—180° des Teilkreises parallel läuft. Hat man den Apparat so gestellt, daß die Nadel über 0—180° steht, so fällt die Achse des Fernrohrs in den magnetischen Meridian; bringt man dagegen das Fernrohr in den astronomischen Meridian, so gibt die Nadel die Deklination an. Das Instrument kann natürlich auch zum Messen beliebiger Winkel benutzt werden (Feldbussole). Die zum Schiffsgebrauch dienende Deklinationsbussole heißt Kompaß (s. d.). Zu sehr genauen Deklinationsbestimmungen gebraucht man das Magnetometer u. den magnetischen Theodolit (s. Magnetometer).

Inklination.

Wird eine Magnetnadel, welche um eine horizontale, durch ihren Schwerpunkt gehende Achse drehbar ist (Fig. 7), so aufgestellt, daß ihre Drehungsebene in den magnetischen Meridian fällt, so nimmt ihre Achse eine zum Horizont geneigte Stellung an, und zwar neigt sich auf der nördlichen Halbkugel der Nordpol, auf der südlichen der Südpol der Nadel nach abwärts. Der Winkel, welchen die Achse der Nadel mit der Horizontalen bildet, heißt die magnetische Neigung oder Inklination. Dieselbe beträgt in Berlin gegenwärtig 67° und nimmt nach N. hin zu, bis sie am nördlichen Magnetpol selbst, welcher von Kapitän Roß unter 70° 5′ nördl. Br. und 96° 46′ westl. L. v. Gr. wirklich erreicht worden ist, = 90° wird; an den magnetischen Polen der Erde stellt sich also die Magnetnadel vertikal, weshalb der Schiffskompaß in hohen Breiten unbrauchbar wird. Die Verteilung der Inklination über die Erdoberfläche wird veranschaulicht durch die Inklinationskarte (Fig. 8), auf der die Orte mit gleicher Inklination durch je eine krumme Linie verbunden sind; diese Linien werden Isoklinen genannt. Die Nullisokline, längs welcher die Inklinationsnadel horizontal steht, verläuft in der Äquatorialzone teils diesseit, teils jenseit des geographischen Äquators; sie wird der magnetische Äquator der Erde genannt. Zur Bestimmung der Inklination dient die Inklinationsbussole (Inklinatorium, Fig. 9; das Instrument ist bestimmt, auf das Fußgestell der Deklinationsbussole [Fig. 6] gesetzt zu werden). Selbstthätig registrierende Instrumente heißen Magnetographen, speziell Deklinographen u. Inklinographen. Die Stellung der Inklinationsnadel gibt die Richtung an, nach welcher an jedem Orte die totale erdmagnetische Kraft wirkt. Die Wirkung des Erdmagnetismus auf eine Magnetnadel ist nur eine richtende und keineswegs eine fortbewegende; denn die entgegengesetzten Kräfte, welche jeder Erdpol auf die beiden Pole der Nadel ausübt, sind wegen der ungeheuern Entfernung des Erdpols von der Nadel einander gleich und parallel und bilden sonach ein Kräftepaar, welches nur eine drehende, nicht aber eine fortschreitende Bewegung hervorzubringen vermag. Entfernt man eine Magnetnadel, sei es eine Inklinations- oder Deklinationsnadel, ein wenig aus ihrer Gleichgewichtslage, so kehrt sie dahin zurück vermöge einer Reihe von Schwingungen, welche genau dieselben Gesetze befolgen wie die Schwingungen eines Pendels. Läßt man eine und dieselbe Magnetnadel an verschiedenen Orten der Erdoberfläche schwingen, so kann man aus der Anzahl der Schwingungen, welche sie in einer Sekunde macht, auf das Verhältnis der erdmagnetischen Kräfte an diesen Orten schließen; diese Kräfte verhalten sich nämlich wie die Quadrate der beobachteten Schwingungszahlen. Aus den Schwingungen einer Inklinationsnadel würde man auf diese Weise die ganze erdmagnetische Kraft oder die totale Intensität kennen lernen, während auf die Deklinationsnadel nur die horizontale Komponente der totalen Kraft oder die horizontale Intensität einwirkt. Da jedoch die Deklinationsnadel genauere Beobachtungen gestattet als die Inklinationsnadel, so zieht man es vor, mit Hilfe der erstern nur die horizontale Intensität direkt zu bestimmen, woraus sich alsdann die totale Intensität, wenn die Inklination bekannt ist, leicht berechnen läßt. Die Verteilung der totalen erdmagnetischen Kraft über die Erdoberfläche wird zur Anschauung gebracht durch die Linien gleicher Intensität oder die Isodynamen; das Kärtchen (Fig. 10) zeigt, daß die magnetische Intensität im allgemeinen vom Äquator gegen die Pole hin zunimmt; den größten Wert erreicht sie jedoch nicht an den magnetischen Polen selbst, sondern auf der nördlichen Halbkugel finden wir zwei Punkte höchster magnetischer Kraft, den einen in Nordamerika etwas westlich von der Hudsonbai, den andern im nördlichen Asien. Den beigeschriebenen Zahlen ist eine willkürliche Einheit zu Grunde gelegt.

Intensität, Potenzial, Variationen.

Die drei Größen: Deklination, Inklination und Intensität werden die Elemente des Erdmagnetismus genannt, weil durch sie Richtung und Größe der erdmagnetischen Kraft vollständig bestimmt sind. Gauß hat nun einen mathematischen Ausdruck aufgestellt, das magnetische Potenzial, aus welchem sich sämtliche drei Elemente mit Leichtigkeit berechnen lassen. Auch geben die Linien gleichen Potenzials oder die magnetischen Gleichgewichtslinien das einfachste Bild von den magnetischen Verhältnissen unsrer Erdoberfläche; aus ihrem Laufe läßt sich z. B. die Richtung der Deklinationsnadel an jedem Orte leicht erkennen, indem dieselbe stets rechtwinkelig zu den Gleichgewichtslinien steht. Denkt man sich auf diesem Kärtchen (Fig. 11) ein System von Linien gezogen, welche die Gleichgewichtslinien senkrecht durchschneiden, so erhält man die magnetischen Meridiane, während die Gleichgewichtslinien selbst als magnetische Parallelkreise aufgefaßt werden können.

Sämtliche Elemente des Erdmagnetismus behalten auch an einem und demselben Orte nicht den nämlichen Wert, sondern sind fortwährenden Schwankungen unterworfen, welche teils unregelmäßig und plötzlich, teils regelmäßig und periodisch eintreten; die erstern heißen Störungen, die letztern Variationen. Die

täglichen Variationen der Deklination zeigen in unsern Gegenden im allgemeinen folgenden Gang: Um 8 Uhr morgens hat die Magnetnadel ihre östlichste Stellung, dann bewegt sich ihr Nordende ziemlich rasch gegen W. und erreicht seinen westlichen Wendepunkt zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags, um sodann wieder nach O. zurückzugehen, was in den Nachmittags- und Abendstunden rascher geschieht als in den Nachtstunden. Der Winkel zwischen dem östlichsten u. westlichsten Stande der Magnetnadel beträgt nur wenige Bogenminuten und ist im Sommer (13—15′) größer als im Winter (8—10′). Abgesehen von diesen täglichen Variationen sind aber auch die Mittelwerte der erdmagnetischen Elemente noch säkularen Variationen unterworfen, welche zwar sehr langsam erfolgen, aber, indem sie im Laufe der Jahre in gleichem Sinne fortschreiten, allmählich zu beträchtlicher Größe anwachsen. So war z. B. in Frankreich 1580 die Deklination 11° 30′ östlich, nahm sodann beständig ab und wurde 1663 gleich Null; von jener Zeit an wurde sie westlich, bis sie 1814 mit 22° 34′ ihr westliches Maximum erreichte; seitdem nimmt die westliche Deklination wieder ab. In Deutschland beträgt ihre jährliche Abnahme im Durchschnitt 6½ Minuten; in Berlin war sie während des vorigen Jahrhunderts im Zunehmen begriffen, erreichte 1805 ihren größten westlichen Wert von 18° und beträgt gegenwärtig nur noch 10°. Auch die Inklination zeigt sowohl tägliche als säkulare Änderungen; in Paris betrug sie 1671 noch 75°, seitdem hat sie fortwährend abgenommen bis zu ihrem gegenwärtigen Werte von 65°. Ebenso ist auch die Intensität sowohl täglichen als säkularen Variationen unterworfen. Die Variationen der Deklination werden mittels des Magnetometers, diejenigen der Intensität mittels des Bifilarmagnetometers bestimmt; beide Instrumente wurden von Gauß angegeben (s. Magnetometer). Die täglichen Variationen stehen offenbar mit dem täglichen Gange der Sonne in Beziehung; die Ursache der säkularen Variationen kennt man nicht. Von den Störungen (magnetische Gewitter) weiß man, daß sie mit Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, namentlich aber mit der Erscheinung des Nordlichts in innigem Zusammenhang stehen. Dieselben treten oft über weite Ländergebiete gleichzeitig ein, was namentlich durch die Beobachtungen des von Humboldt angeregten und von Gauß geleiteten Magnetischen Vereins bestätigt wurde, dessen Mitglieder an verschiedenen Orten an vorausbestimmten Terminen 24 Stunden lang den Gang der Deklinationsinstrumente von 5 zu 5 Minuten nach Göttinger Zeit beobachteten.

Eine Eisenstange, welche man in die Inklinationsrichtung hält, wird durch den Einfluß des Erdmagnetismus magnetisch, und zwar bekommt sie oben einen Südpol, unten einen Nordpol. Kehrt man die Stange um, so sind auch sogleich die Pole umgekehrt. Gibt man dem Stabe eine andre Richtung, so ist die auf ihn ausgeübte magnetisierende Wirkung der Erde um so geringer, je größer der Winkel ist, den er mit der Inklinationsrichtung bildet, und verschwindet ganz, wenn er auf ihr senkrecht steht. Auf vertikale Stäbe, deren Richtung in unsern Gegenden von derjenigen der Inklinationsnadel nur wenig abweicht, ist der magnetisierende Einfluß der Erde noch ziemlich bedeutend. Stahlstäbe, in der Richtung der Inklinationsnadel oder auch nur vertikal gehalten, werden dauernd magnetisch, namentlich wenn man sie in dieser Stellung hämmert. Erschütterungen scheinen nämlich die Drehung der Molekularmagnetchen zu befördern. Daraus erklärt es sich, daß fast alle Werkzeuge in der Werkstatt eines Schlossers Magnete sind. Auch chemische Einwirkungen scheinen das Magnetischwerden zu begünstigen; Eisenstangen, welche in vertikaler Stellung rosten, werden dauernd magnetisch.

Coulombs Gesetz.

Die Kraft, mit welcher zwei Magnetpole sich gegenseitig anziehen oder abstoßen, ist dem Quadrat ihrer Entfernung umgekehrt proportional. Dieses Grundgesetz des M. wurde von Coulomb nach zwei Methoden experimentell nachgewiesen. Erstlich durch die Schwingungen einer kleinen Magnetnadel, welche an einem Kokonfaden aufgehängt war; bringt man dieselbe ein wenig aus ihrer Gleichgewichtslage, so schwingt sie unter dem Einfluß des Erdmagnetismus. Nähert man nun ihrem Südpol den Nordpol eines sehr langen Magnetstabes, dessen Südpol demnach so weit entfernt ist, daß seine Wirkung auf die Nadel außer acht gelassen werden kann, so schwingt sie jetzt unter dem vereinigten Einfluß der Erde und des genäherten Magnetpols. Bestimmt man die Schwingungszahlen bei verschiedenen Abständen des Pols und berechnet daraus nach dem bereits oben angeführten Gesetz die jedesmal wirksame Kraft, so findet man, daß die vom Pole allein geübte Anziehung bei doppelter Entfernung nur noch ¼, bei dreifacher nur ⅑ ꝛc. beträgt. Bei der zweiten Methode kam die Drehwage (s. d.) zur Anwendung. Ein Magnetstäbchen hängt an einem Drahte, dessen oberes Ende durch Umdrehung einer Scheibe um einen meßbaren Winkel gedreht werden kann. Wäre das Stäbchen nicht magnetisch, so würde es der Drehung folgen, ohne daß der Draht eine Drillung oder Torsion erleidet. Da aber das Stäbchen seiner Entfernung aus dem magnetischen Meridian widerstrebt, so erleidet der Draht eine Torsion, und das Stäbchen nimmt stets diejenige Stellung an, daß sein magnetisches Moment dem Torsionsmoment des Drahtes das Gleichgewicht hält. Nähert man nun seinem einen Pol einen gleichnamigen Magnetpol, der es in die Gleichgewichtslage zurückzutreiben strebt, so muß man, um dies zu verhindern, dem Draht eine neue Torsion erteilen. Bestimmt man hierzu die nötige Torsion für verschiedene Entfernungen des Magnetpols, so läßt sich, da die Kraft, mit welcher der Draht in seine Gleichgewichtslage zurückzukehren strebt, stets der Größe der Torsion proportional ist, die in jedem Fall wirksame Abstoßungskraft leicht berechnen. Auch diese Versuche bestätigen die Richtigkeit des obigen Gesetzes. Aus diesem Gesetz, welches für die Wechselwirkung zweier Pole gilt, folgt, daß die gegenseitige Einwirkung zweier vollständiger Magnete, deren Entfernung im Verhältnis zu ihren Dimensionen groß ist, der dritten Potenz ihrer Entfernung umgekehrt proportional ist. Die leicht durchzuführende experimentelle Bestätigung dieser Folgerung liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit des Grundgesetzes. Die Kraft zwischen zwei Magnetpolen ist außerdem noch von der Stärke der Pole bedingt. Man nimmt an, daß Kraft und Polstärke einander proportional sind. Die Wechselwirkung zweier Magnetpole ist demnach dem Produkt ihrer Polstärken proportional. Als Einheit der Polstärke wurde diejenige festgesetzt, welche auf einen gleich starken Pol in der Entfernung 1 (1 cm) die Kraft 1 (1 Dyne) ausübt. Hiernach wird die Kraft F, welche zwischen zwei Magnetpolen von den Stärken m und m^1 in der Entfernung r wirksam ist, wie folgt

ausgedrückt: $F = \frac{mm^1}{r^2}$, wobei die Polstärke als positiv oder negativ gerechnet wird, je nachdem der Pol ein Nord- oder Südpol ist. Die Polstärke nennt man auch *Magnetismusmenge* (*magnetische Menge*).

Magnetfeld. Kraftlinien. Potenzial. Moment.

Der Raum um einen Magnet, auf welchen sich dessen magnetische Wirkung erstreckt, heißt das *magnetische Feld*. Dasselbe erstreckt sich eigentlich ins Unendliche, kann aber dort als rings begrenzt angesehen werden, wo nach dem Coulombschen Gesetz die magnetische Kraft wegen zu großer Entfernung unmerklich geworden ist. Die in einem Punkte des Feldes auf einen dort befindlichen Magnetpol von der Polstärke 1 wirkende Kraft heißt die *Feldstärke* in diesem Punkte. Eine kleine, um ihre Mitte allseitig drehbare Magnetnadel stellt sich an jeder Stelle des Feldes in die Richtung der dort herrschenden Kraft ein. Führt man sie stets in der Richtung, nach welcher sie mit ihrem Nordpol weist, durch das Feld weiter, so beschreibt ihre Mitte eine (im allgemeinen gekrümmte) *Kraftlinie* (*magnetische Kurve*), welche, vom Nordpol des Magnets ausgehend und in seinem Südpol endigend, in jedem ihrer Punkte die Richtung der magnetischen Kraft angibt. Man kann die Kraftlinien im Felde eines Magnets sichtbar machen, wenn man auf ein über ihn gebreitetes Blatt steifen Papiers Eisenfeilspäne siebt. Die Spänchen werden unter dem Einfluß des Magnets selbst zu kleinen Magneten, die sich längs der Kraftlinien aneinander reihen (Fig. 12). Denken wir uns einen vereinzelten magnetischen Nordpol von der Stärke 1 in irgend einem Punkte des Feldes, so wird er längs der durch diesen Punkt gehenden Kraftlinie in unendliche Ferne (oder überhaupt bis an die Grenze des Feldes) fortgestoßen. Dabei leistet die magnetische Kraft eine Arbeit von bestimmter Größe; ebenso groß ist die Arbeit, welche aufgewendet werden muß, um den Magnetpol von der äußersten Grenze des Feldes wieder nach dem Ausgangspunkt zurückzuschaffen. Diese Arbeit ist das Maß der in diesem Punkte des Feldes herrschenden magnetischen Wirkungsfähigkeit oder potenziellen Energie; man nennt sie das *magnetische Potenzial* in diesem Punkte. Eine Fläche, welche durch alle Punkte gleichen Potenzials geht, heißt eine *Äquipotenzialfläche* oder *Niveaufläche*. Die Niveauflächen durchschneiden die das Feld durchziehenden Kraftlinien überall senkrecht. Längs einer Niveaufläche herrscht keine magnetische Kraft und kann daher ein Magnetpol ohne Arbeitsaufwand verschoben werden. Dagegen ist Arbeit zu leisten, um einen Magnetpol der magnetischen Kraft entgegen von einer Niveaufläche auf eine andre zu schaffen. Die Linien, welche wir oben als magnetische Meridiane bezeichneten, sind die Magnetkraftlinien der Horizontalintensität des Erdmagnetismus, und die daselbst erwähnten Gleichgewichtslinien die Durchschnittslinien der zugehörigen Niveauflächen mit der Erdoberfläche. Ein Magnetfeld, in welchem die Feldstärke überall gleich und gleichgerichtet ist, in welchem also alle Kraftlinien unter sich parallel laufen, heißt *homogen* oder *gleichartig*. Das magnetische Feld der Erde kann an jedem Orte innerhalb nicht zu weiter Ausdehnung als homogen angesehen werden; seine Kraftlinien sind parallel der Inklinationsrichtung, seine Feldstärke gleich der örtlichen Totalintensität. In einem homogenen Felde werden die Pole eines Magnetstabes von entgegengesetzt parallelen gleichen Kräften angegriffen, die ein Kräftepaar bilden, welches nur eine drehende, nicht aber eine fortschreitende Bewegung des Stabes bewirken kann. Ist m die Polstärke und F die Stärke des Feldes, so ist Fm die an jedem Pole wirkende Kraft; bezeichnet ferner l die Länge des Magnetstabes, und steht derselbe senkrecht zu den Kraftlinien, so ist l der Hebelarm des Kräftepaares und Fml sein Drehungsmoment. Das Produkt ml, d. h. das Drehungsmoment, das ein zu den Kraftlinien senkrecht stehender Magnetstab in einem homogenen Felde von der Stärke 1 erfährt, heißt das *magnetische Moment* des Stabes.

Die Polstärke, welche auf jeder Endfläche eines Stabes aus magnetisierbarem Material pro Flächeneinheit in einem Magnetfeld hervorgerufen wird, ist der Stärke F des Feldes porportional, also gleich kF, wenn k einen für die Substanz des Stabes charakteristischen Zahlenwert, die *Magnetisierungszahl*, bedeutet. Für weiches Eisen ist k = 32, für Eisenglanz 0,15. Diese Zahl k, welche das Verhältnis des an einer Stelle des Magnetfeldes in der Volumeneinheit induzierten magnetischen Moments zu der dort herrschenden Feldstärke ausdrückt, ist das Maß für die *magnetische Empfänglichkeit* (*Kapazität, Suszeptibilität*) der magnetisierbaren Substanz. *Magnetomotorische Kraft*, s. Magnetischer Widerstand

Theorien.

Zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen hat man angenommen, daß es zwei unwägbare *magnetische Flüssigkeiten* (*Fluida*), eine nordmagnetische und eine südmagnetische, gebe, denen man die Eigenschaft zuschreibt, daß die Teilchen derselben Flüssigkeit einander abstoßen, daß dagegen Anziehung stattfindet zwischen den Teilchen der einen und denjenigen der andern Flüssigkeit. Diese Hypothese kann nicht den Anspruch erheben, über die Natur des M. Aufschluß zu geben; sie hat vielmehr nur die Bedeutung einer bildlichen Ausdrucksweise, welche uns den Überblick über die Erscheinungen und die Beschreibung derselben erleichtert, und wird von den Physikern heutzutage auch nur noch in diesem Sinne angewendet.

Eine andre Theorie des M., welche alle magnetischen Erscheinungen auf die Wirkungen elektrischer Ströme zurückführt, hat *Ampère* aufgestellt. Nachdem derselbe nämlich erkannt hatte, daß zwei Stromleiter sich anziehen oder abstoßen, je nachdem sie in gleicher oder entgegengesetzter Richtung vom Strom durchflossen werden, und daß eine von Elektrizität durchströmte Drahtspirale (*Solenoid*) sich einem Magnet, der Erde oder einer zweiten durchströmten Spirale gegenüber ganz wie ein Magnetstab verhält, nahm er an, daß jedes Eisenmolekül unaufhörlich von einem kleinen Kreisstrom umflossen werde, von denen jeder nach den Gesetzen der Elektrodynamik (s. d.) einen kleinen Magnet darstellt, dessen Pole zu beiden Seiten des Kreisstroms in der Achse liegen, die man sich senkrecht durch die Mitte des Kreises gelegt denken kann. In einem unmagnetischen Eisenstab haben die Ebenen dieser Kreisströme die verschiedensten Lagen und heben deswegen ihre Wirkungen nach außen gegenseitig auf. Führt man nun einen elektrischen Strom um den Eisenstab, so richtet derselbe die Molekularströme gleichlaufend mit sich und folglich deren Achsen parallel zur Achse des Eisenstabes; der Stab ist jetzt magnetisch (zu einem *Elektromagnet*, s. d.) geworden und hat seinen Südpol nach der Seite gewendet, von welcher aus betrachtet sowohl der magnetisierende Strom als auch die Molekularströme des Eisens in der Richtung des Uhrzeigers kreisen. Während die Molekularströme

des weichen Eisens nach Aufhören der magnetisierenden Ursache in ihre frühern Lagen zurückkehren, behaupten diejenigen des Stahls dauernd die ihnen einmal gegebene Richtung. Die Ströme, welche die innern Moleküle eines Magnets umkreisen, können nach außen keine bemerkbare magnetische Wirkung ausüben, weil in Bezug auf jeden solchen innern Kreisstrom alle benachbarten Ströme so laufen, daß sie die Wirkung desselben aufheben; vielmehr können nur die Ströme, welche die an dem Umfang des Stabes liegenden Moleküle umfließen, und zwar nur in den nach auswärts gewendeten Teilen ihrer Bahn, die vom Stabe ausgehende magnetische Wirkung verursachen. Diese Ströme kann man sich aber ersetzt denken durch geschlossene Ströme, welche den ganzen Stab rings umlaufen, und sonach wäre ein Magnetstab vergleichbar mit einer vom Strom durchlaufenen Drahtspirale. Das Gesetz der Pole erklärt sich alsdann aus dem Bestreben der Ströme in den beiden aufeinander wirkenden Magneten, sich parallel und gleich zu richten (Fig. 13). Ebenso wird eine Magnetnadel durch den elektrischen Strom abgelenkt, weil die sie umkreisenden Ströme sich parallel mit dem Strom im Leitungsdraht zu stellen suchen. Auch der Erdmagnetismus ist nach dieser Theorie nichts weiter als die Wirkung von elektrischen Strömen, welche die Erde in stets veränderlicher Richtung und Stärke, aber im allgemeinen von O. nach W. umkreisen. Die tägliche Periode der magnetischen Variationen scheint darauf hinzudeuten, daß diese Erdströme thermoelektrischen Ursprungs sind.

Diamagnetismus.

Bringt man ein Stäbchen von Wismut, welches, an einem Kokonfaden aufgehängt, horizontal schwebt, zwischen die Pole eines sehr kräftigen Elektromagnets (Fig. 14, von oben gesehen), so wird es von beiden Polen abgestoßen und stellt sich daher rechtwinkelig (a b) zur Verbindungslinie der beiden Pole (äquatorial), während ein Eisenstäbchen sich natürlich in die Verbindungslinie (N S) der beiden Pole (axial) gestellt hätte. In Bezug auf dieses Verhalten lassen sich alle Körper in zwei Gruppen teilen: die magnetischen (auch »paramagnetische« genannt) werden vom Magnet angezogen und stellen sich axial, die übrigen werden abgestoßen und stellen sich äquatorial; letztere wurden von Faraday, der diese Erscheinung entdeckte, diamagnetisch genannt. Außer Eisen, Nickel und Kobalt, deren magnetische Eigenschaften schon längst bekannt waren, erwiesen sich noch Mangan, Chrom, Cer, Titan, Palladium, Platin, Osmium sowie fast alle Eisenverbindungen als magnetisch, als diamagnetisch dagegen vorzüglich Wismut, sodann Antimon, Zink, Zinn, Blei, Silber, Kupfer, Gold ꝛc. Um Flüssigkeiten zu prüfen, füllt man sie in dünnwandige Glasröhren, oder man stellt sie in einem Uhrglas über die sehr genäherten Pole eines starken Elektromagnets; im letztern Fall bilden sie unebene Oberflächen, und zwar häufen sich »magnetische Flüssigkeiten« über den Kanten der Pole an und bilden kleine Hügel, während diamagnetische Flüssigkeiten sich nach der axialen Richtung ausdehnen und nach der äquatorialen zusammenziehen; in der Mitte zwischen den beiden Polen bildet sich alsdann statt des frühern Bergrückens ein in der äquatorialen Richtung sich hinziehendes Thal. Kerzenflammen sind in höherm Grade diamagnetisch als die umgebende Luft; sie werden von den Magnetpolen abgestoßen und nehmen in äquatorialer Richtung eine verbreiterte Gestalt an. Die Gase sind diamagnetisch, Sauerstoffgas aber verhält sich gegen alle andern Gase magnetisch, d. h. es ist weniger diamagnetisch als sie. Wie Plücker zuerst gezeigt hat, üben die Kristallisationsverhältnisse auf die diamagnetischen Erscheinungen einen wesentlichen Einfluß aus. Eine parallel zur Kristallachse geschliffene Turmalinplatte stellt sich axial, wenn jene Achse senkrecht steht, dagegen äquatorial, wenn ihre Achse horizontal liegt. Aus Versuchen mit kristallisiertem Wismut ergab sich, daß die Hauptspaltungsebene sich äquatorial zu stellen strebt, so daß ein Stäbchen aus kristallisiertem Wismut, dessen Längsrichtung auf dieser Ebene senkrecht steht, sich axial stellt. Faraday nennt diese Richtung des kristallisierten Wismuts, welche sich axial zu stellen strebt, die Magnetkristallachse. Plücker bezeichnet als magnetische Kristallachsen solche durch die Kristallform bedingte feste Richtungen, nach welchen die magnetische oder diamagnetische Polarität unabhängig von der Lage der magnetisierenden Pole auftritt.

Die hierher gehörigen Erscheinungen faßt man als Kristallmagnetismus zusammen. Weber erklärt den Diamagnetismus durch molekulare Ströme, die aber nicht, wie diejenigen der magnetischen Körper, bereits fertig gebildet sind und durch einen genäherten Magnet bloß seinen eignen Strömen gleichgerichtet werden, sondern welche durch den genäherten Magnet erst hervorgerufen oder, wie man sagt, induziert werden. Nähert man einem Magnetpol einen Leiter, z. B. einen Kupferstab, so werden in diesem Ströme induziert, welche den Ampèreschen Strömen entgegengesetzt sind. Diese Ströme sind jedoch von sehr kurzer Dauer, denn indem sie durch die Masse des Kupfers von Molekül zu Molekül übergehen, haben sie einen Leitungswiderstand zu überwinden, durch welchen ihre Energie sehr bald erschöpft wird. Außer diesen durch die Masse des Leiters sich fortpflanzenden gewöhnlichen Induktionsströmen erregt der Magnet aber auch noch kleine Kreisströme um dessen Moleküle, welche den Molekularströmen des Magnets ebenfalls entgegengesetzt sind, aber, weil sie beim Umkreisen des Moleküls keinem Widerstand begegnen, so lange fortdauern, bis infolge einer neuen Induktion neue entgegengesetzte Molekularströme entstehen, welche die ältern aufheben. Da nun diese Molekularströme denjenigen des Magnets entgegengesetzt sind, so sieht man, daß nach den elektrodynamischen Gesetzen Abstoßung eintreten muß. Die induzierten Molekularströme können sich auch in Nichtleitern bilden, welche einen Übergang der Elektrizität von einem Molekül zum andern und daher das Entstehen gewöhnlicher Induktionsströme nicht gestatten; Glas, Schwefelkohlenstoff und andre Nichtleiter zeigen sich in der That stark diamagnetisch. Die erste diamagnetische Erscheinung, welche Faraday beobachtete, war die Drehung der Polarisationsebene des Lichtes (s. Polarisation) durch den M. Bringt man nämlich zwischen die Halbanker eines kräftigen Elektromagnets (Fig. 15), welche in axialer Richtung (a d), um hindurchsehen zu können, durchbohrt sind, ein Stück (g) von Faradays »schwerem Glas« (kieselborsaurem Blei), so erleidet die Polarisationsebene eines durch dies Glasstück hindurchgeschickten linearpolarisierten Lichtstrahls eine Drehung und zwar in der Richtung, nach welcher der positive Strom den Elektromagnet umkreist. Auch an andern durchsichtigen, festen und flüssigen Körpern beobachtet man die magnetische Drehung der Polarisationsebene, wenn auch in geringerm Grade. Denselben Erfolg erzielt man auch ohne Magnet, wenn man einen elektrischen Strom in Spiralwindungen um die durchsich-

tigen Körper herumleitet. Zwischen der magnetischen Drehung der Polarisationsebene und derjenigen Drehung, welche manchen Körpern (den zirkular polarisierenden) von Natur eigen ist, besteht übrigens ein wesentlicher Unterschied. Geht nämlich ein Strahl durch ein von Strömen umkreistes diamagnetisches Mittel, so wird die Polarisationsebene, wie erwähnt, nach der Richtung der Ströme gedreht, und man erhält mithin eine Drehung nach rechts oder nach links, je nachdem der Strahl in der einen oder in der andern Richtung durch das Mittel hindurchgeht. Bei zirkular polarisierenden Körpern erhält man dagegen stets eine Drehung nach derselben Seite, gleichviel nach welcher Richtung man durch den Körper hindurchblickt. Wird daher der einfallende Strahl am andern Ende des zirkular polarisierenden Mittels so reflektiert, daß er auf demselben Wege zurückkehrt, so beobachtet man gar keine Drehung, weil die beiden hintereinander erfolgten Drehungen, absolut genommen, entgegengesetzt waren. Bei der Drehung durch den Strom werden dagegen beide Drehungen, wieder absolut genommen, in gleichem Sinn erfolgen, und der Effekt wird durch die Reflexion verdoppelt. Nach Wiedemanns Untersuchungen ist die Drehung der Polarisationsebene der Stärke des Stromes oder der magnetisierenden Kraft proportional und nimmt zu mit der Brechbarkeit der Strahlen. Bei gleicher magnetisierender Kraft ist die Drehung in verschiedenen Stoffen sehr verschieden: in Lösungen von Salzen mit diamagnetischem Radikal ist das Drehungsvermögen fast durchgängig größer als für Wasser, dagegen ist es kleiner als für Wasser in Lösungen von Salzen mit magnetischem Radikal, so daß letztern Salzen ein negatives Drehungsvermögen zuzuschreiben ist. Auch bei der Reflexion eines polarisierten Lichtstrahls an der polierten Fläche eines Magnetpols wird die Polarisationsebene gedreht. Zur Erklärung des Diamagnetismus kann man sich auch vorstellen, daß die diamagnetischen Körper im Magnetfeld schwächer magnetisch werden als das umgebende Mittel, z. B. die Luft oder der leere Raum (Äther), und sich deshalb (nach Analogie des Archimedischen Prinzips) äquatorial einstellen, wie eine in eine Glasröhre eingeschlossene verdünnte Lösung von Eisenchlorid, die, von Luft umgeben, sich magnetisch erweist, dagegen in eine stärkere Eisenchloridlösung getaucht diamagnetisch erscheint. Die diamagnetischen Körper haben negative Magnetisierungszahlen: Wismut —0,0000015, Wasser —0,0000001.

Geschichtliches.

Der Magnetstein hat nach Lukrez seinen Namen von der Stadt Magnesia, wo ihn die Griechen zuerst gefunden haben sollen. Plinius erzählt von einem Hirten, Magnes, der auf dem Berg Ida mit den eisernen Nägeln seiner Sohlen und der eisernen Spitze seines Hirtenstabes auf einem magnetischen Stein festgehalten wurde. Die Alten scheinen die Kunst verstanden zu haben, den natürlichen Magnet zu armieren und dadurch zu verstärken. Das Geheimnisvolle, welches in dem Stein liegt, wurde namentlich von den Priestern vielfach ausgenutzt. Die Richtkraft des Magnets war wenigstens den Chinesen schon sehr lange bekannt; sie benutzten magnetische Wagen, auf denen der magnetische Arm einer Menschengestalt unausgesetzt nach Süden wies, um sicher den Landweg durch die Grasebenen der Tatarei zu finden. Im 3. Jahrh. nach unsrer Zeitrechnung segelten schon chinesische Fahrzeuge im Indischen Ozean nach magnetischer Südweisung. 400 Jahre vor Columbus kannten die Chinesen bereits die Deklination. In Europa wird der Magnetstein zuerst gegen Ende des 11. Jahrh. von Are Frode in seiner Geschichte von der Entdeckung Islands erwähnt; man scheint den natürlichen Magnet an einem Faden aufgehängt zu haben und nannte ihn Leitstein (engl. leadstone). Gilbert erzählt, daß nach Flavius Blondus zuerst ums Jahr 1300 die Amalfitaner in Neapel den Schiffskompaß konstruiert und angewendet hätten, und zwar nach der Anleitung des Flavio Gioja; doch sei es wahrscheinlicher, daß die Kenntnis des Kompasses um das Jahr 1260 durch Paulus Venetus aus China nach Italien gebracht sei. Jedenfalls war der Seekompaß im südlichen Europa schon zu Anfang des 13. Jahrh. bekannt. 1266 kannte man auch in Norwegen die Magnetnadel, und wenige Jahre später wußte man, daß ungleichnamige Pole sich anziehen. In einem Briefe von Peter Adsiger wird ausführlich von der Deklination gesprochen, die später Columbus mit großer Bestürzung 200 Leguas von der Insel Ferro entfernt von neuem entdeckte. Columbus war der erste, welcher die Beobachtung machte, daß die Deklination an verschiedenen Orten ungleich stark ist. Genauere Bestimmungen der Deklination wurden erst um die Mitte des 16. Jahrh. gemacht, und 1543 entdeckte Georg Hartmann in Nürnberg die Inklination. Er fand auch das Gesetz der ungleichnamigen Pole und das Magnetischwerden eines Eisenstäbchens unter dem Einfluß des Erdmagnetismus. 1590 beobachtete Cäsar in Rimini den M. einer auf einem Kirchturm verrosteten Eisenstange. Um den M. zu erklären, hat man lange abenteuerliche Vorstellungen gehegt, und besonders glaubte man an nordische Magnetberge, denen kein Schiff sich nähern dürfe, ohne zu zerschellen, indem die Nägel durch den Magnet aus dem Holz herausgezogen würden. Erst Gilbert verwies 1600 diese Vorstellung ins Reich der Fabeln. Daß die Deklination sich an demselben Orte mit der Zeit ändere, wurde in London und Paris nachgewiesen, und 1722 entdeckte Graham auch die täglichen Variationen. Halley, der sich um die Theorie des M. sehr verdient gemacht hat, entwarf 1699 die isogonischen Linien, die übrigens schon Burrus gezogen haben soll. Die neuern Arbeiten über den M. knüpfen sich an die Namen Euler, Humboldt, Hansteen, Gauß, Weber, Lamont. Der Diamagnetismus wurde 1845 von Faraday entdeckt, neben welchem als Forscher auf diesem Gebiet noch Plücker, Weber, Tyndall, Wiedemann und Verdet zu nennen sind. — Über den sogen. tierischen oder Lebensmagnetismus s. Magnetische Kuren. Vgl. Lamont, Handbuch des M. (Leipz. 1867); Airy, Über den M. (a. d. Engl., Berl. 1874); Ferrini, Technologie der Elektrizität und des M. (deutsch, Jena 1878); Maxwell, Lehrbuch der Elektrizität und des M. (deutsch von Weinstein, Berl. 1883, 2 Bde.); Kleyer, Lehrbuch des M. und des Erdmagnetismus (Stuttg. 1885); Mascart und Joubert, Lehrbuch der Elektrizität und des M. (deutsch von Levy, Berl. 1886—88, 2 Bde.); Jamieson, Elemente des M. und der Elektrizität (deutsch, Leipz. 1891); Gauß, Intensitas vis magneticae terrestris (Götting. 1833); Gauß u. Weber, Atlas des Erdmagnetismus (Leipz. 1840); Lamont, Handbuch des Erdmagnetismus (Berl. 1849); Derselbe, Astronomie und Erdmagnetismus (Stuttg. 1851); C. Naumann, Die Erscheinungen des Erdmagnetismus in ihrer Abhängigkeit vom Bau der Erdrinde (das. 1887); Eschenhagen, Erdmagnetismus (in der »Anleitung zur deutschen Landes- u. Volksforschung«, das. 1889);

Neumayer, Atlas des Erdmagnetismus (mit Text, in Berghaus' »Physikalischem Atlas«, Gotha 1891).

Magnetit, soviel wie Magneteisenerz.

Magnetkies (Pyrrhotin, rhomboedrischer Eisenkies), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert hexagonal in sechsseitigen Tafeln oder kurzen Säulen, kommt meist derb oder eingesprengt vor, durch schalige Zusammenhäufung blätterig erscheinend, oder körnig, auch dicht, ist bronzegelb, tombakartig angelaufen, Härte 3,5—4,5, spez. Gew. 4,54—4,64, magnetisch, bisweilen polarisch, besteht aus Schwefeleisen Fe_6S_7 bis $Fe_{11}S_{12}$ mit 38,4—40 Proz. Schwefel. M. findet sich häufig auf Erzlagern im kristallinischen Schiefergebirge, so auf den Kupferkieslagern Skandinaviens, aber auch mit Bleiglanz, Blende und andern Schwefelmetallen u. Mineralien (Kupferberg, Breitenbrunn, Auerbach, Kongsberg) oder auch nur mit Schwefelkies (Walcheren, Kallwang in Steiermark), mit Blende (Bodenmais u. a. O.) in selbständigen Lagern, auch auf Magneteisenlagern; ebenso auf Erzgängen im Gneis (Freiberg u. a. O. im Erzgebirge), im Urschiefer und im Übergangsgebirge (Cornwall, Andreasberg am Harz); eingesprengt im Granit (Barèges in den Pyrenäen), im Serpentin, Diorit 2c., in den Blasenräumen basaltischer Gesteine (Kyklopeninsel in Sizilien) und in Meteorsteinen (Juvenas). Man benutzt den M. auf Eisenvitriol und in der Schwefelsäurefabrikation.

Magnetkristallachse, s. Magnetismus, S. 750.

Magnetmaschine, s. Magnetelektrische Maschine.

Magnetnadel, s. Magnetismus, S. 745, u. Kompaß.

Magnetograph, s. Registrierapparate.

Magnetometer (griech.), Instrument zur genauen Bestimmung der Richtung der horizontalen Magnetnadel, besteht im wesentlichen aus einem an ungedrehten Seidenfäden aufgehängten Magnetstab m (Figur 1, von oben gesehen), an welchem sich ein kleiner Spiegel o befindet, dessen Ebene rechtwinkelig auf der magnetischen Achse des Magnetstabes steht. Dem Spiegel gegenüber und in einer Entfernung von 1,5—4,5 m ist ein Theodolit a aufgestellt, dessen Fernrohrachse etwas schräg von oben herab gegen die Mitte des Spiegels gerichtet ist. Am Stativ des Theodolits befindet sich eine 1 m lange horizontale Millimeterskala ss. Derjenige Punkt der Skala, welcher mit der optischen Achse des Fernrohrs in einer Vertikalebene liegt, wird durch einen von der Mitte des Objektivs herabhängenden feinen Draht bezeichnet. Durch das Fernrohr sieht man das Bild eines Teils der Skala im Spiegel. Der ganze Apparat muß so stehen, daß die Vertikalebene der optischen Fernrohrachse und die vertikale Drehungsachse des Magnetstabes mit dem vorläufig annähernd genau bestimmten magnetischen Meridian zusammenfallen. Solange nun die Magnetachse o d mit der Vertikalebene a o des Fernrohrs zusammenfällt, erscheint das Bild des vor der Mitte der Skala hängenden Fadens in der Achse des Fernrohrs; weicht der Magnetstab aber aus dieser Ebene ab, so erscheinen andre Teilstriche (c) am vertikalen Faden des Fadenkreuzes im Fernrohr, und man kann mithin die Lage des wirklichen magnetischen Meridians mit der größten Genauigkeit bestimmen, da ein geübtes Auge noch sehr gut Zehntel eines Millimeters schätzen kann. Man erfährt so den Winkel a o d, welchen der magnetische Meridian mit der Vertikalebene des Fernrohrs macht; ermittelt man nun den Winkel, den die Vertikalebene des Fernrohrs mit dem durch den Mittelpunkt des Theodolits gelegten astronomischen Meridian S N macht, so findet man den genauen Wert der magnetischen Deklination. Der Magnet oszilliert in langsamen Schwingungen um seine Gleichgewichtslage, welch letztere also dadurch gefunden wird, daß man die Grenzen bestimmt, innerhalb welcher der Stab schwingt, und zwischen diesen das Mittel nimmt. Die Fig. 2 stellt ein von Leyser in Leipzig ausgeführtes transportables M. dar. Der Magnetstab ist umgeben von einem massiven kupfernen Gehäuse, in welchem er vermöge seiner Bewegung elektrische Ströme induziert (s. Magnetelektrizität), die auf die Schwingungen des Magnetstabes hemmend zurückwirken u. denselben daher sehr bald in seiner Gleichgewichtslage zur Ruhe bringen. (Die Drahtwindungen, mit welchen das Gehäuse umwickelt ist, ermöglichen es, das Instrument zugleich als Spiegelgalvanometer zu benutzen.) Für wissenschaftliche Reisen hat Lamont einen magnetischen Theodolit konstruiert, mit welchem in ähnlicher Weise die Deklination bestimmt werden kann. Die Inklination ist viel schwieriger zu bestimmen als die Deklination; doch geschieht es mit Sicherheit in der Weise, daß man den durch den Erdmagnetismus in weichem Eisen erregten Magnetismus bestimmt. Hält man nämlich einen weichen Eisenstab zuerst horizontal in der Richtung der Deklinationsnadel und dann vertikal, so wird er zwar in beiden Fällen durch den Einfluß der Erde magnetisch; aber im ersten Fall wirkt nur die horizontale, im zweiten nur die vertikale Komponente erregend auf ihn ein. Bringt man in beiden Stellungen neben dem einen seiner Pole eine Bussole an, so wird die Nadel derselben abgelenkt und zwar im ersten Fall durch den Einfluß der horizontalen, im zweiten durch den der vertikalen Komponente. Aus der Größe dieser Ablenkungen läßt sich die relative Größe der beiden Komponenten der Erdkraft und aus deren Verhältnis die Inklination ermitteln. Das zur Messung der Variationen der Intensität des Erdmagnetismus dienende Bifilarmagnetometer besteht, wie das gewöhnliche M.,

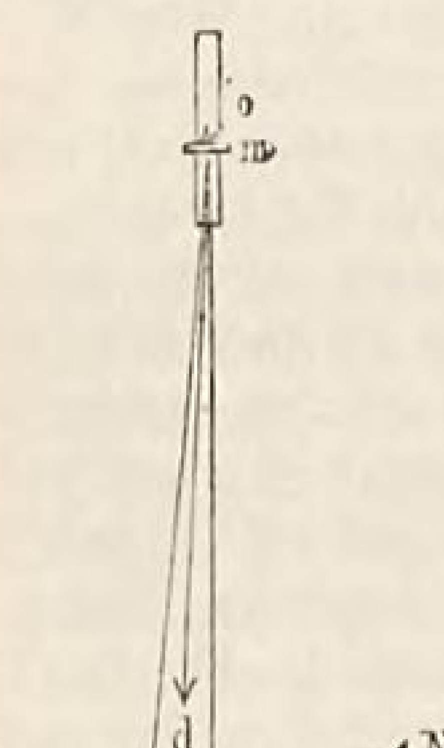


Fig. 1. Aufstellung des Magnetometers.


Fig. 2. Magnetometer (zugleich Spiegelgalvanometer).

aus einem horizontal schwebenden, mit einem Spiegel versehenen Magnetstab und wird, wie dieses, durch Fernrohr und Skala beobachtet. Dagegen hängt der Stab an zwei parallel nebeneinander herlaufenden und an seiner Mitte befestigten Fäden, welche so lange zusammengedreht werden, bis die Torsion den Magnet zwingt, gerade quer auf der gewöhnlichen Richtung der Magnetnadel stehen zu bleiben. Die Torsion bleibt stets gleich, da aber der Erdmagnetismus an Stärke bald ab-, bald wieder zunimmt, so wird bald die Torsion, bald der Erdmagnetismus überwiegen und den Stab nach der einen oder nach der andern Seite hin bewegen, aus welchen Oszillationen sich die jedesmalige Intensität des Erdmagnetismus ergibt.

Magnetomotorische Kraft, s. Magnetischer Widerstand.

Magneto-optische Elektrizitätserregung. Sendet man einen polarisierten Lichtstrahl durch eine mit Schwefelkohlenstoff gefüllte, an beiden Enden mit Glasplatten verschlossene Röhre, welche von einer Drahtspule umgeben ist, so wird die Polarisationsebene des Strahles gedreht, sobald man einen starken elektrischen Strom durch die Drahtspule schickt (elektromagnetische Drehung der Polarisationsebene, s. Magnetismus, S. 750). Die Drehung erfolgt in der Richtung des Stromes und ist seiner Stärke proportional. Sheldon hat versucht, ob diese Wirkung einer Umkehrung fähig ist. In diesem Falle müßte eine kontinuierliche Drehung der Polarisationsebene des den Schwefelkohlenstoff durchlaufenden Lichtstrahles einen kontinuierlichen elektrischen Strom und ein Hin- und Herschwingen der Polarisationsebene Wechselströme in den Drahtwindungen hervorrufen. Durch die Versuche wurde wenigstens die letztere Vermutung bestätigt. Bei 300 Schwingungen in der Sekunde brachten die in der Spule entstandenen Wechselströme ein mit den Drahtenden verbundenes Telephon zum Tönen.

Magnetotherapie, s. Magnetische Kuren.

Magnetpol, **Magnetstab**, s. Magnetismus, S. 745.

Magni, 1) Johannes, schwed. Geschichtschreiber, geb. 1488, gest. 1544 in Rom, ward 1523 zum Erzbischof ernannt, verließ aber, als er die kirchliche Reformation nicht zu hindern vermochte, 1526 sein Vaterland. Er schrieb: »Historia de omnibus Gothonum Sueonumque regibus« (hrsg. von seinem Bruder Olai M.). Falscher Patriotismus verleitete ihn, ganze Reihen apokrypher Könige in seine schwedische Geschichte einzuschalten.

2) Olai, schwed. Geschichtschreiber und Kartograph, Bruder des vorigen, geb. 1490, gest. 1558 in Rom, widmete sich wie sein Bruder dem Dienste der Kirche. Von Gustav Wasa mit diplomatischen Aufträgen öfter betraut, verließ er 1526 Schweden infolge seines Widerwillens gegen die Reformation. Er gab die Arbeit seines Bruders heraus und schrieb selbst: »Historia de gentibus septentrionalibus, libri XXII« (Rom 1555), worin er hauptsächlich die schwedischen Kulturverhältnisse schilderte, und die in viele Sprachen (Deutsch, Englisch, Holländisch und Italienisch) übersetzt wurde. Seine »Carta marina et descriptio septentrionalium terrarum etc«. (Venedig 1539) ist eins der besten kartographischen Werke seiner Zeit.

Magnificat (lat.), der mit den Worten: »M. anima mea Dominum« (»Meine Seele erhebet den Herrn«) anhebende Lobgesang der Maria im Haus des Zacharias (Luk. 1, 46—55); wird in der katholischen Kirche täglich in der Vesper gebetet.

Magnificus (lat.), an Universitäten übliche Abkürzung für Rector oder Prorector magnificus. S. Rektor und Magnifizenz.

Magnifik (franz. magnifique), prächtig, herrlich.

Magnifizenz (lat., »Herrlichkeit, Hoheit«), Titel der Rektoren, Prorektoren und Kanzler der Universitäten (s. Universität) sowie ehedem der Bürgermeister in den Freien Städten. Bekleidet ein Fürst ehrenhalber die Würde des Rektors, so wird er als Rector magnificentissimus vom Prorector magnificus unterschieden.

Magniloquenz (lat.), Erhabenheit im Ausdruck; [Großsprecherei.

Magnin (spr. manjäng), Joseph, franz. Finanzminister, geb. 1. Jan. 1824 in Dijon, erbte von seinem Vater, dem Deputierten Magnin-Philippon, ein großes Eisenwerk und nahm in seiner Vaterstadt als Munizipalrat, Generalrat und Präsident des Handelstribunals eine hervorragende Stellung ein, als er 1863 zum Mitglied des Gesetzgebenden Körpers gewählt wurde, in dem er der an Zahl so kleinen Oppositionspartei angehörte. Am 4. Sept. 1870 übernahm er in der Regierung der nationalen Verteidigung das Handelsministerium und leitete während der Belagerung von Paris das Verpflegungswesen. Seit 1871 Mitglied der Nationalversammlung, seit 1876 des Senats, gehörte er zur republikanischen Linken. Im Dezember 1879 übernahm er im Kabinett Freycinet das Finanzministerium und behielt dasselbe auch im Kabinett Ferry. Mit diesem trat er im November 1881 zurück und ward zum Gouverneur der Bank von Frankreich ernannt.

Magnium, soviel wie Magnesium.

Magnoferrit, s. Roteisenstein.

Magnolia *L.* (Magnolie, benannt nach dem franz. Botaniker Magnol, gest. 1715), Gattung aus der Familie der Magnoliaceen, schöne Bäume und Sträucher mit meist großen und ganzrandigen, immergrünen oder abfallenden Blättern, großen, endständigen weißen, roten oder blauroten, wohlriechenden Blüten und etwas holzigen Balgkapseln, die zu einem Zapfen zusammengestellt sind, und aus denen die Samen schließlich an einem Faden heraushängen. Etwa 21 Arten im tropischen Asien, Ostasien und im atlantischen Nordamerika. M. grandiflora *L.*, ein 30 m hoher Baum in den südlichen Staaten Nordamerikas, mit breit-elliptischen, 15—20 cm langen, oberseits glänzenden, auf der Unterseite rostbraunen, immergrünen Blättern und sehr großen, wohlriechenden milchweißen Blüten, wird im Mittelmeergebiet in mehreren Varietäten allgemein als Parkbaum kultiviert, hält aber im Freien nicht aus. M. glauca *L.* (Biberbaum, Sumpfsassafras), ein Strauch von 6—8 m Höhe in den mittlern und südlichen Staaten Nordamerikas, mit länglichen, 11 cm langen, auf der Unterseite blaugrünen, bei uns stets abfallenden Blättern und mittelgroßen weißen Blüten, wächst in der Heimat in sumpfigen Wäldern und hält bei uns sehr gut aus. Die Rinde und die Wurzeln schmecken aromatisch bitter, riechen sassafrasartig und werden medizinisch benutzt. Die Biber fressen die Rinde und benutzen das schwammige Holz zu ihren Bauten, daher der Name. Während die nordamerikanischen Arten im Sommer blühen, erscheinen bei den ostasiatischen Arten die Blüten vor oder mit den Blättern. M. acuminata *L.* (Gurkenbaum), ein hoher Baum mit breiten, langgespitzten, unterseits behaarten Blättern, großen, innen gelblichen, außen bläulichen Blüten und pfeffergurkenähnlichen Früchten

in Nordamerika, hält wie auch M. tripetela *L.* (Schirmbaum), mit sehr langen, schmalen, an den jungen Trieben schirmartig stehenden Blättern, bei uns gut im Freien aus. M. conspicua *Salisb.* (M. Yulan *hort.*, Lilienmagnolie), ein baumartiger Strauch aus Japan und China, mit länglich umgekehrt-eirunden, 10—12 cm langen Blättern und vor diesen erscheinenden großen weißen Blüten, ist einer unsrer schönsten Sträucher, welcher am Rhein sehr gut, in Nordostdeutschland nur unter Bedeckung im Freien aushält. Von dieser Art und von M. purpurea *Sims.* (M. obovata *Thunb.*), mit purpurroten Blüten, sind mehrere Blendlinge gezüchtet, welche die Stammarten vielfach übertreffen.

Magnoliaceen, dikotyle Familie aus der Ordnung der Ranalen, Bäume und Sträucher mit wechselständigen, einfachen, meist ganzen, seltener gelappten Blättern, bisweilen mit großen, häutigen, abfallenden Nebenblättern, welche die Endknospe umhüllen, und sehr großen, schönen, nicht einzeln stehenden, zwitterigen oder eingeschlechtigen Blüten. Dieselben bestehen typisch aus einem dreigliederigen Kelch, zwei dreigliederigen Kreisen von Blumenblättern, zahlreichen spiralig gestellten Staubblättern und ebensolchen Fruchtblättern. Bisweilen sind die letztern an dem verlängerten Blütenboden ährenförmig angeordnet und mehr oder weniger verwachsen. Die Früchte bilden Schließfrüchte oder fachspaltige Kapseln, die Samen haben bisweilen eine rote, fleischige Hülle und enthalten ein fleischiges Nährgewebe sowie einen kleinen, geraden Embryo mit sehr kurzen Kotyledonen und dickem Würzelchen. Die M., von denen etwa 70 Arten beschrieben sind, kommen besonders in Nordamerika sowie in China, Japan, Neuholland und Neuseeland vor; sie liefern tonisch reizende Arzneimittel und Gewürze, wie Sternanis (von Illicium verum in China). Auch sind sie wegen ihrer ungemein großen und schönen Blüten als Ziergehölze unsrer Gärten und Parke bemerkenswert (Magnolia *L.*, Liriodendron *L.*). Eine Anzahl von Arten der Gattungen Magnolia *L.* und Liriodendron *L.* kommt fossil in Kreide- und Tertiärschichten vor; von letzterer existierten nahe Verwandte des jetzt in Nordamerika einheimischen Tulpenbaumes (L. tulipifera) in Europa und Grönland.

Magnus (lat.), der Große, Beiname vieler Fürsten, z. B. Carolus M., Karl der Große.

Magnus, 1) Eduard, Maler, geb. 7. Jan. 1799 in Berlin, gest. daselbst 8. Aug. 1872, bildete sich auf der Berliner Kunstakademie, auf der Bauakademie und hörte zugleich Vorlesungen an der Universität. Nach beendetem Studium ging er nach Paris, von da nach Italien; 1829 zurückgekehrt, begab er sich 1831 wieder nach Italien und kehrte 1835 über Paris und England in die Heimat zurück. 1837 ward er Mitglied der Akademie und 1844 Professor. In den Jahren 1850—53 besuchte er Frankreich und Spanien. Von seinen Genrebildern sind hervorzuheben: Mädchen aus Albano (1830), die Heimkehr des Palikaren (1836, Berliner Nationalgalerie), zwei spielende Knaben, ein Landmädchen und ein Fischerknabe von Nizza. Seine zahlreichen Porträte, die M. zum gefeiertsten Berliner Bildnismaler seiner Zeit machten, bestechen durch ein glänzendes, durchsichtiges Kolorit und durch elegante, romantisierende Auffassung. Hervorzuheben sind: Thorwaldsen, Graf Wrangel, Mendelssohn-Bartholdy, Henriette Sontag, Jenny Lind (Berliner Nationalgalerie), E. Mandel. Er war auch als Schriftsteller thätig und verfaßte unter anderm eine Abhandlung über die zweckmäßigste Beleuchtung von Gemäldegalerien (1864).

2) Heinrich Gustav, Chemiker und Physiker, geb. 2. Mai 1802 in Berlin, gest. daselbst 5. April 1870, studierte in seiner Vaterstadt, in Stockholm (bei Berzelius) und in Paris, habilitierte sich 1831 als Dozent der Technologie und Physik in Berlin und ward 1834 außerordentlicher, 1845 ordentlicher Professor der Physik und Technologie daselbst. Er trat 1869 in den Ruhestand. M. hat die Chemie und Physik mit einer großen Reihe vortrefflicher Untersuchungen bereichert. Er bestimmte den Ausdehnungskoeffizienten mehrerer Gase und die Spannkraft der Dämpfe, konstruierte ein Thermometer für Temperaturbestimmungen in Bohrlöchern, lieferte zahlreiche Arbeiten über Magnetismus, Thermoelektrizität, Elektrolyse, Hydraulik und über strahlende Wärme. Er entdeckte ein nach ihm benanntes Platinsalz, die Äthionsäure, Isäthionsäure, Überjodsäure, die Abnahme des spezifischen Gewichts beim Schmelzen von Granat und Vesuvian und untersuchte die Absorptionsfähigkeit des Blutes für Sauerstoff und Kohlensäure. Vgl. Helmholtz, Rede zum Gedächtnis an G. M. (Berl. 1871); Hofmann, Zur Erinnerung an G. M. (das. 1871).

Magnus der Billunge, Herzog von Sachsen, Sohn Herzog Ordulfs, war ein erbitterter Feind Adalberts von Bremen, dessen Stift er mit wiederholten Plünderungszügen heimsuchte. 1070 unterstützte er die Empörung Ottos von Nordheim gegen König Heinrich IV. und ward nach deren Beendigung in Haft genommen und auch nach Ordulfs Tod 1071 nicht freigelassen, weil er sich weigerte, die Befreiung mit dem Verzicht auf die Herzogswürde zu verkaufen. Erst durch den Aufstand der Sachsen 1073 wurde er aus der Harzburg befreit, aber nach dem Siege Heinrichs IV. bei Langensalza 1075 von neuem gefangen genommen. Bereits 1076 wieder freigelassen, kämpfte er in den Reihen der Anhänger des Gegenkönigs Rudolf bei Mellrichstadt (1078), wo er mit Mühe sein Leben rettete. Später versöhnte er sich mit Heinrich und kämpfte tapfer gegen die Liutizen. Er starb 1106 ohne Söhne, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Billunge, dessen Herzogtum auf Lothar von Supplinburg überging.

Magnusen, Finn (Finnur Magnusson), nordischer Archäolog, geb. 27. Aug. 1781 in Skálholt auf Island, gest. 24. Dez. 1847 in Kopenhagen, studierte in Kopenhagen die Rechte, daneben Poesie, Geschichte und Altertumswissenschaft, war dann in seiner Heimat als Advokat thätig, nahm aber 1812 zu Kopenhagen seine Studien von neuem auf, wurde 1815 zum Professor ernannt und erhielt 1819 den Auftrag, an der Universität und der Akademie der schönen Künste Vorlesungen über die nordische Mythologie und Litteratur zu halten. 1829 wurde er Geheimer Archivar. Als Deputierter Islands und der Färöer seit 1835 bekundete er stets Freimut und Vaterlandsliebe. M. gehörte zu den gründlichsten Kennern der nordischen Götterlehre, Chronologie und Paläographie, ließ aber in seinen Schriften die kritische Besonnenheit häufig vermissen. Von diesen sind zu nennen: »Udsigt over den kaukasiske Menneskestammes ældste Hjemsted og Udvandringer« (Kopenh. 1818); seine Übersetzung und Erklärung der »Sæmundar Edda« (Kopenh. 1821—23, 4 Bde.); »Eddalæren og dens Oprindelse« (das. 1824—26, 4 Bde.), eine vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommene

Darstellung der gesamten Lehre der Edda (Preisschrift); »Grönlands historiske Mindesmærker« (gemeinsam mit Rafn, das. 1838—42, 3 Bde.), Darstellung der geschichtlichen Denkmäler und altertümlichen Überreste auf Grönland, und sein mythologisches Wörterbuch: »Priscae veterum Borealium mythologiae lexicon« (das. 1828). Vgl. N. M. Petersen, Finn Magnusens literære Personlighed (in »Samlede Afhandlinger«, Bd. 3, Kopenh. 1873).

Magnusson, Arni, s. Magnäanisches Institut.

Magny-en-Vexin (spr. mannji-ang-wefsäng), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Mantes, an der Lokalbahn Chars-M., hat eine schöne Kirche (16. Jahrh.), Fabriken für Sessel, Hüte und Leder und (1891) 1918 Einw.

Mago, 1) karthag. Suffet, einer der Begründer der karthagischen Macht (550—500 v. Chr.) und wahrscheinlich derselbe, welcher in karthagischer Sprache ein Werk in 28 Büchern über den Landbau verfaßte, das von Cassius Dionysius ins Griechische und infolge eines Senatsbeschlusses von Decimus Silanus ins Lateinische übersetzt sowie von Varro, Columella und Plinius benutzt wurde.

2) Sohn des Hamilkar Barkas, jüngerer Bruder des großen Hannibal, begleitete diesen 218 v. Chr. auf seinem Zug von Spanien nach Italien und wohnte dessen großen Siegen 218—216 bei. Nach der Schlacht bei Cannä eroberte er eine Anzahl Städte in Samnium und Bruttium und begab sich dann nach Karthago, um die Nachricht von den gewonnenen Erfolgen zu überbringen und Verstärkungen für Hannibal zu verlangen. Er nahm nun an dem Kriege in Spanien teil, verließ dieses 206 und begab sich der Anordnung des karthagischen Senats gemäß nach Italien, wo er 205 in Genua landete. Seine Absicht war, von hier aus Hannibal entgegenzurücken und sich zu gemeinsamer Kriegführung mit ihm zu verbinden; er wurde aber 203 geschlagen und selbst verwundet, erhielt darauf den Befehl, nach Afrika zurückzukehren, starb aber auf der Rückfahrt an der in der Schlacht erhaltenen Wunde. Vgl. Friedrich, Biographie des Barkiden M. (Wien 1880).

Mágocs (spr. mágotsch), 1) Markt im ungar. Komitat Baranya, an der Bahnlinie Dombovár-Bátaszék, mit hervorragender Thonindustrie, keramischer Industrieschule und (1890) 3711 meist deutschen (römisch-kath.) Einwohnern. — 2) Markt im ungar. Komitat Csongrád, mit Ackerbau, Viehzucht und (1890) 3761 magyarischen (meist römisch kath.) Einwohnern.

Magog, Name eines Volkes, welches 1. Mos. 10, 2 unter den Japhetiden und Hesek. 38, 2 (vgl. 39, 6) angeführt wird und unter seinem König Gog, verbündet mit Persern, Armeniern und Kimmeriern, gegen Palästina heranzieht. Wahrscheinlich ist unter M. die Gesamtheit der nördlich von den kaukasischen Gebirgen wohnenden Völker zu verstehen, von welchen zu den Hebräern nur dunkle Sagen gedrungen waren (vgl. die Radkarte des Mittelalters beim Art. »Erdkunde«, S. 904). Später galten Gog und M. als Zusammenfassung aller zukünftigen Feinde des Reiches Gottes (Offenb. 20, 8). Mit denselben Namen werden auch zwei kolossale Kriegerfiguren in der Guildhall zu London bezeichnet, welche nach der Sage den Sieg eines sächsischen Riesen über einen Riesen von Cornwallis versinnlichen sollen.

Magot, s. Makako.

Magra, Fluß in der ital. Provinz Massa e Carrara, entspringt am Monte Tavola, 1166 m ü. M., im Etruskischen Apennin, nimmt die Vara auf und mündet, 65 km lang, in das Ligurische Meer östlich vom Golf von Spezia.

Magsamen, soviel wie Gartenmohn, s. Papaver.

Magstadt, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Böblingen, hat eine evang. Kirche, Ziegelbrennerei und (1890) 2127 evang. Einwohner.

Maguey, s. Agave.

Magueygummi, s. Chagualgummi.

Maguntiacum (Mogontiacum), s. Mainz.

Magura, Name mehrerer Gebirgsgruppen in den Karpathen: 1) Die Arvaer M. schließt sich an die eigentliche Kleine Fátra, von der sie durch die tiefe Thalschlucht Zazriva (766 m ü. M.) geschieden wird, an, zieht sich, das ungar. Komitat Árva erfüllend, gegen NO. bis zum Thal der Weißen Árva. Ihre runden Kuppen erheben sich bis zu 1545 m Meereshöhe. — 2) Die Kleine M., ein Gebirgsknoten der Kleinen Fátra (s. Fátra). — 3) Die Liptauer M. (auch die Árva-Liptauer Kalkalpen genannt) bildet den westlichen Teil der Hohen Tátra, erstreckt sich an den Grenzen der ungar. Komitate Árva und Liptau vom Zusammenfluß der Árva u. Waag bis zu den Thälern Bobróczy und Studeneczy. Sie erreicht im Großen Chocs 1612 m, in der Biela Szkala 1805 m. — 4) Die Zipser M., das nördliche Vorgebirge des östlichen Teiles der Hohen Tátra, das sich im nordwestlichen Teile des ungar. Komitats Zips, westlich vom Poprád gegen die galizische Grenze hin, ausbreitet und die Wasserscheide zwischen dem Dunajec und Poprád bildet. Sie erreicht eine Höhe von 1199 m.

Magus aus Norden, s. Hamann.

Magyar (spr. mádjar), László, ungar. Reisender, geb. 1817 in Maria-Theresiopel, gest. 9. Nov. 1864, studierte in Fiume die nautischen Wissenschaften, ging dann nach Argentinien, wo er am Kampfe gegen Uruguay teilnahm, 1847 nach Westafrika, zunächst zum Kongo, dann nach den portugiesischen Besitzungen in Benguela und verheiratete sich in Bihé mit der Tochter eines Negerhäuptlings. Von Bihé unternahm M. Reisen in das Land des Muata Jamvo, zum Kunenefluß und in das Quellgebiet des Sambesi, zog sich aber 1857 nach der Ermordung seines Schwiegervaters nach der Küste zurück, wo er in großer Armut zu Dombo Grande starb. Der erste Teil seiner auf Kosten der ungarischen Akademie gedruckten Reiseberichte erschien 1859 in ungar. Sprache (deutsch von Hunfalvy: »Reisen in Südafrika 1849—57«, Pest 1859).

Magyarad (spr. mádjarād), Dorf und Badeort im ungar. Komitat Hont, nordwestlich von Ipolyság, mit Schwefelthermen und (1890) 332 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Magyarád (spr. mádjarād), Markt im ungar. Komitat Arad, als Muszka-M. Station der Bahnlinie Arad-Gurahoncz, südlich von Paulota in der Arader Hegyalja, mit hervorragendem Weinbau und (1890) 2196 meist rumän. (griechisch-oriental.) Einwohnern.

Magyaren (spr. mádjaren, »Söhne der Erde«), Volksstamm im transleithanischen Teil der österreichisch-ungar. Monarchie, den einige zur ugrischen Familie des finnischen Zweiges der Uralier, andre zur türkisch-tatarischen Familie rechnen. Sie wohnten ursprünglich am Ural, wo noch jetzt ihre nächsten Verwandten, die Ostjaken und Wogulen, sitzen, in Jugorien, Juharia oder Ogorland (daher der Name Ungarn), als Nachbarn türkischer Völker, welche die Sprache der M. beeinflußten. Von hier zogen sie beim Einfall der

Awaren nach Süden, wurden von den Bulgaren unterworfen und gehorchten nach dem Sturz des Bulgarenreiches den Chasaren. Nach der Zertrümmerung des Petschenegenreiches durch die Chasaren und Ghuzen zogen die M., von den Petschenegen gedrängt, aus und teilten sich in zwei Horden, von denen die eine am Kaspischen Meer verschwand, während die andre in Atel Kuzu (im südwestlichen Rußland) sich niederließ. Durch die Kriege mit den Bulgaren als Bundesgenossen der Oströmer gelangten die M. um 836 in die untern Donauländer und nach Pannonien, von wo die bis dahin unbekannten magyarischen Reiter 862 die Grenzen des ostfränkischen Reiches beunruhigten. Seit 898 waren die M. in Pannonien dauernd angesiedelt, nachdem sie die Slawen in die nördlichen Gebirge zurückgetrieben hatten. Nun wurden sie der Schrecken Europas, ihre Raubzüge reichten bis nach Frankreich hinein. Mit der Zeit mit Germanen und Slawen vermischt und zum Christentum bekehrt, bildeten sie später ein Bollwerk gegen die Einfälle der Türken. Indessen haben sie sich bis auf den heutigen Tag ihre nomadischen Neigungen bewahrt; als Reitervolk ziehen sie die Ebene dem Gebirge, die Viehzucht dem Ackerbau vor. Ihre Zahl betrug 1890: 7,431,063, davon 7,426,730 (42,8 Proz. der Bevölkerung) in den Ländern der ungar. Krone: in Ungarn 6,658,929 (51,69 Proz.), in Siebenbürgen (Székler) 697,945 (31 Proz.), in Kroatien und Slawonien 68,794 (3,15 Proz.), in Fiume 1062 (3,94 Proz.); in der Bukowina wohnten 8139 M., einige auch in Rumänien. Doch gehört ein großer Teil der nach der Sprache als M. Gezählten nicht zu diesem Volksstamme, wie denn von 725,222 Juden nicht weniger als 454,475 das Magyarische als ihre Muttersprache angegeben haben. Dem Religionsbekenntnis nach waren Römisch-Katholische 55 Proz., Helvetisch-Evangelische 30, Evangelisch-Lutherische 4 Proz., die übrigen sind Griechisch-Katholische, Griechisch-Armenische, Juden. Die magyarische Sprache gehört zur finnisch-ugrischen Gruppe der uralaltaischen Sprachen; sie hat jetzt einen durchaus einheitlichen Charakter (s. Ungarische Sprache). Die Sprache der kumanischen Paloczen in den Komitaten Neograd, Heves, Borsod und Gömör und der eigentlichen Kumanen unterscheidet sich nur in einigen Eigentümlichkeiten von der allgemeinen Sprache. S. Ungarn. Vgl. Ujfalvy, Sur le berceau du peuple magyar (Par. 1874); v. Löher, Die M. und andre Ungarn (Leipz. 1874); Vambéry, Der Ursprung der M. (das. 1882).

Magyarische Sprache, s. Ungarische Sprache.

Magyarország (spr. mádjar-orßág), soviel wie Ungarn.

Magyar-Óvár (spr. mádjar-ówār), s. Ungarisch-Altenburg.

Magyar Pécska (spr. mádjar pētschka), s. Pécska.

Mahâbalipur (Mahavellipur), Dorf im Distrikt Tschingelpat der britisch-indisch. Präsidentschaft Madras, unter 12° 37' nördl. Br. und 80° 14' östl. L. v. Gr., berühmt durch seine Höhlentempel, Monolithen, welche zum Teil wundervolle Reliefs enthalten, aber bereits teilweise vom Meer verschlungen sind und meist der letzten buddhistischen Periode angehören.

Mahâbhârata (»das große Gedicht von den Bharata«), Titel eines der Sanskritlitteratur angehörigen Heldengedichts, dem Inhalte nach mehr eine Encyklopädie der Mythologie, der Sagen und der Philosophie der arischen Inder als die Erzählung einer bestimmten Begebenheit. Letztere bildet nur den Rahmen, in welchen die übrigen Teile als Erzählungen und Abhandlungen eingefügt sind. Als Verfasser des aus etwa 100,000 Doppelversen (Çloka) bestehenden Gedichts wird ein mythischer Wyâsa genannt, ein Name, der nichts weiter als die personifizierte Diaskeuase (Anordnung, Redaktion) bezeichnet. Man kann wenigstens eine dreimalige, jedesmal erweiternde Redaktion des Gedichts unterscheiden; im Gedicht selbst werden kürzere Redaktionen von 24,000 und von 8800 Doppelversen erwähnt. Die erste Fassung ist vor 400 v. Chr. zu setzen; mehrere Teile sind gewiß erst nach den Zügen Alexanders entstanden; die letzte Überarbeitung scheint kurz nach der Zeit Açokas zu fallen, wie das Vorkommen späterer Götter und die antibuddhistische Tendenz mehrerer Teile beweist; indessen sind auch später noch einzelne Stücke, z. B. die Bhagavad-Gîtâ (s. d.), hinzugefügt worden. Den mythischen Inhalt des Epos bildet der Thronfolgestreit zwischen den Söhnen zweier Brüder, Pându und Dhritarâschtra (beide vom Bharatastamm). Der erstere hat fünf Söhne; 100 zählt Dhritarâschtra, der ältere, aber blinde Bruder. Das 1. Buch berichtet die Genealogie und Jugendzeit der Helden sowie die Eifersucht der Kaurava auf die Pândusöhne; letztere sollen heimlich durch Feueranlegen an ihren Palast aus der Welt geschafft werden, entkommen zwar auf unterirdischen Gängen, lassen jedoch die Nachricht ihres Unterganges verbreiten, während sie sich in die Wälder zurückziehen und hier als Einsiedler leben. In die Öffentlichkeit treten sie im 2. Buch bei der Werbung um die schöne Draupadî, wobei Ardschuna im Bogenspannen alle übrigen Bewerber, darunter auch ihre Vettern, übertrifft und die Draupadî den fünf Brüdern gewonnen wird. Dhritarâschtra beschließt nun, das Reich mit Pândus Söhnen zu teilen, was auch geschieht. Aufs neue erregt den Argwohn der Kaurava der Umstand, daß sich Judhischthira, der älteste der Pândava, nach vielfachen Verheerungen der Nachbarreiche als Großkönig krönen läßt. Während der Festlichkeiten bei diesem Anlasse bringen die Söhne Dhritarâschtras ein Würfelspiel in Vorschlag; Judhischthira, ein leidenschaftlicher Spieler, verliert seinen Palast, sein Königreich, sein Weib, seine Brüder, zuletzt seine eigne Freiheit. Von dem durch böse Vorzeichen erschreckten Dhritarâschtra werden zwar die Pândusöhne freigegeben; allein Judhischthira wird noch einmal zum Spiel geladen, und da er wiederum verliert, wird er mit seinen Brüdern zu einem Exil von 12 Jahren verurteilt. Das 3. Buch füllt die Beschreibung des Aufenthalts der Brüder in der Einsamkeit; das 4. beschreibt ihre Abenteuer im 13. Jahr und ihre Leistungen im Dienste des Königs Wirâta, dem sie sich gegen Ende des Jahres zu erkennen geben; dieser wird ihr Verbündeter zur Wiedergewinnung ihres Reiches. Das 5. Buch zählt die beiderseitigen Vorbereitungen zum Kriege auf und beschreibt die einzelnen Verbündeten; das 6.—10. Buch sind ausführlicher Schilderung der Kämpfe gewidmet, in denen nur die Pândusöhne, Krischna und sein Wagenlenker am Leben bleiben. Das 11. Buch besingt den Schmerz Dhritarâschtras und der Witwen; das 12. ergeht sich in ermüdender Breite über die Pflichten der Könige, den Nutzen guter Werke und die Mittel, um endliche Erlösung von der Notwendigkeit der Existenz zu erreichen. Ebenso breit behandelt das 13. Buch die Kastenvorschriften und ist, wie das vorhergehende, reich an Einschiebseln und Erzählungen. Im 14.—18. Buche erfolgt darauf die Schilderung des Roßopfers, das Judhischthira zum Beweise seiner Oberhoheit vollzieht, der Rückzug und Tod Dhritarâschtras, sodann die

Thronentsagung Judhischthiras und sein Tod; über die Bharata, die jetzt Kuru-Pantschâla heißen, wird Parîkschit, der Enkel Ardschunas, König. Eine Art Supplement mit dem besondern Titel: »Harivamça«, das sich hauptsächlich mit den Thaten des Gottes Krischna befaßt und reich an mystischen Abhandlungen, an mythologischen und sagenhaften Überlieferungen ist, bildet den Schluß des Ganzen. — Der Text des M. wurde zu Kalkutta 1834—39 gedruckt auf Anregung des Komitees für Volkserziehung und füllt vier starke Foliobände und einen Registerband; später Bombay 1863; hrsg. von Nilakantha Govinda (Bombay 1890). Die französische Übersetzung von Hippolyte Fauche in 10 Bänden (Par. 1863—70) ist unvollendet und philologisch ungenügend. Einzelne Episoden sind mehrfach herausgegeben und übersetzt worden; so die Episode von Nala (s. d.), von der Sündflut von Bopp (Ausg. u. Übersetzung, Berl. 1829), vom Raub der Draupadî (deutsch von Fertig, Würzb. 1841), von Sâwitri (deutsch von Merkel, Aschaffenb. 1839), das Harivamça (von Langlois, Par. 1834), die Bhagavad-Gîtâ (s. d.). Vgl. Foucaux, Le M. Onze épisodes traduits en français (Par. 1862), und A. Holtzmann, Indische Sagen (2. Aufl., Stuttg. 1854, 2 Bde.), worin der Versuch gemacht wird, die ursprünglichste Gestalt des Epos zu gewinnen. Grundlegend waren die Untersuchungen von Lassen in der »Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes«, Bd. 1—3. Vgl. ferner H. Wilson, Essays on the religion of the Hindoos, Bd. 1 (Lond. 1862); Williams, Indian epic poetry (das. 1863); Wheeler, The vedic period and the M. (das. 1867); Lassen, Indische Altertumskunde, Bd. 2 (2. Aufl. 1874); A. Holtzmann: Über das alte indische Epos (Durlach 1881), Arjuna, ein Beitrag zur Rekonstruktion des M. (Straßb. 1879) u. Das M. und seine Teile (Kiel 1892—95, 4 Bde.); Sauer, M. und Wate, eine indogermanische Studie (Stuttg. 1893); Dahlmann, Das M. als Epos und Rechtsbuch (Berl. 1888).

Mahâdewa (Mahadö), s. Siwa.

Mahaffy (spr. mähäffi), John Pentland, engl. Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1839 in Chafonnaire am Genfer See, in Deutschland erzogen, begann 1856 seine Universitätsstudien in Dublin und wurde 1871 zum Professor der alten Geschichte daselbst ernannt. Er schrieb: »Commentary on Kant's Critic« (1866, Übersetzung von Kuno Fischers Werk); »Kant's critical philosophy for English readers« (1871); »Prolegomena to ancient history« (1871); »Social life in Greece from Homer to Menander« (1874, 6. Aufl. 1889); »Greek antiquities« (1876); »Rambles and studies in Greece« (1878, 4. Aufl. 1892); »History of classical Greek literature« (1880, 2 Bde.; 3. Aufl. 1891); »Old Greek education« (1881); »The story of Alexander's empire« (1886); »Greek life and thought from the age of Alexander to the Roman conquest« (1887); »The Greek world under Roman sway« (1890); »Problems in Greek history« (1892).

Mahagōni (franz. Acajou), das Holz von Swietenia Mahagoni, S. multijuga und andern Arten in Westindien und dem tropischen Teil des Kontinents. Madeiramahagoni oder Cailcedraholz stammt von S. senegalensis auf der Westküste Afrikas. Arenasmahagoni kommt von Punta Arenas in Chile in den Handel. Bastard- oder Kolonialmahagoni ist australisches Eukalyptusholz, weißes M. stammt von Anacardium occidentale im tropischen Amerika, Kapmahagoni von Pteroxylon utile.

Mahalas, s. Baumelster.

Mahâlebkirsche, s. Kirschbaum, S. 174.

Mahanadi (»großer Fluß«), Name vieler Flüsse in Indien. Der bedeutendste entspringt unter 20° 10' nördl. Br. und 82° östl. L. v. Gr. in den Zentralprovinzen, fließt später durch Orissa u. fällt nach 836 km langem Lauf, ein großes Delta bildend, in den Bengalischen Meerbusen. Sein Stromgebiet mißt 113,400 qkm (2060 QM.), zur Zeit des Hochwassers führt er dem Meer 51,000 cbm in der Sekunde zu (fast ein Fünftel mehr als selbst der Mississippi mit 42,500 cbm), bei Niedrigwasser aber nur 315 cbm. Um das Wasser der Bewässerung der Felder dienstbar zu machen, haben die Engländer an der Spitze des Deltas Schleusen errichtet und sowohl Schiffahrts- als Bewässerungskanäle gebaut, die Ufer auch durch starke Dämme eingefaßt, was einen Aufwand von 24½ Mill. Mk. veranlaßt hat. Ein Nordarm des M. steht mit der Brahmani in Verbindung. Schiffbar für Boote ist der Fluß von Kattak 200 km aufwärts bis Sambalpur.

Mahanaim (hebr., »Doppellager«), Levitenstadt in Palästina, jenseit des Jordans, auf der Grenze der Stämme Gad und Manasse. Dort wurde Isboseth zum König ausgerufen, und dorthin floh David vor Absalom.

Mahanoy City, Stadt in der Grafschaft Schuylkill des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, mit Anthracitgruben der Philadelphia Reading-Bahngesellschaft und (1890) 11,286 Einw.

Maharadscha (»Großkönig«), Titel mehrerer Fürsten und hoher Beamten Indiens; vgl. Radscha.

Maharatten, Volk, s. Marathen.

Maharbal, hervorragender Reiterführer Hannibals im zweiten Punischen Krieg, welcher diesem nach der Schlacht bei Cannä zurief: »Zu siegen weißt du, aber nicht den Sieg auszunutzen«, als Hannibal seinen Rat, nach Rom zu marschieren, nicht befolgen wollte.

Mahavelona, s. Foulpointe.

Mahbub, Feingewicht in Tripolis für Rohgold, = 1,356 g; nach 1845 Rechnungseinheit zu 20 Gurusch = 3,5938 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1); Goldmünze (Machbubzecchino, Sultanino) von 1773 ganz fein = 5,02 Mk. Der gleichzeitige M. von Tunis war bei 885 Tausendstel Feinheit 6,296 Mk. wert, entsprechend der halbe (Nusfia M.).

Mahdi, der von den Muslim erwartete Glaubenserneuerer, der, von Allah gesandt, das Werk Mohammeds vollenden, die Ungläubigen bekehren oder vernichten und eine gerechte Verteilung aller Güter herbeiführen wird (vgl. Darmesteter, Le M. depuis les origines de l'Islam, etc., Par. 1885; Snouck Hurgronje, Der M., in der »Revue coloniale internationale«, 1886). Der Glaube an den M., schon früh durch christliche Einflüsse im Islam lebendig geworden, knüpft sich bei den verschiedenen Religionsparteien an verschiedene Persönlichkeiten, bei den Schiiten an die Nachkommen Alis, und politische Prätendenten haben sich häufig für den M. ausgegeben, mit dem größten Erfolg Obeidallah, der erste der Fatimiden (s. d.). Für einen solchen Sendling Allahs gab sich 1881 ein Ägypter im ägyptischen Sudân aus. Er hieß Mohammed Achmed, geb. um 1840, gehörte zum Stamm der Danaglas, wurde Derwisch und ließ sich, als Wundermann verehrt und von den Sklavenhändlern unterstützt, auf der Insel Aba im Weißen Fluß nieder. Er behauptete sich gegen alle Versuche der Ägypter, ihn gefangen zu nehmen, und sammelte allmählich, zum Teil aus Überläufern von dem ägyp-

tischen Heer, eine große Schar Anhänger um sich. Der Chedive Ismail Pascha suchte ihn als falschen Propheten zu brandmarken, was seine Anhänger veranlaßte, ihn für den wirklichen M. zu erklären. Die Wirren in Ägypten 1882 begünstigten die Ausbreitung seiner Macht in Kordofan. Nach dem Siege der Engländer strömten ihm viele Unzufriedene zu, und so verstärkt, konnte er sich im Januar 1883 der Hauptstadt Kordofans, El Obeïd, bemächtigen und das ägyptische Heer unter Hicks Pascha 3. Nov. bei Kaschgil vernichten. Durch diesen Sieg stieg das Ansehen des M. bedeutend; viele Stämme fielen ihm zu. Der neue Generalgouverneur des Sudân, Gordon, suchte 1884 vergeblich, der Ausbreitung seiner Macht entgegenzuwirken (s. Gordon). Nach der Einnahme von Chartum (26. Jan. 1885) verfiel er der Wollust und starb 22. Juni 1885 in Omdurman an Herzverfettung. Sein Nachfolger wurde Abdullahi-el-Teischi aus dem Stamm der Baggara, unter dem die Macht des Mahdismus zu sinken begann. Vgl. Wingate, Mahdism and the Egyptian Sudan (Lond. 1891); Ohrwalder, Aufstand und Reich des M. im Sudan und meine zehnjährige Gefangenschaft daselbst (Innsbr. 1892).

Mahé, franz. Besitzung an der Küste von Malabar, nordwestlich von Kalikat, unter 11° 42′ nördl. Br., südlich der Mündung des Mahéflusses, 59 qkm groß mit (1891) 9978 Einw., darunter 160 Europäer; besteht aus der kleinen Stadt M. mit schlechter Reede und vier Dörfern, Enklaven des britischen Territoriums.

Mahé, Bertrand François, franz. Seeoffizier, s. Labourdonnais.

Mahébourg, Hafenstadt an der Südostküste der brit. Insel Mauritius, an der durch ein Korallenriff geschützten Bucht Grand Port, ist durch Eisenbahn mit Port Louis verbunden und hat 20,000 Einw.

Mahédia (Mehedia, Mahdija), Hafenort an der Ostküste von Tunis, 175 km südlich von der Stadt Tunis, auf einer schmalen Halbinsel, deren Zusammenhang mit dem Festlande eine verfallene Kasbah mit französischer Garnison verteidigt, hat mächtige, aber vielfach zerstörte Mauern mit geborstenen Türmen, eine ehemals berühmte, aus antiken Trümmern erbaute Moschee, einen versandeten Hafen und (1894) 10,000 Einw., darunter 1200 Europäer, die mit 200 Booten bedeutenden Sardinenfang sowie Bereitung von Olivenöl, Seife etc. und Handel mit diesen sowie mit Getreide, Alfa und Wolle betreiben. Die Stadt, 912–920 wahrscheinlich an Stelle des antiken Zeta von dem ersten Fatimiden Obeid Allah prachtvoll als Residenz erbaut, wurde 1145 von Roger von Sizilien erobert und 1551 von Karl V. zerstört.

Maheinseln, s. Seschellen.

Mähen, das Abschneiden des Getreides, Grases und andrer Kulturgewächse mit Sichel, Sense, Sichet oder Mähmaschinen. Die Sichel ist ein an kurzem Stiel befestigtes, halbmondförmig gekrümmtes, in der innern Krümmung gezahntes oder mit ganzrandiger Schneide versehenes Eisen. Ein Mann schneidet mit der Sichel täglich 12–14 Ar, eine Frau 6–7 Ar. Die Sense ist ein an längerm Stiel befestigtes, fast rechtwinkelig von diesem abstehendes, minder scharf gekrümmtes, längeres und breiteres eisernes Blatt, dessen Gestell oben und in der Mitte eine Handhabe hat. Die Getreidesensen (Gestellsensen) haben noch einen besondern Bügel, Reff, damit die Halme besser in natürlicher Lage gesammelt werden können. Das Mähen erfolgt durch »Anhauen« des abgemähten gegen das links stehen bleibende Getreide, ein folgender Abraffer legt dann das Geschnittene in Fröschen auf vorbereiteten Strohbändern zur Seite nieder. Kurzhalmiges Getreide wird mit der Gestellsense nach rechts in Schwaden abgemäht, »Schwadenhauen«. Mit der Sense mäht ein Mann 25–50 Ar Winterfrucht und 25–75 Ar Sommerfrucht pro Tag, von Hülsenfrüchten weniger. Es verhalten sich die Arbeitsleistung der Sense zur Sichel wie 5:3, die Kosten der Arbeit aber wie 2:3, wogegen die Sichel den Vorteil reinlicherer Arbeit und geringern Körnerausfalls bietet. Beim Getreide ist Lagerfrucht oder durch Wind verwirrter Stand dem M. mit der Sense sehr hinderlich, für Wiese und Getreidefeld möglichst geebneter Boden Hauptbedingnis zu rascher Förderung. Während der Arbeit müssen die Sensen öfters geschärft (»gedengelt«) werden; Dengelmaschinen haben sich nicht bewährt. Das Sichet hält die Mitte zwischen Sichel und Sense und wird hauptsächlich in Belgien zur Ernte der Hülsenfrüchte gebraucht. Auf großen Gütern gibt man die Schnitternte gern in Akkord und zahlt nach der Fläche oder gegen Anteil; in der Regel akkordiert man mit einem Vorschnitter, und es müssen die Arbeiter alle vorkommenden Arbeiten bis zum Abfahren der Frucht verrichten. Die Anwendung der Mähmaschinen (s. d.) verbreitet sich immer mehr; sie zwingt zu besserer Feldbestellung überhaupt und zur sachgemäßen Ackerung insbesondere.

Mahenge, Landschaft in Deutsch-Ostafrika, zwischen den Flüssen Ruaha, Rufidschi, Luwegu und dem an der Nordwestgrenze gegen Uhehe steil emporsteigenden Gebirgsrücken (2100 m), sehr fruchtbar, wohlbewässert, teilweise morastig und mit dichtem Buschwald bedeckt, zum Teil aber auch trefflich angebaut und bewohnt von den nach Thompson mit den Sulu nahe verwandten M., die sich vor ihren Nachbarn durch hellere Hautfarbe und feinere Gesichtszüge sowie durch mächtigen Haar- und Bartwuchs, auch durch größere Intelligenz auszeichnen. Bemerkenswert ist bei ihnen der Mangel an Ehrfurcht vor den Toten.

Mahlaccise, die Mahlsteuer (s. d. und »Accise«).

Mahlberg, Stadt im bad. Kreis Freiburg, Amt Ettenheim, auf einem Vorhügel des Schwarzwaldes, 184 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein altes Schloß, Wein- u. Tabaksbau, 3 Zigarrenfabriken und (1890) 983 meist kath. Einwohner.

Mählbrief, s. Maalbrief.

Mahlgang (Mahlgut), s. Mühlen.

Mahlhügel (Malhügel), zum Andenken an eine Person oder Begebenheit künstlich errichteter Hügel, auch soviel wie Kenotaphium; s. Gräber, prähistorische.

Mahljahre, s. Interimswirtschaft.

Mahlmann, Siegfried August, Dichter, geb. 13. Mai 1771 in Leipzig, gest. daselbst 16. Dez. 1826, studierte die Rechte in seiner Vaterstadt, begleitete sodann einen jungen livländischen Edelmann nach Göttingen, machte mit ihm eine Reise durch das nördliche Europa und ließ sich 1798 in Leipzig nieder, wo er vorübergehend eine Buchhandlung innehatte. Er redigierte seit 1805 die »Zeitung für die elegante Welt« (1810–16 in Verbindung mit Meth. Müller) und nahm von 1810–18 die »Leipziger Zeitung« in Administration, die ihm 1813 von seiten der Franzosen eine kurze Haft auf der Festung Erfurt zuzog. Später wendete er sich den Naturwissenschaften und der Ökonomie zu und ward 1821 zum Direktor der erneuerten Leipziger Ökonomischen Societät ernannt. Mahlmanns »Gedichte« (Halle 1825; 5. Aufl. 1863; neue Ausg., Reclams Universalbibliothek, Nr. 573), von

denen mehrere von den vorzüglichsten Liederkomponisten in Musik gesetzt wurden, zeichnen sich durch leichten Fluß und geschmackvolle Sprache aus. Manche seiner Lieder, wie z. B. »Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust«, »Weg mit den Grillen und Sorgen«, haben sich bis in die Gegenwart lebendig erhalten. Auch seine »Erzählungen und Märchen« (Leipz. 1802; neue Ausg. 1812, 2 Bde.) enthalten poetische Momente. Sein »Herodes vor Bethlehem, oder der triumphierende Viertelsmeister« (Köln [eigentlich Leipzig] 1803; neue Ausg., Reclams Universalbibliothek, Nr. 304) war eine treffende Parodie von Kotzebues »Hussiten vor Naumburg« und der thränenreichen Rührstücke. Mahlmanns sämtliche Werke erschienen Leipzig 1839—40 in 8 Bänden und 1859 in 3 Bänden.

Mahlmaschine Cyklon, besteht aus zwei schraubenförmigen Flügeln, die an den Enden zweier leicht gegeneinander geneigter Achsen befestigt sind und mit diesen sich 1000- bis 3000mal in der Minute drehen. Eine gußeiserne Kammer von der Form zweier abgestumpfter, mit ihren Grundflächen aufeinander gesetzter Kegel mit einem Rumpf zum Einschütten des Mahlgutes umschließt die Flügel, welche sich entgegengesetzt drehen und in der Mahlkammer eine äußerst heftige wirbelförmige Luftbewegung (Cyklon, Wirbelsturm) erzeugen, welche der Maschine den Namen gegeben hat, die getrennt eingeführten Partien des Mahlgutes mitreißt und derart herumschleudert, daß sie sich gegenseitig bis zur höchsten Feinheit zermalmen. Mittels eines regulierbaren Ventilators gelangen die gemahlenen Stoffe in Kammern, in welchen sich das Mehl nach seiner Feinheit und Dichtigkeit in aneinander gereihte Gefäße niederschlägt, so daß selbst Siebe zur Sortierung zu entbehren sind. Diese M. dient hauptsächlich zum Zerkleinern von Mineralfarben, Kalk, Zement, Knochen, Erzen, Gewürzen, Kräutern ꝛc. auf jeden Grad der Feinheit. Über die Leistung dieser Maschine ist folgendes bekannt geworden:

Maschine	Nr. 1	Nr. 2	Nr. 3
Flügeldurchmesser .	305	610	900 mm
Kraftbedarf. . . .	8—15	20—35	35—50 Pferdekräfte
Leistung pro Stunde	200—800	400—2500	1000—4000 kg Pulver von griffloser Feinheit.

Mit Hilfe dieser Maschine sind eine Menge von Stoffen zu verarbeiten, die sonst bedeutende Schwierigkeiten darbieten, da das Mahlgut einen bis 20 Proz. gehenden Wassergehalt besitzen darf, welcher durch die überaus heftige Luftbewegung schnell beseitigt wird. Nur zum Vermahlen der Körnerfrüchte scheint die M. ungeeignet, sonst aber für eine Reihe von Industriezweigen (Thon-, Zement-, Glas-, Gips-, Knochen-, Farben-, Dünger- ꝛc. Fabriken) von großer Bedeutung zu sein.

Mahlmühle, die Getreidemühle im Gegensatz zur Ölmühle, Sägemühle ꝛc.; s. Mühlen.

Mahlschatz (v. altdeutsch. mahaljan, »sprechen, versprechen«; vgl. die Worte »vermählen, Gemahl«, denen der Begriff des Versprechens, Verlobens zu Grunde liegt, Treuschatz), bei den altgermanischen Völkern, bei denen die Frauen gekauft wurden, der dafür zu entrichtende Preis; später Bezeichnung für die Geschenke, welche der Bräutigam der Braut darbrachte, insbes. für das Angeld, welches in manchen Gegenden der Verlobten gegeben wird; auch soviel wie Brautschatz, Hochzeitsgut.

Mahlstatt (Mahlplatz, v. altd. mahal, »Gerichtsversammlung«), bei den alten Deutschen soviel wie Gerichtsstätte, wo in öffentlichen Versammlungen unter freiem Himmel Gesetze beraten und Streitfälle entschieden wurden; daher Mahlleute soviel wie Beisitzer einer Gerichtsverhandlung. Vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 746.

Mahlsteine (Quernsteine, v. dän. qværn, »Handmühle«), prähistorische Mühlsteine, in der ältesten und primitivsten Form etwa 0,5 m und 0,75 m lang und breit, mit einer sesselförmigen Aushöhlung, in welcher mittels eines kleinern rundlichen Steins die Körner zerquetscht wurden. Sie gehören meist der Steinzeit an und kommen besonders häufig auf Rügen und in Hinterpommern vor. Eine andre Art prähistorischer M. sind plattenförmige Reibsteine, zwischen denen durch Hin- und Herbewegen des obern Steins die Körner zerkleinert wurden; sie finden sich in Österreich-Ungarn, Süddeutschland ꝛc. vor. Auch soviel wie Scheuersteine (s. Riesentöpfe).

Mahlsteuer, eine Aufwandsteuer auf Mehlfrüchte, die zwar wegen des ausgedehnten Konsums der letztern sehr einträglich ist, aber leicht zu einer ungleichmäßigen Belastung führt, teils weil der Mehlverbrauch ungleichmäßig und der Steuerfuß der Qualität schwer anzupassen ist (Schwarzbrot der Armen, Weißbrot der Wohlhabenden), teils weil einer Besteuerung des gesamten Konsums zu große Schwierigkeiten im Wege stehen. Die M. wird entweder als Thorsteuer beim Eingang des Mehls in die Städte oder als Produktionssteuer, anknüpfend an den Prozeß des Getreidemahlens, erhoben. In der erstern Form läßt sie den Verbrauch der offenen Orte und des platten Landes unbelastet. In dieser Form eignet sich darum auch die Besteuerung von Mehl und Getreide nur für Gemeindezwecke (Oktroi). Als Produktionssteuer, welche mit dem Verbot der Handmühlen, des nächtlichen Mahlens und der Annahme von zu vermahlendem Getreide ohne Bescheinigung über bezahlte Accise verbunden werden muß, führt sie da zu großen Schwierigkeiten und Kosten, wo zahlreiche Mühlen im Lande zerstreut sich vorfinden. Diese Schwierigkeiten mindern sich allerdings um so mehr, je mehr mit Verbesserung des Mühlenwesens die kleinen Wassermühlen durch große, insbes. durch Dampfmühlen, verdrängt werden. Aber mit Rücksicht auf die oben erwähnten Bedenken der M. ist dieselbe fast allenthalben als Staatssteuer aufgehoben worden, so z. B. 1873 in Preußen, 1884 in Italien; nur Österreich erhebt noch eine solche Steuer als Thorsteuer.

Mahl- und Schlachtsteuer nannte man eine in Preußen 1820 für die größern Städte obligatorisch, für kleinere fakultativ eingeführte Steuer auf in die Stadt eingebrachtes Fleisch und Getreide. Sie vertrat die Klassensteuer; daneben war es den Städten gestattet, zur Deckung kommunaler Bedürfnisse einen Zuschlag zu erheben. Ursprünglich in 132 Städten, 1865 nur noch in 76 erhoben, wurde sie 1875 nach Gesetz vom 25. Mai 1873 als Staatssteuer beseitigt und nur die Schlachtsteuer fakultativ als Kommunalsteuer beibehalten. Vgl. Fleischsteuer und Mahlsteuer.

Mähly, Jakob, klassischer Philolog und Dichter, geb. 24. Dez. 1828 in Basel, studierte in Basel, Göttingen und Berlin, war dann Lehrer in seiner Vaterstadt und wurde 1863 außerordentlicher, 1875 ordentlicher Professor der klassischen Litteratur an der Universität daselbst. An wissenschaftlichen Schriften veröffentlichte er: »Sebastian Castellio« (Basel 1862); »Wesen und Geschichte des Lustspiels« (Leipz. 1862); »Angelus Politianus« (Kulturbild, das. 1864); »Varroniana« (das. 1865); eine Ausgabe von »Orestis

Tragoedia« (Leipz. 1866); »Richard Bentley« (das. 1868); »Der Ödipus Coloneus des Sophokles« (Basel 1868); »Geschichte der antiken Litteratur« (Leipz. 1880, 2 Bde.). Als Dichter machte er sich durch »Rhigimurmel, Gedichte in Baseler Mundart« (Basel 1856, 2. Ausg. 1862) beliebt, außerdem durch die epischen Dichtungen »Mathilde« (das. 1854), »Das Erdbeben zu Basel« (das. 1856), das Idyll »Frieden« (das. 1862), Humoristisches, wie »Byrsopölias« (das. 1875) u. a. Auch lieferte er Übersetzungen griechischer und römischer Dichter.

Mahlzeit, eigentlich die Zeit des Mahles, gegenwärtig aber allgemein gebräuchlich in der Bedeutung des Mahles selbst. Wird das Mahl in Gesellschaft mit geladenen Gästen und unter mehr oder weniger feierlichen Veranstaltungen eingenommen, so erhält es die Bezeichnung Gastmahl (s. d.). Die alten Griechen nahmen regelmäßig täglich drei Mahlzeiten: 1) das Frühstück (akrätisma), in der Regel bestehend aus in ungemischten Wein getauchtem Brot und unmittelbar nach dem Aufstehen genossen; 2) das zweite Frühstück (äriston) in der Zeit von 10—12 Uhr unsrer Zeitrechnung, bestehend aus einigen warmen und kalten Speisen, und 3) die Hauptmahlzeit (deipnon oder dörpon) in der Zeit von nachmittags 4 Uhr an. Das Hauptgericht, namentlich für die ärmern Bevölkerungsklassen, bildete ein Brei aus Gerstenmehl (Maza). Gebackenes Brot, namentlich aus Gerstenmehl, gehörte schon zu den Luxusgerichten. Außerdem wurden gegessen: grüne und trockne Gemüse (Malven, Lattich, Salat, Kohl, Bohnen, Linsen, Knoblauch und Zwiebeln), Fische, frisch, gesalzen und getrocknet, mit Vorliebe Seefische, da Flußfische als unschmackhaft und ordinär galten, Fleisch (besonders Lämmer-, Ziegen-, Schweine-, Rind- und auch Eselsfleisch), Geflügel und Wild. Von letzterm galten als besondere Leckerbissen Hasen und Krammtsvögel. Zum Nachtisch wurden in wohlhabenden Häusern Oliven, Feigen, Mandeln, Nüsse rc., Kuchen, Eier und Käse gereicht. Während des Essens pflegte man nicht zu trinken, erst am Schluß der M. einen Schluck ungemischten Weins als Trankopfer für den »guten Gott« und dann, besonders bei dem an die M. sich anschließenden Trinkgelage (»Symposion«, s. Trinkgelage), mit Wasser vermischten Wein. Später wuchs auch bei den gewöhnlichen Mahlzeiten der Wohlhabenden der Luxus. Einfach blieben die Spartaner (Hauptgericht die sogen. schwarze Suppe, bereitet aus in seinem Blut gekochtem Schweinefleisch, mit Essig u. Salz gewürzt), die Arkadier und bis zu einem gewissen Grade auch die Athener. Größern Wert auf reichbesetzte Tafeln legten die äolischen Thessalier, die Korinther, die Archiver, die Eleer und vor allen die Böotier. Der größte Luxus entfaltete sich aber in spätern Zeiten in Großgriechenland (die Mahlzeiten der Sybariten) und in den Städten an der sizilischen Küste. — Bei den Römern herrschte in den ältesten Zeiten die allergrößte Einfachheit: die allgemeine Nahrung bildete ein Brei aus Dinkelmehl (puls). Für den gemeinen Mann blieb er es auch später. Nebenbei genoß man auch grüne und trockne Gemüse, aber nur wenig Fleisch und dies nur in Ausnahmefällen. Im Laufe der Zeit wurde es Sitte, folgende Mahlzeiten einzunehmen: 1) das erste Frühstück (jentaculum) am Morgen unmittelbar nach dem Aufstehen, bestehend aus Brot, Salz, getrockneten Früchten, namentlich Weintrauben, Milch, Eiern, Oliven, Käse; 2) das zweite Frühstück (prandium) um die sechste Stunde (Mittagszeit), zusammengesetzt aus einigen warmen und kalten Speisen, zu denen man in reichern Häusern Fische, Schaltiere und andre Delikatessen fügte. Getrunken wurden Weinmet (mulsum) und ein warmer, mit heißem Wasser gemischter Würzwein (calda), seltener gewöhnlicher Wein; 3) die Haupt- oder Abendmahlzeit (cena oder coena) gegen 3 oder 4 Uhr nachmittags oder noch später und aus drei Abteilungen bestehend, deren erste (gustatio) die Eßlust erregen sollte (s. Gastmahl).

Die alten Germanen lebten in der Hauptsache von den Erträgnissen der Viehzucht, Jagd u. Fischerei. Als Getränk dienten Bier und Met. Wie bei den Franken und Galliern wurde die Hauptmahlzeit in den Abendstunden eingenommen. Erst nach und nach kam das Essen zur Mittagszeit in Aufnahme. Im Mittelalter wurden in Deutschland in der Bürgerklasse drei Mahlzeiten (Imbisse oder Imße) eingenommen: 1) des Morgens gegen 4, 5, spätestens 6 Uhr ein aus Suppe mit Brot bestehendes Frühstück; dann 2) bereits um 10 oder 11 Uhr ein Mittagsessen, in der Regel bestehend aus Fleisch und Gemüse, selten Suppe und Fisch, wozu selbst in den Häusern der Unbemittelten Met, Bier und Wein getrunken wurde; 3) das gegen 6 oder 7 Uhr abends eingenommene Abendessen, welches einfacher Natur war. In den vornehmen Häusern und auf den Burgen der Ritter wurde ein Frühmahl, bestehend aus Brot, Fleisch, Braten und Wein, sofort nach der Frühmesse eingenommen, die Hauptmahlzeit aber nachmittags um 3 oder 4 Uhr, ja noch später bis um 6 Uhr; sie bestand vorzugsweise aus Fleischspeisen, Wildbret, Fischen und Pasteten. — In Frankreich wurde im 14. Jahrh. bereits um 10 Uhr vormittags die Mittagsmahlzeit eingenommen, später um 11 Uhr, im 16. und 17. Jahrh. um 12 Uhr. Noch Ludwig XIV. speiste regelmäßig um diese Zeit. Im Anfang des 18. Jahrh. war 1 Uhr die Speisestunde der feinen Welt, während der Mittelstand an der 12-Uhrstunde festhielt. Nach und nach rückte man die Mittagsstunde immer weiter hinaus, und in der Gegenwart hat sich eine ganz bestimmte, alle Volksklassen umfassende Sitte in Frankreich ausgebildet. Abgesehen von dem ersten Frühstück (Thee, Kaffee, Schokolade, in den ärmern Klassen auch Suppe) wird um 12 Uhr, spätestens 1 Uhr mittags ein aus einem oder mehreren warmen und kalten Gerichten bestehendes Frühstück (déjeuner) rasch und ohne alle Zeremonien eingenommen, weshalb auch in den mittlern Ständen und in den Gasthöfen mittlern und niedern Ranges kein Tischtuch aufgelegt zu werden pflegt. Geschäftsleute frühstücken meist außer dem Haus, da alles darauf berechnet ist, eine möglichst kurze Unterbrechung der Arbeitszeit eintreten zu lassen. Das Mittagsessen (dîner) ist in allen Ständen auf die Zeit von 5—7 Uhr nachmittags verlegt. Das Abendbrot ist als regelmäßige M. im allgemeinen weggefallen, es kommt nur noch in den luxuriösen Kreisen vor als Souper in später Nachtstunde, z. B. nach dem Theater, in Gesellschaften rc. — In England werden täglich mindestens vier, oft auch fünf regelmäßige Mahlzeiten eingenommen: 1) das Frühstück (breakfast) in der Zeit von 7—9 Uhr morgens: Thee, seltener Kaffee, Schokolade, Eier, gebratener Speck, Schinken, kaltes Fleisch, geröstetes Brot (toast), ausnahmsweise Hammelkoteletts; 2) zweites Frühstück (luncheon) in der Zeit zwischen 12 und 3 Uhr: verschiedene warme und kalte Gerichte, mindestens zwei (besonders beliebt curry and rice), Butter und Brot, Wein und Bier; 3) gegen 4 oder 5 Uhr nach-

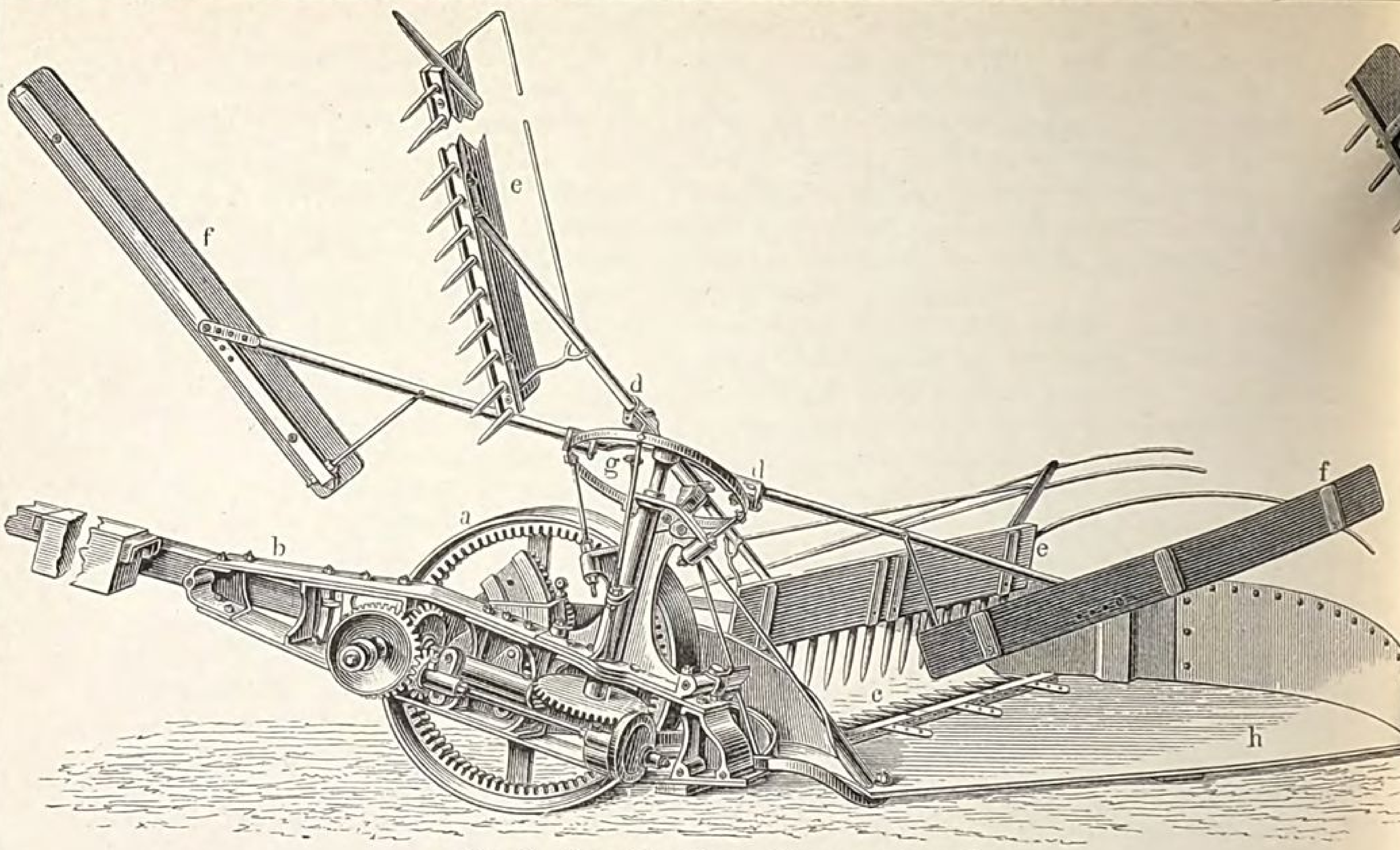


Fig. 2. Getreidemähmaschine von Samuelson.

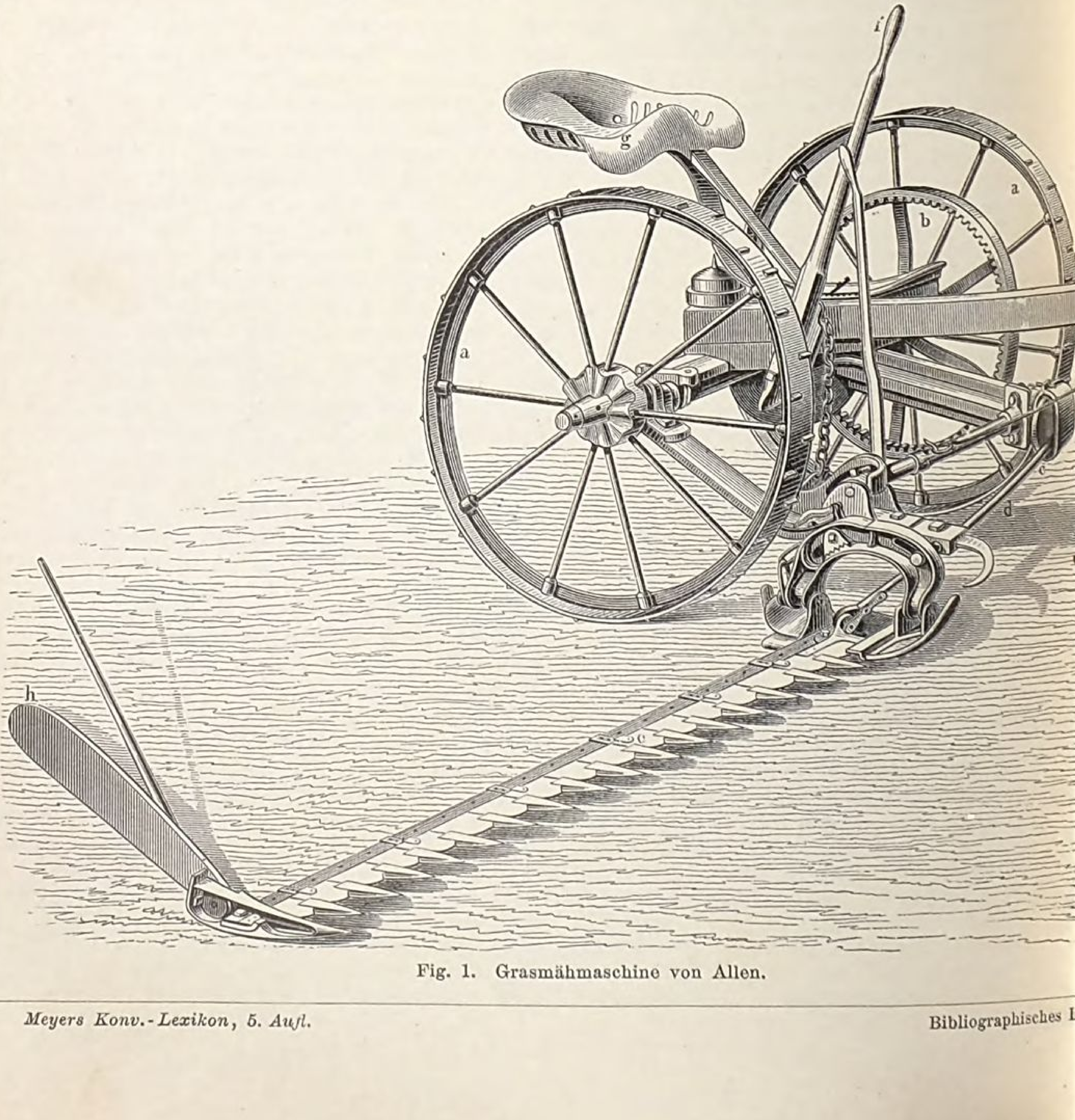


Fig. 1. Grasmähmaschine von Allen.

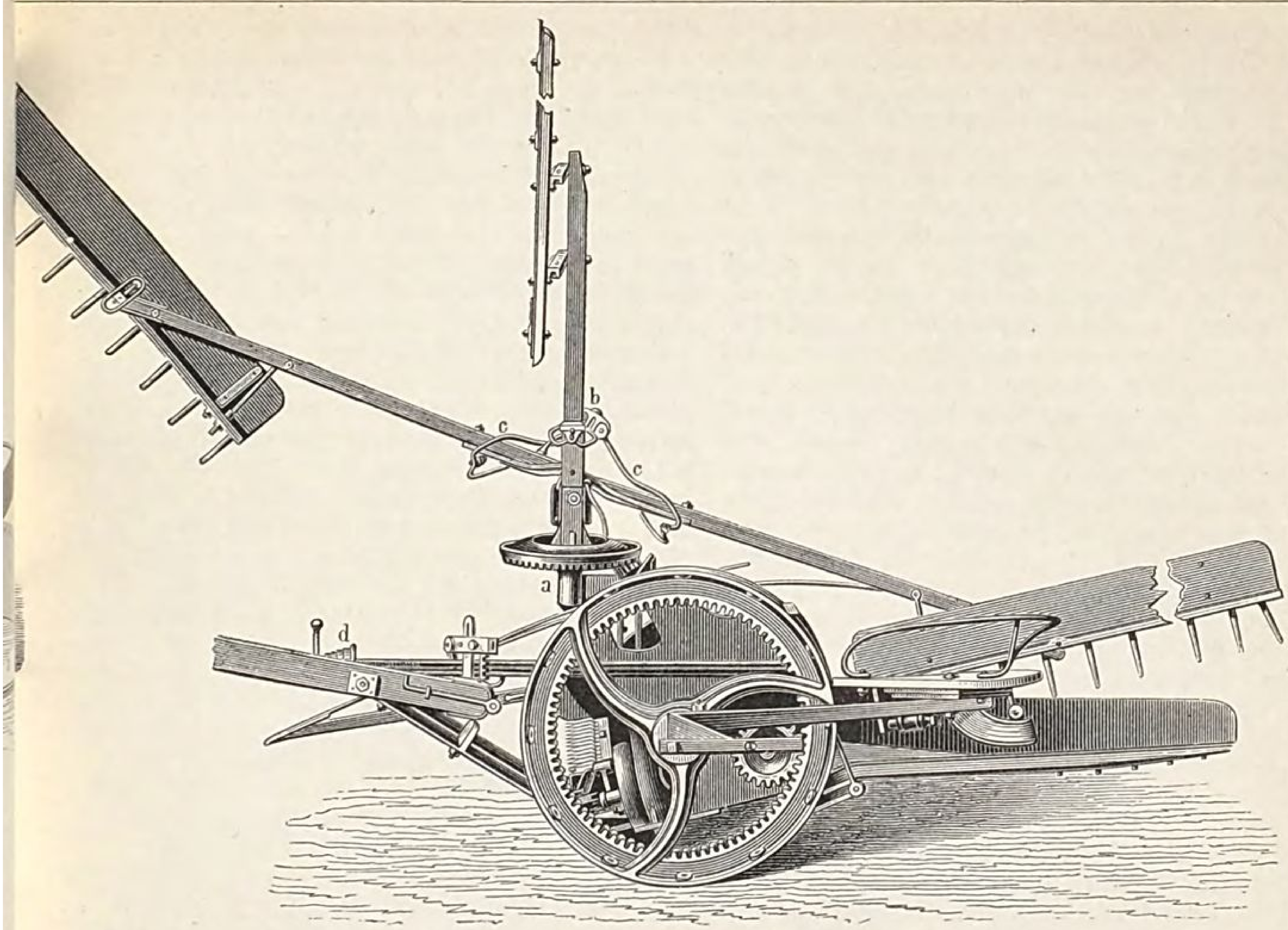


Fig. 3. Getreidemähmaschine von Hornsby.

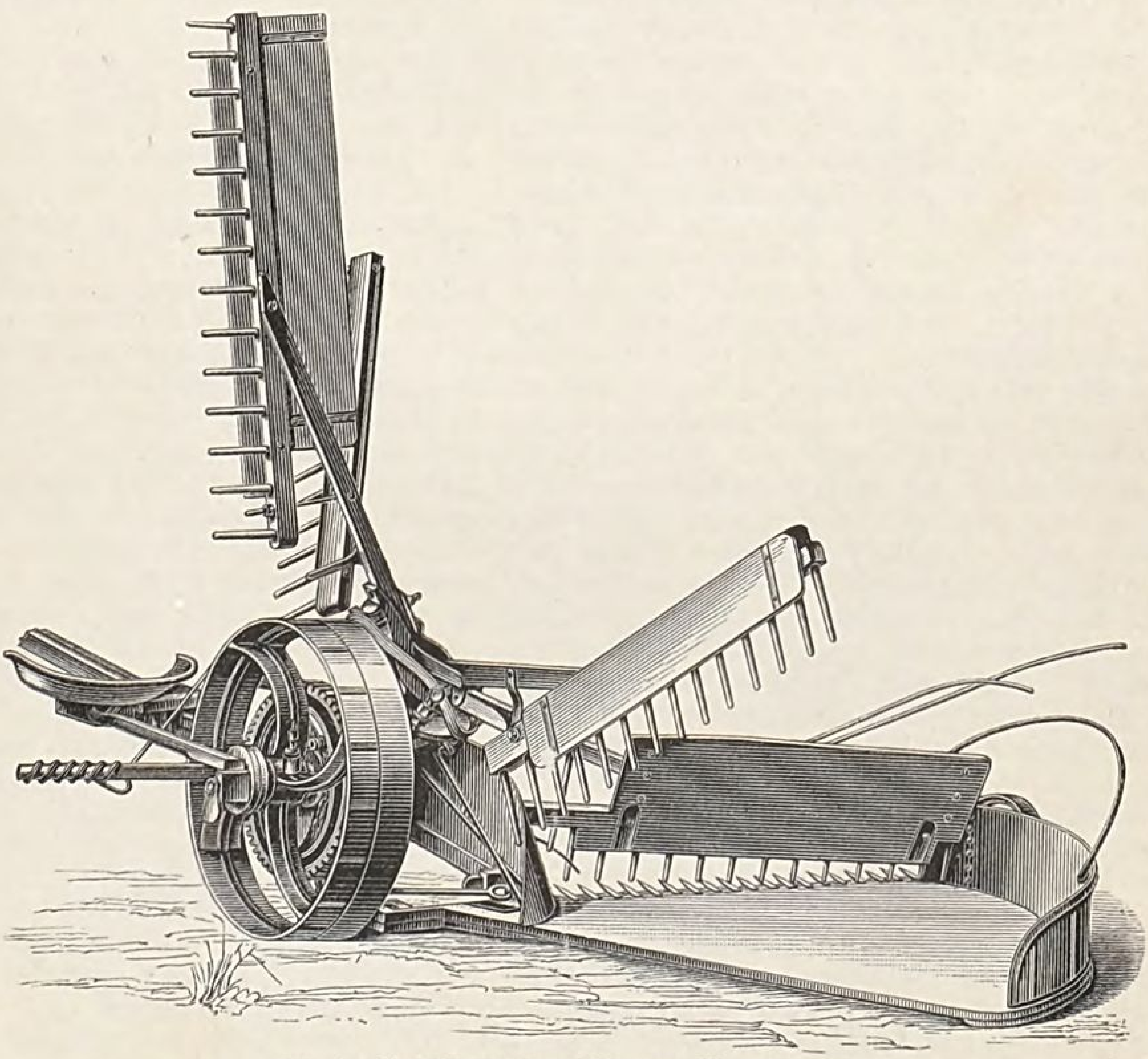


Fig. 4. Getreidemähmaschine von Zimmermann.

mittags Thee mit Butterbrot (afternoontea); 4) das eigentliche Mittagsessen (dinner) in der Zeit von 6—8 Uhr nachmittags. In manchen Familien, in denen das Luncheon zeitig eingenommen wird, kommt dann um 1 Uhr das indische sogen. Tiffin (kalte Fleischspeisen mit Kartoffeln, Butterbrot, Thee) hinzu, in andern in später Abendstunde noch ein kalter Imbiß als Abendbrot. — In Schweden wird stark und kräftig gefrühstückt: Eier, Fleisch, Fische, Brot, sogen. hartes Brot (knäcke bröd), bestehend aus Mehl und Wasser, manchmal mit einem Zusatz von Gewürzen, und weiches Brot (mjukt bröd), dem unsrigen ähnlich, in verschiedenen Sorten. Das Mittagsessen wird auf dem Lande und in den kleinern Bürgerfamilien um 1 oder 2 Uhr mittags, in den großen Städten um 4 oder 5 Uhr nachmittags eingenommen. Eigentümlich ist der dem eigentlichen Mittagstisch unmittelbar vorhergehende Butterbrotstisch (smörgåsbröd), auch Vorkost genannt: ein büffettartig, im Wohn- oder Empfangszimmer gedeckter Tisch, auf dem sich allerlei appetitreizende Speisen (Kaviar, Heringe, andre Fische, geräuchert, gesalzen oder mariniert, kleine Omeletten, pikante Fleischklößchen, Käse 2c.) sowie Branntwein, bez. Liköre und das beliebte Sockerdrika (Zuckergetränk aus Zucker, Wasser, Hopfen, Hefe und Zitronensaft bereitet) befinden. Dieses Vormahl wird stehend eingenommen. Dieselbe Sitte des Vorimbisses (Sakuska) besteht auch in Rußland. Die Abendmahlzeit findet in später Stunde statt, vor derselben wird Thee getrunken. — In Deutschland genießt der einfache Mann frühzeitig ein aus Kaffee oder Suppe bestehendes Frühstück, dann um 9 oder 10 Uhr ein zweites Frühstück (Butterbrot, manchmal mit Beilage), um 12, spätestens 1 Uhr wird Mittag gegessen und abends um 7 oder 8 Uhr das Abendbrot eingenommen. Die höhern, wohlhabenden Stände aber haben mehr und mehr die englisch-französische Sitte angenommen. Vgl. Gastmahl, Kochkunst, Gastronomie und die dort angeführte Litteratur.

Mahlzwang, s. Bannrecht und Mühlenrecht.

Mahmal (Mahmil), zeltartiges, pyramidal zugespitztes, mit einer rot- oder grünseidenen, reich mit Gold gestickten Decke überzogenes Holzgestell, welches von einem Kamel nach Mekka getragen wird und die für den dortigen Tempel, die Kaaba, bestimmten Geschenke des Sultans oder des Vizekönigs von Ägypten enthält. Das M. wird jährlich einmal zur Zeit, wo die Pilgerkarawane von Damaskus und Kairo (im Monat Schawâl) nach Mekka aufbricht, abgeschickt. Die Geschenke bestehen aus reichgeschmückten Koranexemplaren, einem als Decke für die Kaaba bestimmten kostbaren Teppich (Kiswa) und andern dem Kultus der Kaaba gewidmeten Gegenständen. Die Decke des M. ist mit Koransprüchen und Ornamenten in Goldstickerei reich geschmückt und wird von fünf Kugeln mit Halbmonden aus vergoldetem Silber gekrönt.

Mähmaschine (hierzu Tafel »Mähmaschinen«), mechanischer Apparat zum Abernten von Halmfrüchten, Klee, Gras und ähnlichen Kulturpflanzen. Nach Plinius und Palladius benutzten die Gallier Messerwagen zum Schneiden des Getreides. 1807 bauten James Smith und 1828 John Bell in England Mähmaschinen, die indes keinen Eingang fanden. Erst auf der Londoner Ausstellung von 1851 erschienen zwei Mähmaschinen, deren Prinzip als ein rationelles erkannt wurde, die Maschinen von Mac Cormick in Chicago und Hussey in Cincinnati. Bei beiden Maschinen, die sich bei den angestellten Proben bewährten, setzten die Zugtiere einen Karren in Bewegung, an welchem seitwärts der Schneideapparat angebracht war. Dieser bestand, bez. besteht heute noch aus einem Balken (Fingerbalken), an dem in Abständen von 7—10 cm nach vorn spitz zugehende, in der Längsrichtung geschlitzte Finger angebracht sind. Dieselben dienen bei der Vorwärtsbewegung der Maschine zum Festhalten und leichten Zusammenpressen der zu schneidenden Frucht. Durch die Schlitze der Finger wird mittels einer Übertragung von den Fahrrädern der Maschine das Messer hin und her gehend bewegt. Dasselbe setzt sich aus einem rechteckigen eisernen Balken in Linealform zusammen, auf oder unter welchem dreiseitige scharfe Stahlklingen dicht nebeneinander angenietet sind. Bei der schnellen alternierenden Bewegung der einzelnen Klingen durch die Schlitze der Finger schneiden dieselben das zwischen letztern befindliche, am Ausweichen verhinderte Getreide oder Gras, wenn die Geschwindigkeit des Messers groß ist und die Klingen hinlänglich scharf sind. Aus dieser Maschine hat sich die neuere M. entwickelt, welche zum Schneiden von Gras als Grasmähmaschine, zum Schneiden von Getreide als Getreidemähmaschine oder für beide Zwecke gemeinschaftlich als kombinierte M. ausgeführt wird. Die Grasmähmaschine besitzt ein zweiräderiges Fuhrwerk, an dessen Seite der Schneideapparat mit der Betriebsvorrichtung für das Messer angebracht ist. Das geschnittene Gras, Klee und Esparsette 2c. fallen unmittelbar hinter dem Messer zu Boden und werden durch ein am Ende des Schneidapparats angebrachtes Brett, den Schwadhalter, derartig nach der Maschine hingeschoben, daß die Bahn für die nächstfolgende Fahrt frei gelegt wird. Bei der Getreidemähmaschine sammelt eine Vorrichtung die geschnittene Frucht in Garben und führt sie von der Maschine seitwärts herunter, wobei ebenfalls die Bahn für die folgende Fahrt frei gemacht wird. Das geschnittene Getreide wird durch eine Zuführungsvorrichtung auf einer sich unmittelbar hinter dem Messer ansetzenden quadrantenförmigen Fläche, der Plattform, niedergelegt und in bestimmten Intervallen durch Rechen zur Seite heruntergeführt. Bei der kombinierten M. kann der Grasmähmaschine der bezügliche Apparat zum Ansammeln und Ablegen der Garben hinzugefügt werden. Die Maschine wird aber nie beiden Zwecken in gleich vollkommener Weise genügen, da die konstruktiven und Betriebsanforderungen verschiedenartig sind. Eine Grasmähmaschine muß mit zwei Fahrrädern versehen sein, damit das Messer mittels eines Hebelwerks beim Schneiden von Hängen oder beim Antreffen von Hindernissen hoch gehoben werden kann. Für die reine Getreidemähmaschine benutzt man dagegen vorteilhafter nur ein großes Fahrrad zur Unterstützung des Maschinengestells nebst einem am Ende der Plattform angebrachten Laufrad, da sich hierdurch der Apparat weit vollkommener der verschiedenen Terrainformation anpaßt als bei einem steifen Gestell mit zwei Fahrrädern.

Unsre Tafel stellt vier der bekanntern Systeme von Mähmaschinen dar: 1) Die Allensche Grasmähmaschine (Fig. 1); a a sind die Fahrräder, b das Zahnrad, von welchem aus durch ein kleines eingreifendes Getriebe und ein in einer Kapsel eingeschlossenes konisches Vorgelege der Betrieb auf die Kurbelwelle c übertragen wird. Diese setzt vermittelst der Lenkerstange d das Messer e in schnelle hin und her gehende Bewegung. Der Hebel f dient zum Neigen und Anheben des Messers, zu welchem Zweck er dem auf dem

Treibersitz g fahrenden Arbeiter bequem zur Hand ist. Das Messer kann mittels eines kleinen Zahnsegments mehr oder weniger geneigt werden, um stark lagernde Halme sicher zu schneiden. h ist der Schwadhalter zum Zusammenraffen der geschnittenen Frucht. 2) Samuelsons Getreidemähmaschine mit selbstthätiger Ablegevorrichtung (Fig. 2); a ist das breite Fahrrad, b der eiserne Gestellrahmen zur Aufnahme der Achse des Rades und des gesamten Betriebsmechanismus. Der Betrieb der Kurbel und des Messers c erfolgt in gleicher Weise wie bei der Grasmähmaschine durch eine innere Verzahnung im Fahrrad mit eingreifendem Getriebe sowie durch konische Räder. Die vertikale Rechenspindel, ebenfalls durch ein konisches Vorgelege betrieben, ist an ihrem obern Ende mit dem Rechenkreuz d armiert, an welchem sich die Rechen e und Zustreifer f befinden. Die Bewegung derselben wird durch eine Gleitkurve g derartig geleitet, daß die Harken sich dicht über der Plattform h bewegen und alsdann steil aufsteigen, so daß kein Verziehen der Garben am Boden stattfindet; die Zustreifer legen nur das Getreide nieder und bewegen sich in einem entsprechenden Abstand von der Plattform. 3) Hornsbys Getreidemähmaschine (Fig. 3) ist im Prinzip ebenso angeordnet wie die von Samuelson, nur mit einigen nicht unerheblichen Detailabweichungen. Dieselben betreffen den Betrieb der Rechenspindel a, die Reguliervorrichtung b c für die Bewegung der Rechen und Zustreifer; d ist eine starke Spiralfeder, welche die Aufgabe hat, die beim Fahren der Maschine entstehenden Stöße und Erschütterungen unschädlich zu machen. Im übrigen zeigt die Maschine mancherlei Abweichungen in der Anordnung des Messer- und Rechenbetriebs sowie in der Disposition der einzelnen Teile zu einander gegenüber der Samuelsonschen Maschine. 4) Zimmermanns Getreidemähmaschine (Fig. 4); im wesentlichen nach dem neuern Samuelsonschen System, jedoch mit einer Anzahl bemerkenswerter Verbesserungen, wodurch diese Maschine besonders für deutsche Verhältnisse geeignet wird. Bei der Ablegevorrichtung der Buckeye-M., einer zweiräderigen kombinierten M., können die Rechen beliebig als Ablegearme und Zustreifer benutzt werden. Außer den bereits genannten Mähmaschinen hat noch eine größere Anzahl verschiedener Systeme außerordentliche Verbreitung gefunden; dazu gehören namentlich die amerikanischen Mähmaschinen von Wood, Mac Cormick, Johnston, Adriance, die englischen von Howard; auch fertigen einige deutsche und österreichische Fabriken Mähmaschinen von sehr zweckmäßiger Konstruktion.

Die Leistung der M. stellt sich auf ungefähr 5 Hektar in 10 Arbeitsstunden mit einem Wechselgespann, einem Mann Bedienung und einem Aufseher, welcher jedoch mehrere gleichzeitig arbeitende Mähmaschinen beaufsichtigen kann. Demnach tritt pro Maschine zum mindesten eine Ersparung von acht Arbeitern ein. Die Kosten des Maschinenmähens stellen sich im allgemeinen nicht niedriger als die der Handarbeit. Von hoher Wichtigkeit für den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb sind aber die indirekten Vorteile: durch die bewirkte Beschleunigung der Erntegeschäfte ist es möglich, frühreifende und einträgliche Getreidevarietäten, die wegen des gleichzeitigen Reifens mit dem Roggen und ersten Weizen aber nicht ausgedehnte Aufnahme finden konnten, zu kultivieren. Hierbei fällt die Ernte in die längern, wärmern Sommertage mit beständigerer Witterung, und dieser Zeitgewinn wirkt wohlthätig auf die nachfolgende Grummt- und Hackfruchternte und ermöglicht die gründliche Bearbeitung der Stoppelfelder sowie die tiefere Bearbeitung des Bodens vor Winter. Durch diese Vorbereitung gewinnt die Wirtschaft wiederum eine bedeutende Zeit- und Arbeitsersparnis, da durch den Gebrauch des Grubbers oder Exstirpators (s. d.) für die Bestellung des Sommergetreides das wiederholte Pflügen im Frühjahr entbehrlich wird und durch denselben, wie die Erfahrung bestätigt, die Bedingungen für höhere Erträge der Sommerfrüchte geschaffen werden.

Eine weitere Vervollkommnung hat die M. durch Hinzufügung von Apparaten erfahren, welche selbstthätig die Garben mit Bindfaden binden. Diese Garbenbindemaschinen (Bindemäher), obwohl in der Konstruktion sehr kompliziert, arbeiten bei gleichmäßigem Stande der Frucht ganz regelmäßig und haben in den Vereinigten Staaten und in Kanada allgemeine Verbreitung gefunden. Sie werden jetzt auch in Europa, besonders in Deutschland und Österreich-Ungarn, viel benutzt, und die Landwirte sind von der Arbeit und dem ökonomischen Wert derselben fast durchweg befriedigt. Besonders die amerikanischen Maschinen von Wood, Mac Cormick, Adriance, Massey und die englischen von Hornsby u. Howard haben viel Verbreitung gefunden. Auch Zimmermann in Halle, Reuther in Hennef u. a. bauen solche Maschinen mit gutem Erfolg. Als Vorteile der Bindemäher werden angegeben: 1) Festgebundene, gleichmäßige Garben, welche bei Regen weniger leicht vollständig durchnäßt werden, beim Aufsetzen in Scheuern und Feimen weniger Raum einnehmen und beim Dreschen rascheres Einlegen und deshalb größere Leistung der Dreschmaschinen gestatten. 2) Möglichst wenig Verlust an Körnern, Ähren und Halmen, so daß das Nachrechen gewöhnlich überflüssig wird. 3) Geringerer Bedarf an Arbeitern und angeblich 4) sehr billige Arbeit. Dagegen läßt die Konstruktion noch mancherlei zu wünschen übrig. Man benutzt die Maschinen hauptsächlich für Getreide, Bohnen, Raps, Wickfutter und Lupinen. Am besten mähen und binden sie Weizen, auch Hafer und Gerste, während sich Roggen wegen seiner Länge und der geneigten Ähren weniger eignet. Zur Bespannung sind 2—4 Pferde erforderlich, und man arbeitet meist mit Wechselgespannen, weil man dann oft noch zweispännig fahren kann, was bei langer Benutzung der Pferde nicht möglich ist. Zur Bedienung genügt ein Arbeiter, doch wird die Leistung merklich erhöht, wenn ein zweiter Arbeiter bei Störungen nachhilft. Die mittlere tägliche Leistung beträgt 3,35 Hektar.

Mahmud, türk. Name. Merkwürdig: 1) M. I., Sultan der Osmanen, Sohn Mustafas II., ward nach der Absetzung seines Oheims Achmed III. 1730 auf den Thron erhoben, schloß mit Persien Frieden, führte 1737—39 mit Österreich und Rußland einen nicht unglücklichen Krieg und starb 1754.

2) M. II., Sultan der Osmanen, geb. 25. Juli 1785, gest. 30. Juni 1839, zweiter Sohn des 1789 gestorbenen Sultans Abd ul Hamid und einer Französin, wuchs im Serail auf und zeigte sich schon in seiner Jugend heftig und grausam. Sein älterer Bruder, Mustafa IV., gab bei seiner Thronbesteigung 1807 den Befehl zu Mahmuds Ermordung; aber dieser wurde durch Mustafa Bairaktar gerettet und nach Mustafas Sturz selbst auf den Thron erhoben (1. Aug. 1808). Um vor allen Thronbewerbern sicher zu sein, ließ er Mustafa IV., dessen Sohn und dessen Mutter

erdrosseln, so daß er noch der einzige aus dem Stamm Osmans war. Sein Unternehmen, das Heer nach europäischer Weise zu organisieren, scheiterte an dem Widerstand der Janitscharen. Die Russen, von den Serben unterstützt, eroberten die Türkei bis an die Donau, bis endlich Napoleons I. Zug nach Rußland 28. Mai 1812 den Frieden von Bukarest herbeiführte. Mahmuds Vertrauteste wurden sein Barbier Berber Baschi und dessen gleichfalls ungebildeter Freund Chalet Efendi. Den europäischen Kabinetten gegenüber bewies M. Festigkeit, dagegen hatte er im Innern fortwährend Aufstände zu bekämpfen und wurde dadurch von den mächtigen Statthaltern immer abhängiger. Den Serben gelang es, sich der türkischen Herrschaft zu entziehen; Mehemed Ali machte sich zum Herrn Ägyptens und ebenso der Pascha von Janina zum Herrn von Epirus; andre Provinzen setzten mit Gewalt den Wechsel ihrer Statthalter durch, und Griechenland erhob sich zum Kampf um seine Freiheit. Indes M. blieb ungebeugt und wurde nur noch grausamer. Nach blutiger Vernichtung der seinen Reformplänen abgeneigten Janitscharen im Juni 1826 begann er die neue Reorganisation des türkischen Heeres auf europäischem Fuß. In Strömen Blutes erstickte er jeden Widerstand gegen seine Maßregeln. In einem Hattischerif vom 20. Dez. 1827 lehnte M. jede Intervention der christlichen Mächte in der griechischen Frage entschieden ab. Darauf hin erklärte Rußland 1828 an die Pforte den Krieg, der am 14. Sept. 1829 durch den Frieden von Adrianopel beendigt wurde. Nachdem nun durch Abtretung Griechenlands die Ruhe erkauft worden war, schritt M. von neuem zur Umgestaltung des veralteten türkischen Staatswesens nach europäischer Weise. Er öffnete europäischer Sitte und Kleidertracht Zugang durch Beispiel und Befehl, unternahm 1831 und 1837 Reisen in die Provinzen, was seit Jahrhunderten kein Sultan gethan, ließ sogar seit 5. Nov. 1831 eine von einem Franzosen redigierte türkische Staatszeitung, »Le Moniteur Ottoman«, in türkischer und französischer Sprache erscheinen und führte in den Schlössern am Bosporus einen ziemlich zwanglosen Hofhalt. Mehr noch als diese Neuerungen erbitterte das Volk, daß sich M. des Alleinhandels mit den asiatischen Waren bemächtigte, die Zölle erhöhte und den Kaffeeschank für sein Monopol erklärte. Mehrere Aufstände mußten blutig unterdrückt werden. 1831 brach der Krieg mit Ägypten aus, und die Niederlage des türkischen Heeres bei Konia (21. Dez. 1832) zwang M., russische Hilfe anzurufen und 5. Mai 1833 mit Mehemed Ali nicht bloß den demütigenden Frieden von Kutahia zu schließen, sondern 26. Juni auch mit Rußland das Bündnis von Hunkjar Skelessi einzugehen. Um so eifriger bemühte sich M., durch Einführung der europäischen Zivilisation und Reorganisation des Heerwesens, für die er sich preußische Offiziere, unter andern auch den spätern Feldmarschall v. Moltke, erbat, sein Reich wieder zu Kraft und Tüchtigkeit zu erheben; auch knüpfte er engere Beziehungen mit den europäischen Mächten an, indem er an den Höfen der Großmächte ständige Gesandtschaften errichtete. 1839 beschloß er endlich, Rache an Mehemed Ali zu nehmen; aber der Kampf endete mit der Niederlage des großherrlichen Heeres 24. Juni 1839 bei Nisib. M. erfuhr diesen Ausgang nicht mehr. Unmäßigkeit und die Regierungssorgen hatten seine Gesundheit untergraben. Ihm folgte sein Sohn Abd ul Medschid. Vgl. Bastelberger, Die militärischen Reformen unter M. (Gotha 1874).

Mahmud Dschelaleddin Pascha Damad (d. h. Schwiegersohn), türk. Minister, Sohn Fethi Achmed Paschas, erlangte 1858 eine einflußreiche Stellung und den Muschirrang nur durch seine Verheiratung mit Djemileh-Sultaneh (geb. 18. Aug. 1843), einer Tochter Abd ul Medschids, bereicherte sich durch Bestechungen und gewann namentlich nach der Thronbesteigung seines Schwagers Abd ul Hamid II. über diesen einen verderblichen Einfluß durch die Furcht, die er ihm vor Verschwörungen einzuflößen verstand. Er wurde Großmeister der Artillerie, obwohl er nichts vom Geschützwesen verstand, und Mitglied des Hofkriegsrats (Dari-Schura), in dem er während des Krieges mit Rußland die schädlichste Wirksamkeit ausübte; teils aus feiger Friedensliebe, teils aus Neid gegen tüchtige Generale durchkreuzte er deren Kriegspläne, führte er einen fortwährenden Wechsel in den Kommandos herbei und lähmte auf diese Weise die ganze Kriegführung. Er zog sich dadurch allgemeinen Haß zu, wußte aber dennoch seinen Einfluß zu behaupten und war wiederholt auch Kriegsminister. Erst als sich 1878 ergab, daß er während des Krieges ohne Wissen des Sultans verhängnisvolle Befehle erteilt hatte, wurde er abgesetzt und verbannt, 1880 zwar begnadigt, aber 1881 wegen seines Anteils an der Ermordung Abd ul Asis' zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Verbannung nach Arabien begnadigt; seine Ehe wurde getrennt. Er starb 1884.

Mahmud Nedim Pascha, türk. Staatsmann, Günstling Reschid Paschas, geb. um 1810 in Bagdad, gest. im Mai 1883, machte seine Karriere im Auswärtigen Ministerium, in dem er Unterstaatssekretär wurde. Er wurde sodann mit dem Range eines Muschirs Generalgouverneur von Syrien, darauf von Smyrna, 1856 Marineminister, 1858 interimistischer Minister des Auswärtigen und 1871 nach Ali Paschas Tode Großwesir. Er gewann sich dadurch die Gunst des Sultans Abd ul Asis, daß er auf dessen Plan, die Thronfolgeordnung zu gunsten von dessen Sohn Jussuf zu ändern, einging. Seine Verwaltung war willkürlich und erfolglos. Bald ließ er sich von dem russischen Botschafter Ignatiew ganz umgarnen, stellte 1875 auf dessen Rat die Zinszahlungen für die türkischen Staatsschulden ein und plante sogar mit Ignatiew einen Staatsstreich mit russischer Hilfe, um die Opposition gegen seine Mißregierung zu unterdrücken und die Thronfolgeordnung zu ändern. Der Unwille des Volkes, der durch die Aufstände in den Provinzen noch gesteigert wurde, richtete sich daher besonders gegen M., und derselbe ward durch den Softa-Aufstand im Mai 1876 gestürzt und nach Mytilene verbannt. 1879—83 war er wieder Minister des Innern.

Mahmudi, Geldrechnungseinheit in Maskât, 11½ im spanischen Piaster und Mariatheresienthaler = 37,835 Pfennig (Gold zu Silber = 15½:1), geteilt in 12 Peisa oder 20 Gasranz. Mahmudié, türk. Goldmünze von 1822 zu 25 Guruſch = 10,82 Mk. Metallwert.

Mahmudieh, el, Hauptort des Distrikts Atf der ägypt. Provinz (Mudirieh) Beherah, am rechten Ufer des Mahmudiehkanals und an der Bahn Rosette-Damanhur, mit (1882) 4349 Einw.

Mahmudiehkanal, Kanal in Unterägypten, zwischen Rosette u. Alexandria, 1819—20 von Mehemed Ali erbaut mit einem Kostenaufwand von 7½ Mill. Fr. Ungefähr 250,000 Fellahs leisteten bei diesem Bau Zwangsarbeit, und 20,000 von ihnen kamen durch

Krankheit und Überanstrengung ums Leben. Bei Fum el M. befinden sich große Schleusen; hier warten stets zahlreiche Lastschiffe und kleine Dampfer.

Mahn, August, ein besonders auf romanischem Gebiet ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 9. Sept. 1802 in Zellerfeld, wirkte seit 1828 als Lehrer der fremden Sprachen in Berlin und starb 27. Jan. 1887 in Steglitz. Von seinen Werken sind außer Lehrbüchern der französischen, englischen, italienischen, lateinischen und griechischen Sprache hervorzuheben: »Die Werke der Troubadours« (Berl. 1846—82, 4 Bde., nur ein Nachdruck Raynouards); »Die Biographien der Troubadours in provenzalischer Sprache« (2. Aufl., das. 1878); »Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiet der romanischen Sprachen« (das. 1854—76, 24 Stück); »Darlegung der Kunst, Sprachen auf die schnellste und leichteste Art sprechen zu lernen« (das. 1855); »Gedichte der Troubadours« (das. 1856—73, 4 Bde.; diplomatisch nach den Handschriften); »Denkmäler der baskischen Sprache« (das. 1857); »Lautlehre der altprovenzalischen Sprache« (Köthen 1885) u. a. Auch besorgte er zur neuen Auflage des großen englischen Wörterbuchs von N. Webster (Lond. 1864) die Neubearbeitung der Etymologie.

Mahnd (engl. Maund; auch Mönn, engl. Mun), ostind. Handelsgewicht der verschiedenen Maßsysteme (vgl. Bazargewicht und Faktoreigewicht): im Normalgewicht (Indian Maund) zu 40 Sihr = 100 Pounds Troy oder 82²/₇ Pounds avdp. = 37,3242 kg, im alten bengalischen Bazargewicht = 82²/₁₅ Pfund avdp. oder 37,255 kg, im Faktoreigewicht von 1787 = ²/₃ Hundredweight oder 33,868 kg, altes M. von Puna = 35,74 kg, in der Präsidentschaft Madras zu 8 Wiß = 25 Handelspfund oder 11,34 kg; in der Präsidentschaft Bombay zu 40 Sihr = ¼ Hundredweight od. 12,701 kg und für Spirituosen zu 50 andern Sihr = 34,797 kg, für Indigo zu 46 Pfund avdp. = 20,865 kg, für Kaffee = 18,6245 kg, für Zucker = 38¼ Pfund = 17,35 kg, M. von Surate zu 40 Sihr für Eisen, Quecksilber und Elfenbein = 17,008 kg; in Surate selbst das zuletzt genannte = 16,9825 kg, aber andre für Rizinusöl und Safran zu 40¼, für Rohzucker zu 41, für Liköre, Butter, Baumwoll- und Kokosöl (2 große Harra) zu 42, für Brotzucker zu 43¼ und für Gummi zu 44 Sihr. In Atschin wird das M. Reis zu 21 Bambu = 34,02 kg gerechnet. Das M. von Maskât zu 24 Kuscha ist = 4 kg, das von Mokha zu ¹/₁₀ Frasil oder 40 Wakeia = 1,329 kg, aber für Kaffee 2 Rättel zu 14½ Wakeia = 0,963 kg. Vgl. Man.

Mähne, bei einigen Tieren, z. B. Löwen, Pferden, die langen Haare, welche vom Hinterkopf bis zum Kreuz stehen. Beim Pferd nennt man das vordere, über die Stirn fallende Ende der M. Mähnenschopf.

Mahnen, der Brunftton des weiblichen Hochwildes.

Mähnengerste, s. Gerste.

Mähnenrobbe, s. Seebär.

Mähnenschaf, s. Schaf.

Mähnentaube, 1) s. Kragentaube; 2) (Schmalkaldener Mohrenkopf), s. Tauben.

Mähnenwolf (roter Wolf, Guara, Canis jubatus *Desm.*), ein dem Wolf sehr ähnliches Raubtier, 1,3 m lang, mit 40 cm langem Schwanz, 70 cm und darüber hoch, mit starker, aufrichtbarer Mähne im Nacken und längs des Rückens, ist oberseits zimtbraun, unterseits heller, an der Schnauze braun, an der Nase schwarz und im Nacken mit einem schwarzbraunen Fleck, Ohren und Beine sind auf der Innenseite weiß. Der M. ist über Südamerika weit verbreitet, hält sich aber sehr zurückgezogen, nährt sich von kleinen Tieren und Früchten und greift nur ausnahmsweise Herdenvieh an. Das Fleisch wird gegessen.

Mahnung (Interpellatio), die seitens des Gläubigers an den Schuldner gerichtete Aufforderung zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit. Der säumige Schuldner wird hierdurch in Verzug (s. d.) gesetzt und namentlich zur Zahlung von Verzugszinsen verpflichtet (s. Dies interpellat pro homine). Kaufleute können auch ohne M. untereinander für Forderungen aus beiderseitigen Handelsgeschäften vom Zeitpunkt der Fälligkeit an Zinsen beanspruchen. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 289.

Mahnverfahren, im modernen Prozeßrecht ein summarischer Prozeß, welcher bei gewissen Forderungen stattfindet, und dessen Wesen darin besteht, daß auf das einseitige Gesuch des Gläubigers hin an den Schuldner ein bedingter Zahlungsbefehl erlassen wird, in der Erwartung, daß solche gerichtliche Mahnung hinreichen werde, um den Schuldner zur Zahlung seiner an sich nicht bestrittenen Schuld zu veranlassen. Die deutsche Zivilprozeßordnung (§ 628—643) statuiert das M. in der Regel wegen aller Ansprüche, welche die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Quantität andrer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere zum Gegenstand haben. Die Frist zur Zahlung oder zur Erhebung des Widerspruchs beträgt zwei Wochen. Zum Erlaß des Zahlungsbefehls sind die Amtsgerichte ohne Rücksicht auf die Höhe des Betrages kompetent. Das Gesuch muß enthalten 1) die Bezeichnung der Parteien nach Namen, Stand oder Gewerbe und Wohnort; 2) die Bezeichnung des Gerichts (das Amtsgericht, bei welchem der Schuldner seinen allgemeinen persönlichen Gerichtsstand hat, oder bei welchem der dingliche Gerichtsstand für die im ordentlichen Verfahren erhobene Klage begründet sein würde); 3) die bestimmte Angabe des Betrages oder Gegenstandes und des Grundes des Anspruchs; 4) das Gesuch um Erlaß des Zahlungsbefehls. Das Gesuch kann schriftlich oder mündlich angebracht werden; die Einreichung desselben durch einen Rechtsanwalt ist nicht erforderlich. Mit der Zustellung des Zahlungsbefehls an den Schuldner treten die Wirkungen der Rechtshängigkeit ein. Wird von dem Schuldner Widerspruch nicht erhoben, so ist der Zahlungsbefehl auf Gesuch des Gläubigers für vorläufig vollstreckbar zu erklären. Die Vollstreckbarkeitserklärung erfolgt durch einen auf den Zahlungsbefehl zu setzenden Vollstreckungsbefehl. Dieser letztere steht einem für vorläufig vollstreckbar erklärten, auf Versäumnis erlassenen Endurteil gleich; es ist also gegen denselben binnen zwei Wochen ein Einspruch zulässig, wie gegen ein Versäumnisurteil. Wird gegen den Zahlungsbefehl Widerspruch erhoben, so verliert derselbe seine Kraft mit Ausnahme der Rechtshängigkeit. Will der Kläger die Sache fortsetzen, so tritt das regelmäßige amtsrichterliche oder landgerichtliche Verfahren ein, je nachdem die Sache der Zuständigkeit des Amtsgerichts oder des Landgerichts unterliegt. Im erstern Fall kann jede Partei den Prozeßgegner nunmehr zur mündlichen Verhandlung vor das Amtsgericht laden. Handelt es sich aber um eine Landgerichtssache, so hat der Kläger binnen sechs Monaten ordentliche Klage bei dem zuständigen Landgericht im Anwaltsprozeß zu erheben. Die Kosten des Mahnverfahrens werden alsdann als Teil der Kosten des entstehenden Rechtsstreites angesehen. Nach österreichischem Recht (Gesetz vom 27. April

1873) ist das M. nur zulässig, wenn der geforderte Betrag oder der Wert des in Anspruch genommenen Gegenstandes ohne Hinzurechnung von Zinsen und Nebengebühren die Summe von 200 Gulden nicht übersteigt. Die Einspruchsfrist ist gleichfalls eine 14tägige. Der Einspruch erfolgt nach österreichischem wie nach deutschem Recht formlos, entweder schriftlich oder mündlich zu Protokoll. Gründe brauchen nicht angegeben zu werden. Vgl. Meyer, Der Zahlungsbefehl (Berl. 1879 u. ö.); Peters, Die geschäftliche Behandlung der Mahnsachen (das. 1889); Stekl, Das M. (Leipz. 1891); O. Richter, Das M. (Hannover 1895).

Mahoîtres (franz., spr. ma-ŭätr'), ausgepolsterte Schulternwülste, welche im ersten Viertel des 15. Jahrh. bei den männlichen Trachten in Frankreich aufkamen und sich im 16. Jahrh. auch auf die weibliche Kleidung übertrugen. S. Tafel »Kostüme II«, Fig. 5 u. 11. Vgl. auch Gänsbauch.

Mahomed, soviel wie Mohammed.

Mahón (spr. maōn), Hauptstadt der span. Insel Menorca, an der Bai (Ria) von M., welche an der Ostküste der Insel tief in das Land einschneidet, hat eine gotische Hauptkirche, hübsche Anlagen, Fabrikation von Schuhwaren, Baumwollspinnerei und -Weberei (in dem östlich gelegenen Vorort Villa Carlos, mit 2606 Einw.), Handel, einen geräumigen und sichern Hafen, welcher als Kriegshafen durch mehrere Forts und Batterien geschützt ist (1891 sind in demselben 217 Schiffe von 50,885 Ton. eingelaufen), ein Seearsenal, Militär- und Marinespital, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat (1887) 18,445 Einw. — M., das alte Mago, soll von dem Karthager Mago gegründet worden sein. Nachdem sich die Engländer der Insel bemächtigt hatten (1708), wurde M. zu einer wichtigen Festung erhoben und 1718 für einen Freihafen erklärt. 1756 eroberten es die Franzosen, mußten es aber im Pariser Frieden von 1762 an die Engländer zurückgeben; seit dem Frieden von Versailles 1782 ist M. wieder im Besitz Spaniens. Vgl. Guillon, Port M., la France à Minorque (Par. 1894).

Mahon (spr. me-hōn), Philipp Henry, Earl of Stanhope, s. Stanhope.

Mahone, türk. Ruderboot, meist zum Transport von Lasten verwendet; im 17. Jahrh. hochbordiges Kriegsschiff der Türken.

Mahonia *Nutt.*, Gattung aus der Familie der Berberidaceen oder Untergattung von Berberis *L.*, Sträucher in Nordamerika und Asien, mit unpaarig gefiederten Blättern, dornig gezahnten Blättchen und zierlichen gelben Blüten in Trauben. Über 20 Arten in Mittelasien, China, Nordamerika und besonders in Mexiko. M. aquifolium *Pursh.*, ein niedriger, selten 1,25 m hoher Strauch mit bleibenden, auf der Oberfläche glänzenden, dunkelgrünen, in der Jugend rosenfarbenen und im Winter schön bronzebraunen Blättern, meist büschelförmig zusammenstehenden Blütenähren und blauen, bereiften Beeren, wird bei uns in Gärten kultiviert; ebenso M. repens *L.*, nur 30 cm hoch werdend. Noch niedlicher ist M. nervosa *Pursh.*, von welcher Art auch Blendlinge mit den beiden vorigen kultiviert werden. Die Beeren von M. aquifolium benutzt man zur Bereitung eines gegornen Getränks, die Blätter besonders im Winter zur Kranz- und Boukettbinderei.

Mahr (altnordisch und althochd. mara, Nachtmahr, Mahrt), nächtlicher Unhold, der den Menschen plagt, gleichbedeutend mit Alp (s. d.) oder Vampir (s. d.). Mahrenfuß, soviel wie Drudenfuß (s. d.); Mahrentakken, soviel wie Mistel oder Donnerbesen (s. d.); Mahrenzopf, der Weichselzopf.

Mahratten, Volk, s. Marathen.

Mähre, altes, abgetriebenes Pferd.

Mähren (tschech. Morava), Markgrafschaft und Kronland des österreich. Kaiserstaates, wird nördlich von Preußisch- und Österreichisch-Schlesien, östlich und südöstlich von Ungarn, südlich von Niederösterreich, westlich von Böhmen begrenzt und hat ein Areal von 22,222 qkm (403,6 QM.). S. Karte »Böhmen, Mähren u. Österreich.-Schlesien« (bei Art. »Böhmen«).

[Physische Beschaffenheit.] Das Land ist im W., N. und O. von Randgebirgen eingeschlossen und umfaßt vier Erhebungszonen: 1) das böhmisch-mährische Hochland, welches aus mehreren Terrassen von durchschnittlich 500 m Höhe besteht (Jaborschitz 835 m, Kaiserstein 810 m, Hradisko 768 m) und sich gegen O. und SO. zur Marchebene absenkt; 2) die Sudeten im N., welche mit dem Glatzer Bergland (Großer oder Spieglitzer Schneeberg 1424 m) nach M. hineinreichen, sodann von der Marchquelle bis zur Oder sich als Altvatergebirge (mit dem Altvater, 1490 m, der höchsten Erhebung des Landes) und dem mährisch-schlesischen Gesenke (821 m) hinziehen u. sich gegen SO. im Odergebirge abflachen (675 m). Im O. des Landes erheben sich 3) die Karpathen mit dem an der ungarischen Grenze gelegenen Weißen Gebirge (Jaworina 967 m) und dem Jawornikgebirge (1064 m) sowie den nördlichen Seitenästen derselben (Tanečnica 912 m, Jawornik Kelsky 865 m), dann den Beskiden im nordöstlichen Teil des Landes (Kněhyna 1251 m, Radhoscht 1130 m). Im S. der fruchtbaren Hanna steigt 4) das Marsgebirge (Brdo 587 m) mit seiner westlichen Fortsetzung, dem Steinitzer Wald (442 m), auf, und südlich von der Thaya erhebt sich isoliert die Gruppe der Polauer Berge bis zu 550 m. Wichtige Pässe sind in den Sudeten der Spornhauer Paß, in den Karpathen der Lissa- und Wlarapaß. Unter den Thälern sind die bedeutendsten: das Marchthal, welches mit der fruchtbaren Niederung der Hanna und dem Thayathal in Verbindung steht, dann das Oderthal (»Kuhländchen«). Der Hauptfluß ist die March, welche vom Spieglitzer Schneeberg kommt, aber erst von Göding an schiffbar wird. Ihre wichtigern Nebenflüsse sind rechts: Sazawa, Hanna und vorzüglich die Thaya; links: die Betschwa und Olsawa. Die in M. entspringende Oder bildet die Grenze gegen Österreichisch- und Preußisch-Schlesien und nimmt rechts die Ostrawitza auf. Seen hat M. keine, dagegen viele Teiche (578 mit einer Fläche von 4500 Hektar), die größten an der Südgrenze bei Eisgrub. Von den Mineralquellen sind beachtenswert: die warme Schwefelquelle zu Ullersdorf im Teßthal und die Kochsalzquellen von Luhatschowitz. Außerdem ist Roznau (mit Molkenheilanstalt) ein besuchter Kurort. Das Klima ist im allgemeinen mild, doch besteht zwischen dem gebirgigern Norden und dem Süden ein bedeutender klimatischer Unterschied; während hier der Wein gut gedeiht, kommt dort nicht selten der Hafer kaum zur Reife. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zu Brünn 8,9°, in Datschitz 6,9°. Die jährliche Menge des Niederschlags ist in Brünn 50, in Hochwald bei Mistek 78 cm. Herrschender Wind ist der Nordwest.

[Bevölkerung, Erwerbszweige.] Die Bevölkerung von M. betrug 1890: 2,276,870 Einw. und zeigt von 1880—90 eine Vermehrung um 124,096 Seelen

oder um 5,8 Proz. Auf das QKilometer kommen 102 Bewohner. Die Bewegung der Bevölkerung ergab 1893 auf 1000 Bewohner: 7,77 Trauungen, 36,61 Lebendgeborne und 27,58 Gestorbene. Auf 1000 Geborne kamen 106,56 unehelich Geborne und 26,38 Totgeborne. Der Nationalität nach ist die Bevölkerung überwiegend (70,3 Proz.) slawisch (Tschechen, Mährer und Slowaken), 29,4 Proz. sind Deutsche. Diese leben an den Grenzen gegen Niederösterreich und Schlesien, sonst in verschiedenen Sprachinseln (um Iglau, Zwittau) und in allen Städten. Die Slawen unterscheidet man in Hannaken, Slowaken, Walachen, Podhoraken &c.; doch sind dies zumeist lokale Bezeichnungen. Nach der Religion sind 95,3 Proz. Katholiken, 2,7 Proz. Protestanten und 2 Proz. Juden. M. hat 2683 Ortsgemeinden u. 3357 Ortschaften mit 317,005 bewohnten Häusern. An *Unterrichtsanstalten* bestehen: eine technische Hochschule in Brünn, 2 theologische Lehranstalten, 18 Ober- und 3 Realgymnasien, 12 Ober- und 3 Unterrealschulen, 5 Lehrer- und 3 Lehrerinnenbildungsanstalten, ferner 2 Staatsgewerbeschulen, 16 gewerbliche Fachschulen, eine Handelsschule, 19 land- und forstwirtschaftliche Schulen, eine Bergschule, eine Militäroberrealschule (Weißkirchen) und 2446 Volksschulen.

Die *Landwirtschaft*, die Hauptbeschäftigung der Bewohner, wird sehr rationell betrieben und durch Fruchtbarkeit und klimatische Verhältnisse begünstigt. Von der gesamten Bodenfläche kommen auf Ackerland 54,79, auf Wiesen und Gärten 8,21, auf Weingärten 0,55, auf Weiden 5,75, auf Waldungen 27,44 Proz. Der fruchtbarste Teil des Landes ist die *Hanna*, dann folgen das Kuhländchen, das Marchthal und die Niederungen an der Thaya. Der Ackerbau liefert hauptsächlich Getreide, und zwar 1894: Weizen 1,508,660, Roggen 3,831,160, Gerste 3,390,150, Hafer 4,518,280, Mais 198,700 hl. Außerdem werden Hirse und Buchweizen, viel Hülsenfrüchte (1894: 300,690 hl), Raps (11,510 metr. Ztr.), Mohn (8820 metr. Ztr.), Anis u. Fenchel, Flachs (68,100 metr. Ztr.), Hanf (7330 metr. Ztr.), ferner in großer Menge Kartoffeln (12,670.570 metr. Ztr.), Zuckerrüben (14,901,040 metr. Ztr.), Futterrüben (3,440,570 metr. Ztr.), Kraut (430,090 metr. Ztr.), Klee (1,705,930 metr. Ztr.), andre Futterkräuter, Wiesenheu (3,194,430 metr. Ztr.) gewonnen. Gemüse- und Obstbau sind von erheblicher Bedeutung; ersterer liefert unter anderm den berühmten Spargel von Eibenschitz, letzterer besonders Pflaumen zur Ausfuhr. Guter Wein wird an den Hügeln von Znaim bis zur March hin, besonders um Bisenz, gebaut (Ertrag 1894: 178,395 hl). Die niedrigen Bergzüge sind mit Laubholz (Eichen und Buchen), die höhern mit Nadelholz bestanden. Die Weiden sind für Schafzucht sehr geeignet; im Gesenke und in den Beskiden wird eine Art Almwirtschaft betrieben. Die mährische Wolle ist fein und sehr gesucht, und aus Schafmilch bereiteter, sogen. Brinsenkäse ist Ausfuhrartikel. Doch nimmt der Schafbestand sehr ab (1890: 80,706 Stück). Die Rindviehzucht (645,199 Stück) wird am erfolgreichsten im Kuhländchen, die Pferdezucht (126,131 Stück) in der Hanna betrieben. Beträchtlich ist auch die Zucht von Ziegen (144,204), Schweinen (322,239), Hühnern, Gänsen und Bienen (83,571 Bienenstöcke). Jagd und Fischerei sind ansehnlich. Produkte des *Mineralreichs* sind Steinkohle (1893: 12,672,376 metr. Ztr., hauptsächlich in dem nach Schlesien hinüberreichenden Ostrauer und im Rossitzer Becken), Braunkohle (1,188,562 metr. Ztr.), Eisenerz (197,801 metr. Ztr.) und Roheisen (2,097,395 metr. Ztr., namentlich aus ungarischen und steirischen Erzen gewonnen), Graphit (58,310 metr. Ztr.) und Kupfer (1660 metr. Ztr.). Die Zahl der im Bergbau und den Hüttenwerken verwendeten Arbeiter beträgt 9890, der Wert der Jahresproduktion 9,176,560 Gulden.

Die *Industrie* steht in M. auf einer hohen Stufe. Nach der letzten Aufnahme für 1890 bestanden im Lande 1974 Fabriken, welche Motoren von 77,558 Pferdekräften verwendeten und 150,224 Arbeiter beschäftigten. Der wichtigste Zweig ist die Schafwollindustrie. Dieselbe umfaßt die Streichgarnspinnerei (1890: 187,840 Spindeln), Kammgarnspinnerei (32,000 Spindeln), Streichgarnweberei (1903 mechanische und 1337 Handstühle), Erzeugung von Kammgarn- und gemischten Stoffen (889 mechanische und 590 Handstühle), Schafwollwarendruckerei, Erzeugung von Teppichen und Decken. Die bedeutendsten Orte für diesen Industriezweig sind: Brünn, Iglau, Namiest, Neutitschein, Leipnik u. a. Von den Textilindustriezweigen sind außerdem die Seidenweberei (1610 mechanische und 2433 Handstühle), Baumwollspinnerei (111,576 Spindeln) und -Weberei (2114 mechanische und 10,054 Handstühle), Flachsspinnerei und Leinweberei, Juteweberei, Baumwolldruckerei, Färberei und Appretur, Bandfabrikation, Wirkerei und Spitzenfabrikation zu nennen. Bei der fabrikmäßigen Textilindustrie sind im ganzen 63,735 Arbeiter beschäftigt. Die Rübenzuckerfabrikation ist in M., ebenso wie in Böhmen, zu hoher Entwickelung gelangt. 1893 waren 54 Fabriken im Betrieb, welche 19,177 Arbeiter beschäftigten und 19,9 Mill. metr. Ztr. Rüben verarbeiteten. Eisen- und Stahlwaren und zwar Gußwaren, Schienen, Bleche, Röhren &c. liefern insbes. die Werke zu Witkowitz, Blansko, Friedland und Zöptau. Andre Erzeugnisse der Metallindustrie sind: Eisengeschirr, Maschinen, Drahtstifte und Zinkblech. Wichtig sind ferner die Fabrikation von Männerkleidern und Hüten, die Gerberei und Schuhwarenfabrikation, die Branntweinbrennerei u. Likörerzeugung, die Bierbrauerei (1893: 138 Etablissements mit einer Erzeugung von 1,44 Mill. hl) und die Malzfabrikation, der Mühlenbetrieb, die Darstellung von chemischen Produkten, die Thonwaren-, Glas- und Papierfabrikation, die Erzeugung von Möbeln aus gebogenem Holz und Wagen. Vom Staat werden 6 Tabaksfabriken (mit 8183 Arbeitern) betrieben. Der *Handel* ist bedeutend; die Ausfuhr umfaßt sowohl Rohprodukte als Fabrikate, wogegen hauptsächlich Salz, Kolonialwaren, Roh- und Hilfsstoffe der Industrie eingeführt werden. Wichtig sind die Brünner Märkte. An Verkehrswegen besitzt M. 1691 km Eisenbahnen, 10,638 km Landstraßen und 264 km Wasserstraßen (ein Donau-Oder-Kanal ist projektiert).

[Verwaltung.] Die Markgrafschaft M. wird in Landesangelegenheiten vom *Landtag* vertreten, welcher aus 100 Mitgliedern besteht, nämlich dem Fürsterzbischof von Olmütz und dem Bischof von Brünn, 30 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 31 der Städte, 6 der Handels- und Gewerbekammern und 31 Abgeordneten der Landgemeinden. An der Spitze des Landtags steht der Landeshauptmann. In das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats sendet M. 36 Vertreter. An der Spitze der *Landesverwaltung* steht die Statthalterei, unter welcher 6 politische Magistrate und 31 *Bezirkshauptmannschaften* stehen:

Bezirk	Areal in QKilom.	Bevölkerung 1890	Bezirk	Areal in QKilom.	Bevölkerung 1890
Städte:			Littau . . .	652	74324
Brünn . . .	17	94462	Mähr.-Trübau	686	77419
Iglau . . .	10	23716	Mistek . . .	562	96638
Kremsier . .	18	12480	Neustadtl . .	806	58887
Olmütz . . .	3	19761	Neutitschein .	500	71605
Ung.-Hradisch .	2	3939	Nikolsburg .	397	38148
Znaim . . .	6	14516	Olmütz . . .	500	62518
Bezirkshauptmannschaften:			Prerau . . .	433	60761
			Proßnitz . .	472	65417
Auspitz . . .	728	72217	Römerstadt .	382	30482
Boskowitz . .	850	81446	Schönberg . .	806	77672
Brünn . . .	1228	147842	Sternberg . .	754	67261
Datschitz . . .	1107	66007	Trebitsch . .	728	51656
Gaya	462	46998	Ungarisch-Brod	989	67806
Göding . . .	755	76119	Ung.-Hradisch .	863	94394
Gr.-Meseritsch .	548	36803	Wal.-Meseritsch	989	79315
Hohenstadt . .	609	72295	Weißkirchen .	596	55827
Holleschau . .	826	71205	Wischau . . .	867	86048
Iglau . .	509	36840	Znaim . . .	1438	96785
Kremsier . .	447	44825	Zusammen:	22222	2276870
Kromau . . .	677	42436			

Die Rechtspflege wird vom Oberlandesgericht in Brünn, von 6 Gerichtshöfen (ein Landesgericht in Brünn und 5 Kreisgerichte) und 79 Bezirksgerichten, die Finanzverwaltung von der Finanzlandesdirektion in Brünn, 4 Finanzbezirksdirektionen, einer Steueradministration und 76 Steuerämtern ausgeübt. Eine Post- und Telegraphendirektion hat in Brünn ihren Sitz. Revierbergämter sowie Handels- und Gewerbekammern bestehen zu Brünn und Olmütz. Das **Wappen** (s. Tafel »Österreichisch-Ungarische Länderwappen«, Fig. 8) bildet ein in Gold und Rot (vor 1462 in Silber und Rot) geschachter, gekrönter Adler im blauen Feld. Auf dem Schild befindet sich ein Fürstenhut. Die **Landesfarben** sind Gold-Rot. Landeshauptstadt ist Brünn.

Geschichte.

Die frühesten bekannten Bewohner Mährens waren suevische Germanenstämme und zwar die Quaden, dann begegnen wir Rugiern, Herulern, Langobarden und im 6. Jahrh. den Slawen, zunächst zwischen der Donau und March (Maraha, Morava), von welchem Strom die Landes- und Volksbezeichnung: Marahanien = Mähren, na Moravě, anderseits Marahanen = Mähren, Mährer, Moravci, stammt. Mojmir I. war der Begründer dieses westkarpathischen, das nordwestliche Ungarn und Südost-Mähren einschließenden Vasallenstaates unter fränkischer Oberhoheit. Als Mojmir sich gegen dieselbe auflehnte, zog 846 Ludwig der Deutsche gegen ihn, entsetzte ihn und ernannte dessen Neffen Rastislaw zum Herzog. Unter der Herrschaft Rastislaws vergrößerte sich das Mährerreich während der Familienzwistigkeiten der Karolinger im 9. Jahrh. Er nahm den Königstitel an und machte sich in politischer wie religiöser Beziehung von dem fränkischen Reiche völlig unabhängig, indem er Bündnisse mit den oströmischen Kaisern und mit den Bulgaren einging und sich vom griechischen Kaiser Michael Missionare erbat. Dieser sandte ihm 863 die Mönche Methodius und Konstantin (Cyrillus), welche die mährischen Landesapostel wurden. Von Ludwig dem Deutschen und seinen Söhnen vielfach bekriegt, nahm Rastislaw seinen Neffen Swatopluk zum Mitregenten an. Dieser schloß jedoch, von dem berechtigten Argwohn des Oheims bedroht, ein Bündnis mit Karlmann, nahm seinen Oheim durch List gefangen und lieferte ihn an Ludwig den Deutschen aus, welcher ihn 870 blenden ließ und in ein Kloster verbannte. Jetzt eroberte Karlmann das Land und stellte es unter die Verwaltung der Grenzgrafen unter der Enns. Das ertrug Swatopluks Ehrgeiz nicht. Wenigstens erscheint er 871 des Treubruches angeklagt und von Karlmann verhaftet. Als jedoch der Priester Sklagamar, von den Mährern zu ihrem Fürsten erwählt, einen Aufstand erregte, gab Karlmann Swatopluk wieder frei und übertrug demselben die Führung eines bayrischen Heeres, das letzterer jedoch, nachdem er sich heimlich mit den Mährern verständigt hatte und zum Herzog ausgerufen worden war, plötzlich an der Spitze derselben überfiel und vernichtete. Ein Feldzug Karlmanns 872 endete gleichfalls mit einer Niederlage. Auf dem Reichstag zu Forchheim 874 mußte König Ludwig Swatopluk als erblichen Herzog des mährischen Reiches gegen das Versprechen seiner Treue und eines regelmäßigen Tributs anerkennen. Der Mährerherzog wußte seine Macht nach allen Seiten hin auszubreiten, auch die Tschechen unter Boriwoj I., die Sorben im Norden, wahrscheinlich auch die Bewohner Schlesiens und Westgaliziens sowie der Gegenden des heutigen Ungarn links der Donau in ein Abhängigkeitsverhältnis als Schutzpflichtige zu ziehen. Als er schließlich König Arnulf den Gehorsam verweigerte, unternahm dieser 892, unterstützt von den Ungarn, gegen M. einen Feldzug, der erfolglos blieb. Swatopluk starb 894, und nach seinem Tode ging sein Reich rasch seinem Verfall entgegen. Seine Söhne Mojmir II. und Swatopluk II. bekämpften sich in einem Bruderkrieg, der die Kraft des Volkes brach; die Tschechen fielen 895 ab und unterwarfen sich dem fränkischen Reich, 897 die Sorben, und 905 (spätestens 906) erlagen die Mährer den wilden Magyaren, die den östlichen Teil, der auch den Namen M. verlor, das Gebiet der heutigen Slowaken, völlig unterwarfen. Im westlichen Teil, im eigentlichen M., erlangten die Tschechen das Übergewicht; diesem Teil, dem Gebiete der March, blieb der Name M. Die slowenische Liturgie, welche Methodius begründete, wich bereits unter Swatopluk (nach Methods Tode) der lateinischen, die von Salzburg aus Eingang fand, und M. verlor so auch seine kirchliche Unabhängigkeit. Unter Herzog Boleslaw III. von Böhmen ward M. eine Beute der Polen, die es bis 1029 behielten. In diesem Jahre eroberte Herzog Udalrichs Sohn Břetislaw I. das Land zurück, so daß M. damals, abgesehen von dem größern Gebietsumfang im Südwesten und der geringern Ausdehnung nach Ungarn hin, im großen und ganzen seinen jetzigen Umfang erhielt. Seitdem blieb M. mit Böhmen verbunden; doch ward es an die jüngern Söhne verteilt, welche dem ältesten, dem Herzog von Böhmen, zum Gehorsam verpflichtet waren. Břetislaw I. (gest. 1055) selbst wies seinem zweiten Sohn, Wratislaw, Olmütz, dem dritten, Otto, Brünn, und dem vierten, Konrad, Znaim zu, welche indes sofort einen Versuch machten, sich von Böhmen loszureißen, und deshalb von ihrem ältesten Bruder, Spithiniew, ihrer Lande beraubt wurden. Wratislaw II., welcher 1061 selbst Herzog von Böhmen wurde, teilte M. unter seine Brüder Otto und Konrad. Des letztern Urenkel, Konrad Otto von Znaim, nahm, um gegen den böhmischen Herzog Friedrich einen mächtigen Beschützer zu gewinnen, M. vom Kaiser Friedrich I. als eine reichsunmittelbare Markgrafschaft zu Lehen (1182); das Land ward aber nach dem Tode Kaiser Heinrichs durch den Vergleich Herzogs Przemysl Otokar mit seinem Bruder Wla-

dislaw von Böhmen 6. Dez. 1197 neuerdings Böhmen lehnspflichtig. Nachdem Böhmen an das Haus Luxemburg gefallen war, belehnte Kaiser Karl IV. als König von Böhmen 1349 seinen Bruder Johann Heinrich mit der Markgrafschaft M., und diesem folgte 1375 sein Sohn Jodocus (Jost), dessen Brüder Johann und Procopius mit dem Titel Markgrafen von M. einzelne Herrschaften des Landes zugewiesen erhielten. Jodocus brachte indes die Anteile seiner Brüder durch Vertrag an sich und beherrschte danach die ganze Markgrafschaft. Später erbte er von seinem Oheim Johann von Görlitz die Lausitz und ward kurz vor seinem Tode (1411) durch eine formell nicht unanfechtbare Wahl gegen Siegmund zum deutschen König gewählt. Nach seinem Tode ging M. als böhmisches Kronlehen an König Wenzel IV. und nach dessen kinderlosem Ableben an seinen Bruder Siegmund, König von Ungarn, über, der es 1423 seinem Schwiegersohn, dem Herzog Albrecht von Österreich, überließ. Darauf ward es vom König Matthias Corvinus von Ungarn erobert. Nach seinem Tode fiel es an Böhmen zurück und mit diesem Lande nach Ludwigs II. von Ungarn Tode 1526 an Österreich. Seit der Regierung des Kaisers Matthias hat es keine besondern Markgrafen mehr gehabt. Durch die Reichsverfassung von 1849 wurde M. für ein unmittelbares Kronland der Monarchie erklärt und das Herzogtum Schlesien, das seit dem Verlust des größten Teiles dieser Provinz an Preußen administrativ mit M. vereinigt war, davon abgelöst. Eine der Hauptforderungen der tschechischen Partei in Böhmen jedoch ist die Wiedervereinigung Mährens mit der Wenzelskrone. Diese Partei besitzt namentlich in den jungtschechischen Autonomisten Mährens ihre Anhänger, welche an der Tschechisierung Mährens arbeiten. Dagegen sucht die deutschliberale Partei ihre Stellung und mit ihr die provinzielle Selbständigkeit des Landes zu behaupten, was ihr auch bisher, da sie im Landtage immer noch die Mehrheit hat, gelungen ist. Vgl. Wolny, Die Markgrafschaft M., topographisch, statistisch und historisch geschildert (Brünn 1835—42, 6 Bde.); Derselbe, Kirchliche Topographie von M. (das. 1855—66, 10 Bde.); Koristka, Die Markgrafschaft M. und das Herzogtum Schlesien (Wien 1860); Trampler, Heimatskunde der Markgrafschaft M. (das. 1877); Smolle, Die Markgrafschaft M. (in »Die Länder Österreich-Ungarns«, das. 1881); W. Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in M. (das. 1893); »Vollständiges topographisches Ortslexikon der Markgrafschaft M. etc.« (Brünn 1885); »Spezial-Ortsrepertorium von M.« (hrsg. von der k. k. statistischen Zentralkommission, das. 1894). Zur Geschichte: »Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae« (Brünn 1836—90, 12 Bde.); »Die Landtafel des Markgrafentums M.« (hrsg. von Chlumecky u. a., das. 1854); Dudik, Mährens allgemeine Geschichte (Olmütz 1860—89, Bd. 1—12, bis in die erste Hälfte des 12. Jahrh. reichend); Bretholz, Geschichte Mährens (Brünn 1893 ff., 3 Bde.).

Mährenfluh, Berg, s. Freiburger Alpen.

Mahrenholtz, Richard, Litterarhistoriker, geb. 22. April 1849 in Etgersleben bei Magdeburg, studierte in Halle und Berlin und wurde 1874 Gymnasiallehrer in Halle. Seit 1886 lebt er in Dresden. Er schrieb: »Molières Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung« (Heilbr. 1881); »Voltaire-Studien« (Oppeln 1882); »Voltaire im Urteil seiner Zeitgenossen« (das. 1883); »Voltaires Leben und Werke« (das. 1885, 2 Bde.); »Jean François Regnard, eine Lebensskizze« (das. 1887); »Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker« (das. 1888); »Geschichte der ersten französischen Revolution« (Leipz. 1888); »Jean Jacques Rousseau« (das. 1889); »Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung« (das. 1890); »Franz Grillparzer, sein Leben und Schaffen« (das. 1890).

Mährisch-Budwitz (tschech. Moravské Budějovice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Znaim, an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, hat ein Bezirksgericht, eine alte Pfarrkirche, ein Schloß mit Park, Schuhfabrik, Maschinenbau, bedeutende Märkte und (1890) 3301 meist tschech. Einw.

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.

Mährisch-Kromau, s. Kromau.

Mährisch-Neustadt (tschech. Uničov), Stadt in Mähren, Bezirksh. Littau, an der Oskawa und der Staatsbahnlinie Sternberg-Ziegenhals, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Pfarrkirche, ein Rathaus, eine große Mariensäule (am Stadtplatz), ein Denkmal Josephs II., ein Gymnasium, eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Kattunfabrik, Seidenweberei, eine Orgelbauanstalt etc., Handel und (1890) 5019 meist deutsche Einwohner.

Mährisch-Ostrau, Stadt, s. Ostrau.

Mährisch-Schlesisches Gesenke, s. Gesenke.

Mährisch-Schönberg, s. Schönberg 5).

Mährisch-Trübau, Stadt, s. Trübau.

Mährisch-Weißkirchen, s. Weißkirchen.

Mahrt, soviel wie Mahr oder Alp (s. d.).

Mahwabaum, **-Butter**, s. Bassia.

Mahy, François Césaire de, franz. Politiker, geb. 22. Juli 1830 in St.-Pierre auf der Insel Réunion, studierte in Frankreich Medizin, kehrte aber 1856 in seine Heimat zurück, um sich als praktischer Arzt niederzulassen; auch redigierte er daselbst eine Zeitung: »Le Courrier de Saint-Pierre«. 1871 ward er in die Nationalversammlung gewählt und schloß sich der republikanischen Partei an. Seit 1876 gehörte er der Deputiertenkammer an und übernahm 30. Jan. 1882 im Kabinett Freycinet das Ackerbauministerium, das er auch unter Duclerc und Fallières bis Februar 1883 behielt. Im Ministerium Tirard (Dezember 1887 bis April 1888) war er Marineminister. Er schrieb: »Le régime politique aux colonies« (1872).

Mai (lat. Majus [weil er der Göttin Maja gewidmet war], Weide- oder Wonnemonat), gegenwärtig der fünfte, im altrömischen Kalender der dritte Monat des Jahres, hat 31 Tage. Die Sonne tritt im M. in das Zeichen der Zwillinge. Der Frühling tritt im M. in das letzte Stadium der Entwickelung, und das Pflanzen- und Tierleben geht seiner höchsten Entfaltung entgegen (Rosen-, Wonnemonat). Der M. bringt aber auch dem Obst- und Getreidebau viele Gefahren, und die Rückfälle der Kälte (s. Gestrenge Herren) werden der jungen Vegetation oft verderblich. Die mittlere Temperatur dieses Monats beträgt in:

Archangel	4,9°	Edinburg	9,6°
Petersburg	8,7°	London (Greenwich)	12,1°
Moskau	11,6°	Dublin	11,1°
Christiania	9,8°	Brüssel	13,1°
Kopenhagen	10,1°	Paris	14,5°
Hamburg	11,8°	Basel	13,6°
Berlin	13,2°	Konstantinopel	16,9°
München	11,6°	Athen	20,0°
Karlsruhe	13,8°	Rom	18,3°
Stuttgart	13,8°	Neapel	17,9°
Prag	14,0°	Madrid	16,1°
Wien (Stadt)	15,7°	Lissabon	16,6°

Mai (Itsi-mai, Ita-kane), alte japan. Silbermünze zu 10 Tjo-dschin, rund und etwas oblong, welche mindestens 43 Monmeh wiegen sollte und 35—55 wog, beim mittlern Gewicht von 150,29 g und 465 Tausendstel Feingehalt 12,574 Mk. wert (Gold zu Silber = 15½ : 1).

Mai (Majo), Angelo, ital. Philolog, geb. 7. März 1782 zu Schilpario in der Provinz Bergamo, gest. 9. Sept. 1854 in Castel Gandolfo bei Albano, trat 1797 in den Jesuitenorden und wurde 1813 Aufseher an der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, 1819 Kustos, dann Bibliothekar an der vatikanischen zu Rom, 1825 apostolischer Protonotar, später Präfekt der Kongregation des Index, 1838 Kardinal. M. verdankt seinen Ruf der Auffindung und Veröffentlichung verlorner Schriften des Altertums aus Palimpsesten, die er zuerst durch chemische Mittel leserlich machte. So entdeckte er in der Ambrosiana Fragmente von sechs Reden Ciceros (Mail. 1814 u. 1817), Briefe und Reden des Fronto sowie Briefe der Kaiser M. Aurelius und L. Verus (das. 1815), den berühmten Codex Ambrosianus des Plautus (das. 1815), Isäos' Rede über die Erbschaft des Kleonymos (das. 1815), eine Rede des Themistios (das. 1816), mehrere Bücher der römischen Altertümer des Dionysios von Halikarnassos (das. 1816), Fragmente des Philon, Eusebios und Porphyrios (das. 1816), Eusebios' »Chronicorum libri duo« (das. 1818) u. a. m. In der Vaticana fand er Ciceros »De republica« (Rom 1822, zuletzt 1846). Seine Funde sind gesammelt in den »Auctores classici e vaticanis codicibus editi« (Rom 1828—38, 10 Bde.), »Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita« (das. 1825—38, 10 Bde.), »Spicilegium romanum« (das. 1839—44, 10 Bde.) und »Nova patrum bibliotheca« (das. 1852—54, 7 Bde.). Vgl. Prina, Biografia del Card. A. M. (Bergamo 1882), und Cozza-Luzi, Epistolario del Card. A. M. (das. 1883).

Maia, im griech. Mythus die älteste der Töchter des Atlas und der Pleione, Geliebte des Zeus, von dem sie in einer Höhle des Berges Kyllene den Hermes gebar, ward mit ihren Schwestern in das Sternbild der Plejaden versetzt. Vgl. Maja.

Maiapfel, s. Podophyllum.

Maiaufstand, die aufständischen Bewegungen, welche im Mai 1849 in Dresden, in der Pfalz und in Baden ausbrachen und die Durchführung der vom Frankfurter Parlament beschlossenen Reichsverfassung zum Ziel hatten; dieselben wurden in Dresden rasch mit preußischer Hilfe, in der Pfalz und Baden erst durch einen Feldzug von preußischen und Reichstruppen unterdrückt. Vgl. Deutschland, S. 933.

Maibad, s. Maifest.

Maibaum, als Symbol der Freiheit, s. Freiheitsbaum; auch soviel wie Maien, s. Maifest.

Maiblume, s. Convallaria; italienische M., s. Polygonatum.

Maibowle, s. Maitrank.

Maibraut, Maibrautschaft, s. Mailehen.

Maibrunnen, s. Hungerquellen.

Maidân (arab.), soviel wie Marktplatz.

Maiden (engl., spr. mēden, »Jungfer«), in der Turfsprache ein Pferd, welches noch kein öffentliches Rennen gewonnen hat. Ein Pferd, welches eine Match (s. d.) gewonnen hat, bleibt M. Maidenerlaubnis, das Mindergewicht, welches ein M. andern Pferden gegenüber im Rennen trägt. M. rider, ein Reiter, der noch kein öffentliches Rennen gewonnen hat.

Maiden Bower (spr. mēden bauer), s. Dunstable.

Maiden Castle (spr. mēden käßl), s. Dorchester.

Maidenhead (spr. mēdenhedd), Stadt in Berkshire (England), in reizender Gegend an der Themse, oberhalb Windsor, mit (1891) 10,607 Einw. Dabei das Dorf Bray mit gotischer Kirche, bekannt durch Simon Aleyn, einen Pfarrer aus der Zeit Heinrichs VIII., der, fest entschlossen, als Pfarrer von Bray zu sterben, viermal seine Religion wechselte. 3 km nördlich Cliefden (Cliveden), der fürstliche Sitz des Herzogs von Westminster.

Maiden speech (engl., spr. mēden spītsch), s. Jungfernrede.

Maidstone (spr. mēdstōn), Hauptstadt der engl. Grafschaft Kent, südöstlich von London, am schiffbaren Medway, von Obstgärten umgeben, hat 18 Kirchen (darunter die altertümliche Allerheiligenkirche, 1395 erbaut, neuerdings restauriert), ein Grafschaftsgefängnis, Irrenhaus, eine Kunstschule (im ehemaligen Palast des Erzbischofs von Canterbury), ein Museum, 3 Freischulen, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, bedeutenden Hopfenhandel und (1891) 32,145 Einw. In der Umgegend Hopfengärten, Steinbrüche, Papier-, Korn- und andre Mühlen. 8 km südöstlich Leeds Castle, ein inmitten eines Sees schön gelegener Herrensitz (teilweise aus dem 13. Jahrh.); 8½ km nordwestlich die Ruinen des Benediktiner-Nonnenklosters Malling (1090 gegründet).

Maien, s. Maifest.

Maienbaum, s. Birke.

Maienfeld, Stadt und Kreishauptort im Bezirk Unter-Landquart des schweizer. Kantons Graubünden, 526 m ü. M., am rechten Rheinufer, an der Linie Rorschach-Chur der Vereinigten Schweizerbahnen, hat ein Schloß und (1888) 1224 meist protest. Einwohner. In der Umgegend (der »alten Herrschaft«) wachsen vorzügliche Rotweine, besonders in den Gemeinden Fläsch, Malans und Jenins.

Maientrinken, s. Maifest.

Maienwand, s. Mayenwand.

Maier (Meier, Majer, Mayer, vom lat. major), ursprünglich ein Beamter der Grundherrschaft (lat. villicus), welcher die von den Grundholden zu entrichtenden Zinsen u. Gefälle einzog und der Hauptverwaltung verrechnete und ablieferte. Später wurden die Leistungen der Kolonen bestimmter fixiert und der M. zur Abführung eines bestimmten Zinses an die grundherrliche Kammer verpflichtet. Mit der Entwickelung der Landeshoheit trat der landesherrliche Vogt an die Stelle des Maiers, und diese Bezeichnung ging auf die Verwalter herrschaftlicher Güter (Maiergut, Maierhof) und auch auf die Kolonen selbst über, welche dem Gutsherrn einen jährlichen Zins (Maierzins) zu entrichten hatten. Maierbrief hieß die Urkunde, welche die nähern Bedingungen des Verhältnisses zwischen Gutsherrn und Kolonen enthielt. In manchen Gegenden wird das Wort M. auch für Pachter gebraucht. Vgl. Bauer, Kolonat.

Maifeier, Feier des 1. Mai als des Weltfeiertags der Arbeiter. Sie beruht auf dem Beschluß des im Juli 1889 abgehaltenen internationalen Arbeiterkongresses und sollte ursprünglich eine mit einer allgemeinen Arbeitseinstellung verbundene Kundgebung für den achtstündigen Normalarbeitstag sein. Die Vorbereitungen für die erste Maifeier 1890 verursachten unter den Arbeiterparteien selbst Spaltungen und zogen eine Reihe von Lohnkämpfen nach sich; ebenso führten die thatsächlich erfolgenden Arbeitseinstellungen u. die infolgedessen erfolgenden Entlassungen der feiernden Arbeiter seitens der Arbeitgeber zu mehreren

Streiks. Übrigens war die Arbeitsfeier durchaus keine allgemeine. 1891 kam es in Belgien, Italien und Frankreich zu Demonstrationen und blutigen Zusammenstößen, aber seit 1892 verlief der 1. Mai zumeist ruhig; nur ganz vereinzelt wurde die Arbeit seitens der Arbeiter ausgesetzt und die M. entweder am Abend des 1. Mai oder am darauffolgenden Sonntag begangen.

Maifeld, s. Märzfeld.

Maifeld, bei Seedeichen der begrünte, vom übrigen Vorlande durch einen 3 m breiten Bermegraben abgegrenzte, natürliche Terrainstreifen, von welchem aus die 2,5—5fache Außenböschung des Deiches sich erhebt. Das M. wird von den gewöhnlichen Springfluten nicht mehr überschwemmt und ist bei hohem, grünem Vorland gleichbedeutend mit der Außenberme.

Maifeld, Landstrich in der Eifel (s. d., S. 449).

Maifest, eine altherkömmliche, durch das ganze nordwestliche Europa verbreitete und früher außerordentlich volkstümliche Feier des neu erwachenden Lebens in der Natur. Dieselbe zerfiel in zwei getrennte Teile, deren erster, die Vertreibung des Winters, an vielen Orten bereits in den Fastenzeiten oder zu Ostern stattfand. Der Winter, durch eine Puppe in Gestalt eines alten Mannes dargestellt, wurde hierbei bekämpft, in dramatischen Spielen besiegt, enthauptet oder gesteinigt und endlich mit allerlei Zeremonien verbrannt, ins Wasser gestürzt oder aufgehängt. Um damit symbolisch auch alles Ungemach, Krankheit und Tod, die der Winter im Gefolge führt, mit zu verbannen, ward diese Zeremonie auch das Todaustragen (s. d.) genannt. Auf die Verbannung des Winters folgt dann die Einführung oder Eroberung des Frühlings, denn oft, wie z. B. im englischen Morrisdance (s. d.), nahm das ganze Fest die Gestalt eines Kampfes (Niederwerfung des Winterdrachens) oder eines Waffentanzes (s. d.) an und wurde im Süden meist schon am 23. April (Georgsfest), in Mitteldeutschland am 1. Mai, in England am Pfingstfest gefeiert. Die Hauptrolle dabei spielt meist das Gesundheits- und Fruchtbarkeitssymbol des Maibaums, gewöhnlich eine stattliche Birke mit eben entfaltetem Blätterschmuck (Maien), die feierlich eingeholt, dann, mit Bändern, Kränzen, Kronen ꝛc. aufgeputzt, in Prozession von Haus zu Haus geführt und schließlich auf einem Hauptplatz eingepflanzt wird, um darum zu tanzen oder die üblichen Spiele zu begehen. Auch pflanzen die jungen Leute zum M. ihren Bräuten einen Maibaum vor das Fenster. An vielen Orten wird der Mai auch noch durch die Laubeinkleidung, d. h. durch Puppen oder junge Leute personifiziert, die gänzlich in grünes Laub gekleidet werden und verschiedene Namen (grüner Georg, Pfingstlümmel, Gras- oder Lattichkönig ꝛc.) erhalten und zur Erzielung eines fruchtbaren Jahres schließlich ins Wasser geworfen werden. Nach dem Maibaum findet dann zunächst ein Wettrennen zu Pferde statt, womit in Thüringen, Bayern ꝛc. ein Kranz- oder Bofselstechen verbunden wird. Der Sieger ist für das nächste Jahr Mai-, Blumengraf oder Pfingstkönig, der sich alsbald auch eine Pfingstkönigin wählt und alle beim M. stattfindenden Umzüge und Unterhaltungen als Anführer zu leiten hat. Vielfach verbindet sich mit dem M. der Gebrauch des Maileben (s. d.). Die wichtigste der weitern Zeremonien besteht in einem Umzug durch die Ortschaft und um die Saatfelder, der gewöhnlich mit Musik und Pomp zu Pferde geschieht (Umritt, Mai- oder Pfingstritt), und mit welchem in Hannover und Westfalen zugleich der erste allgemeine Austrieb des Viehes (Wettaustreiben) stattfindet. Auch das Maibad, ein Baden im Maientau der Wiesen in der Nähe der Walpurgiskapellen, nach Art der Kneippkur (s. Kneipp), und das Maientrinken, das der heil. Walpurgis gewidmete Minnetrinken im Maitau, durch welches man sich neue Kraft und Gesundheit für das ganze Jahr zu erwerben hoffte, war weit verbreitet. Schilderungen aller dieser und vieler andrer Gebräuche, die auf sehr alte Zeiten zurückgehen, findet man in Mannhardts »Wald- und Feldkulte« (Berl. 1875—77, 2 Bde.) und in Rochholz' »Drei Gaugöttinnen« (Leipz. 1870). Vgl. auch Pabst, Die Volksfeste der Maigrafen (Berl. 1865).

Maifeuer, s. Maileben.

Maifisch, s. Alse.

Maiforelle (Seeforelle), s. Forelle.

Maifröste, Rückfälle der Kälte im Mai, s. Gestrenge Herren.

Maigänschen, Fisch, s. Pfrille.

Maigesetze, die während des Kulturkampfes in Preußen und für das Deutsche Reich erlassenen kirchenpolitischen Gesetze, so genannt, weil sie im Mai 1873, 1874 und 1875 erlassen sind (s. Kirchenpolitik, S. 154).

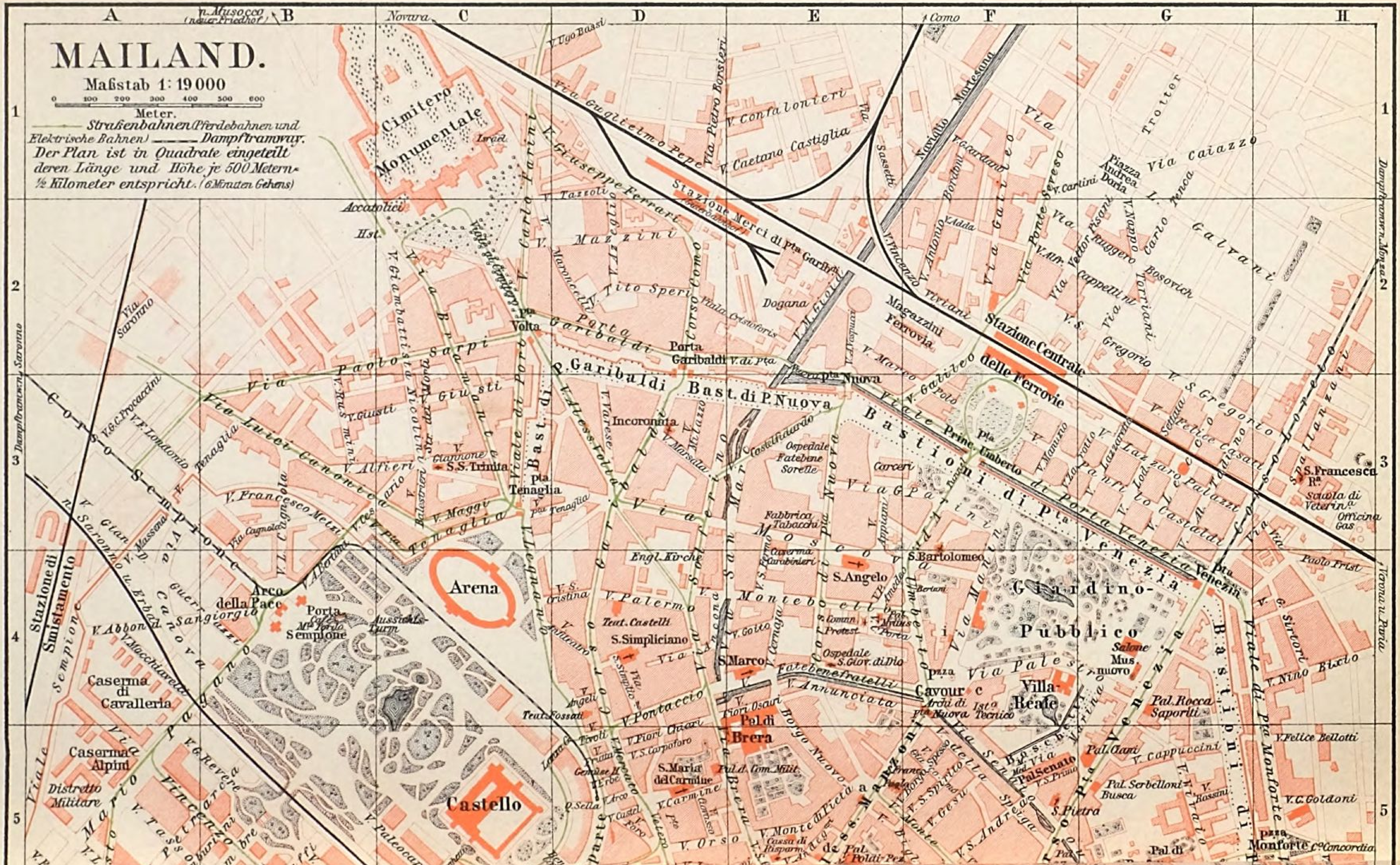
Maiglöckchen, s. Convallaria.

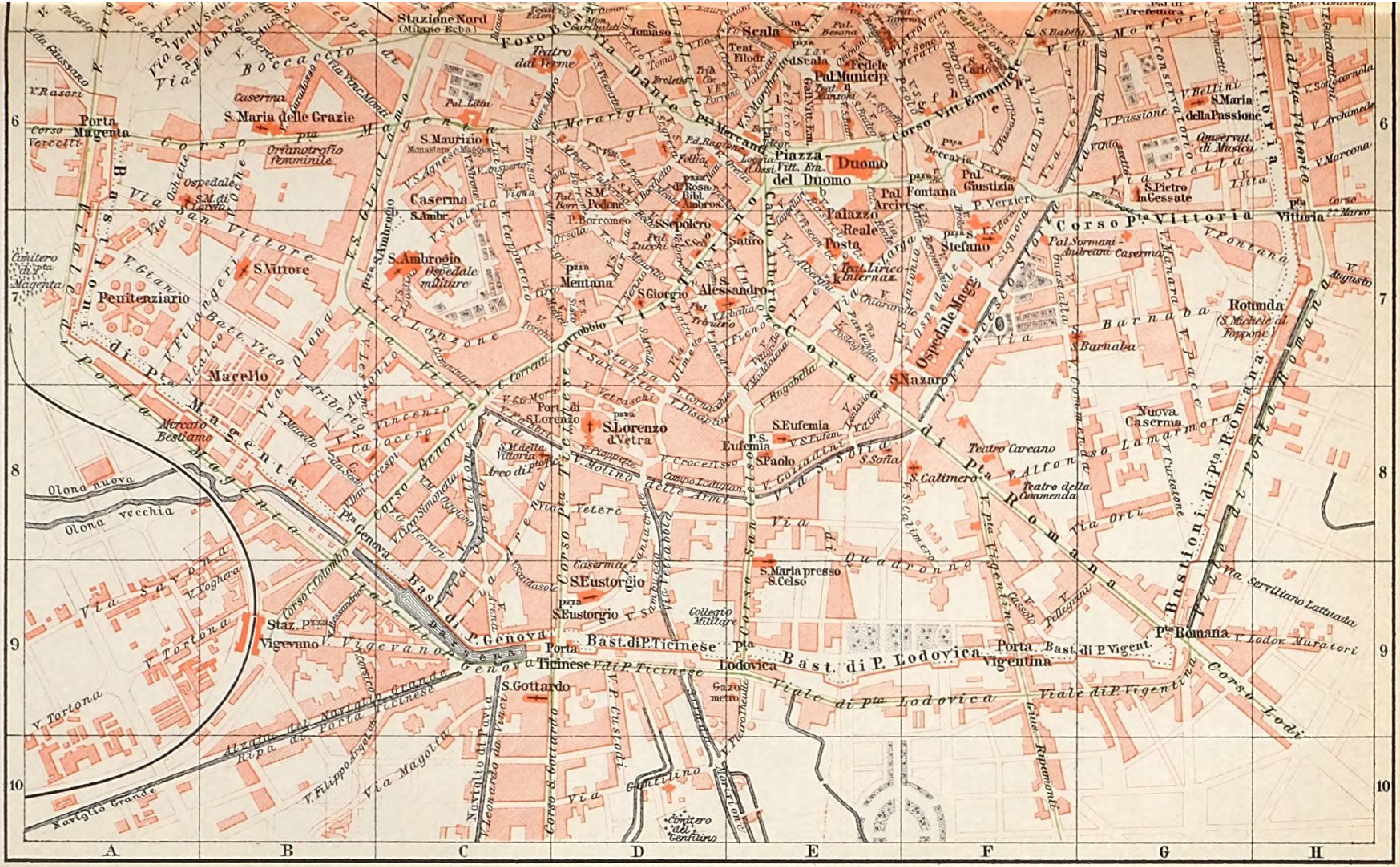
Maiglöckchenbaum, s. Halesia.

Maigraf, s. Maifest.

Maihingen, Dorf, s. Wallerstein.

Maikäfer (Melolontha *Fab.*), Gattung aus der Familie der Blatthornkäfer (Lamellicornia), besonders repräsentiert durch den gemeinen M. (M. vulgaris *L.*, s. Tafel »Käfer«), 22—23 mm lang, mit kleiner Fühlerkeule, allmählich sich verschmälerndem Aftergriffel, an der Basis gezahnten Klauen, rostfarbenen Fühlern, Beinen und Flügeldecken, rotbraunem, selten schwarzem Brustschild und kreideweißen, dreieckigen Seitenflecken am Hinterleib. Der Käfer fliegt etwa im Mai und richtet am Baumlaub großen Schaden an. Die befruchteten Weibchen legen in lockern, humusreichen Boden bis 30 weiße Eier in einigen Häuflein 5—7 cm tief unter der Oberfläche, und nach 4—6 Wochen kriechen die Larven aus. Diese (Engerlinge) sind schmutzig weiß, am hintern Ende schwarzblau durchscheinend, an den hornigen Teilen gelbbraun; ihr querfaltiger Körper besteht aus 12 Ringen, sie haben viergliederige Fühler, keine Augen und sehr kräftige Mundteile. Sie leben im ersten Jahre gesellig, häuten sich wiederholt und brauchen zu ihrer Entwickelung vier, in andern Gegenden drei Jahre. Sie schädigen Pflanzenwurzeln in Baumschulen, Gärten und auf Äckern. Wenn sie erwachsen sind, gehen sie tiefer in die Erde, arbeiten eine Höhle aus und verpuppen sich in derselben im Juli oder August. Der Käfer schlüpft bald aus, bleibt aber bis zum nächsten Frühjahr in der Erde. Durch das bei jedem M. vor dem Auffliegen zu beobachtende Pumpen (»Zählen«) füllt er seine Luftröhren und die mit diesen in Verbindung stehenden Bläschen mit Luft, um den schwerfälligen Körper zum Fluge befähigter zu machen. Feinde des Maikäfers sind Fledermäuse, Eulen, Stare und viele andre Vögel; Füchse, Marder, Dachse, Igel, Schweine stellen ihm nach; die Engerlinge werden besonders von Maulwürfen, Saatkrähe und Wiedehopf verfolgt. Zur Bekämpfung der M. kann man sie durch künstliche Brutstätten (frischer Kuhmist, 5—8 cm hoch mit Erde bedeckt) ködern, welche man in Eichenwaldungen an freien Stellen anlegt und im Juli verbrennt. Sehr viel kann durch Einsammeln


MAILAND.
Maßstab 1: 19000
0 100 200 300 400 500 600
Meter.
Straßenbahnen (Pferdebahnen und Elektrische Bahnen)
Dampftramway.
Der Plan ist in Quadrate eingeteilt deren Länge und Höhe je 500 Metern = ½ Kilometer entspricht. (6 Minuten Gehens)
Cimitero Monumentale
Stazione Merci di Pta Garibaldi
Stazione Centrale delle Ferrovie
Bastioni di Pta Venezia
Giardino Pubblico
Villa Reale
Arena
Castello
Arco della Pace
Stazione di Smistamento
Corso Sempione
Pal. di Brera
Bast. di P. Nuova
Porta Garibaldi
Caserma di Cavalleria
Caserma Alpini
Distretto Militare



Meyers Konv.-Lexikon 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel » Mailand «.

geschehen, wenn dasselbe in einem Flugjahr mit dem ersten Erscheinen der Käfer begonnen und während der ganzen Flugperiode fortgesetzt wird. Im Bezirk des Landwirtschaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachsen sind z. B. in einem Jahr 30,000 Ztr. Käfer (= ca. 1590 Mill. Stück) gesammelt und mit Kalk zu Dünger verarbeitet worden. Auch ist es sehr empfehlenswert, die Stare durch Aushängen von Hunderten von Brutkasten anzulocken. Außerdem sammelt man die Engerlinge hinter Pflug und Spaten und pflanzt auch zwischen den Kulturpflanzen Kopfsalat, an dessen Welken man das Fressen der Engerlinge erkennt, die dann leicht an den Wurzeln des Salats gefangen werden können. Dem gewöhnlichen M. sehr ähnlich ist der Roßkastanienlaubkäfer (M. Hippocastani *Fab.*), mit plötzlich verengertem Endgriffel und rötlichem Kopf- u. Halsschild, welcher besonders in Norddeutschland vorkommt und etwas kleiner als der erstere ist. Der Junikäfer (Brach- od. Johanniskäfer, Julikäfer, Rhizotrogus solstitialis *L.*), 12 mm lang, mit dreiblätteriger Fühlerkeule, ohne Aftergriffel, auf der Oberseite blaß gelbbraun, am Halsschild, am Schildchen und an der Brust langzottig behaart, fliegt im Juni und Juli etwa 14 Tage lang, sitzt am Tage im Buschwerk und auf jungen Obstbäumen und schwirrt abends umher. Das Weibchen legt seine Eier an die Wurzeln besonders der Gräser und Kräuter, und die gedrungen gebaute Larve kann diesen schädlich werden. Die Entwickelung erfolgt in einem oder zwei Jahren. Vgl. Plieninger, Belehrung über die M. (2. Aufl., Stuttg. 1868).

Maikammer, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Landau, am Fuße der Hardt, mit Station M.-Kirrweiler an der Linie Neustadt a. d. H.–Weißenburg der Pfälzischen Eisenbahn, hat eine kath. Kirche mit einem Gemälde von Albrecht Dürer, ein Denkmal des hier gebornen bayrischen Generals v. Hartmann, Emaillewaren- u. Maßstabfabrikation, Weinbau, Weinhandel und (1890) 2184 meist kath. Einwohner. Westlich der Kalmit (s. d.), der höchste Punkt des Hardtgebirges.

Maikirsche, s. Kirschbaum, S. 174.

Maikönig, s. Maifest.

Maikop, Distriktshauptstadt in der Provinz Kuban des russ. Generalgouv. Kaukasien, an der Bielaja, mit (1885) 25,240 Einw., welche einen lebhaften und schnell zunehmenden Handel mit den Produkten der fruchtbaren Umgebung treiben.

Maikrankheit, s. Tollkrankheit.

Maikur, s. Abführende Mittel.

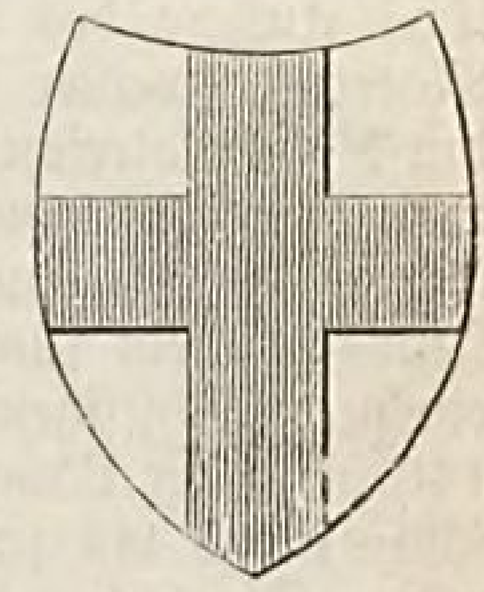
Mai-Kussa, Fluß in Neuguinea, s. Baxter.

Mail (engl., spr. mēl), Felleisen für die Beförderung der Postsachen in England und seinen Kolonien sowie in Nordamerika und danach der Inhalt der Felleisen selber. Mail-steamer, Dampfer, der die Post kontraktmäßig befördert; Mail-train, Postzug.

Mail (franz., spr. maj, zuweilen unrichtig Maille), Spiel mit Kugeln, welches bis zum vorigen Jahrhundert in Frankreich so beliebt war, daß fast jede ansehnliche Stadt eine besondere Bahn dazu hatte. Letztere mußte 400–500 Schritt lang, möglichst eben und mit feinem Sand bedeckt sein. An den Seiten war sie meistens mit Bäumen eingefaßt, und an jedem Ende stand ein thorähnlicher, kleiner eiserner Bogen, durch welchen die Kugeln aus Buchsbaumholz getrieben werden mußten. Zum Schlagen derselben bediente man sich des M., eines hölzernen Hammers mit langem Stiel, dessen cylindrischer Kopf mit Eisen beschlagen war. Da die Bahn, auf welcher man M. spielte, ebenfalls M. hieß, findet man noch jetzt in vielen französischen Städten Promenaden, welche diesen Namen führen, obgleich das Spiel selbst gegenwärtig nur noch wenig üblich ist.

Mailand (ital. Milāno), ital. Provinz in der Lombardei, grenzt im N. an die Provinz Como, im O. an Bergamo und Cremona, im S. an Piacenza und Pavia, im W. an Novara und hat ein Areal von 3169 qkm (57,6 QM.), wovon der überwiegende Teil der lombardischen Ebene und nur ein kleiner Teil dem den Luganer Alpen südlich vorgelagerten Hügelland angehört. Von größern Flüssen bilden Po, Ticino und Adda die Grenzen der Provinz, das Innere derselben wird von kleinern, im Sommer wasserarmen Flüssen, wie Olona, Lambro ꝛc., außerdem aber von einem reichen Netz von Bewässerungs- und Schiffahrtskanälen durchzogen. Andre Verkehrswege, wie Straßen und Eisenbahnen, sind reichlich vorhanden. Die Bevölkerung belief sich 1881 auf 1,114,991 Einw. und wurde für Ende 1892 auf 1,247,166 Einw. berechnet (394 auf 1 qkm). Die Haupterwerbszweige bilden eine außerordentlich ergiebige Wiesenkultur, welche oft siebenmalige Mahd im Jahre gestattet und mit bedeutender Viehzucht, Butter- und Käsebereitung (1891: 5,3 Mill. kg Butter und 11,8 Mill. kg Käse) im Zusammenhang steht, ferner der Bau von Getreide, insbes. Weizen (1891: 920,370 hl), Mais (1,498,270 hl) und Reis (798,617 hl), von Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Flachs (12,462 metr. Ztr.), Wein (36,881 hl) und Obst, die Seidenraupenzucht (2,865,925 kg Kokons) und die Industrie. Die letztere beschäftigt im ganzen 3033 Unternehmungen mit 142,354 Arbeitern und umfaßt als wichtigste Zweige die Industrie in Seide (39,438 Arbeiter), Baumwolle (16,192), Holz (11,557), Maschinen und Transportmitteln (11,547), Flachs, Hanf und Jute (7869), die Fabrikation von Bändern, Posamentier- und Wirkwaren (7179), Glas- und Thonwaren (6402), chemischen Produkten (4308), Hüten (4210), die Appretur (4171) ꝛc. (vgl. L. Sabbatini, Notizie sulle condizioni industriali della provincia di Milano, Mail. 1893). Die Provinz zerfällt in die fünf Kreise: Abbiategrasso, Gallarate, Lodi, M. und Monza. S. Karte »Oberitalien«.

Mailand (ital. Milano, lat. Mediolanum, hierzu der Stadtplan), die alte Hauptstadt der Lombardei und der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), eine der wichtigsten Handels- und Industriestädte Italiens, liegt unter 45° 28′ nördl. Br. und 9° 11′ östl. L. v. Gr. in weiter, fruchtbarer Ebene, 120 m ü. M., an dem Flüßchen Olona und an drei Schiffahrtskanälen, dem Naviglio Grande und Naviglio di Pavia, welche zum Ticino führen, und dem Naviglio della Martesana, welcher die Verbindung mit der Adda herstellt. M. ist zugleich ein wichtiger Knotenpunkt des oberitalienischen Eisenbahnnetzes mit 4 Linien und 4 Bahnhöfen, darunter dem großen Zentralbahnhof (von 1864). Das Klima ist nicht ungesund, aber im Sommer oft drückend heiß, im Winter kalt. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt 12,7°; die Monatsmittel bewegen sich zwischen 24,3° (Juli) und 0,6° (Januar). Die Regenmenge beträgt 1004 mm (103 Regentage); Schnee fällt an 9 Tagen.


Wappen von Mailand.

[Stadtteile, Plätze ec.] M. zerfällt in die Altstadt, welche meist enge, unregelmäßige Gassen, daneben aber auch einige breite Radialstraßen enthält und durch eine Kanallinie kreisförmig umschlossen wird; in die ehemaligen Vorstädte, welche die Altstadt rings umgeben und durch die mit Alleen bepflanzten, aufgelassenen Wälle abgeschlossen werden; endlich in die außerhalb der letztern gelegenen, mit M. vereinigten Vororte, die Corpi Santi. Das Zentrum der Stadt und des Verkehrs ist der 1870 nach dem Plan Mengonis erweiterte, an der Nord- und Südseite mit Arkaden versehene große Domplatz, von welchem nördlich die prächtige Galleria Vittorio Emanuele (s. unten) zur Piazza della Scala (mit dem Denkmal Leonardo da Vincis) führt. Westlich stößt an den Domplatz die Piazza dei Mercanti, der älteste Stadtmittelpunkt von M. Die schönsten Straßen sind der belebte Corso Vittorio Emanuele mit seiner Fortsetzung, dem Corso Venezia, die Via Alessandro Manzoni mit der anschließenden Via Principe Umberto und dem Corso di Porta Nuova, dann die Via Dante, die Via Torino und der Corso di Porta Romana. Unter den 14 Thoren ist das prachtvollste der Arco della Pace oder del Sempione, 1807 zur Verherrlichung Napoleons I. im Stile eines römischen Triumphbogens (von Cagnola) aufgeführt und 1814 dem Frieden geweiht, mit Reliefs und der Statue der Friedensgöttin. Schöne Thore sind auch die Porta Venezia mit Reliefs und Statuen (1828) und die 1861 restaurierte Porta Ticinese mit schönem Relief. In neuester Zeit sind auf den Plätzen der Stadt mehrere Denkmäler errichtet worden, so die Standbilder Cavours (1865), des Kardinals Borromeo (1865), des Rechtsgelehrten Beccaria (1871) und des Leonardo da Vinci (1872), das Denkmal der bei Mentana Gefallenen auf der Piazza Santa Marta (1880), das Monument Manzonis auf der Piazza San Fedele (1883), die Denkmäler Bertanis (1889), des Malers Hayez (1891), das Denkmal der Märzgefallenen 1848 (1894), Garibaldis vor dem Kastell (1895), das Reiterstandbild Napoleons III. (im Hofe des Senatorenpalastes).

[Bauwerke.] Von den 85 Kirchen ist die hervorragendste der Dom, die glänzendste gotische Kathedrale Italiens, welche 1386 im gotischen Stile begonnen, im 16. Jahrh. mit der Barockfassade von Pellegrino Tibaldi versehen und 1805—13 vollendet wurde. Gegenwärtig ist die Wiederherstellung der Fassade im alten gotischen Stil des Doms geplant. Das Äußere des Doms übt durch das prachtvolle Material (weißer Marmor vom Lago Maggiore), durch die zahlreichen am Dach emporsteigenden Spitztürme und durch die verschwenderische Fülle von Bildwerken (6000) einen gewaltigen Eindruck aus. Das Innere ist ein fünfschiffiges Langhaus, welches von einem dreischiffigen Querbau durchschnitten wird und 148 m in der Länge, 88 m in der Breite (des Querschiffs) und bis zur Turmspitze 108 m in der Höhe mißt. Die hohen Pfeiler (52) tragen schwere Tabernakel mit Statuen. Bedeutendere Kunstwerke im Innern sind: die Grabmäler des Kanonikus Vimercati, der Brüder Giovanni und Gabriele de' Medici und des Kardinals Caracciolo, das Standbild des geschundenen Bartholomäus, Altarreliefs von Agostino Busti, der siebenarmige Bronzeleuchter, die Glasgemälde ec. Von der obersten Galerie des Mittelturms genießt man eine herrliche Aussicht bis zu den Alpen. Vgl. Boito, Il duomo di Milano (Mail. 1889). Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung: die von San Lorenzo, ein altchristlicher Bau aus dem 4. Jahrh., mit kühner Pfeiler- und Kuppelkonstruktion, vor welcher ein altrömischer Portikus von 16 kannelierten korinthischen Marmorsäulen (wahrscheinlich Thermenreste) steht; die frühromanische Kirche Sant' Ambrogio aus dem 9. Jahrh., in welcher neun Kaiser die Eiserne Krone empfingen, mit Vorhof, Mosaiken, reicher Marmorkanzel und Hochaltar mit Mosaikbekleidung und Tabernakel; San Fedele, von Pellegrini 1560 erbaut; Monastero Maggiore (1503—19 erbaut) mit schönen Fresken von Bern. Luini; Santa Maria delle Grazie aus dem 15. Jahrh., nach Bramantes Plan ergänzt, mit Kuppel und schöner Außendekoration (daneben im ehemaligen Refektorium das berühmte Abendmahl von Leonardo da Vinci); Sant' Eustorgio, ein gotischer Bau des 13. Jahrh., mit Sarkophag des Petrus Martyr (von Balduccio), Grabmälern der Visconti und des heiligen Brivio; San Satiro aus dem 15. Jahrh., mit herrlicher Sakristei von Bramante und imposanter Kuppel; endlich die jüngste der Kirchen Mailands, San Carlo, eine runde Kuppelkirche mit stattlichem Säulenvorbau (1836—1847 von Amati erbaut).

Unter den Palästen ist in erster Reihe der Palazzo di Brera zu nennen, ein ehemaliges Jesuitenkollegium (von 1651), jetzt der Kunstpalast von M., mit großem Säulenhof, in welchem eine Bronzestatue Napoleons I., nach dem Modell Canovas 1810 gegossen, steht. Der Palast enthält die berühmte Gemäldesammlung, welche als Hauptschätze Raffaels Sposalizio, Leonardo da Vincis Christuskopf, die Fresken von Bernardino Luini und Gaudenzio Ferrari und Bilder von Mantegna, Gentile und Giovanni Bellini, Cima, Crivelli, Lorenzo Lotto, Guercino, Albani, Tizian, van Dyck u. a. enthält. Außerdem befindet sich hier das archäologische Museum (darin unter andern das schöne Grabdenkmal von Gaston de Foix von Agost. Busti), eine Sammlung von Gipsabgüssen, eine Münzsammlung, die Bibliothek mit 180,000 Bänden, ein Observatorium und die Akademie der schönen Künste. Von Palästen sind noch zu erwähnen: der Palazzo reale, unter den Visconti ein festes Schloß, 1771 umgebaut, mit Fresken von Bern. Luini, Andrea Appiani u. a.; der erzbischöfliche Palast, unter Carlo Borromeo 1570 durch Pellegrini umgebaut, mit schönen Höfen, der schöne Munizipalpalast, 1558 von Galeazzo Alessi erbaut; der Palazzo della Ragione, ehemals Gerichtshalle, jetzt die Getreidebörse und das Notariatsarchiv enthaltend; der Palazzo Poldi-Pezzoli mit sehenswertem, jetzt der Stadt gehörigem Museum, welches Gemälde, Altertümer, Waffen und kunstgewerbliche Objekte enthält; Palazzo Serbelloni-Busca, 1794 von Cantoni erbaut; Palazzo Ciani mit Reliefs aus der modernen Befreiungsgeschichte Italiens; Villa reale, 1790 erbaut und Napoleon I. geschenkt, gegenwärtig Eigentum des Königs; Broletto, einst der Palast des Grafen Carmagnola, später Munizipalpalast, seit 1860 Finanzgebäude; das Museo Civico (mit reicher naturgeschichtlicher Sammlung) und der Salone (mit der städtischen Kunstsammlung); das Sparkassengebäude (1871). Ein großartiges Bauwerk ist die Galleria Vittorio Emanuele, ein 1865—67 von Mengoni erbauter Bogengang, welcher ein 14,5 m breites Kreuz mit kürzern Seitenarmen (195 m zu 105,5 m) und 50 m Kuppelhöhe bildet, elektrisch beleuchtet und mit Cafés und Kaufläden ausgestattet ist. Unter den Theatern ist am bedeutendsten das 1777 von Piermarini erbaute Opernhaus della Scala,

welches 3600 Zuschauer faßt. Andre Theater sind: Dal Verme, Alessandro Manzoni, dann 7 kleinere Theater und die 1806 für Volksspiele erbaute Arena, welche 30,000 Zuschauer faßt. Südlich davon liegt das Kastell, aus dem 15. Jahrh., gegenwärtig behufs Aufnahme von Museen im Umbau. Der beliebteste Spaziergang sind die Giardini pubblici mit reicher Baum- und Wiesenanlage, kleinem See, zoologischem Garten und Denkmälern der Italia und des Dichters Porta. Nördlich von der Stadt liegt der von Maciacchini angelegte Friedhof mit schönen Grabmälern und einem Tempel für Feuerbestattung (von 1876).

[Bevölkerung und Erwerbszweige.] M. zählt (1881) 214,004, mit den Corpi Santi 321,839 Einw.; Ende 1893 wird die Bevölkerung auf 426,500 Einw. berechnet. Die lebhafte Industrie umfaßt als wichtigste Zweige die metallurgische Produktion, insbes. Fabrikation von Lokomotiven, Waggons, Maschinen und Eisenwaren, die Textilindustrie, und zwar hauptsächlich die Weberei in Seide, Baumwolle ꝛc., dann die Erzeugung von Posamentier- und Wirkwaren, Krawatten, Wäsche, Knöpfen, Kautschukwaren, Leder und Lederwaren, Möbeln und andern Holzwaren, Thon- und Glaswaren, chemischen Produkten, die Buchdruckerei, endlich die königliche Münze u. Tabaksfabrik. Im ganzen beschäftigte die Industrie in M. 1891: 1564 Etablissements mit 444 Dampfmaschinen von 10,156 Pferdekräften und 50,561 Arbeitern. Der Wert der Wareneinfuhr über das Zollamt M. betrug 1891: 83 Mill. Lire. Den Interessen des Verkehrs dienen Lagerhäuser (zwei speziell für Seide), eine Handels- und Gewerbekammer, eine Börse, ein Clearinghaus (Umsatz 1892: 6729 Mill. Lire), Hauptstellen der italienischen Notenbanken, mehrere Kredit- und Volksbanken, ein großes Leihhaus, eine bedeutende Sparkasse sowie zahlreiche gewerbliche Unterstützungsvereine, Versicherungsanstalten u. Aktiengesellschaften, endlich als Verkehrsmittel das reichverzweigte Eisenbahnnetz mit Linien nach Chiasso, Piacenza, Genua, Mortara, Turin, Venedig, Arona, Varese, Sondrio sowie Dampfstraßenbahnen nach den benachbarten lombardischen Städten. Bei den meisten Neuerungen, welche der moderne Verkehr ins Leben gerufen hat, ist M. für Italien tonangebend geworden. Telephone, städtische Pferdebahnen und elektrische Beleuchtung haben in keiner andern Stadt Italiens so rasche Verbreitung gefunden wie hier.

[Öffentliche Anstalten.] Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind die bedeutendsten: das allgemeine Krankenhaus (Ospedale maggiore), ein kolossaler Bau mit schöner Fassade (1448 gegründet), mit 2500 Betten, nebst einem Gebär- und Findelhaus; ein Spital der Barmherzigen Brüder und ein solches der Barmherzigen Schwestern; ein königliches Taubstummeninstitut, Blindeninstitut, Irrenhaus, 2 Waisenhäuser und ein großes Armenversorgungshaus. An Unterrichts- und Bildungsanstalten besitzt es eine wissenschaftlich-litterarische Akademie, welche ihrem Wesen nach einer philosophischen Universitätsfakultät gleichsteht, aber schwach (von 82 Hörern) besucht wird, ein höheres technisches Institut (394 Hörer), ein Tierarznei-Institut, eine höhere Ackerbauschule, ein erzbischöfliches theologisches Seminar, 3 staatliche Lyceen und Gymnasien, 6 technische Schulen, ein technisches Institut, eine Bildungsanstalt für Lehrer und zwei solche für Lehrerinnen, eine Akademie der schönen Künste (1200 Hörer), eine Kunstgewerbeschule, ein Gewerbeinstitut, mehrere gewerbliche Fachschulen, ein Militärkollegium, 2 Kollegien für Mädchen, ein Musikkonservatorium, zahlreiche Elementarschulen und viele Privatlehranstalten. Unter den zahlreichen Sammlungen sind die Bibliothek im Brerapalast (s. oben), die berühmte Biblioteca Ambrosiana, 1609 durch den Kardinal Federico Borromeo gegründet, mit 146,000 gedruckten Werken, 15,000 Manuskripten (darunter der Homerische Kodex aus dem 4. Jahrh.), einer Sammlung von Kupferstichen, Kartons, Handzeichnungen und Gemälden (darunter Porträte von L. da Vinci, Raffaels Karton zur Schule von Athen), nebst 10 andern Bibliotheken, die Kunstsammlungen im Brerapalast und im Palazzo Poldi-Pezzoli (s. oben), das Museum im Palast Borromeo (Gemälde, Skulpturen), das Museo Civico mit naturgeschichtlicher Sammlung und der Salone mit dem städtischen Kunstmuseum (Gemälde, Zeichnungen, Bronzen, Münzen ꝛc.), die permanente Kunstausstellung u. das Handelsmuseum zu erwähnen. M. besitzt ferner einen botanischen Garten, ein königliches lombardisches Institut der Wissenschaften und Künste, ein Athenäum, eine Italienische Gesellschaft der Naturwissenschaften, eine physikalisch-medizinisch-statistische Akademie, eine Patriotische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und Künste. In M. erscheinen (1891) 183 Zeitschriften. Auch befinden sich hier mehrere Theateragenturen, welche italienischen und ausländischen, namentlich überseeischen Theatern den Bedarf an allem notwendigen Personal und Material liefern, eine Ballettschule, zahlreiche Musikalienhandlungen (darunter die berühmte Firma Ricordi).

M. ist der Sitz des Präfekten, eines Erzbischofs, eines Appellhofs, des 3. Armeekorpskommandos, einer Sicherheitsquästur und zahlreicher andrer Zivil- und Militärbehörden, eines deutschen Berufskonsuls sowie mehrerer Konsulate andrer fremder Staaten. Es ist der Geburtsort des Rechtsgelehrten Beccaria, des Dichters Manzoni, der Päpste Pius IV. und Gregor XIV. u. a.

Geschichte.

M. hieß im Altertum Mediolanum (s. d.). Im September 569 n. Chr. besetzten die Langobarden M., das unter ihnen Hauptstadt eines Herzogtums, in der Zeit der fränkischen und deutschen Herrschaft über Italien aber Mittelpunkt einer Grafschaft war, deren Grafen im 11. Jahrh. dem Haus Este angehörten. Mehrere deutsche Könige, zuerst Konrad II., sind in M. zu Königen von Italien gekrönt worden. 1037 nahm die Stadt zu gunsten ihres Erzbischofs gegen Konrad II. Partei und konnte auch nach längerer Belagerung durch den Kaiser nicht genommen werden. Bald nach Heinrichs III. Tode brach hier die kirchliche, später auch politische Reformbewegung der Pataria (s. Patarener) aus, während welcher die niedern Volksmassen emporkamen und die Stadt aufs tiefste zerrüttet wurde. Die Absetzung des von Heinrich IV. ernannten Erzbischofs Theobald von M. durch Gregor VII. 1075 brachte den Kampf zwischen Papsttum und Königtum zum Ausbruch und rief in M. neue Wirren hervor. In den Kämpfen zwischen Adel und Bürgerschaft entwickelte sich zu Anfang des 12. Jahrh. die neue städtische Verfassung, derzufolge die Stadt sich durch gewählte consules selbst regierte, welche auch die früher gräflichen Hoheitsrechte ausübten. Um die so errungene munizipale Freiheit hat dann M. mit Kaiser Friedrich I. Barbarossa lange gekämpft. Dieser belagerte die Stadt, welche ihre Herrschaft über die Lombardei auszudehnen suchte und Pavia, Como und Lodi vergewaltigt hatte, vom 5. Aug. bis 7. Sept.

1158 und zwang sie zur Kapitulation. Als er aber nach den Roncalischen Beschlüssen die Einsetzung von Podestàs auch in M. beanspruchte, empörte sich die Stadt aufs neue, wurde jedoch nach langer Belagerung 29. Mai 1161 bis 1. März 1162 zur Übergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen, worauf der Kaiser M. bis auf die Kirchen völlig zerstören ließ und die zur Auswanderung genötigte Bürgerschaft in vier offenen Orten der Nachbarschaft ansiedelte. Allein schon 1167 wurde die Stadt mit Hilfe des Lombardenbundes wieder aufgebaut und erstarkte so schnell, daß ihr Heer in der Schlacht bei Legnano 1176 den Ausschlag gab. Im Konstanzer Frieden 1183 wurde das Recht der Selbstregierung Mailands durch gewählte, vom Kaiser zu bestätigende Konsuln anerkannt, und durch ein besonderes Privileg vom 11. Febr. 1185 verlieh Friedrich der Stadt sämtliche Regalien im Gebiete des ganzen Erzbistums M. Auch im 13. Jahrh. spielte M. in den Kämpfen der oberitalienischen Städte gegen Friedrich II. eine Hauptrolle, und unter seiner Führung wurde 6. März 1226 der Lombardische Städtebund erneuert. Nachdem die Mailänder und ihre lombardischen Bundesgenossen in der Schlacht bei Cortenuova 27. Nov. 1237 eine vollständige Niederlage erlitten hatten, ihre weitgehenden Friedensanerbietungen aber vom Kaiser abgelehnt waren, schlug 1239 ein Angriff Friedrichs auf die Stadt fehl, und 1240 gewann durch die Erhebung des Pagano della Torre zum Oberhaupt der Stadt die guelfische Partei in derselben vollends die Oberhand. Die della Torre leiteten nun fast 50 Jahre mit kurzen Unterbrechungen und mit einer steigenden Gewalt die Regierung der Stadt; nach Pagano standen die Brüder Martino (gest. 1263) und Filippo (gest. 1265) als Signoren an der Spitze derselben; diesen folgte Napoleone (Napo) della Torre, der Brescia gewann und 1274 von Rudolf von Habsburg zum Reichsvikar in M. ernannt wurde. Doch sein Gegner, der Erzbischof Otto Visconti (seit 1263), besiegte ihn 1277 bei Desio, nahm ihn gefangen und beherrschte M., bis er 1287 seinen Neffen Matteo Visconti zum Capitano del popolo erwählen ließ. Matteo, 1294 von Adolf von Nassau zum Vikar ernannt, wurde 1302 von den Torre vertrieben, jedoch 1311 von Heinrich VII. wieder eingesetzt und zum Reichsvikar bestellt. Matteo, der bis 1322 regierte, sowie seine Nachfolger Galeazzo (1322–28), Azzo (1328–39) und Luchino (1339–49) Visconti dehnten ihre Herrschaft unter mancherlei Wechselfällen über den größten Teil der Lombardei und über manche benachbarte Gebiete aus; als nach dem Tode Luchinos dessen Bruder Giovanni (1349–54), der zugleich Erzbischof von M. war, die Regierung antrat, gehörten, außer M. selbst, Como samt Lugano und dem Veltlin, Bergamo, Brescia u. Valcamonica, Cremona, Crema, Lodi, Novara, Vercelli, Asti, Alba, Cherasco, Cuneo, Alessandria, Tortona, Novi, Piacenza, Parma, Pontremoli zu ihrem Staat, und in Pavia hatten sie das Besatzungsrecht. Giovanni erwarb noch Bologna und Genua; nach seinem Tode teilten seine Neffen Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. seine Staaten. Bernabo ließ sich nach Matteos (1355) und Galeazzos Tod (1378) das Vikariat über die ganze Lombardei vom König Wenzel 1380 übertragen, ward aber 1385 von seinem Neffen Giangaleazzo gestürzt und starb in der Gefangenschaft. Giangaleazzo vertrieb Antonio della Scala aus Verona und Vicenza, dann Francesco Carrara aus der Mark Treviso und aus Padua und unterwarf später die Städte Pisa, Siena, Perugia und Bologna. Er begann den Bau des Doms zu M. und der Certosa bei Pavia und vollendete den fürstlichen Palast zu Pavia. Im Mai 1395 ward er von Wenzel zum Herzog von M. erhoben. Wenzels Nachfolger Ruprecht bereitete zwar einen Angriff gegen M. vor, wurde aber bei Brescia von Alberico da Barbiano, Giovangaleazzos Feldherrn, geschlagen (21. Okt. 1401). Sterbend (1402) hatte dieser eine Teilung seiner Länder unter seine noch unmündigen Söhne Gian Maria u. Filippo Maria angeordnet, an ihrer Statt herrschte ein Regentschaftsrat. Gian Maria wurde 1412 wegen seiner Grausamkeit ermordet, und Filippo Maria war nun Alleinherrscher. Er gewann durch List und durch die Tapferkeit seines Feldherrn Francesco da Carmagnola viele Städte wieder, die während seiner Minderjährigkeit verloren gegangen waren, und selbst Genua begab sich unter seine Oberhoheit; als sich aber 1425 Florenz und Venedig gegen ihn verbanden, mußte er einen Frieden eingehen, in welchem Venedig Bergamo und Brescia erhielt (1428). Im Vertrauen auf das Glück der beiden berühmtesten Condottieri seiner Zeit, Francesco Sforza und Niccolò Piccinino, ergriff er bald die Waffen von neuem. Doch während er eine große venezianische Flotte auf dem Po besiegte, wurde eine Flotte der ihm verbündeten Genuesen von den Venezianern an der ligurischen Küste geschlagen (1431), und Filippo mußte, nachdem er Brescia jahrelang vergeblich belagert, den Venezianern ihre Besitzungen in der Lombardei lassen (1441). Er starb 13. Aug. 1447, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Als eine republikanische Regierung von 24 Capitani sich als unfähig erwies, wurde 1450 Franz Sforza, Filippo Marias Schwiegersohn, zum Herzog gewählt (1450). Dessen Sohn Galeazzo Maria Sforza (seit 1466) führte eine grausame Willkürherrschaft und wurde 26. Dez. 1476 ermordet, worauf sein Sohn Giangaleazzo Maria, erst acht Jahre alt, als der Nachfolger anerkannt wurde. Für ihn regierte zuerst seine Mutter Buona, dann sein Oheim Lodovico Sforza, mit dem Beinamen il Moro, dem schon 5. Sept. 1494 Maximilian I. das Herzogtum M. verlieh; bald darauf starb sein Neffe, wie man damals glaubte, von Lodovico vergiftet, und 1495 wurde letzterer feierlich belehnt. Ludwig XII. von Frankreich, durch seine Großmutter Valentine von den Visconti stammend, erhob gleich nach seiner Thronbesteigung Ansprüche auf M. und bemächtigte sich 1499 des Herzogtums. Der geflüchtete Lodovico nahm dasselbe zwar im Januar 1500 wieder, ward aber von seinen Schweizer Söldnern verraten, 10. April gefangen genommen und nach Frankreich gebracht; 1505 erteilte auch Maximilian der französischen Krone die Belehnung mit M. Nachdem die heilige Liga 1512 M. den Franzosen wieder entrissen hatte, wurde Moros Sohn, Maximilian Sforza, als Herzog eingesetzt; doch eroberte Franz I. 1515 nach der Schlacht von Marignano das Herzogtum zurück. Kaiser Karl V. entriß es 1521 den Franzosen von neuem und setzte Franz II. Sforza als Herzog ein. Da aber der Kanzler des Herzogs, Morone, ein Bündnis zwischen italienischen Staaten gegen den Kaiser anzettelte, wurde die Stadt u. nach langer Belagerung auch das Kastell, in welches Sforza sich zurückgezogen hatte, von den Kaiserlichen eingenommen (1526). 1529 gab der Kaiser das Herzogtum an Franz Sforza zurück, nachdem dieser aber 1535 kinderlos gestorben war, zog Karl V. das Land ein und übertrug es seinem Sohn Philipp II. von Spanien.

Bei Spanien blieb M. bis zum Spanischen Erbfolgekrieg, infolgedessen es 1714 an Österreich kam und mit Mantua die österreichische Lombardei bildete. Im Wiener Frieden von 1738 und im Wormser Vertrag von 1743 wurden Teile davon an Sardinien abgetreten. Nachdem 13. Mai 1796 die Franzosen das Land besetzt hatten, wurde M. 1797 die Hauptstadt der Cisalpinischen, 1802 der Italienischen Republik und 1805 des Königreichs Italien. Bei der Auflösung desselben (1814) erhielt Sardinien den früher besessenen Anteil zurück; das übrige vereinigte Österreich unter dem Namen eines Gouvernements mit dem neugebildeten Lombardisch-Venezianischen Königreich. Unruhen und Aufläufe, die seit 2. Jan. 1848 stattfanden, hatten 22. Febr. die Verkündigung des Standrechts für M. und die Lombardei zur Folge; gleichwohl kam es 18. März zu einem blutigen Straßenkampf, und die Österreicher mußten in der Nacht vom 21. zum 22. März die Stadt verlassen. Nach der Niederlage bei Custozza warf sich Karl Albert nach M., mußte es aber nach vergeblichem Kampfe 5. Aug. an Radetzky ausliefern. Am 6. Aug. 1849 ward hier der Friede zwischen Sardinien und Österreich geschlossen. Die Beschlagnahme der Güter der Emigrierten, zahlreiche Hinrichtungen und ein unerträglicher Steuerdruck machten die Österreicher noch mehr verhaßt; doch wurde der von Mazzini vorbereitete Aufstand 6. Febr. 1853 leicht unterdrückt. In den italienischen Verwickelungen von 1859 offenbarte M. von Anfang an eine Österreich feindselige Haltung. Nach der verlornen Schlacht von Magenta (4. Juni) verließ die österreichische Besatzung die Stadt, in welche 8. Juni Napoleon III. und König Viktor Emanuel unter dem Jubel der Bevölkerung einzogen. Im Frieden von Villafranca (12. Juli) wurde M., wie die übrige Lombardei, an Napoleon und unmittelbar darauf an Piemont abgetreten. Vgl. Romussi, Milano e suoi monumenti (2. Aufl., Mail. 1894); Schwarz, Mailands Lage und Bedeutung als Handelsstadt (Köln 1891); Trevisani, Rivista industriale e commerciale di Milano e provincia (Mail. 1894); Giulini, Memorie spettanti alla storia di Milano (das. 1760—71, 12 Bde.); Verri, Storia di Milano (das. 1783, 2 Bde.; neue Ausg. von Custodi, das. 1830—37, 8 Bde.); Rosmini, Istoria di Milano (das. 1820, 4 Bde.); Cantù, Milano e il suo territorio (das. 1844, 2 Bde.); Cusani, Storia di Milano (das. 1862—67, 7 Bde.); Formentini, Il ducato di Milano (das. 1877); Bonfadini, Milano nei suoi monumenti storici (das. 1883—86, 3 Bde.); Beltrami, Reminiscenze di storia e d'arte nella città di Milano (Flor. 1891—92, 2 Bde.).

Mailänder Gold, platter, nur auf der einen Seite vergoldeter Silberdraht, früher viel zu Stickereien gebraucht.

Mailändische Rose, s. Pellagra.

Mailáth (Majláth), 1) Georg von, ungar. Staatsmann, geb. 22. April 1786 zu Zavar im Preßburger Komitat, gest. 11. April 1861 in Wien, wurde 1817 erster Vizegespan des Preßburger Komitats, 1819 zweiter Kommissar für Siebenbürgen, 1821 Statthaltereirat, 1822 Protonotar der königlichen Tafel. 1832—39 wirkte er als Staatsrat in Wien und ward 1839 zum Judex curiae von Ungarn, 1848 zum Präsidenten des Oberhauses der Pester Nationalversammlung ernannt, legte diese Stelle aber bald nieder.

2) Johann, Graf, österreich. Geschichtschreiber u. Dichter, Verwandter des vorigen, geb. 3. Okt. 1786 in Pest, gest. 3. Jan. 1855, Sohn des Grafen Joseph M., k. k. Staats- und Konferenzministers (geb. 1735, gest. 1810), studierte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte und trat bald in den Staatsdienst, welchen er aber nach zehn Jahren wegen eines Augenübels verlassen mußte. Wiederhergestellt, widmete er sich hinfort in Wien litterarischen Beschäftigungen, siedelte später nach München über und ertränkte sich mit seiner Tochter 1855 aus Nahrungssorgen im Starnberger See. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Kalocsaer Kodex altdeutscher Gedichte« (mit Köffinger, Pest 1818); »Auserlesene altdeutsche Gedichte, neudeutsch umgearbeitet« (Stuttg. 1819); »Gedichte« (Wien 1824); »Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen« (Brünn 1825; 2. Aufl., Stuttg. 1837); »Magyarische Gedichte, ins Deutsche übersetzt« (das. 1825); »Himfys (d. h. Alex. v. Kisfaludys) auserlesene Liebeslieder, aus dem Ungarischen übersetzt« (mit dem Originaltext, Pest 1829; 2. Aufl., ohne denselben, 1831); »Geschichte der Magyaren« (Wien 1828—31, 5 Bde.; 2. Aufl., Regensb. 1852—53, 3 Bde.; dazu: »Neuere Geschichte der Magyaren«, 1854, 2 Bde.); »Der ungrische Reichstag im J. 1830« (Pest 1831); »Geschichte der Stadt Wien« (Wien 1832); »Das ungrische Urbarialsystem« (Pest 1838); »Die Religionswirren in Ungarn« (Regensb. 1845, 2 Bde.; Nachträge 1846). Sein Hauptwerk ist die »Geschichte des österreichischen Kaiserstaats« (Hamb. 1834-50, 5 Bde.).

3) Georg von, ungar. Politiker, Sohn von M. 1), geb. 1818 in Preßburg, gest. 29. März 1883, begann seine amtliche Karriere im Dienste des Baranyaer Komitats, von welchem er 1839 und 1843 zum Deputierten gewählt wurde. Nach dem Landtag 1843 Administrator, seit 1848 Obergespan des genannten Komitats, zog er sich im Laufe der Revolution ins Privatleben zurück, betrat aber später wieder die politische Laufbahn, indem er 1859 als Vertreter hochkonservativer Anschauungen am verstärkten Reichsrat hervorragenden Anteil nahm, und ward 1865 zum ungarischen Hofkanzler ernannt, was den Sturz des Ministeriums Schmerling herbeiführte. Er wurde später zum Judex curiae ernannt, war Präsident der Magnatentafel und ward 1883 in Pest von Raubmördern auf grausame Weise umgebracht. Vgl. Szécsen, Denkrede auf Georg von M. (Budapest 1884).

Mail-coach (spr. mēl-kōtsch), großer, geschlossener Luxuswagen für Viererzug, die Dienerschaft sitzt im geschlossenen Raum, auf dem Verdeck befinden sich Sitze für 8—12 Personen, auch für Damen.

Maileḥen (Maibrautschaft), die in Hessen, Westfalen, Rheinland und andern deutschen Gegenden bestehende oder bis vor kurzem vorhandene Sitte, nach welcher die jungen Leute in der Walpurgisnacht mit Gesang und Peitschengeknall nach einer Anhöhe vor das Dorf ziehen, woselbst die jungen Mädchen (manchmal bei einem Maifeuer) mit dem Spruche: »Heute zum Lehen, übers Jahr zur Ehe« an den Meistbietenden versteigert werden. Das erlöste Geld wird im Wirtshause beim Maifest verzehrt. Natürlich kann das erwählte Mädchen den Meistbieter ablehnen, nimmt sie ihn aber an und befestigt dafür als Zeichen den Lehnstrauß auf seinem Hute, so erwächst für beide Teile die Verpflichtung, das ganze Jahr zusammenzugehen u. mit keinem oder keiner Dritten zu tanzen. Für den Burschen kommen noch andre Pflichten hinzu, z. B. das Setzen des Maibaums vor dem Kammerfenster u. a. Gewöhnlich führt das M. in der That nach einem Jahre zur Heirat. Ähnlich ist der Gebrauch

des Valentinstags in England, u. auch sonst heißt das Maipaar Valentin und Valentine. Die Sitte ist uralt, denn schon Herodot (I, 146) bezeugt sie für die illyrischen Veneter, mit der Bemerkung, es sei die schönste Heiratssitte, die er kenne, denn mit dem Meistgebot für die schönen würden dort die häßlichen Mädchen ausgesteuert, um ebenfalls begehrenswert zu [erscheinen.

Maililie, s. Convallaria.

Mailing, Fisch, s. Äsche.

Maillart (spr. majár), Louis Aimé, Komponist, geb. 24. März 1817 in Montpellier, gest. 26. Mai 1871 in Moulins, trat 1833 in das Konservatorium zu Paris, trug 1841 als Schüler Halévys den großen Kompositionspreis davon u. machte infolgedessen eine dreijährige Studienreise nach Italien. M. schrieb mehrere sehr gefällige und ansprechende Opern, von denen »Les dragons de Villars« (»Das Glöckchen des Eremiten«, 1856) und »Lara« (1864) die bekanntesten sind. Beide fanden auch in Deutschland beifällige Aufnahme.

Maille (spr. maj'), s. Mail.

Maillechort (franz., spr. maj'schōr), Neusilber, benannt nach Maillet u. Chorier, den ersten franz. Neusilberfabrikanten, daraus verderbt Melchiormetall.

Maillinger, Joseph Maximilian Fridolin, Ritter von, bayr. General, geb. 4. Okt. 1820 in Passau, ward im Kadettenkorps zu München erzogen, trat 1839 als Junker in das 8. Infanterieregiment, wurde 1840 Offizier, 1844 in das topographische Büreau kommandiert, dann in verschiedenen Adjutantenstellungen verwendet, 1853 Hauptmann, 1859 in den Generalquartiermeisterstab versetzt und war 1861 und 1863 erster Adjutant des Kriegsministers, der ihn mit der Verteidigung des Kriegsbudgets im Landtag beauftragte. 1865 wurde er zum Oberstleutnant, 1866 zum Obersten befördert und mit der Leitung des Generalsekretariats, dann mit der Führung des 9. Regiments beauftragt. 1869 wurde er Generalmajor und Kommandeur der 6. Infanteriebrigade, welche er mit Auszeichnung 1870 bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris führte. Seit November 1870 Generalleutnant und Kommandeur der 2. Division, blieb er bis 1873 bei der Okkupationsarmee in Frankreich, ward dann kommandierender General des 2. Armeekorps in Würzburg und 1875—85 Kriegsminister. Er verwaltete dies Amt mit Erfolg und verschmolz das bayrische Heer in Verwaltung und Ausbildung mit dem übrigen deutschen Heer.

Maillon (franz., spr. majóng, Auge), kleine Metall- oder Glasringe im Webergeschirr zur Aufnahme der Kettenfäden.

Mail-steamer, Mail-train (engl., spr. mēl-stīmer, -trēn), s. Mail.

Maimakterion, s. Mämakterion.

Maimana (Maimene), nördliche Provinz Afghanistans, welche im N. an die Turkmenenwüste grenzt und 12,300 qkm (224 QM.) mit nur 100,000 teils ansässigen, teils nomadisierenden Bewohnern (Uzbeken und Tadschik) umfaßt. Es ist ein Bergland, das von O. nach W. vom Tyrbund durchzogen und von Murghab, Sangalak und Kaissor bewässert wird. Unter den 11 Dörfern ist das bedeutendste der Hauptort M. am Sangalak, mit hohen Mauern, mächtiger Citadelle, aber nur 2500 Einw., welche Handel mit Pferden (nach Indien), Teppichen und getrockneten Früchten treiben. Von den Afghanen 1874 erobert, hat sich der Ort nicht wieder erholt.

Maimatschin (»Handelsstadt«, bei den Russen Kitaiskaja Sloboda, »Chinesenstadt«), chines. Handelsstadt an der russischen Grenze, gegenüber Kiachta und von diesem durch einen neutralen Landstrich von 21 m Breite und durch einen Holzzaun getrennt. Der Ort zählt 3000 Einw. (ausschließlich Männer, wie das chinesische Gesetz vorschreibt), hat die Form eines Quadrats und ist mit Palissaden umgeben. Durch Vertrag von 1727 wurde hier der Grenzverkehr gestattet; seitdem aber die Traktathäfen den Fremden geöffnet wurden und Kiachta das Monopol der Einfuhr chinesischen Thees in Rußland verloren hat, ist der Handel bedeutend gesunken.

Maimbourg (spr. mängbūr), Louis, franz. Kirchenhistoriker, geb. 1610 in Nancy, gest. 13. Aug. 1686, trat in den Jesuitenorden und bekleidete eine Zeitlang eine Professur in Rouen, wandte sich aber später dem Predigtamt zu. Wegen seiner Sympathien für den Gallikanismus 1682 aus dem Jesuitenorden ausgestoßen, wurde er Hofhistoriograph und zog sich in die Abtei St.-Victor zurück. Unter seinen Schriften (Par. 1686—87, 14 Bde.; in Auswahl von Migne, das. 1846) sind die tendenziösen Darstellungen der Geschichte des Wiclifismus, Lutheranismus, Calvinismus ꝛc. berüchtigt geworden (vgl. Pierre Bayles »Critique générale de l'Histoire du calvinisme de Mr. M.«, 1685); um so verdienstlicher ist sein 1685 vom Papst verdammter »Traité historique de l'établissement et des prérogatives de l'Église de Rome et de ses évêques« (das. 1685; neue Ausg., Nevers 1831).

Maimon, soviel wie Mandrill, s. Pavian.

Maimon, Salomon, Philosoph aus der Schule Kants, geb. wahrscheinlich 1754 auf dem fürstlich Radziwillschen Gut Sukowiburg am Niemen in Litauen, gest. 1800 in Nieder-Siegersdorf bei Freistadt in Schlesien, besuchte die jüdische Schule zu Mirz und später die Talmudistenschule zu Iwenez. Im 12. Jahr bereits nach jüdisch-polnischer Sitte verheiratet, löste er nach sechs Jahren seine Ehe durch die Flucht, lebte der Befriedigung seiner Wißbegierde, drang in die Tiefen der Kabbala, lernte mit der größten Aufopferung Deutsch und kam nach Berlin. Von hier auf Veranlassung eines orthodoxen Rabbiners, welchem er einen freisinnigen Kommentar zu Maimonides' (s. d.) »Moreh« vorlegte, ausgewiesen, begab er sich auf eine längere Irrfahrt, kehrte aber schließlich wieder nach Berlin zurück, ward mit Moses Mendelssohn bekannt, studierte Spinoza, Locke, namentlich Kant, und arbeitete einen »Versuch über die Transscendental-Philosophie« (Berl. 1790) aus, in dem er die Kantsche Vernunftkritik verbessern wollte. Die übrigen Schriften Maimons (»Philosophisches Wörterbuch«, »Kritische Untersuchungen über den menschlichen Geist« ꝛc.) sind ohne größere Bedeutung. Seine Autobiographie gab K. Ph. Moritz heraus (Berl. 1792, 2 Bde.). Vgl. R. Zimmermann, Der »Jude« Kants (in der »Deutschen Revue«, 1878, Heft 5); J. H. Witte, Salomon M. (Berl. 1876).

Maimonides (Rabbi Moses ben Maimun, nach den Anfangsbuchstaben dieses Namens Rambam genannt, arab. Abu Amram Musa ben Maimun ibn Abdallah), hervorragender jüd. Gelehrter des Mittelalters, geb. 30. März 1135 in Cordoba, gest. 13. Dez. 1204. Er stammte aus angesehener Familie, wurde früh von seinem gelehrten Vater in das jüdische Wissen, in die mathematischen und astronomischen Wissenschaften eingeführt und zeigte ebenso bald einen scharfen Verstand und ordnenden Geist nebst einer fast unerreichten Arbeitskraft,

mit der sich ein fester, sittenreiner Charakter vereinigte. Die Religionsverfolgungen der Almohaden, die 1148 Cordoba eroberten, veranlaßten die Familie M.', nach kürzern Aufenthaltsfristen an verschiedenen spanischen Orten 1159 nach Fes überzusiedeln, welches sie 1165, um dem Religionszwang abermals zu entgehen, wieder verließen. Sie reisten über Akka, Jerusalem und Hebron nach Ägypten, wo sie Fostat (Alt-Kahira) zum dauernden Wohnsitz wählten. M. trieb hier mit seinem Bruder einen Juwelenhandel, wurde aber bald zum Leibarzt des Sultans von Ägypten und neben dieser Stellung später zum Rabbiner von Kairo berufen. Trotz seines vielbewegten Lebens hat M. sich eine seltene Kenntnis der jüdischen und arabischen Wissenschaft, der griechischen, besonders Aristotelischen, Philosophie, die er aus hebräischen und arabischen Bearbeitungen studierte, und der Medizin erworben. Der Einfluß, den M. trotz bedeutender Gegnerschaft auf die Denkweise seiner Glaubensgenossen und auf die Entwickelung des Judentums übte, war außerordentlich; eine blühende Schule wirkte lange im Geiste ihres Meisters fort. Seine litterarischen Arbeiten galten der Erklärung des biblischen und talmudischen Schrifttums, der Philosophie, Mathematik, Astronomie, Medizin, der Erörterung von Zeitfragen, der Abfassung von Sendschreiben &c. Seine drei Hauptwerke, von denen das erste und zweite arabisch, das dritte hebräisch geschrieben ist, sind: 1) der Kommentar zur »Mischna« (vollendet 1168), von mehreren ins Hebräische übersetzt und in den Mischna- und Talmudausgaben abgedruckt; 2) »Dalâlat al-'Hâïrîn« (um 1190), eine philosophische Begründung des Judentums; zuerst ins Hebräische von Samuel ibn Tibbon (um 1200) unter dem Titel: »Moreh ha-nebuchim« (»Führer der Verirrten«), dann von andern übersetzt (Charisi) und erklärt (Abravanel). Das Werk, früh schon von Mohammedanern und Christen (Albertus Magnus, Thomas von Aquino) geschätzt und benutzt, erschien in lateinischer Übersetzung Paris 1520, dann unter dem Titel: »Doctor perplexorum« von dem jüngern Buxtorf herausgegeben, Basel 1629; die bedeutendste Übersetzung und Erklärung des Buches in der Gegenwart, auf Grundlage des gleichzeitig mit edierten arabischen Originals, ist die von Munk (»Le guide des égarés«, Par. 1856—66, 3 Bde.), welcher deutsche Bearbeitungen von Fürstenthal (Krotoschin 1839) und Scheyer (Frankf. a. M. 1838) vorangingen und die nach der französischen Munkschen gearbeitete Übersetzung von Stern (Wien 1864) folgte; 3) »Mischne Thora« (»Wiederholung des Gesetzes«), später »Jad chasaka« (»Starke Hand«) genannt, vollendet 1178—80, das aus 14 Büchern bestehende größte Werk des M., ein streng wissenschaftliches Kompendium über den religiösen und rechtlichen Stoff der gesamten jüdischen Gesetzgebung. Vgl. außer den Geschichtswerken von Grätz, Cassel und Braun: A. Geiger, Moses ben Maimon (Rosenberg 1850); Joël, Beiträge zur Geschichte der Philosophie, Bd. 1 (Bresl. 1876); Rosin, Die Ethik des M. (im Jahresbericht des Breslauer jüdisch-theologischen Seminars, 1876); Münz, Die Religionsphilosophie des M. (Berl. 1887); Guttmann, Das Verhältnis des Thomas von Aquino zum Judentum (Götting. 1891); Bardowicz, Die rationale Schriftauslegung des M. (Berl. 1893); Bloch in Winter und Wünsche: »Die jüdische Litteratur«, Bd. 2, S. 750 ff. (Trier 1894).

Main (franz., spr. mäng), Hand; im Papierhandel soviel wie Buch, = $^1/_{20}$ rame oder Ries.

Main (bei den Römern Moenus, im Nibelungenlied Möna), rechter Nebenfluß des Rheins, der Hauptfluß des Frankenlandes, entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Weißen und dem Roten M. Der Weiße M. entspringt im Fichtelgebirge, am östlichen Abhang des Ochsenkopfs, 894 m ü. M., der Rote M. in einer Höhe von 480 m unter dem Felsen des sogen. Gottesfeldes am Ostrande des Fränkischen Jura. Die Vereinigung beider Quellflüsse findet 4 km unterhalb Kulmbach beim Schlosse Steinenhausen (295 m ü. M.) statt. Der M. fließt darauf in nach NW. gerichteter, gleichmäßig breiter Thalsohle 30 km weit fort. Erst nachdem er die ihm an Wassermenge gleiche Rodach von N. her aufgenommen, verbreitert sich das Thal. Unweit der Einmündung der Rodach wendet er sich nach S., um in den flachen Kessel von Bamberg, eine fruchtbare, wasserreiche Landschaft, einzutreten. Von rechts her strömen ihm hier Itz und Baunach zu, links mündet unterhalb Hallstadt in der Nähe von Bamberg die Regnitz. Der Mittelmain (bis zum Durchbruch zwischen Spessart und Odenwald) bildet einen der merkwürdigsten Flußläufe Deutschlands. Indem die Haßberge und der Spessart sich sägezähneartig nach S. vorstrecken und in ihre Zwischenräume der Steigerwald und Odenwald eindringen, lassen sie eine Rinne offen, in welcher der M. dahinströmt und sechs ziemlich gleich große Flußstücke bildet, von denen immer zwei unter mehr oder weniger spitzen Winkeln aneinander stoßen. Es lassen sich hier leicht unterscheiden die nach NW. gerichtete Strecke Bamberg-Schweinfurt, das nach N. offene Maindreieck Schweinfurt-Marktbreit-Gemünden und das ebenfalls nach N. offene Mainviereck Gemünden-Homburg-Miltenberg-Aschaffenburg. Die nach NW. gerichtete Strecke hat die Haßberge und den Steigerwald zur Seite. Bei Schweinfurt beginnt das Dreieck. Hier liegen, von ununterbrochenen Weingeländen umgeben, am Fluß Kitzingen, an der Dreieckspitze Marktbreit und Ochsenfurt, dann Würzburg. Unweit der Dreieckspitze mündet rechts die Kleine Wern. Bei Gemünden, wo Dreieck und Viereck aneinander stoßen, mündet der größte rechte Nebenfluß, die Fränkische Saale, die sich unmittelbar vor der Mündung mit der Sinn vereinigt hat. Das Mainviereck umfaßt den Spessart, indem die westliche Seite zwischen diesem und dem Odenwald durchbricht. Auf der ziemlich gerade nach S. gerichteten östlichen Seite des Vierecks liegt Lohr an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens. Die Südlinie des Vierecks ist das interessanteste Stück des ganzen Laufes. Hier liegen Wertheim, Stadtprozelten, Freudenberg und an der südwestlichen Ecke des Vierecks Miltenberg. Die Westseite des Vierecks endet bei Aschaffenburg. Der bedeutendste Nebenfluß des Mainvierecks ist die bei Wertheim von links her einmündende Tauber. Bei Miltenberg mündet auf derselben Seite die Mudau und weiter unten der Mümling und die Gersprenz, beide aus dem Odenwald kommend. Der Untermain hat bis Hanau nordwestliche Richtung und nimmt dort von rechts her die Kinzig auf. Bei Hanau wendet sich der Fluß nach SW. und erhält rechts die Nidda vom Vogelsberg her. Unter den am M. liegenden Ortschaften ist hier außer Offenbach und Frankfurt besonders die Weinstadt Hochheim zu nennen. Mainz gegenüber ergießt der 210 m breite M. seine gelbe Flut in die grünliche des Rheins. Der M. ist 495 km lang und 390,1 km weit, von der Regnitzmündung ab, schiffbar; jedoch wird der Verkehr durch die ungenügende und zu wenig gleichmäßige

Wasserfülle und die gewaltigen Krümmungen erschwert. Durch den Ludwigskanal (s. d.) ist der M. mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gebracht. 1893 passierten den M. bei Würzburg auf der Thalfahrt 1849 Frachtschiffe mit 16,758 Ton. Ladung; außerdem wurden verflößt 215,915 T. Floßholz. Auf der Bergfahrt gingen durch Würzburg 1859 Schiffe mit 4235 T. Ladung. Die Dampfschiffahrt auf dem M. ist neuerdings wieder aufgenommen worden. Zunächst wurde bis Aschaffenburg eine Kette zur Schleppschiffahrt gelegt, der Fluß kanalisiert und in Frankfurt ein schöner Hafen gebaut. Die Ausdehnung der Kettenschiffahrt bis Bamberg steht bevor, ebenso die Korrektion der preußisch-hessischen Flußstrecke. In politischer Beziehung sprach man, besonders zur Zeit des Norddeutschen Bundes, von einer Mainlinie, indem man häufig den M. als Scheidungslinie zwischen Nord- u. Süddeutschland annahm. Vgl. Ulrici, Das Maingebiet in seiner natürlichen Beschaffenheit ꝛc. (Kassel 1885); Schanz, Die Kettenschleppschiffahrt auf dem M. (Bamb. 1893); Derselbe, Die Mainschiffahrt im 19. Jahrh. (das. 1894); Faber, Zur Hydrographie des Maingebiets (Münch. 1895).

Maina (richtiger Mani), der südliche Teil der Halbinsel Morea, zwischen den Busen von Koron und Marathonisi, wird größtenteils von der südlichen Fortsetzung des Pentedaktylongebirges (des alten Taygetos), welche in das Kap Matapan ausläuft, bedeckt. Diese 8—11 km breite Halbinsel ist sehr gebirgig, mit Gipfeln bis zu 1468 m Höhe, und nur auf Fußsteigen zugänglich; besonders nach O. fällt sie steil zum Meer ab. Die M. wird von den Mainoten (Manioten), etwa 41,000 an der Zahl, bewohnt, welche sich gern Lakones nennen und für Abkömmlinge der alten Spartaner halten, was indessen nicht nachweisbar ist. Sie sind wohlgewachsen, freiheitsliebend, arbeitsam und gastfrei, aber auch raubgierig und waren einst unversöhnliche Feinde der Türken. In der Waffenführung sehr geübt, treiben sie etwas Ackerbau (Weinbau fehlt), Viehzucht, Handel und Schiffahrt, im S. viel Wachtelfang. Die Mainoten standen früher unter acht erblichen Häuptlingen und einem Rat von Alten, in welchem ein jährlich gewählter Protogeront den Vorsitz führte. Später wählten sie einen Bei, der von dem türkischen Kapudan-Pascha bestätigt wurde. Da die Blutrache unter ihnen im ausgedehntesten Maße herrschte, so waren ihre Häuser Festen; auch längs der Küste waren Türme errichtet. Die Widersetzlichkeit der Mainoten gegen die neuen Einrichtungen führte 1834 eine Expedition der Bayern nach der M. herbei, wobei die letztern acht jener Türme zerstörten. Aber erst mildern Maßregeln gelang es, die Bewohner gefügig zu machen. Gegenwärtig gehört die M. zu den zwei Eparchien Gythion und Itylos des Nomos Lakonia.

Mainarmee, die preußische Armee in Westdeutschland 1866, s. Preußisch-deutscher Krieg.

Mainau, Insel im Überlinger See (Bodensee), zum badischen Kreis und Amt Konstanz gehörig, durch eine 35 m lange eiserne Brücke mit dem Ufer in Verbindung gesetzt, hat ein großherzogliches Schloß (früher Sitz einer Komturei des Deutschen Ordens) mit schönen Anlagen, eine Kirche, Land- und Weinbau und 30 Einw. Dabei im See Pfahlbautenreste. Vgl. Roth v. Schreckenstein, Die Insel M. Geschichte einer Deutschordenskommende (Karlsr. 1873).

Mainberg, Schloß, s. Schweinfurt.

Mainbernheim, Stadt im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, unweit des Mains und an der Linie Passau-Nürnberg-Würzburg der Bayrischen Staatsbahn, 433 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Mühlenbau, Kunstschmiederei, eine Dampfziegelei, Bierbrauerei, Weinbau und Weinhandel, Wasserleitung und (1890) 1455 Einw., davon 117 Katholiken und 48 Juden. M. wurde 1382 zur Stadt erhoben und gehörte 1525—1806 zur Markgrafschaft Ansbach. In der Nähe der 473 m hohe Schwanberg mit Schloß, ein beliebter Ausflugsort.

Mainburg, Flecken im Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Rottenburg, hat eine kath. Kirche (in dem zu M. gehörigen Schleißbach), Amtsgericht, Bierbrauerei, Obst- und Hopfenbau und (1890) 2219 kath. Einw.

Main de gloire (franz., spr. mäng dö gloār', »Ruhmeshand«), im franz. Aberglauben eine zu denselben Zwecken wie der Diebesdaumen (s. d.) dienende getrocknete Menschenhand.

Main de justice (franz., spr. mäng dö schüstiß', »Gerechtigkeitshand«), Art Zepter mit einer Hand an der Spitze, Sinnbild auf dem Siegel der französischen Könige seit Ludwig X.

Maine (spr. män'), ein durch Vereinigung der Mayenne und Sarthe gebildeter, von da bis zur Mündung noch 10 km langer, schiffbarer Nebenfluß der Loire im westlichen Frankreich. Danach benannt das Departement Maine-et-Loire (s. d.).

Maine (spr. män'), ehemalige franz. Provinz, umfaßte, von der Bretagne, Normandie, von Anjou und Vendômois begrenzt, ungefähr die heutigen Departements Sarthe und Mayenne und hatte zur Hauptstadt Le Mans. Sie führte von den alten Cenomanen den Namen Cenomania. Von der römischen Herrschaft kam sie unter die fränkische, bildete dann einen Bestandteil des Herzogtums Francien und stand unter erblichen Grafen. Von 1063—89 gehörte M. den Herzögen von der Normandie, kam 1110 an Anjou und mit diesem durch das Haus Plantagenet an England. 1204 nahm es König Philipp August von Frankreich den Engländern wieder ab, und 1246 gab es Ludwig der Heilige seinem Bruder Karl, dessen Nachkommen es mit Anjou zusammen besaßen, bis die Grafschaft 1481 an die Krone Frankreich zurückfiel. Vgl. de Wismes, Le M. et l'Anjou historiques, archéologiques, etc. (Nantes 1854—62, 2 Bde.).

Maine (spr. mēn, abgekürzt Me.), der nordöstlichste Staat der nordamerikan. Union, zwischen 43° 6'—47° 28' nördl. Br. u. 66° 57'—71° 7' westl. L. v. Gr., grenzt im N. und NW. an Quebec, im O. an Neubraunschweig, im S. und SO. an den Atlantischen Ozean, im W. an New Hampshire und hat ein Areal von 85,570 qkm (1554 QM.). Der größte Teil der 360, mit den zahlreichen tiefen Einschnitten aber 4000 km langen Küste ist steil und bietet zahlreiche landumschlossene Häfen, die durch vorlagernde Inseln gedeckt sind. Am wichtigsten sind die Cascobai (mit 365 Inseln), an welcher Portland liegt, und die geräumige Penobscotbai. Unter den zahlreichen Küsteninseln ist Mount Desert Island in der Frenchmansbai die schönste und größte. Mit Ausnahme der unfruchtbaren, sich längs des Meeres hinstreckenden, teilweise sumpfigen Ebene ist die Oberfläche hügelig. Ein granitischer Gebirgszug mit nackten Gipfeln, aber dicht bewaldeten Abhängen erstreckt sich von den White Mountains in New Hampshire in nordöstlicher Richtung durch den Staat und erreicht im Katahdin eine Höhe von 1767 m. Die 1620 Seen nehmen ein Fünftel der Gesamtoberfläche ein; sie liegen zum Teil sehr hoch über dem Meeresspiegel, so Rangely Lake, Itasca.

Moosehead, Chamberlain, Chesuncook u. a. Die wichtigsten Flüsse sind: der in den White Mountains entspringende Saco, der dem Umbagog entströmende Androscoggin, der Kennebec, der durch den Mooseheadsee fließt, und der Penobscot, beide letztern die wichtigsten. Der Ste. Croix trennt M. von Neubraunschweig im O., der St. John bildet einen Teil der Nordostgrenze. Das Klima ist im allgemeinen gesund. Der Winter ist lang und hat je nach der Lage eine Mitteltemperatur von —4° und —12°, der kurze Sommer von 15° und 20°. Im Winter sind Seen und Flüsse monatelang mit Eis bedeckt, und Bangor am Penobscot ist infolge des Eises durchschnittlich 125 Tage im Jahre unzugänglich; im Sommer steigt das Thermometer häufig auf 36°. Jährlich fallen 1098 mm Regen und 2110 mm Schnee. Über 25 Proz. der Todesfälle werden durch Schwindsucht verursacht, während Sumpffieber ganz unbekannt sind. Die großen Waldungen bestehen meist aus riesigen Nadelhölzern, aber auch aus Ulmen, Platanen, Buchen, Ahornen, Eichen, Eschen, Weiden, u. werden im Winter stark ausgebeutet. Die Tierwelt zeigt eine Mischung nördlicher und südlicher Formen. Bären, Wölfe, Wildkatzen, Füchse, Biber, das amerikanische Elen, Hirscharten finden sich noch in den Wäldern, Seehunde in vielen Baien, Fische in Menge beherbergen die Seen und Flüsse sowie das Meer. Die Bevölkerung zählte 1890: 661,086 Seelen (332,590 männlich, 328,496 weiblich, 8 auf 1 qkm), darunter 78,961 im Ausland (52,076 in Kanada, 1104 in Deutschland) Geborne, 1823 Farbige und 140 Indianer, die in festen Ansiedelungen am Penobscot wohnen und in der Kultur bedeutende Fortschritte gemacht haben. Die öffentlichen Schulen hatten 1890: 7314 Lehrkräfte und 141,433 Schüler, während 162,300 schulpflichtig waren. Außerdem bestehen 3 Colleges mit 52 Lehrern und 612 Schülern, darunter das Bowdoin College zu Brunswick mit 29 Dozenten, 416 Studierenden und einer Bibliothek von 53,140 Bänden. Die Tagespresse ist durch 183 Zeitungen vertreten. Ein protestantischer Bischof residiert in Annapolis, ein katholischer in Portland. Von gemeinnützigen Staatsanstalten bestehen eine Irrenanstalt (zu Augusta), eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher und ein Gefängnis. Landwirtschaft bildet die Hauptbeschäftigung, doch sind nur 10 Proz. der Oberfläche angebaut. Die Alluvialebenen in den Flußthälern sind ungemein fruchtbar, und namentlich gilt das Thal des Aroostook, eines Nebenflusses des St. John, im nördlichen M. als eine der ergiebigsten Strecken in den Vereinigten Staaten; 1890 waren bestellt mit Hafer 48,645 Hektar, der Rest mit Gerste, Buchweizen, Roggen, Mais, Weizen, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen. Obst wird in bedeutender Menge gewonnen. Der Viehstand betrug 1890: 109,156 Pferde, 299,110 Rinder, 370,484 Schafe, 91,297 Schweine. Die Fischerei, wofür Gloucester Hauptsitz ist, lieferte namentlich Stockfische und Makrelen, insgesamt in einem Werte von 7,531,194 Doll., wovon auf den Walfang 1,132,753 Doll. entfielen. Der Bergbau auf Kupfer- u. Eisenerze (8700 Ton.) ist unbedeutend, dagegen die Gewinnung von Kalk (94 Kalköfen mit einer Jahresproduktion von 2½ Mill. Fässern) und von Granit (500,000 Doll.), Marmor, Schiefer wichtig. In Bezug auf Kalkgewinnung behauptet M. den ersten Rang in der Union. Die Industrie wird gefördert durch die ungeheure Wasserkraft der Flüsse und beschäftigte 1890 in 5010 gewerblichen Anlagen 75,780 Menschen, die Waren im Werte von 95,689,500 Doll. herstellten, insbes. Baumwollwaren in 23 Fabriken mit 13,992 Arbeitern, 885,762 Spindeln und 21,825 Webstühlen und Produkten im Werte von 15,316,909 Doll., gesägte Bretter und Balken, Schuh- und Wollwaren; 1890 erzeugten in 82 Wollwarenfabriken 3291 Menschen mit 126,418 Spindeln, 2020 Webstühlen und 91 Strickmaschinen Waren im Werte von 8,814,256 Doll. Schiffe und Boote wurden 1889 auf 41 Werften erbaut. Die Handelsflotte besteht aus 2477 Schiffen (160 Dampfer) von 487,754 Ton. und Fahrzeugen für den Stockfisch- und Makrelenfang. Der Handel, gefördert durch zahlreiche gute Häfen und durch Eisenbahnen in einer Gesamtlänge von 2102 km, ist ebenso lebhaft mit dem Inland wie mit dem Ausland; zur Ausfuhr gelangen namentlich: Bauholz, Bausteine, Schmalz, Äpfel und Ahornzucker. Nach der Konstitution vom 29. Okt. 1819, 1848 und 1850 nicht unerheblich abgeändert, steht an der Spitze der Regierung ein Gouverneur, der auf zwei Jahre gewählt wird, u. dem ein Staatsrat von sieben ebenfalls auf zwei Jahre gewählten Räten zur Seite steht. Die gesetzgebende Gewalt wird von einem Senat von 31 Mitgliedern und einem Abgeordnetenhaus von 151 Mitgliedern ausgeübt. Beide Häuser werden jährlich neu gewählt. In den Kongreß der Union entsendet M. zwei Senatoren und vier Repräsentanten, bei der Präsidentenwahl hat es sechs Stimmen. Alle Richter werden vom Gouverneur mit Beirat und Zustimmung des Staatsrats auf sieben Jahre ernannt. Für die Rechtspflege bestehen ein höchster Gerichtshof (Supreme Judicial Court) mit acht Richtern, 13 Grafschaftsgerichte und in den größern Städten Munizipal- und Polizeigerichtshöfe. Das Liquor Law verbietet den öffentlichen Verkauf geistiger Getränke; Weißen ist die Heirat mit Negern oder Indianern untersagt. Die Finanzen des Staates zeigten 1890 eine Einnahme von 6,685,638, eine Ausgabe von 5,780,108 Doll.; die Schulden des Staates betrugen 3,470,908, der Grafschaften 434,346, der Gemeinden 11,695,523 Doll. Hauptstadt ist Augusta, die bedeutendste Stadt aber Portland. — Die erste europäische Ansiedelung fand 1607 in der Gegend der jetzigen Stadt Philippsburg statt, wurde aber bald wieder aufgegeben. Seit 1625 kamen einzelne Ansiedler aus New Hampshire und 1635 französische Kolonisten an, die das Land nach ihrer französischen Heimat M. nannten. In demselben Jahre wurde es von der Plymouthkompanie, der es von Jakob I. zugewiesen worden, an zwei Privatleute, Mason und Georges, abgetreten und nach des letztern Tode 1652 größtenteils an Massachusetts käuflich überlassen. Seitdem bildete es einen Teil dieses Staates. Schon 1792 verlangte es als selbständiger Staat in die Union aufgenommen zu werden, bildet aber solchen erst seit 1820 und nahm den Titel Commonwealth of M. an. Vgl. Varney, Brief history of M. (2. Aufl., Portl. 1890).

Maine (spr. män'), Louis Auguste de Bourbon, Herzog von, geb. 31. März 1670 in Versailles, gest. 14. Mai 1736, natürlicher Sohn Ludwigs XIV. von Frankreich und der Frau von Montespan, wurde als Liebling des Königs schon in seinem dritten Jahre legitimiert und von der Frau v. Maintenon erzogen. Er erhielt später den Titel eines Herzogs von M. und den Posten eines Generalobersten der Schweizer und Gouverneurs von Languedoc und wurde mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé, der Enkelin des Großen Condé, vermählt. Die Herzogin von Montpensier vermachte ihm das Fürsten-

tum Dombes und die Grafschaft Eu. 1714 verlieh ihm der König den Rang eines Prinzen von Geblüt und ein eventuelles Erbrecht auf die Krone. Durch das Testament Ludwigs XIV. mit der Leitung der Erziehung Ludwigs XV. und einer Stelle im Regentschaftsrat betraut, nahm er, als der Regent, Herzog Philipp von Orléans, sogleich nach dem Tode des Königs diese Bestimmungen für nichtig erklärte, an einer Verschwörung der alten Hofpartei und des spanischen Gesandten Cellamare gegen den Regenten teil. Die Umtriebe wurden jedoch 1718 durch den Minister Dubois entdeckt und der Herzog von M. nach dem Schloß Doullens, seine Gemahlin nach Dijon und später nach Châlons in Haft gebracht. Der Herzog versöhnte sich später mit Orléans, erhielt seine hohen Ämter wieder und lebte mit seiner Gemahlin in Sceaux, wo sie ihr Haus zu einem Sammelpunkt geistreicher Männer und Frauen machten. Die Herzogin starb 23. Jan. 1753. Mit ihren Söhnen Louis Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes (gest. 1755), und Louis Charles de Bourbon, Graf von Eu (gest. 1775), erlosch das Haus M.

Maine (spr. mēn), Sir Henry James Sumner, Jurist, geb. 15. Aug. 1822 zu Caversham Grove in Oxfordshire, gest. 3. Febr. 1888 in Cannes, studierte mit Auszeichnung in Cambridge, wurde 1844 Tutor des Trinity Hall College, 1847 Professor für Zivilrecht daselbst und übernahm 1854 eine ähnliche Stellung am Middle-Temple. Auch war er Mitarbeiter am »Morning Chronicle« und an der »Saturday Review«. 1862 Mitglied der indischen Regierung, ging er nach Indien, wo er in legislativer Richtung verschiedene Reformen durchsetzte und zum Vizekanzler der Universität Kalkutta ernannt wurde. 1869 kehrte er nach England zurück und ward im folgenden Jahr Professor der Jurisprudenz in Oxford, Ende 1871 Mitglied des Staatsrats für Indien. 1878 gab er seine Professur auf, weil er zum Master of Trinity Hall in Cambridge gewählt worden war. 1887 erhielt er die Professur für internationales Recht in Cambridge. Seine Schriften sind: »Roman law and legal education« (in den »Cambridge essays«, 1856); »Ancient law: its connection with the early history of society, and its relation to modern ideas« (1861, 11. Aufl. 1890); »Village communities in the East and West« (1871, 5. Aufl. 1890); »Lectures on the early history of institutions« (1875, 4. Aufl. 1890); »The effects of observation of India on modern European thought« (1876); »Early law and custom« (1883, neue Aufl. 1890); »Popular government« (1885, 3. Aufl. 1890; deutsch, Berl. 1887); »International law«, hrsg. von Harrison u. Pollock (1888). Vgl. Grant-Duff, Sir Henry M. (Lond. 1892).

Maine de Biran (spr. mān' bŏ biráng), François Pierre Gauthier, franz. Philosoph, geb. 29. Nov. 1766 in Bergerac, gest. 16. Juli 1824, diente in der Leibgarde und lebte während der Revolution, in welcher er Vater, Mutter und zwei Brüder verlor, seinen Studien auf einem Landgut bei seiner Vaterstadt. Unter dem Kaiserreich wurde er 1809 Unterpräfekt von Bergerac und 1812 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, nach der Restauration Mitglied der Deputiertenkammer und Staatsrat. Anfänglich Sensualist im Sinne Lockes und Condillacs, hierauf Intellektualist im Sinne der durch Leibniz an Locke vollzogenen Modifikation, gegen das Ende seines Lebens mystischer Theosoph, der das Individuum in Gott aufgehen läßt, hat er, obgleich nicht geschulter Philosoph, seinerseits Schule gemacht u. insbes. durch die Richtung seiner zweiten Periode auf Cousin und dessen Nachfolger beträchtlichen Einfluß geübt. Der ersten Periode gehört an sein »Mémoire sur l'habitude« (Par. 1803), in dem er im Gegensatz gegen den Sensualismus von der rein passiven Empfindung (sensation) die aktive Wahrnehmung (perception) unterscheidet. Aus der zweiten Periode stammt nebst der Abhandlung »Rapport du physique et du moral« (hrsg. 1834 durch Cousin) die Schrift »Essai sur le fondement de la psychologie« (hrsg. 1859 durch Naville), in welcher sich der Verfasser zwischen die Metaphysiker, die die Seele als Ding an sich, das als solches für uns unzugänglich ist, fassen, und die reinen Empiriker, die in der Seele nur eine Reihe untereinander verknüpfter Erscheinungen sehen, auf den Standpunkt der »réflexion intérieure« stellt, vermöge welcher das individuelle Subjekt sich als solches fühlt und von seinen sämtlichen Veränderungen (modes) sich unterscheidet. Die Grundthatsache des Bewußtseins ist die des Strebens (nisus), d. h. der Aktivität des Ichs, welche, insofern sie gehemmt, d. h. durch ein äußeres Objekt bestimmt, wird, also sich leidend (rezeptiv) verhalten muß, den Stoff, insofern sie frei, d. h. bestimmend (spontan), verfährt, die Form der Erkenntnis (ähnlich wie bei Kant) erzeugt. Der letzten, der dritten, nicht zum Abschluß gelangten Periode seiner Philosophie gehört sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk »Nouveaux essais d'anthropologie« an, in welchem er im Menschen dreierlei Leben unterscheidet: das tierische der Empfindung, das menschliche des Willens und das geistige der Liebe. Das Ich, das während des ersten noch gar nicht vorhanden ist, während des zweiten den höchsten Inhalt des Bewußtseins ausmacht, erscheint während des dritten erloschen, indem es sich verliert und aufgeht in Gott. Jeder dieser drei Stufen entspricht eine Periode seines eignen Philosophierens: der ersten sein ursprünglicher Sensualismus, der zweiten sein auf die Thatsache des Selbstbewußtseins gestützter Intellektualismus, der dritten sein Mystizismus. Seine gesammelten Werke gab Cousin heraus (Par. 1841, 3 Bde.), seinen litterarischen Nachlaß Naville (das. 1859, 3 Bde.) und Bertrand (das. 1887). Vgl. Naville, M., sa vie et ses pensées« (3. Aufl., Par. 1874); J. Gérard, M., essai sur sa philosophie (das. 1876); C. Favre, Essai sur M. (Leipz. 1890).

Maine-et-Loire (spr. mān-e-lŭār'), franz. Departement im Flußgebiet der Loire, nach der letztern und ihrem Nebenfluß Maine benannt, ist aus dem größten Teil der ehemaligen Provinz Anjou gebildet, grenzt im N. an die Departements Mayenne und Sarthe, im O. an Indre-et-Loire, im SO. an Vienne, im S. an Deux-Sèvres und Vendée, im W. an Niederloire, im NW. an Ille-et-Vilaine und hat einen Flächenraum von 7283 qkm (132,3 QM.). Es wird von der Loire von O. nach W. durchströmt und außerdem im N. vom Authion, der Sarthe (mit Loir) und Mayenne (mit Oudon), die beide sich zum Fluß Maine vereinigen, im S. vom Thouet (mit der Dive), Layon und Èvre (lauter Nebenflüssen der Loire) bewässert. Es ist ein größtenteils ebenes, von zahlreichen flachen Thälern durchschnittenes, sehr fruchtbares Land, von dessen Areal 478,058 Hektar auf Äcker, 81,388 auf Wiesen, 36,958 auf Weinberge, 57,314 auf Wälder kommen. Das Klima ist gemäßigt und feucht. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 518,589 Bewohner, d. h. 71 auf 1 qkm, und hat gegen 1881 um 4904 Be-

wohner abgenommen. Hauptprodukte sind Getreide, insbes. Weizen, der 1893: 2,5 Mill. hl ergab, und Wein (1884—93 durchschnittlich 674,836) hl), ferner Kartoffeln, Rüben, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Ölpflanzen und Obst. Der Viehstand ist bedeutend und umfaßt 50,000 Pferde, 255,450 Rinder, ferner Schafe, Schweine und Kaschmirziegen. Das Mineralreich liefert Schiefer (bei dessen Gewinnung ca. 3000 Arbeiter beschäftigt sind) und Steinkohlen (1894: 17,288 Ton.). Die Industrie ist durch Spinnereien und Webereien in Baumwolle, Schafwolle, Hanf und Leinen (Hauptort Cholet, s. d.), dann durch Papier-, Essig-, Schaumweinfabriken ꝛc. vertreten. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Angers, Baugé, Cholet, Saumur und Segré. Hauptstadt ist Angers. Vgl. Port, Dictionnaire historique, géographique et biographique de M. (Angers 1869—77, 3 Bde.).

Mainfeldzug, der Krieg zwischen Preußen u. den deutschen Mittelstaaten 1866, s. Preußisch-deutscher Krieg.

Maingau, alte deutsche Landschaft am Untermain, im O. vom Spessart begrenzt, gehört mit seinem östlichen Teil (Aschaffenburg) zum bayr. Regbez. Unterfranken, mit seinem westlichen zu Hessen und der preuß. Provinz Hessen-Nassau.

Main gauche (franz., spr. mäng gōsch'), soviel wie Linkehanddolch, s. Dolch.

Mainhardterwald, Keupergebirge mit Liaskuppen zwischen Murr, Lauter und Roth in Württemberg, erreicht in der Schanze 530 m Höhe.

Mainland (spr. mēnländ), 1) die bedeutendste der Shetlandinseln, gebirgig (im Rona oder Rooneß 450 m hoch) und mit sehr zerrissener Küste, 86 km lang, 34 km breit, ist meist von Heidekraut bedeckt, bietet aber auch Weideplätze und fruchtbare Thäler dar und hat (1891) 19,741 Bewohner (58,6 Proz. weiblichen Geschlechts). Hauptort ist Lerwick (s. d.). — 2) Orkneyinsel, s. Pomona.

Mainlinie, s. Main (am Schluß).

Main morte (franz., spr. mäng mórt'), soviel wie Tote Hand (s. d.).

Mainoten, griech. Volksstamm, s. Maina.

Maintenieren (franz., spr. mängt-), behaupten, aufrecht erhalten; unterstützen.

Maintenon (spr. mängt'nóng), Stadt im franz. Departement Eure-et-Loir, Arrond. Chartres, an der Mündung der Voise in die Eure, Knotenpunkt der Westbahn, hat ein schönes Schloß mit Park, ehemals der Marquise von M., seither den Herzögen von Noailles gehörig, Überreste einer großen, von Ludwig XIV. behufs der Bewässerung von Versailles durch das Wasser der Eure begonnenen, unvollendeten Wasserleitung und (1891) 1562 Einw.

Maintenon (spr. mängt'nóng), Françoise d'Aubigné, Marquise von, heimliche Gemahlin Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 27. Nov. 1635 in der Citadelle von Bordeaux, gest. 15. April 1719 in St.-Cyr, Tochter des eingekerkerten Wüstlings Constant d'Aubigné, Enkelin des tapfern Vorkämpfers der Hugenotten, Agrippa von Aubigné, ging 1639 mit ihren Eltern nach Martinique, kam 1649, nach deren Tode zum Katholizismus bekehrt, als Gesellschafterin einer adligen Dame nach Paris und verheiratete sich hier 1652 mit dem Dichter Scarron. Nach ihres Gemahls Tode 1660 geriet sie aus Armut in eine sehr bedrängte Lage, bis ihr der Hof eine Pension von 2000 Livres aussetzte. 1669 übernahm sie die Pflege und Aufsicht über die beiden Kinder der Marquise von Montespan von Ludwig XIV. Als der König in der Folge diese Kinder öffentlich anerkannte und an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst. Nicht mehr schön, aber vorsichtig und klug, flößte sie durch ihr würdevolles und anmutiges Benehmen und ihren Geist dem König ein ungewöhnliches Interesse ein, und es gelang ihr, die Montespan aus seiner Gunst zu verdrängen. 1674 kaufte sie von den reichen Geldgeschenken des Königs die zum Marquisat erhobene Besitzung M. im Westen von Paris. Seit 1680 war sie die erklärte Freundin Ludwigs XIV., hielt ihn jedoch in Schranken und wirkte unablässig auf sein religiöses Gefühl, bis er sich nach dem Tode der Königin Maria Theresia 1685 in der Stille mit ihr trauen ließ. Bei allem Schein zurückgezogener Bescheidenheit hatte sie doch fortan auf den Gang der Staatsangelegenheiten den bedeutendsten Einfluß, den sie im Sinne einer streng klerikalen Politik im Innern Frankreichs wie nach außen geltend machte. Nach Ludwigs Tode (1715) zog sie sich in die Abtei St.-Cyr zurück, wo sie schon 1685 eine Erziehungsanstalt für 300 Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Die unter ihrem Namen erschienenen »Mémoires« (Amsterd. 1755, 6 Bde.) sind ein Machwerk Beaumelles; ihre Werke, unter welchen ihre Briefe (von denen die M. freilich die wichtigsten, namentlich die Korrespondenz mit Ludwig XIV., vernichtet hat) durch die Eleganz des Stils bemerkenswert sind, wurden herausgegeben von Lavallée (Par. 1854—66, 10 Bde.). Vgl. Duc de Noailles, Histoire de Madame de M. (Par. 1848—58, 4 Bde.); Lavallée, Madame de M. et la maison royale de St.-Cyr (2. Aufl., das. 1876); Geffroy, Madame de M. d'après sa correspondance (das. 1887, 2 Bde.); Döllinger, Akademische Vorträge, Bd. 1 (2. Aufl., Münch. 1890).

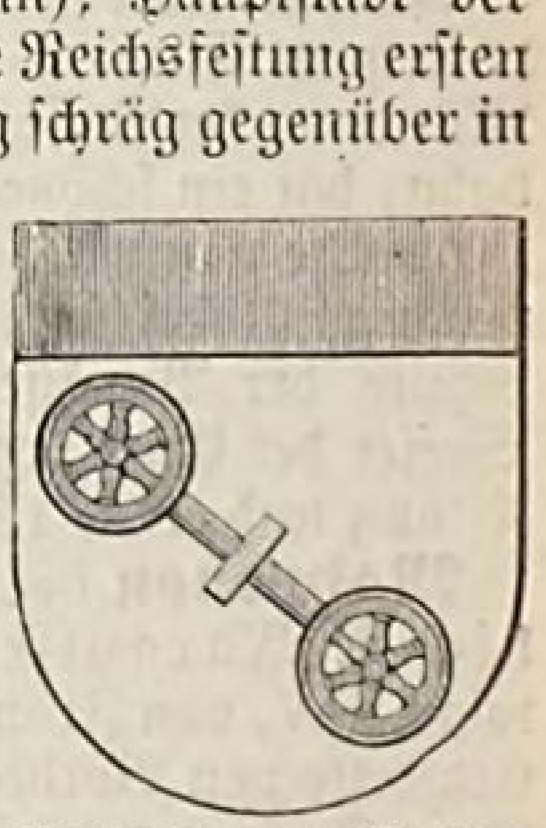
Mainthal, s. Maggia, Valle.

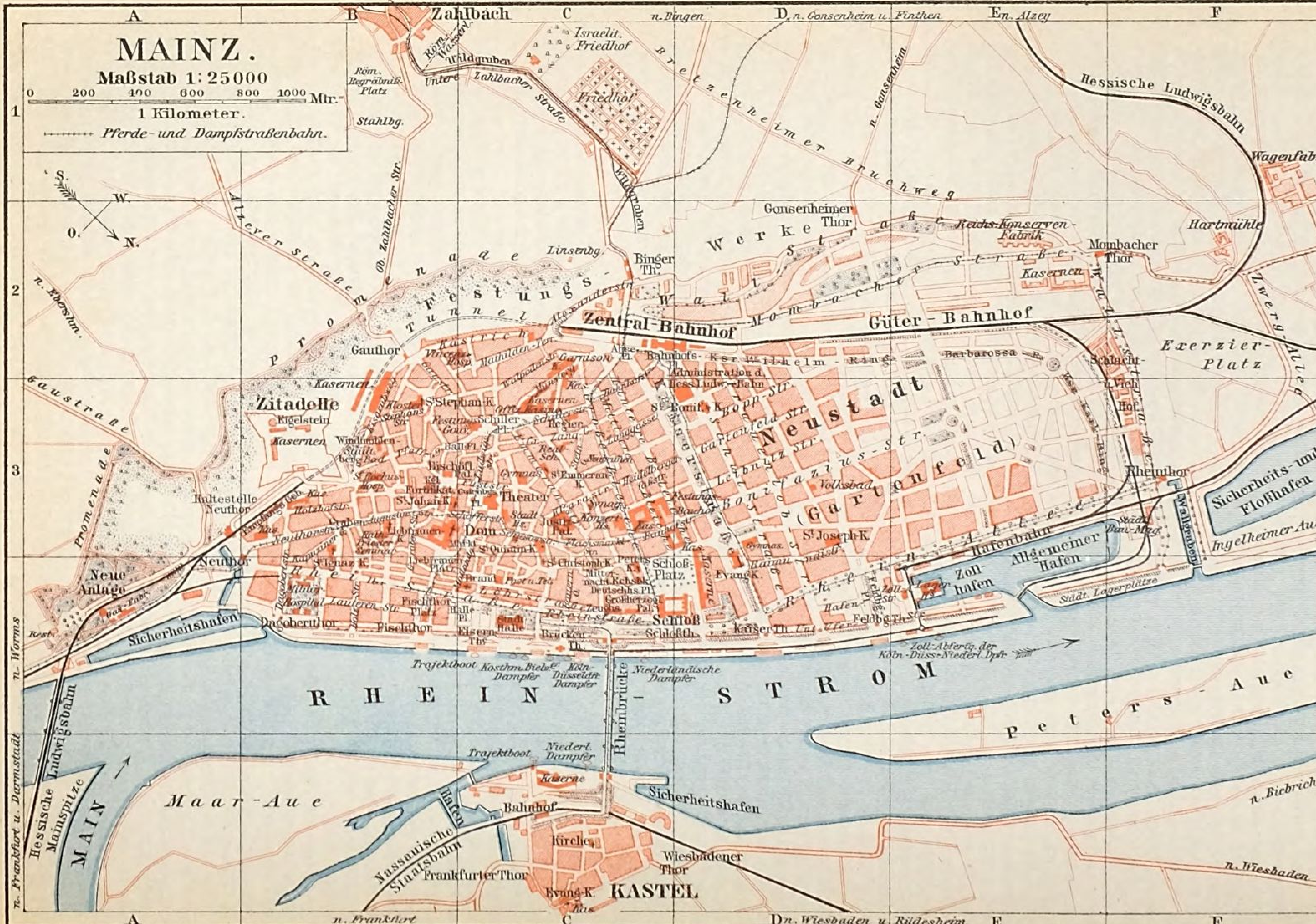
Mainz, ehemaliges deutsches Erzstift und Kurfürstentum, im nieder- oder kurrheinischen Kreis, am Rhein und Main zwischen der Wetterau, Franken, der Grafschaft Sponheim und Württemberg gelegen. Erster Bischof von M. soll nach der Legende ein Schüler des Apostels Paulus, Crescens, gewesen sein, der um 82 unter der in Mainz stehenden 22. Legion das Christentum gepredigt habe und daselbst den Märtyrertod gestorben sei. Die Verzeichnisse seiner Nachfolger auf dem Bischofsstuhl bis ins 6. Jahrh. sind ein Machwerk späterer Zeit. Bonifacius, schon 732 Metropolit von Germanien, erhielt mit päpstlicher Zustimmung 747 den Mainzer Stuhl als Erzbistum und zu Suffraganen die Bischöfe zu Tongern (nachher Lüttich), Köln, Worms, Speyer, Utrecht, Würzburg, Eichstätt, Buraburg (bei Fritzlar), Erfurt, Straßburg und Konstanz. 753 übergab er das Erzbistum seinem Schüler Lullus, der viele Kirchen und Klöster stiftete. Unter seinen Nachfolgern waren die berühmtesten: Hrabanus Maurus (847—856); Hatto I. (891—913), der eine große Rolle in der Geschichte des Deutschen Reiches unter Ludwig dem Kind und Konrad I. spielte; Willigis (975—1011), der vom Papst das Pallium nebst dem Vorrecht erhielt, auf allen deutschen und französischen Konzilien zu präsidieren und den deutschen König zu krönen; Gerhard II. von Eppenstein (1288—1305), der 1294 vom Grafen Heinrich von Gleichen das obere Eichsfeld erwarb, sich durch die Concordata Gerhardi um die Herstellung der Ordnung im Reiche sehr verdient machte und aufs neue den Titel eines Erzkanzlers von Deutschland sowie 1298 den ersten Rang im Reich für sich und seine Nachfolger zugesprochen erhielt; Heinrich von Virneburg, seit 1328, der in dem

Erzbischof Balduin von Trier vom Kapitel einen Gegenbischof entgegengestellt erhielt und erst 1336 allgemein anerkannt, 1346 wegen seiner Parteinahme für den Kaiser Ludwig den Bayer vom Papst abgesetzt ward, aber sich gleichwohl im Erzbistum bis an seinen Tod (1353) behauptete. Zu seiner Zeit umfaßte dasselbe 14 Bistümer, nämlich außer den 6 frühern (Konstanz, Eichstätt, Speyer, Straßburg, Worms und Würzburg) Augsburg, Chur, Halberstadt, Hildesheim, Olmütz, Paderborn, Prag und Verden. 1343 verlor M. die Metropolitangewalt über Prag und Olmütz und verzichtete auf das Recht, den König von Böhmen zu krönen. Zwischen Ludwig von Meißen, der 1373 vom Papst und Kaiser eingesetzt, und Adolf I. von Nassau, Bischof von Speyer, der vom Kapitel gewählt worden war und in Erfurt residierte, kam es zum Krieg, der 1381 durch einen Vergleich beendigt ward, nach welchem Adolf Erzbischof in M. blieb, Ludwig aber das Erzbistum Magdeburg mit dem Titel eines Erzbischofs von M. erhielt. Die Streitigkeiten der Mainzer mit dem Erzbischof Konrad III. über die von diesem beanspruchte Befreiung der Geistlichen von den städtischen Steuern wurden erst 1435 durch Dietrich, Schenk von Erbach, beigelegt und unter Vermittelung des Baseler Konzils die sogen. Pfaffenrachtung vereinbart. Dietrichs Nachfolger, Dietrich II., Graf von Isenburg, wurde, da er auch die von 10,000 auf 21,600 Gulden erhöhten Annaten nicht bezahlen wollte, vom Papst abgesetzt und an seiner Stelle Adolf II. von Nassau zum Erzbischof ernannt. Dies gab Veranlassung zu einem für das Erzstift verderblichen Krieg, der endlich 1463 durch einen Vergleich geschlichtet wurde, nach welchem Dietrich der Verwaltung des verarmten Erzstifts entsagte. Nach Adolfs II. Tode (1475) wieder zum Erzbischof ernannt, eröffnete Dietrich II. 1477 die unter dem 23. Nov. 1476 von Papst Sixtus IV. errichtete Universität zu Mainz. Albrecht II. von Brandenburg (als Erzbischof von Magdeburg Albrecht IV.), 1514—45, ein eifriger Katholik, mußte dennoch 1530 den Evangelischen einige Kirchen in M. einräumen; dafür nahm er 1542 die Jesuiten in sein Stift auf. Unter Sebastian von Heussenstamm (1545—55) fand 1549 die letzte Provinzialsynode statt. Unter Johann Schweikard von Cronberg (1604—26) begannen die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges das Erzstift heimzusuchen; besonders hausten hier Mansfeld und Christian von Braunschweig. Gustav Adolf von Schweden besetzte 1631 während der Regierung Anselm Kasimirs von Umstatt das Erzstift, und die Schweden behielten es bis 1636. Von 1643—48 war es in den Händen der Franzosen, während welcher Zeit der Erzbischof in Köln lebte. Unter Johann Philipp von Schönborn (1647—73) wurde 1667 die Stadt Erfurt der landesfürstlichen Hoheit des Erzstiftes unterworfen.

Das Erzstift besaß vor der französischen Revolution ein eignes Gebiet von 8260 qkm. Dasselbe gruppierte sich um Mainz und Erfurt (hierzu das Eichsfeld), die beide befestigt waren. Der Erzbischof, durch freie Wahl des Domkapitels gewählt, war Kurfürst und Erzkanzler des Reiches, Primas von Deutschland, führte das Direktorium auf dem Reichstag, im Kurfürstenkollegium und bei der Wahl und schrieb Deputations- und Kurfürstentage aus. Das Domkapitel bestand aus 24 Mitgliedern, unter denen 5 Prälaten und 10 Kapitularherren, welch letztere nicht notwendig Priester zu sein brauchten. Die kurfürstlichen Einkünfte beliefen sich auf 1,200,000 Guld. Als höhere Unterrichtsanstalten bestanden die Universitäten zu Mainz und Erfurt und eine Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt. Das Wappen war ein silbernes Rad mit sechs Speichen im roten Feld. Der letzte wirkliche Kurfürst war (seit 1774) Friedrich Karl Joseph von Erthal, ein wohlwollender, aufgeklärter Mann, der zahlreiche Gelehrte, auch Protestanten, an die Universität berief. Vor den Franzosen mußte er zuerst 1792 und, 1793 zurückgekehrt, 1794 für immer aus Mainz flüchten und das linke Rheinufer preisgeben; er starb 25. Juli 1802 in Aschaffenburg. Ihm folgte, aber nur dem Namen nach, Dalberg als Kurfürst. Denn durch den Reichsdeputationsrezeß vom 25. Febr. 1803 erfolgte die Säkularisation des Erzbistums M. Frankreich erhielt von dem Mainzer Gebiet die Distrikte am linken Rheinufer; Preußen erhielt Erfurt, das Eichsfeld und die thüringischen Besitzungen; andre Teile fielen an Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Nassau; den Rest des Erzstifts M., die Fürstentümer Aschaffenburg, Regensburg, die Grafschaft Wetzlar und mehrere Ämter (zusammen 1375 qkm mit 109,000 Einw. und einem jährlichen Einkommen von 600,000 Guld.), erhielt Dalberg als Kurerzkanzler. Schon 1801 war das Erzstift zu einem Bistum degradiert worden und ward zuerst unter Mecheln, dann 1829 unter Freiburg gestellt. Die Episkopalrechte erstreckten sich nur auf das Großherzogtum Hessen und einige 1866 von diesem an Preußen abgetretene Gebietsteile. Nach dem Tode des Bischofs Wilhelm Emanuel v. Ketteler (1877), der eine streng ultramontane Gesinnung im Klerus großgezogen hatte, blieb das Bistum längere Zeit unbesetzt, bis nach Abschluß der kirchlichen Gesetzgebung im Großherzogtum 1886 der Bischof Haffner eingesetzt ward. Vgl. Joannis, Scriptores rerum Moguntiacarum (Frankf. 1722—27, 3 Bde.); Würdtwein, Dioecesis Moguntina (Mannh. 1769—77, 3 Bde.); Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte (Frankf. 1788—91, 3 Bde.); Hennes, Die Erzbischöfe von M. (3. Aufl., Mainz 1879); Stumpf, Acta Maguntina saec. XII (Innsbr. 1863); Jaffé, Monumenta Moguntina (Berl. 1866); Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe (Innsbr. 1877—86, Bd. 1 u. 2).

Mainz (hierzu der Stadtplan), Hauptstadt der Provinz Rheinhessen und deutsche Reichsfestung ersten Ranges, liegt der Mainmündung schräg gegenüber in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, im Knotenpunkt der Linien M.-Worms, M.-Darmstadt-Aschaffenburg, M.-Bingen, M.-Frankfurt a. M., M.-Mannheim und M.-Alzey der Hessischen Ludwigsbahn, 88 m ü. M. Über den Rhein führen eine 1028 m lange Eisenbahngitterbrücke mit zwei Gleisen und nach dem gegenüberliegenden Kastel eine 1885 vollendete schöne Straßenbrücke. Letztere Stadt ist in das Befestigungssystem mit eingeschlossen. Im allgemeinen ist M. eine gut gebaute Stadt mit sehr günstigen Gesundheitsverhältnissen; sie hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten, seit der Hinausschiebung der Festungswerke, außerordentlich erweitert und verschönert; ganz neue, elegante Stadtteile sind auf der Nordseite der Stadt (Gartenfront) und am Rhein (Uferstraße) entstanden. Unter den Plätzen sind bemerkenswert: der Marktplatz mit interessanten


Wappen von Mainz.



Bahnhofs-Platz . C
Binger Thor . . . C
Bischöfl. Palast B
Brand . . . . . . C 4
Dagobertthor . . B 4
Deutschhaus-Pl. C 4
Dom . . . . . B C 3
Eigelstein . . . B 3
Emmerans Str. . C 3
Fischthor u. -Pl. . B 4
Fuststraße . . . C 3
Gauthor . . . . . B 2
Gonsenheimer Th. D 2
Gr. Bleiche . . . C 3
Großherzogl. Pal. C 4
Gutenberg-Pl. . . C 3
Gymnasium . . . D 3
Justiz-Palast . . C 3
Kaiserstraße . C D 3
Kaiserthor . . . D 4
Kastel . . . . . . C 5
Kästrich . . . . B C 2
Klarastraße . . . C 3
Konzerthaus . . . C 3
Lauteren-Str. . . B 4
Liebfrauen-K. . . B 3
Liebfrauen-Pl. . B 4
Markt . . . . . . C 3
Mombacher Thor E 2
Neue Anlage . . . A 4
Neuthor . . . . A B 4
Neuthorstraße . B 3
Post u. Telegraph C 4
Rhein-Allee . D E 3,4
Rhein-Promen. B-E 4
Rhein-Thor . . . F 3
Rheinstraße . . B C 4
St. Bonifazius-K. D 3
St. Christoph-K. C 4
St. Emmeran-K. . C 3
St. Ignaz-K. . . B 3,4
St. Johannes-K. . B 3
St. Joseph-K. . . D 3
St. Peters-K. . . C 4
St. Quintin-K. . . C 3
St. Rochus-Hosp. B 3
St. Stephan-K. . B 3
Schiller-Platz . . C 3
Schloß u. Platz C D 4
Schloß-Thor . . . C 4
Schöfferstraße . . C 3
Schusterstraße . . C 3
Stadthalle . . . . C 4
Stadthaus . . . . C 3
Taunus-Bahnhof C 5
Theater . . . . . C 3
Wallstraße . . D E 2
Windmühlenberg B 3
Zahlbach . . . . B 1
Zentral-Bhf. . . C D 2
Zeughaus . . . . C 4
Zitadelle . . . . B 3
Zollamt . . . . . E 4

Häusern u. einem Renaissancebrunnen, der Schloßplatz (Exerzierplatz), der Schillerplatz mit einer Bildsäule Schillers (von dem Mainzer Künstler Scholl, 1862), der Tritonplatz mit einer Fontäne, der Gutenbergsplatz mit der bronzenen Statue des Erfinders der Buchdruckerkunst (von Thorwaldsen), der Halleplatz (vor der Stadthalle), der Fischthorplatz, die Mathildenterrasse mit prächtiger Aussicht und der Bahnhofsplatz. Von Straßen sind hervorzuheben: die Rheinstraße, in geringer Entfernung vom Rhein hinlaufend, die Ludwigsstraße, die Hauptverkehrsader, Schuster- und Augustinerstraße, die Große Bleiche, die Bahnhofsstraße, namentlich aber die in der Neustadt befindliche 60 m breite und mit gärtnerischen Anlagen geschmückte Kaiserstraße.

Unter den kirchlichen Gebäuden (10 kath. Pfarrkirchen nebst einer Anzahl Kapellen, 2 evang. Kirchen, eine davon für die Garnison, und 2 Synagogen) steht der Dom obenan. Derselbe, 978—1009 zum erstenmal erbaut, dann dreimal durch Feuersbrunst zerstört, in seiner jetzigen Form im 13. und 14. Jahrh. aufgeführt, ist ein imposantes, kunsthistorisch sehr interessantes Gebäude mit sechs Türmen, deren höchster 82 m hoch ist. Das Innere wird von 56 hohen Pfeilern gestützt und enthält zahlreiche Denkmäler und Kunstschätze, zwei schöne eherne Thorflügel aus dem 10. Jahrh., ein metallenes Taufbecken von 1328 u. a., namentlich die zum Teil prachtvollen Monumente zahlreicher Erzbischöfe vom 13. Jahrh. an bis zur Neuzeit. In dem anstoßenden gotischen Kreuzgang befindet sich unter andern Monumenten das des Minnesingers Frauenlob (gest. 1318), dem 1842 noch ein andres, ein Werk Schwanthalers, dort errichtet ward. Bei der Belagerung von 1793 und durch die nachherige Verwandlung in ein Magazin hatte der Dom sehr gelitten, und erst in der Neuzeit (seit 1822) ist er unter Leitung Mollers restauriert worden. Der östliche Pfarrturm erhielt eine gotische Kuppel, 1845 wurde der westliche Hauptturm erneuert, 1859 begann die Ausmalung des Innern. 1870—79, unter der Leitung der Dombaumeister Wessiken und (seit 1873) Cuypers aus Amsterdam, wurde insbes. der Pfeilerbau, welcher das Ostchor vom Schiff trennte, herausgenommen und das Schiff in seiner ganzen imposanten Länge wiederhergestellt. Der gotische Kuppelturm wurde abgetragen und an seiner Stelle der Mittelturm im romanischen Stil wieder aufgebaut; die Krypte unter dem Ostchor wurde ausgebaut und die beiden östlichen Stiegentürme erneuert. Das Mittelschiff und die Kuppel des Westchors sind mit Wandgemälden nach Veits Entwürfen geschmückt; das Ostchor harrt noch seines vollständigen innern Ausbaues und Schmuckes. Bemerkenswert sind noch: die Ignatiuskirche, eine schöne Barockanlage, dabei eine Kreuzigungsgruppe von 1519; die St. Stephanskirche, eine schöne frühgotische Hallenkirche mit dem Grabmal des Gründers des Doms, Erzbischofs Willigis, 1321 vollendet, auf dem höchsten Punkte der Stadt; die Augustiner- oder Liebfrauenkirche; die 1756 vollendete Peterskirche mit Kuppelgemälden von Appiani und mehrere ehemalige Klostergebäude. Vgl. Werner, Der Dom von M. und seine Denkmäler (Mainz 1827—36, 3 Bde.); Schneider, Der Dom zu M. (Berl. 1886, mit 10 Tafeln).

Andre hervorragende Gebäude sind: das großherzogliche Schloß, früher dem Deutschen Orden gehörig, 1731—39 erbaut; das aus rotem Sandstein in kraftvoller Renaissance-Architektur aufgeführte ehemalige kurfürstliche Schloß, bis 1887 zum Teil als Lagerhaus des Freihafens dienend, enthält die reichen Sammlungen der Stadt: die Stadtbibliothek (180,000 Bände) mit Archiv und Münzkabinett, die Gemäldegalerie, das Altertumsmuseum, das römisch-germanische Zentralmuseum, eine Sammlung von Gipsabgüssen plastischer Werke sowie ein besonders an Vögeln reiches naturhistorisches Museum; das Zeughaus (von 1738) mit zahlreichen Waffen und Rüstungen; der Regierungs-, Justiz- und Gouvernementspalast, das bischöfliche Palais, das alte Gymnasium mit malerischem Renaissance-Erker; das Theater, mehrere Kasernen, Gutenbergs Wohnhaus und andre durch die Erfindung der Buchdruckerkunst merkwürdige Gebäude. Aus neuester Zeit stammen: die Stadthalle, ein prächtiger Renaissancebau für Festlichkeiten; das großartige Verwaltungsgebäude der Hessischen Ludwigsbahn, der mit reichem ornamentalen Schmuck gezierte Zentralbahnhof, die beiden Lagerhäuser am neuen Hafen, das Konzerthaus, das Reichsbankgebäude, das neue Gymnasium, ein mustergültiges Militärlazarett, die Reichs-Konservenfabrik für die Verpflegung des deutschen Heeres &c.

Die Zahl der Einwohner beträgt (1890) mit der Garnison (4 Regimenter Infanterie: Nr. 87, 88, 117 und 118, 2 Eskadrons Husaren Nr. 13, 1 Regiment Fußartillerie Nr. 3, 2 Abt. Feldartillerie Nr. 27 und ein Pionierbataillon Nr. 11) 72,059, darunter etwa 24,000 Evangelische und 4000 Juden. Industrie, Handel und Verkehr sind von großer Bedeutung. Haupterzeugnisse der erstern sind: Leder, Schaumwein, Konserven, Möbel, Parkettböden, Waggons, Bijouteriewaren, Billards, Schuhwaren, Holzwaren, Fortepianos und andre musikalische Instrumente, Korbwaren, Maschinen, Silber- und Goldwaren, chemische Produkte (besonders Lack und Firnisse), Seife, Hüte, Etui- und Portefeuillearbeiten, Tapeten &c. Von Bedeutung sind auch die Bierbrauerei, die Buchdruckerei, namentlich aber der in den umliegenden Ortschaften sehr umfangreich betriebene Gemüsebau. Der Handel ist besonders lebhaft in Wein, dann in Getreide, Mehl, Öl und Industrie-Erzeugnissen; bedeutend ist auch die Holzflößerei; hervorragend ist der Musikalienverlag. Der Handel, gefördert durch die vortreffliche Eisenbahnverbindung und den Verkehr zu Wasser, wird unterstützt durch eine Handelskammer, eine Börse, eine Reichsbankstelle, mehrere große Bankgeschäfte, eine Filiale der Darmstädter Bank für Handel und Industrie, einen Dampfschleppschiffahrtsverein und eine Gesellschaft für Kettenschiffahrt auf dem Main. Die großartigen Hafenbauten und Niederlagsräume im N. der Stadt sind mit einem Kostenaufwand von 6 Mill. Mk. hergestellt und 1887 dem Verkehr übergeben. Ein zweiter Hafen, der Hessischen Ludwigsbahn gehörig, ist M. gegenüber, an der Mainmündung bei Gustavsburg, erbaut worden. Ein besonderer Hafen dient zur Flößerei. Der Güterverkehr in den Mainzer Häfen hat sich 1894 folgendermaßen gestaltet: Mainzer Inlands-, Zoll- u. Floßhafen 9,775,811 Zentner, Kasteler Hafen 3,987,720 Ztr., Gustavsburger Hafen 10,055,900 Ztr. Den Verkehr in der Stadt und mit den benachbarten Orten Kastel und Weisenau vermittelt eine Pferdebahn, außerdem Dampfbahnen nach mehreren Vororten.

An Bildungsinstituten &c. hat M. ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit Vorschule, ein Realgymnasium mit Realschule, eine Privatrealschule mit Handelsklassen, eine städtische höhere Mädchenschule,

eine Kunstgewerbeschule, ein Konservatorium, einen Verein für Kunst und Litteratur, für plastische Kunst, die Rheinische Naturforschende Gesellschaft, einen Gartenbauverein, mehrere Musikvereine, unter welchen die Mainzer Liedertafel und der Damengesangverein als Gründer der mittelrheinischen Musikfeste den ersten Rang einnehmen. Besonders zu nennen ist der Altertumsverein als Verwalter des städtischen Altertumsmuseums von Originalfunden besonders der urgermanischen, römischen und fränkischen Zeit. In Verbindung mit dem von L. Lindenschmit (s. d.) 1851 begründeten römisch-germanischen Zentralmuseum, einer Zusammenstellung der auf germanischem Boden gefundenen Altertümer von den ältesten Zeiten bis auf Karl d. Gr. in originalgetreuen Nachbildungen (1895 gegen 14,000 Nummern), besitzt M. eine Sammlung, wie sie für diese Kulturperiode sonst nicht existiert. Von sonstigen Anstalten sind zu erwähnen: die Industriehalle, ein Waisen- und ein Invalidenhaus, ein Hospital, eine Entbindungsanstalt, ein Korrektions- und Arresthaus, viele gemeinnützige Vereine ꝛc. Die städtischen Behörden setzen sich zusammen aus 4 Magistratsmitgliedern und 42 Stadtverordneten. Sonst ist M. Sitz eines katholischen Bischofs und eines Domkapitels, der Provinzial- u. Kreisbehörden, der Direktion der Hessischen Ludwigsbahn, eines Landgerichts, eines Hauptsteueramts, eines Kreis- und zweier Wasserbauämter, einer Oberförsterei ꝛc. Von militärischen Behörden befinden sich dort: der Gouverneur und der Kommandant der Festung M., der Stab der 2. Pionier-Inspektion und der 41. Infanterie-Brigade. Die Umgebung von M. zieren schöne Promenaden, an die sich beim Neuthor die »neue Anlage« anschließt. Einen prächtigen Spaziergang bildet namentlich der 100 m breite Rheinkai, der sich von der Eisenbahnbrücke etwa 7 km bis zur Ingelheimer Aue am Rhein entlang erstreckt. Außerhalb des Gauthors, bei Zahlbach, sind die Pfeilerreste einer ehemals etwa 6 km langen römischen Wasserleitung sehenswert. Von den Türmen der mittelalterlichen Stadtmauer haben sich der Holzturm (15. Jahrh.) und der Eiserne Turm (13. Jahrh.) erhalten. Auf dem Marktplatze steht der 1526 errichtete Marktbrunnen, eins der ältesten Renaissance-Denkmäler am Rhein. Der Neue Brunnen auf der Großen Bleiche stammt aus dem Jahre 1726.

Die umfangreichen und starken Festungswerke, welche seit den Befreiungskriegen sehr in Verfall geraten waren, wurden auf Bundeskosten wiederhergestellt. Sie bestanden bis zum Umbau der Festung seit 1871 aus 13 Bastionen, einem Kronenwerk an der Südseite und einer in die Umwallung eingefügten Citadelle, welche ein bastioniertes Viereck bildet, und in welcher der sogen. Eigelstein steht, wahrscheinlich das Grabmal des Drusus, ein jetzt noch etwa 15 m hoher Turm mit einem Durchmesser von 8 m, von dessen Spitze sich ein schöner Überblick über M. und die Umgegend darbietet. Sämtliche Bastionen sind mit Ravelins und andern Außenwerken versehen. Die aus früherer Zeit noch vorhandenen Montalembertschen Türme wurden nach 1870 zum Teil abgetragen, zum Teil mit Erdwällen umgeben. Andre Änderungen und Verstärkungen, wie Erbauung von Kasematten, bombenfesten Gebäuden ꝛc., sind an der Innenseite der Festung ausgeführt worden. Der am rechten Ufer des Rheins gelegene Teil der Festung, das Städtchen Kastel (s. d. 1), enthält 6 Bastionen und 4 Ravelins zur Deckung der Brücke. Auf der Mainspitze stehen rechts und links von der Eisenbahnbrücke an der Mainmündung zwei Kasemattenforts, die den Main, den Rhein und die ganze obere Gegend bestreichen. Ein ähnlicher Bau, gleichfalls nach 1870 verstärkt, befindet sich auf der Rheininsel Petersau. Von weitern Anlagen ist das Fort Biehler bei Erbenheim zu nennen. Die südwestliche Enceinte erstreckt sich in ziemlich gerader Linie auf der Anhöhe vom Hauptstein bis zum Hartenberg längs der Wallstraße und fällt dort im rechten Winkel zum Rhein ab. Der Abschluß der Festung gegen den Strom, früher durch eine etwa 4 km lange Mauer bewerkstelligt, wird jetzt durch eiserne Palissadengitter mit Sandsteinsockel gebildet. Die Thore nach dem Rhein sind in geschmackvoller Form hergestellt und mit Skulpturen, Figuren und Emblemen geschmückt. — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die elf Amtsgerichte zu Alzey, Bingen, M., Niederolm, Oberingelheim, Oppenheim, Osthofen, Pfeddersheim, Wöllstein, Worms und Wörrstadt.

[Geschichte.] Auf der Stelle, wo jetzt M. liegt, bestand in vorgeschichtlicher Zeit eine keltische Niederlassung. 38 v. Chr. errichtete Agrippa hier ein befestigtes Lager, Drusus (14—9 v. Chr.) legte das Castrum an (Maguntiacum oder [nach dem keltischen Gott Mogo] Mogontiacum), neben dem die Lagervororte sich zu einer Stadt mit munizipaler Freiheit entwickelten. Das auf der rechten Rheinseite errichtete Castellum Mattiacorum (Kastel) wurde durch eine feste Brücke im 1. Jahrh. n. Chr. mit M. verbunden. M. war Hauptstadt der römischen Provinz Obergermanien. Mit dem Verfall des römischen Reiches erlebte M. wiederholte Plünderungen u. Verwüstungen, 368 durch die Alemannen, dann durch die Vandalen und Hunnen. Begründer der neuen Stadt im 6. Jahrh. ist der Bischof Sidonius. Durch Bonifazius wurde M. Metropole der deutschen Kirche; Karl d. Gr. hatte hier eine königliche Pfalz; schon im 10. Jahrh. wird M. eine vornehme und reiche Stadt genannt. Mit Erzbischof Willigis begann für M. eine neue Epoche kirchlichen Glanzes; der von ihm erbaute Dom brannte am Tage der Einweihung (1009) ab, der neue wurde 1036 vollendet. Bemerkenswert ist die Empörung der Stadt 1159 gegen den Erzbischof Arnold, der dabei 1160 auf gräßliche Weise ermordet wurde. Friedrich Barbarossa hielt ein strenges Strafgericht über M. und zerstörte seine Mauern, mit deren Wiederherstellung man 1200 beschäftigt war. Bei M. fand 1184 ein großes Reichsfest statt. Unter den fränkischen und staufischen Kaisern wurden in M. wiederholt Reichstage und Kirchenversammlungen gehalten. 1244 erlangte M. vom Erzbischof die Anerkennung der Stadtfreiheit mit den Rechten der Selbstregierung; nunmehr tritt neben Kämmerer, Schultheiß und Schöffen auch ein Ratskollegium in M. hervor. 1254 war die Stadt Vorort des von seinem Mitbürger Arnold Walpod gestifteten großen rheinischen Bundes (Städtebund). Um das Jahr 1450 vollendete in M. Johann Gutenberg die Erfindung der Buchdruckerkunst. Während noch im 14. Jahrh. im »goldenen« M. großer Wohlstand herrschte, macht sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ein bedeutender Rückgang bemerklich. Dies hatte darin seinen Grund, daß zwischen Geschlechtern und Zünften heftige Zwistigkeiten entbrannten und in dem Streit zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Dietrich II. von Isenburg und seinem Nebenbuhler Adolf II. von Nassau M. 1462, von letzterm erobert, seine Privilegien verlor und eine erzbischöfliche Stadt wurde. Die 1477 gegründete Universität wurde 1798 aufgehoben. 1552 ward M. von dem Markgrafen

Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, während des Dreißigjährigen Krieges 1631 vom Schwedenkönig Gustav Adolf besetzt. Dieser ließ die Gustavsburg auf dem rechten Rheinufer an der Mündung des Mains in den Rhein anlegen und die Festungswerke erweitern. 1635 von den Schweden geräumt, wurde M. 1644 von den Franzosen eingenommen. Noch einmal von den Franzosen 1688 besetzt, wurde die Stadt im folgenden Jahre durch das Reichsheer wieder befreit.

Im 18. Jahrh. erholte sich die Stadt wieder so weit, daß ihre Bevölkerung um 1780 auf 32,000 Einw. stieg. Am 17. Okt. 1792 erschien der französische General Custine vor der mangelhaft befestigten und ausgerüsteten Stadt, aus welcher der Kurfürst mit seinem Hof schon geflohen war, und zwang sie schon am 21. zur Kapitulation. Die vom Kurfürsten selbst nach M. berufenen liberalen Kosmopoliten, wie Forster, stifteten nun einen republikanischen Klub (»Mainzer Klubisten«), der im März 1793 die »Rheinische Republik« gründete und Forster u. Lux nach Paris schickte, um beim Konvent deren Einverleibung in die französische zu beantragen. Doch schon 31. März 1793 schloß ein Koalitionsheer unter General Kalckreuth M. ein, und 23. Juli erfolgte die Übergabe. Ein zweiter Angriff der Franzosen (1794) wurde von den Österreichern abgeschlagen, und M. blieb von diesen bis 1797 besetzt, wurde jedoch 30. Dez. wieder von den Franzosen eingenommen und im Frieden zu Lüneville 1801 an Frankreich abgetreten. Am 2. und 3. Jan. 1814 begann die Einschließung der Stadt durch die Alliierten. Auf Befehl des Königs Ludwig XVIII. übergab der Gouverneur 4. Mai die Festung. Durch den Pariser Frieden 1814 wurde M. Deutschland wieder einverleibt und 30. Juni 1816 dem Großherzog von Hessen-Darmstadt zur Entschädigung abgetreten, jedoch mit der Beschränkung, daß M. in militärischer Hinsicht als deutsche Bundesfestung betrachtet und von österreichischen und preußischen Truppen besetzt werden solle. 1819—28 war M. Sitz der Zentraluntersuchungskommission zur Ermittelung demagogischer Umtriebe. Der 1826 begonnene Neubau der Festungswerke erhob M. (mit Kastel) zu einem Platz ersten Ranges. — Nach mehreren seit März 1848 vorausgegangenen Aufläufen veranlaßte 21. Mai d. J. ein blutiger Straßenkampf zwischen den Bürgern und dem preußischen Militär die Erklärung des Belagerungszustandes, der jedoch schon 24. Mai wieder aufgehoben wurde. Durch die Explosion eines Pulverturms auf dem Käftrich 18. Nov. 1857 wurde dieser Stadtteil fast völlig zerstört. Vor Ausbruch des Krieges von 1866 verließen die österreichischen u. preußischen Bundestruppen zufolge eines Bundestagsbeschlusses die Stadt, und es wurde dieselbe von Teilen des 8. Bundesarmeekorps besetzt. Am 26. Aug. zogen aber die Preußen wieder ein, und durch den Frieden erhielt Preußen das alleinige Besatzungsrecht; nach Abschluß der Militärkonvention zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt 1867 beteiligen sich auch hessische Truppen an der Besatzung. Nach Errichtung des Deutschen Reichs ward M. Reichsfestung mit preußischem Gouvernement. Vgl. Fuchs, Alte [römische] Geschichte von M. (Mainz 1771—72, 2 Bde.); Schaab, Geschichte der Stadt M. (das. 1841—44, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte der Bundesfestung M. (das. 1835); Klein, Geschichte von M. während der ersten franz. Okkupation 1792—93 (das. 1861); Bockenheimer, Geschichte der Stadt M. während der zweiten franz. Herrschaft 1798—1814 (das. 1890); Börckel, Mainzer Geschichtsbilder von 1816 bis zur Gegenwart (das. 1890); Peth, Geschichte des Theaters und der Musik zu M. (das. 1879, Nachtrag 1883); Bockenheimer, Die Restauration der Mainzer Hochschule 1784 (das. 1884); die mittelalterlichen Chroniken von M. mit Verfassungsgeschichte der Stadt von Hegel in den »Chroniken der deutschen Städte«, Band 17 und 18 (Leipz. 1881—82).

Mainzer Becken, s. Tertiärformation.

Mainzer Fluß (Straß), s. Edelsteine, S. 385.

Mainzer Stufe, eine Abteilung der Tertiärformation (s. d.).

Maipiere, Fisch, s. Pfrille.

Maipu (Maipo), Vulkan in der chilen. Provinz Santiago auf der Grenze gegen Argentinien, unter 34° 11′ südl. Br., 5416 m hoch. Am Fuß desselben entspringt aus dem See Diamante in 3320 m Höhe der Fluß M., der zum Salado fließt und für die Bewässerung seiner Uferlandschaften sehr wichtig ist. Südlich von M. führt ein vielbegangener Paß über das Gebirge.

Maipure (Maypure), eine sprachlich zusammengehörige Gruppe von Völkern, die in einem breiten Streifen zwischen der Küste von Venezuela und den Anden von Bolivia verbreitet sind. Der nördlichste Stamm sind die Goadjira auf der gleichnamigen Halbinsel; als Purupuru faßt man einige Stämme in Amazonas zusammen, unter denen die Paumari am Rio Purus die wichtigsten sind. In Bolivia gehören die Moxos hierher.

Maira, 1) Fluß in der ital. Provinz Cuneo, entspringt östlich vom Mont Chambeyron in den Kottischen Alpen, fließt östlich, dann nördlich, nimmt die Mellea auf und mündet nach 67 km langem Laufe bei Lombriasco rechts in den Po. — 2) Fluß, s. Mera.

Mairan, soviel wie Majoran, s. Origanum.

Maire (franz., spr. mär', v. lat. major), in Frankreich der Vorstand einer Gemeinde, Bürgermeister; Mairie, Bürgermeisteramt, auch das Amtslokal und die Amtsdauer des Maires. Nach dem französischen Gemeindegesetz vom 5. April 1884 (loi sur l'organisation municipale) wird der M. von dem Gemeinderat (conseil municipal) aus dessen Mitte in geheimer Wahl mit absoluter Stimmenmehrheit gewählt. Jede Gemeinde hat einen M., dem mindestens ein Beigeordneter (adjoint) zur Seite steht, welcher ebenfalls vom Munizipalrat gewählt wird. In größern Gemeinden ist eine Mehrzahl von Adjoints vorhanden. Es besteht kein kollegialer Magistrat als Verwaltungsbehörde; die Einrichtung ist vielmehr büreaukratisch; der M. ist der allein verantwortliche Gemeindebeamte und kann nur einzelne Funktionen auf Adjoints oder Munizipalräte übertragen. Die Wahlperiode für M. und Adjoints ist, wie für den Gemeinderat, eine vierjährige. M. und Adjoints verwalten ihr Amt als Ehrenamt, nur die durch besondere Aufträge erwachsenden Auslagen werden erstattet. Der M. verwaltet unter der Kontrolle und Mitwirkung des Munizipalrats und unter der Oberaufsicht der Staatsverwaltungsbehörde das Gemeindevermögen; er legt den Gemeindehaushaltsetat vor und steht an der Spitze der Finanzverwaltung der Gemeinde, er leitet die öffentlichen Arbeiten der Gemeinde, vertritt dieselbe vor Gericht und ist die ausführende Behörde für die Beschlüsse des Gemeinderats. Der M. ist aber auch zugleich Organ der Staatsverwaltung; er handhabt die Ortspolizei und besonders die Sicherheitspolizei; ihm liegt auch die Bekanntgabe und Ausführung der

staatlichen Gesetze und Verordnungen ob. Als Organ der Staatsverwaltung ist der M. der höhern Staatsverwaltungsbehörde unterstellt. Der M. kann durch den Präfekten auf einen Monat, durch den Minister des Innern auf drei Monate suspendiert werden. Durch Dekret des Präsidenten der Republik kann er seines Amtes gänzlich entsetzt werden. Die Amtsauszeichnung des Maires ist die nationale Schärpe. Vgl. »Archiv für öffentliches Recht«, Bd. 2, S. 569 ff. (Freiburg i. Br. 1887); A. Batbie, Traité de droit public et administratif, Bd. 4 (2. Aufl., Par. 1885).

Mairēna del Alcōr, Stadt in der span. Provinz Sevilla, an der Eisenbahn von Sevilla nach Carmona, hat bedeutende Viehmärkte u. (1887) 4915 Einw.

Maireuke, s. Weißfisch.

Mairet (spr. märä), 1) Jean de, franz. Dramendichter, geboren im Mai 1604 in Besançon, wohin sein Großvater aus Westfalen eingewandert war, gest. 31. Jan. 1687, studierte in Paris, wo er in der Folge dem 1632 enthaupteten Herzog von Montmorency nahe stand und dann die Gunst des Grafen Bélin genoß. Drei seiner zwölf Dramen sind Marksteine der Theatergeschichte, die Schäferspiele: »Sylvie« (aufgeführt 1626) und »Silvanire« (1630; neu hrsg. von Otto, Münch. 1891), in welch letzterm zuerst die drei Einheiten beobachtet wurden, u. »Sophonisbe« (1634; neue Ausg. von Vollmöller, Heilbr. 1888), sein Meisterwerk, das glänzende, noch von Voltaire geschätzte Vorbild der sogen. klassischen Tragödien Corneilles und Racines. Seine nach 1634 geschriebenen Stücke gefielen nur wenig, weshalb er 1637 die maßloseste Fehde gegen Corneilles »Cid« führte. Vgl. Dannheisser, Studien zu Mairets Leben (Ludwigsh. 1888).

2) Jeanne, Pseudonym, s. Bigot.

Mairie (franz., spr. märī'), s. Maire.

Mairitt, s. Maifest.

Mairübe, eine tellerförmige weiße Wasserrübe, s. Raps.

Maïs, Teerfarbstoff, s. Sonnengelb.

Mais (Zea *L.*), Gattung aus der Familie der Gramineen. Die einzige Art, der gemeine M. (Welschkorn, türkischer Weizen, Kukuruz, Z. Mais *L.*, s. Tafel »Getreide III«, Fig. 7), ist einjährig, mit bis 5 m hohem, 1—6 cm starkem, markigem Halm, breiten, flachen, gewimperten, oberseits zerstreut behaarten Blättern, monözischen Blüten, männlichen Blüten in endständigen, pyramidalen Rispen mit ährenartigen Ästen, achselständigen weiblichen Blüten am untern und mittlern Teil des Halmes, kolbig ährenförmig auf dicker, fleischiger Achse, mit vielen häutigen Vorblättern umhüllt, welche zur Blütezeit nur die langen Narben zwischen den Spitzen verlassen, auch den reifen Fruchtstand noch einschließen. Der M. ist nur in kultiviertem Zustand bekannt und weicht in diesem wahrscheinlich sehr erheblich von der Stammform ab, die wohl im tropischen Amerika heimisch ist. Man baut gegen 60 Varietäten und unterscheidet zunächst amerikanischen und europäischen M. Letzterer umfaßt die Formen, welche sich bei der Kultur in Europa herausgebildet haben. Die wichtigsten Spielarten sind: Gemeiner M., mit 8—24 cm langem Kolben, mittelgroßer, vom Rücken her zusammengedrückter Frucht, an der Spitze gerundet, meist gelb, selten weiß, rot, violett, schwarz, blau. Perlmais, Kolben sehr klein, schlank, Frucht kaum 6 mm, oben rund, glasig, stark glänzend. Pferdezahnmais, Frucht groß, vom Rücken stark zusammengedrückt, beiderseits flach, Spitze abgestutzt mit querer Vertiefung, sehr hochwüchsig. Zuckermais, Frucht stark runzelig, glasig, im Bruch wie arabisches Gummi, statt der Stärkekörner eine in Wasser lösliche Modifikation der Stärke nebst wenig feinkörniger Stärke enthaltend. Cuzcomais, Frucht bis 2,5 cm lang, 1,8 cm breit, stark zusammengedrückt, gegen die Spitze verschmälert. Balgmais, mit krautigen, die Frucht vollständig bedeckenden Hüllblättern. Der amerikanische M. ändert in wenigen Jahren bei uns ab; der Halm, ursprünglich 4—5,5 m hoch (Riesenmais), geht auf 2,5 m und weniger herab, und die Körner gestalten sich um. Der amerikanische M. reift auch so spät, daß er für uns als Kornfrucht wenig Wert besitzt. Die zahlreichen europäischen Arten weichen hinsichtlich der Höhe des Halmes, der Länge und Gestalt des Kolbens, der Größe und Farbe der Körner und der Reifezeit wesentlich voneinander ab. Die eigentliche Maisregion fällt mit der des Weins zusammen; sein Gedeihen ist aber weniger von der mittlern Jahrestemperatur als von der Höhe der Sommertemperatur abhängig, und er reift noch in Gegenden mit kurzem, aber heißem Sommer. Je nördlicher der M. gebaut werden soll, um so niedrigere Sorten muß man wählen, wenn man reife Körner haben will; als Grünfrucht eignet sich auch noch für Mittel- und Norddeutschland der große badische M. von 2—2,5 m Höhe. Der M. verlangt einen warmen, lockern, tiefgrundigen Boden von mäßiger Frische und reichliche Düngung. Man säet ihn nach der Frostzeit in Reihen; ist die Saat handhoch, so wird sie, wie bei Kartoffeln, durchpflügt, vom Unkraut gereinigt und von den überschüssigen Pflanzen zum Teil befreit. Später entfernt man alle überschüssigen Pflanzen und behäufelt die stehen bleibenden. Die Ernte des Futtermaises beginnt in der Blüte der Fahne, und man schneidet ihn, bis die Körnung beginnt. Bei Körnerbau erntet man, wenn die Deckblätter schlaff werden, die Kolben sich neigen und die Körner ausgebildet, wenn auch noch nicht erhärtet sind. Vor dem Beginn der Ernte kann man die Spitzen der Halme bis gegen den obersten Kolben abschneiden, auch muß man während des Wachstums alle Nebentriebe entfernen. Der M. gedeiht auch in eingeschlossener Lage und gerät nach sich selbst mehrere Jahre gut. Er widersteht der größten Hitze und bringt das beste Futter, wenn in regenarmen Sommern Klee, Heu, Kartoffeln versagen. Vgl. Getreidebau.

Der M. liefert ein höchst schätzbares Futter (vgl. Futter und Fütterung) für Milchvieh, die Körner (gequetscht u. als Maiskuchen) machen das Fleisch des Schlachtviehs wohlschmeckender und verfeinern besonders das der Gänse und Schweine. Der M. enthält im Mittel 9,45 Stickstoffsubstanz, 4,29 Fett, 2,29 Zucker, 2,06 Dextrin und Gummi, 64,98 Stärke, 2,29 Rohfaser, 1,29 Asche, 13,35 Wasser. Er wird auf Grieß und Mehl vermahlen und das Mehl, mit Roggen- oder Weizenmehl gemischt, besonders in Amerika zu Brot verbacken. Maisbrei bildet als Polenta die gewöhnliche Kost des italienischen Landmanns, an der untern Donau heißt eine ähnliche Speise Mamaliga oder Mammeliga. Als Maizena kommt feines Maismehl oder Maisstärke in den Handel. Unreife Maiskolben werden in vielfacher Weise zu Speise zubereitet, auch eingemacht. Unreifer Zuckermais und Knallmais (pop-corn) werden in Butter gebraten und warm gegessen. Die Eingebornen Südamerikas bereiten aus Maisfrüchten ein gegornes Getränk (Chicha). Der unreife Maisstengel ist so reich an Zucker, daß man diesen daraus fabrikmäßig darzustellen versucht hat. In Mexiko gewinnt man durch Gärung des Saftes

ein alkoholisches Getränk, Pulque de Mahiz. Das Maiskorn verarbeitet man auf Stärkemehl, Spiritus und Bier. Bei der Gärung der Maische scheidet sich ein fettes, dünnflüssiges, trocknendes, in Alkohol von 80 Proz. lösliches, nach der Varietät verschieden gefärbtes, beim Aufbewahren dunkelndes Öl ab, das technische Verwendung findet. Beim Mälzungsprozeß geht das Fett des Korns zum größern Teil in die Keime, welche man beim Vermahlen absondert und auf Öl verarbeitet. Die Maiskeimölkuchen dienen als Viehfutter. Ein alkoholischer Auszug der Blütennarben wird gegen Nieren- und Blasenleiden benutzt. Die Deckblätter der Kolben dienen als Polstermaterial und werden zu Hüten, Matten, auch auf Papier verarbeitet. Man entkörnt die Kolben mittels Maschinen und benutzt die Spindeln als Brennmaterial. Riesenmais und Varietäten mit weiß gestreiften Blättern (Bandmais) werden als Zierpflanzen kultiviert. Die Entdecker Amerikas fanden den M. überall, soweit es das Klima zuließ, in Kultur. Seit dem Anfang des 16. Jahrh. säete man ihn in europäischen Gärten, aus denen er auf die Felder überging. Die Venezianer verbreiteten ihn im Orient. Der deutsche Name türkischer Weizen soll wohl im allgemeinen nur andeuten, daß der M. aus weiter Ferne kam. Gegenwärtig ist der M. über fast alle tropischen und subtropischen Länder verbreitet und auch in gemäßigte Länder (in Europa und Nordamerika als Nahrungspflanze bis 48°, als Futterpflanze noch nördlicher) vorgedrungen, in den tropischen Anden bis 1900 m, um den Titicacasee bis 3900 m über dem Meer, so daß er nächst dem Reis die größte Anzahl Menschen ernährt. Vgl. Lengerke, Anleitung zum Anbau des M. (2. Aufl., Berl. 1851); L. Müller, Der Mais (Heidenheim 1863); Häcker, Amerikanische Reiseskizzen (Braunschw. 1867); Braungart, Der Futtermaisbau (Münch. 1894).

Maisbrand, s. Brandpilze.

Maischbottichsteuer (Maischraumsteuer, Maischsteuer), besondere Formen der Biersteuer (s. d.) und der Branntweinsteuer (s. d.).

Maische, Maischen etc., s. Bier und Spiritus.

Maischhefe, s. Kunsthefe.

Maischolle (Goldbutt), s. Schollen.

Maischwamm, s. Agaricus.

Maishacke, s. Axt.

Maiskrankheit, s. Pelade.

Maiskuchen, s. Mais.

Maiskultivator, Bodenbearbeitungsgerät nach Art der Pferdehacken (s. d.) zur Bearbeitung der Reihenzwischenräume der Maispflanzen während der Vegetationsperiode; vorwiegend in Amerika in Anwendung.

Maismutter, s. Ackerkulte.

Maison (spr. mäsóng), Nicolas Joseph, Marquis, Marschall von Frankreich, geb. 19. Dez. 1770 in Epinay bei St.-Denis, gest. 13. Febr. 1840, trat 1792 in die Armee ein, ward 1799 Generaladjutant des Kriegsministers Bernadotte und 1802 Befehlshaber des Departements Tanaro. An den Kriegen gegen Preußen 1806 und 1808 in Spanien nahm er rühmlichen Anteil, wurde aber bei der Einnahme von Madrid schwer verwundet. 1812 ernannte ihn Napoleon I. nach der Schlacht bei Polozk zum Divisionsgeneral und auf dem Schlachtfeld an der Beresina zum Baron. An des verwundeten Oudinot Stelle mit dem Oberbefehl über das 2. Armeekorps betraut, deckte M. den Rückzug des französischen Heeres nach der Weichsel. Ebenso schützte er 1813 nach der Schlacht an der Katzbach den Rückzug und focht dann in der Schlacht bei Leipzig mit, wo er wieder schwer verwundet wurde. Vom Kaiser zum Großoffizier der Ehrenlegion und zum Grafen ernannt, verteidigte er 1814 Belgien, namentlich Antwerpen, mit schwachen Streitkräften gegen die von Norden vordringenden Verbündeten. Nach der Abdankung Napoleons unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihn zum Ludwigsritter und bald nachher zum Gouverneur der Hauptstadt ernannte. Nach Napoleons Rückkehr von Elba flüchtete M. nach Gent zum König, erklärte sich jedoch, nach der zweiten Restauration, als Mitglied des über den Marschall Ney bestellten Kriegsgerichts für inkompetent. 1817 ward er zum Marquis und Pair ernannt und zeichnete sich in der Kammer durch Freimütigkeit aus. 1828 kommandierte er die französische Expedition in Morea und zwang dort Ibrahim Pascha durch Konvention vom 7. Sept. zur Einschiffung. 1829 kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt den Marschallstab. Bei der Revolution von 1830 erklärte er sich für die Dynastie Orléans, übernahm 2. Nov. auf einige Wochen das Ministerium des Auswärtigen und ging dann als Gesandter nach Wien und 1833 nach Petersburg. Von Ende April 1835 bis 19. Sept. 1836 hatte er das Portefeuille des Kriegs inne und zog sich hierauf von allen Staatsgeschäften zurück.

Maison carrée (spr. mäsóng karrē'), s. Nîmes.

Maison de santé (spr. mäsóng d' ßangté), Privatheilanstalt, insbes. Privatirrenanstalt.

Maison de France (spr. mäsóng dö frangß'), »Haus Frankreich«, das französische Königshaus, die Linie Orléans-Bourbon der französischen Königsfamilie, deren Haupt der Graf Philipp von Paris (geb. 24. Aug. 1838) ist. Vgl. Orléans.

Maison du Roi (spr. mäsóng dü rŭá, Maison militaire), Haustruppen der Herrscher Frankreichs, deren Entstehen auf die Cent hommes d'armes und die Sergents d'armes du Roi Philipp Augusts von 1180 zurückzuführen ist. Die letztern, aus 150 Edelleuten bestehend, bildeten die Zelt- und Palast- (maison-) Wache. 1661 unterschied man die »garde de dedans« (innere Wache: Mousquetaires, Gardes du corps, Gentilhommes und Gensdarmes, nur aus Edelleuten bestehend) und die »garde de dehors« (äußere Wache: geworbene Schweizergarden und französische Garden); jene hießen Maison militaire, diese M. d. R. Die Revolution setzte die Garde constitutionnelle an ihre Stelle. Die Restauration stellte die M. d. R. unter einer Reihe von Einzelnamen mit den höchsten Rangstufen wieder her. Unter Ludwig Philipp und Napoleon III. bestand die M. d. R., bez. de l'Empereur nur aus dem unmittelbaren militärischen Gefolge des Monarchen sowie unter dem Kaiser aus den Cent gardes. Die Maison militaire des Präsidenten der Republik besteht aus 1 Brigadegeneral als Chef und 6 Stabsoffizieren der verschiedenen Waffengattungen, unter diesen einer als Kommandant des Palais Elysée. Vgl. Titeux, Histoire de la Maison militaire du Roi, 1814—30 (Par. 1891, 2 Bde.).

Maison militaire, s. Maison du Roi.

Maisons-Alfort (spr. mäsóng-alfōr), Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, auf der Halbinsel an der Mündung der Marne in die Seine und an der Lyoner Eisenbahn, hat eine alte Kirche (12. und 13. Jahrh.), eine 1766 gegründete Tierarzneischule, Seifenfabrikation, Branntweinbrennerei, Steinbrüche u. (1891) 7853 Einw. M. umfaßt das zur Pariser Befestigung gehörige Fort Charenton. 1884 wurde von

M. die Gemeinde Alfortville mit (1891) 7984 Einw. abgetrennt.

Maisons-Laffitte (spr. mäsóng-lafit'), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, nahe dem Walde von St.-Germain, am linken Ufer der Seine und an der Westbahn gelegen, hat ein schönes von Mansart für den Finanzintendanten Longueil, Marquis von Maisons, 1650 erbautes Schloß, in welchem Voltaire eine Zeitlang verweilte, und welches später dem Bankier Laffitte gehörte, einen Pferderennplatz und (1891) 4744 Einw. Vgl. Galichet, Histoire du M. L. (Par. 1893).

Maispecht, soviel wie Kleiber.

Maisrebler, Maschine zum Entkörnen der Maiskolben für Hand- oder Kraftbetrieb, bewirkt die Entkörnung durch Reibung mit Hilfe von Zapfen, welche an Scheiben oder Cylindern angebracht sind. Die größten M. werden durch Lokomobilen betrieben, sind auch mit Reinigungsvorrichtungen versehen und liefern bei 6 Pferdekräften bis 500 hl Körner pro Tag.

Maisstärke, s. Stärke.

Maissur (Mysore), Tributärstaat des britisch-ind. Kaiserreichs im südlichen Teil Vorderindiens, zwischen 11° 38'—15° 2' nördl. Br. und 74° 42'—78° 36' östl. L. v. Gr., von den Präsidentschaften Madras u. Bombay umschlossen und 72,351 qkm (1314 QM.) groß. M. bildet ein nach N. offenes Dreieck, dessen Seiten, die Ost- und Westghats, im S. in den Nilgiri zusammenlaufen; den westlichen, bergigen und waldigen, am dünnsten bewohnten Teil bildet das Malnad, der ebene Teil mit zahlreichen Städten und Dörfern heißt Maïdan. Die mittlere Erhebung des welligen, von Felsrücken durchzogenen Tafellandes ist 600—800 m; der höchste Berg, der Mulaïnaghiri, erreicht 1925 m. Eine eigentümliche Erscheinung sind die isolierten Granitkegel mit festen Schlössern und meist unerschöpflichen Quellen auf ihrem Gipfel. Die Flüsse, zu den Gebieten von Krischna, Kaweri, Pennar und Palar gehörig, dienen nur zur Bewässerung und speisen ein ausgedehntes Kanalnetz und 37,682 Teiche, darunter den von Sulekereh mit einem Umfang von 64 km. Das Klima (Mitteltemperatur in Bangalor 23,4—25,8°) ist für Europäer erträglich, der Regenfall, im W. sehr bedeutend, nimmt nach O. zu ab, bleibt auch in manchen Jahren aus, wodurch Hungersnöte entstehen. Von Metallen findet man besonders Magneteisen, auch Kupfer und Gold, von dem letztern, das über 225 qkm verbreitet ist, in den letzten neun Jahren 381,373 Unzen. Die Wälder bedecken 960 qkm und enthalten namentlich Teakholz und Sandelholz, aber auch Tiger und Leoparden, durch die 1892: 891 Stück Vieh getötet wurden. Jagd auf Elefanten darf nur von der Regierung betrieben werden. Die Bevölkerung bezifferte sich 1891 auf 4,943,604 Seelen (2,483,451 männlich, 2,460,153 weiblich), davon 4,639,127 Hindu, 252,973 Mohammedaner, 38,135 Christen, von letztern zwei Drittel Katholiken. Die katholische Mission besitzt 56 Kirchen mit 23 europäischen und 6 eingebornen Priestern unter einem Bischof, zwei protestantische englische Gesellschaften 20 Missionsstationen. Wilde Stämme (Kuruba, Holiaru etc.) hausen in den Wäldern. Die Sprache der Mehrzahl (74 Proz.) ist Kanaresisch, nächstdem Telugu, Hindustani, Tamil. Das Schulwesen, früher ganz den Missionen überlassen, ist in den letzten Jahren bedeutend durch den Staat gefördert worden; 1893 wurden die höhern Schulen in der Hauptstadt von 120, die Elementarschulen von 68,366 Schülern besucht, darunter 3636 weibliche. Von Wohlthätigkeitsanstalten bestehen 3 Krankenhäuser, ein Irrenhaus, ein Asyl für Aussätzige, eine Gebäranstalt. Ackerbau, dem 1,712,270 Hektar gewidmet sind, ist die Hauptbeschäftigung; er erzeugt namentlich Getreide (Reis, Weizen), Hülsenfrüchte, Ölsaaten, Kokos- und Arekanüsse, Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, auch baut man Kartoffeln in geringem Maße. Die große Hungersnot 1876—78 hat aber hier ganz besonders schwere Opfer (ein Viertel der Bevölkerung) gefordert. Der Viehstand bezifferte sich 1878 auf 18,549 Pferde, 37,070 Maulesel und Esel, 2,297,550 Rinder und Büffel, 1,592,268 Schafe und Ziegen und 32,329 Schweine. Die Industrie ist vertreten in Bangalor und Kolar durch Eisengießereien, Mattod liefert Ohrringe und Armbänder aus Glas, Bangalor schöne Goldschmiedearbeiten, Harisar roten Maroquin, vorzüglich sind die kupfernen Gefäße. Der wenig bedeutende Handel vertreibt namentlich Bodenprodukte und Sandelholz. Die Landstraßen werden gut erhalten; durch Eisenbahn sind Bangalor, die Stadt M. und Tumkur mit Madras verbunden. Der Maharadscha von M. wurde 1881 von der britischen Regierung unter gewissen Beschränkungen eingesetzt, doch blieb die Hauptstadt Bangalor im Besitz der Engländer, welche dort eine Militärstation errichtet haben. Oberrichter ist ein Engländer, als Beisitzer hat er zwei eingeborne Richter. Eingeteilt wird der Staat in drei Divisionen und acht Distrikte. Die Staatseinkünfte betragen 1 Mill. Pfd. Sterl., der jährliche Tribut an die britische Regierung zur Erhaltung einer Militärmacht im Staat 245,000 Pfd. Sterl. Sitz der Verwaltung ist Bangalor (s. d.), wo der Maharadscha während einiger Monate des Jahres residiert, die eigentliche Hauptstadt aber die Stadt M. (s. folg. Art.), welche die frühere Residenz Seringapatam ersetzt hat.

Aus dem Sagenkreis tritt M. durch die Inschriften über die Thaten der mächtigen Tschalukiadynastie hervor, deren Herrschaft von 450 n. Chr. bis ins 11. Jahrh. dauerte. Mit ihr teilten in dieser Zeit die Belalakönige zu Dwara-Samudra im nördlichen M. die Macht. Später dehnten die mächtigen Könige von Widschajanagar an der mittlern Tungabhadra sowie die Großmoguls zu Dehli ihre Herrschaft über M. aus. Das eigentliche Reich M. entstand aber 1610 durch Radscha Wodejar, welcher Seringapatam zu seiner Hauptstadt machte. Nach dem Erlöschen seiner Linie schwang sich unter den verschiedenen Prätendenten Haider Ali 1763 auf den Thron, den er wie sein Sohn Tippu Sahib durch Eroberungen mit großem Glanz umgab, bis der letztere im erbitterten Kampf gegen die Engländer 1799 auf den Ruinen seiner Hauptstadt Seringapatam fiel. Diese Stadt blieb seitdem ein von Dschangeln überwachsenes Trümmerfeld. Die Engländer setzten einen Nachkommen der alten Könige auf den Thron, nahmen aber 1831 infolge grober Mißregierung das Land in eigne Verwaltung und setzten erst 25. März 1881 den Tschama Radschendra Wodejar als Maharadscha ein. Doch darf der Fürst weder Forts bauen, noch alte wiederherstellen, seine Armee darf eine bestimmte Höhe nicht überschreiten (jetzt zählt sie 1000 Mann Infanterie, 32 Mann Kavallerie und 6 Geschütze); er darf keine eignen Münzen prägen, weder Salz noch Opium bereiten lassen und Europäer nur mit Bewilligung der englisch-indischen Regierung anstellen. Dagegen dürfen die Engländer Militärstationen errichten und Eisenbahnen und Telegraphen erbauen, wo sie wollen.

Vgl. Elliot, Gold, sport, and coffee planting in Mysore (Lond. 1894).

Maissur (Mysore), Hauptstadt des gleichnamigen Tributärstaates im britisch-ind. Kaiserreich (s. oben), unter 12° 18′ nördl. Br. und 76° 42′ östl. v. Gr., 1250 m ü. M., an einem Zweig der Bahn Madras-Kalikat gelegen, hat ein großes Fort mit Palast des Maharadscha, einen schönen, von Wellington erbauten Palast, jetzt Wohnung des ersten Ministers, und (1891) 74,048 Einw., davon 56,816 Hindu, 15,307 Mohammedaner und 1640 Christen.

Maistre (spr. mäſtr' oder mätr'), 1) Joseph Marie, Graf de, franz. staatsphilosophischer Schriftsteller, einer der namhaftesten Vertreter des kirchlichen Absolutismus, geb. 1. April 1754 in Chambéry, gest. 26. Febr. 1821 in Turin, war seit 1788 piemontesischer Senator, wanderte aber nach der Besitznahme Savoyens durch die Franzosen 1792 aus, kehrte später ins Königreich Sardinien zurück und ward 1803 Gesandter in Petersburg. Von hier aus förderte er nach dem Sturz Napoleons I. die Reaktion der klerikalen Partei in Turin. Da er mit den Jesuiten in enger Verbindung stand, mußte er, als diese 1817 aus Rußland verwiesen wurden, seinen Posten in Petersburg aufgeben, trat aber dafür zu Turin ins Ministerium ein und ward Vorsteher der Großkanzlei. In seinen Schriften: »Considérations sur la France« (Lond. 1796), »Essai sur le principe générateur des constitutions politiques« (Petersb. 1810) und »Du pape« (Lyon 1819, 2 Bde.) erklärt er für das einzige Heilmittel aller Übelstände die Zurückführung der Völker unter die alte Zucht und die alten Institutionen des mittelalterlichen päpstlichen Christentums. Noch sind von seinen Werken zu erwähnen: »De l'Église gallicane« (Par. 1821), »Les soirées de St-Pétersbourg« (das. 1821, 2 Bde.; neue Ausg. 1888, 2 Bde.) und sein nachgelassenes »Examen de la philosophie de Bacon« (das. 1836, 2 Bde.). Aus seinen hinterlassenen Manuskripten veröffentlichte sein Sohn, Graf Rodolphe de M.: »Lettres et opuscules inédits«, mit Biographie (Brüssel 1851, 2 Bde.; 2. Aufl. 1861). Maistres »Correspondance diplomatique« gab Alb. Blanc (Par. 1860, 2 Bde.), seine »Œuvres inédites« Graf Charles de M. (das. 1870) heraus. Neue Ausgaben seiner wiederholt aufgelegten Schriften erschienen Lyon 1864 und 1875, seiner »Œuvres posthumes« und der »Correspondance« daselbst 1883–87 in 14 Bänden. Vgl. Sybel in der »Historischen Zeitschrift«, Band 1 (Münch. 1859); J. C. Glaser, Graf Joseph de M. (Berl. 1865); R. Février, Étude sur Jos. de M., théocrate catholique (Genf 1877); Lescure, Le comte J. de M. et sa famille (Par. 1893); Paulhan, J. de M., sa philosophie (das. 1893); Descotes, J. de M. avant la Révolution (das. 1893, 2 Bde.) und J. de M. pendant la Révolution (das. 1895); Cogordan, Joseph de M. (das. 1894).

2) Xavier de, franz. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. im Oktober 1763 in Chambéry, gest. 12. Juni 1852 in Petersburg, diente anfangs im sardinischen Heer, folgte aber nach dem Feldzug von 1799 dem Feldmarschall Suworow nach Rußland, wo er ebenfalls in Militärdienst trat und Generalmajor wurde. Nachdem er seine Entlassung genommen, lebte er seit 1817 abwechselnd in Frankreich und in Petersburg. Von seinen reizenden und originellen, bis in die neueste Zeit wieder gedruckten Erzählungen sind hervorzuheben: »Les prisonniers du Caucase«, »La jeune Sibérienne«, »Le lépreux de la cité d'Aoste« und besonders »Voyage autour de ma chambre« (1794), worin er große humoristisch-satirische Begabung bekundete, und dem er später die »Expédition nocturne autour de ma chambre« (1825) folgen ließ. Seine »Œuvres« erschienen Paris 1825, 3 Bde., in neuer Ausgabe von Réaume 1876; dazu »Œuvres inédites« (1877, 2 Bde.); Didotsche Ausgabe 1880. Vgl. Rey, Xavier de M. (Chambéry 1865); Ungewitter, Xavier de M. (Berl. 1892); Mayſtre u. Perrin, Xavier de M. (Genf 1895).

Maitland (spr. mētländ), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, an der Bahn Newcastle-Tamworth und dem von hier ab schiffbaren Hunter, 30 km von dessen Mündung, Sitz eines katholischen Bischofs, hat zahlreiche Schulen, ein Nonnenkloster, ein schönes Krankenhaus, Stiefel- und Tabaksfabriken, Bootbau, große Warenhäuser und (1891) 10,220 Einw. In der Nähe Wein- und Orangenpflanzungen und Gruben von Kohle und Brandschiefer.

Maitland (spr. mētländ), John, James (Grafen) und Frederick Lewis M., s. Lauderdale.

Maitrank (Maibowle), leichter Wein (am besten Moselwein), welchen man etwas versüßt (etwa $^1/_8$ kg Zucker auf zwei Flaschen) und höchstens 10 Minuten mit einer Handvoll frischen, kurz vor der Blüte (im Mai) gesammelten Waldmeisters stehen läßt. Nicht empfehlenswert ist ein Zusatz einer Apfelsinenscheibe oder von Blättern der schwarzen Johannisbeere, der Melisse ꝛc. Maitrankessenz ist ein starker Auszug von Waldmeister, mit Hilfe dessen man zu jeder Jahreszeit M. bereiten kann. Auch kann man mit reinem Kumarin (s. d.) ein wohlschmeckendes Getränk herstellen.

Maître (franz., spr. mätr'), Herr, Gebieter, Eigentümer, Meister, Lehrer; in Frankreich Titel der Advokaten und Notare (geschrieben Mᵉ). M. des arts, Magister der freien Künste. M. de chapelle, Kapellmeister. M. des comptes, Rentmeister. M. de conferences, M. d'étude, Repetent (s. d.). M. d'école, Schulmeister. M. d'hôtel, Haushofmeister. M. des lois, Rechtsgelehrter. M. de plaisir (unfranzösisch), Anordner und Leiter geselliger Vergnügen.

Maître au Dé, Kupferstecher, s. Dé.

Maîtres des requêtes (franz., spr. mätr' dä rökät', Requetenmeister), im französischen Staatsrat neben den eigentlichen Mitgliedern Berichterstatter zur Vorbereitung der Sachen. Die M., 30 an der Zahl, werden vom Präsidenten der Republik ernannt; sie müssen mindestens 27 Jahre alt sein. Sie halten Vortrag über die minder wichtigen Eingänge und haben in den Angelegenheiten, in denen sie vortragen, entscheidende, sonst aber, wie die dem Staatsrat zugeteilten Auditoren (Hilfsarbeiter), nur beratende Stimme. In Verwaltungsstreitsachen (contentieux et conflits de juridiction administrative) vertritt ein solcher Beamter gleichsam als Staatsanwalt die Regierung. Auch der Generalsekretär des Staatsrats hat Titel und Rang eines M. Das Institut der M. kam früher in der französischen Verwaltung in vielfacher Anwendung vor. Bei den Parlamenten (den obersten Gerichtshöfen) gab es besondere Requetenkammern, welche über die ihnen zugewiesenen Gesuche entschieden. M. hießen früher die Räte zweiter Klasse, welche in der Ministerialinstanz über Bittschriften und Gesuche vorzutragen hatten.

Maîtresse (spr. mä-), Herrin; jetzt fast nur in der Bedeutung: Geliebte, Kebsweib gebräuchlich.

Maittaire (spr. mätär'), Michel, franz. Philolog u. Bibliograph, geb. 1668 in Frankreich, gest. 7. Aug.

1747 in London, ging 1685 nach Aufhebung des Edikts von Nantes mit seinen protestantischen Eltern nach England, wo er zuerst auf der Westminsterschule zu London, dann auf dem Christ Church College zu Oxford studierte. Er unternahm hierauf wissenschaftliche Reisen nach Holland und Frankreich und wurde 1695, nach London zurückgekehrt, an der erstgenannten Schule als Lehrer angestellt, gab jedoch bereits 1699 diese Stellung auf, um sich nur noch dem Privatunterricht u. seinen litterarischen Publikationen zu widmen. Der Lord Chesterfield übertrug ihm die Erziehung seines natürlichen Sohnes Stanhope. Unter seinen litterarischen Produktionen sind neben seinen Ausgaben der römischen Klassiker (Lond. 1713—22, 27 Bde., gegenwärtig eine bibliographische Seltenheit) vor allem zu nennen sein Hauptwerk, die »Annales typographici« (Haag, Amsterd. und Lond. 1719—1725, 9 Teile in 5 Bdn.), welche die Titel aller bis 1664 gedruckten Bücher enthalten. Es wurde von Denis mit einem Supplement (Wien 1789, 2 Teile) bereichert und bildet die Grundlage einer freilich nur bis 1536 reichenden Neubearbeitung Panzers (»Annales typographici«, Nürnb. 1793—1803, 11 Bde.), die noch jetzt das wichtigste Nachschlagewerk für die ältere Druckgeschichte ist.

Maiwurm (Ölkäfer, Meloë *L.*), Gattung aus der Familie der Blasenkäfer (Vesicantia), Käfer mit dreieckigem Kopf, nierenförmigen Augen, perlschnurförmigen Fühlern, kleinem, rundlichem oder viereckigem Thorax, verkürzten, einzeln abgerundeten, klaffenden, an der Basis übereinander greifenden Flügeldecken, ohne Flügel, mit kräftigen Beinen. Die Gattung ist in der Alten Welt und an der Westküste Amerikas vertreten; die etwa 70 Arten sind meist dunkelblau oder schwarz, träge und kriechen im ersten Frühjahr, am zahlreichsten im Mai, im Gras und auf Wegen herum. Bei der Berührung tritt aus den Gelenken der Beine ein scharfer, blasenziehender, Kantharidin enthaltender, gelber, zäher Saft hervor. Das Weibchen legt in zolltiefe, selbstgegrabene Löcher über 1000 walzenförmige gelbe Eier, aus welchen nach drei Wochen kleine schwarze Larven auskriechen, die in Blüten und von diesen aus auf Bienen zu gelangen suchen. Von der Biene gelangt die Larve (Bienenlaus, s. Tafel »Bienen«, Fig. 11) in die Bienenzelle und erleidet hier eine Hypermetamorphose (s. Blasenkäfer). Der blaue M. (M. proscarabaeus *L.*), bis 2,5 cm lang, bläulichschwarz, violett schimmernd, am Kopf und dem hinten gerade abgeschnittenen Halsschild grubig punktiert, kommt schon im April im Gras und an Wegen vor. Der echte M. (M. variegatus s. majalis *L.*, s. Tafel »Käfer«), bis 2,6 cm lang, schwarz, glatt, mit oben am Hinterrand meist rotgelb gesäumten Hinterleibsringeln und an der Spitze ausgerandetem letzten Fühlerglied, ist seltener. Früher wurde ein öliger Auszug des Maiwurms gegen Tollwut benutzt.

Maizena, s. Mais.

Maja, s. Amadinen und Krabben.

Maja (auch Majesta), röm. Göttin gleichen Wesens wie Fauna, Bona Dea oder Ops, Gemahlin des Vulkan, eine Wachstum verleihende Naturgöttin, welcher alljährlich am ersten des nach ihr genannten Mai ein Schwein geopfert wurde (s. Bona Dea). Später wurde sie mit der griechischen Maia (s. d.), der Mutter des Hermes, identifiziert.

Mâjâ (»Trug, Täuschung«), in der ind. Mythologie das weibliche Prinzip der schaffenden Gottheit, die Weltmutter, insofern die Welt in ihren äußern Erscheinungen als eitel Täuschung und Schein aufgefaßt wird, während nur die Gottheit wahre Existenz hat. Dargestellt wird M. als schönes, verschleiertes Weib, das in den Falten seines Schleiers die Bilder aller erschaffenen Wesen zeigt.

Maja, Fluß in der russisch-sibir. Provinz Jakutsk, entspringt am Westabhang der Ochotskischen Berge, 100 km vom Ochotskischen Meer, und mündet nach 1100 km langem Lauf, wovon 470 km schiffbar, unter 60° 25' nördl. Br. bei Ust-Maiskaja in den Aldan.

Majaki, Hafenstadt (seit 1862) im russ. Gouv. Cherson, Kreis Odessa, am Dnjestr, mit (1889) 4255 Einw., welche sich mit Handel, Schiffahrt, Fischerei, Garten- u. Weinbau beschäftigen. M. hat Bedeutung für den Handel Odessas, indem die dahin bestimmten Waren, welche auf dem Dnjestr aus dem Innern kommen, hier zur Weiterbeförderung auf dem Landweg ausgeladen werden.

Majano, 1) Giuliano da, ital. Bildhauer und Architekt, geb. 1432 in Majano, gest. 1490, ward von König Alfons nach Neapel berufen, wo er den später niedergerissenen Sommerpalast Poggio Reale und die Porta Capuana, eins der schönsten Thore der Renaissance, um 1484 errichtete. Er war vorzugsweise als Dekorateur (Intarsiator) in Marmor und Holz (Thüren, Decken, Chorstühle etc.) thätig.

2) Benedetto da, neben Ghiberti und Donatello einer der Begründer der Florentiner Plastik, auch Architekt, Bruder des vorigen, geb. 1442 in Majano, gest. 1497, war anfangs auch Intarsiator, wendete sich aber dann der Bildhauerkunst zu. Von seinen Werken sind hervorzuheben: das Grabmal des Filippo Strozzi in Santa Maria Novella zu Florenz, die Reliefmedaillons Giottos und des Musikers Squarcialupo (von 1490) im Dom zu Florenz, eine Verkündigung der Maria in Monte Oliveto, die Marmorkanzel in Santa Croce zu Florenz, mit fünf Bildern aus dem Leben des heil. Franziskus (um 1475), das Grabdenkmal des heil. Savinus im Dom zu Faenza, der Altar des heil. Bertoldus in S. Agostino zu San Gimignano und das Marmorciborium in San Domenico zu Siena. Bei seinem Landgut außerhalb Prato baute er eine noch erhaltene schöne Kapelle, in deren Nische er eine Madonna aus Thon anbrachte (jetzt im Dom zu Prato); am Sockel stellte er den toten Christus, die Madonna und St. Johannes in Marmor dar. Nach Majanos Entwurf wurde 1489 der Palazzo Strozzi in Florenz, eins der Hauptwerke der toscanischen Palastbaukunst (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 1), begonnen. Von seinen außerhalb Italiens befindlichen Werken sind die bemalte Thonstatue einer Madonna mit dem Kind und die bemalte Thonbüste des Filippo Strozzi im Berliner Museum, die Marmorbüste desselben im Louvre zu Paris hervorzuheben. M. war ebenfalls trefflicher Marmor- und Holzdekorateur; mit seinem Bruder fertigte er das Getäfel der Sagrestia nuova im Dom zu Florenz, allein die Marmorthür des Audienzsaales im Palazzo vecchio.

Majdan, s. Kurgane.

Majdanpek (auch Pek-Majdan), Flecken und wichtiger Bergwerksort im Königreich Serbien, Kreis Krajina, links am Kleinen Pek, mit 1310 Einw. Der wohl schon von den Römern hier betriebene Bergbau auf Kupfer und Eisen wurde 1848 wieder aufgenommen und befindet sich seit 1868 in den Händen einer englischen Gesellschaft. Die Erze sind sehr reich, sie enthalten 7—8 Proz. Kupfer. Das zu M. gehörende Areal bedeckt 24,340 Hektar, größtenteils Waldland.

Erst 1 km westlich von M. befindet sich die Eisenhütte, etwa 4 km weit zwei Kupferhütten nebst Hammerwerk.

Majebashi, Stadt in der japan. Provinz Kotsuke auf Hondo, auf einer Insel des Tone, mit Tokio durch Eisenbahn verbunden, Mittelpunkt sehr bedeutender Seidenraupenzucht, welche die beste japanische Rohseide erzeugt, mit (1890) 32,129 Einw.

Majella, Gebirgsstock der Abruzzen in der ital. Provinz Chieti, zwischen den Thälern der Pescara und des Sangro, im Monte Amaro 2795 m hoch.

Majesta, Göttin, s. Maja.

Majestät (lat. majestas, »Erhabenheit, Hoheit«), Bezeichnung der höchsten Gewalt und Würde im Staat, welche in der römischen Republik beim gesamten Volk (majestas rei publicae und majestas populi romani) ruhte. Nach dem Sturz der Republik ging mit der Gewalt auch der Name der M. auf die Imperatoren (Augusti) und von diesen in der Folge auf die römisch-deutschen Kaiser über. Den Königen wurde dieser Titel viel später zugestanden, und noch in dem Friedensvertrag von Cambrai von 1529 ward er nur dem Kaiser Karl V. zugeteilt. Bei den Friedensverhandlungen zu Crépy 1554 dagegen führte Karl V. den Titel »Kaiserliche M.« und Franz I. »Königliche M.« In dem Friedensschluß von Cateau-Cambrésis von 1559 kommt zuerst der Titel »Allerchristlichste und Katholische M.«, als dem französischen König zustehend, vor, während sich die spanischen Könige »Katholische M.« (magestad catolica), die Könige von Portugal »Allergetreueste M.« (magestade fidelissima) und die Könige von Ungarn »Apostolische M.« nennen. In England legte sich zuerst Heinrich VIII. den Titel M. bei, welchem später noch der Zusatz most gracious, gnädigste, hinzugefügt wurde. Etwa seit dem Westfälischen Frieden wird der Majestätstitel von den Königen allgemein unbeanstandet geführt. Gegenwärtig steht er allen Kaisern und Königen des zivilisierten Staatenkreises zu. Es wird aber von dem bloßen Titel M. das Recht der M. (*Majestätsrecht*), d. h. die dem Souverän persönlich zukommende höchste Würde, unterschieden, welch letztere jedem souveränen Fürsten zusteht. Diese persönliche M. ist ein Ausfluß der Unverletzlichkeit des Herrschers, vermöge welcher derselbe unverantwortlich ist und Vergehungen gegen seine Person als *Majestätsverbrechen* (s. d.) angesehen werden. Im übrigen werden als *Majestätsrechte* (*Souveränitätsrechte*) die dem Staatsoberhaupt als solchem zustehenden Herrscher- oder Hoheitsrechte bezeichnet. Der Titel M. kommt auch den ebenbürtigen Gemahlinnen der gekrönten Häupter zu und verbleibt auch abtretenden Monarchen, während jene persönliche M. nur regierenden Fürsten zukommt.

Majestätsbeleidigung, s. Politische Verbrechen.

Majestätsbrief, Bezeichnung staatsrechtlicher Urkunden deutscher Kaiser, welche den Unterthanen gewisse Rechte und Freiheiten verbrieften. Vorzüglich wichtig wurde der vom Kaiser Rudolf II. erteilte M. vom 12. Juli 1609, worin den Evangelischen in Böhmen gleiche Rechte mit den dortigen Katholiken eingeräumt wurden, und dessen Beiseitesetzung in einem wesentlichen Punkt (Kirchenbau protestantischer Unterthanen katholischer Grundherren) 1618 durch den Kaiser Matthias den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (s. d.) veranlaßte. Nach der Schlacht am Weißen Berg 16. Nov. 1620 ward dieser M. vom Kaiser Ferdinand II. eigenhändig durchschnitten. Vgl. Gindely, Geschichte der Erteilung des böhmischen Majestätsbriefs (Prag 1858).

Majestätsrechte, s. Majestät.

Majestätsverbrechen, Verbrechen wider die Majestät des Staates, z. B. durch Hochverrat, Landesverrat, oder gegen die Majestät des Staatsoberhauptes, z. B. durch Hochverrat, Beleidigung desselben oder seiner Angehörigen; s. Politische Verbrechen.

Májkow, *Apollon Nikolajewitsch*, einer der größten neuern russ. Dichter, geb. 4. Juni (23. Mai) 1821 in der Nähe von Moskau als der Sohn eines bekannten Malers, studierte 1837—41 in Petersburg die Rechte, beschäftigte sich aber ebensosehr mit Poesie und Malerei und bereiste 1842—43 das Ausland, besonders Italien. Diese Reise war für seine ganze künstlerische Entwickelung entscheidend. Die alten Meister und die Antike, die er nun kennen lernte, erweiterten den Horizont seiner Kunstanschauungen, und er wurde ein begeisterter Verehrer des Hellenismus sowie der italienischen Malerei. Nach Petersburg zurückgekehrt, trat er in den Staatsdienst, wurde bald darauf Bibliothekar am Rumjanzowschen Museum und erhielt alsdann eine Anstellung bei der sogen. ausländischen Zensur. M. gehört zu den wenigen Dichtern Rußlands, welche einer idealern Richtung huldigen, und zeichnet sich insbes. durch große Formvollendung aus. Bereits 1841 war eine erste Sammlung kleiner Gedichte von ihm erschienen; ihr folgten »Zwei Schicksale« (1845), »Römische Skizzen« (1847), »Alcibiades«, »Anakreon« ꝛc. Sein Hauptwerk ist das dramatische Gedicht »Zwei Welten« (vollständig erschienen erst 1872), das das Zusammenstoßen der heidnischen und christlichen Welt zur Zeit des Untergangs Roms schildert, mit dem Prolog »Drei Tode« (geschrieben 1841—52, gedruckt 1857). Als Epiker bewährte er sich in den Dichtungen: »Savonarola«, »Der Dom von Clermont«, »Die Beichte der Königin« und »Die Fürstin«, dem originellsten Werk Majkows. Auch eine große Anzahl von Heines Gedichten hat er ins Russische übertragen. Die neueste (sechste) Ausgabe seiner Werke erschien in Petersburg 1893 in 3 Bänden.

Majóli, *Thomas*, ital. Bücherliebhaber in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., über dessen Lebensumstände nichts bekannt ist. Sein Name hat sich nur durch einige Büchereinbände erhalten, deren Ornamentik in Golddruck und farbiger Bemalung auf orientalische Vorbilder zurückgeht. Sie tragen wie die Grolierbände meist die Inschrift: Tho. Majoli et amicorum und werden jetzt vielfach nachgeahmt. S. Art. »Buchbinden« und Tafel »Bucheinbände II«, Fig. 4.

Majólika, aus dem Italienischen herrührende Bezeichnung für alle farbig glasierten italienischen Fayencen des 15. und 16. Jahrh. (Fliesen, Kacheln, Altäre, Reliefs, Prunk- und Gebrauchsgeschirr), im modernen Sinn für alle bemalten und glasierten Thonwaren. Näheres s. bei Keramik, S. 54.

Majolikamalerei (*Fayencemalerei*), die Bemalung von rohen Thongefäßen und -Platten mit Ornamenten, Figuren, Pflanzen ꝛc. Sie wurde seit dem 15. Jahrh. in Italien lebhaft betrieben und ist neuerdings wieder in Frankreich, England, Deutschland und Italien stark in Aufnahme gekommen, wo sie sowohl von Künstlern (in Frankreich namentlich in der Fabrik von Th. Deck in Paris, in Dresden von W. Timm) als ganz besonders von Dilettanten betrieben wird. Die M. bildet einen Haupterwerbszweig kunstübender Damen. Die Farben zur M. wurden früher trocken in den Handel gebracht und mit Wasser oder Öl angerieben, werden jetzt aber meist in Tuben

oder Fläschchen zum Malen fertig präpariert geliefert (Spielhagen u. Komp. in Berlin). Man kann sie auch in Form von Pulvern haben, die dann mit Terpentinöl angerieben werden. Das Rohmaterial (der unbemalte Scherben) ist ebenfalls in den Kunstläden käuflich. Es sind zumeist viereckige Platten als Untersätze oder zu Dekorationen zusammengesetzt, Teller, Schalen, Schüsseln, Krüge, Vasen, Kannen, Jardinièren u. dgl. Die Zeichnung wird aufgepaust, und die Umrisse werden mit dünner brauner oder schwarzer Majolikafarbe ausgezogen. Nach Vollendung der Malerei erfolgt das Glasieren und Brennen. Man malt auch mit Majolika-Relieffarben, welche stark aufgetragen werden können. Vgl. Freitag, Die Kunst der Öl-, Aquarell-, Holz-, Stein-, Porzellan- und Stoffmalerei (Wien 1885); Drews, Anleitung zur M. (Berl. 1883); Schlieder, Die M. zum Selbstunterricht (das. 1886); Romanoff, Die Behandlung der Schmelzfarben (das. 1887); Dubovszky, Anleitung zur M. (Wien 1893). Vorlagen für M. findet man unter anderm in den »Kunstscherben« von G. Spielhagen (Berl. 1882—84, 12 Tafeln) und in den Werken über alte Keramik (s. d.).

Majonnaise, s. Mayonnaise.

Majōr (früher Oberstwachtmeister), in den meisten Heeren die unterste Stabsoffizierscharge (vgl. Offiziere); meist Kommandeur eines Bataillons etc.; in Frankreich Bezeichnung für einen Verwaltungsoffizier, im Gegensatz zu dem Commandant des Bataillons; M. général, s. General. In Rußland ist die Charge des Majors jetzt abgeschafft. Der Titel M. tritt zuerst im 16. Jahrh. auf und stammt unmittelbar aus dem Spanischen (mayór).

Mājor (eigentlich Meier), Georg, luther. Theolog, geb. 1502 in Nürnberg, gest. 28. Nov. 1574 in Wittenberg, war ein Schüler Luthers und Melanchthons in Wittenberg, ging 1529 als Rektor an die Schule zu Magdeburg, wurde 1535 Pfarrer in Eisleben und 1536 Professor der Theologie und Prediger zu Wittenberg, als welcher er an dem zweiten Regensburger Religionsgespräch 1546 und an den Verhandlungen über das Leipziger Interim 1548 teilnahm. Aus dieser Thätigkeit entwickelte sich seine Kontroverse (Majoristischer Streit) mit Nikolaus Amsdorf über das Verhältnis des Glaubens zu den guten Werken, deren Notwendigkeit zur Seligkeit M., hierin zunächst von Menius unterstützt, behauptete, während Amsdorf (s. d.) die guten Werke als schädlich zur Seligkeit hinstellte und an Flacius (s. d.) und Strigel Kampfgenossen fand. M., der 1550 Superintendent in Eisleben geworden, aber schon im folgenden Jahr zu seiner Thätigkeit in Wittenberg zurückgekehrt war, nahm, um Mißdeutungen zu verhüten, 1562 seinen Ausdruck zurück. Die lutherische Konkordienformel verwarf beide Meinungen. Seine gesammelten Werke veröffentlichte er teilweise selbst zu Wittenberg 1569.

Major (spr. mēdsch'r), Richard Henry, engl. Historiograph, geb. 1818, gest. 25. Juni 1891, trat 1843 als Beamter in das Britische Museum, war von 1849—58 Sekretär der Hackluyt Society, von 1866—81 Sekretär der Londoner geographischen Gesellschaft und von 1881—84 Vizepräsident derselben. Von seinen zahlreichen, größtenteils der Entdeckungsgeschichte gewidmeten Arbeiten erwähnen wir: »The voyages of the Venetian brothers Nicolo and Antonio Zeno« (Lond. 1873); »Early voyages to Terra Australis« (1859); »The discoveries of Prince Henry the Navigator« (1877).

Majorān, Pflanzengattung, s. Origanum.

Majorāna-Calatabiāno, Salvatore, ital. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 25. Dez. 1826 in Militello bei Catania, erwarb 1850 die Doktorwürde, ward dann Professor der Nationalökonomie an der Universität in Catania, 1854 in Messina, 1860 wieder in Catania, beteiligte sich 1860 sehr lebhaft an der nationalen Erhebung und ward zum Mitglied des italienischen Parlaments gewählt, dem er bis zu seiner Ernennung zum Senator 1879 angehörte. 1876—77 und 1878—79 war er Minister des Handels und Ackerbaues. Freihändlerisch gesinnt, schloß er 1877 die Handelsverträge mit Frankreich und Griechenland und 1878 den mit Österreich-Ungarn ab. Er schrieb unter anderm: »Cenno delle lezioni sulla teoria giuridica« (1856—58), »Trattato di economia politica, teorie fondamentali« (1865—66), »Lezioni di finanza« (1887—88) u. a. — Sein älterer Sohn, Giuseppe M., geb. 23. Sept. 1863 in Catania, ist Professor der Statistik daselbst; der jüngere, Angelo C., geb. 4. Dez. 1865 in Catania, Professor der Rechts- und Finanzwissenschaften daselbst.

Majorāno, Sänger, s. Caffarelli.

Majorānöl (Mairanöl), ätherisches Öl, welches aus blühendem Mairankraut (Origanum Majorana) durch Destillation mit Wasser gewonnen wird, ist dünnflüssig, gelblichgrün oder hellgelb, riecht durchdringend, schmeckt erwärmend scharf, spez. Gew. 0,895—0,921, reagiert schwach sauer, löst sich schwer in Wasser, mischt sich mit Alkohol und Äther und besteht aus einem sauerstoffhaltigen Körper (vielleicht $C_{15}H_{24}.H_2O$) mit wenig Terpen. Bei —15° scheidet es ein Stearopten (Majorankampfer) ab. Man benutzt es zum Parfümieren der Seife und in der Medizin.

Majoransalbe (Majoranbutter), s. Salben.

Majorāt (vom span. mayorazgo, lat. Primogenium), ursprünglich bei den spanischen Fürsten jedes Verhältnis, für welches die Erstgeburtsfolge gilt, im besondern jene in Spanien seit der Mitte des 14. Jahrh. nachgewiesenen Güter, welche nach der Verfügung des Stifters unveräußerlich auf die Nachkommenschaft des ersten Inhabers nach Erstgeburtsrecht übergehen sollten. Die Majorate im letztern Sinne haben in Deutschland unter dem Namen Familienfideikommisse Eingang gefunden (s. Fideikommiß), während das Wort M. auf eine einzelne Successionsart übertragen wurde, nämlich auf diejenige Erbfolge, wonach zunächst die Gradesnähe, zwischen mehreren gleich Nahen aber das höhere Alter entscheidet. Zur Veranschaulichung des Unterschiedes zwischen Primogenitur (s. d.), M. und Seniorat (s. d.) diene folgendes Beispiel: A stirbt und hinterläßt drei Enkel, Söhne seines vorverstorbenen erstgebornen Sohnes, ferner zwei nachgeborne Söhne und zwei Brüder. Nach der Primogeniturordnung wird Erbe der älteste Enkel, nach dem M. der ältere der zwei nachgebornen Söhne, nach dem Seniorat der ältere Bruder.

Majorca (ital.), soviel wie Mallorca (s. d.).

Major domus (auch Princeps, Praefectus, Rector palatii, deutsch »Hausmeier«, franz. Maire du Palais), ursprünglich der Oberste des unfreien Hausgesindes, der Seneschall oder Altknecht, am Hofe des Königs der oberste Hausbeamte, der die Aufsicht über das Hauswesen und den Hofstaat führte. Majores domus finden sich bei den Franken, Ostgoten, Burgundern, Vandalen, Langobarden und Angelsachsen. Am merowingischen Hofe findet sich der M. zuerst unter

den Enkeln Clodwigs, wo der König, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen Hausmeier hatten. Später, als das Amt des M. politische Bedeutung gewann, wurde der Titel auf die Hausmeier des Königs, bez. bei Teilung des Reiches, der Könige beschränkt; so gab es einen neustrischen, austrasischen und burgundischen M. Seit der Wende des 6. und 7. Jahrh. ist der M. Anführer der königlichen Antrustionen, oberster Aufseher des Domänenwesens, erster weltlicher Beisitzer im Königsgericht und bei Minderjährigkeit des Königs Regent. Aus einem Hofamt wurde das Hausmeiertum ein Staatsamt, während die hauswirtschaftlichen Funktionen besondern Seneschallen übertragen wurden. Gegen Ende der merowingischen Zeit treten an die Stelle der frühern Thronstreitigkeiten der Teilkönige die Kämpfe um die Hausmeierwürde. Nach dem Siege bei Testri (687), durch den Pippin von Herstal, der austrasische M., den neustrischen M. überwand, behandelten die Arnulfinger das Hausmeieramt als Erbgut ihres Geschlechts. Pippin ernannte nach dem Tode seines Sohnes Grimoald (714) einen unehelichen und unmündigen Sohn zum neustrischen M. Karl Martell teilte 741 mit Zustimmung der Großen das Hausmeieramt unter seine Söhne Karlmann und Pippin. Das Hausmeiertum ist in seiner letzten Zeit die Form der Reichsregierung; vom 8. Jahrh. führte der M. den Vorsitz im Hofgericht, er setzt den König ein; Karl Martell und seine Söhne regierten zeitweise ohne jeden König. Pippin der Kleine ließ endlich 752 zu Soissons den letzten merowingischen König, Childerich III., absetzen und sich selbst auf den Thron der Franken erheben, womit das Amt des M. aufhörte. Vgl. Pertz, Geschichte der merowingischen Hausmaier (Hannov. 1819); Zinkeisen, De Francorum majore domus (Jena 1826); Bonnell, De dignitate majoris domus (Berl. 1858); Schöne, Die Amtsgewalt der fränkischen majores domus (Braunschw. 1856); Hermann, Das Hausmeieramt (Bresl. 1880).

Majorenn (mittellat.), großjährig; Majorennisierung (Jahrgebung, Venia aetatis), die Großjährigerklärung eines Minderjährigen durch landesherrliches Reskript (s. Alter, S. 442); Majorennität, soviel wie Großjährigkeit (s. d.).

Majorescu, Titus, rumän. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1840 in Bukarest, Sohn des verdienten Gelehrten Johann M. (gest. 1840), studierte in Deutschland und Frankreich Philosophie und Jurisprudenz und wurde 1862 Professor der Philosophie an der Universität in Jassy. M. war das litterarische Haupt der Gesellschaft »Junimea«, die in der Geschichte der rumänischen Litteratur von epochemachender Bedeutung war; sein Scharfsinn machte ihn zum einflußreichsten Mann in der litterarischen Bewegung seines Landes, obwohl M. sich durch keine reiche Produktivität ausgezeichnet hat. 1874—76 war er Unterrichtsminister im Kabinett L. Catargiu und im Sommer des letztgenannten Jahres diplomatischer Agent Rumäniens in Berlin. Später wirkte er als Parlamentsdeputierter. Der wesentliche Teil seiner Schriften ist gesammelt in »Critice« (Bukar. 1874); außerdem veröffentlichte er: »Poesia rumana« (1867), »Logica« (1876), »Patru novele« (1882), »Precedente constitutionali« (1886) und in deutscher Sprache: »Einiges Philosophische in gemeinfaßlicher Form« (Berl. 1861).

Major général (franz., spr. maschōr schenerāll), s. General.

Majōri, Stadt in der ital. Provinz Salerno, am Golf von Salerno, östlich von Amalfi gelegen, hat ein altes Kastell, Orangen- und Limonenkultur, Teigwaren- und Papierfabrikation und (1881) 3125 (als Gemeinde 4993) Einw. Nahe westlich Minori mit 1210 (als Gemeinde 3486) Einw.

Majoriānus (Majorinus), Julius, einer der letzten Kaiser des weström. Reichs, suchte, nachdem er 457 n. Chr. von Ricimer, dem Anführer der in Italien stehenden ausländischen Truppen, wegen seiner militärischen Tüchtigkeit auf den Thron erhoben worden war, durch weise Gesetze und Anordnungen die innern Zustände des zerrütteten Reiches zu verbessern und wußte auch nach außen das Ansehen desselben auf kurze Zeit herzustellen. Er wies die Vandalen zurück, welche 458 eine Landung in Ostia versuchten, durchzog an der Spitze eines Heeres Gallien und Spanien und wurde nur dadurch, daß seine Flotte durch einen Überfall im Hafen von Cartagena zerstört wurde, an einem Angriff auf das Vandalenreich in Afrika verhindert. Nach seiner Rückkehr wurde er 461 von Ricimer aus Neid gestürzt und kurz darauf ermordet. Ein von Sidonius Apollinaris auf M. verfaßter Panegyrikus ist erhalten.

Majōri cedo, lat. Spruch: »Ich weiche dem Größern«, vor dem Größern trete ich zurück.

Majorisieren (neulat.), überstimmen, durch Stimmenmehrheit zwingen oder vergewaltigen.

Majoristen, die Mitglieder des katholischen Klerus vom Subdiakonat an aufwärts im Gegensatz zu den Minoristen, welche nur die niedern Weihen empfangen haben. S. Ordination.

Majoristischer Streit, s. Major (Georg).

Majorität (mittellat.), Stimmenmehrheit bei einer Wahl oder Abstimmung (s. d.), im Gegensatz zur Minorität (Minderheit). Man unterscheidet zwischen absoluter und relativer M., je nachdem ein Antrag oder bei einer Wahl ein Kandidat mehr Stimmen für sich hat als alle übrigen zusammen (also jedenfalls mehr als die Hälfte aller abgegebenen Stimmen) oder nur mehr Stimmen als jeder einzelne für sich allein genommen. Bei den deutschen Reichstagswahlen ist absolute M. erforderlich. Ergibt sich eine solche im ersten Wahlgang nicht, so kommt es zwischen den beiden Kandidaten, welche die meisten Stimmen erhalten haben, zur Stichwahl (s. Wahl). Zuweilen wird auch zwischen einfacher und gesteigerter (potenzierter) M. unterschieden, indem man alsdann unter der erstern die absolute (einfache) Mehrheit, unter potenzierter M. eine solche versteht, welche eine größere Stimmenzahl darstellt, wie z. B. wenn gesetzlich Zweidrittelsmehrheit für Verfassungsänderungen gefordert ist.

Majotta, Insel, s. Mayotta.

Majuba (Amajuba), isolierter Tafelberg in den Drakenbergen im äußersten Nordwesten der britisch-südafrikan. Kolonie Natal, der sich felsig und steil zu 1950 m erhebt. Hier erlitten die britischen Truppen 27. Febr. 1881 durch die Buren eine Niederlage.

Majuma, Name der syrischen Venus, welche besonders in Antiochia und Gaza, aber auch in griechischen und römischen Seestädten, wie Ostia, in ausschweifender Feier verehrt wurde.

Majumba, Hafenstadt der Küste von Französisch-Kongo, unter 3° 20′ südl. Br., am Fluß Jumbo, mit englischen, deutschen und portugiesischen Faktoreien und einer spanischen auf dem andern Flußufer.

Majunga (Madsanga, Mojanga), Hafenstadt an der Nordwestküste der Insel Madagaskar,

unter 45° 43′ südl. Br., an der Einfahrt der tief ins Land eindringenden Bombetokebai, in die weiter südwärts der Betsiboka mündet, mit 6—7000 Einw., Sakalaven, Kaffern, Arabern, einigen reichen Hindu, welche den Handel in Händen haben, und Hova. Arabische Kaufleute ließen sich hier schon zu Marco Polos Zeit nieder, später wurde die Stadt von portugiesischen Schiffen und Seeräubern wiederholt gebrandschatzt, blühte aber trotzdem und erstreckte sich 2 km an der Küste hin. Südlich davon die Forts Ambohitromby und Maevarana, die Anfangspunkte einer durch Forts geschützten Straße nach der Hauptstadt Antananarivo, die in dem letzten Krieg (1894/95) für die Franzosen die Verbindung mit der Küste sicherte.

Majunke, Paul, ultramontaner Publizist, geb. 14. Juli 1842 zu Groß-Schmograu in Schlesien, studierte 1861—66 in Breslau zuerst die Rechte, dann katholische Theologie, wurde Kaplan in Neusalz a. O. und Breslau, war 1869—70 Redakteur der »Kölnischen Volkszeitung«, dann Kaplan in Grottkau und seit März 1871 Chefredakteur des ultramontanen Zentralorgans »Germania« in Berlin, das er bis 1. Okt. 1878 nicht ohne Geist und mit unleugbarem Geschick, aber in schroffer Opposition gegen das neue Deutsche Reich und Preußen leitete. In seinem ultramontanen Eifer machte sich M. sogar zum Verteidiger der Louise Lateau (s. d.), über welche er eine besondere Schrift herausgab (»Luise Lateau«, 2. Aufl., Berl. 1875). 1874 wurde er in den Reichstag und 1878 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt. Nachdem er wegen Preßvergehen schon mehrfach bestraft worden, wurde er im Dezember 1874, nachdem er von neuem zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war, während der Reichstagssession verhaftet, was zu einer heftigen Debatte im Reichstag 12. und 16. Dez. Anlaß gab. 1884 zum Pfarrer in Hochkirch bei Glogau ernannt, legte er seine Mandate nieder und zog sich vom politischen Leben zurück. Er schrieb: »Geschichte des Kulturkampfes in Preußen« (Paderb. 1886), »Geschichtslügen« (anonym, 13. Aufl., das. 1895), »Ludwig Windthorst« (Frankf. 1891), »Luthers Lebensende« (5. Aufl.), »Luthers Testament an die deutsche Nation« (mit noch andern als »Gesammelte Lutherschriften«, Mainz 1894), insgesamt ultramontane Tendenzschriften.

Majuro, eine der Marshallinseln (s. d.).

Majus, Beiname des römischen Jupiter als eines Frühlingsgottes, das männliche Korrelat zur Maja (s. d.).

Majuskel (lat.), alte Bezeichnung der »großen« Buchstaben (literae majusculae) im Gegensatz zu den »kleinen« (literae minusculae). Die Majuskelschrift ist die Urform der lateinischen Schrift, aus der sich alle andern Schriftarten entwickelt haben. Vgl. Paläographie. In der Buchdruckerei nennt man M. und Minuskel meist Versalien und Gemeine.

Makadam, Makadamisieren, s. Mac Adam und Straßenbau.

Makah (Makka), Indianerstamm der Nordwestküste Amerikas, im nördlichen Teil von Washington-Territorium, wo 1890 in der Neah Bay-Agentur bei Kap Flattery 457 Seelen lebten.

Makako (Makak, Inuus *Geoffr.*), Affengattung aus der Familie der Schmalnasen (Catarrhini), untersetzt gebaute Tiere mit mäßig langen und starken Gliedmaßen, fünfzehigen Vorder- und Hinterhänden mit langem Daumen, Backentaschen und Gesäßschwielen. Diese Gattung mit etwa 25 Arten bildet ein Verbindungsglied zwischen Meerkatzen und Pavianen. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika, China, Japan, die langschwänzigen Ostindien. In der Urzeit waren sie über einen großen Teil Europas verbreitet, und noch gegenwärtig gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. A. Schwanz fast so lang oder länger als der Körper: Macacus *Desm.* Der Makak (Javaneraffe, Monjet, M. cynomolgus *L.*, s. Taf. »Affen IV«, Fig. 4), 1,15 m lang mit 50—58 cm langem Schwanz, oberseits olivenbräunlich grün, unterseits weißlichgrau, an Händen, Füßen und Schwanz schwärzlich, im Gesicht bleigrau, zwischen den Augen weißlich, bewohnt Ostasien, namentlich die großen Sundainseln, und ist stellenweise sehr gemein. Daher ist er auch in allen Menagerien und Tiergärten zu finden und spielt auch im Affentheater eine bedeutende Rolle. Er pflanzt sich leicht in der Gefangenschaft fort. Das Weibchen ist 7 Monate trächtig. Der Hutaffe (M. sinicus *Geoffr.*), 45 cm lang, mit ebenso langem Schwanz, grünlichgrau, unten weißlich, an Händen und Ohren schwärzlich, bewohnt die Wälder Malabars und wird von den Eingebornen verehrt; sie bauen ihm Tempel und Fruchtgärten. Er ist in der Gefangenschaft munter, gelehrig, ein echter Affe und daher sehr beliebt. B. Schwanz nur halb so lang als der Körper: Rhesus *Wagn.* Der Bunder (Lapunder, M. Rhesus *Geoffr.*), 50—65 cm lang, mit 20 cm langem Schwanz, oberseits grünlich oder fahlgrau, unterseits weiß, Gesicht, Ohren und Hände hell kupferfarben, Gesäßschwielen lebhaft rot, regelmäßig verwechselt mit M. erythraeus *Wagn.*, lebt wie letzterer in Indien, ist mürrisch, reizbar, genießt wie der Hulman (s. Schlankaffe) göttliche Verehrung; man pflanzt für ihn große Fruchtgärten an und läßt auf dem Feld einen Teil der Ernte für ihn zurück. Der Wanderu (Bartaffe, M. Silenus *Wagn.*), 1 m lang, mit 25—35 cm langem, am Ende gequastetem Schwanz, glänzend schwarz, unterseits licht bräunlichgrau, mit mähnenartigem, weißem Vollbart, lebt in Malabar, nährt sich von Knospen und Baumblättern, verwüstet oft die Gärten, wird aber trotzdem hoch geschätzt und benimmt sich in der That, wenn er eingefangen und erzogen wird, sehr gut. Er ist ernst, aber nicht boshaft, jede seiner Bewegungen erscheint vorbedacht, und nur selten unterliegt er einer Gemütserregung. C. Schwanz äußerst kurz: Inuus *Wagn.* Der Magot (türkischer, gemeiner, berberischer Affe, Hundsaffe, I. ecaudatus *Geoffr.*, Tafel »Affen IV«, Fig. 5) ist 75 cm lang, schmächtig, hochbeinig, schwanzlos, mit runzeligem, fleischfarbenem Gesicht, dichtem, gelblichweißem Bart, auf dem Rücken und an den Außenseiten der Vordergliedmaßen grünlichbraun, an der Unterseite und der Innenseite der Gliedmaßen heller, an Füßen und Händen rötlichgelb. Er bewohnt das nordwestliche Afrika, Marokko, Algerien, Tunis und Gibraltar (nur wenige Exemplare, die einzigen europäischen Affen), lebt gesellig, ist sehr klug, listig, gewandt, kräftig und erregbar. Er bewohnt felsige Gegenden, ist aber auch geschickt auf Bäumen und frißt außer Früchten und Wurzeln viele Kerbtiere. Der Magot ist der Pithekos der Griechen und der Affe, welchen Galenos zergliedert hat. Heute ist er der stete Begleiter der Bären- und Kamelführer.

Makalaka, Betschuanenstamm in Südafrika, an beiden Ufern des Sambesi, unterhalb der Victoriafälle, treiben sehr geschickt und eifrig Ackerbau, dagegen wenig Viehzucht, die auch das Auftreten der

Tsetsefliege erschwert. Sie graben und schmelzen viel Eisen und sind gute Schmiede. Ihre Kleider bestehen aus Fellen und aus Zeugen aus Baobabrinde. Abweichend von ihren östlichen Nachbarn lassen sie die Zähne unversehrt, auch durchbohren sie nicht, wie jene, Lippen und Nase. Die Weiber scheren den Kopf bis auf ein mützenartiges Stück am Scheitel. Ausgezeichnet sind sie als Kahnführer; durch Reinlichkeit stechen sie vor allen ihren Nachbarn hervor. Ihre Grußform ist ein feierliches Händeklatschen; mit den übrigen Betschuanen teilen sie die Tierverehrung, dem ganzen Volk ist die Meerkatze heilig, daneben hat jeder einzelne ein besonderes, ihm heiliges Tier. Sie zeichnen sich durch große Ehrlichkeit und dadurch aus, daß die Männer die meiste Arbeit auf sich nehmen.

Makaluben, s. Schlammvulkane.

Makāme (arab.), ursprünglich soviel wie Versammlung, dann Bezeichnung von Zusammenkünften der Araber, bei denen einzelne durch improvisierte Vorträge und Stegreiferzählungen die Zuhörer zu unterhalten pflegten. Für derartige litterarische Produkte bildete sich später eine besondere Kunstform in gereimter und gewählter, von Versen durchflochtener Prosa aus, die ebenfalls den Namen M. erhielt. Das Bedeutendste in dieser Gattung leistete Hamadhâni Bedî' ez-Zemân, glänzender Stilist, gest. 1008 in Herat, wenig über 40 Jahre alt geworden; seine »Makamen« erschienen Lathnau 1293 d. H., Konstantinopel 1298 d. H. und Beirût 1889; seine »Briefe« Konstantinopel 1298 d. H., Bulak 1291 d. H. und Kairo 1304 d. H. Vgl. E. Amthor, Klänge aus Osten (Leipz. 1841). Ferner sind als Verfasser von Makamen bekannt Hariri (s. d.) und Sojuti (s. d.). Im Mittelalter ahmten vornehmlich jüdische Dichter, vor allen Charisi (s. d.), diese Kunstform nach.

Makao, s. Papageien.

Makaraka, s. Niam-Niam.

Mákari (Kótoko), Negerstamm am Südrande des Tsadsees in Bornu, auf deutschem Gebiet, körperlich ziemlich hoch stehend, ernst, zurückhaltend, zeremoniell, klug und berechnend und Anhänger des Islam. Sie sind fleißige Ackerbauer und Fischer, geschickt in Indigofärberei, Korb- und Mattenflechterei sowie im Bau von Booten und Häusern, die sie solid in kastellartigem Stil errichten.

Makarios, 1) M. der Große oder der Ägypter, aus Thebaïs, ein Schüler des heil. Antonius, um 300—390 n. Chr., lebte 60 Jahre in der Sketischen Wüste; Gedenktag 15. Januar. Die ihm zugeschriebenen 56 Homilien gab Pritius (Leipz. 1698), seine Briefe Floß (Köln 1850) heraus. — 2) M. der jüngere oder der Alexandriner, gleichfalls Asket, geb. 304, gest. 404, ließ sich erst in seinem 40. Jahre taufen und ward Presbyter, zog sich aber in die Nitrische Wüste zurück, wo er im Rufe der Wunderthätigkeit starb; Gedenktag 2. Januar. — 3) M. Magnes, wahrscheinlich identisch mit dem Bischof von Magnesia, welcher 403 gegen Chrysostomos thätig war, hat eine Apologie unter dem Titel: »Apokritikos« (hrsg. von Blondel, Par. 1876) geschrieben.

Makarios (russ. Makarij), mit seinem Laiennamen Michael Bulgakow, russ. Kirchenschriftsteller, geb. 1816, gest. 23. Juni 1882 in Moskau, lehrte als Professor in Kiew, dann an der geistlichen Akademie in Petersburg, verwaltete später die Bistümer Tambow, Charkow und Wilna und wurde 1879 Metropolit von Moskau. Er schrieb: »Orthodox-dogmatische Theologie« (1849—53, 5 Bde.); »Geschichte des russischen Raskols« (1855); die umfangreiche »Geschichte der russischen Kirche« (1857—83, 12 Bde.), sein Hauptwerk, und »Der Patriarch Nikon« (1881).

Makarismen (griech.), Seligpreisungen, besonders die sieben oder acht zu Anfang der Bergpredigt (Matth. 5, 1—10); wurden auch häufig in der bildenden Kunst dargestellt, neuerlich von Kupelwieser (Wien), Steinle (Schloß Rheineck), Cornelius (in den Entwürfen für den Campo santo).

Makarjew (Makariew), 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Nishnij Nowgorod, an der Wolga, mit Fabrikation von Holzkoffern, (1889) 1650 Einw. und dem schönen, von hohen Mauern umgebenen, im 14. Jahrh. gegründeten Kloster M., zu welchem 6 Kirchen gehören; war drei Jahrhunderte hindurch berühmt durch seine große Messe, die, nachdem 1816 ein Brand die großartigen Kaufhäuser zerstört hatte, nach Nishnij Nowgorod (s. d.) verlegt wurde. — 2) M. an der Unsha, Kreisstadt im russ. Gouv. Kostroma, hat 2 Kirchen, eine Stadtbank, drei Jahrmärkte, ein im 15. Jahrh. erbautes Kloster und (1889) 5756 Einw.

Makaronesien (griech., »glückliches Inselland«), zusammenfassende Bezeichnung für die Kanarischen Inseln, Kapverdischen Inseln, Madeira und Azoren, nach der pflanzengeographischen Einteilung Englers ein besonderes Florengebiet (makaronesisches Übergangsgebiet, s. Pflanzengeographie) bildend.

Makart, Hans, Maler, geb. 28. Mai 1840 in Salzburg, gest. 3. Okt. 1884 in Wien, bezog 1858 die Akademie in Wien, kehrte aber schon nach wenigen Monaten nach Salzburg zurück und malte seines Unterhalts wegen Wappen. 1859 kam er nach München und arbeitete von 1861—65 im Atelier Pilotys, unter dessen Leitung sich sein koloristisches Talent schnell entwickelte. Seine Erstlingswerke waren ein in Rembrandts Art gemalter Lavoisier im Gefängnis (1862) und eine Nachmittagsunterhaltung vornehmer Venezianer für einen Speisesaal in Petersburg. Dann folgten: der Ritter und die Nixen, nach H. Heine (in der Schackschen Galerie in München), eine anmutige Leda, eine Elfenkönigin (Sammlung Raczynski in der Berliner Nationalgalerie) und eine große Landschaft mit italienischem Charakter, die Frucht einer ersten italienischen Reise (1863). Seinen ersten durchschlagenden Erfolg errang er mit den modernen Amoretten (1868), einem dreiteiligen Bild auf Goldgrund, in welchem sich bereits seine Neigung zu üppigen Formen und zu einer vollen koloristischen Wirkung auf Kosten richtiger Zeichnung und Modellierung kundgab. Noch stärker und berauschender war diese Wirkung in dem ebenfalls dreiteiligen, 7 m langen Bilde: die sieben Todsünden oder die Pest von Florenz, worin sinnliche Üppigkeit in den glühendsten Farben, aber ebenfalls mit Mißachtung der Form, geschildert wird. Dieses Bild rief bei seiner Ausstellung in Deutschland und Paris einen Sturm von Bewunderung und Entrüstung hervor, und fortan knüpfte sich dieselbe Erscheinung an alle Gemälde Makarts, die von spekulativen Kunsthändlern in Separatausstellungen allerorten gezeigt wurden. Bis ins Krankhafte steigerte sich die Eigentümlichkeit Makarts in einer Abundantia, einer in Friesform gehaltenen Allegorie des Überflusses, bei welcher der greisenhafte Ausdruck der Kindergestalten, die starre Leblosigkeit und die stumpfe Sinnlichkeit der Frauen einen abschreckenden Eindruck macht. Hier trat auch Makarts Vorliebe für herbstlich welke Blätter und abgestorbene Blumen hervor (daher die Bezeichnung Makartboukett). Auch in dem Gemälde:

die scheintote Julia auf der Bahre (Wien, kaiserliche Galerie) macht sich die Neigung für das Leichenhafte und Abgestorbene geltend. Nach einem wiederholten Besuch Italiens ließ sich M. 1869 in Wien nieder, wo ihm auf Staatskosten ein großes Atelier gebaut worden war. Hier entstand sein erstes, ganz in der Art der Venezianer Veronese und Tintoretto behandeltes Historienbild: die Huldigung Venedigs vor Katharina Cornaro (1873, Berlin, Nationalgalerie), welches wohl an Glanz des Kolorits den Vorbildern nahekommt, aber die geistige Belebung und individuelle Vertiefung der Köpfe vermissen läßt. Wenn sich Makarts koloristisches Talent auch noch reicher entwickelte, so gelang es ihm doch niemals, seine Figuren mit wirklichem Leben zu erfüllen und sie zu Trägern einer geistigen Thätigkeit zu machen. Darunter leiden sowohl seine Historienbilder als seine Porträte. M. war ein überwiegend dekoratives Genie und leistete meist Vortreffliches, solange er sich in den Grenzen des dekorativen Stils hielt. Bei seiner starken Produktivität und der großen Flüchtigkeit in der Ausführung ist die Zahl seiner Bilder sehr groß. Die hervorragendsten sind: die Gaben des Meeres und der Erde, Kleopatra auf dem Nil (Stuttgart, Staatsgalerie), eine Spazierfahrt auf dem Nil, Siesta am Hofe der Mediceer (1875), ägyptische Frauen, Einzug Karls V. in Antwerpen (1878, Kunsthalle zu Hamburg), die fünf Sinne (fünf nackte Frauengestalten, 1879), die Jagd der Diana (1880), der Sommer (ein Frauenbad, in der Dresdener Galerie), die Jagd auf dem Nil, der Tod der Kleopatra (in der Staatsgalerie in Stuttgart), die Amazonenjagd, die Bacchantenfamilie, der Bacchantenzug und der Frühling. 1875 unternahm M. eine Reise nach Ägypten, und 1879 wurde er Professor an der Wiener Kunstakademie. In dieses Jahr fällt auch der von ihm arrangierte und geleitete Festzug zur silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars. M. hat in den letzten Jahren seines Lebens auch Entwürfe zu phantastischen Bauten und Innendekorationen sowie für kunstgewerbliche Gegenstände geschaffen. Vgl. v. Lützow, Hans M. (Leipz. 1886); Stiassny, H. M. und seine bleibende Bedeutung (das. 1886).

Makartboukett, s. Boukett u. Makart.

Makasebapalme, s. Cocos, S. 242.

Makassar (Mangkasar), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts sowie des niederländisch-ind. Gouv. Celebes mit Zubehör (s. Celebes), unter 5° 8' südl. Br. und 119° 24' östl. L. v. Gr., an der Westküste der südlichen Halbinsel, nahe der Mündung des Flusses Gowa in die 720 km lange, im Mittel 140 km breite Straße von M., welche Celebes von Borneo scheidet, besteht aus den Pfahlbauten der malaiischen Stadt, die sich 1 km lang am Strande hinziehen, und der holländischen Stadt Vlaardingen. M. ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat einen guten Hafen (seit 1846 Freihafen) mit eiserner Landungsbrücke u. Leuchttürmen u. (1892) 18,787 Einw., darunter 948 Europäer und 2700 Chinesen, welche Trepangfischerei betreiben und ansehnliche Mengen von Kaffee, Gummi, Kopal, Muskatnüssen, Gewürznelken, Kopra, Sandelholz, Stuhlrohr, Häuten etc. ausführen. Die Dampfer der Niederländischen Paketvaart Maatschappij vermitteln den Verkehr mit Singapur, Java und den Molukken. Unfern der Stadt befinden sich die Forts Rotterdam und Vredenburg. — Das Reich M. war im 17. Jahrh. von bedeutender Ausdehnung, es umfaßte einen großen Teil von Celebes und den umliegenden Inseln, wurde aber 1668 von den Niederländern erobert.

Makassaröl, das fette Samenöl von Schleichera trijuga *W.*, einer Sapindacee im tropischen Asien, ist halbflüssig, enthält 0,05 Proz. Blausäure und wird als Haarwuchsmittel gerühmt. Gewöhnlich versteht man unter M. ein beliebig parfümiertes fettes Öl, gewöhnlich rot gefärbtes Provenceröl, welches als Haaröl benutzt wird. Danach nannte man Schutzdeckchen auf Sofas etc. Antimakassars.

Makawbaum, s. Acrocomia und Cocos, S. 242.

Makdeschu, s. Mogduschu.

Makedonien (lat. Macedonia), Landschaft Nordgriechenlands von sehr wechselnden Grenzen, welche zur Zeit ihrer größten Ausdehnung nach Philipp II. ungefähr die Gebiete der Flüsse Strymon (Struma oder Karasu), Axios (Wardar), ohne deren Oberläufe, und Haliakmon (Wistritza) umfaßte. Erstere beiden, einander parallel laufend, sind nur durch Hügelland oder niedrige Gebirge (Kerkine und Dysoron, jetzt Kurscha-Balkan) voneinander getrennt, aber ringsum durch Hochgebirge umschlossen. Im O. scheiden das Pangäon (Bunar Dagh) und der Orbelos (jetzt Perim Dagh), im N. der Skomios (Witosch) und Skardos (Schar Dagh), im W. der Barnos (Kette des Peristeri) u. das Boiongebirge (Grammos) diese Stromgebiete von Thrakien, Illyrien und Epirus. Der mächtige Olympos und die niedrigen Kambunischen Berge trennen es von Thessalien. Als größere Ströme sind zu nennen: der Erigon (heute Tzerna), ein rechter Zufluß des Axios, der ihm parallele Haliakmon, zwischen diesem und dem Axios der kurze, aber wasserreiche Ludias (Moglenitiko), der Echedoros (Galliko) und der Angites (Angista), ein Zufluß des Strymon. Es durchströmen diese Flüsse aber keine einheitlichen Flußthäler, sondern eine Reihe enger Schluchten und weite, durch Bergketten voneinander getrennte Becken, ehemalige Süßwasserseen mit fruchtbarem Boden, deren der Haliakmon drei, der Erigon u. Ludias eins haben. Ein eignes Gebiet für sich bildet die Landschaft Eordäa (s. d.), das Becken des Sees von Ostrowo, rings von hohen Bergen umschlossen, nach O. vom Bermios (1800 m, jetzt Doxa), nach N. vom Bora (2517 m, jetzt Nidsche), nach W. und S. von den bis 2068 m ansteigenden südlichen Fortsetzungen des Barnos (Kette des Peristeri). Ein fast durchweg enges Thal, das sich nur in seinem Unterlaufe zu einer fruchtbaren Ebene erweitert, durchfließt der Strymon. Die obersten jener Becken liegen so hoch (bis 860 m), daß das Klima für 40—41° nördl. Br. rauh zu nennen ist und die aus Eichen, Buchen und Fichten bestehenden Wälder einen durchaus nördlichen Charakter tragen. Doch sind die Gebirgsgegenden zur Viehzucht gut geeignet und bargen in ihrem Innern Metalle aller Art, besonders Gold und Silber (im Pangäon, bei Philippi und im Dysoron waren reiche Gruben, die jetzt verschollen sind). Groß ist die Anzahl ansehnlicher Seen, deren alte Namen wir zum Teil nicht mehr wissen. Bekannt sind nur die des Begorritis (Sari Göl, südlich von Ostrowo), Bolbe (Beschik Göl, östlich von Saloniki), Kerkinitis (Tachyno Göl, durch den der Strymon fließt) und Prasias (See von Butkowo). Von einzelnen Landschaften mit ihren Städten sind zu nennen: Päonien, am mittlern Strymon und Axios, mit der Hauptstadt Stobi; Pelagonien (s. d.), westlich davon, am obern Erigon, mit Stubera; Lynkestis (s. d.), am mittlern Erigon, mit Herakleia Lynkestis (jetzt Bitolia); Orestis (s. d.), am obern Haliakmon, mit Keletron; Elimiotis (s. d.), am mittlern Haliakmon; Eordäa, nordöstlich vom vorigen; Pierien (s. d.),

am nördlichen Fuße des Olympos, mit den Städten Dion, Pydna und Methone; Emathia (s. d.), der westliche, innere Teil der Strandebene, mit Beröa (Weria), Kition, Ägä oder Edessa (jetzt Wodena); südöstlich davon Bottiäa, die Küstengegend, mit Pella, der spätern Residenz; nördlich davon Almopia, am obern Ludias (heute Moglena, s. d.); zu beiden Seiten des untern Axios Amphaxitis; Mygdonien, nördlich von der Chalkidike, mit Thessalonike (Saloniki); östlich vom vorigen am untern Strymon Bisaltia, nördlich Krestonia. Im untern Strymonbecken lagen die großen thrakischen Städte Herakleia Sintike und Siris (Seres), in Edonien (s. d.) am Pangäongebirge und in der Ebene des Flusses Angites die berühmten Städte Amphipolis (jetzt Marmara, südlich von Neochori) und Philippi oder Krenides (jetzt Filibedschik). Erst spät kam auch die Halbinsel Chalkidike zu M. S. Karte »Altgriechenland«.

Neuerdings hat man sich wiederum gewöhnt, den Namen M. etwa im Sinne der Alten, d. h. für das jetzige Wilajet Saloniki und den Süden des Wilajets Monastir, zu gebrauchen. Der Süden dieses Gebietes nördlich bis Saloniki und die Umgebung des Tachynosees wird in zusammenhängender Masse von Griechen bewohnt; nördlich von ihnen sitzen zerstreut in größern und kleinern Enklaven osmanische Türken und in der Hauptsache Slawen, welche sich selbst »Bugari« (Bulgaren) nennen und von den ältern Reisenden, wie v. Hahn, Barth, Boué, Griesebach, dem bulgarischen Stamm zugerechnet werden, während die Serben und deren Parteigänger, wie Gopčević, sie als ihre Verwandten in Anspruch nehmen. Aber auch unparteiische slawische Forscher haben erklärt, daß die Sprache der makedonischen Slawen sich mehr dem Bulgarischen als dem Serbischen nähere. Gopčević veranschlagt in seinem viel angefochtenen »M. und Altserbien« (Wien 1889) die Gesamtbevölkerung von Altserbien und M. (Wilajets Kossowa, Monastir und Saloniki) auf etwa 2,850,000 Seelen, welche nach ihm zerfallen in 1,830,100 Serben (davon 418,500 Mohammedaner), 269,500 Türken (davon 6200 Tscherkessen und 1000 Tataren), 189,250 Albanesen (davon 138,150 mohammedanisch), 176,200 Bulgaren (davon 104,000 Pomaken), 171,200 Griechen (davon ca. 4000 mohammedanisch), 100,600 Zinzaren (7600 davon mohammedanisch), 72,200 Juden (davon ca. 5000 mohammedanisch), 34,000 Zigeuner (davon 15,150 mohammedanisch) und 6000 Fremde. In politischer Beziehung ändern sich aber infolge des Einflusses von Religion und Entnationalisierung diese Ziffern; danach unterscheidet Gopčević drei Parteien, die griechische, die bulgarische und die türkische, welche sich folgendermaßen zusammensetzen: die griechische Partei umfaßt 168,200 Hellenen, 26,000 Albanesen, 40,000 Serben, 83,000 Zinzaren und 10,000 Bulgaren, zusammen 327,200 Seelen; die bulgarische 72,200 Bulgaren und 10,000 Serben, zusammen 82,200 Seelen; die türkische 262,000 Osmanen und Jürüken, 6200 Tscherkessen, 1000 Tataren, 418,500 Serben, 104,000 Bulgaren (Pomaken), 3000 Griechen, 138,150 Albanesen und 7600 Zinzaren, zusammen 940,750 Seelen. Die Gesamtzahl der Mohammedaner beträgt 961,900, nämlich 418,500 Serben, 262,300 Osmanen und Jürüken, 138,150 Albanesen, 104,000 Pomaken, 15,150 Zigeuner, 7600 Zinzaren, 6200 Tscherkessen, 5000 Juden, 4000 Griechen und 1000 Tataren.

[Geschichte.] Die Bewohner Makedoniens waren teils Pelasger, teils Phrygier, teils Thraker und Illyrier. Ob aber das kleine rüstige Bergvolk der Makedonier am obern Haliakmon dorischen oder barbarisch-illyrischen Ursprungs gewesen, darüber lauten die Nachrichten verschieden; jedoch scheinen die Sagen, die von Einwanderungen herakleidischer Fürsten berichten, und der Umstand, daß die makedonischen Könige als Hellenen zu den Olympischen Spielen zugezogen wurden, für die erstere Ansicht zu sprechen. Der Name M. wird abgeleitet von einem alten König Makedon, einem Sohne des Zeus und der Thyia, einer Tochter des Deukalion. Als erster König und Gründer des Reiches wird Perdikkas I. genannt (um 700 v. Chr.). Unter seinen vier Nachfolgern dehnten sich die Grenzen des Landes im S. schon bis zum Olymp und den Kambunischen Bergen, im O. bis zum Strymon aus, als unter Amyntas I. (540—498) die Annäherung der Perser den Eroberungen ein Ziel setzte; dessen Sohn Alexander I. (489—454) mußte sogar Xerxes Heeresfolge leisten. Während Alexanders vier Söhne um die Herrschaft haderten, gelang es den Athenern, sich einer großen Anzahl von Küstenstädten zu bemächtigen und das wichtige Amphipolis zu gründen. Kaum aber hatte einer der Brüder, Perdikkas II. (436—413), sich nach Beseitigung der übrigen der Alleinherrschaft bemächtigt, so machte er, mit kluger Benutzung der Zerwürfnisse unter den griechischen Staaten während des Peloponnesischen Krieges, M. wieder frei und mächtig. Ihm folgte nach Ermordung der näher berechtigten Erben sein natürlicher Sohn Archelaos (413—399). Dieser, ein Freund hellenischer Bildung, suchte dieselbe auch unter den Makedoniern zu verbreiten, verlegte deshalb, um der griechischen Welt näher zu rücken, seine Residenz von Ägä (Edessa) nach Pella und berief bedeutende Männer, wie Hippokrates, Zeuxis, Euripides u. a., an seinen Hof. Wichtiger noch war die Beförderung des Ackerbaues, Anlegung von Landstraßen, Befestigung der Städte, Einrichtung des Heeres nach griechischer Weise &c. Nach seinem Tode trat nach zwei kurzen Zwischenregierungen (Orestes und Aëropos, 399—393) unter Amyntas II. (393—369) wieder eine traurige Zeit ein, voll von innern Unruhen, die das Land an den Rand des Abgrundes brachten. Die Lage wurde nicht besser unter seinen Söhnen Alexander II. (369—368) und Perdikkas III. (365—360; in der Zwischenzeit von 368—365 regierte ein Thronräuber, Ptolemäos), bis endlich der dritte Sohn, Philipp II., 359 die Regierung antrat und der Schöpfer der weltgeschichtlichen Größe seines Vaterlandes wurde. Über seine und Alexanders d. Gr. Regierung s. Philipp 2) und Alexander 1). Bei der Verteilung der Provinzen der Weltmonarchie Alexanders blieben M. und die Nachbarländer nebst Griechenland dem Antipatros I., den Alexander bei seinem Abzug nach Persien als Reichsverweser für jene Länder eingesetzt hatte, jedoch mit der Einschränkung, daß ihm Krateros mit dem Ehrenrang eines Regenten für die innern Angelegenheiten an die Seite gesetzt wurde. Krateros fiel in Asien gegen Eumenes 321; Antipatros starb 319, nachdem er den alten Feldherrn Polysperchon mit Übergehung seines Sohnes Kassandros zum Nachfolger eingesetzt hatte. Im Kampfe zwischen beiden blieb Kassandros Sieger. Nach seinem Tode 296 folgten zunächst Philipp, Antipatros und Alexander IV.; dann wurde Demetrios Poliorketes, des Antigonos Sohn, zum König ausgerufen (294), aber 287 von Pyrrhos, dieser nach siebenmonatiger Regierung von Lysimachos (286) vertrieben; Lysimachos fiel 281 gegen Seleukos, der

nun den Thron von M. bestieg, aber schon 280 von Ptolemäos Keraunos ermordet wurde, der ihm dann in der Herrschaft folgte. Nachdem dieser noch in demselben Jahre gegen die Gallier geblieben war, die das Land verheerten, folgte ihm sein Bruder Meleagros und auf diesen nach zwei Monaten Antipatros II., auf diesen Sosthenes, Ptolemäos, Antipatros III. und zum zweitenmal Pyrrhos. 276 trat Antigonos I. Gonatas, Sohn des Demetrios Poliorketes, als Regent auf, vertrieb die Gallier, besetzte Athen und Korinth und suchte die Verhältnisse seines Reiches zu ordnen. Er starb 240. Auf seinen Sohn Demetrios II. folgte 230 für den unmündigen König Philipp III. Antigonos II. Doson, des Antigonos Enkel, der sich mit der Witwe des Demetrios vermählte, dem Achäischen Bund zu Hilfe zog, Mantineia und Sparta eroberte und die Illyrier bekämpfte; er starb 220. Sein Nachfolger Philipp II. wurde als Bundesgenosse der Achäer in Kriege mit den Ätoliern und Illyriern und Attalos von Pergamon verwickelt. 215 schloß er mit Hannibal ein Bündnis gegen die Römer, wurde aber durch eine römische Flotte an der Überfahrt nach Italien gehindert, 214 bei Apollonia geschlagen und seit 211 durch den Krieg gegen die Ätolier, die Verbündeten Roms, in seinem eignen Lande beschäftigt, bis 205 die Römer unter Vermittelung der Epiroten Frieden schlossen. Doch brach schon 200 ein neuer Krieg zwischen Rom und M. aus. Die Schlacht bei Kynoskephalä, im Herbst 197 von T. Quinctius Flamininus gewonnen, zwang Philipp zum Frieden 196, in welchem die Hegemonie über Griechenland den Makedoniern genommen, die Armee derselben bis auf 5000 Soldaten vermindert und eine Zahlung von 1000 Talenten ihnen auferlegt wurde. Außerdem mußte sich der König verpflichten, keinen Krieg ohne Erlaubnis der Römer zu führen. Nach Philipps III. Tod (179) bestieg sein Sohn Perseus den Thron. Von gleichem Römerhaß beseelt, erklärte er 171 an die Römer den Krieg und behauptete sich anfangs nicht nur in dem Gebirgslande von Thessalien, sondern besiegte auch die Römer zweimal (171 und 170); aber durch seinen Geiz machte er seine Bundesgenossen von sich abwendig. Der römische Konsul Ämilius Paullus besiegte ihn 4. Sept. 168 in der Schlacht bei Pydna u. machte dem makedonischen Königtum ein Ende. Ein Senatsbeschluß erklärte zwar M. für frei unter Roms Oberherrschaft, teilte es aber in vier Distrikte, die kein Commercium und Connubium untereinander hatten, bestimmte die Hälfte der bisherigen Abgaben (100 Talente) als Tribut und befahl, daß weder ein Heer, mit Ausnahme von Landmilizen, noch eine Flotte gehalten werden dürfe. Das Volk folgte daher gern dem Rufe eines Sklaven Andriskos 149, welcher sich für den Sohn des Perseus ausgab (der sogen. Pseudo-Philipp), und kämpfte anfangs glücklich gegen die Römer, bis Q. Cäcilius Metellus (Macedonicus) nach den Siegen bei Pydna 148 und 147 Andriskos gefangen nahm. Ein zweiter Usurpator, der unter dem Namen Alexander als ein Sohn des Perseus (Pseudo-Philipp) 143 auftrat, wurde von dem Quästor Tremellius getötet. M. erhielt nun römische Provinzialeinteilung und mit Illyrien Eine Verwaltung. Bei der Teilung des römischen Reiches fiel M. an das oströmische Reich und nach dessen Sturz an die Türken. Gegen die drückende Herrschaft derselben versuchte die im Küstengebiete zahlreiche griechische Bevölkerung 1769 und besonders 1821—22 eine Erhebung, die aber von den Türken blutig unterdrückt wurde. Die Serben und Bulgaren im M. gelangten erst in der letzten Zeit zu nationalem Bewußtsein, und die Bulgaren erregten nach der Befreiung ihrer Stammesgenossen nördlich vom Balkan 1878 einen erfolglosen Aufstand. Vgl. Otfr. **Müller**, Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des makedonischen Volkes (Berl. 1825); **Flathe**, Geschichte Makedoniens (Leipz. 1832—34, 2 Bde.); O. **Abel**, M. vor König Philipp (das. 1847); **Desdevises du Dezert**, Géographie ancienne de la Macédoine (Par. 1862); **Dimitsas**, Alte Geographie Makedoniens (in griechischer Sprache, Athen 1870—74, 2 Bde.); **Curteis**, Rise of the Macedonian empire (Lond. 1877); **Heuzey**, Mission archéologique de Macédoine (Par. 1864—76); v. d. **Goltz**, Ein Ausflug nach M. (Berl. 1894); E. **Naumann**, M. und seine neue Eisenbahn (Münch. 1894).

Makedonische Kaiser, die 867—1056 in Konstantinopel herrschende Dynastie, die mit Basilius I. beginnt, mit Theodora endet; s. Oströmisches Reich.

Makedowlachen, s. Zinzaren.

Makestos, Fluß, s. Rhyndakos.

Maki (Fuchsaffe, Lemur *L.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Halbaffen und der Familie der Lemuriden (Lemurida), schmächtig gebaute Tiere mit gestrecktem Fuchskopf, mäßig großen Augen, mittellangen, reichlich behaarten Ohren, gleich langen Gliedmaßen, mehr als körperlangem Schwanz und weichem Pelz. Sie leben in den Wäldern Madagaskars und der Nachbarinseln, am Tage im tiefsten Dickicht verborgen, nachts unter großem Geschrei und lebhaften Bewegungen auf Nahrung ausgehend. Sie nähren sich hauptsächlich von Früchten, fressen aber auch Insekten, junge Vögel etc. Sie sind meist sanft und friedlich, bisweilen wild und bissig; in der Gefangenschaft halten sie sich gut. Der **Mohrenmaki** (**Akumba**, L. Macaco *L.*, s. Tafel »Halbaffen II«, Fig. 3) ist etwa 45 cm lang, mit ebenso langem Schwanz, und mehr oder weniger rein schwarz, während das Weibchen (früher als **Weißbartmaki** beschrieben) auf der Oberseite rostfarben, an Wangen, Füßen und Schwanz weißlich ist; er bewohnt in Banden nur die undurchdringlichsten Dickichte und erhebt gegen Abend ein furchtbares Geschrei. Er ist außerordentlich gewandt und beweglich und entgeht leicht der Verfolgung. In der Gefangenschaft hält er sich gut und pflanzt sich auch fort.

Makimono, s. Samt.

Makistosgebirge, s. Euböa.

Makka, Indianerstamm, s. Makah.

Makkabäer, jüdische Herrscherfamilie, welche von **Mattathias** abstammte und nach dessen Urgroßvater Hasmonäos (Chaschmonai) auch die **Hasmonäer** genannt wurde. Mattathias gab als Priester zu Modeïn in Palästina 167 v. Chr. durch Ermordung eines königlichen Vogts das Zeichen zum Aufstand gegen die drückende Herrschaft des syrischen Königs Antiochos IV. und übertrug bei seinem Tode 167 die Führung des Krieges gegen Syrien **Judas Makkabäos** (Makkab, d. h. Hammer; von diesem Beinamen rührt der Name des Geschlechts her), dem dritten seiner fünf Söhne, welcher den Feldherren des syrischen Königs mehrere siegreiche Schlachten lieferte, aber 161, mit Heldenmut gegen die feindliche Übermacht fechtend, fiel (s. Judas 1). Ihm folgte **Jonathan**, der jüngste der Brüder, welcher sich besonders durch geschickte Benutzung der Thronstreitigkeiten in Syrien behauptete, aber 143 gefangen genommen und zu Ptolemaïs hingerichtet wurde (s. Jo-

nathan Apphus). Es folgte nun der zweite, allein noch übrige der fünf Brüder, Simon, welcher sich von Syrien ganz lossagte, einen Angriff des syrischen Königs Antiochos Sidetes siegreich zurückschlug u. die Herrschaft als Fürst und Hoherpriester glücklich und zur Wohlfahrt des Landes führte bis 136, wo er mit zweien seiner Söhne durch Meuchelmord ums Leben kam. Sein Sohn und Nachfolger Johannes Hyrkanos I. mußte zwar, als Antiochos Sidetes 133 in Palästina einfiel und Jerusalem belagerte, einen demütigenden Frieden mit demselben schließen; es gelang ihm aber, hauptsächlich durch die zunehmende Schwäche der syrischen Könige und durch die Unterstützung der Römer, mit denen er das bereits von Judas Makkabäos und von Simon abgeschlossene Bündnis erneuerte, nicht nur die Unabhängigkeit von Syrien wiederherzustellen, sondern auch Samaria, Idumäa und das Land jenseit des Jordans zu erobern. Von des Hyrkanos Tode an (105) wurde das Reich immer mehr durch innere Zerwürfnisse, insbes. durch den Parteihaß zwischen den Pharisäern und Sadduzäern, zerrüttet. Zunächst folgten die Söhne des Hyrkanos I., Aristobulos (105—104), welcher zuerst den Königstitel annahm, und Alexander Jannäos (104—79), grausame Herrscher, welche das Land unter drückender Tyrannei hielten; nach des letztern Tode führte seine Witwe Alexandra als Königin, auf die Partei der Pharisäer gestützt, die Herrschaft, 79—69, während ihr Sohn Hyrkanos II. die Hohepriesterwürde bekleidete; gegen diesen erhob sein Bruder Aristobulos 69 die Waffen, besiegte ihn und bemächtigte sich Jerusalems; der Bruderkrieg dauerte indes fort bis 63, wo Pompejus im Verlauf des Mithridatischen Kriegs in Palästina erschien, Jerusalem eroberte, den Aristobulos gefangen nahm und Hyrkanos als Ethnarchen und Hohenpriester wieder in die Herrschaft einsetzte. Hyrkanos behauptete sich unter dem Schutz der Römer und durch die Klugheit seines Günstlings, des Idumäers Antipatros, der statt seiner thatsächlich die Herrschaft führte, indem die Versuche des aus der Gefangenschaft entkommenen Aristobulos und seiner Söhne Alexander und Antigonos, sich der Herrschaft zu bemächtigen, glücklich zurückgeschlagen wurden, bis 40 Antigonos durch die Parther, die in diesem Jahre ganz Asien überschwemmt hatten, in die Herrschaft eingesetzt ward; Hyrkanos wurde, um ihn der Hohenpriesterwürde unfähig zu machen, verstümmelt und nach Parthien abgeführt. Allein 37 ward Antigonos von Herodes, dem Sohn des Antipatros, mit Hilfe der Römer gestürzt und getötet. Hiermit erreichte die Herrschaft der M. ihr Ende. Herodes ließ die noch übrigen Mitglieder des Geschlechtes töten. Vgl. de Saulcy, Histoire des Machabées (Par. 1880); Schürer, Geschichte des jüdischen Volks im Zeitalter Jesu Christi, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1889).

Die biblischen zwei **Bücher der Makkabäer** gelten der evangelischen Kirche als apokryphische, der katholischen als kanonische Bücher. Das erste Buch umfaßt die Zeit von 175—135; sein Verfasser war ein palästinensischer Jude, die Abfassung wird mit Wahrscheinlichkeit bald nach dem Tode des Johannes Hyrkanos gesetzt. Ursprünglich hebräisch geschrieben, ist das Buch frühzeitig ins Griechische übersetzt worden. Das zweite Buch umfaßt den Zeitraum von 176—161, enthält aber viel Mythisches und ist später als das erste, doch noch vor 70 n. Chr. und zwar ursprünglich griechisch, geschrieben. Es gibt auch noch ein drittes und viertes Buch in griechischer Sprache, beide einer noch spätern Zeit angehörig, von denen das erstere einen vereitelten Frevel des ägyptischen Königs Ptolemäos IV. an dem Tempel und die deshalb an den Juden geübte Rache erzählt und das andre, welches fälschlich dem Flavius Josephus zugeschrieben wurde, im wesentlichen die bekannte Erzählung von dem Märtyrertode des Eleasar und der Mutter mit ihren sieben Söhnen (2. Makk. 7) weiter ausführt. Kommentare zu den frühern Büchern der M. schrieben Grimm (Leipz. 1853—57) und Keil (das. 1875). — Das Fest der M. wurde seit dem 4. Jahrh. zum Andenken an die eben erwähnte Mutter und deren sieben Söhne 1. Aug. gefeiert, kam aber seit dem 12. Jahrh. in Abnahme.

Makkabäermünzen, die ersten von den Juden geprägten Münzen, sowohl Silbermünzen, Shekel (Sekel), als Kupfermünzen, deren Bilder aus einem Kelch und auf den Kult bezüglichen Darstellungen oder aus Blumen und Pflanzen bestanden (s. Tafel »Münzen I«, Fig. 10). Die Aufschriften sind samaritanisch oder griechisch. Die Prägung dauerte von ca. 145—63 v. Chr. Von da ab wurden anscheinend nur noch Kupfermünzen geprägt, weil die Römer nach der Unterwerfung Palästinas unter ihre Oberhoheit die Prägung von Münzen in Edelmetallen allein ausübten. Nur während der Aufstände von 66—70 und 132—135 n. Chr. wurden noch jüdische Silbermünzen geprägt. Vgl. Levy, Geschichte der jüdischen Münzen (Bresl. 1877).

Makkaroni (Maccheroni, ital.), s. Nudeln. In Italien heißt Maccherone auch der Hanswurst.

Makkaronische Poesie, Bezeichnung einer Art scherzhafter lateinischer Gedichte, in welche lateinisch flektierte Wörter einer andern Sprache eingestreut sind. Einzelne Spuren makkaronischen Lateins gehen bis ins Mittelalter zurück. Der eigentliche Schöpfer dieser Gattung ist aber Tifo Odasi aus Padua (vgl. Rossi, Di un poeta maccheronico (im »Giornale storico della letteratura italiana«, Bd. 11), dessen unvollendete »Macaronea« (so genannt nach der Lieblingsspeise der Italiener) gegen 1490 erschien. Unter seinen Nachahmern ist der bedeutendste Folengo (s. d.), der dem makkaronischen Latein in seiner »Moschaea«, »Zanitonella« und vor allem in der »Macaronea« (Baldus) erst seine wahre Entwickelung gab. Für das älteste und bedeutendste deutsche makkaronische Gedicht gilt die »Flohiade« (s. d.). Ein andres ist betitelt »De Institate studentica«, worin es z. B. heißt:

Purscha studentorum finstris sub tempore noctis
Gassatim laufunt cunctis per commata gassis
Cum harphis, pfeifis, citharis, cum geigibus ipsis
Et hauunt steines, ut feuer springit ab ipsis, etc.

Französische makkaronische Verse finden sich in dem zu Molières »Malade imaginaire« gehörigen dritten Zwischenspiel. In England fand die m. P. Eingang durch John Skelton, in Schottland durch William Drummond. Vgl. Genthe, Geschichte der makkaronischen Poesie (Halle 1829); Schade, Zur makkaronischen Poesie (im »Weimarischen Jahrbuch«, Bd. 2, Hannov. 1855); Zannoni, I precursori di Merlin Cocai (Città di Castello 1888, darin unter anderm auch Tifo Odasis Gedicht).

Makler (Handelsmakler, Mäkler, Sensal, ital. sensale, franz. courtier, engl. broker), Unterhändler, dessen Beruf in der unparteiischen Vermittelung von Verträgen, insbes. Handelsgeschäften, besteht, während der Agent die Vermittelung im Interesse einer

Partei betreibt. Die Bedeutung des Maklergewerbes liegt einmal darin, daß auf Börsen (Effekten-, Produkten- und Warenbörsen) sowie auf großen Messen und überhaupt auf wichtigen Handelsplätzen für Angebot und Nachfrage Mittelspersonen nötig sind. Außerdem fungieren die M. gleichzeitig als Urkundspersonen, indem von ihnen die Fixierung der Kurse, Marktpreise und Durchschnittswerte ausgeht. Endlich sind ihnen gewisse Hilfsverrichtungen des Handels (Taxen, Gutachten, Versteigerungen ꝛc.) übertragen. Je nach der Art der Geschäfte, welche ein M. zu vermitteln pflegt, unterscheidet man verschiedene Arten des Maklergewerbes: Börsen- (Fonds-) Makler für Geschäfte in Staatspapieren, Aktien und sonstigen Effekten; Wechselmakler (in Frankreich, Belgien, Italien und Spanien Wechselagenten, agents de change) für das Geld- und Wechselgeschäft; Schiffsmakler (Schiffsprokureure, Frachtmakler, Güterbestätter) für die Seefracht, auch für den Binnentransport; Assekuranzmakler für Bodmerei und Seeversicherung; Warenmakler für das Warengeschäft, wobei dann wiederum zwischen Produkten-, Kolonialwaren-, Holz-, Tabak-, Getreide-, Tuch-, Wein-, Wollmaklern ꝛc. unterschieden wird. Unter den Fondsmaklern gibt es welche, die lediglich Prioritätsobligationen, andre, die ausschließlich Eisenbahnaktien vermitteln, ꝛc. In England und Amerika gibt es besondere M. zur Vermittelung der Verzollung (Zollmakler, Custom-house brokers). Das deutsche Handelsgesetzbuch kennt amtlich bestallte und vereidigte M., denen es den Namen **Handelsmäkler** (Sensale) beilegt; es läßt auch zu, daß ihnen ein ausschließliches Recht auf die Geschäftsvermittelung durch die Partikulargesetze beigelegt wird; aber kein deutscher Staat hat von dieser Ermächtigung Gebrauch gemacht, welcher nunmehr auch § 1 der Gewerbeordnung entgegensteht. Die Rechte und Pflichten der amtlichen Handelsmakler sind im Handelsgesetzbuch normiert, während die Rechtsverhältnisse der Privathandelsmakler (auch **Winkelmakler, Pfuschmakler, Beiläufer, Bönhasen**, in Frankreich marrons) nicht reichsgesetzlich geregelt sind. Die Geschäfte der amtlichen Handelsmakler sind nicht Handelsgeschäfte, die amtlichen Handelsmakler somit nicht Kaufleute im Sinne des Handelsgesetzbuchs. Die vereidigten M. dürfen für eigne Rechnung keine Handelsgeschäfte machen, weder unmittelbar noch mittelbar, auch nicht als Kommissionäre, sie dürfen sich für die von ihnen vermittelten Geschäfte nicht verbindlich machen noch verbürgen, dürfen zu keinem Kaufmann in dem Verhältnis eines Prokuristen, Handlungsbevollmächtigten oder Handlungsgehilfen stehen, sich nicht untereinander zu gemeinschaftlichem Betriebe der Maklergeschäfte associieren, sich zur Abschließung ihrer Geschäfte keiner Gehilfen bedienen, Aufträge nur von persönlich Anwesenden übernehmen, sie haben Verschwiegenheit zu beobachten, ein Handbuch (**Manuale**) und ein obrigkeitlich paginiertes Tagebuch (**Maklerjournal**) zu führen, über die von ihnen vermittelten Geschäfte sofort Schlußnoten und auf Verlangen Auszüge aus ihrem Tagebuch zu geben. Nach dem deutschen Börsensteuergesetz vom 29. Mai 1885 hat der M. für die Börsensteuer (s. d.) von dem durch ihn vermittelten Geschäft aufzukommen. Er ist zur Ausstellung eines Schlußscheins auf dem vorher abgestempelten vorschriftsmäßigen Formular verpflichtet. Diesen Pflichten steht ein Vorrecht gegenüber, welches der vereidigte M. dem freien M. gegenüber hat: das Recht, bei der amtlichen Notierung der Kurse mitzuwirken. In denjenigen Geschäftszweigen dagegen, in welchen Kurse überhaupt nicht notiert werden, hat der vereidigte M. vor dem freien keinen Vorzug, und das Institut der vereidigten M. stirbt hier von selbst langsam aus, weil niemand ein Interesse hat, seine Vereidigung nachzusuchen. Ob im übrigen die Aufrechterhaltung des Instituts wünschenswert sei, ist in letzter Zeit vielfach in Zweifel gezogen worden, da die ausnahmslose Innehaltung des Eides, Geschäfte niemals, auch nicht für die kürzeste Zeit, auf die eignen Schultern zu nehmen, fast unmöglich ist. Der deutsche Juristentag hat sich wiederholt für die Beseitigung des Instituts ausgesprochen. In Hamburg und Bremen hat man das Institut der amtlichen M. beseitigt, auch in Lübeck, in Baden und an einigen preußischen Börsen, z. B. Düsseldorf, gibt es keine amtlichen M. mehr; auch in Stettin, Königsberg, Danzig hat die Thätigkeit der amtlichen M. beinahe gänzlich aufgehört. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 266, Ziff. 3) bedroht den verpflichteten M., welcher sich einer Untreue schuldig macht, d. h. absichtlich denjenigen benachteiligt, dessen Geschäft er besorgt, mit Gefängnis bis zu fünf Jahren. Daneben kann auf Geldstrafe bis 3000 Mk. erkannt werden. Die Anstellung der M. erfolgt in Preußen an den Orten, für welche kaufmännische Korporationen oder Handelskammern bestehen, durch diese unter Bestätigung von seiten der Regierung, an andern Orten durch die letztere; in **Bayern** erfolgt ihre Ernennung auf Vorschlag der Kaufmannschaft (Handelskammern) durch den König. In den meisten andern Staaten wirken bei ihrer Anstellung die Kaufmannschaft und die Obrigkeit zusammen. Für seine Bemühung ist der M. berechtigt, nach Abschluß des ihm übertragenen Geschäfts eine angemessene Vergütung, den sogen. **Maklerlohn, Sensarie, Kourtage, Maklergebühr** (franz. courtage, engl. brokerage, ital. senseria), zu fordern, welche in Prozenten oder pro Mille vom Geldbelauf der Einzelgeschäfte berechnet wird. Beim Kaufgeschäft in Fonds und Aktien versteht sich die Kourtage an manchen Plätzen vom Kaufbetrag (Kurswert), so in London, Wien, Leipzig, Hamburg, an andern vom Nennwert der Papiere (so in Berlin, Frankfurt a. M., Amsterdam, Paris). An den einzelnen Orten sind für die verschiedenen Geschäftsgattungen gewisse feste Kourtagesätze üblich geworden, die zwischen $^1/_{10}$ und 2 Proz. schwanken. Die Wechsel- oder Fondskourtage ist stets niedriger als der sonstige Maklerlohn, meist $^1/_{10}$ Proz. (1 pro Mille) oder $^1/_8$ Proz. An den größern Handelsplätzen bestehen zumeist besondere **Maklerordnungen**. Für Österreich ist durch das Börsengesetz vom 4. April 1875 den angestellten Börsenmaklern das ausschließliche Recht zur Vermittelung von Börsengeschäften zugesprochen; für Frankreich ist maßgebend der Code de commerce (Art. 74 ff.) und das Decret pour l'exécution de l'art. 90 du Code de commerce vom 7. Okt. 1890 für Fondsmakler, dann ein Gesetz vom 18. Juli 1866 für Warenmakler, courtiers des marchandises. In England und Amerika bestehen keine gesetzlichen Bestimmungen. In Frankreich und Rußland haben die M., ähnlich den Notaren, eine privilegierte Stellung und infolgedessen sehr hohe Einnahmen. Thatsächlich sind dort die Stellen verkäuflich. Vgl. außer den Hand- und Lehrbüchern des Handelsrechts **Goldschmidt** in der »Zeitschrift für Handelsrecht«, Beilageheft zu Band 3, S. 42; **Ring**, Maklergesetzentwurf (Berl. 1886); **Eschenbach**, Zur

Börsenreform (das. 1892) und in der »Zeitschrift für Handelsrecht«, Bd. 41, S. 1—74; Struck, Die Effektenbörse, eine Vergleichung deutscher und englischer Zustände (Leipz. 1881). — Endlich gibt es noch sogen. M., welche sich mit der Vermittelung von Grundstücksverkäufen, Wohnungsmieten, Darlehen u. dgl. befassen, die aber weder Handelsmakler noch Privathandelsmakler sind. Nach § 35 der deutschen Gewerbeordnung kann solchen Maklern der Betrieb untersagt werden, wenn Thatsachen vorliegen, welche die Unzulässigkeit des Gewerbetreibenden in Bezug auf den Gewerbebetrieb darthun. Vgl. Agent und Börse, S. 298.

Maklerbanken, s. Banken, S. 428.

Mako, ägyptische Baumwolle (s. d., S. 595).

Makó (spr. mákō), Stadt im ungar. Komitat Csanád, an der Maros und der Szegedin-Arader Bahnlinie, liegt in einer tiefen Niederung und hat ein Palais des in Temesvár residierenden Csanáder römisch-kath. Bischofs, Getreide-, Hanf-, Gemüse-, Obst- und Weinbau, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, lebhaften Handel (namentlich Zwiebeln, Pfirsiche u. Trauben) u. (1890) 32,663 magyar. (reformierte und römisch-kath.) Einwohner. M. ist Sitz des Komitats u. eines Bezirksgerichts und hat ein reformiertes Untergymnasium, ein Komitatsspital u. eine Kaserne.

Makololo, Betschuanenstamm in Südostafrika, im britischen Njassaland, am obern Schirefluß, ein Zweig der Basuto, zog 1824 unter seinem Häuptling Sebituane über den Vaal nordwärts, unterwarf die Makalaka, Barotse u. a. und gründete ein großes Reich, das aber nach dem Tode von jenes Nachfolger Sekeletu gänzlich zerfiel. Die M. sind heute, teils durch Malariafieber geschwächt, teils durch die unterworfenen Barotse vernichtet, zu einem unbedeutenden Bruchteil zusammengeschmolzen.

Makolololand, s. Njassaland.

Makomades, Stadt, s. Neapolis 3).

Maków, Kreisstadt im russ.-poln. Gouv. Lomsha, mit (1890) 6432 Einw., meist Juden.

Makowice (spr. -wițe), Flecken, soviel wie Maciejowice.

Makréle (Scomber *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Makrelen (Scomberidae), Fische mit langgestrecktem, mehr oder minder zusammengedrücktem, gegen den Schwanz hin stark verdünntem und mit kleinen Schuppen bedecktem Körper, glatten Kiemendeckeln ohne Stacheln, kleinen Zähnen, zwei voneinander getrennten Rückenflossen, an der Brust stehenden Bauchflossen und 5—6 falschen Flossen hinter Rücken- und Afterflosse. Die Makrele (S. Scomber *L.*, s. Tafel »Fische III«, Fig. 5), 50 cm lang und 1 kg schwer, oben lebhaft blau, goldig glänzend, mit dunkeln Querstreifen, unten silberweiß, bewohnt die Tiefe der Nord- und Ostsee, des Atlantischen Ozeans und Mittelmeers und kommt im Frühling oder Sommer, wie der Hering, an die Küsten Englands, Nordfrankreichs und der Nordseeländer, um zu laichen. Sie nährt sich von Fischen, ist äußerst gefräßig, und die Jungen wachsen dem entsprechend sehr schnell. Das Weibchen liefert etwa eine halbe Million Eier. Die M. wird in großer Zahl an den norwegischen, englischen, holländischen und französischen Küsten gefangen und im Norden frisch verspeist, im Süden gesalzen. Das frische Fleisch ist sehr schmackhaft, aber wenig haltbar. Die Römer ließen es faulen und bereiteten daraus mit Gewürzen eine ihrer scharfen Fischsaucen.

Makrélen (Scomberidae), Familie der Knochenfische aus der Unterabteilung der Stachelflosser (Acanthopterygii, s. Fische). Sie leben meist im Meer und vielfach von Fleischnahrung; manche unter ihnen schwimmen vortrefflich. Ihr Körper ist langgestreckt, die Haut teils nackt, teils mit Schuppen oder Knochenplatten bedeckt. Die Bauchflossen sind sehr weit nach vorn, sogar bis zur Kehle gerückt, fehlen aber bei einzelnen Arten gänzlich. Bei manchen M. sind die hintern Strahlen in der Rücken- und Afterflosse als sogen. falsche Flossen selbständig. Wichtig (und daher in besondern Artikeln besprochen) sind die Gattungen: Goldmakrele (Coryphaena), Sonnenfisch (Zeus), Schiffshalter (Echineis), Pilot (Naucrates), Thunfisch (Thynnus) und Makrele (Scomber). Fossil kennt man M. aus der Kreide und den tertiären Schichten.

Makri, Städtchen an der gleichnamigen Bai im südwestlichen Kleinasien (Wilajet Aïdin), mit den Ruinen von Telmessos (s. d.).

Makrisi, arab. Historiker, s. Arabische Litteratur.

Makro . . . (griech.), groß, lang (häufig in Zusammensetzungen vorkommend).

Makroachse (Makrodiagonale), s. Kristall, S. 746.

Makrobier (»Langlebende«), ein mythisches Volk, von den Griechen ins südliche Äthiopien versetzt.

Makrobiotik (griech.), die Kunst, das menschliche Leben auf die höchste Dauer zu bringen, deren es vermöge der allgemein menschlichen wie der individuellen Anlage fähig ist (daher auch Orthobiotik), also der Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche zum Schutz des Lebens, zur Abwehr der gefährdenden Einflüsse und zur Herbeiführung aller günstigen Momente für dasselbe durch die Physiologie gewonnen werden können. In diesem Sinn ist die M. in Deutschland besonders in einem berühmten Werk von Hufeland (s. d.) bearbeitet worden. Vgl. auch Klencke, Katechismus der M. (3. Aufl., Leipz. 1878); Büchner, Das Buch vom langen Leben (das. 1892).

Makrocephalenstufe, Schichtenkomplex im obern braunen Jura (s. Juraformation, S. 692) mit dem Kopffüßer Ammonites macrocephalus.

Makrocephalie, s. Makrokephalie.

Makrochirie (griech.), angeborne übermäßige Entwickelung der Hände.

Makrocythämie (griech.), ein Zustand des Blutes, in welchem unter der Einwirkung akuter Anämie, maligner Malaria und andrer Krankheiten, auch bei Vergiftungen das Volumen der roten Blutkörperchen sich stark vergrößert.

Makrodaktylie (griech.), etwa Fingerriesenwuchs, eine seltenere Mißbildung an den Fingern (s. Hand).

Makrodiagonale (griech.), s. Brachydiagonale und Kristall, S. 746.

Makrodoma (griech.), s. Kristall, S. 746.

Makroglossie (griech.), s. Lymphangioma u. Zunge.

Makrokephalie (griech., Großköpfigkeit), eine über das normale Maß hinausgehende Größe des Schädels, findet sich mit einem entsprechend großen Gehirn bei geistig hochbegabten Männern. Virchow nannte den durch ansehnliche Größe ausgezeichneten Schädel Kephalon und die Träger solcher Schädel Kephalonen. M. bezeichnet ferner einen krankhaften, meist angebornen Zustand, bei dem der Schädel durch Wasseransammlung (Wasserkopf, Hydrocephalus) oder durch abnorme Vergrößerung des Gehirns einen bedeutenden Umfang hat. Diese Verbildung kommt bisweilen bei Kretins (s. d.) vor und ist die Ursache unheilbaren Blödsinns. Endlich versteht man unter

M. eine künstlich herbeigeführte Verunstaltung des Schädels. Hippokrates berichtete von einem Volk der Makrokephalen oder Langköpfe, welches ursprünglich die Köpfe der Kinder, um ihnen ein edleres Aussehen zu geben, mit Bandagen in eine längliche Form gepreßt habe; später sei diese künstliche Form bei dem Volk zur natürlichen geworden. Die gleiche Sitte, schon in der Kindheit den Kopf durch Pressung zu verunstalten, hat man bei mehreren Indianerstämmen Nordamerikas (namentlich den Chinook, den sogen. Flatheads, Fig. 1) sowie Südamerikas (z. B. den Omagua am Amazonenstrom) gefunden; auch fand

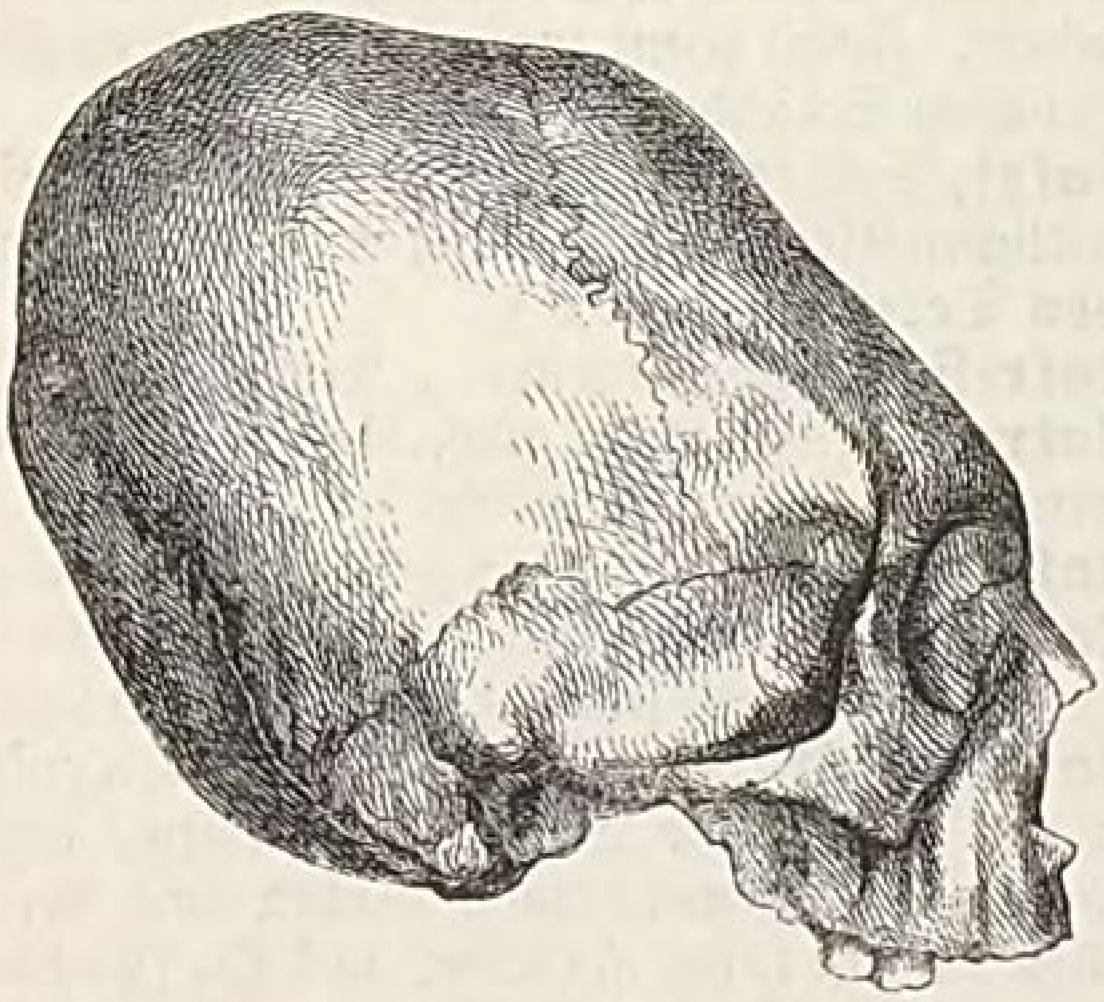


Fig. 1. Künstlich geformter Flatheadindianerschädel.

man in alten Gräbern in Peru, in Chile, Bolivia, am See Titicaca, in den Gräbern der Aymara und der Huanca ähnlich verunstaltete Schädel; die Kariben auf den Antillen erzeugen bei ihren Kindern durch einen mit der Wiege verbundenen Kompressionsapparat eine keilförmige Deformation des Schädels. Durch Einklemmen zwischen zwei Bretter wird in Celebes, durch Einschnüren in Binden auf den Philippinen der kindliche Schädel verunstaltet. Dieser Sitte liegt vielfach die Absicht zu Grunde, dem Kopf eine für schön geltende Form zu geben; bei einigen Völkern ward M.

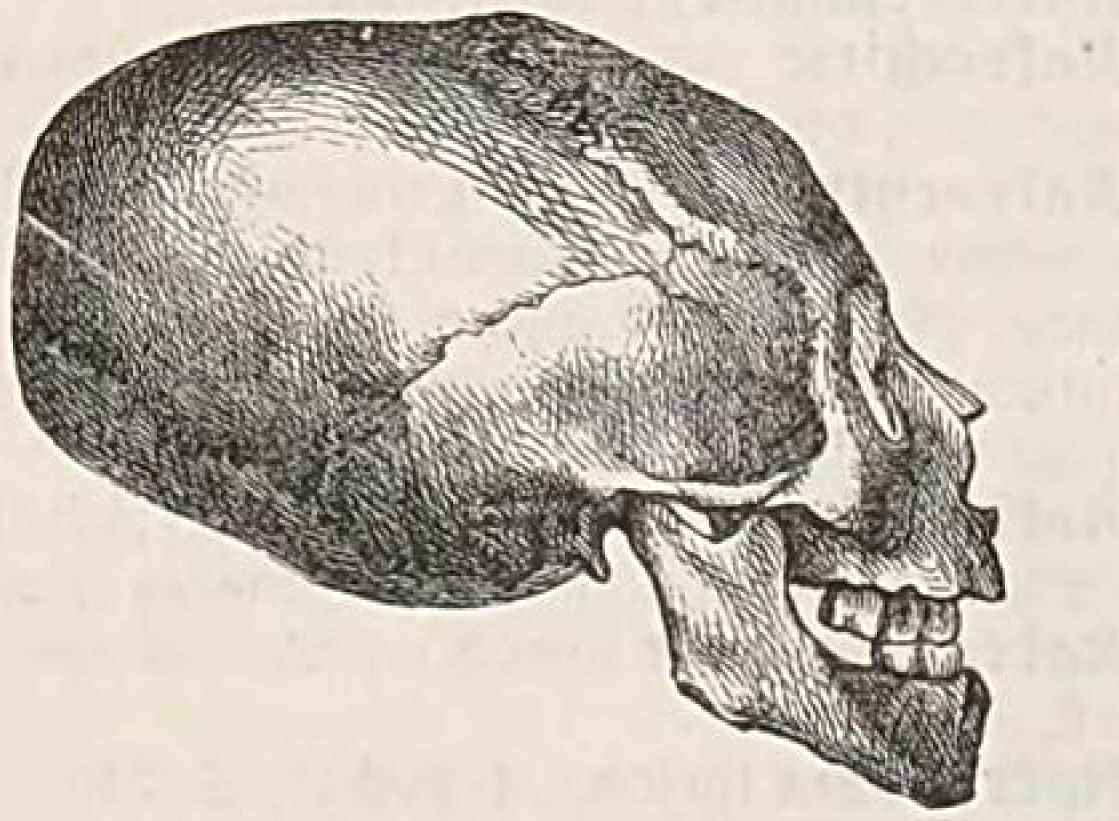


Fig. 2. Künstlich geformter Avarenschädel.

wohl das Merkmal höhern Ranges. In einigen Provinzen Frankreichs herrscht ein ganz ähnlicher Gebrauch. In der Krim, in Niederösterreich, in der Schweiz, bei Göttingen, bei Mainz hat man in alten Gräbern Schädel gefunden, welche ganz deutliche Spuren einer mittels Binden herbeigeführten Verunstaltung des Schädels zeigten. Die in der Krim gefundenen Schädel sollen von Avaren oder Hunnen herrühren (Fig. 2). Ob durch die Zusammenpressung des Schädels und die Behinderung der Gehirnentwickelung die Geisteskräfte leiden, ist fraglich. In den Distrikten Frankreichs, wo die Sitte herrscht, sollen besonders viele Geistesstörungen vorkommen. Vgl. Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne (Par. 1855).

Makrokósmos und **Mikrokósmos** (griech., »die große und die kleine Welt«), in der Vorstellungsweise der Naturphilosophen des 16. Jahrh., namentlich des Paracelsus, die Welt als ein menschlicher Organismus im großen (Makrokosmos) und der Mensch als eine Welt im kleinen (Mikrokosmos), womit man den Glauben verband, daß die Bewegungen des Lebens der kleinen Welt den Bewegungen des Lebens der großen Welt genau entsprächen und dieselben wie im Abbild darstellten. Vgl. Monadologie.

Makrolepidopteren, s. Macrolepidoptera.

Makrologīe (griech.), Weitschweifigkeit der Rede.

Makromēr (griech.), s. Phaneromer.

Makronen (v. ital. maccherone), runde, kleine Kuchen aus fein gewiegten Mandeln, bisweilen auch mit gestoßenen Haselnüssen, Zucker und Eiweiß.

Makronisi (ehemals Helena), lange und schmale griech. Felseninsel, an der Südostküste von Attika, 18 qkm groß, bis 281 m hoch, nur im Sommer von Hirten besucht.

Makropinakoïd (Makroprisma, Makropyramide ꝛc.), makrodiagonales Pinakoid (Prisma, Pyramide), s. Brachydiagonale und Kristall, S. 746.

Makroplasīe (griech.), unverhältnismäßige Entwickelung von Körperteilen.

Makropōden (griech.), die Großflosser (s. d.).

Makropodīe (griech.), angeborne übermäßige Entwickelung der Füße.

Makropsīe (Megalopsie, griech.), Zustand, in dem man die Objekte, welche sich dem Auge darbieten, größer sieht, als sie sind (vgl. Gesichtstäuschungen). Man beobachtet M. bei Akkommodationskrampf, bei Anwendung pupillenverengernder Mittel (Physostigmin), bisweilen auch bei Netzhautschrumpfung. Im Gegensatz zur M. steht die Mikropsie (s. d.).

Makroskopisch (griech.), mit unbewaffnetem Auge sichtbar.

Makrosomīe (griech.), Riesenwuchs.

Makrospōren (griech.), bei den Gefäßkryptogamen mit zweierlei Sporen die durch ihre Größe und besondere Ausbildung ausgezeichnete Art Sporen, die bei der Keimung Prothallien mit weiblichen Geschlechtsorganen liefern. Die Behälter, in welchen die M. gebildet werden, nennt man Makrosporangien.

Makrostōma (griech., »Großmaul«), Mißbildung mit Spaltung der Wange, indem eine transversale Gesichtsspalte durch mangelhaften embryonalen Verschluß zwischen dem obern und untern Fortsatz des ersten Kiemenbogens zu stande kommt.

Makrostruktur, die mit unbewaffnetem Auge erkennbare Struktur.

Makrūren (Macrura), s. Krebse.

Makulatūr (lat.), ursprünglich und eigentlich die beim Druck eines Werkes schadhaft gewordenen oder fehlerhaft gedruckten Bogen; dann die nicht abgesetzten oder durch neue Auflagen entwerteten Bücher oder andre Drucksachen sowie unreines, nur zum Verpacken taugliches Papier. Makulieren, zu M. machen.

Makuta, Währungseinheit, s. Macuta.

Mal (franz., soviel wie maladie, Krankheit). M. des chrétiens, M. de coït, M. français, M. francese (ital.), M. franzos (span.), M. de Naples (daher das französische Sprichwort: aller à Naples sans passer les monts: sich syphilitisch infizieren), M. des polonais, M. du saint homme Job, M. de St.-Euphémie

(euphemistisch), alles Bezeichnungen der Syphilis. M. de la baie de St. Paul (Radesyge), M. de Fiume oder de Franga oder de Frenga (Falcadine), endemische tertiäre Syphilis; M. de los pintos, M. pintado, s. Pinta; M. di Puna, s. Bergkrankheit; M. rosso, s. Pellagra. Vgl. auch Morbus.

Malabar, Küstenstrich im SW. der vorderind. Halbinsel, zwischen den Westghats und dem Meer und den Kaps Dilli (12° 3′ nördl. Br.) und Komorin, 540 km lang, umfaßt die Tributärstaaten Kotschin, Travankor und den zur Präsidentschaft Madras gehörigen *Distrikt M.*, ein Areal von 35,886 qkm (652 QM.). Andre rechnen zu M. auch den Distrikt Südkanara, weisen ihm also als Nordgrenze den 14.° nördl. Br. an. Die Küste ist niedrig; hinter ihr und parallel mit ihr laufend ziehen sich, durch schmale Kanäle verbunden, Lagunen hin, welche der Binnenschiffahrt dienen. Die Häfen (Kotschin, Beipur, Kananor) sind schlecht, und die nicht schiffbaren Flüsse richten zur Zeit der Hochfluten große Verheerungen an. Das durch die Ghats meist gebirgige Land hat einen üppigen Pflanzenwuchs, ein angenehmes Klima und erzeugt auf dem angebauten Boden namentlich Kokosnüsse, Pfeffer, Getreide, Kaffee, Thee, aus den Lagunen gewinnt man Salz und aus den großen Wäldern Teakholz. Die Bevölkerung gehört dem Drawidastamm an, der herrschende Stamm sind die aristokratischen Nair; am interessantesten aber sind die teils mohammedanischen, teils christlichen Mopla (s. d.). Das Christentum, zu dem sich ein Zehntel der Bevölkerung bekennt, fand bereits durch den Apostel Thomas Eingang; jetzt sind hier syrische und katholische Christen, Jesuiten und die protestantische Baseler Mission thätig. Auch zählt M. einige Judengemeinden (weiße und schwarze Juden). Außer 500,000 Tschanar in Travankor sprechen sämtliche Einwohner das *Malayalam*, in welcher Sprache die Missionare bereits eine belehrende Litteratur geliefert haben. Der *Distrikt M.*, die nördlichste Strecke des Küstenstrichs, zwischen 10° 15′—12° 18′ nördl. Br. und 75° 14′—76° 52′ östl. L. v. Gr., 14,931 qkm (272 QM.) groß mit (1891) 2,652,565 Einw. (1,834,298 Hindu, 769,857 Mohammedaner, 47,631 Christen), wird der Garten Indiens genannt; Kaffee (jährlich etwa 3 Mill. Pfd.), Pfeffer (jährliche Ausfuhr 5 Mill. Mk.), Kokosnüsse (2½ Mill. Mk.), Ingwer, Arrowroot, Arekanüsse, Zimt ꝛc. werden in Fülle erzeugt. Die Industrie wird fast nur durch die Fabrikate der Baseler Mission (Stoffe, Ziegel u. a.) in Kalikat und Kananor vertreten. Einige Bedeutung hat aber die Fischerei. Die jährliche Einfuhr zur See beträgt 1,4, die Ausfuhr 2,7 Mill. Pfd. Sterl. Eine Eisenbahn von Beipur nach Madras durchschneidet den südlichen Teil des Distrikts. Hauptstadt ist Kalikat. — Als Vasco da Gama 1498 hier zuerst landete, fand er M. in eine große Menge kleiner Staaten zersplittert, aber infolge der Eifersucht der arabischen Händler konnten die Portugiesen erst von 1505 ab festen Fuß in M. fassen. Sie legten Faktoreien in Kalikat, Kananor und Kotschin an, verloren indes die beiden letzten 1656—63 an Holland. An die Stelle dieses trat bald England, das 1664 hierher Handel zu treiben begann, 1708 die erste Niederlassung bei Talatscheri errichtete und im Kampf gegen die seit 1720 zu Mahé etablierten Franzosen, Haider Ali und Tippu Sahib den ganzen jetzigen Distrikt erwarb. S. Karte »Ostindien«.

Malabarfasänchen, s. Amadinen.

Malabargummi, s. Bombax.

Malabartalg, s. Vateria.

Malabarzimt, s. Cinnamomum.

Malaca, alter Name von Malaga (s. d.).

Malachit, Mineral aus der Ordnung der Karbonate, kristallisiert monoklinisch, findet sich aber nur mikrokristallinisch, meist nadel- oder tafelförmig, strahlig-faserig und dicht in traubigen, nierenförmigen, stalaktitischen, konzentrisch-schaligen Aggregaten, auch derb und als Anflug, sehr häufig erdig (*Kupfergrün*). Er ist smaragd- bis spangrün, auch schwärzlichgrün, durchscheinend bis undurchsichtig; die Kristalle sind diamant- und glasglänzend, der faserige M. ist seidenglänzend (*Atlaserz*), der dichte und erdige matt. Das spez. Gew. ist 3,7—4,1, die Härte 3,5—4. Er besteht aus basisch kohlensaurem Kupfer $CuCO_3.Cu(OH)_2$ mit 57 Proz. Kupfer und tritt als gewöhnlicher Begleiter der übrigen Kupfererze, der erdige häufig auch auf Mergel- und andern Gesteinen auf. Ausgezeichnete Fundorte sind Teruel in Spanien (Kristalle), Chessy bei Lyon, Cornwall, der Schwarzwald, Dillenburg, Sasta und Moldawa im Banat, Rezbanya in Siebenbürgen, die Schweiz und Tirol, vor allen aber Sibirien, der Ural, hier namentlich Nishnij Tagilsk, und Chile. Der M. wird auf Kupfer verhüttet und wegen seiner prachtvollen Farbe und Politurfähigkeit häufig als Schmuckstein, auch furnierartig zum Belegen andrer Steine, zu Vasen, Tischplatten, Dosen, Messerheften, Knöpfen, Leuchtern ꝛc. benutzt. Außerdem dient er zu Mosaiken und als Malerfarbe. S. Tafel »Mineralien und Gesteine«, Fig. 10. — *Habronem-Malachit*, s. Erinit.

Malachitgrün (*Viktoriagrün*, *Neugrün*, *Solidgrün*, *Vert diamant*, *Bittermandelölgrün*, *Echtgrün*, *Benzoylgrün*, *Benzalgrün*), ein Triphenylmethanfarbstoff, welcher gewöhnlich als Chlorzinkdoppelsalz oder als Oxalat (spritlöslich als Pikrat) des Tetramethyldiparamidotriphenylkarbinols in den Handel kommt. M. ist $3(C_{23}H_{25}N_2Cl) + 2ZnCl_2 + 2H_2O$ oder

$$3C\left\{\begin{array}{l}C_6H_5\\C_6H_4.N(CH_3)_2\\C_6H_4.N(CH_3)_2Cl\end{array}\right. + 2ZnCl_2 + 2H_2O.$$

Aus Dimethylanilin bildet sich bei Einwirkung von Benzaldehyd in Gegenwart von Chlorzink (welches die Wasserabspaltung begünstigt) zunächst die Leukobase des Malachitgrüns, das Tetramethyldiamidotriphenylmethan, und dies wird durch Bleisuperoxyd in die Base des Malachitgrüns verwandelt, die an sich farblos ist und mit Säuren in der Kälte farblose Lösungen bildet. Beim Erwärmen wird dann 1 Molekül Wasser abgespalten und der Farbstoff gebildet. Das Chlorzinkdoppelsalz bildet messinggelb glänzende Prismen, das Oxalat metallisch grün glänzende Blättchen und das Pikrat goldgelbe Kristalle. M. färbt Seide, Wolle, Leder, Jute und mit Tannin und Brechweinstein gebeizte Baumwolle intensiv smaragdgrün. Die dem M. entsprechende Äthylverbindung ist das *Brillantgrün* (s. d.), auch ein Chlorderivat, *Viktoriagrün* (*Neusolidgrün*), mit Dichlorbenzaldehyd dargestellt, und zwei Sulfoderivate: *Lichtgrün* und *Guineagrün*, sind im Handel. Beim Behandeln von M. mit rauchender Schwefelsäure entsteht eine Sulfosäure, deren Natriumsalz als *Helvetia-* oder *Säuregrün* im Handel gewesen ist.

Malacie (*Malakie*, griech.), in Zusammensetzungen soviel wie Erweichung (s. d.).

Malackah (*Maraga*), frühere ägypt. Wegestunde zu 16 Dereghe von 4 Feddan oder Marschminuten = 4928 m.

Malacodermăta (Weichkäfer), Familie aus der Ordnung der Käfer (s. d.).

Malacopterygĭi (Anacanthini, Weichflosser), s. Fische, S. 477.

Malacostrăca, die höhern Krebstiere (s. d.).

Malaczka (spr. -látzka), Markt im ungar. Komitat Preßburg, an der Bahnlinie Preßburg-Skalitz, mit Schloß u. Park des Fürsten Pálffy, Franziskanerkloster, Spiritusfabrik, Bezirksgericht und (1890) 4211 meist slowak. (römisch-kath.) Einwohnern.

Malade (franz., spr. -lád'), krank; Maladie, Krankheit.

Maladetta (franz. Monts Maudits), höchster Gebirgsstock der Pyrenäen, erhebt sich als östlicher Vorsprung der Südkette der Zentralpyrenäen auf spanischem Gebiet nahe der französischen Grenze zwischen dem obern Esera- und dem Aranthal, bildet eine schroff ansteigende, stark zerklüftete Granitmasse mit drei Gipfeln: Pic de la M. (3312 m), Pic du Milieu (3356 m) und Pic de Nethou (3404 m, s. d.) und trägt an der Nordseite zwei ausgedehnte Gletscher (Maladetta- und Nethougletscher).

Maladreries (franz.), Siechenhäuser für Aussätzige; s. Aussatz.

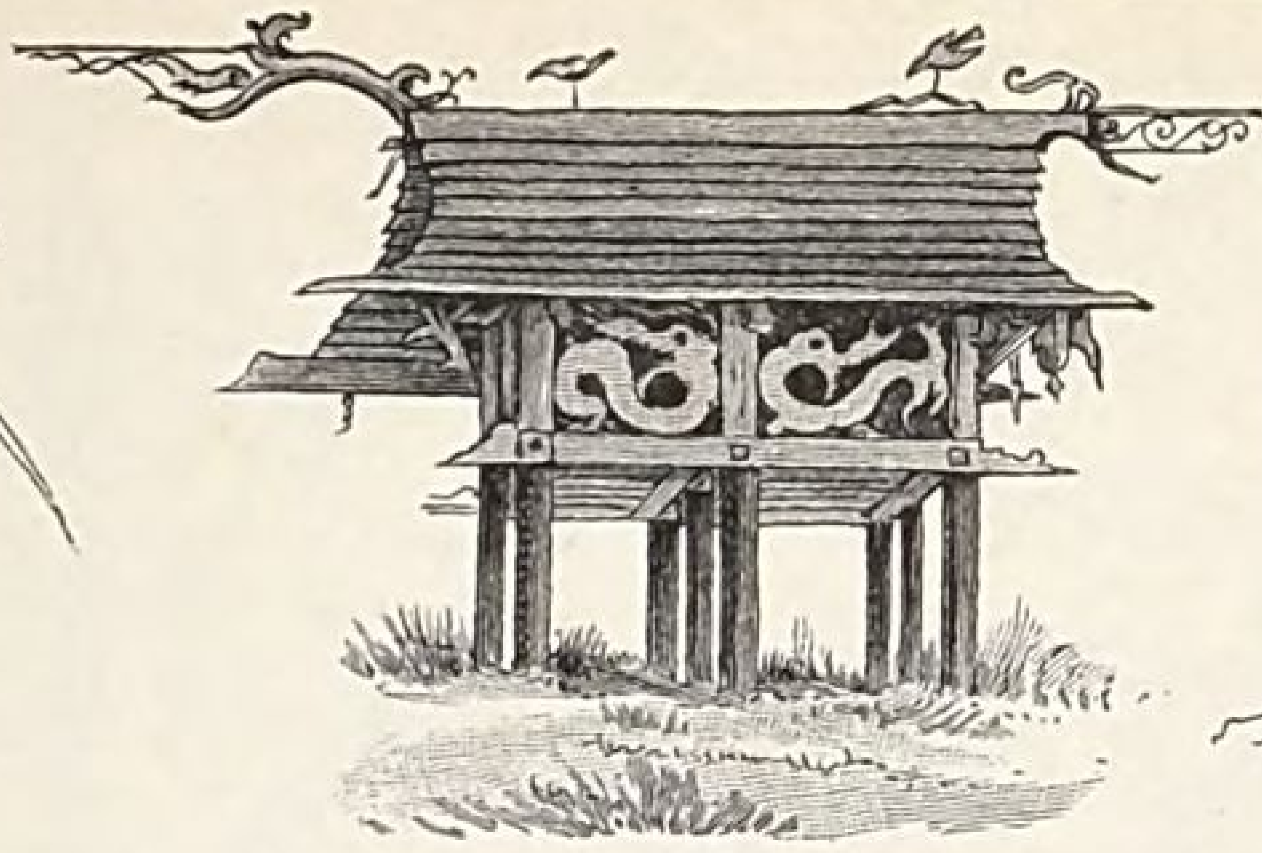
Maladresse (franz., spr. -adréß'), Ungeschicklichkeit; maladroit (spr. -adrua), ungeschickt, unanstellig.

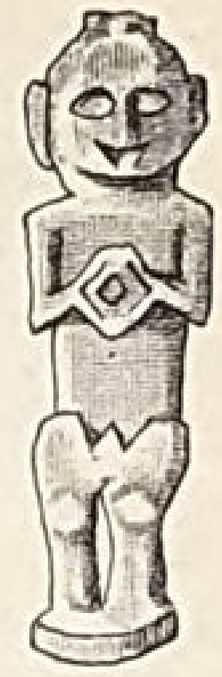
Mala fide (lat.), wider besseres Wissen, arglistig. Mala fides, »böser Glaube«, das Gegenteil der Bona fides (s. d.). Malae fidei possessio, ein wissentlich unrechtmäßiger Besitz, s. Bona fides.

Málaga, span. Provinz in der Landschaft Andalusien, grenzt im N. an die Provinz Cordoba, im O. an Granada, im S. an das Mittelländische Meer, im W. an Cadiz, im NW. an Sevilla und hat einen Flächenraum von 7349 qkm (133,5 QM.). Das Land ist gebirgig und wird von dem südlichen Randgebirge des Bätischen Gebirgssystems (s. d.) in einem weiten, gegen S. geöffneten Bogen durchzogen. Das Land südlich von diesem Randgebirge fällt terrassenförmig zum Meere ab, das nördlich gelegene Land ist eine Hochebene. Mehrere Küstenflüsse durchbrechen das erwähnte Gebirge und ergießen sich in das Mittelländische Meer. Die bedeutendsten davon sind der Guadalhorce und der Guadiaro. Die Zahl der Bewohner beträgt (1887) 519,377 Seelen, d. h. 71 auf 1 qkm. Haupterwerbszweige sind der Bau von Malagawein (s. d.), welcher auch in Form von Trauben und Rosinen ausgeführt wird, seit den siebziger Jahren aber durch die Reblaus gelitten hat, ferner von Südfrüchten (Mandeln, Feigen, Zitronen, Orangen), Öl, Esparto, Weizen und Mais, Hülsenfrüchten, Süßholz und Zuckerrohr sowie die Korkgewinnung und Seidenraupenzucht. Der Bergbau liefert hauptsächlich Blei und Eisen. Auch schwefelhaltige Mineralquellen sind vorhanden. Die Industrie ist namentlich in der Hauptstadt von Bedeutung. Doch gibt es auch außerhalb derselben Zuckerraffinerien, Baumwollspinnereien und Webereien, Gerbereien, Papierfabriken etc. Die Provinz umfaßt 15 Gerichtsbezirke.

Málaga, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), wichtige Handels- und Hafenstadt, liegt unter 36° 42' nördl. Br. und 4° 24' westl. L. v. Gr. malerisch an einer Bai des Mittelländischen Meeres, in welche hier der Guadalmedina mündet, am Fuße einer steilen Anhöhe (142 m), welche eine maurische, noch jetzt als Citadelle dienende Feste trägt, an der Eisenbahnlinie M.-Cordoba. Das Klima ist infolge der gegen die Nordwinde geschützten Lage mild, angenehm und gesund (mittlere Wintertemperatur 14°). Die Stadt ist uneben und im ältern Teil unregelmäßig gebaut, während sich die neuern Teile durch gerade, breite Straßen und moderne Gebäude kennzeichnen. Die schönsten Plätze und Straßen sind der Domplatz, das Zentrum der Stadt, die Plaza de la Constitucion mit schönem Brunnen, die Plaza de Riego mit dem Denkmal des 1831 gefallenen Generals Torrijo, der mit Alleen und Fontänen geschmückte Paseo de la Alameda und die in diesen mündende Calle del Marques de Larios. Von öffentlichen bemerkenswerten Gebäuden besitzt M. nur eine geringe Anzahl; das bedeutendste ist die im Renaissancestil 1538—1719 erbaute dreischiffige Kathedrale mit zahlreichen Kunstwerken und einem 74 m hohen Glockenturm. Daneben ist der Bischofspalast und das große Zollhaus zu erwähnen. Die genannte maurische Feste, 1279 erbaut, zerfällt in das untere Kastell, die jetzt verfallene Alcazaba, und das obere, Gibralfaro, das noch jetzt als Fort dient, und von dessen Wällen aus man eine reizende Aussicht genießt. Die Stadt zählt (1887) 134,016 Einw. Die Industrie hat in M. einen bedeutenden Aufschwung genommen und umfaßt mehrere große Eisengießereien und Maschinenfabriken, Baumwollspinnereien u. -Webereien, Dampfmühlen, Faßbindereien, Fabriken für Chemikalien, Seife, Zündwaren, Spiritus, Essig, Öl und Thonwaren, Rohrzuckerfabriken und Zuckerraffinerien, eine Schokoladefabrik, Teigwarenfabriken etc. Der Hafen von M. ist in neuester Zeit wesentlich verbessert worden und wird durch einen östlichen und einen westlichen Molo, welche mit Leuchttürmen und Batterien versehen sind, gegen Stürme geschützt. Nach dem in Ausführung begriffenen Hafenbauprojekt soll ferner das seichte Ufergebiet angeschüttet, ein gemauerter Kai hergestellt und der Guadalmedina, welcher zur Versandung des Hafens beiträgt, gegen W. abgeleitet werden. 1893 sind im Hafen von M. im Verkehr mit dem Ausland 746 Schiffe von 474,326 Ton. ein- und 850 Schiffe von 623,923 T. ausgelaufen. Die Einfuhr hatte einen Wert von 28,5, die Ausfuhr einen solchen von 33,8 Mill. Pesetas. Die wichtigsten Artikel waren in der Einfuhr: Baumwolle, Faßdauben und Bretter, Weizen, Stockfisch, Maschinen, Eisenwaren, Kohlen und Garne; in der Ausfuhr: Blei, Rosinen, Wein und Weintrauben, Olivenöl, Mandeln, Limonen und Orangen, Hülsenfrüchte und Baumwollwaren. Hierzu kommt noch der Verkehr mit den spanischen Häfen, welcher 1891 einen Einlauf von 1051 Schiffen mit 451,039 Ton. und einen Auslauf von 997 Schiffen mit 392,313 T. ergab. Der Warenverkehr belief sich in der Einfuhr auf 39,45 Mill. Pesetas (hauptsächlich Baumwoll- und Schafwollwaren, Gerbstoffe, Tabak und Zucker), in der Ausfuhr auf 15,48 Mill. Pesetas (Baumwollwaren, Zucker, Olivenöl, Getreide etc.). An Unterrichtsanstalten besitzt M. außer Elementarschulen und Colegios ein Institut, ein Seminar, eine nautische Schule; ferner gibt es hier zwei größere Theater (darunter das Cervantestheater für 2500 Zuschauer), einen Stiergefechtszirkus (welcher 11,000 Personen faßt), ein Zivil- und Militärspital und ein Waisenhaus. M. ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und zahlreicher auswärtiger Konsulate, darunter auch eines deutschen. Die Stadt und Provinz haben Ende 1884 durch das Erdbeben sehr gelitten. — Die Stadt M., im Altertum Malaca (phönikisch Malch, d. h. Saline), wurde von den Phönikern gegründet und ging dann in den Besitz der Karthager, endlich der Römer,

Malaiische Kultur I.

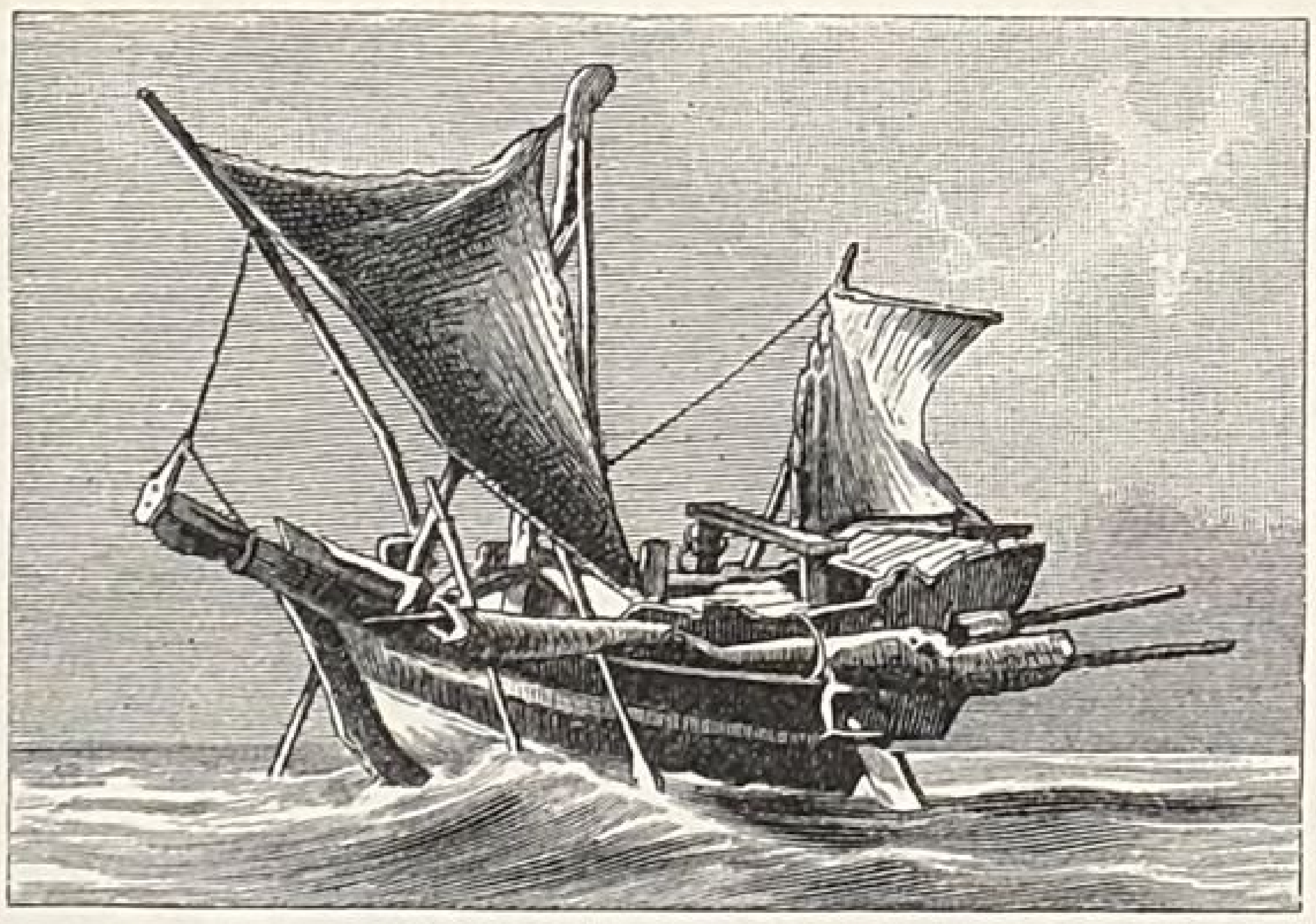



1, 3—6. Ahnenbilder (Nias). — 2. Totenhaus in Borneo.



7. Tanzmaske.

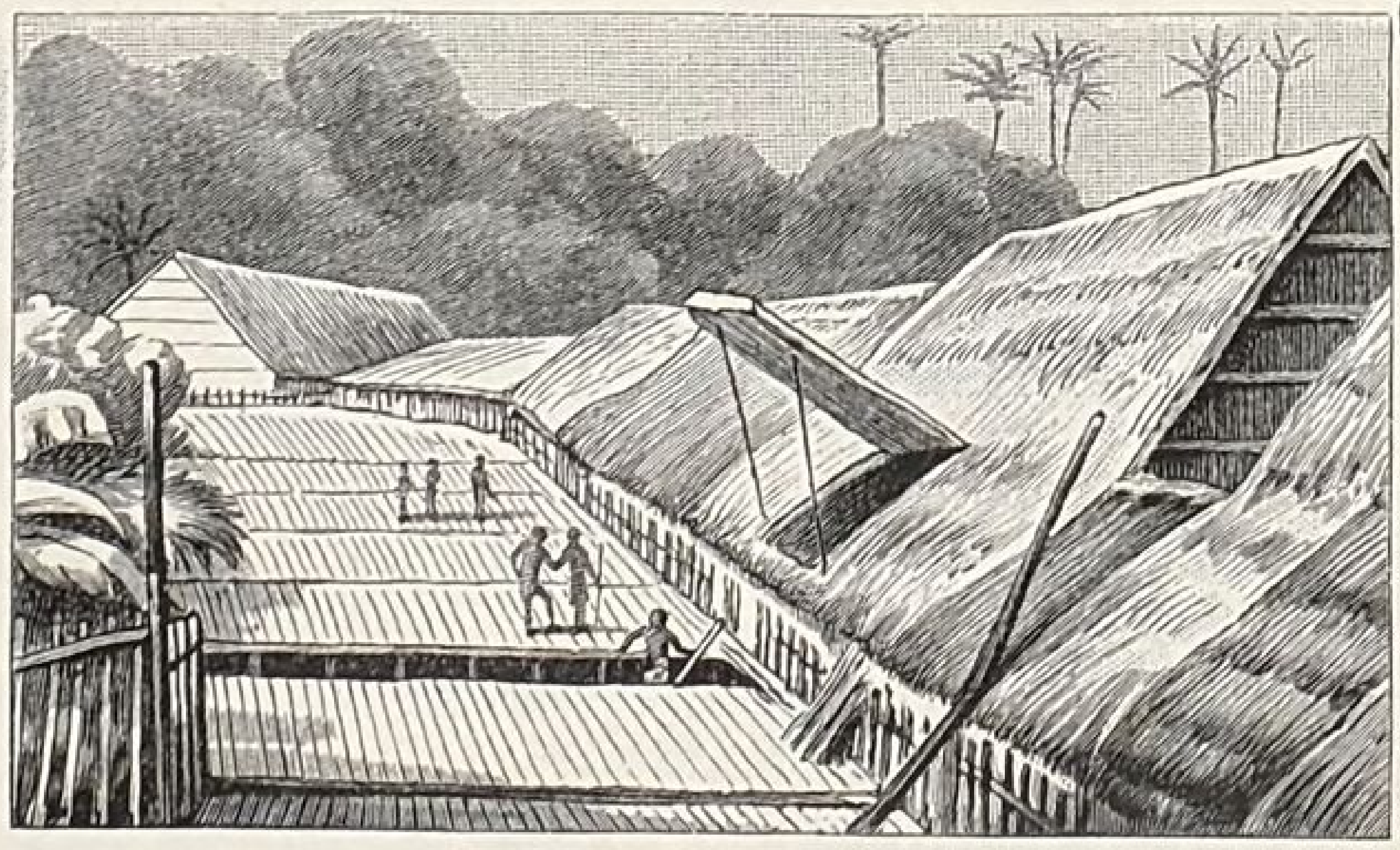




10. Sumatranische Prau.



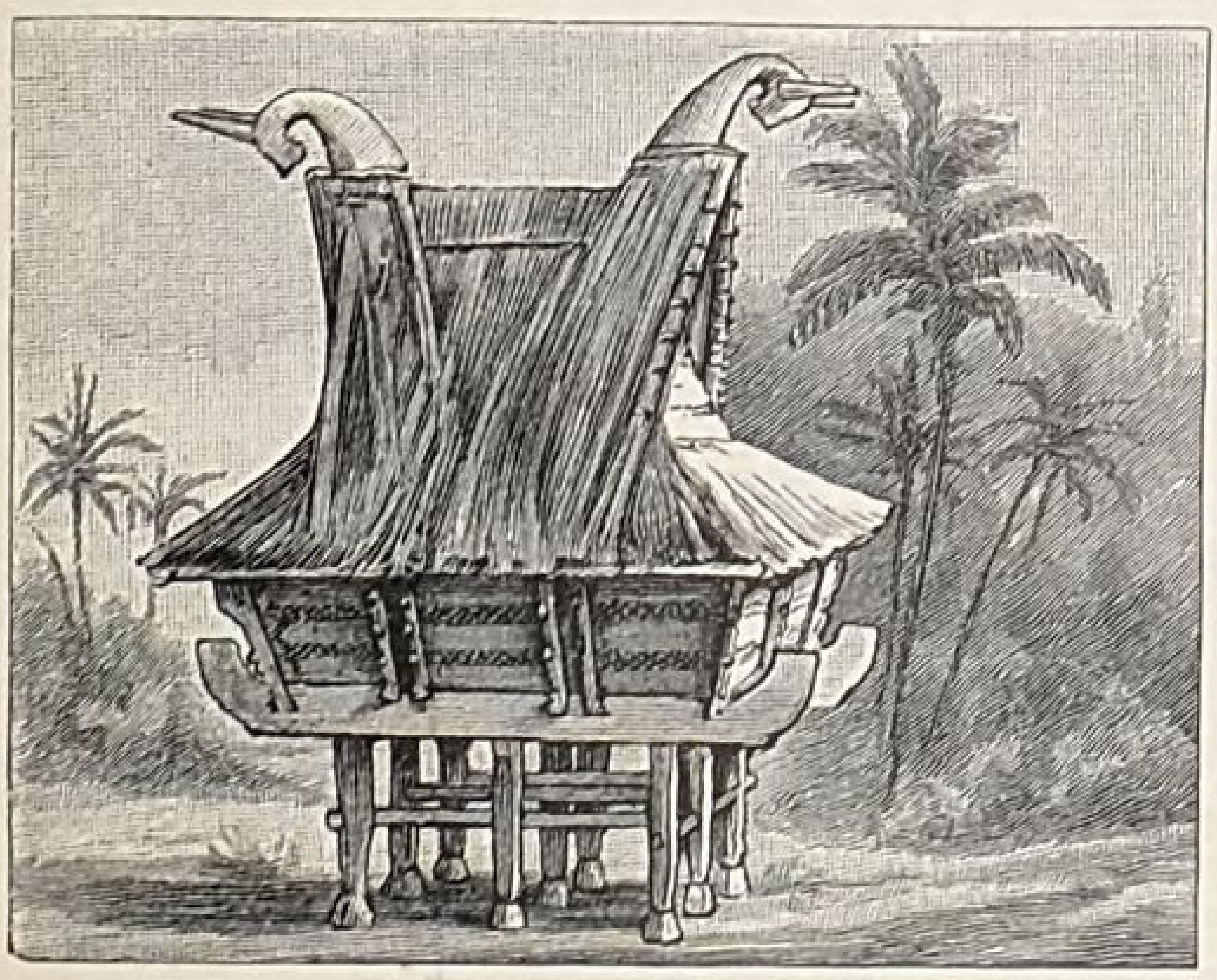
8. Bauerntracht (Nias).



11. Dajak-Dorf (Borneo).



9. Seeräuber (Sulu).



12. Haus der Batta (Sumatra).



13. Javanisches Haus.

Malaiische Kultur II.



1—8. Ackergeräte und Messer. — 9. Blasrohr mit Bajonett (Borneo). — 10. Speer (Nias). — 11. Köcher (Borneo). — 12. Ohrgehänge (Nias). — 13. Kopfschmuck eines Häuptlings (Nias). — 14. Säbel (Timur). — 15. Kris (Java). — 16. Säbel (Sumatra). — 17. Schwert (Nias). — 18. Kris (Bali). — 19. Kris (Celebes). — 20. Speer (Luzon). — 21. Trommel (Nias). — 22. Geflochtene Bordüre (Celebes). — 23. Lendentuchbordüre der Dajak (Borneo). — 24. Schnitzerei der Dajak (Borneo). — 25. Kohlenbecken und Reistopf (Java). — 26. Kamm (Nias). — 27. Ohrgehänge (Nias). — 28. Schild der Dajak (Borneo). — 29. Armring der Männer (Nias). — 30. Löffel (Nias). — 31. Fiedel.

Goten und Araber über. In den ersten drei Jahrhunderten der Maurenherrschaft in Spanien war M. den Chalifen von Cordoba unterworfen; nach dem Verfall dieses Chalifats kam es in die Hände verschiedener kleiner Fürsten, bis es im Anfang des 14. Jahrh. mit dem Königreich Granada vereinigt wurde. 1487 wurde es durch Ferdinand und Isabella den Mauren nach einer hartnäckigen Belagerung von drei Monaten abgenommen. Die spätere Geschichte der Stadt bis auf die neueste Zeit ist ziemlich bedeutungslos. Von den Parteikämpfen zwischen den Carlisten und Cristinos hatte die Stadt viel zu leiden. Erstere ließen 1831 hier 49 Anhänger der liberalen Partei erschießen. An diese Opfer des Bürgerkriegs erinnert ein Obelisk auf der Plaza de Riego.

Málaga, Stadt im Depart. Santander der Republik Kolumbien, 2212 m ü. M., hat eine höhere Schule, Fabrikation von Wollenzeugen, warme eisenhaltige Quellen und (1870) 5805 Einw.

Malagasch (Malagássen), die Einwohner von Madagaskar (s. d.).

Malagawein, wohl der bekannteste und feinste Likörwein der Welt, nicht nur als Luxusgetränk, sondern hauptsächlich als Gesundheitswein von alters her berühmt. Er wächst auf den Bergen um Malaga, doch dehnt sich der Distrikt für Weine geringerer Klasse östlich und westlich weiter aus. Der echte M. ist hellfarbig, indem die Gegend keine andern als helle Trauben hervorbringt. Die dunkeln und schwarzen Weine erhalten ihre Farbe und dicke Konsistenz von gekochten Zusätzen (Arope und Color), welche aus gekochtem Weinmost, ausgepreßten Trockenbeeren oder bei geringen Qualitäten aus Feigensaft oder Melasse hergestellt werden. Oft ist schwarzer Malaga gänzliches Kunstprodukt des Auslandes. Die weißen trocknen Weine Malagas sind feurig, aber weder von so feinem Aroma noch gleichem Wert wie Jerez oder Madeira; sie spielen auch im Welthandel keine hervorragende Rolle. Der edelste Typus, d. h. der wirkliche Repräsentant des Malagaweines, ist der feine, rötlich-goldgelbe (rotgoldene) Süßwein aus der kleinbeerigen Pedro Jimenez-Traube, welche vor dem Pressen am Stock selbst oder im Weinberge an der Sonne etwas welken gelassen wird bis zur sogen. Überreife. Dadurch wird der Saft überaus zuckerreich, und bei der Gärung bleibt ein Teil des Zuckers als natürliche Süßigkeit im Wein zurück. Durch sorgfältige Pflege auf jahrelangem Lager entwickelt sich dieser M. zu dem edlen, goldschimmernden, aromareichen Wein mit unbegrenzter Haltbarkeit. Der Alkoholgehalt beträgt normal 17 Vol.-Proz. Aus der Muskatellertraube werden Süßweine gleichen Namens oder trockene Tafeltrauben gewonnen. Natürliche Rotweine produziert der Distrikt nicht; dagegen fabriziert man Kognak aus Weinen, die aus dem Innern des Landes stammen. Den Verwüstungen durch die Reblaus tritt man mit Neuanpflanzungen von amerikanischen Reben, die mit inländischen Pfropfreisern veredelt werden, entgegen.

Mala Gorica, Berggipfel, s. Kapellagebirge.

Malagueña (spr. malagénja), span. Tanz, s. Fandango.

Malaguettaküste (spr. -getta), Pfefferküste, s. Guinea.

Malaguetta- (Meleguetta-) **Pfeffer,** s. Amomum.

Malaien (Oran Malaju, »herumschweifende Menschen«; hierzu Tafel »Malaiische Kultur I u. II«), im weitesten Sinne die von Blumenbach als malaiische Rasse zusammengefaßten Bewohner der Sundainseln und Malakkas sowie Australiens und Ozeaniens und zum Teil Madagaskars. Doch hat man die Bewohner des Australkontinents und Melanesiens längst ausgeschieden, indem man gewisse körperliche und ethnologisch-linguistische Eigentümlichkeiten (s. unten) zur Richtschnur nahm. Dieser Menschenschlag hat sich von den Komoren bis zur Osterinsel, vom 61.—268. Längengrad, und zwischen Hawaï und Neuseeland, also über 70 Breitengrade, ausgedehnt. Als Ausgangspunkt muß man den Südosten des südasiatischen Festlandes ansehen. Vom linguistischen und kulturhistorischen Standpunkt aus zerfällt die malaiische Rasse in zwei Abteilungen: eine westliche, die M. im engern Sinne, und eine östliche, die Polynesier. Nach übereinstimmenden Traditionen verbreiteten sich die M. zuerst über die Inseln des Indischen Archipels bis Buro und rückten von da aus zur Samoa- und Tongagruppe vor, um von diesem Zentrum aus die polynesischen Inseln zu bevölkern. Als Zeitpunkt der Trennung in westliche und östliche M. nimmt der Ethnolog Friedrich Müller das Jahr 1000 v. Chr. an. Nach ihren Körpermerkmalen gehören die asiatischen M. unter die kleinen Völker, während die polynesischen M. durch Körpergröße hervorragen. Namentlich die erstern haben viel mit den Mongolen gemein, wie das lange, straffe Haar, den spärlichen Bartwuchs, eine Trübung der Hautfarbe vom Weizen- und Ledergelb bis zum tiefen Braun, vorstehende Jochbogen und teilweise schiefe Augenstellung. Innerhalb der asiatischen M. sind wiederum zwei Grundtypen zu erkennen, ein eigentlicher malaiischer und ein battascher, letzterer größer, stärker, mit hellerer Hautfarbe und lichterm Haar und weniger hervortretenden Backenknochen. Die asiatischen M. sind mesokephal, die Polynesier brachykephal; bei beiden ist die Höhe des Schädels ebenso groß oder auch ein wenig größer als dessen Breite. Der Prognathismus bleibt in mäßigen Grenzen. Je näher die Sitze der M. dem asiatischen Festlande liegen, desto häufiger wird die schiefe Stellung der Augen, wodurch sie körperlich den Bewohnern im O. der Alten Welt naherücken. Über die Sprachen der M. s. Malaiisch-polynesische Sprachen.

Die malaiische Völkerabteilung (mit Ausschluß der Polynesier) wird in folgende Unterabteilungen oder Stämme gesondert: 1) Die Tagalen oder Bisaya auf den Philippinen, zum Teil vermischt mit den schwarzen, bis auf geringe Reste von ihnen verdrängten Urbewohnern (sogen. Negrito). An sie sind, nach den Sprachmerkmalen, die Bewohner von Formosa und den Suluinseln anzuschließen. 2) Die eigentlichen M. auf Malakka und Sumatra. 3) Die Sundanesen im W. der Insel Java, ein Volk, welches als Mittelglied zwischen den M., Javanern und Batta gelten kann. 4) Die Javaner auf der Ostseite der Insel Java, das gebildetste Volk der malaiischen Rasse, dem sich die Balinesen und Maduresen anschließen. 5) Die Batta oder Battak im Innern von Sumatra mit den Bewohnern der Nias- und Batuinseln, denen die Hova auf Madagaskar, nach der Sprachverwandtschaft zu schließen, am nächsten stehen. 6) Die Dajak oder, wie sie sich selbst nennen, Olo-Ngadschu auf Borneo, zu denen die Ot-Danom im Innern und die Biadschu im S. von Borneo gehören. 7) Die Makassaren im SW. und die Buginesen auf der Südwest- und Südostspitze von Celebes. 8) Die als Alfuren bezeichneten Bewohner des Nordens von Celebes und der Molukken. Vgl. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 19—24.

Die eigentlichen M., deren Zahl man auf 3½—4 Mill. veranschlagen kann, haben ihre ursprüngliche Heimat auf Sumatra, wo das alte Reich Manang-Kabau noch im 15. Jahrh. die ganze Mitte der Insel umfaßte. Von hier zog 1160 eine Abteilung unter Sri Tri Buwana nach der Ostküste und weiter zur Halbinsel Malakka, wo sie Singapur und, nachdem sie von dort 1252 durch die Javaner vertrieben worden waren, Malakka gründeten. Von hier breiteten sie sich dann immer weiter über den Malaiischen Archipel aus und brachten so ihre wohlklingende Sprache dermaßen zur Geltung, daß diese von Ceylon bis Neuguinea als eine Art Lingua franca gilt (s. Malaiische Sprache und Litteratur). Auch waren die M. die Verbreiter des im 13. Jahrh. von ihnen angenommenen Islam, ohne aber als handeltreibendes Volk unduldsam zu werden, wie sie es auch mit den eignen religiösen Vorschriften nicht zu genau nehmen. In Bezug auf geistige Begabung und Rührigkeit übertrifft der eigentliche Malaie alle andern Stämme seiner Rasse; wir finden bei ihm eine ungemessene Leidenschaftlichkeit, von der das sogen. Amucklaufen (s. d.) zeugt, ein beinahe krankhaftes Ehrgefühl, eine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Todesverachtung, dabei aber auch eine gewisse Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Als kühne, unternehmende Seefahrer und Kaufleute waren sie dem Ackerbau wenig zugeneigt, doch ist die Kultur des Reises bei ihnen uralt, ebenso alt wie die Sklaverei, da alle Feldarbeit von Sklaven verrichtet wird (teils Kriegsgefangene, teils Schuldsklaven). Die politische Staatseinrichtung der M. hat einen aristokratischen Charakter. An der Spitze des Staates steht der Monarch mit dem Titel Radscha, Maharadscha, Dschang di Pertuan, als dessen tributpflichtige Vasallen die Großen des Reiches, die Oran Kaja, die einzelnen Provinzen verwalten. Unter ihnen wählt der Fürst die höchsten Beamten des Reiches, die Mantri. Als Handwerker sind die M. ausgezeichnet; besonders berühmt sind die Produkte der Weberei und Färberei, die Lederfabrikation, Tischlerei und Drechslerei, die Waffenfabrikation und Goldarbeiterkunst. Mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens sind die M. seit langem bekannt. Als Handwaffen gelten ihnen der Klewang, ein fast meterlanges Schwert, und der Kris (Dolch). Schleuder und Blasrohr mit kleinen vergifteten Pfeilen sind durch die Flinte verdrängt worden. Unter den Verteidigungsmitteln sind die im Grase verborgenen zugespitzten Pflöcke zu nennen. Seit Jahrhunderten waren die M. zur See der Schrecken aller Völker, ihre vortrefflichen Segler (Prauen, Prahus), bewaffnet mit langen Kanonen (Lilas), durchzogen in ganzen Flotten den Ostasiatischen Archipel, bis die Holländer ihnen allmählich das Handwerk legten. Die Häuser sind aus Holz oder Bambus auf Pfählen errichtet, mit Atap (dem Laub der Nipapalme) gedeckt und mit Matten ausgelegt. Eine Treppe führt von außen zur Plattform des Hauses hinauf; die Feuerstelle liegt außerhalb desselben. Mehrere Häuser bilden ein Dorf, das mit einer Erdmauer oder Palissaden umgeben wird und in der Mitte einen freien gepflasterten Platz für die Volksversammlungen hat. Der Raum unter der Hütte dient als Stall für das Kleinvieh. (Vgl. zu Vorstehendem die Abbildungen auf beifolgenden Tafeln.) Seine Frau erwirbt der Malaie durch Kauf, wofür er unumschränkter Herr derselben wird, so daß er sie wieder verkaufen und nach seinem Tode vererben kann. Diese Art der Heirat heißt Tschutschur. Ist aber der Bewerber arm, und will er doch eine Frau besitzen, so tritt er als Sklave bei seinen Schwiegereltern ein und erhält dafür eine Frau. Die von den Holländern zu Recht belassenen Gesetze (adat) sind teils dem Koran entnommen, teils sind sie Überreste altmalaiischer und indischer Rechtsgebräuche. Diebstahl wird mit Geldbuße bestraft, auch die Todesstrafe kann durch Zahlung abgekauft werden. Im übrigen zeigen sich die M. als ein kriegerisches Volk, bei welchem selbst die Gesetzgebung den Gebrauch der Waffen und der Selbsthilfe begünstigt. Wer von jemand thätlich beleidigt wird, hat das Recht, mit seinem Gegner einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Nach dem Adat gilt das Neffenerbrecht (Schwestersöhne erben statt der eignen Kinder). Zur Charakteristik der M. gehört noch die Erwähnung ihrer Spielwut. Außer dem Würfel- und Kartenspiel (mit chinesischen Karten) spielen sie gern Schach; alle kauen Betel. Malaiische Staaten von hervorragender Bedeutung existieren heute nicht mehr, sie befinden sich alle in größerer oder geringerer Abhängigkeit von den Engländern und Holländern. Doch haben diese, indem sie den Fürsten die Unabhängigkeit nahmen, weder Religion noch Gesetze und Gebräuche des Landes angetastet.

Malaienäpfel, s. Jambosa.

Malaienhuhn, s. Huhn, S. 29.

Malaiischer Archipel (Indischer, Ostindischer, Südostasiatischer Archipel, auch Indonesien oder Insulinde), Name für die zwischen Asien und Australien liegende Inselflur, mit einem Flächenraum von 2,003,229 qkm (36,362 QM.), welche wieder in drei Abteilungen zerfällt: 1) die äußere (östliche) Reihe an der Nordost- und Ostgrenze, bestehend aus den Molukken mit den Banda-, Amboina- und Ternateinseln und aus den Philippinen; 2) die innere (westliche) Reihe an der Süd- und Südwestgrenze, gebildet von den Andamanen und Nikobaren, den Großen Sundainseln Sumatra und Java und den Kleinen Sundainseln im O. von Java; 3) die mittlere Gruppe, welche die Großen Sundainseln Borneo und Celebes nebst zahlreichen kleinen Inseln umfaßt. Der Äquator durchschneidet die Westreihe in Sumatra, die Mittelgruppe in Borneo und Celebes, die Ostreihe in den Molukken. Die große Übereinstimmung des geologischen Baues sowie der Floren und Faunen dieser Inselgruppen nötigt zu der Annahme, daß dieselben Bruchstücke einer später auseinander gerissenen Landmasse sind, welche Asien und den Australkontinent in ähnlicher Weise verband, wie Zentralamerika die beiden Hälften der Neuen Welt noch jetzt verbindet. Die zusammenhängende Gebirgskette der Sundainseln hat im W. und S. den Rand dieser Landbrücke gebildet, die Molukken und Philippinen sind Trümmer des Ostrandes. Die eine Verbindung mit Asien vermittelnde Landenge wäre an der Stelle von Celebes zu suchen. Alle Inseln des Archipels sind, mit Ausnahme kleiner Koralleneilande, gebirgiger Natur. Man findet, wenigstens auf den größern, überall ein kristallinisches Grundgebirge, gebildet von Gneis und Glimmerschiefern. Hierauf folgen paläozoische Schiefer und Sandsteine sowie Kohlenkalk, wie auf Sumatra und Timor, dann in geringerer Verbreitung mesozoische Sedimente und tertiäre Gebilde. Letztere überlagern auf Java das Grundgebirge vielfach direkt und schließen auf Sumatra auch bauwürdige Braunkohlen ein. Von ältern Eruptivgesteinen sind Diorit, Syenit und besonders Granit in großer Verbreitung bekannt. Jüngere vulkanische

Gesteine (Andesite, Trachyte und auch Basalte nebst zugehörigen Tuffen) finden sich namentlich auf Sumatra, Java und den Sundainseln. Durch die Großen und Kleinen Sundainseln, die Molukken und Philippinen erstreckt sich eine Reihe von Vulkanen, die meist unmittelbar aus der See oder der Ebene emporsteigen, oft auch paarweise beisammenstehen. Im übrigen herrscht in der Gestaltung der Inseln große Verschiedenheit. Wo vulkanische Bildung vorwiegt, sind die Inseln langgestreckt, wo diese zurücktritt, nach Länge und Breite gleichmäßiger ausgedehnt. Der Malaiische Archipel hat ein tropisches, feuchtes, gleichmäßiges **Klima** und, mit Ausnahme der hohen Gebirgsgegenden, etwa 25—27° Mittelwärme. Wechselnde Monsune scheiden die relativ trocknen u. nassen Jahreszeiten, welche allerdings je nach der Lage verschieden sind: nördlich vom Äquator April bis Oktober der Südwestmonsun (Regenzeit), von November bis März der Nordostpassat, südlich davon im südhemisphärischen Sommer der Nordwestmonsun, im Winter der Südostpassat. Die folgende Tabelle gibt nach Hann die Temperaturverhältnisse:

Ort	Jahr	Wärmster Monat	Kältester Monat	Mittlere Jahresextr.	
Singapur . . .	26,7°	Mai 27,6°	Jan. 25,6°	33,6°	20,9°
Padang (Sum., W.)	26,6	" 27,2	Nov. 26,2	—	—
Palembang (Sum., Osten)	27,0	" 27,4	Jan. 26,6	—	—
Lahat (Sum., Inn.)	26,7	April 27,3	" 26,2	—	—
Bandschermassing (Borneo) . . .	27,1	Mai 27,7	Dez. 26,7	—	—
Batavia (Java) .	25,9	" Okt. } 26,4	Jan. Febr. } 25,3	32,7	20,6
Buitenzorg (Java)	25,0	Sept. 25,5	" 24,5	30,1	20,9
Banjuwangi "	26,7	April 27,3	Juli 26,0	—	—
Amboina (Mol.) .	26,[illegible]	Febr. 27,2	" 25,2	—	—

Regenmenge: Singapur 240 cm (Maximum Dezember und August), Padang 473 cm (Maximum Dezember u. Oktober), Batavia 187 cm (Maximum Januar), Buitenzorg 446 cm (Maximum Januar). Eine eigentliche Trockenzeit gibt es nicht, indem in allen Monaten ziemlich reichliche Regen fallen. Hinsichtlich der **Flora** vergleiche man die betreffenden Schilderungen der einzelnen Inseln des Archipels. Die **Tierwelt** des Archipels, zum Teil der orientalischen, zum Teil der australischen Region angehörig, zeichnet sich aus durch ihren großen Reichtum sowohl an tierischen Arten als Individuenzahl. Vielfach besitzen die einzelnen Inseln eine charakteristische Fauna. Aus der Fauna des orientalischen Teils des Malaiischen Archipels sind hervorzuheben der Orang-Utan, Gibbon, Tapir, Rhinozeros, Elefant, der malaiische Bär, Königstiger, Panther, eine Anzahl Viverren, Wildschwein, verschiedene Rinder, die Moschushirsche, eine Reihe Hirsche und andre Säugetiere. Von den Vögeln sind Charaktervögel die Nashornvögel, der Argusfasan; wichtig wegen ihrer Nester, der »eßbaren Schwalbennester«, sind die Salanganen. Von Reptilien sind zu nennen die gefährlichen Seeschlangen. Die Fischfauna dieses Teils des Malaiischen Archipels ist dadurch charakterisiert, daß sie noch Karpfen enthält. Zwischen Borneo und Celebes geht die Grenzscheide zwischen orientalischer und australischer Region hindurch, und Celebes, die Molukken und die andern kleinen benachbarten Inseln gewinnen mehr und mehr den Charakter der australischen Fauna, indem vor allem die Säugetiere der orientalischen Fauna fast plötzlich verschwinden und die australischen Formen an ihre Stelle treten. Die ursprüngliche **Bevölkerung** scheint einer jetzt nur noch hier und da in schwachen Überresten erhaltenen, dunkelfarbigen Rasse angehört zu haben, doch schon sehr früh von einer großen Zahl nahe verwandter, hellfarbiger Stämme verdrängt worden zu sein, den Malaien (s. d.), die seit dem 12. Jahrh. von Sumatra aus sich über den Archipel verbreiteten und Staaten gründeten, deren Blüte später (im 16. Jahrh.) durch die Eroberungen der Europäer zusammensank. Zu diesen Bewohnern kommen noch etwa 2 Mill. eingewanderter **Chinesen**, besonders in Java, Sumatra und Borneo sowie auf den Philippinen, dann zahlreiche Europäer u. Araber. Portugiesen setzten sich bereits Anfang des 16. Jahrh. auf den Molukken fest, mußten aber den **Niederländern** weichen, die Anfang des 17. Jahrh. ihre ersten Kolonien auf Java gründeten. Das Generalgouvernement von **Niederländisch-Indien** umfaßt jetzt die Inseln Java und Madura, Sumatra, Borneo mit Ausnahme eines kleinen Teils im N. und NW., Celebes, Menado, Amboina, Ternate, den westlichen Teil von Timor, Bali und Lombok. Die nicht niederländischen Teile von Borneo stehen unter dem Protektorat von **England**, das außerdem die Insel Labuan besitzt, der östliche Teil von Timor gehört **Portugal**, die Philippinen und der Suluarchipel **Spanien**. Areal und Bevölkerung des Malaiischen Archipels sind jetzt wie folgt verteilt:

	QKilometer	QMeil.	Bevölkerung
Niederländisch-Indien . .	1415857	25713	32374000
Spanische Besitzungen . .	296182	5379	6985124
Britische Besitzungen . .	207578	3770	495853
Portugiesische Besitzungen .	16300	296	300000
Zusammen:	1935917	35158	40154977

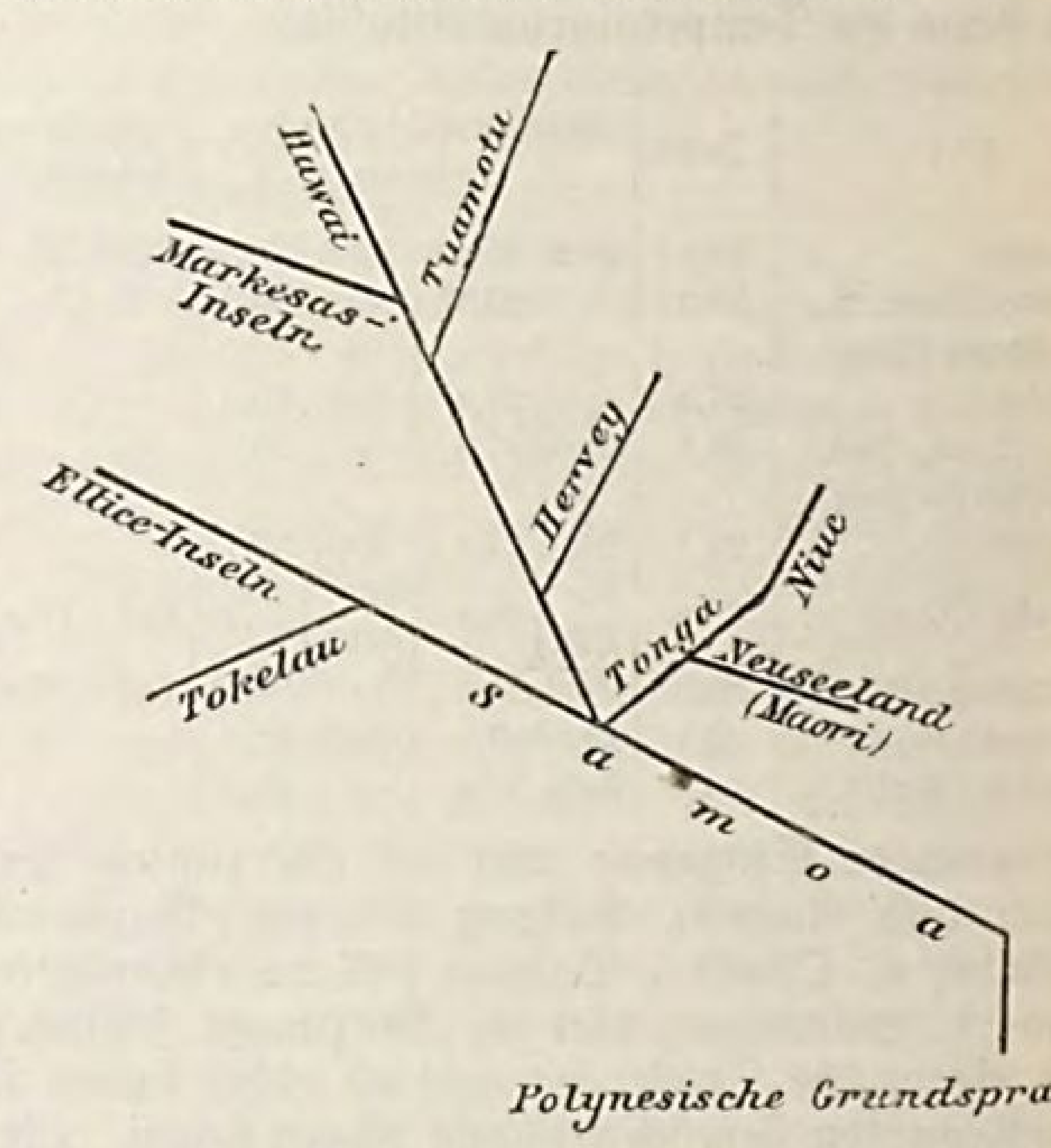
Die Bevölkerung bekennt sich zum allergrößten Teil zum Islam, doch arbeiten hier, jetzt auch mit Unterstützung der Regierung, sechs niederländische Missionsgesellschaften, außerdem die Rheinische Mission und eine englische Gesellschaft, auch die Katholiken sind hier thätig. Die Erfolge sind indes wenig bedeutend. Dagegen ist es auf den Philippinen den katholischen Missionaren gelungen, den größten Teil der Bevölkerung zu bekehren. Näheres siehe unter den die einzelnen Gebiete behandelnden Artikeln. Vgl. **Wallace**, Der Malaiische Archipel (deutsch von A. B. Meyer, Braunschw. 1869); v. **Rosenberg**, Der Malaiische Archipel (Leipz. 1878, 2 Bde.); **Backer**, L'Archipel Indien (Par. 1874); **Bastian**, Indonesien (Berl. 1884—94, 5 Tle.); **Forbes**, A naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago (Lond. 1885); **Hagen**, Anthropologische Studien aus Insulinde (Amsterd. 1891); **Carthaus**, Aus dem Reich von Insulinde (Leipz. 1891); **Guillemard**, Australasia, Bd. 2: Malaysia (Lond. 1894) und die Litteratur bei »Niederländisch-Indien«.

Malaiische Sprache und Litteratur. Die **malaiische Sprache**, zu den malaiisch-polynesischen Sprachen (s. d.) gehörig, ursprünglich Landessprache in einem Teile von Sumatra und auf der Halbinsel Malakka, hat sich seit der Mitte des 13. Jahrh. über einen großen Teil des Malaiischen Archipels verbreitet und ist gegenwärtig allgemeine Verkehrs- und Handelssprache für ganz Australasien (s. Malaien). Unter indischem Einfluß zur Schriftsprache ausgebildet und mit Sanskritwörtern bereichert, nahm sie seit dem Eindringen des Islam viele andre, namentlich arabische

und portugiesische Bestandteile in sich auf. Die malaiische Sprache, die von etwa 4 Mill. Menschen gesprochen wird, bedient sich jetzt der arabischen Schriftzeichen; früher hatte sie eine aus der indischen abgeleitete Schrift, die in einzelnen Gegenden im Palembangschen noch gebräuchlich ist. Der im Hochland Mittelsumatras gesprochene Dialekt wird nach seinem Sitz gewöhnlich Menangkabau-Malaiisch genannt. Neuere Grammatiken lieferten Crawfurd (Lond. 1852), Roorda van Eysinga (Nieuwediep 1856), de Hollander (6. Aufl., Breda 1893), Pijnappel (Haag 1866), Favre (Par. 1876) und Klinkert (Leid. 1882); Wörterbücher: de Wilde (Amsterd. 1841), Roorda van Eysinga (13. Aufl., Haag 1869), Crawfurd (Lond. 1852), de Wall (Batav. 1872; bearbeitet von van der Tuuk, das. 1877—84), Pijnappel (3. Aufl., Amsterd. 1884), Swettenham (Lond. 1886—87, 2 Bde.), Klinkert (Leid. 1885).

Die malaiische Litteratur ist ziemlich umfangreich, vielseitig und selbständig. Unter den Werken der Kunstpoesie ist die Dichtung »Bidasari« (hrsg. von Hoëvell, Batav. 1843; von Favre, Wien 1875; von Klinkert, Leid. 1886) die berühmteste und beliebteste. Auch die meisten javanischen Dichtungen (s. Javanische Sprache und Litteratur), welche indische Stoffe behandeln, sind in malaiischer Bearbeitung vorhanden, so die Geschichte der fünf Pandawa, die des Rama (»Sri Rama«, hrsg. von Roorda van Eysinga, Amsterdam 1843). Unter den romantischen Dichtungen, welche nationale Stoffe behandeln, sind hervorzuheben: die Dichtung »Ken-Tambuhan« (hrsg. von de Hollander, Leid. 1856; von Klinkert, das. 1886); die Geschichte von Indra Laksana; die Geschichte des Sultans Abd ul Muluk von Ali Hadschi, Fürsten von Riouw (hrsg. von Roorda van Eysinga, Batav. 1848), dessen Spruchgedichte Netscher (das. 1854) herausgab. Eine Erzählung im Menangkabau-Dialekt ist »Prinses Balkis« (hrsg. von Gerth van Wijk, Batav. 1881). Die weitverbreitete indische Fabelsammlung »Kalila und Dimnah« ist auch in malaiischer Bearbeitung vorhanden (hrsg. von Gonggrijp, Leid. 1876), ebenso das Pantschatantra (»Pandjatandaran«, hrsg. von van der Tuuk, das. 1866). Reich ist die Geschichte vertreten. Außer verschiedenen Werken über die Geschichte des malaiischen Volkes überhaupt gibt es Chroniken aller malaiischen Staaten, sowohl auf Sumatra und Malakka als auf den übrigen Inseln des Archipels, z. B. von Atschin (franz. von Dulaurier, Par. 1829), von Dschohor, Sambas und Sukadana (hrsg. von Netscher in der »Tijdschrift voor Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlands Indië«, Bd. 1, Batav. 1853) u. a. Die Seerechte, von denen einige bis ins 12. Jahrh. hinaufreichen, sind gesammelt von Raffles und dann von Dulaurier (Par. 1845). Handbücher des mohammedanischen Rechts gaben Keijzer (Haag 1835) und Meursinge (Amsterd. 1844) heraus. In neuerer Zeit lieferte der gebildete Malaie Abdullah ibn Abd ul Kadir von Malakka (gest. 1854) Reiseberichte und besonders eine merkwürdige Autobiographie. Die mohammedanisch-theologische Litteratur besteht fast nur aus Übersetzungen arabischer Werke. Das Neue Testament wurde schon im 17. Jahrh. von Brouwer ins Malaiische übersetzt (Amsterd. 1668), die ganze Bibel von Leidekker und van der Vorm, daselbst 1733 (seitdem öfter; neue Ausg. von Willmet, Haarl. 1820—24, 3 Bde.). Vgl. Dulaurier, Mémoires, lettres et rapports relatifs au cours de langues malaye et javanaise (Par. 1843).

Malaiisch-polynesische Sprachen. Sie bilden einen weitverzweigten Sprachstamm, der über die ganze Inselwelt des Stillen Ozeans verbreitet ist und von der Osterinsel im Stillen Ozean bis zur Insel Madagaskar reicht. Er zerfällt nach Fr. Müller in die drei Gruppen der malaiischen, melanesischen und polynesischen Sprachen. Die malaiischen Sprachen (s. Malaien) herrschen auf der Halbinsel Malakka, auf Java, Borneo, Celebes, Sumatra, den Philippinen, Molukken, Marianen, Formosa und andern Inseln des Malaiischen Archipels u. der Südsee und auf Madagaskar. An sie schließen sich im Osten die melanesischen Sprachen, die nach Fr. Müller von den Palauinseln (Westkarolinen) und dem Marshall-Archipel im Nordwesten bis zu den Neuen Hebriden und Viti (Fidschi) im Südosten reichen. Noch weiter östlich dehnen sich die polynesischen Sprachen in südnördlicher Richtung von Neuseeland bis nach Hawaï aus. Ihre Verwandtschaftsverhältnisse veranschaulicht Whitmee, der beste lebende Kenner der polynesischen Sprachen, durch folgenden Stammbaum:



Ihre morphologischen Kennzeichen sind, daß die Stammwörter in der Regel zweisilbig auftreten und als Nomina, Verba ꝛc. fungieren können. Nach Grammatik und Lautsystem betrachtet, bieten nach Fr. Müller die drei Gruppen dieses Sprachstammes das Bild einer aufsteigenden Entwickelung dar: die polynesischen »Partikelsprachen« kennen die Laute g, d, b nicht, lassen alle Wörter auf einen Vokal auslauten und drücken alle grammatischen Beziehungen nur durch lose Partikeln aus; die melanesischen Sprachen haben mit Einschluß einiger Doppelkonsonanten sechs oder sieben Konsonanten mehr, welche sie auch im Auslaut verwenden können, und haben bereits possessive Pronominalsuffixe ausgebildet; die malaiischen Sprachen endlich stellen durch einen reichen Konsonantismus und die Ausbildung jener Partikeln zu einem Präfix-, Infix- und Suffixsystem die oberste Stufe dar. Doch ist die umgekehrte Annahme einer stufenweisen Entartung aus dem reichen malaiischen Sprachtypus als dem ursprünglichen nicht ausgeschlossen. Jedenfalls sind die Sprachen gerade wie der unverkennbar gemischte Rassentypus der Melanesier durch die Papua stark beeinflußt und verändert worden. Einige der malaiischen Sprachen, namentlich das Malaiische im engern Sinne und das Javanische, haben einen starken Prozentsatz von Sanskrit-

wörtern in sich aufgenommen. Alte Schriftsprachen, die entweder mit dem arabischen oder mit Ableitungen aus den alten indischen Alphabeten geschrieben werden, finden sich nur innerhalb der malaiischen Gruppe. Volksmärchen und Nationalgesänge der Polynesier sind neuerdings von Gill (»Myths and songs from the Pacific«, mit Vorrede von Max Müller, Lond. 1876) gesammelt worden. Whitmee ist mit der Herausgabe eines vergleichenden Wörterbuches der polynesischen Sprachen beschäftigt, auch besorgte er eine neue Ausgabe von Pratts »Samoan grammar« (Lond. 1878). Vgl. W. v. Humboldt, über die Kawisprache auf der Insel Java, Bd. 3 (Berl. 1838); H. C. v. d. Gabelentz, Die melanesischen Sprachen (in den Abhandlungen der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1860–73); Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. 2 (Wien 1879 ff.); Codrington, The Melanesian language (Lond. 1895).

Malaise (franz., spr. -äs'), Unbehagen.

Malaita (Malanta), die zweitgrößte der englischen Salomoninseln, durch die Indispensabelstraße von der deutschen Insel Isabella getrennt, mit der durch einen schmalen, flußähnlichen Kanal von ihr getrennten, 400 qkm großen Insel Maramasiki 6500 qkm (118 QM.) groß, von Korallenriffen umgeben, im Innern gebirgig (Kolowrat 1304 m) und dicht bewaldet, mit englischer protestantischer Mission.

Malajâlam (Malajâlma), drawidische Sprache in Südindien (s. Drawida), dem Tamil nahe verwandt, aber stark mit Sanskrit-Lehnwörtern durchsetzt, von 3¾ Mill. Menschen gesprochen, mit einer alten, dem Sanskritalphabet entstammenden, u. einer modernen, dem arabischen Alphabet entlehnten Schrift. Die Litteratur ist unbedeutend und besteht zumeist in Übersetzungen aus dem Sanskrit. Eine Grammatik lieferte Peet (2. Aufl., Cottayam 1860), Sprachproben Gundert (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, 16. Bd.) und Burnell (in »Specimens of South Indian dialects«, Madras 1823), ein Lexikon Bailey (Cottayam 1846).

Malakanen (Milchesser), religiöse Sekte in Rußland, genießt zur Fastenzeit Milch, was bei der orthodoxen Kirche verpönt ist. S. Raskolniken.

Malakka (Malaiische Halbinsel), lange und schmale Halbinsel Hinterindiens (s. Karte »Hinterindien«) zwischen dem Chinesischen Meer (Meerbusen von Siam) und dem Indischen Ozean, insbes. der Straße von M., welche sie von Sumatra scheidet, erstreckt sich von 13° 31'—1° 22' nördl. Br., hat unter 10° 30' nördl. Br. ihre stärkste Zusammenschnürung (70 km) im Isthmus von Kra an der Nordgrenze, ihre größte Breite (330 km) in Perak unter 5° nördl. Br. und einen Umfang von 189,998 qkm (3451 QM.) mit (1891) 1,311,342 Einw. Die flachen, von Mangroven weit ins Land hinein bedeckten Küsten, in welche nur die erweiterten Flußmündungen tiefere Einschnitte machen, werden von vielen Inseln besäumt, unter welchen an der Westseite Salanga oder Dschunk Ceilan, Lantar, Trotto, Lankawi, Pinang, an der Südküste Singapur, an der Ostküste Tioman, Groß-Redang und die Samuiinseln die bemerkenswertesten sind. Die Halbinsel wird in ihrer ganzen Länge von parallel laufenden Gebirgsketten aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Quarzit sowie paläozoischem Thonschiefer, Sandstein und Kalkstein durchzogen, welche im N. im Muengmolet Ka 2130 m, weiter südlich im Kao Luang 1319, im Tula Bangsa 1950 und nahe der Südspitze im Ophirberg 1275 m erreichen und von mehreren tiefen Einsenkungen durchbrochen werden; die Landenge von Kra ist nur 25 m hoch. Die meisten Flüsse sind nicht schiffbar und werden nur zur Bewässerung benutzt; doch wird der Bernam 125 km weit und der Perak fast in seiner ganzen Länge von malaiischen Fahrzeugen befahren; Dampfer von 600 Ton. können nur bis Durian Sebatang hinaufgehen. Das Klima ist konstant heiß und feucht und, selbst in größern Höhenlagen, ungesund. Die Ostküste wird bisweilen von Cyklonen heimgesucht. Die Westseite, dem Monsun ausgesetzt, ist die nasse Seite, dagegen ist die Ostseite, welche im Windschatten des Monsuns liegt, trocken und hat nur Herbst- und Winterregen. Singapur: Jahrestemperatur 27,6°, kältester Monat Januar 25,6°, wärmster Mai 27,6°, mittlere Jahresextreme 33,6 und 20,9°. Das feuchtwarme Klima von M. bringt einen großen Reichtum von Palmen hervor, von denen 42 Arten von Assam bis M. reichen. Darunter sind typische Formen: Corypha Gebanga, Areca Catechu, welche hier heimisch ist, ferner die Gattungen Nipa und Cyrtostachys und unter den Palmlianen viele Calamus-Arten und Plectocomia. Reich vertreten sind auch die Guttiferen, die waldbildend auftreten, die Myrtaceen (Barringtonia speciosa) und Ficus-Formen neben den im ganzen indischen Monsungebiet charakteristischen Bäumen: Shorea robusta (Salbaum) und Tectona grandis. Endlich bilden die Amentaceen einen bedeutenden Bestandteil der Wälder. Kultiviert werden, wie überall in Indien, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Pfeffer, Kaffee und Thee, außerdem auch Gambir und Kakao. M. gehört in seiner Tierwelt der malaiischen Subregion der orientalischen Region an und ist der einzige Festlandsteil jenes im übrigen nur aus Inseln bestehenden Faunengebiets; die Fauna von M. schließt sich speziell an die von Borneo und Sumatra an; es kommen M. der Königstiger, der Nebelparder, die Marmelkatze, das Rhinozeros, der Elefant, Schlankaffen, Hirsche und andre Vertreter der malaiischen Fauna zu, während anderseits Charaktertiere, wie der Orang-Utan, der schwarze Panther, der Hirscheber, fehlen. Der Mineralreichtum ist sehr groß. Die erste Stelle nimmt das Zinnerz ein, welches sich sowohl in überaus reichen, noch nicht erschöpften Seifen, als auch auf primärer Lagerstätte im Granit findet; mit seiner Gewinnung sind in Perak allein 20,000 Menschen beschäftigt; Perak und Selangor lieferten 1892 an 22,214 Ton. Zinn im Werte von 41,6 Mill. Mk., die Hälfte der Gesamtproduktion der Erde. Auch Gold ist in M., zumal in Pahang, sehr verbreitet (Jahresertrag 800—900 kg); ebenso findet sich Silber, seltener Eisen. Doch scheint das Land im Ackerbau, der von Malaien betrieben wird, seine größte Zukunft zu haben. Die Bevölkerung besteht aus Siamesen oder Thai nördlich vom 7. Breitengrad, 600,000 zivilisierten Malaien im S. davon, während in den Berggegenden im Innern die wilden Stämme der Oran Binua, Oran Utan, Oran Bukit, einige Negrito u. a. hausen. Auffallend ist die große Sterblichkeit gegenüber einer geringen Zahl von Geburten. Der Ausfall wird mehr als gedeckt durch eine wachsende Zuwanderung von Chinesen und Indern. Von erstern leben in den Straits Settlements 272,500, von letztern 60,000, zu denen noch 4200 Europäer, 8000 Eurasier, 9000 Javaner, 2000 Araber u. a. kommen. Politisch ist die Halbinsel verteilt zwischen dem Königreich Siam

und den Engländern, deren Besitzungen den südlichen Teil von Tenasserim und die Straits Settlements (s. d.) umfassen; von letztern hängen noch einige Schutzstaaten ab:

	QKilom.	Einwohner
Siamesische Staaten (Kedah, Neman, Patani, Leggai, Kalentan, Trinpan) .	100 000	690 000
Straits Settlements	3 938	512 342
Britische Schutzstaaten (Perak, Selangor, Sungei Ujong, Negri Sembilan, Pahang, Dschohor)	86 000	619 000

In den unter britischem Einfluß stehenden Gebieten arbeiten seit einem Jahrzehnt englische Missionare unter Tamulen und Chinesen. Die Industrie ist meist in den Händen der Chinesen und beschäftigt sich mit der Herstellung von Seidenstoffen, Kris, Zucker, Kokosöl, Harz ꝛc. Die Straßen werden in den englischen Besitzungen und in Perak gut erhalten; 1884 wurde eine Eisenbahn zwischen Taipong, der Hauptstadt von Perak, und Port Wold eröffnet. Zur allein gesetzlichen Währung in den Straits Settlements wurde 1867 der Dollar von Hongkong, Spanien, Mexiko, Peru und Bolivia erklärt, und eine Ministerialverfügung vom 10. Jan. 1874 gesellte ihm den amerikanischen Handelsdollar nebst dem japanischen Yen bei. Teilstücke in Silber brauchen nur bis 2 Doll., ganze, halbe und Viertel-Cents aus Kupfer bis 1 Doll. angenommen zu werden. Als Hohlmaß dient hauptsächlich der Gantong von 4 Tschapak = 4,451 Lit., als Gewicht der Koyan von 40 chinesischen Pikul zu 100 Kätti, aber besonders in Pulo Pinang außerdem ein malaiischer Koyan mit derselben Einteilung = 2587,8 kg; ein malaiisches Kati von 16 Tahil zum 24 fachen des Gewichts eines spanischen Dollars = 646,952 g. — Die Halbinsel M. wird schon von Ptolemäos als Goldene Chersones (wegen ihres Goldreichtums) erwähnt. Die Portugiesen nahmen 1511 die Stadt M., die 1641 in den Besitz der Holländer überging. 1786 erwarb die Britisch-Ostindische Kompanie die Insel Pinang durch Kauf, und 1824 erlangte die britische Regierung den Besitz der Stadt M. gegen Abtretung einiger Posten auf Sumatra an Holland; zu derselben Zeit erwarb sie Singapur. Vgl. Isabelle Bird, The Golden Chersonese (Lond. 1884); Keane, Geography of the Malay Peninsula (das. 1877).

Malakka, zu den Straits Settlements (s. d.) gehörige engl. Kolonie an der Westküste der Halbinsel gleichen Namens (s. oben), 1839 qkm (33,4 QM.) groß mit (1891) 92,170 Einw. (3/4 Malaien, dann Chinesen, Indier, Engländer ꝛc.). Die Berge enthalten Zinn und etwas Gold; Reis, Pfeffer, Sago, Muskatnüsse sind die vornehmsten Bodenprodukte. Die Hauptstadt M. an der Mündung des gleichnamigen Flusses unter 2° 11' nördl. Br. hat 20,000 Einw. und besteht aus der alten, von den Holländern angelegten europäischen und der von Malaien und Chinesen bewohnten Stadt.

Malakkanußbaum, s. Semecarpus.

Malakkarohrchen, s. Calamus.

Malakkastraße, Meeresstraße zwischen der Halbinsel Malakka und Sumatra, welche den Indischen Ozean mit dem Chinesischen Meer verbindet. Sie erstreckt sich von 5—1° nördl. Br., wo sie sich in die Straße von Singapur und Durian teilt, ist 778 km lang, am breitesten (297 km) zwischen Pulo Pinang und der Nordspitze von Sumatra, am schmälsten (55 km) bei der Stadt Malakka. Die infolge starker Strömungen schwierige Schiffahrt wird durch zahlreiche Leuchtfeuer an den Küsten unterstützt. S. Karte »Hinterindien«.

Malakolith, s. Augit.

Malakologie (griech.), Molluskenkunde; Malakolog, Molluskenkenner.

Malakonit, s. Kupferschwärze.

Malakostraken, die höhern Krebstiere (s. d.).

Malakow, Name der Hauptstation auf der Südseite von Sebastopol (s. d.) vor der Erstürmung 1855, infolge deren der Marschall Pélissier (s. d.) später zum Herzog von M. ernannt wurde.

Malakozoen, s. Weichtiere.

Malamocco, Flecken in der ital. Provinz Venedig, 6 km südlich von Venedig, am Litorale von M., einer der Düneninseln, welche die Lagune von Venedig vom Adriatischen Meere trennen, mit (1881) 808 (als Gemeinde 1984) Einw. Der 3 km südlich gelegene Porto di M., der Kanal zwischen den Inseln von M. und Pellestrina, dient als Haupteinfahrt für den Hafen von Venedig und ist durch zwei Forts geschützt.

Malandrīno (ital.), Straßenräuber, Landstreicher; auch Schimpfwort, soviel wie Strolch. In Gozzi-Schillers »Turandot« werden die Malandrinen scherzhafterweise eine Völkerschaft genannt.

Malans, Dorf und Hauptort des Kreises Maienfeld im Bezirk Unterlandquart des schweizer. Kantons Graubünden, unweit der Mündung der Landquart in den Rhein, am Fuße des Augstenbergs (2378 m) und an der Schmalspurbahn Landquart-Davos-Platz, mit Weinbau und (1888) 951 Einw. Hier lebte und starb 1834 der Dichter G. v. Salis. Über dem Dorf die Ruinen von Ruchenberg und Klingenhorn.

Malansche, Handelsstadt in der portugies. Provinz Angola (Westafrika), unter 9° 33' südl. Br., in einer Ebene, an einem rechtsseitigen Nebenfluß des Coanza gelegen, 1180 m ü. M., besteht aus einer einzigen langen Straße, in deren Mitte der Marktplatz mit dem Hause der portugiesischen Kommandantur sich befindet, wird im S. durch Wall und Graben geschützt und hat eine Garnison von 100 schwarzen Soldaten unter portugiesischen Offizieren. Es leben hier 50—60 Europäer.

Malapane, 1) rechtsseitiger Nebenfluß der Oder in Schlesien, entspringt in Polen unweit der preußischen Grenze, fließt in breiter Niederung nach W. und mündet nach 120 km langem Lauf unterhalb Oppeln bei Czarnowanz. — 2) Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Oppeln, an der Malapane und der Linie Oppeln-Herby der Preußischen Staatsbahn, 185 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Eisenhütte nebst Eisengießerei und Maschinenfabrikation und 150 Einw. Dazu das Zinkwalzwerk Jedlitze.

Mal-à-propos (franz., spr. -pō), zur Unzeit.

Malapterūrus, s. Zitterwels.

Mala punica (lat.), Granatäpfel.

Mälar (Mälarsee), See in Schweden, zwischen den Läns Stockholm, Upsala, Westerås und Nyköping, ist von W. nach O. 105 km lang und 40—80 km breit und bedeckt einen Flächenraum von 1687 qkm (30,6 QM.); die Wasserfläche ohne die Inseln umfaßt 1168 qkm. Sein Spiegel liegt nur etwa 0,6 m ü. M. Durch den Norder- und Süderstrom und den Kanal Södertelge hat er seinen Ausfluß in die Ostsee. Merkwürdigerweise strömt das Meerwasser öfters in den See ein, welches Phänomen man aus der Verschiedenheit des atmosphärischen Drucks auf das Meer und den See zu erklären sucht. Ihm fließen im N. die

Fyriså, Örsundaå, Enköpingså, Sagå, Svartå, Kolbäcksä und Hedströmmen, im W. Arbogaå und im S. Eskilstunaå zu. Der M. ist durch seine wechselnde Breite, die ihn bald wie einen Fluß, bald wie ein weites Wasserbecken erscheinen läßt, durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit seiner Ufer, durch die vielen Arme und Buchten, durch die wechselnde Einfassung mit Klippen und Felsen, waldbekränzten Bergen und ebenen Fluren, durch seine zahlreichen (an 1260) Inseln, durch die Menge der an seinen Gestaden und auf seinen Inseln liegenden Schlösser und Landsitze, deren man an 200 zählt (darunter die königlichen Schlösser Gripsholm, Drottningholm u. a.), der reizendste See Schwedens. Die Inseln bilden allein 16 Kirchspiele mit 900 Bauernhöfen, die Ufer 90 Kirchspiele. Westlich vom M. liegt der Hjelmar (s. d.), mit welchem der M. durch den Arbogakanal verbunden ist. An seiner Westseite führt von der Kolbäcksä der 100 km lange Strömsholmskanal zu den Seen Södra und Norra Barken in den schwedischen Bergwerksdistrikten.

Malaria (v. ital. mala aria, »schlechte Luft«, ital. Aria cattiva, Sumpfmiasma, Sumpfluft), die manchen sumpfigen Gegenden, besonders den Maremmen an der Südküste von Italien und den Pontinischen Sümpfen bei Rom, eigne krankmachende Einwirkung auf lebende Organismen, die wahrscheinlich, wie so viele andre Krankheiten dieser Art, durch Mikroorganismen, und zwar durch die sogen. Plasmodien, welche Laveran im Blute Malariakranker entdeckte, erzeugt wird. Es sind dies runde, teils pigmentierte, teils nicht pigmentierte, bald mit, bald ohne Geißelfäden, in der Regel in rote Blutkörperchen eingeschlossene Körperchen, welche nur während des Malariaanfalls und nicht immer sehr zahlreich (in einem Felde des Mikroskops 1—4) beobachtet werden. Halbmondförmige und überhaupt unregelmäßige, den Plasmodien ähnliche Körperchen sollen Degenerationsformen darstellen. Zur Zeit werden die Plasmodien allgemein für die Erreger der M. angesehen. Sind die Mikrobien mit der Luft oder dem Trinkwasser in den Körper gelangt, so erfolgt die schädliche Wirkung bald nach kürzerer, bald nach längerer Zeit; bald tritt die M. nur in unmittelbarer Nähe der Sümpfe hervor, bald aber erstreckt sie sich auch auf weitere Entfernungen oder nimmt selbst einen epidemischen Charakter an. Die Intensität der M., d. h. die Lebensbedingungen der sie erzeugenden Mikrobien, werden durch eine von hohen und dichten Wäldern umschlossene oder von Bergen eingegrenzte, den Winden unzugängliche Lage der Sümpfe, durch einen schweren, moorigen Boden, durch Sonnenhitze, welche ihn dem Austrocknen nahebringt, durch Seewasser und noch mehr durch die Vermischung des Seewassers mit süßem Wasser, wodurch sowohl die Organismen des salzigen als des süßen Wassers zu Grunde gehen und das Fäulnismaterial sich häuft, sowie durch die Abend- und Nachtzeit vermehrt. Kaltes Klima, üppige Vegetation, besonders Saftpflanzen, immergrüne Wälder, schnellwüchsige Pflanzen, wie Eucalyptus, die Sonnenblume rc., und Kultur des Bodens, kurz alles, was die im Boden faulenden Stoffe assimiliert, also die Fäulnis im Boden aufhebt, beschränkt dagegen die nachteilige Einwirkung der Sümpfe und kann sie ganz aufheben, weil auf die angedeutete Weise den Mikroorganismen der Nährboden, auf oder in dem sie allein gedeihen können, entzogen wird. Auch wo der schädliche Einfluß der M. sich nicht in deutlich ausgeprägten Krankheitsformen verrät, macht er sich doch durch die unvollkommene Ausbildung und abnorme physische und psychische Entwickelung der Sumpfbewohner bemerklich. Außer in den Maremmen und den Pontinischen Sümpfen treten die Wirkungen der M. besonders in der Lombardei, wo der Reisbau eine jährliche Einwässerung der Felder nötig macht, in Holland, Zeeland, Walcheren, in dem Nildelta in Ägypten, in Deutsch-West- und -Ostafrika (so im Delta des Kamerunflusses), auf Neuguinea, im Gangesdelta in Indien, auf Sumatra und in Surinam hervor. Übrigens gibt es auch sumpflose Gegenden, wo ebenfalls eine sogen. M. herrscht, z. B. Gibraltar, sogar Hochebenen in Italien und Peru. Die Erkrankungen in solchen Gegenden sind darauf zurückzuführen, daß zwar die Oberfläche trocken, der Untergrund aber wasserreich ist und durch die poröse Oberfläche Luft und Wärme hinzutreten kann. Unerklärt sind dagegen jene mehrfach bestätigten Beobachtungen, daß in einzelnen Sumpfgegenden selbst bei warmer Temperatur keine Malariaerkrankungen vorkommen, z. B. in Neuseeland, Vandiemensland, auf den Sandwichinseln. Alle Urwälderböden entwickeln, nachdem sie urbar gemacht worden, in den ersten Jahren die schädlichen, fiebererzeugenden Mikrobien, welche den ersten Ansiedlern oft sehr verderblich werden. Die Indigobereitung, in Schiffsräumen faulender, mit Seewasser benetzter Kaffee, das Bilgewasser (das im Kielraum sich ansammelnde Wasser) scheinen gleichfalls den Malariamikroorganismen eine willkommene Brutstätte darzubieten und auf diese Weise zur Weiterverbreitung der M. beizutragen. Ebenso scheinen sich solche Herde auch in den Häusern zu bilden, welche von Überschwemmungen gelitten haben. Das Malariafieber selbst tritt in Anfällen auf (s. Wechselfieber). Unter dem Einfluß des Malariagifts entstehen die schwersten Fieberformen, die nicht selten zu Milzinfarkten und -Abscessen, zu Leberabscessen, zu Siechtum und Tod führen (Malariakachexie). Das vorzüglichste Arzneimittel ist das Chinin in großen Dosen (1—5 g täglich), welchem in letzter Zeit das Methylenblau (P. Guttmann) an die Seite gestellt wird. Nur hat es den Übelstand, daß für die Dauer der Einwirkung des Methylenblaus die Exkrete, wie Urin, ja sogar das Fruchtwasser des Uterus sich blau färben. Auf Verabreichung von Chinin oder Methylenblau verschwinden die Plasmodien aus dem Blute. Vgl. Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie, Bd. 1 (2. Aufl., Berl. 1881); Schellong, Die Malariakrankheiten unter Berücksichtigung tropenklimatischer Gesichtspunkte (das. 1890); Mannaberg, Die Malariaparasiten (Wien 1893); Baccelli, Vorlesungen über M. (deutsch, Berl. 1895).

Malariakachexie, durch eingewurzelte Malaria (s. d.) hervorgerufenes Siechtum, welches in der Regel unheilbar ist, weil es mit schweren organischen Veränderungen (chronische Milzschwellung, Blutentartung rc.) verbunden ist.

Malaspina, vornehme reichsunmittelbare Familie in Italien, Nebenlinie des Hauses Este, welche die Lunegiana, seit dem 14. Jahrh. auch Massa-Carrara mit dem markgräflichen Titel besaß. Saba M., Kanzleibeamter Papst Johanns XXI., schrieb eine Geschichte Siziliens (»Rerum sicularum«, 1250—76) in guelfischem Sinne (hrsg. von Muratori in den »Scriptores rerum italicarum«, Bd. 8).

Malate, apfelsaure Salze, z. B. Natriummalat, apfelsaures Natron.

Malatésta, edle ital. Familie, welche zuerst 1150 in Rimini nachweisbar ist. Die M. waren Herren der Burg Verrucchio u. erwarben im 13. Jahrh. immer mehr Einfluß in Rimini, wo M. der Alte 1239 Podestà war. Sein Sohn M. de Verrucchio (1212—1312), ein eifriger Vorkämpfer der Guelfen, der ebenso wie Paolo M., der Geliebte der Francesca da Rimini, von Dante erwähnt wird, bemächtigte sich vollständig der Herrschaft in der Stadt und verdrängte die ghibellinische Familie der Parcitadi aus derselben. Seine Nachkommen eroberten Cesena, Pesaro, Fano, Fossombrone, Cervia ꝛc. und teilten sich in drei Linien. Besonders berühmt als Söldnerführer und Gönner der Künste und Wissenschaften sind Pandolfo (1370—1427) und sein Sohn Sigismondo (1417—68); letzterer, ein Mann von zügelloser Sinnlichkeit und Gewaltthätigkeit, wurde 1463 vom Papst Pius II. unterworfen. Dessen Enkel, Pandolfo, verkaufte Rimini 1503 an die Venezianer; sein Geschlecht starb 1708 in Venedig aus. Nebenlinien der M. blühten noch länger, die der Grafen von Sogliano besteht noch jetzt. Vgl. Cappelli, Pandolfo M., ultimo signore di Rimini (Modena 1864); Yriarte, Un condottiere au XV. siècle. Rimini (Par. 1882).

Malatia (das alte Melitēne, als Milid schon im 14. Jahrh. v. Chr. genannt), Hauptort eines Sandschaks im asiatisch-türk. Wilajet Mamuret Azis, 45 km westlich vom Euphrat, an der Stelle des frühern Asbusu 1080 m hoch am Südrande einer großen Ebene gelegen, reich an Wasser und Gärten, mit 6 Kirchen und 40,000 Einw. (¼ Christen). 15 km nördlich davon die Ruinen von Eskischehr (Altstadt), wo M. noch zu Moltkes Zeit (1838) stand.

Malaucène (spr. maloßän'), Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrond. Orange, am Fuße des Mont Ventoux (1912 m), hat alte Ringmauern, Reste eines von Papst Clemens V. erbauten Palastes, ein ehemaliges Kloster mit Wallfahrtskapelle und (1891) 1345 (als Gemeinde 2245) Einw.

Malawi, s. Anthropophagie.

Malaxieren (lat.), kneten, erweichen.

Malayen, s. Malaien.

Malberg (Malloberg, vom althochd. mahaljan, »sprechen«), Gerichtsstätte, Mahlstatt (s. d.); Malbergische Glossen, s. Salisches Gesetz.

Malberg, Berg bei Ems (s. d.).

Malborgeth, Marktflecken in Kärnten, Bezirksh. Villach, an der Fella (Kanalthal) und der Staatsbahnlinie Tarvis-Pontafel, mit einem Fort, einem Denkmal zur Erinnerung an die heldenmütige Verteidigung des Forts durch die Österreicher 1809 gegen die Überzahl der Franzosen und (1890) 505 (als Gemeinde 770) deutschen Einwohnern.

Malbrough s'en va-t-en guere (spr. malbrū ßang watang ghär'), altes franz. Soldatenlied, dessen Held aber nicht der Sieger von Malplaquet (Marlborough) ist, sondern vielmehr, wie es scheint, ein Ritter oder Kreuzfahrer, der in der Schlacht fällt, während Marlborough bekanntlich im Bett starb. Das Lied ist bereits um 1563 bekannt, der Held wird bald Malbrou, bald Malbrouc oder Malprouc und erst neuerdings irrtümlich Marlborough geschrieben.

Malchen, Berg, s. Melibokus.

Malchin, Stadt im mecklenburg.-schwerin. Herzogtum Güstrow, zwischen dem 12 km langen Malchiner und dem Kummerower See, an einem schiffbaren Kanal, der die Peene mit dem Kummerower See verbindet, und an den Linien Lübeck-Mecklenburgisch-Preußische Grenze und M.-Waren der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat eine gotische restaurierte St. Johanneskirche aus dem 14. Jahrh., ein stattliches Rathaus, ein Realgymnasium, ein Amtsgericht, eine Eisenbahn-Reparaturwerkstätte, eine Zuckerfabrik, eine Imprägnieranstalt, Bierbrauerei, Kalk- und Ziegelbrennerei, eine Dampfmolkerei, große Torfmoore, Schiffahrt und (1890) 7298 evang. Einwohner. Die waldbegrenzte Hügellandschaft am Malchiner See (Wahrsberg 127 m hoch) heißt die Mecklenburgische Schweiz. M. ist mit Sternberg abwechselnd Sitz der mecklenburgischen Landstände.

Malchow, Stadt im mecklenburg-schwerin. Kreis Mecklenburg, am langgestreckten, schmalen Petersdorfer See (einer Erweiterung der Elde zwischen dem Plauer See und Fleesensee) und an der Linie Ludwigslust-Neubrandenburg der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Tuchfabrikation, Holzsägerei, Dampfbäckerei und -Brauerei, Fischerei, Schiffahrt und (1890) 3664 meist evang. Einwohner. Dabei Kloster-M., ein Jungfrauenkloster der Ritter- und Landschaft.

Malchus, Karl August, Freiherr von, Staatsmann, geb. 27. Sept. 1770 in Mannheim, gest. 24. Okt. 1840 in Heidelberg, widmete sich in Heidelberg und Göttingen dem Studium der Staatswissenschaften, wurde 1790 Sekretär des kurmainzischen Ministers Grafen von Westphalen, dann 1791 österreichischer Gesandtschaftssekretär am kurtrierschen Hofe und trat 1799 als Domsekretär in die Dienste des Stifts Hildesheim. Als letzteres 1803 an Preußen fiel, wurde M. zum Mitglied der Organisationskommission und darauf zum Kriegs- und Domänenrat bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer ernannt. 1808 wurde er in dem neuerrichteten Königreich Westfalen Staatsrat, dann Generaldirektor der Steuern, 1811 Finanzminister und 1813 mit dem Titel eines Grafen von Marienrode Minister des Innern. Nach der Auflösung des Königreichs Westfalen wurde seine Verwaltung von so vielen Seiten angegriffen, daß er sie in einer besondern Schrift: »Über die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westfalen« (Stuttg. 1814), verteidigen zu müssen glaubte. Er lebte hierauf in Heidelberg litterarisch beschäftigt, bis ihn 1817 der König von Württemberg zur Leitung des Finanzministeriums berief. Schon nach Jahresfrist legte er aber diese Stelle nieder und begab sich wieder nach Heidelberg. Von seinen staatswissenschaftlichen Schriften sind zu nennen: »Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung« (Heidelb. 1821, 2 Bde.), umgearbeitet unter dem Titel: »Politik der innern Staatsverwaltung« (das. 1823, 3 Bde.); »Statistik und Staatenkunde« (Stuttg. 1826); »Handbuch der Finanzwissenschaft u. Finanzverwaltung« (das. 1830, 2 Bde.); »Handbuch der Militärgeographie von Europa« (Heidelberg 1832); »Die Sparkassen in Europa« (das. 1838).

Malcolm (spr. mällkōm), Name mehrerer schott. Könige: 1) M. I., 943—954, erwarb 945 Cumbria von dem angelsächsischen König Edmund und wurde 954 ermordet. — 2) M. II., 1005—34, Sohn Kenneths II., gelangte 1005 auf den Thron, nachdem er Kenneth III. Macduff besiegt und getötet hatte, kämpfte gegen die Dänen, die er 1018 bei Carham besiegte. — 3) M. III., 1054—93, Sohn Duncans I., entriß 1054 mit angelsächsischer Hilfe Macbeth, dem Mörder seines Vaters, einen Teil seines Reiches und 1057 ganz Schottland. Er heiratete Margarete, Enkelin des angelsächsischen Königs Edmund Eisenseite, die mit ihrem

Bruder Edgar aus England vor den Normannen geflohen war, geriet infolgedessen in vielfache Kämpfe mit England und fiel 13. Nov. 1093 im Treffen von Alnwick gegen Wilhelm den Roten. — 4) M. IV., Enkel und Nachfolger Davids I., 1153—63.

Malcolm (spr. mällköm), Sir John, engl. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 2. Mai 1769 zu Burnfoot in der schottischen Grafschaft Dumfriesshire, gest. 30. Mai 1833, trat 1782 als Kadett in ein nach Indien gehendes Regiment, wo er sich wiederholt auszeichnete und mit den wichtigsten diplomatischen Missionen betraut wurde. So brachte er 1800 ein Bündnis mit Persien gegen die Afghanen zu stande, worauf er zum Sekretär des Generalgouverneurs Marquis von Wellesley ernannt wurde. Noch mehrmals (1802, 1808 und 1810) verhandelte er mit dem persischen Hof, um dort dem französischen Einfluß das Gegengewicht zu halten, und erhielt von dem Schah den eigens für ihn gestifteten Sonnen- und Löwenorden. 1812 nach England zurückgekehrt, ward er zum Ritter erhoben. 1816 ging er von neuem nach Indien und beteiligte sich am Kriege gegen die Marathen und Pindari mit solcher Auszeichnung, daß er zum Generalmajor ernannt und mit der Verwaltung der eroberten Landschaften in Mittelindien betraut wurde. Sowohl in dieser Thätigkeit, über die er nach seiner Rückkehr nach England in dem »Memoir of Central India« (Lond. 1823, 2 Bde.; neuer Abdruck nach der 3. Aufl., 1881) Rechenschaft ablegte, wie später in der Stellung eines Gouverneurs von Bombay, die er 1827—31 bekleidete, erwarb er sich namhafte Verdienste um die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Bezirke. 1831 aus dem Dienst der Ostindischen Kompanie ausgetreten, wurde er ins Parlament gewählt und gab bei den Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der Kompanie unter dem Titel: »The administration of British India« (1832) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien heraus. Noch schrieb er unter anderm: »History of Persia« (1815, 2 Bde.; 2. Aufl. 1828; deutsch, Leipz. 1830, 2 Bde.); »Sketch of the political history of India« (1811); »Political history of India from 1784 to 1823« (1826, 2 Bde.); »Sketch of the Sikhs« (1812); »Sketches of Persia« (1827, 2 Bde.; neue Ausg. 1888; deutsch, Dresd. 1828); »Life of Lord Clive« (1836, 3 Bde.). Vgl. Kaye, Life and correspondence of Sir John M. (1856, 2 Bde.).

Malcolmi, Amalie, Schauspielerin, Gattin von Pius Alexander Wolff (s. d.).

Malcontent (franz., spr. malkongtáng), unzufrieden, mißvergnügt; vgl. Malkontenten.

Malczewski (spr. maltschéffski), Antoni, poln. Dichter, geb. 1793 in Warschau, gest. daselbst 2. Mai 1826, kam 1800 auf das Lyceum zu Kremenez und trat 1811 als Offizier in die polnische Armee ein. Sein Verstand, Witz und Humor machten ihn in den Warschauer Salons sehr beliebt, und mit dem ganzen Feuer jugendlichen Leichtsinns warf er sich in den verführerischen Strudel der hohen Kreise der Hauptstadt. Später dem Gefolge des Kaisers Alexander zugeteilt, wurde er in einem Duell mit seinem Freund Bledowski am Fuße verwundet und dadurch 1816 zum Austritt aus dem Militär genötigt. Nachdem er dann auf Reisen, namentlich in Paris, den Rest seines Vermögens verschleudert, zog er sich 1821 auf ein Landgut in seiner Heimat zurück, wo er in tragische Liebesverhältnisse geriet. Später begab er sich wieder nach Warschau, wo er bis zu seinem Tode in Dürftigkeit lebte. Eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen veranstaltete Bielowski (Lemb. 1838); unter ihnen gilt die episch lyrische Erzählung »Marya« (Warsch. 1825; deutsch von Vogel, Leipz. 1845; von Zipper, Hamb. 1878) als eine der schönsten Zierden der polnischen Litteratur.

Maldegem (spr. -chem), Flecken in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Eecloo, an der Eede, Knotenpunkt der Eisenbahn Gent-Brügge und der Vizinalbahn M.-Pont-Tournant, hat Fabrikation von Strumpfwaren, Spitzen, Öl ꝛc. und (1890) 9011 Einw.

Malden, die nördlichste der Manihiki-Inseln in der Südsee, 89 qkm (1,6 QM.) groß mit (1884) 168 Einw.; 1864 wegen ihrer Guanolager von England in Besitz genommen.

Malden, Stadt in der Grafschaft Middlesex des nordamerikan. Staates Massachusetts, am schiffbaren Maldenfluß, der in den Mystic mündet, hat durch die verfügbare Wasserkraft begünstigte Fabriken von Leder, Gummischuhen, Schläuchen und Chemikalien, Färberei und (1890) 23,031 Einw.; 1890 stellten in 276 gewerblichen Anstalten 4415 Arbeiter Waren im Werte von 8,094,807 Doll. her.

Maldon (spr. maldʼn), Stadt in der engl. Grafschaft Essex, auf steiler Höhe am Einfluß des Chelmer in sein Blackwater genanntes Ästuar, hat ein altes Rathaus, eine gotische Allerheiligenkirche mit dreieckigem Turm (13. Jahrh.), eine Marienkirche aus dem 17. Jahrh. (jüngst restauriert), Bau landwirtschaftlicher Maschinen, Salzwerke, Malzdarren, Austernfischerei und (1891) 5397 Einw. Der Hafen ist Schiffen von 200 Ton. zugänglich. 2 km westlich die Ruinen der Prämonstratenserabtei Beleigh (1180 gegründet).

Maldonado, Küstendepartement von Uruguay, am Atlantischen Ozean, 4106 qkm (71,6 QM.) groß mit (1892) 20,034 Einw. Die der Schiffahrt sehr gefährliche Küste hat sechs Leuchttürme, doch ist die 6 km von der Küste entfernte und von Seehundsfängern stark besuchte Lobosinsel ohne Leuchtturm. Der sehr fruchtbare, hügelige Boden erzeugt Tabak, Wein, Datteln; in den Bergen wird vorzüglicher Marmor gebrochen. Die gleichnamige Hauptstadt (San Fernando) liegt auf einem 83 m hohen Hügel, 1,6 km vom Meer, hat 2600 Einw. und ist beliebtes Seebad.

Maldwyn, s. Montgomeryshire.

Male (lat.), schlecht.

Maléa (Maleä, jetzt Kap Malia), die steil zum Meer abfallende, durch Stürme berüchtigte Südostspitze des Peloponnes; auf ihr wurden besonders Apollon Lithesios und Pan verehrt.

Maleáchi (Malachias, hebr., »mein Bote«), seiner Stellung im Kanon und wahrscheinlich auch der Zeit nach der letzte der alttestamentlichen Propheten. Der Inhalt seiner Schrift, Strafreden gegen die Übertretung der Kultusgesetze verbunden mit der Ankündigung eines nahen Gerichtstags, weist ungefähr in die Zeit Nehemias. Kommentare zu dem Buch M. lieferten unter andern: Köhler (Erlang. 1865), Pressel (Gotha 1870) und Perowne (Cambridge 1891).

Malebranche (spr. mallbrängsch), Nicolas, franz. Philosoph, geb. 6. Aug. 1638 in Paris, gest. daselbst 13. Okt. 1715, studierte Philosophie in dem Collège de la Marche, Theologie in der Sorbonne und trat 1660 in die Kongregation des Oratoriums ein. Er gilt für den zweitgrößten Metaphysiker Frankreichs; 1699 wurde er Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften. Eine Abhandlung des Cartesius, »De homine«, die ihm 1664 in die Hände fiel, veranlaßte

ihn zu mehrjährigem Studium der Cartesianischen Prinzipien, als deren Frucht das durch Originalität und gewandte Darstellung ausgezeichnete Werk »De la recherche de la vérité« (Par. 1674, 3 Bde.; neue Ausgabe von Bouillier, 1880; daraus das 2. Buch: »Traité de l'imagination«, besonders, 1880; deutsch, Halle 1776–86, 4 Bde.) erschien. Bei aller analysierenden Schärfe des Denkens neigt er sich einer idealistischen Mystik zu. Wir erkennen nach ihm alles, sowohl das Wesen des Geistes als das der Dinge in der Ausdehnung, nur durch die davon in unsrer Seele ruhende Idee. Die Idee ist aber in Gott, und insofern schauen wir alle Dinge in Gott (vision en Dieu) als dem Urgrund alles Seins und Denkens. Mit diesen Ansichten bildet M. in der Geschichte der Philosophie den Übergang von Cartesius zu Spinoza, hebt aber selbst als Hauptunterschied zwischen seiner und Spinozas Philosophie hervor: Nach seiner sei das Universum in Gott, nach der Spinozas Gott im Universum. Von seinen sonstigen Schriften sind hervorzuheben: »Conversations chrétiennes« (Par. 1676); »Traité de la nature et de la grâce« (Amsterd. 1680); »Traité de la morale« (Rotterd. 1684; neue Ausg. von Joly, 1882; deutsch von Reidel, Heidelb. 1831); »Entretiens sur la métaphysique et la religion« (Rotterd. 1688, eine Zusammenfassung seiner Lehren); »Entretiens d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois sur l'existence et la nature de Dieu« (Par. 1708). Seine »Œuvres« erschienen Paris 1712 in 11 Bänden; in neuer Ausgabe mit einer Einleitung von J. Simon, das. 1859–71, 4 Bde. Vgl. Blampignon, Étude sur M. (Par. 1861); Ollé-Laprune, La philosophie de M. (das. 1870, 2 Bde.); André, La vie du R. P. M. (Tours 1886); Farny, Étude sur la morale de M. (Chaux-de-Fonds 1886); Novaro, Die Philosophie des N. M. (Berl. 1893).

Malecki (spr. -ßki), Anton, poln. Gelehrter, geb. 1821 in der Provinz Posen, studierte 1840–44 in Berlin Philologie, war 1845–50 Gymnasiallehrer in Posen, 1850–53 Professor der Philologie in Krakau, 1854–56 Professor desselben Faches in Innsbruck, 1856–73 Professor der polnischen Litteratur an der Universität zu Lemberg und privatisiert seitdem daselbst. 1881 wurde er Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Er veröffentlichte das vorzügliche historische Drama »List żelazny« (Posen 1854; deutsch von Pol: »Der eiserne Brief«, 1858), dessen Thema die Leibeigenschaft im 17. Jahrh. bildet, und das Lustspiel »Grochowy wieniec« (»Der Erbsenkranz«, das. 1855), ferner eine grundlegende Grammatik der polnischen Sprache (Lemb. 1863), Vorträge über klassische Philologie, endlich das in der polnischen Sprachforschung epochemachende Werk »Gramatyka historyczno-porównawcza języka polskiego« (»Historisch-vergleichende Grammatik der polnischen Sprache«, das. 1879, 2 Bde.). Auch als Litterarhistoriker hat sich M. durch seine Biographie Slowackis (Lemb. 1866–67, 2 Bde.; 2. verm. Aufl. 1881, 3 Bde.) und die Ausgabe der Werke dieses Dichters verdient gemacht.

Maledeien (vermaledeien, maledizieren, lat. maledicere), verwünschen, verfluchen, schmähen; Malediktion (Vermaledeiung), Schmähung &c.

Maledetto! (ital.), vermaledeit! verflucht!

Malediven (Maldiva), Korallenarchipel im Indischen Ozean, unter britischem Protektorat, zwischen 7° 6' nördl. Br. bis 0° 42' südl. Br. u. 72½–73½° östl. L. v. Gr., administrativ Ceylon zugeordnet, 300 qkm (5,4 QM.) groß, besteht aus 13 Atollen, welche 175 bewohnte Eilande enthalten, die auf einer von N. nach S. 2600 km langen Bank, die auch die Lakadiven, den Chagosarchipel u. a. trägt, sich erheben. Das Klima ist sehr ungesund; das Thermometer zeigt im Schatten 24–30°. Hauptprodukte sind Kokospalmen, Reis, Hirse, Baumwolle, Kaurimuscheln. Die 30,000 Bewohner sind Ceylonesen, stark gemischt mit Afrikanern; Religion ist der Islam. Sie sind geschickte Schiffer und treiben von ihrem Hauptort Mali, wo der »Sultan der 13 Provinzen und 12,000 Inseln« wohnt, Handel mit Tschittagong, Point-de-Galle, Malabar, Maskat und führen Kaurimuscheln, Boniten, Schildpatt, Kokosnüsse u. a. aus. Die M. wurden 1340 von Ibn Batuta besucht; 1602 litt Pyrard de Laval hier Schiffbruch und mußte fünf Jahre verweilen. Die Engländer erwarben mit Ceylon eine Oberhoheit über den Sultan, der ihnen Tribut zahlt. S. Karte »Ostindien«.

Malefikant (neulat.), Übelthäter, Angeklagter.

Malefikus (lat.), übelthäter; Zauberer, Giftmischer; bei den Astrologen ein für vorwiegend unheilbringend geltender Planet (Mars, Saturn).

Malefiz (lat.), wörtlich soviel wie Missethat, Verbrechen, kommt in der ältern deutschen Rechtssprache häufig in Zusammensetzungen vor, wo jetzt das Wort »Straf« oder »Kriminal« üblich ist, z. B. Malefizgericht, soviel wie Kriminalgericht; Malefizordnung, soviel wie Strafprozeßordnung, z. B. die Maximilians I. für Tirol von 1499; Malefizprokurator, soviel wie Fiskal; Malefizrecht, soviel wie Kriminaljurisdiktion; Malefizglöckchen, Armesünderglöckchen. Jetzt wird M. nur noch mundartlich (besonders in Bayern) als fluchendes Beiwort gebraucht (z. B. Malefizkerl!). Malefizschenk wurde der Graf Franz Ludwig Schenk zu Kastel genannt, welcher bei der Überhandnahme des Räuberwesens im vorigen Jahrhundert den Aufforderungen verschiedener deutscher und schweizerischer Regierungen nachkam und 1788 zu Oberdischingen ein Malefizhaus in großem Stil errichtete, wohin die Verbrecher zur Exekution von weit und breit hingeliefert wurden.

Malegassen, die Einwohner von Madagaskar.

Maleïnsäure $C_4H_4O_4$ oder $C.CH_2(COOH)_2$, isomer mit Fumarsäure (s. d.), entsteht bei Destillation von Äpfelsäure und Fumarsäure, bildet farblose Kristalle, schmeckt sauer, kratzend, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, schmilzt bei 130°, destilliert bei 160° und gibt bei längerm Erhitzen Maleïnsäureanhydrid $C_4H_2O_3$, welches bei 53° schmilzt, bei 196° siedet und mit Wasser wieder M. bildet. Mit Natriumamalgam gibt M. Bernsteinsäure, mit übermangansaurem Kali Weinsäure, mit Jodwasserstoff Fumarsäure.

Malek (Melek, arab., »König«), Beiname vieler Herrscher, auch andrer Personen.

Malente, Dorf, s. Eutin.

Male parta male dilabuntur (lat. Spruch), »Übel Erworbenes geht übel zu Ende«, entsprechend unserm »Unrecht Gut gedeiht nicht«.

Malepartus (lat., »übel erworben«), in der deutschen Tierfabel die Raubburg (Höhle) des Reineke Fuchs.

Maler (Pictor), von Lacaille eingeführtes Sternbild des südlichen Himmels zwischen 69–102° Rektascension und 44–64° südlicher Deklination, enthält nach Gould 67 Sterne bis zur siebenten Größe.

Malerakademie, s. Kunstakademien.

Malerei, die Kunst, mit Farben auf einer Fläche Gegenstände des menschlichen und Naturlebens in dem Schein körperlichen Daseins zur Darstellung und Anschauung zu bringen. Es ist hierbei die ideelle, die praktische und die historische Seite zu unterscheiden. In erster Beziehung sind die Grenzen der M. und die organische Gliederung ihrer einzelnen Fächer nachzuweisen; in zweiter sind die Technik und die verschiedenen Arten der M. zu behandeln, in letzter die genetische Entwickelung der M. in Bezug auf ihre verschiedenen Schulen und Abteilungen darzulegen. Die *ideelle Seite* der M. betrifft nicht schlechthin das künstlerische Objekt, sondern speziell das malerische Objekt im Gegensatz zum plastischen ꝛc. Äußerlich unterscheidet sich die M. von der Plastik dadurch, daß diese das Darstellungsobjekt körperlich als *Form*, meist auch mit Absehung von der natürlichen Farbe, veranschaulicht, während die M. es in seinem natürlichen Schein, als Farbe, mit Absehung von der natürlichen, greifbaren Form, darstellt. In beiden findet also eine Abstraktion statt und, insofern jede gerade von dem abstrahiert, was das Wesen der Darstellungsweise der andern ist, auch ein Gegensatz, der aber von der modernen Kunst immer weniger beachtet wird, so daß sich die Grenzen zwischen M. und Plastik oft verwischen (vgl. Polychromie). Hält man aber an dem im Wesen beider Künste begründeten Gegensatz fest, so folgt daraus, daß die Farbe, wie in der Natur das konkreteste *Anschauungsmittel*, so in der Kunst das konkreteste *Darstellungsmittel* ist, und daß folglich die M. die realste der bildenden, ja aller Künste ist; und weiter folgt, daß, da Gegenstand und Mittel der Darstellung in einem innern Zusammenhang stehen, die Grenzen der M. gegen die abstrakten Darstellungsmotive hin enger zu ziehen sind als bei der Plastik, daß diese dagegen wieder in der Darstellung der realen Objekte beschränkt ist.

Die von der Philosophie (Ästhetik) aufgestellten theoretischen Kunstbegriffe haben vor der geschichtlichen Entwickelung der Kunst und insbes. der M. nicht standgehalten. Der wesentliche Punkt, um welchen sich heute die ästhetische Erkenntnis und Beurteilung von Erzeugnissen der M. dreht, ist das Verhältnis des Künstlers zur Natur, und dabei unterscheidet man zwei Hauptströmungen, welche man *Idealismus* und *Realismus* nennt. Die ältere Ästhetik begrenzte ihre Gebiete in folgender Weise: Je höher das Objekt steht, d. h. je mehr es der rein ideellen Sphäre angehört, wie die Motive der religiösen und historischen M., desto mehr hat das realistische Moment vor dem idealistischen zurückzutreten; je mehr dagegen das Darstellungsobjekt der realen Sphäre angehört, desto mehr hat sich das realistische Moment geltend zu machen. Eine historische Figur ist daher anders, nämlich idealistischer aufzufassen und darzustellen als eine Genrefigur, die religiöse M. anders zu behandeln als ein Stillleben. Diese Beziehung zwischen der Art der Behandlung und der Qualität des Inhalts ist jenes besondere Gepräge nicht nur jeder Gattung der M., sondern auch jedes einzelnen Bildes, welches man mit *Stil* zu bezeichnen pflegt. Ist also ein wesentlich ideelles Objekt zu realistisch oder ein wesentlich reales zu idealistisch behandelt, so ist die daraus entspringende Differenz zwischen Inhalt und Form *Stillosigkeit*. Die Extreme des an sich berechtigten Idealismus und Realismus nennt man *Spiritualismus* (in neuerer Zeit auch *Mystizismus*) und *Naturalismus*. Die beiden Gebiete der menschlichen und der Naturwelt, denen die M. ihre Objekte entnimmt, stehen einander gegenüber, jedoch so, daß das erstere in seiner besondern Stufenfolge höher steht als das zweite Gebiet in der seinigen. Das erste umfaßt die Historienmalerei, die Genremalerei und das Porträt, das zweite die Landschaftsmalerei, die Tiermalerei und das Stillleben. Die *Historienmalerei* begreift die *religiöse* M. und die *Historienmalerei im engern Sinne* als Geschichtsmalerei. Als faktisch vorhandene, aber ihrem Wesen nach unberechtigte Gattungen sind zu nennen die *Allegorie* und die *Symbolik*. Die *Geschichtsmalerei* hat sich mit geschichtlich bedeutsamen Thatsachen zu beschäftigen; sie faßt daher den Menschen als Träger einer historischen Idee auf und muß ihn als solchen von den unwesentlichen Zufälligkeiten entkleiden. Den Übergang von der Historienmalerei zum Genre bildet das sogen. *historische Genre*, welches geschichtliche Personen oder Figuren, die ihrer Erscheinung nach einer bestimmten Geschichtsepoche angehören, in genrehafter Aktion zur Darstellung bringt. Das *Genre* im engern Sinne hat es nur mit dem Menschen in seiner besondern Existenz zu thun: Volksszenen, Familienidylle und Einzelsituationen liefern hier die Motive. Je nachdem der Ernst oder der Humor, das soziale Leben oder das naive Fürsichsein darin vorwaltet, kann man das Genre einteilen in *soziales Genre*, *Familiengenre*, *Volksgenre*, *naives Genre*, und bei allen diesen besondern Gattungen kann entweder die ernste (tragische oder rührende) oder die heitere Seite zur Darstellung gebracht werden. Im *Porträt* verbindet sich hinsichtlich der Auffassung und Behandlung des Charakters das historische Element mit dem genrehaften, das idealistische mit dem realistischen. Das Bildnis soll den Menschen auch nicht bloß in seiner zufälligen Existenz darstellen, sondern bei aller Naturtreue auch die ideelle Seite des Charakters, d. h. den gewordenen Menschen, das geistige Lebensresultat seines Daseins, in die Erscheinung treten lassen. Die zweite Stufenfolge verbindet sich ebenfalls mit der ersten durch eine Zwischengattung, das *landschaftliche Genre* oder die *Genrelandschaft*, in welcher die sonst untergeordnete figürliche Staffage ein so großes Gewicht in räumlicher wie inhaltlicher Beziehung erhält, daß sie fast zur Hauptsache wird. Eine besondere Nebengattung ist die heroische oder historische Landschaft, worunter man entweder eine Landschaft mit biblischen, mythologischen oder historischen Figuren versteht oder eine stilisierte oder idealisierte Landschaft. Die *Landschaftsmalerei* im eigentlichen Sinne zerfällt der künstlerischen Wirkung nach in *stilisierte Landschaft*, *romantische Landschaft*, *Stimmungslandschaft* (paysage intime) und *Vedute* (s. Landschaftsmalerei), dem Gegenstand nach in *Landschaft im engern Sinne*, *Architektur* und *Marine*. Die *Tiermalerei* entwickelt sich insofern aus der Landschaftsmalerei, als die in der Landschaft vorhandene Tierstaffage eine so große Bedeutung gewinnt, daß dagegen der landschaftliche Hintergrund zurücktritt. Auch in der Tiermalerei gibt es verschiedene Abstufungen: das Tierporträt, das Tiergenre, das Jagdstück ꝛc. Das *Stillleben* behandelt die Darstellung der toten Natur in Beziehung zum menschlichen Genießen; die Darstellung des toten Tieres, einer Jagdbeute ꝛc. lehnt sich an die Tiermalerei an; auch die Zubereitungsgegenstände und Räumlichkeiten (Küche) gehören dazu, sodann Früchte, endlich Blumen, untermischt mit Ge-

räten 2c. Eine besondere Gattung der M. bildet die **ornamentale** M. (Arabesken- 2c. Malerei), welche jedoch nicht für sich bestehende Kunstwerke schafft, sondern nur Werke eines andern Kunstgebiets, der Architektur vornehmlich, zu schmücken sucht oder auf Textillustration, z. B. in Randzeichnungen, verzierten Initialen 2c., Anwendung findet.

Die realistische Strömung in der neuern M. hat die Klassifizierung der ältern Ästhetik beseitigt. Alle Fächer der M. gelten jetzt als gleichberechtigt, ebenso wie jede Gattung der M. idealistisch, realistisch oder naturalistisch behandelt wird. Nicht mehr der **Inhalt** der Darstellung, sondern die künstlerische Kraft der Darstellung gibt den Maßstab der Beurteilung und Wertschätzung eines Erzeugnisses der M.

Die **praktische Seite** der M. bezieht sich auf die technischen Erfordernisse, und zwar einerseits auf die Unterschiede der technischen Darstellungsmittel, aus denen verschiedene Arten der Maltechnik entspringen, anderseits auf gewisse Hilfswissenschaften. Benannt werden die verschiedenen Arten der Technik teils nach dem besondern Material, **womit** gemalt wird, teils nach dem Material, **worauf** gemalt wird. Zu der erstern Gattung gehören die **Ölmalerei**, die **Aquarellmalerei**, die **Temperamalerei**, die **Wachsmalerei**, die **Pastellmalerei**, die **Gouachemalerei**, die **Miniaturmalerei**, die **Mineralmalerei**; zu der zweiten die **Emailmalerei**, die **Enkaustik**, die **Glasmalerei**, die **Porzellanmalerei**, die M. auf Holztafeln, Metall oder Leinwand 2c. (vgl. Liebhaberkünste).

Die **Hilfswissenschaften**, welche die M. zum großen Teil mit der Zeichenkunst gemeinsam hat, sind die Lehren von der **Perspektive** und von der **Proportion**, die **Anatomie**, die **Kostümkunde** und die Lehre von der **chemischen** und **optischen Natur der Farben** (s. Farbstoffe und Malgrund). Über die Eigentümlichkeiten der einzelnen technischen Gattungen sowohl als über die zur M. gehörigen Hilfswissenschaften sind die betreffenden Artikel nachzulesen. Hier sei nur so viel bemerkt, daß die Ölmalerei die eigentliche Hauptgattung der M., wenigstens der Staffeleimalerei, d. h. derjenigen M. ist, welche transportable Gemälde schafft. Vgl. **Unger**, Das Wesen der M. (Leipz. 1851); **Völker**, Die Kunst der M. nach rein praktischer Methode (3. Aufl., das. 1882); **Ehrhardt**, Die Kunst der M. (2. Aufl., Braunschw. 1894); **Raupp**, Katechismus der M. (2. Aufl., Leipz. 1894); **Söllner**, Malschule (Stuttg. 1892).

Geschichte der Malerei.

I. Die antike Malerei.

Als Vorstufe der Entwickelung der M. sind die orientalische und die antike M. zu betrachten, welche zum größten Teil sich als ornamentale oder dekorative oder monumentale M. an die Architektur anlehnen, und zwar mit mehr oder weniger vorwaltender lehrhaft-religiöser Tendenz. In der **orientalischen** M. ist als am meisten unabhängig von der Architektur die **chinesische** und **japanische** M. zu erwähnen. Jedoch reicht nur die chinesische M. bis in die vorchristliche Zeit zurück. Ihre geschichtliche Entwickelung ist noch nicht genügend erforscht. Die Geschichte der japanischen M., welche von China eingeführt wurde, beginnt erst mit dem 5. Jahrh. n. Chr. Näheres s. Japanische Kunst. Nur wenig älter ist die **indische** M., deren Denkmäler aus Wandbildern in buddhistischen Grottentempeln bestehen. Die **ägyptischen** Malereien sind die ältesten Denkmäler, die uns aus dieser Kunst überkommen sind; man bemalte die Wände und Säulen, Mumiensärge 2c. mit Figuren in bunten Farben, ohne Schattengebung und Perspektive. Es sind Götterdarstellungen, Herrscherbilder, Schlachten und Szenen aus dem Leben (vgl. Ägypten, S. 231 und 232). Ähnlich sind die Reste der **assyrischen** M. aus den Trümmern Ninives; doch sind hier die Figuren gedrungener, und oft ist neben allem konventionellen Wesen Naturgefühl bemerkbar.

Die **antike** M. im engern Sinne, d. h. die **griechische** und **römische**, entwickelte sich bei den Griechen weit später als Architektur und Plastik, erreichte aber nach dem Urteil der Alten dieselbe Stufe der Vollendung wie jene. Da von den Schöpfungen der großen griechischen Maler nichts auf uns gekommen ist, so sind wir, um eine Vorstellung von ihrem Charakter zu gewinnen, auf die Erzeugnisse des Handwerks angewiesen, welche unter dem Einfluß der hohen Kunst entstanden sind, namentlich die Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Kampaniens und diejenigen, welche sich in einzelnen antiken Villen und Thermen Roms und in den Grabkammern Etruriens, Lykiens und andrer von griechischer Kultur und Kunst abhängiger Länder erhalten haben. Neben ihnen haben die Gemälde auf griechischen Thongefäßen, von denen sich sowohl in Griechenland als in Italien und in fast allen dem griechischen Handel zugänglichen Orten der Alten Welt erstaunliche Mengen gefunden haben (s. Vasen), den besondern Wert, daß sie zusammenhängende Reihen gleichartiger Kunstprodukte liefern, in welchen sich die Entwickelung der M. von ihren ersten Anfängen bis zur Zeit des Verfalls selbst mit Unterscheidung bestimmter Schulrichtungen verfolgen läßt. Endlich geben uns Nachrichten der alten Schriftsteller genügenden Anhalt, die verschiedenen Perioden und die Hauptrichtungen der griechischen M. sowie ihre hervorragendsten Vertreter und ihre Schöpfungen wenigstens im Überblick kennen zu lernen. Schon die bessern unter den Vasenbildern, noch mehr aber die pompejanischen und römischen Wandgemälde zeigen eine unerschöpfliche Fülle künstlerischer Motive, ein erstaunliches Geschick für Anordnung und Komposition der Figuren und Gruppen, nicht wenige auch den feinsten Sinn für maßvolle Verhältnisse und anmutige Zeichnung, Vorzüge, die wir in noch höherm Grade in den gepriesenen Werken der großen Meister voraussetzen dürfen. Immerhin scheint aber auch in diesen das spezifisch malerische Element, welches im Helldunkel und in der Wirkung der Luftperspektive liegt, wesentlich zurückgetreten zu sein, so daß die Darstellung sich im allgemeinen der im Reliefstil üblichen Auffassung näherte und auf die Bestimmtheit der Zeichnung, die gleichmäßige Verteilung der Massen und der Beleuchtung den Nachdruck legte.

In **technischer Beziehung** scheidet sich die antike M. in zwei Gattungen, die der Wand- und die der Tafelmalerei. Die **Wandgemälde** wurden in der Regel auf einem sehr sorgfältig zubereiteten und fein geglätteten Stuck mit einfachen Wasserfarben a fresco ausgeführt. Bei der **Tafelmalerei**, die seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. vorwiegend gepflegt wurde, trug man die Farben in tempera, d. h. durch eine leimartige Substanz verbunden, auf weiß grundierte Holztafeln auf. Über das in der Blütezeit der antiken Kunst aufkommende Verfahren der Enkaustik (s. d.), wobei mit Wachs vermischte Farben verwendet wurden, die, durch Einwirkung der Hitze ineinander

vertrieben, eine große Brillanz der Farbentöne erzielten, sind wir erst durch die Auffindung der Mumienbildnisse (s. d.) in Fayûm näher unterrichtet worden. Daneben beschränkte sich die Mosaikmalerei, die ihre Darstellungen aus kleinen, verschiedenfarbigen Stiften zusammensetzt, anfänglich auf die Ausschmückung der Fußböden, bis sie allmählich eine größere Verwendung auch zur Ausschmückung der Wände erlangte.

Die geschichtliche Entwickelung der griechisch-römischen M. gliedert sich in zwei Hauptperioden, an deren Wendepunkt der Maler Apollodoros steht. Die ersten Erfindungen schrieb die Sage einzelnen Künstlern von Korinth, Sikyon und Athen zu. Die erste wirklich bedeutende Künstlerpersönlichkeit in historischer Zeit ist Polygnotos von Thasos, der Zeitgenosse des Kimon. In Athen schuf er im Verein mit mehreren Genossen (Panänos, Mikon u. a.) eine Reihe von Gemäldecyklen zur Ausschmückung von Tempeln und öffentlichen Hallen, so in der Bunten Halle (Stoa Poikile) das Treffen zwischen Athenern und Lakedämoniern bei Önoë in Argolis, eine Amazonenschlacht, den Kampf bei Marathon u. die Einnahme von Troja. Im Heiligtum der Dioskuren (Anakeion) führte er mit Mikon Darstellungen der Heroensage aus. Vor allem aber trugen die Gemälde in der Lesche zu Delphi den Ruhm des Meisters weithin. In figurenreichen Darstellungen war auf der einen Seite der Halle der Untergang Trojas und die Einschiffung der siegreichen Hellenen, auf der andern der Besuch des Odysseus in der Unterwelt geschildert. Trotz der noch unentwickelten Technik (die Gemälde waren in einfach kolorierten Umrißzeichnungen ohne alle Perspektive und selbst ohne Schatten und Modellierung ausgeführt) bewunderte man noch in späterer Zeit die fein abgewogene Komposition, den geistigen Gehalt, den würdevollen und ernstreligiösen Charakter dieser Schöpfungen. Auf perspektivische Wirkung ging die Bühnenmalerei (Skenographie) aus, als deren Meister Agatharchos von Samos genannt wird. In dieser Richtung fortstrebend, erreichte die M. unter Apollodoros die volle Illusion farbiger Darstellung, indem sie durch genaue Beobachtung von Licht und Schatten dazu gelangte, die Gestalten kräftiger zu modellieren, den Schein des Körperlichen hervorzurufen. Mehr indes als dieser Meister verhalfen zwei seiner jüngern Zeitgenossen, Zeuxis und Parrhasios, der neuen Richtung zu allgemeiner Anerkennung. Sie galten als Hauptvertreter der ionischen (d. h. kleinasiatischen) Schule, deren wesentliches Verdienst die Entwickelung des koloristischen Elements ist. Von Zeuxis aus Herakleia rühmte man besonders seine Frauenbilder (Helena, Penelope), von Parrhasios dagegen die männlichen Gestalten, namentlich Heroen (Prometheus, Theseus, Odysseus ꝛc.). Durch sinnige Erfassung des psychologischen Moments fesselten die Gemälde des Timanthes, dessen Opferung der Iphigenia wegen der wohlerwogenen Abstufung der Empfindungen noch in römischer Zeit viel bewundert wurde. Hatte die griechische M. in Athen ihre ersten Triumphe gefeiert, ehe Kleinasien dem Mutterland den Vorrang ablief, so wurde die Hauptstadt von Attika zum zweitenmal der Schauplatz einer Blüte dieser Kunst, als sie die anfänglich in Theben thätige, sogen. thebanisch-attische Schule bei sich aufnahm. Zu ihren Begründern zählte man Aristäos und Aristeides, ihr größter Vertreter war Euphranor. Den ionischen Künstlergruppen trat eine spezifisch dorische in der Schule von Sikyon gegenüber, die, von Eupompos gegründet, durch Pamphilos und Melanthios ausgebreiteten Ruf erlangte. Aus Pamphilos' Schule gingen bedeutende Künstler hervor, Pausias von Sikyon, ein durch vollendete Behandlung der enkaustischen Manier und kühne Verkürzungen seiner Figuren ausgezeichneter Meister, vor allen aber Apelles, durch den die griechische M. den Gipfel der Vollendung erreichte. An seinen zahlreichen Werken, von denen die aus dem Meer auftauchende Aphrodite das berühmteste war, bewunderte man den höchsten Reiz der Zeichnung wie des Kolorits, die sicherste Beherrschung aller Mittel der Kunst, die mit dem feinsten Gefühl für harmonische Wirkung vorgetragen wurden. Auch Protogenes, ein Zeitgenosse des Apelles, Aëtion, Antiphilos und Theon werden mit hohem Lob erwähnt, und unter denen, die ihre Stoffe aus dem Alltagsleben schöpften, besonders Peiraïkos. Erst in der Zeit des zunehmenden Luxus, als die Kunst auch für den Schmuck des Wohnhauses dienstbar gemacht wurde, scheint die Mosaikmalerei größere Bedeutung erlangt zu haben. Anfänglich lediglich zur Verzierung des Fußbodens verwandt, worin besonders Sosos Hervorragendes leistete, griff sie allmählich auf das Gebiet der selbständig wirkenden M. über und wagte sich selbst an die Wiedergabe größerer historischer Kompositionen von der Art der berühmten Alexanderschlacht (im Museum zu Neapel).

Die M. in Italien scheint sich wesentlich unter griechischem Einfluß entfaltet zu haben. Einzelne aus Griechenland eingewanderte Künstler (Damophilos und Gorgasos) fanden um 493 v. Chr. in Rom Beschäftigung. Daneben wußten sich aber auch einheimische Künstler, wie Fabius Pictor und Marcus Pacuvius, Anerkennung zu erringen, und in der Folgezeit wuchs die Beliebtheit dieser Kunst, da sie der Verherrlichung kriegerischer Großthaten dienstbar gemacht und zum Schmuck der Triumphe verwendet ward. In der Kaiserzeit lenkte die M. durchaus in griechische Bahnen ein und schloß sich nicht bloß in der Dekorationsweise (Einteilung der Wandflächen in Felder, deren Mittelpunkt ein kleineres, ursprünglich besonders gearbeitetes Tafelbild enthielt), sondern auch in der Wahl der Gegenstände und Motive eng an die Schöpfungen der alexandrinischen Zeit an, in welcher die Entwickelung der griechischen M. ihren Abschluß erreichte. Von den Erzeugnissen dieser griechisch-römischen Kunst geben uns die in Pompeji, in Rom ꝛc. ausgegrabenen Wandmalereien reichliche Anschauung. Die Mehrzahl der Darstellungen ist dem Kreise der griechischen Heroen- und Göttersage entlehnt. Andre Bilder beziehen sich auf den öffentlichen und Hausgottesdienst. Seltener finden sich Stoffe der römischen Mythologie und Geschichte. Sehr häufig sind dagegen kleine Genrebilder aus dem Volkstreiben der damaligen Zeit; Landschaften und Seestücke kommen gelegentlich vor, vor allem aber ist eine unübersehbare Fülle reizender Einzelfiguren, besonders schwebender Genien, Amoretten ꝛc., in Verbindung mit einer phantastischen Architektur zum Schmuck der Wandflächen verwendet worden.

Einer ältern Epoche gehören die Gemälde der unterirdisch angelegten Grabkammern Etruriens an, in denen meist griechischer Einfluß zu erkennen ist, neben dem sich aber auch Äußerungen einer eigenartigen lokalen Kunstweise vorfinden. Von diesen Malereien, die nur bei künstlicher Beleuchtung sichtbar sind (worauf die Farbengebung Rücksicht nimmt), sind die bedeutendsten in Corneto (Tarquinii; jetzt zum Teil in

Rom, Museo Kircheriano), andre in Chiusi (Clusium), Veji ꝛc. entdeckt worden. Sie behandeln mit Vorliebe düstere Szenen, welche die Schrecken des Todes und der Unterwelt veranschaulichen. Doch fehlen daneben nicht Schilderungen heiterer Gelage, festlicher Spiele, in denen sich ein lebhafter Sinn für realistisch getreue Behandlung des Alltagslebens bemerkbar macht. Vgl. Brunn, Geschichte der griechischen Künstler, Bd. 2 (Stuttg. 1859); Helbig, Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei (Leipz. 1873); Woltmann-Woermann, Geschichte der M., Bd. 1 (das. 1879).

II. Die christliche Malerei.

Das Christentum schloß sich in seinen ältesten, in den römischen Katakomben erhaltenen Wandmalereien eng an die römische M. an, nur daß an die Stelle der heidnischen Götter Figuren aus dem neuen Glaubenskreise, aber in antiker Gewandung, und christliche Symbole traten. Im 4. Jahrh. entwickelte sich aus der Katakombenmalerei die Heiligenbildermalerei für Kirchen und den Privatgebrauch, und damit wurde der Grund zu der christlichen M. im engern Sinne gelegt. Diese läßt sich bis zum Ausgang des Mittelalters in drei Perioden gruppieren, welche teils durch die Länder, in welchen der jeweilige Schwerpunkt der Kunstthätigkeit lag, teils durch das Vorherrschen von bestimmten künstlerischen Richtungen charakterisiert und abgegrenzt werden.

Erste Periode (ca. 300—600 n. Chr.).

Die altchristliche M. hat ihren Schwerpunkt in den Katakombendarstellungen, welche zum Teil symbolisch-konventioneller Art waren, indem die Symbole des Lammes, der Taube, der Weinlese, des Hirten ꝛc. und alttestamentliche Gegenstände dargestellt wurden (näheres s. »Christliche Altertümer«, nebst Tafeln), sowie in den Heiligenbildern und Mosaiken. Mit der Anerkennung des Christentums als Staatsreligion wandte man die M. auf die Ausschmückung der großen Basiliken an, und zwar durch Wandmalereien oder durch Mosaiken an Wänden, Decken und Kuppeln. Obwohl diese ersten Malereien in Stil und Technik trotz der Verschiedenheit der Motive an die Antike anknüpfen, so macht sich doch bereits ein Unterschied zwischen der abendländischen (römischen) und der morgenländischen (byzantinischen) M. geltend. Denkmäler der erstern aus dem 5. Jahrh. finden sich namentlich zu Rom (Santa Maria Maggiore) und Ravenna. Auch die Miniaturmalerei kam bereits, ebenfalls im Anschluß an antike Vorbilder, in Aufnahme.

Zweite Periode (600—1200).

Die byzantinische M. bewahrte den Typus der ältesten christlichen Darstellungen am längsten. Äußerlich unterscheidet sie sich von der römischen dadurch, daß sie meist nur auf Goldgrund malte und durchgängig langgestreckte Figuren zeigte, während die Figuren der italienischen M. kurz und untersetzt erscheinen. Unter den Nachfolgern Konstantins d. Gr., besonders unter Justinian II., wurde viel für Beförderung der M. gethan, welche freilich bald eine Hinneigung zu äußerlicher Pracht und dadurch zu konventioneller Starrheit zeigte. Der 726 ausbrechende Bilderstreit bedrohte beinahe die ganze M. mit Vernichtung; die Künstler flüchteten nach Italien, bis das Konzil zu Nicäa (787) und die Synode zu Konstantinopel von 842 die Zulässigkeit der malerischen Darstellung heiliger Gegenstände aussprachen. Bis ins 11. Jahrh. bewahrte die byzantinische M. eine große traditionelle Kunstfertigkeit, hielt aber in der Auffassung der Formen an einer bis zum starren Schematismus ausartenden Strenge fest. Nach auswärts verpflanzte sich der byzantinische Stil besonders nach Armenien und später nach Rußland, wo noch jetzt der kirchliche Kultus ganz ähnliche Formen erfordert. Auch nach Italien drang er vor; besonders finden sich in Sizilien, Unteritalien, Genua und Venedig starke Spuren. Von den übrigen Ländern ist in dieser Periode vorzüglich Irland hervorzuheben, wo sich in den Klöstern die Miniaturmalerei in Manuskripten für den kirchlichen Gebrauch zu einer besondern Kunstgattung entwickelte, die auch in Deutschland (Aachen, wo Karl d. Gr. eine Malerschule gründete), der Schweiz (St. Gallen) und Oberitalien Eingang fand und sich hier, namentlich durch die Einwirkung Alkuins, zu dem sogen. fränkischen Stil (vgl. Karolingische Kunst) ausbildete. Eine Mischung des fränkischen Stils, antiker Anschauung und byzantinischer Strenge zeigt sich in dem nach 1000 n. Chr. sich entwickelnden romanischen Stil, welcher sich jedoch in der Miniaturmalerei auf Oberitalien beschränkte, während der reine fränkische Stil in England, Frankreich, Deutschland festgehalten wurde und sich nicht nur in den Miniaturen, sondern auch in Mosaiken, Glas- und Emailmalereien, Teppichwirkereien ꝛc. zur Geltung brachte.

Dritte Periode (1200—1500).

In der dritten Periode zeigt die italienische M. anfangs noch einen byzantinischen Charakter. Die Meister, welche zuerst einen bedeutendern Fortschritt zur Selbständigkeit der italienischen M. zeigten, waren Cimabue in Florenz (1240—1302) und der etwas spätere Duccio in Siena, der erstere in einer mehr dem Großartigen und Erhabenen, der andre mehr dem Anmutigen und Lieblichen zugewandten Weise. Noch weiter ging Giotto di Bondone zu Florenz (1276—1337), der eigentliche Gründer der italienischen M., der in Hinsicht der Freiheit und Bewegtheit der Komposition die letzte Schranke des Byzantinismus durchbrach. Fra Angelico da Fiesole (1387—1455) führte die M. durch feines Eingehen in die seelischen Empfindungen weiter. Die sienesische Schule blieb dahinter zurück, und noch mehr war es in andern italienischen Städten der Fall, wo sich bis ins 15. Jahrh. ein starker Einfluß des Byzantinismus erhalten konnte. Was die M. in den andern Ländern betrifft, so hatte sich unter den Karolingern fast die ganze Kunstthätigkeit auf die Miniaturmalerei konzentriert, die hauptsächlich in den Klöstern geübt wurde. Die wenigen Wandmalereien, die vorhanden waren, sind untergegangen. Erst unter Heinrich I. und den Ottonen beginnt neben der Miniaturmalerei auch die Wandmalerei a fresco in großem Umfange kultiviert zu werden, wofür namentlich die Malereien im Bamberger Dom um das Jahr 1000 einen Beleg liefern. Um diese Zeit wird auch die Technik der M. durch die Erfindung der Glasmalerei (s. d.) bereichert, welche bald sehr in Aufnahme kam. Hierzu trat die wahrscheinlich in den Anfang des 13. Jahrh. fallende Gründung der Malerzünfte und Bauhütten (s. d.), welche der künstlerischen Disziplin Vorschub leisteten. Von den verschiedenen Malerschulen der ersten Zeit sind wenig Spuren zurückgeblieben: in Böhmen die merkwürdigen Wandmalereien auf dem Schloß Karlstein (s. d.) bei Prag, in Niedersachsen die Wandmalereien im Braunschweiger Dom, am Rhein die Wandmalereien in der Kirche zu Schwarzrheinsdorf bei Bonn, in Schwaben einige Überreste im

Ulmer Münster u. a. O., am meisten aber in Köln, wo der Bau des Doms eine Menge Künstler vereinigte. Die Kölner Malerschule, deren Hauptrepräsentant Meister Wilhelm (um 1380) ist, zeichnete sich durch Zartheit und Lieblichkeit der Formen, weiche Gewandung, innigen Ausdruck aus, wozu, bereits unter dem Einfluß der van Eyck, sich in dem um 1450 geschaffenen berühmten Dombild des Meisters Stephan Lochener die Vorzüge eines gesättigten Kolorits und größerer Naturwahrheit gesellen. In Nürnberg und Prag blühten tüchtige Malerschulen. Eine neue Epoche beginnt mit der Vervollkommnung und feinern Ausbildung der Ölmalerei durch die Brüder van Eyck (Hubert, gest. 1426; Jan, gest. 1440), welche die flandrische M. (Brügge, Gent ꝛc.) begründen. Umfassendes Naturstudium gibt sich bei ihnen kund, und sie eröffnen nicht bloß dem Historienbild, sondern auch dem Porträt, der Landschaft und dem Genre neue Wege. Feinste Ausführung, eckige Draperien und Bewegungen charakterisieren Jan van Eyck und seine Nachfolger, unter denen Roger van der Weyden (1400—1464), Dirk Bouts und Hans Memling (gest. 1495) hervorragen. Auch die deutsche M. kam unter den bestimmenden Einfluß der van Eyck. Martin Schongauer (gest. 1488) und Fr. Herlin bildeten sich unter dem Einfluß Rogers van der Weyden und verpflanzten dessen Stil nach Schwaben. Hier blühten die Schulen von Kolmar, Ulm, Augsburg u. a. O. und gewannen, obwohl sie noch nicht die alte Eckigkeit und Unbeholfenheit der Erscheinung überwinden konnten, eine große Kraft u. Lieblichkeit des Ausdrucks und ein tief gestimmtes Kolorit. Besonders zu nennen sind: Barthol. Zeitblom u. Martin Schaffner in Ulm, Hans Holbein der ältere (gest. 1524) in Augsburg. Derber in der Form, bunter im Kolorit ist die Nürnberger Schule, deren Hauptrepräsentant, Michael Wolgemut (1434—1519), sich ebenfalls von den flandrischen Malern bestimmt zeigt. In der französischen M. treten in dieser Zeit (15. Jahrh.) bedeutende Meister noch nicht hervor; auch besitzt die französische M. noch keinen originalen Charakter, lehnt sich vielmehr in ihrer Auffassung an die van Eyck an. Jean Foucquet (geb. um 1420) ist hier zu nennen.

In der Geschichte der italienischen M. hat Fiesoles Thätigkeit eine hervorragende Bedeutung. Seine tiefe Empfindung für den idealen Inhalt der christlichen Tradition, seine keusche Frömmigkeit und reine Begeisterung lösten die konventionelle Starrheit der bisherigen Richtung. Zu der dadurch bewirkten Umwandlung des Stilgefühls trat eine Hinneigung zur Antike und Natur, welche Momente zusammen die Anmut und Empfindungstiefe der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. sich entwickelnden italienischen M. bilden und ihren Grundzug bis ins 16. Jahrh. hinein ausmachen. Namentlich war es neben Fiesole der Florentiner Masaccio (1401—28), dessen Darstellungsweise eine Großartigkeit und Naturwahrheit offenbarte, welche lange als Vorbild diente. Ihm strebten nach Gozzoli und Dom. Ghirlandajo (1449—94), von denen der letztere die religiösen Motive in das Gebiet menschlicher Anschauung herabzog und durch eine im Detail nicht selten genrehafte Behandlung die religiöse M. volkstümlich zu machen suchte. Mit diesem Streben nach Naturwahrheit stehen die wissenschaftlich-technischen Bestrebungen in Verbindung, welche, wie dies von Paolo Uccello geschah, die Gesetze der Perspektive und, wie dies Verrocchio (1435—88) that, die der Anatomie des menschlichen Körpers untersuchten und für die Komposition anwendungsfähig zu machen strebten. An diese schließen sich an: Sandro Botticelli (1446—1510), Filippo Lippi (1406—69) und dessen Sohn Filippino sowie Luca Signorelli (1441—1523), in der Komposition und in der Kraft und Größe der Auffassung der Vorläufer Michelangelos. Noch mehr als in der florentinischen Schule zeigte sich die Hinneigung zur Antike in der Schule von Padua, begründet von Francesco Squarcione (1394—1474). Ihr Hauptmeister war Andrea Mantegna (1431—1506), welcher sich später in Mantua niederließ, während durch seine Schüler eine neue Schule zu Ferrara gegründet wurde. Zu ihr gehören unter andern Lorenzo Costa, Francesco Cossa, später Dosso Dossi und Garofalo, denen sich die eklektische Schule der Bonone anschloß. In Venedig, wo sich die byzantinische Stiltradition, gemischt mit germanischen Einflüssen, am längsten erhalten hatte, wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. der Geist der paduanischen Schule eingebürgert. Die Malerfamilien der Vivarini und Murano, welche schon vor dem paduanischen Einfluß in Venedig thätig waren, zeigten sich noch streng und herb in der Form. Der eigentliche Gründer der venezianischen Schule ist Giovanni Bellini (1428—1516), der, von Antonello da Messina die Ölmalerei übernehmend, eine heitere Pracht des Kolorits und eine tief beseelte Empfindung offenbarte. Von ihm beeinflußt sind Carpaccio und Cima da Conegliano (thätig von 1489—1508). Die M. wendete sich allmählich dem wirklichen Leben zu und schöpfte aus ihm die für Entfaltung malerischen Glanzes und plastischer Formenschönheit ausgiebigsten Motive; namentlich kultivierte sie auch das Porträt. Die lombardischen Schulen, besonders die Schule von Mailand, haben einen weniger scharf ausgeprägten Charakter, wogegen die umbrische Schule, deren Hauptsitz Perugia war, einen entschiedenen Gegensatz zu den Venezianern bildete. Sie schilderte die Innigkeit religiöser Empfindung in Schmerz, Sehnsucht, Frömmigkeit und Demut, suchte dabei Reinheit der Form und Lieblichkeit des Ausdrucks, Anmut der Haltung und Einfachheit der Gruppierung zur Anschauung zu bringen. Die Farbe war ernst und maßvoll; die Zeichnung besaß keusche Strenge und Korrektheit. Der Hauptmeister war Pietro Perugino (1446—1523), der Lehrer Raffaels. In einer gewissen Verwandtschaft mit der umbrischen Schule stand die Schule von Bologna, welche von Francesco Francia (1450—1518) begründet wurde, der ebenfalls eine große Innigkeit religiöser Empfindung besaß. Zu seinen Schülern gehören Timoteo delle Vite und Innocenzo da Imola, welche sich später Raffael anschlossen.

Vierte Periode (1500—1550.)

Während bisher in den verschiedenen Schulen ein beständiges Schwanken zwischen dem abstrakten Idealismus und der realistischen Naturnachahmung stattfand, konzentrierte sich jetzt nach dem Vorgang einiger epochemachender Meister der künstlerische Gestaltungstrieb auf den ideellen Inhalt der christlichen Tradition, vertiefte sich in ihre poetische Wahrheit und that allen Schematismus und die letzte Spur konventioneller Typik ab. Zugleich bildete sich auch die Technik zu großer Vollendung und universeller Fähigkeit aus. Der Hauptschauplatz dieses großartigen Kunstschaffens war Italien, wo kunstsinnige Päpste und Fürsten die Pflege der Kunst und die Beschäftigung der hervorragendern Künstler als eine Ehrenaufgabe ihres

Lebens betrachteten. Zwei Florentiner besonders waren es, welche als die Haupt- und Lehrmeister der jetzt beginnenden Glanzepoche der italienischen M. betrachtet werden können, Leonardo da Vinci u. Michelangelo Buonarroti. Leonardo da Vinci (1452—1519) ist einer der vielseitigsten und gelehrtesten Künstler, der sich namentlich auch um die wissenschaftliche Begründung der Kunsttechnik große Verdienste erworben hat. In Michelangelo kommt besonders das Element großartiger Formengestaltung und erhabenen Ideenreichtums zur Geltung. Unter den Schülern Leonardos, deren Werke hauptsächlich in der Brera zu Mailand und in oberitalienischen Kirchen vertreten sind, ragen hervor: Bernardino Luini, Cesare da Sesto, Gaudenzio Ferrari; von den Schülern und Nachfolgern Michelangelos Daniele da Volterra, Marcello Venusti, Sebastiano del Piombo u. a. Beeinflußt von Leonardo zeigen sich in Florenz Lorenzo di Credi, Fra Bartolommeo (1475—1517) und Andrea del Sarto (1486—1531). Die spätern Florentiner verfielen der manieristischen Nachahmung Michelangelos. Dazu gehören Vasari (1511—74), Salviati (1510—63), A. Bronzino u. a. In Rom hatte sich keine selbständige Schule ausgebildet, wenn es auch unter den kunstsinnigen Päpsten Julius II. (1503—13) und Leo X. (1513—22) zu einem fruchtbaren Feld künstlerischer Produktion gemacht wurde. Auf diesem Feld bildete Raffael Santi von Urbino 1483—1520), Schüler Peruginos, den hervorragenden und bestimmenden Mittelpunkt. Er vereinigte in seinen Werken die Vorzüge aller einzelnen Schulen: Strenge und Adel der Zeichnung mit Schönheit der Farbe, Tiefe und Zartheit der Empfindung mit Größe und Einfachheit der Anschauung. Was aber allen diesen großen Eigenschaften erst die wahrhafte künstlerische Weihe verlieh, war die aus ihnen hervorleuchtende ideale Begeisterung. Von seinen Schülern vermochten es nur wenige, einzelne Seiten seiner universellen Meisterschaft sich anzueignen. Sie verfielen bald in eine Nachahmung der bloßen äußern Schönheitsformen, denen die Seele fehlte. Neben Raffael arbeitete auch Michelangelo, welcher, durch Julius II. nach Rom berufen, den Venezianer Sebastiano del Piombo (1485—1547) nach sich zog und zugleich nicht ohne Einfluß auf Raffael blieb. Der Manierismus, in den die Schüler Raffaels verfielen, zeigt sich schon in dem talentvollsten von ihnen, Giulio Romano (1492—1546), welcher bei großer Formengewandtheit teils in nüchterne Nachahmung, teils in sinnliche Lüsternheit verfiel. Von andern Schülern oder Nachahmern Raffaels im weitern Sinne sind zu nennen: Perino del Vaga, Primaticcio, Andrea Sabattini, Timoteo delle Vite, Bagnacavallo, Giovanni da Udine. Die Schule Leonardos setzte sich inzwischen teils in Mailand, teils in Parma fort und nahm dann als lombardische Schule einen bestimmten Gesamtcharakter gegenüber der venezianischen an. Außer Luini (gest. nach 1533) sind zu nennen: Boltraffio, il Sodboma und (in Parma) vorzugsweise der Meister des Helldunkels, Antonio Allegri, genannt Correggio (1494—1534), welcher auf den Zauber der Farbe und des Lichts das Hauptgewicht legte. Unter allen großen Meistern seiner Zeit hat er den bedeutendsten Einfluß auf die Kunst des 17. und 18. Jahrh. geübt; namentlich imponierte den Malern der spätern Zeit die Meisterschaft seiner Verkürzungen. Unter seinen Schülern und Nachahmern zeichnen sich aus Parmeggianino, Rondani, Gatti und Barocci, welche jedoch bereits ins Süßliche und Manierierte verfielen. Mehr eklektisch verfuhren später Schidone (gest. 1615) und Procaccini. Diesen Schulen steht die venezianische Schule gegenüber, welche, begünstigt durch den auf Sinnenreiz und Lebensfreude gerichteten Geschmack des venezianischen Adels, dem Kultus des schönen Fleisches, überhaupt des Stoffes, im üppigsten Farbenglanz huldigte. Einer der ersten und bedeutendsten ist Giorgione (1478—1511); noch höher steht Tiziano Vecellio (1477—1576), in dessen Werken die venezianische M. sich zur höchsten Kraft und Schönheit entfaltete. Neben Tizian und zum Teil als seine Schüler arbeiteten Palma il Vecchio, Lorenzo Lotto, Pordenone (1483—1539), Paris Bordone (1500—1570), besonders aber der glänzende Paolo Veronese (1528—88) und Tintoretto (1519—94), welcher, auch von Michelangelo beeinflußt, sein bedeutendes Talent durch Effekthascherei und Schnellmalerei schädigte.

In Deutschland nahm die M. in dieser Periode eine andre Richtung als in Italien. Vor der Reformation ward die Kunst, namentlich die Miniaturmalerei und der Holzschnitt, gewerbsmäßig und zünftig getrieben, und die daraus sich entwickelnde handwerksmäßige Trockenheit und Nüchternheit waren nicht ohne Einfluß auch auf die M. geblieben. Zu Beginn des 16. Jahrh. wich der flandrische Einfluß mehr dem der italienischen Renaissance; sie brachte in den Phantasiereichtum der deutschen Schule eine größere Formenschönheit und vielseitigere Anschauung. Auch die große Bewegung der Geister durch die Erfindung des Buchdrucks u. die beginnende Reformation wirkten vorteilhaft, und so entfaltete sich jetzt in Deutschland eine hohe Blüte der M. Hervorzuheben sind unter den schwäbischen Malern Hans Burgkmair (1473—1531), der schon genannte Hans Holbein der ältere und besonders dessen großer Sohn Hans Holbein (1497—1543), dessen Madonnen, Bildnisse und Zeichnungen für den Holzschnitt (Totentanz &c.) den Höhepunkt der deutschen M. in jener Periode bezeichnen. Der größte Meister der fränkischen Schule ist Wolgemuts Schüler Albrecht Dürer (1471—1528), welcher nicht nur als Maler, sondern auch als Kupferstecher und Zeichner für den Holzschnitt thätig war. Dürers bedeutendere Schüler und Nachahmer sind Hans v. Kulmbach (gest. 1523), Aldegrever, Schäuffelein (gest. 1540), Barth. Beham (1502—40) und dessen Bruder Hans Sebald Beham (1500—1550), Altdorfer (1480—1538), Georg Pencz (1500—1560) u. a. Einfluß von Dürer erfuhr H. Baldung, gen. Grien (1476—1545). Ein großer Meister ist auch der ziemlich unabhängige Aschaffenburger Matthäus Grünewald. Die obersächsische Schule hat nur einen bedeutenden Namen aufzuweisen, nämlich Lukas Cranach, Vater und Sohn; der erstere 1472—1553, der zweite 1515—86. In den Niederlanden gestaltete sich die M. hinsichtlich der Form nach den Traditionen der ältern Schulen, hinsichtlich des Inhalts auf besondere Weise. Nirgends übte die Reformation einen tiefer gehenden Einfluß auf die Kunstanschauung aus als hier, namentlich insofern der früher fast allein die M. beherrschende Madonnen- und Heiligenkultus aufhörte und an die Stelle der religiösen Motive solche des gewöhnlichen Lebens und der Natur traten. So entwickelten sich die Porträt-, Genre-, Landschafts- und Stilllebenmalerei und gelangten bald zu hoher Blüte. Die brabantische Schule wurde am Ende des 15. und zu An-

fang des 16. Jahrh. besonders durch Gerard David und Quintin Massys (1450—1529) vertreten, die holländische Schule durch Lucas van Leiden (1494—1533), der besonders als Kupferstecher hervorragt, Jan Mostaert (1499—1553) u. a. Zu den niederländischen Schulen können auch die niederrheinischen Meister gerechnet werden, weil sich in ihrer Auffassungs- u. Behandlungsweise niederländischer Einfluß kundgibt. Namentlich sind zu nennen: der Meister vom Tod Mariä und B. Bruyn in Köln, ferner die Meister der westfälischen Schule, wie Ludger tom Ring in Münster mit seinen Söhnen. Immer zahlreicher gingen niederländische Maler nach Italien und gaben durch die Nachahmung der Manieristen daselbst ihren heimischen Stil auf. Zu nennen sind: Jan van Mabuse (1470—1541), B. van Orley (gest. 1541), die früher noch in alter Weise gearbeitet hatten. Ganz dem Manierismus verfallen erscheinen die Meister aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wie M. van Heemskerk (1498—1574), Frans Floris (1517—70), H. Goltzius (1558—1617), Otto Venius (1558—1629), M. de Vos (1531—1603), M. van Coxzie (1499—1592), Cornelius Corneli (1562—1638) u. a. Im Porträt jedoch, das mehr auf die Natur hinwies, wurde Vorzügliches geleistet, so von Ant. Moor (gest. 1578). Einen eignen Weg schlug der sich mehr an die Natur haltende Genremaler P. Brueghel (gest. 1569) ein. In Deutschland ging man gleichfalls den Italienern nach; am erträglichsten sind noch die Meister, welche, wie J. Rottenhammer (1564—1623) und Chr. Schwarz (1550—97), die Venezianer nachahmten. Ein Feinmaler ist A. Elsheimer (1578—1620). In Spanien beginnt die M. im 15. Jahrh., zuerst besonders durch niederländischen Einfluß, einen Anlauf zu nehmen. Im 16. Jahrh. aber gewann die italienische M. und besonders die der venezianischen Schule, deren sinnliche Kraft dem Geschmack der Spanier entsprach, einen großen Einfluß. Tiefe und Kraft der Farbe bei schon früh vorwaltender Neigung zu starken Kontrasten in Hell und Dunkel charakterisieren die spanische M. um die Mitte des 16. Jahrh. Zu nennen sind: Luis de Morales, dessen Formen noch hart sind, während seine Farbe mild und klar ist; Luis de Vargas (1502—68), welcher sich der römischen Schule zuneigte; ferner Alonso Coello (1515—90) und Fernandez Navarrete (1526—79). Von der französischen M. dieser Periode läßt sich nichts bestimmt Charakterisierendes sagen, da sie verschiedene Schulen nachahmte. Die von Leonardo da Vinci am Hofe Franz' I. begründete Schule von Fontainebleau wurde namentlich durch Rosso de' Rossi (1496—1541) und Primaticcio (1504—70) sowie durch deren Schüler weiter gefördert, ihr eigentlicher Aufschwung fand aber erst unter Heinrich II. statt; zu ihr gehört auch der Franzose Jean Cousin (1501—89), während die Familie Clouet teils von den Niederländern, teils von Holbein beeinflußt war.

Fünfte Periode (1550—1670).

Die fünfte Periode der M. ist eine Zeit einerseits des allmählichen Verfalls oder doch des Stillstandes und anderseits einer Nachblüte oder nordischen Renaissance der Kunst, welche durch die italienischen Akademiker (Carracci) und die niederländischen Koloristen (Rubens, Rembrandt ꝛc.) bewirkt wurde. In Italien zeigte sich der allmähliche Verfall nicht in einer Abnahme an technischer Meisterschaft. Im Gegenteil erhielt diese, namentlich in der Zeichnung, durch das nähere Studium der Antike sowie durch den Austausch der Kunstmittel der einzelnen Schulen noch eine größere Bedeutung; aber der innere Begeisterungstrieb der Maler war erkaltet und hatte einer doktrinären Behandlung der Kunst Platz gemacht. Man nennt diese Richtung die akademische. Gegenüber dem bereits stark hervortretenden Manierismus der Italiener um die Mitte des 16. Jahrh. suchten die Carracci: Lodovico (1555—1619) mit seinen beiden Vettern Agostino (1557—1602) u. Annibale (1560—1609), in Bologna auf Grund des Studiums der Antike die Stilreinheit der alten Meister wiederherzustellen. Die charakteristischen Unterschiede der einzelnen Schulen hörten mehr und mehr auf, indem man danach strebte, ihre großen Eigenschaften zu vereinigen. Dies Streben führte zum Eklektizismus, der die Konsequenz des Systems der Carracci war. Als Gegensatz dazu bildete sich nun eine andre Richtung, die sich lediglich die Natur zum Vorbild nahm und deshalb Naturalismus genannt wird. Zu den bedeutendsten Eklektikern gehören: Guido Reni (1575—1642) und dessen zahlreiche Schüler, Francesco Albani (1578—1660), welcher ebenfalls eine Menge Schüler hatte, Domenichino (1581—1641), Guercino da Cento (1590—1666), Lanfranco (1581—1647), Sassoferrato. Annibale Carracci pflegte auch die Landschaftsmalerei in großem Stil, und Gaspard Dughet, genannt Poussin (1613—1675), ist wesentlich durch ihn bestimmt; noch berühmter ist Claude Lorrain (1600—1682), dessen Landschaften sich durch ideale Stimmung auszeichnen. Beide sind die Begründer der sogen. historischen Landschaft. Eine besondere, süßliche Richtung verfolgte Carlo Dolci (1616—86) mit seiner Tochter Agnese. Der Naturalismus entsprang zunächst aus einer Reaktion gegen die aus dem Eklektizismus erwachsene Charakterlosigkeit und Verflachung und kehrte sich sowohl gegen die nur auf das Technische in den verschiedenen Teilen gerichtete Auswählerei als gegen die Schwächlichkeit in der Darstellung der Natur. So wurde er durch diese Opposition zum Gewaltsamen in der Auffassung und, was die Gegenstände und die Auffassung betrifft, zur rohen Naturnachahmung getrieben. Michelangelo Caravaggio (Amerighi, 1569—1609) steht an der Spitze der Naturalisten, welche in ihrer Einseitigkeit ebenso weit gingen wie die römischen Manieristen, die das Ideale in schwächlicher Nachbildung der alten Formen suchten. Unter den Anhängern und Nachfolgern Caravaggios sind zu nennen: Simon Vouet aus Paris (1590—1649), Carlo Saraceno (1585—1625), vorzüglich aber Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto, aus Valencia (1588—1656), welcher der Führer der neapolitanischen Naturalisten wurde. Bedeutende Naturalisten sind ferner der Schlachtenmaler Jacques Courtois, genannt Bourguignon (1621—76), und Salvator Rosa (1615—73), dessen Landschaften, voll poetischer Wildheit und Größe, bedeutender als seine Historiengemälde sind. Auch in Bologna wurde der Naturalismus durch den schon genannten Guercino heimisch. Unter den andern Richtungen der italienischen M. ist auch die Genremalerei zu erwähnen, welche in den römischen Bambocciaden, begründet durch Peter Laar, genannt il Bamboccio, in Rom zur Geltung gelangte; ferner nahm die dekorative Ausmalung großer Räume überhand, worin namentlich Lanfranco, Pietro da Cortona u. a. sich hervorthaten; der genialste dieser Schnellmaler ist Luca Giordano, genannt

Fa Presto (1632—1705). In Frankreich war die Schule von Fontainebleau verschwunden, geschulte Korrektheit und etwas nüchterne Stilstrenge bildeten sich allmählich heraus. Hervorragend hierunter ist Nicolas Poussin (1594—1665). Ludwig XIV., welcher die Kunst als ein notwendiges Attribut seines Herrscherglanzes betrachtete und auch eine Akademie begründete, ließ großartige Werke ausführen. Unter ihm arbeiteten Charles Lebrun (1619—90), das Haupt der sogen. Versailler Schule, sodann Nicolas Mignard (1608—68) mit seinem Bruder Pierre, gen. le Romain (1612—95), denen sich noch eine Reihe weniger bedeutender Maler anschloß, welche alle eine gewisse heroische Manier zur Schau trugen. In Spanien dagegen erlebte während dieser Periode die M. ihre höchste Blüte. Man unterscheidet drei Schulen, die von Madrid, von Sevilla und von Valencia, denen ein eigentümlich tiefes und kraftvolles Kolorit, Kühnheit der Komposition und edle naturalistische Auffassung gemeinsam sind. Bei äußerer scheinbarer Düsterheit besitzen die spanischen Meister doch einen großen Schmelz der Farbe und wirkungsvolle Effekte im Helldunkel. Zur Schule von Sevilla gehören Juan de las Roelas (1558—1625), Herrera der ältere (1576—1656) und der jüngere (1622—85), Francisco Zurbaran (1598—1662), Alonso Cano (1601—67), besonders aber Diego Velazquez (1599—1660) und Bartolomé Esteban Murillo (1617—1682), die beiden Großmeister der spanischen Malerei. Die Schule von Madrid hat weniger hervorragende Meister aufzuweisen. Zu nennen sind: Navarrete, Tristan, Antonio Pereda (1599—1669), Miranda, Coello u. a. In der Schule von Valencia zeichnet sich besonders aus Francisco Ribalta (1551—1628), dessen Schüler Ribera in Neapel war. Nach der Berufung des Luca Giordano (s. oben) ging die spanische Schule gegen Ende des 17. Jahrh. ebenfalls rasch ihrem Verfall entgegen. In den Niederlanden tritt der Gegensatz zwischen der holländischen und brabantischen Schule jetzt schärfer hervor, indem die Meister der erstern sich hauptsächlich auf das Genre, das Porträt und die Landschaft beschränken, wogegen die zweite durch Rubens eine zeitweilige Erneuerung des großen historisch-kirchlichen Stils herbeiführte. Die brabantische (oder vlämische) Schule, durch Peter Paul Rubens (1577—1640), einen der fruchtbarsten, erfindungsreichsten und in der Komposition kühnsten Maler aller Zeiten, begründet, zählt eine große Reihe ausgezeichneter Maler, worunter besonders der geistvolle Schüler Rubens', Ant. van Dyck (1599—1641), durch Feinheit, Tiefe und Noblesse des Kolorits hervorleuchtet. In der derbern, farbenglühendern Manier des Rubens versuchten sich J. Jordaens (1593—1678), van Diepenbeeck u. a., während G. Zeghers (1591—1651), de Crayer (1584—1669) u. a. sich mehr den Italienern anschließen. Auch auf die andern Fächer der M. übte Rubens Einfluß: Adriaen Brouwer (1605—38), welcher derbe, dramatisch belebte Szenen aus dem Bauern- und Soldatenleben zu malen pflegte, bildete sich anfangs nach Frans Hals, später unter Rubens Einfluß. Das Genre pflegte weiter David Teniers (1610—90) in zahlreichen liebenswürdigen Bildern, ferner Tilborch, Ryckaert, Craesbeeck u. a. Als Feinmaler in der Landschaft und Meister des Stilllebens ist Jan Brueghel (1568—1625) bemerkenswert; die breite Rubenssche Manier verraten dagegen Wildens, J. d'Arthois. Die Tier- und Stilllebenmalerei wurde namentlich von dem dramatisch veranlagten Frans Snyders (1579—1657) und Jan Fyt (1611—61) unter Rubens' Einfluß gepflegt. Ein bedeutender Blumenmaler ist D. Seghers (1590—1661). Gegen das Ende des 17. Jahrh. erreichte die durch Rubens erweckte Blüte der Kunst wieder ihr Ende. Lebenskräftiger und vielseitiger war die holländische Schule und zwar nicht nur in der Landschafts- und Stilllebenmalerei, sondern auch in der Darstellung. Viel verdankt sie Abraham Bloemaert (1564 bis um 1658); epochemachend aber wurde Frans Hals (1584—1666), der, vorzugsweise als Porträtmaler thätig, eine blühende Schule begründete (Dirk Hals, Codde, Palamedesz, Duck u. a.) Als Bildnismaler sind noch zu nennen: M. Mierevelt, Moreelse, Ravestyn, J. van Ceulen, B. van der Helst (1613—70). Der Hauptmeister ist Rembrandt van Ryn (1607—69), welcher durch das Element des Helldunkels die gesamte nordische M. seiner Zeit beeinflußte und bis auf den heutigen Tag in der M. bestimmend nachwirkt. Zu seinen Schülern sind zu rechnen: Gerbrandt van den Eeckhout (1621—74), Flink, Ferd. Bol (1616—80), Koninck, Lievens, B. Fabritius, Maes u. a. Nach einer andern Richtung hin, besonders im kleinern Genre, zeichneten sich aus Gerhard Dou (1613—75) und Terborch (1617—81), denen sich anschließen Metsu (1630—67), Kaspar Netscher (1639—84), Schalcken (1643—1706), Pieter de Hooch, J. van der Meer, Fr. van Mieris u. a. Mit satirisch-humoristischer Tendenz, aber zum Teil in vulgärer Form kultivierte das niedere Genre Jan Steen (1626—79). Hervorragend sind auch die Brüder Isaak und Adrian van Ostade (1610—85). Schlachten- und Jägerszenen malten Palamedes (1607—38), Huchtenburg, Ph. Wouwerman, während Honthorst (1590—1656) in der Art des Caravaggio arbeitete. Die holländische Landschaftsmalerei wurde besonders angebahnt durch J. van Goyen (1596—1656), der auf die einfache Natur hinwies; Sal. van Ruisdael war sein Schüler, während Jacob van Ruisdael (gest. 1682) zugleich auf poetische Stimmung, die meist ins Melancholische fällt, Gewicht legte. Ihm verwandt in der Darstellung von Waldlandschaften ist M. Hobbema (1638—1709). Neben ihnen arbeiteten in derselben oder doch in ähnlicher Richtung J. Wynants (1610—80), Artus van der Neer (1619 bis nach 1692), der sich besonders in der Mondscheinlandschaft auszeichnete, besonders aber Allart van Everdingen (1621—75). Die zweite, durch das Studium der italienischen Landschaft bedingte Richtung, die sich an Claude Lorrain und Poussin anschließt, wird vertreten durch H. Sachtleven (1610—85), Jan Both, H. Swanevelt (ca. 1605—56), N. Berchem (1620—83), Pynacker, Peter Molyn, Jan Hackaert, Joh. Glauber (1646—1726) u. a. Eine wichtige Stelle in der holländischen Landschaftsmalerei nimmt die Marinemalerei ein. Hier sind zu nennen: Simon de Vlieger (gest. 1660) mit seinem Schüler Willem van de Velde (1633—1707), der namentlich die ruhige See meisterhaft behandelte, ferner J. van Ruisdael, L. Bakhuisen (1631—1708), welcher besonders Seestürme malte. In der Architekturmalerei sind hervorragend: Steenwijk (1550—1603), Peter Neefs (1577 bis nach 1655), Jan van der Heyden (1637—1712), Em. de Witte, Vliet. Die Tiermalerei, meist mit Landschaft verbunden, gelangte zu hoher Blüte durch A. Cuyp (1605—91), N. Berchem, K. Dujardin (gest. 1678), A. van de Velde

(1635–72), Paul Potter (1625–54), den berühmtesten dieser Maler, J. H. Roos (1631–85) mit seinen Söhnen Phil. Peter, genannt Rosa di Tivoli (1651–1705), und J. Melchior Roos (1659–1731). Totes Wild und zahmes Geflügel in stilllebenartiger Manier malten M. de Hondecoeter (1636–95) und J. Weenix (1640–1719), Stillleben und Blumenstücke J. D. de Heem, W. van Aelst, Heda, J. van Huysum (1682–1749), Rachel Ruysch (1664–1754), A. Mignon, W. Kalf. Die deutsche Schule dieser Zeit ahmt die Niederländer oder Italiener nach. Zu nennen sind Karl Loth und J. v. Sandrart.

Sechste Periode (1670–1780).

Schon gegen Ende des 17. Jahrh. ist eine Abnahme an Kraft und Originalität überall zu spüren. Die große M. verschwand bald ganz, und an ihre Stelle trat ein kleinliches Spiel mit Arabesken und die weichliche Pastellmalerei. In den Vordergrund trat die Vorliebe für das Schäferspiel u. galante Gesellschaftsszenen sowie für gefällige Dekoration von Schlössern und Privathäusern. Das bedeutendste dekorative Talent dieser Periode war in Frankreich Boucher (1703–70). An Genialität überlegen war ihm jedoch der geistreiche A. Watteau (1684–1721), der französische Hauptmeister dieser Epoche. Neben ihm sind A. Coypel (1661–1722), Vanloo (1684–1745), Lancret (1690–1743), Pater (1694–1736), J. B. Chardin (1698–1779), J. B. Greuze (1725–1805), der Landschafter J. Vernet (1712–89) zu nennen. Deutschland hat auch in dieser Periode keine selbständige Kunst. Hervorzuheben ist Balthasar Denner (1685–1747), der seinen Ruhm als Porträtist in peinlichster Kleinmalerei suchte. Chr. W. E. Dietrich (1712–74) ahmte besonders Rembrandt nach. Am besten sind seine Landschaften und Radierungen. Daneben der Porträtmaler J. Kupetzky (1667–1740).

Von den italienischen Malern dieser Periode sind die Venezianer Giov. Batt. Tiepolo (1696–1770), die Architektur- und Landschaftsmaler Antonio Canaletto in Venedig (1697–1768) und sein Schüler Bellotto, genannt Canaletto (gest. 1780), Giuf. Nogari (1699–1763) die hervorragendsten. England war lange arm an künstlerischen Talenten gewesen; zumeist waren es Fremde (Holbein, van Dyck, Lely &c.), welche das künstlerische Bedürfnis befriedigten, das sich vorzugsweise auf das Porträt erstreckte. Die eingebornen englischen Maler des 17. Jahrh. (Dobson, Jameson, Gibson &c.) waren fast nur Porträtmaler. Der tüchtige Kneller (1646–1723) war ein Deutscher. Im Beginn des 18. Jahrh. treten auf: J. Richardson, Thornhill, J. Highmore. Der erste originelle Künstler Englands ist in dieser Zeit Hogarth (1697–1764), dessen Humor freilich in seinen satirischen Karikaturen so viel moralische Absicht zur Schau trägt, daß das künstlerische Element darin fast erstickt wird.

Siebente Periode (1780–1840).

Der Beginn der siebenten Periode fällt mit dem Auftreten der neuen Ideen zusammen, welche in Frankreich die Revolution hervorriefen. Die klassizistische Strömung, welche bereits seit Mitte des 18. Jahrh. fühlbar wurde, hätte den Umschwung allein nicht bewirkt. Es sind daher auch von den Meistern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diejenigen, welche sich nicht ganz und gar in der Rokokokunst bewegten, nicht als die Begründer, sondern nur als die Vorläufer der neuen Epoche zu betrachten. So stand vor allen Raphael Anton Mengs (1728–79) trotz des besten Willens, auf Vorbilder wie Raffael, Correggio und die Antike zurückzugehen, noch zu sehr unter dem Einfluß seiner Zeit und der manieristischen Tradition, um der Kunst einen neuen Weg zu zeigen. Ebensowenig gelang es Angelika Kauffmann (1741–1807) und J. H. W. Tischbein (1751–1829), sich über Eklektizismus oder leeren Klassizismus aufzuschwingen, während an den von F. H. Füger, J. B. Berger, P. F. v. Hetsch, J. P. v. Langer und F. G. Weitsch geleiteten Kunstschulen zu Wien, Prag, Stuttgart, Düsseldorf, München und Berlin nicht einmal der Versuch hierzu gemacht wurde. Selbst Winckelmann und Goethe waren in den Kunstanschauungen dieser Maler so befangen, daß sie von ihnen das Heil für eine neue Ära erwarteten. Eine erfreulichere Thätigkeit entfalteten Ferd. Kobell (1740–99) als Landschafter, Elias Ridinger (1695–1767) als Tiermaler und besonders Dan. Chodowiecki (1726–1801) als Illustrator, welcher als der Vorläufer des modernen Realismus anzusehen ist. Ein neuer Aufschwung der M., im engen Anschluß an die Antike, beginnt mit Carstens (1754–98) in Deutschland und mit David (1748–1825) in Frankreich. Der erstere war der unbeugsame Vertreter einer neuen Richtung, welche an der Großartigkeit der Antike und des Cinquecento sich gebildet hat; doch ist er nicht zu ausgereiften Schöpfungen gekommen. Davids Klassizismus hatte auch einen politischen Beigeschmack, und da er der in der Revolutionszeit herrschenden Tendenz zur Antike und besonders zur Geschichte der römischen Republik in Gegenständen und Form entsprach, so galt er als der erste Künstler der Revolution und folgerichtig auch des französischen Cäsarismus. Seiner Kunst fehlte jedoch die innere Wahrheit. Der idealern Haltung ihres Vorbildes Carstens entsprechend, hatten die ihm folgenden deutschen Klassizisten sich in Gebieten bewegt, welche mit der nationalen Bewegung in keinem Zusammenhang standen, und blieben daher auch unpopulär. So Eberhard Wächter (1762–1852) und Gottlieb Schick (1779–1812), ferner Jos. Ant. Koch (1768–1839), welcher zugleich der Landschaft durch Anlehnung an Poussin und Cl. Lorrain einen neuen Aufschwung gab. Unabhängig von diesen Bestrebungen fußten die Münchener Landschafter W. v. Kobell, J. G. v. Dillis, J. J. Dorner und M. J. Wagenbauer auf dem Studium der Holländer. Im entschiedenen Gegensatz gegen die Nachfolger Carstens' schlossen sich die Schüler Davids mehr der Realität an und erzielten neben Darstellungen aus der alten Geschichte und der Mythologie durch Verherrlichung der Thaten der französischen Nation und Napoleons große Erfolge. So besonders Girodet (1767–1824), Gérard (1770–1837) und Gros (1771–1835).

Nach Ablauf der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. fand die klassische Auffassung und Behandlung einen mächtigen Gegner in dem neuen Ideal der Romantik, die anfangs in der Litteratur, dann im Sammeln und im Studium von Kunstwerken des Mittelalters und zuletzt in deren künstlerischer Wiederbelebung ihren Ausdruck erhielt. In der M. ging Friedrich Overbeck (1789–1869) voran. An die Stelle des Altertums oder der Renaissance sollte das Mittelalter als Vorbild gesetzt und damit eine seelische Vertiefung der Kunst herbeigeführt werden. Von einer nationalen Auffassung war zunächst keine Rede; dagegen wurde die religiöse, römisch-katholische so sehr betont, daß eine Anzahl der Maler dieser Richtung, Overbeck

voran, zum Katholizismus übertrat. Zu größerer Bedeutung gelangten außer ihm nur Wilh. Schadow, Ph. Veit, Jul. Schnorr v. Carolsfeld und H. Heß. Der bahnbrechende Meister war Peter Cornelius (1783—1867). Ein gemeinsames Denkmal hat sich diese Schule in den Fresken der Casa Bartholdy (jetzt in Berlin) und der Villa Massimi in Rom gesetzt. Doch wurde München der Hauptschauplatz der Thätigkeit für die neuere deutsche Kunst unter Cornelius' Führung. Overbeck blieb in Rom, wo sich J. v. Führich an ihn anschloß, welcher in Wien Overbecks Richtung neu belebte. Auch die Landschaft blieb vorerst in schwankender Mitte zwischen Naturstudium und romantischer Idealität, wobei W. Ahlborn und E. Agricola mehr dem erstern, C. Fohr, F. Horny und F. v. Rhoden mehr der letztern sich zuwandten, während K. D. Friedrich (1774—1840) zuerst die Stimmungslandschaft in Dresden kultivierte, gefolgt von K. G. Carus, E. E. Öhme, Ludwig Richter und J. Chr. Dahl.

In Frankreich wirkte der auch dort mit der Restauration auftauchende Geist der Romantik im Gegensatz zu den deutschen Romantikern in Rom mehr gegenständlich als formal. Darstellungen aus dem Mittelalter oder religiöse und Kirchenbilder wurden wieder populär. Ingres (1781—1867), der Schüler Davids, schloß sich besonders an Raffael und seine Vorgänger, sein Schüler H. Flandrin (1809—64) mehr an die strengern italienischen Meister des 15. Jahrh. an. Den Franzosen erschien indes der romantische Weg weit zusagender, den Th. Géricault (1791—1824) betreten und E. Delacroix (1799—1863) wie Ary Scheffer (1795—1858) hauptsächlich ausgebildet hatten, und der das realistische und koloristische Element in den Dienst der Romantik brachte. Diese setzten an die Stelle der sanften Stimmung der deutschen Romantiker eine leidenschaftliche Erregtheit und statt der Formbestimmtheit der Deutschen eine oft bis zur Formlosigkeit gesteigerte Massen- und Tonwirkung. Dasselbe wurde auch das Ziel der Landschaft, welche durch Bonington, Huet, Cabat, Français, J. Dupré, Th. Rousseau und andre Meister weiter ausgebildet und schließlich zum modernen Realismus geführt wurde.

Zu einer selbständigen und in Deutschland selbst sich bethätigenden deutschen Kunst war es erst mit der Berufung Cornelius' nach München und Düsseldorf gekommen (1819). Von nah und fern strömten Schüler und Gehilfen nach Düsseldorf und München. W. Kaulbach, K. Stürmer, H. Stilke, K. Schorn, A. Eberle, J. Götzenberger, K. Hermann, W. Röckel, H. Anschütz, Chr. Ruben, E. Förster, Ph. Foltz u. a. versammelten sich schon in den ersten Jahren um den Meister. Andre vorgerücktere Künstler berief Cornelius selbst, wie J. Schlotthauer, Kl. Zimmermann, H. Heß und Jul. Schnorr. In Berlin, wohin Cornelius 1841 übersiedelte, kam er über Entwürfe und Kartons für das projektierte Campo santo nicht hinaus. Auch Jul. Schnorr folgte 1848 einer Berufung nach Dresden. Gleichzeitig verließ ein Teil seiner Schüler München. Dagegen blieb Heinrich Heß, welcher als der Vertreter der nazarenischen Richtung bei den Kirchenbauten des Königs Ludwig anhaltende Beschäftigung fand, und wirkte mit großem Erfolg unter zahlreichen Schülern, worunter J. Schraudolph hervorragt, bis an seinen Tod in München. An die Spitze der Münchener Malerschule schwang sich W. v. Kaulbach (1805—74) durch seine Hunnenschlacht und die Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin. Selbständige Erscheinungen neben Kaulbach waren in München noch Bonaventura Genelli, der Nachfolger von Carstens (1798—1868), und der Romantiker Moritz v. Schwind (1804—71). Neben letzterm ist noch der Romantiker Eugen Neureuther zu nennen.

An die Spitze der Düsseldorfer Schule trat nach Cornelius W. Schadow, bedeutender durch sein Lehrtalent als durch seine Produktivität. Neben ihm wirkten als Lehrer besonders Karl Sohn (1805—67) und Th. Hildebrandt (1804—74), die Hauptvertreter der Düsseldorfer Romantik im Geschichtsbild. Von geringerer Bedeutung sind J. Hübner (1806—1882) und Chr. Köhler (1809—61), Ed. Bendemann (1811—89), welcher, 1838 nach Dresden berufen, im dortigen Schlosse seine bedeutendsten Werke schuf und später Direktor der Düsseldorfer Akademie wurde, E. Steinbrück, H. K. A. Mücke, H. Stilke und H. Plüddemann. Von größerm Einfluß als die Genannten wurde K. F. Lessing (1808—80), der dem Geschichtsbild wie der historischen Landschaft neue Bahnen eröffnete. Alfred Rethel (1816—59), der Schöpfer der Fresken im Aachener Rathaus, bildete sich mehr nach Veit. Die von W. Schadow bevorzugte religiöse Kunst fand in Düsseldorf in Ernst Deger (1809—85) den hervorragendsten Vertreter. Mit ihm sind seine Gehilfen bei Ausmalung der Kirche auf dem Apollinarisberg und der Kapelle von Stolzenfels, die Gebrüder Karl und Andreas Müller und J. Ittenbach, zu nennen. Sonst übte in der religiösen Kunst am Rhein Ph. Veit, lange Zeit hindurch Vorstand der Kunstschule des Städelschen Instituts zu Frankfurt, den meisten Einfluß, welcher sich besonders in Ed. Steinle (1810—86) darstellt.

In Berlin behauptete lange Zeit der vorzugsweise nach Raffael gebildete Eklektiker Karl Wach (1787—1845) eine dominierende Stellung als Lehrer. Von größerer Bedeutung war K. Begas (1794—1854), der jedoch schließlich in das Fahrwasser der Düsseldorfer Romantik geriet. Neben ihm sind noch A. v. Klöber, Ed. Magnus, Ed. Däge und A. Hopfgarten zu nennen. Die Thätigkeit von Cornelius und Kaulbach konnte in Berlin keinen Einfluß üben, da seit der Rundreise der Gemälde von Biefve und Gallait die koloristische und realistische Richtung alle übrigen verdrängte.

In den deutsch-österreichischen Landen wirkte Chr. Ruben als Direktor der Akademien in Prag und Wien. Jos. Führich (1800—1876) wurde einer der bedeutendsten Vertreter der religiösen M. des 19. Jahrh. In seinem Geist wirkten auch Leop. Kupelwieser und Leop. Schulz. Sonst hat Wien noch E. Engert, K. Blaas und K. Rahl (1812—65), welcher besonders in seinen Schülern und Gehilfen Ed. Bitterlich, Chr. Griepenkerl, A. Eisenmenger, K. Laufberger, Mor. Than und K. Lotz tüchtige Fortsetzer seiner energischen, nach großen Wirkungen strebenden Richtung fand, unter den Historienmalern zu nennen.

Dresden verband die Richtungen Münchens und Düsseldorfs, indem einerseits J. Schnorr, anderseits Bendemann und Hübner ihre Wirksamkeit dahin verlegten. In der That fand die Schule in K. Peschel, Herm. Wislicenus (geb. 1825), der später nach Düsseldorf übersiedelte, Joh. Zumpe (1819—64) und namentlich Theod. Große (1829—91) tüchtige Vertreter. In Leipzig wirkte Schnorrs Schüler Gust. Jäger als Lehrer. In Stuttgart waren besonders Ant.

Gegenbaur (1800—1876) und Bernh. Neher (1806—86) thätig, der erstere noch aus Langers Schule in München, der letztere ein Schüler von Cornelius.

Bildnis und Genre blühten in dieser Zeit besonders in Düsseldorf. Im erstern haben sich die bereits genannten Th. Hildebrandt und K. Sohn vorwiegend bethätigt. Mit ihnen rivalisierten, zum Teil mit größerer Hinneigung zum Realismus, der Fürstenmaler Jos. Stieler in München, die Berliner Wach, Begas, F. Krüger und E. Magnus und die Wiener M. Daffinger, J. Kriehuber und Friedr. Amerling. Im Genre, im humoristischen und ernsten Sittenbild sowie in der Darstellung des ländlichen Lebens, standen die Düsseldorfer obenan. Die Donquichottiaden Ad. Schrödters, die Jobsiaden P. Hasenclevers, die sozialen Tendenzbilder K. Hübners, die Schiffer- und Fischerszenen R. Jordans und H. Ritters wie die norwegischen Darstellungen A. Tidemands, die Bauernbilder Jak. Beckers, die Kinderbilder E. Geselschaps und die Familienbilder J. G. Meyers aus Bremen sind in erster Reihe zu nennen. Münchens Genremalerei bewegte sich mit Vorliebe in kriegerischen und militärischen Szenen mit Bevorzugung der Pferdemalerei (Albert Adam, Peter Heß, D. Monten, K. W. v. Heideck). Sonst brachte die Nähe Italiens eine stärkere Vertretung italienischer Szenen mit sich, worin H. Bürkel und Th. Weller sich auszeichneten. Endlich bot das benachbarte Hochland malerische Motive in Fülle (F. Moritz Müller, K. Kaltenmoser, J. A. Klein, K. Spitzweg, der größte Humorist der ältern Münchener Schule, H. Rhomberg, G. F. Bischoff, K. v. Enhuber). Das elegante Genre ward von J. Geyer und Gisb. Flüggen vertreten. Zwischen Genre und Landschaft stellte sich das Tierbild, worin Seb. Habenschaden, Rob. Eberle, Friedr. Volz hervorragten. In Berlin war F. E. Meyerheim das Haupt der Genremalerei. In Dresden stand A. Ludw. Richter obenan, in Wien F. G. Waldmüller, Friedr. Gauermann und später Friedr. Friedländer.

Die Landschaft war in München durch Karl Rottmann (1798—1850) am glänzendsten vertreten. Nächst ihm sind auf demselben Gebiet der historischen und stilisierten Landschaften A. W. F. Schirmer (Berlin), K. Markó und Jos. Hoffmann (Wien), J. W. Schirmer (Düsseldorf und Karlsruhe) und Friedr. Preller (Weimar, der Meister der Odysseelandschaften) hervorzuheben. Die Hochgebirgsmalerei wurde um diese Zeit besonders durch E. Kaiser, H. Heinlein und Chr. F. Morgenstern, M. Haushofer, J. G. Steffan in München kultiviert. Das skandinavische Hochland und Küstengebirge suchte zuerst A. Achenbach (geb. 1815) auf, der schnell zahlreiche Nachfolger (Gude, Leu u. a.) fand.

Achte Periode (1840 bis auf die Gegenwart).

In Frankreich war das koloristische Element durch Delacroix, Decamps (1803—60), Isabey, Diaz u. a. zu jener höchsten Bedeutung gelangt, wonach der Zauber der Farbe und die malerische Erscheinung Endziel der Kunst wurden. Horace Vernet (1789—1863) legte durch seine militärischen Geschichts- und Genrebilder wieder das Hauptgewicht auf den Inhalt. Zwischen der Bedeutsamkeit des Inhalts und der koloristischen Richtung vermittelte Paul Delaroche (1797—1856), welchem es gelang, die koloristischen Vorzüge mit den stofflichen harmonisch zu verschmelzen. Ihm verwandt ist Léop. Robert mit seinen italienischen Szenen, dessen rein idealer Auffassung seine Nachfolger V. Schnetz, E. Hébert u. a. eine erhöhte koloristische Stimmung verliehen. Die kühle akademische Richtung von Delaroche führten Cogniet, Couture, P. Baudry, A. Cabanel, J. P. Laurent u. a. weiter. Neben der idealistischen M. entwickelte sich seit etwa 1848 eine realistische, deren Haupt Courbet (1819—77) war, und aus welcher sich schließlich die Impressionisten (s. d.) abzweigten. Selbständig nebenher ging die Salon- und Kabinettskunst, welche dem weiten Gebiet des Genres die verschiedensten Richtungen entlockten. J. L. Gérôme, Boulanger und L. Hamon malten klassische und orientalische, Robert-Fleury und seine Schüler mittelalterliche und Renaissanceszenen, Meissonier und seine Nachahmer Szenen aus der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Von Darstellern des modernen Genres zeichneten sich J. A. Breton, G. Brion und Ch. Marchal im ländlichen, F. Biard und P. Chevallier im kleinstädtischen Genre aus. Als Porträtmaler sind besonders Bonnat, Carolus-Duran und Gaillard hervorzuheben. In der Landschaft ward vorzugsweise das Stimmungsbild (paysage intime) kultiviert, und wie früher J. Dupré und Th. Rousseau, so traten später Corot, Daubigny, Buisson, Ségé u. a. in den Vordergrund. Eine neue Richtung ist durch die Naturalisten (Bastien-Lepage, L'Hermitte u. a.) eröffnet worden, welche auch auf Deutschland Einfluß geübt hat. Sie ist aber schnell durch einen noch weiter fortgeschrittenen Naturalismus überwunden worden (Roll, Gervex u. a.), zu dem gewisse idealistische Strömungen (Puvis de Chavannes, der hervorragendste Monumentalmaler), ein starker Hang zur Farbenphantastik (Besnard), mystische Nebelmalerei (Carrière, Lerolle) und allerlei aus Tagesmoden und -Launen erwachsene, meist auf technischen Absonderlichkeiten beruhende Spielarten im Gegensatz stehen. Die guten und schlechten Seiten der modernen französischen M. spiegeln auch die in Paris gebildeten Nordamerikaner wider, von denen die Orientmaler Bridgeman und E. Weeks, die Porträt- und Genremaler Julius Stewart, Sargent, Mac Ewen, Sprague Pearce, G. Melchers, W. Gay die bedeutendsten sind.

Mit den Unabhängigkeitskämpfen der westlichen Niederlande fiel der Kunstaufschwung Belgiens zusammen. Dort wie in Holland hatte vorher nur das Auftreten J. L. Davids seit seiner Verbannung aus Frankreich eine Unterbrechung in den lediglich reproduktiven Kunstbetrieb gebracht. Jetzt aber hatte Gust. Wappers (1803—74) mit einem politisch zündenden Geschichtsbild im Befreiungsjahr 1830 selbst einen neuen Ton angeschlagen, der auf gründlichen Studien eines Rubens und van Dyck basierte. An seine Seite stellten sich Ed. de Biefve (1809—82), L. Gallait (1812—87) und Nic. de Keyser (1813—87). Des ersten Kompromiß von 1566 und des zweiten Thronentsagung Karls V. traten 1843 eine Wanderung durch Deutschland an, wo sie wesentlich zum Umschwung der M. mitwirkten und der koloristischen Vollendung und Beherrschung aller künstlerischen Mittel das Übergewicht über Erfindung und Komposition verschafften. Czermak, Ch. Verlat, Ferd. Pauwels u. a. bildeten die Gallaitsche Richtung weiter aus. Eine selbständige Erscheinung ist Anton J. Wiertz (1806—65). In der religiösen Kunst zeichneten sich G. Guffens und J. Sweerts aus. Große Erfolge endlich errang Henri Leys (1815—69), welcher von der Nachahmung der niederländischen Meister zu einem eignen archaistischen Stil gelangte. Seiner Richtung

folgten J. Lies, V. Lagye, Fr. Vinck und die Brüder A. und J. de Vriendt u. a. Im Gegensatz gegen solche altertümelnde Tendenz strebte nach voller Realität Ch. de Groux (1825—70), dem Const. Meunier u. a. folgten. Das Genre, durch F. Braekeleer frühzeitig wieder aufgenommen, wurde glänzend von F. Willems, A. und J. Stevens, G. de Jonghe, J. Verhas gepflegt, ebenso die Landschaft durch J. B. de Jonghe, J. Kindermans, Schampheleer, L. B. A. Artan, P. J. Clays u. a. In neuester Zeit hat sich die belgische M. fast völlig dem französischen Naturalismus angeschlossen (Luytens, die Brüder Oyens u. a.). Im Gegensatz dazu stehen Wauters, einer der hervorragendsten Porträtmaler der Gegenwart, der Militärmaler Abry und G. Vanaise.

Der Umschwung, den die Neuerungen der französischen und belgischen Kunst auch in Deutschland hervorriefen, wirkte in Düsseldorf, Berlin u. München gleich nachhaltig. Am leichtesten war der Übergang in Düsseldorf, wo Lessing und Hildebrandt aus früherer Kenntnis der belgischen Meister bereits die Wege gebahnt hatten. Ihre Schüler vermochten daher leicht weiter zu gehen, wie namentlich Jul. Schrader (geb. 1815), W. Camphausen und die in Düsseldorf gebildeten Schlachtenmaler Chr. Sell, E. Hünten, A. Northen und G. Bleibtreu. Paris beeinflußte mehr die Berliner Künstler, wie G. Richter, R. Henneberg, B. Plockhorst, O Heyden, A. v. Heyden, O. Knille, W. Gentz, G. Spangenberg u. a. Eine selbständige Richtung schlug A. Menzel (geb. 1815) ein, der nach schärfster Naturwahrheit strebt und als Maler und Illustrator gleich große Erfolge erzielt hat. In ähnlicher realistischer Richtung sind K. Becker, A. v. Werner, F. Werner, P. Meyerheim u. a. thätig. Das Genre erreicht zu Düsseldorf in Ludw. Knaus (geb. 1829) und Benj. Vautier (geb. 1829) eine außerordentliche Höhe. Neben ihnen verdienen noch unter den Düsseldorfern genannt zu werden: Hub. Salentin, W. Sohn, F. Hiddemann, B. Nordenberg, Oehmichen, Lasch, Bokelmann, Kirberg. In der Landschaft stehen die Gebrüder Andreas (geb. 1815) und Oswald Achenbach (geb. 1827) als die ersten Düsseldorfs da. Sonst sind Dücker, Kröner, A. Arnz, H. Deiters, Flamm, Irmer, Normann (später nach Berlin übergesiedelt), v. Bernuth zu nennen. In neuester Zeit hat die Historienmalerei in Düsseldorf einen neuen Aufschwung durch Peter Janssen (geb. 1844) u. dessen Schüler (A. Kampf, E. Kämpffer u. a.) genommen. Neben ihm ist F. Roeber als Historienmaler thätig. Im übrigen steht die Düsseldorfer M. wie die der andern Hauptstädte Deutschlands unter dem Einfluß der modernen naturalistischen Strömung, aus der sich noch keine abgeschlossenen künstlerischen Persönlichkeiten herausgehoben haben. Das bedeutendste landschaftliche Talent Berlins war Ed. Hildebrandt (1817—68), an welchen sich Ch. Hoguet, H. Eschke, Pape, Douzette, Ockel, Scherres, Körner, Hertel, Saltzmann, Bohrdt und die Architekturmaler Graeb und Wilberg reihen. In der Tiermalerei Brendels (Weimar) und K. Steffecks (Königsberg) sind französische Einflüsse zur Geltung gekommen. Von der modernen Berliner M. gilt dasselbe wie von der Düsseldorfer.

In München wurde die neue Richtung zunächst durch Karl Schorn aus Düsseldorf (1803—50) vermittelt, welcher seine französische Schule dorthin verpflanzte. Epochemachend aber vertrat sie erst Karl Piloty (1826—86), das Haupt der neuern Münchener Schule. Seine koloristische Realität äußerte sich zuerst in Genrebildern, von welchen aus er zum Geschichtsbild und geschichtlichen Genre überging. Seine unübertreffliche Behandlung von Kostüm und Beiwerk erstickte jedoch keineswegs seine kompositionelle Begabung. Neben ihm verfolgte Arthur v. Ramberg (1819—75), mit feinem Formen- und Farbensinn die Fähigkeit gemütvoller Darstellung verbindend, seinen eignen Weg. Von den jüngern Sprößlingen der Münchener Schule sind Hans Makart (1840—84), dessen koloristisches Talent indes nicht selten durch kecke Farbenexperimente verdunkelt und durch eine allzu rege Phantasie auf Abwege geführt wurde, Gabriel Max, W. Lindenschmit (geb. 1829), V. Müller (1829—71), der originelle Illustrator des Kaukasus: Th. Horschelt (1829—71), Ferd. Wagner, Ferd. Piloty, A. Liezenmayer, R. Beyschlag, Franz Lenbach, Friedr. Kaulbach d. j., W. Leibl und die Genremaler Defregger, E. Kurzbauer, Matth. Schmid, Gabl, Grützner, Hermann Kaulbach, Ant. Seitz zu nennen. Die Landschaft hat durch Ed. Schleich und Ad. Lier eine neue Richtung zum Stimmungsbild erhalten. Neben der Schule Pilotys hat sich schnell die von W. Diez zu großer Bedeutung erhoben. L. Löfftz, jetzt Direktor der Kunstakademie, Holmberg, Klaus Meyer u. v. a. sind aus ihr hervorgegangen. Diese neueste Richtung wird in der Landschaftsmalerei besonders durch Baisch, Wenglein und Schönleber, in der religiösen und Genremalerei durch F. v. Uhde und Firle vertreten. Der moderne Naturalismus hat in neuester Zeit nirgends mehr als in München die Gegensätze verschärft. Um F. v. Uhde hat sich eine ganze Schule geschart, deren Mitglieder aber bald eigne Wege gegangen sind. F. Stuck, Trübner, Exter, Albert Keller, W. Dill sind jetzt die Vertreter der modernsten Richtungen.

In Wien wirkte in den 60er und 70er Jahren die Schule Rahls oder die Schule Pilotys. Canon, G. Gaul und H. v. Angeli sind vorzugsweise als Bildnismaler zu nennen. Von den Genremalern reihen sich an K. A. v. Pettenkofen, A. Schönn, E. Blaas, K. Herbsthofer, J. Nowopacky, L. Passini, C. L. Müller. In der Landschaft vertreten unter vielen andern J. Hoffmann und H. Otto die klassische, A. Hansch und K. Halauska die Gebirgslandschaft, Lichtenfels, Schindler, Ruß u. a. die Stimmungslandschaft. In Wien war Makart in der Hauptepoche seiner Kunst thätig, zeitweilig auch der strenge Klassizist Anselm Feuerbach (1829—80). Die bedeutendsten ungarischen und polnischen Maler der neuern Zeit sind der in Paris lebende Munkacsy, Matejko (gest. 1893) und Siemiradzki in Rom. Auch der Böhme Brozik ist hier zu nennen. In Karlsruhe waren und sind Schirmer, K. F. Lessing, Descoudres, F. Dietz, F. Keller, K. Hoff, Riefstahl, Gude, Baisch u. a. thätig. In Weimar wurde 1858 eine Kunstschule gestiftet, an welcher, zum Teil freilich nur kurze Zeit, Künstler wie Böcklin, Ferd. Pauwels, A. v. Ramberg, James Marshall, Plockhorst, Paul Thumann, A. Baur, Gussow, Lenbach, Brendel, Linnig wirkten, und wo Genelli sein Leben beschloß. In Hamburg sind die Landschaftsmaler Ruths, Lutteroth und Österley thätig. In Dresden gruppieren sich um die Akademie, an welcher Grosse, Pauwels, L. Pohle, J. Scholtz, F. Preller d. j. wirken, H. Hofmann, E. Öhme, P. Kießling, G. Hammer, Leonhardi. Es hat sich jedoch auch in Dresden eine gegen die Akademie und ihren Anhang gerichtete Strömung

offenbart, die aber ebenfalls noch nicht durch bedeutende Individualitäten getragen wird.

England und Schottland haben seit der ersten, durch Reynolds, Gainsborough, Bonington, Turner u. a. erreichten Blüte ihrer M. immer neue Fortschritte, im Porträt wie im Genre und der Landschaft, gemacht und durch gewisse Erscheinungen, wie z. B. die des Präraffaelismus und die der Glasgower Landschaftsmaler (der sogen. Boys), auch Einfluß auf den Kontinent geübt. Aus älterer Zeit sind E. Ward, F. Leighton, Ph. Calderon, Goodall im Historienfach, E. Nicol, W. P. Frith und Th. Faed im Genre, Thom. Cole, R. Redgrave, P. Graham, D. Roberts, T. S. Cooper und J. Gilbert in der Landschaft, letzterer vorzüglich im Aquarell, welches die Engländer besonders pflegen, und der Tiermaler Landseer rühmenswert. Die Träger der modernen englischen und schottischen M. sind die Bildnismaler Millais, Ouleß, Richmond, Shannon, Guthrie und Lavery, die Landschaftsmaler Reid, Colman, Macauley Stevenson, die Präraffaeliten Burne-Jones und Walter Crane. Zwei der besten Maler Englands, Herkomer und Alma-Tadema, sind Ausländer.

Dänemark, Schweden und Norwegen haben keine M. von originaler Richtung. Ihre Maler haben ihre Ausbildung in Paris, Düsseldorf oder München erhalten und folgen den dortigen Schulen. Eine hervorragende künstlerische Persönlichkeit ist jedoch der dänische Porträt- und Genremaler Kroyer. Ein Gleiches gilt von Rußland, dessen Maler teils in Paris, teils in Deutschland gelernt haben. Zu erstern gehört der Kriegsmaler und Ethnograph Wereschtschagin. Neben ihm sind noch der Marinemaler Aiwasowski, die Landschaftsmaler Bogoljubow, J. v. Klever, Clodt v. Jürgensberg, der Genremaler Perow, der Historienmaler Repin zu nennen. Italien, dessen M. Ende des 18. Jahrh. ganz in Klassizismus versunken war (Batoni, Appiani, Cammuccini), geriet gleichfalls unter den Einfluß der Franzosen. Der Schwerpunkt seiner M. liegt im Genre, dessen Stoffe teils dem vorigen Jahrhundert, teils dem modernen Volksleben entnommen sind. Elegante, glatte Kostümmalerei geht neben keckem Realismus einher, wobei namentlich die Aquarellmalerei kultiviert wird. Die beiden Induno, P. Joris, Randanini, Cattaneo, Tiratelli, Michetti, Boggiani, Vinea und die nach dem Ausdruck tieferer Empfindung strebenden L. Nono und A. Corelli sind besonders zu nennen. Die Schweiz besitzt in E. Stückelberg, R. Koller und A. Böcklin (geb. 1827) hervorragende Maler. Hollands M. sucht ihren Ruhm in technischer Geschicklichkeit; in neuerer Zeit im Anschluß an den modernen Naturalismus. Alma-Tadema, J. Israels, C. Bischop, H. ten Kate, C. Springer, Mesdag und J. Bosboom sind auf dem Weltmarkt bekannt. Spanien hat ein hervorragendes Talent in Fr. Goya (1746—1828), ferner Esquivel, Madrazo, Carderera, Perez, Villaamil und den Farbenvirtuosen M. Fortuny (1839—74) aufzuweisen. In neuerer Zeit haben Historien- u. Genremalerei einen neuen, glänzenden Aufschwung durch Pradilla, Benlliure y Gil, Gallegos, Villegas, Viniegra y Lasso, Vera, Casado, Moreno, Jimenez y Aranda, Masriera, Palmaroli, Melida etc. genommen.

[Litteratur.] Über die Geschichte der M. sind viele Detailarbeiten geliefert von Waagen, Rumohr, Hotho, Passavant, Förster, Stirling, Woltmann, Lermolieff (Morelli) etc. Mit Übergehung der veralteten Litteratur und der allgemeinen kunstgeschichtlichen Werke (s. Kunstwissenschaft) nennen wir als Hauptwerke: Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der altniederländischen M. (deutsch von Springer, Leipz. 1875); Dieselben, Geschichte der italienischen M. (deutsch von Jordan, das. 1869—76, 6 Bde.); Lübke, Geschichte der italienischen M. vom 4. bis ins 16. Jahrh. (Stuttg. 1878—79, 2 Bde.); Janitschek, Geschichte der deutschen M. (Berl. 1890); Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen M. (Leipz. 1867); Dohme, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit (illustriertes Sammelwerk, das. 1876—81, 6 Bde.) und des 19. Jahrh. (das. 1882—86); Woltmann-Woermann, Geschichte der M. (das. 1879—88, 3 Bde.); Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens (deutsch von Reber, Münch. 1880); F. Reber, Geschichte der neuern deutschen Kunst (2. Aufl., Leipz. 1884, 3 Bde.); Derselbe, Geschichte der M. vom Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrh. (Münch. 1893); A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst (2. Ausg., Leipz. 1894, 3 Bde.); Muther, Geschichte der M. im 19. Jahrh. (Münch. 1893—94, 3 Bde.).

Maleremail, s. Emailmalerei.

Malerfarben, s. Farbstoffe.

Malergold, soviel wie Muschelgold.

Malerkolik, s. Bleivergiftung.

Malermuschel, s. Flußmuschel.

Maler-Radierer, s. Peintre-graveur und Radierung.

Malerscheibe, s. Palette.

Malerschule, die Abteilung für Malunterricht auf Kunstschulen; dann eine Privatanstalt zum Unterricht für angehende Maler (Atelier); ferner eine Anzahl von Künstlern, die dem Stil und der Richtung eines bestimmten Meisters sich anschließen und sie ausbilden und fortpflanzen; endlich eine ohne einen bestimmten Meister an einen Ort gebundene Anzahl von Malern, deren Richtung ein bestimmtes Gepräge trägt (vgl. Malerei).

Malersilber, soviel wie Muschelsilber.

Malesherbes (spr. mall'särb'), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Pithiviers, an der Essonne, Knotenpunkt der Lyoner und der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 13. Jahrh., ein ehemals dem Staatsmann M. (s. folgenden Artikel) gehöriges Schloß, eine Dampfsäge und (1891) 1481 Einw. Dabei das restaurierte Schloß Rouville (16. Jahrh.).

Malesherbes (spr. mall'särb'), Chrétien Guillaume de Lamoignon de, franz. Minister, geb. 6. Dez. 1721 in Paris, gest. 22. April 1794, ward 1745 Parlamentsrat und 1750 Präsident bei der Steuerkammer, in welcher Stellung er Freimütigkeit und Gerechtigkeitsliebe bekundete. Da er 1771 in einem öffentlichen Sendschreiben an Ludwig XV. die Rechte des Parlaments verteidigte und um die Einberufung der Generalstaaten bat, wurde er auf seine Güter verbannt. 1774 von Ludwig XVI. mit dem Ministerium des Innern betraut, versuchte er mit dem Finanzminister Turgot die Reform des Staatswesens durch Einführung gleicher Besteuerung, freien Handels und freier Gewerbe, nahm jedoch, als infolge der Ränke der verletzten Privilegierten Turgot 12. Mai 1776 seine Entlassung erhielt, gleichfalls seinen Abschied und widmete nun seine Muße naturhistorischen Studien. In dem Prozeß Ludwigs XVI. vor dem Konvent erbot er sich unaufgefordert zu seinem Verteidiger, arbeitete die Akten durch, wurde aber an der Haltung seiner Rede verhindert und mußte sich begnügen, nach Fällung des Todesurteils den Konvent um Berufung an das Volk anzuflehen. Als alle Bemühung

vergebens war, kehrte er auf seinen Landsitz zurück. Im Dezember 1793 wurde er mit seiner ganzen Familie angeklagt, sich in eine Verschwörung gegen die Republik eingelassen zu haben, und guillotiniert. Ludwig XVIII. ließ ihm 1826 im Justizpalast zu Paris ein Denkmal setzen; auch trägt der Boulevard M. in Paris seinen Namen. Von M.' zahlreichen Schriften über Landbau, Botanik und Politik sind später mehrere herausgegeben worden: »Mémoires pour Louis XVI«; »Mémoires sur la librairie et la liberté de la presse« (1809); »Œuvres choisies« (1809). Sein Leben beschrieben Dubois (3. Aufl., 1806), Gaillard (1805), Boissy d'Anglas (1818, 2 Bde.), Dupin (1841). Vgl. Vignaux, Mémoires sur Lamoignon de M. (1874).

Malesherbiaceen, dikotyle, nur 16 in Peru und Chile einheimische Arten umfassende, zunächst mit den Passifloraceen verwandte Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, Kräuter oder Halbsträucher mit abwechselnden, stark behaarten, einfachen, oft tiefeingeschnittenen Blättern und regelmäßigen, fünfgliederigen Blüten, deren röhrige Achse in einen die Staubgefäße umgebenden Diskuskranz und einen stielförmigen Fruchtknotenträger (Gynophor) ausgeht.

Malespini, Ricordano, soll eine bis 1282 reichende, von seinem Neffen Giacotto M. bis 1286 fortgesetzte Geschichte von Florenz in italienischer Sprache (»Istoria Fiorentina«, hrsg. bei Muratori, »Scriptores rer. ital.«, Bd. 8) geschrieben haben, die lange als das erste bedeutende Geschichtswerk der italienischen Nationallitteratur hochgeschätzt wurde (vgl. Busson, Die florentinische Chronik der M. und deren Benutzung durch Dante, Innsbr. 1869), neuerdings aber als Fälschung erwiesen ist (vgl. Scheffer-Boichorst, Florentiner Studien, Leipz. 1874).

Malet, 1) (Mallet, spr. -lä) Claude François de, franz. General, geb. 28. Juni 1754 zu Dôle (Franche-Comté), gest. 29. Okt. 1812, trat 1770 in das Regiment der Mousquetaires du Roi, kehrte nach deren Auflösung bei Beginn der Revolution in seine Heimat zurück und schloß sich 1792 als Hauptmann in der Nationalgarde von Dôle der Rheinarmee an. Er focht unter Championnet mit Auszeichnung in Italien, ward aber 1801 wegen einer republikanischen Verschwörung gegen Bonaparte als Kommandant des Departements Gironde nach Bordeaux versetzt. Er war Mitglied des geheimen Bundes der Philadelphen, in welchem er den Namen Leonidas führte, und wurde 1808 wegen eines Komplotts zum Sturz Napoleons und zur Herstellung der Republik verhaftet. Auf die weite Entfernung Napoleons in Rußland seine Hoffnung setzend, faßte er 1812 mit den Generalen Lahorie und Guidal, dem Abbé Lafon und andern Staatsgefangenen von neuem den Plan, das Kaiserreich zu stürzen. Unter dem Vorgeben einer Krankheit ließ er sich aus dem Gefängnis in ein Krankenhaus bringen, entfloh von da am Morgen des 23. Okt. 1812 und brachte durch die falsche Nachricht, Napoleon sei in Rußland umgekommen, und ein untergeschobenes Dekret des Senats, das ihn zum Kommandanten von Paris ernannte, zwei Regimenter der Nationalgarde auf seine Seite, welche das Stadthaus besetzten. Darauf gab M. seinen Genossen Guidal und Lahorie die Freiheit, und während ersterer im Polizeigebäude den Polizeiminister Savary verhaftete und Lahorie an dessen Stelle setzte, begab er sich mit einem Haufen Bewaffneter zum Platzkommandanten Hulin, und als dieser sein Mißtrauen gegen die Kunde vom Tode Napoleons nicht verhehlte, schoß er seine Pistole auf ihn ab, verwundete ihn aber bloß. Auf diesen Schuß eilte der Adjutant Laborde herbei, und diesem gelang es, über M. und dessen Genossen Herr zu werden. Schon am folgenden Tage wurden die Verschwornen vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Daß dieses abenteuerliche Unternehmen beinahe gelang, daß man gar nicht an den König von Rom dachte, zeigte, wie wenig die Napoleonische Dynastie Wurzel gefaßt hatte. Vgl. Lafon, Histoire de la conjuration de M. (Par. 1814); Saulnier, Éclaircissements historiques sur la conspiration du général M. (1844); Douville, Histoire de la conspiration de M. (1840).

2) (spr. mället) Sir Edward Balwin, engl. Diplomat, geb. 10. Okt. 1837 im Haag, Sohn von Sir Alexander Charles M., ehemaligem englischen Gesandten am Bundestag, trat 1854 als Attaché in den diplomatischen Dienst, ward 1871 Gesandtschaftssekretär in Peking, 1873 Geschäftsträger in Athen, 1875 in Rom, 1879 Generalkonsul in Kairo, 1883 Gesandter in Brüssel und war von 1884 bis Oktober 1895 Botschafter in Berlin.

Malevolent (lat.), übelwollend; Malevolenz, das Übelwollen, Scheelsucht.

Malevos, der höchste (1937 m) Gipfel des im Altertum Parnon (s. d.) genannten Gebirges im Peloponnes.

Maley-Groschen (Maly-Groß), kleine, im 16. Jahrh. in Böhmen geprägte Groschen.

Malfaçon (franz., spr. -ßóng), Fehler; Betrug.

Malgaigne (spr. mallgänj'), Joseph François, Chirurg, geb. 14. Febr. 1806 in Charmes-sur-Moselle, gest. 17. Okt. 1865 in Paris, studierte in Nancy und Paris, ging 1831 als Divisionsarzt der Nationalarmee nach Polen und lehrte seit 1835 als Professor an der École pratique in Paris chirurgische Anatomie, seit 1850 operative Chirurgie. M. förderte besonders die chirurgische Anatomie, die operative Technik, die Lehre von den Brüchen und Verrenkungen, auch führte er die Statistik in die wissenschaftliche Chirurgie ein. Er schrieb: »Manuel de médecine opératoire« (1834; 8. Aufl. 1877—84, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1843); »Traité d'anatomie chirurgicale et de chirurgie expérimentale« (1838; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.; deutsch, Prag 1842); »Recherches statistiques sur la fréquence des hernies« (1839); »De l'irrigation dans les maladies chirurgicales« (1842); »Essai sur l'histoire et la philosophie de la chirurgie« (1847); »Traité des fractures et des luxations« (1847—54, 2 Bde., mit Atlas; deutsch, Stuttg. 1850—56); »Leçons d'orthopédie« (1862). Auch gab er die Werke des Chirurgen Ambroise Paré (gest. 1590), mit Einleitung über die Chirurgie des Mittelalters und Biographie (1840, 3 Bde.), heraus.

Malgarten, Klostergut im preuß. Regbez. Osnabrück, Kreis Bersenbrück, an der Hase, hat eine kathol. Kirche, ein Amtsgericht und 70 Einw.

Malgaschen, mißbräuchlich für Malegassen oder Madegassen, die Einwohner von Madagaskar (s. d.).

Malghera, Fort, s. Venedig.

Malgré moi (franz.), wider meinen Willen.

Malgrund, im weitern Sinne die flächenhafte Unterlage, auf der Werke der Malerei ausgeführt werden, im engern Sinn der für die verschiedenen malerischen Techniken verschiedenartig vorbereitete Untergrund. Der ursprünglichste M. war die Mauerfläche. Sie bedurfte hierzu einer bestimmten Vorrichtung, je

nachdem der Auftrag auf die trockne Wand (a secco) oder auf die nasse Wand (a fresco) geschah. Das letztere bewirkt eine festere Bindung, welche dem Gemälde einen kristallinischen Überzug gibt (s. Freskomalerei). Diese noch zu verstärken, erfand man im Altertum das Verfahren der Enkaustik (s. d.) oder Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Die geringe Haltbarkeit der Freskomalereien führte in neuerer Zeit zur Erfindung der Stereochromie (s. d.), welche der Mauerfläche die zu einer noch festern Bindung nötige Beschaffenheit gibt. Aber auch diese hat sich nicht bewährt, so daß man jetzt meist für Wandgemälde die Malerei mit Wachs-, Kaseïn- oder Mineralfarben vorzieht (s. Kaseïnmalerei, Mineralmalerei). Noch ein andres Verfahren ist die Sgraffitomalerei (s. d.). Mit den Wandmalereien steht die Bemalung irdener Gefäße (Terrakotten, Fayence u. Porzellan) und Platten insofern in Zusammenhang, als sie einen ähnlichen M. darbieten. Bei der Terrakotta werden die Farben nur auf die glanzlose Masse aufgetragen und eingebrannt; eine Glasur können sie erst nachträglich erhalten. Dagegen findet sowohl bei der Fayence als bei dem Porzellan der Farbenauftrag meist auf die glasierte Masse statt, worauf dann die Gegenstände in Kapseln und Muffeln der Glühhitze ausgesetzt werden, bis sich die Farben mit der Glasur zu einem gleichmäßigen Schmelz verbinden. Doch hat man jetzt auch Farben, welche das nachträgliche Brennen vertragen (Unterglasurfarben). Ähnlich ist das Verfahren bei der Emailmalerei, bei welcher eine künstliche, auf Metallflächen befestigte Glasur den M. bildet. Insofern die Wandmalerei architektonischen Zwecken dient, steht sie auch mit der Glasmalerei (Farbenauftrag auf farblose Glastafeln) in einem äußern Zusammenhang. Die Wandmalerei hat einen stabilen Charakter und nötigt zu einer monumentalen Auffassung und Behandlung. Einen eine feste Bindung zulassenden und zugleich beweglichern M. gewann man in dem Holz (besonders dem Pappel- und Lärchenholz), dem Metall und dem Elfenbein, in dem Pergament, der Pappe und in dem Papier sowie in dem Maltuch. Wie die Ölmalerei in der spätern Zeit die Temperafarben völlig verdrängte, so haben auch Holz und Metall (das erstere besonders wegen des Wurmfraßes) der mit einem Öl- oder Kreidegrund überzogenen Malleinwand weichen müssen. Näheres s. Ölmalerei. Einen ähnlichen Überzug gab man zum Gebrauch für die Ölmalerei auch noch der Pappe und dem Papier. Zu Zeichnungen und für den Auftrag von Wasserfarben eignet sich vorzugsweise das letztere als M.; daneben wird nur noch selten auf Pergament gemalt. Als M. für Fächermalereien dient meist Seide, bisweilen auch in Stäbe geschnittenes Elfenbein.

Malh., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Alfred Malherbe (spr. mallérb'), gest. 1866; schrieb: »Monographie des Picidés, ou Histoire naturelle générale et particulière de ces oiseaux grimpeurs zygodactyles« (Paris 1859, 4 Bde.); »Faune ornithologique de l'Algérie« (Metz 1855).

Malhabīl (franz.), ungeschickt.

Malham Water (spr. mällem uåoter, Malham Tarn), kleiner See bei Skipton in Yorkshire (England), 380 m ü. M., in romantischer Umgebung; in der Nähe Malham Cove, eine amphitheatralisch aufgebaute Felsformation, 87 m hoch.

Malhão da Serra (spr. maljäung), s. Estrella.

Malherbe (spr. mallérb'), François de, franz. Dichter, geb. 1555 in Caen, gest. 6. Okt. 1628 in Paris, studierte in seiner Vaterstadt, in Basel und Heidelberg die Rechte, ließ sich sodann zu Aix in der Provence als Sekretär des Großpriors von Frankreich nieder und erwarb sich nach dessen Tode durch seine Gedichte die Gunst Heinrichs IV., der ihn 1605 mit bedeutendem Gehalt in seinem Hofstaat anstellte und Liebesgedichte für seine Mätressen von ihm anfertigen ließ. In Caen ist ihm ein Denkmal gesetzt. Zeigen auch Malherbes Gedichte, die sämtlich der lyrischen Gattung angehören, nur selten jene Wärme der Empfindung und jenen unwillkürlichen Aufschwung der Phantasie, wodurch echte Poesie zum Herzen dringt, so wird er doch nicht ohne Grund als der Reformator des französischen Verses angesehen. Die beste Ausgabe seiner wenig umfangreichen »Œuvres« ist die von Lalanne (1862—69, 5 Bde.). Eine Auswahl gab Becq de Fouquières (Par. 1874) heraus. Vgl. Gournay, M., recherches sur sa vie, etc. (Caen 1852); Laur, Malherbe (Heidelb. 1869); Johannesson, Die Bestrebungen Malherbes (Halle 1881); Brunot, La doctrine de M. (Par. 1890); Allais, M. (das. 1892).

Malheur (franz., spr. mălōr), Unglück; malheureusement (spr. mălöröſ'māng), unglücklicherweise.

Malhonett (malhonnett, franz. malhonnête), unanständig, unehrbar, unedel; Malhonnêteté, unanständiges, ehrloses Betragen.

Malhügel, s. Mahlhügel.

Mali, Christian, Maler, geb. 6. Okt. 1832 in Broekhuizen bei Utrecht, kam schon 1833 mit seinen Eltern nach Württemberg, war bis 1858 als Xylograph in Stuttgart thätig und zog dann nach München, wo er sich in der Landschaftsmalerei ausbildete, mit der er infolge einer Reise nach Italien auch die Architekturmalerei verband. Damals entstanden der Abend in Verona (Münchener Pinakothek), Partie aus Venedig und das Kloster Maulbronn. 1865 ging er nach Düsseldorf und von da nach Paris, wo das Studium der Werke Troyons und dessen Einfluß ihn bewogen, sich der Malerei der Tiere, insbes. der Schafe und des Rindviehs, zu widmen. Zu seinen frühern, mehr landschaftlichen Bildern gehören: Partenkirchen, Partie aus der Schwäbischen Alb, Kochem an der Mosel, der Hallstätter See, Bayrische Hochalpe (Münchener Pinakothek) u. a.; zu den spätern, auf welchen die Tierstaffage überwiegt, die heimziehende Herde, Morgen und Abend im Dorf, des Schäfers Morgengruß, der verregnete Viehmarkt, Schafe bei herannahendem Gewitter, die Table d'hote im Stall, Schafe im Frühjahr, Dorfpartie am Bodensee, ein Morgen bei Amalfi, aus dem Ötzthal, Gänsemarkt, Eingeschneit auf der Alm u. a.

Malia, Kap, s. Malea.

Maliasmus (griech.), Rotzkrankheit, s. Rotz.

Malibran (spr. -äng), Maria Felicita, Opernsängerin, geb. 24. März 1808 in Paris, gest. 23. Sept. 1836 in Manchester, erhielt von ihrem Vater, dem spanischen Tenoristen Manuel Garcia, ihre künstlerische Ausbildung, debütierte 1825 in London, wo dieser sich um 1817 als Gesanglehrer niedergelassen, in Rossinis »Barbier«, folgte dann ihrem Vater, der inzwischen die Leitung der Oper in New York übernommen hatte, nach Amerika und verheiratete sich dort mit dem französischen Kaufmann M. Da dieser bald darauf bankrott ward, wandte sie sich wieder zur Bühne, trennte sich von ihrem Manne und kehrte nach Europa zurück, wo sie Anfang 1828 in Paris zum erstenmal in Rossinis »Semiramis« auftrat. Infolge-

dessen bei der Italienischen Oper engagiert, wußte sie ihren Ruf immer mehr zu befestigen und erregte auch in London, Neapel und Wien, in Mailand und Venedig großen Enthusiasmus. Von den ungeheuern Summen, die sie erwarb, machte sie verschwenderisch wohlthätigen Gebrauch. 1833—35 reiste sie mit dem Violinspieler de Bériot, mit dem sie sich kurz vor ihrem Tode verheiratete. In Brüssel, wo sie während der letzten Jahre ihren Wohnsitz gehabt, wurde ihr 1838 ein Denkmal errichtet. Eine der größten dramatischen Sängerinnen aller Zeiten, wußte Frau M. durch ihre Gesangskunst nicht weniger als durch geniale Darstellungsfähigkeit das Publikum Europas zu bezaubern. Ihr Organ war übrigens keineswegs von untadelhafter Schönheit, die Mittellage sogar dumpf und ungleich; dagegen besaß ihre Stimme einen solchen Umfang, daß sie Alt- wie hohe Sopranpartien gleichmäßig durchzuführen vermochte.

Malice (franz., spr. -līß'), Bosheit, Tücke; boshafte Äußerung; malitiös (malitiös), boshaft, tückisch.

Maliform (lat.), apfelförmig.

Malignes Ödem, s. Ödem.

Malignität (lat.), Bosheit, Bösartigkeit.

Mālijje (Malīe, arab., von māl, »Gut, Geld«), in der Türkei alles auf das Finanzwesen Bezügliche; speziell wird darunter das Finanzministerium verstanden. Mālijje-Nāsiri, der türkische Finanzminister.

Mālik (eigentlich Abu Abdallah Mālik ibn Anas), berühmter Imâm, geb. in Medina im J. 94 d. H. (716 n. Chr.), gest. daselbst 179 d. H. (795 n. Chr.), Gründer der nach ihm benannten Sekte der Malikiten (Al-Mālikijja), einer der vier orthodoxen Schulen der Sunniten, deren Lehre zur Zeit namentlich in den muslimischen Staaten Nordafrikas anerkannt ist. Er war ein hochgeschätzter Gelehrter und schrieb ein Werk über Traditionen (»Muwatta«) u. a.

Malika, Quellfluß des Irawadi.

Malimba, 1) Ort in der deutsch-afrikan. Kolonie Kamerun, unter 3° 36′ nördl. Br. und 9° 42′ östl. L. v. Gr., am Borea, dem südlichen Mündungsarm des Sanaga, mit 3 Deutschen. — 2) Stadt in der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola.

Malindi, afrikan. Stadt, s. Melinde.

Malines (spr. -līn'), franz. Name für Mecheln.

Malinnik, s. Obstwein.

Malis, im Altertum Landschaft in Mittelgriechenland, zwischen Othrys u. Spercheios, am Malischen Meerbusen.

Malitiosa desertio (lat.), bösliche Verlassung, bösliche Trennung, s. Desertion.

Malitiös (franz.), s. Malice.

Maljahre, s. Interimswirtschaft.

Malka, linksseitiger Nebenfluß des Terek in der russisch-kaukas. Provinz Terek, entspringt am Nordabhang des Elbrus, ein wenig östlich vom Kuban, und mündet nach 200 km langem Lauf unterhalb Jekaterinograd, dem Terek an Größe wenig nachstehend.

Malkarzen, Volksstamm, s. Balkar.

Malkasten, Name eines geselligen Vereins Düsseldorfer Künstler, 6. Aug. 1848, hauptsächlich auf Anregung Emanuel Leutzes, gestiftet. Der M., der seit 1867 ein eignes Gesellschaftshaus in dem durch Goethes Besuch bei den Brüdern Jacobi bekannt gewordenen Jacobischen Garten in Pempelfort (seit 1859 Eigentum des M.) besitzt, ist berühmt durch seine Feste, z. B. zur Gedächtnisfeier Goethes 1849, Schillers 1859, Uhlands 1862, Shakespeares 1864, des 50jährigen Jubiläums der Düsseldorfer Akademie 1869 sowie des eignen Jubiläums 1873 und besonders bei Anwesenheit des deutschen Kaisers 1877, durch die Aufführung lebender Bilder u. dgl. Als Wappen führt er den deutschen Reichsadler, der in den Fängen statt Zepter und Reichsapfel Bierglas u. Hausschlüssel hält, und sein Wahlspruch heißt: »Durch komm' ich doch, komm' ich durch!« Vgl. »Chronica de rebus Malkasteniensibus« (von A. Schrödter und W. Camphausen, Düsseld. 1873).

Malkontenten (franz. Malcontents, »Unzufriedene«), Name oppositioneller politischer Parteien, so der mit der Pazifikation von Gent (1576) unzufriedenen katholischen Niederländer, der mit der österreichischen Regierung unzufriedenen Partei in Ungarn unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI. u. a.

Mall, Modell aus dünnen Brettern in natürlicher Größe, zum Vorzeichnen von hölzernen Werkstücken für den Schiffbau.

Mall, Eduard, roman. Philolog, geb. 27. Aug. 1843 in St. Wendel, gest. 15. April 1892 in Heidelberg, studierte unter Diez in Bonn, habilitierte sich 1871 in Breslau, wurde 1873 außerordentlicher Professor in Münster und 1874 ordentlicher Professor in Würzburg. Seine Arbeiten zeugen von methodischer Klarheit und glänzendem Scharfsinn. Es sind die Ausgaben des mittelenglischen Dramas »The Harrowing of Hell« (Bresl. 1871) und des »Cumpot Philipe de Thaün« (Straßb. 1873) sowie Abhandlungen über die mittelalterlichen Fabeln (in Gröbers »Zeitschrift für romanische Philologie«, Bd. 9) und über »Patricii Fegfeuer« (in Vollmöllers »Romanischen Forschungen«, Bd. 6).

Mallauchen, s. Gitschen.

Mallawi, Stadt in Ägypten, s. Melawi.

Malle (franz., spr. mall'), kleiner Reisekoffer, Felleisen; daher Mallepost (engl. Mail), soviel wie Felleisen- oder Briefpost.

Malleco (spr. maljēko), chilen. Binnenprovinz, vom 38.° südl. Br. und 72.° westl. L. v. Gr. mitten durchschnitten, 7400 qkm (134 QM.) mit (1893) 76,625 Einw. (9 auf 1 qkm). An der Ostgrenze ziehen sich die Anden (Vulkan Lonquimai 2810 m), an der Westgrenze die Cordillera de Nahuelbuta hin; die Flüsse gehen zum Biobio oder zum Cautin. Die Wälder der Gebirge liefern vorzügliches Bauholz, der Ackerbau in den westlichen Ebenen reiche Weizenernten. Zwei Eisenbahnen durchziehen die Provinz in nordsüdlicher Richtung. Hauptstadt ist Angol (s. d.).

Mallee (spr. mälli), austral. Name des Zwerggummibaums (Eucalyptus dumosa, oleosa, gracilis); danach (M.-Scrub) Bezeichnung für öde Landstriche Australiens mit diesen Gewächsen als Unterholz.

Malleïn, ein nach dem Prinzip der Gewinnung des Tuberkulins aus den Kulturen der Bacillen des Rotzes (malleus), zuerst von Kalning in Riga, dann von Preuße in Danzig hergestellter Stoff, dessen Einspritzung bei rotzkranken Pferden eine charakteristische Erhöhung der Körperwärme hervorruft (Malleïnreaktion). Das M. von Preuße ist ein flüssiges Extrakt aus Kulturen der Rotzbacillen auf Kartoffeln; später sind in Frankreich (von Roux im Institut Pasteur) und Deutschland noch mehrere Arten von M. hergestellt worden, unter denen sich das von Foth präparierte trockne M. durch korrekte Gewinnung und Haltbarkeit auszeichnet. Versuche an Tausenden von Pferden haben bereits ergeben, daß das M. nur in relativ seltenen Fällen täuscht, indem rotzkranke Pferde

keine Malleïnreaktion zeigen oder umgekehrt nichtrotzige Pferde reagieren. In 96 Proz. aller Fälle dagegen waren die nach Eintritt der Malleïnreaktion getöteten Pferde wirklich rotzig, während die Pferde, welche nicht reagierten, auch gesund blieben. Hiernach ist das M. ein ausgezeichnetes diagnostisches Hilfsmittel, um versteckten Rotz nachzuweisen. Da Pferde häufig lange Zeit an verstecktem Rotz leiden und inzwischen viele andre Pferde anstecken, so ist für die Tilgung der Rotzkrankheit die frühzeitige Erkennung und Ausmerzung dieser Kranken von größter Wichtigkeit. In vielen Staaten (Österreich, Schweiz, Belgien, Frankreich und Deutschland) sind daher Schritte gethan oder in Vorbereitung, um die Anwendung des Malleïns bei allen Pferden, welche einer Ansteckungsgefahr ausgesetzt gewesen sind, vorzuschreiben, bez. anzuregen, damit thatsächlich angesteckte Tiere sofort ermittelt und nach Maßgabe der Veterinärpolizeigesetze (s. Rotz) beseitigt werden können. Eine Heilwirkung gegen Rotz hat das M. nicht, ebensowenig aber kann es bei gesunden Pferden eine Rotzansteckung hervorrufen, da es den Ansteckungsstoff (die Rotzbacillen) selbst nicht enthält; anderseits gewährt es auch nicht, etwa wie Pockenlymphe, einen Schutz gegen künftige Rotzansteckung; die Malleïneinspritzung hat daher keine Ähnlichkeit mit einer Impfung. Wesentliche Unterschiede im Werte der verschiedenen Malleïnsorten als Rotzerkennungsmittel sind nicht sicher festgestellt. Man macht den verdächtigen Pferden in der Regel eine Einspritzung von 0,5 g M. (mit 4,5 g 1—2 prozentiger Karbollösung verdünnt), bei unsicherm Resultat noch eine zweite mit etwas stärkerer Dosis. Das Vorhandensein der Rotzkrankheit kann angenommen werden, wenn die vor der Einspritzung gemessene Körperwärme sich in 6—20 Stunden um 1,5—2° nach der Impfung erhöht; kleinere Steigerungen können zufällig sein (s. auch Rotz).

Mallen, s. Mallung.

Malleolus (lat., »Hämmerchen«), der Knöchel am Schien- und Wadenbein, daher Malleolarbänder, soviel wie Knöchelbänder; auch soviel wie Brandpfeil (s. d.); endlich als Beiname des Thomas a Kempis.

Mallepost, s. Malle.

Mallersdorf, Flecken und Bezirkshauptort im bayr. Regbez. Niederbayern, an der Kleinen Laber u. an der Linie Neufahrn-Straubing der Bayrischen Staatsbahn, 376 m ü. M., hat eine schöne kath. Kirche (ehemalige Benediktinerklosterkirche), ein Schloß, ein Amtsgericht und (1890) 1148 kath. Einwohner.

Malleson, George Bruce, engl. Offizier und Historiker, geb. 8. Mai 1825 in London, trat im Mai 1842 in das angloindische Heer, in welchem er 1874 zum Obersten aufstieg; 1864—69 war er Herausgeber der »Calcutta Review«, 1869—77 Vormund des Maharadscha von Maissur u. kehrte nach 35 Jahren unausgesetzten Dienstes 1877 nach London zurück. Von seinen zahlreichen Werken sind anzuführen: »History of the French in India, 1674—1761« (1868, neue Ausg. 1893); »Studies from Genoese history« (1875); »Sketch of the native states of India« (1875); »History of Afghanistan« (1879); »Herat, the granary and garden of Central Asia« (1880); »History of the Indian mutiny« (1878—80, 3 Bde.); »The founders of the Indian empire« (1882); »Decisive battles of India, 1746—1849« (1883, 2. Aufl. 1888); »Battlefields of Germany« (1884); »Prince Eugene of Savoy« (1888); »Refounding of the German empire« (1892).

Mallet, s. Malet.

Mallet-du-Pan (spr. mallä-dü-pāng), Jacques, franz. Publizist, geb. 1749 in Celigny am Genfer See, gest. 10. Mai 1800 in Richmond, Sohn eines protestantischen Geistlichen, war eine Zeitlang in Kassel Professor der französischen Litteratur, wandte sich aber bald nach London, wo er sich bei der Redaktion der »Annales politiques« beteiligte. 1779 gründete er in Genf die periodische Schrift »Mémoires historiques, politiques et littéraires«, sodann 1783 zu Paris das »Journal historique et politique«; dasselbe wurde 1788 mit dem »Mercure de France« vereinigt, und M. übernahm die Redaktion des politischen Teiles. Während der Revolution vertrat sein Blatt die Sache des Königs in gemäßigt konstitutionellem Sinne. Im Mai 1792 ging M. im Auftrag Ludwigs XVI. nach Frankfurt, um die deutschen Fürsten um eine Intervention in Frankreich zu ersuchen und zugleich gegen die absolutistischen Umtriebe der Emigranten zu warnen. Nachdem sein Journal verboten worden, ging er nach Genf, von da nach Brüssel und nach Besetzung Belgiens durch die Franzosen nach Bern, wo er den liberalen Bruchteil der Emigration vertrat und auch in den französischen Zeitungen das Direktorium und Bonaparte angriff. Deshalb 1797 aus Bern verwiesen, begab er sich nach London, wo er den »Mercure britannique« gründete. Hauptschriften: »Du principe des factions« (1791); »Considérations sur la révolution de France« (Lond. 1793) und »Correspondance politique« (Hamb. 1796). Letztere und »Mémoires« gab Sayous (Par. 1851, 2 Bde.) neu heraus. Vgl. Vallette, M. et la révolution française (Genf 1894).

Malleus (lat.), Hammer, eins der Gehörknöchelchen (s. Ohr). M. humidus, Rotzkrankheit. M. maleficarum, soviel wie Hexenhammer (s. Hexe).

Mallicollo, Insel der Neuen Hebriden (s. d.).

Mallinckrodt, Hermann von, ultramontaner Politiker, geb. 5. Febr. 1821 in Minden, gest. 26. Mai 1874, studierte in Berlin und Bonn die Rechte, trat in den Staatsverwaltungsdienst als Regierungsassessor, war 1850—51 kommissarischer Bürgermeister in Erfurt, 1859—60 Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern, 1860—67 Regierungsrat in Düsseldorf, seit 1867 in Merseburg und nahm 1872 seinen Abschied. Bereits 1852—63 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen und hatte sich durch seine unermüdliche Arbeitskraft und bedeutende Rednergabe ausgezeichnet; er gehörte damals zu der gemäßigt liberalen Partei. In den Vordergrund der parlamentarischen Kämpfe trat er, als er 1867 in den norddeutschen Reichstag und 1868 wieder in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde. Er war einer der Gründer und bedeutendsten Führer der katholischen, spätern Zentrumspartei. Seine durch Sachkenntnis, vorzügliche Form und strenge Logik ausgezeichneten Reden gehörten zu den bedeutendsten oratorischen Leistungen des deutschen und des preußischen Parlaments. Seit Ausbruch des Konflikts der Ultramontanen mit der preußischen Regierung steigerte sich Mallinckrodts Eifer bis zum leidenschaftlichsten Fanatismus. Er verkündete nicht nur den unerschütterlichen Widerstand des katholischen Volkes gegen die Maigesetze, der mit dem sichern Siege der Kirche enden werde, sondern bekämpfte die ganze neuere Entwickelung Deutschlands als ein Werk des Unrechts und der Gewalt. Bismarck griff er besonders mit Erbitterung an, noch im Januar 1874 benutzte er dazu die Ent-

hüllungen des Lamarmoraschen Buches. Vgl. Pfülf, Hermann von M. (Freiburg 1892).

Malling, Klosterruine, s. Maidstone.

Mallinger, Mathilde, Opernsängerin, geb. 17. Febr. 1847 in Agram, erhielt ihre Ausbildung von 1863 an am Prager Konservatorium, studierte 1866 noch eine Zeitlang unter Leitung Richard Lewys in Wien und debütierte in demselben Jahr als Norma in München, wo ihr alsbald ein glänzendes Engagement geboten wurde; doch folgte sie 1869, nachdem sie noch das Jahr zuvor in Wagners »Meistersingern« als erste Eva aufgetreten war, einem noch günstigern Engagement an die Hofoper zu Berlin, der sie, seit 1869 mit dem Baron Schimmelpfennig v. d. Oye verheiratet, als Frau M. bis 1882 angehörte. Seitdem ist sie nur an kleinern Bühnen in Berlin, Hamburg 2c. gastierend aufgetreten; 1890 wurde sie Lehrerin für Gesang am Konservatorium zu Prag, vertauschte aber 1895 diese Stellung mit einer ähnlichen an einem Berliner Musikinstitut.

Mallinke, Negervolk, s. Mandinka.

Mallmitz, Dorf im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Sprottau, am Bober und an der Linie Sommerfeld-Breslau der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische Kirche, ein Rittergut mit Schloß und schönem Garten, eine Eisenhütte, eine große Mühle, Ziegelbrennerei und (1890) 2006 evang. Einwohner.

Mallnitz, s. Obervellach.

Mallophăga (Pelzfresser), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Pelzfresser.

Mallorca (spr. maljórka-, im Altertum Balearis major), die größte Insel der Balearen (s. d.) im Mittelländischen Meer, liegt ungefähr 150 km von der spanischen Küste entfernt und umfaßt 3500,8 qkm, mit Dragonera 3505,1 qkm (63,7 QM.). Die Insel hat die Gestalt eines Trapezoids, dessen Ecken im W. das Kap de Groser (gegenüber der kleinen Insel Dragonera), im N. Kap Formentor, südlich Kap Salinas und östlich Kap de Pera bilden. In die Südwestküste dringt der Golf von Palma, in die Nordostküste die Buchten von Alcudia und Pollensa (Puerto mayor und Puerto menor) ein. Bei Alcudia befindet sich auch ein Strandsee. Längs der Nordwestküste zieht sich eine steil ansteigende Bergkette hin, welche im Puig de Torellas 1571 m erreicht. Im übrigen ist die Insel meist Ebene und Hügelland. Das Klima ist angenehm, die Sommerhitze wird durch die Seeluft und das Gebirge gemäßigt (mittlere Jahrestemperatur in Palma 18,1°, jährliche Regenmenge 436 mm). Der Boden zeichnet sich in den Thälern und den flachen Landstrichen durch außerordentliche Fruchtbarkeit aus, obwohl die Insel im allgemeinen schlecht bewässert ist. Die Haupterzeugnisse der Landwirtschaft sind Weizen, Wein, Olivenöl, Orangen, Zitronen, Mandeln, Datteln, Feigen, ferner Honig, Wolle, Hanf und Seide. Die Viehzucht liefert besonders Schweine, Schafe, Ziegen, Esel und Maulesel. Federvieh und Wild gibt es im Überfluß. Von Mineralien finden sich: Granit, Porphyr, Marmor, Alabaster, Sandsteine und Kalk; Seesalz wird im S. bei Campos gewonnen. Die Bewohner, (1887) 249,008 an der Zahl, sprechen einen dem katalonischen verwandten Dialekt. Erwerbszweige sind nächst der Landwirtschaft und Viehzucht besonders die Erzeugung von Baumwoll-, Schafwoll- und Schuhwaren, Seife, Hüten, Papier, Leder, Branntwein, Flechtwerk aus Palmblättern, Schmucksachen aus Muscheln und Korallen, ferner Seilerei, Schiffbau und Schiffahrt. Ausfuhrgegenstände sind: Wein, Südfrüchte, insbes. Mandeln, Feigen und Johannisbrot, Öl, Anisbranntwein, Mehl, Seife, Baumwoll-, Schafwoll- und Schuhwaren, Gerberrinde, Binderwaren, Schweine und Maultiere. 1892 hatte die Einfuhr der sieben Häfen auf M. im Verkehr mit Spanien einen Wert von 24,7, im Verkehr mit dem Ausland von 5, die Ausfuhr einen solchen von 35,45, bez. von 7,9 Mill. Pesetas. Eine Eisenbahn führt von Palma nach Manacor mit Abzweigungen nach La Puebla und Alaró. M. umfaßt 3 Gerichtsbezirke; Hauptstadt ist Palma. Geschichte s. Balearen. Vgl. G. Sand, Un hiver à M. (Par. 1842); Pagenstecher, Die Insel M. (Leipz. 1867); Erzherzog Ludwig Salvator (anonym), Die Balearen in Wort u. Bild (das. 1869—91, 7 Bde.); Campaner e Fuertes, Cronicon Mayoricense (Palma 1881).

Mallōtus *Lour.*, Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Bäume oder Sträucher mit wechsel-, selten gegenständigen, gestielten, ganzen oder gelappten, bisweilen schildförmigen, auf der Unterseite behaarten und mit glänzenden Drüsen besetzten Blättern, ährigen oder rispigen, meist achselständigen Blütenständen und weichhaarigen, schuppig drüsigen oder stachligen Kapseln. Etwa 80 Arten in den Tropen der östlichen Halbkugel, besonders in Südasien und auf den malaiischen Inseln. M. philippinensis *J. Müll.* (Rottlera tinctoria *Roxb.*, s. Tafel »Arzneipflanzen III«), Strauch oder kleiner Baum mit abwechselnden, eiförmigen, zugespitzten, unterseits filzig behaarten und mit roten Drüsen besetzten Blättern, innen rotdrüsigen Blüten und mit scharlachroten Drüsen dicht besetzten Kapseln, wächst auf Ceylon, in Vorderindien, Assam, Hinterindien, auf den Sundainseln, Philippinen, im südöstlichen China und in Nord- und Ostaustralien und liefert in den Drüsen der Kapseln die Kamala (s. d.) und aus den Samen ein fettes Öl, welches zum Brennen und als Abführmittel benutzt wird.

Mallow (spr. mállo), Stadt in der irischen Grafschaft Cork, am lachsreichen Blackwater, hat ein vielbesuchtes Mineralbad, Gerberei und (1891) 4366 Einw.

Mallung (Mallen), das unstete Hin- und Herspringen des Windes.

Malm, englische Bezeichnung für ein Agglomerat von oolithischen Kalken mit mergeligen Zwischenlagen, jetzt allgemein die obere Abteilung der Juraformation (s. d.).

Malmaison, La (spr. -mäsóng), Schloß im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, Gemeinde Rueil, am linken Seineufer gelegen, gehörte Richelieu und wurde 1798 von Josephine Beauharnais gekauft, welche es mit Napoleon I. sowie nach ihrer Scheidung bewohnte und hier 1814 starb. Hier fand 21. Okt. 1870 ein siegreiches Gefecht von Abteilungen des 5. preußischen Armeekorps und dem 1. Gardelandwehrregiment gegen französische Ausfalltruppen (unter General Ducrot) statt. Vgl. Lescure, Le château de la M. (Par. 1867).

Malmanen, s. Bauer.

Malmedy, Kreisstadt im preuß. Regbez. Aachen, in einem wilden Bergkessel an der Warche und an der Linie Weismes-M. der Preußischen Staatsbahn, 333 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen und einen evang. Betsaal, ein Progymnasium, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, die Kommandantur des in der Nähe befindlichen Truppenübungsplatzes Elsenborn, eine Oberförsterei, bedeutende Sohlleder-, Papier- und Holzstofffabrikation, Leim-, Tierhaarreinigungs- und

Dominofabriken, Blaufärberei mit Kittelfabrikation und (1890) 4447 Einw. (davon 87 Evangelische), die größtenteils Wallonen sind und Französisch sprechen. Die in der nächsten Umgebung der Stadt entspringenden drei Mineralquellen sind den Quellen von Spa ähnliche alkalisch-erdige Eisenwässer, deren bedeutendste, der Pouhon des îles mit 0,066 doppeltkohlensaurem Eisenoxydul, arzneilich benutzt wird. — M. war früher eine reichsunmittelbare Benediktinerabtei (vor 675 vom heil. Remaclus gegründet), die mit der Abtei Stablo und der Grafschaft Ligne unter einem Fürstabt stand, aber durch den Lüneviller Frieden ihre Besitzungen an Frankreich verlor, worauf dieselben 1815 teils an Preußen, teils an die Niederlande kamen. M. bildete dann mit verschiedenen umliegenden Orten eine Gemeinde, seit 1886 wurden diese abgetrennt und daraus die Bürgermeisterei Beverce gebildet.

Malmen, Stadt in der britisch-ind. Provinz Birma, s. Maulmain.

Malmesbury (spr. mämsbĕrĭ), altertümliche Stadt in Wiltshire (England), am Avon, mit interessanten Ruinen einer unvollendeten Abteikirche (12. Jahrh.) und (1891) 2964 Einw. M. ist Geburtsort des Philosophen Th. Hobbes.

Malmesbury (spr. mämsbĕrĭ), 1) James Harris, Graf von, engl. Diplomat, geb. 21. April 1746, gest. 21. Nov. 1820, studierte in Oxford und Leiden, ward 1767 Legationssekretär in Madrid, 1772 Gesandter in Berlin, ging 1777 als bevollmächtigter Minister nach Petersburg, 1784 nach dem Haag, wurde 1788 zum Peer ernannt und 1793 wieder nach Deutschland gesandt, wo er 1795 die Heirat des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig zu stande brachte. 1796 und 1797 unterhandelte er erfolglos mit der französischen Republik in Paris und Lille, mußte aber sodann wegen Taubheit in den Ruhestand treten und erhielt 1800 den Grafentitel. Vgl. »Diaries and correspondence of James Harris, first Earl of M.« (Lond. 1844, 4 Bde.) und »Letters of the first Earl of M.« (1870, 2 Bde.).

2) James Howard Harris, Graf von, brit. Staatsmann, Enkel des vorigen, geb. 25. März 1807, gest. 17. Mai 1889, folgte 1841 seinem Vater als Graf von M., nachdem er vorher für Wilton Mitglied des Unterhauses gewesen war. Um diese Zeit schloß er ein Freundschaftsbündnis mit dem in England im Exil lebenden Prinzen Ludwig Napoleon. In der litterarischen Welt machte er sich durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten seines Großvaters bekannt. Ein Anhänger der Protektionistenpartei und eifriger Tory, wurde er als Staatssekretär des Auswärtigen Mitglied des Ministeriums Derby (Februar bis Dezember 1852) und beeilte sich in dieser Eigenschaft, vor den andern Großmächten Napoleon III. als Kaiser von Frankreich anzuerkennen. Im Toryministerium vom Februar 1858 bis Juni 1859 ward er abermals Minister des Äußern und trug durch seine Parteinahme für Österreich viel zum Siege der Liberalen bei den Neuwahlen bei. Als die Tories 1866 wieder ans Ruder kamen, erhielt er nur das weniger bedeutende Amt des Geheimsiegelbewahrers, das er auch in dem Ministerium Disraeli vom Februar 1874 bis August 1876 bekleidete. Vgl. seine Autobiographie (»Memoirs of an Ex-Minister«, 4. Aufl., Lond. 1885, 2 Bde.).

Malmignatte (schwarzer Wolf, Karakurd, Lathrodectes tredecimguttatus *F.*), eine Spinne aus der Unterordnung der Ungleichweber, 13 mm lang, schwarz, am Hinterleib blutrot gefleckt, lebt in Südeuropa und den russischen Steppen, überspinnt kleine Bodenvertiefungen und tötet durch ihren Biß in Lippe und Zunge viel Weidevieh, auch Menschen, wenn die Wunde nicht sehr sorgfältig behandelt wird. Das Gift gehört zu den eiweißartigen Körpern, und 1/30 mg auf 1 kg Körpergewicht genügt zur Tötung warmblütiger Tiere.

Malmö (Malmöhuslän), Län im südlichen Schweden, umfaßt den südwestlichen, fruchtbarsten und bevölkertsten Teil der Landschaft Schonen am Kattegat, dem Öresund und der Ostsee, grenzt im NO. an das Län Kristianstad und enthält ein Areal von 4795,4 qkm (87,1 QM.) mit (1890) 368,817 Einw. (1893 auf 374,621 berechnet), 77 auf 1 qkm. Das Land bildet jetzt eine fast ganz waldlose Ebene und ist das fruchtbarste des ganzen Landes, da (1890) 71,2 Proz. des Areals Acker, 1,09 Gärten, 5,2 Weiden u. 12,3 Proz. Waldungen sind. Eine große Landfläche, deren Wert 1880 auf 30½ Mill. Kronen abgeschätzt wurde, ist Fideikommiß. Die Ernte lieferte 1891: 803,900 hl Roggen, 363,200 hl Weizen, 1,274,500 hl Gerste, 1,818,200 hl Hafer, 1,027,300 hl Mengkorn, 1,517,000 hl Kartoffeln ꝛc. Außer dem Ackerbau und der Viehzucht (man zählte 1890: 60,003 Pferde, 166,699 Stück Rindvieh, 75,103 Schafe und 108,748 Schweine) treibt die Bevölkerung Fischerei und Schiffahrt. Im Nordwesten (bei Helsingborg) findet man Steinkohlen.

Malmö, Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), am Öresund gelegen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Stockholm-Falköping-M. und der Eisenbahnen M.-Billesholmsgrufva, M.-Ystad, M.-Limhamn, M.-Tomelilla und M.-Klagstorp, ist gut gebaut, hat ein altes Schloß (Malmöhus, jetzt Zuchthaus) als einzigen Überrest der ehemaligen Befestigungen, 3 evangelische u. eine kath. Kirche, ein schönes Rathaus (von 1546) mit dem großen Knutsaal, eine gelehrte, eine technische und eine Navigationsschule, einige Bankanstalten, einen erst seit 1775 durch Kunst geschaffenen Hafen von 6,5 m Tiefe und (1893) 50,970 Einw. M. hat Wollweberei (800 Arb.), Schiffswerften, Maschinenfabriken, Bierbrauereien, Zigarrenfabriken, Dampfmühlen, Sägewerke, eine Zuckerfabrik und eine Zuckerraffinerie. Ein Dock, wo größere Schiffe Schutz finden, liegt dicht beim Hafen, in dessen unmittelbarer Nähe die beiden Bahnhöfe stehen. 1894 liefen, die benachbarten Landungsplätze Lomma und Limhamn inbegriffen, 5758 Schiffe vom Ausland ein, und 5414 Schiffe gingen dahin ab. Die Einfuhr bestand vornehmlich in Weizen, Roggen, Steinkohlen, Heringen, Kaffee, Zucker, Wein, Tabak, Eisen, Düngstoffen und Geweben, die Ausfuhr in Mehl, Hafer, Gerste, Butter, Kreide, Holz, Holzmasse u. Zündhölzern. Zum Hafen gehörten 56 Schiffe von 19,409 Ton. M. steht mit Kopenhagen, Amsterdam, Grimsby, London, Havre, Bordeaux, Hamburg, Lübeck, Rostock, Stettin und Stralsund in regelmäßiger Dampferverbindung und ist Sitz eines deutschen Konsuls. Die Stadt wird schon im 13. Jahrh. als Landungsstelle unter dem Namen Malmhauge (von den Hanseaten gewöhnlich Ellenbogen genannt, lat. Malmogia) erwähnt und hob sich bald durch Heringsfischerei und Handel. In M. wurde 1524 der Rezeß abgeschlossen, der die Auflösung der Kalmarischen Union bestätigte, 1662 der Vertrag, welcher das Verhältnis der von Dänemark 1658 und 1660 an Schweden abgetretenen Provinzen regelte. Hier wurde 26. Aug. 1848 ein Waffenstillstand zwischen Dänemark und Preußen auf sieben Monate geschlossen.

Malmsey (engl., spr. māmsi), soviel wie Malvasier (s. d.).

Malmström, 1) Bernhard Elis, schwed. Dichter und Litterarhistoriker, geb. 14. März 1816 in der Provinz Nerike, gest. 21. Juni 1865, studierte bis 1842 auf der Universität zu Upsala u. begann 1843 daselbst seine Lehrthätigkeit auf dem Gebiet der Ästhetik und Litteraturgeschichte, der er bis zu seinem Tode ununterbrochen oblag. Als Dichter gehörte M. keiner besondern Schule an, sondern war einer der wenigen schwedischen Poeten, welche, gestützt auf tiefe klassische Bildung, in voller moderner Originalität hervorgetreten sind. Er debütierte 1838 mit dem epischen Gedicht »Ariadne«, erhielt 1840 für den Elegiencyklus »Angelica« den großen Preis der schwedischen Akademie und wurde neun Jahre später selbst in den Schoß derselben aufgenommen. Von seinen poetischen Erzeugnissen sind noch seine Romanzen, ein dramatischer Entwurf über Kaiser Julian, die poetische Erzählung »Fiskarflickan från Tynnelsö« (»Das Fischermädchen von Tynnelsö«) und vorzügliche lyrische Gedichte hervorzuheben. Von seinen litterarhistorischen Arbeiten sind »Literaturhistoriska studier« nicht ohne Verdienst, wogegen die nach seinem Tode veranstaltete Sammlung seiner Vorlesungen: »Grunddragen af svenska vitterhetens historia« (»Grundzüge der schwedischen Litteraturgeschichte«) von geringerm Werte ist. Seine »Samlade skrifter« erschienen in 8 Bänden (Örebro 1866–69), seine Gedichte in 8. Auflage zu Stockholm 1880.

2) Karl Gustaf, hervorragender schwed. Historiker, geb. 22. Nov. 1822 auf Stora Holmstorp, studierte in Upsala Philosophie, ward 1849 Dozent der vaterländischen Geschichte daselbst, 1858 Adjunkt für Geschichte und Statistik, 1863 außerordentlicher Professor in Lund, 1877 ordentlicher Professor in Upsala und 1877 Mitglied der Akademie, 1878–80 Staatsrat und Chef des Kirchendepartements, 1882–87 Reichsarchivar. Er schrieb: »Sveriges politiska historia från Karl XII. död till statshvälfningen 1772« (Stockh. 1855–77, 6 Bde.; neue, umgearbeitete Aufl. 1893 ff.); »Om embetsmännens ställning till riksdagen under frihetstiden« (1869) u. »Smärre skrifter rörande sjuttonhundratalets historia« (1889).

3) Johan August, schwed. Maler, geb. 14. Aug. 1829 in Vestra Ny (Ostgotland), lernte anfangs bei seinem Vater das Holzschnitzen, bildete sich auf der Akademie zu Stockholm, dann in Düsseldorf und Paris, wo er Schüler Coutures wurde, besuchte Italien, verweilte darauf längere Zeit in Paris und wurde 1867 Professor an der Akademie in Stockholm. Neben einigen gemütvollen Genrebildern ist sein Hauptfach die altnordische Sage und Mythologie, die er mit viel Phantasie in glänzendem Kolorit behandelt; solche Bilder sind namentlich: König Heimir und Aslaug, Ragnars Söhne bei der Nachricht vom Tode ihres Vaters, Wikinger begraben ihre Toten (diese drei schon in Düsseldorf entstanden), Ingeborg erhält die Nachricht von Hialmars Tode, wozu später unter andern Bildern noch die Bravallaschlacht kam. Er illustrierte auch Tegnérs »Frithjofssage«, die altnordische »Ragnar Lodbroks-Saga«, Runebergs Cyklus »Fänrik Ståls Sägner« u. a. Von 1887–93 war er Direktor der Akademie.

Malmysh, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, an der Schoschma, hat 3 Kirchen und (1889) 3666 Einw. M. war bis zur Eroberung Kasans die Residenz des Tscheremissenfürsten Boltusch, der die Stadt tapfer gegen Johann den Grausamen verteidigte und bei der Einnahme fiel (1552).

Málnás (spr. málnāsch), Dorf u. Badeort im ungar. Komitat Háromszék, 584 m ü. M., an der Aluta, mit alkalischen Eisensäuerlingen (Herkules- und Marienquelle), die bei Rheumatismus, Unterleibsleiden und Skrofulose mit Erfolg benutzt werden, und (1890) 773 magyar. (reform.) Einwohnern.

Malo . . . (von maly, russ. malyj), in slawischen zusammengesetzten Ortsnamen oft vorkommend, bedeutet »klein«.

Maloarchangelsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, an der Eisenbahn Moskau-Kursk, mit zwei Kirchen, Talgsiedereien, Gerbereien, Stärkefabrikation und (1889) 4036 Einw.

Malocchio (ital., spr. -óckjo), soviel wie »Böser Blick« (s. d.).

Malodezno, Dorf im russ. Gouv. Minsk, westlich von Borissow; denkwürdig, weil von hier 3. Dez. 1812 Napoleon I. das 29. Bülletin datierte, das die Niederlage der Großen Armee eingestand.

Maloelab, eine der Marshallinseln (s. d.).

Maloja (ital. Maloggia), 1) Paß der Graubündner Alpen (1811 m), verbindet die Thäler Engadin und Bergell, also Donau- und Pogebiet, und ist seit 1839 auch für größere Fuhrwerke gebahnt. Während aber die meisten Alpenpässe aus einem Querwall bestehen, der von den zwei entgegengesetzten Thälern aus erstiegen werden muß, bildet der Malojapaß nur den einseitigen Absturz, mit welchem das Kopfende des Engadin (1796 m) in die Tiefe des Bergell nach Casaccia (1460 m) sich senkt. Die einst einsame Paßhöhe ist seit einiger Zeit fashionabler Kurort geworden. — 2) Bezirk im schweizer. Kanton Graubünden, enthält in 17 Gemeinden (1888) 6103 meist prot. Einwohner und zerfällt in die Kreise Bergell (Bregaglia) und Oberengadin. Hauptort ist Silvaplana.

Malojaroslawez, Kreisstadt im russ. Gouv. Kaluga, an der Lusha, mit vier griechisch-kath. Kirchen, einem Kloster, einer Stadtbank, Fabrikation von Flanell und Seidenband, starkem Obstbau (besonders Kirschen) und (1889) 4479 Einw. Ein Denkmal erinnert an die Schlacht (24. Okt. 1812) zwischen den Russen und Franzosen, infolge deren letztere den Marsch auf Kaluga aufgaben.

Malo modo (lat.), auf schlechte Art und Weise.

Maloncillo (spr. -dsilljo), s. Ichneumon.

Malone (spr. melōn), Hauptort der Grafschaft Franklin im nordamerikan. Staat New York, am Salmon River, mit Fabriken, Handel und (1890) 4986 Einw.

Malonsäure $C_3H_4O_4$ oder $COOH.CH_2.COOH$ findet sich in der Runkelrübe, entsteht bei Oxydation der Apfelsäure, beim Kochen von Barbitursäure mit Kalilauge und von Cyanessigsäure $CN.CH_2.COOH$ mit Chlorwasserstoffsäure. Sie bildet farblose Kristalle, schmeckt stark sauer, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, schmilzt bei 132° und bildet Essigsäure und Kohlensäure. Das Calciumsalz der M. gibt mit Alkohol und Chlorwasserstoffsäure Malonsäurediäthyläther $COOC_2H_5.CH_2.COOC_2H_5$. In diesem kann der Wasserstoff der CH_2-Gruppe durch Natrium ersetzt werden, und die Natriumverbindung gibt z. B. mit Jodäthyl Äthylmalonester $COOC_2H_5.CH(C_2H_5).COOC_2H_5$. Beim Verseifen dieser Ester entstehen der M. homologe Säuren, die beim Erhitzen Kohlensäure verlieren und der Essigsäure homologe Fettsäuren liefern (Malonsäureestersynthesen).

Malonyl CO.CH$_2$.CO, das Radikal der Malonsäure, bildet mit Harnstoff Malonylharnstoff oder Barbitursäure (s. d.).

Malorossija, soviel wie Kleinrußland; Malorossiiski (Malorussen), soviel wie Kleinrussen.

Malortie, Karl Otto Unico Ernst von, Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1804 in Linden bei Hannover aus einer französischen Refugiéfamilie, gest. 11. Okt. 1887 in Hannover, studierte in Göttingen die Rechte und ward 1836 zur Führung des Hofhalts des Herzogs Ernst August von Cumberland nach Berlin berufen. Nach dessen Thronbesteigung in Hannover 1837 zum Reisemarschall, Mitglied des Oberhofmarschallamts und der General-Ordenskommission ernannt, organisierte er den königlichen Hofhalt, übernahm daneben 1846 auch die Verwaltung des Departements der königlichen Gärten und Bauten sowie des Privatvermögens des Königs und der Königin und ward 1850 zum Oberhofmarschall, zum Wirklichen Geheimrat und 1862 auch zum Minister des königlichen Hauses ernannt. 1866 trat er in den Ruhestand. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Der Hofmarschall« (Hannov. 1842, 3. Aufl. 1867); »Der hannoversche Hof unter Kurfürst Ernst August und Kurfürstin Sophie« (das. 1847); »Die Verwaltung herrschaftlicher Bauten u. Gärten« (das. 1853); »Beiträge zur Geschichte des braunschweig-lüneburgischen Hauses und Hofes« (das. 1860–84, 7 Tle.); »König Ernst August« (das. 1861); »Hannoverscher Geschichtskalender« (das. 1878); »Das Menü« (das. 1879; 3. Aufl. 1887, 2 Bde.); »Feine Küche« (3. Aufl. 1887). Vgl. Müller, Historische Nachrichten der Familie v. M. 1132—1886 (Hannov. 1886).

Malot (spr. -lo), Hektor Henri, franz. Romanschriftsteller, geb. 20. Mai 1830 in La Bouille bei Rouen, wurde nach vollendeten Rechtsstudien Journalist, gab als Korrespondent der »Opinion nationale« in London seine gesammelten Berichte unter dem Titel »La vie moderne en Angleterre« heraus (1862) u. widmete sich dann ganz dem Roman, ermutigt durch seinen ersten Erfolg mit der Trilogie »Les victimes de l'amour«. Er schrieb eine lange Reihe von Werken, die immer geschickt an Zeitfragen anknüpfen, auf eine anerkennenswerte sittliche Grundlage aufgebaut sind und von einem weiten Gesichtskreise zeugen. Die geschätztesten sind: »Les aventures de Romain Kalbris« und »Madame Obernin« (1869); »Souvenirs d'un blessé« (1872); »Sans famille« (von der Akademie gekrönt, 1878); »Le docteur Claude«, »Paulette« (1883); »Mondaine« (1888); »Justice« (1889); »Mère« (1890); »Amours de Jeunes« (1895) und »Amours de Vieux« (1895).

Malou (spr. -lū), Jules, belg. Staatsmann, geb. 19. Okt. 1810 in Ypern, gest. 11. Juli 1886 in Woluwe-St. Lambert, ward 1840 Direktor im Justizministerium und wirkte seit 1841 als Mitglied der Zweiten Kammer, wo er die Interessen der ultramontanen Partei vertrat. 1844 wurde er zum Gouverneur von Antwerpen und 30. Juli 1845 an der Seite des liberalen van de Weyer zum Finanzminister berufen. Bei der Ministerkrisis im März 1846 blieb er zwar im Amte, legte aber 1847 nach dem liberalen Ausfall der Wahlen sein Portefeuille nieder. Erst 1850 wurde er wieder in die Kammer gewählt und gehörte seitdem, eine der hervorragendsten parlamentarischen Persönlichkeiten Belgiens, zu den Häuptern der klerikalen Partei. Ende 1871 wurde er Finanzminister und, obwohl nicht dem Namen nach, das Haupt des ultramontanen Ministeriums, welches sich bis zum Juni 1878 behauptete. Seitdem war M. Führer der klerikalen Opposition in der Deputiertenkammer. 1884 Ministerpräsident, trat er mit solcher Schärfe auf, daß er zumal in den Städten allgemeine Entrüstung erregte; deshalb verabschiedete der König die klerikalsten Mitglieder seines Kabinetts, worauf auch er seine Entlassung nahm. Er schrieb: »Notices historiques sur les finances de la Belgique de 1831—1865« (Par. 1867) und »Lettres sur les chemins de fer de l'État belge« (Brüssel 1867—68) u. a.

Malouinen (spr. malu-), soviel wie Falklandinseln.

Malp., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Marcello Malpighi (s. d.).

Mal perforant du pied (franz., spr. mall perforáng dü pjē), eine 1873 zuerst von Duplay und Morat (daher auch der beibehaltene französische Name) näher erklärte, an der Fußsohle auftretende, zuerst oberflächliche, dann aber allmählich in die Tiefe greifende, Knochen und Gelenke bloßlegende und trotzdem völlig schmerzlose Verschwärung. Man hält das Leiden für eine durch Erkrankung von Nerven bedingte Ernährungsstörung, die ihr Gegenstück hat in den Druckgeschwüren, die man z. B. bei Rückenmarksverletzten abwärts von der Verletzung an allen den Teilen beobachtet, mit denen die Kranken aufliegen (Kreuz, Hacken, Ellbogen). Die Behandlung des M. kann nur in Reinhalten der Wunde bestehen, in Beförderung der Granulationsbildung, sobald eine solche sich zeigt, durch mild anreizende Mittel (schwache Höllensteinsalbe ꝛc.), bei Fortschreiten des Prozesses nur in der Amputation.

Malpighi, Marcello, Mediziner, geb. 10. März 1628 in Crevalcuore bei Bologna, gest. 29. Nov. 1694 in Rom, studierte in seiner Vaterstadt, lehrte als Professor der Medizin zu Bologna, Pisa und Messina und ward 1691 Leibarzt und Kammerherr Papst Innocenz' XII. in Rom. M. ist der Schöpfer der mikroskopischen Anatomie, indem er sich zuerst stark konvexer Glaslinsen, sogen. einfacher Mikroskope (Vergrößerung bis 180), zur Erforschung der feinern Struktur der Organe bediente. Einen Teil der von ihm gemachten Beobachtungen legte er in zwei Briefen an seinen Freund Alfonso Borelli, »De pulmonibus« (Bol. 1661), nieder. Auch über Gehirn, Netzhaut, Tastorgan, Bau der Nieren, Eingeweide, Nerven ꝛc., über den Seidenwurm (neue Ausg.: »Traité sur le ver à soie«, Montpellier 1878), die Bildung des Hühnchens im Ei machte er gründliche Beobachtungen, an welche zahlreiche nach ihm benannte anatomische Einzelheiten heute noch erinnern. Für die Pflanzenanatomie leistete er ebenfalls Erhebliches, und seine »Anatomia plantarum« (Lond. 1675—79) kann als grundlegendes Werk dieser Disziplin betrachtet werden. Seine »Opera« erschienen London 1686 in 2 Bänden (neue Aufl. 1688, auch Leid. 1687), seine »Opera posthuma« 1697 und öfter, später vermehrt als »Opera medica et anatomica varia« (Vened. 1734). Vgl. Atti, Notizie della vita e delle opere di M. e di Bellini (Bologna 1847); Hanstein, Über die Begründung der Pflanzenanatomie durch N. Grew und M. (Bonn 1886).

Malpighiaceen, dikotyle, etwa 500 Arten umfassende, in den Tropen, besonders Amerikas, einheimische Familie aus der Ordnung der Geranialen, lianenartige Holzpflanzen mit meist gegenständigen, einfachen Blüten und fünfzähligen, im Gynäceum dreigliederigen, regelmäßigen, nicht selten auch schräg zygomorphen Blüten. — Zahlreiche Arten der M.

kommen fossil teils in Holzstämmen, wie auf der Insel Antigua, teils in Blättern und Früchten (Malpighiastrum *Göpp.*, Banisteria u. a.) in Tertiärschichten vor; mit dem Beginn der Pliocänzeit verschwand die Familie aus Europa.

Malpighische Gefäße (Vasa Malpighii, Nierenschläuche), schlauchförmige Anhänge des Enddarms bei Insekten, Spinnentieren u. Tausendfüßen (s. Abbildung bei »Insekten«, S. 269). Sie sondern Harnbestandteile ab und dienen so als Nieren. Am bekanntesten sind sie bei den Insekten; hier kommen sie ursprünglich nur in zwei Paaren vor, sind jedoch bei einzelnen Gruppen (Bienen ꝛc., Grillen) zu Hunderten vorhanden.

Malpighische Knäuel, s. Wundernetz.

Malpighische Körperchen, s. Milz und Nieren.

Malpighisches Netz, s. Haut, S. 466.

Malplacieren (franz.), an den unrechten Ort stellen; schlecht oder übel anwenden.

Malplaquet (spr. -kä), Dorf im franz. Depart. Nord, Arrond. Avesnes, Gemeinde Taisnières-sur-Hon, bekannt durch den Sieg der verbündeten Österreicher und Engländer unter Eugen und Marlborough über die Franzosen unter Villars 11. Sept. 1709.

Malplatz, soviel wie Mahlstatt (s. d.).

Malpropre (franz., spr. -proppr'), unsauber.

Mals, Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Meran, 1045 m ü. M., im obern Vintschgau, links von der Etsch gelegen, mit Burgruinen (Frölichsburg und Trostturm), Obstbau und (1890) 948 Einw. 5 km nördlich die hochgelegene, 1090 gegründete Benediktinerabtei Marienberg und die Schloßruine Fürstenburg (von 1278).

Malsburg, Ernst Friedrich Georg Otto, Freiherr von der, poet. Übersetzer, geb. 23. Juni 1786 in Hanau, gest. 20. Sept. 1824 auf seinem Gut Escheberg bei Kassel, lebte seit 1817 als kurhessischer Gesandter am sächsischen Hofe zu Dresden in freundschaftlichem Verkehr mit Tieck. Als Dichter unselbständiger Romantiker, wurde M. am bekanntesten durch seine Verdeutschung des Calderon (Leipz. 1818 —25, 6 Bde.) und drei frei behandelter Dramen Lope de Vegas unter dem Titel: »Stern, Zepter und Blume« (Dresd. 1824). Eine Sammlung seiner zerstreuten spätern lyrischen Poesien erschien als »Poetischer Nachlaß« (Kassel 1825). Seine Briefe an Tieck veröffentlichte Holtei (»Briefe an Tieck«, Bd. 2, Bresl. 1864).

Malsch, 1) Flecken im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Ettlingen, an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, ein hübsches Kriegerdenkmal, Papier- und Thonwarenfabrikation, Glassandgruben, Wein- und Obstbau und (1890) 3670 meist kath. Einwohner. M. fiel 1603 an Baden. Hier und bei Ettlingen 9. Juli 1796 Schlacht zwischen den Österreichern unter Erzherzog Karl und den auf dem Rückzug begriffenen Franzosen unter Moreau. — 2) (Rot-M.) Flecken im bad. Kreis Heidelberg, Amt Wiesloch, an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Schwefelquelle mit Bad, Wein- u. Tabaksbau, Zigarrenfabrikation, Handel mit Vieh u. Landesprodukten, besonders mit Hopfen und Tabak, und (1890) 1495 meist kath. Einwohner. M. gehört seit 1462 zur Pfalz.

Malstatt, s. Mahlstatt.

Malstatt-Burbach, Stadt im preuß. Regbez. Trier, Kreis Saarbrücken, an der Saar, Knotenpunkt der Linien Saarbrücken-M., M.-Saarhafen und Schleifmühle-M. der Preußischen Staatsbahn, 170 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein großes Eisenwerk (2200 Arbeiter), eine Portlandzementfabrik (252 Arbeiter), eine Maschinenbauanstalt (239 Arbeiter), eine Eisenbahnwaggonfabrik, Eisengießerei, Phosphatmühlen, Eisensteinbergbau, einen Hafen zum Verschiffen von Steinkohlen und zur Einfuhr von Eisenerzen und Kalkstein und (1890) 18,378 Einw., davon 5882 Evangelische und 43 Juden. Malstatt ist ein sehr alter Ort, wurde aber in neuerer Zeit erst mit Burbach zu einer Gemeinde vereinigt und 1875 zur Stadt erhoben.

Malstrom (Moskötstrom), eine Meeresströmung zwischen den norweg. Inseln Moskönäs und Värö, den beiden südlichsten großen Inseln der Lofoten, seit alter Zeit bei den Seefahrern wegen ihrer Gefährlichkeit berüchtigt, die indessen sehr übertrieben worden ist. Nur bei Nordweststurm, wo die Bewegung des Wassers sehr heftig, ist die Strömung zu meiden; sonst wird der M. zu jeder Zeit von Schiffen befahren. In der Mitte des Stromes liegt der Felsen Mosken mit prachtvoller Aussicht. Viel gefährlicher ist der Saltens-M. (Saltstrom, Storströmen) in dem durch die Inseln Godö und Strömö verengten Eingang zu dem Saltenfjord unter 67° 13' nörd. Br.

Malta, brit. Insel im Mittelländischen Meer, ungefähr 100 km vom sizilischen Kap Passaro u. 325 km von Tripolis in Afrika entfernt, liegt mit den kleinern Inseln Gozo, Comino und Cominotto zwischen 35° 49'—36° 5' nördl. Br. und 14° 12'—14° 35' östl. L. v. Gr. Die Insel hat einen Flächenraum von 323 qkm (5,8 QM.), wovon auf M. allein 248 qkm kommen, und mit jenen Eilanden eine Bevölkerung von (1891) 177,225 Seelen, ohne dieselben aber 158,000 Seelen (darunter 8945 Mann britisches Militär). Die Oberfläche von M. stellt ein bis 258 m hohes eocänes Kalkfelsplateau dar, das im S. und SW. eine geradlinige, ungegliederte und unzugängliche Steilküste bildet, nach NO. zu sich allmählich zum Meer absenkt und hier von Buchten eingeschnitten ist, unter denen die von La Valetta (s. d.) und die Marsa Scirocco an der Ostküste die bedeutendsten sind. Die Insel hat nur fünf kleine Bäche, und das Regenwasser wird in Cisternen sorgfältig angesammelt. Eine Wasserleitung bringt das Wasser der im südlichen Teil der Insel gelegenen Quellen nach der Hauptstadt. Bemerkenswert sind die zahlreichen Höhlen. Das Klima ist ungemein heiß und der Himmel vom Mai bis August wolkenlos und von wunderbarer Klarheit. Den September hindurch weht der ermattende, ungesunde Scirocco; die eigentlichen Wintermonate (Dezember, Januar, Februar) bringen endlich Regengüsse von tropischer Stärke und den aus NO. wehenden kalten Gregale. Die Menge der Niederschläge beträgt jährlich 608 mm, wovon 72,5 Proz. auf den Winter und 17,6 Proz. auf den Frühling entfallen. Die mittlere Temperatur beträgt 19°, im Winter 14° (Minimum 11,75°), im Sommer 25° (Maximum 40,5°). Die Vegetation ist ungemein üppig, besonders rücksichtlich der schon im Altertum berühmten Rosen. Man findet auf M. die Pflanzen Italiens sowie einige tropische, aber der heftigen Winde wegen keine Bäume, mit Ausnahme des Johannisbrotbaums. Die Malteser haben dunkle Gesichtsfarbe und starken Körperbau. Die Männer sind hoch, kräftig und rührig, die Weiber im allgemeinen unter Mittelstatur, aber anmutig, von regelmäßigen Gesichtszügen und feinem Körperbau. Im allgemeinen sind die Malteser arbeit-

sam, mäßig und genügsam, auch als vorzügliche Seeleute in allen Häfen des Mittelländischen Meeres geschätzt. Die niedern Volksklassen sprechen ein mit Italienisch gemischtes Arabisch; Italienisch wird etwa von 20,000, Englisch von 10,000 (meist Soldaten) gesprochen. Für die Bildung des Volkes sorgen eine vom Großmeister Pinto gegründete Universität und ein Lyceum in La Valetta, 2 höhere, 10 Mittelschulen und 76 Elementarschulen. Die gesamte einheimische Bevölkerung ist katholisch, doch bestehen in der Hauptstadt einige protestantische Gemeinden. Die katholische Geistlichkeit ist zahlreich und besitzt die Renten von etwa einem Viertel des Landeigentums. Der Landbau wird mit der größten Sorgfalt betrieben, genügt aber für den Lebensunterhalt der Bevölkerung bei weitem nicht. Durch Zerbröckeln von Fels wird Erde gewonnen, und Mauern schützen die Felder gegen die verheerende Wirkung der Winde. Hauptprodukte der Landwirtschaft sind Weizen, Kartoffeln, Klee, Baumwolle, Südfrüchte, Obst, Sesam, Zuckerrohr, Wein und etwas Öl. Der Viehstand besteht (1885) aus 6125 Pferden, Maultieren und Eseln, 9005 Rindern, 10,526 Schafen und 6007 Ziegen, und namentlich werden die Maultiere und Esel wegen ihrer Schönheit und Stärke geschätzt. Die Bienenzucht liefert einen vortrefflichen Honig; Seefischfang und Korallenfischerei bilden wichtige Erwerbszweige. Salz gewinnt man aus dem Meerwasser; von Mineralien werden Marmor, Alabaster und gute Bausteine gebrochen. Die gewerbliche Thätigkeit der Einwohner liefert namentlich Baumwoll- u. Seidenzeuge, Spitzen, Goldfiligranarbeiten, Zigarren u. Möbel. Der Handel von M. ist überwiegend Transithandel. Von der Einfuhr 1894 im Werte von 13,773,783 Pfd. Sterl. (meist Getreide u. Hülsenfrüchte aus Rußland und der Türkei) wurden Waren für 13,086,085 Pfd. Sterl. wieder ausgeführt. Von einheimischen Artikeln wurden besonders ausgeführt Kartoffeln, Orangen u. Baumwolle. Die Einfuhr aus Großbritannien betrug 1894: 775,595 Pfd., die Ausfuhr ebendahin 81,841 Pfd. Sterl. Die Handelsflotte zählte 1894: 125 Schiffe von 8280 Ton. Eine Eisenbahn führt von La Valetta nach Città Vecchia. Die Maße sind den sizilischen nachgebildet, aber durch Beziehung auf englische verändert worden: der Piede = 28,363 cm, die Canna zu 8 Palmi von 12 Once = 2,088 m und praktisch zu $2\frac{2}{7}$ Yards gerechnet; die (gestrichene) Salma rasa zu 4 Sacca von 24 Mondelli für Getreide = 288,5 Lit. und praktisch zu 1 Quarter, gehäuft (colma) für Mais rc. um etwa $\frac{1}{7}$ größer, der Barile für Wein = 42,027 L. zu $9\frac{1}{2}$ Imp. Gallons, für Olivenöl zu 2 Caffisi = 39,755 L. und zu 28 Barili auf das Tun gerechnet. Den Cantaro von 100 Rotoli = 79,15 kg setzt man zu 175 Pfund avdp. und bedient sich als Feingewichtes der Libbra von 12 Once zu 16 Parti = 316,608 g. Eine Verordnung vom 24. Juni 1825 führte das englische Münzwesen ein, wobei sich aber die Lira sterlina zu 20 Soldi von 12 Denari lange als Silberwährung erhielt. 1851 wurden die maltesischen Silbermünzen auf $12\frac{1}{2}$ Scudi = 1 £ (Soverano) tarifiert; gerechnet wird die Oncia oder Pezzo di Sicilia (Wechselpiaster) von 50 Pence = $2\frac{1}{2}$ Scudi, der Scudo = 12 Tari zu 20 Grani. Kupfermünzen von $\frac{1}{3}$ Farthing oder 1 Grano wurden in England geprägt. Zwei kleine Banken geben Noten aus. Die ausübende Gewalt liegt in den Händen eines Gouverneurs, dem ein Rat (Legislative Council) von 20 Mitgliedern (6 von der Krone ernannt, 4 Vertreter der Stände und 10 von der Bevölkerung gewählt) zur Seite steht. Die Gesetze stammen meist noch aus der Zeit der Johanniter. Die Einnahmen (1892: 289,231 Pfd. Sterl.) fließen aus indirekten Steuern und dem Ertrag der Kronländereien. Die Kolonialschuld beläuft sich (1893) auf 79,168 Pfd. Sterl. M. unterhält eine Lokalmiliz (Malta Fencibles) von 387 Mann. Durch seine Lage im Zentrum des Mittelmeeres, in der Nähe zweier Erdteile, zwischen dem Abendland und der Levante ist M. sowohl als Hauptstation für die Dampfschiffahrt und als Entrepot im Mittelmeer wie auch in strategischer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Es bildet einen der Hauptstützpunkte der englischen Macht im Mittelmeer und ist daher durch die Engländer zu einer uneinnehmbaren Festung umgewandelt. Neuerdings wird M. von englischen Familien vielfach zum Winteraufenthalt benutzt. Hauptstadt ist La Valetta. S. Karte »Mittelmeerländer«.

Geschichte. M. und Gozo waren im frühesten Altertum Kolonien der Phöniker, von denen sich noch Ruinen und Inschriften erhalten haben. Später ließen sich auch Griechen auf der Insel nieder, die damals Melite hieß, und die Bevölkerung wurde, wenigstens zum großen Teil, hellenisiert. Um 400 v. Chr. ward sie von den Karthagern besetzt, die 218 den Römern weichen mußten. Im ganzen Altertum erfreute sich M. des Rufes, die feinsten Baumwollwaren zu liefern; auch die Rosen und der Honig der Insel waren berühmt. Die Vandalen entrissen die Insel 454 den Römern, mußten sie aber 494 den Goten räumen. Belisar vertrieb diese 534 und besetzte M. für das byzantinische Reich. 870 und dauernd 904 bemächtigten sich die Araber der Insel und prägten der Bevölkerung völlig ihren Charakter auf. Den Arabern ward M. 1090 durch die Normannen unter dem Grafen Roger von Sizilien entrissen und gehörte fortan zu dem letztern Reich. 1284 siegten hier die Aragonier unter Loria mit der sizilischen Flotte in einer Seeschlacht über die Franzosen, die genötigt wurden, M. zu verlassen. Kaiser Karl V. wies 1525 dem aus Rhodos vertriebenen Johanniterorden die gänzlich verwahrloste und verödete Insel an, und nachdem eine päpstliche Bulle 1530 den Orden im Besitz der Insel bestätigt hatte, ließ sich dieser 26. Okt. d. J. hier nieder und wurde danach Malteserorden genannt. Der Orden befestigte die Insel auf das stärkste gegen die Türken und wies 1565 einen gewaltigen Angriff derselben erfolgreich zurück. Um gegen fernere Angriffe gesichert zu sein, legte der damalige Großmeister, Johann de la Valette, 1566 den Grundstein zur Stadt La Valetta, die durch spätere Arbeiten zu einer Festung ersten Ranges erhoben wurde. Im Juni 1798 nahm Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten infolge der Schwäche des Ordens M. ohne Widerstand, aber schon im September 1800 mußte sich die französische Besatzung nach einer harten Blockade an die Engländer ergeben. Nach dem Frieden von Amiens (1802) sollte zwar M. an den Orden zurückfallen; aber England verweigerte die Zurückgabe, und im Frieden zu Paris (1814) wurde ihm der Besitz von M. endgültig zugestanden. Vgl. Boisgelin, Ancient and modern M. (Lond. 1805, 2 Bde.); Brès, M. antica illustrata (Rom 1817); Avalos, Tableau historique, politique, physique et moral de Malte (Par. 1830); Miège, Histoire de Malte (das. 1840, 3 Bde.); Tallack, M. under the Phenicians, Knights and English (Lond. 1861); Seddall, M. past and present (das. 1870); Winterberg, M.,

Geschichte und Gegenwart (Wien 1879); Rodenberg, Eine Frühlingsfahrt nach M. (Berl. 1893).

Maltebrun (spr. malt'bröng), 1) Konrad (eigentlich Malthe Bruun), Geograph, geb. 12. Aug. 1775 zu Thisted in Jütland, gest. 14. Dez. 1826 in Paris, studierte in Kopenhagen, wurde aus politischen Gründen verfolgt und 1800 zu ewiger Verbannung verurteilt und siedelte infolgedessen nach Paris über. Er lieferte hier 1804—1807 mit dem Geographen Mentelle eine große Erdbeschreibung in 16 Bänden, welche trotz ihrer ungleichen Behandlung doch lange in Frankreich als das beste Werk in diesem Fache galt. Seit 1806 war er einer der Hauptmitarbeiter am »Journal des Débats« (die darin von ihm herrührenden Aufsätze erschienen nach seinem Tode gesammelt unter dem Titel: »Mélanges scientifiques et littéraires«, Par. 1828, 3 Bde.), begann 1808 die »Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire«, die bis 1814 (24 Bde.) reichen, und 1818 mit Eyriès die »Nouvelles annales des voyages«. Sein Hauptwerk ist der (von Huot vollendete) »Précis de la géographie universelle« (Par. 1810—29, 8 Bde.; 6. Aufl. 1853), neu bearbeitet von Cortambert (1857—60, 8 Bde.; Ergänzungsband dazu, 1875) und von Lavallée (neue Ausg. 1872, 6 Bde.). Auch an dem »Dictionnaire de la géographie universelle« (Par. 1821 ff., 8 Bde.) war M. Mitarbeiter.

2) Victor Adolphe, franz. Geograph, zweiter Sohn des vorigen, geb. 25. Nov. 1816 in Paris, gest. daselbst 16. April 1889, studierte in Versailles, war seit 1838 Professor der Geschichte und Geographie am Collège von Pamiers, 1848—60 in gleicher Eigenschaft zu Paris und widmete sich dann ausschließlich geographischen Studien. Als Generalsekretär der Pariser Geographischen Gesellschaft leitete er eine Zeitlang die Herausgabe des »Bulletin« derselben und war zugleich Redakteur der »Annales des voyages«, die als »Nouvelles annales des voyages« bis 1870 fortgeführt wurden. Von seinen Publikationen sind die wichtigsten: »La France illustrée« (1855—57, 3 Bde.; umgearbeitet 1879—84; neue Ausg. 1895 ff.); »Les États-Unis et le Mexique« (1862); »La Sonora et ses mines« (1864); »Histoire géographique et statistique de l'Allemagne« (1866—68); »Les trois projets d'exploration au pôle Nord« (1868); »La Perse« (1873); »Géographie universelle« (1874, 2 Bde.); »L'Allemagne illustrée« (1884—85) u. a.

Malten (eigentlich Müller), Therese, dramat. Sängerin, geb. 21. Juni 1855 in Insterburg, wurde von Gust. Engel für die Bühne ausgebildet und ist seit 1873 Mitglied des Dresdener Hoftheaters, seit 1881 mit dem Titel einer Kammersängerin. Sie gehört zu den ausgezeichnetsten Wagner-Sängerinnen und glänzte namentlich bei den Aufführungen des »Parsifal« in der Rolle der Kundry.

Malter, früheres deutsches Getreidemaß: in Hannover zu 6 Himten = 186,91 Lit., in Oldenburg (Molt) zu 12 Scheffel = 273,614 L., in Kurhessen zu 4 Scheffel = 321,476 L., in Frankfurt (Getreidemalter, Achtel) zu 4 Simmer von 2 Mesten = 114,729 L., in Nassau (das neue M.) zu 10 Zehntel von 20 Mäßchen = 1 hl, in Lippe-Schaumburg zu 6 Himten = 197,814 L., im Großherzogtum Hessen (gestrichenes M.) zu 4 Simmer von 4 Kumpf = 128 L., das alte Mainzer für Hülsenfrüchte und Mehl = 109,387 L., in Baden zu 10 Sester von 10 Maß = 150 L.; in der Schweiz nach dem Maßkonkordat von 1835 (Sac, Sacco) zu 10 Viertel oder Sester = 150 L., in Zürich früher zu 4 Mütt für feste Körper = 328,492 und für flüssige = 338,125 L.

Malterdingen, Flecken im bad. Kreis Freiburg, Amtsbezirk Emmendingen, mit evang. Kirche, Zigarrenfabrikation, Weinbau u. (1890) 1421 evang. Einw.

Malters, Dorf im schweizer. Kanton Luzern, an der Eisenbahn Bern-Luzern, 509 m ü. M., hat im August einen der größten schweizerischen Pferdemärkte, eine Kunstmühle, Fabrikation von Pferdehaarartikeln und (1888) 2927 meist kath. Einwohner.

Malteser, Bewohner von Malta (s. d.). Auch Bezeichnung einer Hunderasse, s. Hund, S. 58.

Malteserkreuz, achtspitziges Kreuz; Wappenzeichen des Malteser- oder Johanniterordens (s. d., S. 600), dem das heutige Johanniterkreuz und der preußische Orden pour le mérite nachgebildet worden sind. In der mittelalterlichen Symbolik bedeuteten die acht Spitzen die acht ritterlichen Tugenden.

Malteserkreuz, Pflanze, s. Lychnis.

Malteserorden, s. Johanniterorden.

Malteserschwamm, s. Cynomorium.

Malteser Taube, s. Tauben.

Malthus (spr. mäüthös), Thomas Robert, engl. Nationalökonom, geb. 14. Febr. 1766 zu Dorking in der Grafschaft Surrey, gest. 29. Dez. 1834 in Bath, studierte in Cambridge Theologie, erhielt hier eine Lehrerstelle sowie eine geistliche Pfründe und wirkte seit 1805 als Professor der Geschichte und politischen Ökonomie an dem Kollegium der Ostindischen Kompanie zu Haileybury. In seinem »Essay on the principles of population« (Lond. 1798, anonym; neue Bearbeitung, 9. Aufl., das. 1888; deutsche Übersetzung von Hegewisch, Altona 1807, 2 Bde., und von Stöpel, Berl. 1879) stellte er den als Malthusisches Gesetz bekannten Satz auf, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich rascher zu vermehren als die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Nahrungsmittel; die Hemmnisse, welche die überwiegende Produktivkraft des Menschengeschlechts zurückdrängten und sie zwängen, sich nach der Masse der vorhandenen Nahrungsmittel zu richten, seien einerseits moralische Enthaltsamkeit, anderseits Laster und Elend (näheres s. Bevölkerung, S. 942). Außerdem sind von M.' Schriften die »Principles of political economy« (Lond. 1819—20, 3 Bde.; 2. Aufl. 1826) und die »Definitions in political economy« (1827, neue Ausg. 1853) zu erwähnen. Von E. Leser wurden »Drei Schriften über Getreidezölle aus den Jahren 1814 und 1815« deutsch herausgegeben (Leipz. 1895). Vgl. Bonar, M. and his work (Lond. 1885); Soetbeer, Die Stellung der Sozialisten zur Malthusschen Bevölkerungslehre (Berl. 1886); Molinari, M., essai sur le principe de population (Par. 1889); Cossa, Il principio di popolazione di T. R. M. (Mail. 1895).

Malthusian league (spr. ligh), s. Bevölkerung, S. 943.

Maltin, s. Diastase.

Maltitz, 1) Gotthilf August, Freiherr von, Dichter, geb. 9. Juli 1794 zu Königsberg i. Pr., gest. 7. Juni 1837 in Dresden, widmete sich in Tharandt dem Forstfach und erhielt 1821 eine Oberförsterstelle in Preußen. Schon 1822 gab er diese Stellung auf, weil er durch eine Satire die Oberbehörde gegen sich aufgebracht hatte, und ließ sich in Berlin nieder, wo ihn seine geselligen Talente und sein freimütiges Wesen zu einer beliebten Persönlichkeit in den höhern Kreisen machten. Aus Berlin wegen seines Dramas »Der alte Student« (Hamb. 1828), worin er Sympathien für Polen an den Tag legte, 1828 ausgewiesen, ging

er nach Hamburg und übernahm dort die Redaktion des Journals »Norddeutscher Courier«. Die französische Revolution von 1830 rief ihn nach Paris; doch kehrte er bald enttäuscht nach Deutschland zurück und ließ sich in Dresden nieder. M.' nicht unbedeutendes poetisches Talent entbehrte der künstlerischen Durchbildung. Am bekanntesten wurden seine humoristischen Arbeiten, wie: »Ränzel und Wanderstab« (Berl. 1821—32, 2 Bde.), »Humoristische Raupen« (4. Aufl., das. 1839) und »Gelasius« (Leipz. 1826). Politische Tendenzen verfolgen die »Pfefferkörner«, Gedichte (Hamb. 1831—34, 4 Hefte). Von seinen Dramen fanden »Schwur und Rache« (Berl. 1826) und »Hans Kohlhas« (das. 1828) Beifall.

2) Apollonius, Freiherr von, Dichter, geb. 11. Juni 1795 in Gera, gest. 2. März 1870 in Weimar, war seit 1811 nacheinander Attaché bei den russischen Gesandtschaften in Karlsruhe, Stuttgart, Wien, Berlin, Rio de Janeiro, wurde 1836 Legationsrat und Gesandtschaftssekretär in München und seit 1841 Geschäftsträger in Weimar, wo er 1865 in den Ruhestand trat. Seinen »Poetischen Versuchen« (Karlsr. 1817) folgten der humoristische Roman »Geständnisse eines Rappen mit Anmerkungen seines Kutschers« (Berl. 1826), eine neue Sammlung »Gedichte« (Münch. 1838, 2 Bde.), »Dramatische Einfälle« (das. 1838—43, 2 Bde.), »Drei Fähnlein Sinngedichte« (Berl. 1844), das phantastisch-humoristische Gedicht »Triclinium« (Weim. 1856), das didaktische »Noch ein Blatt in Lethe« (das. 1857) und die Epigrammensammlung »Vor dem Verstummen« (das. 1858), Dichtungen, die, ungleich an Wert, doch überall den poetischen Sonderling dokumentierten. Seit 1858 veröffentlichte er auch die früher geschriebenen Dramen: »Virginia« (Weimar 1858), »Anna Boleyn« (das. 1860), »Spartacus« (das. 1861) u. a. »Ausgewählte Gedichte« gab K. v. Beaulieu-Marconnay (mit Biographie, Weim. 1873) heraus.

3) Hermann von, Pseudonym, s. Klencke 1).

Maltoleguminose, s. Leguminose.

Malton (spr. māolt'n), Stadt im Nordriding von Yorkshire (England), am rechten Ufer des Derwent, gegenüber Norton, besteht aus den beiden Orten Alt- und Neu-M., hat Reste einer alten Abtei (12. Jahrh.), wovon die heutige Pfarrkirche noch erhalten ist, Rennställe, Produkten- und Pferdehandel und (1891) 4910 Einw. In der Nähe, auf steiler Höhe am Fluß, Castle Howard, Sitz des Lords Carlisle, 1702 erbaut, mit reichen Kunstschätzen und schönem Park.

Maltonsäure, s. Glukonsäure.

Maltose (Malzzucker, Maltobiose) $C_{12}H_{22}O_{11}.H_2O$, Zuckerart, findet sich im Dünndarminhalt, entsteht neben Dextrin bei Einwirkung von Malz oder verdünnter Schwefelsäure auf Stärke (daher in der Bier- und Branntweinmaische), von Speichel oder Diastase auf Glykogen oder auf eins der Dextrine, die aus Stärke und Diastase oder Speichel entstehen. Man erhält M. durch Verzuckern von Stärkekleister mit Malzauszug und Behandeln des Produkts mit Alkohol. Die M. bildet farblose, sehr feine Nadeln, wird bei 100° wasserfrei und ist dann sehr hygroskopisch. Sie löst sich schwerer in Alkohol als Traubenzucker, dreht die Ebene des polarisierten Lichtstrahls stärker nach rechts als Rohr- und Traubenzucker, reduziert aber alkalische Kupferlösung minder stark. Beim Behandeln mit verdünnter Schwefelsäure sowie bei längerer Einwirkung von Diastase und Speichel verwandelt sich M. in Traubenzucker, nicht aber bei Fäulnis oder Gärung. Mit Hefe vergärt sie. Vgl. Isomaltose.

Maltrātieren (frz.), übel behandeln, mißhandeln.

Maltzahn, Wendelin, Freiherr von, Litteraturforscher, geb. 10. Mai 1815 in Berlin, gest. daselbst 5. Juli 1889, verließ die Militärkarriere, die er zuerst ergriffen hatte, und widmete sich von 1840 an in Berlin litterarhistorischen Studien, die sich namentlich auf das Volkslied, die schlesischen Dichterschulen und die klassische Periode der deutschen Litteratur bezogen. M. besorgte eine neue Auflage von Lachmanns Lessingausgabe (Leipz. 1853—57, 12 Bde.), beteiligte sich später an der Hempelschen Schillerausgabe und gab mit R. Boxberger die Lessingbiographie von Danzel u. Guhrauer neu heraus (Berl. 1880—81, 2 Bde.). Außerdem veröffentlichte er aus dem Nachlaß von E. Boas: »Schillers Jugendjahre« (Hannov. 1856, 2 Bde.) und »Schillers und Goethes Xenien-Manuskript« (Berl. 1856), ferner eine Handschrift von Schillers »Wallenstein« (Stuttg. 1861), »Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald« (Leipz. 1875) und »Deutscher Bücherschatz« (Jena 1875). Nachdem er 1868 nach Weimar übergesiedelt war, lebte M. seit Ende der 80er Jahre wieder in Berlin.

Maltzahn-Gültz, Helmut, Freiherr von, Staatsmann, geb. 6. Jan. 1840, studierte 1856—60 in Erlangen, Heidelberg und Berlin die Rechte und trat in den preußischen Staatsjustizdienst, 1862 in die Staatsverwaltung ein, schied aber 1867 als Regierungsassessor aus u. übernahm die Verwaltung seiner Güter in Gültz bei Treptow in Vorpommern. Seit 1871 Mitglied des Reichstags, schloß er sich der konservativen Partei an und that sich als gewandter und sachkundiger Redner hervor. 1888—93 war er Staatssekretär des Reichsschatzamts.

Maltzan, Heinrich Karl Eckardt Helmut von M., Reichsfreiherr zu Wartenburg und Penzlin, Reisender, geb. 6. Sept. 1826 auf Findlaters Villa bei Dresden, gest. 23. Febr. 1874 in Pisa, studierte in Heidelberg Jura, bereiste 1850—51 Italien, Belgien, England und Frankreich und widmete sich dann der Erforschung der mohammedanischen Küstenlandschaften des Mittelländischen Meeres. Über seine zahlreichen Reisen veröffentlichte er: »Drei Jahre im Nordwesten von Afrika« (Leipz. 1863, 4 Bde.; 2. Aufl. 1868), »Reise auf der Insel Sardinien« (das. 1869), »Meine Wallfahrt nach Mekka« (das. 1865, 2 Bde.), »Sittenbilder aus Tunis und Algerien« (das. 1869), »Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis« (das. 1870), »Reise nach Südarabien« (Braunschweig 1872). Außerdem veröffentlichte er einige Bändchen Gedichte: »Pilgermuscheln« (Leipz. 1863) und »Das Grab der Christin«, Legende (das. 1865) und besorgte die Herausgabe von Wredes »Reise in Hadramaut« (Braunschw. 1870). In den letzten Jahren von Nervenleiden gequält, machte er seinem Leben selbst ein Ende. Aus seinem Nachlaß erschien der Roman: »Der Messias der Juden« (Oldenb. 1892).

Malum (lat.), Übel, Krankheit; M. cotunnii, Ischias; M. coxae senile, Hüftleiden der Greise; M. perforans pedis, soviel wie Mal perforant du pied (s. d.); M. Pottii, Pottsches Übel; M. senile articulorum, chronische deformierende Gelenkentzündung.

Malum (lat.), der Apfel.

Malūrus, s. Staffelschwanz.

Malus, s. Apfelbaum.

Malva *L.* (Malve, Käsepappel), Gattung aus der Familie der Malvaceen, ein- oder mehrjährige, kahle oder behaarte Kräuter mit ganzen, eckigen, ein-

geschnittenen oder handförmig gelappten Blättern, gestielten, einzeln oder wickelig verbunden in den Blattachseln stehenden, selten zu endständigen Trauben geordneten Blüten und niedergedrückt kugeliger Spaltfrucht. Etwa 30 Arten in Europa, dem gemäßigten Asien, Nordafrika und Nordamerika; einige sind durch Verschleppung weit verbreitete Ruderalpflanzen. M. Alcea *L.* (Augenpappel, Rosenpappel, Sigmarskraut, Wetterrose, Fellriß- oder Feltrißkraut), ausdauernd, bis 1,25 m hoch, rauhhaarig, mit herz- oder nierenförmigen, eckigen oder gelappten Wurzelblättern, handförmigen, tief fünf- oder mehrteiligen Stengelblättern und großen, schön rosenroten Blüten, wächst in ganz Europa und wird in Gärten kultiviert. M. crispa *L.* (Kohlmalve, Kohlpappel), mit tief herz-, fast schildförmigen, meist siebenlappigen, wellig-krausen Blättern und weißlichen, purpurn überlaufenen Blüten, ist ein Sommergewächs in Syrien, in Deutschland gemeines Gartengewächs und auch verwildert vorkommend. Der faserige Stengel liefert Bastfasern und die jungen Blätter Gemüse. M. vulgaris *Fries* (M. rotundifolia *Bauh.*, Käse-, Gänse- oder Hasenpappel), ein- oder dreijährig, mit herzförmig rundlichen Blättern und gehäuften, kleinen, weißen, purpurrot geäderten Blüten, wächst in Europa, Mittelasien und Nordamerika. Die geruchlosen und fade schmeckenden Blätter enthalten viel Schleim und werden als einhüllende und Schleimabsonderung befördernde Mittel arzneilich benutzt. M. sylvestris *L.* (Waldmalve, Roßmalve, Roßpappel, Hanfpappel), mit rauhhaarigen, fünf- bis siebenlappigen Blättern und Blütenstielen und gehäuften, blaßroten, dunkler geäderten Blüten, hat dieselbe Verbreitung wie die vorige und liefert die bei Halskrankheiten zu Gurgelwässern benutzten Malvenblüten. Über Stock- oder Rosenmalve s. Althaea.

Malvaceen (Malvengewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Malvalen, Kräuter und Holzpflanzen mit einfachen oder gelappten, abwechselnden, handnervigen Blättern, die in der Knospe fächerförmig gefaltet sind und Nebenblätter haben. Die vollständigen, regelmäßigen Blüten stehen einzeln oder zu mehreren in cymösen, traubig oder rispig erscheinenden Blütenständen. Der fünfgliederige Kelch ist gewöhnlich mit einem Außenkelch versehen. Die Blumenblätter stehen abwechselnd mit den Kelchblättern auf dem Blütenboden, sind kurz genagelt, am Grunde mit der Staubgefäßröhre verwachsen, in der Knospenlage gedreht. Die Staubgefäße bilden eine das Pistill umgebende Röhre, die sich oberwärts in zahlreiche Staubfäden auflöst, deren jeder eine einfächerige, nierenförmige, mit halbkreisförmiger Spalte sich öffnende Anthere trägt; in der Regel gehen die Staubblätter durch mehrfache Spaltung aus fünf Staubblattanlagen hervor. Das oberständige Pistill besteht aus fünf bis vielen Karpellen, welche ebenso viele Fächer bilden, die sich im Kreis oder in übereinander stehenden Reihen um die Mittelsäule gruppieren und meist je eine Samenknospe im Innenwinkel enthalten. Die Mittelsäule erhebt sich weit über die Fächer und spaltet sich oben in ebenso viele oder doppelt so viele Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht spaltet sich in so viele Teile, als Fächer vorhanden sind, welche sich von der Mittelsäule ablösen, oder sie bleibt ganz und bildet eine fachspaltige Kapsel. Die nierenförmigen Samen haben eine krustige, oft rauhe, bisweilen mit reichlichen, wollartigen Haaren (Baumwolle) besetzte Schale; sie enthalten ein spärliches Nährgewebe und in demselben einen gekrümmten Keimling mit zusammengefalteten, blattartigen Kotyledonen. Von den mehr als 800 Arten ist die Mehrzahl in den Tropen einheimisch, in den gemäßigten Zonen ist die Zahl weit geringer, den kalten Zonen fehlen sie. Alle sind in den vegetativen Teilen reich an Schleim, daher mehrere als erweichende und einhüllende Heilmittel im Gebrauch sind, z. B. Althaea officinalis *L.* Die an fettem Öl reichen Samen mancher Arten sind genießbar. Zu den M. gehört auch die Baumwollstaude (Gossypium).

Malvaglia (spr. -wallja), Gemeinde im schweizer. Kanton Tessin, Bezirk Blenio, links am Brenno, 375 m ü. M., mit Weinbau, bedeutendem Viehmarkt und (1888) 1768 italienischen (kath.) Einwohnern.

Malvalen (Malvales), dikotyle Pflanzenordnung unter den Archichlamydeen, mit fünfgliederigen, meist regelmäßigen und zwitterigen Blüten, deren Kelch stets eine klappige Knospenlage besitzt. Die Staubgefäße sind zahlreich oder stehen in zwei Kreisen, von denen die Glieder des innern sich spalten. Die zwei bis vielen, verwachsenen Fruchtblätter enthalten je eine bis viele umgewendete Samenknospen. Die Ordnung umfaßt die Familien der Eläokarpaceen, Tiliaceen, Malvaceen, Bombaceen und Sterkuliaceen.

Malvasia (Napoli di M.), s. Monemvasia.

Malvasia, Carlo Cesare, Graf, ital. Kunstschriftsteller, geb. 18. Dez. 1616 in Bologna, gest. daselbst 10. März 1693, studierte Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, wurde Doktor beider Rechte und machte sich frühzeitig auch als Dichter bekannt. 1662 trat er in den geistlichen Stand, wurde Kanonikus am Dom zu Bologna und entfaltete daselbst eine umfangreiche Lehrthätigkeit, die sich auch auf die Förderung der Kunst ausdehnte. Er machte sich um die Erforschung der Kunstgeschichte seiner Vaterstadt sehr verdient und gab heraus: »Felsina pittrice; vite de' pittori Bolognesi« (Bolog. 1678; 2. Ausg., das. 1841) und »Marmora Felsinea« (das. 1690, eine Sammlung antiker Inschriften).

Malvasier (engl. Malmsey, franz. Malvoisie), griech. Likörwein, nach der Stadt Napoli di Malvasia in Lakonien benannt (s. Griechische Weine). Auch Weine von Tinos und andern griechischen Inseln, Madeira (s. Madeirawein), den Azoren, Teneriffa, Sardinien, Sizilien, Portugal (Dourothal), der Provence gehen unter dem Namen M. (s. Kanarienweine). Ein trefflicher M. wächst bei Martigny im Kanton Wallis.

Malvenblumen, im Handel die dunkelroten Blüten der Althaea rosea.

Malvenrost, eine auf wilden und kultivierten Malven auftretende, durch einen Rostpilz (Puccinia Malvacearum *Mont.*) verursachte Krankheit, die durch die Art ihrer Verbreitung Aufsehen erregt hat. Sie kam aus Chile 1869 nach Spanien, 1873 nach Frankreich, von da zunächst über Straßburg u. auf andern Wegen nach Deutschland und dem übrigen Europa, zuletzt auch nach Afrika, Australien und seit 1885 auch nach Nordamerika. Überall erlagen ihr die Gartenmalven und die an Zäunen und Straßen wachsenden Malva neglecta u. M. vulgaris fast vollständig, so daß auch die auf diesen Pflanzen lebenden Insekten teils verschwanden, teils zu andrer Lebensweise überzugehen gezwungen waren. Seit 1885 ist der Pilz bei uns anscheinend verschwunden, und die genannten Malvenarten sind allmählich wieder in der Zunahme begriffen. Der nordamerikanische Pilz gehört einer andern Art (Puccinia Sherardiana *Körn.*) an.

Malvern (Great M.), Stadt in Worcestershire (England), malerisch am Ostabhang der Malvernhügel gelegen, hat eine alte Abteikirche (von Scott restauriert), ein College, vorzügliches Quellwasser (besonders die St. Annaquelle), mehrere berühmte Kaltwasserheilanstalten und (1891) 6107 Einw. Die sich von N. nach S. zwischen Severn und Wye hinziehenden Malvernhügel erreichen im Worcestershire Beacon 440 m, im Herefordshire Beacon (mit alter britischer Befestigung) 417 m.

Malvinas Islas, s. Falklandinseln.

Malwa, Landschaft in Britisch-Indien, der südliche Teil von Zentralindien, der die Staaten Indor, Bhopal, Dhar, Ratlam, Dschaora, Narsingarh und den Distrikt Nimatsch von Gwalior einschließt, ein gegen NO. gesenktes Tafelland, das von den Windhya-, Dungar-, Salambhar- u. Arawalibergen eingeschlossen und den Flüssen Narbada, Mahi, Sind, Betra und Tschambal bewässert wird. Der Boden ist sehr fruchtbar, und der Mohnbau zur Opiumbereitung liefert bedeutende Summen in den indischen Staatsschatz, da das hier produzierte Opium (jährlich an 37,000 Kisten oder 1,4 Mill. kg) eine Abgabe von 70 Pfd. Sterl. pro Kiste zahlt. Wegen des Opiums wird die Landschaft jetzt am meisten genannt. Die Bewohner sind Bhil, Gond, Radschputen und Repräsentanten fast aller Hindustämme, die sich mit den Ureinwohnern vermischt haben. Die Landschaft M. stand ursprünglich unter Hinduherrschern und hatte zur Hauptstadt Udschschain, wurde aber 1309 von den mohammedanischen Herrschern von Dehli unterworfen und beim Fall des Mogulreichs im 18. Jahrh. von den Marathen erobert, die 1817 unter englische Botmäßigkeit kamen.

Malz (lat. maltum), einem unterbrochenen Keimungsprozeß unterworfenes Getreide, welches durch diese Behandlung in hohem Grade die Eigenschaft erlangt, die in ihm enthaltene Stärke und selbst noch größere Mengen von letzterer durch die Einwirkung der im M. enthaltenen fermentartigen Diastase in Dextrin und Zucker zu verwandeln. Man bereitet das M. namentlich für die Zwecke der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und zieht die Gerste allen andern Getreidearten vor, weil sie jene zuckerbildende Kraft in besonders hohem Grade erreicht. Die Malzbereitung beginnt mit dem *Einweichen* oder *Einquellen*, zu welchem Zweck man die durch Putz- und Sortiermaschinen gereinigte, von Unkrautsamen und zerbrochenen Körnern befreite und dann nach ihrer Größe und Schwere sortierte, also möglichst gleichartige und dann auf Waschmaschinen gewaschene Gerste in gemauerten oder eisernen Behältern einige Zentimeter hoch mit Wasser übergießt und die schwimmenden tauben oder beschädigten Körner abschöpft (*Abschöpfgerste, Afterzeug, Schwemmlinge*, zu Viehfutter). Das Wasser löst aus der strohigen Samenschale Extraktivstoffe, welche leicht in Gärung und Fäulnis übergehen, so daß man das Wasser wiederholt wechseln muß. Nach 2—7 Tagen hat die Gerste 40—50 Proz. Wasser aufgenommen, ihr Volumen um 18—24 Proz. vergrößert, aber um 1—2 Proz. an Gewicht verloren. Man läßt sie abtropfen und bringt sie auf die *Malztenne* (*Haufentenne, Wachskeller*), um die Keimung einzuleiten. Hierbei nimmt zunächst die Quantität der löslichen Kleberstoffe zu, und gleichzeitig beginnt die Dextrin- und Zuckerbildung. Diese Umwandlung unlöslicher in lösliche Stoffe ermöglicht die Entwickelung des Keims, welchem letztere als erste Nahrung dienen. Zuerst tritt das Würzelchen hervor und erreicht eine gewisse Länge, dann beginnt das Wachstum des Blattfederchens, und in diesem Moment besitzt das Korn die größte zuckerbildende Kraft. Bei weiterm Fortschreiten der Keimung würde dieselbe wieder abnehmen und namentlich viel Stoff von der nun schnell wachsenden Pflanze verbraucht werden; es kommt also darauf an, die Keimung in einem bestimmten Zeitpunkt zu unterbrechen, und die Aufgabe der Malzbereitung ist, dafür zu sorgen, daß zu diesem Zeitpunkt alle Körner gleich weit entwickelt sind. Der Malzkeller muß 2—3 m in der Erde liegen, mit niedrigen, innen durch Klappen oder Laden verschließbaren Fenstern versehen sein und eine möglichst beständige Temperatur von 10—15° besitzen. Auf dem sorgfältig geebneten steinernen Fußboden breitet man die eingeweichte Gerste zu einem 12—15 cm hohen Haufen (*Malzscheibe, Beet*) aus und schaufelt diesen alle 6—8 Stunden um, bis die Oberfläche hinreichend getrocknet erscheint. Zeigt sich dann der Keim als weißer Punkt (*Guzeln, Äugeln*), so macht man den Haufen je nach der Temperatur des Lokals 30—60 cm hoch und läßt ihn längere Zeit liegen, damit sich die Temperatur steigere. Bei dem Keimen wird nämlich unter Absorption von Sauerstoff und Bildung von Kohlensäure Wärme entwickelt, und durch geschickte Regelung der Temperatur hat man den Keimungsprozeß völlig in der Gewalt. Die Würzelchen erreichen bald die Länge von mehreren Millimetern und beginnen sich zu verfilzen; man zieht dann den Haufen mehr und mehr aus und sucht das Würzelchen auf die 1,25—1,5fache Länge des Korns zu bringen, ohne daß sich der Blattkeim entwickelt. Die mittlere Keimzeit beträgt acht Tage; Frühling und Herbst sind dem Prozeß günstiger als der Sommer. Der Gewichtsverlust der Gerste während des Keimens beträgt 3 Proz. Da die Tennenmälzerei sehr kostspielig ist, so benutzt man mechanische Keimapparate (*pneumatische Mälzerei*), um Raum und Handarbeit zu ersparen. Die Anlage wird durch Abschließung gegen außen von Witterungseinflüssen unabhängig gemacht, die geweichte Gerste wird in hoher Schicht auf einem durchlöcherten Boden aus Eisenblech gebracht und während der Keimung von Zeit zu Zeit ein Strom reiner, kühler und feuchter Luft durch das Keimgut geleitet. Galland benutzt rotierende Trommeln, Saladin viereckige Kästen (*Keimzellen*). Das durch den Keimprozeß erhaltene *Grünmalz* wird teils als solches verwendet, teils durch Darren zwischen 25 u. 87° in *Darrmalz* verwandelt. Von der Art des Darrens hängt der Gang des Brauprozesses und der Charakter der Biere ab. Für lichte Biere muß das M. bei niederer Temperatur getrocknet werden, während vollmundige Biere aus einem bei höherer Temperatur langsam gedarrten M. erhalten werden. *Luftmalz* enthält noch 15—17 Proz. Wasser und läßt sich daher schlecht aufbewahren. Früher wurde das Grünmalz zunächst auf den Trockenboden (*Schwelkboden, Schwelche, Welkboden*) gebracht, wo es in 3—5 cm hoher Schicht ausgebreitet und täglich sechs- bis siebenmal umgeschaufelt wurde, so daß es unter dem Einfluß eines lebhaften Luftzugs schnell trocknete (*Luft- oder Schwelchmalz*). Für die meisten Biere aber wird das M. während des Trocknens einer höhern Temperatur ausgesetzt (*gedarrt*), um sowohl den Dextringehalt zu steigern, als auch gewisse Röstprodukte zu bilden, welche den Geschmack des Bieres verbessern und es haltbarer machen. Zugleich werden die Eiweißkörper derart verändert, daß sie die Ernährung

der Hefe begünstigen. Beim Darren muß die Temperatur auf der Malzdarre sehr sorgfältig geregelt werden, weil in dem feuchten M. die Stärke leicht in Kleister übergeführt wird und das trockne bei zu hoher Temperatur zwar nicht die zuckerbildende Kraft, wohl aber die Feinheit des Aromas einbüßt. Feucht zu stark erhitztes M. bildet das Glasmalz (Steinmalz), in welchem der Kleister zu einer hornartigen Masse getrocknet und für Wasser undurchdringlich geworden ist. Das Darren dauert 24—48 Stunden, und während desselben muß das M. wiederholt durch Umschaufeln oder durch Malzwendeapparate gewendet werden. Man unterscheidet Malzdarren mit starkem Luftabzug und schnellem Trocknen des Malzes bei verhältnismäßig niederer Temperatur und solche mit langsamem Luftabzug und Trocknen bei höherer Temperatur, wobei ein sehr aromatisches M. für dunkle vollmundige Biere entsteht. Nach ihrer Konstruktion unterscheidet man Darren mit unterbrochenem u. solche mit kontinuierlichem Betrieb. Erstere waren früher zum Teil Rauchdarren, bei denen die Verbrennungsgase des Brennmaterials direkt durch das M. strichen; das Produkt besaß stets einen eigentümlichen Rauchgeschmack. Viel besser sind die Luftdarren, bei welchen das Brennmaterial in einem geschlossenen Ofen verbrannt und die Feuerungsgase durch Röhren geleitet werden. Die die Röhren umspielende Luft durchdringt das auf siebähnlich durchlöchertem Blech oder auf gewalztem Drahtgeflecht liegende M. und führt den Wasserdampf durch einen Dunstschlauch ins Freie. Die Röhren liegen entweder horizontal in der Wärmkammer des Darrofens, oder sie umgeben einen Cylinder über der Feuerung und sind mit diesem durch Trommeln derart verbunden, daß die Gase, im Cylinder aufsteigend, durch die vertikalen Röhren abwärts ziehen (Cylinderdarren). Bei den kombinierten Darren benutzt man zur Vergrößerung der Heizfläche und bessern Ausnutzung des Brennmaterials vertikale und horizontale Heizröhren. Bei den kontinuierlich arbeitenden (mechanischen) Darren geschieht das Aufbringen des Grünmalzes, das Wenden desselben und das Entfernen selbstthätig ohne Arbeitsunterbrechung. Das gedarrte M. wird schließlich auf der Malzentkeimungs- und -Putzmaschine von den Keimen befreit. Je nach der angewandten Temperatur erhält man gelbes, bernsteingelbes oder braunes M. Außerdem röstet man zum Färben dunkler Biere M. in blechernen Cylindern über freiem Feuer, bis es durch und durch dunkel kaffeebraun geworden ist (Farbmalz), wobei es freilich die zuckerbildende Kraft völlig einbüßt. 100 Teile Gerste geben durchschnittlich 92 Teile Luftmalz, auf 8—9 Volumen Gerste aber erhält man 1 Vol. M. mehr. Die Veränderungen, welche die Bestandteile der Gerste bei der Umwandlung in M. erleiden, zeigt folgende Tabelle:

	Gerste	Luftmalz	Darrmalz	Stark gedörrtes Malz
Röstprodukte . . .	0,0	0,0	7,8	14,0
Dextrin	5,6	8,0	6,6	10,2
Stärke	67,0	58,1	58,6	47,6
Zucker	0,0	0,5	0,7	0,9
Zellstoff	9,6	14,4	10,8	11,5
Eiweißstoffe . . .	12,1	13,6	10,4	10,5
Fett	2,6	2,2	2,4	2,6
Mineralstoffe . . .	3,1	3,2	2,7	2,7

Die zuckerbildende Kraft des Malzes beruht auf seinem Gehalt an Diastase (und Maltin, s. Diastase), und man benutzt dieselbe, um in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei große Mengen Stärkemehl in Dextrin und Zucker umzuwandeln. Die zuckerbildende Kraft ist am stärksten im Grünmalz und vermindert sich beim Darren so stark, daß 100 Teile Grünmalz trotz des hohen Wassergehalts ebensoviel Stärke in Dextrin und Zucker verwandeln wie 100 Teile Darrmalz. Anderweitige Verwendung findet das M. zur Bereitung von Malzextrakt, Malzbonbons &c., zur Liebigschen Suppe für Säuglinge, zu Bädern &c. Vor der Verwendung wird das M. zwischen Walzen zerquetscht, Darrmalz auch auf gewöhnlichen Mahlgängen geschroten, und damit sich beim Einmaischen keine Klümpchen bilden, deren Verflüssigung viel Zeit kosten würde, wendet man Malzmilchapparate an, die das M. mit Wasser zu einer milchartigen Flüssigkeit zusammenreiben. Mit großem Vorteil benutzt man auch Vorrichtungen nach Art der Holländer in den Papierfabriken, welche das M. außerordentlich fein zerteilen und alle kleinsten Teile zur Wirksamkeit bringen. Vgl. Schneider, Mälzerei. Chemie und Physiologie der Malzbereitung (Leipz. 1874); Bersch, Die Fabrikation von M. und Malzextrakt (Berl. 1880); Thausing, Theorie und Praxis der Malzbereitung &c. (4. Aufl., Leipz. 1893); Weber, Die Malzfabrikation (Wien 1887); Lintner, Die Malzbereitung (3. Aufl., Freising 1890); Windisch, Anleitung zur Untersuchung des Malzes (Berl. 1892).

Malzaufschlag (Malzsteuer), in Bayern und Württemberg gebräuchliche Form der Biersteuer (s. d.).

Malzbäder, s. Bad, S. 312.

Malzbonbons (Brustbonbons, Malzzucker) werden erhalten, wenn man eine konzentrierte Abkochung von 0,5 kg Malz zu 6 kg Raffinade, die mit Wasser zur Karamelprobe gekocht wurde, hinzusetzt und zur Bonbonkonsistenz einkocht, dann die Masse auf eine Marmorplatte ausgießt und zerschneidet. Nicht selten fehlt den M. des Handels der Malzgehalt völlig.

Malzdarre, s. Malz.

Malzeichen, eingeätzte oder eingebrannte, zuweilen farbige Figuren oder Namenszüge an einzelnen Körperteilen, z. B. auf den Backen, der Stirn, den Armen &c. In den ältesten Zeiten pflegten Sklaven den Namenszug ihres Herrn, Soldaten den ihres Anführers oder irgend ein andres Korpszeichen, Götzendiener den Namen ihres Abgotts sich einzuätzen. Auch den Haustieren brennt man die Eigentumszeichen ein. Verschieden hiervon sind die Schand- und Strafmale der Verbrecher, der Kriegsgefangenen (Brandmale, s. Brandmarkung) &c. Auch als Zeichen der Trauer ritzte man sich solche M. in die Haut, was schon Moses ebenso wie das Einätzen der Götzenbilder verbieten mußte. Vgl. Tättowierung.

Mälzels Metronōm, s. Taktmesser.

Malzer Kanal, Teil der Havel-Wasserstraße, verläßt als westliches Ende des Finowkanals die Havel bei Liebenwalde und vereinigt sich mit dieser wieder bei Malz, ist 13,5 km lang und hat eine mittlere Tiefe von 1,75 m.

Malzessig, s. Essig.

Malzextrakt (Extractum Malti), zur starken Honigkonsistenz eingedampfter wässeriger Auszug von Malz. Man bereitet den letztern, indem man das geschrotene Malz mit dem gleichen Gewicht Wasser drei Stunden maceriert, dann ebenso lange mit 4 Teilen Wasser bei einer 75° nicht erreichenden Temperatur digeriert, endlich aufkocht und abpreßt. Den Auszug koliert und verdampft man im Vakuum. Das noch warme Extrakt mischt man mit 5 Proz. Glycerin, auch be-

deckt man seine Oberfläche in der Flasche mit einigen Tropfen Glycerin. Das M. schmeckt schleimig süßlich, riecht brotartig und besteht aus Dextrin, Zucker, wenig Eiweißstoffen und Phosphaten des Kalkes und der Magnesia. Es ist ein leichtverdauliches Nahrungsmittel, wirkt mild belebend auf die Verdauung und beruhigend bei Reizungszuständen der Respirations- und Verdauungsorgane. Man gibt es, zu 1—2 Theelöffeln in Bier, Fleischbrühe, Wasser gelöst, einigemal des Tages. Häufig wird M. mit Arzneimitteln versetzt (Malzextraktpräparate), z. B. Chininmalzextrakt mit 0,2 Proz. Chininsulfat, Chinineisenmalzextrakt mit 1 Proz. zitronensaurem Chinineisen, Eisenmalzextrakt mit Ferrum pyrophosphoricum (0,36 Proz. Eisen) oder mit 4 Proz. Ferrum oxydatum saccharatum, Jodmalzextrakt mit 0,15 Proz. Jodkalium ꝛc. Der Handel mit Geheimmitteln hat als M. Präparate in den Handel gebracht, die im wesentlichen nichts andres sind als dunkle Biere von oft sehr zweifelhaftem Gehalt. Sie enthalten Abkochungen von Pflanzen, denen irgend eine Heilwirkung kaum zugeschrieben werden kann, und ihre Preise gehen weit über ihren reellen Wert hinaus. Vgl. Rüdinger, Die Bierbrauerei und die Malzextraktfabrikation (2. Aufl., Wien 1887); weiteres unter »Malz«.

Malzkeime, Abfälle von der Braumalzbereitung, werden als Futtermittel für Rindvieh benutzt. Über ihre Zusammensetzung und Verdaulichkeit s. »Futter und Fütterung«, Beilage, Nr. 354.

Malzquetsche, s. Tafel »Bierbrauerei«, S. I.

Malzsirup, Malzextrakt von Sirupskonsistenz.

Malzsteuer (Malzaufschlag), s. Biersteuer.

Malzsurrogate, in der Bierbrauerei als teilweiser Ersatz des Malzes benutzte Stoffe, s. Bier, S. 1001.

Malzteig, s. Bier, S. 1002.

Malzzucker, soviel wie Maltose oder Malzbonbons.

Mama und **Papa** (Tata), weitverbreitete Naturlaute der Kindersprache, Verdoppelungen der den Säuglingen am leichtesten auszusprechenden Laute ma, pa und ta, die dann willkürlich auf Brust (lat. mamma), Vater und Mutter bezogen wurden, so jedoch, daß oft, z. B. bei den Georgiern, mama für Vater und dada für Mutter gebraucht werden. Im Munde von Erwachsenen kamen M. u. P. für Mutter und Vater erst im 17. Jahrh. als höfische Ausdrucksform in Gebrauch. Vgl. Buschmann, Über den Naturlaut (Berl. 1853).

Mamäa, Julia, Mutter des röm. Kaisers Alexander Severus (s. Alexander 2) und Nichte der Julia Domna, der Mutter Caracallas, führte zuerst mit großer Klugheit die Regentschaft für ihren Sohn, als dieser 222 n. Chr., noch nicht 14 Jahre alt, von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen war, übte aber auch auf den erwachsenen noch entscheidenden Einfluß aus und wurde von den Soldaten, welche damit und mit der Strenge des Kaisers unzufrieden waren, 235 mit ihrem Sohn zusammen bei Mainz ermordet.

Mamadysch, Kreisstadt im russ. Gouv. Kasan, an der Wjatka, mit 3 griechisch-kath. Kirchen und (1889) 5279 Einw.

Mämakterion, der fünfte Monat des attischen Kalenders, in dem zu Ehren des Zeus (der als Gott der Winde den Beinamen Mämaktes, »der Tobende«, hatte) das Fest der Mämakterien gefeiert wurde.

Mamaliga, s. Polenta.

Mamalucos, s. Farbige.

Mamaveira, s. Carica.

Mambunda, Volk, s. Marutse-Mambunda.

Mameluken (Mamlûken, arab., »erkaufte Sklaven«), die Leibwache orientalischer Herrscher. Schon der Chalif Almutassim (833—842) hatte eine Leibwache von 70,000 Mann. Im 13. Jahrh. kauften die ejjubidischen Sultane von Ägypten von den Türken Kriegsgefangene aus Turan und dem Kaukasus und bildeten hieraus das Korps der M., die wegen ihrer kriegerischen Tüchtigkeit bald allgemein gefürchtet waren, aber ebenso oft auch ihren eignen Herren durch ihre Einmischung in die Regierungsangelegenheiten und ihre Neigung zu Empörungen lästig wurden. Als Turan Schah 1250 mit dem Kreuzfahrerheer Ludwigs IX. von Frankreich einen Vertrag abschloß, ohne vorher die M. zu Rate zu ziehen, ermordeten ihn diese und wählten an seine Stelle aus ihrer Mitte Moos Ibegh (Eibek), womit die Herrschaft der M. in Ägypten begann. Der Dynastie der Bahariden folgte 1390 die der Vordschiten. Als 1517 Selim I. Ägypten eroberte, setzte er zwar einen Pascha über das Land, mußte aber auch die 24 Mamelukenbeis als Statthalter der verschiedenen Provinzen des Landes fortbestehen lassen, und diese rissen denn auch bald wieder die ganze Regierungsgewalt an sich. Seit der Mitte des 18. Jahrh. erhielten die M. durch ihre Anzahl und ihre Reichtümer ein solches Übergewicht im Lande, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz von ihnen abhing, fast alle höhern Staatsämter in ihrem Besitz waren und ihre Beis, besonders seit Ali Bei (1763—73), fast unumschränkte Beherrscher Ägyptens waren. Die Zahl der durch ganz Ägypten zerstreuten M. betrug ungefähr 10—12,000, und sie ergänzten sich meist durch tscherkessische Sklaven. Erst Napoleons I. Feldzug nach Ägypten (1798—99) brach ihre Macht. Sie wurden unter ihren mächtigsten Beis, Murad und Ibrahim, mehreremal geschlagen, vor allem in der berühmten Pyramidenschlacht 21. Juli 1798. Napoleon nahm auch eine Anzahl M. in seinen Dienst und brachte sie mit nach Frankreich, wo sie seit 1804 in ihrem orientalischen Kostüm eine Kompanie der kaiserlichen Garde bildeten. Zwar wollten die M. nach dem Abzug der Franzosen ihre soldatische Herrschaft erneuern; der Pascha Mehemed Ali zwang sie jedoch zur Unterwerfung und ließ dann ihre Häupter, die er zu einer Feierlichkeit eingeladen hatte, 470 an der Zahl, treulos ermorden (1. März 1811). Vgl. Quatremère, Histoire des sultans mamlouks, traduite de Makrizi (Par. 1837—41, 4 Bde.).

Mamercus, Sohn des Numa, von welchem die Mamerci, eine Familie des ämilischen Geschlechts, sich herleiteten. Auch oscischer Vorname statt Marcus.

Mamers (spr. -mär), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Sarthe, an der Dive und der Westbahn, hat 2 Kirchen aus dem 16. Jahrh., ein Handelsgericht, ein Collège, eine Bibliothek, Leinwandfabrikation, Mühlenbetrieb und (1891) 5799 Einw.

Mamers, Nebenform für Mars (s. d.).

Mamertiner (»Söhne des Mamers«, d. h. des Mars), kampan. Söldner des Agathokles in Syrakus; nach dessen Tode (289 v. Chr.) von den Syrakusanern entlassen, bemächtigten sie sich 282 der Stadt Messana und bildeten daselbst einen Räuberstaat, gerieten aber bald mit Hiero, dem König von Syrakus, in Streit und wurden von ihm 266 bei Mylä besiegt. Um die Eroberung ihrer Stadt durch ihn zu verhindern, rief eine Partei der M. den karthagischen Feldherrn Hannibal herbei, der die Burg besetzte, während sich eine andre an die Römer wandte. Der Senat trug Bedenken, die erbetene Hilfe zu leisten, das Volk jedoch ge-

währte sie und führte damit die letzte Veranlassung zum ersten punischen Krieg herbei.

Mamertinisches Gefängnis (Carcer Mamertinus, Tullianum), der berüchtigte, noch vorhandene Kerker des alten Rom, an der Nordecke des Forums unter der Kirche San Giuseppe de' Falegnami gelegen, der älteste (wohl noch etruskische) Bau der Stadt. Er besteht aus zwei übereinander liegenden Gemächern, deren jedes ursprünglich nur eine runde Öffnung in der Decke hatte (das untere mit einer Quelle, daher wahrscheinlich ein ehemaliges, in den Felsen des Berges gehauenes Brunnenhaus), und war für Staatsverbrecher, kriegsgefangene Fürsten &c. bestimmt, die hier erdrosselt oder dem Hungertod preisgegeben wurden. Nach der Tradition verbrachten auch die Apostel Petrus und Paulus hier ihre letzten Tage, daher Papst Silvester I. auf Verlangen Konstantins das Gefängnis den beiden Aposteln weihte.

Mamertinus, Claudius, Verfasser einer in der Sammlung der »Panegyrici latini« (s. Panegyrikus) befindlichen, 1. Jan. 362 n. Chr. in Konstantinopel vor Kaiser Julian gehaltenen Dankrede für Verleihung des Konsulats, welche ein ziemlich treues Bild von Julians Persönlichkeit und Regierungsthätigkeit gibt.

Mamestra, s. Eulen (Schmetterlinge), S. 26.

Mamiāni della Rovere, Terenzio, Graf, ital. Gelehrter u. Staatsmann, geb. 19. Sept. 1799 zu Pesaro in der Romagna, gest. 21. Mai 1885 in Rom, ward bei der 1831 gegen die päpstliche Herrschaft ausgebrochenen Bewegung Mitglied der provisorischen Regierung zu Bologna, mußte deshalb nach dem Sieg der österreichischen Waffen in die Verbannung gehen und begab sich nach Paris, wo er sich mit der Litteratur und philosophischen Studien beschäftigte. Der Regierungsantritt Pius' IX. und dessen Amnestiedekret vom 17. Juli 1846 ermöglichten M. die Rückkehr in den Kirchenstaat, aber er lehnte es ab, sich der Amnestie zu bedienen, begab sich vielmehr nach Piemont und ging erst Anfang 1848 nach Rom, wo er bald einer der einflußreichsten Volksmänner wurde. Am 4. Mai 1848 von Pius IX. zum Minister des Innern ernannt, war M. durch seine gemäßigte Haltung dem Papst und seiner reaktionären Umgebung wie den Radikalen gleich verhaßt, nahm daher schon 2. Aug. seine Entlassung und ging nach Turin, wo er mit Gioberti u. a. die Gesellschaft des »italienischen Bundes« gründete. Als die Verhältnisse in Rom sich mehr und mehr verwickelten, kehrte M. dahin zurück und übernahm nach der Ermordung Rossis (15. Nov. 1848) für wenige Wochen in dem Ministerium Galletti das Portefeuille des Äußern, zog sich aber, als in Rom die Republik erklärt wurde, aus der Kammer zurück und wandte sich, als die Franzosen zu gunsten des Papstes intervenierten, nach Genua. 1856 wählte ihn diese Stadt zum Abgeordneten des Parlaments in Turin, wo M. stets für die nationale Politik Italiens wirkte und Geschichtsphilosophie an der Universität lehrte (1857—60). Am 21. Jan. 1860 übernahm er im Ministerium Cavour das Portefeuille des Unterrichts. 1861 ging er als Gesandter nach Athen, 1865 nach Bern, kehrte 1867 nach Italien zurück und wurde zum Vizepräsidenten des Senats gewählt, dessen Mitglied er seit 1864 war. M. schrieb: »Rinnovamento della filosofia antica italiana« (Par. 1834; 2. Aufl., Flor. 1836); »Nostro parere intorno le cose italiane« (1839); »Dell' ontologia e del metodo« (1841); »Poeti dell' età media« (Par. 1842, 2. Aufl. 1848); »Dialoghi di scienza prima« (das. 1844); »Del Papato« (das. 1851); »Scritti politici« (Flor. 1853); »Della rinascenza cattolica« (das. 1862); »Confessioni d'un metafisico« (das. 1865, 2 Bde.); »Teorica della religione et dello stato« (1868); »Prose letterarie« (das. 1867); »Meditazioni cartesiane« (1869); »Compendio di sintesi della propria filosofia« (Turin 1876); »Psicologia di Kant« (Rom 1877); »La religione dell' avvenire« (Mail. 1879); »Critica della rivelazione« (das. 1880); »Parigi or fa cinquant' anni« in der »Nuova Antologia«, 1881—82; »Questioni sociali« (Rom 1882); »Novelle, favole e narrazioni« (Neapel 1883); »Il papato nei tre ultimi secoli« (Mail. 1885) u. a. In seiner Jugend veröffentlichte er auch: »Rime di Arnaldo« (1829) und »Poesie« (Par. 1843, Flor. 1864). Eine gute Auswahl gab Mestica heraus (»Poesie e prose di T. M.«, Città di Castello 1886). Als Philosoph hielt M. wie Rosmini und Gioberti an der Hoffnung auf eine Reform der katholischen Kirche und ihre Versöhnung mit der Wissenschaft fest. Vgl. Ferri, Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie, Bd. 2 (Par. 1869); Mestica, Su la vita e le opere di T. M. (in der genannten Auswahl); Gaspari, Vita di T. M. (Ancona 1887); Casini in der »Nuova Antologia«, 1892—93; Barzellotti, Studj e ritratti (Bologna 1893); zur Bibliographie: »L'indice delle opere di T. M.« (Pesaro 1887).

Mammae (lat.), die Brüste (s. d.).

Mammalĭa (lat.), die Säugetiere (s. d.).

Mammēa *L.* (Mammeibaum), Gattung aus der Familie der Guttiferen mit der einzigen Art M. americana *L.*, ein hoher, schöner Baum Westindiens mit sehr kurz gestielten, ovalen, gegenständigen, fast fußlangen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden großen, weißen oder hell rosafarbenen, sehr angenehm riechenden Blüten, wird im tropischen Amerika allgemein kultiviert. Die gelben, bis 10 cm im Durchmesser haltenden rötlich gelben Früchte (Mammeiäpfel, südamerikanische Aprikosen, Aprikosen von Santo Domingo) sind sehr geschätzt und enthalten unter der lederigen, bitter schmeckenden Haut ein gelbes, gewürzhaft wohlschmeckendes Fleisch. In Zucker eingemacht, dienen sie als magenstärkendes Mittel. Der Fruchtsaft und der aus den Zweigen tropfende Saft werden auch zur Bereitung des Mammeiweins benutzt. Die Samen sind als Wurmmittel im Gebrauch. Weingeist, mit den Blüten destilliert, gibt den Liqueur aux Créoles, den man in Westindien für das beste geistige Getränk hält. Das Holz dient zum Bauen und zu Schreinerarbeiten.

Mammeiäpfel, Mammeiwein, s. Mammea.

Mammeliga, s. Polenta.

Mammillarĭa *Haw.* (Warzen- oder Kugelkaktus, Brustwarzendistel), Gattung aus der Familie der Kaktaceen, mit mehr oder minder rundem, keulen- oder säulenförmigem, fleischigem Stamm, der mit mehr oder minder erhabenen Warzen, die auf oder an der Spitze Wolle oder Stacheln tragen und in Winkeln zwischen den Warzen die Blüten produzieren, besetzt ist. Wenn die Blüten erscheinen wollen, erzeugt sich vorher ein Wollbüschel in den Achseln der Warzen. Die Blüten sind in der Regel klein, stehen einzeln oder in Kreisen um den Scheitel und sind meist rosenrot, auch gelb oder weiß. Die vielsamigen Beeren sind länglich, glatt, meist karminrot, schmecken süßlich und werden in der Heimat gegessen. Die Mammillarien sind meist in Mexiko heimisch und werden bei uns in zahlreichen Arten kultiviert. S. Tafel »Kakteen«, Fig. 8.

Mammon (aramäisch, »Schatz«), im Neuen Testament der Reichtum personifiziert und als Götze gedacht; daher Mammonsdiener, soviel wie Geldmensch; Mammonismus, soviel wie Geldgier.

Mammut (Mammont, russ. Mamant, Elephas primigenius), die wichtigste und häufigste Art fossiler Elefanten aus dem Diluvium (s. Tafel »Diluvium II«, Fig. 6—8). Ihre Stoß- u. Backenzähne und die kolossalen Knochen sind denen der lebenden Elefanten, besonders des ostindischen, sehr ähnlich. Der Stoßzahn war indes noch größer, bis 7 m lang und über 30 cm im Querschnitt, bis 80 kg schwer. Auch das M. selbst war etwas größer als der Elefant und hatte Haare. Der älteste bekannte Fund ist etwa vom Jahre 1700. Später (1799) will ein Tunguse einen im Eise vollständig erhaltenen Kadaver gefunden haben, dessen Fleisch von Hunden gefressen wurde. Als Adams 1806 ihn untersuchte, war er schon stark zerstört, aber Haut und Knochen noch erhalten, der Hals mit langer Mähne, der Körper mit steifen, schwarzen Grannen- und weichen, rötlichen Wollhaaren bedeckt. Der Kopf wog ohne Stoßzähne 200 kg. Das Tier war über 3 m hoch; sein Skelett steht in der Petersburger Sammlung. Die Knochen und Zähne des Mammuts finden sich fast überall mit denen eines Rhinozeros (Rhinoceros tichorrhinus), des noch lebenden nordischen Moschusochsen (Ovibos moschatus), des Höhlenbären und andrer Tiere über den ganzen Norden beider Hemisphären bis zu den Alpen und in Nordamerika bis in die mittlern Vereinigten Staaten verbreitet. Noch häufiger als in Nordsibirien und im polaren Amerika (Eschscholtzbai) liegen sie im gefrornen Boden mancher Inseln des Nördlichen Eismeeres, in Neusibirien ꝛc. Die Eingebornen glauben, das Tier lebe noch heute wie ein Maulwurf unter der Erde und sterbe an der Luft. Auch im mittlern Europa finden sich Mammutreste hier und da massenhaft; so sollen bei Kannstatt 1700 an 60 Stoßzähne ausgegraben worden sein. Zwischen den Zähnen des gleichalterigen Nashorns fand Brandt die Reste von Fichtenzweigen und -Nadeln, die wahrscheinlich auch das Futter des nordischen Elefanten waren. Wahrscheinlich hat das M. auch mit den ältesten, nur rohe Steinwaffen führenden, zumeist wohl Höhlen bewohnenden Menschen zusammen gelebt. In der Grotte von Madelaine (Périgord) fand man eine prähistorische Darstellung eines Mammuts auf einem Stoßzahn eines solchen Tieres, doch wird die Echtheit des Fundstückes stark angezweifelt. — Das fossile Elfenbein, ein wichtiger Handelsartikel, stammt ausschließlich von dem nordischen, besonders neusibirischen, echten M. Vgl. Brandt, Über die Naturgeschichte des Mammuts (Petersb. 1866); Lang, Geschichte der Mammutfunde (Zürich 1892).

Mammutbaum, s. Sequoja.

Mammuthöhle (Mammoth Cave), Stalaktitenhöhle im nordamerikan. Staat Kentucky, im S. von Louisville, am Green River, die größte aller bekannten Höhlen. Die Haupthöhle erstreckt sich unter der Erde 16 km weit, während die bis jetzt erforschten 225 Seitengänge eine Gesamtlänge von 280 km haben. Der kohlenhaltige Kalkstein, in dem die M. liegt, nimmt ein Gebiet von 25,880 qkm (470 QM.) ein und enthält nach Shalers Annahme mindestens 160,000 km unterirdischer Höhlen. Das Innere besteht aus einer Reihe von Hallen, Domen, Grotten, Gängen, Seen, Flüssen ꝛc.; darunter der Mammutdom und die Chief City (150 m lang, 60 m breit und 36 m hoch). Tropfsteine sind verhältnismäßig selten, aber zum Teil von bedeutendem Umfang. Die Luft ist außerordentlich rein und die Temperatur gleichmäßig (12—14°). Unter dem Schutte des Bodens gefundene Skelette einer ausgestorbenen Rasse zeigen, daß die Höhlen ehemals bewohnt waren. Die M. wird jährlich von zahlreichen Touristen besucht.

Mammutpresse (Hoe's Lightning- od. Blitzpresse), s. Schnellpresse.

Mammutpulver, großkörniges (klumpenartiges) Geschützpulver, Vorläufer des Prismapulvers in Nordamerika.

Mamoré, einer der Quellströme des Madeira (s. d.), entspringt, anfangs auch Chimoré genannt, unter 17° 20' südl. Br. am Nordabhang der Kordillere von Cochabamba, fließt nordwärts, nimmt links den Rio Chaparé, rechts unter 15° 23' südl. Br. den Guapay oder Rio Grande mit dem Piray und Yapacani auf, heißt nun ausschließlich M., empfängt links zahlreiche wasserreiche Zuflüsse (Secure, Tijamuhi, Apere, Yacuma mit Rapulu) und durchströmt dann eine weite Ebene, die westwärts in den großen Sumpf von Rogunaguado übergeht. Unter 11° 55' südl. Br. mündet der weit mächtigere Guaporé (s. d.) oder Itenez mit Bauro und Itonamas, der bis dahin die Grenze zwischen Brasilien (Mato Grosso) und Bolivia gebildet hat, die jetzt fortan der M. bildet. Die ihm nun zugehenden Flüsse (rechts Soterio und Pacás Novas, links Jata) sind wenig bedeutend, die Inselbildung aber ansehnlich. In seinem untersten Lauf stürzt der Fluß in den Stromschnellen von Guajara, Mirim, Banoneira, Pao Grande, Lima bis zu dem Punkte herab, wo er sich bei Villa Bella unter 10° 22' südl. Br. mit dem Beni zum Madeira vereinigt. Die Stromlänge, von der Quelle des Guapay an gerechnet, beträgt 1800 km, die dem Madeira zugeführte Wassermasse 835—700 cbm.

Mampe, s. Kräuterlikör.

Mamre, Terebinthenhain in Palästina, unweit Hebron, mit der Höhle Machpela, wo Sarah, Abraham, Isaak und Jakob begraben wurden. Die mohammedanische Tradition sucht diese Stätte in Hebron selbst, die christliche eine halbe Stunde nordwestlich davon, wo die uralte große »Eiche Abrahams« gezeigt wird.

Mamuret Aziz, ein 1880 gebildetes kleines Wilajet der asiatischen Türkei am obern Euphrat, mit der Hauptstadt Mezere bei Charput, den 3 Sandschaks Mezere, Malatia und Dersim, ca. 35,000 qkm Areal und ca. 500,000 Einw. (Kysylbasch, Mohammedaner, Armenier und Kurden). M. produziert besonders Getreide, Wein, Wolle, Häute, hat starke Viehzucht und Weberei von Teppichen, Seiden- u. Baumwollenstoffen.

Mamsell, s. Damoiselle.

Man (Män, türk. Batman), pers. Gewicht von verschiedener Schwere: am häufigsten das von Täbriz (kleine M. von Teheran) zu 8 Abbasi = 640 Miskal von 4,6 g = 2,944 kg, dagegen das neue Täbrizer M. von Aserbeidschân = 1000 und das große für Landesprodukte = 3000, das M. von Maghara = 1250 und für Seide (M. von Karabag) = 1740, das ältere von Ardebil = 1675 Miskal, das neue (Karawanen-M. für den Verkehr mit Kleinasien) zu 20, das M. von Reï bei Teheran zu 32, das der Dörfer um Teheran zu 40, das Män-i-schahi von Qazwin (für Ispahan, Schiraz, Gilan und Masenderan) zu 16, das von Schiraz zu 9 Abbasi von 368 g. In Konstantinopel rechnete man für das Mahnd oder Batman persische Seide 6 Oken = 7,680 kg.

Das M. (Amman) von Sansibar, 1/12 Frasla, wiegt 3 Artal = 1,3472 kg. Das M. (Mahnd, große Rottel) von Kairo für Schildkrötenschalen hat 324 Derhem = 1 kg. Vgl. Mahnd.

Man (spr. männ, bei den Eingebornen Mannin), engl. Insel im Irischen Meer, dem Solway Firth gegenüber, hat eine Länge von 53 km, eine Breite von höchstens 20 km und umfaßt 588 qkm (10,7 QM.). Die Insel wird der Länge nach (von NO. nach SW.) von einer Bergkette durchzogen, die im Snaefell in der Mitte 617 m Höhe erreicht. Nur der nördliche Teil ist flacher tertiärer Boden; im übrigen besteht die Insel aus silurischem Schiefer, Bergkalk und Trapp. Die Küste ist an vielen Stellen steil. Am Südwestende von M. liegt das Inselchen Calf of M. (»Kalb von M.«). Das Klima ist sehr mild und gleichmäßig. Die Einwohner, (1891) 55,608 an der Zahl, sind nicht Angelsachsen, sondern bilden das mit den Gälen Schottlands nahe verwandte Volk der Manx, aber kaum ein Fünftel derselben spricht die alte Sprache (Grammatik von Kelly, 1805; neue Ausg., Lond. 1870; Wörterbuch von Kelly u. a., Douglas 1866). Ackerbau wird namentlich im S. und in dem flachern nördlichen Teil getrieben; die Hügel im Innern bieten reichliche Weide für Rinder und kleine Schafe. Von der gesamten Oberfläche waren 1890: 54 Proz. unter dem Pflug, 14,8 Proz. bestehen aus Weiden. Die Waldungen umfassen nur 242 Hektar. An Vieh zählte man 1890: 21,098 Rinder, 70,112 Schafe, 4897 Schweine. Der Bergbau lieferte 1894: 5624 Ton. silberhaltiges Bleierz und 2579 T. Zinkerz im Gesamtwert von 59,870 Pfd. Sterl. Es gehören (1894) zur Insel 134 Schiffe von 13,218 T. Gehalt, und der Verkehr mit Liverpool und andern Städten Großbritanniens ist bedeutend. Die Insel hat ihre eigne Verfassung. Sie wird von einem Gouverneur verwaltet, den die Krone ernennt, und dem ein Rat von 9 Mitgliedern und das Haus der 24 Keys (Unterhaus) mit gesetzgebender Gewalt zur Seite stehen. Gesetze haben nur dann Gültigkeit, wenn sie vom Tynwaldhügel verkündigt worden sind, wie das seit undenklichen Zeiten Sitte ist. Die Einnahmen beliefen sich 1891/92 auf 72,254, die Ausgaben auf 58,365 Pfd. Sterl., die öffentliche Schuld (1892) auf 301,752 Pfd. Sterl. Castletown ist die alte Hauptstadt, aber Douglas ist bedeutender und jetzt Sitz der Regierung. — Die Insel war schon den Römern bekannt, ist aber zu Unrecht mit deren Mona (Anglesey) identifiziert worden. Am Ende des 10. Jahrh. kam sie unter normännische Herrschaft und bildete mit den schottischen Inseln lange ein eignes Königreich, das Regnum insularum, das bis 1077 von den Nachkommen des Jarl Orry, dann unter norwegischer Oberhoheit von den Nachkommen des Godred Crovan beherrscht wurde. Nach deren Aussterben trat 1266 Magnus von Norwegen die Insel an Schottland ab, und bald darauf ging dieselbe in den Besitz Englands über, welches 1406 die Familie Stanley (Derby) mit dem »Königreich M.« belehnte. Später (1736) kam M. an die mit den Stanleys verwandten Herzöge von Athole, die ihre Herrschaft über die Insel, die ein Hauptsitz des Schmuggelhandels war, 1765 für 70,000 Pfd. Sterl. und eine Rente von 2000, später 3000 Pfd. Sterl. an die Krone überließen und 1829 für die ihnen bis dahin noch verbliebenen Rechte mit 417,144 Pfd. Sterl. abgefunden wurden. Vgl. Train, Historical account of the isle of M. (Lond. 1845, 2 Bde.); Cumming, Runic and other monumental remains of the isle of M. (das. 1857); die Veröffentlichungen der Manx Society; Hall Caine (s. d.), The little Manx nation (1891); Lokalführer von Black, Jenkinson u. a.

Man., bei botan. Namen Abkürzung für Saverio Manetti, geb. 1723, gest. 1784 als Arzt und Direktor des botanischen Gartens in Florenz. Schrieb: »Viridarium florentinum« (Flor. 1751).

Manaar, kleine Insel an der Nordwestküste Ceylons, welche mit der Insel Rameswaram die Adamsbrücke bildet und den Golf von M. nach N. abschließt. Der letztere wird immer seichter und kann nur von Booten befahren werden. Hauptort ist die Stadt M. auf der Südostküste, mit altem portugiesischen Fort, Perlen- und Trepangfischerei und Dugongfang.

Manabi, Provinz von Ecuador, s. Manavi.

Manacor, Bezirkshauptstadt auf der span. Insel Mallorca (Balearen), 12 km vom Meere in wohlbebauter Ebene, an der Eisenbahnlinie Palma-M., hat eine Kirche mit hohem Glockenturm, Reste eines alten Palastes der Könige von Mallorca, schöne Landhäuser und (1887) 19,635 Einw.

Mänaden, soviel wie Bacchantinnen, s. Dionysos.

Manager (engl., spr. männedscher), Leiter eines Unternehmens, Geschäftsführer, insbes. einer reisenden Theater- oder Zirkusgesellschaft u. dgl. In der Turfsprache der Leiter oder Unternehmer eines Rennstalles. Managers heißen auch die vom Oberhause und Unterhause des englischen Parlaments gewählten Mitglieder zu gemeinsamen Beratungen beider Häuser; auch die Mitglieder des Unterhauses, die vor dem Oberhause plaidieren und Zeugen vorbringen.

Manägren (Maniagren), Volk tungusischen Stammes in Sibirien, an der Seja, einem linken Zufluß des Amur in der Amurprovinz.

Managüa, Hauptstadt des mittelamerikan. Staates Nicaragua, unter 12° 7' nördl. Br. in schöner, fruchtbarer Gegend, am See M., ist regelmäßig gebaut, hat eine Wasserleitung, Eisfabrik und (1891) 27,000 Einw. M. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Managüasee, See in Nicaragua, 47 m ü. M., 50 km lang, 8—25 km breit und 1450 qkm (26 QM.) groß, steht durch den aus ihm abfließenden, 35 km langen Panaloya, der bei Tipitapa einen 4 m hohen Wasserfall bildet, mit dem Nicaraguasee in Verbindung. Am Nordwestufer erhebt sich der Momotombo (1830 m), im See selbst der Vulkan Momotombito. Auf dem M. verkehren drei Dampferlinien.

Manakin, s. Schmuckvögel.

Mänälos, Gebirge im alten Arkadien, welches die Ebenen von Mantineia und Tegea vom innern Arkadien trennt und als Lieblingsaufenthalt des Pan angesehen wurde. Heute der die Berge H. Ilias (1981 m) und Apano Krepa (1559 m) verbindende Höhenzug.

Manáos (früher Barra do Rio Negro), Hauptstadt des brasil. Staates Amazonas, am Rio Negro, 16 km oberhalb dessen Mündung in den Amazonenstrom, hat ein Lyceum, ein bischöfliches Seminar, ein Asyl für Indianerkinder, ein ethnologisches Museum, Bibliothek, ein chemisches Institut, Wasserwerke, Kaianlagen und 14,000 Einw., darunter eine Anzahl Deutsche, die lebhaften Handel mit Gummi (1893: 4746 Ton.), Nüssen (35,840 hl), Piassava, Kakao, Kopaivabalsam u. a. betreiben. M. ist Sitz eines deutschen Konsuls und Hauptstation der den Amazonenstrom und Rio Negro befahrenden Dampfschiffe; auch besteht direkte Dampferverbindung mit England.

Manassarowar (im Sanskrit Manasa-Sarovara, tibet. Tscho Mapang), heiliger See im west-

lichen Tibet, unter 30° 40′—30° 51′ nördl. Br. und 81° 25′—81° 40′ östl. L. v. Gr., 5621 m ü. M., von fast kreisrunder Form und 380 qkm groß. Am Nordwestufer erhebt sich der Kailas der Gangrikette, am Südwestufer der Gurla Mandhata des Himalaja. Wie der ebenfalls heilige Berg Kailas spielt der M. eine große Rolle in der Mythologie der Hindu. Nach dem Wardschu Purána flutete der Ozean bei seinem Fall vom Himmel viermal um den Berg Meru, teilte sich dann in vier Flüsse, die vom Berge hinabzogen, und bildete vier Seen: Arunoda im O., Siloda im W., Mahábhadra im N. und Mánasa im S., eine Andeutung der Thatsache, daß der Kailas eine wichtige Wasserscheide ist, von der der Indus nordwärts, der Satledsch südwestwärts, der Sanpu oder Brahmaputra ostwärts fließen. Man glaubte auch, daß der Ganges hier seinen Ursprung habe. Der M. ist einer der vier Seen, aus denen die Götter trinken, und spielt in dem Elysium der Hindu oder Siwas Paradies auf dem Kailas eine hervorragende Rolle.

Manassas, Dorf in der Grafschaft Prince William des nordamerikan. Staates Virginia, 40 km südwestlich von Washington, am Flüßchen Bull-Run, nach dem auch die beiden hier geschlagenen Schlachten benannt werden; s. Bull-Run.

Manasse, 1) erster Sohn des Patriarchen Joseph und der Priestertochter von Heliopolis, Osnath, in Ägypten geboren, älterer Bruder Ephraims, von Jakob an Sohnes Stelle angenommen, daher Ahnherr eines der zwölf Stämme, welcher stets neben Ephraim genannt wird. Der Stamm wohnte teils im eigentlichen Palästina nördlich vom Stamm Ephraim, teils in Ostjordanland, wo er moabitisches Gebiet eroberte (s. Karte »Palästina«).

2) König von Juda, Sohn und Nachfolger des Hiskias, bestieg den Thron 697 als zwölfjähriger Knabe, regierte bis 642 und stellte alle Arten von Götzendienst her; er huldigte nicht nur dem babylonischen Sternendienst, sondern errichtete auch auf Zion der Astarte und im Thal Hinnom dem Moloch Altäre. M. selbst opferte seinen Sohn dem Moloch. Die Propheten verfolgte er mit blutiger Grausamkeit. Der Sage nach ließ er auch Jesaias töten. Doch hatte die blutige Verfolgung nur einen mächtigen Aufschwung der religiösen Begeisterung und eine Läuterung des Jehovahglaubens zur Folge. Nach außen sank die Macht des Reiches, die benachbarten Stämme machten sich unabhängig, und die Angabe 2. Chron. 33, 1—20, daß er von den Assyrern als Gefangener nach Babylon abgeführt worden sei, in der Gefangenschaft sein Herz zu Gott gewendet und nach seiner Rückkehr besser regiert habe, ist nicht unwahrscheinlich. In der letzten Zeit seiner Herschaft sicherte M. das Reich durch Befestigungen und durch ein Bündnis mit Ägypten. Das Gebet Manasses, ein in manchen Handschriften der Septuaginta vorhandener Bußpsalm, ist unecht und gilt auch der katholischen Kirche nicht für kanonisch.

Manasse ben Israel, s. Menasse ben Israel.

Manassein, Nikolai Alexantjewitsch, russ. Minister, stammte aus einem Adelsgeschlecht des Kasanschen Gouvernements, besuchte die kaiserliche Rechtsschule, wurde 1854 dem achten Departement des dirigierenden Senats zugeteilt, nahm 1860 seinen Abschied aus dem Staatsdienst, trat 1866 als Procureursgehilfe des Moskauer Bezirksgerichts wieder in denselben ein, ward 1870 Procureur bei der Moskauer Gerichtspalate, revidierte das Untersuchungswesen in den Gouvernements Smolensk, Kostroma und Wologolsk, ward dafür zum Wirklichen Staatsrat und 1877 zum Departementsdirektor im Justizministerium befördert und 1880 in den dirigierenden Senat berufen. 1882—84 führte er als dirigierender Senator die Revision der baltischen Gouvernements in allen Beziehungen der Reichsverwaltung durch, welche die Zerstörung der Autonomie derselben und ihre Russifizierung zur Folge hatte. 1885—92 war er Justizminister und starb 29. Sept. 1895.

Manātus, s. Lamantin.

Manavi (Manabi), Provinz der südamerikan. Republik Ecuador, an der Küste des Stillen Ozeans, 14,922 qkm (271 QM.) groß, mit (1893) 64,100, stark mit Negerblut vermischten Einwohnern. Das nur bis 600 m hohe, aus Kreidegebirgen, die mit Grünsteingängen durchsetzt sind, bestehende Land wird von mehreren kleinen Flüssen durchschnitten und bringt zur Ausfuhr Kautschuk, Kakao, Schweinefleisch, Strohhüte, Artikel aus Pita (Agavefasern) und Hängematten. Die Küste ist fischreich. Hauptstadt ist Puerto viejo mit 10,000 Einw., im Innern, Haupthafen Manta (s. d.).

Mancándo (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung, soviel wie abnehmend.

Mancha, La (spr. mántscha), ebene, baumlose Landschaft in Spanien, bildet gegenwärtig den Hauptbestandteil der Provinz Ciudad Real und erstreckt sich außerdem in die Provinzen Albacete, Toledo und Cuenca. Trotz der in der M. herrschenden Hitze und Trockenheit liefert diese Landschaft viel Getreide sowie auch Wein, Esparto und Safran.

Mancha Real (spr. mántscha), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Jaen, am Nordfuß der Sierra Magina, mit (1887) 6059 Einw.

Manche, La (spr. mangsch', »Ärmel«), franz. Bezeichnung des Kanals (s. d., S. 826) zwischen Frankreich und England.

Das **Departement Manche**, an der Nordwestküste von Frankreich, ist aus dem westlichen Teile der ehemaligen Niedernormandie gebildet und umfaßt die beiden Landschaften Avranchin (im S.) und Cotentin (im N.). Es hat 6411 qkm (116,4 QM.) Flächenraum und wird außer von dem Kanal noch von den Departements Calvados und Orne im O., Mayenne und Ille-et-Vilaine im S. begrenzt. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 513,815 Seelen (80 pro QKilometer) und hat seit 1881 um 12,562 Seelen abgenommen. Die Küste ist reich an Buchten, bietet aber, außer Cherbourg, keine sichern Häfen. Das Innere des Landes ist meist Ebene oder Hügelland und erreicht nur in einem Punkt 368 m. Das Klima ist mild und feucht. Von den zahlreichen Küstenflüssen sind die Vire, Taute mit Douve, Sienne, Sée und Sélune die bedeutendsten. Auf bebautes Land kommen 3657 qkm, auf Wiesen 1210 qkm; das übrige nehmen Wald und Weide ein. Hauptprodukte sind Getreide, insbes. Weizen (1893: 839,333 hl), Buchweizen (666,834 hl), Gerste und Hafer, dann Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Rüben, Flachs, Hanf und Raps. Sehr reich ist das Departement an Obst, besonders an Äpfeln, die zur Ciderbereitung verwendet werden. Der Viehstand ist verhältnismäßig bedeutend, besonders an Pferden (1893: 81,138 Stück), Rindvieh (312,151 Stück), Schafen (178,905 Stück) und Schweinen (119,139 Stück). Das Mineralreich liefert Granit und Bausteine. Die Industrie erstreckt sich auf Eisen- und Kupfergießerei, Schiffbau, Spinnerei und Weberei in Baumwolle und Schafwolle, Papierfabrikation, Gerberei &c. Von Wichtigkeit sind auch die Fischerei

und Austernzucht. Der Handel führt namentlich Granit, Getreide, Geflügel, Vieh, Pferde, Eier, Butter, Honig, gesalzenes Fleisch und Fische aus. Das Departement zerfällt in die sechs Arrondissements: Avranches, Cherbourg, Coutances, Mortain, St.-Lô und Valognes; Hauptstadt ist St.-Lô. Vgl. »L'Eure et la M.« in den Dictionnaires départementaux (Par. 1894).

Manchester (spr. mäntschester, Samtmanchester, Baumwollsamt), samtartiger Stoff aus Baumwolle, welcher als Nachahmung des echten seidenen Samts auftritt, aber ohne Nadeln (s. Samt) gewebt wird. Der Stoff hat seinen Namen von der Stadt M. erhalten, wo er zuerst dargestellt wurde. In England heißen diese Stoffe Velvets, Velverets, Velveteens. Gestreifter M. entsteht entweder dadurch, daß man die Pole streifenweise unaufgeschnitten läßt, oder dadurch, daß zufolge eigentümlicher Anordnung der flott liegenden Polschußteile auch nach vollständigem Reißen ein streifenartiges Ansehen sich ergibt. Zu den Geweben dieser Art gehört der Kord, bei welchem die samtartigen Streifen von geringer Breite, die furchenartigen Säume zwischen denselben äußerst schmal sind, sowie eine andre Art mit breitern Streifen.

Manchester (spr. mäntschester), Stadt und Grafschaft im nordwestlichen England, liegt am Fuße des südlichen Abhanges einer Hügelkette, die sich von Oldham her zwischen die Thäler des Irwell und des Medlock drängt, und deren letzte Spitze, Kersall-Moor, die Rennbahn der Stadt bildet. Das eigentliche M. dehnt sich auf dem linken Ufer des Irwell aus, zwischen diesem Fluß und den beiden kleinern Irk und Medlock, die sich hier in jenen ergießen. Außer diesem eigentlichen M. (mit 145,100 Einw.) umfaßt die Grafschaft M. im O. Rusholme und Teile der Kirchspiele Gorton und Withington, ferner Openshaw und Ardwick, im S. Chorlton, einen Teil von Moß Side, Hulme, im N. Bradford, Newton, Beswick, Cheetham, Crumpsall, Moston, Harpurhey, Blackley und einen Teil von Droylsden. In diesem Umfange hat die Grafschaft M. 52,2 qkm mit (1891) 505,368 Einw. (1881 erst 462,303 Einw.). Wenn man die auf dem rechten Irwellufer belegene Stadt und Grafschaft Salford (zu der auch die Orte Pendleton und Broughton gehören) hinzurechnet, hat die Doppelstadt M.-Salford auf 73,1 qkm eine Bevölkerung von 703,507 Seelen (Zunahme gegen 1881: 64,969 Seelen). Nächst London ist M. demnach die volkreichste Stadt von England. Die Straßen sind im allgemeinen unregelmäßig, eng und unbequem; in neuerer Zeit wurde jedoch viel zu ihrer Verschönerung gethan. Das Zentrum mit seinen Hauptstraßen, wie Market Street, enthält den ausgedehnten kaufmännischen Bezirk, fast nur aus Kontoren und Warenhäusern bestehend und mit den prächtigsten Läden geziert; die Vorstädte, größtenteils von Arbeitern bewohnt, dehnen sich nach allen Richtungen aus und haben viele schöne Häuser, große Gärten der reichen Kaufleute und Fabrikanten, besonders in Chorlton und Ardwick und auf den Höhen von Cheetham Hill, Broughton u. Pendleton. Vier öffentliche Parke liegen an den äußern Grenzen der Stadt. Eine 1857 vollendete Wasserleitung versieht die Stadt täglich mit 85½ Mill. Lit. Wasser aus dem 25 km entfernten Longdendale; da aber bei den zahlreichen Fabriken diese Quantität den Bedürfnissen nicht genügt, so hat die Stadt das Thirlemere in Cumberland erworben und es in ein Reservoir umgewandelt, die Eröffnung dieser zweiten Wasserleitung, welche Millionen Pfund Sterling gekostet hat, soll Ende 1895 erfolgen. Von den zahlreichen Kirchen ist die protestantische Kathedrale mehr ihres Alters wegen (sie stammt aus dem 15. Jahrh.) als aus sonstigen Gründen merkwürdig und wird an Stattlichkeit bei weitem von der neuen katholischen Kathedrale in Salford übertroffen. Dem Reichtum der Stadt entspricht die Pracht einiger ihrer öffentlichen Bauten. Das 1868—77 in gotischem Stile mit einem Aufwand von mehr als 1 Mill. Pfd. Sterl. erbaute neue Rathaus, mit 73 m hohem Uhrturm, ist wohl das schönste Gebäude dieser Art in England. Ihm steht ebenbürtig zur Seite der von demselben Architekten, A. Waterhouse, 1864 errichtete Gerichtshof (Assize Court). Auch die neue Börse, im klassischen Stil, die im lombardo-venezianischen Stil 1856 erbaute Free trade Hall (Freihandelshalle, 6000 Personen fassend), an Stelle der kleinen Halle errichtet, in der einst Cobden und Bright ihre freihändlerischen Ansichten verfochten, und das 1873 neuerrichtete Owens College in Oxford Street, das 1887 durch die Beyer-Laboratorien und ein naturhistorisches Museum ergänzt wurde, sind stattliche Bauten. Denkmäler sind zahlreich. Eine Statue Prinz Alberts steht am Rathaus, diejenige Cobdens an der Börse, während vor dem großen Krankenhaus (Infirmary) die Bildsäulen von Wellington, Peel, Dalton und Watt aufgestellt sind. M. ist mehr Handels- als Fabrikstadt, doch ist auch die Zahl der Fabriken, namentlich in den Vorstädten, recht bedeutend. In M. (mit Salford) arbeiteten 1891: 32,753 Personen (davon 24,815 weibliche) in Baumwollfabriken, 6361 in Kattundruckereien, Bleichen und Appreturwerken, 9649 in Eisen- und Stahlwerken, 9968 in Maschinenbaustätten, 1076 in Glashütten, 698 in Papiermühlen, 2466 in Gummifabriken, 702 in chemischen Fabriken. Unter den dem Handel gewidmeten Anstalten sind zu nennen: die Börse, die Kornbörse, das Zollamt, zehn bedeckte Markthallen und ein Viehmarkt. Auch hat M. bereits seinen kleinen Hafen, aber seit der Vollendung des großen Schiffskanals nach Liverpool nimmt es einen hervorragenden Platz unter den Seehäfen Englands ein. M. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten nimmt das bereits erwähnte Infirmary den ersten Rang ein. Ferner gibt es kleinere Krankenhäuser, ein Irrenhaus, eine Blindenanstalt, ein Taubstummeninstitut, Waisenhäuser, mehrere Versorgungshäuser, öffentliche Badeanstalten etc. Seit 1880 ist M. Sitz der Victoria University, der das von dem Freidenker R. Owen 1846 daselbst gegründete Owens College, ferner seit 1884, bez. 1887 das University College in Liverpool und das Yorkshire College in Leeds angehören. Owens College umfaßt eine Abteilung für Kunst und Wissenschaft und eine medizinische Schule; 1892 wurde es von 1009 Studierenden, darunter 51 Frauen, besucht. Ihm schließen sich an theologische Schulen der Methodisten, Independenten, Baptisten und Katholiken; ferner eine 1515 gestiftete Lateinschule, das 1651 gegründete Cheetham College (eine Knabenschule mit wertvoller Bibliothek) und zahlreiche Arbeiterbildungsvereine. M. war eine der ersten Städte Englands, die Freibibliotheken ins Leben riefen, und zählt deren jetzt 12 mit über 200,000 Bänden. Ein städtisches Museum liegt im Peel Park bei Salford, ein Gewerbemuseum im Queen's Park; Kunstsammlungen befinden sich in der ehemaligen Royal Institution und in Ancoat's Hall. Ferner bestehen hier botanische und zoologische

Gärten. Unter den Vereinen verdienen Erwähnung der Physikalische Verein (1781 gegründet), die Gesellschaft für Naturgeschichte (mit Museum), geologische, geographische und statistische Gesellschaften, ein Kunstverein und zahlreiche Klubs, unter denen das »Athenäum« das größte Ansehen genießt. Die deutsche Kolonie (2000 Seelen stark) unterhält einen blühenden Schillerverein. Öffentlicher Unterhaltung dienen ferner 6 Theater, ein Zirkus, große Konzertlokale, die Bellevue Gardens im SO. der Stadt, die Pomonagärten (wo auch Pferde- und Viehausstellungen stattfinden) und der Alexandrapark mit Aquarium. — M., wahrscheinlich das Mancunium der Römer, das im Laufe der Zeiten von Pikten, Skoten, Sachsen und Dänen in Besitz genommen wurde, kommt im Domesdaybuch Wilhelms des Eroberers als Mancestre vor, woraus dann M. ward. Das Schloß zu M. war damals Mittelpunkt einer Baronie, die bis 1347 der Familie Gresley gehörte und dann auf die Familie Delaware vererbte. M. erhielt 1301 städtische Rechte und wird im 14. und 15. Jahrh. als eine gewerbfleißige Stadt geschildert, wo mit großer Emsigkeit Leinen- und Wollzeuge gefertigt wurden. Die Zahl der Einwohner betrug 1719 nur 8000, 1759 bereits 20,000 und 1851: 303,382 Seelen. Vgl. Whittaker, The history of M. (2. Aufl., Lond. 1773, 2 Bde.); Reilly, History of M. (das. 1861); Procter, Memorials of byegone M. (das. 1879); Saintsbury, M. (in den »Historic towns«, das. 1887).

Manchester (spr. männtschester), Name vieler Orte in der nordamerikanischen Union: 1) Hauptstadt der Grafschaft Hillsborough in New Hampshire, am Merrimak (fünf Brücken), Bahnknotenpunkt, hat schöne öffentliche Gebäude, eine höhere Schule, Bibliothek und (1890) 44,126 Einw., darunter 12,391 Kanadier und 892 in Deutschland Geborne. Die Amoskeagfälle des Merrimak liefern Wasserkraft für (1890) 386 Fabriken, die mit 15,351 Arbeitern Waren im Werte von 20,187,295 Doll. erzeugten, darunter 4 Baumwollfabriken mit 9617 Arbeitern und einem Produktionswert von 10,959,219 Doll., ferner Gießereien, Maschinenwerkstätten, Hobelwerke rc. — 2) Stadt in Virginien, Grafschaft Chesterfield, am Südufer des James River, gegenüber Richmond und dessen Vorstadt, hat bedeutende Fabriken u. (1890) 9246 Einw. — 3) Stadt in Connecticut, Grafschaft Hartford, am Hockanum River, hat bedeutende Fabriken von Papier (auch für Banknoten), Seide, Woll- und Baumwollzeugen und (1890) 8222 Einw.

Manchester (spr. männtschester), Grafen und Herzöge von, Peers von England, leiten ihre Herkunft von Drogo de Montacuto ab, der mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie kam, und dessen Nachkommen 1337 zu Grafen von Salisbury erhoben wurden. Der unmittelbare Stammvater der M. ist Sir Edward Montagu, der unter Heinrich VIII. seit 1539 Oberrichter der King's Bench war und 1557 starb. Namhafte Sprößlinge des Geschlechts:

1) Sir Henry Montagu, Viscount Mandeville, Enkel des eben Genannten, geb. um 1563 in Boughton, gest. 7. Nov. 1642, seit 1604 Parlamentsmitglied für London, ward 1616 Oberrichter der King's Bench, 1620 Lord-Schatzmeister u. zugleich als Lord Montagu von Kimbolton und Viscount Mandeville zum Peer erhoben, später Präsident des Geheimen Rats und 5. Febr. 1626 zum Grafen von M. ernannt. 1628 ward er Geheimsiegelbewahrer.

2) Edward, Sohn des vorigen, geb. 1602, gest. 5. Mai 1671, ward noch bei Lebzeiten seines Vaters mit dem Titel Lord Montagu von Kimbolton ins Oberhaus berufen, war seit 1640 einer der thätigsten Führer der Opposition und gehörte im Januar 1642 zu den sechs Parlamentsmitgliedern, deren Verhaftung Karl I. beantragen ließ. Im November folgte er seinem Vater als Graf von M. und wurde, nachdem der Kampf mit dem König zum Ausbruch gekommen war, Befehlshaber einer der Armeen des Parlaments. Er schlug den Prinzen Rupert bei Marston-Moor (1644), zerfiel aber nach der Schlacht bei Newbury mit Cromwell und wurde durch diesen von seinem Kommando entfernt. Ein Gegner der Hinrichtung des Königs, zog sich M. nach derselben vom öffentlichen Leben zurück, trat aber 1660 für die Restauration Karls II. ein und wurde von diesem mit Würden u. Auszeichnungen reich belohnt, ohne aber in der Politik wieder eine bedeutende Rolle zu spielen.

3) Charles, vierter Graf von, Enkel des vorigen, geb. um 1660, gest. 20. Jan. 1722, war einer der ersten, welche sich bei der Revolution von 1688 dem Prinzen von Oranien anschlossen. Er nahm teil an der Schlacht am Boynefluß und an der Belagerung von Limerick, wurde 1697 Gesandter in Venedig, 1699 Botschafter in Paris u. 1701 Staatssekretär. Georg I. erhob ihn 30. April 1719 zum Herzog von M.

4) William Drogo Montagu, siebenter Herzog von, geb. 15. Okt. 1823, gest. 21. März 1890, trat 1841 in die Armee, diente 1843—46 im Kapland, ward dann Hauptmann im Gardegrenadierregiment und nahm 1850 seinen Abschied. Von 1848—55 gehörte er dem Unterhaus, seitdem dem Oberhaus als konservatives Mitglied an. — Ihm folgte als achter Herzog sein Sohn George, geb. 17. Juni 1853, gest. 18. Aug. 1892; dessen Sohn William Angus Drogo Montagu, geb. 3. März 1877, ist gegenwärtiger und neunter Herzog von M.

Manchesterbraun, s. Bismarckbraun.

Manchestergelb, s. Martiusgelb.

Manchester-Schiffskanal, ein Kanal in England, welcher von Eastham, oberhalb Birkenhead, ausgeht, bei der Traffordbrücke Manchester erreicht und so diese Stadt zu einem Seehafen macht. Die Länge des Kanals beträgt 57,1 km, die Tiefe 7,92 m, die Bodenbreite 36,6 m. Bei Runcorn ist der Kanal auf 1,2 km bis zu 61 m und bei Manchester selbst auf 6,4 km bis zu 52 m verbreitert. Durch vier Schleusen (bei Eastham, Latchford, Irlam und Barton) wird die Steigung des Kanals von der Merseymündung bis Manchester überwunden. Die in Manchester, Salford und Warrington in Verbindung mit dem Kanal angelegten Docks umfassen eine Wasserfläche von 42 Hektar. Das Unternehmen wurde trotz des verzweifelten Widerstandes Liverpools vom Parlament 6. Aug. 1885 gebilligt und 1887 bei Eastham der Bau begonnen und im Januar 1894 vollendet. Im Durchschnitt waren 10,500 Menschen dabei beschäftigt. Die ursprünglich auf nur 6 Mill. Pfd. Sterl. veranschlagten Baukosten betragen ca. 15 Mill. Pfd. Sterl., wovon die Stadt Manchester 5 Mill. Pfd. Sterl. aufgebracht hat.

Manchesterschule (Manchesterpartei), in England die aus der Opposition gegen die Korngesetze hervorgegangene politische Partei (vgl. Anti-Cornlaw-League), deren hervorragendste Agitatoren Cobden (s. d.) und Bright waren. Ihren Namen hat sie daher, daß die Stadt Manchester der räumliche Mittelpunkt der Agitation war. Die Handelskammer daselbst richtete 1839 eine von Cobden verfaßte Bittschrift um

Aufhebung der Kornzölle an das Parlament; die »Manchester Times« war das erste publizistische Organ, das sich der Agitation zur Verfügung stellte. Die M. verfocht radikal freihändlerische Grundsätze. Infolge hiervon ist es üblich geworden, die streng individualistische Richtung in der Volkswirtschaftslehre, welche jeden Staatseingriff in das Wirtschaftsgetriebe verwirft u. den physiokratischen Grundsatz des Laissez aller (s. d.) verwirklicht sehen will, als »Manchestertum«, »Manchesterdoktrin« ꝛc. zu bezeichnen. S. auch Freihandel und Volkswirtschaftslehre.

Manchinellenbaum, s. Hippomane.

Manchot, Karl Hermann, protest. Theolog, geb. 3. Sept. 1839 in Nidda, studierte in Gießen und wurde 1864 Pfarrer in Wipkingen bei Zürich, 1866 in Bremen, 1883 in Hamburg. Er gab 1868—82 das »Deutsche Protestantenblatt« heraus und war in Schrift und Wort einer der hervorragendsten Führer des Protestantenvereins. Unter seinen gelehrten Arbeiten sind zu erwähnen: »Das Christentum und die moderne Weltanschauung« (2. Aufl., Brem. 1882); »Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schillers« (das. 1886); »Die Heiligen« (Leipz. 1887).

Mancia (ital., spr. manntscha), Trinkgeld, Handgeld.

Mancini (spr. -tschini), 1) ital. Familie, welche durch ihre Verwandtschaft mit Mazarin (Michael Lorenzo M., Sohn von Paolo M., heiratete die Schwester Mazarins) zu hohen Ehren gelangte. Der Neffe Mazarins, Philipp Julian, wurde Herzog von Nevers (s. d.); von den Nichten heiratete Laura (geb. 1636, gest. 1657) 1651 den Herzog von Mercoeur, Sohn des Herzogs von Vendôme; Maria, geb. 1639, erweckte die Liebe des jungen Ludwig XIV., der sie heiraten wollte, wogegen Mazarin selbst Einsprache erhob, und vermählte sich 1661 mit dem Fürsten Colonna, Connétable von Neapel, entfloh demselben aber 1672 und starb in Vergessenheit 1715; ihre Memoiren (»Apologie«) erschienen 1678 in Leiden (neue Ausg., Par. 1882); Olympia (geb. 1640 in Rom, gest. 9. Okt. 1708) heiratete den Prinzen Eugen Moritz von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons (1657), war Oberintendantin des Hauses der Königin, mischte sich in die Intrigen des Hofes und suchte namentlich Ludwig XIV. eine ihr ergebene Mätresse aufzudringen, wurde in den Giftprozeß der Voisin verwickelt, floh nach Belgien und dann nach Spanien; der Prinz Eugen von Savoyen war ihr Sohn; Hortensia, geb. 1646 in Rom, heiratete 1661 den Herzog von Meilleraye-Mazarin, welchen sie 1688 verließ, spielte darauf am Hofe in London durch ihre Galanterien eine große Rolle, starb 2. Juli 1699. Vgl. Renée, Die Nichten Mazarins (deutsch, Dresd. 1858); Chantelauze, Louis XIV et Marie M. (Par. 1880); Lucien Perey, Le roman du grand roi. Louis XIV et Marie M. (das. 1894).

2) Pasquale Stanislao, ital. Staatsmann, geb. 17. März 1817 in Castel Baronia bei Ariano, gest. 26. Dez. 1888, ward 1848 Mitglied des neapolitanischen Parlaments, 1849 Professor des Völkerrechts in Turin, wurde 1860 Beirat des Prinzen von Carignan als Statthalter von Neapel und in demselben Jahr ins italienische Parlament gewählt, wo er zur Linken gehörte. Im März 1862 übernahm er im Kabinett Rattazzi das Portefeuille des Unterrichts, nahm aber aus Privatrücksichten bald seine Entlassung. Seit 1872 Professor an der Universität zu Rom, ward er 1873 Präsident des in Gent begründeten Instituts für internationales Recht. Nach dem Sturz der Consorteria im März 1876 ward er Justiz- und Kultusminister in dem Kabinett der Linken, brachte in den Kammern das Strafgesetzbuch und das Gesetz über den obligatorischen Unterricht durch und bewog durch seine energische Haltung gegen den Klerus die Kurie, den Bischöfen die Einholung des staatlichen Exequatur zu erlauben. Im März 1878 mit dem Ministerium Depretis zurückgetreten, übernahm er 1881 wiederum unter Depretis das auswärtige Departement, trat aber im Juni 1885 wegen der Angriffe auf die von ihm eingeleitete Kolonialpolitik Italiens zurück.

3) Laura Beatrice, geborne Oliva, Gattin des vorigen, bekannt als Dichterin, geb. 1823 in Neapel, gest. 17. Juli 1869 in Florenz, vermählte sich 1840 und debütierte mit der Tragödie »Ines« (Flor. 1845), der die Dichtung »Colombo al convento della Rabida« (Genua 1846) und »Poesie varie« (das. 1848) sowie »L'Italia sulla tomba di Vincenzo Gioberti« (Tur. 1853) folgten. Seit 1860 verherrlichte sie besonders die großen Ereignisse ihres Vaterlandes in Gedichten. Meisterin in der Form und Feinheit des Sprachausdrucks, wußte sie ihren Poesien einen hohen idealen Schwung zu geben. Nach ihrem Tod erschien eine Sammlung ihrer lyrischen Dichtungen unter dem Titel: »Patria ed amore« (Flor. 1874). Ihre Biographie schrieb Savini (Flor. 1863).

Mancipation (lat.), im ältesten röm. Recht feierliches Rechtsgeschäft in der Form eines symbolischen Kaufes, wobei außer dem Käufer und dem Verkäufer fünf Zeugen und ein libripens (Wagehalter) vorkommen. Der Käufer ergriff die Sache mit feierlichen Worten, schlug mit einem Stück Erz (raudusculum) an die Wage und übergab es dem Verkäufer. Dies Geschäft diente als Form der Testamentserrichtung, der Übertragung des Eigentums an Sklaven, Zug- und Lasttieren und italischen Grundstücken wie der Bestellung von Grunddienstbarkeiten an solchen, welche Rechte daher res mancipii heißen; ferner, um einen freien Menschen in die manus oder in das Mancipium (s. d.) zu bringen. Man sieht in den fünf Zeugen Repräsentanten der fünf Klassen der Centuriatkomitien. Die Wage und das Stück Erz erinnert an die Zeiten, da es noch kein geprägtes Geld gab, die Quantität des Erzes also, welches den Kaufpreis bildete, durch Abwägung festgestellt werden mußte.

Mancipium (lat.), im röm. Recht das abhängige Verhältnis freier Personen, welche von ihrem Vater oder Ehemann kraft des dem Hausvater über Kind und Frau zustehenden Rechts des Verkaufs in die Gewalt eines andern durch Mancipation (s. d.) gekommen waren. Das M. wurde durch Freilassung beendigt. Im Justinians Recht ist es verschwunden. Auch der, welcher sich in diesem Verhältnis befindet, heißt M. (liberum caput in mancipio, d. h. eine freie Person im Abhängigkeitsverhältnis). Vgl. Bauer, S. 563.

Manco (ital.), das Fehlende, der Abgang an Gewicht und Maß von Waren, auch an Geld.

Mancunium, Name des römischen, etwa 48 n. Chr. von der 20. Legion erbauten Kastells, an dessen Stelle heute Manchester steht.

Manda, Insel an der ostafrikan. Küste, zu Sansibar gehörig, bis 1894 an die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft verpachtet, seitdem aber vom Protektorat Sansibar verwaltet, von der Insel Lamu nur durch einen schmalen Kanal getrennt, ist im nördlichen Teil sandig, sonst aber von Mangrovesümpfen umgeben

und wird von Sklaven der auf der ganz nahen Insel Lamu wohnenden Araber bebaut. Die von den letztern gegründete volkreiche Stadt wurde 1806 vom Sultan von Pata gänzlich zerstört. Die Mandabucht nördlich der Insel ist selbst den größten Schiffen zugänglich.

Mandäer, eine heidnisch-christliche, in ihren Anfängen vorläufig nicht bestimmbare Sekte des Euphrat- und Tigrisgebiets, entstanden etwa in der Gegend von Upî, später in den heißen Sumpfdistrikten des untern Babylonien (im Gebiet von Wâsit und Baßra) und des benachbarten Chuzistan. Von jeher nicht sehr zahlreich, zählen sie jetzt keine 2000 Köpfe mehr. Sie nennen sich selbst Mandâjê, »Mandäer« (nach Mandâ d'Chaijê, ihrem Erlöser und einem der Äonen oder Offenbarungspotenzen ihrer sehr reich entwickelten religiösen Mythologie), daneben auch Nâßörâjê, »Nazarener«, »Christen«; die Namen »Johanneschristen« und »Sabier« oder »Zabier«, die man ihnen (den erstern seit der Schrift des Karmelitermissionars Ignatius a Jesu: »Narratio originis rituum et errorum Christianorum S. Joannis«, Rom 1652) oft in Europa beilegt, sind unpassend. Die M. bedienen sich heutzutage wohl durchweg der arabischen Sprache, ihre heiligen Schriften aber sind in einem eigentümlichen, dem Babylonisch-Talmudischen und Syrischen am nächsten stehenden ostaramäischen Dialekt verfaßt, den Nöldeke (»Über die Mundart der M.«, Götting. 1862, und »Mandäische Grammatik«, Halle 1875) meisterlich bearbeitet hat, und der für die semitische Sprachforschung besonders deshalb interessant ist, weil er vom Hebräischen, dessen Einfluß sich sonst stark in den wichtigsten aramäischen Mundarten fühlbar macht, kaum berührt ist. Die ältesten und wichtigsten dieser Religionsschriften (niedergeschrieben teilweise schon unter den Sassaniden, redigiert aber erst im 7. u. 8. christl. Jahrh.) sind: das »Ginzâ«, »Der Schatz«, oder »Sidrâ Rabbâ«, »Das große Buch«, grundlos oft »Liber Adami« genannt (sehr schlecht hrsg. von Norberg, Lund 1815—16, 3 Bde.; dazu ein Lexidion, das. 1816, und ein Onomasticon, das. 1817; weit besser von Petermann: »Thesaurus sive Liber magnus«, Berl. u. Leipz. 1867, 2 Bde.); »Sidrâ d'Jahjâ«, »Buch des Johannes«, oder »D'râschê d'malkê«, »Vorträge der Könige«; die Lieder und Formeln in der sogen. »Qolâstâ«, »Reinheit« (hrsg. von Euting: »Q. oder Gesänge und Lehren von der Taufe und dem Ausgang der Seele«, Stuttg. 1867), und im »Hochzeitsformular«. Bedeutend jünger und daher in religiöser wie sprachlicher Hinsicht weniger wertvoll sind: die Gebrauchsanweisungen in der »Qolâstâ« und im »Hochzeitsformular«, der »Dîwân« (eine Darstellung des Verfahrens bei der Sühnung religiöser Vergehen) und das »Asfar Malwâschê«, »Buch des Tierkreises«, ꝛc. Eine genaue Darstellung des Mandaïsmus ist bei den Schwierigkeiten, die seine heiligen Texte dem Verständnis bieten, bei dem Mangel einer exegetischen Tradition unter den Mandäern und älterer Nachrichten über sie und bei dem jugendlichen Alter der uns erhaltenen mandäischen Dokumente (die ältesten Handschriften stammen aus dem 16. Jahrh.) zur Zeit unmöglich. Soweit wir ihn kennen, stellt er sich als Reflex verschiedener alter großer Religionssysteme dar, dessen Grundelement vielleicht in religiösen Vorstellungen des babylonischen Heidentums liegt. Er ist verwandt mit dem Manichäismus und anderseits mit der Lehre der Elkesaiten, oder, wie sie später in Babylonien heißen, Mughtasila, »der sich Waschenden«, aber doch von beiden wesentlich verschieden. Neben jüdischen und christlichen Lehren und Bräuchen zeigt er Einflüsse der persischen Lichtreligion. Obschon Gnostiker und namentlich in ihrer Äonenlehre mit der ophitischen Gnosis verwandt, sind die M. doch von den christlichen Gnostikern streng zu trennen. Denn der christliche Gnostiker geht von der Voraussetzung aus, der Mensch sei gefallen und bedürfe der Erlösung von der Sünde und ihren Folgen, während der M. des Glaubens lebt, der Mensch sei von Anfang an über seine Zugehörigkeit zur Lichtwelt klar, aber, weil die Seele von dem Leibe gefangen gehalten wird, durch letztern den Anschlägen des Bösen ausgesetzt, das ihn zu knechten trachtet. Die Erlösung ist dem M. daher mit dem Tod identisch; durch den Tod gelangt der Mensch in die Ätherwelt, wo ihm die Anschauung des »großen Geistes« zu teil wird. Darum ist ihm auch die Totenklage verboten. Die echt christliche Idee der Erlösung ist mithin einer der Hauptgedanken des Mandaïsmus. Trotzdem sie sich, wie bemerkt, selbst »Christen« nennen, polemisieren sie gleichwohl leidenschaftlich gegen die christliche Kirche und erklären Jesus für ein böses Wesen und den Heiligen Geist, den sie nach alter juden-christlicher Vorstellung für seine Mutter halten, für eine Teufelin. Geradezu fanatisch ist ihr Haß gegen das Judentum. Hier macht sich, möglicherweise neben sozialpolitischen Motiven, der tiefe innere Gegensatz in der Lebensauffassung beider geltend: das Judentum sucht das Glück auf Erden und befolgt die göttlichen Vorschriften, um das Leben dieser Erde genießen zu können; der M. dagegen kennt kein andres Glück als im Jenseits und verharrt in den frommen Vorschriften, deren Bekanntschaft unerläßlich ist, nur zu dem Zwecke, dieses künftigen Glückes einst teilhaftig zu werden. In der Sittenlehre der M. sind die zehn Gebote von Einfluß. Stets wiederholte Taufe ist ihnen Bedingung der Erlösung. Priester gibt es in drei verschiedenen Graden. Die besten Nachrichten über die heutigen M. besitzen wir von H. Petermann (»Reisen im Orient«, Bd. 2, Leipz. 1861). Vgl. Euting, Die M. (im »Ausland«, 1876, Nr. 12); Chwolsohn, Die Sabier und der Sabismus (Petersb. 1856, 2 Bde.); Siouffi, Études sur la religion des Soubbas ou Sabéens (Par. 1880); Brandt, Die mandäische Religion (Leipz. 1889); Derselbe, Mandäische Schriften, übersetzt u. erläutert (Götting. 1893); auch Nöldeke, Anzeige von Petermanns »Thesaurus« und Eutings »Qolâstâ« (in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1869, I, S. 481 ff.) sowie de Lagarde (ebenda 1890, II, S. 385 ff.).

Mandal, Handelsplatz (Ladestelle) im norweg. Amt Lister und M., an der Mündung des Flusses M. (Mandalselv), hat einen Hafen, Schiffbau, Handel mit Holz, Lachs, Makrelen und Hummern und (1891) 3616 Einw. M. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Mandalai (Mandaleh), die frühere Hauptstadt des Königreichs Birma, jetzt Hauptort des britischen Oberbirma, unter 21° 59′ nördl. Breite und 59° 8′ östl. L. v. Gr., 4 km links vom Irawadi, in einer weiten, dürren Ebene am Fuß eines 180 m hohen isolierten Hügels, Endstation der Bahn von Rangun, bildet ein Quadrat, dessen Seiten 2½ km lang sind, und ist von einem Graben und ziemlich primitiven Mauern umgeben. Die breiten Straßen, mit Häusern teils aus Ziegeln, teils aus Holz, meist aber aus Bambusrohr, schneiden sich unter rechten Winkeln;

in der Mitte liegt der von Palissaden und Mauern eingeschlossene Stadtteil mit den früher vom König, seinen Frauen und Ministern bewohnten Palästen sowie dem des weißen Elefanten, der Schatzkammer, den Kasernen, dem Arsenal ꝛc. Die Bevölkerung zählte 1891: 188,815 Seelen, davon 160,574 Buddhisten, 15,514 Mohammedaner, 7892 Hindu und 2996 Christen. Darunter befinden sich viele Fremde (Chinesen, Armenier, Franzosen, Italiener, Griechen), welche das Fremdenviertel bewohnen. Fünf Dörfer der Umgegend sind mit Katholiken bevölkert, die im vorigen Jahrhundert aus Pegu hierher geführt wurden und sich heute in nichts von ihrer Umgebung unterscheiden. Die gewerbthätigen Einwohner fertigen namentlich vorzügliche Seidenstoffe, Goldschmiedearbeiten, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Glocken u. Gongs, Schwerter ꝛc. und treiben einen lebhaften Handel mit Rangun und Bassein einer- u. Jünnan anderseits. Nachdem die Stadt schon 1884 durch eine Feuersbrunst halb zerstört worden war, hat sie 1892 abermals durch Feuer schwer gelitten. — M. wurde 1859 gegründet, 1878 zur Hauptstadt des Reiches Birma erhoben, 16. Nov. 1885 aber von den Engländern genommen, worauf Birma von ihnen annektiert wurde (s. Birma). Die Fortsetzung der Eisenbahn von Rangun bis M. wurde 1888 eröffnet.

Mandāmus (lat., »wir verordnen«), Bezeichnung für einen Befehl (injunction) des englischen Oberhofgerichts.

Mandau (Mandau), Schwert der Dajak (s. d.) auf Borneo mit gerader, etwa 55 cm langer, auf der einen Seite konvex, auf der andern konkav geschliffener Klinge von vorzüglicher Härte und einem mit Guttapercha befestigten und mit Menschenhaar geschmückten Griff.

Mandan (Mandaner), nordamerikan. Indianerstamm aus der Gruppe der Dakota (s. d.), welcher seine Sitze am obern Missouri hatte. Die M. führten ein seßhaftes Leben und wohnten in halbkugelförmigen, aus Holz und Erde aufgeführten Bauten. Ihre eigentümlichen religiösen Gebräuche und Feste sind von Catlin (s. d.) ausführlich beschrieben worden. S. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 14.

Mandant (lat.), s. Mandat.

Mandara (Wándala), Landschaft im mittlern Sudân, südlich vom Tsadsee, Bornu tributpflichtig, nach dem Übereinkommen von 1893 im östlichen Teil (Hinterland von Kamerun) zur deutschen, im westlichen zur englischen Interessensphäre gehörig, im N. eben und sumpfig, im S. gebirgig (Kamalleberge, Mendif 2000 m), mit großen und dichten Waldungen von Tamarinden, Wollbäumen und mächtigen Baobabs. Die fast durchweg mohammedanische Bevölkerung (Neger) wird mit den Gamergu u. a. auf 250,000 Seelen angegeben; Hauptstadt ist das befestigte Doloo (450 m ü. M.) mit 30,000 Einw.

Mandarīnen, der Beamtenadel in China; vgl. China, S. 58.

Mandarinendruck, s. Zeugdruckerei.

Mandarinenente, s. Enten, S. 814.

Mandarinenorange, s. Citrus, S. 194.

Mandarinenporzellan, Bezeichnung der Sammler für eine Gattung ostasiatischen Porzellans, auf welchem besonders chinesische Mandarinen dargestellt sind. Man unterscheidet sechs durch Formen und Dekoration verschiedene Gruppen von M.

Mandarīngelb, aus Apfeltresterteer und Salpetersäure 1866 von Tissandier dargestellter Farbstoff, bildet eine rötliche, breiartige Masse, in deren wässeriger Lösung Seide und Wolle direkt gefärbt werden können.

Mandarīnöl, dem Zitronenöl sehr ähnliches ätherisches Öl aus den Fruchtschalen von Citrus Bigaradia sinensis oder myrtifolia.

Mandarins, durch Mandarinendruck hergestellte Tücher.

Mandāt (Mandatum), der Vertrag, infolge dessen jemand Geschäfte eines andern unentgeltlich zu besorgen verspricht. Der Auftraggeber heißt Mandans (Mandant) oder Mandator, Dominus negotii, Prinzipal, Kommittent; derjenige, welcher den Auftrag erhält, Procurator, Mandatar. Das M. ist ein Spezialmandat (mandatum speciale), wenn es sich nur auf ein bestimmtes einzelnes Geschäft, ein Generalmandat (mandatum generale), wenn es sich auf eine ganze Gattung von Geschäften oder gar auf die Verwaltung eines ganzen Vermögens bezieht. Im M. kann für den Mandatar die Ermächtigung erteilt werden, Rechtsgeschäfte namens des Mandanten abzuschließen, als »Stellvertreter« desselben zu handeln. Dann ist der Mandatar zugleich »Bevollmächtigter« des Mandanten. Vielfach ist Schriftlichkeit der Vollmacht vorgeschrieben; dies gilt namentlich von der Prozeßvollmacht (s. d.). Der Mandatar hat das übernommene Geschäft nach den ihm erteilten Vorschriften oder, wenn solche fehlen, auf die zweckmäßigste Weise auszurichten; er ist zur Anwendung des größten Fleißes verpflichtet und haftet für den Schaden, welcher durch sein Versehen den Mandanten trifft. Der Mandant hat dem Mandatar die Auslagen zu erstatten und den Schaden zu ersetzen, den durch seine Schuld der Mandatar in der Vollziehung des Mandats erlitten hat. Das M. erlischt durch den Tod des Mandanten oder des Mandatars; auch können beide Teile das M. kündigen. Der Mandant kann, wenn das M. auch Vollmacht enthält, nach heutigem Recht durch Handlungen, die der Mandatar namens des Mandanten vornimmt, unmittelbar Eigentum und Forderungsrechte gegen Dritte erwerben, aber auch Dritten gegenüber verpflichtet werden. Handeln für andre ohne Auftrag ist negotiorum gestio oder Geschäftsführung (s. d.). Bei den Römern war die Unentgeltlichkeit eine wesentliche Voraussetzung des Mandatsvertrags; sie grenzte denselben dem Dienstmietvertrag gegenüber ab. Heutzutage ist dieser Unterschied weggefallen; das Unterscheidungsmoment zwischen M. und Dienstmiete besteht vielmehr darin, daß es sich bei ersterm um ein frei widerrufliches Vertragsverhältnis handelt, während bei der Dienstmiete beide Teile gebunden sind. Die deutsche Rechtsanwaltsordnung faßt das Rechtsverhältnis zwischen Klienten und Anwalt als M. auf; dasselbe gilt von dem Verhältnis des Prozeßbevollmächtigten zu seinem Auftraggeber. Personen, die zur Besorgung gewisser Geschäfte öffentlich bestellt sind, müssen nach preußischem wie österreichischem Recht sich über ein angetragenes M. und dessen Annahme sofort erklären, widrigenfalls sie dem Auftraggeber für etwaigen Schaden haften; diese Vorschrift ist auch in die deutsche Rechtsanwaltsordnung übergegangen (s. Rechtsanwalt). Von einem stillschweigendem M. (mandatum tacitum) spricht man in dem Sinne, daß mit gewissen Thatsachen eine Bevollmächtigung gesetzlich als verbunden gilt. So ist nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 296) anzunehmen, daß der Überbringer einer Quittung ermächtigt sei, die Zahlung anzunehmen.

Der in einem Laden oder in einem offenen Magazin oder Warenlager Angestellte gilt für ermächtigt, daselbst Verkäufe und Empfangnahmen vorzunehmen, welche in einem derartigen Geschäftslokal gewöhnlich geschehen (Handelsgesetzbuch, Art. 50). Nach preußischem Landrecht ist der mit dem Verkauf beauftragte Inhaber einer beweglichen Sache auch als beauftragt anzusehen, den Preis zu empfangen. Nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch gilt, falls zwischen Borgnehmer und Borggeber ein ordentliches Einschreibebuch besteht, die Vermutung, daß der Überbringer dieses Buches bevollmächtigt sei, die Ware auf Borg zu nehmen. Besonders wichtig für Handel und Verkehr sind die sogen. Postmandate (s. Postauftrag). M. heißt auch die richterliche Verfügung, durch welche jemand auf einseitiges Anbringen etwas anbefohlen, verboten oder auferlegt wird (s. Mandatsprozeß). Früher nannte man auch die allgemeinen landesherrlichen Verordnungen Mandate; ferner hießen so die Konstitutionen der römischen Kaiser, welche Instruktionen für deren Stellvertreter, namentlich die Legaten und Prokuratoren, enthielten. Endlich wird auch der Vertretungsauftrag, welchen ein Abgeordneter durch die Wahl erhält, als M. bezeichnet. So spricht man z. B. von einem Reichstagsmandat, wobei aber die Reichsverfassung (Art. 29) die ausdrückliche Bestimmung enthält, daß die Abgeordneten an sachliche Aufträge und Instruktionen nicht gebunden sind, oder daß, wie man dies auszudrücken pflegt, das M. der Abgeordneten kein imperatives ist.

Mandatār (neulat.), s. Mandat.

Mandāten (franz. Mandats territoriaux), franz. Papiergeld aus der Zeit der Direktorialregierung 1795 und 1796. S. Assignaten.

Mandātor (lat.), s. Mandat.

Mandātsprozeß (lat.), ein summarischer Prozeß, dessen Eigentümliches darin besteht, daß der Verklagte unter gewissen Voraussetzungen angewiesen wird, den Kläger zu befriedigen, ohne vorher gehört worden zu sein. Man unterschied im frühern Prozeßrecht zweierlei Arten von prozessualischen Mandaten, bedingte und unbedingte. Bedingt nannte man das Mandat dann, wenn zwar dem Beklagten (Implorat) befohlen ward, den Kläger (Implorant) zu befriedigen, aber doch mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß es ihm gestattet sein solle, binnen einer gewissen Frist seine etwaigen Einwendungen vorzubringen. Unbedingt hieß das Mandat, wenn dieser Zusatz fehlte, ohne daß jedoch dem Beklagten damit alle Verteidigung abgeschnitten worden wäre (vgl. Bayer, Theorie der summarischen Prozesse, 7. Aufl., Münch. 1859, S. 19—56). Dem M. entspricht in der deutschen Zivilprozeßordnung das Mahnverfahren (s. d.). Das österreichische Recht kennt dagegen neben dem Mahnverfahren auch noch einen M., wenn der thatsächliche Inhalt der Klage alsbald durch öffentliche Urkunden voll bewiesen wird, während das deutsche Prozeßrecht in solchem Falle die alsbaldige Zwangsvollstreckung eintreten läßt. Auch das moderne Strafprozeßrecht kennt eine Art M., insofern nämlich, als bei geringfügigen Straffällen ohne vorgängiges Gehör des Angeschuldigten ein sogen. Strafmandat (ein Strafbefehl [s. d.] des Amtsrichters oder eine Strafverfügung [s. d.] der Polizeibehörde oder ein Strafbescheid [s. d.] einer andern Verwaltungsbehörde) an denselben erlassen werden kann.

Mandātum (lat.), s. Mandat; Zeremonie der Fußwaschung am Gründonnerstag in Rom (s. Fußwaschen).

Mandau, Schwert, s. Mandau.

Mande, Negersprache, s. Mandinka.

Mandel, die Frucht des Mandelbaums (s. d.); bei stückweise verkäuflichen Gegenständen soviel wie 15 Stück; eine große M. = 16 Stück; 4 M. = 1 Schock. — In anatomischer Beziehung s. Mandeln.

Mandel, linker Nebenfluß der Lys im belgischen Flandern, 67 km lang.

Mandel, Eduard, Kupferstecher, geb. 15. Febr. 1810 in Berlin, gest. daselbst 20. Okt. 1882, bildete sich seit 1824 bei dem Kartenstecher Maré und von 1826—30 im Atelier Buchhorns. Sein erster Stich war das Porträt Friedrich Wilhelms III. nach eigner Zeichnung (1830). Nach Ausführung mehrerer Umrißstiche vollendete er 1835 sein erstes größeres Blatt: der Krieger und sein Kind, nach Th. Hildebrandt, welches solchen Beifall fand, daß er vom Preußischen Kunstverein mit der Ausführung eines Stiches nach Begas' Lurlei (1839 vollendet) beauftragt wurde. 1837 ernannte ihn die Berliner Akademie zu ihrem Mitglied. 1840 ging M. nach Paris, um sich nach Henriquel-Dupont, Desnoyers u. a. weiterzubilden, und stach dort den italienischen Hirtenknaben nach Pollack (1840). Nach seiner Rückkehr folgte eine Reihe von trefflichen Blättern, welche in Bezug auf Reinheit der Zeichnung, Kraft plastischer Darstellung und Genauigkeit in der Wiedergabe des Stils der Originale innerhalb der deutschen Kupferstecherkunst des 19. Jahrh. unerreicht dastehen. Die hervorragendsten davon sind: Selbstbildnis A. van Dycks (Louvre, 1841), Selbstbildnis Tizians (Museum zu Berlin, 1843), Kinder, mit Blumen spielend, nach Magnus, die Porträte des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth von Preußen, Bildnis Karls I. von England (nach van Dyck, Galerie zu Dresden, 1850), zwei Porträte Friedrichs d. Gr., Madonna Colonna (nach Raffael, Museum zu Berlin, 1855), Ecce homo (nach G. Reni, Galerie zu Dresden, 1858), Mater dolorosa nach Carlo Dolce, Jünglingsporträt von Raffael (Louvre, 1860), Madonna della Sedia (nach Raffael, 1865), La Bella di Tiziano (1868), Madonna Panshanger (nach Raffael, 1872). Sein Hauptwerk ist die Sixtinische Madonna, welche er noch kurz vor seinem Tode vollendete. Seit 1856 war M. Vorsteher des Ateliers für Kupferstecherkunst an der Berliner Akademie. Vgl. Pietsch, E. M. und seine Werke (Berl. 1883).

Mandelahorn, s. Caryocar.

Mandelbaum (Amygdalus *L.*), Untergattung der Gattung Prunus (Familie der Rosaceen), kleine Bäume oder Sträucher mit länglich lanzettförmigen Blättern, seitlich aus besondern Knospen vor den Blättern erscheinenden, meist nur zu 1—2 stehenden Blüten, saftloser, samthaariger, bei der Reife unregelmäßig aufspringender Steinfrucht und fast glattem oder mit punktförmigen Gruben versehenem Stein. Etwa 10 Arten in Südeuropa u. dem Orient. Die Zwergmandel (A. nana *L.*), ein 1 m hoher Strauch mit kurzgestielten, lanzettlichen, drüsenlos gesägten Blättern und hell rosenroten Blüten, welche im ersten Frühjahr die langen, rutenförmigen Äste völlig bedecken und vor oder mit den Blättern hervorbrechen, ist in Nordasien, Rußland, Siebenbürgen, den Kaukasusländern und Armenien heimisch und wird bei uns in zahlreichen Varietäten als Zierstrauch kultiviert. Der echte M. (A. communis *L.*, s. Tafel »Nahrungspflanzen II«), ein hoher Baum mit lanzettförmigen, gesägten, unbehaarten Blättern, zu zweien,

selten einzeln stehenden kurzgestielten, rötlichweißen Blüten, eiförmiger, etwas zusammengedrückter Steinfrucht mit lederiger, grüner, grauweiß samthaariger Schale, hartem Stein mit punktförmigen Gruben und eiförmig spitzen, abgeplatteten Samen, stammt wahrscheinlich aus Syrien, besonders aus dem Antilibanon, und verbreitete sich von da nach Osten und Westen. Homer erwähnt ihn nicht, aber im 6. Jahrh. v. Chr. waren die Mandeln in Griechenland bekannt, während die Römer sie als Nuces graecae nicht vor der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. erhielten. Gegenwärtig wird der M. vielfach in Asien und den Mittelmeerländern gebaut; in Nord- und Mitteldeutschland hält er nur in sehr günstigen Lagen aus, in Südwestdeutschland, besonders in der bayrischen Pfalz, kultiviert man die Abart mit sehr zerbrechlicher Schale (**Krach-** oder **Knackmandel**, A. fragilis *Borkh.*). Bittere und süße Mandeln (A. amara *Hayne* und A. dulcis *DC.*) gehören derselben Art an; die Bäume, welche bittere Mandeln liefern, sind als die ursprünglich wilden zu betrachten; Aussaaten von süßen Mandeln geben in der Regel Pflanzen mit bittern Mandeln. Der **Pfirsichmandelbaum** (A. persicoides *Seringe*) hat eiförmige, wenig saftige, bald mandel-, bald pfirsichartige Früchte auf einem und demselben Baume. Man hält ihn für einen Blendling vom Mandel- u. Pfirsichbaum. Von den verschiedenen Handelssorten sind die süßen Mandeln von Valence (Dauphiné) die besten, ihnen stehen nach Sizilianer (Avola, Girgenti) und Puglieser (Bari), Provencer (Avignon), spanische oder Jordanmandeln (Malaga), portugiesische (Oporto, Lissabon). Die geringsten sind die kleinen Barbarica aus dem Marokkanischen. Die besonders große, dicke u. wohlschmeckende Ambrosiamandel stammt aus der Gegend von Florenz. Die Krachmandeln kommen besonders aus Marseille und Sizilien. Die kurze, dicke Mandel des Handels mit harter, rundlicher Schale stammt von einer in Südfrankreich kultivierten Aprikose; auch werden solche Aprikosenmandeln und noch mehr das aus ihnen gewonnene fette Öl vielfach aus Syrien in den Handel gebracht. Die bittern Mandeln sind meist spitziger und etwas kleiner als die süßen; die besten kommen aus Sizilien und der Provence, geringere aus Oporto und Marokko. Die süßen Mandeln schmecken angenehm ölig, süß und schleimig, besonders wenn bie braune, gerbstoffhaltige Samenhaut abgeschält ist. Sie enthalten bis 55 Proz. fettes Öl, 6 Proz. Zucker, 3 Proz. Gummi, 24 Proz. Eiweißkörper, darunter das fermentartige Emulsin, 5 Proz. mineralische Stoffe, namentlich Kalium-, Magnesium- u. Calciumphosphat. Die bittern Mandeln enthalten dieselben Stoffe, aber weniger fettes Öl (bis 44 Proz.), außerdem Amygdalin (s. d.), welches beim Zerreiben der Mandeln mit Wasser durch das Emulsin sofort in Bittermandelöl (Benzaldehyd), Blausäure und Zucker zersetzt wird und die giftige Wirkung der bittern Mandeln bedingt. Man benutzt die in Deutschland seit 716 bekannten, von Karl d. Gr. 812 zum Anbau empfohlenen Mandeln als Obst (Dessert, besonders Krachmandeln), zu Backwerk und Konditorwaren, zur Gewinnung von fettem Öl, Bittermandelöl, Bittermandelwasser und Amygdalin, in der Medizin zu Emulsionen, welche auch sonst als Mandelmilch Anwendung finden. Die ausgepreßten und gepulverten Mandeln bilden die **Mandelkleie**, welche auch mit Mehl, Veilchenwurzelpulver, Borax ꝛc. vermischt und parfümiert als Hautverschönerungsmittel benutzt wird. Deutschland führte 1893: 67,121 Doppelzentner Mandeln ein.

Mandelbenzoe, s. Benzoe.

Mandelbräune, **-Entzündung**, s. Bräune; **brandige M.**, soviel wie Diphtheritis.

Mandelgewächse, s. Amygdaleen.

Mandelhypertrophie, s. Mandeln.

Mandelkleie, s. Mandelbaum.

Mandelkrähe (**Rake**, Coracias *L.*), Gattung aus der Ordnung der Klettervögel und der Familie der Raken (Coraciadae), Vögel mit mittellangem, kräftigem, auf der Firste abgerundetem, leicht gebogenem, scharf schneidigem und an der Spitze übergebogenem Schnabel, langen, spitzigen Flügeln, mittellangem, ziemlich starkem, geradem Schwanz und kurzem Lauf. Die **Blaurake** (**Garben-**, **Goldkrähe**, **blaue Krähe**, **Küchenelster**, **Birkenhäher**, **Galgen-**, **Golk-**, **Helk-**, **Halsvogel**, **Roller**, C. garrula *L.*, s. Tafel »Klettervögel I«, Fig. 2) ist 32 cm lang, 72 cm breit, an Kopf, Hals, Unterseite und Flügeldecken zart grünlichblau, am Mundwinkel und Kinn weißlich, Bürzel tiefblau; Mantel und Schultern sind braun, Hand- und Armschwingen schwarz, an der Wurzel blau, die Schwingen überhaupt unterseits blau, die beiden mittelsten Schwanzfedern schmutzig graubraun, die übrigen dunkelblau, die beiden äußersten etwas verlängert und an der Spitze schwarz. Die Blaurake bewohnt Europa bis Skandinavien, besonders Südrußland, Spanien u. Griechenland, auch einen großen Teil Asiens und Afrikas; bei uns ist sie stellenweise häufig, im Westen selten, kommt Anfang Mai und geht wieder im August oder September, um ganz Afrika und Südasien zu durchstreifen. Sie bevorzugt ebene, trockne Gegenden, in welchen sie von einzeln stehenden Bäumen, Felswänden oder Ruinen Umschau halten kann, und wird im Spätsommer auch häufig auf Getreidemandeln gesehen. Sie lebt paarweise, im Herbst in Familien, ist sehr unstet und flüchtig, unverträglich und bissig. Sie nährt sich von Kerbtieren, kleinen Fröschen und Eidechsen, frißt auch Mäuse, junge Vögel und Feigen und ist sehr gefräßig. Sie nistet in Baumhöhlungen, im Süden auch in Mauerspalten, selbstgegrabenen Erdlöchern und unter Dächern und legt im Mai oder Juni 4–6 weiße Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 5). In den Mittelmeerländern wird sie in großer Zahl für die Küche erlegt.

Mandelmarmor, s. Marmor.

Mandelmilch, Mandelemulsion, s. Emulsionen.

Mandeln, die Früchte des Mandelbaums (s. d.); in der Mineralogie und Geologie die mandelförmigen Mineralsekretionen in den sogen. **Mandelsteinen** (s. Mandelstein).

Mandeln (Amygdalae, Tonsillae), bei den Säugetieren ein Paar geschlossene Lymphdrüsen (s. d.) hinten in der Mundhöhle. Sie ragen mit ihrer freien Fläche in diese hervor und füllen den dreieckigen Raum aus, welchen die vom weichen Gaumen herabsteigenden Gaumenbogen mit dem seitlichen Teil der Zungenwurzel bilden. Sie sind im allgemeinen mandelförmig, beim Menschen 14 mm lang, 9 mm breit und bestehen aus 10–20 größern Schläuchen und kleinern Drüsen, welche durch Falten der Mundschleimhaut voneinander getrennt sind. Früher wurden sie als Schleimdrüsen angesehen, sie lassen aber Lymphzellen massenhaft aus sich heraus als Speichelkörperchen in den Mund gelangen, zu welchem Zweck, ist allerdings noch nicht sicher ermittelt. Die M. sind bei dem Neugebornen noch nicht vorhanden. In den ersten Lebensmonaten fangen sie erst an sich zu entwickeln und erreichen ungefähr im dritten Lebensjahr relativ ihre

volle Größe. Sie sind häufigen Entzündungen unterworfen (Mandelbräune, s. Bräune), da sie infolge ihrer exponierten Lage und ihrer zahlreichen Einbuchtungen einen günstigen Boden für die Einwirkung der verschiedenen Schädlichkeiten, ganz besonders aber für die Ansiedelung der Mikrobien bilden. Sie schwellen dabei an und bleiben, wenn diese Prozesse häufig wiederkehren, zuweilen dauernd vergrößert und derb (Mandelhypertrophie); sie enthalten dann oft kleine vereiternde Gewebspfröpfe, welche der Zersetzung anheimfallen und sehr übeln Geruch aus dem Munde veranlassen. Mitunter werden kleine Eiterherde eingedickt, verkalken und bilden die Mandelsteine von der Größe eines Hanfkorns, selten größer; sie sind gesundheitlich völlig bedeutungslos. Bei den lästigen Schwellungen der M. ist rechtzeitige Abtragung mit dem Messer oder dem Fahnestockschen Tonsillotom (Tonsillotomie) um so mehr angezeigt, als diese Operation bei kunstgerechter Ausführung ganz gefahrlos ist. Vgl. Tafel »Halskrankheiten«, Fig. 5 u. 6.

Mandelöl, aus zerstoßenen oder gemahlenen bittern oder süßen Mandeln durch Pressen gewonnenes fettes Öl, ist zuerst etwas trübe und schleimig, klärt sich aber bald, besonders nach dem Filtrieren, und ist dann auch haltbarer. Es ist gelblich, dünnflüssig, geruchlos, schmeckt mild süßlich, spez. Gew. 0,917, wird leicht ranzig, löst sich in jedem Verhältnis in Äther, in 25 Teilen kaltem und 6 Teilen heißem Alkohol, erstarrt bei —21° butterartig und trocknet nicht an der Luft. Das M. wird zu Emulsionen und zarten Salben, als kosmetisches Mittel und wohl auch als Speiseöl benutzt. Das gewöhnliche M. des Handels ist häufig mit Baumöl vermischt. — Ätherisches M., soviel wie Bittermandelöl.

Mandelsäure (Phenylglykolsäure) $C_8H_8O_3$ oder $C_6H_5.CH(OH).COOH$ entsteht beim Erhitzen von Amygdalin mit Salzsäure, von Benzaldehyd mit Wasser, Blausäure u. Salzsäure, bildet farblose Kristalle, schmeckt stark sauer, löst sich leicht in Wasser und Alkohol und schmilzt bei 133°. Man kennt wie bei der Milchsäure mehrere Formen, die sich nur durch ihr optisches Verhalten unterscheiden. Sie gibt bei Oxydation Benzaldehyd.

Mandelseife, aus fettem Mandelöl dargestellte Seife, gewöhnlich aber eine mit ätherischem Bittermandelöl oder häufiger mit Nitrobenzol parfümierte Kokosseife.

Mandelstein (Amygdaloid), Strukturform verschiedener vulkanischer Gesteine, deren ursprüngliche oder durch Verwitterung einzelner Bestandteile entstandene Hohlräume (Blasenräume, s. d.) gänzlich oder doch zum Teil durch später gebildete Mineralien (Quarz, Opal, Chalcedon, Achat, Kalkspat, Zeolithe, Chlorit, Delessit rc.) ausgefüllt sind (s. Tafel »Mineralien und Gesteine«, Fig. 18). Oft lösen sich die Ausfüllungsmassen (Mandeln) leicht aus der Gesteinsumhüllung, oft sind sie fest an sie angewachsen und durch eine Übergangszone innig mit ihr verbunden. Sie sind bald rund, bald in die Länge gezogen oder abgeplattet, linsenförmig, besonders oft mandelähnlich (daher der Name), zuweilen birnförmig oder unregelmäßig. Auch sind sie innen oft hohl und mit Kristallen ausgekleidet. Ein besonderes Interesse beanspruchen die eine wässerige Lösung und Luft enthaltenden Chalcedonmandeln (Wassersteine, Enhydros), weil der Flüssigkeitsinhalt durch Liegen in trockner Luft vermindert, durch Eintauchen in Wasser vermehrt werden kann. Weist dieses Verhalten auf eine Art Endosmose oder auf eine Kommunikation des Mandelinhalts mit der Umgebung durch die schon verfestigte Umhüllung hindurch vermittelst Haarspalten und -Röhrchen hin, so scheinen andre Mandeln durch Infiltration von einer Stelle aus, die sich an angeschliffenen Exemplaren durch das Ausbiegen der konzentrischen Lagen nachweisen läßt, gebildet zu sein. Mandelsteinstruktur findet sich vornehmlich bei basaltischen Gesteinen und bei Melaphyren, bei Diabas rc. Die Mandeln des Melaphyrs der Nahegegend (Oberstein) und jetzt nach Erschöpfung derselben solche aus ähnlichen südamerikanischen Gesteinen liefern die Achate (s. d.).

Mandelsteine, s. Mandeln.

Mandeltümmler, s. Tauben.

Mandement (franz., spr. mangd'mãng), Verfügung, Verordnung, besonders bischöfliche.

Mander, Karel van, niederländ. Schriftsteller, geb. 1548 in Meulebeke (Flandern), gest. 11. Sept. 1606 in Amsterdam, war Maler und Schüler von Lukas de Heere, später der Italiener, denn er brachte vier Jahre (1573—77) in Italien zu. Gemälde von ihm finden sich im Reichsmuseum zu Amsterdam. Unter seinen Schülern ragt Frans Hals hervor. Als eifriger Protestant war er seines Glaubens wegen genötigt, 1583 nach den nördlichen Niederlanden zu fliehen, wo er zuerst in Haarlem, später in Amsterdam wohnte und das Haupt einer Dichterschule wurde, welche der Schule von Ronsard verwandt war. Er verfaßte zuerst biblische Trauerspiele, welche jetzt verloren sind, später gereimte Briefe und Elegien, geistliche Lieder, welche gesammelt herausgegeben sind unter dem Titel »De gulden harpe« (Haarlem 1597), und ein Lehrgedicht »De grondt der schilderconst«. Außerdem übersetzte er Vergils »Bucolica« u. »Georgica« (Haarlem 1597) und die ersten zwölf Bücher der Ilias nach dem Französischen (das. 1611) und schrieb zu Nutzen der Maler und Dichter eine »Uutlegginge op den Metamorphosis Pub. Ovidii Nasonis« (das. 1604; hochdeutsch von Joachim Sandrart, Nürnb. 1679). Sein wichtigstes Werk aber ist sein berühmtes »Schilderboeck« (Haarlem 1604; 2. Aufl. mit seiner Biographie, vermutlich vom Lustspieldichter Bredero, das. 1618), eine Sammlung Biographien der griechisch-römischen, italienischen, niederländischen und deutschen Maler, noch immer die Hauptquelle für die Geschichte der vlämischen Malerschule zwischen 1366 und 1604 und deshalb von H. Hymans in französischer Übersetzung und mit wichtigen Anmerkungen, Paris 1885, herausgegeben. Vgl. L. Plettinck, Studien over Karel van M. (2. Aufl., Gent 1887).

Manderscheid, Flecken und Höhenkurort im preuß. Regbez. Trier, Kreis Wittlich, in der Eifel, 370 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine Schloß- und eine Klosterruine (Himerod), eine Oberförsterei, Versand von Waldbeeren u (1890) 800 kath. Einwohner. — M. ist Stammort der Reichsgrafen von M., die um 1468 in den Besitz der Grafschaften Schleiden, Blankenheim, Gerolstein rc. kamen und 1780 ausstarben.

Mandeville (spr. männdwill), 1) (Maundevile, de Montevilla) John de, beliebter Reiseschriftsteller des Mittelalters, geb. um 1300 angeblich zu St. Albans in England, gest. 17. Nov. 1372 in Lüttich, will ausgedehnte Reisen in Europa, Afrika und Asien gemacht haben. Seine ursprünglich französisch geschriebene Reisebeschreibung, 1356 verfaßt, wurde

in fast alle europäischen Sprachen übersetzt (ins Deutsche zuerst von Michelfelser, 1481). Doch trägt dies Werk in Wahrheit Mandevilles Namen mit Unrecht. Neuere Untersuchungen haben nämlich gelehrt, daß der Verfasser ein belgischer Arzt war, der mit wahrem Namen Jean de Bourgogne, genannt a la Barbe, hieß und wahrscheinlich einige Zeit am Hofe des Sultans von Ägypten lebte, seine Schilderungen aber über andre, von ihm nie besuchte Länder fremden Quellen entlehnt hat. Er schrieb unter seinem wahren Namen ein lateinisches Werk über die Pest. Das Reisewerk ist in der französ. Fassung 1889 von Warner für den Roxburghe Club herausgegeben worden. Vgl. Vogels, Untersuchungen über M. (Krefeld 1886 u. 1891); Bovenschen, Untersuchungen über Johann von M. und die Quellen seiner Reisebeschreibung (»Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin«, 1888) und Cordier, Jean de M. (Leiden 1891).

2) Bernard de, engl. Dichter und Schriftsteller, geb. um 1670 zu Dordrecht in Holland aus einer französischen Familie, gest. 1733 in London, studierte Medizin in Leiden und ließ sich in London nieder, wo er teils seinem medizinischen Beruf, hauptsächlich aber schriftstellerischen Neigungen lebte. Er war ein Witzbold und liebte niedrige Gesellschaft. Das verriet sich auch in seinen ersten Schriften: »Esop dressed, or collection of fables in familiar verse« (Lond. 1704), »The virgin unmasked« (1709), eine Abhandlung über »Hypochondriac and hysteric passions« (1710), »Free thoughts on religion, the Church and national happiness« (1720), an Bayle sich anlehnend, u. a. Berühmt wurde er durch seine »Fable of the bees, or private vices made public benefits« (1723, Erweiterung seiner 1714 erschienenen Schrift »The Gambling Hive«), worin er das Laster für die Blüte eines Staates ebenso notwendig nannte wie den Hunger für das Gedeihen des Menschen, die Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böse, Ehre und Schande für Erzeugnisse der Politik ausgab, die philosophische Tugend für eine Erfindung von Betrügern und die christliche Religion für eine Ausgeburt von Narren erklärte. Dabei ging er von der Ansicht des Hobbes, die Sittlichkeit beruhe auf dem Eigennutz, aus und wußte seine cynischen Ansichten mit einer realistischen Bizarrerie einleuchtend vorzutragen. 1728 erschien der zweite Teil des Buches (beide Teile zusammen 1732, 2 Bde.). Durch Bertrands Übersetzung (1740) fand das Werk auch Eingang in Frankreich, besonders bei den Encyklopädisten. In England war er wegen seiner Lehren von den Gerichten verfolgt, erklärte daher, er habe seine Bücher ohne weitere Absicht, bloß zum Zeitvertreib geschrieben, und widerrief sie 1732 in »An inquiry into the origin of honour«. Vgl. L. Stephen, Essays on freethinking (Lond. 1873).

Mandi, s. Schlankaffe.

Mandi, Radschputenstaat in der britisch-ind. Provinz Pandschab, im westlichen Himalaja, 2929 qkm (53,2 QM.) groß mit (1891) 166,923 Einw. Die Thäler sind fruchtbar, die Berge liefern Steinsalz und Eisenerz. Die Seen Revalsar (1830 m ü. M., mit schwimmenden Inseln) und Dschawalamuki entstanden aus den Dämpfen, die einer Felsenspalte entströmen, und sind berühmte Wallfahrtsorte der Hindu. Die Hauptstadt M., am Fluß Bias, über den eine Hängebrücke führt, zählt (1891) 6889 Einw.

Mandibŭla (lat., Mandibel, Kiefer), bei den Wirbeltieren der Unterkiefer, bei den Gliedertieren der Ober- oder Vorderkiefer.

Mandieren (lat.), auf Schuld m., im Wechselverkehr soviel wie einen Wechsel zur Deckung von Forderungen auf einen Schuldner ziehen.

Mandinka (Mandingo, Mallinke, auch Wangara und Wakore genannt), Negervolk im südlichen Senegambien zwischen 9° westl. und 1° östl. v. Gr., nördlich vom Konggebirge. Die vorwaltende Farbe der M. ist dunkelbraun, die Gesichtsbildung bald mehr, bald weniger negerartig, die Gestalt hoch und schlank; das Haar ist stark gekräuselt, wächst aber bis zur Länge von ½ m, der Bart weder lang noch dicht, doch am Kinn gut entwickelt. Die M. sollen ursprünglich in Innerafrika gewohnt haben und später nach Futa Dschallon gezogen sein. Sie waren vor den Eroberungen der mohammedanischen Fulbe das mächtigste Volk Westafrikas. Nach arabischen Nachrichten hatte schon im 12. Jahrh. ein Teil der M. sich dem Islam zugewandt und trat als erobernde Macht im O. von Ghanata auf. Hier gründeten sie zu Anfang des 13. Jahrh. das große Reich von Melli, welches 100 Jahre später die Höhe seiner Macht erreichte, als es Ghanata, Timbuktu und das Gebiet der Sonrhay umfaßte. Durch die Macht dieses Reiches gewann das Volk der M. sowie seine Sprache eine große Verbreitung unter den Stämmen des westlichen Afrika. Die Mandinkasprache bildet zusammen mit den Nachbarsprachen Bambara, Vei, Susu die Sprachfamilie der Mandesprachen, die von Steinthal (»Die Mandenegersprachen«, Berl. 1867) grammatisch, von Schön (»Vocabulary of the Mende language«, Lond. 1884) lexikalisch dargestellt worden sind. Nach Lepsius steht diese Sprachfamilie in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis zu den Bantusprachen Südafrikas (s. Bantu). Um 1433 war das Reich der M. bereits durch die Eifersüchteleien der Provinzialstatthalter und durch räuberische Tuareg geschwächt, und allmählich ging es in Trümmer. Darauf drangen die M. nach Senegambien vor, wo sie sich die Soninke oder Sarakole unterwarfen, mit denen sie sich völlig vermischten. In einem ähnlichen Verhältnis stehen sie zu den Bambara, welche Kaarta und Segu, und zu den Susu, welche die französische Kolonie Rivières-du-Sud bewohnen. Jetzt sitzen die M. meist gruppenweise am obern Senegal und an dessen linkem Nebenfluß, dem Faleme, und ziehen sich von Bakel und Bafulabe bis zum obern Niger hin. Ebenso sitzen sie im Hinterland von Liberia mit dem Hauptort Musardu sowie in den Niederungen der Flüsse Casamanze und Gambia. Die M. sind heute die Hauptvermittler des Handels im Nordwestsudân. Von Timbuktu bis Sierra Leone, Großbassam und an den Golf von Benin gehen ihre Karawanen; die Soninke liegen mehr dem Kleinhandel ob. Auch sind die M. treffliche Ackerbauer, verstehen Eisen und Gold zu gewinnen, sind auch gute Schmiede, Viehzüchter und Zureiter von Pferden. Fremde Sprachen lernen sie sehr schnell. Barth schätzte ihre Zahl auf 6—8 Millionen.

Mandioka, s. Manihot.

Mandoline (ital.), Saiteninstrument aus der Familie der Lauten, tiefer gewölbt als die Laute, aber von erheblich kleinern Dimensionen; in Italien noch heute im Gebrauch als Melodieinstrument (die Begleitung fällt der Guitarre zu). Der Bezug der neapolitanischen M. sind vier Saitenpaare, in Quinten gestimmt wie die Violine: g d' a' e''; die Mailänder M. hat fünf oder sechs Saitenpaare und die Stimmung g c' a' d'' e'', resp. g h e' a' d'' e''. Die M. wird mit einem Plektron aus Schildpatt gespielt.

Anleitungen zur Erlernung der M. von Bartoluzzi und von E. Köhler (Leipz. 1890).

Mandorla (ital., »Mandel«), die Glorie in Form eines stumpfen, später oben und unten zugespitzten Ovals, in welcher auf mittelalterlichen Bildern der Heiland, die Madonna und einige Heilige erscheinen.

Mandragŏra *Juss.* (Alraun), Gattung aus der Familie der Solanaceen, ausdauernde, stengellose Kräuter mit fleischiger, oft gespaltener Wurzel, großen, ganzen, ovalen oder lanzettförmigen, welligen oder buchtig gezahnten Blättern in kompakten Rosetten, einzeln achselständigen, langgestielten, ansehnlichen, violetten oder gelblichen Blüten und einfächerigen, vielsamigen Beeren. Drei oder vier Arten im östlichen Südeuropa und im Himalaja. M. officinarum *L.* (s. Abbildung), im ganzen Mittelmeergebiet, hat grünlichgelbe Blüten und gelbe Beeren von 1,5 cm Durchmesser. Letztere werden von den Arabern gegessen; sie wirken einschläfernd, u. schon Maharbal soll sich dieser Wirkung gegen die Feinde bedient haben. Auch sollen die Früchte zur Wollustreizen und fruchtbar machen, weshalb man sie seit dem Altertum vielfach zu Liebestränken benutzte. Die Blätter legt man als schmerzstillend auf Wunden, auch werden sie von einigen orientalischen Völkern wie Tabak geraucht. Die Wurzel wirkt narkotisch betäubend, und man gab sie daher im Altertum vor schweren Operationen. Namentlich aber hat die Wurzel als Zaubermittel eine große Rolle gespielt. Schon Pythagoras sprach von ihrer Ähnlichkeit mit einem Menschen; man glaubte sich mit derselben unsichtbar machen zu können und trug sie als Amulett gegen Hexerei. Um sie zu erhalten, waren bestimmte Vorsichtsmaßregeln nötig, weil sie beim Ausgraben entweder verschwand, oder so entsetzlich schrie, daß der Grabende vor Schreck sterben mußte (Shakespeare). Das Mittelalter bildete diesen Aberglauben weiter aus. Man schnitzte aus der Wurzel Männchen (Gold-, Hecke-, Galgen-, Erd- oder Alraunmännchen, Alrunken), die unter dem Galgen aus dem Samen eines unschuldig Gehenkten entstanden sein sollten, putzte sie verschiedenartig heraus und stellte sie, in einem Kasten verwahrt, an einen geheimen Ort des Hauses, von wo man sie zu magischem Gebrauch (um Schätze zu heben, wahrzusagen etc.) hervorholte. Man setzte ihnen auch wohl von jeder Mahlzeit etwas zu essen und zu trinken vor, wusch sie Sonnabends in Wein und Wasser, zog ihnen an Neumonden frische Kleider an etc. Sie galten als Talismane gegen Krankheiten, brachten Glück in Prozessen, den Frauen Fruchtbarkeit und leichte Niederkünfte etc. Daher ward ein ordentlicher Handel mit solchen Wurzeln getrieben und das Stück bisweilen mit 60 Thlr. bezahlt. Statt der Mandragorawurzel wurde zu gleichem Zweck auch die Wurzel der Bryonia und von Allium victorialis benutzt. Ob das Dudaim des Alten Testaments (1. Mos. 30, 14) auf M. zu beziehen ist, dürfte fraglich sein.



Alraun.

Mandrake, s. Podophyllum.

Mandrill, s. Pavian.

Mandrin (franz., spr. mangdräng), s. Katheter.

Mandrit (griech., von mandra, Klause, Kloster), Klausner, Mönch. Das Wort hat sich besonders in dem Titel Archimandrit (s. d.) erhalten.

Mandry, Gustav, deutscher Rechtslehrer, geb. 31. Jan. 1832 zu Waldsee in Württemberg, studierte in Tübingen und Heidelberg, bekleidete seit 1856 Richterstellen an den Gerichten zu Stuttgart und Ulm und wurde 1861 ordentlicher Professor an der Universität Tübingen. Als Mitglied der Reichskommission für die Ausarbeitung des Entwurfs erster Lesung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches hat er an den Arbeiten derselben 1884—89 teilgenommen und wurde 1890 auch zum Mitglied der für die zweite Lesung gebildeten Kommission ernannt. Unter seinen Schriften sind außer kleinern, in dem von ihm seit 1879 mit herausgegebenen »Archiv für die zivilistische Praxis«, in der »Zeitschrift für Rechtsgeschichte« und in dem »Württembergischen Archiv für Recht und Rechtsverwaltung« erschienenen Aufsätzen zu nennen: »Das Gesetz vom 28. Juni 1865 zum Schutz der Urheberrechte an litterarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst« (Erlang. 1867); »Das gemeine Familiengüterrecht mit Ausschluß des ehelichen Güterrechts« (Tübing. 1871—76, 2 Bde.); »Der zivilrechtliche Inhalt der Reichsgesetze« (das. 1878; 3. erweiterte Aufl., Freiburg 1885); »Über Begriff und Wesen des Peculium« (Tübing. 1869) u. a. Seit 1885 ist er Mitglied des württembergischen Staatsgerichtshofs.

Mandschu (Mandschuren), Hauptzweig der tungusischen Stämme, der seine Stammsitze am Oberlauf des Sungari, südlich von Kirin, hatte, wo sie als Jäger, Viehzüchter und auch Ackerbauer lebten. Dies kräftige, kriegerische und energische Volk hat seit mehr als zwei Jahrhunderten die Vorherrschaft der mongolischen Rasse über Mittel- und Ostasien, auch über Teile Südasiens neu gefestigt. Doch ist das Volk der M. sehr gering an Zahl. In der Mandschurei zählt es kaum mehr als eine Million Seelen, während es im eigentlichen China unter der Menge der Chinesen vollkommen verschwindet. Auch in der Mandschurei sind die Chinesen jetzt schon zahlreicher als die M., doch haben letztere noch den Grund und Boden inne, den die letztern nur pachten, nie erwerben können. Am zahlreichsten sind die M. in den Städten, wo sie als Beamte und Kaufleute leben; ein beträchtlicher Teil wohnt noch in den Gebirgen um das Thal des Liau. Da die immer zahlreicher einwandernden Chinesen sich fast immer mit Mandschufrauen verheiraten, so geht die mandschurische Nation langsam in der chinesischen auf. Jetzt sitzen in den verschiedenen Ministerien in Peking überall neben Chinesen M. als höchste Beamte, und der Befehl über das Heer liegt ausschließlich in ihren Händen. Die mandschurischen Häuser haben abweichend von den chinesischen lange, flache, konvexe Dächer in Form eines Cylinderabschnittes und große papierne Fenster und sind immer aus Holz gebaut; nur die Hauptstadt Mukden ist aus

Stein errichtet. Gegenwärtig trennt noch eine gewisse Feindschaft beide Völker, was aber die Aufsaugung des schwächern Elements durch das stärkere nicht aufhalten wird. Über die Geschichte der M. vgl. China, S. 60.

Mandschu (Mandschusprache), eine dem tungusischen Zweig des uralaltaischen Stammes angehörige Sprache, die verbreitetste, anscheinend aber auch abgeschliffenste unter ihren Schwestern sowie die einzige, die es zu einer gewissen Litteratur gebracht hat. Wie alle Sprachen ihres Stammes wird sie durch die Vokalharmonie charakterisiert, indem der erste Vokal eines Wortes für die folgenden bestimmend ist. Das Verbum ist reich gegliedert, aber, wie überhaupt die Flexion, sehr regelmäßig, daher die Sprache leicht zu erlernen. Für jedermann, der sich mit der chinesischen Litteratur beschäftigen will, ist die Kenntnis des M. fast unentbehrlich. Denn seit die jetzige Dynastie über China herrscht (also seit 1644), sind zahlreiche und gerade die wichtigsten chinesischen Litteraturwerke in das M. übersetzt worden; diese Übersetzungen dürfen als authentisch gelten, und sie sind weit leichter zu verstehen als die Originale. Als Schrift bedienen sich die Mandschu seit etwa dritthalbhundert Jahren eines aus dem Mongolischen weitergebildeten Alphabets. Von Bearbeitungen des M. sind namentlich folgende zu nennen: Wörterbücher von Amyot (Par. 1789—90), v. d. Gabelentz (Leipz. 1864), Wassiljew (Petersb. 1866) und Zacharow (das. 1875); Grammatiken von v. d. Gabelentz (Altenb. 1832), Kaulen (Regensb. 1856), L. Adam (Par. 1873), Orlow (Petersb. 1873), Zacharow (das. 1879) u. von v. Möllendorff (Schanghai 1892); Chrestomathien von Klaproth (Par. 1828), Wassiljew (Petersb. 1863) und Iwanovskij (das. 1893). Einen »Essay on Manchu litterature« lieferte v. Möllendorff in dem 25. Band des »Journal of the R. Asiatic Society, China Branch«. In Deutschland waren besonders H. C. v. d. Gabelentz und sein Sohn H. G. C. v. d. Gabelentz (s. d.) für die Erforschung der Mandschusprache und -Litteratur thätig.

Mandschurei, eins der Nebenländer des chinesischen Reiches, zwischen 42—53° 30′ nördl. Br. und 118—135° östl. L. v. Gr., begrenzt vom Amur (gegen die russisch-sibirische Amurprovinz) im N., von der russisch-sibirischen Küstenprovinz im O., von Korea, dem Golf von Petschili u. der Provinz Petschili im S., der Mongolei im W., umfaßt 942,000 qkm (17,108 QM.) mit 7,5 Mill. Einw. Die M. ist ein Gebirgsland, welches im O. vom Schan Alin, im W. vom Chingan begrenzt wird, und dessen nördlichsten Teil der Ilschuri Alin und Dousse Alin erfüllen. Die höchsten Gipfel im Schan Alin erheben sich bis zu 3600 m. Den südwestlichen Teil erfüllt die östliche Gobiwüste. Hauptfluß ist der Sungari, als dessen Becken die ganze M. anzusehen ist; derselbe mündet bei dem Fort Tschitschacha in den Amur u. nimmt weiterhin den Ussuri, den Grenzfluß gegen O., auf. Das Klima bewegt sich in großen Extremen, das Thermometer steigt im Sommer bis 32° und fällt im Winter bis zu —24°. Die Gebirge sind dicht bewaldet; von Mineralien hat man Kohle, Gold (dessen Ausbeutung verboten ist, aber im geheimen betrieben wird), Eisen und Edelsteine gefunden. Flora und Fauna bilden den Übergang zwischen China und Sibirien. Von wilden Tieren sind Tiger von außerordentlicher Größe, schwarze Bären, Wölfe, Schweine, Füchse, Hirsche, Antilopen, Zobel zu nennen, deren Felle einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. Unter den zahlreichen Vögeln ist besonders bemerkenswert die mandschurische Lerche (Melanocorypha mongolica), die in großen Mengen nach Nordchina ausgeführt wird, wo sie wegen ihrer Geschicklichkeit, Stimmen nachzuahmen, sehr gesucht ist. Die Flüsse sind außerordentlich reich an Fischen, namentlich Lachsen. Die Bevölkerung besteht aus Chinesen, Mandschu u. Tungusen und Mischlingen dieser drei Völker, welche gegenwärtig die Hauptmasse der Einwohner bilden. Die Chinesen wohnen vornehmlich in dem südlichen, Schönking genannten Teil, der bereits als Teil des eigentlichen China betrachtet wird. Früher aber wurden in der ganzen M. von der chinesischen Regierung Verbrecherkolonien angelegt und unruhige Stämme des innern Reiches hierher verpflanzt. Man hat hier an 100 dunganische Familien (s. Dunganen) angesiedelt, die, Chinesen im Äußern, aber Mohammedaner, in nationaler Abgeschlossenheit leben. So bilden die Mandschu (s. d.) heute nicht mehr den zehnten Teil der Bevölkerung. Von tungusischen Völkern wohnen hier die Golde (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 12), die Manegren, von mongolischen die Barguburäten. Hauptbeschäftigungen sind Jagd, Ackerbau und Viehzucht. Gebaut werden namentlich in dem südlichen, wärmern Teil Weizen, Gerste, Reis, Hirse, Mais, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Mohn, Indigo, Tabak, Ginseng, Hanf und Baumwolle. Man zieht kleine Pferde, Maulesel, Rinder, Schafe, namentlich aber große Schweine zur Ausfuhr, bei der auch Perlen, Ginseng, die genannten Lerchen und eine besondere Art Geierfalken eine wichtige Rolle spielen. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung von Branntwein in zahllosen kleinen Brennereien und von Öl. Dem lokalen Verkehr dienen der Sungari, der auf 1500 km selbst für Dampfer fahrbar ist, ferner die Noni und Khurka; der Hauptverkehr bewegt sich aber auf drei Straßen, die von Peking, Sibirien und Korea aus die Städte Mukden, Kirin (Girin) u. Tsitsikar berühren. Eine Telegraphenlinie zieht von Peking über Niutschuang, Mukden, Kirin, Tsitsikar nach Holungkiang und Blagoweschtschensk, eine zweite über Huntschun am Tjumen nach Wladiwostok. Administrativ zerfällt die M. in die Provinzen Schöngking (Liaotung), Kirin und Holungkiang. In Schöngking mit der Hauptstadt Mukden (s. d.), dem Hafen Niutschuang (s. d.) und dem Ort Hsingking, wo die Gräber der alten Mandschuherrscher sich befinden, wohnt die Hauptmasse der fast ganz chinesischen Bevölkerung (ca. 5½ Mill.), in Kirin hat der gleichnamige Hauptort am Sungariula, einem Nebenfluß des Sungari, 120,000 Einw.; wichtigere Städte sind noch Hungtschenfu, Ninguta Aschiso u. Sanhsing. In Holungkiang liegt außer dem Hauptort Aigun (s. d.) am Amur noch Tsitsikar (60,000 Einw.), wo der Oberkommandant der Mandschutruppen seinen Sitz hat, u. das auch als Verbannungsort bekannt ist. Schöngking, das als zum eigentlichen China gehörig betrachtet wird, steht unter einem Generalgouverneur, die beiden andern werden von Gouverneuren verwaltet; die Organisation ist rein militärisch. Die 65 Mandschustämme werden eingeteilt in acht Banner, von denen jedes seine eignen Tribunale, Schulen und Priester hat. Die Militärmacht besteht aus 67,800 Mann, von denen nur 27,000 wirklich in Sold stehen. Sie sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und haben jährlich 2400 Hirsche und eine Anzahl Zobelfelle zu liefern. Die Abgaben der Provinzen bestehen in Geld und Getreide; Kirin hat 652,800 Mk. in Silber und

22,680 Säcke Getreide, Holungkiang 12,800 Mk. in Silber und 8280 Säcke Getreide nebst 5000 Zobelfellen und 1000 Perlen aus dem Sungari zu liefern. — Die M. erstreckte sich vor 1858 nordwärts bis nahe zum 55.° nördl. Br., in jenem Jahr wurde das Gebiet bis zum Amur durch den Vertrag von Aigun an Rußland abgetreten und 1860 die Grenze an den Ussuri geschoben und dadurch ein Gebiet von 650,000 qkm (11,800 QM.) von der M. abgetrennt (vgl. Amur). S. Karte »China«. Vgl. Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande (deutsch, Leipz. 1874); James, The long white mountain, a journey in Manchuria (Lond. 1888).

Mandubibohne, s. Arachis.

Mandubier, kelt. Volk in Gallia Lugdunensis, nördlich von den Äduern, an den Quellen der Yonne und Seine. In ihrem Gebiet lag das berühmte Alesia (jetzt das Dorf Alise-Ste.-Reine).

Manduria, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Tarent, mit Resten der antiken Stadtmauer, uralten, in den Felsen gehauenen Gräben, die wahrscheinlich zu künstlicher Bewässerung dienten, Weinbau, Ölgewinnung und (1881) 8865 (als Gemeinde 10,308) Einw. — M. ist eine altgriechische Gründung, ward von den Sarazenen zerstört und unter dem Namen Casalnuovo wieder erbaut, nahm aber die ursprüngliche Benennung wieder an.

Mandwi, Stadt des britisch-ind. Tributärstaats Katsch, am Golf von Katsch der belebteste Hafen der Küste zwischen Karatschi und Bombay, mit altem Palast der Könige von Katsch, schönem Tempel und (1891) 38,155 Einw. (19,129 Hindu, 15,499 Mohammedaner, 3437 Dschaina), die trotz des versandeten Zustandes des Golfs mit ihren 200 meist offenen Fahrzeugen von 10,000 Ton. lebhafte Schiffahrt besonders nach Sansibar treiben.

Manebach, Dorf im Herzogtum Sachsen-Gotha, an der Ilm oberhalb Ilmenau, in einem schönen Thal (Manebacher Grund) des Thüringer Waldes, 508 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Porzellanfabrik, 2 Masken- und 6 Glasinstrumentenfabriken, eine Kistenfabrik, eine Steinkohlengrube, Holzsägewerke und Holzhandel und (1890) 1139 evang. Einwohner. M. wird als Sommerfrische besucht.

Manège (franz., spr. -äsch'), Reitbahn, Reitschule; Manegebewegungen, s. Reitbahngang.

Manen (lat. Manes), bei den Römern wie überhaupt bei den Italern die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, besonders der guten. Sie galten für unsterblich wie die Götter, daher die stehende Formel auf den römischen Grabsteinen: D. M., d. h. Dis Manibus (den Abgeschiedenen geweiht), welche Formel sogar die Christen beibehielten. Als Wohnort der M. dachte man sich die Tiefe der Erde, aus welcher sie nur zu gewissen Jahreszeiten und bei nächtlicher Weile hervorkommen, um auf der Erde umherzuschweifen; daher wird der Ausdruck Manes nicht selten für die Unterwelt selbst und das Reich der Geister überhaupt gebraucht. In der ältesten Zeit brachte man ihnen Menschenopfer, die später durch die Leichenspiele ersetzt wurden. Alljährlich wurden zu ihrer Versöhnung die Feralien (s. d.), ein allgemeines Totenfest, gefeiert. S. Manendienst. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 2, S. 66 f. (Berl. 1883).

Manendienst (Ahnenkultus, Seelenkultus), der den Abgeschiedenen gewidmete Kultus, wohl die älteste und allgemein verbreitetste Kultusform der Welt, die man weit in die prähistorischen Zeiten zurückverfolgen kann. Dem Toten nicht allein Nahrung und Waffen mit ins Grab zu geben, ihm sogar die Begleitung seines Weibes, seiner Diener und Lieblingstiere ins Jenseits durch Tötung u. Mitbegraben zu gönnen, war verbreiteter Gebrauch; aber in der Regel dehnte sich der dem Toten gewidmete Kultus auch über den Begräbnistag und die Trauerzeit hinaus: man brachte dem Verstorbenen fortdauernd oder am Totenfest, z. B. in Rußland, Speise und Trank zu seinem Grabe, widmete ihnen bei Mahlzeiten ein erstes Glas etc. Bei den Römern dehnte sich dieser Vorfahrenkultus zu einer Privatreligion aus, indem man Altäre und Masken der Vorfahren in jedem Haus aufstellte und zu ihnen wie zu Schutzgeistern (s. Penaten) betete; doch waren ihnen auch zu Rom allgemeine Larenfeste (im Mai) gewidmet. Andre Völker überließen den Manen das ganze Haus als Wohnstätte. Außer den privaten Ahnen widmete man indessen den Häuptlingen, Königen und Helden einen öffentlichen Kult (Heroenkult, s. Heros), der, je mehr er in die Nacht der Zeiten zurücktrat, um so mehr den Charakter eines Götterkultus gewann. Der Heros wurde hier und da zum Stammheros, von dem das gesamte Volk seine Herkunft ableitete, und die Namen der betreffenden göttlichen Ahnen bedeuten oft nichts weiter als »Herr« oder »König«. Schon Euemeros (s. d.) hatte aus ähnlichen Betrachtungen geschlossen, daß der M. die Quelle aller Religion, und daß die Götter der Griechen nichts als vergötterte Menschen, die ersten Altäre Grabstätten seien. Ebenso wurden Odin, Balder, Uller etc. in den skandinavischen Ländern später als alte Könige dieser Länder angesehen. Diese Ansichten sind von Geiger, Caspari und J. Lippert (»Der Seelenkult«, Berl. 1881, und »Die Religionen der europäischen Kulturvölker«, das. 1881) tiefer begründet worden, wobei hervorgehoben wurde, daß die lokale Verehrung der einzelnen Gottheiten in den polytheistischen Systemen darauf hindeute, daß es sich dabei um die Stammgottheiten einzelner vereinigter Stämme handle, die sozusagen unter die Oberhoheit der Hauptgottheit desjenigen sieghaften Stammes gestellt worden seien, welcher die Vereinigung oder Unterwerfung bewirkt hatte, wie ja die Römer immer mehr ausländische Götter aufnahmen, je mehr Länder sie assimilierten. Allein bei diesen Annahmen wurden meist andre wichtige Faktoren der Mythenbildung, namentlich die Personifikation der Naturkräfte und der Naturdienst, ganz vernachlässigt, und man darf diese einen richtigen Kern enthaltenden Ausführungen nur mit großer Vorsicht und starken Einschränkungen aufnehmen. In der christlichen Kirche wird dem M. durch Totenmessen und Totenfeste Rechnung getragen. Vgl. Rohde, Psyche. Seelenkult u. Unsterblichkeitsglaube der Griechen (Freiburg 1890).

Manes, Sohn des Zeus und der Gäa, Vater des Atys, Hauptgott der Phrygier.

Manes (Mani, Manichäus), Stifter der häretischen Sekte der Manichäer (s. d.), dessen Lebensgeschichte von den orientalischen und den abendländischen Quellen abweichend erzählt wird. Nach den letztern, d. h. vorzüglich den »Acta disputationis Archelai cum Manete«, ist seine Lehre auf einen gewissen Skythianos zurückzuführen und hängt sogar mit dem Buddhismus zusammen; nach den erstern, den ursprünglichern und wertvollern, d. h. vorzüglich dem 988 geschriebenen arabischen Buch Fihrist, ist er unabhängiger Gründer seines Systems und trat (geb. 218) um 242 als Religionsstifter hervor. Seine Ab-

sicht war, Christentum und Parsismus zu verschmelzen; deshalb erklärte er sich für den Paraklet, der die christliche Lehre zu vollenden habe. Von den Magiern verfolgt, irrte er umher, bis er unter dem König Bahram 276 gekreuzigt oder geschunden wurde. Vgl. Flügel, Mani, seine Lehre und seine Schriften (Leipz. 1862); Keßler, Mani, Forschungen über die manechäische Religion (Bd. 1, Berl. 1889).

Manessische Handschrift, von J. Bodmer (s. d.) eingeführte Bezeichnung einer großen mittelhochdeutschen Liederhandschrift, die zweifellos aus Süddeutschland oder der Schweiz stammt; ob sie thatsächlich von den Zürichern Rüdiger Manesse (Vater und Sohn) angelegt worden ist, wie man vermutet hat, ist zweifelhaft. Sie kam 1607 nach Heidelberg, wurde aber im Dreißigjährigen Kriege nach Paris entführt, wo sie 1726 J. Chr. v. Bartenstein wieder auffand. 1888 gelang es dem Geschick des Straßburger Buchhändlers Trübner, die Handschrift von der Pariser Nationalbibliothek zu erwerben. Als Gegenleistung übergab er eine Reihe von wertvollen Handschriften, die er um hohen Preis aus der Bibliothek des Lords Ashburnham gekauft, und die im Laufe der 40er Jahre unsers Jahrhunderts aus französischen Bibliotheken entwendet worden waren. Aus den Händen Trübners ging die kostbare Handschrift in den Besitz der Reichsregierung über und wurde von dieser der Heidelberger Universitätsbibliothek überwiesen, aus der sie einst geraubt worden war. Die Handschrift enthält ca. 7000 Strophen von über 130 Minnesingern und ist die reichste Quelle für die mittelhochdeutsche Lyrik. Zuerst gab Bodmer einen Teil der Handschrift unter dem Titel: »Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts« (Zürich 1748), dann einen größern unter dem Titel: »Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt« (das. 1758—59, 2 Bde.) heraus; vollständig und kritisch berichtigt wurde sie dann veröffentlicht in v. d. Hagens »Minnesingern« (Leipz. 1838), wozu als Anhang der »Bildersaal altdeutscher Dichter« (Berl. 1856) erschien, worin die Bilder der Handschrift zum Teil mitgeteilt und erläutert sind. Ein Faksimile der sämtlichen Miniaturen in Lichtdruck veröffentlichte F. X. Kraus (Straßb. 1887, 140 Blätter). Zangemeister gab heraus: »Die Wappen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandschrift« (Görlitz u. Heidelb. 1892).

Manet (spr. -nä), Edouard, franz. Maler, geb. 1832 in Paris, gest. daselbst 30. April 1883, arbeitete kurze Zeit im Atelier Coutures, wo er jedoch nicht viel lernte, und bildete sich dann hauptsächlich auf Reisen in Deutschland und Italien durch Kopieren von Rembrandt, Tintoretto u. a. und nach Velazquez und Goya. Im Salon von 1861 trat er mit einem Guitarrespieler auf, in welchem er sein Prinzip des plattesten Naturalismus zum erstenmal zur Geltung brachte. Da sein nächstes Bild: das Frühstück im Grünen, eine Sammlung von häßlichen nackten Frauenzimmern, aus Sittlichkeitsrücksichten u. wegen der rohen Mache vom Salon zurückgewiesen wurde, gründete M. 1863 den »Salon der Zurückgewiesenen«, in welchem seine Bilder zur Ausstellung gelangten. Bald fand sich eine Reihe gleichgesinnter Naturalisten, aus denen sich allmählich die Sekte der Impressionisten (s. d.) entwickelte, deren Haupt M. wurde. Erst 1877 wurde ihm der Salon wieder geöffnet. Zu den ihn am meisten charakterisierenden Bildern gehören: der tote Mann, das Kind mit dem Degen, Olympia, das spanische Ballett, die Eisenbahn, das Café-Konzert, die Canotiers von Argenteuil, die Wäsche (1876), das Porträt Zolas, der gute Trunk und das Büffett in den Folies-Bergères (1882). Vgl. Bazire, Edouard M. (Par. 1884).

Manetho (eigentlich Ma-n-thoth, »von Thoth gegeben«), aus Sebennytos in Ägypten, unter den beiden ersten Ptolemäern Priester in Heliopolis, schrieb um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. nach den Tempelarchiven in griechischer Sprache die Geschichte Ägyptens von den ältesten Zeiten an bis auf Alexander in drei Büchern. Erhalten sind davon nur das wertvolle Verzeichnis der 30 Dynastien, von Menes bis Nektanebos II. (340 v. Chr.), ein Drittel der Königsnamen und einige Fragmente (hrsg. in Müllers »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 2, Par. 1848). Eine teilweise Kontrolle seiner Angaben hat erst in unsrer Zeit die Entzifferung der Hieroglyphen ermöglicht; ob die erwiesenen Unrichtigkeiten ihm alle zur Last fallen, ist fraglich, da wir das Erhaltene erst in Auszügen aus zweiter und dritter Hand besitzen. Vgl. Böckh, M. und die Hundssternperiode (Berl. 1845); Lauth, M. und der Turiner Königspapyrus (Münch. 1865); Unger, Chronologie des M. (Berl. 1867); Peßl, Das chronologische System Manethos (Leipz. 1878); Krall, Komposition und Schicksale des Manethonischen Geschichtswerkes (Wien 1879). — Unter dem Namen des M. besitzen wir auch noch ein Gedicht in sechs Büchern (»Apotelesmata«), gleichfalls in griechischer Sprache, welches von dem Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen handelt (hrsg. von Köchly, Leipz. 1857). Das Gedicht stammt jedoch aus weit späterer Zeit, vielleicht aus dem 3. Jahrh. n. Chr., und ist aus verschiedenartigen Stücken zusammengesetzt.

Manetti, Saverio, Botaniker, s. *Man.*

Manfred, König von Sizilien, geb. 1232 als Sohn des Kaisers Friedrich II. und der Bianca Lancia aus einem vornehmen lombardischen Geschlecht, mit der sich der Kaiser, um den Sohn zu legitimieren, auf ihrem Sterbebett trauen ließ, gest. 26. Febr. 1266, erhielt durch das Testament seines Vaters 1250 das Fürstentum Tarent und die Statthalterschaft in Italien während der Abwesenheit seines Halbbruders Konrad IV. Mit männlicher Schönheit, ritterlicher Tapferkeit, fein gebildetem Geist und liebenswürdigem Charakter verband M. feste Entschlossenheit und hielt die staufische Herrschaft in Unteritalien bis zur Ankunft Konrads IV. (Januar 1252) energisch aufrecht. Nach dessen Tod (21. Mai 1254) wurde er von den Großen des Reiches zum Regenten erhoben und suchte sich anfangs mit dem Papst zu versöhnen, dem er im Oktober selbst über die Grenze des neapolitanischen Königreichs das Geleit gab. Da aber Innocenz IV. sich an die getroffenen Vereinbarungen nicht hielt, so flüchtete M. zu den Sarazenen nach Luceria, erhob sich mit deren Hilfe gegen die päpstliche Herrschaft und unterwarf sich 1255—57 ganz Neapel und Sizilien. Auf das vielleicht von ihm selbst verbreitete Gerücht vom Tode Konradins wurde M. von den Großen zum König gewählt und 10. Aug. 1258 in Palermo gekrönt. Er herrschte mild und gerecht, aber kräftig, und der Hof von Palermo entfaltete unter ihm den frühern, durch Poesie und wissenschaftliches Leben gehobenen fürstlichen Glanz. Schon seit 1258 griff M. auch in die Verhältnisse von Mittel- und Oberitalien ein, unterstützte überall die kaiserliche Partei und gewann namentlich seit dem Sieg seiner mit den Sienesen und andern Ghibellinen verbündeten Truppen über die Florentiner und andre Guelfen bei

Montaperto (4. Sept. 1260) in Toscana und der Romagna eine bedeutende Stellung. Papst Alexander IV. vermochte nicht viel gegen ihn auszurichten, aber dessen Nachfolger, Urban IV., mit welchem M. vergeblich über den Frieden verhandelte, und Clemens IV. riefen französische Hilfe an und gewannen Karl von Anjou durch die Verleihung des Königreichs beider Sizilien. Im Januar 1266 brach das französische Kreuzheer von Rom aus in Neapel ein, und 26. Febr. 1266 kam es zu der entscheidenden Schlacht bei Benevent, in welcher M., als die apulischen Ritter sich aus Feigheit oder Verrat zur Flucht wandten, den Tod suchte und fand. Da der Bann auf ihm ruhte, wurde sein Leichnam nicht in geweihtem Boden, sondern auf dem Schlachtfeld begraben und mit einem Steinhaufen bedeckt. Manfreds Witwe, die griechische Fürstin Helena, welche er 1259 oder 1261 geheiratet, wurde auf der Flucht nach Epirus in Trani ergriffen und starb im Gefängnis. Ihre Tochter Beatrix wurde 1283 durch den sizilischen Admiral Ruggiero da Loria aus der Gefangenschaft befreit. Drei natürliche Söhne Manfreds starben im Kerker. Auf die Vermählung der Konstanze, ältesten Tochter Manfreds aus seiner ersten Ehe mit Beatrix von Savoyen, mit Peter III. von Aragonien (1262) gründeten sich die spätern Ansprüche Aragoniens auf Sizilien und Neapel. Vgl. Cesare, Storia di Manfredi (Neap. 1837, 2 Bde.); Schirrmacher, Geschichte der letzten Hohenstaufen (Göttingen 1871); Fahrenbruch, Zur Geschichte König Manfreds (Roßla 1880). E. Raupach, O. Marbach, F. W. Rogge machten den König M. zum Helden eines Trauerspiels.

Manfredonia, Stadt in der ital. Provinz Foggia, am Golf von M. des Adriatischen Meeres südlich vom Monte Gargano, an der Eisenbahnlinie Foggia-M. gelegen, Sitz eines Erzbischofs, hat ein altes Kastell, eine 1848 restaurierte Kathedrale, ein Gymnasium, einen Hafen, in welchen 1894: 734 handelsthätige Schiffe von 61,746 Ton. einliefen, Getreideausfuhr, und (1881) 8324 (als Gemeinde 9323) Einw. — M. wurde 1261 vom König Manfred (daher der Name) 2 km nördlich von der durch ein Erdbeben zerstörten alten Hafenstadt Sipontum, von welcher noch die schöne Kirche Santa Maria Maggiore erhalten ist, gegründet.

Mangabeiras, Serra das, Gebirgskette in Brasilien, 1000 m hoch, auf der Grenze der Staaten Goyaz und Maranhão, von der nach NO. der Parnahyba mit mehreren Zuflüssen, nach SW. der Rio Somno zum Tocantins abfließen.

Mangaiba, s. Hancornia.

Mangal (türk., »Kohlenbecken«), der Wärmeapparat in der Türkei und in Kleinasien, welcher die Stelle unsers Ofens vertritt; besteht aus einem runden Messing- oder Kupferbecken, das auf einem ca. 1 m hohen Untergestell ruht, und in das glühende Kohlen gelegt werden.

Mangalia, Stadt in der rumän. Dobrudscha, am Schwarzen Meer und an der bulgarischen Grenze, hat eine wenig geschützte Reede und (1889) 7888 meist griech. Einwohner. Zur Römerzeit lag hier Kallatis, eine Kolonie des kleinasiatischen Heraklea.

Mangalur, Hafenstadt im Distrikt Südkanara der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, an der Mündung der Natrawati, die für kleine Fahrzeuge zugänglich ist, hat mehrere Kirchen der Katholiken unter einem Bischof, ein Kloster und College, ist Hauptsitz der Baseler Mission, die in ihren Anstalten Weberei, Ziegelbrennerei, Druckerei, Buchbinderei u. a. betreibt, und hat (1891) 40,922 Einw. (23,438 Hindu, 9845 Christen, 7584 Mohammedaner), die bedeutende Ausfuhr von Kaffee betreiben.

Mangān Mn, Metall, findet sich nicht gediegen, aber sehr verbreitet in Sauerstoffverbindungen (als Braunstein oder Pyrolusit MnO_2, Braunit Mn_2O_3, Manganit $Mn_2H_2O_4$, Hausmannit Mn_3O_4, mit Baryt und Kalk als Psilomelan $[MnBa]O.MnO_2$), dann als Kohlensäuresalz (Manganspat $MnCO_3$), mehrfach als Silikat (Mangankiesel, Rhodanit, Paysbergit) und als mehr oder weniger untergeordneter Bestandteil andrer Silikate, auch mit Schwefel verbunden (Manganglanz MnS und Hauerit), sehr allgemein als Begleiter des Eisens, in geringer Menge in Ackererde, Quellwasser, in Pflanzen und Tieren. Das aus einem Manganoxyd durch Schmelzen mit Kohle oder aus Manganchlorür durch Behandeln mit Natrium erhaltene M. ist grauweiß mit rötlichem Schimmer, sehr politurfähig, nicht hämmerbar, ritzt gehärteten Stahl, spez. Gew. 6,85—7,99, Atomgew. 54,8, oxydiert sich so leicht an der Luft, daß es am besten in sauerstofffreiem Steinöl aufbewahrt wird, doch sind manche Präparate kaum veränderlicher als Eisen, es zersetzt Wasser je nach seiner Darstellungsart mehr oder weniger leicht, schmilzt bei Weißglut und wird von Säuren heftig angegriffen. Es erscheint in vielen Verbindungen zweiwertig, doch tritt die Atomgruppe Mn_2 auch sechswertig auf. Es bildet mit Sauerstoff zahlreiche Oxyde, von denen am wichtigsten sind Manganoxydul MnO, Manganoxyd Mn_2O_3, Manganoxyduloxyd Mn_3O_4, Mangansuperoxyd MnO_2, Mangansäureanhydrid MnO_3 und übermangansäureanhydrid Mn_2O_7. Von diesen Oxyden bildet nur das Oxydul beständige, das Oxyd einige unbeständige Salze. Das Oxyd und die höhern Oxydationsstufen geben leicht Sauerstoff ab unter Bildung von Oxydulsalzen u. bilden mit Salzsäure Manganchlorür und Chlor. Reines M. wird technisch nicht benutzt; aber einige Legierungen sind von Wichtigkeit, und mehrere Manganverbindungen spielen in der Technik eine große Rolle. In Deutschland werden Manganerze besonders in der Rheinprovinz und Westfalen, in Bayern, Baden, Sachsen, Thüringen und Hessen gewonnen. Die Förderung beträgt jährlich ca. 40—60,000 Ton. (ohne Braunstein, s. d.). Die Gesamtproduktion beträgt in Europa 152,000, in Amerika 44,000, in andern Erdteilen 1000 Ton. Von den Manganverbindungen war Braunstein schon den Alten bekannt, wurde aber als weibliche Art des Magnetsteins (Lapis magnesius) betrachtet und daher Magnesia genannt. Noch im 16. Jahrh. wird er als Lapis manganensis aufgeführt, und erst Pott zeigte 1740, daß er kein Eisen enthält. Scheele und Bergman unterschieden das M. zuerst als eigentümliches Metall, und Gahn stellte zuerst 1807 das Magnesium dar, welches seit Buttmann (1808) und Klaproth M. genannt wird.

Manganāte, soviel wie Mangansäuresalze, z. B. Kaliummanganat, soviel wie mangansaures Kali; s. Mangansäure.

Mangānblende (Manganglanz, Braunsteinblende, Braunsteinkies, Alabandin), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert tesseral, findet sich meist derb in körnigen Aggregaten und eingesprengt, ist eisenschwarz bis dunkel stahlgrau, bräunlichschwarz anlaufend, halbmetallisch glänzend, Härte 3,5—4, spez. Gew. 3,9—4,1, besteht aus Schwefelmangan MnS mit 63,22 Proz.

Mangan und findet sich bei Kapnik, Nagyag und Offenbanya in Siebenbürgen, bei Gersdorf in Sachsen, Alabanda, in Mexiko, Brasilien.

Manganborat, borsaures Manganoxydul.

Manganbraun, s. Bister.

Manganbronze, s. Manganlegierungen.

Manganchlorür (Chlormangan) $MnCl_2$ entsteht unter Entwickelung von Chlor beim Erhitzen von Braunstein (Mangansuperoxyd) mit Salzsäure, findet sich daher in den Rückständen von der Bereitung des Chlors. Um es aus diesen, welche auch Eisen-, Kalkverbindungen und andre Verunreinigungen enthalten, rein darzustellen, verdampft man die Lauge zur Verjagung freier Salzsäure, verdünnt sie dann mit Wasser und versetzt den vierten Teil derselben mit überschüssigem kohlensaurem Natron. Hierdurch wird kohlensaures Manganoxydul gefällt, welches man auswäscht und mit der übrigen Lauge kocht. Das kohlensaure Manganoxydul löst sich dann wieder, während das Eisen vollständig als Eisenhydroxyd ausgeschieden wird. Die filtrierte Lösung wird verdampft und gibt hellrötliche Kristalle von M. mit 4 Molekülen Kristallwasser, welche brennend, hinterher salzig schmecken, in feuchter Luft zerfließen und in Wasser sehr leicht löslich sind. Das wasserfreie M. ist rosenrot, blätterig kristallinisch, im Chlorwasserstoffstrom bei Rotglut flüchtig, gibt beim Glühen an der Luft Manganoxyde. Man benutzt M. in der Färberei, die Chlorbereitungsrückstände aber werden meist auf sauerstoffreiche Manganoxyde verarbeitet, die man wieder zur Chlorbereitung benutzt. Die chlorreichern Manganverbindungen, das Chlorid Mn_2Cl_6 und das Superchlorid $MnCl_4$, zerfallen leicht in Chlor und M.

Mangandioxyd, s. Mangansuperoxyd.

Manganeisen, s. Eisenlegierungen.

Manganepidot, s. Epidot.

Manganerze, s. Mangan.

Manganeut (griech.), Zauberer, Gaukler.

Manganextrakt, s. Borsaures Manganoxydul.

Manganglanz, soviel wie Manganblende.

Mangangrün, s. Mangansäure.

Manganheptoxyd, Übermangansäureanhydrid, s. Übermangansäure.

Manganhydroxyd, s. Manganoxyd.

Manganhydroxydul, s. Manganoxydul.

Manganhyperoxyd, soviel wie Mangansuperoxyd.

Manganigsäuresalze, s. Mangansuperoxyd.

Manganin, s. Manganlegierungen.

Manganit (Graubraunstein, Graumanganerz), Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, kristallisiert rhombisch, in vertikal stark gestreiften Säulen, findet sich aufgewachsen und in Drusen, auch derb in radialstängeligen oder faserigen, seltener körnigen Aggregaten, ist dunkel stahlgrau bis fast eisenschwarz, oft bräunlichschwarz, auch bunt angelaufen mit unvollkommenem Metallglanz, undurchsichtig, Härte 3,5—4, spez. Gew. 4,3—4,4, besteht aus Manganhydroxyd $Mn_2H_2O_4$ und findet sich meist mit andern Manganerzen auf Gängen bei Ilfeld, Ilmenau, Öhrenstock, Gießen, Weilburg, Limburg, Undenäs in Westergötland etc. Es wird wie Braunstein benutzt, ist aber weniger wertvoll. Erdiger M. (Braunsteinrahm, Brauneisenrahm) tritt als zartschuppiges, braunes oder graues, stark abfärbendes Pulver, als Überzug auf Braun- und Spateisenstein auf und enthält Eisen und Mangan.

Manganite, s. Mangansuperoxyd.

Manganiverbindungen (Manganidverbindungen), dem Manganoxyd entsprechende Manganverbindungen.

Mangankiesel, s. Rhodonit.

Mangankupfer, s. Manganlegierungen.

Manganlegierungen, Verbindungen und Mischungen des Mangans mit andern Metallen, die bei der Schwierigkeit der Gewinnung des reinen Mangans aus seinen Erzen gewöhnlich durch Schmelzen eines Manganoxyds mit dem Oxyd eines andern Metalls und Kohle im Graphittiegel bei sehr hoher Temperatur dargestellt werden. Die bronzeähnlichen Mangankupferlegierungen geben mit Zink eine vollkommen neusilberartige Legierung, so daß das Mangan das Nickel im Neusilber vertreten kann (Manganneusilber, z. B. 80 Kupfer, 15 Mangan, 5 Zink). Mangankupfer (Kupromangan) wird aus eisenfreiem Manganerz und Kupferoxyd dargestellt, indem man dieselben mit Kohle und Teer mischt, stark komprimiert und dann erhitzt. Legierungen mit 3—5 Proz. Mangan sind hart, klingend, leicht schmelzbar, solche mit 12—15 Proz. Mangan hart und brüchig. Eine aus 70 Kupfer und 30 Mangan bestehende Legierung benutzt man als Zusatz zu Rotguß, Messing, Bronze (Manganbronze), um Dichtigkeit, Festigkeit und Dehnbarkeit dieser Legierungen zu erhöhen. Eine Kupfer-Zinnlegierung mit 6 Proz. Mangan ist stahlhart und nimmt die Feile nicht mehr an. Manganrotguß aus 80 Kupfer, 9 Mangankupfer, 6 Zinn und 5 Zink bewährt sich sehr gut als Lagermetall. Ähnliche Legierungen haben folgende Zusammensetzung:

Zinn	Zink	Blei	Kupromangan	
16	3,5	3,5	1	
16	3	3	2	
14	—	—	1	85 } Kupfer zu Rotguß
17	—	—	2	81 } Kupfer zu Rotguß
42	—	40	2	16 } Antimon zu Weißguß.
20	—	58	2	20 } Antimon zu Weißguß.

Der Manganzusatz zu Rotguß, Messing, Bronze empfiehlt sich auch überall, wo diese Legierungen einen hohen Druck auszuhalten haben oder mit säurehaltigem Wasser (Kohlensäure) in Berührung kommen. Drehspäne u. alte Reste von manganhaltigen Kupferlegierungen geben beim Zusammenschmelzen sofort wieder verwendbares Metall. Zur Darstellung dieser Legierungen schmelzt man zuerst das Kupfer, setzt das Mangankupfer zu, feuert stark, bis dasselbe vollständig aufgenommen ist, und fügt dann Zinn und Zink hinzu. Aus Mangan, Kupfer und Zink bestehende Legierungen sind rotwarm walzbar. Diese Eigenschaft entbehren gewisse eisenhaltige Legierungen, wie die folgenden:

Eisen	5,88	5,0	Zink	11,77	11,5
Mangan . . .	26,35	20,0	Nickel . . .	—	6,5
Kupfer . . .	56,00	57,0			

Die Legierungen sind sehr weiß, geben, wenn gegossen und verarbeitet, hellen Klang und eignen sich besonders zur Herstellung von Tischgeräten. Eine Legierung aus Kupfer, Nickel und Mangan (Manganin) dient zur Herstellung elektrischer Widerstände. Über Manganeisenlegierungen s. Eisenlegierungen.

Manganmonoxyd, s. Manganoxydul.

Manganneusilber, s. Manganlegierungen.

Manganosit, s. Manganoxydul.

Manganoverbindungen, dem Manganoxydul entsprechende Manganverbindungen.

Manganoxyd (Mangansesquioxyd) Mn_2O_3 findet sich in der Natur als Braunit, entsteht beim Glühen der niedern Oxydationsstufe des Mangans in Sauerstoff und beim Glühen von salpetersaurem Manganoxydul. Es bildet ein schwarzes Pulver, zerfällt beim Erhitzen in Manganoxyduloxyd und Sauerstoff, wird durch Wasserstoff bei Rotglut zu Oxydul reduziert, gibt beim Kochen mit verdünnten Säuren Manganoxydulsalz und Mangansuperoxyd und mit kalter Salzsäure eine braune Lösung von Manganchlorid, die beim Erwärmen in Manganchlorür und Chlor zerfällt. Manganhydroxyd (Manganoxydhydrat) $Mn_2H_2O_4$ findet sich in der Natur als Manganit, entsteht bei Oxydation von Manganhydroxydul an der Luft, ist bräunlichschwarz und bildet sehr unbeständige Salze (Manganoxydsalze, Manganisalze); nur das Sulfat bildet mit schwefelsauren Alkalien beständige Alaune. Manganoxyduloxyd (rotes M.) Mn_3O_4 findet sich als Hausmannit und entsteht beim Glühen irgend eines andern Manganoxyds an der Luft. Es bildet ein braunrotes Pulver und verhält sich gegen Säuren ähnlich wie M.

Manganoxydul (Manganmonoxyd) MnO findet sich in der Natur als Manganosit, entsteht beim heftigen Glühen von Manganchlorür mit Soda und etwas Salmiak oder von Mangansuperoxyd im Wasserstoff, ist grün oder graugrün, in der Hitze blaßgelb und um so beständiger, bei je höherer Temperatur es dargestellt wurde. Es verwandelt sich beim Glühen in einem Gemisch von Wasserstoff mit wenig Chlorwasserstoff in oktaedrische, grüne, diamantglänzende Kristalle und schmilzt bei Weißglut. Manganhydroxydul (Manganoxydulhydrat) MnH_2O_2 findet sich in der Natur als Pyrochroit, wird aus Manganoxydulsalzlösungen durch Kalilauge als farbloses Pulver gefällt, oxydiert sich sehr leicht und verglimmt nach dem Trocknen an der Luft zu Manganoxyduloxyd. Es bildet mit Säuren die Manganoxydulsalze (Manganosalze). Diese finden sich weit verbreitet in zahlreichen Mineralien, in Ackererde und Quellwasser, in Pflanzen und Tieren als stete Begleiter von Eisensalzen. Man erhält sie aus kohlensaurem Manganoxydul oder höhern Oxydationsstufen des Mangans und Säuren, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Die löslichen bilden rötliche, wasserhaltige Kristalle, schmecken zusammenziehend metallisch, reagieren neutral. Die unlöslichen sind farblos. Aus den Lösungen fällt Kalilauge weißes, schnell sich bräunendes Hydroxydul; Schwefelwasserstoff fällt auch neutrale Lösungen höchst unvollständig, aber Schwefelammonium fällt hell fleischfarbenes Schwefelmangan, welches sich an der Luft bräunt und in verdünnter Essigsäure löslich ist; Kaliumeisencyanür fällt die Salze weiß, Kaliumeisencyanid braun; chlorfreies Sulfat oder Nitrat gibt bei Gegenwart freier Säure mit Bleisuperoxyd eine rote Lösung; mit kohlensaurem Natron auf Platinblech geschmolzen, geben die Manganoxydulsalze eine blaugrüne Masse, welche mangansaures Natron enthält.

Manganoxyduloxyd, s. Manganoxyd.

Manganrotguß, s. Manganlegierungen.

Mangansalze, s. Manganoxydul und Manganoxyd.

Mangansäure H_2MnO_4 ist im freien Zustand nicht bekannt, wohl aber hat man mehrere Mangansäuresalze (Manganate) dargestellt. Mangansaures Kali (Kaliummanganat) K_2MnO_4 entsteht beim Erhitzen von Mangansuperoxyd mit Kalihydrat oder kohlensaurem Kali, in größerer Menge und auch aus niedern Oxydationsstufen des Mangans, wenn zugleich die Luft zutreten kann, oder bei Gegenwart von chlorsaurem Kali. Zur Darstellung des Salzes schmelzt man Braunstein, chlorsaures Kali und Ätzkali bei gelinder Rotglut. Die dunkelgrüne, fast schwarze Schmelze wurde Chamaeleon minerale genannt, weil sie mit wenig Wasser eine dunkelgrüne, mit viel Wasser aber eine purpurrote Lösung gibt, aus der sich ein braunes Pulver abscheidet, bis sie endlich farblos wird. Die grüne Lösung gibt, im Vakuum verdampft, dunkelgrüne Kristalle von mangansaurem Kali, welches sich unzersetzt in alkalischem Wasser löst, mit viel Wasser aber in rotes übermangansaures Kali, braunes Mangansuperoxydhydrat und Ätzkali zerfällt. Hierauf beruht der Farbenwandel der grünen Lösung. In überhitztem Wasserdampf gibt das mangansaure Kali Manganoxyd, Ätzkali und Sauerstoff, und wenn man den Rückstand im Luftstrom erhitzt, so wird mangansaures Kali regeneriert. Dieses eignet sich daher zur kontinuierlichen Darstellung von Sauerstoff. Mangansaurer Baryt $BaMnO_4$ entsteht bei schwachem Glühen von Baryt oder salpetersaurem Baryt mit Mangansuperoxyd; er ist smaragdgrün, in Wasser unlöslich und bildet das Kasseler Grün (Mangangrün), ein gutes Surrogat des Schweinfurter Grüns.

Mangansäureanhydrid (Mangantrioxyd) MnO_3 entsteht beim Erwärmen einer Lösung von übermangansaurem Kali in konzentrierter Schwefelsäure oder beim Auftröpfeln der Lösung auf kalcinierte Soda. Die entweichenden Dämpfe verdichten sich zu einer dunkelroten, fast schwarzen Flüssigkeit, die bei 50° verdampft, beim Erhitzen in Mangansuperoxyd und Sauerstoff zerfällt und mit Wasser eine hellrote Lösung von M. gibt, die bald unter Abscheidung von Mangansuperoxyd und Entwickelung von Sauerstoff dunkelrot wird und nun Dimangansäure $H_2Mn_2O_7$ enthält.

Mangansäuresalze, s. Mangansäure.

Manganschaum (Wad), Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, findet sich derb, als Überzug, knollig, stalaktitisch, aus feinschuppigen, schaumähnlichen oder höchst feinerdigen Teilen bestehend, ist braun bis bräunlichschwarz, schimmernd bis matt, undurchsichtig, weich, abfärbend, scheinbar sehr leicht und schwimmend, spez. Gew. 2,3—3,7, besteht aus Manganhydroxyden und ist oft baryt-, kalk- und kalihaltig. Fundorte: Elbingerode und Ilberg am Harz, Franken, Siegen, Nassau, Devonshire, Derbyshire; wird wie Braunstein benutzt.

Mangansesquioxyd, soviel wie Maganoxyd.

Manganspat (Dialogit, Rhodochrosit, Himbeerspat), Mineral aus der Ordnung der Karbonate, kristallisiert rhomboedrisch, findet sich in Drusen, kugeligen und nierenförmigen Aggregaten von stängeliger und in derben Massen von körniger Textur, ist rot, durch Verwitterung weiß oder braun, glas- oder perlmutterglänzend, durchscheinend, Härte 3,5—4,5, spez. Gew. 3,3—3,6, besteht aus kohlensaurem Manganoxydul $MgCO_3$, zum Teil mit kohlensaurem Kalk und kohlensaurem Eisenoxydul, und findet sich auf Gängen, in Hohlräumen von Eisenerzen und Braunstein bei Vieille in den Pyrenäen, bei Kapnik in Ungarn, Oberneisen und Diez in Nassau, Hohenkirchen bei Kassel, Freiberg.

Mangansuperoxyd (Manganhyperoxyd, Mangandioxyd) MnO_2 findet sich in der Natur als

Pyrolusit oder Braunstein (s. d.) und als Polianit, entsteht bei vorsichtigem Schmelzen von kohlensaurem Manganoxydul mit chlorsaurem Kali oder bei anhaltendem Erhitzen desselben im Luftstrom bei 260°. Es ist schwarz, gibt beim Erhitzen Sauerstoff und Manganoxyd oder Manganoxyduloxyd, beim Erhitzen mit Schwefelsäure Sauerstoff und schwefelsaures Manganoxydul (Darstellung von Sauerstoff aus Braunstein); mit Salzsäure gibt es Mangansuperchlorid, welches sofort in Manganchlorür und Chlor zerfällt (Chlorbereitung); beim Schmelzen mit Kalihydrat entsteht mangansaures Kali. M. dient (als Braunstein) zur Darstellung von Sauerstoff, Chlor, Manganverbindungen und wird auch in der Glasfabrikation benutzt. Bei der Darstellung von Chlor gewinnt man als Rückstand eine Lauge, welche das Mangan in Form von Manganchlorür enthält. Beim Kochen höherer Hydroxyde des Mangans mit Salpetersäure entsteht hydratisches Mangandioxyd als schwarzes Pulver, welches leicht Wasser verliert, im feuchten Zustand sauer reagiert, aus Karbonaten Kohlensäure austreibt und salzartige Verbindungen bildet (Manganite, Manganigsäuresalze), die sich von einer Säure H_2MnO_3 ableiten. Sie sind amorph, heller oder dunkler braun, auch wohl braunrot, unlöslich in Wasser, löslich in Salzsäure, mit welcher sie beim Erwärmen Chlor entwickeln. Mit Säuren bildet M. Mangansuperoxydsalze, die noch wenig bekannt sind.

Mangantrioxyd, s. Mangansäureanhydrid.

Manganzinkspat, s. Zinkspat.

Mangarewa, zu den Tuamotuinseln gehörige Inselgruppe, im südöstlichen Teil derselben, besteht aus den Mangarewa- oder Gambierinseln (24 qkm), Timoe und Ebrill, im ganzen 31 qkm (0,56 QM.) groß mit (1892) 508 Einw. rarotonganischen Stammes, jetzt Katholiken. Die Gruppe wurde 1797 von Wilson entdeckt.

Mangart (Manhart), 2678 m hoher Berg der Julischen Alpen, an der Grenze von Krain und Görz, wird vom Predilpaß aus über die Mangarthütte (2000 m) bestiegen u. bietet eine großartige Rundsicht.

Mangbattu, Volk, s. Monbuttu.

Mange (mittellat. manga, manganum), Wurfmaschine, ähnlich der Balliste der Alten, welche vor Erfindung des Schießpulvers im Gebrauch war (vgl. Antwerke). Von der Form derselben ging der Name über auf die heutige M. (Mangel, Rolle), eine Vorrichtung zum Glätten der Wäsche, welche, wie beim Kalander (s. d.), zwischen zwei glatte Walzen unter hinreichend starkem Druck hindurchgeführt oder, auf Rundholz aufgewickelt, unter einem schweren Kasten gerollt wird. Je nachdem dieser Kasten (Kastenmange) gezogen oder durch die Umdrehung einer Welle bewegt wird, unterscheidet man Zieh- und Drehrolle.

Mangelin (spr. mändsch'lin, Mangal), Perlengewicht der ostind. Präsidentschaft Madras, zu 16 Teilen = 388,8 mg. Behufs Wertberechnung nach Tschows (s. d.) dividiert man 3/4 vom Quadrat des Gewichtes durch die Zahl der Perlen.

Mangelrad, s. Wendegetriebe.

Mangerai, der Westteil der Insel Floris (s. d.).

Mangfall (die), linker Nebenfluß des Inn in Oberbayern, fließt bei Gmünd aus dem Tegernsee ab, verfolgt erst nördliche, von Grub an südöstliche Richtung, fließt unterhalb Bruckmühl durch Moore und mündet bei Rosenheim. Nebenflüsse: die Schlierach (aus dem Schliersee), Leizach, Glon und Kalten.

Mangfallgebirge, s. Bayrische Alpen.

Manghasbaum, s. Cerbera.

Mangifera *L.* (Mangobaum, Mangostane), Gattung aus der Familie der Anakardiaceen, immergrüne Bäume mit ganzen, gegenständigen, meist lanzettlichen, lederartigen Blättern, kleinen Blüten in großen, endständigen Rispen und sehr wohlschmeckenden Steinfrüchten mit einsamigem Kern. 27 Arten in Ostindien und dem Malaiischen Archipel. M. indica *L.* (gemeiner Mangobaum, echte Mangostane, s. Tafel »Nahrungspflanzen III« u. Tafel »Tropische Früchte« [Bd. 6], Fig. 9), ein Baum von 12 m Höhe, mit einem manchmal 4,5 m im Umfang haltenden Stamm, gestielten, länglich lanzettlichen, großen, oberseits blaugrünen, unterseits hell gelbgrünen Blättern, zahlreichen Blütenrispen mit orangegelben Blüten und orangegelben, gänseeigroßen, jedoch auch größern und bis 1 kg schweren Früchten, wird in Ostindien und in andern Tropenländern kultiviert. Die Früchte sind ein sehr beliebtes Obst und werden unreif zu Gelees, Kompotten, Pickles etc. benutzt. Übermäßiger Genuß bewirkt Hautausschläge. Die großen Samen sind ebenfalls genießbar und werden auf Martinique und Réunion zu Stärkemehl verarbeitet. Die Rinde dient zum Gerben, das Holz als Brenn- und Nutzholz. Mit den Zweigen schmücken die Brahmanen an Festtagen ihre Hütten. Auch die pflaumengroßen Früchte (Mangopflaumen) mehrerer Arten von M. laurina *Bl.* werden als Obst gegessen. M. gabonensis *Aubry* (Obabaum), ein eichenähnlicher Baum an der Küste von Sierra Leone in Oberguinea, trägt große, gelbe Steinfrüchte (Iba), mit ölreichen, mandelartig schmeckenden Samen. Von diesem Baum wurde das Dikabrot (Gabunschokolade) abgeleitet, welches ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen der Küste von Sierra Leone bis Gabun bildet. Das Fett des Dikabrotes, welches von der wilden Mango (Irvingia Barteri *Hook.*) stammt, ist der Kakaobutter ähnlich, riecht angenehm, schmeckt mild, schmilzt bei 33°, wird leicht ranzig, ist verseifbar und dient zur Kerzenfabrikation.

Mangischlak, Halbinsel am Ostufer des Kaspischen Meeres, in der Transkaspischen Provinz des Generalgouvernements Turkistan, zwischen dem Mertwyi Kultuk-Busen, mit der tief eindringenden Kaidakbai u. der Kinderlibai, besteht aus der eigentlichen Halbinsel M. und der nach NO. sich bis Kap Blik erstreckenden Halbinsel Busatschi. Im N. sind die Kirelinseln einer flachen Bai vorgelagert, von NW. dringt die Koschakbai tiefer ein, die nordwestlichste Spitze ist Kap Tjub Karagan (44° 30′ nördl. Br. und 49° 15′ östl. L. v. Gr.), vor der die Insel Kulaly liegt. Niedrige, nur bis 125 m aufsteigende Höhenzüge (Aktau und Karatau) durchziehen das steinige, unfruchtbare Land, dauernde Wasserläufe fehlen, Salzseen sind häufig. Der danach benannte Bezirk, zwischen der Provinz Uralsk, Chiwa, dem Bezirk Krasnowodsk und dem Kaspischen Meer, hat 40,000 Einw., darunter 36,000 Kirgisen und 4000 Jomuden. Sitz der Verwaltung ist Fort Alexandrowsk am Busen Tjub Karagan mit (1891) 544 Einw.

Mangit, die seit 1784 in Bochara regierende Dynastie aus dem mongolischen Stamm der Mangiten, welcher von Dschengis Chan im 13. Jahrh. nach dem Oxus verpflanzt wurde.

Mangkasar, Landschaft, s. Makassar.

Manglebaum, s. Rhizophora.

Mangobaum, s. Mangifera.

Mangold, Pflanzengattung, s. Beta.

Mangopflaume, s. Mangifera.

Mangostane, s. Garcinia und Mangifera.

Mangrove, s. Rhizophora.

Manguianen, Volksstamm der Insel Mindoro.

Mangunen, Volk, s. Oltscha.

Manguste, soviel wie Ichneumon.

Manhartsberg, Bergzug in Niederösterreich, welcher von der Thaya in südlicher Richtung längs des Kampthals zur Donau streicht und im Großen M. 536 m Höhe erreicht. Nach ihm waren die ehemaligen Kreise ober und unter dem M. benannt, deren Grenze er bildete.

Manhattan (spr. mänhätten), Insel im nordamerikan. Staate New York, auf der die Stadt New York liegt, umflossen vom Hudson, Harlem u. East River, 22 km lang bei einer mittlern Breite von 3 km, 5660 Hektar groß, benannt nach dem Indianerstamm, der vor der Ansiedelung der Europäer hier seinen Wohnsitz hatte. Die Insel besteht vorwiegend aus Gneis- und Kalksteinfelsen und steigt am Nordende vom Hudson steil zu den 42 m hohen Washington Heights auf, die noch ganz mit ursprünglichem Wald bedeckt sind.

Manhattan, Stadt in der Grafschaft Riley des nordamerikan. Staates Kansas, am Kansasfluß, mit landwirtschaftlicher Akademie und (1890) 3004 Einw.

Mani, Landschaft, s. Maina.

Mani, Religionsstifter, s. Manes.

Mania, eine altitalische, mit der Zeit zu einem Kinderpopanz gewordene Gottheit der Erde und der Unterwelt, die Hüterin der Manen, Mutter oder Großmutter der Laren, mit denen ihr gemeinschaftlich in Rom die Kompitalien (s. Compitum) gefeiert wurden, wobei man in der ältesten Zeit Knaben opferte. An die Stelle dieser Menschenopfer traten später Opfer von Knoblauch und Mohnköpfen und allerlei Puppen und Popanze (selbst maniae oder maniolae genannt), welche man vor den Hausthüren aufhing. Später wurde M. auch zur Mutter oder Großmutter der Larven (s. d.) gemacht.

Maniago, Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, mit Stahlindustrie, Seidengewinnung und (1881) 3175 (als Gemeinde 4768) Einw.

Maniagren, Volk, s. Manägren.

Maniakalisch (franz. maniacal), mit Manie behaftet, tobsüchtig (s. Manie).

Manica, Land, s. Sofala.

Manichäer, die Anhänger des Manes (s. d.), eine im 4. und 5. Jahrh. besonders im Orient verbreitete, den Gnostikern verwandte Religionspartei. Das manichäische System (Manichäismus) ist einfach zu bezeichnen als persisch gedachte Gnosis, wie z. B. der spätere Basilidianismus die griechisch gedachte Gnosis darstellt. Das System der M. charakterisiert sich durch den ausgeprägtesten Dualismus, d. h. es beruht auf der Voraussetzung zweier von Ewigkeit zu Ewigkeit räumlich nebeneinander bestehender, sich direkt entgegengesetzter Grundwesen. Im Kampfe beider Prinzipien sind einige Lichtteile von der Materie verschlungen worden. Sie bilden die sogen. Weltseele, die sich nach Befreiung sehnt. Hieraus entwickelten die spätern, abendländischen M. die Idee des leidenden Menschensohnes (Jesus patibilis). Die Erlösung desselben betreiben von der Sonne aus die Lichtgeister durch ihre Propheten, namentlich durch Jesus. Dieser ist in einem Scheinleib in die Welt gekommen, um die Lichtseelen zu besonnen und an ihren Ursprung zu erinnern. Die Erlösung geschieht durch den Unterricht, den Christus begann, und den Manes als der Paraklet aus Christi Reden und aus selbst empfangenen Offenbarungen vollendet. Die M. verwerfen daher das Alte Testament ganz und gebrauchen das Neue Testament nur mit Auswahl und nach Manes' eigner Deutung. Ihre Sittenlehre gebot die strengste Askese und zwar drei signacula (Kennzeichen): das signaculum oris, wonach der Genuß des Weines und Fleisches verboten war; das signaculum manus, wonach keiner Tiere töten oder Pflanzen beschädigen, überhaupt die Materie berühren sollte; das signaculum sinus wehrte insbesondere aller Geschlechtslust, weil durch die Kinderzeugung der Teufel immer neue Kerker für die Seelen schafft. Aber nur die Auserwählten (electi) oder Vollkommenen (perfecti) bewahrten die signacula streng, während die Hörer (auditores) im Ehestand lebten und durch ihre Arbeit die Auserwählten mit ernährten. Jedoch waren alle M. zu den gleichen Gebeten viermal des Tages und zu strengen und häufigen Fasten verpflichtet. Der Gottesdienst war einfach; sie hatten weder Tempel, noch Altäre, noch Opfer. Das Hauptfest war im März der Todestag des Manes, das sogen. Bema. Die M. verbreiteten sich rasch von den Grenzen Indiens bis nach Nordafrika und Spanien, wurden aber seit 377 von der christlichen Kirche und bald auch im Perserreich hart verfolgt und endlich unterdrückt. Über ihren Zusammenhang mit den Priscillianisten und Paulicianern sowie mit den Katharern des Mittelalters s. die betreffenden Artikel. Vgl. Geyler, Das System des Manichäismus (Jena 1875); Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte, Bd. 1 (Münch. 1889).

Manichäer, studentische Bezeichnung für Gläubiger (wahrscheinlich in Anspielung auf »mahnen«).

Manididae (Schuppentiere), eine Familie der Zahnlücker (s. d.).

Manie (griech.), diejenige Geisteskrankheit (s. d.), welche in ihren Abstufungen als maniakalische Exaltation (Hypomanie), sodann als bis zur Tobsucht sich steigernde eigentliche M. bezeichnet wird. In Zusammensetzungen bedeutet das Wort immer die mit übermäßiger Erregung auf einen Ideengang hin gerichtete krankhafte Geistesthätigkeit, welche zum Teil verschiedene Formen des Wahnsinns begleitet, mit der eigentlichen M. aber nicht zu verwechseln ist. So bezeichnet man übermäßige leidenschaftliche Liebe als Erotomanie, seitens der Frauen auch als Nymphomanie, Andromanie, Neigung zum Stehlen Kleptomanie, zur Brandstiftung als Pyromanie ꝛc. Esquirol sah in diesen Monomanien selbständige Geisteskrankheiten, eine Ansicht, die von deutschen Autoren lebhaft bekämpft ist. Treten diese Monomanien auf, so sind sie immer nur ein Symptom einer bestimmten Geisteskrankheit (s. d.). In der Psychiatrie bedeutet M. eine verhältnismäßig seltene Gruppe krankhafter Seelenäußerungen, deren Grundzug in heiterer Verstimmung, gehobenem Selbstbewußtsein, erhöhtem Beschäftigungstrieb besteht. Die M. kommt gewöhnlich im jugendlichen Alter von 17—27 Jahren und zuweilen im kräftigsten Mannesalter, wiederum häufiger im Greisenalter vor und befällt etwas häufiger das weibliche als das männliche Geschlecht. Bei aller Mannigfaltigkeit, welche der M. wie jeder andern Geisteskrankheit eigen ist, läßt sich gewöhnlich zuerst eine mißmutige, gereizte Stimmung, eine erhöhte Erregbarkeit, Eingenommenheit und Schmerzhaftigkeit des Kopfes bei den Kranken beobachten. Dazu gesellt sich Schlaflosigkeit, erregter Geschlechtstrieb, späterhin

erhöhter, bis zur Rastlosigkeit sich steigernder Thätigkeitstrieb und Redseligkeit, welche namentlich dann auffallend ist, wenn bis dahin schüchterne, zurückhaltende Personen mit großer Lebhaftigkeit, treffender Wortbereitschaft und sprühendem Witz in der Gesellschaft die Unterhaltung an sich reißen und die staunenden Bekannten mit Bewunderung zu erfüllen wissen. Auf der Höhe dieser Krankheit artet diese fröhliche Stimmung (Amönomanie) und dieser Bewegungsdrang (Hyperkinesis) in lautes Singen, Lachen, Lärmen und wüstes Toben aus, wobei nicht selten weinerliche Stimmungen oder Zornesausbrüche mit unterlaufen. Zuweilen hält sich die M. in mittlern Graden der Intensität, zuweilen dauert sie monatelang in voller Raserei an. Das körperliche Aussehen der Kranken entspricht der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, das Gesicht ist gerötet, der Blick unstet, die Rede überstürzt, Puls und Atmung mäßig beschleunigt. Für die Unterscheidung der reinen M. von andern Geisteskrankheiten, z. B. der paralytischen, ist wichtig, daß weder Größenwahn noch Sinnestäuschungen (Halluzinationen) während des Tobens vorkommen.

Der Verlauf der M. gestaltet sich verschieden, je nachdem die Krankheit ihren Ausgang in Genesung nimmt oder nicht, was sich keineswegs aus der Stärke der Symptome vorhersagen läßt. Im erstern Falle wird nach 3—8 Monaten, zuweilen noch später, das Toben schwächer, das Benehmen natürlicher, der Schlaf kehrt wieder, und die Kranken bekommen das Bewußtsein ihrer Krankheit und sind dann bald völlig genesen. Im schlimmen Falle zieht sich die Unruhe auf Jahre in die Länge, es gesellen sich Benommenheit, Unreinlichkeit, allmähliche Geistesschwäche hinzu, welche oft erst nach vielen Jahren den gänzlichen Verfall herbeiführen. Höchst selten reibt die Tobsucht auf der Höhe der Krankheit die Kräfte bis zur Erschöpfung auf, wenn nicht etwa andre körperliche Leiden zur M. sich hinzugesellen. Unter den Ursachen spielt die Erblichkeit die Hauptrolle. Nächstdem kommen in Betracht Blutverluste u. dadurch bedingte schlechte Ernährung des Gehirns, schwere Wochenbetten (Puerperalmanie), langdauernde Störungen des Monatsflusses, lange fortgesetzte Säfteverluste durch Stillen eines Kindes, besonders bei schon wiedergekehrter Periode, Verletzungen des Schädels, Vergiftung mit Atropin. Im höhern Alter bringt die Rückbildung des Gehirns nicht so ganz selten diese Symptomengruppe zur Ausbildung, wobei natürlich die Aussicht auf Heilerfolg höchst gering ist, während im allgemeinen die M. zu den verhältnismäßig gutartigen Formen des Irrsinns zu zählen ist. Die Behandlung der M. richtet sich vorzugsweise gegen das Toben (Hyperkinesis) und die Schlaflosigkeit (Agrypnie). Man wendet Chloralhydrat mit Morphium, Einpackungen nach der Gräfenberger Methode und stundenlange lauwarme Bäder von 24—28° an. Dringend ist die Überführung der Patienten in eine Irrenanstalt anzuraten, da das Verbleiben in der Familie unberechenbare Gefahren nach sich ziehen kann.

Manier (franz. manière), im allgemeinen die »Art und Weise«, wie man etwas zu thun pflegt, besonders diejenige, durch welche den Forderungen der Wohlanständigkeit genügt wird; weiterhin tadelnde Bezeichnung solcher äußerer Eigenschaften eines Kunstwerkes, welche nicht durch das innere Wesen des Kunstwerkes gegeben sind, denen kein zum einheitlichen Charakter (s. d.) des Kunstwerkes hinzugehöriger, also glaubhafter Charakterzug, kein in das im Kunstwerk dargestellte Gesamtleben naturgemäß oder mit innerer Notwendigkeit sich einfügendes Moment innern Lebens entspricht, die also innerlich unwahr, nur äußerlich angefügt sind, sei es vermöge sklavischer Nachahmung eines Vorbildes, sei es rein willkürlich oder gewohnheitsmäßig. Alles, was irgend einen Faktor des Kunstwerkes ausmacht oder zu seinem Charakter (s. d.) beiträgt, kann Gegenstand der M. oder kann »manieriert« werden und damit das Kunstwerk relativ unwahr u. charakterlos machen. Es gibt eine manierierte, d. h. dem Charakter des Materials oder dem Sinne des ganzen Kunstwerkes widersprechende Materialbehandlung, eine manierierte Farbe, Form ꝛc. In der Malerei heißen Manieristen speziell diejenigen, welche den Stil eines großen Meisters geistlos nachahmen; auch verfällt derjenige in M., der eine von ihm eingeschlagene Richtung fortwährend wiederholt, so daß sie zuletzt ins Mechanische, Geistlose und Unnatürliche (Manierierte) ausartet. Fälschlich wird das Wort M. auch oft gleichbedeutend mit Stil genommen. — In der Musik versteht man unter Manieren soviel wie Verzierungen (s. d.).

Manière criblée, s. Schrotblätter.

Manifest (lat.), öffentliche Erklärung einer Staatsregierung zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise, wie sie namentlich bei Eröffnung eines Krieges erlassen zu werden pflegt (Kriegsmanifest); wird auch auf andre öffentliche Kundgebungen angewendet, wie man z. B. von einem Wahlmanifest, welches eine politische Partei erläßt, zu sprechen pflegt. Im Seerecht heißt M. das Verzeichnis der gesamten Ladung eines Schiffes auf Grund der über die einzelnen Ladungen ausgestellten Konnossemente (s. Deklaration).

Manifestation (lat., »Offenbarung«), die wörtliche Erklärung oder Darlegung unsrer Gedanken und Absichten, z. B. M. des Willens; im metaphysischen Sinne die Erscheinung des Unendlichen im Endlichen oder die Entzweiung des ursprünglich Einen und Absoluten, wodurch dasselbe in Gegensätzen (als Ideales und Reales, Subjektives und Objektives, Geist und Materie ꝛc.) hervortritt, welches Hervortreten als eine Offenbarung des (immanenten) Göttlichen in der Natur betrachtet wird.

Manifestationseid, s. Offenbarungseid.

Maniguette, s. Habzelia.

Manihikiinseln (Roggeveen-Archipel), Inselgruppe im Stillen Ozean, die sich unter 10° südl. Br. zwischen den Unioninseln und den Markesasinseln hinzieht, 137 qkm (2,5 QM.) groß, mit (1884) 1850 Einw., wovon auf Tongarewa oder Penrhyn 373, Malden 168, Nassau und Caroline 40, Pukapuka 489, Manihiki oder Humphrey 380, Rakäanga 400 kamen; Wostock und Starbuck sind unbewohnt. Die Inseln sind niedrige, bewaldete Atolle oder Laguneninseln, auf welchen die Londoner Missionsgesellschaft von den Herveyinseln aus Stationen errichtet hat. Die Inseln Penrhyn, Nassau, Caroline, Malden, Starbuck u. die Suworowgruppe, zusammen 124 qkm (2,2 QM.) mit 1238 Einw., sind englischer Besitz.

Manihot *Plum.* (Maniok), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, große, häufig blaugrüne, kahle, seltener weichhaarige Stauden oder Sträucher mit großen, knolligen Wurzeln, abwechselnden, gestielten, einfachen oder handförmig geteilten Blättern, großen Blüten in armblütigen, einfachen oder zusammengesetzten, oft endständigen Trauben und dreiknöpfigen Kapseln. 80 südamerikanische Arten, meist in Brasilien. M. utilissima *Pohl* (Jatropha manihot *L.*, bitterer Maniok, bittere Juka, Kassawastrauch, s. Tafel »Nahrungspflanzen I«), ein in Bra-

silien einheimischer Strauch von 2 m Höhe, mit an der Spitze dicht beblätterten Zweigen, fünf- bis siebenteiligen, oberseits dunkelgrünen, unterseits seegrünen, langgestielten Blättern, armblütigen Blütenständen, zolllangen, kugelig länglichen, runzelig flügeligen Früchten und weißgrau marmorierten Samen, wird im tropischen Amerika bis Florida, auch in Afrika und Asien kultiviert. Die 30—60 cm langen, in Büscheln beisammenstehenden, milchsaft- und stärkemehlreichen Wurzeln, welche ein Gewicht von mehr als 10 kg erreichen, enthalten auch Blausäure und sind deshalb giftig; durch geeignete Behandlung wird aber die flüchtige Blausäure entfernt, und man erhält dann ein gutes Nahrungsmittel. Die Benutzung der Knollen stammt von den Indianern, und sie bilden auch heute die Grundlage des Ernährungssystems der Brasilier. Gleich vielen tropischen Nutzpflanzen liefert der Kassawastrauch bei sehr geringer Arbeit einen hohen Ertrag. Man raspelt und zerreibt die Knollen, preßt die Masse aus, wäscht sie durch Bambusrohrgeflecht und röstet sie in Öfen. Die in der Presse zurückbleibende Masse liefert das Maniok- oder Mandiokamehl (farinha); aus der ablaufenden Flüssigkeit schlägt sich Stärkemehl nieder (Tapioka, Tipiok, brasilisches Arrowroot), welches zu feinen Backwaren benutzt wird. In andern Provinzen erhält man nach verändertem Verfahren etwas andre Produkte; auch bereitet man aus dem Mehl Kuchen, die unserm Brot mehr oder weniger ähnlich sind, und auf den Antillen mischt man das Mandiokamehl mit Weizenmehl und bäckt daraus Brot (Conaque; vgl. Kassawa). Die frische Wurzel benutzt man als Heilmittel bei Geschwüren. Die Blätter des M. werden als Gemüse gegessen; ihr frisch ausgepreßter Saft wird auch arzneilich benutzt. Der frische Milchsaft von äußerster Giftigkeit (Manipucira der Indianer) wird mit Pfeffer gekocht und dann als Küchengewürz verwertet. Die Kultur des Kassawastrauches ist uralt und bestand in Brasilien, Mexiko und auf den Antillen schon bei der ersten Ankunft der Europäer. Im 16. Jahrh. kam er durch die Portugiesen nach Westafrika, und die Einführung in Asien ist noch jüngern Datums. M. palmata var. Aipi *Müll.* (süßer Maniok, süße Juka, Aipim, Macacheira, Kassawastrauch) ist ein 2 m hoher Strauch Brasiliens, der daselbst sowie im ganzen tropischen Amerika häufig kultiviert wird. Die Wurzel wird, da sie einen milden Saft besitzt, mit weniger Mühe als die von M. utilissima *Pohl* vielfach zur Bereitung von Maniok benutzt. M. carthagenensis *Müll.* (Jatropha Janipha *Pohl*) ist ein 2—4 m hoher Strauch Südamerikas, dessen knollige, büschelige Wurzel ebenfalls als süße Kassawa geröstet oder gebraten gegessen wird. Die Samen wirken abführend und brechenerregend und liefern auch Brennöl. M. Glaziovii *Müll.* in Brasilien, ein Baum mit lang gestielten, schildförmigen, tief fingerteiligen Blättern, liefert Kautschuk (Ceara-Rubber).

Manika, Landschaft in Südafrika, zwischen 18°—20° südl. Br. und 31° 30′—34° östl. L. v. Gr., in seinem kleinern westlichen Teile zum Gebiet der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft, in seinem größern östlichen zur portugiesischen Provinz Lourenço Marquez gehörig, etwa 26,000 qkm (472 QM.) groß. Das Land ist gebirgig, im O. erreicht das Gorongosagebirge 2000, im S. der Schimaniberg 1400, im W. der Doeberg 2400 m. An der Westgrenze fließt der Sabi, der wie Revue und Pungue direkt in den Indischen Ozean mündet; zahlreiche kleinere Flüsse gehen zum Sambesi. Die Hauptstadt des Landes ist Mutassa unter 18° 47′ südl. Br., an einem Nebenfluß des Sabi, 1350 m ü. M., von drei starken Umzäunungen und einem Graben umgeben. Südöstlich davon unter 18° 53′ liegt Massikesse an der Stelle von Manika, einer alten portugiesischen, jetzt zerstörten Stadt mit einem Fort, das erste auf britischem, das zweite schon auf portugiesischem Gebiet. Das Land galt lange für sehr goldreich und für das Ophir der Bibel, und, nachdem Vasco da Gama 1502 Sofala besucht hatte, verließen 1509 tausend Portugiesen, meist Angehörige adliger Familien, Lissabon, um die erhofften Schätze zu holen. Doch ging diese Expedition ebenso wie spätere elend zu Grunde. Trotzdem wuchs der Ruf des Distrikts, bis Paiva d'Andrada 1881 feststellte, daß Gold nur in bescheidenen Mengen vorkomme. Portugal schloß nun einen Vertrag mit dem Häuptling Gungunhaza, wodurch es politische Rechte über das Land erwarb, die es aber erst geltend machte, als die Englisch-Ostafrikanische Gesellschaft 1890 ein Bündnis mit dem Häuptling in Umbali abschloß. Die in Lissabon sofort (1891) gemachten Rüstungen wurden indes auf Englands Einspruch eingestellt, und Portugal sah sich gezwungen, im Mai 1891 in die Abtretung des westlich vom 33.° östl. L. v. Gr. gelegenen Teiles von M. an England zu willigen.

Manīla, Hauptstadt der Insel Luzon und zugleich des ganzen spanischen Archipels der Philippinen, am Ostufer der nach ihr benannten prächtigen Bai (s. Karte »Hinterindien«), in welche der Pasig mündet, unter 14° 35′ nördl. Br. und 120° 59′ östl. L. v. Gr., mit (1887) 154,062 Einw. (Tagalen, Mestizen, Spanier und 19,739 Ausländer, meist Chinesen). Die meisten Häuser sind mit Rücksicht auf die häufigen Erdbeben aus Holz gebaut (nur das Erdgeschoß ist aus Stein), haben aber deshalb wieder sehr von Cyklonen zu leiden; der letzte (1882) verwüstete in einer Stunde die halbe Stadt.


Wappen von Manila.

M. besteht aus der innern, alten, von moosbewachsenen Ringmauern und versumpften Wallgräben umgebenen innern Stadt und den durch eine 110 km lange Steinbrücke sowie durch eine eiserne Hängebrücke mit dieser verbundenen Vorstädten. Erstere, am linken Ufer des Pasig, hat schnurgerade Straßen, einen Palast des Erzbischofs, ein Rathaus, 10 reichgeschmückte Kirchen, viele Klöster, Hospitäler, Kasernen, ein Observatorium (von den Jesuiten geleitet), eine Universität, mehrere höhere Schulen geistlicher Orden, ein Standbild Karls IV. ꝛc. Diese innere Stadt, an welche die Vororte Ermita, Pago und Malata sich eng anschließen, wird durch das Fort Santiago gesichert. Sie ist Sitz des Generalkapitäns, Erzbischofs, obersten Gerichtshofs und hat 20,000 Einw. Die Vorstädte Binondo, Santa Cruz u. Tondo am rechten Pasigufer sind Sitze des europäischen, amerikanischen, chinesischen Handelsverkehrs; in der ersten residieren die auswärtigen Konsuln, darunter ein deutscher Berufskonsul, auch befinden sich hier die Kais, die Chinesenstraße La Escuelta mit wohlassortierten Läden, Börse, Fabriken; sie ist Hauptsitz des Handels- und Schiffsverkehrs. Dagegen blüht in dem von Mestizen u. Fremden bewohnten Tondo der Kleinhandel. Hauptindustrien sind Zigarrenfabrikation und die Verarbeitung von Manilahanf zu Tauwerk; nennenswert sind auch die

Verfertigung von Nanking, Flechtarbeiten, Teppichen, Goldschmiedearbeiten und andern Metallwaren; in letzter Zeit sind durch englische Unternehmer eine Zuckerraffinerie, Maschinenfabriken, Brennereien entstanden. Der Handel (meist in den Händen von Engländern, Deutschen und Amerikanern) bezifferte sich 1892 bei der Einfuhr auf 23,817,373, bei der Ausfuhr auf 27,976,569 Doll. Die erstere bestand in Baumwollgeweben (7,135,271 Doll.), Baumwollgarn (1,463,227 Doll.), Eisen und Eisenwaren (953,103 Doll.), Petroleum (860,794 Doll.), Wirkwaren, Seiden- und Wollwaren, Papier, Steinkohlen, Kupfer, Reis, Wein, Schirmen rc., die Ausfuhr aus Zucker (11,341,014 Doll.), Hanf (10,053,322 Doll.), Tabak (2,268,899 Doll.), Zigarren (1,432,811 Doll.), Kopra (1,086,011 Doll.), Kaffee (634,380 Doll.), Indigo, Kokosnußöl u. a. Der Handel richtet sich vornehmlich nach England, Spanien und China. In den Hafen liefen 1892 ein 273 Dampfer von 279,057 Ton. und 58 Segelschiffe von 71,196 T. Große Schiffe müssen 3 km vor der Stadt (bei Cavite) ankern; an der Vertiefung des Hafens wird bereits seit Jahren, doch sehr nachlässig gearbeitet. M. hat eine Handelskammer, drei englische Banken und eine spanische und wird von zwei englischen, einer spanischen und einer französischen Dampferlinie angelaufen. Eine Eisenbahn führt von M. nach Dagupan (192 km), ein Telegraphenkabel verbindet es mit Hongkong. Von Unterrichtsanstalten besitzt M. eine Universität, mehrere höhere Schulen, ein Lehrerseminar für Eingeborne, eine Sternwarte, ein bürgerliches u. militärisches Hospital. Das Klima ist trotz seiner Feuchtigkeit gesund (Durchschnittstemperatur 27°, Maximum 30°, Minimum 26°); Cyklone und Erdbeben (seit 1645 sieben, das letzte 1880) haben die Stadt wiederholt schwer heimgesucht, die bereits 1571 von den Spaniern gegründet wurde. Das Wappen von M. (s. Abbild., S. 867) ist quer geteilt; oben in Rot ein silbernes Kastell, über welchem die spanische Königskrone schwebt, unten im Wasser ein goldner, schwertschwingender Seelöwe.

Manila-Drachenrohr, s. Calamus.

Manilahanf (Abaca, Pisang-, Bananenfaser, Plantain-fibre, Siam-hemp, Menado-hemp, White rope), die Faser aus den Stämmen von Musa textilis, wird in größter Menge auf den Philippinen, außerdem in Indien, auf den Antillen, in Neukaledonien, auf Réunion, in Angola und in Neusüdwales dargestellt. Man läßt die Stämme kurze Zeit rösten und zieht sie dann durch Eisenkämme, wobei die 1—2 m langen Fasern rein gewonnen werden. M. ist weiß oder bräunlichgelb und enthält lufttrocken 12—13 Proz. Wasser und 0,7—1,2 Proz. Asche. Der M. ist ungemein zäh und dauerhaft, dabei sehr leicht, und der gröbere (Bandala, Lupis) liefert vortreffliches Tauwerk für Schiffe; den feinern benutzt man zu Klingelzügen, Gürteln und andern geflochtenen Arbeiten, den feinsten (Tupoz) als Einschlag in seidenen und baumwollenen Möbeldamasten, Shawls, Damenhüten rc. Andre Musa-Arten liefern geringern M.

Manilakopal, s. Kopal.

Manilapapier, aus der Bastfaser von Musa-Arten (Manilahanf) gewonnenes, sehr zähes Papier.

Manilius, 1) C., röm. Volkstribun 66 v. Chr., brachte aus selbstsüchtigen Gründen die Lex de bello Mithridatico (Lex Manilia) in Vorschlag, wodurch Pompejus zur Beendigung des Krieges gegen Mithridates mit unumschränkter Vollmacht über Verwendung des Heeres und der Flotte im Osten ausgestattet werden sollte. Das Gesetz, welches Cicero in der noch vorhandenen Rede »De imperio Cn. Pompeji« befürwortete, wurde zwar trotz des Widerstandes der Nobilität angenommen, M. selbst aber nach Niederlegung seines Tribunats angeklagt; der Ausgang des Prozesses, in welchem ihn Cicero nicht zu seinem Ruhme verteidigte, ist unbekannt.

2) Angeblicher Verfasser eines zwischen 9 und 22 n. Chr. geschriebenen, am Schluß unvollständigen Gedichts über Astronomie und Astrologie (»Astronomica«) in 5 Büchern, das durch Ernst und Gedankengehalt wie durch Originalität der Darstellung an Lucretius erinnert (hrsg. von Scaliger, Par. 1579, Leiden 1600; von Bentley, Lond. 1739, und von Jacob, Berl. 1846; teilweise übersetzt von Merkel, 2. Aufl., Aschaffenb. 1857).

Manille (span., spr. -illje), Armring; im L'hombre die höchste Trumpfkarte nach der Spadille (entweder eine schwarze Zwei oder eine rote Sieben).

Manilva, Flecken in der span. Provinz Malaga, mit einer Schwefelquelle, einem Fort an der Meeresküste, einer Rohrzuckerfabrik und (1887) 3172 Einw.

Manin, Gebirgskette der Kleinen Fátra (s. Fátra) im ungarischen Komitat Trencsin, bis 889 m hoch.

Manin, Daniele, Diktator von Venedig, geb. 13. Mai 1804 in Venedig, gest. 22. Sept. 1857 in Paris, Enkel eines Advokaten jüdischer Abkunft, der bei seinem Übertritt zum Christentum 1759 seinen ursprünglichen Namen Fonseca mit dem seines Taufzeugen M., eines Bruders des letzten Dogen von Venedig, Ludovico M. (1789—97), vertauschte, studierte in Padua die Rechte, und ließ sich 1830 in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Er wirkte eifrig für die politische Bildung seines Volkes und die Verschmelzung Lombardo-Venetiens zunächst durch materielle Interessen. Bei Beginn der Reformbewegung in Italien überreichte er 21. Dez. 1847 der venezianischen Zentralkongregation eine Petition, worin der österreichischen Regierung vorgeschlagen wurde, dem Lombardisch-Venezianischen Königreich eine unabhängige Stellung zu geben. Er wurde deshalb 18. Jan. 1848 verhaftet, aber 17. März auf die Nachricht von der Wiener Revolution freigegeben. Bei der Revolution in Venedig 22. März bemächtigte er sich an der Spitze weniger Getreuen des Arsenals, proklamierte die Republik und ward am folgenden Tag zum Ministerpräsidenten und Minister des Äußern ernannt, mußte aber, als 3. Juli der Anschluß an Piemont beschlossen war, zurücktreten. Nach der Niederlage der piemontesischen Waffen wurde M. 11. Aug. zum Diktator ernannt, hielt im Innern die Ordnung aufrecht, begeisterte das Volk zu Tapferkeit und Opfermut und behauptete die Stadt gegen die Österreicher bis zum August 1849. Bei der Kapitulation derselben 24. Aug. mit 39 andern Führern der Revolution von der Amnestie ausgeschlossen, begab sich M. nach Frankreich, wo er sich in Paris als Sprachlehrer und Journalist niederließ, und von wo er in Zeitschriften seine Landsleute zur Mäßigung und zum Anschluß an Sardinien ermahnte. Der Ruhm, die Tugenden der Ehrenhaftigkeit, der Vaterlandsliebe, selbstverleugnender Bescheidenheit und hingebenden Pflichtgefühls im höchsten Grad besessen zu haben, erhob ihn zum Ideal eines italienischen Patrioten, dessen Andenken das Volk in der Zeit seiner Befreiung tröstete und stärkte. Seine Gebeine wurden 1868 im befreiten Venedig feierlich beigesetzt und 22. März 1875 sein schönes Standbild daselbst enthüllt, nachdem ihm bereits 1861

ein solches in Turin errichtet worden war. Vgl. Henri Martin, Daniel M. (2. Aufl., Par. 1861); Hugh Martin, Daniel M. and Venice in 1848—49 (Lond. 1862, 2 Bde.); Errera u. Finzi, La vita e i tempi di Daniele M. (Flor. 1872); Errera, Daniele M. e Venezia (das. 1875); »Daniele M. e Giorgio Pallavicino. Epistolario politico 1835—1857« (Mail. 1877); Perlbach, Dan. M. und Venedig 1848—49 (Greifsw. 1878).

Maniok, s. Manihot.

Manioten (Mainoten), s. Maina.

Manipel (lat.), eine Unterabteilung der altrömischen Legion (s. d.), so benannt von dem Bündel (manipulus) Heu, das den Soldaten in den ältesten Zeiten statt der Fahne vorgetragen ward; im Kirchenwesen ursprünglich ein leinenes Tuch des amtierenden Priesters zum Abtrocknen des Gesichts ꝛc., seit dem 12. Jahrh. ein bloßer Schmuck, der als breites Band vom Priester über dem linken Unterarm getragen wird.

Manipucira, s. Manihot.

Manipulation (lat.), der kunstgerechte Gebrauch der Hände; dann allgemein soviel wie Geschäftskniff; manipulieren, Manipulationen vornehmen.

Manipur (Katha bei den Birmanen), britisch-ind. Vasallenstaat, im NW. von Assam, im übrigen von Oberbirma begrenzt, zwischen 24° 35′—24° 48′ nördl. Br. u. 93°—94° 40′ östl. L. v. Gr., 21,500 qkm (390,5 QM.) groß, mit (1891) 221,000 Einw., darunter 131,000 Hindu, 4800 Mohammedaner und 85,000 Naturanbeter in den Bergen. Das Land ist von drei parallelen, bis 2500 m hohen Bergketten durchzogen und wohlbewässert; der Nam Kathe fließt zum Khyendwen, einem Nebenfluß des Irawadi, der Barak zum Megna ab. Das Klima ist gesund, leichte Erdbeben kommen zuweilen vor. Von Mineralien findet man geringwertige Kohle und Eisenerze; Salz wird aus heißen Solquellen gewonnen. Elefanten, Rhinozerosse, Tiger, Leoparden, Bären, Hirsche, wilde Büffel, Affen, ungeheure Riesenschlangen hausen in den schönen Wäldern, die einen großen Teil der Oberfläche bedecken; die kleinen Pferde sind kräftig und feurig. Die Einwohner gehören zur indochinesischen Familie, sind aber durch die Naga und Kuki stark beeinflußt worden, von denen mehrere Stämme in den Bergen leben. Die Sprache der Mehrzahl (128,526) ist das Manipuri, das mit verschiedenen Dialekten zusammen die Manipur-Chittagonggruppe des tibeto-birmanischen Zweiges der indochinesischen Sprachen bildet (Grammatik mit Wörterbuch von Primrose, Shillong 1888). Ackerbau ist Hauptbeschäftigung. Eine fahrbare Straße nach Katschar ist von der indischen Regierung erbaut. Eingeführt werden von Katschar: Betelnüsse, Baumwollenstoffe, kupferne Geräte, Handwerkszeug u. a.; dagegen ausgeführt: Pferde, Leinwand, Seide, Wachs ꝛc. Politisch steht M. unter dem britischen Regierungskommissar in Assam. Der Radscha verdankt seine Unabhängigkeit von Birma (1826) den Engländern, die Truppen (4400 Mann Infanterie, 400 Kavallerie, 500 Artillerie) sind eine von englischen Offizieren ausgebildete Miliz. — Der Hauptort M. oder Imphal (Städte gibt es nicht) liegt 762 m ü. M., ist sehr weitläufig gebaut und schließt die weite, von Graben u. Wall umgebene Residenz des Radschas ein.

Manis, das Schuppentier.

Manisa (im Altertum Magnesia ad Sipylum), Hauptstadt des Liwa Saruchan im kleinasiat. Wilajet Aidin, am Nordfuß des Manisa Dagh (Sipylos), Station der Eisenbahn von Smyrna nach Alaschehr, mit verfallenem Kastell u. 50—60,000 Einw. (darunter 13,000 Griechen, 6000 Armenier u. 4000 Juden). Die Umgegend bringt Baumwolle, Valonen, Wein, Getreide, Krapp (Alizari), Tabak und Sesam hervor. Östlich das Schlachtfeld, wo 190 v. Chr. Antiochos von Syrien durch Cornelius Scipio besiegt wurde. M. fiel 1398 in die Hände der Osmanen und war bis zur Eroberung Konstantinopels (1453) abwechselnd mit Brussa Residenz der Sultane.

Manistee (spr. -ti), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikanischen Staates Michigan, an der Mündung des Flusses M. in den Michigansee, mit vielen Sägemühlen an dem oberhalb der Stadt zum See M. erweiterten Flusse, sehr bedeutender Fischerei und (1890) 12,812 Einw.

Manitobá, Provinz Kanadas, zwischen 49°—52° 50′ nördl. Br. und 95°—101° 20′ westl. L. v. Gr., begrenzt von der Provinz Ontario, den Distrikten Keewatin, Saskatchewan und Assiniboia und den Vereinigten Staaten (Norddakota und Minnesota), 165,924 qkm (3013 QM.) groß, mit (1891) 152,506 Einw. Das Land ist im allgemeinen völlig eben, nur an der Westgrenze erheben sich niedrige Höhenzüge (Porcupine-, Duck-, Riding Mountains), doch keiner über 650 m, und meist sehr fruchtbare Prärie, wiewohl es nicht an einzelnen Waldungen und wüsten Strichen fehlt. Die Seen, von denen der Manitobasee (s. d.) ganz, Winnipegosis und Winnipeg zum größten Teil der Provinz angehören, während der Lake of the Woods die Südostgrenze berührt, nehmen ein Areal von 25,641 qkm (465 QM.) ein. Von den zahlreichen Flüssen sind der Assiniboine mit dem Red River und der Winnipeg, die in den Winnipegsee münden, die bedeutendsten. Das Klima ist infolge des Mangels zusammenhängender großer Wälder, die man, wo sie noch vorhanden, leichtsinnig niederschlägt, kontinental, die Winter sind streng (—40 bis —46°), die Sommer heiß; Schneestürme treten häufig auf, und Fröste verursachen im Frühling und Herbst großen Schaden. Dennoch ist das Klima durchaus gesund. Die Bevölkerung, die 1881 erst 66,954 Seelen betrug, war bis 1891 auf 152,506 gestiegen, davon 84,342 männlich und 68,164 weiblich. Von den 44,489 im Ausland Gebornen waren 28,294 Briten, 6251 Russen, 3746 Skandinavier, 857 Deutsche. Doch schätzt man die Zahl aller Deutschen auf über 10,000. Von den eingebornen Kanadiern waren 11,102 Französisch Sprechende. Die Zahl der Indianer auf Reservationen betrug 1893: 23,608, davon 8242 Protestanten, 4018 Katholiken und 11,358 Heiden. Für diese Indianer bestanden 8 Schulen mit 1488 Zöglingen, und viele derselben beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht. Die 1892 bestehenden 660 Schulen mit 902 Lehrern wurden von 23,244 Kindern besucht; höhere Schulen bestehen in Winnipeg, Brandon und Portage-la-Prairie, ein Seminar zu Winnipeg. Die herrschende Religion ist die protestantische; 1891 zählte man 20,571 Katholiken. Ackerbau u. Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen. Man baut vornehmlich Weizen (1893: 15,615,923 Bushel), dann Hafer (9,823,935 Bushel), Gerste, Roggen, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln. Der Viehstand betrug 1891: 86,753 Pferde, 229,707 Rinder, 35,816 Schafe u. 53,019 Schweine. Bei dem Fischfang auf den Seen waren 1893 beschäftigt 455 Fahrzeuge mit 953 Mann Besatzung u. einem Ertrag von 1,042,093 Doll. Von Mineralien hat man Braunkohle gefunden; man schätzt das kohlenführende Gebiet auf 38,900 qkm.

Eine Eisenbahn führt seit 1892 zu den Souris-Kohlengruben; Eisenerz ist in den Seendistrikten vorhanden, wird aber nicht ausgebeutet. Der Handel mit dem Ausland geht über Winnipeg (s. d.). Die kanadische Pacificbahn durchschneidet die Provinz von O. nach W. und entsendet mehrere Zweige nach Norden und Süden. Die Verwaltung besorgen ein Gouverneur mit einem verantwortlichen Ministerium und einer Kammer (Legislative Assembly) aus 40 Mitgliedern. In den Senat von Kanada sendet M. 4, in das Haus der Gemeinen 5 Mitglieder. Die Einkünfte der Provinz betrugen 1892: 605,288, die Ausgaben 1,000,345, die Schuld 4,398,295, die Guthaben 6,939,537 Doll. Hauptstadt ist Winnipeg (s. d.). — M. wurde zuerst von dem Grafen Selkirk besiedelt, der schottische Kolonisten heranzog. Die Kolonie konnte aber bei der geringen Gunst, deren sie sich von seiten der Hudsonbaikompanie erfreute, nie zu einiger Blüte gelangen. Erst als M. 1870 als selbständige Provinz der Dominion of Canada einverleibt wurde, ein Akt, der die französischen Kanadier, die eine Einschränkung ihrer »Freiheiten« befürchteten, zu einem von Sir Garnet Wolseley ohne Blutvergießen unterdrückten Aufstand verleitete, besserten sich die Verhältnisse, und ihr Wachstum ist seitdem ein recht schnelles gewesen. Vgl. Bryce, M., its infancy, growth and present condition (Lond. 1882); Legge, Sunny M., its peoples and its industries (New York 1893).

Manitobásee, See in der kanad. Provinz Manitoba, 229 m ü. M., vom 51.° nördl. Br. und 99.° westl. L. v. Gr. mitten durchschnitten, 190 km lang, 30—35 km breit, 4920 qkm (89 QM.) groß, ist durch einen schmalen Kanal mit dem Winnipegosissee verbunden und entleert sich durch den 230 m breiten, aber kurzen Saskatchewanfluß in den Winnipegsee. An seinen Ufern treten ergiebige Salzquellen auf und am Westufer große Braunkohlenlager.

Manitou (Manitou Springs), Ort in der Grafschaft El Paso des nordamerikan. Staates Colorado, in einem Thälchen zwischen den Ausläufern von Pikes Peak an der Mündung des Utepasses, 1996 m ü. M., Bahnkreuzungspunkt, wegen seiner schönen Umgebung und der kohlensauren und Eisenquellen (ähnlich dem Emser Wasser), zum Trinken und Baden benutzt, viel besucht, mit (1890) 1439 Einw.

Manitoulin (spr. -tūlin), Inselgruppe im Huronensee, vom kanadischen Festland durch den North Channel geschieden und, mit Ausnahme der Drummondinsel, zur kanadischen Provinz Ontario gehörig. Die größte Insel ist Great M., 134 km lang, mit ca. 2000 Einw., meist Indianern vom Stamme der Algonkin.

Manitówoc, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Wisconsin, am Michigansee, 120 km nördlich von Milwaukee, mit gutem Hafen, Korn- und Sägemühlen, Schiffbau, Holzhandel und (1890) 7710 Einw.

Manitu, Name des »großen Geistes« bei den Algonkin und andern nordamerikan. Indianern, wobei jedoch auch ein Kitschi M. und Matschi M. (guter und böser Geist) sowie verschiedene Manitus (Gottheiten) der Sonne, Gewässer, Winde ꝛc. unterschieden werden.

Manizáles, Stadt im Depart. Antioquia von Kolumbien, hat (1892) 20,000 Einw., die lebhaften Handel zwischen Magdalena und Cáuca mit Kakao ꝛc. treiben. Die 1848 gegründete Stadt wurde 1878 durch ein Erdbeben zum großen Teil zerstört.

Manja, Fluß, s. Tana 2).

Manjuéma (Manjéma), Volksstamm der Bantufamilie im östlichen Kongostaat, zwischen dem Tanganjika und dem obern Kongo, der trotz des Überflusses an Nahrungsmitteln in diesem ungemein fruchtbaren Lande der Menschenfresserei in hohem Grad ergeben ist. Sie nennen sich selber Uenja, zerfallen in viele kleine Stämme und wohnen in regelmäßig angelegten Dorfschaften. Von den Arabern seit 1866 unterworfen, wurden sie deren geschäftige Helfershelfer bei den Sklavenjagden. Besucht wurde das Land zuerst von Livingstone 1869 und 1871, später von Stanley, Cameron, Wissmann u. a.

Mankato, Hauptstadt der Grafschaft Blue Earth im nordamerikan. Staat Minnesota, am rechten Ufer des Minnesotaflusses, Bahnknotenpunkt, mit katholischem College, Fabrikation von Leinöl, Mehl, Ackergerät, Ziegelsteinen, bedeutendem Handel und (1890) 8838 Einw.

Mankieren (manquieren, franz.), mangeln, fehlen; auch (kaufmännisch) soviel wie fallieren. S. Manco.

Manley (spr. männli), Marie M. de la Riviere, engl. Schriftstellerin, geb. um 1672 auf Jersey, gest. 1724 in London, war die Tochter des Sir Roger M., Gouverneurs von Guernsey, der früh starb und sie unter dem Schutz eines herzlosen Verwandten ließ, der die Unerfahrene ins Elend brachte. Gleich ihrer leichtfertigen Zeitgenossin Aphra Behn (s. d.) wußte sie ihre gewandte Feder im Dienste der Sittenverwilderung des Zeitalters nutzbar zu machen. Sie schrieb zwei gewagte Dramen: »The lost lover, or the jealous husband« und »Royal miscief« und wandte sich dann mit »The secret history of Cullen Zarah« 1705 den politischen Klatsch- und Skandalromanen zu, als deren berüchtigtsten sie »The new Atlantis« schrieb (1709, franz. 1713—16), angeblich Memoiren hoher Persönlichkeiten aus einer neu entdeckten Insel.

Manlius, römisches, teils patrizisches, teils plebejisches Geschlecht, welches sich in mehrere Familien mit verschiedenen Beinamen verzweigte, berühmt durch tüchtige Feldherren. Unter den patrizischen Manliern sind folgende bemerkenswert:

1) M. M. Capitolinus (so schon vor der Errettung des Kapitols benannt, weil die Familie ein Haus auf demselben besaß), besiegte als Konsul 392 v. Chr. die Äquer, verteidigte 390 das Kapitol gegen die Gallier unter Brennus und rettete es, indem er, von den der Juno geheiligten Gänsen geweckt, die schon heraufsteigenden Feinde vom Felsen herabstieß. Aus Ehrgeiz und aus Mitleid für die durch die Schuldgesetze schwer bedrückten Plebejer kaufte er mit Aufopferung seines Vermögens eine große Anzahl der in Schuldhaft befindlichen Plebejer los und erwarb sich dadurch einen großen Anhang unter dem Volk, ward aber von den Patriziern, welche eine Schmälerung ihrer Standesinteressen befürchteten, 384 des Strebens nach der Alleinherrschaft angeklagt, verurteilt und vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt.

2) T. M. Imperiosus, mit dem Beinamen Torquatus, weil er im Angesicht des Heeres einen Gallier im Zweikampf tötete und ihm seine goldene Halskette (torques) abnahm, siegte in seinem dritten Konsulat (340), nachdem sein Kollege P. Decius Mus sich in der Schlacht für das Vaterland geopfert hatte, am Vesuv entscheidend über die Latiner und dann nochmals bei Trifanum. In ebendiesem Feldzug ließ er seinen Sohn, der gegen sein Verbot mit einem Latiner gekämpft hatte, hinrichten; daher »imperia Manliana« sprichwörtlich für strenge Befehle.

3) L. M. Torquatus, Konsul 65 v. Chr., nachher Prokonsul von Makedonien, Freund des Cicero, den er 63 bei der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung unterstützte, und von diesem wegen seines edlen Charakters durch besondere Lobeserhebungen ausgezeichnet.

Manmatha, ind. Liebesgott, s. Kâma.

Mann, s. Alter.

Mann, Horace, amerikan. Pädagog, geb. 4. Mai 1796 zu Franklin in Massachusetts, gest. 2. Aug. 1859 in Yellow Springs (Ohio), erhielt eine mangelhafte Schulbildung und hatte in seiner Jugend beständig mit Armut und Krankheit zu kämpfen. Doch bestand er in seinem 20. Jahr das Examen im Lateinischen und Griechischen für die oberste Klasse der Brown-Universität, an der er später als Lehrer thätig war. Dann widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und bekleidete mehrere öffentliche Ämter. Lebhaften Anteil nahm M. am Schulwesen und gab in dessen Interesse das »Common School Journal« heraus. Segensreichen Einfluß übte er besonders auf das Schulwesen von Massachusetts, namentlich durch seine berühmten Jahresberichte. Manns Werke erschienen gesammelt als »Life and complete works of Horace M.« (Cambridge 1867, 2 Bde.; neue Ausg., Boston 1890, 5 Bde., mit Biographie von seiner Witwe).

Mann. oder ***Mannerh.***, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Karl Gustav Graf von Mannerheim, Gouverneur der Festung Wiborg, Entomolog.

Manna, zuckerartige Substanz, welche von manchen Pflanzen freiwillig oder nach Einschnitten oder Insektenstichen ausgeschieden wird. Die arzneilich benutzte Eschenmanna stammt von der Mannaesche (Fraxinus Ornus *L.*, s. Esche), welche behufs der Mannagewinnung im nördlichen Sizilien kultiviert wird. Man läßt die Bäume 8—10 Jahre alt werden und macht dann Einschnitte in die Rinde, aus welcher ein schnell erstarrender Saft ausfließt, der die M. bildet. Man kann denselben Baum 12—20 Jahre benutzen, indem man jedes Jahr neue Einschnitte macht. Dann aber fällt man ihn und erzieht neue Triebe, die in 4—5 Jahren Erträge liefern. Im Handel unterscheidet man stängelige M. (M. cannellata), in leichten, halbröhrenförmigen, geschichteten, durch und durch kristallinischen, schwach eigentümlich riechenden, rein süß schmeckenden Stücken, und weiche M. (M. communis) von den untern Teilen des Stammes und durch Witterungseinflüsse erweicht, in mißfarbigen, schmierigen Massen, mit schleimigem, kratzendem Beigeschmack. Die M. besteht vorwiegend aus Mannit (bis 70 und 80 Proz.), neben welchem, am meisten in den geringern Sorten, Zucker, Schleim und wenig Harz vorkommen. Der Aschengehalt der besten Mannasorte beträgt 3,6 Proz., der Wassergehalt der geringsten Sorten 10—15 Proz. Die M. dient als mildes abführendes Mittel. Durch den Stich einer Cikade (Cicada orni *L.*) ausfließender Saft bildet die Thränenmanna in kleinen Körnern. Ähnliche Ausschwitzungen auf andern Pflanzen enthalten nur Zucker, Dextrin, aber kein Mannit. Die Eichenmanna entsteht in Mesopotamien, Kurdistan und Persien auf mehreren Eichen, besonders auf verschiedenen Formen von Quercus Vallonea *Kotschy* und Q. persica *Jaub et Spach*, durch den Stich einer Schildlaus (Coccus) und erstarrt zu farblosen, abfallenden Tropfen. Man sammelt die mit der M. bedeckten Blätter und wiegt sie, so daß sie eine graugrünliche Masse darstellen; auch löst man die M. in Wasser, verdampft die Lösung zu Sirupsdicke, mischt sie mit Mehl und trocknet die Masse, welche ein beliebtes Konfekt darstellt, auf Leinwand an der Sonne. Das in Persien sehr beliebte Ges-engebin stammt von Astragalussträuchern und wird mit Eiweiß, Mandeln, Pistazien etc. zu einem allgemein gebräuchlichen Konfekt verarbeitet. Die Tamariskenmanna entsteht auf Tamarix gallica var. mannifera *Ehr.* durch den Stich einer Schildlaus (Coccus manniparus *Ehrb.*), aber, wie es scheint, nur unter bestimmten klimatischen Verhältnissen, daher nicht überall, wo die Pflanze wächst, auch nicht in jedem Jahr. Sie wird auf der Sinaihalbinsel gesammelt, von den Arabern als Leckerbissen auf Brot gegessen und von den Mönchen des Klosters als biblische M. verkauft. Es scheint aber sicher zu sein, daß die M. der Bibel ebensowenig Tamariskenmanna wie das Ter-engebin (Fruchthonig, Alhagimanna), welches in Chorasan auf Alhagi Maurorum in roten Körnern entsteht, als Nahrungsmittel benutzt wird und abführend wirkt, gewesen sei. Viel besser passen die Angaben der Bibel auf eine Flechte, Lecanora esculenta, welche in den betreffenden Gegenden so überraschend auftritt, daß die Juden erstaunt fragen konnten: Man-hu? Was ist das? (s. Lecanora). Erwähnenswert sind noch: die M. von Briançon, von der Lärche (Larix decidua) auf den Bergen bei Briançon gesammelt und früher als Abführmittel benutzt; die australische M. von Eucalyptus viminalis und die Lerpmanna, welche durch den Stich einer Psylla auf Eucalyptus dumosa *Cunn.* gebildet wird und aus Fäden einer zwischen Stärkemehl und Cellulose die Mitte haltenden Substanz besteht, welche mit Zucker überzogen ist. Sie dient den Eingebornen als Nahrung und zur Bereitung eines Getränkes, wirkt aber auch gelind abführend.

Mannacikade, s. Cikaden.

Mannaesche, s. Esche.

Mannaflechte, s. Lecanora.

Mannagras (Mannagrütze, Mannahirse), s. Glyceria.

Mannaja (ital.), s. Guillotine.

Mannaklee, s. Alhagi.

Mannaregen, s. Lecanora.

Mannasaft, s. Sirup.

Mannaschildlaus, s. Manna.

Mannaschwingel (Mannagras), s. Glyceria.

Mannazirpe (Mannacikade), s. Cikaden.

Mannazucker, s. Mannit.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Männchen bei Tieren, s. Fortpflanzung. Das dafür gebräuchliche Zeichen ist: ♂ (Weibchen: ♀).

Manneken-Pis, Brunnen in Brüssel (s. d., S. 584).

Mannen, im Lehnwesen soviel wie Vasallen.

Mannengericht, s. Lehngericht.

Mannequin (franz., spr. mann'käng), soviel wie Gliederpuppe (s. d.); allgemeiner soviel wie unselbständiger, charakterloser Mensch.

Männergesangverein, s. Liedertafel.

Mannerh., s. Mann.

Männerkindbett, s. Couvade.

Manners, John James Robert, Lord, s. Rutland, Herzog von.

Mannersdorf, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. Bruck, am Fuße des Leithagebirges und an der Linie Schwechat-M. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn gelegen, mit großen Kalksteinbrüchen, Fabrik für leonische Waren und (1890) 2624 Einw. Südlich die Burgruine Scharfenegg.

Mannert, Konrad, Historiker und Geograph, geb. 17. April 1756 in Altdorf, gest. 27. Sept. 1834 in München, machte seine Studien daselbst, ward 1784 Lehrer an der Sebaldusschule und 1788 am Ägidiusgymnasium zu Nürnberg, 1796 Professor der Geschichte zu Altdorf, 1805 zu Würzburg, 1807 zu Landshut und 1826 zu München. Von seinen historischen Arbeiten, die sich besonders durch gründliches Quellenstudium auszeichnen, sind hervorzuheben: »Kompendium der deutschen Reichsgeschichte« (Nürnb. 1803, 3. Aufl. 1819), »Älteste Geschichte Bojariens« (Sulzb. 1807), »Kaiser Ludwig IV.« (Landsh. 1812), »Geschichte Bayerns« (Leipz. 1826, 2 Bde.), »Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken« (Stuttg. 1829—32, 2 Tle.); von seinen geographischen Schriften die mit Ukert herausgegebene, noch immer wertvolle »Geographie der Griechen und Römer« (Nürnb. u. Leipz. 1795—1825, 10 Bde.). Auch besorgte er eine Ausgabe der »Tabula Peutingeriana« (Münch. 1824).

Mannesalter, s. Alter.

Mannesmannsche Röhren, s. Röhren.

Mannesschwäche (Impotenz), s. Zeugungsvermögen.

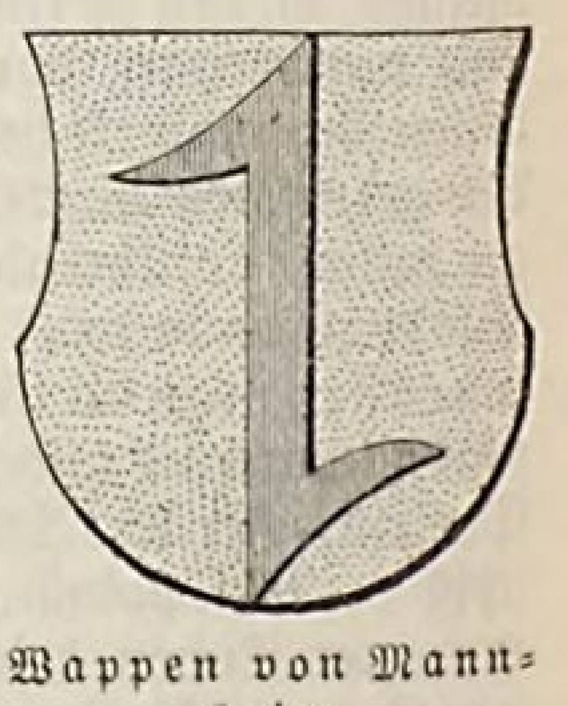
Mannfeld, Bernhard, Radierer, geb. 6. März 1848 in Dresden, verlebte seine Jugend in Meißen, wo er sich frühzeitig im Zeichnen übte und in dem Maler Otto Georgi einen Lehrer fand, mußte sich jedoch dem Zimmermannshandwerk widmen und war in diesem Beruf bis zum Ausbruch des Krieges von 1866 thätig. Die Kenntnis der Architektur, die er dabei gewonnen, veranlaßte ihn zu der Ausführung von 24 Federzeichnungen mit Ansichten von Meißen. Auf Grund dieser Blätter wies ihn Georgi auf die Radierung hin, und in dieser Technik versuchte sich M. zuerst 1867 in Breslau, wo er eine Anstellung im Seilerschen Institut für Glasmalerei gefunden hatte. 1873 siedelte er nach Berlin über, wo er seinen ersten großen Cyklus von Originalradierungen (Landschaften, Städteansichten, Architekturstücke) begann, die seit 1876 in Berlin unter dem Titel: »Durchs deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland u. Österreich« (60 Blatt) erschienen. Eine von der Berliner Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung von Malerradierungen französischer und englischer Künstler verhalf ihm zu einer weitern Ausbildung seiner anfangs noch spröden und trocknen Technik, und unter ihrem Einfluß entstanden die großen, zum Teil auf dekorative Wirkung berechneten Blätter: der Rheingrafenstein im Nahethal, das Rathaus zu Breslau, die Seitenstücke Köln und Heidelberg und der Lurleifelsen (1881—83). In derselben Zeit radierte M. auch einige Blätter nach Gemälden andrer Künstler, unter andern den Blick in den Garten des Palais des Prinzen Albrecht und das Eisenwalzwerk nach Menzel. Einen weitern Aufschwung nahm Mannfelds Technik durch die Bekanntschaft mit den Architekturradierungen des Schweden Axel Haig, die er 1883 in Wien kennen lernte. Seine reifsten Schöpfungen sind: die Albrechtsburg in Meißen (1884), Berliner Briefbogen (1884), vom Rhein (1885, 2. Aufl. 1890), Marienburg von der Nogatseite (1885), Dom zu Limburg an der Lahn (1886), Schloß zu Merseburg (1887), Westchor des Doms zu Erfurt (1887), Dom zu Aachen von der Südseite (1888), Blick auf Dresden (1889), der Gensdarmenmarkt zu Berlin, Rathaus zu Löwen (1891). Vgl. Fuchs, Das Werk B. Mannfelds (Berl. 1893).

Manngeld, soviel wie Wergeld (s. d.).

Mannhardt, 1) Johann, Mechaniker, geb. 1798 in Tegernsee, gest. 25. Aug. 1878 in München, erlernte die Uhrmacherei, baute 1826 für den Turm zu Egern eine Uhr mit einem Triebwerk von ganz abweichender Konstruktion, siedelte 1844 nach München über, konstruierte eine neue Plombiermaschine und Ölmühle sowie die eisernen Oberlichtdachstühle für die Pinakothek; auch baute er Bohr-, Hobel- und Räderschneidmaschinen, Drehbänke, Torfpressen, Hechelmaschinen, Kraftstühle etc., welche, wie seine Werkzeuge, verbesserten Schraubstöcke etc., weite Verbreitung fanden. Namentlich lieferte er Turmuhren für fast alle europäischen Staaten und Amerika. Seine freie Hemmung bewährte sich vorzüglich, und für den Rathausturm in Berlin baute er ein Werk mit freier Pendelbewegung und nur zwei Rädern. Auch stellte er eine Uhr her, die zugleich mit der Schärfe eines Thermometers arbeitet und schon bei 2° Temperaturunterschied den 100. Teil einer Linie als Schwingungsdifferenz abzulesen gestattet. Seine Verbesserungen bezeichnen den Beginn einer neuen Periode für genaue Zeitmessung.

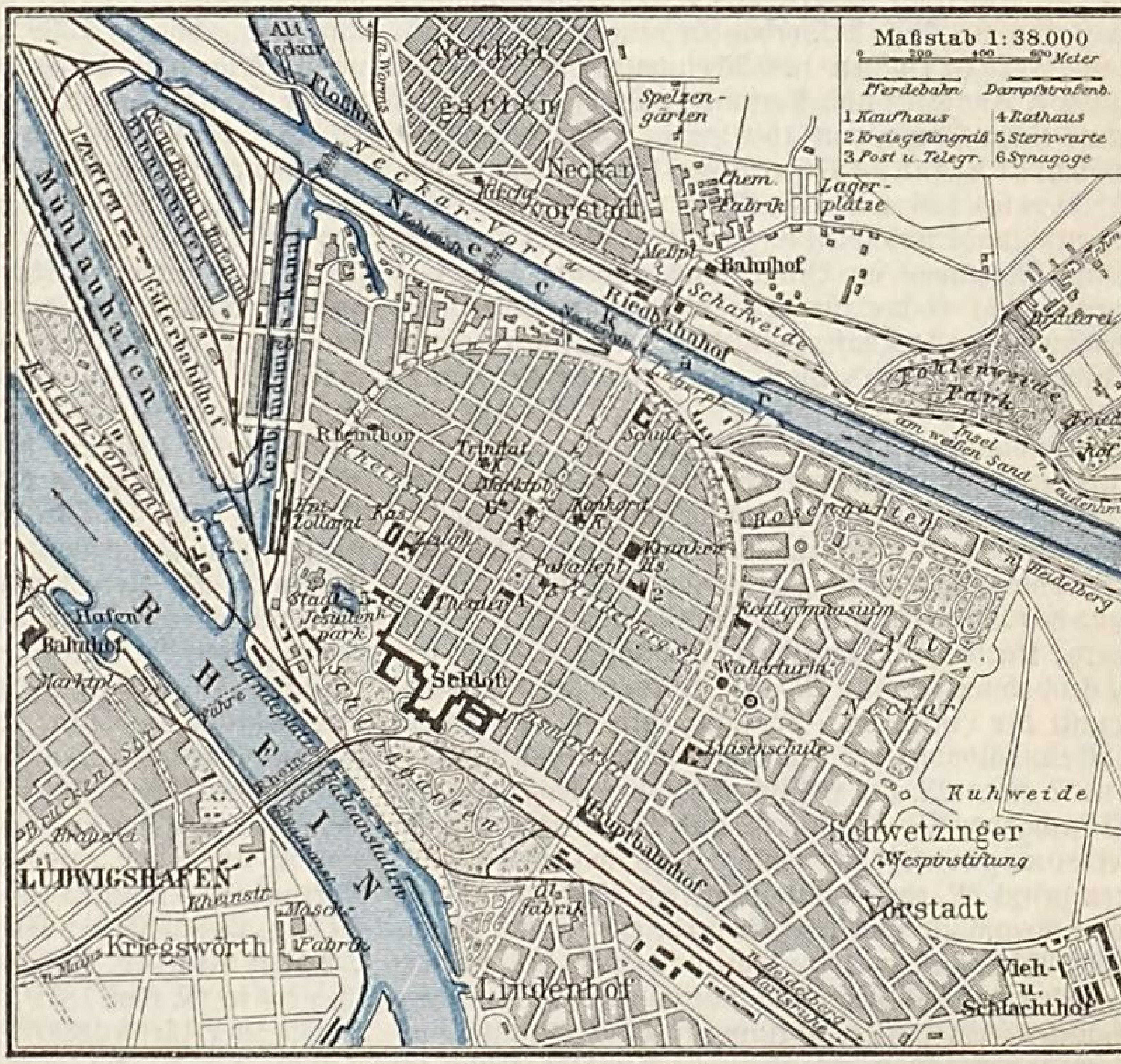
2) Wilhelm, Forscher auf dem Gebiet der germanischen Mythologie, geb. 26. März 1831 zu Friedrichstadt in Schleswig, Sohn eines mennonitischen Predigers, gest. 26. Dez. 1880 in Danzig, wohin sein Vater bereits 1836 übergesiedelt war, faßte frühzeitig Neigung zur Wunderwelt der germanischen Sagen, studierte 1851—54 in Berlin und Tübingen und übernahm dann 1855, in Berlin sich niederlassend, die Herausgabe der »Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde«. Nachdem er sich 1858 als Privatdozent in Berlin habilitiert, veröffentlichte er: »Germanische Mythen, Forschungen« (Berl. 1858); das populäre Werk »Die Götter der deutschen und nordischen Völker« (das. 1860) und »Weihnachtsblüten in Sitte und Sage« (das. 1864). Aus Gesundheitsrücksichten zog er sich 1863 nach Danzig zurück und widmete sich hier nach Abfassung einer größern Denkschrift: »Die Wehrfreiheit der altpreußischen Mennoniten« (Marienb. 1863), gänzlich dem Plan, zur Grundlegung des streng wissenschaftlichen Aufbaues zunächst der germanischen Mythologie ein Urkundenbuch der Volksüberlieferung ins Leben zu rufen. Als Proben und Beiläufer dieses Unternehmens erschienen: »Roggenwolf und Roggenhund« (Danz. 1865, 2. Aufl. 1866); »Die Korndämonen« (Berl. 1868); »Lasitii de diis Somagitorum libellus« (Mitau 1868); »Wald- und Feldkulte« (Berl. 1875—77, 2 Bde.); »Klytia« (das. 1876) u. a. Nach seinem Tode erschienen: »Gedichte« (Danz. 1881, mit Biographie) und »Mythologische Forschungen« (hrsg. von Patzig, Straßb. 1884).

Mannheim (Manheim), zweite Residenz und Hauptstadt des Großherzogtums Baden, zugleich Hauptort des gleichnamigen Kreises, der 468 qkm (8,32 QM.) mit (1890) 159,591 Einw. umfaßt, liegt am Einfluß des Neckar in den Rhein, 96 m ü. M., in fruchtbarer Gegend u. ist eine der am regelmäßigsten gebauten Städte Deutschlands.


Wappen von Mannheim.

In der eigentlichen, in Kreisform angelegten Stadt münden die unter rechtem Winkel sich schneidenden Straßen sämtlich auf den die Stadt umschließenden Ringdamm, der in einen Boulevard umgebaut ist. Zur Stadt gehören noch die drei Vorstädte: Neckar- und Schwetzingergärten-Vorstadt und der Lindenhof.

Unter den 14 freien **Plätzen** der Stadt sind zu erwähnen: der Paradeplatz mit schönem Marmorbassin, Erzgruppe und schönen Brunnenfiguren, der Marktplatz mit einer steinernen Merkurstatue, der Schloßplatz mit dem von Professor Eberlein modellierten Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. und der Theater- oder Schillerplatz mit den auf Granitpiedestalen aufgestellten Kolossalstatuen Ifflands und Dalbergs (beide von Widnmann) und Schillers (von K. Cauer). Von den neun vorhandenen **Kirchen** (fünf katholischen und vier evangelischen) sind nur bemerkenswert die Kirche des ehemaligen Jesuitenkollegiums (1733—56 erbaut, im Innern prachtvoll mit Marmor dekoriert und die Decke mit Freskomalereien geschmückt), die Konkordienkirche mit hübschem, 1894 erbautem Turm u. die Schloßkirche mit geschmackvoller innerer Einrichtung. Die Israeliten haben eine im maurischen Stil erbaute Synagoge. Das große ehemalige kurfürstl. **Residenzschloß** (1720—29 erbaut) nimmt mit seinen Höfen, Stallungen, Remisen ꝛc. einen Flächeninhalt von 6 Hektar ein, hat eine Frontlänge von 530 m, 5 hübsche Portale, 4 Höfe, 1500 Fenster, eine Kirche, eine Gemäldegalerie, Antiquitäten- und Naturaliensammlung u. enthielt vor dem Bombardement 1795, bei welchem ein Flügel abbrannte, der gegenwärtig, neu restauriert, einen prachtvollen Ball- und Konzertsaal enthält, über 500 Zimmer. An das Schloß reiht sich der umfangreiche, dem Publikum geöffnete Schloßgarten mit seinen herrlichen Baumgruppen an. Von Bauwerken sind noch erwähnenswert: die Sternwarte, das Theater, Kaufhaus, Rathaus u. das Zeughaus; ferner das neue Bahnhofsgebäude (im italienischen Renaissancestil), die stehende Brücke mit Eisen- und Straßenbahn über den Rhein und die Brücke über den Neckar sowie mehrere neue Schulhäuser, der öffentliche Schlacht- und Viehhof und eine Reihe prachtvoller Privatbauten aus der neuesten Zeit. Die Zahl der **Einwohner** beträgt (1890) mit der Garnison (2½ Bataillone Grenadiere Nr. 110 und eine Abteilung Feldartillerie Nr. 14) 79,058 Seelen, davon 39,253 Evangelische, 34,425 Katholiken und 4453 Juden. M. ist einer der reichsten Industrie- und Handelsplätze Süddeutschlands. Es befinden sich hier eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen (1300 Arbeiter), 4 chemische Fabriken (1300 Arbeiter), 3 Maschinenfabriken (1000 Arbeiter), 2 Gummiwarenfabriken (1000 Arbeiter), 12 Zigarrenfabriken (900 Arbeiter, jährliche Produktion ca. 600 Mill. Stück), eine Zementfabrik (320 Arbeiter), 9 Eisen- und Metallgießereien (400 Arbeiter), 2 Ölfabriken (220 Arbeiter), 2 Kesselschmieden (240 Arbeiter) und eine Tapetenfabrik (200 Arbeiter); ferner: eine Zuckerraffinerie, 2 Bettfedern-, 4 Möbel- und 2 Gasmotorenfabriken, 5 Säge- und Hobelwerke, eine große Lumpensortieranstalt, 8 Gewürzmühlen, bedeutende Bierbrauereien ꝛc. Außerdem befinden sich in den Vororten von M. eine Spiegelfabrik (630 Arbeiter), eine Zellstofffabrik (1400 Arbeiter), eine Steinzeugfabrik (350 Arbeiter), 3 chemische Fabriken (540 Arbeiter), 2 Dampfseilereien (140 Arbeiter), 2 Gummifabriken (500 Arbeiter) und eine Preßhefenfabrik (60 Arbeiter). Der sehr bedeutende **Handel**, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankhauptstelle (Umsatz 1894: 2555,8 Mill. Mk.), die Badische Bank, die Deutsche Unionbank, Rheinische Kreditbank (Umsatz: 2278 Mill. Mk.), Rheinische Hypothekenbank und andre



Lageplan von Mannheim.

öffentliche und private Bankinstitute, durch 16 Konsulate fremder Länder, ferner durch die zahlreichen Eisenbahnverbindungen wie durch die Schiffahrt auf dem Rhein und Neckar, erstreckt sich besonders auf Getreide, Hülsenfrüchte, Reis, Mehl, Kohlen, Petroleum, Hopfen, Harzprodukte, Maschinenöl, Spiritus, in- und ausländischen Tabak (jährlich gegen 300,000 Doppelzentner) und Kolonialwaren; indessen sind auch die meisten andern Geschäftszweige hier in ziemlichem Umfang vertreten. Getreide wurde in den letzten Jahren im Mittel bis zu 8,2 Mill. Doppelzentner, Ruhrkohlen auf dem Rhein ungefähr 20 Mill. Doppelzentner eingeführt, während noch eine große Menge mittels Eisenbahn aus den Saarwerken bezogen wird. Der Umschlag in Hopfen betrug 1893 über 12,000, derjenige von Petroleum, wofür M. der Hauptstapelplatz Süddeutschlands ist, über 2,5 Mill. Doppelzentner. Für Einlagerung des letztern sind sehr ausgedehnte und zweckmäßig eingerichtete Magazine (Tanks), für den Transport eigne Schiffe und Eisenbahnwagen

erbaut. Auch in Wein finden bedeutende Umsätze statt. Die vom Hafenkommissariat M. nach Gattung und Tragfähigkeit der Fahrzeuge für 1893 aufgestellte Übersicht weist 13,313 hier angekommene Schiffe nach, darunter auf dem Rhein 697 Personendampfschiffe, 1281 Schlepper, 415 Dampfgüterschiffe, 6939 Segelschiffe, auf dem Neckar 387 Dampfkettenschlepper und 3604 Segelschiffe, zusammen mit einer Ladung von 25½ Mill. Doppelzentner. Der Gesamthafenverkehr (An- und Abfuhr) in M., einschließlich des Floßverkehrs, betrug 1893: 32,393,353 Doppelzentner. Nicht minder bedeutend ist der Güterverkehr (Empfang und Versand) auf der Eisenbahnstation, welcher 1893: 25,828,577 Doppelzentner betrug. Diese namhaften Güterumsätze werden ermöglicht namentlich durch den in den letzten 25 Jahren mit einem Kostenaufwand von über 35 Mill. Mk. erbauten neuen Hafen (Mühlau-, Neckar-, Binnen- und Rheinhafen), den Zentralgüter-, Rangier- und Personenbahnhof, die zusammen einen Raum von 150 Hektar einnehmen. Der Mühlauhafen, 1875 eröffnet, hat eine Länge von 2100 m bei 190 m Breite, ist der größte Binnenhafen Deutschlands und spielt im Handel gleichsam die Rolle eines Seehafens im Binnenland. Ebenso groß und zweckmäßig ist der für den bedeutenden Holzhandel hochwichtige Floßhafen angelegt, der jetzt zu einem Industriehafen ausgebaut wird (vgl. »Die Mannheimer Hafenanlage«, hrsg. von der Mannheimer Handelskammer, 1886). Bedeckte Lagerräume sind auf den Güterbahnhöfen über 3,1 Hektar vorhanden. Der Verkehr in der Stadt und mit den Orten der Umgegend wird durch eine Pferdebahn vermittelt, eine Telephonanlage dient zur Verbindung in der Stadt, mit den Vororten und mit Frankfurt a. M., Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart, München &c. Für den Eisenbahnverkehr ist M. mit 6 Bahnhöfen Knotenpunkt der Linien M.-Konstanz und M.-Karlsruhe (Rheinthalbahn) der Badischen Staatsbahn, Frankfurt a. M.-M. der Hessischen Ludwigsbahn und der Eisenbahnen M.-Weinheim und M.-Heidelberg. An Bildungsinstituten und andern ähnlichen Anstalten besitzt M. ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Realschule und eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek, mehrere wissenschaftliche Vereine, ein großherzogliches Hof- und Nationaltheater (weiteres s. unten), ein Konservatorium für Musik, Kunstsammlungen im Schloß, eine städtische Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, einen Kunstverein &c., ferner ein Waisenhaus, 2 Rettungshäuser, ein Gefängnis für Männer, mehrere große Krankenhäuser, viele Armenstiftungen und Wohlthätigkeitsinstitute &c. Von Behörden haben in M. ihren Sitz: ein großherzogliches Landeskommissariat für die Kreise M., Heidelberg und Mosbach, ein Bezirksamt, die internationale Kommission für die Rheinschiffahrt, eine Bezirksforstei, ein Hauptzollamt und ein Landgericht nebst zwei Kammern für Handelssachen. Die städtischen Behörden zählen 21 Magistratsmitglieder und 96 Stadtverordnete. Die Ausgaben der Stadtverwaltung betrugen 1894: 15½ Mill. Mk., die Stadtschuld beträgt 16,9 Mill. Mk. bei einem Vermögen von 48,2 Mill. Mk. In der nächsten Umgegend ist der Friedhof, jenseit des Neckar, bemerkenswert. Auf ihm schöne Denkmäler, die Gräber Dalbergs, Kotzebues, K. L. Sands, der hier verstorbenen Krieger von 1870/71 mit einem herrlichen Standbild der Germania &c. — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die sechs Amtsgerichte zu Heidelberg, M., Schwetzingen, Sinsheim, Weinheim und Wiesloch.

Geschichte. M. erscheint zuerst 765 urkundlich als Villa und wuchs später zu einem Dorf an, das zur Burg Rheinhausen gehörte. 1606 legte der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz den Grund zu den Festungswerken Mannheims (Friedrichsburg), und da gleichzeitig viele Auswanderer, besonders aus den Niederlanden, sich hier niederließen, gewann der Ort so rasch an Ausdehnung, daß er 1607 Stadtrechte erhielt. Am 8. Okt. 1622 nahmen die Kaiserlichen unter Tilly die Stadt mit Sturm und behielten sie, bis der Herzog Bernhard von Weimar sich 1631 der Stadt bemächtigte. 1635 ward sie wieder von den Kaiserlichen, 1644 von den Franzosen besetzt, fiel aber nach einem blutigen Kampf in die Hände der Bayern, die erst 1649 wieder abzogen. Kurfürst Karl Ludwig bestätigte 1652 der Stadt ihre alten Privilegien und fügte neue hinzu. 1688 von dem französischen General Mélac nach 17tägiger Belagerung genommen, wurde sie nebst elf andern Städten der Unterpfalz 5. März 1689 niedergebrannt. Beim Wiederaufbau (1699) ließ sie Kurfürst Johann Wilhelm befestigen. Kurfürst Karl Philipp verlegte 1721 seine Residenz von Heidelberg nach M. Die Glanzperiode kam aber für M. erst unter dem Kurfürsten Karl Theodor; namentlich blühte damals unter dem trefflichen Intendanten v. Dalberg (s. d. 5) das Theater, welches Iffland, Beil, Beck u. a. zum ersten Deutschlands erhoben. Im Revolutionskrieg bemächtigten sich die Franzosen im Dezember 1794 der Rheinschanze, und 20. Sept. 1795 mußte sich ihnen die Stadt ergeben. Indessen erschienen schon 18. Okt. die Kaiserlichen vor M., dessen französische Besatzung nach einem heftigen Bombardement 23. Nov. kapitulierte. Infolge der durch den Lüneviller Frieden veranlaßten Entschädigungsverträge kam M. durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 an Baden. Am 23. März 1819 wurde hier Kotzebue von Sand ermordet. Während der badischen Revolution (1849) war M. längere Zeit in den Händen der Volkstruppen. Infolgedessen ward M. von den Preußen beschossen, bis 22. Juni durch eine in der Stadt eingetretene Konterrevolution die Übergabe Mannheims an die Preußen erfolgte. Vgl. Feder, Geschichte der Stadt M. (Mannh. 1875—77, 2 Bde.); Pichler, Chronik des Hof- und Nationaltheaters in M. (das. 1879); Landgraf, M. und Ludwigshafen (Zürich 1890); Heigel, Die Übergabe der Festung M. an die Franzosen am 20. Sept. 1795 (Münch. 1893).

Mannheimer Gold (Semilor), Legierung aus 7 Kupfer, 3 Messing, 1,5 Zinn oder aus 70 Kupfer, 30 Messing, 0,6 Zinn.

Mannhut, der Dampfdom der Dampfkessel.

Mannīd, s. Mannit.

Mannigfaltigkeit (Menge, franz. Ensemble), im weitesten Sinne jede Vielheit von Gegenständen, welche sich als Einheit denken läßt (Wald als Zusammenfassung der Vielheit von Bäumen), d. h. also: jeder Inbegriff bestimmter Elemente oder Glieder, welche irgendwie zu einem Ganzen verbunden sind. Die M. heißt diskret, wenn ihre Glieder in eine bestimmte Reihe gebracht und gezählt werden können, gleichgültig, ob die Anzahl endlich oder nicht, d. h. ob die Zählung zu Ende geführt werden kann oder nicht. In letzterm Falle hat die M. die erste Mächtigkeit, wie die Reihe der Zahlen 1, 2, ... Eine M. heißt stetig oder kontinuierlich, sobald zu keinem ihrer Glieder sich ein bestimmtes, darauf folgendes angeben läßt, z. B. die Punkte einer Strecke. Eine

M. ist wohldefiniert, wenn von jedem Gegenstand ausgesagt werden kann, ob er zu ihr gehört oder nicht, z. B. die M. der Zigarretten Einer Schachtel, dagegen ist die M. der Tiere nicht wohldefiniert, weil es Organismen gibt, von denen es ungewiß ist, ob sie Tiere oder Pflanzen sind. Eine M. ist geordnet, wenn von je zwei ihrer Elemente immer eins das frühere ist; eine M. ist wohlgeordnet, wenn nicht nur auf jedes Element, sondern auf jede wohldefinierte Gruppe von Elementen ein bestimmtes folgt, vorausgesetzt, daß es folgende Elemente überhaupt gibt. Die Punktmenge innerhalb einer Strecke, bestehend aus der Mitte, der Mitte der rechten Hälfte, der Mitte der rechten Hälfte der rechten Hälfte u. s. f., ist eine wohlgeordnete M. Verlängert man aber die Strecke nach rechts um sich selbst und nimmt auch hier die Mitten, aber immer die linken Hälften halbierend, so bildet die Zusammenfassung aller Mitten eine Menge, in welcher auf die wohldefinierte Gruppe der Mitten der ursprünglichen Strecke kein bestimmtes Element folgt. Diese M. ist daher geordnet, aber nicht wohlgeordnet. Eine M. kann aus diskreten und stetigen Mengen zusammengesetzt sein. Graßmann (1844), Riemann (Habilitationsvorlesung, 1854), Helmholtz (»Über die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie«, in den »Heidelberger Jahrbüchern«, 1868) und nach ihnen viele andre, insbes. Erdmann (»Die Axiome der Geometrie«, Leipz. 1877), versuchten unsern Erfahrungsraum als dreifach ausgedehnte stetige M. unter den Allgemeinbegriff einer nfach ausgedehnten stetigen M. unterzuordnen, d. h. einer solchen, deren Elemente von n voneinander unabhängigen, reellen, stetigen Veränderlichen $x_1\, x_2 \ldots x_n$ abhängen, so daß zu jedem Element der M. ein bestimmtes Wertsystem der x und zu jedem Wertsystem der x ein bestimmtes Element gehört, und ferner unmerkliche Änderungen des x auch unmerkliche Änderungen des Elements herbeiführen und umgekehrt. Daß aber unsre Geometrie sich noch auf eine Reihe andrer Voraussetzungen gründet, die wir gewöhnlich in dem Wort Anschauung zusammenfassen, folgt aus dem von G. Cantor bewiesenen Satze: Die Mächtigkeit einer beliebigen, stetigen nfach ausgedehnten M. ist gleich der Mächtigkeit einer ebensolchen, aber einfach ausgedehnten M. Es ließen sich also alle Punkte des Raumes (in Riemann-Helmholtzscher Auffassung) den Punkten einer beliebigen Strecke gegenseitig eindeutig zuordnen. Die Mannigfaltigkeitslehre beschäftigte sich fortab nur noch mit den einfach ausgedehnten, linearen oder Cantorschen Mengen, welche, insofern sie durch die Punkte einer Strecke versinnlicht werden können, auch Punktmengen heißen; sie ist von entscheidender Bedeutung für die Zahlenlehre, Reihenlehre, Funktionentheorie und besonders die Lehre von den bestimmten Integralen geworden. Vgl. noch G. Cantor, Grundlagen einer allgemeinen Mannigfaltigkeitslehre (Leipz. 1883); F. Meyer, Elemente der Arithmetik und Algebra (5. Aufl., Halle 1885), und besonders Dini, Grundlagen für eine Theorie der Funktionen ꝛc. (deutsch von Lüroth und Schepp, Leipz. 1892).

Mann im Monde, nach der deutschen Sage ein Holzdieb, der während des Gottesdienstes Waldfrevel verübte und zur Strafe in den Mond verwünscht wurde, wo man ihn mit seinem Reisigbündel noch sehen kann. Ähnliche Anekdoten, die durch die Mondflecken veranlaßt sind, finden sich bei den verschiedensten Völkern. Nach der prosaischen Edda (Gylfaginning, Kapitel 11) habe Mani (der Mond) die beiden Kinder Bil und Hjuki, die auf einer Stange einen Wassereimer trugen, zu sich emporgehoben, und sie seien von der Erde aus noch im Monde zu erkennen.

Mannin, Insel, s. Man.

Manning (spr. männ-), Henry Edward, Kardinal und Erzbischof von Westminster, geb. 15. Juli 1808 zu Totteridge in Hertfordshire, gest. 14. Jan 1892, Sohn eines protestantischen Kaufmanns, wurde 1830 Geistlicher in der Hochkirche, schloß sich seit 1840 als Archidiakonus von Chichester der puseyitischen Bewegung an, trat zur römischen Kirche über und wurde 1851 zum Priester geweiht. Seinem ausgesprochenen hierarchischen Talent eröffnete sich jetzt eine glänzende Laufbahn: er wurde Doktor der Theologie, apostolischer Protonotar, päpstlicher Hausprälat, nach dem Tode des Kardinals Wiseman 1865 katholischer Erzbischof von Westminster und Primas von England, dann 1875 Kardinal, nachdem er sich auf dem vatikanischen Konzil als unbedingter Anhänger der Politik des Papstes bewährt hatte. M. war lange Zeit das anerkannte Haupt des Katholizismus in England und überhaupt einer der bedeutendsten unter den neuern katholischen Kirchenfürsten. Er schrieb, abgesehen von seinen Jugendarbeiten aus der protestantischen Zeit und einer großen Zahl in Zeitschriften verstreuter Aufsätze, unter anderm: »Lectures on the grounds of faith« (1856); »On the temporal power of the pope« (1866); »The Vatican decrees« (1875; gegen Gladstone); »True story of the Vatican council« (1877; deutsch, Berl. 1879); »Miscellanies« (1877, 2 Bde.); »The independence of the holy see« (2. Aufl. 1887). Seine »Sermons on ecclesiastical subjects« erschienen gesammelt in 3 Bänden (1863—1873); Auszüge aus seinen Werken (»Characteristics«) gab Lilly heraus (1885). Vgl. Hutton, Cardinal M. (Lond. 1892); Bellesheim, Henry Edw. M. (Mainz 1892).

Mannit (Mannazucker) $C_6H_{14}O_6$ od. $CH_2.OH.(CH.OH)_4.CH_2.OH$ findet sich ziemlich verbreitet im Pflanzenreich, namentlich in mehreren Mannasorten, im Honigtau der Linde, in den Blättern des Flieders, der Esche und des Selleries, auch in der Selleriewurzel, der Möhre, Skorzonere, Quecke, in mehreren Rinden, in Kaffeebohnen, vielen Pilzen, Tangarten ꝛc.; er entsteht bei der schleimigen und Milchsäuregärung u. bei Einwirkung von Natriumamalgam auf Fruchtzucker oder Traubenzucker. Man erhält M. durch Auskochen von Manna mit Alkohol in farb- und geruchlosen Kristallen; er schmeckt süß, löst sich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 166°, ist sublimierbar, siedet bei 200° unter Bildung von Mannitan $C_6H_{12}O_5$ und Mannid $C_6H_{10}O_4$ und verbrennt in höherer Temperatur mit Karamelgeruch. M. ist ein sechsatomiger Alkohol, er bildet mit Basen unbeständige amorphe Verbindungen und mit Säuren esterartige Verbindungen, bei vorsichtiger Oxydation liefert er Fruchtzucker und Mannose, mit Salpetersäure Zuckersäure, mit konzentrierter Salpetersäure heftig explodierenden Nitromannit (Knallmannit). M. ist nicht der weinigen Gärung fähig, gibt aber mit Kreide, Käse und Milchsäurehefe bei 40° Kohlensäure, Wasserstoff, Alkohol, Butter-, Essig- und Milchsäure. Er dient als gelindes Abführmittel.

Mannitan, s. Mannit.

Mannitio (mittellat.), bei den alten Deutschen die infolge eines Nationalbeschlusses von seiten des Königs ergehende Aufforderung zur Leistung von Kriegsdiensten; auch die in der ältesten deutschen Rechtsver-

fassung begründete Mahnung an den Anzuklagenden, vor Gericht zu erscheinen.

Mannjungfrauschaft (Viraginitas), Entwickelungsabweichung, die im wesentlichen darin besteht, daß die Mannjungfern (Mannweiber, Halbjungfern, Viragines) eine unvollkommene Entwickelung des Geschlechtssystems, eckig-groben Körperbau, der die Zartheit des weiblichen Baues vermissen läßt, stärkere Behaarung auf Lippen und Kinn und tiefere Stimme besitzen. Sie sind aber Weiber, und der angebliche Männerhaß schwindet, sobald sich Gelegenheit zur Schließung einer Ehe bietet.

Mannlehn (Helmlehn), s. Lehnswesen, S. 154.

Männlichen, Berg im NW. der Kleinen Scheideck (Berner Alpen), 2345 m hoch, mit schöner Aussicht.

Mannlicher, Ferdinand, Ritter von, Ingenieur, geb. 30. Jan. 1848 in Mainz, war bis 1886 Oberingenieur der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, konstruierte seit 1878 verschiedene Repetiergewehre, auch solche mit automatischem Verschluß (s. Handfeuerwaffen), und eine halb automatische Reiterpistole als Ersatz des Revolvers.

Mannloch, eine Öffnung in Gefäßwandungen, durch welche ein Mann einsteigen kann, z. B. bei Dampfkesseln behufs Reinigung.

Manno, 1) Giuseppe, Baron, ital. Jurist und Historiker, geb. 17. März 1786 in Alghero, gest. 25. Jan. 1868, studierte die Rechte, wurde 1817 Beamter im Ministerium des Innern zu Turin, trat dann in die richterliche Laufbahn über u. war nacheinander Mitglied des Obersten Rates von Sardinien, Gerichtspräsident zu Nizza, erster Präsident des Gerichtshofes von Piemont, endlich erster Präsident des obersten Kassationsgerichtshofs des Königreichs. Schon 1848 wurde er in den sardinischen Senat berufen, dem er lange Zeit präsidierte; 1865—66 war er Präsident des italienischen Senats. Er schrieb eine geschätzte »Storia di Sardegna« (1825); ferner »Storia moderna della Sardegna« (1858); »Della fortuna delle parole« (8. Aufl. 1868); »I vizi de' letterati«; »Sulla fortuna delle frasi«; »Note Sarde e ricordi« u. a. — Sein Sohn Antonio, Baron M., geb. 25. Jan. 1834, war auf der Militärakademie zu Turin zum Artillerieoffizier gebildet, widmete sich dann aber gleichfalls historischen Studien und wurde 1875 Sekretär der Deputazione di storia patria und 1877 Mitglied der Akademie in Turin. Außer verschiedenen historischen Spezialuntersuchungen veröffentlichte er eine »Bibliografia storica degli stati della monarchia di Savoia« (Bd. 1—5, Turin 1885—94).

2) Karl, Pseudonym, s. Lemcke 2).

Mannocitin, s. Rosten des Eisens.

Mannose $C_6H_{12}O_6$ od. $CHO.(CH.OH)_4.CH_2.OH$, der Aldehyd des Mannits, entsteht bei Oxydation des Mannits, neben Fruchtzucker aus der Reservecellulose vieler Samen, wie der Steinnuß, beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure, ferner aus Salepschleim und findet sich auch in der Sulfitlauge der Cellulosefabriken. Sie bildet eine amorphe Masse, schmeckt süß, ist leicht löslich in Wasser, polarisiert nach rechts, reduziert Fehlingsche Lösung und gärt mit Hefe. Mit Wasserstoff im Entstehungsmoment liefert sie Mannit. Mit Phenylhydrazin bildet sie ein schwer lösliches Hydrazon, welches bei 195° schmilzt.

Mannsblut, Pflanze, s. Hypericum.

Mannschaft, ein im deutschen Heere nicht feststehender Begriff, der entweder nur die Gemeinen oder diese mit Einschluß der Unteroffiziere bezeichnet.

Mannschaftsgräben, s. Geschützeinschnitte, auch Feldbefestigung, S. 264.

Mannschild, s. Androsace.

Mannsehr von Treubach, s. Fischart.

Mannsmahd, Feldmaß, s. Juchart.

Mannstädt, Wilhelm, Possendichter, geb. 20. Mai 1837 in Bielefeld, widmete sich in England der kaufmännischen Laufbahn, übernahm nach seiner Heimkehr 1856 eine Eisenwarenfabrik in Hagen, ging aber aus Liebe zum Theater und zur Musik nach kurzem zur Bühne über und wirkte eine Reihe von Jahren hindurch als Darsteller, Regisseur und Kapellmeister, seit 1865 in Berlin, bis er sich 1872 ganz der Bühnenschriftstellerei widmete. M. schrieb 1866 seine erste Posse: »Alles mobil!«, die bedeutenden Erfolg hatte, und hat seitdem jährlich eine stattliche Reihe andrer nachfolgen lassen, zu denen er meistens auch die Musik schrieb. Wir nennen nur: »So muß es kommen« (1869), »Krieg und Frieden« (1870), »Eine fromme Schwester« (1871), »Luftschlösser« (1875), »Eine resolute Frau« (1876), »So sind sie alle« (1877), »Der junge Leutnant« (1880), »Eine neue Welt« (1882), »Die schöne Ungarin« (1883), »Der Walzerkönig« (1884), »Die wilde Katze« (1885), »Der Stabstrompeter« (1886), »Höhere Töchter« (1887), »Nikili« (1887), »Wein, Weib und Gesang« (1891), »Tanzteufel« (1892), »Madame Babylon« (1892), »Goldlotte« (1893), »Die Brillantenkönigin« (1894), »Unsere Rentiers« (1894) u. a.

Mannstollheit, s. Nymphomanie.

Mannstreu, Pflanzengattung, s. Eryngium.

Mannszucht (Disziplin), Eigenschaft des guten Soldaten, die sich durch freiwilligen, schnellen Gehorsam (s. d.) kennzeichnet, ein Grundpfeiler der Armee, Vorbedingung für jeden Erfolg, kann nur im Laufe der Zeit erreicht und muß mit Energie begründet und erhalten werden. Im Kriege geübt, heißt sie auch Kriegszucht. Zur Aufrechterhaltung der M. ist dem Vorgesetzten (im deutschen Heer vom Kompanieführer aufwärts) Disziplinarstrafgewalt verliehen.

Mannthaler, soviel wie Bedemund (s. d.).

Mannus, bei den alten Germanen nach Tacitus der Sohn des erdgebornen Gottes Tuisto, von dessen drei Söhnen (Ingwas, Istwas und Ermnas) sie ihre drei Hauptstämme, die Ingwäonen, Istwäonen und Erminonen, ableiteten.

Mannweib, s. Mannjungfrauschaft.

Mano (ital.), Hand; M. destra, sinistra (M. d., M. s.), rechte, linke Hand (Anweisung für Orgel- und Klavierspiel).

Manoël do Nascimento, Francisco, bekannter unter dem arkadischen Namen Filinto Elysio, namhafter portug. Lyriker, geb. 21. Dez. 1734 in Lissabon, gest. 25. Febr. 1819 in Paris, widmete sich anfangs der Musik, wandte sich aber bald der Poesie und Litteratur zu. Der Kirchenlehre zuwiderlaufender Grundsätze halber, die sich in seinen Werken finden sollten, 1778 von der Inquisition vor ihre Schranken gefordert, entfloh M., der Laienpriester war, nach Holland und wandte sich später nach Paris. Unter seinen Dichtungen werden vornehmlich seine Oden und seine Nachahmungen von Lafontaines Fabeln geschätzt. Auch übersetzte er Wielands »Oberon« und Chateaubriands »Martyrs«. Seine »Obras completas« erschienen in 2. Auflage Paris 1817—19 in 11 Bänden (neuere Aufl., Lissab. 1836—40). Vgl. J. M. Pereira da Silva, Filinto Elysio e sua epoca (Rio de Janeiro 1891).

Manomēter (griech., Dasymeter, Dampfmesser), Vorrichtungen zur Messung des Druckes (der Spannung), welchen in einem abgesperrten Raum befindliche Flüssigkeiten oder Gase ausüben, sind entweder Flüssigkeitsmanometer oder Metallmanometer. Die Flüssigkeitsmanometer beruhen auf dem Gesetz der kommunizierenden Röhren. Die offenen Flüssigkeitsmanometer bestehen entweder aus einem geschlossenen, zum Teil mit einer Meßflüssigkeit gefüllten Gefäß, in welches ein oben und unten offenes senkrechtes Glasrohr (Standrohr) bis nahe zum Boden geführt ist (Gefäßmanometer), oder aus einem U-förmig gekrümmten, mit den Enden nach oben gerichteten, zur Hälfte mit der Meßflüssigkeit angefüllten Glasrohr (Hebermanometer). Das Standrohr, bez. der eine Schenkel des Heberrohres kommuniziert oben mit der äußern Luft. Bringt man nun jenes Gefäß oder den andern Schenkel des U-förmigen Rohres mit der Flüssigkeit, deren Druck zu messen ist, in Verbindung, so wird der Überdruck der zu messenden Flüssigkeit auf die Meßflüssigkeit im Gefäß, bez. im einen Heberschenkel über den Druck der Luft auf die Meßflüssigkeit im Standrohr, bez. im andern Heberschenkel die Meßflüssigkeit in letzterm so hoch treiben, bis Gleichgewicht vorhanden ist. Nach der Höhe der Niveaudifferenz im Gefäß und im Standrohr, bez. in den beiden Heberschenkeln liest man an einer Skala den Überdruck in Atmosphären oder in Metern der Meßflüssigkeitssäule ab. Auch Spannungen, die geringer sind als der Luftdruck, werden mit Hilfe der Flüssigkeitsmanometer (speziell Hebermanometer) gemessen, die, mit dem besondern Namen Vakuummeter bezeichnet, in dem mit der zu messenden Flüssigkeit verbundenen Schenkel einen höhern Stand der Meßflüssigkeit haben als in dem dem Luftdruck ausgesetzten Schenkel. Als Meßflüssigkeit verwendet man bei größern Spannungen Quecksilber (Quecksilbermanometer), bei geringen Spannungen Wasser. Bei erstern entspricht eine Niveaudifferenz von 7,760 m 1 Atmosphäre, d. h. einem Druck von 1,0337 kg pro □Dezimeter (wofür man in der Technik rund 1kg pro qdm rechnet). Bei Wassermanometern entspricht einem Druck von 1 Atmosphäre eine Niveaudifferenz von 10,33 m. Im allgemeinen werden Flüssigkeitsmanometer gegenwärtig verhältnismäßig wenig verwendet, vor allem gar nicht mehr bei Dampfkesseln, doch findet man sie noch immer da, wo die Spannungen mäßig sind, oder wo es dabei auf möglichst genaue Messung ankommt. Im besondern werden Quecksilbermanometer noch heute häufig zum Messen der Spannung der Gebläseluft gebraucht (Windmesser), während Wassermanometer zur Ermittelung des Druckes in Schornsteinen, Schächten u. dgl., in denen der Druck nur wenig vom äußern Luftdruck abweicht, dienen (Zugmesser). Um bei letztern ein recht genaues Ablesen winziger Spannungsdifferenzen zu ermöglichen, legt man das Rohr, an welchem abgelesen wird, schräg. Zu gleichem Zweck wird bei dem Multiplikatormanometer von Schinz die Bewegung der Oberfläche der Meßflüssigkeit durch einen Schwimmer mittels Fadens und Rolle auf einen Zeiger übertragen und so im vergrößerten Maßstabe angezeigt. Die Differentialmanometer (Fig. 1) dienen gleichfalls zur Ermittelung sehr geringer Spannungsunterschiede und bestehen aus einem U-förmigen Rohr a mit Erweiterungen b an den Schenkelenden. Die Füllung besteht aus zwei verschiedenen, miteinander nicht mischbaren Flüssigkeiten (z. B. Öl und wässerigem Weingeist), und zwar derart, daß die Trennungsfläche c beider Flüssigkeiten innerhalb des engen Rohrteils sich befindet. Eine geringe Bewegung der Flüssigkeitsoberflächen in den Erweiterungen b macht sich in stark vergrößertem Maßstabe an der Verschiebung der Trennungsfläche c bemerkbar. Bei Königs Differentialmanometer ist das Heberrohr durch zwei ineinander steckende Rohre ersetzt, wodurch erreicht wird, daß der Apparat auch ohne die bei den andern Differentialmanometern durchaus erforderliche, peinlich genaue senkrechte Einstellung richtige Ablesungen ermöglicht. Schon bei mäßigen Drucken werden die offenen Flüssigkeitsmanometer so lang und unübersichtlich, daß sie für die Praxis nicht mehr zu brauchen sind. Auch werden ihre Angaben da, wo sie Erschütterungen oder Schwankungen ausgesetzt sind, unzuverlässig. Die den ersten Fehler vermeidenden geschlossenen Flüssigkeitsmanometer, bei welchen die Flüssigkeit unter dem zu messenden Druck in ein oben geschlossenes, zum Teil mit Luft gefülltes Rohr hineingetrieben und der Druck nach dem Grade der Zusammenpressung dieser Luft gemessen wird (Kompressionsmanometer, Mariottesche Röhre), sind vollkommen veraltet.

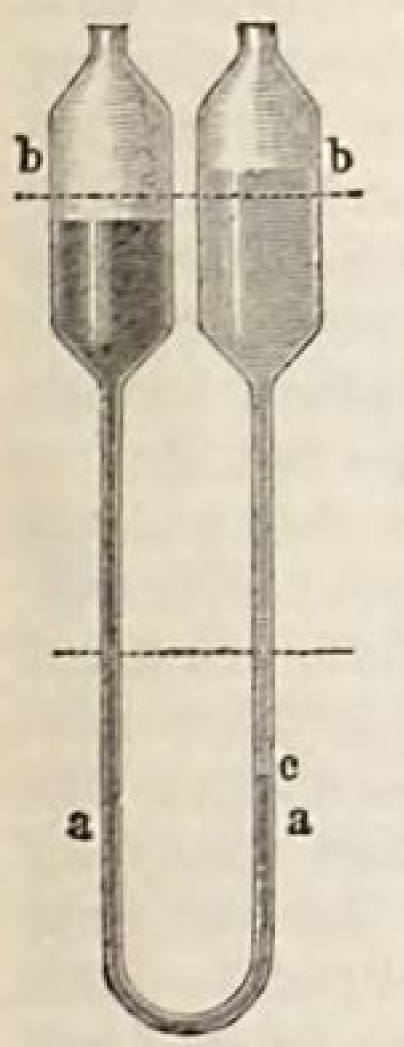


Fig. 1. Differentialmanometer.

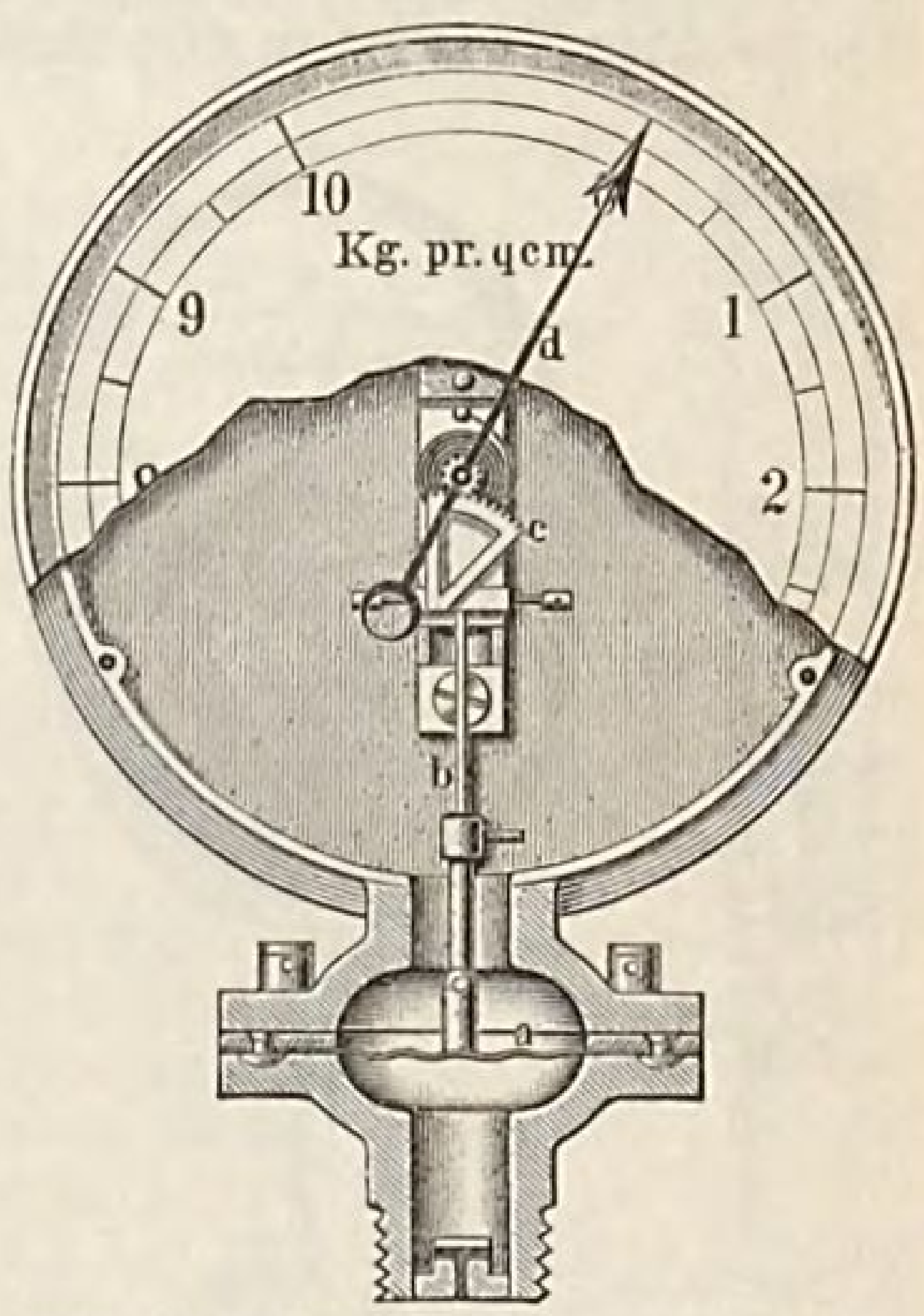
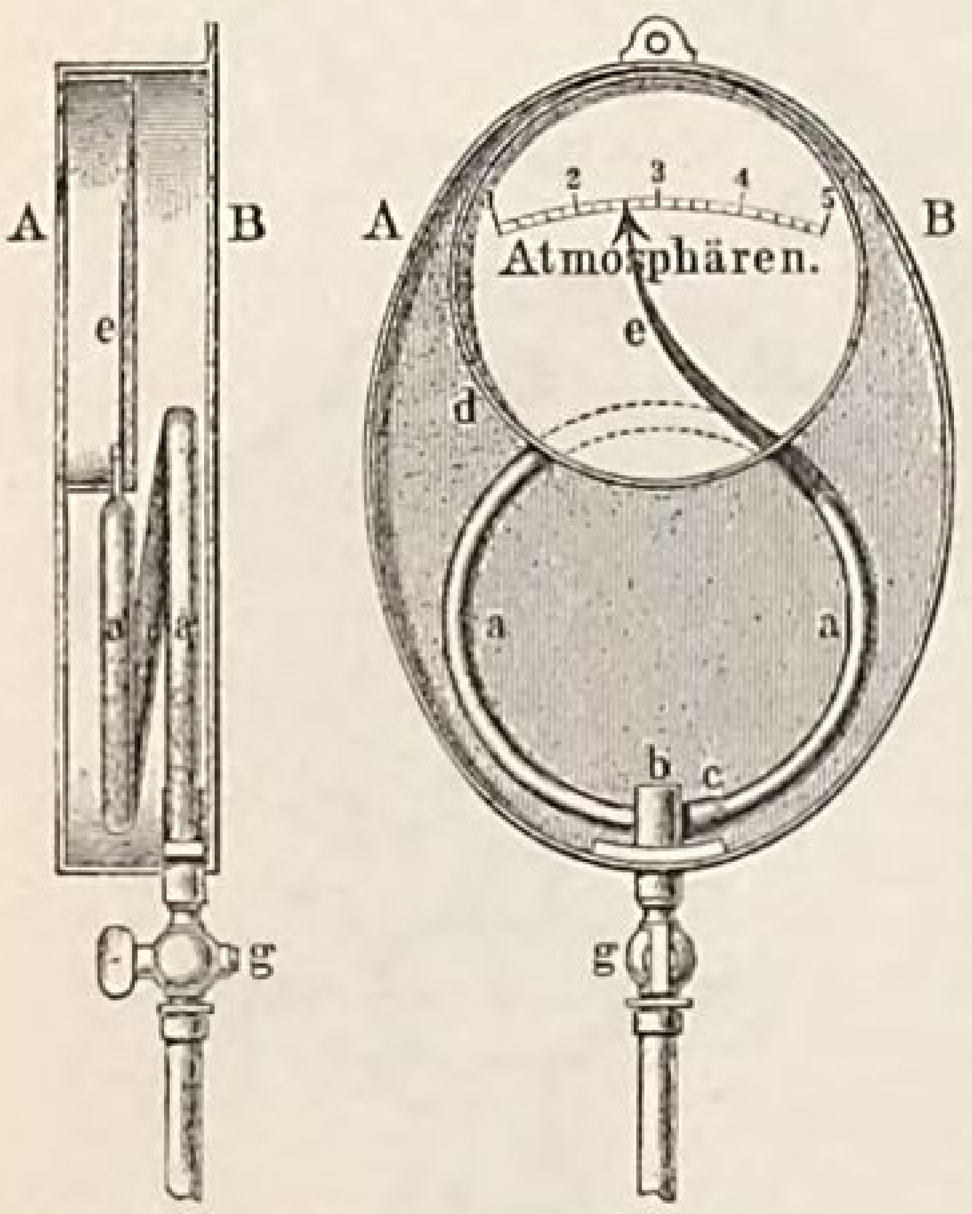


Fig. 2. Plattenfedermanometer.

Die Metallmanometer (Federmanometer, Aneroïdmanometer) beruhen auf der Formveränderung von elastischen Platten oder Röhren bei wechselnder Spannung. Sie sind zunächst hervorgegangen aus dem Bedürfnis, zum Messen der wachsenden Spannungen, wie sie in der Technik, besonders bei Dampfkesseln, Verwendung fanden, ein handliches, auch an nicht feststehenden Maschinen oder Apparaten, z. B. Lokomotiven und Schiffen, sicher funktionierendes Instrument zu erhalten, werden jedoch seit langem auch zum Messen geringer Spannungen und als Vakuummeter zur Ermittelung des Grades von Luftverdünnungen (Vakuum) benutzt. Bei dem M. von Schäffer u. Budenberg (Plattenfedermanometer, Fig. 2) ist eine im Grundriß kreisförmige, wellenförmig gebogene Stahlplatte a zwischen den Flantschen eines Gehäuses befestigt. Gegen die auf ihrer untern Seite versilberte Platte wirkt das Gas, dessen Druck gemessen werden soll, und baucht sie mehr oder weniger aus. Die hierbei erzeugte Bewegung der Plattenmitte wird durch eine Stange b

mittels eines kurzen Armes auf einen Zahnbogen c übertragen, welcher in ein kleines Zahnrad eingreift. Auf der Achse des letztern sitzt ein Zeiger d, der die Plattenausbauchung in stark vergrößertem Maße an einer Kreisteilung ablesen läßt. Die M. von Bourdon (Röhrenfedermanometer) beruhen darauf, daß ein gekrümmtes Rohr von ovalem Querschnitt sich streckt, wenn der Druck im Innern desselben stärker ist als außen, dagegen sich stärker krümmt, wenn der Außendruck überwiegt. In Fig. 3 und 4 ist a a das spiralförmig gewundene Rohr, dessen geschlossenes Ende einen Zeiger e trägt, während in das andre Ende c die zu beobachtende Flüssigkeit bei Öffnung des Hahns g durch das Rohr b eingelassen wird. Die dabei eintretende Streckung oder Krümmung der Rohre zeigt der Zeiger e auf einer Kreisteilung d an. AB ist ein Messinggehäuse mit Glasscheibe. Auch bei den Bourdonschen Manometern wird häufig zur Vergrößerung des Ausschlages ein Zahngetriebe eingeschaltet. Zur dauernden Kontrolle von Dampfkesseln u. dgl. werden Registriermanometer angewendet, bei welchen der Zeiger mit einem Schreibstift versehen ist, der auf einer mit Papier bespannten, von einem Uhrwerk langsam umgedrehten Walze eine Linie verzeichnet, aus deren Steigungen und Senkungen nach Maßgabe einer Teilung die Spannungen zu den verschiedenen Tageszeiten nachträglich ermittelt werden können. Die Metallmanometer leiden an dem gemeinsamen Übel aller Federn, daß sie mit der Zeit mehr oder weniger unrichtig werden, deshalb müssen sie von Zeit zu Zeit kontrolliert werden und zwar mit Hilfe eines Kontrollmanometers. Unter allen Umständen bleibt dann ein gutes Federmanometer ein übersichtliches, für die gewöhnlichen Zwecke der Anwendung völlig brauchbares Instrument.



3. Querschnitt. 4. Ansicht.

Fig. 3 u. 4. Röhrenfedermanometer.

Manometrische Flammen, s. Schall.

Manon (spr. -nóng), franz. Diminutiv von Marie. M. Lescaut, Titel eines berühmten Romans von Prévost d'Exiles (s. d.).

Manopan, s. Musikwerke.

Manor (Manour, engl., spr. männör), Lehnsgut, großes Landgut.

Manosque (spr. -nósk), Stadt im franz. Depart. Niederalpen, Arrond. Forcalquier, im Thal der Durance, an der Lyoner Bahn, hat ehemalige Befestigungsthore, zwei alte Kirchen, hübsche Anlagen, ein Handelsgericht, ein Collège, Gipsbrennerei, Fabrikation von Hüten und Olivenöl und (1891) 4554 (als Gemeinde 5572) Einw. In der Umgegend zwei schwefelhaltige Mineralquellen und bedeutende Braunkohlengruben (1894: 24,022 Ton.).

Manöver, Übungen gemischter Waffen im Gelände mit einem vorhandenen, mitunter auch nur einem markierten (dargestellten) Feinde. Sie geben den Führern Gelegenheit, die kriegsmäßige Verwendung größerer Truppenmassen zu erlernen, den Truppen, sich in der Ausbildung für den Dienst im Felde und dem Gefecht angemessen zu vervollkommnen. Die M. kommen unter allen Friedensübungen (s. d.) dem Kriege am nächsten. Zur Darstellung eines möglichst getreuen Kriegsbildes sind in Preußen durch Friedrich II. die fortschreitenden M. eingeführt und bis in die Gegenwart weiter entwickelt worden, neuerdings noch durch Heranziehung der Feldpioniere und Feldtelegraphie. Diese M. haben nach und nach in allen Heeren Nachahmung gefunden. Die deutschen M. bilden den letzten Teil der Herbstübungen und bestehen aus Brigade- (früher Detachements-), Divisions- (früher Feld-) und Korpsmanövern oder Kaisermanövern, wenn letztere vor dem Kaiser stattfinden. Der das M. Leitende gibt in der Generalidee die allgemeine Kriegslage für beide Parteien gleichlautend und in der Spezialidee die besondere Kriegslage für jede Partei aus. Bei der Leitung des Manövers unterstützen ihn Schiedsrichter. Der Leitende, als Oberschiedsrichter, und die Schiedsrichter haben den Verlauf der Übungen dem Kriege möglichst entsprechend zu gestalten. Die Schiedsrichter werden aus der Zahl der höhern Offiziere, bei den Kaisermanövern durch den Kaiser, auf einen oder mehrere Tage, bez. für das ganze Manöver ernannt. Sie treffen Entscheidungen, die sich im Ernstfall, besonders aus der Waffenwirkung etc., von selbst ergeben würden. Die Führer, auch ältere, sind verpflichtet, den Schiedsrichtern Folge zu leisten. Diese sowie die ihnen zugeteilten Offiziere (Gehilfen) sind an einer weißen Binde am linken Oberarm erkennbar. — Über Festungsmanöver s. d. — Manœuvres de force der Artillerie sind Übungen in der Handhabung der Geschütze u. Wiederherstellung von Schäden. Brückenmanöver, Übungen der Pontoniere im Brückenbau, Ab- und Einschwenken von Brückenteilen. Schiffsmanöver sind alle von der Besatzung eines Kriegsschiffs nach Maßgabe der Manöverrolle, welche jedem einzelnen Mann seine Thätigkeit vorschreibt, an Bord ausgeführte Verrichtungen; im weitern Sinne Gefechtsübungen der zu einem Geschwader vereinigten Kriegsschiffe.

Manöveranzug, Anzug der Truppen während des Manövers, in Deutschland feldmarschmäßig.

Manöverdivision im Seewesen, s. Division.

Manöverkarte, für Manöver besonders angefertigte Karte, in Deutschland in der Regel im Maßstabe 1:50,000.

Manövermunition (Manöverschuß, blinder Schuß), Munition ohne Geschosse, Platzpatronen für Handfeuerwaffen und Manöverkartuschen für Geschütze.

Manöverpostordnung, Vorschriften für den Postverkehr mit den im Manöver befindlichen Truppen.

Manöverschuß, s. Manövermunition.

Manövrieren, s. Evolution und Exerzieren.

Manövrierkolonne, s. Kolonne.

Manque (franz., spr. mangk'), s. Roulette.

Manquement (franz., spr. mangk'máng), Fehler, Verstoß; Ausfall, Manko.

Manrēsa, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Barcelona, 205 m ü. M., liegt amphitheatralisch am linken Ufer des Cardoner, in welchen hier ein vom

Llobregat abgeleiteter Bewässerungskanal mündet, an den Eisenbahnlinien Barcelona-Saragossa und M.-Berga, hat eine große, hoch gelegene Kirche aus dem 14. Jahrh., Baumwoll- und Schafwollspinnereien, eine Tuchfabrik, Branntweinbrennereien &c. und (1887) 22,685 Einw. In der Nähe ein Kloster mit der Grotte, in welcher Ignatius Loyola ein Jahr lang lebte, gegenwärtig besuchter Wallfahrtsort.

Manrique (spr. -rike), 1) Rodrigo, Graf von Paredes, span. Dichter, geb. 1412, gest. 1476, aus einem kastilischen Adelsgeschlecht, Anführer in manchem Kampfe gegen die Mauren und Verfasser des »Cancionero general«.

2) Gómez, span. Dichter, geb. um 1413, gest. um 1490, Bruder des vorigen, kämpfte gegen die Mauren und nahm teil an den Streitigkeiten der Parteien, welche sich während der Regierungen Johanns II. und Heinrichs IV. befehdeten, entschied sich zuletzt aber für Isabella, deren Vermählung mit Ferdinand er begünstigte. Er schrieb viele Gedichte, die in den »Cancionero general« aufgenommen wurden, darunter ein allegorisches Poem auf den Tod des Markgrafen von Santillana, und einen »Regentenspiegel«, den er den katholischen Königen widmete (gedr. 1482). Die von ihm für den Grafen von Benevente veranstaltete Sammlung seiner Werke ist erst neuerdings aufgefunden und herausgegeben von D. Antonio Paz y Mélia als »Cancionero de G. M.« (Madr. 1885, 2 Bde.).

3) Jorge, span. Dichter, Sohn von M. 1) und Neffe des vorigen, lebte längere Zeit am Hofe Johanns II. und fiel, noch jung an Jahren, 27. März 1479 in einem Gefecht gegen Aufständische bei Barcelona. Als Dichter hat er sich, abgesehen von zahlreichen kleinern Poesien, meist schwermütigen Liebesliedern (zum Teil abgedruckt im »Cancionero general«, neue Aufl., Madr. 1880), durch ein größeres, (1476) beim Tode seines Vaters Rodrigo M., Grafen von Paredes, geschriebenes Gedicht einen berühmten Namen gemacht. Es trägt den einfachen Titel: »Coplas de M.«, wird aber auch unter der Anfangszeile »Recuerde el alma dormida« angeführt und zeichnet sich durch seltene Tiefe und Wahrheit des Gefühls, schöne, einfache und kraftvolle Sprache aus. Der ersten Separatausgabe von 1492 folgten zahlreiche spätere, zum Teil von moralischen Erläuterungen oder gereimten Glossen oder Nachahmungen begleitet (am besten Madr. 1779 u. 1799 sowie in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 35). Eine englische Übersetzung lieferte Longfellow (1833).

Mans, Le (spr. lö mäng), Hauptstadt des franz. Depart. Sarthe, an der Sarthe, oberhalb der Mündung der Huisne, Knotenpunkt der Westbahn und Orléansbahn, hat eine Kathedrale St.-Julien (12.—15. Jahrh.), welche aus einem romanischen Langhaus, frühgotischem Chor u. spätgotischem Querschiff besteht, mit schönen Glasmalereien, eine Kirche Notre Dame de la Couture (12.—14. Jahrh.) mit ehemaligem Benediktinerkloster (jetzt Präfektur und Museum), ein Theater, Reste eines gallo-römischen Amphitheaters, hübsche Anlagen, Denkmäler des Generals Chanzy (1885 auf der Place de la République errichtet) und des Zoologen Belon, eine Filiale der Bank von Frankreich, ein Irrenhaus &c. und (1891) 53,282 (als Gemeinde 57,412) Einw., welche Fabrikation von Leinwand, Glocken- und Metallgießerei, Maschinenwerkstätten, eine Tabaksmanufaktur, Glasmalerei, Gerberei &c. und lebhaften Handel mit Vieh, Geflügel, Eiern, Hanf &c. betreiben. M. hat ein theologisches Seminar, ein Lyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Handelsschule, Bibliothek (60,000 Bände), ein Museum (Gemälde- und Naturaliensammlung), ein historisches Museum, mehrere gelehrte Gesellschaften und ist Sitz des Kommandos des 4. Armeekorps, eines Bischofs, eines Gerichts- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer.

M. hieß im Altertum Vindinum und war die Hauptstadt der Cenomanen. Schon im 4. Jahrh. Bischofsitz, war es eine der ansehnlichsten Städte des fränkischen Reiches, kam aber im 9. Jahrh. durch die verheerenden Einfälle der Normannen und später durch die unaufhörlichen Fehden der Grafen von Anjou und der Herzöge von der Normandie sehr herab. Als Hauptstadt von Maine gehörte es lange den englischen Königen aus dem Hause Plantagenet und kam erst 1481 definitiv an die französische Krone. Bei M. siegte das republikanische Heer unter Marceau über die Vendéer 12. Dez. 1793. Im deutsch-französischen Kriege 1870/71 spielte M. wegen seiner Lage im Mittelpunkt des nordwestlichen Frankreich sowie als Knotenpunkt zahlreicher Straßen und Eisenbahnen eine bedeutende Rolle. Bereits im Oktober 1870 war M. zum Hauptquartier der Armee der Région de l'Ouest gemacht worden. Größere Wichtigkeit erhielt es, als nach den Kämpfen bei Orléans und Beaugency die französische zweite Loirearmee unter Chanzy Mitte Dezember nach M. zurückging, hier ihre Reorganisation vornahm und sich zu einem entscheidenden Vormarsch auf Paris vorbereitete. Chanzy vereinigte zu diesem Zweck Ende Dezember drei Korps um M., das 16., 17. und 21., mit Abteilungen andrer Korps zusammen 150,000 Mann, und sammelte bedeutende Vorräte. Noch ehe er indes seine Bewegung zum Entsatz von Paris begonnen, schritt der Oberbefehlshaber der deutschen zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl, Anfang Januar 1871 zum Angriff. Er hatte 3½ Armeekorps (das 3., 10. und 13. und die 18. Division vom 9. Korps) und 4 Kavalleriedivisionen (1., 2., 4. und 6.) zur Verfügung, zusammen 58,000 Mann Infanterie, 15,000 Mann Reiterei und 318 Geschütze. Da das Land zwischen Loir und Sarthe ziemlich gebirgig, mosaikartig von hohen Hecken und Zäunen, Wällen und Gräben durchschnitten und mit zahlreichen Dörfern und massiven Gehöften bedeckt, also für die Einzelverteidigung sehr günstig ist und namentlich bei dem schlechten Wetter eine Bewegung selbst der Infanterie, geschweige denn der Reiterei und Artillerie außerhalb der tief eingeschnittenen Straßen kaum gestattete, war ein Vormarsch der gesamten deutschen Armee auf Einer Linie gegen M. nicht möglich. Prinz Friedrich Karl beschloß deshalb, bloß das 3. Korps und die 18. Division auf der Hauptstraße von Vendôme nach M. vorgehen zu lassen, während die Flügel, rechts das 13. Korps unter dem Großherzog von Mecklenburg von Bonneval, links das 10. Korps von St.-Amand, auf Seitenstraßen konzentrisch auf M. marschieren, sich vorausschieben und immer weiter um den Feind herumgreifen sollten, um ihn zum Stehen zu zwingen und ihn dann mit vereinten Kräften zu schlagen. Wegen der großen Ausdehnung der deutschen Schlachtlinie (100 km) zerfiel der Kampf, der am 6. Jan. begann, in eine Menge einzelner Gefechte, deren Last fast ausschließlich der Infanterie zufiel. Die Gesamtleitung war dadurch im höchsten Grad erschwert, die Verbindung des Hauptquartiers mit den Flügelkorps zeitraubend und weitläufig. Da den Truppen die neuen Dispositionen erst am Morgen zugingen, kamen

sie erst um Mittag an den Feind, und die rasch hereinbrechende Dunkelheit verhinderte dann die Ausbeutung der errungenen Vorteile. Überdies rückten die Flügel auch infolge von Fehlern und Irrtümern einiger Befehlshaber nur langsam vor, so daß entgegen dem ursprünglichen Plan das Zentrum, das 3. Korps, welches 6. Jan. Azay, am 7. Sargé, am 9. Ardenay nahm, die bedeutendsten Kämpfe zu bestehen hatte. Erst am Huisnebach, wenige Stunden östlich von M., stieß das 3. Korps auf die feindliche Hauptmacht, und es entwickelten sich nun am 10. und 11. Jan. hartnäckige, schwierige und verlustreiche Gefechte bei Parigné, Changé und am Plateau d'Auvours, welches von der 18. Division erstürmt wurde. Indes gelang es endlich, den Feind über die Huisne zurückzuwerfen und bis in die nächste Nähe von M. vorzudringen. Am 12. Jan. sammelten sich die Truppen des Zentrums, um zum Angriff auf die feindliche Position bei Yvré l'Evêque zu schreiten. Inzwischen war aber bereits



Karte zur Schlacht bei Le Mans (Januar 1871).

die Entscheidung gefallen. Der linke Flügel, das 10. Korps, hatte am 11. die Straße von Château-du-Loir nach M. erreicht, und seine Avantgarde, die 20. Division unter General Kraatz, hatte noch am Abend den wichtigen Punkt La Tuilerie in der Nähe von M. weggenommen. Hierdurch war unter den Franzosen eine Panik bewirkt worden, welche jeden weitern Widerstand unmöglich machte. Schon in der Nacht sah sich Chanzy genötigt, den Rückzug des rechten Flügels und des Zentrums auf das rechte Sartheufer, den des linken Flügels auf Alençon zu befehlen. Erst gegen Mittag des 12. wurde dieser Rückzug von deutscher Seite bemerkt. Die 19. und 5. Division drang nun gegen M. selbst vor, das noch am Abend nach kurzem Straßengefecht mit zahlreichen Vorräten und Kriegsmaterial in ihre Hände fiel. Die feindliche Armee wurde bis Laval und Alençon verfolgt und das Lager von Conlie besetzt. In den sieben Tagen vom 6.—12. Jan. verloren die Franzosen 22,000 Gefangene, 20 Geschütze und 2 Fahnen. Der deutsche Verlust betrug 158 Offiziere, 3260 Mann, davon allein das 3. Korps 107 Offiziere, 1730 Mann. Der Plan, von Westen aus Paris zu entsetzen, war hiermit für immer vereitelt. Vgl. Chanzy, Die zweite Loirearmee (deutsch von Busse, Hannov. 1873); v. Twardowski, Die Gefechte des 3. Armeekorps bei Le M. (Berl. 1873); v. d. Goltz, Die sieben Tage von Le M. (das. 1873); v. Kleist, Die Gefechtstage von Le M. (Hannov. 1880); Hublin, Le M. pittoresque (Le Mans 1885).

Mansarde, s. Dach.

Mansart (Mansard, spr. mangßār), 1) François, franz. Architekt, geb. 1598 in Paris, gest. daselbst 1666, erbaute unter anderm das Schloß Maisons-sur-Seine bei St.-Germain (jetzt Maisons-Laffitte) und zahlreiche Hotels in Paris. Nach ihm haben die Mansardendächer den Namen erhalten (s. Dach).

2) Jules Hardouin, franz. Architekt, Neffe des vorigen, geb. 1645 in Paris, gest. 11. Mai 1708 als Generaldirektor der königlichen Bauten in Marly, leitete die meisten der großartigen Bauten Ludwigs XIV., der ihn später in den Adelstand erhob. Von seinen Werken sind hervorzuheben: die Schlösser zu Clugny, 1676—80 im Auftrag des Königs für die Frau v. Montespan erbaut, zu Versailles, Marly, Groß-Trianon, Dampierre u. a., die Pfarrkirche Notre Dame in Versailles, die Fassade des Stadthauses zu Lyon und der Invalidendom zu Paris (1675—1706), sein Hauptwerk. In allen diesen Werken gibt sich eine lebhafte und kühne Phantasie kund, welche sich ebensowohl in das Einfache wie in das Prächtige zu finden wußte. Die Fassaden seiner Bauwerke sind meist in streng klassizistischem Stil gehalten, die Innenräume gewöhnlich mit üppiger Pracht dekoriert.

Manschetten (franz., Handkrausen), Leinwand- oder Batiststreifen, welche als Verzierung um den Arm zunächst der Hand von Herren und Damen getragen zu werden pflegen und bei letztern häufig mit Spitzen u. dgl. verziert sind. Sie finden sich zwar schon in ähnlicher Weise an einigen Kleidungsstücken des frühen Mittelalters, kamen aber für die ganze feine Welt erst am französischen Hof unter Ludwig XIV. in die Mode. S. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7—10 u. 12. Im übertragenen Sinne bezeichnet Manschette etwas von ähnlicher Form um einen Gegenstand herum (z. B. eine Boukett-, eine Lichtmanschette); M. in der Technik, s. Liderung. In der Vulgärsprache: M. haben, soviel wie Furcht haben.

Manschettendichtung, s. Liderung.

Manschinellenbaum, s. Hippomane.

Mansfeld, ehemalige deutsche Grafschaft des obersächsischen Kreises, 1100 qkm (20 QM.) groß mit 50,000 Einw. und einem eignen Grafengeschlecht, das 1780 erlosch, gehört jetzt zum preußischen Regierungsbezirk Merseburg und ist in den Mansfelder Gebirgskreis, Mansfelder Seekreis und Kreis Sangerhausen geteilt, deren Hauptstädte Mansfeld, Eisleben und Sangerhausen sind. Vgl. Jecht, Wörterbuch der Mansfelder Mundart (Eisl. 1889).

Mansfeld (Thalmansfeld), Hauptstadt des Mansfelder Gebirgskreises im preuß. Regbez. Merseburg, am Thalbach und an der Linie Berlin-Blankenheim der Preußischen Staatsbahn, 200 m ü. M., hat eine evang. Kirche mit einem Gemälde von Lukas Cranach, eine »Lutherschule«, Luthers Vaterhaus (jetzt Wohnung für zwei Diakonissen), ein Johanniter-Siechenhaus, ein Amtsgericht, Kunsttischlerei, Lohgerberei, Holzhandel, Bergbau u. (1890) 2745 meist evang. Einwohner. Dabei auf steilem Berg, 265 m ü. M., das gräfliche Stammschloß, das im Dreißigjährigen Krieg 1635 von den Schweden erobert u. bis 1650 besetzt gehalten, darauf 1674 zum größten Teil geschleift wurde. Die Reste kamen später in Privatbesitz u. wurden 1860—61 restauriert. M. wird zuerst 974 erwähnt.

Mansfeld, deutsches Grafengeschlecht, nach dem alten Schloß M. in der gleichnamigen deutschen Grafschaft (s. oben) benannt. Als der Ahnherr des Stammes wird Hoyer von M. 1060 genannt. Geschichtlich bedeutend ist Graf Hoyer, ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs V. Derselbe überfiel den Pfalzgrafen Siegfried, Wiprecht von Groitzsch und Ludwig den Springer 1113 bei Warnstedt und fiel 11. Febr. 1115 in der Schlacht am Welfesholz gegen die Sachsen in einem Einzelkampf mit Wiprecht dem jüngern von Groitzsch. Sein Andenken lebt in manchen Sagen und Liedern fort. Die beiden Linien, die Hoyers Enkel Ulrich und Burkhard bei der Teilung ihres Erbes gründeten, starben frühzeitig aus: die erstere im Laufe des 14. Jahrh., die letztere noch mit dem Stifter selbst, der nur zwei Töchter hinterließ. Durch die Vermählung einer derselben, Sophie, mit Burkhard von Querfurt (1219) gingen die Besitzungen ihres Vaters an das querfurtische Geschlecht über, und Sophiens Sohn Burkhard (I.), der auch Burggraf zu Magdeburg war, wird daher als Stifter der mansfeldisch-querfurtischen Linie aufgeführt (1264). Die Reichsunmittelbarkeit ging im 15. Jahrh. verloren, und die Grafschaft M. wurde Lehen teils von Kursachsen, teils von Magdeburg und Halberstadt. Der erweiterte Besitzstand führte früh zu Teilungen, deren folgenreichste die von 1475 ward. Infolge derselben wurde Albrecht der Stifter der vorderortischen, Ernst der Stifter der hinterortischen Linie. Die letztere teilte sich nochmals in die mittelortische oder schraplausche und in die hinterortische Nebenlinie, von denen die erstere 1567, die andre 1666 erlosch. Von den sechs Nebenlinien, in welche sich die vorderortische wieder spaltete, erhielt sich die bornstädtische, die 1600 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, am längsten. Sie erlosch 31. März 1780 mit Joseph Wenzel, Fürsten von Fondi und Grafen von M., k. k. Kämmerer. Die mansfeldischen Lehen, welche der großen Schulden der Familie halber bereits im 16. Jahrh. von den Lehnsherren sequestriert worden waren, fielen hierauf zu ³/₅ an Kursachsen und zu ²/₅ an Preußen, die Allodialgüter in Böhmen aber durch Vermählung von Joseph Wenzels Halbschwester an das Haus Colloredo, das fortan das mansfeldische Wappen und den Namen Colloredo-M. annahm. Vgl. Niemann, Geschichte der Grafen von M. (Aschersl. 1834). Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Albrecht, Graf, geb. 1480, gest. 4. März 1560, schloß sich mit seinem Bruder Gebhard 1519 der Reformation an und erscheint mit jenem bei allen wichtigern Verhandlungen jener Zeit, so bei denen zu Schmalkalden (1530 und 1537) und zu Köln. Während des Schmalkaldischen Kriegs geächtet und seiner Besitzungen beraubt, begab sich Albrecht nach Bremen, vor dessen Thoren er 24. Mai 1547 dem kaiserlichen Heer unter Erich von Braunschweig eine große Niederlage beibrachte. Später zeichnete er sich bei der Verteidigung von Magdeburg rühmlich aus. — Sein Sohn Volradt beteiligte sich erst an den Kriegen in Deutschland und kämpfte dann als Führer deutscher Hilfstruppen auf der Seite der Hugenotten in Frankreich, zeichnete sich im Treffen von Moncontour (3. Okt. 1569) aus und starb 1578.

2) Peter Ernst I., Graf, später Fürst von, geb. 15. Juli 1517, gest. 22. Mai 1604 in Luxemburg, neunter Sohn des Grafen Ernst (gest. 1532) und Begründer des belgischen Zweigs (Heldrungen) seiner Familie, kam in seinem 14. Jahre an den Hof Ferdinands I., folgte 1535 Karl V. gegen Tunis, zeichnete sich 1543 als Führer einer Reiterkompanie bei der Belagerung von Landrecies aus und stieg bis zum Oberstleutnant. 1545 erhob ihn der Kaiser zum Statthalter des Herzogtums Luxemburg und der Grafschaft Chiny; 1551 fiel er in Frankreich ein, geriet aber, in Ivry eingeschlossen, 1552 in französische Gefangenschaft, aus der er sich erst 1557 durch eine große Geldsumme loskaufte, und focht dann bei St.-Quentin mit. Beim Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden blieb er König Philipp treu, befehligte 1566 die Truppen in Brüssel, 1567 in Antwerpen, ward 1569 von Alba mit 5000 Mann dem König von Frankreich zu Hilfe gesendet, wo er sich bei Moncontour auszeichnete, wurde dann General der spanischen Armee und von Requesens in den großen Staatsrat gezogen. Im März 1579 wirkte er mit bei der Belagerung Maastrichts, das er 29. Juni erstürmte; dann focht er glücklich in Geldern, Hennegau, Artois und andern Provinzen und eroberte im Dezember 1588 nach langer Belagerung die Stadt Wachtendonk, worauf ihm zu verschiedenen Malen die Geschäfte eines Oberstatthalters übertragen wurden. 1594 erhielt er die Fürstenwürde. Schon hochbejahrt, begleitete er noch den Erzherzog Albrecht in die Picardie und zur Belagerung von Calais; 1597 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. In Luxemburg hatte er in dem von ihm erbauten Palast eine große Sammlung von Kunstaltertümern aufgehäuft.

3) Karl von, Sohn des vorigen, geb. 1543, gest. 24. Aug. 1595 in Komorn, wurde in Frankreich erzogen und that auch dort seine ersten Dienste, wurde darauf vom König Philipp II. zum General und Admiral der niederländischen Meere ernannt und mit spanischen Hilfsvölkern nach Ungarn geschickt, wo er 1595 den Sieg von Gran erfocht.

4) Peter Ernst II., gewöhnlich nur Ernst von M. genannt, einer der kühnsten Parteigänger des Dreißigjährigen Kriegs, geb. 1580 in Luxemburg, gest. 29. Nov. 1626, Sohn von M. 2) aus einer kirchlich nicht sanktionierten Verbindung mit einer schönen Niederländerin, Anna van Benzerath, verrichtete erst, wiewohl von unansehnlichem, ja häßlichem Äußern, am Hofe seines Vaters zu Luxemburg Pagendienste, focht früh unter seinem Bruder Karl in Ungarn und zeichnete sich dann in spanischen Diensten bei der Belagerung von Ostende (1601—1604) aus. Beim Ausbruch des jülich-klevischen Erbfolgestreits (1609) ging er in des Erzherzogs Leopold Dienste über und machte sich durch Raub und Plünderung gefürchtet. 1610 in Schleiden überfallen und gefangen, wurde er von Leopold trotz früherer Versprechungen nicht losgekauft, auch für neue Dienste nur mit Hohn und Spott belohnt, weshalb er mit seinen Truppen im Elsaß zur Union überging. Dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen 1613 zu Hilfe geschickt, focht er gegen die Spanier. 1617 nach Deutschland zurückgekehrt, um neue Truppen zu werben, trat er als General der Artillerie und Oberst eines Infanterieregiments 1618 in die Dienste der böhmischen Rebellen und ward dafür vom Kaiser in die Reichsacht erklärt. Gekränkter Ehrgeiz und Erbitterung über verletzende Zurücksetzungen bewogen ihn 1620 zur Unthätigkeit in Pilsen; er unterhandelte nach beiden Seiten, bis die Schlacht am Weißen Berg der Herrschaft Friedrichs V. ein Ende machte. Nach der Kapitulation Pilsens 1620 zog er einen großen Teil des zersprengten Böhmen-

heers sowie englische und pfälzische Hilfsvölker an sich, welche er durch den Krieg selbst ernährte, behauptete sich zunächst bis zum Herbst 1621 in der Oberpfalz, wandte sich dann nach dem Rhein, entsetzte das von den Spaniern hart bedrängte Frankenthal, drang ins Bistum Speyer ein, focht glücklich gegen Tilly und Don Gonzalez de Cordoba, brandschatzte allenthalben und bezog dann zu Hagenau Winterquartiere. Im Frühjahr 1622 setzte er über den Rhein, vereinigte sich mit dem Markgrafen von Baden und schlug Tilly bei Wiesloch 27. April. Unklugerweise trennte er sich aber wieder vom Markgrafen und unternahm ziel- und erfolglose Züge durch Elsaß und Hessen. Nachdem er sich mit Christian von Braunschweig nach dessen Niederlage bei Höchst (20. Juni 1622) vereinigt, traten beide Heerführer, als Pfalzgraf Friedrich wider Erwarten die Waffen niederlegte, in die Dienste der Generalstaaten, bahnten sich mit den Waffen in der Hand den Weg durch die spanischen Niederlande, indem sie Cordoba bei Fleurus 29. Aug. schlugen, und vereinigten sich mit dem Prinzen Moritz von Oranien zu Rozendaal. Von den Generalstaaten im November nach Ostfriesland geschickt, um den Grafen Enno wegen seines Einverständnisses mit den Spaniern zu züchtigen, nahm M. alle festen Plätze daselbst ein und Enno selbst gefangen. Mehrere Monate blieb er in dieser Grafschaft, wo sein zuchtloses Kriegsvolk aufs entsetzlichste hauste, bis er, mit schwerem Geld abgefunden, im Juli 1623 sein bereits in Auflösung begriffenes Heer entließ. Er zog sich nun als Privatmann nach dem Haag zurück, ging aber bald nach Paris und von da nach London, wo er vom König glänzend empfangen und reich beschenkt wurde. Mit 12,000 Mann in England geworbener Truppen kam er im Februar 1625 wieder nach dem Festland, zunächst nach den Niederlanden, dann an die untere Elbe. Nach Beginn des niedersächsischen Krieges brach M. im Februar 1626 mit 12,000 Mann aus seinem Winterlager bei Lübeck auf, fiel in das Anhaltische ein und griff Wallenstein 25. April in seiner Stellung an der Dessauer Brücke an, erlitt aber eine vollständige Niederlage. Schnell warb er in der Mark Brandenburg wieder ein Heer von 12,000 Mann, das durch französische Subsidien unterhalten wurde, zog 5000 Dänen unter Johann Ernst dem jüngern von Weimar an sich und brach nun mit diesem 30. Juni d. J. aus seinem Hauptquartier zu Havelberg auf, um in die Erbländer des Kaisers einzufallen und Wallenstein vom dänischen Hauptheer in Niedersachsen abzuziehen. Durch Schlesien setzte er unter steten Verfolgungen des Feindes seinen Marsch nach Mähren und Ungarn fort, wo er sich mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vereinigte. Als dieser aber mit dem Kaiser Frieden schloß, wandte er sich durch das türkische Gebiet nach Venedig. Doch ereilte ihn der Tod in dem bosnischen Dorf Rakowitza bei Sarajewo. Er erwartete denselben in vollem Waffenschmuck und stehend, auf zwei Diener gestützt. Sein Leichnam wurde zu Spalato begraben. Vgl. Reuß, Graf Ernst von M. im böhmischen Krieg 1618–21 (Braunschw. 1865); Villermont, Ernest de M. (Brüssel 1866, 2 Bde.); Utterodt zu Scharffenberg, Ernst Graf zu M., 1580–1626 (mit Originalbriefen Mansfelds und Tillys, Gotha 1867); Großmann, Des Grafen E. v. M. letzte Pläne und Thaten (Bresl. 1876); E. Fischer, Des Mansfelders Tod (Programm, Berl. 1878).

Mansfelder Seen, s. Salziger See.

Mansfeldische Kupferschiefer bauende Gewerkschaft, Gesellschaft für Betrieb des Bergbaues auf Kupfer und Silber in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld, auf dem Kupferschieferflöz, welches als eins der untersten Glieder der Zechsteinformation das Harzgebirge mantelförmig umlagert und an der Ost- und Südostseite desselben besonders regelmäßig ausgebildet erscheint. In den untern, 8–20 cm mächtigen Flözlagen treten die Kupfererze in Verbindung mit Schwefelsilber als Kupferglanz und Buntkupfer, zum Teil auch als Kupferkies auf. Der Bergbau wurde schon 1199 begonnen, kam später an die Grafen von Mansfeld, wurde aber 1671 freigegeben und wird jetzt von einer Gewerkschaft betrieben, deren Direktion ihren Sitz in Eisleben hat. Das Eigentum derselben teilt sich in 69,120 Kuxe. Unter der Leitung des Geheimen Bergrats Leuschner hat sich der Bergbau in den letzten Jahrzehnten stetig gehoben. Zum Betrieb desselben waren 1894 vorhanden: 38 Förder-, Wasserhaltungs-, Wetter-, Fahr- und Wasserversorgungsschächte, 367 Dampfmaschinen zu 18,642 Pferdekräften, 56,08 km Bergwerksbahn, 2 Drahtseilbahnen, 23 Hochöfen, 22 Röstöfen, 10 Kupferraffinieröfen etc. Die Erze, deren Gehalt durchschnittlich 3 Proz. Kupfer und 0,015 Proz. Silber beträgt, werden zunächst gebrannt u. alsdann auf Kupferrohstein verschmolzen, welcher 30–50 Proz. Kupfer und 0,1–0,3 Proz. Silber enthält. Nachdem der Kupferstein nochmals geröstet ist, wird er wiederum geschmolzen und liefert einen Spurstein von rund 75 Proz. Kupfer und 0,45 Proz. Silbergehalt, welcher dann fein gemahlen und auf der Hütte Gottesbelohnung bei Hettstedt entsilbert wird. Das hierbei entfallende Silber kommt in Barrenform in den Handel, aus den Rückständen erfolgt die Produktion des Kupferraffinads, welches seiner Reinheit halber zu den ersten Qualitätsmarken der Erde gehört. Die Gesamtproduktion betrug 1894: 15,202 Ton. Kupfer, 75,496 kg Feinsilber und 18,032 T. Schwefelsäure von 50° B. mit einem Gesamtwerte von 21 Mill. Mk. Die Zahl der Arbeiter belief sich auf 16,358 Personen mit 41,511 Angehörigen, ausschließlich der Beamten und der in den Büreaus beschäftigten Monatslöhner. Zur Gewerkschaft gehören noch Kupferhämmer und Walzwerke in Rothenburg a. Saale und bei Eberswalde, Steinkohlenzechen und eine Koksanstalt bei Langendreer und Riemke in Westfalen sowie 5122 Hektar Forsten im Mansfelder Gebirgskreise. Vgl. »Der Kupferschieferbergbau und der Hüttenbetrieb in den beiden Mansfelder Kreisen etc.«, dargestellt von der Oberberg- und Hüttendirektion in Eisleben (Eisleben).

Mansfield (spr. männsfild), 1) Stadt in Nottinghamshire (England), am Rande des Waldes von Sherwood, mit Seiden- und Baumwollweberei, Eisengießerei, Vieh- u. Kornmärkten, Steinbrüchen und (1891) 15,925 Einw. 2½ km nördlich liegt das Städtchen M. Woodhouse (spr. wudd-haus) mit 2819 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Richland des nordamerikan. Staates Ohio, Bahnknotenpunkt, 90 km nordnordöstlich von Columbus, hat Fabriken für Dreschmaschinen, Sägewerke, Gießereien, bedeutenden Handel und (1890) 13,473 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Bristol des nordamerikan. Staates Massachusetts, mit mehreren Fabriken und (1890) 3432 Einwohnern.

Mansionarii, in der katholischen Kirche Bezeichnung für die beim Domkapitel zur Abhaltung des Chordienstes angestellten Vikare.

Mansionen hießen in Frankreich die Teile der mittelalterlichen Bühne, die, da es keinen Szenenwechsel gab, stets alle zugleich dem Publikum sichtbar waren.

Mansiōnes (lat., »Stationen«), s. Etappe.

Mansion-House (engl., spr. männsch'n-haus), Bezeichnung für das Amtsgebäude der Lord-Mayors der Cities von London, Dublin etc.

Manso, Johann Kaspar Friedrich, Historiker und Philolog, geb. 26. Mai 1760 zu Zella im Gothaischen, gest. 9. Juni 1826 in Breslau, studierte in Jena, ward 1785 Kollaborator und bald darauf Professor am Gymnasium zu Gotha, 1790 Prorektor und 1793 Rektor des Magdaleneums zu Breslau. Von seinen historischen Arbeiten sind hervorzuheben: »Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats« (Leipz. 1800—1805, 3 Bde.), »Leben Konstantins d. Gr.« (Bresl. 1817), »Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertusburger Frieden« (Frankf. 1819—20, 3 Bde.; 3. Ausg. 1839), »Geschichte des ostgotischen Reichs in Italien« (Bresl. 1824); von seinen philologischen: die Bearbeitung des Meleager (Gotha 1789), des Bion und Moschus nebst deutscher Übersetzung (das. 1784; 2. Aufl., Leipz. 1807), »Vermischte Schriften« (das. 1801, 2 Bde.), welche auch Gedichte von M. enthalten, »Vermischte Abhandlungen« (Bresl. 1821) u. a.

Manssur, 1) Abu Djafar, Chalif, der zweite aus der Dynastie der Abbassiden, folgte 754 seinem Bruder Abul Abbas, gründete 762 Bagdad, wo er seine Residenz aufschlug, war habgierig und gewaltthätig und starb 775 infolge eines Sturzes vom Pferd.

2) Mohammed ibn Ali Âmir Al-, Reichsverweser des Chalifats von Cordoba seit 978. Ein ebenso genialer als gewissenloser Mensch, wußte er den unmündigen Chalifen Hischam II. vollkommen zurückzudrängen und hat bis zu seinem Tode 1002 das muslimische Spanien selbständig regiert. Im Innern führte er ein streng despotisches Regiment; nach außen hin hat er gegen die Christen oftmals siegreich gekämpft und die Macht des Islam auf den Höhepunkt gebracht. Nach seinem Tode brach das Chalifat zusammen (s. Hischam). Aus dem Beinamen Al-Manssûr (»der Siegreiche«) machten die Christen das geläufige Almansor.

Manstein, 1) Christoph Hermann von, preuß. General, geb. 1. Sept. 1711 in St. Petersburg, gest. 27. Juni 1757, diente anfänglich in der preußischen Armee, hierauf als Adjutant des Feldmarschalls Münnich in Rußland bis 1744. Er war es, der den Herzog Biron im November 1740 verhaftete. Unter Elisabeth wiederholt verleumdet und mit Verbannung bedroht, wanderte er 1745 aus, wurde vergeblich von der russischen Regierung reklamiert und in contumaciam zum Tode verurteilt. An dem Siebenjährigen Kriege als General Anteil nehmend, zeichnete er sich bei Prag (6. Mai 1757) aus, wurde bei Kolin, wo er durch seinen eigenmächtigen Angriff auf den linken österreichischen Flügel hauptsächlich den Verlust der Schlacht verschuldete, verwundet und fiel bei Welmina. Seine hochwichtigen Denkwürdigkeiten, eine Hauptquelle für die Geschichte Rußlands von 1727—44, erschienen 1770 ff. in vier französischen, drei englischen, zwei deutschen und vier russischen Ausgaben.

2) Gustav von, preuß. General, geb. 24. Aug. 1805, gest. 11. Mai 1877 in Flensburg, trat 1822 in das 3. Infanterieregiment, ward 1852 in die Garde versetzt, befehligte 1864 in Schleswig und 1866 in Böhmen die 6. Division und im deutsch-französischen Kriege 1870/71 das 9. Korps, an dessen Spitze er sich vor Metz, bei Orléans und Le Mans auszeichnete. Seinen Namen erhielt 1873 das Fort St.-Quentin bei Metz und 1889 das schleswigsche Infanterieregiment Nr. 84.

Mansûra (El M., »die Siegreiche«), 1) Hauptstadt der ägypt. Provinz (Mudirieh) Dakalieh, am sogen. Damiettearm des Nils, von dem hier ein Kanal abzweigt, Dampferstation, an der Eisenbahn Kairo-Damiette, hat 6 Moscheen, eine christliche Kirche, ist Sitz eines deutschen Konsularagenten und eines Gerichtshofs, hat viele Baumwollentkörnungsfabriken, Fabrikation von Segeltuch, Leinen- und Baumwollenstoffen und ist Stapelplatz für die großen Mengen der in diesem Teile des Deltas gewonnenen Brotfrüchte, Baumwolle, Indigo, Tabak, Hanf u. Flachs. M. hatte 1882: 26,942 Einw., darunter 1049 Ausländer, 1894 aber bereits 30,000 Einw. Es wurde von dem ägyptischen Sultan 1222 als Ersatz für das an die Christen verlorne Damiette gegründet. Hier erlitt 1250 Ludwig IX. von Frankreich eine furchtbare Niederlage, worauf er mit seinen Baronen gefangen gehalten und erst gegen ein hohes Lösegeld und die Räumung Damiettes freigegeben wurde. — 2) Stadt in Algerien, s. Tlemsen.

Mansus (v. lat. manere, »bleiben«), Hufe, Hof, d. h. Wohnung und Wohnplatz; s. Hufe und Bauer.

Mant., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Gideon Algernon von Mantell, Arzt, geb. 1790 in Lewes (Sussex), gest. 10. Nov. 1852 in London; schrieb: »Illustration of the geology of Sussex« (Lond. 1826); »The wonders of geology« (7. Aufl. 1858).

Manta (span.), wollene (Pferde-) Decke, Satteldecke.

Manta, Hafenstadt in der Provinz Manavi von Ecuador, an der Mündung des Charapotó, für Schiffe von 8 m Tiefgang zugänglich, hat Ausfuhr von Kakao, Kautschuk u. Strohhüten. Der Ort wurde 1535 gegründet, litt aber sehr durch häufige Angriffe der Flibustier.

Mantaró, Fluß in Peru, entspringt unter 10° 45' südl. Br., 3000 m ü. M., durchfließt die Laguna de Chinchaycocha oder Junin, verläßt dieselbe in südöstlicher Richtung, wendet sich unter 12° 40' südl. Br. bei Huanta plötzlich nach N., vereinigt sich bei Pisquini mit dem Apurimac, heißt dann Ené, nach Aufnahme des Perene Tambo und vereinigt sich mit dem Quillabamba zum Ucayali. Sein sehr reißender Lauf hat eine Länge von 450 km.

Mantegazza, Paolo, Mediziner und Anthropolog, geb. 31. Okt. 1831 in Monza, studierte in Pisa, Mailand und Pavia, bereiste dann die Hauptländer Europas, ging als Arzt nach Argentinien, kehrte 1858 nach Italien zurück und ward 1860 Professor der Pathologie in Pavia, 1870 der Anthropologie am Istituto di studii superiori zu Florenz, wo er ein anthropologisch-ethnographisches Museum gründete. Er bereiste noch zweimal Amerika und besuchte auch Lappland und Ostindien. 1865—76 war er Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses, und 1876 wurde er Senator. Er schrieb: »Quadri della natura umana«; »Elementi dell' igiene« (vielfach aufgelegt); »Scritti medici« (1854); »La fisiologia del piacere« (1854, in vielen Auflagen; deutsch als »Physiologie des Genusses«, 2. Aufl., Styrum 1888); »Della dipsomania« (1858); »La scienza e l'arte della salute« (1859); »La generazione spontanea« und »Sulla generazione spontanea« (1864); »La fisiologia dell' uomo ammalato« (1861); »Fisiologia e

patologia del polso« (1868); »Fisiologia del dolore« (1879); »Dizionario d'igiene per le famiglie« (1881); »Le estasi umane« (1886—87, 2 Bde.; deutsch, Jena 1888) u. a. In deutscher Übersetzung erschienen von ihm noch unter anderm: »Memoiren eines Tierbändigers« (Leipz. 1880); »Physiologie der Liebe« (7. Aufl., Jena 1893); »Studien über die Geschlechtsverhältnisse« (3. Aufl., das. 1891); »Hygiene der Liebe« (6. Aufl., das. 1892); »Die Kunst glücklich zu sein« (das. 1887); »Das nervöse Jahrhundert« (Königsb. 1888); »Das heuchlerische Jahrhundert« (Jena 1889); »Die drei Grazien« (das. 1889); »Lebensweisheit für die Jugend« (das. 1888); »Physiologie des Hasses« (das. 1889); »Physiognomik u. Mimik« (Leipz. 1890); »Physiologie des Schönen« (Jena 1891—92, 2 Bde.); »Die Kunst zu heiraten« (Stuttg. 1892); »Die Hygiene der Bewegung« (Leipz. 1893); »Physiologie des Weibes« (3. Aufl., Jena 1894); »Erinnerungen aus Spanien u. Südamerika« (das. 1894). M. gibt auch eine anthropologisch-kulturhistorische Zeitschrift heraus. Außerdem erschienen von ihm Reiseschilderungen, z. B. »Rio della Plata e Teneriffe« (1877); »Studi antropologici sui Lapponi« (1880); »Un viaggio in Lapponia« (1883); »India« (1884; deutsch, Jena 1885); »Studi sulla etnologia dell' India« (1886); »Due mese in Bulgaria« (1887), und Romane, z. B. »Il dio ignoto« (1876).

Mantegna (spr. -tennja), Andrea, ital. Maler und Kupferstecher, geb. 1431 in Vicenza, gest. 13. Sept. 1506 in Mantua, wurde 6. Nov. 1441 von dem Maler Francesco Squarcione in Padua als Pflegesohn angenommen und dessen Schüler und bildete sich dann weiter durch das Studium der Antike, der Werke Donatellos und seines spätern Schwiegervaters Jacopo Bellini. Er trat bereits in seinem 17. Jahr als selbständiger Künstler auf. Über dem Hauptportal von Sant' Antonio zu Padua malte er die Heiligen Bernardin und Antonius (1452) in Fresko. Die frühesten Beispiele seiner Staffeleimalereien sind der Lukasaltar für Santa Giustina in Padua (jetzt in der Brera zu Mailand) und die heil. Eufemia im Museum zu Neapel, beide von 1454. In jene erste Epoche fallen auch die Wandmalereien in der Eremitenkirche zu Padua aus der Geschichte des heil. Jakobus und des heil. Christophorus. Am Ende der 50er Jahre entstand das großartige Altarwerk in San Zeno zu Verona: Maria mit dem Kind, von Engeln und acht Heiligen verehrt. Um dieselbe Zeit (1460) ließ er sich auf Andringen des Markgrafen Lodovico Gonzaga in Mantua nieder, womit eine zweite Periode seiner Thätigkeit beginnt. Um das Jahr 1464 vollendete er für die Kapelle des Palastes in Mantua die Anbetung der heiligen drei Könige (in den Uffizien zu Florenz). 1474 beendete er die Wand- und Deckenmalereien in einem Raum des Castello di Corte zu Mantua, überlebensgroße Familienbilder vom Hof der Gonzaga und mythologische Szenen und Genien darstellend. Zwischen 1485 und 1488 begann M. einen großen Cyklus von den Triumph Cäsars darstellenden Bildern; doch wurde dessen Vollendung durch seinen Aufenthalt zu Rom von 1488—90 unterbrochen, und erst Anfang 1492 ward er fertig. Es sind neun Bilder in Leimfarbe auf Papier, das auf Leinwand gezogen ist, jetzt im Schloß Hamptoncourt bei London. In jene Epoche dürften auch die beiden Tafelbilder des Louvre: der Parnaß und die Vertreibung der Laster, gehören. Die Madonna mit dem Herzog Francesco Gonzaga derselben Sammlung, die sogen. »Madonna della Vittoria«, zur Erinnerung an einen Sieg des Herzogs über die Franzosen gemalt, wurde 1496 beendigt. In seinen letzten Lebensjahren malte M. den Triumph des Scipio grau in grau, in der Nationalgalerie zu London. Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: eine Pietà (Mailand, Brera), Bildnis des Kardinals Scarampi und Darstellung im Tempel (Berlin, Museum), heil. Sebastian (Wien, kaiserliche Galerie), Madonna zwischen Johannes dem Täufer und der heil. Magdalena, die Einführung des Kybelekultus in Rom (London, Nationalgalerie), heilige Familie (Dresden). M. hatte namentlich antike Skulpturen studiert, in deren Geist er so tief eingedrungen war wie kein andrer Maler seiner Zeit, und deren Reliefstil er auf die Malerei übertrug. Freilich übernahm er von der Skulptur auch die statuarische Herbheit seiner Gestalten und eine strenge, harte Behandlung des Faltenwurfs. Er war auch Kupferstecher und stach unter anderm den genannten Triumphzug Cäsars. Hervorragend sind noch die Stiche: Kreuzabnahme, Grablegung, Tritonenkampf, Bacchanal. Diese Blätter sind in einer derben, ursprünglichen Technik ausgeführt, machen aber durch die Kraft ihrer Darstellung einen imponierenden Eindruck und übten einen großen Einfluß auf die Kunst in Italien und jenseit der Alpen (Dürer) aus.

Mantel, das äußere, aus nicht feuerfestem Material bestehende und das feuerfeste Kerngemäuer von Schachtöfen umschließende Mauerwerk, auch Rauhgemäuer genannt (s. Eisen); der äußere Teil einer Form bei Gießereien, welcher den Kern oder das eingeformte Modell umhüllt. Über Dampfmantel s. Dampfmaschine, S. 525. Viele Apparate, wie auch Gaskraft- und Heißluftmaschinen, besitzen einen Kühlmantel, in welchen kaltes Wasser geleitet wird. Im Befestigungswesen die Enveloppe. Über den M. an Geschossen s. Geschoß u. Granaten. Das deutsche Militärgewehr besitzt einen Laufmantel. Im Börsenverkehr ist M. die Bezeichnung für Aktie, Obligation etc. ohne Koupons (Umschlag).

Mantelblätter, s. Epiphyten, S. 849.

Mantelet (franz., spr. mangt'lä), Mäntelchen.

Mantelgeschosse, s. Geschoß und Granaten.

Mantelkinder (Gürtelkinder), ehedem Bezeichnung für Kinder, welche von Brautleuten vor erfolgter Trauung erzeugt waren; so genannt, weil die Mutter bei der Trauung ihren Mantel über das Kind breiten mußte, durch welchen Akt (Bemäntelung) es Legitimation (s. d.) erhielt.

Mantell, Gideon Algernon von, s. *Mant.*

Mantellied, das bekannte Lied »Schier dreißig Jahre bist du alt« aus Karl Holteis Schauspiel »Lenore« (1828).

Mantellinien, s. Cylinder.

Mantelpavian, s. Pavian. [S. 445.

Mantelringrohr und **Mantelrohr**, s. Geschütz,

Mantelsack, ledernes oder tuchenes Behältnis von cylindrischer Form, welches der Länge nach mit einer Klappe zum Öffnen versehen ist und zur Aufnahme von Reiseutensilien dient. Er wurde früher von Kavallerie und Artillerie zur Mitnahme von Bekleidungsgegenständen benutzt und war auf dem Reitpferde hinten am Sattel befestigt.

Manteltiere (Tunikaten, Tunicata), hoch entwickelte Seetiere, deren meist sack- oder tonnenförmiger Körper von einem Mantel, d. h. einer eigentümlichen, oft außerordentlich dicken, bald gallertigen, bald lederartigen oder knorpeligen Hülle, umgeben

ist (s. Tafel »Weichtiere«, Fig. 10 u. 11, und Tafel »Aquarium«, Fig. 3, 6 u. 10). Diese Hülle wird von der eigentlichen Haut des Tieres abgeschieden und enthält einen der pflanzlichen Cellulose ungemein nahe verwandten Stoff. Sie hat zwei Öffnungen, die eine, den Mund, zur Einfuhr von frischem Wasser und den Nahrungssubstanzen darin, die andre zur Entfernung des zum Atmen unbrauchbar gewordenen Wassers sowie der Exkremente, Eier rc. Beide Öffnungen liegen entweder einander nahe (s. Tafel »Weichtiere«, Fig. 10) oder an den entgegengesetzten Körperenden (Fig. 11) u. sind durch Muskeln verschließbar. Dem Mantel, welcher zu seiner Ernährung von Blutgefäßen durchzogen wird, liegt innen die eigentliche Haut dicht an. Von ihr umschlossen ist vorn die sehr geräumige Atemhöhle, in welcher das aufgenommene Wasser mit der Kieme in Berührung kommt und so die Atmung vermittelt. Die Kieme selbst besteht bei vielen Manteltieren aus einem grobmaschigen Sack (Fig. 1), bei andern aus einem hohlen Cylinder mit durchbrochener Wandung (Fig. 11) oder einfach aus einem dünnen, in der Atemhöhle ausgespannten Band mit vielen Lücken. In allen Fällen bewegt sich das Wasser, durch zahllose Flimmerhaare in fortwährender Strömung längs den Wandungen der Kieme erhalten, vom Vorderende nach hinten, wo im Grunde der Atemhöhle der Eingang zum Magen liegt. Die Nahrungsteilchen, welche es mitbringt, werden aber schon vom Mund ab durch eine besondere Flimmerrinne, welche deswegen einen zähen Schleim absondert, vereinigt, nach hinten geleitet und gelangen so in den Magen. Der Darm mündet durch den After entweder direkt in den hintern Teil der Atemhöhle oder in einen besondern Abschnitt derselben, die sogen. Kloake. Neben dem Darm liegt das dünnwandige, beutelförmige Herz (Fig. 11). Das Blut wird von demselben einige Minuten in den Gefäßen in einer bestimmten Richtung vorwärts getrieben, hört dann kurze Zeit ganz zu fließen auf und strömt darauf umgekehrt, so daß die kurz vorher als Arterien fungierenden Gefäße nun zu Venen werden und umgekehrt. Das Nervensystem besteht in der Hauptsache aus einem Ganglion zwischen Mund und Kloake, in dessen Nähe sich meist ein Auge sowie ein Gehörbläschen befindet. Über die Niere ist nichts Genaueres bekannt. Die Geschlechtswerkzeuge sind im allgemeinen einfach gebaut. Alle M. sind im anatomischen Sinne Zwitter, befruchten sich jedoch wohl kaum selbst und haben meist auch nicht einmal zu gleicher Zeit reife Eier und reifen Samen, sondern vielfach erstere früher als letztern. Außer der geschlechtlichen Fortpflanzung ist aber noch die ungeschlechtliche durch Knospung sehr verbreitet. Diese liefert Kolonien, bei welchen die Individuen häufig ganz bestimmt u. charakteristisch gruppiert sind (z. B. Fig. 2). Die Eier mancher M. entwickeln sich in der Atemhöhle oder der Kloake, so daß dann die Jungen lebendig geboren werden. Bei der einen Hauptgruppe der M., den im Alter festsitzenden Seescheiden (s. d.), schwärmen sie, mit einem später abfallenden Ruderschwanz versehen, noch eine Zeitlang umher, heften sich dann an und bilden bei einem Teile derselben sofort durch Knospung eine kleine Kolonie. Bei der andern Hauptgruppe, den frei schwimmenden Salpen (s. d.), wechselt geschlechtliche und ungeschlechtliche Fortpflanzung regelmäßig miteinander ab, so daß ein Generationswechsel vorliegt. — Über die Stellung der M. im Tierreich sind die Forscher nicht einig. Früher ordnete man sie auf Grund ihres weichen Körpers allgemein den Weichtieren unter, hat sie aber gegenwärtig von diesen abgetrennt und vereinigt sie entweder mit den Moostierchen (s. d.) zu der Gruppe der Molluskoiden oder läßt sie besser ganz selbständig sein. Da sie aber aus andern Tieren hervorgegangen sein müssen, so gibt man ihnen als Vorfahren entweder die Würmer, und zwar eine ausgestorbene Gruppe derselben, oder die Wirbeltiere. Mit den letztern haben sie nämlich in der Entwickelung so viel Gemeinsames (vgl. Seescheiden), daß nahe Verwandtschaft zwischen beiden mit Recht angenommen werden darf. Indessen ist bisher noch nicht festgestellt worden, ob die Wirbeltiere von den Manteltieren oder diese von jenen abstammen. Im erstern Fall gäbe es eine stetig aufsteigende Reihe: Würmer; M. (Seescheiden); Amphioxus als ältestes Wirbeltier; fischähnliche Wesen; echte Fische rc.; im zweiten dagegen eine absteigende Reihe: fischähnliche Wesen; Amphioxus als erst wenig rückgebildet; M. (Seescheiden) als völlig rückgebildet, und eine aufsteigende Reihe: fischähnliche Wesen; Fische rc., so daß dann die M. sozusagen einen herabgekommenen Seitenzweig des Hauptstammes der Wirbeltiere darstellen würden. — Die M. sind ohne Ausnahme Bewohner des Meeres. Teils sind sie auf allen möglichen Unterlagen festgewachsen und finden sich dann sowohl an der Flutgrenze als in bedeutenden Tiefen; teils schwimmen sie auf der Oberfläche oft weit von den Küsten und in großen Scharen umher. Sie nähren sich von kleinsten tierischen und pflanzlichen Wesen, die mit dem Wasser in ihre Atemhöhle geraten. Viele unter ihnen leuchten mit prachtvollem Licht. Fossile Formen sind bisher nicht aufgefunden worden. Vgl. Heller, Untersuchungen über die Tunikaten des Adriatischen Meeres (Wien 1875—1878); Beneden und Julin, Recherches sur la morphologie des Tuniciers (Gent 1886); Herdman, Report on the Tunicata, etc. (Lond. 1883—1889); Giard, Recherches sur les Synascidies (Par. 1872); Lahille, Recherches sur les Tuniciers des côtes de France (Toulouse 1890).

Mantel- und Degenstücke, s. Comedia.

Mantes (spr. mängt', M.-sur-Seine), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, am linken Ufer der Seine, Knotenpunkt der Westbahn, hat eine schöne gotische, jüngst restaurierte Kirche Notre Dame (12. Jahrh.), einen Glockenturm (Rest einer Kirche aus dem 14. Jahrh.), ein Stadthaus, eine schöne Fontäne im Renaissancestil, eine Bibliothek, Ackerbaukammer, Fabrik für musikalische Instrumente, Geflügelzuchtanstalt und (1891) 7032 Einw. Wilhelm der Eroberer zerstörte 1087 die Stadt.

Manteuffel, altadliges Geschlecht, das schon frühzeitig im alten Kassubenland zu den burggesessenen Herren zählte, in Pommern die höchsten geistlichen und weltlichen Ämter bekleidete und sich von hier aus nach der Mark, nach Mecklenburg, Preußen, Sachsen, Schweden und den Ostseeprovinzen verzweigte. Eine gräfliche Linie (Mannteuffell) wurde 1756 in Livland begründet und 1759 in den Reichsgrafenstand erhoben; sie existiert noch jetzt in Rußland. Die jetzige freiherrliche Linie in Sachsen und Preußen stammt von Christoph Friedrich v. Mühlendorf (geb. 1727, gest. 1803) ab, der von Ernst Christoph v. M. (geb. 1676, gest. 1749), kursächsischem Gesandten in Berlin (1711—16) u. 1716—30 Kabinettsminister, seit 1709 Freiherr, seit 1719 Graf, adoptiert wurde und 1742 den Namen M. mit der reichsfreiherrlichen Würde erhielt. Sein zweiter Sohn ist:

1) Georg August Ernst von, geb. 26. Okt. 1765 zu Althörnitz in der Oberlausitz, gest. 8. Jan. 1842 in Dresden, ward 1791 Supernumerarappellationsrat, 1793 Landsyndikus des Markgrafentums Niederlausitz und Mitglied des Konsistoriums in Dresden. 1797 trat er als Wirklicher Rat ins Appellationsgericht zurück, wurde 1799 Geheimer Finanzrat, 1812 Direktor des ersten Departements im Geheimen Finanzkollegium und 1813 Mitglied der Immediatkommission, welcher der König, als er Sachsen verlassen mußte, die Verwaltungsgeschäfte anvertraute. Nach der Übergabe Dresdens an die Verbündeten ward er als angeblicher Anhänger der Franzosen nach der Feste Sonnenstein, dann nach Kosel gebracht und kehrte erst, nachdem das Schicksal Sachsens entschieden war, nach Dresden zurück. Er ward nun Direktor des zweiten Departements im Geheimen Finanzkollegium, 1817 Mitglied des Geheimen Rats, 1820 Wirklicher Geheimer Rat, später Präsident des Geheimen Finanzkollegiums, 1828 Konferenzminister und 1830, nach dem Rücktritt des Ministeriums Einsiedel, durch Ernennung zum Gesandten am deutschen Bundestag beseitigt. 1840 kehrte er nach Dresden zurück.

2) Friedrich Otto Gottlob von, Bruder des vorigen, geb. 6. April 1777, gest. 20. Jan. 1812, war Präsident der Oberamtsregierung und des Konsistoriums in Lübben.

3) Otto Theodor, Freiherr von, preuß. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 3. Febr. 1805 zu Lübben in der Niederlausitz, gest. 26. Nov. 1882 in Krossen, kam nach dem Tode seines Vaters mit seinem Bruder in das Haus seines Oheims Hans Karl Erdmann von M., Vaters von M. 5), besuchte seit 1819 Schulpforta und widmete sich 1824—27 zu Halle dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften. 1830 als Referendar zur Regierung nach Frankfurt versetzt, wurde er 1833 zum Landrat des Luckauer Kreises, 1841 zum Oberregierungsrat in Königsberg und 1843 zum Vizepräsidenten der Regierung in Stettin ernannt. 1844 berief ihn der Prinz von Preußen, der damals Vorsitzender des Staatsministeriums war, als vortragenden Rat zu sich; bald darauf wurde M. auch zum Mitglied des königlichen Staatsrats ernannt und vorzüglich in den Abteilungen der Finanzen verwendet, bis er 1845 Direktor im Ministerium des Innern wurde. Der Vereinigte Landtag 1847 gab ihm Gelegenheit, sein parlamentarisches Geschick zu bekunden, und er zeigte sich hier als einen energischen Vorkämpfer des büreaukratischen Staatswesens gegen die Ansprüche des konstitutionellen Liberalismus. Am 8. Nov. 1848 trat er als Minister des Innern in das Kabinett Brandenburg. An der preußischen Verfassung vom 5. Dez. 1848 hatte M. wesentlichen Anteil; er war es aber auch, der die Botschaft vom 7. Jan. 1850, welche wesentliche Bestimmungen jener Verfassung wieder aufhob, mit einbrachte und vor den Kammern verteidigte. Nach dem Tode des Grafen Brandenburg mit der interimistischen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, schloß er im November 1850 mit Schwarzenberg die Olmützer Konvention ab, beschickte von neuem den Bundestag und gab die Rechte Kurhessens und Holsteins der Reaktion preis. »Der Starke tritt einen Schritt zurück«, mit diesen Worten suchte er die mit diesen Maßregeln unzufriedenen Kammern zu beruhigen. Am 19. Dez. 1850 erfolgte seine definitive Ernennung zum Präsidenten des Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Eigenschaft er auch 1856 am Pariser Kongreß teilnahm. Er hielt sich in seiner Stellung, freilich mehr und mehr auf die reaktionäre Partei sich stützend, bis zur Einsetzung der Regentschaft (Oktober 1858), worauf er 6. Nov. mit dem ganzen Ministerium seine Entlassung erhielt. Er zog sich hierauf auf sein Gut Krossen bei Golßen in der Niederlausitz zurück, ward für Görlitz in das Haus der Abgeordneten gewählt und trat in dasselbe ein, ohne sich jedoch bei den Verhandlungen in hervortretender Weise zu beteiligen. Seit 1864 Mitglied des Herrenhauses, trat er wiederholt für reaktionäre Grundsätze ein.

4) Karl Otto, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 9. Juli 1806 in Lübben, gest. 28. Febr. 1879 in Berlin, wurde mit seinem Bruder seit 1819 in Schulpforta erzogen. Seit 1825 widmete er sich zu Halle dem Studium der Rechte und Staatswissenschaften, ward Oberlandsgerichtsassessor zu Frankfurt a. O., trat aber ebenfalls zur Verwaltung über und wurde, nachdem er längere Zeit bei der Regierung in Frankfurt fungiert, von den Ständen des Kreises Luckau 1841 zum Landrat erwählt. Nach seines Bruders Berufung ins Ministerium 1850 ward er zum Vizepräsidenten der Regierung zu Königsberg befördert und von hier im Februar 1851 als Regierungspräsident nach Frankfurt versetzt. Schon im April d. J. erfolgte seine Berufung als Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. 1854 wurde er Mitglied des Staatsrats, im Oktober Chef des landwirtschaftlichen Ministeriums, welchen Posten er bis 6. Nov. 1858 bekleidete. Seit 1873 war er konservatives Mitglied des Abgeordnetenhauses.

5) Edwin Hans Karl, Freiherr von, preuß. Generalfeldmarschall, geb. 24. Febr. 1809 in Dresden, gest. 17. Juni 1885 in Karlsbad, war der Sohn des sächsischen Oberamtsregierungspräsidenten der Niederlausitz, spätern preußischen Oberlandsgerichtspräsidenten Hans Karl Erdmann v. M. (Bruders von M. 1 und 2, gest. 1844), wurde im elterlichen Hause mit seinen Vettern Otto und Karl v. M. (s. M. 3 und 4) erzogen, trat 1827 in das preußische Gardedragonerregiment ein, wurde 1828 Leutnant, besuchte 1834—36 die Kriegsschule, ward 1837 Regimentsadjutant, 1838 Adjutant des Gouverneurs von Berlin, Generals v. Müffling, 1839 des Prinzen Albrecht und 1848 Flügeladjutant des Königs, der ihn zu vielen diplomatischen Sendungen verwendete, in denen M. seine Vertrautheit mit der hohen Politik und den Verhältnissen der Höfe und seine Geschicklichkeit bewährte. Im Oktober 1848 wurde er Major, 1853 Oberstleutnant und Kommandeur des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf und 1854 Oberst. 1855 wurde er vom König, der ihn hoch schätzte, zur Vertretung des Generals v. Gerlach in den politischen Vorträgen, 1856 zu der des Generals v. Schöler im Militärkabinett und 1857 zum Chef desselben ernannt. In dieser einflußreichen Stellung erwarb er sich um die Reorganisation der Armee große Verdienste, indem er das Offizierkorps zu verjüngen strebte und frischen, fähigen Kräften die Bahn zu den hohen Stellen schon im Frieden eröffnete. Im Publikum überschätzte man seine politische Thätigkeit und schrieb ihm vielfach einen sehr nachteiligen reaktionären Einfluß zu, und so nannte ihn 1861 Twesten in seiner Broschüre »Was uns noch retten kann« einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung. Diesen Angriff auf seine amtliche Wirksamkeit beantwortete M. mit einer Herausforderung zum Zweikampf, der Twesten

eine Verwundung, M. einen kurzen Arrest in Magdeburg eintrug. Nach wie vor blieb M. indes der Leiter des Militärkabinetts, nachdem er 1858 zum Generalmajor, 1861 zum Generalleutnant und Generaladjutanten ernannt worden war. Auf seinen Wunsch schied er 29. Juni 1865 aus dem Militärkabinett und erhielt das Kommando über die preußischen Truppen in Schleswig-Holstein, 22. Aug. auch das Gouvernement von Schleswig. Seine Aufgabe war äußerst schwierig, denn er mußte in vielen Dingen den Neigungen der Bevölkerung entgegentreten und namentlich dem Prinzen Friedrich von Augustenburg gegenüber eine schroffe Haltung beobachten. In seinen Handlungen bewährte zwar M. die echt preußische Straffheit und Strenge; in seinen Worten affektierte er aber, nach Popularität strebend, den Ton soldatischer Biederkeit, der ihm freilich wenig gelang. Die »sieben Fuß schleswigschen Bodens, die er mit seinem Leib decken wollte«, und »das heidenmäßig viele Geld, das Preußen habe«, waren seine ersten geflügelten Worte. Nach Ausbruch des Konflikts mit Österreich überschritt er 7. Juni 1866 die Eider, nötigte Gablenz zur Räumung Holsteins und begann damit den Krieg. Am 15. Juni rückte er mit seiner Division in Hannover ein, schloß 29. Juni zu Langensalza die Kapitulation mit den Hannoveranern ab, kämpfte 10. Juli gegen die Bayern bei Hausen und Aschach und ward 19. Juli an Falckensteins Stelle zum Oberbefehlshaber der Mainarmee ernannt. Durch den Marsch auf Würzburg und die Gefechte von Tauberbischofsheim, Helmstadt und Roßbrunn führte er den Mainfeldzug glücklich zu Ende. Hierauf wurde er im August 1866 nach Petersburg gesandt, um den Kaiser von Rußland von der Notwendigkeit der Neugestaltung Deutschlands zu überzeugen. Am 20. Sept. wurde er zum General der Kavallerie und Kommandeur des 9. Armeekorps ernannt. Da er aber den Zivilgouverneur Scheel-Plessen nicht als gleichgestellt anerkennen wollte, wurde er im Januar 1867 beurlaubt und zog sich nach Merseburg zurück, wo er seit 1862 Domherr war. 1868 an Falckensteins Stelle zum Kommandeur des 1. Korps ernannt, führte er dasselbe im Kriege von 1870 in den Schlachten von Colombey-Nouilly (14. Aug.) und Noisseville mit Auszeichnung und erhielt 27. Okt. den Oberbefehl über die erste Armee, an deren Spitze er im November und Dezember 1870 unter den schwierigsten Verhältnissen gegen die französische Nordarmee kämpfte und die Schlachten bei Amiens (27. Nov.) und an der Hallue (23. Dez.) schlug. Im Januar 1871 übernahm er das Kommando der Südarmee (2., 7. und 14. Korps) gegen Bourbaki. Sofort wagte er mit dem 7. und 2. Korps den kühnen Zug über die Côte d'Or in den Rücken des bei Belfort kämpfenden Feindes, drängte ihn an die Schweizer Grenze und zwang 1. Febr. 80,000 Mann zum Übertritt über dieselbe. Zur Belohnung erhielt M. 22. März das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, 16. Juni den Schwarzen Adlerorden sowie eine Dotation, 20. Juni den Oberbefehl über die in Frankreich bleibende Okkupationsarmee. Auch diese Aufgabe führte er mit Klugheit, Energie und Geschick durch. Nach Beendigung derselben im September 1873 ward M. 19. Sept. zum Generalfeldmarschall ernannt und erhielt 1879 nach der Neuorganisation der Reichslande den wichtigen Posten eines kaiserlichen Statthalters derselben, den er 1. Okt. antrat. Die Versöhnung der widerwilligen höhern Kreise der elsaßlothringischen Bevölkerung erstrebte er mit Ungeduld und machte dem Klerus und den Notabeln bedenkliche Zugeständnisse, welche die deutschen Beamten verletzten, ohne doch ihren Zweck zu erreichen. Im Gegenteil waren die Zustände im Reichsland ungünstiger als vorher und die Elsaß-Lothringer nur noch anspruchsvoller geworden, als M. starb. Seinen Namen erhielt 1889 das 5. Dragonerregiment. M. ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten in der neuesten Geschichte Preußens und Deutschlands und ein durch entschlossenen Mut, Charakterfestigkeit, treue, unermüdliche Thätigkeit, klare Einsicht und Geschicklichkeit hervorragender und hochverdienter Feldherr und Diplomat, dem nur die Popularität versagt war, obwohl er sich sehr darum bemühte. Vgl. »Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Edwin, Freiherrn von M.« (Berl. 1874); Keck, Das Leben des Generalfeldmarschalls E. v. M. (Bielef. 1890).

6) Otto Karl Gottlob, Freiherr von, geb. 29. Nov. 1814 in Berlin, Sohn von M. 3), studierte in Göttingen und Halle die Rechte, trat 1866 in das 12. Husarenregiment und ward 1872 Landrat des Kreises Luckau, in dem sein Gut Krossen gelegen ist. Seit 1877 Mitglied des Reichstags, gehörte er bald zu den Führern der deutsch-konservativen Fraktion und stellte sich namentlich an die Spitze der agrarischen Agitation. 1883 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses ernannt und 1891 zum ersten Vizepräsidenten desselben gewählt. Auch ist er Mitglied der Generalsynode und Vorsitzender des märkischen Provinziallandtags.

Mantianus, s. Matianus Lacus.

Mantidae, Fangheuschrecken, s. Gerabflügler.

Mantik (Mantie), bei den Griechen die Wahrsagekunst im allgemeinen; im heutigen Sprachgebrauch nur noch die durch künstliche Mittel angestrebte Entschleierung der Zukunft, im Gegensatz zu der durch inneres Schauen (Prophetie) und göttliche Eingebung bewirkten Weissagung. Zu jenen künstlichen Mitteln gehört sowohl das diesem Zwecke gewidmete Studium der Naturerscheinungen (s. Geomantie, Hydromantie, Pyromantie, Astrologie 2c.) als die Auslegung geworfener Stäbe (s. Rhabdomantie), Lose, Würfel, Karten und die Befragung der Toten (s. Los und Nekromantie) und Dämonen. Diese mehr der Zauberei sich nähernden, nicht eine freiwillige Offenbarung der höhern Wesen (Divination), sondern eine gewaltsame Aufdeckung des Schicksals anstrebenden Methoden gründen sich auf die Weltanschauung der alten Babylonier, nach welcher die Welt nicht eigentlich von einer Gottheit willkürlich regiert werden, sondern in ihrem Gang einer unabänderlichen und gesetzmäßigen, durch die Gestirnstellungen gegebenen Vorherbestimmung folgen sollte. Da nun alle Dinge der Welt untereinander und insbes. mit dem Menschen in unmittelbarster Harmonie und Wechselwirkung stehen sollten, so durfte man mit Umgehung der Gottheit aus dem Stand und Wechsel der Naturdinge unmittelbar zu ersehen hoffen, welchen Gang das Welt- und Menschenschicksal nehmen würde. Die meisten der vom Altertum bis auf die Neuzeit gekommenen Methoden der M. waren bereits im alten Chaldäa völlig ausgebildet, und wie die neuern Keilschriftforschungen erwiesen haben, hatten die Griechen und Römer vollkommen recht, diese trügerische Wissenschaft als eine spezifisch chaldäische zu betrachten. Vgl. Fr. Lenormant, La divination chez les Chaldéens (Par. 1875); Bouché-Leclercq, Histoire de la divination dans l'antiquité (das. 1879—81, 4 Bde.). Allerdings berühren sich

die hierher gehörigen Methoden ziemlich unmittelbar mit der Deutung des Vogelfluges und Hühnerfressens, der Blitze, der Eingeweide geschlachteter Opfertiere, der Befragung heiliger Tempelpferde (s. Augurn, Haruspices, Alektryomantie, Hieroskopie und Hippomantie), in welchen man göttliche Fingerzeige voraussetzte, sowie mit der Traumdeutung, die noch unmittelbarer auf der Annahme göttlicher Eingebung fußte. Über die verschiedenen Gattungen der M. hat am eingehendsten Kaspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, geschrieben (Wittenb. 1553 u. ö.). Von den unzähligen Methoden der M. sind heute fast nur noch Punktierkunst, Chiromantie (s. d.), vor allem aber Karten- und Kaffeesatz-Wahrsagung im Schwange. Vgl. Weissagung und Orakel. — Die Araber verstehen unter M. (ilm-ul-mantik) die Wissenschaft der **Logik**.

Mantilla (span., spr. -illja), im Mittelalter ein Schleiertuch der spanischen Frauen, welches den Kopf, einen Teil des Gesichts und den Hals bis auf die Schultern verhüllte; später überhaupt ein Rückenmantel von leichtem Seidenzeug, der bis an die Kniee reicht.

Mantineia, eine der bedeutendsten Städte des alten Arkadien, an der Grenze von Argolis und der Straße von Argos und Korinth nach dem fruchtbaren Westen der Halbinsel gelegen, erst nach den Perserkriegen durch Synoikismos der fünf Gemeinden ihres Thales erbaut, 385 v. Chr. von den Spartanern zerstört, nach der Schlacht von Leuktra wieder aufgebaut, ward besonders berühmt durch den Sieg der Spartaner über die Argeier 418 und durch die 362 vor seinen Mauern gelieferte Schlacht, in welcher Epameinondas siegreich im Kampfe gegen die Spartaner fiel. Die spartanisch gesinnte Stadt wurde 222 von den Makedoniern erobert, ihre Bewohner in die Sklaverei verkauft. Von da an hieß sie, von Achäern neu bevölkert, **Antigoneia**; erst Kaiser Hadrian gab der schon halb verfallenen Stadt ihren alten Namen wieder. Doch blühte sie unter den Byzantinern von neuem. Die Ruinen, jetzt **Paläopoli** genannt, wurden seit 1887 von der französischen archäologischen Schule aufgegraben: Ringmauern von 3942 m Länge mit 109 viereckigen und 13 runden Türmen und 10 Thoren, Heiligtum des Dionysos, der Aphrodite Melanios, des Poseidon Hippios, Theater, Agora, Buleuterion &c.

Mantiqueira (**Serra da M.**, spr. -këira), Gebirgskette auf der Grenze der brasil. Staaten Minas Geraës einerseits und Rio de Janeiro und São Paulo anderseits, läuft etwa 100 km von der Küste mit derselben parallel, erreicht im Pico do Itatiaya 2712 m Höhe, besteht aus altkristallinischen Schiefern und trennt den Parahyba von dem Rio Grande, Nebenfluß des Paraná.

Mantis (griech.), Wahrsager, Weissager.

Mantis, Insekt, s. Gottesanbeterin.

Mantisse (lat.), Zugabe, Anhängsel; der zu einem Logarithmus (s. d.) gehörige Dezimalbruch.

Manto, Tochter des theban. Sehers Teiresias und selbst Seherin, wurde nach der Einnahme von Theben durch die Epigonen dem delphischen Apollon als Teil der Beute geweiht, aber von diesem nach Kleinasien gesandt, um das Heiligtum des klarischen Apollon bei Kolophon zu gründen. Hier vermählte sie sich mit dem Kreter Rhakios, dem sie den Seher Mopsos gebar.

Mantŏva, s. Mantua.

Mantovāno, Pseudonym, s. Cicogna.

Mantra (ind.), s. Weda.

Mantŭa (ital. **Mantŏva**), ital. Provinz in der Lombardei, grenzt im NO. an die Provinz Verona, im O. an Rovigo, im S. an Ferrara, Modena und Reggio, im SW. an Cremona, im NW. und N. an Brescia und hat ein Areal von 2363 qkm (42,9 QM.). Die Provinz gehört der lombardischen Ebene an, ist reich bewässert (Po, Oglio mit Chiese, Mincio, Secchia sowie zahlreiche Kanäle) und sehr fruchtbar. Die Bevölkerung belief sich 1881 auf 295,728, nach der Berechnung für Ende 1892 auf 308,974 Einw. (131 auf 1 qkm). Hauptprodukte sind Weizen (1891: 494,837 hl), Mais (620,010 hl), Reis (201,814 hl), Hülsenfrüchte, Hanf (12,732 metr. Ztr.), Wein (158,571 hl), Futtergewächse, Seidenkokons (1,577,348 kg), Butter (360,280 kg) und Käse (1,186,400 kg). Die Industrie liefert Ackergeräte, Thonwaren, Seide, Seilerwaren, Leder, Papier, Flecht- und Spielwaren. Die Provinz zerfällt in die elf **Distrikte**: Asola, Bozzolo, Canneto, Castiglione, Gonzaga, M., Ostiglia, Revere, Sermide, Viadana und Volta.

Mantŭa, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt 27 m ü. M. am Mincio, welcher sich an der Nordseite der Stadt seeartig verbreitert (Lago Superiore, Lago di Mezzo und Lago Inferiore) und dieselbe an der Südseite mit einem von Sümpfen begleiteten Arm umgibt. M. ist eine starke **Festung**. Die Werke der eigentlichen Stadt bestehen in einer bastionierten Umfassungsmauer. In den westlichen Sümpfen liegt das Hornwerk Pradella, an der Südseite die stark befestigte Insel Cerese, das Fort Migliaretto, welches ein verschanztes Lager deckt, ein großes Stauwerk, durch welches das ganze südliche Sumpfland unter Wasser gesetzt werden kann, endlich das starke Außenfort Pietole. Die Nord- und Ostseite wird durch die Citadelle und das Fort San Giorgio gedeckt, zu welchen Werken befestigte Dämme (Argine Mulino und Ponte San Giorgio) über den seeartig erweiterten Mincio führen. Infolge ihrer sumpfigen Lage und des schlechten Wassers ist die Stadt sehr ungesund. Unter den öffentlichen **Plätzen** zeichnen sich aus: die Piazza Virgiliana mit der Büste des Dichters Vergil, die Piazza Sordello mit dem Denkmal der politischen Märtyrer von 1851; die Piazza d'Erbe mit der Statue Dantes. Bemerkenswerte **Gebäude** sind: der Dom San Pietro, eine fünfschiffige Säulenkirche aus dem 14. Jahrh., im Innern von Giulio Romano erneuert; die Kirche Sant' Andrea, eins der bedeutendsten Gebäude der Renaissance (1472 nach Albertis Entwürfen begonnen), mit gotischem Backsteinturm und dem Grabmal des Malers Andrea Mantegna; die neue Synagoge (1843); der herzogliche Palast (Corte reale), 1302 erbaut, im 16. Jahrh. von Giulio Romano im Innern ausgeschmückt, mit schönen Sälen, prächtigen Decken, Fresken &c.; das Castello di Corte, der älteste Teil des herzoglichen Palastes mit Türmen, im Innern Wandgemälde aus dem Leben Ludwig Gonzagas von Mantegna enthaltend; der vor dem südlichen Thor (Porta Pusterla) gelegene Palazzo del Te (abgekürzt aus Tejetto), nach dem Plan Giulio Romanos erbaut, mit berühmten Fresken dieses Meisters; das Gerichtsgebäude (ehemals Palast Colloredo), das Wohnhaus des Giulio Romano, zwei Theater &c. Die Zahl der **Einwohner** beträgt (1881) 28,048 (darunter ca. 3000 Juden), welche Fabrikation von Ackergeräten, Zündhölzern, Leder, Pelz- u. Spielwaren sowie Handel betreiben. Die Stadt ist Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Verona-Modena und Pavia-Monselice sowie der Dampfstraßenbahnen nach Brescia, Ostiglia, Asola u. Viadana. Zu den Verkehrsstraßen gehört auch ein durch die Stadt führender Kanal, welcher am Ausgang einen

Hafen bildet. Von Kunst- und wissenschaftlichen **Anstalten** besitzt M. eine Akademie (Virgiliana), ein Lyceum, ein Gymnasium, ein technisches Institut, eine technische Schule, ein Seminar, eine öffentliche Bibliothek mit 80,000 Bänden und 1200 Manuskripten, ein Antiquitätenmuseum, 2 Archive, eine Sternwarte, ein chemisches Laboratorium, ein physikalisches Kabinett, einen botanischen Garten, ein mineralogisches Museum. Ferner befinden sich hier ein Militärspital, ein allgemeines Krankenhaus mit Irrenanstalt und Findelhaus, 2 Waisenhäuser und ein Strafhaus. M. ist Sitz der Provinzialbehörden, eines Bischofs und eines Festungskommandos.

[Geschichte.] M. ist wahrscheinlich eine etruskische Gründung, kam später in den Besitz der Kelten und von diesen an die Römer. Nach der Auflösung des weströmischen Reiches teilte M. die Geschicke von Ober-Italien. Unter der fränkischen und deutschen Herrschaft war es Hauptort einer Grafschaft, die im 10. Jahrh. an das Haus Canossa kam. Nach dem Tode der Markgräfin Mathilde (1115; s. Mathilde 3) erlangte die Stadt munizipale Freiheit und trat 1167 dem lombardischen Städtebund bei. 1236 wurde sie von Friedrich II. erobert, verteidigte sich aber mit Erfolg gegen Ezzelino. Seit 1268 herrschten heftige Kämpfe unter den mächtigen Geschlechtern der Stadt; 1272 bemächtigte sich Pinamonte Bonaccolsi der Herrschaft in derselben, zunächst mit einem ihm zur Seite gestellten Kollegen, nach dessen Ermordung allein: 1274 wurde er für immer zum Generalkapitän von M. ernannt. Ihm folgte 1293 in der Gewalt sein Sohn Bardellone, der 1299 seinem Neffen Guido Bonaccolsi, mit dem Beinamen Bottigella, einem Parteigänger der Ghibellinen, den Platz räumen mußte. Dessen Bruder Rinaldo Bonaccolsi, mit dem Beinamen Passerino (Spätzlein), erhielt vom Kaiser Heinrich VII. den Titel eines kaiserlichen Vikars und eroberte 1313 auch Modena. Er herrschte gewaltthätig und grausam. Nachdem er 1328 bei einem Aufstand gefallen und seine Söhne gefangen genommen waren, übernahm Luigi Gonzaga mit dem Titel eines Capitano die Regierung der Stadt und wurde 1329 von Kaiser Ludwig mit dem Reichsvikariat über dieselbe beliehen. Er wurde Stifter der Dynastie Gonzaga und des Fürstentums M., welches ein ansehnliches Gebiet umfaßte. Die Gonzaga hatten viele Kämpfe gegen die Visconti von Mailand zu bestehen. Johann Franz Gonzaga nahm 1425 an dem Bündnis gegen Mailand teil und ward vom Kaiser Siegmund 1432 zum **Markgrafen** von M. ernannt. Markgraf Friedrich II. erhielt von Karl V. 1530 die **Herzogswürde** und 1536 das Marquisat Montferrat, welches 1574 gleichfalls zum Herzogtum erhoben wurde. Als mit Vincenzo II. 26. Dez. 1627 die italienische Hauptlinie der Gonzaga ausstarb, besaßen die nächste Anwartschaft Ferdinand, Fürst von Guastalla, und Karl Gonzaga, Herzog von Nevers und Rethel, welcher seinen gleichnamigen Sohn sogleich nach Vincenzos Tode Besitz von dem Herzogtum nehmen ließ. Kaiser Ferdinand II. verhängte hierauf als Lehnsherr das Sequester über M., bis er über die Ansprüche der Prätendenten werde entschieden haben. Der junge Herzog fand jedoch Hilfe in Frankreich und bei Venedig, und so entstand der **Mantuanische Erbfolgekrieg**. Der Kaiser sprach über Karl die Reichsacht aus, und M. ward hierauf 18. Juli 1630 von den Kaiserlichen erstürmt und drei Tage lang furchtbar verwüstet. Wegen der Fortschritte der Schweden in Deutschland brauchte der Kaiser seine Truppen in Deutschland, und es ward daher der Mantuanische Krieg durch den Frieden von Chierasco 1631 in der Art beendet, daß der Kaiser und der König von Spanien Karl von Nevers als Herzog von M. anerkannten, wogegen dieser einen Teil von Montferrat an Savoyen abtreten mußte. Der letzte Nevers, Ferdinand Karl (IV.) wurde, weil er im Spanischen Erbfolgekrieg sich den Franzosen anschloß und ihnen die Festung Casale in Montferrat überlieferte, ja sogar versprach, ihnen M. selbst einzuräumen, vom Kaiser Leopold I. der Felonie schuldig erklärt, worauf Prinz Eugen das Herzogtum bis auf die Hauptstadt besetzte. Unter Joseph I. ganz aus dem Lande vertrieben und 30. Juni 1705 geächtet, starb er bald darauf, und nun ward das Herzogtum M. vom Kaiser eingezogen und mit den italienischen Besitzungen des Hauses Österreich vereinigt. Im französischen Revolutionskrieg ergab sich M. nach achtmonatiger Belagerung 2. Febr. 1797 den Franzosen. Es wurde nun zur Cisalpinischen Republik geschlagen, bis es 28. Juli 1799, nachdem es vom Mai bis Juli von dem österreichischen General Kray eingeschlossen und zuletzt vier Tage lang bombardiert worden war, der französische General Foissac-Latour an die Österreicher übergab. Im Frieden zu Lüneville wurde M. wieder zur Cisalpinischen, dann zur italienischen Republik und 1805 zum Königreich Italien geschlagen. 1814 fiel es an Österreich zurück und wurde mit in das Lombardisch-Venezianische Königreich gezogen. Vom März bis Juli 1848 ward es durch die Piemontesen blockiert, und 18. Juli fand hier eine Schlacht zwischen diesen und den Österreichern statt. Infolge des Friedens von Villafranca (12. Juli 1859) ward es von der Lombardei getrennt und kam zu Venetien, mit dem es endlich 1866 an das geeinigte Italien fiel. Vgl. **Volta**, Compendio della storia di Mantova (Mantua 1807—1838, 5 Bde.); Graf **Arco**, Studi intorno al municipio di Mantova (das. 1871—74, 7 Bände).



Mantuanisches Onyxgefäß (Museum in Braunschweig; in halber Größe des Originals).

Mantuanisches Gefäß, eine altröm. Vase von ausgezeichneter Arbeit, die aus einem einzigen Onyx (Sardonyx, weiß und rotbraun), 15½ cm hoch, 6½ cm dick, besteht. Das Kleinod wurde 1630 bei der Plünderung Mantuas von einem Soldaten erbeutet und für 17 Dukaten an einen Offizier, v. Sirot, verkauft, der es seinem Obersten, Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, schenkte. Aus dessen Besitz gelangte es an die Herzöge von Braunschweig. Karl I.

übergab es 1767 dem von ihm gegründeten Museum zu Braunschweig. Bei der Braunschweiger Revolution 1830 nahm Herzog Karl das Gefäß mit, und es war vollständig verschollen, bis es nach dessen Tode 1873 wieder zum Vorschein kam. Die Stadt Genf, Erbin des herzoglichen Nachlasses, gab es an Braunschweig zurück, wo es sich jetzt wieder im Museum befindet. Das Gefäß hatte bis zu seiner Entfernung durch Herzog Karl Fußgestell, Ausguß und Ringe von Gold, die aber jetzt verschwunden sind, sich überdies als spätere Zuthaten erwiesen haben. Den Bauch des Gefäßes umgibt eine Reliefdarstellung, welche in zwölf Figuren ein griechisches, vielleicht auf die kleinen Eleusinien bezügliches Opferfest schildert (s. Abbildung). Der antike Ursprung des Gefäßes ist übrigens in neuerer Zeit angefochten worden.

Mantumba (Matumba), großer See im Kongostaat, östlich vom mittlern Kongo, mit dem er durch einen Kanal in Verbindung steht, und 50 km nördlich vom Leopold II.-See, mit dem er wahrscheinlich gleichfalls durch einen Kanal verbunden ist. Der See wurde 1883 von Stanley entdeckt, 1887 von Bentley mit einem Dampfer befahren.

Manu, im Weda der Stammvater der Menschheit und besonders derjenige, welcher das Opfer eingeführt hat, erscheint in der spätern indischen Sage (zuerst im »Çatapatha-Brâhmaṇa«) als der indische Noah, der bei der großen Flut am Anfang der gegenwärtigen Weltentwickelung allein übrigblieb. Vgl. Muir, Tradition of the descent of the Indian race from M. (in den »Original Sanskrit texts«, Bd. 1). Über das den Namen des M. tragende Gesetzbuch (Mânavadharmaçâstra) s. Sanskrit.

Manuāl (lat.), im allgemeinen soviel wie Handbuch oder Memorial; im Rechnungswesen das Buch, worin Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronologischer Ordnung, wie im Kassenbuch, sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln u. Kapiteln) eingetragen sind (vgl. Buchhaltung, S. 617). Bei der Orgel heißt M. die für das Spiel der Hände bestimmte Klaviatur im Gegensatz zu dem durch die Füße gespielten Pedal. Die Zahl der Manuale wechselt je nach der Größe der Orgel zwischen 2 u. 5. Das Vorhandensein mehrerer Manuale ermöglicht den schnellen Übergang in eine andre Klangschattierung und die Verbindung mehrerer Klangschattierungen für verschiedene Stimmen. Die verschiedenen Manuale erhalten jedes seine besondern Stimmen, und gleichartige Stimmen für verschiedene Manuale werden stets verschieden stark intoniert; die Zusammenbenutzung sämtlicher Stimmen für ein M. (das Hauptmanual) wird durch die Koppeln (s. Koppel) ermöglicht. Die Namen der Manuale sind bei zweien: Hauptmanual und Nebenmanual oder Oberwerk (über dem Hauptmanual liegend); bei dreien: Hauptmanual (in der Mitte gelegen), Unterwerk und Oberwerk. Bei vier oder fünf Manualen liegen das vierte und fünfte über dem Oberwerk und heißen Soloklavier und Echo (Echowerk, Fernwerk). Fünf Klaviere finden sich nur noch selten. Der Umfang der Manuale ist in der Regel von C bis f‴.

Manuālakten (Handakten, Privatakten), Sammlung der Briefe und Antworten, der Schriftsätze, amtlichen Verfügungen und Bescheide, welche in einem Prozeß oder in einer sonstigen vor einer Behörde anhängigen Angelegenheit ergehen, und welche der Anwalt aufbewahren muß. Aus ihnen werden, wenn die gerichtlichen Akten verloren gegangen sein sollten, diese unter Zuziehung der Parteien ergänzt. Die M. sind der Partei auf Verlangen auszuhändigen; doch darf sie der Anwalt so lange in seinem Verwahrsam halten, bis seine Gebühren bezahlt sind. Vgl. § 32 der Rechtsanwaltsordnung für das Deutsche Reich und § 134 der deutschen Zivilprozeßordnung.

Manuāloperation, soviel wie Manipulation, s. Chirurgie, S. 80.

Manuarium jus (lat.), soviel wie Faustrecht.

Manubien (lat.), Beute; Beuteanteil, besonders des Feldherrn; auch soviel wie Wuchergewinn.

Manubrium (lat.), Handhabe; insbes. der Handgriff an den Registerzügen der Orgel.

Manuduktion (lat.), Handleitung, Anleitung.

Manuēl, Name zweier oström. Kaiser: 1) M. I. Komnenos, geb. 1120, gest. 24. Sept. 1180, vierter Sohn des Kaisers Johannes II., folgte nach der Bestimmung seines Vaters diesem 1143; seinen ältern Bruder, Isaak, den seine Anhänger in Konstantinopel gefangen gesetzt hatten, ließ er, nachdem er in der Hauptstadt erschienen, frei und verlieh ihm den Titel Sebastokrator. Ehrgeizig u. thatendurstig, führte er zahlreiche Kriege, um sowohl in Asien als auch in Europa seine Herrschaft auszubreiten. Während des zweiten Kreuzzuges trat er in freundschaftliche Verbindung mit dem deutschen König Konrad III., dessen Schwägerin Bertha von Sulzbach er geheiratet hatte, und schloß mit demselben ein Bündnis gegen Roger II. von Sizilien. Gegen diesen und dessen Nachfolger Wilhelm I. führte er längere Kriege, während deren 1147 die Normannen Theben und Korinth eroberten und plünderten, die Griechen 1155 Apulien eroberten, aber schnell wieder verloren; endlich kam es 1158 unter Vermittelung Papst Hadrians IV. zum Frieden. Auch die Versuche Manuels, im obern Italien, wo er Ancona besetzt hatte, festen Fuß zu fassen, scheiterten an dem Widerstand Kaiser Friedrichs I. und Venedigs. Dagegen führte er glückliche Kriege gegen Ungarn und in Asien, das empörte Armenien wurde wieder unterworfen, der Fürst von Antiochia und selbst der Sultan von Ikonion mußten seine Oberhoheit anerkennen; den König Amalrich von Jerusalem unterstützte er bei seinem erfolglosen Kriegszug nach Ägypten 1170. Allein zuletzt wandte sich das Glück gegen M., auf einem neuen Feldzug gegen den Sultan von Ikonion erlitt er 1176 bei Myriokephalon eine vollständige Niederlage, die alle seine frühern Erfolge zu nichte machte. Er war ein tapferer, ritterlicher Fürst, aber ein despotischer, gewaltthätiger und sittenloser Herrscher. Vgl. v. Kap-Herr, Die abendländische Politik Kaiser Manuels (Straßb. 1881).

2) M. II. Paläologos, zweiter Sohn des Kaisers Johannes V., wurde von demselben 1385 nach dem Tode seines ältern Bruders, Andronikos, zum Mitregenten angenommen und folgte demselben 1391 auf dem Thron. Vom Sultan Bajesid schwer bedrängt, rief er die abendländischen Fürsten zu Hilfe; allein das unter König Siegmund von Ungarn ausziehende Kreuzheer wurde 1396 in der Schlacht bei Nikopolis von dem Sultan vollständig geschlagen. Aufs neue von dem Sultan bedroht, der den Sohn des Andronikos, Johannes, gegen ihn zum Kaiser aufstellte, entschloß sich M., persönlich im Abendland Hilfe zu suchen. Er einigte sich mit Johannes, überließ diesem während seiner Abwesenheit die Regierung und reiste 1399 zunächst nach Venedig, um dann auch Frankreich, England und andre Staaten zu besuchen. Überall wurde er glänzend aufgenommen, erhielt aber

keine wirkliche Hilfe. Nach der Niederlage Bajesids bei Angora (1402) kehrte M. 1403 nach Konstantinopel zurück, übernahm wieder die Regierung, fand Johannes mit Thessalonich ab, schloß mit Bajesids Söhnen Suleiman und Mohammed I. Frieden und regierte friedlich bis zu dessen Tod 1421. Den neuen türkischen Sultan, Murad II., reizte er durch Begünstigung des Thronprätendenten Mustafa; nun belagerte Murad 1422 Konstantinopel, gab die Belagerung aber nach drei Monaten auf, um Aufstände in Kleinasien zu unterdrücken, und schloß 1424 mit M. Frieden. M. starb 1425; ihm folgte sein Sohn Johannes VIII.

Manuel, Don Juan, Infant von Kastilien, [s. Juan Manuel.

Manuel, Nikolaus, genannt Deutsch, Maler u. Dichter, geb. 1484 in Bern, gest. daselbst 30. April 1530, wurde 1512 Mitglied des Großen Rates, trat 1522 in französische Dienste und wohnte dem Sturm auf Novara und der Schlacht bei Pavia bei. Nach seiner Rückkehr (1523) wurde er Vogt von Erlach, 1528 Mitglied des Kleinen Rates und 1529 Venner von Bern, in welchen Stellungen er die Reformation eifrig fördern half. Auch durch Dichtungen und polemische Schriften in Prosa wirkte er für dieselbe, insbes. durch seine volkstümlich kräftigen und witzigen Fastnachtsspiele: »Vom Papst und seiner Priesterschaft«, »Der Ablaßkrämer«, »Barbeli«, »Elsli Tragdenknaben«, die, von 1521—30 in Bern aufgeführt, durch den Druck rasch über die deutsche Schweiz verbreitet wurden. Neuere Ausgaben von Manuels Dichtungen besorgten Tittmann (Leipz. 1868) u. Bächtold (Frauenfeld 1878). Im Museum zu Basel sieht man von ihm Zeichnungen von 1511 und Ölbildnisse von 1517. Das berühmteste seiner Werke jedoch ist der Totentanz, den er in Fresko von 1515—21 auf die (jetzt abgebrochene) Umfassungsmauer des Dominikanerklosters zu Bern malte (nachgebildet in: »Niklaus Manuels Totentanz«, Bern 1829—31, 24 Lithographien). Manuels Kunstweise erinnert stark an die Urs Grafs: er hatte eine überströmende Phantasie, führte auch fleißig aus; höheres Schönheitsgefühl mangelte ihm jedoch. Vgl. Grüneisen, Nikolaus M., Leben und Werke (Stuttg. 1837); Schaffroth, Der Reformator N. M. (Basel 1885); Händcke, N. M. Deutsch als Künstler (Frauenf. 1889). — Sein Sohn Hans Rudolf, geb. 1525 in Erlach, seit 1562 Ammann in Morsen, gest. 1571, war gleichfalls Maler und Dichter.

Manuel (spr. -nüéll), 1) Pierre Louis, franz. Konventsdeputierter, geb. 1751 in Montargis, gest. 14. Nov. 1793, übernahm nach vollendeten akademischen Studien in Paris eine Hauslehrerstelle, wurde aber wegen eines Pamphlets gegen die höhere Geistlichkeit und die Regierung in die Bastille gesetzt. Nach den Julitagen von 1789 zum Mitglied des provisorischen Gemeinderats von Paris erwählt, sammelte er in dieser Stellung aus den Akten der Polizei das Material zu seiner Schrift »La police dévoilée« (Par. 1791, 2 Bde.). Seit Ende 1791 Prokurator der Kommune von Paris, war er bei den Aufständen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 sehr thätig und wurde in Paris zum Mitglied des Konvents erwählt. Er stimmte gegen die Verurteilung des Königs zum Tode, schied, als dieselbe dennoch erfolgte, aus dem Konvent und begab sich nach Montargis, wurde aber bald danach auf Befehl des Konvents verhaftet und als des Royalismus verdächtig zu Paris guillotiniert. Noch hat M. die Ausgabe der »Lettres de Mirabeau à Sophie« (Par. 1792, 4 Bde.) besorgt. Vgl. Bonnal, M. et son temps (Par. 1877).

2) Jacques Antoine, Mitglied der franz. Deputiertenkammer, geb. 10. Dez. 1775 in Barcelonnette (Niederalpen), gest. 20. Aug. 1827, widmete sich zuerst dem Kaufmannsstand, trat 1793 in die Armee, nahm aber 1801 als Kapitän seine Entlassung und wurde Advokat, anfangs zu Digne, dann zu Aix, seit 1815 in Paris, nachdem er während der Hundert Tage der Deputiertenkammer angehört und sich durch seinen Patriotismus ausgezeichnet hatte. 1818 von zwei Departements in die Kammer gewählt, stand er hier auf der äußersten Linken und bekundete eine ebenso große Sachkenntnis wie Schlagfertigkeit. Eine Anspielung von ihm auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. in den Debatten über die spanische Intervention gab der fanatisch royalistischen Majorität einen erwünschten Vorwand, ihn 3. März 1823 aus der Kammer auszuschließen, und da er am folgenden Tage seinen Sitz gleichwohl wieder einnahm, ward er durch einen Gendarmen aus dem Sitzungslokal gebracht. Die ganze Linke folgte ihm nach. M. zog sich hierauf nach Maisons zurück. Sein Leichenbegängnis gab Anlaß zu einer großartigen Volksdemonstration.

Manufákt (v. lat. manu factum, »mit der Hand gemacht«), im allgemeinen jedes Erzeugnis menschlicher Handarbeit. Manufaktur, das Gewerbe, aus welchem solche Erzeugnisse hervorgehen, insbes. das Gewerbe der Stoffveredelung (auch Manufakturindustrie genannt, engl. manufactory) im Gegensatz zu Urproduktion und Handel. Früher unterschied man zwischen fabrica (Fabrik), nämlich der Werkstätte, in welcher mit Hilfe von Feuer, Hau- und Schneidewerkzeugen harte Stoffe (Metall, Steine etc.) verarbeitet wurden, und zwischen der Manufaktur als einer gewerblichen Anstalt, in welcher vornehmlich Rohstoffe des Tier- und Pflanzenreichs unmittelbar mit der Hand veredelt wurden (daher Tuch-, Seiden-, ebenso Spiegel-, Porzellanmanufaktur etc.), eine Unterscheidung, die mit ausgedehnterer Anwendung der Maschine gefallen ist. Heute ist das Wort in der deutschen Sprache nur noch wenig und dann vorwiegend nur zur Bezeichnung der Textilindustrie in Gebrauch. Daher versteht man unter Manufakturwaren vorzüglich die Gewebe, unter Manufakturist den Manufakturwarenhändler wie auch den Fabrikanten oder Leiter einer Manufaktur.

Manufakturpflanzen, soviel wie Gespinstpflanzen (s. Spinnfasern und Handelspflanzen).

Manukaption (lat.), handschriftliche Bürgschaft; Manukaptor, Bürge durch Handschrift.

Manukauhafen (Onehungahafen), große Bucht an der Westküste der Nordinsel von Neuseeland, die aber wegen ihrer vielen seichten Stellen, zwischen denen sich tiefe Kanäle hinziehen, nur mit Vorsicht zu befahren ist. In die schmale Einfahrt führen drei Kanäle; nach Onehunga, dem ansehnlichsten Hafen, führt der Parakaukanal.

Manum de tabŭla (lat.), »die Hand vom Bild!« oder allgemeiner: Hand weg! Der Ausdruck soll nach dem ältern Plinius (»Naturalis historia«, 35, 36) vom griechischen Maler Apelles herrühren, welcher einem Kollegen, Protogenes, den Vorwurf machte, er könne nie »manum de tabula tollere«, die Hand vom Bilde abthun, d. h. er könne die Arbeit nie als fertig betrachten.

Manumissio (lat.), bei den Römern die Freilassung eines Sklaven, daher in Nordamerika Vereine,

welche auf Beseitigung der Sklaverei hinarbeiteten, Manumissionsvereine, -Gesellschaften genannt wurden.

Manu propria (lat., abgekürzt m. p.), mit eigner Hand, eigenhändig.

Manus (lat., »Hand«), im alten Rom soviel wie persönliche Gewalt, namentlich diejenige, welche der Hausvater über seine Familienglieder ausübte; im engern Sinn die Gewalt des Mannes über seine Frau.

Manus injectio (lat., »Handanlegung«), das älteste römische Exekutionsmittel gegen säumige Schuldner, welches darin bestand, daß der Kläger den Beklagten vor den Prätor brachte. Bezahlte der Beklagte nicht sofort, oder fand er keinen solventen Verteidiger (vindex), so wurde er von dem Prätor dem Kläger als Schuldknecht zugesprochen (addictus) und konnte von diesem nach 60 Tagen in fremde Sklaverei verkauft oder getötet werden. M. i. wurde auch in bestimmten Fällen zugelassen, wo der Schuldner noch nicht verurteilt war. Später gab man die Strenge dieses Verfahrens auf, man gestattete insbes. dem Schuldner, sich selbst zu verteidigen und so den Kläger zu neuem Prozeß zu nötigen. Schließlich verschwand das ganze Institut aus dem römischen Recht (s. Pötelisches Gesetz).

Manuskript (lat.), Handschrift (s. d.); in den Buchdruckereien Bezeichnung aller für den Druck bestimmten Vorlagen, mögen dieselben geschrieben sein oder aus Drucken früherer Auflagen u. dgl. bestehen, in welchem Falle man sie auch als »gedrucktes M.« bezeichnet. Der Ausdruck »als M. gedruckt« bedeutet, daß das betreffende Druckerzeugnis nur im Interesse des Verfassers hergestellt ist und nicht allgemein dem Publikum zugänglich wird, so bei Widmungsschriften, Theaterstücken &c., wobei die Bemerkung zugleich den Vorbehalt aller Eigentumsrechte ausdrückt. Bei dramatischen, musikalischen oder dramatisch-musikalischen Werken bedeutet der Zusatz »den Bühnen gegenüber als M. gedruckt« einen ausdrücklichen Vorbehalt des Rechtes der öffentlichen Aufführung. Unbefugter Abdruck eines Manuskripts wird als Nachdruck bestraft (s. Urheberrecht).

Manuskripthalter, Tenakel und Divisorium, s. Buchdruckerkunst, S. 609.

Manus manum lavat, lat. Sprichwort: »Eine Hand wäscht die andre.«

Manus mortŭa (lat.), s. Tote Hand.

Manustupratio (Masturbatio, lat.), s. Onanie.

Manutenénz (Manutention, lat.), Beschützung, namentlich im Besitz.

Manutius (ital. Manuzio, Manuzzi u. Manucci), 1) Aldus, der ältere, geb. 1450 in Sermonetta bei Velletri in der Nähe Roms (daher auch Romanus genannt), gest. 6. Febr. 1515, studierte in Ferrara und in Rom, wirkte dann als Erzieher in fürstlichen Häusern, erlernte in Ferrara unter Guarinis aus Verona Leitung noch das Griechische und legte 1489, unterstützt von dem Fürsten von Carpi, zur Hebung der humanistischen Studien in Venedig eine Druckerei an. Er selbst machte sich durch mehrere gelehrte Schriften über Gegenstände der hebräischen, griechischen und lateinischen Linguistik und Grammatik, die er in Latein verfaßte, einen Namen und unterhielt in seinem Haus eine gelehrte Gesellschaft: Neacademia (aus der später die Academia della Fama hervorging), welche die Textrevision der alten, bei ihm zum Druck gelangenden Autoren besorgte. In 28 sogen. Editiones principes erschienen bei ihm die ersten Drucke in griechischen Lettern (die ersten drei ohne Datum, ein solches trägt jedoch die griechische Grammatik von Laskaris, 28. Febr. 1494). Die in den damaligen Offizinen noch gebräuchliche, aus den mittelalterlichen Handschriften stammende sogen. gotische oder Mönchsschrift ersetzte er durch die Antiqua und die von ihm erfundene und auf seine Veranlassung geschnittene *Kursivschrift*. Seine unter dem Namen Aldinen geschätzten Ausgaben (über 130 Bde.), zu denen er vielfach Vorreden schrieb, zählen zu den schönsten Produkten der ältern Buchdruckerkunst. Er schrieb: »Dictionarium graecum« (1497); »Institutiones graeco-latinae« (1501—1508); »Grammaticae institutiones graecae« (1515); »De metris Horatianis« (1509).

2) Paulus, Sohn des vorigen, geb. 12. Juni 1512, gest. 6. April 1574, übernahm 1533 in Venedig die inzwischen von Andrea d'Asola geleitete Druckerei seines Vaters und leitete seit 1561 den Druck der Kirchenväter in Rom. Aus der venezianischen Druckerei gingen 1515—74 etwa 635 Werke hervor. Er schrieb Kommentare zu Ciceros Schriften und »Epistolae selectae« (hrsg. von Fickelscherer, Leipz. 1892).

3) Aldus, der jüngere, Sohn des vorigen, geb. 13. Febr. 1547, gest. 28. Okt. 1597 in Rom als Leiter der Typographia Vaticana, war im Lehrfach der alten Sprachen an mehreren Orten Italiens und als Schriftsteller schon in frühester Jugend thätig, übernahm dann die väterliche Offizin in Venedig, die aber unter ihm, der mehr Gelehrter als Buchdrucker war, in Verfall geriet und bald einging, nachdem während eines Zeitraums von 100 Jahren über 900 meist vorzügliche Ausgaben griechischer, römischer und italienischer Klassiker aus ihren Pressen hervorgegangen waren. Vgl. Renouard, Annales de l'imprimerie des Aldes (3. Aufl., Par. 1834); Didot, Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise (Par. 1873); Frommann, Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert, Heft 2 (Jena 1881); Schück, Aldus M. und seine Zeitgenossen (Berl. 1862); Goldsmid, A bibliographical sketch of the Aldine Press at Venice (Edinb. 1887, 3 Bde.); Omont, Catalogues des livres grecs et latins, imprimés par Alde Manuce à Venise (Par. 1892). Ein Verzeichnis aller echten Aldinen gab Ebert in seinem »Bibliographischen Lexikon«, Bd. 1 (Leipz 1821).

Manx, die Bewohner der Insel Man (s. d.) sowie die alte keltische Sprache derselben (s. Keltische Sprachen).

Manyema, afrikan. Volk, s. Manjuema.

Manytsch, eine Niederung, Thal und Flußbett in Südrußland, welches den größten Teil des Jahres teilweise trocken liegt, teilweise aus einer langen Reihe von meist bittersalzigen Seen besteht und sich vom Don an, gegen 530 km weit, bis zum See Kele-Usun im Gouv. Astrachan (84 km vom Kaspischen Meer) verfolgen läßt. Der höchste Punkt in dieser Niederung ist der bei Hochwasser 55 km lange und 2—3 km breite See Schara-Chulussun (Sargamyschtsch), welcher von S. den Kalaus und von N. den Jlan-Saucha und den Chara-Saucha aufnimmt. Im Frühling, wenn die Flüsse anschwellen, setzt sich das Wasser im Schara-Chulussun in Bewegung und zwar nach zwei Richtungen hin, nach O. und nach W., so den östlichen und westlichen M. bildend. Der westliche M. ergießt sich bei hohem Wasserstand bei der Staniza Staro-Manytschskaja in den Don; doch ist sein Fall so gering, daß bei Überschwemmungen des Don das Wasser dieses letztern bis über 100 km den Lauf des west-

lichen M. heraufdringt. Der östliche M. hat zuerst einen stärkern Fall, tritt aber bei Olon-Chudук in die fast ganz horizontale M.- oder Kumsche Niederung und mündet in den Kete-Usun, aus welchem sich im Frühling drei Abflüsse ins Kaspische Meer nachweisen lassen. Unter den vielen Seen des Manytschthals sind erwähnenswert: der 70—90 km lange und 5—9 km breite Bolschoi Liman (Gudilo) und der Manytschskoje Osero, dessen Schlammbäder gegen veraltete Skrofeln, Ausschläge, Rheumatismus etc. gebraucht werden.

Manzana, Flächenmaß in Mittelamerika, = 10,000 Quadrat-Varas = 69,8737 Ar.

Manzanāres, Fluß in der span. Provinz Madrid, entspringt am Südabhang der Sierra de Guadarrama, fließt an Madrid vorüber und mündet nach 85 km langem Lauf rechts in den Jarama.

Manzanāres, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Ciudad Real, am Azuel, in der Mancha, an den Eisenbahnlinien Madrid-Sevilla und M.-Ciudad Real gelegen, hat eine moderne gotische Kirche, ein altes Kastell, Weinbau, Fabrikation von Tuch, Seife und Branntwein und (1887) 9699 Einw.

Manzanēros, Indianerstamm in der Argentinischen Republik, s. Pampas.

Manzanillabaum, s. Hippomane.

Manzanillawein, s. Spanische Weine.

Manzanillo (spr. -illjo), 1) (Puerto de Colima) Hafenstadt des mexikan. Staates Colima, an schöner Bai, mit ziemlich gutem, auch großen Schiffen zugänglichem Hafen, in dem zwei amerikanische Dampferlinien verkehren, durch Eisenbahn mit der Stadt Colima verbunden, mit 4000 Einw., die wesentlich durch Vermittelung von Hamburger Firmen Zedernholz, Häute, Drogen etc. ausführen. — 2) Stadt in der Provinz Santiago de Cuba, an der Südküste der Insel Cuba, an der Bahia de Buena Esperanza, hat Ausfuhr von Hölzern, Honig, Zucker, Fellen und Tabak und (1887) 9000 (mit der Gemeinde 34,220) Einw.

Manzanīta, die Blätter von Arctostaphylos glauca *Lindl.* in Kalifornien, welche wie die von A. uvae ursi als diuretisches Heilmittel benutzt werden.

Manzōni, Alessandro, einer der größten neuern ital. Dichter, geb. 7. März 1785 in Mailand aus einer gräflichen Familie, gest. 22. Mai 1873, erhielt die erste Erziehung bei den Somaskern in Merate (1791—96) und Lugano (1796—98). Nachdem er seine Studien zu Mailand und Pavia vollendet, folgte er 1805, zwei Jahre vor dem Tode seines Vaters, seiner geistreichen Mutter, einer Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Beccaria, nach Paris, wo dieselbe schon seit 1795 mit Carlo Imbonati lebte, und erhielt dort Zutritt zu den Kreisen, in welchen sich die letzten Vertreter der Philosophie des 18. Jahrh. bewegten. Sein erster poetischer Versuch waren sein »Trionfo della libertà« (1801, erst Mail. 1878 gedruckt), das Monti gewidmete Idyll »Adda« (1803), drei »Sermoni« (1803—1804) u. a. Um seine Mutter zu trösten, schrieb er 1806 das Gedicht »In morte di Carlo Imbonati« (Par. 1806), das sich schon durch jenen Adel der Gesinnung auszeichnet, der einen Grundzug in Manzonis Charakter bildet. Sein nächstes poetisches Erzeugnis: »Urania« (1807—1809), ein mythologisches Gedicht, zeigt ihn noch als Anhänger der klassischen Litteratur und wurde von Monti und Foscolo gelobt. Bis dahin in der Religion Voltaireschen Grundsätzen zugeneigt, wandelte er nach seiner Verheiratung mit Luise Blondel (1808), der Tochter eines Genfer Bankiers, allmählich seine religiösen Ansichten um und bekannte sich schließlich (seit 1810) zu jenem gläubigen Katholizismus, dem er sein ganzes Leben lang treu blieb (vgl. Bonghi, Horae subcesivae, Neap. 1888). Eine Frucht dieses Umschwunges waren seine fünf »Inni sacri« (1812—22), mit welchen er einen ganz neuen Ton in der italienischen religiösen Lyrik anschlug, und die zu den schönsten Schöpfungen derselben gehören, zu der damals in Italien herrschenden Richtung aber im Gegensatz standen und daher auch mancherlei Angriffe erfuhren. Seinen Eifer für den katholischen Glauben bethätigte er auch durch seine gegen Sismondis Angriffe auf die katholische Moral gerichteten »Osservazioni sulla morale cattolica« (Mail. 1819, Florenz 1835; deutsch von Anspach, Köln 1835). Wie in der Lyrik, so betrat M. auch im Drama einen neuen Weg. In seinen Trauerspielen: »Il conte di Carmagnola« (1816—20) und »Adelchi« (1820—22; deutsch von Schlosser, Heidelb. 1856) durchbrach er zuerst die starren Formen der französischen Schule und stellte die ersten Muster eines nationalen Dramas auf. Beide Stücke zeichnen sich durch ihre edle, gedankenreiche u. harmonische Sprache aus; besonders sind die eingelegten, ganz lyrisch gehaltenen Chöre von großer Schönheit. Allgemeine Bewunderung erregte Manzonis Ode auf Napoleons I. Tod: »Il cinque Maggio« (1821, 1822 gedruckt), nach dem Chor auf den Tod Ermengardas das schönste Erzeugnis seiner lyrischen Muse, welches alle ähnlichen der Franzosen weit übertraf und ihn zum Lieblingsdichter seiner Nation machte. Den ausgebreitetsten Ruhm aber verschaffte ihm sein Roman »I Promessi Sposi, storia milanese del secolo XVII« (Mail. 1825—26, 3 Bde.; Livorno 1827, 3 Bde., und an verschiedenen Orten nachgedruckt; hrsg. von Petrocchi, Flor. 1893 ff.), überhaupt der erste italienische Roman im modernen Sinne des Wortes und gleich ausgezeichnet durch spannendes Interesse der Handlung wie durch die unvergleichliche Schilderung des italienischen Volkslebens im 17. Jahrh. und die Mannigfaltigkeit und Naturwahrheit der Charakterzeichnung. Das Buch wurde bald in alle gebildeten Sprachen übersetzt (ins Deutsche von Bülow, Leßmann, Clarus, Kaden; recht gelungen von E. Schröder, Hildburgh. 1867) und überall mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. In der 3. Auflage erschien das Werk (Mail. 1840—42, 3 Bde.) in der Sprache mehrfach verändert und mit einem Anhang: »Storia della colonna infame«, versehen, einer strengen Prüfung und Verurteilung des gegen die angeblichen Urheber der Pest zu Mailand im 17. Jahrh. angestellten Kriminalverfahrens. Schon 1810 war M. nach Mailand zurückgekehrt; 1819 begab er sich noch einmal auf 10 Monate nach Paris, und 1827 hielt er sich mit seiner Familie in Florenz auf. Seitdem lebte M., dessen erste Frau 1833 starb, seit 1837 zum zweitenmal verheiratet, in stiller Zurückgezogenheit im Schoße seiner Familie in Mailand und auf seiner Villa in Brusuglio. Trotz seines strengen Katholizismus von warmer Begeisterung für ein einiges Italien erfüllt, folgte er der politischen Bewegung mit lebhaftem Interesse und begrüßte die Ereignisse von 1859 mit aufrichtiger Freude. Er nahm daher auch 1860 die Ernennung zum Senator des Königreichs an, wogegen er früher der österreichischen Regierung das Dekret, welches ihn zum Mitglied der lombardisch-venezianischen Regierung ernannte, zurückgesandt hatte. In dem letzten Jahrzehnt beschäftigte ihn vorzugsweise die Frage der

sprachlichen Einheit Italiens, und er trat in einer Reihe von Aufsätzen mit Entschiedenheit für die Vorherrschaft des toscanischen Dialekts ein. Gesammelt erschienen: »Opere varie di A. M.« (Mail. 1845, vermehrt 1870); »Opere inedite e rare di A. M.« (das. 1883—91, 4 Bde.); »Epistolario di A. M.« (hrsg. von Sforza, das. 1882—83, 2 Bde.); »Poesie liriche scelte di A. M.« (hrsg. von D'Ancona, Flor. 1892). Eine meisterhafte Verdeutschung von Dichtungen Manzonis lieferte Heyse in seinen »Italienischen Dichtern« (Bd. 1, Berl. 1889). Aus der überreichen Litteratur über M. vgl. De Gubernatis, A. M. (Flor. 1879); Cantù, A. M. (Mail. 1882, 2. Aufl. 1885); S. S[tampa], A. M., la sua famiglia, i suoi amici (das. 1885—88, 2 Bde.); Piumati, La vita e le opere di A. M. (Tur. 1886); Petrocchi, Dell' opera di A. M. letterato e patriotta (das. 1886); Negri, Segni dei tempi (das. 1893); Vismara, Bibliografia Manzoniana (Mail. 1875); Salveraglio, Catalogo della serie manzoniana nella Biblioteca Braidense (das. 1890).

Mâo, Hauptstadt von Kanem im Sudân, 60 km nordöstlich vom Tsadsee, hat keine Mauern, besteht aus 150 Hütten und zählt 3000 Einw.; auch die Wohnung des Gouverneurs des Sultans von Bornu ist höchst bescheiden. Hier wurde 1863 M. v. Beurmann ermordet.

Mäonide, von den Alten vielgebrauchter Beiname Homers, soviel wie aus Mäonien (Lydien) stammend, weil Smyrna für seine Geburtsstadt mit galt, nach andern, weil Mäon der Name seines Vaters war.

Mäonien, bis ins 2. Jahrh. n. Chr. gebräuchlicher, ethnischer Name der Landschaft Lydien in Kleinasien.

Maori, die Eingebornen von Neuseeland (s. d.).

Maeōtis Palus (lat.), im Altertum Name des Asowschen Meeres, von dem anwohnenden Volk der Mäotä (Maïtä). Man hielt dieses Meer wie das Kaspische anfangs für Busen des großen nördlichen Ozeans.

Map (latinisiert Mapes), Walter, engl. Schriftsteller in lateinischer Sprache, geb. um 1140 in Wales oder in dem englischen Grenzdistrikt Herefordshire, gest. um 1209, studierte in Paris, kam unter Thomas Beckets Kanzlerschaft an den englischen Hof, wurde Wanderrichter in den westlichen Grafschaften, nahm 1179 am Lateranischen Konzil teil und erhielt 1197 eine Stelle als Erzdiakon in Oxford. Ein sicheres Werk von ihm ist »De nugis curialium« (»Vom Zeitvertreib der Höflinge«), das in Form von Sagen und Anekdoten an den Zuständen des Staates und der Kirche scharfe Satire übt. Früh wurde ihm auch ein Cyklus von vier französischen Prosaromanen zugeschrieben (»Lancelot«, die zwei Teile der »Suche nach dem heiligen Gral« und »Arthurs Tod«), die für die Ausgestaltung der Arthur- und Gralsage von höchster Bedeutung waren; doch ist seine Verfasserschaft bestritten. Am schwächsten ist die Wahrscheinlichkeit, daß er die berühmten lateinischen Satiren auf das Mönchsleben dichtete, die sich um die Figur eines naiv sinnlichen, trinklustigen und verbuhlten Klostermannes, Namens Golias, drehen (z. B. »Beichte des Golias«, »Testament des Golias«) und danach Goliardenlieder heißen. Das Studentenlied »Mihi est propositum in taverna mori« ist aus zwei Stellen der Goliasbeichte erwachsen. Herausgegeben sind die »Latin poems commonly attributed to W. Mapes« von Thomas Wright für die Camden Society (Lond. 1841); ebenso »De nugis curialium«, 1850. Vgl. Wards »Catalogue of romances in the British Museum«, Bd. 1.

Mapimi, Stadt im mexikan. Staate Durango, 1046 m ü. M., an der Eisenbahn von Chihuahua nach Mexiko und südlich von der Bolson de M. (s. d.) genannten Wüstenei, hat Blei-, Gold- und Silbergruben, eine Baumwollfabrik und 3400 Einw.

Mappa (lat.), Altartuch, s. Altar.

Mappemonde (franz., spr. mapp'móngd', lat. mappa mundi), Weltkarte; M. céleste, Himmelskarte.

Mappieren (v. engl. map, »Landkarte«), eine Gegend oder ein ganzes Land kartographisch aufnehmen (s. Landesaufnahme).

Mappila, ind. Volksstamm, s. Mopla.

Maquet (spr. -kä), Auguste, franz. Schriftsteller, geb. 13. Sept. 1813 in Paris, gest. 9. Jan. 1888 in Ste.-Mesme, erhielt 1831 eine Stelle am Collège Charlemagne und wurde Dumas' Mitarbeiter an dessen berühmtesten Romanen und Theaterstücken (»Les Mousquetaires«, »Monte-Christo«, »La reine Margot« etc.). Nach seiner Trennung von Dumas schrieb er mehrere auch ins Deutsche übersetzte Romane, z. B. »La belle Gabrielle« (1854), »Le comte de Lavernie« (1854), »L'envers et l'endroit« (1858), »La rose blanche« (1859), die er zum Teil zu Bühnenstücken verarbeitete. Von diesen dramatischen Arbeiten hatte das Volksschauspiel »La maison du baigneur« (1864) den meisten Erfolg.

Maquibeeren, s. Aristotelia Maqui.

Maquisformation (Macchienformation), s. Mittelmeerflora.

Maquoketa, Hauptort der Grafschaft Jackson im nordamerikan. Staat Iowa, Bahnknotenpunkt, hat mehrere Fabriken und (1890) 3077 Einw.

Mār (syr., »Herr«), vor Heiligennamen in Syrien und Palästina soviel wie »Sankt«, z. B. M. Elias, der heil. Elias; M. Schă'ja, der heil. Jesaias etc.

Mar, s. Mahr.

Mara (Dolichotis *Desm.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Meerschweinchen (Caviidae), hasenartige Tiere mit hohen Beinen, Ohren von halber Kopfeslänge, kurzem Schwanz und nackten Sohlen. Die M. (Pampashase, patagonischer Hase, D. patagonica *Wagn.*) ist 75 cm lang, mit 5 cm langem Schwanz, 45 cm hoch, mit gestrecktem Leib, etwas schmächtigem Hals, zusammengedrücktem, an der Schnauze zugespitztem Kopf, ziemlich schmalen, aufrecht stehenden Ohren, vierzehigen Vorder- und dreizehigen Hinterfüßen mit langen, starken Krallen. Das in seiner Gestalt an einen kleinen Wiederkäuer erinnernde Tier ist oberseits braungrau, fein weiß gesprenkelt, an den Seiten hell zimtfarben, an der Brust braun, an der Gurgel, Unterseite und am Hinterteil weiß. Es findet sich in der Wüste Patagoniens, nördlich bis 37° südl. Br., lebt gesellig, streicht von seinen Höhlen aus meilenweit umher, wird aber selten bemerkt. Es nährt sich von Wurzeln, Rinden und Gräsern und brandschatzt auch Pflanzungen und Kleefelder. Das Weibchen wirft zweimal im Jahre zwei Junge. Man jagt die M. zu Pferde, ermüdet sie und erlegt sie mit der Wurfkugel. Das Fell dient zu Teppichen und Decken. In der Gefangenschaft pflanzt sie sich leicht fort.

Mara (»Bitterkeit«), erstes Lager der Israeliten in der Wüste, drei Tagereisen vom Schilfmeer, wo sie bitteres Wasser antrafen, das Moses durch Hineinwerfen einer Holzart trinkbar machte; vielleicht der Brunnen Hawârah, südöstlich von Suez.

Mara, Elisabeth Gertrud, geborne Schmehling, Opernsängerin, geb. 23. Febr. 1749 in Kassel.

gest. 20. Jan. 1833, Tochter eines armen Musiklehrers, erlangte früh ungemeine Fertigkeit im Violinspiel und unternahm in Begleitung ihres Vaters Kunstreisen nach Wien und London, wo sie sich, zehn Jahre alt, vor der Königin hören ließ. Auf Anraten einer Hofdame widmete sie sich dem Gesang, nahm erst bei Paradisi in London, 1766 bei Hiller in Leipzig Unterricht und machte hier eminente Fortschritte. Vom Intendanten der Berliner Oper, der sie in Leipzig gehört hatte, nach Berlin berufen, überwand sie hier Friedrichs d. Gr. Abneigung gegen deutsche Sängerinnen und wurde mit 3000 Thlr. Gehalt (der sich später verdoppelte) engagiert, verdarb sich aber ihr Lebensglück bald durch ihre Verheiratung mit dem Violoncellisten M., der ihr Vermögen verschwendete. Der Despotismus, den Friedrich II. gegen die Mitglieder seiner Oper übte, verleidete dem Ehepaar den Berliner Aufenthalt; doch gewährte der König die wiederholten Bitten um Entlassung erst nach Jahren. 1780 sang die M. in Wien, dann 1782 in Paris und London, wo sie besonders in Händelschen Oratorien großartige Erfolge errang. Nach Lösung ihrer Ehe sang sie 1788 in Turin und Venedig, kehrte 1790 nach London zurück, blieb dort zehn Jahre lang, entsagte wenig später dem öffentlichen Auftreten und wandte sich 1803 nach Rußland. In Moskau hatte sie ein festes Besitztum erworben, verlor aber 1812 beim Brande der Stadt ihr Vermögen und siedelte nach Reval über, wo sie Unterricht erteilte. Nach Zelters Urteil ist der M. nie eine deutsche Sängerin auch nur annähernd gleichgekommen. Sie war übrigens auch eine Virtuosin auf dem Klavier, und als Schauspielerin hatte sie, nachdem sie einmal zur Oper übergegangen war, durch Fleiß und Studium ersetzt, was ihr, von der Natur stiefmütterlich behandelt, versagt war. Vgl. Riggli, Elisabeth M. (Leipz. 1881).

Marabitánas (San José de M.), Grenzfort im brasil. Staat Amazonas, am obern Rio Negro, 60 km von der Grenze Venezuelas.

Marabu (Kropfstorch, Leptoptilus *Less.*), Gattung aus der Ordnung der Watvögel der Familie der Störche (Ciconiidae), große Tiere, mit kräftigem, fast ungeschlachtem Leib, nacktem Kopf, dickem, nacktem Hals mit herabhängendem Kehlsack, welcher eine beträchtliche Erweiterung der Speiseröhre birgt, sehr großem, kegelförmigem, an der Wurzel sehr dickem Schnabel, hohen Beinen, langen, breiten, abgerundeten Flügeln und mittellangem Schwanz, dessen untere Deckfedern außerordentlich entwickelt, namentlich von der Wurzel an fein zerschlissen sind. Die Marabus sind außerordentlich gefräßig, streiten mit den Geiern um jedes Aas und wissen sich überall die Herrschaft zu sichern. Der afrikanische M. (Adjutant, L. crumenifer *Less.*, s. Tafel »Watvögel IV«), 1,6 m lang, gegen 3 m breit, auf dem mit nur wenigen haarartigen Federn bedeckten Kopf rötlich fleischfarben, meist mit grindiger Haut, auf der Oberseite des Körpers dunkelgrün, metallisch glänzend, auf der Unterseite und im Nacken weiß; Schwingen u. Steuerfedern sind schwarz, die großen Deckfedern der Flügel auf der Außenfahne weiß gerandet. Er bewohnt Ostafrika südlich vom 15.° nördl. Br., weilt hier vom Mai bis Oktober und zieht dann südlich, um zu brüten. Der Vogel zeigt einen ganz sonderbaren Anstand und unverwüstliche Ruhe, eine Haltung, die unwillkürlich zum Lachen herausfordert. Dabei ist er erstaunlich klug und kaum auf den Schlafplätzen zu überlisten. Er erscheint in der Nähe aller größern Ortschaften und bemächtigt sich der Abfälle, fischt im Nil, frißt aber auch Ratten, Mäuse, Muscheln, Insekten und mit Vorliebe Aas. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm und zutraulich. In Indien lebende Marabus stehen unter öffentlichem Schutz, gehen frei in allen größern Städten umher und beseitigen die Abfälle. Man hält sie auf den Dörfern in ganzen Herden, um die prachtvollen Federn (Marabufedern) aus dem Schwanze zu gewinnen.

Marabuseide, bestimmte Sorte der gezwirnten Seide für besondere Zwecke der Seidenweberei.

Marabut (arab., eigentlich marbût, »gebunden«, d. h. dem Dienste Gottes geweiht), ursprünglich Name einer mohammedanischen Sekte im nordwestlichen Afrika, welche zu großer politischer Bedeutung gelangte und die Dynastie der Almoraviden (s. d.) gründete; später bei den Berbern Bezeichnung einer geheiligten, ihr Leben in asketischer Beschaulichkeit zubringenden Persönlichkeit. Solche Marabuts stehen beim Volk im höchsten Ansehen, und man schreibt ihnen Wunderkraft und prophetische Gabe zu. Häufig sind sie auch als Priester bei Moscheen und Grabkapellen angestellt, und ihre Würde erbt dann vom Vater auf den Sohn, obgleich der Name M. eigentlich nur selten bei Lebzeiten gegeben wird. Auch das Grab eines solchen Heiligen nennt man M. Vgl. Rinn, Marabouts et Khouan (Algier 1884).

Maracaïbo, Hauptstadt des Staates Zulia in Venezuela und einer der wichtigsten Handelsplätze der Republik, am Westufer des Saco de M., ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat 6 Plätze (auf einem ein Standbild Bolivars), ein Nationalkollegium, eine nautische Schule, ein Jesuitenkollegium, elektrische Beleuchtung, Pferdebahn, ein Theater, 4 Krankenhäuser und (1889) 34,284 Einw., welche lebhafte Schiffahrt auf dem See (Dampfer gehen bereits den Catatumbo und Escalanta hinauf) und Ausfuhr von Kaffee (jährlich für 30 Mill. Bolivares, meist nach New York), ferner von Rinder- und Ziegenhäuten, Gelbholz, Fieberrinde, Dividivi, Kakao, Balsam u. a. betreiben.

Maracaïbo, Golf von, größter Meerbusen an der Küste von Venezuela, zwischen den Halbinseln Goajira und Paraguana, der unter 11° 4′ nördl. Br. mit dem Antillenmeer in Verbindung steht, von den Indianern Coquibacoa, von seinem Entdecker Alonso de Hojeda 1499 wegen der an Venedig erinnernden Pfahlansiedelungen Golf von Venecia, nachher von Venezuela genannt, welcher Name später auf das ganze Land überging, 15,000 qkm (272 QM.) groß. Er steht durch den 35 km langen, an seinem Eingang (Las Bocas de Oribono y Paijana) nur 14 km breiten Saco de M. mit der Laguna de M. in Verbindung, welche gleichfalls schon 1499 von Hojeda entdeckt wurde, und bei einer Länge von 165 km und einer Breite von 90–120 km 16,360 qkm (297½ QM.) umfaßt. Die zwischen 9° und 10° 25′ nördl. Br. gelegene Lagune empfängt namentlich von W. her zahlreiche Flüsse, darunter den Catatumbo mit dem Abfluß der Laguna de Zulia, wie denn noch zahlreiche andre Lagunen im S. des Sees in ihn abfließen. Er ist sehr fischreich, sein Wasser ist süß; die Einfahrt ist wegen der starken Strömung und einer Barre für größere Schiffe nicht ohne Gefahr.

Maracaïborinde, s. Chinarinden.

Maracay, Stadt im Staat Miranda von Venezuela, 440 m ü. M., nahe dem Nordostufer des Valenciasees, durch Eisenbahn mit Carácas und Valencia verbunden, in ungemein fruchtbarer Gegend, mit

schloßähnlichem Gefängnis, hat mit der starken Garnison 8000 Einw.

Maragatos, Volksstamm in der span. Provinz Leon (s. d.).

Maragha, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, östlich vom Urmiasee, am Safifluß, gut gebaut, mit ca. 14,000 Einw., 16 Karawanseraien, 80 Moscheen, 4 Hochschulen, war ehedem Hoflager Hulagu-Chans, des Sohns von Dschengis-Chan, dessen angebliche Grabstätte noch vorhanden ist. Unter den Gelehrten, die er hier versammelte, war auch Chodscha Nasr eddin, ein berühmter Philosoph und Astronom, für den er eine glänzende Sternwarte (zugleich Festung) erbauen ließ, deren Reste unweit westlich der heutigen Stadt liegen. In der Nähe Gruben geschätzten Marmors.

Maraghât, el, Ort im Distrikt Tahta der ägypt. Provinz (Mudirieh) Girgeh, links am Nil, Dampferstation, mit (1882) 8658 Einw.

Maragogipe, Stadt im brasil. Staat Bahia, an der Mündung des Paraguassú in die Allerheiligenbai, von Kokoswäldern umgeben, beliebter Wohnplatz reicher Plantagenbesitzer, hat Zigarrenfabriken, starken Handel mit Zucker, Tabak und Maniokmehl und 3000 Einw.

Marais (franz., spr. -rä, »Morast, Sumpf«), Name eines Pariser Stadtviertels, wo im Hôtel d'Argent 1600—1673 das berühmte Théâtre du M. bestand; während der französischen Revolution auch spöttische Bezeichnung der gemäßigten Partei (la Plaine) im Konvent, im Gegensatz zur Bergpartei (la Montagne); s. Berg, S. 792.

Marajó, Insel im brasil. Staat Pará, an der Mündung des Amazonenstroms zwischen 0—2° südl. Br., 300 km lang, 200 km breit, 52,800 qkm (959 QM.) groß, niedrig und eben, doch keineswegs angeschwemmtes Alluviallland, meist mit Gras und Gebüsch bedeckt, im O. und S. aber Urwald. Auf ihr liegen die Orte Breves und Chaves und die alte Jesuitenmission M. im Innern.

Marák (spr. marschāk), Julius, böhm. Maler, geb. 29. März 1835 in Leitomischl, bildete sich auf der Malerakademie zu Prag und in München zum Landschaftsmaler und lebte seit 1858 in Wien. Später nahm er seinen Wohnsitz in Florenz. Die erste Aufmerksamkeit erregte er durch eine Reihe von Kohlezeichnungen, unter denen der Kongreß der Störche so gefiel, daß der Wiener Kunstverein seine Ausführung in Öl bestellte. Von seinen spätern Kohlezeichnungen sind zu nennen: zur Zeit des Abendsterns, der Abend bei Sadowa 1866, Bilder aus der Slowakei, die vier Jahreszeiten, die vier Tageszeiten, die Waldeinsamkeit, zwölf Zeichnungen (mit Text von Scheffel, 4. Aufl., Stuttg. 1884) und die österreichischen Waldcharaktere in 13 Blättern (in Faksimile-Heliogravüre, Wien 1882). Auch als Illustrator ist M. vielfach thätig. Er verbindet großartige Auffassung mit poetisch-romantischer Stimmung.

Máramaros (spr. mâramârosch), s. Marmaros.

Maranda, Stadt, s. Marend.

Maräne, s. Renke.

Maränen (Marannen, Marranen, span. Marrános), die getauften, aber insgeheim ihrer Religion treu gebliebenen Juden und Mauren in Spanien. Das Wort soll entstanden sein aus maran atha (1. Kor. 16, 22), »verflucht, verwünscht«.

Maranhão (spr. maranjäung), Küstenstaat Brasiliens, zwischen 1° 5'—8° 58' südl. Br. und 41° 55'—48° 53' westl. L. v. Gr., durch die Flüsse Gurupy und Parnahyba von Pará und Piauhy getrennt, im Innern an Goyaz grenzend, 459,884 qkm (8352 QM.) groß, mit (1888) 488,443 Einw. (1,1 auf 1 qkm). Die Küste wird in zwei gleiche Teile geschieden durch die große Bai von M., die wiederum durch die Insel M. in die Bai São Marcos und die Bai São José zerlegt wird. In die Bai münden die bedeutendsten Flüsse des Staates: Itapicurú, Guajahú mit Mearim und Pindare, während der Tocantins einen Teil der Westgrenze, die ganze Südost- und Ostgrenze aber der Parnahyba bildet. Der Letzte entspringt mit mehreren Nebenflüssen auf der an der Südwestgrenze hinziehenden Serra das Mangabeiras, während nach dem Innern die Serras do Covoadas, da Cinta, do Negro, do Desordem, do Valentin den übrigen Flüssen den Ursprung geben. Keine derselben scheint 250 m zu übersteigen. Das Klima ist heiß, dabei äußerst gleichmäßig (26° 4'—27°), Dezember bis Juni regenreich, danach aber sehr trocken, so daß auf den ausgedehnten Ebenen des Innern häufig Quellen und Bäche versiegen, wodurch die dort sonst trefflich gedeihenden Herden kleiner Pferde und Rinder oft furchtbar dezimiert werden. Besser gedeihen hier Ziegen. Dagegen sind die Küstenebenen und die Hügel dicht bewaldet, hier gewinnt man außer Kautschuk noch Ingwer, Ipekakuanha, Vanille rc. Die Bevölkerung besteht aus vielen Weißen rein portugiesischer Abkunft, Negern und Mulatten (1882 gab es noch 60,059 Sklaven) und 20,000 Indianern, meist dem Stamm der Guajajaras angehörig, im Westen. Landbau bildet die Haupterwerbsquelle, namentlich baut man Baumwolle (im mittlern Teil), ferner, besonders im W., Kakao, Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Bananen, Mais, Yams, Maniok, Südfrüchte. Von Mineralien gewinnt man Kupfer, etwas Gold, Marmor, Kalk, Sandstein. Eisenbahnen gibt es nicht; Dampfer befahren den Itapicurú, Mearim, Pindare und Monim; deutsche, englische, französische Dampfer verkehren in dem Hafen der Hauptstadt São Luis (s. d.).

Marañon (spr. -njōn), der Amazonenstrom (s. d.) oberhalb Tabatinga.

Marans (spr. -āng), Stadt im franz. Depart. Nieder-Charente, Arrond. La Rochelle, an der Sèvre Niortaise und der Staatsbahnlinie Nantes-Bordeaux, mit einem Hafen, welcher durch einen Schiffahrtskanal mit dem Hafen von La Rochelle in Verbindung steht, hat bedeutenden Getreidehandel, Mühlen, Zement- und Korbwarenfabrikation und (1891) 3206 (als Gemeinde 4609) Einw.

Maránsis (griech.), das Welkwerden, Welkmachen.

Maranta *L.* (Pfeilwurz), Gattung aus der Familie der Marantaceen, ausdauernde Kräuter mit meist ästigen, knotig gegliederten Stengeln, oblongen oder eiförmigen Blättern, rispigen, flatterig ausgebreiteten bis ährig zusammengezogenen Blütenständen an den Enden der Stengel oder Äste und häutiger, einsamiger Kapsel. 15 Arten im tropischen Amerika, einzeln auch in den Tropen der Alten Welt eingebürgert. M. arundinacea *L.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen I«), mit langem, fingerdickem, fast walzigem, gegliedertem, weißem Wurzelstock, aufrechtem, 1,5 m hohem, meist vom Grund an gabelästigem, schwach flaumigem Stengel, spitz elliptischen, beiderseits zart flaumigen Blättern und weißen Blüten, stammt aus Westindien und dem nördlichen Südamerika und wird dort, in West- und Südafrika, auf Ceylon, in Ostindien, auf Java, den Philippinen, am meisten auf

den Bermudasinseln kultiviert. Der frische Wurzelstock ist sehr scharf und dient als Heilmittel bei Verwundungen mit vergifteten Pfeilen, besonders aber zur Gewinnung von Stärkemehl, welches als Arrowroot (s. d.) in den Handel kommt. M. indica *Tussac* ist wohl nur eine Varietät der vorigen. Ähnlich wie diese wird M. nobilis *Moore* in Neusüdwales kultiviert. Auch andre Arten liefern Stärkemehl, u. viele werden bei uns als Warmhauspflanzen kultiviert; manche, wie M. zebrina *Sims.*, mit großen, dunkelgrün gestreiften, auf der Unterseite violetten Blättern, halten sich auch im Zimmer. Alle verlangen ein feuchtheißes Klima und kommen auf Madeira nicht mehr zur Blüte.

Marantaceen, monokotyle, in den Tropen beider Hemisphären einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Scitamineen, ausdauernde Kräuter mit zweizeiligen, fiedernervigen, ungleichseitigen Blättern, deren Stiel am Ende angeschwollen ist, und unsymmetrischen, zwitterigen Blüten. Von den 4—5 Staubblättern ist nur das eine innere zur Hälfte als Anthere, in der andern Hälfte blumenblattartig ausgebildet; das zweite innere ist kapuzenförmig, die übrigen ebenfalls blumenblattartig. Der stark gekrümmte Griffel trägt eine schiefe, oft gelappte Spitze. Die Samen besitzen einen Samenmantel (arillus) und ein aus Endosperm und Perisperm bestehendes Nährgewebe. Die wichtigsten Gattungen sind Phrynium und Maranta, von der die in Westindien einheimische M. arundinacea das zu Stärkemehlpräparaten vielfach verwendete Arrowroot liefert.

Marantisch, s. Marasmus.

Marasch, Hauptstadt des nördlichsten Sandschak im asiatisch-türk. Wilajet Aleppo, am Südabhang des Achyr Dagh, über einer fruchtbaren Ebene 720 m hoch gelegen, reich an Quellwasser und Bäumen, mit einer alten seldschukischen Burg, 27 Moscheen, 25 Medressen, 12 Kirchen, 11 öffentlichen Bädern, einer protestantischen Mission und 35—40,000 Einw. (3/5 Mohammedaner, 2/5 Christen). Viel Baumwollwebereien. Schon im 9. und 8. Jahrh. v. Chr. wird an der Stelle von M. eine Hauptstadt des Reiches Gurgum (711 von Sargon erobert) erwähnt.

Maraschino (spr. -skino), alkoholisches Getränk, welches man aus einer besondern Art saurer Kirschen (Marasche), die vorzugsweise in Dalmatien kultiviert werden, gewinnt. Die besten Kirschen gedeihen bei Spalato. Halbreif werden sie von dort nach Zara gebracht und entkernt (Kirschen mit Kernen liefern den Rosoglio di ossa di Marasche); das Kirschfleisch wird in Bottichen einer mehrtägigen Gärung unterworfen, worauf man dem so erhaltenen Vino di marasche etwas gestampfte stiellose Blätter des Maraschebaums und 10 Proz. Traubenwein zusetzt und den Rosoglio abdestilliert, der, mit Raffinade versüßt, durch Baumwolle filtriert wird. Auch Triest, Wien, Pest und Graz liefern guten M. Nachgeahmt wird der M. durch eine mit Zucker und Spiritus versetzte Mischung von Himbeerwasser, Bittermandel- und Orangenblütenwasser.

Marasmius, Pilzgattung, s. Agaricus.

Marásmus (griech.), im allgemeinen soviel wie Auszehrung, besonders (M. senilis) Altersschwäche (s. d.); marantisch, an M. leidend, entkräftet, erschöpft.

Marat (spr. -rá), Jean Paul, eins der berüchtigtsten Häupter der französischen Revolution, geb. 24. Mai 1744 in Boudry bei Neuchâtel von protestantischen Eltern, gest. 13. Juli 1793, studierte Medizin und erwarb sich dann, meist auf Reisen befindlich, die Mittel zu seiner Existenz durch Schriftstellerei und bei einem längern Aufenthalt in Edinburg 1774 durch Unterricht in der französischen Sprache. In dieser Zeit erschien von ihm die revolutionäre Schrift »The chains of slavery« (Edinb. 1774; franz., Par. 1792). Die philosophische Schrift »De l'homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme« (Amsterd. 1775, 3 Bde.) wurde die Veranlassung zu einem Streit mit Voltaire, der sie in der »Gazette littéraire« besprach. In seinen an paradoxen Behauptungen reichen physikalischen Schriften aus dieser Zeit: »Découvertes sur le feu, l'électricité et la lumière« (1779), »Recherches physiques sur le feu« (1780), »Découvertes sur la lumière« (1782), »Recherches physiques sur l'électricité« (1782), trat er namentlich gegen Newton auf; in Deutschland wurden dieselben durch eine Übersetzung von Weigel (Leipz. 1782—84) bekannt. Hierauf ließ er sich in Paris nieder, verband mit seinen Studien die medizinische Praxis und erhielt eine Anstellung als Arzt der Leibgarde des Grafen von Artois. Nach dem Ausbruch der Revolution trat M. bald als einer der extremsten Demagogen hervor. Gemein und roh wie sein Äußeres war auch sein Inneres. Ohne den Mut, die Waffen zu führen, und ohne Geschick, einen Aufstand zu leiten, wußte er durch seine ungezügelten Worte, durch seine Gabe niedrig populärer Darstellung und durch seine niederträchtigen Denunziationen das Volk zu Raub und Mord aufzureizen und sich zum Schrecken aller Parteien zu machen. In Zeiten der Gefahr verschwand er. Genußsüchtig und sittenlos, führte er mit dem auf unrechtmäßige Art erworbenen Geld ein üppiges Leben; er wohnte mit einer Mätresse in einem eignen, wohleingerichteten Haus. Sein Organ war seit 12. Dez. 1789 der »Publiciste parisien«, später der »Ami du peuple«, endlich das »Journal de la République«. Nachdem er sich im August 1792 aus eigner Machtvollkommenheit in den Pariser Stadtrat gedrängt hatte, wurde er einer der Haupturheber der Septembermorde und setzte auch unter dem Eindruck derselben 1792 in Paris seine Wahl zum Mitglied des Konvents durch. Hier forderte er mit wilden Drohungen den Tod des Königs und aller Gemäßigten, der Royalisten, Girondisten und aller ihrer Anhänger im Volke sowie Plünderung der Besitzenden und Maximaltaxen für die Lebensmittel. Wegen einer tollen Adresse, in der er die Bürger gegen den Konvent zu den Waffen gerufen hatte, wurde er 13. April 1793 verhaftet und von dem Revolutionstribunal eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet; doch sprach ihn dasselbe 24. April einstimmig frei. Mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt, ward er von Bürgern und Bürgerinnen auf ihren Schultern in den Konvent zurückgetragen. Von nun an erstrebte M. mit allen Mitteln die Vernichtung der Gironde, welche er durch Aufwiegelung des Pöbels 2. Juni durchsetzte. Doch wurde er zuletzt den Führern des Wohlfahrtsausschusses selbst lästig. Daß Robespierre den Genossen nicht dem Beil des Henkers überlieferte, verhinderte nur die That der Charlotte Corday (s. d.), die M. im Bad erstach. Er wurde vom Pöbel als Märtyrer der Freiheit verehrt. Seine Leiche wurde mit Pomp im Garten der Cordeliers begraben und sein von David gemaltes Bild auf einem Altar im Hof des Louvre erst öffentlich ausgestellt, dann im Konvent aufgehängt. Marats Mätresse wurde aus Staatsmitteln ernährt. Der Konvent ließ durch einen Beschluß den Überresten Marats die Ehre des Pantheons

zuerkennen (4. Nov. 1793), aber schon im Februar 1795 wurde die Leiche wieder hinausgeworfen und gleichzeitig sein Bild aus dem Konvent entfernt. Vgl. Cabanès, M. inconnu. L'homme privé, le médecin, le savant (Par. 1890).

Marathen (Maratha, Mahratten), Volk in Britisch-Indien, welches die Gegenden östlich von den Westghats, von der Tapti im N. bis zum Oberlauf der Kistna im S. und östlich bis zu den Grenzen der Besitzungen des Nizam von Haidarabad bewohnt, also außer dem letztgenannten Staat vornehmlich Indor und den mittlern Teil der Präsidentschaft Bombay. Die ethnologische Stellung der M. läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen; nach ihrer Sprache (s. Marathi) und Überlieferung sind sie Arier, nach ihrem Äußern aber weit mehr Drawida (s. d.); jedenfalls hat sich hier eine Mischung vollzogen. Die Traditionen der M. vermögen uns über diesen Punkt nicht aufzuklären. Frühzeitig zum Brahmanismus bekehrt, betrachten sie sich selber als zu den Hindu gehörig und haben keine andern Überlieferungen als die Mythenbildungen der Brahmanen. Indessen beweist die niedrige Stellung, welche den M. in der Hierarchie der indischen Kasten angewiesen ist, zur Genüge, daß sie zu den Bekehrten oder Unterworfenen gehören. Dennoch kann die Herrschaft der Arier nur nominell gewesen sein; sie erhoben zwar Abgaben, rührten aber nicht an der politischen Organisation der M., die durchaus republikanisch, also von dem arischen Staatssystem völlig verschieden war, und die auch unter der britischen Regierung bestehen geblieben ist. Das Land hatte keine einheitliche Regierung, bestand vielmehr aus einer Kollektivgenossenschaft von Gemeinden, regiert von erwählten Oberhäuptern (Patel) und einer Gemeindeversammlung (Pantschajet). Man hat danach die M. auch für Dschat angesehen, beeinflußt durch eine längere Berührung mit Ariern, Bhil, Drawida. Wie jene haben sie trotz aller Wandlungen ihre politischen Institutionen aufrecht zu erhalten gewußt, das Joch der Eroberer abgeschüttelt, das Mongolenreich gestürzt und die Macht der Radschputen gebrochen. Die M. sind heute Ackerbauer und fallen mit der Kaste der Kunbi zusammen, sind also Sudra. Ihrem Äußern nach sind sie von mittlerer Statur, durchschnittlich 1,6 m groß, mit mehr drawidischer Gesichtsformation, massig hervortretenden Backenknochen, kleinen Augen und oftmals aufgestülpter Nase, brauner Hautfarbe in vielen Schattierungen; die sehr kleinen Frauen sind besonders hell, aber keineswegs schön. Die M. sind stärker gebaut als die Bewohner Nordindiens, von großer Ausdauer und haben daher immer gute Soldaten abgegeben. Von starkem Unabhängigkeitssinn beseelt, haben sie sich immer thatkräftig, aber wenig verlegen in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gezeigt. Die Zahl aller M. beträgt, wenn man die Sprache, das Marathi (s. d.), zur Richtschnur nimmt, nach dem Zensus von 1891: 18,892,875 Seelen, wovon 10,5 Mill. auf die Präsidentschaft Bombay, 3,5 Mill. auf Haidarabad, 2,3 Mill. auf Berar und 2,1 Mill. auf die Zentralprovinzen kommen. — In der Geschichte werden die M. zuerst 640 v. Chr. genannt; unter König Asoka (259—222) machte ihre Bekehrung zum Buddhismus große Fortschritte, ihre Unabhängigkeit verloren sie aber seit den ersten mohammedanischen Einfällen (1294) mehr und mehr. Indes konnte die Herrschaft der Mogulkaiser nie fest unter ihnen aufgerichtet werden, und 1648 schüttelten sie unter Siwadschis Führung das Joch völlig ab und begannen ihre Eroberungszüge. Allein innere Zwistigkeiten untergruben bald die Macht der M., und als 1714 die Würde des Vorstandes (Peischwa) in einer Familie erblich wurde, führte deren Herrschsucht zum Bürgerkrieg. Die unglückliche Schlacht von Panipat gegen Ahmed Schah 6. Jan. 1761, in welcher 200,000 M. fielen, gab der Macht des Peischwa einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholte. Fortan waren es einzelne Große, welche gesondert die Führung übernahmen, und als in den Kriegen gegen die Ostindische Kompanie die M. 1818 endlich politisch gänzlich vernichtet waren, blieben als Trümmer des alten Reiches nur die von M. regierten Vasallenstaaten Baroda, Gwalior, Indor und einige kleinere übrig.

Marâthi (Mahratti), Volkssprache im westlichen und mittlern Vorderindien (Dekhan) für 15¾ Mill. Menschen, entstand aus dem Dakshinatya, einem Prâkritdialekt, der seinerseits auf das Sanskrit zurückgeht. Die Hauptmundart des M., das Dakhani, konkurriert als Umgangssprache Mittelindiens mit dem Hindustani. Die Schrift ist aus dem Sanskritalphabet entstanden. Die Litteratur des M. besteht aus Übertragungen oder Nachahmungen von Sanskritwerken. Vgl. Navalkar, The student's Marâthî grammar (Bombay 1880); Molesworth, Marâthî and English dictionary (2. Ausg., das. 1857).

Marăthon, im Altertum Flecken in der attischen Landschaft Diakria, unweit des Meeres am südwestlichen Rand einer 28 qkm großen Strandebene und am Nordfuß des Pentelikon gelegen, ist berühmt durch den Sieg, welchen hier 490 v. Chr. die Athener unter Miltiades (s. unten) über die Perser erfochten. M. lag nicht beim heutigen Marathona, sondern 4 km südlich davon beim Dorfe Vraná. Von den von Pausanias beschriebenen Denkmälern zur Erinnerung an die Schlacht haben sich der einst 12 m hohe und 150 m im Umfang haltende Grabhügel der gefallenen Athener, der »Sorós« (1890 ausgegraben), in dessen Nähe die Schlacht stattfand, sowie die Fundamente des Trophäums und des Denkmals des Miltiades bis heute erhalten.

Schlacht bei M. Das persische Heer von 100,000 Mann, welches Dareios I. 490 v. Chr. unter dem Befehl des Datis und Artaphernes gegen Griechenland ausgeschickt hatte, war nach der Zerstörung Eretrias an der Bucht von M. gelandet, um von da aus zu Lande gegen Athen vorzudringen. Sofort zogen 9000 athenische Hopliten unter den zehn Strategen und dem Polemarchen Kallimachos nach M., um den Persern den Weg zu verlegen. Obwohl die Hilfe der Spartaner ausblieb (2000 Lakedämonier langten erst nach der Schlacht an) und nur 1000 Platäer zum athenischen Heer stießen, so beschlossen die Feldherren auf den Rat des Miltiades doch, bei M. eine Schlacht zu wagen, und übertrugen auf Antrag des Aristeides dem mit der persischen Kriegführung vertrauten Miltiades den Oberbefehl. Von ihrem Lager am Fuß des Pentelikon schritten die Athener am Morgen des 17. Metageitnion (12. Sept.) zum Angriff. In langer Linie, damit ihre Flügel von den Persern nicht umfaßt werden könnten, rückten sie gegen dieselben vor, welche gerade im Begriff waren, ihr Lager bei M. zu verlassen, da sie den Marsch zu Lande aufgegeben und die Reiterei und einen Teil der Mannschaft bereits wieder eingeschifft hatten, um zur See nach Athen zu gelangen. Zuletzt im Laufschritt stürmten die Athener auf die persische Schlachtreihe los und gerieten sofort in heftiges Handgemenge, in welchem ihre schwere

Bewaffnung, ihr persönlicher Mut und ihre gymnastische Gewandtheit ihnen zu statten kamen. Ihre allzu dünne Mitte unter Aristeides und Themistokles ward allerdings etwas zurückgedrängt, aber die siegreichen Flügel kamen nun den Persern in Rücken und Flanken; diese flohen und wurden in den Sümpfen in großer Menge getötet. Den andern gelang es, auf die Schiffe zu entkommen, von denen nur sieben in die Hände der Athener fielen. Bei dem Kampf um die Schiffe ward Kallimachos getötet. Miltiades führte das Heer noch an demselben Tage nach Athen zurück, um die Stadt gegen einen persischen Angriff und den Verrat der eignen Bürger zu schützen. Der Sieg hatte 192 Tote gekostet. Die Marathonkämpfer (Marathonomachoi) waren noch lange Zeit nachher die Vorbilder tapferer Bürger. Vgl. Campe, De pugna Marathonia (Greifsw. 1867).

Marathonisi, s. Gythion.

Marathos, Stadt, s. Amrit.

Maratti (Maratta), Carlo, ital. Maler, geb. 13. Mai 1625 in Camerano bei Ancona, gest. 15. Dez. 1713 in Rom, studierte in Rom bei A. Sacchi und bildete sich nach den Werken der Carracci und Raffaels weiter. Nachdem er 1650 mit einem Christuskind in der Krippe in der Kirche San Giuseppe de Falegnani sich einen Namen erworben, erhielt er vom päpstlichen Hof zahlreiche Aufträge. Clemens XI. ernannte ihn 1704 für Restaurierung eines Teiles der Fresken Raffaels im Vatikan und in der Farnesina zum Ritter des Christusordens, Innocenz XI. zum Aufseher der vatikanischen Zimmer. Seine Werke, meist von kleinerm Format, tragen, so großen Beifall sie auch bei den Zeitgenossen fanden, das Gepräge des Verfalls der italienischen Malerei an sich; die Milde und Freundlichkeit seiner Bilder kann den Mangel origineller Kraft nicht verdecken. Eins seiner Hauptbilder religiösen Inhalts, die heilige Nacht, besitzt die Dresdener Galerie. Nur in seinen Bildnissen erhob er sich über seine Zeit hinaus zu Schöpfungen von dauerndem Wert. Er hat auch eine Anzahl guter Radierungen gefertigt. — Seine Tochter Faustina M. machte sich als Dichterin und Malerin bekannt; sie war mit dem Dichter Zappi vermählt.

Marattiaceen, Familie der Farne (s. d., S. 206).

Maravēdi, im frühen Mittelalter die Bezeichnung für das Gewicht, nach welchem die den Mauren abgenommene Beute (Morobotin) unter die Soldaten verteilt wurde. Von den Mauren als Gold- und Silbermünzen in Spanien eingeführt, waren die Maravedies 1474—1848 kleinste Kupfermünzen, zuletzt auch in Stücken von 2 M. de vellon (Ochavo), 4 (Cuarto) und 8 (Ochota), letztere zeitweise aus Bronze. Als Rechnungseinheit galt der M. stets 1/34 des Real der verschiedenen Währungen, in der Valuta di cambio bis 1848 = 1,205, dann bis Ende 1864 = 0,626 Pfennig, obwohl er gesetzlich 3 Centimos gelten sollte.

Marbach, 1) Oberamtsstadt im württemberg. Neckarkreis, am Neckar, über den eine 350 m lange Brücke führt, und der unterhalb der Stadt die Murr aufnimmt, Knotenpunkt der Linien Bietigheim-Backnang und M.-Beilstein der Württembergischen Staatsbahn, 223 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen (darunter die schöne, im frühgotischen Stil 1451—80 erbaute Alexanderkirche, nördlich von der Stadt, mit vielen Grabmälern), zum Teil noch gut erhaltene Stadtmauern, eine Lateinschule, Amtsgericht, eine Dampfstuhlfabrik, Zichorienfabrikation, Furniersägerei, Gerberei, Obst- und Weinbau und (1890) 2307 Einw., davon 41 Katholiken. M. ist Geburtsort Schillers, des Astronomen Tobias Mayer und des Juristen Wächter. In dem Geburtshause des erstern befindet sich eine wertvolle Sammlung von Porträten der Schillerschen Familie, von Büsten, Handschriften und sonstigen Schillerreliquien; eine nahe Anhöhe, die »Schillerhöhe«, schmückt seit 1876 sein Standbild (von Rau in Stuttgart modelliert). Die vielen hier und in der Umgegend aufgefundenen Römerdenkmäler lassen vermuten, daß M. von den Römern gegründet worden; schon 950 war es Festung. Hier wurde 14. Sept. 1405 zwischen einigen rheinischen Fürsten und 17 schwäbischen Städten ein Bündnis (Marbacher Bund) geschlossen. M. war seit den ältesten Zeiten württembergisch, wurde aber 1462 pfälzisches Lehen und kam erst 1504 wieder an Württemberg. 1693 wurde die Stadt von den Franzosen niedergebrannt. Das königliche Hauptgestüt M. liegt im Donaukreis, Oberamt Münsingen. — 2) Kaltwasserheilanstalt, s. Marburg 1).

Marbach, 1) Johann, Führer der Straßburger Lutheraner, geb. 24. Aug. 1521 in Lindau, gest. 17. März 1581 in Straßburg, studierte seit 1539 in Wittenberg, als einer der Haus- u. Tischgenossen Luthers, Theologie, ging 1545 nach Straßburg als Diakonus an der Nikolaikirche; 1551 war er einer der Abgesandten Straßburgs zum Tridentiner Konzil und wurde 1552 Professor der Theologie und Präsident des Straßburger Kirchenkonvents. Der eifrige, aber nach Melanchthons Urteil nicht hinreichend unterrichtete (mediocriter doctus) Mann setzte sich Beseitigung der Tetrapolitana und aller zum schweizerischen Typus neigenden Lehrweise und Liturgie zur Lebensaufgabe. Sein Versuch, das Kontroversbuch des lutherischen Zeloten Tileman Heßhus über die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl mit Umgehung der Zensur und unter Angabe eines falschen Druckortes einzuschwärzen (1561), trug ihm einen Streit mit dem reformierten Professor Zanchi über die Prädestination ein; derselbe endigte mit dem Abgang des letztern 1563. Den französischen Prediger Garnier hatte er schon 1555, den Petrus Martyr Vermigli 1556 aus Straßburg verdrängt; 1577 wurde auf sein Betreiben der reformierte Gottesdienst in Straßburg ganz untersagt. Auch beteiligte sich M. in der Kurpfalz 1556—57 an der Einführung der Reformation und 1576 an der Zurückführung der Landeskirche zum Luthertum. »Bei der Norm und Regel ist er steif geblieben und weder zur Rechten noch zur Linken davon abgewichen«, heißt es in der Leichenrede. Beweis hierfür liefert sein »Christlicher und wahrhafter Unterricht von den Worten der Einsetzung des heiligen Abendmahls« (1565). Vgl. Trenß, Situation intérieure de l'Église luthérienne de Strassbourg sous la direction de M. (Straßb. 1857); Horning, Dr. Joh. M. (das. 1887).

2) Gotthard Oswald, Dichter und Schriftsteller, geb. 13. April 1810 zu Jauer in Schlesien, gest. 28. Juli 1890 in Leipzig, studierte in Breslau und Halle Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, ward dann Lehrer am Gymnasium zu Liegnitz, 1833 Privatdozent zu Leipzig und 1845 Professor der Philosophie daselbst, auch gehörte er 1852—85 dem Direktorium der von ihm mitbegründeten Lebensversicherungsgesellschaft »Teutonia« an. Von vielseitiger Bildung, trat M. auch als Schriftsteller in den verschiedensten Richtungen auf. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Populäres physikalisches Lexikon« (Leipz. 1833—38, 5 Bde.; 2. Aufl., das.

1858—60, 6 Bde.); »Über moderne Litteratur«, Briefe (das. 1836—38, 3 Bde.); »Lehrbuch der Geschichte der Philosophie« (das. 1838—41, 2 Bde.); ferner »Gedichte« (unter dem Namen Silesius Minor, das. 1836, 2. Aufl. 1838); »Buch der Liebe«, Gedichte (das. 1839); »Die Dioskuren«, Novelle (das. 1840); »Unsterblichkeit«, Sonettenkranz (das. 1843); »Liebesgeschichten« (das. 1846); die Trauerspiele: »Antigone« (1839), »Papst und König« (1843), »Hippolyt« (1858), »Medeia« (1858), »Brutus und Cassius« (1860), »Ein Weltuntergang« (Trilogie, 1861), und »Coriolanus« (1867); ferner das Lustspiel »Herodes« (1867); das Satyrspiel »Proteus« (1868); »Johannes«, ethische und religiöse Gedichte (Leipz. 1856); die Zeitgedichte: »Das Halljahr Deutschlands« (Berl. 1870) und »Deutschlands Wiedergeburt« (das. 1871); »Shakespeare-Prometheus. Phantastisch-satirisches Zauberspiel vor dem Höllenrachen« (Leipz. 1874); die Gedichtsammlungen: »Lenz und Liebe« (das. 1877) und »Licht und Leben« (das. 1883), endlich die Erläuterungsschrift »Goethes Faust, 1. und 2. Teil« (Stuttg. 1881). M. redigierte auch die Vierteljahrsschrift »Jahreszeiten« (Leipz. 1839—40, 5 Bde.), von 1848 bis Oktober 1852 die »Leipziger Zeitung« und gab die »Altdeutschen Volksbücher« (das. 1838—47, 44 Bdchn.) sowie Übertragungen des Nibelungenliedes (das. 1840, 4. Aufl. 1872), des Sophokles in fünffüßigen Jamben (das. 1867) und der »Oresteia« des Äschylos (das. 1873), endlich einiger Trauerspiele Shakespeares (»Julius Cäsar«, »Othello«, »Romeo und Julia« u. a.) in zum Teil kühner Umarbeitung heraus.

3) Hans, Schriftsteller und Dichter, Sohn des vorigen, geb. 21. Jan. 1841 in Leipzig, studierte in Berlin und Tübingen Philosophie und Geschichte und ließ sich nach zeitweiligem Aufenthalt in Dresden, Genf, Paris, Berlin 1872 dauernd in seiner Vaterstadt nieder, wo er 1880—84 die Wissenschaftliche Beilage zur »Leipziger Zeitung« redigierte. Außer einer Sammlung formschöner und meist origineller »Gedichte« (Berl. 1869) und den Novellen »Auf Irrwegen« (Leipz. 1880) bethätigte M. ein wirklich gestaltendes u. entwickelungsfähiges, aber, wie es scheint, nicht ausgiebig produktives Talent in den Dramen: »Timoleon« (Berl. 1869), »Lorenzino von Medici« (Leipz. 1873), »Marius in Minturnä« (das. 1875) und »Ein Liebling der Götter« (das. 1877). Als Ästhetiker trat M. auf im »Mysterium der Kunst« (Leipz. 1890).

Marbeau (spr. -bō), Firmin, franz. Philanthrop, geb. 1798 in Brives (Corrèze), lebte als Sachwalter in Paris und starb 10. Okt. 1875 in St.-Cloud. Er ist der Begründer der unter dem Namen »Krippen« (crèches) bekannten Kleinkinderschulen (s. d.), deren erste er 1844 eröffnete. Für seine darauf bezügliche Schrift »Des Crèches« (1845, 7. Aufl. 1873) erhielt er den Montyonschen Preis der Akademie. Außerdem schrieb er: »Politique des intérêts« (1834); »Études sur l'économie sociale« (1844, 2. Aufl. 1873); »Du paupérisme en France« (1847) u. a.

Marbel (Marbelplatte), s. Tafel »Glasfabrikation II«, S. I.

Märbel, s. Klicker.

Marbella (spr. -bélja), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Malaga, am Fuße der Sierra Blanca (oder de Mijas), am Mittelländischen Meer, hat eine moderne Kirche, Weinbau, Orangenkultur, Eisenbergbau, eine Zuckerfabrik, einen Hafen, Ausfuhr von Eisenerz, Wein, Feigen, Zucker und (1887) 8811 Einw. M. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Marblehead (spr. márbl-hedd), Hafenstadt in der Grafschaft Essex des nordamerikan. Staates Massachusetts, dicht bei Salem auf felsigem Vorgebirge, hat einen vorzüglichen Hafen, großartige Schuhfabrikation, Stockfisch- und Makrelenfischerei und (1890) 8202 Einwohner.

Marbles (engl., spr. marbls), Bildwerke aus Marmor.

Marbod (richtiger Marobodus), König der Markomannen (s. d.), aus edlem Geschlecht, hatte als Jüngling in Rom sich mit dem Kriegswesen und der Staatskunst der Römer vertraut gemacht und durch seine edle Gestalt und seinen Mut die Gunst des Augustus gewonnen. In sein Vaterland zurückgekehrt, führte er sein Volk aus dessen bisherigen Wohnsitzen zwischen Elbe und Oder in das heutige Böhmen. Da er ein großes stehendes Heer bildete und sich mit den benachbarten Völkern verbündete, wurden die Römer mißtrauisch gegen ihn, und 6 n. Chr. unternahm Tiberius von der Donau aus einen Feldzug gegen ihn. Ein Aufstand der Völker Pannoniens und Dalmatiens zwang aber Tiberius, mit M. einen diesem vorteilhaften Frieden zu schließen. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde im J. 9 zerfiel M. mit Arminius (s. d.), und es kam zum Kriege zwischen beiden, in welchem die Langobarden und Semnonen sich von M. trennten. Eine blutige Schlacht, die sich beide (17) lieferten, blieb zwar zunächst unentschieden. Da sich indeß M. zurückzog und ihn deshalb viele der Seinen verließen, wandte er sich an Rom um Hilfe. Drusus, des Kaisers Tiberius Sohn, wurde zwar hierauf an die Donau gesandt, aber nur, um durch heimliche Anschläge Marbods völligen Untergang herbeizuführen. Er bediente sich dazu eines vornehmen Gotonen, Catwalda, der die markomannischen Großen gewann und sich der Hauptstadt des Reiches bemächtigte (19). M. floh über die Donau nach Noricum und erhielt durch Tiberius Ravenna zum Aufenthaltsort angewiesen, wo er 41 starb. Vgl. Roth, Hermann und M. (Stuttgart 1817).

Marboré (Pic du M. und Cylindre du M.), Berggipfel der Pyrenäen, s. Montperdu.

Marbur, s. Schlankaffe.

Marburg, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Kassel, zu beiden Seiten der Lahn und an der Linie Kassel-Bockenheim der Preußischen Staatsbahn, 182 m ü. M., liegt zum größern Teil auf den Terrassen eines bis zum Flußufer allmählich sich abdachenden, mit einem altertümlichen Schloß gekrönten Bergrückens am rechten, zum kleinern Teil (Vorstadt Weidenhausen u. der Bahnhof) am linken Lahnufer. Das Innere der Stadt trägt den Charakter einer altertümlichen Bergstadt. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehört das Schloß (in gotischem Stil). Der interessanteste Teil desselben ist der schöne, vom Landgrafen Heinrich I. 1277 begonnene und 1312 vollendete, 36 m lange Rittersaal, in welchem 1529 das Marburger Religionsgespräch (s. unten) abgehalten worden sein soll. Diesem schräg gegenüber befindet sich die jetzt außer Gebrauch gesetzte Schloßkapelle, welche, wie auch der Rittersaal, neuerdings restauriert worden ist. Das Schloß enthält seit 1867 das hessische Staatsarchiv. Eine große Zierde der Stadt ist die von 1235—83 vom Deutschen Ritterorden erbaute, 1850—67 durch-



Wappen von Marburg (Hessen-Nassau).

aus restaurierte Elisabethkirche im reinsten frühgotischen Stil, mit dem prächtigen Grabdenkmal der heil. Elisabeth u. zwei schlanken Türmen von 74,29 m Höhe. Ferner verdienen Erwähnung die lutherische Pfarrkirche im gotischen Stil (im 13. Jahrh. begonnen, aber erst im 15. vollendet), mit den Denkmälern der Landgrafen Ludwig IV. u. Ludwig V.; die Kugelkirche, ein spätgotischer, jetzt den Katholiken eingeräumter Bau; das Rathaus, das neue Universitätsgebäude gotischen Stils, stattliche Neubauten mehrerer Universitätsinstitute und das neue Amtsgerichtsgebäude. Die Zahl der Einwohner betrug 1890 mit der Garnison (ein Jägerbataillon Nr. 11) 14,520, darunter 1396 Katholiken und 343 Juden. Die Industrie beschränkt sich auf Gerberei, Fabrikation von Maschinen, chirurgischen Instrumenten und Zinnwaren, Tabak, Tapeten, Etuis, Düten, Töpferwaren, Schuhwerk, Spielzeug und Bierbrauerei. Den Verkehr in der Stadt und mit den Städten der Umgegend vermittelt eine Telephonanlage. Von Behörden befinden sich dort: ein Landgericht, ein Hauptsteueramt, eine Spezialkommission und eine Oberförsterei. Die städtischen Behörden zählen 12 Magistratsmitglieder und 24 Stadtverordnete. Unter den Schulen nimmt die Universität den ersten Rang ein. Dieselbe besitzt eine Bibliothek von über 120,000 Bänden, mehrere Kliniken, ein physiologisches, ein pathologisch-anatomisches und ein mathematisch-physikalisches Institut (mit Sternwarte), ein mineralogisches Kabinett, einen botanischen Garten rc. Die Zahl der Studierenden betrug 1894/95: 800. Sonst befinden sich in M. ein Gymnasium, eine Realschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Landkrankenhaus, ein Waisenhaus, eine Hebammenlehranstalt, eine Landesirrenheilanstalt rc. Unter den durch Naturschönheit ausgezeichneten Umgebungen verdienen namentlich der Frauenberg, der Dammelsberg, Augustenruhe, der St. Elisabethbrunnen bei Schröck und das Dorf Marbach mit einer vielbesuchten Kaltwasserheilanstalt sowie die schönen Anlagen der Spiegelslust (auf den östlich von der Stadt gelegenen Lahnbergen, 380 m hoch, mit dem Kaiser Wilhelms-Turm) Erwähnung. — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 20 Amtsgerichte zu Amöneburg, Battenberg, Biedenkopf, Borken, Frankenberg, Fronhausen, Gladenbach, Homberg, Jesberg, Kirchhain, M., Neukirchen, Neustadt, Oberaula, Rauschenberg, Rosenthal, Treysa, Vöhl, Wetter und Ziegenhain.

Der Name der Stadt M. kommt urkundlich zu Anfang des 13. Jahrh. vor. Landgraf Ludwig der Heilige von Thüringen erteilte ihr 1227 Stadtrechte, und nach dem Tode dieses Fürsten wurde M. zum Wittum für seine Witwe Elisabeth bestimmt, die nächst der Lahn, am nordöstlichen Fuße des Schloßbergs, ein Hospital erbaute (s. Elisabeth 14). Ihr Grab, über dem der Deutsche Orden 1235—83 eine schöne Kirche erbaute, ward bald ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Schon beim Erlöschen des thüringischen Mannesstammes (1247) war M. die zweite Stadt Hessens, die Burg aber wurde seitdem die mit Kassel wechselnde Residenz der hessischen Landgrafen. Hier schloß König Ruprecht 4. März 1410 mit den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen einen Bund gegen den Erzbischof Johann von Mainz. Landgraf Philipp der Großmütige stiftete 1527 die Hochschule, die erste protestantische, und berief die bedeutendsten Reformatoren der lutherischen und reformierten Kirche, Luther u. Melanchthon, Zwingli und Ökolampadius, 1529 zu einem Religionsgespräch nach M. Man disputierte vom 1.—4. Oktober über die Lehre vom Abendmahl, gelangte zwar nicht zur Einigung, doch unterschrieben auch die reformierten Theologen die von Luther formulierten 15 Artikel (Marburger Artikel) über die gemeinsamen reformatorischen Grundanschauungen (vgl. Schmitt, Das Religionsgespräch zu M., Marb. 1840; Schirrmacher, Briefe und Akten zu der Geschichte des Marburger Religionsgesprächs, Gotha 1876). Unter dem Landgrafen Ludwig IV. (1567—1604) war M. der Sitz einer hessischen Seitenlinie; nach längerm Streit zwischen den beiden hessischen Hauptlinien ging es 1648 durch den Vergleich von Kassel an Hessen-Kassel über. Im Dreißigjährigen Kriege ward das Schloß 1647 durch den hessen-kasselschen Oberstleutnant Stauf gegen die Kaiserlichen unter dem Grafen Holzappel erfolgreich verteidigt. Im Siebenjährigen Kriege wurde die Stadt im Juli 1758 von den Franzosen besetzt. Zwar mußte die Besatzung sich einem Belagerungsheer der Verbündeten 11. Sept. 1759 ergeben, aber schon 30. Juni 1760 fiel M. von neuem in die Hände der Franzosen. Vergeblich versuchten die Verbündeten in der Nacht vom 14.—15. Febr. 1761 eine Überrumpelung, ebensowenig glückten zwei Belagerungen, die im nächsten Monat u. Ende August 1762 vorgenommen wurden. Ende Dezember 1806 war M. Schauplatz einer Erhebung der hessischen Bauern gegen die Franzosen, doch wurden jene bald zerstreut. Ein neuer, von dem greisen Oberst Emmerich 24. Juni 1809 geleiteter Aufstand hatte denselben Erfolg; Emmerich selbst ward in Kassel erschossen. Schon unter Landgraf Friedrich II. waren die städtischen Befestigungen von M. geschleift worden; 1810 und 1811 wurden nun auch die Befestigungen des Schlosses von den Franzosen gesprengt. Vgl. Kolbe: Die Einführung der Reformation in M. (Marb. 1871), Die Kirche der heil. Elisabeth zu M. (2. Aufl., das. 1882), Die Sehenswürdigkeiten Marburgs (das. 1884); Justi, Grundzüge einer Geschichte der Universität M. (das. 1827); Dithmar, Aus der Vorzeit Marburgs und seiner Umgegend (das. 1872); Lokalführer von Bücking, Schneider, Koch u. a.

2) Stadt in Steiermark, 274 m ü. M., an der schiffbaren Drau und an den Südbahnlinien Wien-Triest und M.-Franzensfeste, hat 3 Brücken, eine 1548 erbaute Kathedrale, einen Stadtpfarrturm (von 1623), eine gräflich Brandissche Burg, ein Kasino mit Theater, einen Stadtpark, Denkmäler Kaiser Josephs II., des Erzherzogs Johann und des in M. gebornen Admirals Tegetthoff und (1890) mit Militär (1127 Mann) 19,898 meist deutsche Einwohner (2653 Slowenen). An Industrieetablissements besitzt die Stadt mehrere Leder- und Schuhwarenfabriken, Dampfmühlen, Faßbindereien, Kaffeesurrogatfabriken, Bierbrauereien u. Branntweinbrennereien, eine Gasanstalt und große Werkstätten der Südbahn. Von Bedeutung ist auch der Handel, namentlich mit dem in der Umgegend stark angebauten Wein und Holz. An Kreditinstituten besitzt M. eine Eskomptebank und eine Sparkasse. M. ist Stadt mit eignem Statut und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung), zweier Bezirksgerichte, einer Finanzbezirksdirektion sowie des Fürstbischofs von Lavant und hat ein Obergymnasium, Oberrealschule, eine theologische Lehranstalt, Lehrerbildungsanstalt, Wein- und Obstbauschule, Kadettenschule, ein Krankenhaus, Militärspital, Versorgungshaus und eine Strafanstalt. Westlich von M. liegt das Dorf Maria Rast, mit besuchter Wallfahrts-

kirche und (1890) 787 Einw. 1480 und 1481 wurde M. von Matthias Corvinus vergeblich belagert. Vgl. Puff, Marburg (Graz 1847, 2 Bde.).

Marc (Abkürzung M), früheres franz. Edelmetallgewicht zu 8 Onces, um das Jahr 1000 zum Gebrauch der Münzleute eingeführt und 1350 gleich dem 50. Teil der Pile de Charlemagne hergestellt, = 244,752923 g; als Probiergewicht für Gold in 24 Karats zu 32 Grains (Parties), für Silber in 12 Deniers zu 24 Grains geteilt.

Marcabrun oder **Marcabru** (spr. -brün oder -brü), provenzal. Troubadour, ein Findelkind aus der Gascogne, wurde von dem Troubadour Cercalmon unterwiesen und dichtete neben einigen anmutigen Liedern besonders solche, in denen er auf die Minne schmähte. Erhalten sind uns 42 Gedichte von ihm, etwa aus den Jahren 1137—47. Vgl. Suchier im »Jahrbuch für romanische und englische Litteratur«, Bd. 14 (1874); Paul Meyer in der »Romania«, Bd. 6 (1877).

Marcal, Getreidemaß in Pondicherri zu 2 Paccas von 2 Padis (Mesures) = 2,991 Liter.

Marcantonio, Kupferstecher, s. Raimondi.

Marcard, Eduard von, Unterstaatssekretär im preuß. Ministerium für Landwirtschaft, geb. 14. Dez. 1826 in Hannover, gest. 17. Dez. 1892, war seit 1859 Beamter im hannöverschen Ministerium des Innern und wurde 1867 in das preußische landwirtschaftliche Ministerium übernommen, 1874 Ministerialdirektor und 1879 Unterstaatssekretär. Kaiser Friedrich verlieh ihm den Adel. M. hat sich umfassende Verdienste auf allen Gebieten des Ressorts, dem er angehörte, erworben. Besondere Förderung erfuhr durch ihn das Veterinärwesen, dessen Dezernent er bis 1874 war, und auf welches er auch später als Vorsitzender der von ihm geschaffenen technischen Deputation für das Veterinärwesen entscheidenden Einfluß übte. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiet ist das musterhafte preußische Viehseuchengesetz, aus welchem später das Reichsviehseuchengesetz hervorging.

Marcasita (span.), soviel wie Wismut.

Marcato (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: durch stärkern Anschlag hervorgehoben (markiert).

Marc Aurel, soviel wie Marcus Aurelius Antoninus, s. Antoninus 2).

Marceau (spr. -ßō), François Séverin-Desgraviers, General der franz. Republik, geb. 1. März 1769 in Chartres, gest. 23. Sept. 1796, trat früh in Militärdienste, befand sich bei Ausbruch der Revolution zu Paris in Garnison und ward hier zum Inspektor der Nationalgarde von Chartres ernannt. Er wurde 1793 in die Vendée gesendet und für seine Verdienste in der Schlacht bei Saumur zum Brigadegeneral und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt. Als solcher erfocht M. 12. Dez. 1793 den Sieg von Le Mans, zog sich aber durch seine Großmut gegen die Besiegten bald seine Abberufung zu und erhielt eine Division der Ardennenarmee. In der Schlacht bei Fleurus und in den Kämpfen an der Roer befehligte er den rechten Flügel. Im Feldzug von 1796 befehligte M. die zwei Divisionen, welche Jourdans rechten Flügel bildeten. Bei dessen Vordringen in Franken erhielt er den Oberbefehl über die zur Blockade vor Mainz, Ehrenbreitstein und Mannheim zurückgelassenen Truppen (28,500 Mann). Nach den Schlachten von Amberg und Würzburg zog er sich nach der Lahn zurück, wurde bei der Verteidigung des Defilés von Altenkirchen 19. Sept. durch den Büchsenschuß eines Tiroler Jägers tödlich verwundet und starb vier Tage darauf in Altenkirchen. Neben Hoche ist M. der durch edlen Charakter und hervorragendes Feldherrntalent ausgezeichnetste General der Revolution. Ein Denkmal, von seinen Soldaten errichtet, von Napoleon III. 1863 erneuert, bezeichnet die Stelle, wo er fiel. Auch in Chartres wurde ihm eine Statue errichtet. Seine Gebeine wurden 1889 nach Paris gebracht und daselbst 4. Aug. im Panthéon beigesetzt. Vgl. seine Biographien von Maze (Par. 1888) und Parfait (das. 1892).

Marcel (spr. -ßell), Étienne, Prévôt der Kaufmannschaft von Paris, hatte sich durch seine populäre Beredsamkeit Ansehen und Einfluß zu verschaffen gewußt, als er 1356 nach der Schlacht bei Poitiers auf der Versammlung der Reichsstände in Paris Abstellung der Mißbräuche des Feudalkönigtums, Entlassung mehrerer königlicher Beamten und Einsetzung einer aus den Ständen gebildeten Aufsichtsbehörde über die Finanzen forderte; ihn unterstützte der Bischof von Laon, Lecoq. Der Dauphin Karl gab anfangs nach, als er aber dem Streben Marcels, die königliche Gewalt der der Reichsstände zu unterwerfen, entgegentrat, rief dieser Karl den Bösen von Navarra zu Hilfe, bemächtigte sich an der Spitze von bewaffneten Handwerkern und Arbeitern der Herrschaft in der Stadt und ermordete 22. Febr. 1358 die Marschälle Clermont und Conflans vor den Augen des Dauphins. Doch ward er schon 31. Juli 1358 von dem Führer der gemäßigten Partei der reichen Bürger, Jean Maillart, mit der Streitaxt erschlagen, worauf Paris sich dem Dauphin unterwarf. Vgl. Naudet, La conjuration d'Étienne M. (Par. 1815); Perrens, Étienne M., ou le gouvernement de la bourgeoisie (das. 1860); Tessier, É. M. (das. 1888); Lazard, Un bourgeois de Paris au XIV. siècle, É. M. (das. 1890).

Marceline (franz., spr. marß'lin', Marzellin), glatter Seidenstoff (Doppeltaft), einfarbig in allen Farben, vorzüglich aber in Schwarz.

Marceller, röm. plebejische Familie, s. Marcellus.

Marcellinus, Papst von 296—304, soll sich nach schlecht verbürgter Überlieferung bei der Christenverfolgung des Kaisers Diokletian zum Abfall vom Christentum haben verleiten lassen und wegen offener Bereuung dieses Schrittes auf Befehl des Kaisers hingerichtet worden sein.

Marcello (spr. -tschello), 1) Benedetto, Komponist, geb. 1. Aug. 1686 in Venedig, bekleidete nach vollendeten wissenschaftlichen Studien das Amt eines Richters unter den sogen. Vierzigern der Republik, wurde dann Proveditore zu Pola und endlich Kanzler oder Schatzmeister zu Brescia, wo er 24. Juli 1739 starb. Von frühester Kindheit an der Musik eifrig ergeben und unter Leitung Gasparinis künstlerisch ausgebildet, entfaltete er von 1724 an eine so erfolgreiche Thätigkeit als Komponist und Musikschriftsteller, daß er mit Recht als einer der vornehmsten Vertreter der Nachblüte gelten darf, welche die zwei Jahrhunderte zuvor durch Willaert (s. d.) begründete venezianische Schule im 18. Jahrh. erlebte. Von seinen durch edle Einfachheit und Erhabenheit, besonders aber durch innigen Zusammenhang zwischen Wort und Ton ausgezeichneten Kompositionen sind zu erwähnen: die Musik zur Giustinianischen Bearbeitung von 50 Psalmen Davids; ferner eine Messe, mehrere Lamentationen, ein Miserere, ein Salve Regina, die Oper »Psyche« (1711) und das Oratorium »Giuditta« (1710), zu welchem er selbst den Text geschrieben. M.

war auch ein ausgezeichneter Gesanglehrer; seine namhafteste Schülerin war Faustina Bordoni (s. Hasse 1). Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die bedeutendste: »Il teatro alla moda« (1720), eine geistvolle Satire auf die Mißbräuche im Opernwesen seiner Zeit. Nach ihm ist die bedeutendste Musikschule Venedigs Liceo Benedetto Marcello (seit 1877) benannt. Sein Leben beschrieben Sacchi (Vened. 1788) und Busi (Bologna 1884).

2) Pseudonym, s. Colonna de Castiglione.

Marcellus, röm. plebejische Familie des Claudischen Geschlechts. Deren namhafteste Glieder sind:

1) M. Claudius, begann seine kriegerische Laufbahn in Sizilien, führte während seines ersten Konsulats (222 v. Chr.) in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Cn. Cornelius Scipio einen glücklichen Krieg gegen die Insubrer in Oberitalien, die durch zwei siegreiche Schlachten völlig unterworfen wurden, tötete in einer derselben mit eigner Hand den feindlichen Anführer und gewann dadurch die Auszeichnung der spolia opima. 216, nach der Schlacht bei Cannä, brachte er als Prätor durch einen Ausfall aus Nola dem Hannibal zuerst einen Verlust bei, was wesentlich dazu beitrug, den gesunkenen Mut der Römer wieder zu heben, und hat seitdem bis zu seinem Tode an dem Kriege gegen Hannibal fast ununterbrochen als Anführer teilgenommen, unermüdlich thätig, kühn und vorsichtig zugleich, und wenn auch nicht in großen Schlachten erfolgreich, so doch viele kleinere Erfolge den Puniern abgewinnend, so daß er im Gegensatz zu Fabius, dem »Schild Roms«, das »Schwert Roms« genannt wurde. In seinem dritten Konsulat, 214, wurde er nach Sizilien geschickt, wo ein Krieg mit Syrakus drohte, und eroberte er diese Stadt nach einer langen, durch die Mitwirkung des Archimedes berühmten Verteidigung 212. Von 210 an war er wieder als Feldherr gegen Hannibal beschäftigt und kämpfte mit ihm wiederholt in teils unentschiedenen, teils glücklichen Treffen, bis er 208 in seinem fünften Konsulat, mehr als 60 Jahre alt, bei Venusia von Hannibal in einen Hinterhalt gelockt und nebst zahlreichen Begleitern erschlagen wurde. M. hat sich auch als Freund der griechischen Litteratur und Kunst ausgezeichnet und zahlreiche Kunstwerke aus Syrakus fortgeführt, um mit ihnen Rom zu schmücken, worin er zahlreiche Nachfolger gefunden hat. Eine von Plutarch verfaßte Biographie ist noch erhalten.

2) M. Claudius, Konsul 51 v. Chr., Gegner Cäsars, begleitete 49 nach Ausbruch des Bürgerkriegs Pompejus und floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Mytilene. Er wurde 46 von Cäsar begnadigt (bei welcher Gelegenheit Cicero im Senat die Rede »pro Marcello« hielt), aber auf der Rückkehr zu Athen im Mai 45 meuchlerisch ermordet.

3) C. Claudius, Konsul 50 v. Chr., Vetter des vorigen, war anfangs ebenfalls Gegner Cäsars und übertrug dem Pompejus den Schutz des Staates, nahm aber an dem Bürgerkrieg selbst keinen Teil und lebte nach demselben, von Cäsar und dann von Oktavian geehrt, in Rom bis 40. Er war mit der jüngern Octavia, der Schwester Oktavians, vermählt.

4) M. Claudius, der von Vergil und Horaz gefeierte und betrauerte Sohn des vorigen, geb. um 43 v. Chr., wurde von seinem Oheim Augustus 25 mit dessen Tochter Julia vermählt, starb aber schon 23 in Bajä. Augustus ließ ihn auf dem Marsfeld begraben, hielt ihm selbst die Leichenrede und weihte seinem Andenken das Theatrum Marcelli.

Marcellus, 1) Name von zwei Päpsten: M. I., Bischof von Rom 307 (?)—309, wurde auf Befehl des Kaisers Maxentius in die Verbannung geschickt und soll den Märtyrertod gestorben sein; sein Gedächtnistag ist der 16. Januar. — M. II., vorher Cervini, geboren in Fano, war unter Paul III. Kardinal und päpstlicher Gesandter auf dem Konzil von Trient und bestieg 9. April 1555 als Nachfolger Julius' III. den päpstlichen Stuhl, starb aber schon 30. April 1555. Die »Missa Marcelli« von Palestrina ist nach ihm genannt.

2) Bischof von Ankyra in Galatien, eifriger Gegner der Arianer, wurde wegen seiner Darstellung der Lehre vom Sohn und Logos 336 zu Konstantinopel verdammt, auf den Synoden zu Rom 341 und Sardica 343 aber als rechtgläubig anerkannt. Dennoch blieben er und seine Partei, die Marcellianer, immer im Verdacht der Häresie. Er starb 373 oder 374. Vgl. Th. Zahn, M. von Ankyra (Gotha 1863).

Marcellus (spr. -ßellüs), Marie Lodois Jean André Charles Demartin du Tyrac, Graf von, Hellenist und Diplomat, geb. 19. Jan. 1795 auf Schloß Marcellus (Lot-et-Garonne), gest. im Juli 1865 in Paris, ward 1815 Gesandtschaftssekretär zu Konstantinopel, entdeckte 1820 die berühmte Statue der Venus von Milo (jetzt im Louvre), bekleidete dann andre diplomatische Ämter zu London, Madrid etc. und trat nach der Julirevolution ins Privatleben zurück. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Souvenirs de l'Orient« (Par. 1839, 3. Aufl. 1861); »Vingt jours en Sicile« (1841); »Chants du peuple en Grèce« (neugriech. u. franz., 1851, 2 Bde.); »Épisodes littéraires en Orient« (1851, 2 Bde.); eine Ausgabe der »Dionysiaca« des Nonnos mit Übersetzung (1856); »Chateaubriand et son temps« (1859); »Les Grecs anciens et les Grecs modernes« (1861).

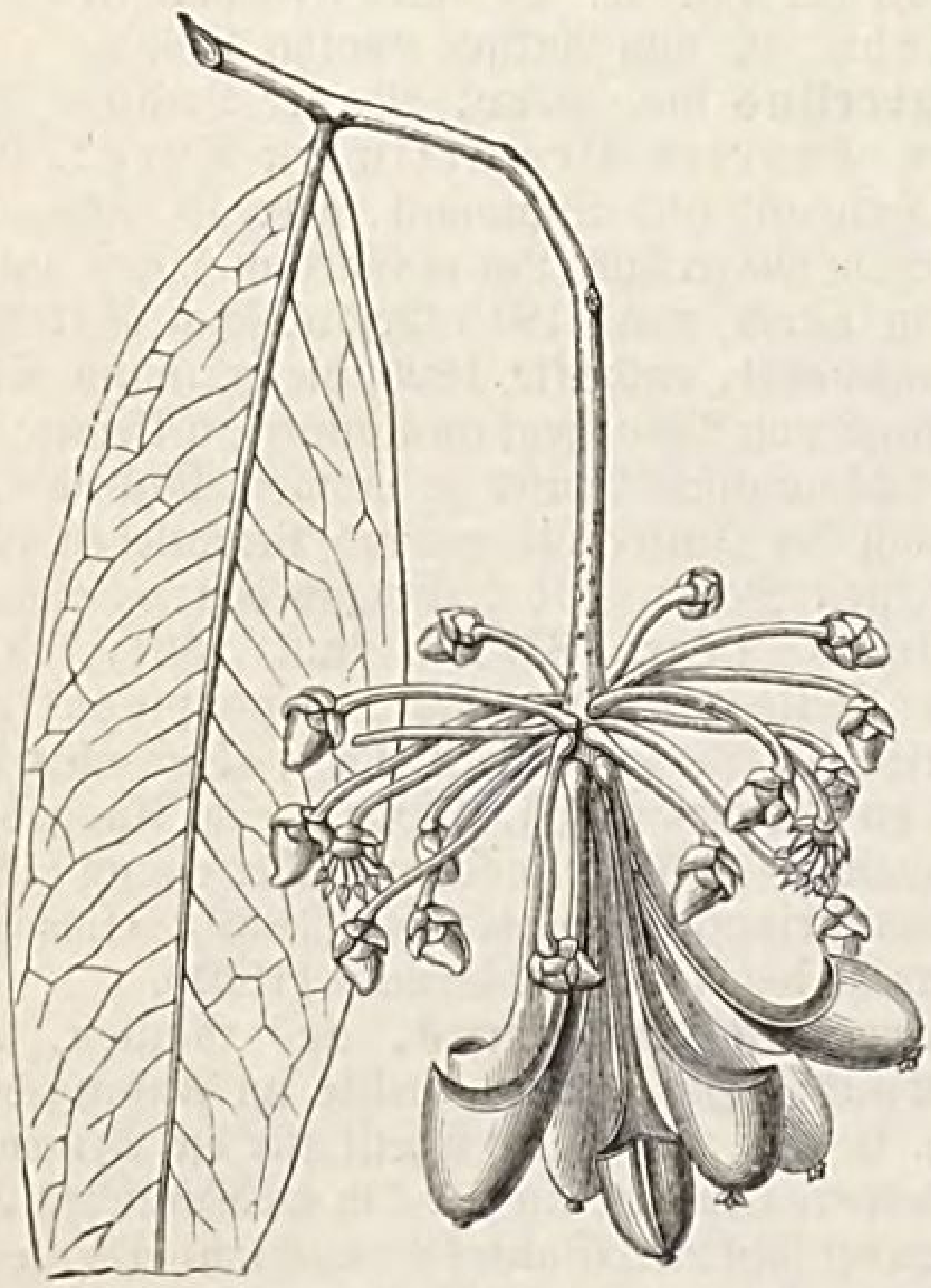
Marcellus Empiricus, aus Gallien, unter Theodosius I. Hofbeamter, stellte im Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. als guter Christ für die Armen aus verschiedenen Quellen ein für den medizinischen Aberglauben der Zeit interessantes Arzneibuch (»De medicamentis«, hrsg. von Helmreich, Leipz. 1889) zusammen.

Marcère (spr. -ßär'), Emile Louis Gustave Deshayes de, franz. Staatsmann, geb. 16. März 1828 in Domfront (Orne), studierte die Rechte und trat 1848 in den Justizdienst. 1869 machte er sich zuerst politisch bekannt durch eine Broschüre gegen das Kaiserreich: »La politique d'un provincial«. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dem linken Zentrum an und verteidigte 1874 geschickt und mit Würde die munizipalen Freiheiten gegen Broglies Willkür. 1876 von neuem in die Deputiertenkammer gewählt, ward er bei der Bildung des neuen Ministeriums Dufaure Ricards Generalsekretär und nach dessen frühem Tod im April dessen Nachfolger als Minister des Innern. Er brachte sofort ein Munizipalgesetz ein, welches die Selbständigkeit der Gemeinden wiederherstellen sollte und auch von den Kammern im August 1876 angenommen wurde. Jedoch schon im Dezember mußte er infolge einer Kabinettskrisis Simon weichen. In dem zweiten Ministerium Dufaure vom 13. Dez. 1877 bis 3. März 1879 war er wiederum Minister des Innern. Seit 1884 ist er Senator.

Marc-Fournier (spr. mark-furnjē), franz. Bühnendichter, s. Fournier 1).

Marcgraviaceen, dikotyle, etwa 30 Arten umfassende, in den Urwäldern des tropischen Amerika,

besonders in Brasilien, heimische Familie aus der Ordnung der Parietalen, zunächst mit den Theaceen verwandt. Die meisten M. sind kletternde oder epiphytische Sträucher mit Kletter- oder Luftwurzeln, zum Teil nur 1—2 m hoch, meist aber an feuchten Orten an Bäumen hoch emporklimmend u. mit ihren blühenden Zweigen diese selbst oft überragend. Bei der Gattung Marcgravia sind besondere Zweige zum Kriechen oder Klettern und andre zum Blühen und Fruchttragen ausgebildet. Erstere sind dicht mit zweizeiligen, sitzenden, ei-herzförmigen oder rechteckigen Blättern besetzt, welche sich fest an Bäume und Felsen anlegen, und denen gewöhnlich kurze, dichtfilzige Kletterwurzeln auf der Unterseite entsprechen. Diese unfruchtbaren Zweige weichen so sehr von den fruchtbaren ab, daß Aublet sie für ein Farnkraut hielt. Die fruchtbaren Zweige sind rund, aufrecht oder hängend,



Nektarien der Marcgravia picta.

oft von 10 m Höhe bis auf die Erde herabgeneigt, mit weit größern, spiralig gestellten, meist lanzettlichen, ovalen oder länglichen Blättern versehen und enden an der Spitze in eine Blütendolde. Bei allen Arten ist die Nektarabsonderung auf besondere Organe außerhalb der Blüte übertragen (s. Abbildung). Diese Nektarien bilden meist große, charakteristisch geformte, schön gefärbte Schläuche, Kapuzen, reitende Sporen 2c. und stellen umgewandelte Hochblätter dar, die mehr oder weniger weit am Stiel der Einzelblüte hinaufgerückt oder gar mit ihm verwachsen sind. Die Nektarien sind stets mit Honigsaft gefüllt, und ihr süßer Inhalt trägt ohne Zweifel neben ihrer schönen Farbe und ihrer ansehnlichen Größe, gegen welche die Blüten zum Teil ganz verschwinden, mit dazu bei, die zur Bestäubung notwendigen Vögel (Kolibris) anzulocken. Vgl. Wittmack in der »Flora brasiliensis«, Heft 81.

March (tschech. Morava), der Hauptfluß Mährens, entsteht unweit von Altstadt 1260 m ü. M. am Südfuß des Großen Schneebergs, fließt südsüdöstlich, von Napajedl an südsüdwestlich, empfängt bei Kremsier links die Betschwa, bei Hohenau rechts die Thaya, umschlingt mit geringem Gefälle und zahlreichen Armen wald- und buschbedeckte Auen, bildet von Rohatetz an die Grenze Mährens, dann Niederösterreichs gegen Ungarn und mündet nach einem Laufe von 378 km bei Theben oberhalb Preßburg in die Donau. Bei Olmütz ist sie 100 m, kurz vor der Mündung 450 m breit. Die M. ist von Göding an schiffbar.

March, der nordöstlich an den obern Teil des Züricher Sees und die Kantone Glarus und St. Gallen grenzende Bezirk des schweizerischen Kantons Schwyz (s. d.), mit neun Gemeinden und (1888) 11,307 Einw., stellt ein breites Halbthal dar, fruchtbar an Getreide, Hanf und Schabziegerkraut (Melilotus coerulea), besonders aber an Obst. Auch die Rinder- und die Pferdezucht blühen, ebenso die Baumwollindustrie (in Siebnen 2c.), welche, vom Kanton Zürich her eingeführt, die Wasserkräfte der Wäggithaler Aa benutzt. Seit 1875 ist die linksuferige Zürichseebahn (Zürich-Glarus) im Betrieb; von der Station Pfäffikon zweigt, den Seehals überschreitend, die Verbindung mit Rapperswyl ab. Hauptort ist Lachen (s. d.). — Die M., einst einer der Grenzstriche der deutschen Lande gegen Rätien, kam seit 1415 an Schwyz und gehörte zu diesem bis 1798 als unterthänige Landschaft.

March (spr. martsch), Stadt in der engl. Grafschaft Isle of Ely, auf einem Hügel inmitten der Fens (s. d.), am Nen, mit gotischer Kirche aus dem 14. Jahrh., Eisenbahnwerkstätten und (1891) 6988 Einw.

March, Ernst, Thonwarenfabrikant, geb. 30. Juni 1798 zu Pankuin in Hinterpommern, gest. 24. Dez. 1847, kam 1814 nach Berlin, wo er in die Thonwarenfabrik von Feilner eintrat u. den Unterricht auf der Kunstakademie genoß. Er arbeitete 1828—32 in Paris und kehrte als Teilhaber in das Feilnersche Geschäft zurück. 1836 begann er in Charlottenburg die Erbauung einer eignen Fabrik und lieferte vorzugsweise figürliche Darstellungen und Nachbildungen von Antiken, später architektonische Ornamente und Werkstücke. Die Fabrik, welche für die Verwendung von Thonwaren für architektonische Zwecke bahnbrechend war, gewann, auf die Söhne Paul und Emil übergegangen, nach und nach ihre jetzige Bedeutung. Sie lieferte die Reliefs der Dirschauer Brücke, die Ornamente und Fußböden vieler öffentlicher Gebäude und Privathäuser in Berlin, die Figuren und Ornamente der Universitätsgebäude zu Königsberg, Rostock und Budapest 2c.

Marchand (franz., spr. -schäng), Kaufmann, Händler; M.-tailleur (spr. -tajör), Schneider, der ein Lager von Kleiderstoffen hält.

Marchandage (franz., spr. -schangdäsch'), soviel wie Afterunternehmung, s. Arbeitslohn, S. 803.

Marchande (franz., spr. marschängd'), eine geschätzte Sorte Franzbranntwein (s. d.).

Marchandise (spr. -schangdīs'), Ware; marchandieren (spr. -schangd-), Handel treiben, feilschen.

Marchantia *L.*, Lebermoosgattung aus der Familie der Marchantiaceen, meist ausdauernde Gewächse mit fleischigem, gabelig verzweigtem Laub, das auf Mauern, Felsen und an feuchten Stellen grüne Überzüge bildet und mit langen Wurzelhaaren im Boden befestigt ist. Aus den Einbuchtungen des Laubes erheben sich die männlichen Sprosse (s. Tafel »Moose III«, Fig. 5 B und Fig. 1) als scheibenförmige, am Rande lappige Körper mit stielförmigem Träger, auf dessen Scheibe (dem Receptakulum) oberseits die Antheridien a in flaschenförmigen Höhlungen eingesenkt liegen. Die weiblichen, getrennt von den männlichen auf besondern Pflanzen auftretenden Sprosse (Fig. 5 A und Fig. 2) erscheinen in Form einer achtstrahlig gelappten, später langgestielten Scheibe (dem weiblichen Re-

ceptakulum), zwischen deren Lappen unterseits zarthäutige, am Rande gefranste Hüllblätter (perichaetia, Fig. 2 pc) acht Fächer mit ebenso vielen Doppelreihen von Archegonien bilden (Fig. 7 A). Letztere richten anfangs ihren Halsteil nach unten, krümmen ihn aber dann um den Rand der Scheibe nach oben hin. Bei Gegenwart von Wasser auf der Scheibe des männlichen Receptakulums treten aus den Antheridien desselben zugespitzte, mit zwei peitschenförmigen Wimpern versehene Spermatozoiden aus. Fällt nun ein mit Spermatozoiden erfüllter Wassertropfen auf ein weibliches Receptakulum, wie solche auf dem Laub weiblicher Pflänzchen in dichter Nachbarschaft der männlichen zu stehen pflegen, so kann Befruchtung stattfinden. Später streckt sich der Stiel der weiblichen Sprosse, und die Befruchtung würde verhindert sein, wenn dann nicht die Deckblätter einen auffallenden Tropfen festhalten und zu den Archegonien leiten würden. Enthält der Tropfen Spermatozoiden, was während eines Regens leicht vorkommt, so ist auch dann die Befruchtung gesichert. Aus der befruchteten Eizelle des Archegoniums entsteht das Sporogonium (Fig. 7 E), das zu einem kurzen Stiel und der sich mit acht Zähnen öffnenden Kapsel auswächst. Ungeschlechtlich vermehrt sich die Gattung M. durch eigentümliche, dem Laub aufsitzende, am Rande gezackte Brutbecher, welche zahlreiche Brutknospen enthalten; auch können sich einzelne Teile des Laubes loslösen und selbständig weiterwachsen. Die Art ihrer Entwickelung wird durch das Licht bestimmt, indem stets die stärker beleuchtete Seite zur morphologischen Oberseite wird. Die einzige deutsche Art ist M. polymorpha *L.* Das etwas scharfe Laub derselben wurde gegen Leberkrankheiten angewendet und die Pflanze nebst ihren Verwandten als Lebermoos oder Leberkraut bezeichnet.

Marchantiaceen, Familie der Moose, s. Moose.

Marche (spr. marke), ital. Landschaft, s. Marken.

Marche (spr. marsch'), ehemalige Provinz Frankreichs, von Berry, Bourbonnais, Auvergne, Limousin und Poitou begrenzt, mit der Hauptstadt Guéret, umfaßte das Depart. Creuse und einen Teil von Obervienne. Der Herzog Wilhelm III. von Aquitanien verlieh 944 die M. als selbständige Grafschaft Boso I. Graf Hugo XIII. verpfändete 1301 die M. an den König Philipp IV., den Schönen, von Frankreich, der nach Hugos Tod 1309 die Grafschaft einzog. Später wurde die M. den Armagnacs und bourbonischen Linien verliehen, bis sie 1531 für immer mit der Krone vereinigt wurde.

Marche (spr. marsch'), Hauptstadt eines Arrondissements und ehedem Festung in der belg. Provinz Luxemburg, Hauptort der Famenne (s. d.), an der Staatsbahnlinie Lüttich-Marloin, mit einer Staats-Knabenmittelschule, einem Tribunal, Spitzenfabrikation, Steinbrüchen, Handel mit Landesprodukten und (1893) 3457 Einw. — Don Juan d'Austria bestätigte hier durch das sogen. ewige Edikt 1577 den Genter Frieden. 1792 wurde Lafayette von den Österreichern hier gefangen genommen.

Marché (franz., spr. marsché), Markt, Kauf, Handel; M. à forfait, Generalentreprise (s. Entreprise); M. au comptant, Barkauf, Effektivgeschäft (s. Kontant).

Marchegg, Stadt in Niederösterreich, Bezirksh. Groß-Enzersdorf, an der March und den Linien Wien-M. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Wien-Gänserndorf-M. der Nordbahn, M.-Budapest und M.-Dévényító der Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein fürstlich Pálffysches Schloß, Obstbau, eine Fabrik für Sprengpräparate und (1890) 1849 Einw.

Marche-les-Dames (spr. marsch'-lä-dām'), Ort in der belg. Provinz und Arrond. Namur, in reizender Lage an der Maas und der Nordbahnlinie Lüttich-Namur, mit einem schönen Schloß des Herzogs von Arenberg, Bergbau auf Zink und Blei und (1893) 933 Einw. Dabei die Eisenöfen von Enouf.

Märchen, diejenige Unterart der epischen Poesie, welche in der Wunderwelt einer mit den Gesetzen der Wirklichkeit frei schaltenden Phantasie sich bewegt, während sie zugleich sich gebärdet, als sei, was sie dichtet, vollkommen natürlich. Dabei ist das M. doch nicht ohne Gesetzmäßigkeit, indem es festhält an dem Charakter der Welt, in die es uns einmal versetzt hat, insbesondere an dem Charakter der handelnden Gestalten, und innere Folgerichtigkeit und Einheit fordert. Das M. will durch seine bunten Bilder und mannigfaltigen Gestalten nicht nur die Phantasie spielend beschäftigen, sondern das Gemüt erfreuen. Dies wird ihm vor allem gelingen, wenn seine Gestalten und Begebenheiten dem natürlichen Zuge der menschlichen Phantasie entsprechen, nicht der individuellen Einbildungskraft angehörig, von einem Einzelnen ausgedacht und ausgeklügelt, sondern allgemeingültig erscheinen, so daß sie jedem unmittelbar verständlich und vertraut werden können. Daher das M. als Volksdichtung (Kinder- und Volksmärchen, orientalisches M.) und volkstümliche Dichtung gegenüber dem M. als Kunstdichtung (Tiecks »Elfen«, Chamissos »Peter Schlemihl«, Brentanos »Gockel, Hinkel und Gackeleia«) den höhern ästhetischen Wert zu haben pflegt. Letzteres nimmt eine besondere Stellung ein, wenn das M. zum Gewande wird für allerlei, an sich der Welt des Märchens durchaus fremdartige, etwa philosophische Gedanken (wie neuerdings in Kurt Laßwitz' »Seifenblasen«). Das Wort M. stammt von dem altdeutschen maere, das zuerst die gewöhnlichste Benennung für erzählende Poesien überhaupt war, während der Begriff unsers Märchens im Mittelalter gewöhnlich mit dem Ausdruck spel bezeichnet wurde. Als die Heimat der M. kann man den Orient ansehen; Volkscharakter und Lebensweise der Völker im Osten bringen es mit sich, daß das M. bei ihnen noch heute besonders gepflegt wird. Irrtümlich hat man lange gemeint, ins Abendland sei das M. erst durch die Kreuzzüge gelangt; vielmehr treffen wir Spuren von ihm im Occident in weit früherer Zeit. Das klassische Altertum schon besaß Märchenhaftes oder Anklänge an das M. in Hülle und Fülle (von der Homerischen Kirke an bis zum Ring des Gyges bei Platon), wenn auch noch nicht das M. selbst als Kunstgattung. Dagegen taucht in der Zeit des Neuplatonismus, welcher als ein Übergang des antiken Bewußtseins zur Romantik bezeichnet werden kann, eine Dichtung des Altertums auf, welche technisch ein M. genannt werden kann, die reizvolle Episode von »Amor und Psyche« in Apulejus' »Goldenem Esel«. Gleicherweise deuten Stellen in der deutschen Heldensage auf das Vorhandensein von M. bei den Germanen in uralter Zeit. Gesammelt begegnen uns M. am frühesten in den »Tredeci piacevoli notti« des Straparola (Vened. 1550), im »Pentamerone« des Giambattista Basile (gest. um 1637 in Neapel), in den »Gesta Romanorum« (Mitte des 14. Jahrh.) ꝛc. In Frankreich beginnen die eigentlichen Märchensammlungen erst zu Ende des 17. Jahrh.; Perrault eröffnete sie mit den als echte Volksmärchen zu betrach

tenden »Contes de ma mère l'Oye«; 1704 folgte Gallands gute Übersetzung von »Tausendundeine Nacht« (s. d.), jener berühmten, in der Mitte des 16. Jahrh. im Orient zusammengestellten Sammlung arabischer M. Besondern Märchenreichtum haben England, Schottland und Irland aufzuweisen, vorzüglich die dortigen Nachkommen der keltischen Urbewohner. Die M. der skandinavischen Reiche zeigen nahe Verwandtschaft mit den deutschen. Reiche Fülle von M. findet sich bei den Slawen. In Deutschland treten Sammlungen von M. seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf. Die »Volksmärchen« von Musäus (1782) und Benedikte Naubert sind novellistisch und romantisch verarbeitete Volkssagen. Die erste wahrhaft bedeutende, in Darstellung und Fassung vollkommen echte Sammlung deutscher M. sind die »Kinder- und Hausmärchen« der Gebrüder Grimm (zuerst 1812—13, 2 Bde.; ein 3. Band, 1822, enthält litterarische Nachweise bezüglich der M.). Unter den sonstigen deutschen Sammlungen steht der Grimmschen am nächsten die von L. Bechstein (zuerst 1845); außerdem sind als die bessern zu nennen: die von E. M. Arndt (1818), Löhr (1818), J. W. Wolf (1845 u. 1851), Zingerle (1852—54), E. Meier (1852), H. Pröhle (1853) u. a. Mit M. des Auslandes machten uns durch Übertragungen bekannt: die Brüder Grimm (Irland, 1826), Graf Mailath (Ungarn, 1825), Vogl (Slawonien, 1837), Schott (Walachei, 1845), Asbjörnson (Norwegen), Bade (Bretagne, 1847), Iken (Persien, 1847), Gaal (Ungarn, 1858), Schleicher (Litauen, 1857), Waldau (Böhmen, 1860), Hahn (Griechenland u. Albanien, 1863), Schneller (Welschtirol, 1867), Kreutzwald (Esthland, 1869), Wenzig (Westslawen, 1869), Knortz (Indianermärchen, 1870, 1879, 1887), Gonzenbach (Sizilien, 1870), Österley (Orient, 1873), Carmen Sylva (Rumänien, 1882), Leskien und Brugman (Litauen, 1882), Goldschmidt (Rußland, 1882), Veckenstedt (Litauen, 1883), Krauß (Südslawen, 1883—84), Brauns (Japan, 1884), Poestion (Island, 1884; Lappland, 1885), Schreck (Finnland, 1887), Chalatanz (Armenien, 1887), Jannsen (Esthen, 1888), Mitsotakis (Griechenland, 1889) u. a. Unter den Kunstpoeten haben sich im M. mit dem meisten Glück versucht: Goethe, L. Tieck, Chamisso, E. T. A. Hoffmann, Fouqué, Kl. Brentano, der Däne Andersen, R. Leander (Volkmann) u. a. Vgl. Maaß, Das deutsche M. (Hamb. 1887); Benfey, Kleinere Schriften zur Märchenforschung (Berl. 1890); Reinh. Köhler, Aufsätze über M. und Volkslieder (das. 1894); weiteres s. Folklore.

Marchena (spr. -tschēna), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Sevilla, an den Eisenbahnlinien Utrera-La Roda und M.-Cordoba, hat eine gotische Kirche (Santa Maria), einen Palast der Herzöge von Arcos, Reste alter Stadtmauern, eine Schwefelquelle mit Badeanstalt und (1887) 14,752 Einw.

Marches (engl., spr. mártsches) entspricht dem deutschen Mark (soviel wie Grenze) und wird namentlich auf die Grenzbezirke zwischen England, Schottland und Wales angewandt. In der schottischen Jurisprudenz bedeutet M. Eigentums- oder Gutsgrenze.

Marcheschwan (hebr., 1. Kön. 8, 2: Bul, abgekürzt Cheschwan), im jüdischen Kalender der zweite Monat des bürgerlichen, der achte des Festjahrs, im Oktober beginnend, hat abwechselnd 29 oder 30 Tage.

Marchese (ital., spr. -kēse), soviel wie Markgraf, Marquis; Marchesa, Marquise; vgl. Marquis und Adel, S. 121.

Marchesi (spr. -kēsi), 1) Pompeo, Cavaliere, ital. Bildhauer, geb. 7. Aug. 1789 in Saltrio bei Mailand, gest. 6. Febr. 1858 in Mailand, bildete sich unter Canova und nach der Antike und ward Professor an der Akademie in Mailand. Von seinen ersten Arbeiten sind die Reliefs am Simplonbogen, eine Terpsichore und eine Venus Urania, die kolossalen Statuen des heil. Ambrosius und des Königs Karl Emanuel, die Bildsäule Voltas und das Denkmal der Sängerin Malibran zu nennen. Später fertigte M. die sitzende Statue Goethes in Marmor für die Stadtbibliothek in Frankfurt, dann (mit Manfredoni) das Standbild Kaiser Franz' I. für Graz und das Standbild desselben Kaisers für die Hofburg in Wien. Seine besten Arbeiten sind das Grabmal des Herzogs Emanuel Philipp von Savoyen in Turin (1843) und die Mater dolorosa mit dem Leichnam Christi, zu der eine Gruppe von Gläubigen naht, kolossale Marmorgruppe in der Kirche San Carlo zu Mailand. M. verband Anmut und Weichheit der Form mit maßvoller Durchbildung.

2) Mathilde, geborne Graumann, Gesanglehrerin, geb. 26. März 1826 in Frankfurt a. M., erhielt ihre musikalische Ausbildung von O. Nicolai in Wien und M. Garcia in Paris, verheiratete sich als gefeierte Konzertsängerin 1852 mit dem Sänger und Komponisten Salvatore M. de Castrone (geb. 1822 in Palermo), war seit 1854 am Wiener Konservatorium als Lehrerin thätig, 1861 in Paris, 1865—68 am Konservatorium in Köln, von wo sie 1868 nach Wien zurückkehrte. Hier entfaltete sie als Gesanglehrerin zunächst wieder am Konservatorium, dann 1878—81 als Leiterin einer eignen Schule eine erfolgreiche Thätigkeit in der Ausbildung dramatischer Gesangskräfte. Seit 1881 lebt sie mit ihrem Gatten wieder in Paris. Sie hat auch eine »Praktische Gesangsmethode« sowie Autobiographisches in den »Erinnerungen aus meinem Leben« (Wien 1877) u. »Aus meinem Leben« (Düsseld. 1888) veröffentlicht.

Marchetti (spr. -ketti), Filippo, ital. Opernkomponist, geb. 26. Febr. 1835 in Bolognola (Camerino), Schüler des Conservatorio San Pietro a Majella in Neapel, trat zuerst 1856 zu Turin mit der Oper »Gentile da Varano« auf, der 1857 zu Turin und Rom »La Demente« folgte. Trotz des guten Erfolgs dieser Erstlingswerke vermochte er ein neues Werk: »Il Paria«, in Rom, wo er sich als Gesanglehrer niedergelassen hatte, nicht zur Aufführung zu bringen und siedelte deshalb nach Mailand über. Hier führte das Carcanotheater 1865 seine Oper »Romeo e Giulietta« mit glänzendem Erfolge auf, obwohl zu gleicher Zeit Gounods gleichnamige Oper an der Scala in Szene ging. Gleichen Beifall fand er 1869 mit der Oper »Ruy Blas«, seinem Hauptwerk. Seine spätern Werke: »L'amore alla prova« (1873), »Gustavo Wasa« (1875) u. »Don Giovanni d'Austria« (1880) hatten nur geringen Erfolg. Dagegen erfreuen sich seine ein- und zweistimmigen Lieder dauernder Beliebtheit bei seinen Landsleuten. M. ist seit 1881 Präsident der Cäcilienakademie zu Rom.

Marchettus von Padua, Musikgelehrter, lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. und wurde nächst Franco von Köln der namhafteste Verbesserer des Mensuralgesangs, wie er auch die zu seiner Zeit noch im Kindheitsstadium befindliche Kunst des Kontrapunktes wesentlich gefördert hat. Von seinen Schriften teilt Gerbert im 3. Teil seiner »Scriptores ecclesiastici de musica« zwei Abhandlungen mit: »Luci-

larium in arte musicae planae« (1274) und »Pomerium de arte musicae mensuratae« (1283 oder 1309), beide nach einem Manuskript der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand.

Marchfeld, Ebene in Niederösterreich, wird südlich von der Donau, östlich von der March, nördlich und westlich von dem Hügelland, das sich vom Bisamberg an der Donau bis Angern an der March hinzieht, begrenzt und hat samt den von den Armen der Donau gebildeten Inseln eine Fläche von 990 qkm. Die Anbauverhältnisse lassen infolge mangelhafter Bewässerung viel zu wünschen übrig, weshalb die Anlage von Kanälen geplant ist. — Das M. ist geschichtlich denkwürdig durch zwei nach demselben benannte Schlachten. Am 12. Juli 1260 schlug hier, bei dem Dorfe Kroissenbrunn, 8 km nordwestlich von der Marchmündung, König Ottokar von Böhmen den König Bela IV. von Ungarn und eroberte Steiermark, welches seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Schlacht, 26. Aug. 1278, bei Dürnkrut unweit der March, jedoch nicht mehr auf dem eigentlichen M., fiel derselbe Ottokar gegen Rudolf von Habsburg. Auf dem M., Wien näher, liegen die Schlachtfelder von Aspern und Wagram.

Marchi (spr. márki), Francesco, Kriegsbaumeister, geb. 1506 in Bologna, gest. 1598, diente dem Herzog Alessandro de' Medici von Florenz, dann dem Papst (1545 Befestigung Roms), später dem Herzog Ottavio Farnese von Parma (Leitung des Artilleriewesens, Befestigung von Piacenza); von 1559 an war er in Brüssel unter Margarete von Österreich, nach deren Rücktritt (1567) er in spanischen Diensten blieb. M. schrieb: »Della architettura militare libri tre« (Brescia 1599; Rom 1840, 4 Bde.), ein Werk, welches wegen seines Ideenreichtums von Spätern vielfach ausgebeutet worden ist.

Marchia (neulat.), Mark (soviel wie Grenzbezirk).

Marchienne-au-Pont (spr. marschjénn-o-póng), Marktflecken in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, an der Sambre und dem Kanal von Brüssel nach Charleroi, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Charleroi-Mons, der Eisenbahn La Sambre-M. und der Vizinalbahn Charleroi-Montigny-le-Tilleul, mit Schloß, Eisenwerken, Gießerei, Steinkohlengruben, Fabrikation von Glas und chemischen Produkten, Industrieschule und (1890) 15,157 Einw.

Marchiennes (spr. marschjénn'), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Douai, an der Scarpe und der Nordbahn, hat ein schönes Stadthaus (ehemalige Abtei), Fabrikation von Zucker, chemischen Produkten etc. und (1881) 2462 (als Gemeinde 3258) Einw.

Marchin (spr. -schäng), Flecken in der belg. Provinz Lüttich, Arrond. Huy, am Hoyoux und an der Staatsbahnlinie Landen-Ciney, hat Steinbrüche, Eisengießerei, Papierfabrikation und (1890) 5204 Einw.

Marchzins, in der Schweiz, s. Zwischenzinsen.

Marci von Kronland (Markus), Arzt und philosophischer Schriftsteller, geb. 1595 zu Landskron in Böhmen, gest. 1667 als Professor der Medizin und kaiserlicher Leibarzt zu Prag. Als »Hippokrates von Prag« hat er in seinen medizinischen und als »böhmischer Platon« in seinen philosophischen Schriften: »Idearum operatricium idea« (Prag 1635) und »Philosophia vetus restituta« (das. 1662) einen dem Paracelsus und van Helmont verwandten naturphilosophischen Platonismus, in dem sich auch Stoisches findet, entwickelt. Vgl. Guhrauer, Markus M. (in der »Zeitschrift für Philosophie«, Bd. 21, 1852).

Marcia (ital., spr. mártscha), s. Marsch.

Marciale (ital., spr. martschāle), marschmäßig.

Marciana (spr. -tschāna), Flecken auf der Insel Elba, im westlichen Teil hoch im Gebirge mitten in Kastanienwäldern gelegen, mit (1881) 1465 (als Gemeinde 7626) Einw. An der Küste liegt M. Marina mit Kaolingruben, einem Hafen, in welchem 1894: 576 Schiffe von 54,675 Ton. eingelaufen sind, Schiffbau, Fischerei und (1881) 1900 Einw.

Marciāna Silva, bei den Römern Name des Schwarzwaldes (auch Abnoba genannt).

Marcianise (spr. -tschanīse), Stadt in der ital. Provinz Caserta, an der Eisenbahnlinie Neapel-Foggia, in sumpfiger Gegend, hat Lein- und Hanfweberei und (1881) 11,112 Einw.

Marciano (spr. -tschāno), Dorf in der ital. Provinz Arezzo, im Chianathal, mit (1881) 373 (als Gemeinde 2591) Einw., bekannt durch den Sieg der Truppen des Kaisers Karl V. und des Herzogs Cosimo Medici über die Franzosen (3. Aug. 1554), zu dessen Andenken der Herzog 1562 den St. Stephansorden stiftete.

Marcianopŏlis, von Trajan gegründete Stadt in Untermösien, westlich von Odessus (Warna). In ihrer Nähe schlug Claudius II. die Goten. Ruinen bei Dewna, nordöstlich von Prawadi.

Marciānus, Flavius, oström. Kaiser, in Thrakien geboren, wurde 450 nach dem Tode Theodosius' II. von dessen Schwester, der Kaiserin Pulcheria, zu ihrem Gemahl und damit zugleich auf den kaiserlichen Thron erhoben. Er hatte den Mut, dem Hunnenkönig Attila den ihm bisher gezahlten Tribut zu verweigern, unterstützte bei dessen Einfall in Italien 452 den weströmischen Kaiser Valentinian III. durch Sendung von Hilfstruppen und erkannte 455 Avitus als weströmischen Kaiser an. Er führte im Innern ein kräftiges, gerechtes Regiment und suchte namentlich den fiskalischen Druck zu erleichtern. Von ihm wurde 451 das vierte ökumenische Konzil nach Chalcedon (s. d.) berufen. Er starb 457, ihm folgte Leo I.

Marcigny (spr. -ßinji), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Charolles, am rechten Ufer der Loire u. an der Lyoner Bahn, hat eine Kirche (14. Jahrh.) und ehemalige Abtei, Fabrikation von Tischzeug, Thonwaren u. Strohhüten u. (1891) 2536 Einw.

Marcinelle (spr. -ßinell'), Flecken in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, an der Sambre und den Eisenbahnen Charleroi-Erquelines und Aerschot-M., hat Hochöfen, Eisengießerei, Steinkohlengruben, Steinbrüche und (1890) 11,187 Einw.

Marcion, der Stifter einer gnostischen Partei (Marcioniten), Sohn eines Bischofs zu Sinope im Pontus, begab sich 140 nach Rom, soll sich hier an einen Syrer, Cerdon, angeschlossen haben, dessen Lehren er weiter fortbildete, widmete sich dann einem streng asketischen Leben und starb um 165—170. M. drängte den Gnostizismus von der Spekulation zur praktischen Askese, verwarf den Unterschied zwischen der Gnosis und dem einfachen Glauben und trieb im Gegensatz zur werdenden katholischen Kirche den Paulinismus so sehr auf die Spitze, daß er, einen guten und einen bloß gerechten Gott annehmend, auf letztern das Alte Testament zurückführte. Vom Neuen Testament nahm er nur zehn Paulinische Briefe an und das nach seinem System bearbeitete Lukas-Evangelium. Vgl. Meijboom, M. en de Marcioniten (Leiden 1887).

Marcīta (Prato marcitorio, ital., spr. martschi-), Winterwiese; s. Bewässerung, S. 944.

Marcius, altes röm. Geschlecht, zu dessen berühmtesten Mitgliedern Ancus M. (s. d.) und C. M. Coriolanus (s. Coriolanus) gehören; es bestand aus patrizischen und plebejischen Familien.

Märcker, Maximilian, Agrikulturchemiker, geb. 25. Okt. 1842 in Kalbe a. S., studierte 1861—64 in Greifswald u. Tübingen Chemie, wurde 1866 Assistent an der landwirtschaftlichen Versuchsstation zu Braunschweig, 1867 an der zu Göttingen-Weende und ging 1871 als Dirigent der Versuchsstation des Landwirtschaftlichen Zentralvereins für die Provinz Sachsen nach Halle, wo er 1872 zum außerordentlichen, 1891 zum ordentlichen Professor der Agrikulturchemie an der Universität ernannt wurde. M. erwarb sich besondere Verdienste um die wissenschaftliche Begründung der Spiritusfabrikation und um die Reform der landwirtschaftlichen Feldversuche und organisierte die Versuchsthätigkeit der praktischen Landwirte auf dem Gebiet der Düngungs- und Fütterungslehre. Er schrieb: »Handbuch der Spiritusfabrikation« (Berl. 1877, 6. Aufl. 1894); »Die zweckmäßigste Anwendung der künstlichen Düngemittel für Kartoffeln« (das. 1880); »Die Kalisalze und ihre Anwendung in der Landwirtschaft« (das. 1880); »Wesen und Verwertung der getrockneten Diffusionsrückstände der Zuckerfabriken« (mit Morgen, das. 1891); »Das Flußsäureverfahren in der Spiritusfabrikation« (das. 1891); »Fütterung und Schlachtergebnis« (mit Morgen, das. 1893); »Die Kalidüngung in ihrem Wert für die Erhöhung und Verbilligung der landwirtschaftlichen Produktion« (2. Aufl., das. 1893); »Amerikanische Landwirtschaft« (das. 1895).

Marc-Monnier (spr. mark-monnjē), s. Monnier 2).

Marco, früheres Edelmetall- und Münzgewicht: in Portugal und Brasilien der Meio Arratel zu 8 Onças = 229,5 g; in Spanien und Spanisch-Amerika die halbe Libra zu 8 Onzas = 230,04645 g; in Norditalien (M. di zecca) zu 8 Once: in Venedig = 238,499 g, in Mailand und Parma = 234,997 und in Piemont = 245,920 g.

Marco Polo, Reisender, s. Polo.

Marcq-en-Baroeul (spr. mark-ang-baröl), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, an der Marcq (Zufluß der Deûle), hat ein Schloß, ein Collège, Fabrikation von Zichorie, Töpferwaren, Papier, Leinen- und Baumwollspinnerei u. (1891) 5986 (als Gemeinde 9752) Einwohner.

Marculf, franz. Mönch, sammelte um 660 zwei Bücher Formeln (zusammen 92), d. h. Formulare für Urkunden, welche die öffentlichen und privaten Rechtsgeschäfte betreffen und für die Kenntnis des in der merowingischen Zeit geltenden Rechts sehr wichtig sind, am besten herausgegeben von K. Zeumer in den »Monumenta Germaniae historica« (Legum Sectio V, Hannov. 1886). Vgl. Seidenstikker, De Marculfinis aliisque similibus formulis (Jena 1818).

Marcus, Evangelist, s. Markus.

Marcus Antoninus, Kaiser, s. Commodus.

Marcus Aurelius, Kaiser, s. Antoninus 2).

Marczal (spr. márzal), Nebenfluß der Raab in Ungarn, entspringt im SW. des Bakonyer Waldes, fließt in nördlicher Richtung bis nahe an die Raab und von Marczalko an parallel mit dieser in dem neuregulierten Flußbett bis zu seiner Mündung bei der Stadt Raab.

Mardellen, s. Wohnungen, prähistorische.

Mar del Plata, Hauptstadt des Distrikts Pueyreddon und Badeort der argentin. Provinz Buenos Aires, nahe dem Kap Corrientes, Endstation der Bahn Buenos Aires-M., mit bedeutender Seefischerei, Viehzucht und (1890) 4975 Einw. Westlich davon die schiffbare Laguna de los Padres, wo die Jesuiten 1747 eine Niederlassung gründeten.

Marder (Mustela *L.*), Raubtiergattung aus der Familie der M. (Mustelidae) und der Unterfamilie der echten M. (Martina), mittelgroße Tiere mit schlankem, langgestrecktem Körper, vorn verschmälertem Kopf, zugespitzter Schnauze, ziemlich kurzen, fast dreiseitigen Ohren, mittelgroßen Augen, niedrigen Beinen, fünfzehigen Füßen mit kurzen, scharfen, zurückziehbaren Krallen, mittellangem, gleichmäßig dickem Schwanz, langhaarigem, weichem Pelz und eine stinkende Flüssigkeit absondernden Afterdrüsen. Der Edelmarder (Baum-, Buchmarder, M. Martes *L.*, s. Tafel »Raubtiere I«, Fig. 4), etwa 55 cm lang, mit 30 cm langem Schwanz, am Widerrist 26 cm hoch, ist oben dunkelbraun, an der Schnauze fahl, an Stirn und Wangen lichtbraun, an den Seiten und am Bauch gelblich, an den Beinen schwarzbraun, am Schwanz dunkelbraun. Zwischen den Hinterbeinen befindet sich ein rötlichgelber, dunkelbraun gesäumter Fleck, welcher sich manchmal in einem schmutzig gelben Streifen bis zur Kehle fortsetzt. Diese und der Unterhals sind schön dottergelb. An der Oberlippe stehen vier Reihen von Schnurrhaaren. Im Winter ist der Pelz im allgemeinen dunkler als im Sommer; das Weibchen zeigt blässere Färbung des Rückens und einen weniger deutlichen Fleck. Der Baummarder findet sich, in der Größe und der Pelzfarbe vielfach variierend, besonders in Skandinavien, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Ungarn und Italien, in Asien bis zum Altai und südlich bis zu den Quellen des Jenissei. Er bewohnt einsame Laub- und Nadelwälder als echtes Baumtier und benutzt hohle Bäume, verlassene Eichhörnchen- und Vogelnester, manchmal auch Felsenklüfte als Ruhestätten. Im Klettern und Springen sucht er seinesgleichen; er ruht gewöhnlich am Tage, verfolgt alle Säugetiere, vom Rehkälbchen bis herab zur Maus, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner; auch plündert er alle Nester, holt aus der Schlinge die gefangenen Vögel und die Vogelbeeren, frißt auch Birnen, Kirschen, Pflaumen, Honig und mordet in Hühner- und Taubenställen weit mehr, als er verzehren kann. Die Paarungszeit fällt in den Januar oder Februar. Ende März oder Anfang April wirft das Weibchen 3—5 Junge, die der Mutter schon nach wenigen Wochen auf die Bäume folgen, sich auch leicht auffüttern lassen, aber ihre angeborne Wildheit selten verlieren. Gefangene Edelmarder pflanzen sich auch fort, fressen aber ihre Jungen gewöhnlich auf. Man verfolgt den Edelmarder sehr eifrig sowohl wegen des Schadens, den er unter Haus- und Waldtieren anrichtet, als auch wegen seines schönen Felles, und er ist deshalb in Deutschland bereits ziemlich selten geworden. Der Hausmarder (Steinmarder, M. Foina *Briss.*, s. Tafel »Raubtiere I«, Fig. 5) ist 45 cm lang, mit 25 cm langem Schwanz, verhältnismäßig kürzern Beinen, längerm Kopf, kleinern Ohren und kürzerm, graubraunem, an Beinen u. Schwanz dunklerm, an den Füßen dunkelbraunem Pelz mit kleinerm und rein weißem Kehlfleck. Er findet sich in Deutschland, Frankreich, Italien, England, Schweden, dem gemäßigten europäischen Rußland bis zum Ural, in der Krim und in Westasien. Er kommt häufiger vor als der Edelmarder und nähert sich weit mehr als jener den Wohnungen der Menschen; in Lebensweise

und Manieren stimmt er mit demselben ganz überein. Die Paarungszeit ist im Februar; im April oder Mai wirft das Weibchen 3—5 blinde Junge, welche sich sehr leicht zähmen und selbst abrichten lassen, meist aber durch das Hervorbrechen ihrer Raublust lästig werden. Der Hausmarder erzeugt auch mit dem Edelmarder lebenskräftige Blendlinge. Sein Pelz ist weniger geschätzt. Die Jagd auf M. wird hauptsächlich dadurch betrieben, daß man sie bei einer Neue in ihrem Versteck festspürt und dort erlegt. Besonders günstig ist es, wenn der Schnee erst nach Mitternacht oder gegen Morgen gefallen ist, weil dadurch die Verfolgung der sonst oft meilenlangen Spur (s. Abbildung) sehr abgekürzt wird. Namentlich der Baummarder bäumt auf seinen nächtlichen Streifereien oft und geht in den Ästen nahestehender Bäume weiter, was man an dem von den Zweigen abgestoßenen Schnee erkennt. Außerdem fängt man die M. in Eisen und mit der Prügelfalle, nachdem sie vorher durch kleine Vögel oder Eier angekirrt sind, legt auch für den Steinmarder Tellereisen auf den Absprung, d. h. auf die Stelle, auf welche er beim Herabspringen von Gebäuden, Zäunen oder Mauern zu treten pflegt, und die man bei Spurschnee leicht ermitteln kann. Endlich treibt man letztern auch durch Lärmen und Klingeln aus den von ihm bewohnten Gebäuden.



Spur des Steinmarders.

Marderbär (Binturong), s. Bär, S. 449.

Marderfelle, die Felle des Haus- und Edelmarders. Die schönsten Edelmarder liefert Norwegen, die nächsten Schottland, dann in absteigender Güte Italien, Schweden, Norddeutschland, die Schweiz, Bayern, Württemberg, die Tatarei, Rußland, die Türkei und Ungarn. Edelmarder ist ein leichter, warmer, angenehmer Pelz und wird besonders in Rußland zu Pelzfutter verarbeitet; häufig genug geht er auch als Zobel und wird wohl, wenn nötig, gefärbt. Steinmarder kommen in viel größerer Menge auf den Markt, die schönsten aus Ungarn und der Türkei; sonst liefern Rußland, Polen, Deutschland viele Felle. Sie werden meist in Rußland, Polen, Amerika, England und Frankreich zu Pelzfuttern und Garnituren verarbeitet, auch vielfach dem Zobel ähnlich gefärbt. Schwänze und Beine pflegt man wohl abzuschneiden und besonders zu verwerten. Die Felle des tatarischen Marders heißen im Handel Kalinken (Kolinski, Kulonki); dieselben sind gelbrötlich und werden zu Pelzfuttern benutzt, auch gefärbt und dann als Zobel verkauft. Die Schweife geben vorzügliche Malerpinsel. Von Edelmardern kommen jährlich 180,000 (120,000 aus Mitteleuropa, 60,000 aus Nordeuropa), von Steinmardern 400,000 (250,000 aus Mittel-, 150,000 aus Nordeuropa), von Kalinken 80,000 Stück auf den Markt. Die Felle des kanadischen Marders kommen nur als amerikanische Zobelfelle in den Handel.

Mardi (franz.), Dienstag; M. gras (spr. grā, »fetter Dienstag«), Fastnachtsdienstag.

Mardin, befestigte Hauptstadt eines Liwa im asiatisch-türk. Wilajet Diarbekr, am Nordrande der großen mesopotamischen Ebene, liegt terrassenförmig an der Südseite eines Felsens, dessen Gipfel (1300 m hoch) eine Festung trägt, besitzt vortreffliche Brunnen, Bäder und Wasserleitungen, 20 Moscheen, 3 Klöster, 9 Kirchen und zählt 20—25,000 Einw. (davon etwa zwei Fünftel Christen).

Mardonios, Sohn des Gobryas und Gemahl der Artazostra, Tochter des Königs Dareios I. von Persien, gehörte zu den einflußreichsten Männern am persischen Hof, wo er eine griechenfreundliche Politik vertrat, ward 492 v. Chr. mit einer Flotte und einem Landheer ausgeschickt, um die Griechen dem persischen Reich zu unterwerfen, und zog, nachdem er, um die Griechen durch gütliche Mittel und Freundschaft zu gewinnen, in den ionischen Städten die demokratischen Verfassungen wiederhergestellt, über den Hellespont nach Makedonien. An dessen Küste scheiterte seine Flotte am Berg Athos, während das Landheer durch die Bryger große Verluste erlitt, worauf M. nach Asien zurückkehrte. 480 befehligte er das persische Landheer, welches in Griechenland eindrang, und blieb nach der Schlacht bei Salamis mit 300,000 Mann in Thessalien zurück, wo er überwinterte. 479 rückte er wieder nach Hellas, zerstörte Athen zum zweitenmal, ward aber im September von den Griechen bei Platää besiegt und fiel, selbst tapfer kämpfend, von der Hand des Spartaners Aeimnestes.

Mare (lat.), Meer; M. Africum, das Meer zwischen Afrika und Sizilien; M. Balearicum, das Meer zwischen Spanien und den Balearen; M. Erythraeum, das die Südküste von Arabien bespülende Meer; M. Tuscum oder Inferum, das Tyrrhenische Meer; M. Ivernicum, die Irische See; M. Mediterraneum oder Internum, Mittelmeer; M. Siculum, das Meer östlich von Sizilien; M. Suebicum, Ostsee; M. Germanicum, Nordsee; M. Superum, das Adriatische Meer &c.

Maré, s. Loyaltyinseln.

Marecchia (spr. -réckja), Fluß in Mittelitalien, entspringt im Etruskischen Apennin und mündet, 70 km lang, bei Rimini in das Adriatische Meer.

Maréchal (franz., spr. -schall), Marschall; m. de camp, ehemals Brigadegeneral; m. de France, Feldmarschall oder Marschall (vgl. General); m. des logis, Kavallerieunteroffizier und Quartiermeister; m. de la trompette, Stabstrompeter; m. ferrant, Hufschmied.

Maréchaussée (franz., spr. -schōßē, mittellat. Mareschalchia), vormals berittene Polizeiwache in Frankreich, seit der Revolution durch die Gendarmerie ersetzt. Den Namen M. führte auch das alte Marschalls-Prevotalgericht, in dem gegen Falschmünzer, Straßenräuber, Diebe &c. summarisch verfahren wurde.

Maree (Loch M., spr. mari), See nahe der Westküste der schottischen Grafschaft Roß, 20 km lang, 1—3½ km breit, mit Inseln übersäet u. von wilden Gebirgen umgeben. Zufluß Kinlochewe, Abfluß Ewe.

Marée (franz.), soviel wie Ebbe und Flut, die Gezeiten; dann Bezeichnung für frische Seefische als Handelsgegenstand; daher Chambre de la M., Gerichtshof für Angelegenheiten des Fischhandels.

Marées, Hans von, Maler, geb. 24. Dez. 1837 in Elberfeld, gest. 5. Juni 1887 in Rom, verlebte seine Jugend in Koblenz, wo er seine künstlerischen Studien begann, ging 1853 nach Berlin, arbeitete hier bei Steffeck und nahm 1856 seinen Aufenthalt in München, wo er bis 1864 blieb. Dann begab er sich nach Italien, kehrte aber 1870 wieder nach Deutschland zurück, wo er drei Jahre lang in Berlin und Dresden thätig war. 1873 ließ er sich für eine Zeitlang in Flo-

renz und später in Rom nieder, wo er weniger durch seine Werke, die er niemals öffentlich ausstellte, als durch sein hohes Streben und durch seine Persönlichkeit einen gewissen Einfluß auf deutsche Künstler, besonders auf Feuerbach, Böcklin und den Bildhauer Hildebrand, ausübte. Die von ihm hinterlassenen Werke, meist unvollendete Arbeiten und Studien mit idealen, mythologischen und Heiligenfiguren, schließen sich zum Teil an die Antike, zum Teil an die italienische Frührenaissance an. Völlig ausgeführt hat er nur eine Reihe von Fresken in der deutschen zoologischen Station in Neapel. Vgl. Fiedler, Hans von M. (Münch. 1889).

Marégraph (franz.), s. Flutmesser.

Marekanit, ein Obsidian (s. d.) von der Marekanka bei Ochotsk.

Marellen, soviel wie Aprikosen.

Maremmen (ital., v. lat. maritima, »am Meer gelegen«), sumpfiger, ungesunder Landstrich, welcher sich an der Küste des Tyrrhenischen Meeres in Italien von der Mündung der Magra bis zu der des Volturno hinzieht und in diesem weitern Sinne auch die Campagna von Rom und die Pontinischen Sümpfe (s. d.) umfaßt. Die M. im engern Sinne oder toscanischen M. erstrecken sich zwischen der Cecina und Fiora in den Provinzen Pisa und Grosseto und umfassen insbes. die Landstriche an den Küstenflüssen Cornia, Pecora, Bruna, Ombrone und Albenga, zusammen ca. 2600 qkm. Sie bestehen etwa zu zwei Dritteln aus Hügelland, zu einem Viertel aus Thalgrund, im übrigen aus Sumpf- und Wasserflächen. Zur Zeit der Etrusker und der Volsker war diese Küste ein mit zahlreichen Städten besetztes Land, zur Römerzeit schon wegen seiner Fieber im Sommer geflohen; im Mittelalter erhoben sich noch Burgen und Flecken auf den Höhen, dann verödete die Gegend immer mehr und ward infolge des Rückgangs der Bodenkultur und der zunehmenden Entwaldung zu einer von der Malaria (s. d.) heimgesuchten, menschenleeren Wildnis. Seit 1828 hat man dem übel ernstlich und mit Erfolg entgegengewirkt teils durch künstliche Ausfüllung der Sümpfe mit den Sinkstoffen der hineingeleiteten Flüsse, teils durch Kolonisation mittels Parzellierung des Landes. Die malariafreien Stellen haben sich seitdem bedeutend vermehrt und erweitert, sowohl am Meer (bei Orbetello, Piombino, Santo Stefano), wo überhaupt die bewegte Seeluft die Malaria nie zur vollen Geltung kommen ließ, als auch im Innern. Dem frühern Mangel an Kommunikationen ist jetzt abgeholfen, da die M. von der Eisenbahn Livorno-Civitavecchia (der sogen. Maremmenbahn) mit zwei Seitenlinien durchzogen werden (s. Karte »Italien, nördl. Hälfte«). Vgl. Noël de Vergers, L'Étrurie et les Étrusques (Par. 1862—64, 3 Bde.); Grottanelli, La Maremma toscana (Siena 1873—76, 2 Bde.).

Marenco, 1) Carlo, Graf, ital. Dichter, geb. 1. Mai 1800 zu Cassolnuovo in der piemontesischen Provinz Lomellina, gest. 20. Sept. 1843 in Savona, studierte die Rechte in Turin, widmete sich dann aber ausschließlich der Poesie. 1828 wurde zu Turin seine erste Tragödie: »Buondelmonte«, aufgeführt; nach dieser gelangten bis 1842 von ihm noch zur Aufführung die Tragödien: »La famiglia Foscari«, »Adelisa«, »Manfredi«, »Giovannina I.«, »La Pia de' Tolommei«, »Berengario«, »Arrigo di Savoia«. Andre wurden nur durch den Druck bekannt und zwar: »Corso Donati«, »Ezzellino III.«, »Ugolino«, »La guerra de' baroni«, »Arnaldo da Brescia«, »Cecilia di Baone«, »Corradino«. Den nachhaltigsten Erfolg hatte M. mit seiner »Pia de' Tolommei«, welche einen dem Dante entlehnten Stoff behandelt und sich noch gegenwärtig auf der italienischen Bühne behauptet. Zum Teil Alfieri nacheifernd, zum Teil von Manzoni beeinflußt, war M. eigentümlich in der Art, auch das Volk in seinen Tragödien charakteristisch redend und handelnd einzuführen. Religiöses Gefühl und Patriotismus sind in seinen Dichtungen stark ausgeprägt. In den letzten Jahren war er als Rat der Generalintendanz von Savona angestellt. Aus seinem Nachlaß erschienen noch: »Tragedie inedite, con l'aggiunta di alcune poesie, etc.« (Flor. 1856).

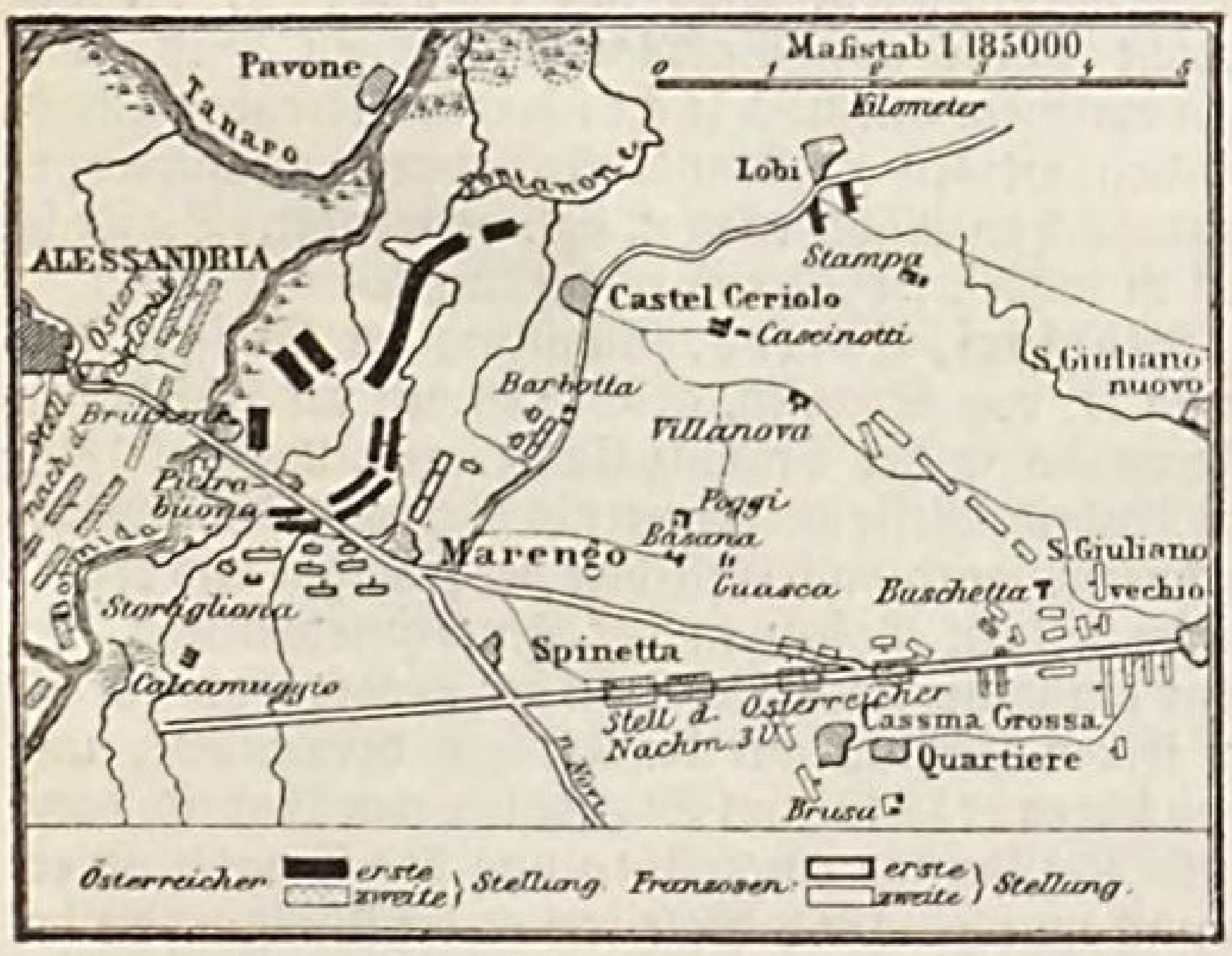
2) Leopoldo, Graf, ital. Dramatiker, Sohn des vorigen, geb. 8. Nov. 1831 zu Ceva in Piemont, brachte schon im Alter von 20 Jahren eine Tragödie: »Isabella Orsini«, mit Erfolg zur Aufführung und übernahm 1851 eine Stelle im Finanzministerium, welche er jedoch in Erkenntnis seiner mangelhaften Befähigung zur Beamtenlaufbahn bald wieder aufgab. Auch das 1860—64 zu Bologna und 1864—71 zu Mailand bekleidete Lehramt der italienischen Litteratur entsprach nicht seinen Neigungen, und er lebte fortan ausschließlich dem dichterischen Beruf. Seine »Piccarda Donati«, von der Ristori meisterlich dargestellt, sowie die Dramen: »Saffo« und »Speronella« hatten zuerst seinen Ruhm begründet; später pflegte er mehr das eigentliche Schauspiel. Er nahm seine Stoffe aus dem ländlichen Leben (»Celeste«), aus dem Leben der Gebirgsbewohner (»Il ghiacciajo del Monte Bianco«), auch aus dem Seemannsleben (»Giorgio Gandi«); mit andern Stücken ging er auf das Mittelalter zurück (»Il falconiere di Pietra Ardena« u. a.), und seine Erfolge in dieser Richtung machten ähnliche Versuche eine Zeitlang zur Modesache. Er schrieb auch zahlreiche Lustspiele, darunter: »Un malo esempio in famiglia«, »Letture ed esempi«, »Lo spiritismo«, »Supplizio di Tantalo«, »Gli amori del nonno«, »Quel che nostro non è« (1877). In neuester Zeit wendete er sich ohne Erfolg der sozialen Komödie zu. Phantasie und Erfindungsgabe stehen M., der gegenwärtig in Turin lebt, reichlich zu Gebote; doch ist das Poetische in seinen Werken mehr lyrischer als dramatischer Natur. Eine Gesamtausgabe seiner Dramen in 20 Bänden erscheint seit 1884 in Turin.

Marend (das alte Maranda), Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, nordwestlich von Tebriz, hat eine Festung und eine Moschee, in welcher nach der Sage die Mutter Noahs begraben liegt.

Marende (Merend, v. ital. merenda), in Tirol, Bayern und Vorarlberg das Vesperbrot.

Marengo, Dorf in der ital. Provinz Alessandria, gegenwärtig zum Gemeindegebiet von Alessandria gehörig, 5 km südöstlich von der Stadt, nahe dem rechten Ufer der Bormida, an der Straße nach Novi gelegen, bekannt durch den am 14. Juni 1800 hier erfochtenen Sieg der Franzosen unter Bonaparte über die Österreicher unter Melas. Während Moreau in Süddeutschland kämpfte, überschritt Bonaparte Mitte Mai 1800 den Großen St. Bernhard. Melas, der keine ausreichenden Maßregeln getroffen hatte, um diesen Übergang zu verhindern, blieb, um die Belagerung Genuas zu decken, am obern Po, während die Franzosen sich nach Osten wendeten, den Tessin überschritten, in Mailand die Cisalpinische Republik wiederherstellten u. sich auch der Po-Linie bemächtigten. Nach dem von Lannes abgewiesenen Angriff der Öster-

reicher auf Casteggio (9. Juni) nahm Bonaparte bei Stradella eine feste Stellung. Als aber hier kein Angriff erfolgte, rückte er 13. Juni, in der Meinung, Melas werde sich nach dem inzwischen eroberten Genua zurückziehen, in die Ebene des Tanaro bei Alessandria vor und entsendete die Division Desaix, um die Straße nach Novi zu rekognoszieren, während zwei Divisionen unter Victor das Dorf M. besetzten, eine unter Lannes in der Ebene zwischen M. und Castel Ceriolo stehen blieb, er selbst aber mit einer Division nach Torre di Garofalo zurückging. Melas, der in Alessandria selbst stand, hatte sich inzwischen entschlossen, durch die feindliche Armee nach Piacenza durchzubrechen, und begann am Morgen des 14. Juni den Übergang über die Brücken der Bormida. Um 9 Uhr griffen die Österreicher die Franzosen, die in ihrer Zersplitterung auf eine Schlacht nicht vorbereitet waren, in M. an. Diese schlugen, geschützt durch einen tiefen sumpfigen Graben (Fontanone), zweimal tapfer die Angriffe der Österreicher zurück; aber um Mittag gelang es beim



Karte zur Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800).

dritten Male, M. zu erstürmen und die Franzosen zum Rückzug zu zwingen. Jetzt erst erschien Bonaparte mit der Division Monnier und der Konsulargarde und versuchte, indem er die Flügel verstärkte, die Schlacht zum Stehen zu bringen. Aber die Tapferkeit der Garde war fruchtlos, das Zentrum der Franzosen war vollständig durchbrochen, und auch die Truppen Bonapartes wurden in den Rückzug mit fortgerissen. Der greise Melas hielt den Sieg für entschieden, und erschöpft durch eine leichte Wunde begab er sich nach Alessandria zurück, während er seinem Generalstabschef, General v. Zach, die Verfolgung überließ. In diesem Augenblick (3 Uhr nachmittags) erschien der zurückberufene Desaix auf dem Schlachtfeld. Sofort warf er sich mit seinen 5000 Mann den Feinden entgegen, während Marmont das Geschütz sammelte und auf die vorderste Kolonne der Österreicher richtete, welche Zach selbst befehligte. Einen Augenblick hemmte Desaix deren Vormarsch; aber bald fiel er, durch eine Kugel tödlich getroffen. Da griff Kellermann mit drei Dragonerschwadronen die feindliche Flanke mit solchem Ungestüm an, daß er sie durchbrach und Zach, mit 2000 Mann abgeschnitten, sich kriegsgefangen ergeben mußte. Nun trat ein völliger Umschlag ein. Während die Franzosen sich sammelten und wieder zum Angriff vorgingen, wichen die Österreicher erschreckt zurück; die Reiterei ergriff die Flucht und riß auch das Fußvolk mit fort, so daß zuletzt eine wahre Panik ausbrach und alles in wirrem Knäuel sich über die Bormida zu retten suchte. Fast die ganze Artillerie blieb in den Händen der Franzosen. Außerdem verloren die Österreicher 6400 Mann an Toten und Verwundeten und 3000 Gefangene, die Franzosen 7000 Mann im ganzen. Der unerwartete Sieg derselben war entscheidend: schon 15. Juni schloß der österreichische Oberbefehlshaber mit Bonaparte einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, Genua, Piemont und die Lombardei zu räumen und sich hinter den Mincio zurückzuziehen. So rettete Desaix' und Kellermanns Tapferkeit Bonaparte vor dem Untergang. Im Gefühl der Beschämung über seinen geringen Anteil am Erfolg haben Bonaparte selbst und seine Anhänger die Vorgänge der Schlacht möglichst zu verwirren gesucht, und da Bonaparte sich nicht selbst das ausschließliche Verdienst beimessen konnte, so ließ er bloß dem toten Desaix einen Teil des Ruhms zukommen. Erst in neuerer Zeit ist der wirkliche Sachverhalt aufgeklärt worden. Vgl. Duc de Valmy, Histoire de la campagne de 1800 (Par. 1854).

Marenholtz-Bülow, Bertha von, geborne von Bülow, pädagog. Schriftstellerin, geb. 5. Mai 1810, gest. 9. Jan. 1893 in Dresden, heiratete 1830 den hannöverschen Geheimrat v. Marenholtz, den sie 1865 durch den Tod verlor. 1850 lernte sie Fr. Fröbel persönlich kennen und widmete sich fortan vorwiegend litterarischer und praktischer Vertretung der Fröbelschen Erziehungsweise. Sie schrieb: »Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode« (Berl. 1866; 2. Aufl., Kassel 1875); »Das Kind und sein Wesen« (2. Aufl., das. 1878); »Der Kindergarten« (2. Aufl., Dresd. 1878); »Erinnerungen an Friedrich Fröbel« (Kassel 1876); »Theoretisches und praktisches Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre« (das. 1886, 2 Bde.) u. a.

Marennes (spr. -renn'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Nieder-Charente, nahe der Mündung der Seudre in den Atlantischen Ozean und an der Staatsbahnlinie Rochefort-Le Chapus gelegen, hat einen schönen Glockenturm (15. Jahrh.), ein Denkmal des Generals Chasseloup-Laubat, ein Handelsgericht, Seesalzgewinnung, berühmte Austernzucht (jährlich 30 Mill. Stück), Fabrikation von chemischen Produkten, Schiffbau, einen kleinen Hafen und (1891) 2240 (als Gemeinde 5415) Einw.

Marenzio, Luca, Komponist, geb. um 1550 in Coccaglio bei Brescia, gest. 22. Aug. 1599 in Rom, erhielt seine Ausbildung durch Giovanni Contini, trat schon 1580 mit einer zu Venedig erschienenen Sammlung von Madrigalen als Komponist an die Öffentlichkeit, weilte um dieselbe Zeit am Hofe des Königs von Polen, kehrte jedoch 1581 wieder nach Italien zurück und fand in Rom, zuerst in Privatkapellen, seit 1595 aber in der päpstlichen Kapelle einen Wirkungskreis. M. ist namentlich durch seine Madrigale bekannt geworden, welche ihm den Beinamen des »più dolce cigno d'Italia« einbrachten, hat sich jedoch auch als Kirchenkomponist glänzend bewährt. Durch die Kühnheit seiner Modulation und den freien Gebrauch der Chromatik erscheint er als Vorläufer der bald nach seinem Tode zur Herrschaft gelangten dramatischen Musik.

Mareōtis, im Altertum eine Landschaft Unterägyptens, westlich vom eigentlichen Delta, brachte einen guten Wein hervor. Hauptstadt war Marea, am südlichen Ufer des nach ihr benannten großen Sumpfsees (jetzt Mariut) im S. von Alexandria.

Maret (spr. -rä), 1) Hugues Bernard M., Herzog von Bassano, franz. Diplomat, geb. 1. Mai

1763 in Dijon als Sohn eines Arztes, gest. 13. Mai 1839, trat zuerst in das Militär ein, wandte sich aber bald der Rechtswissenschaft zu, ward 1785 Advokat beim Parlament von Paris, wo er seit 1789 mit Méjean das »Bulletin de l'Assemblée« redigierte, aus dem später der »Moniteur universel« entstand. Anfangs hielt sich M. zu den Jakobinern, 1791 wandte er sich aber der konstitutionell-monarchischen Partei zu und wurde Mitgründer des Klubs der Feuillants. 1792 erhielt er unter Lebrun das Ministerium des Auswärtigen und ging im Sommer 1793 als Gesandter nach Neapel, wurde aber in Graubünden von den Österreichern festgenommen und zu Kufstein in Tirol gefangen gehalten, bis er im Juli 1795 gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt ward. 1796 ward er in den Rat der Fünfhundert gewählt. Bonaparte, der schon als Leutnant mit ihm in freundschaftlichem Verkehr gestanden, ernannte ihn im Dezember 1799 zum Generalsekretär des Konsulats, 1804 zum Staatssekretär und betraute ihn mit vielen wichtigen Missionen. Auch begleitete M. den Kaiser auf allen Feldzügen und redigierte meist die Bülletins. 1811 erfolgte seine Ernennung zum Senator, zum Herzog von Bassano und zum Minister des Auswärtigen. Als 1813 seine Unterhandlungen mit den Alliierten fehlschlugen, mußte er zwar das Ministerium an Caulaincourt abgeben, behielt aber das volle Vertrauen des Kaisers. Während der Hundert Tage übernahm er wieder das Staatssekretariat. Deshalb bei den Bourbonen in Ungnade gefallen und aus Frankreich verbannt, ging er nach der Schweiz und nach Österreich, bis er 1819 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Unter der Dynastie Orléans wurde M. 20. Nov. 1831 zum Pair ernannt, als welcher er sich zur gemäßigten Opposition hielt. M. war ein fein gebildeter Mann, dessen versöhnliche Milde ihm allgemeine Achtung gewann. Vgl. Ernouf, Maret, duc de Bassano (2. Aufl., Par. 1884).

2) Napoléon Joseph Hugues M., Herzog von Bassano, s. Bassano 3).

Marettimo (Marittimo, im Altertum Hiera), die westlichste der Ägatischen Inseln, zur ital. Provinz Trapani (Sizilien) gehörig, ist felsig, bis 684 m hoch, hat einen Flächenraum von 12,98 qkm mit (1881) 625 Einw., ein Kastell (jetzt Gefängnis) und produziert viel Kapern, Thymian und trefflichen Honig.

Marey (spr. -rä), Étienne Jules, Physiolog, geb. 5. März 1830 in Beaune (Côte d'Or), studierte in Paris und ward 1869 Professor der Naturgeschichte am Collège de France. Er lieferte zahlreiche experimentalphysiologische Arbeiten, erfand den Sphygmographen, den Kardiographen ꝛc. und förderte durch fortgesetzte Untersuchungen mit Hilfe sinnreicher Registrier- und photographischer Apparate die Lehre vom Mechanismus der Bewegung des Menschen und der Tiere (vgl. Ortsbewegung der Tiere). Er schrieb: »Recherches sur le pouls au moyen d'un nouvel appareil enregistreur« (Par. 1860); »Physiologie médicale de la circulation du sang« (1863); »Études physiologiques sur les caractères graphiques des battements du cœur« (1863); »Du mouvement dans les fonctions de la vie« (1868); »La machine animale, locomotion terrestre et aérienne« (1874, 4. Aufl. 1886); »Physiologie expérimentale« (1875—80, 4 Bde.); »La méthode graphique dans les sciences expérimentales« (1878, Supplement 1884); »La circulation du sang à l'état physiologique et dans les maladies« (1881); »Physiologie du mouvement. Le vol des oiseaux« (1890); »Le mouvement« (1894) u. a.

Marezoll, Theodor August Ludwig, Rechtsgelehrter, geb. 13. Juli 1794 in Göttingen, gest. 25. Febr. 1873, der Sohn des namhaften Kanzelredners Joh. Gottlob M. (gest. 15. Jan. 1828 in Jena), habilitierte sich in Göttingen für römisches Recht, ward 1817 außerordentlicher, 1818 ordentlicher Professor in Gießen, 1826 Rat am Oberappellationsgericht in Darmstadt, 1837 Professor in Leipzig. 1863 trat er in den Ruhestand. Von seinen Werken ist das »Lehrbuch der Institutionen« (Leipz. 1839; 11. Aufl. von Schirmer, 1881; ital. von Polignani, Neap. 1866) seiner Zeit viel gebraucht worden. Außerdem sind hervorzuheben: »Lehrbuch des Naturrechts« (Gießen 1819); »Über die bürgerliche Ehre« (das. 1824); »Das gemeine deutsche Kriminalrecht« (Leipz. 1841, 3. Aufl. 1856). Mit Linde u. a. begründete er 1827 die »Zeitschrift für Zivilrecht und -Prozeß«.

Marezzo-Marmor, Stuckmarmor aus feinstem doppeltgebranntem Gips mit Alaunzusatz, der als weiche Masse auf Glasplatten gegossen wird. Die gewonnenen, nur noch leicht überzupolierenden Stuckplatten werden zu Wandbekleidungen zusammengesetzt, auch zu Möbelteilen u. dgl. verwendet. Die Technik ist insbes. Frankreich eigentümlich.

Marfōri, Carlos, Günstling der Königin Isabella II. von Spanien, geb. 1818 auf der Insel San Fernando in der Provinz Cadiz, gest. 2. Juni 1892 in Madrid, Neffe des Generals Narvaez, 1856 Abgeordneter, ward bald Geliebter der Königin und erhielt einen höhern Posten in der Finanzverwaltung. Er war ein willenloses Werkzeug der Moderados, für die er seinen Einfluß auf die Königin verwendete, und von denen er 1866 zum Statthalter von Madrid, dann zum Präsidenten einer Abteilung des Staatsrats ernannt wurde. 1868 begleitete er die Königin, die besonders ihr Verhältnis zu M. in den Augen des Volkes verächtlich gemacht und gestürzt hatte, in die Verbannung, kehrte 1875 allein nach Spanien zurück, wurde jedoch verhaftet und 1876 von der Regierung in die Verbannung geschickt.

Marforio (ital.), volkstümliche Bezeichnung der kolossalen Marmorstatue eines liegenden Flußgottes, angeblich des Rheins, welche bis zur Zeit Sixtus' V. dem Mamertinischen Gefängnis gegenüber am Forum romanum in Rom stand, dann in den Hof des Kapitolinischen Museums übertragen wurde. Man pflegte an ihm satirische, auf öffentliche Ereignisse bezügliche Gedichte, oft zur Erwiderung der am Pasquino (s. d.) angehefteten, zu befestigen. Den Namen leitet man vom Mars-Forum ab.

Marfuß, soviel wie Drudenfuß.

Margam (spr. märgĕm), Gemeinde in Glamorganshire (Wales), südöstlich von Aberavon, mit Kupfer- und Zinnhütten und (1891) 6274 Einw.

Margarēta (Margret, vom lat. margarita, »Perle«), weiblicher Vorname, abgekürzt Grete und Meta. Heilige: 1) M. von Antiochia, die Jungfrau genannt, lebte nach der Legende zur Zeit des Kaisers Diokletian, ward durch ihre Amme zum Christentum bekehrt, deshab von ihrem Vater verstoßen und später vom römischen Präfekten Olybrius, dessen Liebe sie nicht erwiderte, ins Gefängnis geworfen, wo sie den Teufel, welcher sie zur Nachgiebigkeit gegen Olybrius ermuntern wollte, unter die Füße trat (so von Raffael gemalt). Sie wurde hierauf enthauptet. Ihr Gedächtnistag schwankt zwischen dem 12. u. 20. Juli.

2) M. von Schottland, aus der Familie Eduards des Bekenners, geb. um 1045, vermählte sich 1067 oder 1070 mit Malcolm III. von Schottland, ward gepriesen wegen ihrer Mildthätigkeit und Frömmigkeit, starb 16. Nov. 1093 und wurde 1250 von Innocenz IV. heilig gesprochen.

Margarete, fürstliche Personen: 1) M. von Anjou, geb. 23. März 1430, gest. 25. Aug. 1482, Tochter des Königs Renatus von Anjou, Titularkönigs von Neapel und Jerusalem, und der Isabella von Lothringen, ward 23. April 1445 mit Heinrich VI. von England vermählt und 30. Mai gekrönt. Schön, geistvoll und unternehmend, wußte sie sich bald großen Einfluß zu verschaffen. Nach dem Sturz des Regenten, des Herzogs Humfred von Gloucester (1447), regierte sie mit dem Herzog von Suffolk, hierauf seit 1449 mit ihrem Günstling, dem Herzog von Somerset, wodurch sie das Haus York verletzte und den Krieg zwischen der Weißen und Roten Rose hervorrief. Im Kampf mit der Partei des Hauses York, welche ihr vorwarf, daß der von ihr 1453 geborne Prinz Eduard untergeschoben sei, entwickelte M. eine seltene Geisteskraft und beherrschte auf gleiche Weise die Politik wie das Heer. Richard von York verlor gegen ihre Anhänger bei Wakefield (30. Dez. 1460) Sieg und Leben; sie selbst überwand 17. Febr. 1461 den Grafen von Warwick im Treffen bei St. Albans. Ihre Versuche, den von Warwick auf den Thron erhobenen Eduard IV. von York zu verdrängen, liefen aber unglücklich ab. Nach der Niederlage der Lancasterschen Partei bei Towton (28. März 1461) floh sie über Schottland nach Frankreich zu Ludwig XI., der ihr gegen Verpfändung von Calais Geld und Truppen bewilligte. Mit dieser durch englische Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie mit ihrem Sohn Eduard aus Schottland in Northumberland ein, konnte aber nichts ausrichten und mußte 1463 wieder nach dem Festland flüchten. Hier söhnte Ludwig XI. sie 1470 mit ihrem Todfeind Warwick aus. Am Tage der Schlacht bei Barnet (14. April 1471), wo dieser fiel, landete M. in England bei Weymouth, ward aber bei Tewkesbury (4. Mai) mit ihrem Anhang von Eduard IV. völlig geschlagen und fiel in die Hände ihres Gegners. Ihr Sohn war auf der Flucht getötet worden, ihr Gemahl Heinrich VI. wurde 21. Mai im Tower ermordet, sie selbst erst 1476 auf Verwendung Ludwigs XI. aus der Haft befreit, worauf sie nach Frankreich zurückkehrte.

2) Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, geb. 1353 in Kopenhagen, gest. 28. Okt. 1412 in Flensburg, Tochter des Königs Waldemar IV. von Dänemark, 1359 mit Hakon VI. von Norwegen vermählt, ergriff sie nach dem Tode ihres Vaters (1375) für ihren unmündigen Sohn Oluf die Zügel der Regierung Dänemarks und nach ihres Gemahls Hakon Tod 1380 auch in Norwegen. Nach Olufs frühem Tode (3. Aug. 1387) wurde sie von den Reichsständen als regierende Herrscherin von Norwegen und Dänemark anerkannt und ihr Großneffe Erich von Pommern zu ihrem Nachfolger bestimmt. Sie eilte hierauf zur Unterstützung der mit der Herrschaft des deutschen Königs Albrecht von Mecklenburg Unzufriedenen nach Schweden und besiegte Albrecht 1389 bei Falköping, worauf sie auch den schwedischen Thron bestieg und die sogen. Kalmarische Union (s. Kalmar) gründete. 1386 hatte sie dem Grafen von Holstein Schleswig als Fahnenlehn überlassen. Die Niederlage, welche Graf Gerhard von Holstein 1404 von den Dithmarschen erlitten hatte, benutzte M., um Schleswig wieder enger mit Dänemark zu verbinden. Von imponierendem Äußern, geistreich, beredt, klug, mutig und charakterfest, erwarb sich M. den Beinamen der Semiramis des Nordens. Vgl. Erslev, Danmarks historie under dronning Margrete (Kopenh. 1882).

3) M. (Margot) von Frankreich oder von Valois, geb. 14. Mai 1553 in St.-Germain-en-Laye, gest. 27. März 1615, die Tochter Heinrichs II. und der Katharina von Medici, ward am Hofe ihrer Brüder Franz II. und Karl IX. erzogen. Sie erhielt eine vortreffliche Erziehung und zeichnete sich durch Schönheit und Anmut aus. Durch politische Rücksichten ward sie genötigt, ihre Hand dem König Heinrich von Navarra, dem spätern Heinrich IV. von Frankreich, zu reichen. Die Vermählung, welche als ein Versöhnungsfest der Katholiken und Hugenotten 17. Aug. 1572 gefeiert wurde, gab das Signal zu den Greueln der Bartholomäusnacht (s. Hugenotten). Heinrichs Liebe erwarb sie sich nie, obschon sie seit 1578 eine Zeitlang in Pau bei ihm lebte. Ein Zwist mit ihm über die Ausübung des katholischen Gottesdienstes veranlaßte ihre Rückkehr nach Paris; doch zog ihr zügelloses Leben ihr solche Demütigungen am Hofe Heinrichs III. zu, daß ihr Gemahl sie zu sich nach Béarn zurückberief. Heinrich IV. machte ihr bei seiner Thronbesteigung in Frankreich den Vorschlag einer Trennung ihrer kinderlosen Ehe. Indes M. willigte erst 1599 ein, nach dem Tode der Gabrielle d'Estrées, da sie fürchtete, Heinrich würde sich mit dieser vermählen. Seit 1605 lebte sie zu Paris in galantem, frommem und wissenschaftlichem Verkehr mit den ausgezeichnetsten Geistern der Zeit; der letzte legitime Sprößling des Hauses Valois. Margaretens Memoiren erschienen in Paris 1648 und öfter (deutsch von Schlegel, Leipz. 1803); die beste, durch Briefe vermehrte Ausgabe ist von Guessard (Par. 1842). Auch Gedichte hinterließ sie, die in einem naiven und leichten Stil geschrieben sind. Vgl. Mongez, Histoire de la reine Marguerite de Valois (Par. 1777); Saint-Poncy, Histoire de Marguerite de Valois (das. 1887, 2 Bde.).

4) Marie M. Therese Johanna, Königin von Italien, geb. 20. Nov. 1851, Tochter des Prinzen Ferdinand, Herzogs von Genua (gest. 1855), und der sächsischen Prinzessin Elisabeth, vermählte sich 22. April 1868 mit ihrem Vetter, dem damaligen Kronprinzen, seit 9. Jan. 1878 König von Italien, Humbert (s. d.).

5) M. von Navarra, geb. 11. April 1492 in Angoulême, gest. 21. Dez. 1549 auf Schloß Orthez in Bigorre, Tochter Karls von Orléans und der Luise von Savoyen, Schwester König Franz' I., wurde am Hofe Ludwigs XII. von ihrer Mutter vortrefflich, fast gelehrt erzogen und vermählte sich 1. Dez. 1509 mit Karl, Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connétable von Frankreich. Nachdem dieser 1525 gestorben war, begab sie sich zu ihrem in Madrid in Gefangenschaft befindlichen Bruder, König Franz I., der sich schon vorher vielfach ihres Rates bedient hatte. 1527 vermählte sie sich in zweiter Ehe mit Heinrich d'Albret, König von Navarra, welchem sie Johanna d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., gebar. Sie unterstützte und beschützte eifrig Dichter und Künstler, wie sie denn überhaupt milden und gütigen Sinnes war. Schon längere Zeit hatte sie sich dem Protestantismus zugeneigt, wie namentlich ihre Schrift »Miroir de l'âme de la pécheresse« (Alençon 1531) bekundet, die von der Sorbonne verboten, aber von

der spätern Königin Elisabeth von England (Lond. 1548) ins Englische übersetzt wurde, hatte auch soviel wie möglich die grausame Verfolgung der Protestanten durch Franz I. gehindert; doch trat sie nicht offen zur evangelischen Kirche über, bekannte sich vielmehr kurz vor ihrem Tode ausdrücklich zum katholischen Glauben. M. hinterließ eine Reihe von Schriften in Prosa und Versen, die eine große Gewandtheit des Stils verraten, aber, obschon Margaretens Leben selbst tadellos war, den leichtfertigen Geist jener Zeit atmen. Hervorzuheben sind aus ihnen: »Heptaméron des nouvelles« (Par. 1559 und dann unzählige Male; hrsg. von Leroux de Lincy, das. 1853—55, 3 Bde.; beste Ausg. von F. Frank, das. 1873, 4 Bde., von beiden auch illustrierte Ausgaben), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmack des Boccaccio, die zuerst 1558 unter dem Titel: »Les amants fortunés« erschienen waren, und »Marguerites de la Marguerite des princesses« (Lyon 1547, Par. 1554), eine Auswahl von Gedichten und Dramen, von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye veröffentlicht. Ihren Briefwechsel gab im Auftrag der Regierung Génin heraus (Par. 1841—42, 2 Bde.). Ihre »Œuvres complètes« erschienen 1852. Vgl. Durand, Marguerite de Valois et la cour de François I (Par. 1848, 2 Bde.); Miß Freer, Life of Marguerite, Queen of Navarra (Lond. 1855, 2 Bde.); Lotheißen, Königin M. von Navarra (2. Aufl., Berl. 1885); de la Ferrière, Marguerite d'Angoulême (Par. 1891).

6) M. von Österreich, geb. 10. Jan. 1480, gest. 1. Dez. 1530 in Mecheln, Tochter des Erzherzogs Maximilian (spätern Kaisers Maximilian I.) und der Maria von Burgund, wurde am französischen Hof erzogen, da sie nach dem Vertrag von 1482 die Gemahlin Karls VIII. werden sollte, kehrte aber nach dessen Vermählung mit Anna von Bretagne 1493 zu ihrem Vater zurück. Ihr neuer Verlobter, der Infant Juan von Spanien, mit dem sie sich 1497 vermählte, starb noch in demselben Jahr und auch Herzog Philibert II. von Savoyen, mit dem sie sich 1501 vermählte, schon 1504. Ihr Vater übertrug ihr 1507 die Regentschaft der Niederlande, die sie klug regierte und sorgsam gegen die Reformation abzusperren suchte. An dem Zustandekommen des Friedens von Cambrai hatte sie den wesentlichsten Anteil. In Mecheln ward ihr 1850 ein Denkmal errichtet. Ihren »Discours de ses infortunes et de sa vie« sowie ihre vor den Ständen gehaltenen Reden und ihre Poesien sammelte Jean Lemaire in seiner »Couronne Margaritique« (1549); ihre politische Korrespondenz gaben Leglay (Par. 1839, 2 Bde.) u. van den Bergh (Leiden 1845—47, 2 Bde.) heraus. Vgl. Altmeyer, Marguerite d'Autriche (Lüttich 1841); Quinsonas, Matériaux pour servir à l'histoire de M. d'Autriche (Lyon 1860, 3 Bde.).

7) M. von Parma, geb. 1522, gest. 1586 in Ortona, natürliche Tochter des Kaisers Karl V. und der Johanna van der Gheynst, einer Flamänderin, ward am Hofe der Königin Maria von Ungarn in Brüssel erzogen und 1536 in erster Ehe mit Alessandro de' Medici, in zweiter 1538 mit Ottavio Farnese, Herzog von Parma und Piacenza (geb. 1526), vermählt, dem sie den berühmten Feldherrn Alexander Farnese gebar. Bekannt mit den Sitten des niederländischen Volkes und eingeweiht in die von Spanien in Brüssel beobachtete Politik, ward sie 1559 von Philipp II. zur Statthalterin der Niederlande ernannt, wo ihr anfangs Granvelle zur Seite stand. Eine Frau von männlichem Charakter, staatsklug, gebieterisch, dabei streng katholisch, bewies sie unter den schwierigsten Verhältnissen große Umsicht; als aber im August 1567 Alba mit Vollmachten erschien, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, entsagte sie diesem und ging Ende Dezember 1567 zu ihrem Gemahl nach Italien. Ihre Korrespondenz mit Philipp II. gaben v. Reiffenberg (Brüssel 1842) und Gachard (das. 1867—81, 3 Bde.) heraus.

8) M. Tudor, Königin von Schottland, geb. 29. Nov. 1489, gest. 18. Okt. 1541, älteste Tochter König Heinrichs VII. von England und der Elisabeth von York, vermählte sich 1503 mit Jakob IV. von Schottland und nach dessen Tode 1514 mit Archibald Douglas, Grafen von Angus, endlich, nachdem sie 1527 von diesem geschieden war, mit Henry Stewart, Lord of Methven. Ihr Sohn erster Ehe war Jakob V. von Schottland, und durch sie erlangten die schottischen Stuarts den nach dem Tode der Königin Elisabeth verwirklichten Anspruch auf die englische Krone; ihre Tochter zweiter Ehe, Margarete, war die Mutter des Lords Darnley (s. d.), zweiten Gemahls der Königin Maria Stuart.

9) M. von Thüringen, geb. 1237, Tochter des Kaisers Friedrich II. und der Jolanthe von Jerusalem, wurde 1254 mit Albrecht dem Entarteten von Thüringen vermählt und gebar demselben drei Söhne, floh aber, da ihr Gemahl seine Neigung der Kunigunde von Eisenberg zugewandt hatte, 24. Juni 1270 von der Wartburg nach Frankfurt a. M., wo sie bereits 8. Aug. starb. Daß sie im Abschiedsschmerz ihren Sohn Friedrich in die Wange gebissen habe, ist Sage.

10) M. Maultasch (angeblich wegen der Form ihres Mundes so genannt), Gräfin von Tirol, geb. 1318, gest. 3. Okt. 1369, Erbtochter Heinrichs, Herzogs von Kärnten und Grafen von Tirol, wurde 1330 mit dem um drei Jahre jüngern böhmischen Prinzen Johann, einem Bruder des nachmaligen Kaisers Karl IV., vermählt; doch war die Ehe keine glückliche. 1341 trennte Ludwig der Bayer auf ihren Wunsch diese Ehe, u. sie reichte ihre Hand 1342 dessen Sohn Ludwig von Brandenburg. Da beide im dritten Grade verwandt waren, erhob Papst Clemens VI. Einspruch und erklärte Kaiser Ludwig in den Bann; doch ließ sich die Kirche 1359 durch eine nochmals vollzogene Trauung zufriedenstellen. Nach ihres Gemahls und ihres Sohnes Meinhard Tode (1363) überließ M. Tirol den Herzögen von Österreich. Sie starb in Wien, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und wo ihr Leibgedingsitz einer ganzen Vorstadt den Namen »Margareten« gegeben haben soll. Die Kärntner Volkssage machte aus M. eine zerstörungswütige Amazone, die »böse Gretl«. Vgl. A. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich (Innsbr. 1864).

Margaretenblume, soviel wie Maßlieb (Bellis) oder große Gänseblume (Chrysanthemum).

Margareteninsel, 1) Donauinsel, s. Margita 1). — 2) Kurort auf der gleichnamigen Donauinsel bei Budapest, mit berühmten Schwefelthermen, einem Säuerling (Margaretenquelle), Hotels, Villen, großartigen Parkanlagen etc. (s. Budapest).

Margarethen, 1) (ungar. Szent-Margit, spr. ßent-márgit) Markt im ungar. Komitat Ödenburg, westlich von Ruszt, mit (1890) 2197 deutschen (römisch-kath.) Einwohnern, berühmt durch einen seit dem vorigen Jahrhundert bekannten Steinbruch, dessen vorzüglicher Sandstein hauptsächlich zu den Wiener Monumentalbauten benutzt wird. — 2) Ehemalige Vorstadt, jetzt fünfter Bezirk von Wien (s. d.).

Margarimeter, von Bell, Estcourt u. Königs angegebener Apparat zur Bestimmung des spezifischen Gewichts geschmolzener Fette, speziell zur Untersuchung der Butter auf einen Gehalt an andern Fetten.

Margarin galt früher für einen Bestandteil der meisten Fette, ist aber ein Gemisch von Palmitin und Stearin. Die aus dem M. abgeschiedene Säure, die frühere Margarinsäure, ist mithin ein Gemisch von Stearin- und Palmitinsäure; doch kennt die Chemie auch eine echte Margarinsäure $C_{17}H_{34}O_2$, welche der Palmitinsäure sehr ähnlich ist und bei 60° schmilzt, in den natürlichen Fetten aber nicht vorkommt. In der Technik heißt M. (Oleomargarin) der schwer erstarrende Teil des Rinderfettes, welcher für die Kunstbutterfabrikation durch Pressen von dem größern Teil der Stearin- und Palmitinsäure getrennt wird. Bisweilen wird aber auch dieser starre Preßrückstand, der zur Kerzenfabrikation dient, M. genannt, und gegenwärtig ist M. gesetzlich vorgeschriebene Bezeichnung der Kunstbutter (s. d.).

Margarinkäse, Kunstkäse, s. Käse, S. 992.

Margarinsäure, s. Margarin.

Margarit, soviel wie Kalkglimmer, s. Glimmer.

Margarita, Insel, s. Nueva Esparta.

Margaritana, s. Perlmuscheln.

Margarite, perlschnurartig gestaltete Kristalliten (s. d.).

Margarite, in der griech. Kirche (margaritum) das Gefäß, worin die geweihte Hostie aufbewahrt wird; in der römisch katholischen Kirche (margaritae) die Stückchen einer geweihten Hostie, die der Priester für Kranke in einem besondern Gefäß aufbewahrt.

Margary, Augustus Raymond, engl. Reisender, geb. 26. Mai 1846 zu Belgaum in Ostindien (Bombay), gest. 21. Febr. 1875, widmete sich dem Konsulatsdienst in China und erhielt 1874 den Auftrag, eine Expedition unter Oberst Browne, welche von Birma nach Jünnan vordringen sollte, als Dolmetsch zu begleiten. Von Schanghai legte er, was noch nie einem Europäer geglückt war, den Weg nach Birma über Land zurück und traf 15. Jan. 1875 in Bhamo am Irawadi mit der Browneschen Expedition zusammen. Um ihr den Weg zu bahnen, ging er voran, wurde aber zu Manwein in Jünnan verräterisch ermordet. Sein Tagebuch erschien unter dem Titel: »Notes of a journey from Hankow to Ta-li-fu« (Schanghai 1875). Vgl. Alcock, Journey of A. R. M. from Shanghae to Bhamo etc. (Lond. 1876).

Margate (spr. märget), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, an der Nordküste der jetzt mit dem Festland vereinigten Insel Thanet, der volkstümliche Seebadeort der Londoner, hat einen 274 m ins Meer hineinragenden steinernen Hafendamm, eine 340 m lange hölzerne Landungsbrücke, mehrere Kirchen (darunter St. John's aus dem 11. Jahrh.) und (1891) 18,417 Einw. Westlich auf den Klippen ein Krankenhaus für Skrofulöse (Royal Sea Bathing Infirmary).

Margaux (spr. -gō), Flecken im franz. Depart. Gironde, Arrond. Bordeaux, unfern der Gironde, an der Eisenbahn Bordeaux-Le Verdon, mit Schloß, anmutigen Villen, berühmtem Weinbau (Château-M.) und (1891) 959 (als Gemeinde 1915) Einw.

Marge (franz., spr. marsch', v. lat. margo, Rand), Abstand, Spielraum; in der Börsensprache gebraucht für den Abstand zwischen Tageskurs und Emissionskurs eines Wertpapieres.

Margelan (Margilan), Hauptstadt der Provinz Ferghana im russisch-zentralasiat. Generalgouvernement Turkistan und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (16,011 qkm mit [1891] 160,162 Einw.), unter 40° 24' nördl. Br., 600 m ü. M., 65 km ostsüdöstlich von Chokand, ist von einer Mauer mit 12 Thoren umgeben, hat viele Moscheen, einen Tempel, in dem eine rotseidene Fahne (nach der Legende Alexanders d. Gr., der auch hier begraben sein soll) aufbewahrt wird, und 40,000 Einw., meist Sarten, außerdem Tadschik und Juden, welche Ackerbau, Seidenraupenzucht u. bedeutenden Handel treiben. M. hat in Garnison ein orenburgisches Kosakenregiment; Sitz der russischen Verwaltung ist aber das 16 km südlich gelegene Neu-M.; die zwischen beiden liegende Festung Jarmagar beherrscht die ganze Umgegend.

Margeride (spr. marsch'rīd'), Gebirgskette des franz. Zentralplateaus, s. Cevennen.

Marggrabowa, Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Oletzko, am Ausfluß der Lega aus dem Groß-Oletzkosee und an der Linie Insterburg-Lyck der Preußischen Staatsbahn, 158 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß (Oletzko), eine landwirtschaftliche Schule, ein Waisenhaus, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht und (1890) mit der Garnison (eine Eskadron Ulanen Nr. 8 [1895 nach Lyck verlegt]) 4887 Einw., davon 108 Katholiken und 86 Juden. M. erhielt 1561 von Herzog Albrecht von Preußen Stadtrecht.

Marggraf, Andreas Sigismund, Chemiker, geb. 3. März 1709 in Berlin, gest. daselbst 7. Aug. 1782, studierte nach einer längern pharmazeutischen Laufbahn Medizin in Halle, Mineralogie und Metallurgie in Freiberg, wurde 1735 Assistent seines Vaters, des Hofapothekers Henning Christian M. in Berlin, 1738 Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, 1754 Vorsteher des chemischen Laboratoriums derselben und 1760 Direktor ihrer physikalischen Klasse. M. untersuchte die Verbindungen des Phosphors und entdeckte den Zuckergehalt der Runkelrübe, womit er die Basis für die Rübenzuckerindustrie lieferte. Hauptschriften: »Chymische Untersuchungen eines sehr merkwürdigen Salzes, welches das Saure des Phosphors in sich enthält« (Leipz. 1757); »Chymische Schriften« (Berl. 1761 u. 1767, 2 Bde.).

Marggraff, Hermann, Dichter und Schriftsteller, geb. 14. Sept. 1809 in Züllichau, gest. 11. Febr. 1864 in Leipzig, redigierte 1836–38 das »Berliner Konversationsblatt«, siedelte 1838 nach Leipzig und 1843 nach München über, beteiligte sich nacheinander an der Redaktion der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« (1845–47), der »Deutschen Zeitung« (1847–50, erst in Heidelberg, dann in Frankfurt), des »Hamburger Korrespondenten« (1851–53) und übernahm Ende 1853 zu Leipzig die Redaktion der »Blätter für litterarische Unterhaltung«. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche« (Leipz. 1839); die Trauerspiele: »Heinrich IV.« (1837), »Das Täubchen von Amsterdam« (Leipz. 1839) und »Elfride« (das. 1841); dann die humoristischen Romane: »Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech« (das. 1840, 2 Bde.), »Johannes Mackel« (das. 1841, 2 Bde.) und »Fritz Beutel« (Frankf. 1855); endlich die »Gedichte« (Leipz. 1857) und »Balladenchronik« (das. 1862). Außerdem veröffentlichte er: »Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen« (Leipz. 1855); »Schillers und Körners Freundschaftsbund« (das. 1859) und »Hausschatz der deutschen Humoristik« (das. 1860, 2 Bde.).

Margherita, Königin von Italien, s. Margarete 4).

Margherita di Savoja, Flecken in der ital. Provinz Foggia, am Golf von Manfredonia, nahe dem Strandsee von Salpi, an der Eisenbahnlinie Ofantino-M. gelegen, mit staatlicher Seesaline (1891: 45,500 Ton. Salzproduktion), einem Hafen und (1818) 4056 Einw. M., früher Saline di Barletta, erhielt den jetzigen Namen zu Ehren der Königin von Italien.

Margiane, Landschaft im alten Baktrien, zu beiden Seiten des Margus (heute Murghâb), überaus fruchtbar, namentlich an Wein, aber von Sandwüsten umgeben. Antiochos I. schützte sie durch einen fast 300 km langen Wall gegen die Einfälle der nomadischen Daher, Parner und Massageten und machte den Hauptort Antiochia M. (heutige Ruinen von Merw) durch Ansiedelung von Griechen zu einer großen Stadt von 70 Stadien Umfang.

Marginalien (neulat.), in Handschriften und auch in gedruckten Büchern »Randbemerkungen« zum Hinweis auf einzelne Stellen des Textes oder zu deren Erläuterung.

Margineni, Kloster in der Walachei, Kreis Prahova, dient jetzt als Staatsgefängnis für Frauen.

Margita, 1) (Margareteninsel) große Donauinsel im ungar. Komitat Baranya. Gegenüber der Nord- und Südspitze mündet der Sárviz-, bez. der Franzenskanal in die Donau. Westlich am rechten Donauufer liegt Mohács, östlich, nächst dem Franzenskanal, der Markt Bezdán. — 2) Markt im ungar. Komitat Bihar, am obern Berettyó, Endstation der Bahnlinie Székelyhid-M., mit Schweinezucht, Weinbau u. (1890) 4302 magyar. (reformierten u. römisch-kath.) Einwohnern.

Margites, Figur der griech. Volkssage, ein thörichter, einfältiger Mensch, der sich selbst für klug hält, der Held eines von den Alten bewunderten, dem Homer zugeschriebenen komischen Epos. Der Halikarnassier Pigres, Bruder der Königin Artemisia, erweiterte es durch Einschiebung von iambischen Versen zwischen die Hexameter (die geringen Bruchstücke abgedruckt bei Kinkel, »Epicorum graecorum fragmenta I«, Leipz. 1877).

Margolf, soviel wie Eichelhäher, s. Häher.

Margonin, Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Kolmar in Posen, am gleichnamigen See, Güternebenstelle von Kolmar in Posen an der Linie Posen-Neustettin der Preußischen Staatsbahn, hat eine neue evangelische und eine kath. Kirche, eine altlutherische Kapelle, eine neue Synagoge, ein Amtsgericht, Molkerei und (1890) 1824 Einw., davon 779 Evangelische, 913 Katholiken und 132 Juden.

Margot (franz., spr. -go), Abkürzung von Marguerite, soviel wie Gretchen. M. von Valois, s. Margarete 3).

Marguerite (franz., spr. marghĕrīt'), Margarete; auch soviel wie Margaretenblume (s. d.).

Margueritte (spr. marghĕrīt'), Paul, franz. Romanschriftsteller, geb. 1860 in Laghouat (Algerien), Sohn des 1870 bei Sedan gefallenen Generals Auguste M. Nach kurzem Dienst im Ministerium des Unterrichts widmete sich M. ganz der Schriftstellerei. Er ist einer der Begründer des dem Naturalismus entgegentretenden psychologischen Romans. Er schrieb unter andern: »Mon père« (1884), »Tous quatre« (1885), »Pascal Géfosse« (1887), »Jours d'épreuve« (1889), »Amants« (1890), sein bestes Werk, »Ma Grande« (1893) und »La Tourmente« (1893).

Marheineke, Philipp Konrad, protest. Theolog, geb. 1. Mai 1780 in Hildesheim, gest. 31. Mai 1846 in Berlin, ward 1804 Repetent in Göttingen, 1805 Universitätsprediger und außerordentlicher Professor zu Erlangen und folgte 1807 einem Ruf in letzterer Eigenschaft nach Heidelberg, woselbst er 1809 ordentlicher Professor wurde. 1811 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und als Professor an der neugegründeten Universität zu Berlin angestellt, bildete M. hier besonders seit Hegels Tod einen Mittelpunkt für die rechte, angeblich orthodoxe Seite der philosophischen Anhängerschaft desselben. Der Ausgangspunkt für Marheinekes Studien, vorzüglich zu seinem »System des Katholizismus in seiner symbolischen Entwickelung« (Heidelb. 1810—13, 3 Bde.), war die Geschichte, und fast möchten seine Leistungen auf dem kirchengeschichtlichen Gebiet, unter denen die »Geschichte der deutschen Reformation« (Berl. 1816, 2 Bde.; 2. Aufl. 1831—34, 4 Bde.) hervorzuheben ist, es bedauerlich erscheinen lassen, daß er sich später von dieser Disziplin mehr entfernt hat. Seine »Grundlehren der christlichen Dogmatik« (Berl. 1819), nach Schellingschen Prinzipien gedacht, arbeitete er später in Hegelschem Sinn um (das. 1827). Außer verschiedenen Predigtsammlungen sind unter seinen Schriften noch hervorzuheben: »Institutiones symbolicae« (Berl. 1814, 3. Aufl. 1830); »Über die wahre Stellung des liturgischen Rechts im evangelischen Kirchenregiment« (das. 1825); »Entwurf der praktischen Theologie« (das. 1837); »Die Reformation, dem deutschen Volk erzählt« (das. 1846; 2. Aufl., Brandenb. 1858). Nach seinem Tode erschienen seine »Vorlesungen über die theologische Moral, Dogmatik, Symbolik und Dogmengeschichte« (Berl. 1847—49, 4 Bde.).

Marholm, Laura, Pseudonym, s. Hansson.

Maria, Insel an der Ostküste von Tasmania, von diesem durch die Mariastraße getrennt, aus zwei bergigen, durch einen schmalen Isthmus verbundenen Halbinseln bestehend, mit 900 m hohem Pik, 149 qkm (2,7 QM.), mit der sichern Oysterbai an der Westküste und der Reidlebai an der Ostküste.

Marīa (Marie, engl. Mary, franz. Marie, hebr. Mirjam, »Bitterkeit, Widerspenstigkeit«), weiblicher (zuweilen auch männlicher) Name. Biblische Personen dieses Namens sind:

1) M., die Mutter Jesu, in der Kirchensprache Beata Virgo, unsre liebe Frau (U. L. F.), auch die heilige Jungfrau, franz. Notre-Dame, ital. Beatissima Vergine oder Madonna genannt. Die evangelische Vorgeschichte läßt sie mit dem Zimmermann Joseph von Nazareth verlobt sein, aber vom Heiligen Geist mit dem Messias befruchtet werden und denselben in Bethlehem gebären (s. Jesus Christus). In den synoptischen Evangelien erscheint M. sonst nur einmal, in Kapernaum, wohin sie mit Jesu Brüdern geht, weil man innerhalb der Familie dafür hält, er »sei von Sinnen«. Später wurde sie, unter dem Kreuz ihres Sohnes stehend, von ihm dem Johannes zugewiesen, wenigstens dem nach diesem genannten Evangelium zufolge, das ihrer auch schon bei der Hochzeit zu Kana erwähnt hatte. Außer diesen evangelischen Nachrichten besitzt die kirchliche Tradition noch unzählige andre. In den ältesten Apokryphen ist M. eine Tochter des Joachim, die ihm Anna nach langer, kinderloser Ehe in hohem Alter geboren hat. Dadurch als ein Geschenk des Himmels legitimiert, wurde M. schon in der zartesten Jugend dem Dienst Gottes im Tempel geweiht. Joseph verlobte sich ihr erst als Greis, nur um ihre Jungfrauschaft durch die Ehe zu bewahren. Als er jene verletzt glaubte und

sich von M. trennen wollte, wurde er durch Wunder von dem wahren Sachverhalt unterrichtet. In Jerusalem wird noch heute bei Gethsemane ihre Grabstätte den Pilgern gezeigt. Nach einer Legende hörten die Apostel über ihrem Grab drei Tage lang himmlische Musik und fanden, als sie den Leichnam dem Thomas zeigen wollten, der bei dem Begräbnis gefehlt, statt des Körpers nur Lilien vor. Die daraus gezogene Folgerung, daß M. zum Himmel aufgefahren, ist wesentlich unter dem Einfluß der Kunst dogmatisiert worden. Die Kirche selbst hat sich dogmatisch mit M. besonders seit dem von Nestorius angeregten Streit beschäftigt. Daraus ging als siegreich die Ansicht hervor, daß M. ohne Schmerzen und menschliche Beihilfe geboren und das Siegel der Jungfrauschaft sich erhalten habe, übrigens **Gottesgebärerin** (Theotokos) zu nennen sei. Insonderheit wurde die Meinung, daß M. nach Jesu noch andre Kinder geboren habe, verworfen und die Partei der **Antidikomarianiten**, d. h. Widersacher der M., welche dieses im Anschluß an die Schrift (Mark. 6, 3) behaupteten, heftig bekämpft. Die katholische Kirche hält an beiden Sätzen, daß M. eine reine Jungfrau geblieben und Gott geboren habe, fest; ihre irdische Erscheinung verklärt sie zu dem Ideal aller weiblichen Vollkommenheit, »in sich einend, was die Natur ewig getrennt hat«. Auch die protestantische Orthodoxie hält den Vordersatz fest, daß M. den Herrn als Jungfrau geboren, und schreibt ihr damit sachlich eine durchaus singuläre Stellung innerhalb der Menschheit zu. Die Folgerungen aber hat bloß die katholische Kirche gezogen. Als die ewig reine Jungfrau nimmt hier M. unter allen Heiligen die erste Stelle ein; sie ist die Königin des Himmels und die mächtigste Fürsprecherin bei Gott, an die sich vorzüglich das Gebet der Gläubigen (Ave M., der Rosenkranz, die Tagzeiten der seligen Jungfrau M. und die Lauretanische Litanei) wendet. Sie wurde Schutzpatronin vieler Länder, Städte und Vereine; man widmete ihr eine Menge Feste (s. unten) und weihte ihr in den Klöstern ein Offizium, das aus den Lobgesängen auf M. hervorging, dann aber von Urban II. auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095) für die Kirche gesetzlich gemacht wurde. Seitdem nannten sich zahlreiche Mönchs- und Nonnenorden, wie die Karmeliter, Serviten, Salesianerinnen und alle Orden Unsrer Lieben Frau, nach ihr, und ihre Verehrung nahm die Gestalt eines ritterlichen Frauendienstes an. Die Kirchenlehrer stellten für sie ein Psalterium minus und majus und die Biblia Mariana auf; ja, sie meinten selbst, daß »Gott der Vater M. minnete«. Um diese und andre Abenteuerlichkeiten dogmatisch zu begründen, ließ man der M. eine höhere Stufe des Dienstes (Hyperdulia) zukommen als den übrigen Heiligen, deren Dienst man Dulia nannte. Endlich fand man, daß M. nicht nur selbst sündlos, sondern auch unsündlich empfangen sei (unbefleckte Empfängnis). Daß die Bilder der M. eine wunderthätige Kraft haben, ward schon früh in der griechischen und römisch-katholischen Kirche angenommen, und noch jetzt stehen zahlreiche **Marienbilder** in großem Ruf. Die christliche Kunst hat das Leben, die Person und die Würde der M. als Mutter Gottes in Poesie, Malerei und Plastik vielfach zu verherrlichen gesucht. Über die künstlerischen Darstellungen s. Madonnenbilder; über die in der katholischen Kirche angeordneten **Marienfeste** s. d. Vgl. **Genthe**, Die Junfrau M., ihre Evangelien und ihre Wunder (Halle 1852); **Frantz**, Versuch einer Geschichte des Marien- und Annenkultus (Halberst. 1854); **Hasenclever**, M., die Mutter Jesu, in Geschichte und Kunst (Karlsr. 1876); **Lehner**, Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten (2. Aufl., Stuttg. 1886); **Bayer**, M., ihre Stellung im Reiche Jesu Christi (Regensb. 1886); **Bardenhewer**, Der Name M., Geschichte der Deutung desselben (Freiburg 1895).

2) M. **Magdalena** (»M. aus Magdala«) schloß sich Jesu an, als dieser sieben Dämonen von ihr ausgetrieben (Luk. 8, 2). Die spätere Sage läßt sie nach Rom reisen, in Gallien das Evangelium verkündigen und in Ephesos den Märtyrertod erleiden. Die katholische Kirche identifiziert sie mit der Büßerin, welche nach Luk. 7, 36 Jesu in Simons Hause die Füße salbte, und feiert ihr Gedächtnis 22. Juli. Die bildende Kunst stellt sie gewöhnlich mit dem Salbgefäß dar, bei der Kreuzigung Christi den Stamm des Kreuzes umfassend, bei der Grablegung wehklagend, unter den drei Marien am Grab Christi, mit Christus, der ihr als Gärtner erscheint, und als Büßerin in der Wüste. Letztere Darstellungen waren bei den Malern besonders beliebt (Correggio, Tizian, Rubens, van Dyck, Batoni). Auch in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters spielte sie eine nicht geringere Rolle als das »Magdalenentum« in der modernsten Litteratur. Wohlthätig wirkt dagegen ihr Andenken noch in dem der Rettung gefallener Frauen gewidmeten »Magdalenenwerk« der innern Mission (s. Magdalenenstifte).

Maria (Marie), Name fürstlicher Personen:

Übersicht nach den Ländern:

Römisch-deutsche Kaiserin 1.	Neapel 13, 14.
Bayern 2.	Portugal 15.
Burgund 3.	Schottland 16, 17.
England 4—6.	Spanien 18—20.
Etrurien 7.	Ungarn 21, 22.
Frankreich 8—12.	Württemberg 23.

1) M. **Theresia**, röm.-deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Österreich, geb. 13. Mai 1717 in Wien als die älteste Tochter Kaiser Karls VI., gest. 29. Nov. 1780, war von Natur körperlich und geistig reich ausgestattet, erhielt zwar eine ziemlich oberflächliche Erziehung, bewahrte sich jedoch einen tüchtigen Sinn für gut und recht. 1736 vermählte sie sich mit dem Großherzog von Toscana, Franz Stephan von Lothringen, der am kaiserlichen Hof erzogen worden war. Kaum hatte sie zufolge der von ihrem Vater aufgestellten und anfangs von allen europäischen Höfen anerkannten Pragmatischen Sanktion nach dem am 20. Okt. 1740 erfolgten Ableben des Kaisers den Thron von Ungarn, Böhmen und Österreich bestiegen, ihren Gemahl zum Mitregenten ernennend, so erhob der von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I. abstammende Karl Albert, Kurfürst von Bayern, Ansprüche auf die österreichischen Erbstaaten und fand bei Frankreich, Spanien und andern Mächten Unterstützung. Friedrich II. von Preußen wollte gleichfalls die günstige Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, die Erbansprüche seines Hauses auf die schlesischen Fürstentümer geltend zu machen, fiel, als M. Theresia die freiwillige Abtretung eines Teils von Schlesien gegen das Versprechen seines Beistandes wider ihre übrigen Feinde mit Entrüstung ablehnte, 16. Dez. 1740 in Schlesien ein und bemächtigte sich in kurzer Zeit des wehrlosen Landes, während 1741 ein französisch-bayrisches Heer in Österreich und Böhmen einrückte und die Spanier sich der österreichischen Be-

sitzungen in Italien bemächtigten (s. Österreichischer Erbfolgekrieg). Dazu kam noch, daß die Finanzen Österreichs zerrüttet, das Volk mißvergnügt, das Heer, durch die Eigensucht der Länderstände, die es zu bewilligen hatten, schwach und auf die verschiedensten Kriegsschauplätze verteilt war; auch fehlte es der jungen unerfahrenen Königin an erfahrenen und tüchtigen Staatsmännern und Feldherren. In ihrer Not wandte sich M. Theresia an die Ungarn. Mit ihrem jungen Sohn Joseph auf dem Arm erschien sie in der Versammlung der ungarischen Magnaten und erregte durch die Bestätigung ihrer Vorrechte und das Zugeständnis, daß die ungarischen Angelegenheiten innerhalb wie außerhalb des Reiches durch Ungarn besorgt werden sollten, eine solche Begeisterung, daß die Ungarn bald ein bedeutendes Heer aufbrachten, das, mit den Tirolern vereint, ganz Bayern eroberte und auch nach Böhmen vordrang, wo zwei französische Heere unter zwieträchtigen Anführern standen. Damit diese nicht einen Rückhalt an den Preußen hätten, willigte M. Theresia, obwohl mit großem Schmerz, nach der Niederlage ihres Schwagers Karl von Lothringen bei Chotusitz (17. Mai), in den Frieden von Breslau, worin beinahe ganz Schlesien an Preußen abgetreten wurde (Juni 1742). In kurzem war der größte Teil von Böhmen wieder in den Händen der Österreicher, und im Frühjahr 1743 wurde M. Theresia in Prag gekrönt. Zu gleicher Zeit erlangte sie einen mächtigen Bundesgenossen an Georg II. von England. In der Folge waren die österreichischen Waffen in Italien und Deutschland meist glücklich. Am 22. April 1745 schloß Karl Alberts Nachfolger Maximilian III. Joseph mit M. Theresia den Frieden zu Füssen. Friedrich II. nahm zwar den Krieg von neuem auf und schlug die Österreicher bei Hohenfriedberg und Soor, doch bestätigte der durch englische Vermittelung zu stande gekommene Friede zu Dresden 25. Dez. 1745 die Bestimmungen des Breslauer Traktats. Aber erst der Friede von Aachen (18. Okt. 1748) beendete den Erbfolgekrieg vollständig. M. Theresia mußte in demselben dem spanisch-bourbonischen Prinzen Philipp das Herzogtum Parma mit Piacenza und Guastalla abtreten und an Sardinien einige zum Herzogtum Mailand gehörende Länderstrecken überlassen, wurde dagegen allgemein als Erbin der ganzen väterlichen Monarchie anerkannt. Schon während des Krieges, 4. Okt. 1745, war ihr Gemahl unter dem Namen Franz I. zum Kaiser gekrönt worden. Die nun folgenden Friedensjahre wurden von der jungen Kaiserin, welche sich, von ihrem angebornen Herrschertalent unterstützt, durch ihre eigne energische Arbeitskraft in die Details der Staatsverwaltung vertieft hatte, ohne den Blick für das Große und Ganze einzubüßen, zur Abstellung vieler Mißbräuche in der Verwaltung, zur Ordnung und Verbesserung der Finanzen, zur Herstellung einer tüchtigen Kriegsmacht, auf welche die Stände keinen direkten Einfluß mehr nehmen sollten, und zur Abschließung folgenreicher Bündnisse benutzt. Nachdem sie schon bei ihrem Regierungsantritt das Verschwendungssystem ihres Vaters in der Hofhaltung abgestellt, gründete sie jetzt Normalschulen und Erziehungsanstalten, förderte den Handel und den Ackerbau, den letztern namentlich auch durch die Minderung der Frondienste, und unterstützte einen lebhaften industriellen Aufschwung, namentlich in Mähren und Böhmen, welcher für das verlorne schlesische Industriegebiet Ersatz schaffen sollte. Auch an die völlige Aufhebung der Leibeigenschaft hat sie schon damals gedacht. Die Staatslasten wurden durch die neue Kameraleinrichtung auf alle Staatsbürger möglichst gleich verteilt, allerdings mit Ausnahme Ungarns. Durch diese Maßregeln erreichte sie, daß ohne Erhöhung der Steuern die Einnahmen, die in den letzten Jahren Karls VI. 30 Mill. Gulden betragen hatten, 1756 auf 57 Mill. stiegen. Das ganze Kriegswesen ward unter Dauns Leitung neu organisiert, die Stärke des Heeres auf 108,000 Mann erhöht; es wurden Kadettenhäuser gegründet und von Zeit zu Zeit größere Manöver abgehalten. Außer ihrem Gemahl standen der Kaiserin, die sich übrigens nicht gern leiten ließ, in den innern Angelegenheiten Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz, in den äußern hauptsächlich der Graf Wenzel Kaunitz (s. d.) als Geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler zur Seite. Seinem Einfluß ist es namentlich zuzuschreiben, daß M. Theresia, um Schlesien wiederzugewinnen, sich um ein Bündnis mit Frankreich, Österreichs Erbfeind, bewarb, welches im Mai 1756 wirklich zu stande kam und Österreich vor einem französischen Angriff im Fall eines Krieges mit Preußen sicherte. Letztere Macht wollte M. Theresia im Bunde mit Rußland vernichten und 1757 den Krieg beginnen; jedoch Friedrich II kam ihr bereits 1756 durch den Einfall in Sachsen zuvor, und so begann der Siebenjährige Krieg (s. d.), in welchem M. Theresia zwar 1757 eine große europäische Koalition zu stande brachte, um Friedrich zu zermalmen, und trotz aller Wechselfälle des Kriegsglücks standhaft ihr Ziel verfolgte, endlich aber nach ungeheuern Opfern an Geld und Menschen 15. Febr. 1763 den Hubertusburger Frieden schließen und darin ihren großen Gegner im Besitz Schlesiens anerkennen mußte. Nach dem Mißlingen ihrer ehrgeizigen Hoffnungen und nach dem Tode ihres zärtlich, wenn auch mit etwas Eifersucht geliebten Gemahls (18. Aug. 1765) beschloß sie, in Frieden nur dem Wohl ihres Staates zu leben, und widmete sich wieder mit allem Eifer der innern Verwaltung. Sie hatte zwar ihren ältesten Sohn, Joseph, der 1764 zum römischen König gewählt und gekrönt worden war, 18. Aug. 1765 zum Mitregenten ernannt; aber sie gestattete ihm wenig Anteil an der innern Regierung, nur das Heerwesen blieb ganz seiner Leitung überlassen, und auf die Justizverwaltung übte er Einfluß. Josephs Ungeduld veranlaßte daher manche Mißhelligkeiten zwischen Mutter und Sohn. Mit unermüdlicher Thätigkeit sorgte die Kaiserin für Verminderung der Staatsschulden, förderte die Landwirtschaft durch Erleichterung der Leibeigenschaft, die sie in den siebziger Jahren gänzlich aufheben wollte, woran sie der Grundadel, der Joseph zu beeinflussen wußte, hinderte, unterstützte die Gewerbe, vermehrte und verbesserte die Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, schuf die Volksschule in Österreich, gründete Akademien und beseitigte die Tortur und die grausamen Todesstrafen. Obgleich fromm, der katholischen Kirche ganz ergeben und intolerant gegen Andersgläubige, zeigte sie doch nie tyrannische Härte, sondern Gerechtigkeit und Milde, aber auch Festigkeit, wo es galt, die Eingriffe des Papsttums in ihre Kronrechte zurückzuweisen und bestehende Mißbräuche der Kirche und Übergriffe des Klerus abzustellen. So entzog sie auf den Rat ihres jansenistischen Leibarztes Gerhard van Swieten (s. d.) den Jesuiten die Bücherzensur und stimmte schließlich auch der Aufhebung des Ordens zu. Die Leitung der auswärtigen Politik überließ sie Kaunitz und ihrem Sohn, und nur mit dem größten Widerstreben wil-

ligte sie 1772 in die Beteiligung Österreichs an der ersten Teilung Polens, da ihr kein andrer Ausweg blieb. Die Aussicht, 1777 einen Teil Bayerns zu erwerben, erfüllte sie mit Freude; aber nur ungern wich sie dem ungestümen Drängen ihres Sohnes und entschloß sich zum Krieg, der jedoch hauptsächlich mit der Feder geführt wurde, und den zu beendigen sie ohne Vorwissen Josephs Schritte that, die dieser heftig mißbilligte. Bald darauf, 1779, wurde unter Vermittelung Frankreichs und Rußlands der Friede von Teschen geschlossen, worin dem österreichischen Haus das Innviertel mit Braunau zuerkannt wurde. M. Theresia hinterließ das österreichische Kaiserreich, welches bei ihrem Regierungsantritt dem Zerfallen nahe war, geachtet und nach außen durch eine Armee von 260,000 Mann geschützt. Sie ist die Begründerin des österreichischen Einheitsstaats, der unter ihrer bewußten Mitwirkung den Übergang von mittelalterlichen Verhältnissen zu modernen vollzog. Sie war eine geborne Herrscherin und widmete sich mit allen Kräften den Pflichten ihrer Stellung. Ihre Gestalt war majestätisch, ihre Züge schön, ihr Wesen liebenswürdig und bezaubernd. Liebevoll u. dankbar, gewann sie sich die Herzen aller, die sie umgaben. Sie hatte 16 Kinder geboren, von denen 10 sie überlebten. Ihre Söhne waren, außer ihrem Nachfolger, dem Kaiser Joseph II.: Leopold, Großherzog von Toscana und nach seines Bruders Tod Kaiser; Ferdinand, Schwiegersohn des Herzogs von Modena und dessen Nachfolger, und Maximilian, Kurfürst von Köln und Münster. Von ihren sechs Töchtern war Anna Äbtissin zu Prag und Klagenfurt, Marie Christine Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, des Sohnes König Augusts III. von Polen, Elisabeth Äbtissin zu Innsbruck, Maria Amalie Gemahlin des Herzogs von Parma, Maria Antoinette Königin von Frankreich, Karoline Maria Gemahlin König Ferdinands IV. von Sizilien. 1887 wurde ihr großartiges Denkmal (von Zumbusch) in Wien enthüllt, welches sie umringt von den besten ihrer Diener und Helfer im Staate darstellt (vgl. auch Tafel »Medaillen«). Vgl. Arneth, Geschichte M. Theresias (Wien 1863–79, 10 Bde.); Derselbe, M. Theresia (Leipz. 1888); A. Wolf, Österreich unter M. Theresia (Wien 1855); Derselbe, Aus dem Hofleben M. Theresias (2. Aufl., das. 1858); Herrmann, M. Theresia als Gesetzgeberin (das. 1888); Arneth, M. Theresia und Joseph II., ihre Korrespondenz (das. 1867, 3 Bde.); »Marie-Antoinette, correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le comte de Mercy-Argenteau, avec les lettres de Marie-Thérèse et de Marie-Antoinette« (hrsg. von Arneth und Geffroy, Par. 1871, 3 Bde.); »Briefe der Kaiserin M. Theresia an ihre Kinder u. Freunde« (hrsg. von Arneth, Wien 1881, 4 Bde.).

[Bayern.] 2) M. **Friederike Franziska Auguste Hedwig, Königin von Bayern**, geb. 15. Okt. 1825, gest. 17. Mai 1889 in Hohenschwangau, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, vermählt 12. Okt. 1842 mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Maximilian II. Joseph, seit 10. März 1864 Witwe, trat, nachdem sie seit dem Tode ihres Gemahls in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, 12. Okt. 1874 zur katholischen Kirche über und wohnte seitdem in Elbigenalp im Lechthal. Sie erlebte noch das schreckliche Ende ihres Sohnes, König Ludwigs II. (1886); auch ihr zweiter Sohn, König Otto, ist geisteskrank. Vgl. M. Schultze, M., Königin von Bayern (Münch. 1892).

[Burgund.] 3) **Herzogin von Burgund**, geb. 13. Febr. 1457 in Brüssel, gest. 27. März 1482, einzige Tochter Karls des Kühnen von Burgund und der Isabella von Bourbon, ward 1477 Erbin ihres in der Schlacht bei Nancy gefallenen Vaters. Von Ludwig XI. von Frankreich und den flandrischen Ständen bedrängt, vermählte sie sich 18. Aug. 1477 zu Brügge mit Erzherzog Maximilian, Sohn des Kaisers Friedrich III. Obwohl die jungen Gatten nur durch einen Dolmetsch sich verständigen konnten, da M. kein Deutsch, Maximilian kein Französisch sprach, war die Ehe doch glücklich, aber nur von kurzer Dauer. Von einem Sturz mit dem Pferde trug M. eine Verletzung davon, deren Verheimlichung ihren Tod herbeiführte. M. war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, von festem Charakter und großer Herzensgüte, dabei eine Freundin und Beschützerin der schönen Künste. Sie hinterließ zwei Kinder, Philipp den Schönen von Burgund (geb. 1478) und Margarete (s. Margarete 6). Vgl. Gaillard, Histoire de Marie de Bourgogne (Par. 1757); Münch, M. von Burgund (Leipz. 1832, 2 Bde.); Delepierre, Vie de Marie de Bourgogne (Brüssel 1841).

[England.] 4) M. I., **die Katholische oder die Blutige, Königin von England**, geb. 18. Febr. 1516, gest. 17. Nov. 1558, Tochter Heinrichs VIII. von England u. der Katharina von Aragonien, ward 1534, als ihr Vater Katharina verstoßen hatte u. sich mit Anna Boleyn vermählte, für illegitim erklärt, jedoch durch die Successionsakte von 1544 für den Fall, daß Eduard VI. unbeerbt sterbe, wieder zur Thronfolge berufen. Eduard jedoch ernannte, um die Sache des Protestantismus zu retten, in seinem Testament Johanna Gray, Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII., zur Thronerbin. M. erkannte nach Eduards Tode (6. Juli 1553) dies Testament nicht an, forderte den englischen Adel zur Verteidigung ihrer rechtmäßigen Königin auf und sah sich in kurzem an der Spitze einer bedeutenden Macht. Am 3. Aug. 1553 zog sie in London ein und begann alsbald eine entschiedene Reaktion. Mehrere protestantische Bischöfe wurden eingekerkert und zahlreiche verheiratete Geistliche ihrer Stellen entsetzt. Die erste Parlamentsversammlung ward mit einer lateinischen Messe eröffnet, und das eingeschüchterte Parlament hob fast alle kirchlichen Gesetze Eduards VI. wieder auf. Die Unzufriedenheit des Volkes brach endlich in offene Empörung aus, doch ward dieselbe von den königlichen Truppen gedämpft u. nun ein schreckliches Blutgericht gehalten. Unter denen, welche das verunglückte Unternehmen mit dem Leben büßten, waren auch der Herzog von Suffolk und Johanna Gray mit ihrem Gemahl. Gesteigert wurde die allgemeine Unzufriedenheit, als sich M. im Juli 1554 mit Philipp II. von Spanien, dem Sohn Kaiser Karls V., vermählte, in den sie leidenschaftlich verliebt war. Durch Strenge und Grausamkeit suchte sie nun den Protestantismus auszurotten und die Herrschaft der katholischen Kirche herzustellen. Über 270 Protestanten starben in den nächsten drei Jahren auf dem Scheiterhaufen; ein päpstlicher Legat nahm in London seinen Sitz; Klöster und Bistümer wurden wiederhergestellt. Philipp war inzwischen schon 1555 nach Brüssel zurückgekehrt und besuchte M. erst 1557 wieder, um sie zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen, der aber 7. Jan. 1558 zum Verlust von Calais führte. Die Vernachlässigung von seiten ihres Gemahls, die schmerzliche Enttäuschung ihrer Hoffnung, Mutter zu werden, stürzten sie in tiefe Melancholie u. zerrütteten ihre Gesundheit. Ihre Nach-

folgerin war ihre Schwester Elisabeth. Vgl. **Griffet**, Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de Marie (Amsterd. u. Par. 1766); **Turner**, History of the reign of Edward VI., Mary and Elizabeth (2. Aufl., Lond. 1854); **Tytler**, England under Edward VI. and Mary (das. 1839); **Madden**, Household book of the Queen Mary (das. 1830); **Zimmermann**, M. die Katholische (Freiburg 1890).

5) **M. von Modena, Königin von England**, geb. 5. Okt. 1658, gest. 7. Mai 1718, Tochter des Herzogs Alfonso IV. von Modena, ward 30. Sept. 1672 mit dem Herzog von York, nachmaligem König Jakob II. von England, vermählt und übte nach der Thronbesteigung ihres Gatten großen Einfluß auf die von ihm befolgte Politik aus, welche die Wiederaufrichtung der katholischen Religion in England zum Ziele hatte. Nachdem sie 10. Juni 1688 den spätern Prätendenten Jakob III. geboren und dies Ereignis die Expedition Wilhelms von Oranien und den Ausbruch der Revolution in England hervorgerufen hatte, floh M. 10. Dez. 1688 mit ihrem Sohne nach Frankreich und lebte in St.-Germain, wo sie auch nach dem Tode ihres gleichfalls geflüchteten Gemahls verblieb, von einer französischen Pension.

6) **M. II. Stuart, Königin von England**, geb. 30. April 1662, gest. 7. Jan. 1695, Tochter Jakobs II. u. der Anna Hyde, wurde in der anglikanischen Konfession erzogen, heiratete im November 1677 ihren Vetter Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Niederlande, und schloß sich ganz dessen Ansichten und Plänen an. Sie war einverstanden damit, daß ihr Gemahl in Wahrung ihres Erbrechts 1688 die Expedition gegen England und ihren Vater unternahm und nach Jakobs Flucht neben ihr zum König ernannt und mit der Regierung betraut wurde. Nur die kirchlichen Angelegenheiten unterlagen wesentlich ihrer Leitung, und sie führte auch die Herrschaft, wenn Wilhelm von England abwesend war. Auf ihren Wunsch errichtete ihr Gemahl das Marine-Invalidenhospital in Greenwich. Vgl. »Lettres et mémoires de Marie, reine d'Angleterre« (hrsg. von der Gräfin Marie Bentinck, Haag 1880); »Memoirs of Mary, queen of England«, 1689—93 (hrsg. von Döbner, Leipz. 1886); **Krämer**, M. II. Stuart (Utrecht 1890); **Nippold**, Die Regierung der Königin Mary Stuart, Gemahlin Wilhelms III. (Hamb. 1895).

[Etrurien.] 7) **M. Luise, Königin von Etrurien**, geb. 6. Juli 1782 in Madrid, gest. 13. März 1824 in Lucca, Tochter des Königs Karl IV. von Spanien und der Maria Luise von Parma, ward 1795 mit dem Infanten Ludwig von Bourbon vermählt, der 1801 zum König des neuen Reiches Etrurien erhoben wurde. Nach dessen Tode (27. Mai 1803) wurde M. Regentin für ihren Sohn Karl Ludwig. Als das Königreich 1807 von den Franzosen besetzt wurde, ging sie nach Spanien. Nach ihres Vaters Abdankung (1808) lebte sie in Parma und erhielt dann Nizza als Aufenthaltsort angewiesen. 1811 versuchte sie nach England zu fliehen, doch ward der Plan vereitelt und M. in ein Kloster zu Rom gebracht, wo sie bis 1814 blieb. Durch den Wiener Kongreß erhielt sie für ihren Sohn das Herzogtum Lucca. 1876 wurde sie vom Papst selig gesprochen. Die »Mémoires de la reine d'Étrurie« gab Lemierre d'Argy (Par. 1814) heraus.

[Frankreich.] 8) **M. von Medici, Königin von Frankreich**, geb. 26. April 1573 in Florenz, gest. 3. Juli 1642, die Tochter des Großherzogs Franz I. von Toscana und der Johanna von Österreich, vermählte sich 16. Dez. 1600 mit Heinrich IV. von Frankreich, dem sie 1601 den Dauphin, nachherigen Ludwig XIII., gebar. Wiewohl von stattlichem und imposantem Äußern, entfremdete sie sich doch ihren Gemahl durch ihr herrschsüchtiges Wesen sowie durch ihre allerdings gegründete Eifersucht. Als Heinrich 1610 mit einem Heer nach Deutschland zur Unterstützung der Protestanten abgehen wollte, bestimmte sie ihn, sie zuvor, 13. Mai, zu St.-Denis krönen zu lassen. Am folgenden Tage ward der König von Ravaillac ermordet. Der Verdacht, daß sie an dieser That mitschuldig gewesen sei, ist unbegründet. Sie übernahm die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Ludwig XIII. in der schwierigsten Lage. Von einer gewaltsamen Reaktion des von Heinrich IV. gebändigten Hochadels bedroht, warf sie sich der klerikalen und spanischen Partei in die Arme. Marias Ratgeber waren namentlich die Botschafter Spaniens und Roms und der Mann ihrer Kammerfrau Leonore Galligaï, der Italiener Concini, den sie 1614 zum Marschall und Marquis d'Ancre beförderte. Die Prinzen von Geblüt und der Hochadel erhoben mehrfache Aufstände, die M. nur mit Mühe und Opfern niederhalten konnte. Auch nach der Mündigkeitserklärung des jungen Königs 1614 behielt M. die Leitung der Staatsgeschäfte, bis endlich ersterer, von seinem Günstling Albert de Luynes aufgereizt, Concini 24. April 1617 niederschießen ließ und seine Mutter M. nach Blois verwies. Am 22. Febr. 1619 entfloh dieselbe jedoch mit Hilfe des Herzogs von Epernon nach Angoulême, versöhnte sich aber 30. April 1619 mit Ludwig XIII., kehrte nach Luynes' Tode (14. Dez. 1621) nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsrats. Um sich ihren Einfluß zu sichern, verschaffte sie Richelieu einen Sitz im Ministerium, sah sich aber bald durch diesen von der Leitung des Staates verdrängt. Umsonst setzte sie alle Mittel in Bewegung, um den verhaßten Mann vom Hofe zu entfernen; am sogen. Tage der Betrogenen (journée des dupes, 11. Nov. 1630) unterlag sie endgültig dem überlegenen Geiste ihres Gegners und wurde im Juli 1631 zur Flucht nach Brüssel zu ihrer Tante Isabella, der damaligen Regentin der Niederlande, gezwungen. Von Richelieu 1638 auch aus diesem Lande vertrieben, begab sie sich (Oktober 1641) nach Köln, wo sie fast in Dürftigkeit ihr Leben beschloß. Paris verdankt ihr das schöne Palais Luxembourg, die öffentliche Promenade Cours la Reine, ausgiebige Wasserleitungen und die Sammlung der allegorischen Gemälde Rubens' im Louvre. Vgl. **d'Estrées**, Mémoires d'État sous la régence de Marie de Médicis (Par. 1666); **Pontchartrain**, Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de Marie de Médicis (Haag 1720, 2 Bde.); Miß **Pardoe**, The life of Mary de Medicis (2. Aufl., Lond. 1852, 3 Bde.); **Perrens**, Les mariages espagnols sous Henri IV et la régence de Marie de Médicis (Par. 1869); Derselbe, L'Église, et l'état en France sous le règne d'Henri IV etc. (das. 1872).

9) **M. Theresia, Königin von Frankreich**, geb. 10. Sept. 1638, gest. 30. Juli 1683 in Versailles, Tochter König Philipps IV. von Spanien, wurde 1660, nachdem der Pyrenäische Friede 1659 die Heirat festgesetzt und M. allen ihren Rechten auf den spanischen Thron entsagt hatte, mit Ludwig XIV. von Frankreich vermählt. Hübsch, gut und bescheiden, genügte sie ihrem ehrgeizigen, thatkräftigen Gemahl, den sie zärtlich liebte, nicht und mußte es sich gefallen lassen, daß derselbe Mätressen den Vorzug gab und diese

sogar an den Hof zog. Sie suchte Trost in strengen religiösen Übungen. Trotz ihres Verzichts auf ihr Erbrecht machte Ludwig XIV. dasselbe sowohl 1665 nach ihres Vaters Tod auf die spanischen Niederlande als 1700 auf Spanien selbst geltend.

10) M. Leszczynska, Königin von Frankreich, geb. 23. Juni 1703, gest. 24. Juni 1768 in Versailles, Tochter des Königs von Polen, spätern Herzogs von Lothringen, Stanislaus Leszczynski, verlebte eine unruhige Jugendzeit, da ihr Vater aus Polen vertrieben wurde und erst 1719 im Elsaß ein bescheidenes Asyl fand, wurde aber von ihrem Vater vorzüglich erzogen und unterrichtet. Am 5. Sept. 1725 wurde sie mit dem sieben Jahre jüngern König Ludwig XV. von Frankreich vermählt, der sich aber, als er herangewachsen war, der häßlichen und schnell alternden Gemahlin allmählich entzog und sich in die Arme unwürdiger Mätressen stürzte. Einfach und bescheiden, aber doch nicht ohne Würde, verlebte sie ihre Tage in einsamer Zurückgezogenheit in Gesellschaft weniger Freunde und mit religiösen Übungen und Wohlthun beschäftigt. Von ihren zehn Kindern überlebten sie nur vier Töchter. Ihre Biographie schrieb die Gräfin d'Armaille, geb. Ségur (2. Aufl., Par. 1870). Vgl. »Lettres inédites de la reine M. L. et de la duchesse de Luynes au président Hénault« (hrsg. von Diguères, Par. 1886); Marquise des Réaux, Stanislas et M. Leczinska (das. 1895).

11) M. Antoinette, Königin von Frankreich, geb. 2. Nov. 1755, gest. 16. Okt. 1793, jüngste Tochter des Kaisers Franz I. und der Maria Theresia, wurde 16. Mai 1770 an den Dauphin von Frankreich, den nachmaligen König Ludwig XVI., vermählt und zwar gegen dessen Neigung, daher es M. Antoinette trotz ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge nur allmählich gelang, sich die Liebe ihres Gemahls zu erwerben. Um so inniger war die Ehe fortan, während die Lebensweise der jungen unerfahrenen Königin, die sich oft über das Zeremoniell des Hofes von Versailles hinwegsetzte und schon als Österreicherin die Volksmeinung gegen sich hatte, zu vielfachen Verleumdungen Anlaß gab. Besonders die Halsbandgeschichte (s. d.) schadete dem Rufe der Königin außerordentlich und gab zu den abgeschmacktesten, aber geglaubten Gerüchten Anlaß. Wirklich unterstützte M. Antoinette mit Eifer die ausschweifende, habsüchtige und allen Verbesserungen fanatisch feindliche Höflingspartei und veranlaßte zum großen Teil den Sturz Turgots und Malesherbes' (s. d.). Als 1789 die Nationalversammlung zusammengetreten war, galt die Königin, nicht mit Unrecht, als erbitterte Gegnerin des demokratisch-konstitutionellen Systems. Bei dem Pöbelangriff auf Versailles (5.—6. Okt. 1789) war deshalb ihr Leben in Gefahr. Als sie mit dem König nach den Tuilerien übergesiedelt war, suchte sie denselben zu entschlossener Thätigkeit anzuspornen u. knüpfte mit Mirabeau u. a. Unterhandlungen an, um die Monarchie zu retten. Aber im entscheidenden Augenblick scheiterte der Abschluß jedesmal an M. Antoinettens Haß und Mißtrauen gegen die Leiter der konstitutionellen Partei. Der verunglückte Fluchtversuch (20. Juni 1791) verschlimmerte die Lage sehr, doch zeigte die Königin bei dem Verhör darüber eine hohe Standhaftigkeit. Als 10. Aug. 1792 die Tuilerien erstürmt wurden, wo sie inmitten der Insulten des Pöbels eine majestätische Ruhe und Würde bewahrte, flüchtete sie mit dem König in den Saal der Nationalversammlung und wurde von da in den Temple in förmliche Gefangenschaft abgeführt. Im Dezember wurde sie vom König getrennt; man verstattete ihr nur noch am Tage vor der Hinrichtung des Königs (20. Jan. 1793) eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl. Am 3. Juli trennte man sie auch trotz heftiger Gegenwehr von ihrem Sohn (Ludwig XVII.), und 1. Aug. wurde sie aus dem Temple nach dem Gefängnis der Conciergerie gebracht, wo sie nichts als ein schlechtes Feldbett, einen Lehnstuhl von Stroh und einen kleinen Tisch vorfand. Am 14. Okt. wurde sie vor das Blutgericht gestellt, wo sie nicht nur des Verrats und der Anstiftung zum Bürgerkrieg, sondern auch der gemeinsten Sittenverbrechen angeklagt wurde. Trotz aller Mißhandlungen aber bewahrte sie Würde und Geistesgegenwart. Ihr Todesurteil vernahm sie ohne sichtbare Gemütsbewegung. Am 16. Okt., gegen 12 Uhr mittags, wurde sie unter Kränkungen und Schmähungen aller Art, denen sie edle Festigkeit entgegensetzte, auf das Schafott geführt. Der Leichnam wurde in dieselbe Kalkgrube des Magdalenenkirchhofs gelegt, welche die Überreste Ludwigs XVI. aufgenommen hatte, 1815 aber nach St.-Denis gebracht, wo ihr ein schönes Grabdenkmal errichtet wurde. Vgl. Weber, Mémoires concernant Marie-Antoinette (Lond. 1806, 3 Bde.); Mad. Campan, Mémoires sur la vie privée de M.-Antoinette (neue Ausg., Par. 1891); Goncourt, Histoire de M.-Antoinette (deutsch, 3. Aufl., Wien 1867); Chambrier, M.-Antoinette, reine de France (3. Aufl., 1887); de Vyré, M.-Antoinette, sa vie, sa mort (1889); de Nolhac, La reine M.-Antoinette (1890, Prachtwerk); de la Rocheterie, M.-Antoinette (2. Aufl. 1892, 2 Bde.; deutsch, Wien 1893); Yonge, Life of Mary Antoinette, queen of France (Lond. 1876, 2 Bde.); Campardon, M.-Antoinette et le procès du collier (1863); Derselbe, M.-Antoinette à la conciergerie (2. Aufl. 1867); Huard, Mémoires sur M.-Antoinette (1865); Lescure, M.-Antoinette et sa famille, d'après les nouveaux documents (5. Aufl. 1888); Combes, M.-Antoinette et l'intrigue du collier (1876); Lord Gower, The last days of Mary Antoinette (Lond. 1885); Imbert de Saint-Amand, La cour de M.-Antoinette (1888); Derselbe, M.-Antoinette et la fin de l'ancien régime (1895); Prölß, Königin M. Antoinette (Leipz. 1894); Arneth, Maria Theresia und M. Antoinette; ihr Briefwechsel (2. Aufl., Wien 1866); Derselbe, M. Antoinette, Joseph II. und Leopold II. (das. 1866); die von Arneth und Geffroy herausgegebene »Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le comte de Mercy d'Argenteau. Avec les lettres de Marie-Thérèse et de M.-Antoinette« (Par. 1873—74, 3 Bde.); erste vollständige und authentische Sammlung: »Lettres de M.-Antoinette« (hrsg. von de la Rocheterie und de Beaucourt, Bd. 1, 1895). Die von Hunolstein (in der »Correspondance inédite de M.-Antoinette«, 1864) und Feuillet de Conches (»Louis XVI, M.-Antoinette et Madame Élisabeth«, 1864—73, 6 Bde.) veröffentlichten Briefe der M. Antoinette sind Fälschungen.

12) M. Luise, Kaiserin der Franzosen, zweite Gemahlin Napoleons I., nach dessen Fall Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. 12. Dez. 1791, gest. 17. Dez. 1847 in Parma, die älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Theresia von Neapel, wurde nach Napoleons Trennung von Josephine 2. April 1810 zu Paris gegen ihren Wunsch mit demselben vermählt und gebar ihm 20. März 1811 einen Sohn, dem Napoleon

schon vor seiner Geburt den Namen eines Königs von Rom verliehen hatte. 1813 bekleidete sie Napoleon mit einer machtlosen Regentschaft. Während der Verbannung ihres Gemahls, dessen Größe sie nie begriffen hat, nach Elba zeigte sie die höchste Gleichgültigkeit und begab sich nach Schönbrunn, wo sie auch während der Hundert Tage mit ihrem Sohne blieb, obgleich sie von Napoleon eingeladen wurde, nach Paris zu kommen. In dem Vertrag von Fontainebleau ward ihr der Rang und Titel, den sie bisher geführt hatte, sowie der Besitz der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla zugesichert, deren Regierung sie 20. April 1816 übernahm. Der König von Rom blieb in Wien und erhielt nachher von Kaiser Franz den Titel »Herzog von Reichstadt«. 1822 vermählte sie sich in morganatischer Ehe mit dem Grafen Neipperg, den man ihr von Wien als Oberhofmeister mitgegeben hatte, und dem sie den Fürsten von Montenuovo gebar. Vgl. Helfert, M. Luise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen (Wien 1873); Wertheimer, Die Heirat der Erzherzogin M. Luise mit Napoleon I. (das. 1882); Mad. Durand (Ehrendame der Kaiserin, gest. 1850), Mémoires sur Napoléon et M.-Louise, 1810—14 (Par. 1885); Imbert de Saint-Amand, M.-Louise (das. 1885—86, 4 Tle. der »Femmes des Tuileries); »Correspondance de M.-Louise« (das. 1887).

[Neapel.] 13) M. Sophie Amalie, frühere Königin von Neapel, geb. 4. Okt. 1841 in Possenhofen, Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern, ward 3. Febr. 1859 mit dem Kronprinzen von Neapel vermählt. Am 22. Mai 1859 bestieg ihr Gemahl als Franz II. den Thron; doch gewann M. wenig Einfluß auf seine Regierung, die durch Garibaldis Zug nach Neapel ihr Ende erreichte. M. folgte ihrem entthronten Gemahl nach Gaeta und zeigte bei der Belagerung dieser Festung großen Mut und hingebende Liebe in der Pflege der Verwundeten. Nach der Übergabe der Festung (13. Febr. 1861) ließ sie sich mit ihrem Gemahl in Rom nieder, siedelte aber 1870 nach Bayern über. Ihre Ehe blieb kinderlos; ihr Gemahl starb 27. Dez. 1894.

14) M. Karoline, Königin von Neapel und Sizilien, s. Karoline 4).

[Portugal.] 15) M. II. da Gloria, Königin von Portugal, geb. 4. April 1819 in Rio de Janeiro, gest. 15. Nov. 1853, Tochter des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien u. der Erzherzogin Leopoldine von Österreich, wurde nach dem Tod ihres Großvaters, des Königs Johann VI. von Portugal, durch die Entsagungsakte ihres Vaters 2. Mai 1826 Königin von Portugal und 1827 mit ihrem Oheim Dom Miguel verlobt. Im Sommer 1828 sandte Dom Pedro M. unter Aufsicht des Marquis von Barbacena und des Grafen da Ponte nach Europa, damit sie am Hof ihres mütterlichen Großvaters, des Kaisers von Österreich, erzogen werde. Da aber Dom Miguel sich unterdessen zum absoluten König von Portugal aufgeworfen hatte, kehrte M. im Oktober 1829 nach Brasilien zurück. Nachdem ihr Vater mit Hilfe Englands und Frankreichs den portugiesischen Thron erkämpft und Dom Miguel vertrieben hatte, ward sie 24. Juli 1833 in Lissabon als Königin ausgerufen und übernahm die Regierung 24. Sept. 1834 nach dem plötzlichen Tode ihres Vaters. Ihre Ehe mit dem Bruder ihrer Stiefmutter, dem Prinzen August von Leuchtenberg, wurde schon nach zwei Monaten (28. März 1835) durch den Tod des Prinzen gelöst, worauf sich M. 9. April 1836 mit dem Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohary vermählte. M. war der Aufgabe nicht gewachsen, ein zerrüttetes Reich und ein vom Parteigeist beherrschtes Volk zu regieren, und machte sich überdies durch Eigensinn und Herrschsucht unbeliebt. Sie starb im Wochenbett und hatte ihren ältesten Sohn, Dom Pedro V., zum Nachfolger.

[Schottland.] 16) M. von Guise, Königin von Schottland, geb. 22. Nov. 1515, gest. 11. Juni 1560, Tochter Claudius' von Guise, Herzogs von Lothringen, wurde 1534 mit Ludwig von Orléans, Herzog von Longueville, der 1537 starb, dann 9. Mai 1538 mit König Jakob V. von Schottland vermählt, war nach dessen Tod 1542 Leiterin des dem Regenten Arran beigegebenen Rates und wurde 1554 nach Arrans Rücktritt Regentin des Königreichs. Sie versuchte der Ausbreitung der Reformation entgegenzutreten und erregte 1559 dadurch einen Aufstand, den sie unterdrückte. Ihre einzige Tochter war Maria Stuart.

17) M. Stuart, Königin von Schottland, geb. 7. Dez. 1542, sieben Tage vor dem Tode ihres Vaters, in Linlithgow bei Edinburg, gest. 8. Febr. 1587, Tochter Jakobs V. von Schottland und der Marie von Guise, wurde in St.-Germain am französischen Hof erzogen u. 24. April 1558 mit dem Dauphin, dem nachmaligen König Franz II. von Frankreich, vermählt. Als Enkelin Margarete Tudors, einer Tochter Heinrichs VII. von England, nahmen sie und ihr Gemahl Titel u. Wappen Englands an, indem sie hierdurch Königin Elisabeth als illegitime Tochter Heinrichs VIII. und deshalb des englischen Thrones unwürdig bezeichneten. Hiermit begann die Feindschaft zwischen M. und Elisabeth. Nach dem frühen Tode ihres Gemahls (5. Dez. 1560) kehrte M. nach Schottland zurück (19. Aug. 1561). Hier hatten während ihrer Abwesenheit die Calvinisten im engsten Bunde mit dem protestantischen England die Herrschaft erlangt. Zunächst ordnete sie sich, obwohl Katholikin, der protestantisch-englischen Partei unter und machte deren begabtesten Führer, James Stuart, Grafen von Murray, ihren Halbbruder, zum ersten Minister. Als aber Elisabeth von England diesen Umstand nur benutzte, um sie durchaus von sich abhängig zu machen und durch List ihre gewünschte Wiedervermählung zu verhindern, auch zugleich ablehnte, M. als ihre Nachfolgerin in England anzuerkennen, warf sich M. der Partei der katholischen Reaktion in die Arme und plante mit ihren Verwandten, den Guisen, sowie mit Spanien und dem Papst eine Revolution in England u. Schottland. Sie vermählte sich 29. Juli 1565 mit ihrem katholischen Vetter, dem jungen und schönen, aber geistig unbedeutenden und charakterlosen Lord Heinrich Darnley, entzweite sich aber hierdurch mit der englischen Partei, namentlich mit Murray, dessen Auflehnung gegen die Heirat sie mit gewaffneter Hand niederschlug, und gewann an ihrem Gemahl weder einen Beirat noch eine Stütze. Die Ehe war unglücklich, und schon nach wenigen Monaten stellte sich Darnley an die Spitze einer calvinistisch-englischen Verschwörung und ließ den Geheimschreiber der Königin, David Riccio, auf den er ohne Grund eifersüchtig war, 9. März 1566 von ihrer Seite wegreißen und ermorden. Seitdem faßte M. gegen Darnley, dem sie 19. Juni einen Sohn, den spätern Jakob VI., gebar, bittern Groll und schenkte ihre Neigung u. ihr Vertrauen James Hepburn, Earl of Bothwell. Derselbe, obwohl erst seit kurzem verheiratet, erwiderte die Neigung der Königin, durch

welche er die höchste Gewalt zu erringen hoffte, und verschwor sich mit einigen calvinistischen Edelleuten, die Darnley verraten hatte, gegen dessen Leben. Wie weit M. an dieser Verschwörung beteiligt war, ist ungewiß. Die Echtheit der sogen. »Kassettenbriefe« (acht angeblicher Schreiben Marias an Bothwell), die ihre Mitschuld beweisen würden, wird bestritten (vgl. Breßlau im »Historischen Taschenbuch«, 1882, und in der »Historischen Zeitschrift«, Bd. 52; Philippson in der »Revue historique«, 1887—89; Forst, M. Stuart und der Tod Darnleys, Bonn 1894). Bothwell und seine Mitverschwornen erwürgten Darnley in dem Hause in Kirk of Field bei Edinburg, in das er sich wegen einer ansteckenden Krankheit zurückgezogen hatte, und sprengten das Haus in die Luft (10. Febr. 1567). Die öffentliche Stimme bezeichnete Bothwell als den Mörder, aber Gericht und Parlament sprachen ihn frei. M., von Leidenschaft verblendet, ernannte ihn zum Großadmiral und ließ sich, nachdem Bothwells Ehe auf Grund naher Verwandtschaft gelöst worden, von ihm im April auf sein Schloß entführen und am 15. Mai in Holyrood nach protestantischem und katholischem Ritus mit ihm trauen. Während M. von Bothwell tyrannisiert wurde, stieg der Unwille gegen sie und ihr Verfahren immer höher. Die Großen, darunter auch solche, die an dem Morde Darnleys selbst beteiligt waren, verbanden sich gegen Bothwell, und M., bei Carberry Hill (15. Juni 1567) von ihren Truppen verlassen, sah keine andre Rettung, als ihren Gemahl zu verlassen und sich in die Arme der Verbündeten zu werfen. M. wurde von diesen erst nach dem Schloß Lochleven gebracht, wo sie durch die Drohung mit einer Anklage auf Mord zum Verzicht auf die Krone zu gunsten ihres Sohnes und zur Anerkennung des Grafen Murray als Regenten genötigt wurde. Am 25. Juli ward ihr einjähriger Sohn in Stirling als Jakob VI. zum König gekrönt. Zwar entkam M. 2. Mai 1568 mit Hilfe von George Douglas aus der Haft, rief ihre Freunde zu ihrem Beistand auf und sammelte ein Heer von 6000 Mann um sich; aber Murray schlug und zerstreute 13. Mai bei Langside dasselbe, und nun faßte M. den unglücklichen Entschluß, bei der Königin von England Hilfe zu suchen. In einem Fischerkahn setzte sie über die Bai von Solway nach Carlisle über (16. Mai), von wo sie einen rührenden Brief an Elisabeth schrieb. Die englische Königin wurde aber durch ihren leitenden Minister Cecil (Lord Burleigh) bestimmt, die katholische Thronprätendentin in sicherm Gewahrsam zu halten, und verweigerte ihr auch die von ihr erbetene persönliche Zusammenkunft, bis sie sich von dem Verdacht des Mordes ihres Gemahls gereinigt haben würde; auf Bolton Castle wurde M. in Sicherheit gebracht.

Zum Behuf der Untersuchung ihrer Schuld wurde eine Kommission von englischen Lords niedergesetzt, vor welcher Murray in eigner Person die Königin der Teilnahme an Darnleys Mord anklagte und M. sich durch den Bischof Leslie und einige andre Anhänger verteidigen ließ. Die Kommission, die erst zu York, sodann zu Westminster tagte, kam zu keinem Resultat, weil Elisabeth weder eine Verurteilung noch eine völlige Freisprechung wünschte; aber M. blieb in Haft und wurde von einem festen Schloß zum andern (unter andern Tutbury, Wingfield, Sheffield) geführt, um den wiederholten Versuchen zu ihrer Befreiung vorzubeugen. Eine Schilderhebung des katholischen Adels im Norden Englands, um M. zu befreien und den Protestantismus zu stürzen, wurde 1569 niedergeschlagen. Trotzdem blieb M., obwohl sie selbst nur ihr Thronrecht nach Elisabeths Tod gesichert wissen wollte, doch eben dieses Thronrechts wegen der Mittelpunkt der vereinigten Bestrebungen des von den Jesuiten beeinflußten Papsttums, Spaniens und Frankreichs, die katholische Kirche durch Elisabeths Beseitigung in England wieder zur Herrschaft zu bringen. M. nahm an diesen Plänen eifrigen Anteil, ja sie wurde deren Anregerin und stete Leiterin. Kein Mißerfolg konnte sie entmutigen, immer wieder für ihre Befreiung, den Sturz Elisabeths und die Errichtung ihrer eignen Herrschaft sowie der der katholischen Kirche auf der britischen Insel zu kämpfen. Der Herzog von Norfolk, der M. heiraten wollte, deshalb mit ihr im Briefwechsel stand und von Rom und Madrid Gelder für eine bewaffnete Erhebung empfing, wurde nach Entdeckung des Komplotts im Januar 1572 hingerichtet. Die Entdeckung einer Verschwörung fanatischer Katholiken unter Anton Babington (1586) mit Spanien zur Ermordung Elisabeths und Befreiung Marias hatte endlich zur Folge, daß letztere selbst der Teilnahme an diesen Plänen angeklagt und kraft eines Parlamentsstatuts von 1584 vor ein Gericht von 40 der angesehensten Peers und 5 Oberrichtern im Schloß Fotheringhay in der Grafschaft Northampton gestellt wurde. Anfangs erklärte M., daß sie als eine unabhängige Fürstin sich einem Verhör durch Unterthanen nicht unterwerfen könne; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Ruf auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich und stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten sowie die Mitwissenschaft an der Babingtonschen Verschwörung gab sie zu; nur, jemals einen Mordversuch gegen Elisabeth gebilligt zu haben, leugnete sie standhaft. Man kann indes jetzt ihre Mitschuld auch an diesem Anschlage als erwiesen betrachten (vgl. Breßlau in der »Historischen Zeitschrift«, neue Folge, Bd. 16). Auf Grund der Aussagen ihrer Schreiber Nau und Curle sprachen die Richter 25. Okt. gegen M. das Todesurteil aus; das Parlament bestätigte dasselbe und verlangte von Elisabeth zur Erhaltung der Religion und zur Sicherheit des Reiches und ihrer eignen Person seine Vollstreckung. Elisabeth schwankte lange; sie wünschte das Aufsehen einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden und ließ dem Hüter der Gefangenen, Sir Amias Paulet, einen Wink erteilen, jener durch Gift zuvorzukommen. Aber Paulet wies den Antrag zurück. Endlich, 1. Febr. 1587, unterzeichnete Elisabeth ungeachtet der Intervention der katholischen Höfe für die Begnadigung Marias das Todesurteil und gab es sodann dem Staatssekretär Davison mit dem Befehl, es mit dem Reichssiegel zu versehen. Burleigh und mehrere Mitglieder des Geheimen Rats beschlossen darauf, ohne eine nochmalige Anfrage an die Königin, deren Unentschlossenheit sie kannten, den Spruch sofort vollstrecken zu lassen. Die Grafen von Shrewsbury und Kent eilten mit dem Todesurteil nach Fotheringhay, wo sie 7. Febr. 1587 der Gefangenen ihre Hinrichtung ankündigten. M. vernahm die Eröffnung mit großer Bewegung, faßte sich aber bald und zeigte nun einen bewundernswerten Mut. Der von ihr erbetene Beistand eines katholischen Geistlichen ward ihr abgeschlagen; den protestantischen Geistlichen, den man ihr aufdringen wollte, wies sie zurück. Am Morgen des 8. Febr. genoß sie eine Hostie, vom Papst Pius V. selbst geweiht, legte ein schwarzes Samtkleid an, stieg in majestätischer Würde und Haltung aus ihrem Gemach in den Saal, wo das Gericht über sie

abgehalten worden, und legte ihr Haupt selbst auf den Block, indem sie mit lauter Stimme rief: »Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.« Darauf fiel ihr Haupt unter dem Beil des Henkers. So starb sie im 19. Jahr ihrer Gefangenschaft, im 45. ihres Lebens. Krankheit und Kummer hatten ihre einst so hohe Anmut und Schönheit gebrochen. Ihr Leichnam ward in der Kathedrale zu Peterborough beigesetzt. Ihr Sohn Jakob VI., der nichts für ihre Befreiung und Rettung gethan, ließ, als er König von England geworden war, den Sarg der Mutter zu Westminster beisetzen und ihr ein marmornes Grabmal errichten sowie das Schloß Fotheringhay zerstören. In London empfing man die Kunde von Marias Tod mit Jubel. Als man Elisabeth die Nachricht brachte, zeigte sie große Bestürzung, verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räte und strafte Davison mit einer Geldbuße von 10,000 Pfd. Sterl., die ihn an den Bettelstab brachte. Marias tragisches Geschick hat zu mehreren dramatischen Bearbeitungen (von Alfieri, H. Köster, Marie v. Ebner-Eschenbach, L. Schneegans u. a.) Anlaß gegeben; die hervorragendste ist Schillers Drama »M. Stuart«, dessen Gesamteindruck mit dem der Geschichte übereinstimmt. Vgl. Mignet, Geschichte der M. Stuart (deutsch, 3. Aufl., Leipz. 1869); Miß Strickland, Life of Mary, queen of Scots (neue Ausg., Lond. 1873, 2 Bde.); Wiesener, Marie Stuart et le comte de Bothwell (Par. 1863); Hosack, Mary, Queen of Scots (Edinb. 1870, 2 Bde.; 3. Ausg. in 1 Bd. 1888); Gauthier, Histoire de M. Stuart (2. Aufl., Par. 1875, 2 Bde.); Chantelauze, M. Stuart, son procès et son exécution (das. 1876); Gaedeke, M. Stuart (Heidelb. 1879); Opitz, M. Stuart nach den neuesten Forschungen dargestellt (Freiburg 1879–83, 2 Bde.); Becker, M. Stuart, Darnley und Bothwell (Gießen 1881); Philippson, Histoire du règne de M. Stuart (Par. 1891–92, 3 Bde.); Kervyn de Lettenhove, M. Stuart, l'œuvre puritaine, le procès, le supplice (das. 1889, 2 Bde.); Storm, M. Stuart (a. d. Dän., Münch. 1894); »Lettres, instructions et mémoires de M. Stuart« (hrsg. von Prinz Alex. Labanoff, Lond. 1844, 7 Bde.); Claude Nau (Sekretär der Königin), History of Mary Stewart from the murder of Riccio until her flight into England (hrsg. von Stevenson, Edinb. 1883); Sepp, Prozeß gegen M. Stuart (Münch. 1886).

[Spanien.] 18) M. Luise, Königin von Spanien, geb. 9. Dez. 1751, gest. 2. Jan. 1819, Gemahlin König Karls IV. von Spanien, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, wurde 1765 mit dem Infanten Don Karlos vermählt. Klug und ihrem rohen, jähzornigen und doch schwachen Gemahl geistig weit überlegen, wußte sie es bald dahin zu bringen, daß ihr der König, nachdem er 14. Dez. 1788 den Thron bestiegen, die Regierungsgeschäfte überließ. Aber neben der Herrschsucht beseelte sie eine wilde, zügellose Sinnlichkeit, und obwohl unansehnlich, ja häßlich, hatte sie eine Schar von Liebhabern. Ein Verhältnis, in welchem sie noch als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy, einem Garde du Corps, stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dafür trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder Manuel Godoy (s. d.), dem nachherigen Herzog von Alcudia, in ein Verhältnis und erhob ihn zum unumschränkten Beherrscher Spaniens. Die Königin opferte ihm sogar ihren ältesten Sohn, den Prinzen von Asturien, Ferdinand, den sie vom Thron ausschließen wollte. Aus diesen Hofränken entspannen sich die häßlichen Vorgänge 1807 und 1808, die schließlich dazu führten, daß die spanische Königsfamilie von Napoleon in Bayonne zum Verzicht auf den Thron gezwungen wurde. M. wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und Nizza und ging endlich nach Rom.

19) M. Christine, Witwe Ferdinands VII., Regentin von Spanien, s. Christine 2).

20) M. Christine, Königin von Spanien, geb. 21. Juli 1858, Tochter des Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich, vermählte sich 29. Nov. 1879 mit dem König Alfons XII. von Spanien, nach dessen Tod (25. Nov. 1885) sie die Regentschaft übernahm; 17. Mai 1886 gebar sie einen Sohn, den König Alfons XIII. Sie regiert mit vieler Einsicht und Pflichttreue (s. Spanien, Geschichte).

[Ungarn.] 21) M., geb. 1370, gest. 17. Mai 1395, erste Gemahlin Kaiser Siegmunds, Tochter Ludwigs d. Gr., wurde in der Wiege mit Siegmund von Luxemburg verlobt, brachte diesem, als sie sich nach dem Tod ihres Vaters 1385 mit ihm vermählte, das Königreich Ungarn zu und entsagte, nachdem Siegmund sie 1387 aus den Händen der Rebellen befreit hatte, allen Rechten auf die Regierung zu dessen Gunsten. Sie starb kinderlos.

22) M., geb. 13. Sept. 1505 in Brüssel, gest. 17. Okt. 1558, Tochter Philipps des Schönen von Burgund u. Johannas der Wahnsinnigen, wurde 1522 mit Ludwig II. von Ungarn vermählt und bildete die Seele der Hofpartei. Nach dessen Tod (1526) übertrug ihr Bruder Kaiser Karl V. ihr 1531 die Statthalterschaft der Niederlande, die sie 24 Jahre mit Kraft u. Klugheit regierte. Sie unterstützte ihren kaiserlichen Bruder bei seinen Kriegen gegen Frankreich und beförderte namentlich 1551 den Plan der Übertragung des Kaisertums auf Philipp II. Zwischen den beiden Brüdern Karl und Ferdinand hat sie wiederholt vermittelt. Sie legte ihr Amt bei der Abdankung Karls V. 1555 nieder und zog sich nach Spanien zurück, wo sie in Cigales starb.

[Württemberg.] 23) M. Christine Karoline Adelaide Françoise Leopoldine, Herzogin von Württemberg, geb. 12. April 1813 in Palermo, gest. 6. Jan. 1839 in Pisa, Tochter des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, zeigte viel Talent für die Kunst und führte eine Statue der Jeanne d'Arc für das historische Museum von Versailles aus. Später schuf sie noch eine Peri, den am Eingang des Himmels wachenden Engel, die Büsten der Königin der Belgier und ihres Sohnes, eine Gruppe des Ahasverus und der Rahel sowie zwei vortreffliche Reitergruppen. Am 17. Okt. 1837 vermählte sie sich mit dem Herzog Friedrich Wilhelm Alexander von Württemberg. Der Schrecken bei einem Brand ihres Palastes in Gotha untergrub jedoch bald ihre Gesundheit.

Mariaberg, 1) ehemaliges Kloster, jetzt Staatsdomäne im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Reutlingen, an der Lauchert, hat eine Idioten-Heil- u. Pfleganstalt u. (1890) 176 Einw. — 2) Früher Irrenanstalt der Alexianer in Aachen, seit 1895 Provinzial-Irrenanstalt.

Mariabrunn, 1) Irrenanstalt, s. Aachen, S. 4. — 2) Dorf in Niederösterreich, s. Hadersdorf.

Mariä Darstellung und andre Feste zu Ehren der Jungfrau Maria, s. Marienfeste.

Mariadorfen, Flecken, s. Dorfen.

Maria-Einsiedeln, soviel wie Einsiedeln (s. d.).

Maria-Enzersdorf, s. Brunn am Gebirge.

Mariage (franz., spr. -āsch'), Heirat; auch Name eines bekannten Kartenspiels sowie Bezeichnung für König und Dame in diesem und andern Kartenspielen; M. de conscience, Gewissensehe.

Mariahilf, 1) ehemalige Vorstadt, jetzt 6. Bezirk von Wien (s. d.). — 2) Wallfahrtskirche, s. Passau.

Maria Hilf, Anstalt für Epileptische im preuß. Regbez. u. Landkreis Münster, zur Bauerschaft Tilbeck gehörig.

Mariahilfsberg, s. Amberg.

Maria-Hütte (Königin-M.), s. Kainsdorf.

Mariakirch, Stadt, s. Markirch.

Mariakulm, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Falkenau, an der Linie Komotau-Eger der Buschtiehrader Eisenbahn, hat eine Wallfahrtskirche und Propstei des Kreuzherrenordens vom roten Stern (14. Jahrh.) und (1890) 819 deutsche Einwohner.

Maria-Laach, Kloster, s. Laach.

Marialatrie, göttliche Verehrung der Maria, thatsächlich in der Kirche herrschend, besonders seit dem Nestorianisch-Eutychianischen Streit u. Verdammung der Antidikomarianiten (s. d.); vgl. Maria, S. 917.

Maria-Lonk, Wallfahrtsort, s. Neumarkt 1).

Maria Luisen-Orden, span. Frauenorden, gestiftet von Karl IV. 1792. Die Königin verleiht den Orden, welcher nur eine Klasse hat, an altadlige Damen mit der Verpflichtung, sich wohlthätiger und frommer Werkthätigkeit zu widmen. Die Dekoration besteht in einem weiß emaillierten, violett geränderten achtspitzigen Kreuz mit zwei goldenen Kastellen und zwei Löwen zwischen den Armen, vorn in ovalem Mittelschild den heil. Ferdinand, hinten die Namenschiffer und im Reif den Titel des Ordens tragend. Das Band ist violett mit weißem Mittelstreifen und hält das Kreuz an einem Lorbeerkranz. 1808 aufgehoben, wurde der Orden 1816 wieder erneuert.

Mariamne, die Gemahlin Herodes' I. (s. d.).

Mariampol (poln. Maryampol), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Suwalki, an der Szeszupa, mit Brauereien, Brennereien, Messingwarenfabrikation, Gymnasium und (1890) 6797 Einw., größtenteils Juden. M. wurde erst 1792 gegründet.

Mariāna, Juan, span. Geschichtschreiber, geb. 1536 in Talavera, gest. 17. Febr. 1623 in Madrid, trat in den Jesuitenorden. Seit 1560 lehrte er Theologie in Rom, Sizilien und Paris, bis er sich 1574 aus Gesundheitsrücksichten in das Jesuitenkollegium zu Toledo zurückzog. Seine Rechtlichkeit, die er in dem berüchtigten Prozeß des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel, Arias Montano, bekundete, sowie die Freimütigkeit, mit welcher er die Gebrechen des Ordens aufzudecken wagte, zogen ihm Zurücksetzungen aller Art und sogar einjährige Haft zu. Sein Hauptwerk, die »Historiae de rebus Hispaniae libri XXX« (Toledo 1592 und Frankfurt a. M. 1616), ist in eleganter lateinischer Sprache, aber mit vollendeter Leichtgläubigkeit abgefaßt. M. selbst übersetzte es ins Spanische (Madr. 1819, 8 Bde.; mit der Fortsetzung, Barcel. 1839, 10 Bde.). Seine berühmte Abhandlung »De rege et regis institutione« (Toledo 1598) wurde elf Jahre nach ihrem Erscheinen vom Parlament zu Paris zum Feuer verurteilt. Den Jesuitenorden betrifft das in seinen Papieren aufgefundene Werk »De las enfermedades de la Compañia y de sus remedios« (Brüssel 1625). Seine Hauptwerke bilden Bd. 30 und 31 der »Biblioteca de autores españoles«. Vgl. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber (2. Aufl., Leipz. 1874).

Mariandyner, thrakisches Volk, s. Bithynien.

Mariānen (Ladronen, »Diebsinseln«), span. Inselgruppe im nordwestl. Teil des Stillen Ozeans, zwischen 13–21° nördl. Br. u. 145–146° östl. L. v. Gr., eine von N. nach S. gestreckte Reihe von 15 Inseln, 1140 qkm (21 QM.) groß mit (1887) 10,172 Einw. Unter 16° nördl. Br. teilt sie ein Kanal in zwei Abteilungen. Die südlichen Inseln sind eben, bestehen aus gehobenem, von vulkanischem Gestein durchbrochenem Korallenkalk; die Küsten sind von Korallenriffen umgeben, hinter denen gute Häfen liegen. Zu ihnen gehören die südlichste und größte, Guam (s. d.) mit 8561, Rota mit 491, Tinian mit 234 und Saypan mit 886 Einw. Die nördlichen Inseln sind vulkanischen Ursprungs; sie tragen zum Teil noch thätige Vulkane und werden häufig von schweren Erdbeben heimgesucht. Die südlichen Inseln sind aus Madreporenkalk aufgebaute Koralleninseln. Das Klima ist gesund, Pflanzen- und Tierwelt wie auf den Karolinen. Die Bewohner der Inseln, die Chamorro, waren bei der Entdeckung durch Magalhães sehr zahlreich und als ein den übrigen Mikronesiern, aber zugleich auch den philippinischen Tagalen verwandter Menschenstamm im Besitz einer nicht unbedeutenden Bildung (sie allein von allen Bewohnern der ozeanischen Inseln bauten Reis) und den Europäern gegenüber von großer Freundlichkeit, Herzlichkeit und Anhänglichkeit. Als aber die Spanier 1668 auf Guam eine Kolonie gründeten, trieb die damit verbundene Bekehrung und Unterjochung das durch seine Freiheitsliebe ausgezeichnete Volk zum Widerstand; es brach ein Vertilgungskrieg aus, der erst nach 50 Jahren mit der fast gänzlichen Vernichtung der Chamorro endete. Die geringen Überreste wurden sodann auf Guam und Rota vereinigt, und da die Bevölkerung auch später immer mehr abnahm, führte man tagalische Familien aus Luzon ein, so daß die jetzige Bevölkerung aus einem Gemisch von Chamorro und Tagalen besteht, die neben der alten Landessprache besonders Spanisch spricht. Die alte Kultur, von der noch Überreste, insbes. auf Tinian Trümmer alter Tempel und Paläste, zeugen, ist unter der spanischen Mißwirtschaft längst untergegangen, während Zuchtlosigkeit und Unsittlichkeit in größtem Maße verbreitet sind. Eine Epidemie raffte 1856 die Hälfte der Bevölkerung hinweg. Landbau wird nur in sehr beschränktem Maße betrieben, viel stärker die Jagd auf die eingeführten Hirsche sowie verwildertes Rindvieh und Schweine. Industrie und Handel liegen ganz danieder. Die Hauptstadt ist Agaña (s. d.) auf Guam. — Die Gruppe wurde 1521 von Magalhães entdeckt, der sie Ladronen nannte; als aber die Spanier 1668 Besitz ergriffen, gaben sie ihr nach der Witwe Philipps IV. den jetzigen Namen. Vgl. Montero y Vidal, El archipiélago Filipino y las islas Marianas etc. (Madr. 1886).

Mariāner, 1) (Ritter der heiligen Jungfrau Maria) die Mitglieder eines nur aus Adligen bestehenden geistlichen Ordens, der zur Hilfsleistung für Bedrängte 1233 von dem Dominikaner Bartolommeo von Vicenza zu Bologna gegründet und 1262 von Urban IV. bestätigt wurde. Die Ordensregel gestattete Verheiratung, Besitz von Gütern und ein ungebundenes Leben (Fröhliche Brüder, Fratres gaudentes). Der letzte Kommendator des Ordens, Camillo Volta, starb 1589 in Bologna.

2) Die Donatare und Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege des Deutschen Ritterordens im Krieg

und Frieden, eine durch Erzherzog Maximilian von Este angeregte Stiftung, ausgeführt 1871 durch Erzherzog Wilhelm, den Hoch- und Deutschmeister. Jeder katholische Adlige ohne Unterschied der Nationalität u. des Geschlechts, der 20, resp. Jahre 18 alt ist, kann sich als Beförderer des freiwilligen Sanitätsdienstes des Deutschen Ordens anbieten und zahlt nach Aufnahme jährlich mindestens 25 Gulden, Ausländer einmal 500 Guld. Erstere haben sich ähnlich den Johannitern für den Sanitätsdienst verwenden zu lassen, letztere sind davon befreit. Der Deutsche Orden besitzt infolge der ihm durch die M. zufließenden Fonds 40 völlig ausgerüstete Sanitätskolonnen mit allem Material an Fuhrwerk und Sanitätsrequisiten. Die Mitglieder des Ordens tragen ein dem Deutsch-Ordenskreuz ähnliches Kreuz, von Silber besäumt, mit einem Mittelschild, dessen Avers ein rotes Kreuz mit der Umschrift: »Ordo teutonicus humanitati« (»Deutscher Orden für Humanität«), und dessen Revers die Zahl »1871« zeigt. Vgl. »Die freiwillige Sanitätspflege des Deutschen Ritterordens im Krieg und Frieden« (Wien 1874).

Marianisches Gebirgssystem (span. Cordillera Marianica, bei den Alten Montes Mariani), eins der Hauptgebirge Spaniens, das südliche Randgebirge des zentralspanischen Tafellandes, erstreckt sich von O. nach W. in einer Länge von etwa 600 km und bildet die Grenze von Neukastilien und Estremadura einerseits und Andalusien anderseits sowie in Portugal zwischen Alemtejo und Algarve. Es beginnt im O. in der Provinz Albacete mit der schroffen Sierra de Alcaraz (1802 m) und endigt im äußersten SW. mit dem Cabo de São Vicente. Der Hauptteil des Gebirges, die Sierra Morena, bildet die Wasserscheide zwischen dem Guadiana und Guadalquivir und wird von zahlreichen Flußthälern durchbrochen. Unter den Durchbruchsthälern ist die vom Magallon durchströmte Schlucht des Puerto de Despeñaperros, durch welche die Heerstraße und die Eisenbahn von Kastilien nach Andalusien führten, das großartigste. Weiter westlich trennt sich vom eigentlichen Hauptzug eine nördliche Kette, welche aus der Sierra Madrona (1169 m), Sierra de la Alcudia (1107 m) und Sierra del Pedroso besteht und ins estremadurische Hochland ausläuft. Der Hauptzug streicht nahe nördlich vom Guadalquivir mit der Sierra de Cordoba und Sierra de los Santos und schließt mit der erwähnten nördlichen Kette das Hochland Los Pedroches ein. In allen diesen den zentralen Teil des Gebirgssystems bildenden Bergketten und Gruppen wird die Höhe von 1000 m nur selten erreicht. Mit der Sierra de Aracena (641 m) und den Picos de Aroche erreicht das Gebirge die Grenze von Portugal, wo es sich nach Übersetzung des Guadiana in den algarvischen Gebirgsketten, darunter die Serra do Malhão (575 m) und die Serra de Monchique (903 m), gegen das Meer zu verästelt. Das ganze Gebirgsland ist auf den Höhen dürr und fast vegetationslos, an den Abhängen waldreich, in den Thälern morastig. Einzelne Teile, besonders die mittlern Bergzüge, enthalten viel Erz, namentlich Blei, Silber und Quecksilber, dann Steinkohlen. In der Sierra de Aracena finden sich die berühmten Kupfererzlager von Tharsis und Rio Tinto.

Marianna, Stadt im brasil. Staate Minas Geraës, 5 km östlich von Ouro Preto, ist Bischofsitz, hat eine schöne Kathedrale, ein bischöfliches Seminar, eine von Barmherzigen Schwestern geleitete wohlthätige Anstalt und 5000 Einw., bietet aber seit Erschöpfung der Goldgruben ein Bild des Verfalls.

Marianne, eine geheime Gesellschaft mit sozialistisch-demokratischer Tendenz, welche sich in Frankreich nach der Restauration gebildet hatte, über welche volles Licht zu verbreiten der Polizei nie gelungen ist. Der Name wurde dann symbolisch: Marie Anna, das Weib aus dem Volke, die in der Junischlacht (1848) die Kämpfenden anfeuerte, die Verwundeten pflegte, wurde selbst auf der Bühne gefeiert.

Mariannenfels, s. Fischbach.

Mariāno, Raffaele, ital. Philosoph u. Schriftsteller, geb. 5. Sept. 1840 in Capua, studierte zuerst die Rechte in Neapel, warf sich aber dann auf die Philosophie und bildete sich ebendort in der Schule Veras zu einem der eifrigsten Anhänger des Hegelschen Systems in Italien aus. Seit 1871 lebte er in Rom, 1885 wurde er Professor der Kirchengeschichte an der Universität Neapel. Er schrieb: »Lassalle ed il suo Eraclito, saggio di filosofia Egheliana« (1865); »Il risorgimento italiano secondo i principii della filosofia della storia« (1866); »La philosophie contemporaine en Italie« (Par. 1868); »Il problema religioso in Italia« (1872); »Strauss e Vera, saggio critico« (1874); »La libertà di coscienza« (1875); »L'individuo e lo Stato nel rapporto economico e sociale« (1876); »Cristianesimo, cattolicismo e civiltà« (1879; deutsch, Leipz. 1881); »Giordano Bruno. La vita e l'uomo« (Rom 1882); »Studii critici sulla filosofia della religione« (1887); »Buddismo e cristianesimo« (1892); »L'Italia cattolica è cristiana o pagana?« (1892); »L'evangelo di Giovanni« (1892); »Gli evangelii sinottici« (1896) u. a. Deutsch schrieb er außer Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften: »Das jetzige Papsttum und der Sozialismus« (Berl. 1882); auch übersetzte er Iherings »Kampf ums Recht« (1875) und einiges von Gregorovius.

Maria Plain, Wallfahrtskirche, s. Salzburg (Stadt).

Maria Rast, Wallfahrtsort, s. Marburg 2).

Maria-Saal, Dorf in Kärnten, Bezirksh. Klagenfurt, an der Staatsbahnlinie Glandorf-Klagenfurt, hat eine Wallfahrtskirche (aus dem 8. Jahrh., restauriert im 15. Jahrh.) und (1890) 568 (als Gemeinde 2062) deutsche Einwohner. In der Nähe der aus behauenen Steinen bestehende Herzogstuhl, auf welchem die Herzöge von Kärnten die Huldigung empfingen und die Lehen erteilten, und das Zollfeld (s. d.), auf welchem ehemals das römische Virunum (s. d.) stand.

Mariaschein, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Aussig, am Südfuße des Erzgebirges, an der Aussig-Teplitzer Bahn und der Staatsbahnlinie Bodenbach-Komotau, hat eine Wallfahrtskirche (von 1591), ein Jesuitenkollegium, ein bischöfliches Knabenseminar, Braunkohlenbergbau, Fabriken für Wirkwaren, Bänder, Knöpfe, Leder, Dachpappe, Zement u. Lack und (1890) 2884 deutsche Einwohner. Nordöstlich die Ruine Geiersburg. Vgl. Kröß, Die Residenz der Gesellschaft Jesu und der Wallfahrtsort M. (Teplitz 1895).

Maria-Schoosberg, s. Sassin.

Maria Stern, Trappistenkloster, s. Banjaluka.

Maria Stuart, s. Maria 17).

Maria-Taferl, Wallfahrtsort in Niederösterreich, Bezirksh. Amstetten, 443 m ü. M., auf einer aussichtsreichen Höhe am linken Donauufer gelegen, hat eine 1661 erbaute Wallfahrtskirche, welche jährlich von etwa 100,000 Wallfahrern aufgesucht wird, und (1890) 191 (als Gemeinde 658) Einw.

Maria Theresia, s. Maria 1), S. 917.

Maria Theresia-Orden, österreich. Militärorden für hervorragende Verdienste im Kriege, »be-

sondere herzhafte That«, wurde 18. Juni 1757, dem Tage der Schlacht bei Kolin, gestiftet und hatte zuerst nur Großkreuze und Ritter, denen 15. Okt. 1765 Joseph II. noch Kommandeure und Ritter hinzufügte. Das Ordenszeichen ist ein geschweiftes Kreuz, dessen vorderer Mittelschild das erzherzoglich österreichische Wappen darstellt mit der Umschrift: »Fortitudini« (»Für Tapferkeit«); die Rückseite trägt die Buchstaben M. T. F. (Maria Theresia Franciscus). Der silberne, goldgeränderte Stern des Großkreuzes ist in seinen Winkeln von einem Lorbeerkranz durchzogen. Das Band ist rot-weiß-rot gestreift. Bei der Verteilung dieses Ordens soll weder auf Rang, noch Religion, noch Abkunft, sondern allein auf militärisches Verdienst gesehen werden. Das Ordenskapitel prüft die Thaten des Kandidaten. Die Erteilung geschieht sehr sparsam. Ordensmeister ist der jedesmalige Chef des österreichischen Kaiserhauses. Der Orden verleiht Pensionen: 6 für Großkreuze zu 6000 Gulden, 16 für Komture zu 1500 Guld., 100 für Ritter I. Klasse zu 800 Guld., 50 für Ritter II. Klasse zu 600 Guld. Die Witwen erhalten lebenslänglich die Hälfte. Das Ordensfest ist am 15. Okt. Alle Ritter sind hoffähig und können das Diplom als österreichischer Baron beanspruchen. S. Tafel »Orden II«, Fig. 15. Vgl. Lukes, Militärischer M. (2. Aufl., Wien 1891).

Mariatheresienthaler (Levantiner Thaler), der Konventions-Speziesthaler (s. Konventionsfuß) von 1780 mit dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia, = 4,21 Mk. Silberwert (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1), von der Münze zu Venedig und seit 1866 zu Wien als bloßes Fabrikat gegen Einlieferung von Silber oder Münzen auf Bestellung gefertigt, wofür die kaiserliche Münze $1^1/_2$ Proz. Kosten erhebt; übrigens namentlich in Genf nachgeprägt. Der M. hat in Österreich selbst keine Umlaufsfähigkeit, geht aber von Triest über Tripolis und Alexandrien in Mengen nach Nordostafrika bis gegen den Äquator, wo er bis vor kurzem die einzige gangbare Münze (Bu-ter, Vogelthaler, in Abessinien Ber, Gersch, Chersch, in der Mehrheit Kurusch, an der Somalküste und in Aden Kersch, Kirsch) war, sowie nach Arabien etc., wo die M. (Fransi, Reali) neben den alten spanischen Piastern die Grundlage der Währung bilden. S. Tafel »Münzen IV«, Fig. 2.

Maria-Theresiopel (ungar. Szabadka, spr. ßá-), königliche Freistadt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, in reicher Getreidegegend zwischen Donau und Theiß, Knotenpunkt der Bahnlinien Budapest-Semlin, Großwardein-Essek, M.-Baja und M.-Ó-Becse, ist nach Szegedin die volkreichste Stadt des Alföld, hat mehrere Kirchen (darunter die Hauptkirche St. Theresia und eine griechisch-orientalische Kirche), regelmäßige, breite Straßen, viele öffentliche und private Prachtbauten (Justizpalast, Präparandie, Theater, Rathaus, Sparkasse etc.), eine große Kaserne u. (1890) 72,737 magyarische u. serbische (meist römisch-kath.) Einwohner, die sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen und deshalb auch zum Teil auf den zur Stadt gehörigen Pußten (1980 qkm) wohnen. M. hat auch hervorragenden Obst-, Wein- und Tabaksbau, bedeutenden Handel mit Vieh (besonders Pferden), Häuten, Wolle etc., ein Obergymnasium, eine Staats-Lehrerinnenpräparandie, eine Musikschule, eine Industrieschule, einen Park und ist Sitz eines Gerichtshofs. In der Nähe (7 km) liegt östlich der See und das Bad Palics (s. d.), mit dem M. durch eine elektrische Bahn verbunden ist.

Maria Viktoria-Orden, span. Verdienstorden, von König Amadeus 1871 zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Industrie in drei Klassen: Großkreuz, 1. und 2. Klasse, gestiftet. Die Dekoration des Großkreuzes ist ein roter, von azurblauem Ring umgebener Schild mit der Inschrift: »Ciencias, Letras, Artes, Industria« (»Für Wissenschaften, Litteratur, Künste und Kunstfleiß«); darauf liegt das savoyische Kreuz mit den Wappen Kastiliens, Leons, Navarras und Kataloniens in den Flügeln. Von dem Mittelschild gehen goldene Strahlen aus. Die beiden Klassen tragen ein Kreuz mit dreieckigen Flügeln und Goldstrahlen zwischen denselben, auf den roten, weiß besäumten Flügeln die Wappen, im violetten Mittelavers die Chiffer der Königin »M. V.« mit Krone, im goldnen Revers: »Premio al merito« (»Belohnung des Verdienstes«). Das Band richtet sich in der Farbe (10) nach dem Fach des Beliehenen. Der Orden wird seit Aufhören der Dynastie (1873) nicht mehr verliehen.

Maria-Wörth, Dorf am Wörther See (s. d.).

Mariazell, Marktflecken in Steiermark, Bezirksh. Bruck a. d. Mur, der berühmteste österreichische Wallfahrtsort, 862 m ü. M., an der Salza malerisch gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat bedeutenden Fremdenverkehr, Handel mit Wallfahrtsartikeln, ein öffentliches Krankenhaus und (1890) 1152 (als Gemeinde 1263) Einw. Die stattliche Wallfahrtskirche wurde 1644 an Stelle der vom König Ludwig I. von Ungarn gegründeten Kirche erbaut, hat drei Türme, darunter einen gotischen aus dem 14. Jahrh. erhaltenen, ein schönes Portal, die Gnadenkapelle mit silbernem Altar u. dem aus Lindenholz geschnitzten Marienbild und eine reiche Schatzkammer. Schöne Punkte in der Umgebung von M. sind: die Bürgeralpe (1267 m) mit schöner Rundsicht, der Erlafsee u. der Laßingfall. 6 km südlich von M. liegt ein großes Eisenhüttenwerk der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft. Vgl. Fruhwirth, M. und Umgebung (Wien 1882).

Maribios, eine Reihe von Vulkankegeln in Nicaragua, deren bedeutendste der von Momotombo (1980 m) an dem Ufer des Managuasees, las Pilas, Orota, Telica (2183 m), Santa Clara, el Viejo (1692 m) und Asososca oder Axusco sind. Der Vulkan von Las Pilas hatte 1849 einen Ausbruch, und der Momotombo stößt beständig Rauch aus. Ihren Namen hat diese Vulkanreihe von dem Volksstamm, der zur Zeit der Eroberung die Gegend bewohnte.

Maribo, dän. Amt, die Inseln Laaland, Falster und viele kleinere Inseln umfassend, 1689,4 qkm (30,7 QM.) mit (1890) 100,552 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt auf der Insel Laaland, zwischen dem 11 qkm großen Maribosee und dem Grimstrupsee, an der Eisenbahn Nykjöbing-Nakskov mit Zweigbahnen nach dem Hafenort Bandholm (am Großen Belt) und nach Rödby (an der Südküste), hat eine schöne, alte Kirche, Getreidehandel u. (1890) 2542 Einw.

Maricopa, nordamerikanischer Indianerstamm der Yuma in Arizona, am mittlern Gila. In einer Reservation daselbst lebten 1890: 315 Seelen.

Marie, s. Maria.

Marie, 1) Pierre Thomas Alexandre Amable M. de Saint-Georges, franz. Politiker, geb. 15. Febr. 1797 in Auxerre-sur-Yonne, gest. 27. April 1870, ließ sich 1819 in Paris als Advokat nieder und machte sich durch die Verteidigung mehrerer politischer Angeklagten, namentlich 1832 der jungen Verschwörer vom Pont des Arts, Cabets, 1835 Pépins, des Ge-

nossen Fieschis, und 1842 zu Angers Ledru-Rollins, bekannt. 1842 von der Stadt Paris in die Deputiertenkammer gewählt, stand er hier auf der Seite der Radikalen. Im Februar 1848 war er einer der ersten, welche die Einladung zum Reformbankett unterzeichneten, widersetzte sich nach Ausbruch der Revolution der Errichtung einer Regentschaft und wurde zum Mitgliede der provisorischen Regierung gewählt; er erhielt 25. Febr. das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Unter seiner Amtsthätigkeit wurden die Nationalwerkstätten errichtet. Vom 10. Mai bis 28. Juni war er Mitglied der vollziehenden Gewalt, 29. Juni wurde er Präsident der Nationalversammlung, vom 18. Juli bis 20. Dez. 1848 hatte er das Portefeuille der Justiz inne. Er zeigte sich gemäßigt republikanisch. 1849 nicht wieder in die Legislative gewählt, kehrte M. zur advokatorischen Praxis zurück. 1863 im Departement der Rhônemündungen in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er daselbst bis 1869 zur Opposition der Fünf. Er lebte arm und einsam in Paris, allgemein geachtet wegen seines reinen Charakters. Vgl. Cherest, La vie et les œuvres d'A. T. M. (Auxerre 1873).

2) Pseudonym, s. Meyn.

Marie de France (spr. marī' d'frängß'), älteste franz. Dichterin, aus Île-de-France gebürtig, dann in England lebend, wo sie zu Heinrich II. in Beziehung stand. Ihm widmete sie ihre Lais, eine Sammlung von Versnovellen, die voll Innigkeit und Lebenswärme und dabei doch von zartester Anmut sind. Ihre Werke (außer den Lais noch Fabeln und ein Gedicht von Patricius' Fegefeuer, nach 1185) gab Roquefort (Par. 1822, 2 Bde.) heraus; ihre Lais auch Warnke (Halle 1885). Eine musterhafte Übersetzung der Lais gab W. Hertz in seinem »Spielmannsbuch« (Stuttg. 1886).

Marie-Galante (spr. marī' galangt'), eine der franz. Antillen, unter 15° 53' nördl. Br. und 65° 58' westl. L. v. Gr., 28 km südöstlich von Guadeloupe, 149 qkm (2,7 QM.) groß mit (1880) 14,268 Einw., darunter 1346 eingeführte Arbeiter. Das bis 189 m ansteigende Land ist an den Hügeln mit Wald und Kampeschegebüsch bedeckt. Wasser mangelt. Korallenklippen machen die Insel schwer zugänglich. Hauptkultur ist Zuckerrohr, dann Kaffee, Baumwolle und Kakao. Hauptstadt ist Grandbourg mit Hafen, Kaserne, Krankenhaus, großer Zuckerfabrik und (1889) 6910 Einw.

Mariel, Hafenstadt in der Provinz Pinar del Rio der Insel Cuba, im W. von Havana, mit Kaffeeausfuhr und mit der Gemeinde (1887) 7902 Einw.

Mariemont, Dorf bei Warschau, in schöner Gegend, mit jetzt verfallenem Schloß und Park, war Lieblingsaufenthalt der Königin Marie, der Gemahlin Johann Sobieskis. Von hier wurde 3. Nov. 1771 Stanislaus Poniatowski durch die Barer Konföderierten entführt.

Marienbad, soviel wie Wasserbad, s. Bad, S. 315.

Marienbad, Stadt und berühmter Kurort in Böhmen, Bezirksh. Tepl, liegt 628 m ü. M. in einem anmutigen, gegen S. offenen Thalkessel, welcher von mit Fichtenwaldungen bedeckten Anhöhen (Abdachungen des Tepler Gebirges) umschlossen ist, an der Staatsbahnlinie Pilsen-Eger. Die Stadt ist Sitz eines Bezirksgerichts und hat eine 1851 im byzantinischen Stil erbaute kath. Kirche, eine evangelische und eine anglikan. Kirche und eine Synagoge, ein Theater, ein Stadthaus mit Lese- und Unterhaltungssälen, 4 Badehäuser, darunter das große Neubad (1895) in italienischer Renaissance und das Zentralbad, neue Kolonnaden (beim Kreuzbrunnen), ein Militärkurhaus, ein Krankenheim und zwei Hospitäler für Unbemittelte, Denkmäler der um die Entwickelung von M. verdienten Ärzte Nehr u. Heidler sowie des Abtes Reittenberger, elektrische Beleuchtung, eine Trink- und Nutzwasserleitung (mit großartiger Thalsperre im Marthal), Telephon und (1890) 2119 deutsche Einwohner. Von den Quellen, welche sich sämtlich im Besitze des Prämonstratenserstiftes Tepl befinden, werden 7 zum Trinken und Baden, eine, die Marienquelle, nur zum Baden benutzt; sie haben eine Temperatur von 9—11,8°. Die wichtigsten Quellen, zugleich die stärksten bekannten Glaubersalzwasser sind der Kreuzbrunnen und der Ferdinandsbrunnen. Ersterer enthält in einem Liter Wasser 4,323 g schwefelsaures und 1,723 doppeltkohlensaures Natron, 1,659 Chlornatrium, 0,019 doppeltkohlensaures Eisenoxydul etc. und 1,093 freie Kohlensäure; letzterer 4,715 schwefelsaures und 2,058 doppeltkohlensaures Natron, 1,712 Chlornatrium, 0,074 doppeltkohlensaures Eisenoxydul etc. und 3,179 freie Kohlensäure. Schwächere Glaubersalzquellen sind die Alexandrinen- und die Waldquelle. Eine zweite Gruppe bilden die Eisenquellen, der Ambrosius- und der Karolinenbrunnen, von denen der erstere 0,167 g Eisenbikarbonat im Liter Wasser enthält. Endlich besitzt M. die erdig-alkalische Rudolfsquelle mit 1,116 g doppeltkohlensaurem Kalk und 0,670 g doppeltkohlensaurer Magnesia. Die bereits erwähnte, nur zum Baden benutzte Marienquelle ist arm an Salzen, dagegen reich an freier Kohlensäure. Die zur Anwendung kommenden Bäder sind: Säuerlings- und Stahlbäder, Moorbäder, welche aus dem verwitterten Eisenmoor der bei M. vorhandenen Moorlager bereitet werden, Gas-, Dampf-, Heißluftbäder und Kaltwasserkuren. Die Quellen von M. werden mit Erfolg benutzt von plethorischen Personen mit Hämorrhoiden, Fettbauch, Fettleber, habitueller Obstruktion, bei Kongestionen nach Kopf und Brust, Gehirnhyperämie, bei Rheumatismus, Gicht, chronischen Katarrhen der Atmungsorgane, chronischen Krankheiten der Harnorgane, Frauenkrankheiten etc. Die für Karlsbad angegebenen Gegenanzeigen gelten hier in erhöhtem Maß. Im allgemeinen wirken die alkalisch-sulfatischen Wässer Marienbads kräftiger als die Karlsbader. Der Ambrosius- und der Karolinenbrunnen haben die gewöhnlichen Wirkungen der Eisenquellen. Die Zahl der Kurgäste betrug 1893: 16,375, der Versand von Mineralwasser jährlich 1 Mill. Flaschen. Außerdem werden namhafte Quantitäten durch Abdampfen gewonnenen Brunnensalzes (pulverisiert und kristallisiert) und Brunnenpastillen versendet. M. ist reich an schönen Spaziergängen und Aussichtspunkten, unter welchen die Friedrich-Wilhelmshöhe (735 m), der Mecserytempel, die Carolahöhe, der Goethesitz, der Kaiserturm (716 m) und die Hohendorfer Höhe (776 m) zu den beliebtesten gehören. In weiterer Entfernung liegen: 4 km östlich der basaltische, 846 m hohe Podhorn mit schöner Aussicht; 11 km östlich Stift und Stadt Tepl (s. d.); 8 km nordwestlich der Badeort Königswart (s. d.). — Die Heilquellen von M. waren schon seit langer Zeit in der Umgegend bekannt; die ersten Badeeinrichtungen wurden aber erst 1808 geschaffen, wobei M. seinen Namen erhielt. 1818 wurde M. zum Kurort und 1868 zur Stadt erhoben. Vgl. Kisch: M., seine Umgebung und Heilmittel (14. Aufl., Marienb. 1895), Ärztlicher Ratgeber für kranke Frauen in M. (das. 1884), Die Marienbader Moorbäder (das. 1889); Heidler, Der Kurort M. (5. Aufl.,

das. 1895); Lucca, Zur Orientierung in M. (16. Aufl., das. 1895); Sterk, M. (2. Aufl., Wien 1887).

Marienbalsam, s. Calophyllum.

Marienberg, 1) Amtshauptstadt in der sächs. Kreish. Zwickau, an der Linie Flöha-Reitzenhain der Sächsischen Staatsbahn, 605 m ü. M., hat eine schöne Hauptkirche, eine Unteroffizierschule nebst Vorschule, ein Waisenhaus, ein bergmännisches Museum, ein Amtsgericht, eine Oberforstmeisterei, ein Bergrevier, eine Spielwarenfabrik (142 Arbeiter), eine Mosaikplattenfabrik (200 Arbeiter), Baumwollspinnerei, Holzwaren-, Bürstenhölzer-, Posamenten-, Zigarren- und Kistenfabrikation, Holzschleiferei, eine Flachsbereitungsanstalt, Bergbau auf Silber, Zinn, Kupfer und Eisen und (1890) 6300 Einw., davon 99 Katholiken. M. ward 1521 durch Herzog Heinrich den Frommen des Bergbaues wegen gegründet. — 2) Kaltwasserheilanstalt, s. Boppard. — 3) Hauptort für den Oberwesterwaldkreis im preuß. Regbez. Wiesbaden, 520 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Agentur der Nassauischen Landesbank, eine Lederfabrik, eine Braunkohlengrube und (1890) 786 Einw. — 4) Jungfrauenstift, s. Helmstedt.

Marienberghausen, Gemeinde im preuß. Regbez. Köln, Kreis Gummersbach, unweit der Bröl, mit den Stationen Benroth und Berkenroth an der Bröltalbahn, hat eine evang. Kirche, eine Papier- und Pappdeckelfabrik, Messer- und Bohrerfabrikation, Riemendreherei und (1890) 2907 Einw.

Marienbilder, s. Madonnenbilder.

Marienblatt, s. Tanacetum.

Marienblume, s. Chrysanthemum.

Marienborn, 1) Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Siegen, hat Eisengießerei, Fabrikation von Utensilien für Bergbau und Hüttenbetrieb, Brennerei, Bierbrauerei, ein Sägewerk und (1890) 450 Einw. — 2) Badeort in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. Kamenz, bei Schmeckwitz, 175 m ü. M., hat drei schwefelhaltige Quellen von 12,5—14°, die bei chronischen Unterleibskrankheiten, Hämorrhoiden, Nervenreizbarkeit, chronischen Leiden der Schleimhäute, chronischen Hautkrankheiten, Harnsteinen, besonders aber bei Gicht und Rheumatismus empfohlen werden. Außer Wannenbädern werden auch Douche- und Moorbäder verabreicht. Vgl. Röderer, Die Heilquellen zu M. (Kamenz 1854).

Marienburg, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Danzig, liegt in fruchtbarer Gegend an der Nogat, über welche hier eine eiserne Gitterbrücke auf betürmten Pfeilern, eine neue eiserne Eisenbahn-Bogenbrücke und eine Pontonbrücke führen, im Knotenpunkt der Linien Dirschau-Seepothen, M.-Maldeuten und Thorn-M. der Preußischen Staatsbahn wie der Eisenbahn M.-Mlawka, 15 m ü. M. Sehenswert ist der Markt, dessen Häuser an ihren schmalen Giebelfassaden nach italienischer Art mit bedeckten Gängen (Lauben) versehen sind. Am Markt steht auch das Rathaus, ein würdiger Bau aus dem 15. Jahrh. Gottesdienstlichen Zwecken dienen eine evangelische und eine kath. Kirche. Ein ganz besonderes Interesse gewährt das Schloß M. (s. unten). Die Zahl der Einwohner beträgt (1890) 10,279, darunter 6027 Evangelische, 3816



Wappen von Marienburg.

Katholiken und 217 Juden. Die Industrie beschränkt sich auf Maschinen-, Thonwaren- und Wattefabrikation, Müllerei und Ziegelbrennerei, der Handel, unterstützt durch eine Reichsbanknebenstelle, auf Getreide, Holz u. Leinwand. M. hat ein Amtsgericht, ein Gymnasium, eine Landwirtschaftsschule, ein Schullehrerseminar und eine Taubstummenanstalt. Zur Stadt gehört die Vorstadt Calbowe, westlich von der Nogat.

Das Schloß M. wurde durch den Landmeister des Deutschen Ritterordens, Konrad von Thierberg, um 1274 (1276 wird es bereits urkundlich erwähnt) gegründet und vielleicht noch gegen Ende des 13. Jahrh. der Massivbau des heutigen Hochschlosses und zwar zunächst der Nordflügel mit der Kirche und dem Kapitelsaal begonnen. 1309 wurde die Marienburg Ordenshaupthaus und Sitz des Hochmeisters, und nun wurde, besonders unter den Hochmeistern Werner von Orseln (1324—30) und Dietrich von Altenburg (1335—41), an dem weitern Ausbau des Hochschlosses eifrig gearbeitet. Es bestand schließlich aus vier einen quadratischen Hof umschließenden, drei Stockwerke hohen Flügeln, in welchen außer den genannten Räumen die gemeinsamen Schlaf- und Speisesäle der Ritter, die Vorratsräume ꝛc. sich befanden. Alles war in einem edlen Baustil aus Ziegelsteinen erbaut und künstlerisch reich ausgebildet. Um das Schloß zogen sich Gräben, Mauern und feste Türme. Nördlich von der Burg selbst lag die Vorburg mit den Pferde- und Viehställen und den Gebäuden zur Aufnahme der Vorräte und des Kriegsmaterials. Als um die Mitte des 14. Jahrh. die Burg, besonders auch für den Hofstaat des Hochmeisters, eines der mächtigsten und angesehensten Fürsten seiner Zeit, sich zu klein erwies, wurde auf der Stelle der alten Vorburg das Mittelschloß vorzugsweise als Residenz des Hochmeisters erbaut, die neue Vorburg weiter nach N. verlegt und dieses Mittelschloß dann unter der Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—82) mit großem Kunstsinn ausgeführt. 1457 wurde die Ordensburg von den Söldnern an den König von Polen verkauft, auch die Stadt mußte sich ergeben, und der Bürgermeister Bartholomäus Blume endete auf dem Schafott. Fast ganz Westpreußen, und mit ihm M., wurde 1466 polnischer Besitz und M. auf lange Zeit Sitz polnischer Starosten. Während des schwedisch-polnischen Krieges schloß hier der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm mit dem König Karl X. Gustav von Schweden 25. Juni 1656 einen Vertrag, durch welchen jener vier polnische Woiwodschaften als souveränen Besitz erhielt und beide sich zu gegenseitiger Unterstützung gegen Polen verpflichteten. 1708 hielt König Stanislaus Leszczynski mit großem Gefolge vier Monate lang in M. Hof, später August II. mit der Gräfin Cosel. Während des Siebenjährigen Krieges hausten die Russen in M. 1772 fiel M. an die Krone Preußen. Das Schloß hatte durch Mißbrauch und Vernachlässigung arg gelitten und war sehr verunstaltet worden; schließlich sollte es 1803 ganz abgebrochen werden. Da machte ein Zeitungsartikel des Dichters Max v. Schenkendorf auf den hohen historischen und künstlerischen Wert des Schlosses aufmerksam und veranlaßte schließlich eine in den Jahren 1817—1842 gründlich ausgeführte und im allgemeinen würdige Restauration desselben, deren Seele der Oberpräsident v. Schön war. Im Hochschloß wurde nur die Kirche restauriert. Unter ihr befindet sich die Annakapelle mit der Gruft der Hochmeister. In einer Nische an der Ostwand der Kirche steht die 6,5 m hohe Statue

der Mutter Gottes mit dem Kind, in Hochrelief mit Glasmosaik auf Goldgrund farbig ausgeführt, ein Meisterwerk musivischer Auslegung plastischer Form aus dem Jahre 1340. Neben der Kirche steht der hohe Glockenturm, der zugleich zur Ausschau in die Umgebung der Burg diente. Im Mittelschloß sind besonders sehenswert der Konventsremter, der große u. der kleine Remter u. die Kapelle. In diesen herrlichen gotischen Palasträumen feierte die Provinz Westpreußen 12. u. 13. Sept. 1872 in Gegenwart Kaiser Wilhelms I. das 100jährige Jubelfest ihrer Wiedervereinigung mit Preußen. Damals legte auch der Kaiser den Grundstein zu dem auf der Esplanade zwischen Schloß und Eisenbahn zu errichtenden Denkmal Friedrichs II., welches von Siemering in Erz ausgeführt u. 1877 enthüllt wurde. Darauf wurde unter der Leitung des Baurats Steinbrecht eine gründliche Wiederherstellung des Hochschlosses begonnen und 1895 vollendet, bei der viele stilwidrige Anbauten beseitigt und zerstörte Teile nach alten Plänen neu gebaut wurden. Auch die völlige Wiederherstellung des Mittelschlosses wurde nun in Angriff genommen. Die besten Abbildungen des Schlosses M. enthält das Kupferwerk von Frick: »Schloß M.« (Berl. 1803); vgl. außerdem J. Voigt, Geschichte Marienburgs (Königsb. 1824); v. Eichendorff, Die Wiederherstellung des Schlosses M. (das. 1841); Witt, M., das Haupthaus des Deutschen Ritterordens (das. 1854); Bergau, Das Ordenshaupthaus M. (Berl. 1871); Pederzani-Weber, Die M. (3. Aufl., Königsb. 1890); Steinbrecht, Schloß M. (3. Aufl., Berl. 1894).

2) Schloß im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Springe, in schöner Lage auf dem Schulenberg, an der Leine und unweit des Bahnhofs Nordstemmen (an der Linie Hannover-Kassel der Preußischen Staatsbahn), wurde von Hase und Oppler im mittelalterlichen Stil erbaut (Eddafries von Wilh. Engelhard) und gehört der verwitweten Königin Marie von Hannover. — 3) Schloß im preuß. Regbez. Hildesheim, 4 km südöstlich von Hildesheim, nach welchem der Kreis M. benannt ist. M. ist Güterhaltestelle an der Linie Hildesheim-Grauhof der Preußischen Staatsbahn. — 4) Ruine eines 1515 aufgehobenen, in eine Burg verwandelten Augustinerinnenklosters auf einem 100 m über der Mosel liegenden, 0,5 km breiten Bergrücken, um den der Fluß eine große Schlinge bildet, bei Zell an der Mosel, einer der schönsten Punkte des Moselthals, mit herrlicher Aussicht. In der Ruine eine Wallfahrtskirche und ein Gasthaus. — 5) (Ungar. Földvár, spr. földwār) Markt im ungar. Komitat Kronstadt (Siebenbürgen), an der Aluta u. der Bahnlinie Schäßburg-Kronstadt, mit Ruinen einer 1222 erbauten Felsenfeste der Deutschen Ritter, denen im 13. Jahrh. das Burzenland gehörte, einer Ackerbauschule und (1890) 2212 meist rumänischen und deutschen (griechisch-orientalischen und evangelischen) Einwohnern. In der Nähe der Badeort Előpatak (s. d.).

Marienburger Werder, die größere Hälfte der fruchtbaren Niederung im Weichseldelta in der Provinz Westpreußen und zwar vorzugsweise in dem Umfang des Kreises Marienburg. Der Große M. liegt zwischen Weichsel und Nogat und hat zu seinem Mittelpunkt die Stadt Neuteich, der Kleine M. zwischen Nogat und Drausensee. Jenen entwässert vorzüglich die Schwente, die als Tiege in das Frische Haff geht, diesen die Thiene, die dem Elbing zufließt. Die Meereshöhe steigt von N. nach S. von 1 m bis auf 9 m (in vereinzelten Anhöhen auf 12—13 m). Zum Schutz gegen das Hochwasser sind an der Weichsel und Nogat großartige Dämme errichtet.

Mariendistel, s. Silybum.

Mariendorf, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, 8 km südlich von Berlin, mit dem es durch Pferdebahn verbunden ist, hat eine evang. Kirche (aus dem 13. Jahrhundert), Bäckerei, Molkerei und (1890) 3606 Einw.

Marienfäden, soviel wie Altweibersommer.

Marienfeste, die in der katholischen Kirche zu Ehren der Mutter Jesu angeordneten Feste, welche ihr Motiv in der seit dem Nestorianischen Streit siegreich gebliebenen Ansicht von der Maria als Gottesgebärerin haben (vgl. Maria, S. 917). Man unterscheidet zwischen größern Marienfesten, welche in der ganzen Kirche gefeiert, und kleinern, die nur an einzelnen Orten oder in einzelnen Ländern festlich begangen werden. Zu den größern gehören folgende:

1) Das Fest der unbefleckten Empfängnis (conceptio beatae Mariae virginis, festum immaculatae conceptionis) ward im 12. Jahrh. von Kanonikern zu Lyon eingeführt, bald aber der Gegenstand eines heftigen Streites, vorzüglich zwischen den Franziskanern und Dominikanern, indem letztere die unbefleckte Empfängnis, d. h. die Annahme, daß Maria selbst ohne Erbsünde empfangen worden sei, verwarfen, bis es endlich durch das Konzil zu Basel 1439 in der ganzen Kirche vorgeschrieben, durch mehrere päpstliche Bullen, vorzüglich durch die Konstitutionen Sixtus' IV. 1476 und 1483, bestätigt und durch die Verordnungen von Innocenz XII. (1693) und Clemens XI. (1708) zu einem Festum duplex secundae classis erhoben wurde. Es gewann an Bedeutung, seit die Lehre von der unbefleckten Empfängnis auf Grund von 1. Mos. 3, 15, Hoheslied 4, 7. 12, Luk. 1, 28 am 8. Dez. 1854 von Papst Pius IX. zum Dogma erhoben worden war. Die römische Kirche feiert es 8. Dez., die griechische 9. Dez. — 2) Das Fest Mariä Geburt (nativitas Mariae), 8. Sept., scheint erst seit dem 7. Jahrh. aufgekommen zu sein. — 3) Das Fest Mariä Verkündigung (annunciatio Mariae), 25. März, in England wie in Skandinavien vorzugsweise als Unsrer Frauen Tag bekannt, entstand schon in der alten Reichskirche zum Andenken an die Botschaft des Engels, Luk. 1, 26—38. — 4) Das Fest Mariä Heimsuchung (festum visitationis Mariae), 2. Juli, vom heil. Bonaventura, dem General des Franziskanerordens, 1263 aus dem kirchlichen Gebrauch aufgenommen, von Papst Urban VI. 1389 eingeführt und vom Baseler Konzil 1441 zum allgemeinen kirchlichen Fest erhoben, ist dem Besuch der Maria bei Elisabeth nach Luk. 1, 39—56 gewidmet (s. auch Lostage.) — 5) Das Fest Mariä Reinigung oder Lichtmeß (festum purificationis Mariae), 2. Febr., entstand im 6. Jahrh. und ist dem Andenken an die Erscheinung der Maria im Tempel gewidmet. An diesem Tage werden zugleich die zum kirchlichen Gebrauch für das nächste Jahr bestimmten Kerzen geweiht (daher und mit Beziehung auf Luk. 2, 32 der Name Lichtmeß). — 6) Das Fest Mariä Himmelfahrt (festum assumtionis Mariae, dormitio, pansatio Mariae), 15. Aug., ursprünglich als Fest Mariä Schlaf (d. h. Tod) 18. Jan. gefeiert, wird in vielen Gegenden ausschließlich der große Marientag genannt und feiert die leibliche Aufnahme der Maria in das himmlische Reich.

Kleinere M. sind die folgenden: 7) Mariä Namensfest (festum nominis Mariae), in Spanien entstanden u. zum Andenken an die Befreiung Wiens von

den Türken 1683 auch in Deutschland eingeführt, wird am Sonntag nach Mariä Geburt gefeiert. — 8) Das Fest Mariä Darstellung od. Opferung (festum praesentationis Mariae), 21. Nov., war schon mehrere Jahrhunderte in der griechischen Kirche üblich, bevor es Papst Gregor XI. 1374 in Frankreich einführte, um den Glauben zu fördern, daß Maria in ihrem dritten Jahre zu ewiger Jungfrauschaft geweiht worden sei; Sixtus V. ordnete 1585 die allgemeine Feier desselben an. — 9) Das Fest der Verlöbnis Mariä oder der Vermählung Mariä mit Joseph (desponsatio beatae Mariae virginis) wurde von den Franziskanern eingeführt u. anfangs an verschiedenen Tagen begangen, bis Papst Benedikt XIII. 1725 den 23. Januar zur allgemeinen Feier desselben festsetzte. — 10) Das Fest Mariä Erwartung der Geburt Jesu (festum exspectationis partus beatus Mariae virginis, exspectatio Mariae), entstanden in Spanien, wurde von Gregor XIII. 1573 bestätigt und 18. Dez. gefeiert. — 11) Das Fest der sieben Schmerzen (Ohnmachtfeier) Mariä (festum compassionis, spasmi, septem dolorum Mariae), zu Anfang des 15. Jahrh. in der Diözese Köln aufgekommen und von Benedikt XIII. 1727 auf die ganze Kirche ausgedehnt, soll an das Leid erinnern, welches die Mutter Gottes siebenmal um ihres Sohnes willen zu erdulden hatte, wird am Freitag vor dem Palmsonntag (dem »Schmerzensfreitag«) begangen. Im Gegensatz dazu hat die römische Kirche auch 12) ein Fest der sieben Freuden Mariä (Menschwerdung des Logos, Heimsuchung Elisabeths, Geburt Jesu, Darstellung im Tempel, Wiederfinden des Knaben, Wiedersehen des Auferstandenen, eigne Krönung), das 23. Sept. gefeiert wird und 1628 in Sitten entstand. — 13) Das Fest Mariä Schneefeier (festum Mariae ad nives), 5. Aug., ist eigentlich der Kirchweihtag der schon aus dem 4. Jahrh. stammenden Kirche Maria Maggiore in Rom und feiert das Gedächtnis des wunderbaren Schneefalles, der in der Nacht zum 5. Aug. den Ort zum Bau dieser Kirche bezeichnet haben soll. Erst seit dem 14. Jahrh. ward dieses Fest in Rom selbst allgemeiner. — 14) Das Fest Mariä vom Berge Karmel (festum beatae Mariae virginis de monte Carmelo), 16. Juli, heißt auch das Skapulierfest (s. Skapulier) und ist das Hauptfest des Karmeliterordens. — 15) Das Fest Mariä vom Verdienst oder von der Erlösung der Gefangenen (festum beatae Mariae virginis de mercede) ward anfangs nur in dem 1223 gestifteten Orden zur Erlösung gefangener Christen aus den Händen der Ungläubigen, später aber nach einer Bulle Innocenz' XII. in der ganzen Kirche 24. Sept. gefeiert. — 16) Das Fest Mariä Hilfe (festum Mariae auxilii Christianorum) ward 24. Mai 1814 von Papst Pius VII. nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft zum Dank für die Befreiung, die er der Mutter Gottes zuschrieb, eingesetzt. — 17) Das Fest Mariä Rosenkranz (Rosenkranzfest, festum rosarii Mariae, solemnitas ss. rosarii beatae Mariae virginis) ist aus dem Fest Unsrer Frau vom Sieg (festum Mariae de victoria) hervorgegangen, welches Papst Pius V. 1571 zum Andenken an die Schlacht bei Lepanto stiftete, welche Juan d'Austria auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau gewonnen haben soll. Es ward 7. Okt., dem Jahrestag des Sieges, gefeiert, aber schon 1573 unter seiner heutigen Benennung von Gregor XIII. auf den ersten Sonntag im Oktober verlegt und mit dem an diesem Tage üblichen Feste der Dominikaner zu Ehren des Rosenkranzes vereinigt. — 18) Das Fest Mariä Schutz (festum patrocinii Mariae), ein Hauptfest der griechischen Kirche, welche es 1. Okt. feiert, ward in der abendländischen erst 1725 von Benedikt XIII. allgemein eingeführt. Es fällt auf den 3. November, kann aber auf einen beliebigen Sonntag im November verlegt werden. — Neuerdings hat die »Erzbrüderschaft vom allerheiligsten und unbefleckten Herzen Mariä« bei Pius IX. die Erhebung des 19) Herz-Mariä-Festes zu einem festum duplex majus durchgesetzt. — 20) Das sogen. Fest Mariä am Sonnabend ist kein besonderes Kirchenfest, sondern beruht bloß darauf, daß schon im 11. Jahrh. der Sonnabend der Verehrung Mariä gewidmet war und man an diesem Tage die Messe der heiligen Jungfrau zu lesen pflegte. — Unter den Monaten hat man der Maria den Mai gewidmet. Luther behielt von sämtlichen Marienfesten nur die, welche eine Beziehung auf Christus zuließen: Mariä Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung, bei; allmählich kamen auch diese ab. Vgl. Scherer, Die Feste Mariä (Bd. 6 der »Bibliothek für Prediger«, 3. Aufl., Freib. 1892).

In der griechischen Kirche feiert man außer Mariä Verkündigung (25. März), Himmelfahrt (15. Aug.), Geburt (8. Sept.), Schutz (1. Okt.), Eintritt in den Tempel (21. Nov.) und Empfängnis (9. Dez.) allgemein noch die Niederlegung des Kleides der Gottesgebärerin in den Blachernen (2. Juli), die Niederlegung des Gürtels der Gottesgebärerin (31. Aug.) und ein Gesamtfest (Synaxis) der Gottesgebärerin (26. Dez.).

Marienflachs, s. Linaria und Stipa.

Marienfließ, 1) Gutsbezirk im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Ostpriegnitz, hat eine evang. Kirche (13. Jahrh.) und ein adliges Fräuleinstift im ehemaligen, 1230 gegründeten Nonnenkloster. — 2) Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Saatzig, hat ein adliges Fräuleinstift im ehemaligen Cistercienser-Nonnenkloster und 800 Einw.

Mariengarn, soviel wie Altweibersommer.

Marienglas (Marieneis), s. Gips.

Mariengras, s. Hiërochloë und Spergula.

Mariengroschen, frühere Silbermünze Niedersachsens und Westfalens, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde im Gepräge; zuerst in Goslar achtlötig, 80 auf die rauhe Mark, aber schon 1550 um die Hälfte schlechter, seit 1700 selten. Später rechnete man 36 M. zu 8 Pfennig auf den Thaler des 20-Guldenfußes; es gab auch doppelte und vierfache sowie 3 und 6 M.-Stücke = 2 und 4 gute Groschen. Braunschweig prägte den M. fünflötig noch bis 1834 = 8,35 Pfennig (Gold zu Silber = 15½:1), Schaumburg-Lippe 1821 mit ¼ Feinheit = 6,97 Pfennig. Der Thaler waldeckscher Währung ward bis 1831 = 36 M. zu 8 Pfennig in Pyrmont und zu 7 in Waldeck gerechnet.

Mariengulden, frühere deutsche Silbermünze zu 20 Mariengroschen, von Braunschweig noch gegen Ende des 18. Jahrh. als »neue Zweidrittel« zu 24 Mariengroschen im 18-Guldenfuße geprägt.

Marienhausen, ehemaliges Cistercienserinnenkloster an der Nordseite des Niederwaldes im preuß. Regbez. Wiesbaden, jetzt großer Ökonomiehof mit Rettungsanstalt.

Marienheide, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Gummersbach, unweit der Wipper und an der Linie Brügge-Dieringhausen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, eine Pulverfabrik, Schleiferei, Feilenhauerei und (1890) 2749 Einw.

Marienhütte, Eisenwerk, s. Kainsdorf und Kotzenau.

Marienkäfer (Marienwürmchen, Coccinellidae), Familie der Käfer, kleine halbkugelig gewölbte Tiere mit kurzem Kopf, kurzen, gekeulten, meist elfgliederigen, nach unten einschlagbaren Fühlern, oftmals gezahnten oder zweispitzigen Fußklauen und meist bunten Flügeldecken, ziehen bei der Berührung Fühler und Beine an u. geben zur Verteidigung einen safrangelben Saft von sich (der früher wegen seines starken opiumartigen Geruches gegen Zahnschmerz benutzt wurde) und nähren sich von Blattläusen. Die länglich-eiförmigen, hinten zugespitzten, oft lebhaft gefärbten, oft warzigen, langbeinigen Larven mit dreigliederigen Fühlern und 3—4 Nebenaugen jederseits finden sich überall ein, wo Blattläuse hausen, um diese zu verzehren; manche nähren sich aber auch von Pflanzenteilen. Bei der Verpuppung heften sie das hintere Körperende an Blätter, Planken etc. Man kennt etwa 1000 Arten, welche über alle Teile der Erde verbreitet sind. Der Siebenpunkt (Herrgottskühlein, Sonnenkälbchen, Gottesschäfchen, Blattlauskäfer, Coccinella septempunctata *L.*) ist 6 mm lang, schwarz, mit zwei weißgelben Stirnflecken und Halsschildecken und mennigroten Flügeldecken, welche zusammen sieben schwarze Flecke besitzen; er überwintert u. legt seine schmutzig gelben Eier zu je 10—12 auf die Rückseite von Blättern. Die Larve ist blaugrau mit roten Flecken u. liefert eine hängende, schwarz und rot gefärbte Puppe, aus der in acht Tagen der Käfer ausschlüpft. Bei reichlicher Nahrung und warmer Witterung entwickeln sich im Jahre drei Generationen.

Marienkanalsystem, in Rußland, verbindet die Wolga mit der Newa. Die Fahrt geht von der Newa über Ladogakanal, Sjaßkanal, Swirkanal, Kuiwasforja, Pascha, Swiriza, Swir, Onegakanal, Wytegra, Marienkanal, Kowsha, Bjeloserokanal und Scheksna zur Wolga. Die Länge der Verbindungslinie vom Ausgang des Bjeloserokanals aus der Scheksna bis zum Ende des Swirkanals beträgt 355 km, die Länge der Kanäle ist 266 km. Das System durchzieht die Gouvernements St. Petersburg, Olonez, Nowgorod, Jaroslaw. Die geringste Tiefe ist 1,8 m; die Zahl der Schleusen beläuft sich auf elf. Die Vorarbeiten zum M. wurden unter Peter d. Gr. 1710 begonnen; aber erst 1808 unter Alexander I. konnte das ganze System dem Verkehr übergeben werden, und seitdem ist die Schiffahrt auf demselben in stetem Steigen begriffen. Die wichtigste Handelsstadt am M. ist Rybinsk (s. d.), an der Mündung der Scheksna; von den andern Häfen nennen wir Tscherepowez, Bjelosersk, Wytegra und Wosnessenja.

Marienklagen, Klagegesänge Marias beim Tode ihres Sohnes, die man im Mittelalter am Karfreitag in den Kirchen vorzutragen pflegte. Mitunter wurden die M. zu einem Dialog zwischen Maria, Johannes und Jesus erweitert und mit einer Art von dramatischer Inszenierung dargestellt. Die Dichter von Passionsspielen (s. d.) haben die M. öfters verwertet. Die deutschen M. behandelte Schönbach (Graz 1874), die romanischen Wechßler (Halle 1893).

Marienlyst, Schloß mit Park auf der dän. Insel Seeland, bei Helsingör, mit schöner Aussicht auf den stets von Schiffen belebten Sund, Kronborg, Helsingborg, Kullen etc. Das dortige Seebad wird von Fremden, namentlich Deutschen, sehr stark besucht.

Marienmantel, s. Alchemilla.

Marienmonat, in der katholischen Kirche Bezeichnung für den Monat Mai.

Mariennessel, s. Marrubium.

Marienröschen, s. Lychnis.

Marienschloß, Zuchthaus, s. Rockenberg.

Marienschlüssel, s. Primula.

Marienschuh, s. Cypripedium.

Marienstatt, Rettungsanstalt, s. Hachenburg.

Marienstern, reiches Cistercienser-Nonnenkloster in der sächs. Kreish. Bautzen, bei Kamenz, 1264 gegründet, besitzt in Sachsen eine Stadt (Bernstadt), 42 Dörfer und 13 Dorfanteile, in Preußen eine Stadt (Wittichenau) und 8 Dörfer. Die Nonnen stammen meist aus Böhmen und unterhalten eine Erziehungsanstalt für Mädchen. Vgl. Knothe, Geschichte des Jungfrauenklosters M. (Dresd. 1871).

Marientage, soviel wie Marienfeste.

Marienthal, 1) Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Zwickau, hat eine evang. Kirche, Steinkohlenbergbau und (1890) 5324 Einw. — 2) Kloster, s. Hagenau (Stadt). — 3) Kloster im preuß. Regbez. Wiesbaden, Rheingaukreis, 5 km von Geisenheim, in schönem Wiesenthal, mit stark besuchter Wallfahrtskirche. Von den gelehrten Mönchen (Kogelherren) wurde 1468—74 eine Druckerei eingerichtet, deren Drucke sehr selten geworden sind. — 4) Cistercienser-Nonnenkloster in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. Zittau, an der Neiße, hat eine reich ausgestattete Kirche, eine Mädchenerziehungsanstalt, ist 1374 gestiftet, besitzt in Sachsen eine Stadt (Ostritz), 14 Dörfer und 2 Dorfanteile, in Preußen 9 Dörfer und einen Dorfanteil und erhält seine Insassen meist aus Böhmen.

Marienthaler, ein von Goslar aus nach Bayern und Franken verbreiteter Speziesthaler mit dem Marienbilde im Gepräge; die ungarischen trugen die Umschrift: »Patrona Hungariae«.

Marienveilchen, s. Campanula.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der Provinz Westpreußen (s. unten), 5 km von der Weichsel, an der Liebe (unterhalb Alte Nogat genannt) und der Linie Thorn-Marienburg der Preußischen Staatsbahn, 34 m ü. M., hat eine große evang. Domkirche (1343—84 erbaut, mit den Grabmälern dreier Hochmeister und der pomesanischen Bischöfe), eine kathol. Kirche, ein altes Domschloß (jetzt Amtsgericht), ein neues Rathaus und (1890) mit der Garnison (eine Abteilung Feldartillerie Nr. 35) 8552 Einw.,



Wappen von Marienwerder.

davon 1542 Katholiken u. 226 Juden, welche Zucker-, Essig- und Maschinenfabrikation, Bierbrauerei, Molkerei und Obstbau betreiben. M. ist Sitz einer Regierung, eines Oberlandesgerichts, eines Amtsgerichts, der Generallandschaft für Westpreußen und hat eine Reichsbanknebenstelle, ein Gymnasium, eine Unteroffizierschule und ein Landgestüt. In unmittelbarer Nähe der Stadt liegen die Landgemeinden Marienau, Marienfelde und Mareese mit zusammen über 4000 Einw. Zum Oberlandsgerichtsbezirk M. gehören die fünf Landgerichte zu Danzig, Elbing, Graudenz, Konitz und Thorn. — Die Burg wurde 1232, die Stadt 1233 angelegt und war die Residenz der ersten Bischöfe von Pomesanien; auch schlossen daselbst 14. März 1440 Land und Städte den Preußischen Bund zur Wahrung ihrer Rechte dem Orden gegenüber. Vgl. Töppen, Geschichte der Stadt M.

(Marienw. 1875). — Die Marienwerdersche Niederung erstreckt sich auf der rechten Seite der Weichsel unterhalb bis zur Teilung des Stromes.

Der **Regierungsbezirk Marienwerder** (s. Karte »Ost- und Westpreußen«) umfaßt 17,563 qkm (318,98 QM.), zählt (1890) 844,505 Einw. (48 auf 1 qkm), davon 387,038 Evangelische, 438,168 Katholiken und 15,822 Juden (327,274 Polen), und besteht aus den folgenden 15 Kreisen:

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1890	Einw. auf 1 QKilom.
Briesen	705	12,80	39 863	57
Deutsch-Krone . .	2158	39,18	65 707	30
Flatow	1526	27,72	65 156	43
Graudenz	797	14,48	63 250	79
Konitz	1416	25,72	52 483	37
Kulm	725	13,17	45 711	63
Löbau	971	17,64	52 051	54
Marienwerder . .	953	17,31	63 675	67
Rosenberg	1039	18,87	49 001	47
Schlochau	2136	38,79	64 946	30
Schwetz	1669	30,31	78 487	41
Strasburg . . .	1059	19,22	52 900	59
Stuhm	641	11,64	36 085	56
Thorn	911	16,55	87 544	96
Tuchel	857	15,56	27 646	32

Über die acht Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks M. s. Karte »Reichstagswahlen«.

Marienwürmchen, soviel wie Marienkäfer.

Mariestad, Hauptstadt des schwed. Läns Skaraborg, an der Mündung der Tidaå in den Wenersee und den Eisenbahnen M.-Moholm und M.-Kinnekulle, hat Zündhölzer- u. Papierfabrikation und (1890) 3097 Einw.

Marietta, 1) Hauptstadt der Grafschaft Washington des nordamerikan. Staates Ohio, an der Mündung des Muskingum in den Ohio, mitten in der Ölregion, mit dem Marietta College, großen Petroleumraffinerien, Eisengießereien, Eimer- und Stuhlfabriken, lebhaftem Petroleumhandel und (1890) 8273 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Cobb im nordamerikan. Staat Georgia, mit höhern Schulen für Knaben und Mädchen, Fabriken und (1890) 3384 Einw.

Mariette, 1) Pierre Jean, Kunstschriftsteller und Kunstsammler, geb. 7. Mai 1694 in Paris, gest. daselbst 10. Sept. 1774, widmete sich unter seinem Vater Jean M. (geb. 1660, gest. 20. Sept. 1742), der als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichnet war, der Kupferstecherkunst und erweiterte seine Kenntnisse auf Reisen durch Deutschland und Italien. 1750 verkaufte er den Bücherverlag, den er nach dem Tode seines Vaters fortgeführt hatte, und erwarb sich damit das Amt eines königlichen Sekretärs und Kanzleikontrolleurs zu Paris, beschäftigte sich aber fortan fast ausschließlich mit der Bereicherung seiner Kupferstichsammlung. Seine Sammlung, die mehr als 1400 Zeichnungen und über 1500 Kupferstiche enthielt, wurde nach seinem Tode zerstreut. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Architecture française« (Par. 1727); »Traité des pierres gravées du cabinet du roi« (das. 1750, 2 Bde.); »Description sommaire des dessins des grands maîtres d'Italie, etc., du cabinet du feu M. Crozat« (das. 1741). Seine handschriftlichen Notizen, die eine Fülle von interessantem Material bieten, wurden in den »Archives de l'art français« veröffentlicht als »Abécédaire de P. J. M. et autres notes inédites de cet amateur sur les arts et les artistes« (Par. 1851—60, 6 Bde.).

2) Auguste Edouard, berühmter franz. Ägyptolog, geb. 12. Febr. 1821 in Boulogne-sur-Mer, gest. 18. Jan. 1881 in Bulak, war anfänglich Lehrer in seiner Vaterstadt, erhielt 1849 eine Anstellung am ägyptischen Museum in Paris, unternahm 1850—54 eine wissenschaftliche Reise durch Ägypten und machte während derselben insbes. durch die Auffindung der Apisgräber in Memphis seinen Namen allgemeiner bekannt. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Conservateur-Adjoint am ägyptischen Museum ernannt. Doch begab er sich bereits 1858 wieder nach Ägypten, wo er vom Vizekönig nun mit der Oberleitung der von der Regierung veranstalteten Ausgrabungen betraut wurde. In dieser Stellung hat M. die wichtigsten alten Denkmäler zu Tage gefördert; seine bedeutendste Arbeit dieser Art ist die Bloßlegung der Tempel von Abydos und Edfu. Man verdankt M. auch die Anlage des altägyptischen Museums in Bulak bei Kairo, dessen Direktor er viele Jahre hindurch gewesen. Außer zahlreichen Aufsätzen in ägyptologischen Zeitschriften veröffentlichte er: »Choix de monuments et de dessins découverts pendant le déblaiement du Sérapéum« (Par. 1856); »Le Sérapéum de Memphis« (1857—66, 9 Lfgn.); »Lettres à M. de Rougé sur les résultats des fouilles entreprises par ordre du vice-roi d'Égypte« (1860); »Aperçu de l'histoire d'Égypte« (1864); »Principaux monuments du musée d'antiquités égyptiennes à Boulaq« (1864); »Nouvelle table d'Abydos« (1865); »Fouilles exécutées en Égypte, en Nubie et au Soudan« (1867); »Abydos; description des fouilles« (1870—80, 2 Bde.); »Catalogue général des monuments d'Abydos« (1880); »Denderah; description générale du grand temple de cette ville« (1870—80, 5 Bde.); »Les papyrus égyptiens du musée de Boulaq« (1871—77, 3 Bde.); »Karnak; étude historique et archéologique« und »Les listes géographiques des pylônes de Karnak« (beide 1875); »Deir-el-Bahari, documents etc.« (1877); »Monuments divers etc.« (1872—89); »Voyage dans la Haute-Égypte« (1878; 2. Aufl. 1893); »Questions relatives aux nouvelles fouilles à faire en Égypte« (1879); »Itinéraire de la Haute-Égypte« (1872, 3. Aufl. 1880). M. hatte vom Vizekönig von Ägypten den Titel Bei erhalten u. wurde 1867 zum Kommandeur der Ehrenlegion befördert; später wurde er auch Mitglied der französischen Akademie und 1879 vom Vizekönig zum Pascha ernannt. Nach seinem Tode gab Maspéro heraus: »Le Sérapéum de Memphis« (1882, Bd. 1) und das unvollendete Werk »Les Mastaba de l'ancien empire« (1882—86). In seiner Vaterstadt wurde ihm 1882 ein Denkmal errichtet.

Mariettenveilchen, s. Campanula.

Marigliano (spr. -riljāno), Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Nola, an den Eisenbahnlinien Neapel-Nola-Bajano und Caserta-Castellammare, mit großem Schloß, Spiritusfabrikation und (1881) 4714 (als Gemeinde 11,487) Einw.

Marignac (spr. -rinjäck), Jean Charles Galissard de, Chemiker, geb. 24. April 1817 in Genf, wurde 1841 Professor an der Akademie daselbst, trat 1878 in den Ruhestand und starb 16. April 1874 in Genf. Marignacs Forschungen erstrecken sich auf das ganze Gebiet der Chemie und haben sehr wesentlich zu der schnellen Entwickelung dieser Wissenschaft beigetragen. Namentlich hervorzuheben sind seine exakten Atomgewichtsbestimmungen mit den daran sich knüpfenden Untersuchungen, seine Arbeiten über den

Isomorphismus, über die Isomorphie der Fluorsilikate mit den Fluorstannaten, ferner die Feststellung der Zusammengehörigkeit des Ozons mit dem gewöhnlichen Sauerstoff und die Untersuchungen über Lanthan und Didym.

Marignano (spr. -rinjāno), Flecken, s. Melegnano.

Mariguāna, eine der Bahamainseln (s. d.), 50 km lang, bis 30 m hoch.

Mariinsk, 1) Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (81,304 qkm mit [1891] 94,846 russischen und russifizierten tatar. Einwohnern) im russisch-sibir. Gouv. Tomsk, links an der Kiia, an der großen sibirischen Straße, mit Goldwäschereien in der umliegenden Landschaft und (1893) 7100 Einw., welche Seifensiederei, Gerberei, Ziegelbrennerei und Handel mit Gold betreiben. — 2) Fort in der russisch-sibir. Amurprovinz, unter 51° 42′ nördl. Br., 1855 gegründet, um das sich ein Ort mit 500 Einw. bildete, die aber 1861 wegen der nahen Sümpfe nach Sofiisk zogen.

Marillathal (ungar. Marillavölgy, spr. -wölbj), klimat. Höhenkurort (seit 1880) im ungar. Komitat Krassó-Szörény, liegt 800 m ü. M., mitten in dichtem Nadelholzwald, zwischen den Bergwerksorten Oravicza (s. d.) und Steierdorf, hat ein Sanatorium für Brust- und Nervenkranke sowie eine Kaltwasserheilanstalt und zeichnet sich durch mildes Klima aus. In der Tiefe der reizenden Umgebung befinden sich die großartigen Eisenhämmer, Hochöfen, Eisen-, Kupfererz- und Kohlengruben (Oravicza-Anina-Steierdorf) der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahngesellschaft.

Marille, s. Aprikosenbaum.

Marine (franz., vom lat. marinus, »das Meer [mare] angehend«), Gesamtname für diejenigen Einrichtungen, welche ein Seeuferstaat besitzt, um Seehandel zu treiben und denselben zu schützen. Hiernach unterscheidet man eine Handels- und eine Kriegsmarine. Unter M. schlechtweg versteht man meistens nur die Kriegsmarine.

I. Kriegsmarine.

(Hierzu Tafel »Marine-, Schutz- und Kolonialtruppen«, mit Textblatt).

Das schwimmende Material der Kriegsmarine, die Kriegsflotte, richtet sich in Art und Stärke nach der Größe des Seehandels, den überseeischen (kolonialen) Beziehungen und der geographischen Eigentümlichkeit des betreffenden Landes. England, Frankreich, Italien haben Hochseeschlachtflotten, in Deutschland erweitert sich mit dem Kolonialbesitz die Kreuzerflotte; es besitzt, ebenso wie Rußland, eine große Torpedoflottille für den Küstenkrieg, Schweden eine Schärenflotte. Nach diesen Gesichtspunkten haben die Kriegsmarinen etwa folgende Einrichtungen. 1) Die Flotte: a) eine Schlachtflotte für den Kampf auf hoher See und zum Angriff feindlicher Küsten, aus Panzerschiffen bestehend, die Panzerflotte; sie bedarf zur Ausübung des Kundschafter- und Sicherungsdienstes der Beigabe von Kreuzern, Avisos und Torpedobooten; b) eine Kreuzerflotte, im Frieden für den auswärtigen Dienst, im Kriege zum Aufbringen feindlicher Handelsschiffe und zum Begleiten der Schlachtflotten, hauptsächlich ungepanzerte Fregatten, Korvetten und Kanonenboote, neuerdings auch gepanzerte Kreuzer; c) eine Küstenverteidigungsflotte, bestehend aus Panzerkanonenbooten, schwimmenden Batterien, Torpedobooten; d) Transportschiffe, welche den Schlachtschiffen Kohlen und sonstiges Material nachführen sowie zum Transport von Landungstruppen oder der Truppen nach den Kolonien (Frankreich) dienen; e) eine Torpedoflottille, aus Torpedobooten, Torpedodepotschiffen etc. bestehend; f) Schulschiffe zur Ausbildung von Kadetten, Schiffsjungen, Heizern, Maschinisten etc.; g) Fahrzeuge für den Hafendienst, d. h. Schleppdampfer, Lotsenfahrzeuge, Wacht-, Kasernen-, Hospitalschiffe, Prahme etc. 2) Kriegshäfen mit Küstenbefestigungen zur Sicherung der Flotte und Marineetablissements. 3) Marineetablissements, Werften zur Erbauung, Reparatur und Ausrüstung von Schiffen, mit Trockendocks, Artillerie- und Torpedodepots, Proviant- und Bekleidungsmagazinen. 4) Bildungsanstalten zur Ausbildung der Offiziere und des Unterpersonals für den Torpedo-, Maschinen- etc. Dienst. 5) Das Personal, die Besatzung der Schiffe, das Personal der Werften für die verschiedenen Verwaltungszweige, die Marineinfanterie und Küstenartillerie.

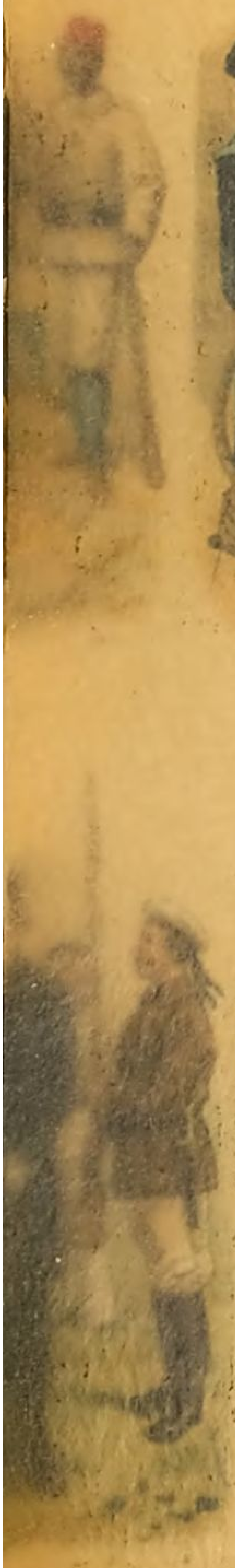
Wenn ein Kriegsschiff in Dienst gestellt wird, erhält es kriegsmäßige Ausrüstung, gleicht einem mobilen Truppenkörper und ist jederzeit zum Kampf bereit. Sobald daher Schiffe die heimischen Gewässer verlassen (deutsche Schiffe die Linie Dover-Calais überschreiten), gelten für sie die Kriegsgesetze, den Besatzungen wird die Dienstzeit auch als Kriegsdienst (s. Kriegsjahre) angerechnet. Die Organisation der Kriegsmarine aller Länder ist in ihren Hauptzügen ähnlich. Im Deutschen Reiche besteht ein Oberkommando der M. mit dem kommandierenden Admiral an der Spitze, der für die Kriegstüchtigkeit des Personals dem Kaiser verantwortlich ist, und das Reichsmarineamt mit einem Staatssekretär an der Spitze, der unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers für die Kriegsbereitschaft des Materials sorgt. Dem Oberkommando sind unterstellt: 1) Das Marinestationskommando der Ostsee in Kiel, das der Nordsee in Wilhelmshaven, an deren Spitze je ein Admiral als Stationschef steht. Zu jeder Station gehört eine Marineinspektion (I. in Kiel, II. in Wilhelmshaven, an ihrer Spitze steht ein Konteradmiral oder ein Kapitän zur See als Marineinspekteur), welcher eine Matrosen- und eine Werftdivision (I. in Kiel, II. in Wilhelmshaven), die Freiwilligen- und Maschinisten-Schulschiffe, soweit diese sich nicht im Geschwaderverband befinden, die Wachtschiffe sowie die in Reserve stehenden Schiffe unterstellt sind. Jede Matrosendivision besteht aus 6 Kompanien in 2 Abteilungen. Sie haben das seemännische Personal für die Schiffsbesatzungen auszubilden und sind für den Mobilmachungsfall in Schiffsstämme geteilt. Jede Werftdivision zerfällt in 5 Kompanien, welche die Schiffe mit Maschinisten und Handwerkerpersonal versehen und die Werften mit Arbeitskräften unterstützen sollen. Zu ihnen gehören: die Zahlmeistersektion, die Maschinisten, Feuermeister, Heizer, Zimmerleute, Segelmacher, Maler, Böttcher, Schuhmacher, Schneider, Materialienverwalter, Lazarettgehilfen, Büchsenmacher, Bäcker und Schreiber. In allen diesen Berufsarten gibt es folgende Rangstufen, z. B. bei den Malern: Malersgast (Gemeiner), Obermalersgast (Gefreiter), Malersmaat (Unteroffizier), Obermalersmaat (Sergeant). 2) Die Marineinfanterie (s. d., Inspektion Kiel) mit dem 1. Bataillon Kiel, 2. Bataillon Wilhelmshaven. Der Marinestation der Ostsee ist die Schiffsjungenabteilung (s. unten) zu Friedrichsort unterstellt. 3) Die Inspektion der Marineartillerie (s. d.) zu Wilhelmshaven; ihr sind unterstellt: a) die vier Matrosenartillerie-Abteilungen zu je 3, bez. 2 Kompanien, I. Abteilung



I. Deutsches Reich. (10 – 14 Schutztruppe in Ostafrika.)



IV. Frankreich.





II. Österreich-Ungarn.



III. Italien.



VI. Grossbritannien.

Inhalt der Tafel ‚Marine, Schutz- und Kolonial-Truppen'.

Deutsches Reich: Marine.

1. Deckoffizier.
2. Seeoffizier (kleiner Dienstanzug).
3. Admiral (Gala, mit dem Band des Schwarzen Adlerordens).
4. Maschinenoberingenieur (Gala).
5. Matrose (gewöhnlicher Sommeranzug).
6. Feuerwerksmaat (Parade).
7. Matrose im Überzieher (Werftdivisionen).
8. Seekadett.
9. Seesoldat.

Deutsche Schutztruppe für Ostafrika.

10. Offizier (Garnisonanzug).
11. Offizier (Feldanzug).
12. Unteroffizier (Heimatsanzug).
13. Sudanese.
14. Sulu.

Österreich-Ungarn.

1, 2. Matrosen in blauem und weißem Anzug.
3. Fregattenkapitän (großer Dienstanzug).
4, 5. Seeoffizier in kleiner und Gala-Uniform.

Italien.

1. Seeoffizier in kleiner Uniform.
2. Admiral.
3. Unteroffizier.
4. Matrose 1. Klasse.
5. Bersagliere in Tropenuniform.

Frankreich.

1, 2. Seeoffiziere in kleiner und großer Uniform.
3. Admiral.
4, 5. Matrosen in verschiedenen Anzügen.
6. Marineinfanterist (feldmäßig).
7. Marineinfanterist (Paradeanzug).
8. Tirailleur vom Senegal.
9. Anamitischer Tirailleur.

Russland.

1, 2. Seeoffiziere in kleiner und großer Uniform.
3. Matrose (Sommeranzug).
4. Soldat der Marinegarde.

Grossbritannien.

1. Admiral.
2, 3. Seeoffiziere in kleiner und großer Uniform.
4, 5, 6. Matrosen in verschiedenen Anzügen.
7. Marineinfanterist (Royal Marine Light Infantry).
8. Soldat der indischen Armee (feldmäßig).
9. Husar der freiwilligen Prince Wales-Husaren der Provinz Victoria, Australien.
10. Infanterieoffizier der freiwilligen Miliz von Jamaica.
11. Freiwilliger Kavallerist vom Kap der Guten Hoffnung.

in Friedrichsort, II. in Wilhelmshaven, III. in Lehe, IV. in Kuxhaven; ihnen liegt ob die artilleristische Verteidigung der Küstenbefestigungen, der Häfen sowie das Legen der Minensperren daselbst, während sie an Bord nicht zur Verwendung kommen; b) das Artillerieschulschiff (Mars) zu Wilhelmshaven und dessen Tender (Carola); ferner c) die Marinetelegraphenschule zu Lehe. 4) Die Inspektion des Torpedowesens zu Kiel; ihr unterstellt sind: das Torpedo-Versuchskommando in Kiel, die Torpedowerkstatt zu Friedrichsort, die beiden Torpedoabteilungen I. in Kiel, II. in Wilhelmshaven zu je 3 Kompanien, das Torpedoschulschiff (Blücher) und die im Dienst befindlichen Torpedoboote. 5) Die Schiffsprüfungskommission in Kiel. 6) Die technische Versuchskommission in Kiel. 7) Die technischen Institute; hierher gehören die Werften zu Danzig, Kiel und Wilhelmshaven und die Hafenbaukommissionen an letztern beiden Orten. 8) Die Direktion des Bildungswesens der M. in Kiel; ihr unterstellt sind die Marineakademie und Marineschule in Kiel zur Ausbildung der Seeoffiziere, die Deckoffizierschule in Kiel zur wissenschaftlichen Fortbildung des Maschinen-, Steuermanns- und Torpedopersonals, die Deutsche Seewarte in Hamburg, die Zentralstelle für maritime Meteorologie, welcher das Chronometerinstitut zugeteilt ist. 9) Jeder Marinestation ist eine Intendantur mit Stationskasse, Bekleidungsamt und Garnisonverwaltung zugeteilt. 10) Die Kommandanturen zu Kiel, Friedrichsort, Wilhelmshaven, Geestemünde, Kuxhaven u. Helgoland. 11) Die Küstenbezirke 1—6. 12) Es bestehen ferner noch Sanitätsämter zu Kiel und Wilhelmshaven; letzterm ist das Marinelazarett zu Jokohama unterstellt.

[Personal.] Das Offizierkorps der M. besteht aus dem Seeoffizierkorps, dem Offizierkorps der Marineinfanterie, dem Maschinen- und Torpedo-Ingenieurkorps, den Feuerwerks-, Zeug- und Torpederoffizieren und dem Sanitätsoffizierkorps, dem sich die Marinezahlmeister anreihen. Die Ergänzung u. Chargen des Seeoffizierkorps s. Offizier. Das Offizierkorps der Marineinfanterie ergänzt sich durch Versetzung aus den Infanterieregimentern der Armee auf 4—5 Jahre, nach welcher Zeit die Offiziere in der Regel zur Landarmee zurücktreten. Das Maschinen- und Torpedo-Ingenieurkorps ergänzt sich aus den Obermaschinisten (Oberdeckoffizieren), welche mindestens 2 Jahre Seefahrtszeit als leitender Wachtmaschinist, davon 10 Monate auf einem Panzerschiff, Dienst gethan und die Prüfung bestanden haben. Die Wahl erfolgt durch das Seeoffizier- u. Maschineningenieurkorps am Ort. Chargen sind: Stabsingenieur, Maschinen- (bez. Torpedo-) Oberingenieur, -Ingenieur- und -Unteringenieur im Rang des Kapitänleutnants, Leutnants zur See und Unterleutnants. Die Feuerwerks-, Zeug- und Torpederoffiziere ergänzen sich aus den Oberfeuerwerkern, Oberzeugfeldwebeln und Obertorpedern, welche die vorgeschriebene Berufsprüfung bestanden haben. Es gibt Feuerwerks- und Zeughauptleute, -Premierleutnants und -Leutnants; Torpedo-Kapitänleutnants, -Leutnants und -Unterleutnants. Auf die Ergänzung des Sanitätsoffizierkorps finden die im Heer geltenden Grundsätze gleiche Anwendung. In Bezug auf militärische Organisation ist die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika dem Reichsmarineamt unterstellt. Zu ihr gehören ein Kommandeur, die Oberführer, Offiziere als Offiziere, die übrigen Chargen wie gewöhnlich benannt. Die Ergänzung der Unteroffiziere erfolgt aus den ausgehobenen Mannschaften und den Zöglingen der Schiffsjungenabteilung, welche bestimmt ist, Matrosen und Unteroffiziere auszubilden. Konfirmierte Knaben im Alter von 15—16, ausnahmsweise von 14—17 Jahren, gesund und kräftig, melden sich unter Vorlage des Geburtszeugnisses und der von der Ortspolizei beglaubigten Einwilligung des Vaters oder Vormundes beim heimatlichen Bezirkskommando oder der Schiffsjungenabteilung in Friedrichsort bei Kiel. Der Knabe muß ohne Anstoß lesen, ziemlich richtig schreiben und die vier Spezies rechnen können. Die Einstellung in die Schiffsjungenabteilung, welche 500 Zöglinge hat, erfolgt Anfang April auf 3, ausnahmsweise 4 Jahre, nach welcher Zeit die Zöglinge als Soldaten vereidigt und verpflichtet werden, für jedes Schuljahr zwei Jahre in der M. zu dienen, worauf sie als Schiffsjungenunteroffiziere, Matrosen oder Obermatrosen in die Matrosen- oder Werftdivisionen eingestellt werden. Die Unteroffiziere ohne Portepee heißen Maate, die Obermaate haben den Rang der Sergeanten. Es gibt Bootsmanns-, Feuerwerks-, Steuermanns-, Wachtmeister-, Maschinisten-, Zimmermanns-, Segelmachers-, Malers-, Materialienverwalter-, Büchsenmachers-, Artilleristen- (bei der Matrosenartillerie) und Torpedersmaate; im Rang der Maate stehen die Bottelier (Proviantmeistergehilfen), Hornisten, Zahlmeisterapplikanten, Feuer-, Schneider-, Schuhmacher-, Bäckermeister, Lazarettgehilfen, Schreiber und Exerzierunteroffiziere. Aus den Obermaaten gehen die Deckoffiziere und Unteroffiziere mit Portepee hervor; zu den letztern gehören die Wachtmeister, Feldwebel, Stabshornisten und Stabshoboisten. Deckoffiziere sind die Boots- und Steuerleute, Feuerwerker, Maschinisten, Feuermeister, Materialienverwalter, Torpeder und Mechaniker; die Oberbootsleute, Oberfeuerwerker etc. sind Oberdeckoffiziere. Alle Deckoffiziere müssen die Deckoffizier-, bez. die Oberfeuerwerkerschule in Berlin besucht haben. Über die Uniformierung vgl. beifolgende Tafel.

[Verwendung.] Für die Verwendung der Flotte wird jährlich ein Indiensthaltungsplan unter Angabe des Zweckes entworfen und zwar für den auswärtigen Dienst, zu Schul- und Übungszwecken, zu andern Zwecken. 1) Für den auswärtigen Dienst. Die diplomatischen und die handelspolitischen Beziehungen erfordern die Beteiligung der deutschen Flagge bei Ausübung der Polizei auf fremden Meeren zum Schutz deutscher Interessen, sei es auch nur, dieselbe zur Hebung des deutschen Nationalgefühls zu zeigen, nötigen Falls jedoch deren Ehre mit der Waffe zu vertreten, wie es wiederholt geschehen ist. Die Gründung deutscher Kolonien in West- und Ostafrika und in der Südsee wie der notwendig gewordene Schutz der Seefischerei haben an die Schutzmacht der deutschen Flotte erheblich weiter gehende Anforderungen gestellt, als es früher geschah. Für das Jahr 1894 wurden auswärts in Dienst gehalten:

a) ein Manövergeschwader aus 8 Panzerschiffen bestehend,
b) in Ostamerika 2 Kreuzer und 3 Schulschiffe,
c) in Westamerika 1 Kreuzer,
d) in Ostafrika 1 Kreuzer,
e) in Westafrika 2 Kreuzer und 1 Kanonenboot,
f) in Australien 2 Kreuzer,
g) im Mittelmeer 1 Kanonenboot.

Die Ausübung einer politischen Thätigkeit aus eigner Initiative auf diesen Reisen ist den Schiffskom-

mandanten nicht gestattet; sie handeln entweder auf Anweisung der Admiralität oder auf Requisition kaiserlicher Vertreter in den betreffenden Ländern, welche dann auch die Verantwortung in staatsrechtlicher und politischer Beziehung für das thätliche Einschreiten der M. tragen, während den Schiffskommandanten nur die Verantwortung für die militärische Ausführung zufällt. Aber sie haben deshalb auch die Ausführbarkeit der an sie ergangenen Requisition zu prüfen, da sie allein für die Wahrung der einmal engagierten Ehre der kaiserlichen Kriegsflagge einzustehen haben. Zu einer amtlichen Prüfung und Entscheidung der politischen und rechtlichen Seite der einzelnen Fragen und zur Führung von Verhandlungen darüber mit den Landesbehörden oder den Häuptern unzivilisierter Völkerschaften sind sie nur da befugt, wo eine konsularische Vertretung Deutschlands nicht besteht. Für gewöhnlich erstrecken sich die Requisitionen nur auf Zeigen der Flagge an solchen Orten, wo deutsche Interessen stark vertreten oder leicht gefährdet sind. 2) *Zu Schul- und Übungszwecken.* Zum Zweck der *ersten seemännischen Ausbildung* von Kadetten und Schiffsjungen werden Schiffe in Dienst gehalten, die vorzugsweise im Nordatlantischen Ozean kreuzen; sie werden nach Beendigung dieser sämtlichen Kreuzerfahrten außer Dienst gestellt und die Zöglinge an die Schulen abgegeben. Für die kriegsmäßige Ausbildung werden die Schiffsjungen, die im zweiten Jahr dienen, zu anderthalb- bis zweijährigen Fahrten nach fremden Meeren an Bord genommen, wo diese Schiffe auf gewisse Zeit den Stationsdienst mit übernehmen. Die Kadetten erfahren ihre erste seemännische Ausbildung während einer einjährigen Kreuztour. Für Exerzierausbildung sind je ein Artillerie- und ein Torpedoschulschiff mit je einem Tender, zur kriegsmäßigen Ausbildung des Torpedomaterials ein Aviso, mehrere Torpedodivisionsboote und eine Anzahl Torpedoboote im Dienst. Es werden ferner in Dienst gehalten mehrere Panzerschiffe und Kreuzer als Reserve für die verschiedenen Geschwader sowie in den Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven je ein Panzerschiff als Wachtschiff. 3) *Zu besondern Zwecken.* Es gehört hierher die Thätigkeit der Kriegsschiffe im Dienste der Wissenschaft wie zu gemeinnützigen Zwecken. Alle fremde Meere befahrenden Kriegsschiffe haben die Aufgabe, Nachrichten über politische, soziale, statistische, geographische ꝛc. Verhältnisse der besuchten Länder zu sammeln und darüber zu berichten. Es sind unausgesetzt meteorologische Beobachtungen und physikalische Untersuchungen der befahrenen Meere anzustellen, Notizen aus den Gebieten der Hydrographie, Ozeanographie, des Lotsen-, Leuchtfeuer- und Betonnungswesens fremder Häfen zu sammeln, Vermessungen wenig bekannter Küsten und Gewässer behufs Berichtigung oder Vervollständigung der See- und Küstenkarten anzustellen. Aber auch auf die Förderung der Ethnographie, Zoologie, Botanik, Mineralogie ist insbes. durch Sammeln geeigneter Gegenstände Bedacht zu nehmen, wie ja auch verschiedene gelehrte Gesellschaften dahingehende Vorschriften sowie Instrumente und Geldmittel für diese Zwecke zur Verfügung stellen. Auf Anregung solcher Gesellschaften und der betreffenden Ministerien sind auch Kriegsschiffe lediglich zur Erfüllung wissenschaftlicher Aufgaben entsendet worden (s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen).

Die in Dienst gestellten Schiffe sind kriegsmäßig, die in *Reserve* befindlichen derart ausgerüstet, daß ihre Ausrüstung in wenigen Tagen vollendet werden kann. Der Befehlshaber eines Schiffes ist der *Kommandant* desselben. Groß, wie seine Machtbefugnis, ist auch seine Verantwortung. Ihm zunächst steht der *Erste Offizier*, welcher den innern Dienst (Exerzitien, Segelmanöver ꝛc.) leitet, die Rollen (s. d.) macht und dem Kommandanten für alles verantwortlich ist, was auf dem Schiff sich zuträgt; seine rechte Hand ist der *Bootsmann* des Schiffes. Auf den Ersten Offizier folgt der *Navigationsoffizier* (der Wachthabende), welcher für die sichere Navigierung des Schiffes verantwortlich ist und alle Beobachtungen (Observationen) mit Hilfe des *Steuermanns* zu machen hat. Der *Batterieoffizier* kommandiert die Batterie eines Schiffes und leitet das Exerzieren am Geschütz. Seine Hilfe ist der *Feuerwerker*, welcher das gesamte Artilleriematerial, die Pulver- und Geschoßkammer an Bord verwaltet. Es gilt als Regel, einem Schiff drei *wachthabende Offiziere* zu geben, die sich alle vier Stunden ablösen. Sie kommandieren die Wache, die Hälfte der Besatzung, und sind für die richtige Navigierung (Führung) des Schiffes verantwortlich. Sie dürfen das Deck nicht verlassen. Für die *Maschine* des Schiffes ist der Maschineningenieur verantwortlich, ihren Gang leitet der wachthabende Maschinist, der seine Befehle von dem wachthabenden Offizier erhält. Die Bedienung der Maschine wird unter Aufsicht der Maschinistenmaate von den Heizern ꝛc. ausgeübt. Das Maschinenpersonal eines größern Schiffes zählt daher 50–70 Köpfe. Wie die Matrosen unter den Bootsmanns-, Steuermanns-, Feuerwerksmaaten, so haben die Handwerkergasten unter ihren Maaten ihre Stelle im täglichen Dienst wie bei »gefechtsklarem Schiff« angewiesen.

Eine Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte enthält die Beilage zum Artikel »Deutschland, Marine«; folgende Tabelle gibt eine Zusammenstellung der

Kriegsmarinen der wichtigsten Staaten.

	Schlachtschiffe	Küstenvert.-Panzerkanonenboote, ältere Panzer	Kreuzer 1. Klasse, Panzerkreuzer, Deckspanzerschiffe	Kreuzer aller Kl.	Torpedokreuzer, Torpedojäger, Torpedo-Avisos	Torpedoboote: Große	Torpedoboote: Kleine*
Argentinien	1	4	3	4	2	10	10
Brasilien	3	5	3	1	2	8	9
Chile	2	1	4	1	—	1	10
China †	4	2	5	6	3	41	2
Dänemark	4	3	3	10	—	13	10
Deutschland	14	19	3	14	10	117	2
England	57	20	14	118**	13***	95	62
Kolonien	—	3	—	6	—	9	9
Frankreich	24	25	24	45	19	196	62
Griechenland	—	5	—	1	—	2	19
Italien	12	8	18	—	20	125	21
Japan †	—	2	8	13	—	8	33
Niederland	2	25	2	12	—	16	22
Norwegen	—	4	—	—	—	8	2
Österreich-Ungarn	10	—	3	9	13	24	36
Portugal	—	—	1	5	—	3	1
Rußland: Ostsee	9	23	12	11	9	24	100
Rußland: Schw. Meer	6	2	—	—	—	—	—
Schweden	3	13	—	4	1	6	16
Spanien	2	3	11	15	1	18	2
Türkei	14	4	1	13	1	20	2
Verein. Staaten	5	19	18	24	2	3	—

* Die kleinen Torpedoboote sind solche, welche weniger als 30 m lang sind. ** Worunter viele, welche teilweise als Deckspanzerschiffe gelten können. *** 1894 noch teilweise im Bau. † Die chinesische Flotte ist im Kriege mit Japan 1895 zum größten Teil in den Besitz des Feindes übergegangen oder zerstört worden.

Die Stärke einer M. läßt sich, früherm Gebrauch entsprechend, heutzutage nur schwer nach dem Tonnengehalt ihrer Schiffe, ebensowenig nach der Zahl der an Bord stehenden Geschütze bemessen, denn unter Umständen kann ein Torpedoboot, welches vor dem Gefecht vielleicht als Beiboot an Deck eines Panzerschiffs stand, ein ebensolches Schiff der feindlichen Flotte durch einige glücklich treffende Torpedos zu Grunde richten oder doch kampfunfähig machen. Was die Geschütze betrifft, so haben heute Panzerschiffe von 14,000 Ton. Deplacement nur vier schwere Geschütze, allerdings von größtem Kaliber, während früher ein Linienschiff oft mehr als 100 Kanonen zählte. Dagegen findet heute ein Schiff die wesentlichsten Vorbedingungen für seinen Kampfwert in der zweckmäßigen Bauart und in der Fahrgeschwindigkeit. Dem Bau der Schiffe aus Stahl mit ausgedehntem Zellensystem wie der Vervollkommnung der Maschine wird daher die größte Aufmerksamkeit zugewendet.

II. Handelsmarine.

Der Dienst an Bord der großen Postdampfer und Auswanderungsschiffe ist dem der Kriegsschiffe ähnlich, nur nicht in so enge Formen gezwängt. Der Führer eines Schiffes heißt Schiffer. Die Bemannung besteht aus den Steuerleuten, Matrosen und Jungen. An Bord der deutschen Post- und Auswanderungsdampfer wird der Führer Kapitän genannt, die Steuerleute, meist vier, heißen erster, zweiter &c. Offizier. Zum Rang der Offiziere zählen ferner die Maschinisten, der Arzt und Proviantmeister, während die Bootsleute, Zimmerleute, Oberkoch, Obersteward, der Chef der Passagierbedienung zu den Unteroffizieren zählen. Zur Aufrechthaltung der Disziplin steht dem Kapitän ein gewisses Strafrecht zu; bei Meuterei in See kann er die schärfsten Maßregeln, »in Eisen legen« &c., gegen die Bemannung und die Passagiere anwenden; im Hafen hat er die Hilfe seines Konsuls oder die eines etwa anwesenden Kriegsschiffes seiner Nation anzurufen.

Die für den überseeischen Handel dienende Flotte der sämtlichen Staaten der Erde hat in dem letzten Vierteljahrhundert eine Zunahme der Leistungsfähigkeit erfahren, welche mit derjenigen der Eisenbahnen parallel ging und seit 1871 die letztern verhältnismäßig überholte. Es ist besonders charakteristisch, daß auch in der Periode der wirtschaftlichen Depression, in welcher der Eisenbahnbau überall so sehr eingeschränkt wurde, der Bau von Dampfern unbeirrt vorwärts ging und bis zu einer Überproduktion an Seefahrzeugen führte. 1871 besaß das Deutsche Reich an Schiffen über 50 cbm groß: 4372 Segelschiffe von 900,361 Registertonnen netto Raumgehalt mit 34,739 Mann Besatzung, dazu 147 Dampfer von 81,994 Registertonnen und mit 4736 Mann. Zusammen 4519 Schiffe mit 982,355 Registertonnen und 39,475 Mann. 1889 zählte Deutschland 2885 Segelschiffe von 731,315 Ton. mit 19,574 Mann, dazu 750 Dampfer von 502,579 Registertonnen und 16,684 Mann, also zusammen 3635 Schiffe mit 1,233,894 Ton. und 36,258 Mann.

Die beiden charakteristischen Merkmale der Entwickelung liegen darin, daß die Anzahl der Schiffe in diesem Zeitraum abnimmt, während die Leistungsfähigkeit stetig wächst, indem man zu dem Bau immer größerer Fahrzeuge mit höherer Tragfähigkeit übergeht (s. Schiff), und zweitens, daß das Übergewicht der Dampfer über die Segelflotte immer größer wird (s. Dampfschiffahrt). Nachfolgende Tabelle gibt eine Übersicht des Standes der Handelsmarinen, welche auf die einheitliche internationale Registertonne zurückgeführt ist und nur die der Seeschiffahrt im engern Sinne dienenden Handelsfahrzeuge von 100, bez. 50 Ton. Tragfähigkeit umfaßt.

Die Handelsmarinen nach Angabe des Büreaus „Veritas“ für das Jahr 1893.

Heimat	Dampfer mit mehr als 100 Ton. Bruttogehalt		Segelschiffe mit mehr als 50 Ton.		Zusammen	
	Zahl	Taus. Ton.	Zahl	Taus. Ton.	Zahl	Taus. Ton.
England . .	5694	9383	9277	3572	14971	12955
Deutschland .	779	1144	1386	667	2165	1811
Frankreich .	500	856	1490	257	1990	1113
Amerika . .	423	643	3371	1423	3794	2066
Spanien . .	354	440	1053	175	1407	615
Norwegen .	490	368	3278	1305	3768	1673
Italien . .	218	324	1904	536	2222	860
Niederlande .	201	302	649	166	850	468
Rußland . .	297	326	1704	356	2001	682
Schweden .	549	213	1410	317	1869	530

Hieraus ergibt sich, daß von den 9505 Dampfern der Hauptseestaaten mehr als die Hälfte unter englischer Flagge fahren, von den 25,522 Segelschiffen aber nicht ganz ein Drittel. Was den Tonnengehalt anbetrifft, so steht das Verhältnis bei den Dampfern für England noch günstiger. Deutschland nimmt bei den Dampfern den zweiten, bei den Segelschiffen den vierten Platz ein, bei der Summierung beider den dritten Platz. Ganz besonders sind heute die Handelsmarinen beflissen, ihre großen Dampferlinien auszubilden. Über die Ausdehnung der Dampfschiffahrt s. d. Der Kampf zwischen Dampfer und Segelschiff wird nach wie vor weiter geführt, und wenn auch der Fortschritt der Dampfschiffahrt ein eminenter ist (Dampfer stellen durch ihre schnellern Reisen einen dreimal größern Wert dar als Segelschiffe), so ist das Segelschiff in vielen Fällen noch immer dem Dampfer vorzuziehen. Ein Segelschiff mit alten Einrichtungen, welches 1000 Registertonnen groß war, gebrauchte vor 25 Jahren 60 Mann Besatzung und machte eine viel längere Reise als z. B. heute das deutsche fünfmastige Vollschiff Maria Rickmers mit 4000 Registertonnen und 40 Mann. Näheres über die Kriegs- und Handelsflotten der Staaten s. bei den betreffenden Länderartikeln.

Geschichtliches über die Kriegsmarinen.

Das Seekriegswesen ist so alt wie der Seehandel, der es hervorrief; es greift daher in das früheste Altertum zurück. Die Ägypter hatten schon unter Thutmosis I. im 17. Jahrh. v. Chr. eine bedeutende Kriegsflotte, die unter Ramses II. (Sesostris) eine Stärke von 400 wohlbemannten Schiffen gehabt haben soll, deren Bauart bereits so entwickelt war, daß die Galeeren des 18. Jahrh. n. Chr. als getreue Nachbilder der ägyptischen Ruderschiffe unter Ramses III. (13. Jahrh. v. Chr.) erscheinen. Auch die Phöniker bauten weitbauchige, »runde« Handelsschiffe mit Segeln und schmale, lange Kriegsschiffe mit Rudern, daher unabhängig vom Winde, zum Kapern fremder Handelsschiffe. Die Griechen besaßen 480 v. Chr. (Schlacht bei Salamis) eine wohlorganisierte M. und Fechtweise zur See, eine Rammtaktik. Man suchte dem feindlichen Schiff den in Höhe der Wasserlinie am Bug des eignen Schiffes befestigten Schnabel, Widder (Embolos) mit gewaltigem Stoß in die Seite zu rennen, dadurch die Seitenwand zu

zertrümmern und das Schiff zum Sinken zu bringen. Im Vorder- und Hinterteil des Schiffes sowie auf den Laufbrücken in der Längenmitte waren Speerwerfer, Bogenschützen und Katapulten für den Fernkampf aufgestellt. Gleich den Griechen waren die Karthager Meister im Rammen, aber schwach im Handgemenge, sie unterlagen deshalb den Römern, als diese bei Mylä die Entertaktik einführten (s. Entern), im Schwertkampf. — Sporn- und Entertaktik blieben bis ans Ende des Mittelalters, bis zur Einführung der Segel und Feuergeschütze, also so lange überall im Gebrauch, als die Schiffe eine vom Winde unabhängige Eigenbewegung besaßen. Mit den Geschützen an Bord der Schiffe gewann der Fernkampf an Bedeutung; die Entwickelung des Geschützwesens ermöglichte es, feindliche Schiffe schon aus der Ferne zum Sinken zu bringen oder kampfunfähig zu machen, das Rammen oder Entern war hierzu also nicht mehr notwendig und wurde immer mehr entbehrlich, je mehr die Feuerwirkung erstarkte. Dazu war es nötig, die bisher auf das Vorder- und Hinterkastell, festungsturmartige Hochbauten im Bug und Heck, beschränkten Geschütze auf die Seitenwände auszudehnen, aber damit mußten auch die Ruderer aufgegeben und die Segel vermehrt werden. Bald baute man nur noch Segel- oder Ruderschiffe; letztere führten indes für weitere Fahrten auch Segel, die aber im Kampf grundsätzlich eingezogen wurden. Beide Schiffsarten bestanden bis in das vorige Jahrhundert nebeneinander, Deutschland besaß selbst noch 1870 für die Küstenverteidigung Ruderkanonenboote. Der aus alter Überlieferung am Bug der Segelschiffe beibehaltene Sporn verschwand, denn mit der Eigenbewegung der Schiffe mußte auch die Rammtaktik aufgegeben werden. Die Bewegung der Schiffe war vom Winde und der Erfolg im Kampf von der Artilleriewirkung abhängig. Als 1500 in Brest (von Descharges) Stückpforten für die Geschütze in den Breitseiten angebracht wurden, konnten die Geschütze auch **unter** dem Deck aufgestellt werden. Schnell entstanden nun die Schiffe mit Batterien in mehreren Stockwerken, die **Zwei-** und **Dreidecker**. Der 1514 in Woolwich vollendete Zweidecker Henry Grace à Dieu von 1000 Ton. war mit 122 Kanonen armiert. Aus solchen großen Schiffen, den **Linienschiffen**, bestand die eigentliche Schlachtflotte. Für den Kundschafts- u. Kaperdienst wurden schnellsegelnde **Fregatten** oder Handelsschiffe gemietet und mit Geschützen armiert. Der zunehmende Seehandelsverkehr förderte auch die Erweiterung der Kriegsmarinen und deren Organisation in militärischer Beziehung, woraus die verschiedenen Reglements für das Geschützexerzieren, Entern, Signalgebung &c. entstanden. Immer ist es die M. der Handelsstaaten, die in der Entwickelung am schnellsten fortschreitet, die Hollands, Englands, Spaniens. Eine mächtige Entfaltung der M. aller Seemächte beginnt mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und den Napoleonischen Kriegen. In diesen Kriegen erlangte die Kunst, unter Segeln mit Kriegsschiffen zu manövrieren, einen hohen Grad von Vollkommenheit, aber sie blieb immer vom Winde abhängig, und als die letzte Seeschlacht zwischen Segelschiffen geschlagen wurde, die zu Navarino 20. Okt. 1827, war bereits die neue Zeit, die des Dampfschiffes, die dem Kriegsschiff die seit Jahrhunderten mit den Ruderern verloren gegangene Eigenbewegung zurückgab, angebrochen. Mit Beginn der 30er Jahre wurden in die englische und französische M. die ersten Dampfschiffe eingestellt. Es waren Raddampfer, aber seit 1840 traten Schraubendampfer an ihre Stelle. Nebenbei blieb die Takelage noch im Gebrauch, um die kostenlos erhältliche Kraft des Windes zu benutzen, und weil man meinte, daß man mit den Segeln auch die Seefähigkeit des Schiffes, durch Veränderung der Schwerpunktslage, aufgeben würde. Trotz der großen Nachteile der Takelage im Kampf sowie ihrer Behinderung im Gebrauch der Geschütze, ihrer Raum- und Belastungsbeanspruchung des Schiffes ist erst in neuester Zeit bei allen Schiffen, die für den eigentlichen Kampf bestimmt sind, die Takelage aufgegeben worden; die für den diplomatischen Dienst in fremden Meeren besonders bestimmten Schiffe führen auch heute noch Segel.

Mit der Erbauung des ersten seefähigen **Panzerschlachtschiffes** Gloire in Frankreich beginnt eine Epoche in der Entwickelung der M., die nach und nach im Bau des Kriegsschiffes mit allem Überlieferten bricht, neue Grundsätze einführt und so eine Umgestaltung der M. von Grund aus bewirkt. Der Panzerschutz war gegen die Sprengwirkung der Artilleriegeschosse notwendig geworden, Grund genug, die Durchschlagskraft der Geschosse zu steigern. So entbrannte gegen Ende der 60er Jahre zwischen Panzer und Geschütz ein wechselvoller Wettstreit, dessen Abschluß einstweilen noch nicht abzusehen ist; er hat in der Folgezeit im wesentlichen die vielen Wechsel in der Bauart und Einrichtung der Schlachtschiffe hervorgerufen. Bis zur Mitte der 70er Jahre schien die Überlegenheit des Panzers gesichert, aber die Fortschritte im Geschützwesen: Ringkanonen, Hartguß- und Stahlpanzergeschosse, braunes, später rauchloses Schießpulver, lange Kanonen, verschafften nach und nach der Artillerie ein Übergewicht, das man mit immer größern Schiffen und stärkern Panzern bekämpfte. Man beschränkte sich aber nicht auf **diese** Waffen. Die Wiedererlangung der Eigenbewegung der Schiffe mußte zur Taktik des Altertums zurückführen und den Sporn wieder aufleben lassen. Der französische Admiral Labrousse empfahl bereits 1840 bei Einführung der Schraubenschiffe, den Bug derselben mit einem Sporn zu bewehren, aber erst zu Anfang der 60er Jahre gelangte sein Vorschlag, in Frankreich bei den Panzerschiffen Magenta und Solferino, in England bei Resistence und Defence zur Anwendung. Seitdem erhält jedes Schlachtschiff u. jeder größere Kreuzer einen Rammbug. Die in der Schlacht bei Lissa mit dem Rammstoß erzielte ungeheure Wirkung führte zur Aufstellung der sogen. **Rammtaktik**, welche den Sporn, das Schiff als Ramme, zur Hauptwaffe im Gefecht machen wollte. Sie wirkte fördernd auf die Entwickelung der Beweglichkeit der Schiffe, auf deren innere Einteilung in wasserdicht verschließbare Räume durch Quer- u. Längswände, um die Wirkung des Rammstoßes zu lokalisieren. Die Notwendigkeit dieser Einrichtungen förderte ihrerseits die Verwendung von Eisen und Stahl zum Schiffbau. Schon 1854 wurden Handelsschiffe aus Eisen gebaut, in der M. wurde die Zweckmäßigkeit des Eisenbaues viel bestritten, in Frankreich wurden deshalb noch bis 1876 Panzerschlachtschiffe (Trident) und Kreuzer aus Holz gebaut, in England ist man schon ein Jahrzehnt früher zum Eisenbau übergegangen. Dem Eisen folgte bald der Stahl, der das Gewicht des Schiffsrumpfes verminderte und das ersparte Gewicht für andre Zwecke (Panzer, Artillerie) verfügbar machte.

Die Panzerschiffe hatten bereits mehrere Wandlungen hinsichtlich ihrer Bauart und Einrichtung hinter sich, als die *Torpedoboote* Mitte der 70er Jahre ihnen gegenübertraten. Glaubte man anfangs, daß es am vorteilhaftesten sei, die Torpedoboote so klein als möglich zu machen, und daß solche von 8—12 Ton. genügen würden, so erkannte man bald, daß der aus dieser geringen Größe hervorgehende Mangel an Seetüchtigkeit ihren Nutzen fast ganz aufhob. Infolgedessen wuchsen sie nach und nach auf 30, 40, 50—90 Ton. Damit war der Vorteil, den ihre Kleinheit als Ziel der feindlichen Artillerie bot, zum guten Teil geopfert, er wurde aber durch die Steigerung ihrer Fahrgeschwindigkeit wieder gewonnen, ging jedoch abermals verloren, als man die Mitrailleusen und Schnellfeuerkanonen einführte. Immerhin ist schnelles und überraschendes Auftreten erste Bedingung für den Erfolg eines Angriffes der Torpedoboote. Die großen Fortschritte im Bau von Schiffsmaschinen haben zu Torpedobooten von 27 Knoten Fahrgeschwindigkeit geführt, und die bereits angebahnte Verwendung von Masut als Brennstoff in den Kesselfeuerungen vermeidet die verräterischen Funken und Rauchwolken aus den Schornsteinen. Daher sind auch heute noch die Torpedoboote die gefürchtetsten Gegner der Schlachtschiffe und Kreuzer. Zu ihrer Abwehr dienen sowohl die *Torpedobootjäger*, Schiffe von 250—700 Ton. und großer Schnelligkeit, die unter Anwendung von Wasserrohrkesseln bereits bis zu 29 Knoten gesteigert ist (Mitte 1895, England hat aber solche von 30 Knoten in Bau gegeben), als auch die Schnellfeuerkanonen, die in mehr oder minder großer Zahl alle Schiffe an Bord führen. — Da die M. den heimischen Seehandel schützen, den feindlichen schädigen soll, so bedarf sie hierzu solcher Schiffe, die den Handelsschiffen an Fahrgeschwindigkeit überlegen sind, einen großen Vorrat an Kohlen für lange Reisen (5—10,000 Seemeilen) an Bord haben und eine kräftige Schnellfeuerartillerie besitzen. Diesen Zweck haben die *Kreuzer*, die, je nachdem sie in näheren oder fernern Meeren auf kurze oder längere Zeit, selbständig oder in Geschwadern auftreten sollen, verschieden groß und hiernach in 3—4 Klassen geteilt sind. England ist mit den beiden Kreuzern Powerful und Terrible zu Schiffen von 14,200 Ton., 152 m Länge und 25,000 Pferdestärken hinaufgegangen, die 23 Knoten Geschwindigkeit und Kohlen für 20,000 Seemeilen Fahrt haben. Die Kreuzer sind in der Regel durch ein Panzerdeck geschützt, und diejenigen, die den Kern von Kreuzergeschwadern bilden und den Kampf mit feindlichen Kreuzern aufnehmen sollen, haben auch gepanzerte Seitenwände u. schwere Kanonen in gepanzerten Geschütztürmen sowie eine starke Armierung von Schnellfeuerkanonen des größten bis kleinsten Kalibers. Diese *Panzerkreuzer* unterscheiden sich daher von den Schlachtschiffen oft nur durch geringere Stärke des Panzers, aber größere Fahrgeschwindigkeit. Die eigentlichen Schlachtschiffe sind *Panzerschiffe*, mit den schwersten Geschützen armiert und vom stärksten Panzer geschützt; sie sollen in sich die größte Angriffs- und Widerstandskraft vereinen, um mit jedem Feinde um den Sieg ringen zu können. Sie führen außer den Hauptgeschützen in Panzertürmen eine Beiarmierung von Schnellfeuerkanonen größten bis kleinsten Kalibers, aber alle hinter Panzerschutz, die kleinern hinter Schutzschilden. Diese Panzerschiffe, die an die Stelle der frühern Linienschiffe getreten sind, sollen für die Schlacht auf hoher See in allen Meeren geeignet sein und sind ebenso zum Angriff auf die stärksten Küstenbefestigungen bestimmt. Sie müssen daher unbeschränkte Seefähigkeit und hinreichenden Kohlenvorrat besitzen. In diesen Eigenschaften unterscheiden sich von ihnen die für die Küstenverteidigung bestimmten Panzerschiffe, die ihrer geringern Bordhöhe wegen für den Kampf auf hoher See nicht geeignet sind und nur geringen Kohlenvorrat fassen können, weil sie ihn in der Nähe der Küste jederzeit auffüllen können. Sie haben auch geringern Tiefgang, aber stärksten Panzer und schwerste Artillerie. — Alle Panzerschiffe kämpfen mit den drei heutigen Offensivwaffen des Seekrieges, dem Geschütz, dem Torpedo und dem Sporn; unter ihnen ist das Geschütz die wichtigste, da sie auf weiten Entfernungen, im Küstenkriege bis zu 12 km und weiter, bis zur nächsten Nähe in Anwendung kommen und den Feind vernichten kann; der Torpedo ist auf die Entfernungen bis zu 450 m beschränkt, und die Ramme kann nur als Gelegenheitswaffe gelten. Wie die Torpedofahrzeuge den Torpedo als eigentliche Waffe führen, so hat man neuerdings in Amerika Schiffe besonders für den Rammstoß gebaut. Für den Aufklärungs-, den Vorposten- und den Depeschendienst dienen die *Avisos*, meist Schiffe mittlerer Größe von großer Schnelligkeit, aber auch die kleinen Kreuzer und Torpedoboote werden dazu verwendet. Die großen Fortschritte im Bau von Schiffsmaschinen, im Panzer- und Geschützwesen seit dem Beginn der 80er Jahre sowie in der Schiffsbaukunst haben notwendig verändernd und umgestaltend auf die M. eingewirkt, so daß ihre Ausgestaltung nach allen Richtungen einem ununterbrochenen Werdegange gleicht; wann ein Ausruhen, ein Abschluß in dem Sinne erreicht werden wird, wie er zur Zeit der Segeltaktik bestand, ist einstweilen nicht abzusehen. Vgl. die Artikel »Geschütz«, »Panzer« und »Torpedo«.

[Litteratur.] Vgl. *Du Sein*, Histoire de la marine de tous les peuples (Par. 1863—79, 2 Bde.)· *Graser*, De veterum re navali (Berl. 1864); verschiedene Werke von *Jurien de la Gravière* (s. d.); *Brommy-Littrow*, Die M. (3. Aufl. bearbeitet von Kronenfels, Wien 1878); *King*, The war ships and navies of the world (Boston 1880); *Kronenfels*, Das schwimmende Flottenmaterial der Seemächte (Wien 1880, Nachtrag 1883); *Henk*, Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen (2. Aufl., Berl. 1884); *Porter*, The naval history of the civil war (Lond. 1887); *Raineri*, Storia della navigazione a vapore (Bd. 1, Rom 1888); *Chabaud-Arnault*, Histoire des flottes militaires (Par. 1889); *Randaccio*, Storia navale universale antica e moderna (Rom 1891, 2 Bde.); *V. Vecchj*, Storia generale della marina militare (2. Aufl., das. 1895, 3 Bde.); *Leroi*, Les armements maritimes (Par. 1889); *Buchard*, Marines étrangères (das. 1891); *Mahan*, The influence of Sea power upon history 1660—1783 (2. Aufl., Boston 1891; deutsch, Berl. 1895); Derselbe, The influence of Sea power in the French Revolution and empire 1793—1812 (Lond. 1892, 2 Bde.); *Batsch*, Nautische Rückblicke (Berl. 1892); *B. v. Werner*, Die Kampfmittel zur See (Leipz. 1892); Derselbe, Die Kriegsmarine, ihr Personal und ihre Organisation (das. 1894); *R. v. Werner*, Das Buch von der deutschen Flotte (6. Aufl., Bielef. 1893); *Dittmer*, Katechismus der deutschen Kriegsmarine (Leipz. 1890); »Organisatorische Bestimmungen für die kaiserliche M.« (Berl. 1888); »Die Lauf-

bahnen in der deutschen Kriegsmarine« (2. Aufl., das. 1889); »Handwörterbuch für technische Ausdrücke in der kaiserlichen M.« (das. 1879); Paasch, Vom Kiel zum Flaggenknopf. Illustriertes Marinewörterbuch (2. Aufl., Hamb. 1894); »Taschenbuch für die kaiserliche M.« (hrsg. Berl. 1893); »Marine-Almanach« (Pola); Brassey, The naval annual (Lond.). — Zeitschriften: »Marinebefehl« (hrsg. vom Oberkommando der M., Berl., seit 1889); »Marine-Rundschau« (hrsg. von der 4. Abteilung des Oberkommandos, seit 1890); »Marine-Verordnungsblatt« (hrsg. vom Reichsmarineamt, seit 1869), mit »Beiheften«; »Nachrichten für Seefahrer« (das., hrsg. von der Admiralität bis 1889); »Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie« (das.); »Mitteilungen aus dem Gebiet des Seewesens« (Pola); »Revue maritime et coloniale«; »Moniteur de la flotte«; »Rivista marittima«; »Broad arrow«; »Engineering« u. a.

Marine (franz.), in der Malerei ein Seestück, Seebild; daher Marinemaler rc., s. Seestücke.

Marineakademie, Bildungsanstalt in Düsternbrook bei Kiel, auf welcher Offiziere der deutschen Marine (jährlich etwa 8) höhere Ausbildung empfangen; sie soll die wissenschaftlich Befähigtsten weiter fortbilden; der Kursus ist zweijährig inkl. der praktischen Übungen an Bord der Schiffe während des Sommers. Außer den Fachwissenschaften werden noch solche gelehrt, welche die intellektuelle Bildung, Einsicht und Urteilsfähigkeit des einzelnen erweitern. Lehrgegenstände sind Seekriegsgeschichte, See- und Landtaktik, Artillerie-, Torpedo- und Minenwesen, Schiffs- und Maschinenbau, höhere Mathematik, Naturlehre, Elektrotechnik, Ozeanographie, Astronomie, Zoologie der Meere, Schiffshygiene, Nationalökonomie, Seerecht, russische, spanische und französische Sprache. Die M. ist der Direktion des Bildungswesens der Marine unterstellt. Das 1888 eingeweihte Gebäude der M. enthält auch die Räume für die Marineschule (s. d.), für die Unterbringung der Kadetten, die Modellsammlung, ein Museum u. eine Bibliothek. Vgl. Marinebildungsanstalten.

Marineamt, s. Reichsmarineamt.

Marineartillerie, das gesamte den Marinebehörden unterstellte Artillerie- und Geschützwesen, in der deutschen Marine die Matrosenartillerie, die Artillerie- und Minendepots und das Artillerieschulschiff. Während die Matrosenartillerie ausschließlich als Küstenartillerie zur Besetzung der Küstenwerke in Kriegshäfen dient und für den Artilleriedienst an Bord nicht ausgebildet wird, werden alle Mannschaften der Matrosendivisionen sowohl artilleristisch auf dem Artillerieschulschiff als infanteristisch zum Gebrauch der Büchse wie seemännisch im Segeldienst ausgebildet. Die deutsche M. ist zu einer Inspektion zusammengefaßt unter einem Konteradmiral oder Kapitän zur See als Inspekteur. In technischen Angelegenheiten ist die Marineartillerieinspektion (Wilhelmshaven) dem Reichsmarineamt, in militärischen dem Kommando der Nordseestation unterstellt (vgl. Marine). In der englischen Marine ist die M. eine besondere Truppe, in der französischen Marine werden die Schiffsbesatzungen besonders in Artilleristen (artilleurs), Infanteristen (fusiliers) und Matrosen (gabiers) eingeteilt und erhalten eine dem entsprechende Ausbildung.

Marinebauten, alle Marinezwecken dienenden Hoch- und Wasserbauten, als Hafen- und Werftanlagen, Trockendocks, Magazine aller Art, Leuchttürme rc. Nicht zu den M. gehören die Schiffsbauten (schwimmendes Material).

Marinebeamte, s. Militärbeamte.

Marinebildungsanstalten. Außer der Marineakademie (s. d.) und Marineschule (s. d.) zu Kiel besitzt Deutschland eine Deckoffizierschule in Kiel. Diese zerfällt in eine Maschinisten-, Steuermanns- und Torpedoklasse zur Ausbildung von Maaten zu Deckoffizieren; ferner bei den Matrosen- und Werftdivisionen die Divisions- und bei den Matrosenartillerie-Abteilungen die Abteilungsschulen zur Ausbildung von Mannschaften zu Maaten. Die Matrosen-Divisionsschulen haben Bootsmanns- und Feuerwerker-, die Werftdivisionsschulen Maschinen-, Meisters-, Handwerker- rc. Klassen. — In Österreich bestehen: eine Marineakademie zur Heranbildung der Seeoffiziere in Fiume; eine Maschinenjungenschule, eine Musikjungenschule u. eine Marine-Unterrealschule zu Pola. In Frankreich bestehen: die École navale und École d'application des aspirants de marine zu Brest zur Ausbildung von Offizieren; die École des défenses sous-marines zu Boyardville (Insel Oléron), für alle Chargen vom Matrosen bis zum Fregattenkapitän; drei Écoles de médecine navale (medizinische Fakultäten) zu Brest, Rochefort und Toulon; das Établissements des pupilles de la marine zu Brest, für Kinder von Seeleuten, welche mit dem 13. Lebensjahr in die École des mousses (Schiffsjungen) übertreten; die École d'application de timonerie (Steuermannsschule), de pilotage (Lotsenschule), die École d'application de canonnage (Artillerieschulschiff), alle drei an Bord, zur Ausbildung von Unteroffizieren, letztere auch von Offizieren; die École d'artillerie zu Lorient; die École de pyrotechnie zu Toulon; Meisterschulen zur Ausbildung von Marinehandwerkern zu Brest, Rochefort und Toulon; mehrere Navigationsschulen sowie auch eine Schule zur Ausbildung von Mannschaftslehrern rc. In England besteht eine Marineakademie zu Greenwich, die von allen Offizieren, vom Kapitän abwärts, von Maschinisten, Schiffbauern, Ingenieuren rc. besucht wird. Italien hat eine Marineakademie zu Livorno, außerdem an verschiedenen Vorbereitungsschulen eine Art Navigationsschule.

Marineblau, ein rötliches Wasserblau, s. Anilinblau.

Marine City (spr. märīn sitti), Stadt in der Grafschaft St. Clair des nordamerikan. Staates Michigan, am St. Clair River, gegenüber der Stadt Sombra in Kanada, hat lebhaften Handel und (1890) 3268 Einw.

Marinedepartement, s. Reichsmarineamt.

Marine-Ersatzwesen. Die Aushebung und Einberufung der Marinemannschaften geschieht durch die Ersatzkommissionen u. Bezirkskommandos der Armee. Die Einstellung der Rekruten erfolgt in der Regel Anfang Januar und die Entlassung nach 2½jähriger Dienstzeit im September. Die Dienstzeit umfaßt 1) die Dienstpflicht in der Flotte (aktiv und Reserve), 2) die Seewehrpflicht und 3) die Marineersatzreservepflicht. Die aktive Dienstzeit dauert event. 3 Jahre, die Reservezeit 4 Jahre. Die Seewehr ist in zwei Aufgebote geteilt, das erste Aufgebot dauert 5 Jahre, das zweite bis zum vollendeten 39. Lebensjahre (für Leute, welche vor vollendetem 20. Lebensjahre eingetreten, entsprechend kürzer). Die Ersatzreservepflicht dauert 12 Jahre, vom 20. Lebensjahre ab gerechnet. Außerdem können im Kriegsfalle alle Wehrpflichtigen, welche weder dem Heer noch der Marine angehören, zum Landsturm eingezogen werden. Zur Marine wird genommen: a) seemännische Bevölkerung, wie Seeleute von Beruf, See-, Kü-

sten- und Hafffischer, Schiffszimmerleute, Maschinisten und Heizer von Flußdampfern, b) halbseemännische Bevölkerung, wie Seeleute, welche nur kurze Zeit zur See gefahren sind, See-, Küsten- und Hafffischer, welche weniger als ein Jahr die Fischerei betrieben. Außer diesen rekrutiert sich die Marine aus Ein-, Drei- und Vierjährig-Freiwilligen und aus den Schiffsjungen (s. d.). Die Einjährig-Freiwilligen der Landbevölkerung treten in die Matrosenartillerieabteilungen und die Marineinfanterie, Techniker in die Werftdivisionen ein; sie haben sich selbst zu beköstigen und zu bekleiden. Die Seeleute von Beruf, im Besitz des Berechtigungsscheines, oder die, welche das Steuermannsexamen abgelegt haben, werden als Einjährig-Freiwillige in die Matrosen- und Torpedoabteilungen eingestellt und sind nicht verpflichtet, sich selbst zu bekleiden und zu verpflegen, desgleichen nicht diejenigen, welche in die Maschinistenabteilungen der Werftdivisionen eingestellt werden, und welche außer dem Berechtigungsscheine besitzen: a) das Zeugnis zum Maschinisten 1., 2. oder 3. Klasse auf deutschen Seeschiffen, b) das Zeugnis über neunmonatige erfolgreiche Beschäftigung beim Bau von Dampfmaschinen, bez. dreimonatige Thätigkeit als Assistent beim Betrieb einer Dampfmaschine oder c) welche mindestens ein Jahr als Maschinist oder Maschinistengehilfe mit guten Zeugnissen auf See- oder Flußdampfern gefahren sind. Alle geeigneten Einjährig-Freiwilligen werden zu Unteroffizieren, Deckoffizieren und Offizieren ausgebildet. Als Drei- und Vierjährig-Freiwillige können sich vom 17. Lebensjahr ab dazu befähigte Leute zum Flottendienst melden. Hierbei gilt, daß seemännische Vorbildung zum dreijährigen Dienst in den Matrosendivisionen und Torpedoabteilungen berechtigt, die Leute der halbseemännischen oder der Landbevölkerung aber entweder als Dreijährig-Freiwillige den Spielleuten zugeteilt werden oder aber als Vierjährig-Freiwillige einzustellen sind. Die Dreijährig-Freiwilligen können jederzeit, die Vierjährig-Freiwilligen nur zur Zeit der Rekruteneinziehung zur Einstellung kommen. Für die Dreijährig-Freiwilligen der Werftdivisionen sind besondere Befähigungsnachweise einzubringen. Die Kommandanten der Kriegsschiffe sind befugt, Mannschaften auch im Auslande zum Dienst zuzulassen. Vgl. die deutsche Marineordnung (Berl. 1894); Capelle, Taschenbuch für die kaiserliche Marine (Berl. 1892); Dittmer, Katechismus der deutschen Kriegsmarine (Leipz. 1890).

Marinegeschütze, alle an Bord (auf Schiffen) stehenden Geschütze (s. Geschütz).

Marineinfanterie, die ausschließlich im Infanteriedienst ausgebildeten Marinetruppen, in der deutschen Marine hauptsächlich zur Verteidigung der deutschen Kriegshäfen bestimmt, wird jedoch auch zur Besatzung von Panzerschiffen (Seesoldaten), und dort hauptsächlich zur Geschützbedienung, selten zum Polizeidienst (Stabswache) benutzt. Die M. ist auch bestimmt, bei Landungen zu kriegerischen Unternehmungen verwendet zu werden (zum erstenmal in Kamerun 1894). Das erste Bataillon der M. steht in Kiel, das zweite in Wilhelmshaven. Die Oberleitung liegt in den Händen der Inspektion der M. Vgl. Heye, Das Seebataillon 1852—1886 (Berl. 1887); Derselbe, Die M. vom 23. Dez. 1849 bis 1. Okt. 1890 (das. 1891).

Marineinspektion, s. Marine.

Marinekabinett, deutsche Marinebehörde in Berlin, welche die Personalien u. Kommandierungen der Seeoffiziere, Seekadetten, Marineinfanterieoffiziere, Maschineningenieure, Zeug-, Feuerwerks- und Torpedooffiziere bearbeitet. Chef des Marinekabinetts ist ein höherer Seeoffizier, der zugleich Flügeladjutant des Kaisers ist.

Marinekonferenz, internationale, eine 1889 in Washington zusammengetretene und von 27 Seestaaten beschickte Konferenz, welche nur über den ersten der 13 Teile ihres Programms: Regeln zur Verhütung des Zusammenstoßens auf See, endgültige Beschlüsse gefaßt hat. Vgl. »Protocols of Proceedings of the International Marine Conference« (Washingt. 1890, 3 Bde.); Wislicenus, Ergebnisse der internationalen M. zu Washington und ihre Bedeutung für Deutschlands Seewesen (Leipz. 1891).

Marineleim (Seeleim), s. Kitt.

Marinelli, Giovanni Giuseppe, ital. Geograph, geb. 28. Febr. 1846 in Udine, studierte in Padua Mathematik und Rechtswissenschaft, wurde 1867 Lehrer der Geographie u. Geschichte am königl. technischen Institut zu Udine, wirkte hier für die Errichtung zahlreicher meteorologischer Stationen in den Alpen und verfaßte unter anderm den Anfang seiner »Materiali per l'altimetria italiana« (bis jetzt 9 Abteilungen) und »Nomi propri orografici, Alpi Carniche e Giulie« (Udine 1872). 1879 wurde M. als Professor der Geographie an die Universität Padua berufen und 1885 zum Sekretär der Akademie der Wissenschaften daselbst ernannt. M. ist der Hauptbegründer der neuen Schule der italienischen Geographie, welche, ohne die historische Richtung ganz zu verlassen, die physische immer mehr zur Hauptsache macht. Von seinen Schriften sind besonders nennenswert: »Della geografia scientifica e di alcuni suoi nessi etc.« (Rom 1879); »Saggio di cartografia della Regione Veneta«; »La geografia e i Padri della Chiesa« (das. 1882; deutsch von Neumann: »Die Erdkunde bei den Kirchenvätern«, Leipz. 1884); »La superficie del Regno d'Italia« (3. Aufl., Rom 1883). Seit 1883 gibt er das große Werk »Terra, trattato popolare di geografia universale« (Mailand) heraus; ferner erschienen von ihm: »Le Alpi Carniche« (Turin 1888); »Sui colli Euganei« (Padua 1888); »Venezia nella storia della geografia cartografica ed esploratrice« (Venedig 1889); ein historischer Atlas in 34 Karten u. a.

Marinemalerei, s. Seestücke.

Marineo, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), mit Wein-, Obst- und Olivenbau, einem Spital und (1881) 9617 Einw.

Marineoffiziere (Seeoffizierkorps), s. Offizier.

Marineordnung, deutsche, die zur Ergänzung der Wehrordnung vom 22. Nov. 1888 am 19. Nov. 1889 erlassene Verordnung, welche alle gesetzlichen Bestimmungen über Eintritt und Entlassung des gesamten Marinepersonals der deutschen Marine, sowohl für den aktiven Dienst als für den in der Marinereserve und in der Seewehr, enthält. Ausgabe Berlin 1894.

Marinepfarrer, s. Militärgeistliche.

Marineschule, Bildungsanstalt in Kiel (im Gebäude der Marineakademie, s. d.), auf welcher die Kadetten und Seekadetten der deutschen Marine ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Die M. ist der Inspektion des Bildungswesens der Marine unterstellt. Die Lehrer sind teils Seeoffiziere, teils Gelehrte. Die Kadetten werden im April eingestellt, 4 Wochen an Land ausgebildet und gehen dann bis zum nächsten Frühjahr an Bord eines Kadettenschul-

schiffes, um nun in der M. das Seekadettenexamen abzulegen. Dies umfaßt Navigation mit Astronomie und Meteorologie, Seemannsdienst, Artillerie, Schiffsmaschinenkunde, Mathematik und Naturlehre, Dienstkenntnis, englische u. französische Sprache. Die Seekadetten kommen 18 Monate auf Schulschiffe und Schiffe der Manöverflotte, machen dann einen 11monatigen Kursus auf der M. durch und haben hiernach die Seeoffizierprüfung zu bestehen. Bevor die Kommandierung auf die Manöverflotte stattfindet, legen die Seekadetten auf der M. eine erweiterte Prüfung ab (mit Torpedolehre). Die Seeoffizierprüfung umfaßt Navigation, Seemannschaft, Seetaktik, Artillerie, Schiffsmaschinenkunde, Torpedolehre, Minenwesen, Schiffbau, Naturlehre, Mechanik, Fortifikation, Landtaktik, Mathematik, Englisch, Französisch und Zeichnen.

Marinestab, soviel wie Admiralstab.

Marinestationen, allgemeine Seegebiete, in deren Gewässern eine Seemacht zum Schutz ihrer dort lebenden Staatsangehörigen dauernd Schiffe unterhält (stationiert). Das deutsche Küstengebiet ist in zwei M., die der Ostsee und der Nordsee, geteilt. Oberste Behörden derselben sind: das Marinestations-Kommando zu Kiel und das zu Wilhelmshaven. Ersteres umfaßt die Gewässer der Ostsee, die dortigen deutschen Küsten und Häfen, letzteres die Nordsee bis zur Linie Dover-Calais, nördlich von Schottland bis 3° westl. L. v. Gr. u. im N. bis 60° nördl. Br., samt allen deutschen Küsten und Häfen an der Nordsee. An der Spitze der beiden M. stehen Vizeadmirale mit den Befugnissen der Divisionskommandeure der Armee. Vgl. Marine.

Marinetelegraphenschule für die deutsche Marine wurde 1. April 1889 zur Ausbildung von Mannschaften der Marineinfanterie und Matrosenartillerie in dreimonatigem Kursus errichtet. Jährlich finden drei Kurse statt, jeder Kursus hat 40 Schüler. Von den andern Marineteilen sind nur so viel Leute zu kommandieren, wie dies für bestimmte Zwecke, z. B. zur Besetzung der Telegraphenschiffe, notwendig ist. Die M. mit einem Offizier als Direktor ist der Inspektion der Marineartillerie unterstellt. Die Schule befindet sich in Lehe.

Marinetruppen, s. Marineartillerie und Marineinfanterie.

Marinette, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Wisconsin, an der Mündung des Menominee in die Green Bay des Michigansees, gegenüber Menominee im Staat Michigan, hat große Säge- und Hobelwerke, Holzhandel und (1890) 11,523 Einw. (1880 erst 2750).

Marinewerften, Schiffbauanstalten in Verbindung mit Werkstätten für Schiffsmaschinen und Schiffskesselbau, sowohl für den Neubau als für die Reparatur von Kriegsschiffen. Die deutsche Marine besitzt Werften in Wilhelmshaven, Kiel und Danzig. Vgl. Werft.

Maringues (spr. -rängh'), Stadt im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrond. Thiers, an der Morge und der Lokalbahn Gerzat-M., mit Wollindustrie, Gerberei und (1891) 2420 (als Gemeinde 3326) Einw.

Marinha Grande (spr. marinja), Stadt im portug. Distrikt Leiria (Provinz Estremadura), 10 km vom Atlantischen Meer, nahe dem Wald (Pinhal) von Leiria, an der Eisenbahnlinie Lissabon-Figueira da Foz gelegen, hat eine bedeutende Glas- und Spiegelfabrik und (1878) 3846 Einw.

Marīni (Marino), Giambattista, hervorragender ital. Dichter, geb. 18. Okt. 1569 in Neapel, gest. 25. März 1625 auf seinem Landgut bei Neapel, widmete sich gegen den Willen seines Vaters, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmte, der Dichtkunst und erwarb sich durch seine ersten poetischen Arbeiten die Bekanntschaft des Herzogs von Bovino und des Prinzen Conca, dessen Sekretär er wurde, und in dessen Haus er Tasso kennen lernte. 1599 mußte er aus Neapel fliehen und begab sich nach Rom, wo ihn unter andern der Kardinal Aldobrandini beschützte. Dieser nahm ihn 1608 mit nach Turin, wo sich M. die Gunst des Herzogs Karl Emanuel erwarb und zum herzoglichen Sekretär ernannt wurde. Verleumdungen verleideten ihm den Turiner Hof, und so folgte er der Einladung Margaretens von Valois nach Paris (1615), nach deren Tode er in Maria von Medici, der zweiten Gemahlin Heinrichs IV., eine neue Beschützerin fand. 1622 begab er sich auf Bitten des Kardinals Ludovisi nach Rom und von dort nach Neapel, wo er mit fürstlichen Ehren empfangen wurde. Sein berühmtestes Gedicht ist »Adone«, ein Epos in 20 Gesängen (Par. 1623, Lond. 1789, Flor. 1886), in welchem er jenen Stil in Anwendung brachte, welcher aus einer Häufung schwülstiger Ausdrücke, weit hergeholter und unnatürlicher Bilder und Metaphern, frostiger Antithesen und zugespitzter Wortspiele (concetti) besteht und nach ihm stil marinesco oder Marinismus genannt wird. Das Gedicht hat auch wesentliche Fehler in der Anlage und Ausführung, aber unbestreitbare Schönheiten im einzelnen. Von den Zeitgenossen wurde es mit größter Begeisterung aufgenommen und fand zahlreiche Nachahmungen, die seine Fehler noch übertrieben (vgl. Euphuismus u. Gongora). Wegen der darin enthaltenen schlüpfrigen Schilderungen kam der »Adone« auf den Index der verbotenen Bücher. Von Marinis übrigen Werken nennen wir das religiöse Epos: »La strage degli innocenti« (Rom 1633), die Gedichtsammlungen: »La Lira« und »La Sampogna« und die »Lettere gravi, argute, facete, piacevoli«. Eine Auswahl seiner Werke gab Zirardini heraus unter dem Titel: »Opere di G. M.« (Neapel 1862). Vgl. Vallauri, Il cav. G. B. M. in Piemonte (Flor. 1865); Menghini, La vita e le opere di G. B. M. (Rom 1888); Mango, Le fonti dell' Adone (Turin 1891).

Marinieren (franz.), das Einlegen von gesottenem oder gebratenem Fleisch, vorzugsweise von Fischen, wie Lachse, Neunaugen, Aale, Heringe, in eine Essigsauce mit Gewürzen.

Marinilla (spr. -nillja), Stadt im kolumb. Depart. Antioquia, östlich vom Rio Negro, 2060 m ü. M., hat eine höhere Schule, in der Umgebung Gold- und Salzgruben und (1870) 5518 Einw.

Marinismus, s. Marini.

Marīno (das alte Castrimoenium), Stadt in der ital. Provinz Rom, nördlich vom Albanersee an der Eisenbahnlinie Rom-Albano, hat mehrere Kirchen mit bemerkenswerten Gemälden, einen Palast der Colonna, Weinbau, Seifen-, Leder- und Metallindustrie und (1881) 6071 Einw.

Marīnos von Tyros, griech. Geograph, um 100 n. Chr., schrieb verdienstliche karthographische Arbeiten, die eine Hauptquelle des Ptolemäos bildeten, der von ihm auch den Nullmeridian von Ferro übernommen hat.

Marīnus, Päpste, s. Martin 2) und 3).

Mario, Giuseppe M., Marchese von Candia, Opernsänger (Tenor), geb. 1808 in Cagliari, gest. 11. Dez. 1883 in Rom, debütierte, nachdem er,

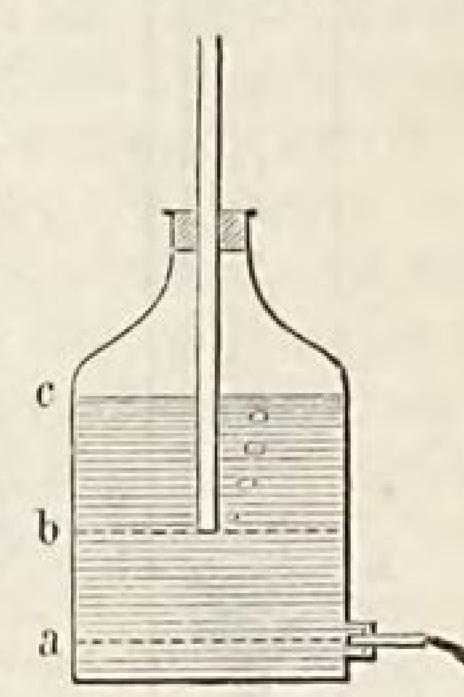
früher Offizier der piemontesischen Armee, am Pariser Konservatorium unter Ponchard und Bordogni Gesangstudien gemacht hatte, 1838 als Robert der Teufel an der Großen Oper zu Paris und wirkte seit 1840 am Théâtre-Italien. Marios Glanzepoche begann 1842, wo er in Dublin mit Tamburini, Giulia Grisi, seiner spätern Gattin (s. Grisi 2), und Lablache auftrat; in der Folge sang er eine Reihe von Jahren während der Saison am Coventgarden-Theater in London, auch in Rußland (1849) und Amerika (1854), meist in Gemeinschaft mit seiner Gattin, nach deren Tode er sich 1872 von der Bühne zurückzog. 1880 fand er in Rom eine Anstellung als königlicher Konservator der Museen.

Marion, Name vieler Orte in der nordamerikan. Union: 1) Hauptstadt der Grafschaft Grant in Indiana, am Mississippi, Bahnknotenpunkt, hat Fabriken von Leinöl, Glas, Faßdauben, Möbeln und (1890) 8769 Einw. In der Nähe sehr ergiebige Brunnen von Gas (seit 1887). — 2) Hauptort der Grafschaft Linn in Iowa, 10 km nordöstlich von Cedar Rapids, hat mehrere Fabriken und (1890) 3094 Einw. — 3) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Ohio, Bahnknotenpunkt, mit Fabriken von Harken, Ketten, Wagen, Maschinen und (1890) 8327 Einw.

Marionetten (franz. Marionnettes, ital. Marionette, Burattini, Fantocci), künstlich angefertigte bewegliche, mit Gelenken versehene Puppen, durch welche vermittelst mechanischer Vorrichtungen, z. B. Fäden ꝛc., menschliche Bewegungen nachgeahmt werden können. Man führt auf kleinen dazu erbauten Theatern Marionettenspiele auf, wo die Puppen lebendige Personen darstellen und dem Publikum unsichtbare Personen die Worte dazu sprechen. Können die Puppen verwandelt werden, so heißen sie Metamorphosen. Man hatte dergleichen Puppen schon bei den Griechen und Römern, und in China sind Darstellungen mit M. eine Hauptbeschäftigung der Gaukler. Auch im Mittelalter waren die M. beliebt, eine bildliche Darstellung findet sich im »Hortus deliciarum« der Herrad von Landsberg. Die wandernden Spielleute veranstalteten mitunter Aufführungen mit M., im spätern Mittelalter bedienten sie sich zu diesem Zweck eines transportabeln kleinen Gehäuses, das man in Deutschland als »Himmelreich« bezeichnete. Über den Inhalt dieser Aufführungen wissen wir nichts, vermutlich waren es vorwiegend kurze Szenen derb-komischen Inhalts. Nachdem die Haupt- und Staatsaktionen (s. d.) aus dem Repertoire der lebenden Schauspieler verdrängt waren, wurden sie mitunter mit M. aufgeführt, besonders häufig geschah dies mit dem Spiel vom Doktor Faust. Im allgemeinen hat gegenwärtig das Marionettentheater den Charakter einer Volksbelustigung ohne eigentliche litterarische Prätensionen, doch hat man in Paris in neuerer Zeit zu wiederholten Malen versucht, es auf eine höhere Stufe zu heben. Sammlungen deutscher Marionettenspiele haben unter andern Engel (»Deutsche Puppenkomödien«, Oldenb. 1874—92, 12 Tle.), Kollmann (»Deutsche Puppenspiele«, Heft 1, Leipz. 1891), Kralik und Winter (Wien 1885) veranstaltet; auch Mahlmann gab ein »Marionettentheater« (Leipz. 1806) heraus. Vgl. Magnin, Histoire des marionnettes (2. Aufl., Par. 1862); Anatole France, La vie littéraire, Bd. 3 (Par. 1891).

Mariotte, Edme, Physiker, geb. um 1620 (?) in Bourgogne, gest. 12. Mai 1684 in Paris, war Prior von St.-Martin-sous-Beaune und wurde 1666 Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften. M. verarbeitete die Ideen seiner Vorgänger Galilei und Torricelli mit so viel Glück, daß er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nötige Stärke zum Widerstand gegen den Druck des Wassers sowie über die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper machte. Diese Beobachtungen enthält der »Traité du mouvement des eaux« (hrsg. von De la Hire, Par. 1686). Das häufig nach ihm benannte Gesetz, daß die Volumina einer und derselben Menge Luft in umgekehrtem Verhältnis zu dem auf sie wirkenden Druck stehen, welches er 1679 an der Spitze seiner Abhandlung »De la nature de l'air« veröffentlicht hat, ist schon 17 Jahre vorher durch den englischen Physiker Boyle entdeckt worden. Doch hat Boyle das Gesetz nicht selbst formuliert, und M. hat es zuerst auf die barometrische Höhenmessung angewandt. Die Mechanik der festen Körper bereicherte M. durch eine vollständigere Entwickelung der von Chr. Wren aufgestellten Lehre vom Stoß, auch konstruierte er den noch heute benutzten Perkussionsapparat zur Demonstration der Gesetze vom Stoß. Er entdeckte auch den blinden Fleck im Auge (1666; vgl. Gesicht, S. 464). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in Leiden (1717, 2 Bde.) und im Haag (1740, 2 Bde.).

Mariottesche Flasche, eine unten mit einer seitlichen Ausflußmündung versehene, oben mit einem Kork luftdicht verschlossene Flasche, durch welchen eine luftdicht eingesetzte, an beiden Enden offene Glasröhre hineinragt (s. Abbild.). Fließt etwas Wasser aus der Flasche, so dehnt sich die im obern Teil befindliche Luft aus, und ihr Druck wird geringer, bis der in die Glasröhre hereinwirkende äußere Luftdruck den innern samt dem Druck der vom untern Ende der Röhre bis zum Wasserspiegel stehenden Wassersäule überwinden kann u. Luftblasen aus dem untern Röhrenende emporsteigen. Alsdann herrscht im Niveau b des untern Röhrenendes, solange der Wasserspiegel c nicht unter b sinkt, der äußere Luftdruck, und der Ausfluß des Wassers erfolgt nur unter dem Druck der Wassersäule a b, welche von der Ausflußmündung bis zum Niveau des untern Röhrenendes reicht. Man kann daher das Wasser mittels der Mariotteschen Flasche, obgleich der Wasserspiegel sinkt, unter gleichbleibendem Druck und daher mit gleichbleibender Geschwindigkeit ausfließen lassen. Je tiefer man die Röhre hineinschiebt, desto langsamer wird der Ausfluß und hört ganz auf, wenn man das Röhrenende ins Niveau der Mündung stellt. Bei chemischen Operationen benutzt man die M., um ein Filter gleichmäßig gefüllt zu erhalten. Die Vorrichtung besteht hier aus einer großen zweihalsigen Flasche, deren eine Öffnung eine gerade und deren andre eine zweimal rechtwinkelig gebogene, wie ein Heber wirkende Röhre aufnimmt. Beide Röhren reichen bis fast auf den Boden der Flasche, das freie Ende des Heberrohrs taucht in die Flüssigkeit auf dem Filter, und die Flasche steht in gleicher Höhe mit dem Rande des Filters im Trichter. Man verschiebt nun die gerade Röhre, bis Luftblasen durch dieselbe eintreten und mithin Wasser aus dem Heber abfließt, sobald die Flüssigkeit im Trichter sinkt.



Mariottesche Flasche.

Mariottescher Fleck u. **Mariottescher Versuch**, s. Gesicht, S. 464.

Mariotte'sche Röhre, s. Manometer.

Mariottesches Gesetz (Boylesches Gesetz) sagt aus, daß der Druck, den eine Luftmenge ausübt, im umgekehrten Verhältnis steht zu ihrem Rauminhalt oder im geraden Verhältnis zu ihrem spezifischen Gewicht (zu ihrer Dichte). Um die Zunahme des Druckes beim Zusammenpressen der Luft messend zu verfolgen, kann man sich einer zweischenkeligen Glasröhre (Fig. 1) bedienen, deren kürzerer Schenkel zugeschmolzen, der längere aber offen ist. Gießt man durch letztern etwas Quecksilber ein, so daß dasselbe die Biegung erfüllt und in beiden Schenkeln gleich hoch steht (bis a b), so übt die im kürzern Schenkel abgesperrte Luft offenbar denselben Druck aus wie die in den offenen Schenkel hereinwirkende äußere Luft. Wird nun noch mehr Quecksilber in den offenen Schenkel gegossen, so steigt dasselbe in beiden Schenkeln, im kürzern Schenkel jedoch viel langsamer, indem es die daselbst eingesperrte Luftmenge zusammendrückt. Wenn diese Luftmenge gerade auf die Hälfte ihres anfänglichen Rauminhalts zusammengepreßt ist (bis c), so findet man, daß die im längern Schenkel aufgegossene Quecksilbersäule, vom Quecksilberniveau (c d) im kürzern Schenkel aus gerechnet, gerade so hoch ist wie die Quecksilbersäule in einem gleichzeitig beobachteten Barometer (s. d.). Der Druck der abgesperrten Luft hält also jetzt außer dem Druck der Atmosphäre, welcher nach wie vor in das offene Rohr hereinwirkt, auch noch dem Druck dieser Quecksilbersäule, welcher bekanntlich dem Druck der Atmosphäre gleich ist, das Gleichgewicht; die auf die Hälfte ihres ursprünglichen Raumes eingeengte Luft übt also einen doppelt so großen Druck aus als vorher, nämlich einen Druck, der doppelt so groß ist als der Druck der Atmosphäre, oder welcher, wie man sich auszudrücken pflegt, zwei Atmosphären beträgt. Wird die Luft im geschlossenen Schenkel durch weiteres Eingießen von Quecksilber auf ein Drittel ihres anfänglichen Raumes zusammengedrängt, so trägt sie außer dem äußern Luftdruck eine Quecksilbersäule von doppelter Barometerhöhe, also im ganzen einen Druck von 3 Atmosphären u. s. f. Arago und Dulong haben auf diese Weise mittels einer Röhre, welche, an einem Mastbaum befestigt, sich in einem Turm des Collège Henri IV zu Paris erhob, das Boylesche Gesetz für atmosphärische Luft bis zu einem Druck von 27 Atmosphären geprüft und richtig gefunden. Um die Gültigkeit des Gesetzes auch für Drucke unter einer Atmosphäre darzuthun, kehrt man eine am einen Ende zugeschmolzene Glasröhre, welche außer Quecksilber noch etwas Luft enthält, in einem tiefen, mit Quecksilber gefüllten Gefäß um und drückt sie zuerst so weit hinab, daß das Quecksilber in der Röhre ebenso hoch steht wie außen (Fig. 2); die Luft in der Röhre besitzt alsdann denselben Druck wie die äußere, nämlich den einer Atmosphäre. Zieht man nun die Röhre in die Höhe, so dehnt sich die innere Luft aus, und man bemerkt gleichzeitig, daß das Quecksilber in der Röhre in die Höhe steigt. Dies zeigt an, daß der Druck der innern Luft geringer geworden ist, denn der äußere auf die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß wirkende Luftdruck vermag jetzt außer dem Druck der innern Luft auch noch demjenigen der gehobenen Quecksilbersäule das Gleichgewicht zu halten. Hat man die Röhre so weit herausgezogen, daß die innere Luft einen doppelt so großen Raum einnimmt als anfangs, so findet man, daß die nachgestiegene Quecksilbersäule gerade halb so hoch ist als die in einem gleichzeitig beobachteten Barometer und sonach den Druck einer halben Atmosphäre darstellt. Der Druck der aufs Doppelte ausgedehnten Luft muß also ebenfalls, da er im Verein mit demjenigen der Quecksilbersäule dem ganzen auf der Quecksilberfläche des Gefäßes lastenden Atmosphärendruck das Gleichgewicht hält, eine halbe Atmosphäre betragen. Dehnt man durch weiteres Herausziehen die Luft in der Röhre auf das Dreifache aus, so mißt die gehobene Quecksilbersäule 2/3 der Barometerhöhe, woraus hervorgeht, daß der Druck der Luft im Innern nur noch 1/3 Atmosphäre beträgt, u. s. f.

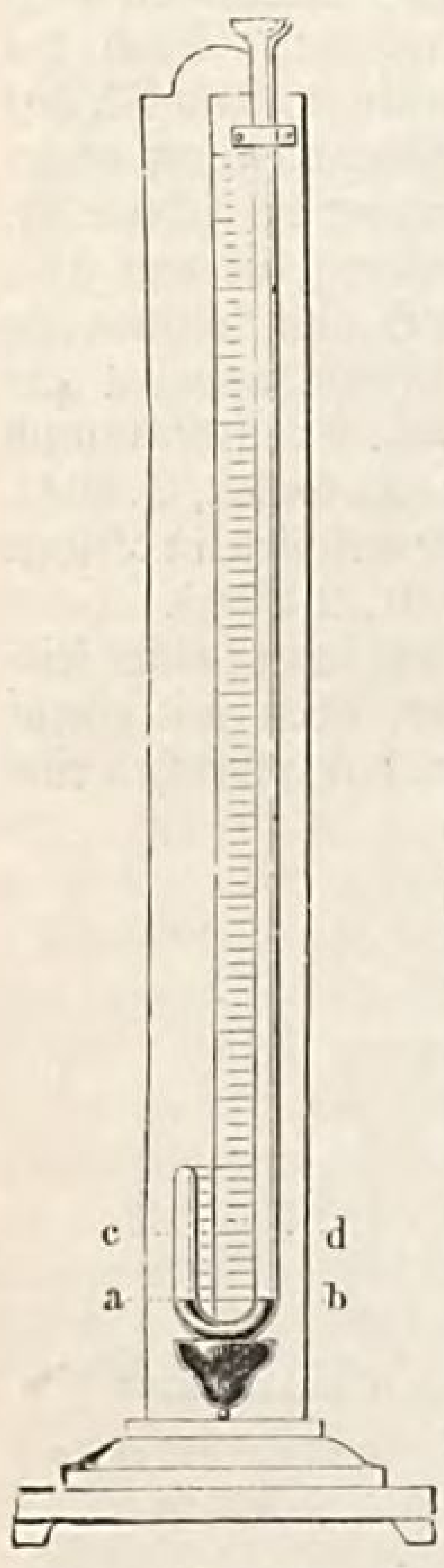


Fig. 1.

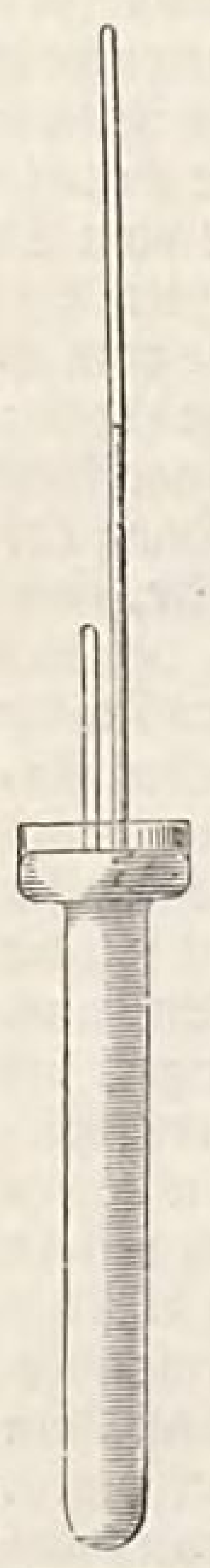


Fig. 2.

Mariotti, Luigi, Pseudonym, s. Gallenga.

Mariposa, Grafschaft und Dorf im nordamerikan. Staat Kalifornien, am Abhang der Sierra Nevada, mit der am Wege zum Yosemitethal (s. d.) liegenden M. Grove of Big Trees, eine als Staatspark reservierte Fläche von 10,4 qkm. Sie besteht aus dem untern Hain mit 100 Riesenbäumen (Sequoia gigantea), von denen einer einen Umfang von 29 m, einen Durchmesser von 9,4 m hat und 99 m hoch ist, und dem obern Hain mit 365 Riesenbäumen (bis 82 m).

Mariquita (spr. -kīta), Dorf im kolumb. Staat Tolima, 547 m ü. M., am Guali, 20 km oberhalb dessen Mündung in den Magdalenenstrom, mit (1870) 2095 Einw. In der Umgegend ehemals sehr ergiebige, heute verlassene Gold- und Silbergruben.

Maris, Jakob, holländ. Maler, geb. 25. Aug. 1837 im Haag, begann frühzeitig seine Studien auf der dortigen Akademie, um sich zum Landschaftsmaler auszubilden, und wurde dann Schüler von Ströbel und von Huib van Hove. Als van Hove nach Antwerpen übersiedelte, folgte ihm M., bildete sich aber dort bei dem Akademiedirektor de Keyser und bei van Lerius weiter. 1866 begab er sich nach Paris, besuchte Héberts Atelier und empfing den Einfluß der Landschaftsmaler Diaz, Corot, Rousseau, Millet, Dupré und Daubigny. Erst hier kam sein Talent für die mit Figuren ausgestattete Landschaft zur vollen Entfaltung. 1871 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. M. Auffassung u. Malweise sind durchaus modern, ohne jeden Anklang an die alten Niederländer; seine breite Pinselführung und seine sichere Berechnung der Licht- und Schattenwirkungen sind den Franzosen abgelernt. Aus der großen Zahl seiner Werke sind hervorzuheben: strickendes Mädchen an einem Haus, Ansicht vom Y mit Amsterdam, ein Gemüse putzendes Mädchen, Ansicht von Schiedam, holländische Stadtansicht, am Meeresufer, Mutter und Kinder (eine Ente mit ihren

Jungen), die Mühle, die Brücke und Kanal in Rotterdam. Er hat sich auch als Aquarellmaler und Radierer ausgezeichnet. — Sein Bruder Willem M. ist ebenfalls Landschaftsmaler, welcher seine Bilder zumeist mit Tieren belebt (Weide bei Sonnenschein, watende Kühe, Kühe an der Tränke, Enten, ein Sommertag, am Flußufer). Er lebt in Rijswijk beim Haag. Beide Brüder besitzen die erste Medaille der Münchener Kunstausstellung. — Ein älterer Bruder der vorigen, Matthijs M. (geb. 1835 im Haag), bildete sich anfangs auf den Akademien im Haag und in Antwerpen und seit 1869 in Paris zum Genremaler aus und lebt jetzt in London, wo seine durch ein zartes, duftiges Kolorit und durch poetische Auffassung ausgezeichneten Genrebilder (Mädchen mit Tauben, vlämische Köchin, häusliche Geschäfte) großen Beifall finden.

Marishal, Lord, s. Keith 1).

Marĭsus, antiker Name der Maros (s. d.).

Maritagium, s. Leibeigenschaft.

Maritīm (lat.), Meer und Schiffahrt betreffend.

Maritime wissenschaftliche Expeditionen. Obgleich das Meer in seinen mannigfachen Erscheinungen und Wirkungen schon in den ältesten Zeiten Gegenstand des Nachdenkens und des Forschens war, so blieb doch die Kenntnis von der Beschaffenheit und den Vorgängen in demselben bis in die neueste Zeit außerordentlich mangelhaft. Das langsame Fortschreiten der ozeanischen Untersuchungen war begründet in der Mangelhaftigkeit der zu denselben erforderlichen Instrumente; dieselben beschränkten die Beobachtungen auf die Oberfläche des Meeres und konnten daher nur sehr einseitige und lückenhafte Resultate liefern. Erst in den letzten Dezennien hat man angefangen, die Forschungen auf das Meer in seiner Gesamtheit bis in die größten Tiefen auszudehnen, und indem man dieselben systematisch und streng wissenschaftlich durchführte, hat man Aufschlüsse über die Tiefen, die Bodengestaltung und Beschaffenheit, die Temperatur- sowie die sonstigen physikalischen und biologischen Verhältnisse des Meeres erlangt. Maury suchte zuerst die Meereskunde auf positiver, streng wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen; er wurde in seinen Bestrebungen wesentlich unterstützt durch die gerade in jene Zeit fallenden Bemühungen, eine Telegraphenverbindung der Alten und Neuen Welt durch unterseeische Kabel herzustellen, und diesen Bemühungen verdanken wir die ersten wichtigen und erfolgreichen Tiefseeforschungen. Es folgte nun eine ganze Reihe von Expeditionen bis in die jüngste Zeit; dieselben wurden zum Teil von den Regierungen der großen Seestaaten zur wissenschaftlichen Erforschung der Ozeane ausgerüstet und von namhaften Gelehrten begleitet. Eine große Ausdehnung erhielten dieselben durch die vielen Polarfahrten, welche sowohl auf dem Gebiet der geographischen Entdeckungen als auch der ozeanographischen und hydrographischen Forschungen Vorzügliches leisteten. Unter den größern rein wissenschaftlichen Expeditionen verdienen die englische mit der Challenger, die deutsche mit der Gazelle und die amerikanische mit der Tuscarora hervorgehoben zu werden (weiteres über dieselben s. unten).

Außer den geographischen Forschungen, der Aufnahme und Positionsbestimmung von Küsten und Inseln erstreckten sich die Untersuchungen dieser Expeditionen auf die Bestimmung der Tiefen der Meere, der Bodenformation und Beschaffenheit des Grundes, der chemischen und physikalischen Eigenschaften des Wassers, spezifischen Gewichts, der Temperatur, Farbe und Durchsichtigkeit, der Bewegung des Wassers in den Strömungen und Gezeiten (Ebbe und Flut) sowie auf das Tier- und Pflanzenleben der Ozeane. Zum Messen der Wassertiefen hat man sich von alters her des Lotes oder des Senkbleies bedient, das in neuerer Zeit allerlei Verbesserungen erfahren hat (s. Tiefenmessung). Zur Erforschung der Bodenbeschaffenheit werden Proben des Grundes heraufbefördert. Dies geschieht durch eine Vorrichtung an dem Lot, indem man eine Höhlung desselben mit Talg ausfüllt, an welchem Bestandteile des Bodens haften bleiben, oder durch eine besondere mittels Ventils schließbare Kammer, welche beim Eindringen in den Grund Teile desselben aufnimmt. Größere Grundproben werden durch Schleppsäcke oder Schleppnetze gewonnen, die in eiserne Rahmen gespannt und beschwert vom Schiff aus auf den Grund gelassen und hier entlang gezogen werden. Gleichzeitig werden mit diesen Schleppsäcken die auf dem Meeresboden befindlichen Tiere und Pflanzen gewonnen; dieselben und ähnliche Apparate, die Schleppfächer, dienen zur Erforschung der Fauna und Flora des Meeres in andern beliebigen Tiefen. Zur Bestimmung des spezifischen Gewichts, des Salzgehalts und der chemischen Zusammensetzung des Wassers werden durch besonders dazu konstruierte Wasserschöpfapparate Wasserproben aus verschiedenen Tiefen heraufgeholt (s. Wasserschöpfapparate). Das spezifische Gewicht wird mittels des Aräometers bestimmt, der Salzgehalt aus dem spezifischen Gewicht oder, wie die Zusammensetzung des Wassers überhaupt, durch chemische Analyse. Die Bestimmung der Temperaturen in größern Tiefen hat stets große Schwierigkeiten gemacht, und erst in der neuesten Zeit wurden befriedigende Tiefseethermometer hergestellt, von denen das Miller-Casellasche und das Negretti-Zambrasche auf den letzten Expeditionen die meiste Verwendung fanden. Zur Bestimmung der Richtung und Geschwindigkeit des Stromes bedient man sich verschiedener Methoden, indem man entweder die Fortbewegung schwimmender Gegenstände mißt, oder die Geschwindigkeit des Wassers auf die Bewegung einer Schraube oder eines Rades überträgt, deren Umdrehungszahl die Stromgeschwindigkeit ergibt und die Stromrichtung durch einen sich in dieselbe einstellenden Körper (ähnlich einer Windfahne) konstatiert (s. Strommesser). Die letztere Methode wird ausschließlich zur Bestimmung der Strömungen in der Tiefe angewandt. Die Fortbewegung schwimmender Gegenstände benutzt man hauptsächlich zur Bestimmung von Oberflächenströmen, in offener See dient dazu auch die aus astronomischen Beobachtungen abgeleitete Versetzung des Schiffes durch den Strom. Die vertikalen Bewegungen des Wassers, die Ebbe und Flut, werden durch Pegel bestimmt.

Wir geben im folgenden eine Übersicht der hervorragendsten maritimen Expeditionen in chronologischer Folge und nach den Namen der Schiffe, auf welchen dieselben unternommen wurden, unter Hinzufügung der hauptsächlichsten Litteratur für dieselben, soweit sie nicht in den Biographien der betreffenden Reisenden angegeben ist.

Resolution und **Adventure,** englisch, 1772—75, unter dem Oberbefehl von James Cook (s. d.); wissenschaftliche Begleiter Reinhold und Georg Forster (s. d.). Weltumseglung von Westen nach Osten, ums Kap der Guten Hoffnung in das Südliche Eismeer bis $71^{\circ} 10'$ südl. Br.; Sandwichinseln entdeckt.

Racehorse und **Carcaß,** englisch, 1773, unter Commander Constantin John Philipps Lord Mulgrave; Begleiter Dr. Irving. Im Nordpolarmeer zwischen Norwegen und Spitzber-

gen zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt. »Journal of a voyage towards the North Pole« (Lond. 1774).

Newa, russisch, 1803–1806, unter Kapitän A. J. v. Krusenstern (s. d. 1); Begleiter Horner und O. v. Kotzebue. Weltumseglung; Orlowinseln entdeckt; japanische Inseln und Kurilen durchforscht und aufgenommen.

Rurik, russisch, 1815–18, unter Kapitän Kotzebue (s. d. 2); Begleiter Chamisso (s. d.) und Eschscholtz (s. d.). Weltumseglung, um die Entdeckungen der Holländer im Stillen Ozean näher zu erforschen und eine nordwestliche Durchfahrt in der Nähe der Beringstraße zu suchen.

Predprijatje, russisch, 1823–26, unter Kapitän Kotzebue (s. d. 2); Begleiter Emil v. Lenz, Eschscholtz, Hoffmann, Preuß, Siewel. Weltumseglung; Südsee; Schifferarchipel aufgenommen.

L'Astrolabe, französisch, 1826–29 und 1839–40, unter Kapitän Dumont d'Urville (s. d.); die letzte Expedition zusammen mit dem Schiff Zélée unter Jacquinots Führung. Weltumseglung und Antarktisches Meer; Neuseeland und Neuguinea aufgenommen; zahlreiche Inseln entdeckt, Torres- und Cooksstraße durchforscht.

Prinzeß Luise, deutsch, 1830–32, Kapitän Wendt; Begleiter Meyen. Weltumseglung. Meyen, Reise um die Erde (Berl. 1834).

Erebus und **Terror,** englisch, 1839–43, unter Kapitän Sir James Roß (s. d.). Weltumseglung; Antarktisches Meer bis 78° 4′ südl. Br.

Erebus und **Terror,** englisch, 1845–48, unter dem Kommando von John Franklin. Expedition nach dem Nordpolarmeer zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt (s. »Franklin« 2). Mc. Clintock, Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang (Leipz. 1861); Brandes, Sir John Franklin (Berl. 1854).

Dolphin, amerikanisch, 1851–52, Leutnant Lee, 1852–53 Leutnant Berryman; Nordatlantischer Ozean.

Novara, österreichisch, 1857–60, unter Admiral v. Wüllerstorf-Urbair; Begleiter K. v. Scherzer (s. d.) und F. v. Hochstetter (s. d.). Weltumseglung. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind in einem vielbändigen Werk veröffentlicht.

Arctic, amerikanisch, 1856, unter Leutnant Berryman; Nordatlantischer Ozean, zum Zweck einer Kabellegung.

Cyclops, englisch, 1857, unter Kapitän Pullen und Leutnant Dayman; Nordatlantischer Ozean. Auf Grund der Ergebnisse des Cyclops und Arctic wurde das erste transatlantische Kabel von Irland nach Neufundland gelegt. »Deep sea soundings in the North Atlantic Ocean, made in H. M. S. Cyclops« (Lond. 1858).

Bulldog, englisch, 1860, unter Kapitän Mac Clintock (s. d.); Begleiter Wallich. Nordatlantischer Ozean; Färöerinseln, Island, Grönland, Labrador. Mc. Clintock, Remarks illustrative of the sounding voyage of H. M. S. Bulldog in 1860 (Lond. 1861); Wallich, The North Atlantic Sea bed etc. (das. 1862).

Lightning, englisch, 1868, unter Commander May. Erste englische wissenschaftliche Tiefsee-Expedition von seiten der Royal Society zu London, hauptsächlich zur Erforschung des Tierlebens zwischen den Hebriden, Shetland- und Färöerinseln. Wissenschaftliche Leiter Wyville Thomson und B. Carpenter.

Sofia, schwedisch, 28. Juni bis 20. Okt. 1868, unter Kapitän v. Otter; wissenschaftliche Leiter v. Nordenskjöld (s. d.) und Palander. Nordpolarmeer; kam bis 81° 42′ nördl. Br. »Petermanns Mitteilungen«, 1868 u. 1869.

Germania (Segelschiff), deutsch, 24. Mai bis 20. Okt. 1868, unter Kapitän Koldewey (s. d.), die erste deutsche Nordpolexpedition, zwischen Norwegen, Grönland und Spitzbergen. v. Freeden, Wissenschaftliche Ergebnisse der ersten deutschen Nordpolfahrt von 1868 (Hamb. 1869).

Germania (Dampfer) und **Hansa,** 5. Juni 1869 bis 11. Sept. 1870, Germania unter Kapitän Koldewey (s. d.), Hansa unter Kapitän Hegemann, zweite deutsche Nordpolexpedition. Teilnehmer auf der Germania: Copeland, Börgen, Payer u. a., auf der Hansa: Laube (s. d. 2), Buchholz, Hildebrandt u. a. (s. »Nordpolarexpeditionen«).

Porcupine, englisch, 1869 und 1870, unter Kapitän Calvert; wissenschaftliche Begleiter Wyville Thomson, B. Carpenter und Gwynn Jeffreys. Vier Expeditionen: die drei ersten (Mai bis September 1869) in der Nähe von Irland und der Bretagne und zwischen den Hebriden, Shetland- und Färöerinseln; die vierte (Juli bis Oktober 1870) im Gebiet zwischen England und der Pyrenäischen Halbinsel und längs der Nordküste von Afrika bis Malta und Sizilien.

Mercury, amerikanisch, unter Kapitän P. Giraud, 1870–71 und 1872–73; Atlantischer Ozean; New York, Sierra Leone in Afrika, Westindien. »Cruise of the schoolship Mercury in the tropical Atlantic« (New York 1871).

Pommerania, deutsch, 1871 und 1872, unter Korvettenkapitän Hoffmann; zwei Expeditionen unter Leitung der Kommission zur wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Meere in Kiel. Ostsee und Nordsee. »Berichte der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere«, 1873, 1875 und 1878.

Challenger, englische Korvette, 7. Dez. 1872 bis 27. Mai 1876; Kommandant Kapitän Sir G. Nares, seit 1875 Kapitän Frank Thomson. Der wissenschaftliche Stab: Wyville Thomson (s. d.), Commander Tizard, John Murray, J. J. Buchanan, v. Willemoes-Suhm. Reiseroute: Portsmouth, Lissabon, Gibraltar, Teneriffa, Bermudas, Azoren, Madeira, Kapverdische Inseln, Bahia, Tristan da Cunha, Kapstadt, Crozetinseln, Kerguelen, antarktischer Polarkreis, Melbourne, Neuseeland, Fidschiarchipel, Torresstraße, Banda-, Sulu-, Chinasee, Philippinen, Hongkong, Admiralitätsinseln, Jokohama, Honolulu, Tahiti, Valparaiso, Magalhãesstraße, Montevideo, Ascension, Azoren, Sheerneß. »Challenger Expedition. Papers by Sir W. Thomson etc.« (Lond. 1876); Thomson, The voyage of the Challenger: The Atlantic (das. 1877, 2 Bde.); »Report of the scientific results of the voyage of H. M. S. Challenger 1873–76« (das. 1882 ff.); Spry, The cruise of H. M. S. Challenger (das. 1877; deutsch, Leipz. 1877); Buchom, Report on atmospheric circulation, Bd. 2, Teil 5 (Lond. 1889).

Isbjörn, österreichisch, 1871 und 1872, unter Weyprecht (s. d.), Graf Wilczek, v. Sterneck; zwei Expeditionen im Nordpolarmeer, zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja.

Polaris, amerikanisch, 1871–73, unter Kapitän Chr. Fr. Hall (s. d. 8); Begleiter E. Bessels (s. d.). Arktisch-amerikanischer Archipel; erreichte 82° 26′ nördl. Br. (s. »Nordpolarexpeditionen«). »Scientific results of the United States arctic expedition« (Washingt. 1876).

Polhem, schwedisch, 1871 und 1872, unter Nordenskjöld und Palander; Nordpolarmeer.

Tegetthoff, österreichisch, 13. Juni 1872 bis 3. Sept. 1874, unter Weyprecht und Payer. Nordpolarmeer (s. »Payer«).

Bache und **Blake,** amerikanisch, unter Commander J. A. Hovell 1872–74, im Golfstrom und im Karibischen Meer. Blake außerdem auf demselben Gebiet 1874–78 unter Leutnant-Commander Sigsbee, 1878–80 und 1881 unter Commander J. B. Bartlett; 1882 unter Brownson im Nordatlantischen Ozean zwischen den Antillen und der Küste von Nordamerika; fand bis jetzt die größte Tiefe des Atlant. Ozeans: 8341 m in 19° 39′ nördl. Br. und 66° 26′ westl. L. 1888 unter Leutnant J. A. Pittsbury Lotungen im Atlantischen Ozean bei den Antillen.

Tuscarora, amerikanisch, verschiedene Expeditionen im Stillen Ozean. 1873–74 unter Commander Belknap an der amerikanischen Küste von San Francisco bis 54° nördl. Br., dann über den Stillen Ozean auf der Route: San Francisco, San Diego, Honolulu, Bonininseln, Kurilen, Hakodate, Aleuten, Kap Flattery, San Francisco. Im November und Dezember 1874 unter Kapitän Erben zwischen San Francisco und Honolulu. Von Dezember 1875 bis Februar 1876 unter Kapitän J. N. Miller auf der Route Honolulu, Phönix- und Fidschiinseln, Brisbane. Im März 1878 unter Kapitän J. W. Philip an der amerikanischen Küste von San Diego bis Kap San Lucas. Tuscarora lotete im Stillen Ozean die größte bisher gemessene Tiefe von 8513 m in 44° 55′ nördl. Br. und 152° 26′ östl. L. Belknap, Deap sea soundings in the North Pacific Ocean, obtained in the U. S. S. Tuscarora (Washingt. 1874).

Gazelle, deutsch, 21. Juni 1874 bis 27. April 1876, unter Kapitän zur See v. Schleinitz; Begleiter Professor Studer. Weltumseglung, Beobachtung des Venusdurchgangs auf Kerguelen. Route: Kiel, Plymouth, Madeira, Kapverdische Inseln, Monrovia, Ascension, Banana (am Kongo), Kapstadt, Kerguelen, St. Paul und Amsterdam, Mauritius, Westaustralien, Timor, Amboina (Ceram), M'Cluergolf, Westküste von Neuguinea, Anachoreteninseln, Neuhannover, Neupommern, Neumecklenburg, Salomoninseln, Brisbane, Auckland, Fidschi- und Tongainseln, Samoainseln, Punta Arenas, Magalhãesstraße, Azoren, Plymouth, Kiel. »Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition S. M. S. Gazelle« (Berl. 1876); »Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie«, 1874 f.; »Die Forschungsreise S. M. S.

Gazelle in den Jahren 1874—1876«, 5 Teile, herausgegeben vom hydrographischen Amt des Reichsmarineamts (Berl. 1889 u. 1890).

Alert und **Discovery**, englisch, 21. Juni 1875 bis 9. Okt. 1876, unter A. Markham (s. d. 2) und Kapitän Stephenson. Englische Nordpolexpedition, geleitet von Sir G. Nares (s. d.). Markham kam bis 83½° nördl. Br., dem nördlichsten bis jetzt erreichten Punkt; Alert außerdem 1879, 1880 und 1883 im Süd-Pacific unter Maclear. Coppinger, Cruise of the Alert 1878—82 (Lond. 1883); »Annalen der Hydrographie«, 1881; »Petermanns Mitteilungen«, 1876, S. 456.

Valorous, englisch, Juli und August 1875, unter Kapitän Loftus F. Jones; Begleiter Gwynn Jeffries. Nordatlantischer Ozean und Davisstraße.

Vöringen, norwegisch, 1876—78, unter Kapitän Wille; drei Sommerfahrten im norwegischen Nordmeer. Wissenschaftlicher Leiter Professor Mohn. »Petermanns Mitteilungen«, 1878, Nr. 1—11; Ergänzungsheft Nr. 63, 1880; »Annalen der Hydrographie«, 1881 und 1883; »Den norske Nordhavs-Expedition 1876—78« (Christ. 1882).

Fylla, dänisch, 1877 und 1878, zwischen Grönland und Island; 1877 unter Kapitän Jacobson, 1878 unter Kapitän Buchwald; 1884 und 1886 nach der Baffinbai, 1884 unter Kapitän Normann, 1886 unter Kapitän Braem. Wissenschaftlicher Stab: 1884 Prof. E. Warming, F. Holm und Dr. H. Topsöe; 1886 Holm, Kolderup, Rosenvinge. »Annalen der Hydrographie«, 1881 und 1887.

Ingolf, dänisch, 1879, unter Kapitän Mourier, westlich und nördlich von Island.

Vega, schwedisch, 22. Juni 1878 bis Juli 1879, unter Leutnant Palander; wissenschaftlicher Leiter v. Nordenskjöld (s. d.). Nördliche Umschiffung von Asien, längs der Nordküste von Sibirien bis zur Beringstraße; nordöstliche Durchfahrt gefunden.

Travailleur, französisch, 1880—82, unter Leutnant Richard und Parfait. Wissenschaftliche Leitung: Professor A. Milne-Edwards. Meerbusen von Biscaya, Küste von Portugal und Spanien, Mittelländisches Meer, Marokko, Kanarische Inseln, Madeira. »Petermanns Mitteilungen«, 1880, S. 322; »Annalen der Hydrographie«, 1880, S. 499.

Washington, italienisch, 1881, unter Kapitän Magnaghi; wissenschaftlicher Leiter Professor Giglioli; im Mittelländischen Meer bei Sardinien

Triton, englisch, Commander Tizard, 1882; wissenschaftlicher Leiter John Murray; Färöer- und Shetlandinseln.

Drache, deutsch, Sommer 1881, 1882, 1884, Korvettenkapitän Holzhauer, in der Nordsee. Amtlicher Bericht (Berl. 1886).

Romanche, franz., unter Fregattenkapitän M. Martial, 1882—83; brachte die Polarkommission nach der Orangebai; Atlantischer Ozean. »Annalen der Hydrographie«, 1884, S. 512.

Talisman, französisch, Sommer 1883, unter Kapitän Parfait; wissenschaftlicher Leiter Milne-Edwards (s. d.); Küste von Marokko, Kanarische und Kapverdische Inseln, Sargassosee. Parfait, Rapport sur la campagne scientifique du Talisman en 1883 (Par. 1884); »Annalen der Hydrographie«, 1883, S. 117.

Enterprise, amerikanisch, 1883, unter Commander Barker; Südatlantischer Ozean zwischen Kap Verde u. Kapstadt, Indischer Ozean. 1885 und 1886 Lotungen von Neuseeland nach der Magalhãesstraße und im südlichen Stillen Ozean auf hoher Breite zwischen 45 und 50° südl. Br., sodann im Atlantischen Ozean von Montevideo nach Nordosten bis 28° westl. L., nördlich nach den Antillen bis Kap Hatteras. Fand 80 Seemeilen nördlich von Puerto Rico in 19° 53′ nördl. Br. und 65° 45′ westl. L. eine Tiefe von 8282 m, die zweitgrößte Tiefe, welche bisher im Atlantischen Ozean gelotet ist. »Annalen der Hydrographie«, 1883, 1884 und 1886.

Albatroß, amerikanisch, unter Lieutenant-Commander Tanner, 1883, 1884, 1885, 1886. Atlantischer Ozean, Karibisches Meer, Golf von Mexiko, Ostküste der Vereinigten Staaten. 1886, 1887, 1888, 1889, 1890 Südatlantischer und Stiller Ozean an der Westküste Amerikas. »Annalen der Hydrographie«, 1884—90; »American Journal of Science«, 1884.

Vettor Pisani, italienisch, 1882—85, Kapitän Palumbo, Mittelmeer, Pernambuco, Ost- und Westküste Südamerikas, Honolulu, Schanghai, Ceylon, Suez. »Rivista marittima« (Rom 1884 ff.).

Holsatia, deutscher Dampfer, Kapitän Neumann, 1885 und 1887 Fahrt durch Ost- und Nordsee zur Untersuchung der in diesen Meeren treibenden Organismen. Begleiter: Professoren Möbius, Hensen, Benecke, Dr. Heinke, Schütt, Fischmeister Hinkelmann. »Fünfter Bericht der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere« für die Jahre 1882 bis 1886 (Berl. 1887).

Bruat, französisch, unter Schiffsleutnant Marquis, 1884 Lotungen zwischen Kaledonien und Australien.

L'Hirondelle; mit diesem Fahrzeug unternahm der Fürst Albert von Monaco 1885, 1886 und 1887 Expeditionen im Nordatlantischen Ozean, physikalische, chemische und biologisch-ozeanographische Forschungen. Zur Bestimmung des Stromes wurde eine große Anzahl von Schwimmern (Fässer und Flaschen) über Bord gesetzt. Begleiter: Pouchet, Jules de Guerne, Richard.

Essex, amerikanisch, unter Commander T. F. Jewell, 1886; Lotungen im Nordatlantischen Ozean auf dem 40. Breitenparallel zwischen der amerikanischen und spanischen Küste. Später Lotungen im Arabischen Meerbusen und Indischen Ozean auf der Route Kap Guardafui-Ceylon-Malakkastraße.

Niobe, deutsch, unter Kapitän zur See Aschenborn, 1887 ozeanographische Beobachtungen in Ost- und Nordsee. »Annalen der Hydrographie«, 1888.

Flying Fish, englisch, 1887, Tiefenmessungen im Indischen Ozean auf der Route Port Darwin-Sundastraße-Christmasinsel-Ceylon-Aden.

Egeria, englisch, unter Kapitän Pelham Aldrich, 1887—90, Tiefen- und Temperaturmessungen im Indischen und Stillen Ozean. Im südlichen Stillen Ozean wurden die beiden größten bisher dort gemessenen Tiefen gefunden, nämlich 7855 m in 24° 49′ südl. Br. und 175° 7′ westl. L. und 8098 m in 24° 37′ südl. Br. und 175° 8′ westl. L.

Investigator, englisch, 1887—96, Lotungen im Golf von Bengalen.

Thetis, amerikanisch, unter Lieutenant-Commander Stockton, 1889 im Nördlichen Eismeer und der Beringsee.

National, deutscher Dampfer, Plankton-Expedition im Atlantischen Ozean im Sommer 1889 zur Erforschung der Masse der im Meere treibenden Organismen (Plankton). Leiter: Professor Hensen, Teilnehmer: die Professoren Brandt, Dahl, Schütt, Krümmel und Fischer (s. »Plankton«).

Tschernomorez, russisch, unter Kapitän Smirnow, 1890, ozeanographische Forschungen im Schwarzen Meer. Leiter der Expedition: Kapitänleutnant Spindler, Teilnehmer: Baron E. F. Wrangel und N. S. Andrussow. S. »Schwarzes Meer«.

Pola, österreichisch, unter Kapitän Mörth, 1890, ozeanographische Forschungen im Jonischen Meere. Teilnehmer: C. Grobben, E. v. Marenzeller, Prof. J. Luksch, K. Natterer.

Maritornes, nach dem Namen einer in Cervantes' »Don Quichotte« (I, 16) figurierenden Magd soviel wie garstiges, schmutziges Weibsbild.

Maritza (der Hebros der Alten), Fluß in Ostrumelien und dem türk. Wilajet Adrianopel, entspringt oberhalb Banja an dem Tschadir-Tepe im Rhodopegebirge, fließt östlich, dann südlich u. mündet bei Enos in das Ägäische Meer. Die Länge beträgt 437 km. Schiffbar ist er für kleine Boote von Adrianopel an. Nebenflüsse sind links: Strjama oder Gjopsa, Tundscha, Ergene; rechts: Tschepelü, Ulu-dere, Arda.

Maritzebel (Marizzebil, Abkürzung für Maria Sibylla), am Rhein häufiger Name in der niedern Volksklasse; Name der auf dem Kölner Puppentheater vorkommenden Frauensperson.

Mariupol, Hafenstadt im russ. Gouv. Jekaterinoslaw, am Asowschen Meer, unfern der Mündung des Kalmius und an der Linie Jassinowataja-M. der Donez-Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und zwei Vorstädten, Marinska und Karassu, hat 5 griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche, ein Theater, Gymnasium, Zollamt, Militärlazarett und (1889) 18,607 Einw., außer einer geringen Zahl Juden fast ausschließlich Griechen, welche lebhafte Gewerbthätigkeit (Fischsalzerei, Gerberei, Talgsiederei ꝛc.) und bedeutenden Handel (Ausfuhr von Getreide, Leinsamen, Häuten und Talg) treiben. — Hier soll im Altertum die Stadt Adamacha gestanden

haben; die jetzige Stadt entstand Ende des 18. Jahrh., als 18,000 Griechen aus der Krim nach Rußland übersiedelten und das Land um M. erhielten (1779).

Marius, C., röm. Feldherr, geb. 156 v. Chr. in dem Dorf Cereatä bei Arpinum im Volskerland als Sohn eines Landmanns, trat früh in römischen Kriegsdienst u. zeichnete sich schon im Numantinischen Kriege so sehr aus, daß Scipio Africanus ihm eine glänzende kriegerische Laufbahn prophezeite. 119 zum Volkstribun erwählt, setzte er ein Gesetz (die lex Maria) durch, welches den Einfluß des Adels bei den Wahlen beschränken sollte, fiel dann bei der Bewerbung um die Ädilität durch, erlangte aber, nachdem er Julia, eine Schwester von Cäsars Vater, geheiratet hatte, 115 die Prätur, wenn auch nicht ohne den Verdacht der Bestechung, und verwaltete unter allgemeiner Anerkennung seiner Rechtlichkeit als Proprätor die Statthalterschaft des jenseitigen Spanien. Seinen Feldherrnruhm begründete er 109 und 108 im Jugurthinischen Kriege, in welchen ihn der Konsul Q. Cäcilius Metellus als seinen Legaten mitgenommen hatte, und wußte sich gleichzeitig, obwohl er strenge Manneszucht hielt, bei den Soldaten und beim Volke so beliebt zu machen, daß dieses ihn für 107 zum Konsul wählte, was sonst für einen Mann, der nicht zur Nobilität gehörte (für einen homo novus), fast unerhört war, und daß es ihm sogar den Oberbefehl gegen Jugurtha übertrug. Nachdem er das Heer dadurch verstärkt hatte, daß er auch die bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen ärmsten Bürger (die capite censi) zum Dienst aushob, gelang es ihm durch das Geschick seiner Kriegführung, den Jugurtha und seinen Verbündeten, den König Bocchus von Mauretanien, so in die Enge zu treiben, daß 106 der letztere den Jugurtha an des M. Quästor Sulla auslieferte. Die glückliche Beendigung dieses Krieges lenkte aller Augen auf M. als den einzigen Erretter aus der Gefahr, welche Rom von den Cimbern und Teutonen (s. d.) drohte, die seit 113 mehrere römische Heere geschlagen hatten und sich jetzt Rom näherten. Daher wurde er für 104 zum zweitenmal und, da die Entscheidung des Krieges sich bis 101 hinauszog, für 103, 102, 101 zum dritten-, vierten- und fünftenmal und dann zur Belohnung für die glänzenden Siege bei Aquä Sextiä (Aix) 102 und bei Vercellä 101 zum sechstenmal 100 zum Konsul gewählt. In diesem Jahr erlitt aber seine eigne Stellung u. damit die der Volkspartei, deren Haupt er war, einen empfindlichen Stoß. So hoch er als Feldherr zu stellen ist (er hat auch mehrere bleibende Änderungen im Kriegswesen getroffen, z. B. die Aufstellung der Legionen in Kohorten eingeführt), staatsmännische Befähigung ging ihm völlig ab. Als daher der Volkstribun Apulejus Saturninus und der Prätor Servilius Glaucia durch ein Acker- und ein Getreidegesetz das Volk aufwiegelten, gewährte er ihnen zunächst seine Unterstützung, wurde dann aber bei ihrem gewaltsamen Vorgehen ängstlich, stellte sich selbst an die Spitze der Senatoren und ihres Anhanges zu einem bewaffneten Angriff und ließ es ruhig geschehen, daß seine frühern Helfershelfer ermordet wurden. Diese Zweideutigkeit des Verhaltens untergrub das Ansehen des M. so sehr, das er es für ratsam hielt, sich zunächst aus Rom zu entfernen, und auch nach seiner Rückkehr vermochte er nicht, sich aus seiner gedrückten, machtlosen Stellung wieder zu erheben; in dem Bundesgenossenkrieg (91—89) wurde sein Ruhm, obwohl er als Legat mehrere Erfolge errang, durch die glänzenden Kriegsthaten Sullas weit überstrahlt, der daher auch für das Jahr 88 das Konsulat und den Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates erhielt. Dies regte die Eifersucht des M. auf das äußerste auf; auf seine Veranlassung oder wenigstens mit seiner Zustimmung brachte der Tribun P. Sulpicius Rufus ein Gesetz durch, welches diesen Oberbefehl auf M. übertrug, und nun schickte er zwei Militärtribunen nach Nola in Kampanien, wo das Heer stand, um dasselbe für ihn in Eid und Pflicht zu nehmen. Allein Sulla zog an der Spitze desselben nach Rom und lieferte M. und Sulpicius auf dem Esquilinischen Hügel eine förmliche Schlacht, in welcher diese völlig geschlagen wurden. Es wurden hierauf zwölf Häupter der Gegenpartei von Sulla geächtet, unter ihnen selbstverständlich M., der sich unter den größten Gefahren und mancherlei Abenteuern nach Afrika flüchtete. Auch dort war er nicht sicher. Dem Abgesandten des Prätors, der ihn ausweisen wollte, befahl er, seinem Herrn zu melden, er habe den M. als Verbannten auf den Trümmern Karthagos sitzen sehen; gleichzeitig stellte ihm aber Hiempsal nach, und da er von Cinna (s. d. 1), der unterdes gegen die von Sulla eingesetzte Regierung die Waffen ergriffen hatte, eingeladen wurde, nach Italien zurückzukehren, landete er in Etrurien, sammelte dort eine Menge zuchtlosen Volkes und rückte mit Cinna gegen die Hauptstadt, die ihren erbitterten Feinden die Thore zu öffnen genötigt war. Nun folgte ein furchtbares Morden, in welchem eine große Anzahl der angesehensten Männer den Tod fand. M., durch das erlittene Unglück erbittert, hatte seinen Begleitern den Befehl gegeben, jeden niederzustoßen, dessen Gruß er nicht erwidern würde, und auch außerdem mordete diese blutdürstige Bande auf eigne Hand, bis sie endlich von Cinna selbst und von Sertorius umzingelt und niedergemacht wurde. Cinna und M. herrschten jetzt unumschränkt in Rom und konnten sich daher selbst für 86 zu Konsuln ernennen. Indes schon am 18. Tage dieses seines siebenten Konsulats starb M., ein Mann des Volkes, ohne Erziehung und Bildung, ungestüm und heftig und den an einen Staatsmann zu stellenden Anforderungen bei weitem nicht gewachsen, aber ein tapferer Krieger und tüchtiger Feldherr und ein fanatischer Verfechter der Sache seiner Partei. Sein Leben ist von Plutarch beschrieben. Vgl. Gerlach, M. und Sulla (Basel 1856); thor Straten, Rettungen des M. (Meldorf 1869); Votsch, C. M. als Reformator des römischen Heerwesens (Berl. 1886). — M.' (adoptierter) Sohn Gajus M. (der jüngere M.), geb. 109, übernahm nach seines Vaters Tode die Führung der Volkspartei, war 82 mit Papirius Carbo Konsul, wurde bei Sacriportus von Sulla geschlagen und tötete sich, als das von ihm lange Zeit verteidigte feste Präneste sich Sulla ergeben mußte.

Marivaudage (spr. -wodāsch'), s. Marivaux.

Marivaux (spr. -wō), Pierre Carlet de Chamblain de, franz. Theaterdichter und Romanschriftsteller, geb. 4. Febr. 1688 in Paris, gest. daselbst 12. Febr. 1763, versuchte sich früh im Dichten von Intrigenstücken, welche die geheimsten Vorgänge des menschlichen Herzens mit einer teils eleganten, wenn auch etwas gezierten und antithetisch zugespitzten Art des Ausdrucks analysierten. Dieser Stil, Marivaudage genannt, setzt immerhin Geist, Phantasie und Anmut voraus und ist ebenso oft gelobt wie getadelt worden. Die Stücke: »La surprise de l'amour«, »Le jeu de l'amour et du hasard«, »Les fausses confidences«, »Le legs«, »L'épreuve« haben sich lange auf der

Bühne erhalten. M. ist der einzige Lustspieldichter, welcher Molière nichts oder fast nichts verdankt. Seine Romane haben jetzt das Interesse verloren, obwohl La Harpe den Roman »Marianne, ou les aventures de la comtesse de ***« (Par. 1731–36, 3 Bde.; neue Ausg. 1883) einen der besten französischen Romane nennt. In seinen Nachahmungen Addisons (»Le Spectateur français«, »L'Indigent philosophe«, »Le cabinet du philosophe«, »Pièces détachées«) bringt er manches Neue und Gute. 1743 wurde er Mitglied der Akademie. Seine »Œuvres complètes« erschienen Paris 1781, 12 Bde.; eine neue, aber weniger vollständige Auflage 1827–30, 10 Bde.; eine neue Ausgabe des »Théâtre complet«, mit Einleitung von E. Fournier, 1877. Eine Auswahl von Moland erschien 1875, von de Lescure 1883. Vgl. J. Fleury, M. et le marivaudage, etc. (Par. 1881); Larroumet, M., sa vie et ses œuvres (2. Aufl., das. 1894).

Marjam (arab.), Eigenname, soviel wie Maria.

Marjoribanks (spr. märtschbänks), Edward, brit. Staatsmann, s. Tweedmouth, Lord.

Mark (Medulla), in der Anatomie die weiche Substanz im Innern von Kanälen oder Höhlen, z. B. Knochenmark und Nervenmark. Über Rückenmark s. d.; verlängertes M., s. Gehirn, S. 211. — In der Botanik das weichere Zellgewebe in stengelförmigen Thallusgebilden und im Stengel und in der Wurzel der höhern Gewächse. Bei den letztern läßt sich nur da von einem M. reden, wo die Leitbündel auf dem Querdurchschnitt in einem Kreis angeordnet sind, von dem dasselbe umgeben wird; die vom M. radiär nach der Rinde laufenden, die einzelnen Leitbündel trennenden Gewebestreifen heißen Markstrahlen. Das M. ist immer durch parenchymatische Zellform ausgezeichnet und besteht gewöhnlich aus den weitesten Zellen des Stengels. In den Stengeln vieler Kräuter und einiger Holzpflanzen (z. B. des Holunders) sind die Zellmembranen dieses Gewebes schwach verdickt, der Inhalt ist oft aus den Zellen verschwunden und durch Luft ersetzt, die Zellen selbst abgestorben, bisweilen sind weite, lufthaltige Intercellulargänge zwischen den Zellen vorhanden; dies ist der Grund der charakteristischen Leichtigkeit, Weichheit und weißen Farbe solchen Markes. In manchen Kräuterstengeln sterben die Markzellen schon in der ersten Lebensperiode ab, bevor der Stengel sein Wachstum beendigt hat; sie werden daher voneinander gerissen und verschwinden, und der Stengel ist dann im erwachsenen Zustand hohl (Markhöhle, Markröhre der Gräser, Umbelliferen, mancher Kompositen). Bei den Holzpflanzen ist das M. meistens dauerhaft, die Zellmembranen desselben sind mehr oder weniger verdickt und verholzt, und während des Winters wird Stärkemehl in den Zellen abgelagert, womit das M. die Funktion eines Speichergewebes übernimmt (s. Holz, S. 958). Nirgends nimmt das M. bei höherm Alter an Umfang zu. In ältern Baumstämmen wird es meist zugleich mit den innersten Partien des Holzes zerstört, womit das Hohlwerden des Stammes beginnt.

Mark, ursprünglich deutsches Münzgewicht, aus dem römischen Pfund von 11 Unzen entstanden, welches bei den Franken Eingang gefunden hatte, aber auf 8 Unzen oder 16 Lot verringert ward. Um einer weitern Verringerung vorzubeugen, drückte man den Gewichtsstücken ein Zeichen, eine Marke, auf, woher der Name M. (1042). Als Norm nahm man 1/2 Pfd. kölnisch an, und diese Kölnische M. (s. d.) hat bis 1857 im Zollverein, bis Ende 1858 in Österreich als Einheit des deutschen Münz- und Edelmetallgewichts gedient. Die feine M. ist eine M. reinen, unvermischten Goldes oder Silbers, die rauhe M. eine M. legierten Edelmetalls. Bei der letztern wird der vorgeschriebene oder gefundene Teil des Edelmetalls durch das sogen. Probiergewicht bezeichnet, und zwar gab man der M. Gold 24 Karat zu 12 Grän, Silber 16 Lot zu 18 Grän. Unter der lötigen M. verstand man eine solche M., welche zwar nicht ganz fein war, aber auch keinen absichtlich beigegebenen Zusatz enthielt. Das deutsche Markgewicht fand auch in den östlichen Kantonen der Schweiz sowie in Polen, Dänemark und Norwegen Eingang. Für Österreich galt beim Münzwesen und als Silbergewicht vorzugsweise die Wiener M. zu 1 1/5 dortiger kölnischer M. = 280,668 g. In Schweden bestanden als M. bis Ende 1862: für Edelmetalle das Skalpund des Victualievigt zu 16 Unzer oder bei Münzen 10,000 Korn = 425,0758 g, die M. jernsvigt als Skalpund des Stapelstadsvigt für die Seestädte = 340,061 g, das Skalpund des Uppstadsvigt für die Landstädte = 357,914 g, die M. Bergvigt für Bergwerke = 375,767 g, die M. Tackjernvigt für Roheisen = 488,797 g und die M. Rakopparsvigt für Rohkupfer = 377,274 g. Norwegen nahm für Münzen die Braunschweiger kölnische M., für Edelmetalle eine M. zu 8 Unser = 234,453 g u. die des Handelsgewichts = 249,106 g. Dänemark benutzte für Gold und Siber die M. zu 8 Unzer = 235,294 g, für Münzen die Hamburger kölnische M. Die Niederlande unterschied zwischen der M. des Handelsgewichts zu 16 Looden = 247,0452 g und der M. Trooisch für Edelmetall zu 8 Onsen = 246,0839 g; die Einheit hatte bei der Bestimmung des Anteils von Gold 24 Karat zu 12 Greinen, von Silber 12 Penningen zu 24 Greinen von 24 Deelen.

Die M. repräsentierte frühzeitig auch einen gewissen Geldwert, und zwar enthielt die Usualmark (marca usualis) so viel neue Pfennige (Silberpfennige od. Denare), als aus einer Gewichtsmark (rauhen M.) von gesetzlich bestimmter Feinheit geprägt wurden. Waren nach Ablauf eines Jahres die Pfennige alt und im Kurswert herabgesetzt worden, so hieß die gleiche Anzahl Pfennige, welche ursprünglich eine Usualmark ausgemacht hatte, jetzt eine M. Pfennige (marca nummorum s. denariorum), die daher lediglich als Zahlmark gelten konnte. Nachdem aber Geld- und Gewichtsbegriff der M. völlig auseinander gegangen waren, wurde die Geldmark in einigen norddeutschen und benachbarten Staaten eine Münzeinheit, welche an Wert tief unter der Gewichtsmark der übrigen Silbermünzsorten stand. Geldrechnung nach M. war in Deutschland in Hamburg, Lübeck, Holstein und Schleswig üblich, und zwar teilte sich die M. daselbst in 16 Schilling à 12 Pfennig. Die M. Grobkurant enthielt bei 3/4 Feinheit nach der Lübecker Konvention von 1694: 1/34 kölnische M. fein Silber = 1,2381 Reichsmark, wurde aber 1. Juli 1856 auf 1/35 kölnische Mark gesetzt und = 1,2 jetzige M. erklärt; die schleswig-holsteinische Kurantmark war bis dahin = 4/5 Banco- oder Speziesmark = 1,2135 jetzige M. In Hamburg und Schleswig-Holstein diente als Rechnungseinheit im Großhandel die ebenso eingeteilte M. Banko = 1,5169 M. Auch in Mecklenburg wurde zum Teil noch nach M. zu 16 Schilling à 12 Pfennig gerechnet, und hier war die M. = 1/3 Thaler. Jetzt ist die M. (Abkürzung ℳ oder Mk.) als Geldmark die Münzeinheit des Deutschen Reiches (s. Deutschland, S. 889), repräsentiert 1/1395 von einem Pfund (à 500 g) feinen

Goldes, = 1/3 Thaler der bisherigen Währung, und wird in 100 Pfennig geteilt. Die Markstücke von Silber sind wie die Stücke zu 5, 2, 1/2 und 1/5 M. nur Scheidemünzen, welche über ihren Metallwert ausgemünzt werden. — Die finnländische M. heißt bei den Finnen Markka (s. d.).

Mark, das alte deutsche Wort für Grenze (daher Markscheide, Markstein); dann soviel wie Grenzland, Grenzprovinz (so hießen namentlich im Deutschen Reich die den Slawen, Ungarn ꝛc. entrissenen Landesteile Marken und, insofern sie einem kaiserlichen Markgrafen [s. d.] zur Bewachung anvertraut waren, Markgrafschaften, wie M. Brandenburg, Altmark, Ukermark, Mähren, Steiermark ꝛc.); überhaupt ein abgegrenztes Gebiet (daher Markgenossen, Markordnung ꝛc.) und insbes. der Gesamtbesitz einer Gemeinde oder eines Gutsbesitzers an Ländereien (Gemarkung, Markung, Dorfmark, Feldmark, Flurgemarkung, Hofmark ꝛc.). Vgl. Markgenossenschaften.

Mark, Fluß in der niederländ. Prov. Nordbrabant, entspringt in Belgien (bei Merxplas), tritt bei Strybeek in Nordbrabant ein, vereinigt sich mit der Aa bei Breda und heißt fortan Dintel (s. d.).

Mark, 1) vormalige deutsche Grafschaft des westfälischen Kreises, wurde durch den Haarstrang in den ebenen u. fruchtbaren Hellweg (nördlich) u. das gebirgige und rauhe Süderland oder Sauerland (südlich) geteilt und zerfiel in zwei Städtekreise, welche durch die von O. nach W. fließende Ruhr voneinander getrennt wurden. Das Gebiet war 2225 qkm (42 QM.) groß; die Hauptstadt war Hamm. Das Wappen der Grafschaft ist ein aus drei roten und silbernen Schachreihen bestehender Querbalken. Das Geschlecht der Grafen von der M. stammt aus dem Haus der Grafen von Altena, welche das Schloß M., dessen Ruinen beim Dorf M. bei Hamm liegen, an sich brachten und sich seit 1203 danach benannten. Adolf III., der Sohn Adolfs II. und der Erbin von Kleve, Margarete, erhielt 1368 Kleve und 1380 die M., so daß beide Länder vereinigt wurden (s. Kleve, Herzogtum). 1609 fiel die M. bei der Teilung der jülichschen Erbschaft provisorisch, 1666 definitiv an Brandenburg. Vorübergehend kam die M. durch den Tilsiter Frieden 1807 an Frankreich; von diesem wurde sie 1808 an das Großherzogtum Berg gegeben, wo sie das Ruhrdepartement bildete, bis sie 1813 wieder mit Preußen vereinigt wurde. Jetzt bildet sie einen Teil des Regierungsbezirks Arnsberg und zwar die fünf Kreise: Altena, Bochum, Hagen, Hamm und Iserlohn. Vgl. Natorp, Die Grafschaft M. (Iserl. 1859). — 2) Häufig für »Mark Brandenburg« (s. Brandenburg, S. 378 f., Kurmark, Altmark ꝛc.).

Mark, 1) Graf Wilhelm von der, der »Eber der Ardennen«, ein niederländ. Edelmann von roher, leidenschaftlicher Gemütsart, geb. um 1446, gest. 1483, war »Mambour« von Lüttich, mißbrauchte aber dies Amt zu rohen Gewaltthaten und wurde von den Ständen verbannt. Mit französischer Hilfe zog er 1482 rachedürstend gegen Lüttich, besiegte das Heer der Bürger und erschlug den Bischof Ludwig von Bourbon. Hierauf zog er in Lüttich ein, ließ seinen Sohn zum Bischof wählen, riß das weltliche Herrscheramt von neuem an sich und stellte sich an die Spitze der Empörung gegen den Erzherzog Maximilian. Aber von Ludwig XI. im Stiche gelassen, wurde er zur Unterwerfung gebracht und in Maastricht enthauptet. — Sein Urenkel, Graf Wilhelm von der M., von gleicher wilder Kühnheit, beteiligte sich am niederländischen Aufstand. Er nahm 1566 am Kompromiß teil, gehörte zu den Geusen und ward von Alba zum Tode verurteilt. Er floh zum Prinzen von Oranien und schwur, Bart und Haar nicht eher zu scheren, bis er Egmonds und Hoorns Tod gerächt. Nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Unternehmung des Prinzen begab er sich nach England und wurde Admiral der Wassergeusen, mit deren Flotte er 1. April 1572 Briel eroberte. Nun vom Prinzen zum Gouverneur von Holland ernannt, eroberte er Schoonhoven, gewann Rotterdam, Delft und andre Städte, belagerte aber Amsterdam vergeblich u. schändete seine tapfern Thaten durch rohe Grausamkeit. Er ward 1573 abgesetzt und nach Gouda ins Gefängnis gebracht, aber bald wieder freigelassen. Er setzte darauf von Lüttich aus den Kampf gegen die Spanier auf eigne Faust fort bis zu seinem Tode (1. Mai 1578).

2) Robert II. von der M., Marschall von Bouillon, Fürst von Sedan, Sohn Roberts I. (gest. 1489), Neffe des vorigen, trat unter Ludwig XII. in die französische Armee und machte 1513 die Schlacht von Novara mit. Nachher trat er zu Karl V. über, söhnte sich aber später wieder mit Frankreich aus und fiel 1524 in Luxemburg ein, wurde jedoch nach der Schlacht bei Pavia von den Kaiserlichen vertrieben und erhielt erst 1526 seine Lande wieder. Er starb 1535. Sein Bruder Eberhard, von Karl V. zum Erzbischof von Valencia ernannt, hieß der Kardinal von Bouillon. Sein Sohn Robert III., bekannter unter dem Namen de Fleuranges, geb. 1491 zu Sedan, nahm 1513 an der Schlacht bei Novara teil, in der ihm sein Vater das Leben rettete, ward bei Pavia 1525 gefangen genommen, dann Marschall von Frankreich und starb im Dezember 1537. Er schrieb wertvolle Memoiren über die Zeit von 1499—1521, die 1753 veröffentlicht wurden.

3) Grafen und Gräfinnen von der, s. Lichtenau (Gräfin von).

Markab, der Stern α (zweiter Größe) im Sternbild des Pegasus.

Markal, s. Marcal.

Markant (franz.), sich hervorhebend.

Markantōn, Triumvir, s. Antonius 3).

Markantōn, Kupferstecher, s. Raimondi.

Markasit (Binarkies, Blätterkies, Kammkies, Leberkies, Speerkies, Strahlkies, Wasserkies, Weich- oder Graueisenkies, Vitriolerz), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert rhombisch in tafelartigen, schmal säulenförmigen oder pyramidalen Kristallen, findet sich vielfach verzwillingt zu speerspitzenförmigen oder kammähnlichen, in kugeligen, traubigen, stalaktitischen Gruppen, in radialstängeligen, faserigen oder dichten Aggregaten, oft derb und eingesprengt oder als Vererzungsmittel in organischen Formen. Er ist grau, speisgelb bis fast grünlichgrau, oft angelaufen, metallisch glänzend, Härte 6—6,5, spez. Gew. 4,65—4,88, besteht, wie der Schwefelkies, aus Schwefeleisen FeS_2 mit 46,7 Proz. Eisen und 53,3 Proz. Schwefel, verwittert leicht unter Bildung von Eisenvitriol und etwas freier Schwefelsäure und findet sich auf Erzlagerstätten und in Braunkohlen am Harz, bei Freiberg, Schemnitz, auf Wollin, in Derbyshire. Man benutzt ihn in der Schwefelsäurefabrikation u. zur Darstellung von Eisenvitriol. Der hierher gehörige Kausimkies (Lonchidit) ist zinnweiß, zuweilen bunt angelaufen und enthält 4 Proz. Arsen.

Mark Aurel, s. Antoninus 2).

Markbinse, s. Juncus.

Markdorf, Stadt im bad. Kreis Konstanz, Amt Überlingen, 455 m ü. M., hat eine gotische Kirche, ein ehemaliges Frauenkloster mit schöner Kirche (jetzt Spital), ein Schloß, eine Heilanstalt, eine Bezirksforstei, eine Aussichtswarte auf dem nahen, 756 m hohen Göhrenberg mit großartiger Fernsicht über den Bodensee und nach den Alpen, Weinbau, besuchte Viehmärkte und (1890) 1823 meist kath. Einwohner.

Marke, Zeichen, Erkennungszeichen; Künstlermonogramm (s. Monogramm); Alterserkennungszeichen bei Pferden (Kennung, s. Kunde); Fabrikzeichen (s. d. und »Markenschutz«); Rechenpfennig; Briefmarke.

Marke, nach der Sage von Tristan u. Isolde König von Cornwallis, Onkel Tristans, Gemahl der Isolde.

Markebrief, soviel wie Kaperbrief, s. Kaperei.

Marken (ital. Le Marche, spr. marke), Landschaft im Königreich Italien, grenzt im N. an die Landschaft Emilia, im O. an das Adriatische Meer, im S. an die Abruzzen, im W. an Umbrien und Toscana, umfaßt die vier Provinzen Ancona, Ascoli Piceno, Macerata und Pesaro e Urbino und hat einen Flächenraum von 9748 qkm (177 QM.) mit (1881) 939,279, nach der Berechnung für Ende 1892: 966,408 Seelen. (Näheres s. unter den einzelnen Provinzen.)

Markenkonsumvereine, s. Genossenschaften.

Markenschutz, der gesetzliche Schutz von Marken, d. h. Waren-, Fabrik- und Handelszeichen. Durch das neue deutsche Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894, welches mit dem 1. Okt. 1894 an Stelle des Markenschutzgesetzes vom 30. Nov. 1874 in Kraft trat, sind die in dem Artikel Fabrik- und Handelszeichen in dieser Beziehung gemachten Ausführungen größtenteils hinfällig geworden. Das eben erwähnte neue Gesetz enthält folgende hauptsächliche Bestimmungen: die zur Eintragung der Warenzeichen dienende Rolle wird nunmehr vom Patentamt (früher vom Handelsgericht) geführt. Berechtigt zur Eintragung eines Warenzeichens ist jeder, der in seinem Geschäftsbetrieb zur Unterscheidung seiner Waren von denen andrer sich eines solchen bedienen will. Die Zeichenrolle soll enthalten den Zeitpunkt des Einganges der Anmeldung, die Bezeichnung des Geschäftsbetriebs, in welchem das Zeichen verwendet werden soll, ein Verzeichnis der Waren, für welche es bestimmt ist, und eine deutliche Darstellung und Beschreibung des Zeichens, Namen und Wohnort des Zeicheninhabers und seines Vertreters sowie Änderungen in Person, Namen und Wohnort derselben, den Zeitpunkt der Erneuerung der Anmeldung sowie der Löschung des Zeichens. Die Wahl des Warenzeichens steht dem Gewerbtreibenden frei, jedoch darf er nicht ein für einen andern bereits für dieselben oder gleichartige Waren eingetragenes Zeichen wählen. In solchem Falle macht das Patentamt dem Inhaber des früher angemeldeten Zeichens Mitteilung und beschließt, falls derselbe widerspricht, über die Eintragung; im Falle der Abweisung steht dem Anmelder der Rechtsweg gegen den Widersprechenden offen. Die Eintragung ist zu versagen für Freizeichen (s. d.), für Warenzeichen, welche ausschließlich in Zahlen, Buchstaben oder solchen Wörtern bestehen, welche Angaben über Art, Zeit und Ort der Herstellung, über die Beschaffenheit, Bestimmung, Preis-, Mengen- und Gewichtsverhältnis der Waren enthalten; ferner für Warenzeichen, welche in- oder ausländische Staatswappen oder Wappen eines inländischen Ortes, einer Gemeinde oder eines Kommunalverbandes, oder welche Ärgernis erregende Darstellungen oder solche Angaben enthalten, welche den Verhältnissen nicht entsprechen und die Gefahr einer Täuschung enthalten; Phantasiewörter sind gestattet. Die Löschung des Zeichens erfolgt entweder jederzeit auf Antrag des Inhabers, oder von Amts wegen, wenn seit Anmeldung des Zeichens oder seit der Erneuerung 10 Jahre verflossen sind, oder wenn die Eintragung hätte versagt werden sollen. Unter Umständen kann auch ein Dritter die Löschung beantragen. Auf die in das Register eingetragenen und veröffentlichten Warenzeichen hat der Eingetragene ein ausschließliches vererbliches und mit dem Geschäft veräußerliches Recht. Wer wissentlich oder aus grober Fahrlässigkeit Waren oder deren Verpackung oder Umhüllung, oder Ankündigungen, Preislisten, Geschäftsbriefe, Empfehlungen, Rechnungen od. dgl. mit dem Namen oder der Firma eines andern oder mit einem gesetzlich geschützten Warenzeichen widerrechtlich versieht oder dergleichen widerrechtlich gekennzeichnete Waren in Verkehr bringt oder feilhält, ist dem Verletzten zur Entschädigung verpflichtet. Hat er die Handlung wissentlich begangen, so wird er außerdem (auf Antrag des Geschädigten) mit Geldstrafe von 150–5000 Mk. oder mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft. Der gleichen Geldstrafe verfällt derjenige, welcher Waren oder deren Verpackung ꝛc. fälschlich mit einem Staatswappen oder mit dem Namen und Wappen eines Ortes, eines Gemeinde- oder weitern Kommunalverbandes zu dem Zwecke versieht, über Beschaffenheit und Wert der Waren einen Irrtum zu erregen, oder wer zum gleichen Zweck solche Waren in Verkehr bringt oder feilhält. Wer zum Zweck der Täuschung in Handel und Verkehr Waren oder deren Verpackung ꝛc. mit einer Ausstattung, welche innerhalb beteiligter Verkehrskreise als Kennzeichen gleichartiger Waren eines andern gilt, ohne dessen Genehmigung versieht, oder wer zum gleichen Zweck solche Waren in Verkehr bringt oder feilhält, ist dem Verletzten zur Entschädigung verpflichtet und wird (auf Antrag desselben) mit Geldstrafe von 100–3000 Mk. oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft. Ausländische Waren, die mit einer deutschen Firma und Ortsbezeichnung oder mit einem in die Zeichenrolle eingetragenen Warenzeichen widerrechtlich versehen sind, unterliegen bei ihrem Eingang nach Deutschland zur Einfuhr oder Durchfuhr auf Antrag des Verletzten und gegen Sicherstellung der Beschlagnahme und Einziehung. Die Anwendung dieser Bestimmungen wird durch Abweichungen nicht ausgeschlossen, mit denen fremde Namen, Firmen, Zeichen, Wappen und sonstige Kennzeichnungen von Waren wiedergegeben werden, sofern ungeachtet dieser Abweichungen die Gefahr einer Verwechselung im Verkehr vorliegt. Statt jeder Entschädigung kann auf Verlangen des Geschädigten neben der Strafe auf eine an ihn zu erlegende Buße bis zum Betrag von 10,000 Mk. erkannt werden. Für die erste Eintragung eines Warenzeichens ist eine Gebühr von 30 Mk., für die Erneuerung eine solche von 10 Mk. zu zahlen. Für die auf Grund des Gesetzes von 1874 eingetragenen Warenzeichen (vgl. Fabrik- und Handelszeichen) finden die Bestimmungen desselben bis 1. Okt. 1898 Anwendung; jedoch kann der Eingetragene das Zeichen bis dahin unentgeltlich in die Zeichenrolle des Patentamtes eintragen lassen. — Ähnliche Bestimmungen wie in Deutschland haben die neuern Markenschutzgesetze für Österreich vom 6. Jan. 1890, Ungarn vom 15. Febr.

1890, die Schweiz vom 26. Sept. 1890. Über andre Staaten s. Fabrik- und Handelszeichen. — Nach dem deutschen und den meisten andern Markenschutzgesetzen haben die Ausländer, welche im Inlande eine Handelsniederlassung besitzen, dieselben Rechte rücksichtlich der Eintragung ihrer Marken wie die Inländer. Ausländer, bei denen dies nicht der Fall ist, haben ein solches Recht nur, wenn der Staat, in welchem ihre Niederlassung sich befindet, den inländischen Interessenten gleiche Rechte einräumt, und wenn sie nachweisen, daß sie für ihre Warenzeichen dort bereits den M. erhalten haben. Besondere Übereinkommen bestehen zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn vom 6. Dez. 1891 und dem Deutschen Reich und Italien vom 18. Jan. 1892. Vgl. Litteratur bei »Fabrik- und Handelszeichen«; dazu Landgraf, Reichsgesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894 (Stuttg. 1894); Schima, Über die neueste Entwickelung des Markenschutzwesens in Österreich (Wien 1893).

Markensystem, im Gefängniswesen eine Einrichtung insbes. des englisch-amerikanischen Rechts, nach der der Sträfling, um aus einer niedern in eine höhere Klasse aufzurücken, bez. eine Kürzung der Strafzeit zu erlangen, eine bestimmte Anzahl von Marken für gutes Betragen, Fleiß etc. verdienen muß (s. Gefängniswesen, S. 178). Das M. ist von der englisch-amerikanischen Pädagogik, der die Einrichtung entlehnt ist, auch sonst vielfach verwendet. Über das sogen. M. im Sparkassenwesen s. Sparkassen.

Märker (Märkergedinge), s. Markwald.

Markerbse, s. Erbse.

Markesas (Mendañainseln), franz. Inselgruppe im Stillen Ozean, nördlich von den Tuamotu- oder Niedrigen Inseln, zwischen 7°55'—10°30' s. Br. und 138° 40'—140° 46' westl. L. v. Gr., 1274 qkm (23 QM.) groß, mit (1889) 5054 Einw., darunter 113 Franzosen und 115 andre Nichteingeborne. Die Inseln bestehen aus zwei Gruppen: einer nordöstlichen mit den Inseln Nukahiwa (s. d.), 482 qkm mit 961 Einw., Uapu und Ua-uka, 83 qkm mit 474 Einw., und vier unbewohnten Inseln und aus einer südöstlichen Gruppe mit den Inseln Hiwaoa (s. d.), 400 qkm mit 2593 Einw., Taouata, 70 qkm mit 404 Einw., Futahiva, 77 qkm mit 622 Einw., und zwei unbewohnten Inseln. Die M. haben keine Korallenriffe. Sie bestehen wesentlich aus vulkanischen Gesteinen, Basalt, Trachyt und zugehörigen Laven und Tuffen; alte archäische Gesteine (Gneise und Peridolite) scheinen nur untergeordnet aufzutreten. Krater sind nicht bekannt; die Berge sind demnach wohl submarin gebildet und erst später gehoben worden. Mineralquellen sind vorhanden; Erdbeben sind selten. Das Klima ist heiß und feucht, aber im allgemeinen gesund, während der Regenzeit 29—33°, während der Trockenzeit 25—30°. Die Thäler und Abhänge haben wertvolle Baumbestände, der Brotfruchtbaum liefert die Hauptnahrung der Eingebornen; mit Kokospalmen, die 1890: 334,503 kg Kopra ergaben, sind 2784 Hektar bepflanzt, mit Baumwolle (253,402 kg) 304 Hektar; die eingeführten Orangen, Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, zu deren Kultur Chinesen herangezogen wurden, gedeihen sehr gut. Die Tierwelt ist arm, unter den 16 Gattungen von Landvögeln sind mehrere Papageien, eine Nachtigallenart, Fruchttauben zu nennen, die eingeführten Hühner, Schweine und Ziegen sind zum großen Teil verwildert; 1889 zählte man 580 Pferde, 5964 Rinder, 4131 Schafe, 4500 Ziegen, 6730 Schafe und 39,803 Stück Geflügel. Die Eingebornen (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 25) sind ein den Tahitiern ähnlicher schöner Menschenschlag, auf welchen weder die Ansiedler noch die Missionare einen nennenswerten zivilisierenden Einfluß ausgeübt haben. — Die Gruppe wurde 1595 von Mendaña entdeckt und von ihm Marquesas de Mendoza genannt; 1797 fand der Amerikaner Ingraham die nördlich gelegenen, welchen er den Namen Washingtoninseln gab.

Market (engl., spr. märket), Markt.

Market Drayton (spr. märket drē'n, Drayton in Hales), Marktstadt in Shropshire (England), am Terne, 29 km nordöstlich von Shrewsbury, hat eine Kirche aus der Normannenzeit, eine lateinische Schule, Papierfabrikation, Eisengießerei, Gerberei und (1891) 5089 Einw. M. ist wahrscheinlich das Caer Draithon der alten Briten.

Marketender (v. ital. mercatánte, Kaufmann), Personen, welche den Truppen bei den Übungen und ins Feld folgen, um namentlich die Herbeischaffung solcher Gegenstände zu übernehmen, welche die Militärverwaltung nicht liefert, und die auf Märschen und in den Biwaks sonst nicht zu bekommen sind. Bei den Römern gehörten die M. zu den Impedimenta oder der Bagage. Bei den deutschen Landsknechten bildeten sie unter verschiedenen Namen einen wesentlichen Teil des Trosses und standen unter Aufsicht des Rumormeisters. In neuerer Zeit hat man fast in allen Armeen (zuerst in Frankreich während der Revolution 1792) die Zahl der M. soviel wie möglich verringert. Im deutschen Heer sollen die M. und ihre Gehilfen nach dem Reglement über das Marketenderwesen vom 7. Mai 1875 Leute des Beurlaubtenstandes (Landwehr) derselben Waffe sein wie die Truppe, der sie folgen, durch ihre Friedensthätigkeit die Garantie guter Geschäftsführung geben und deshalb für diese Stellung schon im Frieden erwählt sein. Im Felde erhalten sie Löhnung, Verpflegung und Rationen und sind den Militärstrafgesetzen und der Disziplinargewalt der Truppenbefehlshaber unterstellt; sie dürfen ihre Frauen als Gehilfen einstellen. Der von jeder Kompanie, Eskadron und Batterie mitgeführte zweispännige Lebensmittelwagen ist zur Hälfte mit Marketenderwaren beladen.

Marketerie (franz. marquetterie), eingelegte Arbeit; näheres s. Intarsia und Mosaik.

Market Harborough (spr. hārbŏro), Stadt an der Südgrenze von Leicestershire (England), am Welland, inmitten eines Jagdreviers, mit einer Kirche aus dem 14. Jahrh., Lateinschule und (1891) 5876 Einw. 8 km südwestlich davon das Schlachtfeld von Naseby (s. d.).

Market Rasen (spr. -rēsen), Marktstadt in der engl. Grafschaft Lindsey (Lincolnshire), am Rasen, 22 km nordöstlich von Lincoln, mit (1891) 2497 Einw.

Markeur (franz. marqueur, spr. -kör), der beim Billardspiel zählende (markierende) Aufwärter; dann überhaupt soviel wie Kellner.

Markflüssigkeit, die Knochenbrüchigkeit der Rinder; s. Knochenbrüchigkeit.

Markgenossen, s. Bürger.

Markgenossenschaften (Märkerschaften), die alten germanischen, ursprünglich wohl auf Geschlechtsverwandtschaft beruhenden Verbände, deren Mitglieder ein Stück Land, die Mark (s. d., S. 950), gemeinsam, dorf- oder hofweise (s. Hofsystem) in Besitz und landwirtschaftliche Kultur nahmen. Die gemeine Mark, d. h. der nicht besiedelte Teil des Gebietes, in Wiese, Wald und Weide bestehend, blieb zunächst in ungeteiltem

Gesamteigentum. Die Rechte der Genossen bestanden demnach namentlich in Weide- und Mastnutzung und im Bezug des nötigen Bau- und Brennholzes. Wenn mehrere Dörfer innerhalb einer Mark entstanden sind, ist vielfach der Wald (s. Markwald) bis zur Gegenwart gemeinsames Eigentum der verschiedenen Gemeinden geblieben. Die ältesten M. haben einen wirtschaftlichen und politischen Verband gebildet und sind vollkommen autonom gewesen; aber im Laufe der Zeit ist diese Autonomie allenthalben eingeschränkt worden; namentlich haben die größern Grundherren sich die Stellung des obersten Märkers und vorwaltenden Einfluß zu verschaffen und größern Anteil an der Marknutzung zu gewinnen gewußt. Die umfangreichen Marken einer Mehrzahl von Gemeinden haben auch dadurch bedeutende Einbuße erlitten, daß sich daraus aus ökonomischen und politischen Gründen besondere Gemeindemarken losgelöst haben, wobei das Eingreifen der Landesherren seit dem Ende des Mittelalters nicht ohne Einfluß gewesen ist. Die Autonomie ging demnach teils an die Grundherrschaften, teils an die politischen Gemeinden über. Eigentliche Auflösungen der M. in großem Umfang kommen erst seit dem 18. Jahrh. vor; doch haben sich namentlich in Süd- und Südwestdeutschland noch Marken in größerer Zahl erhalten, wenn auch die M. als solche zu existieren aufgehört oder nur noch als Privatgenossenschaften neben der politischen Gemeinde sich erhalten haben. So die Siegener Haubergsgenossenschaften und die Trierschen Gehöferschaften. S. Allmande und Gehöferschaften. Auch in Österreich finden sich, namentlich in Steiermark, noch Reste von M. Vgl. Maurer, Geschichte der Markenverfassung in Deutschland (Erlang. 1856); Thudichum, Die Gau- und Markverfassung in Deutschland (Gießen 1860).

Markgraf (Marchio, Comes marchae, Marchisus), ursprünglich der mit der Handhabung der Regierungsgewalt in einem Grenzbezirk oder einer Mark (s. d., S. 950) betraute Graf (s. d.). Die Entstehung des Markgrafenamts fällt in die Zeiten Karls d. Gr. Marken des Frankenreichs waren die avarische, friaulische, nordgauische, sächsische, sorbische und spanische Mark. Die sächsischen Kaiser errichteten besonders zum Schutz Thüringens und Sachsens Marken, wie die Nordmark, Meißen, Schleswig. Die Markgrafen hatten in ihren Gebieten eine den Herzögen gleichkommende Macht und waren diesen nur insofern untergeordnet, als sie unter dem herzoglichen Banner dem Reichsheer folgten. Außer den genannten Marken an der Nordostgrenze bestand an der Ostgrenze Bayerns die Mark Österreich, seit Heinrich III. an der Kärntens die steirische Mark (Steiermark), im Westen die Markgrafschaft Namen (Namur). Die Markgrafen der Nordmark oder von Brandenburg und die Markgrafen von Österreich erlangten früh (im 12. Jahrh.) die Reichsunmittelbarkeit und dadurch eine größere Bedeutung unter den Reichsfürsten. Nach der Auflösung der Herzogtümer erhielten alle Markgrafen die Reichsfürstenwürde, der Name verlor seine frühere Bedeutung und wurde bloßer Titel, der z. B. von den brandenburgischen Hohenzollern auch auf die fränkischen überging. Es gab später in Deutschland neun Markgrafschaften: Baden, Brandenburg, Ansbach, Bayreuth, Meißen, Lausitz, Mähren, Burgau und Hochberg. In Italien, wo die Kaiser ebenfalls die markgräfliche Würde einführten, und in Frankreich sank dieselbe zu einem bloßen Adelstitel (Marchese und Marquis) herab.

Markgrafenland, Gegend im südwestlichen Teil des Schwarzwaldes, in Baden, bekannt durch ihren ausgezeichneten Weinbau (Markgräfler).

Markgrafensteine, s. Rauensche Berge.

Markgräfler, s. Badische Weine.

Markgröningen, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Ludwigsburg, an der Glems, 281 m ü. M., hat eine schöne gotische Kirche, ein Lehrerinnenseminar, Waisenhaus, eine Arbeits- und Landarmenanstalt, ein Hospital, eine Pappenfabrik, eine Dampfziegelei, Acker- u. Obstbau und (1890) 2818 meist evang. Einwohner. Die Stadt hatte sonst das Reichssturmfahnenträgeramt, welches später an Württemberg überging, und ist bekannt durch das alljährlich 24. Aug. stattfindende Schäferfest mit Schäferwettlauf (»Schäfersprung«).

Markham (spr. märkĕm), Fluß in Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), dessen Quelle noch nicht bekannt ist, dessen von Moresby entdeckte Mündung in die Nordwestecke des Huongolfs aber eine sehr bedeutende Breite und Tiefe hat. Nördlich davon mündet der noch weniger bekannte Adler.

Markham (spr. märkĕm), 1) Clements Robert, engl. Geograph und Reisender, geb. 20. Juli 1830 in Stillingfleet bei York, ward in der Westminster School gebildet, trat 1844 in die englische Marine, beteiligte sich 1850—51 an der Expedition zur Aufsuchung Franklins, nahm dann seinen Abschied, um 1852—54 Peru zu erforschen, bereiste 1860—61 aufs neue Peru, um Chinchonasamen von dort nach Indien zu verpflanzen, dann Ceylon und Indien (1865—66), wurde 1867 Sekretär im India Office, 1868 Kustos des geographischen Departements daselbst und begleitete 1867—68 als Geograph die abessinische Expedition. Seit 1858 bekleidet M. das Amt eines Sekretärs der Hakluyt Society und seit 1863 das eines Sekretärs der königlichen Geographischen Gesellschaft. Er veröffentlichte unter anderm: »Franklin's footsteps; sketches of Greenland« (1852); »Journey to Cuzco and visit to Lima« (1856); »Travels in Peru and India collecting Cinchona plants« (1862); »Contributions towards a grammar and dictionary of Quichua« (1864); »Spanish irrigation« (1867); »A history of the Abyssinian expedition« (1869); »Life of the great Lord Fairfax« (1870); »Memoir on the Indian surveys« (1871, 2. Aufl. 1878); »The threshold of the unknown region« (4. Aufl. 1876); »General sketch of the history of Persia« (1874); »Memoir of the countess of Chinchon« (1875); »Narrative of the mission of George Bogle to Tibet and of the journey of Thomas Manning to Lhasa« (1876); »Peruvian bark: Cinchona culture in British India, 1860—1880« (1880); »The war between Peru and Chile« (1883); »A history of Peru« (Chicago 1892); »Christopher Columbus« (1892). M. hat außerdem verschiedene Werke für die Hakluyt Society und das altperuanische Drama »Ollanta« (1871) ins Englische übersetzt und gab 1872—78 das »Geographical Magazine« heraus. In deutscher Übersetzung erschien: »Zwei Reisen in Peru« (2. Aufl., Leipz. 1874).

2) Albert Hastings, brit. Marineoffizier und Nordpolfahrer, begleitete 1873 den Kapitän Adams auf dem Walfischfänger Arctic durch die Baffinbai in den Golf von Boothia Felix und machte 1875—76 als Kapitän auf dem Dampfer Alert die Nordpolexpedition unter Nares mit, wobei er zu Schlitten über 83° nördl. Br. hinaus gelangte. 1879 unternahm M.

mit der Yacht Isbjörn eine Rekognoszierungsfahrt nach Franz Joseph-Land, wurde aber schon an der Nordostecke von Nowaja Semlja durch Packeis zur Umkehr gezwungen. Er schrieb: »Cruise of the Rosario amongst the New Hebrides« (1873); »A whaling cruise to Baffin's Bai and the Gulf of Boothia« (1874, 2. Aufl. 1875); »The great frozen sea; voyage of the Alert« (1878, 4. Aufl. 1879); »Northward ho! Capt. Phipps' expedition« (1879); »The voyages and works of the navigator John Davis« (1880, Publikation der Hakluyt Society Nr. 59); »Polar reconnaissance: Voyage of the Isbjorn in 1879« (1881); »Life of Sir John Franklin and the North-West Passage« (1891).

Markhöhle, in der Botanik, s. Mark, S. 949.

Markhügel, s. Gehirn, S. 211.

Markieren (franz.), bezeichnen, mit einer Marke versehen; mit Nachdruck hervorheben; beim Billardspiel die Points zählen; beim Schießdienst der Truppen das Scheibenzeigen, Anzeigen der Treffer auf der Scheibe (M. der Schüsse); beim Exerzieren: Andeuten von Griffen, die in der That nicht ausgeführt werden; bei Gefechtsübungen: Darstellen von Truppen (markierter Feind, Flaggentruppen, s. Flagge, S. 517).

Markirch (Mariakirch, franz. Ste.-Marie-aux-Mines), Stadt und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Rappoltsweiler, liegt im Hintergrund des Leberthals, 400 m ü. M. und an der Eisenbahn M.-Schlettstadt. M. hat 2 evangelische und 2 kath. Kirchen, eine Realschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein Nebenzollamt I u. (1890) 11,870 Einw., davon 5231 Evangelische, 6262 Katholiken, 121 Wiedertäufer und 157 Juden. Die Industrie ist sehr bedeutend. Johann Georg Reber legte 1755 die erste Baumwollspinnerei hier an und kurz darauf die erste Zeugweberei; heute ist die Zahl derartiger Fabriken eine sehr große, und das Markircher Thal (Eckirch, St.-Blaise, Kleinleberau rc.) beschäftigt jetzt etwa 35—40,000 Arbeiter, welche die bekannten Markircher Gewebe verfertigen. Außerdem hat M. Wollweberei, Färbereien und Appreturanstalten. Im ganzen zählt die Stadt 42 Fabriken und ähnliche Anlagen mit ca. 3000 Arbeitern. Der Leberbach (Landbach) trennt M. in zwei Teile, deren einer (die »welsche Seite«) früher dem Herzog von Lothringen gehörte, während der andre (die sogen. deutsche Seite) rappoltsteinisch war. Durch die Revolution wurden beide Gemeinden vereinigt. Eine Fortsetzung der Stadt bildet das Dorf Eckirch und in einem Seitenthal Fortelbach (Fertrupt), die beide administrativ mit ihr verbunden sind. Die Umgegend ist reich an Erzlagern (Silber), die seit dem Mittelalter ausgebeutet wurden; doch ist der Bergbau zu Anfang des 19. Jahrh. eingestellt.

Märkische Konfession (Confessio Marchica prima oder Confessio Sigesmundi), ein auf Befehl des Kurfürsten und Markgrafen Joh. Siegmund von Brandenburg in 16 Artikeln 1614 abgefaßtes, in der Abendmahlslehre die lutherische Auffassung zurückweisendes, in der Prädestinationsfrage vermittelndes Glaubensbekenntnis, womit jener von der lutherischen zur reformierten Kirche übertrat.

Märkische Schweiz, s. Buckow.

Märkisch-Friedland, s. Friedland 6).

Märkisch-Schlesischer Landrücken, Höhenzug im norddeutschen Tiefland, der sich aus der Elbkrümmung bei Magdeburg unausgesetzt nach OSO. durch die preußischen Provinzen Sachsen, Brandenburg und Schlesien zieht und sich in Polen, am Ursprung der Malapane, an das polnische Bergland anschließt. Durchbrochen wird er von der Spree, der Lausitzer Neiße, dem Bober und der Oder. In seinen einzelnen Teilen führt er eigne Namen: Fläming im Regbez. Potsdam, in der Provinz Sachsen u. in Anhalt; Lausitzer Grenzwall im Regbez. Frankfurt; Katzengebirge zwischen Bober u. Oder in Schlesien; ebenda, im O. von der Oder, Trebnitzer Landrücken (auch Katzengebirge genannt) und im Regbez. Oppeln, nördlich von der Malapane, Oberschlesischer Jura. Er nimmt von W. nach O. an Höhe zu; während der Hagelberg im Fläming nur 201 m hoch ist, gibt es im Oberschlesischen Jura mehrere Höhen über 350 m. Unter den Diluvionen im W. und in der Mitte ist das Tertiärgebirge (Braunkohle) nachgewiesen, im O. tritt bereits die Juraformation mit Kalkstein- und Eisenerzlagern zu Tage. S. die Karten »Brandenburg« und »Schlesien«.

Markise (franz. marquise), leinenes Sonnendach vor Thüren und Fenstern; auch ein aus Weißwein, Selterwasser, Zucker und Zitrone bereitetes Getränk (Schurlemurle).

Markka (Mehrzahl: Markkaa, schwed. Mark), seit 1863 die Einheit des finnländischen Geldwesens zu 100 Penniä: a) der Silberwährung gemäß Ukas vom 12. Juni 1860 = ¼ Silberrubel, 5,1829 g 13⅓lötig = 80,982 Pfennig (Gold zu Silber = 15½ : 1), auch doppelt, ½ M. als Scheidemünze ¾fein = 34,42 Pfennig und ¼ entsprechend; b) der Goldwährung seit Mitte 1878 = dem französischen Frank von 81 Pfennig Wert, mit Stücken zu 20 und 10 M., wobei Silbergeld zur Scheidemünze ward.

Markkanal, s. Wirbelsäule.

Markland, Jeremiah, Philolog, geb. 29. Okt. 1693 in Childwall, gest. 7. Juli 1776 zu Milton in Surrey, studierte in London und Cambridge, war seit 1728 als Erzieher auf Reisen und lebte seit 1743 als Privatgelehrter, zuletzt zu Milton. Wir verdanken dem scharfsinnigen Kritiker Ausgaben von Statius' »Silvae« (Lond. 1728; neu von Sillig, Dresd. 1827) sowie von Euripides' »Iphigenia in Aulide et Iphigenia in Tauris« (Lond. 1771); außerdem zu Lateinern: »Epistola critica« (das. 1723) und »Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus etc.« (das. 1745); zu Griechen: »Conjecturae in Lysiam« (in den Ausgaben von Taylor, das. 1739, und von Reiske, Leipz. 1774), »Adnotationes in Maximum Tyrium« (in den Ausgaben von Davies, Lond. 1740, und von Reiske, Leipz. 1774), »Emendationes in Euripidis Hippolytum« (in der Ausgabe von Musgrave, Oxf. 1757).

Marklissa, Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Lauban, am Queis, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine große Orleansfabrik mit Spinnerei, Kattun- und Baumwollweberei, Färberei, Bleicherei und (1890) 2165 Einw., davon 242 Katholiken und 9 Juden.

Marklosung, s. Näherrecht.

Markneukirchen, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Ölsnitz, am Elstergebirge und an der Linie Chemnitz-Aue-Adorf der Sächsischen Staatsbahn, 504 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Lutherdenkmal, eine Fachschule für Musikinstrumentenmacher mit Musikvorschule, ein Gewerbemuseum, eine reichhaltige Sammlung von Musikinstrumenten, ein Amtsgericht, eine Konsularagentur der Vereinigten Staaten und (1890) 6652 Einw., davon 310 Katholiken und 10 Juden. M. ist Hauptsitz der Fabrikation von Musikinstrumenten (Streich-, Schlag- u. Blasinstrumente)

in Deutschland sowie der Herstellung von Musikinstrumententeilen, Darm- und Drahtsaiten. Die Industrie, meist als Hausindustrie und im großen nur in einzelnen Fabriken betrieben, wurde hier während des Dreißigjährigen Krieges durch flüchtige Protestanten aus Böhmen begründet u. produziert jetzt Instrumente im Werte von jährlich etwa 10 Mill. Mark, die nach allen Erdteilen ausgeführt werden. Außerdem hat die Stadt Buch- u. Steindruckerei, Fabrikation von Kartonagen, Metallwaren und Signalinstrumenten sowie Dampftischlerei. — M. wird zuerst 1360 urkundlich erwähnt und erhielt 1627 Stadtgerechtigkeit; nach dem großen Brande von 1870 ist es fast ganz neu erbaut. Vgl. Berthold und Fürstenau, Die Fabrikation musikalischer Instrumente im Vogtland (Leipz. 1876).

Markó, Karl, ungar. Maler, geb. 1790 zu Leutschau im Zipser Komitat, gest. 20. Nov. 1860 bei Antella, war anfangs Feldmesser, widmete sich seit 1818 der Malerei an der Wiener Kunstakademie und kam nach 13jähriger Thätigkeit als Porträtmaler nach Rom, wo er sich im Anschluß an Poussin zum Landschaftsmaler ausbildete. Seine meist mit biblischer oder mythologischer Staffage versehenen Hauptwerke sind: Gegend um Tivoli, Abraham bewirtet die Engel, Diana auf der Jagd, Taufe Christi, Verstoßung der Hagar, Jakob und Laban, Diana und Kallisto. Später hielt er sich in Pisa und Florenz und während der letzten zwölf Jahre in Villa Alpeggi bei Antella auf.

Markobrunn, ein auf dem Strahlenberg im Rheingau zwischen Erbach und Hattenheim im preuß. Regbez. Wiesbaden liegender Brunnen, nach welchem der im angrenzenden Weinberg, dessen schon eine Urkunde von 1104 gedenkt, erzeugte Wein, einer der geschätztesten Rheinweine (s. d.), benannt wird.

Marko Kraljewitsch (»Marko der Königssohn«), der Hauptheld der serbischen und zugleich der bulgar. Volkspoesie aus der Zeit der gemeinsamen Kämpfe beider Völker gegen die Türken. Historisch ist er, einer der Söhne des serbischen Königs Vukašin (gest. 1371), Fürst in einem bulgarisch serbischen Winkel (um Prilip) Makedoniens. Goethe bezeichnet ihn als ein rohes Gegenbild zum griechischen Herakles und dem persischen Rustem. Er wird als unbezwinglich geschildert, von grenzenloser Stärke und unbedingtem Wollen und Vollbringen; er reitet ein Pferd 150 Jahre und wird selbst 300 Jahre alt; zuletzt stirbt er bei vollkommenen Kräften oder schläft vielmehr in einer Höhle, um einst zu neuen Thaten zu erwachen. Die neueste Sammlung der auf M. bezüglichen serbischen Lieder erschien unter dem Titel: »Kraljević Marko« (Neusatz 1878; deutsch von Gröber, Wien 1883).

Markolf, s. Salman und Morolf.

Markolsheim, Stadt und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, am Rhein-Rhônekanal, 4 km vom Rhein, über den hier eine Schiffbrücke führt, Knotenpunkt der Eisenbahnen Kolmar-M. und Straßburg-M., hat eine schöne kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht und (1890) 2193 Einw., davon 61 Evangelische und 122 Juden. M. wurde 1295 von den Habsburgern an das Bistum Straßburg verkauft.

Markomannen (»die in der Mark, d. h. an der Grenze, wohnenden Männer«), germanische, dem Suevenbund angehörige Völkerschaft, die zwischen der mittlern Elbe und Oder wohnte. Marbod führte sie (um 10 v. Chr.) nach dem Lande der Bojer, Böhmen, wo sie den Kern von dessen Reich bildeten. Um 88 n. Chr. schlugen sie mit den Daciern und Quaden vereint an der Donau einen Angriff des römischen Kaisers Domitian zurück, wurden zwar von Trajan und Hadrian noch in Schranken gehalten, suchten aber seit der Mitte des 2. Jahrh. mit andern germanischen und sarmatischen Stämmen ins römische Reich selbst einzubrechen. Die Gefahr von dem Reich abzuwenden, begann Kaiser Marcus Aurelius 169 den Krieg gegen die M. (Markomannenkrieg). Nach schweren Kämpfen gelang es Marcus Aurelius, 174 die Quaden und M. zu unterwerfen, und auch die Jazygen mußten 175 um Frieden bitten. Schon 178 aber drangen die M. wieder in Pannonien ein und erschienen mit einem Teil des Heeres selbst vor Aquileja, doch errang des Marcus Aurelius' Feldherr Paternus einen vollständigen Sieg über sie. Kaiser Commodus schloß 180 Frieden mit ihnen. Sie mußten Hilfstruppen stellen, bekamen dafür Jahrgelder und behielten ihre Wohnsitze an der Donau. Um 270 überschritten die M. abermals die römische Grenze und bedrohten Ancona; doch gelang es Kaiser Aurelian, sie wieder über die Donau zurückzuwerfen. Mit dem 4. Jahrh. verschwindet ihr Name; die Reste des Volkes sind vermutlich in den Bayern aufgegangen. Vgl. Wittmann, Die älteste Geschichte der M. (Münch. 1855); Dettmer, Geschichte des markomannischen Kriegs (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 12, Götting. 1870).

Markówitsch (Markéwitsch), 1) Boleslaw Michájlowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 1822 in St. Petersburg, gest. daselbst 30. (18.) Nov. 1884, machte seine Studien im Lyceum und auf der Universität in Odessa und war dann (1842—75) im Staatsdienst thätig. Von seinen Romanen sind am bemerkenswertesten: »Vor einem Vierteljahrhundert«, »Die Umwälzung« u. »Der Abgrund« (unvollendet). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1885 in Petersburg in 11 Bänden.

2) Márja Alexándrowna, russ. Schriftstellerin, schrieb unter dem Pseudonym Marko-Wowtschok in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrh. vielgelesene, melancholisch-sentimentale Erzählungen, von denen die ersten 1859 in kleinrussischer Sprache erschienen und teils von der Verfasserin selbst, teils von Turgenjew ins Großrussische übertragen wurden; sie schildern meist die Leiden der Leibeignen und das Leben der Gutsherrschaften in der Provinz. Ihre »Gesammelten Werke« erschienen 1867—74 in 4 Bänden.

Marko-Wowtschok, Pseud., s. Markowitsch 2).

Markranstädt, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtsh. Leipzig, an der Linie Korbetha-Leipzig der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Zurichterei und Färberei von Rauchwaren (größte Fabriken Deutschlands mit mehr als 1000 Arbeitern) und (1890) 4994 Einw., davon 168 Katholiken und 4 Juden.

Markrichter, s. Markwald.

Markröhre, in der Botanik, s. Mark, S. 949.

Marksago, s. Kassawa.

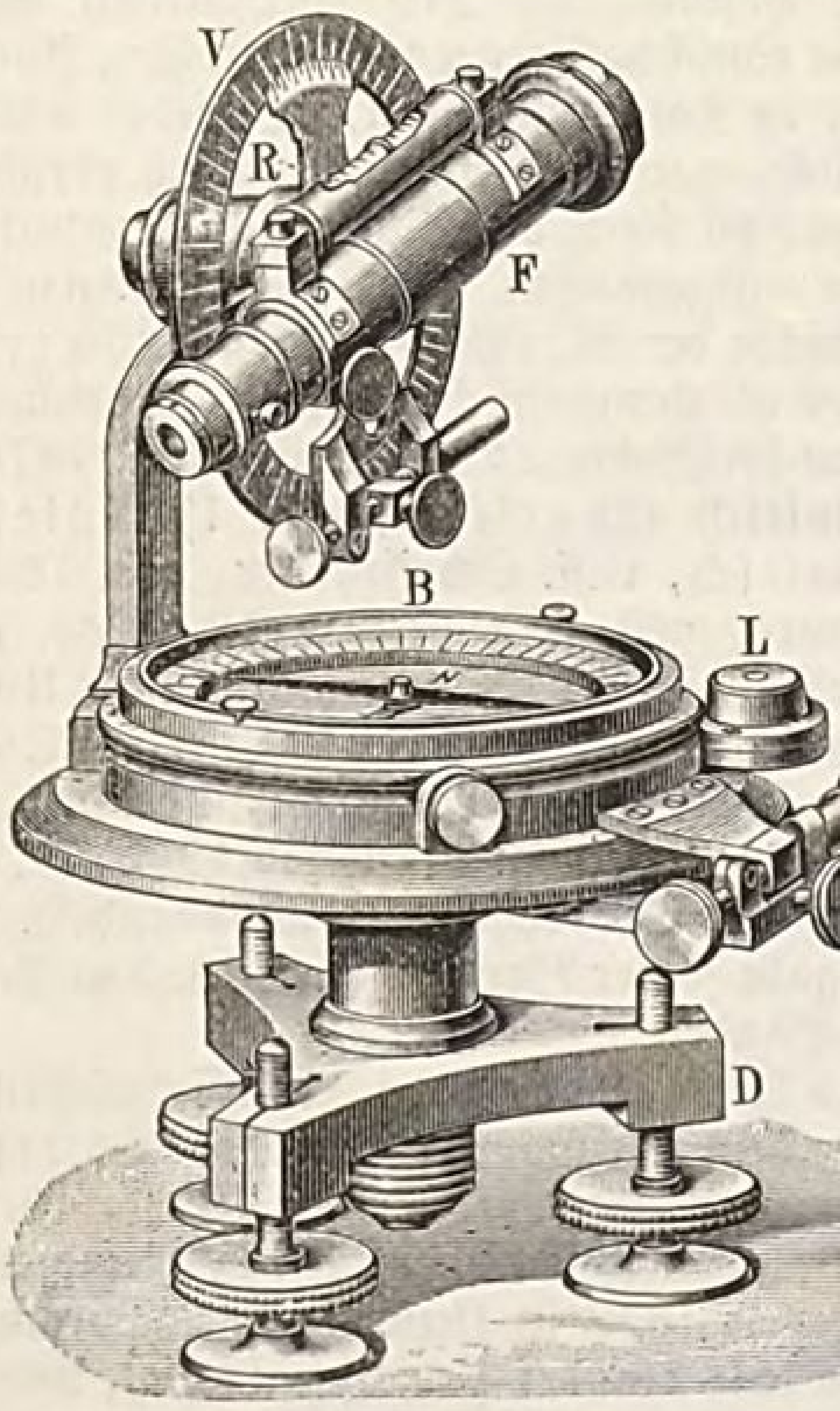
Marksbrüder (Marxbrüder), s. Fechtkunst.

Markscheide, s. Nerven.

Markscheide (Markgrenze), s. Markscheidekunst.

Markscheidekunst, die den Interessen des Bergbaues dienende Geodäsie oder Erdmeßkunst. Zweck der M. ist die bildliche Darstellung von Teilen der Erdoberfläche (Situations- und Revierkarten) und der unterirdischen Grubenräume (Grubenbilder, Grubenrisse) sowie Bestimmung der Grubenfeldgrenzen od. Markscheiden (Mark, soviel wie Grenze). Der diese Operationen Ausübende heißt Markschei-

der. Die Markscheider werden auf Bergschulen und Bergakademien ausgebildet, bedürfen einer Konzession und stehen unter Kontrolle der Oberbergamtsmarkscheider. Die zur Anwendung kommenden Meßinstrumente sind: der Hängekompaß (s. Markscheiderkompaß), der Visierkompaß, der Zulegekompaß, der Gradbogen (s. d.), der Grubentheodolit (s. Theodolit), die Nivellierinstrumente, die Magnetinstrumente zu Anschlußmessungen, die Meßketten und Meßbänder (s. d.) Der Visierkompaß (s. Abbildung) besteht aus der Kompaßbüchse B, dem Fernröhrchen F, dem Dreifuß D und der Dosenlibelle L. Weitere Zuthaten sind der Vertikalkreis V, die Röhrenlibelle R und ein hölzernes Stativ. Wird B herausgenommen und auf einer rechteckigen Messingplatte befestigt, so hat man die Form des Zulegekompasses. Die Magnetinstrumente



Visierkompaß.

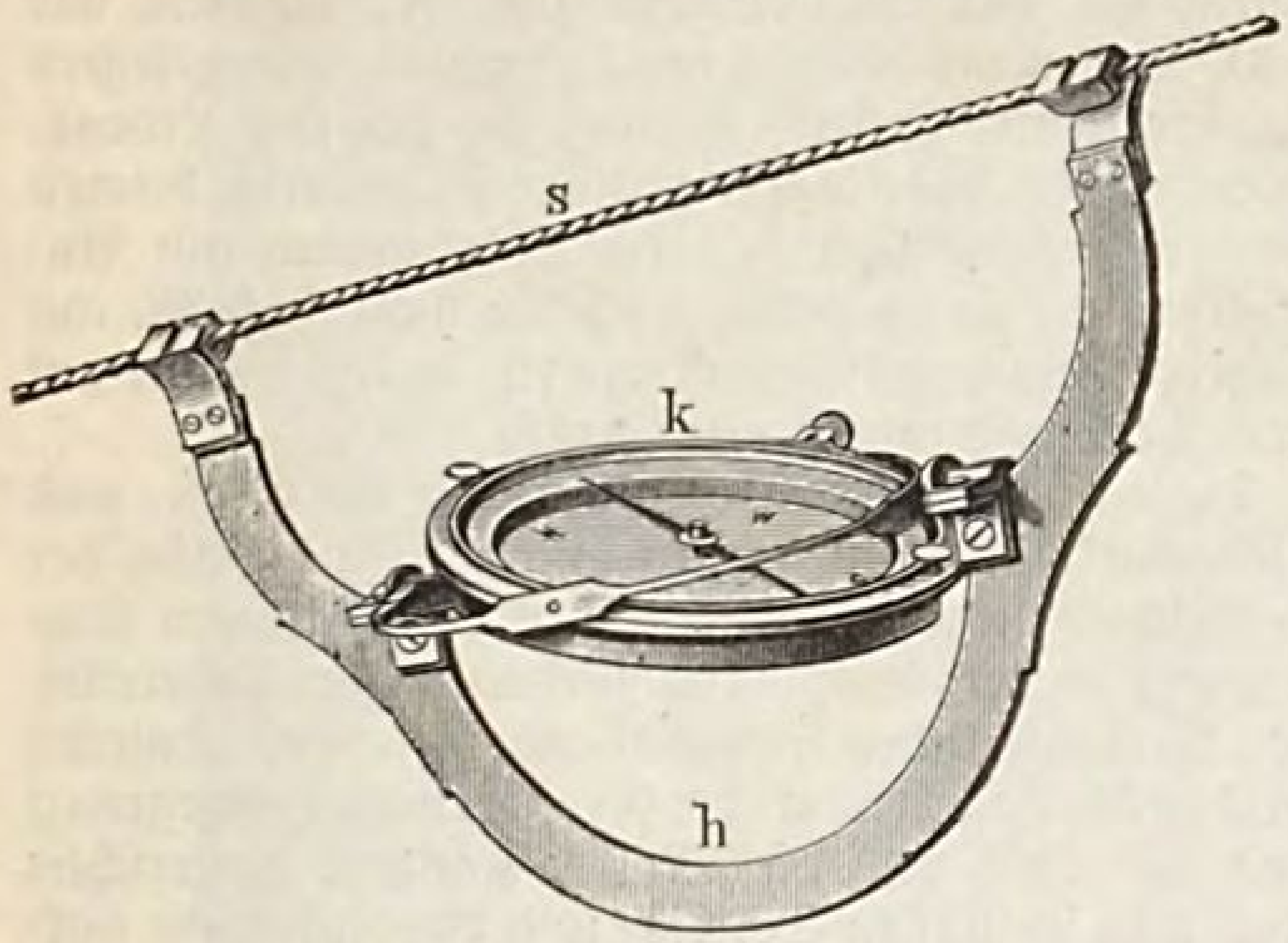
zu Anschlußmessungen sind so eingerichtet, daß die beiden Enden der Magnetnadel gleichzeitig, also mit einem Blick beobachtet werden, um die Genauigkeit der Einstellung derjenigen des Theodolitwinkels gleichzumachen. Eins der Hilfsmittel hierzu ist die Kollimatorvorrichtung, bei welcher die Magnetnadel an einem Kokonfaden in horizontaler Lage hängt, am einen Ende eine durchsichtige Mikrometerskala, am andern eine bikonvexe Glaslinse trägt. Die Kollimationsachse (Mittelachse) des Magneten liegt mit der Sehachse des Theodolitfernrohrs in einer Linie. Bequemer zu handhabende Vorrichtungen, bei denen die Magnete auf sehr harten Spitzen schwingen, sind der Röhrenmagnet von Hildebrand u. der Spiegelmagnet von Schmidt. Die Aufnahmen der M. werden meist nach der Umfangs- oder Perimetermethode gemacht, bei welcher eine Anzahl zusammenhängender Linien nach Richtung, Neigung und Länge bestimmt wird (Abziehen, Verziehen). Die Linien werden bei dem Hängekompaß und Gradbogen durch Verziehschnüre, welche von Stoß zu Stoß oder über hölzerne Dreifüße (Verziehböcke) und angekeilte Querhölzer (Spreizen) gespannt werden, bei den Visierinstrumenten durch die verlängerte Sehachse repräsentiert. Von diesen Linien aus wird die Lage der Gegenstände über Tage (Situation) sowie die Gestalt der unterirdischen Räume (Grubenbaue) nebst ihren Aufschlüssen abgeleitet. Sämtliche Operationen zusammen bilden einen Markscheiderzug. Am Anfang und Ende desselben werden ins Gestein oder in die Zimmerung feste Zeichen (Stuffe oder Fixpunkte) eingehauen, um die Aufnahme kontrollieren oder durch weitere Messungen (Nachträge) ergänzen zu können. Die in verschiedenen Sohlen eines Schachtes gemachten Züge werden im Schacht durch lotrecht gemessene Linien (Seigerschnüre) verbunden. Die vom obern Ende (Hängebank) bis zum Tiefsten (Sumpf) eines Schachtes reichende Lotlinie ergibt die Seigerteufe des Schachtes. Bei Theodolitaufnahmen müssen je nach dem Verfahren zwei oder drei solcher Lotlinien den Anschluß von Tages- und Grubenzug vermitteln. Auch unter Anwendung der Magnetinstrumente (s. oben) läßt sich an ablenkungsfreien Stellen dieser Anschluß bewirken, bez. kontrollieren. Die bei der Aufnahme gemachten Züge werden im Observationsbuche unter Benutzung trigonometrischer Tabellen weiter verarbeitet. Die erhaltenen Umformungswerte (Sohlen und Seigerteufen, Längen und Breiten, Ordinaten und Abscissen) bilden die Grundlage der Kartierung (Zulage), welch letztere in verjüngtem Maßstab erfolgt und aus Grundriß, Längen- und Querprofil besteht. Durch zarte Farbentöne wird die Höhenlage der Grubenbaue, durch grelle Farben das Verhalten der Lagerstätte hervorgehoben. Besondere Operationen der M. sind die Schacht- und Durchschlagsangaben (Ortungen), die Vermessung und Fixierung der Grubenfeldergrenzen (Markscheiden) über Tage durch Lochsteine, unter Tage durch Stuffe (s. oben), die Vorarbeiten zur Ausrichtung verworfener Lagerstätten, die Volumenbestimmung von Tagebauen, Halden, Teichen 2c. Die Fehlergrenzen für die Arbeiten der M. sind in besondern Verordnungen zusammengestellt.

Das erste Werk über die M. schrieb 1556 Agricola. 1835 lieferte Breithaupt in Kassel die ersten vollkommnern Grubentheodolite, nachdem für markscheiderische Zwecke bereits 1798 H. C. W. Breithaupt eine Bussole, Giuliani in Klagenfurt einen Grubentheodolit von minderer Vollkommenheit angewendet hatte. Vgl. die Lehrbücher der M. von Hecht (Freiberg 1829), Beer (Prag 1857), Adriany (2. Aufl., Wien 1861), Weisbach (»Die neue M.«, Braunschw. 1851—59, 2 Bde., und »Abriß der M.«, Freiberg 1873), Miller-Hauenfels (Wien 1868), Borchers (»Die praktische M. unter Anwendung des Luftblasenniveaus und des Theodoliten«, Hannov. 1870), Liebenam (Leipz. 1876), Brathuhn (»Katechismus der M.«, das. 1892; »Lehrbuch der praktischen M.«, 2. Aufl., das. 1895); Werner, Markscheidertabellen (Wien 1876); Lüling, Mathematische Tafeln für Markscheider und Bergingenieure (2. Aufl., Bonn 1887).

Markscheider, s. Markscheidekunst.

Markscheiderkompaß (Hängekompaß), Hauptinstrument des Markscheiders zur Messung horizontaler Streichwinkel, besteht (s. Abbildung, S. 957) aus der Kompaßbüchse k und dem zum Anhängen an die gespannte Schnur s dienenden Hängebügel (Hängezeug) h. Mittels der Cardanischen Hängevorrichtung (s. Cardanischer Ring) legt sich die Kompaßbüchse selbstthätig horizontal. Beim Gebrauch wird der Nullpunkt der Kreisteilung nach vorwärts gerichtet, wobei dann

die frei spielende Magnetnadel den Horizontalwinkel der Schnur gegen die Magnetachse, den Streichwinkel, in Stunden oder Gradmaß angibt.



Markscheiderkompaß.

Markscheiderwage, s. Gradbogen.

Markscheiderzug, s. Markscheidekunst.

Markschwamm (Fungus medullaris), Medullarkrebs, s. Krebs, S. 666.

Markstein (*Flurstein*), s. Flur.

Markstrahlen, s. Holz, S. 958.

Marksubstanz (*Markschicht*), s. Gehirn, S. 211.

Markt (franz. Marché, engl. Market) bedeutet im weitern Sinne das Absatzgebiet einer Ware. So spricht man vom Geldmarkt als dem Gebiet, auf welchem Wertpapiere und edle Metalle gehandelt werden, vom Kapital-, Kredit-, Arbeitsmarkt, heimischen M. u. dgl. Im engern Sinne ist M. der Ort, an welchem zu bestimmten Zeiten Käufer und Verkäufer einander treffen. Das Bedürfnis nach Abhaltung solcher Märkte machte sich besonders in verkehrsarmen, unsichern Zeiten geltend. Sie entstehen von selbst da, wo regelmäßige Zusammenkünfte von Menschen stattfinden, namentlich im Anschluß an religiöse Festlichkeiten. Die wesentliche Grundlage für die Entwickelung des Marktverkehrs ist überall ein besonderer Friede und Rechtsschutz, der dem M. und seinen Besuchern zu teil wird. Die öffentliche Gewalt, die anfangs an den Märkten nur ein fiskalisches Interesse hat, indem sie den Marktverkehr mit Abgaben belegt, erkennt bald ihre verkehrswirtschaftliche Bedeutung an durch Erlaß öffentlicher Anordnungen für Sicherheit, Regelmäßigkeit etc. (*Marktordnungen*, deren Aufrechthaltung der *Marktpolizei* obliegt), sodann durch Gewährung von Marktrechten und Privilegien. Die Hauptarten der Märkte sind die folgenden: 1) Die auf hervorragendern Plätzen der Stadt (*Marktplätzen*) abgehaltenen *Wochenmärkte* (nundinae). Sie sind in der Hauptsache Lebensmittelmärkte (Butter, Käse, Grünkram, Geflügel) und als solche noch heute unentbehrlich. Die Zusammendrängung dieses Verkehrs auf Märkten liegt im Interesse der Konsumenten, der raschen u. billigen Lebensmittelversorgung der Städte. Ein Zwischenhandel (*Hökerei*) hat daneben freilich zu jeder Zeit stattgefunden und ist um so stärker geworden, je mehr die wachsende Ausdehnung der Städte dazu zwang, das flache Land auf immer weitere Entfernungen in Anspruch zu nehmen, so daß der Marktbesuch durch die kleinen Produzenten immer mehr erschwert, ja unmöglich wurde. Früher versuchte man, diesen Zwischenhandel in möglichst enge Schranken zu bannen, indem der *Vorkauf* vor den Thoren der Stadt verboten und der Höker zum Kauf erst nach Verfluß einer bestimmten Zeit zugelassen wurde. Als in neuerer Zeit diese alten Vorkaufsverbote aufgegeben wurden und werden mußten, da auch die Landleute die Märkte in den großen Städten wegen des damit verbundenen Zeitverlustes immer weniger aufsuchten, mußte sich naturgemäß der Stand der Verkäufer verändern. Auf den einmal oder zweimal wöchentlich abgehaltenen Märkten der kleinern Städte verkauft noch überwiegend der ländliche Produzent selbst. In den größern Städten wird er mehr und mehr ersetzt durch den kleinen und größern Zwischenhändler, der von Dorf zu Dorf zieht und die Waren für den M. zusammenkauft. Für den Verkauf von Handwerkerwaren auf dem Wochenmarkt besteht in der Regel auch in kleinern Städten kein Bedürfnis mehr. Die Erwägung, daß Wochenmärkte unter freiem Himmel die Gesundheit von Käufern und Verkäufern gefährden, der guten Erhaltung der Ware schaden, den freien Verkehr beeinträchtigen und die Gesundheit bedrohende Unreinlichkeiten hinterlassen, hat zur Einrichtung gedeckter *Markthallen* (franz. halles, Zentralmarkthallen) geführt, wie solche in letzter Zeit in mehreren großen Städten errichtet worden sind (vgl. Markthallen). An großen Orten, wie insbes. in den Hallen von Paris, hat sich aus dem alten Wochenmarkt ein großartiges zentralisiertes Geschäft mit örtlicher Scheidung der einzelnen Artikel sowie eine Trennung zwischen *Verproviantierungs-* oder *Zentralmarkt* für den Großhandel und *Detailmarkt* herausgebildet. In den Hallen des erstern erscheinen als Käufer die Zwischenhändler, welche die Produkte an die Detailhändler absetzen oder dieselben unmittelbar an die Konsumenten im Laden oder auf dem Detailmarkt verkaufen. Beide Märkte sind in Paris räumlich voneinander getrennt, während in London auf den meisten Marktplätzen der Detailverkauf dem Großverkauf zeitlich folgt.

Während die Wochenmärkte allwöchentlich einmal oder mehreremal abgehalten werden, kehrt 2) der *Jahrmarkt* nur einmal oder mehreremal im Jahre wieder. Er unterscheidet sich von jenen außerdem durch den größern Umfang des zulässigen Verkehrs, indem auf Jahrmärkten außer den in § 66 der Gewerbeordnung genannten Gegenständen des Wochenmarktverkehrs Verzehrungsgegenstände und Fabrikate aller Art feilgehalten werden dürfen. Zu den Jahrmärkten werden gesetzlich auch die *Messen* (s. d.) zu rechnen sein, welche von jenen sich im wesentlichen nur durch den Umfang unterscheiden. Ursprünglich waren die Jahrmärkte an kirchliche Feste angeknüpft, welche viele Kauflustige zusammenführten. Sie gaben Gelegenheit, sich mit Waren zu versorgen, die am Orte nicht zu haben waren, und bildeten auch wohl ein Mittel, zeitweilig die Schranken der Bann- und Zunftprivilegien zu durchbrechen. Man nannte deshalb den Jahrmarkt hier und da auch *Freimarkt* oder *Dult* (von indulgere, erlauben). Die moderne Entwickelung des Verkehrs, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit haben den Jahrmarkt meist überflüssig gemacht. Doch behauptet er an kleinern, dem Verkehr entrückten Orten seine Bedeutung. Im übrigen wird er nur noch durch die mit ihm verbundenen Volksbelustigungen oder durch die Einnahme, welche er der Gemeindekasse abwirft, erhalten. Für das Deutsche Reich ist der Marktverkehr gesetzlich geordnet durch § 64—71 der Gewerbeordnung. Mehr und mehr an Bedeutung gewinnen heute 3) die *Spezialmärkte* für einzelne Gattungen von Gegenständen, insbes. Rohstoffe (Vieh,

Wolle, Garn, Hopfen etc.), namentlich solche, welche von vielen kleinen Produzenten hervorgebracht werden, und deren Erzeugung an bestimmte Jahreszeiten gebunden ist. Dieselben sichern dem zerstreuten Kleinbetrieb die Vorteile des Großbetriebes und eines konzentrierten Marktes mit regelmäßigerer, von individuellen Zufälligkeiten und wucherlicher Ausbeutung freierer Preisbildung. Vgl. Hasse, Messen und Märkte (in Neefes »Statistischem Jahrbuch deutscher Städte«, Bresl. 1892); Rathgen, Märkte und Messen (im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4, Jena 1892).

Marktbreit, Stadt im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, links am Main und an der Linie Treuchtlingen-Würzburg-Aschaffenburg der Bayrischen Staatsbahn, 207 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein Schloß, eine Handelsschule, ein Amtsgericht, ein Nebenzollamt I, Fabrikation von Maschinenkämmen, Zigarren, Farben und landwirtschaftlichen Maschinen, eine Farbholzmühle, Gerberei, Bierbrauerei, bedeutende Kalksteinbrüche, Obst- u. Weinbau und (1890) 2385 Einw., davon 433 Katholiken und 320 Juden. — M., seit 1819 Stadt, gehörte ehemals zur gefürsteten Grafschaft Schwarzenberg. Vgl. Plochmann, Urkundliche Geschichte der Stadt M. (Erlang. 1864).

Markterlbach, Flecken im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Neustadt a. d. Aisch, 385 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, Getreide- und Hopfenbau und (1890) 1127 meist evang. Einwohner.

Marktflecken, s. Flecken.

Marktgeld, s. Aufwandsteuern.

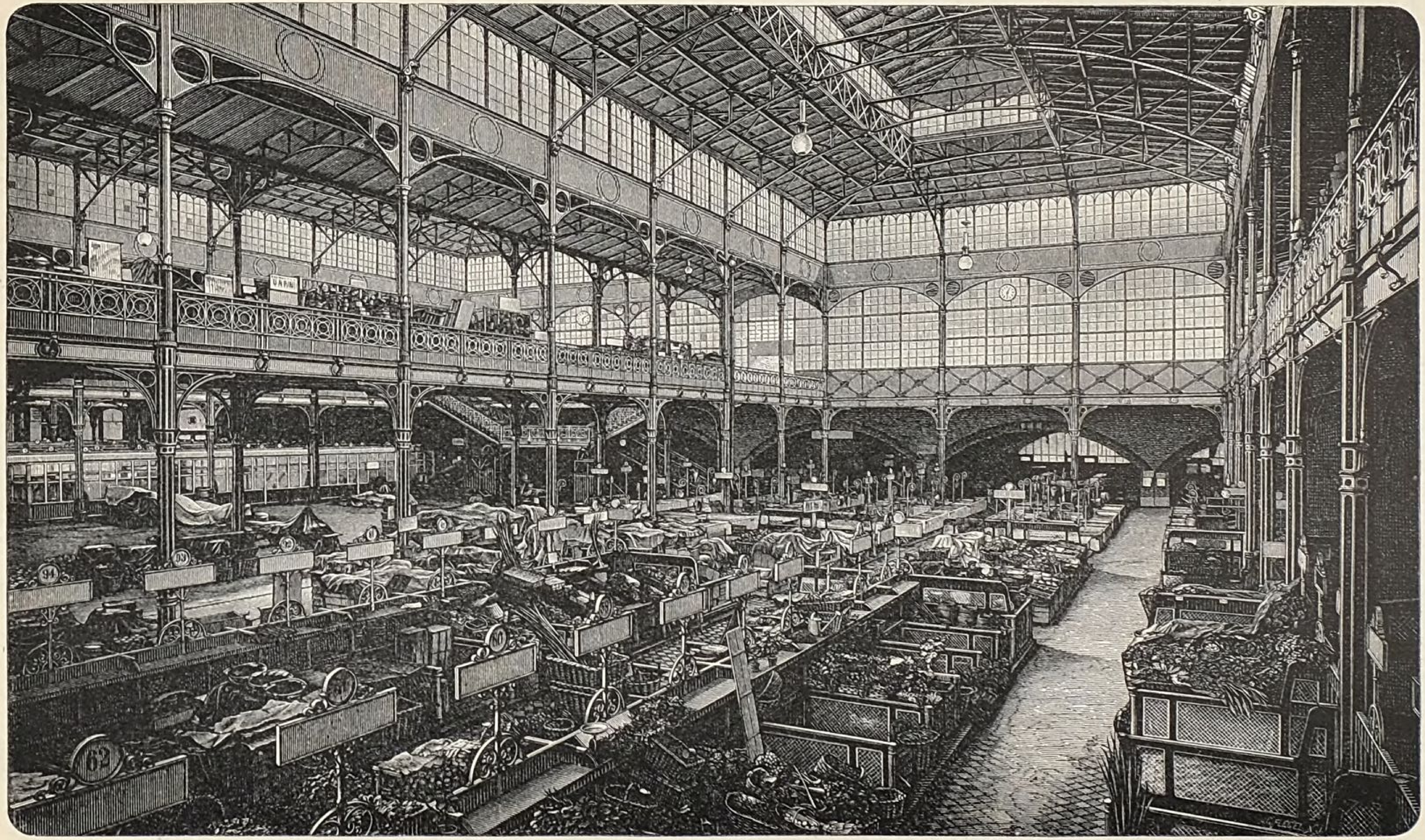
Markthallen (hierzu Tafel »Markthallen I u. II«), Gebäude zur Abhaltung von Märkten für Lebensmittel und einfache Gebrauchsgegenstände. Während für die Lebensmittelversorgung kleinerer Orte gewöhnliche Wochenmärkte genügen, bedarf es zur Beschaffung der Lebensmittel für Großstädte einer Erweiterung des Zufuhrgebiets. Diese ist ohne Zwischenhandel nicht möglich. Um letztern aber zu regeln und auf das ersprießliche Maß einzuschränken, auch zu verhindern, daß er als Ladenverkauf die Lebensmittel verteuert, sind zweckmäßige Einrichtungen des Marktbetriebes erforderlich, welche durch die M. geboten werden. Durch sie wird, von steuerfiskalischen Gesichtspunkten abgesehen, eine Verbesserung der Marktverwaltung ermöglicht; sie bieten Käufern und Verkäufern Schutz gegen die Unbilden der Witterung und entziehen auch die Marktwaren den nachteiligen Einwirkungen von Sonne, Frost und Regen und schützen sie so vor Entwertung. Sie gestatten endlich schnellen Umsatz und ununterbrochenen, nicht auf einzelne Tage u. Tagesstunden beschränkten Marktbetrieb und ermöglichen eine übersichtliche Aufstellung und damit die wirksame gesundheitspolizeiliche Überwachung der Waren.

Die M. zerfallen in solche für den Groß- u. für den Kleinhandel. Vielfach sind beide Arten Handel in einer Halle vereinigt. Der Großmarkt versorgt sowohl den Kleinmarkt als auch Stadthändler und größere Abnehmer, wie Gastwirte etc. Der Verkauf wird dabei entweder seitens der Verwaltung besorgt, oder er ist an Unternehmer und Großverkäufer freigegeben. Im erstern Falle erfolgt der Verkauf fast ausschließlich im Wege öffentlicher Versteigerung, und es ist mit dem Marktbetrieb meist die Erhebung von Steuern verbunden; im zweiten Falle (ebenso wie beim Kleinmarkt, der einer besondern Organisation nicht bedarf) beschränkt sich die Mitwirkung der Verwaltung im wesentlichen auf die Aufrechterhaltung der Ordnung in den M. Großmarkthallen bedürfen unmittelbarer Eisenbahn- und Wasserverbindung. Fehlen diese, wie z. B. bei den im übrigen aufs großartigste angelegten Pariser Zentralhallen, so muß die gesamte Lebensmittelanfuhr des Nachts mittels Fuhrwerks bewirkt werden. Womöglich sind die M. ringsum mit Anfahrtstraßen zu umgeben, doch hat man auch M. auf eingebauten Grundstücken errichtet, so daß sie nur auf zwei Seiten Zufahrtstraßen haben.

Die bauliche Konstruktion ist bei Groß- und Kleinmarkthallen im großen und ganzen dieselbe, der Unterschied liegt im wesentlichen in der innern Einrichtung. Der Großmarkt fordert mehr ungeteilte, von Verkaufständen freizuhaltende Flächen. Daselbst werden die Lagerräume der Großverkäufer abgegrenzt und für diese und die Makler Kontore eingerichtet oder zum wenigsten Schreib- und Verkaufstische aufgestellt. In den Gängen zwischen den Lagerräumen werden Estraden für das sich an den Versteigerungen beteiligende Publikum errichtet. Mit den Eisenbahn- und Schiffsladestellen ebenso wie mit den Lagerkellern sind die Hallenräume durch Treppen oder Rampen und starke Aufzüge verbunden. Beide Arten von Hallen werden für Fuhrwerk zugänglich gemacht und zum Verwiegen desselben in der Nähe eines Einfahrtsthors mit Zentesimalwage versehen. Die Fußböden werden in Klinkersteinen, Thonfliesen (Mettlacher Platten u. dgl.) oder Asphalt hergestellt und sind gut zu entwässern. Der Gesamtaufbau ist in Eisen und Stein zu errichten. Für die Umfassungswände hat man vielfach Eisenfachwerk angewandt, besser sind zur Vermeidung zu schneller Temperaturausgleiche lediglich steinerne Mauern. Aus demselben Grunde und um bei ruhiger und ausgiebiger Beleuchtung doch die Sonnenstrahlen fernzuhalten, führt man das Tageslicht durch abgeblendete seitliche Oberlichter unter Anwendung von Sheddächern u. dgl. ein, die zugleich eine wirksame Lüftung gestatten. Windfänge sind nicht zu vergessen. Für reichliche Bewässerung durch Laufbrunnen, Zapfhähne etc. ist überall zu sorgen, ebenso für ausgiebige Abendbeleuchtung; Uhren dürfen nicht fehlen.

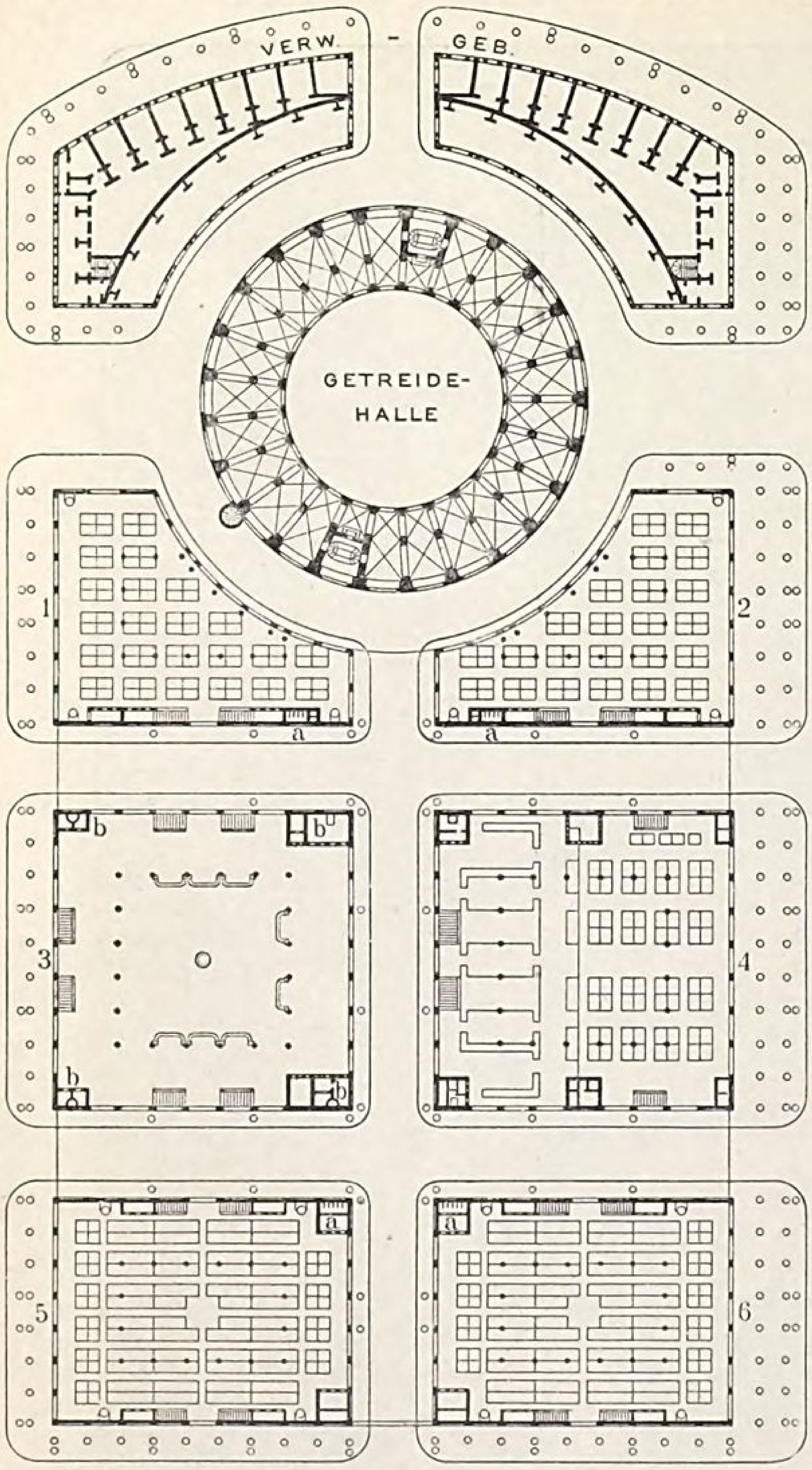
Für den Kleinhandel ist eine Standeinteilung erforderlich. Die Größe der festen Stände wechselt von 4—10, ja 15 qm Grundfläche. Kleinere Standplätze von 1—2 qm werden für Grünwarenhändler u. dgl. in den breitern Gängen durch farbige Linien auf dem Fußboden abgegrenzt. Bei Vereinigung von Groß- und Kleinmarkthallen wird hierfür zweckmäßig der breite, zwischen dem Groß- und Kleinverkehr befindliche Fahrweg ausgenutzt. Die Hauptzugänge werden mindestens 3 m, besser 5 m und sogar bis 8 m breit angelegt, die Zwischenwege 2 m und mehr. Es wird sich somit in der Regel eine Achsenteilung der Standreihen von mindestens 6 m ergeben. Die Einrichtung der Stände besteht meist nur in seitlichen Gitterbrüstungen, höher geführten Rückwänden mit Regalen und über diesen einer Vorrichtung zum Anbringen der Firmenschilder. Ihre Vervollständigung mit Verkaufstischen, Stühlen etc. bleibt den Verkäufern überlassen. Mehr ladenartig eingerichtet werden die Stände für den Handel mit Fleisch und Fischen. Die erstern, welche der Übersichtlichkeit der Halle wegen zweckmäßig an deren Umfassungswände gelegt werden, sind vollständige kleine, in Eisen konstruierte Läden, mit unten hölzernen, oben aus Drahtgeflecht her-

Markthallen I.

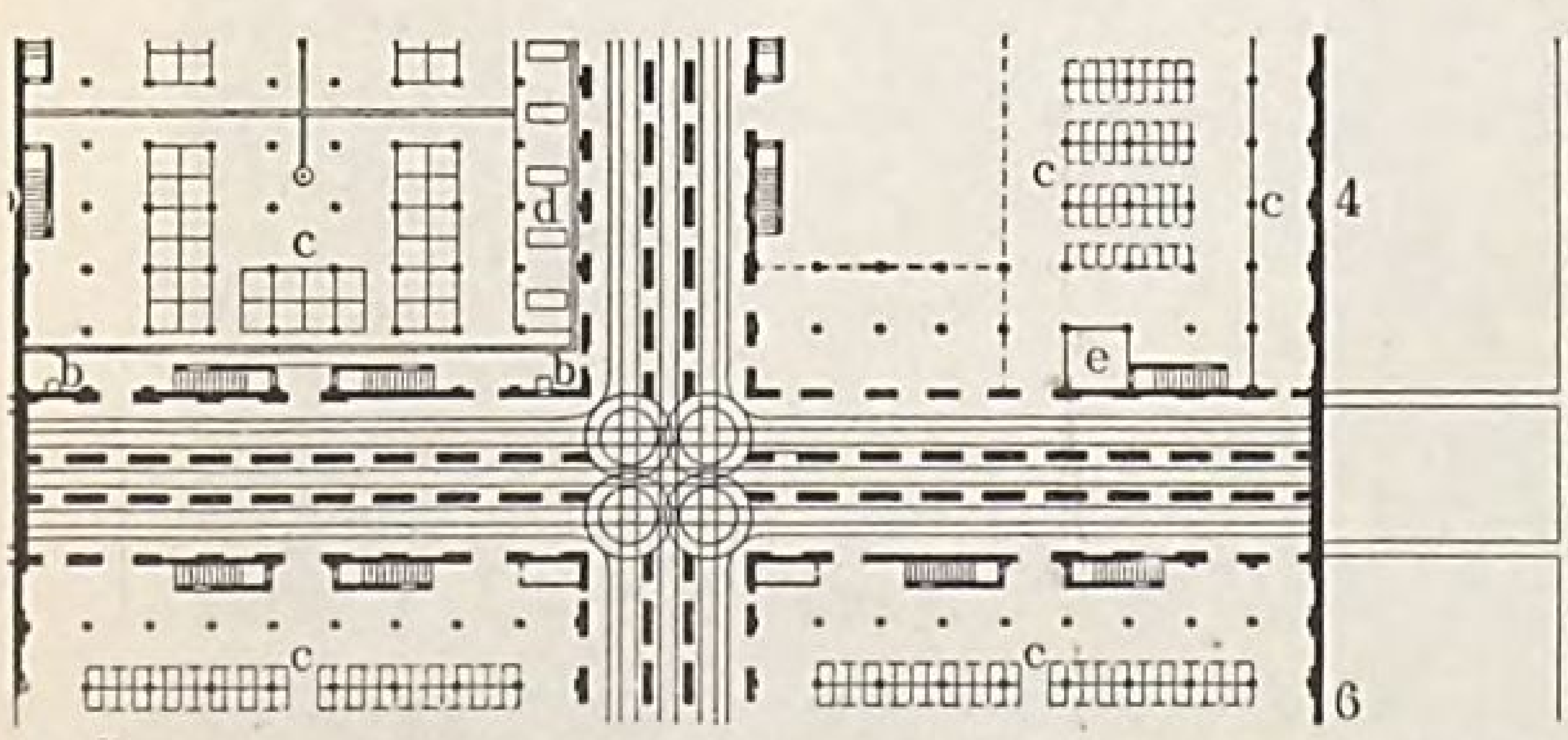


Inneres der Zentralmarkthalle in Berlin.

Markthallen II.

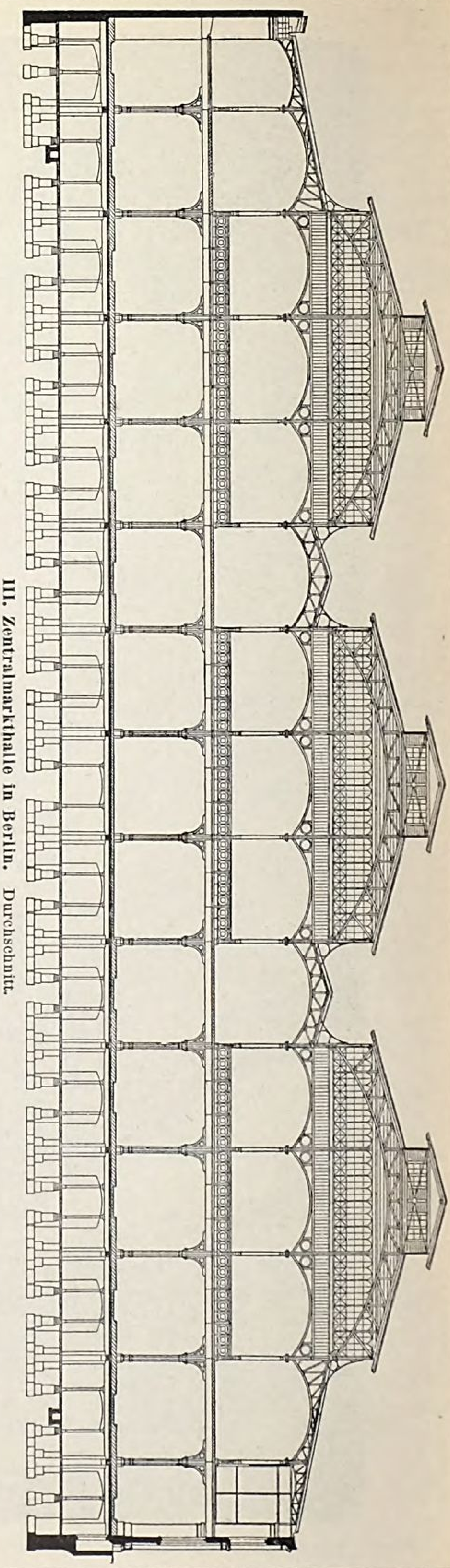


I. Östlicher Teil der Pariser Markthallen (Halles centrales).
Erdgeschoß.
(Verwaltungsgebäude und Abteil. 1 und 2 noch nicht ausgeführt.)



II. Östlicher Teil der Pariser Markthallen. Untergeschoß unter den Abteilungen 3—6.

Abteil. 1. Geflügel- und Wildbret-Detailverkauf. 2. Eingeweide- und Abfälle-Detailverkauf. 3. Geflügel- und Wildbret-Engrosverkauf im Ausgebot. 4. Rind-, Kalb- und Hammelfleisch aus den Schlachthallen. 5. Früchte- und Frühgemüse-Engrosverkauf im Ausgebot. 6. Schweinefleisch und geräucherte Fleischwaren. a Retiraden, b Ventilatoren, c Gitterverschlüsse, d Tische zum Schlachten des Geflügels, e ungesundes Fleisch.



III. Zentralmarkthalle in Berlin. Durchschnitt.

gestellten Teilungswänden und Verkaufstischen mit Marmorplatte an der Vorderseite &c. Die Stände für Flußfische haben mehrfach geteilte Fischbehälter aus weißen Marmorplatten, die mit Drahtgeflechtdeckeln versehen und, damit man bequem zu den Wasserröhren gelangen kann, auf Granitwürfeln gelagert sind. Die niedrigen Teilungswände bestehen aus Eisengestellen und Gitterwerk. Die Stände für Seefischhandel haben die gleiche Einrichtung und nur statt der Fischkasten Tische mit Eichenholz- oder Marmorplatten zum Aufstellen der Körbe. Zur Freihaltung der Gänge sind alle Stände etwas über den Hallenfußboden erhöht; die Fischstände werden nach innen entwässert. Zur Aufbewahrung der Marktgüter müssen die M. durchweg Lagerkeller, für Fleisch und Fische auch Eiskeller erhalten, die durch Treppen und Aufzüge mit dem Erdgeschoß zu verbinden sind. Einige dieser Aufzüge dienen zur Beseitigung des Kehrichts während der Marktzeit. Die Einteilung der Keller mit Längs- und Querwänden aus Drahtgeflecht ist ähnlich wie oben in den Hallen; ihre einzelnen Abteilungen erhalten Schiebethürverschlüsse. Bisweilen werden die M. zweigeschossig angelegt, d. h. mit Galerien versehen, die dann gewöhnlich dem Handel mit Hausgerät, Holzwaren u. dgl. dienen. An Nebenräumen sind Zimmer für die Betriebsverwaltung und Marktpolizei, Aborte und Restaurationsräume erforderlich; für die Großhallen treten noch Räume für Güterabfertigung, Zollerhebung u. für die Schauämter sowie neben den schon erwähnten Kontoren und Lagerräumen Fernsprecheinrichtungen für die Großhändler hinzu.

Die ersten M. wurden in Paris errichtet; sie reichen dort bis in den Anfang des 13. Jahrh. zurück. Schon im vorigen Jahrhundert befanden sich geschlossene Hallen in dem Stadtviertel, wo jetzt die 1811 gegründeten Halles centrales stehen. Der 1878 vollendete Teil der geplanten Gesamtanlage besteht aus 10 Marktpavillons, die durch 15 m breite, bedeckte Straßen untereinander verbunden sind und durch den 31,5 m breiten Boulevard des halles in eine östliche und westliche Hälfte zerlegt werden. Der östliche Teil (Tafel II, Fig. 1 und 2, Grundrisse des Erdgeschosses und des Untergeschosses) wurde 1878 neu eröffnet. Nur seine Abteilungen 3—6 sind vorhanden, die Abteilungen 1 und 2 und die beiden Verwaltungsgebäude, welche die in den Markthallenkomplex hineingezogene Getreidehalle umgeben, harren noch der Ausführung. Der westliche Teil besteht aus 6 Pavillons, von denen zwei den Abteilungen 3 u. 4 und vier den Abteilungen 5 u. 6 der Ostseite an Größe gleichen. Die Gesamtanlage bedeckt eine Grundfläche von etwa 44,000 qm, wovon etwa 25,000 qm auf die ausgeführten 10 Pavillons (ohne Straßen) entfallen. Die Bau- und Grunderwerbskosten betragen rund 50 Mill. Frank, die unmittelbaren Verwaltungskosten jährlich etwa 1,200,000 Fr.; gleichwohl erzielte die Stadt aus Maklergebühren und Platzmiete bereits 1875 einen Reingewinn von 9 Mill. Fr. Die Pariser M. dienen teils dem Großhandel, teils dem Kleinhandel derart, daß die einzelnen Warengruppen in die verschiedenen Pavillons verwiesen sind (vgl. die Abbildung). Die Standkosten sind je nach Ware und Grundfläche verschieden. Da das Marktwesen für die Stadt Paris eine wesentliche Einnahmequelle auf dem Wege der Steuererhebung bildet, so ist es sehr stark zentralisiert. Die kleinern M. in den 20 Quartieren der Stadt werden fast ausschließlich von den Halles centrales versorgt, deren Marktverkehr sich erheblich auf die Vorplätze und anliegenden Straßen ausdehnt.

In London ist das Markthallenwesen der Hauptsache nach Privilegium der City. Wirkliche Kleinmärkte fehlen. Die Großmärkte, in denen zum Teil allerdings auch Kleinhandel zu einzelnen Tagesstunden betrieben wird, sind Smithfield, Billingsgate, Coventgarden und der untergeordnete Markt von Leadenhall. Die Markthalle von Smithfield besteht aus zwei 1868 eröffneten mächtigen Hallen von zusammen 14,320 qm Grundfläche (162 Stände) für Fleischverkauf, aus einer Halle von 5840 qm (72 Stände) für Geflügel und Vorkost und aus einer 1880 errichteten Filiale des Fischmarktes von 7000 qm Grundfläche. Fünf Bahnen durchschneiden die Keller und besitzen dort mit den Hallen verbundene Güterbahnhöfe. Der Hauptfischmarkt ist Billingsgate, an der Themse gelegen und mit 4000 qm Grundfläche für seinen gewaltigen Verkehr viel zu klein. Der außerhalb der City befindliche Coventgarden-Markt ist der Stapelplatz für Früchte, Blumen und Gemüse. Auch seine Halle reicht längst nicht mehr für die Marktverkäufer aus und bietet ebensowenig wie die von Billingsgate baulich Bemerkenswertes.

In Berlin nahm die Stadtgemeinde 1881, nach Vollendung der Stadteisenbahn, die Markthallenfrage auf. Man vermied die allzu starke Zentralisation, sorgte für Bahnanschlüsse und ordnete die Verwaltungseinrichtungen und die Verteilung von Groß- u. Kleinmarkt den örtlichen Verhältnissen entsprechend in einer Weise, die zwischen den Einrichtungen von London und Paris etwa die Mitte hält. Berlin besitzt gegenwärtig 14 M. Vier davon, die Zentralhalle am Alexanderplatz und die M. II—IV in der Friedrich-, Zimmer- und Dorotheenstraße, sind 1883 begonnen, 1885 eröffnet worden. Großhandel hat zunächst nur die mit der Stadteisenbahn verbundene Zentralhalle; doch soll ein Teil desselben später auch auf die Hallen II (für Blumen), IV (für Früchte) und auf eine dritte, an der Spree zu errichtende Markthalle (für Fische) übergehen, was auch zum Teil bereits geschehen ist. Die Zentralmarkthalle, deren Aufbau und Durchschnitt Tafel I u. Tafel II, Fig. 3, zeigen, bedeckt, den Eisenbahnviadukt eingeschlossen, 11,600 qm Grundfläche; dazu kommen 4300 qm auf den Galerien. Sie enthält 762 untere, 385 obere Stände, reichte jedoch bald für den Verkehr nicht mehr aus, so daß noch 108 Stände durch Zumietung benachbarter Stadtbahnviaduktfläche geschaffen u. seit 1891 ein Erweiterungsbau in Angriff genommen werden mußten. Letzterer soll lediglich dem Großhandel dienen, während der ältere Teil ganz dem Kleinhandel überlassen wird. Er bedeckt 9200 qm Grundfläche, enthält 1970 qm Kühlkeller, ist mit dem ältern Teile durch eine Brücke und einen Tunnel verbunden und hat rund 5 Mill. Mk. gekostet (2,200,000 Mk. Baukosten). Auf der Eisenbahn wird im Durchschnitt mehr ein- als ausgeführt, d. h. es gelangen zur Verzehrung jährlich rund 1¾ Mill. Ztr., dazu treten mindestens 1½ Mill. Ztr. Fleisch, die bis jetzt noch immer zu Wagen herangeschafft werden. Die Gesamtkosten der alten Zentralmarkthalle betragen 4,600,000 Mk., die Baukosten allein 2,250,000 Mk. Von den 14 Berliner Kleinmarkthallen liegen 12, nur von zwei Seiten zugänglich, in Häuserviertel eingebaut; sie sind deshalb von 9 m breiten Durchfahrten durchschnitten, haben an beiden Straßen Vordergebäude, die zu verschiedenen Zwecken ausgenutzt sind, und zwischen diesen und der eigentlichen Halle in der

Regel je einen Hofraum, welcher der Licht- u. Luftzufuhr dient, und an den sich die Nebenräume für den Marktbetrieb zweckmäßig anschließen. Die Hallen selbst bestehen aus einem höhern, mit Satteldach und seitlichen Oberlichtfenstern versehenen Mittelteil über der Durchfahrt und breiten, niedrigern, mit Sheddächern überdeckten Flügeln. In runden Zahlen angegeben, schwankt die bebaute Grundfläche dieser Hallen zwischen 3000 und 9500 qm, die Zahl der Stände dem entsprechend zwischen 320 und 640 und die Bau- und Grunderwerbskosten zwischen 1,146,300 und 3,050,900 Mk. Die frei stehenden M. auf dem Magdeburger und Marheineke-Platze haben bei 227, bez. 350 Ständen 342,000, bez. 688,000 Mk. gekostet.

Wie Paris einen Überfluß, so hat Wien einen Mangel an Zentralisation. Es war dort bis vor kurzem die innere Stadt von den Vorstädten durch eine Verzehrungssteuerlinie getrennt, welche das Markthallenwesen nicht zu rechter Entwickelung hat kommen lassen. Auch liegt keine der M. im Mittelpunkt der Stadt. Von diesen Grundmängeln abgesehen, sind die Wiener M. gut angelegt und verwaltet. Die Großhalle am Eislaufplatz hat Eisenbahnanschluß, bedeckte bei der Erbauung eine Grundfläche von rund 8000 qm, erfährt jedoch mit der Verwirklichung des Generalregulierungsplans von Wien eine Erweiterung. Von den 7 Kleinmarkthallen verdient insbes. die an der Stubenbastei mit 1350 qm, 218 Ständen und doppelter Unterkellerung Beachtung.

Bemerkenswerte M. haben noch Brüssel, Leipzig und Frankfurt a. M. Brüssel erhielt seine Zentralhalle 1875. Sie besteht aus zwei rechteckigen, an den Schmalseiten durch eine 15 m breite, bedeckte Straße miteinander verbundenen Hallen von je 2370 qm Grundfläche, deren eine dem Groß- und Kleinhandel mit Fischen, die andre dem Handel mit Fleisch und allen sonstigen Lebensmitteln dient, und ist in ihren baulichen Einzelheiten im wesentlichen den Pariser Hallen nachgebildet. Die besonders in architektonischer Beziehung bemerkenswerte Leipziger Markthalle ist 1891 dem Verkehr übergeben worden. Sie bedeckt 8745 qm Grundfläche u. bietet im Erdgeschoß 3648 qm nutzbare Fläche, wovon 1178 qm für Großverkehr, der Rest für 531 Stände dienen, hinzu treten 1719 qm für 402 Stände auf den Galerien. Die Baukosten betrugen etwa 2½ Mill. Mk. Bahnanschluß ist nicht vorhanden. In Frankfurt wurde die Markthalle 1879 eröffnet. Sie bildet ein langgestrecktes, rings von Straßen umgebenes Rechteck von 4000 qm Grundfläche mit Nebenräumen an den Giebelseiten und einer ringsum laufenden Galerie, ist der Hauptsache nach aus Eisen und Glas konstruiert und hat Groß- und Kleinhandel aller Art bei 288 Ständen. Vgl. Eberty, Über Lebensmittelversorgung von Großstädten in M. (Berl. 1884); V. Baltard u. Callet, Monographie des Halles centrales de Paris (Par. 1863); J. Hennicke, Mitteilungen über M. in Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Italien (Berl. 1881); »Festschrift zum zehnten internationalen medizinischen Kongreß. Berlin 1890«; »Festschrift zur 35. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure« (das. 1894); Osthoff, Die M. für Lebensmittel (Leipz. 1894).

Marktheidenfeld, Flecken und Bezirksamtshauptort im bayr. Regbez. Unterfranken, links am Main (mit schöner Brücke über denselben) und an der Linie Lohr-Wertheim der Bayrischen Staatsbahn, 148 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, ein Forstamt, mehrere Brauereien, eine Dampfsäge- und eine Gipsmühle, Steinplattenschleiferei, Obst- und Weinbau und (1890) 1970 meist kath. Einwohner.

Marktleuthen, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Wunsiedel, an der Eger und der Linie München-Regensburg-Oberkotzau der Bayrischen Staatsbahn, 522 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Ruinen der St. Wolfgangskapelle, eine Glashütte, ein Granitwerk, Syenit- und Granitschleiferei, Bierbrauerei, Fabrikation von Woll- und Baumwollwaren, 5 Mühlen und (1890) 1417 evang. Einwohner. M. ist nach dem Brande von 1843 neu erbaut.

Marktlos, s. Buchhaltung, landwirtschaftliche.

Marktordnungen, s. Markt.

Marktpolizei, s. Markt und Gesundheitspflege.

Marktpreis, nach dem Handelsgesetzbuch (Art. 353) der laufende Preis, der zur Zeit und am Orte der Erfüllung des Vertrags oder an dem für den Ort maßgebenden Handelsplatz nach den dafür bestehenden örtlichen Einrichtungen festgestellt ist. Der Begriff M. ist demnach durch die Existenz einer amtlichen Feststellung nicht bedingt, sondern als M. derjenige Durchschnittspreis zu betrachten, welcher sich bei Vergleichung einer erheblichen Anzahl von an diesem Orte abgeschlossenen Verträgen als der von besondern persönlichen Beziehungen u. sonstigen speziellen Umständen unabhängige gemeine Handelswert der Ware darstellt. Über M. im Sinne der Volkswirtschaftslehre s. Preis.

Markt-Redwitz, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Wunsiedel, an der Kösseine im Fichtelgebirge, Knotenpunkt der Linien München-Regensburg-Oberkotzau und Nürnberg-Eger der Bayrischen Staatsbahn, 531 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Waisenhaus, ein öffentliches Schlachthaus, eine mechanische Buntweberei (180 Arbeiter), Eisen- und Metallgießerei, Maschinenfabrikation, Kessel- und Kupferschmiederei, Spiegel- und Fensterglas-, Metallwaren-, Stahlsaiten- und Lederfabrikation, eine chemische Fabrik, eine Dampf-Säge- und -Mahlmühle und (1890) 2738 Einw., davon 747 Katholiken und 8 Juden.

Marktsachen, s. Meß- und Marktsachen.

Marktschorgast, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Berneck, am perlen- und forellenreichen Schorgastbach und an der Linie München-Bamberg-Hof der Bayrischen Staatsbahn, die hier über die schiefe Ebene (Gefälle 1:40) geleitet ist, 503 m ü. M., hat Weberei, Blattmetall- und Bronzefabrikation, Glacéhandschuhnäherei und (1890) 1010 meist kath. Einwohner.

Marktsteft, Flecken im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, am Main, hat eine evang. Kirche, eine Präparandenschule, ein Forstamt, Farbwarenfabrikation, Bierbrauerei, Obst- und Weinbau, Weinhandel und (1890) 1066 meist evang. Einwohner.

Marktverkehr, s. Markt.

Mark Twain, Schriftsteller, s. Clemens 2).

Marktwechsel, soviel wie Meßwechsel.

Markull, Friedrich Wilhelm, Komponist, geb. 17. Febr. 1816 in Reichenbach bei Elbing, gest. 30. April 1887 in Danzig, erhielt seine musikalische Ausbildung bei Schneider in Dessau und wurde 1836 Organist der Marienkirche zu Danzig, von 1847 an mit dem Titel »königlicher Musikdirektor« auch Musikreferent der »Danziger Zeitung«. Im Druck erschienen von ihm: zahlreiche Kirchen-, Orgel- und Klavierkompositionen (meist Salon- und Charakterstücke), treffliche Arrangements klassischer Werke für Pianoforte, auch einige Opern (z. B. »Der König von Zion«),

Symphonien, Oratorien (»Das Gedächtnis der Entschlafenen«), der 86. Psalm u. a.

Markung, soviel wie Mark (s. d., S. 950) in der Bedeutung von Grenze, eingegrenzter Bezirk.

Markungsvereinigung, s. Flurregelung.

Markus, 1) der Evangelist, mit seinem israelitischen Namen Johannes, daher auch Johannes M. genannt, ein Sohn der Maria, in deren Hause zu Jerusalem sich die Christen versammelten, und Vetter des Barnabas, begleitete den Apostel Paulus auf dessen erster Missionsreise, trennte sich aber unterwegs von ihm und ging, da Paulus bei seiner zweiten Missionsreise ihn nicht wieder mitnehmen wollte, mit Barnabas nach Cypern. Später scheint er sich an Petrus angeschlossen zu haben. Jedenfalls war er nach der kirchlichen Sage dessen Ausleger (Hermeneut) und gründete eine christliche Gemeinde in Alexandria. Sein Körper ward nach Venedig gebracht, weshalb ihn diese Stadt zum Schutzpatron der Republik erwählte; sein Gedächtnistag ist der 25. April. Das unter seinem Namen im neutestamentlichen Kanon befindliche Evangelium weist in vieler Beziehung Spuren echter Erinnerung nicht bloß bezüglich der Worte, sondern auch der Lebens- und Sterbensgeschichte Jesu auf und galt schon in der alten Kirche als mittelbares Werk des Petrus. S. Evangelist und Evangelium.

2) Papst, bestieg den römischen Stuhl als Nachfolger Silvesters I. 18. Jan. 336, starb aber schon nach neun Monaten, 7. Okt. d. J.

Markusbibliothek, Bibliothek San Marco, in Venedig, s. Libreria.

Markusbrot, s. Marzipan.

Markuskirche, s. Venedig.

Markusthaler, die alten Thaler der Republik Venedig, gegen 4 Mk. wert.

Markvogt, s. Markwald.

Markwährung, s. Mark (Münze).

Markwald, ursprünglich der Grenzwald, welcher größere Gebiete von Gemeinden voneinander schied; dann der unverteilte Wald, welcher einer oder mehreren Gemeinden oder später auch bestimmten Klassen von Gemeindemitgliedern gemeinsam gehörte. Die Korporation, der ein M. gehörte, hieß Märkerschaft, die Genossen Märker, die Nichtberechtigten oder die nicht in der Mark Wohnenden Ausmärker. Der M. stand unter einem Obermärker, auch Mark- oder Holzgraf, Markrichter, Markvogt, Waldbott, oberster Erbexe &c. genannt. Die Verhältnisse in der Mark wurden auf den jährlich abzuhaltenden Märkergedingen oder Holzgerichten beraten und geordnet. Die meisten der ehemaligen Markwaldungen sind durch Aufteilung unter die Genossen, durch Vertrag, Vergewaltigung &c. in den Besitz von Privaten, Landesherren, bez. in den des Staats übergegangen, oder sie wurden in Besitzungen der heutigen politischen Gemeinden umgewandelt. Reste der alten Markgenossenschaften bestehen noch in Westfalen (Haubergsgenossenschaften) und im Regierungsbezirk Trier (Gehöferschaften), dann wohl auch noch vielfach in der Form der heutigen Realgemeinde. Vgl. v. Löw, Über die Markgenossenschaften (Heidelb 1829); Stieglitz, Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland (Leipz. 1832). Vgl. Mark (Grenze) und Markgenossenschaft.

Marlborough (spr. märlböro), 1) Stadt im nördlichen Wiltshire (England), am Kennet, mit 1845 gegründeter höherer Schule (College), bedeutendem Handel in Korn, Käse, Malz, Steinkohlen und (1891) 3012 Einw. 5 km südlich davon Martensell, ein Hügel mit alten keltischen Befestigungswerken. — 2) Stadt in der Grafschaft Middlesex des nordamerikanischen Staates Massachusetts, mit Schuhfabriken und (1890) 13,805 Einw.

Marlborough (spr. märlböro oder mälbrö), 1) John Churchill, Herzog von, berühmter brit. Feldherr und Staatsmann, geb. im Juni 1650 zu Ashe in Devonshire, gest. 16. Juni 1722, kam in seinem zwölften Jahr als Page an den Hof des Herzogs von York, dessen Mätresse seine Schwester Arabella war, und der ihm 1667 eine Fähnrichstelle bei der Garde verschaffte. 1672 ging M. als Kapitän mit den englischen Hilfstruppen nach den Niederlanden, wo er unter Turenne seine militärische Schule durchmachte. Er diente bis 1677 in der französischen Armee und kehrte sodann nach England zurück, wo er ein Regiment erhielt, 1678 zum Obersten und nach der Thronbesteigung des Herzogs von York 1685 zum englischen Peer unter dem Titel Baron Churchill von Sandridge und zum Generalmajor ernannt wurde. Bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) zeigte er sich besonders thätig; als Wilhelm von Oranien 1688 in England landete, begleitete M., soeben zum Generalleutnant befördert, den König ins Feld, ging aber am Morgen des 25. Nov. zu Wilhelm über. Er ward darauf zum Grafen von M., zum Mitglied des Geheimen Rates und zum königlichen Kammerherrn ernannt. Von Wilhelm III. mit der Unterwerfung Irlands beauftragt, landete er 25. Sept. 1690 auf der Insel und bemächtigte sich der Plätze Cork und Kinsale. Im Kriege gegen Ludwig XIV. erfocht er den Sieg bei Walcourt, knüpfte aber, da er im militärischen Dienst Ausländer, wie Ginkel und Schomberg, sich vorgezogen sah, geheime Unterhandlungen mit Jakob II. an. Als diese entdeckt wurden, ward er 1692 seiner Ämter entsetzt, in den Tower gebracht und erst nach einer langwierigen Untersuchung freigelassen. Nach dem Frieden von Rijswijk (20. Sept. 1697) versöhnte sich Wilhelm mit ihm, und M. wurde vom König zum Gouverneur des Herzogs von Gloucester ernannt, in den Geheimen Rat wieder aufgenommen und beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs zum Befehlshaber der britischen Streitkräfte in den Niederlanden (1701) ernannt. Die Thronbesteigung Annas (19. März 1702), die von Marlboroughs Gemahlin völlig beherrscht wurde, machte diesen zum einflußreichsten Mann in England. An der Spitze des britischen Heeres in den Niederlanden begann er den Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus Geldern und eroberte Venloo, Roermonde und Lüttich, worauf ihn die Königin zum Marquis von Blandford und zum Herzog von M. ernannte. 1704 ging er zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, vereinigte sich mit dem Prinzen Eugen von Savoyen und schlug 2. Juli die Bayern bei Donauwörth und 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Höchstädt (Blenheim). Das Parlament schenkte ihm hierfür die Domäne Woodstock, wo die Königin ihm das Schloß Blenheim bauen ließ; der Kaiser erhob ihn zum Reichsfürsten und verlieh ihm das aus konfiszierten bayrischen Besitzungen gebildete Fürstentum Mindelheim in Oberschwaben. Im Feldzug von 1705 erstürmte M. in den Niederlanden die von Villeroi besetzten Linien (18. Juli). Am 23. Mai 1706 ward letzterer bei Ramillies von M. entscheidend geschlagen, worauf ganz Brabant in die Hände der Verbündeten fiel. Auch der neue fran-

zösische Feldherr Vendôme verlor an M. Ostende, Dendermonde und Ath. Die Friedensanträge, die Ludwig XIV. durch den Kurfürsten von Bayern machen ließ, wurden auf Antrieb Marlboroughs von der Königin Anna und den Generalstaaten verworfen. Als Karl XII. von Schweden Vorbereitungen traf, welche die Koalition gegen Frankreich zu gefährden schienen, gelang es M. in einer Zusammenkunft in Altranstädt (April 1707), denselben zur Neutralität zu bestimmen. 1708 wurden die Franzosen von M. und Eugen bei Oudenaarde (11. Juli) geschlagen, worauf Lille, Gent und Brügge fielen. Noch entscheidender war 1709 die blutige Niederlage des Marschalls Villars bei Malplaquet (11. Sept.), deren Folge die Kapitulation von Mons war. Bald darauf aber begann Marlboroughs Stellung zu wanken, zumal zwischen seiner Gemahlin und der Königin ein unheilbares Zerwürfnis ausgebrochen war. Die letztere wünschte die Verleihung eines Regiments an den Obersten Hill, den Bruder der Mrs. Masham, ihrer neuen Favorite; M. schlug es ab und zog sich, als die Königin darauf bestand, nach Windsor zurück, die öffentliche Meinung nötigte jedoch die Königin, diesmal noch nachzugeben. Das Parlament bewilligte vermehrte Hilfsgelder, und M. erhielt Holland bei der Allianz vermittelst Auswirkung des Barrieretraktats (s. d.). Er eröffnete mit Eugen den Feldzug von 1710 mit der Einnahme von Mortagne, Douai, Béthune, St.-Venant und Aire. Während seiner Abwesenheit aber erfolgte in England ein Ministerwechsel: nach dem Sturz der mit M. verbundenen Whigs gelangte die Torypartei ans Ruder. M. behielt zwar das Kommando in den Niederlanden, aber mit eingeschränkter Gewalt, und konnte nicht hindern, daß die neue Regierung, für die infolge der Neuwahlen das Parlament gewonnen war, 8. Okt. 1711 die Friedenspräliminarien mit Ludwig XIV. abschloß. Nach England zurückgekehrt, ward er vom Parlament der Unterschlagung öffentlicher Gelder beschuldigt, worauf die Königin ihn seiner Ämter entsetzte, aber, besonders auf die Vorstellungen Eugens, die gerichtliche Verfolgung unterdrückte. M. zog sich verbittert aufs Land zurück und besuchte dann Holland, Belgien und sein Fürstentum Mindelheim, das er jedoch im Utrechter Frieden (13. Juli 1713) ohne Entschädigung wieder verlor. Erst nach dem Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I. in seine militärischen Ämter wieder einsetzte. Vom Schlage getroffen (8. Juni 1716), mußte sich M. jedoch ganz von den Geschäften zurückziehen; er starb auf seinem Landgut Windsor Lodge, ein kolossales Vermögen hinterlassend. M. war ein ebenso gewandter Diplomat, dem namentlich eine gewinnende Beredsamkeit zu Gebote stand, wie ein genialer Feldherr, welcher mit persönlichem Mut einen sichern und schnellen Blick verband, der jeden Fehler des Gegners erspähte und zu benutzen wußte. Seine Schattenseiten waren maßloser Ehrgeiz und niedrige Habsucht. Vgl. Coxe, Memoirs of John duke of M. (Lond. 1819; neue Ausg. 1847, 3 Bde.; deutsch, Wien 1820, 6 Bde.); Murray, Despatches of the duke of M. (Lond. 1845—1846, 5 Bde.); Alison, Life of John duke of M. (3. Aufl. 1855, 2 Bde.; deutsch, Frankf. a. O. 1848); Wolseley, Life of J. C., duke of M. to the accession of queen Anne (Lond. 1894, 2 Bde.); kleinere Biographie von Saintsbury (1885).

2) Sarah Jennings, Herzogin von, Gemahlin des vorigen, Tochter von Richard Jennings, geb. 29. Mai 1660, gest. 18. Okt. 1744, kam, zwölf Jahre alt, in die Dienste der Herzogin von York, wo sie die Freundin der Prinzessin Anna ward. Mit körperlichen und geistigen Vorzügen begabt, hatte sie die angesehensten englischen Großen zu Bewerbern um ihre Hand; sie reichte dieselbe aber 1678 dem jungen Churchill. Von der Prinzessin Anna ward sie darauf zur Ehrendame ernannt und gewann deren Gunst in dem Maße, daß die Prinzessin nach Wilhelms III. und Marias Thronbesteigung 1692 einen offenen Bruch mit dem Königspaar und die Entfernung aus dem Palast der von Wilhelm verlangten Entlassung der Lady M. vorzog. Nach Annas Thronbesteigung übte Lady M., zur ersten Ehrendame und Großgarderobemeisterin ernannt, den größten Einfluß auf die Königin aus. Doch kam es nun bisweilen zu Mißhelligkeiten zwischen den Freundinnen, und der Übermut der Herzogin und die fast despotische Herrschaft, die sie über die Königin ausübte, machten dieser endlich ihre Gesellschaft unerträglich. Lady M. mußte daher 1711 alle ihre Ämter niederlegen, verließ den Hof und sah Anna nie wieder. Nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie in gänzlicher Zurückgezogenheit. Sie teilte mit demselben die Fehler des Ehrgeizes und der Habsucht. Ihre Briefe erschienen unter dem Titel: »Letters of Sarah duchess of M.« (Lond. 1875). Vgl. »Histoire secrète de la reine Zarah et des Zaraziens, ou la duchesse de M. démasquée« (Haag 1708—12, 2 Bde.). Sarah M. gebar ihrem Gemahl vier Töchter, von denen die älteste, Henriette, den Herzogstitel von M. erbte, der nach ihrem Tode (1733) auf den Sohn ihrer Schwester Anna, Charles Spencer (s. Marlborough 3), überging.

3) Charles Spencer, Graf von Sunderland, Herzog von, Enkel von M. 1), kommandierte in der Schlacht von Dettingen (1743) eine Gardebrigade und ward 1758 zum Befehlshaber der britischen Hilfstruppen bei der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Krieg ernannt, starb aber 28. Okt. d. J. in Münster.

4) John Winston Spencer-Churchill, siebenter Herzog von, geb. 2. Juni 1822, gest. 5. Juli 1883, trat im April 1844 für den Flecken Woodstock ins Parlament, mußte aber sein Mandat nach Jahresfrist niederlegen, weil er sich den Freihandelsbestrebungen Peels angeschlossen hatte. 1847 wurde er mit Zustimmung seines Vaters von neuem gewählt. Nach dessen Tod 1857 trat er ins Oberhaus ein, erhielt 1866 bei Bildung des Toryministeriums das Hofamt des Lord-Steward, wurde im März 1867 Präsident des Geheimen Rates, welches Amt er bis zum Sturz des Torykabinetts behielt, u. 1876 Vizekönig von Irland. Nach den Neuwahlen von 1880 trat er mit Lord Beaconsfield zurück.

5) George Charles Spencer-Churchill, achter Herzog von, Sohn des vorigen, geb. 13. Mai 1844, gest. 9. Nov. 1892, hieß bei Lebzeiten seines Vaters Marquis Blandford, schloß sich der radikalen Partei an, führte ein Wüstlingsleben, ward deshalb von seiner Gemahlin Alberta Hamilton, Tochter des Herzogs von Abercorn, die er 1869 geheiratet, 1883 geschieden und verkaufte nach seines Vaters Tod, um seine Schulden zu decken, 1884 die Familienjuwelen und die wertvollsten Bilder der Blenheimgalerie. 1888 vermählte er sich zum zweitenmal mit der Lilian Price, Tochter eines amerikanischen Obersten und Witwe eines Mr. Hammersley in New York. Ihm folgte sein Sohn Charles Richard John Spencer-Churchill, neunter Herzog von M., geb. 13. Nov.

1871 in Simla, Leutnant der Oxfordshire-Husaren, der sich 6. Nov. 1895 mit einer Tochter des amerikanischen Eisenbahnspekulanten u. vielfachen Millionärs Vanderbilt vermählte. Dessen Vatersbruder war der hervorragende konservative Staatsmann Lord Randolph Churchill (s. d.), gest. 24. Jan. 1895.

Marle (spr. marl'), Stadt im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, an der Serre und der Nordbahn, hat eine Kirche aus dem 12. und ein Schloß aus dem 15. Jahrh., Merinozucht, Zuckerfabrikation, Wollspinnerei, Getreidehandel und (1891) 2417 Einw.

Marlekor, schwed. Bezeichnung für gewisse Konfektionen (s. d.).

Marlen, Dorf im bad. Kreis und Amt Offenburg, hat eine kath. Kirche, bedeutenden Tabaks- und Kohlbau und (1890) 2192 Einw.

Marlinskij, Pseudonym für Alexander Bestushew (s. d.).

Marlitt, E., Pseudonym, s. John 2).

Marlo, Karl, Pseudonym, s. Winkelblech.

Marlotte, vorn offenes Frauenkleid mit Stehkragen, das zur Zeit Franz' I. in Frankreich aufkam und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. allgemein getragen wurde. Anfangs eine Art Schaube, wurde es später zu einem kurzen Mäntelchen.

Marlow, 1) Stadt in Mecklenburg-Schwerin, Herzogtum Güstrow, hat eine evang. Kirche mit hohem Turm, ein schönes Rathaus, Dampfmolkerei, Dampfsägerei, Faßfabrikation, Dampfziegelbrennerei und (1890) 1922 evang. Einwohner. — 2) (Great-M., spr. grēt-márlo) Stadt in Buckinghamshire (England), an der Themse, mit Pferdemärkten, lebhaftem Handel und (1891) 5283 Einw.

Marlowe (Marlow, spr. márlo), Christopher (Kit), engl. Dichter, der bedeutendste Vorläufer Shakespeares in der Tragödie, ward in Canterbury 1564 als Sohn eines Schuhmachers geboren und starb 1593 in London. Er studierte seit 1580 in Cambridge, wo er 1587 Master of Arts wurde. Hier übersetzte er Ovids »Amores«, vielleicht auch schon damals den »Raub der Helena« aus dem Lateinischen des Coluthus. Berühmt aber ward er gegen 1587 durch sein Drama »Tamburlaine the Great«, in welchem er den sogen. Blank verse, d. h. reimlose Verse von fünf Jamben, in das englische Volkstheater einführte. Zugleich zeichnete er einen neuen Charakter, einen hochbegabten Barbaren, der nur durch seine Naturkraft Krone auf Krone gewinnt und sich selber mit Stolz die Geißel Gottes nennt. Das Stück wurde viel nachgeahmt, von M. selbst fortgesetzt, bis auch der nie besiegte Eroberer dem Tode verfällt; um 1590 gedruckt (historisch-kritische Neuausgabe von A. Wagner, Heilbronn 1885). Unter dem Einfluß des »Tamburlaine« dichtete Shakespeare seine Erstlingstragödie »Titus Andronicus«. Marlowes nächstes Drama war aller Wahrscheinlichkeit nach »Life and death of Dr. Faustus« (1588; neu hrsg. von W. Wagner, Lond. 1877; mit großer Einleitung und Kommentar von A. Ward, Oxf. 1878; 3. Aufl. 1893; historisch-kritisch von Breymann und A. Wagner, Heilbr. 1886), die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage. Das Werk wurde übersetzt von W. Müller (Berl. 1818), von Ad. Böttger (Leipz. 1857), von Bodenstedt (in »Shakespeares Zeitgenossen«, Bd. 3; Berl. 1860) und von A. v. d. Velde (Bresl. 1870). Quelle war eine englische Prosaübersetzung des Spießschen Volksbuchs vom Faust (1587). Es folgte wahrscheinlich »The jew of Malta« (hrsg. von A. Wagner 1889; deutsch von Kannegießer, Berl. 1808); der Jude ist das unmittelbare Vorbild des Shylock geworden und übertrifft ihn bei weitem an Kraft und Konsequenz. Nach 1589 schrieb M. ein Drama über die Pariser Bluthochzeit von 1572: »The massacre of Paris«, das sich hauptsächlich um den ehrgeizigen Herzog Guise dreht. Auch in der Historie »Edward II.« spielt ein ehrgeiziger Streber gegen den schwachen König mit Hilfe der buhlerischen Königin die Hauptrolle (hrsg. von W. Wagner, Hamb. 1871; von Fleay, Lond. 1877, und von Tancock, Oxf. 1880; deutsch von Prölß, »Altenglisches Theater«, Bd. 1, Leipz. 1881); Shakespeare hat vieles in »Richard II.« nach diesem Muster gestaltet. Als Fragment hinterließ M. das Trauerspiel »Dido«; ferner eine Bearbeitung des Epos »Hero und Leander« von Musäos. Daß er noch viele andre Stücke ganz oder teilweise geschrieben habe, ist bloße Vermutung. Durch alle seine Stücke zieht sich eine Vorliebe für hochfahrende Charaktere, die der Leidenschaft ohne Maß und ohne Reue nachgehen. Im Privatleben war er zügellos. Er starb, zu früh für seine Kunst, in einem Liebeshandel von seinem Nebenbuhler erstochen und wurde 1. Juni 1593 in Deptford begraben. Ausgaben seiner Werke besorgten A. Dyce (Lond. 1850, 3 Bde.), Cunningham (1872), Bullen (1885, 3 Bde.).

Marlpfriem (Marlspieker, Splißhorn), spitz zulaufender eiserner Bolzen, dessen man sich beim Splissen (s. d.) bedient.

Marly, gazeartiges Gewebe mit gitterförmig voneinander abstehenden Fäden von Zwirn- oder Leinengarn, seltener von Wolle und Seide, wird in verschiedenen Qualitäten hergestellt und zu Fenstervorsetzern (Fenstermarly), zu Unterlagen für Hauben und Hüte (Putzmarly) ꝛc. benutzt. Marlyflor besteht ganz aus Seide oder aus Seide und Baumwolle, ist façonniert und gestreift, meist schwarz.

Marly-le-Roi (spr. -rŭa), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, am linken Ufer der Seine u. an der Westbahn, mit Batterien der äußern Pariser Befestigung, schönen Villen (insbes. von A. Dumas), Pumpwerken zur Wasserversorgung von Versailles u. (1891) 1350 Einw. Das ehemalige königliche Lustschloß, von Ludwig XIV. erbaut, wurde in der Revolution zerstört.

Marmande (spr. marmāngd'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, am rechten Ufer der Garonne, Knotenpunkt der Süd- und der Orléansbahn, hat eine schöne gotische Kirche (13.—15. Jahrh.), ein neues Stadthaus, ein Collège, ein Handelsgericht, eine Ackerbaukammer, Branntweinbrennerei, Dampfsägewerke, Metallgießerei, Handel mit Obst und Wein und (1891) 7129 (als Gemeinde 10,341) Einw.

Marmar, s. Mars.

Marmarameer (bei den Alten Propontis), Binnenmeer zwischen Europa und Asien, das durch die Dardanellenstraße mit dem Ägäischen und durch den Bosporus mit dem Schwarzen Meer zusammenhängt. Es ist (von Gallipoli bis Ismid) 280 km lang und 80 km breit; die Tiefe steigt in der Mitte bis über 1300 m. Die mittlere Temperatur des Wassers beträgt im Winter 7°, im Sommer 22°. Der Flächeninhalt beträgt 11,655 qkm (211,7 QM.), wovon 182 qkm auf die Inseln entfallen. Im O. bildet es den Golf von Ismid, im SO. den von Mudania. Seinen Namen hat es von der darin liegenden Insel Marmara (im Altertum Prokonnesos), welche etwa 130 qkm umfaßt, außer schönem weißen Mar-

mor (daher der Name) besonders Wein, Getreide und Oliven liefert und in sechs Dörfern 10,000 griech. Einwohner hat. Außerdem liegen im M. die Inseln Kalolimni, Kutali, Affia, Aloni oder Pascha Liman und im O. die reizenden Prinzeninseln (s. d.). Vorgebirge im M. sind: Bozburun (das antike Poseidion) und die erst durch Verschüttung der Meerenge beim antiken Kyzikos zu der Halbinsel von Erdek gewordene Insel Arktonnesos mit dem 800 m hohen Kapu Dagh (Dindymongebirge). Das M. dient als eine Art Regulator für die Wassermengen, welche das durch viele mächtige Ströme im Übermaß gespeiste Schwarze Meer beständig nach dem Mittelmeer hin abgibt. S. den Plan von Konstantinopel und die Karte »Mittelmeerländer«.

Marmaros (ungar. Máramaros, spr. māramá-rosch), ungar. Komitat am linken Theißufer, grenzt an Galizien und die Bukowina sowie an die Komitate Bereg, Ugocsa, Szatmár, Szolnok-Doboka u. Bistritz-Naszód, umfaßt 10,355 qkm (188 QM.), ist von hohen, waldreichen Karpathenketten durchzogen, wird von der (Schwarzen und Weißen) Theiß und deren fischreichen Nebenflüssen (Visó, Iza, Taracz, Talabor, Nagy-Ág, Borsova) bewässert und hat ein gesundes Klima. Die Bevölkerung, 1890: 268,281 Einw., besteht aus Ruthenen, Slowaken, Deutschen und Magyaren (meist Griechisch-Katholische, überdies 45,073 Israeliten und 20,879 Römisch-Katholische). Es gedeihen zwar alle Feld- und Gartenfrüchte und Obst, allein außer dem kurzen Theißthal und den Umgebungen größerer Orte ist das Land nur wenig angebaut. Die Thalgründe dienen meist zur Weide des Viehes, dessen Zucht dadurch und durch die ausgedehnten Alpenweiden sehr begünstigt wird. Die Waldungen (2/3 des produktiven Bodens und zum Teil noch Urwälder) enthalten viel Holz und nähren Wild aller Art. Der Hauptreichtum des Landes besteht in Steinsalz (zu Rónaszék, Sófalva, Alna-Sugatag, Szlatina), daneben finden sich Gold, Bergkristalle (Marmaroser Diamanten) und Petroleumquellen (in Dragomir). Unter den vielen Mineralquellen ist der alkalisch-muriatische Eisensäuerling in Suliguli (bei Ober-Visó) berühmt. In der M. bestehen viele Getreidemühlen (mit Wasserkraft), die Hausindustrie liefert Kotzen, grobe Wollenstoffe und Wollhandschuhe. Sitz des Komitats ist Marmaros-Sziget (s. d.). Vgl. Rud. Bergner, In der M. (Münch. 1885).

Marmaroser Diamant, s. Quarz.

Marmaroser Gebirge, ein Teil der nordöstlichen Karpathen in Ungarn, der sich längs der Nordgrenze des Komitats Marmaros von U. Vereczke an als ein ununterbrochener, steiler und schwer zugänglicher Gebirgsrücken in südöstlicher Richtung bis zu den Rodnaer Gebirgen hinabzieht u. die Wasserscheide zwischen Ungarn und Galizien bildet. Die bedeutendsten Berggruppen sind im W.: Popadje (1782 m), Bisztra (1811 m) und Negrovecz (1712 m); im O.: Szvidovecz mit dem Gipfel Bliszniczа (1883 m), Czerna Gora mit dem Gipfel Hoverla (2058 m), Pietrosz (2022 m) und Porajaga (1939 m). Dieser lange Gebirgsrücken wird nur von einer Straße (von Körösmezö nach Jabloniсza) durchschnitten.

Marmaros-Sziget (ungar. Máramaros-Sziget, spr. māramárosch-ßiget) Stadt u. Sitz des ungar. Komitats Marmaros, an der Theiß, Knotenpunkt der Bahnlinien Szerencs-M., M.-Kis Bocskó, M.-Rónaszék u. M.-Sugatag, mit (1890) 14,758 magyarischen, deutschen und rumän. Einwohnern (4960 Israeliten), lebhaftem Handel (besonders mit Holz), großen Sägewerken, Spiritusfabrik, Essigfabrik, Bierbrauerei, Finanzdirektion, Gerichtshof, Bergwerksdirektion, Rechtsakademie, römisch-kath. und reform. Gymnasium und Lehrerpräparandie. In der Nähe die Steinsalzlager von Szlatina, Sugatag u. Rónaszék (jährlich 350,000, 165,000 und 165,000 metr. Ztr. Steinsalz).

Marmelade (v. portug. marmelo, »Quitte«, Schachtelsaft), mit Zucker eingedicktes Mus von Aprikosen, Erd- u. Himbeeren, Kirschen, Quitten, Ananas, Orangen, Pfirsichen, Pflaumen ꝛc., wird warm in Schachteln, Gläser oder Büchsen gegossen und kommt besonders aus England, Straßburg i. Els. und den Rheinlanden in den Handel.

Marmeln (Murmel), soviel wie Märbel oder Klicker (s. d.); auch aus Millefioriglas oder anderm bunten Glas hergestellte Spielkugeln.

Marmelshagen, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Bochum, hat (1890) 2569 Einw.

Marmelstein, s. Marmor.

Mar Menor, Strandsee in der span. Provinz Murcia, 164 qkm groß, wird östlich durch eine niedrige Sanddüne vom Mittelländischen Meer geschieden und enthält mehrere Inseln. Am M. wird Fischerei und Seesalzgewinnung betrieben.

Marmier (spr. -mjē), Xavier, franz. Schriftsteller, geb. 24. Juni 1809 in Pontarlier, gest. 11. Okt. 1892 in Paris, nahm insofern unter seinen Landsleuten eine Ausnahmestellung ein, als er für seine Zeit weit herumgekommen und mit ausländischen Litteraturen vertraut war. Er veröffentlichte eine Reihe von Reisebriefen über Skandinavien, Holland, Rußland, Algerien, Amerika ꝛc. sowie Studien über Goethe (1839), das Theater Schillers (1841), eine Übersetzung der Parabeln Krummachers (1834), einige Novellen: »Les fiancés du Spitzberg« (1858), »Grazida« (1860) ꝛc. Er war Bibliothekar der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris und gelangte 1870 in die französische Akademie. Vgl. Estignard, Xavier M. (Par. 1893).

Marmol, José, spanisch-amerikan. Dichter, geb. 5. Dez. 1818, gest. 12. Aug. 1871 in Buenos Aires, studierte daselbst und in Montevideo Rechtswissenschaft, wurde wegen seiner freimütigen Äußerungen gegen die Tyrannei des Diktators Rosas (namentlich in dem in ganz Südamerika populären Gedicht »El 25 de Mayo de 1843«) des Landes verwiesen und kehrte erst nach dem Sturze desselben in seine Vaterstadt zurück, wo er sich nun eifrig am politischen Leben beteiligte. Seine Hauptwerke sind: »Canciones del peregrino«, lyrisch-epische Dichtung (Montevideo 1847); die Dramen: »El poeta« und »El cruzado« (das. 1851; neueste Ausg. im »Teatro americano«, Barcelona 1876) und der Roman »Amelia« (abgedruckt in der »Coleccion de autores españoles«, Bd. 11 u. 12, Leipz. 1862), der die Geschicke von Buenos Aires unter Rosas' Diktatur behandelt. Seine kleinern »Poesias« erschienen Buenos Aires 1854, eine Auswahl seiner Werke Paris 1876.

Marmolāta (Marmolada, M. di Penia), mächtiger Gebirgsstock und höchste Erhebung der Südtiroler Dolomitalpen, 3360 m hoch, an der Grenze Tirols und Italiens, stürzt gegen S. in steilen Felswänden ab, während er nördlich von einem ausgedehnten Gletscher bedeckt ist. Paul Grohmann erstieg ihn zuerst 1864 vom Fedajapaß (2029 m) aus, von wo er auch gegenwärtig zumeist bestiegen wird.

Marmolējo, Stadt in der span. Provinz Jaen, am linken Ufer des Guadalquivir und an der Eisen-

bahn Madrid-Sevilla, hat kohlensäurehaltige Mineralquellen mit Badeanstalt und (1887) 4583 Einw.

Marmont (spr. -móng), Auguste Frédéric Louis Viesse de M., Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, geb. 20. Juli 1774 in Châtillon-sur-Seine als Sohn eines adligen Offiziers, gest. 2. März 1852 in Venedig, trat in die Artillerie ein, machte bei der Belagerung von Toulon die Bekanntschaft Bonapartes, dem er sich mit Begeisterung anschloß, und wurde von diesem 1796 als Adjutant zu dem italienischen Feldzug mitgenommen. Wegen seiner Tapferkeit wurde er mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Als Oberst und Brigadechef begleitete er 1798 Bonaparte nach Ägypten, kehrte als General mit demselben 1799 nach Frankreich zurück, unterstützte den Staatsstreich vom 18. Brumaire und ward nach demselben Mitglied des Staatsrats. Im Feldzug von 1800 in Italien befehligte er die Artillerie und wurde nach der Schlacht von Marengo Divisionsgeneral. Als Kommandeur der in Holland stationierten Truppen führte er dieselben 1805 über den Rhein nach Österreich, wurde nach dem Preßburger Frieden mit seinem Korps nach Dalmatien geschickt, um die Republik Ragusa gegen die Invasion der Russen und Montenegriner zu sichern, schlug 31. Okt. 1807 die Russen bei Castelnuovo und verwaltete das Land bis 1809 mit vieler Einsicht; er erhielt dafür von Napoleon I. den Titel eines Herzogs von Ragusa. 1809 schlug er die Österreicher 10. Juli bei Znaim; noch auf dem Schlachtfelde ward er zum Marschall von Frankreich ernannt. Nachdem er 18 Monate lang den Posten eines Generalgouverneurs von Illyrien ruhmvoll bekleidet, übertrug ihm der Kaiser 1811 das Kommando in Portugal an Massénas Stelle. Am 22. Juli 1812 lieferte M. Wellington die unglückliche Schlacht bei Salamanca, wobei ihm eine Kugel den rechten Arm zerschmetterte. Noch nicht völlig hergestellt, übernahm er 1813 den Befehl des 6. Armeekorps, an dessen Spitze er in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden und 16. Okt. bei Möckern focht. Auch 1814 nahm er fast an allen Schlachten und Gefechten hervorragenden Anteil, die der Einnahme von Paris vorangingen. Am 30. März 1814 verteidigte er Paris im Osten mit großer Ausdauer, mußte aber am Abend kapitulieren und zog mit seinem Korps nach Essonnes bei Fontainebleau ab, von wo er Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung und den Verbündeten anknüpfte, um durch die Abdankung Napoleons dem König von Rom die Krone zu retten. Dies legten ihm Napoleon und die Bonapartisten als Verrat aus. Ludwig XVIII. bestätigte ihn in seinen Würden und Ämtern und ernannte ihn zum Pair von Frankreich und zum Chef der königlichen Haustruppen, die den König nachher auf seiner Flucht nach Gent begleiteten. Später lebte er teils auf seinen Gütern bei Châtillon, wo er große Eisenwerke anlegte, teils in Paris, wo er öfters als Redner in der Pairskammer auftrat. Am 26. Juli 1830 erteilte ihm Karl X. den Befehl über die erste Militärdivision, doch vermochte M. den Aufstand der Hauptstadt nicht zu unterdrücken und zog sich am Abend des 29. mit 6000 Schweizern und den wenigen treu gebliebenen Bataillonen aus Paris zurück. Hierauf folgte er Karl X. ins Ausland und machte Reisen in England, Spanien, Rußland und der Türkei. Seine letzten Lebensjahre verlebte der kinderlose Marschall in Wien und Venedig. Er wurde in seiner Geburtsstadt beigesetzt. M. war einer der gebildetsten, tüchtigsten Feldherren des Kaiserreichs. Durch sein Verhalten 1814 und 1830 ist er aber in den politischen Parteistreit hineingezogen und von Bonapartisten und Liberalen mit heftigen Angriffen und Verleumdungen überschüttet worden. Von seinen Reisebeschreibungen sind 6 Bände (Par. 1837 f.) erschienen; außerdem ist von seinen Schriften hervorzuheben: »Esprit des institutions militaires« (das. 1845; deutsch, Berl. 1845). Nach seinem Tode erschienen seine höchst wertvollen, wenngleich wegen Unrichtigkeit und schiefer Auffassung vielfach angefochtenen »Memoires« (Par. 1856—57, 9 Bde.; deutsch von Burckhardt, Leipz. 1858, 9 Bde., und von Goldbeck, Potsd. 1858, 4 Bde.), gegen welche P. M. Laurent eine »Réfutation« (Par. 1858) schrieb.

Marmontel (spr. -mongtell), Jean François, franz. Schriftsteller, geb. 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, gest. 31. Dez. 1799 in Gaillon (Eure), studierte zu Toulouse, nahm schon im 16. Jahr die Tonsur und erhielt hierauf die philosophische Lehrstelle an dem Seminar der Bernhardiner zu Toulouse. Empfehlungen Voltaires führten ihn 1745 nach Paris und öffneten ihm die höhern litterarischen Zirkel daselbst. Der große Erfolg seiner beiden Tragödien: »Denys le Tyran« (1748) und »Aristomène« (1749) machte ihn schnell berühmt; er führte nun ein an galanten Abenteuern reiches Leben. Seine übrigen (vier) Tragödien fielen durch, ebenso seine ernsten Opern, während seine komischen viel Beifall fanden. Durch Vermittelung der Pompadour erhielt er 1753 das Sekretariat des Bauwesens und 1758 das Privilegium des »Mercure«, welches er aber infolge einer Satire gegen den Herzog von Aumont wieder verlor. Doch erhöhte dies nur seinen Ruhm, ebenso wie die Verdammung seines philosophischen Romans »Bélisaire« (1766) durch die Sorbonne wegen einiger Sätze über die Toleranz. Seit 1763 Mitglied der Akademie, deren Sekretär er 1783 wurde, und seit 1771 Historiograph von Frankreich, zog er sich beim Beginn der Revolution nach Gaillon bei Evreux zurück, nachdem ihn die Politik nur auf kurze Zeit seiner Einsamkeit entrissen hatte. Seine übrigen Hauptwerke sind die ziemlich unmoralischen »Contes moraux«, die er im »Mercure« veröffentlichte, und welche einen großartigen Erfolg hatten; der poetische Roman »Les Incas« (1777) über die Zerstörung von Peru; die »Éléments de littérature« (1787, 6 Bde.; neue Ausg. 1846—47, 3 Bde.), eine Sammlung seiner für die Encyklopädie gelieferten Aufsätze, und besonders seine »Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants« (1805, 4 Bde.; neue Ausg. 1846), welche eine interessante und ausführliche Geschichte der berühmten »Salons« des 18. Jahrh. enthalten, das einzige seiner Werke, welches auch heute noch lesbar ist. Ein Neuerer in der Theorie und nicht frei von romantischen Anwandlungen, übte er in der »Poétique française« (1763, 3 Tle.) eine strenge Kritik an Racine und Boileau und machte auf eine Laune der Pompadour hin den unglücklichen Versuch, Rotrou u. a. in moderne Formen umzugießen. Zu erwähnen sind noch seine »Leçons d'un père à ses enfants sur la langue française« (1806, 2 Bde.) und das frivole Gedicht »La Neuvaine de Cythère« (1820, neuer Abdruck 1879). Seine gesamten Werke wurden herausgegeben von Saint-Surin (Par. 1818—19, 19 Bde.), von Villenave (1819—20, 7 Bde.).

Marmor (Marmelstein, Urkalkstein zum Teil, körniger Kalkstein), kristallinisch-körniges Aggregat von Kalkspat (kohlensaurer Kalk), grob- bis feinkörnig (zuckerartig) und dicht, Härte 3, auf frischem

Bruch stark schimmernd oder glänzend, durchscheinend bis kantendurchscheinend, weiß in allen Nüancen, grau, rot und schwarz, seltener gelb, blau, bald einfarbig, bald bunt, flammig, geädert, wolkig und fleckig, daher der Ausdruck marmoriert. Sehr häufig enthält der M. accessorische Bestandteile, wie Quarz, Korund, Apatit, Magneteisen, Spinell, Zirkon, Turmalin, Vesuvian, Granat, Hornblende, Augit, Glimmer, Talk, Serpentin, Eisenkies, Graphit ꝛc. Während der Mineralog nur diejenigen Gesteine als M. bezeichnet, welche wesentlich aus kohlensaurem Kalk bestehen und kristallinische körnige Struktur besitzen, werden in der Technik alle Kalksteine, welche schön gefärbt sind und wegen ihres dichten Gefüges, ihrer Festigkeit die Eigenschaft besitzen, beim Schleifen eine schöne Politur anzunehmen, mit dem Namen M. belegt, zuweilen sogar solche Gesteine, welche gar keinen kohlensauren Kalk oder solchen nur in verschwindend kleiner Menge enthalten. Sehen wir von den letztern, welche die Bezeichnung M. nicht verdienen, ab, so ergibt sich, daß der M., bisweilen deutlich geschichtet und in der Regel zu unregelmäßigen Polyedern zerklüftet, besonders häufig als Einlagerung im kristallinischen Grundgebirge vorkommt. Er bildet hier Lager und Stöcke, welche vielfach unregelmäßige Gestalt besitzen und sich bisweilen gangartig in das umschließende Gestein fortsetzen (so in Schlesien, im Fichtelgebirge, bei Auerbach an der Bergstraße ꝛc.). Außerdem findet sich M. in den jüngern Formationen, so im Silur (Schlesien, Erzgebirge), Devon (Nassau), Karbon (Belgien ꝛc.), in der Trias (sehr verbreitet in den Alpen), hier zumal da, wo Kalksteine von Eruptivgesteinen durchsetzt werden, wie im Fassathal in Tirol, oft in solcher Verknüpfung mit den dichten Kalksteinen, daß man die Überzeugung gewinnt, daß er aus diesen durch die Einwirkung des Eruptivgesteins entstanden ist. Auch die Jurakalke (Alpen, Apenninen ꝛc.) bieten stellenweise ausgezeichneten M., und selbst in der Kreide und im Tertiär erscheinen noch deutlich kristallinisch-körnige Kalksteine.

Man hat die in der Technik verwendeten zahlreichen Marmorarten je nach ihrer Farbe, Äderung, ihrem Gefüge, ihrem Gehalt an organischen Resten, ihren Beimengungen ꝛc. mit verschiedenen Namen belegt. Doch ordnen sich alle diese Arten in mehrere Abteilungen; man kann unterscheiden die einfarbigen u. geäderten einfachen Marmore, die Brecciienmarmore, die zusammengesetzten Marmore und die Muschelmarmore. Zu den einfachen Marmorarten gehört der reine weiße, stark durchscheinende M., der sogen. Statuenmarmor, wie ihn schon die Alten auf Paros, Naxos, am Pentelikon, Hymettos, in Laurion und bei Carrara, wo noch jetzt ausgedehnte Steinbrüche sich befinden, gewonnen haben. Der parische M. besitzt in seiner geschätztesten Varietät ein gleichmäßiges, ziemlich grobes Korn, eine rein weiße Farbe und lebhaften Glanz. Er liegt, etwa 2—4 m mächtig, in gewöhnlichem M. und mit diesem in Gneis und wurde in unterirdischen Brüchen bei Lampenlicht (daher der Name Lychnites Lithos, Lampenstein) gewonnen. Da er eine verhältnismäßig große Durchsichtigkeit besitzt (Platten bis zu 35 mm Dicke sind noch durchscheinend), war er der geschätzteste Statuenmarmor des Altertums; aus ihm sind z. B. der Hermes des Praxiteles und die Skulpturen am Parthenon gemeißelt. Der pentelische M., welcher mächtige Lagen im Glimmerschiefer des Pentelikon bei Athen bildet und noch heute in Steinbrüchen gewonnen wird, zeigt ein feineres Korn, ähnlich dem unsers gewöhnlichen Rübenzuckers, ist blendend weiß und leicht kenntlich an feinen Glimmerschüppchen, welche in mehr oder weniger großer Menge, auf einzelne Lagen verteilt, ihn durchziehen und ein leichtes Spalten, aber auch ein leichtes Verwittern und Abblättern nach diesen Lagen begünstigen. Dabei besitzt er einen geringen Eisengehalt; die schöne goldbraune Patina auf den Säulen und Werkstücken des Parthenon, der Propyläen, des Theseion, des Olympieion und aller der vielen, dem Wetter ausgesetzten athenischen Bauwerke und Denkmäler aus pentelischem M. rührt davon her, daß das in geringer Menge im M. enthaltene farblose Eisenoxydul an der Luft allmählich höher oxydiert und sich in braunes Eisenhydroxyd verwandelt. Der laurische M., aus welchem der Tempel auf Sunion gebaut war, ist dem pentelischen ähnlich, aber ärmer an Eisen, während der hymettische M., der besonders zur Kaiserzeit bei den Römern sehr beliebt war und auch zu den heutigen Bauten Athens viel benutzt wird, durch seine kohligen Substanzen und dunkeln Eisenkörnchen eine blaugraue Farbe besitzt. Sehr geschätzt waren im Altertum auch der thasische M. von der Insel Thasos, der prokonnesische M. aus der Propontis, der arabische M., welcher den parischen noch übertreffen sollte, der M. von Chios und der stark durchscheinende kappadokische M., den man in dünnen Platten nach Art des Fensterglases benutzte. Fast alle diese letztgenannten Marmorarten kennen wir nur aus den Kunstwerken; daher die Bezeichnung antiker M. im Gegensatz zu dem modernen M., der größtenteils aus Italien stammt. Jetzt wird der meiste zu Statuen verwendete M. zu Carrara gewonnen. Dort gibt es an 600, bei dem benachbarten Massa an 180 Marmorbrüche; der geschätzteste Stein ist der Statuario de Falcovaja (Monte altissimo), aber er beteiligt sich nur mit etwa 5 Proz. an der Gesamtproduktion von Carrara; die Hauptmasse des gewöhnlichen Bildhauermaterials liefert der Bianco chiaro. Andre einfache Marmorarten sind rot oder gelb durch Eisenoxyd u. Eisenhydroxyd, blau oder schwarz durch bituminöse oder kohlige Substanzen. Der berühmteste einfarbige rote M. ist der dunkelrote, schwarzpunktierte Rosso antico, dessen Brüche zwischen dem Nil und dem Roten Meer liegen; andre rote Marmore sind der M. vom Taygetos in der Maina, der Griotte (Griotte d'Italie), feuerrot mit ovalen hellern Flecken, sehr schön zu Caune bei Narbonne, der Rouge sanguin, blutrot, und Beau Languedoc, die beiden letztern von Hérault in Frankreich. Gelber M., goldgelb und strohgelb (Giallo di Napoli und Giallo antico), findet sich unter anderm in den Brüchen von Siena; schwarzer M. (Nero antico) von rein schwarzer Farbe kam aus Oberägypten und wurde, weil ihn Lucullus vor allem liebte, Lucullan genannt; auch in Eleusis, am Hymettos, Tänaron sind antike Brüche in schwarzem M.; heute bricht sogen. schwarzer M. besonders in Belgien (Kohlenkalk). — Häufiger ist der einfache M. geädert und gefleckt und erscheint dann nicht selten brecciienartig. Es gibt weißen M. mit grauen, bläulichen, rötlichen Adern; der geschätzte Pfauenmarmor (Pavonazetto) ist ein weißer M. mit dunkelvioletten Adern und Flecken. Der Portor (von Porto Venere bei Spezia, St.-Maxime im Depart. Var ꝛc.) ist ein prachtvoller schwarzer M. mit leuchtenden gelben Adern, der Bianco in nero der Italiener schwarz mit weißen Adern, der Marino africano schwarz mit weißen und roten Flecken und

oft von breccienartigem Ansehen; durch dunkelschwarzen Grund und weiße Adern ausgezeichnet ist der große antike M. Andre Varietäten mit schwarzem Grunde und grau und weiß geädert kommen aus Belgien, Frankreich und von Blankenburg am Harz als St. Annen-M. in den Handel. Einen bläulichen Grund besitzen manche Arten von Carrara und Massa; der antike blaue M. zeigt einen hellern Grund mit schieferblauen Adern und Streifen in ununterbrochenen Zickzacks; der kleine antike M. (von Staremma in Toscana) ist weiß, blau oder grau geädert. Weiße Flecke auf hellrotem Grunde zeigt der Mandelmarmor (Marmo mandolato) von Lugezzana bei Verona und der Bardiglio aus dem Florentinischen, breite, bandförmige, weiße u. grüne Zickzackstreifen auf hellrotem Grunde der sogen. sizilische Jaspis (Marmo Jaspis) von Sizilien; verschieden geädert sind die roten Marmore von Languedoc (Caune bei Narbonne), der heilige Balsam (Var), der große rote M. (Mont Ferrier, Arriège), der Inkarnat (Valmiger im Depart. Aude). Zu Siena und bei Aveyron und Valmiger in Frankreich gibt es auch geäderten M. von gelbem Grunde.

Die Breccienmarmore sind teils wirkliche Breccien, durch Verkittung eckiger, verschieden gefärbter Bruchstücke entstanden, teils Puddingmarmore, bei denen die Bruchstücke abgerundet sind. Die Farben der Breccien sind ungemein mannigfaltig; sehr bunte Arten, mit gelben und violetten Bruchstücken, verkittet durch ein rötliches, graues oder violettes Bindemittel, finden sich zu Alet und Tolonet im Rhônedepartement. Sind die Fragmente sehr klein, so nennt man den M. Broccatello; der bekannteste Broccatello ist der spanische; er hat eine grünliche oder rötliche, weißgeäderte Grundmasse, in welcher kleine runde, isabellgelbe Körner liegen. Von zahlreichen Adern durchzogene dichte Kalksteine werden wegen ihres breccienartigen Aussehens zuweilen auch als Breccien bezeichnet, so der von glänzenden Blättern und Streifen von Talk durchzogene M. von Seravezza. Auch der Florentiner Ruinenmarmor ist keine eigentliche Breccie, da die ruinenähnlichen Zeichnungen durch die raschere Zersetzung des darin enthaltenen kohlensauren Eisenoxyduls längs feiner, das Gestein durchsetzender Kalkspatadern hervorgerufen wird. — Die zusammengesetzten Marmore bestehen aus Kalkstein, welcher fremdartige glimmerige und serpentinartige Mineralien in Schnüren oder in größern oder kleinern Nestern einschließt und dadurch oft ein breccienartiges Aussehen erhält. Hierher gehören der grüne antike M. (Verde antico, Ophicalcit, Serpentinmarmor), ein weißer M. mit Adern und Stücken von grünem Serpentin (Makedonien, Tinos, Pyrenäen), der Cipollino (Zwiebelmarmor, phrygischer M. der Römer, s. Kalkglimmerschiefer) mit Glimmer-, Chlorit- oder Talklagen, welche bei meist lichten, grauen, gelblichen und grünlichen Farben eine schalige Absonderung (der Zwiebel, cipolla, vergleichbar) und schieferige Struktur bedingen (Altenberg in Sachsen, Salzburger Alpen, Savoyen, Piemont, Corsica, Pyrenäen und besonders Karystos auf Euböa; nach letzterm Fundort, von wo zur Kaiserzeit in Rom viel schön grün gestreifter M. bei den Prachtbauten zu Säulen, Stufen und Wandbekleidung verwendet wurde, auch karystischer M. genannt); ferner der Calciphyr, durch Granat, Vesuvian, Augit auffallend porphyrartig, der Hemithyren, mit Hornblende oder Grammatit. Auch der Campaner M. aus dem Campanerthal in den Pyrenäen, ein rötlicher, dichter M. mit grünen Glimmeradern, zum Teil auch isabellfarben, ist ein zusammengesetzter M. — Die Muschelmarmore (Lumachellmarmor, von lumaca, Schnecke) enthalten Versteinerungen oft in großer Menge, bald nur Schnecken und Zweischaler, bald auch Klymenien und Goniatiten, Orthoceratiten (so im nordischen silurischen roten Übergangskalk), Ammoniten (z. B. in den schwarzen und roten Trias- und Liaskalken von Altdorf in Franken u. Adneth bei Salzburg &c.). Berühmt durch den prachtvollen Perlmutterglanz seiner Schneckenschalen ist der opalisierende Muschelmarmor (Helmintholith) von Bleiberg in Kärnten und vom Lavetscher Joch bei Hall in Tirol. Andre Varietäten sind der Lumachell von Astrachan, von brauner Farbe mit orangegelben Muschelschalen, der rötliche Lumachell von St.-Amour (Juradepartement) und von Brest, mit Enkriniten, der Leichentuchmarmor, ein schwarzer Hippuritenkalk mit weißen Muscheln, der Lumachell von Narbonne, schwarz mit weißen Belemniten. Erfüllt von kleinen Resten von Bryozoen sind die schönen grauen, granitähnlichen Marmore, der Granitello di Mosciano aus Toscana, der Granitmarmor (s. d.) von Neubeuern in Oberbayern.

In der Baukunst und Plastik fand der M. seit den ältesten Zeiten vielfache Verwendung bei Ägyptern, Hebräern, Phönikern; Homer besingt ihn, und von den Griechen lernten die Römer seine Benutzung. Die Karier sollen das Schneiden des Marmors in Platten erfunden und ihn in dieser Form zuerst beim Bau des Mausoleums zu Halikarnassos verwendet haben. In Rom schmückte wohl zuerst Crassus 672 v. Chr. sein Haus mit Marmorsäulen vom Hymettos, aber unter Augustus fand die Anwendung des Marmors ganz allgemeine Verbreitung. Der Tempel der Vesta und mehrere andre, die Trajanssäule, der Triumphbogen des Titus und des Konstantin waren ganz aus M. erbaut, welcher zumeist aus den entferntesten Gegenden herbeigeschafft wurde. Bald waren in Rom kolossale Massen von M. angehäuft, und so groß blieb die Nachfrage, daß Nero die Marmorbrüche für Staatseigentum erklären und durch kaiserliche Kommissare verwalten ließ. Später wurde viel M. aus Rom nach Konstantinopel geschleppt und die Stadt fast wie ein Steinbruch behandelt. Dennoch besitzt das moderne Rom noch mehr als 7000 Marmorsäulen. Im 13. Jahrh. blühte der Marmorbau in Norditalien und erhielt sich bis zur Zeit der Renaissance, doch mehr im Innern der Gebäude als im Äußern. Im 17. Jahrh. schnitt man Ornamente aus M., und so fand er auch in Frankreich und Deutschland Eingang. Ludwig XIV. bemühte sich vergebens, die Marmorindustrie wieder zu heben, und erst in neuester Zeit schenkt man dem edlen Gestein wieder größere Aufmerksamkeit.

In Deutschland ist besonders Bayern nach M. erforscht und ausgebeutet worden, und es haben die Umgegend von Berchtesgaden, Füssen, Tegernsee, Neubeuern bei Rosenheim, Untersberg, Kelheim sowie der Frankenjura und das Fichtelgebirge einen Reichtum schöner Gesteine geliefert, die größten Werkstücke für die Walhalla der Bruch auf eine kleinkörnige, weiße Breccie der Hippuritenkreide am Untersberg. Das Fichtelgebirge liefert bei Wunsiedel schönen körnigen M., bei Hof dichte, dunkle oder rot gefärbte devonische Marmore. Der sächsische M. vom Fürstenberg bei Schwarzenberg ist dem Wunsiedler ähnlich. Schlesien besitzt körnige und dichte Marmore, grauen M. zu Prieborn bei Strehlen, schwarzen am Kitzelberg bei

Kauffung, roten bei Kunzendorf. Das Übergangsgebirge des Thüringer Waldes (Döschnitz und Gernsdorf), des Harzes (Rübeland) und des Rheinischen Schiefergebirges (Recklinghausen, Brilon, Weilburg, Vilmar, Diez) liefern schöne schwarze, graue und rote Marmore. In Österreich wird der M. noch wenig ausgebeutet; doch sind wichtige Brüche in Tirol (Predazzo, Laas), Kärnten, Vorarlberg, Istrien, Salzburg und im Küstenland bei Tolmein vorhanden. Auch die Schweiz ist marmorreich. Ausgezeichnete rote Marmore hat der skandinavische Norden (Östergyllen, Öland, Bodö im nördlichen Norwegen), aus dem auch die viel über Norddeutschland verbreiteten und hier verarbeiteten erratischen Kalkblöcke stammen. England hat, vorzüglich in seinem Kohlenkalk, ausgedehnte Brüche auf schwarze, schwarz-weiß gefleckte und geäderte, auch bunte Marmore. Der Schildkrötenmarmor (Turtle-marble) von Weymouth besteht aus großen Septarien im Oxfordthon, die zu Platten verarbeitet werden. In Schottland bildet bei Assynt in Sutherlandshire ein sehr schöner weißer M. außerordentlich ausgedehnte Lager. Sehr schön ist der hell blutrote oder fleischrote oder rötlichweiße, mit dunkelgrünen Hornblendeteilchen eingesprengte M. von Tirne, einer der Hebrideninseln. Aus Irland ist am bekanntesten der Kilkennymarmor von schwarzer Farbe mit weißen oder grünlichen Petrefakten. Ein ungemein schöner schwarzer M. kommt bei Crayleath vor, und Louthlougher in Tipperary liefert einen schönen purpurfarbigen M. Unter den zahlreichen französischen Marmorsorten sind die bekanntesten die von Charleville, Lavelle, Antibes, Campan etc. Belgien liefert viele, oft sehr schöne Marmorsorten, die sämtlich dem Kohlenkalk angehören und meist durch inliegende Korallen sehr gefällige Farbenzeichnungen tragen. Auch die Pyrenäen, Italien (die Gegend von Carrara, von Padua, Pisa, Verona und Florenz sowie Elba und Sizilien) und Griechenland sind reich an M., dessen bekannteste Arten oben bereits erwähnt worden sind. Vgl. Bäumer, M. und Mosaik in der Architektur (Wien 1875); Violet, Les marbres et les machines à travailler le marbre (Ausstellungsbericht, Par. 1879); Blümner, Technologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, Bd. 3 (Leipz. 1884); Kosmann, Die Marmorarten des Deutschen Reiches (Berl. 1888); Lepsius, Griechische Marmorstudien (das. 1890); Weber, Das Schleifen, Polieren, Färben etc. des Marmors (4. Aufl., Weim. 1895).

Marmor, künstlicher, s. Steine, künstliche.

Marmŏra, La, General, s. Lamarmora.

Marmorchronik, s. Arundel.

Marmorholz, s. Ölbaum.

Marmorieren, mit einer marmorähnlichen (bunt gefleckten, geäderten) Färbung versehen.

Marmorillo, s. Badigeon.

Marmorimitation, s. Steine, künstliche.

Marmorindustrieschulen, Anstalten zur Ausbildung von Marmorarbeitern, bestehen in Laas in Tirol und in Hallstatt im Salzkammergut. In drei- bis fünfjährigem Kursus erteilen sie täglich 2 Stunden theoretischen Unterricht u. lehren außerdem Zeichnen, Modellieren in Gips und alle Marmorarbeiten.

Marmorīnoputz, s. Stuck.

Marmorpapier, Buntpapier mit marmorartigen Zeichnungen für Buchbinder- und Papparbeiten.

Marmorweiß, fein geschlämmte Kreide, die als Malerfarbe benutzt wird.

Marmorzement, s. Zement.

Marmoset, s. Seidenaffe.

Marmotte (franz.), soviel wie Murmeltier.

Marmoutier (spr. -mutjē), s. Maursmünster.

Marne (lat. Matrŏna), der bedeutendste Nebenfluß der Seine, entspringt auf dem Plateau von Langres im Depart. Obermarne, durchfließt die Departements Obermarne, Marne, Aisne, Seine-et-Marne, Seine-et-Oise und Seine, wird bei St.-Dizier schiffbar und mündet nach 525 km langem Lauf bei Charenton rechts in die Seine. Ihre Nebenflüsse sind: rechts Saulx (mit Ornain) und Ourcq, links Blaise, Petit Morin und Grand Morin. Schiffbar ist sie auf 364 km. Sie hat einen ziemlich reißenden Lauf und meist ein weites Bett, das erst von Epernay bis Château-Thierry enger wird. Zum Flußgebiet der M. gehören folgende Schiffahrtskanäle: der Kanal der obern M. (73 km lang) von Donjeux über St.-Dizier (bis dahin dem Flußlaufe folgend) bis Vitry-le-François; der Seitenkanal der M. (63 km) von Vitry bis Dizy bei Epernay; der M.-Rheinkanal (315 km, davon 207 km auf französischem Gebiet), welcher von Vitry im Thale der Saulx und des Ornain aufwärts geht, Maas, Mosel, Meurthe und andre Flüsse überschreitet, östlich von Nancy deutsches Gebiet erreicht und, nachdem er durch vier Tunnels, über zahlreiche Brücken und Schleusen geführt ist, bei Straßburg in die Ill und mit dieser zum Rhein geht; der M.-Aisnekanal (58 km) von Condé nach Berry; der M.-Saônekanal (153 km, 1895 noch nicht vollendet) von Donjeux nach Pontailler; der Ourcqkanal (108 km) von Paris nach Port-aux-Perches. Nach der M. sind die Departements M., Obermarne (s. unten) und Seine-et-Marne (s. d.) benannt.

Das **Departement Marne**, gebildet aus Teilen der Champagne (und zwar aus der eigentlichen Champagne, Châlonnais und Rémois), grenzt im N. an das Depart. Ardennen, im O. an das der Maas, im S. an Obermarne und Aube, im W. an Seine-et-Marne und Aisne und hat einen Flächeninhalt von 8204 qkm (149 QM.). Es liegt im Stromgebiet der Seine, welche jedoch dasselbe nur auf eine unbedeutende Strecke im S. durchfließt. Hauptfluß ist die Marne mit der Saulx; von Wichtigkeit ist außerdem die Aisne im N. mit der Suippe und Vesle, im S. die Aube auf ihrem Unterlauf bis zur Mündung in die Seine. Das Land besteht aus Tief- und Hochebenen von nicht bedeutender absoluter Erhebung. Der Nordosten gehört zum lothringischen Plateauland. Der südliche Teil hat sehr fruchtbaren Boden, während im N. der Boden meist kreidig und weniger ergiebig ist. Das Klima ist gemäßigt und im allgemeinen trocken, nur im waldigen Nordosten feucht. Auf Ackerland kommen 5639, auf Wiesen 379, auf Weinland 151, auf Wald 1535 und auf Heideland 57 qkm. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1891) 434,692 Einw. (53 auf 1 qkm). Hauptprodukte sind Getreide, insbes. Weizen (1893: 1,463,979 hl), Hafer (1,499,850 hl), Roggen (1,058,710 hl), weiterhin Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Zucker- und Futterrüben, vor allen aber Wein, welcher den Hauptreichtum in den für den Getreidebau minder geeigneten Gegenden bildet und durchschnittlich (1884–93) einen Ertrag von 344,000 hl liefert, wovon zwei Fünftel zur Ausfuhr kommen. 1892 wurden 22,2 Mill. Flaschen Schaumwein versendet, davon 18,6 Mill. ins Ausland. Der Viehstand ist bedeutend und umfaßt insbes. 51,769 Pferde, 93,947 Rinder und 297,108 Schafe. Das Mineralreich liefert hauptsächlich Kalk- und Bausteine,

Kreide und Torf. Unter den Mineralquellen ist die eisenhaltige Quelle zu Sermaise die bekannteste. Von hoher Bedeutung ist die Industrie des Departements. Obenan steht die Schafwollindustrie mit dem Zentrum Reims, welche ca. 20,000 Arbeiter (bei 300,000 Spindeln u. 10,000 mechanischen Stühlen) beschäftigt und namentlich Flanelle, Merinos, Kammgarnstoffe und Shawls produziert. Außerdem sind zu erwähnen die Champagnerfabrikation (130 Unternehmungen, 4000 Arbeiter) nebst Hilfsgewerben (Erzeugung von Flaschen, Korken rc.), die Wirkerei, die metallurgische Produktion, Gerberei, Kerzen- und Seifenfabrikation, Zucker- und Papierfabrikation. Sehr lebhaft ist auch der Handel. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements: Châlons-sur-Marne, Epernay, Reims, Ste.-Menehould und Vitry; Hauptstadt ist Châlons. Vgl. Longnon, Dictionnaire topographique du depart. de la M. (Par. 1891).

Das **Departement Obermarne** (Haute-Marne), aus der südöstlichen Champagne (den Landschaften Perthois, Vallage und Bassigny) und kleinen Teilen von Burgund und Lothringen gebildet, grenzt im NO. an das Depart. Maas, im O. an die Vogesen, im SO. an Obersaône, im S. und SW. an Côte d'Or, im W. an Aube, im NW. an Marne und hat einen Flächenraum von 6258 qkm (113,7 QM.). Es gehört zum größten Teil zum Stromgebiet der Seine, deren Nebenfluß Marne hier entspringt und das Departement in einer Länge von 176 km durchfließt; es bildet aber zugleich eine wichtige Wasserscheide Frankreichs, da im SO. auch die Maas sowie einige Zuflüsse der zum Mittelmeerbecken gehörigen Saône ihren Ursprung nehmen. Unter den Mineralquellen sind die von Bourbonne-les-Bains die bekanntesten. Das Land enthält das sich sanft nach N. abdachende Plateau von Langres (516 m) und zeigt einen anmutigen Wechsel von schönen Thälern, fruchtbaren Ebenen, rebenbepflanzten Hügeln, reichen Triften und Wiesen und bewaldeten Bergen. Das Klima ist gemäßigt. Die Äcker umfassen 3410, die Wiesen 430, die Weinberge 156, die Wälder 1861 qkm. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 243,533 Seelen (39 auf 1 qkm) und hat seit 1881 um 11,343 Seelen abgenommen. Hauptprodukte sind Getreide, besonders Hafer (1893: 1,109,270 hl) u. Weizen (1,022,377 hl), außerdem Kartoffeln, Rüben, Futterkräuter, Ölgewächse, Obst und Wein (1884—93 durchschnittlich 229,000 hl). Die Viehzucht ist im allgemeinen von keinem hohen Belang; 1893 gab es 38,344 Pferde, 79,589 Rinder und 95,293 Schafe. Auf höherer Stufe befindet sich dagegen die Forstkultur. Von großer Bedeutung ist der Eisenbergbau (1893: 145,158 Ton. Eisenerz) und der Eisenhüttenbetrieb (1894: 66,710 T. Roheisen, 62,301 T. Stabeisen u. Blech u. 23,511 T. Stahl). Von den verfertigten Eisenwaren genießen die Messerschmiedewaren, deren Erzeugung über 4000 Arbeiter beschäftigt, einen hohen Ruf. Neben der metallurgischen Industrie sind noch die Fabrikation von Handschuhen, dann die Gerberei, Wollspinnerei und Korbflechterei sowie der Steinbruchbetrieb zu nennen. Mit den erwähnten Fabrikaten sowie mit Getreide, Wein, Honig, Wachs und Holz wird ein lebhafter Handel getrieben. Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Chaumont, Langres u. Vassy; Hauptort ist Chaumont. Vgl. Allaire, Notice descriptive et statistique sur le département de la Haute-M. (Par. 1879); Champion u. a., Le département de la Haute-M. (das. 1889).

Marne, Stadt (seit 1890) im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Süderdithmarschen, Knotenpunkt der Linien St. Michaelisdonn-M. u. M.-Friedrichskoog der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Realprogymnasium, ein Amtsgericht, ein Strandamt, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Wagenfabriken, Möbeltischlerei, Dampfmühlen, Ziegelbrennerei, Viehzucht, große Viehmärkte und (1890) 8296 evang. Einwohner. Dazu das Kirchdorf M. mit 2801 Einw.

Marner, Konrad, fahrender Sänger des 13. Jahrh., aus Schwaben, während des Interregnums vor 1287 ermordet, pflegte erst das Minnelied, sodann die ernstere gnomische Dichtung und hat auch lateinische Dichtungen hinterlassen. Seine Werke stehen in v. d. Hagens »Minnesingern« (Bd. 2 u. 3, Leipz. 1838) und wurden besonders herausgegeben von Strauch (Straßb. 1876). Vgl. F. Meyer, Über Leben und Dichten des M. (Berl. 1873); B. Schneider, De vita et carminibus Marneri (Leipz. 1873); F. Fischer, Beiträge zur Litteratur, Kritik und Erklärung des M. (Berl. 1876, Programm).

Marnes, Graf von, s. Angoulême 2).

Marnix, Philipp van, Herr von Saint-Aldegonde, niederländ. Schriftsteller u. Staatsmann, geb. 1538 in Brüssel, gest 15. Dez. 1598 in Leiden, studierte in Genf unter Calvin und Beza Theologie, an andern Hochschulen die Rechte u. ging zur reformierten Kirche über. Seit 1560 in sein Vaterland zurückgekehrt, wirkte er eifrig für die Reformation und nahm thätigen Anteil an dem Kompromiß der Edelleute (1565). Bei Albas Ankunft 1567 floh er nach Deutschland und trat in pfälzische Dienste, wurde aber vom Prinzen Wilhelm von Oranien 1572 zur ersten Versammlung der Staaten von Holland als sein Vertreter nach Dordrecht geschickt. Bei der Einnahme von Maaslandssluys 1573 geriet er in spanische Gefangenschaft, ward aber 1574 gegen Bossu ausgetauscht. Er vertrat hierauf die aufständischen Niederlande an den Höfen zu Paris und London, wohnte 1578 dem Reichstag in Worms bei, wo er eine berühmte Rede hielt, hatte an der Utrechter Union hervorragenden Anteil und wurde 1583 Bürgermeister von Antwerpen. Da er diese Stadt nach 13monatiger Verteidigung gegen die Spanier 1585 übergab und deswegen von den Engländern und ihren Freunden heftige Angriffe erfuhr, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück, übernahm aber 1590 wieder eine Mission nach Paris. Hierauf lebte er auf seinem Landgut in Zeeland und in Leiden, wo er an einer Übersetzung der Bibel arbeitete. M. wird als Mitbegründer jenes kräftigen Aufschwungs in der holländischen Litteratur betrachtet, welchem die klassische Periode der Vondel, Hooft u. a. folgte. Unter seinen Werken ist besonders die Satire »De roomsche byen-korf« (1569) hervorzuheben, welche Fischart seinem »Römischen Bienenkorb« zu Grunde legte. Als Dichter verfaßte M. nicht nur eine vorzügliche gereimte Psalmenübersetzung (1580), sondern (1568 oder 1569) auch das berühmte »Wilhelmus van Nassouwe«, das neben dem »Wien Neerlandsch bloed« von Tollens auch offiziell als niederländisches Nationallied anerkannt ist. Eine Ausgabe seiner Werke, herausgegeben von Lacroix und Quinet, erschien zu Brüssel 1855—59 in 7 Bänden. Seine religiösen und theologischen Arbeiten gab van Toorenenbergen heraus (Haag 1871—91, Bd. 1—3). Vgl. Broes, Fil. van M., heer van Saint-Aldegonde (Amsterd. 1838—40,

2 Bde.); Quinet, M. de Saint-Aldegonde (Par. 1854); Juste, Vie de M. (Haag 1858); Frédéricq, M. en zijne nederlandsche geschriften (Gent 1882).

Marno, Ernst, Afrikareisender, geb. 13. Jan. 1844 in Wien, gest. 31. Aug. 1883 in Chartum, widmete sich zoologischen Studien und machte 1866—1867 in Begleitung eines Tierhändlers eine Reise nach Abessinien. 1869 besuchte er von Chartum aus das noch von keinem Reisenden betretene Fadasi und 1870 Dar el Burum. 1872 ging er zu Samuel Baker nach Gondokoro und 1874 zu Gordon nach Lado, besuchte darauf mit dem ägyptischen Obersten Long Mundo und Makraka und schloß sich 1877 der Expedition von Crespel nach Innerafrika an, kehrte aber bald zurück und erhielt 1878 von Gordon Pascha die Verwaltung der Provinz Galabat, in welcher Stellung er sich namentlich um die Unterdrückung des Sklavenhandels verdient machte. Er schrieb: »Reisen im Gebiet des Weißen und Blauen Nil ꝛc.« (Wien 1874) und »Reise in der ägyptischen Äquatorialprovinz und in Kordofan 1874—1876« (das. 1878).

Maro, Familienname des Dichters Vergilius (s. d.); daher maronianisch, soviel wie vergilianisch.

Marobodŭus, s. Marbod.

Marochetti (spr. -ketti), Carlo, Baron, Bildhauer, geb. 1805 in Turin, gest. 4. Jan. 1868 in Passy bei Paris, wurde zuerst in seiner Vaterstadt, dann in Paris auf dem Lycée Napoléon gebildet, in der Folge ein Schüler Bosios, ging nach Italien und kehrte von da 1827 nach Frankreich zurück. Seine hervorragendsten Werke der Pariser Zeit sind: der gefallene Engel (1831), die Schlacht bei Jemappes, Relief am Arc de l'Etoile, das Grabdenkmal Bellinis auf dem Père la Chaise, der Hauptaltar der Kirche Ste.-Madeleine. 1848 siedelte er nach London über, schuf ein Reiterbild des Königs Richard Löwenherz, eine Reiterstatue Wellingtons für Glasgow, das Denkmal des Lords Clyde für den James-Park, die Statue Thackerays für die Westminsterabtei, die Rossinis für Pesaro u. a. Für Turin führte er die Reiterstandbilder Emanuel Philiberts und Karl Alberts von Savoyen aus. Im Porträt hat M. das Beste geleistet; im ganzen erhob er sich aber nicht über die Bedeutung eines eleganten Modebildhauers, der der Richtung Canovas huldigte.

Marode, entkräftet, abgemattet, besonders von Soldaten, die wegen Erschöpfung hinter der Marschkolonne zurückbleiben. Suchen solche Nachzügler länger als nötig sich den Anstrengungen und Gefahren zu entziehen, auf Kosten der Einwohner zu leben oder in den Ortschaften zu plündern, so nennt man sie Marodeure. Dies Marodieren wird nach dem deutschen Strafgesetzbuch mit Zuchthaus bestraft. Man führt den Ausdruck zurück auf das französische maraud (Lump, Taugenichts), nach dem »Simplicissimus« aber fälschlich auf das Korps des Generals Merode, welches sich im Dreißigjährigen Kriege durch seine Zuchtlosigkeit so auszeichnete, daß man bald alle Nachzügler Merodebrüder nannte. Der Ausdruck findet sich bereits in einem Werke von 1564. Feldmarodehäuser heißen in Österreich Sanitätsanstalten für Leichtkranke, Erschöpfte oder Genesende im Kriege.

Maroim (spr. -rö-ing), Stadt im brasil. Staat Sergipe, in der Nähe des schiffbaren Sergipe (Nebenfluß des Cotindiba), mit Zuckerplantagen und Zuckerhandel über Porto da Rede und 5000 Einw.

Marokko (von den Arabern Maghreb el Aksa, »der äußerste Westen«, oder El Gharb el Djoani genannt), Sultanat im NW. Afrikas, zwischen 27—36° nördl. Br. und 0—13° östl. L. v. Gr., im N. vom Mittelländischen Meer und der Straße von Gibraltar, im W. vom Atlantischen Ozean, im O. von Algerien und im S. von der Sahara begrenzt (s. Karte »Algerien ꝛc.«). Nach der letzten Richtung hin ist die Grenze aber ganz unbestimmt. Von dem ganzen auf 812,300 qkm (14,850 QM.) berechneten Gebiet sind aber nur 439,240 qkm (7977 QM.) dem Sultan von M. wirklich unterthan, nämlich das Beled el Makhzen (Land der Konskription) genannte Gebiet, bestehend aus dem ehemaligen Königreich Fes mit Tanger und Tetuan, dem eigentlichen Königreich M., dem Sus an der Küste südlich vom Kap Ghir, die Oasen Tafilet und Figig und das Land Udjda im NO. Dagegen nennt man Beled es Siba alle Regionen, deren verschiedene Stämme sowohl Steuern als Militärdienst verweigern, und die nur gelegentlich durch eine militärische Expedition unterworfen werden. Dahin gehören das ganze Er Rif am Mittelmeer von Melilla bis Tetuan, die zentralen Teile des Atlas und im S. von Udjda das große Territorium, dessen Zentrum der Schott Tigri bildet. Tidikelt, Tuat, Gurara und andre Oasen der Sahara erkennen höchstens die religiöse Suprematie des Sultans an.

[Physische Verhältnisse.] In seiner weitesten geographischen Ausdehnung hat M. eine Küstenlänge von 1750 km, wovon 425 auf das Mittelmeer, 60 auf die Meerenge von Gibraltar und 1200—1300 auf den Atlantischen Ozean entfallen. Die Mittelmeerküste ist steil und schutzlos, in der Meerenge ist nur eine mittelmäßige Reede, die von Tanger; die atlantische Küste ist dagegen niedrig, aber ebenso ungünstig für die Schiffahrt; die Häfen von El Araïsch und Rabat sind Flußmündungen, die übrigen Landungsplätze nichts weiter als offene, unsichere Reeden. Die atlantische Küste hat gar keine Inseln, die der mittelländischen (Islas Chafarinas, Alhucemas, Velez de la Gomera, Peregil) sind kahle Felsen. An der Küste des Mittelmeers erhebt sich ein 60 km breites bergiges Küstenland (Beni Hassan 2010 m), an das sich südlich weitere Höhenzüge schließen bis zur mächtigen Gebirgskette des Großen Atlas (s. Atlas), der sich vom Kap Ghir in nordöstlicher Richtung bis zur algerischen Grenze hinzieht und eine mittlere Höhe von 3650 m hat, die durch einzelne Piks noch um 150—240 m überragt wird. Die Breite des Gebirges ist stellenweise nur 30 km, und die Pässe erreichen nur 1100—1500 m über dem Gebirgsfuß. Südlich davon zieht sich in paralleler Richtung der 2000 m hohe Antiatlas hin, dann folgt die Wüstenregion. Der westliche Teil zwischen Atlas und Atlantischem Ozean (190,000 qkm) ist ebenes, fruchtbares Land. Über den geologischen Bau von M. s. die Art. »Afrika«, S. 164, und »Atlas«. Das Mineralreich liefert namentlich Kupfererze, ferner Eisen, das besonders im Atlas verbreitet vorkommt, Silber, Waschgold (bei Sus), Antimon, Blei, auch Schwefel, Steinsalz u. Salpeter. Im Rif finden sich Bergkristalle u. Amethyste. Die Flüsse sind periodisch sehr wasserreich, zu andern Zeiten des Jahres aber seicht, zuweilen ganz trocken; alle nehmen mit der Annäherung ans Meer an Größe ab und führen insgesamt nur 225 cbm Wasser in der Sekunde dem Meere zu. Barren verschließen ihre Mündungen, selbst der größte, der Sebu, ist nicht schiffbar; der lange, im Oberlauf breite Wadi Draa erreicht das Meer selbst zur Zeit der Schneeschmelze selten einmal. In den Atlantischen Ozean münden noch der Begreb, der fischreiche Umer Rebia, der Tensift und Sus, in das Mittelmeer der Muluja.

Die Wadis Tafilet, Gir und Saura verlieren sich in den Salzseen der marokkanischen Sahara. Von Seen sind nur nennenswert die Strandseen Laguna Puerto Nuevo an der mittelländischen und die Merdja Ras-e-Dura an der atlantischen Küste; periodische Seen, die sich später in Graswiesen verwandeln, werden von den angeschwollenen Wadis gebildet. Das Klima ist in den Küstenstrichen angenehm und beständig, in den innern, von Bergen umschlossenen Teilen des Landes teils drückend heiß, teils heftigen Regen ausgesetzt. In den hohen Gebirgsgegenden bleiben die höchsten Kuppen das ganze Jahr mit Schnee bedeckt; südlich vom Atlas beginnt das heiße und trockne Wüstenklima mit gelegentlichen wolkenbruchartigen Niederschlägen. Mogador: mittlere Jahrestemperatur 19,7°, Januar 16,4°, April 19,7°, Juli 22,4°, Oktober 20,9°; mittlere Jahresextreme 27,8° und 11,9°. Winterregen sind vorherrschend. Die Flora ist der spanischen am nächsten verwandt. Die gebirgigen Teile des Landes bedecken ausgedehnte Wälder, in welchen neben den Palmen des Mittelmeergebietes Tamarinden, Feigenbäume und Mimosen und in größern Höhen neben immergrünen Eichen Zedern, Fichten und Tannen gesellig wachsen. Als ein Vertreter tropischer Familien reicht die dornige Sapotacee Argania wälderbildend bis an die Küste des Atlantischen Ozeans. Anklänge an Spanien bilden als charakteristische Typen die Droseracee Drosophyllum, die Leguminosengattung Pterospartum und die Labiate Cleonia. Die Gattung Apteranthes, eine sukkulente Asklepiadacee, versetzt nach M. eine Pflanzenform des südlichen Afrika, mit dessen Stapelien sie verwandt ist. Die Ketten des Hohen und Kleinen Atlas zeigen vier ihnen eigentümliche Bäume: die Konifere Callitris quadrivalvis, zu einer sonst nur noch in Australien vertretenen Gattung gehörig, die Esche Fraxinus dimorpha, die Terebinthacee Pistacia atlantica und eine Piree, Pirus longipes. Das dazwischen liegende Land ist Steppengebiet, durch den Wuchs hoher und harter Gräser ausgezeichnet, wie Avena filifolia und A. bromoides, Festuca granatensis, Stipa tenacissima, letzteres, das Espartogras, wird namentlich in Algerien technisch verwendet. Unter den Kulturgewächsen ragen hervor Dattelpalmen, Bananen, Orangen, Zitronen, Granaten und Mandeln. M., zur mittelländischen Subregion der paläarktischen Region gehörig, schließt sich in seiner Tierwelt der Algeriens an; die größern Säuger, Löwen, Panther etc., sind jetzt selten geworden, häufig sind wilde Schweine. Im S. von M. treten Antilopen und Strauße auf, als Landplage Heuschrecken. Die Pferde und Maultiere sind vorzüglich, Kamele gibt es viel im S.; große Herden von Schafen, Ziegen u. Rindern bedecken die Weiden, aber nur die Ausfuhr der letztern ist gestattet. Fische sind zahlreich in den Flüssen wie im Meer.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Bewohner wurde von Tissot auf 12, von Rohlfs auf 6,5, von Lenz auf 8 Mill. geschätzt. Davon zählen die autochthonen Berber, die in Amazirghen, Schelluh und Kabylen zerfallen, 3,750,000, die als Eroberer ins Land gekommenen Araber (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 3) nebst den ihnen aufs engste verwandten, aus Spanien vertriebenen Mauren 3,550,000, die aus Spanien, Portugal, Frankreich, England und Holland zwischen dem 13. und 15. Jahrh. vertriebenen Juden 200,000, die Neger, welche größtenteils Sklaven sind und den Typus der Bevölkerung immer mehr beeinflussen, 500,000, die Europäer, meist Spanier und Franzosen, in den Hafenplätzen 3400. Die Berber, die sich in zwei Stämme teilen, bewohnen den Atlas und die südlichen Abhänge desselben und sind nur dem Namen nach dem Sultan unterthan. Die Araber, die sich bisher ziemlich rein erhalten haben, sind Nomaden, die Mauren dagegen in den Städten sind eine veredeltere Rasse, am meisten der Zivilisation zugänglich und liefern die Schriftgelehrten, Richter, Paschas, Notare, überhaupt die Beamten, viele werden auch Kaufleute. Die Juden gehören meist den reichern Gesellschaftsschichten der Hauptstädte, besonders aber der Küstenstädte an; sie sind Bankiers, Händler und Handwerker, dabei aber verachtet und beständig verfolgt. Eigentliche Landessprache ist das Arabische, die Stämme des Atlas und des Südens sprechen das Schloh, die Neger das Guenagui, die Juden unter sich hebräisch. Die Religion ist der Islam, und der Großscherif von Fes hat eine Macht, die der des Sultans nahekommt und, da er zugleich Großmeister des mächtigen Ordens von Mulei Tajeb ist, über ganz Nordafrika bis nach Ägypten sich erstreckt.

[Erwerbszweige.] Für den Ackerbau eignet sich der Boden vorzüglich, doch wird derselbe infolge der Bedrückungen und Erpressungen der Beamten sowie des erst in den letzten Jahren zeitweilig aufgehobenen Ausfuhrverbots von Weizen, Gerste, Mais und Durrah sehr lässig und zudem mit den primitivsten Werkzeugen betrieben. Indes versteht man sich vortrefflich auf künstliche Bewässerung. Hauptkulturen sind Bohnen, Erbsen, Linsen, Fenchel, Koriander, Datteln, Kanariensamen, Kümmel. Südfrüchte aller Art gedeihen vorzüglich. Mandeln und Datteln bilden einen sehr bedeutenden Ausfuhrartikel. Die Viehzucht steht gleichfalls auf sehr niedriger Stufe, obwohl das Land alle Bedingungen für dieselbe bietet. Man schätzt den Viehstand auf 500,000 Pferde, 4 Mill. Maulesel und Esel, 500,000 Kamele, 5—6 Mill. Rinder, 40 Mill. Schafe und 10—12 Mill. Ziegen; derselbe liefert auch in Wolle, Ochsen (als Schlachtvieh), Schaf- und Ziegenfellen, Pferden die größte Quote der Ausfuhr. Bergbau wird, da das Suchen nach Mineralien verboten ist, nur von halb unabhängigen Völkern des Atlas auf Eisen betrieben, das dort sehr häufig vorkommt; eine Kupfergrube wurde früher für den Sultan im Sus ausgebeutet. Das Metall kommt an mehreren Stellen vor, ebenso wie Gold, Antimon, Schwefel, silberhaltiges Blei, Steinsalz, Kohle, Töpfererde, Gips, Marmor, Ocker, Amethyste etc. Die Industrie, deren Erzeugnisse nicht des Geschmacks und der Originalität entbehren, ist seit Jahrhunderten stationär geblieben; doch erfreuen sich die Seiden- und Wollgewebe, Teppiche, Stickereien, Leder- und Töpferarbeiten, Waffen auch im Auslande eines guten Rufes. Mit Europa ist der Handel über die acht Häfen: Casablanca, Araisch, Masagan, Mogador, Rabat, Saffi, Tanger und Tetuan freigegeben, die Karawanen nach dem Sudân gehen besonders von Fes aus. Doch wird derselbe sehr erschwert durch das bestehende Ausfuhrverbot gegen eine Menge von Gegenständen. Über die genannten Häfen betrug 1893 die Einfuhr 49,050,620, die Ausfuhr 38,562,754 Fr. Die erste besteht namentlich in Baumwolle und Baumwollenstoffen, Zucker, Eßwaren, Thee, Seide, Tuch, Eisen und Eisenwaren, Porzellan und Glaswaren, Wein und Spiritus, Petroleum, Tabak etc., die Ausfuhr in Wolle, Ochsen, Häuten und Fellen, Bohnen, Linsen, Erbsen, Mandeln, Gummi, Wachs, Elfenbein und Straußfedern (aus dem Sudân), Olivenöl, Pantoffeln, Datteln. Daran waren beteiligt in Frank-

	Einfuhr	Ausfuhr
England . . .	26 439 970	19 197 423
Frankreich . .	14 654 830	8 139 429
Deutschland . .	4 179 895	1 366 126
Spanien . . .	1 783 545	7 342 153

Der Handel hat in den letzten Jahren ganz außerordentlich zugenommen, besonders der mit Deutschland, was besonders der Errichtung einer deutschen Dampferlinie zwischen Hamburg und Tanger (Atlaslinie) zu danken ist. In die oben genannten Häfen liefen 1892 ein 2366 Handelsschiffe von 901,111 Ton., darunter 186 deutsche von 133,663 T. Die Verkehrsmittel im Innern sind sehr schlecht; fahrbare Straßen gibt es nicht, die Warenbeförderung erfolgt durch Lasttiere, im Süden Kamele, im Norden Maultiere, und die einzige für diesen Zweck leidliche Straße ist die von Fes nach Mekines. Postämter sind in Tanger von England, Frankreich und Spanien errichtet worden, eine Botenpost zwischen Tanger und Mogador haben England und Spanien, andre Botenposten die marokkanische Regierung nach Bedarf errichtet. Eine Telegraphenlinie besteht zwischen Tanger, Tetuan und Fes, ein Kabel verbindet Tanger mit Gibraltar.

Die Staatsform ist die einer absoluten Monarchie. Der Sultan, der sich auch »Emir el Mumenin« (»Fürst der Gläubigen«) nennt, ist unumschränkter Herr über Leben und Tod. Ihm zunächst steht sein nahezu allmächtiger Großwesir und Minister für auswärtige Angelegenheiten, Krieg und Finanzen. In Tanger, wo die diplomatischen Vertreter der fremden Mächte residieren müssen, befindet sich ein Vertreter des Sultans für auswärtige Angelegenheiten. Eingeteilt wurde das Land ehemals in die Königreiche Fes und M., das hat aufgehört, aber noch bestehen die gleichnamigen Hauptstädte, in denen der Sultan abwechselnd residiert. Jetzt wird das Reich nach Lenz eingeteilt in 44 Provinzen (35 nördlich, 9 südlich vom Atlas). Der Koran ist das einzige anerkannte Gesetzbuch, und das Zeugnis eines Christen oder Juden gegenüber dem eines Mohammedaners ist ungültig. Daher entscheiden die Konsuln, wenn Streitigkeiten zwischen ihren Staatsangehörigen und Eingebornen entstehen. Der oberste Richter, Kadi el Dschemma, wird vom Sultan ernannt, er ernennt wiederum die Kadis der Provinzen, deren es 20 gibt. Die halb unabhängigen Stämme haben aber teils vom Sultan eingesetzte, teils von ihnen selber gewählte Scheichs.

Münzwesen. Nachdem die Prägung von Goldmünzen, worunter der Bendoki oder Butki = 65 Ockiat Silber rund 8½ Mark wert, um 1855 und die von Silbermünzen etwas später aufgehört hatte, bildeten schlechte Kupfer- und fast sechseckige Messingmünzen von 3,63 g Sollgewicht des Fels oder der Delila die eigentliche Währung, neben welcher spanische 5 Pesetas-Stücke und andre Münzen der Mittelmeerstaaten reichlich umliefen. Seit einigen Jahren besteht wieder Silberwährung mit dem Mitkal zu 10 Okie = 4,697 Mk. Wert (Gold zu Silber = 15½:1), und in Paris läßt die Regierung Scheidemünzen zu 5, 2½, 1 und ½ Okia Schraja von 835 Tausendteilen Feinheit anfertigen (die Okia oder Unze = 0,438 Mk., aber wie ½ Frank gerechnet). Maße und Gewichte. Als Zeugmaß dienen das englische Yard und das Meter, im Verkehr der Mauren mit Spaniern der Dràà von 8 Tomin = 57,1 cm. Das Getreidemaß Saà von 4 Muhd ist örtlich verschieden groß, die Kula für Öl in Tanger = 24,035 Liter oder 28 Rottel. Ein gewöhnlicher Kintâr, neben welchem noch andre Zentnergewichte vorkommen, = 100 Artal; aber der R'tal oder Ratl = 14 Ucie enthält in den südwestlichen Häfen 540 und in den nördlichen für Einfuhrartikel 508 g, für Landeserzeugnisse das 1½fache. Über die Finanzen gibt es nur Schätzungen. Nach denen des deutschen Ministerresidenten Weber erreichen die Einnahmen 12,661,000, die Ausgaben 5 Mill. Frank, so daß dem Sultan neben seinem schon in das Budget eingestellten Einkommen jährlich 7–8 Mill. Fr. übrigbleiben, ungerechnet die durch Erpressung von Geschenken, Konfiskationen ꝛc. gewonnenen Reichtümer. Das Heer besteht im Frieden aus einer erblichen berittenen Leibgarde (Mejasnias) von 400 Mann, aus 1000 Mann gewaltsam angeworbener Infanterie (Askars), aus 2000 Mann irregulärer Kavallerie und aus einer Miliz von 10,000 Mann Infanterie und 8000 Mann Kavallerie, zusammen 30,400 Mann. Im Kriegsfalle sollen die meist aus Reiterei bestehenden irregulären Truppen eine Stärke von 40,000 Mann erreichen können, so daß sich dann eine Gesamtstärke von 70,000 Mann ergeben würde. Eine Kriegsflotte besitzt das im 16. und 17. Jahrh. den christlichen Mächten, insbes. Spanien, durch seine Piratenschiffe furchtbare Land nicht mehr, das letzte Kriegsschiff des Sultans liegt unbrauchbar im Hafen von el Araisch. Jetzt besitzt der Sultan nur noch einige Küstenkauffahrer, auch die berüchtigten Piraten des Rif haben sich seit dem Kriege mit Spanien 1869 zurückgezogen. Das Wappen (s. Tafel »Wappen IV«, Fig. 7) ist ein silberner Schild mit dem Haupt und Hals eines roten, seitwärts gekehrten Löwen, im grünen Schildeshaupt ein silberner Halbmond; die Flagge ist rot (s. Tafel »Flaggen I«).

[**Geschichte.**] Die Geschichte Marokkos ist in älterer Zeit mit der der Berberei (s. d.) verbunden. Es hieß ursprünglich Mauretanien (s. d.) und stand unter eignen Königen. 43 n. Chr. wurde es von den Römern ihrem Reich einverleibt und in zwei Provinzen, Mauretania Tingitana (der Westen) und Mauretania Caesariensis (der Osten), geteilt. Nach der kurzen Herrschaft der Vandalen (429–534) und des oströmischen Reichs (bis Ende des 7. Jahrh.) kam M. unter die Herrschaft der Araber. Um 790 machten sich die Edrisiden zu unabhängigen Herrschern von M., wurden aber 986 von den Fatimiden unterworfen. Gegen diese erhoben sich wieder die Zeiriden, bis Jussuf Ibn Taschfin 1062 die Herrschaft der Almoraviden mit dem Herrschersitz M. begründete. An ihre Stelle traten 1146 die Almohaden, deren Macht 1269 vernichtet wurde. Nach ihnen herrschten die Meriniden bis zum Ende des 15. Jahrh. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen 1546 die Scherifs von Tafilet folgten, welche ihren Ursprung vom Propheten ableiteten, und unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich seine größte Ausdehnung erlangte, indem es den westlichen Teil von Algerien umfaßte und im S. bis Sudân reichte. Unter ihnen wurden auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen vertrieben und König Sebastian bei Alkazar (1578) geschlagen. Seeräuberei wurde um diese Zeit selbst gegen die größern Mächte getrieben. Nach dem Tode Achmeds, des mächtigsten der Scherifs, um 1603, entstand ein Bruderkrieg unter seinen Söhnen, bis der älteste derselben, Mulei Zidan, König von Fes, auch die Herrschaft von M. wiedererlangte. Unter ihm kamen die 1610 aus Spanien vertriebenen Mauren nach M. Mit Mulei Arschid kam 1669 eine Seitenlinie der Scherifs, die Dynastie der Aliden oder

Hoseini, auf den Thron. Sein Bruder Mulei Ismail (seit 1672) erwarb sich den Ruf eines der grausamsten Tyrannen. Gegen 5000 Menschen richtete er eigenhändig hin, zum Teil unter den ausgesuchtesten Martern. Nach seinem Tode 1727 kam es zwischen seinen Söhnen Achmed Deby und Mulei Abdallah wegen der Thronfolge zum Kriege, welcher 1730 mit dem Sieg des erstern endigte. Ihm folgte 1757 sein Sohn Mulei Sidi Mohammed, dessen Regierung sich durch Milde und das Bestreben, europäischer Kultur Eingang zu verschaffen, auszeichnete. Nach seinem Tode (1789) entstanden neue Kriege zwischen seinen Söhnen, bis sich endlich Mulei Jezid behauptete, dem 1794 sein jüngerer Bruder, Mulei Soliman, in der Regierung folgte. Derselbe schaffte die Christensklaven ab, schritt gegen die Seeräuberei ein und trat mit den europäischen Mächten, namentlich mit Frankreich, in diplomatischen Verkehr. 1810 fiel Sidi Heschām von M. ab. Auf Mulei Soliman folgte 1822 der älteste Sohn seines Bruders Mulei Hescham, Mulei Abd ur Rahmân. Dieser trat die Regierung unter wenig günstigen Umständen an. Im Innern herrschten Aufstände gegen die weltliche Herrschaft des Sultans, religiöser Fanatismus und Haß gegen die Fremden. Handel und Verkehr lagen danieder. Die Besitznahme Algiers durch die Franzosen verwickelte M. in Konflikte mit Frankreich; die fanatisch mosleminische Bevölkerung gewährte Abd el Kader nicht nur Zuflucht und Schutz, sondern zwang auch den Sultan 1844, demselben 15,000 Mann zu Hilfe zu schicken, welche die Franzosen im Juni unversehens angriffen, aber zurückgeschlagen wurden. Nach Ablehnung des französischen Ultimatums bombardierte die französische Flotte unter dem Prinzen von Joinville im August Tanger und Mogador, und 14. Aug. kam es zwischen den Franzosen unter Bugeaud und dem großen marokkanischen Heer unter Sidi Mohammed, einem Sohn des Sultans, beim Fluß Isly zur Schlacht, in welcher die Marokkaner geschlagen wurden und ihr ganzes Lager in die Hände der Sieger fiel. Auf Veranlassung Englands bot endlich der Sultan von M. Frankreich den Frieden an, der am 10. Sept. in Tanger zu stande kam. Als Abd el Kader 1845 die algerischen Stämme nach M. übersiedeln und durch sie dies Land von neuem zum Kriege gegen Frankreich nötigen wollte, rief M. die Hilfe Frankreichs gegen ihn an, worauf dieses 1847 durch eine nachdrückliche Intervention in M. dem Sultan zur Unterwerfung seiner Unterthanen verhalf und Abd el Kader 22. Dez. zur Ergebung zwang. Doch erneuerten sich die Konflikte mit Frankreich und andern Mächten fortwährend, da die Regierung, selbst wenn sie einmal den guten Willen hatte, mit jenen Frieden zu halten, der Macht ermangelte, ihre Unterthanen im Zaum zu halten und an Räubereien und Mißhandlungen der Fremden zu hindern, zumal die Regierungstruppen fast unaufhörlich mit dem Eintreiben der Abgaben beschäftigt sind. Im August 1856 wollte die Bemannung der preußischen Korvette Danzig unter dem Befehl des Prinzen Adalbert an der Rifküste in M. ans Land steigen, wurde aber von den wilden, meist von Seeräuberei lebenden Bewohnern derselben aus einem Hinterhalt mit Gewehrschüssen empfangen und mußte sich mit einem Verlust von 7 Mann Toten und 18 Verwundeten zurückziehen. Nachdem Abd ur Rahmân 1858 noch eine bedeutende Empörung unterdrückt hatte, starb er im August 1859 und hatte seinen ältesten Sohn, Sidi Mohammed, zum Nachfolger. Nur durch blutige Kämpfe vermochte sich dieser gegen seine vielen Nebenbuhler auf dem Thron zu behaupten. Diese Unruhen sich zu nutze machend, unternahmen die Rifbewohner im September Einfälle in die spanischen Besitzungen auf Nordafrika, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Spanien verlangte nun von der marokkanischen Regierung als Genugthuung für eine Reihe von Unbilden und als Garantie für die Sicherheit seiner afrikanischen Besitzungen die Abtretung eines Gebiets. Die eingeleiteten Unterhandlungen blieben ohne Resultat, und es erklärte daher Spanien 22. Okt. 1859 an M. den Krieg. Nach vielen kleinen, aber sehr blutigen Gefechten besetzten die Spanier 4. Febr. 1860 die Stadt Tetuan, und nach einer 23. März westlich von derselben erlittenen entscheidenden Niederlage baten die Marokkaner um Waffenstillstand. Der Friede von Tetuan (25. April 1860) bestimmte, daß M. an Spanien eine Entschädigung von 20 Mill. Piaster zahlen und bis zur Erlegung dieser Summe die Stadt Tetuan den Spaniern überlassen mußte. Diesem Frieden folgte 20. Nov. 1861 ein Handelsvertrag. 1873 starb Sidi Mohammed, und ihm folgte 25. Sept. sein Sohn Mulei Hassan, der durch wiederholte große Gesandtschaften freundschaftliche Beziehungen mit den europäischen Mächten anknüpfte, dadurch aber Unruhen in seinem Reich erregte, ohne daß doch dem Aussaugungssystem der Beamten gesteuert und Reformen angebahnt worden wären. Das Schutzrecht der europäischen Mächte in M. wurde 1880 auf einer Konferenz zu Madrid geregelt. 1893 kam es infolge Gewaltthätigkeiten der Rifioten bei Melilla zu einem neuen Konflikt mit Spanien, der durch Zahlung von 20 Mill. Pesetas und Bestrafung der Rifioten 1894 beigelegt wurde. Mulei Hassan starb plötzlich 6. Juni 1894; er hatte seinen 16jährigen Lieblingssohn **Abdul-Aziz** zum Nachfolger bestimmt, der von den Truppen zum Sultan ausgerufen wurde, dem aber die unbotmäßige Bevölkerung durch Gewaltthaten an Europäern viele Schwierigkeiten bereitete. Anderseits wird die Unabhängigkeit Marokkos durch die Eifersucht der Mächte geschützt.

[Litteratur.] Vgl. außer den ältern Werken von Ali Bei el Abassy (1816), Jackson (1811), Graberg de Hemsö (1833), Drummond-Hay (1841), Renou u. a.: L. **Godard**, Description et histoire du Maroc (Par. 1860, 2 Bde.); **Richardson**, Travels in Morocco (Lond. 1859, 2 Bde.); **Maltzan**, Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und M. (2. Aufl., Leipz. 1868, 4 Bde.); **Rohlfs**, Reise durch M. (4. Ausg., Norden 1884); Derselbe, Mein erster Aufenthalt in M. (3. Ausg., das. 1885); **Leared**, Morocco and the moors (Lond. 1876); **Pietsch**, M., Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise nach Fes 1877 (Leipz. 1878); **D. Hooker** und **J. Ball**, Journal of a tour in Morocco and the Great Atlas (Lond. 1879); **Trotter**, Our mission to the court of M. in 1880 (das. 1881); v. **Conring**, M., das Land und die Leute (Berl. 1880, neue Ausg. 1884); **De Amicis**, Marokko (deutsch, Wien 1883); **Lenz**, Timbuktu. Reise durch M. etc. (Leipz. 1884, 2 Bde.; 2. Aufl. 1892); **Foucauld**, Reconnaissance au Maroc (Par. 1888); **Erckmann**, Le Maroc moderne (das. 1885); **Stutfield**, El Maghreb (Lond. 1886); **Horowitz**, M., Land und Leute (Leipz. 1887); **Jannasch**, Die deutsche Handelsexpedition 1886 (Berl. 1887); **Lamartinière**, Morocco, journeys in the Kingdom of Fez, etc. (Lond. 1889); **Bonsal**, Morocco as it is (das. 1892); **Diercks**,

M., Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches (Berl. 1894); R. J. Frisch, Le Maroc: geographie, organisation, politique (Par. 1895); Dombay, Geschichte der Scherife oder der Könige des jetzt regierenden Hauses von M. (Wien 1801); E. Schlagintweit, Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860 (Leipz. 1863); Campou, Un empire qui croule; le Maroc contemporain (Par. 1886); Ezziani, Le Maroc de 1631 à 1812 (das. 1886); Playfair und Brown, Bibliography of Marocco (Lond. 1891).

Marokko (Marrakesch el Hamrah, »die Rote« oder »Schöne«), neben Fes die Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats unter 31° 37′ nördl. Br. und 7° 36′ westl. L. v. Gr., 430 m ü. M., nördlich vom Atlas, 7 km vom linken Ufer des Tensift, über den eine 1637 erbaute Brücke von 35 Bogen führt, wird von einer 8—10 m hohen, alle 100 m mit Türmen gekrönten, aber völlig verfallenen Lehmmauer umgeben, die von sieben kolossalen Thoren durchbrochen ist. Der innere Raum besteht zum großen Teil aus Gärten und Plätzen, viele Häuser liegen in Ruinen, im übrigen hat die Stadt enge, schmutzige Straßen und besteht aus zwei Teilen, zwischen denen der aus einer Unmenge von engen Gassen, größern Plätzen, weitläufigen Gärten, Zeltlagern, Gebäuden und Moscheen bestehende Palast des Sultans liegt, und wird von einer Unzahl kleiner Wasserläufe durchschnitten. Unter den 19 Moscheen ist allein die Kutubia mit sieben Stockwerken und 65 m hohem viereckigen Turm von Bedeutung. Im östlichen Teile liegt das Mellah, das enge und schmutzige Judenviertel, ganz durch hohe Mauern abgeschlossen und an den Thoren von Soldaten bewacht. Die aus allen Teilen Afrikas stammende Bevölkerung zählt 40—50,000, wenn der Sultan hier residiert 70,000 Seelen, darunter 6000 Juden, die einige Industrie in seidenen Tüchern, Leder- und Posamentierarbeiten, wollenen Geweben und Teppichen und geringen Handel treiben. Von den ehemals hochberühmten Schulen und Bibliotheken ist kaum noch eine Spur zu finden. Fast der ganze Umkreis der Stadt ist von schönen Gärten mit reichem Baumwuchs erfüllt. An der Südwestseite befinden sich die von hohen Mauern eingeschlossenen Gärten des Sultans mit zahlreichen villenartigen Gebäuden, Moscheen etc., nicht weit davon ein 170 m im Quadrat messendes altes Wasserreservoir, vor dem nordwestlichen Thor das Viertel der zahlreichen Aussätzigen (Hârrah). — M. soll 1062 von Jussef ben Taschfin erbaut worden sein und wuchs sehr schnell, verfiel aber später und ist jetzt nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Größe.

Marokkoleder, soviel wie Saffian.

Maronen, s. Kastanienbaum.

Maronenpilz, s. Boletus.

Maroni (Marowyne), Grenzfluß zwischen Französisch- und Niederländisch-Guayana, entspringt am Lorquin (400 m) in den Tumuc Humacbergen, hat zahlreiche Stromschnellen und eine durch vorliegende Sandbänke schwer zugängliche Mündung. Der Fluß ist 680 km lang und in seinem mit Inseln übersäeten 1200—1500 m breiten Unterlauf für Schiffe von 5 m Tiefgang fahrbar. Etwa 20 km oberhalb liegt die französische Strafkolonie St.-Laurent. Wie alle Flüsse Guayanas führt der M. Gold.

Maroniten (arab. Mûrâni, Mehrz. Mawârine, so benannt nach einem Mönch, Johannes Maro, der 680 vom Papst zum Patriarchen des Libanon ernannt wurde und 707 starb), eine christliche Sekte im Libanon, die früher Monotheleten, d. h. Anhänger der im J. 680 durch das sechste ökumenische Konzil von Konstantinopel verdammten Lehre von dem Einen Willen in Christo, waren, sich aber 1182 unter dem lateinischen Patriarchen Aimerich von Antiochia dem römisch-katholischen Glaubensbekenntnis zuwandten. Aber erst im 16. Jahrh. fand durch die Bemühungen der Päpste die eigentliche Vereinigung der M. mit der römischen Kirche statt. Dem maronitischen Patriarchen Michael überschickte Gregor XIII. 1579 das Pallium durch einen Jesuiten; derselbe Papst gründete 1584 in Rom ein Kollegium für die M., aus dem bald tüchtige Männer hervorgingen, wie Georgius Amira (1663 Patriarch), Gabriel Sionita, Abraham Ecchellensis und die Assemani (s. d.), und das noch jetzt besteht. Unter Clemens XII. wurde 1736 auf einer Synode im Kloster Mar Hanna, welcher Joseph Simon Assemani als päpstlicher Legat beiwohnte, der römische Katechismus angenommen. Obgleich die M. von aufrichtiger Verehrung für den Papst erfüllt sind, weichen sie doch in mancher Hinsicht von dem Ritus der römischen Kirche ab. So haben sie nicht die lateinische, sondern die syrische Liturgie. Ihre Priester dürfen verheiratet sein und nur nach der Weihe keine Ehe eingehen. Ihr Patriarch, welcher früher im Kloster Kanobin im Libanon seinen Sitz hatte, jetzt aber in Bkirke bei Beirut residiert und den Titel »Patriarch von Antiochien und des ganzen Orients« führt, wird von den Bischöfen gewählt und vom Papst bestätigt. Die maronitischen Bistümer sind: Beirut, Tripolis, Tyrus und Sidon, Byblus, Baalbek, Damaskus, Cypern und Aleppo. Im Libanon gibt es sehr viele maronitische Klöster. Die Gesamtzahl der M. dürfte 350,000 Seelen betragen, von denen etwa 200,000 im Libanon wohnen, wo sie eine geschlossene Masse bilden, und den Drusen, welche 1860 ein Blutbad unter ihnen anrichteten, feindlich gegenüberstehen. Die M. sind sehr intelligent, fleißig und gewandt, aber von zweifelhafter Moralität. Seitdem der Libanon eine unter den Schutz der europäischen Großmächte gestellte autonome Verfassung unter einem christlichen Pascha hat, haben die M. an Wohlstand sehr zugenommen. Die M. sprechen jetzt alle arabisch, das Syrische hat sich nur noch als Kirchensprache erhalten.

Maronneger (Buschneger, Marons, span. Negros cimarrones, »verwilderte Neger«), in Westindien und Guayana die ihren Herren entlaufenen Sklaven, die aus den unzugänglichen Gebirgen des Innern Raubzüge nach den angesiedelten Distrikten machten. Besonders auf Jamaica führten sie erbitterte Kämpfe mit den Weißen, bis man sie zum größten Teil nach Sierra Leone versetzte. Auch in Guayana sind sie sehr zusammengeschmolzen. Vgl. Dallas, Geschichte der M. auf Jamaica (Weim. 1805).

Maroquin (franz., spr. -käng), s. Saffian.

Maroquinpapier (Saffianpapier), farbiges, stark glänzendes und durch Pressung dem Maroquin ähnlich gemachtes Papier.

Maros (spr. márosch, bei den Alten Marisus), linker Nebenfluß der Theiß in Ungarn, entspringt 880 m ü. M. im Komitat Csik bei Vasláb, an der Westseite des Gyergyóer Gebirges, durchfließt zuerst in nördlicher Richtung das Gyergyóthal, wendet sich sodann gegen W. und durchschneidet in einem großen südwestlichen Doppelbogen das siebenbürgische Gebiet, wo sie rechts den Aranyos, links den Kokel aufnimmt. Bei

Arad tritt sie in die Ebene, bildet daselbst Sümpfe, deren Wasser die unterhalb Arad von ihr abzweigende Aranka der Theiß zuführt, und mündet bei Szegedin (190 m breit) in die Theiß. Von Gyergyó an ist sie mit Flößen, von M.-Ujvár mit Ruderschiffen befahrbar. Ihre Länge beträgt 873 km.

Marostica, Distriktshauptort in der ital. Provinz Vicenza, nahe der Brenta, mit altem Kastell, Strohhutfabrikation, Weinbau und (1881) 1815 (als Gemeinde 4309) Einw.

Maros-Torda (spr. márosch-), ungar. Komitat in Siebenbürgen, grenzt an die Komitate Torda-Aranyos, Klausenburg, Bistritz-Naszód, Csik, Udvarhely und Groß-Kokelburg, umfaßt 4324 qkm (78,5 QM.), ist besonders im N. und O. gebirgig (Kelemengebirge, Görgényer und Gyergyóer Gebirge), wird von der Maros und ihren Nebenflüssen bewässert, ist ziemlich fruchtbar und hat viel Wald, reiche Salzlager u. (1890) 177,860 meist magyarische und rumän. Einwohner (Reformierte, Griechisch-Katholische, Griechisch-Orientalische und Römisch-Katholische). Amtssitz ist Maros-Vásárhely (s. d.).

Maros-Ujvár (spr. márosch-újwár), Markt im ungar. Komitat Unterweißenburg (Siebenbürgen), an der Maros und der Bahnlinie Klausenburg-Tövis, hat ein Schloß mit Gestüt, eine Papierfabrik, ein Bezirksgericht, eine große Ammoniaksodafabrik, die bedeutendsten Salzbergwerke Siebenbürgens (500 Arbeiter, jährliche Produktion 700,000 metr. Ztr. Salz) und (1890) 3418 magyarische und rumänische (meist griechisch-kath.) Einwohner. Neben dem Bergwerk befindet sich ein Solbad.

Maros-Vásárhely (spr. márosch-wáschárhelj), königliche Freistadt im ungar. Komitat Maros-Torda (Siebenbürgen), Komitatssitz und Hauptort des Széklergebiets, an der Maros u. der Flügelbahn Kocsárd-Sächsisch-Regen, mit befestigtem Schlosse samt Militärkaserne, reformierter Kirche in gotischem Stil (erbaut 1446), mehreren kath. Kirchen, vielen schönen Gebäuden, einem Kloster, Landesspital, neuem Museumsgebäude und gräflich Teleki'schem Palais, das eine große Bibliothek (über 70,000 Bände) und eine Mineralien- und Antiquitätensammlung enthält. Auf dem großen Széchényi-Platz befindet sich ein Denkmal des Honvédgenerals Bem. M. besitzt (1890) 14,212 magyarische (meist reformierte u. römisch-kath.) Einwohner, welche Wein-, Getreide-, Obst- (namentlich Melonen-) und Tabaksbau sowie Holzhandel betreiben, insbes. aber Riemer-, Schuh- und Töpferwaren erzeugen. M. hat ferner eine Brauerei, eine Dampfmühle, eine Kunstziegel- und eine Zuckerfabrik, ein römisch-kath. Obergymnasium, ein reformiertes Kollegium mit Bibliothek und Druckerei, eine Holz- und Metallfachschule, ein Székler Gewerbemuseum und ein Theater und ist Sitz einer königlichen Gerichtstafel (zweiter Instanz), eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion, eines Tabaksmagazins und eines Tabakseinlösungsamtes.

Marot (spr. -ro), Clément, franz. Dichter, geb. in Cahors 1497, gest. 1544 in Turin, Sohn des Dichters Jean M., kam früh nach Paris, machte durch die naive Anmut in seinen Versen besonders bei den Frauen am galanten Hofe Franz' I. Glück, wurde Page der Margarete von Valois, mit der er ein vertrautes Verhältnis unterhalten haben soll; dann im Dienste Franz' I., wurde er mit ihm bei Pavia gefangen genommen. Bald wieder in Freiheit gesetzt, wurde er nach seiner Rückkehr nach Frankreich wegen Hinneigung zum Protestantismus wieder ins Gefängnis (Le Châtelet, dann in Chartres) geworfen, aus dem ihn die Begnadigung Franz' 1526 erlöste. Dieser übertrug ihm die Stelle seines 1526 verstorbenen Vaters als königlichem Kammerdiener. Einige Jahre später neuen Verfolgungen ausgesetzt, begab er sich nach Ferrara zur Herzogin Renata, von dort nach Venedig, bis man ihm 1536 die Heimkehr gestattete; eine erneute Verfolgung 1538 führte ihn nach Béarn zu Margarete; zuletzt, als seine Psalmenübersetzung von der Sorbonne für ketzerisch erklärt wurde, floh er nach Genf und von da nach Turin. M. hat den »Roman de la rose« (1527) und Villons Werke (1532) herausgegeben. Mit Recht gerühmt wird seine Satire »L'Enfer« gegen das Châtelet; dagegen sind seine 50 Psalmen (1543 mit Vorrede Calvins gedruckt), die, von Goudimel (s. d.) in Musik gesetzt, fast sämtlich in die Gesangbücher der Calvinisten übergingen, schwerfällig und kraftlos. Sein Hauptruhm beruht auf den Chansons, Rondeaux, Balladen, Sonetten und besonders auf den Epigrammen, die sich durch Leichtigkeit, Witz und geistreiche Tändelei auszeichnen. Marots Stil mit seiner archaischen Färbung bildet als »Style marotique« ein besonderes Genre und fand in den leichtern Dichtungsgattungen vielfache Nachahmung (z. B. von Lafontaine). Seine Werke erschienen 1538 (Lyon u. Par.); neuere Ausgaben besorgten Auguis (Par. 1823, 5 Bde.), Lacroix (das. 1842, 3 Bde.), d'Héricault (1867), Guiffrey (bisher Bd. 2 u. 3, 1876—81), Jannet (1874, 3 Bde.), Saint-Marc (1879) und Pifteau (1884). — Auch Marots Sohn Michel M., welcher 1534 Page der Königin Margarete ward, machte sich als Dichter bekannt. Vgl. Bitet, Clément M. (Par. 1868); Colletet (gest. 1659), Notices biographiques sur les trois M. (hrsg. von Guiffrey, das. 1871); H. Morley, Clément M. (Lond. 1870, 2 Bde.); Douen, Clément M. et le psautier huguenot (Par. 1879, 2 Bde.).

Marotte (franz.), eigentlich Narrenkappe; dann soviel wie Schrulle, Lieblingsthorheit.

Marozia (Mariuccia), wie ihre Mutter Theodora eine der berüchtigtsten Frauen der mittlern Geschichte Italiens. Sie war dreimal vermählt, zuerst mit dem Markgrafen Alberich, dann mit dem Markgrafen Guido von Tuscien und zuletzt 932 mit König Hugo von Italien. Geliebte des Papstes Sergius III. und Mutter und Großmutter von zwei Päpsten, Johann XI. und Johann XII., beherrschte sie lange Zeit willkürlich Rom und den Kirchenstaat. Den Papst Johann X., dem ihre Mutter zum päpstlichen Stuhl verholfen hatte, setzte sie 928 in der Engelsburg gefangen, wo er 929 erdrosselt wurde. Ihr Sohn erster Ehe, Alberich, erregte nach ihrer Vermählung mit Hugo von Italien einen Aufstand gegen sie und ließ die Mutter 932 ins Gefängnis werfen. Ihr Ende ist unbekannt.

Marpessa, nach griech. Mythe Tochter des Flußgottes Euenos, Gattin des Idas (s. d.).

Marpingen, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis St. Wendel, 9 km westsüdwestlich von St. Wendel, hat eine kath. Kirche und 1500 Einw. M. war 1876 Schauplatz argen Unfugs infolge der lügenhaften Erzählung einiger Kinder von Erscheinungen der Jungfrau Maria, die angeblich bis 1877 dauerten. Obgleich die Regierung sofort einschritt, ward M. das Ziel vieler Wallfahrten, zumal die ultramontane Presse eifrig für M. eintrat. Die Gerichtsverhandlung in Trier 1879 bewies klar die stattgefundenen Betrügereien.

Marple (spr. marpl), Stadt in Cheshire (England), am Goyt, dem Peak Forest- und Macclesfieldkanal, mit Baumwollindustrie und (1891) 4844 Einw.

Marpurg, Friedrich Wilhelm, Musiktheoretiker, geb. 1. Okt. 1718 zu Seehausen in der Altmark, gest. 22. Mai 1795 in Berlin, lebte eine Zeitlang in Paris, von 1749 an aber in Berlin, wo er mit Unterbrechung durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Hamburg von 1763 an als Lotteriedirektor mit dem Titel Kriegsrat bis zu seinem Tode wirksam war. Seine Hauptthätigkeit liegt auf den Gebieten der Kompositionslehre und der Geschichte sowie der Ästhetik der Musik, die er durch die folgenden noch bis zur Gegenwart wertvoll gebliebenen Arbeiten wesentlich bereichert hat: »Abhandlung von der Fuge« (Berl. 1753—56, 2 Bde.; neue Ausg. von Dehn, Leipz. 1858, sein Hauptwerk); »Einleitung in die Geschichte der Musik« (das. 1754); »Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik« (das. 1754—60, 5 Bde.); »Anleitung zum Klavierspiel« (das. 1755); »Anleitung zur Singkomposition« (das. 1758); »Kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik« (das. 1759); »Anfangsgründe der theoretischen Musik« (das. 1760); »Kritische Briefe über die Tonkunst« (das. 1760 u. 1763, 2 Bde.); »Handbuch beim Generalbaß und der Komposition« (das. 1757—58, 3 Bde.; Anhang 1760), eine vollständige Harmonielehre, welcher das Rameausche System zu Grunde liegt; »Versuch über die musikalische Temperatur« (Bresl. 1776).

Marquard, s. Häher.

Marquardsen, Heinrich, Rechtsgelehrter, geb. 25. Okt. 1826 in Schleswig, studierte in Kiel und Heidelberg, habilitierte sich an letzterer Universität, ward 1857 ordentlicher Professor und folgte 1861 einem Ruf als Professor des deutschen Staatsrechts nach Erlangen, wo er zum Mitglied des bayrischen Abgeordnetenhauses gewählt wurde, dem er bis 1893 angehörte. Auch ward er 1868 in das Zollparlament gewählt und ist seit 1871 Mitglied des deutschen Reichstags. In beiden Versammlungen gehörte er zur nationalliberalen Partei; auch war er Mitglied der Kommission des Reichstags für die Beratung der Justizgesetze. Er schrieb: »Über Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen« (Erlang. 1852); »Der Trent-Fall, zur Lehre von der Kriegskonterbande« (das. 1862); »Das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 mit Einleitung und Kommentar« (Berl. 1875) sowie zahlreiche Abhandlungen in der von ihm mitbegründeten »Kritischen Zeitschrift für die gesamte Rechtswissenschaft«. Beils »Grundzüge des englischen Beweisrechts« gab er in deutscher Bearbeitung heraus (Heidelb. 1851). Auch veröffentlichte er mit andern die erste Auflage des umfangreichen »Handbuchs des öffentlichen Rechts der Gegenwart« (Freiburg i. Br. 1883—94, 4 Bde.).

Marquardt, Joachim, Altertumsforscher, geb. 19. April 1812 in Danzig, gest. 30. Nov. 1882 in Gotha, studierte seit 1830 in Berlin und Leipzig, wurde 1834 Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, 1836 am Gymnasium in Danzig, 1850 Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Posen, 1859 Direktor des Gymnasiums in Gotha, daneben 1862 Direktor der Sammlungen im Schloß Friedenstein. Sein Hauptwerk ist die Fortsetzung von W. A. Beckers »Handbuch der römischen Altertümer« (Schluß des 2. Bandes bis Bd. 5, Leipz. 1849—67), dessen 2. Auflage er mit Th. Mommsen durch ein fast völlig neues Werk ersetzte, zu dem er Bd. 4—6: »Römische Staatsverwaltung« (das. 1873—78; 2. Aufl. 1881—85, Bd. 5 besorgt von Dessau und Domaszewski, Bd. 6 von Wissowa), und Bd. 7: »Das Privatleben der Römer« (das. 1879—82; 2. Aufl. von Mau, 1886), geliefert hat.

Marquenterre (spr. markangtär'), Landstrich im franz. Depart. Somme, an der Meeresküste zwischen den Mündungen der Somme und der Authie, 200 qkm groß, ein durch Anschwemmungen und Eindeichungen ausgefüllter ehemaliger Strandsee mit fruchtbarem Boden, hat Rue (s. d.) zum Hauptort.

Marques, Marqueß, s. Marquis.

Marquesasinseln, s. Markesas.

Marquette (spr. -kett), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Michigan, am Südufer des Obern Sees, hat eine Taubstummenschule, Hochöfen, große Docks und Werften, ist Hauptversendungsort des großen Eisendistrikts von Michigan und hat (1890) 9093 Einw. Zum Hafen gehörten 1890: 111 Fahrzeuge von 20,759 Ton.

Marquetterie (franz.), s. Marketerie.

Marqueur (franz.), s. Markeur.

Marquis (franz., spr. -ki, v. mittellat. marchisus oder marchio, »Markgraf«, weibl. **Marquise**), in Spanien Marques (Marquesa), in Italien Marchese (Marchesa), Adelstitel, zwischen Graf und Herzog stehend; in England führt ihn außer dem eigentlichen M. oder Marqueß der älteste Sohn eines Herzogs. [Markise.

Marquise (franz., spr. markis'), s. Marquis; s. auch

Marquise (spr. markis'), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Boulogne, an der Slack und der Nordbahn, mit Steinbrüchen, Kalkbrennerei, Eisenhüttenwerk und (1891) 3188 Einw.

Marquiskrone, s. Krone, mit Fig. 12.

Marr, 1) Heinrich, Schauspieler, geb. 30. Aug. 1797 in Hamburg, gest. daselbst 16. Sept. 1871, nahm an den Befreiungskriegen gegen Frankreich teil, widmete sich, zurückgekehrt, der Bühne und debütierte am Hamburger Stadttheater. Nach Engagements in Lübeck, Kassel, seit 1820 in Hannover, seit 1827 in Braunschweig, ging er 1837 an das Wiener Burgtheater über, zu dessen Zierden er bis 1847 gehörte, war dann kurze Zeit als Oberregisseur am Leipziger Stadttheater, wirkte von 1848 an am Thaliatheater in Hamburg und folgte 1852 einem Ruf als artistischer Direktor des Hoftheaters nach Weimar. Wegen eines Zerwürfnisses mit dem Hof kehrte er 1857 an das Thaliatheater in Hamburg zurück. Als Schauspieler und Regisseur gleichbedeutend, war M. ein Vertreter der alten Schule in der Schauspielkunst. Er strebte in seiner Darstellung nach der von der Kunst verklärten Natur. Im bürgerlichen Drama hat er seine größten Triumphe gefeiert. Er hat auch einige Dramen (z. B. »Bajazzo und seine Familie«) für die Bühne bearbeitet.

2) Karl, Maler, geb. 14. Febr. 1858 in Milwaukee (Wisconsin) als Sohn deutscher Eltern, begab sich zu seiner künstlerischen Ausbildung nach Deutschland, wo er seine Studien in Weimar bei Schauß begann und dann in Berlin bei Gussow und in München bei Otto Seitz, G. Max und W. Lindenschmit fortsetzte. Letzterer gewann auf M. einen entscheidenden Einfluß, der sich in dem figurenreichen Kolossalgemälde: die Flagellanten, einem Sittenbild aus der mittelalterlichen Geschichte Roms (1260), von großer Mannigfaltigkeit und Tiefe der Charakteristik und von ebenso großer dramatischer Kraft, offenbarte, das dem

Künstler, der vorher nur ein größeres Bild, eine Episode aus den deutschen Befreiungskriegen 1813, gemalt hatte, auf der Münchener Ausstellung von 1889 eine erste Medaille eintrug. Stärkere koloristische Reize als in jenem auf einen kühlen Ton gestimmten Gemälde entfaltete M. in einer zweiten Episode aus den Napoleonischen Kriegen: in Deutschland 1806, in der er das Elend einer deutschen Familie unter dem Drucke französischer Einquartierung ergreifend schilderte (1890), in einigen vornehmlich durch die Wirkungen des Sonnenlichts anziehenden Genrebildern (Sommernachmittag, Enten u. a.), Intérieurs und Bildnissen und in dem durch Kühnheit der Komposition ausgezeichneten Deckengemälde: der Fall des Ikarus (1895). M. lebt in München und ist seit 1895 Mitglied der Berliner Akademie der Künste.

Marrah (Dschebel M.), Gebirgsmassiv in Dar Fur (s. d.).

Marränen, s. Maranen.

Marrast (spr. marást), Armand, franz. Journalist, geb. 5. Juni 1801 in St.-Gaudens (Obergaronne), gest. 10. März 1852 in Paris, ward sehr früh Lehrer der Beredsamkeit am Collège zu Orthez und ging 1827 nach Paris, wo er als Journalist auftrat. An der Julirevolution 1830 nahm er thätigen Anteil und wurde sodann Oberredakteur der »Tribune«, des leidenschaftlichsten Organs der republikanischen Partei. In den Aprilprozeß von 1834 verwickelt, floh er 1835 aus dem Gefängnis nach London, wo er mit Dupont die unvollendet gebliebenen »Fastes de la révolution française« (1835) herausgab. Infolge der Amnestie von 1838 nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm er die oberste Leitung des »National« und ward im Februar 1848 Mitglied der provisorischen Regierung und im März Maire von Paris. In der Konstituierenden Versammlung, für die er von vier Departements gewählt worden war, führte er vom Juli 1848 bis Mai 1849 das Präsidium und hatte den größten Anteil an dem Zustandekommen der neuen republikanischen Verfassung. Darauf trat er ins Privatleben zurück.

Marriot, Emil, Pseudonym, s. Mataja 1).

Marron, ein brauner Anilinfarbstoff, ist unreines Fuchsin.

Marrons (spr. -róng), soviel wie Maronneger.

Marrua, Bornu tributäre Landschaft im Sudân, südlich vom Tsadsee und östlich von Mandara, seit 1894 zur deutschen Interessensphäre (Kamerun) gehörig, ein ebenes und fruchtbares Gebiet, bewohnt von nahe an 300,000 Fulbe und Haussa, welche Erdnüsse, Baumwolle und Indigo bauen, vortreffliche Pferde züchten und einen bedeutenden Handel mit Kautschuk treiben, für den der gleichnamige Hauptort einer der bedeutendsten Stapelplätze des Sudân ist. M. wurde im Dezember 1893 von Üchtritz und Passarge zum erstenmal besucht.

Marrubium *Tourn.* (Andorn), Gattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde, oft filzig oder wollig behaarte Kräuter mit runzeligen, gekerbten oder eingeschnittenen Blättern und meist dicht- und vielblütigen Scheinquirlen in Laubblattachseln. 30 Arten in Europa, Nordafrika, besonders im gemäßigten Asien. M. vulgare *L.* (Mariennessel, Berghopfen, weißer Dorant, Helfkraut), in Europa und Mittelasien, eingewandert in Amerika, hat 50 cm hohe, weißfilzige Stengel, rundlich-eiförmige, ungleich gekerbte, filzig behaarte Blätter und kleine weiße Blüten. Das Kraut schmeckt stark bitter, etwas scharf aromatisch, riecht moschusartig und enthält wenig ätherisches Öl, kristallisierbares, bitteres Marrubiin und Gerbsäure. Man benutzte Andorn, das Prasion der Griechen, früher als Heilmittel, während er jetzt obsolet ist.

Marruciner (lat. Marrucini, »Marssöhne«), kleines tapferes Volk des sabellischen Stammes in Samnium, am rechten Ufer des Flusses Aternus (jetzt Pescara). Die Hauptstadt war Teate (jetzt Chieti). Sie wurden in den 343 v. Chr. beginnenden Samniterkriegen unterworfen, traten 304 in den römischen Bund ein und erhielten nach dem Bundesgenossenkrieg (91—89) das römische Bürgerrecht.

Marryat (spr. märriätt), Frederick, engl. Romanschriftsteller, geb. 10. Juli 1792 in London, gest. 2. Aug. 1848 zu Langham in der Grafschaft Norfolk, trat 1806 in den Seedienst, focht mit Auszeichnung unter Lord Cochrane, diente darauf in dem amerikanischen Krieg (1812—14), wurde 1815 Kommandeur von St. Helena, ging 1823 als Befehlshaber der Korvette Larne nach Ostindien, erhielt das Kommando über die gegen die Birmanen verwandte Flottille und erwarb sich in der Expedition gegen Rangun die Ernennung zum Flottenkapitän und Ritter des Bathordens (1825). Seit 1830 lebte er zurückgezogen meist in England, schriftstellerisch beschäftigt. Schon vorher hatte er sich belletristisch versucht mit der Erzählung »The naval officer« (Lond. 1829, 3 Bde.). In rascher Reihenfolge produzierte er jetzt die Seeromane »The kings own« (1830), »Newton Forster« (1832), »Peter Simple« (1834) u. v. a.; sie sind sämtlich ins Deutsche übersetzt worden und zeichnen sich durch treue Auffassung des Lebens und leichte, gewandte Darstellung aus; das humoristische Element in denselben erinnert vielfach an Smollett. Er verfaßte außerdem für die Handelsmarine einen »Code of signals« (Lond. 1840), veröffentlichte eine Beschreibung seiner Reise durch Amerika: »Diary in America« (1839, 3 Bde.), und schrieb eine Reihe Kinderbücher. — Seine Tochter Florence, verehelichte Roßchurch, geb. 9. Juli 1837 in Brighton, hat sich ebenfalls als Novellistin einen Namen gemacht. Sie debütierte mit »Love's conflict« (1865, 3 Bde.) und ließ seitdem in rascher Folge bis in die neueste Zeit eine große Reihe andrer Romane erscheinen. Seit 1872 ist sie an der Redaktion der »London Society« beteiligt. Auch veröffentlichte sie eine Biographie ihres Vaters: »Life and letters of Captain M.« (1872, 2 Bde.).

Mars (auch Mamers, Mavors, Maspiter), neben Jupiter der Hauptgott der alten Italer, dessen Dienst namentlich bei den Latinern und Römern uralt war. Doch ist seine ursprüngliche Naturbedeutung nicht sicher. Die einen (Preller) fassen ihn als Gott des »männlichen Naturtriebes«, die andern (Roscher) als Gott der Sonne auf. Er war ein Sohn der Juno, die ihn infolge der Berührung einer wundervollen Frühlingsblume (ohne Mitwirkung des Jupiter) gebar, und galt den Römern als Vater des Romulus und Remus (durch Rhea Silvia) für den Ahnherrn des ganzen Volkes. Ihm war der erste Monat des alten römischen Jahres (der Frühlingsmonat März) geweiht. In dem uralten Liede der Arvalbrüder bei dem Maifest der Dea Dia wurde M. (unter dem Namen Marmar) um Hilfe und Schutz angerufen; ebenso betete man zu ihm früher bei der Flurweihe (Ambarvalien), Familie, Feld u. Viehstand zu segnen und vor Krankheit, Unwetter und anderm Schaden zu bewahren, und bei dem Fest am 15. Okt. (s. unten) opferte man ihm ein Pferd zum guten Gedeihen der Aussaat. Allmählich ward er dann zum Kriegsgott

schlechthin und in der spätern Zeit vollständig mit dem griechischen Ares (s. d.) identifiziert. Als Kriegsgott führte er besonders den Beinamen Gradivus (»der Schreitende«, wohl vom Sturmschritt der Schlacht zu verstehen). Seine Symbole waren der reißende Wolf, der kriegerische und weissagende Specht und die Lanze. Unter dem Schutze dieser heiligen Zeichen zog die junge Mannschaft (ver sacrum, »der heilige Frühling«) in neue Sitze aus. Bei Ausbruch eines Krieges forderte ihn der Feldherr feierlich zur Teilnahme auf, indem er an seine heilige Lanze und die heiligen Schilde (s. Ancile) schlug mit dem Ruf: »M. vigila!« (»M. wache«). Auch während des Feldzugs und vor der Schlacht wurde ihm viel geopfert, und in seinem Namen vorzüglich wurden die militärischen Auszeichnungen erteilt. Als Schutzpatron der kriegerischen Übungen war ihm das Marsfeld (Campus Martius) geweiht, auf dem auch ihm zu Ehren Wettspiele mit kriegerischen Rossen (Equiria) am 27. Febr., 14. März u. 15. Okt. stattfanden. Bei letztern wurde das rechte Pferd des siegreichen Gespanns an seinem Altar auf dem Marsfeld geopfert, das sogen. Oktoberroß, dessen aufgefangenes Blut im Tempel der Vesta aufbewahrt und an den Palilien (s. d.) als Reinigungsmittel gebraucht wurde. Den Kultus des M. besorgte ein eigner Priester, der Flamen Martialis, und das Kollegium der Salier (s. d.), das ihn besonders als Kriegsgott feierte. Seine Hauptfestzeit fiel in den März. Als seine Genossen im Kampfe feierte man angeblich schon seit Tullus Hostilius in besondern Heiligtümern Pavor und Pallor (»Furcht« und »Erbleichen«). Einen neuen Kult richtete ihm Augustus als M. Ultor (Rächer des Cäsar) in dem im J. 2 v. Chr. eingeweihten prachtvollen (heute noch in Ruinen erhaltenen) Tempel auf dem Forum Augusti ein, in welchem sein Bild und das der Venus als der beiden göttlichen Ahnen des Julischen Geschlechts standen. Bei den Sabinern wurde M. auch als Schutzgott der Ehe und des ehelichen Lebens verehrt und zum Gemahl der Nerio (s. d.) gemacht. Beiname des sabinischen M. ist Quirinus (s. d.). Über die bildlichen Darstellungen des Mars s. Ares. Vgl. Roscher, Apollon und M. (Leipz. 1874); Robiou, Nom et caractères du M. des anciens Latins (Par. 1874); Preller-Jordan, Römische Mythologie (Berl. 1883).

Mars (hierzu die Karte), der Planet, dessen Bahn zunächst die Erdbahn umschließt, und der in der Geschichte der Astronomie besonders wichtig geworden ist, weil Kepler an ihm zuerst die elliptische Gestalt der Planetenbahnen erkannt hat. Sein Zeichen ist ♂. Dem unbewaffneten Auge erscheint er intensiv rot, durch das Fernrohr betrachtet aber in einem mehr gelblichen Lichte. Die siderische Umlaufszeit des M. um die Sonne beträgt 686,980 Tage oder 686 Tage 23 Stunden 30 Minuten 41,4 Sekunden. Seine Bahn besitzt nach der des Merkur von allen Hauptplaneten die größte Exzentrizität, nämlich 0,093261, d. h. etwa 1/11; sie ist aber gegen die Erdbahn nur um 1° 51′ 2,3″ geneigt. Die mittlere Entfernung des M. von der Sonne ist 1,52369 Erdbahnhalbmesser = 226,52 Mill. km. Die größte und kleinste Entfernung verhalten sich wie 5:4, indem die erstere 248, die letztere 205 Mill. km beträgt. Das Licht, welches der Planet von der Sonne erhält, ist in der mittlern Entfernung nur 0,43 von dem, welches die Erde von der Sonne empfängt. Zur Zeit seiner Opposition kann sich der M. der Erde bis auf 55 Mill. km nähern, in seiner obern Konjunktion sich aber auch bis auf 400 Mill. km von derselben entfernen. Daher sein wechselnder Glanz und sein veränderlicher scheinbarer Durchmesser, welcher, auf die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne reduziert, 9,35″ beträgt. Sein wahrer Durchmesser ist 0,528 des Erddurchmessers = 6735 km. Seine Abplattung beträgt nach H. Struve $\frac{1}{190}$. Die Masse des M. beträgt nach Hall $\frac{1}{3093500}$ der Sonnenmasse; seine mittlere Dichtigkeit würde danach = 0,7 der Erddichtigkeit oder viermal so groß als die Dichtigkeit des Wassers sein, und die Schwere würde auf dem M. etwa 0,38 von der auf der Erde beobachteten betragen. Die Rotationsdauer desselben bestimmten in neuester Zeit aus der Bewegung der Flecke auf seiner Oberfläche Backhuyzen und Wislicenus übereinstimmend gleich 24 Stund. 37 Min. 22,66 Sek.

Der M. ist derjenige Planet, über dessen Oberflächenbeschaffenheit wir nächst unsrer Erde am besten unterrichtet sind. Betrachtet man mit einem Fernrohr bei guter Luftbeschaffenheit den Planeten, so erkennt man eine Menge von hellen und dunkeln Flecken auf der Oberfläche desselben; am auffallendsten sind zwei helle weiße, rundliche Flecke an der Grenze seiner Scheibe, die wohl ihre Gestalt verändern, sich aber im Gegensatz zu den sonst erkennbaren Flecken nicht verschieben, und von denen man daher annehmen muß, daß sie die Rotationspole des M. sehr nahe umgeben. Man bezeichnet dieselben als Polarkappen und nimmt an, daß dieselben, analog wie bei den Polen unsrer Erde, aus Schnee und Eis bestehen; diese Annahme wird bestärkt durch die Abnahme der Größe dieser Flecke im Sommer und Zunahme im Winter, wie es einem Schmelzen und Gefrieren des Schnees entspricht. Die Erscheinung ist zuerst 1784 von W. Herschel wahrgenommen, genauer jedoch erst in neuerer Zeit festgestellt worden; so nahm in der zweiten Hälfte des Jahres 1892 die Ausdehnung des südlichen Polarflecks von 2000 km bis auf 300 km ab, und 1894 erfolgte sogar ein vollständiges Verschwinden desselben, zu beiden Zeiten hatte die Südhemisphäre des M. Sommer, das Sommersolstitium fiel auf den 13. Okt. 1892 und 31. Aug. 1894. Entsprechend muß der nördliche Polarfleck dann zugenommen haben; dieses war jedoch nicht zu beobachten, da dieser Pol infolge der großen Neigung des Marsäquators gegen die Marsbahn (24° 52′) zu jener Zeit auf der der Erde abgewandten Seite des M. lag. Jedoch ist das entsprechende Schmelzen des nördlichen Schnees in den Jahren 1882, 1884 und 1886 beobachtet worden. Umgeben wird der südliche Polarfleck, der nicht genau mit dem Pole zusammenfällt, sondern etwa 300 km von demselben entfernt ist, von einem sehr großen dunkeln Fleck, der ungefähr 1/3 der ganzen Oberfläche des M. einnimmt, während der nördliche Polarfleck mitten in einem Gebiet von gelblicher Farbe liegt und fast genau mit dem Nordpol zusammenfällt. Der gewöhnlichen Annahme nach, der sich auch der erfahrenste Marsbeobachter, Schiaparelli, und die meisten Astronomen anschließen, während die Astronomen der Lick-Sternwarte der entgegengesetzten Ansicht huldigen, bestehen die dunklern Flecke aus Wasseransammlungen, welche das Sonnenlicht weniger stark reflektieren als die hellern Festlandmassen. Fig. 1 der Karte zeigt eine von Schiaparelli nach seinen Beobachtungen aus den Jahren 1877—88 gezeichnete Karte der Oberfläche des M., welche die auffallende Verteilung von Land und Wasser erkennen läßt, die im allgemeinen keine Analogie zu unsrer Erde bildet; der nördliche Polar-

MARS.

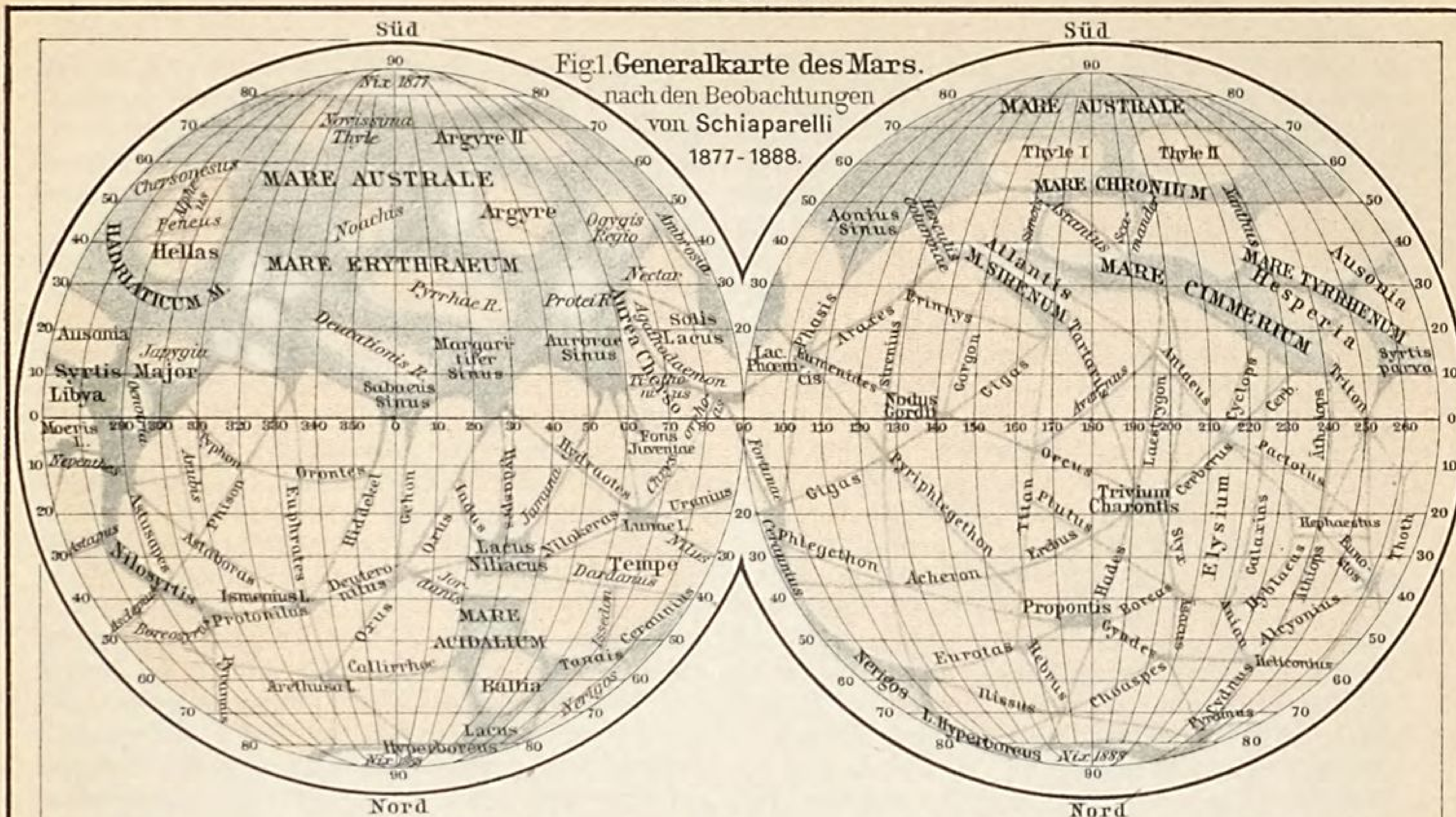


Fig. 1. Generalkarte des Mars. nach den Beobachtungen von Schiaparelli 1877–1888.

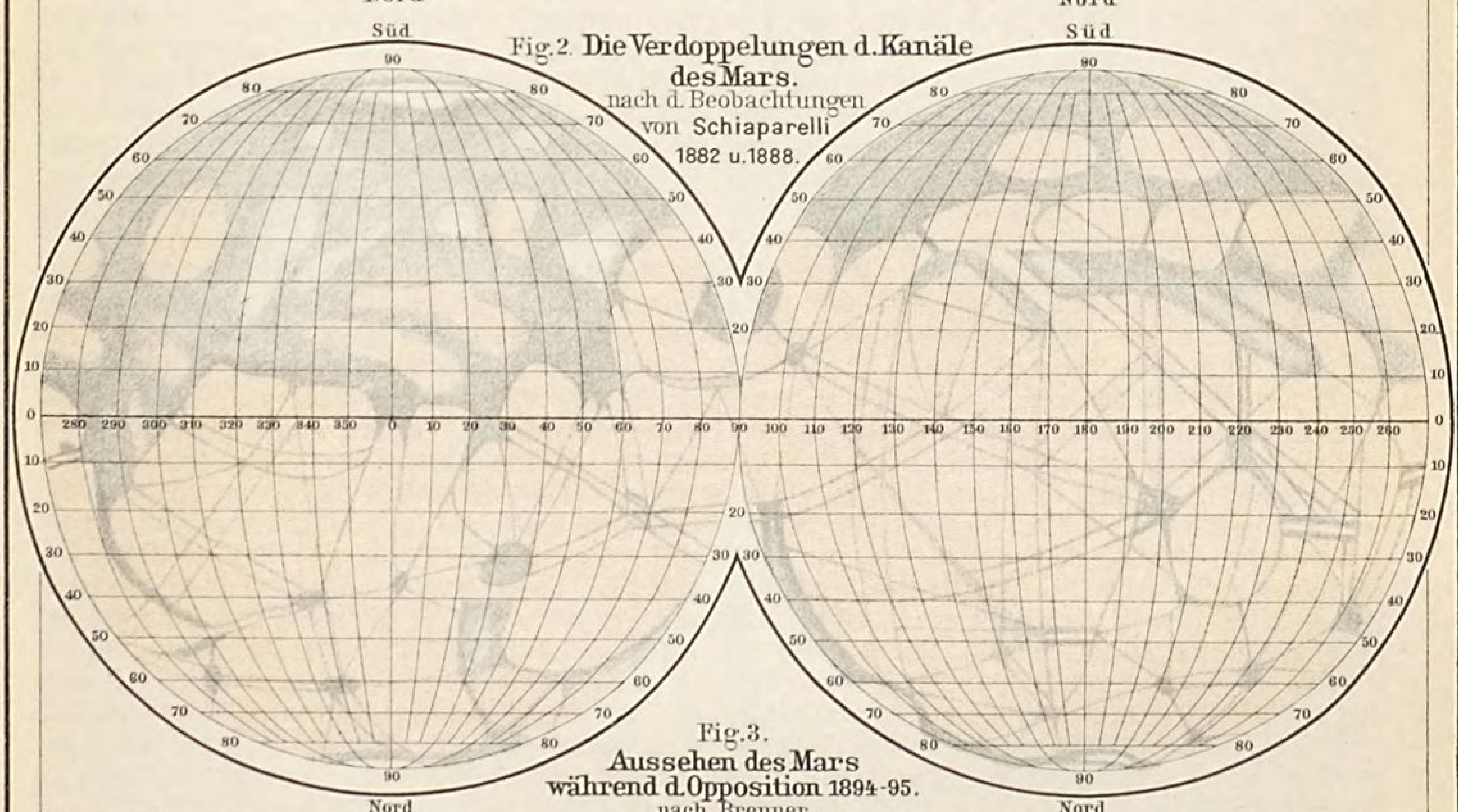
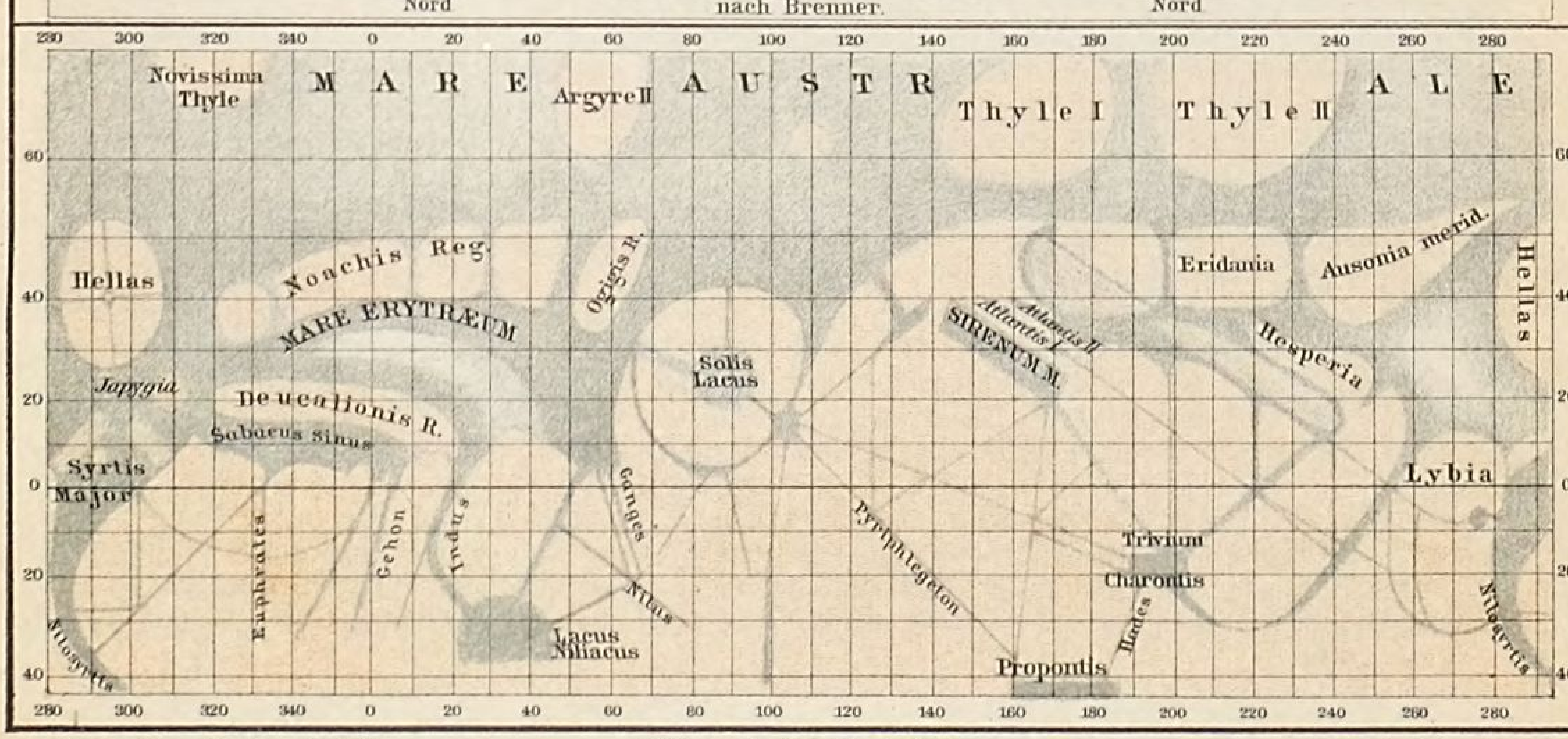


Fig. 2. Die Verdoppelungen d. Kanäle des Mars. nach d. Beobachtungen von Schiaparelli 1882 u. 1888.

Fig. 3. Aussehen des Mars während d. Opposition 1894–95. nach Brenner.



fleck ist ganz umgeben von dem Hauptozean, entsprechend unserm Südpol, dagegen liegt die Masse der nördlichen Schneekappe ganz im Kontinent, infolgedessen entsteht im Sommer beim Schmelzen des während der zehn Monate langen Polarnacht angesammelten Schnees eine allgemeine Überschwemmung des umgebenden Kontinents bei fortwährender Abnahme des weißen Polarflecks, wie sich dies zuletzt 1884 zeigte. Es entstehen dann in diesen Gegenden ausgedehnte Seen, auch das benachbarte Mare Acidalium wird dunkler, so daß man die hauptsächlichen Veränderungen auf der Marsoberfläche dem durch das Schmelzen des Schnees erfolgenden Abfließen von Wasser zuschreiben muß. Kleinere weiße Flecke bemerkt man auch öfters auf den Inseln, welche in dem großen Mare Australe zerstreut liegen, und man dürfte diese wohl auch einem vorübergehenden Schneefall zuschreiben. Das ganze Gebiet des Festlandes ist aber von einem weitverzweigten Netz von feinen dunkelfarbigen Streifen bedeckt, die im allgemeinen ziemlich geradlinig verlaufen, und die man als Kanäle, nach dem Vorgang von Schiaparelli, bezeichnet. Dieselben erstrecken sich von 500 km bis zu vielen Tausenden von Kilometern und nehmen zuweilen sogar ⅓ des Umfanges des Planeten ein. Die meisten derselben sind nur unter günstigen Verhältnissen zu erkennen, andre dagegen, so z. B. die schon vor 100 Jahren gesehene Nilosyrtis, sehr leicht. Die Breite derselben beträgt 30—300 km. Jeder Kanal mündet an seinen Enden entweder in ein Meer oder in einen andern Kanal, vorwiegend aber kommen mehrere zusammen zu einem See, so sieht man 8 Kanäle im Trevium Charontis münden. Öfters kommt es vor, daß ein Kanal beim Einmünden in ein Meer sich trompetenförmig erweitert und eine große Bucht bildet; die größte Bucht dieser Art, die Syrtis Major, gebildet durch die Einmündung der Nilosyrtis, hat eine Breite von 1800 km. Wenn die dunkeln Flecke auf dem M. als Wasseransammlungen angesehen werden, so wird man diese dunkeln Streifen als wirkliche Kanäle betrachten müssen, die den Zutritt des Wassers zu den gelben Kontinenten gestatten. Diese Annahme erfährt auch eine Bestätigung durch die Erscheinungen, die beim Schmelzen des nördlichen Polarflecks beobachtet werden. Die Kanäle werden alsdann viel dunkler und nehmen beträchtlich an Breite zu, so daß das ganze Festland in eine Anzahl von einzelnen Inseln zerlegt wird, und dieser Zustand hört erst auf, wenn der Schnee auch zu schmelzen aufhört; dann erst nimmt das Festland sein altes Aussehen wieder an. Eine sehr merkwürdige Veränderung der Kanäle bemerkte zuerst 1882 Schiaparelli, nämlich eine Verdoppelung derselben, die vorzugsweise in den Monaten vor oder nach der nordischen Überschwemmung einzutreten pflegt. Infolge eines uns unerklärlichen Vorganges, der nur wenige Tage dauert, wandelt einer oder der andre Kanal sich in zwei parallel zu einander verlaufende gleichmäßige Streifen, die einen Anblick wie zwei Eisenbahnschienen gewähren. Beide Linien folgen genau der Richtung des ursprünglichen Kanals und enden dort, wo dieser aufhört. Ihr gegenseitiger Abstand beträgt 50—600 km, ihre Breite 30—100 km; ihre Farbe ist verschieden, zwischen schwarz und hellrot, ihr Zwischenraum ist meist gelblich, häufig auch weiß. Die Verdoppelung betrifft nicht alle Kanäle gleichzeitig, bei manchen tritt sie auch gar nicht ein, auch ist die Breite, Intensität, selbst Richtung der Verdoppelung bei einem und demselben Kanal in den einzelnen Oppositionen verschieden, so daß diese Verdoppelungen keine festen Bildungen auf der Marsoberfläche sein können, im Gegensatz zu den Kanälen, die immer auf derselben Stelle erscheinen und dieselbe Richtung behalten, so daß man diesen einen geographischen Charakter zuschreiben muß. Diese Verdoppelungen, die auf Fig. 2 der Karte nach den Zeichnungen von Schiaparelli angegeben sind, sind außerordentlich schwierig zu sehen, und man begegnete daher anfangs den Angaben Schiaparellis mit Zweifel; die Beobachtungen der letzten Oppositionen haben jedoch dieselben vollkommen bestätigt. Was die Erklärung dieser Verdoppelungen betrifft, so ist dieselbe zur Zeit noch vollständig ein Rätsel, da keine der mehrfach aufgestellten Hypothesen (optische Täuschungen, Doppelbrechungen ꝛc.) den beobachteten Erscheinungen vollständig zu entsprechen vermag. Die Kanäle selbst glaubt jedoch Schiaparelli als im Laufe der Jahrhunderte ausgebildete Produkte der geologischen Entwickelung des Planeten ansehen zu müssen, ähnlich wie der englische Kanal und der Kanal von Mosambik auf der Erde. Andre Astronomen dagegen, besonders der französische Astronom Flammarion, glauben diese Kanäle als ein zum Zwecke gleichmäßiger Wasserversorgung von intelligenten Wesen hergestelltes Kanalsystem deuten zu müssen. Wenn auch diese Hypothese zur Zeit durch nichts eine besondere Berechtigung erfahren hat, so muß man jedoch zugeben, daß der M. von allen Körpern unsers Sonnensystems wohl am ersten die Bedingungen besitzt, die zur Existenz menschlicher oder menschenähnlicher Wesen erforderlich sind. Eine Atmosphäre ist auf dem M. ganz sicher vorhanden, wie der Polarschnee unwiderleglich beweist, auch muß dieselbe eine ähnliche Beschaffenheit haben wie die unsrige, dabei aber sehr reich an Wasserdampf sein, wie aus den Beobachtungen des Spektrums des M. von Vogel und Huggins hervorgeht, die die Existenz einer Reihe von tellurischen Linien in demselben nachgewiesen haben. Es muß dann aber auch die Temperatur des Marsklimas, trotz der größern Entfernung des Planeten von der Sonne, im wesentlichen derjenigen des Erdklimas entsprechen. Die Atmosphäre ist fast beständig klar, da man fast zu jeder Zeit die Umrisse der Meere und Kontinente deutlich erkennen kann, es wird daher nur wenig oder gar nicht auf dem M. regnen, und die Kanäle werden die einzige Verbreitung von Wasser über das trockne Festland bilden. Weißliche Flecke, die man als Wolken ansehen kann, sieht man nur selten über einzelnen Inseln des Mare Australe. In den letzten Oppositionen wurden jedoch auch mehrfach Wolken über dem Festland gesehen. Dem entsprechend muß das Klima des M. im wesentlichen dem eines klaren Tages auf hohen Bergen ähnlich sein. Am Tage eine sehr starke Sonnenstrahlung, die nur wenig durch Nebel oder Dunst gemildert wird, bei Nacht eine starke Ausstrahlung des Bodens und daher eine beträchtliche Abkühlung. Es werden daher sehr große Temperaturänderungen vom Tage zur Nacht und von einer Jahreszeit zur andern eintreten, die noch vergrößert werden durch die lange Dauer derselben, und diese macht auch das starke Schmelzen und Frieren des Schnees an den Polen verständlich. In den letzten Oppositionen wurden auch an der Phasenbegrenzung mehrfach kleine, sehr hell leuchtende Hervorragungen bemerkt, die man wohl als mit Schnee bedeckte Gipfel hoher Gebirgsketten ansehen kann. Die rotgelbe Färbung der Kontinente wurde früher durch

die Absorption erklärt, welche das von der Sonne kommende Licht beim Durchgang durch die Marsatmosphäre erleidet; Schiaparelli teilt jedoch die schon von J. Herschel ausgesprochene Ansicht, daß die das Festland bildende Materie selbst von rotgelber Farbe ist.

Die erste Zeichnung der Marsoberfläche hat Fontana (1636) ausgeführt, später haben sich besonders Huygens, W. Herschel, Schröter, Beer und Mädler, Secchi, Lockyer, Dawes, Kaiser und Lohse um die Kenntnis der Marsoberfläche verdient gemacht, ganz besonders aber in neuester Zeit Schiaparelli, dem wir die interessantesten Entdeckungen verdanken. Die letzten Oppositionen sind außerdem besonders in Amerika eifrig beobachtet worden, und für die Beobachtung der Opposition 1894 hatte der Amerikaner Lowell eine besondere Sternwarte in einer Höhe von 2300 m in Arizona errichtet. Fig. 3 der Karte zeigt die Region des südlichen Polarflecks in der Opposition 1894 nach den Beobachtungen von Brenner auf der Manora-Sternwarte in Lussin piccolo (Istrien). Zur Benennung der einzelnen Objekte auf der Marsoberfläche hat Schiaparelli meistens Namen der Geographie und Mythologie entlehnt, während Proctor eine Benennung nach Astronomen eingeführt hat.

M. hat zwei Monde, welche Hall in Washington während der Opposition des Planeten 11. und 17. Aug. 1877 entdeckt hat. Ihre Abstände vom Planeten betragen 9380 und 23,400 km. Der innere, Phobos, läuft in 7 Stunden 39 Minuten in der Richtung von W. nach O. um den Planeten, der äußere, Deimos, in 30 Stunden 18 Minuten. Da der M. selbst sich in 24 Stunden 37 Minuten einmal in der Richtung von W. nach O. um seine Achse dreht, also stündlich um 14,62°, während bei den beiden Monden die wahre stündliche Bewegung in derselben Richtung 47,06° und 11,88° beträgt, so hat, vom M. aus gesehen, Phobos eine scheinbare stündliche Bewegung von 47,06 minus $14{,}62 = 32{,}44°$ in der Richtung von W. nach O., und er vollendet seinen scheinbaren Umlauf in dieser Richtung in 11,1 Stunden, während Deimos stündlich scheinbar um $14{,}62 - 11{,}88 = 2{,}74°$ nach W. geht, also seinen scheinbaren Umlauf in der Richtung von O. nach W. in 131,4 Stunden oder etwa $5^1/_3$ Marstagen vollendet. Die Monde sind so klein, daß eine exakte Messung ihrer Durchmesser nicht möglich ist (die sehr unsichern Schätzungen gehen herab bis zu 6—7 km); ihre Sichtbarkeit ist beschränkt auf die Zeiten der größten Annäherung von Erde und M. und auf die größten Instrumente. Vgl. Schiaparelli, Osservazioni astronomiche e fisiche sull' asse di rotazione e sulla topografia del pianeta Marte, Bd. 1—3 (Rom 1878—86); Derselbe, Il pianeta Marte (in der Zeitschrift »Natura ed Arte«, 1892); Flammarion, La planète M. et ses conditions d'habitabilité (Par. 1892); M. W. Meyer, Die physische Beschaffenheit des Planeten M. und die Frage seiner Bewohnbarkeit (Berl. 1894).

Mars, im Seewesen: 1) Bestimmungswort zur Benennung der ersten Verlängerung der Masten (Marsstenge, die zweite Verlängerung heißt Bramstenge) sowie aller dazu gehörigen Takelteile; daher Marsraaen, Marssegel ꝛc. — 2) Auf Schiffen eine hölzerne oder eiserne Plattform, welche nahe dem Topp (dem obern Ende) der Untermasten auf den Längs- u. Quersalingen ruht und von Laien irrtümlich Mastkorb genannt wird (s. Takelung). Vollschiffe haben auf allen drei Masten, Barken auf den beiden vordern, Briggs auf beiden, Schoner nur auf dem vordern Mast Marsen. Nach dem Mast heißen die Marsen Vor-, Groß- und Kreuzmars. Der M. hat die Form eines vorn abgerundeten Trapezes, auf Kauffahrern auch die eines Halbkreises. Der M. soll den seitlichen Stütztauen der Marsstenge, welche an seinen Seitenrändern befestigt werden, ein weiteres Auseinanderstraken ermöglichen und Platz für die Leute zum Ausruhen und Manövrieren bieten. In der Mitte hat er ein vierkantiges Loch, durch welches der Topp des Mastes und der Fuß der Marsstenge fahren; die seitlichen Erweiterungen desselben, welche (durch Klappen verschließbar) dazu dienen, bei schwerem Arbeiten des Schiffes die obern (kleinern) Raaen und Stengen an Deck zu geben und unbeholfenen Leuten den Eintritt in den M. zu gestatten (der eigentliche Weg geht außen herum), heißen Soldatengatts. Hinten hat der M. ein eisernes Geländer. Bei modernen Schlachtschiffen werden die Marsen, oft zwei übereinander, für Gefechtszwecke mit Kuppeln, Stahlschilden ꝛc. versehen und mit Schnellfeuergeschützen ausgerüstet. Im Gefecht wird der M. mit geeigneten Leuten, Marsgasten, besetzt.

Mars, Getränk, s. Bier, S. 1006.

Mars (spr. mars oder mar), Anne Françoise Hippolyte Boutet-Monvel, franz. Schauspielerin, geb. 5. Febr. 1779 in Paris, gest. daselbst 20. März 1847, trat in ihrem 13. Jahr in Versailles in Kinderrollen auf, ging drei Jahre später zum Théâtre Feydeau über, wo sie naive Rollen spielte, und ward darauf beim Théâtre-Français angestellt, wo sie bald der Liebling des Pariser Publikums wurde. Napoleon I. berief sie stets, wo es galt, seine Siege auch auf der Bühne zu feiern. Als sie sich 1841 von der Bühne zurückzog, wurde sie zur »inspectrice« der dramatischen Studien am Konservatorium ernannt. Geistreich und liebenswürdig, einfach und natürlich, stets die gebildete Frau verratend, spielte die M. in verschiedenen Fächern. Ihre Hauptrollen waren Doña Sol (»Hernani«), Fräulein von Belle-Isle, Henriette (»Gelehrte Frauen«), Susanne (»Figaros Hochzeit«). Vgl. »Mémoires de Mlle. M.« (hrsg. von Roger de Beauvoir, Par. 1849, 2 Bde.) und »Confidences de Mlle. M.« (das. 1855, 3 Bde.).

Mars., bei Tiernamen Abkürzung für Silvain Augustin de Marseul (spr. -ßöl), geb. 1812 in Fougerolles-du-Plessis (Mayenne), schrieb »Catalogue des coléoptères d'Europe« (Par. 1857, 1863 u. 1867).

Marsal (spr. -ßall), Stadt im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Château-Salins, Kanton Vic, an der Seille, hat eine kath. Kirche, (1890) 624 Einw. und war ehemals eine kleine Festung, die nach kurzer Beschießung 14. Aug. 1870 den Deutschen in die Hände fiel und nach dem Kriege geschleift wurde.

Marsala (spr. marßāla), Stadt in der ital. Provinz Trapani (Sizilien), an der Westspitze der Insel (Kap Boëo) und an der Eisenbahnlinie Palermo-Trapani gelegen, hat Reste alter Stadtmauern, ein Kastell, einen Dom, ein Rathaus (mit einer schönen antiken Marmorgruppe), ein Denkmal Garibaldis, ein Theater, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine wissenschaftliche Akademie, eine Bibliothek (14,000 Bände), Weinbau und Weinbereitung (s. Marsalawein), einen Hafen, in welchen 1894: 1345 Schiffe von 251,574 Ton. eingelaufen sind, Handel mit Getreide, Öl, Wein, Soda und Salz (welches hier an der Seeküste gewonnen wird) und (1881) 19,732 (als Gemeinde 40,251) Einw. — M. ist zum Teil auf den Ruinen der alten Stadt Lilybäon (s. d.) erbaut, von der noch verschiedene Baureste, Gräber und Inschriften aufgefunden

wurden. Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt den Sarazenen, welche sie im 9. Jahrh. einnahmen und Marsa Ali (Hafen Alis) nannten, und den Normannen, von denen jene im 11. Jahrh. vertrieben wurden. Unter Karl V. wurde der Hafen geschlossen, später aber neu erbaut. Am 11. Mai 1860 landete hier Garibaldi mit seinen tausend Mann, um seinen Siegeszug gegen König Franz II. anzutreten.

Marsālawein, der auf der Südwestecke von Sizilien, im Gebiet von Marsala, Trapani und Mazzara del Vallo, aber auch aus Weinen von entlegenern Ortschaften bis Riposto und Catania in eigentümlicher Weise gewonnene Wein. Man zieht die Reben an Schilfhalmen und erhält zunächst einen hellgelben, sehr trocknen, starken Naturwein mit 13—16 Proz. und mehr Alkohol, ohne besonders feines Boukett, der vielfach als einfacher Verschnittwein ausgeführt wird. Dieser Wein ist stark gegipst, doch bemüht man sich vielfach, das Gipsen abzuschaffen. Zur Bereitung des eigentlichen Marsalaweins (vino conciato) werden verschiedene Sorten Naturweine gemischt und mit vino cotto (auf 0,33—0,25 seines Volumens eingekochter Weinmost, der übrigens auch im Innern Siziliens gewöhnlichem Konsumwein vor der Gärung zugemischt wird), mit vino sforzato oder surdo (mit Alkohol versetzter und gealterter Most) oder reinem Zucker und mit so viel Alkohol versetzt, daß der fertige Wein 17—21, in der Regel 18 Vol.-Proz. Alkohol enthält. Je nach den Mischungsverhältnissen, Altersstufen ꝛc. erhält man verschiedene Marken. Der M. wurde etwa seit 1800 durch Woodhouse, der sich 1772 in Marsala ansiedelte, bekannter und gewann an Bedeutung, als der Madeira infolge der Verwüstungen durch Traubenfäule und Reblaus fast vollständig vom Markte verschwand. Die Ausfuhr beträgt jetzt etwa 20,000 Pipen. Im Marsaladistrikt werden auch Nachahmungen von Madeira, Portwein, Malaga, Bordeaux sowie Champagner und Kognak hergestellt.

Marsan (spr. -ßāng), ein Pavillon der Tuilerien, nach der Restauration von 1815 Wohnung des Grafen von Artois; daher wurde die extreme klerikal-legitimistische Partei in Frankreich, an deren Spitze Artois stand, die des *Pavillon M.* genannt.

Marsberg, zwei Städte im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Brilon, an der Diemel und der Linie Schwerte-Kassel der Preußischen Staatsbahn: 1) *Obermarsberg*, auf der Höhe, 413 m ü. M., hat eine alte, angeblich von Karl d. Gr. erbaute kath. Kirche, eine interessante Nikolaikapelle, eine Dampfziegelei und (1890) 1295 Einw., davon 26 Katholiken und 9 Juden. — 2) *Niedermarsberg* (früher *Stadtberge*), im Thal, 248 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Provinzial-Irren- und eine Idiotenanstalt, Kupfererzbergbau, eine Kupferhütte mit elektrolytischer Entsilberungsanstalt (600 Arbeiter, jährl. Produktion 7500 Doppelzentner Kupfer), eine Papierfabrik, eine Dampfsägemühle (100 Arbeiter), bedeutenden Korn- und Holzhandel und (1890) 3555 Einw., davon 252 Evangelische und 169 Juden. In der Nähe stand die Sachsenfestung *Eresburg* (s. d.). M. gehörte nebst der dortigen Benediktinerpropstei ursprünglich dem Kloster Korvei, wurde aber 1230 an Kurköln verpfändet.

Marsbraun, soviel wie künstlicher Ocker.

Marsch (die), s. Marschland.

Marsch, die geordnete Bewegung von Truppen nach einem vorgesetzten Ziel. Der gewöhnliche Tagesmarsch eines Armeekorps beträgt bis zu 20 km, der vierte Tag ist Ruhetag; bei *Eilmärschen* fallen 1—2 Ruhetage aus, bei mehr als 30 km Tagesleistung ohne Ruhetag wird die Anstrengung schon groß. Über 45 km kann nur wenige Tage hintereinander marschiert werden. Bei *Gewaltmärschen* wird weiter marschiert, Tag u. Nacht, um nötigen Falls mit äußerster Anspannung der Kräfte noch das Gefechtsfeld zu erreichen. Derartige übermäßige Anstrengungen wirken stets sehr ungünstig auf die physische Kraft von Mann und Pferd. Bei künstlich beschleunigten Märschen wird die Beförderung auf Eisenbahnen, Dampfschiffen, Wagen ꝛc. zu Hilfe genommen. Nach der Tageszeit unterscheidet man *Tages-* und *Nachtmärsche*, nach der Nähe des Feindes *Kriegs-* und *Friedens-* oder *Reisemärsche* (höchstens 20—25 km am Tage u. an jedem vierten oder fünften Tag Ruhetag), und zwar im Wirkungsbereich des Gegners und außerhalb desselben. Durch die *Marschordnung* wird die Reihenfolge der Truppen während des Marsches, und wie diese in den Kampf eingreifen sollen, vorausbestimmt. In Rücksicht hierauf wird die Artillerie möglichst weit nach vorn in die *Marschkolonne* eingefügt. Alle diese Anordnungen (Avantgarde, Gros, Sicherungsdienst ꝛc.) werden durch den *Marschbefehl* (früher *Marschdisposition*) den Truppen vorher bekannt gemacht. Für den M. größerer Heeresteile nach dem Kriegsschauplatz wird eine *Marschübersicht* (früher *Marschtableau*) unter Bezeichnung der täglichen *Marschziele* und Angabe, ob Ortsunterkunft oder Biwak bezogen werden soll, aufgestellt. Auf dem M. selbst muß strengste *Marschdisziplin* herrschen, um Unordnungen zu vermeiden. — Die *Marschtiefe*, Länge der Marschkolonne, beträgt (einschließlich kleiner Bagage) für ein Infanteriebataillon in Marschsektionen zu vier Rotten 400, ein Kavallerieregiment in Kolonne zu vieren 530, eine fahrende Batterie 350, eine reitende 450 m (bei letztern beiden einschließlich 135, bez. 175 m für die zweite Wagenstaffel), für einen Divisionsbrückentrain 300 m u. s. f., für eine Infanteriedivision (ohne große Bagage) 9—11 km (mit Avantgarde 2 km mehr), eine Kavalleriedivision 5,5, Korpsartillerie 3,5 und für die fechtenden Truppen eines Armeekorps 25 km. — *Marschübungen* gehören zur militärischen Erziehung, obgleich sie sich in ihrem Erfolge, in der Marschleistung nicht unmittelbar auf den Krieg übertragen. Bei feldmarschmäßiger Ausrüstung ist die Arbeitsleistung, die ein M. von 20—25 km erfordert, sehr erheblich. Ein solcher M. dauert bei 1—2 Bataillonen einschließlich der nötigen Rast 6—7 Stunden. Je größere Truppenmassen zusammen marschieren, um so mehr Zeit erfordert der M. Eine Division braucht zu obigem M. 8—10 Stunden. Etwa eine halbe Stunde nach dem Abmarsch ist ein erster kurzer Halt zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse erforderlich. Eine größere Rast von 1 Stunde hält man nach Zurücklegung der größern Hälfte des Weges. Weitere Aufenthalte, etwa nach jeder Meile, werden erforderlich bei längerer Ausdehnung des Marsches und namentlich bei großer Hitze, wo Hitzschlag (s. d.) zu fürchten ist. Nachtmärsche sind möglichst zu vermeiden, sie erfordern um die Hälfte mehr Zeit als Tagesmärsche und die verlorne Nachtruhe ist nicht wieder einzuholen. Bei Wintermärschen rastet man häufiger als im Sommer, aber immer nur kurze Zeit.

Marsch (ital. Marcia, franz. Marche), eine Musik, deren Zweck ist, die Bewegung einer größern Menschenmenge zu regeln, in diesem Sinne dem Tanz ver-

wandt. Der M. ist ohne Zweifel sehr alt. Festliche Aufzüge wurden schon im Altertum mit Musik begleitet; eine höhere künstlerische Gestaltung erhielt der M. in der griechischen Tragödie, wo der Chor in gemessener Bewegung auftrat und ebenso abtrat, freilich nicht mit Instrumentalbegleitung, sondern singend. Den Militärmarsch führt man gewöhnlich auf den Dreißigjährigen Krieg zurück, schwerlich mit Recht. Die Trommeln, Pauken, Trompeten und Schweizerpfeifen waren schon im 16. Jahrh., wahrscheinlich aber noch früher, im Gebrauch zur Ausführung der sogen. Intraden, wenn ein Fürst in eine Stadt einritt, oder wenn er in das Feld zog. Die Form des Marsches, wie wir ihn als Intrade um 1600 in der 4—8stimmigen gediegenen Musik eines Haßler, M. Franck u. a., später in Opern (Lully) und dann als Klavierstück (Couperin) finden, ist die der ältern Tanzformen (zwei 8—16taktige Reprisen). Der heutige M. ist in der Regel weiter ausgeführt und hat ein mehr melodiös gehaltenes Trio. Die Militärmärsche sind entweder Parademärsche (pas ordinaires) oder Geschwindmärsche (pas redoublés) oder endlich Sturmmärsche (pas de charge). Aus der Zahl der für besondere Zwecke und Gelegenheiten bestimmten Märsche (Festmärsche, Huldigungsmärsche; kirchliche Märsche; fast nur auf der Bühne bei Aufzügen ꝛc.) hebt sich als besonders charakteristisch der Trauermarsch (marcia funebre) heraus. Einzelne Militär- oder Armeemärsche haben historische Bedeutung und werden deshalb in der preußischen Armee in Ehren gehalten, ihr Spielen bei besonderer Gelegenheit als Auszeichnung verliehen. Der älteste Armeemarsch ist der »Dessauer M.«, den die Truppen des Alten Dessauers aus dem Feldzug in Piemont 1707 mit heimbrachten. Der »Hohenfriedeberger« und der »Mollwitzer M.« werden Friedrich d. Gr. zugeschrieben. Ersterer wird zur Erinnerung an die Schlacht bei Hohenfriedeberg 4. Juni 1745 noch heute vom pommerschen Kürassierregiment (Königin) Nr. 2 als Präsentiermarsch bei Paraden gespielt. Ebenso wird der »Torgauer M.«, den König Friedrich Wilhelm III. Anfang dieses Jahrhunderts als Komposition eines dortigen Lehrers, Scholz, aus Torgau mitbrachte, vom König Wilhelm-Grenadierregiment Nr. 7 als Präsentiermarsch gespielt. Der seit 1806 von der preußischen Infanterie gespielte Präsentiermarsch ist eine Jugendkomposition Friedrich Wilhelms III. Der klassische »Yorksche M.« stammt von Beethoven, der beim Einzug der verbündeten Truppen im März 1814 gespielte »Pariser Einzugsmarsch« von dem 1855 gestorbenen Hofkapellmeister Walch in Gotha, der »Möllendorfmarsch« aus dem Jahr 1846 vom Amtsrichter Möllendorf in Potsdam. Eine Sammlung altpreußischer Militärmärsche gab Fre[illegible]e heraus (Leipz. 1892; Klavierausg. 1895).

Marschall (früher Marschalk, mittellat. marescalcus, vom althochd. marah, »Mähre, Pferd«, und scalc, »Diener«), ursprünglich der Hüter einer Koppel Pferde oder der Aufseher über die Pferde und über den Stall, wie denn noch jetzt Maréchal im Französischen der Hufschmied, auch der Stallmeister heißt. Schon in den frühesten Zeiten der fränkischen Könige stieg der M. zum höhern Hofbeamten (comes stabuli, vgl. Connétable) empor, dessen Funktion im Deutschen Reiche seit der Zeit Kaiser Ottos I. eins der großen Erzämter (s. d.) ward. Erblicher Inhaber des Erzmarschallamts (Reichserzmarschall) war der Kurfürst von Sachsen, der, wie die andern Inhaber der Reichserzämter, den damit verbundenen Dienst durch den Erbmarschall verrichten ließ, dessen Würde in der Familie der Grafen von Pappenheim erblich war. Dieser Dienst bestand bei der Kaiserkrönung darin, daß der M. in einen mächtigen Haferberg hineinritt, um dem neugekrönten Herrn ein silbernes Maß voll Hafer in den Stall zu bringen. Außerdem hatte er bei Reichstagen und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten die Ordnung und das Zeremoniell zu überwachen. Die vormaligen Landerbmarschälle führten bei Versammlungen der Landstände den Vorsitz. Jetzt ist Hofmarschall der Titel eines höhern Hofbeamten, der als Vorsteher des Hofmarschallamts die Aufsicht über die Haushaltung des Hofes, der Küche, Keller, Baulichkeiten ꝛc. sowie das niedere Hofpersonal führt und bei Hoffestlichkeiten die nötigen Anordnungen zu treffen hat (s. Hof, S. 886). Endlich kommen auch bei andern als Hoffestlichkeiten, bei Aufzügen, größern Leichenbegängnissen u. dgl., Marschälle (Festmarschälle) vor, die entweder für die Ordnung zu sorgen haben, oder bloß in feierlichem Kostüm dem Zuge vorangehen. Der Deutsche Orden erweiterte zuerst die alte Hofcharge des Marschalls zur vornehmsten Feldherrnstelle; der Titel Feldmarschall (s. d.) kommt jedoch erst zur Zeit der »deutschen Reiter« für den Obersten eines Kavallerieregiments vor. In Frankreich nahm das Wort Maréchal, welches anfangs den unter den Befehlen des Connétable stehenden Intendanten des königlichen Marstalls bezeichnete, sehr bald andre Bedeutung an. Schon unter Philipp August (1180—1223) führte der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen zeitweilig jenen Titel. Zur Zeit Ludwigs IX. gab es zwei, später drei, vier und mehr solcher Marschälle, welche zum Unterschied von den Marschällen andrer Lehnsherren Maréchaux de France (Marschälle von Frankreich) genannt wurden und besonders nach der Aufhebung der Connétablewürde 1627 zum höchsten Ansehen gelangten. Unter Heinrich III. ward durch die États-Généraux ihre Zahl auf vier herabgesetzt; doch ward diese Zahl schon von Heinrich IV. und noch mehr von dessen Nachfolgern überschritten, so daß es 1703 unter Ludwig XIV. nicht weniger als 20 Marschälle gab, unter denen auch Seeleute waren. Seitdem schwankte ihre Zahl, bis 20. Juni 1790 der Titel »M. von Frankreich« ganz aufgehoben wurde. Napoleon I. stellte die Marschallswürde wieder her, indem er Reichsmarschälle (maréchaux d'empire) ernannte. Unter der Restauration wurde der Titel eines Maréchal de camp (Generalmajor) wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, und unter dem Julikönigtum ward durch ein Gesetz vom 4. Aug. 1839 die Zahl der Marschälle von Frankreich in Friedenszeiten auf sechs herabgesetzt, während sie in Kriegszeiten bis auf zwölf vermehrt werden durfte. Napoleon III. stellte das Verhältnis, wie es unter Napoleon I. bestand, wieder her. Das Zeichen der französischen Marschallswürde ist ein azurblauer, mit goldenen Sternen verzierter Stab. Zur Zeit hat Frankreich seit dem Tode Canroberts (1895) keine Marschälle mehr. Mit dem Namen M. werden in Frankreich auch noch andre militärische Chargen bezeichnet, wie z. B. bei der Kavallerie Maréchal des logis derjenige Unteroffizier heißt, welcher die Einquartierung seiner Eskadron zu besorgen hat.

Marschallinseln, s. Marshallinseln.

Marschallsstab, s. Kommandostab.

Marschall von Bieberstein, 1) Freiherr Karl Wilhelm, bad. Staatsmann, geb. 21. Dez.

1763 in Stuttgart, gest. 11. Aug. 1817, studierte auf der Karlsschule Rechts- und Staatswissenschaften und trat 1792 als Hof- und Regierungsrat in badische Dienste; 1800 wurde er Vizepräsident, 1803 Präsident des Hofratskollegiums, 1806 Geheimrat, 1808 Hofrichter in Mannheim, 1809 nebst Reizenstein Staatsminister und übernahm 1810 das Ministerium des Innern. M. machte sich in dieser Stellung um die Organisation des so rasch vergrößerten, aus den verschiedensten Gebietsteilen zusammengesetzten Staats hoch verdient. 1811 wurde er Gesandter in Stuttgart, 1814 badischer Bevollmächtigter auf dem Wiener Kongreß, wo er sich an der deutschen Verfassungsfrage eifrig beteiligte und die Integrität Badens gegen Bayerns Annexionsgelüste mit Erfolg verteidigte. Auch setzte er beim Großherzog die Verheißung einer landständischen Verfassung durch. 1815 kehrte er nach Stuttgart zurück, wurde aber 1817 wieder nach Karlsruhe zur Übernahme des Ministeriums berufen. Er schrieb: »Untersuchungen über den Ursprung und die Ausbildung der gegenwärtigen Anordnung des Weltgebäudes« (Gieß. 1802).

2) Friedrich August, Freiherr von, geb. 10. Aug. 1768 in Stuttgart, bereiste mehrmals den Kaukasus und starb 28. Juni 1826 in Waref bei Charkow. Er schrieb: »Beschreibung der Länder zwischen den Flüssen Terek und Kur« (Frankf. 1800); »Flora taurico-caucasica« (Leipz. 1808—19, 3 Bde.); »Centuria plantarum rariorum Rossiae meridionalis« (das. 1832—43, 2 Tle.).

3) Adolf, Freiherr von, deutscher Staatsmann, geb. 12. Okt. 1842 auf dem väterlichen Gut Neuershausen bei Freiburg i. Br., studierte die Rechte, trat in den badischen Justizdienst und ward Staatsanwalt in Mannheim. Seit 1875 grundherrlicher Abgeordneter in der badischen Ersten Kammer, vertrat er streng konservative Grundsätze und suchte mit Mühlhäußer in Baden neben den Ultramontanen auch eine evangelische kirchliche Partei zu begründen. Zugleich stellte er sich bei den Reichstagswahlen 1878 an die Spitze einer konservativen Bewegung und schloß sich, in den Reichstag gewählt, hier der deutsch-konservativen Partei an. 1879 zum Landgerichtsrat in Mannheim ernannt, ward er 1882 wieder Erster Staatsanwalt daselbst und 1883 badischer Gesandter in Berlin und Mitglied des Bundesrats. Nach dem Rücktritt Bismarcks wurde M. im März 1890 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt und leitete besonders die Verhandlungen über die Handelsverträge, die er auch im Reichstag verteidigte.

Marschall von Sachsen, s. Moritz, Graf von S.

Marschbataillone, s. Marschregimenter.

Marschbefehl (Marschdisposition), s. Marsch.

Marschdisziplin, Zucht und innere Ordnung der Truppe auf Märschen. Sie steigert die Marschleistung und wird vornehmlich durch die untern Vorgesetzten vom Kompanieführer abwärts gepflegt und erhalten. Vgl. Marsch.

Marschendorf, Marktflecken in der böhm. Bezirksh. Trautenau, langgestreckt im Aupathal am Fuß des Riesengebirges gelegen, aus vier selbständigen Gemeinden bestehend, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein gräflich Czerninsches Schloß, Denkmal Josephs II., Kalkgewinnung, Brettsäge, Papierfabriken, Bierbrauerei und (1890) 2841 deutsche Einwohner.

Marschfieber, soviel wie Wechselfieber.

Marschformation, Gestaltung des Verbandes einer marschierenden Truppe. Die M. muß locker sein u. möglichst geringe Marschtiefe haben, in Deutschland sind bei der Infanterie Marschsektionen zu 4 Rotten mit Abstand der Glieder von 110 cm von Brust zu Brust, bei der Kavallerie die Kolonne zu 4 oder 2, bei der Artillerie und dem Train diejenige zu Einem gebräuchlich; die andern Heere haben ähnliche und außerdem besondere, gedrängte Marschformationen. Vgl. Marsch.

Marschgefecht, Begegnungsgefecht (s. d.).

Marschkolonne, die auf einer Straße vorrückende Heeresabteilung; auch die Marschformation (s. d.).

Marschkolonnenwege, s. Kolonnenwege.

Marschland (vom niederd. die Marsch, soviel wie Niederung), in Nordwestdeutschland das niedrige fruchtbare, meist durch Dämme oder Deiche (s. Deich) gegen Überschwemmung geschützte und durch Kanäle, deren Öffnungen durch Schleusen geschlossen sind, entwässerte Land längs der Flüsse und der Meeresküste. Es findet sich nur da, wo der Wechsel von Ebbe und Flut vorhanden ist, und die Schleusen (Siele) dienen dazu, dem in den Marschen sich sammelnden Wasser zur Zeit der Ebbe den Ausfluß zu gestatten, zur Zeit der Flut aber dem andringenden Außenwasser den Eingang zu verwehren; denn die niedern eingedeichten Marschen liegen zur Flutzeit unter dem Spiegel des Meeres oder der angrenzenden Flüsse. Der Boden, der aus dem feinsten Thonschlamm (Schlick) und Sand besteht und meist reich ist an Resten mikroskopischer Organismen (sowohl kieselschaliger Diatomeen als kalkschaliger Polythalamien, welch letztere im Binnenland fehlen), ist von fast unerschöpflicher Fruchtbarkeit; er dient zum Getreide- und besonders zum Futterbau und begünstigt in hohem Maße die Zucht von Milch- und Mastvieh, welche den Reichtum aller Marschländer längs der Küste der Nordsee von der Mündung der Schelde bis nach Nordschleswig begründet. Die Ortschaften liegen an der Grenze des Marschlandes gegen die angrenzende höher gelegene, sandige Geest (s. d.); auch werden die einstöckigen Häuser wohl innerhalb der Marsch selbst auf natürlichen oder künstlichen Sanderhöhungen (Warften, Werfen, Warten, Wurten, Wierten) gebaut. Kanäle und Dämme bilden die Verkehrswege im von Gräben durchschnittenen M. Die Marschländer sind vielfach noch in täglicher, wenngleich sehr langsamer Fortbildung begriffen, indem die Flut einen Teil des mitgeführten Schlicks auf dem von ihr überschwemmten Land absetzt. An der nordwestdeutschen Küste erfolgt die Bildung des Marschlandes hinter der äußern Dünenreihe, welche von Südjütland bis Texel die Inselreihe parallel der Küste bildet; dort ist der Meeresboden so seicht, daß zur Zeit der Ebbe große, von vielfach verzweigten Kanälen und Rinnen durchzogene Strecken desselben über das Wasser treten, die sogen. Watten, die dann eine Verbindung zu Land zwischen mehreren Inseln, z. B. zwischen Föhr und Amrum, gestatten. Während hier der Meeresboden selbst das Material zur Erhöhung bildet, ist es vor der Mündung der Ströme der von diesen mitgebrachte und aus dem durch die Flut aufgestauten Wasser niederfallende Schlick, der eine Bildung von M. vor den Dämmen veranlaßt (s. Delta). Was der Mensch von solchem Lande durch Damm- u. Schleusenbau mit jahrhundertelangem Fleiße sich zu eigen gemacht, entreißt ihm freilich oft eine einzige mit Sturm verbundene Springflut wieder. Vgl. Kohl, Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein (Leipz. 1846); Detleffsen, Geschichte der holsteinischen

Elbmarschen (Glückstadt 1891); Allmers, Marschenbuch (3. Aufl., Oldenb. 1891).

Marschner, Heinrich, Komponist, geb. 16. Aug. 1795 in Zittau, gest. 14. Dez. 1861 in Hannover, zeigte schon früh ein bedeutendes musikalisches Talent, bezog 1813 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, widmete aber den größten Teil seiner Zeit der Musik und ward endlich durch den Kantor der Thomaskirche, Schicht, ganz für diese gewonnen. Er bildete sich zunächst zum Klaviervirtuosen aus, verlebte von 1817 an mehrere Jahre in Wien, hier namentlich mit Kompositionsstudien sich beschäftigend, und in Ungarn, wo er seine ersten Opern komponierte. Eine derselben, »Heinrich IV. und Aubigné«, schickte er an K. M. v. Weber in Dresden, der sie 1819 mit Beifall zur Aufführung brachte. 1822 ließ er sich selbst in Dresden nieder, wo Weber ihm im folgenden Jahre die Stelle eines Musikdirektors an der Hofoper verschaffte. Nachdem er diese Stellung 1827 aufgegeben, ging er als Kapellmeister nach Leipzig und folgte 1831 einem Rufe als Hofkapellmeister nach Hannover, in welcher Stellung er bis 1859 thätig war. Als Generalmusikdirektor pensioniert, begab er sich 1860 nach Paris, um seine neueste und letzte Oper, »Hjarne«, dort zur Aufführung zu bringen, was ihm indessen nicht gelang. Marschners Bedeutung liegt vorwiegend in seinen Opern, die ein echt deutsches Gepräge tragen und sich insbesondere eng an die Webersche Romantik anschließen. Er erscheint auf diesem Gebiet ebenso glücklich in der Schilderung bewegter Seelenzustände wie auch des Volkstümlichen und Humoristischen. Als seine Meisterwerke sind zu nennen: »Der Vampir« (1828), »Der Templer und die Jüdin« (nach W. Scotts »Ivanhoe«, 1829) und »Hans Heiling« (1833), die letztere Oper ohne Zweifel Marschners abgerundetstes und selbständigstes Werk. Weitere Opern von ihm sind: »Der Kyffhäuserberg«, »Adolf von Nassau«, »Austin«, »Das Schloß am Ätna«, »Der Holzdieb«, »Der Bäbu«, »Des Falkners Braut« u. a. Außerdem schrieb M. zahlreiche Lieder für eine und mehrere Stimmen (auch in den Opern tritt seine ungemeine Begabung für charakteristische Liedform hervor), Chorgesänge, Quartette, Klavier- und Orchesterwerke. Als Künstler wie als universell gebildeter Mensch allgemein geschätzt, hat M. namentlich in Hannover, wo ihm neuerdings vor dem Hoftheater ein Denkmal errichtet worden ist, eine große Zahl warmer Verehrer hinterlassen. — Seine zweite Gattin (die erste [1819], Eugenie Jüggi, starb früh), Marianne, geborne Wohlbrück, geb. 6. Jan. 1806 in Hamburg, war früher als Sängerin in Darmstadt, später in Leipzig angestellt, wo sie sich 1826 mit M. verheiratete; sie starb 7. Febr. 1854. Seine dritte (1855), ihn überlebende Gattin, die Sängerin Therese Janda (eigentlich Jander), verheiratete sich später mit dem Komponisten Otto Bach und starb 2. Okt. 1884.

Marschordnung, s. Marsch.

Marschquartier, Orte, in denen Truppen auf Märschen 1—2 Tage, im Gegensatz zu Standquartieren (Kantonnements), in welchen sie längere Zeit untergebracht sind; in Deutschland jetzt in beiden Fällen Ortsunterkunft genannt. Vgl. Kantonierung.

Marschregimenter (Marschbataillone), in Frankreich Truppenteile, welche aus Ersatzmannschaften verschiedener Regimenter nur für den Marsch von der Garnison bis zum mobilen Heer zusammengestellt werden. 1870/71 wurden nach dem Verlust des größten Teiles der Feldarmee die aus den vierten Bataillonen aufgestellten Regimenter M., die aus Freiwilligen der Nationalgarde zusammengestellten Truppenkörper, welche mit zum Dienst im offenen Felde verwendet werden sollten (bis 9. Nov. 1870 bereits 80 Bataillone), Marschbataillone genannt.

Marschrichtungspunkt, im Gelände sichtbarer Gegenstand, auf welchen zum Gefecht entwickelte Truppen vorzurücken haben. Das Einhalten des Marschrichtungspunktes erleichtert die Ordnung, verkürzt den Anmarsch im feindlichen Feuer u. vermindert dadurch die Verluste. Wenn der M. nicht feststeht, muß eine Richtungsabteilung bestimmt werden.

Marschroute, die für Truppenteile, Kommandos oder einzelne Mannschaften ausgefertigte schriftliche Marschanweisung mit Angabe des einzuhaltenden Weges, der Quartiere und der etwa zu benutzenden Verkehrsmittel (Eisenbahn, Dampfschiff etc.).

Marschsektionen, s. Marsch und Marschformation.

Marschsicherungsdienst, s. Sicherheitsdienst.

Marschtableau, **Marschtiefe**, **Marschübungen**, s. Marsch.

Marschvorposten, s. Sicherheitsdienst.

Marsden, Stadt im Westriding von Yorkshire (England), am Colne, 11 km südwestlich von Huddersfield, hat Fabrikation von Woll-, Baumwoll- und Seidenwaren und (1891) 3855 Einw.

Marsdenia, s. Condurango.

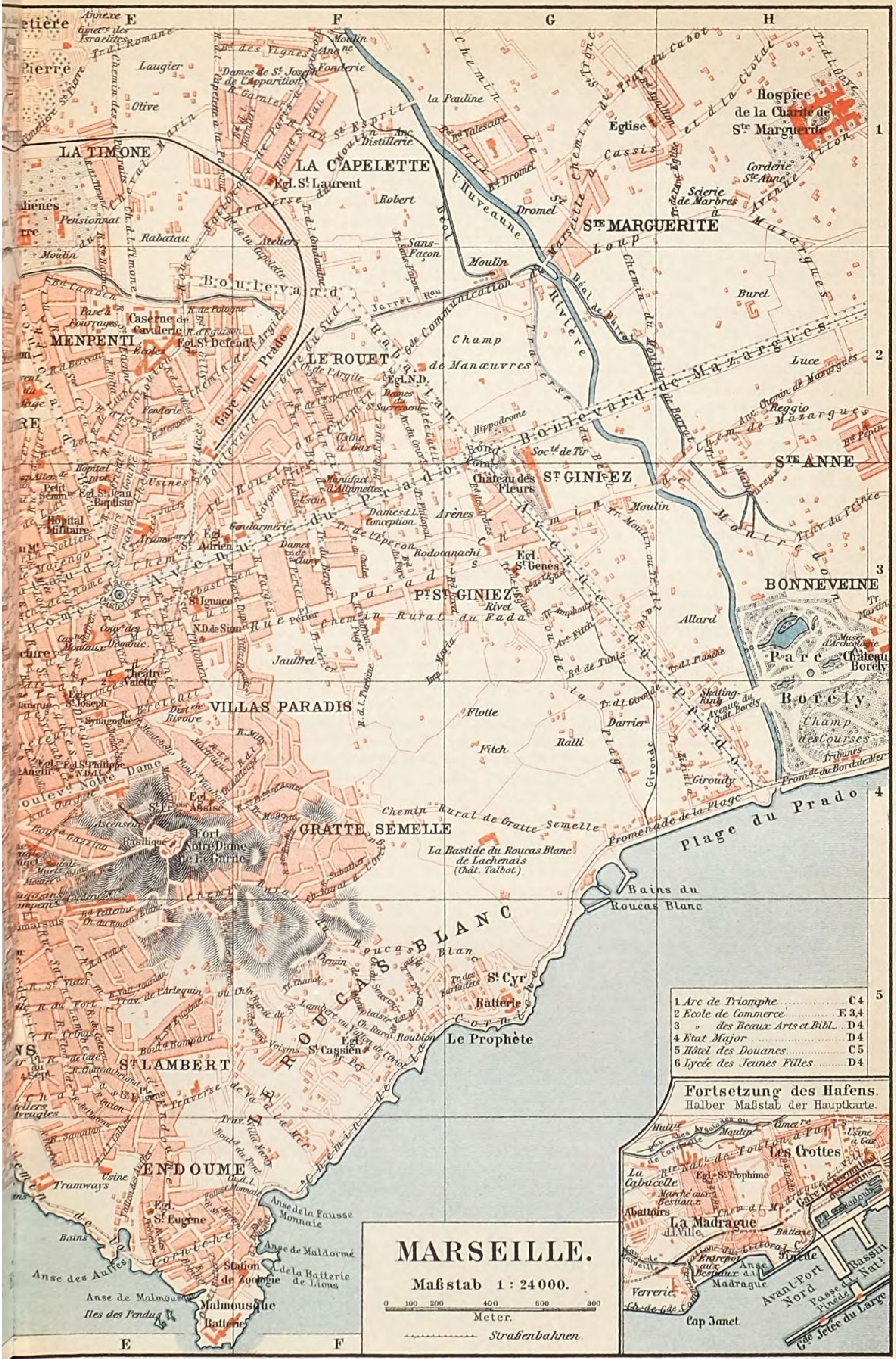
Marsdiep, Meerenge zwischen der niederländ. Insel Texel und der Provinz Nordholland, 2—4 km breit, führt aus dem Zuidersee in die Nordsee. An ihrer Südseite liegt der Kriegshafen Helder (s. d.).

Marsdrehreep, Flaschenzug zum Heißen der Marsstange.

Marseillaise (spr. -ßäjäs'), der bekannte franz. Freiheits- und Revolutionsgesang: »Allons, enfants! de la patrie le jour de gloire est arrivé, etc.«, der während der großen Revolution Volk wie Soldaten zu wilder Begeisterung entflammte und seitdem zur republikanischen Hymne par excellence geworden ist. Verfasser der M. ist Rouget de Lisle (s. d.), ein Royalist, welcher den Text in der Nacht vom 25. auf 26. April 1792 (nach der Kriegserklärung) in Straßburg dichtete und dabei nur zum Kriege gegen Preußen und Österreich entflammen wollte. Die Melodie wurde dem Eingang von Grisons Oratorium »Esther« (nach Racine) entnommen und mit dem Text als »Chant de guerre pour l'armeé du Rhin« in Straßburg gedruckt. Das Lied erhielt jedoch eine weitere Verbreitung erst, seit es 25. Juni 1792 in Marseille auf einem Parteifest der Jakobiner gesungen wurde. Jetzt erst wurde es zum Revolutionslied gestempelt. Schon am folgenden Tage erschien es im »Journal des départements méridionaux« unter dem Titel: »Chant de guerre aux armées des frontières«. Einzelabdrücke davon wurden den Freiwilligen, die nach Paris abrückten, geschenkt, und von diesen ward das Lied bei ihrem Einzug in Paris (30. Juli) sowie beim Sturm auf die Tuilerien (10. Aug.) gesungen. Seitdem wurde es unter dem Namen Chant des Marseillais oder M. volkstümlich. Vgl. Le Roy de Sainte-Croix, La M. et Rouget de Lisle (Straßb. 1880); Loth, Le chant de la M., son véritable auteur (Par. 1886). — Als Arbeitermarseillaise werden in Deutschland verschiedene Lieder gesungen, am häufigsten das von Jak. Audorf in Hamburg gedichtete (»Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet, zu unsrer Fahne steht zu Hauf'!«). Auf Lassalles Wunsch dich-



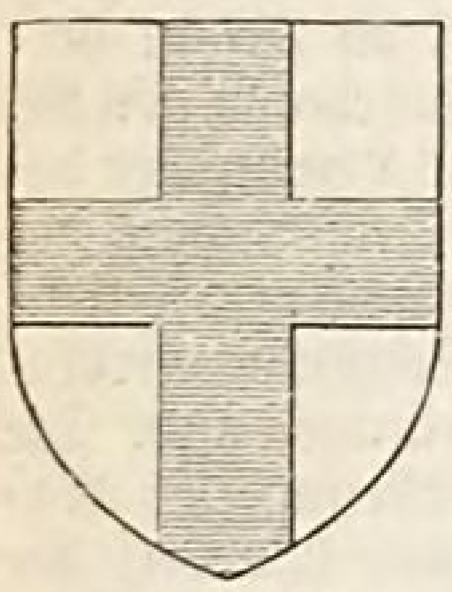
A
B
C
D
MALPASSÉ
MONTOLIVET
Gd Séminaire
La Perrine
Les Olivettes
LA BLANCARDE
ST PIERRE
Station de St Pierre
Station de la Blancarde
ST JUST
Tramways
LES CHARTREUX
Tête Noire
Moulins Lavie
Montcault
Petites Sœurs des Pauvres
Monastère de la Visitation
Laforêt
LA MADELEINE
Prison
Jardin Zoologique
Palais Longchamp
ST CHARLES
ST BARTHELEMY
Couvent des Dames Carmélites
Calade
Petit Lycée
Raffinerie de Sucre
Gare des Pierres
LE CAMAS
LA LOUBIERE
Manufacture des Tabacs
Caserne St Charles
Gare St Charles
Bon Secours
BELLE DE MAI
Bellevue
Bas Canet
GIBES
ST MAURONT
ST LAZARE
La Villette
Tramways
LAZARET
ARENC
JOLIETTE
Cathédrale
Bourse
Vieux Port
Fort St Jean
Château du Pharo
Le Pharo
CATALANS
Gare d'Arenc
Bassin d'Arenc
Bassin du Lazaret
Bassin de la Joliette
Avant-Port Sud
Bassin de la Gare Maritime
Bassin National
Phare d.l. Joliette
Anse du Pharo
GRANDE JETÉE
DU LARGE
N.
S.
MER MÉDITERRANÉE
Fortsetzung siehe Karton


MARSEILLE.
Maßstab 1 : 24000.
0 100 200 400 600 800
Meter.
Straßenbahnen
1 Arc de Triomphe C 4
2 Ecole de Commerce E 3,4
3 " des Beaux Arts et Bibl. D 4
4 Etat Major D 4
5 Hôtel des Douanes C 5
6 Lycée des Jeunes Filles D 4
Fortsetzung des Hafens.
Halber Maßstab der Hauptkarte.
E
F
G
H
1
2
3
4
5
LA TIMONE
LA CAPELETTE
Egl. St. Laurent
Ste MARGUERITE
Hospice de la Charité de Ste Marguerite
MENPENTI
LE ROUET
Champ de Manœuvres
Boulevard de Mazargues
Ste ANNE
St GINIEZ
Château des Fleurs
Pt St GINIEZ
BONNEVEINE
Parc Borely
Château Borely
Champ des Courses
VILLAS PARADIS
GRATTE SEMELLE
Fort Notre Dame de la Garde
Plage du Prado
Bains du Roucas Blanc
ROUCAS BLANC
Le Prophète
St LAMBERT
ENDOUME
Anse de la Fausse Monnaie
Anse de Maldormé
Anse des Auffes
Anse de Malmousque
Iles des Pendus
Malmousque
Station de Zoologie
Les Crottes
La Madrague
La Cabucelle
Cap Janet
Avant-Port Nord
Bassin Nat.
Gde Jetée du Large

tete G. Herwegh das »Arbeiterlied« (»Bet' und arbeit', ruft die Welt; bete kurz, denn Zeit ist Geld«).

Marseillan (spr. -ßäjang), Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Béziers, am Strandsee von Thau, mit Hafen, Branntweinbrennerei, Weinhandel und (1891) 4370 Einw.

Marseille (spr. -ßäj', hierzu der Stadtplan), Stadt im südlichen Frankreich, Hauptort des Departements der Rhônemündungen, erste Seehandelsstadt Frankreichs u. der ganzen Mittelmeerküste, liegt unter 43° 17' nördl. Br. und 5° 22' östl. L. v. Gr. und ist amphitheatralisch auf felsigem Terrain in der Form eines Hufeisens um den alten Hafen herumgebaut. Die Lage von M. ist wie zur Entwickelung einer großen Handelsstadt geschaffen. Der treffliche, leicht zu verteidigende Hafen liegt nahe der Rhônemündung, doch vor den Anschwemmungen des Flusses geschützt und bildet das natürliche Aus- und Eingangsthor des ganzen Rhônebeckens nach dem Mittelmeer hin, den Vermittelungspunkt zwischen Frankreich und Westeuropa einerseits, den Gestadeländern des Mittelmeers und dem Orient anderseits. Das Klima ist mild, jedoch starken Schwankungen, namentlich durch den heftigen Nordwestwind (Mistral), ausgesetzt. Die mittlere Temperatur des Jahres beträgt 14,3, die des Sommers 21,4, des Winters 7,1°.



Wappen von Marseille.

[Stadtteile, Straßen ꝛc.] M. besteht aus der Altstadt auf der östlichen und nördlichen Seite des Hafens mit engen, winkeligen Straßen, und der dieselbe umschließenden, breit und regelmäßig angelegten Neustadt. Zwei *Hauptstraßenzüge*, teilweise mit Bäumen bepflanzt, kreuzen sich im rechten Winkel; der eine zieht in einer Länge von 5 km von NNW. nach SSO. und führt die Namen Boulevard de Paris, Rue d'Aix, Cours Belzunce, Cours St.-Louis, Rue de Rome und Le Prado; der andre erstreckt sich gleichfalls unter wechselndem Namen als Rue Cannebière, Rue Noailles, Allée de Meilhan und Boulevard de la Madeleine vom alten Hafen 4 km weit nordöstlich bis zum zoologischen Garten. Die drei ersten Teile dieser zweiten Verkehrsader sind die schönsten und belebtesten Straßen von M.; insbes. zeichnet sich die Cannebière durch ihre breite Anlage, die schönen Häuser und Läden und ihren lebhaften Verkehr aus. Andre schöne Straßen von M. sind: die Rue de la République, welche vom Endpunkt der Cannebière am alten Hafen nordwestlich durch die alte Stadt zu den Docks am neuen Hafen führt, der Cours Pierre Puget im südlichen Stadtteil, die Allées des Capucines, der Cours du Chapitre und der Boulevard Longchamp, welche zum zoologischen Garten führen. Die bedeutendsten *Plätze* sind die Place St.-Michel, Place d'Aix und Place Castellane, die letztern beiden in dem oben zuerst genannten großen Straßenzuge gelegen. Schöne öffentliche Anlagen sind der zoologische Garten und die Promenade Pierre Puget. Unter den *Promenaden* außerhalb der eigentlichen Stadt ist vor allem der Prado zu erwähnen, welcher 4 km lang, mit schönen Alleen bepflanzt und von Villen umsäumt, von der Place Castellane südlich bis zu dem Gartenetablissement des Château des Fleurs, dann, südwestlich umbiegend, zum Meere führt. An seinem Ende befindet sich der Park des Château Borély und der Pferderennplatz. Von hier zieht sich längs der felsigen, durch kleine Buchten gegliederten Küste in einer Ausdehnung von 7 km der Chemin de la Corniche, mit prachtvoller Aussicht, nördlich zur Stadt hin. An diesem Teile der Küste befinden sich mehrere Seebadeanstalten. An *Denkmälern* besitzt M. die Statue des Bischofs Belzunce, welcher sich während der Pest 1720 verdient gemacht hat, eine Statue Berryers, eine Büste von Lamartine, eine schöne Säule der unbefleckten Empfängnis, eine Säule mit der Büste Pierre Pugets, den Triumphbogen (von 1830) auf der Place d'Aix mit Skulpturen von David d'Angers und Ramey, endlich das Denkmal der 1870 Gefallenen (von 1894) am Vereinigungspunkt der Allées des Capucines und de Meilhan. Eine wichtige öffentliche Unternehmung von M. ist die große *Wasserleitung*, welche der Stadt das Wasser der Durance aus einer Entfernung von 84 km, wovon 21 km unterirdisch, zuführt. Sie liefert im Winter 5,7, im Sommer 10 cbm Wasser in der Sekunde und speist 600 öffentliche Auslaufbrunnen in der Stadt und 1700 Bewässerungsstationen außerhalb derselben. Die Baukosten betrugen 50 Mill. Frank. Die weitere Umgebung der Stadt ist gut angebaut und mit Gärten und Weinbergen sowie mit zahlreichen Landhäusern (»Bastides«) bedeckt.

[Bauwerke.] An hervorragenden öffentlichen Gebäuden, namentlich aus früherer Zeit, ist M. nicht sehr reich. Doch sind unter den Kirchen zu erwähnen: die neue Kathedrale (auf 9 m hoher Plattform am Kai de la Joliette 1858–93 erbaut), eine Basilika in neubyzantinischem Stil, mit mehreren Kuppeln, in der innern Einrichtung noch nicht vollendet, und die Kirche Notre-Dame de la Garde, auf dem gleichnamigen, von einem Fort gekrönten Hügel an der Stelle einer aus dem Jahre 1214 stammenden Kapelle 1864 in romanisch-byzantinischem Stil erbaut, mit schöner Kuppel und einem 45 m hohen Turm, welcher eine 9 m hohe vergoldete Marienstatue trägt und eine herrliche Rundsicht gewährt. Bemerkenswerte Kirchen sind ferner: Notre-Dame du Mont Carmel (von 1255); die alte, wiederholt (zuletzt 1279) umgebaute Kirche St.-Victor, mit Krypte; die moderne Kirche St.-Joseph und die neue gotische Kirche St.-Vincent. Auch die protestantische Kirche ist ein hübsches modernes Gotteshaus. Andre bemerkenswerte Bauwerke sind: das Stadthaus aus dem 17. Jahrh.; der Justizpalast, 1858–62 erbaut, mit schönem Saal; der neue bischöfliche Palast; das Präfekturgebäude mit reichgeschmückter Fassade; die Börse (1854–60 erbaut) mit reicher ornamentaler Verzierung; das große Theater (von 1786), im Innern neuerlich restauriert; das auf der Anhöhe am Südeingange des alten Hafens malerisch gelegene, ehemals kaiserliche Château du Pharo; ferner das prächtige, im Renaissancestil erbaute Palais de Longchamp am Ostende des gleichnamigen Boulevards (1870 vollendet), mit 2 Flügeln, in welchen das naturhistorische und das Kunstmuseum untergebracht sind, und einem Mittelbau mit schöner Fontaine; endlich der Neubau der Kunstschule, das Gesundheitsamt (Consigne), das große Schlachthaus, die Markt- und die Fischhallen.

[Bevölkerung.] M. hat (1891) 321,499 (als Gemeinde 403,749) Einw. und ist somit nach Paris und Lyon die bevölkertste Stadt in Frankreich. Unter der Bevölkerung von M. befanden sich 1891: 79,816 Ausländer, meist Italiener (76,404), welche namentlich als Fabrik- und Hafenarbeiter Verwendung finden.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Handel und Schiffahrt; doch ist M. auch der Sitz einer bedeutenden **Industrie**. Der wichtigste Gewerbszweig ist die Seifenfabrikation, die im 16. Jahrh. von Savona und Genua hierher verpflanzt worden ist. Dieselbe beschäftigt in der Stadt und Umgebung 90 Etablissements mit gegen 15,000 Arbeitern und produziert jährlich Seife im Werte von 53 Mill. Fr. Als Hilfsgewerbe dient der Seifenfabrikation die Produktion von vegetabilischem Öl (in 50 Fabriken mit 3000 Arbeitern, welche namentlich Sesam und Erdnüsse verarbeiten) und von Soda. Bedeutende Industriezweige sind weiter: die Zuckerraffinerie (3 Etablissements mit 2000 Arbeitern); die metallurgische Industrie (ein großes Etablissement mit 3 Hochöfen zu St.-Louis, außerdem 7 kleinere Eisengießereien, 3 Fabriken für Flaschenkapseln, mehrere Etablissements für Zinn- und Bleiwaren); der Maschinen- u. Schiffbau (3 große Etablissements mit 3000 Arbeitern); die Lederfabrikation, früher in noch höherer Blüte (jetzt 25 Gerbereien mit 1350 Arbeitern); die Wollwäscherei; die Behandlung und Präparierung von Weinen zur Ausfuhr; die Fabrikation von Kerzen, Mehl (100 Mühlen mit 1000 Arbeitern), Teigwaren (56 Fabriken mit 500 Arbeitern), Bier (5 Brauereien mit 250 Arbeitern), Konserven, Salzfleisch, Konditorwaren, Tabak (1700 Arbeiter), Zündhölzern, Weinstein, Stärke, Juwelierarbeiten, Stöpseln, Fässern, Seilerwaren, Sack- und Segelleinwand, Ziegeln und Steinfliesen. Von Bedeutung ist auch die Fischerei, besonders der Kabeljaufang; 1894 liefen 5 Schiffe von 652 Ton. vom Fischfang ein und brachten eine Ausbeute von 650,000 kg Stockfisch mit.

[Handel und Schiffahrt.] Seine Größe und Bedeutung verdankt jedoch M. in erster Reihe seinem **Handel** und seiner Schiffahrt, welche sich beide in den großartigen Hafenanlagen konzentrieren. Die Stadt besitzt zwei **Häfen**: den alten Hafen, ein von der Natur gebildetes, gegen Winde gut geschütztes Becken von 28 Hektar Fläche, 5,5 m Tiefe und einer Kaientwickelung von 2525 m, welcher hauptsächlich der Segelschiffahrt dient, und den neuen, seit 1844 mit einem Kostenaufwand von 119 Mill. Fr. nordwestlich vom alten Hafen angelegten großartigen Kunsthafen, welcher durch einen 3593 m langen Wellenbrecher gegen die hohe See geschützt ist. Die neuen Hafenanlagen umfassen: den südlichen Vorhafen (9 Hektar), das Bassin la Joliette (22 Hektar), welches für die französischen Passagierdampfer bestimmt ist, die Bassins Lazaret und Arenc (18 Hektar), hauptsächlich für die Schiffe langer Fahrt, mit den großen Magazinen und Entrepots der Dockgesellschaft, das Bassin de la Gare Maritime (18 Hektar), namentlich für die Getreideeinfuhr, mit den Hangars der Handelskammer, das Bassin National (41 Hektar), besonders für die Kohlen- und Vieheinfuhr und die fremden Kriegsschiffe. Hieran schließt sich endlich der nördliche Vorhafen; doch wird hier gegenwärtig noch ein neues Bassin, Pinède, gebaut. Mit Einschluß zweier kleinerer Bassins hat der Hafen von M., ohne den nördlichen Vorhafen, eine Fläche von 154 Hektar und eine Kaientwickelung von 13,167 m. Die Tiefe beträgt im neuen Hafen 10—15 m. Außer den Hafenbassins besitzt M. ein Trockendockbassin und ein schwimmendes Dock, ein Bassin für Reparaturen, dann ausgedehnte Magazine, welche mit Schienengleisen, Kränen, Elevatoren 2c. versehen sind. Von neuen Projekten ist das wichtigste die Herstellung eines Kanals von M. zum Rhône, welcher in einer Länge von 54 km mit einem Kostenaufwand von 80 Mill. Fr. gebaut werden soll. Befestigungswerke des Hafens bilden die Forts St.-Jean am nördlichen und St.-Nicolas am südlichen Eingang des alten Hafens, dann weiter südlich das Fort auf dem von der Kirche Notre-Dame de la Garde gekrönten Hügel. Vor dem Hafen von M. breitet sich die Reede, südlich vom Kap Croisette, nordwestlich vom Kap Couronne begrenzt, mit den kleinen Inseln Ratonneau und Pomègues, der Klippe Canoubier und dem Felseneiland If (s. d.) aus. Durch Verbindung der Inseln Ratonneau und Pomègues mittels eines Dammes ist der Port du Frioul hergestellt worden, welcher als Quarantänehafen von M. dient. Die Reede von M. ist durch 16 Leuchtfeuer bezeichnet, darunter eine Leuchte erster Ordnung auf der 18 km südwestlich von M. gelegenen kleinen Felseninsel Planier. Vom Hafen gehen Schiffahrtsverbindungen nach den verschiedensten Richtungen aus. Die wichtigste Schiffahrtsgesellschaft, die Messageries Maritimes, unterhält Linien nach Havre, London, der Türkei, Syrien, Ägypten, Algerien, Spanien, nach dem Schwarzen Meer, Ostindien, China, Japan, Ostafrika und Australien. Außerdem bestehen noch zahlreiche andre Gesellschaften für verschiedene Schiffahrtskurse. In Verbindung mit den Seekommunikationen steht als Landverkehrsweg die Eisenbahn von Paris über Lyon nach M. und weiter über Toulon und Nizza nach Italien, die Linien M.-Aix, M.-Cognac und die Marseiller Verbindungsbahn. Die Ergebnisse des Handels und der Schiffahrt von M. waren 1894 folgende: Im internationalen Verkehr sind im ganzen 3892 beladene Schiffe mit einem Tonnengehalt von 3,392,602 Ton. (darunter 3119 Dampfer von 3,173,275 T.) eingelaufen und 3763 beladene Schiffe von 3,204,239 T. (darunter 3186 Dampfer von 3,049,481 T.) ausgelaufen. Davon trugen 2039 ein- und 2311 ausgelaufene Schiffe (mit 1,667,103, resp. 1,911,563 T.) die französische Flagge. Der Herkunft und dem Ziele nach kam der Hauptanteil auf Algerien, Großbritannien, Rußland, Italien, die Türkei, Ostindien, Spanien und Tunis. Zu den obigen Ziffern kommen aber noch die Küstenfahrer, mit deren Einschluß sich der Gesamtverkehr 1894 auf 7403 eingelaufene Schiffe von 4,311,403 T. und 7169 ausgelaufene Schiffe von 4,316,267 T. belief. Die Handelsmarine von M. bestand zu Anfang 1895 aus 780 Schiffen mit einem Tonnengehalt von 253,055 T. (darunter 298 Dampfer von 224,290 T.). Der Warenverkehr mit dem Auslande belief sich 1894 in der Einfuhr auf 2,878,000 Ton. im Werte von 1062 Mill. Fr., in der Ausfuhr auf 1,516,000 T. im Werte von 729 Mill. Fr., zusammen auf 4,394,000 T. im Werte von 1791 Mill. Fr. Die erhobenen Zölle betrugen 81 Mill. Fr. Die Hauptartikel der Einfuhr sind dem Wert nach (in Millionen Frank): Seide (154), Getreide und Mehl (125), Ölfrüchte (120), Vieh (81), Baumwollwaren (72), Häute und Felle (40), Kaffee (40), Rohzucker (30), Wein (28), Olivenöl (28), Schafwolle (22), Früchte (20), ferner Bauholz, Reis, Seidengewebe, Blei, Baumwolle, Hanf, chemische Produkte 2c.; die der Ausfuhr: Baumwollwaren (93), Seidenwaren (33), Schafwollwaren (29), Getreide und Mehl (29), Leder (26), Öl (26), Kaffee (25), Rohseide (22), Metallwaren (18), Häute und Felle (18), chemische Produkte (17), Gries (17), Wein (17), ferner raffinierter Zucker, Kleider und Wäsche, Lederwaren, Ölkuchen, Glas- u. Thonwaren, Spielwaren, Früchte,

Schafwolle, Drechslerwaren ꝛc. Hierzu kommt noch der Auslandsverkehr in Edelmetallen, welcher sich in der Einfuhr auf 60, in der Ausfuhr auf 43 Mill. Fr. belief. Ferner wurde durch die Küstenschiffahrt ein Warenverkehr von 341,900 Ton. in der Einfuhr und von 430,500 T. in der Ausfuhr vermittelt, wobei Wein, Holz, Salz, Kohle, Zink, Eisen und Stahl, chemische Produkte, Zucker, Baumaterialien die wichtigsten Einfuhr-, Getreide u. Mehl, Seife, Wein, Zucker, Metalle, Schwefel, Öl und Ölkuchen, Kohle und Baumaterialien die wichtigsten Ausfuhrartikel waren. Die Zahl der im Hafen von M. ein- und ausgeschifften Personen beträgt jährlich ca. 240,000. Für die Vermittelung der Handels- und Schiffahrtsgeschäfte dienen außer der Filiale der Bank von Frankreich und der Börse sowie den Schiffahrtsgesellschaften eine große Zahl von Banken, Kreditinstituten und Seeversicherungsgesellschaften. Sehr schädlich erweist sich dem Handel von M. der neue schutzzöllnerische Tarif von 1892. Dem städtischen Verkehr von M. dienen Pferdebahnen, Omnibusse und Dampfboote.

[Öffentliche Anstalten.] Von Wohlthätigkeitsanstalten gibt es 4 Spitäler, ein Irrenhaus, zahlreiche Waisenhäuser und humanitäre Vereine. An Unterrichtsanstalten besitzt M. eine Fakultät für mathematische und Naturwissenschaften, eine Schule für Medizin und Pharmazie, eine freie juristische Fakultät, ein großes u. ein kleines Seminar, ein Lyceum mit Lehrkanzeln für arabische und neugriechische Sprache, eine Schule der schönen Künste, ein Mädchenlyceum, ein Musikkonservatorium, eine höhere Handelsschule, eine hydrographische Schule und eine Schule für Schiffsjungen und Matrosen, ein Blinden- und Taubstummeninstitut für beide Geschlechter, 21 freie Mittel- und zahlreiche Primärschulen. Zu den Bildungsanstalten gehören außerdem eine Bibliothek mit 100,000 Bänden und 1400 Manuskripten, mit welcher ein Münzkabinett (mehr als 10,000 Medaillen enthaltend) sowie ein reiches städtisches Archiv verbunden ist; ein archäologisches Museum (im Schloß Borély), welches hauptsächlich Funde aus der Umgebung enthält; ferner ein Kunst- und ein naturhistorisches Museum (beide im Palais de Longchamp untergebracht); ein zoologischer und botanischer Garten, eine Sternwarte, ein maritim-zoologisches Laboratorium und mehrere Theater (darunter Grand-Théâtre und Gymnase). Die Stadt besitzt auch eine Akademie der Wissenschaften und Künste, Gesellschaften für Agrikultur, Gartenbau, Geographie, Statistik und Medizin. M. ist der Sitz des Präfekten, eines Tribunals, eines Handelsgerichts, eines Bischofs, des Kommandos des 15. Armeekorps, ferner einer Ackerbau- und einer Handelskammer (der ältesten in Frankreich, 1599 gegründet), einer Filiale der Bank von Frankreich, einer Börse und zahlreicher Konsuln fremder Staaten, darunter auch eines deutschen Berufskonsuls.

[Geschichte.] M. ist eine der ältesten Städte Europas und wurde um 600 v. Chr. von Phokäern aus Kleinasien im Gebiet der Salyer gegründet. Es hieß griechisch *Massalia*, lateinisch *Massilia* und war ein aristokratischer Freistaat mit blühendem Handel. Griechische Kunst und Wissenschaft wurden eifrig gepflegt, und die griechische Sprache herrschte noch bis 300 n. Chr. Die Stadt, eine Rivalin Karthagos, hielt in den Punischen Kriegen zu Rom und ward hierfür durch Beistand gegen die Ligurier (154), dann gegen die Salluvier (123), deren Gebiet M. geschenkt wurde, belohnt. Im J. 49 v. Chr. wurde die Stadt nach hartnäckiger Verteidigung von Cäsar erobert und ihres Gebietes zum größten Teile beraubt, doch behielt sie eine bevorzugte Stellung unter den Städten Galliens. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde sie eine Beute der verschiedenen Frankreich erobernden Völkerschaften, der Burgunder, der West- und der Ostgoten. Dann gehörte M. zum fränkischen Reich der Merowinger und Karolinger; später kam es an Burgund und Arelat, wurde aber unter Ludwig dem Blinden (889—903) von den Sarazenen zerstört. Unter Konrad dem Friedfertigen von Burgund wiederhergestellt, ward es besondern Statthaltern unterstellt, die sich gegen Ende des 10. Jahrh. unter dem Titel Vicomtes von M. unabhängig machten. Die Vicomté wurden bald in eine Menge einzelner Teile zersplittert; die Bürger kauften dieselben nach und nach an sich, und M. wurde 1214 eine Republik. Als aber darauf Karl von Anjou, Ludwigs IX. von Frankreich Bruder, Graf von Provence wurde, unterwarf er sich M. 1423 eroberte und verwüstete Alfons V. von Aragonien die Stadt. René, Graf von Provence, baute sie wieder auf, und nach dem Tode seines Nachfolgers, des Grafen Karl von Maine, ward sie 1481 der Krone Frankreichs einverleibt. Sie verteidigte sich 1524 tapfer gegen den Connétable Karl von Bourbon und 1536 gegen Kaiser Karl V. Auf der Seite der katholischen Liga stehend, war sie die hartnäckigste unter allen französischen Städten. 1575 erfolgte endlich die Übergabe an Heinrich III., welche die Einwohner noch bis in die neueste Zeit jährlich durch eine Prozession feierten. Ludwig XIV. beraubte die Stadt 1660 ihrer Freiheiten. 1720 und 1721 litt sie sehr durch die Pest, welche sich von einem Schiff aus in der Stadt verbreitete. In M. allein sollen damals 60,000 Menschen gestorben sein. In der ersten französischen Revolution war es durchaus republikanisch gesinnt. Die Hefe des Volkes und losgelassene Galeerensklaven bildeten jene Marseiller Föderierten, welche 1792 in Paris so viele Greuelthaten vollbrachten. 1793 erhob sich M. für die Girondisten, wurde aber mit Gewalt dem Schreckensregiment unterworfen. Der Handel der Stadt, welcher seitdem sehr gesunken war, hat in neuerer Zeit, besonders seit der Eroberung Algiers und der Vollendung des Suezkanals, einen großartigen Aufschwung genommen. Am 23. März 1871 kam es in M. auch zur Errichtung einer Kommune, welche die Vereinigten Staaten von Frankreich proklamierte, aber 4. April gestürzt wurde. M. ist der Geburtsort des Pytheas und Petronius sowie von A. Thiers. Vgl. Brückner, Historia rei publicae Massiliae (Götting. 1826); Teissier, Histoire du commerce de M. 1855—84 (Marf. 1878 u. 1887); Mathieu, M., statistique et histoire (das. 1879); Saurel, M. et ses environs (Par. 1884).

Marser (lat. Marsi), 1) alte sabell. Völkerschaft in Samnium, in der von den Bergen des Apennin umschlossenen Hochebene, um den Lacus Fucinus herum, mit der Hauptstadt Marruvium (jetzt San Benedetto), im heutigen Abruzzo ulteriore. Das durch seine Tapferkeit hochberühmte Volk wehrte sich lange zusammen mit den Samnitern gegen Roms Herrschaft, bis es sich 304 dem römischen Bündnis anschloß, aber noch bei der Erhebung der Bundesgenossen (91 v. Chr.) war es das erste, welches den Krieg offen erklärte. — 2) Volk im nordwestlichen Germanien zwischen der Lippe und Ruhr, beteiligte sich an der Besiegung des Varus, zog sich, durch zwei Einfälle des Germanicus 14 und 16 n. Chr. heimgesucht, in das Innere zurück und verschwindet seitdem aus der Geschichte.

Marseul, S. A. de, s. *Mars.*

Marsfeld, im alten Rom (Campus Martius, auch bloß Campus) die Ebene, welche sich außerhalb der Servianischen Stadt von den Abhängen des Mons Pincius, Quirinalis und Capitolinus gegen den Tiber hin erstreckte und zu militärischen Übungen diente; in Paris (Champ de Mars) ein am westlichen Stadtende zwischen dem rechten Seineufer und der Militärschule gelegener, ebenfalls militärischen Zwecken, neuerlich (seit 1867) den Weltausstellungen dienender Platz, geschichtlich berühmt, weil hier 14. Juli 1790 die erste konstitutionelle Verfassung Frankreichs feierlich beschworen wurde.

Marsgasten, s. Mars (im Seewesen).

Marsgebirge, Gebirgszug in Mähren, erstreckt sich vom Thale der March bei Napajedl bis zu dem der Stupawa bei Gaya, fällt gegen NW. steil ab und erreicht im Brdo 587 m. Die westliche Fortsetzung bildet der Steinitzer Wald (442 m).

Marsgelb, soviel wie künstlicher Ocker.

Marsh (spr. marsch), 1) Anne, geborne Caldwell, engl. Romanschriftstellerin, geb. um 1799 in Staffordshire, gest. im Oktober 1874 in Lindley-Wood, veröffentlichte anonym seit 1834 eine Reihe von Romanen, die fast alle ins Deutsche übersetzt wurden: »Mount Sorrel« (1843), »Emilia Wyndham«, ihr bekanntestes Werk (1846), »Ravenscliff« (1851), »Aubrey« (1854), »The heiress of Haughton« (1855), »The rose of Ashurst« (1857), »Eveline Marston« (1861) u. a.

2) George Perkins, amerikan. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 15. März 1801 zu Woodstock in Vermont, gest. 23. Juli 1882 in Vallombrosa, studierte die Rechte und wurde 1835 in den obersten Rat seines Staates gewählt, wandte sich vergleichenden Sprachforschungen zu, übersetzte Rasks »Isländische Grammatik« (1838), hatte 1842—49 einen Sitz im Kongreß inne und wurde dann als bevollmächtigter Minister nach Konstantinopel gesandt. 1852 ging er in einer besondern Mission nach Griechenland, kehrte 1854 nach einer größern Reise durch Europa in seine Heimat zurück und übernahm 1861 den Gesandtschaftsposten am italienischen Hof, den er bis 1882 bekleidete. Von seinen Schriften verdienen Hervorhebung: »Lectures on the English language« (New York 1861 u. ö.); »The origin and history of the English language« (das. 1862) und das aufsehenerregende Werk »Man and nature« (das. 1864; 2. Aufl. u. d. T.: »The earth as modified by human action«, 1874). Seine Schriften erschienen gesammelt 1882 in 3 Bänden (2. Aufl. 1885). Von seiner Witwe erschien: »Life and letters of G. P. M.« (New York 1888).

3) Othniel Charles, Paläontolog, geb. 29. Okt. 1831 in Lockport (New York), studierte seit 1852 an der Phillips Academy zu Andover in Massachusetts, seit 1856 am Yale College, dann seit 1860 Chemie und Mineralogie in Newhaven und seit 1862 Zoologie und Geologie in Berlin, Heidelberg und Breslau. 1866 ward er Professor der Paläontologie am Yale College, und 1868 begann er seine überaus erfolgreichen Forschungen in den Rocky Mountains, wo er schon beim ersten Besuch die Metamorphose des Axolotl beobachtete. Mehrere Jahre leitete er dann sehr kostspielige und nicht gefahrlose Expeditionen in diese Gegenden und brachte sehr große Sammlungen neuer Fossilien heim, welche im Peabody-Museum des Yale College aufgestellt wurden. Er beschrieb über 400 neue Arten fossiler Tiere. Die wichtigsten seiner Arbeiten beziehen sich auf die fossilen Affen im Eocän von Wyoming (1872), die riesigen fossilen Dinoceraten (1873), die gezahnten Vögel (Odontornithes, 1873), die höchst merkwürdigen Funde fossiler Einhufer im Tertiär (1874), die Tillodontia (1876), die Dinosaurier (1877) etc. Er schrieb: »Description of a new Enaliosaurian« (1862); »Contributions to the mineralogy of Nova Scotia« (1867); »Origin of Signilites or Epsomites« (1867); »Metamorphosis of Siredon into Amblystoma« (1868); »New Mosasauroid reptiles« (1869); »New fossil birds from the Cretaceous and Tertiary of the United States« (1870); »American jurassic Dinosaurs« (1880); »Odontornithes, or birds with teeth« (1880); »Dinocerata« (1884) u. a.

Marshall (spr. marschēl), Name mehrerer Orte in der nordamerikan. Union: 1) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft von Iowa, Bahnknotenpunkt, am Iowafluß, inmitten eines reichen Ackerbaudistrikts, hat bedeutenden Getreidehandel und (1890) 8914 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Calhoun von Michigan, am Kalamazoo River, hat bedeutenden Handel mit den Erzeugnissen seiner fruchtbaren Umgebung und (1890) 3968 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Saline von Missouri, hat Salzquellen und (1890) 4297 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Harrison in Texas, Bahnknotenpunkt, hat Maschinen- und andre Fabriken und (1890) 7207 Einw.

Marshall, William, Zoolog, geb. 6. Sept. 1845 in Weimar, studierte in Göttingen und Jena, wurde 1867 erster Assistent am Reichsmuseum in Leiden, 1872 Sekretär der Großherzogin von Sachsen, habilitierte sich 1880 als Privatdozent für Zoologie und vergleichende Anatomie in Leipzig und wurde 1885 außerordentlicher Professor. Er lieferte zahlreiche Arbeiten über Anatomie der Vögel und über niedere Tiere, besonders die Schwämme, und war namentlich auch als populärer Schriftsteller thätig. Er schrieb: »Agilardiella radiata, eine neue Tetraktinellidenform« (Berl. 1884); »Die Entdeckungsgeschichte der Süßwasserpolypen« (Leipz. 1885); »Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeiten« (Hamb. 1886); »Spaziergänge eines Naturforschers« (Leipz. 1888, 2. Aufl. 1890); »Die Tiefsee u. ihr Leben« (das. 1888); »Zoologische Vorträge« (das. 1889; 3 Hefte: Spechte, Papageien, Ameisen); »Spongiologische Beiträge« (das. 1892); »Neu eröffnetes, wundersames Arzneikästlein« (das. 1894); »Der Bau der Vögel« (das. 1895); »Plaudereien und Vorträge« (das. 1895) und unter dem Pseudonym Philopsyllus schrieb er die litterarisch-naturhistorische Monographie: »Der Floh« (Weim. 1880). Von Brehms »Tierleben« bearbeitete er für die 3. Auflage die niedern Tiere (Bd. 10).

Marshallinseln, deutsche Inselgruppe im westlichen (mikronesischen) Teile des Stillen Ozeans, östlich von den Karolinen, nördlich von den Gilbertinseln, zwischen 4° 20′—14° 45′ nördl. Br. und 161° 5′—174° östl. L. v. Gr. (s. die Karten »Ozeanien« und »Deutsche Kolonien«), 411 qkm (7,4 QM.) groß, mit 15,000 Eingebornen und (1895) 37 Deutschen und 49 Fremden (10 Amerikaner, 13 Engländer, 14 Chinesen). Die Gruppe besteht aus zwei parallelen Reihen von Atolls, der Ratakgruppe im O., 133 qkm (2,4 QM.) groß mit 10,000 Einw., bestehend aus 15 Inseln: Arno (30 qkm mit 3000 Einw., 6 Europäer), Majuru (30 qkm, 1500 Einw., 4 Europäer), Aur (4 qkm, 1000 Einw.), Maloelab (10 qkm, 1000 Einw., 1 Europäer), Mulgrave oder Milli (10 qkm, 700 Einw., 3 Europäer), ferner

Erikub, Wotje, Likieb (5 Europäer), Jemo, Ailuk, Mejit, Utirik, Taka, Bikar und Taongi, und der **Ralik-gruppe** im W., 278 qkm (5 QM.) groß, mit 5000 Einw., bestehend aus 18 Inseln: Jaluit (s. d.), 90 qkm mit 1006 Einw. und 47 Europäern, Ebon (5 qkm, 790 Einw., 4 Europäer), Namerik (6 qkm, 500 Einw., 4 Europäer), Ujae (Brown, 3 qkm, 500 Einw.), ferner Udschilong, Eniwetok, Bikini, Ailinginä, Rongerik, Rongelab, Wottho, Lae, Kwajalein (Menzikoff), Lib, Jabwat, Ailingelabab (Ailinglabad) und Kili. Die Inseln oder vielmehr die auf den Riffen verstreuten Gruppen kleiner Inseln, bei einzelnen über 60, erheben sich nirgends mehr als 3 m ü. M. (nur sieben mehr als 1 m), so daß eine ungewöhnlich hohe Flutwelle die dünne, den Korallenboden überdeckende Humusschicht hinwegschwemmen müßte. Dieselbe wird von Schlinggras, Strauch- und Buschwerk überzogen, das den Bast zu Matten und Röcken liefert. Angebaut werden zur Ernährung der Bevölkerung Pandanus, Brotfrucht und Arrowroot und die Kokospalme, die den einzigen Handelsartikel der Gruppe (jährlich 3,7—4 Mill. Pfd.) liefert. Von Tieren sind nur einheimisch eine kleine Eidechse, Land- und Wasserkrabben und die spärlich vorkommende Wildtaube; eingeführt und teilweise schon verwildert sind Schweine, Hunde, Hühner, Enten, Katzen, Ratten. Fische, von denen aber viele sehr giftig sind, werden oft in großen Schwärmen geschickt auf die Riffe getrieben und zur Ebbezeit erbeutet. Quellwasser fehlt. Die mikronesischen Einwohner (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 21), ein gutmütiger und freundlicher Menschenschlag, teilt sich in drei Stände: den der Armidwon oder Kajur, besitzlose, zur Monogamie verurteilte Leute; den der Leadagedag, mit eignem Besitz und meist drei Frauen, und den der Budag, die königliche Familie, aus welcher der König, Irod, hervorgeht. Eine Frau aus höherm Stande erhebt ihren Mann zu ihrem eignen Stande. Ausgezeichnete Leistungen sind die schönen Matten und die großen, aus mehreren Stücken zusammengenähten Kanoes mit Auslegern und Plattformen, worauf kleine Häuschen stehen. Früher unterhielten die Marshallinsulaner einen regen Verkehr zwischen allen Inseln dieser Gruppe und besitzen von derselben auch eine aus Stöckchen und Steinen gefertigte Karte; jetzt wagt man selten größere Fahrten. Als Missionare sind hier Eingeborne der amerikanischen Boston-Mission ohne viel Erfolg thätig; ein weißer, auf Kusaie (Karolinen) stationierter Missionar besucht die M. jährlich auf einige Tage. Vor der Besitzergreifung durch Deutschland gingen die Eingebornen durch Trunk und eingeführte Krankheiten rasch ihrem Untergang entgegen, und die Häuptlinge hatten bedeutende Schulden an europäische Kaufleute kontrahiert. Jetzt ist der Verkauf von Spirituosen verboten, für die Gesundheit wird gesorgt, die Schulden sind abbezahlt. Eine Eingebornensteuer in Kopra bestreitet die Kosten der Verwaltung, die Rechtspflege ist den Häuptlingen genommen und wird von dem kaiserlichen Kommissar geübt, in dessen Händen die Verwaltung liegt, während die hier angesessene Jaluit-Gesellschaft (s. d.) die Kosten trägt. Letztere, neben der noch eine amerikanische und eine englische Handlung bestehen, hat fast den ganzen Handel der Inseln in der Hand. Die gesamte Einfuhr betrug 1891: 663,000, die Ausfuhr 603,977 Mk., letztere besteht fast ausschließlich in Kopra, wovon nach Europa 4,664,143, nach San Francisco 822,486, nach Sydney 739,673, nach Valparaiso 366,795 Pfd. gingen. Der Seeverkehr über Jaluit wurde 1894 durch 75 Schiffe mit 8793 Ton. vermittelt, davon waren 53 deutsche mit 4042 T., dem deutschen Handel dienten auch alle andern Schiffe (mit Ausnahme von 10) mit 2901 T. Deutschland schloß 1878 einen Vertrag mit den Häuptlingen auf Jaluit ab, 15. Okt. 1885 wurde die deutsche Flagge auf dem ganzen Archipel geheißt und 1886 ein Reichskommissar eingesetzt. Vgl. Hernsheim, Südsee-erinnerungen, 1875—1880 (Berl. 1883); Hager, Die M. (2. Ausg., Leipz. 1889).

Marshfield (spr. márschfild), Stadt in der Grafschaft Fond-du-Lac des nordamerikan. Staates Wisconsin, mit (1890) 3450 Einw.

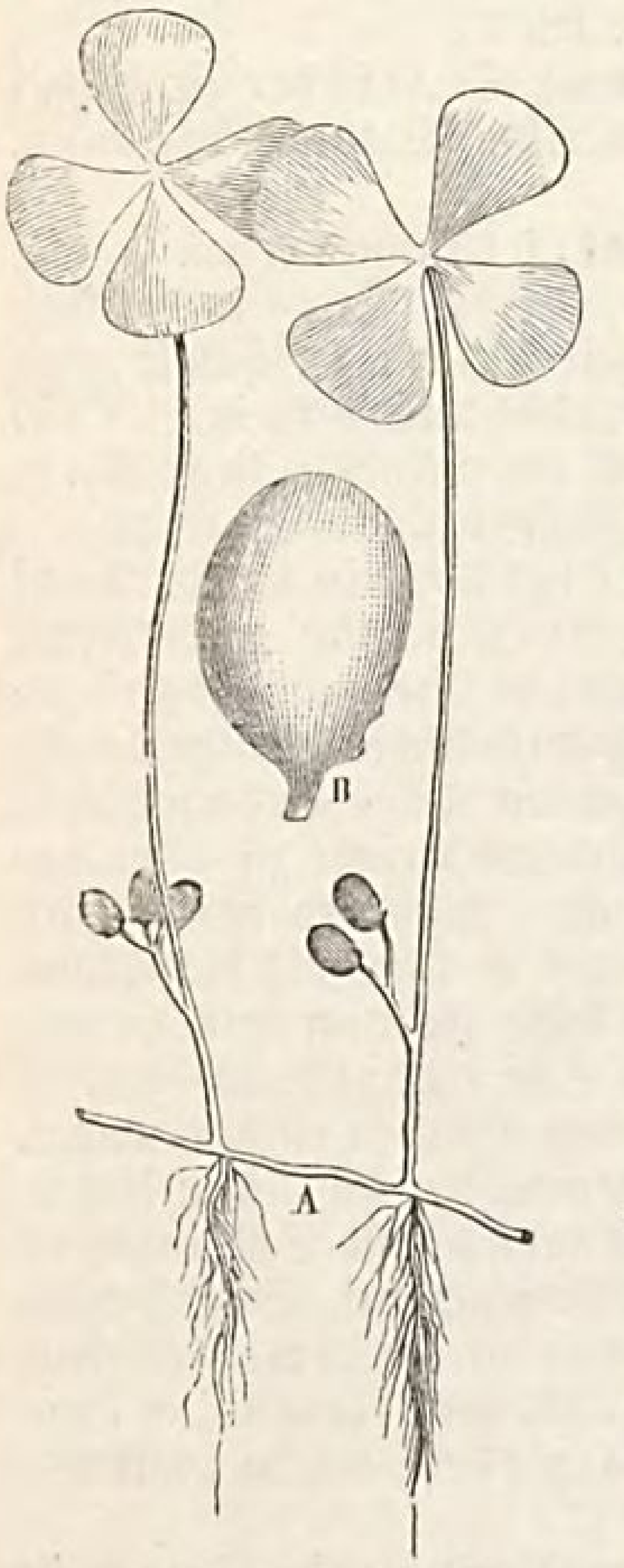
Marshscher Apparat, s. Arsenwasserstoff.

Marsico Nuovo (spr. márßiko), Stadt in der ital. Provinz Potenza, am Agri, Sitz eines Bischofs, mit Ölgewinnung und (1881) 3338 (als Gemeinde 7628) Einw., 7 km südöstlich auf einer Anhöhe liegt Marsico Vetĕre, mit altem Kastell und 2522 Einw.

Marsigli (spr. -ßilji), Luigi Ferdinando, Graf von, ital. Gelehrter, geb. 10. Juli 1658, gest. 1. Nov. 1730 in Bologna, trat 1681 in österreichische Kriegsdienste, fiel 1682 bei Raab in türkische Gefangenschaft, ward aber schon im folgenden Jahre ausgewechselt, zum Obersten ernannt und wiederholt zu diplomatischen Missionen gebraucht. Während des Spanischen Erbfolgekriegs übergab er 1703 als Unterkommandant von Altbreisach diese Festung dem Herzog von Bourgogne fast ohne Schwertstreich, weshalb er durch ein Kriegsgericht seiner Würden entsetzt wurde. Er bereiste hierauf zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen die Schweiz, England und Südfrankreich und hielt sich dann meist in Bologna auf. Seine Hauptschriften sind: »Histoire physique de la mer« (Vened. 1711; franz., Amsterd. 1725) und »Danubius Pannonico-mysicus etc.« (Haag 1726, 6 Bde., mit 288 Kupfern).

Marsilĭa *L.*, Filicinengattung aus der Unterklasse der Wasserfarne (Hydropterides) und der Familie der Marsiliaceen, ausdauernde Kräuter mit kriechendem, unterseits wurzeltragendem Stengel und zweireihigen, aufrechten, langgestielten, aus vier Blättchen zusammengesetzten Blättern (Fig. A), die in der Jugend spiralig eingerollt sind; außer diesen entwickeln sich auf dem Wasser schwimmende größere Blätter mit längern, dünnern Stielen; die an dem Blattstiel einzeln oder zu mehreren stehenden Sporenfrüchte (Fig. B) sind meist oval, zusammengedrückt, hart und öffnen sich in zwei Klappen, die auf einem innern, sehr quellbaren Gallertring die Häufchen der Makro- und Mikrosporangien tragen. In Wasser gelegt, öffnet sich die reife Frucht zweiklappig, indem der Gallertring aufquillt und sich mit den an ihm wie Fiedern sitzenden Sporenhäufchen schlangenartig hervorzieht. In den keimenden Mikrosporen werden drei Zellen angelegt, von denen die eine das männliche Prothallium darstellt, während die beiden andern das Antheridium bilden. Letztere zerfallen in je 16 Zellen, aus deren Kern die schraubig gewundenen, am obern Ende eine Blase tragenden Spermatozoiden hervorgehen; in den Makrosporen entsteht ebenso das weibliche Prothallium, das auf zwei im Scheitel der Spore liegende Zelllagen reduziert ist und aus der mittlern Zelle seiner obern Zelllage ein einziges Archegonium bildet; später liegt das Prothallium als halbkugeliger Gewebekörper in der Tiefe des von den zerreißenden Hautschichten der Makrospore gebildeten Trichters, in den die Spermatozoiden in großer Zahl eindringen. Aus der befruchteten Ei-

zelle entwickelt sich der anfangs von dem Prothallium eingehüllte Embryo, der schließlich mit seinem ersten fadenförmigen Blatt (Kotyledon) und der Wurzel durchbricht und selbständig wird. Die ungefähr 50 über die ganze Erde verbreiteten Arten sind sämtlich Sumpfpflanzen; in Deutschland findet sich nur M. quadrifolia *L.* (s. Abbild.). Gewisse australische Arten, besonders M. Nardu *A. Br.*, M. Drummondii *A. Br.* u. M. salvatrix *Hanst.*, liefern den Eingebornen Inneraustraliens das Nardoo genannte Nahrungsmittel, welches aus den harten, holzigen, aber Stärkemehl und Schleim enthaltenden Sporenfrüchten besteht, aus denen Mehl und Brot bereitet werden, und mit denen sich die unglücklichen Teilnehmer der Burkeschen Expedition mehrere Wochen das Leben gefristet haben. Einige zweifelhafte fossile Reste von M. sind aus Tertiärschichten beschrieben worden. Vgl. Hanstein, Die Befruchtung und Entwickelung der Gattung M. (in Pringsheims Jahrbüchern, Bd. 4, 1864); Braun, Über die Marsiliaceengattungen M. und Pilularia (in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1863—72); Russow, Vergleichende Untersuchungen der Leitbündel-Kryptogamen (Petersb. 1872); Leitgeb, Zur Embryologie der Farne (Wien 1878); Kampbell, Keimung von M. (Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, 1888).



A Teil des kriechenden Stengels von Marsilia quadrifolia mit zwei fruktifizierenden Blättern. — B Frucht, vergrößert.

Marsiliaceen, Pflanzenfamilie aus der Unterklasse der Hydropteriden unter den Filicinen, farnartige, Wasser bewohnende Gewächse mit echten Wurzeln, kriechendem Stengel, zweireihig gestellten, in der Knospe eingerollten Blättern und bohnen- oder kugelförmigen, klappig aufspringenden, die zweigeschlechtigen Sori einschließenden Sporenfrüchten, umfaßt die Gattungen Marsilia und Pilularia (s. d.).

Marsillargues (spr. marßijárgh'), Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Montpellier, am Vidourle und der Lyoner Bahn, hat eine reformierte Konsistorialkirche, ein Schloß (1623), Weinbau, Branntweinbrennerei und (1891) 3146 Einw.

Marsischer Krieg, s. Bundesgenossenkriege.

Marslaterne, der Leuchtturm.

Mars-la-Tour (spr. marß-la-tūr), Dorf im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrond. Briey, an der Ostbahn, mit (1891) 674 Einw. — Hier fand 16. Aug. 1870 die blutige Schlacht statt, welche offiziell nach Vionville (s. d.) benannt wird. Zum Andenken an dieselbe errichteten die Franzosen hier ein Denkmal.

Marsorange, künstlich dargestelltes thonhaltiges gelbrotes Eisenhydroxyd.

Marsraaen, s. Mars (im Seewesen).

Marsrot, s. Englischrot.

Marssegel, Marsstenge, s. Mars (im Seewesen).

Marstall (v. althochd. marah, »Roß, Mähre«), Gebäude für Pferde, Wagen, Reit- u. Fahrutensilien etc. besonders fürstlicher Personen; auch die Gesamtheit der Pferde der Hofhaltung. Der M. für Reitpferde heißt auch Leibstall. Der Vorsteher des Marstalls hieß früher Marschalk (von scalc, »Knecht«).

Marstall, Hafenort auf der dän. Insel Aeroe, Amt Svendborg, mit einer Navigationsschule und (1890) 3028 Einw., die Schiffbau und bedeutende Schiffahrt (1893: 321 Schiffe mit 26,931 Registertons) treiben. Der Ort nebst der Insel gehörte bis 1864 zu Schleswig.

Marston (spr. marst'n), 1) John, engl. Dramatiker und jüngerer Zeitgenosse Shakespeares, geb. um 1575 aus einer Shropshire-Familie, gest. 25. Juni 1634 in London, studierte in Oxford und schrieb Satiren 1598, von denen zwei (»The scourge of villainy« u. »Pigmalion«) auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury verbrannt wurden. Auch Ben Jonson griff er an, der im »Poetaster« 1601 scharf zurückschoß; dennoch schrieb M. Lobesverse für Jonsons »Sejanus« 1605. Seine hauptsächlichen Dramen sind: »Antonio and Mellida« (1602) und als dessen 2. Teil: »Antonio's revenge« (1602); »The malcontent« (1604); »The Dutch courtezan«, seine beste Komödie (1605); »Parasitaster« (1606); »Sophonisba« (1606); »What you will« (1607) und »The insatiate countess«, seine interessanteste Tragödie (1613). Seine Stücke sind oft anstößig in Sprache und Inhalt. Wo er tragisch wirken will, folgt er gern dem Vorbild Senecas. 1607 wandte er sich unerwartet vom Theater zur Theologie und erhielt 1610 eine Pfründe in Hampshire. Die erste Sammelausgabe seiner Werke veranstaltete er selbst 1633; neuere besorgten Halliwell (Lond. 1856, 3 Bde.) und Bullen (das. 1887, 3 Bde., mit guter Einleitung). Einzelnes aus den Dramen übersetzte Bodenstedt in »Shakespeares Zeitgenossen«, Bd. 1 (Berl. 1858).

2) John Westland, engl. Dichter, geb. 30. Jan. 1819 zu Boston in Lincolnshire, gest. 5. Jan. 1890 in London, bildete sich zum Rechtsanwalt aus, wandte sich bald aber ganz der Litteratur zu und arbeitete, in London seinen dauernden Wohnsitz nehmend, für die Bühne. Die besten seiner Stücke, von denen höchstens »A hard struggle« sich auf dem Repertoire behauptet, sind: »The patrician's daughter« (1841), »Gerald« (1842), »The heard and the world« (1847), »Strathmore« (1849), »Philip of France« (1850), »Anne Blake« (1852), »A hard struggle« (1858), »Donna Diana« (1863), »Life for life« (1868); die Lustspiele: »Borough politics« und »The favourite of fortune« (1866), »Pure gold«, »Lamed for life« (1871) u. a. Auch veröffentlichte M. lyrische Dichtungen (darunter das schöne Gedicht »Death ride at Balaklava«), Novellen: »A lady in her own right« (1860), »Family credit« (1861), »The wife's portrait« (1870); ferner das biographisch-kritische Werk: »Our recent actors, with notices of living actors« (1888, 2 Bde.; neue Ausg. in 1 Bd., 1890) und zahlreiche andre Abhandlungen. M. gehört zu den bedeutendsten Vertretern des poetischen Dramas seiner Zeit. Seine »Dramatic and poetical works« erschienen gesammelt 1876 in 2 Bänden.

3) Philip Bourke, Sohn des vorigen, geb. 13. Aug. 1850 in London, gest. daselbst 13. Febr. 1887, erblindete in frühen Jahren, schrieb dennoch mehrere

Bände Gedichte, die einen feinen Sinn für Wohlklang, besonders im Sonett, verraten: »Song tide and other poems« (1871), »All in all« (1875), »Wind voices« (1883). Seine sämtlichen Gedichte erschienen 1892 mit seiner Biographie von Louise Chandler Moulton.

Marston-Moor (spr. márst'n-mūr), Ebene u. Dorf in der engl. Grafschaft York, 11 km von der Stadt York, berühmt durch den Sieg des Parlamentsheeres unter dem Grafen von Manchester und Cromwell über die königlichen Truppen unter dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz und dem Grafen von Newcastle am 2. Juli 1644.

Marstrand, Hafenstadt im schwed. Län Gotenburg und Bohus, auf einer Schäreninsel, mit der hoch aufragenden Festung Karlsten, Seebad und (1890) 1480 Einw. Der treffliche Hafen wird durch zwei Forts geschützt. M. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Marstrand, Wilhelm, dän. Maler, geb. 24. Dez. 1810 in Kopenhagen, gest. daselbst 25. März 1873, bildete sich auf der Akademie daselbst, zu München und später in Rom. M. pflegte das humoristische Genre und malte namentlich Bilder nach Holbergs Lustspielen. Von 1853—59 war er Direktor an der Akademie zu Kopenhagen.

Marsupialia (lat.), soviel wie Beuteltiere (s. d.).

Marsyas, in der griech. Mythologie ein phrygischer Silen, Sohn des Hyagnis oder Oiagros, oder



Apollon und Marsyas (Relief).

Mäandros oder Olympos (s. d.), auch Lehrer des letztern, ursprünglich Gott des gleichnamigen Flusses bei Kelänä, Repräsentant des phrygischen Flötenspiels im Gegensatz zum Apollinischen Kitharspiel der Griechen. M. sollte die von Athene weggeworfene Flöte gefunden und sich mit dem die Kithara spielenden Apollon in einen musikalischen Wettstreit eingelassen haben, wobei verabredet war, daß der Sieger mit dem Besiegten nach Gutdünken verfahren könne. Nachdem die Musen zu gunsten des Apollon entschieden hatten, hing dieser den Besiegten an einer Fichte auf und ließ ihm die Haut abziehen. Das Standbild des M. wurde auf dem Markte als Symbol der Freiheit aufgerichtet. Der Wettkampf des M. und Apollon wurde häufig Gegenstand künstlerischer Darstellung, namentlich auf Vasen. Zu einer Gruppe, welche M. am Baum zur Schindung aufgehängt mit andern Figuren (Apollon und dem Henkersknecht) enthielt, gehört eine in vielen Kopien enthaltene Statue des M. (die beste Wiederholung in Florenz, »der Schleifer«). Eine große treffliche Statue, nach einem Meisterwerk des Myron gearbeitet, welche M. im Begriff, die Flöte aufzuheben zeigt, enthält das lateranische Museum zu Rom. Eine Reliefdarstellung gibt die Abbildung. Vgl. Hirschfeld, Athena und M. (Berl. 1872); L. v. Sybel, Athene und M. (Marb. 1879); Jordan, M. auf dem Forum in Rom (Berl. 1883); Preller-Robert, Griechische Mythologie, Bd. 1, S. 732 f. (das. 1894).

Mart., Abkürzung für K. F. P. v. Martius (s. d.).

Martaban, großer Busen des Indischen Ozeans an der Westküste von Hinterindien, zwischen 17—15° 15' nördl. Br. und 95° 35'—98° 5' östl. L. v. Gr., begrenzt von den Küsten von Pegu und Tenasserim, nimmt den Irawadi und den Salwen auf. Wichtigste Häfen sind: Rangun, Maulmain und Amherst. Die früher große und mächtige Stadt M., am Salwen, ist jetzt ein ärmliches Dorf.

Martana, Insel im See von Bolsena (s. d.).

Martel (spr. -tell), Stadt im franz. Depart. Lot, Arrond. Gourdon, unweit der Dordogne, an der Orléansbahn, mit Ringmauern, Kirche aus dem 15., Stadthaus aus dem 14.—16. Jahrh., Weinbau, Trüffelhandel und (1891) 1341 (als Gemeinde 2397) Einw.

Martel (spr. -tell), Louis Joseph, franz. Staatsmann, geb. 15. Sept. 1813 in St.-Omer, gest. 4. März 1892 in Evreux, ward erst Advokat, dann Richter in seiner Vaterstadt, 1849—51 Mitglied der Legislative, 1863 u. 1869 als Kandidat der Opposition in den Gesetzgebenden Körper gewählt, 1871 Mitglied und Vizepräsident der Nationalversammlung, in der er anfangs zum rechten Zentrum gehörte, sich aber nach Thiers' Sturz den gemäßigten Republikanern anschloß. 1876 in den Senat gewählt, der ihn zu seinem ersten Vizepräsidenten ernannte, übernahm er im Ministerium Simon (Dezember 1876 bis Mai 1877) Justiz und Kultus. Vom Januar 1879 bis Mai 1880 war er Präsident des Senats.

Martel de Janville (spr. martell d'schangwil'), Gabrielle, Gräfin de, geborne de Riqueti de Mirabeau, franz. Schriftstellerin, geb. 1850 auf Schloß Koëtsal in der Bretagne, stammt durch ihren Vater aus dem Haus des berühmten Mirabeau und ist die letzte dieses Namens. Unter dem Pseudonym Gyp hat sie seit 1882 eine stattliche Reihe von Romanen u. Novellen veröffentlicht, deren Eigenart in einer vornehmen Rücksichtslosigkeit gegen herkömmliche Ideen und Gebräuche wurzelt. Die Schriftstellerin ist drollig durch die Einfälle, die sich auf diesem von allen Konvenienzlügen, aber auch von aller Pietät gereinigten Felde jagen, wie durch ihre bunte Sprache, zu der das Parlament, das Künstleratelier, die Straße, die Kinderstube das Ihrige beisteuern müssen. Unter andern erschienen bisher: »Petit Bob« (1882), »Ce que femme veut«, »Autour du mariage« (1883), »Le monde à côté«, »Plume et poil« (1884), »Le Druide«, »Elles et lui«, »Le plus heureux de tous« (1885), »Sac à papier« (mit dem General Ambert), »Autour du divorce«, »Dans le train« (1886), »Joies conjugales«, »Les chasseurs« (1887), »Mlle. Loulou«, »Petit bleu«, »Bob au salon de 88« (1888), »Ohé, les psychologues!«, »Mlle. Ève«, »Tante Joujou« (1892), »Monsieur le duc«, »Madame la duchesse«, »Pas jaloux!« (1893), »Journal d'un philosophe« (1894), »Leurs âmes« (1895). Mit der dramatischen Bearbeitung von »Mlle. Ève« erzielte Gyp (1895) einen Erfolg, der ihr mit »Autour du mariage«

nicht zu teil geworden war. Sie hat sich in der Tageslitteratur eine selbständige Stellung geschaffen; man sagt von ihr, sie reiße der Aristokratie, die sich vor der emporgekommenen Finanz erniedrigt, die Maske ab, die ihr noch den Schein der Respektabilität ließ, und setze so, den Gesetzen des Atavismus gehorchend, das Zerstörungswerk des großen Mirabeau fort.

Martell, Karl, s. Karl 1).

Martellāto (ital., »gehämmert«), Bezeichnung in der Klaviermusik: heftig und hart anzuschlagen.

Martellotürme, Türme mit zwei gewölbten Stockwerken und einer Plattform für 1—3 Kanonen, wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Engländern zur Bewachung und zum Schutz ihrer Küsten angelegt und dienen jetzt als Wachttürme gegen die Schleichhändler. Die Benennung rührt von den Martellos genannten Türmen auf den Küsten von Sardinien und Corsica her, die zur Zeit Karls V. gegen die Seeräuber angelegt wurden.

Martellthal (Mortellthal), rechtes Seitenthal des obern Etschthales (Vintschgau) in Tirol, erstreckt sich 30 km lang vom Zufallferner (mit großartigem Thalschluß) bis Morter an der Etsch. Das Thal enthält das Pfarrdorf Mortell mit (1890) 86 (als Gemeinde 960) Einw. und wird von der Plima durchflossen. Aus dem M. führt westlich das Madritschjoch, 3119 m, in das Suldenthal. Das M. hatte 1888, 1889 und besonders 1891 durch Überschwemmungen eines aus dem Zufallferner ausgebrochenen Stausees zu leiden.

Marten, die Waben eines Bienennestes.

Marten, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Dortmund, an der Linie Herne-Dortmund der Preußischen Staatsbahn, 87 m ü. M., hat bedeutenden Steinkohlenbergbau, Maschinenbau für Bergwerke und Hütten, Koks- und Ziegelbrennerei und (1890) 3933 Einw.

Martène (spr. -tän'), Edmond, gelehrter Benediktinermönch, geb. 1654 in St.-Jean-de-Lône, gest. 20. Juni 1739 in St.-Germain-des-Prés, trat mit 18 Jahren in die Kongregation der Mauriner und durchforschte 1708—24 mit dem Ordensgenossen Ursin Durand die Bibliotheken vieler Klöster und Kirchen in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden, um Dokumente für die »Gallia christiana«, an deren Ausgabe die Mauriner arbeiteten, ausfindig zu machen. Aus seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: »Commentarius in regulam sancti patris Benedicti« (Par. 1690, 2. Aufl. 1695); »De antiquis monachorum ritibus« (Lyon 1690, 2 Bde.); »De antiquis ecclesiae ritibus« (Rouen 1700—1702; 2. Ausg. 1730—38, 4 Bde.); »Thesaurus novus anecdotorum« (Par. 1717, 5 Bde.) und die Sammlung »Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio« (das. 1724—33, 9 Bde.).

Martens, 1) Georg Friedrich von, Diplomat und Publizist, geb. 22. Febr. 1756 in Hamburg, gest. 21. Febr. 1821 in Frankfurt a. M., studierte in Göttingen die Rechte, bildete sich dann in Wetzlar, Regensburg und Wien weiter aus, erhielt 1783 eine Professur der Rechte zu Göttingen und ward 1789 in den Adelstand erhoben. Von 1808—13 bekleidete er die Stelle eines Staatsrats und dazu seit 1810 die eines Präsidenten der Finanzsektion im Staatsrat des Königreichs Westfalen. 1814 wurde er vom König von Hannover zum Geheimen Kabinettsrat und 1816 zum Bundestagsgesandten ernannt. Sein Hauptwerk ist der »Recueil des traités« (Götting. 1791—1801, 7 Bde., und 4 Supplementbde., 1802—1808), der, mit 1761 beginnend, in dem »Nouveau recueil« (das. 1817—42, 16 Bde.) und den »Nouveaux suppléments« (das. 1839—43, 3 Bde., und Register, 2 Bde.) von Karl von M., Saalfeld und Murhard bis 1839 fortgeführt wurde. Eine weitere Fortsetzung bildet Murhards »Nouveau recueil général des traités«, fortgesetzt von Pinhas, Samwer und Hopf (Götting. 1840—75, 20 Bde. mit Generalregister bis 1874; 2. Serie, das. 1876—86, 10 Bde.; Bd. 11—20 von Störk, 1887—95). Von M.' übrigen Werken sind hervorzuheben: »Précis du droit des gens modernes de l'Europe« (1789; 3. Aufl., Götting. 1821; neu bearbeitet von Pinheiro-Ferreira, 1858, 2 Bde.; 1864); »Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts« (das. 1800—1802, 2 Bde.); »Cours diplomatique« (Berl. 1801, 3 Bde.); »Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europäischen Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem Ende des 15. Jahrhunderts« (das. 1807). — M.' Neffe Karl von M. (geb. 1790 in Frankf. a. M., gest. 28. März 1863 als großherzoglich weimarischer Ministerresident a. D. in Dresden) schrieb noch: »Manuel diplomatique« (Leipz. 1823), das im »Guide diplomatique« (das. 1832, 2 Bde.; 5. Aufl. von Geffcken, 1866) eine neue Bearbeitung erhielt; »Causes célèbres du droit des gens« (das. 1827, 2 Bde.) und »Nouvelles causes célèbres, etc.« (das. 1843, 2 Bde.), beide in neuer Auflage 1858—61, 5 Bde.; »Recueil manuel et pratique de traités« (das. 1846—57, 7 Bde.; fortgesetzt von Geffcken, 1885—88, Bd. 1—3).

2) Eduard von, Zoolog, geb. 18. April 1831 in Stuttgart, studierte seit 1849 Medizin und Naturwissenschaft in Tübingen, München und Berlin, wurde 1855 Assistent, 1859 Kustos am zoologischen Museum in Berlin und ist gegenwärtig dessen zweiter Direktor und außerdem außerordentlicher Professor an der Universität. Als wissenschaftliches Mitglied nahm er an der königlichen preußischen Expedition nach Ostasien 1860—62 teil und bearbeitete den zoologischen Teil des offiziellen Werkes über diese Expedition (Berl. 1865—76, 2 Bde.). Außerdem bearbeitete er die Mollusken für Fedtschenkos »Reise in Turkestan« (Mosk. 1874—80) und schrieb: »Über vorderasiatische Konchylien« (Kassel 1874), »Die Weich- und Schaltiere« (Prag 1883); auch gab er »Konchologische Mitteilungen« (das. 1880—89, 3 Bde.) heraus.

3) Friedrich von, Völkerrechtslehrer und Publizist, geb. 15. Aug. 1843 zu Pernau in Livland, absolvierte das Studium der Rechte an der Petersburger Universität, hörte dann noch in Wien, Heidelberg und Leipzig Vorlesungen, trat 1868 in das russische Ministerium des Auswärtigen und wurde hier dem Reichskanzler Fürst Gortschakow für besondere Aufträge attachiert. Seit 1871 ist er Professor des Völkerrechts an der Petersburger Universität sowie Professor des Staatsrechts an der kaiserlichen Rechtsschule und am kaiserlichen Alexander-Lyceum daselbst. Außer zahlreichen Aufsätzen in russischen, französischen und deutschen Zeitschriften sind von ihm erschienen: »Über das Recht des Privateigentums im Krieg« (russ., Petersb. 1869); »Das Konsulatwesen und die Konsularjurisdiktion im Orient« (russ., das. 1873; deutsch von Skerst, Berl. 1874); »Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères« (im Auftrag des Auswärtigen Ministeriums, Petersb. 1874—95, 11 Bde.); »Die Brüsseler

Konferenz und der orientalische Krieg von 1877—1878« (russ., das. 1878); »Das internationale Recht der zivilisierten Nationen« (zuerst russisch; deutsche Ausg. von Bergbohm, Berl. 1884—85, 2 Bde.; franz., Par. 1887—88, 3 Bde.); »La Russie et l'Angleterre en Asie centrale« (Brüssel 1879, auch russ., deutsch u. engl.); »La question égyptienne« (das. 1882); »Le conflit de la Russie avec la Chine« (das. 1881; auch deutsch u. russ.); »La conférence africaine de Berlin et la politique coloniale des États modernes« (das. 1887). M. ist Vizepräsident des »Instituts für internationales Recht« (s. d.) und war 1891 im Auftrage der russischen Regierung Schiedsrichter zwischen England und Frankreich in der Neufundlandsfrage.

Martensen, Hans Lassen, namhafter dän. Theolog, geb. 19. Aug. 1808 in Flensburg, gest. 4. Febr. 1884 in Kopenhagen, wirkte als Professor der Theologie in Kopenhagen, seit 1845 auch als Hofprediger und seit 1854 zugleich als Bischof von Seeland. Von ihm rühren her schätzbare Studien über die ältern deutschen Mystiker und eine Reihe von Predigtsammlungen (deutsch, Gotha 1859), außerdem folgende Werke: »Die christliche Dogmatik« (4. Aufl., Kopenh. 1881; deutsch, 3. Aufl., Leipz. 1886); »Grundrids til moralphilosophiens System« (3. Aufl., Kopenh. 1879); »Die christliche Taufe« (deutsch, 2. Aufl., Gotha 1860); »Die christliche Ethik« (2 Tle.; deutsch, allgemeiner Teil, 6. Aufl., Berl. 1892; spezieller Teil, 5. Aufl., das. 1894); »Jakob Böhme« (deutsch, Leipz. 1882) und seine Autobiographie: »Aus meinem Leben« (übersetzt von Michelsen, Karlsr. 1883—84, 3 Bde.; 2. Aufl., Berl. 1891). Auch erschien sein Briefwechsel mit J. A. Dorner (Berl. 1887, 2 Bde.).

Marterln, s. Leichenbretter.

Martersäulen, s. Passionssäulen.

Martersteig, Friedrich, Maler, geb. 11. März 1814 in Weimar, machte hier seine Studien von 1829—34 und setzte sie dann in Düsseldorf unter Hildebrandt und Schadow fort. 1838 ging M. nach Paris und ward Schüler von Delaroche. Er malte hier Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg, darunter die Übergabe von Breisach an Herzog Bernhard von Weimar (jetzt im Rathaus zu Weimar), aus der Schweizer Geschichte, sechs Bilder aus dem Leben Luthers, die Übergabe der Augsburger Konfession und die Verurteilung von Huß. 1848 verließ er Paris und malte auf der Wartburg die Ankunft der heil. Elisabeth. Sodann übernahm er in Weimar 1854 eine Zeichenlehrerstelle am Sophienstift. Hier entstanden unter anderm: Thomas Münzers letzter Gang, Bilder aus Hermann und Dorothea, Luthers Ankunft in Worms (1860), Huttens Dichterkrönung (1861), Savonarolas Geschichte in sieben Kartons, Schwur und Vertreibung der Salzburger Protestanten. Seine Gemälde zeichnen sich mehr durch gewissenhaftes Streben als durch geniale Begabung aus. Seit 1848 ist er Mitglied der Berliner Akademie.

Marterwoche, soviel wie Karwoche.

Martes (lat.), Marder.

Martha, Schwester des Lazarus und der Maria von Bethanien, bekannt als geschäftige Hausfrau, ging nach der Legende später nach Gallien und liegt in Tarascon begraben. Ihr Tag ist der 29. Juli.

Marthahäuser (Marthaheim, Marthahof), Anstalten der innern Mission, in denen junge Mädchen zu brauchbaren Dienstboten ausgebildet werden, und die vielfach auch stellenlosen unbescholtenen Mädchen zeitweilige Unterkunft bieten, bis sie eine passende Stelle gefunden haben. Diese M., die besonders auch die kirchliche Erziehung ihrer Pfleglinge zu fördern trachten, stehen meist unter der Leitung von Diakonissinnen. Nicht selten besorgen sie auch die Vermittelung von Dienststellen. Die erste derartige Anstalt wurde 1842 in Paris ins Leben gerufen; die erste deutsche gründete 1854 Th. Fliedner in Berlin; zur Zeit bestehen in Deutschland gegen 60 M. Vgl. Schneider, Die innere Mission in Deutschland (Braunschw. 1888); Konschel, Die Frauenfrage (Gotha 1890).

Martha's Vineyard (spr. winnjērd), Insel an der Südküste des nordamerikan. Staates Massachusetts, östlich von New York, 27 km lang, bis 18 km breit, 260 qkm (4,7 QM.) groß, wenig fruchtbar, mit (1890) 4369 Einw., die früher Walfischfang trieben, jetzt aber hauptsächlich von den zahlreichen Fremden leben, die im Sommer namentlich Cottage City sowie Edgartown, Katama 2c. bewohnen. Am Westende der Insel, bei Cay Head, sind die Überreste der Indianer angesiedelt, die früher Cape Cod und die Inseln bewohnten. Im August finden in den den Methodisten gehörigen Gründen deren Camp Meetings statt, bei denen an 20,000 Menschen ein Lager beziehen und sich religiösen Übungen hingeben.

Marthenholz, s. Rotholz.

Martial d'Auvergne (spr. marßjál dōwérnj'), franz. Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, s. Französische Litteratur, S. 786.

Martialgesetze, veralteter Ausdruck für die während des Kriegszustandes zur Geltung kommenden gesetzlichen Bestimmungen. In England versteht man unter martial law (Kriegsrecht) die gesetzlichen Bestimmungen, welche dann Platz greifen, wenn bei Aufruhr oder Auflauf die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung auf die Militärgewalt übergeht, insbes. das Armeeverwaltungsgesetz (Mutiny Act) und die Aufruhrakte (Riot Act). Vgl. Belagerungszustand und Kriegszustand.

Martiālis (lat.), zum Eisen gehörig, Eisen enthaltend 2c., z. B. Aquae martiales, eisenhaltige Mineralwässer; Martialia medicamenta, Eisenmittel.

Martiālis, Marcus Valerius, röm. Epigrammendichter, um 40—102 n. Chr., aus Bilbilis in Spanien, kam, zum Juristen vorgebildet, in einem Alter von 22 Jahren zu weitern Studien nach Rom, zog es aber vor, wie er selbst sagt, casu vivere, d. h. sich seinen Unterhalt von der Gunst der Kaiser (besonders Domitians) und der Vornehmen, die er sich namentlich durch Gelegenheitsgedichte voll niedriger Schmeichelei erwarb, darreichen zu lassen. Als er unter Trajan um 98 in seine Vaterstadt zurückkehrte, war er so arm, daß ihn der jüngere Plinius mit Reisegeld unterstützen mußte. Auch in der Heimat verschaffte ihm seine Kunst Gönner und sogar den Besitz eines Landgutes; doch sehnte er sich stets nach Rom zurück. Sein Ruhm gründet sich auf 15 Bücher Epigramme, die alle Gebrechen und Laster der damaligen Gesellschaft mit Geist und beißendem Witz, aber ohne sittlichen Ernst schildern. In der Leichtigkeit der Versifikation wetteifert M. mit Ovid. Neben dem elegischen Versmaß bedient er sich häufig der Hendekasyllaben und des Choliambus. Bedeutendste Ausgaben von Schneidewin (Grimma 1842, 2 Bde.), Friedländer (Leipz. 1886, 2 Bde.), Gilbert (das. 1886); Übersetzung von Berg (Stuttg. 1869).

Martiālisch (lat.), kriegerisch, streitbar, wild; Martialität, kriegerisches Wesen.

Martiānus Capella, aus Madaura in Afrika, Sachwalter in Karthago, verfaßte im Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. eine Encyklopädie der sieben freien Künste unter dem Titel: »De nuptiis Philologiae et Mercurii« in 9 Büchern, nach dem Muster der Menippeischen Satiren des Varro in einer Abwechselung von Prosa und metrischen Einlagen. Das geschmacklose Machwerk war im frühern Mittelalter ein beliebtes Schulbuch. Neuere Ausgaben von Kopp (Frankf. 1836) und Eyssenhardt (2. Aufl., Leipz. 1893). Eine dem Notker beigelegte althochdeutsche Übersetzung des Werkes gab Graff (Berl. 1837) heraus.

Martignac (spr. -tinjack), Jean Baptiste Gage, Vicomte de, franz. Staatsmann, geb. 1776 in Bordeaux, gest. 3. März 1832, begleitete 1798 Sieyès als Privatsekretär nach Berlin und ließ sich sodann als Advokat in Bordeaux nieder. Da er während der Hundert Tage in einer Broschüre gegen Napoleon I. auftrat, erhielt er nach der zweiten Restauration die Stelle eines Generalprokurators zu Limoges. 1821 in die Deputiertenkammer gewählt, schloß er sich hier der konstitutionellen Partei an und bekundete bedeutende Rednertalente. Bei der Expedition nach Spanien 1823 bekleidete er die Stelle eines Zivilkommissars; 1824 ward er zum Staatssekretär, darauf zum Direktor der Domänen und zum Vicomte befördert. Nach Rücktritt des Ministeriums Villèle 3. Jan. 1828 zum Minister des Innern ernannt, erlangte er im neuen Ministerium durch seine versöhnliche, gemäßigte Haltung gegen die Liberalen und seine staatsmännische Einsicht den überwiegenden Einfluß. Er begann eine zweckmäßige Reform der Verwaltung und entfernte viele dem Volk verhaßte Personen aus derselben. Er erkannte namentlich die Notwendigkeit einer Dezentralisation des Verwaltungsorganismus, um eine gesunde Entwickelung zur Freiheit zu ermöglichen, und legte 1829 der Kammer ein Munizipal- und Departementalgesetz vor, welches indes trotz der glänzenden Verteidigung Martignacs nicht die Zustimmung derselben fand. Infolgedessen sah er sich genötigt, 8. Aug. 1829 vom Ministerium zurückzutreten. M. hielt sich nun 1830 in der Deputiertenkammer zur Opposition und war unter denen, welche die Adresse der 221 unterstützten. Dennoch trat er nach der Julirevolution in der Kammer als Verteidiger des Charakters Karls X. auf und führte mit edler Freimütigkeit in dem Prozeß gegen die Exminister die Verteidigung Polignacs. Nach seinem Tode erschien von ihm: »Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823« (Par. 1832, 3 Bde.). Vgl. E. Daudet, Le ministère de Mons. de M. (Par. 1875).

Martigny (spr. -tinji, deutsch Martinach), 1) (M. la Ville) Stadt und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Wallis, 447 m ü. M., in sumpfiger Gegend nahe dem linken Ufer der Dranse bei ihrer Mündung in die Rhône, an der Jura-Simplonbahn (Linie Bouveret-Brieg), mit (1888) 1552 Einw. — 2) (M. le Bourg, M.-Burg) Flecken daselbst in fruchtbarer, weinreicher Lage, mit 1240 Einw. — 3) M.-Combe, Gemeinde daselbst, aus mehreren Dörfern rc. bestehend, am linken Ufer der untern Dranse, zählt 1514 Einw. Ein Seitenthal führt über Forclaz und den Col de Balme (2204 m) ins Chamonix-, während die Dranse selbst nach den Oberstufen des Aostathals leitet. Im Namen bewahrt M. die Erinnerung an den Sendboten Martinus (4. Jahrh.); der ursprünglich keltische Ort wurde 57 v. Chr. von den Römern besetzt (Octodurum).

Martigny (spr. -tinji), Joseph Alexandre, Archäolog, geb. 22. April 1808 in Sauverny (Ain), erhielt 1832 die Priesterweihe und wurde 1849 Erzpriester von Bâgé le Châtel, wo er 18. Aug. 1880 starb. Er hat sich um die christliche Archäologie große Verdienste erworben und gab außer mehreren Übersetzungen aus dem Italienischen unter anderm heraus: »Notice historique, liturgique et archéologique sur le culte de sainte Agnès dans les premiers siècles« (1847); »De la représentation d'Orphée sur les monuments chrétiens primitifs« (1857); »Des anneaux chez les premiers chrétiens« (1858); »Étude archéologique sur l'agneau et le bon pasteur« (1860); »Dictionnaire des antiquités chrétiennes« (1865, 2. Aufl. 1877).

Martigues (spr. martigh'), Stadt im franz. Depart. Rhônemündungen, Arrond. Aix, auf mehreren kleinen, durch Brücken verbundenen Inseln am Strandsee von Berre, welcher durch den Kanal von M. nach Bouc mit dem Mittelländischen Meer (Golf von Fos) in Verbindung steht, an der Lyoner Bahn, hat einen Hafen, Seesalzgewinnung, Ölfabriken, Fischfang, Bereitung von Fischkonserven, Schiffbau und (1891) 4340 (als Gemeinde 5918) Einw.

Martin (Martinus, »Kriegerischer«), Heiliger, s. Martin von Tours.

Martin, Name von fünf Päpsten: 1) M. I. (St. M.), geb. zu Todi in Toscana, war erst Gesandter in Konstantinopel und bestieg 649 den päpstlichen Stuhl. Er hielt das erste Laterankonzil gegen die Monotheleten, weshalb ihn Kaiser Constans II. 653 von Rom wegführen, nach einem einjährigen Aufenthalt auf Naxos nach Konstantinopel bringen, wegen Hochverrats verurteilen ließ und im März 655 nach Cherson verbannte, wo M. 16. Sept. d. J. starb. Sein Gedächtnistag ist der 12. November.

2) M. II., besser Marinus I. genannt, aus Montefiascone, saß vom Dezember 882 bis April oder Mai 884 auf dem päpstlichen Stuhl.

3) M. III., besser Marinus II., aus Rom, ward 942 zum Papst erwählt, starb im April 946.

4) M. IV., vorher Simon von Brion, aus einem Adelsgeschlecht der Touraine, war Schatzmeister des Erzbistums Tours, wurde 1260 zum Kanzler Ludwigs IX. von Frankreich, 1261 zum Kardinal ernannt und 1281 zum Papst gewählt. Seine Politik stand in voller Abhängigkeit von Karl von Anjou, der ihm die Tiara verschafft hatte. Gegen die Deutschen hegte er wilden Haß und trat den Wünschen Rudolfs von Habsburg, die Kaiserkrone zu erwerben, entgegen. Er starb 28. März 1285 in Perugia.

5) M. V. hieß eigentlich Otto Colonna, war unter Innocenz V. 1405 Kardinaldiakon und ward auf dem Konzil zu Konstanz 11. Nov. 1417 zum Papst erwählt. Die vor seiner Ernennung von ihm zugesagte Reformation der Kirche beschränkte er auf die Beseitigung einiger unwesentlicher Mißbräuche und schloß mit Deutschland, Frankreich und England Separatkonkordate, die jedoch nicht zur Ausführung kamen. Am 19. April löste er das Konzil auf und berief 1423 ein neues nach Pavia, das nach einigen Monaten nach Siena verlegt und 1424 auf sieben Jahre vertagt wurde. Im Kirchenstaat glückte es ihm nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, seine Autorität herzustellen; in Rom entwickelte er eine bedeutende Bauthätigkeit und ließ insbes. die Laterankirche herstellen. Nachdem er 1. Febr. 1431 das neue Konzil nach Basel berufen, starb er 20. Febr. 1431.

Martin, 1) Vincente M. y Soler, gewöhnlich M. lo Spagnuolo genannt, Komponist, geb. 5. März 1754 in Valencia, gest. 11. Febr. 1810 in Petersburg, erhielt seine Ausbildung als Chorknabe an der dortigen Kathedrale, begab sich 1781, nachdem er zeitweilig in Alicante als Organist gewirkt hatte, später auch in Madrid als dramatischer Komponist aufgetreten war, nach Italien, wo er sich in wenigen Jahren eine Stellung unter den ersten Opernkomponisten des Landes errang. 1785 ging er nach Wien und hatte hier mit seiner »Cosa rara« einen Erfolg, welcher den von »Don Juan« und »Figaros Hochzeit« noch weit übertraf. Drei Jahre später folgte er einem Ruf als Operndirektor nach Petersburg. Als 1801 die französische Oper die italienische in Petersburg verdrängte, blieb M. dort als Privatlehrer. M. war neben Paesiello und Zingarelli einer der letzten würdigen Vertreter der neapolitanischen Schule, welche während des 18. Jahrh. die Opernbühnen von ganz Europa beherrschte; doch hat sich von seinen zahlreichen dramatischen und andern Kompositionen nichts erhalten als eine Melodie der oben genannten Oper »Cosa rara«, welche Mozart zur Tafelmusik im letzten Finale seines »Don Juan« verwendet hat.

2) Christoph Reinhard Dietrich, Prozessualist, geb. 2. Febr. 1772 in Bovenden bei Göttingen, gest. 13. Aug. 1857 in Gotha, wurde 1790 Advokat und zugleich Dozent an der Universität, 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor. In demselben Jahr folgte er einem Ruf nach Heidelberg, 1815 ging er als ordentlicher Professor und Oberappellationsgerichtsrat nach Jena. 1842 nahm er seine Entlassung und lebte hierauf erst zu Mügeln in Sachsen, von dessen Landständen er zum Mitglied des Staatsgerichtshofs für 1846—48 erwählt wurde, sodann zu Gotha. Er schrieb: »Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses« (Götting. 1800; 13. Aufl. von seinem Sohn, dem Justizamtmann Theodor M., Leipz. 1862); »Rechtsgutachten und Entscheidungen des Heidelberger Spruchkollegiums« (Heidelb. 1808); »Anleitung zu dem Referieren über Rechtssachen« (Götting. 1809, 3. Aufl. 1829); »Lehrbuch des deutschen gemeinen Kriminalprozesses« (Götting. 1812; 5. Aufl. von Temme, Leipz. 1857); »Lehrbuch des deutschen gemeinen Kriminalrechts« (Heidelb. 1820—25, 2. Aufl. 1829). Unter Mitwirkung seines Sohnes veröffentlichte er seine »Vorlesungen über die Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses« (Leipz. 1855—57, 2 Bde.).

3) Eduard, Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 22. April 1809 in Heidelberg, gest. 5. Dez. 1875 in Berlin, studierte in Jena, Heidelberg, Göttingen und Berlin, habilitierte sich 1835 in Jena als Privatdozent für Gynäkologie und ward 1837 außerordentlicher, 1846 ordentlicher Professor der Geburtshilfe und der Frauenkrankheiten und Direktor der Entbindungsanstalt daselbst. 1858 ging er in gleicher Eigenschaft nach Berlin und ward hier auch Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen und dirigierender Arzt in der Charité. Auf dem Gebiet der physiologischen und pathologischen Lagen- und Gestaltverhältnisse der Gebärmutter, der Beckenlehre, des Geburtslaufs, der künstlichen Frühgeburt, der Erkrankungen im Wochenbett, der Transfusion ꝛc. waren seine Arbeiten grundlegend. Er war einer der ersten Operateure bei Krankheiten des Eierstocks. Er schrieb: »Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen« (Erlang. 1854; 4. Aufl., Stuttg. 1880); »Handatlas der Gynäkologie und Geburtshilfe« (Berl. 1862; 2. Aufl., hrsg. von August Martin, 1878); »Die Neigungen und Beugungen der Gebärmutter« (das. 1866, 2. Aufl. 1870).

4) Konrad, Bischof von Paderborn, geb. 18. Mai 1812 zu Geismar im Eichsfeld, gest. 16. Juli 1879 in Belgien, studierte in Halle orientalische Sprachen, in München und Würzburg katholische Theologie und ward 27. Febr. 1836 in Köln zum Priester geweiht. Er ward darauf Rektor des Progymnasiums in Wipperfürth, dann Religionslehrer am katholischen Gymnasium in Köln und 1844 Professor der Theologie und Inspektor des Konvikts in Bonn. 1856 zum Bischof von Paderborn erwählt, entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit, um den kirchlichen Geist namentlich in der Diaspora in Sachsen und Thüringen, die seiner Diözese zugeteilt waren, zu heben; er errichtete in Paderborn ein Konvikt, in Heiligenstadt ein Knabenseminar und bewirkte die Stiftung zahlreicher neuer Pfarreien und den Bau vieler katholischer Kirchen in protestantischen Orten. In seinen Schriften: »Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands« (1864) und »Zweites Wort ꝛc.« (1866) behandelte er die Protestanten seiner Diözese als seine Untergebenen, und die Bekehrung von Protestanten zum Katholizismus sowie die katholische Taufe aller Kinder gemischter Ehen wurde von ihm nicht ohne Erfolg betrieben; ja, er knüpfte auch mit orthodoxen lutherischen Pastoren Verhandlungen über ihre »Rückkehr« zur katholischen Kirche an. Die Ansiedelung von Jesuiten wurde von ihm besonders begünstigt. 1869 wurde er nach Rom berufen, um an den Vorarbeiten für das vatikanische Konzil teilzunehmen. Auf demselben war er Mitglied der dogmatischen Kongregation und eifriger Vorkämpfer für die Infallibilität, welche er auch schriftstellerisch verteidigte (»Die Arbeiten des vatikanischen Konzils«, 3. Aufl., Paderb. 1873; »Vaticani concilii documentorum collectio«). Als in Preußen der Kulturkampf ausbrach, den M. mit der Diokletianischen Verfolgung verglich, gehörte er natürlich zu den schärfsten Gegnern der Regierung. Wiederholt zu hohen Geldstrafen, endlich 1874 zu Festungshaft verurteilt und im Januar 1875 abgesetzt, ward er in Wesel interniert, von wo er jedoch im Sommer 1875 nach Belgien entfloh. Er schrieb ferner: »Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Lehranstalten« (15. Aufl., Mainz 1873, 2 Bde.); »Lehrbuch der katholischen Moral« (5. Aufl., das. 1865); »Die Wissenschaft von den göttlichen Dingen« (3. Aufl., das. 1869); »Drei Gewissensfragen über die Maigesetze« (anonym, das. 1874), dessen erste Auflage wegen einer der Kurie anstößigen Stelle auf den Index gesetzt wurde; »Katechismus des römisch-katholischen Kirchenrechts« (Münst. 1875); »Drei Jahre aus meinem Leben« (Mainz 1877, 3. Aufl. 1878); »Blicke ins Jenseits« (das. 1878) u. a. Seine »Kanzelvorträge« erschienen gesammelt in 7 Bänden (Paderb. 1882—90). Vgl. Stamm, Dr. Konrad M. (Paderb. 1892; dazu »Urkundensammlung«).

5) Sir Theodore, engl. Schriftsteller, geb. 1816 in Edinburg, siedelte 1846 nach London über, wo er als schottischer Anwalt eine ausgedehnte Praxis hat. Er machte sich zuerst unter dem Namen Bon Gaultier durch Beiträge zu Zeitschriften bekannt, gab dann mit Aytoun (s. d.) das »Book of ballads« (14. Aufl. 1884) und einen Band Übersetzungen von Goethes Liedern und Balladen (1858) heraus. Ebenso übersetzte er aus dem Dänischen das Drama »König Renés

Tochter« von H. Hertz (1850) sowie Öhlenschlägers »Correggio« (1854) und »Aladdin« (1857). Später folgten metrische Übersetzungen der Oden des Horaz (1860), des Catull (1861), der »Vita nuova« von Dante (1861), von Heines Gedichten (1878), von Goethes »Faust« (1. Teil 1866, 2. Teil 1886). Ein Band »Poems, original and translated« erschien 1862. Sein Hauptwerk ist das im Auftrag der Königin Viktoria verfaßte »Life of his Royal Highness the Prince Consort« (1874—80, 5 Bde.; deutsch, Gotha 1876—81). Auch gab er das »Memoir of W. E. Aytoun« (1867), »Life of Lord Lyndhurst« (1883) und »Sketch of the life of Princess Alice« (1885) heraus.

6) Ernst, Germanist und Romanist, Sohn von M. 3), geb. 5. Mai 1841 in Jena, war 1863 Gymnasiallehrer in Berlin, habilitierte sich 1866 als Privatdozent in Heidelberg, wurde 1868 in Freiburg außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor, 1874 Professor in Prag, 1877 in Straßburg. Er veröffentlichte: »Mittelhochdeutsche Grammatik« (Berl. 1865, 11. Aufl. 1889); »Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, Rabenschlacht« (das. 1866); »Examen critique des manuscrits du roman de Renard« (Basel 1872); »Kudrun, herausgegeben und erklärt« (Halle 1872); »Reinaert« (Paderb. 1874); »Das Volksbuch Reynaert de Vos« (das. 1877); »Hermann von Sachsenheim« (1879); »Zur Gralsage« (Straßb. 1880); »Le roman de Renart« (das. 1882, Suppl. 1887); Wimpfelings »Germania«, übersetzt und erläutert« (Straßb. 1885); »Ausgewählte Dichtungen von Wolfhart Spangenberg« (das. 1887). M. ist auch Herausgeber der »Bibliothek der mittelhochdeutschen Litteratur in Böhmen« (Prag 1876—80, 3 Bde.), der »Elsässischen Litteraturdenkmäler des 14. bis 17. Jahrhunderts« (Straßb. 1878—87, 5 Bde.), der »Straßburger Studien; Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Litteratur des Elsasses« (mit Wiegand, das. 1882—88, 3 Bde.). Ferner gab er von Wackernagels »Geschichte der deutschen Litteratur« die 2., erheblich erweiterte Auflage heraus (Basel 1879—94, 2 Bde.).

7) Luis, Jesuitengeneral, geb. 1846 zu Melgar in der spanischen Provinz Burgos, trat 1865 in den Jesuitenorden, wurde 1868 infolge der Revolution aus Spanien vertrieben, kehrte aber 1874 zurück und leitete in Bilbao die Zeitschrift »Das heilige Herz«. Bald darauf wurde er Rektor der Universität Salamanca, 1885 Provinzial von Kastilien und 1891 Generalvikar in Rom. 1892 wurde er im Kloster Loyola bei Bilbao zum General des Ordens erwählt und nahm, wie sein Vorgänger Anderledy, seinen Sitz in Fiesole bei Florenz.

Martin (spr. -täng), 1) Bon Louis Henri, franz. Geschichtschreiber, geb. 20. Febr. 1810 in St.-Quentin, gest. in Paris 14. Dez. 1883, schrieb zuerst eine Reihe historischer Romane aus der Zeit der Fronde. 1833 begann er in Gemeinschaft mit Lacroix eine »Histoire de France par les principaux historiens« (Tours 1833 ff.) und sodann sein Hauptwerk, die »Histoire de France«, die zuerst in 15 Bänden erschien, erst vom 10. Bande ab unter dem Namen des Verfassers (Par. 1833—36). Nachdem sie rasch einen zweiten Abdruck erlebt, begann M. eine völlige Umarbeitung und Erweiterung in der 3. Auflage, welche 1838—54 in 19 Bänden erschien, und von der Band 10 und 11 (die Religionskriege) 1844, Band 14—16 (Zeitalter Ludwigs XIV.) 1856 den Preis Gobert erhielten. Für die 4. Auflage (1855—60, 17 Bde.), der eine populäre illustrierte Ausgabe: »Histoire de France populaire« (1867—85, 7 Bde.), folgte, erteilte das Institut 1869 M. den großen Preis von 20,000 Frank. Das Werk reicht bis zur Revolution, eine Fortsetzung dazu bildet die »Histoire de la France moderne, depuis 1789 jusqu'à nos jours« (2. Aufl. 1878—85, 5 Bde.), ein Sonderabdruck aus letzterm Werk ist die »Histoire de la Révolution française de 1789 à 1799« (1882, 2 Bde.). 1848 lehrte M. die Geschichte an der Sorbonne; die Reaktion entfernte jedoch den republikanisch gesinnten Geschichtschreiber vom Lehrstuhl, und in die Öffentlichkeit trat dieser erst 1870 wieder als Maire des 16. Arrondissements in Paris während der Belagerung und 1871 durch seine Wahl in die Nationalversammlung. 1876 wurde er im Depart. Aisne zum Senator erwählt. Auch gehörte er seit 1871 der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, seit 1878 der französischen Akademie an. Er war eifriger Republikaner und fanatischer Chauvinist. Von sonstigen Schriften sind außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften zu erwähnen: »Histoire de la ville de Soissons« (in Gemeinschaft mit Lacroix, 1837, 2 Bde.); »De la France, de son génie et de ses destinées« (1847); »Daniel Manin« (1859, 2. Aufl. 1861); »Jean Reynaud« (1863); »Pologne et Moscovie« (1863); »Vercingétorix« (ein Drama, 1865); »La Russie et l'Europe« (1866); »Études d'archéologie celtique« (1871); »Les Napoléons et les frontières de France« (1874) u. a. Vgl. Hanotaux, Henri M. (1885); Mainard u. Buquet, Henri M. (1884); J. Simon, Mignet, Michelet, Henri M. (1889).

2) Nicolas, franz. Dichter und Übersetzer, geb. 7. Juli 1814 in Bonn, gest. im August 1877 in Auteuil, ein Neffe Karl Simrocks, wurde in Belgien erzogen, fungierte eine Zeitlang als Zollbeamter in Dünkirchen und ging 1838 nach Paris, wo er Chef des Zentralzollbüreaus wurde. Im Auftrag des Unterrichtsministers Salvandy unternahm er 1850 eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland zur Erforschung der deutschen Sagenkreise, deren Ergebnisse er in dem Werk »France et Allemagne« (1852) veröffentlichte. Zu seinen poetischen Werken gehören: »Les harmonies de la famille« (1837); »Louise« (1842); »Les cordes graves« (1845); »Une gerbe« (1849); »Le presbytère« (1856); »Mariska« (1861); »Gazette en vers. Julien d'Apostat, poésies nouvelles« (1863), welche als »Poésies« (4. Aufl. 1867) gesammelt erschienen. Außerdem schrieb M. das kritisch-biographische Werk »Poètes contemporains de l'Allemagne« (1846—60, 2 Serien) und gab eine Übertragung der Grimmschen Hausmärchen (1846) sowie »Contes allemands« (nach Hebel und Simrock, 1866) heraus.

Martin von Tours, Heiliger, geb. um 316 in Sabaria (jetzt Steinamanger in Ungarn), ward Christ und, von seinem Vater dazu genötigt, Soldat im römischen Heere, wo er zu höhern Stellen aufstieg, ohne jedoch seine asketische Richtung zu verleugnen. Nach seinem Abschied siedelte er, in seiner Heimat von den Arianern verfolgt, zuerst nach Italien, später nach Frankreich über und ward 375 vom Volke auf den Bischofsstuhl von Tours erhoben. Um die Zelle, die er bei Tours als Bischof bewohnte, bauten sich noch 80 Mönche an, und so entstand das Kloster Marmoutiers, in welchem M., nachdem er mit Eifer das Christentum unter den Galliern verbreitet, um 400 starb. Den Bischöfen, welche dem Kaiser zur Anwendung der Todesstrafe gegen den Priscillianus (s. d.) geraten, sagte M. die Kirchengemeinschaft auf. Er

war der erste Heilige, dem in der römischen Kirche eine öffentliche Verehrung zu teil wurde, und sein Gedächtnistag (11. Novbr.) ist das Martinsfest (Martini), auf welches bei den Germanen viele Bräuche des alten, dem Wodan geweihten Herbstdankfestes übergegangen sind. Überreste desselben sind noch die Martinsgans, welche wahrscheinlich einst zu den Opfertieren gehörte, und der Martinstrunk, bei welchem der neue Wein geprüft wird. Die Kappe des heil. M. diente den fränkischen Königen als Heerfahne, ohne die sie nicht ins Feld zogen. Er ist der Schutzpatron Frankreichs sowie der von Mainz und Würzburg. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben, und Gregor von Tours (s. d.) hat die Wunder zusammengestellt, die der Heilige noch nach seinem Tode verrichtet hat. Vgl. Reinkens, Martin von Tour, der wunderthätige Mönch u. Bischof (3. Ausg., Gera 1876); Chamard, Saint M. et son monastère (Poitiers 1873); Scullard, M. of Tours (Lond. 1891).

Martin von Troppau (Martinus Polonus), mittelalterlicher Geschichtschreiber, geboren in Troppau, trat zu Prag in den Dominikanerorden ein (da die böhmischen Dominikaner zur polnischen Ordensprovinz gehörten, wird M. schon früh als »der Pole« bezeichnet), ging dann nach Rom und wurde päpstlicher Kaplan und Pönitenziar. 1278 ernannte ihn Papst Nikolaus III. zum Erzbischof von Gnesen, M. starb aber auf der Reise dahin in Bologna. Er schrieb außer Predigten und einer alphabetischen Übersicht über Gratians Dekret und die Dekretalen (Margarita Decreti) namentlich ein Kompendium der Weltgeschichte zum Gebrauch für Theologen, und zwar das letztere veranlaßt durch einen Befehl des Papstes Clemens IV. und in durchaus päpstlichem Sinne. Er arbeitete seine Chronik selbst mehrfach um und setzte sie bis 1277 fort. Sie gelangte früh zu hohem Ansehen und weiter Verbreitung und ward in mehrere Sprachen übersetzt, und so haben die zahlreichen Märchen und Fälschungen dieser papistischen Kompilation Eingang gefunden und sich bis in die Neuzeit behauptet, z. B. die Fabel von der Päpstin Johanna, die Einsetzung der sieben Kurfürsten durch den Papst u. a. Von Wert ist Martins Werk nur durch die zahlreichen Fortsetzungen, welche an verschiedenen Orten ihm beigefügt wurden. Herausgegeben ist es von Weiland in Pertz' »Monumenta Germaniae historica, Script.«, Bd. 22.

Martīna, die echten Marder, eine Unterfamilie der Marder, s. Raubtiere.

Martinach, Ort, s. Martigny.

Martīna Franca, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Tarent, mit schönem Palast der Familie Caraccioli, Steinbrüchen, Ölgewinnung und (1881) 14,454 (als Gemeinde 19,257) Einw.

Martineau (spr. -nō), 1) Harriet, engl. Schriftstellerin, geb. 12. Juni 1802 zu Norwich in Norfolk, gest. 27. Juni 1876 zu Ambleside in Westmoreland, bereiste 1836 Nordamerika, später den Orient. Außer Erzählungen, Beschreibungen ihrer Reisen, Schriften belehrenden Inhalts über das Schul- und Armenwesen und Kinderschriften veröffentlichte sie als ihre Hauptwerke: »Illustrations of political economy« (Lond. 1832—34, 9 Bde.; neue Ausg. 1859), worin sie die sozialen und ökonomischen Lehren der Benthamschen Schule, besonders Malthus', in wirkungsvollen Erzählungen veranschaulicht; »Eastern life past and present« (1846, neue Ausg. 1875), ein Ergebnis ihrer orientalischen Reise; die treffliche »History of England during the thirty years' peace« (2 Bde.; deutsch, Berl. 1853—54, 4 Bde.); »Household education« (1849, neue Ausg. 1864); »England and her soldiers« (1859); »Health, husbandry and handicraft« (1861); »Biographical sketches« (1869, 4. Aufl. 1876). Mit Atkinson veröffentlichte sie die comtistischen »Letters on the laws of man's nature and development« (1851) und »Letters from Ireland« (1853). Auch ist ihre freie Bearbeitung von Comtes »Philosophie positive« (1853) zu erwähnen. Ihre Autobiographie erschien 1876 in 3 Bänden. Vgl. Mrs. Miller, Harriet M. (Lond. 1884).

2) James, Bruder der vorigen, geb. 21. April 1805 in Norwich, wurde 1828 unitarischer Geistlicher und 1868 Professor an dem Manchester New College in London. Er gehört zu den bedeutendsten englischen Denkern auf dem Gebiete der Religionsphilosophie. Seine Schriften zeichnen sich durch geniale Beredsamkeit, Wärme und Feinheit aus. Die bedeutendsten sind: »Rationale of religious inquiry« (1836); »Endeavours after the Christian life« (1843); »A study of Spinoza« (1882); »Types of ethical theory« (1885, 2 Bde.); »A study of religion« (1888); »The seat of authority in religion« (1890); »Essays, reviews and addresses« (1891, 4 Bde.).

Martineștie (Martineschti), Dorf im rumän. Kreis Rimnicu-Sărat, am Rimnik, berühmt durch den Sieg der Russen unter Suworow und der Österreicher unter dem Prinzen von Koburg über die Türken 22. Sept. 1789.

Martinet (spr. -nä), Achille Louis, franz. Kupferstecher, geb. 21. Jan. 1806 in Paris, gest. daselbst 11. Dez. 1877, war Schüler des Kupferstechers Forster und des Malers Heim und stach mit gründlichem Verständnis und genauem Eingehen in den Geist und das Kolorit der Originale meist religiöse u. Historienbilder. Seine Hauptblätter sind nach Raffael: die Madonna mit dem Stieglitz, die Madonna mit dem Palmbaum, die Madonna del Granduca, die mit der Nelke und das schlafende Christuskind; nach Murillo: die Geburt der Maria; nach Delaroche: Maria in der Einöde, Karl I. in der Wachtstube von Cromwells Soldaten verspottet; nach Gallait: Egmonts letzte Augenblicke, die Ausstellung der hingerichteten Grafen Egmont u. Hoorn; nach Cogniet: Tintoretto am Sterbebett seiner Tochter.

Martinez Campos, Arsenio, span. General, geb. 1834, nahm im Generalstab O'Donnells 1859 am Kriege gegen Marokko teil. 1864 ward er mit dem Range eines Obersten zur Armee nach Cuba gesandt, wo er bis 1870 blieb. Nach Spanien zurückgekehrt, kämpfte er an der Spitze einer Brigade gegen die Karlisten im Norden, wurde nach der Abdankung des Königs Amadeus 1873 wegen seiner feindseligen Haltung gegen die Republik abgesetzt und verhaftet, aber 1874 wieder befreit und an die Spitze einer Division und dann des dritten Korps gegen die Karlisten gestellt. Durch seine Tapferkeit und seine Erfolge erwarb er sich bei der Armee eine so große Popularität, daß er Ende 1874 in Sagunto den Prinzen Alfons von Bourbon zum König ausrufen konnte. Alfons XII. ernannte ihn zum Generalkapitän von Katalonien und zum Oberbefehlshaber der Nordarmee; durch den Sieg von Pena de Plata (im März 1876) über Don Carlos machte er dem Karlistenaufstand ein Ende und wurde zum Generalkapitän der Armee befördert. 1877 übernahm M. den Oberbefehl in Cuba, um den Aufstand daselbst zu unterdrücken. Er erreichte aber die Herstellung der Ruhe daselbst im Convenio von

Camaguey nur durch bedeutende Zugeständnisse an die Insurgenten in Bezug auf politische und finanzielle Reformen in Cuba. Da der Ministerpräsident Canovas de Castillo die letztern besonders mißbilligte, trat M. im März 1879 an die Spitze des spanischen Ministeriums, um die Genehmigung seiner cubanischen Politik seitens der Cortes zu erreichen. Da dieselbe verweigert wurde, legte M. das Präsidium des Kabinetts nieder, verband sich hierauf mit den Konstitutionellen, der sogen. dynastischen Opposition unter Sagasta, stürzte seinen Gegner Canovas 1881 und übernahm dann in dem neuen Ministerium das Porteuille des Krieges, das er bis 1883 behielt. 1887 wurde er zum Generalkapitän von Madrid ernannt, eine Stellung, die er im Juni 1888 wieder aufgeben mußte. Dafür wurde er bald darauf abermals Generalkapitän von Katalonien, als welcher er vom Anarchisten Pallas 24. Sept. 1893 durch ein Bombenattentat verwundet wurde. Im November 1893 wurde er zum Oberbefehlshaber der in Melilla (Nordafrika) gegen die Kabylen operierenden Truppen ernannt. Durch ebenso besonnenes wie festes Auftreten zwang er die Kabylen, Frieden zu schließen, und den Sultan von Marokko, eine Kriegsentschädigung zu zahlen. Im März 1895 erzwang er Genugthuung für die von Journalisten beleidigten Offiziere und führte dadurch den Sturz des Ministeriums Sagasta herbei. Bald darauf wurde er von neuem zur Bekämpfung des abermals in Cuba ausgebrochenen Aufstandes ausgesandt, wobei er großen Schwierigkeiten begegnete.

Martinez de la Rosa, Don Francisco, span. Staatsmann und Dichter, geb. 10. März 1789 in Granada, gest. 7. Febr. 1862, ward 1808 Professor der Philosophie und Litteratur an der Universität seiner Vaterstadt. Während der Erhebung gegen die Franzosen benutzten ihn die Cortes zu einigen diplomatischen Missionen, unter andern nach London, wo M. ein Jahr blieb und sich mit dem Konstitutionalismus vertraut machte. Von dort aus feierte er den heldenmütigen Widerstand der Stadt Saragossa durch das epische Gedicht »Zaragoza«. 1813 trat er als Deputierter für Granada in die Cortes ein und wurde zum Präsidenten der Versammlung gewählt. Als eifriger Verteidiger der Konstitution wurde er nach der Rückkehr Ferdinands VII. ins Gefängnis gesetzt und nach zweijähriger Haft nach den Presidios von Gomera auf der afrikanischen Küste deportiert. Hier schrieb er sein Trauerspiel »Morayma«. Riegos Aufstand führte ihn 1820 nach Madrid zurück, wo er wiederum zum Präsidenten der Cortes ernannt wurde. Seine gemäßigte Haltung war die Ursache, daß ihm der König im Februar 1822 den Vorsitz in einem neuen Ministerium übertrug; doch gelang es M. nicht, die absolutistische und liberale Partei zu versöhnen, und bei einem Volksaufstand entging er nur mit Not dem Tode. Er legte daher sein Portefeuille nieder, ging bei der französischen Invasion 1823 nach Italien und lebte dann in Paris und London mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. 1833 nach Spanien zurückgekehrt und Anfang 1834 mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und dem Vorsitz im Kabinett betraut, erließ er 10. April 1834 das Estatuto real, welches die Verfassung von 1812 von ihren radikalen Bestandteilen reinigte, konnte aber den Karlistenkrieg nicht beendigen, erlangte auch von Frankreich die erbetene Intervention nicht und legte daher im Juni 1835 sein Ministerium nieder. Er war nun eins der hervorragendsten Mitglieder der Moderados in der Kammer, auch mehrfach mit Gesandtschaftsposten betraut. Nach Spanien zurückgekehrt, ward er 1843 Mitglied des Kabinetts Narvaez, trat aber mit diesem im Februar 1846 zurück und ging 1847 abermals als spanischer Gesandter nach Paris. 1851 zurückgerufen, nahm er seinen Sitz in den Cortes wieder ein. Fortan blieb er der Führer der gemäßigten konstitutionellen Opposition. Gleichwohl ward er 10. Aug. 1858 von der Königin mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt und zum Präsidenten des Staatsrats ernannt. Daneben war er Vorsitzender des Universitätsrats. Als Dichter hat er sich fast in allen Gattungen der Poesie versucht. Seine besten Werke sind: die Tragödie »Edipo«, das Drama »La conjuracion de Venecia« und das Lustspiel »La hija en casa y la madre en la mascara«. Sein didaktisches Gedicht »El arte poetica« zeichnet sich durch Eleganz und Präzision aus, hat aber seinen Hauptwert in den beigegebenen litterarhistorischen Anmerkungen und Exkursen. Auch in seinen lyrischen Gedichten (Madr. 1833, 2. Aufl. 1847) liegt die Hauptstärke in der Diktion und dem Wohllaut. Schwächer sind seine prosaischen Schriften: »Hernan Perez del Pulgar« (Madr. 1834); »Isabel de Solis«, Roman (das. 1837—40, 3 Bde.; neue Ausg. 1845), und »Espiritu del siglo« (das. 1835—51, 10 Bde.), eine Geschichte der französischen Revolution, in Wirklichkeit aber nur eine Umarbeitung des Werkes von Thiers hierüber. Eine Sammlung seiner Werke erschien in Paris 1844—46, 5 Bde.; die Dramen besonders Madrid 1884; eine Übersetzung ausgewählter Werke lieferte Aug. Schäfer (Heidelb. 1835—36, 2 Bde.). M. hat sich die französischen Dichter zum Muster genommen und sich deren glänzende Darstellung angeeignet. Das große litterarische Museum in Madrid verdankt ihm seine Entstehung. Eine biographische Studie über M. schrieb M. Menendez y Pelayo (Madr. 1891).

Martin-Feuillée (spr. martäng-föjē'), Felix, franz. Politiker, geb. 25. Nov. 1830 in Rennes, ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und erlangte großes Ansehen. 1870 trat er in die Mobilgarde des Departements ein, nahm an der Verteidigung von Paris teil und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer für seine Vaterstadt, schloß er sich der republikanischen Linken an, ward im März 1879 unter Lepère Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, im Dezember in dem der Justiz, trat 1882 zurück, übernahm aber 21. Febr. 1883 im Kabinett Ferry selbst das Ministerium der Justiz, das er bis zum Rücktritt Ferrys (30. März 1885) verwaltete. Er führte die Reinigung des Richterstandes von monarchistischen Mitgliedern durch.

Martingal (franz., spr. -tänggāl), s. Zaum.

Martin Garcia, Felseninsel in der Mündung des Uruguay, 3,7 km lang und nahezu ebenso breit, 65 m hoch, früher zu Uruguay, jetzt zu Argentinien gehörig, hat eine Militärschule, ist stark befestigt und beherrscht die Einfahrt des Flusses Uruguay.

Martini (Martinstag), s. Martin von Tours.

Martini, 1) Giambattista, gewöhnlich Padre M. genannt, Musikgelehrter, geb. 24. April 1706 in Bologna, gest. daselbst 3. Okt. 1784, trat im 15. Jahr in den Minoritenorden, unternahm zu seiner Ausbildung große Reisen und widmete sich dann ausschließlich der Musik. 1725 zum Kapellmeister des Franziskanerklosters zu Bologna ernannt, gründete er hier eine Musikschule, die nach seinem Tode von seinem Schüler Mattei bis in unser Jahrhundert fort-

geführt wurde und viele namhafte Künstler Italiens und des Auslandes gebildet hat. M. war hochgeehrt in ganz Europa sowohl wegen seiner Fähigkeiten als Tonsetzer wie seiner Kenntnisse als Musikhistoriker. Die erstern bewährte er in seinem Lehrbuch »Saggio fondamentale pratico di contrapunto sopra il canto fermo« (Bologna 1774, 2 Bde.), die letztern in seiner berühmten »Storia della musica« (das. 1757—81, 3 Bde.), welche, wenn auch unvollendet geblieben und einer systematischen Anordnung ermangelnd, doch allen spätern musikhistorischen Werken als Ausgangspunkt gedient hat. Sein Briefwechsel wurde von Parisini herausgegeben (Bologna 1888 ff.). Vgl. Valle, Memorie storiche del Padre G. M. (Neapel 1785); L. Busi, Il Padre G. M. musicista-letterato (Bd. 1, Bologna 1891) und daran anschließend: Haberl, Padre G. M. als Musiker und Komponist (im »Kirchenmusik. Jahrbuch«, 1892).

2) Ferdinando, ital. Dichter, Schriftsteller und Politiker, geb. 30. Juli 1841 in Monsummano als Sohn des zu seiner Zeit geschätzten Lustspieldichters Vincenzo M., schrieb bereits 1862 eine Komödie: »L'uomo propone, e la donna dispone«, die gut aufgenommen wurde, und errang mit seinem zweiten Versuch: »I nuovi ricchi« (1863), einen Staatspreis. Seine nächsten Leistungen für die Bühne zeichneten sich durch glänzende Einzelheiten aus, hatten aber nur zum Teil Erfolg. Seit 1869 bekleidete M. Lehrerstellen, erst in Vercelli, später zu Pisa, bis er sich 1872, ermutigt durch den Erfolg seines Proverbs »Chi sa il gioco, non lo insegni« (1871), ganz der Schriftstellerei widmete. Weitere Werke von ihm sind: »Il peggior passo è quello dell' uscio«, Proverb (1873); »Peccato e penitenza« (1872) und »La Marchesa« (1876), Erzählungen, in denen er sich auf realistischem Boden bewegt; »Fra un sigaro e l'altro« (1877), eine Auswahl von Zeitungsartikeln, u. a. Nachdem er mehrere Jahre hindurch das Sonntagsblatt des »Fanfulla« (»Il Fanfulla della Domenica«) geleitet, gründete er ein selbständiges Blatt: »La Domenica letteraria«. In den letzten Jahren wurde M. in die Kammer gewählt und war kurze Zeit Unterrichtsminister. Von seinen neuesten Werken erwähnen wir: »Dell' ordinamento delle scuole secondarie« (Turin 1889); »Memorie di G. Giusti« (das. 1890); »Nell' Africa italiana« (Mail. 1891); »Commemorazione di G. Giusti« (Flor. 1894); »La Vipera«, eine Komödie (1894, gedruckt mit drei andern, Mail. 1895).

Martinique (spr. -nik), eine der Kleinen Antillen (s. Karte »Westindien 2c.«), nächst Guadeloupe die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien, zwischen Santa Lucia und Dominica, unter 14° 30' nördl. Br. und 65° 40' westl. L. v. Gr., 988 qkm (17,9 QM.) groß. Die zerrissenen Küsten werden im S. und O. von Korallenbänken besäumt und durch von W. und O. eindringende Golfe und Baien stark zerschnitten. Mitten durch die Insel zieht sich ein hohes Felsengebirge, aus dem sich trachytische Vulkane, wie der 1350 m hohe Mont Pelée, dessen Krater ein kleiner See erfüllt, und die dreigipfeligen Pitons du Carbet (1207 m) erheben. Sechs der Gipfel umschließen erloschene Krater. Dagegen gehört der südlichste Teil, die Halbinsel Ste.-Anne, der Kalksteinformation an. Das Klima ist heiß und feucht und, da weder zwischen den Tages- noch den Jahreszeiten ein erheblicher Unterschied sich bemerkbar macht, Europäern wenig zusagend. Die mittlere Jahrestemperatur am Meer beträgt 26°, die Extreme sind 20 und 35°. Orkane richten zuweilen große Verheerungen an, Erdbeben sind selten; das gelbe Fieber ist ein häufiger Gast. Der Pflanzenwuchs ist üppig, Bau- und Nutzhölzer der edelsten Art wachsen in den dichten Waldungen, nur die höchsten Bergspitzen sind kahl. Das Tierreich bietet Wild (Aguti), Schildkröten, Krabben, Schlangen, darunter die sehr giftige Lanzenschlange (Trigonocephalus lanceolatus), unzählige und sehr lästige Ameisen 2c. Die Bevölkerung betrug 1888: 175,863 Seelen (84,694 männlich, 91,169 weiblich), darunter 10,000 Weiße (675 in Frankreich Geborne), 135,000 Neger und Mulatten und 20,493 eingeführte Arbeiter (15,653 Indier, 6281 Afrikaner, 469 Chinesen). Für den Volksunterricht bestehen 2 Seminare, in Fort-de-France und St.-Pierre, 37 Knabenschulen mit 5040 und 36 Mädchenschulen mit 3364 Kindern, außerdem 4 Privatschulen. Eine Gewerbeschule und eine Rechtsschule bestehen in Fort-de-France. Ein Bischof residiert in St.-Pierre. Hauptbeschäftigung ist Landbau. Von der Oberfläche sind 34 Proz. angebaut, 19 Proz. Weide, 18 Proz. Wald. Die Zuckerkultur, seit 1647 eingeführt, ist der Hauptgegenstand des Ackerbaues; denn von 42,490 überhaupt angebauten Hektar sind ihr allein 28,450 Hektar gewidmet, während Kaffee, Kakao, Baumwolle und Tabak insgesamt nur 1035 Hektar, Lebensmittel 15,652 Hektar einnehmen. An Nahrungspflanzen baut man namentlich Maniok, Yams, Bataten und karibischen Kohl. Der Orleanbaum, Cassia- und Orangenbaum und alle Südfrüchte gedeihen. Für Vanille- und Kochenillezucht scheint indes das Klima zu feucht zu sein. An Vieh zählte man 1883: 4875 Pferde, 4480 Esel und Maultiere, 21,210 Rinder, 21,290 Schafe, 5545 Ziegen und 19,185 Schweine. Die Industrie beschränkt sich auf Töpferei und Kalkbrennerei, und auch der Fischfang ist ohne Bedeutung. Der Handel findet hauptsächlich mit Frankreich statt. Es wurden 1891 für 33,7 Mill. Fr. Waren ein- und für 22,9 Mill. Fr. Waren ausgeführt, letztere zum allergrößten Teil nach Frankreich, während zwei Drittel der Einfuhr vom Ausland kamen. Ausgeführt wurden Zucker für 12,1 Mill., Rum für 7,8, Kampescheholz für 0,14, Kaffee für 0,6 Mill. Fr., eingeführt namentlich Lebensmittel und Manufakturen. Der Schiffsverkehr betrug 1891: 787,000 Ton. Eine Eisenbahn von 194 km Länge ist in Betrieb. M. wird von einem Gouverneur regiert, dem ein Geheimer Rat von 9 Beamten und ein Allgemeiner Rat von 12 vom Gouverneur und 12 von den Gemeinderäten ernannten Mitgliedern zur Seite stehen. Einkünfte und Ausgaben 1890 je 3,992,564 Fr. Es bestehen ein Appellhof, 2 Tribunale zweiter Instanz und 9 Friedensgerichte. Das Militär (koloniale Gendarmerie und Marineartillerie) zählt 30 Offiziere und 618 Mann. Hauptort ist Fort-de-France, Mittelpunkt des Handels St.-Pierre (s. d.), beide an der Westseite.

Die Insel wurde 1493 von Columbus entdeckt, aber nicht in Besitz genommen. Erst 1635 ließen sich etwa 150 französische Kolonisten von der Insel St.-Christoph im südwestlichen Teil von M. nieder. Colbert kaufte die Insel 1664 den Kolonisten für 60,000 Livres ab. Admiral Ruyter griff M. vergebens mit einer holländischen Flotte an, und auch die Engländer versuchten 1693 umsonst, die Insel zu nehmen. Nachdem sie 1761 glücklicher gewesen, gaben sie dieselbe im Frieden von 1763 zurück, eroberten sie jedoch 1794 von neuem. Die Franzosen erhielten sie 1802 durch den Frieden von Amiens zurück, verloren sie 1809 aber-

mals und erhielten sie 1814 durch den Pariser Frieden wieder. Die Negersklaven wurden 1848 freigegeben. Vgl. Pardon, La M. depuis sa découverte (Par. 1877); H. Rey, Étude sur la colonie de la M. (Nancy 1881); Aube, La M., son présent et son avenir (Par. 1882); Monet, La M. (das. 1892); Guet, Origines de la M., 1625 à 1720 (das. 1894); Garaud, Trois ans de la M. (2. Aufl., das. 1895).

Martinisieren, nach dem Siemens-Martin-Verfahren Stahl erzeugen, s. Eisen, S. 500.

Martinitz, böhm. Adelsgeschlecht, dessen Name sich an die Burg M. bei Wotitz knüpft, und das seit Johann Bořita (gest. 1479), 1453—61 Obersthofmarschall und später Obersthofmeister der zweiten Gattin König Georgs von Böhmen, Johanna von Rozmital, mit Sicherheit sich verfolgen läßt. Bořita blieb dann längere Zeit der bevorzugte Familienname des Geschlechts. Der eigentliche Begründer des Glanzes und der Gütermacht des Hauses wurde Jaroslaw Bořita von M., genannt »Smečanský« nach der Familienburg Smečno, geb. 6. Jan. 1582, gest. 11. Nov. 1649. Mit 21 Jahren kaiserlicher Rat, 1609 Hofmarschall, erlangte er als eifriger Katholik u. Günstling Slawatas 1617 das Burggrafenamt auf dem Karlstein u. wurde gleich darauf Mitglied der königlichen Statthalterschaft. In dieser Stellung erließ er ein Mandat, welches den Bauern auf den burggräflichen Gütern bei Verlust ihrer Huben das katholische Abendmahl anbefahl. Der protestantischen Oppositionspartei nächst Slawata am meisten verhaßt, ward er 23. Mai 1618 mit diesem u. dem Sekretär Fabricius aus dem Fenster des Prager Schlosses in den Burggraben hinabgeworfen. Er kam glücklich mit dem Leben davon, indem auch die nachgesendeten Schüsse nicht trafen, fand bei Gräfin Polyxena Lobkowitz ein sicheres Asyl u. floh noch am selben Abend aus Prag nach München. Als Märtyrer der Regierungspartei ward M. nach der Schlacht am Weißen Berg 1621 in den Reichsgrafenstand erhoben und 1624 zum Oberstlandrichter, 1625 zum Oberstlandkämmerer, 1628 zum Obersthofmeister und 1638 zum Oberstburggrafen Böhmens ernannt. In den Abend seines Lebens fällt die Überrumpelung Prags durch die Schweden (12. Juli 1648), wobei M. verwundet und gefangen genommen wurde. — Sein erster Sohn, Georg Adam I. (geb. 1602, gest. 6. Nov. 1651), 1644 Oberstkanzler von Böhmen und gleich dem Vater Ritter des Goldenen Vlieses, starb kinderlos; sein zweiter Sohn, Bernhard Ignaz (gest. 7. Jan. 1685), 1651 Oberstburggraf und Statthaltereirat, verlor früh seinen einzigen Sohn. So kam das Fideikommiß an die Seitenverwandtschaft. — Der letzte Sproß des Hauses M. im Mannesstamm ist Franz Karl, Graf von M., gest. 29. Nov. 1789 in Kosmanos, dessen Tochter Maria Anna 1791 den Grafen Karl Jos. von Clam, Freiherrn von Höchenberg, ehelichte und 1792 die Vereinigung der Wappen und Namen Clam-Martinitz bewirkte.

Martinofen, Ofen zur Darstellung von Eisen nach dem Siemens-Martin-Verfahren, s. Eisen, S. 500.

Martins (spr. -täng), Charles, franz. Reisender und Naturforscher, geb. 6. Febr. 1806 in Paris, gest. daselbst 7. März 1889, studierte Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1839 Professor an der medizinischen Fakultät in Paris, bald darauf Professor der Geologie an der Sorbonne und war 1851—78 Professor der Naturgeschichte und Direktor des botanischen Gartens in Montpellier. Von seinen zahlreichen, hauptsächlich zu pflanzengeographischen Studien unternommenen Reisen erwähnen wir die nach Lappland (mit Bravais, 1838 und 1839), nach den Küstenländern des Mittelmeers (1856), nach Algerien und der Sahara (1863). Sein Hauptwerk ist: »Du Spitzberg au Sahara« (Par. 1865; deutsch von Bartels, 2. Aufl., Jena 1871).

Martins, João Pedro Oliveira, portug Schriftsteller, s. Oliveira Martins.

Martinsberg (ungar. Győr-Szent-Márton, spr. djör-ßent-márton), Markt im ungar. Komitat Raab, mit Bezirksgericht und (1890) 3059 magyar. (römisch-katholischen) Einwohnern. Auf dem nahen Martinsberg (Pannonhalma) befindet sich die berühmte, vom heil. Stephan gegründete Benediktiner-Erzabtei gleiches Namens mit prachtvoller Kirche, Lyceum, theologischer Lehrerpräparandie, großer Bibliothek, Archiv, Gemälde-, Antiquitäten- und Münzsammlung. Der Erzabt von M. ist Mitglied des ungarischen Magnatenhauses und übt die Rechte eines Bischofs über den Kirchendistrikt des Stiftes aus.

Martinsburg, Hauptstadt der Grafschaft Berkley des nordamerikan. Staates Westvirginia, am Tuscarora, Bahnknotenpunkt, mit Eisenbahnwerkstätten, andern Fabriken und (1890) 7226 Einw.

Martins Ferry, Stadt in der Grafschaft Belmont des nordamerikan. Staates Ohio, am Ohio, hat eine Unionsschule, Fabriken von Glas, Maschinen, Eisenwaren und (1890) 6250 Einw.

Martinsfisch, s. Sonnenfisch.

Martinstag (Martini), s. Martin von Tours.

Martinstahl, s. Eisen, S. 500.

Martinsthaler, soviel wie Bettlerthaler (s. d.).

Martinsvogel, im Mittelalter Name eines als schicksals- und wegekündend angesehenen Vogels, vielleicht des Schwarzspechts (Picus Martius) oder des Eisvogels (s. d.), die heute noch so heißen; auch soviel wie Martinsgans (s. Martin von Tours).

Martinsvögel, Adelsverbindung, s. Schlegeler.

Martinswand, s. Zirl.

Martīnus, der Heilige, s. Martin von Tours (S. 996).

Martinus Gallus, namhafter poln. Geschichtschreiber zu Anfang des 12. Jahrh., wahrscheinlich ein Italiener, war Kaplan König Boleslaws III. Wir besitzen von ihm noch eine lateinische »Chronica Polonorum« (abgedruckt in Pertz' »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 9, und in Bielowskis »Monumenta Poloniae historica«, Bd. 1), welche in schwülstiger, fast durchweg gereimter Sprache die Thaten jenes kühnen Kriegshelden Boleslaw feiert.

Martius, Karl Friedrich Philipp von, Naturforscher und Reisender, geb. 17. April 1794 in Erlangen, gest. 13. Dez. 1868 in München, studierte in Erlangen seit 1810 Medizin, beteiligte sich dann an einer von der österreichischen und bayrischen Regierung 1817—20 veranstalteten wissenschaftlichen Reise nach Brasilien, welche sich zu einer der ergebnisreichsten unsers Jahrhunderts gestaltete, und bearbeitete nach seiner Rückkehr mit seinem Reisegefährten Spix die »Reise nach Brasilien« (Münch. 1824—31, 3 Bde.), welches Werk sich über den ganzen Natur- und Kulturzustand des Landes verbreitet. Die botanischen Ergebnisse der Reise veröffentlichte er in der »Flora brasiliensis« (Leipz., seit 1840), welche M. in Gemeinschaft mit vielen andern Botanikern herausgab, und welche nach seinem Tode bis 1887 von Eichler, seitdem von Urban fortgeführt wird. Dieser schließen sich an: »Nova genera et species plantarum« (Münch. 1824

bis 1832, 3 Bde., mit 300 Kupfern); »Icones plantarum cryptogamicarum« (das. 1828—34, mit 76 Kupfern); »Historia naturalis palmarum« (das. 1823—53, 10 Hefte, mit 245 kolorierten Tafeln); »Die Pflanzen und Tiere des tropischen Amerika« (das. 1831); »Das Naturell, die Krankheiten, das Arzttum und die Heilmittel der Urbewohner Brasiliens« (das. 1843); »Beiträge zur Ethnographie u. Sprachenkunde Amerikas« (das. 1867, 2 Bde.). M. wurde 1826 Professor der Botanik in München, 1832 Direktor des botanischen Gartens und 1840 Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften daselbst. 1864 trat er in den Ruhestand. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Conspectus regni vegetabilis secundum characteres morphologicos« (Nürnb. 1835); Monographien über »Amarantaceen« (Bonn 1825), »Eriokauleen« (das. 1833), »Soemmeringia« (Münch. 1828), »Erythroxylon« (das. 1840); »Amoenitates botanicae Monacenses« (Frankf. 1829—31); »Akademische Denkreden« (Leipz. 1866). Vgl. Meißner, Denkschrift auf M. (Münch. 1869), und die Biographie von Schramm (Leipz. 1869, 2 Bde.).

Martiusgelb (Manchestergelb, Naphtholgelb, Naphthylamingelb, Naphthalingelb, Ganahlgelb), Teerfarbstoff, besteht aus dem Natron-, Ammoniak- oder Kalksalz des Dinitro-*a*Naphthols, wird aus *a*Naphthylamin oder *a*Naphtholsulfosäure durch Einwirkung von Salpetersäure erhalten und dient zum Goldgelbfärben von Wolle.

Martorell, Stadt in der span. Provinz Barcelona, an der Mündung des Noya in den Llobregat, über den eine hoch gespannte, mit einem römischen Triumphbogen gezierte Brücke (Teufelsbrücke, angeblich ein Bauwerk der Karthager) führt, an den Eisenbahnlinien Barcelona-Valencia und M.-Igualada, hat Woll- und Baumwollspinnereien, Papierfabrikation und (1887) 4012 Einw. 5 km nordwestlich das Schwefelbad La Pula (27°).

Martorf, Torfbildung in Dünenseen, s. Dünen.

Martos, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Jaen, am Westabhang des Jabalcuz und an der Eisenbahnlinie Puente Genil-Linares, hat ein altes Felsenschloß, ausgezeichneten Weinbau und (1887) 16,356 Einw. 6 km südlich ein Schwefelbad (21°). — Ferdinand III., welcher die Stadt 1225 den Mauren entriß, schenkte sie dem Calatravaorden. Hier im Juli 1854 Sieg der Aufständischen unter O'Donnell über die königlichen Truppen unter Blaser.

Martos, Don Cristino, span. Staatsmann, geb. 13. Sept. 1830 in Granada, gest. 17. Jan. 1893 in Madrid, studierte in Toledo Philosophie, in Madrid Rechtswissenschaft und nahm 1851 an dem gegen Bravo Murillo gerichteten Studentenaufstande teil. 1854 griff er an der Seite O'Donnells in die politischen Verhältnisse ein und bereitete den Aufstand von Vicálvaro vor. Von jener Zeit an kämpfte M. beständig in den vordersten Reihen der Progressisten und Demokraten, während er zugleich als politischer Redner wie als Advokat bedeutenden Ruf erlangte, sich auch litterarisch sehr lebhaft bethätigte. An dem Pronunciamiento der 60er Jahre nahm er regsten Anteil und widmete seine ganze Kraft der Vorbereitung der Revolution des Jahres 1868, nach der er zuerst zum Minister des Äußern, dann zu dem der Justiz und Gnade gemacht wurde. Nach Proklamierung der Republik wurde er zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannt; nach dem Staatsstreich des Generals Pavia übernahm er wieder das Ministerium der Gnade und Justiz. Intimer Freund Ruiz Zorrillas, unterstützte er längere Zeit die Bestrebungen desselben, wandte sich dann aber den Liberalen zu und verband sich mit Sagasta und Lopez Dominguez.

Martucci (spr. -tüttschi), Giuseppe, ital. Komponist und Klavierspieler, geb. 6. Jan. 1856 in Capua, erhielt seine Ausbildung am Konservatorium in Neapel, wo er nach erfolgreichen Konzertreisen seit 1879 als Lehrer am Konservatorium sowie Orchesterdirigent wirkte, und folgte 1886 einem Ruf als Direktor des musikalischen Lyceums nach Bologna. Von seinen Kompositionen wurde ein Klaviertrio in Mailand, ein Klavierquintett in Petersburg preisgekrönt.

Martyr, 1) Justinus, s. Justinus 2). — 2) Peter, s. Petrus Martyr.

Märtyrer (Martyrer, griech.), im allgemeinen Personen, welche für irgend eine Sache, z. B. um ihrer Religion, ihrer politischen Überzeugung willen, leiden; in der alten Kirche diejenigen, welche unter den Christenverfolgungen als Opfer ihrer Überzeugungstreue den Tod erlitten (Blutzeugen), im Unterschiede von den Konfessoren (s. Confessor). Die Kirche feierte schon frühzeitig ihre Todestage, verlas in den Kirchen ihre Namen und ihre Leidensgeschichte, errichtete auf ihren Gräbern Kirchen und setzte ihre Reliquien zur öffentlichen Verehrung aus, woraus schließlich trotz der Einsprache einzelner, darum verketzerter Männer, wie Jovinianus und Vigilantius, eine Anrufung der M. wurde (s. Heilige). Der Märtyrertod wurde als Bluttaufe bezeichnet, sollte selbst die Taufe, wenn diese noch nicht stattgefunden hatte, ersetzen und sofort zur vollen Seligkeit führen, daher man auch die Todestage der M. ihre Geburtstage nannte (natalitia martyrum). Im 4. Jahrh. war die Zahl der M. bereits so groß geworden, daß man ein Fest aller M. einführte, welches die griechische Kirche noch jetzt am Sonntag nach Pfingsten, die katholische am Tage der Kirchweihe von St. Maria ad Martyres in Rom (13. Mai) sowie am Tage Allerheiligen (1. Nov.) begeht. Außerdem finden sich in den Martyrologien und Kalendern noch zahlreiche Tage zu Ehren ganzer Scharen von Märtyrern, unter denen die Thebaische Legion 300 (22. Juni), die Vierzig M. von Sebaste 320 (9. März), die Zehntausend M. von Nicomedia in Bithynien 303 (18. März) und die Elftausend Jungfrauen am bekanntesten sind.

Martyrium (lat.), Märtyrertum; auch die über der Begräbnisstelle eines Märtyrers erbaute Kirche.

Martyrologium (Calendarium sanctorum, Menologium, Analogium, Synaxarium), Verzeichnis der Märtyrer und andrer Heiligen, meist mit Angabe ihrer Lebensumstände und ihrer Todesart. Schon dem Hieronymus schreibt man ein M. zu, doch ist das unter seinem Namen vorhandene Fragment spätern Ursprungs. Das Mittelalter sah seit den Zeiten Karls d. Gr. eine Reihe von Martyrologien entstehen, auch für einzelne Länder und Orden; besonders geschätzt war das um 804 verfaßte M. Gellonense. Weite Verbreitung fand das M. Bedas; im 9. Jahrh. entstanden in Gallien zahlreiche Martyrologien, wie von Hrabanus Maurus (um 845), Ado von Vienne (859—874) und Notker Balbulus (Stammler). Papst Sixtus V. ließ 1586 durch Baronius ein M. universale, die Märtyrer und Heiligen aller Länder und Zeiten umfassend, anfertigen; in vermehrter Auflage erschien es von Heribert Rosweid (Antwerp. 1613).

Die einzelnen Martyrologien werden aufgezählt von Potthast in der »Bibliotheca historica medii aevi« (Berl. 1862). S. Heilige.

Maru (wörtl. »rund«), japan. Bezeichnung der Handelsschiffe. Das Wort wird (wie Kan bei Kriegsschiffen) dem Schiffsnamen nachgesetzt. Also Tokyo M., Nagoya M. ꝛc.

Marumkraut, s. Teucrium.

Marunke, eine große rote, blau bestäubte Pflaume von Aprikosenform mit grünlichgelbem Fleisch, auch die große gelbe oder rotblaue Eierpflaume.

Marut (sanskr. marutas), in der wedischen Mythologie die Söhne und Genossen des Sturmgottes Rudra (s. d.), die Gewitter- und Regengötter, 27 oder dreimal 60 an der Zahl. Sie bilden eine bewaffnete Schar, welche den Indra mit Gesang und Jubel begleitet und mit ihm die Burgen der bösen Geister erstürmt; sie fahren mit bunten Hirschkühen und sind mit allerlei Schmuck geziert; ihre Stimme ist wie die der Löwen.

Marutse-Mambunda (Lui), Bantureich im zentralen Südafrika, zum britischen Sambesigebiet gehörig, zwischen 13° 30′—18° südl. Br. und 24° 20′—28° 50′ östl. L. v. Gr., 268,000 qkm (2867 QM.) groß mit 900,000 Einw. Das in seinem östlichsten Teil vom Sambesi, der dort große Sümpfe bildet, durchflossene, im S. und SO. von demselben begrenzte Gebiet wird von zahlreichen linksseitigen Zuflüssen des Sambesi durchzogen, unter denen der Kafue der bedeutendste ist; rechts mündet an der Grenze der Tschobe. Der größte Teil des Landes ist eben und fast völlig baumlos, nur der Südosten ist bergig; die Hitze ist außerordentlich groß (43° im Schatten). An den Ufern und auf den Inseln des Sambesi ist die Vegetation sehr üppig und die Tierwelt ebenso reich als mannigfaltig. Die fetten Weiden nähren große Rinderherden. Die Bevölkerung besteht aus zwei herrschenden Stämmen, den Marutse oder Barotse und den im NO. und N. von ihnen wohnenden Mambunda; alle übrigen Völker mit alleiniger Ausnahme der östlichen Batoka und Makalaka werden als Sklaven betrachtet. Der Tribut der letztern besteht in Elefantenzähnen und den Fellen einer grauen Lemurenart, die Steuern der Unterthanen in Feld- und Waldfrüchten, Vieh, Fleisch, Fellen, Kähnen, Waffen und Geräten. Elfenbein und Honig sind Krongut, und ihr Verkauf wird mit dem Tode bestraft. Auch gehören dem König große Ländereien, und er ist gesetzmäßig der alleinige Kaufmann seines Landes. Die Regierung ist vollkommen despotisch und grausam und wird mit einem großen Zeremoniell von Zauberei und Aberglauben aufrecht erhalten. Ackerbau ist Hauptbeschäftigung, Viehzucht aber wegen der Tsetsefliege in einem beträchtlichen Teil des Landes unmöglich. Die beiden Hauptstädte des Reiches sind Laroe oder Lialui am linken Ufer des Sambesi u. Sitanda am Lukanga, einem Nebenfluß des Kafue. Die protestantische Pariser Mission hat 1884 am Sambesi die Stationen Schesch eke und Sefula gegründet. Vgl. Holub, Eine Kulturskizze des M.-Reichs (Wien 1879), und Depelchin, Trois ans dans l'Afrique australe (Brüssel 1882).

Marvejols (spr. marw'scholl), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Lozère, im fruchtbaren Thal der Colagne, an der Südbahn, hat drei alte Stadtthore, ein Collège, ein Seminar, eine Ackerbaukammer, eine Sammlung prähistorischer Altertümer, Fabrikation von Tuch u. Holzschuhen u. (1891) 4421 Einw. — Die Stadt ward 1586 nach hartem Kampf den Protestanten entrissen und zerstört, auf Befehl Heinrichs IV. aber wieder aufgebaut.

Marvel, Ik, Pseudonym, s. Mitchell.

Marvin, Charles, engl. Reisender und Schriftsteller, geb. 1854, gest. 5. Dez. 1890 in London, verbrachte seine Jugend in Rußland, kehrte Mitte der 70er Jahre nach England zurück und erlangte eine Stelle im Auswärtigen Amte, die er aber verlor, als er 1878 eine Abschrift des geheimen Übereinkommens zwischen Lord Salisbury und Rußland an die Zeitung »Globe« verkaufte (vgl. seine Schrift »Our public offices«, 1879). Indes eröffnete ihm seine Vertrautheit mit der russischen Sprache eine reiche journalistische Thätigkeit. Im Auftrag des radikalen Parlamentsmitglieds u. Eigentümers der »The Newcastle Chronicle«, J. Cowen, bereiste er 1882 Rußland, begleitete 1883 die englische Gesandtschaft zur Krönung des neuen Zaren, besuchte darauf den Kaukasus und das Kaspische Meer, wo er besonders die Erdölgegenden erforschte. Von seinen Schriften nennen wir: »Grodekoff's ride from Samarcand to Herat« (1880, 2. Aufl. 1886); »Merv, queen of the world and scourge of the Turcomans« (1881); »The Russian advance towards India« (1882); »The Russians at Merv and Herat« (1883); »Reconnoitring Central-Asia« (1884); »Region of eternal fire: Petroleum region of the Caspian« (1884, 3. Aufl. 1891); »The Russians at the gate of Herat« (1885); »Russia's power of attacking India« (1886). Auch schrieb er eine Biographie des Fürsten Mich. Gortschakow (1887).

Marwar, Staat, s. Dschodhpur.

Marwitz, Friedrich August Ludwig von der, preuß. General, geb. 29. Mai 1777 in Berlin, gest. 6. Dez. 1837 in Friedersdorf, stammte aus einem alten preußischen Adelsgeschlecht, welches sich viele Verdienste um das preußische Heer erwarb (elf Generale gingen aus demselben hervor), weswegen 1889 das 61. Infanterieregiment den Namen v. d. M. empfing. M. trat 1791 in das Regiment Gendarmen, übernahm 1802 die Verwaltung seines väterlichen Gutes Friedersdorf im Oderbruch, focht 1806 als Adjutant Hohenlohes bei Jena, bildete dann in Pommern ein Freikorps, nahm nach dem Frieden wieder seinen Abschied und setzte den Reformen Hardenbergs in Wort und Schrift, namentlich auf dem Provinziallandtag, den heftigsten Widerstand entgegen, so daß er 1811 auf die Festung Spandau gebracht wurde, wo er fünf Wochen saß; er wollte vor allem von den Vorrechten des Adels nichts opfern. 1813 befehligte er eine kurmärkische Landwehrbrigade, zeichnete sich 27. Aug. bei Hagelberg aus und überrumpelte 28. Sept. Braunschweig. Nachdem er 1815 eine Brigade der Reservekavallerie befehligt, nahm er, seit 1817 General, einige Jahre später als Generalleutnant seinen Abschied. Er schrieb: »Die Zäumung mit der Kandare« (Berl. 1852). Seine Lebensbeschreibung und militärischen und politischen Aufsätze erschienen unter dem Titel: »Aus dem Nachlaß Fr. A. Ludwigs v. d. M.« (Berl. 1852, 2 Bde.).

Marx, 1) Karl Friedrich Heinrich, Mediziner, geb. 10. März 1796 in Karlsruhe, wurde 1826 Professor in Göttingen und starb daselbst 2. Okt. 1877. Er schrieb: »Göttingen in medizinischer, physischer und historischer Hinsicht« (Götting. 1824); »Geschichtliche Darstellung der Giftlehre« (das. 1827—29, 2 Tle.); »Allgemeine Krankheitslehre« (das. 1833); »Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim«

(das. 1842); »Aeskios' Blicke in die ethischen Beziehungen der Medizin« (das. 1844); »Beiträge zur Beurteilung von Personen, Ansichten und Thatsachen« (das. 1868); »Caspar Hofmann, ein deutscher Kämpfer für den Humanismus in der Medizin« (das. 1873).

2) Adolf Bernhard, Musiktheoretiker, geb. 15. Mai 1795 in Halle, gest. 17. Mai 1866 in Berlin, studierte nach dem Wunsche seines Vaters die Rechte, widmete sich aber, nachdem er als Referendar in Halle und Naumburg seine beiden ersten Opern komponiert und sich, um Gelegenheit zu weiterer musikalischer Ausbildung zu erhalten, nach Berlin hatte versetzen lassen, hier bald ausschließlich der Musik, zunächst in Ermangelung jeglicher Subsistenzmittel als Privatlehrer im Klavierspiel, in der Komposition und im Gesang. 1824 begründete er die »Berliner allgemeine musikalische Zeitung«, welche er bis 1832 redigierte; auch wurde er Mitarbeiter an Gottfried Webers »Cäcilia« sowie später an dem Schillingschen »Universallexikon der Tonkunst«. 1830 wurde er zum Professor der Musik an der Universität zu Berlin und bald darauf auch zum Universitätsmusikdirektor ernannt, welche Ämter er bis zu seinem Tode bekleidete. Von M.' zahlreichen, zum Teil bahnbrechenden musikwissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen: »Die Kunst des Gesangs« (Berl. 1826); »Über Malerei in der Tonkunst« (das. 1828); »Über die Geltung Händelscher Sologesänge für unsre Zeit« (das. 1828); »Die alte Musiklehre im Streit mit unsrer Zeit« (Leipz. 1841); »Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege« (das. 1855, 2. Aufl. 1873); »Vollständige Chorschule« (das. 1860); »Anleitung zum Vortrag Beethovenscher Klavierwerke« (das. 1863, 2. Aufl. 1875); namentlich aber seine allbekannten Hauptwerke: »Die Lehre von der musikalischen Komposition« (4 Bde., das. 1837—47; Bd. 1 [9. Aufl. 1887], Bd. 2 [7. Aufl. 1890] u. Bd. 4 [5. Aufl. 1888] von H. Riemann überarbeitet) und »Allgemeine Musiklehre« (das. 1839, 10. Aufl. 1884). Auch seine biographischen Werke: »Ludw. van Beethoven, Leben und Schaffen« (Berl. 1858; 4. Aufl. von Behncke, 1884, 2 Bde.) und »Gluck und die Oper« (das. 1862, 2 Bde.) sowie das nach seinem Tode erschienene Werk »Das Ideal und die Gegenwart« (Jena 1867) haben allgemeine Anerkennung gefunden. Von M.' Kompositionen (darunter die Oratorien: »Mose« und »Johannes der Täufer«, Musik zu Goethes »Jery und Bätely« sowie kleinere Vokal- und Instrumentalkompositionen) hat keine einen nachhaltigen Erfolg gehabt. Dagegen war seine Lehrthätigkeit eine äußerst erfolgreiche, namentlich von 1850—55, wo er als Mitdirektor an dem von ihm in Gemeinschaft mit Th. Kullak und Jul. Stern gegründeten Konservatorium wirkte. Auch veröffentlichte er »Erinnerungen« (Berl. 1865, 2 Bde.).

3) Karl, sozialistischer Agitator und Schriftsteller, geb. 5. Mai 1818 in Trier, wo sein Vater Advokat war, aus ursprünglich jüdischer Familie (Mordechai), gest. 14. März 1883 in London, studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft, Geschichte und Philosophie, wurde Mitarbeiter und 1842 Redakteur der damals von Camphausen, Hansemann u. a. begründeten liberalen »Rheinischen Zeitung«; die radikale Richtung, welche er der Zeitung gab, bewirkte jedoch schon im folgenden Jahr ihre Unterdrückung. M. siedelte hierauf nach Paris über und gab dort mit Arnold Ruge u. a. 1843 »Deutsch-französische Jahrbücher« und seit 1. Jan. 1844 das extrem sozialistische Blatt »Vorwärts« heraus. Er veröffentlichte in den Jahrbüchern unter anderm: »Einleitung zur Kritik der Hegelschen Philosophie« und 1845 mit Fr. Engels »Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik«, eine Streitschrift gegen Bruno Bauer zur Aufklärung des Publikums über »die Illusionen der spekulativen Philosophie« und über »die Idee des Kommunismus als die Idee des neuen Weltzustandes«. Im Januar 1845 aus Paris ausgewiesen, begab sich M. nach Brüssel und begann dort mit Fr. Engels sich der praktischen Agitation zu widmen. Er wurde Vizepräsident der Deutschen in der Internationalen demokratischen Gesellschaft und Mitglied des seit 1836 bestehenden kommunistischen geheimen »Bundes der Gerechten«. 1847 erschienen von ihm: »Discours sur le libre échange« und »Misère de la philosophie. Réponse à la philosophie de la misère de Proudhon« (Brüssel 1847; deutsch 1885, 3. Aufl. 1895); 1848 veröffentlichte er mit Fr. Engels: »Das kommunistische Manifest«, in welchem er seine materialistische Geschichtstheorie entwickelte und sein sozialistisches Programm aufstellte. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution wurde M. Diktator des Geheimbundes. Im Begriff, als solcher nach Paris zu reisen, wurde er verhaftet und zur Abreise nach Deutschland gezwungen. Als auch hier die Revolution ausbrach, ging M. nach Köln, gab dort seit 1. Juni 1848 die »Neue Rheinische Zeitung« heraus und wurde einer der Führer der revolutionären Bewegung in der Rheinprovinz. Am 16. Mai 1849 ausgewiesen, wandte sich M. zunächst nach Baden, dann nach der Pfalz, später nach Paris. Auch von dort ausgewiesen, nahm er bis zu seinem Tode seinen Aufenthalt in London, nach verschiedenen Richtungen litterarisch thätig, besonders für amerikanische Zeitungen, aber zugleich im Verkehr mit den radikalen Flüchtlingen aller Länder für seine revolutionären und sozialistischen Ideen agitierend. Unter anderm erschienen: »Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte« (1852); »Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln« (1853); »Zur Kritik der politischen Ökonomie« (Berl. 1859), eine wissenschaftliche Darstellung der Marxschen Werttheorie und Geldlehre. Am 28. Sept. 1864 setzte M. auf einem Meeting in London den Beschluß der Gründung einer internationalen Arbeiterassociation durch, welche 1866 nach seinem Plan errichtet und von ihm bis 1872 geleitet wurde (vgl. Internationale). In den 60er Jahren war sein Hauptbestreben darauf gerichtet, in Deutschland eine revolutionäre sozialdemokratische Partei gegenüber den Lassalleanern zu schaffen, da er das Programm des ihm von 1848 her befreundeten Lassalle mißbilligte. Unter seiner Ägide gründete sein Freund und Schüler W. Liebknecht (s. d.) 1869 die sozialdemokratische Arbeiterpartei, welche sich später (1875) mit den radikalen Lassalleanern zur sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands vereinigte. Von seinem unvollendet hinterlassenen Hauptwerk: »Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie«, erschien 1867 der erste Band (4. Aufl., Hamb. 1892), die Grundlagen seiner sozialistischen Anschauungen und die Hauptzüge seiner Kritik der bestehenden Gesellschaft, der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Folgen darlegend. Der zweite Band (»Der Zirkulationsprozeß des Kapitals«) erschien 1885, herausgegeben von Fr. Engels (2. Aufl. 1893), der dritte (»Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion«, 2 Tle.) 1894. Das Werk ist zwar das wissenschaftlich bedeutendste der sozialistischen Litteratur, aber doch von viel geringerm Wert, als M. und seine Anhänger wähnen. Vgl. K. Groß,

Karl M., eine Studie (Leipz. 1885); G. Adler, Die Grundlagen der Karl Marxschen Kritik der bestehenden Volkswirtschaft (Tübing. 1887).

Marxbrüder, s. Fechtkunst, S. 243.

Marxburg, alte Festung, s. Braubach.

Marxisten, die Anhänger des Sozialisten Karl Marx (s. d. 3).

Mary (spr. märi), austral. Fluß, s. Maryborough 2).

Maryampol, s. Mariampol.

Maryborough (spr. märiborro), 1) Hauptstadt der irischen Queen's County, an einem Nebenfluß des Barrow, mit Gerichtshof, Irrenhaus, Schloßruine und (1891) 2809 Einw. M. ist nach der Königin Marie, der Begründerin der Queen's County, benannt. — 2) Stadt in der britisch-austral. Kolonie Queensland, an dem bis hierher für Seedampfer fahrbaren Mary-Fluß, 40 km von seiner Mündung, Anfangsstation der nach Gympie führenden Eisenbahn, mit bedeutenden Eisengießereien, Zuckermühlen, Holzschneidewerken, Dugong-, Schildkröten- u. Austernfischerei, Schiffbau und (1891) 9700 Einw., darunter viele Deutsche und Dänen. Die Stadt, die eine Handelsflotte von 17 Schiffen von 1515 Ton. besitzt, ist der Hafen für die fruchtbare Umgebung sowie für das Gympie-Goldfeld, die Burrum-Kohlengrube und die Mount Perry-Kupferbergwerke. — 3) Stadt in der britisch-austral. Kolonie Victoria, Bahnknotenpunkt, mit Gewerbeschule, großen Eisenbahnwerkstätten und (1893) 5200 Einw. In der Nähe ergiebige Goldgruben.

Maryland (spr. märiländ oder mérri-, abgekürzt Md.), 1) der südlichste der Mittelstaaten der nordamerikan. Union, zwischen 37° 53'—39° 43' nördl. Br. und 75° 4'—79° 33' westl. L. v. Gr., grenzt im N. an Pennsylvanien, im O. an Delaware und den Atlantischen Ozean, im SW. und W. an Virginia, von dem er durch den Potomacfluß getrennt ist, und hat ein Areal von 31,620 qkm (574 QM.). Das Land zu beiden Seiten der tief einschneidenden Chesapeakebai, das sogen. Flutwassergebiet, ist im allgemeinen ein ebenes, fruchtbares Alluvialland; Mergel und Muschelkalk, vorzügliche Porzellanerde, Thon und Sumpfeisenerze kommen vor. Während hier Kreide, Tertiär und Quartär vorherrschen, besteht der nördliche und westliche Teil des Staates, ein von dem Blue Ridge und den Alleghanies durchzogenes Hügelland, vornehmlich aus archäischen und paläozoischen Gesteinen mit fruchtbaren Thälern, saftigen Weiden und schönen Wäldern (namentlich auch Ahornen). Die Chesapeakebai (s. d.) birgt vorzügliche Austern, Fische, Krabben und die geschätzten Terrapins (Wasserschildkröten), ihre Ufer sind von zahlreichen Wasservögeln bevölkert (darunter die als Leckerbissen beliebten Canvasback Ducks). Die Bai kann von den größten Schiffen befahren werden und hat verschiedene Häfen. Von den in sie sich ergießenden Flüssen sind die wichtigsten der Potomac, der die Grenze gegen Virginia bildet, und der Susquehanna, der ins nördliche Ende der Bai fließt, ferner Patapsco, Patuxent, Choptank. Das Klima ist mild, doch wird der Hafen von Baltimore zeitweilig mit Eis bedeckt. Die Sommerhitze wird durch Seewinde gemäßigt, so daß die mittlere Jahrestemperatur an der Küste etwa 13° (Sommer 23, Winter 0°) ist. Regen fällt reichlich (jährlich 1100 mm). Die **Bevölkerung** zählte 1890: 1,042,390 Seelen (515,691 männlich, 526,699 weiblich, 30 auf 1 qkm), darunter 215,897 Farbige und 94,296 im Ausland (52,436 in Deutschland) Geborne. Die öffentlichen Schulen mit 3967 Lehrkräften wurden 1890 von 189,214 Kindern besucht, während 308,500 schulpflichtig waren. An 10 höhern Lehranstalten mit 1885 Lernenden wirkten 171 Lehrer, darunter die Marineakademie der Union zu Annapolis mit 68 Dozenten und 228 Studierenden. Indes können fast 60 Proz. der über zehn Jahre alten Farbigen nicht lesen. Es erscheinen 213 Zeitungen. Ein katholischer Erzbischof residiert in Baltimore, zwei Bischöfe der protestantischen Episkopalkirche in Baltimore und Easton, drei der methodistischen Kirche in Baltimore, einer für jeden der drei Zweige. Der Staat unterhält Anstalten für Blinde, Taubstumme und Irrsinnige, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, ein Gefängnis und ein Zuchthaus. Von dem zum Teil sehr fruchtbaren Lande sind 49 Proz. angebaut, 26 Proz. sind Wald. Unter Kultur waren 1890: 1,365,163 Hektar, vornehmlich mit Heu (1,1 Mill. Ton.), Mais (14,928,142 Bushel), Weizen (8,348,177 Bushel) und Kartoffeln (2,9 Mill. hl), dann mit Hafer, Roggen, Buchweizen, Gerste; auch Kartoffeln und Tabak (1889: 14,017,000 Pfd.) werden gebaut. Obstzucht und Obstverpackung bilden wichtige Erwerbszweige. Der Viehstand bezifferte sich 1890 auf 130,395 Pferde, 14,161 Maulesel und Esel, 267,189 Rinder, 132,329 Schafe, 312,020 Schweine. Die Fischerei, welche 1894 von 25,015 Personen betrieben wurde, ergab einen Ertrag von 3,813,199 Doll., davon 2,889,060 Doll. für Austern. Der Bergbau liefert vornehmlich bituminöse Kohle (1889: 2,939,715 Ton.), meist aus dem Georges Creek-Thal, außerdem Eisen (1890: 96,246 T.), Zink, Kupfer. Die **Industrie** erzeugte 1890 in 7485 gewerblichen Anstalten mit 107,054 Arbeitern Waren im Wert von 171,842,593 Doll., vornehmlich eingemachtes Obst und Gemüse, Kleider, Baumwollzeuge (1890 erzeugten in 15 Fabriken 4313 Arbeiter mit 158,930 Spindeln und 2965 Webstühlen Waren im Wert von 5,457,792 Doll.), Wollwaren, Maschinen, Stahl und Eisen und Gußwaren. Dem meist über Baltimore gehenden **Handel** dienen (1889) 1966 km Eisenbahnen, 310 km Kanäle und eine Handelsflotte von 2195 Fahrzeugen mit 144,881 Ton. Gehalt. Nach der mehrfach, zuletzt 1867 abgeänderten **Verfassung** wird der Gouverneur vom Volk auf vier Jahre gewählt. Der Gesetzgebende Körper besteht aus 26 Senatoren (auf vier Jahre gewählt) und 90 Abgeordneten (auf zwei Jahre gewählt). In den Kongreß entsendet M. 2 Senatoren und 6 Repräsentanten. Bei der Präsidentenwahl hat es 8 Stimmen. Alle richterlichen Beamten (mit Ausnahme der Friedensrichter, welche der Gouverneur ernennt) sowie die meisten exekutiven werden vom Volk erwählt, so das Appellationsgericht (Court of appeals) auf 15 Jahre. Die Staatseinnahmen betrugen 1890: 10,008,371, die Ausgaben 10,091,521, die Schuld des Staates 8,434,368, der Grafschaften 893,776, der Städte 32,847,264 Doll. Eingeteilt wird der Staat in 24 Grafschaften. Hauptstadt ist Annapolis, die größte Stadt aber Baltimore. S. die Spezialkarte »Vereinigte Staaten«, östliche Hälfte. — M. wurde, nachdem daselbst schon früher von einem Kapitän Clayborne mit Kolonisten aus Virginia eine Ansiedelung gegründet worden, 1631 von König Karl I. an Lord Baltimore (s. d.) verliehen, der jedoch vor Ausfertigung des Patents starb, worauf dasselbe seinem ältesten Sohn, Cecil Calvert, gegeben ward, der 1634 mit etwa 200 Personen, die, wie er selbst, Katholiken waren, die Kolonisation mit Gründung der Town St. Mary's an der Nordseite des Potomacflusses begann und die Kolonie zu Ehren der Königin

M. nannte. Später ward nach längern, durch einen Einfall von Virginiern unter Clayborne veranlaßten innern Kämpfen für alle Einwanderer Freiheit des Kultus erklärt, wodurch die Bevölkerung schnell wuchs. Schon 1650 erhielt die Kolonie eine Verfassung, welche die Gesetzgebung in die Hände zweier Häuser legte. Unter Cromwell wurde die katholische Familie der Calvert der Regierung beraubt, durch Karl II. aber wieder eingesetzt, dann nochmals vertrieben, aber 1716, nachdem das damalige Haupt derselben zum Protestantismus übergetreten war, abermals restituiert. Durch die Erhebung gegen England, an welcher M. von Anfang an lebhaften Anteil nahm, wurde die Familie Calvert für immer beseitigt und durch Konvention vom 28. April 1788 die Verfassung der Vereinigten Staaten angenommen. 1790 trat M. den Bundesdistrikt Columbia an die Union ab. Im jüngsten Bürgerkrieg stellte sich M. auf die Seite der Nordstaaten. Vgl. Browne und Scharf, History of M. (Baltimore 1878). — 2) Teil der Republik Liberia (s. d.).

Marylebone (spr. märilebön oder mérribën), Stadtteil im NW. Londons, als Kirchspiel sowohl wie als parlamentarischer Wahlbezirk mit (1891) 142,404 Einw.

Maryport (spr. märi-), Seestadt in der engl. Grafschaft Cumberland, an der Mündung des Ellen, mit 1880—84 erbauten Docks (21,8 Hektar groß, 7,7 m tief), lebhaftem Handel mit Stahl, Eisen und Kohlen und (1891) 8784 Einw. Zum Hafen gehören (1894) 34 Seeschiffe von 22,590 Ton. und 48 Fischerboote. Wert der Einfuhr 1894: 68,402 Pfd. Sterl., der Ausfuhr 389,269 Pfd. Sterl. Auf einer Felshöhe nördlich der Stadt die Ruinen von Axelodunum.

Marysville (spr. märiswill), Hauptstadt der Grafschaft Yuba des nordamerikan. Staates Kalifornien, an der Vereinigung des Yuba mit dem Feather River, der hier schiffbar wird, hat mehrere höhere Schulen, Fabriken und (1890) 3991 Einw.

Maryville (spr. märiwill), Hauptstadt der Grafschaft Nodoway im nordamerikan. Staat Missouri, mit starkem Ackerbau und Viehzucht und (1890) 4037 Einw.

März (lat. Martius), der dritte Monat unsers Jahres, war im römischen Kalender der ältesten Zeit der erste Monat und hat seinen Namen vom Mars, dem er geheiligt war. Karl d. Gr. gab ihm den Namen Lenz- oder Frühlingsmonat. Die Sonne tritt im M. in das Zeichen des Widders. Auf den 20. oder 21. M. fällt das Frühlingsäquinoktium (Frühlingsanfang). Mittlere Temperatur in:

Archangel	—7,4°	Edinburg	4,5°
Petersburg	—4,7°	London (Greenwich)	6,0°
Moskau	—4,8°	Dublin	6,1°
Christiania	—1,6°	Brüssel	5,4°
Kopenhagen	1,1°	Paris	6,6°
Hamburg	3,4°	Basel	4,5°
Berlin	3,5°	Konstantinopel	7,5°
München	2,0°	Athen	11,3°
Karlsruhe	5,0°	Rom	10,3°
Stuttgart	5,1°	Neapel	10,8°
Prag	3,2°	Madrid	8,2°
Wien (Stadt)	4,4°	Lissabon	12,4°

Marzabotto, Dorf in der ital. Provinz Bologna, Kreis Vergato, am Reno und an der Eisenbahnlinie Bologna-Pistoja, mit Ruinen einer Etruskerstadt aus dem 5. Jahrh. v. Chr., welche seit 1889 ausgegraben worden sind, Hanfspinnerei und (1881) 516 (als Gemeinde 4485) Einw. Vgl. E. Brizio, Una Pompei Etrusca a Marzabotto nel Bolognese (Bolog. 1887).

Marza Suza, Stadt, s. Apollonia 4).

Märzblümchen, s. Hepatica.

Märzblume, soviel wie Schneeglöckchen, s. Galanthus; gelbe M., s. Narcissus.

Märzbrunnen, soviel wie Hungerquellen (s. d. und »Quelle«).

Marzellin, s. Marcelline.

Märzenbier, stark gebrautes Lagerbier, ähnlich dem Bockbier, doch weniger süßlich.

Märzerrungenschaften, die durch die Märzbewegung oder Märzrevolution 1848 in den meisten deutschen Staaten den Fürsten und Regierungen abgezwungenen freiheitlichen Zugeständnisse in Gesetz und Verfassung, welche allerdings nur teilweise dauernden Bestand hatten. Vgl. Deutschland, S. 933 f.

Märzfeld (Campus Martius), unter den merowingischen Frankenkönigen die alljährlich im März stattfindende Versammlung des fränkischen Heeres, welche aus der altgermanischen Landesversammlung hervorgegangen ist und als Heerschau diente. Daselbst wurden Angelegenheiten des Krieges erledigt und dem König die jährlichen Geschenke dargebracht. Schon unter Chlodwigs Nachfolgern hört jedoch auf gallischem Boden das M. auf, statt dessen versammeln sich gelegentlich um den König die Großen zur Beratung. Nur in Austrasien erhielt sich die Sitte, das Volk alljährlich wenigstens einmal zu berufen, gewöhnlich 1. März; da gab es seine Zustimmung zu Gesetzen oder huldigte einem neuen König. Gegen Ende des 7. Jahrh. haben die Arnulfinger das M. von Austrasien auf das ganze Reich ausgedehnt. Pippin der Kleine verlegte 755 die Versammlung in den Mai (Campus Madius, Magis campus, Maifeld), da es infolge der Vermehrung der Reiterei im März an Futter für die Pferde fehlte. Karl d. Gr. hielt das Maifeld gewöhnlich im Juni, Juli, selbst im August ab. Daselbst erschien zu Beratungen nur die Aristokratie, die gesamten Freien bloß dann, wenn zugleich der Heerbann aufgeboten wurde. Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. 2 (3. Aufl., Kiel 1882); Ahrens, Über Namen und Zeit des Campus Martius der alten Franken (Hannov. 1873); Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. 2 (Leipz. 1892).

Märzglöckchen, s. Leucojum.

Marziale (ital.), kriegerisch.

Marzipan (v. lat. Marci panis, »Markusbrot«), Gebäck aus Mandeln und Zucker, welches besonders gut in Königsberg, Danzig, Lübeck und Hamburg bereitet wird. Man zerreibt zur Darstellung desselben 2 Teile feinste, entschälte süße Mandeln mit etwas Rosenwasser und röstet sie mit 1 Teil feinstem Zuckerpulver in einem kupfernen Kessel und unter beständigem Umrühren über gelindem Feuer, bis die Masse, wenn man mit der Oberseite der Hand darauf drückt, nicht mehr anklebt. Hierauf wird die Masse zusammengeknetet und unter Zusatz von 0,5—1 Teil Zucker zu allerlei Formen verarbeitet und getrocknet oder (Königsberger M.) leicht gebacken.

Märzling (Hasel), s. Döbel.

Märzrevolution, s. Märzerrungenschaften.

Mas, Gewicht, s. Maas.

Maesa *Forsk.*, Gattung aus der Familie der Myrsinaceen, kleine Sträucher mit ganzrandigen, gezahnten oder gesägten, häufig durchsichtig punktierten Blättern, kleinen weißen Blüten in meist rispig zusammengesetzten Trauben und vielsamiger, steinfruchtartiger Frucht. 35 Arten im tropischen und subtropischen Asien und Afrika und auf den Inseln des Stillen Ozeans. Die Frucht von M. picta *Hochst.* und

M. lanceolata *Forsk.* (Saora) dient in Abessinien als Bandwurmmittel.

Masaccio (spr. -fattscho), eigentlich Tommaso di San Giovanni di Simone Guidi, ital. Maler, geb. 21. Dez. 1401 im Kastell San Giovanni im Arnothal, gest. 1428 in Rom, wegen seiner Unbeholfenheit M. (»unbehilflicher Thomas«) genannt, war angeblich Schüler des Masolino und wurde 1424 in das Buch der Malergilde zu Florenz eingetragen. Bald darauf ward ihm, vielleicht als Nachfolger Masolinos, die Vollendung der malerischen Ausschmückung der Kapelle de' Brancacci in der Kirche Santa Maria del Carmine übertragen. Er malte hier die Vertreibung aus dem Paradies, Petrus taufend, Petrus Kranke heilend, Petrus und Johannes Almosen spendend, das Wunder vom Zollgroschen u. a. 1428 gab er diese Arbeit auf, die erst später von Filippino Lippi vollendet wurde. Mit diesen Fresken brach eine neue Epoche der florentinischen Kunst an; es sind Gemälde in großem historischen Stil, von Energie und einfacher Größe des Ausdrucks, klarer Komposition, freiem, antikisierendem Faltenwurf und großartiger Modellierung, so daß sie auf die italienische Malerei des 15. Jahrh. von großem Einfluß wurden. Ein andres Werk von M. ist ein Fresko der Dreifaltigkeit in Santa Maria Novella zu Florenz. Er war später in Pisa, wo er unter anderm ein Altarbild in der Kirche del Carmine malte, von dem einige Teile in das Berliner Museum gekommen sind, und zuletzt in Rom thätig. Das Berliner Museum besitzt von ihm auch die Darstellung der Wochenstube einer vornehmen Florentinerin. Vgl. Knudtzon, M. og den florentinske malerkonst (Kopenh. 1875); Schmarsow, Masaccio-Studien (1. Lief., Kassel 1895).

Masáda, eine von den Makkabäern angelegte, von Herodes d. Gr. noch mehr befestigte Burg Palästinas, auf einem steilen Felsen am Westufer des Toten Meeres, 519 m über demselben gelegen, ward in den Kämpfen der Römer mit den Juden unter Eleasar nach langer Belagerung zerstört; jetzt Ruinen Sebbe.

Masagan (Bridscha), Hafenplatz an der atlantischen Küste Marokkos, unter 33° 18′ nördl. Br., 7 km von der Mündung des Um er Rebia, hat starke Befestigungen, eine halb in Ruinen liegende Kirche, große Zisternen, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls und zählt 6000 Einw., darunter 1000 Juden und 100 Europäer, die lebhaften Handel betreiben. Die Einfuhr (Baumwollwaren, Zucker, Tuch, Thee, Seide rc.) betrug 1893: 5,894,050 Fr., die Ausfuhr (Bohnen, Erbsen, Mais, Weizen, Gerste, Wolle, Eier, Wachs rc.) 6,768,150 Fr. Es liefen 208 Dampfer von 137,614 Ton. und 69 Segelschiffe von 7152 T. ein. Die Stadt wurde 1510 von den Portugiesen gegründet u. 1769 vom Sultan Mohammed genommen.

Masai, afrikan. Volksstamm, s. Massai.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, der Hauptanführer beim Aufstand in Neapel 1647, geb. 1623 in Amalfi, lebte in Neapel als Fischer und Obsthändler. Veranlassung zu dem Aufstand gab ein 3. Jan. 1647 vom Vizekönig, Herzog von Arcos, publiziertes Edikt, welches eine hohe Abgabe auf Getreide und Früchte legte und den ohnehin schwer erträglichen Steuerdruck, der unter der spanischen Herrschaft auf Neapel lastete, erheblich steigerte. Nachdem schon im Mai in Palermo das Volk sich gegen die Spanier erhoben hatte, brach 7. Juli auch in Neapel die Unzufriedenheit gewaltsam aus, als auf dem Markte ein Streit zwischen den Fruchthändlern und Steuererhebern entstand. M., dessen Frau wegen Umgehung der Abgabepflicht bestraft worden, und der daher gegen die Regierung erbittert war, rief die Menge zur Selbsthilfe; die Steuerhäuser in der Stadt wurden geplündert und niedergerissen, die Gefängnisse erbrochen und der Vizekönig, dessen Person sich die Aufständischen bemächtigten, gezwungen, die Abschaffung der Steuern zu versprechen. Indessen rettete er sich in der Nacht in das Kastell und überließ die Stadt den Rebellen. M. übte nun eine unbeschränkte Herrschaft, erklärte die Steuern auf Nahrungsmittel aufgehoben und schlug, zum Generalkapitän des Volkes erwählt, die zur Unterstützung des Statthalters heranziehenden Truppen zurück. Täglich saß er auf dem Platz Toledo zu Gericht, und seine Todesurteile wurden auf der Stelle vollzogen. M. war gutmütig und nicht ohne edle Regungen, aber eitel, selbstgefällig und ohne höhere Ziele. Der Erzbischof Filomarino unterhandelte endlich mit M. über eine förmliche Kapitulation, zu deren Abschluß sich M. 12. Juli zu Pferde, von mehr als hunderttausend Menschen begleitet, selbst zum Herzog von Arcos begab. Ein Vertrag, welcher die Abschaffung der neuen Steuern und Amnestie versprach, wurde abgeschlossen und 13. Juli in der Kirche del Carmine beschworen. Von da an traten bei M. Anzeichen des Irrsinns hervor, und es ward daher dem Vizekönig leicht, das Volk, das überdies die Versöhnung mit dem Vizekönig mit Mißtrauen betrachtet hatte, zum Abfall von dem »von Gott Gezeichneten« zu bestimmen. Als M. 16. Juli in der Kirche del Carmine erschien und das Volk aufforderte, ihn zu beschützen, ward er nach dem Kloster del Carmine gebracht und hier von vier Banditen, die Arcos gedungen, mit Flintenschüssen getötet. Tags darauf veranstaltete ihm das reuige Volk ein großartiges Totenfest und setzte seine Leiche in der Kirche del Carmine bei. Auber benutzte den Stoff zu der Oper »Die Stumme von Portici«. Vgl. Rivas de Saavedra, Insureccion de Napoli en 1647 (Madr. 1849, 2 Bde.; franz., Par. 1849; daraus die »Histoire de M.«, von Florence herausgegeben, das. 1860).

Masaridae, s. Wespen.

Masar-i-scherif, Stadt im nordöstlichen Afghanistan, 30 km südöstlich von Balch (s. d.), 366 m ü. M., mit dem von Pilgern vielbesuchten Grabe des Propheten Ali, einem Fort mit Geschützgießerei, Fabrikation von Säbeln, Messern und Lederhelmen und 25,000 Einw. Die Stadt ist Sitz eines Gouverneurs, zeitweilig auch des Emirs von Afghanistan. In den Bergen berühmte Heilquellen.

Masaya, Stadt in Nicaragua, zwischen dem Nicaragua- und Managuasee, in der Nähe des Vulkans von M. (Ausbrüche 1782, 1857), hat 22,000 Einw. und ist der gewerbfleißigste Ort des Staates. In der Umgegend wird trefflicher Tabak gebaut. Wasser liefert den Einwohnern der kleine, einen tiefen Krater ausfüllende See von M.

Masbata (arab., von sabt, »feststellen«), Protokoll, amtlicher schriftlicher Bericht. In der Türkei versteht man darunter gewöhnlich ein von mehreren Personen mit amtlicher Qualität aufgesetztes Schriftstück, in welchem eine Thatsache festgestellt wird.

Mascagni (spr. -tannji), Pietro, Komponist, geb. 7. Dez. 1863 in Livorno als Sohn eines Bäckers, erhielt seine Ausbildung in seiner Vaterstadt von Soffredini und am Mailänder Konservatorium durch Saladino, begann seine Laufbahn als Dirigent einer wandernden Operntruppe und setzte sich dann als Dirigent

eines Stadtmusikkorps zu Cerignola bei Neapel fest. Eine Erstlingsoper: »In Filanda« (Livorno 1881), wurde nicht bemerkt. Dagegen wurde M. plötzlich der Held des Tags, als seine einaktige Oper: »Cavalleria rusticana« bei der vom Verleger Sonzogno in Mailand ausgeschriebenen Konkurrenz preisgekrönt wurde (erste Aufführung 17. Mai 1890 in Rom) und, unterstützt durch die starke Wirkung des Librettos, schnell einen Siegeszug durch die Welt machte. Die weiter folgenden Werke Mascagnis: »L'amico Fritz« (1891) und »Die Rantzau« (1892) versagten aber für eine ähnliche Wirkung, und auch die »Cavalleria« geht allmählich in der öffentlichen Meinung auf den ihr gebührenden Rang eines operettenartigen (jedoch tragisch endigenden) Werkes eines nur mittelmäßig begabten Musikers zurück, der aber unleugbar Sinn für das szenisch Wirksame hat. 1895 wurde M. zum Direktor des Rossini-Konservatoriums in Pesaro ernannt.

Mascalucia (spr. -lütscha), Flecken in der ital. Provinz Catania (Sizilien), am Südabhang des Ätna, mit (1881) 2968 Einw., hat 1669 durch einen Lavastrom, 1818 durch ein Erdbeben sehr gelitten.

Mascara, Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements der alger. Provinz Oran, unter 35° 26' nördl. Br. und 0° 8' westl. L. v. Gr., an einer Zweiglinie der nach Ain Sefra führenden Bahn, ist auf zwei Hügeln erbaut, zwischen denen der Ued Tuman hindurchfließt, und von einem Wall umgeben, der von fünf Thoren durchbrochen wird, besteht aus einem französischen Teil mit regelmäßig angelegten Straßen und zahlreichen Brunnen und einem arabischen mit vielen Sackgäßchen, hat 3 Moscheen, von denen eine in eine Kirche, eine andre in einen Kornspeicher umgewandelt worden ist, einen hübschen öffentlichen Garten zwischen den beiden Hügeln, eine starke Garnison und (1891) 16,482 Einw., darunter 4873 Franzosen und 6801 Eingeborne, welche Fabrikation von Burnussen und Handel mit den Produkten der fruchtbaren Umgegend (Wein, Rosinen, Wolle, Früchte, Olivenöl, Tabak) treiben. — M. war im 10. Jahrh. ein unansehnlicher Flecken und gewann erst Ende des 12. Jahrh. Bedeutung. Im 18. Jahrh. residierten hier eine Zeitlang die türkischen Beis, 1832 machte Abd el Kader M. zu seinem Sitz; am 30. Mai 1841 wurde es von den Franzosen erobert.

Mascarenhas (spr. -rénjas), Inseln, s. Maskarenen.

Mascaret (franz., spr. maskarä), brandende Flutwelle, besonders in der Gironde; s. Flußgeschwelle.

Mascaron (franz., spr. -óng), Maske, in der Architektur Relief eines fratzenhaften, besonders an Thoren angebrachten und auf Konsolen und Friesen vorkommenden Kopfes.

Mascha (engl. Masha), ostind. Gewicht für Edelmetalle und Juwelen zu 8 Röttih (ruttee): beim Normalgewicht 1/12 Tola = 972 mg, beim alten Bazargewicht 1/10 Sicca = 1164 mg, in Surate (Massa) 1/12 Tola = 1011, in Patna = 1199 mg.

Maschallah (arab., eigentlich mā-schā-allah, »was Gott will«), o wie schön! herrlich, bravo! Ausruf der Verwunderung und des Beifalls bei den mohammedanischen Völkern.

Maschansker, eine Sorte Borsdorfer Äpfel in Österreich und Böhmen.

Masche (althochd. masca), ursprünglich die Schlinge oder das Netz der Jäger, in welcher sich das Wild fing; jetzt die einzelne Garnschlinge, aus deren vielen ein Netz oder sonstige gestrickte, gehäkelte rc. Arbeit besteht.

Maschenpanzer, s. Kettenhemd.

Maschikulis, s. Mâchicoulis.

Maschinen, Verbindungen widerstandsfähiger Körper, welche so eingerichtet sind, daß mittels ihrer mechanische Naturkräfte genötigt werden können, unter bestimmten Bewegungen zu wirken (Reuleaux). Die Verbindung der Körper zu einer Maschine schließt nicht alle und jede Bewegung aus, sondern verhindert nur die für den Zweck der Maschine unnötigen und störenden Bewegungen, so daß die zweckmäßigen Bewegungen als die allein möglichen übrigbleiben. Diese beschränkte Beweglichkeit der Körper wird durch eigentümliche, paarweise zusammengehörige Verbindungsteile, die sogen. Elementenpaare, hervorgebracht, deren wichtigste sind: das Cylinderpaar, ein cylindrischer Drehzapfen mit daraufgestecktem Hohlcylinder (Lager), jener an einem Körper angebracht, dieser an einem andern, so daß eine gegenseitige Drehung der beiden Körper gegeneinander möglich ist; das Prismenpaar, ein Vollprisma in einem Hohlprisma von gleichem Querschnitt, gestattet zwei Körpern, deren einer das Vollprisma, deren zweiter das Hohlprisma trägt, sich geradlinig gegeneinander zu verschieben; das Schraubenpaar, eine Schraube in ihrer Mutter, gestattet eine schiebende und zugleich drehende (schraubenförmige) Bewegung; das Zahnräderpaar, zwei ineinander eingreifende Zahnräder (s. auch Zahnräderwerke), u. a. Die in ihrer Zusammensetzung die M. bildenden Körper oder die baulichen Bestandteile der M. nennt man Maschinenteile der Maschinenelemente (wohl zu unterscheiden von den obigen Elementenpaaren) und rechnet dazu Schrauben und Verschraubungen, Keile und Keilverbindungen, Niete und Nietungen, Zapfen (Drehzapfen), Achsen, Wellen, Kuppelungen rc. Von mechanischen Naturkräften (auch Motoren genannt), welche zur maschinellen Arbeitsleistung herangezogen werden, sind zu nennen: die Muskelkräfte von Menschen und Tieren, die Kraft des bewegten Wassers und der bewegten Luft, der Druck hoher Wassersäulen und komprimierter Luft, die saugende Kraft verdünnter Luft, die Spannkraft des Wasserdampfes und der erhitzten Luft, die Explosionskraft von Gasgemischen nebelartig verteiltem Petroleum und Schießpulver, flüssige Kohlensäure, Gewichte, Federn und Elektrizität. Wenn nun eine dieser Kräfte in einer Maschine bestimmte Bewegungen hervorruft, so können letztere entweder den Endzweck der Maschine darstellen, oder dazu gebraucht werden, Formveränderungen an einem Körper hervorzurufen. Die Arbeit der an der Maschine wirksamen Naturkraft besteht demnach darin, die Widerstände zu überwinden, welche sich einer bestimmten Bewegung oder einer gewissen Formveränderung entgegensetzen (die sogen. Nutzwiderstände), z. B. bei der Lokomotive die die Bewegung des Zuges hemmende Reibung und den Luftwiderstand, bei einer Drehbank die der Ablösung eines Drehspans von dem abzudrehenden Gegenstand Widerstand leistende Kohäsion. Außer diesen bezweckten nützlichen oder nutzbringenden Arbeiten treten indessen innerhalb jeder Maschine infolge der natürlichen Beschaffenheit der physischen Körper ganz spontan oft sehr bedeutende Arbeiten (Nebenarbeit) auf, welche in der Überwindung derjenigen Widerstände (Nebenwiderstände, schädlichen Widerstände) bestehen, die der Bewegung der einzelnen Teile der Maschine in Form von Reibung, Seilbiegungen, Luftwiderstand entgegenarbeiten. Da nun aber die Ma-

turkraft auch diese Nebenarbeit mit verrichten muß, so leuchtet ein, daß die von der Naturkraft geleistete Arbeit um die Nebenarbeit größer sein muß als die von der Maschine verrichtete Nutzarbeit, woraus zur Genüge hervorgeht, daß bei M. niemals ein Arbeitsgewinn, sondern stets ein Arbeitsverlust eintreten wird, und daß somit das Perpetuum mobile, d. h. eine Maschine, welche, ohne Arbeit zu konsumieren, Arbeit verrichten soll, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Nach obigem kann man die M. in ortsverändernde und formverändernde einteilen (so sind Lokomotiven, Kräne, Pumpen, Gebläse als ortsverändernde, Drehbänke, Hobelmaschinen, Mahlmühlen, Webstühle als formverändernde M. anzusehen). Die letztere Gruppe von M. hat als charakteristische Merkmale das Werkzeug und das Werkstück, d. h. einen für die hervorzubringende Formveränderung geeigneten Teil (Hammerkopf, Bohrer, Meißel, Mühlstein, Walzen, Schleifstein, Polierscheibe, Schneidkluppe, Fräse, Spindel, Nähnadel ꝛc.) und einen in seiner Form zu ändernden oder zu bearbeitenden Gegenstand (der zu hobelnde, zu drehende, zu hämmernde Körper, die zu verspinnende Baumwolle ꝛc.). Nach einer andern Ansicht, welche besonders durch die ältern Maschinentheoretiker vertreten wurde, zerfällt jede Maschine in drei Teile oder Gruppen von Teilen, nämlich in Rezeptor, Transmission (Zwischen- oder Verbindungsmaschine) und Werkzeug. Beim Dampfhammer z. B. ist der Cylinder mit dem Kolben der Rezeptor, die Kolbenstange die Transmission, der Hammer mit dem Amboß das Werkzeug. Danach wäre jedoch die Dampfmaschine, die Turbine, die Uhr u. a. keine vollständige Maschine, weil jeder von ihnen das Werkzeug fehlt. Die folgende Zusammenstellung gibt, ohne auf absolute Vollständigkeit Anspruch zu machen, eine Übersicht über das Gesamtgebiet der M.

I. Ortsändernde M. A. Kraftaufnehmende M. (sie erteilen irgend einem ihnen angehörigen Teil eine Ortsveränderung oder Bewegung, welche zu einem noch zur Wahl stehenden Zweck verwendet werden soll) und zwar: 1) M. zur Aufnahme von Muskelkräften: Hebel, Kurbel, Haspel, Wellräder, Göpel, Lauf- und Tritträder, Tretscheiben, Tretbühnen; 2) M. zur Aufnahme von Elementarkräften: Wasserräder, Turbinen, Wassersäulenmaschinen, Windräder, Dampfmaschinen, Heißluft-, Gaskraft-, Petroleumkraftmaschinen, Federmotoren, elektromagnetische Kraftmaschinen. — B. M. zum Messen, Zählen und Regulieren (hier wird der Ort eines der Maschine angehörenden Teiles derart geändert, daß entweder aus der Größe dieser Bewegung auf die Länge verflossener Zeit, die Menge ausgeflossener Flüssigkeit, die Intensität einer Kraft ꝛc. geschlossen werden kann, oder daß durch diese Bewegung die Bewegung einer andern Maschine beschleunigt oder verzögert wird): Uhren, Umlauf-, Hub- und Schrittzähler, Rechenmaschinen, Registriermaschinen, Zeug-, Wasser- und Windmeßmaschinen, Planimeter, Meßräder, Manometer und Barometer, Dynamometer und Indikatoren, Geschwindigkeitsmesser, Wagen, Bremsen, Pendel, Zentrifugalpendel, Windfänge, Schwungräder. — C. Transmissionsmaschinen (zum Übertragen mechanischer Arbeit von einer Maschine auf eine andre): Wellenleitungen, pneumatische und hydraulische Transmissionen, Zahnräder-, Reibungsräder- und Riemenrädergetriebe, Schnur- und Seiltriebe, Sperr- und Hemmwerke. — D. Bewegungs- oder Transportmaschinen und zwar: 1) für feste Körper: Hebel, Keile, schiefe Ebenen, Hebeladen, Haspel, Flaschenzüge, Kräne, Winden, Aufzüge, Fahrkünste, vertikale und horizontale Seilförderungen, Seilbahnen, Baggermaschinen und Exkavatoren, Rammmaschinen, Düngerstreumaschinen, Reihensaat- und Steckmaschinen, Wagen, Lokomotiven, Straßenlokomotiven, Dampfwagen und Dampfschiffe, lenkbare Luftballons und Flugmaschinen; 2) für flüssige Körper: Kolben- und Zentrifugalpumpen, Pulsometer, Strahlpumpen, Ejektoren und Injektoren, hydraulische Widder, Wasserschrauben, Schnecken, Wurfräder, Pumpräder, Kastenräder, Eimerwerke, Tympanons ꝛc.; 3) für luftförmige Körper: Luftpumpen, Kompressionspumpen, Kompressoren, Gebläse, Ventilatoren und Exhaustoren.

II. Formändernde M. (Fabrikationsmaschinen). A. M. zur Veränderung der Anordnung der Teile eines Körpers: Hammer- und Walzwerke, Schmiedepressen, Nagel- und Nietpreßmaschinen, Blechbiegemaschinen, Molettierstühle, Kettenglieder- und Knopfmaschinen, M. zum Verfertigen und Setzen der Krempelzähne, Walk-, Wickel-, Spul-, Bürst-, Kratz-, Setz-, Klischier-, Rühr- und Ziegelmaschinen, Pflüge, Kultivatoren ꝛc. — B. M., durch welche Körper eine Trennung ihrer Teile erfahren: Drehbänke, Hobel-, Fräs-, Feil-, Nutstoß-, Bohr-, Schraubenschneidemaschinen, Muttermaschinen, Scheren, Loch-, Durchschnitt-, Riffel-, Schleif-, Arrondier-, Gravier-, Reliefkopier-, Guillochiermaschinen, M. zum Kopieren runder Körperformen, Mahl- und Zerkleinerungsmaschinen, Säge-, Farbholzraspel-, Korkschneide-, Torfstech-, Spaltmaschinen, Lumpenschneider, Holländer, Stampfwerke, Kammschneide-, Rübenschneide-, Rübenreibe-, Häckselschneidemaschinen ꝛc. — C. M., welche zur Trennung ungleichartiger Körper voneinander dienen: Siebe, Korn- und Samenreinigungsmaschinen, Beutel- und Sichtmaschinen, Grießputzmaschinen, Dreschmaschinen, Reisschälmaschinen, Wein-, Öl-, Zucker-, Torfpressen, Setzmaschinen, Rund- und Stoßherde, Hechel-, Wasch-, Filtriermaschinen, Zentrifugen, Buttermaschinen ꝛc. — D. M., welche getrennte Körper verbinden: Spinn-, Web-, Bobbinet-, Wirk-, Strick-, Näh-, Stick-, Flecht-, Zwirn-, Seil-, Papier-, Schlicht-, Druck-, Paginier-, Blattbinde-, Stecknadel-, Knopf-, Niet-, Flaschenstöpsel-, Knetmaschinen ꝛc.

[Geschichtliches.] Wann und wo die erste Maschine erfunden und verwendet wurde, wird sich nie ermitteln lassen, da die ältesten historisch bekannten Völker schon M., wenn auch von sehr primitiver Natur, gebrauchten. Nach Reuleaux ist es wahrscheinlich, daß das Bedürfnis des Feueranmachens die erste Maschine, den sogen. Feuerquirl, hervorrief. Es ist das ein runder Holzstab, der in senkrechter Stellung mit seinem untern spitzen Ende in eine Vertiefung eines auf dem Erdboden liegenden Holzstücks gesetzt und unter gleichzeitig nach unten gerichtetem Druck mit den Händen quirlartig so lange hin und her gedreht wird, bis das Holz Feuer fängt. Durch Zuführung von Schleifmaterial (Sand) und Wasser zu der gedrehten Spitze war eine einfache Bohrmaschine erfunden. Weiter entwickelten sich aus dem Feuerquirl mit der Zeit alle diejenigen M., welche die Herstellung von Drehkörpern bezwecken, außer den Bohrmaschinen die Drehwippe, der Drehstuhl, die Drehbank, die Töpferscheibe, indem die hin und her gehende Drehbewegung allmählich durch die dauernde Drehung nach einer Richtung ersetzt wurde. Uralt sind jedenfalls auch die M. zur

Bewässerung von Ländereien, wie sie durch die Schöpfräder und Paternosterwerke der Chinesen und die Schwingbäume oder Kaduffs der Ägypter (ähnlich dem noch bei uns auf Dörfern gebräuchlichen Ziehbrunnen) repräsentiert werden; ferner M. zur Herstellung von Gespinsten und Geweben sowie die Getreidemahlmühlen. Daß die sogen. einfachen M., Hebel, Rolle, Keil, schiefe Ebene, schon in grauer Vorzeit zu großartigen Leistungen verwendet wurden, bezeugen die Baudenkmäler der alten Ägypter, Assyrer, Inder 2c., wie anderseits aus vielen diese Denkmäler schmückenden Abbildungen das hohe Alter von Vorrichtungen zum Transport zu Wasser und zu Lande, Wagen, Ruder- und Segelschiffen hervorgeht. Bemerkenswert ist auch das außerordentlich frühe Auftreten der Wage. Sie ist schon Abraham bekannt und findet sich auf den ältesten Denkmälern der Ägypter abgebildet. Lange Zeit scheint der Mensch gebraucht zu haben, ehe er dazu überging, zum Betrieb von M. an die Stelle seiner Muskelkräfte diejenigen von Tieren oder gar Elementarkräfte zu setzen. Von den Elementarkräften wurden lange Zeit nur die Wasserkraft zum Betrieb von Wasserrädern, die Windkraft zum Fortbewegen von Segelschiffen und die Spannkraft elastischer Körper (Holz, Horn, Seile, Sehnen) zu Schußwaffen verwendet.

Die Entwickelung der M. ging in den ersten Jahrtausenden der Geschichte sehr langsam vorwärts, so daß um Christi Geburt außer den genannten M. nur etwa bekannt waren: Flaschenzüge, Haspel, Winden, Göpel, Wasserschrauben, Trommelräder, Kolbenpumpen mit Windkesseln, Keil-, Hebel- und Schraubenpressen (besonders zur Gewinnung von Wein und Olivenöl), Kollergänge zum Zerquetschen der Ölfrüchte, Lederblasebälge zum Anschüren des Feuers und eine Art Cylindergebläse zum Betrieb von Wasserorgeln, Wassermahlmühlen mit unterschlächtigen Rädern, die Schnellwage, ferner an M. für Kriegszwecke, der Mauerbrecher oder Widder, der Enterhaken, die Armbrust, die Katapulten und Ballisten. Die Dampfkraft wußte man zu physikalischen Spielereien (zum Betrieb des Heronsballes und der Äolipile) zu benutzen. Aus der Zeit bis zum 18. Jahrh. sind an neuen Erfindungen nur zu erwähnen: im 14. Jahrh. die Feuerwaffen, die als neuen Motor die Kraft von Explosionsgasen benutzen, und die Uhren, im 15. die Druckerpresse, im 17. die Luftpumpe und die Elektrisiermaschine sowie Papins Dampfmaschine, im 18. Jahrh. die Spinnereimaschine, der Maschinenwebstuhl und als die folgenschwerste Erfindung, die jemals gemacht wurde, die Wattsche Dampfmaschine (1765—1784), welche sich sehr schnell über die ganze Welt verbreitete.

Mit der fortschreitenden Verwendung der Dampfmaschine nahm das gesamte Maschinenwesen einen ungeheuern Aufschwung, ja man kann sagen, sie habe das moderne Maschinenwesen erst geschaffen. Eine Erklärung dafür ist in folgenden Umständen zu suchen. Einmal veranlaßte die Dampfmaschine eine Verbesserung der Werkzeuge, welche durch sie in Bewegung gesetzt wurden, und führte zur Erfindung neuer Arbeitsmaschinen, welche nicht nur zur Vollendung der M. in konstruktiver Hinsicht, sondern auch zu einer größern Massenhaftigkeit in der Maschinenfabrikation beitrug. Dann war die Einführung eines widerstandsfähigern und dauerhaftern Rohmaterials für den Maschinenbau, nämlich der Metalle (besonders des Eisens) an Stelle des bis dahin vorherrschenden Holzes, nur dadurch möglich, daß die Dampfmaschine die Gewinnung und den Transport derselben in unbegrenzten Quantitäten gestattete. Endlich ist auch ganz besonders zu berücksichtigen, daß die Dampfmaschine die erste allgemein verwendbare Maschine war, deren Erfindung auf einer rationellen und ökonomischen Ausnutzung von Naturkräften begründet war, so daß sie fortan als Beispiel dafür diente, wie die in reichem Maß aufgespeicherten naturwissenschaftlichen und mathematischen Kenntnisse technisch zu verwerten seien.

Die Bedeutung der M. für die Entwickelung der modernen materiellen Kultur liegt darin, daß sie Menschen und Tierkräfte ersparen und vorteilhaft ersetzen können, eine große Schnelligkeit und Stärke des Verkehrs gestatten und die Quantität, Qualität und Wohlfeilheit der Arbeit erhöhen, ja zu ganz neuen Arbeiten Veranlassung geben, die ohne sie nicht möglich sind. Wie unvorteilhaft die Verwendung animalischer Kraft zur Ausübung sehr großer Kraftleistungen ist, zeigt z. B. die Aufrichtung der Alexandersäule in Petersburg (1834), deren Schaft 876,000 kg wiegt. Dabei verwandte man 681 Arbeiter und 1950 Soldaten; dessenungeachtet waren 62 Winden und 186 Flaschenzüge erforderlich. Dagegen wurden die 1,900,000 kg schweren Eisenblechkasten, aus welchen die Britanniabrücke Robert Stephensons über die Menaistraße zusammengesetzt ist, von nur drei hydraulischen Pressen aufgezogen, welche von einer einzigen Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wurden. Bei vielen Arbeiten der neuern Technik reicht Menschenkraft überhaupt nicht hin, um Erfolge zu erzielen, so z. B. beim Ziehen dicker Eisendrähte, Blei- und Messingröhren, beim Hämmern und Walzen der in Puddel- und Schweißöfen gewonnenen Eisenmassen, des Stabeisens, der Bleche 2c. Die Schnelligkeit des modernen Verkehrs beruht auf der Erfindung der Eisenbahnen, Lokomotiven, Dampfschiffe u. Telegraphen. Eine Schnellzuglokomotive befördert einen Zug von etwa 100,000 kg Gewicht mit 25 m Geschwindigkeit in der Sekunde auf horizontaler Strecke. Ein Pferd vermag auf horizontaler Chaussee eine Last von 2500 kg mit 1 m Geschwindigkeit fortzuschaffen. Um auf einer horizontalen Chaussee eine Last gleich dem Gewicht des Schnellzugs fortzuschaffen, wären 40 Pferde nötig und würde die Transportzeit 25mal größer sein. Was die Erhöhung der Arbeitsquantität durch die M. betrifft, so liefert ein Arbeiter an der Strickmaschine in einem Tage mehr Strümpfe als die geschickteste Strickerin in Monaten. Nähmaschinen machen 1200—1500 Stiche in der Minute im Vergleich zu 50, welche eine geübte Näherin machen kann. Buchdruckhandpressen geben etwa 250 Abdrücke in der Stunde, die Schnellpressen dagegen deren bis 20,000. In den meisten Fällen sind die M. auch im stande, eine bessere Arbeit zu liefern als die Hand; vor allen Dingen deshalb, weil bei ihnen die Kraft gleichmäßiger zur Verwendung kommt. Daher findet man z. B. bei aufmerksamer Vergleichung von Maschinen- und Handgespinst sofort, daß der Maschinenfaden den durch die Hand gesponnenen Faden an Gleichheit, Rundung und Reinheit übertrifft, wie auch, daß er durch die bessere Drehung zugleich stoffreicher und schwerer geworden ist. Besonders auffallend sind die Vorzüge der Maschinenarbeit beim Verspinnen von Werg, wobei die Handarbeit nichts entfernt Ähnliches zu leisten vermag. Ebenso bleibt letztere durchaus zurück in der Feinheit des Garns, die man jetzt auf M. erreicht. Qualitätsvorzüge lassen sich außerdem in sehr vielen Fällen

nachweisen; es genügt, auf die Kratzen, Schraffiermaschinen, Schermaschinen, Kalander, Werkzeugmaschinen, ja fast auf alle Fabrikationsmaschinen zu verweisen. Manche Arbeiten, wie die der Reliefkopiermaschinen, Guillochiermaschinen ꝛc., lassen sich überhaupt nicht von Menschenhand ausführen. Bei allen diesen Vorzügen ist die Maschine überdies im stande, die Arbeit äußerst wohlfeil zu verrichten. Ein Stück glatten englischen Tülls oder Bobbinets wird jetzt nach Erfindung der Heathcoatschen Bobbinetmaschine 50mal so billig verkauft als am Ende des vorigen Jahrhunderts. Japy in Beaucourt fertigte kleine Kastenschlösser zum Preise von noch nicht völlig 3½ Pf. das Stück. Einen höchst wichtigen Einfluß auf die Wohlfeilheit mancher Artikel hat das dabei angewandte Prinzip der Arbeitsteilung, welches in solchem Maße ausgebildet ist, daß z. B. jede Nähnadel 90—120mal durch die Hand gehen muß, ehe sie vollendet ist, und daß sich die Arbeiten bei der Uhrenfabrikation in 54 Beschäftigungsarbeiten teilen, so daß nicht Eine Hand thätig ist, welche auch nur den kleinsten Uhrteil ganz fertig macht.

Diese großen Vorzüge des Maschinenwesens nach der Seite der Produktion müssen freilich auch mit manchen beträchtlichen volkswirtschaftlichen und sozialen Opfern erkauft werden. Die M. haben der menschlichen Arbeitskraft eine Konkurrenz bereitet, die wenigstens in Übergangszeiten und für einzelne Industrien (Textilindustrie) sehr drückend werden kann. Freilich ist gegenüber der von der Arbeiterklasse wiederholt kundgegebenen Feindseligkeit gegen die M. daran zu erinnern, daß dieselben auch wieder viele Menschen beschäftigen (Eisenbahnen, Dampfmaschinen), und daß sie die Masse der zu verarbeitenden Rohstoffe außerordentlich vermehrt haben. Nach der sozialen Seite ist zu bemerken, daß die M. erst die Frauen- und Kinderarbeit in großem Umfang hervorgerufen haben, wodurch zeitweise die Arbeit der Männer beschränkt und ihr Lohn gedrückt worden ist, wodurch aber auch das weibliche Geschlecht in der Arbeiterklasse vielfach eine wirtschaftliche Selbständigkeit erhielt. Das Bedenklichste ist ohne Zweifel, daß im Zeitalter des Maschinenwesens, wegen des zur Erwerbung der M. erforderlichen Kapitals, der Arbeiter unfähig ist, eine wirklich selbständige Stellung zu erlangen, daß er selten aus der Klasse der Fabrikarbeiter in eine wirtschaftlich und sozial höher stehende Schicht emporzusteigen vermag. Auch dem Kleinbetrieb hat das Maschinenwesen eine schwere Konkurrenz bereitet, welche teilweise mit dem Untergang des erstern und damit mit der Vernichtung zahlreicher selbständiger Existenzen endete. Allein auch da, wo dieser Ausgang nicht eingetreten ist, bleibt vielfach der Nachteil, daß das Maschinenwesen hauptsächlich dem großen Kapital dient, und daß es die gewaltige Anhäufung des modernen Kapitals in den Händen weniger mit befördert hat. Vgl. Fabriken und Gewerbebetrieb. Über die mit dem Maschinenwesen verbundenen Gefahren für die Arbeiter s. Fabrikgesetzgebung.

[Maschinenfabrikation, Handel.] Die Herstellung der M. geschieht von Mechanikern oder Maschinenbauern in den Maschinenwerkstätten, Maschinenbauanstalten oder Fabriken und zwar meistenteils wieder mit M., den sogen. Werkzeugmaschinen. Auch hierbei ist das Prinzip der Arbeitsteilung eingeführt, indem in einer Fabrik nur einige oder nur eine Gattung von M. oder gar nur bestimmte Maschinenteile hergestellt werden, und zwar in verschiedenen ganz bestimmten Größen. Eine weitere Arbeitsteilung findet in jeder Fabrik dadurch statt, daß jeder Arbeiter nur ganz bestimmte Arbeiten auszuführen oder nur bestimmte Teile anzufertigen hat. Vielfach werden hierbei Spezialmaschinen verwendet, d. h. M., welche nur auf die Herstellung eines besondern Teiles oder auf die besondere Bearbeitung eines Teiles zugeschnitten sind. Durch eine solche Art der Fabrikation (Massenfabrikation) wird nicht nur der Herstellungspreis bedeutend erniedrigt, sondern es wird auch die Auswechselung beschädigter Maschinenteile (z. B. Räder, Lager, Röhren, Ventile, Windkessel ꝛc.) von im Betrieb befindlichen M. in hohem Maße erleichtert. Es genügt, bei der Fabrik, welche die Maschine geliefert hat, die Nummer des betreffenden Teiles anzugeben, um sofort einen passenden Ersatzteil zu erhalten. Einzelne Maschinenteile, wie Schrauben und Niete, werden durchweg in denselben bestimmten Größen angefertigt. Maschinenfabrikation findet sich fast in allen Ländern, in denen überhaupt eine Industriethätigkeit rege ist, und besonders da, wo vorhandene Schätze an Eisen und Kohlen auf diesen Gewerbszweig fördernd einwirkten. Ihren Ausgang nahm die Maschinenfabrikation von England, wo zuerst die Dampfmaschine, auf der die ganze moderne Maschinenentwickelung beruht, eingeführt wurde. Die vorhandenen reichen Schätze an Eisen und Kohle, deren ergiebigere Ausbeutung wieder durch die Dampfmaschine ermöglicht wurde, sowie der Umstand, daß die Engländer infolge ihrer jahrhundertelangen Bedeutung als erste Kolonial- und Handelsmacht und der dadurch herbeigeführten vielfachen Berührung mit Ländern und Verhältnissen fremder Zonen schon früh eine genauere Kenntnis von den speziellen Anforderungen und Bedürfnissen derselben erworben u. ihre M. denselben anzupassen verstanden, begünstigten das Aufblühen der Maschinenindustrie in nachhaltigster Weise, so daß England lange Zeit hindurch den Maschinenmarkt beherrschte.

Nordamerika, dem unermeßliche Reichtümer an Eisen und Kohle zu Gebote stehen, hat sich besonders um die Entwickelung der Werkzeugmaschinen verdient gemacht. Äußere Veranlassung dazu war der hohe Preis menschlicher Arbeitsleistungen, die innere Triebfeder der rege Erfindungsgeist u. die Unternehmungslust der Nordamerikaner. Eine besondere Eigentümlichkeit des nordamerikanischen Maschinenbaues ist die weitgehendste Arbeitsteilung, welche durch die in erstaunlicher Weise ausgebildeten Werkzeugmaschinen ermöglicht wurde, und die damit verbundene durchgebildete Massenfabrikation.

Deutschlands Leistungen auf dem Gebiete des Maschinenbaues haben sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben. Früher vom Ausland, besonders von England, abhängig, steht es jetzt mit seinem Maschinenbau selbständig da. Dieser Aufschwung der deutschen Maschinenindustrie beruht auf der vermehrten Ausnutzung der Erz- und Kohlenlager, der Pflege der technischen Wissenschaften auf den technischen Hochschulen, aus denen vortreffliche Ingenieure hervorgehen, und der Entwickelung des praktischen Sinnes durch Berührung mit dem Ausland. Andre Länder mit bedeutender oder in lebhafter Entwickelung begriffener Maschinenindustrie sind Frankreich, England, Österreich-Ungarn, die Schweiz, Italien und Rußland. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über den Wert der Ausfuhr von M. in den sieben bedeutendsten Industrieländern der Erde:

Land	Wert der ausgeführten Maschinen in Millionen Mark			
	1886	1888	1890	1892
Großbritannien . . .	212,7	263,8	344,2	286,8
Deutschland	49,2	57,7	67,5	62,6
Verein. Staaten von Nordamerika . . .	30,7	58,8	78,1	81,8
Belgien	33,2	22,7	37,5	31,1
Frankreich	23,7	29,4	39,5	30,1
Schweiz	14,4	15,8	18,3	16,4
Österreich-Ungarn .	6,3	8,3	7,9	6,6

Nordamerika führt M. hauptsächlich nach den anderen Teilen Amerikas, nach Europa nur einzelne besondere Maschinengattungen, wie Werkzeugmaschinen, Nähmaschinen und andre M. für den Hausbedarf, aus. Deutschland hat im auswärtigen Maschinenhandel von seiten Englands und Belgiens starke Konkurrenz, die sich besonders geltend macht, wo es mehr auf billigen Preis als auf vorzügliche Ausführung ankommt. Die folgende Tabelle gibt deutsche Durchschnittspreise von M. an.

	Preis pro Tonne in Mark			
	1880	1886	1890	1894
Leichter Maschinenguß	220	170	240	190
Schwerer "	192	150	170	170
Dampfmaschinen . .	570	553	583	643
Werkzeugmaschinen .	825	748	752	725
Spinnereimaschinen .	847	769	754	729
Webereimaschinen . .	770	680	638	611
Lokomotiven	1208	852	892	989

Deutschland hat im ganzen etwa 10,000 Maschinenfabriken mit nahezu 200,000 Arbeitern. Hiervon entfallen auf Berlin, den Hauptsitz der deutschen Maschinenindustrie, etwa 250 Fabriken mit über 30,000 Arbeitern. Ein- und Ausfuhr Deutschlands betrugen (nach der »Statistik des Deutschen Reichs«):

	1893		1894	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	Mengen von 100 kg netto			
Lokomotiven, Lokomobilen und Teile derselben . .	17877	45073	25384	56860
Nähmaschinen und Teile .	34840	76164	29811	80198
Dampfkessel	3602	22062	3124	29118
Andre Maschinen und Maschinenteile, überwiegend aus Holz	25909	14413	30331	16976
Desgl., überw. aus Gußeisen	297703	672588	321456	908420
" " Schmiedeeisen	24657	122905	29884	151209
Desgl., überwiegend aus anderen Metallen . . .	3961	6312	2671	6661
Zusammen:	408549	959517	442661	1249442

Maschinenbauer, alle diejenigen, welche sich mit der Herstellung, dem Bau von Maschinen beschäftigen, im engern Sinne die Maschinenschlosser und Monteure und die Besitzer von Maschinenbauanstalten.

Maschinenbaumeister, Ingenieur einer Marine, der sich mit Konstruktion, Bauausführung und Reparatur von Kriegsschiffsmaschinen beschäftigt. Die M. ergänzen sich aus Studierenden, die als Maschinenbauführer eingestellt werden und später zu Baumeistern, Bauinspektoren, Bauräten, auch Baudirektoren aufsteigen.

Maschinenelemente, s. Maschinen. [S. 322.

Maschinengenossenschaften, s. Genossenschaften,

Maschinengeschütze, in England gebräuchliche Bezeichnung für Mitrailleusen u. Schnellfeuergeschütze.

Maschinenhaus, das Gebäude, in welchem die Betriebsmaschinen einer industriellen Anlage aufgestellt sind, auch das Gebäude zur Unterbringung von Lokomotiven.

Maschineningenieur, ein Ingenieur, welcher sich mit dem Bau von Maschinen beschäftigt; in der Marine Offiziere, denen die Oberleitung des Betriebs der Schiffsmaschinen obliegt, und zwar Maschinen-unteringenieure im Range des Unterleutnants, Maschineningenieure im Range des Leutnants zur See, Maschinenoberingenieure im Range des Kapitänleutnants und Stabsingenieure mit Stabsoffizierrang.

Maschinenkurbel, eine an Maschinen verwendete Kurbel im Gegensatz zur Handkurbel, s. Kurbel.

Maschinenlehre, Lehre von der Anwendung der mathematischen, physikalischen und mechanischen Lehrsätze auf das Maschinenwesen. Bereits im 15. und 16. Jahrh. brachten einzelne Werke Beschreibungen und Anleitungen zur Verfertigung von Apparaten oder Maschinen für einzelne Zwecke. Insbesondere über die Benutzung der Wasserkräfte und über die Pumpen für Bergwerksbetrieb existieren seit drei Jahrhunderten Abhandlungen, welche aber nur historischen Wert besitzen, indem bei der unklaren Kenntnis der Naturgesetze und den mangelnden Hilfswissenschaften von einer geordneten M. keine Rede sein konnte; die damaligen Abhandlungen brachten daher entweder Beschreibungen von bestehenden Apparaten, oder enthielten Gedanken und Vorschläge über neue Mittel, die alten Zwecke zu erreichen. Ein Vergleich in betreff der Zweckmäßigkeit verschiedener Systeme derselben Maschine konnte selbstverständlich nicht vorgenommen werden; jeder Ausführung fehlte die rechnungsmäßige Grundlage, und manches Wunderprojekt fand sich neben der Beschreibung ganz rationeller Apparate vor. Hierin mußte eine Wendung zum Bessern eintreten, als durch die Erfindung der Dampfmaschine das Maschinenwesen so mächtigen Aufschwung nahm und besonders die vorgeschrittene Physik und Mathematik die Möglichkeit der Vorberechnung einer Wirkung, die darstellende Geometrie aber die Vorzeichnung einer bestimmt gedachten Form gestattete, mit Einem Wort, als sich die Bedingungen zusammenfanden, den Bau der Maschinen wissenschaftlich u. nicht mehr, wie bisher, bloß handwerksmäßig zu betreiben. Insbesondere war es hier Ferd. Redtenbacher (s. d.), der die Methode erfand und durch seine »Prinzipien der Mechanik«, seinen »Maschinenbau« und dann durch eine Reihe von Spezialabhandlungen über den »Bau der Wasserräder«, »der Turbinen«, den »Lokomotivbau« u. a. praktisch lehrte, nach welchen Prinzipien die Maschinen und deren Teile angeordnet und geformt werden müssen, um ihrem Zwecke am besten zu entsprechen. Er zeigte, wie der Plan der gezwungenen Bewegungen und die dabei auftretenden Kräfte zu erhalten sind, und wie die dazu nötigen Formen und Abmessungen der Teile durch Benutzung der Lehren der Physik, der Mathematik, der »Festigkeitslehre« und der neuen Lehre von den Bewegungen: der »Mechanik«, ꝛc. sowie die Berücksichtigung der Erfahrung an bestehenden Maschinen mit dem Minimum an Material und mit dem bestimmten Wissen der künftigen Wirkungsweise vorher festgestellt werden können, und gründete mit Einem Worte die »M.« Alles, was im Deutschen nach ihm kam, fußt auf Redtenbachers Grundlage, wobei es selbstverständlich ist, daß seinen Nachfolgern bei dem schnellen Wachsen der Erkennt-

nis der Naturgesetze und den neuen, den Maschinen erschlossenen großen Gebieten ein selbsterfindendes, originales, verdienstliches Schaffen nachgerühmt werden muß. Neue, bessere Methoden verdrängten teilweise die von Redtenbacher gekannten und benutzten Rechnungsweisen, wie es beispielsweise die graphische Methode in vielen Fällen gethan hat, welche lediglich durch Konstruktion mit Zirkel und Lineal den Kräfteplan eines Mechanismus schneller, leichter und übersichtlicher darlegt, als es der alten Methode durch Rechnung allein möglich war. Vgl. Grashof, Theoretische M. (Leipz. 1875—90, 3 Bde.); Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik (Bd. 1, 5. Aufl., Braunschw. 1875; Bd. 2, 5. Aufl. 1882—87; Bd. 3, 2. Aufl. 1876—93); Rühlmann, Allgemeine M. (2. Aufl., das. 1875—95, 5 Bde.); Weitzel, Die Schule des Maschinentechnikers (Leipz. 1891 ff.); Bach, Die Maschinenelemente (4. Aufl., Stuttg. 1895); Pechan, Leitfaden des Maschinenbaues (Bd. 1, 3. Aufl., Reichenberg 1892; Bd. 2, 2. Aufl. 1890; Bd. 3, 1889); Lolling, Anleitung zum Zeichnen und Entwerfen von Maschinenteilen (2. Aufl., Köln 1892); Rebber u. Pohlhausen, Berechnung und Konstruktion der Maschinenelemente (4. Aufl., Mittweida 1895); Hoppe, Das Maschinenwesen (Leipz. 1895); Hoyer, Kurzes Handbuch der Maschinenkunde (Münch. 1893—97).

Maschinenmeister, der mit der Wartung und dem Betrieb einer Maschine beauftragte Mann; im preußischen Staatsdienst früher höhere maschinentechnische Beamte der Staatseisenbahnen im Rang der königlichen Baumeister; in der Buchdruckerei der mit dem Druck auf der Schnellpresse betraute Drucker.

Maschinennadeln, die Nadeln für Nähmaschinen.

Maschinenöl, s. Schmiermittel.

Maschinenpapier, s. Papier.

Maschinenspiritus, der nur durch Behandlung mit Kohle entfuselte Spiritus.

Maschinenstickerschulen, s. Stickereischulen.

Maschinenstube, der Raum eines Gebäudes, in welchem die Betriebsmaschine steht.

Maschinenstuhl, s. Weben.

Maschinenteile, s. Maschinen.

Maschinenwärterschulen, meist mit Heizerschulen (s. d.) verbundene Unterrichtsanstalten zur Ausbildung von Maschinenwärtern, erteilen Sonntags oder abends Unterricht über den Bau, die Wartung, Reparatur der Dampfmaschinen, Indikatorversuche &c.

Maschinenwissenschaft, soviel wie Maschinenlehre (s. d.).

Maschinerie, Verbindung von mehreren Maschinen zu einem und demselben Zweck, zusammengesetzte Maschine; im Theaterwesen die Gesamtheit der mechanischen Vorrichtungen zur Befestigung, Bewegung u. Handhabung der Dekorationen der Bühne, zu den Verwandlungen, Versenkungen, zur Darstellung von Wetter- und Lichterscheinungen u. dgl. (s. Theater).

Maschinist, Maschinenführer, Lokomotivführer.

Maschinistenschulen, Unterrichtsanstalten zur Ausbildung von Schiffsmaschinisten und zur Vorbereitung derselben für die durch Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 30. Juni 1879 vorgeschriebenen Prüfungen, bestehen in Hamburg und Flensburg und halten ihre Kurse im Winter ab. Vgl. Ammann, Der Schiffsmaschinist (3. Aufl., Kiel 1894); Hartmann, Der Schiffsmaschinendienst (4. Aufl., Hamb. 1891).

Maschka, Joseph, Ritter von, Mediziner, geb. 3. März 1820 in Prag, studierte daselbst, wurde Sekundärarzt im Kranken- und Irrenhause und Assistent der Lehrkanzel der gerichtlichen Medizin in Prag, 1852 Landesgerichtsarzt und 1858 Professor der gerichtlichen Medizin daselbst. Er gab heraus: »Sammlung gerichtsärztlicher Gutachten« (Prag 1853—73, 4 Bde.) u. »Handbuch der gerichtlichen Medizin« (mit Belohradsky, Dragendorff u. a., Tübing. 1881—82, 4 Bde.).

Maschlach, 1) (Maschlak, arab.) ärmelloser Regenmantel in Arabien und Persien. — 2) (Ungar. máslás, spr. mäschläsch) Eine Sorte Ungarwein, s. Tokayer Wein.

Maschona, Volk in Südafrika, in dem südöstlichen Teil des jetzigen englischen Nyassalandes, an der Grenze gegen das portugiesische Mosambik, ein Zweig der Kaffern, Reste der Urbevölkerung des Landes und ehemals Herren des ganzen Gebiets zwischen Sambesi und Limpopo, aber von den Matabele fast ganz ihrer Herden beraubt und zu einem großen Teil aus ihren fruchtbaren Thälern auf die Höhen vertrieben, wo sie sich zwischen den Felsen befestigte Dörfer gebaut oder in Felshöhlen Zuflucht gesucht haben. Sie sollen 20,000 Köpfe zählen und setzen sich aus lauter kleinen Gemeinschaften zusammen, können daher den Raubzügen ihrer Feinde, welche die Männer töten und Weiber und Kinder als Sklaven fortschleppen, keinen Widerstand entgegensetzen. Sie sind friedliebend und geschickte Schmiede, Korbflechter und Weber von Zeugen aus Baumwolle, welche sie viel bauen.

Maschonaland, Teil des britisch-südafrikan. Nyassalandes (s. d.), unter Verwaltung der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft (s. d.), östlich an Manika und Mosambik grenzend, namentlich im S. gebirgiges Land (Ssiorunie-, Wetsa-, Barreberge), von dem nach NW. der Umajati und Umfuli, die sich zum Sanjati vereinigen, der Ganjana und Masoe zum Sambesi abfließen, bewohnt von dem Kaffernvolk der Maschona (s. d.). Das Land wurde schon vor vielen Jahrhunderten seines Goldreichtums wegen von Phönikern und Arabern in Besitz genommen; von ihren Arbeiten zeugen noch die Ruinen von Simbabye (s. d.), Matindela, Chiburwe u. a. Im 15. und 16. Jahrh. gehörte M. zum Reich Monomotapa, später erschienen hier auch die Portugiesen. Als Mosilikatse, einer der Unterhäuptlinge des mächtigen Suluherrschers Tschaka und Sohn des letzten Matabelekönigs, 1836 von den Buren aus dem Quellgebiet des Molepo und Mariko, in SW. des heutigen Transvaal, verdrängt wurde, zog er nordwärts, unterwarf sich die Makalaka und Maschona und gründete das große Matabelereich. Sein Nachfolger Lobengula trat 1889 M. an die Englisch-Ostafrikanische Gesellschaft ab, welche dasselbe, unterstützt von der englischen Regierung, auch gegen den Einspruch Portugals behauptete. Als Lobengulas Krieger wiederholt Einfälle in das schnell von Goldsuchern besetzte Land machten, wurde diesem der Krieg erklärt und M. nebst dem übrigen Matabeleland 1893 dem Gebiet der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft einverleibt. Ende 1893 wurde schon eine Eisenbahn von Port Beira an der Mündung des Pungwe in den Indischen Ozean nach M. eröffnet. Vgl. Bent, The ruined cities of Mashonaland, report of excavation in 1891 (2. Aufl., Lond. 1893); Bruce, Memories of M. (das. 1895) und die bei »Matabeleland« angeführte Litteratur.

Maschtul-el-Suk, Ort im Distrikt Belbês der ägypt. Provinz (Mudirieh) Scharkîeh, an einer Abzweigung des Kanals Abuminegh, an der Bahn Kairo-Salihiye, mit (1882) 5574 Einw.

Maschukulumbe, Bantuvolk in Südafrika, zwischen 13. und 16.° südl. Br., im Reich der Barotse und Mambunda, aber von diesem völlig unabhängig, das eine ziemlich feuchte Hochfläche von über 1000 m Seehöhe bewohnt, die von kleinen Gebirgsketten durchzogen, vom Luenge durchflossen und mit Palmenwaldgruppen bestanden ist. Die M. sind schön gewachsen mit leicht gekrümmten Adlernasen und einem 15—40 cm langen Haarchignon. Die Männer tragen weiße oder blaue, togaartig umgeschlagene Tücher, die Frauen gehen ganz unbekleidet und rasieren den Kopf ganz kahl. Da Vielweiberei und infolge der Tötung von Frauen und Kindern bei Kriegen, um die Gegenpartei zu schwächen, Frauenmangel herrscht, so erwirbt man letztere durch Kauf von den Nachbarstämmen. Haupternährungsquelle ist die Zucht von Rindern (2000—3000 Stück sind nichts Ungewöhnliches) und von Hunden. Die Häuser mit kegelförmigem Grasdach sind zu Dörfern vereinigt; über jedes derselben herrscht ein Häuptling. Vgl. Holub, Von der Kapstadt ins Land der M. (Wien 1890, 2 Bde.).

Mascov, Johann Jakob, deutscher Staatsrechtslehrer und Geschichtschreiber, geb. 26. Nov. 1689 in Danzig, gest. 21. Mai 1761, studierte in Leipzig zuerst Theologie, dann Geschichte und Rechte und begleitete hierauf junge Edelleute (v. Buchwald und v. Watzdorf) auf Reisen. Nach seiner Zurückkunft erhielt er 1717 das Kollegiat des Kleinen Fürstenkollegiums und 1719 eine außerordentliche Professur der Rechte in Leipzig; von der Stadt wurde er zum Ratsherrn und, nachdem er ordentlicher Professor der Rechte geworden war, zum Prokonsul, vom Kurfürsten von Sachsen zum Hofrat und vom Stift Zeitz zum Dechanten ernannt. Auch war er Mitglied des sächsischen Landtags. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Principia juris publici romano-germanici« (Leipz. 1729, 5. Aufl. 1769), welches Buch auf den deutschen Universitäten lange Zeit den Vorlesungen zu Grunde gelegt wurde; »Abriß einer vollständigen Geschichte des Deutschen Reiches« (das. 1722—30); »Geschichte der Deutschen bis auf den Abgang der merowingischen Könige« (das. 1726—37, 2 Bde.), worin zuerst nicht die Herrscher, sondern die Nation selbst zum Mittelpunkt der geschichtlichen Darstellung gemacht wurde; »Commentarii de rebus imperii romano-germanici« (das. 1751—53; 2. Aufl. 1757, 3 Bde.), eine Fortsetzung des vorigen Werkes, und »Einleitung zu der Geschichte des römisch-deutschen Reiches« (das. 1752). Mascovs historische Darstellungen, ausgezeichnet durch Gründlichkeit der Forschung und gute Form, förderten die Entwickelung der nationalen Geschichtschreibung in Deutschland bedeutend und sind jetzt noch von Wert.

Masculīnum (lat.), s. Genus.

Masella, Gaetano Aloisi, Kardinal, geb. 30. Sept. 1826 in Pontecorvo, studierte Philosophie und Theologie zu Neapel und im päpstlichen Seminar zu Rom, ward 1849 zum Priester geweiht, 1850 Sekretär, dann Uditore der päpstlichen Nunziatur in Neapel, 1859 in München, 1864 in Paris, 1867 Hausprälat Pius' IX. und Richter an der Consulta in Rom, begleitete 1871 Franchi als Botschaftsrat auf seiner außerordentlichen Mission nach Konstantinopel, ward 1874 zum Sekretär der Propaganda ernannt und im Mai 1877, nachdem er zum Erzbischof von Neucäsarea in partibus geweiht worden, an Stelle Bianchis, der sich durch seine Einmischung in die klerikalen Wahlumtriebe kompromittiert hatte, als päpstlicher Nunzius nach München geschickt. Hier gelang es ihm, nach dem Tode Pius' IX. ein freundschaftliches Verhältnis zwischen der bayrischen Regierung und der Kurie herzustellen, und als Fürst Bismarck sich 1878 zu einer direkten Verständigung mit der Kurie bereit zeigte, ward er nach Kissingen gesandt, um dieselbe durch Verhandlungen mit Bismarck anzubahnen. 1879 wurde er als Nunzius nach Lissabon versetzt, 1883 abberufen und 14. März 1887 zum Kardinal ernannt. Er ist Präfekt der Kongregation der Riten.

Masematten (jüd.-deutsch, v. hebr. massa u-mattan, »Tragen und Geben, Kauf und Verkauf«), handeln, Geschäfte treiben.

Masenderan, pers. Provinz, s. Mazenderan.

Maser (Maserwuchs), krankhafte Holzbildung der Bäume, wobei die Holzfasern einen mehr oder weniger welligen Verlauf zeigen und das abnorm gebildete Holz bisweilen in solcher Masse entwickelt wird, daß an der Oberfläche der Stämme knollen- oder beulenförmige Auswüchse von sehr verschiedener Größe, sogen. Maserkröpfe, erzeugt werden. Anfänge maserartiger Verbiegungen finden sich an allen Stellen des Hauptstammes, an denen starke Äste abgehen. Bei Nadelhölzern, bei denen die in den Stamm eingesenkten Astanfänge verkienen, gehen die Holzfasern brillenartig um den Astzapfen herum und lösen sich beim Spalten leicht von demselben los. Der Maserbildung liegt häufig die Anlage einer ungewöhnlich großen Anzahl von Adventivknospen und die Unterdrückung der Weiterentwickelung derselben zu Grunde. Es bleiben von den zeitig absterbenden Knospen nur die kurzen, stiftartigen Holzkörper zurück, und indem die neu sich bildenden Holzlagen des Stammes diese dicht stehenden Knospenreste umwachsen, erhalten sie den geschlängelten Faserverlauf. Diese sogen. Kropfmasern entstehen häufig an den Orten, an denen früher stärkere Äste gestanden haben, als beulenförmige Erhebungen, aus denen alljährlich Knospen hervorkommen. Die Erscheinung kommt nur an Laubhölzern, besonders Linden, Birken, Ulmen, Pappeln, Erlen, Ahornen und Kirschbäumen, vor. Verschieden davon sind die Knollenmasern, die aus einer kugeligen Holzbildung im Umkreis einer trichterförmigen Vertiefung mit unregelmäßigen Überwallungsrändern bestehen und bis zur Größe eines Menschenkopfes heranwachsen können; kleinere Knollen dieser Art lassen sich ziemlich leicht aus der Rinde herausbrechen. Große Maserkörper müssen glatt abgesägt und an der Wundfläche geteert werden. Da das Maserholz größere Härte und schöne Zeichnung besitzt, so wird es von Tischlern und Drechslern gesucht. Durch öfteres Entfernen der Zweige läßt sich die Bildung der M. hervorrufen und befördern. Die an den Wurzeln besonders von Kernobstbäumen auftretenden nuß- bis faustgroßen Holzknollen (Wurzelkröpfe) entstehen als weiche, krautartige Warzen und besitzen im ausgewachsenen Zustande den Faserverlauf der M. sowie im Innern eine tote Gewebestelle; sie werden durch Verletzungen der Wurzeln im ersten Lebensjahre hervorgebracht, wozu in Baumschulen der Wurzelschnitt beim Verpflanzen der Bäume Veranlassung gibt.

Maser, Dorf in der ital. Provinz Treviso, Distrikt Asolo, hat eine von Palladio 1564 erbaute Villa Barbaro mit schönen Fresken von P. Veronese, Seidengewinnung und (1881) 516 (als Gemeinde 3153) Einw.

Maserbirke, s. Birke.

Maserholz und **Maserkröpfe,** s. Maser.

Masern (rote Flecke, Morbilli rubeolae), eine ansteckende Krankheit, welche durch einen roten, fleckigen

Hautausschlag gekennzeichnet wird (vgl. Tafel »Hautkrankheiten«, Fig. 8) und namentlich dem Kindesalter zukommt, obwohl auch Erwachsene hin und wieder von ihr befallen werden. Wie allen Ansteckungskrankheiten, liegt den M. ein Krankheitsgift zu Grunde, das durch direkte Berührung mit Maserkranken sowie durch Mittelspersonen verbreitet wird, dessen Natur noch unbekannt ist. Zwar glaubte Professor Canon vor einigen Jahren, den Erreger der M. in Gestalt eines besondern Bacillus entdeckt zu haben, doch sind seine Befunde von vielen Forschern angezweifelt worden. Zwischen der Ansteckung mit diesem Gift u. dem Ausbruch der M. liegt eine Inkubationszeit von 12 Tagen. Dann beginnen die **Vorläufer** mit allgemeinem Unbehagen, Frost, Hitze, Durst, Kopfschmerz, vermindertem Appetit, starker Lichtscheu, katarrhalischer Reizung der Schleimhäute der Augen und der Atmungsorgane, trocknem, oft recht heftigem Husten, Heiserkeit; zuweilen ist auch ein förmlicher Brechdurchfall vorhanden. Nach 3—5 Tagen, welche dieses Stadium der Vorläufer währt, am 13. Tag ungefähr, steigern sich die krankhaften Erscheinungen, bei Kindern treten nicht selten Konvulsionen hinzu, und es erscheint nun die Hautröte meist zuerst in den Schläfen und in der Nackengegend, verbreitet sich dann nach dem Gesicht und der Stirn und allmählich über Hals, Brust und Rücken nach den Armen und Beinen hin. Ursprünglich sind es linsengroße, scharf begrenzte Flecke oder feine rote Pünktchen, deren Erhebung über die Haut mehr durch das Gefühl als durch das Gesicht wahrgenommen wird. Die Flecke, die isoliert stehen, vergrößern sich rasch, fließen zusammen, bilden nicht selten halbmondförmige Figuren und verbreiten sich schließlich über große Strecken, die jedoch meist an einzelnen Stellen noch normal gefärbte Haut zwischen sich haben. Die Farbe der Flecke ist rötlichgelblich oder rötlichbräunlich. Die Haut, welche in diesem **Ausbruchsstadium** erst feucht, dünstend war, wird nun meist trocken, glühend heiß; die Kranken klagen über Durst, Jucken und Spannen in der Haut und sind namentlich in der Nacht außerordentlich unruhig. Die Röte bleibt, nachdem sie den ganzen Körper, selbst die Fußsohlen, überzogen, meist nur gegen drei Tage auf der Haut stehen und verschwindet dann allmählich unter Nachlaß auch der andern krankhaften Erscheinungen, indem sich die Oberhaut, am deutlichsten an den unbedeckten Körperteilen, kleienförmig in sehr kleinen, dem unbewaffneten Auge oft kaum bemerklichen Schüppchen (**Abschuppungsstadium**) abzuschelfern beginnt. In der Regel sind die M. eine wenig gefährliche Krankheit, namentlich für gesunde Kinder. Es kommen aber nicht selten unregelmäßige Erscheinungen dabei vor, und der epidemische Charakter der Krankheit ist zuweilen ein sehr bösartiger. Namentlich sind es gesteigerte entzündliche Zustände des Kehlkopfes und der Luftröhre, die unter der Gestalt der häutigen Bräune (Krupp) äußerst lebensgefährlich werden. Auch heftige Diarrhöen, Nierenkrankheiten und Ohrenentzündung werden beobachtet. Am schlimmsten sind kränkliche Kinder und schwangere Frauen daran. Erstere sterben sehr häufig, wenn sie von M. befallen werden, oder es bleiben bei ihnen schleichende Lungenentzündungen, Augenleiden als Nachkrankheiten zurück. Bei ausgesprochen bösartiger Epidemie ist Ansteckung sorgfältig zu vermeiden; da indessen das einmalige Überstehen der M. eine Art von Impfschutz gewährt, so ist bei sehr milder Epidemie eine Ansteckung im Hinblick auf die stets auch später vorhandene Gefahr eher anzuraten, als zu scheuen. Was die **Behandlung** betrifft, so vermeidet man möglichst alle Arzneien, sorgt für Ruhe der Kranken, bedeckt sie nur einfach, gibt kühlendes Getränk, wechselt die Leib- und Bettwäsche öfters und läßt reichlich frische Luft ins Zimmer. Überhaupt ist im allgemeinen ein kühlendes Verfahren angezeigt. Gesicht und Hände können täglich ein- oder mehreremal mit frischem Wasser gewaschen werden, was sehr zum Behagen des Kranken beiträgt. Zur Nahrung reicht man leichte Suppen und etwas Milch und lasse die Kinder nach Aufhören des Fiebers bald in die frische Luft gehen. Krupp, Lungenentzündung, heftigere Grade von Augenentzündungen &c. erfordern eine diesen Zuständen angemessene Behandlung.

Maserpapier (**Fladerpapier**), Buntpapier mit maser- oder fladerartigen Zeichnungen, wird im großen hergestellt mit Hilfe von hölzernen **Maserwalzen**, die mit Leder überzogen sind, in welches Zeichnungen eingraviert sind, die dem natürlichen Gefüge verschiedener Holzarten entsprechen.

Maseru, Ort in Südafrika, s. Basuto.

Maserwuchs, s. Maser.

Masette (franz.), Schindmähre; schlechter Spieler.

Masher (engl., spr. mäscher), Stutzer, Geck, Gigerl; vgl. Dandy.

Masholder, soviel wie Feldahorn, s. Ahorn.

Masinde, Militärstation in der Landschaft Usambara von Deutsch-Ostafrika mit 76 Mann Besatzung unter einem deutschen Unteroffizier und einem Geschütz, neben dem gleichnamigen Dorfe, das vor etwa 30 Jahren von dem Häuptling Simbodscha gegründet wurde, um von den Karawanen, die den im engern Thale gelegenen Ort notwendig passieren müssen, Durchgangszoll zu erheben.

Masinissa, König der Massylier oder östlichen Numidier, Sohn des Gala, geb. um 238 v. Chr., gest. 149, verlebte seine Jugendzeit in Karthago und verlobte sich hier mit Sophonisbe, einer Tochter des Hasdrubal, des Sohnes Gisgos. An den Kämpfen der Karthager teilnehmend, griff er den auf römischer Seite stehenden Syphax, den mächtigen König der Massäsylier oder westlichen Numidier, in Gemeinschaft mit einem karthagischen Heere unter Hasdrubal an und zwang ihn zum Frieden mit Karthago. Hierauf setzte er 212 mit Hasdrubal nach Spanien über, wo er mit seinen numidischen Reitern viel zur Besiegung der Scipionen beitrug. Als aber das Kriegsglück sich 210 zu gunsten der Römer wandte, trat er auf deren Seite über, auch dadurch gereizt, daß die Karthager seine Verlobte Sophonisbe Syphax, um ihn für sich zu gewinnen, zum Weibe gaben; er wurde aber, nachdem er nach Afrika zurückgekehrt war, von Syphax geschlagen und aus dem Reiche vertrieben, so daß er, als P. Scipio 204 in Afrika landete, nur als Flüchtling sich bei ihm einfinden konnte. Er leistete indes den Römern in dem letzten Entscheidungskampf wichtige Dienste; namentlich trug er bei dem Überfall, durch welchen 203 die entgegenstehenden zwei feindlichen Heere vernichtet wurden, wesentlich zum Siege bei und machte in demselben Jahre mit Lälius zusammen einen Einfall in das Reich des Syphax, bei welchem dieser völlig besiegt und gefangen genommen wurde. Als bei dieser Gelegenheit Sophonisbe als Siegesbeute in seine Hände fiel, vermählte er sich sofort mit ihr, reichte ihr aber, als Scipio ihre Auslieferung verlangte, selbst den Giftbecher. Als Belohnung für die geleisteten Dienste erhielt er nach Beendigung

des Krieges das Reich des Syphax zu dem seinigen hinzu; außerdem wurde in dem Frieden den Karthagern 201 die Verpflichtung auferlegt, ihm alles zurückzuerstatten, was ihm oder seinen Vorfahren jemals von ihnen entrissen worden. Diese Bestimmung wurde von M. während seiner langen Regierung mit der rücksichtslosesten Härte benutzt, um den Karthagern, welchen verboten war, ohne Erlaubnis der Römer irgend einen Krieg anzufangen, einen Teil ihres Gebiets nach dem andern zu entreißen, während er zugleich die Parteiungen in der Stadt nährte und steigerte. Vergebens suchten die Karthager Schutz bei den Römern; diese trafen entweder keine oder eine den Karthagern ungünstige Entscheidung, so daß dieselben endlich 150 zu den Waffen griffen. Allein ihr Feldherr Hasdrubal wurde völlig geschlagen und mußte einen Vertrag eingehen, in welchem er sich für die Karthager verpflichtete, auf alles streitige Gebiet zu verzichten und 5000 Talente zu bezahlen; der Rest seines Heeres mußte ohne Waffen abziehen, wurde aber auf dem Wege von Gulussa, dem Sohn des M., überfallen und großenteils niedergemacht. Als jedoch die Römer den Vertragsbruch Karthagos benutzten, um diesem den Vernichtungskrieg zu erklären, erkannte M. zu spät, daß er in seinem Haß gegen Karthago bloß Roms Übermacht gefördert habe zum Nachteil seines eignen Reiches, und unterstützte die Römer nur widerwillig, starb aber schon bei Beginn des Krieges, 90 Jahre alt. Sein Reich wurde durch den jüngern Scipio Africanus unter seine Söhne Micipsa, Gulussa und Mastanabal verteilt.

Masis, altarmenischer Name des Ararat (s. d.).

Masius, Hermann, Pädagog, geb. 7. Jan. 1818 in Trebnitz bei Bernburg, gest. 22. Mai 1893 in Leipzig, studierte in Halle Theologie, war dann Lehrer höherer Schulen in Halle, Annaberg, Salzwedel, Stralsund, Gymnasialdirektor in Halberstadt und Dresden und wurde 1862 Professor der Pädagogik und Direktor des pädagogischen Seminars in Leipzig. In weitern Kreisen wurde M. bekannt durch die auch in mehreren Übersetzungen erschienenen »Naturstudien« (Leipz. 1852, 9. Aufl. 1880; Bd. 2, das. 1868, 2. Aufl. 1877), in denen er naturgeschichtliche und ästhetische Betrachtung hervorstechender Tier- und Pflanzentypen eigenartiger Landschaften ꝛc. sinnreich vereinigte. Ähnlich der Text zu Fischbachs Zeichnungen deutscher Waldbäume (»Deutscher Wald und Hain in Bild und Wort«, Münch. 1871). Im Verein mit Quenstedt, Mädler u. a. gab er das populäre Sammelwerk »Die gesamten Naturwissenschaften« (3. Aufl., Essen 1873—77, 3 Bde.) heraus, in dem er selbst die Zoologie bearbeitete. Außerdem veröffentlichte er »Luftreisen von Glaisher, Flammarion, Fonvielle u. Tissandier« (Leipz. 1872), ein »Geographisches Lesebuch« (das. 1874, 1. Teil), »Bunte Blätter, Altes und Neues« (Halle 1892) und ein in mehreren Auflagen verbreitetes »Deutsches Lesebuch« (3 Bde.). Seit 1863 redigierte M. mit Fleckeisen gemeinsam die »Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik«, 1858—65 mit W. O. v. Horn die Jugendzeitschrift »Maje«.

Mask (Lough M.), See in den irischen Grafschaften Mayo u. Galway, 19 km lang u. 3—6 km breit, entsendet einen Abfluß nach S. zum Lough Corrib. An der Südostküste Ruinen von Mask Castle.

Maskarenen (Mascarenhas), die östlich von Madagaskar, im Indischen Ozean gelegenen britischen Inseln Mauritius und Rodriguez und das französische Réunion, benannt nach dem portugiesischen Entdecker (1505). Vgl. Hartmann, Madagaskar und die Seychellen, M. ꝛc. (Leipz. 1886).

Maskarill (span. Mascarillo, spr. -rilljo, v. mascarilla, »Halbmaske«), eine stehende Figur der ältern Komödie: ein Bedienter, der sich als Marquis verkleidet; daher in Frankreich Bezeichnung eines Bürgerlichen, der sich den Adelstitel beilegt.

Maskat, Hauptstadt des Sultanats Omân (s. d.) in Arabien, seit 1808 Sitz des Sultans, liegt an der Küste, im Hintergrund einer von Felswänden eingeschlossenen malerischen Bucht, mit Ankergrund für die größten Schiffe, und ist eine der bedeutendsten Städte Arabiens. Sie wird von einer $4^1/_2$ m hohen Mauer umzogen, durch welche nur zwei Thore führen, und ist, ebenso wie der Hafen, noch durch Forts, Türme und Schanzen geschützt. Das Innere enthält enge, krumme und schmutzige Straßen; aus der Portugiesenzeit (1508—1658) haben sich einige jetzt als Speicher benutzte Kirchen erhalten. M. ist Sitz eines bedeutenden See-, aber auch Sklavenhandels und Stapelplatz für Omân u. einen Teil Arabiens. Von eignen Waren werden vorzüglich Datteln ($^2/_3$ der ganzen Ausfuhr), roter Farbstoff, gesalzene Fische, Perlen, Rosinen, Drogen, Salz, Esel und Pferde ausgeführt; eingeführt werden Reis, Kaffee, Zucker, Öl, Petroleum, Mehl, Baumwollzeuge. Die Ausfuhr bewertet im jährlichen Durchschnitt $5^3/_4$, die Einfuhr 6,1 Mill. M. Die Bevölkerung, zu 30,000 Seelen geschätzt, ist gemischt aus vielerlei Asiaten und Afrikanern; sehr stark sind die Belutschen (6000) und die Hindukaufleute (Banianen) vertreten, in deren Händen sich der Perlen- und Kaffeehandel befindet. Palgrave rühmt an den Einwohnern Eleganz der Kleidung und Wohnung, Gastlichkeit und Freimut. Für Europäer ist der Aufenthalt in M. wegen der enormen Hitze (Maximum 75—80°) sehr ungesund.

Maske (mittellat. masca, franz. masque, span. mascara, ital. maschera), eine künstliche, oft in ihren Zügen groteske Hohlgesichtsform, mit der man das eigne Angesicht bedeckt, um sich unkenntlich zu machen, andre zu schrecken ꝛc. Über den Ursprung des Maskentragens, das uralt ist und besonders bei den religiösen Zeremonien und theatralischen Aufführungen der Alten eine große Rolle spielte, sind wir erst in der Neuzeit durch anthropologische und ethnologische Studien zu einigem Verständnis gelangt. Hiernach verdankt die Anwendung der Masken oder Larven (v. lat. larva, Gespenst) im wesentlichen religiösen Ideen ihren Ursprung, und zwar erscheinen sie ursprünglich nur als scheußliche Schreckbilder, womit man die bösen Dämonen und Elementargeister, denen alle Widerwärtigkeiten des Lebens zugeschrieben wurden, zu verscheuchen suchte, ähnlich wie man noch heute in Italien und Griechenland z. B. die Wirkung des sogen. bösen Blickes durch Fratzenschneiden abzulenken sucht. Dieser ehemals über die ganze Welt verbreitete Abschreckungskultus hat sich in primitiver Form noch bis heute auf den Inseln des Stillen Ozeans, z. B. auf Neubritannien (Fig. 1 u. 2, S. 1016), Neuirland, Neuhannover, erhalten, wo, wenn irgend ein Landesunglück, Seuchen, Mißwachs u. dgl., eintritt, ein sogen. Duk-Duk abgehalten wird, d. h. eine in Laub gekleidete und mit einer grell bemalten, oft sehr künstlich hergestellten M. versehene Person in Begleitung ähnlich kostümierter durch das Land zieht, Tänze aufführt und dadurch den Dämon zu vertreiben sucht. Die M. dient dabei gleichzeitig dazu, dem Dämon ein mächtigeres Wesen vorzubilden und den Darsteller zu

verbergen. Ähnlich veranstalteten die Chinesen am Silvesterabend einen Maskenaufzug, um den Blatterndämon, der sich am letzten Tage des Jahres seine Opfer für das nächste aussuche, zu verscheuchen. Andre Zeremonien dieser Art hat man ferner bei nord- und südamerikanischen, australischen und afrikanischen Naturvölkern angetroffen, und auch im alten Europa



Fig. 1 u. 2. Neubritannische Masken (1/8 wirkl. Größe, Berlin).

waren nachweislich Maskenaufzüge und Tänze zur Abwendung von Unglücksfällen in Übung: man denke nur an die Frühlingsfeste der alten Germanen und Kelten (zur Vertreibung des Winters und der Krankheiten), die noch heute in vielen Gegenden als kaum mehr verstandene Bräuche fortleben, z. B. die Mohrentänze in England, das Perchtenlaufen in Tirol. Auch



Fig. 3 u. 4. Totenmasken von Gold aus Mykenä.

den altmexikanischen Götterbildern legte man bei Landestrauer, Seuchen ꝛc. Steinmasken an, und selbst in dem klassischen Gorgonenmythus zeigt sich der alte Sinn der Abwendung noch unverkennbar: das schlangenumzüngelte, die Zunge heraussteckende Gorgonenhaupt der Athener (s. Gorgoneion) war in seinem Ursprunge nichts andres als eine besonders furchtbare M., der jeder Feind erlag, dem sie entgegengehalten ward.

Eine ähnliche Bedeutung muß man dann auch dem ehemals weitverbreiteten Gebrauch der Totenmasken zuschreiben. Die Bewohner der Aleuten erzählten nach Pinard ausdrücklich, daß sie ihre Toten mit Gesichtsmasken versähen, damit sie auf dem Wege nach dem Jenseits nicht durch die begegnenden Dämonen geschädigt werden könnten. Ähnliche Schutzlarven (Anubismasken) gaben die alten Ägypter den Toten mit, und die Goldmasken der Gräber von Mykenä (Fig. 3 u. 4), von Kertsch und Kujundschik, die silbernen und hölzernen Masken der Toten von Peru, die polychromen Thonmasken der Gräber von Karthago, die kupfernen und hölzernen von Mexiko ꝛc. verdanken teilweise ähnlichen Ideen ihren Ursprung. Anderseits dienten die Masken auch umgekehrt den Lebenden zum Verscheuchen der Toten, von denen man annahm, daß sie nach der ehemaligen Wohnung als Gespenster zurückkehrten, um die neuen Bewohner zu ängstigen. Mit geringer Ideenwandlung fand der Gebrauch der Larven auch in die höhern, der Verehrung des guten Prinzips gewidmeten Kultusformen als zeremonieller Bestandteil Eingang. Die gegen die Dämonen kämpfenden Maskenträger fühlten sich als Vertreter der guten Götter; sie dachten sich von ihrer Macht erfüllt und mußten sich dazu durch Weihen heiligen, um mit den Göttern, die als persönliche Feinde der bösen Dämonen gedacht wurden, denselben guten Kampf zu kämpfen. Durch diesen Gedankengang wird es verständlich, warum die Gottheiten verschiedener Völker (z. B. der alten Inder und Ägypter) selbst mit Tiermasken versehen dargestellt wurden, die in dem widderköpfigen Jupiter Ammon der Griechen, in dem stierhäuptigen Bacchus ꝛc. ein Gegenstück erhielten. Die Tiermasken bilden eine bei Naturvölkern noch heute weitverbreitete Spezialität und spielen namentlich bei den religiösen Tänzen der nordamerikanischen Indianer und australischen Völker eine Rolle. Das Haupt oder der ganze Körper wurde mit dem abgezogenen Fell eines bestimmten (meist reißenden) Tieres bedeckt, dessen Gangart und Sprünge, Stimme und sonstiges Gebaren der Träger bei den religiösen Aufführungen nachzuahmen hatte. Diese Zeremonien wurden gewöhnlich an geheimen Orten unter Ausschluß von Weibern und Kindern vorgenommen, und man darf annehmen, daß nach Einführung neuer, geläuterter Religionsformen solche altgeheiligte Zeremonien als Geheimbündlereien oder sogen. Mysterien fortdauerten; wenigstens ist bekannt, daß in den Dionysosmysterien die Tiermasken (Stier- und Bocksgesichter, Pans- und Silensmasken) und die Tierfelle einen hergebrachten Bestandteil bildeten. Neben den Tiermasken kommen besonders häufig Hausmasken, d. h. die Hütten der Naturvölker nachbildende Kopfbekleidungen vor (vgl. Bastian, Über Masken und Maskereien, in der »Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, Bd. 14; über die Hausmasken von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berl. 1894).

Auch die spätere Anwendung der M. auf dem altgriechischen Theater ist aus diesen religiösen Zeremonien hervorgegangen. Aus den Bocksspielen der Dionysien entwickelte sich die Tragödie; das Mysterium vom Tode und der Auferstehung des Dionysos Zagreus war das erste griechische Drama, dem bald die Komödie oder das Satyrspiel folgte. Da die religiösen Mummereien durchweg von Männern aus-

geführt wurden und diese Sitte der Ausschließung der Frauen auch auf das griechische Theater überging, so war die Beibehaltung der altgeheiligten M. auch für die szenische Darstellung unvermeidlich. Verfertigt wurden die Masken bei den Griechen aus Baumrinde, Leder, zuletzt aus Holz, und zwar bedeckten sie den ganzen Kopf und hatten gewöhnlich große, trichterförmige Mundöffnungen, um der Stimme einen durchdringenden Schall zu verschaffen (daher lat. persona, von personare, hindurchtönen). Man unterschied tragische, komische, Satyr- und orchestische Masken; die letztern, für Tänzer bestimmt, hatten schöne und regelmäßige Gesichtszüge, während die tragischen (Fig. 5—7) ein ernstes und imposantes Aussehen gewährten, die komischen (Fig. 8—10) und Satyrmasken einen burlesken und drolligen Ausdruck erhielten. Später dienten die Masken zugleich als Ausdruck der Hauptverschiedenheiten der Stände und Charaktere sowie der mannigfaltigen Leidenschaften. Symbolisch wurde



Fig. 5—7. Masken der Tragödie.



Fig. 8—10. Masken der Komödie.

die ernste und komische M. für die beiden Hauptgattungen der Schauspielkunst gebraucht. Die Römer haben den Gebrauch der M. von den Griechen angenommen und wenig Neues hinzugefügt. Später findet man nur noch vereinzelt in den Mysterien, allgemein in der italienischen Commedia dell' arte den theatralischen Gebrauch der M., und zwar gehören hierher die Figuren des bolognesischen Dottore (Graziano), des Pantalon, des Harlekins, des Brighella und der Kolombine, des Kapitäns Spaviento, endlich die des Pulcinello, sämtlich seit dem 15. Jahrh. auf der italienischen Bühne heimisch. Vgl. Ficoroni, De larvis scenicis et figuris comicis (Rom 1754); Sand, Masques et bouffons (mit Bildern von Manceau, Par. 1860, 2 Bde.); Dall, Masks, labrets and certain aboriginal customs (Washingt. 1885). — Heute versteht man in der Schauspielkunst unter M. die gesamte körperliche Erscheinungsform des darzustellenden Charakters in Gesichtsausdruck, Haltung, Bewegung und Kostüm. Die neuere Kunst verwarf die Beihilfe der Gesichtsmaske, durch welche das Mienenspiel verloren geht, und zog die Künste des Schminkens und des Frisierens mit heran. Vgl. Altmann, Die M. des Schauspielers (2. Aufl., Berl. 1875).

Nach andrer Richtung sind von den religiösen Maskenaufzügen der Naturvölker endlich die kirchlichen Maskenfeste und Tänze des Mittelalters herzuleiten, die sich in spätern Zeiten mehr und mehr zu einem bloßen Mittel gesellschaftlicher Unterhaltung, den Maskeraden (s. d.), gestalteten, deren Reiz in der sogen. Maskenfreiheit beruht. Aber merkwürdig genug hat die Hauptmaskenfeier in ihrer Beschränkung auf eine bestimmte Zeit des christlichen Festkalenders auch heute noch ein Kennzeichen ihres heidnisch-religiösen Ursprungs bewahrt, wie denn die Kirche erst nach hartem und vergeblichem Kampfe gegen die heidnischen Mummereien der Frühlingsfeste den Karneval zuließ. Die früher aus Wachs gefertigten Gesichtsmasken, wie man sich deren bei Maskeraden sowie beim Karneval auch auf den Straßen bedient, werden jetzt meist aus Leinwand mit einem lackierten Überzug hergestellt. Man benutzt sie in den verschiedensten Formen, einfarbige (schwarz oder weiß), die meist Halbmasken sind und nur den obern Teil des Gesichts bedecken, und bunte (halbe und ganze) Masken.

In der Baukunst nennt man Masken Menschenköpfe ohne Hinterhaupt, welche zur Betonung architektonischer Mitten, z. B. in Friesen, zur Verzierung des Schlußsteins von Fenster- und Thürbogen ꝛc. angewandt werden. Auch versteht man unter M. einen Bauteil, der nur aus äußerlich dekorativen Gründen angebracht ist, ohne das Wesen des hinter ihm befindlichen Bauwerkes oder Bauwerkteiles folgerichtig zum Ausdruck zu bringen. In der Befestigungskunst heißt M. eine Brustwehr, ein Verhau oder eine sonstige Geländeeinrichtung oder Scheinanlage, durch welche ein Werk, eine Batterie ꝛc. der Einsicht und somit auch dem Feuer des Feindes entzogen (»maskiert«) wird (vgl. Feldbefestigung).

Maskel, die weibliche Hanfpflanze.

Maskelyne (spr. mäskilain), Nevil, Astronom, geb. 16. Okt. (n. St.) 1732 in London, gest. 9. Febr. 1811 in Greenwich, studierte anfangs Theologie, wandte sich aber bald der Astronomie zu und ging 1761 zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach St. Helena, 1763 zur Prüfung der Harrisonschen Chronometer nach Barbados, worauf er 1765 nach Bliß' Tod Direktor der Sternwarte in Greenwich und königlicher Astronom von England wurde. M. ist Begründer des »Nautical Almanac«, von welchem er die Jahrgänge von 1767—1815 veröffentlicht hat. Von seinen Arbeiten ist besonders die Bestimmung der Dichte der Erde aus Beobachtung von Lotablenkung am Berg Shehallien in Schottland zu erwähnen, die er 1774 in Verbindung mit Hutton ausführte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »British mariners guide« (Lond. 1763); »Astronomical observations« (1765 ff); »Tables requisite to be used with the nautical almanac« (1767); »Tables for computing the apparent places of the fixed stars« (1774).

Maskenball, soviel wie Maskerade.

Maskenblume, s. Mimulus.

Maskenförmige Blüte, s. Blüte, S. 128.

Maskenschwein, s. Schwein.

Maskenspiele (franz. u. engl. masques, ital. ludi), allegorische oder mythische Vorstellungen mit Gesang und üppiger dekorativer Ausstattung, die besonders im 16. Jahrh. an den Fürstenhöfen bei Vermählungsfeierlichkeiten ꝛc. zur Aufführung gelangten. Sie bildeten die Vorläufer der Oper (17. Jahrh.), unterschieden sich von dieser aber sehr scharf durch die noch mangelnde Monodie. In England waren die M. noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. sehr im Schwange.

Maskenweber, s. Webervögel.

Maskerade, soviel wie Verkleidung, Maskierung; speziell ein Ball (Maskenball), wo die Teilnehmer in Verkleidungen und mit Gesichtsmasken verhüllt erscheinen. Diese Verkleidungen heißen Charaktermasken, wenn sie die gewöhnliche Kleidung

gewisser Stände (Jäger, Bauern) oder bestimmter Personen nachahmen; Nationalmasken, wenn sie die eigentümliche Kleidung bestimmter Völkerschaften darstellen; Phantasiemasken, wenn die Kleidung mit freier Willkür gewählt ist. Am häufigsten bedient man sich auf Maskeraden des Dominos (s. d.). Dergleichen Maskeraden kamen zuerst in Italien auf (vgl. Maske), wurden seit dem 17. Jahrh. überall beliebt (an den deutschen Höfen hießen sie »Wirtschaften«) und gehören noch jetzt an zahlreichen Orten zu den Vergnügungen des Karnevals (s. d.), haben aber von ihrer ursprünglichen Bedeutung viel verloren. Charakteristische Maskenaufzüge, oft von sinnreicher Erfindung und künstlerischer Ausführung, sind in neuerer Zeit von den Künstlergenossenschaften und -Vereinen zu München, Düsseldorf, Wien, Berlin ꝛc. veranstaltet worden. Vgl. Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen (neue Ausg. von Ebeling, Leipz. 1888).

Maskieren (franz.), mit einer Maske versehen, verkleiden; in der Befestigungskunst oder dem Gefecht: eine Batterie oder Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wenn sie in Thätigkeit tritt, früher auch eine Batterie am Feuern dadurch hindern, daß andre Truppen sich zwischen ihr und dem Feinde bewegten oder aufstellten, heute schießt die Artillerie über die sie deckende Infanterie hinweg. Vgl. Demaskieren. — In der Kochkunst: angerichtete Speisen mit Sauce überziehen. — In der Biologie versteht man unter M. das Anlegen von Verkleidungen seitens vieler Tiere, die dadurch ihren Feinden oder Beutetieren schwer erkennbar werden. So besetzen zahlreiche Arten der Krabben und Meerspinnen (aus den Gattungen Maja, Pisa, Inachus, Stenorhynchus u. a.) ihren Rücken und einen Teil der Beine mit abgekniffenen Zweigen von Algen, Polypen und Moostierchen, welche sie mit ihren Scheren zwischen den mit Widerhaken versehenen Stachelhaaren ihres Rückens geschickt einpflanzen, so daß sie wie ein Gestrüpp ihrer Umgebung aussehen. Die Wollkrabbe (Dromia vulgaris) versteckt sich unter roten, gelben oder weißen Schwämmen, die sie mit vieren von ihren zehn Füßen, von denen ein Paar nach oben gerückt sind, festhält; andre Krabbenarten, wie Dorippe, gehen sogar mit über sich wie einen Sonnenschirm gehaltenen Blättern am Strande spazieren. Auch niedere Krebse, wie die zu den Amphipoden zählenden Atylus-Arten, bedecken sich mit Algenstücken; viele Insektenlarven verkleiden ihren Rücken mit Kot, Staub oder abgelegten Häuten, eine Chrysopenlarve, die auf Baumrinde lebt, mit den Körnchen grüner Rindenalgen, die sie mittels ähnlicher Angelhaare wie jene Krebse festhält. Nur zum Teil kann hierher die Gewohnheit der Einsiedlerkrebse, die von ihnen bewohnten Schneckengehäuse mit Seerosen zu bepflanzen, gerechnet werden, welche eher zur Symbiose (s. d.) gehört, doch hat man auch Taschenkrebse (Melia-Arten) beobachtet, die auf ihren Scheren Aktinien trugen.

Maskopei, nach dem holländ. Maatschappij (s. d.) korrumpierter Ausdruck, soviel wie Handelsgesellschaft, Kompanieschaft. S. Handelsgesellschaft.

Maslac, s. Haschisch.

Mas Latrie (spr. maß latrī), Louis de, franz. Altertumsforscher, geb. 9. April 1815 in Castelnaudary, wurde Unterdirektor an der Pariser École des Chartes. M. machte große Reisen durch die Archive und Bibliotheken Europas und besuchte auch den Orient sowie 1868 im Auftrag der Regierung Algerien. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Chronique historique des papes, des conciles généraux et des conciles de France« (1837, 2. Aufl. 1841); »Archevêchés, évêchés et monastères de France sous les trois dynasties« (1837); »Table géographique des évêchés du monde chrétien« (1846); »Nicosie, ses souvenirs historiques, etc.« (1847); »Dictionnaire de statistique religieuse par M. X.« (1851); »Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan« (1852—61, 3 Bde.); »Histoire de France depuis la mort de Louis XIV jusqu'en 1837« (1845, 2 Bde.); »Traités de paix et documents concernant les relations des chrétiens avec les Arabes de l'Afrique septentrionale« (1865, Supplement 1873); »Chronique d'Ernoul et de Bernard-le-Trésorier« (1872); »L'île de Chypre, sa situation présente, etc.« (1879); »Trésor de chronologie, d'histoire et de géographie du moyen-âge« (1889) u. a.

Masleniza (russ.), die Butterwoche (s. d.).

Maslowzen, Sekte in Rußland, s. Raskolniken.

Masman, s. Bauer, S. 563.

Masmünster (franz. Massevaux), Stadt und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Thann, in einem schönen Thal der Vogesen, an der Doller u. der Eisenbahn Sennheim-M., 405 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, wichtige Baumwollspinnerei und -Weberei, Eisengießerei, Lederfabrikation, Ziegelbrennerei und (1890) 3512 Einw., davon 159 Evangelische. Die Stadt verdankt ihren Ursprung einem im 8. Jahrh. gegründeten Frauenkloster. Nördlich der 1191 m hohe Roßberg.

Masolino da Panicāle, ital. Maler, so genannt nach seinem Geburtsort im Arnothal, geb. 1383 oder 1384, gest. um 1447 in Florenz, ließ sich 1423 in die Malergilde zu Florenz aufnehmen, ging bald nach 1426 nach Ungarn, wo er sich noch 1427 befand, und war dann nachweislich bis 1435 in Italien thätig. Masolinos einzig beglaubigtes Werk sind die Fresken aus dem Leben der Maria (um 1425 entstanden) in der Kollegiatkirche zu Castiglione d'Olona (Lombardei); sie sind bezeichnet: »Masolinus de Florentia pinsit«. Sie zeigen noch einen altertümlichen Charakter, weiche Gewandung, wenig individuelle Köpfe. M. soll auch die von 1435 datierten Fresken aus der Legende der Heiligen Stephanus und Laurentius im Chor und die Fresken aus dem Leben Johannes des Täufers im Baptisterium dieser Kirche gemalt haben, welche einen bedeutenden Fortschritt ins Realistische bezeichnen. Viel erörtert wurde die Frage, ob M. auch in der Kapelle Brancacci gemalt habe, wie es Vasari angibt; er schreibt ihm darin, abgesehen von jetzt zerstörten Bildern, die Fresken mit der Predigt Petri, der Doppeldarstellung der Erweckung der Tabea und der Heilung des Lahmen zu. Die Mehrzahl der Forscher stimmt jetzt Vasari bei. Auch schreibt man M. einen Freskencyklus aus der Legende der heil. Katharina in einer Kapelle der Basilika San Clemente in Rom zu.

Mason (spr. mēß'n), Stadt in der Grafschaft Cerro Gordo des nordamerikan. Staates Iowa, mit (1890) 4007 Einw.

Masonei, soviel wie Freimaurerei (s. d.).

Mason und Dixons Linie, die 1762—67 von Charles Mason (spr. mēß'n) und Jeremiah Dixon vermessene, 526 km lange Grenzlinie, welche die Besitzungen des Lords Baltimore in Maryland von dem Gebiete der Söhne Penns in Delaware und Pennsylvanien trennte. Später wurde diese Linie Scheidegrenze zwischen den freien und den Sklavenstaaten.

Masora, s. Massora.

Masovien (Massovien, Masovia), ehemals polnische Landschaft, mit der Hauptstadt Warschau, gegenwärtig mit dem vormaligen Gouv. Kalisch das russisch-polnische Gouv. Warschau bildend, fast ganz auf dem linken Weichselufer gelegen. M. soll seinen Namen von Masos haben, dem Mundschenken des polnischen Königs Mieczislaw II., welcher sich nach dem Tode dieses Königs während der Minderjährigkeit Kasimirs I. (1037—1041) des größten Teils der Provinz Plozk bemächtigte. Obwohl nun Masos von dem König Kasimir besiegt und hingerichtet ward, so behielt doch das Land von ihm seinen Namen. Nach dem Tode Boleslaws III. (1138) erhielt dessen zweiter Sohn, Boleslaw, M. und Kujavien als Herzogtum; ihm folgte 1173 sein Sohn Lesko, der 1183 kinderlos starb, worauf M. an die Krone Polen zurückfiel. König Kasimir II. vermachte vor seinem Tod (1194) M. seinem zweiten Sohn, Konrad, der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen durch die heidnischen Preußen zu schützen, die Deutschen Ritter nach Preußen rief. Nach dem Tode seiner beiden Söhne Kasimir und Boleslaw (1262 und 1267) teilten deren Söhne und Enkel das Land, bis es 1333 wieder unter Boleslaw II. vereinigt wurde. Nach dessen Tod (1351) wurde sein Vetter Ziemowit III. mit M. belehnt, mußte aber Kujavien an die Krone Polen abtreten. Nachdem 1526 in M. die piastische Linie mit Janusz und Siegmund ausgestorben war, ward das Land von dem polnischen König Siegmund I. wieder mit Polen vereinigt, dessen Schicksale es von nun an teilte. 1795, bei der dritten Teilung Polens, fiel M. an Preußen, von dem es 1807 an das Herzogtum Warschau abgetreten wurde; mit diesem fiel es 1814 an Rußland. Die Einwohner heißen Masuren (s. d.).

Masowezk (poln. Mazowiec), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Lomsha, 7 km von der Petersburg-Warschauer Eisenbahn, mit (1889) 3581 Einw., meist Juden.

Maspéro, Gaston, hervorragender franz. Ägyptolog, geb. 23. Juni 1846 von italienischen Eltern zu Paris, wo er auch seine Erziehung erhielt. Seines Lebensunterhalts wegen sah er sich genötigt, nach Montevideo zu gehen, von wo er 1868 nach einjährigem Aufenthalt nach Paris zurückkehrte. Hier ward er 1869 zum Répétiteur des Ägyptischen an der École pratique des hautes études ernannt. 1870 nahm er Dienste in der Pariser Armee und ward naturalisiert; das Jahr 1873 brachte ihm den Doktorhut und die Ernennung zum Professor am Collège de France an Stelle de Rougés. Die Bestätigung erfolgte indes wegen der Jugend des Gelehrten erst nach dem Wechsel des Ministeriums 1874. M. begründete 1881 eine Schule für ägyptische Archäologie in Kairo und wurde nach Mariettes Tod zum Direktor der Ausgrabungen und des ägyptischen Museums in Bulak bei Kairo ernannt. In dieser Stellung hat er der Wissenschaft große Dienste geleistet, legte sie aber schon 1886 wieder nieder und lebt seitdem als Professor und Mitglied des Instituts in Paris. Noch auf der Normalschule schrieb er: »Sur l'inscription dédicatoire du temple d'Abydos«. Seine wichtigsten Arbeiten sind: »Du genre épistolaire chez les Égyptiens« (1872); »Sur quelques papyrus du Louvre« (1875); »Études égyptiennes« (1879—82); »Histoire ancienne des peuples de l'Orient« (4. Aufl. 1886; deutsch von Pietschmann, Leipz. 1877; illustrierte franz. Ausg. 1894 ff.); »L'archéologie égyptienne« (1887, deutsche Ausg. von Steindorff als »Ägyptische Kunstgeschichte«, Leipz. 1889); »Les contes populaires de l'Égypte ancienne« (1889); »Les momies royales de Déir et Bahari« (1889, in den von ihm herausgegebenen »Mémoires de la mission archéologique française au Caire«); »Lectures historiques, histoire ancienne, Égypte, Assyrie« (1890; deutsch von Birnbaum, Leipz. 1891); »Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique« (Bd. 1, 1895). Für die ägyptische Religionsgeschichte sind die von M. in der »Revue de l'histoire des religions« veröffentlichten Arbeiten von großem Wert, wie sich überhaupt alle seine Schriften durch geistvolle Kombination auszeichnen. Auch gibt er den »Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes« heraus.

Maspiter, d. h. Marspiter, »Vater Mars«, s. Mars.

Masr, arab. Name für Ägypten.

Masrata, Stadt, s. Misrata.

Maß, s. Maße.

Maß (Maaß), ein gewöhnlich die Grundeinheit für Flüssigkeiten bildendes früheres Hohlmaß: die Maaß in Nassau und im Großherzogtum Hessen zu 2 Flaschen von 2 Schoppen = 2 Lit.; in Kurhessen Weinmaß zu 4 Schoppen = 1,9495 und Biermaß = 2,1844 L.; in Sachsen-Weimar Schenkmaß = 0,896 L. und Ohmmaß für Öl um 1/9 mehr; die bayrische (Maaßkanne, Schenkmaaß) = 1,06903 L., die alte Nürnberger Visiermaaß = 1,452 L.; württembergische Helleich-M. = 1,83704 L. (s. Altmaß); in Baden und nach dem Konkordat von 1835 in der Schweiz (Pot) zu 4 Viertelmaaß oder Schoppen = 1,5 L., die alte in Zürich zu 2 Quärtli von 2 Stotzen für die Stadt = 1,642 und für das Land = 1,8249 L., in Basel zu 4 Schoppen = 1,4221 L., in Bern zu 4 Vierteli = 1,6712 L., die österreichische zu 2 Halbe von 2 Seitel = 1,414725 L. Als Getreidemaße galten zuletzt: in Hamburg das große M. zu 2 kleinen M. = 1/4 Spint oder 1,7175 Lit., in Frankfurt das Altmaaß (Mäßchen) zu 4 Schrott = 1/4 Gescheid oder 0,4482 L., in Baden das M. zu 10 Becher = 1/10 Sester oder 1,5 L., in Bern zu 4 Immi von 8 Achterli = 14,011 L.

Mass., Abkürzung für Massachusetts.

Massa (lat.), die Menge, der Stoff, Bestand, das Ganze; M. bonorum, soviel wie Vermögensbestand; M. hereditatis, Erbschaftsmasse; M. concursus, die Konkursmasse.

Massa, Gewicht und Münze, s. Mascha.

Massa, Anrede der Negersklaven an ihren Herrn, verdorben von dem englischen Master.

Massa, schweizer. Bergstrom, s. Aletschgletscher.

Massa, Hauptstadt der ital. Provinz Massa e Carrara, Bischofsitz, 2 km vom Ligurischen Meer, am Frigido und an der Eisenbahn Pisa-Genua gelegen, hat sehr mildes Klima, einen sehenswerten Dom, ein hoch gelegenes Schloß, ein Lyceum u. Gymnasium, eine technische Schule, eine Kunstakademie, bedeutende Marmorbrüche und Marmorschneidemühlen, Baumwollspinnerei, Ölpressen, Teigwarenerzeugung, Handel mit Marmor, eine Dampfstraßenbahn zum Hafen San Giuseppe u. (1881) 8998 (als Gemeinde 20,032) Einw.— Im Mittelalter geboten daselbst seit dem 10. Jahrh. die Bischöfe von Luni, später das Haus Malaspina. Von diesen kam es an die Grafen von Cybo, deren einer 1568 von Kaiser Maximilian II. den Fürsten-, ein andrer 1664 den Herzogstitel von Massa und Fürstentitel von Carrara erhielt. Durch Heirat ge-

langte M. 1741 an das Haus Modena-Este, ward 1796 zum Fürstentum Lucca der Familie Bacciochi geschlagen, kam aber durch den Wiener Kongreß an Modena zurück und teilte dessen weitere Geschicke.

Massa, Herzog von, s. Regnier.

Massachusetts (spr. mässätschūssĕts, abgekürzt Mass.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zur Gruppe der Neuenglandstaaten gehörig (s. Karte »Vereinigte Staaten«), zwischen 41° 15'—42° 53' nördl. Br. und 69° 55'—73° 32' westl. L. v. Gr., grenzt im N. an Vermont und New Hampshire, im O. an den Atlantischen Ozean, im S. an letztern, Rhode-Island und Connecticut, im W. an New York und hat ein Areal von 21,540 qkm (391 QM.). Die reichgegliederte, flache und sandige Küste hat eine Ausdehnung von etwa 450 km, mit Zurechnung der zahlreichen Einbiegungen und Buchten, unter denen die Massachusettsbai mit dem trefflichen Hafen von Boston am bedeutendsten ist. Im S. ragt die Halbinsel Cape Cod, einem gebogenen Arm ähnlich, ins Meer hinein, im N. die Cape Cod Bai, im S. mit den Inseln Nantucket, Marthas Vineyard und Elizabeth den Nantucket Sund und Buzzards Bai einschließend. Die Westgrenze bildet das Taghkanic- (Taconic-) Gebirge, durch das fruchtbare Thal des Housatonic von dem Hoosacgebirge getrennt. Hier steigt im nordwestlichen Winkel des Staates der Graylock bis zu 1092 m an, während Mount Washington, im südwestlichen Winkel, eine Höhe von 955 m erreicht. Östlich schließt sich an dieses Bergland ein vom Thal des Connecticut durchschnittenes Hügelland an mit den viel von Touristen besuchten malerischen Tom (303 m) und Holyoke (273 m). Noch weiter östlich erhebt sich Mount Wachusett (914 m) über die als Blue Hills bis in die Nähe von Boston sich verbreitenden Hügel. Nur der südöstliche Teil des Staates ist eben und sandig. Die Halbinsel Cape Cod scheint früher eine Insel gewesen und erst später mit dem Festland vereinigt worden zu sein. Sie besteht aus jüngerm Alluvium, während paläozoische Schichten im W. sowie bei Boston und Fall River, in weitester Verbreitung aber archäischer Granit und Gneis mit unverkennbaren Spuren der Eiszeit auftreten. Der bedeutendste Fluß ist der Connecticut, der den Staat von N. nach S. durchströmt und künstlich für Boote schiffbar gemacht ist. Der Merrimac, aus New Hampshire kommend, fließt durch den nordöstlichen Teil des Staates und bildet an seiner Mündung den Hafen von Newburyport. Das Klima ist infolge der Ablenkung des Golfstroms und kalter arktischer Strömungen im Winter oft sehr rauh (in Boston bis —22°), im Sommer bis 37°, so daß die durchschnittliche Jahrestemperatur nur wenig über 10° beträgt. Die Flüsse sind gewöhnlich 2—3 Monate des Jahres zugefroren; doch blühen Pfirsich- und Aprikosenbäume schon in der Mitte des Aprils und Kirsch- und Apfelbäume in der ersten Hälfte des Mai. Von der Oberfläche sind 20 Proz. mit Waldungen bedeckt, in denen Eschen, Espen, Buchen, Birken, Zedern, Kastanien, Ulmen, Hickorys, Lärchen, Ahorne, Eichen, Fichten, Tannen ꝛc. vorkommen. Der Staat besitzt weder edle Metalle noch Kohle, doch werden Eisen und Kupfer gewonnen, und der Granit, Marmor und Schiefer (jährlich 1 Mill. Doll.) von M. ist in der ganzen Union berühmt. Ganz außerordentlich ist aber der Reichtum an Torf, den man auf 120 Mill. Ton. schätzt. Die **Bevölkerung** betrug 1890: 2,238,943 Seelen (1,087,709 männlich, 1,151,234 weiblich, 104 auf 1 qkm), davon 23,570 Farbige und 657,137 im Ausland (28,034 in Deutschland) Geborne und 145 Indianer. Das Schulwesen von M. erfreut sich in Amerika eines vorzüglichen Rufes; 1890 wurden die Volksschulen mit 10,646 Lehrern von 376,986 Kindern besucht, an 9 höhern Lehranstalten wirkten 548 Dozenten bei 4857 Studierenden, unter ihnen sind die Harvard University in Cambridge (s. d.) und die Boston University mit 118 Dozenten und 1069 Studierenden die bedeutendsten. Es erscheinen 657 Zeitungen. Ein katholischer Erzbischof und ein Bischof residieren in Boston, ein zweiter Bischof in Springfield, ein protestantischer Bischof in Boston. Von Staatsanstalten bestehen 5 Irrenanstalten, eine Blindenanstalt, Taubstummenanstalt, 3 Besserungsanstalten, 2 Gefängnisse. Obschon Klima und Boden der Landwirtschaft nicht günstig sind, hat doch Fleiß und Geschick der Bewohner den Ackerbau auf eine höhere Stufe gehoben, als die meisten der übrigen Unionsstaaten aufweisen können. Man zählte 1890: 34,374 Wirtschaften mit 1,199,313 Hektar, auf denen namentlich Mais, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Tabak (1890: 2,794,848 Pfd.) gebaut werden. Der Viehstand betrug 1890: 63,638 Pferde, 256,128 Rinder, 51,438 Schafe und 91,483 Schweine. Die Fischerei ist bedeutender als in irgend einem andern Staate der Union. Für den Walfischfang ist New Bedford weitaus am wichtigsten, nächstdem Provincetown, Edgartown, Boston; sie besaßen 1889: 70 Schiffe von 14,807 Ton. mit 1910 Mann Besatzung, die für 988,487 Doll. Thran, Fischbein ꝛc. erbeuteten. Viel wichtiger ist die Küstenfischerei, welche über 20,000 Menschen mit 1054 Schiffen und 6749 Booten beschäftigt. Der Ertrag der Austernfischerei war 1890: 257,589, der von Schaltieren 173,386, der von Stockfisch, Makrelen ꝛc. 5,242,054 Doll. Hinsichtlich seiner **Industrie** nimmt M. eine der ersten Stellen unter den Unionsstaaten ein; 1890 waren in 26,923 gewerblichen Anstalten 485,182 Arbeiter beschäftigt, die Waren im Werte von 888,160,403 Doll. herstellten. Die Fabrikation von Baumwoll- und Wollwaren, Stiefeln und Papier ist in M. bedeutender als in einem andern Staate der Union. Seine 187 Baumwollfabriken stellten 1890 durch 76,213 Arbeiter auf 5,824,518 Spindeln und 133,227 Webstühlen Waren im Wert von 100,202,882 Doll. her, seine 336 Wollfabriken durch 43,038 Arbeiter auf 780,774 Spindeln, 16,354 Webstühlen und 3360 Strickmaschinen Waren im Wert von 72,681,408 Doll., gleichbedeutend sind die Stiefelfabriken, dann folgen Gießereien und Maschinenbauwerkstätten, Kleiderfabriken, Strohflechtereien, Fabriken von chemischen Stoffen, Papiermühlen, Lederfabriken, Stahl- und Eisenhütten, Färbereien. Der Staat besaß 1891: 2011 Schiffe von 435,969 Ton. und ein Eisenbahnnetz von 6190 km. Nach der **Verfassung** von 1780, 1821 revidiert, werden der Gouverneur und Vizegouverneur jährlich durch absolute Majorität gewählt. Die gesetzgebende Gewalt bilden 40 Senatoren und 240 Abgeordnete, beide jährlich gewählt. In den Kongreß entsendet M. 2 Senatoren und 13 Repräsentanten und hat bei der Präsidentenwahl 15 Stimmen. Für die Rechtspflege bestehen ein höchster Gerichtshof, ein Obergericht, 14 Grafschaftsgerichte und Friedensgerichte. Sämtliche Richter werden vom Gouverneur ernannt. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 10,008,124, die Ausgaben 10,091,521, die Schuld des Staates 7,267,349, der Grafschaften 4,051,830, der Gemeinden 70,230,848 Doll. M. unter-

hält eine Miliz von 406 Offizieren und 6042 Mann. Hauptstadt des in 14 Grafschaften geteilten Staates ist Boston.

Geschichte. Das Gebiet von M. hat seinen Namen von einem Stamm der Abenaki und bildete ursprünglich zwei getrennte Kolonien: die Plymouthkolonie und die Kolonie der Massachusettsbai. Die erste englische Niederlassung, welche in Neuengland erfolgte, bestand aus 101 Puritanern (den sogen. Pilgrim Fathers), welche, religiöser Verfolgung wegen aus England flüchtend, 22. Dez. 1620 in Plymouth landeten und den Grund zur Plymouthkolonie legten. Die Gründung der »Kolonie der Massachusettsbai« begann 1628 mit der Ansiedelung zu Salem, 1630 wurde Boston gegründet. Beide Niederlassungen blieben getrennt bis 1685, wo ihnen die Freibriefe genommen und sie zusammen dem Präsidenten von Neuengland unterstellt wurden. Boston war die Wiege der amerikanischen Freiheit. 1774 übernahm ein Provinzialkongreß daselbst die Regierung, und 17. März 1776 wurde die Stadt von den Engländern geräumt. Die erste Verfassung des Staates, welche der jetzt geltenden noch zu Grunde liegt (s. oben), stammt aus dem Jahre 1780. Die Sklaverei wurde schon 1780 aufgehoben. Am 6. Febr. 1788 nahm M. die Unionsverfassung an. 1820 wurde Maine, bis dahin ein Teil von M., davon getrennt. M. gab den Vereinigten Staaten zwei Präsidenten, den ältern und jüngern Adams, und hat unter der großen Anzahl ausgezeichneter Schriftsteller Namen aufzuweisen wie Prescott, Bancroft, Bryant, Channing, Emerson, Motley und Hawthorn. Vgl. Austin, History of M. (Boston 1876); Hale, Story of M. (das. 1892); C. F. Adams, Three episodes in M. history (das. 1892, 2 Bde.).

Massacre (frz., spr. -ssákr'; auch engl., spr. mässäcker), Gemetzel, Blutbad; M. (auch Murder) of the Innocents, soviel wie bethlehemitischer Kindermord, in England scherzweise gebraucht für die Beseitigung sämtlicher Vorlagen, die am Schluß einer Parlamentstagung nicht erledigt sind.

Massa e Carrāra, ital. Provinz in der Landschaft Toscana, aus den westlich vom Apennin gelegenen Teilen von Modena und Parma gebildet, grenzt im N. an die Provinz Parma, im NO. an Reggio und Modena, im S. an Lucca, im SW. an das Ligurische Meer und im NW. an Genua, hat ein Areal von 1780 qkm (32,3 QM.), ist zum größten Teil gebirgig durch den die Nordgrenze bildenden Etruskischen Apennin (Alpe di Succiso, 2017 m) und die von demselben abzweigenden Apuanischen Alpen (Monte Pisanino, 1946 m), jedoch das Klima wegen der gegen N. geschützten Lage mild. Hauptflüsse sind die Magra und der Serchio. Die Bevölkerung belief sich 1881 auf 169,469, nach der Berechnung für Ende 1892 auf 179,652 Einw., d. h. 101 auf 1 qkm. Hauptprodukte sind: Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Hanf, Kastanien, Wein, Öl, Südfrüchte und Seide. Das ausgedehnte Wiesen- und Weideland befördert die Viehzucht sowie die Gewinnung von Käse und Wolle. Haupterwerbszweig ist aber die Gewinnung und Bearbeitung von Marmor; dieselbe hat in Carrara (s. d.) und Massa ihre Hauptsitze, beschäftigt über 7000 Arbeiter und bringt jährlich 160,000 Ton. Marmor zur Ausfuhr. Außerdem ist die Industrie durch Fabrikation von hydraulischem Kalk, Mehl und Teigwaren sowie Baumwollspinnerei und Weberei vertreten. Die Provinz zerfällt in die drei Kreise: Castelnuovo di Garfagnana, M. und Pontremoli und hat Massa zur Hauptstadt.

Massáfra, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Tarent, an der Eisenbahn Bari-Tarent, mit Oliven-, Wein- und Obstbau und (1881) 7754 (als Gemeinde 10,149) Einw. 1 km von M. liegt die auf langer Treppe zugängliche Kirche Santa Maria della Scala.

Massage (franz., spr. -āsch'), s. Knetkur.

Massagēten, im Altertum kriegerisches Nomadenvolk im südlichsten Teile von Scythia cis Imaum, an der nordöstlichen Küste des Kaspischen Meeres und nördlich vom Aralsee und vom Jaxartes. Die M. waren wahrscheinlich mongolischen Stammes (so Niebuhr, Böckh und Schafarik, während A. v. Humboldt sie zu den Indogermanen rechnet). Sie werden als ein sehr rohes Volk geschildert, bei dem Weibergemeinschaft herrschte und die Greise geschlachtet und verzehrt wurden. Als göttliches Wesen verehrten sie die Sonne, welcher sie Pferde opferten. Sie wurden von einer Königin Tomyris beherrscht, gegen die Kyros 529 v. Chr. samt seinem Heer den Untergang gefunden haben soll. Das Land der M. war reich an Kupfer und Gold wie noch heute die Gebirge Ural und Altai.

Massai (Masai, oder Oigob, wie sie sich selber nennen), Volksstamm im ostäquatorialen Afrika, welcher das Gebiet zwischen 35—37° östl. L. v. Gr. und südlich vom Äquator bis zum 5.° südl. Br. bewohnt und nach seinen physischen Charakterzügen zu den Galla, der Sprache nach zu den Barivölkern des Nils gehört, von dessen oberm Teil sie auszogen, wobei sie auf ihrer Wanderung sich stark mit Hamiten vermischten. Die M. sind ein hoch gewachsener (1,82 m), wohlgebildeter Menschenschlag mit ziemlich schmalen, schiefen Augen, vorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, längerm Haar als bei den richtigen Negern, das durch beständiges Kämmen und durch dicke Lagen von Lehm und Fett gestreckt wird. Gestalt und Größe des Mundes sind nach der größern oder geringern Reinheit der Rasse sehr verschieden, die Hautfarbe ist matt schokoladebraun, doch sind einige, besonders die Wakuafi, dunkelschwarz, und dieser stets von grober Körperbildung begleitete Ton verrät eine Blutmischung mit Gefangenen andrer Stämme. Tättowierung ist allgemein, ebenso die Beschneidung von Knaben und Mädchen mit Eintritt der Mannbarkeit. Die Männer gehen im gewöhnlichen Leben ganz unbekleidet oder hängen einen Ledermantel über die Schultern, die Weiber dagegen einen weiten Mantel aus weichgegerbter Rindshaut. Ziehen die M. in den Krieg, so legen sie ein langes Stück Tuch an mit einem farbigen Streifen in der Mitte, einen Ring von Ziegen- oder Affenfell um die Knöchel und einen Kranz von Straußfedern um den Kopf. Ihre Waffen bestehen in einem Speer mit breitem und langem Blatt, einem kurzen Schwert und einem 110 cm hohen Schild aus Büffelhaut; Bogen und Pfeil führen sie selten. Mit dem 17. Jahre werden die M. Krieger und bleiben es bis zum 24. Jahre. Nach dreijähriger strenger Ausbildung heißen sie El-Moran, ihre einzige Nahrung besteht nun in Fleisch und Milch. An Kriegszügen nach fernern Gegenden nehmen die ältern Männer, die El-Morua, nicht teil. Sklaven haben die M. nicht. Die einzige Beschäftigung ist Viehzucht; einzelne besitzen bis zu 10,000 Rinder, und da nur Besitzende heiraten können, sucht man die Herden durch Raub bei den Nachbarvölkern zu vermehren. Ihre runden, mit Rindshäuten bedeckten Hütten sind von

der einfachsten Art. Sie sind Heiden; ihr Gott Ngai hat aber keine Fetische, doch besitzen die Priester einen sehr großen Einfluß. Zauberei und Geisterglaube sowie Baum- und Schlangenkultus sind bei ihnen, wie bei den Südgalla, allgemein. Vgl. G. A. Fischer, Das Massailand (Hamb. 1885); Thomson, Durch Massailand (deutsch, Leipz. 1885); Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle (Berl. 1894).

Massāja, Guglielmo, ital. Kardinal und Afrikamissionar, geb. 8. Juni 1809 in Piova (Montferrat), gest. 6. Aug. 1889 in Neapel, kam 1846 als Vikar einer Kapuzinermission nach dem südlichen Abessinien, 1855 als erster Europäer nach Bonga in Kaffa und war seit 1868 in Schoa thätig, bis er 1879 von Menelik vertrieben ward. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er vom Papst Leo XIII. zum Direktor der Propaganda fidei berufen und mit dem Purpur geschmückt. Er veröffentlichte eine Grammatik der Gallasprachen und das Prachtwerk »I miei trentacinque anni di missione nell' alta Etiopia« (Mail. 1885—95, 12 Bde.), von welchem ein populärer Auszug unter dem Titel: »In Abissinia e fra i Galla« (1895) erschien.

Massakrieren (franz.), niedermetzeln.

Massālia, altgriech. Name von Marseille (s. d.).

Massalianer (Euphemiten, Choreuten, Eucheten, Euchiten), Name für mehrere schwärmerische Mönchs- und Bettelgesellschaften. Dieselben waren im 4. und 5. Jahrh. in Kleinasien, Armenien und Syrien einheimisch, berührten sich teilweise mit enthusiastischen, auch mit gnostischen Ideen und bildeten eine nicht sehr nachhaltige Opposition zur Kirche.

Massalubrénse, Flecken in der ital. Provinz Neapel, Kreis Castellammare, in reizender Lage südwestlich von Sorrent, mit Ölgewinnung, Kalkbrennerei und (1881) 2375 (als Gemeinde 7998) Einw. Nördlich das Kap Massa. In der Umgegend Reste antiker Bauten (Tempel, Aquädukt ꝛc.).

Massa Marittima, Stadt in der ital. Provinz Grosseto, auf einem Travertinhügel in den Maremmen gelegen, Bischofsitz, hat eine Kathedrale, ein Schloß, ein Seminar, ein Gymnasium, eine Bibliothek (12,000 Bände), Bergbau auf Kohle und Kupfer, Gewinnung von Borsäure, Fabrikation von Ackergeräten, Ölpressen und (1881) 3347 (als Gemeinde 13,348) Einw. Südwestlich das zur Gemeinde M. gehörige Follonica (s. d.).

Maßanalyse, s. Analyse (quantitative).

Massarāni, Tullo, ital. Schriftsteller, geb. 1826 in Mantua von israelitischen Eltern, studierte die Rechte in Pavia, folgte aber ganz seinen litterarischen und künstlerischen Neigungen und bildete sich zum tüchtigen Maler aus. Von seinen Gemälden ist am bekanntesten: die Thermen von Alexandria, mit Büchern geheizt. Als Publizist versuchte er sich zuerst 1848. Nach dem Scheitern der nationalen Bestrebungen ging er nach Paris, schrieb dort 1850 die tief durchdachte Abhandlung »L'idea italiana attraverso i tempi« und ließ sich 1851 nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz in Mailand nieder, wo er nun eine Reihe umfangreicher Abhandlungen im »Crepuscolo« und in der »Nuova Antologia« (in erstern namentlich einen großen Essay über Heine, 1857, und »Monaco e Norimberga«, worin er seine Landsleute mit der deutschen Kunst bekannt machte) veröffentlichte. Auch in politischer Beziehung suchte er die gegenseitige Verständigung beider Nationen zu fördern durch eine Broschüre, welche deutsch unter dem Titel: »Deutschland und die italienische Frage« (Nördl. 1859, anonym) erschien. 1860—67 war er Mitglied des Parlaments, widmete sich aber dann als Magistratsmitglied ausschließlich den Angelegenheiten der Stadt Mailand. Seine Essays sammelte er in den »Studii di letteratura e d'arte« (Flor. 1873), »Studii di politica e di storia« (das. 1873) und »Saggi critici« (2. Aufl. 1883). Bei der Weltausstellung zu Paris 1878 fungierte er als Präses der internationalen artistischen Jury und veröffentlichte hernach das Buch »L'arte a Parigi« (Rom 1879). Weitere Schriften von ihm sind: »Piazza d'armi, bozzetto milanese« (1874); »In casa, fantasia infernale« (1876); »Domeniche d'Agosto« (1876); »Legnano, grandi e piccole storie« (1876); »Eugenio Camerini e i suoi tempi« (1877); »Sermoni e rime« (2. Aufl. 1884); »Il libro di Giada« (1882); »Carlo Tenca e il pensiero civile« (1886); »Cesare Correnti nella vita e nelle opere« (1890); »Il plebiscito dei transpadani« (1892); »Come la pensava il dottor Lorenzi« (1894).

Massāri, Giuseppe, ital. Schriftsteller und Patriot, geb. 1821 in Bari delle Puglie, gest. 12. Mai 1884, wanderte, der Teilnahme an politischen Verschwörungen bezichtigt, nach Paris aus, wo er mit Mamiani, Pepe, Gioberti u. a. in Verbindung trat. 1846 ging er nach Turin, nahm 1848 lebhaften Anteil an der neapolitanischen Revolution von 1848 und floh nach deren Niederwerfung erst nach Toscana, später nach Piemont. In Turin war er eine Zeitlang als Herausgeber der »Rivista contemporanea« und der »Gazzetta ufficiale Piemontese« thätig, bis er 1860 zum Abgeordneten ins Parlament gewählt wurde, wo er als Schriftführer sowie als sachkundiger Redner sich verdient machte. Außer Gedächtnisreden auf Lanza, Ricasoli, Massimo d'Azeglio und Gioberti schrieb er: »Lettere politiche« (Turin 1849); »Il conte di Cavour. Ricordi biografici« (das. 1873; deutsch von Bezold, Leipz. 1874, und von Rüffer, Jena 1874); »La vita ed il regno di Vittorio Emanuele« (Mail. 1878, 2 Bde.; 3. Aufl. 1880); »Il generale Alfonso La Marmora« (Flor. 1880). Auch gab er Vinc. Giobertis Briefwechsel und nachgelassene Werke sowie Cavours Parlamentsreden heraus.

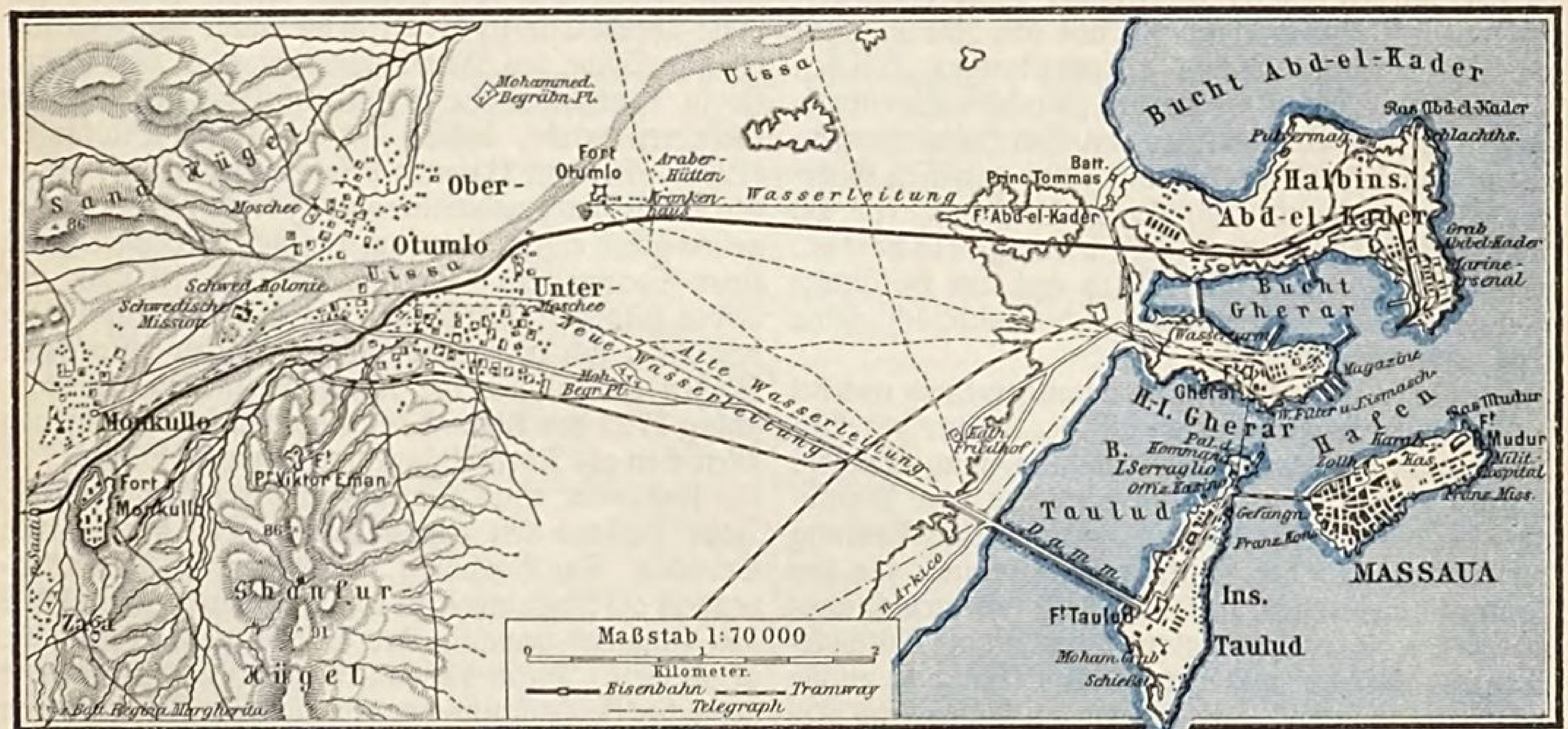
Massaróni (Mazaruni), westlicher Nebenfluß des Essequibo, in Britisch-Guayana, entspringt an der Grenze gegen Venezuela und vereinigt sich an seiner Mündung mit dem nördlichern Cuyuni. Hier liegt die Strafanstalt der Kolonie.

Massa Superióre, Distriktshauptort in der ital. Provinz Rovigo, am linken Ufer des Po, gegenüber Sermide, mit (1881) 874 (als Gemeinde 4112) Einw.

Massat (spr. -ßá), Stadt im franz. Depart. Ariège, Arrond. St.-Girons, am Arac, hat einen schönen Glockenturm, Wollspinnerei und (1891) 1471 (als Gemeinde 3704) Einw. In der Nähe zwei Höhlen, in welchen prähistorische Funde gemacht wurden.

Massaua (Massua, Massawa, eigentlich Matsewa, »Ort der Ankunft«), Hauptstadt der ital. Kolonie Erythräa, an der Westküste des Roten Meeres (s. Kärtchen), am Eingang der Bai von M. oder Arkiko, unter 15° 36′ nördl. Br. und 39° 38′ östl. L. v. Gr., auf einer 1000 m langen, 300 m breiten, nackten Koralleninsel sowie auf der mit ersterer durch einen 440 m langen Damm verbundenen Insel Taolud, von der wiederum ein 1030 m langer Hafendamm zum Festland führt. Diese Werke tragen die Leitung, welche das Wasser von Mokullu der Stadt zuführt. M. hat eine aus Nubiern, Danakil, Abessiniern, Galla, Arabern, Eingebornen, Hindu und Griechen bestehende

Bevölkerung von 16,000 Seelen, darunter 600 Europäer, ohne die in den Forts Abd el Kader, Taolud und Gherar stationierte Garnison, ist fast ganz aus Stein gebaut, durchweg gut beleuchtet, hat 2 stattliche Regierungsgebäude, schöne Läden, Kaffeehäuser in europäischem Stil, dabei aber ein äußerst heißes und feuchtes Klima; doch haben sich die Gesundheitsverhältnisse unter der italienischen Verwaltung sehr bedeutend gebessert. Der Handel ist ziemlich bedeutend; 1893 betrug die meist für die Garnison bestimmte Einfuhr 9,863,829 Lire, meist Lebensmittel, Baumwollwaren, Tiere, Kolonialwaren, Chemikalien u. a., während die Ausfuhr in Perlmutter, Kaffee, Elfenbein, Straußfedern, Wachs, Honig, Tabak und Moschus bestand. Eine Eisenbahn führt über M'Kullu nach Saati, eine andre Linie von Abd el Kader nach Arkiko, eine Telegraphenlinie nach Assab. Im Hafen verkehren regelmäßig die Dampfer der Navigazione Generale Italiana, des Österreichischen Lloyd und ägyptische; es liefen 1893 ein 1839 Schiffe (992 italienische) von 120,553 Ton. — M. bestand schon unter den Ptolemäern als Saba; im 10. Jahrh. wird es bei arabischen Schriftstellern unter dem Namen Base erwähnt. Es kam empor, als der benachbarte Hafen Adulis versandete, und wurde 1557 von den Türken erobert, die es 1866 an Ägypten abtraten; 1885 wurde es von Italien besetzt.



Lageplan von Massaua.

Masse eines Körpers heißt, nach gewöhnlichem Sprachgebrauch, die Quantität Materie (Stoff), die in dem Körper enthalten ist. Wissenschaftlich ausgedrückt, ist die M. eines Körpers der Widerstand, welchen er der Beschleunigung durch eine Kraft entgegensetzt, also gleichbedeutend mit Beschleunigungswiderstand. Die Thatsache, daß alle Körper im leeren Raum gleich schnell fallen, sowie gewisse Pendelbeobachtungen beweisen, daß die Massen der Körper in demselben Verhältnis stehen wie ihre Gewichte. Man kann daher im allgemeinen das Gewicht eines Körpers als Maß für seine M. betrachten. In der Mechanik wird diejenige M. als Masseneinheit angenommen, welche unter der Einwirkung der Krafteinheit in einer Sekunde eine Geschwindigkeit gleich der Längeneinheit erlangt; dadurch wird die Masseneinheit abhängig von der Wahl der Krafteinheit und der Längeneinheit. Nehmen wir z. B. das Kilogramm als Krafteinheit (s. Kraft, S. 611) und das Meter als Längeneinheit, so wissen wir, daß ein Körper von 1 kg Gewicht, wie jeder fallende Körper, nach einer Sekunde die Geschwindigkeit 9,81 m erlangt. Wenn also, wie hier, eine Kraft von 1 kg auf die in 1 kg enthaltene M. wirkt, so wird die Geschwindigkeit 9,81 m erzeugt; damit die Kraft 1 kg nur die Geschwindigkeit 1 m hervorbringe, müßte man sie auf eine 9,81mal so große M. wirken lassen. Demnach muß, wenn das Kilogramm als Krafteinheit festgesetzt worden ist, die in 9,81 kg enthaltene M. als Masseneinheit angenommen werden. Bezeichnet man, wie allgemein üblich, die Zahl 9,81 oder die »Beschleunigung der Schwere« mit g, so befindet sich, nach dieser Einheit gerechnet, in einem 1 kg schweren Körper die M. $\frac{1}{g}$, folglich in p Kilogramm die M. $m = \frac{p}{g}$. Man findet demnach die M. eines Körpers in solchen Einheiten ausgedrückt, wenn man sein in Kilogrammen gegebenes Gewicht durch die Zahl $g = 9{,}81$ dividiert. — Im absoluten Maßsystem (s. d.), welches in der Physik, namentlich in der Elektrizitätslehre und der Elektrotechnik, angewendet wird, bildet die in einem Gramm enthaltene M. die Masseneinheit.

Masse (Konkursmasse), s. Konkurs.

Masse, zur Herstellung von Gußformen (Masseformerei) benutzter fetter Sand, s. Eisengießerei, S. 566.

Maße, die gegeneinander in bestimmtem Verhältnis abgestuften Einheiten, mittels deren die Größe eines Gegenstandes für jedermann erkennbar durch die Zahl der in ihm enthaltenen Einheiten dargestellt wird. Zählmaße bedeuten nur höhere Stufen von Eins. Die einfachste Form wirklicher M. haben Längenmaße, weil sie nur eine Dimension erfassen; aus der Multiplikation zweier im rechten Winkel zu einander stehender Längen oder aus der Quadrierung eines Längenmaßes ergeben sich Flächenmaße, und die dritte Potenz einer Länge liefert Raummaße. Bei der Abstufung so gewonnener Grundmaße ging man anfangs mit fortgesetzter Halbierung vor; aber das Bedürfnis des Verkehrs zog namentlich auch die Zahlen 3 und 5 als Teiler heran, und weil sich die drei Gruppen verschieden entwickelten, so verlor sich die Ver-

gleichbarkeit der Maßstufen beinahe ganz. Örtliche Verschiedenheiten erhielten sich jahrhundertelang, bis in den geordneten Staatswesen gewisse Normalmaße unter Ausschluß aller Abweichungen gesetzliche Gültigkeit erlangten u. den Kaufleuten wie den Handwerkern verboten wurde, mit ungeeichten Maßen umzugehen. Durch das metrische System ist endlich die Normierung auf internationale Feststellung der M. erweitert worden (vgl. Meterkonvention). Zu den Maßen gehören die Gewichte, welche die Masse eines Körpers bestimmen und einstmals selbständig waren, aber schon im 18. Jahrh. durch die Vorschrift, daß als ihre Einheit der Inhalt eines Hohlmaßes an reinem Wasser oder andern Stoffen bei gewisser Temperatur gelten solle, in feste Verbindung mit den Raummaßen gebracht wurden. Andre Vermittelungen zwischen Raum und Gewicht traten bei einzelnen Warengattungen infolge Beobachtung von Durchschnittsergebnissen oder behufs Festhaltung eines gewissen Gütegrades der Ware ein (vgl. Gewicht für Maß). Als M. des Wertes endlich dienen die Rechnungseinheiten, welche sich bei den Kulturvölkern auf eine bestimmte Menge des Währungsmetalles in der hauptsächlichsten Umlaufsmünze stützen.

Die Geschichte des Maßes im allgemeinen und bei einzelnen Völkern läßt einen mit der Kultur des Volkes zusammenhängenden Entwickelungsgang erkennen. In den Anfängen der Kultur genügten rohe Annahmen für die M.: für die Zeit die ungefähre Stellung der Sonne und der Gestirne am Himmel, für den Raum Abmessungen, die durch Teile des menschlichen Körpers ꝛc. nahegelegt waren. Aber mit der Entwickelung des Verkehrs und gewerblicher Thätigkeit mußte auch das Bedürfnis eines geordneten Maßwesens hervortreten. Man war stets bemüht, eine durch die Natur gegebene Maßeinheit als Norm festzusetzen. Aber das Problem, ein solches M. zu finden, das zu allen Zeiten unveränderlich dasselbe bleibt, so daß man im stande wäre, von ihm jederzeit die Größe des Urmaßes wieder zu entlehnen, ist auch heute noch ungelöst. Ein Maßsystem ist um so besser, je vollständiger und einfacher der Zusammenhang aller M. untereinander ist. Dies Postulat war schon von den Chaldäern in sehr befriedigender Weise gelöst worden. Aus dem alten chaldäischen Reich Babylon sind die Maßsysteme der alten Völker hervorgegangen. Die uralten Bauwerke der Babylonier und Ägypter setzen sehr sorgfältig bestimmte M. und Gewichte in einer für jetzt noch unbestimmbar frühen Zeit voraus. Die Chaldäer teilten Tag und Nacht in je zwölf Stunden und bedienten sich zur Zeitmessung als Stundenmaß des Wassers, welches aus einem ehernen Gefäß abfloß. Diese Wassermengen wurden nicht allein abgemessen, sondern auch durch Wägen verglichen. Das ältestbekannte Gewicht ist das babylonische Talent, durch welches das Gewicht eines bestimmten Kubus Wasser ausgedrückt wurde, das aus einem besondern Gefäß in bestimmter Zeit abfloß. In diesem System war daher das Maß der Zeit mit dem des Raumes und der Masse unmittelbar verknüpft. Die Länge einer Kante dieses Ur-(Zeit-)Gefäßes diente als Längenmaß, aus ihm gingen die alte heilige Elle, die Elle des Nilmessers, als größeres, der griechische, olympische und römische Fuß als kleineres Maß hervor. Es sei noch erwähnt, daß das Talent dieses merkwürdigen Maßsystems als Gewicht gleichzeitig die Grundlage für das Geld- und Münzwesen bildete.

Bei andern Völkern und in spätern Zeiten finden wir kein so durchgebildetes Maßsystem wie bei den Chaldäern. Als von der Natur gegebene M. wurden die Länge des Fußes, Armes, der Spanne, der ausgebreiteten Arme bis zu den Fingerspitzen (Klafter), des Maultierhaares, der Durchmesser von Früchten, wie der Datteln, die Breite der Hand, Finger, Gerstenkörner ꝛc. angenommen. Von den Gewichten weist das Gran oder Korn auf die Schwere der Getreidekörner hin. Wie unsicher bei der unendlich mannigfaltigen Ausbildung der Organismen dieses Maßwesen war, liegt auf der Hand, und doch finden wir jahrhundertelang keine Maßnahmen, die Festsetzung von Grundmaßen auf eine sichere Basis zu bringen. König Heinrich I. von England ersetzte 1101 die damals übliche Elle (gyrd) durch die Länge seines Armes bis zur Spitze des Mittelfingers (yard). Wie primitiv in Deutschland in Bezug auf Maß und Gewicht verfahren wurde, beweist das von König Ottokar II. (1253—78) von Böhmen befolgte Verfahren: »Vier der Breite nach nebeneinander gelegte Gerstenkörner gelten gleich einem Querfinger, zehn Querfinger gleich einer Spanne; ein Becher Weizen, so viel man mit beiden Händen fassen konnte, ꝛc.« Paucton und Bailly bemühten sich vergebens, aus den alten historischen Maßen eine allgemeine Norm herzuleiten. Weidler schlug 1727 den Abstand der Pupillen bei erwachsenen Menschen als Normallänge vor, Andreas Böhm 1771 den Fallraum eines Körpers in der ersten Sekunde, John Herschel den zehnmillionten Teil der polaren Erdachse. Der Vorschlag, die Länge des Sekundenpendels als Maßeinheit zu benutzen, wurde zuerst 1672 von Huygens gemacht, der dieselbe noch überall für gleich hielt. Durch die von Richer 1673 in Cayenne gemachte Beobachtung der verschiedenen Pendellängen erhielt jener Vorschlag eine Einschränkung. Bouguer wollte 1749 die Pendellänge unter dem 45. Breitengrad und Condamine die am Äquator als Maßeinheit angewendet wissen. Letzterer ließ dieselbe in Peru auf ein Denkmal mit den Worten: »Mensurae naturalis exemplar, utinam et universalis« eingraben. Nachdem es als unwahrscheinlich erwiesen ist, daß die alten Ägypter ihr Maßsystem auf den Umfang der Erde gestützt haben, muß der Astronom Gabriel Mouton zu Lyon als Begründer der Herleitung des Maßsystems von der Größe der Erde angesehen werden. Er schlug 1670 die Länge des Meridianbogens von einer Minute bei kugelförmiger Gestalt der Erde als Normaleinheit unter dem Namen Milliare vor. Bei dem in Frankreich bestehenden Maßwirrwarr fand Talleyrands Antrag auf eine Maßregulierung in der Nationalversammlung 1790 lebhafte Unterstützung. Die aus Borda, Lagrange, Laplace, Monge und Condorcet bestehende Kommission entschied sich, entgegen der Nationalversammlung, welche für die Pendellänge war, für den zehnmillionten Teil des Erdquadranten unter dem Namen Meter (mètre) als Maßeinheit. Zur praktischen Ermittelung desselben begannen Méchain und Delambre 1792 die Gradmessung von Dünkirchen nach Barcelona ($9^2/_3$ Grad), welche von Biot und Arago bis zur Insel Formentera fortgesetzt wurde. Unter Annahme einer Polarabplattung von $^1/_{334}$ des Äquatordurchmessers ergab sich das Meter zu 443,295936 alten Pariser Linien und wurde durch Dekret vom 19. Frimaire VIII (10. Dez. 1799) endgültig auf 443,296 Pariser Linien der eisernen Toise von Peru bei 13° R. festgesetzt und eingeführt. Mit dieser gesetzlichen Bestimmung fällt die ursprüngliche Definition des Meters als des zehnmillionten Teils

Vergleichung metrischer Maße (und Gewichte).

Bezeichnung.	a) Deutsches Reich, b) Österreich-Ungarn, c) Schweiz	Frankreich, Belgien	Spanien, Portugal	Italien	Türkei
		a) In Deutschland gebräuchlich.			
km	Kilometer	Kilomètre	Kilometro	Chilometro	Myli-â'chary
m	Meter	Mètre	Metro	Metro	Zira'i-â'chary
cm	Zentimeter	Centimètre	Centimetro	Centimetro	A'chary-zira'
mm	Millimeter	Millimètre	Milimetro	Millimetro	Mi'chary-zira'
qkm	Quadratkilometer (in Praxis)	Kilomètre carré	—	Chilometro quadro	—
ha	Hektar	Hectare (Hectomètre carré)	Hectarea	Ettaro (Ettometro quadro)	Dierib
a	Ar	Are (Décamètre carré)	Area	Aro (Decametro quadro)	Murabba'i-â'chary
qm	Quadratmeter	Mètre carré (Centiare)	Metro cuadrado (Centiarea)	Metro quadro (Centiaro)	Murabba'-zira'
qcm	Quadratzentimeter	Centimètre carré	Centimetro cuadrado	Centimetro quadro	—
qmm	Quadratmillimeter	Millimètre carré	Milimetro cuadrado	Millimetro quadro	—
cbm	Kubikmeter	Mètre cube (Stère)	Metro cubico (Estereo)	Metro cubo (Stero)	—
ccm	Kubikzentimeter	Centimètre cube	Centimetro cubico	Centimetro cubo	—
cmm	Kubikmillimeter	Millimètre cube	Milimetro cubico	Millimetro cubo	—
hl	Hektoliter	Hectolitre	Hectolitro	Ettolitro	Kile i-â'chary
l	Liter	Litre	Litro	Litro	Eultschek
t	Tonne	Millier (Tonneau de mer, Tonne de chemin de fer)	Tonelada metrica (T. de peso)	Tonnellata (T. di mare)	Tonnellata
kg	Kilogramm	Kilogramme	Kilogramo (Libra metrica)	Chilogrammo	Vékiey-â'chary
g	Gramm	Gramme	Gramo (Escrupulo metrico)	Grammo	Dirhem-â'chary
mg	Milligramm	Milligramme	Miligramo	Milligrammo	Mi'chary-dirhem
		b) Außerdem in Österreich-Ungarn (nicht in der Schweiz) gültig.			
10 km	Myriameter	Myriamètre	Miriametro	Miriametro	Fersach-â'chary
10 m	Dekameter	Décamètre	Decametro	Decametro	—
0,1 m	Dezimeter	Décimètre	Decimetro	Decimetro	Euchry-zira'
100 qkm	Quadratmyriameter	Myriamètre carré	—	Miriametro quadro	—
0,01 qm	Quadratdezimeter	Décimètre carré	Decimetro cuadrado	Decimetro quadro	—
10 cbm	Dekastere	Décastère	—	Decastero	—
0,1 cbm	Dezistere	Décistère	—	Decistero	—
0,001 cbm	Kubikdezimeter	Décimètre cube	Decimetro cubico	Decimetro cubo	—
0,1 l	Deziliter	Décilitre	Decilitro	Decilitro	Zarf
0,01 l	Zentiliter	Centilitre	Centilitro	Centilitro	—
100 kg	Metrischer Zentner	Quintal (Q. métrique)	Quintal metrico	Quintale (Q. metrico)	Kantar-â'chary
10 g	Dekagramm	Décagramme	Decagramo (Dracma metrica)	Decagrammo	—
0,1 g	Dezigramm	Décigramme	Decigramo	Decigrammo	Euchry-dirhem
0,01 g	Zentigramm	Centigramme	Centigramo	Centigrammo	A'chary-dirhem
		c) Ferner in der Schweiz gültig (nicht in Deutschland und Österreich-Ungarn).			
100 m	Hektometer	Hectomètre	Hectometro	Ettometro	—
10 l	Dekaliter	Décalitre	Decalitro	Decalitro	—
10 kg	Myriagramm	Myriagramme	Arroba metrica	Miriagrammo	—
0,1 kg	Hektogramm	Hectogramme	Hectogramo (Onza metrica)	Ettogrammo	—

Bemerkungen: In der Rheinpfalz früher: Fuder (Stück) für Wein = 1000 Liter, Hektoliter für trockne Waren. In Nassau 1853—71: Meile = 10 km, Malter für trockne Waren = 1 hl, Liter (Hundertel) = $^1/_{10}$ Zehntel, Flasche für Flüssigkeiten = 1 l. Norddeutscher Bund und Deutsches Reich bis 1884: vergl. Band IV, Seite 889. Frankreich noch: Kilolitre = 1000 l; Französisch-Westindien: Aune = 1 m. Spanisch-Amerika wie Spanien, daneben in Kolumbien: Ochava = 10 cm, Azumbre für Flüssigkeiten = 1 l. In Polen 1818—49: Millimeter, Beczka für Flüssigkeiten = 1 hl = 100 Kwart.

Griechenland. Stadion = 1 km = $^1/_{10}$ Skini, Piki = 1 m, Daktil = 1 cm = $^1/_{10}$ Palame = 10 Kiliostometra; Stremma = 10 a; Kilon = 1 hl, Kotilos = $^1/_{10}$ Litra = 10 Mistra, Mistron = 0,01 l = 10 Kubus; Dramion = 1 g, Obolos = 100 mg, Kokkos = 10 mg.

Frühere heimische Namen in den *Niederlanden* 1816—1869. Mijl = $^1/_{10}$ Myriameter, El (1 m) = $^1/_{10}$ Roede = 10 Palmen, Duim (1 cm) = $^1/_{10}$ Palm = 10 Streepen; Bunder (1 ha) = 100 vierkante Roeden; Wise (kubieke El, 1 cbm) = 10 Decisteren; Mud (Zak, 1 hl) für trockne Waren = 10 Schepels, Vat (1 hl) für Flüssigkeiten = 10 Dekaliter, Kop (1 l) für trockne Waren = $^1/_{10}$ Schepel = 10 Maatjes, Kan (1 l) für Flüssigkeiten = 10 Maatjes, Vingerhoed (0,01 l) = $^1/_{10}$ Maatje; Seetonne (1 t) = 1000 Kilogramm, Pond (1 kg) = 10 Onsen, Lood (10 g) = $^1/_{10}$ Ons = 10 Wigtjes, Korrel (0,1 g) = $^1/_{10}$ Wigtje = 10 Centigramm.

Frühere heimische Namen in der *Lombardei* 1803—59. Miglio (1 km) = $^1/_{10}$ Lega metrica, Palmo (0,1 m) = $^1/_{10}$ Metro = 10 Diti, Atomo (1 mm) = $^1/_{10}$ Dito; Tornatura (1 ha) = 100 Tavole; Soma (1 hl) = 10 Mine, Pinta (1 l) = 10 Coppi, Tonnellata (Migliaio, 1 t) = 10 Quintali, Rubbo (10 kg) = $^1/_{10}$ Quintale, Libbra nuova (1 kg) = 10 Once, Grosso (10 g) = $^1/_{10}$ Oncia = 10 Denari, Grano (0,1 g) = $^1/_{10}$ Denaro.

Erste *französische* Bezeichnungen 1793–95. Miliaire (1 km) = $^1/_{100}$ Gradi = 1000 Mètres; Are (1 ha) 10,000 Mètres carrés; Décicade (1 hl) = $^1/_{10}$ Cade = 10 Centicades, Pinte (1794 Cadil, 1 l) = 10 Décipintes (bez. Décicadils); Bar (1 t) = 10 Décibars, Grave (1 kg) = $^1/_{10}$ Centibar = 10 Décigraves, Gravet (1 g) = $^1/_{10}$ Centigrave = 10 Décigravets. Gestattete Nebenbezeichnungen 1800–1812: Lieue (nur bis 1803, 10 km) = 10 Milles, Perche (10 m) = 10 Mètres, Doigt (1 cm) = $^1/_{10}$ Palme = 10 Traits; Arpent (1 ha) = 100 Perches carrées; Solive (0,1 cbm) = $^1/_{10}$ Stère, Muid (10 hl) für trockne Waren = 10 Setiers, Boisseau (10 l) desgl. = 10 Pintes, Pinte (1 l, als Pinte usuelle weiter gestattet bis 1839) für Flüssigkeiten = $^1/_{10}$ Velte = 10 Verres; Livre (1 kg) = 10 Onces, Denier (1 g) = $^1/_{10}$ Gros = 10 Grains.

Nichtmetrische Maße, vor Einführung des metrischen Systems oder noch gültig.

Länder	Feldmaß	Zentimeter lang	Hohlmaß	Liter groß	Gewicht	Kilogramm schwer
A. Deutsches Reich.						
1. Preußen, Anhalt etc.	Ruthe (rheinl.) = 12 Fuß	376,624	Quart	1,1450	Zentner = 110 Pfund	51,448
2. Meckl.-Strelitz	- 16 mecklenb. Fuß	465,609	Pott = 2 Nösel	0,9677	- 110 Pfund	53,307
3. Meckl.-Schwerin	- 16 - -	465,609	Kanne = 2 Pott	1,8507	- 100 Rostocker Pfund	50,823
4. Lübeck	- 16 Fuß	460,295	Quartier = 4 Ort	0,9094	- 112 Pfd. Normalgew.	54,287
5. Hamburg	- 12 Fuß	376,624	- 2 Nösel	0,9057	- 112 Pfund	54,276
6. Hannover	- 16 Fuß	467,352	- 2 -	0,9735	- 112 -	54,839
7. Bremen	- 16 Fuß	462,967	Quart = 4 Mengelen	0,8054	- 116 -	57,826
8. Oldenburg	Neue Ruthe = 18 Fuß	532,582	Quartier	0,8897	- 100 -	46,771
9. Braunschweig	Ruthe = 16 Fuß	456,580	Steuerquartier	0,9368	- 100 -	46,771
10. Sachsen	- 182 Zoll	429,505	Dresdener Kanne	0,9356	- 110 -	51,394
11. Kurhessen	Katasterruthe = 14 altef.	398,881	Weinmaaß = 4 Schoppen	1,9495	- Leichtgew. = 108 Pfd.	50,524
12. Nassau	Feldruthe = 10 Feldschuh	500	Maaß = 2 Flaschen	2	- 100 Pfund	50
13. Frankfurt	- 12½ Fuß	355,768	Aichmaaß = 4 Schoppen	1,7926	- 108 leichte Pfund	50,513
14. Großh. Hessen	Klafter = 10 Fuß	250	Maaß = 4 Schoppen	2	- 100 Pfund	50
15. Bayr. Rheinpfalz	- 6 Fuß	200	Vierling Getreide	3,125	- 200 -	100
16. Bayern, rechtsrheinisch	Ruthe = 10 Fuß	291,859	Maaßkanne = 2 Seidel	1,0690	- 100 -	56
17. Württemberg	- 10 Fuß	286,490	Schenkmaaß = 4 Schoppen	1,6700	- 104 leichte Pfund	48,642
18. Baden	- 10 Fuß	300	Maaß = 10 Becher	1,5	- 100 Pfund	50
19. Zollverein überhaupt	—	—	—	—	- 100 -	50
B. Übriges Europa.						
1. Österr.-Ungarn	Ruthe = 12 Fuß	379,297	Maaß = 4 Seitel	1,4147	Zentner = 100 Pfund.	56,006
2. Rußland	Ssashén = 7 Fut	213,356	Kruschka = 10 Tschiarki	1,2299	Pud = 40 Funt	16,380
3. Polen	Prent = 7½ Lokci	432	Kwarta = 4 Kwaterek	1	Centnar = 100 Funtów	40,550
4. Finnland	Famn = 6 Fot	178,144	Kanna	2,6172	Centner = 100 Skålpund	42,501
5. Schweden	Stång = 10 Fot	296,901	Kanna = 32 Jumfrur	2,6173	Qvintal = 100 Skålpund	42,508
6. Norwegen	Rode = 10 Fod	313,763	Pot	0,9661	Centner = 100 Pund	49,821
7. Dänemark	- 10 Fod	313,854	Pot	0,9661	- = 100 -	50
8. Britannien	Pole (Perch) = 5½ Yards	502,911	Imper. Gallon = 4 Quarts	4,5436	Hundredweight = 112 Pounds	50,802
9. Niederlande	Amst. Roede = 13 Voet	368,073	Stoop = 4 Pintjes	2,4254	Centenaar = 100 Ponden	49,409
10. Belgien	Perche = 20 Pieds	551,5	Pot de vin	1,375	Quintal = 100 Livres	46,767
11. Schweiz	Ruthe = 10 Fuß	300	Maß = 10 Immi	1,5	Zentner = 100 Pfund	50
12. Frankreich	Perche = 18 Pieds	584,711	Pinte	2,9313	Quintal = 100 Livres	48,951
13. Spanien	Estadal = 12 Piés	334,362	Cuartillo = 4 Copas	0,5042	- 100 Libras	46,009
14. Portugal	Braça = 10 Palmos	220	Canada = 4 Quartilhos	1,395	- 128 Arrateis	58,752
15. Venedig	Cavezzo = 6 Piedi	208,641	Quartuccio = 4 Gotti	0,6707	Centinaio sottile = 100 Libbre	30,123
16. Piemont	Pertica = 12 Piedi lipr.	616,519	Pinta = 4 Quartini	1,3696	Rubbo = 25 Libbre	9,222
17. Genua	Canna grossa = 12 Palmi	298,914	Amola = 4 Quarti	0,8833	Cantaro grosso = 100 Rotoli	47,650
18. Toscana	Canna = 5 Braccii	291,825	Boccale = 4 Quartucci	1,1396	- comune = 150 Libbre	50,931
19. Kirchenstaat	Canna archit. = 7½ Piedi	223,190	- 4 Fogliette	1,8232	Centinaio = 100 Libbre	33,907
20. Neapel	Canna = 10 Palmi	264,55	Caraffa (= 3 Bicchieri)	0,7271	Cantaro = 100 Rotoli	89,100
21. Sizilien	- 8 Palmi	206,480	Quartuccio = 4 Bicchieri	0,8597	- = 100 -	79,342
22. Griechenland	Piki für Feldmesser	75	Boccale (Bozza)	2,6827	- = 44 Oka	56,32
23. Serbien	Arschin = 2¼ Wien. Fuß	71,125	Wiener Halbe	0,8459	Tovar = 100 Oka	128,104
24. Türkei	Adim (Arschin) = 2 Kadem	75,774	Pintar von Konstantinopel	4,5116	Kantar (Kintal) = 44 Oka	56,366
C. Amerika.						
1. Vereinigte Staaten	Amerik. Pole = 5 Yards	457,219	Wine Gallon = 8 Pints	3,7853	Hundredweight = 112 Pounds	50,802
2. Mexiko	Toesa (Estado) = 6 Piés	167,6	Azumbre = 4 Cuartillos	2,0166	Quintal = 100 Libras	46,006
3. Kolumbien	Vara granatina	80	Weingallon	3,7853	- = 100 -	50
4. Peru	Toesa (Braza) = 6 Piés	169,49	Weingallon	3,7853	- = 100 -	46,009
5. Chile	Estadal = 4 Varas	334,4	Cuartillo	1,1	- = 100 -	46
6. Argentinien	Braza (Estado) = 6 Piés	173,2	Medio = 8 Octavos	1,1875	- = 100 -	45,937
7. Uruguay	Vara = 3 Piés	85,9	Frasco = 4 Cuartas	2,372	- = 100 -	45,94
8. Brasilien	Braça = 10 Palmos	220	Quartilho = 4 Martelinhos	0,7031	- = 128 Arrateis	58,752
D. Asien.						
1. Persien	Zer i Schah = 16 Gereh	104	Scenica (alt)	1,3115	Charwar = 100 Man von Täbriz	294,4
2. Britisch-Indien	Göß von Bengalen	91,438	Imperial Gallon	4,5404	Bazar Maund = 40 Sihr	37,324
3. Niederländ.-Indien	Rijnlandsche Roede	376,736	Kan	1,491	Pikol = 100 Katti	61,521
4. China	Pu = 5 Tschih	123,674	Tsching = 10 Ho	1,031	Pikul (Tan) = 100 Kätti	60,479
5. Japan	Ken (Ma) = 6 Sasi	181,961	Schoo = 10 Ngoo	1,8148	Tan = 100 Kin	60,479

des Erdquadranten und als ein natürliches Maß fort, weil damit eine Berichtigung seiner Länge durch spätere genauere Messungen ausgeschlossen ist. Nach jetzigen Berechnungen müßte er 443,299 Linien lang sein. Um dieselbe Zeit (1790) entschied man sich in England für die Länge des Sekundenpendels in der Breite von London am Meeresspiegel bei einer Temperatur von 13⅓° R. als Maßeinheit. 1824 wurde die Länge der Maßeinheit, des Yard, zur Pendellänge ermittelt und letztere auf 39,1393 engl. Zoll festgesetzt. Das französische Metersystem wurde 1803 in Italien, 1821 in Holland und Belgien, 1836 in Griechenland, 1859 in Spanien, durch Gesetz vom 17. Aug. 1868 mit 1. Jan. 1872 in Deutschland und mit 1. Jan. 1876 in Österreich-Ungarn eingeführt. Es ist gegenwärtig mit Ausnahme von Rußland und den unter englischer Herrschaft stehenden Gebieten in ganz Europa, in Mexiko und den meisten südamerikanischen Staaten, in der asiatischen Türkei, in Algerien und Französisch-Kotschinchina eingeführt, seit 1864 in Großbritannien und seit 1866 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erlaubt. Im April und Mai 1875 ist in Paris eine Konferenz (die sogen. Meterkonferenz) von Abgeordneten einer Anzahl Staaten abgehalten worden, welche eine Übereinkunft, betreffend die Feststellung des Metermaßes und die Einrichtung eines internationalen Büreaus der M. und Gewichte auf gemeinschaftliche Kosten, bezweckte. Die Konvention ist 20. Mai 1875 durch die Bevollmächtigten von Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, der Niederlande, von Italien, Spanien, Portugal, Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark, der Türkei, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Venezuela und Brasilien unterzeichnet worden. Der Beitritt andrer Staaten ist jederzeit gestattet. 1884 ist England beigetreten. Zur Feststellung der Maßeinheit werden Urmaße angefertigt, welche bei einer bestimmten Temperatur die wahre Länge angeben. Die neuern Urmaßstäbe sind in der Regel aus Platin gefertigt. Nach Beschluß der internationalen Meterkonferenz von 1875 werden für die beteiligten Staaten Urmaßstäbe aus einer Legierung von Platin und Iridium im Verhältnis von 9 : 1 als Strichmaße hergestellt. Urmaßstäbe sind entweder Endmaße (étalons à bouts) oder Strichmaße (étalons à traits); erstere geben das Maß durch den Abstand ihrer Endflächen, letztere durch den Abstand zweier zur Maßstabachse senkrecht eingerissener Striche an. Die Endmaße hatten bisher vor den Strichmaßen den Vorzug, weil sie erfahrungsmäßig nicht bloß leichtere und genauere Abgleichung mit andern Maßstäben gestatten, sondern auch bei einer geringen Durchbiegung auf der Unterlage ihr Maß weniger ändern. Weil aber die Endflächen beim Kopieren durch die Berührung mit Fühlhebeln ꝛc. verletzt werden, so fertigt man jetzt meist nur Strichmaße an, bei denen die Abgleichung durch Komparatoren (s. d.) mit Mikroskopen ohne Berührung des Urmaßes geschieht. Das in den Archiven zu Paris aufbewahrte Urmeter, von Lenoir gefertigt, ist ein Endmaß aus Platin und soll bei 0° seine richtige Länge haben. Seine Endflächen sind beschädigt. Nach diesem wurde 1863 für die preußische Regierung ein Urmaß aus Platin angefertigt, welches 1,00000301 m lang befunden worden ist. Berühmt wegen seiner ausgezeichneten Ausführung ist der 1837 von Bessel für die preußische Regierung aus Gußstahl mit in Gold gebetteten kegelförmigen Saphiren als Endflächen gefertigte Urmaßstab, welcher bei 16¼° 3 Fuß weniger 0,00063 Linie mißt. Die Maß- und Gewichtsordnung eines jeden Landes trifft Bestimmungen darüber, in welcher Weise die einzelnen Maßstäbe und Gewichtsstücke herzustellen sind. Es wird eine Toleranz festgesetzt, ein Maximum der zulässigen Ungenauigkeit, da absolute Genauigkeit nicht zu erreichen ist. Besondere Behörden, die Eichämter, eichen diese Gegenstände, d. h. sie prüfen, ob dieselben aus dem vorgeschriebenen Material und in der vorgeschriebenen Form hergestellt sind und sich innerhalb der Toleranz halten. In Deutschland arbeiten die Eichämter unter Aufsicht der Normal-Eichungskommission in Berlin. Das Handelsgesetzbuch schreibt vor, daß Maß und Gewicht, welche an dem Ort gelten, wo ein Vertrag erfüllt werden soll, im Zweifel als die vertragsmäßigen zu betrachten sind. Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen (Verordnung v. 8. Okt. 1877) sind folgende:

A. Längenmaße:		C. Körpermaße:	
Kilometer	km	Kubikmeter	cbm
Meter	m	Festmeter	fm
Zentimeter	cm	Raummeter	rm
Millimeter	mm	Kubikzentimeter	ccm
		Kubikmillimeter	cmm
B. Flächenmaße:		Hektoliter	hl
Quadratkilometer	qkm	Liter	l
Hektar	ha	D. Gewichte:	
Ar	a	Tonne	t
Quadratmeter	qm	Kilogramm	kg
Quadratzentimeter	qcm	Gramm	g
Quadratmillimeter	qmm	Milligramm	mg

Die zulässigen Fehlergrenzen, d. h. die äußersten Grenzen der bei Maßen und Gewichten im öffentlichen Verkehr noch zu duldenden Abweichungen von der absoluten Richtigkeit, die sowohl im Mehr als im Minder stattfinden dürfen, sind durch Verordnung vom 27. Juli 1885 bestimmt. In beifolgender Tabelle sind einige zur Vergleichung geeignete Maßeinheiten zusammengestellt; hinsichtlich ihrer Größe bezogen auf die metrischen, aber unter Weglassung letzterer, deren Namen an andrer Stelle zusammengestellt sind. Vgl. Dove, über Maß u. Messen (2. Aufl., Berl. 1835); Steinheil, über die Kopie des Meters der Archive in Paris (in den Denkschriften der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1844, Bd. 4); Hultsch, Griechische u. römische Metrologie (2. Aufl., Berl. 1882); die Handbücher der allgemeinen Maß-, Münz- u. Gewichtskunde von Noback (2. Aufl., Leipz. 1879), Bleibtreu (2. Aufl., Stuttg. 1878), Treuber (12. Aufl., Leipz. 1877), Schlössing (Stuttg. 1885); Treuber, Münz-, Maß- und Gewichtsbuch mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen Reichs (2. Aufl., Dresd. 1891); Barczynski, Die Maß- u. Gewichtsordnung für das Deutsche Reich (Magdeb. 1893); v. Thaa, Maß- und Gewichtswesen in Österreich (Wien 1891); Klimpert, Lexikon der Münzen, M. und Gewichte ꝛc. (Berl. 1885); Auböck, Handlexikon der Münzen, Raum- und Gewichtsmaße der Erde (Wien 1892); Weinstein, Handbuch der physikalischen Maßbestimmungen (Berl. 1886–88, 2 Bde.); Baumann, Fehlergrenzen der aichpflichtigen Gegenstände (das. 1887).

Maß- und Gewichtsfälschung kann als Abart des Betruges (s. d.) vorkommen. Die Sicherheit des Verkehrs erfordert aber, daß gegen Maß- und Gewichtsfälschung eingeschritten werde, auch wenn die erfolgte Übervorteilung andrer nicht nachgewiesen werden kann. Daher bedroht das deutsche Strafgesetzbuch in § 369, 2 mit Übertretungsstrafe Gewerbtreibende, bei denen zum Gebrauch in ihrem Gewerbe

geeignete, mit dem gesetzlichen Eichungsstempel (s. Eichen) nicht versehene M., Gewichte oder Wagen vorgefunden werden, oder welche sich einer andern Verletzung der Vorschriften über die Maß- oder Gewichtspolizei schuldig machen. Die vorschriftswidrigen Meßwerkzeuge können eingezogen werden. Über die Bezeichnung des Raumgehalts der Schankgefäße bestehen besondere Bestimmungen.

Massé, Victor (eigentlich Félix Marie), franz. Opernkomponist, geb. 7. März 1822 in Lorient (Morbihan), gest. 5. Juli 1884 in Paris, erhielt seine Ausbildung 1834—44 am Pariser Konservatorium unter Zimmermann (Klavier) und Halévy (Komposition), ging dann, nachdem er den sogen. Römerpreis erhalten, nach Italien, von wo er unter anderm eine italienische Oper: »La favorita e la schiava«, einsandte, machte sich nach seiner Rückkehr erst durch Romanzen bekannt und debütierte als Opernkomponist mit gutem Erfolg 1852 an der Komischen Oper mit »La chanteuse voilée«. Seit 1860 Chordirektor der Großen Oper, 1866 Kompositionsprofessor am Konservatorium, trat er 1880 in den Ruhestand. Seit 1871 war er (an Aubers Stelle) Mitglied der Akademie. Von seinen übrigen Opern sind besonders »Galatée« (1852), »Les noces de Jeannette« (1853), »La fiancée du diable« (1854), »Le cousin de Marivaux« (1857), »La fée Carabosse« (1859), »Le fils du brigadier« (1867), »Paul et Virginie« (1876) und »La nuit de Cléopatre« (1885 aufgeführt) zu erwähnen.

Masse auf Masse, soviel wie Pâte-sur-pâte (s. d.).

Masseformerei, s. Masse.

Massegläubiger, s. Konkurs.

Maßeinheit, s. Maße. Über Elektrische Maßeinheiten s. d.

Massekosten, s. Konkurs.

Maßeller, s. Ahorn.

Masseln, s. Gänze.

Massematten (jüd.-deutsch), s. Masematten.

Masséna, André, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, Marschall des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 6. Mai 1758 in Leven bei Nizza, gest. 4. April 1817, Sohn eines Weinhändlers, trat 1772 in die französische Armee ein, nahm aber 1786 als Unteroffizier den Abschied und kehrte nach Nizza zurück. Nach der Revolution 1792 trat er in das Freiwilligenbataillon Var ein, war 1793 bereits zum Brigadegeneral gestiegen und focht besonders 1794 im Süden gegen Italien bei Saorgio und Loana mit Auszeichnung; 1795 wurde er Divisionsgeneral. An dem glorreichen Feldzug von 1796—97 hatte er hervorragenden Anteil; 14. Jan. 1797 entschied er mit seiner Division den Sieg von Rivoli. 1799 erhielt er den Befehl über die Armee in der Schweiz. Hier errang er 25. Sept. 1799 den Sieg über die russisch-österreichische Armee bei Zürich. Nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire beauftragte ihn Napoleon, Genua gegen die Österreicher zu verteidigen; doch mußte M. nach zäher Verteidigung der Stadt im Juni 1800 kapitulieren. Nach der Schlacht bei Marengo ward er Oberbefehlshaber der ganzen Armee in Italien, wurde aber wegen seiner grenzenlosen Habsucht und Unredlichkeit bald wieder abgesetzt. Bei der Errichtung des Kaisertums erhielt er die Würde eines Marschalls von Frankreich. 1805 wieder zum Oberbefehlshaber in Italien ernannt, hielt er sich in der Schlacht von Caldiero 30. und 31. Okt. gegen den Erzherzog Karl und besetzte nach dem Frieden von Preßburg das Königreich Neapel. 1807 übernahm er nach der Schlacht von Eylau den Oberbefehl über den rechten Flügel der französischen Armee. Nach Beendigung des Feldzugs erhielt er den Titel eines Herzogs von Rivoli. Im Feldzug gegen Österreich 1809 befehligte er auf dem rechten Donauufer und focht mit Auszeichnung bei Landshut, Eggmühl, Ebelsberg an der Traun und zumal bei Aspern oder Eßling (22. Mai), wo er mit großer Kaltblütigkeit und Ausdauer den Übergang der Armee über die Donau deckte und sie so vor dem Verderben rettete. Nach dem Frieden erhielt er dafür den Titel eines Fürsten von Eßling. 1810 mit dem Oberbefehl über die Armee von Portugal betraut, nahm er Ciudad Rodrigo und Almeida und drang bis ins Innere von Portugal, wurde aber vor den Linien von Torres Vedras von Wellington zurückgeschlagen. Mangel an Lebensmitteln und allen andern Bedürfnissen nötigte ihn, nach fünf Monaten Portugal wieder zu verlassen, worauf er bei Napoleon in Ungnade fiel. Am 20. Dez. 1814 ward er von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Auf dem Kirchhof Père Lachaise zu Paris, wo er begraben liegt, wurde ihm ein Obelisk von weißem Marmor errichtet. Seine »Mémoires« gab General Koch heraus (Par. 1849—50, 7 Bde.). Vgl. Toselli, Notice biographique sur M. (Nizza 1869).

Massenanziehung, allgemeine, s. Gravitation.

Massenaufgebot, Aufgebot der Masse, s. Aufgebot (militär.).

Massenbach, Christian von, preuß. Oberst, geb. 16. April 1758 in Schmalkalden, gest. 21. Nov. 1827 in Bialokosz, wurde in der Militärakademie zu Stuttgart gebildet und trat 1778 als Leutnant in württembergische, 1782 in preußische Dienste. Mehrere Schriften über die Differentialrechnung und Mechanik erwarben ihm die Stelle eines Lehrers des preußischen Prinzen Ludwig in der Mathematik und eine Anstellung im Generalquartiermeisterstab. 1787 machte er den Feldzug in Holland und 1792—95 den Krieg gegen Frankreich mit. Zum Obersten avanciert, wurde er 1806 Generalquartiermeister des Fürsten von Hohenlohe, machte aber als unpraktischer Theoretiker vor, während und nach der Schlacht bei Jena die verhängnisvollsten Fehler. Auf dem Marsch zu Magdeburg erkrankt, mußte er dem Korps zu Wagen nach Prenzlau folgen. Durch seine ungeschickte Leitung des Marsches, dann durch eine offenbare Unwahrheit brachte er Hohenlohe zur schmachvollen Kapitulation von Prenzlau. Infolge derselben ward er in eine Untersuchung verwickelt, welche indes durch die Kriegsereignisse und die edle Aufopferung Hohenlohes unterbrochen wurde, und lebte dann zurückgezogen auf seinem Landgut Bialokosz im Posenschen, das ihm der König geschenkt hatte. Am Befreiungskrieg nahm er nicht teil. Später ging er nach Württemberg und wurde eins der eifrigsten Mitglieder der ständischen Opposition. Gegen die öffentlichen Anklagen über sein Verhalten in dem unglücklichen Kriege 1806 schrieb er seine »Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806«, denen die »Rückerinnerungen an große Männer« (Amsterd. 1808), die »Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm II. und III.« (das. 1809—10, 3 Bde.) und die »Historischen Denkwürdigkeiten des preußischen Staats seit 1792« (das. 1809, 2 Bde.) folgten. Diese Werke sind nicht ohne Interesse, zeigen aber Massenbachs Charakterlosigkeit und Eitelkeit in ihrer vollen Blöße. Als er von Frankfurt a. M. aus, wo er 1817 lebte, von Friedrich Wilhelm III. den An-

kauf der Fortsetzung seiner Memoiren forderte, wurde er auf Antrag der preußischen Regierung verhaftet, nach Küstrin gebracht und durch ein Kriegsgericht »wegen beabsichtigten Landesverrats und wegen Bekanntmachung von amtlichen Dienstschriften« im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungsstrafe verurteilt. 1820 brachte man ihn von Küstrin nach Glatz, 1826 ward er vom König begnadigt. Sein ältester Sohn fiel 2. Mai 1813 bei Großgörschen.

Massendisposition, s. Erdarbeiten.

Masseneinheit, s. Masse.

Massenernährung, die Verpflegung einer großen Anzahl von Individuen, die unter gleichartigen Verhältnissen leben, von einer Zentralstelle aus und nach einheitlichen Grundsätzen. Die M. hat durch vorteilhaften Einkauf der Nahrungsmittel im großen und durch die Zubereitung im großen möglichste Billigkeit der Nahrung anzustreben und unter strengster Beachtung der allgemeinen diätetischen Regeln durch sorgsame theoretische Erwägungen und praktische Beobachtungen die Kost den besondern Bedürfnissen der betreffenden Kostgänger anzupassen. In Waisenhäusern ist ganz besonderes Gewicht auf die Güte der Nahrung zu legen, denn bei den in der Entwickelung begriffenen Kindern handelt es sich sehr häufig darum, eine ererbte oder durch Verwahrlosung erworbene Disposition zur Lungenschwindsucht und zur Konstitutionsschwäche zu bekämpfen und den Organismus durch zweckmäßige Kost erstarken zu lassen. In der Hauptsache handelt es sich um eine ausreichende Menge von Eiweißstoffen und Fett; von erstern sind mindestens 40—50, von Fett 35—45 g pro Kopf und Tag zu verabreichen. In Besserungsanstalten und Gefängnissen für jugendliche Individuen, die der freien Bewegung in frischer Luft entzogen sind, muß das Maß der Nährstoffe das normale übertreffen; es sind 0,75 der für Erwachsene festgesetzten Mengen zu fordern, mithin für 12—18jährige männliche Gefangene 90 g Eiweiß, 42 g Fett, 375 g Kohlehydrate, für weibliche desselben Alters 82 g Eiweiß, 40 g Fett und 330 g Kohlehydrate. Arbeiten die Korrigenden auf dem Felde und in Gärten, dann kann die Menge von Eiweiß und Fett etwas herabgemindert werden. Stets aber sollte hier, wie namentlich auch in den Waisenhäusern, täglich ein erheblicher Teil des Eiweißbedarfs durch tierische Nahrungsmittel gedeckt werden (täglich mindestens 0,25—0,5 Lit. Milch, wöchentlich 3—4mal 125 g Fleisch). Über die Beköstigung Erwachsener in Gefängnissen s. Gefängnishygiene. In den Armenhäusern werden am besten die Siechen von den Arbeitsfähigen getrennt u. besonders beköstigt. Die Verdauungsorgane der erstern vermögen in der Regel nur leichte Kost zu bewältigen, u. ihre Diät muß sich nahezu der Krankendiät anschließen; weiches Fleisch, Milch, Milchsuppen, Kartoffeln, Reis, Weißbrot, Kaffee oder ein Getränk aus geröstetem Getreide, leichtes Bier eignen sich am besten zur Beköstigung. Die arbeitsfähigen Insassen der Armenhäuser wird man nach den Normen der Volksküchen beköstigen können. Beim Militär ist zu berücksichtigen, daß es sich meist um Personen von 20—25 Jahren handelt, die wegen des regen Stoffwechsels recht große Anforderungen an die Nahrungsmenge stellen, und daß diese Personen bei voller Spannkraft erhalten, ihre Körper für die Überwindung von Strapazen gestählt werden müssen. Mit Rücksicht auf die wechselnde Größe der letztern unterscheidet man in der deutschen Armee vier Normalportionen pro Tag und Kopf:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
Kleine Friedensportion . .	111	28	489
Große " . .	135	39	538
Kleine Kriegsportion . .	142	51	458
Große " . .	181	64	558

Alle Autoren sind darin einig, daß diese Portionen zu wenig Eiweiß, namentlich aber zu wenig Fett enthalten. Die Friedensportion sollte mindestens 60, die Kriegsportion mindestens 100 g Fett enthalten. Der Billigkeit halber besteht die Soldatenkost vorwiegend aus Vegetabilien. Diese sind aber voluminöser als die tierischen Nahrungsmittel, sie stellen höhere Anforderungen an den Verdauungsapparat, beschweren den Unterleib und setzen die Elastizität und Leistungsfähigkeit des Mannes herab. Die kleine deutsche Friedensportion enthält 150 g Fleisch, die große 250, die kleine Kriegsportion 375, die große 500 g Fleisch. Unter den Vegetabilien nimmt das Brot die erste Stelle ein. Das zulässige tägliche Maximalquantum beträgt 750 g (bei den Engländern 680, Franzosen 1000, Österreichern 875, Italienern 918, Russen 1228 g). Gewöhnlich essen die Soldaten das »Kommißbrot« im ersten Jahre gern, im zweiten verkaufen sie es, um sich feineres Roggen- und Weizenbrot zu verschaffen. Bei anstrengenden Märschen wird Kaffee verteilt, der nie verfehlt, eine belebende Wirkung hervorzubringen. Auch das Rauchen ist gestattet, und in Feindesland enthält die große Kriegsportion pro Mann und Tag 50 g Tabak. Dagegen ist bei den meisten Truppen das Mitnehmen von Spirituosen auf Märschen streng untersagt. Eine bedeutende Rolle spielen jetzt auch die Konserven, namentlich Büchsenfleisch, Rauchfleisch, Schinken, Speck, Salzfleisch, Wurst, Fleischmehl, Fleischextrakt, kondensierte Milch, kondensierte Leguminosensuppen, Suppentafeln, Erbswurst, Kaffeekonserven &c. Sie eignen sich zur Zusammensetzung des sogen. eisernen Bestandes, der für den Soldaten die Nahrung bildet, die er in bestimmten Fällen auf einige Tage mitzunehmen hat. Der eiserne Bestand muß bequem unterzubringen sein, leicht u. schnell zubereitet werden können u. eine ausreichende u. der Diätetik möglichst entsprechende Summe von Nährstoffen enthalten (vgl. Eisern). Eine der schwierigsten Aufgaben der Diätetik ist die Ernährung der Schiffsmannschaft wegen der eigenartigen Verhältnisse, unter welchen dieselbe lebt. Vor allem ist so oft wie möglich frisches Fleisch und Gemüse zu reichen. Durch die Befolgung dieses Grundsatzes ist in neuerer Zeit der Skorbut auf den Schiffen erfolgreich bekämpft worden. Das Kostmaß muß demjenigen schwer arbeitender Männer entsprechen. Die hamburgische Verordnung fordert 140 g Eiweiß und 85 g Fett als Minimum, die deutsche Kriegsmarine schreibt 150 g Eiweiß und 80 g Fett vor. Die Zwischendeckspassagiere müssen als Minimalquantum diejenige Nahrungsmenge erhalten, welche für den ruhenden Arbeiter zu fordern ist, die weiblichen Passagiere 0,8 dieser Portion. S. Ernährung und Kost. Vgl. Meinert, Armee- und Volksernährung (Berl. 1880); Derselbe, Über M. (das. 1885).

Massenet (spr. maſſ'nä), Jules, franz. Komponist, geb. 12. Mai 1842 in St.-Etienne (Loire), machte seine Studien am Pariser Konservatorium, wo in der Komposition Ambroise Thomas sein spezieller Lehrer war, erhielt 1863 für seine Kantate »David Rizzio« den großen Römerpreis und hat sich seitdem als einer der hervorragendsten Komponisten des jungen Frankreich bekannt gemacht. Wir nennen von seinen Wer-

ken: »Maria Magdalena« (biblisches Drama, 1873), »Eva« (Mysterium, 1875), »Die Erinnyen« (antikes Drama, 1873), »Die Jungfrau« (biblische Legende in vier Szenen), die komischen Opern »Ma grand' tante« (1867), »Don César de Bazan« (1872), die Operette »Bérangère et Anatole« (1876), zwei fünfaktige große Opern: »Der König von Lahore« (1877) und »Herodias« (1881), drei vieraktige: »Manon Lescaut« (1884), »Cid« (1885), »Esclarmonde« (1889), wieder eine fünfaktige: »Le Mage« (1891), und die dreiaktige »Werther« (1892, bereits 1886 beendet), einige Schauspielmusiken (unter andern zu Sardous »Théodora«), ein Ballett: »Le Carillon« (1892); ferner fünf Orchestersuiten (darunter »Ungarische Suite« und »Scènes pittoresques«), Ouvertüren, Orchesterphantasien, Klavierstücke, Lieder ꝛc. M. ist in der musikalischen Faktur durchaus modern; seine Bühnenwerke zeigen eine sehr sorgfältige Behandlung des Orchesters, das nur manchmal sich allzu selbständig geltend macht. Auch seine Rhythmik ist reich, seine Melodik dagegen arm. M. ist Mitglied des Institut de France und seit 1878 Kompositionsprofessor am Konservatorium.

Massenfurniere, Furniere aus einer Masse, die man aus Kreide, gebranntem Kalk und Leimwasser bereitet.

Massengebirge, s. Gebirge.

Massénja, 1) Fulbestaat, s. Massina. — 2) Hauptstadt von Bagirmi im mittlern Sudân, 170 km südöstlich vom Tsadsee, hat einen Umfang von 12 km (doch ist kaum die Hälfte bebaut), einen großen, von einer 5—6 m hohen, jetzt ganz verfallenen Mauer umgebenen Palast des Sultans, an den sich die Wohnungen der höchsten Beamten, der Vornehmen und Kaufleute anschließen. Die Stadt wurde 1852 von Barth besucht. Als Nachtigal 1873 das Land bereiste, war M. zwei Jahre vorher vom König von Wadai erobert worden, wobei die Einwohner zum großen Teil getötet, 15,000 aber fortgeführt wurden. Danach scheint sich M. wieder etwas erholt zu haben, aber 1892 soll Bugoman am Schari an seine Stelle als Hauptstadt getreten, 1893 soll es von den Mahdisten völlig zerstört worden sein.

Massennivellement, die graphische Darstellung des Planes, nach welchem bei größern Erdarbeiten der zweckmäßigste Transport der zu lösenden Erdmassen zu erfolgen hat. Man bildet zunächst aus den berechneten und zu verarbeitenden Erdmassen die sogen. Massenkoten, welche ähnlich den Terrainkoten aufgetragen werden. Unter Massenkote versteht man die Summe der vom Anfang der Linie bis zu dem betreffenden Punkte fehlenden oder zu viel vorhandenen Bodenmassen. Die Endpunkte der Massenkoten verbindet man durch die Massennivellette. Jede von links nach rechts fallende Strecke der Massennivellette bedeutet Abtrag, die von links nach rechts ansteigenden Linien Auftrag, man nennt erstere Auftrags-, letztere Verbrauchslinien. Der vertikale Abstand zweier Punkte der Massennivellette gibt die zu verarbeitende Bodenmenge an, der horizontale Abstand die Länge, auf welche sich diese Arbeit verteilt.

Massentransport, Beförderung größerer Heereskörper auf der Eisenbahn, z. B. beim strategischen Aufmarsch (s. d.).

Masseschulden, s. Konkurs.

Massesteine, s. Steine, künstliche.

Massestoß, s. Billard.

Masséter (Musculus m.), der hauptsächlichste Kaumuskel (s. Kauen).

Masseur (franz., spr. -ssör), Kneter, s. Knetkur.

Massevaux (spr. mass'wô), s. Masmünster.

Massey (spr. mässi), 1) William Nathaniel, engl. Geschichtschreiber, geb. 1809, gest. 25. Okt. 1881, war seit 1844 Advokat in London, ward 1852 ins Parlament gewählt, wo er zu den Liberalen zählte, und war 1855—58 Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. 1865—68 war er Finanzminister für Indien. Sein Hauptwerk ist die »History of England during the reign of George III.« (Lond. 1855—60, 4 Bde.; 2. Aufl. 1865—66).

2) Gerald, engl. Dichter und Litterarhistoriker, geb. 29. Mai 1828 zu Tring in Hertfordshire von armen Eltern, wandte sich mit 15 Jahren nach London, wo er mit äußerster Anstrengung seine geistige Ausbildung förderte und zunächst die Gedichtsammlungen: »Poems and songs« (1846) und »Voices of freedom and lyrics of love« (1849) veröffentlichte. Als reifere Erzeugnisse folgten: »The ballad of babe Christabel« (1854) und »A tale of eternity« (1869). Die großen und tiefen Ideen der letzten Sammlung haben M. einen weiten Kreis von Lesern verschafft. Ein Ergebnis langjähriger Studien ist sein Werk »The secret drama of Shakespeare's sonnets« (1866, 3. erweiterte Aufl. 1888). Eine Sammlung seiner Gedichte gab er unter dem Titel: »My lyrical life« (1889, 2 Bde.; 2. Aufl. 1890) heraus.

Maßflasche (Lanesche Flasche), s. Leidener Flasche.

Maßgüter, Güter, für welche die Fracht nicht nach dem Gewicht, sondern nach dem Rauminhalt berechnet wird (Sperrgut).

Maßholder, s. Ahorn.

Massico, s. Falerner Wein.

Massicot (franz., spr. -kô), s. Bleioxyd.

Massieren (franz.), kneten, s. Knetkur.

Massiges Gestein, soviel wie ungeschichtetes Gestein, s. Gesteine.

Mäßigkeitsvereine (Temperanzgesellschaften), Vereine, deren Mitglieder sich des Genusses geistiger Getränke (namentlich des Branntweins) gänzlich und für immer oder bis auf einen gewissen Grad zu enthalten verpflichten und zugleich der Trunksucht im allgemeinen entgegenzuarbeiten suchen. Der älteste Verein dieser Art war der 1517 von Sigismund v. Dietrichstein zu Graz in Steiermark gegründete St. Christophsorden. In der Neuzeit ging der Anstoß zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen von Nordamerika aus, wo die Trunksucht zu Anfang des 19. Jahrh. jährlich mehr als 30,000 Opfer forderte. 1803 entstand in Boston der erste Verein zur Unterdrückung der Unmäßigkeit, und 1830 befanden sich in den Vereinigten Staaten schon 18 Staats- oder Zentralvereine und im ganzen 2200 Gesellschaften mit 170,000 Mitgliedern. In den folgenden Jahrzehnten gewannen die M. immer weitere Ausdehnung, und vielfach erhob man ihre Grundsätze zu Staatsgesetzen. Im Staat Maine wurde 1851 jeder Handel mit geistigen Getränken polizeilich verboten. Indessen hatte dieses Gesetz, das unter dem Namen Maine liquor law von vielen andern Bundesstaaten nachgeahmt wurde und noch jetzt zu Recht besteht, so wenig Erfolg, daß man bald wieder auf die Privatthätigkeit der M. zurückging. Als die bedeutendste der jetzt wirkenden Organisationen ist die »National temperance Society« anzuführen, die Staatsvereine in New York, Pennsylvanien, den Neuenglandstaaten, Indiana, Ohio ꝛc. organisiert hat und durch Wort und Schrift (sie gibt die Zeitschriften: »Advocate« und »Banner« heraus)

wirkt. Andre größere Vereine sind die »Good Templars« und die »Sons of temperance«. Von Amerika aus ging die Temperanzbewegung in den 20er Jahren nach Großbritannien über, wo sie bedeutende Fortschritte machte, namentlich durch die Bemühungen des Pater Mathew (s. d.), der jahrzehntelang als Mäßigkeitsapostel Großbritannien und Irland durchzog. Abweichend von Amerika hat man in England niemals den Handel mit geistigen Getränken verboten, wohl aber den Spirituosen hohe Steuern, Accise sowohl als Zölle, auferlegt. Den Brauereien gegenüber entfalten sich dort seit den 70er Jahren die Volkskaffeehäuser zu immer größerer Blüte. Den Mittelpunkt der englischen Bewegung bildete die »United Kingdom Society«. Auch die Heilsarmee und der Gut-Templer-Orden haben in England erfolgreich gewirkt. Der letztere freimaurerhafte Orden hat sich auch im skandinavischen Norden verbreitet und ist über Dänemark nach dem nördlichen Schleswig gedrungen. Die größten Erfolge haben Norwegen und Schweden aufzuweisen. Norwegen drängte seit Mitte der 50er Jahre die Branntweinschenken vom Lande völlig ab und beschränkte die Hervorbringung von Schnaps auf wenige große Fabriken mit starker Besteuerung. Schweden hatte vor 60 Jahren den größten bisher erreichten Schnapskonsum und hat denselben mit der mächtigsten Erhebung bekämpft. Die Branntweinproduktion als landwirtschaftliches Nebengewerbe wurde unterdrückt, Schenken außerhalb der Städte wurden beseitigt, der Spiritus wurde hoch besteuert, und die Gemeinden erhielten die Ermächtigung, die Zahl der Schenken in ihrem Weichbild zu bestimmen und deren Abgaben auf Zeit zu versteigern. Gotenburg begann 1865 die Zahl der Schnapsläden zu beschränken, und die Schenken brachte eine Gesellschaft an sich, welche ihren Gewinn an Stadt und Land verteilt. Rasch folgten die übrigen Städte Schwedens, dann auch Norwegen u. Finnland. Gegenwärtig ist das Schnapstrinken in Skandinavien auf dem Lande fast ausgestorben und in den Städten auf ein Fünftel oder ein Sechstel der ursprünglichen Menge gesunken. Von Sonnabend Abend bis Montag früh darf Schnaps nur in je einem kleinen Gläschen zum Mittagsessen geschenkt werden. Dänemark hat sehr hohen Schnapskonsum, dem Enthaltsamkeitsvereine und Volkskaffeehallen entgegenarbeiten. Ein sehr tief eingreifendes niederländisches Gesetz von 1881, eine Frucht des Enthaltsamkeitsvereins und des mit bloßer Mäßigkeit zufriedenen »Volksbundes«, macht den Kleinverkehr mit berauschenden Getränken von der Gemeindebewilligung abhängig, beschränkt die Zahl der Zulassungen und verbietet, in den Schenken irgend etwas andres zu verkaufen. In Preußen wurden in den 30er Jahren sehr viele M. gegründet, die volle Enthaltsamkeit verlangten, aber nur geringe Erfolge hatten u. jetzt wohl alle verschwunden sind. Der 1883 ins Leben getretene Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke erwartet von den Mitgliedern, daß sie Maß halten, verlangt aber von ihnen rege persönliche Teilnahme an den Bestrebungen des Vereins, welche auf gesetzgeberische Maßregeln, Gründung von Kaffee- und Theehäusern, Nachahmung des Gotenburgschen Systems, Belehrung des Publikums, Gründung von Trinkerasylen ꝛc. hinauslaufen. Über den schweizerischen Mäßigkeitsverein, das »Blaue Kreuz«, s. d. Vgl. Baird, Geschichte der M. in den Vereinigten Staaten Nordamerikas (2. Aufl., Berl. 1838; Fortsetzung von Büttner, Hamb. 1843); »Centennial temperance volume. Memorial of the International Temperance Conference« (Philad. 1877); Burns, Temperance history (Lond. 1889—91, 2 Bde.); Böttcher, Geschichte der M. in den norddeutschen Bundesstaaten (Hannov. 1841); Derselbe, Generalbericht über den Zustand der Mäßigkeitsreform (Leipz. 1855); Lammers, Die Mäßigkeitsgesetzgebung in ihrer Wirksamkeit (Bonn 1886); Martius: Der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch (Halle 1884), Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung (Heilbr. 1886) und Die jetzigen deutschen Mäßigkeitsbestrebungen (Gütersl. 1888). Vgl. auch Trunksucht.

Massiker, s. Falerner Wein.

Massilen, früher der niedere Adel in der Walachei.

Massilia, altröm. Name von Marseille (s. d.).

Massilienses (lat.), soviel wie Semipelagianer, nach ihrem Hauptsitz Massilia.

Massillon (spr. mässilön), Stadt in der Grafschaft Stark des nordamerikan. Staates Ohio, am Tuscarawas und dem Ohiokanal, Bahnknotenpunkt, inmitten eines reichen Kohlenbeckens, hat große Sandsteinbrüche, eine vielseitige Eisenindustrie, Handel mit Eisenerz, Sandstein, Wolle, Mehl, Getreide und (1890) 10,092 Einw., darunter viele Deutsche.

Massillon (spr. -ssijóng), Jean Baptiste, berühmter franz. Kanzelredner, geb. 24. Juni 1663 in Hyères in der Provence, gest. 18. Sept. 1742, trat 1681 in die Kongregation des Oratoriums und wurde vom Ordensgeneral zum Direktor des Seminars St.-Magloire in Paris berufen. Ludwig XIV. wählte ihn 1704 zu seinem Hofprediger, dann, 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, erteilte ihm der Herzog von Orléans den Auftrag, vor dem erst neunjährigen Ludwig XV. die Fastenpredigten zu halten. Bei dieser Veranlassung schrieb M. die unter dem Titel: »Petit Carême« (deutsch von Pfister, 4. Aufl., Regensb. 1866) bekannten Reden. 1719 wurde er Mitglied der Akademie. Massillons Reden reihen sich den besten Erzeugnissen der Kanzelberedsamkeit aller Zeiten an; eine Auswahl seiner Predigten in deutscher Übersetzung besorgten Lutz (Gotha 1889) und Köhler (»Predigt der Kirche«, Bd. 25, Leipz. 1893). Seine »Œuvres complètes« gab Blampignon (zuletzt Bar-le-Duc 1886, 4 Bde.) heraus. Vgl. Theremin, Demosthenes und M. (Berl. 1845); Blampignon, M. d'après des documents inédits (Par. 1879, Nachtrag 1891); Derselbe, L'épiscopat de M. (das. 1884).

Massimi, Palazzo, ein am Corso Vittorio Emanuele zu Rom belegener Palast, welcher seit 1535 von Baldassare Peruzzi in antikem Stil erbaut wurde und zu den edelsten Baudenkmälern der Renaissancezeit in Rom gehört. Darin befand sich früher eine treffliche antike Kopie des Diskuswerfers von Myron (jetzt im Palazzo Lancelotti). Nördlich vom Lateranpalast liegt die Villa M., deren Kasino 1821—28 von Overbeck, Veit, Koch, Schnorr v. Carolsfeld und Führich mit Fresken aus Ariost, Dante u. Tasso geschmückt wurde.

Massimsinseln, s. Louisiaden-Archipel.

Massina (Massenja, Moassina), zu Französisch-Sudân gehöriges Reich in Nordwestafrika, zwischen 12° 50′—17° 33′ nördl. Br. u. 5° 10′—10° 45′ östl. L. v. Gr., am obern Niger, dem hier noch der Bachoi oder Ulu ulu zufließt, ein ebenes, bei Hochwasser zum großen Teil überschwemmtes, vortreffliches Weideland, sehr reich an Rindern und Pferden. Reis, Mais, Erdnüsse, Baumwolle sind die vornehmsten Bodenprodukte. Die Bevölkerung, ca. 4½ Mill. Seelen, besteht aus mohammedanischen Fulbe, dem

herrschenden Stamm, und aus heidnischen Bambara und Sonrhai, der Hauptmasse der Bevölkerung. Das Land gehörte anfänglich zu dem großen Mandingoreich Melle, das Reich M. wurde um 1770 durch Fulbe begründet, die sich zeitweilig auch Timbuktus bemächtigten, aber 1862 unter Ahmadi Ahmadu dem Herrscher von Segu, Hadsch Omar, erlagen, dessen Nachfolger Amada aber 1893 von den Franzosen besiegt wurde. Die bisherige Hauptstadt Bandjágara verfiel seitdem, ebenso der ehemals wichtigste Handelsplatz Djenne am Mahel, südöstlich von dessen Mündung in den Niger, dessen Stelle nun Duensa eingenommen hat.

Massinger (spr. mässindscher), Philip, engl. dramatischer Dichter, einer der bedeutendsten der jüngern Zeitgenossen Shakespeares, geb. 1583 in Salisbury als Sohn eines Hausbeamten beim Grafen Pembroke, gest. im März 1640 in London, wurde 1602 Student zu St. Alban Hall in Oxford, wo er, wie es scheint, zur römischen Kirche übertrat. 1606 verließ er ohne Prüfung die Universität und ging nach London, um sich dort durch Bühnenschriftstellerei zu ernähren. Zunächst arbeitete er hier nach der Sitte der Zeit seine Stücke mit andern Schriftstellern gemeinsam. Er war befreundet mit Fletcher und schrieb mit Dekker sein erstes sicheres Drama: »The virgin martyr« (wohl bald nach 1606 verfaßt, gedruckt 1622). Es zeigt bereits die kraftvolle, gedrungene Sprache des immer mehr an Ben Jonson sich anlehnenden realistischen Dramatikers; indes ist die Behandlung des Stoffes, die Verherrlichung der siegreichen christlichen Kirche gegenüber der Vielgötterei des Heidentums, oft noch plump und unkünstlerisch. Von den übrigen uns erhaltenen Dramen Massingers, die alle für die Truppe der Königs-Schauspieler, also für die einstigen Kollegen Shakespeares, geschrieben sind, verdienen Hervorhebung: »The great duke of Florence« (1627; deutsch von Prölß im »Altenglischen Theater«, Bd. 2, Leipz. 1881); »The city madam« (1632; deutsch von Graf Baudissin: »Die Bürgersfrau als Dame«, in »Ben Jonson und seine Schule«, Leipz. 1836, 2 Bde.) und »A new way to pay old debts« (1633; deutsch von Gätschenberger, Leipz. 1874). Das erstgenannte Stück erregt Interesse, weil es unserm modernen feinen Konversationslustspiel auffallend nahekommt. Das andre ist für die Kultur- und Sittengeschichte der Zeit von höchster Bedeutung. Die Sucht des reich gewordenen Bürgers, sich dem Adel gleichzustellen, wird hier mit der M. eignen Wucht und Schwere zu geißelnder Schilderung gebracht; auch führt das Stück mit der Genauigkeit eines holländischen Genregemäldes die Moden und den Luxus der Zeit vor Augen. Das dritte Lustspiel hat die schnöde, um des Geldes willen auch das eheliche Glück der Tochter opfernde Habsucht zum Gegenstand und hielt sich verdientermaßen länger auf der Bühne als irgend ein andres aus derselben Epoche. Minder bedeutend sind: »The duke of Milan« (1623), worin das Tragische an das Grausige und Entsetzliche sich anlehnt, und »The bondman« (1623), letzteres merkwürdig als einer der frühesten Versuche, die soziale Arbeiterfrage dramatisch zu behandeln. Seine Charaktere sind zwar einseitig und überhitzt, aber er schreibt ein natürliches Englisch und arbeitet mit einem künstlerischen Ernst, der besonders wohlthut, wenn man die Flüchtigkeit und Handwerksmäßigkeit vieler andrer Vertreter des nachshakespeareschen Dramas mit ihm vergleicht. Keine der Ausgaben seiner Werke ist vollständig; die besten wurden von Gifford (Lond. 1805, mit Einleitung), Hartley Coleridge (1840) und Cunningham (1867, 3. Aufl. 1872) besorgt. Eine Auswahl von A. Symons in 2 Bänden erschien in den »Mermaid Series« (Bd. 4 u. 5, Lond. 1887—89). Vgl. Phelan, Philip M. (im 2. Bd. der Zeitschrift »Anglia«, Halle 1879), und Boyle in Bd. 5, 7—9 der »Englischen Studien«.

Massiv (franz.), nicht hohl oder inwendig mit einem andern (minderwertigen) Stoff ausgefüllt, in letzterm Sinn besonders von Gold- und Silberwaren gebraucht; auch von Mauerwerk, welches ganz aus Steinen zusammengesetzt ist; übertragen soviel wie derb, grob, schwerfällig. Als Substantiv im geognostischen Sinn soviel wie eine zusammenhängende größere Masse eines massigen Gesteins (s. Gesteine).

Massivkolben (Mönchskolben), s. Kolben.

Maßl, früheres Hohlmaß für trockne Waren: in Bayern $^1/_8$ Metze = 4 Dreißiger oder 4,632 Lit.; das österreichische Müllermaßel zu $^1/_2$ Achtel = 3,843 L. enthielt 2 große M. oder 4 kleine M. (Futtermaßel) zu 2 Becher.

Mäßlein, Getreidemaß des schweizer. Konkordats von 1835, = $^1/_4$ Vierling oder 0,9375 Lit.; Mäßli in Zürich früher für feste Körper = 1,283 und für flüssige 1,301 L.; das württembergische M. (Meßlein), $^1/_4$ Vierling, hatte 2 Ecklein zu 4 Viertelein = 1,3846 L.

Maßlieb (Maasliebe), Pflanzengattung, s. Bellis; große M., s. Chrysanthemum.

Maßmann, Hans Ferdinand, Forscher auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Litteratur und Förderer der Turnkunst, geb. 15. Aug. 1797 in Berlin, gest. 3. Aug. 1874 in Muskau, begann in seiner Vaterstadt 1814 das Studium der Theologie, trat 1815 unter die freiwilligen Jäger und setzte nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst seine Studien in Berlin, dann in Jena fort, wo er der Burschenschaft angehörte und bei dem Wartburgfest, das er auch in einer Schrift schilderte, besonders thätig war. Deswegen besonders wurde er später in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt. In den folgenden Jahren lebte er in Breslau, Halle, Magdeburg, Erlangen, Nürnberg und Berlin, teils an Turnanstalten und Schulen thätig, teils mit naturwissenschaftlichen und altdeutschen Studien beschäftigt. 1827 nach München berufen, wirkte er dort als Turnlehrer beim Kadettenkorps u. als Leiter der 1828 eröffneten königlichen öffentlichen Turnanstalt, später auch als Professor der altdeutschen Litteratur, Ministerialreferent für Schulwesen und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1843 ward er nach Berlin berufen, um die Einrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preußischen Staat auszuführen, und erhielt 1846 zugleich eine Professur der altdeutschen Sprache und Litteratur an der dortigen Universität. Die Ausführung seines turnerischen Auftrags scheiterte hauptsächlich deswegen, weil M., ohne die Macht von Jahns Persönlichkeit zu besitzen und ohne die ganz verschiedenen Verhältnisse zu berücksichtigen, doch das Turnen in dem Massenbetrieb zu erwecken hoffte, wie er es aus der Zeit der Befreiungskriege unter Jahn kannte. Er wurde 1851 zur Disposition gestellt, lebte seitdem in Berlin und starb in Muskau, wo sein Grab seit 1877 ein von seiten der Turngenossen errichtetes Denkmal schmückt. Von seinen turnerischen Schriften ist hervorzuheben: »Altes und Neues vom Turnen« (Berl. 1849, 2 Hefte); auch dichtete er unter anderm das Lied »Ich hab' mich ergeben«. Seine sonstigen zahlreichen Publikationen bestehen zunächst in Ausgaben

älterer deutscher Sprachdenkmäler, wovon wir nennen: »Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts« (Quedlinb. 1837—42, 2 Bde.); »Die deutschen Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8.—13. Jahrhunderts« (das. 1839); »St. Alexius' Leben« (das. 1843); »Tristan« von Gottfried von Straßburg (Stuttg. 1843); »Kaiserchronik« (Quedlinb. 1849—53, 3 Bde.) ꝛc. Um das Gotische machte er sich durch die Ausgabe der »Auslegung des Evangeliums Johannis« (Münch. 1834), der »Gotischen Urkunden von Neapel u. Arezzo« (Wien 1838) und der Schriften des Ulfilas (Stuttg. 1855—56, 2 Bde.), um das Althochdeutsche durch seine »Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet des 8. Jahrhunderts« (Berl. 1824), die Herausgabe der »Fragmenta theodisca« (Wien 1841) und die eines »Index« zu Graffs »Althochdeutschem Sprachschatz« (Berl. 1846) verdient. Einen schätzbaren Beitrag zur römischen Epigraphik lieferte er im »Libellus aurarius« (Leipz. 1841). Ausgezeichnet durch einen reichen Kommentar ist seine Ausgabe der »Germania« des Tacitus (Quedlinb. 1847). Ferner veröffentlichte er: »Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels« (Quedlinb. 1839); »Litteratur der Totentänze« (Leipz. 1840); »Der Egerstein in Westfalen« (Weim. 1846); »Die Baseler Totentänze« (Stuttg. 1847) u. a.

Massolieren (franz.), mit einer Keule totschlagen, ehemals in Italien eine Art der Todesstrafe.

Masson (spr. massóng), 1) Antoine, franz. Kupferstecher, geb. 1636 in Loury bei Orléans, gest. 30. Mai 1700 in Paris, war anfangs Waffenschmied und gravierte Rüstungen, wodurch er auf die Kupferstecherkunst geführt wurde. Seine Arbeiten bestehen größtenteils in Porträten, unter denen das unter dem Namen Cadet à la perle bekannte Bildnis des Grafen Harcourt ein Musterblatt der Kupferstecherkunst ist. Ein Meisterstück sind auch die Jünger in Emmaus nach Tizian, welches die Franzosen la Nappe (das Tischtuchblatt) nennen, weil der Stecher Falten und Muster im Tischtuch darauf aufs täuschendste dargestellt hat. Überhaupt gelang ihm die Wiedergabe von Samtkleidern, polierten Waffen, Spitzen und eines reichen vollen Haupthaars am besten.

2) Victor, franz. Verlagsbuchhändler, geb. 1807 in Beaune, gest. 13. Mai 1879 in La Chassagne, übernahm, bei Hachette in Paris vorgebildet, 1846 die Crochardsche Buchhandlung, wurde 1857 Mitglied des Tribunal du commerce und 1862, wo er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt ward, in die Jury der Londoner Weltausstellung gewählt. Er gehörte lange Zeit zum Vorstand des Cercle de la librairie. Später zog er sich nach La Chassagne zurück. Aus seinem Verlag gingen besonders naturwissenschaftliche, medizinische u. technologische Werke hervor, so von Cuvier, De Candolle, d'Orbigny, Milne Edwards, Quatrefages, Dechambre (»Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales«, 100 Bde.), Laboulaye u. a. 1871 ging das Geschäft an seinen Sohn Georges M., geb. 2. Sept. 1839, über.

3) (spr. mäſſön) David, engl. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 2. Dez. 1822 in Aberdeen, wurde dort und in Edinburg ausgebildet, erhielt 1852 die Professur der englischen Litteratur am University College in London und wurde 1865 an die Universität Edinburg für Rhetorik u. englische Litteratur berufen. Auch war er 1859—68 Herausgeber von »Macmillan's Magazine«. Er schrieb: »Essays, biographical and critical« (1856), wieder abgedruckt und mit neuern Essays vermehrt in 3 Bänden u. d. Einzeltiteln: »Wordsworth, Shelley, Keats, and other essays«, »The three devils: Luther's, Milton's and Goethe's« u. »Chatterton« (1874); »Life of John Milton« (1859—79, 6 Bde.; neue Ausg., Bd. 1 u. 2, 1881 u. 1890), sein für klassisch geltendes Hauptwerk; »British novelists and their styles« (1865); »Recent British philosophy« (1865, 3. Aufl. 1877); »Drummond of Hawthornden« (1873); »Th. Carlyle personally and in his writings« (1885); »Edinburgh sketches and memories« (1892). Auch besorgte er die sogen. »Cambridge edition« von Miltons poetischen Werken (1874, 3 Bde.).

Massōra (hebr., »Überlieferung«), eine zur Feststellung und unverfälschten Erhaltung des ursprünglich unvokalisierten Bibelwortes wohl schon von Esras Zeit an unternommene sprachwissenschaftliche Arbeit. Zu der von der jüdischen Tradition vererbten Vokalisierung und Accentuierung des Alten Testaments kamen schon früh grammatische und kritische Bemerkungen, die sich teils mündlich fortpflanzten, teils in die Bibelhandschriften eingetragen wurden. Diese Thätigkeit ward von den Juden Palästinas und Babylons gepflegt. In Palästina war es in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. neben andern Gelehrten besonders Ahron ben Mose ben Ascher in Tiberias, der den Bibeltext feststellte und ihn den nachfolgenden Pflegern und Förderern der M., den sogen. Nakdanim (Punktatoren), überlieferte. Aus ihrer Zeit vielleicht stammt das älteste Handbuch der M., »Ochla w'ochla«, welches schon im 12. Jahrh. citiert und von Frensdorff (Hannov. 1864) herausgegeben ward. Der von Jakob ben Chajim ibn Adonia mühsam gesammelte Massorastoff ist zuerst abgedruckt in den rabbinischen Bibeln (Vened. 1524—25), deren Text als der rezipierte Bibeltext anzusehen ist. Die in den Zwischenkolumnen und den äußern Seitenrändern der Bombergschen Bibelausgaben Lesarten (K'ri, d. h. lies! im Gegensatz zu K'tib, Geschriebenes, ursprünglicher Text) und Wörterzählungen enthaltende M. heißt die M. parva; der übrige umfangreiche, diese erläuternde, allgemeine Sätze, Vers- und Wörterverzeichnisse bietende Stoff heißt M. magna und steht über und unter dem Texte der Bibel. Schließlich ist in der sogen. M. finalis eine Art massoretischen Wörterbuchs überliefert und sind die Differenzen zwischen ben Ascher und ben Naftali sowie die Abweichungen der palästinensischen und babylonischen Richtung aufgeführt. Auf das Studium der M. legt man heute mit Recht einen großen Wert, denn ohne eingehende Beschäftigung mit derselben ist eine korrekte, sach- und sinngemäße Bibelforschung nicht zu ermöglichen. Die Urheber und Sammler der M. nennt man Massoreten und den jetzigen Text des Alten Testaments die massoretische Rezension. Eine Erklärung der massoretischen Ausdrücke gaben Elias Levita (»Masoret hamasoret«, 1538, deutsch von Semler, Halle 1772) und Buxtorf (»Tiberias«, Basel 1620). Ein massoretisches Wörterbuch veröffentlichte Frensdorff (Hannov. u. Leipz. 1876), während Chr. D. Ginsburg in »The M. compiled from manuscripts alphabetically and lexically arranged« (Lond. 1880—81) das gesamte Material der M. herausgab und S. Baer, der die M. zur Herausgabe vorbereitet hat (Leipz. 1869 ff.), den hebräischen Text der Bibel auf streng massoretischer Grundlage zu edieren begann. Die Litteratur s. bei Bacher, »Die Massora« (in Winter u. Wünsche, Jüdische Litteratur, Bd. 2, S. 132, Trier 1894).

Massow, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Naugard, Güternebenstelle von Stargard i. P. an

der Linie Stettin-Zoppot der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Präparandenanstalt, ein Amtsgericht, eine Dampfschneidemühle, eine Dampfziegelei und (1890) 2711 Einw., davon 8 Katholiken und 39 Juden. M. erhielt bereits 1274 Stadtrecht.

Maßrad, s. Meßrad.

Maßröhre, soviel wie Bürette (s. d.).

Maßstab, ein gerader, linealähnlicher Stab von Holz, Metall, Glas, Celluloid, auf welchem die Maßeinheiten mit dem Zweck des Maßstabes entsprechender weiterer Einteilung in Untereinheiten für Längenmessung nebeneinander aufgetragen sind. Die Länge und Form solcher Linearmaßstäbe (Fig. 1) richtet sich nach praktischen Bedürfnissen. Man legt den Nullpunkt häufig nicht an das Ende des Maßstabes, sondern läßt am linken Ende ein Stück (den Kopf) frei u. führt auf diesem die Unterteilung aus. Über den Urmaßstab s. Eichen. Der verjüngte M., d. h. der in einem gewissen Verhältnis zu dem wirklichen verkleinerte, soll vorzugsweise dem Zeichner dazu dienen, die mittels größerer Maße aufgefundenen Längen durch Zeichnung auf Papier im kleinen oder verjüngt vor das Auge zu bringen. Er heißt Transversalmaßstab (Fig. 2), wenn er durch horizontale, senkrechte und diagonale Linien dergestalt abgeteilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten und Unterabteilungen derselben danach bestimmen kann. Teilt man z. B. den 1 cm breiten Kopf des Maßstabes in 10 Teile zu je 1 mm, zieht 10 Parallelen zur Grundlinie, teilt die oberste dieser Parallele ebenso wie die Grundlinie des Kopfes in 10 Teile und verbindet nun den Nullpunkt der Grundlinie mit dem ersten Teilstrich der obersten Parallele u. s. f., so schneiden diese Transversalen auf den verschiedenen Parallelen der Reihe nach von unten 1, 2, 3.... Zehntel Millimeter vom Nullstrich des Kopfes aus ab. M. einer Zeichnung oder einer Karte nennt man das Verjüngungsverhältnis derselben, z. B. 1:25,000 (s. Landkarten).

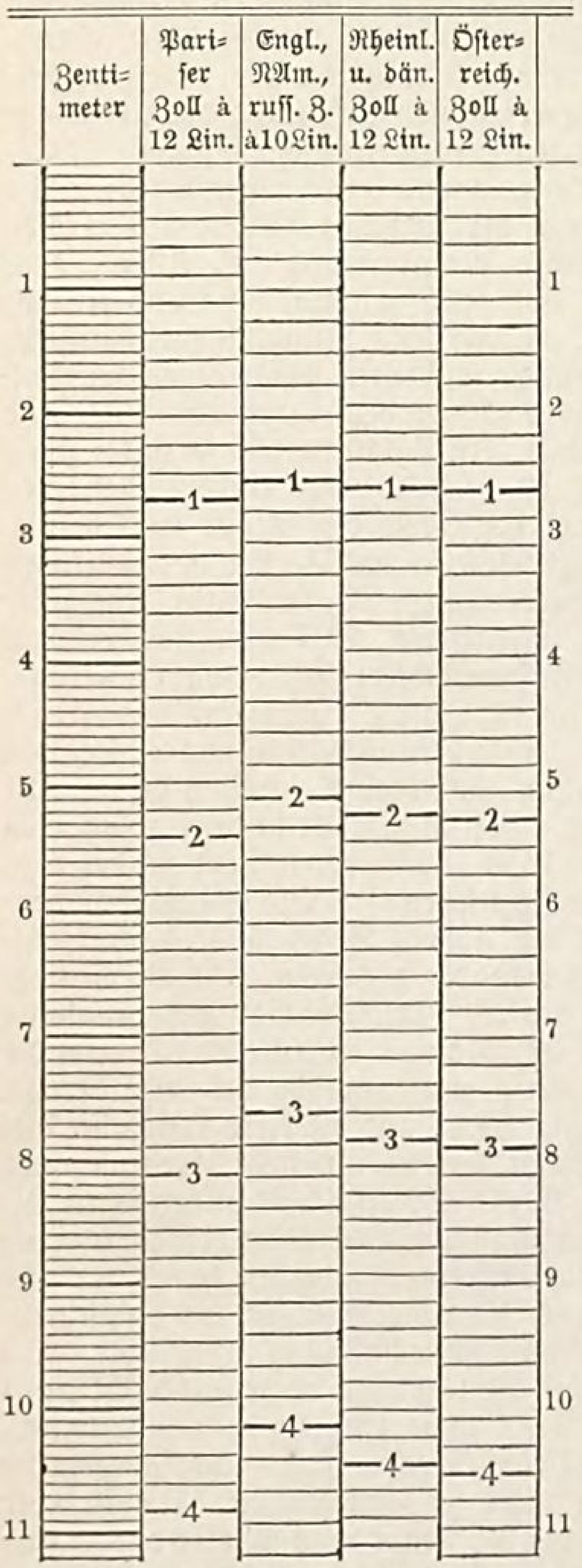


Fig. 1. Linearmaßstab.

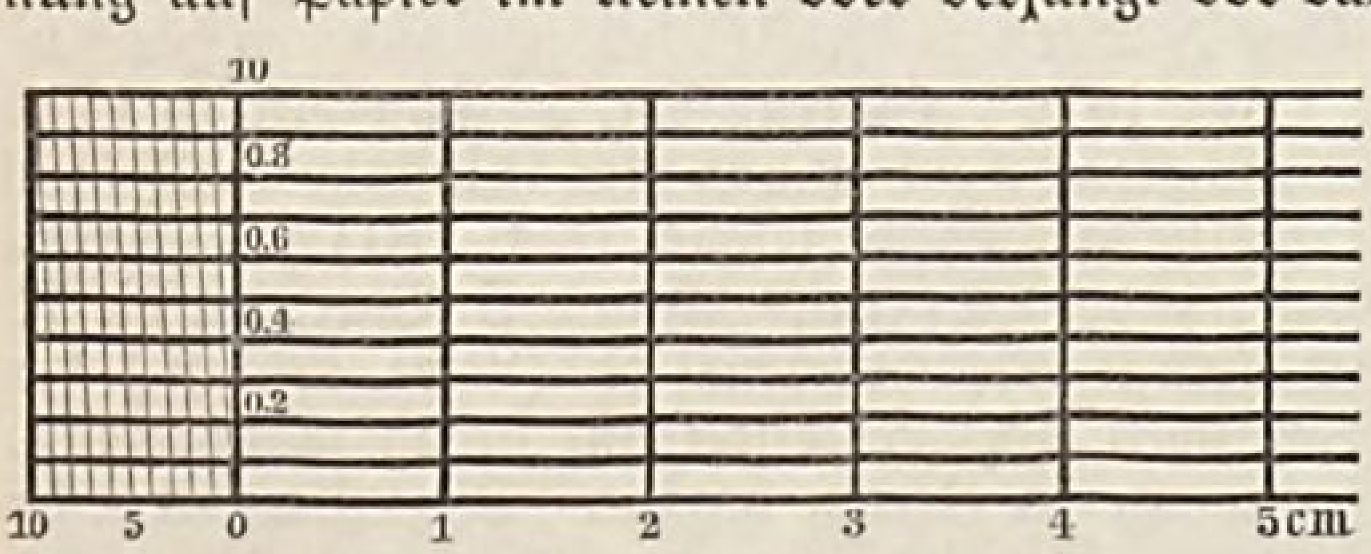


Fig. 2. Transversalmaßstab.

Maßsystem, s. Maße.

Maßsystem, absolutes (Maß und Gewicht im absoluten Sinn), von Gauß begründetes Maßsystem, welches die Einheiten der Masse, Kraft und Arbeit unabhängig von der Erde definiert. Nach den Beschlüssen des Pariser Kongresses der Physiker von 1881 ist die Grundlage dieses Maßsystems das Gramm (g) als Einheit der Masse, das Zentimeter (cm) als Einheit der Länge und die Sekunde (sec) mittlerer Zeit als Einheit der Zeit. Auf diese fundamentalen Einheiten werden alle übrigen Einheiten der Physik zurückgeführt, und man nennt das System daher auch Zentimeter-Gramm-Sekundensystem (C. G. S.). Die allgemeinste Anwendung hat das absolute Maßsystem bei elektrischen Messungen gefunden (näheres s. Elektrische Maßeinheiten). Vgl. Everett, Illustrations of the C. G. S. units (8. Aufl., Lond. 1891); Herwig, Physikalische Begriffe u. absolute Maße (Leipz. 1880).

Massua, Stadt, s. Massaua.

Maß- u. Gewichtsfälschung, s. Maße, S. 1025.

Maßvergleicher, soviel wie Komparator (s. d.).

Maßwerk, aus Kreisen u. Kreisbogen zusammengesetztes geometrisches Ornament, welches in der gotischen Baukunst entweder frei stehend u. durchbrochen, z. B. zur Verzierung hoher Fenster und Brüstungen, oder als Relief, z. B. zur Verzierung von Wandflächen u. Giebeln (blindes M.), verwendet wird (s. Abbildung).



Gotische Kirchenfenster mit Maßwerk.

Massylier, Volk, s. Numidien.

Massys (Matsys, Metsys, Messys), Quinten, niederländ. Maler, geb. um 1460 in Antwerpen, nach andern in Löwen, gest. zwischen 13. Juli und 16. Sept. 1530 in Antwerpen, nicht identisch mit einem Kunstschmied gleichen Namens, der 1466 geboren und von den spätern Schriftstellern mit dem Maler zu einer Person verschmolzen worden war. Er heiratete 1480, wurde 1491 in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen und verheiratete sich 1508 oder 1509 zum zweitenmal. Er stand in Verkehr mit hervorragenden Männern (Erasmus von Rotterdam, Petrus Ägidius, Thomas Morus, Dürer) und wird auch als Musiker und Dichter gerühmt. Seine Bilder sind nicht häufig. Im Museum zu Brüssel befindet sich ein großes für die Peterskirche zu Löwen gemaltes Altarbild mit Flügeln, in der Mitte Maria mit dem Kind und die heilige Verwandtschaft Einen erheblichen Fort-

schritt bekundet das Triptychon, das sich, 1508 von der Antwerpener Tischlerzunft für die Frauenkirche bestellt, jetzt im Museum daselbst befindet; auf dem Mittelbild sieht man die Grablegung Christi, auf den Flügeln das Martyrium der Heiligen Johannes der Täufer und Evangelist. Die Grablegung ist tief empfunden, die Landschaft reich und zart abgetönt. Von seinen übrigen religiösen Tafelbildern sind hervorzuheben: eine Madonna, die das Kind küßt (im Berliner Museum), und die Madonna, dem König David und seinen Propheten, dem Kaiser Augustus und seinen Sibyllen erscheinend (Petersburg, Eremitage). M. war auch der Begründer einer Gattung von Genrebildern mit lebensgroßen Halbfiguren, die sich jedoch nur in Nachbildungen von seinem Sohn Jan und Marinus van Roymerswale (thätig von 1521—58) erhalten haben. Es sind drei Gruppen: die beiden Wechsler oder Geizhälse, der Kaufmann und seine Frau und der heil. Hieronymus in der Zelle. Mit M.' Namen bezeichnet ist nur eins der Bilder: der Goldwäger und seine Frau, von 1514 (Paris, Louvre). M.' Bedeutung liegt darin, daß er die Verbindung zwischen der Schule des van Eyck und dem spätern niederländischen Realismus herstellte. — Sein Sohn erster Ehe, Jan, geb. 1509 in Antwerpen, gest. daselbst 1575, 1531 als Meister in die Lukasgilde aufgenommen, war anfangs ein Nachahmer der väterlichen Malerei, schloß sich aber nach einem Aufenthalt in Italien den römischen Meistern an.

Mast auf Schiffen, der zum Tragen des Segelwerks dienende, aufrecht stehende Baum. Die Anzahl der Masten richtet sich nach der Größe und dem Zweck der Schiffe. Auf einem Vollschiff sind drei Masten, der vordere heißt Fockmast, der mittlere Großmast, der hinterste Kreuzmast; auf einem Barkschiff heißt der hinterste M., der keine Raaen besitzt, Besahnmast. Auf Briggs und Schonern heißt der hinterste M. Großmast, der vordere Fockmast; auf Galeassen, Galeoten, Kuffen, Besahnewern ꝛc. wird der vordere M. Groß- und der hinterste Besahnmast genannt. Schiffe mit vier Masten, welche in letzter Zeit häufig gebaut wurden, führen zwei Großmasten. Ältere Panzerschiffe und sehr lange Passagierdampfer besaßen oft fünf Masten, ebenso wie neuerdings wieder die größten Segelschiffe, alsdann sind gewöhnlich nur die drei vordern mit Raaen versehen. Besteht ein M. seiner Länge nach aus einem Stück ohne jegliche Verlängerung, so heißt er Pfahlmast. Auf größern Schiffen werden die Masten in der Längsrichtung aus mehreren Stücken zusammengesetzt, wovon das untere stärkste Stück Untermast und die übrigen Stücke Stengen (Mars- und Bramstenge) genannt werden. Die Untermasten der schweren Kriegsschiffe bestehen auch der Stärke nach aus mehreren miteinander verzahnten Hölzern (Zunge und Wangen), die durch eiserne Bänder zusammengehalten werden und aus Fichtenholz gefertigt sind. In neuerer Zeit wendet man häufig aus Eisenblech und Stahlblech konstruierte Masten an, die innen durch Winkeleisen verstärkt sind; sie sind weniger elastisch als Holzmasten, aber dauerhafter und billiger. Panzerschiffe führen kurze, dicke Gefechtsmasten, die im Innern erstiegen werden und auf den Marsen Schnellfeuergeschütze tragen. Solche Pfahl- und Gefechtsmasten tragen Marsen, welche gepanzerten rund umherlaufenden Galerien gleichen, und die schmalen, dünnen Raaen, von denen oft nur eine, selten zwei vorhanden, dienen lediglich als Signalraaen. Vgl. Schiff und Takelung.

Mast (Mästung), die reichliche Fütterung von Tieren zur Gewinnung von Fett und, wenn junge Tiere gemästet werden, auch von mehr Fleisch. In der Regel mästet man Rinder, Schafe, Schweine, Gänse, Truthühner, junge Hennen (Poularden) u. Kapaune, seltener Tauben, Enten, Perlhühner, Ziegen, Kaninchen ꝛc. Da die M. ausgesuchte Futtermittel in großer Menge erfordert, so ist der Mastbetrieb nur da möglich, wo entweder ausgezeichnete Fettwiesen und Fettweiden sich finden, oder technische Gewerbe (Zuckerfabriken, Brennereien, Brauereien, Mühlen, Ölfabriken ꝛc.) zur Mästung sehr geeignete Abfälle (Schnitzel, Schlempe, Malzkeime, Treber, Schrot, Kleie, Ölkuchen ꝛc.) liefern. Rinder werden vorzugsweise im Winter gemästet, weil nach der Ernte Futter vorhanden ist und die Tiere bei kaltem Wetter sich leichter mästen als im warmen Sommer. Fleischschafe und Masthammel werden gleichfalls im Winter gemästet; Sommer- und Herbstmast ermöglicht die rentable Ausnutzung guter Weide. Für Schweine ist Stallmast und besonders die Waldmast (Eicheln, Buchecken) zuträglich. In England wurden schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts besondere Mastrassen gezüchtet und dazu die vorhandenen Typen umgeformt (»Kulturrassen«). Man suchte alle nutzbaren Teile, besonders den Rumpf, in der Gestalt eines Langwürfels auszubilden, dagegen Kopf, Beine ꝛc. als wenig nutzbare Körperteile zurücktreten zu lassen. Nebstdem wurde auf Frühreife und leichte Ernährung größtes Gewicht gelegt. Diesen Züchtungsgrundsätzen verdanken die Shorthornrinderrassen, die englischen Fleischschafrassen (Southdown, Hampshire, Shropshire ꝛc.), die englischen Schweine (Berkshire, Yorkshire ꝛc.), die englische Dorkinghühnerrasse ihre Entstehung. Von der Reinzucht der Fettviehrassen ist man bei uns vielfach zurückgekommen, weil die Fruchtbarkeit, Akklimatisationsfähigkeit, Gesundheit dieser Tiere zu wünschen läßt, und verwendet sie nur zur Kreuzung mit einheimischem Vieh, um dieses schnellwüchsiger und fettreicher zu machen. Bei erwachsenen Tieren wirkt der Geschlechtstrieb dem Fettwerden entgegen; er muß also, will man hochwertiges Mastvieh haben, unterdrückt oder ganz unmöglich gemacht (Kastration) oder zu Anfang der M. (bei Kühen) befriedigt werden; in diesem Fall muß die Kuh auch noch das Junge ausbilden. Zur M. dürfen nur ganz gesunde Tiere verwendet werden; der Züchter muß schon aus äußern Merkmalen die Tauglichkeit zur M. beurteilen können (feine, leicht verschiebbare Haut, feine, zarte Knochen, breite Brust, enge Rippenzwischenräume, tonnenförmiger Leib, gut gestellte Gliedmaßen ꝛc.). Die Neigung zum Fettansatz unter der Haut, die Fortschritte und der Erfolg der Mästung werden auch durch die »Fleischergriffe« (an den Weichen, dem Kreuz, den Rippen und neben der Schwanzwurzel) festzustellen gesucht. Vielfach mästet man auch die Zugochsen; nachdem sie ein Jahr oder nur während der Bestellungszeit im Zug verwendet worden sind. Die Mästung wird am vollkommensten durch nährstoffreiche und leichtverdauliche Futtermittel erreicht. In der ersten Periode der Mästung gibt man nährstoffärmeres und voluminöseres Futter, durch welches bei jungen Tieren der Fleischansatz vermehrt und gleichzeitig, wie bei ältern Tieren, welche kein Fleisch mehr ansetzen, das Binde- und Zellgewebe vollkommener ausgebildet werden soll. In der zweiten Periode soll die Fettablagerung im Binde- und Zellgewebe, welches die Muskelfasern umgibt (durchwachsenes Fleisch), vermehrt

werden, was bei zunehmendem Ansatz immer schwieriger wird, weshalb in dieser Periode reichliches Material zur Fettneubildung, d. h. eiweißreichere Nahrung zugeführt werden muß. In der dritten Periode der Mästung verringert sich die Freßlust der Tiere, das Fett nimmt kernige Beschaffenheit an, und es tritt Gewebeverfettung ein. Es ist daher wegen der verringerten Freßlust schmackhafteres Futter (Ölkuchen, Schrot ꝛc.) zu wählen, um vollständige Ausmästung (Kernmast) zu erzielen. Die Schmackhaftigkeit des Futters ist durch passende Mischung und Zubereitung sowie durch Salzgaben zu erhöhen. Bedingungen zu guter M. sind Ruhe, gedämpftes Licht, höchste Reinlichkeit, öfterer Futterwechsel, größte Regelmäßigkeit, fleißiges Tränken mit klarem Wasser. Die Zunahme berechnet man nach dem Gewicht. Schlachtgewicht ist das Gewicht, welches die vom Fleischer bezahlten Teile liefern (die vier Viertel und die Haut), Lebendgewicht das, was das Tier lebend wiegt. Die M. gilt als gut, wenn beim Rindvieh das Schlachtgewicht bis 70 Proz. vom Lebendgewicht beträgt. Schweine kommen bis 90 Proz. und darüber. Die Zunahme gilt als schon sehr zufriedenstellend, wenn sie bei Tieren von 500 kg Lebendgewicht pro Tag 1 kg im Durchschnitt beträgt; doch sind schon 3,5 kg erreicht worden. Kälber können in einigen Wochen fett sein, erwachsene Rinder brauchen 2½, 3, höchstens 4 Monate, Schafe die ganze Weidezeit, Schweine je nach Alter mehrere Wochen oder Monate, und Geflügel kann in wenigen Wochen vollkommen fett sein. Frankreich leistet hierin das Beste. Vgl. »Futter und Fütterung«, wo auch Litteratur angegeben ist.

Mastdarm, s. Darm.

Mastdarmblasenfistel (Fistula recto-vesicalis), eine widernatürliche, infolge von Krankheit entstandene oder nach Verletzung zurückgebliebene Verbindung zwischen der Höhle der Blase und der des Mastdarms, so daß der Inhalt der erstern (der Harn) in den Mastdarm gelangen und durch diesen abgehen, oder der Inhalt des letztern (Kotmassen) in die Harnblase gelangen und mit dem Urin abgehen kann. Die M. entsteht bei Männern am häufigsten durch Eiterung nach Verletzungen und Entzündungen der Harnblase und ihrer Umgebung, mit Durchbruch des Eiters nach außen, ferner durch zerstörende Neubildungen, besonders durch Krebs. Bei Frauen entsteht die M. am häufigsten durch Verletzungen bei der Geburt oder durch operative Verletzungen, seltener durch Krankheiten der Scheide, der Gebärmutter, Harnblase und Harnröhre. Die Blasenmastdarmscheidenfistel kommt ziemlich häufig beim Krebs der Gebärmutter vor und ist unheilbar. Die M. kann durch Operation beseitigt werden.

Mastdarmblutfluß, s. Hämorrhoiden.

Mastdarmbremse, s. Bremen, S. 445.

Mastdarmbruch (Hernia intestini recti, Heterocele, auch Archocele), seltene Lageveränderung der Eingeweide, bei welcher eine Wand des vorgefallenen Mastdarms den äußern Bruchsack um andre vorgefallene Teile (Dünndarmschlingen) bildet.

Mastdarmdouche, das Ausspülen des Mastdarms mittels Irrigators.

Mastdarmentzündung (Proctitis), in höhern Graden gewöhnlich verbunden mit Entzündung und eiteriger Infiltration des Zellgewebes in der Nachbarschaft des Mastdarms (Periproctitis), bewirkt brennende, zuweilen sehr heftige Schmerzen im After mit zeitweisem Afterzwang (Tenesmus) oder schmerzhaftem Heraufziehen des Afters sowie konsensuelle Schmerzen in Schenkel, Hüfte, Harnblase und andern benachbarten Organen. Der After ist gerötet, wulstig vorgetrieben und heiß. Oft ist Kotverhaltung, oft aber auch und zwar gleichzeitig mit letzterer ein häufiger Abgang von glasigem, mit Blut gemischtem oder eiterig trübem Schleim vorhanden, so daß die Krankheit Ähnlichkeit mit der Ruhr bekommt. Das Abgehen des Stuhles verursacht heftigen Schmerz, so daß der Kranke den Stuhl möglichst lange zurückhält. Hierzu gesellen sich häufig Harnbeschwerden, die sich bis zur vollständigen Harnverhaltung steigern können infolge von Reizung des Blasenhalses. Von den Ursachen der M. sind zu nennen das Vorhandensein von Hämorrhoidalknoten, Geschwüren und Einrissen der Schleimhaut, der Durchgang von Splittern, harten Speiseresten und sehr festen Kotmassen, Reizung durch Würmer, besonders durch die bei Kindern so häufig vorkommenden Maden- oder Springwürmer (Oxyuriden), Erkältung durch Sitzen auf kaltem und nassem Boden. Manche Formen beruhen auf der Einwirkung spezifischer Mikrobien; hierher gehört besonders die M. infolge von Tripperinfektion, bei Syphilis, Tuberkulose, Diphtherie und Ruhr. Die M. geht, wenn sie nicht schnell gehoben wird, leicht in Geschwürsbildung auf der Innenfläche über, hat auch nicht selten Mastdarmfisteln (s. d.) im Gefolge. Die Behandlung besteht wesentlich in der Entfernung der Ursachen, Anwendung von Blutegeln, Eis und Ätzung der zugänglichen Schleimhautpartie mit Höllenstein in Substanz.

Mastdarmfissur (Fissura ani), s. Fissur.

Mastdarmfistel (Fistula ani), Eitergang in der Umgebung des Afters und des untern Teiles des Mastdarms. Je nachdem diese Fisteln von außen oder im Innern des Mastdarms entstehen, vollständige oder blind endigende Kanäle darstellen, unterscheidet man 1) äußere unvollkommene, 2) innere unvollkommene, 3) vollständige Mastdarmfisteln. Sie entstehen besonders durch Geschwüre; hierher gehören Furunkel und Abscesse in der Umgebung des Afters, chronische Mastdarmentzündung (s. d.), Geschwüre des Mastdarms, besonders auch Tuberkulose, Tripper und Syphilis. Die Beschwerden infolge der M. sind in der ersten Zeit häufig so gering, daß die Kranken lange nichts von der Existenz derselben wissen. Erst mit der Zeit stellt sich eiterige Absonderung ein. Kotbeimischung ist selten, weil die Öffnung des Fistelganges im Mastdarm eng ist; dagegen können Darmgase durch dieselbe abgehen. Die Behandlung der M. besteht in der Spaltung des Fistelganges in seiner ganzen Ausdehnung. Lange Zeit glaubte man, daß die M. ein Zeichen sich entwickelnder Tuberkulose sei. Diese Ansicht ist nur in der beschränkten Ausdehnung richtig, daß bei Tuberkulosen sich häufiger eine M., als Ausdruck der durch das konstitutionelle Leiden herabgesetzten Lebensenergie und der tiefen Ernährungsstörung des Körpers, entwickelt, im übrigen entstehen aber Mastdarmfisteln auch bei sonst ganz gesunden und kräftigen Personen.

Mastdarmgeschwüre, s. Darmgeschwüre.

Mastdarmkatarrh, leichtere Form der Mastdarmentzündung.

Mastdarmknoten, soviel wie Hämorrhoidalknoten.

Mastdarmkrebs (Carcinoma recti) kommt besonders im höhern Alter vor und ist bald primär, bald von den Nachbarorganen, zumal der Blase und der Gebärmutter, auf den Mastdarm fortgesetzt. Der M.

tritt sowohl als Markschwamm, Epithelialkrebs, wie auch als Gallertkrebs (s. auch Darmgeschwüre) auf und bildet gewöhnlich eine ringförmige Geschwulst mit Verengerung der Höhle des Mastdarms. Die wichtigsten Symptome sind heftige Blutungen, Drängen zum Stuhlgang, Schmerzen im Mastdarm, die besonders beim Stuhlgang auftreten, Erschwerung des Stuhles in den verschiedensten Graden bis zur völligen Unterdrückung desselben, Störungen der Nachbarteile, besonders der Blase und Genitalien, Abmagerung und schmutzig gelbgraue Hautfarbe, manchmal auch Fieberbewegungen. Die einzig rationelle Behandlung des Mastdarmkrebses, solange derselbe sich nicht über 5—8 cm in die Höhe erstreckt, ist die operative. Geht die krebsige Entartung höher hinauf, so kommt durch eine Operation das Bauchfell in Gefahr. Gleichwohl operiert man, wo es nur irgend angeht; denn die Erleichterungen, die man den Kranken dadurch gewährt, sind so beträchtlich, daß selbst ein gewagteres Unternehmen dadurch gerechtfertigt wird. Ist wegen zu ausgedehnter Entartung an eine Operation nicht mehr zu denken, so schafft man dem Kranken durch Anlegung eines künstlichen Afters eine große Erleichterung, auch sucht man ihn durch konzentrierte und wenig Kot machende Nahrung, Fleisch, Eier, Wein, bei Kräften zu erhalten und sorgt durch milde Abführmittel für weichen Stuhlgang. Die Schmerzen sind durch Morphium zu mäßigen.

Mastdarmpolypen, abnorme, meist sehr gefäßreiche Schleimhautwucherungen mit erdbeerartiger, unebener Oberfläche von Erdbeer- oder Himbeer-, selten von Taubeneigröße; sie kommen als Papillome, polypöse Adenome, polypöse Fibrome oder als polypöse Myome vor, sind selten vielfach und sitzen entweder nahe am After und ragen aus diesem hervor, oder sie sitzen tiefer, sind langgestielt und treten nur zuweilen beim Stuhlgang hervor, bleiben aber manchmal auch immer im Mastdarm verborgen. Sie verursachen besonders bei der Stuhlentleerung Schmerzen, zumal wenn sie hervorgetreten sind und vom Afterschließmuskel eingeklemmt werden. Die Behandlung besteht in operativer Entfernung.

Mastdarmscheidenfistel (Fistula recto-vaginalis), abnorme Verbindung zwischen dem Mastdarm und der Scheide. Sie entsteht am häufigsten infolge der Geburt nach unvollständig geheilten Dammrissen, seltener infolge ungeschickter Handhabung von Instrumenten oder durch andre Verletzungen. Endlich können krebsige Verschwärungsprozesse die Wandungen des Mastdarms und der Scheide zerstören. Je nach der Größe der M. fließt entweder der sämtliche Kot in die Scheide ab, oder es gehen nur flüssige Kotmassen und in manchen Fällen nur Darmgase ab. Frische Mastdarmscheidenfisteln können, wenn sie nicht zu groß sind, spontan heilen, größere müssen durch Operation beseitigt werden.

Mastdarmspiegel, röhrenförmiges Instrument aus Glas, Porzellan oder Metall, welches zur Untersuchung der Mastdarmschleimhaut in den After eingeführt wird. Sie sind in den verschiedensten Formen vorhanden. Sehr zweckmäßig, weil die Einführung fast völlig schmerzlos ist, ist der M. von Fergusson.

Mastdarmvorfall (Prolapsus ani), diejenige Lagenabweichung, bei welcher ein Stück der Mastdarmschleimhaut durch den After hervorgetrieben wird und hier vorliegen bleibt, oder wo ein eingeschobenes oberes Darmstück durch den After zum Vorschein kommt. Der Vorfall stellt einen vom After ausgehenden, verschieden großen, weichen Wulst dar, welcher rot oder blaurot gefärbt ist. Die Zufälle, welche der M. erregt, sind gewöhnlich nicht sehr bedeutend, weil die Mastdarmschleimhaut gegen den Zutritt der Luft nicht sehr empfindlich ist. Die Beschwerden können aber sehr bedeutend werden, wenn der Vorfall groß ist, sich entzündet oder durch starke Zusammenziehung des Schließmuskels eingeklemmt wird, in welchem Fall selbst Brand entstehen kann. Die gewöhnlichen Ursachen des Mastdarmvorfalles sind seltene und feste Stuhlausleerungen, heftiges und anhaltendes Drängen bei lange dauernden Diarrhöen und bei Blasensteinen, bei Wurmkrankheit und Hämorrhoiden, ferner starkes Schreien, Aufheben schwerer Lasten ꝛc. Der M. entsteht überhaupt am häufigsten bei Kindern, besonders durch anhaltende Diarrhöen, bei Frauen, welche oft geboren haben, und bei alten, schwächlichen Subjekten mit habitueller Stuhlverstopfung. Bei Kindern wird der M. meist bald geheilt, bei Erwachsenen dagegen kehrt das Übel sehr leicht bei jeder neuen Veranlassung zurück. Vor allem muß man prophylaktisch die Einwirkung der oben erwähnten disponierenden Ursachen möglichst zu verhindern suchen, z. B. durch Regelung der Darmthätigkeit, Beseitigung etwaiger Diarrhöen oder Stuhlverstopfung. Die leichten Grade der Vorfälle werden dadurch beseitigt, daß man mit dem gut geölten Finger die vorgefallene Schleimhaut in den After zurückschiebt, in schwerern Fällen ist die geübte ärztliche Hand erforderlich.

Mastel, die weibliche Hanfpflanze.

Mastello, früheres Maß für Flüssigkeiten in Venedig, zu 7 Secchie von 4 Bozze = 75,117 Lit.; in Rom ein Ölmaß (Pelle) zu 10 Cognatelle = 82,115 L.

Mastenkran, s. Kran, S. 629.

Master (engl., spr. mäster), Meister, Herr, Eigentümer; Vorgesetzter, Vorsteher, Oberleiter. In Verbindung mit dem Vornamen ist M. Anrede an junge, titellose Leute aus höhern Ständen, besonders von seiten der Dienerschaft; in der Bedeutung von »Herr« als Anrede ist es nicht mehr gebräuchlich (s. Mister).

Masterton, Stadt auf der Nordinsel der britisch-austral. Kolonie Neuseeland, nordöstlich von der Hauptstadt Wellington, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, mit Kornmühlen, Fabriken und (1891) 3114 Einw.

Mastflecke, s. Geilung.

Mastiäner, Volk, s. Bastetaner.

Mastic Serbat, s. Kitt.

Mastiff, der Bullenbeißer, s. Hund, S. 58.

Mastigophŏra (griech., »Geißelträger«), s. Protozoen.

Mastikation (lat.), das Kauen.

Mastikātor, Maschine, s. Kautschuk.

Mastītis (griech.), Entzündung der Brustdrüse.

Mastix, Harz, welches aus einer Varietät von Pistacia Lentiscus *L.*, einem strauchartigen Baum, besonders auf Chios gewonnen wird. Man macht zur Gewinnung des Harzes leichte Einschnitte in den Stamm und sammelt nach 2—3 Wochen das erhärtete Harz. Ein Bäumchen liefert 4—5 kg. Die besten Sorten bilden kleine, kugel-, walzen- oder birnenförmige, durchsichtige, anfangs etwas grünliche, später farblose oder gelbliche Stücke. Der M. ist spröde, leicht pulverisierbar, von schwach balsamischem Geruch und Geschmack; er wird bei langsamem Kauen im Munde knetbar, schmilzt bei 108°, entwickelt dabei einen balsamischen Geruch und löst sich zum größten Teil in kaltem Alkohol. Er dient im Orient als Kaumittel (besonders den Damen, um den Atem wohl-

riechend zu machen), zu Konfitüren und zur Darstellung eines beliebten, sehr feinen Likörs (Raki, Mastichi), den man mit Wasser vermischt trinkt, bei uns zu Räucherpulvern, Zahnpulvern, Kitt und besonders zu Firnis. Der minderwertige Bombaymastix, welcher von Pistacia-Arten in Afghanistan und Belutschistan stammt, bildet gelbe bis bräunlichrote Körner. Im Englischen und Französischen bezeichnet M. nicht nur das Harz, sondern überhaupt Kitt oder Zement, daher Mastixzement, Mastixdächer für Kompositionen u. dgl., bei denen an M. nicht zu denken ist. Chios war als Mastixinsel schon im Altertum berühmt. Im 9. Jahrh. galt M. in Westeuropa als Seltenheit, aber bald darauf fand er sich in allen Arzneibüchern und wurde sehr viel arzneilich gebraucht. Auch andre griechische Inseln scheinen zeitweilig M. geliefert zu haben, doch blieb Chios immer Hauptproduzent und liefert gegenwärtig etwa 35,000 kg M. im Jahr.

Mastixbaum, soviel wie Pistacia Lentiscus.

Mastixkraut, s. Teucrium.

Mastixzement, s. Kitt.

Mastkorb, s. Mars (im Seewesen).

Mastkultur, eine 1845 von England in Deutschland eingeführte Methode zur Erziehung von Pracht- oder Ausstellungspflanzen, die sich mit gutem Erfolg nur bei schnellwüchsigen Gewächsen, namentlich Fuchsien, anwenden läßt, und die darin besteht, daß man eine kleine Pflanze in einen großen Topf mit fetter, durch Ziegel-, Stein- und Kohlenstücke locker und durchlässig gemachter Erde setzt, der ein ausreichender Wasserabzug nicht fehlen darf. Das Gießen muß sehr vorsichtig geschehen, solange die kleine Pflanze mit wenig Wurzeln übermäßige Feuchtigkeit nicht aufnehmen und verarbeiten kann, weil sonst die Erde versauert und die Wurzeln faulen. Später muß reichlicher gegossen werden.

Mastkur, Heilverfahren, das in einer durch überreichliche Zufuhr von Nahrungsmitteln herbeigeführten Überernährung besteht. Dujardin-Beaumetz und Debove wandten die M. zuerst gegen Schwindsucht an, indem sie den Kranken, welche wegen völliger Appetitlosigkeit jede Nahrungsaufnahme verweigerten, mittels Schlundsonde den Magen ausspülten, dann 3—4 Löffel Lebertran, 3 Löffel Pepton und nun ein Gemisch von etwa 200 g rohem Fleisch, 4—6 ganzen Eiern und 0,75 Lit. Milch beibrachten. Mosler ließ die Patienten einen Brei aus (25—300 g steigend) Fleischpulver (aus fein gehacktem und über Feuer auf einer Blechplatte getrocknetem Rindfleisch bereitet), Milch oder Bouillon und Eiern freiwillig verzehren. Es wurde eine erhebliche Besserung des örtlichen Leidens und eine Gewichtszunahme von 2,5—11 kg während mehrwöchiger Dauer der M. erzielt. Es bedarf aber genauer Auswahl der Fälle und ärztlicher Überwachung, wenn durch die M. Heilungen gewonnen und schwere Nachteile vermieden werden sollen. Am meisten hat sich bei den allgemeinen Erschöpfungszuständen des Nervensystems, besonders gegen hartnäckige Neurasthenie und Hysterie, die nach Weir Mitchell und Playfair benannte Diätform bewährt. Sie stellt eine systematisch gesteigerte Ernährungsart mit leichtverdaulichen Nahrungsmitteln dar. Die Kranken werden dabei von ihrer Familie getrennt, sie müssen anfangs dauernd das Bett hüten, später dürfen sie täglich zweimal 15—20 Minuten aufstehen, in der 6.—12. Woche bleiben sie 3—5 Stunden außer dem Bette. Daneben sucht man durch Massieren das Nervensystem anzuregen oder nimmt eine tägliche Faradisation der gesamten Körpermuskulatur vor. Den Kernpunkt der Ernährung bildet eine Milchkur. Weir Mitchell gibt zunächst alle 2 Stunden einen Eßlöffel voll abgerahmte Milch, steigt dann täglich um einen Eßlöffel, bis er die Höhe von 540 g erreicht, fährt dann 3 Wochen so fort und gestattet nun dreimal täglich Weißbrot, Reis und 1—2 Koteletts. Erst nach mehreren Monaten kehrt er zur gemischten Kost in alter Weise zurück. Die Kur ist sehr langwierig und kostspielig, ihr Erfolg nach den bisherigen Erfahrungen vortrefflich. Vgl. Playfair, Die systematische Behandlung der Nervosität und Hysterie (deutsch, Berl. 1883); S. Weir Mitchell, Fat and blood (Lond. 1884; deutsch, Berl. 1887).

Mästlin (Moestlin), Michael, Astronom und Mathematiker, geb. 30. Sept. 1550 in Göppingen, gest. 20. Dez. 1631 in Tübingen, studierte in Tübingen Theologie und bei dem jüngern Apianus Mathematik, wurde, nachdem er eine Reise nach Italien gemacht, 1576 Prediger in Baknang im Württembergischen, 1580 Professor der Mathematik in Heidelberg und 1584 an Apianus' Stelle Professor der Mathematik in Tübingen. Obwohl verpflichtet, das Ptolemäische System in seinen astronomischen Vorträgen zu lehren, war er doch einer der eifrigsten Verteidiger der Kopernikanischen Lehre und hat Kepler für dieselbe gewonnen. 1572 machte er bei Gelegenheit des »Wundersterns« von Tycho seine bedeutendste astronomische Erfindung, die Methode des Alignements, durch die ohne alle Instrumente die Lage des neuen Sternes mittels Rechnung aus zwei Paar bekannten Sternen, die mit ihm paarweise in gleicher Linie (Hauptkreis) liegen, bestimmt wird. M. erkannte auch zuerst das aschfarbige Licht, in welchem kurz nach Neumond der nicht leuchtende Teil der Mondscheibe sichtbar wird, als reflektiertes Erdlicht. Auf Kepler hatte er sein lebenlang großen und sehr wohlthuenden Einfluß. Vom orthodox-lutherischen Standpunkt aus bekämpfte er, im Gegensatz zu Kepler, die Gregorianische Kalenderreform. Der Briefwechsel zwischen M. und Kepler findet sich größtenteils in der von Frisch besorgten Gesamtausgabe der Werke Keplers (Frankf. 1858—71).

Mastnutzung im Walde, Nutzung von Walderzeugnissen zur Mästung von Schweinen. Man unterscheidet Baummast (Obermast) und Erdmast (Untermast). Zur Baummast gehören die vom Schwein verzehrten Waldfrüchte, namentlich Eicheln und Bucheln, sodann Wildobst, Roßkastanien etc. Die Erdmast besteht in Larven und Puppen von Insekten, in Würmern, andern in und an der Erde lebenden Tieren, in Schwämmen und Wurzeln. Vorzeiten bildete die M. die Hauptnutzung, die Holznutzung eine Nebennutzung des Waldes. Seit Einführung des Kartoffelbaues hat die M. ihre Bedeutung eingebüßt.

Mastodon (Zitzenzahn, Mastodon), eine Gattung der Rüsseltiere (s. d.) aus der jüngern Tertiärzeit und dem Diluvium. Vom Elefanten unterscheidet es sich durch die höckerförmigen Backenzähne (s. Tafel »Tertiärformation III«, Fig. 3); die Stoßzähne sind aber ganz ähnlich, ebenso wie die Gestalt, der Knochenbau und jedenfalls auch die Lebensweise. Man kennt viele Arten aus Europa, Nord- und Südamerika und Indien. In Amerika sind die Reste von M. auch der Indianern bekannt, welche sie »Väter der Ochsen« nennen und annehmen, daß sie mit Menschen von entsprechender Größe zusammengelebt haben.

Mastodonsaurier, s. Stegocephalen.

Mastodynie (griech.), neuralgischer Schmerz in der Brustdrüse.

Mastricht, Stadt, s. Maastricht.

Mästung, s. Mast.

Masuccio (spr. -útticho), Tommaso dei Guardati, ital. Schriftsteller, aus Salerno gebürtig, ca. 1420—1500, lebte am Hof zu Neapel und ist berühmt als Verfasser des der schönen und geistreichen Herzogin von Kalabrien, Ippolita, gewidmeten »Novellino« (Neap. 1476, Mail. 1483, Vened. 1484 u. 1492), einer Sammlung von 50 Novellen, die, eine Nachahmung von Boccaccios »Decamerone«, lebenswahre, oft verwegene Sittengemälde aus der damaligen Gesellschaft enthalten und daher dem Forscher für italienische Kunst, Kultur, Sitten- und Kulturgeschichte des 15. Jahrh. eine unschätzbare Quelle darbieten. Der Stil ist meist plump und schwerfällig, die Sprache mit Latinismen und Neapolitanisch durchsetzt. Neue Ausgabe von Settembrini (»Il novellino di Masuccio Salernitano«, Neap. 1874). Vgl. Landau, Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle (Wien 1875).

Mas'ûdi, Abul-Hasan Ali, berühmter arab. Schriftsteller, geboren zu Beginn des 10. Jahrh. in Bagdad, gest. 956 in Altkairo, erwarb sich auf langjährigen Reisen in Asien und Nordafrika ausgebreitete litterarische, geographische und ethnographische Kenntnisse. Von seinen zahlreichen Werken sind bisher veröffentlicht: die »Murûdsch ad-dsahab« (»Goldene Wiesen«, hrsg. arab. und franz. von Barbier de Meynard und Pavet de Courteille, Par. 1861—77, 9 Bde.; nur arab. Bulak 1283 d. H., 2 Bde., und wiederholt in Kairo; in engl. Übersetzung von A. Sprenger, Bd. 1, Lond. 1841) und das »Kitâb at-tanbîh wa'l-ischrâf« (hrsg. von de Goeje, Leid. 1894). Beide Werke bilden reiche Fundgruben für die Geographie, Kultur und Geschichte des Orients.

Masulipatam, Hauptstadt des Distrikts Kistna der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unter 16° 9' nördl. Br. und 81° 12' östl. L. v. Gr., an dem nördlichen Hauptarm der Kistna, besteht aus zwei Städten: Matschlipatnam (»Fischstadt«), 5 km von der Reede, und Matschlibandar (»Fischhafen«) oder gewöhnlicher Bandar (der offizielle Name für die ganze Stadt), dem Hafen. Dieser letztere ist aber so verschlammt, daß große Schiffe 8 km von der Stadt ankern müssen und während des Monsuns (Oktober bis Dezember) sich gar nicht heranwagen können, weshalb der Verkehr sich mehr und mehr nach dem nördlichern Kokonada zieht, besonders seitdem 1864 durch einen Cyklon 30,000 Menschen ihr Leben verloren und gleichzeitig die Garnison zurückgezogen wurde. Doch ist die Stadt noch immer Mittelpunkt der christlichen Missionen und zählt (1891) 38,809 Einw., darunter 33,544 Hindu, 4618 Mohammedaner, 644 Christen, welche ihrer schönen Farbe wegen berühmte Baumwollgewebe und Indigo ausführen. — Hier errichteten die Engländer 1611 ihre erste Faktorei, 1660 und 1669 ließen sich Holländer und Franzosen nieder, seit 1765 gehört M. den Engländern.

Masurek, Tanz, s. Mazurka.

Masūren (Mazury), die poln. Landbevölkerung im südlichen Teil der Provinz Ostpreußen (s. oben) sowie in den angrenzenden polnisch-russischen Gouvernements Plozk, Lomsha und in einem kleinen Teil von Suwalki. Auf preußischem Boden, wo sie der lutherischen Kirche angehören, bewohnen sie ein Gebiet von über 11,500 qkm (210 QM.), ihre Zahl beträgt (1890) 105,754 Seelen; zahlreicher sind sie in Polen, wo sie der katholischen Konfession angehören. Die M. sind ein biederes, von Landwirtschaft und Viehzucht lebendes Völkchen, bei dem noch patriarchalische Familienzustände herrschen. Sie gelten für gesellig, gutmütig und weich, kleiden sich zum Teil noch in selbstgewebtes graues Wollzeug (Wand), lieben den Branntwein und verzehren meist vegetabilische Nahrung (Kartoffeln, Pastinaken, Rüben und Mehlspeisen); ihre einfachen Häuser sind aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt. Die Städte im preußischen Anteil (Lyck, Johannisburg, Ortelsburg, Neidenburg, Soldau ꝛc.) sind alle deutsch und der Ausgangspunkt einer fortschreitenden Germanisierung, welche durch die Schulen unterstützt wird. Die protestantischen M., unter denen die Vereinigung der Gromadki (»Häuflein«), die neben dem Gottesdienst noch besondere Andachtsstunden abhalten, zu erwähnen sind, stehen dem Deutschen, dessen Sprache sie alle kennen, freundlich gegenüber, im Gegensatz zu ihren katholischen Stammesgenossen. Von den M. hat der polnische Tanz Mazurka (Masurek) seinen Namen. Vgl. Kozlowski, Lieder und Gebräuche der M. (poln., Warsch. 1869). — M. heißen auch die polnischen Bewohner des westgalizischen Flachlandes, östlich bis zum San.

Masūrenland (Masuren), vorzugsweise der altpreuß. Gau Galindien und ein Teil von Sudauen, umfaßt in engerer Bedeutung des Wortes den südlichen Teil des preuß. Regbez. Gumbinnen oder die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lyck, Olezko, Lötzen, Angerburg und den südlichen Teil von Goldap, in weiterer Bedeutung aber auch die südlichen Kreise des Regbez. Königsberg: Ortelsburg, Neidenburg, Osterode und Allenstein. Im allgemeinen herrscht eine große Abwechselung zwischen Höhen und Seen, indem der ostpreußische Landrücken mit seinen bedeutendsten Gipfeln diesen Landstrich durchzieht. Unter den Seen, den Masurischen Seen, liegen die drei größten, der Spirding-, Löwentin- und Mauersee, in einer tiefen Senkung des Landrückens und sind durch zahlreiche, aber nur kurze Kanäle, die Masurischen Kanäle (s. d.), miteinander verbunden. Die Bewohner (s. oben) sind in der Mehrzahl evangelische Polen. Lyck gilt als Hauptstadt des Landes. Vgl. Töppen, Geschichte Masurens (Danz. 1870); Hensel, M., ein Wegweiser durch das Seengebiet (Königsb. 1892).

Masurische Kanäle, schiffbare Wasserstraßen zwischen den Masurischen Seen, im südlichen Teil des preuß. Regbez. Gumbinnen (Masurenland). Sie bestehen aus der Hauptstrecke Johannisburg-Nikolaiken-Angerburg und den beiden Nebenstrecken Nikolaiken-Guszianka-Lippa und Nikolaiken-Rhein. Die erstere beginnt bei Johannisburg im westlichen Teile des Rosch- oder Warschausees, tritt durch den Sextersee in den Spirdingsee, folgt aus diesem dem Talter Wasser bis unterhalb Talten, durchschneidet den Taltowisko-, Schimon- und Jagoldner See, tritt bei Rydzewen in den Löwentinsee, den sie bei Lötzen mit dem Lötzenschen oder Kissainsee verbindet, um dann durch den Dargainensee den Mauersee zu erreichen und mit dem Ausfluß der Angerapp aus letzterm bei Angerburg zu endigen. Die Gesamtlänge beträgt 86,4 km. Die erste Nebenstrecke verläßt den Nikolaiker See genannten Nebenarm des Spirdingsees bei Nikolaiken, folgt zuerst dem Beldahnsee, dann dem Niedersee und endigt bei Lippa. Ihre Länge beträgt 43 km. Die zweite Nebenstrecke zweigt bei Nikolaiken aus dem Talter Wasser ab, tritt dann in den Rheinischen See und endigt bei Rhein.

Die Länge beziffert sich auf 19,8 km. Der Schiffsverkehr beschränkt sich fast ausschließlich auf den Transport von Nutz- und Brennholz, welches aus den königlichen Forsten der Johannisburger Heide gewonnen wird. Merkwürdig ist der Umstand, daß durch die Hauptlinie Johannisburg-Nikolaiken-Angerburg das Pregel- und Weichselgebiet miteinander in Verbindung stehen, denn während die Angerapp einen Quellfluß des Pregel bildet, geht der Ausfluß des Rosch- oder Warschausees, der Pischfluß oder Pissek, durch die Narew zur Weichsel.

Masut (das), der bei der Destillation von rohem Erdöl bleibende Rückstand, dient neuerdings als Heizmaterial, besonders in der Marine.

Mászláser (spr. mäßläscher), s. Tokayer Wein.

Mat, Name einer ägypt. Göttin, welche durch die Straußfeder (die Hieroglyphe für das Wort »mat«, »Wahrheit«) auf ihrem Haupt wie durch ihren Namen als Göttin der Wahrheit und der Gerechtigkeit (kopt. me, mei) bezeichnet wird; denn beide Begriffe fallen in der ägyptischen Sprache zusammen. Wie die Themis blind dargestellt wird, so auch die M. einmal mit verbundenen Augen. Sie wird in der Regel Tochter des Sonnengottes Rê genannt, doch wird auch Ptha (Hephästos) als ihr Vater bezeichnet. Besonders häufig erscheint sie als die göttliche Begleiterin des Thoth (Hermes Trismegistos) und führt in der Unterwelt die Verstorbenen vor Osiris. Der unterirdische Gerichtssaal, dessen Darstellung sich in den Papyrusrollen so häufig findet, heißt geradezu usechet mât mât (»Saal der beiden Wahrheiten«, d. h. vielleicht der Wahrheit oder Gerechtigkeit, die selig macht, und derjenigen, die verdammt). In den religiösen Vorstellungen der alten Ägypter spielt diese »Wahrheit« eine hervorragende Rolle. Ihre bildliche Darstellung ist die gewöhnliche einer Göttin; sie pflegt in der einen Hand das Papyruszepter und in der anderen das Henkelkreuz, das Sinnbild des Lebens, zu halten (s. Abbildung). Die ägyptischen Oberrichter trugen nach Diodor ein Bild der M. als Zeichen ihrer Würde um den Hals.



Mat.

Matabēle (Amandabele), ein Zweig der Sulukaffern, der 1827 unter seinem Häuptling Mosilikatsi seine Wohnsitze in Natal verließ und nach Besiegung der Makalaka und andrer Völkerschaften das ganze Gebiet zwischen Limpopo und Sambesi einnahm. Es ist ein gut gebauter, kräftiger und äußerst kriegerischer Menschenschlag, der durch seine fast jährlich sich wiederholenden Raubzüge die benachbarten Gebiete (auch am linken Sambesiufer) schrecklich verwüstet, wobei sich auch der Kannibalismus entwickelte. Die Männer liegen nur dem Kriege und der Viehzucht ob, die Frauen und Sklaven haben den Boden zu bestellen und alle sonstigen Arbeiten zu verrichten. Die auf 40,000 Seelen geschätzte Bevölkerung wohnte in vier Hauptbezirken, welche zusammen 15,000 Krieger stellen konnten, die in 20—24 Regimenter eingereiht waren. Die M. zerfallen in drei Klassen: Abazansi, die Vornehmsten, Abkömmlinge der Krieger, welche unter Mosilikatsi das Land unterwarfen, Amaholi, die von jenen vorgefundenen und besiegten Völker, und Abentla, betschuanische Kriegsgefangene, welche Mosilikatsi ins Land brachte. Vgl. Holub, Die Ma-Atabele (in der »Zeitschrift für Ethnologie«, Bd. 25, Berl. 1893).

Matabēleland (Matebeleland), ehemaliges Reich in Südafrika, jetzt zum britischen Protektorat Sambesia gehörig, unter Verwaltung der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft, zwischen 15° 35′—23° 35′ südl. Br. und 25°40′—32° östl. L. v. Gr., begrenzt vom Marutse-Mambundareich und Britisch-Nyassaland (von beiden durch den Sambesi getrennt) im N., der portugiesischen Kolonie Mosambik im O., der südafrikanischen Republik, von der es durch den Limpopo geschieden wird, im S., und Khamas Reich im W., 750 km lang, 580 km breit und 344,000 qkm (6247 QM.) groß, bewohnt von nur 200,000 Menschen (Matabele, Maschona, Makalaka, Hottentoten, Buschmännern). Das Gebiet wird von SW. nach NO. durchzogen von einer ziemlich breiten Wasserscheide, im westlichen Teile Matoppoberge, im nordöstlichen Isiorunieberge genannt, von der zahlreiche Flüsse nordwestwärts zum Sambesi (Guay, Sanjati), südwestwärts zum Limpopo (Schascha) und zum Indischen Ozean (Sabi) abfließen. Das Hochland der Wasserscheide ist gut bewässert, fruchtbar, reich an Mineralien, Weide- und Ackerland, wo Weizen gedeiht und Europäer eine gute Heimat finden können. Auch die Abhänge dieses Hochlandes nach S. und NO. sind wohlbewässert, in den fruchtbaren Thälern reifen Reis, Zucker und Baumwolle, die Berge sind ebenfalls reich an Mineralien. Dagegen sind die zum Sambesi und Limpopo sich hinziehenden Ebenen nicht gut bewässert und teilweise mit dichtem Gebüsch bedeckt, doch gedeihen im Limpopothal Rinder gut, während das Sambesithal vornehmlich Jagdgrund ist; hier tritt auch die Tsetsefliege auf. Das Klima ist hier für Europäer durchaus unzuträglich. — Das Matabelereich wurde 1836 nach der Unterwerfung der einheimischen Maschona und Makalaka (s. diese Art.) durch Mosilikatsi gegründet, dem 1870 Lobengula folgte. Als durch die Reisenden Mauch und Baynes der bereits im Altertum bekannte Goldreichtum von Maschonaland (s. d.) wieder in Erinnerung kam, begann Anfang der 80er Jahre ein starker Zuzug von Goldgräbern, worauf England 1888 mit Lobengula einen Vertrag abschloß, durch den sich dieser verpflichtete, ohne Zustimmung Englands weder Land zu verkaufen, noch das Graben nach Gold zu gestatten. Anfang 1889 wurde ganz M. als in die britische Interessensphäre fallend erklärt, ein Einspruch Portugals blieb unbeachtet und das Gebiet der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft zur Verwaltung und Ausbeutung übergeben. Diese nahm sofort Besitz von Maschona- und Makalakaland und machte Mount Hampden zu ihrem Hauptsitz, legte eine fahrbare Straße an und sicherte dieselbe durch die vier Forts Toli, Victoria, Charter und Salisbury; alle fünf Plätze wurden durch den Telegraphen untereinander und mit der Kapkolonie verbunden. Das eigentliche M. mit der Residenz des Königs, Gubuluwayo, wurde von den Unternehmungen der Gesellschaft nicht berührt. Die erwünschte Gelegenheit, auch dieses schöne Gebiet zu erwerben, fand sich bald. Als die räuberischen Matabele 1893 ihre gewohnten Raubzüge nach Maschonaland machten und dadurch die europäischen Ansiedler gefährdeten, erklärte die Ge-

sellschaft den Krieg; von Tati im SW. und von Maschonaland im O. rückten zwei Abteilungen gegen Lobengula vor, der am 1. Nov. 1893 am Bembesifluß, nordöstlich von Gubuluwayo, gänzlich geschlagen wurde, so daß er mit den Trümmern seines Heeres nach N. fliehen mußte, wo er Anfang 1894 starb. Danach unterwarfen sich alle Häuptlinge. Die englische Regierung aber übergab nun die Verwaltung von M. der Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen und unter Oberaufsicht des Ministers für die Kolonien, den Eingebornen aber wurden bestimmte Distrikte zum Aufenthalt angewiesen. Die Londoner Mission arbeitet hier seit 32 Jahren ohne nennenswerte Erfolge auf ihren Stationen Inyati und Hopefountain, da Lobengula seine Unterthanen zwar ermunterte, bei den Missionaren zu lernen, den Übertritt zum Christentum aber mit dem Tode bedrohte. Vgl. Mauch, Reisen im Innern von Südafrika (Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1874); Oates, Matabele Land and the Victoria falls (2. Aufl., Lond. 1889); Mathers, Zambesia, England's El Dorado (das. 1891); Newman, M., and how we got it (das. 1895).

Matadi, Distriktshauptort und Hafenplatz des Kongostaates, bis wohin der Fluß für große Seedampfer schiffbar ist, Ausgangspunkt der Bahn nach dem Stanley Pool (435 km).

Matadór (span., »Töter«), bei spanischen Stiergefechten der Hauptkämpfer, der dem Tiere den Todesstoß versetzt; im L'hombre, Tarock ꝛc. Bezeichnung der drei obersten Trumpfkarten sowie auch der niedern Trumpfkarten, wenn diese in ununterbrochener Reihenfolge zugleich mit jenen vorhanden sind; auch soviel wie die Hauptperson bei einem Unternehmen.

Matadōres, s. Rinderhäute.

Matagálpa, Departement von Nicaragua, östlich vom Managuasee, umfaßt die Kordillere und deren atlantische Abdachung und hat ein Areal von 389,3 QM. mit 35,000 Einw. ohne die wilden Indianer. Landbau (Mais, Zuckerrohr, Tabak, Kaffee) und Viehzucht bilden neben Bergbau auf Gold und Silber die Haupterwerbszweige. Die Hauptstadt M., 900 m ü. M., hat 4000 Einw., größtenteils Indianer.

Matagórda, Dorf im nordamerikan. Staate Texas, nahe der Mündung des Colorado in die Matagordabai des Golfs von Mexiko, ein alter spanischer Ort und beliebte Sommerfrische mit 500 Einw.

Mataja, 1) Emilie, unter dem Pseudonym Emil Marriot bekannte Schriftstellerin, geb. 20. Nov. 1855 in Wien, trat zuerst mit der Erzählung »Egon Talmors« (Wien 1880) hervor, welcher mit mehr Erfolg der Wiener Sittenroman »Die Familie Hartenberg« (Berl. 1883, 5. Aufl. 1895) folgte. Ihren Ruf begründete sie mit der auch in der Form bestgelungenen Erzählung aus dem katholischen Priesterstande: »Der geistliche Tod« (Wien 1884; 5. Aufl., Berl. 1893), denen sie 1887 zwei neue Bände eigenartiger geistlicher Novellen: »Mit der Tonsur« (2. Aufl. als »Novellen«, Berl. 1890) folgen ließ. Hierauf folgten die Romane »Die Unzufriedenen« (Berl. 1888, 2. Aufl. 1889), »Moderne Menschen« (das. 1893), die Novellensammlung »Die Starken und die Schwachen« (das. 1894) und der Roman »Caritas. Der Roman einer Familie« (das. 1895), welcher dem »Geistlichen Tod« an die Seite gestellt wird. M. vereinigt mit einem ungewöhnlichen Talent der Beobachtung und Schilderung der Wiener Sitten, zumal im bürgerlichen Mittelstand, eine herb satirische Gemütsart, eine schwermütige Lebensanschauung, die selten den Humor ir der Satire aufkommen läßt. In ihren spätern Werken nahm M. immer lebhafter Partei für die katholische Kirchenlehre und deren geistliche Vertreter.

2) Viktor, Nationalökonom, Bruder der vorigen, geb. 20. Juli 1857 in Wien, wandte sich zuerst dem kaufmännischen Beruf zu, besuchte dann 1878—82 die Universität in Wien und habilitierte sich daselbst 1884; 1890 wurde er zum außerordentlichen, 1892 zum ordentlichen Professor an der Universität Innsbruck und im gleichen Jahre noch zum Ministerialrat u. Vorstand des handelsstatistischen Amtes im Handelsministerium zu Wien ernannt. Er schrieb außer zahlreichen Abhandlungen: »Der Unternehmergewinn« (Wien 1884); »Das Recht des Schadensersatzes vom Standpunkte der Nationalökonomie« (Leipz. 1888); »Großmagazine und Kleinhandel« (das. 1891); »Die Regelung der Valuta in Österreich-Ungarn« (Innsbr. 1892).

Matamāta, s. Schildkröten.

Matamōros, 1) Stadt im mexikan. Staate Tamaulipas, am Rio Grande del Norte, 50 km von seiner Mündung in den Golf von Mexiko, Brownsville gegenüber, Ausgangspunkt einer Bahn den Fluß aufwärts nach San Miguel, hat eine Kathedrale, ein Colegio, San Juan, 2 Theater, ein Kasino und (1889) 13,000 Einw. Mit den andern am Rio Grande gelegenen Städten des Staates, von Bagdad (El Refúgio) an der Mündung bis nach Nuevo Laredo, bildet es seit 1861 ein Freihandelsgebiet. Kleinere Seeschiffe gehen den Fluß etwa 118 km weit (bis Reinosa) hinauf. — 2) M. de Izúcar, Stadt im mexikan. Staate Puebla, am südwestlichen Abhang des Plateaus, 1268 m ü. M., am Rio M., Ausgangspunkt einer Bahn nach Puebla, mit Kohlengruben und (1890) 12,000 Einw.

Matamōros (span., »Mohrentöter«), Beiname des heil. Jacobus (Santiago do Compostela), des Patrons von Spanien, dessen Mitwirkung man die Siege über die Mauren zuschrieb. Kapitän M., eine Figur der spanischen Komödie, eine Art Bramarbas, dem italienischen Capitano (s. d.) verwandt.

Matamōros, Manuel, ein 1835 zu Lepe in der Provinz Huelva geborner spanischer Offizier, welcher zum Protestantismus übergetreten war und mit Gesinnungsgenossen protestantische Andachten gehalten und Bibeln verbreitet hatte. Dafür wurden alle Teilnehmer in die Kerker von Malaga u. Granada geworfen, 1861 aber M., José Alhama, Trigo u. a. zu langjähriger Zwangsarbeit auf den Galeeren verurteilt. Im letzten Augenblick noch erlangte eine aus Vertretern aller Nationen bestehende Deputation, um die sich besonders der holländische Arzt Abr. Capadose (gest. 1874) verdient gemacht hat, Verwandlung der Strafe in Verbannung. Die Exilierten gründeten nunmehr in Pau, Lausanne und Genf Anstalten zur Evangelisation Spaniens. M. starb bereits 1866 in Lausanne.

Matánzas, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz auf der Nordküste der Insel Cuba, 75 km östlich von Havana, mit diesem sowie mit dem Süden und Osten durch Eisenbahn verbunden, in äußerst reicher, viel Zuckerrohr erzeugender Umgebung, ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat einen Regierungspalast an schönem Platz, mit Statue Ferdinands VII., eine Akademie, ein schönes Theater, eine große Wasserleitung, Brennereien u. Gießereien u. (1887) 56,379 Einw. Der Hafen, in den 1892: 407 Dampfer und Segelschiffe einliefen, ist zwar geräumig und befestigt, aber gegen NO. nicht geschützt, dennoch ist M. nächst Havana der

wichtigste Handelsplatz der Insel, der namentlich Zucker (1893: 1,16 Mill. Säcke und 2066 Fässer) nach Nordamerika und Rum (2785 Fässer) nach Spanien und Südamerika sowie Zigarren und Honig ausführt, dagegen Reis, Maschinen für die Zuckerfabriken, Bier und Drogen einführt. In der Nähe die durch Tropfsteinbildungen ausgezeichneten, 5 km tiefen Höhlen von Bellamar.

Matapān, Kap, südlichste Spitze der griech. Halbinsel Morea, unter 36° 22′ nördl. Br. und 22° 29′ östl. L. v. Gr.; im Altertum Tänaron mit gleichnamigem Ort und Poseidonheiligtum.

Mataram, Stadt, s. Lombok.

Matarieh, 1) Distriktshauptort im ägypt. Gouvernorat Damiette, am Südufer des Mensalehsees, mit (1882) 9404 Einw., Nachkommen der Hyksos, die fast ausschließlich vom Fischfang leben. — 2) Dorf in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Kalinbieh, 9 km nordöstlich von Kairo, mit Straußenzucht, Militärschule und dem wunderthätigen Marienbaum, einer Sykomore, unter der die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde auf der Flucht nach Ägypten geruht haben soll, die aber erst 1672 an Stelle des alten abgestorbenen Baumes gepflanzt worden ist. In der Nähe die Trümmer der altberühmten Stadt Heliopolis (s. d.).

Mataró, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Barcelona, am Abhang eines Hügels, am Mittelländischen Meere und an der Eisenbahn Barcelona-Portbou gelegen, zerfällt in die mit Ringmauern umgebene alte und die neue Stadt, hat eine Kirche mit schönen Chorstühlen, ein Kollegium, eine nautische Schule, ein neues Theater, Weinbau, Baumwollspinnereien und -Webereien, Spitzenfabriken, Schiffbau, einen Hafen und (1887) 18,425 Einw. Südöstlich Schloßruinen und die Badeanstalt Argentona mit kohlensäurehaltiger Mineralquelle.

Matassa, in Italien das Gebinde von 450 m Länge, nach dessen Gewicht in halben Dezigrammen die Feinheit der Seide gemessen wird (vgl. Denaro).

Match (engl., spr. mättsch), Partie, Wette; im Schachspiel Wettkampf zwischen zwei Spielern, welcher sich auf mehrere, öfters auch auf viele Partien erstreckt, neuerdings nach dem Vorgang von Macdonnell und de la Bourdonnais (1834) sehr in Mode gekommen (unbesiegter Matchspieler war bis vor kurzem W. Steinitz). Beim Billard bedeutet das Spiel mit dem M. eine Verdoppelung, Verdreifachung oder Vervierfachung des verabredeten Preises für den Gewinner, je nach der Zahl der gemachten Points; in der Turfsprache ein Rennen, welches nur von zwei Pferden gelaufen wird, deren Besitzer um einen bestimmten Preis eine Privatwette unter sich ausmachen.

Mate (engl., spr. mēt), soviel wie Maat (s. d.).

Maté, Thee, s. Ilex.

Mateba, Insel im untern Kongostrom, zwischen Boma und Ponta da Lenha, 15 km lang und 4 km breit, mit üppiger Vegetation von Palmen und Bananen, bewohnt von 700 Mussorongo in 9 Dörfern, und mit der Faktorei einer belgischen Gesellschaft, welcher die Insel pachtweise überlassen ist.

Matebele, Kaffernstamm, s. Matabele.

Matejko, Johann, Maler, geb. 30. Juli 1838 in Krakau, gest. daselbst 1. Nov. 1893, studierte auf der dortigen Kunstschule und auf den Akademien in Wien und München und erwarb sich 1865 eine Medaille. Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 wurde er zuerst weiten Kreisen durch einen Reichstag zu Warschau 1773 (jetzt in der kaiserlichen Galerie in Wien) bekannt, der noch manches Unruhige und Unfertige zeigte, aber doch von einer originalen Kraft Zeugnis ablegte. Es folgten: der Alchemist Sendziwoj vor Siegmund III.; Wladislaw der Weise wird auf den polnischen Thron berufen; der Hofnarr des Königs Siegmund; Skargas Predigt vor der Landtagssitzung in Gegenwart König Siegmunds III.; Union der Polen und Litauer zu Lublin; Stephan Báthori, vom russischen Gesandten um Frieden gebeten; Johann Wilczek während der Verteidigung eines Benediktinerklosters gegen Matthias Corvinus; König Johann Sobieskis Gebet vor Beginn der Türkenschlacht (im Nationalmuseum zu Rapperswyl); Einsegnung der Siegmundsglocke; Ermordung des Königs Przemysl u. v. a. Seit der Mitte der 70er Jahre nahm die Charakteristik seiner Figuren an Energie und Derbheit zu, die sich bisweilen bis zur Roheit steigerte. Auch bevorzugte er die unvermittelte Zusammenstellung der grellsten Farben. Von seinem einseitigen national-polnischen Standpunkt verband er mit seinen Gemälden eine politische Tendenz, deren Spitze gegen Deutschland und Preußen gerichtet ist. Dieser Tendenz dienen die figurenreichen Kolossalgemälde: die Schlacht bei Tannenberg 1440, die Niederlage des Deutschen Ordens verherrlichend; die Niederlage bei Warna; Huldigungseid des Herzogs Albrecht von Preußen vor König Siegmund von Polen (1883); der Entsatz von Wien durch Johann Sobieski (Geschenk der Polen an den Papst Leo XIII., im Vatikan zu Rom); der Einzug der Jungfrau von Orléans in Reims. Von seinen spätern Bildern sind noch zu nennen: Kosciuszko nach der Schlacht bei Raclavice; Wladislaw der Weise im Gefängnis und Erklärung der polnischen Konstitution 3. Mai 1791. Diese letzten Gemälde leiden sowohl durch übertriebene Charakteristik und harte und bunte Färbung als durch die wirre, überladene Komposition. M. hat als Direktor der Kunstschule zu Krakau einen großen Einfluß auf die Bildung einer polnischen Malerschule ausgeübt. Ein Teil seiner Werke erschien in dem »Album Matejki« (Warschau 1875).

Matelica, Stadt in der ital. Provinz Macerata, am Esino und an der Bahnlinie Porto Civitanova-Fabriano, hat eine Kirche, San Francesco, mit guten Gemälden, ein Gymnasium, eine technische Schule, Gerberei und (1881) 2814 (als Gemeinde 6856) Einw.

Matelot (franz., spr. mat'lŏ), Matrose; danach benannt ein auf Matrosenart (à la matelote), mit einer scharfen Sauce bereitetes Fischgericht. Feine Matelotsauce wird mit Rotwein, Schinkenwürfeln, Zwiebeln, Thymian, Lorbeerblättern, Petersilie, Champignons, Nelken und Pfeffer bereitet.

Mater (lat.), Mutter; s. auch Matrize.

Matēra, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Potenza, Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Lyceum u. Gymnasium, eine technische Schule, Steinbrüche, Teigwarenerzeugung, Ölpressen und (1881) 15,700 Einw.

Mater dolorōsa (lat., »Schmerzensmutter«), bildliche Darstellung Marias, der Mutter Jesu, im Schmerzgefühl über die Leiden ihres Sohnes. Die M. erscheint entweder stehend oder sitzend mit einem oder sieben Schwertern in der Brust (die sieben Schmerzen der Maria), meist allein, seltener zur Rechten des Kreuzes Christi (Johannes an der Linken). Im weitern Sinn ist M. auch die Madonna mit dem Leichnam Christi in den Armen (s. Pietà).

Mater familĭas (lat.), bei den Römern die Frau des Hausherrn (pater familias); Familienmutter.

Materĭa (lat.), s. Materie.

Materiāl (lat.), die zu einer Arbeit nötigen Stoffe und Hilfsmittel (Kriegs-, Bau-, Schreibmaterial); in der Technik die Substanz (Rohstoff), aus welcher eine andre hergestellt wird; auch Stoff (Notizen, vorhandene Litteratur) zu einer Schrift.

Materĭāle delicti (lat.), s. Thatbestand.

Materialisation, s. Spiritismus.

Materialismus (lat.) bezeichnet im theoretischen Sinne denjenigen metaphysischen Realismus, welcher als letzte Grundlage der gesamten Wirklichkeit die »Materie« (s. d.), sei es als kontinuierliche körperliche Masse, sei es als Aggregat diskreter, durch leere Zwischenräume getrennter Körperteilchen (Korpuskeln, Moleküle, Atome), betrachtet. Als Realismus ist der M. vom Nihilismus und Idealismus, durch die materielle Beschaffenheit der vorausgesetzten realen Grundlage alles Wirklichen vom Spiritualismus und Dualismus, durch den Umstand, daß diese (materielle) Grundlage der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen selbst nicht sinnlich wahrgenommen wird, vom Positivismus (dem die sinnlichen Erscheinungen selbst für das letzte gelten) verschieden. Im Sinne des M. ist natürlich die Materie ewig (ungeschaffen) und unzerstörbar, und es existiert nichts neben ihr, sondern alle (auch die seelischen) Erscheinungen hängen von derselben (als Modifikationen oder Wirkungen) ab und sind demgemäß vergänglich (die Seele ist ein »Gehirnphänomen«, welches nach Zerstörung des Gehirns erlischt). Wenn der M. in alter und neuer Zeit zahlreiche Anhänger gefunden hat, so hat dies seinen Grund vor allem in der den äußern (körperlichen) Objekten eignen Handgreiflichkeit u. Beständigkeit, derentwegen wir von vornherein geneigt sind, denselben eine höhere Realität beizumessen als den flüchtigen und oft ganz übersehenen seelischen Regungen unsers Innern; daher kommt es auch, daß auf dem Standpunkt des rohesten Spiritualismus die Seele immer noch als ein (nur besonders feiner) Stoff vorgestellt wird. Hierzu kommt ferner die Anschaulichkeit der Grundelemente (Ausdehnung, Bewegung, Gestalt 2c.), auf welche der M. alles Wirkliche zurückzuführen sucht, und die Einheitlichkeit, Konsequenz und Geschlossenheit seiner Weltauffassung, welche die einfachste und leichtverständlichste Form des Monismus (s. d.) darstellt. Da es nämlich neben und außer der Materie nichts weiter gibt, und diese im Wesen überall gleichartig ist, so erscheint auf dem Standpunkt des M. die Welt als ein in sich geschlossenes Ganze, in welchem alles Einzelne von allumfassenden Gesetzen beherrscht und mit Notwendigkeit bestimmt wird. Diese formalen Vorzüge machen es begreiflich, daß der M. eins der ersten Systeme war, auf welche das von dem Bedürfnis einer einheitlichen Welterklärung getriebene Denken verfiel, und verleihen ihm besonders gegenüber dem Supernaturalismus, welcher die Naturordnung durch übernatürliche Eingriffe durchbrochen werden läßt, dem Dualismus, welcher Leib und Seele (Natur und Geist) als absolut verschieden und nur äußerlich verbunden betrachtet, eine gewisse Stärke; zugleich unterscheidet er sich durch die Einfachheit und Anschaulichkeit seiner Voraussetzungen vorteilhaft von den abstrakten Begriffskonstruktionen vieler spekulativer Systeme. Anderseits liegen jedoch auch seine Fehler klar zu Tage. Der M. übersieht vor allem, daß wir von der Existenz einer materiellen Außenwelt nur durch unsre Empfindungen und Wahrnehmungen etwas wissen, und daß also die Realität der Materie nicht behauptet werden kann, ohne zugleich auch die des Bewußtseins (überhaupt die eines innern, geistigen Seins) zuzugeben. Er vermag ferner nicht zu erklären, wie die Materie seelische Zustände und Vorgänge hervorbringen soll, denn aus dem Zusammenwirken materieller Elemente lassen sich immer nur äußere (physische), niemals aber innere (psychische) Folgen ableiten; der M. muß also entweder das Geistige ganz und gar leugnen, oder aber die Empfindungsfähigkeit als eine ursprüngliche (unerklärliche) Eigenschaft der Materie ansehen, in welchem Falle er aber seinen Standpunkt aufgibt und zum Hylozoismus (s. d.) wird. Daher haftet auch den materialistischen Systemen regelmäßig der Mangel an, daß sie, weil sie das geistige Leben des Einzelnen und der Gesamtheit und seine eigentümlichen Erzeugnisse intellektueller, ethischer und ästhetischer Art nicht in ihr Weltbild einzuordnen vermögen, sich auf die Betrachtung der physischen Natur beschränken. Im praktischen Sinne bezeichnet M. diejenige Denkungsart, welche keine geistigen (ethischen und ästhetischen), sondern nur äußere (materielle) Werte kennt, oder wenigstens die letztern ungleich höher schätzt als jene. Derselbe führt, weil er die mit der Pflichterfüllung verbundene innere Befriedigung für nichts rechnet, in moralischer Hinsicht notwendig zum Hedonismus und Egoismus und, weil er den Erwerb materieller Güter als den einzigen Endzweck betrachtet, zum gemeinen Mammonismus. Falsch ist es, denselben als eine Konsequenz des theoretischen M. aufzufassen, denn auch ohne die Aussicht auf ein zukünftiges Leben und die in demselben zu erwartenden Belohnungen und Strafen, welche der theoretische M. allerdings aufhebt, kann der Mensch praktischen Idealen nachstreben, wie die autonome Ethik in abstracto und das Leben Einzelner in concreto beweist. — Was die Geschichte des theoretischen M. betrifft, so findet sich derselbe schon bei den Indern in dem atomistischen System der Waiseschika des Kânâda, in den (gleichfalls atomistischen) Systemen des Leukippos und Demokritos, in dem durch Lukrez nach Rom verpflanzten Atomismus Epikurs und in der neuern Zeit bei dem Wiedererwecker desselben, Gassendi, bei dem Engländer Hobbes, bei den französischen Encyklopädisten (Diderot, Holbach, d'Alembert, Helvetius, de Lamettrie), endlich nach dem Schiffbruch der Schellingschen Naturphilosophie und des Hegelschen Systems als Reaktion gegen diese bei deutschen Philosophen (Feuerbach, Strauß) und Naturforschern (Vogt, Moleschott, Büchner). Die konsequentesten Darstellungen desselben haben im Altertum Lukrez, im 18. Jahrh. Holbachs »Système de la nature«, die in der Gegenwart verbreitetste hat L. Büchner (s. d. 3) in »Kraft und Stoff« (Frankf. 1855; 18. Aufl., Leipz. 1894) geliefert. Vgl. Lange, Geschichte des M. (5. Aufl., Iserl. 1895); D. F. Strauß, Der alte und der neue Glaube (14. Aufl., Bonn 1895); Wollny, Der M. im Verhältnis zu Religion und Moral (Leipz. 1886); Fr. Schultze, Die Grundgedanken des M. und die Kritik derselben (das. 1881); Bergmann, M. und Monismus (Heidelb. 1882).

Materialist (lat.), Anhänger des Materialismus (s. d.); Detailhändler, Spezereihändler, welcher mit Materialwaren (s. d.) oder Spezereien handelt, auch soviel wie Drogist (s. Drogen).

Materialität (lat.), Körperlichkeit, Stofflichkeit; das Bestehen aus bloßer Materie.

Materialiter (lat.), dem Stoff nach, auf ihn bezüglich, Gegensatz von formaliter, der Form nach.

Materialprüfung, die Prüfung von Materialien verschiedener Art, bezweckt die Feststellung der Eigenschaften in qualitativer und quantitativer Beziehung, von welchen die Brauchbarkeit, Anwendbarkeit, Dauer, Haltbarkeit oder der Gebrauchswert in gesundheitlicher, ökonomischer und konstruktiver Hinsicht abhängt. Hiernach ist die M. eine mechanische, chemische und unter Umständen auch eine mikroskopische. Sehr häufig handelt es sich um Nachweisung von Verunreinigungen, welche der Ware von ihrer Bereitung her anhängen, oft aber auch um direkte Verfälschungen, die in ausgedehntem Maß betrieben werden. Gibt es doch Fabriken, welche nur geeignete Verfälschungsmittel herstellen: gesiebten und gefärbten Sand zur Verfälschung von Sämereien (besonders Kleesaat) und wertlose Mischungen verschiedener Art zur Verfälschung von Gewürzen (s. Matta). In weitaus den meisten Fällen gelingt es dem erfahrenen Chemiker und Mikroskopiker leicht, solche Verfälschungen und Verunreinigungen nachzuweisen und ihre Menge zu bestimmen. Mit dem Ergebnis der chemischen und mikroskopischen Analyse ist aber nicht immer ein Maßstab zur Beurteilung der Ware geliefert, denn häufig kommen noch Verhältnisse in Betracht, welche sich jener Untersuchung entziehen und besser durch Auge, Zunge, Nase festgestellt werden, und anderseits bedarf es genauer Kenntnisse der Geschäftsverhältnisse, um die Bedeutung der Untersuchungsergebnisse richtig zu beurteilen. Es ist zuzugeben, daß die Unredlichkeit im geschäftlichen Verkehr eine bedenkliche Höhe erreicht hat, anderseits aber stellt auch häufig das Publikum unberechtigte Anforderungen an die Ware. Zur größern Sicherung des Verkehrs sind daher auch durch Gesetze, Verordnungen und Vereinbarungen in den Interessentenkreisen bestimmte Normen aufgestellt worden, nach welchen die verschiedenen Waren zu beurteilen sind (Nahrungsmittelgesetz, Verordnung über den Petroleumhandel, Vereinbarungen der Zementtechniker, der bayrischen Chemiker rc.); desgleichen wurden Prüfungsanstalten errichtet, in welchen von autoritativer Seite Untersuchungen bestimmter Materialien vorgenommen werden. Diese Anstalten haben die Aufgabe, Versuche im allgemeinen wissenschaftlichen und öffentlichen Interesse anzustellen und auf Grund von Aufträgen der Behörden und Privaten Prüfungen vorzunehmen.

Das Bedürfnis nach solchen Prüfungen entstand mit der Zunahme der Erzeugung und Verwendung des verschiedensten Baumaterials gegen die Mitte dieses Jahrhunderts und besonders mit dem Emporblühen der Eisenindustrie, des Eisenbahnwesens und der Eisenbautechnik. 1859 gründete deshalb Wöhler in Berlin eine Anstalt zur Prüfung des Verhaltens von Eisen und Stahl bei wiederholten Beanspruchungen, die später an die dortige Gewerbeakademie überging. Anfang der 70er Jahre errichtete der preußische Staat bei dieser Akademie eine Station zur Prüfung von Bausteinen und Zementen. Beide Anstalten wurden in erweiterter Gestalt Anfang der 80er Jahre bei Vereinigung der Gewerbeakademie und der Bauakademie zur technischen Hochschule an diese angegliedert, während eine chemisch-technische Versuchsanstalt mit der Bergakademie verbunden wurde. Alle drei Anstalten unterstehen nunmehr einer aus Ministerialvertretern zusammengesetzten Beaufsichtigungskommission, sie arbeiten je unter einem Vorsteher nach bestimmten Vorschriften, werden sowohl vom Staat wie von Privaten in Anspruch genommen und veröffentlichen die Prüfungsergebnisse in fortlaufenden Mitteilungen. Ähnliche Anstalten bestehen in München und Zürich, in Dresden, Stuttgart, Wien rc., meist mit den technischen Hochschulen verbunden. Überdies haben sich zahlreiche Eisenbahnverwaltungen, die kaiserlichen Werften in Kiel und Wilhelmshaven und auch größere Private, wie Krupp in Essen, das Annener Gußstahlwerk, die Stahlwerke in Ruhrort und Bochum u. a., ähnliche, wenn auch mehr ihren besondern Zwecken dienende Anstalten errichtet. Besondere Verdienste um das Baumaterialien-Prüfungswesen hat sich *Bauschinger* in München erworben. Auf seine Anregung tritt seit 1884 eine große Anzahl von Beteiligten von Zeit zu Zeit zu freien Beratungen über die sehr wichtige Frage der *Einheitlichkeit der Prüfungsverfahren* zusammen. Die gefaßten Beschlüsse sind zwar nicht bindend, werden aber veröffentlicht und sind geeignet, das Prüfungswesen nicht unerheblich zu fördern. Auch im Ausland ist die Anlage von Prüfungsanstalten im Fortschreiten begriffen, namentlich in Rußland geschieht viel für die Sache. In Amerika sind die ersten Anregungen Mitte der 80er Jahre gegeben worden.

Die mechanische Untersuchung der Materialien hat es wesentlich mit *Festigkeitsprüfungen* zu thun, die denn auch zu einer hohen Vollkommenheit ausgebildet worden sind. Die größte Wichtigkeit hat die M. im Bauwesen, und hier ist Grundsatz, die Materialien womöglich in dem Maßstab und unter den Umständen zu prüfen, unter welchen sie verwendet werden, oder wenigstens diesen Verhältnissen möglichst nahezurücken. Da es hierbei also darauf ankommt, das Material künstlich so zu belasten und zu beanspruchen, wie es in der Praxis stattfindet, und diese Beanspruchung bis zum Bruch zu treiben, um die alleräußerste Grenze der Belastung rc. in Erfahrung zu bringen, so bedingt die M. oft den Aufwand sehr bedeutender Kräfte, welche in den sogen. *Prüfungsapparaten* u. *Festigkeitsmaschinen* zur Wirkung gebracht werden. Diese Maschinen zerfallen, soweit es sich nur um Hervorbringung *ruhender Belastungen* handelt und die Prüfung durch einfach angehängte Gewichte ausgeschlossen wird, in drei Klassen. Bei der ersten Klasse erfolgt die Hervorbringung der Druckkräfte durch Hebel und Hebelverbindungen, bei der zweiten Klasse durch Kraftschrauben und bei der dritten durch hydraulischen Druck. Bei der Anwendung von Hebeln

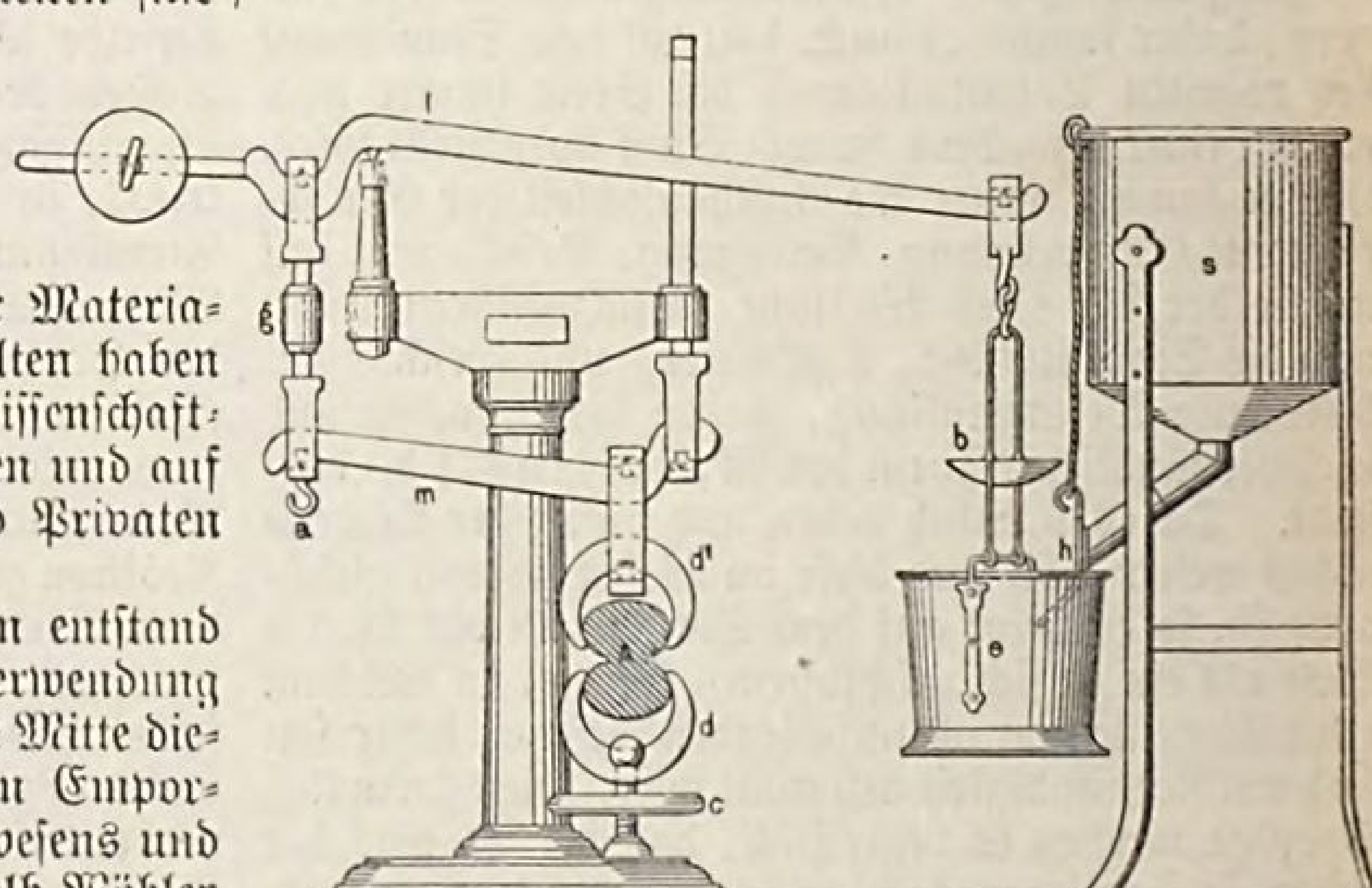


Fig. 1. Frühlings Hebelzerreißapparat.

kommen sowohl ein- als zweiarmige Hebel, in der Regel aber in großen Übersetzungsverhältnissen und in Konstruktionen vor, welche denjenigen der Dezimal- und Zentesimalwagen entnommen und daher auch sehr ähnlich sind. An Stelle der Brücke befinden sich hier nur Werkzeuge zur Aufnahme der Untersuchungsobjekte, gewöhnlich aus Bügeln oder zangenartigen Teilen bestehend, welche die Gegenstände fassen, die zerrissen werden sollen. Neuerdings werden diese Festigkeitsmaschinen mit drei übereinander angebrachten Hebeln ausgestattet, welche eine 600fache Übersetzung und einen Zug von 100 Ton. oder 100,000 kg zulassen.

Einen in Deutschland vielfach verwendeten Frühlingschen Hebelapparat zum Zerreißen von Zement zeigt unsre Fig. 1. Derselbe besteht im wesentlichen aus zwei Hebeln l und m, die gehörig auf Schneiden gestützt und mittels der Zugstange g verbunden sind und so eine Wage mit 50facher Übersetzung und einer Zerreißkraft bis 500 kg bilden. Das ∞ geformte Probestück A wird von der durch die Schraube c einzustellenden Klaue d festgehalten und mittels der Klaue d¹ an den Hebel m angehängt. Zur Aufnahme des Zerreißgewichts dient der an den Hebel l gehängte Eimer e, in welchen man so lange aus dem Behälter s durch den Trichter h Bleischrot einlaufen läßt, bis der Bruch von A erfolgt. Das Gewicht des Bleischrots wird dann dadurch ermittelt, daß man den Schroteimer an den Haken a hängt und mit auf den Gewichtteller b gelegten Gewichten ausgleicht, deren Zehnfaches gleich dem Schrotgewicht ist.

Die Materialprüfungsmaschinen, bei welchen die Kraftäußerung vermittelst einer oder mehrerer Kraftschrauben stattfindet, besitzen zur Ermittelung der Druckgrößen entweder Hebel (Wagebalken) oder Federn, so daß man den Druck an aufgelegten Gewichten oder an der Ausdehnung einer Feder erkennt. Gewöhnlich findet man bei ihnen also eine Verbindung der Hebelmaschine mit Schraube. Wird die Zugkraft an dieser Prüfungsmaschine durch die Ausdehnung oder Spannung einer Feder derart gemessen, daß man diese zwischen das Prüfungsmaterial und die Kraftschraube einspannt, so erhält sie eine große Ähnlichkeit mit einem Federdynamometer und wird ganz vorzüglich geeignet zur Prüfung leichter zerreißbarer Materialien (Gespinst, Gewebe, dünner Draht, Papier u. dgl.); s. Papierprüfung.

Als die wichtigste Maschine muß diejenige mit hydraulischem Druck deswegen hingestellt werden, weil sie am besten geeignet ist, die Prüfung an Stücken von beliebigen Dimensionen vorzunehmen, hohe Eisenträger zu zerbrechen, Säulen zu zerknicken, dicke Achsen zu verdrehen, Steine, erhärteten Zement, Holz 2c. zu zerdrücken, Stangen, Ketten, Riemen, Seile zu zerreißen u. dgl. In erster Reihe steht hier die sogen. Werdersche Maschine (Fig. 2). Auf einem entsprechend schweren Gestell F ruht ein starker Cylinder B, in dem sich der Kolben A bewegt. Zugleich findet zwischen dem Cylinder B und dem Maschinenbett GG eine feste Verbindung statt. Der in dem Druckcylinder B gehörig abgedichtete Kolben A ist ferner durch die Querstücke D, D und vier Stangen e, e mit dem starken Querstück EE so verbunden, daß das letztere die Kolbenbewegung mitzumachen hat. Seitwärts von dieser Maschine befindet sich nun eine hydraulische Presse, welche eine Flüssigkeit, z. B. Glycerin, in den Cylinder B, also gegen den Kolben A, drückt und letztern mit dem Stück EE nach rechts verschiebt. Mit diesem Stück EE wird nun auf den zu untersuchenden Körper die Kraft übertragen und zwar, je nachdem derselbe zerdrückt, zerrissen, verbogen oder verdreht werden soll, durch verschiedene Zwischenmittel. Zum Zerreißen z. B. werden die genau zugearbeiteten Probestücke zwischen den für Aufnahme derselben passend eingerichteten Spannkluppen u und u_2 eingespannt, wovon die Kluppe u_2 vermittelst der bei s

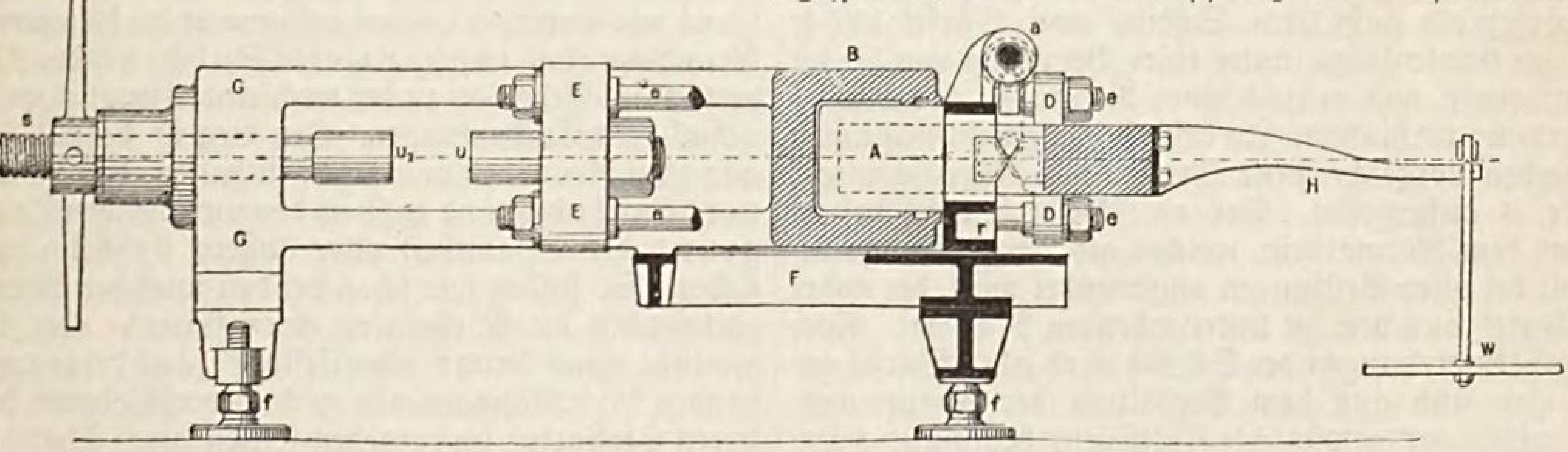


Fig. 2. Werdersche Maschine.

sichtbaren Schraube richtig eingestellt wird. Zum Zerdrücken wird die Kluppe u fortgenommen und die rechte Seite von E mit einer Platte bedeckt, um das Prüfungsobjekt zwischen das Querstück E und den Cylinder B zu bringen 2c. Eine besonders gut ausgedachte Wage dient zur Bestimmung der Druckgröße und ist folgendermaßen eingerichtet: Mit dem Querstück r sind verbunden mehrere Tragarme a, welche eine horizontale Welle (in der Zeichnung gestrichelt) aufnehmen, an der in Ringen der Hebel H hängt, welcher sich vermittelst einer Scheibe so gegen den Kolben A stützt, daß er die ganze Pressung des Kolbens aufnimmt und auf die Wagschale W überträgt und zwar in einem Verhältnis von 1 : 500. Eine Wasserwage auf dem Hebel H zeigt dessen horizontale Lage an, so daß das auf der Wagschale W liegende Gewicht, mit 500 multipliziert, den Druck auf den Kolben angibt. Die ganze Maschine ruht auf den Schrauben f und kann auf das genaueste horizontal eingestellt werden. Zum Abmessen des Druckes dient übrigens bei kleinen Pressungen oft ein Federmanometer. Diese Werdersche Maschine läßt eine Kraftentwickelung bis zu 10,000 Ztr. zu. Mit einer solchen Maschine können daher die stärksten Bauteile (Steine, Hölzer, Eisenträger, Eisensäulen) sowie Maschinenteile (Achsen, Wellen, Ketten, Seile) auf ihre Verwendungseigenschaften untersucht werden, wie es auch in staatlichen Anstalten zu Berlin, München, Wien 2c. schon geschieht.

Für geringere Belastung, zum Zerreißen von Garn, Papierstreifen, Zeugproben, dünnem Draht, kon-

struierte Hoyer einen Zerreißapparat mit Ausdehnungsanzeiger. Bei demselben wird der Druck durch eine Quecksilbersäule gemessen und durch eine Zugschraube hervorgebracht, indem die durch die Schraube erzeugte Spannung auf einen Kolben übertragen wird, welcher in einem mit Quecksilber gefüllten Cylinder spielt. Mit letzterm steht eine Röhre, wie bei einem Manometer, in Verbindung, in welcher das Quecksilber je nach der Druckgröße mehr oder weniger aufsteigt und den Höhenstand, den Druck, registriert. Auch im großen ist dieses Prinzip in Frankreich zur Anwendung gekommen und zwar zu Pressungen bis zu 30,000 kg.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die Prüfung der Materialien auf ihre Haltbarkeit oder Dauerhaftigkeit und Abnutzung während und durch den Gebrauch, weshalb denn auch für diese Untersuchungen Apparate entstanden sind. Zuerst gehört hierher eine Vorrichtung zum Untersuchen von Pflastermaterialien, um die Widerstandsfähigkeit derselben durch bestimmte Koeffizienten zu erhalten, nach welchen sich dann die Dauer berechnen läßt. Zur Erreichung dieses Zweckes werden auf eine in Drehung befindliche horizontale gußeiserne Scheibe zwei Würfel mit je 6 cm Kantenlänge unter einer Belastung von 30 kg aufgepaßt und mittels eines Rahmens an der Mitdrehung verhindert. In bestimmten Zwischenräumen werden vorgeschriebene Mengen von Naxosschmirgel Nr. 3 aufgegeben. Der eine dieser Würfel besteht aus dem Normalstein, welcher als Vergleichungseinheit bei allen Prüfungen angewendet wird, der andre Würfel aus dem zu untersuchenden Material. Nach 200 Umdrehungen der Scheibe wird jeder Würfel gewogen und aus dem Verhältnis der Abnutzungsgewichte der gewünschte Koeffizient bestimmt. Hierher gehört auch das Histometer (s. Gewebe). Vgl. Bauschinger, Beschlüsse der Konferenzen für die Feststellung einheitlicher Untersuchungsmethoden (Münch. 1893). Nach diesen Beschlüssen werden jetzt alle Baumaterialienprüfungen ausgeführt.

Bei allen Festigkeitsbestimmungen an sogen. festen homogenen Materialien (Metallen, Steinen 2c.) kann die Widerstandsfähigkeit leicht auf eine Flächeneinheit, 1 qcm des Querschnitts, berechnet werden, da man den letztern leicht auf das genaueste messen kann. Ist aber das Prüfungsobjekt faseriger Natur (Garn, Papier 2c.), so ist die Abmessung des Querschnitts nicht möglich und man veranlaßt, andre Beziehungen aufzusuchen, um die Festigkeitsverhältnisse darzulegen und zu vergleichen. Man hat daher zweckmäßig die Numerierung, welche bei Garn zum Bestimmen der Feinheit dient, auch hier zu Grunde gelegt. Da nun hiernach eine Nummer die Zahl von Metern der Gespinstlänge angibt, welche das Gewicht von 1 g besitzt, so berechnet sich diejenige Länge, die durch ihr Eigengewicht den Faden zerreißt, einfach dadurch, daß man die Nummer mit dem Zerreißgewicht multipliziert. Dieser Länge hat man den Namen Reißlänge gegeben und sie als Maß der absoluten Festigkeit des faserigen Materials angenommen. Bei gleicher Dichtigkeit verhalten sich daher die Festigkeiten direkt wie die Reißlängen. Wegen der hierdurch herbeigeführten Bequemlichkeit hat man die Reißlänge als Festigkeitsmaß bei Geweben, Papier und ähnlichen Stoffen eingeführt. Zugleich ist man in der Lage, mit Hilfe dieser Beziehung und entsprechender Prüfungsapparate selbst die Festigkeit der feinsten vegetabilischen und animalischen Organe zu untersuchen und in Vergleich zu setzen. Vgl. Dammer, Lexikon der Verfälschungen 2c. (Leipz. 1887).

Materialsteuer, im allgemeinen jede nach der Menge der verarbeiteten Rohstoffe bemessene Aufwandsteuer (s. d.). Sie kommt namentlich bei der Biersteuer (s. d.) und bei der Branntweinsteuer (s. d.) vor.

Materialwaren, in Nord- und Mitteldeutschland alle Waren, welche die Hauptartikel unsrer gewöhnlichen Kleinhandlungen ausmachen (Kolonialwaren, Gewürze, Zucker 2c.). In Süddeutschland nennt man diese Waren häufiger Spezereiwaren und versteht unter M. die Drogen (s. d.) und Farbewaren.

Materĭa medica (lat.), Arzneimittelkunde.

Materĭa peccans (M. morbi, lat.), »der sündigende oder Krankheitsstoff«, s. Ausleerende Methode.

Materiation (lat.), Stoffbildung.

Materie (lat. materia), im allgemeinen gleichbedeutend mit Stoff, also im Gegensatz zur Form zunächst das Sachliche, Gegenständliche, der Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung. In der Philosophie bezeichnet M. in unbestimmterm Sinne das im Raum vorhandene, sicht- u. tastbare Reale überhaupt (also »materiell« soviel wie körperlich), dann bestimmter die beharrende Grundlage (das substantielle Substrat) der Körperwelt im Gegensatz zu den wechselnden sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen. Im Begriff der M. sind also zwei Grundbestimmungen enthalten, daß sie unvergänglich ist und zugleich den zureichenden Realgrund der Gesamtheit aller äußern Erscheinungen bildet. So finden wir schon bei den ionischen Naturphilosophen die Vorstellung einer Grund- oder Urqualität (eines Grund- oder Urstoffs), aus deren wechselnden Modifikationen alle noch so verschiedenen konkreten Stoffarten hervorgehen sollten (nach Thales ist die Feuchtigkeit, nach Anaximenes die Luft die Grundlage der Körperwelt). Während Platon alle Qualitäten als vergänglich betrachtete und einen eigenschafts- und formlosen, aber aller Eigenschaften u. Formen fähigen Urstoff (die »Hyle«) annahm, legte Aristoteles seiner Naturerklärung die Voraussetzung einer Mehrzahl sich in wechselnder Weise verbindender Urqualitäten zu Grunde. Dieser qualitativen Elementenlehre hatten aber schon Leukipp u. Demokrit in ihrem Atomismus (s. d.) eine quantitative entgegengestellt, bei welcher Gestalt und Größe als die alle sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften und Zustände der Körper bedingenden Grundbestimmungen der qualitativen Merkmale und Unterschiede ganz entbehrenden, also überall gleichartigen M. betrachtet und alle Veränderungen der Körperwelt auf die Bewegungen der unveränderlich beharrenden Stoffteilchen (Atome) zurückgeführt werden. Auf dem Boden dieser von der neuern Naturphilosophie im wesentlichen angenommenen Anschauung hat sich in derselben ein Gegensatz zwischen Kontinuitäts- und atomistischen Hypothesen geltend gemacht. Erstere nehmen an, daß die M. den Raum vollständig ausfüllt, letztere, daß zwischen den einzelnen Stoffteilchen leere Zwischenräume vorhanden sind, wobei diese Teilchen entweder als ausgedehnt (Korpuskeln) oder als streng punktförmig (absolute Atome) gedacht werden können. Hierzu kommt dann noch weiter der Unterschied der kinetischen (mechanischen) und der dynamischen Auffassung der M. Nach jener sind die Stoffteilchen völlig indifferent gegen die Bewegung, welche ihnen von außen (durch Stoß) mitgeteilt werden muß; nach dieser besitzen sie bewegende (anziehende oder abstoßende)

Kräfte. So vertritt z. B. Descartes den Standpunkt der kinetischen, Kant den der dynamischen Kontinuitätshypothese, Hobbes den des kinetischen, Boscovich den des dynamischen Atomismus. Wird endlich mit den physischen Eigenschaften der M. (zum Zwecke der Erklärung des psychischen Lebens) noch die Empfindungsfähigkeit verbunden gedacht, so entsteht der hylozoistische Begriff derselben (vgl. Hylozoismus). Von den philosophischen Annahmen über das Wesen der M. ist auch die neuere Naturwissenschaft vielfach beeinflußt worden. Vor allem betrachtet auch sie die sinnlichen Qualitäten (Farbe, Geruch rc.) als nicht zum Wesen der M. gehörige, sondern in der Konstitution des wahrnehmenden Subjekts begründete (sekundäre) Bestimmungen. Als das wesentlichste Merkmal des Stoffes gilt ihr die Masse (bez. das Gewicht), weil diese allein bei allen Naturprozessen unvermehrt und unvermindert bleibt und somit dem logischen Postulat der Konstanz der M. entspricht; im übrigen wird sie bei ihren hypothetischen Annahmen über die Eigenschaften des Substrats der Erscheinungen weniger durch die abstrakten Forderungen des Denkens als durch das Bedürfnis der Erklärung der Erfahrungsthatsachen geleitet, und daher ist der naturwissenschaftliche Begriff der M. nicht feststehend, sondern in beständiger Umbildung begriffen. So hat die Chemie zwar längst die atomistische Hypothese als für ihre Zwecke sehr brauchbar angenommen, betrachtet aber die Atome nicht als qualitativ gleichartig, sondern als verschiedenartig, weil sie anders die Verschiedenheit der Stoffe (bis jetzt) nicht zu erklären vermag. Auch die Physik sieht sich aus demselben Grunde gezwungen, zweierlei M., die ponderabele M. und den Äther, vorauszusetzen; zugleich herrscht in derselben ein noch unausgeglichener Streit zwischen der kinetischen und der dynamischen Auffassung der M. rc. Ganz in den Bereich der transcendenten (außer jeder Beziehung zur Erfahrung stehenden) Spekulation fällt die Frage nach dem metaphysischen Wesen der M.: ob dieselbe, im Sinne des Dualismus und Materialismus, eine unbedingte Realität besitzt, oder ob sie im Sinne des Nihilismus ein reines »Nichts«, oder in dem des Spiritualismus und Idealismus bloßes »Phänomen des Geistes« (»verworrene Vorstellung«: Leibniz), oder in dem des Kritizismus »Erscheinung« eines oder mehrerer der Beschaffenheit nach unbekannter »Dinge an sich« ist.

Die unter den heutigen Physikern und Chemikern verbreitetste Anschauung über die Konstitution der M., wie sie sich aus den atomistischen Theorien von Laplace, Ampère, Poisson, Cauchy, Redtenbacher rc. vermöge der neuesten Fortschritte der Chemie und Physik entwickelt hat, läßt sich etwa in folgender Weise zusammenfassen. Die M. besteht aus sehr kleinen, physisch nicht weiter teilbaren Teilchen oder Atomen; jedes Atom ist unveränderlich an Masse, Volumen und Gestalt; es gibt so viele verschiedene Arten von Atomen, als es chemische Elemente gibt. Die Atome ziehen sich gegenseitig an, bei größerm Abstand nach dem umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung (Gravitation), bei sehr kleinem Abstand in viel größerm Verhältnis; die letztere Anziehungskraft ist nur in unmeßbar kleiner Entfernung thätig, für größere Entfernungen wird sie unmerklich. Durch diese Anziehungskraft, welche chemische Anziehung oder Affinität genannt wird, werden die Atome zu gesetzmäßig aufgebauten Atomgruppen oder Molekülen verbunden, wogegen letztere durch die zwischen ihnen wirksame Anziehung (Kohäsion) zu einem Körper vereinigt werden. Bei physikalischen Vorgängen bleibt das Molekül unversehrt, während chemische Wirkungen in den Bau desselben verändernd eingreifen. Außer der M. muß zur Erklärung der Naturerscheinungen noch eine von ihr völlig verschiedene, den unendlichen Weltraum sowie die Zwischenräume zwischen den materiellen Atomen erfüllende Zwischensubstanz, der Äther, als Träger der elektrischen und Lichterscheinungen angenommen werden, dessen durchaus gleichartige Atome sich gegenseitig abstoßen, von den materiellen Atomen aber angezogen werden. Vermöge dieser letztern Anziehung umgibt sich jedes materielle Atom und Molekül mit einer zu ihm gehörigen Ätherhülle. Durch das Zusammenwirken der anziehenden und abstoßenden »Molekularkräfte« der M. und des Äthers wird in einem Körper, dessen Moleküle um weniger als den Durchmesser der »Wirkungssphäre« voneinander abstehen, jedem Molekül eine bestimmte Gleichgewichtslage vorgeschrieben, die es zu behaupten und nach jeder Störung wieder einzunehmen strebt. In diesem Zustand heißt der Körper fest. Die Moleküle eines festen Körpers sowie die Atome innerhalb seiner Moleküle würden jedoch nur dann in ihren Gleichgewichtslagen in Ruhe sein, wenn seine Temperatur diejenige des absoluten Nullpunktes (s. Wärme) wäre. Bei jeder höhern Temperatur befinden sie sich in schwingender Bewegung um ihre Gleichgewichtslagen, welche wir als Wärme empfinden. Bei der Erwärmung wird die Energie der Schwingungen erhöht und zugleich der mittlere Abstand der Moleküle vergrößert; wird der letztere dem Durchmesser der Wirkungssphäre gleich, so lassen sich die Moleküle mit Leichtigkeit gegeneinander verschieben, und der Körper ist in den flüssigen Zustand übergegangen. Bei noch höherer Erwärmung treten die Moleküle aus ihrem gegenseitigen Wirkungsbereich völlig heraus u. durcheilen selbständig den dargebotenen Raum: der Körper hat alsdann den gasförmigen Zustand angenommen. — In der Pathologie bezeichnete man früher den Eiter in Wunden, Geschwüren rc. als M.

Materie, strahlende, s. Geißlersche Röhre.

Materiell (franz.), stofflich, körperlich; auf den Stoff bezüglich (im Gegensatz zur Form); sachlich, inhaltlich; auch grobsinnlich, genußsüchtig.

Materieren (v. lat. materia), eitern; in der frühern Handwerkssprache soviel wie das Meisterstück machen; daher Materierer, der das Meisterstück machte; Materienmeister, die Meister einer Innung, welche bei der Verfertigung eines Meisterstücks zugegen sein mußten; Materienessen, der bei dieser Gelegenheit übliche Schmaus; Materiengeld, das anstatt dieses Schmauses zu entrichtende Geld.

Mater Matuta, altital. Göttin, s. Matuta.

Matérn (lat.), mütterlich.

Matérna (lat.), das mütterliche Erbteil.

Matérna, Amalie, Bühnensängerin, geb. 10. Juli 1845 zu St. Georgen in Steiermark als die Tochter eines Schullehrers, begann ihre Laufbahn als Soubrette in Graz, wo sie sich 1865 mit dem Schauspieler Friedrich verheiratete, ging mit diesem nach Wien, erhielt hier eine Stellung am Carltheater, bereitete sich unter Leitung von Proch und Esser zugleich für das tragische Fach vor und kam 1869 an die Hofoper, wo sie als Selika in Meyerbeers »Afrikanerin« mit großem Erfolg debütierte und in der Folge, namentlich durch ihre Darstellung des Fidelio,

zum Liebling des Publikums wurde. Den Höhepunkt erreichte die Künstlerin durch ihre hochdramatische, geistvolle Wiedergabe der Brünnhildepartie in Wagners »Ring des Nibelungen« bei den Bayreuther Festspielen 1876 sowie als Kundry im »Parsifal« 1882. Vom Kaiser von Österreich ist sie zur Kammersängerin ernannt worden.

Maternität (lat.), Mütterlichkeit; Maternitätsprinzip, der Grundsatz, daß die Erhaltung eines unehelichen Kindes der Mutter obliege.

Matese, Montagna del, Gebirgsstock im neapolitan. Apennin, zieht sich von NW. nach SO. an der Grenze der Provinzen Caserta und Campobasso hin, ist waldreich und erreicht im Monte Miletto 2050 m. Südlich von letzterm der Matesesee (1007 m ü. M.).

Mátészalka (spr. mátēßálka), Markt im ungar. Komitat Szatmár, an der Bahnlinie Nyiregyháza-M., mit Bezirksgericht und (1890) 4589 magyar. (meist reformierten) Einwohnern.

Matfre Ermengau, provenzalischer Dichter, war Rechtsgelehrter und trat bei den Franziskanern ein. Er arbeitete seit 1288 an einem moralisierenden Lehrgedicht, »Lo Breviari d'amor«, das unvollendet blieb, jedoch in zahlreichen Handschriften verbreitet wurde (Ausgabe von Azaïs, Béziers 1860—81, 2 Bde.). Der Dichter citiert zahlreiche Stellen aus den Troubadouren.

Matham, Jakob, niederländ. Kupferstecher, geb. 15. Okt. 1571 in Haarlem, gest. daselbst 20. Jan. 1631, war Stiefsohn und Schüler des H. Goltzius, wurde 1600 in die Malergilde aufgenommen und war 1605 ihr Dekan (Obmann). Er hat eine große Zahl von Blättern, teils nach eignen Zeichnungen, zum größern Teil nach italienischen, deutschen und niederländischen Meistern, gestochen, welche zwar unter manierierter Formenbehandlung leiden, aber durch die elegante und zarte Führung des Grabstichels auf die Entwickelung der kupferstecherischen Technik von großem Einfluß gewesen sind.

Mathematik (oft auch Mathese, v. griech. mathema, »Wissenschaft«), zunächst die Wissenschaft von den Eigenschaften der Größen, welche ihnen zukommen, nur insofern sie Größen sind, wie Zählbarkeit, Teilbarkeit, die Art und Weise ihrer Verknüpfungen zu neuen Größen (Rechenoperationen, geometrische Konstruktionen 2c.). Dann aber auch die Kunst, alle sonstigen Eigenschaften (Qualitäten) der Gegenstände unsers Bewußtseins in reine Größeneigenschaften (Quantitäten) umzusetzen, z. B. Lichterscheinungen in Schwingungszahlen, Zufall in einen Bruchteil der Gewißheit. Die M. bewirkt die Auflösung von Qualität in Quantität dadurch, daß sie eine bestimmte Vorstellung der betreffenden Klasse festhält und mit dieser, dem Maße, alle übrigen der Klasse vergleicht, d. h. also in Maß und Zahl auflöst (vgl. Helmholtz, Zählen und Messen, in den »Philosophischen Aufsätzen. Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum gewidmet«, Leipz. 1887). Da die Schöpfung der Maße sich auf immer neue Klassen von Vorstellungen erstreckt (vgl. Größe), so wächst die Anwendbarkeit der M. unaufhaltsam. Die M. ist also Größenlehre und Meßkunst, oder auch: reine und angewandte M. Da erstere von allem sonstigen Inhalt der betrachteten Größen absieht, so gibt es streng genommen keine andre reine M. als die Lehre von den Anzahlen, d. h. die gewöhnliche Arithmetik (Rechenkunst, Buchstabenrechnung) und die höhere (Zahlentheorie, Formenlehre). Denn die Geometrie, die Lehre von den Raumgrößen, benutzt unausgesetzt Qualitäten des Raumes, welche durch die Anschauung, bez. Erfahrung gegeben werden; die sonstigen Zweige der reinen M., Algebra, Infinitesimalrechnung, Funktionentheorie, reine Bewegungslehre (Kinematik, Phoronometrie), brauchen alle, ganz von Raumanschauungen abgesehen, den Begriff der »stetig veränderlichen Größe«, und dieser enthält unerklärte Eigenschaften der Zeitanschauung, bez. Bewegungsvorstellungen. Die reine M. wird meist gespalten in Geometrie, Arithmetik, reine Mechanik. Kant, von dem eine Philosophie der M. erst datiert, und nach ihm Schopenhauer definieren die Geometrie als Wissenschaft des Raumes, die Arithmetik als die der Zeit und die Bewegungslehre als die der Verbindung von Raum und Zeit. Diese Erklärung der Arithmetik, welche noch jüngst Preyer in der Festschrift für Helmholtz aufnahm, ist schon 1832 von Weiße widerlegt (vgl. Seydel in der »Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie«, Bd. 7); sie wird heute von den Mathematikern einstimmig abgelehnt, es hat überhaupt nur Rowan Hamilton, der Erfinder der Quaternionen (1837), versucht, die Sätze der Arithmetik auf Zeitanschauung zu gründen. Was Kant zu seiner Definition veranlaßte, s. bei »Zahl«. Eine Definition der M. und darauf gegründete systematische Einteilung versuchte 1891 Papperitz (im »Jahresbericht der Deutschen Mathematikervereinigung«, Bd. 1, Berl. 1892; vgl. auch A. Wernicke, Die Grundlage der Euklidischen Geometrie des Maßes, Braunschw. 1887). In der Praxis hält man sich meist an eine empirische Einteilung, wie sie z. B. das »Jahrbuch über die Fortschritte der M.« gibt. Die reine M. hat das Eigenartige, daß sie ihre Sätze nicht nur logisch ableitet, sondern auch die Wahrheit derselben durch Erzeugung der Begriffe in der Anschauung, d. h. durch Konstruktion, prüft, und zwar handelt es sich bei der Arithmetik um innere Anschauung, bei der Geometrie um äußere. Die Sätze der M. erhalten dadurch den Schein einer solchen Sicherheit, daß man sprichwörtlich von mathematischer Gewißheit, oder Strenge, oder Wahrheit, oder Beweisführung redet, als von einer völlig einwandsfreien, und die M. vorzugsweise als exakte Wissenschaft bezeichnet. Ja, Kant sagt geradezu, eine Wissenschaft ist nur insoweit Wissenschaft, als sie der M. zugänglich ist. Freilich hat gerade Kant das Vertrauen, welches alle seine Vorgänger von Descartes an in die M. setzten, als könne sie die Welt verstehen lehren, für immer zerstört, er hat gezeigt, daß die M. nur für die formale Richtigkeit der Folgen haftet, welche sie aus den Voraussetzungen ableitet, auf diese selbst aber ohne jeden Einfluß bleibt. Gibt es doch nichts Dunkleres und Umstritteneres, als die Grundlagen der M. selbst. Genau genommen hat mathematische Gewißheit nur die elementare M., welche zum Unterschied von der höhern den Grenzbegriff (s. d.) »unendlich« nicht merklich benutzt; ja jene Strenge beschränkt sich auf die M. der Griechen, besonders auf die Elemente des Euklid, die bis zum 18. Jahrh. eine solche Geltung hatten, daß der Professor der Mathematik oft als Professor des Euklid bezeichnet wurde. Die höhere M. war anfangs ganz ohne Strenge, die Gesetze der endlichen Größen wurden ohne jede Prüfung auf die unendlichen übertragen, erst mit Bolzano und Gauß beginnt die kritische Periode, welche in Weierstraß ihren bedeutendsten Vertreter hat. Die angewandte M. erstreckt sich so ziem-

lich auf alles, der theoretische Teil fast aller Wissenschaften, Künste und Techniken wird mehr und mehr mathematisch. Besonders vorgeschritten ist die Mathematisierung der Mechanik und damit zugleich der Astronomie und der gesamten theoretischen Physik, in der Entstehung begriffen ist die mathematische Chemie, Physiologie und Psychologie. Überhaupt haben die Naturwissenschaften die Probleme geliefert, an denen sich die höhere M. entwickelt hat, wie die M. die Probleme für die Philosophie liefert. Klügel (»Mathematisches Wörterbuch«, Bd. 3) teilt die angewandte M. in die physische und in die technische. Zur letztern zählt er die praktische (kaufmännische, juristische, politische) Arithmetik, die praktische Geometrie oder Feldmeßkunst, Maschinenlehre, Hochbaukunst, Wege-, Wasser- und Bergbaukunst, Kriegswissenschaft und Nautik. Man müßte heute mindestens als dritte Klasse die soziale M. hinzufügen (Wahrscheinlichkeitsrechnung, Versicherungswesen, Statistik, Nationalökonomie, Logikkalkül 2c.).

[Geschichte.] Aus den handwerksmäßigen Kenntnissen ägyptischer und babylonischer Baumeister und Feldmesser erwuchs im 5. Jahrh. v. Chr. die M. bei den Griechen in der Schule des Pythagoras durch Verbindung von Anschauung und Logik zur Wissenschaft. Über die Kenntnisse der Ägypter etwa um 2000 v. Chr. belehrt uns das Buch des Ahmes, der sogen. »Papyrus Rhind« (übersetzt von Eisenlohr); der jüngst zu Achmîm gefundene wichtige Papyrus in griechischer Sprache (Baillet in den »Mémoires publiés par les membres de la Mission archéologique française«, Bd. 9; M. Cantor in der »Zeitschrift für M. und Physik«, 1893) zeigt, daß sich ihre Bruchrechnung in 3000 Jahren nicht merklich änderte. Die Griechen entwickelten besonders die Geometrie. Die Sage nennt Thales den ersten Konstrukteur, schreibt dem Pythagoras den großen, nach ihm benannten Satz zu, die Entdeckung der Primzahlen, des Begriffs der Irrationalen, der regulären Körper 2c. Die eigentliche Geschichte beginnt mit Platon: Irrationalzahl, analytische Methode, Delisches Problem (vgl. Bretschneider, Die Geometrie und die Geometer vor Euklides, Leipz. 1870). Die griechische M. hat ihre Blüte im 3. Jahrh. v. Chr. unter Eukleides, dem Verfasser der weltberühmten Elemente (stoicheia), Archimedes, der Kegel, Kugel, Cylinder maß, die Hebelgesetze und das nach ihm genannte Prinzip der Hydrodynamik entdeckte, Apollonius von Pergä (Kegelschnitte). Aus der nächstfolgenden Zeit: Eratosthenes (Sieb der Primzahlen, Gradmessung), Heron von Alexandria (Dreiecksinhalt berechnet aus den drei Seiten, Feldmeßkunst, praktische Mechanik), später die großen Astronomen Hipparch und Ptolemäos, die Begründer der Trigonometrie, besonders aber Proclus (Kommentator des Eukleides) und Pappus (Kollektaneen), welchen beiden man wichtige historische Notizen verdankt. Als Arithmetiker: Eukleides, bez. Eudoxus, von dem das fünfte Buch der Elemente, die Proportionslehre, herrühren soll, Nikomachos von Gerasa, als Algebraiker Diophant, der vielleicht schon von den Indern beeinflußt ist (vgl. Nesselmann, Die Algebra der Griechen, Berl. 1842). Gering war das Interesse der Römer für reine M., größer für angewandte, wie Baukunst (Vitruv) und Feldmessung (Frontinus; vgl. M. Cantor, Die römischen Agrimensoren, Leipz. 1876). Die Griechen, speziell die Züge Alexanders, beeinflußten die Inder, für Rechenkunst das begabteste Volk der Erde, die Erfinder der Algebra, der Null der negativen Zahlen, unsers Zahlensystems, der Funktion sinus 2c. Hervorzuheben sind: Aryabhatta (geb. 476 n. Chr.), Brahmagupta (geb. 598, der bedeutendste), Bhâskara Acarya (geb. 1114). Griechische und indische M. übernahmen die Araber, von deren äußerst zahlreichen Gelehrten nur genannt werden mögen: Alchwarizmi (Algebra), Albattâni (Trigonometrie, Kotangente), Abul Wafa (Geometrie, Tangente), Albiruni (geometrische Reihe, Trigonometrie). Selbständig förderten die Araber besonders die Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Im 12. Jahrh. verbreitete sich, auch durch Vermittelung jüdischer Gelehrten, wie Abraham Ibn Esra, Elia Mizrachi, Maimonides, das Wissen der Araber in Europa, wo die Klostergelehrten (Alcuin, Beda, Gerbert) bis dahin aus dürftigen römischen Quellen schöpften. Um 1200 schrieb Leonardo Pisano (Fibonacci) »Liber Abaci«, wodurch das indische (sog. arabische) Zahlensystem sich unter den italienischen Kaufleuten verbreitete; 1222 gab Jordanus Nemorarius, Großmeister der Kapuziner, ein Deutscher, die Anfänge der Buchstabenrechnung, 1350 der Franzose Oresme die Potenzen mit gebrochenen Exponenten, Anfänge der Koordinatengeometrie. Aus der eigentlichen Renaissance sind zu nennen: die Deutschen Regiomontan (Trigonometrie), Michael Stifel (Algebra), Albrecht Dürer (Perspektive); von den Franzosen: Chuquet (Algebra), Ramus (Geschichte, Philosophie), Vieta (Buchstabenrechnung); die Italiener Paciuolo, Leonardo da Vinci, sowie Tartaglia, Cardano, Scipione Ferro, Ferrari, welche die Gleichungen 3. und 4. Grades auflösten. Das 17. Jahrh., das sogen. saeculum mathematicum, bringt die Erfindung der Logarithmen durch Jost Bürgi, Napier und Briggs; Galilei, Kepler, Cavalieri, Roberval, Fermat entwickelten die Infinitesimalrechnung und Mechanik, Fermat die Zahlentheorie und mit Pascal die Wahrscheinlichkeitsrechnung, dieser mit Desargues die projektivische Geometrie, Fermat und Descartes (»La géométrie«, 1637) die analytische Geometrie, Huygens Undulationstheorie, Kreisberechnung, Wallis Algebra, Mercator und Newton die unendlichen Potenzreihen. Am Schluß des Jahrhunderts prägen Newton und Leibniz die Infinitesimalmethoden zur Differentialrechnung aus. Das 18. Jahrh. war vorzugsweise dem Gebrauch dieses neuen Mittels gewidmet, mit dem die Bernoullis, Euler, Maclaurin, Taylor, Moivre, d'Alembert, Lagrange, Legendre, Lambert 2c. auf allen Gebieten der Analysis und ihrer Anwendungen die glänzendsten Resultate errangen. Die alte Geometrie trat zurück, doch hatte sie in Stewart und Maclaurin hervorragende Vertreter; Lambert und Monge begründeten dann die darstellende Geometrie oder Perspektive, von Monge ging der große Aufschwung der Geometrie im 19. Jahrh. aus, in dem Poncelet, Steiner, v. Staudt, Reye 2c. die projektivische Geometrie, Chasles, Schubert 2c. die abzählende Geometrie ausbilden. Das 19. Jahrh. ist durch das Bestreben gekennzeichnet, die Resultate des 18. zu sichern, zu verknüpfen und Methoden zu entwickeln, welche zugleich streng und allgemein sind. Von Anfang bis in die Mitte des Jahrhunderts, alle Vorgänger weit überragend, wirkte Gauß, der »princeps matheseos«, von dem alle Zweige der M. Vertiefung und neue Gedanken bekamen, neben ihm Bolzano als Philosoph der M.; Jacobi und Abel schufen die Theorie der Elliptischen und Abelschen Funktionen, Cauchy und Jacobi die Determinanten, Dirichlet wandte die Integralrechnung auf Zahlentheorie an, Kummer

führte die idealen Primzahlen ein, Möbius, Plücker, Kummer gaben der analytischen Geometrie neuen Aufschwung, Kummer und Plücker zeigten den Nutzen von Modellen. Die durch Boole, Cayley, Aronhold begründete Invariantentheorie vereinte zuletzt synthetische, analytische Geometrie, Algebra. Riemann und Weierstraß entwickelten die von Cauchy begründete allgemeine Funktionentheorie weiter und gaben die allgemeine Theorie der Abelschen Funktionen; Galois, Abel, Kronecker sind die Meister der Algebra, die mit der Gruppen- und Substitutionentheorie ebenfalls in die Invariantentheorie einmündet. Dedekind und G. Cantor untersuchten und verallgemeinerten den Zahlbegriff. Lobatschewsky, Bolyai, H. Graßmann, Riemann, Helmholtz schufen eine neue Geometrie, die vom Parallelenaxiom absieht, und dehnten die Geometrie auf Räume von n-Dimensionen aus. Die Geschichte der M. hatte in Chasles, R. Wolf, Friedlein, Tannery, Suter, Hankel, S. Günther, Treutlein, Eneström, Buoncompagni, Loria, F. Müller, Zeuthen etc., besonders aber in M. Cantor ihre Vertreter. Als neuester Zweig ist noch der Logikkalkül und als dessen Hauptvertreter Ernst Schröder zu nennen.

[Litteratur.] D'Alembert, Condorcet, Lalande, Dictionnaire des sciences mathématiques et astronomiques (Par. 1784—92, noch immer sehr wichtig); Klügel (Mollweide, Grunert), Mathematisches Wörterbuch (1803—36, 7 Bde.; Fortsetzung von G. Jahn, als »Wörterbuch der angewandten M.«, Leipz. 1845—46, 2 Bde.); Hoffmann und Natani, Mathematisches Wörterbuch (Berl. 1861—1867, 7 Bde.); Schlömilch, Reidt und Heger, Handbuch der M. (Bresl. 1879—81, 2 Bde.), sowie die trefflichen, unter dem Sammelnamen Lacroix gehenden französischen Lehrbücher. Bibliographie: Sohncke, Bibliotheca mathematica (Leipz. 1854); Erlecke, Bibliotheca mathematica (Lond. 1872); Eneström, Bibliotheca mathematica, Bd. 1—3 in den »Acta mathematica«, Bd. 4, 7 u. 9, Stockh. 1884—86; neue Folge als periodische Schrift, Bd. 1—7, das. 1887—93); »Jahrbuch über die Fortschritte der M.« (Bd. 1—23, Berl. 1871—94; jetzt hrsg. von Lampe), unentbehrlich für die neueste Litteratur; Cantor in der »Zeitschrift für M. und Physik«; Carr, A synopsis of elementary results in pure mathematics (Lond. 1886); Hagen, Synopsis der höhern M. (Berl. 1891—94, 2 Bde.). Geschichte: Montucla, Histoire des mathématiques (Par. 1797—1802, 4 Bde.); Christian Wolff, Mathematisches Lexikon (Leipz. 1716); Suter, Geschichte der mathematischen Wissenschaften (Zürich 1873—75, 2 Bde.); Hankel, Zur Geschichte der M. im Altertum und Mittelalter (Leipz. 1874); Gerhardt, Geschichte der M. in Deutschland (Münch. 1877); Günther, Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften (Leipz. 1876); R. Wolf, Geschichte der Astronomie (Münch. 1877); Derselbe, Handbuch der Astronomie (Zürich 1890—93, 2 Bde.); Tannery, Pour l'histoire de la science hellène (Par. 1887); Felix Müller, Zeittafeln zur Geschichte der M. etc. bis zum Jahre 1500 (Leipz. 1892); Cajori, A history of mathematics (New York 1894); Zeuthen, Vorlesungen über die Geschichte der M. (deutsch von Fischer-Benzon, Kopenh. 1895). Das Hauptwerk ist zur Zeit: M. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der M. (Leipz. 1880—95, 3 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl. 1894). Zeitschriften: »Journal für die reine und angewandte M.« (1826 von Crelle begründet, von Borchardt, dann von Kronecker fortgesetzt, jetzt von Fuchs redigiert, Berl.); »Archiv für M. und Physik« (begründet von Grunert, Greifsw. 1841 ff.; fortgesetzt von Hoppe, jetzt Leipz.); »Zeitschrift für M. und Physik« (hrsg. von Schlömilch, das., seit 1856); »Mathematische Annalen« (begründet von Clebsch u. Neumann, das. 1869; jetzt hrsg. von F. Klein, Mayer, Dyck); »Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung« (Berl., seit 1892) u. a.; Ausland: »Acta mathematica« (seit 1883 hrsg. von Mittag-Leffler, Stockholm); »Nouvelles Annales de Mathematiques etc.« (Terquem, Gérono, Prouhet; Fortsetzung der »Annales« von Gérono, Par. 1810—31); »Journal de Mathématiques pures et appliquées« (seit 1837 hrsg. von Liouville, jetzt Jordan); »Journal de l'École Polytechnique« (Par., seit 1794); »Bulletin des Sciences Mathématiques« (das., seit 1870; Darboux, Hoüel, Chasles); »Cambridge Mathematical Journal« (Fortsetzung: »Quarterly Journal of pure and applied Mathematics«, Lond., seit 1857, hrsg. von Sylvester, Ferrers, Caylay, Hermite); »American Journal of M.« (Sylvester, Peirce, Newcomb; Baltimore, seit 1876); »Annali di Matematica pura ed applicata« (Mail., seit 1867 hrsg. von Brioschi und Cremona); »Mathematisk Tidsskrift« (Kopenh., seit 1859 hrsg. von Zeuthen); »Matematizeske Sbornik« (Moskau 1876 ff.).

Mathematiker-Vereinigung, deutsche, bezweckt die Förderung der Mathematik durch persönlichen Verkehr auf jährlichen Versammlungen, in der Regel im Anschluß an die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Auf Anregung G. Cantors hat sich die M. 1890 zu Bremen konstituiert; Schriftführer war bei Beginn W. Dyck. Die Vorträge werden veröffentlicht im »Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung« (bisher 3 Bde.). Die M. veranlaßt ausführliche Referate über die Entwickelung einzelner Teile des Faches. Außerdem hat die M. (W. Dyck) 1893 in München die bisher einzige mathematische Ausstellung, eine Sammlung mathematischer Modelle, Apparate und Instrumente, ins Leben gerufen. Die M. zählt gegen 300 Mitglieder, meist deutsche Hochschulmathematiker. Weitere Veröffentlichungen sind: der Katalog der erwähnten Ausstellung, von W. Dyck (Münch. 1892—93), und das »Verzeichnis der seit 1850 an den deutschen Universitäten erschienenen Doktor-Dissertationen und Habilitationsschriften aus der reinen und angewandten Mathematik« (das. 1892).

Mathematische Geographie, der Teil der allgemeinen Erdkunde, dessen Endzweck es ist, die Lage eines mit dem Erdkörper fest verbundenen Punktes gegen ein im Raume angenommenes Achsensystem eindeutig zu bestimmen, also die Auflösung des allgemeinsten Ortsbestimmungsproblems. Diese Disziplin zerfällt wieder in drei unter sich koordinierte Einzelprobleme: 1) die Bestimmung der Gestalt und Größe des Erdkörpers; 2) die eindeutige Bestimmung der Lage eines Punktes des Erdkörpers in Bezug auf die als Erdoberfläche definierte geometrische Fläche; 3) die Bestimmung des momentanen Ortes der Erde im Weltenraum. Von diesen drei Unterabteilungen steht die erste mit der Geodäsie, die beiden letzten mit der Astronomie in enger Verbindung, jedoch nur insoweit, als sie die Grundlagen und Entwickelungen derselben speziell auf der Erde anwenden. Überhaupt wird der Begriff der mathematischen Geographie nicht immer gleichmäßig definiert, und es existieren verschiedene Grenz-

gebiete zwischen der mathematischen und physikalischen Geographie, die eine Auseinanderhaltung beider Disziplinen kaum ermöglichen, wie z. B. die Lotstörungen, die durch die Anziehung der über der Erdoberfläche hervorragenden Massen hervorgebracht werden. Die m. G. ist der älteste Teil der allgemeinen Erdkunde, *Ptolemäos* kannte nur Ortsbestimmung und Kartenzeichnung als Aufgaben der Geographie, und diese Ansicht behielt auch bis zum 17. Jahrh. Geltung; erst *Varenius* behandelte in seinen »Geographia generalis« (1664) sowohl die mathematische als die physikalische Geographie. Die Dreiteilung der Erdkunde wurde erst im 18. Jahrh. angebahnt und von *Kästner* (1781) zuerst in der jetzt geltenden Weise eingeführt. Im laufenden Jahrhundert wurde dann die m. G., die auch vorübergehend als *astronomische Geographie* bezeichnet wurde, als selbständiger Teil der allgemeinen Erdkunde behandelt und weiter entwickelt. Was die *Gestalt und Größe* der Erde betrifft, so läßt die bloße sinnliche Wahrnehmung die Erde als flache Scheibe erkennen, welche längs ihrer Peripherie mit dem Himmelsgewölbe, das als eine gedrückte Kugel erscheint, zusammenhängt; wechselt man jedoch den Standpunkt, so erkennt man bald, daß die Erdoberfläche gekrümmt ist, und planmäßige Wanderungen ließen erkennen, daß die Krümmung überall gleichförmig sei, daß also die Erde eine im Raume frei schwebende Kugel sei, wie es zuerst *Pythagoras* annahm. Als man begann, an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche Strecken von gleichem Bogenmaß auszumessen und Bestimmungen der Länge von Sekundenpendeln auszuführen, ergab sich, daß die Krümmung der Oberfläche nicht ganz gleichmäßig sei und ein Rotationsellipsoid der Erdoberfläche am besten entspreche. Die neuesten genauesten Messungen haben jedoch gezeigt, daß die Erdoberfläche überhaupt nicht als eine exakte geometrische Fläche aufzufassen ist, und es ist die Aufgabe der Geodäsie, die Abweichungen der wahren Erdgestalt oder der an ihrer Stelle eingeführten Niveaufläche, des Geoids, von dem Rotationsellipsoid zu bestimmen (vgl. Erde und Gradmessungen). Der zweite Teil der mathematischen Geographie umfaßt die eindeutige Bestimmung der Lage eines dem Erdkörper angehörigen Punktes gegen ein mit der Erde fest verbundenes Koordinatensystem, also die *geographische Ortsbestimmung*, diese ist aber ausgeführt, wenn die geographische Länge und Breite des betreffenden Punktes sowie seine Entfernung vom Erdmittelpunkt bekannt ist. Über die Methoden der Bestimmung dieser Größen vgl. Länge, Polhöhe und Höhenmessung. Da die Erde im Raume nicht feststeht, sondern um eine eigne Achse rotiert und sich um die Sonne in einer Ellipse bewegt, die wieder durch Gravitationsstörungen von seiten andrer Planeten periodische Änderungen erleidet, so sind auch noch diese Bewegungen zu betrachten, um das allgemeinste Ortsbestimmungsproblem eines Punktes der Erde zu lösen, und diese Untersuchung bildet die Aufgabe des dritten Teiles der mathematischen Geographie. Es sind darin außer der Bahn- und Rotationsbewegung der Erde auch die Veränderungen zu betrachten, welche die Lage der Rotationsachse der Erde durch Präzession, Nutation und andre noch unbekannte Ursachen, welche die in neuester Zeit beobachteten Polhöhenänderungen hervorrufen, erfährt; s. Erde, Präzession, Nutation und Polhöhe. Vgl. J. C. E. *Schmidt*, Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie (Götting. 1829—30, 2 Bde.); *Studer*, Anfangsgründe der mathematischen Geographie (2. Ausg., Bern 1842); *Günther*, Handbuch der mathematischen Geographie (Stuttg. 1890); Derselbe, Erdkunde und Mathematik in ihren gegenseitigen Beziehungen (Münch. 1887); *Klein*, Katechismus der mathematischen Geographie (Leipz. 1894).

Mathematische Hoffnung, s. Hoffnung, mathematische.

Mathematische Zeichen, die in der Mathematik üblichen Zeichen und Abkürzungen. Eigentlich ist in der Algebra jeder Buchstabe ein Zeichen für alle möglichen Zahlen, in der Geometrie jede Figur ein Zeichen für alle möglichen Figuren derselben Art, die ganze Mathematik ist nichts als eine Zeichensprache. A. *Operationszeichen*: 1) der Addition +, lies plus, mehr; 2) der Subtraktion —, lies minus, weniger; 3) der Multiplikation $\times$ oder ., lies mal; 4) der Division : oder Strich zwischen Dividendus und Divisor, der Bruchstrich, z. B. $\frac{6}{3}$, lies durch. Die Zeichen + und — finden sich zuerst in Manuskripten Leonardos da Vinci, das + ist aus dem p Paciuolos entstanden, das — vielleicht durch Weglassung des | . Das $\times$ hat zuerst Oughtred im »Clavis mathematica« 1631, den Punkt braucht Leibniz 1694, während er bei Christian v. Wolf nicht vor 1710 vorkommt, ist aber wohl schon bei Harriot (etwa 1600) zu finden. Jetzt ist der Punkt ganz allgemein üblich. Der Bruchstrich stammt von den Westarabern und ist durch Fibonaccis »Liber Abaci« in Italien eingebürgert, die : wurden erst von Leibniz eingeführt. 5) Potenzierung a^2, a^3, a^n lies: a zur zweiten, dritten, n ten Potenz oder a hoch 2, 3, n, seit 1634 (s. Potenz). 6) Logarithmisierung: log a, lga, neuestens la der (Zehner) Logarithmus von a, la der natürliche, num log a (numerus logarithmi a) die Zahl, deren Logarithmus gleich a ist. 7) Infinitesimalrechnung: Zeichen der Differentiierung ist das vorgesetzte d also dx das Differential oder die Differentialänderung von x, Zeichen der Integration ein verlängertes S (Summe): $\int$, beide von Leibniz 1675 eingeführt. Das ∂ für partielle Differentiation ist von Jacobi 1842 eingeführt. Die Bezeichnung $\psi'(x)$ für die Ableitung $d\psi(x)$; dx kommt bei Lagrange zuerst vor in der »Nouvelle méthode« 1770 und wurde durch die »Théorie des fonctions« allgemein. 8) Radizierung: Zeichen $\sqrt{\ }$ (Wurzel) zuerst in der »Coss« Rudolffs v. Jauer 1525, $\sqrt{a}$ $\sqrt[3]{a}$ $\sqrt[n]{a}$: Quadratwurzel, Kubik- oder 3. Wurzel, nte Wurzel aus a. B. *Beziehungszeichen*: 1) das Gleichheitszeichen =, von Recorde 1552 eingeführt, da »keine zwei Dinge gleicher sein können als ein Paar paralleler gleichlanger Linien«. Bei Proportionen brauchen die Engländer fast immer und wir jetzt häufig statt des = das Zeichen :. Die Ungleichheitszeichen > größer, < kleiner, rühren von Harriot 1600, $a \gtreqless b$, a größer, gleich oder kleiner als b, ferner: $a \neq b$, a ungleich b, von Christoffel her. Im Logikkalkül ist $a \subset b$, lies a ist im b enthalten, also Unterordnungszeichen; umgekehrt: $\supset$ Überordnungszeichen, z. B. Metall $\supset$ Gold, heißt Metall ist dem Gold übergeordnet, Ernst Schröder 1890. Die Klammer { } oder ( ) oder [ ] Zeichen der Zusammenfassung der von der Klammer umschlossenen Größen zu einer einzigen: zuerst bei Girard 1629, bei Vieta findet sich ein darüber gezogner Strich, der auch jetzt noch benutzt wird, insbesondere in Verbindung mit dem $\sqrt{\ }$, z. B. $\sqrt{\overline{a+b+c}}$. Hierher gehören auch die *Vorzeichen*

+ und — für positive und negative Zahlen. C. Funktionszeichen: 1) Allgemeine. Die ersten entnahm Leibniz aus der Astronomie, wie ☽ ♀ ꝛc., $\varphi(x)$ benutzte zuerst 1718 Jacob Bernoulli, dann Clairaut 1733; $\varphi(x)$, f(x) gelesen: Funktion von x, dagegen $y_0 = f(x_0)$ soll heißen y_0 ist der Wert, den die Funktion annimmt, wenn man in ihr den Variabeln x den Wert x_0 gibt, bei Euler auch φ, F, Ψ, ψ, ꝛc. 2) Besondere Funktionszeichen sind äußerst zahlreich, am wichtigsten sind die für die trigonometrischen Funktionen: sin x (nicht mehr sin. x) oder sn x; cos x, cs x; tang x meist tg x; cot x, ct x; sec x; cosec x; sin. ver. x; cos. ver. x für Sinus, Kosinus, Tangens, Kotangens, Sekans, Kosekans, Sinusversus, Kosinusversus von x; arc sin u, arc tg u ꝛc. (arcus sinus, tangens u) der Bogen im Kreis mit dem Radius 1, dessen Sinus oder Tangens gleich u ist ꝛc., daneben etwa noch die sogen. ϑ- oder Θ-Funktionen (s. Elliptische Funktionen). D. Abkürzungen: Für »unendlich groß« ∞; dies Zeichen, von Cardan als Gleichheitszeichen benutzt, wurde von Wallis 1655 (»Arithmetica infinitorum«) eingeführt; π, pi, für die Ludolfsche Zahl benutzte zuerst Euler 1737; e = 2,71828 (s. Exponentialfunktion); $i = \sqrt{-1}$ findet sich bei Gauß in den »Disquisitiones«, brevitatis causa; lim für limes, Grenzwert, z. B.

$$e = \lim_{n=\infty} \left(1 + \frac{1}{n}\right)^n$$

für: e ist der Grenzwert, den $\left(1 + \frac{1}{n}\right)$ annimmt, wenn n unendlich wird; |a| für absoluter Betrag oder Modul der (komplexen) Zahl a, von Weierstraß eingeführt. n! für 1.2.3..n, wofür jetzt wieder oft $\Pi(n)$ gesagt wird, n_k oder $\binom{n}{k}$ gelesen: n tief k (Abel) od. n über k (Nachlaß Eulers) für $\frac{n(n-1)\ldots(n-[k-1])}{1..2\ldots\ldots k}$, der Zähler dieses Bruches wird zweckmäßig mit [n|k] gelesen: n neben k bezeichnet.

Mathematische Bezeichnungen. In der Geometrie werden, sicher seit Hipparch, 440 v. Chr., die Punkte mit (großen) Buchstaben bezeichnet; AB ist die Strecke von A bis B; $\overrightarrow{AB}$ der Strahl von A in der Richtung nach B; $\overleftrightarrow{AB}$ die Gerade, von der AB eine Strecke ist, $\angle$ ABC oder $\measuredangle$ ABC oder $\widehat{ABC}$ der Winkel, dessen Scheitel B ist und dessen Schenkel durch A und C gehen, $\widehat{AB}$ Bogen von A nach B. Der Parallelismus wird durch zwei senkrechte parallele Striche bezeichnet $\|$; die Ähnlichkeit durch $\sim$ (liegendes s von similis, Leibniz), Kongruenz durch $\cong$ (gleich und ähnlich, von Leibniz, aber bei ihm nur in der Form $\simeq$). Seit Steiner werden Strecken und Gerade abgekürzt mit einem kleinen lateinischen Buchstaben bezeichnet, seit Reye Ebenen mit kleinen griechischen. Für die Schule ist die Bezeichnung acceptiert, welche in der Planimetrie Holleben u. Gerwien (»Geometrische Analysis«, Bd. 2, Berl. 1831–32) eingeführt haben, für Trigonometrie ist Euler maßgebend geworden, der die Seite, z. B. AB mit c, Winkel ABC mit *B*, ACB mit *C* bezeichnet, man hält sich meist an Lieber und v. Lühmann, Trigonometrische Aufgaben (3. Aufl., Berl. 1889). In der Arithmetik sagt man jetzt unter Rückkehr zur Methode der Inder statt —3, —7 ꝛc. 3′, 7′ ꝛc. Buchstaben für Zahlen, bez. zur Bezeichnung unbekannter Größen kommen schon bei Aristoteles vor, in umfassender Weise bei Jordanus, bis dann Vieta die Buchstabenrechnung fertig stellte. Die jetzt, sowie die Zahl der Größen sich häuft, übliche Indexbezeichnung, $a_1, a_2 \ldots a_k$ oder $x_1\, x_2 \ldots x_k$ statt a, b, c ꝛc. und x, y, z ꝛc. rührt von Leibniz her, aus derselben Zeit stammt das so ungemein bequeme Summenzeichen, also statt $u_1 + u_2 + \ldots u_k + \ldots u_n$ einfach $\sum_{k=0}^{n} u_k$, und ähnlich später das Produktzeichen $\prod^{n} u_k$ für $u_1 . u_2 \ldots u_x \ldots u_n$. Die Unbekannte in einer Gleichung wird so ausnahmslos mit x bezeichnet, daß x und »unbekannt« fast gleichbedeutend geworden. Zuerst hat Descartes x für die Unbekannte gebraucht, 1637 in »La géométrie«, x hat anfangs keinen Vorzug vor y und z gehabt; Descartes hat diese Buchstaben gewählt, weil er (und er zuerst) die Konstanten mit a, b, c.. bezeichnet, also im Gegensatz zum Bekannten, und zwar hat er anfangs konsequenterweise z bevorzugt.

Mathēsis (griech.), soviel wie Mathematik (s. d.).

Mathesius, Johann, luther. Theolog, geb. 24. Juni 1504 zu Rochlitz in Sachsen, gest. 7. Okt. 1565 in Joachimsthal, bezog die Universität Ingolstadt und setzte seine Studien seit 1529 in Wittenberg fort, wurde 1530 Lehrer in Altenburg, 1532 Rektor zu Joachimsthal in Böhmen, war 1540–42 Luthers Tischgenosse in Wittenberg und ging dann als Bergwerksprediger nach Joachimsthal. Unter seinen zahlreichen Schriften homiletischen, katechetischen, poetischen Inhalts ist am berühmtesten das in 17 Predigten behandelte »Leben Luthers« (1566; Berl. 1883, auch in Reclams Universalbibliothek). Vgl. Loesche, Johannes M. (Gotha 1894–95, 2 Bde.); Amelung, M. Joh. M. (Gütersl. 1894).

Mathēus Parisiensis (der Grund dieses Beinamens ist unbekannt), engl. Geschichtschreiber, geb. kurz vor 1200, gest. 1259, seit 1217 Benediktinermönch in St. Albans in England, stand zu König Heinrich III., König Hakon von Norwegen und andern hochgestellten Personen in nahen Beziehungen und hatte dadurch Gelegenheit, treffliche Nachrichten und wichtige Aktenstücke zu erhalten. Sein Hauptwerk: »Chronica majora«, zerfällt in zwei Teile: der erste bis 1235 ist den »Flores historiarum« des Roger von Wendower entnommen; der zweite 1235–59 ist M.' eigne Arbeit. Außerdem schrieb er: »Historia Anglorum« (1066–1253), eine Geschichte der Äbte von St. Albans u. a. M. stand in dem Kampfe Kaiser Friedrichs II. mit dem päpstlichen Stuhl anfangs auf seiten des erstern; seine Nachrichten über Europa außer England sind zwar nicht immer zuverlässig, aber doch sehr wertvoll, namentlich über die letzten Kämpfe der Staufer; seine Urteile sind scharf und mitunter ungerecht. Beste Ausgaben der Chronik von Wats (Lond. 1684), Luard (das. 1874–83, 7 Bde.); Liebermann in den »Monumenta Germaniae historica, Scriptores«, Bd. 28; franz. Übersetzung von Huillard-Bréholles (Par. 1840–41, 9 Bde.); deutscher Auszug von Grandaur und Wattenbach (Leipz. 1890); Ausgabe der »Historia Anglorum« von Madden (Lond. 1867–69, 3 Bde.).

Mathew (spr. mättjū), Theobald, bekannter Mäßigkeitsapostel Irlands, geb. 10. Okt. 1790 zu Thomastown in Irland, gest. 6. Dez. 1856 in Queenstown, ward 1814 in Dublin zum Priester geweiht und wirkte seit 1833 durch Gründung von Mäßigkeitsvereinen (s. d.), die 1842: 5 Mill. Mitglieder zählten, sowie als Reiseprediger in Irland und Großbritannien mit großem Erfolg gegen die Trunksucht. Infolge seiner vielen Reisen geriet er mit der Zeit in bedeutende Schulden und kam schließlich ins Gefängnis, aus dem er durch die Freigebigkeit seiner Freunde be-

freit wurde. Darauf (1845) wandte er sich nach Nordamerika und 1852 mit fünf andern Priestern nach Kalkutta, um auch dort für seine Sache zu wirken, ohne jedoch Erfolge zu erzielen. Vgl. Maguire, Father M. (neue Ausg., Lond. 1882; Auszug 1890).

Mathews (spr. mättjūs), 1) Charles, engl. Komiker, geb. 28. Jan. 1776 in London, gest. 28. Juni 1835 in Plymouth, betrat 1792 in Richmond zuerst die Bühne und spielte seit 1803 in London auf dem Haymarket- und 1804—1809 auf dem Drurylane-Theater mit außerordentlichem Beifall. 1822 und 1834 machte er Kunstreisen nach Amerika. Er erwarb sich die Gunst des Publikums besonders durch eine eigne Art Vorstellungen, bei denen er allein auftrat (s. At home). Seine Frau gab nach seinem Tode die »Memoirs of Charles M.« (Lond. 1838, 4 Bde.; neue Ausg. 1862) heraus.

2) Charles James, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 26. Dez. 1803, gest. 24. Juni 1878 in Manchester, war erst Architekt, schlug aber 1835 die theatralische Laufbahn ein und heiratete 1838 Mad. Vestris, die Direktrice des Olympictheaters, welches er bald in Aufschwung brachte. Im Verein mit seiner Frau hatte er auch in Amerika glänzenden Erfolg. Bei einer zweiten Anwesenheit daselbst heiratete er, nachdem seine Frau 1857 gestorben, 1858 die Schauspielerin Davenport. 1863 und 1864 spielte er in Paris im Variétéstheater mit großem Beifall und glänzte in London wie in der Provinz gleich seinem Vater in sogen. At home-Vorstellungen. M. schrieb auch viele kleine Lustspiele und Possen sowie 1833 ein Drama: »My wife's mother«, das sehr gefiel. 1870 traten beide Gatten eine Reise um die Welt an, von der sie nach zwei Jahren nach England zurückkehrten. Vgl. Dickens, Life of Charles James M. (1879, 2 Bde.).

Mathieu (spr. matjö), Adolphe, belg. Schriftsteller und Dichter, geb. 22. Juni 1804 in Mons, gest. 13. Juni 1876 in Ixelles bei Brüssel, studierte in Löwen und Gent die Rechte, zog sich durch eine Ode auf den Tod seines Großonkels Lesage-Senault, Mitglied des Konvents und des Rates der Fünfhundert, 1824 eine Verurteilung zu, die ihn aber mit Einem Schlage berühmt machte. Die Revolution von 1830 regte seine Muse kräftig an, so in: »Le réveil de la Liberté«, »La France et la Belgique«, »Epître au prince Léopold« u. a. Danach vergeudete er in politischen Kämpfen sein schönes Talent und machte sich durch seine leidenschaftliche Polemik viele Feinde. 1840 erhielt er eine Stelle als Kustos an der öffentlichen Bibliothek zu Mons, die er aber 1845 wieder verlor. 1849 wurde er Hilfsprofessor an der Universität Lüttich, 1850 Mitglied der Brüsseler Akademie, 1864 Oberbibliothekar an der königlichen Bibliothek, 1872 Kustos der Handschriften. Als Dichter hat M. sich in fast allen Gattungen der Poesie mit Glück versucht. Gegen den übertriebenen Romantizismus wandte er sich in: »Encore un conte, à Van Hasselt«. In ausgezeichneten Versen hat er seine Vaterstadt besungen: »Poésies de clocher« (Brüss. 1827—46, Mons 1846); »Roland de Lattre« (2. Aufl. 1840); »Adieu vous dis, à Ch. Potvin« (1852); »Mons et Bruxelles« (1852) ꝛc. Ferner schrieb er: »Passe-temps poétiques ou Juvenilia« (Mons 1830, Brüss. 1823—24); »Olla podrida« (1828—39); »Givre et gelées« (1846—52); »Encore un à-peu-près des Epîtres d'Horace« (1855); »Senilia« (1852—56); »Heures de grâces« (1851—62); »Souvenirs« (1866); »Rognures« (1863—1871); »Reliquiae« (1875). Auch lieferte er Übersetzungen aus Horaz, Properz, Gallus ꝛc. Von seinen dramatischen Dichtungen nennen wir: »Deux mariages pour un« (1836); »Roland de Lattre« (1851); »D'Aubigné« (1854). Auch schrieb er: »Biographie montoise« (Mons 1848); »Mons, histoire monumentale; Sainte-Waudru« u. a.

Mathilde (»gewaltige Kämpferin«, latinisiert Mathildis), deutscher Frauenname. Merkwürdig sind: 1) Heilige, Tochter des sächs. Grafen Dietrich, eines Nachkommen Widukinds, vermählte sich 909 mit Herzog Heinrich von Sachsen, dem nachmaligen König von Deutschland, dem sie drei Söhne, den Kaiser Otto d. Gr., Heinrich von Bayern und Bruno, Erzbischof von Köln, gebar, zeichnete sich namentlich als Wohlthäterin der Armen und Gründerin von Klöstern aus und starb in dem von ihr zu Quedlinburg gegründeten Kloster 14. März 968. Ihre Enkelin Mathilde (geb. 955, gest. 999), Tochter Ottos I., Reichsregentin unter Otto III., 997—999, war die erste Äbtissin dieses Klosters. Die Königin M. ward später kanonisiert; ihr Gedächtnistag ist der 14. März. Ein Mönch des Klosters Nordhausen beschrieb ihr Leben (»Vita Mahthildis antiquior«, in Pertz' »Monumenta«, Bd. 10, von dem es noch eine spätere ausführlichere Bearbeitung gibt; ebenda, Bd. 4).

2) Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich V., Tochter Heinrichs I. von England, geb. 1102, gest. 10. Sept. 1167 in Rouen, wurde 1114 mit Heinrich V. vermählt, kehrte nach dem kinderlosen Tode ihres Gemahls 1125 nach England zurück, wurde zur Thronerbin erklärt und vermählte sich zum zweitenmal 1127 mit Gottfried von Plantagenet, Grafen von Anjou, dem sie Heinrich Plantagenet, den spätern englischen König Heinrich II., gebar. Da aber M. beim Tode ihres Vaters (1135) in Frankreich war, bemächtigte sich ein Neffe des verstorbenen Königs, Graf Stephan von Blois, des englischen Throns. M. versuchte 1139 eine Landung in England, wurde aber von Stephan gefangen und nach Bristol geführt. Der Haft entflohen, ließ sie durch ihren natürlichen Bruder ein Heer sammeln, schlug Stephan 1141 bei Chester und nahm ihn gefangen. Ihre Härte entfremdete ihr aber das Volk; sie ward von der Partei Stephans 1142 bei Winchester geschlagen und sah sich genötigt, ihren Gemahl, der in Gefangenschaft geraten war, gegen Stephan auszuwechseln. Von letzterm hierauf in Oxford belagert, entsagte sie der Krone und begab sich 1148 nach der Normandie.

3) Markgräfin von Tuscien, die bekannte Freundin Gregors VII., geb. 1046, gest. 24. Juli 1115, war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius von Tuscien und der Beatrix von Lothringen. Sie ging zwar mit Gottfried dem Buckligen, einem Sohn erster Ehe ihres Stiefvaters, des Herzogs Gottfried von Lothringen, eine Ehe ein, doch trennte sie sich schon nach wenigen Jahren 1071 von diesem und lebte von da an stets in ihren italienischen Besitzungen. Den ihr allgemein gegebenen Namen der großen Gräfin verdankt sie ebenso ihrer Macht wie ihren glänzenden Geistesgaben und ihrer hohen Bildung. Sie beherrschte die Markgrafschaft Tuscien, die Grafschaften Brescia, Modena, Reggio, Mantua, Ferrara und besaß in diesen Gebieten sowie in andern Landschaften Ober- und Mittelitaliens sehr ausgedehnte und reiche Güter, die teils Reichslehen, teils Allodien waren. Mit wärmster Verehrung schloß sie sich an den Papst Gregor VII. an, was schon der Mitwelt Anlaß zu Verdächtigun-

gen gab, die aber ungegründet waren, und setzte alle ihre Kräfte daran, dessen hierarchische Herrschaftspläne verwirklichen zu helfen. 1077 gewährte sie dem Papst auf ihrem Schloß Canossa eine Zuflucht und stand auch während des zweiten Zuges Heinrichs IV. nach Italien treu zu ihm, wofür Heinrich sie 1081 ächtete. Nach Gregors Tode (1085) hielt sie zu Victor III. und Urban II., ging sogar im Interesse der Kirche 1089 mit Welf, dem 17jährigen Sohn des gleichnamigen Herzogs von Bayern, eine Scheinehe ein und leistete Heinrich, der 1090 zum drittenmal über die Alpen zog, hartnäckigen und erfolgreichen Widerstand. Schon bei Lebzeiten Gregors VII. hatte M. ihr gesamtes Eigentum der römischen Kirche geschenkt und diese Schenkung 1102 wiederholt, doch in der Weise, daß Rom damit nur ein Obereigentumsrecht erhielt, M. aber den Besitz und mit demselben auch ein freies Verfügungsrecht über ihre Güter unter Lebenden und für den Todesfall behielt. Von diesem scheint sie 1111 zu gunsten Heinrichs V. Gebrauch gemacht zu haben; nach ihrem Tode aber entstand zwischen Papsttum und Kaisertum ein heftiger, sich lange hinziehender Streit um die Mathildische Erbschaft. Vgl. Fiorentini, Memorie della gran contessa M. (2. Aufl., Luca 1756, 2 Bde.); Pannenborg, Studien zur Geschichte der Herzogin M. (Götting. 1872); Tosti, La contessa Matilde e i romani pontefici (neue Ausg., Rom 1886); Overmann, Gräfin M. von Tuscien; ihre Besitzungen, Geschichte ihres Guts (Innsbr. 1895).

Mathildenbad, s. Wimpfen.

Mathis, Ludwig Emil, preuß. Staatsmann, geb. 31. Mai 1797 in Berlin, gest. daselbst 17. Nov. 1874, widmete sich dem Studium der Rechte, trat bei den Berliner Gerichten in den Staatsjustizdienst und ward 1829 Kammergerichtsrat. 1835—38 war er preußischer Kommissar bei der aus Anlaß des Frankfurter Aprilaufstandes (1833) niedergesetzten Bundeszentralbehörde in Frankfurt und wurde 1838 zum vortragenden Rat im Ministerium des Innern ernannt und 1842 in den Staatsrat berufen, wo er bis 1844 Mitglied des Oberzensurgerichts war und sodann die Abteilung der höhern Polizei- und der Preßangelegenheiten erhielt. 1846 ward er Direktor im Ministerium des Innern. Obwohl liberalen Reformen nicht abgeneigt, trat er doch im Sommer 1848 mit Wartegeld zurück. Anfangs hielt er sich hierauf zur Kreuzzeitungspartei; bald aber führte die deutsche Frage einen Bruch herbei, und M. schloß sich dem Patriotischen Verein zu Berlin an, welcher die Durchführung der konstitutionellen Monarchie sich zum Ziel setzte. Als Vorsitzender desselben entfaltete er durch öffentliche Rede u. in der Presse eine erfolgreiche Thätigkeit und veröffentlichte im Herbst 1849 die Flugschrift »Preußens deutsche Politik«. Im Dezember 1849 ward er nach Frankfurt gesandt, um bei der provisorischen Bundeszentralkommission die Referate über die Departements des Innern und der Justiz zu übernehmen; im Juni 1850 trat er als preußischer Bevollmächtigter in die freien Konferenzen zur Beratung der deutschen Verfassungsangelegenheiten, ward aber schon im August wieder abberufen. Seit 1850 Mitglied der neugebildeten Ersten Kammer, gründete er 1851 mit Bethmann-Hollweg u. a. die Fraktion, welche die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und die Aufrechthaltung der preußischen Verfassung zu ihrem Programm machte. Organ der Fraktion ward das »Preußische Wochenblatt«, an dem M. einer der thätigsten Mitarbeiter war. 1852 in das Abgeordnetenhaus gewählt, zeigte er sich bis 1858 als einen der unermüdlichsten Gegner des Ministeriums. Nur in der Frage der Ehegesetzgebung trennte er sich infolge seiner strengern kirchlichen Richtung von der Mehrzahl der liberalen Partei. 1859 und 1860 ward er zum Vizepräsidenten gewählt. Indes die weitern Ereignisse, der beginnende Konflikt über die Militärfrage drängten M. mehr und mehr in den Hintergrund. Bei den Neuwahlen 1861 wurde er nicht wieder gewählt, und als er 1865—72 als Präsident des Oberkirchenrats an der Spitze der Landeskirche stand, machte sich sein streng orthodoxer Standpunkt in schroffen Edikten gegen den religiösen Liberalismus geltend.

Mathura, Stadt in Britisch-Indien, s. Mattra.

Mathurinen (Mathurins), soviel wie Trinitarier.

Mathy, Karl, bad. Staatsmann, geb. 17. März 1807 in Mannheim, gest. 3. Febr. 1868 in Karlsruhe, studierte 1824—27 in Heidelberg die Rechte u. Staatswissenschaften, erhielt 1829 eine Anstellung im Finanzfach, beteiligte sich aber schon in den 30er Jahren an den politischen Kämpfen in seinem Vaterland, namentlich als Redakteur vom »Zeitgeist«, und verlor infolgedessen 1834 seine Stelle. Mit einer Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe bedroht, siedelte er 1835 nach der Schweiz über, wo er sich erst an Mazzinis Zeitung »La jeune Suisse« beteiligte und 1838 die Lehrerstelle zu Grenchen im Kanton Solothurn erhielt. 1840 kehrte er nach Karlsruhe zurück, redigierte die »Landtagszeitung« und ward 1842 in die Kammer gewählt, wo er bei seiner bedeutenden Rednergabe einer der hervorragendsten Führer der Opposition wurde und als Mitglied der Budgetkommission eine bedeutende Thätigkeit entwickelte. Schon damals verteidigte er die Freiheit der Presse und des Verkehrs als der mächtigsten Hebel gesunder Entwickelung. 1847 veranlaßte er die Gründung der »Deutschen Zeitung« und errichtete mit Bassermann ein Verlagsgeschäft. 1848 trat er den revolutionären Umtrieben im Seekreis mit Energie entgegen und ward darauf ins Ministerium berufen. Im Vorparlament (1848) gehörte er zu den gemäßigten Mitgliedern. Zum Mitglied des Frankfurter Parlaments gewählt, wurde er nach der Einsetzung der Zentralgewalt Unterstaatssekretär im Reichsministerium der Finanzen, schloß sich der Politik Gagerns im Kabinett wie im Parlament an und schied mit demselben aus dem Ministerium, 20. Mai 1849 auch aus dem Parlament. Im Erfurter Unionsparlament, wohin er in Schlesien als Abgeordneter für das Volkshaus gewählt worden war, unterstützte er die Unionspolitik. Seiner Stelle als Minister in Baden enthoben, siedelte er 1855 nach Berlin über, um Hansemann in der Leitung der Diskontogesellschaft zu unterstützen. 1858 ward er Direktor der Bank zu Gotha, 1859 der Deutschen Kreditanstalt zu Leipzig; 1862 trat er in den badischen Staatsdienst zurück und übernahm die Leitung der Hofdomänenkammer und im Januar 1864 den Vorsitz im Handelsministerium. In dieser Stellung wendete er namentlich dem Eisenbahn- und Bankwesen seine Thätigkeit zu. In der deutschen Frage war er entschiedener Vertreter des bundesstaatlichen Programms und nahm daher, als Baden im Sommer 1866 sich auf die Seite Österreichs und seiner mittelstaatlichen Verbündeten gestellt hatte, 30. Juni seine Entlassung. Nach dem Ende des Krieges ward M. 27. Juli zum Vorsitzenden in dem neugebildeten Kabinett, in dem er die Leitung der Finanzen und des Handels übernahm, ernannt und arbeitete eifrig und mit Erfolg

daran, Badens Vereinigung mit dem Norddeutschen Bund vorzubereiten und es bis dahin militärisch ebenbürtig zu machen. Vgl. G. Freytag, Karl M. Ein Lebensbild (2. Aufl., Leipz. 1872).

Matiah, el, Ort im Distrikt und in der Provinz (Mudirieh) Siut in Oberägypten, am linken Nilufer, südlich von Siut, mit (1882) 6261 Einw.

Matiānus Lacus (Matianischer See), antiker Name des heutigen flachen Salzsees von Urmia in Persien (s. Urmiasee), hergeleitet von dessen (vielleicht türkischen) Anwohnern, den Matiani, deren Name schon im spätern Altertum aus der Geschichte verschwindet.

Matica (serb., spr. mátiza, tschech. matice, poln. macierz, lausitzer-wend. maćica, von dem slaw. mati [Mutter] abgeleitetes Wort, »Mutterfonds«), Bezeichnung der slawischen Vereine in Österreich zur Unterstützung litterarischer Thätigkeit, zur Verbreitung nützlicher Schriften und überhaupt zur Förderung nationaler Interessen. Die älteste M. ist die serbische, welche 1826 in Pest gegründet und 1864 nach Neusatz verlegt wurde. Außerdem entstanden dann eine tschechische in Prag (1830), eine kroatische in Agram (1842), eine oberlausitzer-wendische in Bautzen (1847), eine kleinrussische in Lemberg (1848), eine mährische in Brünn (1853), eine dalmatinische in Zara (1862), eine slowakische in Turocz St. Marton (1863), eine slowenische in Laibach (1864), eine polnische in Lemberg (1880) und eine niederlausitzer-wendische in Kottbus (1880).

Matico, s. Piper.

Matinée (frz., »Morgenzeit«), eine Morgenunterhaltung, besonders musikalische; eleganter (Frauen-) Morgenrock.

Matisco, s. Mâcon.

Matjeshering (vom holländ. maatje, Junge; »Jungfernhering«), s. Hering.

Matkowsky, Adalbert, Schauspieler, geb. 6. Dez. 1858 in Königsberg, wurde schon mit 19 Jahren für das Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber an das Dresdener Hoftheater engagiert, in dessen Verband er bis 1886 blieb, wo er an das Hamburger Stadttheater übersiedelte. 1889 wurde er für das königliche Schauspielhaus in Berlin gewonnen, wo er als Held, Liebhaber und Charakterdarsteller im jugendlichen Fache thätig ist. M. ist ein völlig modernes Talent; aber er weiß den modernen Realismus mit romantischem Schwung und poetischem Feuer zu verbinden und erzielt dadurch Wirkungen, die an Emil Devrient und Hendrichs erinnern. Seine Hauptrollen sind: Don Karlos, Don Cesar in der »Braut von Messina«, Romeo, Karl Moor, Mortimer, Arnold von Melchthal, Max Piccolomini, Faust, Tasso, M. A. von Rochow in Wildenbruchs Schauspiel »Der neue Herr«, Sigismund in »Leben ein Traum«, Othello, Fiesko, Armin in Kleists »Hermannsschlacht«, Siegfried in Hebbels »Nibelungen«, Jason in Grillparzers Trilogie »Das goldene Vlies« u. a. Im modernen Sittenschauspiel hat er sich ebenfalls vielfach bewährt. Auch hat er zwei Sammlungen von Reiseskizzen und Erlebnissen unter den Titeln »Exotisches« und »Eigenes, Fremdes« (Berl. 1895) herausgegeben.

Matlock Bath, Badeort in Derbyshire (England), in zerrissener Kalksteinkluft reizend gelegen, mit vielbesuchten Mineralquellen (20°) und (1891) 1846 Einw. Marmor und Flußspat werden zu Vasen ꝛc. verarbeitet. 1,5 km nördlich davon die Stadt Matlock (5285 Einw.), wozu weiter nach N. der meist aus Wasserheilanstalten und Logierhäusern bestehende Ort Matlock Bank und die unterhalb gelegene Eisenbahnstation Matlock Bridge gehören. Im Flecken Cromford (1052 Einw.), 1,5 km südlich, eine 1771 von Arkwright (s. d.) gegründete Spinnerei.

Mato Grosso (»dichter Wald«), Staat Brasiliens, zwischen 7° 30'—24° 10 südl. Br. und 47° 35'—65° 10' westl. L. v. Gr., grenzt im N. an Amazonas und Pará, im O. an Goyaz, im S. an São Paulo, Parana und den Staat Paraguay, im W. an Bolivia und ist 1,379,651 qkm (25,055,9 QM.) groß. Das Land ist zum größten Teil noch wenig bekannt, doch erscheint die Oberfläche überwiegend als ein Sandsteinplateau von 450 m Meereshöhe von der Form der sogen. Campos, mit Gras, Buschwerk und niedrigem Wald mit verkrüppelten Bäumen (Cerrados) bedeckt, so daß der Staat seinen Namen mit Unrecht führt. Von dem großen zentralen Plateau fließen zahlreiche Flüsse nach N. und S. ab. So an der Ostgrenze der Araguaya und Parana, an der Westgrenze der Guaporé, dann Mamoré und Paraguay; an den Ufern der beiden letzten breiten sich große Sümpfe aus, die Mitte des Landes durchziehen der Tapajoz und der Xingú. Aber trotz dieser und zahlreicher kleinerer Flüsse ist die Bewässerung keine reichliche, da viele derselben in der heißen Jahreszeit austrocknen und die Hochebenen an Wassermangel leiden. Das Klima ist der großen Ausdehnung des Gebiets nach verschieden, doch überall heiß; als mittlere Jahrestemperatur kann man 24° annehmen, doch sinkt das Thermometer unter dem scharfen von Südwesten wehenden Pampero auf 12—14°, steigt aber bei Nordwind weit über 30°. Sehr ungesund sind die Niederungen der Flüsse, die Campos dagegen gesund. Die Pflanzenwelt enthält eine Menge wertvoller Handelsgegenstände, wie Ipekakuanha, Maté, Indigo, Sassaparille, Vanille, doch werden dieselben nur von den wilden Indianern gesammelt, und allein das erste gelangt zur Ausfuhr. Die Tierwelt ist die des übrigen Brasilien; die Campos zeichnen sich aus durch zahlreiche Hirsche, Strauße, Rebhühner, Gürteltiere, auch Jaguare sind nicht selten. Der Mineralreichtum ist ein bedeutender; Gold und Diamanten kommen an vielen Stellen vor, doch beträgt die jährliche Ausbeute nur 80,000 Mk.; Eisen, Kupfer und Salpeter scheinen reichlich vorhanden zu sein, werden aber gar nicht ausgebeutet. Die Bevölkerung betrug 1888: 79,750 Seelen (0,1 auf 1 qkm), meist Farbige und Indianer; 1885 wurden noch 7000 Negersklaven gezählt. Diese leben ebenso wie die Weißen im Süden des Staates, dessen bei weitem größter Teil von Indianern (Kariben, Coroado ꝛc.) bewohnt wird. Hauptbeschäftigung ist Landbau und Rindviehzucht; jährlich führt man 30—40,000 Stück Schlachtvieh nach Paraguay, daneben auch Rinderhäute u. Hörner aus. Dagegen kann der Ackerbau, der nur am obern Guaporé und Paraguay betrieben wird, nicht den Bedürfnissen des Landes genügen. Den Verkehr mit der Außenwelt vermittelt ein Dampfer, der einmal monatlich den Paraguay und São Lourenço bis Cuyaba hinauffährt. Hauptstadt ist Cuyaba (s. d.); früher war es Mato Grosso (Villa Bella), am Guaporé, seit Erschöpfung der Goldgruben, namentlich infolge von Sumpffiebern, in Verfall geraten, mit 1500 Einw.

Matotschkin Schar, Meerenge zwischen dem nördlichen und südlichen Teil von Nowaja Semlja, verbindet die Barentssee mit dem Karischen Meer, indem sie von WNW. nach OSO. zwischen 52° 55' und 56° 52' östl. L. v. Gr. sich hinzieht. Ihr nördlichster Punkt liegt unter 73° 25', ihr südlichster unter 73° 10' nördl. Br. Die Länge von Kap Stolbowoi im

W. bis Kap Wichodnoi im O. beträgt 100 km, die Breite an den Enden 12—13, in der Mitte 4—5 km. Meist in der zweiten Hälfte des Juli eisfrei, am spätesten am Ostende. Der beste Ankerplatz befindet sich am Kap Baranij.

Mátra, bis an die ungar. Tiefebene vorgeschobene imposante Karpathengruppe im Heveser Komitat, westlich von Erlau, zwischen der Zagyva und Tarna, die, 30—35 km breit und 55 km lang, aus vulkanischem Trachytgebirge besteht und im Kékes 1012 m, im Nagy-Galla 953 m und im Saskö (Adlerstein), wo sich ein 57 m tiefer Krater befindet, 910 m erreicht. Am südlichen Abhang der M., der von Buchen und Eichen bewaldet ist, wächst der unter dem Namen *Visontaer* bekannte feurige Rotwein.

Matrah, Hafenstadt in der arab. Landschaft Oman, westlich unweit Maskat, mit 10,000 (mit der Umgebung 40,000) Einw., die sich mit Weben der gesuchten Rock- und Teppichstoffe, Handel und Schiffbau beschäftigen. M. hat größern Handel als Maskat; es führt die Landesprodukte aus, und die Beduinen des Innern kaufen dort ein.

Matralien, röm. Fest, s. Matuta.

Matratzen (franz. matelas, mittellat. matratrium), Polster, die als Unterlage in Betten benutzt und mit Alpengras, Seegras, Agavefasern, Crin végétal, Wollwatte, auch wohl mit Farnkraut, Buchen- und Birkenlaub, Abfall von Fischbein, Waldwolle, sehr feinen Holzhobelspänen, ähnlichen Spänen von Spanischem Rohr, Moos, Heu, Stroh, gekräuselten Kuh- und Schweinshaaren, am besten aber mit Roßhaaren gefüllt werden. Damit die Füllung sich nicht zusammenballe und verschiebe, wird die Matratze mit starkem Zwirn durchnäht. Bei den Sprungfedermatratzen bilden Drahtfedern auf einem Gurtenboden und am besten in einem hölzernen Rahmen den eigentlichen Körper. Auf diesen liegt dann eine Lage Werg oder Roßhaare, die mit Leinwand überzogen ist. Vgl. Bett.

Matrei, 1) (*Deutsch*-M.) Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Innsbruck, 996 m ü. M., an der Sill und der Brennerbahn gelegen, mit fürstlich Auerspergschem Schloß (Trautson) und (1890) 499 Einw. — 2) M., im Iselthal, s. Windisch-Matrei.

Mätresse, s. Maitresse.

Matriarchāt, s. Mutterrecht.

Matricaria, s. Kamille.

Matrikel (lat.), das schriftliche Verzeichnis gewisser Personen oder Einkünfte, z. B. auf Universitäten das Verzeichnis, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (*immatrikuliert*) werden, und das Attest, worin ihnen dies bezeugt wird; dann das Verzeichnis der Eingepfarrten einer Kirche oder der Einkünfte einer Pfarrei (Pfarrmatrikel); Verzeichnis der adligen Familien (Adelsmatrikel). Die ehemalige deutsche *Reichsmatrikel* bestand in dem Verzeichnis aller Stände des Deutschen Reiches und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten, bez. der Truppenkontingente, die zu stellen waren. Die von den Reichsständen gezahlten Matrikularumlagen wurden von denselben auf ihre Unterthanen verteilt. An ihre Stelle trat dann zur Zeit des Deutschen Bundes die *Bundesmatrikel*. Die hiernach von den einzelnen Bundesmitgliedern zu entrichtenden Beiträge wurden *Matrikularbeiträge* genannt. Ebenso heißen auch heute die Beiträge, welche von den einzelnen Bundesstaaten zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben des Deutschen Reiches aufzubringen sind, soweit die letztern nicht durch die etwaigen Überschüsse der Vorjahre sowie durch die Erträgnisse der Zölle, gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und der sonstigen eignen Reichseinnahmen (s. Deutschland, S. 893) gedeckt werden.

Matrikulārbeiträge, s. Matrikel.

Matrimonium (lat.), Ehe; *matrimonial*, die Ehe betreffend, ehelich.

Matrize (v. lat. mater), im allgemeinen jede vertiefte Form, in welche ein erhabener Körper paßt, oder in welcher ein solcher durch Pressen etc. verfertigt werden soll. In der *Galvanoplastik* der erste Kupferniederschlag oder der in Gips, Wachs, Schwefel etc. genommene Abguß; auch der Abschlag in der Papierstereotypie, welcher von einem zu kopierenden Original gemacht wird, und der für die folgenden Niederschläge und Abgüsse als Form benutzt wird.

Matrōna, röm. Name für den Fluß Marne.

Matronalien (lat.), ein von den röm. Matronen und Jungfrauen der Juno zu Ehren (1. März) begangenes Fest, an welchem die Frauen von ihren Männern beschenkt wurden und sie wieder ihre Sklaven bewirteten.

Matrōne (lat.), bei den Römern jede ehrbare verheiratete Frau. Sie genoß die größte Achtung, und sie anzurühren war selbst nicht bei einer gerichtlichen Vorladung gestattet. Ihre Tracht war die lange weiße Stola, der Palla (s. d.) genannte Überwurf und das in sechs schlichte Flechten geteilte, von wollenen Bändern (vittae) durchwundene Haar.

Matronenblume, s. Hesperis.

Matronymica, soviel wie Metronymika.

Matrosen, diejenigen Seeleute, welche alle zur Führung eines Schiffes notwendigen Arbeiten besorgen. Die M. stehen auf Handelsschiffen unter dem Schiffer (Kapitän) und den Steuerleuten, auf Kriegsschiffen unter den Offizieren, Deck- und Unteroffizieren (Maaten) und werden von diesen zu jeder an Bord vorkommenden Arbeit verteilt. In der Marine hat man M. (Gemeine) und Obermatrosen (Gefreite) (s. Marine); die Kauffahrtei unterscheidet drei Abstufungen, und zwar: *vollbefahrene M.*, die durch längeres Zur-See-Fahren allen vorkommenden Arbeiten gewachsen sind und außer dem Splissen, Knoten etc. von Tauwerk noch das Steuern eines Schiffes, das Loten und Segelnähen verstehen müssen (*Vollmatrosen*); *halbbefahrene M.*, auch *Leichtmatrosen* oder *Jungmannen* genannt, die alle Arbeiten bereits verrichten können, aber noch nicht die gehörige Übung in denselben erlangt haben; *unbefahrene M.* oder *Schiffsjungen*, die zum erstenmal in See gehen und die verschiedenen Arbeiten erst erlernen müssen. *Matrosenpressen* nennt man das gewaltsame Aufgreifen von Menschen zum Matrosendienst, das in England beim Kriegszustand viel gebräuchlich war. In neuerer Zeit hat man in den Seehäfen für solche M., welche nicht einer besondern Familie angehören, solange sie ohne Beschäftigung sind, Herbergen und Kosthäuser (*Matrosenasyle, Seemannsasyle*) errichtet, mit welchen zugleich Sparkassen und Mäßigkeitsvereine in Verbindung stehen. Dergleichen Anstalten bestehen besonders in Nordamerika und England. In London errichtete Kapitän Elliot das erste Matrosenasyl (Asylum for seamen), welches 1835 eröffnet wurde und 300 M. faßt. Ein zweites ähnliches Haus, Sailors Home, für Ostindienfahrer, errichtete 1841 in London ein Privatmann. Hull erhielt 1842 ein gleiches, Sailors Institute, und ebenso 1849 Liverpool das großartige Sailors Home. Das

Matrosenasyl zu Amsterdam, Seemannshop (Seemannshoffnung), welches seit 1822 besteht, und das Seemannshaus in Hamburg, gegründet 1858, bieten den abgemusterten Seeleuten Wohnung und Beköstigung und unterstützen alte gebrechliche Seeleute und deren Witwen. In Kiel wurde 1895 durch Prinz Heinrich von Preußen ein Seemannshaus ins Leben gerufen, mit dem Zweck, dem Einfluß entsittlichender Vergnügungen entgegen zu wirken. Im allgemeinen ist der Beruf des M. ein harter und der event. Ersatz durch Versicherungen u. dgl. ein viel zu geringer. Die Humanitätsbestrebungen entsprechen nicht den Opfern, welche der Matrosenstand bringt. Vgl. Wislicenus, Schutz für unsre Seeleute (Leipz. 1894); Dittmer, Katechismus der deutschen Handelsmarine (das. 1892).

Matrosenartillerieabteilung } s. Marine, S. 934.
Matrosendivision }

Matrosenleinen (Bonten, Checks), glatte, blau und weiß gewürfelte, auch gestreifte, leinene, halbleinene oder baumwollene Gewebe, werden besonders in England, Holland, Sachsen, Schlesien und Böhmen hergestellt und meist zu Matrosenkleidung benutzt.

Matrosentaufe, s. Meertaufe.

Matrueles (lat.), Verwandte, besonders Neffen, von mütterlicher Seite, Muttersbrudersöhne.

Matsch (ursprünglich martsch, vom ital. marcio), faul, verdorben, besonders von einem Spieler gebraucht, der das Spiel schimpflich verloren hat (daher m. werden, jemand m. machen).

Matschin (Măcin), Stadt und Festung in der rumän. Dobrudscha, Distrikt Tultscha, am östlichsten Arm der hier vielfach gespaltenen Donau, 15 km östlich von Braila, mit (1889) 3360 Einw. — Hier 6. April 1761 Gefecht zwischen den Russen und der Avantgarde der Türken unter Jussuf Pascha, die gänzlich zersprengt ward.

Matsujama, Hauptstadt der japan. Provinz Ijo auf der Insel Shikoku, durch Eisenbahn mit ihrem 7 km entfernten Hafen Mitsu (5000 Einw.) an der Westküste verbunden, mit (1890) 34,563 Einw. M. war die Residenz eines Daimio, der in einer der größten Burgen des Reiches Hof hielt. Dabei die Thermen von Dogo.

Matsuje, Hauptstadt der japan. Provinz Izumo, im südwestlichen Teil der Insel Nippon, am Westufer des Matsuyemunisees, hat einen obern Gerichtshof, Papierfabrikation, Achatschleiferei und (1890) 35,565 Einw. Dabei die Städtchen Kidzuki und Sada mit weitberühmten Shintotempeln.

Matsukata Masayoshi, Graf, japan. Staatsmann, geb. 1835 in Satsuma als Sohn eines Samurai, war nach den Stürmen des Restaurationskrieges eine Zeitlang Präfekt des Hida-Ken, machte sich 1875 um die Grundsteuerreform verdient, war Präsident der Weltausstellungskommissionen von Paris, Sydney und Melbourne und wurde 1880 Minister des Innern. 1881 übernahm er das Finanzministerium, 1884 wurde er vom Kaiser in den Grafenstand erhoben; 1891 erhielt er neben dem Finanzministerium die Präsidentschaft des Kabinetts, trat aber 1893 zurück.

Matsumoto, Stadt in der japan. Provinz Shinano, im zentralen Teil der Insel Nippon, rechts vom Sai-gawa, mit einem Gerichtshof für die Ken Nagano und Ghifu und (1887) 21,859 Einw.

Matsys, Quintin und Jan, Maler, s. Massys.

Matt, im Schachspiel soviel wie tot, v. arab. mât, wie schachmatt von schâh mât (der König ist tot).

Matta, Mischungen aus Hirsekleie, Gersten-, Palmkern-, auch wohl Maismehl und andern Substanzen, werden als Verfälschungsmittel für Gewürze in besondern Fabriken hergestellt und als Pfeffer-, Piment- und Zimtmatta in den Handel gebracht. Der Nachweis solcher Verfälschungen erfordert sachkundige mikroskopische Untersuchung.

Mattathias (Mattatja), Priester von Modeïn in Palästina, Stammvater der Makkabäer (s. d.).

Mattblech, s. Weißblech.

Mattbrennen, s. Mattieren.

Matte, mit Gras bewachsenes Land, Weideplatz, besonders in den Alpen.

Matteawan, Dorf in der Grafschaft Dutcheß des nordamerikan. Staates New York, am Fishkill Creek, hat Fabriken von Filzwaren, Feilen, Holzbearbeitungsmaschinen, Rasenmähmaschinen u. (1890) 4278 Einw.

Matten, Decken aus biegsamen Pflanzenteilen, besonders aus Kokosfasern, Schilf, Rohr, Binsen, Baumbast, Stroh, Palmblättern ꝛc., die wie Gewebe gewebt werden. Grobe M. dienen zum Verpacken, zum Bedecken von Pflanzen, feinere zum Belegen der Fußböden und Möbel, zu Vorhängen und zum Tapezieren der Wohnzimmer. Einen bedeutenden Industriezweig bildet in Rußland die Fabrikation der Lindenbastmatten (s. Bast). Schilfmatten werden besonders in Ostpreußen geflochten. In Frankreich stellt man Strohmatten von 0,5—1,5 cm Dicke dar, die mit einer Kette von Hanf, Leinwand oder verzinntem Eisendraht auf besondern Webstühlen gewebt und zum Bedecken der Reben, zur schnellen Errichtung von Zelten, Gartenlauben ꝛc. benutzt werden. Statt des Strohs hat man auch Holzdrähte, wie sie in den Zündhölzerfabriken angefertigt werden, benutzt und sie mit einer Kette von Garn verbunden. Diese M. eignen sich besonders zu Vorhängen an Fenstern, da sie das Licht durchlassen und doch die Wärme genügend abhalten; sie werden häufig bemalt und zeichnen sich durch gefälliges Ansehen aus. In Spanien webt man M. aus Binsen und Gräsern (Esparto) und benutzt dieselben besonders zum Auskleiden der Zimmer. Sehr verbreitet sind auch die holländischen Binsenmatten und die indischen Kokosmatten, die sich durch ihre Farben und ihre Flechtarbeit auszeichnen. Neuerdings fabriziert man M. aus verzinktem Eisendraht und Kokosfäden als Drahtfußmatten.

Matten, die bei der Käsebereitung aus der Milch ausgeschiedene Masse.

Matter, Jacques, philosophischer Schriftsteller, geb. 31. März 1791 zu Alteckendorf im Elsaß, gest. 23. Juni 1864 in Straßburg, ward 1832 Generalinspektor der Universität zu Paris und 1845 aller Bibliotheken Frankreichs, 1846 Professor am protestantischen Seminar in Straßburg. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Histoire de l'école d'Alexandrie« (Par. 1820; 2. Aufl. 1840—44, 3 Bde.); »Histoire critique du gnosticisme« (Straßb. 1828; 2. Aufl. 1843—44, 3 Bde.; deutsch, Heilbr. 1833); »De l'influence des mœurs sur les lois et des lois sur les mœurs« (1832, 2. Aufl. 1843; deutsch, Freiburg 1833); »De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne« (1847, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1848, 2 Bde.); »Histoire de la philosophie dans ses rapports avec la religion« (1854); »La philosophie de la religion« (1857, 2 Bde.); »Saint-Martin, le philosophe inconnu« (2. Aufl. 1864); »Emmanuel de Swedenborg« (1863); »Le mysticisme en France au temps de Fénelon« (2. Aufl. 1866) u. a.

Matterhorn (franz. Mont Cervin, ital. Monte Cervino), das Haupt einer der vier mächtigsten Gruppen der Walliser Alpen, eine überaus schlanke, aus Gneis bestehende Felsenpyramide von 4482 m Höhe, die auf der Grenze gegen Italien, westlich vom Monte Rosa, aufragt und die Dent Blanche (4364 m) und das noch höhere Weißhorn (4512 m) zu ebenbürtigen Nachbarn hat. Die Firnlager, welche die höhern Partien decken, nähren einen Fächer von Eisströmen; in das Matterthal hinunter steigt der Zmuttgletscher, in das Turtmanthal der Turtmangletscher, in das Val d'Anniviers der Moming-, Zinal- und Moirygletscher, in das Val d'Hérens der Ferpèclegletscher. Der Paß zwischen Theodulhorn (3472 m) und dem Kleinen M. (3886 m) ist das Matterjoch (3322 m), der höchste unter den gebräuchlichen über Gletscher führenden Alpenübergängen (auch St. Theodulspaß genannt); er verbindet Zermatt, den Hauptort des Walliser Matterthals, mit dem piemontesischen Val Tournanche (Dora Baltea). Die Bergbesteigungen im Gebiet des Matterhorns begann Zeller 1832 mit einem der Vorposten, dem Dreizenten- oder Schwarzhorn; aber erst als Tyndall das Weißhorn bezwungen (1861), begann der Glaube an die Unüberwindlichkeit dieser Felsnadeln zu wanken. Im August 1862 erstiegen die Engländer Kennedy und Wigram die Dent Blanche, 12. Aug. 1863 Hall die Dent d'Hérens, 8. Juli 1864 der Engländer Moore den Bouquetin oder Steinbock, 22. Aug. d. J. Leslie Stephen das Zinal-Rothorn. Am 16. Juni 1865 eroberte Whymper den Grand Cornier, und im Juli 1865 wurden die letzten Nadeln noch erklommen: am 6. das Gabelhorn (Moore), am 14. das Theodulhorn (Abbé Gorret), und an demselben Tage geschah die erste, aber verhängnisvolle Ersteigung des Matterhorns selbst. Sie war das Werk einer englischen Gesellschaft: Whymper, Lord Fr. Douglas, Charles Hudson und Hadow, begleitet von drei Führern. Nachdem die Spitze glücklich erreicht war, verunglückte die Expedition auf dem Rückweg, und nur Whymper nebst zwei Führern entging der Katastrophe, die indessen nicht verhindert hat, daß das M. seither häufig bestiegen wurde. Die Besteigung, welche sowohl von Zermatt als von Breuil (im Val Tournanche) unternommen werden kann, ist neuerdings durch die Anlage von Schutzhütten, im O. beim Hörnli (3298 m) und im S. an der sogen. Krawatte (4122 m) und am Gran Torre (3890 m), sowie durch das Anbringen von Ketten zum Emporklettern erleichtert worden. Vgl. Whymper, Berg- und Gletscherfahrten (deutsch, Braunschw. 1872; 2. Aufl. 1892); Conwell, The Zermatt pocket book (Lond. 1881); Studer, Über Eis und Schnee, Bd. 2 (Bern 1870).

Mattersdorf (Nagy-Márton, spr. nádj-már-), Markt im ungar. Komitat Ödenburg, an der Wiener-Neustadt-Ödenburger Bahnlinie, besteht aus dem christlichen und einem israelit. Ort und hat Weinbau, ein Bezirksgericht und (1890) 3621 meist deutsche (römisch-katholische und israelitische) Einwohner.

Matteucci (spr. matte-úttschi), 1) Carlo, Physiker, geb. 20. Juni 1811 in Forli, gest. 25. Juni 1868, studierte in Bologna und Paris, ward 1832 Professor in Bologna, 1838 in Ravenna, wo er auch eine Fabrik chemischer Produkte leitete, und 1840 in Pisa. Er bearbeitete namentlich galvanische Fragen und lieferte Untersuchungen über die Zitterrochen. Auch magnetische Untersuchungen und Arbeiten über Induktionselektrizität und Telegraphie beschäftigten ihn wiederholt. 1848 wurde er Senator und begleitete die toscanische Armee nach der Lombardei; 1860 übernahm er die Leitung des italienischen Telegraphenwesens und später auch die der meteorologischen Institute. 1862 erhielt er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts im Ministerium Rattazzi, trat aber nach wenigen Monaten wieder zurück, wirkte dann am wissenschaftlichen Institut zu Florenz und ward Vizepräsident des Oberstudienrats. Er schrieb: »Lezioni di fisica« (4. Aufl., Pisa 1851, 2 Bde.); »Lezioni sui fenomeni fisico-chimici dei corpi viventi« (2. Aufl., das. 1846); »Manuale di telegrafia elettrica« (2. Aufl., das. 1851); »Cours spécial sur l'induction, le magnétisme de rotation, etc.« (Par. 1854). Vgl. Bianchi, Carlo M. e l'Italia del suo tempo (Rom 1874).

2) Pellegrino, ital. Afrikareisender, geb. 12. Okt. 1850 in Ravenna, gest. 8. Aug. 1881 in London, ging im Dezember 1878 im Auftrag der Handelsgeographischen Gesellschaft von Italien nach Abessinien und durchreiste das Land bis zur Nordgrenze von Schoa. Nach Italien zurückgekehrt, unternahm er im Frühjahr 1880 mit einem jungen Fürsten Borghese eine neue Reise über Ägypten und Dar Fur nach Wadai. Er schrieb: »La spedizione italiana all'Africa equatoriale« (Bolog. 1875); »In Abissinia« (Mail. 1880).

Matthäus (hebr. Mattai, »Treumann«), einer der zwölf Jünger Jesu, hieß wahrscheinlich auch Levi, war ein Sohn des Alphäus und, ehe er Jesu folgte, Zolleinnehmer am See Genezareth. Nach der Tradition soll er an den entlegensten Orten für die Ausbreitung des Evangeliums gewirkt haben und als Märtyrer gestorben, sein Leichnam aber 954 nach Salerno gebracht worden sein, wo sein Grab gezeigt wird. Sein Attribut ist der Engel (s. Evangelist). Die römische Kirche hat ihm den 21. September, die griechische den 16. November geweiht. Das ihm zugeschriebene Evangelium ruht wahrscheinlich auf einer von M. aramäisch verfaßten Schrift, darin »Reden des Herrn«, Aussprüche, Gleichnisse, Weissagungen Jesu zusammengestellt waren (s. Evangelium).

Mattheson, Johann, Musikschriftsteller und Komponist, geb. 28. Sept. 1681 in Hamburg, gest. daselbst 17. April 1764, war erst am dortigen Theater als Tenorist, Komponist und Dirigent thätig, trat 1705 als Sekretär in die Dienste des großbritannischen Gesandten Joh. v. Wich und verwaltete nach dessen Tode die Legationsgeschäfte. Das 1715 angetretene Amt eines Musikdirektors am Dom zu Hamburg mußte er 1728 wegen Schwerhörigkeit niederlegen; trotzdem komponierte er unermüdlich weiter, versah seine Legationsgeschäfte, schriftstellerte und gab Unterricht und war schließlich gleichzeitig großbritannischer Legationsrat und holsteinischer Kapellmeister. M. war ein feiner und fertiger Klavierspieler, auch als Komponist gewandt, wenngleich ohne Tiefe. Als Schriftsteller zeigte er sich stets schlagfertig, als Kritiker kenntnisreich und scharf und hat persönlich große Verdienste um die Beseitigung mittelalterlicher Überbleibsel aus der musikalischen Theorie u. Praxis. Von seinen zahlreichen Schriften (man gibt ihre Zahl zu 88 an) haben für die Gegenwart noch Wert: »Das neueröffnete Orchester« (1713); »Das beschützte Orchester« (1717); »Das forschende Orchester« (1721); »Große Generalbaßschule« (Hamb. 1731 u. 1751); »Der vollkommene Kapellmeister« (1739); »Critica musica« (1722 u. 1725, 2 Bde.); »Der musikalische Patriot« (1728); »Kleine Generalbaßschule« (1735); »Grundlage einer Ehrenpforte« (1740). Vgl. Meinardus, Joh. M. (Leipz. 1879).

Matthews (spr. mättjus), Henry, engl. Staatsmann, geb. 1826 in Ceylon als Sohn eines dortigen Richters, studierte in Paris und London, wurde 1850 in London Rechtsanwalt und 1868 zum königlichen Rat (Queen's counsel) ernannt. In demselben Jahr wurde er als konservativer Abgeordneter für Dungarvan ins Unterhaus gewählt. Bei den nächsten Wahlen geschlagen, gewann er erst 1886 das Mandat für Birmingham. Dieser Sieg in einem der bisherigen Hauptquartiere des Liberalismus verschaffte M. eine solche Stellung in seiner Partei, daß ihm, obwohl Katholik, von Lord Salisbury im August 1886 das Ministerium des Innern übertragen wurde, welches Amt er bis zum Rücktritt Salisburys (im August 1892) bekleidete.

Matthias (hebr. Matthja, soviel wie griech. Theodor, »Gottesgabe«), Apostel und Jünger Jesu, der durch das Los an die Stelle des Judas Ischariot zur Ergänzung der Zwölfzahl gewählt ward. Sein Tag ist der 24., in Schaltjahren der 25. Februar, in der griechischen Kirche der 9. August.

Matthias, 1) deutscher Kaiser, dritter Sohn Kaiser Maximilians II. und Marias von Spanien, geb. 24. Febr. 1557 in Wien, gest. 20. März 1619, erhielt seine Erziehung durch den geistvollen und gelehrten Diplomaten Busbecq. Von seinem argwöhnischen Bruder, dem Kaiser Rudolf II., von den Regierungsgeschäften fern gehalten, folgte er gegen Rudolfs Willen dem Ruf einiger niederländischer Großen, welche weder Juan d'Austria noch Wilhelm von Oranien als Herrscher anerkennen wollten, als Oberstatthalter der Niederlande und hielt im Januar 1578 in Brüssel seinen Einzug. Da er aber infolge seiner beschränkten Rechte ohnmächtig war und die Niederländer den Herzog von Anjou herbeiriefen, legte er gekränkt 1581 seine Würde nieder und kehrte nach Deutschland zurück. Rudolf verwies ihn nach Linz und übertrug ihm erst 1593 an Stelle des Erzherzogs Ernst die Statthalterschaft in Österreich. Hier war Khlesl, der 1602 Bischof von Wien wurde, sein einflußreichster Ratgeber, der ihn zur Unterdrückung des Protestantismus antrieb. Wegen der Regierungsunfähigkeit Rudolfs von den übrigen Gliedern des österreichischen Hauses 25. April 1606 förmlich zum Haupte desselben erklärt, beendigte er einen Aufstand der Ungarn unter dem Magnaten Stephan Bocskay durch den Frieden zu Wien 23. Juni 1606 und nötigte sodann mit Zustimmung der überwiegend protestantischen Stände von Ungarn und Österreich den Kaiser, indem er mit bewaffneter Macht in Böhmen auftrat, ihm im Vertrag von Lieben 25. Juni 1608 Mähren, Ungarn und Österreich abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen. Als M. aber nach Österreich zurückkam, verweigerten ihm die Stände die Huldigung, solange er ihren Forderungen freier Religionsübung sich nicht füge, und rüsteten, als er sich zu Gewaltmaßregeln neigte. Als er durch die »Resolution« vom 19. März 1609 das Verlangen der Stände erfüllte, bestimmte die spanische Partei den Kaiser Rudolf, Böhmen dem Erzherzog Leopold zuzuwenden. Die Böhmen riefen jedoch alsbald M. herbei, und dieser zog nach Zerstreuung der Truppen des Kaisers unter allgemeinem Jubel in Prag ein, wo er 23. Mai 1611 gekrönt wurde und ihm Rudolf 11. Aug. 1611 gegen eine Jahrespension auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz abtreten mußte. Nach Rudolfs Tod, 20. Jan. 1612, erfolgte 13. Juni seine Wahl zum deutschen Kaiser. Im Deutschen Reich standen sich die Glaubensparteien schroffer als je gegenüber, und als M. 3. April 1617 sowohl die Union als die Liga aufheben wollte, achtete kein Teil auf seinen Machtspruch. Mit den Türken, die mit einem Angriff drohten, mußte er, da ihm die Abgeordneten seiner Erbländer die zur Kriegführung nötigen Mittel versagten, Frieden schließen. Überdies kränkelnd, willigte er, dem Drängen der übrigen Glieder des österreichischen Hauses nachgebend, in die Krönung des bigotten Erzherzogs Ferdinand, nachmaligen Kaisers Ferdinand II., zum König von Böhmen (1617) und von Ungarn (1618). Zwar hatte dieser versprochen, sich bei Lebzeiten des Kaisers aller Einmischung in die Regierung zu enthalten; allein in den kirchlichen Angelegenheiten gewahrte man doch bald seinen Einfluß. Die Unierten hintertrieben daher 1618 Ferdinands Wahl zum römischen König, und in Böhmen brachen 28. Mai 1618 jene Unruhen aus, welche das Vorspiel des Dreißigjährigen Krieges wurden. M. gelang es nicht mehr, die Unruhen zu unterdrücken. Vermählt war er seit 1611 mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand; doch blieb die Ehe kinderlos.

2) M. Corvinus, der Große, König von Ungarn, zweiter Sohn des Joh. Hunyadi, geb. 27. März 1443 zu Klausenburg in Siebenbürgen, gest. 6. April 1490 in Wien, kam nach seines Vaters Tod in die Hände des Königs Wladislaw von Böhmen, der ihn zu Wien und Prag gefangen hielt, und ward nach dessen Tod (1457) trotz alles Widerstrebens des Palatins und mehrerer Magnaten 24. Jan. 1458 zum König von Ungarn gewählt. Allein der Oberfeldherr Johann Giskra von Brandeis verweigerte ihm den Gehorsam und bot die Krone dem König von Polen an, während die Feinde des Hauses Hunyadi den Kaiser Friedrich III. einluden (1459), sich krönen zu lassen. Die Spaltung seiner Gegner erleichterte M. aber den Sieg. Während er die Magnaten durch Versprechungen gewann, schlug er die Böhmen aus Oberungarn hinaus und focht gegen die Türken wie gegen Friedrich III. zugleich mit wechselndem Glück. Letzterer verzichtete endlich 19. Jan. 1463 gegen 60,000 Dukaten auf die ungarische Krone. Nun erst ließ sich M. in Stuhlweißenburg 29. März 1464 feierlich krönen. Der innern Unruhen ward er durch entschlossenes Handeln bald Herr, und den Türken machte er sich durch ein trefflich organisiertes Korps von 6000 Mann stehender Truppen furchtbar. Auch stärkte er sich durch ein Bündnis mit Venedig. Als die Türken endlich um Frieden nachsuchten, wies er sie zunächst an die Grenzen seines Reiches zurück und gestand ihnen erst, nachdem er sich den Besitz Bosniens 1462, der Moldau und Walachei 1467 gesichert hatte, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu. 1481 half er die Türken aus Otranto vertreiben. Aus Eroberungslust beteiligte er sich an dem Kreuzzug gegen seinen Schwiegervater, den hussitischen Böhmenkönig Georg Podiebrad, bemächtigte sich Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1468—78), besiegte den König Wladislaw von Polen und zwang ihn zum Frieden zu Olmütz, der letzterm Böhmen und M. Mähren sicherte. Die Hilfe, welche Friedrich III. den Polen in diesem Kriege geleistet hatte, entzündete einen neuen Krieg zwischen M. und dem Kaiser, in welchem ein großer Teil von Österreich und 1485 auch Wien in M.' Hand fiel; hier starb dieser eines so plötzlichen Todes, daß man seine zweite Gemahlin, Beatrix, und den Magnaten Stephan Zápolya (s. d.) gerüchtweise beschuldigte, ihn vergiftet zu haben. M. war ein Mann von

außerordentlicher Arbeitskraft. Kein Aktenstück verließ seine Kanzlei, das er nicht selbst diktiert oder revidiert hätte. Dabei war er ein Freund der Wissenschaften und Künste. So hatte er in Florenz stets vier Schreiber im Sold, welche ihm die Schriften der Klassiker kopieren mußten. Auch sammelte er in Griechenland die Überreste der von den Türken zerstörten Bibliotheken. Seine kostbare Bibliothek (Corvina) ward bei der Eroberung Ofens durch die Türken 1526 zerstreut; dürftige Reste (35 Werke) gab der Sultan 1877 der ungarischen Regierung zurück. Er stiftete die Universität Ofen, errichtete eine Sternwarte, gründete in seinem Schloß eine Buchdruckerei und zog eine große Anzahl fremder Gelehrten, Dichter, Künstler und Handwerker in das Land. Schon bei seiner Thronbesteigung hatte er eine Reihe vortrefflicher Gesetze gegeben; allein sie waren bei den fortdauernden Kriegen nicht zur Ausführung gekommen, daher er auf dem Reichstag zu Ofen 1486 das »große Gesetz« (Decretum magnum) entwerfen ließ. Bei alledem war seine Regierung willkürlich und gewaltthätig, und er vergeudete in prächtigen Hoffesten, was durch harten Steuerdruck zusammengebracht war, vorzüglich seit seiner zweiten Vermählung mit Beatrix, einer Prinzessin von Neapel (1477). Beide Ehen M.' waren kinderlos. Sein natürlicher Sohn Johannes Corvinus, dem M. die Legitimität zu verschaffen bemüht war, der bedeutende Würden bekleidete und auch unter den Thronkandidaten war, entsagte zu gunsten Wladislaws (s. d.) von Böhmen und starb 1504. Vgl. Feßler, M. Corvinus (Bresl. 1806, 2 Bde.); Fischer, König M. Corvinus und seine Bibliothek (Wien 1878); Schober, Die Eroberung Niederösterreichs durch M. Corvinus (das. 1879); Graf J. Teleki, Hunyadiak kora (»Das Zeitalter der Hunyadis«, 1852 ff., 12 Bde.; unvollendet); Fraknoi, M. Corvinus, König von Ungarn (deutsch, Freiburg 1891).

Matthiasgroschen, s. Matthier.

Matthier (Matthiasgroschen), frühere niedersächs. Silbermünze mit dem Bilde des heil. Matthias, zuerst 1400 in Goslar geprägt, später ½ Mariengroschen oder 4 Pfennig bedeutend. Sie wurde 4lötig noch 1821 in Schaumburg-Lippe = 3,40 Pfennig (Gold zu Silber = 15½ : 1), bis 1834 in Braunschweig 3lötig = 4,17 und 1834—42 in Hannover 3½lötig = 3,65 Pfennig geprägt.

Matthieugrün (spr. matjö-), s. Chromhydroxyd.

Matthiŏla *R. Br.* (Levkoje), Gattung aus der Familie der Kruciferen, ein- oder zweijährige Kräuter oder Halbsträucher mit oblongen oder linealischen, ganzen oder fiederteiligen Blättern, großen, meist purpurnen Blüten in Trauben und linealischen, stielrunden oder zusammengedrückten Schoten. Etwa 50 Arten, die meisten im östlichen Mittelmeergebiet. Die Sommerlevkoje (M. annua *Sweet*), Sommergewächs in Südeuropa und dem Orient, wird 30—40 cm hoch; die Blätter sind lanzettförmig, grau behaart, stumpf, meist ganzrandig, die Schoten drüsenlos, behaart, spitz. Man kultiviert sie wegen ihres Wohlgeruchs in zahlreichen Varietäten und hat sie auf so hohe Stufe blumistischer Vollkommenheit gebracht, daß ihr der erste Rang unter allen Sommerblumen gebührt. Ebenso die Winterlevkoje (M. incana *R. Br.*), eine perennierende Pflanze aus den Mittelmeerländern, welche 60—120 cm hoch wird, lanzettförmige, ganzrandige, stumpfe, weiß behaarte Blätter und zusammengedrückte, abgestutzte Schoten besitzt. Die Levkojenkultur ist ein wichtiger Zweig der Handelsgärtnerei und wird besonders in Erfurt stark betrieben. Vgl. Ziegler, Die Kultur der Levkoje (Königsb. 1875).

Matthisson, Friedrich von, Dichter u. Schriftsteller, geb. 23. Jan. 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg einige Wochen nach dem Tode seines Vaters, des dortigen Predigers, gest. 12. März 1831 in Wörlitz bei Dessau, besuchte die Schule zu Klosterberge und widmete sich 1778 in Halle dem Studium der Theologie, das er aber bald mit dem der Philologie und schönen Litteratur vertauschte. Nachdem er 1781—84 als Lehrer am Philanthropin zu Dessau gewirkt, ging er als Informator mit den jungen Grafen Sievers aus Livland auf Reisen und hielt sich mit ihnen in Hamburg, Eutin, Heidelberg und Mannheim auf. Nach zweijährigem Aufenthalt bei seinem Freund Viktor v. Bonstetten zu Nyon am Genfer See nahm er 1790 die Stelle eines Erziehers bei einem reichen Kaufmann in Lyon an. 1794 zum Vorleser und Reisebegleiter der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau berufen, die er am Genfer See kennen gelernt hatte, bereiste er mit ihr in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol. Bei Gelegenheit dieser Reisen erwarb er sich die Gunst des Herzogs (späteren Königs) Friedrich von Württemberg, der ihn 1809 in den Adelstand erhob und nach dem Tode Luisens von Dessau (1811) zu seinem Theaterintendanten und Oberbibliothekar ernannte. Als solcher war er 1812—28 in Stuttgart thätig, trat 1828 außer Dienst und zog sich 1829 nach Wörlitz zurück. Seine »Gedichte« (Bresl. 1787; 15. Aufl., Zürich 1851; neu hrsg. von Kelchner, Leipz. 1874) fanden bei den Zeitgenossen enthusiastische Bewunderung und selbst das Lob Wielands und Schillers; letzterer hob in einer ausführlichen Kritik der Gedichte Matthissons ihre sanfte Schwermut, den Wohllaut der Verse und die Kunst der Landschaftsschilderung hervor. Schärfer urteilten die Romantiker, vor allem A. W. Schlegel im »Athenäum«, und in der That ist die Empfindung, welche den Gedichten zu Grunde lag, zumeist schwächlich und unwahr, und die Eleganz des Ausdrucks geht oft in die frostigste Künstelei über. Matthissons »Schriften« erschienen in einer Ausgabe letzter Hand in 8 Bänden (Zürich 1825—29; dazu Bd. 9: Biographie von Döring, 1833). Seine »Erinnerungen« (Bd. 2—8 der Ausg. letzter Hand, Zürich 1810—16, 5 Bde.) geben nicht uninteressante Notizen über Gegenden u. berühmte Männer. Seinen »Litterarischen Nachlaß« veröffentlichte Schoch (Berl. 1832, 4 Bde.).

Mattiaker (Mattiaci), eine zu den Katten gehörige german. Völkerschaft, zwischen Rhein, Main und Lahn wohnhaft und den Römern frühzeitig unterworfen. Sie besaßen in ihrem Lande Silberbergwerke. Daselbst befanden sich auch berühmte heiße Quellen, die Aquae Mattiacae, das heutige Wiesbaden. Der Name der M. verschwindet früh aus der Geschichte. Vgl. Reuter, Die Römer im Mattiakerland (Wiesbaden 1884).

Mattieren, technische Operation, durch welche Metall und Glas ganz oder stellenweise mit einer feinkörnigen, matten Oberfläche versehen wird. Messing taucht man in Säuren (Mattbrennen), bei anderm Material wendet man nassen Sand, Schmirgel oder das Sandstrahlgebläse an (Mattschleifen). Matte Oberflächen können auch bei der galvanischen Vergoldung und Versilberung durch eigentümliche Leitung des Prozesses erzielt werden.

Matto Grosso, Provinz, s. Mato Grosso.

Mattoon (spr. mättūn), Stadt in der Grafschaft Coles des nordamerikan. Staates Illinois, im SO. von Springfield, mit Eisenbahnwerkstätten und (1890) 6823 Einw.

Mattra (Muttra, Mathura), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der Division Agra in den britisch-ind. Nordwestprovinzen, unter 27° 30' nördl. Br. und 77° 44' östl. L. v. Gr., am rechten Ufer der Dschamna, Knotenpunkt der East Indian- und Radschputanabahn, hat einen Gerichtshof, ein Gefängnis, Hospital, einen prächtigen Tempel der Dschaina, eine anglo-indische Schule, ist Sitz einer evangelischen und einer kathol. Mission und hat einschließlich der Garnison (1891) 61,195 Einw., darunter 48,795 Hindu, 10,622 Mohammedaner, 806 Christen. Kaum 10 km von M. liegt die heilige Stadt Brindaban oder Bindraban mit (1891) 31,611 Einw. (fast ausschließlich Hindu), vielen Tempeln, heiligen Teichen und Gärten, jährlich von vielen Tausenden von Pilgern besucht und jetzt mit M. durch Eisenbahn verbunden. Schon Ptolemäos, Arrian u. Plinius bekannt, wurde M. um 400 n. Chr. das Zentrum des Buddhismus, später aber durch mohammedanische Eroberer wiederholt zerstört.

Mattschleifen, soviel wie Mattieren (s. d.).

Mattu, Negervolk, s. Mittu.

Mattwaldhorn, Berg, s. Gletschhorn.

Matty, Insel des Bismarck-Archipels, westlich der Admiralitätsinsel, unter 1° 46' südl. Br. und 140° 36' östl. L. v. Gr., 20 qkm groß und von hellen, schlichthaarigen Menschen bewohnt, die auch in ihren Geräten und Waffen keine Verwandtschaft mit den Melanesiern zeigen, vielmehr polynesischen Ursprungs zu sein scheinen. Die gut bewaldete und von einem Riff umgebene Insel ist nach Kapitän Dallmann identisch mit der früher neben ihr auf den Karten verzeichneten Tigerinsel.

Matuanlin, chines. Gelehrter, lebte von 1245—1322 und ist berühmt als Verfasser der großen Encyklopädie »Wenhianthongthao«, welche 348 Bände umfaßt (s. Chinesische Sprache und Litteratur, S. 73).

Matupi, Insel in der Blanchebai an der Nordküste der Insel Neupommern des Bismarck-Archipels, auf der 1872 die Firma Godeffroy eine Niederlassung, die in der Folge von der Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee, endlich von der Firma Hernsheim u. Komp. übernommen wurde. Hier besteht auch eine Station der wesleyanischen Mission.

Matura, Hafenstadt auf der Südküste Ceylons, an der Mündung des Nilvella Ganga in eine kleine Bai, hat aus der portugiesischen Zeit, in der sie ein Mittelpunkt des Gewürzhandels war, eine starke Citadelle und viele andre Bauten und (1891) 18,635 Einw. Die Umgegend ist reich an Kokospalmen, Zimtbäumen und Edelsteinen.

Maturadiamant, soviel wie Hyacinth (Zirkon).

Maturescieren (lat.), reifen; maturieren, reif machen, beschleunigen; Maturität, Reife.

Maturin, Stadt im Staate Bermudez der Republik Venezuela, am schiffbaren Guarapiche, südlich des Karibischen Küstengebirges, hat über seinen 40 km unterhalb liegenden Hafen Caño Colorado lebhaften Handel mit Trinidad u. Cumana u. (1883) 14,743 Einw.

Maturitätsexamen, Reifeprüfung (s. d.).

Matuschka (russ.), Mütterchen.

Matūta (Mater Matuta), altital. Gottheit des Frühlichts, auch der Geburt, eine segensreiche, gute Göttin, zu deren Ehren die Matralien (»Fest der Mütter«) alljährlich 11. Juni gefeiert wurden. Die M. wurde von den Römern auch mit der griechischen Leukothea (s. d.) identifiziert, wie ihr italischer Genosse Portunus mit dem Palämon oder Melikertes.

Matutīnum (lat.), die erste der sieben sogen. kanonischen Stunden (s. Horae canonicae) des kathol. Breviers. Das M. nebst den »Laudes« wurde zur Zeit der vierten Vigilie, also kurz vor Sonnenaufgang, verrichtet. Es wird daher auch häufig als »Vigilie« oder »Nocturnum« bezeichnet und besteht aus dreimal drei Psalmen und ebensoviel Lektionen oder Homilien.

Matz, s. Quark.

Matzat, Heinrich Ferdinand, Historiker, geb. 9. Jan. 1846 in Milchbude bei Kleinhof-Tapiau (Kreis Wehlau in Ostpreußen), studierte 1866—70 in Berlin und Königsberg Geschichte und Philosophie, war dann Lehrer in Spremberg und Sorau und ist seit 1876 Direktor der Landwirtschaftsschule in Weilburg in Nassau. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Erdkunde« (3. Aufl., Berl. 1893); »Methodik des geographischen Unterrichts« (das. 1885); »Chronologische Untersuchungen zur Geschichte der Könige von Juda und Israel« (Weilb. 1880); »Römische Chronologie« (Berl. 1883—84, 2 Bde.), ein bedeutendes Werk; »Römische Zeitrechnung für die Jahre 219 bis 1 v. Chr.« (das. 1889); »Die Überfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage« (das. 1889); »Grundzüge der Geschichte« (das. 1895, 2 Tle.).

Matze, s. Mazza.

Matzelgebirge (Macelgebirge), nordöstlicher Ausläufer des Berglandes von Cilli, an der Grenze von Steiermark und Kroatien, 683 m hoch, senkt sich nordöstlich zum Drauthal ab.

Matzen, Henning, dän. Staatsrechtslehrer, geb. 28. Dez. 1840, seit 1870 Professor des Staatsrechts in Kopenhagen, wurde 1879 Mitglied des Landthings und trat bald als einflußreicher Politiker hervor. Als Leiter der ministeriellen Partei trug er zum Bruche mit dem Folkething und zum Erlaß von provisorischen Finanzgesetzen, deren Rechtmäßigkeit er schon 1873 in einer Broschüre behauptet hatte, kräftig bei. Er schrieb: »Den danske statsforfatningsret« (2. Aufl. 1887—91, 3 Bde.).

Mätzner, Eduard Adolf Ferdinand, namhafter Philolog, besonders der neuern Sprachen, geb. 25. Mai 1805 in Rostock, gest. 13. Juli 1892 in Steglitz bei Berlin, studierte in Rostock und Greifswald Theologie, später in Heidelberg Philologie, wirkte von 1830 an als Gymnasiallehrer zu Berlin und Bromberg u. übernahm 1838 die Direktion der Luisenschule in Berlin, welche Stelle er bis kurz vor seinem Tode bekleidete. Auf dem Gebiete des klassischen Altertums veröffentlichte er: »De Jove Homeri« (Hallenser Dissertation, gedr. Berl. 1834), Ausgaben des Lykurg (das. 1836), des Antiphon (das. 1838) und Dinarchos (das. 1842) u. a. Sodann wandte er sich, wohl vorgebildet durch das Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft, namentlich der geschichtlichen Erforschung des Französischen und Englischen zu und gab heraus: eine »Syntax der neufranzösischen Sprache« (Berl. 1843—45, 2 Bde.); »La nobla leyczon«, mit Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen (das. 1845); »Altfranzösische Lieder, mit Bezugnahme auf die provenzalische, altitalienische und mittelhochdeutsche Liederdichtung« (das. 1853); »Französische Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen« (das. 1856, 3. Aufl. 1884); eine vorzügliche »Englische Grammatik« (das. 1860—65; 3. Aufl. 1880—85, 3 Bde.), in welcher das Altenglische zur geschichtlichen Erklärung der mo-

dernen Wort= u. Satzformen des Neuenglischen vielfach herangezogen ist; endlich »Altenglische Sprachproben«, d. h. eine Auswahl von mittelenglischen Texten (Teil 1, das. 1867—69) mit reichem Kommentar, gefolgt von einem leider noch unvollendeten Wörterbuch (Teil 2, 1872 ff.), das, so weit es geht (bis M), den mittelenglischen Wortschatz am reichhaltigsten und sachkundigsten verzeichnet. Vgl. den Nekrolog in den »Englischen Studien« (Bd. 17, S. 464—471).

Ma=u (Me=u), Feldmaß in China zu 4 Kióh oder auch 10 Fen von 10 Li = rund $6\frac{2}{3}$ Ar.

Mauá (Porto da M.), Ort, s. Petropolis.

Maubeuge (spr. mobösch', lat. Malbodium), Stadt und Festung ersten Ranges im franz. Depart. Nord, Arrond. Avesnes, an der Sambre, Knotenpunkt der Nordbahn, hat ein Denkmal der Schlacht von Wattignies (s. d.), ein Collège, eine Zeichen- und eine Handelsschule, Hochöfen, Fabrikation von Eisenwaren, Maschinen 2c., Handel mit Steinkohlen, Getreide und Marmor und (1891) 13,343 (als Gemeinde 18,863) Einw. — M. wird schon im 7. Jahrh. genannt; zu Frankreich kam es erst 1678 durch den Frieden von Nimwegen, wurde durch Vauban befestigt, aber im Juli 1814 von den Preußen erobert. Neuerdings wurde die Festung durch sechs neue Forts verstärkt. M. ist Geburtsort des Malers Mabuse.

Maubuisson (spr. mobüissóng), Abtei, s. Saint=Ouen 1).

Mauch, Karl, Afrikareisender, geb. 7. Mai 1837 zu Stetten in Württemberg, gest. 4. April 1875, besuchte die Realschule in Ludwigsburg, 1854—56 das Lehrerseminar in Gmünd und erhielt zu Isny eine Anstellung als Lehrgehilfe. Durch das Studium des Arabischen und die Erwerbung medizinischer Kenntnisse auf die Forscherthätigkeit in Afrika vorbereitet, ging er 1863 über London, wo er unter den mißlichsten Umständen fünf Monate lang naturwissenschaftliche Studien trieb, nach Südafrika. In drei Jahren durchwanderte er die Transvaalsche Republik und fertigte eine Karte derselben an. 1866 überschritt er die Wasserscheide zwischen Sambesi und Limpopo und entdeckte unweit der portugiesischen Niederlassung Tete ausgedehnte Goldfelder. 1868—69 unternahm er eine höchst beschwerliche Reise von Pretoria über den Limpopo nach Inyati. 1870 und 1871 beschäftigte er sich mit der Erforschung der Diamantenfelder, und Mitte 1871 ging er von Albasini aus über den Limpopo ins Gebiet der Makalaka und entdeckte die Ruinen von Zimbabye, in denen er das Ophir der Bibel gefunden zu haben glaubte, welche Meinung indes keinen Anklang fand. Bei Sena kam er an den Sambesi u. traf im Dezember 1872 wieder in Europa ein, wo er als Eisenbahnbeamter in Blaubeuren lebte, bis ein unglücklicher Sturz sein Leben endigte. Außer zahlreichen Berichten, namentlich in »Petermanns Mitteilungen«, veröffentlichte M. »Reisen im Innern von Südafrika 1865—72« (Gotha 1874). Seine Biographie schrieb Mager (Stuttg. 1895).

Mauch Chunk (spr. máotsch tschönk), Hauptstadt der Grafschaft Carbon des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, in malerischer Lage an einer der engsten Stellen des Thales des Lehigh, inmitten eines der ergiebigsten Kohlenreviere, mit (1890) 4101 Einw. Die Stadt wird wegen ihrer Naturschönheiten und ihres vortrefflichen Klimas jährlich von Tausenden von Fremden besucht; eine ihrer Hauptsehenswürdigkeiten ist die Switchback= oder Gravity=Eisenbahn, bei der die Züge bald durch feststehende Maschinen gehoben werden, bald durch das eigne Gewicht sich hinabsenken.

Maudits, Monts (spr. mong modī), s. Maladetta.

Mauer, aus natürlichen oder künstlichen Steinen ohne oder mit Bindemittel (Mörtel) hergestellter Baukörper. Mauern ohne Mörtel heißen Trockenmauern. Grund= oder Fundamentmauern haben die ganze Gebäudelast auf den Baugrund zu übertragen. Um den Bau vor Senkungen zu schützen, läßt man die Grundmauern bis auf den guten Baugrund (s. d.), mindestens aber bis zu frostfreier Tiefe (0,75 m in den gemäßigten Klimaten) reichen. Beim Gebäude bilden Umfangs= oder Umfassungsmauern die Außenwände im Gegensatz zu den Innenmauern, die, je nachdem sie einen Teil der Dach= und Deckenlast tragen oder nicht, in Mittel=, bez. Scheidemauern zerfallen. Die Stärke (Dicke) der Mauern hängt von ihrer Art und Größe, von ihrer Belastung sowie von der Festigkeit der Mauermaterialien ab und wird für Gebäude größerer Städte in der Regel durch baupolizeiliche Vorschriften bestimmt. Die Stärke der Grundmauern richtet sich nach der für die Flächeneinheit des Baugrundes zulässigen Belastung. Diese beträgt für gewöhnlichen guten Baugrund, d. h. festliegenden trocknen Sand, bei regelrecht tiefliegender Grundmauersohle 7—8 kg auf 1 qcm; das Berliner Polizeipräsidium gestattet nur eine Inanspruchnahme bis zu 2,5 kg auf 1 qcm. Felsboden kann man unter Berücksichtigung seiner Schichtungsverhältnisse entsprechend der Größe seiner rückwirkenden Festigkeit belasten; er wird in der Regel mehr tragen als der mit Mörtel gemauerte Baukörper selbst (nach Berliner Baupolizeibestimmungen z. B. darf Basalt mit 75, Granit mit 45, Rüdersdorfer Kalkstein mit 25, Nebraer Sandstein mit 15—30, gutes Ziegelmauerwerk in Zement mit 11—14, gewöhnliches Ziegelmauerwerk in Kalk mit 7 kg auf 1 qcm belastet werden). Die Stärke freistehender Mauern wird allein gegen Winddruck berechnet. Empirisch wird sie je nach der Güte des Materials = $\frac{1}{8}$—$\frac{1}{12}$ der Mauerhöhe gemacht, wobei die M. doppelt so lang als hoch sein kann. Wird sie länger, so muß sie Verstärkungspfeiler erhalten. Die mittlere Stärke geradlinig begrenzter, geböschter, nicht zu hoher Futtermauern nimmt man erfahrungsmäßig = $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ der Mauerhöhe an, bei Futtermauern ungewöhnlicher Art, ebenso wie bei Stützmauern, d. h. Futtermauern, bei denen das Erdreich über der Mauerkrone nicht wagerecht abgeglichen ist, sondern, eine Böschung bildend, höher liegt, muß besondere Berechnung eintreten. Dasselbe gilt von der Stärkebestimmung der Widerlagsmauern. Nur für gewöhnliche im Hochbau vorkommende Bogen u. Gewölbe geringer Spannweite kann man für diese sich mit empirischen Regeln begnügen. Nach letztern erhalten die Widerlager, je nachdem sie nicht, resp. geringer oder stärker belastet sind, folgende Bruchteile der Spannweite s zur Stärke: 1) Gurtbogen: a) halbkreisförmige $\frac{1}{4}$ s, b) überhöhte oder spitzbogige $\frac{1}{5}$—$\frac{1}{6}$ s, c) gedrückte (bis $\frac{1}{8}$ Pfeil) $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ s, d) segmentförmige (bis $\frac{1}{12}$ Pfeil) $\frac{1}{2}$ s, e) scheitrechte $\frac{2}{3}$ s; 2) Tonnengewölbe: a) in Halbkreisform $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{5}$ s, b) gedrückte je nach ihrer Pfeilhöhe $\frac{1}{4}$—$\frac{2}{7}$ s, c) überhöhte $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{7}$ s 2c. Frontmauern erhalten bei einer Geschoßhöhe bis zu 4,2 m im obersten Stock $1\frac{1}{2}$ Stein, in jedem tiefer liegenden Geschosse $\frac{1}{2}$ Stein mehr Stärke; bei Vorhandensein von Scheidewänden in Abständen gewöhnlicher Zimmerbreiten können die Umfassungsmauern je zweier Stockwerke gleiche Stärke erhalten; bei größern Stockwerkshöhen tritt entspre-

chende Verstärkung (nach Berechnung) ein. Für Umfassungswände bei kleinen einstöckigen Wohngebäuden würde statisch 1 Stein Stärke genügen, man macht sie aber, um den Witterungseinflüssen zu begegnen, gern 1½ Stein stark oder blendet der 1 Stein starken M. innen unter Belassung einer schmalen Luftisolierschicht eine ½ Stein starke Wand vor, wobei besonders stark beanspruchte Punkte (Pfeiler, Ecken ꝛc.) voll gemauert werden. Freistehende Giebel erhalten im Dachraum 1 Stein Stärke mit ½ Stein starken Verstärkungspfeilern, darunter die Stärken der Frontmauern. Nichtfreistehende Giebelmauern werden im Dachboden 1 Stein stark gemacht (die Stiele der Dachstühle können sogar eingebunden werden) und nehmen in immer zwei nach unten folgenden Geschossen um je ½ Stein an Stärke zu. Für Pultdachwände gelten die gleichen Erfahrungsregeln. Balkentragenden Mittelwänden gibt man in den vier obern Stockwerken 1½, in den beiden untern Geschossen (6 Geschosse im ganzen vorausgesetzt) 2 Stein Stärke. Scheidewände werden durch alle Geschosse ½ Stein massiv, bei großer Geschoßhöhe besser in Fachwerk hergestellt, doch macht man gern in gewissen Abständen eine derselben 1 Stein stark. Brandmauern sind immer wenigstens 1 Stein stark zu machen; ebenso Treppenhauswände, die auf mindestens 1½ Stein zu verstärken sind, wenn sie die Treppenkonstruktion tragen sollen. — Werksteinmauern können etwa um ¼ schwächer als Ziegelmauern, lagerhafte Bruchsteinmauern müssen um etwa ⅕ stärker, Mauern aus unregelmäßigem Geschiebe fast doppelt so stark gemacht werden. Zu den Umfangsmauern von Gebäuden, welche stets trocken, im Sommer kühl, im Winter warm sein sollen, verwendet man häufig hohle Backsteine (Lochsteine), oder man stellt diese Mauern aus zwei eine lotrechte Luftschicht einschließenden, parallelen, mittels zahlreicher Durchbinder vereinigten Teilen her. Um Mauern aus minderwertigem Material ein besseres Ansehen zu geben und sie widerstandsfähiger gegen Witterungseinflüsse zu machen, ohne ihre Kosten allzusehr zu erhöhen, verblendet man ihre Außenseite mit bessern Backsteinen (Verblendern). Werksteinmauern pflegen eine Hintermauerung aus Backsteinen zu erhalten der Kostenersparnis wegen und um trockne Räume zu erzielen. Im weitern Sinne rechnet man zu den Mauern solche aus Stampf- oder Gußmassen, Lehm-Pisee, Kalk-Pisee, Beton-, Rabitz-, Monier-Konstruktionen u. dgl. (s. die betr. Art.). Über den Verband der Mauersteine s. Steinverband. Um Mauern vor aufsteigender Feuchtigkeit zu schützen, bringt man wagerechte Isolierschichten in den untersten Mauerteilen an, welche aus Metallstreifen, Glas, Asphaltpappe oder am besten aus Asphalt bestehen.

In den ältesten Zeiten errichtete man Mauern aus unbehauenen Steinen, legte diese ohne alle Verbindungsmittel übereinander und füllte die Zwischenräume mit kleinern Steinen aus. Später ebnete man die ungleichen Seiten der rohen Steine und bemühte sich, sie so glatt zu behauen, daß sie beim Auflegen aufeinander paßten. Zusammengehalten wurden sie ohne Mörtel bloß durch ihre eigne Schwere. Überbleibsel von solchen alten steinernen Gebäuden findet man in den meisten alten Kulturländern. In Gegenden, denen es an natürlichen Steinen fehlte, baute man schon frühzeitig Backsteinmauern mit einem Bindemittel, wozu die Babylonier außer Kalkmörtel auch das in ihrem Lande häufig vorkommende Erdpech benutzten. Die Griechen verwendeten in der ältesten Zeit zu ihren Mauern ebenfalls rohe Steine von außerordentlicher Größe, woraus die Sage entstand, daß dieselben Werke der Kyklopen wären (kyklopische Mauern, s. Tafel »Architektur III«, Fig. 1). Als man anfing, die Steine roh zu behauen, ließ man ihnen zwar noch unregelmäßig polygone Gestalt; doch verstand man sie so aufeinander zu setzen, daß nirgends ein leerer Zwischenraum blieb (s. Tafel »Architektur III«, Fig. 3). Auf diese Art waren z. B. die Mauern um Korinth, um Eretria in Euböa, zu Mykenä und zu Ostia in Epirus gebaut. Durch regelmäßiges rechteckiges Behauen der Steine gelangte man später zu den Quadermauern, und zwar führte man solche als Trockenmauern entweder in gleichen Schichtenhöhen und aus gleich großen Quadern in regelmäßigem Fugenwechsel (isodomum) oder in ungleich hohen Schichten und aus ungleichen Quadern (pseudisodomum) aus. Schwache Mauern wurden vollständig aus Quadern erbaut, dickere erhielten nur Quaderverblendung (emplekton), die mit Bindern (diatonoi) in die Hintermauerung eingriff. So waren z. B. die Stadtmauern von Agrigent gebaut. Auch Backsteingemäuer findet sich häufig im alten Griechenland, so in Mantineia, Athen ꝛc. Bei den Etruskern und Römern wurden in früher Zeit, wie bei den Griechen, kyklopische Mauern aufgeführt, doch ist das Mauerwerk hier lagerhafter. Bemerkenswerte Reste bieten die Stadtmauern von Volterra, Cortona, Fiesole, auch der Kapitolunterbau und die Cloaca maxima in Rom (s. Tafel »Architektur IV«, Fig. 5) sowie andre Baureste der etrurischen und frühen römischen Zeit. Bruchsteinmauerwerk aus kleinern Steinen wurde in Mörtel ausgeführt. Vitruv nennt es opus incertum oder antiquum u. unterscheidet es von dem opus reticulatum, einem Mauerwerk, welches aus viereckig gehauenen Steinen bestand, die nicht wagerecht, sondern so übereinander lagen, daß ihre Fugen diagonal verliefen, wodurch die M. ein netzförmiges Ansehen erhielt (s. Netzwerk; auch Opus). Außerdem führten schon die Römer, wie später auch das Mittelalter, Füllmauern aus, d. h. Mauern, bei denen nur die Außenseiten von Werksteinen oder Ziegeln aufgeführt, das Inwendige aber mit Steinbrocken oder Scherben in Mörtel angefüllt war.

Mauer, Dorf bei Wien, Bezirksh. Hietzing, an der Südbahnlinie Wien-Triest und der Dampfstraßenbahn Wien-Mödling nahe am kaiserlichen Tiergarten gelegen, hat ein ehemaliges Kloster (jetzt Kaserne), zahlreiche Landhäuser, eine Badeanstalt, Weinbau, eine Lackfabrik und (1890) 2126 Einw.

Mauerassel, s. Asseln.

Mauerbohrer (Terebra, Tarant, Fuchs, Krebs), im Altertum und Mittelalter gebräuchliche Belagerungsmaschine, ein etwa 15 cm starker Baum mit eisernem Spitzbohrer, wurde mittels eines umgewickelten Seiles gedreht und dabei gegen die Mauer vorgeschoben, so daß die Spitze in die Fugen eindrang und die Steine lockerte.

Mauerbrecher, ein Belagerungswerkzeug, s. Aries.

Mauerewig, der Epheu.

Mauerfraß (Mauersalpeter, Mauerschwamm, Salpeterfraß), Zerstörung des Mauerwerks durch Salze, namentlich durch Salpetersäuresalze, welche besonders an solchen Mauern ausblühen, die in der Nähe von Dungstätten oder auf einem an faulenden Stoffen reichen Boden stehen. Bei Gegenwart von Alkalien oder Kalk bildet sich hier Salpeter, dessen Lösung in den Poren der Mauersteine aufsteigt,

verdunstet und einen weißen Salzbeschlag auf den Steinen bildet. In der Regel handelt es sich dabei um salpetersauren Kalk, welcher einen schmierigen, an feuchter Luft zerfließenden Überzug bildet, allmählich die Überzüge der Mauern, z. B. Verputz, Tapeten, zuletzt diese selbst zerstört und kalte, dumpfige, ungesunde Ausdünstungen in geschlossenen Räumen veranlaßt. Außer gewissen Kalksteinen sind besonders mergelige Steine dem M. unterworfen. Um ihn fern zu halten, muß man die Anwendung solcher Steine zu Kloaken, Abtritten und Dunggruben vermeiden oder in der Mauer Isolierschichten anbringen. Um ihn zu beseitigen, klopft man meist den Verputz ab, kratzt den Mörtel aus den Fugen, überzieht diese mit heißem Teer und erneuert den Verputz mit Zement. Sehr stark angegriffene Steine müssen ausgewechselt werden. Manche Mauersteine können auch ohne Verunreinigung durch Bodenbestandteile Ausblühungen liefern. Diese bestehen aber aus Schwefelsäure- und Kohlensäuresalzen und sind häufig auf einen Gehalt des Thones an Schwefelkies zurückzuführen, aus welchem durch Oxydation Schwefelsäure entstand, die mit den Alkalien des Thones leicht kristallisierende Salze bildet.

Mauergerste, s. Gerste.

Mauerkreis, das älteste, mit einem vollständigen Kreis zur Ablesung der Höhe ausgestattete, fest in der Ebene des Meridians aufgestellte astronomische Instrument, bestehend aus dem erwähnten Kreis und einem Fernrohr, das sich um eine von W. nach O. gerichtete horizontale Achse drehen läßt. Der erste M. wurde nach Maskelynes Anordnung von Troughton angefertigt und 1812 in Greenwich aufgestellt. Da nur eine einseitige Unterstützung der Drehachse des Fernrohrs stattfindet, so kann dieses sich nicht so genau in der Ebene des Meridians bewegen wie beim Mittagsrohr oder bei dem Meridiankreis; es mußten daher die Durchgangszeiten der Sterne durch den Meridian am Passageinstrument beobachtet werden, während am M. nur die Kulminationshöhen gemessen wurden. Deshalb hat man jetzt den M. durch den Meridiankreis (s. d.) ersetzt, welcher in Deutschland schon seit Anfang des Jahrhunderts, besonders durch Reichenbach, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden war.

Mauerkrone (Corona muralis), s. Corona.

Mauerläufer, s. Baumläufer.

Mauerpfeffer, s. Sedum.

Mauerquadrant, 1) von Lalande zur Verherrlichung seiner Zonen eingeführtes Sternbild, jetzt nicht mehr gebräuchlich. — 2) Astronom. Instrument zur Beobachtung der Kulmination der Gestirne, bestehend aus einem mit Gradeinteilung versehenen Viertelkreis (Quadrant), welcher an einer vertikalen Wand in der Meridianebene befestigt ist, und um dessen Mittelpunkt sich ein mit Dioptern versehenes Lineal oder bei spätern Instrumenten ein Fernrohr mit Alhidade dreht. Er diente zur Beobachtung des Durchgangs der Sterne durch den Meridian und zwar einesteils zur Messung der Kulminationshöhe (also nach Abzug der Äquatorhöhe zur Bestimmung der Deklinationen), anderntells mit Zuhilfenahme einer Uhr zur Bestimmung der Durchgangszeiten (und also der Rektaszensionsdifferenzen). Bei den Arabern wurde der M. viel gebraucht, Nasreddin hatte auf seiner Sternwarte in Meragah einen vorzüglich ausgeführten kupfernen Quadranten von $3\frac{1}{2}$ m Radius in Benutzung. Im Abendland hat Tycho Brahe 1582 den ersten M. konstruiert; vgl. die Abbildung und Beschreibung desselben auf der Tafel »Meridiankreis«.

Mauerraute, s. Asplenium.

Mauersalpeter, soviel wie Mauerfraß.

Mauersand, der zur Mörtelbereitung benutzte Gruben-, Fluß- und Seesand (s. Mörtel).

Mauerschwalbe, s. Segler.

Mauerschwamm, soviel wie Mauersalpeter.

Mauersee, Landsee in Ostpreußen, 116 m ü. M., ist 22 km lang, 105 qkm (1,9 QM.) groß, hat die Gestalt eines Kreuzes und in den einzelnen Teilen besondere Namen (Mauersee im N., Dargainensee im O., Dobenscher See im SW. und Lötzenscher oder Kissainsee im S.), steht mit dem Löwentin- und Spirdingsee durch die Masurischen Kanäle in schiffbarer Verbindung und fließt nach N. durch die Angerapp ab.

Mauersegler, s. Segler.

Mauerspecht, s. Baumläufer.

Mauerspeise, s. Mörtel.

Mauersteine (Backsteine, Barnsteine, Mauerziegel, Ziegel; hierzu Tafel »Mauersteine«), künstliche Steine aus gebranntem Thon, seltener aus anderm Material. Man benutzt zu Mauersteinen magere (sandhaltige) Thone, die beim Trocknen und Brennen weniger schwinden und reißen als fette. Kalkhaltige Thone (kalkreiche heißen Thonmergel), die sich besonders in Norddeutschland weitverbreitet als Alluvialbildungen finden, enthalten den kohlensauren Kalk (bis 25 Proz.) fein verteilt oder in größern Anhäufungen (Kalknieren), häufig auch Gips in derben Stücken, außerdem Eisenoxyd, Sand, Feldspattrümmer und Glimmer. Kalkarme Thone (mit 2—3 Proz. Kalk und Magnesia) lagern meist über oder unter Braunkohle, sie sind sehr plastisch, aber weniger derb als die feuerfesten Thone und zerteilen sich leichter in Wasser als diese. Ist der Thon zu fett, so mischt man ihn mit 30 Proz. und mehr Sand. Wetterfeste Steine dürfen nicht über 28 Proz. Kalk (als kohlensaurer Kalk berechnet) enthalten. Je thonreicher ein Thon ist, desto höheres Feuer verlangt er, bis der Ziegel klingend wird. Kalkgehalt befördert die Schmelzbarkeit des Thons und gestattet daher die Anwendung niederer Temperaturen beim Brennen. Kalkknollen verursachen, weil sie sich nach dem Brennen löschen, stets das Zerfallen der Steine. Eisenoxyd wirkt ebenfalls als Flußmittel, Sand aber macht den Thon schwerer schmelzbar. Kieselknollen zersprengen den Stein beim Brennen oder machen ihn doch beulig und rissig. Schwefelkies wird beim Brennen zersetzt, und die sich bildende Schwefelsäure kann Salze erzeugen, die später auswittern. Der Rückstand von der Zersetzung des Schwefelkieses verwittert später an der Luft und zerstört den Stein. Enthält der Thon neben Gips auch Magnesia, so kann schwefelsaure Magnesia auswittern. Die Farbe der M. hängt wesentlich von den Beimengungen des Thons, vom Gang des Brandes und von der Zusammensetzung der Feuergase, vom Grade der Versinterung und von der erreichten Temperatur ab. Reiner Thon gibt weiße Steine, Eisenoxydgehalt färbt sie in oxydierender Flamme gelb, rötlich, rot bis schwarzbraun, je nach seiner Menge und der Temperatur beim Brennen; brennt man aber bei niedriger Temperatur und in reduzierenden Ofengasen, so wird das Eisenoxyd in nicht färbendes Oxydul verwandelt, und man kann daher auch bei Eisengehalt gelbe, selbst weiße M. erzielen. Auch Kalkgehalt gibt infolge der Bildung von Silikaten bei

Mauersteine.

Thonschneider zum Durcharbeiten und Mischen des Thons wurden früher aus Holz gebaut wie die holländischen **Kleiemühlen**; gegenwärtig aber benutzt man nur noch

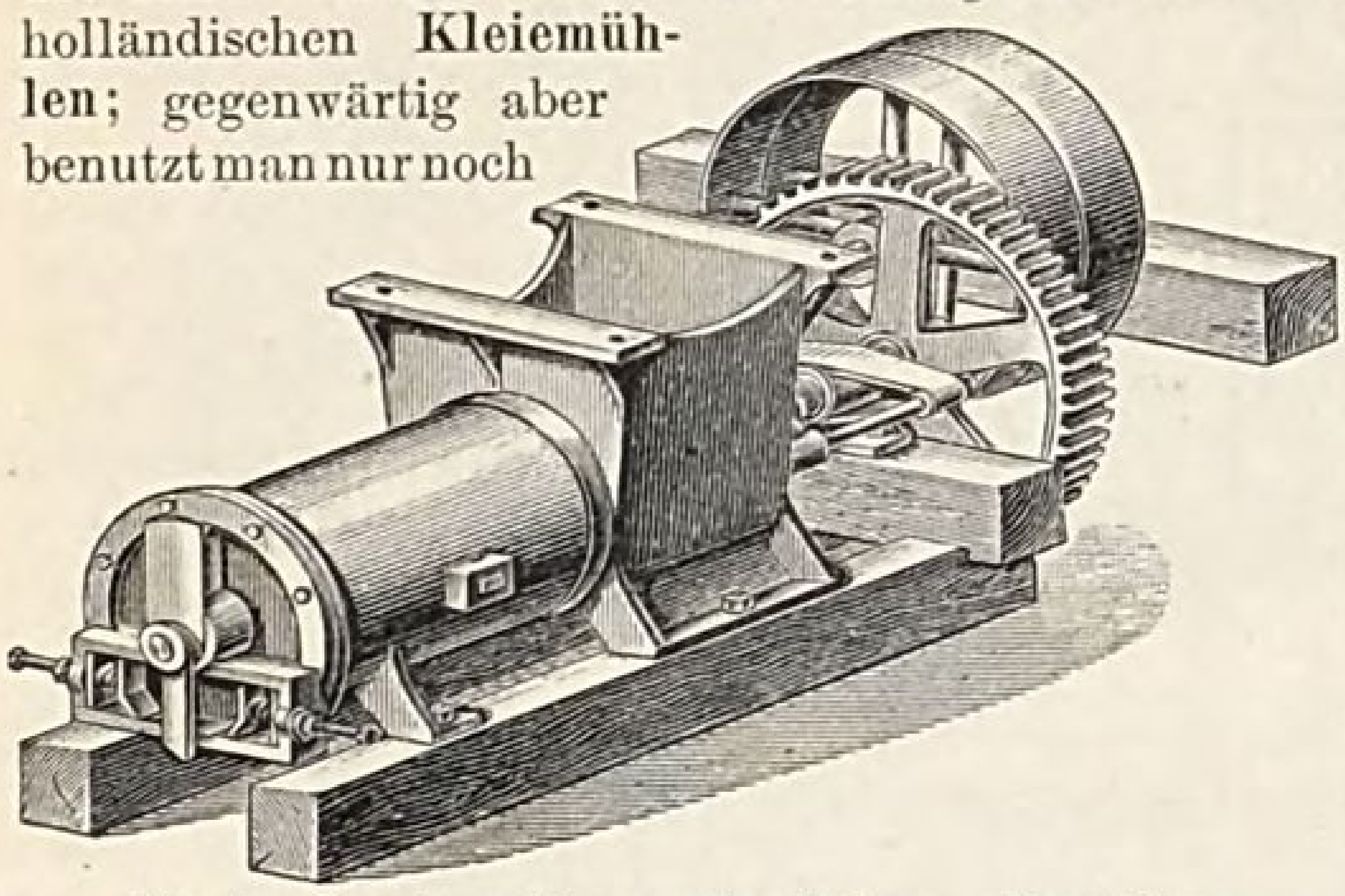


Fig. 1. Grokes liegender Thonschneider.

eiserne Konstruktionen, walzen- oder kegelförmige Gefäße mit drehbarer Welle, an welcher die zum Schneiden und Kneten erforderlichen Messer sitzen. Zur gleichzeitigen Fortbewegung des Thons

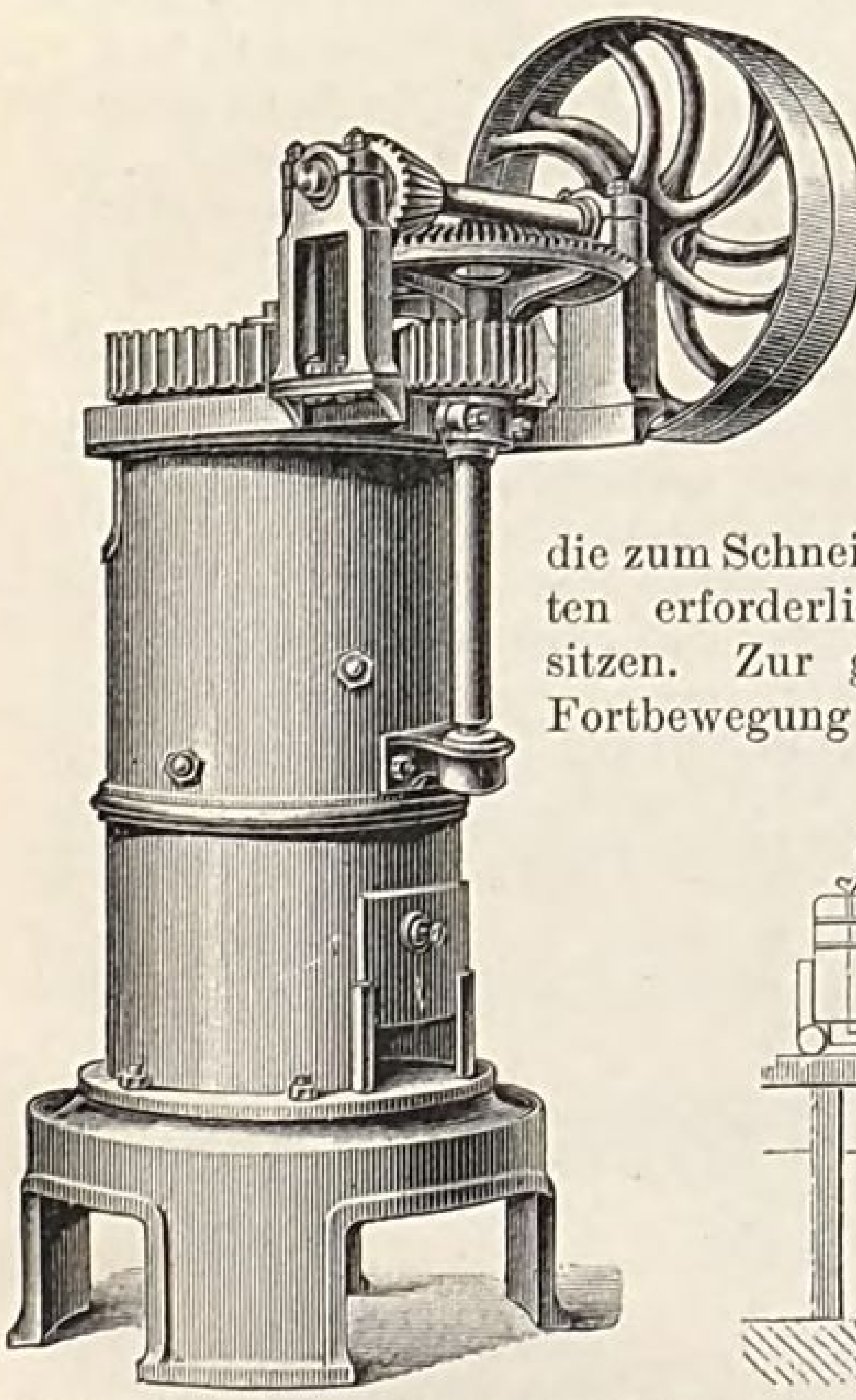


Fig. 2. Stehender Thonschneider.

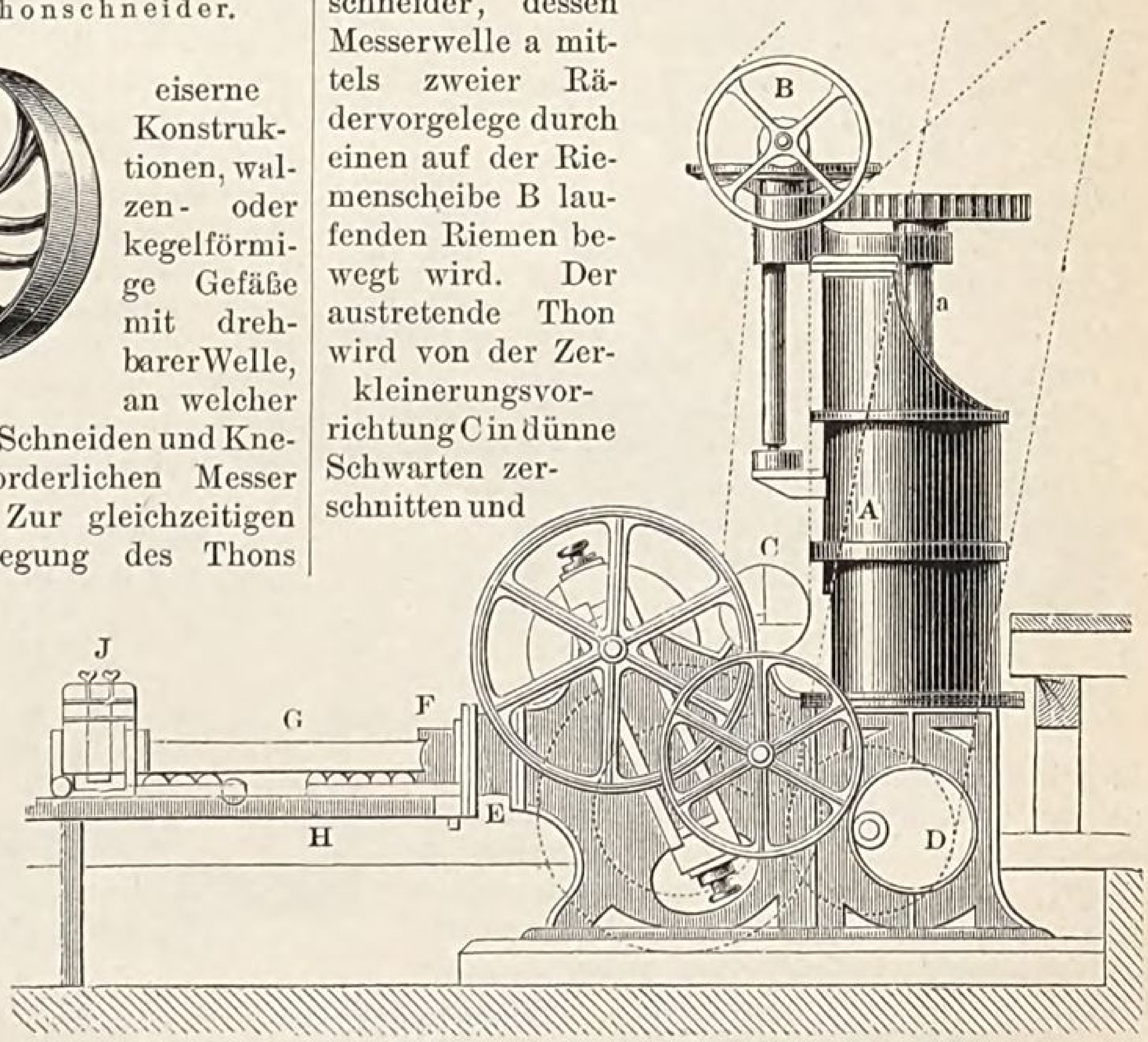


Fig. 4. Ziegelpreßmaschine von Sachsenberg.

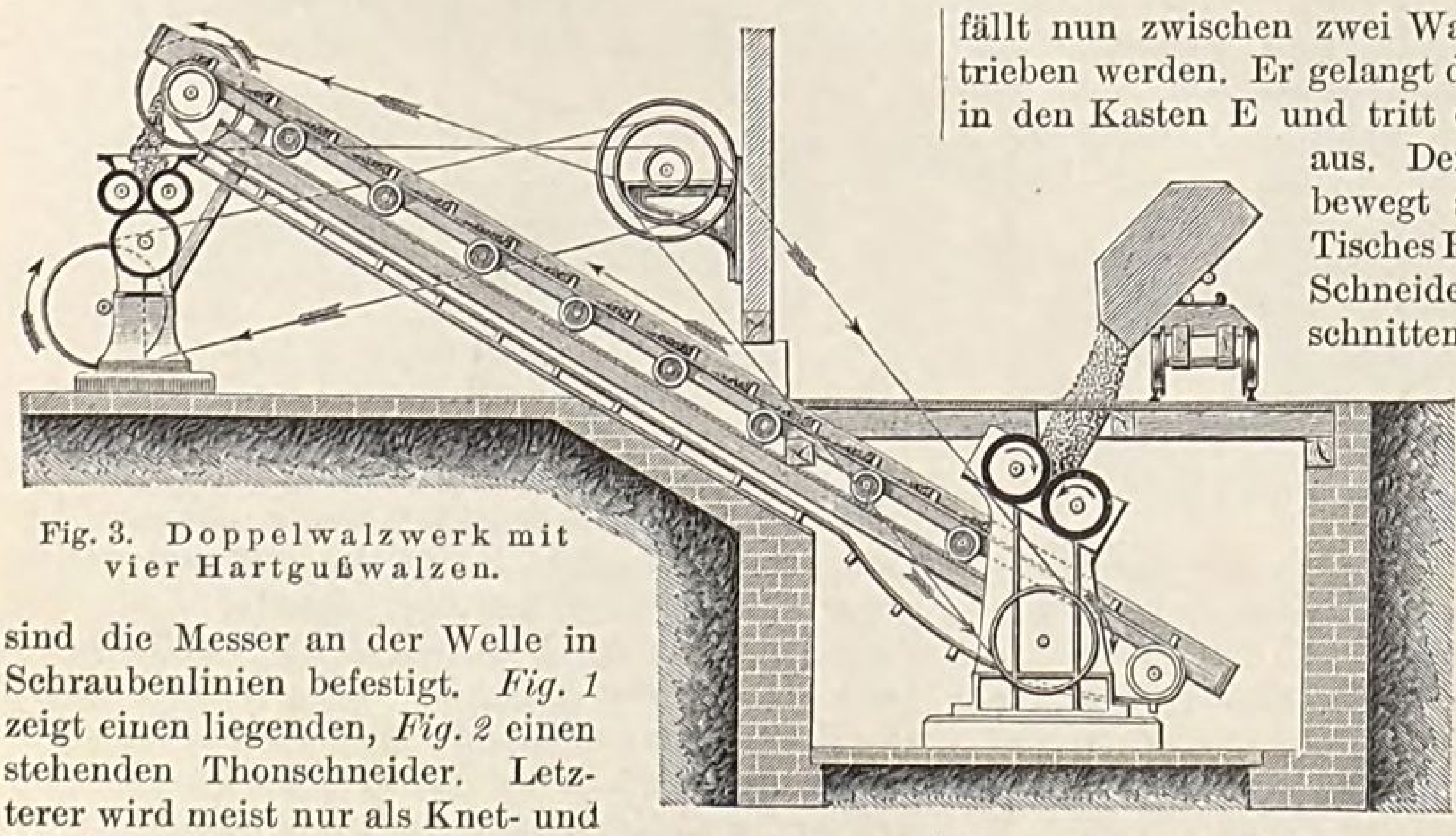


Fig. 3. Doppelwalzwerk mit vier Hartgußwalzen.

sind die Messer an der Welle in Schraubenlinien befestigt. *Fig. 1* zeigt einen liegenden, *Fig. 2* einen stehenden Thonschneider. Letzterer wird meist nur als Knet- und Mischmaschine, ersterer aber dann angewendet, wenn es sich um gleichzeitige Formgebung des Thons handelt.

Fig. 3 zeigt eine Thonvorbereitungsanlage mit zwei Walzenpaaren. Das erste Paar liegt außerhalb des Maschinenraums unter der Erde; die Ziegelerde, welche die Walzen passiert hat, wird von einem Elevator dem zweiten Walzenpaar zugeführt und fällt aus diesem direkt in die Ziegelpresse.

Bei den **Ziegelpressen** tritt der Thon aus einem Cylinder durch ein Mundstück in Form eines Stranges aus, dessen Querschnitt dem Längsschnitt des Ziegels entspricht. Der Strang ist aber entweder massiv und liefert dann *Vollziegel,* oder er schließt 2, 4 oder 6 Höhlungen ein und liefert dann *Hohlziegel.* Der Strang wird durch einen Draht in gewissen Abständen senkrecht zu seiner Richtung zerschnitten, worauf die Ziegel zum Trocknen gebracht werden. Bei der **Maschine von Sachsenberg** *(Fig. 4)* ist A ein Thonschneider, dessen Messerwelle a mittels zweier Rädervorgelege durch einen auf der Riemenscheibe B laufenden Riemen bewegt wird. Der austretende Thon wird von der Zerkleinerungsvorrichtung C in dünne Schwarten zerschnitten und fällt nun zwischen zwei Walzen, die von D aus betrieben werden. Er gelangt dann unter hohem Druck in den Kasten E und tritt durch das Mundstück F aus. Der so gebildete Strang G bewegt sich auf den Rollen des Tisches H fort und wird durch den Schneideapparat J in Ziegel zerschnitten. Durch Anwendung verschieden geformter Mundstücke kann man Vollsteine, Hohlsteine, Formsteine, Fliesen, Dachziegel, Röhren darstellen. Zum Betrieb der Maschine sind 6—8 Pferdekräfte erforderlich, und sie liefert an einem Tage 10,000 Steine von gewöhnlichem Format. Sehr große Maschinen liefern gleichzeitig 2—4 Stränge.

Fig. 5 u. 6 zeigen eine **liegende Ziegelpresse von Schlickeysen.** A ist der Cylinder, B die Messerwelle, C der Trichter zum Einwerfen des Thons, D der Preß-

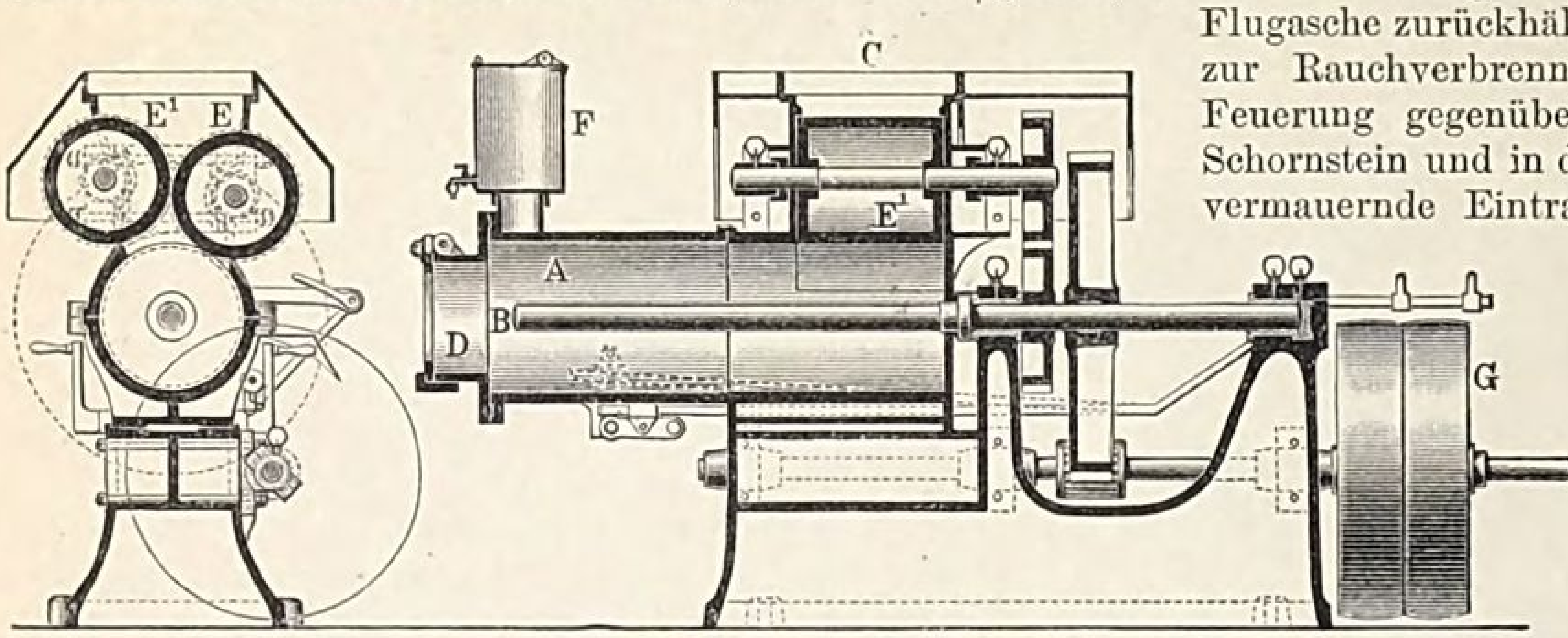


Fig. 5. Schlickeysens neueste liegende Ziegelpresse. Quer- und Längsschnitt.

kopf, E und E¹ die erste und zweite Walze, F ein Wasserbehälter zum Befeuchten der Form, damit der Thonstrang ganz glatt wird, G die Riemenscheibe.

In den letzten Jahren sind auf vielen Ziegeleien *Handziegelpressen,* sogen. Hebelmaschinen, zur Anfertigung von

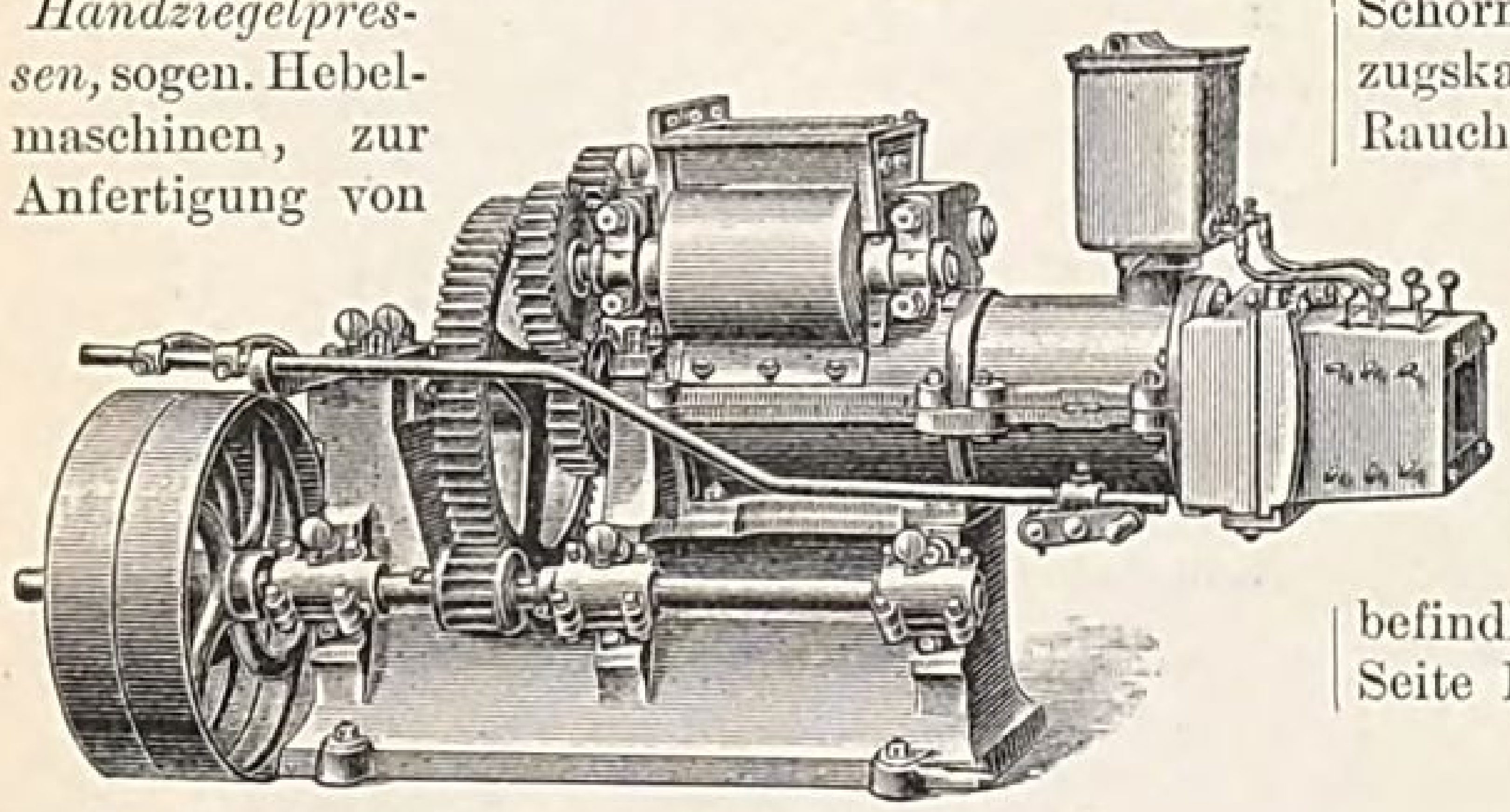


Fig. 6. Schlickeysens neueste liegende Ziegelpresse. Ansicht.

Ziegeln aus unvorbereitetem Thon in ausgedehnte Verwendung gekommen. Mit der Hand gestrichene wie auf Strangpressen hergestellte Ziegel, Fliesen, Dachsteine etc. werden oft in frischem oder halbtrocknem Zustand nachgepreßt, um sie stärker zu verdichten, scharfe Kanten und Ecken herzustellen, Muster einzupressen oder die einfachen Ziegel mehr oder weniger umzuformen. Zu die-

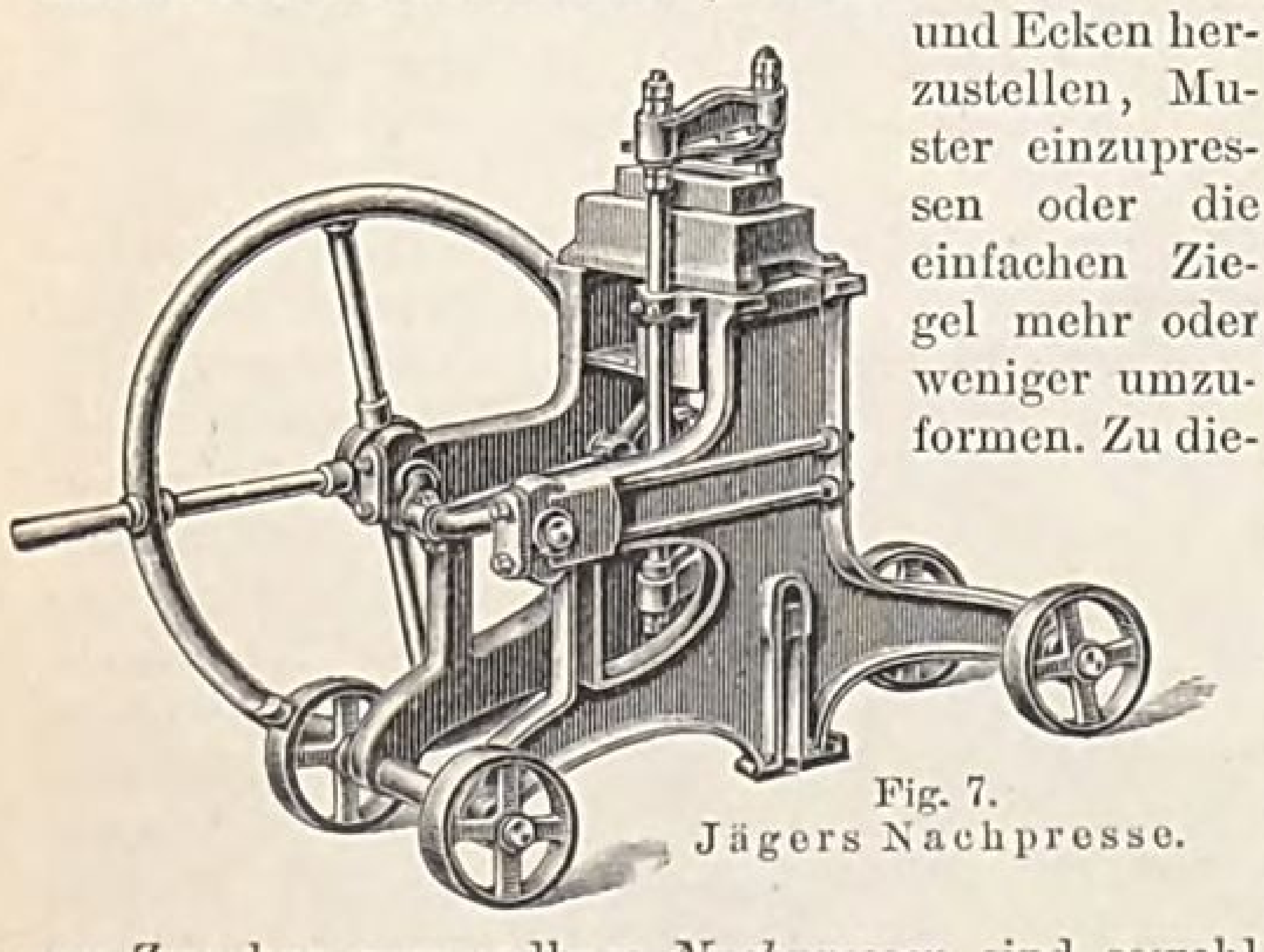


Fig. 7. Jägers Nachpresse.

sen Zwecken verwendbare *Nachpressen* sind sowohl für den Hand- als für den Maschinenbetrieb in größerer Zahl konstruiert worden. *Fig. 7* zeigt eine leicht fahrbare Nachpresse, welche durch Vereinigung von Kniehebeln mit einem Krummzapfen einen weit stärkern Druck ausübt als gewöhnliche Hebelpressen und täglich etwa 3000 Steine oder Platten liefert.

Als wichtigster Repräsentant der liegenden Öfen gilt der **Kasseler Ofen** *(Fig. 8).* Sein Brennraum ist mit flachem Gewölbe überspannt und gegen den Feuerraum durch eine durchbrochene Mauer abgegrenzt, welche die Feuergase gleichmäßig verteilt, Flugasche zurückhält und, wenn glühend, zur Rauchverbrennung beiträgt. Der Feuerung gegenüber befindet sich der Schornstein und in der Längswand die zu vermauernde Eintragsthür. Ein Kanal dient zur Ableitung der Feuchtigkeit, wenn der Ofen tiefer liegt. Der **Hoffmannsche Ringofen** *(Fig. 9—11)* arbeitet kontinuierlich und liefert mit möglichst wenig Brennstoff Mauersteine von gleichmäßigerer Beschaffenheit als andre Öfen. Der ringförmige Ofenkanal, in welchem die Ziegel gebrannt werden, ist durch Arbeitsthüren t_1, t_2, t_3 etc. zugänglich und kann mit dem in der Mitte stehenden Schornstein durch ebenso viele Rauchabzugskanäle r_1, r_2, r_3 etc., welche in einem Rauchsammler R münden, durch Ziehen der Ventile V in Verbindung gesetzt werden. Wird der Querschnitt des Ofenkanals zwischen irgend einer Thür und einem Rauchkanal durch einen Eisenblechschieber oder eine Papierwand geschlossen und die auf der einen Seite der letztern befindliche Thür sowie der auf der andern Seite liegende Rauchkanal geöffnet, wäh-

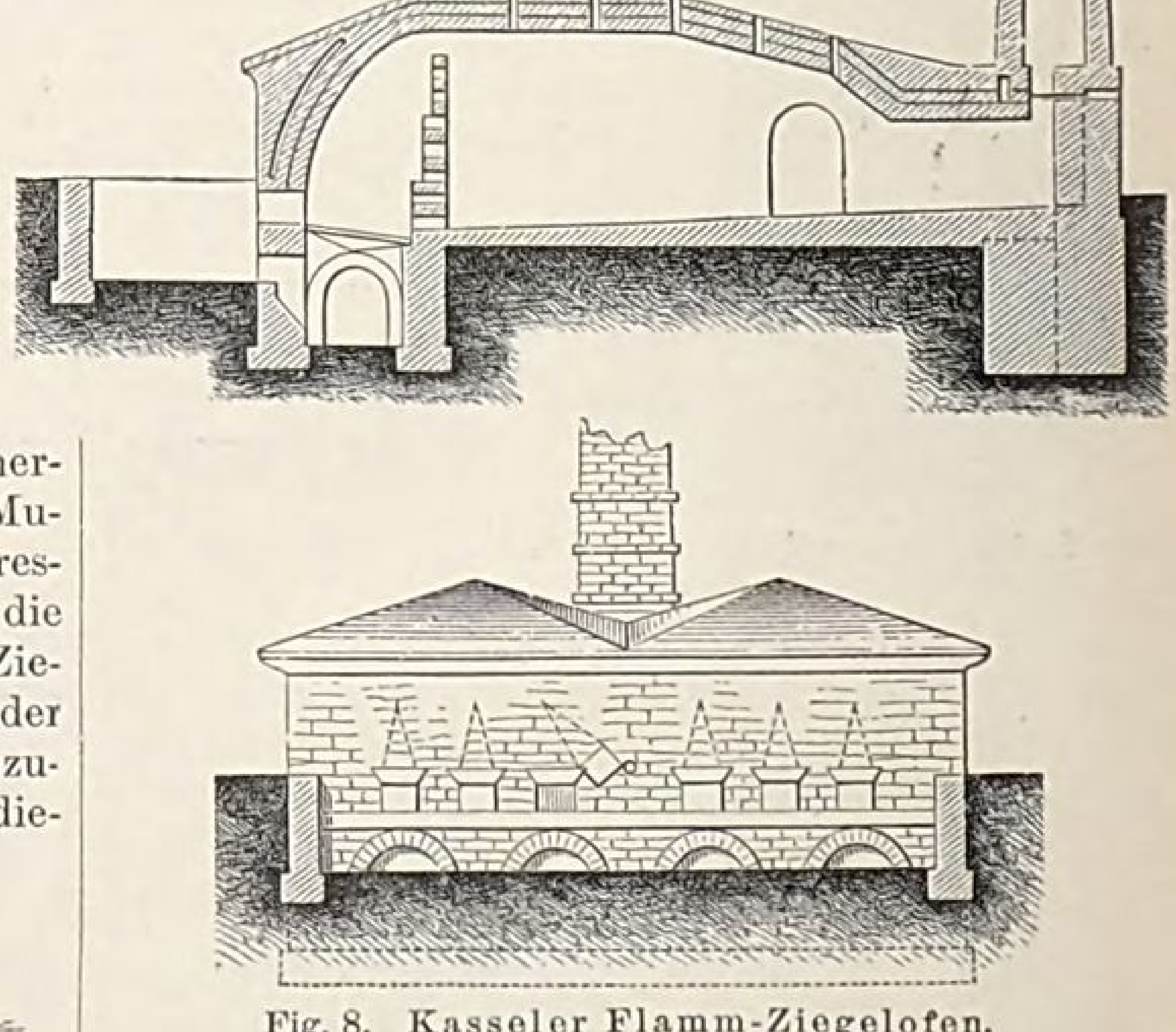


Fig. 8. Kasseler Flamm-Ziegelofen. Längsschnitt und Ansicht.

rend alle andern Thüren und Rauchabzüge geschlossen sind, so entsteht von der offenen Thür nach dem Schornstein E hin ein den ganzen Ofenraum durchstreichender Zug; derselbe führt dem Brennstoff, der durch die im Gewölbe befindlichen Löcher eingestreut wird, die erforderliche Luft zu. Das Feuer wird nur an einer Stelle des Ofens unterhalten und rückt in der Richtung der Luftströmung weiter; die zur Verbrennung angesaugte Luft erwärmt sich also an den fertig gebrannten Steinen und wärmt, bevor sie in den Rauchkanal entweicht, die noch nicht

befeuerte Ware vor. Durch die Mannlöcher M M steigt man in den Rauchsammler R, wenn Reinigungs- oder

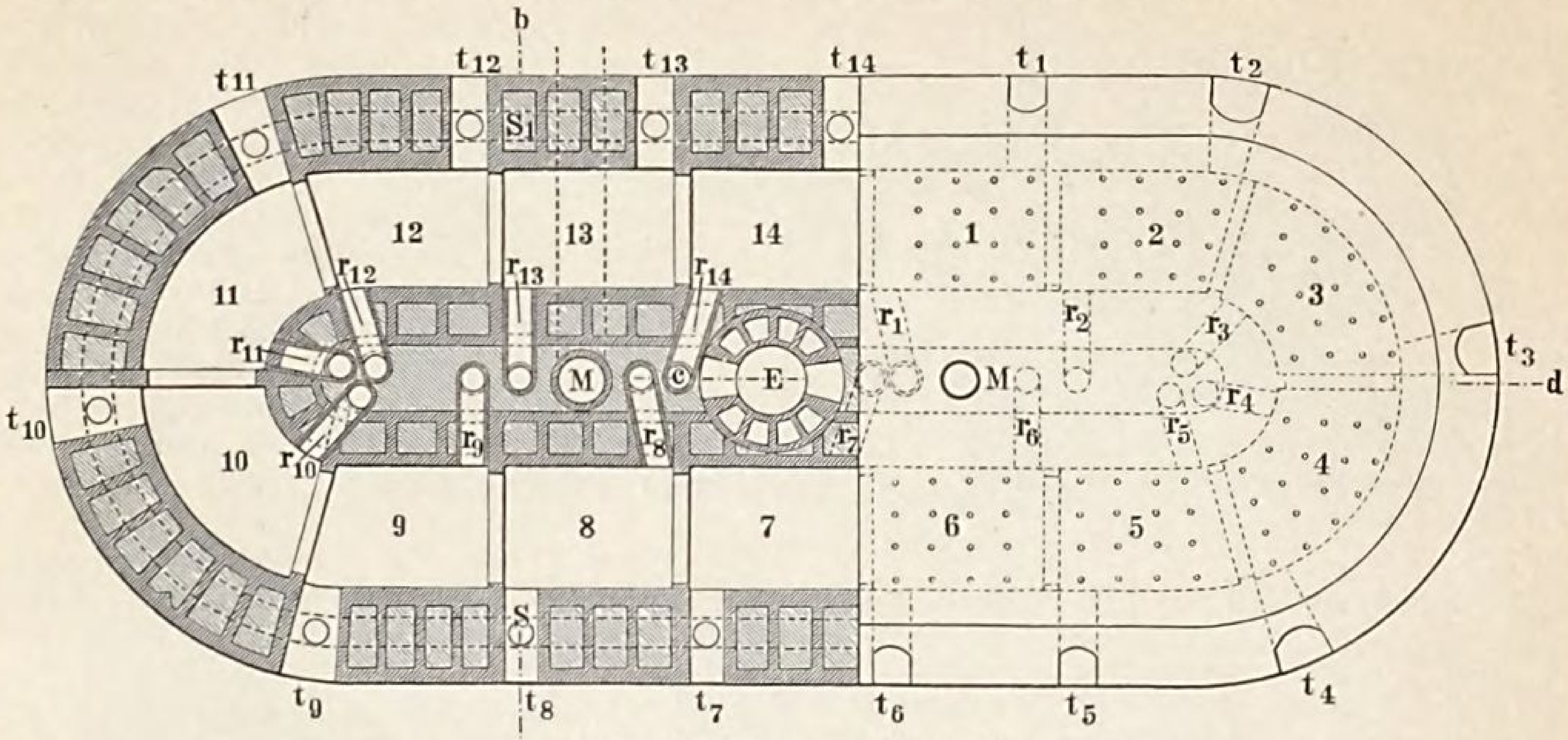


Fig. 9. Hoffmanns Ringofen.

Ausbesserungsarbeiten vorzunehmen sind. Bei einem Ringofen mit 14 Abteilungen wird der Betrieb in der Weise geregelt, daß 11—12 Abteilungen vollständig mit Steinen gefüllt sind und die 2—3 übrigbleibenden Abteilungen entleert und eingesetzt werden. Wird z. B. Abteilung 1 entleert, so wird 14 gefüllt, und die Papierwand schließt die Abteilungen 13 zu 14 hinter dem Rauchkanal r_{13} ab. Die Abteilung 7 steht im Vollfeuer, die



Fig. 10. Hoffmanns Ringofen. Schnitt c—d.

Abteilung 8 und 6 im Vorfeuer, bez. in der Nachglut; alle Rauchabzüge sind geschlossen bis auf r_{13}, die zur Verbrennung erforderliche Luft tritt also durch die Thür t_1 ein, erwärmt sich an den in den Abteilungen 2, 3, 4 befindlichen schon gebrannten Steinen, indem sie dieselben zugleich abkühlt, und gelangt, stark erhitzt, in die Abteilung 7; die von hier abziehenden Verbrennungsgase wärmen in den Abteilungen 8, 9, 10 etc. befindliche ungebrannte Steine vor, trocknen dieselben und gelangen durch r_{13} in die Esse. In dem Maße, wie man mit dem Ausnehmen und Einsetzen in die Abteilungen 2, 3, 4 etc. vorrückt, geht man mit dem Vollfeuer in die Abteilungen 8, 9, 10 etc., schließt die vollgesetzten Abteilungen ab, öffnet den nach dem Feuer zu gelegenen Rauchkanal vor der Papierwand und schließt den vorhergehenden. Die Brennstoffe (Holz, Steinkohle, Koks oder Torf) werden ausschließlich durch das Gewölbe eingeführt, wo zu diesem Zweck zahlreiche transversale Reihen von Öffnungen F auf die ganze Breite des Ofens verteilt sind. Den Einstreuöffnungen entsprechend werden beim Beschicken des Ofens Schächte ausgespart, welche als Brennherde zu betrachten sind; die gleichmäßige Verteilung des Brennstoffes über das ganze Innere des Ofens trägt in hohem Maß zur gleichmäßigen Erhitzung des Einsatzes bei. In der Regel haben die Ringöfen 12—16 Abteilungen, solche mit 24—36 Abteilungen werden mit zwei Feuern in Abständen von 12—16 Abteilungen betrieben. Die ursprünglichen Ringöfen waren kreisrund, man baut sie jetzt aber oblong, um eine gleichmäßigere Geschwindigkeit der Feuerluft an der äußern und innern Ringmauer zu erzielen. Man hat Ringöfen für eine Produktion von täglich 1000 Steinen (Normalformat) gebaut, anderseits solche, welche 30—40,000 Steine liefern. Die Doppelöfen leisten das Doppelte der gewöhnlichen Öfen. Man hat mit dem Ringofen gegenüber dem bisherigen Ofenbetrieb eine Brennmaterialersparnis von 60—70 Proz. erreicht, gewöhnliche Mauersteine werden in demselben, je nach ihrer Größe, das Tausend mit dem Brennstoffwert von 100-150 kg Steinkohle gebrannt. Stehen geringe Brennstoffe billig zur Verfügung, die in den ältern Ziegelöfen nicht benutzt werden konnten, so ist die Ersparnis noch größer. Für kleine Ziegeleien baut man *partielle Ringöfen*, die im allgemeinen die Gestalt eines verlängerten Kasseler Flammofens besitzen, indem der Brennkanal am Anfang mit Rostfeuerungen versehen ist und am Ende mit einem nach dem Schornstein führenden Rauchkanal in Verbindung steht. Der Brennkanal besitzt meist 3—8

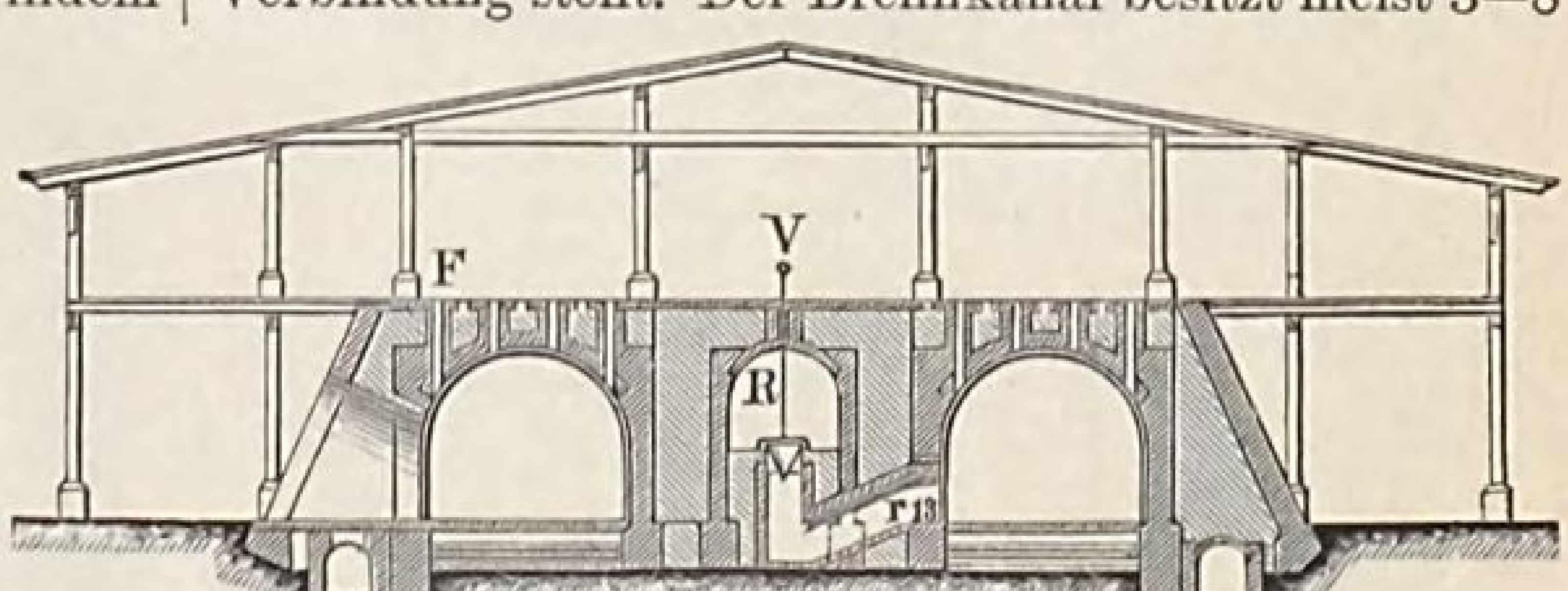


Fig. 11. Hoffmanns Ringofen. Schnitt a—b.

Abteilungen, welche von außen durch Einkarrthüren zugänglich sind, und im Gewölbe befinden sich die Heizlöcher. Man beginnt das Feuern auf den Rosten und setzt es durch die Heizlöcher im Gewölbe fort, bis es das andre Ende des Ofens erreicht. Der Ofen wird dann entleert und mit frischen Ziegeln besetzt, um von neuem angefeuert zu werden. Diese Öfen werden von vornherein so angelegt, daß sie jederzeit zu vollen Ringöfen ergänzt werden können.

Eine sehr wesentliche Verbesserung erfuhr der Ringofen durch die Einführung der Gasfeuerung.

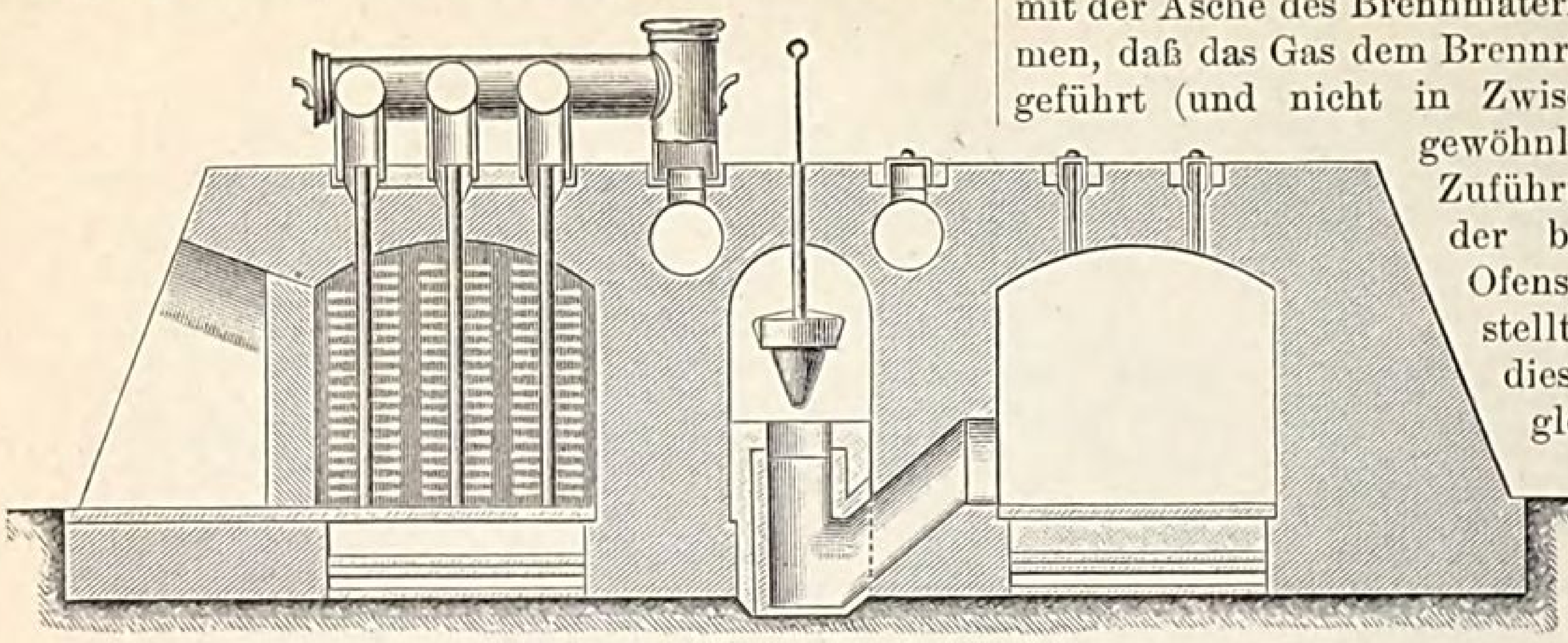


Fig. 12. Eschcrichs Gasofen.

Der Escherichsche Gasofen *(Fig. 12)* ist im wesentlichen wie der Ringofen konstruiert. Das in einem Generator erzeugte Gas wird durch Kanäle unterhalb

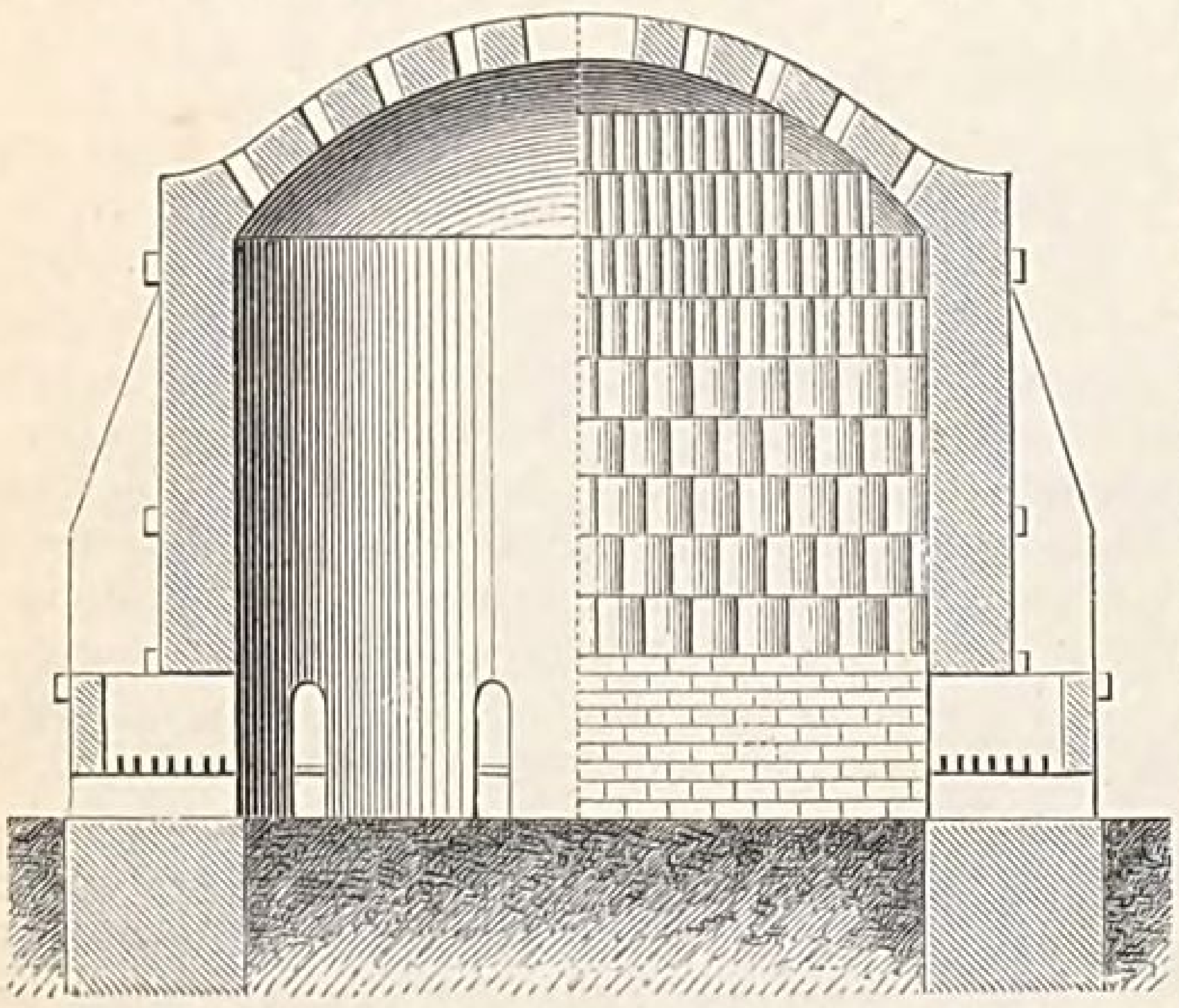


Fig. 13. Runder gewölbter Ofen von Parkes. Durchschnitt.

der Ofensohle oder von oben durch verlegbare Eisenblechrohre zugeführt und in durchlochte stehende Röhren aus feuerfestem Thon (Gaspfeifen) geleitet,

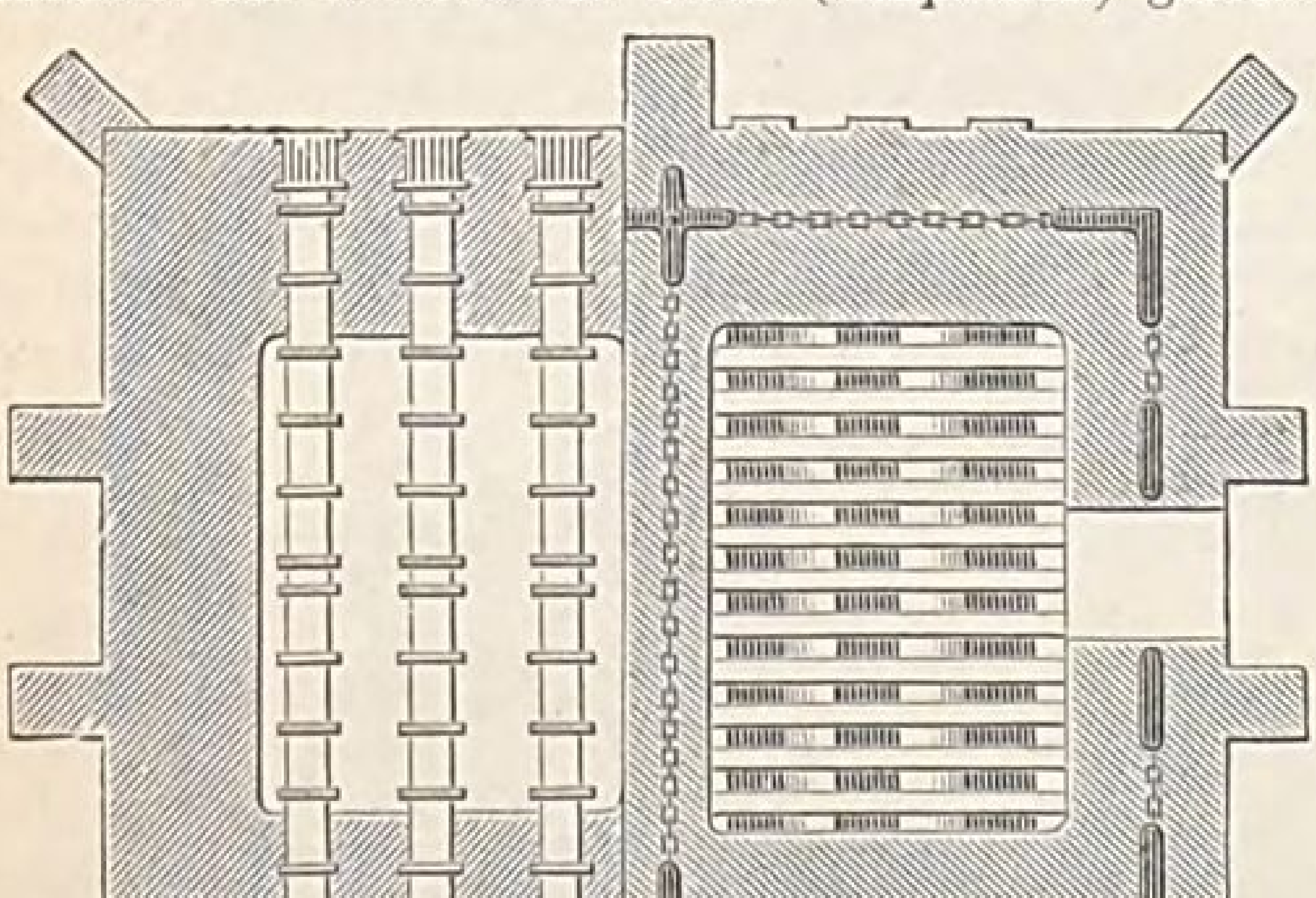


Fig. 14. Grundriß.

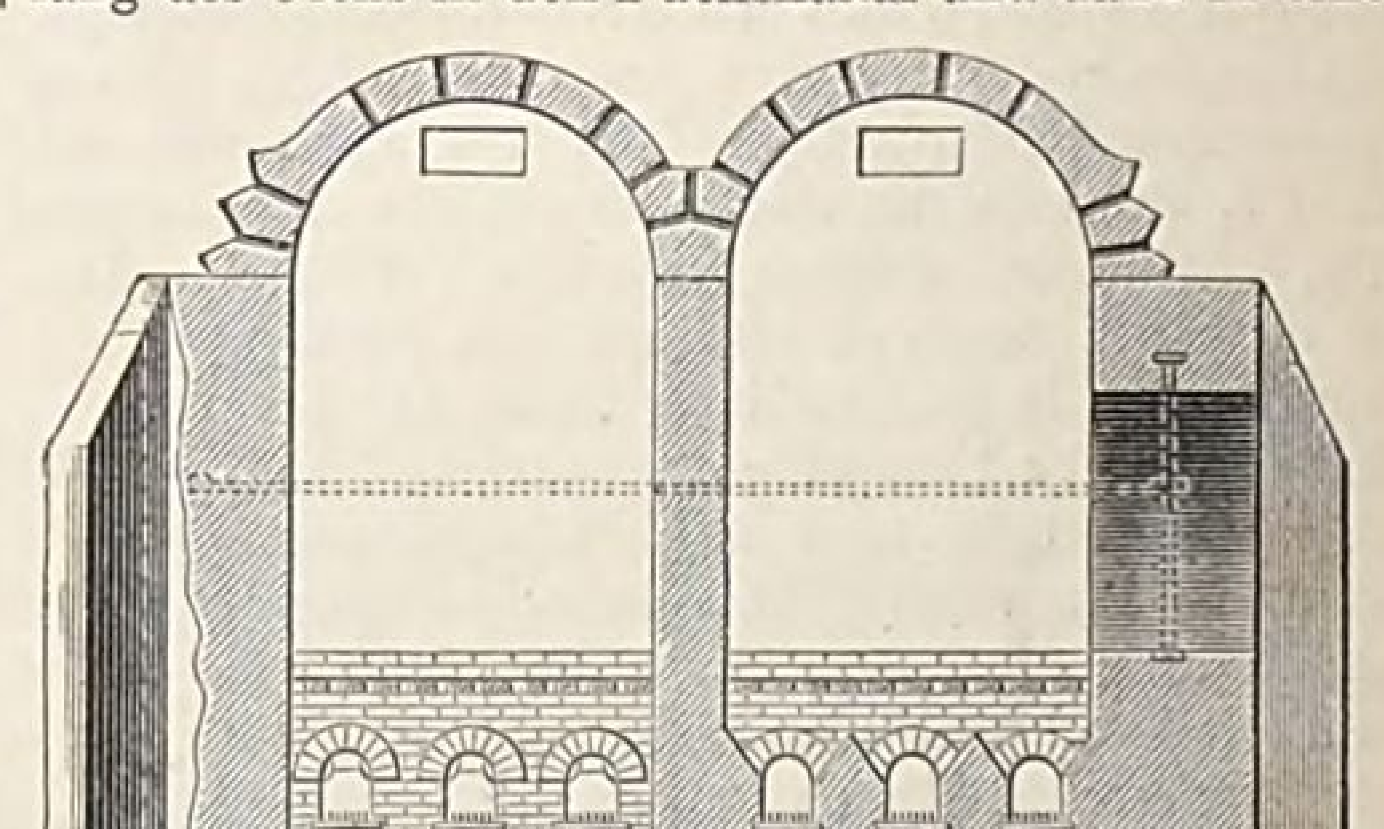


Fig 15. Durchschnitt.

Fig. 14 u. 15. Claytons Ofen für Steinkohlenfeuerung.

die zwischen den zu brennenden Steinen in derselben Weise verteilt werden wie beim gewöhnlichen Ringofen die Schächte. Die Gasströme treten aus den Gaspfeifen rechtwinkelig zur Zugrichtung aus, und die Flammen verbreiten sich gleichmäßig über den ganzen Querschnitt des Brennraums. Der Vorteil, den die Gasöfen gewähren, beruht darauf, daß die Steine, was besonders für feinere Sachen wichtig ist, nicht mit der Asche des Brennmaterials in Berührung kommen, daß das Gas dem Brennraum kontinuierlich zugeführt (und nicht in Zwischenpausen wie beim gewöhnlichen Ringofen), die Zuführung aber auch an jeder bestimmten Stelle des Ofens augenblicklich eingestellt werden kann. Überdies ist die Befeuerung gleichmäßiger, man braucht viel weniger überschüssige Luft in den Ofen einzuführen und kann leichter ein reduzierend wirkendes Feuer unterhalten. Sowohl beim gewöhnlichen Ringofen als beim Gasofen hat man einen *fahrbaren Herd* angewandt. Der Ofen erhält einen rechtwinkeligen Grundriß und Schienengleise, auf welchen die die Ofensohle bildenden Plattformen aus- und eingefahren werden können, ohne den Betrieb des Ofens zu unterbrechen. Die Plattformen befinden sich während des ganzen Brandes in Ruhe, sie werden nur vor und nach dem Brande bewegt und zwar jedesmal nur ein Wagen, der außerhalb des Ofens entleert und von neuem beschickt wird. Aus diesem Grunde kann der Ofen mit viel weniger Abteilungen als der gewöhnliche Ringofen gebaut werden, dem man mit Rücksicht auf die den Ofen betretenden Arbeiter mindestens 12 Abteilungen geben muß. Ein Hauptvorteil besteht darin, daß man den Rundbrand in 4 Tagen vollenden kann.

Drainröhren brennt man in kleinem Betrieb zusammen mit Mauersteinen in demselben Ofen, indem man sie in einem besondern Raum senkrecht stehend aufstapelt. Für rationellern Betrieb benutzt man besondere Öfen, z. B. den **gewölbten Ofen von Parkes** *(Fig. 13)* mit zehn Feuerungen, deren Gase, nachdem sie die Ware erhitzt haben, durch Zugöffnungen im Gewölbe entweichen. Man stellt auch mehrere derartige Öfen mit nur je einer Feuerung um einen gemeinschaftlichen Schornstein, läßt die Flamme in der Ofenmitte emporsteigen, durch die Ware niedersinken, am Umfang des Ofens in den Fuchskanal und dann in einen zweiten Ofen treten, um hier die Röhren vorzuwärmen. Der **Claytonsche Ofen** *(Fig. 14 u. 15)* mit viereckiger Grundform hat in zwei gegenüberliegenden Seiten je 3 Feuerungen, und die Feuerungsgase ziehen durch das Gewölbe ab. Zwei solcher Öfen werden mit gemeinschaftlicher Scheidemauer nebeneinander gebaut

Gegenwart von Eisen helle Steine. Schwefelkiesgehalt der Kohlen erzeugt schweflige Säure in den Feuerungsgasen, und bei kalkreichen Thonen bildet sich in oxydierender Atmosphäre schwefelsaurer Kalk an der Oberfläche, der Kalk nimmt dann an der Silikatbildung nicht teil, und unbehindert vom Kalk kommt die Farbenwirkung des Eisenoxyds zur Geltung. Derartige rote Anflüge auf kalkhaltigen Steinen kann man durch energische Reduktion beseitigen. Je mehr die Steine beim Brennen sintern, um so dunkler wird ihre Farbe. Gute M. müssen mäßig klingend, ziemlich porös sein und sollen nur etwa 7 Proz. Wasser aufsaugen. Zu stark gebrannte M. lassen sich nicht verhauen und nehmen den Mörtel nicht gut an, zu schwach gebrannte werden durch Feuchtigkeit und Frost leicht zerstört, auch zu magerer Thon gibt wenig haltbare Steine.

Der in den Ziegeleien (Ziegelscheuern, Ziegelhütten) zu verarbeitende Thon wird im Tagebau gegraben und in Karren, auf Gleisen in Kippwagen, bei weiter Entfernung der Thongruben durch Drahtseilbetrieb gefördert. Bei größern Tiefen der Gruben muß man das Wasser durch Schnecken oder Druckpumpen beseitigen, oder man fördert den Thon durch Becherwerk. Seltener wird der Thon durch Tonnenschächte ausgebracht. Gewöhnlich läßt man den Thon über Winter locker aufgeschichtet liegen (Auswintern), um ihn durch Frost aufzuschließen. Hierbei oxydiert sich auch der Schwefelkies zu Eisensulfat, welches sich mit dem kohlensauren Kalk zu schwefelsaurem Kalk und kohlensaurem Eisenoxydul umsetzt. Beim Aussommern läßt man den Thon in dünner Schicht an der Sonne trocknen. In beiden Fällen wird erreicht, daß der Thon mit Wasser viel vollständiger zerfällt als der grubenfeucht eingesumpfte Thon. Enthält derselbe gröbere Verunreinigungen, so mischt man ihn in einer durch Pferde oder Dampf betriebenen Schlämmmaschine mit Wasser. Die Maschine besitzt einen Behälter mit stehender Welle, an welcher Querarme mit Rechen beweglich angebracht sind. Der Thon wird im Wasser zu einem dünnen Schlamm verteilt, wobei sich Steine und gröberer Sand zu Boden setzen, während der Schlamm durch ein enges Gitter nach Absatz- oder Schlämmgruben abfließt, in denen er eintrocknet. Wo das Schlämmen nicht lohnt, wird der geförderte Thon sofort auf einem Brechwerk zerkleinert und passiert dann Walzwerke, auf denen er samt etwaigen Einschlüssen zerquetscht, zerrissen und in ein dünnes Band verwandelt wird; gröbere Steine bleiben auf dem Walzwerk liegen und werden entfernt. Beim Handbetrieb dient zum Homogenisieren des Thons die Fahrmühle, auf welcher ein an einer Leitstange beweglicher, in größerm oder geringerm Abstand um eine Achse fahrbarer, schwer belasteter Wagen den Thon durchknetet und kleinere Steine oder Knollen zerquetscht, während größere ausgelesen werden müssen. Wirksamer aber sind die Thonschneider. Über die Konstruktion derselben s. beifolgende Tafel.

Zum Formen (Streichen) der M. benutzt man oben und unten offene Formen aus Holz, Gußeisen oder starkem Bandeisen, die, um das Anhaften des Thons zu verhindern, angefeuchtet oder mit Sand bestreut werden. Man drückt den Thon hinein, streicht die überstehende Masse mit dem linealförmigen Streichbrett weg und hebt die Form ab. Ein geschickter Former streicht in 10 Arbeitsstunden etwa 3000 Ziegel von Normalformat. Dieselben werden paarweise flach auf die mit Sand bestreuten Trockenbretter gelegt und von dem Abträger in die Trockengerüste gebracht. Um saubere Arbeit zu erhalten, werden die lederharten Steine wohl noch mit einem Messer beputzt, mit einem Brett geklopft oder in Formen gepreßt. Die Handformerei ist aber vielfach durch Maschinen verdrängt, welche meist durch Dampf betrieben werden (vgl. Tafel). Vielfach, namentlich in Amerika, preßt man M. auch aus trocknem Thon unter sehr starkem Druck in hydraulischen Pressen. Man trocknet den entsprechend vorbereiteten Thon, pulverisiert, siebt ihn und befeuchtet ihn vor dem Pressen mit 6—8 Proz. Wasser. Alle diese Arbeiten sind sehr teuer, und die trocken gepreßten Steine erfordern beim Brennen höhern Brennmaterialaufwand als die naßgepreßten.

Die naßgeformten Steine werden an freier Luft auf ebener Erde (Planbetrieb), in größern Ziegeleien in Trockenschuppen getrocknet; zur Bewältigung großer Ziegelmassen benutzt man heiz- und ventilierbare Räume und verwertet soviel wie möglich die überschüssige Wärme der Ziegelöfen. Auch hat man Heizvorrichtungen konstruiert, bei welchen die nassen Ziegel dem warmen Luftstrom entgegengleiten, so daß sie zuerst mit der am meisten abgekühlten und feuchtesten Luft, zuletzt mit der wärmsten und trockensten Luft in Berührung kommen. Lufttrockne M. (Lehm-, Luftsteine, Luftziegel, auch Lehmpatzen, d. h. Lehmsteine mit beigemengtem Häcksel, Flachs- oder Hanfschäben) eignen sich für manche Zwecke, dürfen aber größerm Druck und der Feuchtigkeit nicht ausgesetzt werden; erst durch das Brennen erlangen die M. Festigkeit, indem ihre Teilchen in der Hitze zusammensintern, was durch die Flußmittel (Eisenoxyd, Kalk) begünstigt wird. Man brennt die M. bei einfachstem Betriebe, indem man sie passend aufstellt, den Haufen mit einem Lehmbewurf bedeckt und das Feuer in den beim Aufstellen offen gelassenen Räumen entzündet (Feldziegeleien). Bessere Ware, gleichmäßigern Brand, liefern die Öfen, von denen die offenen auf den an einigen Stellen erhöhten Umfassungsmauern ein leichtes Dach tragen. Die gewöhnlichen überwölbten Öfen, denen die erstern in der Konstruktion ähnlich sind, haben am Boden mehrere Schürgassen von Mauer zu Mauer und Zuglöcher im Mauerwerk zur Regulierung des Feuers. In den ersten 4 Tagen heizt man gelind und gibt dann erst starkes Feuer, so daß die M. in 7—8 Tagen gar sind. Nun werden alle Öffnungen verschlossen und der Ofen 5—6 Tage sich selbst überlassen, worauf er entleert werden kann. In neuester Zeit sind die Öfen sehr wesentlich verbessert worden, und der Hoffmannsche Ringofen mit seinen Modifikationen ist für die Ziegelei epochemachend geworden. Die Wahl des Ofens richtet sich meist nach der Beschaffenheit des Thons. Da bei kalkreichem Thon der Sinterungspunkt und Schmelzpunkt so nahe zusammenliegen, daß bei beginnender Sinterung fast gleichzeitig Schmelzungserscheinungen auftreten, so sind zum Brennen derselben Ofensysteme, welche kurze Stichflammen geben, zu verwerfen. Während man für Braunkohlenthone die Escherichschen Gasringöfen mit Vorteil anwendet, bei welchen die Steine mit dem Brennmaterial und der Asche nicht in direkte Berührung kommen, so zieht man für kalkreiche Alluvialthone den gewöhnlichen Ringofen von Hoffmann, welcher eine lange Flamme entwickelt, vor oder bedient sich neuerer Systeme von Dannenberg, der Mäanderöfen rc. Für bessere Waren, wie Vormauerungssteine oder Verblender, Fliesen, Falzziegel u. dergl., hat Augustin

periodische Öfen mit überschlagender Flamme und sogen. Muffelöfen konstruiert, deren Vorzug darin liegt, daß sie ein sehr gleichmäßig gefärbtes Fabrikat liefern. Der Augustinsche Ofen ist meist 5—6 m lang, 4 m breit und 3 m hoch, er hat an jeder Langseite vier sogen. Halbgasfeuerungen und unter der Sohle in der Mitte und Richtung der Längsachse einen Hauptabzugskanal für die Feuergase, welche von hier in den Schornstein gelangen. Da der Betrieb des Ofens kein kontinuierlicher ist, so erfordert er mehr Brennmaterial als der Ringofen. Schließlich seien noch die sogen. *Blaudämpföfen* von Bock zum Brennen und Blaudämpfen von Falzziegeln erwähnt. Das Prinzip derselben beruht darauf, daß man nach dem Garbrennen der Falzziegel sämtliche Öffnungen der Ofenkammer dicht verschließt und durch Hineinwerfen von feuchtem Erlenholz oder durch Hineingießen von kohlenstoffreichen Flüssigkeiten zugleich unter Erzeugung von Wasserdämpfen auf der Oberfläche der Ziegel eine bis ins Innere dringende Ablagerung von Kohlenstoff unter gleichzeitiger Reduktion des Eisenoxyds zu Oxydul bewirkt und die Steine in dieser Reduktionszone erkalten läßt. Dieselben erscheinen dadurch von schieferblauer Farbe. Zum Messen der Temperatur in den Öfen dienen die *Cramerschen Kegel*, welche sich den Segerschen anschließen und leichter schmelzbar sind als diese. Der niedrigste Brenngrad für Steine aus kalkarmen Thonen entspricht etwa 960° oder der Silberschmelzhitze. Über die Konstruktion der Öfen vgl. beifolgende Tafel.

Die Ziegeleien liefern sehr verschiedenartige Ware. Die gewöhnlichen M. (*Feldbacksteine*, *Ruffensteine*, *Hintermauerungssteine*) für allerlei Mauerwerk, welches mit Putz, Verblendsteinen, Holz bedeckt wird, werden aus gewöhnlichem Material ohne besondere Sorgfalt hergestellt und besitzen verschiedene Formate, die zuweilen durch gesetzliche Vorschriften festgestellt sind. Das deutsche Normalformat hat 0,25 m Länge, 0,12 m Breite und 0,065 m Dicke. Ein Vollziegel wiegt etwa 3,5 kg. *Klinker* sind stark gebrannte gewöhnliche M. oder solche aus besonderm Thon mit Zusatz schwer schmelzbarer Substanzen (Ziegelmehl). Sie dienen vielfach zum Straßenpflaster (Holland). Für Rohbau benutzt man *Blend-* oder *Verblendsteine* (*Klopfsteine*, *Preßsteine*). Diese werden aus sorgfältig zubereitetem Thon, oft zur Erzielung bestimmter Farbentöne aus Mischungen verschiedener Thone hergestellt und zwar, wie bisweilen auch gewöhnliche M., als *Lochsteine* (*Hohlziegel*), die sich leichter durchbrennen, weniger Frachtkosten verursachen und die Wände trocken und warm erhalten. Die Verblendsteine erfordern bei der Herstellung auf Maschinen sehr exakt arbeitende Abschneideapparate, werden auch auf Nachschneideapparaten und nach dem Trocknen nachgeputzt. Um bestimmte Farben zu erzielen, taucht man sie mit der Verblendfläche in dünnen Schlamm aus gleichem oder anderm Thon, der sich mit der Grundmasse völlig vereinigt (*Engobieren*). Oft werden Verblendsteine auch farbig glasiert. *Ölsteine*, *Schneidsteine* werden aus feinem Material und in mit Öl bestrichenen Formen hergestellt und im lederharten Zustand nach Schablonen geschnitten, häufiger werden *Façonsteine* in Formen gepreßt. *Poröse M.*, *Kohlenziegel*, *Loh-*, *Schwammsteine*, *schwimmende M.* aus Infusorienerde oder aus Thon mit Torf, Kohlenpulver, Lohe, Sägespänen dienen zur Herstellung leichter Gewölbe, Sprengwände rc. M. aus Kieselgur wiegen nur 0,45 kg. Der Form nach unterscheidet man *Kesselsteine*, *Brunnenziegel*, zur Mauerung der Brunnenschächte, *Gewölbsteine*, von Keilform, *halbcylindrische Rinnsteine* rc., auch *Fliesen-* oder *Flurziegel* in verschiedenen Formen, Größen und Farben sowie mancherlei Arten von *Dachsteinen* oder *Dachziegeln* (ebene *Flachziegel*, *Biberschwänze*, *Dachpfannen*, *Dach-*, *Ochsenzungen*, ◡förmige *Hohlziegel*, ∼förmige *Krempziegel*, ∼förmige *Krempziegel* und *Falzziegel*). Fußbodenfliesen werden mit der Hand gestrichen u. auf Kniehebelpressen nachgepreßt. Mehrfarbige werden aus trocknem Thon und gefärbten Massen mittels Schablonen in Metallformen hergestellt und unter hydraulischem Druck von 250 Atmosphären komprimiert (*Mettlacher Fliesen*). Dachsteine formt man wie gewöhnliche M. und setzt ihnen die Nase mit der Hand an. *Diesenersche Paketziegel* werden in Form eines kontinuierlichen Bandes mit Maschinen gepreßt und treten als mehrfach gegliedertes Band zu vieren übereinander aus dem Mundstück der Maschine heraus. Kompensationsrippen hindern das Verziehen beim Brennen, und man kann geklinkerte Steine ohne erheblichen Ausfall brennen. *Falzziegel* werden entweder in Gipsformen, mittels sogen. Revolverpressen mit Dampfkraft oder auf Spindelpressen hergestellt oder als Strangfalzziegel auf ähnlichen Pressen wie die gewöhnlichen M. Brennt man Dachsteine in besondern Öfen, so kann man sie nach Beendigung des Brandes durch Aufgeben von feuchtem Brennmaterial bei völlig geschlossenem Ofen dämpfen (s. oben). Sie werden hierbei schiefergrau und nehmen nachher weniger leicht Wasser auf als gewöhnliche Dachsteine, sind aber nicht wetterfester als diese. Dachsteine und Verblendsteine werden bisweilen *glasiert*, doch ist dies nur ratsam bei geklinkerten Steinen, die nicht auf den unglasierten Flächen Wasser aufnehmen. Die Glasuren werden mit den Steinen in einem Brande aufgebracht. Für kalkhaltige M. benutzt man bleihaltige Glasuren, für schwer schmelzbaren Thon Glasuren aus Lehm mit Eisenhammerschlag, Kupferoxyd oder Braunstein. Eisenstein mit Sand liefert eine schieferartige mattschwarze Glasur, die bei Zusatz von Alkali, Kalk oder Thonerde leichter schmelzbar und glasig wird.

Koksteine bestehen aus gesiebter Kokslösche, die mit Thonschlamm gemischt wird. Den Mauersteinen schließt sich auch die *Terrakotta* an, gebrannte, unglasierte Gegenstände aus gelbem oder rotem Thon, oft durch aufgelegte andersfarbige Ornamente verziert, welche zu Bildwerken oder Bauornamenten, wie Turmspitzen, Portal- u. Fensterverzierungen, Kreuzblumen, Rosetten rc., benutzt werden. Sie werden aus kalkarmem, feinem Thon, bisweilen unter Zusatz von Eisenoxyd, Braunstein, Umbra rc., in sehr verschiedener Weise geformt, oft engobiert und der Wetterbeständigkeit halber scharf gebrannt. Vor dem gehauenen Stein, den sie ersetzen, haben sie den Vorzug der leichten mechanischen Vervielfältigung des Originals und, da sie hohl gefertigt werden, der weit größern Leichtigkeit voraus.

Drainröhren formt man aus gutem, fettem, namentlich von allen Steinchen sorgfältig befreitem, oft geschlämmtem Thon auf Maschinen, welche ihn durch ein Mundstück mit ringförmigem Durchlaß austreten lassen. Die Röhrenstränge werden durch Walzen oder ein endloses Tuch fortgeführt und durch Draht in Stücke von 0,3—0,5 m Länge zerschnitten.

Mit diesen Maschinen stimmen im Prinzip die Maschinen zur Herstellung der Wasserleitungsröhren überein. Hier ist der Preßkolben zugleich Kolben einer hydraulischen Presse, deren Cylinder in derselben Achse mit dem Thoncylinder oberhalb des letztern angeordnet ist. Der große Druck, den die hydraulische Presse ausübt, sichert eine hinreichende Dichtigkeit des Fabrikats. Die geformten und geschnittenen Röhren bringt man mittels einfacher, mit Gabelzinken versehener Instrumente auf die Trockengestelle und schützt sie sorgfältig vor Wind und Sonne. In kleinern Ziegeleien brennt man sie zusammen mit Mauersteinen. Für rationellern Betrieb benutzt man besondere Öfen.

Die Wetterbeständigkeit der M. hängt von dem Kalkgehalt des Thons und von der beim Brennen angewandten Temperatur ab. Schwach gebrannte Steine saugen viel Wasser auf, welches beim Gefrieren den Stein lockert. Zur Prüfung läßt man mit Wasser gesättigte Steine bei —15° mehrmals anhaltend ausfrieren und taut sie jedesmal in heißem Wasser auf. Zeigen sie keine äußerlichen Veränderungen, so werden sie auf ihre Druckfestigkeit geprüft und das Resultat mit den Prüfungsergebnissen nicht gefrorner Steine verglichen. Gute M. müssen auch frei sein von löslichen kristallisierbaren Salzen, da bei der Bildung der Kristalle ebenfalls eine Lockerung des Steins eintritt.

Feuerfeste Steine sollen nicht allein hohen Temperaturen, sondern auch der chemischen Einwirkung der Feuerungsgase, der Asche des Brennmaterials, schmelzender Schlacken etc. widerstehen. Hierzu gehört eine bestimmte chemische Zusammensetzung und eine dichte Beschaffenheit, welche das Eindringen zersetzender Stoffe hindert. Sehr dichte Massen liefern die fetten Thone, welche aber beim Trocknen und Brennen infolge zu großer Schwindung zerklüften. Man setzt deshalb ein Magerungsmittel zu und zwar Schamotte (s. d.), d. h. scharf gebrannten und zerkleinerten Thon von verschiedener Korngröße. Zu Schamotte benutzt man möglichst schwer schmelzbare, flußmittelarme Schieferthone, die nötigen Falls wiederholt gebrannt werden. Der fette plastische Thon wird gekollert und auf der Thonmühle im trocknen Zustand gemahlen, dann eingeweicht, mit der erforderlichen Menge grob- und feinkörniger Schamotte versetzt, durchgestochen, getreten und auf dem Thonschneider durchgearbeitet; auch Walzwerke werden angewendet. Die Steine werden in Holzformen geformt, auf einer Kniehebelpresse nachgepreßt und im Mendheimschen Ofen bei sehr hoher Temperatur gebrannt. Werden die Schamotte und die fertigen Steine nicht hinreichend erhitzt, so schrumpfen sie bei oftmaligem Erhitzen im Mauerwerk noch weiter ein. Dies wird vermieden durch Zusatz von grobem, scharfkantigem Quarz, der bei oftmaligem Erhitzen wächst. Sand ist nicht anwendbar, weil er mit dem Thonerdesilikat leichter schmelzbares Silikat bildet. Dinasbricks oder Flintshiresteine (Quarzziegel) werden in England aus Dinassandstein von Swansea im Neaththal in Südwales, der fast ganz aus Kieselsäure besteht, in Deutschland aus reinem Quarz hergestellt. Das Material wird mit etwas Kalkmilch und einem Klebstoff formbar gemacht und in eiserne Formen gepreßt. Beim Brennen sintert der Kalk mit dem Quarz zusammen und dient in solcher Weise als Kitt. Englische Dinassteine enthalten 94—98, deutsche 92—94 Proz. Kieselsäure. Man benutzt sie als Gewölbesteine in Flamm- und Glasöfen, sie sind gegen Temperaturwechsel und gegen Flugasche und basische Schlacken sehr empfindlich. Ein ähnliches Material liefert der Ganister. Zu basischen feuerfesten Steinen benutzt man Magnesit, der bis zum Sintern gebrannt wird und die schwer schmelzbarsten Schieferthone an Feuerfestigkeit weit übertrifft. Man formt das Material mit Chlormagnesium und Magnesiumhydroxyd in hydraulischen Pressen, trocknet die Steine nach längerer Zeit und brennt sie. Diese Steine dienen zur innern Auskleidung des Eisenkastens und zur Überplattung des Bodens der Hochöfen. Dolomitsteine für Thomasbirnen stellt man aus gebranntem Dolomit her, den man mit Teer plastisch macht und zu Steinen formt.

Geschichtliches. Aus den ältesten Zeiten Ägyptens sind M. bekannt, welche denen gleichen, die auf manchen Feldziegeleien auch in Europa noch heute hergestellt werden. Man benutzte ungebrannte und gebrannte, in Babylonien auch Steine mit lebhaft farbigen Glasuren. Griechen und Römer verwendeten M. und bekleideten das Mauerwerk mit Marmor oder Putz. Der römische Ziegelbau verbreitete sich über Italien, Gallien, Hispanien, Britannien und zum Teil auch über Deutschland. Aber von dieser Zeit an datiert eine Periode des Verfalls, welcher erst seit dem 12. Jahrh. eine neue Blüte folgte. Gotische Bauwerke zeigen eine große Vollkommenheit der Ziegeltechnik, welche mit Vorliebe auch glasierte, farbige M. verwendete. Mit dem Vordringen der Renaissance verfiel aber dieser Industriezweig sehr schnell, man begnügte sich vielfach selbst mit Luftsteinen, und im 17. Jahrh. befand sich die Ziegelfabrikation auf sehr niedriger Stufe. Erst die Einführung der Maschinen und die Konstruktion des Ringofens begründeten eine neue Epoche, zumal gleichzeitig auch die Beachtung wissenschaftlicher Verhältnisse immer mehr Boden gewann. Der wieder zur Geltung gekommene Rohbau verfügt über ein schöneres Material, als je zuvor hergestellt wurde. Die erste Maschine, welche die Handarbeit nachahmte, konstruierte der Nordamerikaner Kinsley 1799; Maschinen, welche einen Thonstrang liefern, der zerschnitten wird, gaben Hattenberg in Petersburg 1807 und Deyerlein in London 1810 an, und seit 1824 tauchten zahlreiche neue Konstruktionen auf, aber erst in der neuesten Zeit gewann die Benutzung der Maschinen allgemeinere Verbreitung. Vgl. Heusinger v. Waldegg, Die Ziegel-, Röhren- und Kalkbrennerei (4. Aufl. von Kayser, Leipz. 1891, 2 Tle.); Liebold, Die neuen kontinuierlichen Brennöfen für Ziegelfabrikation (das. 1876); Zwick, Die Natur der Ziegelthone und die Ziegelfabrikation der Gegenwart (Wien 1878); Olschewsky, Katechismus der Ziegelfabrikation (das. 1880); Bock, Die Ziegelfabrikation (Weimar 1894); Bischof, Die feuerfesten Thone (2. Aufl., Leipz. 1895); Dümmler, Ziegel- und Thonwarenindustrie in den Vereinigten Staaten (Halle 1894).

Mauerverband, soviel wie Steinverband (s. d.).

Mauerwerk im Befestigungswesen dient zur Herstellung von Hohlbauten (s. Kasematte) aller Art, wie zur Bekleidung von Böschungen, namentlich der Eskarpe und Kontreskarpe, um bei trocknen Gräben die Festung sturmfrei zu machen (vgl. Festung, S. 347). In diesem Sinne ist das M. entweder anliegend oder freistehend. Die Kontreskarpe hat stets anliegendes M., weil frei stehendes dem Angreifer Deckung geben würde. Das anliegende M. der Eskarpe, früher Revêtement genannt, bildet ganze oder halbe Futtermauern; erstere haben 7—10 m Höhe und sind sturmfrei, halbe Futtermauern haben

3—7 m Höhe. Um dem Bodendruck des Wallkörpers zu widerstehen, erhält die äußere, die Stirnfläche, durch Abnahme der Mauerstärke von unten nach oben eine Neigung, Talus, welche bei ältern Mauern bis 1/5, bei neuern 1/10—1/12 der Höhe beträgt. Die obere, übergreifende Reihe größerer Steine, Kordonsteine, als Traufsteine dienend, heißt der Kordon, die durch ihn bezeichnete umlaufende Linie die Magistrale, im frühern Festungsbau die Basis der Konstruktion. In alten Festungen steht zuweilen auf dem Kordon zur Bekleidung der äußern Brustwehrböschung eine niedrige Tablettmauer. An die Rückseite der Futtermauern werden Strebepfeiler zur Verstärkung gegen Bodendruck angesetzt; werden dieselben nach hinten verlängert und überwölbt, um den Erddruck von diesem Gewölbe zum Teil tragen zu lassen, so entsteht die Decharge- oder Entlastungsmauer; sie erschwert das Breschieren, da das Einschießen eines ganzen Strebepfeilers erforderlich ist zum Einsturz der Mauer. Werden diese Strebepfeiler (Widerlager) bis zur Rück- oder Reversseite des Walles verlängert, überwölbt und hinten durch eine Mauer geschlossen, so entstehen Perpendikularkasematten, kasemattiertes M.; erhält die Stirnmauer dieser Kasematten Schießscharten, so heißt dies M. verteidigungsfähiges, zum Gegensatz vom toten M. Die Schießscharten können sowohl Geschütz- als Gewehrscharten sein; erstere kommen nur in oder vor der Eskarpe, in der Kontreskarpe aber nur letztere vor, wenn hinter derselben vor den ausspringenden Winkeln eine Reversgalerie zur Infanterieverteidigung angelegt ist. Die Mauer der Kehlkontreskarpe in neuern Forts führt man auch als Dechargemauer auf, läßt aber das Profil der Widerlager und des Gewölbes in die Außenfläche treten und vermauert das Gewölbe; ihrem Aussehen nach heißt diese Mauer Schildmauer. Sie erleichtert das Herstellen von Kasematten durch Ausbau der einzelnen Blöcke. In der neupreußischen Befestigung wird die Eskarpe in der Regel durch eine freistehende Mauer von 5 m Höhe bekleidet, die früher Gewehrscharten erhielt und dann krenelierte Mauer hieß; in neuerer Zeit erhält sie diese nicht und ist dann nur Hindernismauer. Hinter derselben ist 1 m hoch der Rondengang angeschüttet; erhält derselbe Quermauern (Traversenmauern) gegen Längsfeuer (Enfilade), und werden diese überwölbt zum Schutz gegen Steil- oder Vertikalfeuer, so entstehen Arkaden- oder krenelierte Bogenmauern, zuerst von Montalembert angewendet. Im heutigen Festungsbau dient das M. vornehmlich zur Herstellung der Hohlbauten und wird gegen Steilfeuer durch Betonschichten oder Panzerung ersetzt.

Mauerwespen, s. Wespen.

Mauerziegel, s. Mauersteine.

Maui, Insel des Hawaii-Archipels, 1268 qkm (23 QM.) groß mit (1890) 17,357 Einw. Sie zerfällt in zwei durch den flachen Isthmus Waikapu verbundene Halbinseln, von denen die östliche den erloschenen, 3058 m hohen Vulkan Haleakala (»Haus der Sonne«) mit dem größten Krater der Erde (45 km Umfang, 12 km Durchmesser, 770 m Tiefe), die westliche das Gebirgsland des Mauna Eeka (1868 m) enthält. Die Insel hat große Zuckerplantagen, eine 16 km lange Eisenbahn, drei sichere Häfen und sieben Landungsstellen, darunter die bei dem Hauptort Lahaina, wo zwei Dampfergesellschaften von Honolulu aus verkehren. Vgl. Marcuse, Die Hawaiischen Inseln (Berl. 1894).

Mauke (Impetigo, Uligo), entzündliche Erkrankung der Haut in der Köte bei Pferden, im weitern Sinne auch der Haut des Fußes bei andern Tieren. Die Haut der Köte ist zart und fein behaart, besonders empfindlich, wenn sie weiß ist. Es setzt sich an ihr leicht Schmutz fest, auch ist sie kleinen Verletzungen sowie der Einwirkung von Nässe und Kälte besonders ausgesetzt. Diese Umstände können eine Entzündung der Haut veranlassen, welche je nach der Ursache als Schmutzmauke, Schnee- oder Kältemauke etc. bezeichnet wird. Es bilden sich Bläschen, Ausschwitzung, Wundsein, Eiterung, Risse (besonders wenn ätzende Stoffe, z. B. Kalkstaub etc., eingewirkt haben), Geschwüre, Wucherungen und Schwielen. Bisweilen führt die M. (besonders die Kältemauke) rasch zum brandigen Absterben von Hautstücken (Brandmauke). Eine besondere Form der M. (Raspe älterer Autoren) breitet sich von der Köte über die Haut des Fußes (häufiger an den Hinterfüßen) aus, führt zu warzenartigen Wucherungen und zum teilweisen Ausfall der Haare, während die übrigbleibenden gesträubt stehen (Straub- oder Igelfuß), verläuft stets chronisch und kann eine elefantiasisartige Verdickung des ganzen Fußes bewirken. Zur Verhütung der M. ist Reinigen und Abtrocknen der Köte nach dem Dienst wesentlich; das Abscheren des schützenden Kötenschopfes (s. Köte) ist oft nachteilig. Die M. selbst erfordert stets sorgfältige Behandlung, weil sie durch Vernachlässigung zu einem hartnäckigen chronischen Leiden werden kann. Ruhe bis zur Heilung, Reinigung der kranken Stellen mit desinfizierender Flüssigkeit, Bepudern mit trocknenden Pulvern (Jodoform) sind die ersten Mittel; bei mangelndem Erfolg ist weitere chirurgische Behandlung einzuleiten. Die Brandmauke und vor allem der Straubfuß sind sehr lästige Übel; letzterer trotzt oft monatelanger Behandlung. Von der M. zu trennen ist die durch Milben bedingte Fußräude (s. Räude). Eine besondere Krankheit des Rindes ist die Schlempemauke (s. d.). Die Bezeichnung der M. als Schutzmauke beruht auf der als irrtümlich erkannten Annahme, daß die M. der Pferde mit den Kuhpocken (Schutz-, resp. Impfpocken) identisch sei. — Die Entstehung des Namens M. (mittelhochdtsch. mûche, in Bayern heute noch Mauche) ist unsicher. Vielleicht geht es zurück auf got. mûks (»weich, sanft«). In manchen Gegenden bezeichnet man gewisse Arten von Ungeziefer, in andern dagegen Winkel, in denen Abfälle, Kehricht (auch Sparpfennige etc.) angesammelt sind, als M.

Maul, Alfred, verdienter Vertreter des Turnwesens, geb. 13. April 1828 zu Michelstadt in Hessen, gebildet auf der Realschule und dem Polytechnikum zu Darmstadt und war daselbst auch Schüler von Adolf Spieß (s. d.), dessen Richtung im Schulturnen er verbreiten und weiterbilden half, wurde 1856 Lehrer am Realgymnasium, später an der Gewerbeschule zu Basel und ist seit 1869 Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt zu Karlsruhe. 1887 wurde er zum Vorsitzenden des Ausschusses der deutschen Turnerschaft gewählt, dem er seit 1875 als Mitglied angehörte. Von ihm erschienen außer Aufsätzen in turnerischen Zeitschriften: »Die Freiübungen und ihre Anwendung im Turnunterricht« (Darmst. 1862), »Die Entwickelung des Schulturnens« (3. Aufl., Basel 1874), »Die Turnübungen der Mädchen« (Karlsr. 1879—90, 4 Tle.; 1. Teil in 2. Aufl. unter dem Titel: »Der Turnunterricht in Mädchenschulen«, 1892) und sein verdienstlichstes Werk, die »Anleitung für den Turnunterricht in Knabenschulen« (das. 1876—79, 3 Tle.; mehrfach

aufgelegt); für den letztern Unterricht früher auch »Lehrziel« (3. Aufl., Basel 1874), »Lehrplan« (2. Aufl., Karlsr. 1874) und »Übungsbeispiele« (das. 1874); ferner »Turnübungen am Reck, Barren, Pferd und Schaukelringen« (das. 1888); »Turnbüchlein für Volksschulen ohne Turnsaal« (das. 1895).

Maulbeerbaum (Morus *L.*), Gattung aus der Familie der Moraceen, Bäume und Sträucher mit großen, abwechselnd stehenden, ungeteilten oder gelappten, gezahnten Blättern, monözischen oder diözischen Blüten, kätzchenförmigen männlichen Blütenständen, ebenfalls in Kätzchen oder häufiger in Köpfchen stehenden weiblichen Blüten und der Brombeere nicht unähnlicher Sammelfrucht, welche kleine, einsamige Nüßchen enthält. Man kennt etwa 10 Arten in gemäßigten Klimaten der nördlichen Halbkugel und in den Gebirgsregionen der Tropen. Der weiße M. (M. alba *L.*), ein 30 m hoher Baum mit eiförmigen, am Grunde etwas ungleichseitigen, langgestielten, in der Form aber ungemein abweichenden, oberseits glatten, unterseits spärlich kurzhaarigen Blättern, gestielten weiblichen Blütenständen und gelblichweißer, rundlicher und eirundlicher Frucht, stammt aus China, wird seit den ältesten Zeiten in Asien und seit dem 12. Jahrh. im Mittelmeergebiet kultiviert und ist jetzt in Süd- und Südosteuropa fast verwildert. Man kultiviert ihn in mehreren Varietäten, besonders um die Blätter als Futter für Seidenraupen zu benutzen. Den Vorzug soll aber M. cedrona verdienen, welcher ebenso hart ist, üppiger wächst und dreimal größere Blätter besitzt. Der schwarze M. (M. nigra *L.*), dessen kurzgestielte, ziemlich dicke, breit herzförmige, am Grunde gleichseitige, dunkelgrüne Blätter scharf behaart und dessen weibliche Blütenstände sitzend oder kurz gestielt sind, wird 30 m hoch und trägt schwarzviolette Früchte, welche größer und meist wohlschmeckender als die weißen Maulbeeren sind. Sie enthalten 9,19 Proz. Zucker, 1,86 Säure, 0,36 Eiweiß, 2,03 Pektin, 0,35 Pektose, 0,66 mineralische Stoffe und 84,71 Proz. Wasser. Er stammt aus Persien und kam, wie die vorige Art, sehr früh nach Südeuropa; Theophrast kannte schon den M. Die Griechen benutzten den Saft zum Färben des Weines, und die Frucht wurde gern gegessen. Der Baum war dem Pan geheiligt und galt als Symbol der Klugheit. Die Wurzelrinde benutzte man gegen den Bandwurm. Im 13. Jahrh. fütterte man in Italien die Seidenraupen mit den Blättern, doch eignet sich hierzu der weiße M. viel besser. Gegenwärtig ist der schwarze M. in Südeuropa fast verwildert, bleibt aber in Norddeutschland meist strauchartig und erfriert nicht selten bis auf die Wurzel. Man kultiviert ihn namentlich auch wegen der Früchte, welche als Obst gegessen werden; die scharfe, bittere Wurzelrinde diente schon im Altertum als Abführ- und Wurmmittel. Der rote M. (M. rubra *L.*), aus Nordamerika, wird 10 m hoch, hat große, herzförmige, scharf behaarte Blätter und ziemlich große, walzenförmige, längliche, rote oder violettrote, wohlschmeckende Früchte, welche in Nordamerika sehr beliebt sind. Er erträgt unsre Winter viel besser als die vorigen Arten. Der chinesische M. (M. constantinopolitana *Lam.*), aus China, ist dem schwarzen M. sehr ähnlich, hat aber später unbehaarte Blätter und erträgt unsre Winter sehr gut. Er ist ein vortreffliches Seidenraupenfutter und wird in Japan und bei uns vielfach kultiviert.

Maulbeerfeigenbaum, s. Ficus.

Maulbeerspinner, der gewöhnliche Seidenspinner.

Maulbeersteine, s. Harnsteine.

Maulbronn, Flecken und Oberamtssitz im württemberg. Neckarkreis, an der Linie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahn, 220 m ü. M., hat eine schöne evang. Kirche, ein ehemaliges Cistercienserkloster (jetzt evangelisches niederes theologisches Seminar), ein Amtsgericht, ein Revieramt, Bierbrauerei, Steinbrüche und Steinhauerei, guten Weinbau und (1890) 1146 evang. Einwohner. Das Kloster (1146 gegründet, jetzt mit Verständnis restauriert) gehört zu den großartigsten Baudenkmälern der romanisch-gotischen Kunstperiode. Die schönsten Teile des umfangreichen Gebäudekomplexes sind die Klosterkirche (eine Pfeilerbasilika, 1178 vollendet), mit dem »Paradies« als Vorhalle, der Kreuzgang, das Refektorium (s. Tafel »Architektur VIII«, Fig. 7), das Herren- und Kapitelhaus u. a. Im sogen. Faustturmchen soll Dr. Faust sein Leben geendet haben. Am nahen Eilfinger Berg wächst der beste Weißwein Württembergs. In M. fand 1564 die Disputation der pfälzischen u. württembergischen Theologen über das Abendmahl statt. Vgl. Paulus, Die Cistercienserabtei M. (3. Aufl., Stuttg. 1890).

Maule, Fluß in Chile, entsteht aus mehreren Bächen der Andes, die unter 36° südl. Br., 2194 m ü. M., in der 40 qkm großen Laguna del M. sich vereinigen, bildet die Grenze zwischen den Provinzen Linares und Maule einerseits und Talca anderseits und mündet nach einem Laufe von 225 km, davon 84 km schiffbar, unterhalb Constitucion unter 35° 18′ südl. Br. in den Stillen Ozean.

Maule, chilen. Küstenprovinz, erstreckt sich vom Rio M. im N. bis zum Rio Itata im S., reicht östlich bis zum schiffbaren Loncomilla, einem Nebenfluß des Maule, und hat ein Areal von 7591 qkm (136,8 QM.) mit (1893) 128,375 Einw. (17 auf 1 qkm). Das Innere durchzieht die teilweise bewaldete Küstenkordillere (Montaña alta), bis 856 m hoch. Landbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige; von Metallen kommt nur etwas Waschgold in den Flüssen vor. Hauptstadt ist Cauquénes (s. d.).

Mauléon (M.-Licharre, spr. moléong-lischarr'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Niederpyrenäen, am Saison oder Gave de M. und an einer Zweiglinie der Südbahn, hat ein mittelalterliches Schloß, eine Ackerbaukammer, eine Schwefelquelle (15°), Tuchfabrikation und (1891) 2228 Einw. M. war ehemals Hauptstadt der Landschaft Soule.

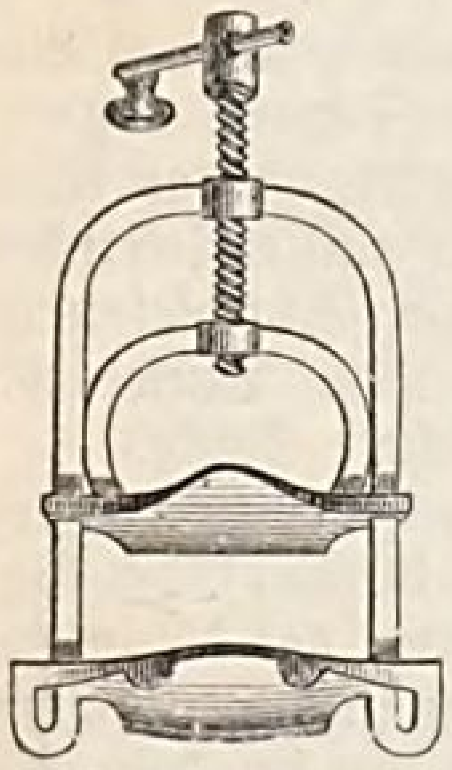
Maulesel und **Maultier**, Bastarde von Pferd und Esel. Der Maulesel (Equus hinnus), der Bastard von Pferdehengst und Eselstute, hat die unansehnliche Gestalt, die geringe Größe und die längern Ohren der Mutter und vom Pferd nur den dünnern und längern Kopf, die vollern Schenkel, den seiner ganzen Länge nach behaarten Schwanz und die wiehernde Stimme. Man gebraucht die Maulesel zum Lasttragen, sie werden aber seltener (Spanien, Sizilien, Istrien und Abessinien) gezüchtet als das nützlichere Maultier. Das Maultier (E. mulus), der Bastard von Eselhengst und Pferdestute, hat fast die Größe und Gestalt des Pferdes, unterscheidet sich von diesem aber besonders durch die Form des Kopfes, die längern Ohren, den an der Wurzel kurzbehaarten Schwanz, die schmächtigen Schenkel und die schmälern Hufe, welche an den Esel erinnern. Es ähnelt in der Färbung gewöhnlich der Mutter, hat aber die Stimme des Vaters. Da Pferd und Esel sich niemals freiwillig treuzen, so bedarf es zur Züchtung der Bastarde von ihnen besonderer Kunstgriffe. Gewöhnlich ver-

bindet man der Pferdestute, welche durch einen Eselhengst beschlagen werden soll, die Augen, führt ihr auch wohl zuvor einen schönen Pferdehengst vor und vertauscht diesen dann mit dem Esel. Mit dem Pferdehengst verfährt man ebenso. Weit leichter lassen sich Pferd und Esel zur Paarung bringen, wenn sie zusammen erzogen und von Jugend auf aneinander gewöhnt sind, wodurch die natürliche Abneigung, die beide Gattungsverwandte sonst gegeneinander zeigen, fast verschwindet. Bereits die alten Römer ließen Esel und Pferde, welche zur Maultierzucht benutzt werden sollten, zusammen leben, und in Spanien und Südamerika beobachtet man noch jetzt dieses Verfahren. Die Pferdestute trägt das Maultier etwas länger als ihr eignes Fohlen, und sehr häufig sind Fehlgeburten; das neugeborne Maultier steht aber weit eher auf den Beinen als das junge Pferd, auch dauert sein Wachstum länger; unter vier Jahren darf man es nicht zur Arbeit anhalten, dafür ist es aber auch meist bis zum 20. und 30., ja nicht selten bis zum 40. Jahr brauchbar. Das Maultier vereinigt die Vorzüge beider Eltern in sich: die Genügsamkeit und Ausdauer, den sanften, sichern Tritt hat es vom Esel, die Kraft und den Mut vom Pferde. Ein gutes Maultier trägt eine Last von 150 kg und legt mit ihr täglich 6—7 Meilen zurück. In Spanien benutzt man es auch allgemein als Zugtier. In Südfrankreich, Neapel, Sizilien u. Oberösterreich werden ebenfalls Maultiere gezogen. Nordamerika züchtet sehr große, schöne und leistungsfähige Maultiere und führt solche in Europa ein. Maultiere und Maulesel pflanzen sich zwar in der Regel nicht fort; doch sind seit den ältesten Zeiten Beispiele bekannt, daß diese Blendlinge wiederum Junge (in Italien *Barbotto*, in Spanien *Burdegano*, *Machoromo* genannt) erzeugten.

Maulfäule, s. Maul- und Klauenseuche.

Maulfüßer, s. Schildkrebse.

Maulgatter (*Maulspiegel*), tierärztliches Instrument verschiedener Konstruktion (s. Abbildung), welches dazu dient, das Maul der Pferde geöffnet zu halten, um Untersuchungen und Operationen in der Maulhöhle vornehmen zu können. Dem gleichen Zweck dient der *Maulkeil*.


Maulgatter.

Maulgrind, eine Flechte, die am häufigsten bei Kälbern, aber auch bei andern Haustieren in der Umgebung des Maules und an andern Körperstellen vorkommt.

Maulkorbgesetz, satirische Bezeichnung eines Gesetzentwurfs, welcher zur Verschärfung der parlamentarischen Disziplin bei Mißbrauch der Redefreiheit 1879 dem deutschen Reichstag vorgelegt, von diesem aber abgelehnt ward.

Maullin (spr. ma-uljin), Hafenplatz der chilen. Provinz Llanquihue, an der Mündung des 97 km weit schiffbaren *Flusses M.*, hat Sägemühlen u. (1875) 3018 E.

Maulmain (*Moulmein*, *Mulmen*, *Malmen*), Hafenstadt in der Division Tenasserim der britisch-ind. Provinz Birma, unter 16° 30' nördl. Br. und 97° 38' östl. L. v. Gr., am linken Ufer des Salwenflusses, der hier den Gyaing und Attaran aufnimmt und unterhalb der Stadt in den Golf von Martaban mündet, hat gerade u. breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen, viele Brunnen, große Regierungsgebäude, viele Schulen und Druckereien, eine protestantische und eine kath. Kirche, Zollhaus, Hospital, Gefängnis, ist Sitz eines deutschen Konsuls und zählt (1891) 55,785 Einw., davon 28,427 Buddhisten (Birmanen und Chinesen), 15,094 Hindu, 9039 Mohammedaner, 2305 Christen. Der Hafen ist zur Flutzeit auch für größere Schiffe erreichbar und besitzt guten Ankergrund, Docks und Werften. Zur Ausfuhr kommen namentlich Teakholz (1892: 89,884 Ton.) und Reis (90,437 T.).

Maulseuche, s. Maul- und Klauenseuche.

Maulsperre, s. Starrkrampf.

Maulspiegel, s. Maulgatter.

Maultasch, *Margarete*, s. Margarete 10).

Maultier, s. Maulesel.

Maultrommel (*Brummeisen*, Crembalum), altes primitives Instrument, bestehend aus einer durch die Finger in Bewegung gesetzten Stahlfederzunge, die in ein hufeisenförmiges kleines Stück Eisen eingeklemmt ist, das mit den Zähnen gehalten wird. Die so mit fast geschlossenem Mund auf das Instrument gebrummten Gesangstöne haben ein eigentümliches melancholisches Kolorit.

Maul- und Klauenseuche (*Aphthenseuche*, *Maulweh*, *Maulfäule*, *Blasenseuche*, *Blarre*), eine ansteckende Erkrankung vorzugsweise der Maulhöhle und der Klauen bei Rindern, Schafen, Schweinen, seltener Ziegen, ebenso bei wild lebenden Klauentieren, welche auch auf Pferde, Hunde, Katzen und Geflügel, leichter noch auf Menschen übertragen werden kann. Die Krankheit beginnt unter Fieber mit der charakteristischen örtlichen Entzündung an der Maulschleimhaut (*Maulseuche*), bez. der Haut über und zwischen den Klauen (*Klauenseuche*). Bei Schweinen, Schafen und Ziegen werden meistens bloß die Klauen, bei Rindern dagegen beide Körperteile, und zwar wiederum häufiger zuerst die Maulschleimhaut, später die Klauen ergriffen. Die Maulschleimhaut rötet sich, nach einiger Zeit entstehen Blasen (bis markstückgroße und größere), welche platzen und hochrote Wundstellen, die geschwürig werden können, zurücklassen; dabei geifern die Tiere stark (auffälliges Verdachtszeichen) und können nur mangelhaft Futter aufnehmen. Die Blasen können auch am Flotzmaul, bei Schweinen an der Rüsselscheibe auftreten. An den Klauen schwillt die Haut über dem Saum der Klauen und im Klauenspalt, es bilden sich ebenfalls platzende Blasen, und die Tiere gehen lahm (erstes Verdachtszeichen). — Die Ausbildung der Krankheit nach Aufnahme des Ansteckungsstoffes vollzieht sich sehr rasch. Schon binnen 36 Stunden wurde bei Rindern und Schweinen das Auftreten von Bläschen gesehen; in der Regel vergehen 2 oder 3, nur ausnahmsweise über 5 Tage. Das Wiederverschwinden der Krankheitserscheinungen kann in 8—14 Tagen erfolgen; die Tiere magern jedoch, wegen der Schmerzen und (bei Maulseuche) der behinderten Nahrungsaufnahme, ab, was besonders bei Mastvieh sehr erheblich ist, und bei Milchkühen ist die Milch verändert und verringert. Häufig treten überdies Verschlimmerungen und Komplikationen ein: An den Klauen bilden sich Geschwüre und Eiterherde, sogar Knochenfraß und Loslösung der Hornschuhe von den Klauen; es kann dabei zu tödlicher Eitervergiftung oder (bei dem Unvermögen der Tiere zu stehen) zum Wundliegen und Hautbrand (Decubitus) kommen. Recht häufig erkranken bei Milchkühen die Euter unter ähnlichen Erscheinungen wie die Haut der Klauen, aber auch bisweilen an tiefgreifenden entzündlichen und zerstörenden Prozessen;

auch die Haut der Hornzapfen (Abfallen der Hörner) und andrer Körperteile kann erkranken; endlich können auch Lungen und Verdauungsorgane ergriffen werden. Bei diesen langwierigen Formen sind die Verluste an Körpergewicht, bez. Milch, entsprechend viel größer, nicht selten müssen die Tiere geschlachtet werden; tödlicher Ausgang der Krankheit selbst ist jedoch in der Regel nicht häufig (höchstens 1 Proz.). Bisweilen tritt indessen die Seuche sehr bösartig auf, so daß eine große Zahl erwachsener Tiere und vor allem viel Jungvieh zu Grunde geht; während der letzten Epidemie (s. unten) betrug z. B. der so entstandene Verlust in Bayern 3000 Rinder, in Württemberg (im zweiten Semester 1892) 624, in Baden 463 ꝛc.; der Tod trat dabei in der Regel plötzlich, schlagähnlich ein (apoplektiforme M.) und häufig nach scheinbar eingetretener Besserung. Der Ansteckungsstoff selbst ist noch nicht bekannt, derselbe ist erweislich in dem flüssigen Inhalt der Blasen (der sich in der Maulhöhle dem Speichel beimischt) und in den Krankheitsherden überhaupt enthalten; er kann sowohl durch die Luft fortgeführt werden als auch an Gegenständen aller Art haften und sich hier monatelang wirksam halten. So kommt er z. B. mit dem Speichel an die Krippen, bez. von den kranken Klauen in den Stalldünger und auf Wege und Weideflächen, welche kranke Tiere benutzt haben; er setzt sich fest in Geräten, den Kleidern der Wärter, ja selbst auf dem Körper andrer Tiere (Hunde, Katzen können ihn in Nachbargehöfte schleppen). Er kann mithin auf gesunde Tiere direkt von kranken und indirekt durch die mannigfaltigsten Gelegenheiten und Zwischenträger übertragen werden; auch können die verschiedenen Tierarten sich gegenseitig anstecken. Auf den Menschen kommen Übertragungen nachweislich leicht vor, besonders durch den Genuß roher Milch (es entstehen Blasen im Munde und zwischen den Fingern; Kindern kann die Erkrankung tödlich werden).

Wegen seiner Beschaffenheit ist es schwer, die Verbreitung des Ansteckungsstoffes zu hindern und die Seuche, wenn sie einmal eine gewisse Ausbreitung erlangt hat, wieder einzuschränken. Vorbeugende Maßregeln gegen die Einschleppung der Seuche in eine Gegend sind daher in erster Linie von Wichtigkeit. Ist die Seuche ausgebrochen, so sind nicht bloß die ersichtlich erkrankten Tiere, sondern der ganze seuchenempfängliche Viehbestand des Seuchengehöftes nach Möglichkeit abzusperren. Hat sich die Seuche trotzdem in einer Gegend erheblich ausgebreitet, so ist der ganze Viehverkehr möglichst zu beschränken. Viehmärkte können dann polizeilich verboten werden. Ebenso ist der Hausierhandel und das Treiben von Händlervieh zu verbieten oder von Sicherheitsbedingungen abhängig zu machen (Fahren der Tiere auf Wagen, um die Verunreinigung der Wege zu hindern, Desinfektion der Ställe, häufige tierärztliche Untersuchung der Tiere ꝛc.). Auch der Personenverkehr in noch gesunden Ställen ist thunlichst zu beschränken. Die Milch kranker Tiere enthält erfahrungsgemäß den Ansteckungsstoff und darf (deutsches Reichsviehseuchengesetz) nur gekocht verkauft, bez. für Menschen oder Tiere verwendet werden. Wird solche Milch mit Milch gesunder Tiere gemischt, so kann die ganze Milch ansteckungsfähig werden; deshalb ist häufig die Seuche verbreitet worden durch die von Genossenschafts-, bez. Sammelmolkereien (als Viehtränke) abgegebene Magermilch; bei stärkerer Seuchenverbreitung soll daher die Abgabe ungekochter Magermilch aus Molkereien verboten werden. Ebenso kann Heu und Stroh (Dünger) aus Seuchengehöften den Ansteckungsstoff enthalten, weshalb die Ausfuhr aus Seuchengehöften verboten ist und die aus verseuchten Gegenden beschränkt werden kann. Ist die Seuche in einem Orte stark verbreitet, so kann der Gesamtverkehr mit Klauenvieh und den oben genannten Gegenständen über die Ortsgrenzen verboten werden (Ortssperre); ebenso können gegenüber größern stark verseuchten Inlandsdistrikten die noch seuchenfreien Nachbarbezirke Vorsichtsmaßregeln ergreifen durch Beschränkung, resp. Kontrolle der Einfuhr und Durchfuhr von Tieren, bez. von den oben genannten Produkten aus den Seuchedistrikten, indem z. B. solche Tiere isoliert gehalten, auf Schlachthöfen ohne Berührung mit anderm Vieh abgeschlachtet, die benutzten Waggons desinfiziert werden ꝛc. Für den Verkehr über die Landesgrenzen sind den Tieren zum Zweck der Kontrolle Ursprungszeugnisse (behördliche Signalements mit Angabe des Herkunftsortes und Bescheinigung von dessen Seuchenlosigkeit) beizugeben, auch ist in Deutschland allgemein eine tierärztliche Untersuchung an der Grenze angeordnet. Gewinnt die Seuche im Nachbarland eine größere Ausbreitung so wird in der Regel und mit Recht ein gänzliches Einfuhrverbot erlassen, event. mit Ausnahme solcher Viehtransporte, die direkt und in plombierten Waggons in ein öffentliches Schlachthaus zur sofortigen gesonderten Abschlachtung gebracht werden sollen. Vollständige Maßnahmen gegen die Seuche wurden zuerst in dem preußischen Viehseuchengesetz von 1875 angeordnet, welche dann in das deutsche Reichsviehseuchengesetz von 1881 übernommen und 1894 durch eine Novelle erweitert worden sind. Die M. hat schon im ganzen vorigen Jahrhundert durch zahlreiche Epidemien die öffentliche und behördliche Aufmerksamkeit in den europäischen Staaten erregt. Auch von Anfang unsers Jahrhunderts ab herrschte sie häufig. Eine der größten Epidemien herrschte im Anfang dieses Jahrzehnts und durchzog mehr oder weniger den ganzen europäischen Kontinent. Es wurden von der Seuche betroffen in Deutschland

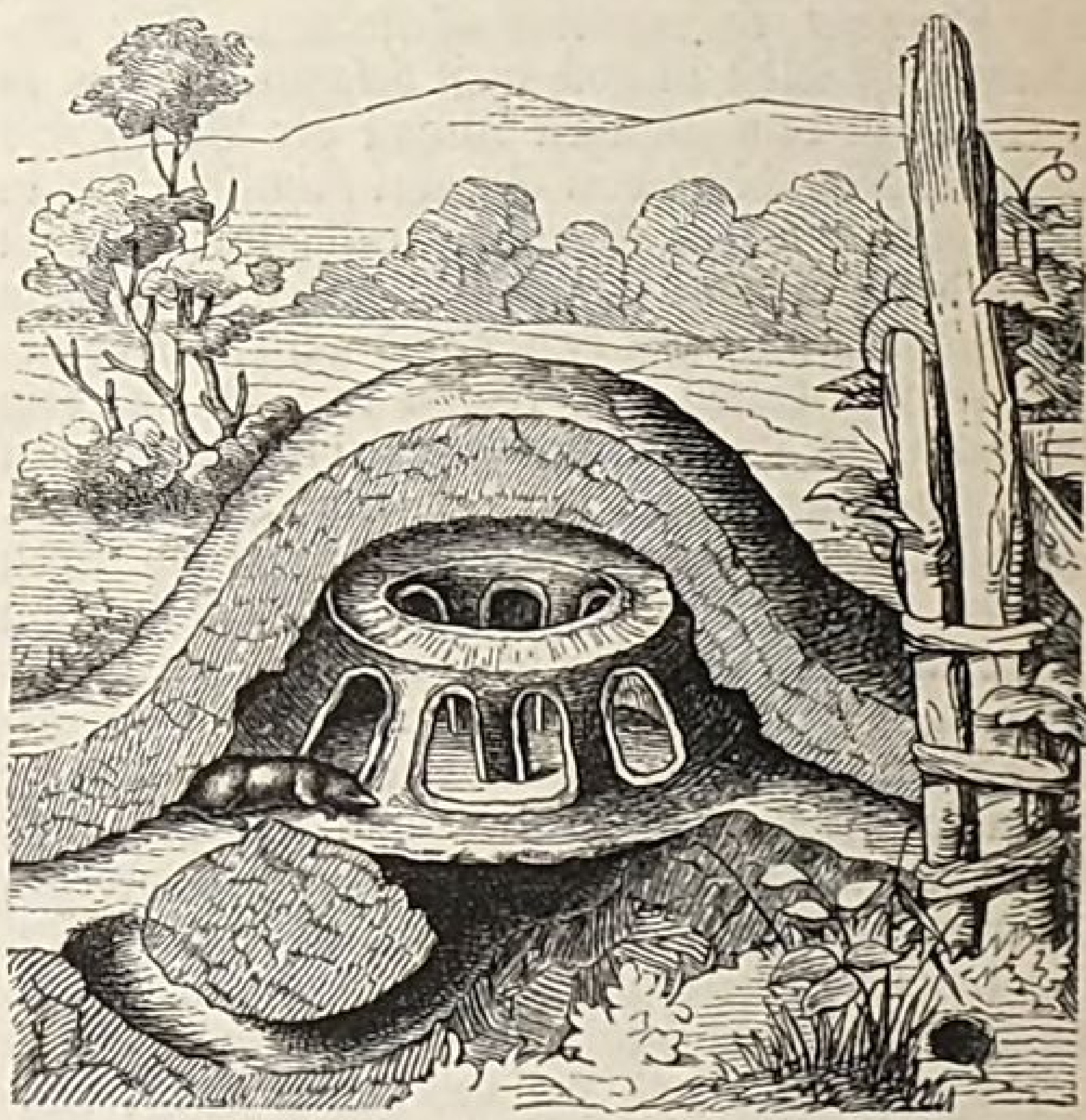
in den Jahren	Gemeinden	Darin Gehöfte	Darin Stückzahl der verseuchten Bestände
1888	1167	3185	82834
1889	6227	23219	555178
1890	8869	39693	816911
1891	9415	44519	821130
1892	24806	105929	4153519

Die bei dieser Epidemie entstandenen Belästigungen und Verluste waren außerordentlich große, denn wenn auch in der Regel nur verhältnismäßig wenige Tiere sterben, so erleiden alle erkrankten eine starke Einbuße ihres Wertes und ihrer Nutzung; alle, besonders gemästete, verlieren erheblich an Körpergewicht und brauchen längere Zeit zum Wiederausgleich; die Milch ist während der Krankheit vermindert, ganz minderwertig, und gute Milchergiebigkeit geht oft dauernd verloren. Allein diese Verluste an Fleisch und Milch, abgesehen von dem Verlust an Arbeitskraft und an (ertragslosem) Futter während der Krankheit, erreichten in Deutschland, nur auf die Rinder und zu 40 Mark pro Kopf berechnet, in den Jahren 1888 bis inkl. 1892 die Summe von 145¼ Mill. Mk., ungerechnet des Schadens bei Schweinen und Schafen, und abgesehen von dem viel größern wirtschaftlichen Nachteil der Absperrung des Auslandes gegen die Ausfuhr und der wohl dauernden Einbuße ausländischer (besonders

englischer) Absatzgebiete. Die M. wird daher nicht mit Unrecht als die der Landwirtschaft zur Zeit (nachdem in Deutschland durch das Viehseuchengesetz die übrigen Tierseuchen eingeschränkt sind) noch gefährlichste Seuche bezeichnet. Die Versuche, durch eine Serumschutzimpfung Tieren Immunität gegen Ansteckung zu verleihen, haben noch kein Ergebnis gehabt. Das Gesetz erwähnt eine andre M.-Impfung, die jedoch in Wirklichkeit keine Impfung, vielmehr das Gegenteil davon ist. Denn mit der Impfung verbindet man, gemäß dem Wesen der Pockenimpfung, den Zweck eines Schutzes vor der betreffenden Krankheit. Jene sogen. M.-Impfung bezweckt aber gerade die Ansteckung. Weil nämlich nach Ausbruch der Seuche in einem Rinderstalle die noch gesunden Tiere in der Regel doch nicht mehr vor der Ansteckung zu retten sind, und weil es wirtschaftlich vorteilhaft ist, daß dann möglichst alle Rinder gleichzeitig erkranken, damit die wirtschaftlichen und polizeilichen Belästigungen während der Seuchendauer möglichst rasch ihr Ende finden, streicht man den noch gesunden Tieren Maulspeichel der kranken ins Maul, damit sie bald erkranken. Das Gesetz sieht sogar eine polizeiliche Anordnung dieses Verfahrens vor, weil mit der Abkürzung der Seuchendauer sich auch die Verschleppungsgefahr für die Nachbarschaft vermindert. Mit andern Krankheiten wird die Seuche nur beim Schafe häufiger verwechselt, bei welchem auch andre Klauenleiden vorkommen (s. Moderhinke und Klauenseuche). Vgl. Beißwänger u. Lydtin, Denkschrift des deutschen Veterinärrates über die M. (Berl. 1893).

Maulweh, s. Maul- und Klauenseuche.

Maulwurf (Mull, Talpa *L.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Insektenfresser und der Familie der Maulwürfe (Talpidae), gedrungen gebaute Tiere mit walzenförmigem Körper ohne abgesetzten Hals, kleinem Kopf ohne sichtbare Ohren, mit rüsselartiger Schnauze, verkürzten Extremitäten, zu verhältnismäßig sehr großen, breiten Grabfüßen umgewandelten Vorderfüßen und kurzhaarigem, seidenartigem Pelz; sie leben unterirdisch und graben vortrefflich; man findet sie in Wiesen, Feldern, Gärten und Wäldern, wo sie sich meist nur in ihren Gängen schnell und sicher fortbewegen; im Notfall schwimmen sie vortrefflich. Geruch und Gehör sind gut ausgebildet, um so schlechter das Gesicht; die Augen sind sehr klein und können durch besondere Muskeln hervorgetrieben oder so stark zurückgezogen werden, daß sie im Pelz völlig verschwinden. Die Maulwürfe zeigen sich unverträglich, bissig und höchst mordlustig. Sie nähren sich nur von Kerbtieren, Würmern, Asseln, Krustentieren, fressen aber auch kleine Säugetiere, Vögel, Frösche und Schnecken und sind sehr gefräßig. Der gemeine M. (Mull-, d. h. Staubwerfer, Talpa europaea *L.*, s. Tafel »Insektenfresser II«, Fig. 2) ist 15 cm lang, mit 2,5 cm langem Schwanz, 5 cm hoch, schwarz, an den nackten Pfoten, Fußsohlen, der Rüsselspitze und dem Schwanzende fleischfarben. Die Augen sind schwarz und etwa von der Größe eines Mohnkörnchens. Der M. findet sich in ganz Mitteleuropa, in Asien bis zum Amur und südlich bis zum Kaukasus, fehlt in Irland, Nordschottland, Mittel- und Süditalien und Griechenland. Er gräbt sich gewöhnlich an einer von außen schwer zugänglichen Stelle, unter Baumwurzeln, einer Mauer etc., eine Wohnung (s. Abbildung), die mit Laub, Moos etc. gepolstert wird, 50—60 cm unter der Erdoberfläche liegt u. durch ein eigentümliches System von zwei kreisförmigen konzentrisch und mehreren radial verlaufenden Röhren mit der oft 30—50 m langen Laufröhre, deren Wände von auffallender Festigkeit sind, in Verbindung steht, durch welche er täglich dreimal in sein weit entferntes Jagdgebiet geht, um hier wühlend Insekten und deren Larven, besonders Engerlinge, auch Regenwürmer etc., zu erbeuten. Er kommt nur in den Sommermonaten des Nachts, selten bei Tag auf die Erdoberfläche, wo er dann auf Schnecken, Frösche, Blindschleichen, Mäuse und selbst auf kleine Vögel Jagd macht. Im Verhältnis zu seiner Größe ist er ein furchtbares Raubtier, dabei wild, blutdürstig, grausam. Er lebt einsiedlerisch, und wenn er auf einen andern M. stößt, so kämpfen beide, bis der eine unterliegt, der dann vom Sieger gefressen wird. Der M. hält keinen Winterschlaf, senkt aber im



Bau des Maulwurfs.

Winter seine Gänge bis in frostfreie Tiefen, wo Insekten und Würmer Schutz suchen; er erbeutet dann von den froststarren Tieren mehr, als er fressen kann, und legt von diesen Vorräte an, wobei er sie so verstümmelt, daß sie nicht mehr graben können. Er läuft auf der Oberfläche, besonders aber in seinen unterirdischen Gängen mit großer Behendigkeit und gräbt mit wahrhaft wunderbarer Geschwindigkeit. Das Weibchen wirft nach vierwöchiger Tragzeit 3—5 Junge, welche rasch heranwachsen und von der Mutter sehr sorgfältig behandelt werden. Als Kerbtiervertilger sehr nützlich, wird der M. in Gärten durch Unterwühlen und Aufwerfen der Erde sehr lästig, weshalb ihm mit Maulwurfsfallen und Bügelfallen eifrig nachgestellt wird. Außer vom Menschen wird er besonders vom Iltis, Wiesel, von Raubvögeln, Raben und vom Storch, auch vom Igel und von der Kreuzotter verfolgt. Sein Fell wird in Rußland zu kleinen Säckchen verarbeitet. Früher wurden viele Teile des Maulwurfs abergläubisch als Heilmittel benutzt. Vgl. Kober, M. und Nagetiere, deren Nutzen und Schaden (Stuttg. 1877).

Maulwurfmäuse (Spalacidae), eine Familie der Nagetiere (s. d.).

Maulwurfsgeschwulst (Mal de taupe), alter Name für die Genickbeule (s. d.) der Pferde.

Maulwurfsgrille (Gryllotalpa *Latr.*), Insektengattung aus der Ordnung der Geradflügler und der Familie der Grabheuschrecken (Gryllidae), Insek-

ten mit fast kegelförmigem Kopf, zwei Nebenaugen, mäßig langen Fühlern, großem, eiförmigem Prothorax, zu mächtigen, gezahnten Grabwerkzeugen umgestalteten Vorderbeinen, deren dreieckige, fingerförmig gezahnte Schienen in die scharfe Unterkante des Schenkels einschlagbar sind, und plumpem Hinterleib mit zwei pfriemenförmigen Reifen, zwischen welchen sich vom Rücken her die Vorderränder der sehr zarten Hinterflügel in Gestalt grätenartiger Spitzen sanft nach unten biegen. Die gemeine M. (Werre, Erd-, Moldwolf, Erdkrebs, Reutwurm, G. vulgaris *Latr.*, s. Tafel »Geradflügler II«, Fig. 3), 5 cm lang, fast vollständig mit kurzem, rostbraunem, seidenglänzendem Filz bedeckt, auf den Flügeldecken schwarz geädert, unterhalb ledergelb, an den Vorderbeinen rotbraun, ist überall häufig, lebt fast ausschließlich in selbstgegrabenen Gängen unter der Erdoberfläche, besonders in lockerm sandigen Boden, und richtet großen Schaden an, indem sie beständig wühlt und die Wurzeln der Kulturgewächse beschädigt; sie frißt Engerlinge und andres Gewürm, ist sehr gefräßig, und das Weibchen frißt die eignen Jungen. Die Männchen zirpen, solange die Sonne nicht über dem Horizont ist, und fliegen auch unbehilflich umher. Das befruchtete Weibchen gräbt einige schneckenförmig gewundene Gänge und macht in der Mitte derselben, etwa 10 cm unter der Erdoberfläche, ein Nest, in welches es in einer zusammengesponnenen Erdhülle 200—300 Eier legt. Über dem Nest beißt es alle Wurzeln ab und lockert die Erde, so daß ein platzweises Absterben von Pflanzen ein derartiges Nest verrät. Das Weibchen bewacht die Eier, bis die Jungen auskriechen, stirbt aber wohl vor dem Winter. Die Larven schlüpfen im Juli aus, gehen im September etwas tiefer, überwintern und erlangen mit der fünften Häutung im nächsten Juni die Reife. Zur Vertilgung der Maulwurfsgrillen sucht man die Nester auf, gießt Wasser in die Baue oder vergräbt Töpfe im Verlauf der Röhren, so daß die Tiere hineinfallen müssen.

Maulwurfskraut, s. Euphorbia.

Maumee (spr. mâomi), Fluß in den nordamerikan. Staaten Indiana und Ohio, entsteht in ersterm durch den Zusammenfluß des St. Marys- und St. Josephsflusses bei Fort Wayne, fließt durch Ohio und mündet unterhalb Toledo in die Maumeebai, am Ostende des Eriesees. Er ist 97 km weit, bis Defiance, schiffbar. Ein Kanal verbindet ihn mit dem Miami und durch diesen mit dem Ohio.

Mauna Kea (»weißer Berg«), der höchste Berg der Insel Hawai, im Nordostteil derselben, ein längst erloschener Feuerberg, von 4210 m Höhe, an dessen Flanke der 4015 m hohe Waiausee liegt, während der südlicher gelegene, 4170 m hohe Mauna Loa (»großer Berg«) ein noch thätiger Vulkan ist, der seit 1843 elf verheerende Ausbrüche (die letzten 1880 und 1887) hatte. Die vulkanische Thätigkeit scheint indes abzunehmen. Vgl. Marcuse, Die Hawaiischen Inseln (Berl. 1894).

Maund (spr. mâond), ostind. Gewicht, s. Mahnd.

Maundeville (spr. mâondwill), John, s. Mandeville.

Maupassant (spr. mopassáng), Henri René Albert Guy de, franz. Romanschriftsteller, geb. 5. Aug. 1850 auf Schloß Miromesnil in der Normandie, gest. 7. Juli 1893 in Paris, begann seine Laufbahn als Ministerialbeamter. Für den angehenden Schriftsteller war Gustave Flaubert, ein Jugendfreund seiner Mutter, ein treuer, unnachsichtiger Berater, der sogleich erkannte, daß in der erzählenden Poesie seine Stärke lag. Bekannt wurde M. durch eine Novelle, »Boule de suif«, der unter Zolas Schutz und Mitwirkung erschienenen »Soirées de Médan« (1880), die ein scharf naturalistisches Gepräge trug. Während einiger Jahre schien M. ganz der Schule Zolas anzugehören, mit der »Maison Tellier« (1881), »Les sœurs Rondoli« (1884), »Monsieur Parent« (1885), »Contes du jour«, »Contes et nouvelles« (1885), auch noch mit »Bel-Ami«; dann aber trat eine Wandlung ein. Pessimistisch blieb M. bis an sein trauriges Ende in der Nacht des Wahnsinns; allein es machte sich eine Läuterung bemerklich in »Pierre et Jean« (1888), »Fort comme la mort« (1889), »Notre cœur« (1890). Eine weitere Gefühlswelt schien sich vor ihm aufgethan zu haben, ohne daß der Scharfblick dadurch getrübt wurde, und zugleich schwang sich die Form zur höchsten Vollendung auf. Als Künstler steht M. hoch über den andern Naturalisten, Zola nicht ausgenommen, und darum ist er der Masse weniger zugänglich. Im Verein mit J. Normand ließ er 1891 ein dreiaktiges Drama: »Musotte«, aufführen; »La paix du ménage« in zwei Akten wurde 1893 in der Comédie-Française gegeben.

Maupeou (spr. mopū), Nicolas Charles Augustin de, Kanzler von Frankreich, geb. 1714 in Paris, gest. 29. Juli 1792 zu Thuit in der Normandie, Sohn des Kanzlers René Charles de M. (1688—1775), erhielt zeitig die Stelle eines Parlamentsrats und ward 1763 erster Präsident des Parlaments. Nachdem er 1768 durch den Verzicht seines Vaters das Amt eines Kanzlers erhalten hatte, ging er zu der Partei des Herzogs von Aiguillon über, die von der Dubarry unterstützt wurde, und bewirkte im Dezember 1770 die Entlassung seines frühern Gönners Choiseul. Schon vorher hatte M., als Aiguillon wegen seiner Verwaltung der Bretagne vor dem Pariser Parlament angeklagt wurde und seine Verurteilung wahrscheinlich war, bewirkt, daß Ludwig XV. im Juli 1770 den Prozeß niederschlug. Den Widerstand, den das Parlament dem entgegenstellte, unterdrückte M. nach Choiseuls Entlassung mit Gewalt und verwies 80 Mitglieder desselben 28. Jan. 1771 in die Provinz. Aus denjenigen Mitgliedern aber, die an der Opposition keinen Teil genommen hatten, wurde ein königlicher Rat (Parlement Maupeou) gebildet. Auch zu Arras, Blois, Châlons, Clermont, Lyon und Poitiers ließ der Kanzler anstatt der Parlamente Obergerichtshöfe errichten. Er plante eine große und segensreiche Reform der Rechtspflege, wurde aber an ihrer Ausführung durch die Geistesträgheit und den zähen Konservatismus des Königs verhindert. Als Ludwig XV. 10. Mai 1774 starb, war eine der ersten Handlungen des neuen Regiments die Verbannung Maupeous und die Wiederherstellung der alten Parlamente. Vgl. Flammermont, Le chancelier M. et les parlements (Par. 1884).

Maupertuis (spr. mopärtüi), franz. Flecken südlich von Poitiers, auf dessen Feld die Engländer unter dem Schwarzen Prinzen 19. Sept. 1356 die Franzosen schlugen und deren König Johann gefangen nahmen.

Maupertuis (spr. mopärtüi), Pierre Louis Moreau de, Mathematiker, geb. 28. Sept. 1698 in St.-Malo, gest. 27. Juli 1759 in Basel, wurde 1718 Soldat, nahm 1723 als Dragonerkapitän seinen Abschied und wurde, ohne etwas veröffentlicht zu haben, »adjoint géomètre« (außerordentliches Mitglied) der Pariser Akademie der Wissenschaften und 1725 associé, d. h. Mitglied. M. hatte sich als einer der ersten

Franzosen der Lehren Newtons sowohl in Bezug auf Gravitation als Differentialrechnung bemächtigt, er veröffentlichte von 1726 bis etwa 1732 eine Reihe von Anwendungen der Differentialrechnung auf die Kurvenlehre, welche noch heute nicht bloß ein hohes historisches Interesse haben, sondern an sich wertvoll sind. 1728 ging M. nach England, wo er Mitglied der Royal Society wurde, und dann nach Basel, um den Unterricht von Johann Bernoulli I. in der Integralrechnung zu genießen. 1736 leitete M. die Gradmessung in Lappland und fand den Grad um 340 Toisen länger als unter der Breite von Paris. Dadurch und durch den gleichzeitigen Erfolg La Condamines in Peru war die Abplattung der Erde endgültig konstatiert und zugleich der Sieg der Theorie Newtons. M. veröffentlichte das Resultat in »La figure de la terre déterminée par les observations de Maupertuis, Clairault, Camus, Le Monnier, Outhier, Celsius etc., au cercle polaire« (Par. 1738). Von 1738—40 gehörte M. zu dem Kreis, der sich um die Marquise du Châtelet sammelte, wo er mit Voltaire und Samuel König befreundet wurde, welche später sein Leben geradezu vergifteten. 1740 berief Friedrich d. Gr. M. zum Präsidenten der Akademie nach Berlin, und von der ersten Begegnung am Rhein bis zum Tode blieb M. im Vertrauen des Königs. M. begleitete den König ins Feld, geriet aber bei Mollwitz in österreichische Gefangenschaft. In Wien wurde er von Maria Theresia mit Auszeichnung behandelt und freigelassen. Über Berlin ging er nach Paris; auf Grund der vollendeten Form seiner Schriften machte ihn die Pariser Akademie zu einem ihrer 40 »Unsterblichen«, seine Antrittsrede vom 27. Juni 1743 behandelt den Zusammenhang der mathematischen und künstlerischen Phantasie. 1744 übernahm M. abermals das Präsidium der Berliner Akademie. 1746 versuchte er die Mechanik auf das von ihm etwa seit 1740 formulierte Prinzip der kleinsten Aktion zu gründen (unter Aktion verstand er mit Leibniz das Produkt aus Masse, Weg und Zeit), und 1750 veröffentlichte er den Essai de Cosmologie, in welchem er unter Widerlegung aller andern Beweise das Dasein Gottes durch sein Prinzip mathematisch beweisen wollte. M. geriet hierüber zunächst in Streit mit König, dann aber gab Voltaire mit der ebenso witzigen als boshaften »Histoire du Docteur Akakia« M. dem allgemeinen Gespött preis. Trotz der Parteinahme Friedrichs, der selbst eine Verteidigung schrieb und den »Akakia« vom Henker in Gegenwart Voltaires auf dem Gendarmenmarkt verbrennen ließ (24. Dez. 1752), konnte M. den Schlag nicht verwinden, er war seit jener Zeit an Geist und Körper gebrochen. Er reiste 1756 nach dem Süden, und als er auf die Nachricht vom Ausbruch des Krieges nach Berlin zurückkehren wollte, gelangte er nur bis Basel. M. war geistvoll und schlagfertig, von äußerst gewinnendem Wesen, daneben auch voll Eitelkeit und Selbstüberschätzung, Polyhistor, wie es im Wesen der Zeit lag, und darum nicht selten oberflächlich. Ein großer Teil seiner philosophischen und mathematischen Schriften erschien 1752 in 4 Bänden zu Paris und 1768 zu Lyon. Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften findet sich bei de la Baumelle, »Vie de M.« (Par. 1856). Das Werk ist 83 Jahre nach dem Tode la Baumelles von dessen Nachkommen Angliviel herausgegeben, es enthielt den lange gesuchten Briefwechsel zwischen M. und Friedrich d. Gr., darunter 87 Briefe und zum Teil sehr wichtige des Königs. Aber schon ein Jahr darauf erklärte Angliviel selbst die Briefe nach Vergleich mit den Originalen bei Feuillet de Conches für gröblich gefälscht; die Angelegenheit ist noch nicht völlig geklärt. Vgl. E. du Bois-Reymond, M., Rede (Leipz. 1893); R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, Bd. 2 (Zürich 1859); Helmholtz, Zur Geschichte des Prinzips der kleinsten Aktion (in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, 1887); Derselbe, Das Prinzip der kleinsten Wirkung in der Elektrodynamik (das. 1892); A. Mayer, Geschichte des Prinzips der kleinsten Aktion (akademische Antrittsvorlesung, Leipz. 1877).

Mauren (Mohren, Morisken, span. Moros), ein Mischvolk aus arabischen und andern Elementen, welches gegenwärtig den Hauptbestandteil der Städtebevölkerung von Marokko, Algerien und Tunis bildet und in andern Verhältnissen auch in Senegambien und Ceylon zu finden ist. Ursprünglich aber wurde dieser Name (nach dem phönikischen Mauharin) von den Römern den Bewohnern der Atlasgegenden, d. h. Berbern, gegeben und ihr Land danach Mauretanien (s. d.) genannt. Als die Sarazenen (Araber) ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch über diesen Teil Afrikas ausbreiteten, ging der Name M. auf die aus M. und Arabern gemischte Bevölkerung der Städte des Atlasgebiets, besonders der Küste, über und wurde, als die Araber 711 von Afrika nach Spanien vordrangen, von den Spaniern auf diese selbst (los Moros) übertragen, während die echten, unverfälschten Nachkommen der alten M. sich in die Gebirge zurückzogen und den Namen Berber (Amazirghen) annahmen. Die Mauro-Araber brachten Wissenschaften und Künste nach Spanien, und während noch der größte Teil des übrigen Europa in Barbarei versunken war, blühten in Cordoba, Granada und andern maurischen Städten Gelehrsamkeit und Künste, namentlich die Baukunst und Dichtkunst. Als aber der Fall Granadas 1492 der beinahe 800jährigen Herrschaft der M. in Spanien ein Ende machte, ging ein Teil der M. nach Afrika, die meisten aber blieben in Spanien, wo sie wenigstens äußerlich zum Christentum übertraten und unter dem Namen Morisken als fleißige, ruhige Unterthanen lebten, bis die aus Glaubensfanatismus hervorgegangenen Bedrückungen unter Philipp II. 1568—70 einen bewaffneten Aufstand der Morisken in Granada hervorriefen, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben vertrieben wurden. Die übrigen, wenige noch heute vorhandene Reste in den Gebirgen Granadas ausgenommen, traf unter Philipp III. 1609 gleiches Schicksal; ½ Mill. Morisken verließen damals Spanien und kehrten nach Afrika zurück. Vgl. Rochau, Die Moriskos in Spanien (Leipz. 1853); Dozy, Geschichte der M. in Spanien (deutsch, das. 1874, 2 Bde.). Gegenwärtig nennt man M. in Nordafrika die in den Städten als Kaufleute angesessenen Araber, deren Blut teils mit berberischem, teils aus dem langen Aufenthalt in Spanien von weiblicher Seite mit spanischem Blut gemischt ist. Sie zeichnen sich alle durch edle, regelmäßige Gesichtszüge, denen ein schöner Bart besonders würdigen Ausdruck verleiht, weiße Hautfarbe, aber auch durch Neigung zu Fettleibigkeit aus, was sie von reinen Arabern und Berbern unterscheidet. Ihre Sprache ist das sogen. westliche Arabische, mit vielen berberischen und spanischen Wörtern vermischt. Einige Geschlechter, die ihre bis zu den andalusischen Vorfahren reichenden Überlieferungen bewahrt haben, bezeichnet man noch heute als Andalos. Ebenso werden als M. bezeichnet

die nördlich vom Senegal wohnenden Trarsa, Brakna und Duaisch, welche zur Hälfte aus Schwarzen, zur andern Hälfte aus arabischen und berberischen Mischlingen und einigen reinen Arabern und Berbern bestehen. Diese M. haben dieselben charakteristischen Körper- und Geisteseigenschaften wie ihre nördlichern Verwandten, zeichnen sich aber, da sie ein entbehrungsvolles Hirten- und Kriegerleben führen, durch Gewandtheit und Zähigkeit aus; sie sind stets hager, aber auch außerordentlich unreinlich. Diese M. zerfallen in vier Kasten: die Krieger oder Hassan, die Marabut oder Tolba, beide als das erobernde Volk von alter mohammedanischer Abstammung weit über den andern stehend, die Asunug oder Lameh, Nachkommen der unterworfenen Urbevölkerung, und endlich die kriegsgefangenen Sklaven, deren Los ein sehr hartes ist. Endlich nennt man M. in Ceylon die Nachkommen arabischer Abenteurer und singhalesischer Mütter, welche, 1891: 197,115 Köpfe stark, jetzt den größten Teil des Handels zwischen den Europäern und den Eingebornen vermitteln. Wahrscheinlich kamen sie hierher direkt aus dem südlichen Arabien und hatten bereits im 14. Jahrh. den ganzen Handel der Insel in ihren Händen, im 16. Jahrh. waren sie sogar die eigentlichen Herren des Landes, welche die Herrscher nach ihrem Willen ein- und absetzten. Durch die Ankunft der Europäer ging ihnen in der Folge zwar ihr politisches, nicht aber ihr kommerzielles Übergewicht verloren.

Maurenbrecher, Karl Peter Wilhelm, deutscher Historiker, geb. 21. Dez. 1838 in Bonn, gest. 6. Nov. 1892 in Leipzig, Sohn des Staatsrechtsgelehrten Professor Romeo M. (gest. 1843), studierte Geschichte in Bonn, Berlin und München unter Ranke und v. Sybel, promovierte im Februar 1861 zu Bonn mit einer Dissertation: »De historicis X. seculi scriptoribus, qui res ab Ottone Magno gestas memoriae tradiderunt«, habilitierte sich 1862 daselbst als Privatdozent, hielt sich 1862—63 zu Simancas in Spanien zum Behuf archivalischer Studien auf, wurde 1867 als Professor der Geschichte nach Dorpat, 1869 nach Königsberg, 1877 nach Bonn und 1884 nach Leipzig berufen. Er schrieb: »Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—55« (Düsseld. 1865); »England im Reformationszeitalter« (das. 1866); »Don Carlos« (2. Aufl., Berl. 1876); »Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit« (Leipz. 1874); »Königtum und Verfassung in Preußen« (Bonn 1878); »Geschichte der katholischen Reformation« (Nördling. 1880, Bd. 1); »Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit« (Stuttg. 1881); »Geschichte der deutschen Königswahlen« (Leipz. 1889); »Gründung des Deutschen Reiches 1859—1871« (das. 1892). Seit 1881 redigierte er das »Historische Taschenbuch«. Vgl. G. Wolf, Wilhelm M. (Berl. 1893).

Maurenkappe (Morion), s. Helm.

Maurepas (spr. moröpá), Jean Frédéric Phélippeaux, Graf von, franz. Staatsmann, geb. 9. Juli 1701 in Paris, gest. 21. Nov. 1781, Sohn Jérômes, Graf von M., Ministers und Staatssekretärs, überkam von seinem Vater, der 1715 abdanken mußte, dessen seit 1610 in der Familie erblich gebliebene Stelle, deren Geschäfte einstweilen sein Schwiegervater, der Marquis de Lavrillière, besorgte. Als der Marquis 1725 starb, übernahm M. selbst sein Amt, das die Verwaltung mehrerer großer Provinzen, der Stadt Paris, des Hofes und der Marine umfaßte. Er war schnell im Auffassen, liebenswürdig im Umgang und witzig im Gespräch und, obwohl selbst ohne tüchtige Kenntnisse, voll Anteil für die Entwickelung der Wissenschaften, welche er durch Aussendung von Expeditionen, wie der berühmten nach dem Äquator und ins Nördliche Eismeer zur Messung von zwei Meridianen u. a., zu fördern suchte. Auch verschönerte er Paris. Jedoch fehlte ihm sittlicher Ernst, und die wichtigsten Staatsangelegenheiten behandelte er mit spöttischer Frivolität. Durch die Pompadour, welche er durch ein beißendes Epigramm beleidigt hatte, 1749 vom Hofe verbannt, lebte er anfangs zu Bourges, später in Pontchartrain und wurde erst bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. (1774) wieder an den Hof gerufen und zum ersten Minister ernannt. Er berief tüchtige Männer in das Kabinett, unter andern Turgot, Malesherbes und Necker; aber um die Gunst des Volkes zu gewinnen, bestimmte er den König, die alten aufgehobenen Parlamente wiederherzustellen, schuf hierdurch nur eine beständige Opposition gegen alle Maßregeln seiner Kollegen und führte dadurch selbst deren Sturz herbei. Er brachte noch den Vertrag mit den aufständischen nordamerikanischen Kolonien zustande. Sein Sekretär Sallé hat unter seinem Namen »Mémoires« (1790—92, 4 Bde.) herausgegeben.

Maurer, schweizer. Glasmalerfamilie des 16. und 17. Jahrh., aus welcher sich besonders Josias M. aus Zürich (1530—80) und dessen Sohn Christoph M. (1558—1614) bekannt gemacht haben. Letzterer war nicht bloß auf dem Gebiet der Kabinettsmalerei, sondern auch als Freskomaler an Häuserfassaden, als Radierer und Zeichner für den Holzschnitt thätig. Er hatte sich in Straßburg bei Tobias Stimmer gebildet, mit welchem er auch verschiedene Arbeiten gemeinschaftlich ausgeführt hat. Seine Radierungen und Holzschnitte sind gewandt in der Technik, aber manieriert und gehaltlos.

Maurer, 1) Georg Ludwig, Ritter von, namhafter deutscher Rechtshistoriker und Staatsmann, geb. 2. Nov. 1790 zu Erpolzheim bei Dürkheim in der Pfalz, gest. 9. Mai 1872, studierte in Heidelberg und Paris, ward seit 1814 bei den Kreisgerichten zu Mainz, Speyer und Landau, dann beim Oberappellationsgericht zu Zweibrücken als Substitut des Staats-, dann des Generalstaatsprokurators beschäftigt. 1817 wurde er Appellations- und Revisionsgerichtsrat, 1824 Staatsprokurator zu Frankenthal in der Rheinpfalz, 1826 infolge seiner gekrönten Preisschrift »Geschichte des altgermanischen Gerichtsverfahrens« (Heidelb. 1824) Mitglied der Akademie und Professor des deutschen und französischen Rechts an der Universität zu München, 1829 Geheimer Hofrat und Staatsrat und 1831 unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelstand lebenslänglicher Reichsrat. 1832 vom König zum Mitglied der Regentschaft in Griechenland ernannt, gab er diesem Lande ein Strafgesetzbuch, eine Gerichts- und Notariatsordnung sowie Gesetzbücher für Straf- und Zivilverfahren, bewirkte die Trennung der griechischen Kirche vom Patriarchat zu Konstantinopel und bemühte sich für die Hebung der allgemeinen Volksbildung, ward aber 31. Juli 1834 infolge von Differenzen mit dem Grafen Armansperg in der Behandlung verschiedener politischer Fragen nach München zurückgerufen und trat hier wieder in seine alte Stellung ein. Zur Rechtfertigung seiner Thätigkeit in Griechenland schrieb er: »Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampf bis zum 31. Juli 1834« (Heidelb. 1835—36, 3 Bde.). Nach dem Sturz

des Ministeriums Abel im Februar 1847 ward M. Minister des Äußern und der Justiz; doch mußte auch dieses Kabinett, das sogen. Ministerium der »Morgenröte«, schon 30. Nov. d. J. wieder abtreten. Sein Hauptwerk ist eine zwölfbändige historische Darstellung der deutschen Gemeindeverfassung, welche er in mehreren sich aneinander schließenden Werken niedergelegt hat: »Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung« (Münch. 1854); »Geschichte der Markenverfassung in Deutschland« (Erlang. 1856); »Geschichte der Fronhöfe« (das. 1862—63, 4 Bde.); »Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland« (das. 1865—66, 2 Bde.); »Geschichte der Städteverfassung in Deutschland« (das. 1869—71, 4 Bde.). Außerdem ist von ihm noch zu erwähnen die Ausgabe des »Stadt- und Landrechtsbuchs Ruprechts von Freysing« (Stuttg. 1839).

2) Konrad von, Sohn des vorigen, einer der ersten Kenner des skandinavischen Altertums, geb. 29. April 1823 zu Frankenthal in der Rheinpfalz, machte seine Studien zu München, Leipzig und Berlin und wirkte seit 1847 als außerordentlicher, seit 1855 als ordentlicher Professor des nordischen Rechtes zu München. 1893 trat er in den Ruhestand. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum« (Münch. 1855—56, 2 Bde.); seine Ausgabe der »Gull-Thóris Saga« (Leipz. 1858); »Isländische Volkssagen der Gegenwart« (das. 1860); »Graagaas« (in Ersch u. Grubers Encyklopädie, 1864); »Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergang des Freistaats« (Münch. 1874); »Zur politischen Geschichte Islands« (Leipz. 1880); »Nogle bemarkninger til Norges kirkehistorie« (Christ. 1893). Außerdem lieferte er zahlreiche Aufsätze für die Abhandlungen der königlich bayrischen Akademie, unter denen als besonders wertvoll zu nennen sind: »Über die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache« (1867), »Quellenzeugnisse über das erste Landrecht und über die Ordnung der Bezirksverfassung des isländischen Freistaats« (1869), »Über die Wasserweihe des germanischen Heidentums« (1880) sowie Beiträge zu Pfeiffers »Germania«, Zachers »Zeitschrift für deutsche Philologie« 2c. 1876 hielt M. an der Universität Christiania auf besondere Einladung einen Kursus von Vorlesungen über altnorwegische Rechtsgeschichte, welche in dänischer Sprache unter dem Titel: »Udsigt over de nordgermaniske Retskilders Historie« (Christ. 1878) erschienen sind.

Maures, Montagne des (spr. mongtanj' dä mōr'), Bergkette im franz. Depart. Var, durch das Thal des Argens vom Esterelgebirge geschieden, gehört zu den südwestlichen Vorlagen der Alpen und erreicht im Mont des Anges (mit aussichtsreicher Kapelle) 779 m Höhe. Das Gebirge ist granitisch und trägt Kastanien- und Korkeichenwälder. Im 9. Jahrh. setzten sich hier, namentlich in La Garde-Freinet (s. d.), Mauren (Sarazenen) fest, woher der Name stammt.

Mauretanien, im Altertum ursprünglich der nordwestlichste, etwa dem jetzigen Marokko entsprechende Teil Afrikas, benannt nach dem dort wohnenden Volk der Mauri oder Maurusii. Den Römern wurden dieselben erst im Jugurthinischen Kriege näher bekannt, als ihr König Bocchus 106 v. Chr. seinen Schwiegersohn Jugurtha an Rom auslieferte, wofür er das an M. angrenzende Westnumidien oder das Gebiet der Massäsylier ostwärts bis zum Küstenfluß Nasavath (Wed Sahil), also den größten Teil des jetzigen Algerien, erhielt. Nach dem Tode des letzten Bocchus gab Augustus 25 v. Chr. M. an Juba II.; nachdem Caligula dessen Sohn Ptolemäus hatte umbringen lassen, machte Claudius es 42 n. Chr. zur römischen Provinz, deren Grenze ostwärts vorgerückt wurde bis zum Ampsaga (Wed el Kebir), und teilte es in zwei durch den Muluchat (Muluja) getrennte Provinzen: Mauretania Tingitana im W., der Norden des heutigen Marokko, mit der Hauptstadt Tingis (jetzt Tanger), und M. Caesariensis im O., den größten Teil des jetzigen Algerien, mit der Hauptstadt Jol Cäsarea (jetzt Scherschel). Die letztere wurde durch Diokletian wieder geteilt in M. Caesariensis, den größern westlichen Teil, und M. Sitifensis, den östlichen Teil mit dem Hafen Saldä (jetzt Bougie) und der Hauptstadt Sitifi (jetzt Setif), M. Tingitana aber zu Hispania geschlagen. 429 kam M. mit Nordafrika in die Gewalt der Vandalen, wurde aber 534 von den Byzantinern und Ende des 7. Jahrh. von den Arabern erobert (weiteres s. Marokko, Geschichte). Die Bewohner Mauretaniens (Mauri) zerfielen in eine große Anzahl von Stämmen und führten nach Strabon trotz ihres vortrefflichen Ackerbodens bis auf seine Zeit noch größtenteils ein Nomadenleben. Häufig dienten sie als Söldner, am liebsten als Reiter, in den Heeren der Karthager, ihrer einheimischen Könige oder der Römer. Aber auch gegen die Karthager und gegen die Römer versuchten sie sich in wiederholten Kämpfen. Nach Strabon liebten sie den Putz und pflegten besonders das Haar sorgfältig. Städte wurden längs der Küste erst von den Karthagern angelegt, und dieselben erfuhren mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft über M. durch eine Anzahl Kolonien und Munizipien eine Vermehrung. Das Christentum breitete sich im 3. oder 4. Jahrh. in M. aus. Noch 484 bestanden trotz der Verfolgungen des arianischen Vandalenkönigs Hunnerich in M. 170 katholische Bischofsitze.

Mauri, die Bewohner von Mauretanien (s. d.).

Verzeichnis der Abbildungen im XI. Band.

Beilagen.

Besondere Textbeilagen:

Abbildungen im Text.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Auszug aus dem Verlags-Verzeichnis
des
Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Dezember 1899.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Illustrationstafeln (darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen) und 120 Textbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 34 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . je	10	—
Ergänzungs- und Registerband (Band XVIII) dazu. Mit 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 56 Illustrationstafeln (darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 4 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 2 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in Halblederband	10	—
Erstes Jahressupplement (Band XIX) dazu. Mit über 600 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 45 Illustrationstafeln (darunter 4 Farbendrucktafeln und 9 Kartenbeilagen).		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 2 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in Halblederband	10	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 292 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Kunstformen der Natur, von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** 50 Illustrationstafeln mit beschreibendem Text. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 5 Lieferungen . . . . je	3	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. ***E. Deckert*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

	M.	Pf.
Australien und Ozeanien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Meyers Hand-Atlas. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen. Geheftet, in 38 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in Halbleder	13	50
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 35 Karten und Plänen und 276 Wappenbildern. Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75

Geschichts- und litterargeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit einem Porträt. Gebunden	5	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans Helmolt.*** Mit 24 Karten und 171 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 16 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 8 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Geschichte der antiken Litteratur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Litteratur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der englischen Litteratur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Litteratur, von Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. ***E. Pèrcopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Litteratur, von Prof. Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. (Erscheint Anfang 1900.) Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Hebbel, 4 Bände, herausg. von *K. Zeiß*	8	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., herausgeg. von *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, herausg. v. *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Platen, 2 Bände, herausg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bände, herausg. von *G. Ellinger*	4	—
Schiller, herausg. v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz*	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische und russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Äschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
***Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache**, fünfte Auflage.* Gebunden, in Leinwand	1	50

Meyers Sprachführer.

	M.	Pf.
Deutsch-Englisch oder Französisch oder Italienisch . geb. je	2	50
" **Spanisch oder Russisch od. Dänisch u. Norwegisch** " je	3	—
" **Schwedisch** "	3	50
" **Neugriechisch** "	4	—
" **Arabisch oder Türkisch oder Portugiesisch** " je	5	—

Meyers Volksbücher.

Erschienen sind 1250 Nummern. Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Geheftet. Preis jeder Nummer 10 Pfennig. Gebunden in eleganten Liebhaber-Leinenbänden. Preis je nach Umfang. Verzeichnisse sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Meyers Konversations-Lexikon ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens

Bd.: 11

1897